Dichtungen

eines

Rheiniſchen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Mein Herz iſt am Rheine.

Liederbuch

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Vierte vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

An Emilie.

Da liegen ſie geſammelt
Die Lieder, die ich ſang,
Gejauchzt, geklagt, geſtammelt
Aus vollem Herzensdrang!
Gleichwie ein Strauß gemahnen
Sie farbig mannichfalt,
Die man auf wilden Bahnen
Gepflückt in Feld und Wald.

Vielleicht iſt mir gelungen
Manch Lied von beſſrer Glut,
Doch was ich hier geſungen,
Es iſt mein liebſtes Gut.
Die Blätter legen offen,
Hoch, tief, verſtimmt und rein,
Mein Glauben, Lieben, Hoffen,
Mein Leben und mein Sein.

Süß war des Lenzes Koſen
Und hart des Winters Zorn,
Hold meiner Liebe Roſen
Und ſcharf der Liebe Dorn;
Treu hielten's die Genoſſen,
Der Wein quoll ſchäumend hell,
Und früh und ſpät gefloſſen
Kam des Geſanges Quell.

Wie Glocken fern im Walde,
Geräuſch in Schilf und Ried,
Quellflüſtern an der Halde
Tönt fremd dir manches Lied.
Doch meiſt durchwebt die Klänge
Dein Bild in Licht und Luſt:
Du haſt die ſchönſten Sänge
Geweckt in meiner Bruſt!

Drum ſollen ſie dich ſchmücken,
Du, meiner Fahrten Ziel!
Heil, wenn ſie dich beglücken,
Mein treues Herzgeſpiel,
Heil, findeſt du den Sänger
Darin der Liebe werth,
Die er von dir je länger
Je lieber nur begehrt!

Schon zogen funfzig Jahre
Ob meinem Scheitel hin,
Zum Lebensgipfel fahre
Ich friſch mit heiterm Sinn.
Deß richt' ich auf ein Zeichen,
Doch nicht von Stein und Erz!
Laß dir das Denkmal reichen:
Dies Büchlein iſt mein Herz!

Inhalt.

Seite
An Emilie V

Junge Lieder.

Mein Herz iſt am Rhein! 3
Vorfrühling 4
Frühlingsahnung . . . . —
Frühlingstraum 5
Frühlingsaufſtand . . . . —
Frühlingsconcert 6
Wunſch 7
Am Fenſter 8
Nun iſt die holde Maienzeit . . . . —
Pfänderſpiel 9
Frühlingsräthſel 10
Die Liebe neckt ſich 11
Abend 12
Waldſtille 13
Maifeſt 14
In ſtiller Nacht 15
Gegenüber . . . . —
Nachtfahrt 16
Was die Liebe iſt 17
O klingender Frühling! 18
Abſchied 19
An der Ahr . . . . —
Im grünen Wald 20
An den Siebenbergen 21
O Liebesſegen 22

Seite
. 23
Waldbild 24
Herbſtfeier 26
Regenbogen . . . . —
Kennſt du die eignen Lieder nicht? 27
Lebewohl . . . . —
An der Kapelle 28
Geſchieden 29
Auf dem Kahn 30
Vorüberfahrend . . . . —
Herbſtbild 31
Chriſtnacht 32
In der Fremde 33

Sonette . . . .

Melodien. 59
Zerronnen 60
Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein 61
Es kam die Zeit 62
Verrath 63
Krank . . . . —
Ob ſie meiner noch gedenket? 64
Du liebſt nicht mehr, mein Herz . . . . . —
Fahre wohl 65
Dahin 66
Ueber Nacht 67
Komm, ruh' an meinem Buſen aus 68
Raſtlos . . . . —
Verlorene Liebe 70
Die Heide iſt braun 71
Wilder Ritt . . . . —
Fern 72
Im Waldthal . . . . —
Stilles Wähnen 73
Weit weg! 74
Ach, weil du mir verloren biſt . . . . . —
Vergangen 75
Allein . . . .

Seite
Verrauſcht 76
Ehedem 77
Alte Zeiten 78
Laß welken 79
Auf der Heide . . . . . —
Verhärtet 80
Ich liebe dich noch immer 81
Von den Fiſcherkindern 82
Vor einer Nachtviole . . . . . —
Nachwehen 83
Weit, ach weit! 84
Aufſchrei 85
Die Todtenſtadt . . . . . —
Wieder grünen dieſe Thale 86
O du liegſt ſo weit 87
Der Herbſt brauſt über die Erde 88
Sühne . . . . . —
Im Hochgebirg 89
Du biſt ſo ſchroff 90
Todt iſt mir das Glück 91
Verklungen 92
Klage nicht . . . . . —
Der Winter will kommen 93
Du biſt doch arm 94
O Herz, das iſt dein Bild 95
Am Abgrund . . . . . —
Im Bann 96
Troſt im Walde 97
So einſam 98
Friedensſchluß . . . . . —
Auferſtehen 99

Stillleben der Natur.

Maiſtrauß 103
Bilder der Heide 109
Strandmuſcheln 115
Sommerblumen 119
Herbſtblätter 124

Im Mai des Lebens.

Seite
In den Frühling 133
Was der Frühling ruft —
Plötzlich 134
Nimm dich in Acht! —
Wunder 135
Wünſche —
Neue Blüten 136
Ach Gott, es grünen die Linden —
Du weißt es nicht 138
Geheimnißvoll 139
Auf dem See 140
In der Dämmerung —
Hinaus! 141
Du biſt mir gut 142
Um Mitternacht 143
In den Roſen*. 144
Die erſten Küſſe 145
Botſchaft 146
Vigilie —
Ewig dein! 147
Vor der Königsburg 148
Ein guter Stern 149
Mein kühner Falk! 150
In der Fremde 151
Gruß 152
Ueber den Bergen —
Im Mondſchein 153
Wo biſt du? —
Abendgang 154
Heimatwärts —
Beim Blitz 155
Am Lindenbaum 156
Mein Herz iſt ſo leicht 157
Mein Lieb herbei! —
In der Wildniß 159
In der Nacht 160

Seite
So heimlich 161
O Minne! 162
Am Brünnlein 163
Am Drachenfels 164
Auf der Höhe 165

Beim Wein am Rhein.

In der Laube 169
Im Wein iſt Wahrheit 170
Die Wiſſenſchaft beim Rebenſaft 171
Der gute Schlucker 172
Inhalt des Weines 173
Vor der Schenke 174
Vor allen Dingen . . . . —
Von den fünf Sinnen 176
Die Blume der Moſel 177
Trinkerwanderung 178
Zu Asmannshauſen 179
Gefahren des Trinkens 180
Zu Wallporzheim 181
Staatsweisheit beim Becher 182
Philoſophie im Wein 183
Mein Umgang 184
Religion des Trinkers 185
Der Wirthshausſchild 186
Der gute Wirth 187
Das Paradies am Rhein 188
Und ich lieg' unterm Tiſche 189
Geſundheit im Wein 190
Beim Maiwein 191
An die Kritiker 193

Hochſommertage.

Nun gib mir die Hand 197
Nachtwanderung 198
Das trunkne Herz 199
Brüten und Blüten 200

	Seite
Voll Hoffnung	200
Seliges Sterben	201
Begegnung	202
Waldzauber	203
Im Sommerſegen	204
Ihr Blick	—
Der Wundervogel	205
Mittagszauber	206
Selig	207
Im Erker	208
Wahrer Schmuck	209
Auf dem Strom	210
Frühlingsbotſchaft	211
Auf dem Abendgang	—
Aus meines Herzens Grund	212
Hochſommertag	—
Dein Bild	213
Abendgruß	214
Heiliges Licht	—
Sonntag Morgen	215
Bewährte Treue	216
Die ſel'ge Inſel	217
Jetzt und immer	218
Wunderthaten	219
Was thut's	—
So gut du mir im Herzen biſt	220
O prüfe mich!	221
In daſſelbe Grab!	222

Fahrende Geſellen.

Anno	225
Wilderich	226
Fortunat	227
Hermann	229
Reinhart	240
Walter	242
Dietrich	243

Seite
Friedel 244
1. Auf der Wanderſchaft . . . . . . —
2. Im Keller 245
3. Blauer Montag 247
4. In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen . . . 248
Max 250
1. Vor der Schlacht . . . . . . —
2. Auf der Wacht 251
3. An das Vaterland 252
4. An einer Gruft 253
5. Nach dem Siege . . . . . . —
Florentin 254
Sylveſter 255
Peregrinus 260
Hans Strolch 262
1. Auf Markt und Gaſſen . . . . . —
2. O Lotte 263
3. Gekrönte Häupter 265
4. Du flotte tolle Geige 267
5. Und luſtig 268
6. Mein Herz 270

Im Herbſt des Lebens.

Nach oben 273
O Herz, du wirſt ſo alt . . . . . —
Auf dunkeln Pfaden 274
Nächtliche Wanderung . . . . . —
Jetzt wirſt du wieder geneſen 276
In die Gruft . . . . —
Morgen und Abend 277
Weit und weiter . . . . —
In die Ewigkeit 278
Nur weiter 279
Jetzt iſt es kalte Winternacht 280
Geiſtesgruß . . . . —
Am Lindenbaum 281
Es iſt ein Traum 282
Den Theuren, die geſchieden 283

Sei
Sonſt und jetzt 284
Am Berghang —
Wir denken unſrer Todten 285
Mit ſtillem Bangen 286
Es iſt ſo öd und kalt —
Luſt und Pein 287
Späte Lieder 288
Abendfrieden —

Von Haus und Herd.

- An meine Mutter 293
- Am Grabe des Vaters 294
- An Walli 296
- Marie 297
- Der Frau 299
- Mit den Buben 300
  1. Keine Ruhe —
  2. Zu viel Ruhe 301
- Schlaf, Elſe, ſchlaf! 302
- Toni 303
- Landleben 305
- Paul 309
- Von geliebten Todten 312
- Heimatlieder 314
  1. Der allerſchönſte Tag 317
  2. Einſt und jetzt 318
  3. Auf der Eiſenbahn 319
  4. Ein Menſchenherz 320
  5. Nacht und Morgen 321
  6. In der Herbſtſonne 322
  7. Mein Herz, nun ruh' dich aus 323

Junge Lieder.

Mein Herz iſt am Rhein!

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land!
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebſte mein denket mit wonnigem Glühn,
O, wo ich geſchwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich geh', mein Herz iſt am Rhein!

Dich grüß' ich, du breiter grüngoldiger Strom,
Euch Schlöſſer und Dörfer, und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im ſchwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im ſonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich Felſengeſtein:
Wo ich bin, wo ich geh', mein Herz iſt am Rhein!

Dich grüß' ich, o Leben, mit jauchzender Bruſt,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Luſt!
Dich grüß' ich, o theures, o wackres Geſchlecht,
Die Frauen ſo minnig, die Männer ſo recht!
Eu'r Streben, eu'r Leben, o mög' es gedeihn!
Wo ich bin, wo ich geh', mein Herz iſt am Rhein!

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land!
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebſte mein denket mit wonnigem Glühn!
O möget ihr immer dieſelben mir ſein!
Wo ich bin, wo ich geh', mein Herz iſt am Rhein!

Vorfrühling.

Wie ſchwarz die Wolken wallen,
Wie jagt der Sturm hinein!
Horch, Regengüſſe ſchallen,
Die Schloßen ziſchen drein!
Rings hör' ich laut beklagen,
Solch Wetter, ſolchen Wind;
Ich kann es gut ertragen,
Weil's Frühlingsboten ſind.

Es ſäubert erſt der Regen
Der Erde düſter Haus,
Die luſt'gen Stürme fegen
Den alten Winter draus:
Mit ſanften lauen Lüften,
Mit goldnem Sonnenſchein,
Mit Liedern, Blumen, Düften
Tritt dann der Lenz herein.

Frühlingsahnung.

Den Berg beglänzt ein Sonnenſtrahl,
Ein lauer Hauch erwärmt die Luft,
Es ſingt ein Finke durch das Thal,
Im Garten ſpür' ich Veilchenduft.

Was ſchlägſt du Herz ſo friſch und wild?
Das iſt noch nicht des Frühlings Luſt.
Und iſt er's nicht, wogt doch ſein Bild
Mir reich in ahnungsvoller Bruſt.

Frühlingstraum.

Die Nacht iſt mir geweſen,
Ich ſäh ein Engelein,
Das ſegnete mild lächelnd
Ringsum die Lande ein.

Es fiel ein ſanfter Regen,
Als früh ich aufgewacht,
Und als ich ausgegangen,
Lag alles in Blütenpracht.

Frühlingsaufſtand.

Der Winter war ein Despot den Landen,
Rings hielt er alles in Eiſesbanden,
Die Vögel ſchwiegen, die Blumen ſanken,
Die ganze Erde wollt' erkranken.

Wie ärmlich kam der Lenz gebettelt!
Mit Lüftchen hat er es angezettelt,
Er flüſterte leis mit Vögeln und Bäumen,
Und machte ſie willig in allen Räumen.

Nun ſchoſſen auf einmal die Blumen alle,
Es tönte die Erde vom Vogelſchalle;
Der Alte floh vor der Jungen Gewalten,
Er dachte ſich im Gebirg noch zu halten.

Nachſtürmte der Knabe, er hat ihn bezwungen,
Und rings den Landen die Freiheit errungen:
Die Bäume duften ſonder Schranken,
Die Vögel ſingen die freiſten Gedanken.

Frühlingsconcert.

Welch ein Lärmen rauſcht daher!
Singen, Muſiciren, Leiern!
Hei, des Frühlings Wiederkehr
Kommt der Vögel Oper feiern!

Und der Wald iſt Bühnenraum:
Lichtung hier und dort Verſtecke,
Zur Couliſſe dient der Baum,
Und der Himmel wölbt die Decke.

Sei gegrüßt, du Lerchenſchar,
Treffliche Orcheſtergeiſter!
Amſeln ſingen Chöre klar,
Und der Storch iſt Taktſtockmeiſter.

Kukuk iſt der Intriguant
Und die Eule der Gelehrte,
Krähe ſpreizt ſich als Pedant,
Gans ſingt Mütter, treubewährte.

Auch der Dompfaff kommt voll Scham,
Prieſterlich im Prachtgewande;
Doch ſein Wort macht keinen Gram
In der loſen luſt'gen Bande.

Horch, da ſchlägt die Nachtigall,
Die geliebte Primadonne!
Ihre großen Arien all
Füllen jedes Herz mit Wonne.

Welchem Helden blüht das Glück?
Wen nur feiert das Getriebe? —
Frühling iſt der Held vom Stück,
Und es heißt: Triumph der Liebe!

Sieh, da kommt der friſche Fant,
Anmuthsvoll grüßt der Geſelle,
Blumen wirft aus voller Hand
Er für Oper und Kapelle.

Wunſch.

Wär mir bald der Tod beſchieden,
Jetzt im Lenze möcht' ich ſterben,
Um ein Grab mir ſtill zufrieden
In der Frühlingserde zu erwerben.

Alle Lieder, die von Liebe
Und von Lenz durchs Herz mir weben,
Würden dann als Blumentriebe
Noch aus meinem Grabe ſtill erſtehen.

Am Fenſter.

Vor des Liebchens kleinem Fenſter
Weckt' im Mondlicht ich die Blüten.
Ei, wie ſie vor Scham und Schrecken
Ob der Ueberraſchung glühten!

Morgen, duft'ge Sommerkinder,
Laßt in eurem Kelch ſie leſen,
Daß ich, ſie im Traum zu grüßen,
Nächtens vor dem Haus geweſen.

Nun iſt die holde Maienzeit.

Nun iſt die holde Maienzeit,
Die Lerche ſingt, die Amſel ruft.
Nun komm heraus, du braune Maid,
Warm geht die Luft, ſüß weht der Duft.
Nun komm und mildre mein Geſchick,
Den Gram und Kummer, löſe ſie
Mit einem Wort, mit einem Blick,
Du ſüße liebliche Marie!

Du thateſt mir ſo hold Gewalt,
Daß ich für dich in Lieb' entglüht,
So wonnig biſt du von Geſtalt,
So voller Anmuth von Gemüth.
Was hoch und reich, wird arm vor dir,
Ein heller Weſen ſah ich nie;
Du meines Lebens Luſt und Zier,
Du ſüße liebliche Marie!

Das iſt ſchon lange Jahre lang,
Nach dir nur ſtehet Herz und Sinn,
Zu Luſt und Tanz und zu Geſang
Bin ich gefolgt dir immerhin.
Und fehlteſt du bei Feſt und Spiel,
Dann ohne mich wol lachten ſie:
Du warſt der ſtillen Wünſche Ziel,
Du ſüße liebliche Marie!

O treib' mit ihm nicht länger Scherz,
Der gern ſein Leben für dich gibt!
O quäle länger nicht mein Herz,
Es fehlt doch nicht, weil es dich liebt!
Ach, ohne deine Liebe, Maid,
Geneſt die wunde Seele nie:
Heil' mich in dieſer Maienzeit,
Du ſüße liebliche Marie!

Pfänderſpiel.

Bei dem frohen Pfänderſpiele
Hatt' ich jüngſt mich gern vergangen:
Das gegebne Pfand zu löſen,
Mußt' ich bangen und verlangen.

Und mit ausgeſtreckten Armen
Stand ich an der Wand befangen,
Zitternd ſprach ich: Wer befreiet
Mich vom Hangen und Verlangen?

Auf ſprang da die liebe Kleine,
Und ich küßt' ihr Lipp' und Wangen;
Lang noch hätt' ich gern geſtanden,
So zu bangen und verlangen!

Doch ſeitdem hat glühend Feuer
Mein erregtes Herz gefangen;
Ich verbrenne, löſt das Mädchen
Nicht mein Hangen und Verlangen.

Frühlingsräthſel.

Deine Räthſel ſind errathen,
Süßer Frühling, ſonder Mühen:
All das Singen, Duften, Blühen,
Deiner luſterfüllten Staaten.

Als ich heimging dieſen Morgen,
Hauchten noch durch alle Bäume
Ahnungsvolle Mondnachtträume,
Nicht den Sinnen mehr geborgen.

Was mir dunkel war noch geſtern,
Ich verſtand Viol' und Roſen.
Welch ein Kichern, Necken, Koſen
Der verliebten Blumenſchweſtern!

Und ich hörte rauſchend ſchallen
Kecke Vogelabenteuer:
Dichteriſch voll Glut und Feuer
Sangen ſie die Nachtigallen.

Wie die Dinge ſich entfalten? —
Ei, ihr wüßtet gern die Märe! —
Nimmer war ich in der Lehre
Bei Merlin, dem weiſen Alten!

Alles durft' ich ihr geſtehen,
Mund gedrängt zum ſchönſten Munde! —
Und ſo kam mir weiſe Kunde:
Lieb' iſt alles Frühlingsweben!

Die Liebe neckt ſich.

Sah ich ſie ſonſt zum Platze gehn,
Da lief auch ich zur Gaſſen:
Ich will nach meinem Schatze ſehn
Und nicht den Gruß verpaſſen.
Doch das herzliebe Angeſicht
Iſt ſchmelmiſch und verſteckt ſich,
Ja, zieh du nur den Schleier dicht,
Ich weiß: die Liebe neckt ſich!

Sonſt ſagt' ich ihr manch ſüßes Wort,
Wenn ich ſie 'mal getroffen,
Doch wies ſie Wort und Grüße fort,
Als hätt' ich nichts zu hoffen.
Sie that ſo ernſt, ſie that ſo kalt,
Mein armes Herz erſchreckt ſich;
Dann aber dacht' ich plötzlich, halt,
Ich weiß: die Liebe neckt ſich!

Jetzt darf ich ihr von Stirn zu Mund
Glückſelig Küſſe nippen,
Und mach' ich es der Dirn zu rund,
Dann weigert ſie die Lippen.
Ach Gott, oft iſt das Herz mir ſchwer:
Das ſchlimme Kind erkeckt ſich'
Doch kommt die Tröſtung hinterher,
Ich weiß: die Liebe neckt ſich!

Abend.

Auf eines Berges Höhen,
Da ſteh' ich hingebannt:
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendſtill das Land,
Des Himmels Wölbung blinket
In tiefem dunkelm Blau:
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.

Hochroth in Purpur blühet
Der Weſten wunderbar,
Im Weltentempel glühet
Er wie ein Hochaltar.
Es ſtrahlt uns draus entgegen
Die Sonn' im Untergang:
Sie winkt den Abendſegen
Das weite Land entlang.

In Stadt und Dörfern klingen
Die Glocken vollen Klang,
Auf leiſen hellen Schwingen
Verhallt der ſüße Sang;
Da ziehn am Himmelsbogen
Gewalt'ge Wolken um,
Von Schatten wird umzogen
Des Altars Heiligthum.

Dann ſchweigt es in den Lüften,
Des Weſtens Roth vergeht,
Von ſüßen Blumendüften
Nur ſteh' ich rings umweht;
Der ſchöne Tag verglühte,
Doch meiner Seele nicht:
Heim geh' ich, im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht.

Waldſtille.

Die Luft ſo ſtill und der Wald ſo ſtumm
An dieſer bewachſenen Halde:
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum,
Ein Wieſenthal unten am Walde!

Wildblühende Blumen ſprießen umher,
Rings fließen ſüße Düfte,
Es ragt der Bäume wogendes Meer
Hoch in die ſonnigen Lüfte.

Nur Amſelſchlag einſam und weit,
Und Falkenſchrei aus der Höhe,
Und nichts Lebendiges weit und breit
Als im Waldthal graſende Rehe;

Natur, in dein Leben, ſtill und kühl,
Liege ich ſelig verſunken:
Ein ſüßes Kindermärchengefühl
Macht mir die Sinne trunken.

Maifeſt.

Es läuten die Glocken ihr volles Geläut,
Maiabend war geſtern und Maitag iſt heut,
Und geſtern da war ich noch ledig und leer,
Heut führ' ich mein Mailieb am Arme daher.

Mein Mailieb, o geſtern, wie war es ſo ſchön,
Wie blaute der Himmel, wie grünten die Höhn!
Wir Burſche, wir zogen zum Walde hinaus,
Und brachten im Jubel den Maibaum nach Haus.

Bald ragt' in die Luft er am Schützenhof dort,
Da wurden verſteigert die Mädchen vom Ort.
Wer auf dich geboten? Ich bin's nicht allein;
Du wareſt die Theu'rſte, — die Theu'rſte war mein!

Und alles zu ſchaffen, zu kurz war die Nacht;
Dir hab' ich die prächtigen Maien gebracht,
Ich ſchmückte mit Blumen dir Fenſter und Thor,
Ich ſang dir mit Freunden den herrlichſten Chor.

Nun läuten die Glocken ihr volles Geläut,
Schalmeien und Flöten, ſie klingen uns heut;
Nun bringe den Strauß mir, ich bringe den Kranz,
Mein Mailieb, o folge mir fröhlich zum Tanz!

Die Roſen verblühen, mein Mailieb getroſt,
Die Liebe ſie lachet, ſie ſcherzet, ſie koſt,
Sie wächſt und gedeihet im ſüßen Verein:
Mein Mailieb, ich dein, mein Mailieb, du mein!

In ſtiller Nacht.

Es zieht herauf die ſtille Nacht,
Und decket alles Land;
Groß ruhig liegt in Sternenpracht
Der Himmel ausgeſpannt.
Es gehet weich und lau die Luft,
Rings ſchlummert Blum' und Baum:
O, nur ein Klang, o, nur ein Duft,
Ein leiſer Schöpfungstraum!

Das iſt für mich die ſüße Zeit,
Mein dunkles Herz erglüht,
Und Frieden, Schönheit, Seligkeit
Erfüllen mein Gemüth.
Mein kühles ernſtes Herze lacht,
Das Tags erſtarret ſtand:
Mein dunkles Herz, die dunkle Nacht,
Sie ſind ſich ja verwandt.

Gegenüber.

Dir genüber, ſelig trunken
Sitz' ich träumend manche Stunde;
Du mit lächelnd ſüßem Munde
Fragſt, warum ich ſo verſunken?

Ach, in deinen tiefen blauen
Lieben Augen liegt mein Sinnen,
Zu erſchauen wähn' ich drinnen
Helle blühn'de Himmelsauen.

Drin iſt mir die Luſt gewähret,
Mich zu ſehn im eignen Bilde:
Zu verſöhnter ſtiller Milde
Hat dein Blick mich hold verkläret.

Nachtfahrt.

O komm hervor, du holdes Bild,
Aus meines Herzens Schreine!
Es war am Ruder, wo ich ſtand,
Die ſchönſte Nacht am Rheine:
In klarer Tiefe floß der Strom,
Die Luft in Balſamreine,
Und dämmrig lagen Berg und Thal
Im weichen Vollmondſcheine.

Doch vor mir klang im ſchlanken Kahn
Ein lautes Jugendleben,
Die friſchen Häupter waren grün
Umkränzt mit Sommerreben,
Die ſchönſte Roſe ſchwamm im Wein,
Den uns der Rhein gegeben:
Keck ſchlürfte rings der Jünglingskreis,
Die Mädchenſchar mit Beben.

Ein Knabe ſang das hellſte Lied
So recht für dieſe Stunde,
Von Liebe, Freundſchaft, Freiheitsglück
Enthüllt' es tiefe Kunde.
Die Herzen löſte all der Sang,
Es klang von jedem Munde:
Ein heller Strahl ins dunkle Land
Aus unſerm jungen Bunde.

Und feierlich lag rings Natur
In großem ernſtem Schweigen,
Sie wollte höher im Gebirg,
Im Strom ſich tiefer zeigen.
Es war, als wollt' in unſre Luſt
Sich Erd' und Himmel neigen:
Der Jugend volle Wunderwelt
War hold und ſüß uns eigen!

Was die Liebe iſt.

Tief Blick in Blick, heiß Mund an Mund,
Laß Herz am Herzen ſchlagen!
Doch was die Lieb' iſt, liebes Kind,
Das mußt du mich nicht fragen!

Was Lieb' iſt, das erleb' ich jetzt
In lauter Glück verloren.
Und die Erklärung — laß ſie nur
Den liebeloſen Thoren.

Was ſoll das Wort? — Den ſel'gen Blick,
Den ſtillen Druck der Hände,
Den heißen Kuß erſchöpfſt du nicht
In Worten ſonder Ende.

O liebe nur, o liebe nur,
O ſeufze, ſchmachte, weine,
O juble, lach'! — es bleibt die Lieb'
In allem — ewig eine.

Tief Blick in Blick, heiß Mund an Mund,
Laß Herz am Herzen ſchlagen!
Doch was die Lieb' iſt, liebes Kind,
Das mußt du mich nicht fragen!

O klingender Frühling!

O klingender Frühling, du ſelige Zeit!
Und biſt du vorüber, uns thut es nicht leid:
Wir liebten uns geſtern, wir lieben uns heut',
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut'!

Einſt holten wir Burſche die Birke voll Muth,
Und zogen zum Dorfe, die Maien am Hut;
Da traten die Mädchen aus jeglichem Haus,
Mir lachteſt du, Herzlieb, verſtohlen heraus.

Das Feſt ging vorüber, du gabeſt zur Stund'
Zum Drucke die Hand und zum Kuſſe den Mund;
Mein wareſt du, Schatz, o Schatz, ich war dein:
Wir wollten verbunden in Ewigkeit ſein.

Und ſieh, nicht umſonſt ſtand die Roſ' auf der Haid',
Ich brachte den Strauß dir, o wonnige Maid;
Wir theilten zur Ernte den Tanz und das Lied,
Wir ſchnitten die Trauben und wurden's nicht müd'.

Jetzt ſtürmet der Winter ſo kalt durch die Welt,
Wir können nicht jubeln durch Berge und Feld,
Wir ſitzen zu Hauſe: Ein Herz und Ein Sinn!
Im Herzen iſt Sommer, blüht Liebe darin!

O klingender Frühling, du ſelige Zeit!
Und kehrſt du, für ewig vereint ſind wir beid':
Wir liebten uns geſtern, wir lieben uns heut',
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut'!

Abſchied.

Wie ich jüngſt mit langem Kuſſe
Mich aus deinen Armen wand,
Sah ich eine helle Thräne,
Die im treuen Blick dir ſtand.

Und ſie fiel in meine Seele,
Schwoll empor zum vollen See,
Schwoll zum Ocean von lauter
Liebesluſt und Liebesweh.

An der Ahr.

Die ſtolzen Berge ſtrecken
Dunkel die Häupter empor,
Gewaltige Felſen recken
Sich zackig draus hervor.

Am Hange düſtert und träumet
Der Wald ſo wunderbar,
Im Thale flüſtert und ſchäumet
Rauſchend die wilde Ahr.

Die Gegend ſchaut mich ſo dunkel
Geſpenſtiſch unheimlich an,
Plötzlich mit lichtem Gefunkel
Betritt der Mond die Bahn.

Die Wellen zittern und beben,
Er küßt ſie mit goldenem Kuß;
Da ſeh' ich tanzen und ſchweben
Badende Elfen im Fluß.

Im grünen Wald.

Im grünen Wald, im grünen Wald,
Da mag ich gerne ſchweifen,
Und durch die Eichen und Buchen bald,
Bald durch die Tannen ſtreifen.

Das iſt ein friſches Rieſengeſchlecht,
Es ſind meine Freunde die Bäume;
Und daß ſie mich lieben von Herzen recht,
Sind keine thörichten Träume.

Sie ſtrecken die grünen Hände hervor,
Wenn ich im Wald erſcheine,
Sie wiegen mich in den Armen empor
Zu friſcher Lüfte Reine.

Da wird mir ſo heimlich, ſo wohl zu Muth,
Als wollten mich Märchen umdüſtern;
Und fröhlich ſchwillt und quillt mein Blut,
Derweil die Bäume flüſtern.

Sie ſagen mir, daß ſie im Boden ſchaun
Das kriechende Volk der Zwerge,
Wie ſie von Demanten und Gold erbaun
Paläſte inmitten der Berge.

Sie ſagen, daß ſie den Himmel ſehn
Mit ihrer Kronen Wipfel,
Und daß für die weite Erde wehn
Als Freiheitsfahnen die Gipfel.

An den Siebenbergen.

Der Sommerabend ſchauet
So ſtill aufs Erdenreich,
Tiefer der Himmel blauet,
Des Weſtens Roth wird bleich.

Dort an den Bergen verglühet
Der goldne Abendſchein,
Still heimlich rauſchend ziehet
Unten der tiefe Rhein.

Es duften Reben und Roſen
Um das freundliche Haus,
Liebliche Mädchen koſen
Von dem Balkon heraus.

Sie ringen und umſchlingen
Sich ſpielend Bruſt an Bruſt,
Saiten und Lieder erklingen
Und wecken verſchollene Luſt.

Ich wandle auf und nieder
Mit meinem ſeligſten Traum:
Verklungen ſind längſt die Lieder,
Ich weiß es ſelber kaum.

Und wie ich erwache, dunkelt
So groß mich an die Nacht,
Der Himmel ſterndurchfunkelt,
Die Berge in ruhiger Pracht.

O Liebesſegen.

O Liebesſegen
Allüberall!
Auf allen Wegen
Des Frühlings Schall:
Rings blau die Lüfte,
Die Erde grün,
So friſche Düfte,
So volles Blühn!

Nun komm, begrüße
Den Maienſtrahl,
Schwärm' mit, o Süße,
Durchs helle Thal!
O laß uns ſtehen
In Wald und Feld,
Vom Berge ſehen
Weit in die Welt!

Der Lerche Lieder
Wehn um die Höh,
Wir ſitzen nieder
Im weichen Klee,
Von Blütenzweigen
Licht überdacht:
Wie blüht ſo eigen
Der Erde Pracht!

Wir ſind verſunken
In ſtiller Luſt,
Wir neigen trunken
Uns Bruſt an Bruſt;
Und die Ergüſſe
Der Liebe ſind
Nur ſüße Küſſe,
Nur Blicke, Kind.

So ganz ergeben,
Ich dein, du mein! —
Ein einig Leben
Webt in uns zwein!
O ſchönſte Triebe
Im Weltenall!
O Lenz, o Liebe,
Allüberall!

Waldbild.

Es ſtreckt der Wald die Zweige ſo grün
In den blauen Frühlingsmorgen,
Die Gipfel im duftigen Lichte blühn,
Die Stämme im Schatten geborgen.

Da ſprengen die luſtigen Reiter herein,
Die flatternden Fähnlein fliegen;
Es ſchmettern der Hörner Lieder darein,
Die klingend im Walde ſich wiegen.

Und wie es wallt, und wie es ſchallt
In brauſendem Jugendgeflute,
O du ſtolzer grünender Frühlingswald,
So waldgrün wird mir zu Muthe!

Herbſtfeier.

Heraus, heraus, kommt aus dem Haus,
Zu ſchwärmen unbefangen!
Das Jahr iſt voll — des Herbſtes Zoll,
Wir wollen ihn empfangen!
Er rauſcht mit Klang und mit Geſang,
Er glänzt im Sonnenſtrahle,
Sein Ueberfluß lockt zum Genuß
Hinaus in Berg' und Thale.

Dort haltet an mit eurem Kahn,
O nehmt mich mit, Geſellen!
Die Wimpel wehn, die Ruder gehn,
Fort auf den grünen Wellen!
Die Waſſerbahn hinab, hinan,
Voll blähn die Segelflügel!
O dort zum Strand, o dort zum Land,
An jenen Rebenhügel!

Dort ziehn ſie hin in hellem Sinn
Mit Körben und mit Tonnen,
Und ihr Gemüth iſt froh erglüht
Zu vollen Erntewonnen.
O laßt mich ein in eure Reihn,
Winzer und Winzerinnen!
Ich habe Muth und friſches Blut,
O laßt mich mit euch winnen!

Die Traube lacht in ſchwerer Pracht,
Augen und Herz zu weiden;
An deiner Seit', du ſüße Maid,
Laß mich die Traube ſchneiden!

Da binden ſich ſo wonniglich
Gefühle, Worte, Lieder:
Vom Aug' ein Gruß, vom Mund ein Kuß,
O nimm, o gib ſie wieder!

Im Rebenkranz nun komm zum Tanz!
Flöten und Geigen klingen,
Vom Lichterſtrahl erglänzt der Saal,
Laß uns den Reigen ſchwingen!
Der Becher blinkt, der Zecher trinkt
Den goldnen Wein vom Rheine;
Thu' mir Beſcheid, du ſüße Maid:
Ich Deiner und du Meine!

Nun Arm in Arm, umſchlungen warm,
Laß uns die Nacht genießen!
Rings Feuer glühn, Raketen ſprühn,
O hör' ſie jauchzen, ſchießen!
Allüberall nur Freudeſchall:
O ſel'ge volle Stunde!
Der Himmel zeigt ſich hold geneigt
Rings unſerm jungen Bunde.

Heraus, heraus, kommt aus dem Haus,
Zu ſchwärmen unbefangen!
Das Jahr iſt voll — des Herbſtes Zoll
Wir wollen ihn empfangen!
O Rebenblut in goldner Flut
Hat ſprudelnd er gegeben,
Und meiner Bruſt Zier, Segen, Luſt:
Ein ſel'ges Liebeleben!

Regenbogen.

Wir ſaßen unter dem Laubdachzelt
Der duftigen wilden Roſen
Und hatten vergeſſen die ganze Welt
In ſeligem Küſſen und Koſen.

Da weckt' uns das Wetter in jäher Macht,
Abwechſelnd mit Sonnenfunken,
Und warf des Regenbogens Pracht
In die Wolken ſtrahlentrunken.

Wohl war der liebe Gott uns gut,
Seine Wolken weinten Zähren,
Seine Lüfte lächelten hell in Glut,
Den jungen Bund zu ehren.

Und daß er feſt und ewig ſei,
Hat er gebaut den Bogen,
Den er einſt als Zeichen guter Treu'
Durch den lichten Aether gezogen.

Kennſt du die eignen Lieder nicht?

O danke nicht für dieſe Lieder,
Mir ziemt es dankbar dir zu ſein!
Du gabſt ſie mir, ich gebe wieder,
Was einſt und jetzt und ewig dein.

Dein ſind ſie alle ja geweſen,
Aus deiner lieben Augen Licht
Hab' ich ſie treulich abgeleſen.
Kennſt du die eignen Lieder nicht?

Lebewohl.

Vater, Mutter, laßt das Klagen,
Laßt die Thränen, Schweſter, Brüder!
Auch die Freunde — ach, ſie ſchlagen
Traurig ihre Augen nieder.

Wollt' ich klagen, wollt' ich weinen,
Wie viel Thränen müßten fallen!
Ihr doch ſcheidet nur vom Einen,
Und ich ſcheide von euch Allen.

An der Kapelle.

Auf des Berges höchſter Stelle
Stehet friedlich die Kapelle,
Winket weit mit frommem Gruße
In die Thale längs dem Fluſſe.
Auf den mächt'gen Felſenhöhen
Bleibt der Wandrer ſinnend ſtehen,
Nach der Heimat ſtill zurücke
Suchen ſich den Weg die Blicke,
Gehn zur Fremde ſtill befangen,
Halb voll Hoffen, halb voll Bangen. —
Dünkt mich doch, auf meinen Bahnen
Soll mich hier das Kirchlein mahnen,
Andachtsvoll hineinzutreten
Und in Demuth dort zu beten:
Heim den Meinen reichen Segen,
Heil für mich auf fremden Wegen!

Geſchieden.

Im fernen Weſten weileſt du,
Und ich im Oſten fern,
Ich finde weder Raſt noch Ruh',
Bei dir fänd' ich ſie gern.
Wir haben einſt gelacht, geſcherzt,
In ſtiller Seligkeit,
Wir haben uns geküßt, geherzt,
Wohl war es ſchöne Zeit!

Viel Berge ſtehn, viel Flüſſe gehn,
Viel Monde ſind bis hin;
Doch über Zeiten, Länder, Seen
Steht nur nach dir mein Sinn.
Ach über Tag, ach über Nacht
Iſt ſchwer um dich die Bruſt,
Von dir geträumt, an dich gedacht
Hab' ich in Leid und Luſt.

Und alles mahnet mich an dich,
Der Wald, der Strom, die Au:
Du ſchauſt mich an ſo wonniglich
Aus Blumen und aus Thau,
Du ſingſt mich an im Vogelſang,
Du hauchſt mich an in Duft;
Wir ſchwärmten ja viel Tage lang
In milder Frühlingsluft.

Zur Wolke und zum Vogel blick'
Ich in die Lüfte hin,
Und tauſend Liebesgrüße ſchick'
Ich dir aus treuem Sinn.
Ach, immer denk' ich nur zurück
An ferne Seligkeit:
Mein Stern, mein Himmel und mein Glück!
Wohl war es ſchöne Zeit!

Auf dem Kahn.

Auf dem ſchlanken Kahne fuhren
Luſtig wir hinab den Rhein:
Thal und Berg und Burg erglänzten
Blau im duft'gen Morgenſchein.

An den Ufern Thürm' und Städte,
Blitzend ſchien die Sonne drauf,
Bunte, ſonntagsfrohe Menſchen
Grüßten jauchzend unſern Lauf.

Auf dem Decke klangen Lieder,
Jubelnd kreiſte der Pokal;
Leicht dem Augenblick ergeben,
Dachte keiner ſeiner Qual.

Alle hatten ſich gefunden
In dem ſüßen frohen Spiel;
Auf der Fluten Strömung lauſchend,
Stand ich einſam an dem Kiel.

Wolken, Vögel ſah ich fliegen
Durch des Himmels blaue Pracht,
Und ich hab' in weicher Sehnſucht
Deiner, fernes Lieb, gedacht!

Vorüberfahrend.

Iſt der laute Tag verſchollen
Mit des Lebens regen Fluten,
Schaut ins Land der ſtille Abend
Wie mit Heil'genſcheinesgluten.

Aus den Städten, aus den Dörfern
Klingen Vesperglocken nieder,
Singen für die müden Menſchen,
Für die Erde Schlummerlieder.

Und der Dämmrung Silberſchleier
Steiget aus des Rheines Spiegel,
Windet ſich durch Bergesſchluchten
Um die blühnden Rebenhügel.

Nur die ſtolzen Siebenberge
Glühn im rothen Abendſtrahle,
Und erglühend glänzen größer,
Stolzer ſie in alle Thale.

Schönes Land, du Land der Heimat,
Meiner trauten, lieben, ſüßen,
Nur vorüberfahrend kann ich
Dich aus vollem Herzen grüßen!

Herbſtbild.

Du lagſt im frühlingsgrünen Schein
Dereinſt, o Erde, ausgeſpannt,
Gleichwie geſchmückt mit Edelſtein,
So glänzte blumenleuchtend dein Gewand.

Als Freier zog der Lüfte Schwarm
Aus Oſt und Süd zu dir heran,
Sie herzten, küßten dich ſo warm,
Doch keiner hielt bei dir auf ſeiner Bahn.

Du biſt jetzt alt, ſie ziehn zurück
Als Stürme laut aus Weſt und Nord,
Vergeſſen iſt ihr Liebesglück,
Sie ſpotten dein und ziehen brauſend fort.

Der Himmel blieb dir treu allein,
Er hat umhüllt ſein Angeſicht,
Bedeckt des Sonnenauges Schein
Mit dumpfen ſchweren Wolken ſchleierdicht.

Chriſtnacht.

Auf die ſtille Erde ſenket
Sich die Chriſtnacht groß hernieder,
Und ich geh', verhüllt im Mantel,
Durch die Straßen auf und nieder.

Kerzenreiche Weihnachtsbäume
Seh' ich in den Zimmern ſtehen,
Und an einem lichten Fenſter
Kann ich nicht vorübergehen.

O wie jauchzen rings die Kinder
Dort im Glanz der hellen Kerzen!
Und der Aeltern Blicke leuchten,
Jubelvoll ſind alle Herzen!

An des Vaterhauſes Freuden
Denk' ich, während ſtill ich kehre;
Träumend zieht es durch die Seele:
Wenn ich doch ein Kind noch wäre!

Tolle Wünſche! — Sind es Thränen,
Die mir aus dem Aug' gebrochen? —
Ach, ein Kind bin ich geworden,
Wie ich leis den Wunſch geſprochen.

In der Fremde.

O welch ein ödes leeres Land!
Kein Berg, kein Thal, ein dürrer Sand,
Nicht Roſen und nicht Eichen!
Der Lenz iſt da, ich kenn' ihn nicht;
Der Erd', des Himmels Angeſicht,
Hier trägt es andre Zeichen.

O welche kalte ſtolze Schar
Der Liebe fremd, des Glaubens bar,
Voll Zweifel und voll Rügen!
Wie prunken ſie mit Geiſt und Herz;
Doch kann ich mich in ihren Scherz,
In ihren Ernſt nicht fügen.

Wie ſchön war doch die Jugendzeit!
Wie ſchön die Heimat, die ſo weit
Mit allen Liebeswegen!
Hier ſchleich' ich kalt und leer dahin,
Als wenn zerknickt dem jungen Sinn
Jugend und Liebe lägen.

Sonette.

1.

Wie freut mich dieſe volle Jugendblüte,
In der die hochgewachſnen Formen prangen,
Das ſchöne Haupt von dunkelm Haar umhangen,
Die Augen voller Schalkheit, Luſt und Güte!

Das Lippenpaar, das für den Kuß erglühte,
Das feine Lächeln auf den Pfirſichwangen,
Die ſüße Stimme: frei und unbefangen
Klingt jedes Wort aus lieblichſtem Gemüthe!

O Sterne, Vögel, Blumen, Himmel, Sonnen,
Und was die Welt an holden Wundern heget,
Wohl füllt ihr Anblick uns das Herz mit Wonnen.

Doch wenn ein ſolches Bild den Geiſt beweget,
Die andern ſind wie Schemen leicht zerronnen.
Hier iſt der Schönheit Siegel aufgepräget.

2.

O Wölbungen der Stirne, welche ragen
Groß, hoch und klar aus dunklen Lockenwellen!
O Augen, welche bald ſich leuchtend hellen,
Und bald von fernen tiefen Träumen ſagen!

O zwiſchen Wangen, die zum Wettſtreit fragen
Die Roſen all', der Lippen ſüße Schwellen,
Wo tiefe Seligkeiten friſchauf quellen,
Und dieſes Haupt, vom ſchlankſten Leib getragen!

Ein hold Gemüth, dem Ernſt, dem Scherz ergeben,
Das Güt' und Herzlichkeit zum Sitz erkoren,
Und das die Lieb' und Anmuth tief durchweben!

Ein Weib ſo ſchön, ſo tugendreich geboren,
Trat vor mich hin voll ſiegbewußtem Leben,
Daß ich, betrachtend es, mich ſelbſt verloren.

3.

Nur aus der Ferne darf ich dich beſchauen!
Dann ruhn die tiefen ſel'gen Blicke lange
Auf Haar und Augen und auf Lipp' und Wange
Und auf den Gliedern, die ſich herrlich bauen.

Mich dir zu nahen, faßt' ich nie Vertrauen,
Zu dir zu reden, iſt das Herz mir bange;
Kaum ward berührt von deiner Stimme Klange
Mein furchtſam Ohr, du Zierde aller Frauen!

Es leben andre frei und ungebunden
In deinem Kreis, es ſagt dir der Verwegne
Leicht, heiter, friſch, was er für dich empfunden.

Doch ich, von deiner Schönheit trunken, ſegne
Von ferne dich; ich preiſe ſchon die Stunden,
Du ſchönes Kind, worin ich dir begegne.

4.

Mich ſelber hab' ich nun ſo ganz verloren,
Ich ſchau' in mich und kenne mich nicht wieder.
Wo ſind die frohen Thaten, ſüßen Lieder,
Die unbefangen einſt der Geiſt geboren?

Dein denk' ich, wenn aus goldnen Morgenthoren
Der Tag erhebt ſein ſtrahlendes Gefieder;
Dein denk' ich, ſinkt die dunkle Nacht hernieder.
Es iſt ein Wahn, und doch, wie gern erkoren!

Mir ſelber fremd, kann ich mich nicht verſtehen,
Mein Wort ſchier fürchtend, brüt' ich hin in Schweigen,
Ich bebe faſt, mein Spiegelbild zu ſehen.

Doch mag ich gern mich ein Verlorner zeigen;
Statt meiner iſt — o Heil, daß es geſchehen! —
Ein hohes, liebes, holdes Bild mein eigen.

5.

Wie ſind die alten Zeiten doch vergangen!
Aus freud'gem Herzen kann ich nicht mehr ſingen;
Gewaltſam quält den Geiſt in wildem Ringen
Hochfahrend Wünſchen und verzweifelnd Bangen.

Seh' ich dich plötzlich, glühen mir die Wangen,
Vor dir zu reden kann ich kaum mich zwingen,
Gleichwie gelähmt ſind mir des Geiſtes Schwingen,
In wirrem Taumel zittr' ich ſcheu befangen.

Bin ich dir ferne wächſt der Muth dem Herzen,
Mein ſtürmend Wort, es fürchtet keine Schranken,
Ich wag' es keck zu koſen und zu ſcherzen.

Ich küſſe dich — die Arme dich umranken —
Ich ſchwör' dir ew'ge Treu' — o bittre Schmerzen! —
Klein iſt die That — groß ſind nur die Gedanken!

6.

Nie werd' ich handeln gegen Recht und Sitten;
Drum was ich thue, ſei mir unbenommen.
Sahſt du mich jemals unbeſcheiden kommen,
Muthwillig je mich folgen deinen Schritten?

Ach, keiner ſieht's, ſteh' in der Nächte Mitten
Ich vor dem Hauſe, wo du wohnſt, beklommen?
Was geht's dich an, will mir dein Bild nur frommen?
Was geht's dich an, wenn ich um dich gelitten?

Nie wird mein kühnres Wort ſich zu dir wagen:
Stets magſt du freudig ungeſtört erhören,
Was, die mit Rang und Reichthum prunken, ſagen.

Ein ſchlichter Sänger bin ich; mir gehören
Nur Lieder, ach, die Laſt iſt leicht zu tragen,
Und Lieder werden dir die Ruh' nicht ſtören!

7.

Du ziehſt in Schönheit wie die Nacht, Maria,
Geheimnißreich, gewaltig, hehr und prächtig!
Das reiche Haar umwallt dich dunkelflechtig,
Die Augen blühn wie Sternenpracht, Maria!

O träumeriſche Sternenpracht, Maria!
So ſtrahlt der große Himm[illegible] allnächtig,
Du ziehſt in Herrlichkeiten zau[illegible]mächtig
Und unbewußt doch deiner Macht, Maria!

So folg' ich ſtille deinen ſtolzen Pfaden,
Bezaubert ganz und meiner ſelbſt vergeſſen
Und übervoll von dir die Bruſt, Maria!

O dürfſt' ich der Gefühle mich entladen
Vor dir, die mir die Seele qualvoll preſſen!
Endloſes Leid, endloſe Luſt, Maria!

8.

Bald voller Jubel hoch emporgetragen
Und bald im ſtillen Kummer faſt vergangen,
Bald freud'gen Lebens voll und bald befangen,
Bald unſtet, bald voll herzlichem Behagen!

Die Nächte träumen, wachen an den Tagen,
In Aengſten voller Muth, in Luſt voll Bangen,
Gepeinigt von des Zweifels gift'gen Schlangen,
Nach tauſend Zeichen forſchen voller Zagen!

Auf hoffnungsödem Meer der Sehnſucht gleiten,
Nur unbeſtimmten Wünſchen hingegeben,
Dann wieder feſte Plane ſtark bereiten!

In einem Bilde ſich zu ſammeln ſtreben,
Und ſonſt verlieren ſich in Raum und Zeiten! —
O Gott, ich lieb' und lebe dieſes Leben!

9.

In deine Augen bin ich oft verſunken,
So tief, ſo wunderbar ſah ich noch keine,
Abwehrend leuchten ſie in keuſcher Reine,
Anlockend ſprühen ſie von lichten Funken.

Bald ſtill und kühl, bald wie von Feuer trunken,
So gleichen ſie dem edeln Demantſteine,
Thautropfen bald, um dann im Sonnenſcheine
Mit blendend reicher Farbenpracht zu prunken.

Welch ſeltſam Spiel! Geheimnißvolle Blitze,
Was habt ihr vor? Wollt ihr mir Leben ſpenden?
Zückt ihr verderbend zu des Daſeins Sitze?

Ich möchte fliehn und ſtets muß ich mich wenden.
Der Lanze denk' ich, die mit ihrer Spitze
Heilt oder tödtet. Ach, wie ſoll das enden?

10.

Ich kann nicht wie ein eitler Schwätzer werben
Mit ſüßem Wort und ſeichten Tändeleien,
Mit Ständchen, Blumen, Stein- und Perlenreihen,
Mit goldnem Schmuck und andern bunten Scherben.

Soll mein Geſtändniß alles auch verderben:
Ich werde dir zum Tempeldienſt nur weihen
Ein reines Herz — das bringt allein Gedeihen —
So heiſchet Lieb' zu leben und zu ſterben.

Vermag nur Glanz und Pracht dich zu beglücken,
So neige dich der Schmeichler leichten Scherzen,
Die dich mit hohlen Erdendingen ſchmücken.

Und muß ich auch vergehn in Gram und Schmerzen,
Ich wahr', entſagend aber voll Entzücken,
Der Jugendliebe hohes Bild im Herzen.

11.

Nur in der Nächte heimlich ſtillen Träumen
Wagt es die Seele Bilder ſich zu ſchmücken,
Die, ach, nur jene dunkle Zeit beglücken,
Bis Licht und Leben ſtrahlt in allen Räumen.

Mit dir dann wandl' ich unter Blütenbäumen,
Ich wage leiſ' die weiße Hand zu drücken,
Mund ſchwillt an Mund in himmliſchem Entzücken:
So ruhn wir an des Stromes Blumenſäumen!

Ach, kommt der Tag mit ſeinem kalten Leben,
Iſt meine Seele trübe, wund, zerſchlagen,
Mir hat geträumt, was nimmer ſich begeben.

Sei feſt, mein Herz, das Schlimmſte zu ertragen,
Unmännlich iſt's zu zagen und zu beben,
Es gilt ein ſtarkes muthiges Entſagen!

12.

Ich habe nun das höchſte Glück genoſſen,
Und brauche vor dem Tode nicht zu beben;
Was ewig jung hält durchs verwirrte Leben,
O, dieſer Zauber hat ſich mir erſchloſſen.

Ich ſah in dir, von Jugend hold umfloſſen,
Die ew'ge Schönheit; göttlich, hell umgeben
Von himmliſchen Gebilden kann ich ſtreben
Zu jenen Höhen, denen ſie entſproſſen.

Geſegnet ſeiſt du, denn mein ſchönſtes Hoffen
Hat ſich in dir erfüllt; und das Verderben
Vermeidet mich, ſeit mich dein Blick getroffen.

Wer je die Schönheit ſah, er kann nicht ſterben,
Ihm ſteht ein volles reiches Leben offen:
Sie preiſend muß er Ewigkeit erwerben.

13.

O gält' es Kraft und Muth, dich zu erringen,
Ich würde nimmer müd' um dich zu ſtreiten,
Ich wollte ſegeln durch des Meeres Weiten,
Der Alpen höchſte Zacken überſpringen.

Ja, könnten dich erfechten ſcharfe Klingen,
Gern wollt' ich gegen ganze Heere reiten;
Und ſchreckten Zauber mich von allen Seiten,
Dein Bild im Herzen, würd' ich ſie bezwingen.

Doch ſelten heiſcht die Liebe kühnes Wagen;
Wer kann, was ihr gefällt, wol recht erkunden?
Wer kann, was ſie begehrt, wol recht erfragen?

Den ſüßeſten Verein hat oft gebunden
Ein einzig Wort voll ſüßem bangem Zagen. —
O wer ſolch holdes Zauberwort gefunden!

14.

Entſcheide dich! Nicht fürder mag ich bangen!
Wozu dies ſtrenge herriſche Verhalten?
O ſpende warme Blicke nach den kalten,
Und tauſche deine Starrheit mit Verlangen!

Nicht ewig kann die Luft voll Wettern bangen,
Einmal muß ſich das Sonnenlicht entfalten.
Entſag' den andern, willſt du mich erhalten,
Entſag' der Welt, haſt du mein Bild empfangen!

Das iſt kein Zagen jungfräulicher Scheue,
Nein, Launen ſind es, laß ſie endlich ſchwinden,
Sonſt trifft dich endlich ſelber bittre Reue!

Mit frevelm Spiele wirſt du nimmer binden
Mein unerfahrnes Herz, das ſo voll Treue,
Wie du wol ſchwer ein zweites möchteſt finden.

15.

Zu bald verlaſſ' ich dieſe Zauberkreiſe,
Nicht ohne Wünſche hab' ich ſie durchzogen;
Ich ſchwieg, wie hoch mein Herz dahingeflogen,
Nur meinem Lied vertraut' ich ſtill und leiſe.

Heil dir! O könnte deines Dichters Weiſe
Die Loſe lenken feſt und klar gepflogen,
Hoch in den Sternen überm Himmelsbogen,
Sie fielen dir, ſie fielen mir zum Preiſe!

Geſcheh' es nie; doch wenn dir einſt im Leben
Verwehn des Glaubens und der Liebe Lichter,
Dem Frauenherzen hold als Troſt gegeben,

Lies dieſe Lieder, die ich dir zu ſchlichter
Erinnrung gab. Ich würde freudig beben,
Wär dir's ein Troſt, daß dich geliebt ihr Dichter.

16.

Ach, fern von dir, iſt mir das Herz zerſchlagen,
Aus trüben Augen kann ich kaum mehr ſchauen,
Die Sonne blinkt ſo matt, die Lüfte grauen,
Und nebeldumpf dahin die Wolken jagen.

Die Vögel ſingen ſchmerzlich tiefe Klagen,
Braun ſtarrt der Berg und düſterfarb' die Auen,
Es ſchleicht der Fluß ſo klanglos durch die Gauen:
Mir dehnt ſich Stund' an Stund' zu langen Tagen!

Hinaus, mein Herz, zu hohen Bergeswegen! —
Ich ſchau' ins Land, wo ſich die Pfade breiten,
Zu dir, zu dir, dem liebſten Ort entgegen.

Ach, wie die Vögel ziehn, die Kähne gleiten,
Die Wolken ſich ob Berg und Wald bewegen:
Ich weine ſtill gedenkend alter Zeiten!

17.

Je mehr ich ſtrebe mich zu überwinden
In dieſer Liebe, ach, je mehr verſtricke
Ich mich hinein, je mehr ich dieſe Blicke
Vermeiden will, je mehr möcht' ich ſie finden.

All meine Hoffnungsſterne ſeh ich ſchwinden,
Und keine Tröſtung mehr, die mich erquicke!
Mir grollen ringsum dunkel die Geſchicke!
Wie ſoll die Anmuth ſich dem Gram verbinden?

Das iſt der Liebe wunderbares Weſen!
Wen ihr allmächt'ger ſcharfer Pfeil getroffen,
Der wird trotz allen Mitteln nicht geneſen.

Er kann nur einzig auf Erlöſung hoffen,
Wenn er der Liebe, die ihn hold erleſen,
Ans Herz ſich ſchmiegt, hingebend, warm und offen.

18.

Oft ſtürmt die Seele doch in lauten Klagen,
Sie bebt und zittert, ach, in wildem Bangen,
Daß dieſe Liebe, die mein Herz empfangen
Als reifen Samen, keine Frucht getragen.

Ich bin in dieſen buntgeſchmückten Tagen
Stets ſtolz und männlich meinen Weg gegangen,
Doch kann ich nicht mit Erdengütern prangen:
Was gelten Herzen, die für Schönheit ſchlagen?

O wag' es nur den Schleier aufzuheben,
Sieh eine Welt, die nur nach wilder neuer
Zerſtreuung ſucht, um raſch dahinzuleben;

Mir dient zum Troſt, daß immer ich mit treuer
Begeiſterung der Wahrheit war ergeben,
Treu hütend meiner Liebe heil'ges Feuer.

19.

Wie trag' ich dieſes Glück? Die Zeiten ließen
So ſchlimm ſich an. Wie heiter ſie ſich wenden!
Ich wähnte meine Treue zu verſchwenden,
Und meine Liebe freudelos zu ſchließen.

Und jetzt darf ich das höchſte Glück genießen.
An ihrer Bruſt beginnen und vollenden
Die Tage ſich; ich ſeh' von allen Enden
Den reichſten Segen in mein Leben fließen.

Wie das mir kam? Ich ſtand mit ihr alleine,
Wir wechſelten in langem Blick die Kunde
Von unſrer Liebe, und ſie war die meine.

Dann lag zu heißem Kuſſe Mund an Munde!
Sie floh hinweg, daß ſie im ſtillen weine!
Das war der Anfang zu dem ſchönſten Bunde.

20.

Du frageſt mich, warum die Töne ſchweigen,
Die unabläſſig ſonſt dem Geiſt entquollen?
Nichts hab' ich mehr zu wünſchen und zu wollen:
Das Glück, nach dem ich rang, iſt ganz mein eigen.

Am liebſten mag das Lied der Sehnſucht ſteigen
Aus Herzen, weichgeſtimmten, ſehnſuchtsvollen,
Aus Seelen, die verſchmäht in Kummer grollen;
Und Leid und Sehnſucht kann ich dir nicht zeigen.

Ich plaudre, tändle, herze, ſcherze, küſſe;
Du gibſt mir Antwort, Bruſt an Bruſt gedrungen:
Das ſind des Lebens lieblichſte Genüſſe.

Heil mir, daß ich der Einſamkeit entſprungen!
Mehr werth iſt mir, als alle Liedergüſſe,
Das kleinſte Wort, das deiner Lieb' entklungen!

21.

Ach alles, was du einſt mit mir gefühlet,
All' die Beſeligungen dieſer reichen
Und holden Liebe, hat mit allen Zeichen
Die Zeit von deiner Seele weggeſpület.

Dahin, dahin! So biſt du abgekühlet.
Dies Zittern, Beben im Vorüberſchleichen,
Dies plötzliche Erröthen und Erbleichen —
Ach, wie das alles noch im Herzen wühlet!

Mein Bildniß mochte immer dir entſchwinden;
Denn meinem Weſen iſt nicht eingeſchrieben
Reiz, Anmuth, Schönheit, Glück, um dich zu binden.

Doch Eins iſt immer ſchmerzhaft mir geblieben:
O weh, dir fehlt das ſchöne Nachempfinden
Für unſrer Jugend volles erſtes Lieben!

22.

Laß ruhn auf deinen Zügen meine langen
Sehnſücht'gen Blicke, wo einſt manche Stunde
Sie ruhten, als in ſel'gem Liebesbunde
Glückſelig Geiſt den Geiſt in ſich empfangen!

Laß ruhn den Blick auf deinen ſchönen Wangen,
Wo meine lagen, auf dem ſüßen Munde,
Wo meiner ſchwoll, in deiner Augen Grunde,
Wo Seele ſich an Seele feſtgehangen!

Ich wünſche nichts, als leis heraufzuſchwören
Die bleichen Schatten längſtvergangner Stunden;
Schmerzſel'ge Luſt will mich dazu bethören.

Ach, ich erlebe, was ich einſt empfunden:
Die alten Schwüre wähn' ich neu zu hören,
Und brennend bluten all die alten Wunden!

23.

O hadre nicht, wenn ich nach deinen Tritten
So wie vor Zeiten noch die meinen lenke,
Wenn ich in Flur und Gärten mich verſenke,
Die ich ſeit langen Tagen nicht durchſchritten;

Wenn ich vor deinem Hauſe oft inmitten
Der tiefen Nächte ſteh'! Daß ich dich kränke,
Geſchieht es nicht; und zürneſt du, bedenke,
Was ich um dich nicht alles ſchon gelitten!

Was geht's dich an! Du brauchſt nicht mehr zu lauſchen,
Du hörſt von mir nicht fürder Huldigungen,
Nicht Wünſche, Herz um Herz mit mir zu tauſchen.

Ich folge dir, um an Erinnerungen
Glückſel'ger Zeiten ſtill mich zu berauſchen;
Ach, ſtatt der Luſt hält Wehmuth mich umſchlungen!

24.

Es ſcheinet faſt, du haſt die Zeit vergeſſen,
Als wir uns ſuchten einſt an allen Tagen,
Bis wir nach langem Wunſch im Arm uns lagen,
Nach Willen uns zu küſſen und zu preſſen;

Als wir getrennt die Nächte ſtill geſeſſen
Bald voller Luſt und bald voll bittrer Klagen;
Bis du mich endlich zwangeſt zu entſagen,
War beides, Freud' und Kummer, unermeſſen.

O leugne nicht, daß Liebe das geweſen,
Was du mir weihteſt; menſchlich edle Einheit,
Sie ſchmückte dein jungfräulich keuſches Weſen.

Dich lockte, ach, des Glanzes eitle Kleinheit,
Als ſpäter du im Buch der Welt geleſen;
Die Liebe floh dir mit der Seele Reinheit.

25.

Als ſchönſtes liebſtes Bild muß ich dich nennen,
Das mir ins Leben fiel; du haſt vor allen
Dem jugendheitern Sinn voreinſt gefallen;
Du lehrteſt mich die ſüße Liebe kennen.

Und nimmer dacht' ich mich von dir zu trennen,
Als du erhöret meines Herzens Lallen:
Die Götterbilder in den Tempelhallen
Ich ſah ſie plötzlich ſtürzen und verbrennen.

Ich hab' dir froh geopfert all mein Leben;
Die heiligſten Gefühle und Gedanken,
Mein Sein war ganz dir ſelig hingegeben.

Ach, du vergaßeſt es! Dein leichtes Schwanken,
Es ließ ein Herz, — Gott mög' es dir vergeben! —
Das froh wie keines war, zum Tod erkranken.

26.

Es war zu jeder Zeit umſonſt mein Streben
Zu forſchen, ob aus innerm Seelendrange
Du mich verlaſſen, ob in hartem Zwange
Du fremder Ueberredung nachgegeben.

Doch kühn darf ſich das Wort zu dir erheben,
Daß du ein Herz verſchmäht vom reinſten Drange
Und einen Geiſt, dem auf des Lebens Gange
Die Schönheit und die Freiheit rechtes Leben.

Verwachte Nächte und verweinte Tage
Lag ich dem Gram in harten dürren Armen;
Ich litt um dich, wie nimmermehr ich's ſage.

Doch fleh' ich nicht um niedriges Erbarmen.
Einſt blüht der Geiſt aufs neu': durch Leid und Plage
Kann ja die reiche Seele nicht verarmen!

27.

Wer will verlorne Liebe nicht beklagen!
Ich ſag' es laut, ich mußte ſie beweinen,
Und doch will es mir oft als Glück erſcheinen,
Ach, unſrer Seelen zeitiges Entſagen.

Ich hätte mich zuletzt nach langen Tagen
In dir geirrt; anhangend nur dem Kleinen,
Dem Mittelmäß'gen mußteſt du erſcheinen,
Wo mir das Herz für Großes nur geſchlagen.

Jetzt glomm die Liebe nur für kurze Zeiten,
Doch Roſen glich ſie, hellen Lenzgeſchenken,
Die ſich durch liederreiche Gärten breiten.

Und will ich in Erinnrung mich verſenken,
So bleibet ſie, ſolang' mir Tage gleiten,
Dem Geiſt das wundervollſte Angedenken.

28.

Leb' wohl, leb' wohl auf alle Erdentage!
Ich will dich nun für ew'ge Zeiten meiden,
Erſtorben iſt die Liebe in uns beiden,
Wir ſind uns todt, und ich, mein Kind, entſage.

Nicht Liebeswünſche, Liebesluſt und Klage
Erklingt dir fürder; magſt du froh dich weiden
Am Leben, — Gott behüte dich vor Leiden! —
Ich thu' nach dir nun fürder keine Frage.

Doch weih' ich meine Bruſt noch zum Altare:
Du ſtehſt darin in jungfräulicher Reine,
Der Gürtel ſchmückt den Leib, der Kranz die Haare.

Ruh' keuſch und hell in dieſem feſten Schreine!
Als meiner erſten Liebe Bild bewahre
Ich dich in ewig heil'gem Glorienſcheine.

29.

Als ich dich liebte, liebteſt du nicht wieder:
Du ſahſt mich krank und ſiech, den Wunden, Armen,
Ach, ohne Mitgefühl und ohn' Erbarmen;
Da ſtarb mein Herz, es ſchweigen ſeine Lieder.

Zu einem andern flog mit Glanzgefieder
Dein junger Sinn; du hoffteſt zu erwarmen
In des Geliebten lebensvollen Armen,
Doch floh er dich und bog dein Leben nieder.

So ſehn wir wieder uns nach langen Tagen
Verhärmt, vergrämt; wir haben gleiche Leiden,
Ach, um verlorne Liebe nun getragen!

Es hat den andern keiner zu beneiden,
Wir ſehn verſöhnt uns an mit bangem Zagen:
O, ſchöne junge Liebe ſtarb uns beiden!

30.

So mußte dieſe Liebe denn entſchweben:
Im Wind zerſtoben iſt das ſel'ge Scherzen!
Die Sehnſucht todt! Ich zünde an die Kerzen:
Ich will das Leichentuch noch einmal heben.

Die Jugend hin, der beſte Theil vom Leben!
Zerriſſen, ach, der beſte Theil vom Herzen!
Einſt doppelt froh durch dich, dann voller Schmerzen!
Allein jetzt gilt es länger nicht zu beben.

Zum letzten mal red' ich von alten Tagen,
Nicht länger ſchwelg' ich in verrauſchten Wonnen,
Den Schmerz will ich mit Luſt nicht fürder tragen!

Leb' wohl, leb' wohl, zerronnen iſt zerronnen!
Der Jüngling iſt dahin, die Lieb' zerſchlagen;
Doch iſt die Freiheit und der Mann gewonnen!

Melodien.

Zerronnen.

Was half die Glut, was half der Duft
Der Roſen und der Nelken? —
Sie mußten in der Winterluft
Verwelken, ach, verwelken! —
Was half in Luft und Strauch und Baum
Der Vögel ſüßes Singen?
Die Liebe mußt' ein duft'ger Traum
Verklingen, ach, verklingen! —
Der Schönheit droht
Der Tod, der Tod, —
Ach, alles wird er zwingen!

Was halfen nun der jungen Bruſt
Der Liebe helle Wonnen? —
Längſt iſt der Blick' und Küſſe Luſt
Zerronnen, ach, zerronnen! —
Was half der Wort' und Schwüre Schaum
In ſeligem Umſchlingen?
Die Liebe mußt', ein duft'ger Traum,
Verklingen, ach, verklingen! —
Der Schönheit droht
Der Tod, der Tod, —
Ach, alles wird er zwingen!

Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein.

Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein,
Denn Liebe iſt zu groß, zu hehr:
Sie iſt ja wie der Himmel hoch,
Tief wie das tiefe Meer!

Der Bruſt entquillt ſie froh und frei,
Sie leuchtet drin mit Himmelsglanz,
Sie will nicht Gold und Edelſtein,
Nein, Liebe voll und ganz.

In ihrem träumeriſchen Reich
Trug ich der Krone dunkeln Schein,
War ich ein König, mächtig, ſtolz,
Ein König, mein und dein.

Doch warſt im goldnen Zauberland
Du nicht die milde Königin:
Um Liebe haſt du nicht geliebt,
Ich weiß nicht deinen Sinn.

Ich weiß nicht deinen ſtolzen Sinn
Und reiß' mich blut'gen Herzens los. —
Nimm, liebeleere Nacht, mich auf,
Unheimlich, düſter, groß!

Doch fern vereinſamt, wie ich bin,
Ich glüh' in eigner Liebe Licht,
Ein König bleib' ich auch allein,
Und Könige betteln nicht.

Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein,
Denn Liebe iſt zu groß, zu hehr;
Sie iſt ja wie der Himmel hoch,
Tief wie das tiefe Meer!

Es kam die Zeit.

Weh, daß mir goldne Morgenpracht
Im Lenz der Jugend hell geglüht,
Daß mir Natur ſo hold gelacht
Mit Klang und Duft in mein Gemüth,
Daß ich dem Freund in ſtiller Luſt
Die Hand gedrückt zu ew'gem Bund,
Daß ich geruht an liebſter Bruſt,
Daß ich geküßt den ſchönſten Mund!

Weh, daß wohin ich muthig ſchoß,
Und friſch des Lebens Feld durchjagt,
Die Blüte brach, die Frucht genoß,
Wie es dem jungen Sinn behagt!
Es kam die Zeit, die böſe Zeit,
Wo ich entſagen muß in Schmerz:
Die ſüßen Träume liegen weit,
Die Welt iſt leer und todt das Herz!

Weh, daß das Daſein nicht zerbricht,
Gleich einem Tag voll Tropenpracht:
Erſt plötzlich Farbe, Glut und Licht,
Dann plötzlich dunkle Sternennacht!
Wenn Jugend, Luſt und Lieb' uns ſtirbt,
Dann hat das Leben nichts als Noth.
Glückſelig jeder, der erwirbt
In freud'ger Jugend friſchen Tod!

Verrath.

Du haſt an der Liebe Verrath geübt!
Und weißt du, was du gethan?
O, Himmel und Erde haſt du betrübt,
Und die Rache wird dir nahn!

Dann ſchauſt du mit deinen Augen nicht mehr,
Wie die Sonne herrlich lacht,
Wie Berg und Strom ſo weit und hehr,
Wie lockend der Thäler Pracht!

Am Veilchenduft iſt die Luſt dir vergällt,
An der Roſen rothem Schein,
Du ſiehſt die ſchlanken Lilien entſtellt;
Natur iſt für dich zu rein.

Es ſtört dir den Schlaf des Sproſſers Sang,
Der durch die Nachtluft klingt,
Dieweil der herzlich treue Klang
Deine Untreu' ins Herz dir ſingt.

Und, ach, das reinſte Menſchengeſicht,
Du hältſt es für falſch und ſchlecht.
O üb' an dir das ſtrenge Gericht,
Du übſt es an dir mit Recht!

Ach Gott, als der letzte Frühling ſchied,
Da warſt du mir gut und treu,
Und jetzt — weh dem, der die Liebe verrieth! —
Einſt nagt dir am Herzen die Reu'!

Krank.

Wir ſind bleich und krank geworden,
Seit wir ſo geſchieden leben;
Im Begegnen ſehn wir ſeitwärts,
Wagen nicht das Haupt zu heben.

Aber treffen ſich die Blicke,
Ach, da glühn uns Aug' und Wangen,
Wie in jenen ſchönen Zeiten,
Als wir liebend uns umfangen.

In der Glut, ach, ſcheint nur wieder
Alte längſtverlorne Liebe:
Aus dem Herzen in das Antlitz
Steiget ſie geſpenſtiſch trübe.

Ob ſie meiner noch gedenket?

Ob ſie meiner noch gedenket,
Wie es nachts vor Zeit geſchehen,
Nun ich fahre gramverſenket
Durch die Länder, durch die Seeen?
Ob ſie meiner noch gedenket?

Ob ſie noch die Lampe zündet,
Meinen Leuchtthurm an den Scheiben,
Der im Dunkel mir verkündet,
Daß ich kommen ſollt' und bleiben?
Ob ſie noch die Lampe zündet?

Ob ſie noch die Weiſen ſinget
In dem Mondenſchein zur Laute,
Daß das Thal von Liedern klinget,
Die der Freund ihr einſt vertraute?
Ob ſie noch die Weiſen ſinget?

Du liebſt nicht mehr, mein Herz.

Leiſe wandelt die Sternennacht
Durch das gewalt'ge Himmelszelt,
Träumeriſch ſchifft der Mond und wacht
Ueber der dunkeln Welt;
Ein Friedensengel zieht umher,
Gießt Schlummer erdenwärts,
Ich ziehe ruhlos, ſtumm und ſchwer:
Du liebſt nicht mehr, mein Herz!

Oed' und verlaſſen ſteht das Haus,
Fröhlich wallte dort Licht und Duft,
Keine Muſik mehr haucht es aus
In die balſamiſche Luft;
Sie lacht' und ſang, jetzt alles leer,
Verrauſchet Spiel und Scherz.
Ich ziehe ruhlos, ſtumm und ſchwer:
Du liebſt nicht mehr, mein Herz!

Unten da blüht die Linde reich,
Aber ich lehne mich nicht mehr dran,
Und mein Geſang, ſo ſehnſuchtsweich,
Ziehet nicht mehr zum Altan.
Ich ward verſchmäht! Was will ich mehr,
Als ſchwelgen tief im Schmerz?
Ich ziehe ruhlos, ſtumm und ſchwer:
Du liebſt nicht mehr, mein Herz!

Fahre wohl.

Fahre wohl, du lieblich Kind,
Lieblich aber lieb nicht mehr!
All' die Treu' iſt in den Wind,
Und mein Herz iſt mir ſo ſchwer!

Deiner Rede wunderbar
Hab' ich allzu raſch getraut,
Und die Stirne, hell und klar,
Voll Entzücken angeſchaut.

Ach, dein tiefes Auge glüht
Noch wie ſelig Sternenlicht,
Und die Scham ſo ſüß erblüht
Schwand von deinen Wangen nicht.

Nur dein Herz, es war dein Herz,
Wo die Falſchheit glüh gelobt.
Lieb', o Lieb' iſt allerwärts,
Mir im Herzen iſt ſie todt.

Fahre wohl, du lieblich Kind,
Lieblich aber lieb nicht mehr!
All die Treu' iſt in den Wind,
Und mein Herz iſt mir ſo ſchwer!

Dahin.

Was hat die rothen Roſen
So welk gemacht?
Das that des Sturmes Toſen
In kalter Nacht!

Was ich ſo ſcheu, verblödet,
Verdüſtert bin?
Mir hat das Herz verödet
Dein ſchroffer Sinn!

Ueber Nacht.

Wie hat noch geſtern in fröhlichem Schein
Der Himmel gefunkelt, die Erde gelacht!
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Hat Himmel und Erde düſter gemacht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Hat Himmel und Erde düſter gemacht.

An der Linde geſtern nannt' ich ſie mein,
Wir ruhten umſchlungen, vom Baum überdacht!
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Heut' hab' ich die Stunden mit Warten verbracht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Heut' hab' ich die Stunden mit Warten verbracht.

Ich gab ihr geſtern die Roſe rein,
Sie ward von Düften und Farben entfacht;
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Heut' find' ich Dornen ſtatt blühender Pracht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Heut' find' ich Dornen ſtatt blühender Pracht.

O geſtern die Schwüre: du mein, ich dein!
Ich glaubt' an der Treue ewige Macht!
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Vorbei! — O nimm dich vor Liebe in Acht!
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Vorbei! — O nimm dich vor Liebe in Acht!

Komm, ruh' an meinem Buſen aus.

Wenn jemals du im Unglück weinſt,
Komm, ruh' an meinem Buſen aus;
Wenn du dich je verloren meinſt,
Iſt meine Bruſt dein Heimathaus!

Hier triffſt du noch den Sonnenſchein,
Den keine Wolke dir entzieht:
Dein Hand und Herz, getreu und rein,
Bis mir der letzte Athem flieht!

Was wär' die Liebe auch, mein Herz,
Blieb ihr nicht treu der heil'ge Gott,
Hielt ſie nicht feſt in Luſt und Schmerz,
Trüg' ſie nicht ſiegreich Ruhm und Spott?

Ich weiß es nicht — was liegt auch dran —
Ob du mich kalt verrathen haſt!
Das weiß ich nur, dich bet' ich an,
Doch niemals werd ich dir zur Laſt!

Ich weiß, daß meine Liebe ſiegt,
Denn ſie iſt heilig und gefeit;
Ob nie mein Herz an deinem liegt,
Sie ſieget über Raum und Zeit.

Wenn jemals du im Unglück weinſt,
Komm, ruh' an meinem Buſen aus;
Wenn du dich je verloren meinſt,
Iſt meine Bruſt dein Heimathaus!

Raſtlos.

Ich ruh' nicht in den Nächten,
Ich ruh' nicht an den Tagen;
Es treibt mich ohne Raſten,
Durch Berg und Thal zu jagen.

Da ſeh' ich ſchwarze Wolken
Wild durch die Lüfte fliegen,
Da ſeh' ich die dunkeln Lande
Geſpenſtiſch verworren liegen.

Da hör' ich der Vögel Lieder
Schmerzlich und ſchreiend ſchallen,
Da ſeh' ich Trauerblumen
Von blühenden Bäumen fallen.

Und düſtre Schattengeſtalten
Verfolgen mich durch die Räume,
Wahnſinnig machen den Kopf mir
Verwilderte wüſte Träume.

O könnt' ich noch einmal ſehen
Die tiefen frommen Augen,
Und Frieden, Seligkeit, Segen
Aus ihrem Himmel ſaugen!

Verlorene Liebe.

Ich kann es dir nicht ſagen,
Wie ſo verloren ich bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen iſt mein Sinn:
Ich ſchleiche ſo krank und trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Am blauen Himmel ziehen
Die Wolken luſtig hin,
Im Feld die Bäume blühen,
Die Saaten grünen drin;
Ich ſchau' hinaus ſo trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Die Lüfte füllt ein Klingen,
Die Vöglein jubeln drin,
Blühende Jungfraun ſingen
Durch helle Gärten hin;
Ich lauſche hinaus ſo trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

O Lenz, dich grüßt das Leben
Durch Erd' und Himmel hin.
Was ſoll ich Armer geben?
Der Schmerz iſt mein Gewinn:
Ich traure krank und trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Ich kann es dir nicht ſagen,
Wie ſo verloren ich bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen iſt mein Sinn:
Ich bin ſo krank und trübe,
Dahin iſt meine Liebe,
Mein Leben iſt dahin!

Die Heide iſt braun.

Die Heide iſt braun, einſt blühte ſie roth,
Die Birke iſt kahl, grün war einſt ihr Kleid; —
Einſt ging ich zu zwein, jetzt geh' ich allein, —
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!
O weh, o weh,
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!

Der Fink iſt verſtummt, einſt ſang er ſo hell,
Die Nachtigall ſchlug, jetzt ſchweiget ſie müd; —
Einſt ſang ich zu zwein, jetzt ſing ich allein
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied.
O weh, o weh,
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied!

Einſt blühten die Roſen, jetzt welkten ſie all',
Voll Duft war das Kraut, jetzt zog er heraus; —
Einſt pflückt' ich zu zwein, jetzt pflück' ich allein,
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß.
O weh, o weh,
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß!

Die Welt iſt ſo öd', einſt war ſie ſo ſchön,
Einſt war ich ſo reich, jetzt bin ich voll Noth; —
Einſt ging ich zu zwein, jetzt geh' ich allein; —
Mein Lieb iſt falſch, o wäre ich todt!
O weh, o weh,
Mein Lieb iſt falſch, o wäre ich todt!

Wilder Ritt.

O könnt' ich einmal dich als Roß,
Du goldne Sonne, reiten,
Und dürften dann als ſchwarzer Troß
Die Wolken uns begleiten!

Und möchte hinter uns der Nord
Die wilde Peitſche knallen,
Und ließ er, ging es ſtürmend fort,
Das laute Horn erſchallen!

Ha, in dem Saus, ha, in dem Braus,
Im Klang der mächt'gen Lieder,
Zög' in des Meeres goldnes Haus
Ich jubelnd mit dir nieder.

Gleich dir, ſo wollt' ich baden mich,
In tiefſter Fluten Kühle,
Gleich dir, wollt' ich entladen mich
Der dumpfen Erdenſchwüle.

Und ſtiegen wir im Oſt empor
In frühen Morgenſtunden,
Wär' frei das Aug' vom düſtern Flor,
Heil wär' das Herz der Wunden.

Fern.

Ich werde bald dir ferne ſein,
Ferner als fern geſchieden,
Dann winkt mein Bild dir traurig rein
Aus ſtillem Grabesfrieden.

Es mahnt dich wie in Nächten weit
Das ſanfte Licht der Sterne,
Dann tröſtlich mildert die wandernde Zeit
Und freundlich heiligt die Ferne.

Im Waldthal.

Welch öd Revier, verwildert, ſchön,
Von Schilf und Ried durchſproſſen,
Umkränzt von ſchwarzen Waldeshöhn,
Vom Bergfluß jäh durchfloſſen!

Unheimlich ſteigt die Nacht herauf,
Die grauen Nebel wallen,
Der Strom in einſam ſtillem Lauf
Fängt lauter an zu ſchallen.

Dazwiſchen tönt des Wildhuhns Schrei,
Wo es im Neſt gebrütet —
Verſprengt die Kett' — es lockt herbei,
Daß es die Jungen hütet.

Und ſicher iſt es, daß ſie all'
Auf ſeinen Ruf erſcheinen.
O könnte meiner Stimme Schall
So, was ich lieb', vereinen!

Stilles Wähnen.

Stilles Wähnen, ſüßes Wähnen,
Daß ſo hold die Blumen ſprießen,
Ach, von meinen heißen Thränen,
Die auf deinem Grabe fließen,
Daß mit deiner Blicke Sehnen
Mich die Blumenaugen grüßen! —
Stilles Wähnen, ſüßes Wähnen!

Weit weg!

Wir wuchſen in demſelben Thal,
Wir wohnten nahe Haus bei Haus,
Wir ſuchten uns viel tauſendmal
Und fanden uns Tag ein, Tag aus.

Gebet und Märchen, Lied und Spiel,
Das alles lernten wir vereint;
Wir lachten und wir jauchzten viel,
Und haben oft auch ſtill geweint.

Ich wuchs zum Jüngling, du zur Maid,
Wir träumten noch denſelben Traum,
Und ſuchten treu wie allezeit
Den Sitz am alten Lindenbaum.

Dort ruhten wir am Abend oft,
So voll, ſo warm, ſo reich die Bruſt!
Wie ward geahnt, wie ward gehofft
In flüſternd liebeſel'ger Luſt!

Wir wurden dennoch liebemüd',
Weit zogſt du weg, weit ging ich fort:
O du verglüheſt tief im Süd,
Und ich vereiſe hoch im Nord!

Was hat gebannt uns Land von Land? —
Wir wiſſen's nicht und glühn vor Scham —
Du fehleſt mir, ich fehle dir,
Und beide welken wir vor Gram!

Ach, weil du mir verloren biſt.

Nicht an die Orte taugt mein Sinn,
Wo friſch im Lenz die Jugend ſchwärmt,
Ich zieh' durch ſtille Gärten hin,
In jungen Jahren, alt, verhärmt;
Ich trink' im Lenz den Thränenwein,
Der Frühling iſt mir Winterzeit,
Als Gäſte ruf' ich mir herein
Die Schatten der Vergangenheit.

Wie duftig rings die Kräuter blühn!
Ach, alle wecken Pein und Noth!
An Freunde mahnt das Immergrün —
Die einen falſch, die andern todt! —
Die Roſe ſpricht mit dunkler Glut,
Daß längſt die Lieb' erloſchen iſt;
Die Myrte trübt mir ganz den Muth,
Ach, weil du mir verloren biſt!

Vergangen.

Blütenweiß beſtreuet ſchaute
Durch das Fenſter ich die Länder,
Drüber hell der Himmel blaute. —
Sind's des Frühlings Blütenbänder? —
Ach ein Reif war's, in der Sonne
Warmem Strahl iſt er verſchwommen,
Und beklommen
Dacht' ich an vergangnen Frühlings Wonne.

Schöne Zeiten ſtiegen nieder:
Helle Blicke, heiße Küſſe!
Ruhten ſüß umſchlungen wieder! —
Sind's der alten Liebe Grüße? —
Ach, ein Traum war's, den der Sonne
Früher Strahl hinweggenommen,
Und beklommen
Dacht' ich an vergangner Liebe Wonne.

Allein.

Ich zieh' ſo allein
In den Wald hinein. —
O ſieh, zwei Falter fliegen,
Sie tummeln ſich durch die Luft,
Und wenn ſie ruhen, da wiegen
Sie ſich in der Blumen Duft. —
Und ich — ich bin ſo allein
Voll Pein!

Ich zieh' ſo allein
In den Wald hinein. —
O ſieh, zwei Vöglein erſchrocken
Entſtieben dem warmen Neſt,
Doch ſingen und ſuchen und locken
Sie hoch ſich im Geäſt. —
Und ich — ich bin ſo allein
Voll Pein!

Ich zieh' ſo allein
In den Wald hinein. —
O ſieh, zwei Rehe ziehen
An der grünen Halde zumal,
Und wie ſie mich ſehen, fliehen
Sie fern in Berg und Thal. —
Und ich — ich bin ſo allein
Voll Pein!

Verrauſcht.

Ach, als mich band der Schönheit Macht
Vor Zeit in Luſt und Schmerz,
Das war ein Glück, als Tag und Nacht
Ich dein gedacht, mein Herz!
Ich nippte ſchon in Seligkeit
Manch ſüßer Stunden Schaum,
Doch war des Lebens hellſte Zeit
Der erſten Liebe Traum!

Als ich dich ſah, ich ſtand berauſcht
Wie unterm Maienbaum,
Wo man des Frühlings Klängen lauſcht,
Bedeckt von Blütenflaum.
Dein tiefer Blick, dein weiches Wort,
Noch iſt's mein Lebensglück;
Ich gäb' um goldnen Zauberhort
Die Stunden nicht zurück.

Das war ein Glück, als in die Bruſt
Ich dir ein Nachtlied ſang,
Erröthend bebteſt du vor Luſt,
Als drin dein Name klang.
Mein Lied tönt beſſer jetzt gereiht,
Dem Hörer mehr zum Dank,
Ich bin nach Liedern alter Zeit,
Nach junger Liebe krank.

Vielleicht ruft mich zum goldnen Tiſch
Einſt lächelnd das Geſchick,
Luſt, Ehre, Ruhm credenzt es friſch
Mir bald mit heiterm Blick;
Zurück ſchau' ich ſehnſüchtig weit
Nach ferner Jugend Saum:
Mir war des Lebens hellſte Zeit
Der erſten Liebe Traum!

Ehedem.

Das iſt die Stadt, ſo wie vor Zeit
Ich ſie zurückgelaſſen:
So lagen rings in Dunkelheit
Die hohen Giebelgaſſen,
So ragte dort in ernſter Pracht
Der Dom zum Himmelsbogen,
So kam die weiche Sommernacht
Auf linder Luft gezogen.

So quoll der Roſenduft, ein Meer,
Von Mädchenfenſtern nieder,
So ſangen von den Gärten her
Die Nachtigallenlieder,
So hat vom Markte nimmermüd'
Der Brunnen einſt gerauſchet,
So klang das Lied, das ſüße Lied,
Dem fern ich oft gelauſchet.

Daſſelbe Bild! — doch in die Bruſt
Zieht es nicht wie vor Jahren,
Als ich voll Jugendmuth und Luſt
Ins Leben bin gefahren.
Dahin iſt meiner Tage Stern,
Jugend und Lieb' vergeben!
Mir lieget fremd und kalt und fern
All dieſes junge Leben.

Alte Zeiten.

Ach, wenn du durch die fremden Scharen gehſt,
Wie traurig iſt's, daß du alleine ſtehſt!
Du fühlſt, die Jugendwunder ſind vergangen!
Die treuen Augen, die dich einſt beglückt,
Die ſüßen Stimmen alle, die dich entzückt,
Sie ſind dir fern, das Grab hält ſie umfangen.

Ziehn ſchönere Geſtalten auch vorbei,
Du kennſt ſie nicht, dir iſt es einerlei,
Ihr ſonnig Lächeln macht dein Herz nicht pochen;
Ihr ſprühnder Blick brennt andre Seelen wund,
Zu andern Ohren ſingt ihr blühnder Mund;
Du aber fühleſt doppelt dich gebrochen.

Und wenn auch einer freundlich zu dir ſpricht,
Die alten guten Herzen ſind es nicht,
Die einſt du ſahſt mit dir ins Leben ſteigen.
Oft klingt ein Seufzer klagend aus der Bruſt,
Du fragſt: Wo ſind ſie, Freunde, Jugend, Luſt? —
All deine Antwort iſt ein dumpfes Schweigen!

Und zaubert Bilder auch die Phantaſie,
Die kalten Schatten, ach, belebt ſie nie,
Du ſtarrſt auf todte Lippen, Augen, Wangen;
Kein Segensſpruch ertönt dir, wie du flehſt!
Wie traurig iſt's, daß du alleine ſtehſt:
Du fühlſt, die Jugendwunder ſind vergangen!

Laß welken.

Du pflückſt die Blätter ab dem Roſenſtrauch,
Daß er noch einmal blüh' im Herbſteshauch;
In Sturm und Wind, weck' nicht die Blumen, Kind,
Wenn ihre Schweſtern all' geſtorben ſind!
Laß welken, laß welken!

Zerſtöre nicht der Lieb' Erinnerung,
Daß neue Lieb' im Herzen werde jung!
Sie blüht nicht hell in Wintertagen, Kind,
Wenn ſtumm die Vögel, dürr die Bäume ſind.
Laß welken, laß welken!

Auf der Heide.

Ueber die Heide brauſet mein Roß,
Ich geb' ihm Zügel und Sporen. —
Wohin? — Ein heimatsloſer Genoß
Hab' ich mein Ziel verloren!

Ueber mir ſchwirrt mit ängſtlichem Schrei
Ein Vogel durch trübe Lüfte. —
Wohin? — Längſt zogen die andern vorbei,
Er ſucht ſie durch Wald und Klüfte.

Drüben ein Hirſch das Kraut durchrennt,
Er ſteht, er wittert, er ſchwindet. —
Wohin? — Er forſcht von der Heerde getrennt,
Daß er im Nebel ſie findet.

Ueber die Heide brauſet mein Roß,
Ich gebe ihm Zügel und Sporen. —
Wohin? — Wann find' ich trüber Genoß,
Was alles ich längſt verloren?

Verhärtet.

Stets ſei dein Wort ſo hold und gut,
So huldreich mild ſei ſtets dein Blick!
Doch, ach, wird dieſe reine Glut
Jemals erleichtern mein Geſchick?

Die Seel' iſt todt; des Frühlings Luſt,
Der Sonnenſtrahl, das Blütenmeer,
Und all der balſamvolle Duft,
Mir trifft er längſt das Herz nicht mehr!

Ach, ſelbſt ein Menſchenangeſicht
Voll Jugend, Liebe, Wonn' und Glück,
Bringt meinem dunklen Herzen nicht
Den hellen Jugendmuth zurück.

Ich ſeh' die Welt ſo todt und leer,
Das Leben duft- und farbenlos,
Der Geiſt iſt mir ein Wüſtenmeer,
Dem Sonnenbrand und Sturme bloß.

Ach, Herz und Sinn hat ausgeſtrebt,
Ich weiß nicht mehr von Haß und Huld,
Ich hab' mein Leben all verlebt;
Das iſt verlorne Liebe ſchuld!

O folterte ſie noch das Herz
Mit ſtillem Gram, mit tiefer Pein!
Ich wollte jubeln; denn wo Schmerz,
Da tritt auch noch die Luſt herein.

Doch, ach, es ſchaut Erinnerung
Und Zukunft dumpf und ſchwer mich an,
Ich wandle, bin ich auch noch jung,
Alt, öd' und kalt ſchon meine Bahn.

O dieſe Kälte! welch ein Los!
Sie iſt ein Fluch, ſo laſtend ſchwer;
Ich ziehe ruh- und hoffnungslos
Durchs Leben hin, ein Ahasver.

Stets ſei dein Wort ſo hold und gut,
So huldreich mild ſei ſtets dein Blick!
Doch, ach, wird dieſe reine Glut
Jemals erleichtern mein Geſchick?

Ich liebe dich noch immer.

Ich liebe dich noch immer
Wie einen hellen Traum,
Wie duft'gen Abendſchimmer
Am fernen Himmelsſaum.

Dein Bild in meinem Herzen
Der Wolke gleicht es dort,
Die lauen Winde ſcherzen
Sie leis im Aether fort.

Dein denken iſt mir labend
Wie ſüßer Roſenduft,
Der voll am Sommerabend
Durchweht die warme Luft.

Von dir zu reden, klinget
Mir wie ein ſüßes Lied,
Das durch die Thäler ſinget
Und fern am Wald verzieht.

Ich liebe dich noch immer
Wie einen hellen Traum,
Wie duft'gen Abendſchimmer
Am fernen Himmelsſaum.

Von den Fiſcherkindern.

Haſt du von den Fiſcherkindern
Das alte Märchen vernommen,
Die auf dem ſchwanken Kahne
Allein ins Meer geſchwommen?

Sie pflückten ſich Waſſerroſen,
Sie ſangen der Lieder viele,
Sie herzten und küßten einander
In ſüßem Wechſelſpiele.

Sie haben den Strand verloren,
Als ſich der Tag entſchwungen,
Sie kehrten nimmer wieder;
Die Namen ſind verklungen. —

Und weißt du: wir ſind die Kinder,
Die Maid du, ich der Knabe;
Das Meer iſt unſre Liebe,
Die ward uns längſt zum Grabe.

Vor einer Nachtviole.

Ach, eine dunkle Blume iſt mein Herz!
Gleich der Viol' in ſtiller Sommernacht
Erſchließet es des Kelches trübe Pracht,
Und hauchet aus der Düfte Balſamſchmerz.

Und jubelt morgens Berg und Wald und Au',
Da ſteht es ſtill und träumt in ſich hinein,
Und tief darin bricht ſich der Morgenſchein
In Thränen, meiner dunkeln Blume Thau.

Nachwehen.

O nimmer vergeſſ' ich den ſonnigen Tag,
Als ich an deinem Buſen gelacht;
Als ich dir am pochenden Herzen lag,
O nimmer vergeſſ' ich die heiße Nacht!

Dein Auge ſtrahlte ſo ſicher und warm
Wie Sonnenlicht in den Nebeltraum,
Und es umrankte mich feſt dein Arm,
Wie liebende Reben den Ulmenbaum.

Dein Wort, es rauſchte mächtig und wild
In meine junge begeiſterte Bruſt:
Du ſchönes köſtliches Menſchenbild,
Du gabſt mir die erſte unendliche Luſt!

Doch was du mir gabſt, du haſt es zerſtört!
O daß ich gefallen in deine Haft!
Du haſt mich zum wilden Wahnſinn bethört,
Du Weib, ſo mächtig und zauberhaft!

Und immer noch denk' ich an dich zurück,
Berauſcht von Liebe, durchzuckt von Haß;
Du biſt mein Unheil, du biſt mein Glück!
So folgt mir dein Bild ohn' Unterlaß!

O nimmer vergeſſ' ich den ſonnigen Tag,
Da ich an deinem Buſen gelacht;
Als ich dir am pochenden Herzen lag,
O nimmer vergeſſ' ich die heiße Nacht!

Weit, ach weit!

Ein Heil kamſt du gezogen
In meine trübe Welt,
Du warſt mein Regenbogen
Auf dunkelm Himmelszelt. —
Ach Gott, daß dieſes Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die ſüße Zeit
Weit, ach, weit!

Du wareſt mir der Morgen
Nach wilder Wetternacht,
Du haſt mein Herz geborgen
In deiner Sonnenpracht. —
Ach Gott, daß dieſes Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die ſüße Zeit
Weit, ach, weit!

Ein Wort aus Himmelshöhen
Warſt du mir wunderbar;
All Wirrſal mußt' vergehen,
Mein Geiſt ward froh und klar. —
Ach Gott, daß dieſes Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die ſüße Zeit
Weit, ach, weit!

Ich denk' an dich noch immer
Gleichwie an all mein Glück;
Die Zeiten bringen's nimmer,
Ach, nimmermehr zurück! —
Ach Gott, daß dieſes Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die ſüße Zeit
Weit, ach, weit!

Aufſchrei.

In ſchwarzen Föhrenhallen
Zieh' ich durch wild Geſtein;
Die grauen Nebel wallen,
Die Regenſchauer gießen,
Die Bäche voller fließen,
Die Waſſerfälle ſchrein.

Es iſt ſo finſter ſchaurig
In dieſer engen Schluft,
Die Stimme rings wie traurig!
Angſtlaute allwärts klingen,
Ich kann es nicht mehr zwingen
Und ſchreie laut nach Luft!

Die Todtenſtadt.

Ich zieh' auf Heiden öd' und leer,
Im Weſten glüht das Abendroth,
Drein baun von Wolken dumpf und ſchwer
Sich Thürm' und Zinnen ſchwarz und todt.

Mir iſt das Herz ſo müd' von Qual,
Ich bin der alten Pein ſo ſatt:
O könnt' ich ziehen übers Thal
In jene dunkle Todtenſtadt!

Wieder grünen dieſe Thale.

Wieder grünen dieſe Thale,
Ach, als wäre nichts geſchehen;
Muß ich nicht im Maienſtrahle
Einſam zwiſchen Wundern gehen?

Bunte Frühlingsvögel tauſchen
Schmetternd ihre wilden Lieder;
Ach, ich zieh' mit ihr zu lauſchen,
Nicht mehr ſelig auf und nieder.

Blütenbäume ſtreuen Flocken,
Auen duften, Wieſen glänzen;
Doch ich darf die blonden Locken
Ihr nicht mehr mit Blumen kränzen.

Volle Waſſerfälle ſchäumen
Stets noch zwiſchen Fels und Rüſtern,
Nicht mehr hör' ich an den Bäumen
Ihre ſüße Stimme flüſtern.

Weh, verrauſcht ſind Küſſ' und Gluten,
Hin der holden Liebe Schimmer!
Hingeſtrömt, wie dieſe Fluten
Nimmer kehren, kehrt ſie nimmer!

Ach, was zeigſt du deine Schätze,
Frühling, einem Geiſt voll Schmerzen?
Oede ſind die ſchönſten Plätze
Einem öden wunden Herzen!

O du liegſt ſo weit.

O du ſüße Zeit,
Junger Liebe Glück,
O du liegſt ſo weit,
Kehrſt nie zurück!

O wie ſchnell erſteht
Der Blumen Duft!
O wie ſchnell verweht
Ihn die leiſe Luft!

O wie ſüß erklingt
Ein Liebeslied!
O wie leicht beſchwingt
Es wieder flieht!

O wie hold beglückt
Ein heller Traum!
O wie ſchnell entrückt
Seiner Bilder Schaum!

O die Knoſpe blüht!
Und ein Augenblick,
Dann iſt verglüht
Ihr Lenzgeſchick.

O du ſüße Zeit,
Junger Liebe Glück!
O du liegſt ſo weit,
Kehrſt nie zurück!

Der Herbſt brauſt über die Erde.

Als der Frühling die Kränze um Baum und Strauch
So friſch und grün geſchlungen,
Da gingen wir durch den Maienhauch,
Recht Herz an Herz gedrungen.
Jetzt geh' ich hier, jetzt gehſt du dort,
Und die Blätter fallen welk und verdorrt,
Und der Herbſt brauſt über die Erde.

Als der Frühling erweckt den Vogelſchwarm,
Zu ſingen die ſchönen Lieder,
Da klang unſer Wort ſo voll und warm
Von Herzen zu Herzen wieder.
Jetzt geh' ich hier, jetzt gehſt du dort,
Und die Sänger ſind über die Berge fort,
Und der Herbſt brauſt über die Erde.

Sühne.

Wenn ausgepocht dies müde Herz
Und tief im kühlen Raſen ruht,
Dann faßt dich doch vielleicht ein Schmerz,
Daß ihm entfloh die heiße Glut;
Du denkſt der Zeit, wo du als Stern
Erleuchtet ſeine Dunkelheit
Und in des Lebens Wüſten fern
Ihm gabſt ein freundliches Geleit.

Und dein erweichtes Herz durchklingt
Ein Lied, das einſt der Freund dir ſang;
Drin hörſt du, wie geſangbeſchwingt
Sein junger Geiſt nur dich umſchlang,
Wie kein Gebet der Lipp' entquoll,
Das nicht zuerſt für dich gefleht,
Und wie ſein Segen liebevoll
Für alle Zukunft dich umweht.

Und du verzeihſt, was ſtürmiſch einſt,
Was thöricht jung ich all geirrt;
Ich ſeh' die Thräne, die du weinſt,
Die meine Fehler löſen wird.
Verklärt in mildem Lichte ſchwebt
Mein ſtilles Bild vor deinem Sinn:
Du fühlſt, daß, wie ich dir gelebt,
Voll Treu' ich dir geſtorben bin!

Im Hochgebirg.

Stets weiter wird die Einſamkeit,
Je höher ich zum Gipfel ſtrebe,
Kein grünes Pflänzchen mehr gedeiht,
Hier wächſt nur noch des Steins Gewebe.
So wird das Daſein hart,
Kalt, öde und erſtarrt,
Je länger ich das Daſein lebe.

Stets dämmerhafter liegt zurück,
Schau' ich mich um, die weite Ferne:
Ich forſche wol nach Luſt und Glück,
Ich ſuch' der Jugend helle Sterne.
O wie das blaſſer blinkt!
O wie das troſtlos ſinkt!
Hilf Muth, daß ich das Altern lerne!

Du biſt ſo ſchroff.

Das ſoll dieſelbe Liebe ſein,
Die einſt dein Mund mir ſchwor?
O ſprich mir nicht von Maienſchein,
Wenn hart die Erde fror!

Sonſt warſt du doch ſo mild und gut,
Jetzt biſt du ſchroff und ſcharf!
Denk, daß der Veſtaflamme Glut
Getreuer Hut bedarf!

Was heilig iſt, das duldet nicht
So kalten Hohn und Spott;
Die Lieb' iſt himmliſch Gotteslicht,
Und heilig ſchuf ſie Gott.

Und wer ſie pflegt, ſei er auch ſchwach,
Ihm heget niemand Groll:
Man ſieht ihm Fehl und Mängel nach,
Weil er des Gottes voll!

Mit Nachſicht leitet man ein Herz,
Ob tauſendfach es fehlt,
Und nicht, wenn man mit Gram und Schmerz
Es peinigt und entſeelt.

Du biſt ſo ſchroff, du biſt ſo kalt,
Ich hadre dennoch nicht,
Ich weiß nur, daß mir öd' und alt
Das Herz im Herzen bricht.

Todt iſt mir das Glück.

Herrlich, hohe Sommerzeit,
Kamſt du letztes Jahr,
Da ich voller Seligkeit
Liebestrunken war.

O wie hat der Lindenduft
Süß mein Herz berauſcht,
Als wir durch die Abendluft
Schwur und Kuß getauſcht!

Stilles keuſches Mondeslicht,
Sang der Nachtigall —
Doch ich ſah und hörte nicht —
Sie — ſie war mein All! —

Ach, es ging ſo zauberſchwül
Ueber Teich und Land —
Herz und Herz — doch ein Gefühl —
Flammend wilder Brand!

Das iſt noch der Park, der See,
All die alte Pracht,
Oed' die ſchöne Welt, o weh!
Und das Licht iſt Nacht!

Herrlich, hohe Sommerzeit,
Kehrteſt du zurück;
Aber kalt ward mir die Maid,
Todt iſt mir das Glück!

Verklungen.

Verklungen ſind des Tages Stimmen
In Thal und Fluten,
Dort am tiefblauen Berg verglimmen
Die Abendgluten.

Der ſtille Wald ſtellt ein ſein Flüſtern,
Der Strom ſein Rauſchen.
Welch ſeltſam mäliges Verdüſtern!
Welch weites Lauſchen!

Horch, Schmerzensruf! — Ein Vogel ſtreifet,
Vom Neſt verirret.
So ſchreit mein Herz, das lieblos ſchweifet,
Von Angſt verwirret.

Klage nicht.

Ging die Liebe ſtill zur Ruh',
Lege nicht die Stirn in Falten!
Die ich pflegte, machteſt du
Reuelos und herb erkalten!
Klage nicht!

Da ich ſtarr wie Winter lag,
Kam dein Wort wie Lenzespochen.
Ach, der Seele Maientag
Haſt du froſtig kalt gebrochen!
Klage nicht!

Da in Wolken hing mein Geiſt,
Gab dein Blick mir Sommerlüfte,
Und dann warfſt du wieder dreiſt
Mich in nebeltrübe Klüfte!
Klage nicht!

Da ein dürrer Baum ich ſtand,
Gab dein Kuß mir Blüt' und Lieder,
Ach, dann warf mich deine Hand
Wie vom Blitz getroffen nieder!
Klage nicht!

Deckt mein Herz der Winter zu,
Mußte alle Glut erkalten,
Ging die Liebe ſtill zur Ruh',
Lege nicht die Stirn in Falten!
Klage nicht!

Der Winter will kommen.

Die Lande liegen in dickem Duft,
Herbſtlich verhüllt ſind Thal, Fluß, Hügel,
Die Wandervögel durchſchreien die Luft,
Nach Süden trägt ſie der rauſchende Flügel;
Vom Baum auf der Heide fällt Blatt auf Blatt,
Das tönt, als weine die Erde beklommen;
Nun der Lenz hin, iſt ſie lebensſatt. —
O weh, o weh, der Winter will kommen!

Ich ziehe dumpf und ſtill meine Bahn.
Und mühe mich gegen Träume vermeſſen:
Der Jugend Luſt, der Liebe Wahn,
O könnt' ich die Küſſe und Lieder vergeſſen!
Ein Windhauch weht ins Geſicht mein Haar:
Ein Reif in den Locken, ich ſeh' es beklommen.
So liebesarm und ſo hoffnungsbar!
O weh, o weh, der Winter will kommen!

Du biſt doch arm.

Du biſt doch arm, ſo reich du ſcheinſt,
Weh dir, o weh!
Und ob du lachſt, du weinſt dereinſt,
Weh dir, o weh!
Statt reicher Liebe wählteſt du
Leichtſinnig armen Glanz,
Du ſuchteſt in der Pracht dir Ruh'
Und du verlorſt dich ganz.

Vom dumpfen Rauſch erwachſt du ſchwer,
Weh dir, o weh!
Dann fühlſt du, wie dein Leben leer,
Weh dir, o weh!
Die Schar, die glänzend dich umſchwärmt,
Du ſiehſt ſie arm und krank,
Du ſinnſt auf alte Zeit verhärmt,
Zur Rückkehr, ach, zu alt.

Dir fehlt, was hoch beſeelt, ein Herz,
Weh dir, o weh!
Weich für die Luſt, ſtark für den Schmerz,
Weh dir, o weh!
Schlaflos bringſt du die Nächte hin
In irrer wirrer Noth,
Und dem du alles warſt — ich bin
Längſt fern dir oder todt!

O Herz, das iſt dein Bild.

Ich zieh' auf Waldeswegen,
Es rieſelt ſtill der Regen,
Ein weißer Nebel quillt;
Nicht ſingt durch dürre Aeſte
Das Heer der Frühlingsgäſte —
O Herz, das iſt dein Bild!

Ich komm' zum ſchwarzen Weiher,
Drauf wallend leis der Schleier
Des dichten Duftes ſchwillt;
Er ſtrahlt in ſeinen Fluten
Nicht klare Himmelsgluten —
O Herz, das iſt dein Bild!

Ich wandre durch die Auen,
Ach, auch die Felder grauen,
Todtſtarr liegt das Gefild.
Blumen und Halme ſtarben,
Die Welt iſt trauerfarben —
O Herz, das iſt dein Bild!

Am Abgrund.

In dunkeln Träumen ſchweift mein Geiſt
Oftmals an eines Abgrunds Schlucht,
Darüber dumpfig laſtend kreiſt
Die Finſterniß mit ſchwerer Wucht.

Iſt es der Wahnſinn, der dort lockt?
Streckt draus uralte Nacht die Fauſt?
O wie das Herz, das angſtvoll ſtockt,
Vor meiner Seele Abgrund grauſt!

Im Bann.

Auf meiner Seele ruht ein Fluch,
Auf meinem Leben liegt ein Bann!
Ihn neid' ich, der ein Leichentuch
Und eine kühle Gruft gewann.

Keck war mein Muth und hoch mein Drang,
Ich flog zum höchſten freiſten Ziel;
Doch was der Geiſt erſtrebt, mislang,
Und was die Hand berührt, zerfiel.

Die Menſchen liebt' ich treu und warm,
Doch keiner hielt mir herzlich Stand,
Nie lag ein Weib in meinem Arm,
Es drückte mir kein Freund die Hand.

Das thut, mir fehlt das rechte Wort,
Die rechte That zur rechten Zeit,
Bald reißt ein wilder Trotz mich fort,
Bald hemmt mich ſtarre Sprödigkeit.

Und nah' ich ſcheu und ſtürm' ich kühn,
Nie bin ich ein willkommner Gaſt,
Ich muß verſiechen und verblühn:
So iſt das Leben mir zur Laſt.

Mit Gott und Welt kam ich zum Bruch,
Daß nimmer ich geſunden kann;
Auf meiner Seele ruht ein Fluch,
Auf meinem Leben liegt ein Bann!

Troſt im Walde.

Mir war das Herz ſo wund und krank,
Ich fühlte mich weh und beklommen,
Da lenkt' ich zum Wald den einſamen Gang,
Wo oft mir Ruhe gekommen.

Und ſieh, es ſprach der Eichenbaum:
Trübſeliger Freund, geſunde!
Hoch ſtrecke dein Haupt in den Himmelsraum,
Stark greife Wurzeln im Grunde!

Die Birke meinte: Schau an mein Laub,
Es rauſcht und zittert und flüſtert,
Dem lockenden Leichtſinn ſei nicht taub,
Dann ſtehſt du nicht ſo umdüſtert!

Die Weide ſagte: In leiſem Schmerz
Verlebe ich meine Tage,
O tröſt' dich an mir, du trauriges Herz,
Mir dient zur Wonne die Klage!

Der Tannenbaum rauſchte ſo tief und ernſt:
Du darfſt die Hoffnung nicht laſſen!
Ich grüne ſtets; friſch auf, daß du lernſt,
Das Leben friſch zu erfaſſen!

So ſprachen die Treuen, mir aber war
Das enge Herz erweitert.
Du alter Wald, wie wunderbar,
Haſt du mir die Seele erheitert!

So einſam.

Still weht die Nacht längs dem Waldesſaum,
So einſam!
Da geht durchs Gezweig ein Rütteln. —
Willſt du mir alter Eichenbaum,
So einſam,
Deinen Gruß herunterſchütteln?

Still weht die Nacht längs dem Felderrain,
So einſam!
Da tönt aus dem Korn ein Klingen. —
Willſt du Lerche, ſüßes Vögelein,
So einſam,
Einen tröſtlichen Traum mir ſingen?

Friedensſchluß.

Du ſtille Einſamkeit ſei mir geprieſen,
Die ſüß im Frühlingsabend um mich thauet!
Wie friedeſelig dämmern Flur und Wieſen,
Wie ſtolz und mächtig das Gebirg ſich bauet!

Es wälzt der Strom ſo tief und licht die Wogen,
Es ragt der Wald von Finſterniß umdunkelt,
Es blinket Stern an Stern am Aetherbogen:
O wie ſo weit und tröſtungsreich es funkelt!

Wenn Erd' und Himmel ineinander ſchwellen,
Dann hör' ich tief die heil'gen Brunnen rauſchen,
Die heilig durch die ernſte Seele quellen,
Des Herzens Nachtigallen kann ich lauſchen.

Und alle düſtern finſteren Gewalten,
In milde Sühne müſſen ſie zerfließen:
Zwieſprach kann ich mit allen Himmeln halten
Und wieder Frieden mit der Erde ſchließen.

Auferſtehen.

Wol froh iſt in der Maienflur
Das Duften und das Blühen;
Doch kommt der Winter, laß es nur
Verglühen, ja, verglühen!
Und herrlich ſind die Lieder all',
Die durch die Lenzluft gehen;
Doch wird es kalt, ſo laß den Schall
Verwehen, ja, verwehen!
Natur erſchafft
Voll Kraft, voll Kraft
Ein neues Auferſtehen!

Und wird dir falſch ein liebes Herz,
Will dir ein Freund entſagen,
Ach, blut'ge Thränen weint dein Schmerz,
Doch darfſt du nicht verzagen!
Du mußt im Leben ſüße Luſt
Und freud'gen Segen ſehen!
Laß Muth und Hoffnung nie der Bruſt
Verwehen, ja, verwehen!
Der Geiſt erſchafft,
Voll Kraft, voll Kraft
Ein neues Auferſtehen!

Stillleben der Natur.

Maiſtrauß.

1.

Wie liegt die Erde ſtill und ahnungsvoll,
Der Jungfrau gleicht ſie, eben aufgeblühet,
Der voller Sehnſucht mild der Buſen ſchwoll,
Weil der Verlobung ſie entgegen glühet!

Bald lacht ihr blaues Himmelsauge mild,
Bald hüllt es ſich in leichte Wolkenſchleier,
Und große Thränen tropfen ins Gefild,
Andächtig prangt ſie bald in frommer Feier.

Getroſt! ſchon naht der Frühling Bräutigam
Und wirft dir um die leuchtenden Gewänder,
In lauter Luſt verlodert jeder Gram,
Und Duft und Sang erfüllen rings die Länder!

2.

Und ſieh, der holde Lenz beſchickt die Welt,
Die Kräuter ſprießen und die Vögel proben,
Die hochwillkommne Botſchaft, ſie beſtellt
Der Frühlingsherold in den Zweigen oben.

Die Amſel iſt's, ſie preiſt voll jungem Muth
Hoch ſitzend in den knospenreichen Wipfeln
Die holden Wunder, die der Frühling thut,
Den Feldesweiten und den Waldesgipfeln.

3.

Es nahet mir ein bleiches Bettelkind,
Den erſten Veilchenſtrauß mir freundlich reichend;
Sein Wort iſt wie der Duft der Blume lind,
Sein Auge tief, den blauen Kelchen gleichend.

Was trifft wol ſchöner die erfreute Bruſt:
Thut es dies Menſchenantlitz luſterleuchtet,
Im ſchönen Lenz des Elends unbewußt?
Thut es der Strauß, von Morgenthau gefeuchtet?

So gibt abſtreifend kaum ſein Schneegewand
Uns jetzt den reichen Lenz die arme Erde,
Noch jüngſt ſo öd, ſtreut ſie aus voller Hand
Die Maienluſt mit lächelnder Geberde.

4.

Das Maienlicht durchſchimmert Wald und Feld,
Vom jungen Grün erglänzen Thal und Hügel,
Es übt die Lieder der umlenzten Welt,
Durch Land und Lüfte wandernd, das Geflügel.

O, wie der Duft von friſchen Pflanzen thaut!
Die Halme ſchießen und die Knospen ſpringen!
Der Vogel, der am Neſte freudig baut,
Er thut ſein Werk mit wonniglichem Singen.

Wie wunderbar, verſchloſſen, tief, geheim,
In dieſem Thal welch brütend ſtilles Ringen
Vom Keim zur Frucht und in der Frucht zum Keim,
Draus tauſend ew'ge Lenze neu entſpringen!

Wär' ich die Lerche nun in blauer Luft,
Ob all den Wundern ſchwärmend hinzukreiſen,
Und dieſen Lenz in warmem Aetherduft
Betrachtend und genießend laut zu preiſen!

5.

Der Storch mit ſeinem Weib iſt heimgekehrt,
Der Hütte, wo er friedlich baut, zum Feſte.
Ob Sturm und Regen auch daran gezehrt,
Friſch ſchafft das Paar an ſeinem alten Neſte.

Man ſagt, wo ſie am ſchlanken Giebel baun,
Bereitet ſich dem Haus ein ſtiller Segen:
Kein Blitz ſchlägt ein, geſegnet ſind die Fraun,
Und Mann und Kindern hüpft die Luſt entgegen.

Der Armuth Dach, ſo heilig und geweiht,
Sie ſuchten's hier, die Freude dran zu binden.
Doch nein — hier wohnt ſchon die Zufriedenheit!
Sie kamen wol, um hier das Glück zu finden.

6.

Der Nachtigallen wilde Lieder ziehn
Wollüſtig auf der lauen Nachtluft Schwingen,
Getragne dunkle ſtolze Melodien,
Die durch die ſchwarzumhüllten Gärten klingen.

Ich horche, an den Lindenbaum gelehnt,
Hinüber auf die wogend reichen Lieder —
Ach, was der langgezogne Ton erſehnt,
Klingt tauſendfach in meinem Geiſte wieder.

Ich weiß nicht, tönet Jammer oder Luſt
Mir draus zum wunderbar ergriffnen Herzen?
Doch reine Sühne kehrt mir in die Bruſt:
Zu Seligkeiten macht der Lenz die Schmerzen!

7.

Von Kindern iſt bedeckt der Wieſengrund,
Die durch den Glanz der Sonne heiter wallen;
Sie ziehn in Feierkleidern hell und bunt
Und laſſen jauchzend oft die Stimme ſchallen.

Sie ſelbſt wie Flocken, die ein warmer Hauch
Geſchüttelt von den roſ'gen Blütenbäumen,
Sie ſuchen nach des Frühlings altem Brauch
Sich Wieſenblumen in den grünen Räumen.

Was tragt ihr da? O, Himmelsſchlüſſel ſind's!
Sie halten mir die Primeln hoch entgegen.
So nennt das Volk ſie mit dem Mund des Kinds,
Sie öffnen ja des Frühlingshimmels Segen.

8.

Horch, die Erinnerung ferner Jugendzeit!
Da ziehen hin des Dorfes jüngſte Söhne!
Die Weidenflöten tönen laut und weit —
Sind ſie auch rauh, ich liebe dieſe Töne.

Und kümmert ſie nicht Takt und Melodie,
Die Knaben ſind die Frühlingsmuſikanten.
Es klingt wie Vogellieder-Harmonie,
Die neubegrünte Wälder hell entſandten.

Seltſame Zeit! Nicht die lebend'ge Bruſt
Allein läßt ihre laute Wonne ſchallen,
Der ſtumme Zweig wird ſelbſt erweckt zur Luſt
Und muß mit Tönen in die Freude hallen.

9.

Schließt auch der Tag die müden Augen zu,
Endlos will ſeine Luſt ſich noch verlängern:
Volltönig ſtört Geſang des Dorfes Ruh',
Die Lieder ſind's von ländlich friſchen Sängern.

Den jungen Dirnen ſind ſie zugedacht,
Die ahnungsvollen Herzens ſie belauſchen;
Still trinkt den Klang die balſamduft'ge Nacht,
Auf lindem Hauch ſie in das Land zu rauſchen.

Volkslieder ſind's, ſo luſt- und wehmuthreich,
Recht aus dem innerſten Gemüth entſprungen,
Bald tändelnd, muthig, froh, bald trauernd weich!
Das tiefe Menſchenherz hat ſie geſungen.

Schweigt auch das Lied, noch lange bleib' ich wach,
In ſüßen Jugendträumen mich zu wiegen.
So rauſcht am Thor dem Tag die Linde nach,
Ob ihrer Vögel Lied auch längſt geſchwiegen.

10.

Auch auf dem Friedhof zog der Frühling ein,
Die lieben Gräber hat er nicht vergeſſen,
Und ſchaut ſo recht verſöhnlich hell und rein
Durch kalten Epheu, traurige Cypreſſen.

Das Veilchen und die Primel quillt hervor,
Das üpp'ge Gras umſprießt mir rings die Füße;
Mir iſt, als brächte mir der duft'ge Chor
Der unvergeſſnen Todten traute Grüße.

Sie ſprechen tiefer zur Erinnerung,
Als dieſe kalten ſteingebaunen Male.
Am treuſten hält die Angedenken jung
Natur in ihrem ewig jungen Strahle.

11.

Vor meinem Fenſter baut ein Schwalbenpaar,
Das fröhlich zwitſchernd hin und wieder ſchwirret;
Leichtſinnig luſtig plaudernd immerdar,
Schafft es doch unermüdet, ungeirret.

Ich ſchau' ſein Treiben oft in ſtiller Ruh',
Da wird mir wol, ob ſie mich neckend riefen,
Als flüſterten ſie Räthſel bunt mir zu,
Die Kinder aus dem Land der Hieroglyphen.

Ihr Vögel aus dem fabelhaften Süd,
Was ſollen die prophetiſch fremden Klänge?
Ihr macht die aufgeregte Neugier müd',
Wer dolmetſcht mir die unbekannten Sänge?

Man ſagt, wo Schwalben niſten, folgt das Glück:
Ich ſeh' euch zu mit ſeligem Vertrauen:
O, dürft' ich, ziehet ihr im Herbſt zurück,
Wie ihr auf die gebaute Hütte ſchauen!

12.

Ich lieg' im duft'gen Graſe hingeſtreckt,
Zu Haupt die roſenhellen Apfelbäume
Mit quellend vollen Blüten ausgeſteckt,
Und drüber endlos tiefe Himmelsräume!

Nur leichte Frühlingswolken ziehn durchs Blau,
Nur Schwalben fliegen längs den hellen Zweigen —
Horch! auch ein Lied. Ob der umglänzten Au'
Seh' ich die Lerche liederſchmetternd ſteigen.

Mir iſt ſo freudig, leicht und klar der Geiſt,
Als hätt' ihn Licht und Klang und Duft gewoben!
Ich ruh' im tiefen Grün; er ſchwärmt und kreiſt
In ungemeſſnen Schöpfungsweiten oben.

Bilder der Heide.

1.

Weit, unabſehbar rings, eintönig braun,
So dehnen ſich dahin die dürren Sennen,
Begrenzt im Süd durch weite flache Au'n,
Im Nord durch Hügel, die im Abend brennen.

Am Himmel ziehn geballte Wolken ſchwer,
Hier roth beglüht, dort maſſenhaft umdüſtert;
Der Sturmwind jagt gewaltig ſie daher,
Das dürre Kraut zu meinen Füßen flüſtert.

Gedorrte Blätter fliegen mir ums Haupt. —
Wo wuchſen ſie auf grünen Waldeswegen,
Die von den Mutterwipfeln frech geraubt,
Verlorne Kinder durch die Lüfte fegen?

Mir wird ſo troſt- und heimatlos zu Muth,
Wie ich verhüllt dem Sturm entgegenſtreite,
Als weht' ich, ſolch ein Blatt, aus Sonnenglut
Fort in die todte, herbſtesſtarre Weite.

2.

Ein Geier ſchwebt gedehnten Flügelſchlags,
Scharfblickend kreiſt er ob den Heidewüſten
Er ſuchet ſich die Beute dieſes Tags
Mit unabwendbar trotz'gen Mordgelüſten.

Wo weilſt du blut'ges Opfer, ſcheues Thier,
Daß ruheſtörend ich dir Rettung riefe?
Spricht keine Ahnung denn vom Feinde hier?
Umſonſt, umſonſt! — er ſtürzet in die Tiefe.

Es taucht mir auf ein düſtres Lebensbild:
So ſchlägt wol das Geſchick ob uns die Schwingen,
Wir ſehn es nicht, wie dies getroffne Wild,
Und fühlen erſt ins Herz die Krallen dringen.

3.

Dort aus der braunen Oede ragen grün
Der Tannengruppen freundliche Oaſen,
Beſtreut von Lichtern, die durch Wolken glühn;
Smaragden gleich inmitten von Topaſen.

Mein Herz, nicht ganz vergeh in trübem Muth,
Biſt du in einſam tiefes Leid verſunken:
Es überraſcht dich noch mit heller Glut
Der holden Freude nie verlorner Funken.

4.

Seltſame Schau hier auf dem öden Pfad!
Ein Wagen kommt, die müden Roſſe keuchen,
Im hohen trocknen Sande knarrt das Rad:
Und doch ein Bild, die Sorgen all' zu ſcheuchen.

Denn blühende Geſichter ſchaun hervor,
Und in die Lüfte wehen grüne Schleier,
Der Becher kreiſt, es klingt ein Lied empor,
Und mein gepreßter Buſen athmet freier.

So naht uns wol in krankem, wüſtem Schlaf
Der holde Traum mit lächelnder Geberde,
So ſtreift, wo ich nur Einſamkeiten traf,
Ein reizend Märchen hier die düſtre Erde.

5.

Raſch eilt vorbei der flutgeſchwollne Bach,
Der Heide einz'ger, ängſtlich wilder Rufer.
Ach Gott! kein Himmelsblau, kein Blätterdach
Erglänzet drin, kein Schilf bekränzt das Ufer.

Mit keiner Blume ſpielet er am Saum,
Kein Fiſch entſpringt den traurig grauen Wellen;
Er denkt an einen alten Waldestraum,
Und eilt ſich ſchönern Orten zu geſellen.

So iſt es mir! Im einſamen Gemüth
Erkrankten und vergilbten die Gedanken.
O dürft' ich wiederum, wo Leben blüht,
Mein dunkles Herz um heitre Herzen ranken!

6.

Sieh! im Gehölz verlieret ſich der Weg,
Und mich umdüſtern Eich- und Kieferwipfel;
Mit Freude folg' ich mehr betretnem Steg,
Da glänzt ein weißes Burghaus durch die Gipfel.

Der ſchlanke Bau, die Thürme hochbedacht,
Sie ſpiegeln ſich im ſtillen, glatten Weiher,
Steinlöwen ſtehen an den Thoren Wacht,
Und auf den Zinnen halten Tauben Feier.

Ich tret' hinein, mir wird des Gaſtes Recht,
Und Wein und Brot erquicken mich beim Mahle;
Es knüpft ſich der Geſpräche bunt Geflecht,
Und Lieder heben ſich beim Lichterſtrahle.

Ich ruh' beglückt von wilden Wegen aus,
Und holde Träume halten mich umfangen;
Ich ſcheide ſegnend von dem frohen Haus,
Das frei den unbekannten Gaſt empfangen.

Gehobnen, friſchen Muthes wandr' ich fort,
Und mich umgeben wieder weite Heiden.
Dank jedem treuen Blick und guten Wort:
Am beſten ſühnt der Menſch doch alle Leiden!

7.

Die Lüfte halten matte, träge Raſt,
Die Heide liegt in grauen Leichenſchleiern,
Der Himmel ſteht, ein düſtrer Trauergaſt:
Natur ſchaut ſo verwacht, veraltet, bleiern.

Kalt, duft- und blütelos liegt Kraut und Strauch,
Kein Vogel lenkt vorbei die raſchen Flüge;
Den Tannenbaum am Weg durchwebt kein Hauch,
Es ſenkt der Tod ſich auf der Erde Züge.

Kein Flüſtern tönt im Schilf, glatt liegt das Moor,
Als ob kein Kräuſeln mehr den Fluten tauge;
Sie ſind zu matt — der Sumpf ſchaut aus dem Rohr
Gleich wie des Lands gebrochnes dunkles Auge.

8.

Am Himmel ſteht der Mond mit blaſſem Glanz,
Zerriſſne Wolken flattern raſch vorüber
Und halten einen wirren, düſtern Tanz,
Bald liegt die Heide heller und bald trüber.

Rings auf dem mattbeglänzten Flächenraum
Seh' ich die rieſ'gen Wolkenſchatten fliegen,
Als wär' von einer Geiſterſchlacht der Traum
Lebendig vor die Sinne mir geſtiegen.

9.

Die Knaben, pflegend ihrer Heerde Hut,
Sie ſind daran, ein Feuer ſich zu ſchüren;
Rauchſäulen qualmen aus der rothen Glut
Hoch in die Lüfte, wo ſie ſich nicht rühren.

Ich ſtehe ſtill und hab' des Bildes Acht,
An meine Jugend will es mich erinnern:
So flammte auch, von friſcher Luft entfacht,
Voreinſt die helle Glut in meinem Innern.

Wie iſt es jetzt? Ach Gott! die Flamm' erliſcht,
Und dunkel wird es, wo der Funke ſprühte!
Doch ſieh, der dumpfe Rauch ſteht unverwiſcht
Dort in der Luft. — Das iſt mein trüb Gemüthe.

10.

Die Heideſchenke ladet mich herein,
Und ich betrete ſtill die dumpfe Stube:
Die blinde Ahne lullt den Enkel ein,
Blauäugig lacht vom Bett der friſche Bube.

Sie ſingt ein melancholiſch ernſtes Lied
Eintönig, in gebrochnen, trüben Gängen;
Mein Geiſt, der ſchon auf dunkeln Wegen zieht,
Wird mehr umdunkelt von den müden Klängen.

Und eine Thräne fällt mir in den Trank.
Du armes Kind, mit deinen blühnden Gliedern,
Iſt dir dies karge Leben wol zu Dank
In dieſen Räumen und bei dieſen Liedern?

Blüht dir die Schönheit, die Natur durchhüpft,
Schwillt dir das Leben je, das goldne, volle?
Du haſt das Recht, doch, ach! das Schickſal knüpft
Dich ewig wol an dieſe träge Scholle!

11.

Längſt ſah das Himmelsaug' in trübem Muth,
Jetzt fängt es an in Weinen hinzutropfen,
Und immer dichter wird die Thränenflut,
Und nichts vermag den Trauerquell zu ſtopfen.

Da iſt es mir auf meinem ſtillen Gang,
Als hört' ich laut das Herz der Heide pochen:
Des Himmels Weinen und der Erde Klang
Spricht trüb' mir von zwei Herzen, die gebrochen.

12.

Vorüber zieht der Wandervögel Flug,
Sie rauſchen über mir mit ſchlanken Flügeln;
Ein Edelhirſch durchſtreift mit ſicherm Zug
Die Heide heimwärts nach den wald'gen Hügeln.

Der Abend kommt, und aus der Niederung
Erhebt ſich fabelhaftes Dunſtgebilde.
Ich bin am Forſt, mich faßt ein neuer Schwung,
Ich laſſ' mein Träumen und die öde Wilde.

Dort ſeh' ich, wie der kühne Senner ſchwirrt,
Herb weht der Duft der Buchen und der Eichen!
Und ſeine Lämmer weidet dort der Hirt, —
Volksglaube ſagt: Es iſt ein gutes Zeichen!

Strandmuſcheln.

1.

Ich wandre längs dem gelben Dünenſtrand,
Hinſchauend auf die endlos weiten Wellen:
Fern zieht ein Schiff, von Segeln hell umſpannt,
Das muntre Winde raſtlos ſeewärts ſchwellen.

Es fährt hinaus zum weiten Ocean,
In alle Welt fährt es mit kühnem Hoffen!
Es folget ſeiner ſtolzen Bahn,
Und tiefe Sehnſucht hat das Herz getroffen.

O könnt' ich ſo in blaue Fernen ziehn,
Verlaſſen Haus und Heimat frei und heiter!
O könnt' ich alſo in die Welt entfliehn,
Weit in die Welt und weiter, immer weiter!

2.

Die Düne ſchauſt du hier, die Brandung dort,
Hier grüßen ſich die Meere und die Länder;
Im Sande wuchert ſpärlich Riedgras fort,
Gebild der See umkreucht der Fluten Ränder.

Doch mahnt die Schau des Pflänzchens dir den Geiſt
An üpp'ge Ebnen, wo die Saaten reifen,
An Bergpaläſte, drob der Adler kreiſt,
An Eichenforſten, wo die Hirſche ſchweifen.

Und die Koralle, die der Flut entſpült,
Sie führt dich zu den ungemeſſnen Gründen,
Wo wild der Haifiſch wächſt, die Robbe wühlt,
Und Muſcheln reiches Perlenlicht entzünden.

O Einſamkeit, ſo ſeltſam, ernſt und groß,
Wie weißt du die Gedanken doch zu leiten!
So wächſt uns oft in öder Nächte Schoß
Ein Bild der unbegrenzten Ewigkeiten.

3.

Dichtgrauer Nebel deckt das weite Meer,
Dichtgrauer Nebel hüllet ein die Lande,
Die Schau der Düne wird vom Strand mir ſchwer,
Schwer wird die Schau des Meeres mir vom Strande.

Zu Haupt mir flattert einſam müd' im Flug
Die Möve hin mit ängſtlichem Geſchwirre,
Unſicher kreuzt ſie hin auf ihrem Zug,
Als ob ſie fern, heimatverloren irre.

Mir aber iſt es anders nicht zu Muth,
Verwirrt und unſtet flattern die Gedanken;
Sie ſuchen Ziele, wo es wohl ſich ruht,
Und müſſen weiter ohne Obdach ſchwanken.

4.

Stolz wölbet ſich des Himmels Prachtazur,
Die Waſſer glänzen weit und ſpiegeleben,
Am Strande ſeh' ich keines Menſchen Spur,
Kein Segel ſeh' ich auf dem Meere ſchweben.

Mein Nachen ſpielet plätſchernd leis hinaus:
Ich ſtarre in der Luft gewalt'ges Schweigen,
Und in der Fluten räthſelhaftes Haus;
Die Sonntagsſtille weht mich an ſo eigen.

Mir wird ſo märchenhaft, als müßt' ich grau
Verſunkne Städte auf dem Grund erblicken,
Als müßten Glocken aus kryſtallnem Blau
Herauf mir wunderbare Töne ſchicken.

5.

Blaß ſteigt der Mond am Horizont herauf
Und bricht ſein Bildniß in der Brandung Wellen,
Es klinget dort im ſteten Wogenlauf
Wie unbeſtimmter Töne ſeltſam Schwellen.

Unheimlich gehn mir Sagen durch den Sinn,
Seejungfraun ſcheinen mir am Strand zu baden:
Mit weißen Gliedern ſchwimmen ſie dahin,
Uralte Lieder ſingend den Geſtaden.

6.

So oft die friſchen Morgenwinde wehn,
So oft der Abend decket Meer und Lande,
Seh' ich ein buntes Leben hier erſtehn:
Des Dorfs Bewohner nahen ſich dem Strande.

In regen Gruppen ſtehen rings umher,
Der Fiſcher Fahrt am Morgen ſtill zu ſegnen,
Am Abend harrend froher Wiederkehr,
Um heißerſehnten Segeln zu begegnen.

Seltſamer Ort! Leicht ward hier manches Herz,
Das in die Weite bebte tiefbekümmert;
Hier weinte aus ſich mancher herbe Schmerz,
Wenn hart ein Lebensglück die Fluth zertrümmert.

Vergebens ſucht das Auge, lauſcht das Ohr,
Kein Zeichen zeuget rings von Luſt und Schmerzen.
Die Düne ſchweigt, die Brandung wallt empor:
Es klagt Natur nicht mit dem Menſchenherzen.

7.

Die koloſſale Flut dehnt ſich hinaus
Von tiefer wolkenſchwerer Nacht umdunkelt,
Hinauf, hinab, im Takte rauſcht der Braus,
Der Wogen Häupter ſind von Glanz umfunkelt.

Es iſt, als ob der alte Ocean
Noch einen lichten Traum vom Tage träume,
Aufleuchtend ſprühn mich ſeine Augen an,
Zu Flammengarben wurden ſeine Schäume.

8.

Mit großem feuerrothem Auge ſchaut
Der Leuchtthurm in das regungsloſe Dunkel,
Der Schiffer, dem vor Riff und Sandbank graut,
Sieht fern im Meer das leuchtende Gefunkel.

Und friſche Hoffnung blüht ihm durch die Bruſt,
Er faßt das Steu'r mit froherregten Sinnen:
Aufs neu wird er des Weges ſich bewußt,
Er wird ſich holdes Leben neu gewinnen.

So ſtrahlt der edeln Seele ernſt und groß,
Schwankt ſie auf düſtrer Lebenswege Fluten,
Als Stern die Wahrheit aus des Irrſals Schoß
Und läßt das hartgepreßte Herz ermuthen.

9.

Der Ocean liegt ſtill und groß und hehr,
Die Sonne ſinkt in die kryſtallnen Fluten,
Da baut ſich eine Brücke übers Meer
Aus lichten Strahlen und aus goldnen Gluten.

Hinüber zieht gedankentief mein Sinn,
Den ſüße Märchenträume heiter wiegen;
Mir wird, ich ſäh' im Lichtglanz fernehin
Mit goldnem Strand die ſel'gen Inſeln liegen.

Sommerblumen.

1.

Der ſtolze Himmel glüht tiefſommerblau,
Nur eine Wolke ſegelt in die Weiten;
So warm und duftig ruhen Wald und Au',
Die Sonne glänzt auf Berg- und Thalgebreiten.

Ich wandle durch des Kornes üppig Beet:
Es wogt im Morgenhauche gleich dem Meere,
Und Blütenſtaub ſüßduftend ringsum webt,
Im Kuß befruchtend neigt ſich Aehr' an Aehre.

O ahnungsvolle Stille der Natur!
Gleich dir liegt oft der Geiſt in ſanftem Frieden,
Sich ſelbſt befruchtend träumt und webt er nur;
Erwacht er dann, ſind Lieder ihm beſchieden.

2.

Wie iſt in dieſem Wald die Nacht ſo grau!
Rings ziehen Nebel mit mir um die Stämme.
Ob nach Natur, der lebenden, ich ſchau',
Es baun ſich vor das Auge dichte Dämme.

Kaum find' ich Pfade an des Waldes Saum,
Lichtſtreifen, roth und golden, dämmern öſtlich,
Der Tag wäſcht aus den Blicken ſich den Traum:
Der freie Jugendheld erwacht ſo köſtlich.

Und tauſendſtimmig ſpricht es aus den Höhn,
Wie Singraketen Lerchenlieder ſteigen;
Die ſonſt in Sträuchern ſchmettert ihr Getön,
Die Nachtigall ſingt hoch in Eichenzweigen.

Wie rauſchend es dem Licht entgegenzieht!
Es feſſelt keine Macht die ſüßen Stimmen;
O unvergleichlich machtvoll tönt das Lied,
Das jubelnd klingt, wenn ferne Lichter glimmen!

3.

Tief aus der Saaten wogend gelbem Meer
Schwingt ſich die Lerche auf mit wilden Liedern,
Sie ſteigt und ſteht und rufet hin und her,
Und überall hört ſie den Sang erwidern.

Und ſchmetternd hoch in blauer lauer Luft
Grüßt ſie die Wolken, ihre Fluggenoſſen;
Es halten als Geſpiel im Saatenduft
Die Kräuter und die Blumen ſie umſchloſſen.

Längſt vor dem goldnen Frühroth iſt ſie wach,
Und flattert leicht dem jungen Tag entgegen;
Sie ſchwingt ſich abends noch der Sonne nach,
Und jedes Lied klingt wie Gebet und Segen.

Sie trinkt im leuchtend hellen Aetherraum
Die Freiheit ein mit vollen ſel'gen Zügen;
Sie träumt von ihr im Neſt am Apfelbaum,
Kehrt müd' ſie heim von ihren hohen Flügen.

O ſelig Los, ſo frei in Luft und Flur
Zum Himmel klingend, ſingend aufzuſteigen!
Solch einen Liederſommer gebt mir nur,
Und gern will ich im öden Winter ſchweigen.

4.

Jetzt iſt die Welt ſo voller Luſt und Pracht,
So farbumkleidet und ſo duftumfloſſen,
Daß neidiſch ſie der Tag misgönnt der Nacht,
Der Strahlenheld dem düſteren Genoſſen.

Sank längſt ſein Sonnenaug' im Aetherraum,
Schaut über das Gebirg er leis im Norden —
Ein heller Streif — als ſucht' er noch im Traum
Was Blüt' und Lied, die hold er ſchuf, geworden.

Johannisfunken ſchickt er ſprühend aus,
Die, ſeine Hüter, Wald und Au' durchſchwärmen;
Zu raſten gönnet er ſich kaum im Haus,
Bald kehrt er, Luft und Ströme zu erwärmen.

So ſchafft ein edler Geiſt, wie hier der Tag,
Soll ihm ein rechtes Tagewerk entſprießen:
Wie auch der rechte Held nicht ruhen mag,
Wenn ſich zu kurzem Traum die Augen ſchließen.

5.

Die Luft iſt ſchwer mit Wettern zugedeckt,
Es ragen ſchwarz die waldgekrönten Hügel,
Empor am düſtern Horizonte ſtreckt
Der Blitz zuweilen rothe Feuerflügel.

Es iſt ſo ſchwül im weiten dunkeln Raum,
Am Teich vermag ich Kühlung nicht zu ſaugen,
Unheimlich ſchaut mich an aus Strauch und Baum
Die Finſterniß mit den Geſpenſteraugen.

Horch auf, ein Schlag! Der ferne Donner rollt,
Im Walde reget ſich des Winds Geflüſter!
Ich jauchze, ob die Schöpfung zuckend grollt:
Ein Lebenszeichen iſt's im trüben Düſter!

6.

Jetzt bricht der Sturm mit wilder Macht herein,
Ans Fenſter pochen windgeſchlagne Aeſte,
Ich ſchau' im gelben gift'gen Blitzeſchein
Des Flachlands Weiten, des Gebirgs Paläſte.

Der Donner dröhnt dahin in ſtolzer Wucht,
Die dickgeballten Wolkenmaſſen jagen,
Nachtvögel irren fort in wirrer Flucht,
Geängſtet von dem Heimatneſt verſchlagen.

Ich zage mit in dieſem Rieſenſtreit,
Drin Wolk' und Wind und Blitz und Donner wallen.
Dann flieht die Furcht! Ich hör' in Freudigkeit
Aufs dürre Land großtropfig Regen fallen.

7.

Wie köſtlich ſolch ein Sommermorgen blaut,
Wenn es die Nacht hindurch mit Macht gewittert,
Wenn Berg und Thal erquickt zum Himmel ſchaut,
Von Thaudemanten blitzend überzittert!

Mit neuer Kraft ſtreckt ſich der Halm hervor,
Die Blume wieget ſich mit friſchen Farben,
Die Lerche tummelt ſchmetternd laut empor,
Als reiften ihre Lieder Frucht wie Garben.

Dann liegt die Erde wie ein blühend Weib,
Das junger Mutterluſt entgegenſtrahlet,
Das, weil geſegnet iſt ihr holder Leib,
Mit ihrem Segen weltbeglückend prahlet.

8.

Goldflammenglutig hielt der Sommertag
Wald, Wieſe, Garten, Auen rings umfangen,
Das gelbe Kornfeld abends ſchmachtend lag,
Die Bäume ließen müd' die Zweige hangen.

Und Kühlung ſucht' ich durch die Mitternacht,
Ein leiſer Nebel hatte ſich erhoben,
Und alles ſchwamm in Duft, was hell gelacht,
Kaum glänzten mir die goldnen Sterne oben.

Hinſtreifend durch das Grün griff ich hinein,
Und Halm und Zweig, gebadet, aufgerichtet,
Flog durch die Hand. Sieh, rother Tagesſchein!
Die Lerche ſteigt, die ſchon ihr Lied ihm dichtet!

Natur, Natur, du treues Mutterherz,
Du ſchlägſt ſie wol, doch heilſt du auch die Wunden!
O könnte ſo von ſeinem tiefen Schmerz,
Wenn ihn das Leben traf, der Menſch geſunden!

9.

Da lieg' ich oft in ſtiller Abendzeit
Am Hügel in der alten Linde Schatten;
Die ferne Landſchaft dehnt ſich groß und weit,
Die Berge glühn, umduftet ſind die Matten.

Der Baum, der jährlich friſche Zweige ſchießt,
Ein hoher Greis, doch ſtets in Jugend blühend,
O wie er reich die Blütenpracht erſchließt,
Aus tauſend Dolden volle Düfte ſprühend!

Und ruhig wird's in ſeinem Gipfel nicht,
Denn zahllos ſummen Bienen in den Zweigen;
Die Vögel zwitſchern dort im Abendlicht,
Das Neſt umtanzend laut im Liederreigen.

O glich' ich, wenn ich altre, ſolchem Baum!
Wie er ins Licht, möcht' in die Zeit ich ragen,
Wie er hinſchauet in des Landes Raum,
So möcht' ins Aug' ich ſchauen unſern Tagen!

O wüchſ' ich ſo im Frühling immerfort,
Trüg' ich gleich ihm in jedem Sommer Blüten!
O böt' ich ſo den grünen Zufluchtsort,
Um ſichre Neſter vor dem Sturm zu hüten!

O ſchöpfte Honig dann die jüngre Schar
Aus meines Geiſts friſchblühender Erfahrung!
Umklängen dann mich Lieder friſch und klar,
Der künft'gen Zeiten helle Offenbarung!

Herbſtblätter.

1.

Die Sommerfäden fliegen durchs Gefild,
Von Baum zu Baum, von Halm zu Halm ſich ſpinnend,
Im Tag erglänzend, ſeltſamlich Gebild, —
Spielwerk der Knaben, — doch mich macht es ſinnend!

Sind's Reſte von des Sommers klarem Kleid,
Das er zerriß und in die Lüfte ſtreute?
Webt draus ihr Leichentuch des Herbſtes Zeit,
Da nun die Erde wird des Todes Beute?

Der Weiſe, der zum Grund der Dinge dringt,
Mag ſpöttelnd wol an ſolchem Bild ſich weiden;
Mir aber durch die tiefe Seele klingt
Ein trübes Lied vom Sterben und vom Scheiden.

2.

Es prangen farbiger wie je zuvor
Die Blumenbeete mit geſpreizten Mienen:
Die Aſtern ſtehn altjüngferlich im Flor,
Matronenhaft geſchminkt die Georginen.

Und leuchten ſie auch üppig glutenſatt,
Wer ſetzt in dieſe eitle Pracht Vertrauen?
An balſamreichen Düften ſind ſie matt,
Wie ſie durchwebt voreinſt die Frühlingsauen.

Es ſtreuet ihnen friſch aus ſüßem Mund
Kein Vogel mehr der Lieder holden Segen,
Und ihrer Kelche honigloſem Grund
Fliegt keine Biene emſiglich entgegen.

3.

Durchs Fenſter ſtreut die Sonne Strahlengold,
Es grüßt die Landſchaft duftvoll durch die Scheiben,
Der Nebel theilt ſich, der im Thale rollt:
O laß herein der Lüfte friſches Treiben!

Betrogen durch den Anblick öffn' ich friſch,
Da wirft der Wind, der höhniſche Geſelle,
Ein dürres Rebenblatt mir auf den Tiſch,
Und in der Bruſt verſiecht der Freude Welle.

So glaubſt du wol ein ſchlafend Kind zu ſchaun,
Du naheſt ſtill der Purpurkiſſen Weiche
Im dämmernden Gemach. O ſchlimm Vertraun!
Getäuſchtes Herz, du findeſt eine Leiche!

4.

Die Schwalben ſammeln ihre junge Brut,
Die reich der deutſche Sommer hat geboren.
Sie wiſſen es, der Nord iſt ihnen gut:
Als Gottgeſchöpfe hat er ſie erkoren.

Sie ſchwärmen mir ums hohe Giebelhaus,
Laut zwitſchern dort die Jungen mit den Alten;
Bald fährt der Zug hoch in die Luft hinaus,
Bald kehret er am Simſe Raſt zu halten.

Was ſoll dies ſtets erneute muntre Spiel?
O plaudern ſie, die Gaſtfreundſchaft zu ehren?
Sind's Märchen wol vom fabelhaften Nil,
Wohin ſie zu den Winterneſtern kehren?

Es tönt, als ſegneten ſie dieſes Land,
Indem ſie fröhlich ſchwirrend drüber kreiſen,
Als freuten ſie ſich jubelnd im Verband,
Sich rüſtend zu den Land- und Meeresreiſen.

5.

Auf Stoppelfeldern noch ein Schmetterling!
Er zieht durch kalte Luft mit müden Flügeln;
Der Honigkelche ſüße Zeit verging,
Vergebens ſucht er Blumen längs den Hügeln.

Und täuſcht ihn auch am Strauch ein rothes Blatt,
Es fehlt der Saft, der ihm Erquickung brächte;
In dürre Halme ſinkt er ſterbensmatt,
So tödtet ihn der Froſt der rauhen Nächte.

Was trauteſt du auch trügeriſcher Glut,
Du armer Spätling des verrauſchten Lebens?
Nur einmal blüht die Zeit dem Jugendmuth;
Iſt ſie vorbei, dann ſucheſt du vergebens.

6.

In wunderbaren Farben glüht der Wald,
Gewohntes Grün dient nicht als Kleid den Zweigen;
Sie blicken rings ſo bunt und mannichfalt,
Als wollten ſie voll Blumenpracht ſich zeigen.

Und näher tret' ich an des Forſtes Saum,
Zu forſchen an den alten Gipfeläſten:
Da ſtreut tiefgoldne Röthe durch den Raum
Die Sonne von dem Abendthron im Weſten.

Und wie vor Scham erglühet das Revier:
Es prahlt der karge Herbſt mit reichen Farben,
Auf todten Blättern liegt des Lebens Zier.
Ach, all die ſüßen Frühlingskeime ſtarben!

7.

Was rauſchet über mir in trüber Luft
Wie raſchgeſchwungner Flügel breite Züge?
Ich ſchau' hinauf — doch in des Tages Duft,
Da ziehn der Wandervögel weite Flüge.

Zuweilen gellt ihr lauter wilder Schrei.
Sind es des Winters langgezogne Klagen?
Ziehn ſie mit einem Jubelruf vorbei,
Daß rauſchend ſie zum Süd die Schwingen ſchlagen?

Ich weiß es nicht, doch ahnend fühl' ich ſchon
Den Geiſt im Winter meines Nords ermüden:
Es lockt ein Märchen mit Sirenenton
Der ewigblühnde ſonnenvolle Süden.

8.

Die alten Pfade geh' ich Tag für Tag:
Es ſind dieſelben Felder, Hecken, Bäume;
Doch wie ich ſehnſuchtsvoll auch ſuchen mag,
Ich finde nirgends mehr die alten Träume.

Der Reif, der über Nacht gewaltet hat,
Erglänzet matt im Morgenſonnenſcheine,
Und den Alleen entrieſelt Blatt um Blatt,
Es klingt ſo trüb', als ob die Erde weine.

Ich ſeh' der eignen Seele dunkles Bild,
Es ſind erfroren ihre Jugendtriebe:
Es ſtarb dahin dies blühende Gefild,
Im blühnden Herzen ſtarb die ſchöne Liebe.

9.

Oft ſeh' ich leichte raſche Wolken wehn,
Umſchleiernd trüb' den Mond, den ſtillen bleichen,
Als wollten ſie beſcheiden, ungeſehn
Vorbei ſich in der nächt'gen Stille ſchleichen.

So flieht die wüſte Welt ein troſtlos Herz,
Das, weil es keine Freude kann erwerben,
Verborgen hinzieht in gepreßtem Schmerz,
Um ungeſehn und unbeklagt zu ſterben.

10.

Wie ich im Garten jeden Winter that,
So füttr' ich meine kleinen Vögel wieder,
Die, längſt entbehrend reicher Sommerſaat,
Hinflattern mit dem frierenden Gefieder.

Es iſt ſo ſtumm die liedervolle Bruſt,
Ich ſeh' in kahlen Zweigen rings ſie trauern.
Klingt auch ein Ton, wo klingt die alte Luſt?
Sie iſt verrauſcht in kalten Regenſchauern.

Ach anders war es, als ihr wonnevoll
Entgegenſangt des Frühlings jungem Segen!
Auch anders war es, als mein Lied erſcholl
Auf lenzumblühten hellen Liebeswegen!

11.

Da ſchreitet ernſt und trüb' ein Leichenzug,
Ein graues Bild im grauen Nebeltage;
Hoch durch die Lüfte ſchwirrt der Raben Flug,
Im Thale hör' ich dumpfe Liederklage.

In Frühlingstagen, wenn die Erde klingt,
Da peinigt das Gemüth ein ſolch Begraben;
Wir weinen, daß der Tod ein Herz bezwingt:
Es konnte noch ſo ſchöne Tage haben.

Doch jetzt wie anders! Selbſt an Leben karg,
Iſt uns, es ſei zur rechten Zeit geſchieden;
Die Schollen klingen tröſtend auf den Sarg,
Des Dorfes Kirchhof liegt in ſtillem Frieden.

12.

Des Sommers letzte Roſe blüht allein
Im herbſtdurchſtürmten ſterbensmüden Garten,
Die ſüßen Schweſtern mit dem Frühlingsſchein,
Die duftigen Genoſſen all erſtarrten.

Mir pocht ans Herz das traurig ſchöne Bild.
Du blühnder Sprößling im verdorrten Leben,
Entreiß' ich dich dem froſtigen Gefild? —
Doch wem ſoll ich die letzte Roſe geben?

O ſieh, es kommt der Sturm mir kalt zuvor,
Er bricht die Blätter, gibt ſie raſch den Winden. —
So iſt's mit meines Herzens Blumenflor,
Sie ſtoben hin, um nie ſich mehr zu finden.

13.

Wie ich vom Herbſt betrübt und traurig bin,
Such' ich zur Sühne mir ein kindlich Weſen,
Dem ich die Jugendluſt, den leichten Sinn
Im offnen Augenpaar vermag zu leſen:

Schön wie des hellen Frühlings Roſenglut,
Erſcheinen friſche Lippen mir und Wangen;
Die Worte klingen hell von jungem Muth
Wie Nachtigallen, die im Maien ſangen.

Süß wie der balſamreiche Veilchenduft
Iſt mir ein Gruß aus innigem Gemüthe:
Mich freut nicht blühnde Welt und blaue Luft
Wie eine friſche liebe Menſchenblüte.

14.

Wie nun durch Berg und Thäler die Natur
Ermattet ſinkt zu langem Winterſchlummer,
Beginnt zu grünen manche weite Flur
Und wirket Hoffnung in den Sterbekummer.

Kornſaaten ſind es, welche voll Vertraun
Der Landmann ſtreute in die dunkeln Schollen;
Uns neue Freuden in das Herz zu baun,
Sind ſie in trüber Zeit dem Keim entquollen.

Getroſt! mag immer mit dem Schneegewand
Der kalte Winter dieſes Grün bedecken,
Aufſteht der Lenz, der ſtets noch auferſtand,
Mit Lerchenſang ins Leben es zu wecken.

Im Mai des Lebens.

In den Frühling.

Jetzt komm' ich in den Frühlingsſtrahl
Vom eiſigen Gebirg geſtiegen,
Da ſeh' ich blütenweiß das Thal
Wie eine große Blume liegen.

Und jauchzend werf' ich mich hinein
In all die Düfte, Hauche, Lieder;
Im wunderbaren Maienſchein,
Stürz' ich mich Herz zum Herzen wieder!

Was der Frühling ruft.

Mit dem blauen Federhute
Schwenkt der Frühling durch die Lüfte
Und er rufet: Helle Tage
Bring' ich euch in eure Grüfte!

Seinen blütenweißen Mantel
Wirft er ab in Wald und Auen,
Und er rufet: Kommet alle
Meine junge Schönheit ſchauen!

Und die ſüße Stimme kleidet
Er in Nachtigallenlieder,
Und er rufet: Buſch und Kornfeld
Geb' ich euch zum Koſen wieder!

Plötzlich.

Aus der Wolken ſchwarzer Wetterſchlacht
Zuckt ein jäher glüher Blitz hervor,
Aus der Frühlingsgärten ſtiller Nacht
Steigt ein Nachtigallenlied empor.

Wie durch Schatten bricht ein funkelnd Licht,
Wie durch Schweigen tönt ein ſüßer Klang,
Glüht der Liebe wonniges Geſicht
Mir durchs Herz auf nächt'gem Wandergang.

Nimm dich in Acht!

Und webt der Frühling durch die Luft,
Du Thor, nimm dich in Acht!
Dein Herz wacht auf, ſobald er ruft:
Die alte Lieb' erwacht.

Du ſtarrer winterlicher Baum,
Dich dacht' ich lange todt;
Nun blühn dir voll im Frühlingstraum
Die Zweige weiß und roth!

Mein Vögelein, du ſchweigſt ſo lang,
Stumm ſchien die ſüße Bruſt;
Nun ſingſt du deinen alten Sang
In wunderſamer Luſt!

Mein Herz, du lagſt ſo öd' und kalt,
So bar von allem Muth;
Nun zuckt durch dich mit Allgewalt
Die alte Liebesglut.

Was hilft es, wenn die Weisheit ruft:
Du Thor, nimm dich in Acht!
Es webt der Frühling durch die Luft:
Die alte Lieb' erwacht.

Wunder.

Als geſtern aus dem Fenſter ich geſehn,
War's Winter noch im Himmel und Gefilde;
Sie ſah mit mir den trüben Tag verwehn,
Ein friſches Kind in ahnungsloſer Wilde.

O ſieh, ein ſeltſam Wunder kam die Nacht!
Es träufte mild und ſtill ein warmer Regen:
Nun blaut der Himmel, Berg und Thalgrund lacht,
Die weite Erde thaut im Frühlingsſegen.

Und ſieh das Kind, wie wuchs es ſtolz heran!
Der Keim hat ſich zur Blume hell erſchloſſen,
Schamhaft verwirrt ſtaunt ſich das Mädchen an:
Zur Jungfrau iſt das Kind die Nacht entſproſſen.

Wünſche.

Mein Blick folgt deinen Schritten oft von ferne,
Du ziehſt ſo ſicher durchs bewegte Leben;
Ob neben dir ſie bangen, ob ſie beben,
Du wandelſt feſt gleich einem ſchönen Sterne.

Du lernteſt nicht, du hatteſt alle Sitte,
Und übſt ſie ſo ergeben und beſcheiden.
Wen mag nicht deine ſüße Anmuth weiden,
Da dir die Demuth folgt auf jedem Tritte?

Daß immer dir die keuſche Schönheit bliebe!
Du biſt ſo rein an Leib und an Gemüthe!
Auf daß ein mild Geſchick ſie fromm behüte,
Erblühe, Jungfrau, dir die rechte Liebe!

Neue Blüten.

Ich ruh' in der Bäume luft'gem Gezelt,
Wo roſige Blüten aufs Haupt mir fallen,
Wo rings die leuchtende Frühlingswelt
Erklingt von ſchmetternden Nachtigallen.

Zwei Mädchen ſingen die Gärten entlang
Ein Lied, das ich vor Zeiten gedichtet,
Aus ſchwellender Jugend ein heller Geſang,
Er war an mein erſtes Lieb gerichtet.

Da glänzt die alte prächtige Zeit
Mir zauberiſch durch die Seele wieder,
Es rauſchen aus Bergen und Wäldern weit
Vergeſſene Worte, Küſſe und Lieder.

Ich verſtehe wieder der Blumen Duft
Und der Vögel lautes Koſen und Scherzen:
O ziehet der Frühling durch Erd' und Luft,
Da treiben Blüten die ſtarrſten Herzen!

Ach Gott, es grünen die Linden.

Ich ſah ſie im Winter Tag ein, Tag aus,
Da ſaß ſie am Fenſter ſo munter;
Zweigloſe Bäume umſtanden das Haus,
Ich blickte hinauf, ſie herunter.
Und lag die Erde auch nackt und kahl,
Stets konnten die Blicke ſich finden;
Jetzt brachen die Knoſpen im Frühlingsſtrahl:
Ach Gott, es grünen die Linden!

Und ganz entſchwand ſie, denn dicht als Wehr
Wölbt ſich des Laubwerks Bogen,
Sie füttert am Fenſter die Vögel nicht mehr,
In die Lenzluft ſind ſie geflogen.
Ich ſuche vergebens die ſüße Geſtalt
Hinter Blätter- und Blumengewinden,
Das blühet im Garten nun mannichfalt:
Ach Gott, es grünen die Linden!

Wol grüßt ſie noch friſch wie der junge Tag
Am Fenſter den glänzenden Morgen,
Ich ſeh' ſie nicht mehr, wie ich ſuchen mag,
Und lebe den Tag voll Sorgen.
Des Abends verbirgt ihren Schatten der Baum,
Ich möchte vor Spähen erblinden,
Die Nachtruh' hin und der ſüße Traum:
Ach Gott, es grünen die Linden!

Manch Paar ſchwärmt ſelig das Thal entlang
Ich ſcheu' mich vor allen Leuten:
Mir iſt, ſie wollen aus meinem Gang
Mein ſelig Geheimniß deuten!
O Lenz, was ſoll mir dein grünes Reich,
Lange Tage, die nimmer ſchwinden?
Ich tauſchte dich mit dem Winter ſogleich:
Ach Gott, es grünen die Linden!

Du weißt es nicht.

O weh, daß ich ſie trage
Geheim in tiefer Bruſt,
Die herzlich holde Plage,
Die ſchmerzlich bittre Luſt!
Du biſt ſo lang', ſo lange
Schon meines Lebens Licht;
Doch wie ich nach dir bange,
Mein Kind, du weißt es nicht.

Mein Leid treibt mich die Tage
In Wald und Feld hinaus,
Nachts trag' ich meine Klage
Still einſam um dein Haus.
Mich drängt's auf allen Bahnen
Zu ſehn dein Angeſicht;
O möchteſt du es ahnen!
Mein Kind, du weißt es nicht.

Wie manche Blüten ſterben
Verwelkt in meiner Hand,
Umſonſt die Lieder werben,
Die ich für dich erfand!
Ich konnte nie dir ſagen,
Was laut das Herz mir ſpricht:
Das Träumen, Jubeln, Klagen,
Mein Kind, du weißt es nicht.

Ich denk' es Nächt' und Tage,
Ich ſag' es nie genug;
Es pocht im Herzensſchlage,
Es haucht im Athemzug:

Stets bleib' ich dir ergeben,
Bis einſt das Herz mir bricht,
Selbſt über Zeit und Leben;
Mein Kind, du weißt es nicht!

Geheimnißvoll.

Wie biſt du ſchweigſam und verſchloſſen,
Du ſtill geheimnißvolles Weſen;
Ich kann im Forſchen unverdroſſen,
Nicht deiner Seele Räthſel leſen.

Ein Perlenfiſcher möcht' ich ſteigen
Zu ihren vollen reichen Schätzen;
Doch willſt du nicht den Weg mir zeigen
Zu den erſehnten Wunderplätzen.

Ein kecker Bergmann möcht' ich brechen
Zu deines Geiſtes Edelſteinen;
Doch was die Minen auch verſprechen,
Du läßt den Demant nicht erſcheinen.

So ſtreif' ich aufgeregt durchs Leben,
In dem mir alle Reize ſtarben.
Du könnteſt alles Glück mir geben
Und läßt den Armen bitter darben.

Auf dem See.

Wir fuhren über den tiefen See,
Rings wehte die rothe Abendglut,
Ich wußte kein Leid, ich kannte kein Weh,
Friſch war mein Sinn, hoch war mein Muth.

Da ſah ich in den Wellen klar
Ein wunderbar räthſelhaft Geſicht,
Welch zauberreiches Augenpaar:
O Gott, den Blick vergeß' ich nicht

O Gott, es war nur ein Spiegelbild:
Im Kahne neben mir ſaß die Fee!
Und durch die Seele ſchmerzlich wild
Ging unnennbares Weh.

In der Dämmerung.

Verblichen ſind die rothen Gluten
Rings auf Gebirg und See und Thalen
Heimziehn die Boote auf den Fluten,
Der Dörfer ſtille Lichter ſtrahlen.

Der Glocken Ave iſt verklungen,
Die rings am Strand ſich Antwort gaben.
Es iſt der lichte Tag bezwungen,
Die ſtille Nacht hat ihn begraben.

Doch ſeh' ich noch in Purpur glühen
Die Wolken, die am Himmel ſchweben —
Wie ferner Liebe Alpenglühen
So ſtrahlt es plötzlich mir ins Leben.

Hinaus!

Ruht ihr Bücher, ruht ihr Schriften!
Nicht im Hauſe kann ich bleiben:
Blau ins Zimmer lacht der Himmel,
Drin die Frühlingswolken treiben.

Und es dringen durch die Fenſter
Muntre Klänge, laue Lüfte,
Neckiſch zwitſchernd grüßt die Schwalbe,
Süß verlockend wehen Düfte.

Und ich wandre in die Gärten.
Muß ich noch vom Winter träumen?
Nein, der Schnee in meinen Haaren
Fällt von blühnden Apfelbäumen.

Lauſchend ſteh' ich in den Büſchen,
Tauſend Vögel ſchmettern Lieder,
Auf dem Teich im Sonnenblitzen
Segeln Schwäne auf und nieder.

Aber unſtet irr' ich weiter,
Bis ich in den Lauballeen
Einen Hut mit grünem Schleier
Und ein farbig Kleid geſehen.

Roſ'ge Lippen, blonde Haare,
Blaue Augen voller Güte!
Und mir ahnt, daß ich gefunden
Meines Maien rechte Blüte.

Du biſt mir gut.

Magſt du dich ſpröde zeigen
Hier in des Saales Glanz,
Magſt du dich andern neigen
Mit Luſt bei Spiel und Tanz,
Das läßt ſich all verſchmerzen;
Kühl' immer deinen Muth,
Ich weiß im tiefen Herzen:
Mein Kind, du biſt mir gut!

Und mach' ich tags die Runde
An deinem Fenſter hin, —
Du kenneſt ſchon die Stunde,
Verſtohlne Lauſcherin!
Du harrſt an der Gardine,
Zur Wange geht dir's Blut,
Holdſelig glänzt die Miene:
Mein Kind, du biſt mir gut!

In deinem Haus die Lieder,
Die du mir neulich ſangſt,
Sie tönten alle wider,
Daß du in Liebe bangſt.
Ich ging — und eine Roſe
Fand ich an meinem Hut.
Wer gab ſie wol, du Loſe?
Mein Kind, du biſt mir gut!

Wir ſchwiegen ſtets bis heute,
Wir hielten oft uns fern,
Doch ſagen alle Leute:
Wir hätten uns ſo gern!

Birg länger nicht die Flammen,
Nicht berg' ich mehr die Glut!
Laß lodern uns zuſammen:
Mein Kind, du biſt mir gut!

Um Mitternacht.

Auf deines Hauſes kühlem Schwellenſtein,
Von zweier Bäume Laubwerk überdacht,
Da ſitz' ich ernſt und ſtill gedankenvoll
Um Mitternacht.

Die Frühlingserde dämmert vor dem Blick,
Fern prangt der Wald in friſcher Blättertracht,
Nah liegt der mondbeglänzte tiefe Teich
Um Mitternacht.

Rings ſchallt der Nachtigallen volles Lied,
Ein Schwanenpaar zieht Kreiſe träumend ſacht,
Auf leisbewegter Luft webt Klang und Duft
Um Mitternacht.

Und alles ſtrebt zum klaren Himmel hin,
Er dehnt ſich groß in Mond- und Sternenpracht,
Die Erd' umgebend, die ſich zu ihm ſehnt,
Um Mitternacht.

Da träum' ich, daß ich Erd', du Himmel biſt!
Was lebt und webt, in meinem Geiſt entfacht,
Das ſammelt ſich in dir, mein Himmel du,
Um Mitternacht!

In den Roſen.

Du ſtreifteſt hinab, ich ſtreifte hinauf
In den blühenden Roſenhecken,
Wir ſchlugen erröthend die Augen auf,
Wir ſtanden verwirrt vor Schrecken;
Wir wollten reden und wußten kein Wort,
Wir waren wie feſtgebannt an den Ort:
Was wollt ihr pochenden Herzen?

Und ein langer Blick gab alles kund:
Wir hielten uns innig umſchlungen,
Und Bruſt an Bruſt und Mund an Mund,
Der Zauber war bezwungen;
Es war beſtimmt ſeit undenklicher Zeit:
Du mein, ich dein in Ewigkeit!
Was wollt ihr pochenden Herzen?

Und als wir uns wanden Arm aus Arm,
Wie anders wir fühlten und dachten!
So groß, ſo voll, ſo reich, ſo warm!
Wir zitterten, weinten und lachten.
Der Himmel ſo nah und die Erde ſo weit,
Und Alles unendliche Seligkeit!
Was wollt ihr pochenden Herzen?

Und ſchweigend und redend zogen wir hin,
Wir lebten ein neues Leben:
Du gingſt eine junge Königin,
Ich ein junger König daneben!
Und die Vögel und Blumen ſie wußten es all':
Das war ein Grüßen mit Duft und Schall!
Was wollt ihr pochenden Herzen?

Die erſten Küſſe.

Von deinem rothen blühenden Mund
Hab' ich die erſten Küſſe,
Aus deiner erwachenden Jungfraubruſt
Der erſten Liebe Grüße.

Aus deinem weichen blonden Haar
Schnitt ich die erſten Locken.
Ich juble laut; doch du, mein Kind,
Du zitterſt ſtill erſchrocken.

Mir iſt als hätt' ich im lichten Mai
Das erſte Veilchen gefunden,
Als hätte die erſte Knospe vor mir
Sich duftend zur Roſe entwunden!

Mir iſt als hört' ich in lauer Nacht
Die erſte Nachtigall ſingen!
Was wird nun Lenz und Sommerzeit
Uns Segen und Fülle bringen?

O zittre nicht, du ſüße Maid,
Ich bin berauſcht in Wonne;
Mein Leben war in Nacht gehüllt,
Du biſt meine Morgenſonne!

Und Mund an Mund und Bruſt an Bruſt!
So ſelig verrauſchen die Stunden,
Die Küſſe, die Grüße, das blonde Haar,
Sie halten mich ewig gebunden.

Botſchaft.

Drüben blinkt das Landhaus freundlich
Aus den grünen Rebenranken,
Aber langſam auf dem Rheine
Laß ich heim mein Schifflein ſchwanken.

Flatternd grüßt dein Tuch vom Fenſter,
Flatternd grüßet meins vom Kahne;
Ach, ſo lang' wir uns erblicken,
Winket dein' und meine Fahne.

Doch ſobald wir uns entſchwunden,
Send' ich dir die weiße Taube,
Und der ſchnelle Liebesbote
Trifft dich bald in duft'ger Laube.

An den Flügeln hängt ein Blättchen
Mit verliebten holden Scherzen:
Alſo ſendet tauſend Grüße
Liebſtes Herz dem liebſten Herzen.

Vigilie.

Stern und Mond am Himmelsdom
Halten ſtille Vigilie,
Glanzvoll ſchimmert Gefild und Strom,
Und die Gärten enthauchen Arom,
Süße ferne Emilie!

Doch die Seel' erſchließt ſich mild
Wie der Kelch der Lilie,
Glänzender Himmel, umduftet Gefild,
Alles webet hinein dein Bild,
Süße ferne Emilie!

Ewig dein!

Der Lenz iſt da, der ſchöne Fant,
Er ziert und ſchmücket alles Land,
Er weckt in Wald und Feld und Luſt
Der Vögel Lied, der Blumen Duft;
Voll Sehnſucht muß ich fern dir ſein:
Und ich bin ewig, ewig dein!

Da ſteh' ich unterm Apfelbaum,
Er ſtreut aufs Haupt mir Blütenflaum;
Ich pflücke raſch ſein erſtes Blatt,
Es iſt von jungem Grün ſo ſatt;
Mit flücht'gen Zügen ſchreib' ich drein:
Und ich bin ewig, ewig dein!

Dort ſchießt die Schwalbe hin in Eil',
Ein leichtbeſchwingter Frühlingspfeil;
Sie ſenkt ſich aus den Lüften tief,
Ich geb' ihr meinen grünen Brief,
Daß er dich grüß' am fernen Rhein:
Und ich bin ewig, ewig dein!

Wenn ſich mein Vogel niederſchwingt,
Und dir die frohe Botſchaft bringt,
Dann ſtehſt du wol im Gartenland,
Zerpflückſt die Blumen mit der Hand,
Und frageſt ſie: Gedenkt er mein?
Und ich bin ewig, ewig dein!

Vor der Königsburg.

Es legt ſich weit die Frühlingsnacht
Auf dieſe Gärten und Terraſſen,
Stolz ragen in des Himmels Pracht
Der Rieſenbäume dunkle Maſſen,
Der Vollmond ſteht ſo leuchtend klar,
Daß alle Sterne rings erblaſſen,
Die Marmorbilder wunderbar
Beleben ſich, wohin ich ſchreite:
Ich bin beglückt, wie wär' ich's gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

Und horch, die Königsburg voll Glanz
Weithin läßt ſie Muſik erſchallen!
Springbrunnen, ſieh, in leichtem Tanz
In mondbeglänzte Teiche fallen.
Es klingt durch würz'ge Lüfte klar
Das lange Lied der Nachtigallen,
Dort gibt ein ſchlankes Schwanenpaar
Sich bleich und ſchweigſam das Geleite:
Ich bin beglückt, wie wär' ich's gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

Und ſieh, ein frühlingstrunkner Schwarm
Wallt durch die grünen Dämmerungen!
Hier hat ein freudig Jauchzen warm,
Dort ſich ein volles Lied erſchwungen.
Und weiter ſtreift ein ſelig Paar
Vertraulich Arm in Arm geſchlungen,

Ich folg' ihm aus der lauten Schar,
Und wie ich ſegnend ſie begleite:
Ich bin beglückt, wie wär' ich's gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

Du zauberreiche Frühlingsnacht!
Ich hab' in dieſer ſchönen Stunde
Von dir geträumt, an dich gedacht,
Da leuchtet es herauf vom Grunde:
Sieh, eine Roſe, wunderbar!
Ich weih' ſie unſerm Liebesbunde,
Und welkt ſie auch, wie treu ich war,
Soll ſie dir künden in die Weite:
Ich bin beglückt, wie wär' ich's gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

Ein guter Stern.

Ich wander' in die Nacht hinein,
Ich wandre von dir fern,
Doch vor mir zieht mit lichtem Schein
Ein guter Stern.

Der gute Stern der Liebe lacht
Vor mir ſo rein erglüht,
Da blüht auch in der dunkeln Nacht
Hell mein Gemüth.

Mein kühner Falk!

Mein kühner Falk, mein kühner Falk
Mit ſchwankem ſchlankem Flügel,
Mein Bote ſei, mein Bote ſei
Fern über Thal und Hügel!

Ein Dichter ſpricht, ein Dichter ſpricht,
Da wird die Luft dir heiter,
Und Sonnenſtrahl und Frühlingsduft,
Geb' ich dir als Begleiter.

Wohlauf zum Oſt, zum grünen Rhein
Sollſt heben du die Schwingen,
Und Grüße an ein treues Herz
Von treuem Herzen bringen!

Sie ſteht an ihrem Fenſterlein,
Sie wallt im Frühlingsgarten,
Nach Weſten ſpäht ſie ſehnſuchtsvoll,
Die Grüße zu erwarten.

O ſag' ihr, daß in Lebensluſt
Ich freudig mich verſenke,
Doch daß kein Augenblick vergeht,
Wo ich nicht an ſie denke,

Wo ich nicht juble: ich bin dein
Fern über Thal und Hügel!
Mein kühner Falk, wohlauf zum Rhein
Mit ſchlankem ſchwankem Flügel!

In der Fremde.

Hierhinaus, dorthinaus
Wandr' ich die Straßen,
Sehn' nach dem Heimathaus
Mich ohne maßen.

Klingende Frühlingszeit,
Sprießend Gedränge,
Lachet die Welt ſo weit,
Mir iſt ſo enge.

Blitzen die Felder auch,
Schimmern die Bäume,
Das iſt nicht Farb' und Hauch
Heimiſcher Räume.

Lerche und Nachtigall
Streuen mir Lieder,
Ach, wie daheim der Schall
Klingt es nicht wieder!

Wirbelt der leichte Tanz
Unter den Linden,
Kann doch im Mädchenkranz
Liebchen nicht finden.

Hierhinaus, dorthinaus
Wandr' ich die Straßen,
Seh[illegible] nach dem Heimathaus
Mi[illegible]ne maßen.

Gruß.

Der Glocken Töne ſchwingen
Sich über den tiefen Rhein,
Der Orgel Lieder klingen,
Die frommen Beter ſingen,
Leis tönt's in den Sonnenſchein:
Gegrüßt ſeiſt du, mein Herz!

Der Glocken Töne ſchwingen
Sich aus der Seele hervor,
Wie Orgellieder ſingen,
Wie betende Stimmen klingen
Die Laute licht empor:
Gegrüßt ſeiſt du, mein Herz!

Ueber den Bergen.

Was ſoll mir nun der Landſchaft Pracht?
Leis auf das Thal ſenkt ſich die Nacht,
Die Wälder ſtehen dunkelgrau
Und fahl und lichtlos iſt die Au':
Mein Herz iſt über den Bergen!

Die Berge ſchimmern in Abendglut,
Darüber ſchwimmt die letzte Glut,
Es ſteigt ein goldner Stern hinein,
Dort muß die Herzallerliebſte ſein:
Mein Herz iſt über den Bergen!

Im Mondſchein.

Nun ſteiget ſtill der Mond herauf,
Er findet dich am Fenſterlein;
Ich grüße dich durch ſeinen Strahl,
Du grüßeſt mich durch ſeinen Schein.

Derſelbe Himmel überm Haupt,
Dieſelbe Erde unterm Fuß,
Und zwiſchen uns im Dämmerraum
Ein einz'ger ſüßer Herzensgruß!

Wo biſt du?

Am Felſen ſprudelt die Quelle,
Dort ſchöpfet die blonde Maid,
Froh ſchwatzt ihr der braune Geſelle
Von köſtlicher Roſenzeit. —
Wo mag die Herzallerliebſte mein
Jetzt ſein?

Es klingen Flöten und Geigen
Am Dorf vom Lindenplatz,
Dort ſchwinget in luſtigem Reigen
Der Burſche den ſüßen Schatz. —
Wo mag die Herzallerliebſte mein
Jetzt ſein?

Es trägt der Rhein einen Nachen,
Drin ſitzen Bräut'gam und Braut,
Sie ſingen und jauchzen und lachen
Beim Hochzeitsglockenlaut. —
Wo mag die Herzallerliebſte mein
Jetzt ſein?

Abendgang.

Als wandernd ich ging am Bergeshang,
Da war es ſo trüb' die Wälder entlang,
Nur der Weſt ſtand roth in Gluten,
Und ſo dunkel-ernſt lag Wieſ' und Feld,
Es ſchien, als wollte die ſchöne Welt
Vertrauern und verbluten.

Als wandernd ich von dir Abſchied nahm,
Da war dein Weſen ſo voller Gram,
Nur dein Antlitz ſtand in Gluten;
Und ſo dunkelernſt war mir die Bruſt,
Als wollte das Herz nach all der Luſt
Vertrauern und verbluten.

Heimatwärts.

Wie ich wallte mit rüſtigem Schritt
Einſam auf Felſenwegen,
Rauſchte plaudernd die Quelle mit,
Flüſſen und Meeren entgegen;
Heimatwärts, heimatwärts
Suchte ſie wie ein pochendes Herz
Ihren ſeligſten Segen.

Ueber mir ſchwirrte der Kraniche Zug
Brauſend mit Flügelſchlägen,
Wie die Sehnſucht tönte der Flug
Warmem Süden entgegen;
Heimatwärts, heimatwärts
Suchte er wie ein pochendes Herz
Seinen ſeligſten Segen.

Als ich ſchaute ins Abendthal
Von des Gebirges Stegen,
Leuchtete mir der Lichterſtrahl
Treuſter Liebe entgegen;
Heimatwärts, heimatwärts
Suchte das laut aufpochende Herz
Seinen ſeligſten Segen.

Beim Blitz.

Der Blitz erhebt am Horizont
Die rothen Feuerflügel,
Daß ich weithin ſehen gekonnt
Ueber Wald und Hügel.
Ferne blinkte dein Haus
Ueber das Land hinaus,
Du ſüßes Liebherz!

Mir durch die glühnde Seele fliegt
Ein blitzend helles Strahlen,
Daß ſie ſeltſam offen liegt
Mit den Höhn und Thalen.
Ueber allem ſo mild
Stehet dein holdes Bild,
Du ſüßes Liebherz!

Am Lindenbaum.

In den lauen Maiennächten
Steh' ich oft am Lindenbaume,
Und ich ſchaue nach dem Fenſter,
Wo du ruhſt in ſüßem Traume.

Durch den tiefen Himmel gleitet
Leis der Mond im Silberglanze,
Goldne Sterne glühn unzählig
Nah und fern in hellem Kranze.

Durch die Lüfte geht ein Wehen
Still auf unſichtbaren Schwingen,
Ruhig ziehn des Rheines Wellen,
Die im Traume heimlich klingen.

Aus der Stadt entfernten Gaſſen
Wehn Geſänge hin und wieder,
Gärten ſenden mit den Düften
Weiche Nachtigallenlieder.

All dies Leben iſt Begleitung
Zu dem holden ſchönen Traume,
Den ich träum' vor deinem Hauſe,
Hingelehnt am Lindenbaume.

Und der holde Traum, er heißet:
Daß ich dein bin alle Zeiten,
So wie geſtern und wie heute,
So in alle Ewigkeiten!

Mein Herz iſt ſo leicht.

Mein Herz iſt ſo leicht und ſo froh und ſo frank!
Nie hat mir ſo hell das Leben gelacht!
Mir iſt als hätt' ein Zaubertrank
Mich überſelig trunken gemacht.
Wie drängt es! Ich ſehe die Erde ſo grün,
Frei friſch die See, tief blau die Luft!
Was glänzend und hoch, was klingend und kühn,
O wie es die Seele lockt und ruft!

Mir iſt als wüchſen Flügel dem Geiſt,
Als flög' er hoch und weit und wild,
Wie der Falke, der durch die Lüfte kreiſt,
Hoch über Strom und Wald und Gefild.
Ihr Thoren, was iſt euch vom Himmel bewußt!
O harrt auf die ewige Seligkeit!
Ich trage den Himmel in meiner Bruſt:
Sei gegrüßt, du ſüße Liebeszeit!

Mein Lieb herbei!

Das iſt die helle Frühlingszeit!
Horch, wie vom Gebirg der Kukuk ſchreit,
Sieh, wie die Schwalben ſchießen!
Erquicke dich an der lauen Luft,
An der Felder Grün, an der Wälder Duft,
An der wilden Blumen Sprießen!
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, ſonnigen, ſüßen Mai,
So friſch und frei
Zu ſingen, zu trinken, zu küſſen!

In blühenden Lauben ruhen wir aus
Und füllen im luſtigen Frühlingshaus
Den hohen kryſtallenen Becher.
O wirf die lichten Blumen hinein:
Hoch dir, hoch mir im duftigen Wein,
Wir liebeſeligen Zecher!
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, ſonnigen, ſüßen Mai,
So friſch und frei
Zu ſingen, zu trinken, zu küſſen!

Und endet das Lied, iſt der Becher zu Grund,
So gib mir den rothen ſchwellenden Mund
Zum letzten höchſten Genuſſe!
Was Lied und Klang, was Glanz und Licht!
So ſelig ſchwärmt ſich im Lenze nicht,
Wie in der Liebſten Kuſſe!
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, ſonnigen, ſüßen Mai,
So friſch und frei
Zu ſingen, zu trinken, zu küſſen!

Aus Laubesgrün, aus Blütenglanz,
O laßt uns weben den heitern Kranz
In die blonden fliegenden Locken!
Die Höhen entlang am grünen Rhein
Laß ſingend uns wandern im Sonnenſchein,
Hoch über Flöten und Glocken!
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, ſonnigen, ſüßen Mai,
So friſch und frei
Zu ſingen, zu trinken, zu küſſen!

In der Wildniß.

Auf ſchwindelndem Pfad, den kaum wer betrat,
Sind wir auf die Höhen geklommen;
Die andern, mein Glück, ſie blieben zurück,
Sie konnten nicht mit uns kommen.
Wir ſtanden allein im wilden Geſtein,
Auf dem nackten felſigen Gipfel:
Hoch der Himmelsdom, tief der rauſchende Strom
Und üppige Waldeswipfel.

Wie kühn war es dort! Steil ragte der Ort,
Ich umſchlang dich feſter und feſter:
Wir ſahn, meine Zier, in das Waldrevier,
In der wilden Tauben Neſter;
Es blinkte herauf im Jugendlauf
Der Fluß aus dem grünen Thale:
Wie er floß, wie er ſchoß, der Wildniß Genoß,
Ueberblitzt vom goldenen Strahle!

Grüne Einſamkeit! Wie hoben ſo weit,
So hoch ſich die jungen Geiſter!
Bruſt an Bruſt gepreßt, umſchlungen feſt!
O Liebe, du ſüßer Meiſter!
Glückſel'ger Moment! Wie die Glut uns brennt
Hier zwiſchen den hohen Klippen!
Langer langer Gruß, langer langer Kuß
Auf die rothen ſchwellenden Lippen!

Horch auf, wie es rauſcht! Wir ſind belauſcht!
Welch Singen und Klingen und Schwirren!
Mit grüßendem Schrei ſchießt der Falke vorbei,
Die Taube mit leiſem Girren!

Es flüſtert im Wald, daß es heimlich ſchallt,
Flußwellen ſpringen und klingen!
Wo die Liebe ſich grüßt, wo die Liebe ſich küßt,
Kommt alles Huldigung bringen!

In der Nacht.

In der Nacht, in der Nacht — wie ſo ſüß es ſich lauſcht,
Wo die Linden duften, der Springquell rauſcht,
Wenn drüben im Hauſe die Thüre klirrt,
Und ein Licht durch die mächtigen Fenſter irrt!
Und im Garten, da flötet die Nachtigall ſacht,
In der Nacht, in der Nacht!

In der Nacht, in der Nacht — und es ſchallet ein Tritt,
Und es rauſchet ein Kleid und das Herz ſchlägt mit!
O Bangen, Verlangen, o ängſtliche Luſt!
Wir fliegen und liegen uns Bruſt an Bruſt!
Und im Garten da flötet die Nachtigall ſacht,
In der Nacht, in der Nacht!

In der Nacht, in der Nacht — und Mund an Mund
Und Herz an Herz! du ſelige Stund'!
Und das Flüſtern und Koſen! — Ich dein, du mein!
Bis der Oſten ſich röthet, da flieht ſie hinein.
Und im Garten, da flötet die Nachtigall ſacht,
In der Nacht, in der Nacht!

So heimlich.

Heut kam ich an der Wieſe daher,
Wo wir geſtern geruht, und die Stelle war leer;
Nur das hohe Gras war rings zerdrückt,
Und die wilden Roſen lagen zerpflückt.
So heimlich! — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume ſang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, ſei nicht bang!

Mir klangen durchs Herz die Lieder all',
Die zu zweien wir ſangen mit fröhlichem Schall;
Ich dachte an jegliches ſüße Wort,
Das froh wir gewechſelt am einſamen Ort.
So heimlich! — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume ſang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, ſei nicht bang!

Ich dacht' an der Blicke leuchtende Glut,
Ich dacht' an der Küſſe rauſchende Flut,
Mir brannte das Haupt, mir glühte der Mund:
Noch eine ſo ſonnige, wonnige Stund'!
So heimlich, — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume ſang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, ſei nicht bang!

Und iſt es denn Sünde, wenn man ſich liebt
Und ſelig Leben an Leben gibt?
Wie's die Blume that, wie's der Vogel trieb,
So thaten und thun wir noch oft, mein Lieb!

So heimlich! — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume ſang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, ſei nicht bang!

O Minne!

Holdſelig wechſelnd Minneſpiel,
Reich biſt du ſonder Maß und Ziel!
Und wenn auch Tinte rings das Meer,
Ein Pergament der Himmel wär',
Und Schreiber ſchrieben hundert Jahr',
Es würd' nicht offen und nicht klar,
Wie du mir thuſt ſo wunderbar,
O Minne, o Minne!

Holdſelig wechſelnd Minneſpiel,
Reich biſt du ſonder Maß und Ziel!
Und hab' ich dich, klingt's mir im Ohr
Wie Geigenlaut, wie Vogelchor,
Ich ſeh' wie in die grünſte Au',
In rothen Roſen blitzt der Thau,
Ich ſchwebe wie im Himmelsblau,
O Minne, o Minne!

Holdſelig wechſelnd Minneſpiel,
Reich biſt du ſonder Maß und Ziel!
Es iſt wie Honig mir im Mund,
Wie Himmelreich im Herzensgrund!
Da ich am liebſten Herzen lag,
Da hellſter Seligkeit ich pflag,
Sind tauſend Tage wie ein Tag,
O Minne, o Minne!

Am Brünnlein.

Vorm Dorfe quillt ein Brünnelein
Unter den grünen Linden,
Zwei Roſen entwachſen dem Felsgeſtein,
Die Zweig' in Zweige binden.
Das iſt ein lieber, ſtiller Ort,
Und naht der Abend, bin ich dort,
Es kommt mein Mägdlein immerfort,
Dann thun wir wie die Roſen.

Vorm Dorfe quillt ein Brünnelein
Aus friſchem Kraut und Laube,
Dort trinkt im goldnen Sonnenſchein
Der Tauber und die Taube.
Das iſt ein ſüßes Spiel am Quell,
Sie kreuzen ihre Schnäblein ſchnell,
Und ſchlüpft mein Mägdelein zur Stell',
So thun wir wie die Tauben.

Vorm Dorfe quillt ein Brünnelein
Unweit des Bergwalds Hallen,
Dort ſingen hell, waldaus, waldein
Zwei ſüße Nachtigallen,
Ihr Lied iſt lauter Lieb' und Luſt;
So tauſchen wir aus voller Bruſt
Das Beſte, was uns iſt bewußt,
Gleichwie die wilden Sänger.

Am Drachenfels.

Dem Drachenfels genüber,
Da liegt ein blankes Haus,
Da gehen meine Gedanken
Allſtündlich ein und aus.

Dort fahr' ich auf und nieder
Und jauchze laut im Kahn,
Das hören alle Leute,
Doch geht's nur Eine an.

Des Nachts ſteig' ich ans Ufer
Und klopf' ans Fenſterlein,
Dann ſchleicht ſie an die Thüre
Und läßt mich heimlich ein.

Dem Drachenfels genüber,
Da gibt's bald Saus und Braus,
Dann führt ſein liebes Bräutchen
Der Bräutigam nach Haus.

Auf der Höhe.

So hab' ich aus dem lauten Saal
Dich auf die ſtillen Höhn gerettet:
Wir ruhen überm breiten Thal,
Glückſelig Arm in Arm gekettet.
Es ſtreift der Blick zum Grunde fort,
Dort war uns reiche Luſt beſchieden;
Doch ſchöner iſt's an dieſem Ort
Mit ſeinem heimlich holden Frieden.

Tief unten liegt das blanke Haus,
Umkränzt von Roſen und von Reben.
Sie luden uns zum heitern Schmaus,
Sie ließen uns im Weine leben.
Brautgrüße klangen warm und traut,
Sie fei'rten uns durch helle Lieder,
Und an den Bergen dröhnten laut
Der Böller Freudenſchüſſe wieder.

Die guten Herzen! Doch genug,
Wir ſchlichen aus dem Drang der Gäſte,
Hinauf zum Gipfel ging's im Flug:
Zu Zwei'n — das ſind die ſchönſten Feſte.
Hier, wo ſo ſtill die Lüfte wehn,
Drin ſingend eine Lerche ſchwimmet,
So hoch, ſo einſam, ungeſehn!
Wie das zur jungen Liebe ſtimmet!

Dir ſchaun ins Auge tief und lang'
Und deinen holden Worten lauſchen,
Und für des Lebens weiten Gang
Beſeligt Segenswünſche tauſchen —
Unendlich Glück — ſo ganz allein
Mit unſerm Lieben, Glauben, Hoffen —
Die Welt hüllt ſich in Dunkel ein,
Doch ſtehet uns der Himmel offen!

Beim Wein am Rhein.

In der Laube.

Jubelnd ſitzen wir und trinken
In den duft'gen Rebenlauben,
Voller Ahnung reiſend blinken
Ueber uns die goldnen Trauben.

Und die warme Sommerſonne
Strahlt vom blauen Himmelsdome,
Strahlet ob der Laube Wonne,
Ob den Landen, ob dem Strome.

Und die Berge heben prächtig
Ihre rebengrünen Kronen,
Graue Felſen ſtarren mächtig,
Drauf die alten Burgen thronen.

Voller Selbſtbewußtſein ſpiegeln
Sich die Lande in dem Rheine;
Mit den Thälern, mit den Hügeln
Wogt er fort in blauem Scheine.

Aber Berg und Burg und Laube,
Und des Rheines tiefe Fluten
Spiegelt mir der Sohn der Traube
In des Römers goldnen Gluten.

Klare, lichte Bilder blühen
In dem Spiegel dieſer Becher,
Aber doppelt fröhlich glühen
Drin die jugendmuth'gen Zecher.

Im Wein iſt Wahrheit.

Wenn ich in meinen Becher ſeh',
Da ſtrahlt mir erſt die Sonne;
Wenn ich die Welt als Zecher ſeh',
Dann liegt die Welt in Wonne.
Wär' nicht im Wein der Wahrheit Licht,
Bei Gott, dann gäb' es Klarheit nicht:
Im Wein, im Wein iſt Wahrheit!

Ganz wird da, was zerriſſen war,
Was trüb' iſt, kommt zur Reinheit,
Und was zerſtückelt Wiſſen war,
Das baut ſich ſchnell zur Einheit;
Ja, alle Weisheit liegt im Wein,
Sie kommt und ſieht und ſiegt im Wein:
Im Wein, im Wein iſt Wahrheit!

Ich kenne nicht mehr Haß und Neid,
Hab' ich mein Maß getrunken:
Der Jammer flieht ſo blaß und weit,
Es ſprühn nur Liebesfunken;
Ich habe dann mein minnig Lieb
Noch doppelt innig ſinnig lieb:
Im Wein, im Wein iſt Wahrheit!

Ach nüchtern wahrlich trieb ich Spott
Mit frevelnder Geberde,
Doch bei dem Weine lieb' ich Gott,
Den Himmel und die Erde;
Es blüht mir dann das ganze Sein
In Farben hold, im Glanze rein:
Im Wein, im Wein iſt Wahrheit!

Die Wiſſenſchaft beim Rebenſaft.

Wie ich verthan den ganzen Tag? —
Ei, tiefer Wiſſenſchaft ich pflag:
Ich hab' ſtudirt Aſtronomie! —
Und wo und wie? —
Ei, in der Kneip' zum Sonnenbild,
Wo Wein in runden Tonnen quillt
Und hoch das Herz in Wonnen ſchwillt! —
Ich hab' ſtudirt die Wiſſenſchaft
Beim Rebenſaft!

Wie mir der Abend dann verging? —
Oblag ich rieſig ſchwerem Ding:
Ich hab' ſtudirt Aſtronomie! —
Und wo und wie? —
Ei, in der Kneip' zum hellen Mond,
Was wol ſich dem Geſellen lohnt,
Der gern bei Weinesquellen wohnt! —
Ich hab' ſtudirt die Wiſſenſchaft
Beim Rebenſaft!

Wie ich verbracht die ganze Nacht? —
Ich hab' ein ſchweres Fach durchdacht:
Ich hab' ſtudirt Aſtronomie! —
Und wo und wie? —
Ei, in der Kneip' zum hellen Stern,
Der Wein iſt ſeiner Keller Kern,
Dafür geb' ich die Heller gern! —
Ich hab' ſtudirt die Wiſſenſchaft
Beim Rebenſaft.

Der gute Schlucker.

Heut hatt' ich ſchlechten Zeitvertreib,
Weil ich mich nicht geſegnet:
Beim Ausgang iſt ein ſteinalt Weib
Gleich garſtig mir begegnet;
Das Omen gab auf Blut und Herz
Mir einen ſtarken Drucker,
Ich dacht': Heut giebt's nicht Muth und Scherz
Für einen guten Schlucker!

Und wie ich mir Kamraden ſuch',
Kommt einer hergetreten
Und ſpricht wahrhaftig wie ein Buch
Mir vom Kaſtei'n und Beten,
Zum Kirchgang will bekehren mich,
Der Ducker und der Mucker.
Wie hatt' ich da zu wehren mich,
Ich armer guter Schlucker!

Gleich drauf da läuft ein andrer an
Und klebt mir an der Sohle,
Von trocknem Wiſſen ſprach der Mann
In übertrocknem Kohle.
Fatale Silbenſtecherei
Von einem Sternengucker!
Ich floh die Kopfzerbrecherei,
Ich armer guter Schlucker!

Der dritte, welcher quer mir kam,
Schwatzt mir von Mädchenlippen,
Von Liebesſcham und Herzensgram
Und ſüßem Küſſenippen.

Ich dachte gleich, laß haspeln ihn
Wie Honig und wie Zucker,
Ich muß das Süßholzraspeln fliehn,
Ich armer guter Schlucker!

So lag mir heut an meinem Gang
Charybdis neben Scille!
Gerettet hat mich Tugenddrang
Und Gottes güt'ger Wille.
Ich ſitz' im tiefen Keller nun:
Fort Zucker, Gucker, Mucker!
Und muß den Trunk nun ſchneller thun
Als echter guter Schlucker!

Inhalt des Weines.

Da Gott den Menſchen ſchuf aus Lehm,
Schien er ihm gar nicht angenehm,
Der Erdenkloß blieb ungeſchlacht,
Bis er ihm auch den Geiſt gemacht.

Zu ſpenden ihm des Geiſtes Kraft,
Erdacht' er einen geiſt'gen Saft,
Den er in Trauben wachſen ließ;
Die krönten erſt das Paradies.

So gab er uns ein Beiſpiel fein,
Auf daß wir pflegen guten Wein,
Um draus zu ſchlürfen allermeiſt
Kraft, Schönheit, Wahrheit, Freiheit, Geiſt!

Vor der Schenke.

Iſt das des Schenken geprieſen Haus?
Es ſieht doch gar ſo düſter aus,
Es hat ein Schild: „Zum goldnen Mond“;
Wol glaub' ich, daß die Nacht hier wohnt.
Gibt's denn keine beſſre Schenk im Ort? —
Trag' nur das Bündel wieder fort!

Doch hör, da öffnet ſich die Thür!
Ein roſig Mägdlein tritt herfür;
Ja, dieſer Augen Sternenſchein,
Er lockt mich in die Nacht hinein,
Daß ich den Wein da eben probir. —
Mit meinem Bündel warte hier!

Ein helles Kelchglas bringſt du da,
Wie ich noch nie ein ſchönres ſah;
Fürwahr, der Wein iſt klar und gut!
Er glänzt und wärmt wie Sonnenglut!
Ei, hier iſt Sonn- und Wonneſchein! —
Hier bleib' ich, bring das Bündel herein!

Vor allen Dingen.

Das Wandern könnt' ich gar nicht ſchön
Mir denken,
Gäb's in den Thälern, auf den Höhn
Nicht Schenken.
Und bin ich auf der Wandrung draus,
Und ſtreckt die Kneip' ihr Schild heraus,
Thu' ich die Mütze ſchwenken
Und hin die Tritte lenken.

Auch für die Schenke gäb' ich kaum
'nen Heller,
Läg' unterm Haus nicht weit an Raum
Der Keller,
Und reibte ſich nicht Faß an Faß
Voll edelm reinem goldnem Naß.
Da ſtürm' ich polternd munter
Die alte Trepp' hinunter.

Doch, ach, was ſoll der Fäſſer Rund
Ohn' Krahnen,
Könnt' ich den Weg mir durch das Spund
Nicht bahnen,
Und würd' nicht Flaſch' und Becher voll,
Und nicht im Haupt der Zecher toll!
Dem echten Strolch und Strömer
Gibt's nie genug der Römer!

Ei, ei, du ſchlanke Kellnerin,
Du murreſt!
Was fährt dir plötzlich durch den Sinn?
Du knurreſt?
Bei Gott, ich unterließ den Gruß!
Komm her, da haſt du einen Kuß!
Doch nun vor allen Dingen
Muß ich den Becher ſchwingen!

Von den fünf Sinnen.

Was redet ihr mir vom Gefühl,
Vom kühlen und vom ſchwülen?
Iſt heiß der Kopf, die Flaſche kühl,
Das iſt das wahre Fühlen! —
Die Schenkin meint es anders zwar —
Ei, das iſt klar:
Dein ſüßes Händedrücken
Iſt zum Entzücken!

Was redet ihr mir vom Geſicht,
Vom Blick in Thal und Auen?
Es gibt nicht ſchöner Farb' und Licht,
Als in den Wein zu ſchauen! —
Die Schenkin meint es anders zwar —
Ei, das iſt klar:
In deine Augenſterne
Seh' ich ſo gerne!

Was ſprecht ihr vom Gehör im Ohr,
Vom Tönen und vom Singen?
Kein hellres Läuten klingt empor
Als wie vom Gläſerklingen!
Die Schenkin meint es anders zwar —
Ei, das iſt klar:
Durch deiner Stimme Klänge
Wird's Herz mir enge!

Was ſchwatzet ihr mir vom Geruch?
Iſt euch ſo fein die Naſe?
Der beſte Duft, das iſt mein Spruch,
Quillt aus dem vollen Glaſe! —

Die Schenkin meint es anders zwar —
Ei, das iſt klar:
Der Hauch von deinem Munde
Gibt gute Stunde!

Was aber denkt ihr vom Geſchmack,
Ihr feinen Schmecker eben?
Ich habe mich mit Sack und Pack
Dem Schmack des Weins ergeben! —
Die Schenkin meint es anders zwar —
Ei, das iſt klar:
Der Kuß von deinen Lippen
Iſt ſüß zu nippen!

Die Blume der Moſel.

Ich weiß ein holdes Jungfräulein,
Das mir beſtrickt die Sinne zur Minne,
Es wohnt am Stein im Sonnenſchein,
Doch nicht am Rhein und nicht am Main:
Das iſt die Blume der Moſel!

Ihr Weſen wie der Frühling blüht,
Es iſt ihr Aug' ſo wonnig und ſo ſonnig,
Ihr Duft iſt ſüß wie Roſenblüt',
Ihr Mund nur Feuerküſſe ſprüht:
Wie lockt die Blume der Moſel!

Schließ' ich mit ihr den Liebesbund,
So iſt mir neues Leben gegeben,
Mir wird ſo frei im Herzensgrund
Und lauter Weisheit ſpricht mein Mund:
Das thut die Blume der Moſel!

Trinkerwanderung.

Das iſt ein fröhlich Wandern! —
Wohin, wohin? —
Von einem Ort zum andern
Steht mir der Sinn!

Vom Felſen ſpringt herab der Quell,
Im Thal eint er dem Strom ſich ſchnell,
Und beide ziehn zum Ocean. —
Nein, Freund, das iſt nicht meine Bahn,
Denn in dem großen Waſſerpfuhl
Iſt mir's zu tief, iſt mir's zu kühl!

Das iſt ein fröhlich Wandern! —
Wohin, wohin? —
Von einem Ort zum andern
Steht mir der Sinn!

Die Wolken ziehn am Himmelsſaum,
Die haben guten Reiſeraum,
Doch ach, ſie ſchwinden fern im Duft. —
O nein, ich flieg' nicht in die Luft,
Zu ſchweben ohn' Geſtalt und Leib,
Das iſt ein ſchlechter Zeitvertreib!

Das iſt ein fröhlich Wandern! —
Wohin, wohin? —
Von einem Ort zum andern
Steht mir der Sinn!

Die Vögel fliehn von Zweig zu Zweig,
Von Berg zu Berg durchs Lüftereich,
Nach Süden geht's von Ort zu Ort. —
O nein, mit euch zieh' ich nicht fort,
Bei Quell und Beer' geht ihr zu Gaſt,
Was nicht für meinen Schnabel paßt!

Das iſt ein fröhlich Wandern —
Wohin, wohin? —
Von einem Ort zum andern
Steht mir der Sinn!

Ich geh' an meinem Wanderſtab
Das Land hinauf, das Land hinab,
Doch lieb' ich's nicht allein zu thun.
Mit guten Burſchen ziehn und ruhn,
Und jauchzen, ſingen laut beim Wein,
Das iſt die Wanderluſt am Rhein!

Das iſt ein fröhlich Wandern! —
Wohin, wohin? —
Von einem Ort zum andern
Steht mir der Sinn!

Zu Asmannshauſen.

Was uns die Türken gehen an? —
Ei, macht mir keine Flauſen!
Wol iſt es lobeſam und gut,
Zu trinken rothes Türkenblut
Vom Rhein zu Asmannshauſen!

Wir wollen gen die Heidenſchaft
Mannhaft zu Felde brauſen!
Vertilget denn die arge Brut,
Trinkt unverdroſſen Türkenblut
Vom Rhein zu Asmannshauſen!

Gefahren des Trinkens.

Ihr glaubt, im Land der Trauben
Gäb's nichts wie Luſt und Pracht?
Dort gibt's, ihr könnt es glauben,
Viel Beſtien ungeſchlacht!
Und ich muß auf und abwärts ziehn,
Die Unthier zu bekämpfen,
Als treuer Paladin.

Von Baſel bis nach Köllen,
Was ich Gefahr beſtand!
Ein Gang durch alle Höllen
Gibt nicht ſo heißen Brand.
Und was ich dort vom Durſte litt,
Das läßt ſich gar nicht ſagen,
Ich litt auf Schritt und Tritt.

Bald ſaß ich in den Zähnen
Von einem goldnen Leun,
Bald ſah ich Bären gähnen
Und grimmig mich bedräun;
Auch einem ſchwarzen wilden Schwein
Hing ich im rothen Rachen
Und thät nicht einmal ſchrein!

Ein Hirſch mit kräft'gem Pralle
Nahm mich auf ſein Geweih,
Ein Adler mit der Kralle
Hob in ſein Neſt mich frei,
Die Bruſt ſtieß mir ein Pelikan,
Es traf mit ſtarkem Flügel
Mich derb ein weißer Schwan.

Ja ſelbſt von großen Rieſen
Kam ich zu Grund ohn' Scham.
Gott ſei dafür geprieſen,
Daß ich davon noch kam!
Daß ich davon das Leben trug
Aus ſo viel Hauptgefahren,
Gott dank ich's nie genug!

Du fragſt mich, guter Bruder,
Was Beute ich gemacht?
O ja, manch ſchönes Fuder
Ward mein auf dieſer Jagd! —
Und wie ich ward geſund und friſch?
Wenn ich den Rauſch verſchlafen,
Ward heil ich unterm Tiſch!

Zu Wallportzheim.

Ob ſie's auch preiſen ſüß und weich,
Ich will noch nicht ins Himmelreich;
Doch winkt mir einer, folg' ich gleich:
Das iſt Sanct-Peter von Wallportzheim!

Dreht er den Himmelſchlüſſel fein,
Stürm' ich in ſein Revier hinein,
Da ſchenkt er mir den rothen Wein:
Das iſt Sanct-Peter zu Wallportzheim!

Und bald liegt mir die Erde weit,
Ich weiß nicht mehr von Raum und Zeit,
Er führt zur ew'gen Seligkeit:
Das iſt Sanct-Peter von Wallportzheim!

Staatsweisheit beim Becher.

Ihr fragt: was als Politikus
Ich von dem Staate meine?
Ei, ich bin nur ein Kritikus
Im Reich der edeln Weine.
Und gibt ein Land mir echten Trank,
So ſag' ich ihm auch rechten Dank:
Es leben alle Völker!

Schmeckt mir der Wein aus deutſchem Gau,
Vom Rheine, Maine, Necker,
Aus Ungarn und aus Oeſtreichs Au',
Und iſt er duftig lecker,
Dann kenn' ich weiter keinen Grimm
Und denk': es iſt doch gar nicht ſchlimm
In all den Monarchieen!

Und fließt mir Wein aus Frankreichs Land,
Champagner und Burgunder,
Dann komm ich gleich aus Rand und Band:
Bei Gott, das iſt kein Plunder!
Sind auch die Monarchieen gut,
Ich trink' mich dann voll Luſt und Muth
Friſch zum Republikaner!

Lacrimae Chriſti wachſen rein
Im herrlichen Italien,
Und ſchenkt man die ins Glas mir ein,
Vergeſſ' ich die Lappalien:
Die Curie iſt kein Sündenpfuhl,
Hold bin ich dann dem Heil'gen Stuhl
Und ſchwärme für das Papſtthum!

Die Griechenweine auch ſind hold
Auf jenen ſel'gen Inſeln.
Strömt Chios- oder Cypergold,
Dann ſchweigt der Staatskunſt Winſeln.
Ihr Herrſcher ſelbſt, der Großſultan,
Scheint mir ein ganz charmanter Mann,
Ich werde ſchier zum Türken!

Und ſchenkt man mir noch Xeres ein,
So wird im Haupt mir ſpaniſch,
Denn mein Princip iſt bei dem Wein:
Nicht tückiſch, puritaniſch!
Und gibt ein Land mir echten Trank,
So ſag' ich ihm den rechten Dank:
Es leben alle Völker!

Philoſophie im Wein.

Weisheit gibt das Leben,
Leben gibt die Kraft,
Kraft gibt uns der Reben
Goldenflut'ger Saft!

Darum Wein getrunken,
Dem die Kraft entſtammt,
Daß des Lebens Funken
Strahlenſtrömend flammt!

Mein Umgang.

Das iſt ein ſchöner Lug und Trug:
Ich trieb's mit Vagabunden,
Ich hätte nicht am Tag genug,
Ich ſchwärmt' auch nächt'ge Stunden!
Mein Umgang iſt ſehr ungemein,
Fromm, vornehm, hoch, galant und ſein:
Es ſind die beſten Kunden!

Das Pfaffenvolk iſt vielbekannt
Und ſäet gute Saaten:
Ich beichte Hochheims Domdechant,
So iſt mein Heil berathen;
Meſſ' und Gebet hab' ich gehabt
Bei dem Johannisberger Abt:
's ſind ſtämmige Prälaten!

Mit Rittern geh' ich weltlich um,
Die zählen hundert Ahnen,
Und wir ſtudiren um und um
Stammbäume, Wappen, Fahnen:
Erbach, Steinberger, Rüdesheim
Streun in mich guter Sitten Keim
Auf hohen Adelsbahnen.

Und die ich liebe, iſt ein Weib
Gar köſtlich anzuſchauen:
Ich danke ſüßen Zeitvertreib
Zu Worms der lieben Frauen,
Sie füllt die Bruſt mit hoher Luſt;
So bin ich mir des Glücks bewußt,
Mich herrlich zu erbauen.

Drum iſt es ſchnöder Lug und Trug:
Ich trieb's mit Vagabunden,
Ich hätte nicht am Tag genug,
Ich ſchwärmt' auch nächt'ge Stunden!
Mein Umgang iſt ſehr ungemein,
Fromm, vornehm, hoch, galant und fein:
Es ſind die beſten Kunden!

Religion des Trinkers.

Jawohl, ich bin ein guter Chriſt,
Dieweil der Wein am beſten iſt,
Wo Chriſtenleute wohnen!
Der Rhein, Tockai, Bordeaux, Burgund,
Xeres, Florenz, ſind guter Grund,
Dort blühn der Weine Kronen.

Doch geht zu Grund das Chriſtenland,
Dann iſt die Rettung bei der Hand,
Ich flieh' zu den Turkmanen;
In der Hellenen Sonnenſchein
Wächſt Cyper- und wächſt Chioswein,
Dort lebten meine Ahnen!

Und nimmt das neuſte Teſtament
Von Herren Allah auch ein End'
Nebſt Mohammed's Marotten:
Zum Cap der guten Hoffnung gleich
Hinzieh' ich in des Capweins Reich,
Zum Land der Hottentotten.

Der Wirthshausſchild.

Iſt das die Kneip', die uns erfriſcht?
Laßt ſehn den Schild, er iſt verwiſcht
Vom Regen, Sturm und Wetter!
Jedoch da tritt der Wirth herfür
Und ſtellt als Schild ſich an die Thür:
Ei guten Tag, Herr Vetter!

Sieh da, ein rothfriſch Angeſicht,
Die Naſe ſtrahlt Karfunkellicht,
Der Mann wird nett und netter,
Sein Auge ſieht mich freundlich an;
Der Anblick hat mir's angethan:
Ich trete ein, Herr Vetter!

Jetzt macht mir guten Zeitvertreib!
Die Lederſchürze um den Leib! —
Der Leib wird immer fetter! —
Und Pump' und Meſſer in die Hand!
Bei Gott, es regt ſich recht coulant! —
Zum Keller nun, Herr Vetter!

Es macht der Durſt mich bleich und blaß;
Doch ſieh, ſchon reiht ſich Faß an Faß,
Dort liegen die Erretter!
Sie ſind ſo mild, ſie ſind ſo wild!
Ihr ſeid ein prächt'ger Wirthshausſchild,
Gott lohn' es euch, Herr Vetter!

Der gute Wirth.

Der dicke Wirth, das iſt ein Gauch,
Die Kehl' iſt ihm ein offner Schlauch,
Ein tiefer Keller iſt ſein Bauch:
Er kann es thun und laſſen!

Und neulich rief ihn der Paſtor
Und hielt ihm ſeine Sünden vor,
Und meint', er ſei ein arger Thor,
Er ſoll das Schlemmen laſſen!

Da lächelte der dicke Wirth,
Er lächelte ganz unverwirrt
Und ſprach: Mein guter Seelenhirt,
Ich kann es thun und laſſen! —

Da war der Pfaffe hocherfreut
Und ſagte: Herrlich, daß Euch's reut,
Drum machet gleich den Anfang heut
Und thut das Trinken laſſen! —

In Lachen da der Wirth ausbricht,
Auf Bauch und Flaſche zeigt der Wicht
Und ſpricht: Herr Pfarrer, ſeht Ihr nicht,
Hier kann ich's thun und laſſen!

Seht her, mein Bauch das iſt ein Schlauch
Und gutgeſpickt der Beutel auch! —
Der dicke Wirth das iſt ein Gauch,
Er kann es thun und laſſen!

Das Paradies am Rhein.

Von dem verlornen Paradies,
Da ſchwatzen euch die Pfaffen!
Doch, liebe Freunde, glaubet dies,
So iſt es nicht beſchaffen!
Kommt in den Sonnengau am Rhein,
Da ſtrömt der Wonnenthau im Wein:
Am Rheine lieget Eden!

Da braucht ihr nach dem Lebensbaum
Nicht kreuz und quer zu ſuchen,
Er wächſt und ſprießt in jedem Raum
Euch ohne Straf' und Fluchen,
Das ſind die goldnen Reben gut,
Die geben Muth, die geben Glut:
Am Rheine lieget Eden!

Kein Satan iſt's, der euch verführt,
Zu koſten und zu nippen,
Die Frucht macht euch das Herz gerührt
Und löſet Zung' und Lippen.
Fürwahr, es ſpricht kein Spott aus euch,
Es ſpricht ein guter Gott aus euch:
Am Rheine lieget Eden!

Ihr brauchet da kein Feigenblatt,
Ihr greift nach Rebenkränzen
Und laßt von grünen Zweigen ſatt
Den Kranz ums Haupt euch glänzen.
Euch treibt kein zorn'ger Engel aus,
O nein, euch gehn die Mängel aus:
Am Rheine lieget Eden!

Und ich lieg' unterm Tiſche.

Wol iſt des Weines Wiſſenſchaft
Voll ſeltner Tief' und Schwere,
All meinen Fleiß, all meine Kraft
Weih' ich der edeln Lehre;
Doch ſind bis jetzt Präludien
All meine tiefen Studien
Vor jedem Flaſchentiſche.

Des Weines Schmack war erſt mein Ziel,
Den wollt' ich expliciren,
Und mondenlang trank ich ſehr viel,
Ihn zu analyſiren;
Und oftmals hatt' ich's ſchier heraus,
Doch plötzlich ging das Licht mir aus
Und ich lag unterm Tiſche.

Dann lockte mich des Weines Duft,
Ihn deutlich zu erfaſſen,
Und in der tiefen Kellerkluft
Durchforſcht' ich ganze Maſſen;
Und wenn ich faſt zu Ende war,
War's mir im Kopfe nicht mehr klar
Und ich lag unterm Tiſche.

Zuletzt hab' ich erforſcht den Geiſt,
Enträthſelnd ſtill ſein Weſen:
Mein Gott, wie hab' ich l[illegible] und dreiſt
Die Flaſchen all' durchleſen!
Doch ſtand ich fertig vor dem Ziel,
Da trieb der Teufel ſchnöd ſein Spiel
Und ich lag unterm Tiſche.

Iſt auch geſcheitert der Verſuch,
Treu will ich Schüler bleiben,
Und wenn ich's weiß, ein großes Buch
Von dem Geheimniß ſchreiben.
Dann enden die Präludien,
Dann lohnen ſich die Studien
Und ich lieg' unterm Tiſche!

Geſundheit im Wein.

Ich weiß ein Mittel echt und gut,
Und plagen euch die Sorgen,
Dann nehmt es friſch, es ſchwellt den Muth
Und ſcheucht die Pein bis Morgen;
Und ob ihr wie die Unken ſeid,
Aus trauriger Verſunkenheit
Hebt es euch hoch zur Trunkenheit!
Das Mittel ſind die Weine
Vom Rheine!

Ich weiß ein Mittel echt und gut,
Und ſeid ihr ſcheu und blöde,
Dann nehmt es friſch, es treibt das Blut
Aus ſeiner dumpfen Oede;
Aus zimpriger Verlegenheit,
Das Herz von Luſt und Segen weit,
Erwacht ihr voll Verwegenheit! —
Das Mittel ſind die Weine
Vom Rheine!

Habt Acht! Jetzt thut ſich der Zauber kund,
Ihr braunen und blonden Zecher!
Schaut in der Römer tiefen Grund,
Schaut in die funkelnden Becher!
Durchblickt die Gewinde ſcharf und licht,
Die blumig das Glas umkränzen,
Da ſeht ihr das wunderſame Geſicht
In dem goldnen Tranke glänzen!

Voll Kraft der alte Vater Rhein
Mit dem Kruge, dem Ruder, dem Kranze!
Und vor ihm ſein Sohn, der König Wein,
Im blühenden Jugendglanze!
Sein Auge ſo klar, ſeine Stirne ſo kühn,
So ſtolz die grüngoldige Krone!
O Jugend und Leben und Fülle blühn
Des Rheines herrlichem Sohne!

Die reizendſten Mädchen umgeben ihn
Mit hellen und dunkeln Haaren.
Wen wird er ans Herz in Liebe ziehn?
Wir möchten es all' erfahren.
Er hat ſich des Waldes züchtiges Kind,
Jungfrau Waldmeiſter erkoren;
Sie lacht und weint, daß der Held ſie minnt,
In Seligkeiten verloren.

Zu Füßen liegt ihm im Purpurkleid
Erdbeerchen, das kleine, holde,
Und hinter ihm prangt die italiſche Maid,
Pomeranze, im Kleid von Golde!
Ein fränkiſcher Held bringt Perlen zum Zoll,
Champagner heißt er mit Namen;
Weinkönig vom Rhein grüßt liebevoll
Den Ritter und die Damen!

O köſtlicher Trank, o holder Verein!
Iſt das Zauberbild zerfloſſen,
So trinket den duftigen Kräuterwein,
Ihr freudigen Jugendgenoſſen!
Stoßt an! es ſteht die weiteſte Luſt
In euren Augen geſchrieben!
In die Maiwelt klingt wie aus Einer Bruſt:
Hoch lebe, was wir lieben!

An die Kritiker.

Brütet nur ob meinen Liedern,
Krittelt nur, ihr feinen Richter!
Sollt mir's einmal doch bekennen:
Dieſer Trinker war ein Dichter!

Heißt es nicht, man ſoll am Grabe
Eines luſt'gen Spielmanns holpern?
Ei, da wird von euch noch mancher
Ueber meinen Hügel ſtolpern!

Und dann ſteh' er auf und fluche
Dem nichtswürdigen Gelichter!
Hat er doch bekennen müſſen:
Drunten *der* war auch ein Dichter!

Hochſommertage.

13*

Nun gib mir die Hand.

Der Storch iſt längſt hinuntergekreiſt,
Jetzt baut er am Giebel ſein keckes Neſt,
Und die Schwalbe hat auch genug gereiſt,
Sie hänget ihr Haus am Simſe feſt.
Und der Lenz macht die Welt ſo ſchön!
Nun gib mir die Hand:
Wir ziehn aus der Berge Höhn
In das ferne Niederland!

Und hörſt du den Bach, der neben uns ſchwillt?
Er ſtürmet in jugendfriſchem Strahl.
Und ſiehſt du die Wolke, die vor uns quillt?
Sie zieht befruchtend und ſegnend ins Thal.
Und der Lenz macht die Welt ſo ſchön!
Nun gib mir die Hand:
Wir ziehen aus der Berge Höhn
In das ferne Niederland!

Dort ſchuf ich die Hütte dir hell und traut,
Aus Blütenbäumen raget das Dach,
Dort iſt's, wo Storch und Schwalbe baut,
Und den Garten befruchten Wolke und Bach.
Und der Lenz macht die Welt ſo ſchön!
Nun gib mir die Hand:
Wir ziehn aus der Berge Höhn
In das ferne Niederland!

Nachtwanderung.

An deiner Bruſt ſo ſüßer Frieden!
O holde Raſt in deinem Haus!
Doch kaum bin ich von dir geſchieden,
So treibt es ruhlos mich hinaus.
Ich zog im milden Licht der Sterne
Entlang die warme Sommernacht,
Bald war ich nah dir und bald ferne
Und immer hab' ich dein gedacht.

Auf deines Zimmers Fenſterſcheiben
Da lag ſo blank des Mondes Glanz;
Im Garten unten mußt' ich bleiben,
Rings ſchlief dein heller Blumenkranz.
Ich ging hinauf, hinab; die Kronen
Bewegte träumend mancher Baum,
Die Vögel, die im Laubwerk wohnen,
Sie ſangen unbewußt im Traum.

Dann ſtreifſt' ich vor der Lerche Liedern
Und vor dem Morgenroth im Feld:
Wie regte da mit üpp'gen Gliedern
Dem Tag entgegen ſich die Welt!
Die Sonne kam, es gingen Lüfte,
Licht ſtrömte über Land und Strom,
Es ſchwollen Lieder, wogten Düfte
Vollquellend durch den Weltendom.

All das geheimnißvolle Weben,
Mein Kind, haſt du im Schlaf verſäumt;
Und doch vielleicht hat ſüßres Leben
Durch deine Seele ſtill geträumt.
So iſt's. Nun trittſt du mir entgegen
So ſtrahlend — du mein Sonnenbild!
Und ſenkeſt Freude, Fülle, Segen
Mir in die Seele ſtark und mild.

Das trunkne Herz.

O wie dir ſtill beſcheiden blüht
Der Reize weißer Roſenkranz!
So hold und keuſch iſt dein Gemüth,
Du füllſt das trunkne Herz mir ganz.

So mahneſt du mich wie der Strom,
Der tief und breit und ſilbern lacht,
Tags ſpiegelnd blauen Himmelsdom,
Nachts ſpiegelnd glühnde Sternenpracht.

Tief unter ſeiner mächt'gen Flut,
Da glänzet Gold und Edelſtein,
Was kümmert ihn das reiche Gut?
Er fließet eben, ſtill und rein.

Fruchtreiche Hügel, weit und breit,
Und Wieſenufer, grün und licht,
Sie geben ihm ein hell Geleit,
Doch prahlt er mit dem Schmucke nicht.

O wie dir ſtill beſcheiden blüht
Der Reize weißer Roſenkranz!
So hold und keuſch iſt dein Gemüth,
Du füllſt das trunkne Herz mir ganz.

Brüten und Blüten.

Wetterleuchten in der Ferne
Durch die ſchwüle Frühlingsnacht,
Oben blitzen tauſend Sterne
Und die Wellen murmeln ſacht.

In dem Landhaus glühn die Kerzen,
Saiten rauſchen weich in Moll,
Und ein Lied aus jungem Herzen
Klagt und jauchzet ſehnſuchtsvoll.

Welch geheimnißreiches Brüten!
Allwärts ſpringt der Knoſpenflor,
Und die Liebe treibet Blüten
In der Menſchenbruſt hervor.

Voll Hoffnung.

Als ich von erſter Liebe dir ſprach,
Das war am frühſten Frühlingstag,
Wir ſtanden an dem Gartenſaum,
Und oben blühte der Apfelbaum:
  Und licht war unſer Gemüthe!

Als ich dich führte zum Altar,
Frühſommer war es licht und klar,
Die Schwalbe brütete ſtill im Neſt
Und zwitſcherte hell in unſer Feſt:
  Und licht war unſer Gemüthe!

Jetzt kommt der Herbſt, der Apfel reift,
Die Schwalbenbrut durch die Lüfte ſtreift,
Wir ſchwatzen fröhlich ahnungsvoll,
Dieweil eine Frucht uns wachſen ſoll:
  Und licht iſt unſer Gemüthe!

Seliges Sterben.

Ein ſtiller Gang im tiefen Wald
Zwiſchen mooſigen Rieſenbäumen,
Wo laut das Lied der Nachtigall ſchallt
Und ſilberne Bäche ſchäumen,
Dann Blitz und Donner im funkelnden Schein
In die Wildniß hinein:
Das wäre ein ſeliges Sterben!

Ein jauchzendes Mahl im hellen Verein
Mit herzlichen kühnen Genoſſen,
In vollen Pokalen der funkelnde Wein,
Die Kehlen von Liedern durchfloſſen,
Dann Blitz und Donner, ein funkelnder Strahl
In den leuchtenden Saal:
Das wäre ein ſeliges Sterben!

Mit muthigen Freunden ein raſſelnder Kampf,
Wo die flatternden Banner fliegen,
Bei Waffengeklirr und Roſſegeſtampf
Ein herrliches edeles Siegen,
Dann Blitz und Donner, ein funkelndes Licht
In die Reihen dicht:
Das wäre ein ſeliges Sterben!

Eine heiße Nacht an geliebter Bruſt
Unter wildem Küſſen und Koſen,
Die höchſte unendliche menſchliche Luſt
Im Garten der Liebesroſen,
Dann Blitz und Donner und funkelnde Glut —
Und Alles ruht!
Das wäre ein ſeliges Sterben!

Begegnung.

O wäreſt du in Sturm und Wind
Begegnet mir in Heid' und Hagen,
Ein arm verloren Menſchenkind,
Von Haus und Heimat weit verſchlagen,
In deinem träumeriſchen Blick
Hätt' ich erkannt dein Wunderweſen,
Es war entſchieden mein Geſchick:
Auf ewig wär' ich dein geweſen.

Ich hätte gleich dich heimgebracht,
Mein Mantel hielt dir ab die Flocken;
Ich löſte dir in ſtiller Nacht
Am warmen Herd die feuchten Locken;
Ich hätte dir den goldnen Wein
Im hohen Glaſe zugetrunken,
Bis holden Lebens neuer Schein
Erglüht in deines Auges Funken.

Manch Bild hätt' ich dir vorgeführt,
Mit Märchen deinen Geiſt erheitert,
Mit ſüßen Liedern dich gerührt
Und dir das dunkle Herz erweitert;
Beſiegt wärſt du an meine Bruſt
Geſunken voll von Wonn' und Wehmuth! —
Dann dankt' ich mir die Liebesluſt,
Die ich dir danke nun in Demuth!

Waldzauber.

Da lockte mich heut ein ſeltſamer Klang
Tief in des Waldes Räume.
Ich ging einen irren, wirren Gang
Durch die grüne Nacht der Bäume.
Wie lang und wie weit ich umhergekreiſt,
Ich weiß es nicht, es umwebten den Geiſt
Die bunteſten Märchenträume.

Hoch tönten die Gipfel, tief rauſchte der Quell
Mit zauberiſch klingendem Tone.
Ich war wie verzaubert! Ein Fels lag hell
Im Lichtglanz gleich einem Throne,
Drauf ruht' in der Laube von Farrenkraut
Die grüne gleißende Schlangenbraut,
Auf dem Haupte die güldene Krone.

Mir verwirrten die ſchillernden Glieder den Sinn,
Es blitzt' in den Augen ein Funken,
Zweizackig zuckte die Zunge hin,
Mir war ſo ſchwindelnd und trunken.
Und hätt' ich das rechte Wort gewußt,
Entzaubert wäre mir an die Bruſt
Die ſchönſte Maid geſunken!

Und ich ruhte wol im leuchtenden Schloß,
Tränk' Wein aus purem Golde,
Ich hätte der jungen Königin Troß
Als junger König im Solde!
Gott dank, daß ich das Wort nicht gekannt!
Ich ſtürmte zurück in das ſonnige Land
Und bin dir erhalten, du Holde!

Im Sommerſegen.

So warm und herrlich liegt die Welt,
Der Himmel blau von Saum zu Saume,
Das goldne Korn durchwogt das Feld,
Es wächſt und ſchwillt die Frucht am Baume;
Die Lerche ſchweigt, die Biene nur
Schwärmt blühnden Linden froh entgegen;
Ein Brüten liegt auf der Natur:
Das thut, ſie reift im Sommerſegen!

Von Rebenranken überdacht,
Schaun wir ins Rheinthal ernſt verſunken;
So wie die Welt von Sommerpracht,
Sind wir von holder Liebe trunken.
Wir ruhn ſo ſicher uns im Arm,
Kein Zweifel kann die Liebe regen,
Sie iſt ſo wonnig, voll und warm:
Das thut, ſie reift im Sommerſegen!

Ihr Blick.

Gönn' mir in deinen Blick die Schau
So endlos lang und tief und innig!
Es lockt dies feuchtverklärte Blau
Den Geiſt ſo ahnungsvoll und ſinnig.

So fühlt man einſam wol im Feld,
Wenn Sonntags blau die Lüfte ſtrahlen,
Ein Sehnen nach der Himmelswelt,
Die uns der Kindheit Märchen malen.

So lockt uns wol der blaue See
Im Sommermorgen ſpiegel-eben,
In dem der Fiſcher all ſein Weh
Geendet lächelnd mit dem Leben.

Nein, ſchöner noch als Luſt und Flut
Regt unbegrenzt dein Blick mein Sehnen,
Weil draus ein Herz, holdſelig, gut,
Mir Leben gibt in Luſt und Thränen.

Der Wundervogel.

Kennſt du von dem Wundervogel
Nicht die alte ſüße Sage?
Nur ein Tag iſt ihm gegeben,
Daß er juble, daß er klage.

Und dann hebt zur Himmelsſonne
Er der Lieder wilde Wonnen,
Früh nach Oſten, ſpät nach Weſten
Singt er zu dem Strahlenbronnen.

Sinkt der Tag, dann folgt im Fluge
Er der Sonne goldbeſchwinget,
Tönt und ſteigt, bis in den Lüften
Ihm die Liederbruſt zerſpringet.

Selig Los! O könnt' ich einzig
So um deine Liebe werben,
Unaufhaltſam, und dann jauchzend
In den hohen Liedern ſterben!

Mittagszauber.

Laß ruhen hier uns an der Halde
Im heißen Sommermittagsſtrahl!
Hier hoch der Saum vom Buchenwalde,
Dort Blicke durch Gebirg und Thal.
Rings Wieſengründe, Felsgeſteine,
Weinhügel, Wald und Saatenfeld!
So dehnt im hellſten Sonnenſcheine
Dem Blick ſich weit und weit die Welt.

Und Stille rings! Die Mittagsglocken
Sind nah und ferne ſchon verhallt,
Kein Baum bewegt die grünen Locken
Und keines Vogels Stimme ſchallt.
Es ſchlug die Mittagszauberſtunde! —
Daß wir nicht Sonntagskinder ſind!
Dann wär' uns klar, wie in der Runde
Sich Zauber hier und dort entſpinnt.

Wir ſähn im Wieſengrunde ſchweben
Der muntern Elfen leichten Kranz,
Wie ſie im Lüfteleben weben
Verſchlingend ringelnd ihren Tanz;
Wir ſähn im Quell die Nixen baden
Der weißen Glieder üpp'ge Pracht,
Des luft'gen Geiſterkleids entladen,
Vom Schlaf zu Scherz und Spiel erwacht.

Gekleidet in des Sommers Farben,
Zög' auch die Kornfrau wol vorbei,
Mit blauen Blumen, gelben Garben,
Im Kreis der Mädchen ſchwärmend frei.
Durch Wald und Felſen ſähn wir ſchlüpfen
Die Zwerge neckiſch aus und ein,
Bald keuchen ſchwer, bald luſtig hüpfen
Mit Gold und funkelndem Geſtein.

Wer weiß, ob wir vielleicht nicht fänden
Ein koſtbar Stück vom Geiſtergut,
Ein Wünſchelreis aus Feeenhänden,
Gar Fortunatus ſeltnen Hut?
Vielleicht hätt' einen Schatz verloren
Ein Gnom' im Zwergenkönigs Sold!
Und wir — Glücksvögel oder Thoren —
Wir jauchzten heim mit rothem Gold!

Das alles iſt uns nicht beſchieden,
Und Sonntagskinder ſind wir nicht;
Uns raubt kein Schatz des Lebens Frieden
Und der Natur erquickend Licht!
Komm wieder in das Thal hinunter!
Arm wie zuvor ziehn wir zurück!
Wir denken frei und ſchaffen munter:
Das iſt des Lebens einzig Glück!

Selig.

Nun liegt ſo ſonntagsklar die Welt,
Die Glocken über Wald und Feld
Sind alle ſtill geworden,
Kein Vogel ſingt in Luft und Baum,
Und doch klingt es im weiten Raum
Von ſeligen Accorden.

Ich ſitze bei dir, Bruſt an Bruſt,
Von Liebe, Seligkeit und Luſt
Iſt alles ſtill geworden.
Genug des Worts im ſchönſten Reich!
Und zwiſchen uns klingt's voll und weich
Von ſeligen Accorden.

Im Erker.

Vom Erkerfenſter ſchauen
Wir in die Sommernacht,
Wo tauſend Welten bauen
Des Sternenhimmels Pracht.
Die fernen Berge kränzen
Das Thal in ſtolzer Schar,
Die Auen duften, glänzen:
Der Mond zieht hoch und klar.

Oft ſtreift ein feurig Glühen
Die Gipfel hier und dort,
Johannisfunken ſprühen
Im blühnden Garten fort;
Zuweilen ſpielen Lüfte
Leis durch dein Lockenhaar,
Sie tragen Rebendüfte:
Der Mond zieht hoch und klar.

Es träumet, wie wir lauſchen,
Ein Vogel noch im Strauch,
Des Rheines Wellen rauſchen
Leis hin im Abendhauch.
Ein Boot! Horch, Fiſcher ſingen
Flußmärchen wunderbar,
Die Felſen widerklingen:
Der Mond zieht hoch und klar.

Wir ſtehen ſtill umſchlungen
In warmer nächt'ger Luft,
Die Seelen ganz durchdrungen
Von Klang und Licht und Duft;

Die Herzen pochen mächtig,
Wir glühn, ein ſelig Paar:
Die Sommernacht, wie prächtig!
Der Mond zieht hoch und klar.

Wahrer Schmuck.

Du gehſt umſtrahlt von Gold und Edelſteinen.
O wirf ſie weg, mein ſüßes liebes Leben!
Die Reize, die ſich lebensvoll dir einen,
Sie kann der todte Schmuck dir nimmer geben.

Viel ſchöner blitzt dein Aug' von hellen Funken,
Wenn deine Seele dichteriſch erglühet,
Und drin die Luſt des Daſeins zitternd ſprühet:
So können Krondemanten nimmer prunken.

Durchflochten iſt von blaſſen Perlenkränzen
Dein weiches Haar in leuchtenden Gewinden.
Ich weiß, daß andre Perlen heller glänzen,
Die nicht im Meerſchos kühne Schiffer finden!

Die Thränen ſind mir liebre Augenweide,
Die zwiſchen deinen langen Wimpern leuchten
Wenn Mitgefühl und Wemuth ſie befeuchten,
Das iſt, mein Kind, dein eigenſtes Geſchmeide!

Auf dem Strom.

Sieh, wie das Land im Mailicht lacht!
Komm mit, mein Lieb, zum Kahn!
Durch Wieſenufer trägt uns ſacht
Der Fluß auf breiter Bahn;
Er ſpiegelt auf der tiefen Bruſt
Des Himmels ſtolzen Dom,
So fließt er ruhig, ſelbſtbewußt,
Der ſtille grüne Strom!

Aus Blütenwäldern längs der Flut,
Da grüßet Ort auf Ort,
Der Buchwald, der am Hügel ruht,
Keimt friſch im Laubwerk fort.
Und wie der Hauch vom Strande her
Mit leiſen Flügeln rauſcht,
Da weht ein Duft durchs Lüftemeer,
Der wonnig uns berauſcht.

Vom Dorfe, wo den Maienbaum
Die Jugend friſch umſpringt,
Ziehn Lieder in den Frühlingstraum,
Daß rings das Thal erklingt:
Die Weidenflöte tönt vom Bach,
Das Maihorn ſchallt vom Wald,
Und alle Berge klingen nach,
Die Luſt, die rings erſchallt.

Dort zieht die milden Hügelreihn
Ein einſam Paar hinan,
Es winkt mit Tüchern nach dem Rhein,
Wir grüßen aus dem Kahn.
Sie hoch am Berg, wir tief im Thal
Sind glücklich ohne Neid:
Es brachte uns der Maienſtrahl
Die ſichre Seligkeit.

Frühlingsbotſchaft.

Als ich die Fluren ſchritt entlang,
Da hub ein Fink den erſten Sang,
Das erſte blaue Veilchen fand
Ich drüben an dem Waldesrand.
Das Veilchen, ſieh, ich ſend' es hier,
Das Lied verklang, ſonſt ſchickt' ich's dir.
Statt deſſen ich dies Blättlein ſchrieb
Von jungem Lenz und alter Lieb.

Auf dem Abendgang.

Es hüllt ſich ſtromentlang
Das Thal in Dunkel ein,
Und Abendglockenklang
Weht übern tiefen Rhein.

Baarhaupt vorübergeht
Der Landmann, ſchlicht und gut,
Er flüſtert ein Gebet
Und fleht um Gottes Hut.

Das Leben klinget aus
In dieſer heil'gen Stund',
Ich bete für mein Haus
Aus tiefem Herzensgrund.

Aus meines Herzens Grund.

Und wie ich wandle durch Heide und Wald,
Einſam, einſam,
Da bin ich doch nicht einſam allein,
Ich ſing' ein Lied in den Maienſchein
Von ſüßer Lieb', und die Lieb' iſt mein
In meines Herzens Grunde.

Rings blühen Blumen mannigfalt,
Einſam, einſam,
Ich ſeh' in die Kelche tief und blau,
Sie blüh'n nicht umſonſt in der lachenden Au',
So grüßen die Augen der liebſten Frau
In meines Herzens Grunde.

Und ſüßer Waldvögel Lied erſchallt,
Einſam, einſam,
Die Nachtigall ſchlägt am ſtillen Ort:
Du ſüße Kehle ſing' immerfort!
So klingt mir das hellſte Liebeswort
In meines Herzens Grunde.

Die Wolken ziehen ſo vielgeſtalt,
Einſam, einſem,
Ihr flieget über das grüne Thal,
Dort ſitzt ſie jetzt im Abendſtrahl:
O grüßt mir mein Lieb viel tauſendmal
Aus meines Herzens Grunde!

Hochſommertag.

Im puren Golde ſchwimmet
Das wunderreiche Land,
Das Kornfeld ſtrahlt und glimmet,
Es flammt der Hügel Rand.

Die Traube ſchwillt an den Reben,
Der Apfel wächſt am Baum:
O du volles Sommerleben
Im endlos goldnen Raum!

Da bebt in die Abendſonne
Ein Falke den Flügelſchlag:
So ſchwingt ſich mein Herz voll Wonne
In der Liebe Hochſommertag.

Dein Bild.

Es liegt das Thal in blauem Duft,
Ich wandle durchs Gefild,
Klar ſteht der Mond in hoher Luft
Und mahnt mich an dein Bild.

Zum Walde führt der enge Steig,
Rings iſt es wirr und wild,
Da blitzt das Mondlicht durchs Gezweig
Und mahnt mich an dein Bild.

Und plötzlich liegt vor mir der Fluß,
Er leuchtet ſtill und mild,
Im Waſſer, ſieh, des Mondes Gruß,
Er mahnt mich an dein Bild.

Am Himmel hoch, tief in der Flut —
Das iſt mein Hort und Schild —
Seh' ich dein Antlitz treu und gut,
Du allerſchönſtes Bild!

Abendgruß.

Der Abend dämmert ſtill ins Land,
Südwärts geht auf ein lichter Stern,
Ob jener Gegend iſt ſein Stand,
Wo du nun weilſt, dem Freunde fern.

Mich lockt ſein ſchönes helles Licht,
So ſeltſam, zauberhaft und tief,
Weil ſüß er wie dein Auge ſpricht,
Und ſo ins Herz dein Bild mir rief.

Ich träume, daß zu dieſer Zeit
Du ſchauſt nach ihm im Sternenkranz,
Und daß ſein eignes Licht er leiht
Aus deiner Blicke mildem Glanz.

Drum wird mir wohl und frei zu Muth
Bei dieſes Himmelsboten Strahl,
Als zögſt du ſelber hold und gut
Mit mir durch dieſes ſchöne Thal.

Heiliges Licht.

Hoch um die Bergeskuppen wehn
Zerflatterte Wolkenfetzen.
Wie ſie am Waldesrande ſich drehn!
Wild weiß ſie der Sturm zu hetzen.
Und die Welt iſt ſo ſchwarz, ſie kennt ſich nicht,
Denn ihr gebricht das heilige Licht,
Das Licht der heiligen Sonne.

Mir iſt im Haupt ſo wüſt und empört,
Seit ich von dir geſchieden.
Ich ſeh' ſo verworren und zerſtört
Die Welt ohne Troſt und Frieden.
Mein Herz iſt ſo düſter, ich kenne mich nicht,
Denn mir gebricht das heilige Licht,
Das Licht deiner heiligen Augen.

Sonntag Morgen.

In heil'ger Sonntagsfeier
Ruht ringsumher die Welt,
Der Morgen mit duft'gem Schleier
Umwebet Wald und Feld.

Die Kirchenglocken wehen
Ueber die hohe Saat,
Und durch das Kornfeld gehen
Die Beter auf ſtillem Pfad.

Kaum ſummt die Bien' am Baume,
Der Falter ruht am Hag,
Es feiert alles im Raume
Den feſtlichen Sommertag.

Ich ſehe allwärts die Kerzen
Der Andacht angeflammt
Und halte in meinem Herzen
Für dich ein Liebesamt.

Bewährte Treue.

Wenn dir blond die Locken fliegen,
Kennſt du kein Gefühl von Sorgen,
Welt und Leben ſiehſt du liegen
Wie den grünſten Frühlingsmorgen;
Jubeln, Singen, Schwärmen, Hoffen,
Das ſind deiner Seele Triebe,
In das Herz, das heiter, offen,
Kehrt als ſüßer Gaſt die Liebe.

Du empfängſt ſie, ach, mit Beben,
Pflegſt ſie weinend, pflegſt ſie lachend,
Weihſt ihr all dein Thun und Streben,
Tage träumend, Nächte wachend;
Doch es trägt der Strom vorüber,
Kehrend nie, die Roſenblüte,
Auch dein Leben zieht ſich trüber,
Flieht die Jugend dem Gemüthe.

Aber iſt verwelkt die Blume,
Sind die Becher ausgetrunken,
Wohl dir, glüht im Heiligthume
Deines Herzens treu der Funken,
Ging dir nicht auf rauhen Wegen
Innigkeit und Liebe ſcheiden,
Blieb die Liebe dir ein Segen
Auch im ſchmerzlich bittern Leiden!

Ob der Süd von Blumen glänze,
Farben wirken nicht und Düfte
Wie im Norden, wo für Kränze
Karg die Erde, kalt die Lüfte.

Ach, die Liebe wird vergehen,
Weiß ſie nur von Glück und Scherzen;
Mag in Wonne ſie erſtehen,
Heilig wird ſie erſt durch Schmerzen!

Die ſel'ge Inſel.

O komm mit mir zum ſchlanken Kahn,
Gut iſt der Wind, wir ſegeln fort,
Und ſuchen durch den Ocean
Nach einem friedeſel'gen Ort.

Uns ſchrecket nicht der Wogen Wuth,
Laß ſie nur drohn den kühlen Tod!
Die ſtarke Liebe voller Muth
Beſieget alle Pein und Noth.

Wir fürchten nicht der Zeit Gewalt,
Ob ſie auch friſche Geiſter bricht,
Nie werden unſre Geiſter kalt,
Nie ſinket uns das Sonnenlicht.

Nur fort von allem Haß und Neid,
Dort wo im Frieden blüht das Land:
Wir ruhen ſelig einſam weit,
Am ſchönen wilden Inſelſtrand!

Jetzt und immer.

Einſt ſtreift die Zeit dir eiſig kalt
Der Jugend Blüte ab,
Sie bricht die wonnige Geſtalt,
Die friſch Natur dir gab,
Sie welkt den ſchwellend ſüßen Mund,
Der küſſend einſt geglüht,
Sie löſcht der Augen blüh'nden Grund,
Die Grüße einſt geſprüht.

Ach, ausgelacht und ausgeweint
Hat ſich dein freud'ger Geiſt;
Der Winter geht, der Lenz erſcheint,
Mein Kind, kaum daß du's weißt.
Und wenn der Zufall dir dein Bild
Zeigt in des Seees Flut,
Du kennſt dich kaum und trauerſt mild,
Daß hin die ſüße Glut.

Mein Kind, dann ſchau in meine Bruſt,
Dort ſtehſt du tief und treu,
In Jugend, Innigkeit und Luſt,
In Lieb' und Freude neu.
Mein Geiſt wahrt deiner Blicke Muth,
Der Locken goldne Pracht;
So hält ob der vertrauten Glut
Der Tempelhüter Wacht.

Und in Gedanken alter Zeit
Kehrt uns der Muth zurück,
In Liedern, die ich dir geweiht,
Ertönt der Jugend Glück.

O wär' es unſer Schwanenſang,
Käm' beiden dann der Tod,
Wir flöh'n mit Flügelſchwang und Klang
Aus aller Erdennoth!

Wunderthaten.

Wen im Tode du berühreſt,
Der erwacht geſund zum Leben,
Lächelſt du dem armen Blinden,
Glaubt er in das Licht zu ſchweben,
Gleich kannſt du dem Stummen Sprache
Und Gehör dem Tauben geben.
O wie ſchmückſt du mir das Daſein:
Voll von Wundern liegt mein Leben!

Was thut's.

Der Herbſt iſt da in Strauch und Baum,
Es fallen die dürren Blätter!
Was thut's? — Ich ſehe dein Angeſicht
Voll hellem Frühlingswetter.

Der Herbſt iſt da in grauer Luft,
Die Wolken und Nebel wogen!
Was thut's? — Mir kommen aus deinem Blick
Nur Frühlingsſtrahlen geflogen.

Der Herbſt iſt da in Sturm und Wind,
Die Regenſchauer fallen.
Was thut's? — Ich höre aus deinem Mund
Nur Frühlingslieder ſchallen.

So gut du mir im Herzen biſt.

Der beſte Schatz in dieſer Welt,
Das iſt ein treues Herz,
Wer ſich ein treues Herz geſellt,
Iſt fröhlich allerwärts.
Ich jubl' und lach' zu jeder Friſt
Und wo ich geh' und ſteh':
So gut du mir im Herzen biſt,
War Keine mir noch je!

Ich hab' ſo lang die Welt durchirrt,
War allerwärts zu Gaſt,
Der Sinn blieb öd, das Haupt verwirrt,
Ich fand nicht Ruh und Raſt.
Rings ſah ich Falſchheit, Trug und Liſt,
Bei dir ſchwand alles Weh:
So gut du mir im Herzen biſt,
War Keine mir noch je!

Wahr biſt du, wenn dein Auge lacht
Und wenn du grolleſt, wahr:
Die Lieb mit ihrer Wundermacht
Siegt immer wunderbar.
Sagt, wer des Himmels Höh' ermißt
Und wer die tiefe See?
So gut du mir im Herzen biſt,
War Keine mir noch je!

Und ſtieß' ein grimmig hartes Los
Von dir im Zorn mich fort,
Ich ſehnte ſtets mich freudelos
Nach deinem Blick und Wort.
Heimzieht es mich zu jeder Friſt,
Wo ich auch geh' und ſteh':
So gut du mir im Herzen biſt,
War Keine mir noch je!

O prüfe mich!

O glaube, wenn dir Schönheit, Jugend, Luſt,
Mit der du hold mir ſtrahleſt in die Bruſt,
Mit einem mal in meinem Arme ſchwände;
Nähm' dir ein Zauber all die Lieblichkeit,
Wie Gaben, welche Feenhand verleiht:
O dich umſchlängen feſter nur die Hände!

Laß fliehn der Liebe heißen wilden Muth,
Sie leuchtet dann mit milder ew'ger Glut,
Gleich wie der Tempellampe heil'ge Flammen:
Wie Epheu rankend um die Säulen ſteigt
Und enger drum die treuen Aeſte zweigt,
So wachs ich inniger mit dir zuſammen.

O prüfe mich, auf daß dein Herz mir traut!
Nicht während blühend friſch dein Auge ſchaut,
Nein, prüfe mich, wenn dir gebleicht die Wangen:
Wie Gold erweiſt ſich erſt die holde Treu,
Wächſt zum geliebten Herzen täglich neu,
Gleich Frühlingsgrün, lebendiges Verlangen.

Erfuhr die Bruſt der rechten Liebe Drang,
Dann liebt ſie auch das ganze Leben lang,
Anfang und Ende ſind für ſie verloren.
So folgt die Sonnenblume ſtill dem Lauf
Des heil'gen Lichts, ſteigt es im Oſt herauf
Und ſinkt es in des Weſtens ſchatt'gen Thoren.

In dasſelbe Grab!

Kühn trägt das Boot uns in die Flut,
Ein weiter Schauplatz liegt die Welt,
Wir ſteuern friſch mit jungem Muth,
Ob trüb' die Luft, ob lichterhellt.
Wir ſchauen öfters ans Geſtad,
Zum Raſten ladet mancher Ort,
Doch flüchtig rollt der Zeiten Rad,
Wir rollen mit, drum fort, nur fort!

Trifft rauh der Regen, kalt der Wind,
Uns hebt die Hoffnung, die uns eint.
Schmieg' dich im Sturme feſt, mein Kind,
Und lächle, bis die Sonne ſcheint!
Und bricht der goldne Strahl herein, —
Wir wiſſen, flüchtig iſt ſein Licht, —
Doch freu' dich, er iſt dein und mein!
Und wenn er ſchwindet, klage nicht!

So kommen wir zum Ocean,
Der alle Lebensſtröme trinkt,
Wo Glück und Glanz und Schmerz und Wahn
In weiter Leere ſtill verſinkt.
Auch jene Stunde noch iſt reich,
Gehn Herz an Herzen wir hinab,
Und ſinken wir umſchlungen weich
Stets treu uns in dasſelbe Grab!

Fahrende Geſellen.

Anno.

Den Zweig an den Hut
In die Kehle das Lied,
Ins Herz friſchen Muth,
Denn der Tag erglüht!

Mein Wandergenoß
Iſt der Morgenwind,
Er ſcheuchet den Troß
Der Nebel geſchwind.

Und in duftigem Glanz
Blüht ringsum die Welt,
Dunkler Wälder Kranz,
Saatwogendes Feld.

Dort hinter den Höhn
Wallt ſchimmernd das Meer,
Luſtig ſegelnd gehn
Schiffe drüber her.

Städt' und Dörfer erſtehn,
Entſchleiert vom Duft,
Vögel und Glocken wehn
Durch die ſtille Luft.

Und Leben und Kraft
Ueberall, überall!
Das wirket, das ſchafft
Duft, Farbe und Schall.

Ich habe voll Luſt
Mein Herz ausgeſpannt,
Es ſpiegelt die Bruſt
Himmel, Meer und Land.

Der jungen Natur
Schau' ich ſtets ins Geſicht.
Friſch, folge der Spur,
So alterſt du nicht!

Wilderich.

Auf, tummle dich, Hengſt,
Im wildeſten Braus!
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus!

Wer mag an die Scholle
Gefeſſelt ſein?
Duftgrünende Erde,
Blauer Himmel iſt mein!

Hochfelſige Berge
Fruchtſchwellende Thale
Durchſtreif' ich im hellen
Goldſonnenſtrahle.

Ich baue kein Haus,
Ich ſäe kein Feld,
Meine Wohnung iſt rings
Die endloſe Welt.

Ich pflanze keine Rebe,
Ich preſſe keinen Wein;
Der ſchäumende Becher
Iſt mein, iſt mein!

Ich pflege keinen Baum,
Ich erwarte keine Blüt',
Ich haſche die Frucht,
Die über mir glüht.

Ich freie kein Weib
Zu trägem Genuß,
Ich liebe vom Roß
Den flüchtigen Kuß.

Ich liebe den Freund
Bei Schwert, Trunk und Scherz;
Doch bind' ich mich nimmer:
Fahr' wohl, Bruderherz!

Ich will nicht die Ruh,
Ich will nicht die Raſt,
Ich bin der Minute
Schnellflüchtiger Gaſt.

Fort, tummle dich, Hengſt,
Im wildeſten Braus,
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus!

Fortunat.

Waldeinſamkeit! Ins ſchwellende Moos,
Da ſtreck' ich mich hin, hoch über mir groß
Wölbt grün ſich das Dach von Zweigen;
Rings wilde Blumen blühn — und kühn,
So ſtürzt ſich der rauſchende Bach durchs Grün:
Sei gegrüßt du Jugendreigen!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Jugend ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! O du friſche Schau!
Durch der Blätter Spiel des Himmels Au,
Das Blau durch die grünen Gipfel!
Und die Wolken fliegen daher — und hehr
Erhebt der Wald in der Lüfte Meer
Als Freiheitsfahnen die Wipfel.
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Freiheit ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! Wie die Taube girrt!
Die Amſel als Herold zieht und ſchwirrt,
In den Gipfeln ſinget ſie wonnig,
Aus den Höhen der Falke ſchreit — und weit
Herauf träumt die alte und ſüße Zeit:
O Liebe, du grüßeſt ſo ſonnig!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Liebe ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! Wie der Wald rings ſpricht:
Grüngoldene Strahlen und dämmerndes Licht
Und Duften und Rauſchen und Klingen!
Die Bäume, die Vögel, der Quell — und ſchnell
Durchtönen die Seele Geſänge mir hell!
Friſchauf, in den Wald ſie zu ſchwingen!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Lieder ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Hermann.

Dreijähr'ge Kerkerhaft! O bittres Leben,
O trübe, dumpfe, ſchwere Einerleiheit!
Warum, warum? Es galt des Geiſtes Streben
Des Vaterlandes Ehre, Ruhm und Freiheit!

Lebt wohl, ihr Räume mit dem kalten Lichte,
Der feuchten Luft, den Spinnen und den Motten,
Wo Hohn die eigne Stimme, wenn das dichte
Gewölb das Wort nachhallt mit hohlem Spotten.

Ihr habt geſiegt! Gebeugt ſind meine Glieder
Hohl ſtiert das Aug' ob den gebleichten Wangen,
O heil'ger Tag, ſo grüß' ich ſcheu dich wieder,
Und doch friſchauf! Der Geiſt blieb ungefangen!

Dreijähr'ge Kerkerhaft! O bittres Leben,
Du trübe, dumpfe, ſchwere Einerleiheit!
Und doch friſchauf, es bleibt des Geiſtes Streben
Des Vaterlandes Ehre, Ruhm und Freiheit!

Natur, Natur, an deinen blühnden Brüſten
Laß ruhen mich, den Müden, Kranken, Wunden!
Oaſe du in heißen Lebenswüſten,
In deiner Einſamkeit laß mich geſunden!

Sieh da, der Lenz! Hei, wie dem friſchen Jungen
So voll und licht die goldnen Strahlenhaare
Ums Sonnenantlitz flattern! Reich geſchlungen
Hält er ums Haupt des Himmels Tuch, das klare.

Und ums Barett, das leichte, blaue, fliegen
Lichtweiße Wolken ihm wie helle Bänder,
Am Berg kommt luſtig er herabgeſtiegen,
Und vor ihm zieht ſein Athem durch die Länder.

Er wallt durch Berg und Thal und längs dem Fluſſe,
Er ſucht die Freunde, die ihn faſt vermuthen;
Mit ſeiner warmen Lüfte friſchem Kuſſe
Weckt er das graue Land, die eiſ'gen Fluten.

Sieh, wie aus Winterfeſſeln alles bebet!
Der Wald ſchießt aus, es grünen rings die Auen,
Die Bäume blühen farb- und duftbelebet,
Die Seen, des Himmels klare Spiegel, blauen.

Und durch den Aether gießt er ſeine Düfte,
Den Vögeln löſet er der Zungen Schweigen:
Sie ſteigen ſchmetternd in die blauen Lüfte,
Sie ſitzen jubelnd in den grünen Zweigen.

Das iſt des Lenzes ſtürmiſches Umarmen!
Es drückt ſo jugendmächtig mich zum Herzen.
Wir ſahn uns lange nicht! — O hab' Erbarmen,
Denn ich ward alt, die Liebe macht mir Schmerzen.

Du willſt den Quell der alten ſüßen Lieder,
Den längſt verſtockten, mir im Geiſte wecken?
O laß ihn ſchlummern, löſ' ihn nimmer wieder,
Die wilden Sänge möchten dich erſchrecken!

Hinaus, hinaus, zum höchſten Bergesgipfel,
Hinaus, mich ſchmerzen die verharſchten Narben:
Wo Felſen ragen, wo der Eichen Wipfel
Zum Himmel ſtreben, wird das Herz nicht darben.

Ach, matt und mühſam flieh' ich das Gewühle
Und kleiner Menſchen übermüth'ge Wege,
Die mir entweihn die ewigen Gefühle,
Die ich für meine Heiligthümer hege.

Bald weht mir's in der Höhe durch die Locken,
Gott ſelber tritt im Hauche mir entgegen,
Ich harre ſeiner Größe ſtill erſchrocken,
Er zeiget mir der Schöpfung vollen Segen.

Wie reich erglänzen rings die Erdenthale,
Geſtreckte Hügel, korndurchwogte Felder,
Die Flüſſ' und Seen im goldnen Sonnenſtrahle,
Das Hochgebirg im Schmuck der grünen Wälder!

Hier breiten größer ſich die reichen Lande,
Der Himmel ſenkt ſich lichter auf mich nieder,
Hier in der Freiheit knüpfen ſich die Bande
Zu Erd' und Himmel und zu Menſchen wieder!

Allein, allein! So war es nicht vor Jahren!
Hier trieb ich's einſt mit brauſenden Genoſſen,
Auf leichten Fähren ward der Strom durchfahren,
Gebirg und Thal durchſtürmt auf ſchnellen Roſſen.

Wo ſind ſie hin, mit denen ich geſungen,
Gezecht, geſpielt, gefochten manche Stunde,
Als uns die helle Jugend froh umſchlungen? —
Ich frage ſcheu und höre dunkle Kunde.

Der Edle, der der Forſchung deutſcher Sitten,
Des deutſchen Lieds, der Sprache ſich ergeben,
Er hat im Unmuth längſt das Meer durchſchnitten,
Er träumt im Urwald von der Heimat Leben.

Das Bruderpaar? — Sie liebten Waldesdüfte,
Die höchſten Höhn erklommen ſie verwegen
Und ſangen helle Lieder in die Lüfte —
Sie ſind im Kerker herbem Tod erlegen.

Und er, der ſchöne Zögling des Homeros,
Er lebte nur in Hellas' Geiſt und Lande?
Wohl ihm, er fiel im Griechenkampf ein Heros,
Lorber umblüht ſein Grab an Joniens Strande!

Und Einer? Ach, wir haben ihn verloren,
Er hat verläugnet unſrer Jugend Streben,
Die heil'gen Eide hat er falſch geſchworen,
Und niederm Dienſt iſt Herz und Haupt ergeben!

Allein, allein! Ich bin allein geblieben
Und zünd' ob manchem Grabe düſtre Kerzen,
Mein Klagelied ſchallt dumpf für viele Lieben,
Doch ſchallt's aus treuem freiheitsglühndem Herzen.

Wie find' ich im Gewühl mich oft alleine,
Mich macht ſo leer der Menſchen leeres Leben,
Da wandl' ich in die ſchattendüſtern Haine,
Wo tauſendjähr'ge Eichen ſtolz ſich heben.

Wie ſpricht Natur doch dort ſo voll und kräftig!
Mein Ohr erquickt das Lied der Nachtigallen,
Den Blick zu ſtärken iſt das Grün geſchäftig,
Den Geiſt erfriſchet Gottes leiſes Wallen.

In ſtiller Andacht muß ich ernſt mich neigen,
Da rauſchen laut die hohen heil'gen Wipfel,
Ich ſchwing' hinauf mich an den kräft'gen Zweigen,
Bald ruh' ich in der höchſten Eiche Gipfel.

Dort ſchaukelt mich im grünen Arm der Bäume
Der Abendwind hoch überm Dampf der Klüfte,
Durchs Spiel der Blätter ſchau ich Himmelsräume
Und athme friſche freie Himmelslüfte.

Und deckt die Thäler längſt der Nacht Gefieder,
Da jubl' ich laut noch in den ſchwanken Aeſten,
Da ſing' ich meine ſüßen Jugendlieder,
Beſtrahlt vom goldnen Abendlicht im Weſten.

Erinnr' ich mich an alte Wonnetage,
Die Zeit der jungen Kraft, des friſchen Muthes,
Dann denk' ich gerne noch an ein Gelage
Voll Liederluſt, voll Luſt des Rebenblutes.

Und um die ſtille mitternächt'ge Stunde
Verließen wir des Rebengartens Sitze,
Und ſingend zogen wir im Brüderbunde,
Voran die Fackeln, zu des Berges Spitze.

Wir zündeten ein Feu'r in den Ruinen,
Es ſpiegelte die Glut ſich tief im Rheine,
Der Berg, die Burg, der Wald war roth beſchienen,
Die Nacht erwachte von dem hellem Scheine.

Dort ſtanden wir, vereinte Freundesreihen,
Die Blicke ſtrahlten Herzensgluten wieder,
Der Wein quoll in das Feu'r, den Bund zu weihen,
Wir ſangen unſrer Heimat Zukunftslieder.

Schwarz, Roth und Gold! So ward das Band geſchlungen!
Wie Donner klang es auf zum Himmelsdome,
Die Eichenwipfel haben mitgeſungen,
Und jubelnd rauſcht' es drein vom alten Strome.

O nein, die Menſchen werd' ich nimmer haſſen,
Noch glüht die Liebe reich in meinem Herzen,
Wer kann von ihrem holden Zauber laſſen,
Gab ſie zum Lohn auch Spott und Hohn und Schmerzen.

Ich fliehe nur die kalten Angeſichter,
Ich fluche nicht, verlernt' ich auch zu ſegnen.
Und doch erglänzte nie mein Auge lichter,
Als jüngſt bei einem lieblichen Begegnen.

Ich ſchwärmte abends in den dunkeln Hainen
Und fand ein Kind, das ſich im Forſt verloren,
Ich hörte bitterlich von fern es weinen,
Als ich erſchien, war bald ſein Leid beſchworen.

Wie freut' ich mich der jungen ſchlanken Glieder,
Des holden Lächelns und der ſüßen Worte!
Ach, milde keuſche Unſchuld ſah ich wieder,
Mir war, ich ſtünd' an Paradieſespforte.

Des Menſchen Urbild durft' ich wieder grüßen,
Ich mußte jauchzend laut das Kind umfaſſen,
Zum Dorfe bracht' ich es und ſchied mit Küſſen. —
O nein, die Menſchen kann ich noch nicht haſſen!

Jetzt laſſet mich die Fenſter ſchwarz verhangen,
Der Sarkophag erhebe ſich umſchleiert,
Zwölf Kerzen ſollen brennend um ihn prangen:
Treu ſei dem Freund das Todtenfeſt gefeiert!

Fünf Jahre ſind's, daß ich begrub den Todten. —
Wie kann das Leben, das die beſte Fülle
Zu ihrem Meiſterſtücke aufgeboten,
So eitel enden, fliehend ſolche Hülle?

Schlank, ſtolz und herrlich war er aufgeſchoſſen,
Blau war ſein tiefes frommes treues Auge,
Es war die Bruſt von blondem Haar umfloſſen:
Wer ſagt, ob Mild', ob Trotz dem Munde tauge.

Er dacht' und fühlte viel, doch ſprach er ſelten,
Er liebte mehr die raſchen kühnen Thaten,
Ob Fürſt, ob Bettler, gleich mußt' es ihm gelten,
Der nie des Rechts, der Treu, der Pflicht entrathen.

Er hatte früh ſich vor der Welt verſchloſſen
Und lebte nun als Jäger in den Forſten,
Dort ſah er frei die grünen Eichen ſproſſen,
Dort ſah er frei die kühnen Adler horſten.

Drum blieb ſo warm und waldgrün ſein Gemüthe,
Sein Geiſt hat Adlerflügel ſtets geſchlagen.
Wie hat erquickt mich dieſes Geiſtes Blüte!
Ich ſucht' ihn auf in gut und böſen Tagen.

Er lenkt' allein den trotz'gen Muth mir ſinnig,
Und ich erkannte einzig ihn als Richter,
Denn ſeine Seele war echt, tief und innig!
Ach, ewig hin! — Wie brennen trüb' die Lichter!

Auf wilden Roſſen mag ich gerne jagen,
Wenn windesſchnell ſie durch die Straßen brauſen,
Daß glühe Funken aus den Steinen ſchlagen,
Daß Bart und Locken um das Haupt mir ſauſen.

Ich lenke gerne das Geſpann der Viere,
In Wildheit ſtürmend gleich des Nordens Winden,
Den Boden rühret faſt der Bauch der Thiere,
Und geiſterhaft ſeh' Berg und Thal ich ſchwinden.

Ich ſegle gern im Wetter auf dem Fluſſe,
Wenn Flut auf Fluten rings die Waſſer brauſen,
Das Segel neiget ſich zum Wellenkuſſe,
Die Raaen knarren in des Sturmes Sauſen.

Und gerne ſchwimm' ich in empörten Wellen,
Wenn naß mir um das Haupt die Haare triefen,
Wenn mich die Wogen auf und nieder ſchnellen,
Und ich doch Meiſter bin auf jähen Tiefen.

Ihr ſtaunt mich an und rufet: Wie vermeſſen! —
Kleinmüthige, laßt euch mein Thun nicht rühren!
In dieſem Sturme kann ich euch vergeſſen
Und einen Hauch von Gottes Freiheit ſpüren!

Hoch auf dem Berge, nicht im dunkeln Grunde
Sollt ihr nach meinem Tode mich begraben,
So kann der Geiſt zur ſtillen Geiſterſtunde
Im luft'gen Flug auf freien Höhn ſich laben!

Pflanzt mir zu Häupten eine ſchmucke Eiche!
In Trauerweiden kann mein Geiſt nicht leben,
Im deutſchen Baum will ſich zum Lüftereiche
Er, der ſich nimmer beugte, ſtolz erbeben!

Zum Bergesgipfel bin ich jüngſt gegangen
Und habe drauf den alten Thurm erklommen.
Hinaus ins Land zu ſehn, war mein Verlangen,
Doch alles war in Nebel rings verſchwommen.

Der Inſel gleich ſah aus dem grauen Meere
Des ſtolzen Berges Kron' ich grünend ragen.
Es brachen ſich im Wald der Wolken Heere
Gleichwie ins Uferſchilf die Wellen ſchlagen.

O Zauberland im Lüfteoceane!
Es rauſchten um mich her die ſtolzen Bäume,
Hoch über mir des Himmels blaue Fahne! —
Ich träumte wieder alte Dichtungsträume.

Durch eine Wolkenſchichte nur geſchieden
Von meiner Quäler tiefen Regionen —
Wie war ich ruhig! — Dreifach reicher Frieden,
Kann über Sternen ich mit Sel'gen wohnen!

Du haſt, o Nacht, den dunkeln Thron beſtiegen,
Den ſterndurchblitzten Mantel umgeſchlagen,
Ich ſeh' dein ſchwarzes Haargeflechte fliegen,
Das ernſte Aug' iſt milde aufgeſchlagen.

Und wie du blickeſt auf die weite Erde,
Da will der Frieden überall ſich zeigen,
Es ruht die Luſt, es ruhet die Beſchwerde,
Und alles ſinket in des Schlummers Schweigen.

Und wie ich dich betrachte tief und lange,
Taucht mir im Geiſt herauf die ſtille Ahnung,
Als wäreſt du, wonach ich ſehnlich bange,
Ans Land der Ruh mir eine ſtille Mahnung.

O einmal könnte noch die Seele blühen,
Es glänzte wieder jugendfriſch die Miene,
Die Lippe würde hell von Liedern ſprühen,
Das wäre, wenn der rechte Held erſchiene!

Der rechte Held der Freiheit und der Wahrheit! —
Die hohe Stirn glänzt Luſt, das Auge Jugend,
Und Wehr und Waffen ſind ihm Licht und Klarheit,
Stolz eilt er einſt zum Kampf für Recht und Tugend.

Es ſtehn um ihn die Guten kampfbegeiſtert,
Sie ſchaaren freudig ſich zu blanken Zügen,
Sein ſieghaft Wort hat jedes Herz bemeiſtert,
Sie folgen ſeiner Banner Adlerflügen.

Er führt ſie durch der Erde blühnde Thale
Auf kühnen Roſſen; ihre Hörner ſchallen,
Die Helme blinken hell im Sonnenſtrahle,
Im Morgenwind die Federbüſche wallen.

Ob ſie im Oſten reiten oder Norden,
Ob ſie im Weſten reiten oder Süden,
Im Kampf mit blanken Heeren, ſtrupp'gen Horden
Wird nimmermehr das Jugendheer ermüden.

Und ſtört der Feind auch oft ihr edles Schaffen,
Sie ſchlagen ſich im einzig heil'gen Kriege,
Sie tragen die gefeiten heil'gen Waffen,
Sie ſiegen die geweihten heil'gen Siege.

Feigherz'ge Knechtſchaft ſinkt zerbrochen nieder,
Tyrannen liegen blutig auf dem Sande,
Zur Heimat zieht das Heer beim Klang der Lieder,
Der Held voran, im Friedensprachtgewande.

Er pflanzt die Fahnen auf der Berge Spitzen
Der Welt zum Gruß und ſcheidet dann von allen,
Indeß die ernſten Augen ſelig blitzen
Und goldne Locken um die Bruſt ihm wallen.

Mein Herz, was pochſt du zitternd bei dem Bilde?
Fürwahr, dein Frühling iſt nicht ganz zertreten!
O würde wahr der Spruch der Dichtergilde,
Daß Dichters Worte Worte des Propheten!

„Und einſt des Abends kam ein Sturm gezogen,
Nie war ſolch Wettern, ſolches Blitzeziſchen,
In Flammen ſtand der weite Himmelsbogen,
Der Donner rollte dröhnend laut dazwiſchen.

Da zog er aus nach ſeiner wilden Weiſe:
Wie prangten hoch im Blitz die edlen Glieder,
Wie blinkten hell der Augen dunkle Kreiſe!
Fern im Gebirg verklangen ſeine Lieder.

Den Schlaf verſcheuchten Donner uns und Blitze
Und mir die Furcht, die ſich um ihn erregte.
Da ſahen Brand wir auf des Berges Spitze
Und zogen hin, als ſich das Wetter legte.

Wir fanden blitzentzündet dort die Eiche,
Die allem Sturm getrotzt ſchier tauſend Jahre,
Erſchlagen lag am Fuß des Jünglings Leiche,
Das Antlitz bleich, verwirrt des Bartes Haare.

Die Augen ſtarrten noch im Tode glühend,
Um Bruſt und Antlitz rollten reich die Locken,
Der Baum der Todesfackel brannte ſprühend —
Wir ſahn das Schauſpiel ſchweigend und erſchrocken.

Wir gruben ihm ein Grab am Bergesgipfel:
O welch Geſchrei die Vögel rings erhuben!
Welch Rauſchen zog da durch des Forſtes Wipfel,
Als wir im Boden ihren Freund begruben!

Und alle ſprachen: Seltſames Erſcheinen!
Die Achſeln zuckte mancher wol verborgen.
Ich mußt' ihm eine ſtille Thräne weinen,
Und blutroth hub die Sonne ſich im Morgen."

Reinhart.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gib, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Zwar iſt das Haupt mir grau und alt,
Einſt trug es rabenſchwarzes Haar,
Matt iſt der Blick, welk die Geſtalt,
Doch blieb die Seele friſch und klar.
Seht nur den alten Weinſtock hier!
Er wölbt zur duft'gen Laube ſich,
Der Blätter und der Blüten Zier
Trägt er noch ſtolz und jugendlich.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gib, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Ich ſehe durch des Laubwerks Grün,
Da liegt die Welt voll Sonnenſchein,
Im jungen Lenz die Lande blühn,
Und glänzend fließt der blaue Rhein.
Die Burgen ſchauen grau ins Thal,
Die Städte kränzen blank den Strand,
Ich grüße dich vieltauſendmal,
Du wunderſchönes Heimatland.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gib, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Und tauſend Bilder tauchen auf:
Ihr alten Freunde, gut und hold,
Hier ging ins Leben unſer Lauf,
Die Herzen waren treu wie Gold,
Wir zogen jagend in den Wald,
Wir lenkten in den Strom den Kahn,
Die Flöte klingt, die Fidel ſchallt,
Wir führten keck den Reigen an.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gib, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Laut pocht mein Herz, die ſchönſte Zeit,
Sie kehret mir im Traum zurück!
Ich grüß' dich, ewig theure Maid!
O herzlich Leid, o ſchmerzlich Glück!
In meinen Arm, an meine Bruſt!
Stets blüht der Liebe Allgewalt.
Noch einmal kehrt die Jugendluſt
Iſt auch das Haupt mir grau und alt!

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gib, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Walter.

Und reiten wir ins Gefild hinein,
Liegt ſtill noch die Erde im Nebelſchein:
Es rauchet der Fluß, es dampfen die Felder,
Noch ſchlafen die luſtigen Vögelein,
Blauduftig liegen die Berge und Wälder.
Friſchauf!

Da ſchallt vor dem Zuge der Hörner Laut
Und wecket des Tages prächtige Braut:
Sie blinket hervor an den Höhen, die Sonne;
Und wie ſie rings in die Lande ſchaut,
Erwachet alles in jubelnder Wonne.
Friſchauf!

Die Blumen erſtehen aus duftigem Traum,
Im Morgenwind ſchüttelt die Zweige der Baum,
Die Lerchen entſchweben mit Wirbeln und Singen;
Es glänzet des Landes unendlicher Raum,
Und drüber die Morgenglocken erklingen.
Friſchauf!

Durchs Städtchen geht es in Saus und Braus,
Die Mädchen ſchauen verſchlafen heraus;
Wir grüßen hinter den Lädchen die Schönen.
Wenn andre erwachen, da ziehn wir nach Haus!
Die Roſſe ſtampfen, die Hörner ertönen!
Friſchauf!

Dietrich.

Ich grüße dich blaues unendliches Meer!
Wie dehnſt du ſo weit und gewaltig die Bruſt!
Die Lande der Erde umgürteſt du hehr,
Du ſpielſt mit den Wolken des Himmels in Luſt.
Blau oben die Lüfte, blau unten die Flut,
Der Himmel ſo nah und die Erde ſo weit
Mein Herz iſt voll Liebe und Luſt und Muth,
So flieh' ich das Leben, vergeſſe die Zeit!

Hier athmet der Gottheit gewaltiges Recht,
Hier frommt nicht die Acht, hier frommt nicht der Bann,
Hier waltet kein Fürſt, hier dienet kein Knecht:
Hier herrſchet der kühne, der tapfere Mann,
Und die heilige Freiheit, hier hat ſie ihr Reich,
Wem ſie die Völker und Länder entweihn,
Der König und Bettler ſtehen ſich gleich,
Hier gilt nicht der Schein, hier gilt nur das Sein.

Mich trug auf dem Meere die Mutter im Leib,
Es kreuzte der Vater im Ocean draus,
Und ferne gebar mich das muthige Weib
Im Windgetoſe, im Wellengebraus.
Mein Wiegenlied der tobende Nord,
Der wüthende Süd meine friedliche Raſt,
Ihr Waſſergebirge tobt fort und fort,
Ich ſinge mein Lied auf dem ragenden Maſt.

Schon fünfzig Jahre ſind mir entflohn
Am heißen Aequator, am eiſigen Pol,
Ich bleibe des Oceans ſtürmender Sohn,
Ihr Menſchen am Lande lebt wohl, lebt wohl!

Ich haſſe die Städte, ich fliehe den Strand,
Ich ſchweif' auf dem Schiffe hinauf und hinab;
Du ewiges Weltmeer, mein Vaterland,
Du ewiges Weltmeer, mein einſames Grab.,

Ich grüße dich, blaues unendliches Meer!
Wie dehnſt du ſo weit und gewaltig die Bruſt!
Die Lande der Erde umgürteſt du hehr,
Du ſpielſt mit den Wolken des Himmels in Luſt.
Blau oben die Lüfte, blau unten die Flut,
Der Himmel ſo nah und die Erde ſo weit,
Mein Herz iſt voll Liebe und Luſt und Muth!
So flieh' ich das Leben, vergeſſe die Zeit!

Friedel.

1. Auf der Wanderſchaft.

Die Luft iſt warm, der Himmel blau,
Mich hält's nicht mehr zu Haus.
Herr Meiſter und Frau Meiſterin,
Ade, ich zieh' hinaus!

Im Sommer und im Winter bin
Zum Werk ich froh bereit;
Doch wenn die Schwalbe kommt und geht,
Das iſt die Wanderzeit.

Dir folg' ich, flüchtiger Geſell,
Du Schwalbe, hoch und fern!
Das Maien- und das Erntefeſt
Das ſehn wir beide gern.

Im Frühling blüht es draus und drin,
Die Erde und die Bruſt,
Im Herbſte ſchwelgt das muntre Volk
In ſeiner Ernte Luſt.

Im Frühling liebt die Dirn' und gibt
Mir gern den ſüßen Kuß,
Der Winzer ſchenkt im Herbſte mir
Von ſeinem Ueberfluß.

Die goldne Mitte hab' ich mir
Gewählt mit weiſem Sinn:
Und zwiſchen Sommer und Winterzeit
Da liegt ſie mitten drin.

Und zwiſchen Lehr' und Meiſterei,
Da liegt ſie golden auch:
Das Handwerksburſchenleben iſt's,
Das iſt der beſte Brauch.

Halt Schwalbe! O, du flieheſt weg,
Ich mache Raſt und Ruh.
Wär' nur der Ranzen nicht ſo ſchwer,
Und drückten nicht die Schuh!

---

2. Im Keller.

So lang' ich lebe denk' ich dran!
Das war ein heißer Tag!
Elf Stunden und elf Sorten Wein!
Ein königlich Gelag!

Als ich um elf nach Hauſe kam,
Elf Flaſchen ſchier im Leib,
Schnitt mir die Wirthin ein Geſicht,
Das bitterböſe Weib.

Ich ſprach: Gebt mir ein Gläschen noch!
Sie ſprach: Ihr ſeid ſchon voll!
Ich ſprach: Ihr ſeid nicht recht geſcheidt!
Sie ſprach: Und ihr ſeid toll!

Ich nahm mein Licht, als ging's zu Bett,
Doch ſtieg ich keinen Tritt;
Nein, zu den lieben Fäſſern all
Lenkt' ich den ſichern Schritt.

Ich taſtete die Trepp' hinab —
Der Keller lag ſo groß,
Doch drinnen gab es Hexerei,
Da war der Teufel los.

Es drehte rings ſich das Gewölb',
Die Fäſſer hüpften all.
Ich dachte: Gottes Wunder auch!
Die halten einen Ball!

Gleich ging's ans angezapfte Faß,
Ich greife mir den Wicht
Und pack' ihn friſch beim Krahnen feſt:
Ei du entläufſt mir nicht!

Doch proſt die Mahlzeit! es entwich
Und ſpritzte mich noch an,
Ich hielt den Krahnen in der Hand,
Stand feſt — ein ſtarker Mann.

Ich lächelte und lockte ſüß —
Umſonſt! — fern blieb das Faß.
Und ſpuckte, bis es nicht mehr konnt':
Das war ein toller Spaß! —

Ich dacht': Du bleibſt, ſo bleib' ich auch,
Dann ſind wir beide wett.
Und als ich Morgens aufgewacht,
Da lag ich hübſch im Bett. — —

Die Wirthin kam und klagte ſehr:
Die Nacht lief aus das Faß!
Ich ſprach: Das thut, weil geſtern ſpät
Ihr mir verſagt ein Glas!

3. Blauer Montag.

Im Handwerk ging's die ganze Woche
Mit luſtig unverdroſſnem Sinn,
Der Meiſter hielt uns ſcharf im Joche,
Noch ſchlimmer that's die Meiſterin.
Meiſt war die Mahlzeit ſchlecht gelungen,
Kohl, Rüben, Stielmuß, einerlei!
Auf, thut Beſcheid mir, brave Jungen:
Am blauen Montag ſind wir frei!

Bis in den heil'gen Sonntagmorgen
Zog ſich die Arbeit ohne Raſt,
Als braucht' man nicht um Gott zu ſorgen:
Was thut's wenn man die Meſſ' verpaßt!
Schläft man Nachmittags in der Predigt!
Nachts ſchaffen macht ja ſchwer wie Blei!
Jetzt trinkt, nachdem die Sach' erledigt:
Am blauen Montag ſind wir frei.

Sechs Tage Beil und Axt geſchwungen!
Gott gab den ſiebenten uns zur Ruh'.
Ruh' heißt bei uns: Gezecht, geſungen,
Gelacht, getanzt, geliebt dazu!
Jetzt ſoll es einen Hauptſpaß geben,
Schon juckt die Fauſt zur Keilerei!
Am ſiebenten Tage muß man leben:
Am blauen Montag ſind wir frei!

Hei, wie ſo raſch die Stunden fliegen!
Schon bläſt der Wächter Mitternacht!
Wir wackeln heim auf allen Stiegen:
Was nur der Mond für Fratzen macht!
Er höhnet: Auf die Strümpfe bringen
Müßt ihr die Welt! Macht kein Geſchrei! —
Schlimm wär's, wenn in den Thurm wir gingen! —
Am blauen Montag ſind wir frei!

4. In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Wer rühmt nicht das Wirthshaus, an das er gewohnt?
Der lobt ſich die Sonne, der lobt ſich den Mond.
Ob im Bär, ob im Schwanen am beſten es ſei,
Ich zieh' an Planeten und Thieren vorbei
  In die Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Unfern von dem Dorf liegt gemüthlich das Haus,
Der Weg grad ſo weit, man kommt durſtig hinaus,
Man reibt ſich die Stirn, man wiſcht ſich den Mund,
Die Leute ſind freundlich, der Wein iſt geſund
  In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Der Storch baut am Schornſtein, die Schwalbe am Dach,
Die Tauben umfliegen den Giebel gemach,
Die Hühner und Enten umſchwatzen den Miſt:
Nun ſeht mir doch alle, wie wohnlich es iſt
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Wie trinkt ſich der Sechsundvierziger ſüß!
Man ſchlürft ſich ſo leis in das Paradies,
Man glaubt ſich bei Gott und bei Englein verirrt,
Wenn die Wirthin nicht keift, wenn nicht zanket der Wirth
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Doch kommt es dazu, oft iſt es der Fall,
Das gibt euch den herrlichſten Sonntagskrawall,
Da nehmen ſie hüben und drüben Partei,
Der Hans und der Kunz, das gibt ein Geſchrei
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Erſt bleibt es beim Wort, erſt bleibt es beim Zank,
Dann geht's über Tiſch, dann geht's über Bank,
Blau zeichnet manch Auge die ſtämmige Fauſt,
Das läſtert und tobet und wirbelt und brauſt
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Miſtgabeln führt der und ein andrer den Krug,
Die Weiber ſie ſchwingen die Beſen mit Fug,
Der fährt aus dem Fenſter, der fällt durch die Thür:
Wo kommen doch alle die Menſchen herfür
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen?

Es ſchnattert die Ente, es gackert das Huhn,
Sie können mit Hahn und mit Entrich nicht ruhn;
Dort miſcht ſich der Spitz gar keck in den Braus,
Reißt dem Peter den Boden zur Hoſe heraus
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Die Margret vom Speicher ergreifet den Topf
Und gießt ihn der keilenden Schar auf den Kopf!
Und ſind wie begoſſene Pudel ſie naß,
Da geht erſt vorüber der prächtige Spaß
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Nach der Arbeit ſchmeckt es noch einmal ſo ſüß:
Man ſchlürft ſich ſo leicht in das Paradies,
Man hört die Baßgeigen der Engelein.
Das all thut der ſechsundvierziger Wein
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Max.

1. Vor der Schlacht.

Fahr' wohl, du ſchöner Tag, du grüne Welt,
Du tiefer Himmel, ſieh, die Sonne ſinkt!
Mein Schwertgenoß, wir ſtehen treu geſellt,
Die ernſte Stunde der Entſcheidung winkt.

Tod, Schreckensfürſt, du dunkler Lebensfeind,
Du ſchreckeſt nur die Sklav- und Schurkenbrut,
Fäll' den Tyrannen, der dir fleht und weint,
Der freie Mann ſteht feſt in kühnem Muth!

Wer ſtürbe denn in dunkler Stube gern?
Sein Name glänzet nicht der künft'gen Welt,
Stirb jung, ein Held! Du ſtrahlſt ein neuer Stern,
Ein Stern der Nacht am großen Himmelszelt.

Die ſtolze Welt liegt da: das Schwert zur Hand!
Spielt auf, ihr Pfeifer, raſt ihr Hörner drein!
Der Sieg der Freiheit und dem Vaterland!
Wer möchte nicht bei braven Todten ſein!

---

2. Auf der Wacht.

Gegrüßt, o Licht, das öſtlich ſchwimmt!
Junger Tag, der über die Hügel klimmt!
Ruhſelig liegt das dämmernde Feld,
Als hätte nicht Feinde die ſchöne Welt.
Ich habe getreu die Stunden verbracht
Auf ſtiller Wacht.

Seltſame Raſt auf dem Friedhof hier!
O doppelt ruhiges Nachtquartier!
Die Todten tief im kühlen Grund,
Auf den Gräbern der Brüder ſchlummernde Rund'!
Gott weiß, was ich da nicht alles gedacht
Auf ſtiller Wacht!

Wer ſagt, ob heut nicht das Schwert erklingt,
Die Trommel nicht wirbelt, die Fahne ſich ſchwingt?
Ob manches ſtolze Reiterherz
Heut nicht verblutet vom blinkenden Erz?
Ob ich ſelbſt nicht ſtand vor der letzten Schlacht
Auf ſtiller Wacht?

Wer ſagt, ob nicht die Brüderſchar,
So luſtig zum Tanz, ſo kühn zu Gefahr,
Am Abend ſchlummert ewig ſtumm,
Wie die Todten hier in den Gräbern herum,
Daß Keiner mehr zieht, für die Freunde bedacht,
Auf ſtille Wacht?

Was weiß der Soldat vom nächſten Tag,
Was, ob er ruhen, ob reiten mag?
Was weiß er, ob er ins Leben fliegt,
Ob er röchelnd auf grüner Heide liegt?
Wer Waffen trägt, ſteht Tag und Nacht
Auf ſtiller Wacht.

Doch horch, die Lerche die luftwärts klimmt!
Gegrüßt, o Licht, das im Oſten glimmt!
Die Sonne ſtrahlt, die Nebel verwehn:
So muß es zum leuchtenden Tage gehn!
Glückauf, Trompeter, blaſe mit Macht
Auf ſtiller Wacht!

3. An das Vaterland.

Dein denk' ich ſtets mein Vaterland, wie man der Mutter denkt!
Mein ganzes Herz, ſo arm du biſt, iſt nur in dich verſenkt!
Ich liebe dich in deiner Angſt, in Sorgen, Pein und Schmerz,
Mehr wie die weite helle Welt in Jubel und in Scherz.

O wärſt du, wie mein Geiſt dich denkt, groß, mächtig, glorreich, frei,
Des Welttheils Herz, des Welttheils Haupt, der Freiheit Schlachtgeſchrei,
Ich nennte ſtolzer, freud'ger dich mit königlicher Luſt,
Doch liebte treuer dich darum nicht deines Sohnes Bruſt!

So trüb zeriſſen, wie du liegſt in Schmerzen und in Noth,
Getroſt, die grüne Hoffnung lebt, der Muth flammt auf und loht,
In tauſend Herzen Eine Glut, in jedem Mund Ein Ton:
Wir heben dich, mein Vaterland, auf deinen alten Thron!

4. An einer Gruft.

Beweint ihn nicht länger, o nein, er erwarb
Das herrlichſte Los von allen,
Er war friſchblühend und jung, als er ſtarb,
Und iſt für die Heimat gefallen!

Er ritt voll Vertraun in den heiligen Krieg,
Zu brechen die fremden Bande,
Er grüßt', in der Hand die Fahne beim Sieg,
Die Freiheit im Vaterlande.

Und Freiheit, das war ſein letzter Hauch —
Still lächelnd ſchied er von hinnen.
Sein Schmerz noch war Luſt! Wer möchte nicht auch
So ſeliges Ende gewinnen?

Beweint ihn nicht länger! Den Eichenkranz
Legt auf das Grab ihm nieder,
Und aus traurigen Herzen beim Fackelglanz
Singt neue Hoffnungslieder!

5. Nach dem Siege.

Stolz kamen ſie her mit gerüſteter Macht,
Die Namen voll Glanz, und jeder ein Held,
Muſik war allen das Brauſen der Schlacht,
Ein Altar des Ruhms das blutige Feld.

Sie kamen wie Wellen des Meeres in Wuth,
Wenn der Geiſt des Sturmes die Tiefen empört;
Sie kamen wie Wind, der in Bergen geruht,
Wenn der Herbſt ihm die läſtigen Feſſeln zerſtört.

Doch empfingen wir ſie, wie der Fels die Flut,
Die in Staub am granitenen Steine zerſchellt.
Friſch Mann gegen Mann und Muth gegen Muth!
Uns winkte der Sieg, uns gehöret das Feld!

Florentin.

Flüſtert ihr Flöten und jauchzet ihr Geigen!
Laſſet die Töne den Hörnern entſteigen!
Klinge, o Cymbal, mit Macht in die Weiſe!
Blühende Paare, nun eint euch im Kreiſe!

Harren die Tänzer ſo friſch und ſo muthig,
Augen ſo leuchtend und Herzen ſo glutig,
Klirren ſo keck an den Ferſen die Sporen:
Jeder erkürend und jeder erkoren!

Stehen die Mädchen ſo fröhlich und roſig,
Stirnen ſo heiter und Wangen ſo koſig;
Zierliche Falten und ſchwellende Mieder
Hüllen die ſchmucken beweglichen Glieder.

Schwingen ſich alle ſo leicht und behende,
Stemmen ſo kräftig zur Hüfte die Hände,
Stampfen den Boden mit ſchnellendem Fuße,
Flüſtern ſich zu in vertraulichem Gruße.

Freudiges Ringen und zierlich Umſchlingen!
Wie ſie berauſchend im Taumel ſich ſchwingen!
Munteres Necken und kicherndes Scherzen!
Suchen und Finden begeiſterter Herzen!

Wie ſie ſich ſcheiden und meiden und fliehen,
Wie ſie ſich ſuchen mit holdem Erglühen,
Wie ſie ſich finden nach kurzem Entſchwinden!
Wer ſah helleren Reigen ſich binden?

Glückliche Jugend: in ſchwärmenden Paaren
Frei unbekümmert ins Leben zu fahren,
Selig die ſeligen Stunden zu nippen,
Glut in den Augen und Feu'r auf den Lippen!

Bildniß des Daſeins, behaglich und heiter!
Windet und bindet die Kränze nur weiter,
Findet im Leben ſo köſtliche Stunden,
Wie ſie im Tanze euch heute verbunden!

Flüſtert ihr Flöten und jauchzet ihr Geigen!
Laſſet die Töne den Hörnern entſteigen!
Klinge, o Cymbal, mit Macht in die Weiſe!
Blühende Paare, nun eint euch im Kreiſe!

Sylveſter.

1.

Ich ſitz' voll tiefer Trauer
In meinem feuchten Thurm,
Es ſauſt mit kaltem Schauer
Durchs Land der wilde Sturm.

Und durch die Eiſenſtangen
Ein endlos grauer Raum!
Sie haben mich gefangen
Dort unterm Eichenbaum.

Ich lockt' im grünen Walde
Ein Lied aus meinem Horn,
Sie ſtürmten von der Halde
Und faßten mich im Zorn.

Ich ſuch' die ſchlimme Stelle,
Die Nebel wehen dicht.
Ich ſäh' ſie, wär' es helle,
Vor lauter Thränen nicht.

2.

Es fließt im Silberſtrahle,
Dahin der tiefe Rhein,
Des Schwarzwald Berg und Thale
Erglühn im Abendſchein.

Dort ſtreiſt' ich auf und nieder
In ferner Jugendzeit,
Hell klangen meine Lieder
Durch Fels und Schluchten weit.

Den Muth, wer konnt' ihn rauben,
Der durch die Seele ſchwoll?
Mein Herz war voll von Glauben,
Von Lieb' und Hoffen voll.

Es fliegt mit ſtolzem Flügel
In hoher Luft ein Aar:
O grüß' mir Wald und Hügel,
Wo ich ſo ſelig war!

3.

Ich denk' an dich, du holde
Tiefſtille Waldespracht,
Lichtſpiel von purem Golde
Und grüner Dämmernacht!

Dort ſonn'ge Felſengipfel
Mit kühnem Falkenſchrei,
Hier dunkle Tannenwipfel
Und Droſſelmelodei.

Die klaren Quellen ſpringen,
Es ſtürmt der Bach zu Thal,
Die Nachtigallen ſingen
Von alter Luſt und Qual.

Und ſchlanke Rehe graſen
Einſam am Wieſenrand,
Ich hör' ein Waldhorn blaſen,
Die Glocken gehn durchs Land.

Farrnkraut und Maienglocken
Bind' ich zum wilden Kranz:
Wie lacht aus blonden Locken
Der Augen blauer Glanz!

O Jugend, Glück und Wonne,
Du kommſt mir nur im Traum, —
Geſunken iſt die Sonne
Und Nacht im Kerkerraum.

4.

Ich kann ſie füglich miſſen,
Ich weiß euch keinen Dank
Für eure Leckerbiſſen,
Für euren ſüßen Trank.

Fangt Falken euch und Katzen,
Macht kirr' den rauhen Bär,
Ich zeig' euch meine Tatzen,
Mich zähmt ihr nimmermehr.

Als ich den Reh'n und Hirſchen,
Den Wölfen nachgeſtellt,
Beim Jagen und beim Pirſchen
War ich in meiner Welt.

Als ich im Bach geangelt
Forell' und Silberfiſch,
Da hat mir nichts gemangelt,
Da war ich froh und friſch.

Ein Trunk der kühlen Quelle,
Ein Stücklein trocken Brot,
Und frei — ſonſt grämt ſich ſchnelle
Mein wild Gemüth zu todt.

5.

Ein Samenkorn der Linde
Verwehte einſt der Sturm,
Draus keimt' ein Strauch im Winde
Am Mauerwerk vom Thurm.

Wär' es ins Thal gefallen,
Wuchs draus ein hoher Baum,
Des Laubwerks dichte Hallen
Sie boten ſchatt'gen Raum.

Dann klang in ſüßer Weiſe
Dort muntrer Finkenſchlag,
Die Bienen ſummten leiſe
Den lieben langen Tag.

Es kam ein Paar gegangen,
So reich an junger Luſt,
Sie küßten ſich die Wangen
Und lagen Bruſt an Bruſt. —

Du armer Strauch der Linde,
Du biſt mein eigen Bild! —
Nutzlos! — Ach, Sturm und Winde
Umwehn mich kalt und wild.

6.

Die wilden Lüfte ſtürmen
Zur wilden Wetterſchlacht,
Und Wolk' und Wolken thürmen
Sich in die wüſte Nacht.

Nun jähes Blitzgefunkel
Und voller Donnerſchlag,
Bald wirres Chaosdunkel,
Bald feuerheller Tag.

Sieh, hoch am Fels die Fichte
Sie traf der letzte Strahl,
Sie brennt mit rothem Lichte,
Dann ſtürzet ſie ins Thal.

Was haſt du nicht geſchlagen,
O Blitz, in dieſes Herz? —
Genug hab' ich getragen
Den namenloſen Schmerz.

Peregrinus.

Ueber Flüſſe, Thal und Hügel,
Ach, die Pfäde ſind ſo weit:
Hätt' ich ſchlanke Falkenflügel
Flög' ich in die ſchöne Zeit.
Nie vergehet mir der Tag,
Daß ich nicht der Heimat denke
Und dahin die Sinne lenke,
Wo der Jugend Glück mir lag!

Dort an grünen Liebeswegen
Steht der Aeltern ſchlichtes Haus,
Als ich ging, zu frommem Segen
Streckten ſie die Hände aus.
Nie vergehet mir der Tag,
Daß ich nicht der Heimat denke
Und die Güt' ins Herz mir ſenke,
Die ich nimmer finden mag!

Grüß' euch Gott, ihr theuren Sproſſen
Aus demſelben Mark und Blut,
Grüß' euch Gott, ihr Spielgenoſſen,
Alle war't ihr treu und gut!

Nie vergehet mir der Tag,
Daß ich nicht der Heimat denke
Und euch neu die Liebe ſchenke,
Die mein junges Herze pflag!

Ach, es iſt nur dort erſchienen
Zauberhaft die junge Fei,
Lachend hell mit Siegesmienen
Ritt im Walde ſie vorbei.
Nie vergehet mir der Tag,
Daß ich nicht der Heimat denke
Und mit Glut die Seele tränke,
Die mich traf wie Blitz und Schlag!

Lange zog ich auf und nieder
Und ich fuhr von Strand zu Strand,
Doch es lockt mich immer wieder
Das geliebte deutſche Land.
Nie vergehet mir der Tag,
Daß ich nicht der Heimat denke —
Ob ich je den Hut noch ſchwenke,
Grüßend Fluß und Feld und Hag?

Todt die Aeltern, in die Räume
Brüder, Schweſtern weit verſtreut —
Und das Bild der Jünglingsträume —
Alles iſt verſchollen heut.
Nie vergehet mir der Tag,
Daß ich nicht der Heimat denke,
Und mich heimwärts gräm' und kränke,
Wo mir Glück und Segen lag!

Hans Strolch.

1. Auf Markt und Gaſſen.

Aus keinem ſtolzen großen Bau
Trat ich ins bunte Welttheater,
Die Mutter war die beſte Frau,
Der treuſte Mann mein ſchlichter Vater.
Ich aß und ſchlief und wurde groß,
Dem lieben Herrgott überlaſſen,
Und war, ließ mich der Lehrer los,
Auf Markt und Gaſſen.

Ein Kind des Volks, hielt ich mich fern
Dem Fürſtenhaus und Prachtpalaſte,
Bei Herrn mit Titel, Band und Stern
Drängt' ich mich gierig nie zu Gaſte.
Ich gierte nie nach Gut und Geld,
Mir will der eitle Prunk nicht paſſen,
Ich bleib' in meiner ſchlichten Welt
Auf Markt und Gaſſen.

Des Volkes Freude meine Luſt,
Und ſeine Leiden meine Schmerzen,
Mit ihm lach' ich aus voller Bruſt,
Mit ihm wein' ich aus tiefem Herzen.
Brav, bieder, treu ohn' Grimm und Neid,
Wir wollen lieben und nicht haſſen,
So rühm' und preiſ' ich allezeit
Auf Markt und Gaſſen.

Die Sendung, die mir Gott beſchied,
Iſt laut zu ſingen auf und nieder:
„Liebt euch einander!“ heißt mein Lied,
Es klingt in allen Weiſen wieder.

Was Ehr und Ruhm! Der ſchönſte Lohn,
Wenn ſie die Sprüche recht erfaſſen
Ich ſing', des Volkes ſchlichter Sohn,
Auf Markt und Gaſſen!

2. O Lotte.

Vier Körbe! das macht mir noch keine Noth:
Die Liebe iſt todt,
Die Liebe, die Liebe, ſie lebe!
Vier Mädchen zerbrachen mir rüſtig die Treu',
Dir trau' ich aufs Neu',
Dir, der ich mich ſelig ergebe!
Du Kind aus dem Volk, ruh' mir an der Bruſt,
Den falſchen Dirnen zum Spotte,
Wir ſchaffen und küſſen und ſingen in Luſt,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Und die mir zuerſt am Herzen geruht
In ſeliger Glut,
Sie war vom älteſten Adel,
Doch als durch die Mutter den Stand ſie erkannt,
Da ward ich verbannt.
„Der Bürger!“ das war mein Tadel.
Von Wappen und Stammbaum denkſt du nicht groß,
Es naget allwärts die Motte.
Du liebſt mich, den Ritter Namenlos,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Die Zweite, der ich die Seele geweiht
In Luſt und in Leid,
O weh, die war von den Frommen!
Ihr Beichtiger fand mich zu weltlich gelaunt,
Kaum war ich erſtaunt:
Ich habe den Paß bekommen.
Zum Knieen und Beten haſt du kein Blut,
Du dienſt einem fröhlichen Gotte,
Du liebſt mich, den Ritter Thunichtgut,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Die Dritte, mit der ich gekoſt und geherzt,
Mit der ich geſcherzt,
O Hölle, die war von den Reichen!
Als mir in die Taſche ihr Vater geblickt,
Da ward ich geſchickt:
Leer kam ich, leer konnte ich ſchleichen.
Du kennſt nicht des pfennigfuchſenden Wichts
Papierne und goldene Grotte,
Du liebſt mich, den Ritter Habenichts,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Der Vierten küßt' ich den ſchwellenden Mund
In luſtigem Bund,
Doch war ſie von den Gelehrten;
Sie prüften mich in Romantik und Kunſt,
In Plunder und Dunſt,
Ich wußte nicht was ſie begehrten.
Dich reizt nicht des Blauſtrumpfs ſüßliches Spiel,
Du fliehſt die kokette Marotte,
Du liebſt mich, den Ritter Weißnichtviel,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Du Kind aus dem Volk, in mir liebſt du rein
Den Menſchen allein,
Den herzensguten Geſellen,
Dem Freiheit und Liebe in fröhlicher Bruſt
Die einzige Luſt
Bedünkt auf des Lebens Wellen.
Wir theilen uns fröhlich in Werk und Genuß
Und meiden die dumme Rotte.
Heut lacht uns der Wein, heut rauſcht uns der Kuß,
O Lotte,
Du luſtige lachende, flotte!

3. Gekrönte Häupter.

Und meint ihr's gut, herein, herein
In unſre Rebenlaube!
Wir trinken Lebensſonnenſchein
Im Blut der goldnen Traube!
Hier gilt's ein Reich, das ohne Haupt
Und Wappen, Scepter, Throne:
Wir alle Könige, ſind umlaubt
Von grüner Rebenkrone!

Ehrwürdig graues Haupt herein!
Das Alter darf nicht darben:
Hier ſollen ſie vergeſſen ſein
Die Schwielen und die Narben!
Trink und dein Geiſt wird jung und klar
Bei friſchem Liedertone:
Wir ehren hell dein weißes Haar
Mit grüner Rebenkrone!

Du blühnder Mann in unſer Zelt!
Die Ruh' iſt kein Erſchlaffen,
Denn für das Haus und für die Welt
Haſt rüſtig du geſchaffen.
Wir ſchenken mit dem goldnen Wein
Dir unſern Dank zum Lohne:
Umkränzt ſoll dir die Locke ſein
Mit grüner Rebenkrone!

Du ſchlanker Jüngling, frohes Herz,
Dir liegt die Welt ſo offen,
Ein Hoch: Gedanken, That und Erz!
Du biſt's, auf den wir hoffen!
Zum Vaterland ſteh' allezeit,;
Den Feinden rings zum Hohne!
Herein, es liegt dir ſchon bereit
Die grüne Rebenkrone!

Herein, du wonnig edles Weib,
Voll Liebe im Gemüthe!
Du hell an Seele, rein an Leib,
Herein, du Jungfraublüte!
Sorgt, daß die Keuſchheit eurer Bruſt
In euren Sproſſen wohne!
So ſchmückt euch erſt zu rechter Luſt
Die grüne Rebenkrone!

Heraus, heraus, du Hochmuthsnarr,
Aus unſerm grünen Reiche!
Was dumm, veraltet, roſtig, ſtarr,
Das geiſeln unſre Streiche.
Hier gilt ein Land, das ohne Haupt
Und Wappen, Scepter, Throne!
Wir alle Könige, ſind umlaubt
Von grüner Rebenkrone!

4. Du flotte tolle Geige.

O hätt' ich ſolch ein Inſtrument,
Nach dem ein jeder ſpränge,
So wie ich wollte, Element,
Das gäbe luſt'ge Klänge!
Zu ſäubern alles Menſchenland,
Nähm' ich dich Tag und Nacht zur Hand,
Du flotte tolle Geige!

Ich vorn am Zug! Und Kopf an Kopf
Stürmt's hinter mir in Wogen,
Das Zöpflein klein und groß der Zopf
Käm' hoch im Wind geflogen,
Gelenk an Rücken. Arm und Bein,
Das wär' ein Hüpfen grob und fein,
Du flotte tolle Geige!

Was nur die Naſ' in Wolken ſtreckt
Ob Stammbaum, Wappen, Fahnen,
Indeß der grüne Hügel deckt
Die wahrhaft edeln Ahnen,
Was nur ſich ſpreizt mit Amt und Stern —
Hei, ſammeln ſollteſt du die Herrn,
Du flotte tolle Geige!

Der dumpfen Frömmler Kleriſei
Sollt' mancher Bockſprung munden!
Gelehrtenhochmuth, raſch herbei,
Ihr all ſeid meine Kunden!
Auch wer ſich nur mit Golde ſpreizt
Und vor der Armuth kargt und geizt,
Du flotte tolle Geige!

Das tanzte hin, das tanzte her,
Kurzathmig mit Gewinſel,
Es ging', hätt' ich das wilde Heer
Nach Sancho Panſa's Inſel!
Sie könnten dort nach neuem Rath
Sich gründen einen neuen Staat,
Du flotte tolle Geige!

Und käm' ich heim, dann tönten hold
Die lieben ſüßen Töne
Vor Herzen, rein und echt wie Gold,
Vor Geiſtern voller Schöne.
Wie wollten wir der frohen Zeit
Uns freuen in die Ewigkeit,
Du flotte tolle Geige!

---

5. Und luſtig.

Mag euch der Unmuth packen,
Mir iſt ſo friſch und gut!
Nie beuget ſich mein Nacken,
Nie trübet ſich mein Muth?
Wer murrt, der macht mir ſauer Platz,
Wer lacht, reicht mir die Hand —
Und luſtig! So ſpricht ſeinen Satz
Hans Strolch, der gute Fant.

Seit zwanzig langen Jahren
Trag' ich daſſelbe Kleid,
Der Hut iſt alt zerfahren,
Ein Erbſtück früher Zeit,
Doch ſchmückt ihn Roſ' und Epheu mir,
Geht grün der Mai durchs Land —
Und luſtig! So trägt ſtolze Zier
Hans Strolch, der gute Fant.

Ich hab' in enger Klauſe
Mein Bett und meinen Tiſch,
Ein Tellerchen zum Schmauſe,
Zum Trunk ein Krüglein friſch,
Des Liebchens Bild, wie Milch und Blut,
Schmückt dort die kahle Wand —
Und luſtig! So hat reiches Gut
Hans Strolch, der gute Fant.

O Luſt, mit Kindern lachen
Und ſpielen kreuz und quer,
Und Schwänk' und Märchen machen
Den Burſchen nach Begehr!
Beim Tanz zeigt jede Dirn' mir Gunſt,
Wir drehn aus Rand und Band —
Und luſtig! So treibt ſeine Kunſt
Hans Strolch, der gute Fant.

Zu ſchwatzen, trinken, ſingen
Sitz' abends ich im Krug,
Und wenn die Gläſer klingen
Hebt Witz und Lied den Flug.
Wenn auch kein Wein vom Rheine quoll,
Die Freude hat Beſtand —
Und luſtig! So iſt weisheitsvoll
Hans Strolch, der gute Fant.

Und leg' ich mich zur Ruhe,
Geſchieht's mit leichter Bruſt,
Denn was ich treib' und thue,
Iſt Freundſchaft, Lieb' und Luſt.
Mein Gott, nun weißt du, wie es ſteht,
Halt über mich die Hand! —
Und luſtig! So ſchließt ſein Gebet
Hans Strolch, der gute Fant.

6. Mein Herz.

Du blondes Kind, du blühſt als ſpäte Luſt
Mir, dem das Leben liebelos vergangen!
Wär' ich noch jung, dich zög' ich an die Bruſt,
Ich ruhte küſſend dir an roſ'gen Wangen.
Ach Gott, ich könnte faſt dein Vater ſein,
Du ſitzeſt freundlich ſtill am Fuß mir nieder.
Doch was ich habe, will ich froh dir weihn:
O nimm mein Herz, es pocht durch meine Lieder!

Ich bin zu alt zu leichtem Liebesſcherz.
Wer ſoll den armen Sänger auch beglücken?
Die Freundſchaft aber glaubet an mein Herz,
Sieh, wie ſie warm mir rings die Hände drücken!
Auch ſprichſt du einſt, wenn jemand nach mir fragt:
Nie liebt' ein Mann gleich ihm die Menſchen wieder,
Ihn machte Gram und Kränkung nie verzagt,
Schaut in ſein Herz, es pocht durch ſeine Lieder!

Dann ſingſt du ihnen meines Herzens Luſt,
Das treu dem Freund, dem Helden hoch geſchlagen;
Sie ſind gerührt, daß in der Armuth Bruſt
Ich Sühn' und Troſt in Liedern hab' getragen,
Sie freu'n ſich, daß ich keinen Stolz gekannt,
Mich nur der Tugend neigte ſchlicht und bieder,
Sie ſprechen, ſing' ich hoch vom Vaterland:
Gut war ſein Herz, es pocht durch ſeine Lieder!

Und nimmt mich weg der kühle, treue Tod,
Auf meinem Grab wird ſich kein Marmor heben,
Es thut kein Lorber meinem Scheitel noth,
Wer weiß, ob ich im Volke werde leben?
Weih' du mir dann, ſo oft der Frühling neu,
Von Roſen einen Kranz und immer wieder!
O ſinge, was ich einſt geſungen treu!
So ehr' mein Herz, es pocht durch meine Lieder!

Im Herbſt des Lebens.

Nach oben.

Abend wird es in den Thalen,
Alles Daſein ſchweigt und ruht,
Nur der Berge Kuppen ſtrahlen
Hell in rother Sonnenglut.

Durch der Gründe ſchwarze Wipfel
Schau' ich nach den goldnen Höhn:
Lebet wohl, des Lebens Gipfel —
Ach, die Jugend war ſo ſchön!

O Herz, du wirſt ſo alt.

Des Waldes grüne Hallen,
Sie werden weit und licht,
Es iſt ein Reif gefallen,
Der alle Blätter bricht.

Sie knicken und rieſeln nieder,
Das klingt wie Weinen ſacht,
Ich hab' bei dem Klange wieder
Verlorner Liebe gedacht.

Einſt ging mir nichts darüber,
Sie grünte wie der Wald —
Das iſt nun alles über —
O Herz, du wirſt ſo alt.

Auf dunkeln Pfaden.

Mit dunkeln Wolken beladen
Liegt Berg und Thal ringsum,
Fern leuchtet des Stromes Faden,
Die Welt iſt ſtill und ſtumm.

Und aus den Dörfern am Strande
Glüht ſelten nur ein Licht,
Das über die düſtern Lande
Trübſelig die Strahlen bricht.

Da donnert es plötzlich mächtig,
Es zuckt der Blitze Flut,
Die Lande liegen prächtig
In flackernder Feuersglut.

Wie war hier alles ſo ſonnig
In längſt verſchollener Zeit!
Es ſchauert durchs Herz mir wonnig
Verrauſchte Seligkeit.

Nächtliche Wanderung.

Ich zieh' ins dunkle Thal hinein
Auf hartem, ödem Wege.
Wo mag die ſtille Hütte ſein,
Drin ich zur Ruh' mich lege?

Der Zukunft hab' ich ernſt gedacht,
Was denkt man nicht im Dunkeln?
Da ſeh' ich plötzlich durch die Nacht
Ein fernes Lichtlein funkeln.

Verkündet es den Ruheort
Nach ſchweren Tageslaſten,
Und gönnt ein frommer Wirth mir dort
Nach irrer Fahrt zu raſten?

Vielleicht komm' ich zu Tanz und Schmaus
Und Flöt'- und Geigenklingen,
Dann laden ſie mich froh ins Haus,
Den Reigen mitzuſchwingen.

Dort koſt auch wol ein bräutlich Paar
Und flüſtert ſüße Worte?
Ja, flammt die Lieb' am Hausaltar,
Da öffnet ſich die Pforte.

Doch tobt und raſt — o Misgeſchick! —
Der Streit in wilden Kreiſen,
Dann werden ſie mit düſterm Blick
Mich von der Schwelle weiſen.

Vielleicht gar ſtrahlt das kleine Licht
Nachtwache einem Todten,
Und fortzuziehen iſt als Pflicht
Dem Wandersmann geboten.

Wo mag die ſtille Hütte ſein,
Drin ich zur Ruh' mich lege?
Seltſame Zukunftsträumerein,
Ihr führt ſeltſame Wege!

Jetzt wirſt du wieder geneſen.

Rings ſchwimmt in blauen Düften
Neugrünend Feld und Hag,
Es kommt in lauen Lüften
Der erſte Frühlingstag.

Viel tauſend Blüten ſpringen,
Das that die warme Nacht,
Viel hundert Lerchen ſingen:
O du goldne Maienpracht!

Du biſt ſo elend geweſen
In hoffnungsloſem Schmerz,
Jetzt wirſt du wieder geneſen,
Du armes krankes Herz!

In die Gruft.

Wie ſtand in Blüte ſonſt die Bruſt,
Wenn licht der Frühling kam,
Doch kommt er jetzt in junger Luſt,
Steh' ich in ſtillem Gram.

O ſieh, er naht mit Glanz und Duft,
Er naht mit Sang und Scherz —
Ein dürres Blatt weht in die Gruft:
Es iſt mein armes Herz.

Morgen und Abend.

Wir ſtürmen in den Morgen,
O friſches Jugendglück!
Und kehren voller Sorgen
Am Abend ſtill zurück.

Es lag im Frührothſtrahle
Die Welt in holder Pracht,
Jetzt ſind ſo ſchaurig die Thale,
So dunkel iſt die Nacht.

Fahrt wohl, ihr ſüßen Lüfte!
Bald ruhen wir geſellt,
Und über unſre Grüfte
Brauſt eine neue Welt.

Weit und weiter.

Nun wird es weit und weiter
So einſam um mich her,
Stets weniger Begleiter,
Der Gräber immer mehr.

Es welkt der Herbſt die Blätter,
Der Winter knickt ſie ab,
Nur noch ein froſtig Wetter,
Dann ſink' auch ich ins Grab.

In die Ewigkeit.

Einſt ſchien mir die Welt ohne Ende
Und ewig ſchien mir die Zeit,
Es ſchien mir das Glück ohne Wende,
Das Leben nur Seligkeit.

Ich ſtürmte mit brennender Stirne
Hinaus in jauchzender Luſt,
Voll heißer Pläne im Hirne,
Voll Liebe die ſchwellende Bruſt.

Ich ſchritt zu leuchtenden Gipfeln
Im goldenen Morgenſtrahl,
Weit über Kuppen und Wipfeln
Sah ich manch ſonniges Thal.

Ich ſang mit jungen Genoſſen
Und trank den perlenden Wein,
Ich hielt mein Lieb umſchloſſen,
Als wär' es mein, nur mein.

Zerſtoben ſind die Scharen,
Verſunken das Minneglück,
Ich kehre mit grauen Haaren,
Ein Greis, ins Thal zurück.

Wol hat die Welt ein Ende,
Ein Ende hat die Zeit,
Und ſtill betrachtend wende
Ich mich in die Ewigkeit.

Nur weiter.

Und wenn mich auch das Grab umſchließt,
Die Welt bleibt licht und heiter,
Die Thräne trocknet, die uns fließt,
Das Leben welkt, das Leben ſprießt —
Nur weiter, immer weiter!

Der Rhein iſt ſchon jahrhundertlang
Des ſchönen Thals Begleiter,
Hier ſtürmten voller Jugenddrang
Die Völker hin im ehrnem Gang —
Nur weiter, immer weiter!

Hier bauten ſich die Burg zurecht
Am Felſen wackre Streiter,
Gejauchzt, gezecht hat das Geſchlecht,
Es raſte klirrend ins Gefecht —
Nur weiter, immer weiter!

Es hob ſich manche Stadt im Thal,
Sich dehnend breit und breiter,
Sie ſchafften dort in Luſt und Qual —
Geſchlechter wechſelten zumal —
Nur weiter, immer weiter!

Es reift das Korn, es glüht der Wein —
Das iſt noch viel geſcheiter,
Ihr Bauern wirkt jahraus, jahrein,
So wird's noch tauſend Jahre ſein —
Nur weiter, immer weiter!

Wild ſtürmet übern Erdenball
Der Tod, der wilde Reiter,
Doch was ſoll Moder und Verfall?
Greift zu, die Luſt iſt überall —
Nur weiter, immer weiter!

Jetzt iſt es kalte Winternacht.

Einſt hab' ich dieſen Weg gemacht
Mit ihr in Luſt und Wonne,
Da hat das Land ſo hell gelacht
In warmer Maienſonne. —
Jetzt iſt es kalte Winternacht.

Hoch ſtand das Feld in Saatenpracht,
Im Wald die Vöglein ſangen,
Ich drückte ſie ans Herz mit Macht
In ſeligem Verlangen. —
Jetzt iſt es kalte Winternacht.

Es zog herauf die Wetterſchlacht
In Blitz und Donnertoſen,
Wir wurden kühner nur entfacht
Zu küſſen und zu koſen. —
Jetzt iſt es kalte Winternacht.

Nun rieſelt weißer Schnee ſo ſacht,
Eiszapfen an den Bäumen —
Sie fern! — Es ſchüttelt mich mit Macht
Der Froſt aus meinen Träumen. —
Jetzt iſt es kalte Winternacht.

Geiſtesgruß.

Es dämmern weit die Lande
Im weichen Vollmondſchein,
Ich ſitz' am Uferrande
Und ſchau in den tiefen Rhein.

In meiner Seele leben
Vergangne Zeiten auf,
Und ringsum plötzlich ſchweben
Viel Schatten in wirrem Lauf.

Das ſind die Geiſter der Todten,
Die Freunde, hold und treu,
Sie haben mir entboten
Die alte Lieb' aufs neu.

Da faßt ein ſchaurig Sehnen
Die Seele mir mit Macht,
Ich weine ſtille Thränen
In ſtiller Mitternacht.

Am Lindenbaum.

Ich lag im Schlummer am Lindenbaum,
Von weichen Lüften umfächelt,
Da kam ſie mir vorüber im Traum
Und hat mich angelächelt.

Mir ſtreifte ihr Athem leis das Haar,
Mir ſtreifte ihr Mund die Lippen,
Ich meinte Düfte wunderbar
Von Veilchen und Roſen zu nippen.

Du ſchöner Traum, du brachteſt zurück
Mir meine ſeligſte Stunde!
Ach, alles vorbei! Todt iſt mein Glück —
Es blutet die alte Wunde.

Es iſt ein Traum.

Ich reite mit frohen Geſellen
Hinab den rauſchenden Rhein,
Und brauſende Lieder ſchwellen
In Berg und Thäler hinein,
Es grüßen die Burgen am Hügel,
Die Städte am Uferſaum,
Ich ſitze ſo feſt im Bügel,
Mein Roß hat Adlerflügel! — —
Es iſt ein Traum! —

Jetzt taucht aus blühenden Linden
Das blanke gethürmte Haus,
Dort werd' ich ſie wiederfinden,
Sie winket vom Erker hinaus.
Raſch bin ich vom Pferde geſtiegen,
Die Roſen blühen im Raum,
O wie wir im Arm uns liegen
Und Herz an Herz uns ſchmiegen! — —
Es iſt ein Traum!

Wir wandeln in duftigen Lauben,
Die Brunnen rauſchen vom Hang,
Rings Girren der wilden Tauben,
Sehnſüchtiger Nachtigallſang.
Zum Berg die Pfade leiten,
Wir ſehn ſie vor Blüten kaum:
Wie herrlich die Lande ſich breiten!
Wir ſchwimmen in Seligkeiten! — —
Es iſt ein Traum! —

Ich bin ſo alt geworden,
Mein Haar iſt bleich und weiß,
Kalt ſtürmt der Hauch aus Norden,
Es rieſelt Schnee und Eis.
Ich ſitz' im engen Zimmer
Und ſchau in den weiten Raum.
Verlorner Jugend Schimmer,
Du kehreſt nimmer, ach nimmer! — —
Es iſt ein Traum!

Den Theuren, die geſchieden.

Die Sonn' iſt nun geſchieden
Am blauen Hügelrand,
Es ſenkt ein tiefer Frieden
Sich ringsum auf das Land.

Es kehrt der Hirt vom Berge,
Der Pflüger kehrt vom Feld,
Ans Ufer lenkt der Ferge,
Es wird ſo ſtill die Welt.

Die Glocken hallen wieder
Weit über Strom und Thal:
Ihr alten Heimatlieder,
Was macht ihr mir für Qual!

Ich habe keinen Frieden,
Es zuckt das wunde Herz:
Der Theuren, die geſchieden,
Denk' ich in ſtillem Schmerz.

Sonſt und jetzt.

Zog ich ſonſt dahin am Rheine,
Ruht' ich in den Rebenlauben,
Trieb's mit brauſenden Genoſſen
Bei dem goldnen Saft der Trauben,
Sang begeiſtert frohe Lieder,
Küſſe wagt' ich keck zu rauben,
Denn das Herz war voller Liebe
Und voll Hoffnung und voll Glauben.

Wandr' ich jetzt dahin am Rheine,
Schleich' ich ſtill durch tiefe Schlüfte,
Ruh' in dunkeln Burgruinen
Zwiſchen grauem Steingeklüfte,
Einſam ſuch' ich mir im Friedhof
Alter Freunde ſtille Grüfte:
Weit und öd iſt mir die Erde,
Dumpf und trüb ſind mir die Lüfte.

Am Berghang.

Ich ſitz' am Berghang über der Au,
Dicht hinter mir knoſpen die Hecken,
Von Veilchen iſt der Boden blau,
Die Droſſel ſingt in den Stecken,
Die Lerche ſteigt in die Luft hinein
Hoch über die ſchimmernden Felder,
Tief unter mir blitzt der tiefe Rhein,
Fern blauen Kuppen und Wälder.

Das iſt mein heimelnder Lieblingsplatz
Hier unter der alten Linde,
Gleich kommt mein herzallerliebſter Schatz,
Daß ſie den Liebſten finde.
Das blaue Aug', der rothe Mund
Lacht luſtig aus blonden Locken,
Wir küſſen uns die Lippen wund
In jubelndem Frohlocken! —

Ich alter Thor im grauen Haar,
Was träum' ich für ſeltſame Träume?
Seitdem verrauſchte Jahr um Jahr,
Ich wallte durch ferne Räume!
Ich alter Thor! O Wonn' und Schmerz —
Die ſüße verlorene Liebe,
Sie treibet durch das alte Herz
Noch einmal junge Triebe!

Wir denken unſrer Todten.

O Frühlingszeit, o Frühlingszeit,
Da ſtrahlt der Himmel blau und weit,
Und Duft und Blumen überall,
Es ſingt die ſel'ge Nachtigall:
  Rings rauſcht und lockt das Leben.

O Winterzeit, o Winterzeit,
Es heult der Sturm, es reiſt und ſchneit,
All Leben deckt die Erde zu,
Die Gräber liegen in tiefer Ruh':
  Wir denken unſrer Todten.

Mit ſtillem Bangen.

Noch eine Roſe ſtehet
Im Garten flammenroth,
Der Sträucher Laub verwehet
Am Boden gelb und roth.

Noch eine Lerche wieget
Sich ſingend empor im Flug,
Doch nach dem Süden flieget
Der Wandervögel Zug.

Zuweilen dringt in die Kehle
Ein Lied voll Jugendluſt,
Doch iſt ſo öd die Seele,
Es iſt ſo eng die Bruſt.

Der Frühling iſt vergangen,
Der kalte Winter naht,
Ich ſchreite mit ſtillem Bangen
Einſam auf ſtillem Pfad.

Es iſt ſo öd und kalt.

Es liegt in Feld und Walde
Ringsum ein tiefer Schnee,
Ich wandle längs der Halde,
Das Herz voll tiefem Weh.

Hier ſind wir hingegangen,
Es rauſchte hell der Mai,
Die ſüßen Vögel ſangen,
Es klang des Falken Schrei.

Wir pflückten uns die Roſen
In holdem Wechſelſpiel,
Und unſer Küſſen und Koſen
War ohne End' und Ziel.

Ein Sturm hat ſich erhoben,
Dich brach er mit Gewalt —
Die Winterſtürme toben,
Es iſt ſo öd und kalt.

Luſt und Pein.

Ich wandle ſtill durch Feld und Au,
Da blühen Blumen roth und blau,
Gib Acht, ſo flüſtert es leis und laut,
Dazwiſchen ſteht manch giftig Kraut!

Und Falter und Käfer mannichfalt
Find' ich im Thymian am Wald,
Gib Acht, ſo tönt es mir ins Ohr,
Dort ſchnellt die häßliche Viper empor!

Ich ſchiffe über den ſtillen Strom,
Er ſpiegelt Erd' und Himmelsdom,
Gib Acht, eine Stimme plötzlich droht,
Die blaue Flut birgt kühlen Tod!

Es hat die Welt nicht reine Luſt,
Nicht volle Wonne die Menſchenbruſt,
Gib Acht, und trinkſt du den hellſten Wein,
In ſüßer Luſt iſt bittre Pein!

Späte Lieder.

Es dunkeln die Berge und Wälder,
Es wachſen die Schatten im Thal,
Da ſinget über die Felder
Die Lerche im letzten Strahl.

So ſtill wird mir das Leben,
Die ſüße Jugend iſt todt,
Und meine Lieder ſchweben
Wie Lerchen ins Abendroth.

Abendfrieden.

Es geht der Tag zur Reige,
Die Sonne ſinkt im Weſt,
Das Vöglein im Gezweige
Schlüpft in das traute Neſt,
Und rings zu Haus und Herde,
Zieht es aus Strom und Feld,
Stumm wird die weite Erde,
Still wird die große Welt.

Rothgoldne Gluten weben
Weit durch die warme Luft,
Die Fernen all verſchweben
Im blauen Dämmerduft,
Am Fels noch ein Gefunkel,
Die Wälder rauſchen ſacht,
Und dann macht alles dunkel
Geheimnißvoll die Nacht.

Du holde ſtille Stunde,
Wie labeſt du das Herz!
Du ſchließeſt jede Wunde,
Du heileſt jeden Schmerz.
Du biſt ein Heil beſchieden
Dem ärmſten Erdengaſt,
Du frommer Abendfrieden,
Du ſel'ge Tagesraſt!

Vom irdiſchen Getriebe
Löſt ſich die Seele los,
Sie fliegt der ew'gen Liebe
Sehnſüchtig in den Schos.
Dort klinget eine Weiſe,
So tief, ſo groß, ſo weit:
Mir iſt, als ſpürt' ich leiſe
Den Hauch der Ewigkeit.

Von Haus und Herd.

An meine Mutter.

1840.

Ich leſe mit erinnerndem Gemüthe
Im Buch des Lebens, das ich aufgeſchlagen,
Und ſind' auf jedem Blatt die Lieb' und Güte,
Die Mutter, du mir Tag und Nacht getragen.

Stets denk' ich dran mit innigem Bewegen,
Wie du um mich gejauchzt, gelacht, geweinet:
Im Wiegenliede gabſt du mir den Segen,
Der ſich dem Jüngling und dem Mann geeinet.

So folget mir dein Bildniß nah und ferne,
Es war mir Sühn' und Troſt an jedem Orte,
Betrübt gedacht' ich deiner Augenſterne,
Bekümmert deiner freundlich milden Worte.

Wie lohn' ich dir? Ich ruh' an deinem Herzen
Und bring' den Dank. Kann es ein ſchönrer werden? —
Nach mancher irren Fahrt durch Luſt und Schmerzen
Fand ich in dir das treuſte Herz auf Erden!

Am Grabe des Vaters.

1842.

So birgt dich denn der Erde kühler Grund!
Für ewig todt das Auge, ſtumm der Mund,
Es iſt dein Geiſt für ewig uns entflogen.
Rings auf dem Kreiſe lagert ſtiller Schmerz,
Es tönt kein Laut, doch blutet jedes Herz:
Ein braver treuer Mann iſt heimgezogen!

Woher des dunkeln Zugs endloſe Reihn?
Dich ſchmückt kein Ruhm, doch denkt die Liebe dein!
Sie folgten dir zu deiner letzten Klauſe,
Sie flochten um den Sarg den Epheukranz,
In allen Augen glänzt ein feuchter Glanz:
Der beſte, liebſte Freund ſtarb manchem Hauſe!

Sie folgen dir, dem Arzt, der Hand in Hand
In Luſt und Leiden treu zu ihnen ſtand,
Einſt in den braunen, dann in weißen Locken:
Du warſt bei Tag und Nacht, in Schnee und Froſt,
In Sturm und Hitze armen Duldern Troſt,
Stets hülfreich, unverdroſſen, unerſchrocken.

Sie folgen dir, dem Bürger gut und ſchlicht,
Der nie von Gradheit, Wahrheit, Recht und Pflicht
Auch nur das kleinſte Haarbreit abgegangen.
Wann werden Ehre, Demuth, Scham und Scheu
Und unverbrochne Menſchenlieb' und Treu'
So ſchmucklos wieder einem Herzen prangen?

So hat dich, edler Mann, die Welt gekannt,
Wie ſchön ſchloß erſt am Herde ſich das Band,
Es lag in dir ein Schatz von ſüßer Güte,
Von holder Milde, ſtiller Freundlichkeit;
Stets blühten dir in trüb' und froher Zeit
Der Liebe Roſen duftig im Gemüthe.

O du warſt gut, in Güte doppelt gut,
Dreifach im Ernſt, denn deines Hauſes Hut
Haſt nie mit harten Worten du gehalten.
Wir folgten freud'ger all' dem lieben Wort
Und lebten ſo in Sühn' und Frieden fort:
Das that dein unermüdet freundlich Walten.

Nun biſt du hin, du unſer Hort und Schild,
Du unvergeßlich treues Vaterbild!
O Gott, was haben wir in dir verloren!
Dein Beiſpiel bleibt. Wir ſchaun nach dir hinauf!
O laßt uns richten unſern Lebenslauf
Nach ſeiner Bahn! Dem Todten ſei's geſchworen!

Ich hätte gern das Leben dir geſchmückt,
Dein greiſes Alter hätt' ich gern beglückt,
Dir hell gemacht die hohen Lebenstage;
Doch thateſt du zu früh die Augen zu,
Du gingſt zu früh, zu früh zur ew'gen Ruh' —
Zu früh ſing' ich dir dieſe Todtenklage!

An Walli.

Welch herrlich Los des Weibes echt und treu!
Vor Gott demüthig, ſtolz nur vor der Welt,
Für andre Heldin, für ſich ſelber ſcheu,
Das Herz auf Lieb' und nie auf Haß geſtellt.

Gedenk der guten Stunden allezeit,
Die böſen ſcheuchend raſch zu jäher Flucht,
Im Hauſe friſch voll muntrer Thätigkeit,
Im Leben voller Zartheit, Scham und Zucht!

Dem Manne Weib und Mutter ſein dem Kind,
Mit Haupt und Herz für beide lebend ganz,
Das ſtille Haus die Welt, o, ſo gewinnt
Ein irdiſch Daſein ſchon des Himmels Glanz!

Ja, dreimal heilig iſt des Weibes Los,
Ja, dreimal ſelig leuchtet Geiſt und Leib
Euch, die die Welt erneut. Aus reinem Schos
Gebar der Welt den Heiland einſt ein Weib!

Marie.

Das iſt nun manches lange Jahr,
Daß wir dich zu Grab getragen;
Doch denk' ich deiner immerdar
An ſanften Maientagen.
Dann ſteigt mir auf der theure Kreis,
Die trauten Heimaträume,
Du aber grüßeſt licht und leis
In meine Männerträume.

O welch ein holdes liebes Bild
In goldig blonden Locken,
Wie Veilchen die Augen, die Worte mild
Wir fromme Sonntagsglocken.
Es war wie Frühlingsluſt ſo lind,
Wie Sonnenglanz dein Weſen,
Dich hat in Liebe, ſüßes Kind,
Vor allen das Haus erleſen.

Voll Treue war, was du gethan,
Und was du ſprachſt voll Güte,
Du ſtrahlteſt mit ſeliger Huld uns an
Aus himmelhellem Gemüthe.
Du Glück aus verſchollener Kinderzeit
In unſchuldvoller Reine,
Du Sühne im Streit, du Troſt im Leid,
Du Engel im Heiligenſcheine!

Als dich beſchlich der harte Tod,
Du bargeſt deine Schmerzen,
Und träufteſt in der eignen Noth
Balſam in unſre Herzen.
Schon weigerte das Wort der Mund,
Da lächelten noch die Blicke,
Als thäten ſie den Dank uns kund,
Den deine Seele ſchicke.

Wir danken mehr dir tauſendmal:
Die Liebe, die dir entſproſſen,
Sie iſt mit wunderreichem Strahl
In unſre Herzen gefloſſen.
Du haſt, ein Gruß aus ſeliger Welt,
Aus der du, für die du geboren,
Ein Bild der Lieb' uns hingeſtellt,
Das geht uns nimmer verloren.

Es iſt nun manches lange Jahr,
Daß du von uns geſchieden —
Einſt war es braun, jetzt bleicht mein Haar —,
Du ſchlummerſt in heiligem Frieden.
Marie, mein liebes Schweſterlein,
Ein Lied komm' ich dir ſchenken:
Es weckte dein Geiſt im Maienſchein
Das ſpäte Angedenken.

Der Frau.

1847.

Wir ſchwelgen freudig hochbeglückt
In vollſter Seligkeit,
Und wer uns liebt, ſieht uns entzückt,
Und wer uns haßt, voll Neid.

Wir ſehn ſo hell und morgenfriſch
In dieſe ſchöne Welt;
Wir wiſſen: Haus und Bett und Tiſch
Iſt drin für uns beſtellt.

Ein freier Sinn, ein heitrer Muth
Und eine fleiß'ge Hand!
Gewiß, ſo geht das Leben gut.
Durch lauter Sonnenland!

Was ſollen wir auch hoch hinaus?
Nie brachte Hochmuth Heil,
Zufriedenheit im ſchlichten Haus,
Das iſt der beſte Theil.

So ziemt ſich's, daß kein Glück uns fehlt,
Daß uns kein Unglück ſchreckt;
Uns haben Launen nie gequält,
Nie Eiferſucht geneckt.

Als ich mein ganzes Herz dir bot,
Gabſt du mir deines gleich;
Nun geht das Leben bis zum Tod
Wie durch das Himmelreich.

Mit den Buben.

1855.

1. Keine Ruhe.

Hei, ihr Lockenköpfe, wollt ihr!
Laßt das Toben, Schreien, Lärmen!
Hei, wie trollt ihr, hei, wie tollt ihr!
Welch ein Laufen, Rennen, Schwärmen!
Max will ſpringen, Paul will klettern,
Und der kleine Hans will reiten.
Trommelton, Trompetenſchmettern,
Flötenklang, wie ſie jetzt ſtreiten!
Falter will der eine fangen,
Jener Drachen fliegen laſſen,
Und der dritte von den Rangen
Blumen pflücken ganze Maſſen;
Märchen ſoll ich Max erzählen,
Paul ein luſtig' Liedchen ſingen,
Und nun kommt mich Hans zu quälen,
Mit dem Schellenbaum zu klingen.
Ha, jetzt hängen ſich die Buben
Alle mir an Arm' und Beine,
Und ich flieh' zur andern Stuben. —
Endlich — endlich erſt — alleine,
Daß ich mich zuſammenraffe
Und am Werke kräftig ſchaffe!

2. Zu viel Ruhe.

Weib und Kinder auf dem Lande,
Daß ein jedes Luſt dort ſchöpfe!
Ruh' läßt mir die ganze Bande,
Lockenkopf und Lockenköpfe.
Welcher Frieden! Dort im Schranke
Hör' ich wie das Heimchen picket,
Wachſen ſchier die Rebenranke,
Die mir durch das Fenſter blicket.
Welcher Frieden! — Sonnenlichter
Spielen hell entlang am Tiſche,
Raſche Schwalben, irr Gelichter,
Zwitſchern an der Fenſterniſche.
Welcher Frieden! Recht zum Denken,
Recht zum Dichten und Geſtalten! —
Nein, ich ſitz' auf Folterbänken,
Und es iſt nicht auszuhalten!
Wo ſind meiner Kinderſtimmen
Süße holde Lerchenlieder?
Soll der Dichtung Feuer glimmen,
Tobet, rufet, lärmet wieder!
Weib, Max, Paul und Hans herbei!
Eher fühl' ich mich nicht frei!

Schlaf, Elſe, ſchlaf!

1856.

Schlaf, du ſüßes Töchterlein,
Abend dämmert leis herein,
Sonne ſinkt am Hügelrand
Und die Nacht webt übers Land.
Schlaf, Elſe, ſchlaf!

Bien' und Käfer draus im Baum
Summen allgemach im Traum,
Roſe müd' die Augen ſchließt,
Und das Bächlein ſanfter fließt.
Schlaf, Elſe, ſchlaf!

Stern auf Stern durchblitzt die Nacht
Und dein guter Engel wacht,
Webt dir Luſt und Licht und Gold
In den Schlummer rein und hold.
Schlaf, Elſe, ſchlaf!

Kommt der Morgen, blüht die Welt,
Vögel, Blumen ſind im Feld.
Schöner noch wie alles Licht
Lacht dein herzlieb Angeſicht.
Schlaf, Elſe, ſchlaf!

Toni.

Er.

Kind, mein Eigen, Blut von Blut,
Geiſt von Geiſt, o Luſt!
Mein! — Ich drück' in frohem Muth
Dich an meine Bruſt.

Einſtens ſchaut' ich oft und viel
Lange Stunden lang
In der Lüfte ſeltſam Spiel
Und der Wolken Gang.

Räthſelhafte Frühlingswelt,
Knosp- und Blütenpracht
Hat in Wieſe, Wald und Feld
Mir ins Herz gelacht.

Dämmernd zog ich einſam wild
Durch den Mondesglanz,
Sah auf Strömen und Gefild
Luſt'gen Elfentanz.

All' die ſel'gen Träumerein
Aus der Zeiten Lauf,
Luft und Duft und Licht und Schein
Leben in dir auf.

Kind, mein Eigen, Blut von Blut,
Geiſt von Geiſt, o Luſt!
Mein! — Ich drück' in frohem Muth
Dich an meine Bruſt.

Sie.

Als ich noch ein Mägdlein war,
Ach, es iſt ſchon manches Jahr,
Träumt' ich — Freude namenlos! —
Mir ein Kind in meinen Schos!
  Und es war *mein* Kind!

Blond in Locken floß das Haar,
Und das Aug' war blau und klar,
Und ſo roſig Wang' und Mund
Und es lachte hell geſund!
  Und es war *mein* Kind!

Und es jauchzt' und ſprang und ſang,
Daß mein Herz voll Jubel klang,
Und das Wort voll Luſt und Scherz
Und voll Liebe war das Herz!
  Und es war *mein* Kind!

Wunderbare Träumerein,
Was ihr gaukeltet, iſt mein.
Dieſes Kind, o Glück und Luſt,
Drück' ich ſelig an die Bruſt!
  Und es iſt *mein* Kind!

Landleben.

Wie ein Strom von purem Golde gleiten
Dieſe langen, ſonnenhellen Tage
Unſres wunderbaren Sommerlebens.

Sind es Töne reingeſtimmter Glocken?
Sind es Lieder ſüßer Frühlingsvögel?
Nein, es ſind die herzig lieben Stimmen
Unſrer friſchen blondgelockten Kinder,
Die uns morgens aus dem Schlafe wecken.
Draußen lärmen ſie ſchon durch den Garten.
Wie das locket! Raſch ſind wir bei ihnen
Zu dem Frühſtück in der Rebenlaube,
Während draußen farbenhelle Blumen
Friſch bethaut die bunten Häupter heben,
Und die Früchte roth im Laube ſchwellen.
Holdes Reifen rings in Blüt' und Samen!
Aber holder reifen unſre Sproſſen!

Und wir ziehen mit der ganzen Bande
Durch die Felder, wo das Korn ſich goldet,
Durch den duft'gen Klee, der röthlich ſchimmert,
Durch den Weinberg, wo die Trauben wachſen,
Nach den wald- und buſchgekrönten Hügeln.
Und wir ruhen aus am Rand der Halde,
Ueberdeckt vom Schatten grüner Zweige,
Drein die Sonne goldne Lichter ſtreuet.
Vor uns in den ſüßen Kräutern webet
Heimlich Leben ſummend emſ'ger Bienen,
Goldner Käfer Schwirren, bunter Falter
Raſtlos ſpielend Durcheinanderflattern.

Ringeltauben rauſchen jäh vorüber,
Ferne klopft der Specht, es ſchreit der Häher.
Doch wir blicken durch das warme Brüten
Ueberm Boden in des Thales Tiefe,
Welche blauumduftet vor uns lieget.
Aus dem Grunde blitzt der Fluß ſo glänzend,
Schweigend ruhen rings die ſaubern Dörfer,
Ferne ragt der Wald, und drüber heben
Sich der Berge ſtolzgeformte Kuppen.

Thalwärts rufen dann die Mittagsglocken,
Und vorbei am kühlen, ſchatt'gen Bächlein
Suchen wir gemach den Weg nach Hauſe,
Wo Großmutter ſchon das Mahl bereit hält.
Hei, wie jauchzet da die kleine Bande!
Ländlich derber Hunger reizt ſie alle,
Einfach guter Speiſe zuzuſprechen.
Wie die Blicke lachen! „Aller Augen
Warten, Herr, auf dich, und du gibſt ihnen
Ihre Speiſe zur gerechten Stunde.“
Und es ſchweigt das Wort, doch Zung' und Lippe
Sind beſchäftigt mit den leckern Biſſen.

Nachmittags zieht uns zum Hof das Häuflein.
Welcher Lärm empfängt uns! Hahn und Hühner
Glucksen an. Der Taubenſchwarm vom Dache,
Der ſich putzend ſonnte, ſchwirrt herunter,
Aus den Bäumen rauſcht das Volk der Spatzen,
Und von ferne watſcheln her die Enten.
Alle holen den Tribut, den täglich
Unſre Sproſſen mit vom Nachtiſch bringen.
Und ſie klatſchen mit den kleinen Händchen
Ob dem zankend wirrenden Geflügel!
Iſt die Speiſung fertig, traun, dann geht es

In den Stall, den breitgeſtirnten Kühen
Und der muntern Ziege Klee zu ſtreuen.
Selbſt das borſt'ge Schwein wird nicht vergeſſen,
Grunzend läßt's ſich ſaft'ge Knollen ſchmecken.
Aber ſehet, an den Balken ſtreichet
Dort Mimi, die Katze! War ergiebig
Auch die Mäuſejagd, ein lecker Knöchlein
Bringt ihr Einer ſicher von den Buben;
Denn ſie geben ihnen mit offnen Händen.

Nun zur Scheune! Alle kauern nieder
Auf den ausgedroſchnen Weizengarben.
„Jetzt erzählet!“ klingt die laute Mahnung,
Und wir ſtöbern ſinnend im Gedächtniß
Auf die alten ſüßen Kindermärchen
Längſt verſchollner Zeiten, da wir ſelber
Noch des Volks uralter Dichtung lauſchten.
Die Geſchichte von dem kleinen Däumling,
Von dem ſtarken Hermel, von Schneewittchen
Und Rothkäppchen ſuchen wir zuſammen.
Welche Lauſcher! Immer größer werden
Dann die großen blauen Kinderaugen,
Leisgeöffnet ſind die rothen Lippen,
Und kein Glied bewegt ſich. Wie ſie Ohr ſind!
Wäre dieſe Wißbegierde immer
Ihnen eigen, wenn ein weiſer Lehrer
Sie in Welt und Leben ſinnig einführt!

Doch den ſchwülen Tag verkühlt der Abend,
Und wir ziehn hinunter nach dem Fluſſe,
Während dort am Berg die Sonne ſinket
Und ihr rothes Gold den Wieſen ſtreuet
Und den Apfelbäumen, die drin prangen,
Und den Weiden, die am Mühlbach wuchern.
Friſch ins Bad! Die leichten Kleider fallen

Und die Kinder hüpfen nackt ins Waſſer,
Wo ſie jauchzend, ſpielend, plätſchernd, blaſend
Mit den Wellen auf den Kieſeln ringen.
Ferne bläſt der Hirt. Die Heerde kehret.
Und im Schatten, welchen Berg und Bäume
In den Thalgrund werfen, ziehn wir heimwärts.
Noch ein einfach Mahl! Und in den Betten
Löſen ſich gemach die müden Glieder,
Die der Schlaf umwebt. Wie blank ſie liegen
All die lieben blonden Lockenköpfe!

Ruh' iſt nun im Hauſe, Ruh' iſt draußen,
Doch wir ziehen durch das Thal ſelbander,
Das im Mondlicht dämmert. Bläulich ragen
Rings die Berge. Duft entſteigt den Auen,
Seltſam unbekannte Stimmen klingen.
Iſt's der Fluß? Sind's träumend ſtille Vögel,
Blätterflüſtern oder Saatenrauſchen?
Durch die Lüfte zuckt's. Rings webet Zauber,
Wir verlieren uns, tief in uns ſchauend,
In das ſüße Glück des ſüßen Daſeins,
In das Glück der Liebe. — Doch nun heimwärts!
Denn es ſchlägt die Mitternacht vom Thurme.

Wie ein Strom von purem Golde gleiten
Dieſe langen ſonnenhellen Tage
Unſres wunderbaren Sommerlebens.

Paul.

† 6. October 1868.

Von dir kam mir nur Luſt und Glück!
Wie ſoll ich lernen dich vermiſſen!
Mir iſt ſo weh, als wär' ein Stück
Tief aus dem Herzen mir geriſſen.

* * *

Du haſt von uns nur Lieb' empfangen,
Nur Liebe haſt du uns gegeben,
Wol war dir kurz, doch ſchön das Leben:
Ein Engel kam — er iſt gegangen.

* * *

Sich dem Tode zu ergeben,
Ach, es ſind nur kurze Schmerzen;
Die Geliebten überleben,
Das iſt ew'ge Pein dem Herzen.

* * *

So lang' du mein geweſen biſt,
Gabſt du mir Wonne alle Friſt;
Die einz'ge Pein, der einz'ge Gram,
Der je von dir dem Herzen kam,
Er kam, als du geſchieden biſt.

* * *

Dein Gemüthe,
Eine Blüte
Ohne Frucht
Fiel im Winterſturm des Lebens,
Deine ſüße milde Güte
Nahm ins Ewige die Flucht.
Ungetroſſen, ungeſucht
Von dem Giſt der Welt —
So hat dich der Tod gefällt.
Doch du lebteſt nicht vergebens,
Was du gabſt, das haſt du eingethan:
Süße milde Güte
Tief aus unſerm innerſten Gemüthe! —
Ruhe ſanft! — Du fielſt als Blüte,
Und wir reiſen fort auf dorn'ger Bahn.

* * *

Der Sommer iſt geſchieden,
Es kommt die Winterzeit,
Du gingeſt in den Frieden
Der langen Ewigkeit.

Du Kind der Luſt und Schmerzen,
Du Kind der Lieb' und Treu',
Dein Bild in unſern Herzen,
Es ſtrahlt uns täglich neu.

* * *

Du haſt am Rhein gelauſchet
Der Mutter Wiegenſang,
An deinem Grabe rauſchet
Der Wald vom Taunushang.

Ihr ſchönen hohen Gipfel,
Deckt ihn mit Schatten zu;
Ihr tiefen grünen Wipfel,
Singt ihn zur ew'gen Ruh'!

* * *

Von dem Morgen in die Nacht,
Von der Nacht bis in den Morgen
Haben wir um dich gewacht
Lange Monde voller Sorgen.
Ach, du haſt dich aufgemacht,
Und geendet ſind die Sorgen;
Doch wir weinen in der Nacht,
Und wir klagen früh am Morgen.

* * *

Als zuletzt ich deine milde
Süße Stimme hörte klingen,
Stieg empor noch eine Lerche,
Um ihr letztes Lied zu ſingen.

Alles ſtille! Kommt der Frühling,
Hebt die Lerche neue Lieder,
Deine milde ſüße Stimme
Hör' ich nimmer, nimmer wieder.

Von geliebten Todten.

Allerſeelen.

Glaubt, was ihr glauben könnt und glauben wollt
Von den Geliebten, welche hingeſchieden,
Auf deren Sarg die Scholle dumpf gerollt
Und die nun ruhn in ewig ſtillem Frieden!
Glaubt ſie gebettet in den heil'gen Schos
Allvaters voll lichthellen Seligkeiten,
Glaubt ſie bewohnend Sterne funkelnd groß
Ob dunkeln Räumen und ob trüben Zeiten!

Mir leben ſie im Geiſt, in Schönheit mild,
Vom Erdenſtaube frei, in neuer Jugend,
Mir leben ſie — und jedes hehre Bild
Weiſt mich in Demuth zu den Höhn der Tugend.
Voll hoher Mannheit, Kraft und Rath und That,
Muth, Schöpfungstrieb, der immer Maß gehalten,
Treu', Ehre, Stolz auf jedem Lebenspfad,
So leuchten mir die herrlichen Geſtalten.

So trag' ich ſie in tiefe Einſamkeit,
Ich trage ſie in Wälder und in Heiden,
In zackige Gebirge, hoch und weit,
Die von der Erde wildem Lärm mich ſcheiden.
Beſeligt fühl' ich mich in ihrer Hut,
Die rechte Lieb' im vollen Herzen hatten,
Ob auch die Thräne quillt, mir wächſt der Muth —
So heb' und ſtärk' ich mich an meinen Schatten.

Wol wandl' ich oft im wirren Weltgewühl,
Wo Gier und Lüſte ſich im Taumel preſſen:
Wein, Lichter, Tanz, Geſang, die Luft iſt ſchwül —
O Gott, o Gott, wie konnt' ich ſie vergeſſen!

Vor mir ſteht plötzlich der Geſchiednen Chor,
Ich ſeh' der Sel'gen treue Augen blinken,
Die holden Stimmen klingen mir ins Ohr —
Ich flieh', ſie ſollen nicht umſonſt mir winken.

Und hab' ich ihrer lange nicht gedacht
Nach ſchwerer Arbeitslaſt in ſtiller Zelle,
Dann ſchleichen ſie zu mir im Traum der Nacht —
Und mich umleuchtet wundervolle Helle.
Sie ſind es, heißgeliebt und hochgeehrt,
Ich rede, weine, lache mit den Todten,
Die lebend mich geführt, geſtärkt, gelehrt;
Sie haben Kraft und Labſal mir geboten.

So leben ſie in mir in hellem Glanz,
Und jedesmal, wenn ſie mir neu begegnen,
Iſt mir, als ob ſie aus dem Strahlenkranz
Der Seligen mit Seligkeit mich ſegnen.
So leben ſie in mir! Voll Licht und Gold
Iſt jene Welt, in die ſie ſtets mich lenken.
Wie iſt ſo traurig ſchön, ſo ſchmerzlich hold,
So hehr und hoch der Todten Angedenken!

Heimatlieder.

1. Der allerſchönſte Tag.

Als ich zum erſten male
Erſchaut dein liebes Bild
Im Jugendſonnenſtrahle
So leuchtend, hold und mild,
Fühlt' ich die Seele beben,
Hoch ging des Herzens Schlag:
Das war in meinem Leben
Der allerſchönſte Tag!

Und als ich ſcheu befangen
Die Sehnſucht dir enthüllt,
Die mich mit Furcht und Bangen,
Mit Freud' und Luſt erfüllt,
Als wir den Schwur gegeben
Und Herz an Herzen lag:
Das war in meinem Leben
Der allerſchönſte Tag!

Und als die Hochzeitsglocken
Ertönten hell und klar,
Und du, bekränzt die Locken,
Mitgingeſt zum Altar,
Und uns der Prieſter eben
Den frommen Segen ſprach:
Das war in meinem Leben
Der allerſchönſte Tag!

Und kehren Tag' und Stunden
Und Jahr um Jahr wie heut',
Wo ich mit dir verbunden
Mich holden Glücks erfreut,
Muß ich den Spruch erheben,
Den ſtets ich heben mag:
Das iſt in meinem Leben
Der allerſchönſte Tag!

---

2. Einſt und jetzt.

So ſtrahlte einſt der goldene Rhein,
So lachten Auen und Felder,
So zogen wir in die Felſen hinein,
So zogen wir durch die Wälder.
Wir ſchritten die Burgen und Schluchten entlang,
Jungfriſche luſt'ge Geſellen,
Und ließen brauſenden Chorgeſang
Aus klingenden Kehlen ſchwellen.

Wir grüßten die Mädchen an jedem Haus,
Stets willig Küſſe zu rauben,
Wir ruhten in Rebenlauben aus
Und ſchlürften den Saft der Trauben.
Auf alles war der Sinn geſtellt
Im Lichte brennender Sonnen:
Wir hätten gern die ganze Welt
Im lachenden Spiele gewonnen.

Und wieder ſtrahlt der goldene Rhein,
Es ſchimmern Thal und Hügel,
Und wieder wünſch' ich im Frühlingsſchein
Mir rauſchende Falkenflügel;

Doch heb' ich ſie nicht zu neuer Schau
Weit über die blühende Erde,
Ich fliege zu meiner lieben Frau
Am lieben heimiſchen Herde.

3. Auf der Eiſenbahn.

Das Dampfroß zieht den ſtürmenden Zug,
Ich ſitze im rollenden Wagen,
Hei, wie wir durch Felder und Wälder im Flug,
Durch Berg' und Thäler jagen!
Am Rhein, am Main, am Donauſtrom,
Das iſt ein flüchtiges Brauſen,
Ich ſeh' Dorf, Burg und Stadt und Dom
Geſpenſtiſch vorüberſauſen.

Sie ſteigen ein, ſie ſteigen aus —
Seltſamer Geſtaltenreigen!
Ins Leben die Einen, die Andern nach Haus,
Sie grüßen, ſie lachen, ſie ſchweigen.
Ich höre die Klänge aus Nord und Süd,
Aus Oſt und Weſten rauſchen,
Die Einen ſchwatzen nimmermüd,
Die Andern ſitzen und lauſchen.

So wogt und wirbelt es kunterbunt!
Sie regeln den Lauf der Zeiten,
Sie machen fertig den Völkerbund,
Sie enden der Könige Streiten.
Sie beſſern Kunſt und Wiſſenſchaft,
Sie ſuchen Seide zu ſpinnen —
Mich hält ein holdes Bild in Haft,
Auftauchend vor den Sinnen.

Nacht iſt umher. Jetzt zündet ſie an
Daheim die hellen Lichter
Und ſammelt um ſich wohlgethan
Die lieben blonden Geſichter.
Scherz, Spiel, Geſpräch im frohen Kreis!
Ob ſie's auf mich wol lenken?
Mir durch die Seele gehen leis
Viel holde Angedenken.

4. Ein Menſchenherz.

Der Himmel blaut, die Erde lacht
In ſüßen Maientagen,
Die Roſen ſtehn in rother Pracht,
Die Nachtigallen ſchlagen.
O Licht, o Luſt, o Lied, o Scherz,
O Sonne, Duft und Blüte! —
Doch ſchöner iſt ein Menſchenherz
Voll ewig warmer Güte!

Die Welt iſt weit, das Leben ſchön!
Seht, wie ſie in goldenen Haaren
Durchwandern das Thal, erklimmen die Höhn,
Auf leuchtenden Strömen fahren.
Die Jugend kennt nicht Gram und Schmerz
Im ſonnig hellen Gemüthe! —
Doch ſchöner iſt ein Menſchenherz
Voll ewig warmer Güte!

Geſegnet du trotzige friſche Kraft,
Die fröhliche Lieder ſinget
Und jauchzend den perlenden Rebenſaft
In hellen Pokalen ſchwinget!

Du Muth im Kampf mit blinkendem Erz,
Daß Gott dich freundlich behüte! —
Doch ſchöner iſt ein Menſchenherz
Voll ewig warmer Güte!

Ich bin gewandert in Berg und Feld
Durch Länder aller Zonen,
Ich ſah die Wunder der weiten Welt,
Reichthümer, Scepter, Kronen.
Doch immer zog es mich heimatwärts,
Wie reich das Leben blühte:
Ich hab' daheim ein Menſchenherz
Voll ewig warmer Güte.

5. Nacht und Morgen.

Ich brauſ' auf raſchem Zuge
Weit in die große Welt,
Vorüber ſauſt im Fluge
Das mondbeglänzte Feld.
Gebirg' und Felſen ſtrecken
Sich ſeltſam in den Raum,
Wie Nachtgeſpenſter ſchrecken
Mich ringsum Wald und Baum.

Vom Auge flieht der Schlummer,
Es flieht den Geiſt die Ruh',
In ſehnſuchtsweichem Kummer
Fliegt er der Heimat zu.
Ihr vielgeliebten Seelen,
Wie mich die Ferne quält!
Muß mir nicht alles fehlen,
Da ihr mir alle fehlt?

Jetzt dämmert fern der Morgen,
Die Kirchenglocken gehn,
Die Wolken und die Sorgen
Im jungen Licht verwehn.
Es tritt die heil'ge Sonne
Aus ihrem goldnen Thor,
Rings wirbeln voller Wonne
Die Lerchen hoch empor.

Der Wald in jungem Laube,
Das Feld in jungem Grün,
Und Liebe, Hoffnung, Glaube
So morgenfröhlich blühn.
Die Sorgen all' zerſtieben,
Hinweg, angſtvolle Nacht!
Gruß euch daheim, ihr Lieben,
Aus heller Frühlingspracht!

6. In der Herbſtſonne.

Als ich ein junger Geſelle war,
Sann ich nur Scherzen und Koſen,
Zog durch die Welt mit fliegendem Haar,
Pflückte mir Veilchen und Roſen,
Saß in den Schenken beim goldenen Wein,
Sang volltönende Lieder,
Rauſchte die Fiedel, in wirbelnden Reihn
Tanzt' ich hinauf und hernieder.

Klingende, ſingende Jugendzeit,
Stürmiſches Pochen im Blute!
Alles das liegt jetzt träumend weit,
Ruhig iſt mir zu Muthe.

Still behaglich ſorg' ich zu Haus,
Pfleg' an den Beeten und Blüten,
Schaue nach reifenden Früchten aus,
Die in der Sonne brüten.

Schön iſt der Lenz, der Herbſt iſt ſchön,
Müßt ihn nur recht begreifen!
Schaffet, daß euch in Thälern und Höhn
Goldene Saaten reifen!
Jugend und Lenz im ſauſenden Braus
Fliegen von einem zum andern,
Fertige Männer bauen das Haus,
Wirken gilt es, nicht Wandern.

Friedlich ſitz' ich mit meiner Frau,
Vor uns die Lande im Segen,
Buben und Mädchen, fröhliche Schau,
Ziehn auf des Lenzes Wegen.
Pflücket die Roſen, nippet den Wein,
Singet und tanzet in Wonnen,
Während wir Alten im warmen Schein
Warm behaglich uns ſonnen!

7. Mein Herz, nun ruh' dich aus.

Weithin bin ich gezogen
Hinauf, hinab die Welt,
Auf wilden Meereswogen,
Durch Wald, Gebirg und Feld.
Da kam mir oft ein Sehnen
Im wirren Lebensbraus,
Ich dacht' in heißen Thränen:
O Herz, wann ruhſt du aus?

Mir war nicht mitgegeben
Als Erb' ein reicher Schatz,
Ich mußte mir im Leben
Erobern meinen Platz.
Es gingen ſchwül die Tage,
Die Nächte voller Graus,
Oft hob' ich laute Klage:
O Herz, wann ruhſt du aus?

Mit meinem Saitenſpiele
Warb' ich um Ruhm und Glanz,
Hoch ſtrahlte mir am Ziele
Der grüne Lorbeerkranz.
Doch ach, was gilt der Sänger
Im wilden Lebensbraus?
Und mir ward bang und bänger:
O Herz, wann ruhſt du aus?

Jetzt hab' ich doch gefunden,
Was immer ich begehrt,
Und mir nach Kampf und Wunden
Gebaut den feſten Herd.
Geliebte Kinder ſcherzen
Mir fröhlich durch das Haus,
Ich ruh' am treuſten Herzen!
Mein Herz, nun ruh' dich aus!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen

eines

Rheiniſchen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Rheinfahrt.

Ein Gedicht in neun Geſängen

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Jakob Becker von Worms

in alter Freundſchaft und Treue

gewidmet.

Inhalt.

	Seite
Erſter Geſang	1
Zweiter Geſang	33
Dritter Geſang	71
Vierter Geſang	99
Fünfter Geſang	127
Sechster Geſang	167
Siebenter Geſang	199
Achter Geſang	217
Neunter Geſang	261
Nachwort	283

Erſter Geſang.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gruß dir, o Schweiz! O wie das Herz mir lacht!
Da liegſt du vor den Blicken glanzumfloſſen!
Niemals erblickt' ich ſolcher Bilder Pracht,
Ich ſchau' nach deinen kühnen Eiskoloſſen,
Sie thürmen rieſig ſich ins Himmelsblau,
Dort Felsgiganten, dunkelgrün umſchloſſen
Vom Tannenwald, hier lichter Matten Schau!
Die wilden Ströme brauſen durch die Thale!
Hochland Europas! Gottes Wunderbau!
Gruß dir in Gottes heil'gem Sonnenſtrahle!

Hinauf den Fluß! Ja, Zauber überall!
Das Waſſer ſchießt kryſtallengrün im Bette,
Bald ziſchet es am Stein mit lautem Schall
Und weilet dann an ſchattig trauter Stätte;
Hier dehnt die Wieſe ſich, dort reift das Feld,
Und Wälder ragen auf der Hügelkette.
Manch Schindeldach, des Landmanns ſtille Welt,
Lauſcht heimelnd aus den moosbedeckten Bäumen.
Dort in die Fläche Haus zu Haus geſellt
Ein blankes Dorf, das blum'ge Gärten ſäumen.

Und ſaubre Straßen winden ſich ins Land,
Darauf wir raſch durch Thal und Hügel eilen.
In Fels und Klippen dann! An ihrem Rand
Ein neues Bild! Wo ſich die Büſche theilen,
Dort ſchmiegt ſich an des Bergſees dunkle Flut
Die alte Stadt. Sie ladet uns zu weilen.
Ein Hafen iſt's, wo nie das Leben ruht.
Auf Markt und Gaſſen welch ein fröhlich Wogen!
Am weiten Ufer Arbeitsluſt und Muth,
Die Schiffe gehn und kommen angeflogen.

Bald ſchaukelt uns im Rudertakt der Kahn
Geſchmückt mit Segeln, die im Winde ſchwellen,
Anmuthig blitzt die ſpiegelglatte Bahn,
Vom Kiel durchfurcht umſpielen uns die Wellen.
Tief unten ruht die Tiefe von Kryſtall,
Dort rauſchen wol geheimnißvolle Quellen
Aus zack'gem Stein? Sieh, wie am Felſenwall
Auf ſichern Fang der grimme Raubfiſch lauert,
Schlingpflanzen, Muſcheln, — Wunder überall! —
Seltſame Welt, die tief ins Herz mir ſchauert!

Da tönet über mir des Falken Schrei
Und lenkt den Geiſt von dieſen tiefen Gründen,
Es rauſcht der Waſſervögel Schar vorbei,
Die ſich im frohen Sommerſpiel verbünden.
Und horch, das Alphorn tönt! Es will ſein Klang
Uns wol die ſüße Mär vom Heimweh künden?
Ich fühle keines, weil den Strand entlang
So heimatlich die blanken Orte glänzen,
Die Glocken läuten, ferner Lieder Sang
Erklingt von junger Liebe, Wein und Lenzen.

Ans Land! Wir ziehn in Nebel eingehüllt
Die Schlucht hinauf, ins Urgebirg zu ſteigen.
Das iſt der Strom, der dort den See gefüllt;
Er ſtürzt von Fels zu Fels und bricht das Schweigen
Der Einſamkeit, das Saumthier ſucht den Weg
Durch wilde Schroffen hin. Abgründe zeigen
Sich furchtbar klaffend rings am ſteilen Steg.
Wie weltverlaſſen ſchaurig ſind die Schlünde!
Die Gemſe nur durchklettert das Geheg,
Es ſchlüpft das Raubthier nur durch dieſe Gründe.

Da tönet wie des Friedens holdes Lied
Der Heerdenglocken reingeſtimmtes Klingen,
Die Matte lacht, empor die Heerde zieht,
Und muntre buntgefleckte Rinder ſpringen.
Mein Führer jauchzt ein Jodellied ins Thal,
Daß rings die ſtillen Berge mit ihm ſingen.
Die Alpenroſ' erblüht im Sonnenſtrahl,
Ich pflücke ſie in tiefverlornem Sinnen:
Ein holder Traum! — Dann ſetz' ich mich zum Mahl
Am Hüttenſaum bei blühnden Sennerinnen.

Wie licht iſt dieſer Wieſen ſaftig Grün,
Wie friſch der Duft der Kräuter und der Blüten,
Wie klar die Bäche, die demantgleich ſprühn!
Eu'r ſonnig Daſein möge Gott behüten,
Lebt wohl, ihr Aelpler! Mächtig treibt mich's fort
In Fels und Schnee. — Sieh, wirkungslos verſprühten
Die Sonnenſtrahlen hier. Welch öder Ort!
Die Pflanze ſchwindet, nur des Steins Gewebe
Wächſt ſtarr empor. Ach, alles Leben dorrt,
Der Athem ſtockt, indeß ich weiter ſtrebe.

Rings Schöpfungstrümmer, drüber ew'ges Eis!
Ich ſchreite durch der Gletſcher kalte Schollen,
Die in des Jahres wechſelvollem Kreis
Dem Nord und Süden ihre Waſſer zollen,
Indeß der ſtrenge Winter dieſer Höhn
Sie ſtets aufs neu gebiert. Im Lenze rollen
Von ihrer Wand mit donnerndem Getön
Lavinen in das Thal. O welcher Schrecken
Erfüllt die Tiefen, löſet ſie der Föhn,
Daß ſie der Menſchen Hütt' und Fluren decken!

Wie kalt iſt's hier! Steil klimmt empor der Pfad!
Nun kommt auch feuchter Nebel angeflogen,
Die Thäler, die noch jüngſt der Fuß betrat
Im Sonnenſchein, ruhn wolkenüberzogen.
Drein fährt der Sturm; Schnee, Schloßen wild gemiſcht
Beginnen rings zu wirbeln und zu wogen.
Horch! Donner brüllt, und aus den Gründen ziſcht
Der Blitz herauf, der ſonſt von oben ſchmettert!
Indeß ſich tief die Sommerwelt erfriſcht,
Steh' ich von eiſ'gen Stürmen rings umwettert.

Wir ſind am Ziel, der Gipfel iſt erreicht,
Und all die wilden Wetter ſind zerſtoben.
O welche Schau! Das ſtarrſte Herz erweicht
Die Schönheit, hoch fühlt ſich der Geiſt erhoben.
O Wüſte des Gebirgs, o Schluchtenmeer!
Eiszadenhörner ragen ſchroff dort oben,
Montblanc, Montroſa, Jungfrau, ſtolz und hehr,
Dem Himmel trotzend mit den ehrnen Stirnen! —
Was gilt hier noch der Menſch? Im Aethermeer
Schwebt nur der Adler an den weißen Firnen.

Faſt ſcheint es mir, dort oben halte Wacht
Die Ewigkeit mit ehrnem Angeſichte. —
O wie es blitzt und zuckt und ſtrahlt und lacht
Weit um mich her im farbenreichen Lichte!
Fort ſchweift der Blick ins endlos weite Land —
Wohin ich auch die trunknen Blicke richte,
Endloſer Wechſel! An des Nordens Rand
Verſchwommne Flächen über grauen Schluchten,
Doch dort der Süd in ſeinem Prachtgewand,
Mit Ebnen, Hügeln, Reben, Meeresbuchten!

Dies felsgethürmte Land erhob Natur
Im Schöpfungsdonner altvergangner Tage,
Auf daß es mächtig hoch in den Azur
Ob den Gebirgen unſres Welttheils rage.
Hochland Europas! Bergkoloſſenwall!
Du Anblick, daß das Herz dem Kühnſten zage!
Europas Mittelpunkt! Die Länder all
Siehſt raſten du um dich in weiter Runde,
Es ſcheidet ſich an dir der Sprachen Schall,
Die Völker ſcheiden ſich an deinem Grunde.

Hier ſteh' ich auf Sanct-Gotthards rauhem Kamm!
Der höchſte nicht von den gewalt'gen Zügen,
Auch nicht der ſchönſte, doch der rieſ'ge Stamm,
An den ſich all die Alpenreihen fügen:
Die Höhn von Unterwalden, Uri, Schwyz;
Graubündens düſtre Ketten mit dem Splügen;
Das Berner Oberland, in dem der Sitz
Der keuſchen Jungfrau liegt; Savoyens Feſten,
Montblanc, Montroſa hell im Sonnenblitz,
Und was ſich thürmet noch nach Oſt und Weſten.

Er ſtarrt empor als wucht'ger Knotenpunkt,
In dem die Alpenketten ſich geſellen.
Vor allen andern aber ſtrahlt und prunkt
Der Gotthard mit der Fülle ſeiner Quellen.
Von weiten Gletſchern läßt er nimmermüd
Die großen Flüſſe in die Lande ſchwellen.
Er ſendet den Teſſin zum warmen Süd,
Dem Oſt den Inn, dem Weſt den blauen Rhone,
Dem Norden Aar und Reuß — es blitzt und ſprüht:
Der Rhein entſpringt des Gotthards heil'gem Throne!

Der Rhein, der Rhein! Geprieſen ſei der Rhein!
Wo iſt die Stätte, die ihn hat geboren?
Nicht hier und dort! Er ſpringt ins Land hinein
Aus tauſend offnen und verborgnen Thoren.
Die Gletſcher alle, die zum rauhen Nord,
Der heil'ge Gotthard ſtrecket, ſind erkoren,
Die Waſſer ihm zu ſpenden immerfort.
Und durch die Schluchten rauſcht es ſonder Ende,
Es ſchweigt geheimnißvoll im Bergſee dort,
Und ſtürzet dann entlang die Felſenwände.

Aus tauſend Güſſen eint der Vorderrhein,
Der Mittelrhein eint ſich aus tauſend Güſſen:
Tief wühlen ſie ins düſtre Land hinein,
Umarmend ſich in tobend jungen Flüſſen.
Sieh ein Genoß! Da kommt vom Bernhardin
Der Hinterrhein, die beiden froh zu küſſen.
Zwölfquellig ſchuf der Rheinwaldgletſcher ihn,
Zum Schamſerthale wallt er mit Gefunkel,
Man ſieht ihn durch die Rofflablöcke ziehn,
Nun dräut der Via mala grauſes Dunkel.

„Ein böſer Weg!“ Es thürmt ſich vor den Fluß
Marmorgebirg mit hohen feſten Zacken.
Geſell, wo willſt du hin in jähem Schuß?
Nie brichſt du dieſer Joche ſtarken Nacken!
Doch ſieh, es klafft ein finſtrer nächt'ger Spalt
Viel tauſend Fuß! Muth, Trotz und Wildheit packen
Den jugendhellen Strom, und mit Gewalt
Eilt er zur Schlucht. Entſetzliches Beginnen!
Er ſpringt und toſt und ſauſt und ziſcht und wallt,
Felsblöcke ſtürzend wühlt er in den Rinnen.

Iſt's Angſt? Iſt's Freude? Nein, er hat's gewagt,
Er lacht und jubelt in den feuchten Schlüften,
Und wie er ſprudelnd, perlend, ſchäumend jagt,
Streift blitzend Sonnenlicht ihn ob den Klüften.
Die alten Tannen ſehn ihm zweifelnd nach,
Die Wipfel ſchüttelnd in den Morgenlüften.
Den Menſchen ruft er zu: „Wie ich ihn brach,
Brecht euch den kühnen Weg!“ — Wem wird es glücken?
Es glückt dem Geiſt, der ruhig und gemach
Die Straße baute mit den ſchlanken Brücken.

Erhabnes Schauſpiel! Stolz erfüllt die Bruſt:
Hier wird der Menſch, prometheusartig, mächtig,
Sich als Beherrſcher der Natur bewußt!
Doch zieht er durch die Engen, furchtbar, nächtig,
In Demuth hin als frommer Pilgersmann
Und mißt die Wunder ſtaunend und bedächtig.
Hat Gott, der alles ſchuf, nicht Acht und Bann
Gelegt auf dieſe tiefen Einſamkeiten?
Nein, alles macht der Menſch ſich unterthan:
Meer, Hochgebirg, der Wüſte wilde Weiten.

Jetzt noch ein Sturz! Und fröhlich rauſcht der Rhein
Ins Domleſchthal, und wie wir mit ihm ſchreiten,
Da lacht es rings im hellen Sonnenſchein
Mit Au'n und Feldern, die ſich lachend breiten!
Entflohn den Höhn ſehn wir voll ſüßer Frucht
Den Obſtbaum ſtehn, die Rebenranken gleiten
Am Hügel hin. Sie hemmen nicht die Flucht
Des jungen Stroms, der ohne Raſt und Weilen
Die Brüder in den tiefern Thälern ſucht.
Seht, wie ſie jauchzend ſich entgegeneilen!

Jetzt ſind ſie Eins! Welch tolles, luſtig Spiel,
Die Quellen all, die rings den Höhn entronnen,
Sie fanden brüderlich ein erſtes Ziel.
Verbündet haben ſie erſt Kraft gewonnen.
Ein einz'ger Strom, er brauſt in junger Pracht,
Er ſingt und klingt in ungefügen Wonnen.
Nicht Kähne trägt er, wiegend leis und ſacht,
Kaum hält das Floß ſich auf den wilden Wellen.
Hab Acht, o Schiffer, daß der Wellen Macht,
Daß Felſen nicht die Balken dir zerſchellen!

So geht er durch den breitgeſpülten Grund,
Den er gehöhlt in grauer Vorwelt Tagen,
Und allwärts ſchauen in des Thales Schlund
Bergrieſen, die mit eiſ'gen Kuppen ragen,
Dran keck die Gemſe und der Steinbock ſtreift,
Dran nur die Kühnſten hinzuklimmen wagen,
In Fels und Wäldern dräut der Bär, es ſchweift
Der Wolf im Dickicht hin. Es heißt Graubünden
Dies düſtre Land. Die graue Wildniß greift
Tief in den Geiſt mit Schauern, nicht zu gründen.

Unendlich ernſt umlagert die Natur
Den jungen Fluß, und ernſt ſind auch die Orte,
Mit grauen Thürmen ſteht das alte Chur,
Wacht haltend dort an ſeiner Thäler Pforte.
Der Römer hat die Stadt vor Zeit gebaut,
Durchs Land erklingen des Lateiners Worte
Verſtümmelt noch, romaniſch iſt der Laut,
Doch mehr und mehr weicht er der deutſchen Weiſe.
Der junge Strom macht heimatlich und traut
Zum deutſchen Land ſich auf die deutſche Reiſe.

Echtdeutſch helvetiſch Volk grüßt der Geſell.
Schaut euch nur um! Das iſt das Land Sanct-Gallen,
Das iſt das Eisgebirg von Appenzell,
Des Hirtenvolks uralte Weiſen ſchallen.
Seht rechts das rothe Kreuz auf weißem Grund
Und links Alt-Oeſtreichs Doppeladler wallen!
Die Freiheit hier im kühnen Staatenbund,
Dort enge Zucht dienſtfert'ger Unterthanen —
Wann flieht die Knechtſchaft von dem Erdenrund?
Fort trübe Schatten! Fort zu ſchönern Bahnen!

Das iſt der Bodenſee, das Schwabenmeer!
Schier fürchtete die Seele zu verwildern
Im ſchroffen Hochgebirg. Nun lacht umher
Der Landſchaft Kranz in ſanften, holden Bildern.
Links ſchauet mit dem Greiſenangeſicht
Der Säntis ernſt herab. Doch wer mag ſchildern
Die ſüße Schönheit, hell und rein und licht,
Des Sees, bis er aufs neu im Fluſſe mündet?
Kein Wunder, daß ſich wohnlich, traut und dicht,
Die emſ'gen Menſchen Sitze rings gegründet!

Wie dehnet ſich ſo groß und ſtolz und breit
Der Waſſerſpiegel hin nach allen Enden!
Ihn kränzet Wald und Wieſ' und Feldgebreit,
Obſtbäume prangen in den Fruchtgeländen,
Und Stadt und Dörfer ſchmücken bunt den Strand.
Wohin ſich forſchend auch die Blicke wenden,
Da ragen Thürm' und Schlöſſer aus dem Land.
Wie Berg' und Hügel drüber hin ſich heben,
So ſpiegeln ſie die Fluten. Unverwandt
Siehſt Bilder du voll friſchem, reichem Leben.

Und vielverkehrend gehn von Ort zu Ort
Fahrzeuge hin mit Volk und Fracht beladen.
Sie ſuchen rechts, ſie ſuchen links den Port,
Es brauſen Dampfer auf den feuchten Pfaden
Mit rauchgeſchwärztem Schlot. Friſch in die Flut!
Wo nah' ich mich den lachenden Geſtaden?
Ich ſpäh' umher, die Friedensſtätte ruht
Schon tauſend Jahre dort im ſtillen Grunde —
Sie hegte treu des deutſchen Geiſtes Hut,
Wem kam nicht von Sanct-Gallen helle Kunde?

Verſchollne graue Zeit taucht mir empor,
Wo noch das deutſche Heidenthum gewaltet,
Wo Wodan, Freia, Baldur, Zio, Thor
Auf ihren Thronen ſaßen, ſtark geſtaltet,
Wo noch der Liebe Glauben ſanft und klar
Am wälderreichen See ſich nicht entfaltet,
Da zogen her in willensſtarker Schar
Sendboten aus der Iren grünem Eiland,
Es predigte, der kühn ihr Führer war,
Sanct-Gallus hier der Chriſten milden Heiland.

Unweit vom See in einer Waldesſchlucht
Fügt' er ſich ſchlicht und einfach ſeine Zelle
Aus Holz und Moos, doch ſeines Geiſtes Wucht
Entſtrömte dort in Reden ſtolz und helle.
Verwilderte Geſtalten kamen her,
Hier durch den Forſt, dort auf der blauen Welle.
Des Heil'gen Lehren füllten hoch und hehr
Die Herzen all. Sie zogen reich von dannen,
Die arm gekommen. So ward Hort und Wehr
Das neue Licht dem Volk der Alemannen.

Da klang der Hammer bald am harten Stein,
Es ſcholl die Axt im tiefen Forſt der Eichen,
Die Furche grub der Pflug dem Boden ein,
Und herrlich aus den waldigen Bereichen
Hob vielgethürmt das Kloſter ſich hinaus,
Hoch auf der Kirche ſtand des Kreuzes Zeichen.
Und nach dem Vorbild dieſes ſchönen Baus
Iſt allwärts in den weiten deutſchen Landen
Aufragend Gotteshaus um Gotteshaus
In des dreiein'gen Gottes Dienſt erſtanden.

Es ſammelte ſich bald ein heil'ger Kreis
Von Mönchen hier. Der Kirche Glocken ſangen
In See- und Alpenwildniß laut und leis;
Vigilien und Matutinen klangen,
Zur Meſſe brauſte tief der Orgellaut;
Sie dienten Gott mit brünſtigem Verlangen.
Doch als ſie Klauſen und Altar gebaut,
Da haben ſie der Erde nicht vergeſſen
Und der Gemeinde rings aufopfernd traut
Die Gaben edler Bildung zugemeſſen.

Was in der Kloſterſchule ſie geſchafft,
Rühmt man noch heut; bei ihnen iſt entſproſſen
Zuerſt der deutſchen Heimat Wiſſenſchaft,
Die Sprache, die ins Wilde aufgeſchoſſen,
Sie ward in Schrift und Regel hier gelegt.
Der Alten Weisheit haben ſie erſchloſſen
Zuerſt dem Geiſt des Volks, hier ward gehegt
Die junge Kunſt im Bilden, Dichten, Singen,
Hier ſtrebten ſie von regem Drang bewegt
In der Natur Geheimniß einzudringen.

Des Landes Söhne, die ſonſt alle Zeit
Raſtlos im Krieg und auf der Jagd gelegen,
Sie ließen Bogen, Spieß und Thierfellkleid,
Um treu des Geiſtes Waffenwerk zu pflegen.
Statt in Geklüft und Heide, Sumpf und Wald,
Sah man ſie auf der Forſchung edlen Wegen,
Der Schulraum ward ihr ſtiller Aufenthalt,
Es lehrte ſie beharrlich ernſt der Meiſter.
Gar ſeltſam übt das Gotteslicht Gewalt,
Es blitzte ſeltſam allwärts durch die Geiſter.

Im Licht des Geiſtes wuchs ein neu Geſchlecht.
Die einen zogen mit der Liebe Lehren
Zu ihren Brüdern hin: des Stärkern Recht
Galt es in milde Sitten umzukehren;
Die andern blieben in der Siedelei
Dem Glauben und der Wiſſenſchaft zu Ehren.
Es wuchs durch ihren Fleiß die Bücherei,
Sie häuften Pergamente, Rollen, Schriften,
Sie holten Blumen allwärts ſich herbei,
Die ſchon gewachſen auf des Wiſſens Triften.

Was Griechenland und Rom erdacht vor Zeit,
Verſuchten ſie gemach zu übertragen
Ins ſpröde Deutſch. Bündniſſe, Frieden, Streit,
Verzeichneten ſie treu aus jenen Tagen.
So kamen ſie auf uns durch ihren Fleiß,
Die Thaten, Sitt' und Bräuche, Lieder, Sagen,
Der alten Welt! Hoch ſtand Sanct-Gallens Preis;
Von Kaiſern und von Fürſten viel bewundert.
Hoch in der deutſchen Bildungsſtätte Kreis
Ragt es noch in das heutige Jahrhundert.

Es war kein todtes Beten und Kaſtein,
Es war kein fruchtlos trocknes Worteklauben,
Nein, Wirken in der Liebe Sonnenſchein,
Und Schaffen in dem echten Gottesglauben!
Ja, Arbeit göttlich, menſchlich, Hand in Hand!
So ging es fort. Es hörten ſelbſt die Tauben,
Die Blinden ſahn. Rings auf das ſchöne Land
Und auf die Menſchen ſtrömte voller Segen.
Der Bildung heller Funken war entbrannt,
Wer wollte nicht die heil'ge Flamme pflegen?

Wo Sumpf und Wildniß herrſchte, ging der Pflug;
Es wogte gelbe Saat, die reichen Bäume,
Sie brachten reife Frucht, die Rebe trug
Die goldne Traub' entlang die Hügelſäume.
Bald hob ſich Dorf an Dorf durch das Gefild,
Gethürmte Städte glänzten durch die Räume,
Von felſ'gen Kuppen, ſchroff und hoch und wild
Sahn blanke Schlöſſer durch die weiten Thale.
Der Geiſt der neuen Zeit ſchuf ſchön und mild,
Noch heut betrachten ſtaunend wir die Male.

Und unvergeſſen blühet der Geſang,
Der um die Ufer dieſes Sees geklungen.
Die weiten Au'n des Vaterlands entlang
Ward nimmermehr ſo froh und laut geſungen.
Es war das Minnelied, das hier ſich reich
Aus hundert hellen Kehlen hat erſchwungen.
Vom weiten See, vom wald'gen Felſenſteig,
Von Burg und Söller tönt' es in die Runde
So ſtark und voll, ſo lockend, ſüß und weich,
Und fröhlich ging es dann von Mund zu Munde.

O Luſt des Lieds von Liebe, Frühling, Wein,
Von Frauen, Jagden, Rittern, Stern und Sonnen,
Von Fahrten in das heil'ge Land hinein!
Es weinte leidvoll, jauchzte hoch in Wonnen,
Es trau'rte tief, es ſtrahlte flammenhell,
Es ſchöpfte aus der Sage heil'gem Bronnen.
Der morſche Greis, der fahrende Geſell
Erhob es hell zum Klang der Silberſaiten!
Im Herzen tief entſprang der friſche Quell,
Und jeder wagt' es, um den Preis zu ſtreiten.

Horcht, wie es durch die Kloſterzellen zieht!
Der Bruder Ratbert hat dort früh erhoben
Des heil'gen Gallus Ruhm in ſchlichtem Lied,
In alte Rhythmen hat mit Fleiß gewoben
Die Mär von Walter und von Hildegund
Der Bruder Ekkehart. Im Rheinthal oben
Und unten fern im weiten Donaugrund,
Da fabelten ſie Lieder und Geſchichten,
Der Nord ſtellt ſeine Sänger zu dem Bund:
Pfaff, Fürſten, Ritter, Bürger — alle dichten.

Wer nennet ſie, die hier im ſüßen Mai
Der deutſchen Kunſt die Leidenſchaft getrieben?
Holt euch das alte Heldenbuch herbei,
Die Weiſen, die Maneſſe aufgeſchrieben!
Zahlloſe Namen, doch ſie ſind's nicht all,
Die einſt im Jauchzen, Trinken, Kämpfen, Lieben
So hell geglänzt. — Horch auf! — ein neuer Schall! —
Wie jung, wie mild, ihm gab die Kunſt die Taufe:
Ein Sänger mit dem Reif! In Arbons Hall
Singt Konradin der jüngſte Hohenſtaufe.

O traurig edles Bild! Du letzter Schoß
Von jenem hohen Stamm, der ſondergleichen
In Schwabens grünem Hügelland entſproß,
Als hoch ſich ob Europas andern Reichen
Das alte deutſche Kaiſerthum erhob,
Als Schwarz und Gold das mächt'ge Bannerzeichen, —
Drein ſich der ſtarke Doppeladler wob, —
Die Welt beherrſcht, als ſich der Hoheit Ruhme
Geeint der Andacht und der Mannheit Lob,
Und als die Kunſt geblüht als ſchöne Blume.

Du traurig edles Bild! Längſt deckt das Grab
Die allgewalt'gen geiſteskühnen Ahnen,
Die ob der Heimat einſt den Herrſcherſtab
So kühn geſchwungen und die Siegesfahnen
In alle Länder trugen, die das Meer
Durchſchnitten auf den ſalz'gen tiefen Bahnen,
Um andachtsvoll mit ihrer Kreuzfahrt Heer
Das ferne Grab des Heilands zu befreien,
Und die trotz Heidenkrieg und Landeswehr
Noch Zeit gewannen, ſich der Kunſt zu weihen.

Der Kunſt auch pflog der junge Konradin
Im deutſchen Lied hier an des Sees Geſtaden,
Dann ſah man fern ihn durch die Alpen ziehn
Ins welſche Reich auf kriegeriſchen Pfaden.
Erobern wollt' er dort Siciliens Land,
Wohin das Vatererbe ihn geladen.
Er ward beſiegt und fiel von Anjou's Hand,
Dort wo Neapels tiefe Meere blauen.
Des Stammes letzter Zweig, der blühend ſtand
Im deutſchen Reich, ward mördriſch abgehauen.

O traurig edles Bild! Du ſtehſt am Schluß
Des Mittelalters, in den reichen Tagen,
Wo raſch in der Begeiſtrung friſch[illegible] Fluß
Das Blut durch deutſche Adern h[illegible] geſchlagen,
Wo noch gejauchzt, geſchwärmt, gelärmt, gelacht
Das Volk mit jenem lachenden Behagen,
Das ihm verliehn der Völker Herrſchaftsmacht.
Ach, jene Wunderzeiten ſind verſunken,
Und wie nach längſt verſchollner Märchenpracht
Schaun wir zurück ſehnſuchts- und hoffnungstrunken.

Hinab! Das alles ging hinab den Strom.
Bald tönte rauh der Zornruf der Parteien,
Am Kaiſerhof, am Fürſtenſitz, im Dom,
In Stadt und Land welch wirres wüſtes Schreien!
Zerfallen war des Kloſters ſtrenge Zucht,
Sie ſchlemmten wild in wilden Schwelgereien.
Die Ritter lauerten in Wald und Schlucht
Auf frechen Raub. Ihr Lied war ausgeklungen.
Die Kunſt zerfiel. Des Wiſſens edle Frucht
Oed und verdorrt. Leid war auf allen Zungen.

Das Fauſtrecht galt, es warf der ſtarke Mann
Den Schwachen nieder. Herren nur und Knechte!
Gewalt nur galt. Es laſtet Acht und Bann
Mit ſchwerem Joch, ach, dunkle Höllenmächte!
Gefeſſelt war Gedanken, ſo wie Wort.
Wer wagte da zum Kampf der gleichen Rechte
Den kühnen Flug? Weh, Kerker, Marter, Mord
Und Scheiterhaufen drohten rings Verderben. —
Kommt mit, ich zeig' euch hier am See den Ort,
Da gab es einſt ein ſchaurig ſchönes Sterben.

Die Flut verenget ſich, dort unſer Ziel!
Es kränzet Konſtanz vielgethürmt die Wogen.
Einſt rief dahin die Kirche zum Concil
All ihre Häupter. Stolze Prieſter zogen
Aus Deutſchlands, Welſchlands, Englands, Frankreichs Schos,
Der Griechen, Ungarn, Slawen Lichter flogen
Zum Kampf der Geiſter. Herrlich, glänzend, groß
War Pomp und Pracht des Schmucks und der Gewänder,
Mahlzeiten gab es üppig tadellos,
Die beſten Weine ſandten alle Länder.

Viel Unkraut war im weitgedehnten Feld
Der alten Kirche giftig aufgeſchoſſen:
Stolz, Herrſchſucht, Ehrgeiz, Gier nach Gut und Geld,
Die Luſt der Sinne. Bitter und verdroſſen
Empfand es rings das Volk im ſchlichten Sinn,
Daß, ach, die ſchöne heil'ge Zeit verfloſſen,
Die Zeit der Liebe. Jedem ſchien's Gewinn,
Aufs neu den alten Glauben einzuführen.
Wer aber weiſt zur rechten Liebe hin,
Der ſie im Herzen nicht vermag zu ſpüren?

Viel eitle Worte wurden da gemacht,
Zwei Päpſte abgeſetzt. Es ward erkoren
Ein neuer. In der großen Redeſchlacht
Ging hoch der Kampf. Dann haben ſie beſchworen:
„Nur uns allein, dem Kirchenfürſtenrath,
Sind der Beſchlüſſe Rechte eingeboren,
Wohl iſt der Papſt das Haupt, doch nicht der Staat!
Der Jahre zehn — wir wollen wieder kommen,
Zu wachen ob der gut und böſen Saat,
Zu ſchaffen, was dem Glauben möge frommen.“

Es war ein Satz, der nie zur Wahrheit ward!
Viel beſſer wußten ſie den Zahn zu wetzen
Zu Richterſprüchen grauſig, wild und hart,
Als es die Glaubensfreiheit galt zu hetzen. —
Aufſtand im Böhmerland Johannes Huß,
Er kündete der Welt in kühnen Sätzen,
Was er erforſcht. Rings zog am Moldaufluß
Das gläub'ge Volk ihm zu auf ſtillen Pfaden.
Da faßten ſie zu Konſtanz den Beſchluß,
Den Ketzer vor den Richterſtuhl zu laden.

Und Kaiſer Sigismund gab frei Geleit,
Der Böhme brachte mit dem nackten Leben
Der freien Forſchung Recht. Anhub der Streit:
Du wirſt der Uebermacht nicht widerſtreben!
Und doch, hat nicht die Seel' ihr eigen Recht?
Wer kann den Glauben nehmen oder geben?
Ach, ſie verwarfen als verderbt und ſchlecht
Des Prieſters Sätze, der im heil'gen Buche
Der Bibel forſchte. Als des Teufels Knecht
Belegten ſie ihn mit dem Kirchenfluche.

Gekettet ſaß er in dem feuchten Schlund
Des Kerkers feſt. Der ernſte Scheiterhaufen
Erhob ſich auf der Richtſtatt finſtrem Grund,
Um in den rothen Lohen ihn zu taufen.
Er ſchritt hinaus, ach, ohne Grimm und Haß,
Des Geiſtes Freiheit wollt' er nicht verkaufen
Für Geiſtesknechtſchaft. Ohne Unterlaß
Höhnt' ihn das Volk. Da loderten die Flammen.
Der Weiſe rief: Sancta Simplicitas! —
Und ſank im edlen Martyrtod zuſammen.

Bei Gott, ihr habt ein übel Werk gethan!
Wie thöricht wart ihr all, ihr weiſen Meiſter!
Denn größer wächſt aus Tod und Acht und Bann
Empor das Angedenken freier Geiſter.
Wer kennet eure Namen noch zur Zeit?
Man ſucht ſie nur in alter Bücher Kleiſter,
Geächtet ſind die Richter. Weit und breit
Hört man des Böhmerlandes Helden nennen,
Und ſeine That wird in die Ewigkeit
Mit Flammenlettern hell und lodernd brennen.

Schreckhafter Mord, und dennoch ſchöner Tod,
O Tod, der mehr noch hebet, wie erſchrecket,
Tod, der ob tauſendfache Marter droht,
Voll Muth und Fülle neues Leben wecket!
Dein Tod, o Huß, war wie des Blitzes Licht,
Als Finſterniß die Länder noch bedecket!
Das Wetter kam, — hört ihr den Donner nicht? —
Gott redete mit neuen feur'gen Zungen. —
Und wieder heiter ward der Welt Geſicht,
Des Geiſtes Freiheit ward uns neu errungen.

Drum Frieden, Huß! Und fehlt dir auch die Gruft,
Iſt auch dein Staub in alle Welt zerſtreuet,
Frieden der Welt! Daß nie die dumpfe Luft
Aus jenen dumpfen Zeiten ſich erneuet! —
Haß in der Liebe Glauben! — Pfui der Schmach! —
Fort, wo uns lächelnd die Natur erfreuet,
Die immer Sühne in die Herzen ſprach
Und immer ſpricht; ſie heilet blut'ge Wunden.
Wir eilen raſch dem jungen Strome nach,
Um in dem Frieden Gottes zu geſunden.

Aufs neu dehnt ſich die Flut in tiefem Blau,
Es ſpielt der Unterſee in leiſen Wellen,
Dort ſchwimmt die milde Inſel Reichenau.
Wo gab es anmuthvollre Kloſterzellen?
Am Strande weiter drängt ſich Ort an Ort,
Waldhügel ſeht ihr an den Ufern ſchwellen,
Des Höhgaus ſchroffe Kegel ragen dort,
Der See wird wieder Fluß — die Wogen brauſen
Weißſchäumend in dem engen Bette fort —
Kaum grüßt der Rhein die alte Stadt Schaffhauſen.

Welch unbedachter, wilder Jugendmuth!
Er ſtürmt dahin gleich wie ein toller Junge,
Der ſich in Feſſeln fühlend ſeine Glut
Anſpornt zu kühnem ungezähmtem Schwunge.
Wohin in Eil'? Sieh, vor dir liegt ein Schlund! —
Was thut's? — Er rüſtet ſich zu jähem Sprunge,
Schon drängt er tobend ſich zum Felſengrund,
Er ziſcht und ſchäumt und rennt — o welcher Einfall! —
Nun tönt es ſauſend, brauſend in der Rund,
Er ſtürzt zur Tiefe! — Seht, wir ſind am Rheinfall!

Der Rheinfall! Bild voll Jugend, Luſt und Kraft,
In Ungeſtüm und Sicherheit wie mächtig,
In ungebundner kühner Leidenſchaft,
In Ernſt und Scherz, in junger Schönheit prächtig!
Da fällt er von der breiten Felſenwand,
Dran Klippen ragen, düſter, ſchroff und mächtig,
Gleich wie aus Gottes rieſengroßer Hand,
Hier hell kryſtallklar, dort im Giſchte ſchäumend,
Hier ſpielend glatt gleich einer blanken Wand,
Dort wolkig ſich an Felſenſpitzen bäumend.

Und tauſendfach glänzt drüber goldnes Licht
Des goldnen Tags. Welch Glitzern, Funkeln, Blitzen!
Demantgleich ſprüht's. Dort wo wie Nebel dicht
Die Waſſerſtäubchen in die Lüfte ſpritzen,
Da ſpielt ſein ſiebenfarbig blühend Spiel
Der Regenbogen in den Wolkenſitzen
Des feuchten Dunſtes. Wenn der Abend fiel,
Im Vollmondſcheine, welch geheimes Weben,
Da wogt und wallt es ohne End' und Ziel,
Es iſt, als ſäh' man Geiſter drüber ſchweben.

Es brüllt zugleich in lautem dumpfem Ton
Des Falles Ruf, wie Gottes Wetterrollen,
Das in die Berge dröhnt. — Du Alpenſohn,
O ſag' uns, was die tauſend Stimmen ſollen:
Dies Sieden, Kniſtern, Flüſtern, Liſpeln, Schrein?
Sag', iſt es lautes Jauchzen, tiefes Grollen?
Geheimniß bleibt's. Wir klimmen durchs Geſtein
Des Uferlands. Wir ſchwimmen in die Wellen.
O ſchönes Bild, du junger ſtarker Rhein,
Du machſt die Herzen uns in Wonne ſchwellen!

Das iſt der Sprung, in dem der ſchöne Fluß
Aufjauchzend grüßt des großen Deutſchlands Gauen.
Er küßt ſie mit der erſten Liebe Kuß
Und ſo gelobt er ſich der Heimat Auen
Und Bergen an. Er iſt uns eigen ganz,
Der ſchönſte Strom, ſo weit ſich Länder bauen.
Seht, wie er in der Jugendfülle Glanz
Die waldbekränzten Hügel ſtolz durchrauſchet
Und in des Waſſers leicht bewegtem Tanz
Mit grüner Wildniß junge Grüße tauſchet!

Fürwahr ein Meiſterſtück! Ruhm ſolchem Muth!
Glückwünſchend kommt ihm allwärts zugefloſſen
Der Bäche Schar, die mit der kalten Flut
Hoch in den eiſ'gen Gletſchern ſind entſproſſen.
Und er umſchlingt ſie ſtürmiſch unverweilt
Und jubelt weiter mit den Spielgenoſſen,
Indeß er bald in glattem Laufe eilt,
Bald Wirbel ſchlägt und tolle Strudel hebet,
Mit breitrer Strömung ſtets die Ufer theilt
Und bunt mit Floß und Kähnen ſich belebet.

Wer zählt die Waſſer folgend ſeiner Bahn?
Die Schweizermägdlein grüßen derb und heiter,
Dann rennen deutſche Bäche luſtig an,
Der dunkle Schwarzwald ſendet als Begleiter
Die Schwabendirnen, plaudernd fröhlich, klar —
Willkommen Schweſtern! Doch er ſtrömet weiter.
Was kümmert ihn die kecke, wilde Schar?
Sie ſind zu klein dem großgewachſ'nen Knaben.
Jetzt ſtürzt entgegen ihm die grüne Aar,
Das iſt ein Gruß, ſein junges Herz zu laben.

Die grüne Aar! Sie iſt ein Schweſterkind
Der rechten Art. Entſproſſen von den Feſten
Des Alpenlands, aus ew'gen Gletſchern rinnt
Sie von den heimatlichen Eispaläſten.
So ſammelt ſie Geſpielen friſch und jung,
Vom Hochgebirg, im Süden, Oſten, Weſten,
Welch frohe Feſte der Vereinigung!
Wie ſie in neuem Jubel ſich umſchlingen
In Berg und Thal — all die Begeiſterung! —
Kein Maler malt's, kein Dichter kann es ſingen!

Die Reuß, die Limmath zieht zu Thal im Braus,
Sie alle kommen an. Sie alle ruhten,
In ſtolzen Seen von ihrer Wandrung aus,
Drin ſpiegelten ſich roth der Alpen Gluten,
Sie ſahn Brienz und Thun, ſie ſahen Bern,
Schwyz, Uri, Unterwalden in den Fluten,
Sie ſahn die alten Thürme von Luzern,
Sie ſahen Zürich; Neuſchätel entſendet
Franzöſiſch ſeinen Gruß. Von nah und fern
Kommt neue Märe her, die nimmer endet.

Unſagbar iſt der Landſchaft lichte Pracht,
Unſagbar iſt die Fülle der Geſchichten
Aus alter Zeit. Sie packen mich mit Macht,
Als läſ' ich in den herrlichſten Gedichten,
Die Wahrheit ſind. Es klingt ſo ſtolz und groß,
Weil ſie von Freiheitskämpfen uns berichten.
Wohl ſchuf dies Volk ſich ein erhaben Los,
Dies Bauernvolk. Mit mächtigen Gewalten
Gab es der Tyrannei den Todesſtoß. —
Herauf, herauf ihr prächtigen Geſtalten!

Die Habsburg hebet ſich im Thal der Aar,
Draus jener kaiſerliche Stamm entſprungen,
Der oft der Hort und Hüter Deutſchlands war,
Drum ward in tauſend Liedern er beſungen,
Die Krone trägt er noch voll Herrlichkeit
In Oeſtreich heut. Hell iſt der Sang erklungen
Vom Grafen Radbod, der in alter Zeit
Die Burg erbaut. Sie ſtand mit Zinn' und Thürmen,
Da ſah er Strasburgs Biſchof mit Geleit,
Den ſtolzen Bruder, zu dem Berge ſtürmen.

Der Prieſter fand das Mauerwerk zu ſchwach,
Da ſtieß der Graf ins Horn. Die Schar der Bauern,
Sie kam zu ſchützen ihres Schirmherrn Dach,
Und Radbod ſprach: „Sieh, das ſind meine Mauern!“ —
Rudolf von Habsburg war ſein würd'ger Sproß.
Sie riefen ihn in wilder Zeiten Schauern
Zu Deutſchlands Herrſcher aus. Auf hohem Roß
Ritt er durchs Land, zu richten, ſorgen, nützen.
Ob es die Hochgebornen auch verdroß,
Im ganzen Volke ſucht' er ſeine Stützen.

Viel edle Namen zählet das Geſchlecht.
Gemahnt's euch nicht, an Kaiſer Max zu denken,
Den letzten Ritter, bieder, treu und recht?
Ihr mögt den Geiſt zu Karl dem Fünften lenken:
In ſeinem Reiche ſank die Sonne nicht,
Doch mochte Gott die halbe Welt ihm ſchenken,
Er ging ins Kloſter reuig, einfach, ſchlicht.
Marie Thereſe, welch ein hell Gefunkel
Geht aus von dir! Vergebens ſtreuſt du Licht,
Du zweiter Joſef in der Zeiten Dunkel.

„Zu ſpät, zu ſpät“ war manches Fürſten Fluch,
Bei dir heißt es „Zu früh“. Man hielt für Grille
Dein edles Thun. Doch deine Ahnen ſchlug
Mit Blindheit oft Habgier und Eigenwille.
Gewalt die Loſung! — Als ſich frank und frei
Das Volk in dieſer Alpenthäler Mitte
Die Satzung gab, da fiel die Tyrannei
Herein, ſie ſandte Zwingherrn an der Spitze
Manch blankes Heer, und wildes Kampfgeſchrei
Erfüllte rings des Friedens ſel’ge Sitze.

Männer von Unterwalden, Uri, Schwyz,
Ihr habt im Sturme feſt vereint geſtanden,
Ihr bracht der ſchlauen Herrſchſucht Liſt und Witz
Mit ſtarker Kraft. In euern freien Landen
Rieſt ihr die Männer auf zum ſtarken Bund,
Ihr ſchwort zu ſtürmen aus den ehrnen Banden
Am Rütli nachts. Und als in weiter Rund
Der Kampf begann um eure alten Rechte,
Da tobtet ihr ſo fröhlich, ſtark, geſund
Wie ſchlachtgewohnte Helden zum Gefechte.

Baumgarten hat den Vogt, der ihm das Weib
Verführen wollte, mit der Axt erſchlagen,
Als er im Bad geſtärkt den üpp’gen Leib.
Melchthal hat Mord, Vernichtung, Brand getragen
Zur Burg von Sarnen, wo der Wolfenſchieß,
Der rings dem Land bereitet Schreck und Zagen,
Ihm ſeinen Vater grauſam blenden ließ.
In Weiberkleidern ward die That gerochen.
Die Freunde halfen treu, ſein Schwert durchſtieß
Den falſchen Mann, dann ward die Burg gebrochen.

Wie klingt von dir das Lied, o Wilhelm Tell,
Mann mit dem ſtillen, ſtarken, weichen Herzen,
Des Hochgebirgs wildkühner Weidgeſell,
Der nur geliebt zu jagen und zu ſcherzen!
Du ſollteſt treffen auf des Vogts Gebot
Die Frucht vom Haupt des Kinds. In Wuth und Schmerzen
Thatſt du die That, zu retten dich vom Tod.
Das Kind blieb heil, nie haſt du fehlgeſchoſſen,
Auch auf den Geßler nicht. Es ſchwand die Noth
Des Lands und Volkes, als ſein Blut gefloſſen.

Ja, „das war Tells Geſchoß“. Und auf den Höhn
Erhoben ſich die feur'gen Flammenzeichen,
Der Freiheit Jauchzen ſcholl ſo laut und ſchön.
Wer mag bewundernd nicht die Hand dir reichen,
Du ſtarker Stamm, der ſtets die Knechtſchaft mied?
Die Herrſchſucht wollte oft dich noch beſchleichen.
Gedenkt der That des Arnold Winkelried!
Er ſammelte der Feindesſpeere Maſſe
In ſeiner Bruſt. Drum ſingt von ihm das Lied
So hell: „Er ſchuf der Freiheit eine Gaſſe!“

Wie hielt ſich in der heißen Schlacht am Stoß
Das Hirtenvolk von Appenzell ſo prächtig!
Seht Oeſtreich! Seine Macht iſt ſtark und groß,
Die Bauern weichen, die Gefahr iſt mächtig,
Da ſtürzen an in weißer Männertracht
Die treuen Weiber. Und von Unheil trächtig
Beginnt aufs neu die wilde wüſte Schlacht,
Es löſen ſich der Ritter ehrne Glieder,
Und wer nicht ſinkt in jäher Todesnacht,
Der keuchet ſterbensmüd ins Rheinthal nieder.

Ich denke dein, Morgartens dunkler Tag,
Tag von Sanct-Jakob, wo in vollen Garben
Das Schweizervolk gemäht am Boden lag.
„Die Seelen Gott, dem Feind die Leiber“, ſtarben
Hier unbeſiegt und doch vom Siegen müd,
Die Eidgenoſſen. Hellen Ruhm erwarben
Die Treuen, der in alle Zeiten glüht.
Es liegt dort Murtens ſchwüle Schlachtenbühne,
Wo ſich umſonſt um neuen Ruhm bemüht
Burgunds geprieſner Herzog, Karl der Kühne.

Schlachtfelder ſind's, wo Ehr' und Preis und Ruhm
Dem Schweizervolke wuchs, das die Gewalten
Der Tyrannei in kühnem Heldenthum
Mit eiſenfeſter Tapferkeit geſpalten,
Weil es in jedem glanzvoll hellen Sieg
Mit ſtrenger Regel weiſes Maß gehalten.
Drum trug es Kranz um Kranz aus jedem Krieg,
Drum konnt' es eine Burg der Freiheit bauen,
Die mächt'ger ſtets im Lauf der Zeiten ſtieg,
Auf die voll Troſt die weiten Völker ſchauen.

So klein und ſieghaft doch! Eintracht macht ſtark!
Noch nie ward echter Männermuth zu Schanden,
Der überzeugungstreu im tiefſten Mark
Gewußt, was er gewollt. So hat verſtanden
Helvetiens Stamm der Freiheit hohes Ziel.
Es hält die Freiheit noch in dieſen Landen
Die hohe Wacht. Ein friedliches Aſyl
War hier den Flüchtlingen ſeit Ulrich Hutten,
Die ſich gerettet aus dem Kampfesſpiel
Von Spähern, Häſchern mit und ohne Kutten.

Aus ſeinem ſtolzen Heimatlande bringt
Alſo der Rhein uns tauſendfache Kunden,
Die hell der Mund der beſten Dichter ſingt,
Und die uns heut in gut' und böſen Stunden
Das Herz erheben und erhöhn den Geiſt,
Weil wir den Hauch der Freiheit drin empfunden,
Die, ob die Herrſchſucht ſchnöde Ketten ſchweißt,
Doch ſtets erhebt die ſonnenkühnen Schwingen
Und in der Zukunft reinen Aether kreiſt.
Getroſt, getroſt es muß der Flug gelingen!

Das alles macht den Strom ſo hell und friſch,
Drum ſtürmet er im Sonnenſtrahl von dannen,
Drum ſtreift er jauchzend, ſprudelnd, ſchwärmeriſch,
Indeß die hohen Wälder ihn umſpannen.
Links ſegnet ihn ſein ſchönes Wiegenland,
Rechts grüßen ihn des Schwarzwalds dunkle Tannen
Herzinniglich vom hohen Bergesrand.
Er aber ſpringt und tollt nach Knabenweiſe,
Er ziſcht und lacht, von Uebermuth entbrannt,
Wie es ihm ſpielend einfällt auf der Reiſe.

Sie haben manches alte Neſt gebaut
Hier in den ſtillen waldumrauſchten Gründen,
Das grau und mooſig aus den Bergen ſchaut,
Wo Felſen ragen und wo Bäche münden.
Da mag das Daſein froh und fröhlich ſein,
Wo ſich ſo heimelnd jugendlich verbünden
Der Landſchaft Reize. Doch es eilt der Rhein,
Ein junger Renner in den Lauf verloren,
Er nimmt die Zeit ſich kaum, im Wellenſchein
Zu ſpiegeln Ort um Ort mit Thurm und Thoren.

Seht, das iſt Baſel! Stattlich liegt's geſtreckt
Am hohen Strand mit Märkten, Plätzen, Gaſſen,
Und mancher Thurm, und manche Kirche reckt
Aus Häuſern ſich, die dort längs den Terraſſen
Des Strandes lachen! Auf der Brücke regt
Das Volk ſich hin und her in bunten Maſſen,
Es hat manch Schiff ans Ufer ſich gelegt,
Hier treibt ſich Kauf und Handel unverdroſſen.
Nennt mir den Ort, der ſolche Schätze hegt!
Es wohnen hier die reichſten Eidgenoſſen.

Leb' wohl, des Schweizerlandes letzte Stadt!
Wir rufen mit dem jungen Fluß beim Scheiden:
Gruß dir, o Schweiz! Wir wurden niemals ſatt,
An deinen lichten Bildern uns zu weiden!
So reich und prächtig weiß ſich die Natur
In unſerm Erdtheil nirgendwo zu kleiden.
Wir folgten freudig der Geſchichte Spur,
Die ſich ſo heldenfriſch in dir entfaltet.
Blüh' fort in Hochgebirg, in Wald und Flur,
Du ſchöne Schweiz, wo frohe Freiheit waltet!

Doch weiter mit dem jugendlichen Rhein!
Zum Jüngling iſt der Knabe jetzt geworden,
Du haſt genährt ihn fröhlich, friſch und rein,
Er ſtürmt dahin in ſeinen grünen Borden.
Ein unerreichtes edles Jünglingsbild.
So rauſcht er fürder in das Land nach Norden.
Hoch von den Alpenkuppen folgt ihm mild
Der Mutter Segen zu des Meers Geſtaden.
Fort, fort mit ihm ins ebene Gefild!
Wir folgen ihm auf ſeinen deutſchen Pfaden.

Zweiter Geſang.

Es öffnet ſich dem Blick ein mächtig Thor,
Stolz wälzt hinein der Rhein die grünen Wellen,
Links ſtrebt der Ballon d'Alſace hoch empor,
Weit ſieht man dort des Wasgaus Kuppen ſchwellen,
Rechts hebt der Feldberg ſich ſo mächtig breit,
Dem ſich des Schwarzwalds Berge rings geſellen.
Und zwiſchen ihnen dehnt ſich groß und weit
Die reiche Ebne voll von Frucht und Segen.
Hier war in alter und in neuer Zeit
Ein Thor der Welt mit großen Völkerwegen.

Ein Thor der Welt! Es ſpricht die Wiſſenſchaft,
Daß hier die Wogen einſt ein See geſchlagen.
Schwarzwald und Wasgau hielten ihn in Haſt,
Man ſah ihn Hardt und Odenwald umragen,
Indeß im Nord ihn Hundsrück, Taunus ſchloß.
Wer weiß von jener dunklen Zeit zu ſagen,
Als das Gewäſſer ſank? Mit einmal ſproß
Die grüne Pflanzenwelt in Höh'n und Tiefen,
Der Vogel flog, wo einſt der Raubfiſch ſchoß,
Und wilde Thiere durch die Wildniß riefen.

Wer weiß zu melden von der dunklen Zeit,
Als hier im Land der erſte Menſch erſchienen
Zu Jagd und Weide, als er im Gebreit
Den Boden zwang, als Feldmark ihm zu dienen,
Als er den Grund durchwühlt mit ſcharfem Pflug,
Als er erſchaut mit freudenvollen Mienen,
Daß goldne reife Saat der Acker trug,
Daß ſüße Frucht der ſchöne Baum getragen?
Da nahte fröhlich wandernd Zug um Zug,
Um im Gefild die Hütten aufzuſchlagen.

Wohin ſind jene Tage? Trüb und grau
Deckt ſie die Urzeit. Alte Lieder ſingen,
Daß von des Himalaja ſtolzem Bau
Einſt unſre Ahnen in den Weſten gingen
Und ſich an jedem Meer, in jedem Land
Anſiedelten. Zum Süden ſah man dringen
Hellenen und Italer, an den Strand
Des Weſtmeers ſuchten Kelten ſich Bahnen,
Es raſteten im Oſt vom Alpenrand
In endlos weiten Flächen die Germanen.

Verſchiedne Sproſſen aus demſelben Stamm!
Schier ging uns der Verwandtſchaft Spur verloren.
Es hat die Forſchung weiſ' und wunderſam
Aus Sprach' und Lauten ſie heraufbeſchworen,
Sie fand in alten Sagen heil'gen Sinn.
Gemeinſam aus der Völkerheimat Thoren
Zog einſt in hellen vollen Haufen hin,
Was dieſer Welttheil hegt. Wann wird erſcheinen
Der große Tag, daß wir mit Bruderſinn
Aufs neue uns zu einem Volk vereinen?

O ferne Zeit, ſo nebelferne faſt,
Wie jene Tage, wo in ſtillem Frieden
Die erſten Wandrer ſich zur erſten Raſt
In dieſem Thal einſanden! Hat gemieden
Zorn, Haß und Streit dies Land auf rauhem Gang?
Hat Gier und Kampf die Menſchen bald geſchieden?
Wir wiſſen's nicht. — Da kam beim Tubaklang,
Beim Flug der Fahnen mit den Legionen
Der Römer an. Vom blauen Rhone drang
Er her, am Rhein zu herrſchen und zu wohnen.

Im alten Rom da ſchrieben einſt ſie auf
Von unſerm Land und Volk die erſten Kunden.
Der Kelte ward beſiegt im Schlachtenlauf,
Niemals ward der Germane überwunden,
Der Herr und Meiſter blieb im heil'gen Wald
Oſtwärts vom Rhein. Jahr iſt um Jahr entſchwunden,
Kriegszüge gab es bunt und mannichfalt,
Der Römer hat umſonſt das Schwert geſchwungen,
Da fuhr es durch die Völker mit Gewalt,
Es kam die Zeit der Völkerwanderungen.

Wie brauſt es rings! Hier war ein Thor der Welt!
Ihr Bergeshäupter, wollt ihr nicht berichten? —
Der Römer floh, das Herz von Zorn geſchwellt,
Und ſeine blonden Söhne hat in dichten
Heerſäulen ihm Germania nachgeſandt.
Helvetier ſah den Lauf man ſüdwärts richten,
Der Gothe kam, von Wanderluſt entbrannt,
Burgunder, die vier Ellen hoch gewachſen,
Dann ſetzte feſt ſich in dem ſchönen Land
Das ſtarke Schwabenvolk im Haar von Flachſen.

Es war bald Ebbe hier, bald war es Flut,
Es raſte durch der Völker wilde Wogen
Vernichtungsruf; in Mord und Brand und Blut,
So ſind ſie lange auf- und abgezogen.
Selbſt Aſien ſchickte ſeine Völker nach,
Die Hunnen und die Magyaren flogen
Bis an den Rhein, doch kehrten ſie mit Schmach.
Raſch, wie ſie kamen, ſtürmten ſie von dannen,
Weil an der deutſchen Kraft ihr Muth zerbrach,
Hier war und blieb der Sitz der Alemannen.

So, wie du warſt allzeit, biſt du noch heut. —
Mein Alemannenvolk, du Volk der Schwaben,
O nimm die Grüße, die mein Herz dir beut,
Du treuer deutſcher Stamm! Die Zeiten haben
Dich nicht geändert. Wahrheit, Recht und Pflicht,
Kraft, Kühnheit, Muth ſind deine ew'gen Gaben.
Das Herz am rechten Fleck! Feſt, ſicher, ſchlicht
Gingſt unbeirrt du ſtets auf deinen Pfaden,
Es lieh der Himmel dir der Künſte Licht,
Du biſt ein Sängervolk von Gottes Gnaden!

So wohnſt du rechts und links am ſchönen Fluß. —
Das iſt der Elſaß. — Reich an Füll' und Segen,
So dehnt er ſich an der Vogeſen Fuß!
Dort ſtrömt uns kähnereich die Ill entgegen,
Rings Handel und Gewerb und Liederſchall:
„Drei Kirchen ſind in jedem Dorf gelegen,
Drei Schlöſſer ſtehn auf jedem Hügelwall,
In jedem Thal ſiehſt du drei Städte ragen,
So iſt der Elſaß!“ Leben überall
Voll Fröhlichkeit in alt und jungen Tagen.

Das ſtolze Strasburg! An den Straßen hat
Die alte Burg der Kelte ſich gebauet,
Hier ſaß der Römer. Im Gefild der Stadt
Focht Konſtantin, da er das Kreuz geſchauet:
„In hoc signo vinces!“ ſtand in der Luft
Mit feur'gen Lettern. Und er hat vertrauet
Dem großen Gott, der ihn zum Siege ruft.
So ward er Chriſt. Doch als die wilden Horden
Der Völkerzüge ruhten in der Gruft,
Iſt ſie die große deutſche Stadt geworden.

Zum Sitze ward ſie wucht'ger Kraft und Macht.
Schon in des Mittelalters fernen Tagen
Saß hier ein Biſchof voller Glanz und Pracht,
Und zwanzigtauſend Bürger ſah man tragen
In ehrner Rüſtung, Schwert und Schild und Speer,
Bereit, um jeden kühnen Kampf zu wagen,
Hoch auf den Mauern ſtanden ſie in Wehr,
Es floh der Feind im mördriſchen Gedränge.
Doch zog zur Raſt der deutſche Kaiſer her,
So grüßten ihn die Feſt- und Liederklänge.

Es ragen noch in unſre ſpäte Zeit
Erloſchener Geſchlechter ſtolze Male.
Sie glänzten mehr noch wie im Männerſtreit
In ihrer Friedenswerke mildem Strahle.
Das Münſter ſchaut! O welch ein Gotteshaus!
Auf, folgt mir in die alte Kathedrale!
Wie ſchlägt ſie ſtolze Bogen! Strauß um Strauß
Blüht an den Säulenknöpfen ſteingehauen,
Und ſchlank und hoch hebt ſich der Thurm hinaus,
So läßt die Welt den zweiten nicht erſchauen.

Zur Spitze klimmen ſchwindelnd wir hinauf,
Hoch auf dem Gipfel ſtehet die Laterne,
Dort endet erſt der Treppen Schneckenlauf.
Das iſt der Ort, zu greifen in die Sterne,
Das iſt der Ort, die Erde zu beſchau'n:
Es dämmert ringsumher die blaue Ferne
Mit Hochgebirgen, Wäldern, Feld und Au'n,
Es blitzt der Strom, und Stadt und Dörfer grüßen.
Wie lacht das Herz! Des oberen Rheines Gau'n,
Sie liegen dieſer Warte tief zu Füßen.

Wohl haſt du groß und ſchön den Plan erdacht,
Erwin von Steinbach, zu den alten Hallen
Und zu dem Thurme! Kühn hält er die Wacht,
Zu dem aus aller Welt die Wandrer wallen!
Ein Werk der vollſten deutſchen Manneskraft!
Man hört ſein Lob von allen Lippen ſchallen.
Du ſteheſt in der Baugenoſſenſchaft
Als höchſter Meiſter in dem Land der Schwaben! —
Doch allwärts hat der Genius geſchafft,
Und unſer Volk beglückt mit reichen Gaben.

Geweihter heil'ger Grund! Ringsum im Raum
Iſt für den deutſchen Geiſterwald entſprungen
Manch früchtereicher weitverzweigter Baum.
Zu Weißenburg im Kloſter hat geſungen
Ottfried der Mönch. Des Heilands Leben lieh
Ihm vollen Stoff, ihm iſt zuerſt erklungen
In ſeiner Evangelienharmonie
Der deutſche Reim. Die Sänger folgten alle.
So kam dem Liede Maß und Melodie
In hold bewegtem ſüßen Widerhalle.

Gottfried von Strasburg, wer gedenkt nicht dein,
Süßredender mit einem Mund von Golde,
Mit Worten mild wie Honig, ſtark wie Wein,
Wie Roſen duftig? Dich erkor die holde
Und ſüße Lieb' als ihren Sängersmann.
Du dichteteſt uns Triſtan und Iſolde:
Wie er das Weib, wie ſie den Mann gewann,
Es iſt ein Lied der heißentflammten Sinne,
Ein Lied voll Feu'r und Glut im Liebesbann,
Es iſt ein funkelnd Lied bethörter Minne.

Du aber haſt den heidniſch ſpröden Stoff
So weich und hold in Weiſen uns gegoſſen,
Es iſt wie Wein, der hoch vom Himmel troff,
Doch Gift der [illegible] iſt auch hineingefloſſen.
Weh, daß dein Aug' des Liedes Ziel nicht ſah!
Zu früh hat dir den ſüßen Mund geſchloſſen
Der Tod. „Wem nie von Liebe Leid geſchah,
Dem hat ſie auch nicht Wonne zugemeſſen!“
Ruh' ſanft im Grab! Man kennt dich fern und nah,
Und immer, immer bleibſt du unvergeſſen.

Und ſieh, es kamen Geiler, Murner, Brand,
Wickram und Balde. Wenn von deutſchem Wiſſen
Der Weiſe ſpricht, ſo werden ſie genannt. —
Weh, daß das ſchöne Gau uns ward entriſſen!
Ihn raubt' uns Frankreich, Deutſchlands alter Feind,
Zwietracht zu ſäen, war es ſtets befliſſen.
Geſpalten traf es uns, ſtatt feſt vereint.
Wir waren ſchwach, da naht' es ſich im Hohne —
Was half's, daß wir vor Wuth und Zorn geweint?
Es nahm das Land der gleißende Bourbone.

Fluch deinem großen Ludwig! — Pein und Noth!
Hoch von dem Thurme wallten Frankreichs Fahnen,
Aus düſtern Feſtungsſcharten hat gedroht
Franzöſiſches Geſchütz nach allen Bahnen.
Wo einſt der deutſche Doppeladler flog,
Wo deutſch geſungen und geſcherzt die Ahnen,
Wenn man zum Waffenplatz und Tanze zog,
Wenn man zum Rathhaus ging und vor den Richter,
Unrecht mit Recht auf deutſcher Wage wog,
Da höhnten uns die galliſchen Geſichter.

O deutſches Volk, das einſt den Corſen ſchlug,
Du ſtürmteſt kühn aus des Despoten Jochen,
Du haſt in brauſend ehrnem Kriegeszug
Ihm das berühmte ſtarke Schwert gebrochen,
Du zogeſt nach Paris im Heldenlauf,
Was haſt du nicht die alte Schmach gerochen,
Was pflanzteſt du nicht hier das Banner auf,
Das einſtens auf dem Münſter hat geſtanden?
Was machteſt du nicht wett den falſchen Kauf,
Einfügend Elſaß zu den deutſchen Landen?

Umſonſt, umſonſt! Der Siege goldne Frucht
Verkümmerte der Neid der Kampfgenoſſen,
Und ach, der Deutſchen eigne Eiferſucht.
O Schmach, die rechte Stunde war verfloſſen!
Auf Erwin's Thurme ragte nach wie vor
Die Fahne Frankreichs und die falſchen Sproſſen
Der falſchen Väter, die an Deutſchlands Thor
Sich feſtgeſetzt, — das Haupt voll glüher Hitze,
So brachen ſie zu neuem Raub hervor!
Der Kampfpreis ſind am Rhein die deutſchen Sitze:

Mainz, Koblenz, Köln! Sie wollten uns voll Huld —
Die Volksbeglücker — Bildung, Brauch und Sitte, —
Nein Knechtſchaft, Lug und Trug, Verbrechen, Schuld
Einführen. Ha, Napoleon der Dritte,
Des großen Oheims kleiner Neffe, kam
In ſeiner Prätorianer wüſter Mitte,
Mit dem Geſindel, das er ſonder Scham
In Afrika gerafft: furchtbare Horden,
Die er, bei Gott, nicht uns zu bilden nahm,
O nein, um unſre Bildung hinzumorden!

Das war die Stunde! Spielend, raſch und leicht
Gedachten ſie uns in den Staub zu ringen,
Doch längſt bevor die Grenzen ſie erreicht,
Sah man die Deutſchen furchtbar weſtwärts dringen.
Im Elſaß floh der Feind in jäher Flucht,
Er floh in jäher Flucht aus Lothringen.
Wer widerſteht der deutſchen Waffenwucht?
Hoch von den dunkeln Kämmen der Vogeſen
Bis an den Rhein — ob ihr auch tobt und flucht —
Ward wieder deutſch das Land, das deutſch geweſen!

Ja! deutſch ward wiederum der deutſche Rhein,
Und deutſch die deutſche Moſel in dem Kampfe.
Wohl war es ſchwere Zeit. Ach, Gram und Pein
Füllt unſre Herzen, daß im Pulverdampfe
Und Blut der rauhe Krieg das Land durchbrauſt,
Daß eure Saaten in dem Roßgeſtampfe
Sich beugten. Doch wer hemmt die wilde Fauſt
Der Schlachten? Ja, uns ſchmerzte das Verderben,
Als Brand und Tod ob eurem Haupt geſauſt;
Doch ſahn wir auch die eignen Brüder ſterben!

Gleichviel! Zurück, dort droht des Abgrunds Rand!
Verwelſcht ein deutſches Volk! Pfui! — Alemannen
Des Wasgaus, nehmt die treue Bruderhand!
Ihr müßt die fremde Schmink' und Tünche bannen!
Seid ihr nicht deutſch in Sprache, Lied und Scherz,
In Sitt' und Brauch? Ach, Trug und Falſchheit ſannen
Sie, die uns einſt entfremdeten eu'r Herz,
Solang' zerriſſen lagen Deutſchlands Gauen;
Theilt wieder unſre Luſt und unſern Schmerz
Und helft uns neu die deutſche Freiheit bauen!

Wir laſſen euch nicht mehr! Es wird eu'r Zorn
An unſrer Liebe allgemach zerſchellen,
Die rothe Roſe wächſt aus ſcharfem Dorn.
Senkt euren Haß dort in des Rheines Wellen!
Schon taucht mir ahnungsvoll empor im Geiſt
Die Zukunft. Horcht, die Lieder Gottfried's ſchwellen
Aufs neu im ſchönen Wasgau, jubelnd preiſt
Ihr Erwin's Schülerkreis. In neuen Bahnen
Zieht Kunſt und Wiſſen. Auf den Enkel weiſt
Die Welt dann wieder ſtolz wie auf die Ahnen!

Dann kommt die Zeit, wo ihr nach Oſt euch ſehnt
Und nicht nach Weſt. — Seht, Morgenwolken fliegen! —
Wie ſchön und reich die Ebne dort ſich dehnt,
Und wie ſo ſtolz des Schwarzwalds Kuppen liegen!
Es wechſelt Stadt und Dorf, Weinberg, Gefild
In Thälern, die ſich ins Gebirge ſchmiegen;
Dran reihn ſich Schluchten, düſter, einſam, wild,
Und dunkle Tannenkuppen ſeht ihr ragen.
Wohin ihr ſchaut, lockt euch ein reizend Bild,
Wohin ihr wandert, füllt euch froh Behagen.

Wir ſchaun wie in ein reizendes Gedicht,
Ein harmlos, hold Idyll, wie es geklungen,
Wenn vom Gebirg im hohen Mittagslicht
Das ſüße Rohr des alten Pan geſungen?
Kommt mit dem Landmann in das Wieſenthal
Wo er durchs Korn die Senſe breit geſchwungen,
Er zeigt die Trauben uns im Sonnenſtrahl,
Führt uns zum Erntewagen mit den Kränzen,
Zu Tenn' und Kelter, ladet uns zum Mahl,
Wir gehn mit ihm zu Feſten und zu Tänzen.

Wir ziehen ins Gebirg, wo Stamm an Stamm
Schon ſeit jahrhundertalten ſtillen Tagen
Die ſtolzen Fichten ſchlank und wunderſam
Aus dem granitgefügten Boden ragen.
Wie ſeltſam klingt es, wenn der Axtſchlag ſchallt,
Wie donnern ſie, wenn ſie zu Tod geſchlagen
Am Abhang ſtürzen, dumpfes Echo hallt,
Ein dunkler Rauch ſteigt drüben an der Halde,
Das iſt des ruß'gen Köhlers Aufenthalt:
Wie einſam iſt dies Leben doch im Walde!

Liebt ihr die Jagd, ſo rüſtet euch zur Pirſch,
Die Büchſe nehmt und ruft dem flinken Hunde,
In dieſen Forſten ſtreifet Reh und Hirſch,
Es balzt der Auerhahn im fernen Grunde,
Das Birkhuhn rauſcht empor. Froh, frei und friſch
Ziehn wir bergauf, bergab in weiter Runde!
Vergeßt den Angel nicht, ſeht nur den Fiſch
Im klaren Bergſtrom in die Höhe ſchnellen,
Und reich beladen geht es heim zu Tiſch
Mit ſaft'gem Wild und köſtlichen Forellen.

Es iſt, als wäre dem Genuß geweiht
Dies ſchöne Land, das holde, reiche Baden,
Nicht dem Genuß, der Mahl und Wein entleiht
Des heißen Südens lockenden Geſtaden,
Nein, dem Genuß, den ſchlecht und recht und gut
Das Vaterland gewährt. Auf allen Pfaden
Trefft ihr auf Orte, wo ſich's wonnig ruht
Nach heißen und nach kühlen Wanderungen.
Ein heiter kernhaft Alemannenblut,
So hat der alte Hebel ſie beſungen.

Gruß, Badenweiler, heimelnd ſtilles Thal!
Dort ſeh' ich Freiburgs ſtolzes Münſter ragen,
Wie gerne blieb' ich! — Scheiden, ach, bringt Qual. —
Das Dampfroß brauſt heran, mich fortzutragen.
Rechts ins Gebirg, dort liegt ein tiefer Grund,
Dahin, dahin! Rings Rufen, Plaudern, Fragen!
Franzöſiſch, Engliſch, Welſch in jedem Mund,
Und Slawiſch! Ei, wohin im Völkerſchwalle?
Wollt ſtiften ihr den neuen Völkerbund?
Wohin? Nach Baden-Baden ziehn ſie alle.

Das iſt der ſchönſte Ort in dieſem Wald,
O Stätte voll von Anmuth, Fülle, Leben,
Baumreicher, quelldurchrauſchter Aufenthalt! —
Biſt du gebeugt, hier wirſt du dich erheben.
Im Grunde reiht Palaſt ſich an Palaſt,
Von blum'gen Gärten farbig hell umgeben.
Doch geht hier auch die Ueppigkeit zu Gaſt,
Und im Genießen wächſt noch das Begehren:
Sturmlauf der Sinnenluſt und Freudenhaſt,
Die leidenſchaftlich taumelnd ſich verzehren!

Uns aber blendet nicht der hohle Schein.
Und wandern ſie im Sammt- und Seidenkleide,
Was ſollen Gold und Perl' und Demantſtein,
Gefügt in wundervolle Kunſtgeſchmeide,
Wenn ſie der Unſchuld holde Süßigkeit
Nicht überſtrahlt? — O ſchönſte Seelenweide!
Auf Misgunſt, Eitelkeit und Gier und Neid,
Verhaltner Glut, verworfnen Leidenſchaften,
Auf Stolz und Uebermuth und Lüſternheit
Bleibt nicht das Auge wohlgefällig haften.

Hinaus in die Natur! Sie blüht voll Pracht
An dieſen Bergen, die im Lenze prangen!
Fort in der Forſten heimlich dunkle Nacht,
Drin goldig grün ſich Sonnenſtrahlen fangen,
Wo es choralgleich durch die Wipfel rauſcht, —
Guirlanden hat der Epheu drein gehangen, —
Wo man der Turteltaube Girren lauſcht
Und wo berauſchend ziehn der Kräuter Düfte,
Wo hell der Vogel Lied um Lieder tauſcht;
Gegrüßt, o Wald, Waldgrün und Waldeslüfte!

Da lieg' ich manchen Sommertag geſtreckt
Im grünen Kraut, bedacht von hohen Bäumen,
O wie die Einſamkeit die Seele weckt!
Ich wandre durch verſchollne Zeit in Träumen,
Der Zukunft denk' ich. — Horch, der Käfer ſchwirrt,
Die Biene ſummt, es rieſelt in den Räumen
Das leiſe Bächlein, und wenn ſüß verwirrt
Die Stimmen alle durcheinander weben,
Da will das Herz, — wie mir ſo wonnig wird, —
Vergeſſne Jugendlieder neu erbeben!

Und mit den Liedern zieh' ich auf und ab
Durch das Gewirr von endlos weiten Forſten,
Ins Felsgebirg ſetz' ich den Wanderſtab,
Wo im Geklipp unnahbar Adler horſten.
Ich ziehe ſinnend in das alte Schloß:
O Gott, die Rieſenmauern ſind geborſten
Bis in den tiefen Grund, dem Stein entſproß
Hagdorn und Flieder. In dem Ritterſaale,
Wo einſt gezecht die Herren und der Troß,
Da grünt der Ahorn breit im Sonnenſtrahle.

O welcher Blick in das Gebirg hinein,
Das maſſenhaft im Oſten liegt geſchichtet!
O welcher Blick ins reiche Land am Rhein:
Städt', Dörfer, Feld von hellem Glanz durchlichtet!
Es ladet mich der hohe Staufen ein
Zu weitrer Schau. O wie Natur hier dichtet!
Mir fehlt das Wort! Es locket Eberſtein
Ins üppig ſchöne Thal der Murg zu ſchauen.
Wohin ihr zieht, ihr werdet ſelig ſein.
Auf Wiederſehn — ihr ruft es voll Vertrauen!

Und weiter! — Alle Städte meid' ich heut,
Sonſt weil' ich gern in Karlsruh manche Stunde,
Wo ſich dem Geiſte Kunſt und Wiſſen beut! —
Sieh dort den Strom im waldumhegten Grunde,
Das iſt der Neckar! Munter, ſtark und ſchnell
Eilt er dem Rhein zu einen ſich im Bunde.
Halt an, halt an, du eiliger Geſell,
Von deinem Heimatland ſollſt du berichten!
Wer liebt es nicht? — Und aus dem Waſſer hell
Tönt es von Kunden, Mären und Geſchichten.

Hoch auf des Schwarzwalds Gipfeln iſt ſein Haus,
Dort ward er mit dem Donauſtrom geboren,
Der ſich die Fahrt nach Oſten weit hinaus
Zu Ungarn und zu Türken auserkoren.
Der Neckar aber hat ein ſchwäbiſch Herz,
Er hat der deutſchen Heimat Treu geſchworen,
Er zieht zum Rheine ſtürmiſch niederwärts,
Erſt wild und toll, umbrauſt von ſchwarzen Föhren,
Dann, um in lauter Fröhlichkeit und Scherz
Den Frucht- und Rebenthälern zu gehören.

Dies Land iſt nicht erhaben, mächtig, groß,
Doch freundlich, traut und lieblich ſondergleichen,
Es bringet goldne Frucht des Bodens Schos,
Und Arbeit herrſcht in jeder Stadt Bereichen.
Tübingen ragt ein Hort der Wiſſenſchaft,
Es brauchet keiner Muſenſtadt zu weichen.
Eßlingen übt Gewerb mit Fleiß und Kraft.
Im lichten Kranz der Gärten und Paläſte
Grüßt Stuttgart uns. Wer läßt ſich nicht die Haft
Gefallen dort? — Gern ſind wir ſeine Gäſte.

Durch Berg und Thal treibt uns die Wanderluſt!
Und neue Ziele giebt's an neuen Tagen!
Und dann vom Scherz zum Ernſt! Es gilt bewußt
Die Bücher der Geſchichte aufzuſchlagen.
Wo iſt das Land, das auf ſo kleinem Feld
So edle reiche Geiſtesfrucht getragen?
Hier wuchs dem Throne mancher kühne Held,
Hier nennt die Heimat ſüße holde Dichter
Und ſtolze Bildner; in des Wiſſens Welt
Da ſtrahlten auf hier leuchtend helle Lichter.

Dort zwiſchen Donauſtrom und Neckarfluß
Streckt ſich die Alp mit ihren Kalkſteinwänden,
Zwei hohe Gipfel bieten euch den Gruß
Wo weſt- und oſtwärts ihre Ketten enden.
Im Oſt erhebt der Hohenſtaufen breit
Und hehr die Krone über den Geländen,
Es ſchaut im Weſt der Hohenzoller weit
In Schwabens Gau'n. Dort iſt voll Glanz entſproſſen
Ein Kaiſerhaus in alter ſchöner Zeit,
Hier iſt ein Kaiſerhaus emporgeſchoſſen.

Der Hohenſtaufen hochberühmter Stamm
Taucht vor mir auf. Welch herrliche Geſtalten!
Wo ſah man Kraft des Geiſts ſo wunderſam,
So reich ſich Fülle des Gemüths entfalten?
Wie ſtanden ſie in Körperſchönheit hehr!
Hoch wuchſen da des deutſchen Reichs Gewalten:
Die weite Welt beſaß von Meer zu Meer
Kein Land mit unſrer Heimat ſich zu meſſen.
Es rauſchte manch Jahrhundert drüber her,
Doch iſt die ſtolze Zeit uns unvergeſſen.

Rothbart, wie prangeſt du in Heldenmacht,
Im Frieden weiſe, nie beſiegt im Streite!
Wie blendet deines Bildes hehre Pracht,
Du kühner Adlergeiſt, Friedrich der Zweite!
Euch Heinrich, Philipp, Konrad ſeh' ich ziehn,
Die all' der feine Sinn des Hauſes weihte.
O Jugendbild, du ſüßer Konradin,
Dein ſchuldlos Haupt fällt Anjou's Henkerbeile!
Manfred's und Enzio's blaſſe Schatten fliehn. —
Ach, alle Schönheit blüht nur kurze Weile! —

Wohin flog damals nicht der deutſche Aar?
Wo wiegt' er ſiegreich nicht die breiten Schwingen?
Wo packte nicht ſein ſcharfes Krallenpaar?
Er wußte ſiegreich jeden Trotz zu zwingen.
Fern nach dem heil'gen Lande ging ſein Flug,
Es galt das Grab des Heilands zu erringen.
O ſchöne Zeit, wo zu der Kreuzfahrt Zug
Das Volk zuſammenſtrömt' in Berg und Thalen,
Wo jedes Herz noch hochbegeiſtert ſchlug
Zu folgen frank des Geiſtes Idealen!

So hell und ſchön geſtimmt war jeder Geiſt,
Stolz klangen die gewalt'gen Heldenlieder,
Süß klang das Lied, das holde Minne preiſt.
Die ſchönen Dichter zogen auf und nieder
Mit ihrem Saitenſpiel in Wald und Au,
Es tönte Schloß und Stadt von Weiſen wider,
Die Harfe rauſcht' in jedem Fürſtenbau.
Da gab es Wein und Mahl zum frohen Feſte,
Doch war das Lächeln einer ſchönen Frau
Dem trunknen Dichter ſtets der Gaben beſte.

Und damals hob manch ſchön gefügter Dom
Hoch in die Luft die ſchlanken Gliederungen,
Hellſpiegelnd Thurm und Schiff im tiefen Strom.
Meißel und Hammer ward mit Macht geſchwungen
Am ſchönen Steinbild. Aus der Kindheit Kunſt
Taucht das Gemälde. Damals iſt entſprungen
Zuerſt in voller Pracht die deutſche Kunſt.
Die Kaiſer liebten ſie. Sie waren Dichter
Und Künſtler ſelbſt und ſchenkten ihre Gunſt
Dem Mann, der leuchten ließ der Künſte Lichter.

Nie ſaß ein Herrſcherſtamm auf deutſchem Thron,
Der ſo gefördert holder Schönheit Schaffen,
Drum blüht noch heut ſein Ruhm im Liederton,
So leiht ihn nie der Klang der ſcharfen Waffen,
Nie die Erobrungsluſt, Tyrannenzucht.
O daß ſie, fremde Güter zu erraffen,
So oft der Heimat fern das Glück geſucht!
Was mußten ſtets ſie fern nach Welſchland lenken?
Was mieden ſie, der Thaten volle Wucht
Dem großen deutſchen Vaterland zu ſchenken?

Getroſt, aus dunkelm Sagenſchatze blitzt
Die Mär von Rothbart, der im Land der Sachſen
Tief im Kyffhäuſerberg verzaubert ſitzt.
Ernſt iſt das Haupt, das Haar iſt wie von Flachſen,
Zuweilen nickt er aus des Traumes Nacht,
Der lange Bart iſt durch den Tiſch gewachſen,
Es kommt der Tag dereinſt, und er erwacht,
Er reitet mit den Rittern durch die Gauen,
Um zu erheben Deutſchlands alte Macht,
Und um die neue Einheit aufzubauen.

Und wenn er kommt voll Glanz und Herrlichkeit,
Dann blüht das deutſche Land in jungem Segen,
Es hofft und harrt in Berg und Thälern weit
Mit ahnungsreichem Herzen ihm entgegen! —
O ſeht, wie traurig, öde, düſter, kahl
Iſt jetzt der Hohenſtaufen dort gelegen!
Er gleichet einem Sarg! — Ein neues Mal
Soll lebensvoll dort grüßen nach den Gründen
Strahlt einſt empor der Feuerzeichen Strahl,
Die deutſche Einheit allem Volk zu künden.

Wie anders ſchaut ins weite Land hinaus
Der Hohenzollerberg im fernen Weſten!
Der Gipfel zeigt ein neues blankes Haus,
Das Thürme, Warten, Zinnen reich befeſten.
Und dort entſproß ein glückliches Geſchlecht.
Klein hub es an, doch zählten zu den beſten
Und kühnſten ſeine Ritter im Gefecht,
Sie wußten mit verſtänd'gem Geiſt zu rathen,
Sie wurden Hüter von Geſetz und Recht,
Von Ordnung, Arbeit, Zucht in kleinen Staaten.

Geht nur nach Nürnberg, Ansbach und Baireuth,
Dort höret ihr von dieſem Stamme ſingen
Manch ſchöne Mär, die euch das Herz erfreut,
Doch ſollen ſchönre in das Ohr euch klingen,
Müßt ihr nach Nord zur Brandenburger Mark
Und in der Oſtſee Preußenlande dringen.
Dort wurde mächtig feſt das junge Mark,
Dort haben ſie das ſcharfe Schwert geſchwungen
Und ſich ein Reich gegründet ſtraff und ſtark
Und Königsreife um das Haupt geſchlungen.

Heil euch im Siegerkranz! Friſch und geſund
Grifft ihr mit ſichrer Hand in die Geſchichte,
Der große Kurfürſt fand den feſten Grund,
Daß er den jungen Freiheitsſtaat errichte.
Und Friedrich Wilhelm nahm am Oſtſeeſtrand
Die Königskrone. Schaut, im Geiſteslichte
Des großen Friedrich ſtrahlt das Preußenland,
Es ſtrahlet vor den deutſchen Ländern allen!
Sein Genius war Kühnheit und Verſtand,
Rechtzeitig ließ er ſtets die Banner wallen.

Wer war ihm gleich an Klugheit, Schärfe, Liſt,
An ſeinem Maß im Handeln, wie im Denken,
Und ſtets am rechten Ort, zur rechten Friſt
Im Werk ſich zu entfalten, zu beſchränken?
Er machte mit dem Zeitgeiſt einen Bund.
Wer will das Schiff dem Strom entgegen lenken?
Drum wuchs ſein Volk ſo frei, ſo friſch, geſund
An Deutſchlands Haupt. Drum konnt' es ſich erheben,
Des Corſen Macht zu bohren in den Grund
Und wach zu rufen neues Völkerleben.

Hochherrlich brauſte hin der Freiheitskrieg,
Ein neues Oſtern kam den deutſchen Landen.
Dein Volk errang den erſten Preis beim Sieg,
O dritter Friedrich Wilhelm! Aus den Banden
Jauchzt es mit Jugendluſt. Ein Jubelſchrei:
Victoria! — Mit einmal ward zu Schanden
Das ſchnöde Joch der fremden Tyrannei. —
Dann war es wieder ſtill in Süd und Norden.
Frei Deutſchland, doch es fühlte ſich nicht frei,
Denn ach, das Volk war einig nicht geworden.

Der Stämme, wie der Fürſten Eiferſucht,
Sie ſchürte Haß und Zorn. Welch traurig Hetzen!
Rings Lug und Ränke. — Giftig ſchwoll die Frucht —
Wen wollt ihr an des Bundes Spitze ſetzen?
Hier Habsburg — Zollern dort! — Der Kampf begann,
Sie dachten Preußen jählings zu zerſetzen,
Zu theilen ſich die Beute. — Wie Ein Mann
Erhob ſich ſtark das Volk. Hinaus ihr Heere
Zum blut'gen Werk! Ihr wißt es, wer gewann!
Das Volk in Waffen wahrte Ruhm und Ehre!

Ein Sturmwind fegte durch das Böhmerland,
Acht Schlachten ſchlugen wir in ſieben Tagen.
Ruhmreiches Oeſtreich, all dein Widerſtand,
Er war umſonſt! Bei Sadowa geſchlagen
Flohſt du zur Donau, doch am gelben Main
Galt es den deutſchen Feind aus Süd zu jagen:
Heſſ', Badner, Schwab' und Baier im Verein,
Sie mußten all' vor uns die Waffen ſtrecken.
Doch ſchnitt uns jeder Sieg ins Herz hinein,
Wir feierten Triumphe voller Schrecken.

Denn ach, der Kampf, es war ein Bruderkrieg,
Rauh ſtürmten auf einander Deutſchlands Söhne
Zu grauſem Mord. Die Feuerſäule ſtieg
Aus deutſchen Häuſern. Deutſche Klagetöne
Erklangen hier und dort, die Thräne quoll
Aus deutſchen Augen, nicht, daß ſie verſöhne,
Nein, Ingrimm ſäend. Welcher Jammer ſchwoll,
Als wir verſenkten all die theuren Leichen!
Im eignen Haus Verderben! Schmerzensvoll
So fragten wir: Was werden wir erreichen?

Und doch ward viel erreicht. Es kam zurück
Der Frieden! Herrlich ſtand der Bund im Norden!
Ein Herrſcher, Staat und Volk, — o welches Glück! —
Vom Meeresſtrand bis an des Maines Borden!
Ganz Deutſchland nicht, doch war's ein ſtarkes Reich,
Geſtützt auf ehrne Männerkraft, geworden.
Es kann uns tückevoll und ränkereich
Kein Feind im Ueberfall fortan vernichten,
Wir dürften trotzen jeglichem Vergleich
Und ſtolz bewußt empor die Häupter richten.

Die Herzen aber wandten wir nach Süd,
Zu euch, ihr Brüder! Wart ihr uns verloren? —
Nein, nimmermehr! — Im innerſten Gemüth
Wird immer neu die deutſche Treu geboren!
Wohl klang von drüben oft ein wild Geſchrei
Voll Haß und Zorn. Taub blieben unſre Ohren.
Wir ſehnten nur den ſchönen Tag herbei,
Uns in der alten Liebe zu vereinen,
Wir hofften auf den neuen deutſchen Mai —
Und endlich ſahen wir den Tag erſcheinen.

Der Lorberkranz, der unſres Heeres Stirn
Am Tag von Sadowa ſo hell umſchlungen,
Raubt Frankreichs Schlaf. Im ſinnbethörten Hirn
Misgönnt er uns den Ruhm, den wir errungen.
Die große Nation, ach, Tag für Tag
War Hohn und Spott auf ihren gift'gen Zungen.
Sie will allein die Welt beherrſchen. — Plötzlich brach
Sie frech, ruhmredig, ohne Treu den Frieden.
Sie forderte den Rhein! — Ein Donnerſchlag
Aus blauer Luft: die Einheit war entſchieden!

Die Einheit Deutſchlands! — Mächtig klang im Nord
Der Ruf des Bundesſchirmherrn: Auf zum Eiſen!
Durch alle Gauen klang es fort und fort:
Jetzt gilt's die urgeborne Kraft beweiſen! —
Endloſer Jubel! Auf, zur Wacht am Rhein!
Hinein in Frankreich! klang's in allen Kreiſen.
Rheinfranken rief: Jetzt keltern wir nicht Wein,
Wir keltern Blut. Der Berge Schmiede zogen,
Verlaſſend ihrer Eſſ' und Oefen Schein,
Wo Trommeln riefen und wo Banner flogen.

Der Frieſe, der den Stier zu Boden ringt,
Verließ die Marſchen, weit vom Meer umfloſſen,
Der Sachſe, der das edle Pferd bezwingt
Auf ſeinem Kamp, ſtürmt an auf feur'gen Roſſen.
Seht, Volk aus Pommern, Preußen und der Mark!
Statt Senſ' und Flegel, feſt in Reihn geſchloſſen,
Die Flinten in der Hand! — Verlaßt den Quark
Der Weberei, jetzt heißt es andre Schlingen,
Ihr Männer Schleſiens, feſt und derb und ſtark,
Kriegswagen und Kanonen fortzubringen!

Ihr Rieſen mit der Axt und mit dem Beil,
Thüringens Wälder, Harz und Heſſen ſenden
Euch her, auf daß ihr ſchneidig Keil an Keil,
So Lanz' wie Schwert mit harten Schwielenhänden
Ins Heer der Franzen treibt. Aus jedem Schacht
Des Erzgebirgs klimmt es an allen Enden.
Bergleute ſind's. Sie kommen all' zur Wacht
Des Vaterlandes freudig um die Wette,
Und ſtatt zum Hammer greifen ſie mit Macht
Die Feinde züchtigend zum Bajonnette.

Doch ſeht, was leuchtet dort in blanker Wehr?
Es ſtrömet her vom Süd in ſtolzen Maſſen.
Das iſt der vielgeliebten Brüder Heer:
Die Liebe lebt, vergeſſen alles Haſſen!
Der Baier ſteigt herab vom Alpenrand,
Der Schwabe hat ſein Rebenthal verlaſſen,
Der Badner reicht uns kräftig ſeine Hand. —
Ans Herz, ihr Brüder! — Und die Thränen fließen! —
Ein einig großes deutſches Vaterland!
Hoch ſteht der Bund, den wir auf ewig ſchließen!

Die Einheit Deutſchlands, heiß und ſehnſuchtsvoll
Erſehnt, doch nie erreicht, jetzt feſtgegründet!
Der Tag war heilig. Jeder Buſen ſchwoll,
Es war, als hätte Gott ſich ſelbſt verkündet
Im Donnerlaut. Wir bebten im Gebet.
So ſchön hat nimmer ſich ein Volk verbündet.
Fort Misgunſt, Hader, Zorn! Droht Leid und Noth
Auch tauſendfach, hinaus zum heil'gen Kriege
Fürs Vaterland! Und geht es in den Tod,
O nein, es geht fürs Vaterland zum Siege!

Und Schlacht um Schlachten! Weißenburg, Saarbrück,
Wörth, Metz, Sedan! — Der Kaiſer iſt gefangen,
Der dritte Bonapart! — Uns führt das Glück
Bis nach Paris. Und Babel liegt umfangen
Und eingeſchnürt von unſrer Eiſenfauſt.
Der Leu iſt da! Seht, wie die Heerden bangen!
Indeß zur lachenden Loire brauſt
Der wilde Kampf. Die Siegesfahnen wallen
Zur Normandie. Es flieht der Feind zerzauſt
In wirrer Flucht und alle Feſten fallen.

Und unſer jeder Sieg! Ruhmreiche Zeit!
Welch Völkerfeſt! Die Stadt, wo der Bourbone,
Der große Ludwig, ſtets zum Kampf bereit,
Deutſchland zerriß auf ſeinem ſtolzen Throne,
Sie ſah die deutſchen Fürſten alle nahn.
Da trugen ſie die neue Kaiſerkrone
Und boten ſie dem König Wilhelm an.
Welch Völkerfeſt! Ringsum Geläut und Lieder
Und Friedensglück auf jedem deutſchen Plan:
Ein König ging, ein Kaiſer kehret wieder!

Der Rothbart iſt erlöſt! Nie ward ein Krieg
So maßlos frech und frevelhaft begonnen,
Nie ward mit kühnerm Heldenmuth ein Sieg
Wie dieſer größte deutſche Sieg gewonnen.
Heil Kaiſer Wilhelm dir im Siegerkranz,
Heil all den Fürſtenſöhnen, die wie Sonnen
Dich rings umſtehen in des Ruhmes Glanz,
Furchtbarer Kanzler, kühner Staatenmeiſter!
Wie führtet ihr ſo ſchön den Schlachtentanz
Graf Moltke, Roon und all ihr Heldengeiſter!

Es ſteht das Reich — es ſteht in neuer Pracht
Und nimmer ſoll's in alte Bahnen lenken,
Bei fremden Völkern ſuchend Füll' und Macht,
Nein, nur auf eigne Stärke ſoll es denken,
Es ſoll ein Reich des holden Friedens ſein
Und ſich in ſtrenge Arbeit ſtets verſenken,
Es ſoll der Kunſt und Wiſſenſchaft ſich weihn
Und nimmer ruhn im Wirken und im Schaffen,
Doch bricht der Feind in unſre Gauen ein,
Sind wir aufs neu das ſtarke Volk in Waffen!

Geh ſchlafen, Rothbart! — Die Trompete ſchweigt,
Wir wenden uns ins heitre Reich des Schönen.
Und eine Schar von edeln Sängern ſteigt
Vor mir empor. Des Schwabenlandes Söhnen
War ſtets die Muſe hold. Vor Alters klang
Der Hohenſtaufen Hof von holden Tönen.
Ihr preiſt Friſchlin, der einſt Lateiniſch ſang,
Ihr rühmet Weckerlin und Schubert, Wieland,
Wer nennt die Namen all'? Auf eurem Gang
Durchwandert ſtaunend ihr dies Poeſieland.

Und Friedrich Schiller naht! Er ward der Welt,
Dem Vaterland geſchenkt vor hundert Jahren.
Im kleinen Marbach dort! Wie licht erhellt
War dieſes Leben! Sonnenwärts gefahren
Iſt ſtolzen Flugs der jugendliche Aar,
Dem Kühnheit, Stärke, Luſt und Muth ſich paaren.
Wer merkte, daß ſein Neſt die Hütte war,
Wer, daß er ſich gelöſt aus ſtillen Engen?
Dem Genius ſind alle Ziele klar
Und jede Kette weiß er kühn zu ſprengen!

Es füllte ſeine Phantaſie die Zeit
Mit brauſenden Gebilden und Geſtalten.
Sie trieb den Jüngling ſchon in Kampf und Streit
Mit jenen öden düſteren Gewalten,
Die laſtend auf der Gegenwart geruht.
Auf leichten Bretern hat er ſtreng gehalten
Ein ſchwer Gericht. Auffacht' er helle Glut.
Wie Märchen klingt's, was alte Kunden melden,
Nie wogte höher der Begeiſtrung Flut:
Es pries ihn Deutſchland laut als einen Helden.

Er war ein Held. Ihm hob die junge Bruſt
Unbändig jenes Sturmes flutend Pochen,
Das voll von Wahrheits- und von Freiheitsluſt
In ungeſtümen Rhythmen ausgebrochen.
Er hat nicht immer ſich im Maß gewiegt,
Er fühlte ſich in Regeln wie in Jochen.
Der iſt der wahre Held, der ſich beſiegt.
Heil, als der Jüngling nun ein Mann geworden,
Da hat er in die Ordnung ſich geſchmiegt,
Da trat er in der Schönheit heil'gen Orden.

Die heil'ge Schönheit hat er ernſt gelernt
An ihrer Quelle, bei den ſchönen Alten:
Die Flecken fort, die Schlacken ſind entfernt!
Er hat das pure Gold der Kunſt behalten.
Wie herrlich rauſchte da ſein Lied durchs Land,
Wie rein und edel wuchſen die Geſtalten,
Die für die Bühne raſtlos er erfand.
Es jauchzten laut ihm zu die reifen Geiſter:
Wie er ein Dichter und ein Seher ſtand,
Ward er der deutſchen Kunſt ein größter Meiſter.

Ein deutſcher Meiſter ward er. An das Herz
Des deutſchen Volkes hat ſein Wort geſchlagen,
Sein Wort, das donnernd tönte wie das Erz
Und ſüß wie Vogelſang in Maientagen.
Sein Wort, ob's in Gedanken mächtig quoll,
Ob's der Geſchichte Thaten vorgetragen,
Es war von Treue, Glauben, Wahrheit voll,
Voll Freiheit, Recht. So weckt' es in der Jugend-
Und Männerſeele, daß ſie freudig ſchwoll,
Der Vaterlandesliebe hehre Tugend.

Und welch ein edler Held und Meiſter war
Der Menſch in ihm! Ihn preiſen aller Zungen,
Die ihn gekannt. Sein Herz war ein Altar.
Wer ſaß, als er „ein treues Weib errungen“,
Ein treuer Hüter an dem frommen Herd?
Wer hielt die Sproſſen inniger umſchlungen?
Wer ſchätzte höher edler Freunde Werth?
Und „dieſen Kuß der ganzen Welt!“ Wie lohnen
Wir einem Geiſt, der ſo die Menſchheit ehrt,
Aufjauchzend: „Seid umſchlungen Millionen!“

O daß zu früh der Tod ihn hingerafft,
Eh' er die lichten Höhen noch erklommen,
Nach denen mehr und mehr die Dichterkraft
Den freien kühnen Adlerflug genommen!
O daß das Leben oft ihn eingeengt,
Daß trübe Sorgen ihm den Geiſt beklommen!
Jetzt ruht er in der Fürſtengruft. Es drängt
Das Volk ſich an ſein Mal. — Die Zeit ward Richter. —
Heil, wer im Tode ſolches Lob empfängt,
Das Lob des edelſten der deutſchen Dichter! —

Es folgten Hölderlin und Kerner, Schwab.
Du Uhland biſt ein Stern in dieſen Gauen,
Der uns die wundervollſten Lieder gab.
Du ſingſt ſo hold von Frühling, Liebe, Frauen,
Von Freiheit, Männerwürde, Heldenluſt!
Nach deinem Vorbild ſoll der Jüngling ſchauen,
Es bebt bei deinem Ton der Jungfrau Bruſt.
Du gingſt im Leben ſtets auf deutſchen Pfaden.
Dir folgt, des deutſchen Vaterlands bewußt,
Wer nach dir ſingt, Poet von Gottes Gnaden!

Und viele ſingen. Sage, Märchen, Lied
Erklingt im Boote, das mit blankem Segel
Hinab den Neckar zwiſchen Hügeln zieht:
Hier wuchs einſt Keppler, welcher Maß und Regel
Von Sonn' und Stern erforſcht. Melanchthon's Geiſt
Trat hier ans Licht. Noch andre: Schelling, Hegel! —
Euch allen, die der Stamm der Schwaben preiſt,
Euch allen Ruhm! — Friſchauf, ihr Kahngenoſſen,
Seht wie die Strömung uns nach Weſten reißt,
Es brauſt der Fluß von Berg und Wald umſchloſſen.

Jetzt öffnet ſich das Thal — großart'ge Schau!
Es hebet auf geſchichteten Terraſſen
Sich dort die Burg, ein rieſenhafter Bau,
Hoch aufgethürmt von rothen Quadermaſſen,
Die Zinnen ragen ſcharf, die Giebel breit,
Und Mauern rings, die ſchützend ſie umfaſſen,
Es dehnen Gärten ſich voll Herrlichkeit
In weiter Runde, dunkel grünen drüber
Am hohen Berg die Wälder alter Zeit! —
Das Heidelberger Schloß winkt uns herüber! —

Deutſchlands Alhambra! Vielberühmter Ort!
Wer eilet nicht zur Höh' hinaufzuſteigen?
Am Rand des Hügels ſchlingt der Pfad ſich fort
Breit überdacht von Laubwerk und Gezweigen,
Durch mächtige Gewölbe führt das Thor.
Da liegt der Hof! Will ſich ein Wunder zeigen?
Es ſtreben die Geſchoſſe hoch empor,
Der Baukunſt hehre Muſter manch Jahrhundert!
Und welcher Steingebilde bunter Flor!
Es hat Geſchlecht ſie um Geſchlecht bewundert.

Am Brunnen rechts die Säulen von Granit,
Sie haben Kaiſer Karl's Palaſt getragen
Zu Ingelheim. Ihr lenkt hinab den Schritt,
Im Grund der Burg grüßt aus verſchollnen Tagen
Altdeutſche Kunſt. Seht dort im Sonnenlicht
Spitzbogen an den morſchen Giebeln ragen.
Und weiterhin ein anderes Geſicht,
Das iſt die Kunſt, die Welſchland einſt erfunden,
Hier iſt ſie edel, einfach, zierlich, ſchlicht,
Dort durch verſchnörkelt Muſchelwerk verbunden.

Wir forſchen an dem alten Zierath hin,
Er wechſelt fein in den umblümten Niſchen,
An Sims und Fries, wo zarter Künſtlerſinn
Die Formen zierlich wußte zu vermiſchen,
Geſtalten, Blatt und Blum' und Thiere ziehn
Sich hin als bunter Schmuck. Wir wandern zwiſchen
Den Gängen, Säulen, Erkern, Galerien:
O welche Pracht in Flur, in Saal und Halle!
Doch ſeht: — der Thurm! — Welch ſchrecklicher Ruin!
Bracht' ihn ein rieſiger Titan zu Falle?

Es liegt der breitgeſpaltene Koloß
Im Graben dort. Wer ſprengte dieſe Mauern?
Wer brach entzwei das wundervolle Schloß?
Wer öffnete des Wetters wilden Schauern
Rings Thür und Fenſter? Durch die Spalten ſchreit
Gevögel hin. Den Geiſt durchweht voll Trauern
Trüb der Gedanke der Vergänglichkeit.
Hier haben kühne Herzen einſt gelodert,
Die Seele ward bei Wein und Liedern weit.
Nun nagt der Wurm — O Gott — und alles modert!

Das that der Heimat grimmer Feind im Weſt!
Zur ſchlimmen Zeit der gleißenden Bourbonen
Hielt er ein ſchreckliches Verwüſtungsfeſt.
Ihm gnügten nicht die donnernden Kanonen,
Mit Pulver raſt' er wild durch Thurm und Wall.
O Barbarei, ſolch Kunſtwerk nicht zu ſchonen!
Weh, es geſchah zur Zeit, als überall
Das Vaterland in Zwietracht ſchnöd zerſpalten!
Wie klingt die Mahnung hier mit lautem Schall,
Daß feſt wir an der deutſchen Treue halten!

Was bauet ihr das alte Werk nicht auf?
Iſt's Schwäche doch, zu ſchwärmen für Ruinen!
Viel lieber ſäh' ich auf dem Thurm den Knauf
Und glitzernd hell vom Sonnenlicht beſchienen
Die Fenſter all. Es ſtrahlte Hall' und Saal
Voll Luſt, dem neuen Feſtgelag zu dienen,
Es ſpränge Wein in perlend goldnem Strahl,
Man hörte rings Muſik und Lied erheben
Und fern verklingen in das ſchöne Thal! —
Denn ewig Recht hat nur das ſtarke Leben. —

Ich ſchleiche weg voll Traurigkeit im Geiſt,
Um durch das Thor zum Garten zu gelangen.
Wie hold und ſüß mich dort willkommen heißt
Der ſchöne Lenz in jugendlichem Prangen!
Jahrhundertalte Bäume ragen hehr,
Von wilden Ranken üppig kraus umhangen,
Aus Blumenbeeten ſteigt der Düfte Meer,
Springbrunnen blitzen, kühle Quellen rauſchen,
Und wer nach ſüßen Tönen hegt Begehr,
Der mag den holden Nachtigallen lauſchen.

Wo blüht die Welt in ſaftig vollrer Kraft
Als zwiſchen dieſen ſtolzen Rieſenſtämmen?
Heil dir, Natur! Ihr legt ſie nicht in Haft!
Mögt ihr ſie auch zerſtören und verdämmen,
Sie treibt und wächſt und ſiegt. — Hinauf, empor
Dort zu des Bergwalds hochumwachſnen Kämmen!
Kaſtanienwälder ſprießen rings hervor,
Und in das Herz kehrt milde ſüße Sühne,
Ins Rheinthal ſchau' ich durch der Bäume Thor
Und in das Neckarthales duft'ge Grüne.

Und ſieh, die Muſenſtadt ſie ſchmiegt ſich dort
Ans Ufer hin. Das ſind die trauten Gaſſen,
Am Markt der Brunnen ſprudelt immerfort,
Rings heben aus der Giebel bunten Maſſen
Die Kirchen ſich. Hier wohnt die Wiſſenſchaft.
Wo möchte beſſer ihr zu wohnen paſſen?
Ihr Gründer, habt ein edles Werk geſchafft,
Die ihr gebaut dem Geiſte dieſe Herde!
Nur Geiſtesarbeit ſtählt die Völkerkraft. —
Her zieht das junge Volk der deutſchen Erde.

Glückſel'ge Jugend, die im friſchen Drang
Die erſte goldne Freiheit hier genoſſen!
Vergeſſen iſt der Schule dumpfer Zwang,
Der ſtrenge Lehrer finſter und verdroſſen.
Ihr Herzen, offen, voll und ſchwärmeriſch,
Es liegt vor euch, ſo heiter hingegoſſen
Des Lebens Mai, er lacht ſo froh und friſch,
Die Zukunft ſtrahlt von tauſend Wundern ſprühend.
Ihr tretet heiter zu der Menſchheit Tiſch,
Und alle Seelen wähnt ihr liebeglühend.

Glückſel'ge Jugend! Und welch neue Luſt,
Mit fröhlichen Genoſſen ſich zu ſcharen!
Der Freund ſinkt ſelig an des Freundes Bruſt —
Seht wie ſie rings auf Blumenwegen fahren!
In Haufen hier, dort einſam ſtill gepaart,
Das Haupt umwallt von langen Wellenhaaren,
Ums jugendliche Kinn den erſten Bart,
Die Mütze bunt und farbig, ziehn und wandern
Durch Markt und Straßen ſie auf kecker Fahrt,
Ernſt ſind die einen, trotzig wild die andern.

Aus hellen Kehlen klingen laut empor
Die fröhlich brauſenden Studentenlieder,
Es ſchaun die Mädchen hinterm Blumenflor,
Verſteckt das Haupt in Veilchen, Nelken, Flieder,
Dem Zuge nach. Wohl iſt es ſchöne Schau:
Die Herzen klopfen und es wallt das Mieder.
Es ſtürmt hinaus zu Roß in Wald und Au,
Sie klimmen ins Gebirg mit Luſt und Scherzen:
Mai, Sonne, Roſen, Wein und Himmelsblau —
O Wunderwelt in reichen Jugendherzen!

Im alten Schloß wird Abend Feu'r entfacht,
Die Flammen flackern Nachts am Stromgeſtade,
Doch hebt die Sonne ſich in Strahlenpracht,
Da jubeln ſie ins Thal hinab die Pfade.
Friſchauf iſt jeder. Mehr noch wird erfriſcht
Der junge Leib im kühlen Wellenbade.
Sie ſchwimmen hin umplätſchert und umziſcht,
Zum Kahne geht es dann mit Lied und Weine.
Das Ruder ſchlägt die Flut zu ſchäum'gem Giſcht,
Sie kehren heim im hellen Sonnenſcheine.

Doch in der Klauſe ruht der leichte Scherz,
Der Dienſt der Muſen heiſcht ein ernſtes Streben:
Begeiſtert glüht das Haupt und flammt das Herz.
Der Meiſter ſpricht, die jungen Geiſter beben,
Und Ernſt und Andacht herrſchen rings im Saal,
Denn Kunſt und Wiſſen gilt's. Gewaltig heben
Sich Bilder und Gedanken, Strahl um Strahl
Zuckt durch die Seelen! Wunderbare Klarheit —
Sie fühlen ſich gleichwie beim Göttermahl —
Und ringsum Licht: die Schönheit, Freiheit, Wahrheit!

O Jugend, Jugendluſt und Jugendglück!
Seid nimmer müd, die Seelen zu erfriſchen!
Genießt des Tags, er kehret nie zurück!
Eilt, euch ins kecke Waffenſpiel zu miſchen,
Erhebt aus klaren Kehlen hellen Klang,
Klirrt mit den Bechern an den Eichentiſchen,
Neckt euch mit Witz, erheitert euch am Schwank,
Unlöſchbar möge das Gelächter tönen! —
Einſt ging ich ſelbſt ſo frohen Lebensgang,
Ich wünſch' ihn euch — der deutſchen Zukunft Söhnen! —

Am Neckar liegt das Schiff bereit zur Fahrt.
Sieh, eine Schar zieht dort zum Ufer nieder —
Das iſt der Muſenſöhne kecke Art,
Das iſt der Klang der altbekannten Lieder.
Und Einer ſcheidend tritt an Schiffes Bord,
Ihm gilt's: „Er geht zur Heimat, kehrt nicht wieder.“
Und tief und weich klingt manches Abſchiedswort.
So ſchied auch ich aus meinen Freundesreihen. —
Ach, eine Thräne fällt bei dem Accord —
Ich will ſie heiliger Erinnrung weihen! —

Es ſcheidet von des Lebens ſchönſter Zeit,
Wer alſo zieht — es iſt auf Nimmerkehren. —
Drum Segen, Heil und Glück euch zum Geleit!
Nie möge Lebenswinterfroſt verzehren
Des Denkens und des Wirkens feur'ge Glut! —
Eu'r Volk, es ſpend' euch fröhlich Ruhm und Ehren! —
Das ſchlanke Schiff durchſchneidet raſch die Flut,
Die in die Ebne ſtrömt mit raſchen Wellen.
Wir ſind am Ziel. Das blanke Mannheim ruht
Am Strand, wo Rhein und Neckar ſich geſellen.

Leb' wohl, du ſchönes liebes Schwabenland,
Leb' wohl, du braves Volk der Alemannen.
Wir ſchütteln freudig euch die Männerhand,
Erhoben und geſtärkt ziehn wir von dannen.
Uns quoll bei euch des Daſeins Vollgenuß,
Durch holde Schönheit wußt' uns ſtets zu bannen
Gefild und Stadt und Dorf, Gebirg und Fluß,
Ihr ludet allwärts uns zu Geiſtesfeſten,
Drum euch zum Abſchied unſern beſten Gruß!
Im Geiſt gehört ihr immer zu den Beſten!

Dritter Geſang.

Das iſt das Land der Franken, die vor Zeit
Siegreich in dieſe Marken vorgedrungen,
Als ihr berühmtes Schwert nach langem Streit
Der Alemannen Bruderſtamm bezwungen!
Das iſt das Land der Franken, die von Schlacht
Zu Schlacht geſtürmt und nimmermüd gerungen,
Auf daß ſie einigten zu einer Macht
Die deutſchen Völker alle! Ja, wir danken
Des Vaterlandes einheitliche Pracht
Dem kühnen Geiſt der ſiegesfrohen Franken!

Das iſt das Land der Franken, die am Lauf
Des Rheins bis in die Niederlande wohnen!
Dort wuchſen ihre Heldenſtämme auf,
Dort griffen ihre Fürſten nach der Kronen
Und Scepter Pracht und herrſchten ſtark und kühn
Erſt auf den Königs-, dann auf Kaiſerthronen.
Seht im Gefild die Kaiſerwahlſtadt blühn,
Die Kaiſerkrönungsſtadt ragt dort im Grunde,
Hier bot ſich nach des Lebens Luſt und Mühn
Die Kaiſertodtenſtadt zur letzten Stunde.

Das iſt die Pfalz! Zur Tafellandſchaft ward
Sie einſt erkoren von den Karolingen,
Weil Ernten ſtets von wundervoller Art
Die weiten Ebnen, ſanften Hügel bringen.
Wo beut das Feld ſo golden reiche Frucht?
Wie gern mag hier der Schnitter Garben ſchlingen!
Schier bricht das Baumgezweig ob ſeiner Wucht,
Süßſaft'ges Obſt und heiße Weine reifen
Entlang die Höhen und die Bergesſchlucht,
Wild und Geflügel ſeht im Forſt ihr ſtreifen.

Hier bietet ſich, was ihr verlangt zum Mahl,
Noch heute dar. Ein Gottesgarten glänzet
Das ſchöne Land, in dem ſich Berg und Thal,
Ein Paradies, mit Blüt' und Früchten kränzet.
Iſt das des Nordens Sonne? Welche Glut!
So wärmt ſie, wo ein ew'ger Frühling lenzet.
Schaut an, wie Ort an Ort geſellig ruht!
Wer wird das Land durchwandernd hier ermüden
In Ort und Städtchen, Weinberg, Wald und Flut?
Das heiße reiche Land iſt Deutſchlands Süden.

Und glutenſprühend war auch Geiſt und Herz
Der Kaiſer, welche dieſem Gau entſtammen.
Es ruhte nie der Salier ſcharfes Erz,
Es trafen Schwert und Speere ſtets zuſammen.
Die Grenzen ging's im Oſt und Weſt entlang,
Bei Slaw' und Ungarn Fehden zu entflammen.
Doch zog zumeiſt der Kämpfe wirrer Drang
Zum Süden nach Italiens heißen Landen:
Horcht, Waffenlärm und Kriegesliederklang,
Wie ſie die Siebenhügelſtadt umbranden!

Bei Oppenheim — Lützweiler heißt der Ort —
Da ließen ſie den Königsſtuhl erbauen,
Es ſammelten im weiten Feld ſich dort
Wehrhafte Männer aus den Heimatgauen.
Die Fahnen wehten bunt durch Berg und Thal,
Da gab es blanke Waffenpracht zu ſchauen.
Es war des deutſchen Herrſchers erſte Wahl
Von Volk und Fürſten. Hell ſteht ſie geſchrieben
In der Geſchichte Buch mit goldnem Strahl.
O wären ſie der Sitte treu geblieben!

Da ſtieg der zweite Konrad auf den Thron,
Er hat in manchem Wetter ausgehalten.
Der dritte Heinrich folgt, ſein edler Sohn,
Wer wußte kräftiger des Reichs zu walten?
Doch ach, zu früh hat ihn der Tod entrafft.
Heinrich der Vierte, wirrſte der Geſtalten
Des Kaiſerreichs, durchzuckt von Leidenſchaft,
Bald groß, bald klein, durch tauſend Fehler irrend,
In Schwächen matt, und groß in trotz'ger Kraft,
So oft verwirrt, und Land und Volk verwirrend!

Es war dein Leben Leid und Streit und Noth,
So ſchwer hat nie ein Haupt gedrückt die Krone,
Von allen Fürſten wurdeſt du bedroht,
Rom rüttelte mit Macht an deinem Throne,
Die Kinder fachten der Empörung Brand,
Und das Verderben kam dir von dem Sohne,
Er riß den Purpur mit der frechen Hand
Vom heil'gen Leibe dir. Er hat erworben
Sich ſelbſt unſtete Flucht von Land zu Land
Und iſt unſelig kinderlos geſtorben!

Wohl ſtand in Macht und Fülle noch das Reich,
Doch huben damals an die wilden Schlachten
Von Papſt und Kaiſer. Bald fiel Streich um Streich,
Es war ein gierig, ehrgeizwüſtes Trachten.
Um die Weltherrſchaft ging's. Sie war zur Zeit
Beim deutſchen Reich. Die ſeinen Thron bewachten,
Sie ragten über allen Herrſchern weit,
Sie holten ſich zu Rom die Kaiſerkrone,
Die Schirmherrn waren ſie der Chriſtenheit,
Sie ſaßen auf dem Römerkaiſer-Throne.

Der ſtolze Prieſter auf Sanct-Peter's Grab,
Er ſah mit Neid des deutſchen Adlers Schwingen.
Iſt ſtärker des Apoſtels Hirtenſtab,
Wird mächtiger das Schwert der Kaiſer ſchwingen?
Wie unheilvoll und thöricht war der Zwiſt!
Jahrhundert ſah man um Jahrhundert ringen,
In Strömen floß das Blut zu jeder Friſt,
Es ſanken Städte hin in Flammenlohen,
Sie, die des Glaubens End' und Anfang iſt,
Die Liebe ſchien vom Erdenrund geflohen.

Wie groß und ſtolz dein Haupt im Kampfe ſtand,
Doch wie entfernt vom echten Liebesglauben,
Du ſieb'nter Gregor, kühner Hildebrand!
Ach, es entflohn des Friedens heil'ge Tauben.
Zu gut gelang dir nur dein arger Plan,
Dem Reiche Einheit, Fülle, Macht zu rauben!
Es brach entzwei, die Fürſten huben an,
Es zu zerbröckeln. Schlimm ward es gerochen:
Die Rom mit ird'ſcher Herrſchaft angethan,
Die heil'ge Kirche haben ſie gebrochen.

O Thorheit, nur zu buhlen um den Schein
Der Völkerherrſchaft! Ach, was ſagt der Namen
Der Römerkaiſer? Weh, daß ſie vom Rhein
Den Weg zum Land der Apenninen nahmen
Um hohle Titel längſt verſchollner Pracht!
O größre Thorheit, ſtatt der Liebe Samen
Nur Haß und Zorn zu ſä'n und Herrſchermacht
Für Gottes Geiſterkirche zu erſtreben!
Ihr beide habt verloren eure Schlacht,
Deutſchland und Rom — es ſiechte hin eu'r Leben!

Nicht glücklich, ach! doch kräftig ward geführt
Der Kampf von euch, ihr ritterlichen Franken,
Drum ſuchen wir die Stelle tief gerührt,
Wo ihr jetzt ruhet in des Grabes Schranken.
Wir wandern nach der Kaiſertodtenſtadt,
An Deutſchlands alte Größe voll Gedanken.
Von dunkler Trauer iſt die Seele ſatt.
Umſonſt wähnt ihr Paläſte zu durchwallen,
Der Ort iſt klein, doch groß zeigt Blatt um Blatt
Euch die Geſchichte in des Domes Hallen.

Es iſt der Spei'rer Dom! Wie quillt es drin
Von ernſten heiligen Erinnerungen!
Der Geiſt der edlen Kunſt erhebt den Sinn:
So mächtig breit und kühn ſind ſie geſchwungen
Die Bogen hier im weitgeſpannten Rund,
Die Säulen ruhen wuchtig, ſchwer, gedrungen.
Bildwerk erglänzt vom Gipfel bis zum Grund,
Und ringsum myſtiſch wehn die Dämmerlüfte,
An hohen Fenſtern Bilder farbenbunt,
Doch unten liegen ſtill die Kaiſergrüfte.

Des Domes Stifter war des Stammes Ahn,
Es ſchuf dies edle Werk Konrad der Zweite,
Hier ſchläft er auch nach ſeiner Kaiſerbahn.
Der Staatenlenkung müd und müd vom Streite
Ruhn hier drei Heinriche, der Vater, Sohn
Und Enkel liegen friedlich Seit' an Seite.
Philipp den Staufen, den auf ſeinem Thron
Otto von Wittelsbach meuchlings erſchlagen,
Deckt dort das Grab; beim Trauerliederton
Ward von der Babenburg er hergetragen.

Rudolf von Habsburg decket hier der Stein —
Ein Mann im Richten klar und kühn im Streiten.
Sein Leben hat verklärt mit hellem Schein
Das deutſche Lied. Die Sage läßt ihn reiten
Von Germersheim, wo er den Tod empfand,
Um ſich die Gruft in Speier zu bereiten.
Hier ſchläft ſein Sohn Albrecht; die Mörderhand
Johann's von Schwaben ſchnitt ihm ſcharf ins Leben.
Der einſt im Kampf ſein Gegenkaiſer ſtand,
Adolf von Naſſau lieget dicht daneben.

So reden von der alten Kaiſerzeit
Eindringlich laut die ſtarren ſtummen Steine,
Es lauſchte durch die deutſchen Gauen weit
Mit ſehnſuchtsſtiller Andacht die Gemeine.
Es war, als keimt' aus dieſen Gräbern reich
Die neue Hoffnung, daß das große, eine
Machtvolle, völkerſtarke, deutſche Reich,
Das Reich, wie es vor Zeit in Pracht geſtanden.
Gottlob, jetzt trotzt es jeglichem Vergleich
Und ſteht als Kön'gin über allen Landen!

Noch andre Mären klingen durch den Dom
Fern aus des Mittelalters ſchönen Tagen.
Durch dieſe Hallen iſt gebrauſt der Strom
Begeiſtert frohen Volks. Da ſah man ragen
Das Banner mit dem Kreuz vor dem Altar:
Vom Grab des Heilands kamen ſchlimme Sagen,
Das in der Heiden frechen Händen war.
Bernhard der Heilige erhob die Rede
Und predigte der unermeſſnen Schar,
Zu rüſten für des Kreuzzugs heil'ge Fehde.

Der Abt von Clairvaux war ſo ſchön und blaß,
Es kam ſein Wort ſo dichteriſch gefloſſen,
Da tauchte auf Begeiſtrung, Zorn und Haß.
„Gott will es!“ riefen brauſend die Genoſſen
Im Tempel hier. Und Kaiſer Konrad trug,
Der Hohenſtaufe war's, zum Kampf entſchloſſen,
Den Heil'gen auf den Schultern durch den Zug,
Er nahm das Kreuz und rief den Bann zuſammen,
Ein Jauchzen ſcholl, und tauſendſtimmig ſchlug
Es in die Luft, wie zuckend glüh'nde Flammen.

„Gott will es!“ Schöner freudenreicher Ruf,
Du Sturmruf, ſchwellend aus des Herzens Grunde,
Der, wenn er klang, die höchſten Wunder ſchuf!
„Gott will es!“ brach es durch der Völker Runde.
Sie ſammelten die Heere rings zum Streit,
Begeiſtert froh für jener Liebe Kunde,
Die uns der Heiland gab. Sie zogen weit
In Land und Meer, ſein heilig Grab zu ſehen.
O, das war eine dichtungsreiche Zeit,
Wo noch in Wahrheit Wunder ſind geſchehen! —

Kommt mit in das Gebirg! Es iſt die Haardt!
Sie hebet ihre Kuppen gegen Weſten
Und ladet uns zu freudenreicher Fahrt,
Es grüßen von den Gipfeln alte Veſten.
Dort raget Trifels. Von der Ahnen Kraft
Ertönt ein Lied in ſeinen Trümmerreſten.
Als ſich das Volk zum Kreuzzug aufgerafft,
Da nannte man das Schloß viel tauſendtönig.
Denn lange ſaß dort in geheimer Haft
Herr Richard Löwenherz, der Britenkönig.

Es griff ihn auf im nächt'gen Ueberfall
Der Herzog aus den Oeſterreicher Landen
Und barg ihn hinter Mauer, Thurm und Wall.
Wer wußte, wo der Löwe lag in Banden?
Da kam des Königs innigſter Genoß,
Blondel, der ſich auf ſüßes Lied verſtanden,
Und zog in Deutſchland hin durch Stadt und Schloß,
Zu ſammeln des verlornen Herrſchers Kunden,
Indeß Ein Lied ihm ſtets vom Munde floß,
Es war das Lied, das Richard ſelbſt erfunden.

Der Sänger ſang es hell vor Trifels Thor,
Wie oft er auch vergeblich es erhoben.
Jetzt aber bricht's im Widerhall hervor:
Bei Gott, vom feſten Thurme klingt es oben!
Das iſt des Königs Stimme. Mächtig ſchlägt
Blondel ans Thor, der Riegel wird verſchoben.
Den Kaiſerbrief, den er am Herzen trägt,
Zeigt er den Hütern. Richard hält nicht länger
Der Kerker feſt. Heim kehrt er froh bewegt
Mit ſeinem Freund. Das war ein treuer Sänger!

Ja, Wunder ſind in jener Zeit geſchehn,
Die Herzen waren all dem Glauben offen,
Man fühlte hold und warm die Liebe wehn,
Und endlos wie der Himmel war das Hoffen.
Drum hat ein göttlicher Gedanke hell
Dem Blitze gleich die Seelen rings getroffen,
War's thöricht auch, heißblütig, jäh und ſchnell
Den Kreuzzug in der Heiden Land zu rüſten,
Todbringend ſtarrten ohne Baum und Quell
Dem Heer entgegen rings die öden Wüſten.

Schön iſt der Glauben, kräftig, kindlich, ſchlicht,
Doch weh, wenn ihn die todte Form vernichtet!
Erſtarrt die Welt in kaltem Dämmerlicht,
Dann bringt der Zweifel Leben. Trotzig richtet
Der Menſch ſich auf. Die Luft iſt ihm zu dumpf!
Die Burg des Aberglaubens, hoch geſchichtet,
Bricht er entzwei! Fort aus dem öden Sumpf!
Sonſt ſät der Zweifel Zwietracht, Streiten, Haſſen,
Jetzt ruft man ihm hochjauchzend zu: Triumph!
Und wild bewegen ſich die trägen Maſſen.

Er bringt die Freiheit! — Nein, es iſt zu viel,
Mit ſolchem hohen Namen zu benennen,
Was ſtets ein unerreichtes Himmelsziel
Der Menſchheit war. Ach, Stürmen, Drängen, Rennen
Zur Freiheit gab's auf Erden allezeit,
Man ſah die Völker bangen, rufen, brennen
In neuem Anlauf ſtets. Noch dämmert weit,
Was ſie erſehnt. Die Tage der Hellenen,
Der Römer und der weiten Chriſtenheit,
Sie boten nur ein unbefriedigt Sehnen.

Auch hier ward einſt der Freiheit Hauch verſpürt,
Es war in jenen Zeiten voll Verderben,
Als Geiz und Gier die Prieſterſchaft verführt,
Um Erdenmacht ſtatt Himmelslohn zu werben.
Fluch ihnen, denn die ſchnöde Herrſchſucht ſchlug
Der alten Kirche hohen Bau in Scherben!
Der Geiſt, der zu geduldig Feſſeln trug,
Hob plötzlich rauſchend die gebundnen Schwingen
Er hob empor ſich ſtark zu freiem Flug,
Auf der Geſchichte Höhen vorzudringen.

Auftaucht mir vor dem Geiſte die Geſtalt
Des Wittenberger Mönchs, dem Gott verliehen
Des freiſten Muths unbändige Gewalt,
Der Sprache Kraft, des Liedes Melodieen.
Des Volkes Sohn war wie das Volk er kühn,
Und ſo verſtand das Volk er zu erziehen.
Quellfriſch, gewaltig, innig, blühend, grün,
So öffnet er aufs neu das Ohr den Tauben,
Das Aug' den Blinden. Es begann zu blühn
Ein neuer Lenz: der neue freie Glauben.

Der deutſche Geiſt war's, der aus ihm gegrollt,
Der Einkehr hielt, um ſich bewußt zu heben:
Die Flitter fort, es gilt nur echtes Gold!
Fort aller Quark, den Liſt und Schlauheit weben!
Fort welſche Heuchler ohne Scheu und Scham!
Der deutſche Mann ſoll ſeiner Heimat leben!
Das Volk, das jubelvoll ſein Wort vernahm,
Es folgt' in vollen Strömen ſeinen Wegen.
Nicht aus der Kirche, aus der Bibel kam
Ein breiter Strom von Gottes ew'gem Segen.

Ihr wißt, wie er den ſtarken Kampf begann.
Es trieb der Widerſacher Grimm ihn weiter,
Als er gewollt. Bald gab es Blut und Bann,
Doch nimmer wich zurück der kühne Streiter.
Sich zu vertheid'gen luden ſie ihn ein:
Seht ihr ihn dort im Zuge der Begleiter?
Zum Reichstag wandert er nach Worms am Rhein,
Er ſoll im großen Redeſtreit dort ringen.
Und er begann das neue Lied, ſo rein
„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“ zu ſingen!

Wie ſtehet er im Saal voll Pracht und Glanz,
Der ſchlichte Mönch umringt von ſtolzen Rittern?
Kein andrer iſt ſo recht, ſo echt, ſo ganz
Ein deutſcher Mann! Es macht ihn nicht erzittern
Der Kaiſer mit den Fürſten. Was er ſpricht,
Das höret man, wie Donner laut gewittern!
Horcht: Gottes Wort! Es ſtrahlt der Freiheit Licht!
Drum keimt ſo fruchtbar auch der reiche Samen:
„Ich ſtehe hier und anders kann ich nicht!“
Es ſchließt der treue Mann: „Gott helf' mir, Amen!“

Ihr wißt, wie er verdeutſcht das heil'ge Buch.
Er gab dem Volk die deutſche Sprache wieder,
Sie krankte lange ſchon in Bann und Fluch,
Er weckte ſie aufs neu durch Wort und Lieder.
Wohl lag ihm noch der freie Glauben weit,
Ihn ſchafft kein Menſch, ihn bringt vom Himmel nieder
Ein neuer Bote, welchen Gott gefeit.
Doch eines ſchuf er, nimmermehr zu miſſen,
Das lebt in alle Zeit und Ewigkeit,
Es iſt die heil'ge Freiheit im Gewiſſen.

Und wer des Geiſtes Freiheit heilig hielt,
Der fiel ihm zu in Deutſchlands weiten Gauen,
Mit Räthſelworten hat er nie geſpielt,
Friſch an die Herzen klopft er; voll Vertrauen
Flog rings das Volk ihm zu, dem er entſproß,
Das Volk, das pflügt und ſät in Feld und Auen,
Das Volk, aus deſſen fleiß'ger Hand entſproß
Der Bau der Städte, wie des Marktes Handel,
Das Volk, dem deutſches Blut im Herzen floß,
Das ſeines Urſprungs dachte ſonder Wandel.

Gottlob, ihm ſchwoll die Bruſt voll Gottesluſt,
Voll Menſchenlieb'! Fruchtreicher kräft'ger Regen!
Aufs neu ward ſeines Werthes ſich bewußt
Der Bau'r und Bürger. Und in reichem Segen
Ging auf im weiten Volk die friſche Saat,
Man ſah mit Fleiß ſie ernſter Arbeit pflegen.
Und es zerbrach der aufgeblaſne Staat
Spitzfind'ger Römer alt und neuer Tage,
Der Adel ſaß nicht mehr allein im Rath,
Und die Gerechtigkeit hielt hoch die Wage. —

Dort naht ein andrer Sohn der rauhen Zeit
Und Luther's Freund im hohen Ritterſtande,
Berühmt aus mancher Fehde heißem Streit,
Es lagen ſeine Burgen hier im Lande.
Im Anſchlag klug, doch allzu jäh zur That,
Stürmt' er dahin voll Trotz mit Blut und Brande.
So war es Brauch, ſie mußten ihren Pfad
Jähzornig grimmig mit Gewaltthat wandern.
Schaut Franz von Sickingen! Es war ſein Rath:
Friſch hilf dir ſelbſt, dir helfen nicht die andern!

Dort ragt die Ebernburg! Ich ſeh' im Geiſt
Den edlen Wirth in Koller und Barette.
Wie er mit Feuermuth das Land durchkreiſt,
Daß er der Heimat theure Güter rette.
Wie er mit Deutſchlands Feind die Lanze brach
Und muthig riß an jedes Zwingherrn Kette,
So ſchützt' er gaſtlich unter ſeinem Dach
Den Flüchtling vor den Sceptern und vor Kutten.
Ich ſeh' ihn, wie er dir Willkommen ſprach,
Du ſtarkgemuther feſter Ulrich Hutten!

„Iacta est alea!“ Ich hab's gewagt!
Erklingt es laut und leis durch dieſe Mauern. —
Solange man das Wild der Freiheit jagt,
Wird Hutten's Ruhm in edeln Herzen dauern.
Uns ſtärkt ſein Vorbild und ſein Name ſauſt,
Wo auf den Helden ſchnöde Schergen lauern.
Er mahnt uns, wenn die Schlacht der Geiſter brauſt,
Zur Wahrung eigner Würd' und eignen Werthes.
Kühn ſchuf er mit dem Geiſt und mit der Fauſt,
Er war ein Held der Feder und des Schwertes!

Burg ſtand an Burg, Geſchlecht ſaß bei Geſchlecht,
Der Adel war's, der ſtets in Waffen dröhnte,
Der ſich zum Schimpf allwärts Geſetz und Recht
Mit wilder kampfgeübter Fauſt verhöhnte,
Der raubend Städt' und Dörfer überfiel,
Doch ſelbſt im Herrendienſt der Knechtſchaft fröhnte.
Vor Hutten's Seele ſtand ein ander Ziel,
Er brach in ſich des Standes ehrne Bande:
Die Freiheit ward ſein edles Ritterſpiel,
Er trug mit Erz und Wort ſie in die Lande.

Er hat erlernt die rechte Ritterſchaft:
Man ſah ihn tief ob alter Weisheit ſinnen,
Ihm galt's, betrachtend Muth und Heldenkraft
Selbſt Muth und Heldenkraft ſich zu gewinnen.
Und jedem Unrecht trug er Haß und Zorn,
Der Waffentanz war fröhliches Beginnen
Dem ſtarken Herzen, rief des Kriegers Horn,
Ein Jüngling theilt er ſchon der Schlacht Gefahren.
Er hat verdient im blut'gen Kampf den Sporn
Und wußt' ihn all ſein Lebelang zu wahren.

Und ach, in Fetzen lag das Vaterland,
Es toſten rings die ſtürmenden Parteien,
Der Prieſter an des gelben Tiber Strand,
Der Franzmann durft' es höhnend frech entweihen.
Da hörte man nach Einigkeit mit Macht
Ihn wie den Hirſch nach friſchem Waſſer ſchreien,
Laut mahnt' er an der Kaiſer alte Pracht,
An Deutſchlands erſten Platz in der Geſchichte,
Mit Vers und Rede hielt er zornentfacht
Für Fürſt und Adel dräuende Gerichte.

Sein Wort die Geiſel! Welch ein ſchneid'ger Ton,
Zur Luſt den Ernſten und zur Luſt den Lachern:
Den ſchnöden Pfaffenränken Spott und Hohn,
Und Grimm und Zorn den eklen Ablaßſchachern!
Aufs Haupt der Dumpfheit und der Heuchelei,
Der heil'gen Freiheit feilen Widerſachern,
Ein wilder Fluch! — Rings gellte laut Geſchrei,
Den Mann der Wahrheit bübiſch zu verketzern.
Der Meute ſpottend ſchritt er ſtolz vorbei!
Den Edlen war er Roſe, Dorn den Hetzern.

In die Gelehrtenrumpelkammer warf
Er kühn den Brand. Wie zitterten die Tröpfe,
Scholl ſeine Mahnung peitſchend, friſch und ſcharf
Um alte modernde Scholaſtenköpfe!
War die Perrüke auch noch nicht im Schwung,
Die Dunkelmänner trugen plumpe Zöpfe.
Er heiſchte mächtig mit Begeiſterung,
Daß gleiches Recht das ganze Volk erwerbe.
Die Menſchlichkeit wächſt ewig ſchön und jung
Ins Sonnenlicht, der Zukunft heilig Erbe.

Was Wunder, daß von allen Seiten wild
Die Macht verfolgte ſeine Forderungen!
Gehetzt, gejagt, ein müdes Edelwild,
Iſt dort er in des Gaſtfreunds Burg gedrungen.
Die Acht des Reiches und des Papſtes Bann,
Sie hatten ihn, den Flüchtling, hergezwungen.
Wer ſich die Liebe ſeines Volks gewann,
Nicht Pfaff' und Büttel können's ihm vergeſſen,
Er aber blieb der feſte ſtarke Mann,
Der den Geſchicken trotzte kühn vermeſſen.

Von hier aus traf ſein Pfeil noch hundertfach
In der vermorſchten Herrſchſucht Trug und Lüge.
Viel Feind', viel Ehr'! Es wankte, ſchwankte, brach
Gemach der alten Zwingburg ſtolz Gefüge.
Wohl mied er glücklich Gift und Dolch noch lang,
Die oft belauert ſeine kühnen Züge,
Bis ihn der allzu frühe Tod bezwang
In Zürichs See auf Ufnaus ſtillem Eiland.
Heut rühmt der Enkel ihn im Liederklang,
Deß Ahnen ihn mit Wuth verfolgten weiland.

O Gott, ſo fällt zu oft des Edlen Los,
Stürmt hin ſein Geiſt in mächtigen Accorden!
Haßt er die Knechtſchaft, nennt die Freiheit groß,
Dann pflegt das Mitgeſchlecht ihn hinzumorden.
Doch wurde der Gedanke Fleiſch und Blut,
Und iſt ſein Geiſt der Geiſt der Zeit geworden,
Dann lodert auf den Bergen Glut an Glut,
Man ſetzt ihm Säulen und man ſingt ihm Lieder —
Doch ach, der Held ſank in des Sturmes Flut,
Kalt, morſch und freudlos ruhn im Grab die Glieder.

Und Sickingen? Sein Leben war die That,
Ihm brannte ſtets das Herz in wilden Flammen,
Ein eigenſüchtig Haupt auf rauhem Pfad
Brach er auf ſeinem rauhen Pfad zuſammen.
Bei Landſtuhl, ach, ereilt' ihn jäh ſein Los,
Die Kugel traf. Ihr könnt ihn nicht verdammen,
Auch größre Männer ſind nicht makellos.
Die Leidenſchaft hat oft ſein Bild verdunkelt,
Doch war die Seele offen, edel, groß,
Daß noch ihr Glanz in unſre Zeiten funkelt.

„Iacta est alea!“ Ich hab's gewagt!
Erklingt es laut und leis durch dieſe Mauern.
Solange man das Wild der Freiheit jagt,
Wird doch ihr Ruhm in allen Herzen dauern.
Uns ſtärkt ihr Vorbild und ihr Namen ſauſt,
Wo auf den Freien feile Knechte lauern.
Sie mahnen, wenn die Schlacht der Geiſter brauſt,
Zur Wahrung eigner Würd' und eignen Werthes,
Denn dieſer ſchuf mit kampfgewohnter Fauſt,
Jener ein Held der Feder und des Schwertes.

Voll Andacht und voll Ehrfurcht tritt heran,
O deutſche Jugend, nahſt du dieſen Hallen,
Und ſchwöre hier, auf deines Lebens Bahn
Mit unerſchrocknem Herzen hinzuwallen!
Stähl' deinen Geiſt, veredle das Gemüth!
Zeigt Jünglinge, wie auch die Loſe fallen,
Daß ihr für Wahrheit, Liebe, Freiheit glüht!
Und ſinket ihr im heißen Kampfgelage,
Es iſt das Recht, das aus dem Blute blüht.
Eu'r Angedenken ſtrahlt in alle Tage!

Doch Frieden aller Welt! Denn blut'ger Zwiſt
Bringt nie der echten Menſchlichkeit Gedeihen,
Weil Fried' ihr Anfang und ihr Endziel iſt.
Auch jene Männer konnten nicht befreien
Vom Fluch der alten Eigenſucht die Welt,
Voll Eigenſucht noch toben die Parteien,
Und neue Scharen ziehen ſtets ins Feld.
Der Menſch ward freier, doch im Zwieſpalt ringet
Die Menſchheit noch. Wann ſtrahlt das Licht der Welt,
Das uns die tauſendjähr'ge Liebe bringet?

Endloſes Leid hat dieſer Streit gebracht,
Er hat erſt recht das Vaterland zerriſſen.
Es hob die junge Kirche ſich mit Macht,
Rom mochte nicht die alte Ruthe miſſen.
Die Fürſten nahmen hier und dort Partei,
Des eignen Vortheils waren ſie befliſſen:
Religion! Pfui, welch ein Schlachtgeſchrei!
Die Selbſtſucht klang aus hundert wirren Tönen.
So brach das große Vaterland entzwei:
Weh euch, des Einen großen Reiches Söhnen!

Zu mächtig ſchwoll das Meer der Leidenſchaft,
Wer hält im Hieb das Schwert, im Flug die Pfeile?
O hätten ſie gebeſſert, ſtatt die Kraft
Der Kirche zu zerbrechen ſonder Weile!
Gottlob, gerettet iſt das deutſche Reich,
Aufs neu geeint ſind die zerſpaltnen Theile!
Genug des Zorns und Haſſes Streich um Streich,
Es ward Jahrhundertlang genug geſündigt!
Wann aber werden wir im Glauben gleich?
Der Liebe Wort iſt allen gleich verkündigt! —

Wir ſind zu Worms. Es raget vor dem Thor
Ein ſtolzes Mal in blankes Erz gegoſſen,
Als Meiſterwerk ſtrebt's in die Luft empor.
Das ſind die Reformationsgenoſſen.
Der ſtarke Luther bietet uns den Gruß,
Er hält die heil'ge Bibel aufgeſchloſſen,
Es grüßen Wicleff und Johannes Huß,
Baldus, Savonarola — ſeht die Meiſter!
Vorboten Luther's brachten ſie in Fluß
Der arg verdumpften Völker träge Geiſter.

Es grüßt der vorwärtstreibende Reuchlin,
Melanchthon grüßet uns an ſeiner Seite,
Die mit dem Mönche in die Zukunft ziehn;
Und ſtarke Fürſten geben das Geleite,
Feſt im Gedanken, tapfer mit dem Schwert
Sind ſie die Schirmer in dem Glaubensſtreite.
So hält die freie Welt ſie hoch und werth.
Der Gegner achtet ſie. Durch ihre Werke
Hielt Einkehr unſer Volk am eignen Herd,
Es wuchs und wuchs empor zu neuer Stärke.

Lebt wohl ihr Streiter all! — Auf dieſem Grund
Iſt herrlich auch die Poeſie entſprungen!
Das iſt die Stadt, es hat der Dichtermund
Manch großes Heldenlied von ihr geſungen.
Ernſt taucht empor im Geiſte Bild um Bild,
Es rauſcht herauf das Lied der Nibelungen,
Das tönt ſo hoch, gewaltig, groß und wild,
So grauſig ſchön, ſo ehern, heldenprächtig,
Und doch durch Lieb' und Treue hold und mild.
Es iſt kein Lied wie dieſes ſchickſalsmächtig!

Hier ſtand einſt der Burgunden ſtolzes Schloß,
Hier war der Hof der Königin. Frau Ute
Freut ſich der Kinder. Ob dem weiten Troß
Herrſcht König Gunther mit erhabnem Muthe.
Gernot und Giſelher, das Bruderpaar,
Umwebet ihn. Ihm blüht die ſchöne, gute
Lichthelle, ſüße Schweſter hoch und klar:
Chriemhilde iſt's. Hier dient der grimme Hagen,
Das düſter wilde Haupt der Männerſchar,
Und Volker, kühn im Fideln und im Schlagen.

Da kam der junge Held aus Niederland,
Ein hoher Ruf war hell vor ihm erklungen,
Weil er als Knabe ſchon mit ſtarker Hand
Den Drachen über ſeinem Schatz bezwungen.
Erzfeſt gebadet in des Wurmes Blut
Erwarb er ſich den Hort der Nibelungen.
Jetzt zieht von Xanten er wie Milch und Blut,
So jugendlich, und doch ſo reich an Ruhme:
Trotz, Kraft und Weichheit, Milde, Süße, Glut,
Sie ſchmücken ihn, der Ritter ſchönſte Blume.

Er war der Männer Mann, der Helden Held,
So fuhr mit Gunther er zu wilden Kriegen,
Er ſchlug den Dän' und Sachſen kühn im Feld,
Ihm mußte ſelbſt Brunhilde unterliegen,
Die ſich vermaß im Kampfe jeden Mann,
Und wär' es auch der Stärkſte, zu beſiegen.
Als er dem König ſie zum Weib gewann,
Ward ihm zum Lohn die herrliche Chriemhilde.
Sie traten zum Altar, der Lenz begann —
Kein Bild verglich ſich dieſem ſchönen Bilde.

Wie hell und reich entfloß die Minnezeit,
Goldſonnig ſahen ſie die Tage gleiten,
So plötzlich ſchied die Frauen Haß und Neid!
Die Königinnen huben an zu ſtreiten:
Brunhild verachtet Siegfried, weh, ſie hört,
Daß er, der Held, nicht Gunther ihr vor Zeiten
Den Gürtel nahm. Der Frieden iſt geſtört
Für alle Zukunft, dunkle Wuth entlodert,
Es waltet jäher Zorn, und wild empört
Hat Rache von den Männern ſie gefodert.

Das iſt des grimmen Hagen finſtres Amt!
Wer darf der Herrin reinen Ruf berühren?
Auf dunkle Thaten ſinnt er zornentflammt,
Er weiß Chriemhilden täuſchend auszuſpüren.
Sie glaubt, er denk' auf Siegfried's Schirm und Hut,
Und ſagt ihm alles. Sorg' und Lieb' verführen
Ihr treues Herz. Als in des Drachen Blut
Siegfried gebadet, fiel ihm auf den Rücken
Ein Lindenblatt. Dort kann in Kampfesglut
Der Todesſtoß dem Schwert des Gegners glücken.

Und Hagen kennt die Stell'. — Hinaus zur Jagd!
Es geht ins Waldgebirg' der ſchwarzen Tannen.
Wie reiht ſich Zug an Zug in Waidmannstracht,
Hornruf erklingt, laut jauchzen auf die Mannen,
Es ſcheucht das Wild die Meute mit Gebell,
Speerwerfen gilt es jetzt und Bogenſpannen,
Jetzt gilt es einen Wettlauf nach dem Quell!
Siegfried iſt ſchon am Ziel, da ſchleudert Hagen
Den Speer ihm nach. Wohl traf ihn der Geſell:
Der ſchönſte beſte Ritter lag erſchlagen!

Entſetzlich Rachewerk! Schreckhaftes Los,
Zu ſinken in der Jugend vollſter Blüte!
Schreckhafter noch dem Weib, deß Leben blos
In ihrem Helden blühte, glühte, ſprühte! —
Sie legten ihr die Leiche vor das Thor.
Da ſtürzt ſie hin! Daß ſie der Herr behüte!
Angſtvoll fährt ſie zum Leben neu empor. —
Wie anders jetzt! — Die bräutlich einſt geharret,
Der Roſe gleich — ſeit ſie die Rach' erkor,
Da wandelt ſie zu Erz und Eis erſtarret!

So ſaß ſie dreizehn lange Jahre lang,
Selbſtquäleriſch all die Gedanken lenkend
Zu Tagen, wo ihr Leben ſang und klang,
In Jugend, Glück und Minne ſich verſenkend,
Und dann, durchzuckt von grimmem Haß und Leid,
Auf nichts wie Rache, Rache, Rache denkend
Für Siegfried's Tod. — Da kam ein hell Geleit
Vom Hunnenland mit König Etzel's Bitten,
Der ehrenvoll um Siegfried's Wittwe freit —
Sie aber iſt zur Hochzeit hingeritten.

Es trieb ſie nicht die Liebe, nein der Haß,
Die Seele ſchwoll von dunklen, ſchwarzen Plänen.
Sie lud ins Donauland ohn' Unterlaß
Die Sippen, als empfänd' ſie frommes Sehnen.
Da kamen ſie, der grimme Hagen nur
Sah in des Weibes Geiſt den Abgrund gähnen,
Den fürchterlichen. All ſein Mahnen fuhr
In Luft und Wind. Luſt tönte allerwegen,
Wo die Burgunden zogen durch die Flur.
So ging's dem grauſen Schickſalstag entgegen.

Der Tag der Rache kam, anhub der Streit,
Chriemhilde lockte ſchlau ſie in die Falle;
Die ſturmgewohnten Helden weit und breit,
Sie maßen ſich im Spiel der Waffen alle,
Und alle ſanken dort im blaſſen Tod.
Der Leichenhaufen thürmt ſich durch die Halle,
Brand ſchwärzt die Mau'r, Blut macht den Boden roth,
Schmerzſchrei und Todesruf, verröchelnd Stöhnen —
Das Lied iſt's von der Nibelungen Noth —
Doch laßt es brauſen euch in eignen Tönen!

Wie greift es ins Gemüth und packt das Herz!
Von Kraft, von Zorn, von Wehmuth iſt's durchfloſſen.
Gefügt iſt es ſo feſt wie ſtarres Erz,
Gethürmet wie von mächt'gen Felskoloſſen,
Und ſtürmiſch rauſchend, wie ein wogend Meer,
In das die Wuth der Winde ſich ergoſſen.
Ein Denkmal iſt es, ewig, mächtig, hehr,
In dem der Dichtergeiſt der Deutſchen brauſet,
Der für uns zeugend, wuchtig, ſtolz und ſchwer
Durch alle Zeit zu allen Völkern ſauſet. —

Ein andres Heldenlied ertönet hier
Im wormſer Feld. Es iſt vor allen Kunden
Der ſüßen Minnemären Luſt und Zier.
Es klingt von Walther und von Hildegunden.
Er war des ſtolzen Gothenkönigs Sohn,
Ihr Vater war der König der Burgunden,
Sie trafen ſich an Etzel's hohem Thron,
Wo beide fern der Heimat Geiſeln waren,
Er liebte ſie, die Liebe war ſein Lohn,
Und ſie entflohn den Banden und Gefahren.

Als glücklich ſie erreicht den grünen Rhein
Und zu des Wasgaus Eichenbergen zogen,
Da ritten raſch die Franken hinten drein,
Hei, wie ſie auf den ſtarken Roſſen flogen!
Der König Gunther, Gernot, Giſelher,
Zwölf Degen trugen Helm und Schwert und Bogen.
Der grimme Hagen war in voller Wehr.
Braucht's ſo viel Volk mit Einem hier zu rechten?
Sie wähnten, Walther führe reich und ſchwer
Den Gothenſchatz, den wollten ſie erfechten.

Hoch auf dem Gipfel ragt ein Felſenthor,
Dort harrte Walther auf der Franken Degen.
Er ſchwang ſein ſchneidig ſcharfes Schwert empor,
Die Braut beſchirmend ſtellt' er ſich entgegen
Dem Drang der Kämpfer. Alle rennen an
Und alle ſinken ſeinen ſcharfen Schlägen,
Daß er, der einzige, den Sieg gewann
Ob all den großen kampfberühmten Helden.
So ſiegt voll treuer Lieb' ein treuer Mann!
Von treuer Liebe weiß kein Lied zu melden! —

Ein neuer Sang erklingt. Es tönt das Lied
Die Märe von Chriemhildens Roſengarten.
Dort liegt er! Eine Schar von Rittern zieht,
Sie kommen her, es fliegen die Standarten.
Die beſten Helden ſind's der alten Zeit,
Auf Frauenruf des Waffenſpiels zu warten.
Burgunden ſtehn mit Gothen im Gebreit:
O wie ſie edle Ritterſchaft entfalten!
Dietrich von Bern beſiegt ſie all' im Streit,
Es iſt die mächtigſte von den Geſtalten. —

Uns ſtammet aus dem deutſchen Heidenthum
All dieſer mächt'ge Stoff. Einſt hieß Barbaren
Der Römer unſer Volk, das ew'gen Ruhm
In ſolchen Heldenſagen wird bewahren.
Hob ein Romanenſtamm je gleichen Sang?
Wir dürfen uns im Lied den Griechen paaren.
Sie meiſtern uns an Feinheit, Form und Klang,
Doch wir ſind im gewalt'gen Stoffe Meiſter.
Ihr Deutſchen, ſchämt euch, die in wirrem Drang
Die Fremde preiſen! Wir ſind eure Geiſter! —

Noch einen Gang zum alten ſchönen Dom
Mit ſeinen ſtolzen rundgewölbten Hallen,
Und dann hinab zum tiefen grünen Strom!
Seht, wie beruhigt ſeine Fluten wallen!
Der jugendliche Stürmer iſt's nicht mehr,
Der unſtet wirbelnd ſtreifte nach Gefallen;
Sein ſelbſt bewußt, als Mann zieht er einher.
Iſt's, weil der Neckar ihm zum Gruß gekommen?
Ward bei der Todtenſtadt das Herz ihm ſchwer?
Thut's weil den Heldenſang er hier vernommen?

Iſt's weil er ob dem Nibelungenhort,
Den hier im Rheine barg der grimme Hagen,
In grünen Wellen rauſchet fort und fort,
Indem er lauſcht des Schatzes alten Sagen,
Der ruht geheimnißvoll im Grundgeſtein?
Goldkörner ſoll die Flut ans Ufer tragen.
Ja, Gold der Dichtung glüht hier echt und rein,
Befruchtend rings die Geiſter und Gemüther.
In heil'gem Ernſte wallet fort der Rhein,
Er ward der Dichtung ernſter, heil'ger Hüter. —

Natur zu dir, du bleibſt dir immer treu
In längſt vergangnen und in jüngſten Tagen.
Wie alt du biſt, du biſt uns dennoch neu,
Dort in den Schluchten, Felſen, Heiden, Hagen.
Wie lacht die Ebne hell im Sonnenſtrahl
Dort vom Gebirg, wo ſtein'ge Kegel ragen
Phantaſtiſch wild! Gruß dir, Auweiler Thal,
Du Madenburg, Hambach und Edenkoben,
Du Donnersberg ſo rieſig, breit und kahl,
Wo unſre Väter Wodan einſt erhoben!

Forſt, Deides-Wachenheim, du hold Revier!
Welch ſüße Weine! Boden-Laubenheimer,
Nierſteiner, alle ſind des Landes Zier.
Wer wünſcht ſich ſolchen Tranks nicht manchen Eimer?
Aufflackert in der Seele heller Brand,
Der Trinker wird zum frohen Liederreimer.
Auch wächſt ein Feuerwein im ebnen Land:
Geht nur nach Worms zu unſrer lieben Frauen!
Liebfrauenmilch! Den Becher füllt zum Rand,
Des Himmels Englein glaubet ihr zu ſchauen!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Pfalz, Gott erhalt's!“ Du Land der Sonnenluſt,
Des heißen Weins, des Lebens hell im Lichte,
Du haſt erweitert uns die weite Bruſt
Mit manchem großen heldigen Gedichte,
Du ließeſt leſen uns, was du mit Kraft
Gemeldet aus des deutſchen Volks Geſchichte,
Du wecteſt uns die tiefe Leidenſchaft
Für unſres Vaterlandes ſchöne Gauen,
Du haſt zu neuem Muth uns aufgerafft,
Wir helfen froh die deutſche Zukunft bauen!

Vierter Geſang.

Im Oſten Deutſchlands liegt ein Höhenzug:
Seht, wie ſich breitgedehnt die Kuppen recken!
Die Wolken ſtreifen dort in leichtem Flug
Die Nadelwälder, die ſie dunkel decken,
Das Volk hat Fichtelberge ſie genannt.
Wir ziehn dahin durch menſchenleere Strecken:
Dumpf klingt der Axtſchlag an der Hügelwand,
Und donnernd ſtürzen hin die Rieſenbäume,
Der Bergbewohner flößt ſie weit ins Land,
Bauholz für Schiffe und für Menſchenräume.

Es wächſt im Boden mancherlei Metall,
Das emſig ſie dem Felſengrund entbohren.
Ihr hört des Hammerwerks eintön'gen Schall,
Im finſtern Tannenthale liegt's verloren,
Der wilde Bach ſtürzt auf das Mühlrad ein,
Schmelzwerke brüten da mit ruß'gen Thoren,
Es flammet nachts der rothe Feuerſchein,
Auf hohen Eſſen ſeht ihr Funken ſprühen,
Daß rings die Heiden und das Berggeſtein,
Daß rings die Föhrenwälder flackernd glühen.

In ferner Einſamkeit entſpringt ein Quell,
Er zieht zum Oſten nicht, er zieht zum Weſten.
Den ſchönern Weg erwählt ſich der Geſell.
Es wohnet hinter jenen Bergesfeſten
Ja ſlawiſch Volk. Wie ſchwankte da die Wahl?
Nein, Böhmens Dörfer ſind nicht von den beſten,
Drum gräbt der Bach nach Deutſchland ſich ein Thal,
Ihm fließen zu die Bächlein im Vereine,
Er jauchzet rieſelnd rings in jedem Strahl
Zum frohen Wandergange nach dem Rheine.

Das iſt der weiße Main! Bald ſtrömt ihm zu
Der rothe Main. So ziehen ſie verbunden,
Und Waſſer kommen ſonder Raſt und Ruh'
Von allen Höhn, denn an den Rand gebunden
Streckt ſich Gebirg mit Thälern, Spalt an Spalt.
Rechts hat der Frankenwald ſich hingewunden,
Es ragt empor Thüringens dunkler Wald,
Rhön, Speſſart, Vogelsberg, Taunus begleiten
Den Fluß, indeß mit Kuppen mannichfalt
Links Steigerwald und Odenwald ſich breiten.

Und weitgezogen ruht der ſchöne Grund,
Umblaut von ſeinen duft'gen Höhenzügen,
Man ſieht den Landmann Felder in der Rund,
Den Schiffer raſtlos ſtets die Welle pflügen.
So grüßen fruchtbar uns die Auen bald,
Ortſchaften bald in friedlichem Genügen,
Es grüßen Schlöſſer rings von Berg und Wald,
Es heben Städtchen, Dörfer, Thurm und Dome
Sich rings im Thale, wo die Woge wallt
Im vielgewundnen ſchlangengleichen Strome.

Idyllen rings! Kleinhöfiſches Idyll
War Kulmbach einſt; der Zopfzeit Hochentzücken
War zu Baireuth, Idyll glückſelig ſtill,
Rings Rococo, gepuderte Perrüken;
Idyll iſt Koburg dort am Hügelkranz,
Den Schlöſſer, Gärten, Wald und Wieſen ſchmücken.
Welch freie Luft! Und weiter ſchaut ihr Manz
Und Vierzehn-Heil'gen, geiſtliche Idyllen
Der Kloſterzeit. — Leb' wohl, Idyllenglanz!
Ich will in andrer Welt die Sehnſucht ſtillen.

Die Regnitz grüßt. An ihren Fluten ragt
Das alte Nürnberg. — Große Bilder gleiten
Plötzlich herauf! Vor meinen Blicken tagt
Seltſam das Leben längſt vergangner Zeiten.
Keck aus der Fläche ſtrebt die Burg empor,
Als müßten Ritterſcharen ihr entreiten.
Es trotzet in der Mauer Thor an Thor,
Durchbrochne Kirchenthürme heben luſtig
Sich aus den Giebelhäuſern rings hervor —
Und alles rings phantaſtiſch, nebelduftig!

Wir nahn der Stadt, ein tiefer Graben klafft,
Die Mauern ſtehen da mit dunklen Scharten,
Die Pforten hält das Eiſenthor in Haft,
Hoch droben rings die ſtolzgezinnten Warten.
Und Träume ſteigen auf. Seht, flattern dort
Vom Dache nicht reichsſtädtiſche Standarten?
Erſcheinen nicht der Freiheit Schirm und Hort
Zum Kampf bereit des Bürgerthums Geſtalten,
Mit Panzer, Helm und Schwert? Der Führer Wort,
Tönt's nicht hinaus? Will ſich die Schlacht entfalten?

Nein, Frieden rings! Wir ziehn in Frieden ein.
Auch hier tritt uns die alte Zeit entgegen.
Wie ſeltſam dehnen ſich die Häuſerreihn
Rings in der Straßen krausgefügten Wegen!
Die ſchlanken Giebel all, o kommt und ſchaut,
Drum bunte Bilder ſich als Zierath legen!
Wir ſtaunen vor den Erkern, lauſchig, traut,
Den luſt'gen Galerieen und Balkonen,
Den Brücken übern dunklen Fluß gebaut.
Behäbig iſt's, in ſolchem Neſt zu wohnen.

Achtung vor dir, du ſtarkes Bürgerthum,
Das ſolche Sitze ſich vermocht zu ſchaffen!
Du ſuchteſt in der Arbeit deinen Ruhm,
Dir galt, es zu erringen und erraffen.
Gleich ſtark warſt du zu wirken mit dem Geiſt
Und in der Fauſt zu führen deine Waffen!
Im Denken und im Handeln kühn und dreiſt,
Haſt du dir hier ein Denkmal hoch erhoben,
Das heute noch uns ſtaunend ſchweigen heißt.
Du lobſt dich ſelbſt, was ſollen wir dich loben?

Was gab den ſchlichten Bürgern dieſe Kraft?
Sie wuchs und wuchs, denn dieſe Mauerringe,
Sie hielten den Bewohner nicht in Haft,
Er ſchaute frei und offen in die Dinge,
Er wußte, was ihm nah und ferne ſtand,
Scharf wog er ab, was groß war und geringe,
Hier in der Heimat, dort im fernen Land;
Er fuhr nach Nord und Süd in ſtetem Wandel,
Er ging nach Indien und zum Nordmeerſtrand,
Ihm öffnete die weite Welt der Handel.

Und Schätze häuften maſſenhaft ſich hier,
Beſtimmt die traute Heimat auszuſchmücken:
Der glüh'nden Edelſteine bunte Zier,
Goldne Geſchmeide, die das Aug' entzücken,
Damaſt und Teppich aus dem Orient,
Gewürz' und Weine, die den Sinn berücken,
Venedigs Glas, das bunt in Farben brennt,
Bernſteine von des Balt'ſchen Meers Geſtaden,
Pelzwerk vom Pol und Früchte von Tarent,
Das alles ward hier ein= und ausgeladen.

Und aus der Fülle des Gewinns entſproß
Die alte Stadt. Doch hat beim Bau gewaltet
Nicht Eitelkeit, die blind ins Wilde ſchoß
Und geiſtlos thürmend ihre Pracht entfaltet.
Es hat geregelt hier der heil'gen Kunſt
Geheiligtes Gefühl. Rings ward geſtaltet
Von ſeinen Meiſtern. Nirgends ſtand in Gunſt
Wie hier Erbauer, Maler, Bildner, Dichter,
Sie ſtrahlen hell durch ſpätrer Tage Dunſt,
Ihr Werk iſt Muſter und ſie ſelbſt ſind Lichter.

Reichthum und Schönheit hielten gleichen Gang:
Wenn ihr die Schritte durch die Straßen lenket,
Prachtvolle Bauten ſtehn den Pfad entlang,
Und wenn ihr in die Kirchen euch verſenket,
Da leuchten Pfeiler, Kanzel und Altar
Von Bildwerk, wie es edler Sinn erdenket.
Ihr ſeht, daß ſchon der Steinmetz Künſtler war.
Bauhütten ſtreuten allwärts guten Samen:
Welch eine vielgewandte Meiſterſchar!
Doch forſchet ihr vergebens nach den Namen.

Und herrlich ſtrahlt der Maler Farbenglut.
Schongauer hat zuerſt den Weg gefunden
Zu ſchönem Werk. Es folget Wohlgemuth.
Ihm war als Schüler feſt und treu verbunden
Der größte Genius der neuen Zeit.
Wer lauſcht nicht gern den wundervollen Kunden
Von Albrecht Dürer, welchen Gott geweiht
Zu unerreichbar mächtiger Entfaltung?
Er überragt ſie alle hoch und weit
An Geiſteskraft und Fülle der Geſtaltung.

Verlaſſend hergebrachter Sitte Spur
Durchbrach er eigenartig alle Schranken,
Er wob ins Kleid lebendiger Natur
Hochſtrebende, phantaſtiſche Gedanken,
Verklärte Lichtgeſtalten. Fromme Scheu
Und hohe Kühnheit, wie ſie hold ſich ranken
Durch ſeinen Geiſt! Stets iſt er friſch und neu:
Wer war ihm gleich in lebensvollen Bildern
Die nächſten Dinge ſchlicht und wahr und treu,
Die höchſten Dinge geiſtestief zu ſchildern?

Und fromm, beſcheiden blieb doch ſtets der Mann,
Der Gott in ſich demüthig gab die Ehre,
Was er an äußern Ehren auch gewann.
Es fühlten ſeines Geiſtes Wucht und Schwere,
Die mit ihm lebten. Auf, nach Nürnberg hin!
Wie freuten ſich die Schüler ſeiner Lehre!
Ihm folgten Kulmbach, Beham, Schäuffelin;
Altdörfer, Glockendon mit vielen andern
Sah man alsbald, hingebend Geiſt und Sinn,
Auf heller Kunſt geweihten Pfaden wandern.

Schongauer ſchuf in Stein, und Adam Kraft,
Es ſaß Veit Stoß bei ſeinen Schnitzereien,
Und wer von allen, die in Erz geſchafft,
Wagt es ſich Peter Viſcher anzureihen?
Beſchaut ſein Werk auf Sanct-Sebaldi Gruft,
Draus hauchen euch des Künſtlerthumes Weihen
So männlich, ſtark und groß. Dies Denkmal ruft:
Achtung und Ehre jenen ſchlichten Meiſtern!
Trennt uns von ihnen auch der Zeiten Kluft,
Noch heut verſtehen ſie uns zu begeiſtern.

Hans Sachs erhob in dieſer Stadt den Sang,
Schuhmacher war er und Poet. Die Quelle,
Draus ihm ſein munter friſches Lied entſprang,
Sie ſprudelte ſtets luſtig, froh und helle.
Und wie das Volksthum, draus er ſchöpfte, klar,
Biderb und treu und fromm war der Geſelle,
Und ſittlich rein und männlich, kräftig, wahr.
That Pfriem' und Leiſten abends er zur Seite,
Dann lauſchte ſeinem Ernſt und Scherz die Schar,
Und unbelehrt zog keiner in die Weite.

Er wußte, wie man zu dem Volke ſpricht,
Und richtig hat er uns vom Volk geſchrieben
Aus ſeiner Zeit. Sein Lied erzählt uns ſchlicht,
Wie ſie's im alten Nürnberg einſt getrieben,
Wie ſie getanzt, geſungen und gezecht,
Im Zanke derb und herzlich froh im Lieben,
Wie's ſtand um Handel, Handwerk, Herrn und Knecht,
Wie ſie des luſt'gen Faſtnachtsſpiels gepflogen.
Die Luſt der Schnurre und des Schwanks war echt,
Sowie die Andacht, die das Herz durchzogen!

Die ſchönen Tage ſanken längſt hinab,
Doch dünkt uns oft, als müßten aus den Thüren
Die alten Bürger, die jetzt ruhn im Grab,
Noch ſtattlich ihre Frau'n und Kinder führen
Zur Kirche ins Gebet, nach Markt und Platz,
Wo Tanz und Spiel ſich hell und wirbelnd rühren,
Als müßten ſie, zu mehren ihren Schatz,
Aufſuchen rings der Kaufgewölbe Hallen,
Bewaffnet ſtürmen zu der Stadt Entſatz
Und im Talar zum Rath aufs Stadthaus wallen.

Noch einen Blick dort von der Burg zur Stadt!
Phantaſtiſch liegt ſie da im Abendglühen.
Rothgoldig ſchwimmt's, das Aug' ſieht ſich nicht ſatt;
Die Thürme, Giebel, Kirchen, Zinnen blühen
Im letzten Blick des Tags. Ich laſſ' den Ort
Und rufe noch im letzten Strahlenſprühen:
Heil ſprieße dir, o Nürnberg, fort und fort! — —
Noch viele Städte prangen rings und laden
Im ſchönen Frankenlande hier und dort:
Ansbach, Erlangen. — Weiter auf den Pfaden!

Nach Bamberg fort! Ein altes Sprüchlein heißt:
„Reben, Geläut, Main, Bamberg, das iſt Franken.“
Kein Wunder, daß ihr eure Heimat preiſt,
Die Anmuth, Fülle, Lieblichkeit umranken.
Das Thal von Gärten, Obſt und Frucht umlacht,
Von grünem Wein umblüht der Hügel Flanken,
Die Höhn gekrönt von dunkler Wälder Pracht!
Ihr ſteigt zur Babenburg, die überm Strome
Am Berge ragt — gebrochen ihre Macht —
Ihr kniet in Kaiſer Heinrich's hehrem Dome. —

Wer nennet all die Stätten hold und traut,
Die rings im Grund und an den Bergen glänzen,
Bis vor dem Blick ſich hell und prunkend baut
Das ſchöne Würzburg. Milde Höhn begrenzen
Des Thales Keſſel rings. Die Rebe ſprießt
Dort üppig heiß. Und Schloß und Kloſter glänzen
Hoch von den Gipfeln. Doch im Thale fließt
Der Strom dahin am reichbebauten Strande,
Paläſt' und Kirchen ſpiegelnd, und ergießt
Durch reiche Gärten ſich in blüh'nde Lande.

Was Wunder, daß zu dieſem ſchönen Thal
In längſt verſchollner Zeit die Siedler kamen,
Daß hier mit kühnem Geiſt und ſtarkem Stahl
Oſtfrankens Herzöge die Sitze nahmen?
Da thaten bald den Chriſtenglauben kund
Die Prieſter Irlands in des Heilands Namen,
Hier ſprach Sanct-Kilian mit weiſem Mund,
Er litt im Märtyrthum für ſeine Lehre,
Sanct-Winfried legte hier der Kirche Grund,
Und was er that, er that's zu Gottes Ehre.

Schon mehr als tauſend lange Jahre ſteht
Das Bisthum, trotzend allen Wechſelfällen,
Und allerwärts, wohin das Auge geht,
Da ragen Schlöſſer, Kirchen und Kapellen,
Siechhäuſer, Stifter, Klöſter, die im Plan
Und längs den ſchönen Höhen ſich geſellen.
Was Frömmigkeit werkthätig hier gethan,
Wird die Vergeltung reich den Gebern lohnen.
Heil allen Guten! Doch es iſt ein Wahn
Das Sprüchlein: „Unterm Krummſtab iſt gut wohnen.“

Am Berge drüben ragt die Zwingburg auf
Mit Thurm und Mauerwerk aus alten Zeiten.
Dort ſtürmte einſt vorbei in grauſem Lauf
Der Bauernkrieg. Welch wüſtes, tolles Streiten!
Vom Adel, von der Geiſtlichkeit gepreßt,
War ſchier ein Sklav' der Bauer in den weiten
Geländen Deutſchlands. Wie in Jochen feſt
Hielt Fron' und Zehnt ihn. Wagt' er ſich zu rühren,
So fiel der Ritter ihm ins kleine Neſt
Und ließ ihn höhniſch Kett' und Kerker ſpüren.

Was galt das ewig heil'ge Menſchenrecht? —
Und plötzlich ſammelten ſich Wolkenheere,
Es blitzt' und donnerte. Schon ſchlug der Knecht
Den Herrn im Schweizerland. Schon griff zur Wehre
Der Frieſe in den Marſchen, freiheitskühn.
Dann ſtrahlte hell der Glaubensfreiheit Lehre
Durchs deutſche Land. Allwärts fing's an zu ſprühn,
Der Bundſchuh hob den Kampf am Oberrheine,
Der arme Konrad ließ die Feuer glühn,
Es brannte von Gemeine zu Gemeine.

Mit Rieſenſchritten wuchs der Aufruhr fort,
Der deutſche Süden ſtand alsbald in Flammen,
Lauffeuerartig ging's von Ort zu Ort,
Auf allen Straßen lief das Volk zuſammen.
Karlsſtadt und Münzer ſchürten rings die Glut.
Mit wildem Hohn, mit grauſem Fluch verdammen
Sie alle Unterdrücker. Zorn und Wuth,
Das iſt die einz'ge Leidenſchaft der Bauern,
Die Felder dampften von vergoſſnem Blut,
Umging der Tod in Tagen voll von Schauern.

Wohl heiſchten ſie ein menſchlich Recht mit Fug,
Sie wollten nicht verkümmern und vermodern,
Neu ward die Zeit, in neuem Geiſterflug
Die Freiheit galt's für alles Volk zu fodern.
Manch edler Geiſt betrat die dorn'ge Bahn,
Selbſt ſtolze Ritter ſah man feurig lodern
Für ſchöne Brüderſchaft. Herr Florian
Von Geyer ſtürmte mit des Landvolks Scharen,
Und Götz von Berlichingen theilt' im Plan
Mit ſeiner Eiſenfauſt die Kriegsgefahren.

Doch nie erzwingt ſich durch Unmenſchlichkeit
Die Menſchlichkeit. O Gott, welch wüſtes Raſen!
Es ward zerſtört und nicht gebaut im Streit.
Hat auch das Recht den Funken angeblaſen,
Das Unrecht fegt' ihn fort. Wüſt und verrucht
Verſengt' er Stadt und Land. Statt Garben laſen
Sie Aſche nur. Der Bau'r in wilder Flucht,
Er kannte Maß und Regel nicht im Kriege
Und hielt nicht aus des Gegner ſchwere Wucht.
Der Truchſeß Waldburg fei'rte blut'ge Siege.

Vor Würzburgs Thoren klang die große Schlacht,
Feſt hielt das Bauernheer die Stadt umſchloſſen,
Es ſtürmte die Marienburg mit Macht,
Die hoch ſie überragt. Mit Mann und Roſſen
Zog da zum Kampfe Schwabens Ritterbund.
Ach, endlos iſt das heiße Blut gefloſſen
Des armen Volks. Sie deckten weit den Grund,
Zahllos, ein Fraß der Geier und der Raben,
Dann ward zu Ingolſtadt im Donaugrund
Der große, deutſche Bauernkrieg begraben.

Habt Mitgefühl! Sie fochten heldengleich,
Sie ſanken trotzig für erhabne Güter
Und tobten wüthend hin von Streich zu Streich,
Rauh war die Zeit, verhärtet die Gemüther.
Gottlob! vernichtet iſt die Sklaverei,
Frei ſteht der Landmann, als des Erbes Hüter,
Kaum weiß er, daß mit lautem Angſtgeſchrei
Sein Ahne griff zu Senſe, Axt und Spaten.
Der Bildung heil'ge Sitte gab ihn frei,
Und frei und fröhlich baut er ſeine Saaten.

So gibt ihm Korn das Thal, der Hügel Wein,
Und welchen Wein, ſo klar und goldenflutig!
Ihn kocht der heiße, helle Sonnenſchein,
Er reifet in der Traube feuerglutig,
Und trinkt ihr ihn, er iſt ſo duftig, heiß,
Er macht das Herz ſo froh, den Geiſt ſo muthig.
Kennt ihr den Steinwein nicht? Es baut mit Fleiß
Der Winzer rechts ihn an den Berggeländen.
Kennt ihr den Leiſtenwein? Das edle Reis
Wächſt dort an des Marienberges Wänden.

Weit klang der Spruch: „Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Bacharach am Rhein, Hochheim am Maine,
Da blüht und reift der allerbeſte Wein!“
Hoch Würzburg dir! — Im Sommerſonnenſcheine
Sitz' ich im Boot, das leis hinunterzieht,
Den Becher ſchwingend mit dem Feuerweine,
Und trinkend denk' ich an manch altes Lied,
Das einſt erklang im ſchönen Land der Franken.
Du ſchönes Land, das goldne Weine zieht
Und Dichter, ſtolz in Bildern und Gedanken!

Wolfram von Eſchenbach, du edler Held,
Wie in der Dichtung, ſo im Ritterthume,
Du größter Deutſcher auf dem ſchönen Feld,
Wo uns die Kunſt zuerſt gedieh als Blume!
Tiefſinniger! Vor allen andern flog
Dein Geiſt hinan die Höhn zum reinſten Ruhme,
Weil er nicht ſüßer Sinnenreize pflog
In des Gedichts anmuthiger Entfaltung,
Weil er erhabene Gedanken wog
Und ernſt charakterformende Geſtaltung.

Ein mächt'ger Tempel iſt dein Parzival,
Wir ſehen drin der Gottheit Bildniß weben,
Wir ſehn wie nach dem Mittelpunkt im All
Die Theile kunſtreich ineinander ſtreben.
Nach mancher Irrfahrt findet dort ſein Ziel
Des Gralbehüters wundervolles Leben.
Wie groß entwickelt ſich das bunte Spiel
Im Daſein dieſer Männer, dieſer Frauen!
Im Ewigen iſt deines Geiſts Aſyl,
Die höchſte Wahrheit nur kann dich erbauen!

Oft klingt dein Wort, als hätt' es ſich verirrt,
Und ſeltſam dunkel ſind oft deine Bilder,
Doch wenn der Dunſt und Nebel ſich entwirrt,
Dann blinkt's entgegen uns, wie jene Schilder
Voll Wunderglanz und heil'gem Himmelslicht,
Es blinkt wie edeles Geſtein, das wilder
Und wüſter Zauber eitle Kraft zerbricht.
Ernſt, Ehre, Freiheit, Sitte, Größe gliedern
Sich ſtets mit mächtig wuchtendem Gewicht
In deinen ſchönen hochgedachten Liedern.

Konrad von Würzburg, reich war deine Bruſt,
Du goldner Schmied, an goldenen Geſchichten,
Und Keiner kam dir gleich an Drang und Luſt
In muntern Reimen ſtets ſie zu berichten.
Wo du das Licht der Welt erblicket, ruht
Ein Mann im Grab, der einſt in Singgedichten
Enthüllt die höchſte Kraft, die reinſte Glut:
Es iſt Herr Walther von der Vogelweide.
In ſüßen Weiſen hell und lieblich thut
Er uns die Wunder kund aus Wald und Heide.

Wir folgen ihm ſo gern durch Flur und Feld,
Er webt in Lenz und Sonnenſchein die Sinne,
Er offenbart des Herzens Wunderwelt,
Er ſingt ſo himmelhell von keuſcher Minne,
Es iſt ſein Lied an Gottesglauben reich,
Vom Vaterland ſo voll. Wer auf der Zinne
Des Mittelalters war dem Sänger gleich?
Er ſtarb ſo arm. — Ach, was er einſt errungen,
Hat er vererbt den Vögeln in dem Reich
Der Luft, zu nähren ſich und ihre Jungen.

Aus neuer Zeit grüßt auch ein freundlich Bild.
Jean Paul, du biſt dem Frankenſtamm entſproſſen!
Es iſt in deiner Heimat ſanft und mild
Dein Lebensabend ſtill dahingefloſſen,
Und zwiſchen Wieg' und Grab war alles klar.
Du warſt im Schaffen immer unverdroſſen,
Du webteſt uns Geſchichten wunderbar
Von Schwärmerei und Ideal durchdrungen,
Voll Scherz, Humor, Gefühlen, wirr und klar,
Und voll Geſtalten, die nur dir gelungen.

Wer nahet dort, der Greis im Wellenhaar,
Tiefſinnig auf gedankenvollen Bahnen?
Der uns zum Orient ein Führer war,
Es iſt der Schüler indiſcher Brahmanen.
Gruß Friedrich Rückert dir! — Und noch ein Stern!
Nie ward er müd an Hellas uns zu mahnen,
Den Rhythmen Platen's lauſcht' ich immer gern:
Er pflegte treu in Zeiten trüber Irrung
Der Formen Maß und des Gedankens Kern,
Ein Meiſter frei von flatternder Verwirrung. —

Fort zieht der Kahn, rings ragen ſtille Höhn,
Bergwände, einſam, reich an Waldesfrieden!
Wie iſt der Speſſart rechts ſo ſeltſam ſchön,
Wie links der Odenwald ſo abgeſchieden.
Sei mir gegrüßt, o Waldeseinſamkeit,
Vom wirren Lärm des Lebens ſcheu gemieden,
Und doch voll ſüßer Wunder weit und breit,
Die aus den Eichen und den Buchen rauſchen,
Die duften aus dem Kraut der Sommerzeit,
Die in den Bächen leiſe Stimmen tauſchen!

Grüngoldne Lichter ſpielen durch das Dach
Der hohen Wölbung, ſüße Vögel ſingen
Und rufen ferne die Genoſſen wach,
Daß tauſend Lieder hold melodiſch klingen.
Es klopft der Specht am Stamm, die Taube girrt,
Der Falke ſchreit und ſchweift auf ſcharfen Schwingen,
Indeß voll Angſt die Vogelſchar entſchwirrt,
Es weidet Hirſch und Reh im Wieſengrunde.
Mir aber iſt ſo märchenhaft verwirrt —
Hier lebt das deutſche Märchen in der Runde.

Seht ihr am Grund die Wichtelmännchen nicht?
Kobold und Gnom' ſchaun aus den Felſenſpalten,
Die tief im dunkeln Schos der Erde Licht,
Demanten, Gold und Edelſtein entfalten.
Unendlich iſt ihr Schatz. Einſt fand das Thor
Zum Grund ein Hirt, er ſah die Kleinen walten
Des Reichthums dort, er eilte raſch empor
Zum hellen Tag voll Zagen und voll Schrecken.
Nun lacht auch aus der Flut die Nix hervor:
Du Garſt'ger, ſollſt mich nicht ins Waſſer necken!

Das iſt der Mittagsſtunde Zauberzeit!
Rings alles ſtill! Der Elfen Tänze weben
Dort leiſe hin in ſchleierduft'gem Kleid.
O wende dich, es koſtet dir das Leben,
Nickt dir den Gruß die Geiſterkönigin!
Und ſieh, dort aus dem ſtillen Bache heben
Die Waſſerjungfrau'n ſich. Wie durch den Sinn
Die Lieder, die ſie tönen, ſeltſam beben!
Greif zu, dort ſchleicht bekrönt die Schlange hin,
Die ſchönſte Jungfrau iſt dir dann gegeben!

Die hundertjähr'ge Wunderblume blüht
Hier im Gebirg, ſie öffnet dir die Wände
Des unterird'ſchen Schloſſes, drin es ſprüht
Von goldnem Schatz. O wer die Blume fände!
Es wäre ſein die Welt. — Im Odenwald
Da flackern durch die Nacht oft glüh'nde Brände,
Das wilde Heer erſcheint, das Schlachthorn ſchallt,
Die Roſſe ſchnauben laut, die Hunde bellen!
Wenn ſo der Rodenſtein zum Schnellert knallt,
Wälzt bald der Krieg durch Deutſchland ſeine Wellen.

So rauſchen bunte Märchen mir ins Ohr,
Indeß an meinem Blick vorüberfliegen
Waldfriſche Bilder. An der Tauber Thor
Seh ich das liebe Wertheim reizend liegen
Mit ſeiner Burg. Jetzt öffnet ſich das Thal:
Aſchaffenburg! Wie wir im Kahn uns wiegen,
Da glänzt die Ebne hell im Sonnenſtrahl,
Rheinfrankenland liegt vor uns hingegoſſen.
Aus lauter Kehle grüß' ich tauſendmal
Die Heimatluft, die ſtärkend mich umfloſſen.

Und ſieh, der Taunus ragt im Landſchaftsgrund,
Die Formen dehnen ſich ſo ſchön geſchwungen,
Sie ſteigen, neigen ſich, ſo rein und rund,
Doch in der Ebne an den Fluß geſchlungen,
Hebt ſich mit Thürmen, Thoren, Häuſerreihn,
Paläſten ſchlank gegipfelt, breit gedrungen,
Landhäuſern groß und üppig, traut und klein,
Umblüht von Gärten, Blumen, Bäumen, Auen,
Es iſt die ſchönſte, größte Stadt am Main,
Die anmuthvollſte iſt's der deutſchen Gauen.

Die anmuthvollſte iſt's, ich ſag' es frank,
An keiner fand ich größeres Gefallen.
Wie iſt ſie luſtig, freundlich, ſauber, blank,
Behäbig ſind die Häuſer und die Hallen.
Die heitre Landſchaft lacht in voller Pracht,
Und lockt uns unbekümmert hinzuwallen.
Wohin ihr ſeht, es glänzet, ſtrahlt und lacht,
Freu', dich, o Frankfurt, deines Sonnenſcheines!
Füg' immer neue zu der alten Pracht,
Frankfurt, du biſt die Königin des Maines!

Welch buntes Leben rings! Es münden hier
Die Völkerſtraßen rings aus Oſt und Weſten,
Aus Süd und Nord. Stets zieht durch das Revier,
Sieh, Schar um Schar von nah und fernen Gäſten.
Welch wogendes Gewühl! Es ſummt und wirrt
Als ſtürmten ſie heran zu frohen Feſten.
Das Horn ertönt, die ſanfte Flöte girrt,
Auf Platz und Gaſſen Brauſen, Dröhnen, Toben!
Bei Gott, ihr habt euch nicht beim Bau geirrt,
Ihr habt die Stadt am rechten Fleck erhoben.

Heil Kaiſer Karl dem Großen! Denn es nennt
Die Sage ihn als Gründer dieſer Stätte.
Er floh im Sachſenkrieg, da plötzlich rennt
Vor ihm ein Hirſch raſch durch des Maines Bette,
Ihm folgt das Heer, ihm folgt der ſtolze Held,
Daß er vor der Verfolger Wuth ſich rette.
Zum Danke baut er ſeine Pfalz ins Feld
Hier an der freien Furt, und Frankfurt nannte
Er dann den Ort, wo Haus an Haus geſellt
Der Herrn und Knechte Schar zu wohnen bannte.

Gut war die Wahl, das Werk gedieh mit Macht,
Um den Palaſt erhoben ſich die Herde,
Kapellen, Kirchen, Mauern, und in Pracht
Stand bald die deutſche Stadt auf deutſcher Erde.
Wer von den Kaiſern kehrte hier nicht ein?
Die Karolinger lenkten her die Pferde,
Sachſen und Franken ruhten oft am Main.
Doch ſeit der erſte Hohenſtaufe führte
Das deutſche Scepter in den Herrſcherreihn,
War hier der Ort, wo man die Kaiſer kürte.

Kurfürſten kürten ſie. Sie ſetzten dann
Zu Aachen ſich aufs Haupt die heil'ge Krone,
Bis daß der andere Maxmilian,
Der Sproß des Ferdinand, gelangt zum Throne.
Es lag das Grab des Kaiſers Karl zu fern,
Zu fern ſein Altar Habsburgs trägem Sohne.
Der Primas ſalbt' am Main des Reiches Herrn.
Wahlſtadt und Krönungsſtadt iſt es geworden,
Das alte Frankfurt. Licht ging auf ſein Stern,
Strahlend nach Oſt und Weſt, nach Süd und Norden.

Dort ragt der Dom mit ſtolzem Thurm empor,
Es ſchließt ſich dran die kleine Wahlkapelle,
Die Krönung fei'rten ſie im hohen Chor,
Dann zog das Volk hinwogend Well' an Welle
Zum Römer hin, gerüſtet war das Mahl,
Geläut' von allen Kirchen, licht und helle,
Scholl durch die Luft, es kreiſte der Pokal:
Rings Jubel auf dem Platz und an den Tiſchen!
Die Kaiſerbilder ſchmücken rings den Saal —
Seltſam Geſchick! Gefüllt ſind alle Niſchen.

So ſtand die Stadt, ein Mittelpunkt im Reich.
Welch frohe Feſte wurden hier begangen?
Nichts kam der Pracht, dem Glanz, der Fülle gleich,
Sah man die Stadt an Kaiſertagen prangen.
Das Bürgerthum erhob ſich ſtark und groß.
Ihr wißt, wie ſie um Hab' und Güter rangen.
Und wie ſie ſchwelgten in des Reichthums Schos:
Hier öffneten ſich weit Gewölb' und Hallen,
Und zu den Meſſen ſah man ruhelos
Dahin die Völker aller Zungen wallen.

Der Türke wie der Perſer war zur Hand,
Da miſchten mit den Griechen ſich die Juden,
Rings Volk aus Frankreich, Welſch- und Britenland,
Die Waarenpracht aus Schiff und Wagen luden!
Da war ein Markten, Feilſchen, Handeln, Schrei'n,
Hier auf den Straßen, drüben in den Buden.
Quackſalber fingen Bau'r und Bürger ein,
Hanswurſt ſtand ſpaßend auf den offnen Plätzen,
Es galt Gewinn, hier war er karg und klein,
Er häufte dort ſich zu gewalt'gen Schätzen.

Auf in die Stadt! Hier iſt ſie düſter alt,
Hoch ragen eng' und dumpfverſchlungne Gaſſen,
Dort hat ſich Kram und Handwerk mannichfalt
Den Sitz erwählt, wo trüb in Häuſermaſſen
Der Jude hockt; ihr ſeht ſie heiter dort,
Licht, freundlich in des Reichthums Fülle praſſen.
So dehnt ſie weit ſich ins Gefilde fort,
Es lachen Villen unter ſchatt'gen Bäumen.
Anmuthend lieblich locket mancher Ort,
Ihr möchtet gerne wohnen dort und ſäumen.

Und ſeine Heimat hat mit Kunſt geſchmückt
Der Bürger freien Sinns in unſren Tagen,
Denn auf den Plätzen ſchaut ihr tiefbeglückt
Des deutſchen Geiſts gewalt'ge Helden ragen:
Seht Gutenberg, ſeht Schöffer, ſehet Fuſt,
Die in die Welt des Wiſſens Licht getragen.
Und Schiller hier, des deutſchen Volkes Luſt,
Und Göthe dort, die ſchönſte der Geſtalten,
Frankfurt, dein Sohn, du rühmſt ihn ſtolz bewußt!
Wir wollen ihm ein Feſt der Andacht halten!

Kommt in ſein Haus! Hier haben ihm umweht
Den Jugendtraum der beſten Mutter Lieder,
Er trat ins Leben friſch ein Ganimed,
In blüh'nder Fülle jugendlicher Glieder.
So klar die Stirn, ſo ſchön das edle Haupt!
Sein Herz, es klang in allen Herzen wider.
Gedanken, die er dem Olymp geraubt,
Reichſpendend gab er ſie den Erdenſöhnen,
Die Sprache, die man hart und ſpröd geglaubt,
Entrauſcht' ihm in harmoniſch vollen Tönen.

Sie wähnten ſich am hohen Göttermahl,
So oft er ſprach, die frohen Zeitgenoſſen,
Aus ſeiner Seele kam der Nektarſtrahl
In ihre Seelen perlend rein gefloſſen.
Wie kräftig, ſtolz, hinreißend klang ſein Lied,
Das er in Leid und Wonnen einſt ergoſſen!
O ſchaut, wie bräutlich, leuchtend, friſch er zieht,
Wenn er von ſeiner jungen Liebe dichtet,
O lauſcht, wenn er der lauten Welt entflieht
Und ſeinen Sang an die Natur gerichtet!

Wie habet ihr die ganze Welt entzückt,
Die hell er ſchuf, ihr herrlichen Geſtalten!
Entnervt das Volk! Die Luſt, die Deutſchland drückt,
Fühlſt du im Werther. Götz und Egmont halten
Empor das blanke Schwert begeiſtrungsvoll
Entgegen ſchnöder Tyrannei Gewalten!
Es bringet Iphigenie dar den Zoll
Der Menſchlichkeit erhabnen Idealen!
Und Taſſo's edles Dichterherz, es quoll
Hinſterbend in der Liebe heißen Qualen!

Wie lockt der Wahlverwandtſchaft Labyrinth
Und Wilhelm Meiſter's ſchwärmende Geſellen!
Ein ſüßer Traum wallt Mignon hin, das Kind,
Des Harfners düſtre Klagelieder ſchwellen.
O Fauſt, bald ziehſt du ernſt, bald tobſt du wild
Hin auf der Leidenſchaft gethürmten Wellen!
Der Sinne Lockung hältſt du ſtark den Schild
Des Geiſts entgegen — Sturm iſt all dein Leben!
In dir glüht mächtig auf der Menſchheit Bild,
Du zeigſt der Thorheit Reiz, der Weisheit Streben!

Ein Meiſter warſt du, Goethe, überall,
Selbſt wenn du ſpottend deine Geiſel ſchwangeſt,
Und die dir ſchnöde ſannen Schmach und Fall
Beim Lachen rings des Volks zur Demuth zwangeſt,
Wenn du, ein Weiſer, mit Prophetenmund
In kleinen Sprüchen große Weisheit ſangeſt!
Du warſt ein Meiſter, wie du auf den Grund
Der Welt und ihrer Schöpfungen gedrungen!
Dein Dämon gab ſtets neue Wunder kund:
Was du erſtrebt, iſt alles dir gelungen!

Zwar ſchmähen dich die Thoren hier und dort,
Daß niemals dich das Vaterland gekümmert,
Daß ſich zum Krieglied nie erhob dein Wort,
Daß du der Zeiten Götzen nicht zertrümmert.
Die Blöden misverſtehn dein tiefes Sein,
Der harmlos ſchaffend, freudig unbekümmert,
Stets der Natur, der heiligen allein,
Ein Prieſter opferte. Aus ihren Scharen
Vermochte keiner edel, mächtig, rein
Wie du den Menſchen uns zu offenbaren.

Die Seele hat ihr eignes ew'ges Recht:
Der eine ſucht den Krieg auf rauhen Bahnen,
Der andre läßt nicht nach, ſein Mitgeſchlecht
An hehre Freiheit ſtürmiſch kühn zu mahnen.
Dein Weſen war aus anderm Stoff gewebt,
Du liebteſt Ruh' auf deines Schaffens Bahnen.
Haſt du an Fürſtenhöfen auch gelebt,
Du zeigteſt ſtets, daß du von Gottes Gnaden;
In Welt und Leben haſt du Licht erſtrebt,
Du wollteſt ſterbend noch im Licht dich baden.

Du kamſt und gingſt ein Genius, lichterhellt,
Denn was du ſchufſt, es iſt ein Weltenſpiegel,
Enträthſelt haſt du deine Zeit und Welt
Und aufgeprägt der Gegenwart dein Siegel.
Du öffneteſt der Kunſt die Thore weit,
Der Wiſſenſchaft haſt du gelöſt die Riegel.
Wollt ihr in ſeine Tage ſehn, ſo leiht
Eu'r Ohr den Rhythmen, klangvoll hunderttönig! —
O Stadt am Main, ſein Geiſt hat dich geweiht:
Du zogeſt Deutſchlands großen Dichterkönig! —

O Stadt am Main, du rühmſt noch manchen Sohn,
Der dir entſproß, als Meiſter des Geſanges.
Doch paßt nach Symphonien der Flöte Ton?
Gruß Klinger dir, du Mann des Sturms und Dranges! —
Horcht auf! Die Harfe der Romantik girrt,
Es klingen Weiſen her ſeltſamen Klanges:
Clemens Brentano ſingt hier ſüß verwirrt,
Ihm folgt die Schweſter, die mit glüh'nder Miene
Durch Kunſt, Natur und Lebenstiefen irrt:
Es iſt das Kind, die reizende Bettine.

In deinem Herzen webt ein Wunderdrang,
Seltſames Räthſel, das Natur gegeben!
Und ſprichſt du, wie da Farbe, Duft und Klang
In buntem Spiele durcheinanderweben!
Bald wirre Wildniß, bald ein klarer See,
In welchem Welt und Himmel leuchtend ſchweben!
Jetzt hüpfeſt du, ein feines, glattes Reh,
Im Garten der Semiramis erzogen,
Im hängenden, dann biſt du holde Fee,
Dann Prieſterin in ernſten Tempelbogen.

Weilſt auf dem Dreifuß du prophetengleich
Und wandelſt in phantaſtiſch bunten Worten,
So lauſchen wir dir, wie im Märchenreich:
Du ſprengeſt des Naturgeiſts feſte Pforten,
Der Blume Dichterſprache wird uns klar,
Vom Vogelſang, der klinget aller Orten,
Verſtehen wir den Sinn; der Winde Schar,
Der Quellen Lispeln und des Stromes Rauſchen,
Der Sterne Wandel tief und wunderbar
Erklärſt du uns, indeß wir ſtaunend lauſchen.

Du kündeſt des Gemüthes Wunderwelt,
Du kennſt des Herzens tiefgeheimes Pochen,
Du trägſt uns bald zum hohen Himmelszelt,
Zu Gründen bald, drin dumpfe Gluten kochen.
Oft haſt du Weisheit, die kein Mann erdenkt,
Gleichwie Lenzduft berauſchend hingeſprochen.
Wir ſchwärmen wie in Trunkenheit verſenkt.
Glückſel'ges Weſen du, den Baum des Lebens,
Du trafſt ihn unbewußt und ungelenkt,
Ein friſches Kind! — Wir ſuchen ihn vergebens. —

Auch dein gedenk ich, edles Brüderpaar,
Jakob und Wilhelm Grimm, dem Main entſproſſen!
Voll Lieb' im Herzen und im Geiſte klar
Gingt ihr den Lebenspfad ſtets als Genoſſen.
Des großen deutſchen Volkes Wiſſenſchaft
Ihr habet ſie dem deutſchen Volk erſchloſſen.
Was tief in Schutt und Aſche trümmerhaft
Verborgen lag, ihr wußtet es zu finden,
Und mit Verſtandesſchärfe, Künſtlerkraft
Zu einem großen Ganzen zu verbinden.

Die eigne Sprache ſchloſſet ihr uns auf
In alten Sprachen aus verſchollnen Tagen,
Ihr klärtet uns der Mythen tiefen Lauf,
Ihr deutetet die Märchen und die Sagen
In Lied und Sang. In Sitte, Brauch und Spiel
Habt lehrend ihr des Urſprungs Sinn getragen.
Ihr ſtelltet her das Recht, wie es gefiel
Dem Urahn einſt. Des Vaterlandes Einheit
Zeigt ihr als unſrer Zukunft letztes Ziel.
Dank euch, ihr Herzen voll von deutſcher Reinheit. —

Doch nun hinaus. Wir eilen durch das Thor,
Die wundervolle Landſchaft zu durchfliegen,
Zu ruhen in der Felder Blumenflor,
An Halden unterm Schattendach zu liegen,
Durch die Kaſtanienwälder eilt der Schritt,
Des Taunus luft'ge Höhe wird erſtiegen,
Und ſchöner glänzt die Welt auf jedem Tritt:
Seht, welcher Land- und Feld- und Wieſenſegen,
Rings wechſeln hübſche Orte. Wandelt mit,
Nie ginget ihr auf anmuthsvollern Wegen!

Wie ſchwinget dies Gebirg ſich reizend ſchön!
Es hebet leiſe an und gipfelt mächtig.
Wie kränzen ſich die hoch und niedern Höhn,
Rings ſchlucht- und thälerreich ſo wälderprächtig!
Wie gehn die Bäche rieſelnd hell zu Thal,
Wie bauen ſich die Burgen grau und nächtig
Hoch auf dem Felsgeklipp im Sonnenſtrahl!
Wie ruhen traut die Dörfer und die Flecken!
Hier dehnen ſie im Feld ſich ſonder Wahl,
Indeß ſie dort im Forſte ſich verſtecken.

Und in die Ebne, welche reiche Schau!
Sie ſtrahlet, wie in ew'gem Frühlingsſcheine.
Rings Höhenzüge fern in duft'gem Blau,
Es blinkt vom Maine her, es ſtrahlt vom Rheine.
Und Füll' und Reichthum allwärts hingeſät:
Unzählig heben Hügel voll vom Weine
Sich in der Runde. Wie das Auge ſpäht,
Fruchtreich legt ſich Gemeine an Gemeine,
Inmitten aber ragt voll Majeſtät
Frankfurt, die ſtolze Königin am Maine.

Doch nun zu Schiff! Es trägt der ſchöne Fluß
Uns durch die Wieſenufer vielgewunden.
Der Main, der Rhein! Jetzt wechſeln ſie den Gruß,
Sie wechſeln ihrer Laufbahn ſchöne Kunden.
Der Main am Ziel! Ein Bruder, treu und gut,
Hat er dem ſtärkern Strome ſich verbunden.
Und ſeht den Rhein, wie wächſt ihm Kraft und Muth
Und Stolz und Pracht! Er iſt ein Mann geworden
Und wälzt die breite königliche Flut
Hinab zum Ocean ins Land gen Norden.

Fünfter Geſang.

Das iſt der Rheingau dort im Rebenkranz!
Ich ſchau' hinunter von des Stromes Brücke:
Ein Bild voll Fülle, Schönheit, Pracht und Glanz!
Es ſtrahlt ſo hell vom reichſten Lebensglücke.
Und drüben liegt die Stadt am Strand geſtreckt.
Schön war bisher die Fahrt, doch nicht zurücke,
Wir wandern vorwärts. Neue Luſt erweckt
Die neue Schau. Seht, wie die Häuſer ragen,
Seht, wie der Dom ſich in den Himmel ſtreckt,
Es ſpricht die Stadt von alt und jungen Tagen.

Das goldne Mainz! Dort brauſet tauſendfach
Die Luſt der Gegenwart in üpp'gen Quellen,
Am Ufer iſt das Schifferleben wach,
Ankommt ein Boot, ein andres ſucht die Wellen.
Zuruf, Gejauchze, Scherz, Matroſenſang
Aus rauhen Kehlen kräftiger Geſellen!
Euch gellt das Ohr. Das weite Werft entlang
Schiebt man in Ballen fremder Länder Waaren,
Dazwiſchenher der Gäſte bunter Drang;
Ein Dampfer hat ſie ſauſend angefahren!

Den Einen ruft die Müdigkeit zur Ruh',
Den Andern heiſchet noch des Tags Getriebe,
Dem Handelsfreunde zieht der Kaufherr zu.
Ich wüßte nicht, was mir zu ſorgen bliebe.
So ſtreif' ich harmlos ohne Zweck dahin,
Betrachtend, ſchauend, ſinnend, wie ich's liebe.
Die Straßen, wo ſie markten um Gewinn,
Vermeid' ich gern, ich zähle ja zum Orden,
Der lauſcht und forſcht mit andachtsvollem Sinn,
Wie alles, was da war und iſt, geworden.

Hier hat der Römer ſchon ſich angebaut,
Ihr ſeht die Spuren in den alten Mälern,
Von hohen Warten hat er ausgeſchaut
Ein ſcharfer Wächter nach den Höhn und Thälern,
Hier war bemüht er in Germaniens Gau'n
Den Trotz zu brechen und das Recht zu ſchmälern,
Man ſah ihn raſtlos Wäll' und Veſten bau'n,
Die Brücke ſchlug er ob des Stromes Wellen,
Dann brach er auf, man hörte durch die Au'n
Deutſchlands der Legionen Tuba gellen.

Was half es ihm? Es brach ſein Schwert entzwei,
Und ſeine ſiegsgewohnten Adler ſanken,
Dann ſtürmte Hord' auf Horde wild vorbei:
Die Völker wanderten. Der Stamm der Franken
Gewann das Land. Da leuchteten alsbald
Des Chriſtenglaubens ſiegende Gedanken.
Und manches Märtyrs heilige Geſtalt
Taucht ſelig auf. Es ragten hehre Dome,
Und Glockenton und Meßlied hat geſchallt
Voll Andacht durch die Länder rings am Strome.

Es blühte Deutſchlands größtes Bisthum auf
An dieſer Statt. Der Kirchenfürſten Reihe
Wuchs mächtig an in frühem Zeitenlauf.
Da ſah man, daß das Glaubenswerk gedeihe,
Sanct-Winfried fern vom grünen Irland ziehn,
Der Papſt ertheilt' ihm fromm die heil'ge Weihe
Als Primas Deutſchlands. Er hat den Pipin
Geſalbet und gekrönt. Seit jenen Tagen
War Mainz das hohe Krönungsamt verliehn:
Mainz hieß den Kaiſer erſt das Scepter tragen.

Und große Prieſter ſaßen hier in Pracht,
Sie hielten treu an heilig frommer Sitte,
Auf edle Würd' und ſchlichte Zucht bedacht.
Die Stadt lag in der Pfaffengaſſe Mitte:
Chur war das höchſte Bisthum hoch am Rhein,
Volkreich war Konſtanz, in der Reih' das dritte
Ergab ſich Baſel luſt'gen Schwelgerein,
Es ſah auf Anſtand Strasburg, fein und prächtig,
Andächtig Speier, Worms war arm und klein,
Voll Würde Mainz, und Köln durch Reichthum mächtig.

Doch auch der Adel warb um edlen Ruhm,
Der hier in frühen Tagen groß geworden,
Er glänzte durch ſein kühnes Ritterthum
Im heil'gen Lande ſchon als deutſcher Orden.
Heinrich Walpote nahm als Meiſter ein
Zuerſt den Stuhl. Ihm folgte aus dem Norden
Zum fernen Süd die Männerſchar vom Rhein.
Otto von Karpen und Hermann vom Barte,
Sie zogen in das Oſtſeeland hinein,
Aufpflanzend der Genoſſenſchaft Standarte.

Zur wilden Zeit des Fauſtrechts ſah man hier
Das Bürgerthum die höchſte Kraft entfalten,
Es ſtreiften Räuber durch das Stromrevier,
Da galt es tapfer ein Gericht zu halten.
Es gründete den rhein'ſchen Städtebund
Arnold Waldbot; er ließ die Rache walten
Und brach die Ritterburgen auf den Grund.
Rings floß das Blut, des Bundes Waffenknechte
Sie fochten kräftig auf und ab allſtund,
So wurden ſtark der Städte junge Rechte.

Wohl tobte ringsum Zwietracht, Schlacht und Brand,
Und doch erbauten ſie die alten Male.
Dort hebet ſich, gefügt von Künſtlerhand,
Empor die vielgethürmte Kathedrale.
Da liegt der breitgeſtreckte Säulengang,
Durchleuchtet von dem hellen Sonnenſtrahle,
Die Wölbungen, die rings mit vollem Klang
Des Wandrers Wort und Schritte widerhallen.
Viel Meiſter bauten dran. Jahrhundertlang
Klang Kell' und Hammer in den Tempelhallen.

Und an den Wänden ſtehn die Gräberreihn,
Wie ſie ſo ernſt und würdig ringsum ragen,
Kunſtvoll wie lebend ausgehau'n in Stein,
Biſchöf' und Fürſten aus vergangnen Tagen,
Der Weihrauchduft entſteigt, mir macht er Qual,
Es ſcheuchen mich der Trauermeſſen Klagen —
Hinaus, dort vor der Thür im Tagesſtrahl
Seht ihr das Bild des Mannes hell entglommen,
Der ein Prometheus kühn zum zweiten mal
Das Licht vom hohen Himmel hat entnommen!

Mein Gutenberg, nimm hin den beſten Gruß!
Von Meiſterhand in blankes Erz gegoſſen,
So ſtehſt du prächtig da von Haupt zu Fuß,
Der größte Mann, der dieſer Stadt entſproſſen,
Der größte Mann, der Glanz und Ruhm ihr gab.
Kein Fürſt, dem hier der Reif die Stirn umſchloſſen,
Kein Prieſter, mit dem goldnen Hirtenſtab,
Kein Bürger, der durch Stolz und Reichthum glänzte,
Liegt dort im ſarkophaggeſchmückten Grab,
Der Mainz gleich dir mit ew'gen Ehren kränzte!

Das thut, du haſt verſtändig, prüfend, klar
Das beſte Werk der neuen Zeit gefunden.
Einſt ſchrieb der Kloſterbrüder emſ'ge Schar
Viel Jahre lang des Menſchengeiſtes Kunden
Auf pergamentne Rollen. Deine Kunſt
Vollendete das Buch in wenig Stunden
Vieltauſendfach. Dir ſtrahlte Himmelsgunſt:
Mit lauten Preſſen und geſchnittnen Lettern
Warfſt du des Geiſtes Blitze in den Dunſt,
Der ob den Zeiten hing mit ſchweren Wettern.

Und den Gedanken hielt nicht mehr die Macht,
Dem zahmen Löwen gleich, in ehrnen Ketten,
Er ſtürmte ſtolz aus der Geſchichte Nacht,
In der Geſchichte Tag ſich ſtolz zu retten.
Frei ward das Wort. Mit wundervollem Klang,
Drang fort es zu den fernſten Menſchenſtätten.
Herrſchſucht, Gewalt und Liſt verkroch ſich bang,
Es ward der Kirche Tyrannei gebrochen,
Gebrochen ward der Fürſten Acht und Zwang,
Die alte Welt, ſie jauchzte aus den Jochen.

Ja, die Erlöſung kam den Völkern all
So tröſtungsreich. Zu allgemeinem Frommen
Strahlt hell die Wiſſenſchaft dem Erdenball,
Für alle war das Licht der Kunſt entglommen.
In der Gewiſſensfreiheit offnem Meer
Sind jauchzend wir mit kühnem Muth geſchwommen. —
Wie wuchs die Welt, wie wächſt ſie täglich mehr!
Die wahre Menſchlichkeit gilt's zu erringen!
Wir danken deinem Werke hoch und hehr,
O Gutenberg, ſolch herrliches Gelingen.

Hier ſah auch Johann Fiſchart einſt das Licht.
Er ſprühet wie ein Feuerwerk die Blitze
Des Geiſtes aus. Wie brennt und nagt und ſticht
Er wortreich ſprudelnd ſtets mit derbem Witze.
Altmodiſch und verſchnörkelt iſt die Tracht,
Wie in der Stadt die hohen Giebelſitze.
Drum weiter ſtets! — Sieh, tändelnd ſchwärmt und lacht
Dort eine Schar vergnügter Müſſiggänger!
Euch bin ich froh geſellet Tag und Nacht,
Es wandelt gern mit euch der Grillenfänger.

Es rauſcht und klingt! Dort locket mich hinein
Der Rebengarten mit den Laubenhallen,
Er ſtrahlt ſo ſchön im goldnen Abendſchein.
Hört ihr der Harfenmädchen Lieder ſchallen?
Die Zecher ſitzen dort ſo derb und friſch,
Rings ſeh' ich üppig blüh'nde Frauen wallen,
Und Scherz und Luſt! Wer iſt hier wähleriſch?
Es gilt die Gunſt der Stunden ſchnell zu nippen.
Gib, guter Schenke, mir den Sitz am Tiſch,
Den beſten Wein beut meinen durſt'gen Lippen!

Wein, Weib, Geſang, des Lebens grüner Schmuck,
Wie habt ihr hier den ſchönſten Bund geſchloſſen!
Den Freund gewinnt ein raſcher Händedruck,
Zum Liede ſtimmen jauchzend die Genoſſen,
Und Wein vom Rhein, ſo würzig, edel, voll.
Wie kommt er golden in das Glas gefloſſen!
So holdem Daſein bring' ich gleich den Zoll!
Was klang und klingt in dieſen ſonn'gen Gauen,
Und was in alle Zeiten klingen ſoll
Bei Lied und Wein: Hoch Rheinlands holden Frauen!

Du mainzer Sänger, Heinrich Frauenlob,
An dich gedenk' ich hier, erinnrungstrunken,
Der auf des Liedes ſchlanke Flügel hob
Des Weibes Ruhm. Als deines Lebens Funken
Im Tod verſprüht, da ward dir reicher Lohn,
Glückſelig biſt du in die Gruft geſunken.
Es trugen holde Frau'n den Liederſohn
Zur ew'gen Ruh im duft'gen Roſengarten,
Sie träuften Wein auf ihn beim Glockenton,
Kein ſel'ger Ende kann des Dichters warten.

Welch vielbeneidet wundervolles Los!
Nie lohnten ſchöner ſich des Liedes Gaben!
Würd' einſt bei Wein- und Roſenduft im Schos
Der Erde dies Poetenherz begraben!
Wer ſo den heimgegangnen Sänger ehrt,
Wohl wußt' er ſich an ſeinem Geiſt zu laben,
Wer edel ſich zu edeln Todten kehrt,
Der wandelt ruhmlich hin auf lichten Wegen.
Ihr, Rheinlands Frau'n, ſeid aller Ehren werth,
Ein Dichter ruft euch dankbar Heil und Segen.

Ein Hoch dem friſchen, ſüßen Mädchenkranz
Im Schmuck der blonden und der dunkeln Locken!
Mit brauner und mit blauer Augen Glanz!
Euch läuten wir jetzt ein der Gläſer Glocken!
Hoch rauſche die Begeiſtrung eurer Bruſt,
Nie möge eurer Seelen Jubel ſtocken,
Nie ſterben dieſe jugendblüh'nde Luſt,
Die ſtets an euren Ufern euch begleitet,
Und wunderſame Anmuth unbewußt
Auf euch ſo lebensvoll und reich verbreitet!

O ſchwärmet froh dahin durch Tanz und Spiel,
Mit feur'gen Blicken und mit roſ'gen Wangen!
Der holden Freude ſei nicht Maß und Ziel!
Auf, ſingt die alten Lieder unbefangen!
Pocht euch ans Herz die wonnige Natur,
Ob Sonnen glänzen, ob die Sterne prangen,
O nehmt ſie auf in Fluß, Gebirg und Flur,
Dann ſenke ſich, als letzte ſchönſte Blüte,
Ein Himmelsgruß aus leuchtendem Azur,
Die echte rechte Lieb' in eu'r Gemüthe!

Und ſchwuret ihr am Altar keuſch und treu,
So liebt den Mann, den frei das Herz erkoren,
Zeigt euch an Reiz und Anmuth immer neu,
Ob ſich das Schickſal gegen ihn verſchworen,
Ob licht und froh der Augenblick ihm lacht!
Dann fühlt er ſich bei euch wie neugeboren,
Weil ihr am Herd die heil'ge Flamme facht,
Er ſehnt ſich nach des Tages Kampf und Kriegen,
Die er in ſtrenger Arbeit hat verbracht,
Verſöhnt an eurer treuen Bruſt zu liegen.

Die Knaben zieht ihm friſch und heiter auf!
O macht die jungen Herzen ſtark und muthig!
Früh ſtählt ſie für des Lebensſtromes Lauf,
Strömt er dahin auch rauſchend, wogenflutig!
Die Jugend wächſt, gehn auch die Tage wild.
Was thut's der Sehne, wird die Hand auch blutig?
Das Weib von Sparta — welch ein Heldenbild! —
Sie rief dem Sohne nach: Schlägt dir die Stunde,
Und bringt man heimwärts todt dich auf dem Schild,
Dann klaffe auf der Bruſt die rothe Wunde!

Doch eure Mädchen dort im ſtillen Haus,
Behütet wachſam fromm auf jedem Schritte,
Ins bunte Leben führt ſie nicht hinaus,
Bis hold gediehen in des Hauſes Mitte
Der feine Sinn, der auch auf rauher Bahn
Sie herrlich ſchützet. Demuth, Zucht und Sitte
Entwaffnen, drängen ſie ſich keck heran,
Stolz, Frechheit, Hohn. Gerüſtet mit dem Schilde
Der frommen Keuſchheit — glaubt, es iſt kein Wahn —
So gleicht die Jungfrau dem Madonnenbilde!

Ihr Frauen hoch! — In dunklen Schatten baut
Die Stadt ſich auf des Abendhimmels Gluten
Und ſpiegelt Kirchen, Häuſer, Thürm' umgraut
Von Düſten in des Rheines Silberfluten.
Du goldnes Mainz! O horcht, wie rauſchend ſchallt,
Gedrückte Seelen heiter zu ermuthen,
Das Leben allerwärts! Die Menge wallt
Am Ufer hin, und dort in Gartengängen:
Lied, Becher, Zither im Gewirre hallt,
Fern klingt die Landſchaft wieder von Geſängen. —

Doch morgens liegt am Strand der ſchlanke Kahn,
Die Maſten ſtehn von Wimpeln bunt umflogen,
Es ſchwellt ein Hauch die weißen Segel an,
Von Epheu zierlich iſt das Bord umzogen.
Der tiefe Himmel ſtrahlt in blauer Pracht,
So ſpiegeln ihn des Rheines tiefe Wogen.
Friſchauf, der ſchönſte Sommermorgen lacht
Und lockt uns in die ſommergrünen Lande;
Doch was uns doppelt froh und heiter macht,
Anmuth und Jugend ſind der Feſtfahrt Bande.

Raſch in das Boot, du holde Mädchenſchar,
Daß wir uns auf den grünen Wellen wiegen!
Die Schleier fort, laßt nur das Lockenhaar
Und laßt die Bänder in die Lüfte fliegen!
Raſch in das Boot, du kräft'ger Männerkreis,
Dem Lied und Reden nimmermehr verſiegen,
Der volle Becher hoch zu ſchwingen weiß!
Zur Traubenblüte ziehn wir in die Berge.
Auf, ſchone nun nicht länger Müh' und Schweiß,
Zum ſchönen Rheingau führ' uns, kecker Ferge!

O köſtlich lichte Fahrt! Volllaubig ſchwillt
Der dunkle Wald dort auf den fernen Hügeln;
Ein Meer von würz'gen Rebendüften quillt
Ringsum, getragen von des Oſtwinds Flügeln.
Ein ſchöner Jüngling ſingt, und alles lauſcht,
Es kreiſt der Wein, die Geiſter zu entzügeln;
Iſt der Pokal geleert, das Lied verrauſcht,
So jauchzen laut die Stimmen in die Weiten,
Und wie der Ton gemach verklingt, ſo tauſcht
Der Landmann ihn an fernen Berggebreiten.

So geht's hinab den funkelnd lichten Rhein,
Smaragdne Inſeln tauchen aus den Wellen,
Die in der hocherglühten Sonne Schein,
Umweht von Kühlung, üppig grünend ſchwellen.
Fruchtfelder wallen dort am hohen Strand,
Aufwirbelt Blütenſtaub, in Düften quellen
Die Wolken auf, befruchtend rings das Land.
Darüber ragen breit verzweigte Bäume,
Weingärten blühen weiter, ihren Rand
Umkränzen hoch am Berg der Wälder Säume.

Und Dorf und Städtchen prangen nah' der Flut,
Thurm, Giebel, Gärten ſpiegelnd in dem Fluſſe.
Horcht, auch die Wogen klingen wohlgemuth,
Begeiſtert von der Landſchaft holdem Kuſſe!
Wir landen an. Gleichwie ein Vogelſchwarm,
Der nach des Frühlings lindem Regenguſſe,
Wehn über Berg und Thal die Lüfte warm,
Mit Liedern in das junge Grün ſich ſenket,
Ziehn wir zum Strand, an Luſt nicht minder arm,
Indeß ein jeder Hut und Tücher ſchwenket.

So geht es hin durch Straße, Markt und Thor,
Die in dem Sonnenſchein behaglich blinken,
Die Gärten ſtehn in buntem Blumenflor,
Wo Bienenſchwärme ſummend Honig trinken.
Landhäuſer ſchmücken allerwärts den Weg,
Die weiß und blank aus grünen Linden winken,
Bald durch die Obſtreviere führt ein Steg,
Bald ſchlingt der Pfad ſich durch die grünen Matten
Und durch gedehnter Felder Saatgeheg,
Dann nimmt uns auf des Waldes tiefer Schatten.

Der Landmann grüßt und ſchauet nach dem Zug,
Der märchenhaft entlang die Hänge ſchreitet,
Und immer höher geht es wie im Flug
Hinauf, wo ſich der Kamm des Berges breitet.
Mit Sang und Klang erreichen wir die Höhn,
Indeß auf jedem Schritt die Schau ſich weitet.
Und wilde Roſenkränze, morgenſchön,
Umleuchten bald die Stirnen roſ'ger Frauen,
Die Männer winden ſich beim Liedgetön
Des Weinſtocks Zweige hell um Haupt und Brauen.

O Jugendglück, der Seele holder Gaſt,
Wie wirſt du jauchzend überall empfangen! —
Der Gipfel iſt erreicht, wir machen Raſt,
Von ſchwanken Buchenzweigen überhangen.
Dicht hinter uns duftvoll Waldeinſamkeit,
Viel wilde Dolden ſieht das Auge prangen,
Die Amſel ſingt aus hohen Wipfeln weit,
Die ſcheuen Rehe ziehn am Abhang nieder,
Erſchreckend, ſchüttelt dort ein Baum ſein Kleid,
Klingt durch die Schlucht der Ton der Waldhornlieder.

Wie ſtrahlt vom Niederwald der rhein'ſche Gau,
Daß ſelbſt ein Engel ſeinen Segen prieſe!
Ihr glaubt nicht mehr vor dieſer mächt'gen Schau
Die Sage vom verlornen Paradieſe.
Und ſtrahlt' euch auch der Erde hellſter Glanz,
Nie ſaht ihr Lande heller noch als dieſe
Im Sommertage blühn. Den Blütenkranz,
Den rings die Landſchaft beut, ſucht ihr vergebens:
Dem Dichter glaubt, hier ſprießet voll und ganz
Zu ſeiner Herrlichkeit der Baum des Lebens!

Denn auf den milden Sonnenhügeln ſtehn
Die würzigſten, die allerbeſten Reben.
Ihr mögt nach Hellas, Welſchland, Frankreich gehn,
Duftreicher wird kein Freund den Wein euch geben.
Bei dieſem Schmuck in Berg und Strom und Flur,
Wie treibet Flut auf Fluten hier das Leben!
Es iſt als ſtaunte ſelbſt ſich an Natur:
Seht, tauſend Lerchen in die Lüfte klettern,
Und über dieſer Landſchaft im Azur
Ohn' Unterlaß die ſüßen Lieder ſchmettern.

Uns aber feſſeln lang' die Scenen hier,
Indem wir bald in keckem Spiele ringen,
Bald bindend winden leichter Tänze Zier,
Bald volle Lieder in die Thäler ſingen.
Balſamiſch zieht der Abend durch die Luft,
Ringsum im Gau die Vesperglocken klingen;
Und wie's gemach zur Heimkehr mahnt und ruft,
So ziehen wir auf wohlbekannten Pfaden,
Umwallet von der Wieſ' und Felder Duft,
Zum ſchlanken Kahn dort an des Stroms Geſtaden.

Wir ſteigen ein. Das ſchöne breite Thal
Liegt ruh'- und friedenvoll nach allen Seiten,
Hell überglänzt vom klaren Vollmondſtrahl.
Lichtſtröme ſilbern bald, bald golden gleiten
Des Rheines Wogen leiſe rauſchend fort.
Nun laß das Ruder mit den Fluten ſtreiten
Und führ' uns hin zu unſres Tages Port!
Heimkehrend grüßen uns noch ſpäte Kähne,
Vom Ufer blinket uns noch mancher Ort
Und aus der Luft der Wolken weiße Schwäne.

Der hellſte Tag der Traubenblüte war's,
Den wir in Fülle, Jugend, Glück genoſſen.
Friſch keimt entlang den Sommer dieſes Jahrs,
O reift zu ſüßen Früchten, duft'ge Sproſſen!
Wenn an den Ranken rings in goldner Glut
Die Traube ſchwillt, von Feuerſaft durchfloſſen,
Dann kehret wieder auf des Rheines Flut
Auch unſer Schifflein, buntgeflaggt getrieben:
Wir keltern mit der Erd' und Sonne Blut:
Ihr ſeht wir ſind dieſelben ſtets geblieben.

Wir ſchneiden dann die üpp'ge Götterfrucht,
Wir tauſchen wechſelnd dann die Herzergüſſe,
Wir freuen uns des Sangs durch Berg und Schlucht,
Wir jauchzen in die lauten Freudenſchüſſe.
Wir theilen mit dem Winzer Mahl und Trank,
Und mit den Winzerinnen Scherz und Küſſe;
Und wenn der Abend auf die Landſchaft ſank,
Erfreun wir uns der Feu'r in Au und Hügeln,
Die Nacht in Liedern jubelnd, frei und frank,
In Tänzen ſchwelgend, wie auf luft'gen Flügeln. —

Schön war der Tag. Doch iſt voll Poeſie,
Die Nacht des Kellers auch. Folgt ohne Hader!
Zu Häupten ſah ich ſchönern Himmel nie
Als Wölbungen von feſt gefügtem Quader,
Drin einfach ruhig Faß an Faß ſich reiht
Ein ſtarkes ritterliches Kampfgeſchwader.
Es iſt von Eichenholz ihr Panzerkleid.
Sie fordern euch heraus mit ernſten Mienen,
Als wollten ſie, von Zauberkraft gefeit,
In kühner Schlacht den Siegeskranz verdienen.

Ich weiß, es iſt zerbrochen mancher Speer
Im Kampf mit euch, doch tret' ich euch entgegen.
Mein Knappe, trag' die Waffen vor mir her,
Ich ſinne kecken Streit auf kecken Wegen.
Auf, fordre mir die ganze Schar heraus,
Sie ſollen ſtehn, die Zunge ſei mein Degen!
Die kleinen Kämpen halte fern dem Strauß,
Ich will mich an die erſten Helden wagen!
Und wenn ich falle, trage mich nach Haus,
Mein ſchönes Los braucht keiner zu beklagen.

Wen führſt du, ſchlanker Schenke, da heran?
Von Rüdesheim iſt's der berühmte Ritter;
Ich weiß, er rang zu Boden manchen Mann,
Denn mächtig klang die Klinge, wie die Zither.
Gott, welche wilde ſtarke Feuersglut!
Du ſchlügeſt beſſre Waffen auch in Splitter.
Ja, deine Kraft ſie trifft mich bis ins Blut.
Jedoch getroſt und gält es auch mein Leben,
Mir in der Kehle ſitzt ein trockner Muth,
Nur keine Furcht, du mußt dich mir ergeben!

Ein andrer naht, zu Hochheim wuchs der Held,
Ein Prieſter iſt's, hör' ich den Schenken raunen,
Als Domdechant ſo rückt er in das Feld,
Man ſagt, er iſt ein Pfaff von prächt'gen Launen.
Und wie er ſcharf die goldnen Waffen führt,
Wer will die Kunſt des Kämpfers nicht beſtaunen?
Nie hab' ich ſo des Krummſtabs Macht geſpürt.
Schon glaubt' ich ſolcher Herrſchaft mich entledigt,
Doch geb' ich gern den Preis, wem Preis gebührt,
Erbaulich wirkt die Andacht ſeiner Predigt.

Da kommt ein Dritter ſchon heran zum Strauß,
Es heißt, er ſei zu Markobrunn geboren,
Ein Minneſänger, recht ein Hochhinaus,
Er ſcheint verliebt dazu bis an die Ohren.
So duft'ge Redensarten hört' ich nie,
Und doch hat er Verderben mir geſchworen.
Ei, wem der Durſt den rechten Muth verlieh,
Läßt ſich vom Weg zum Ziele nicht entfernen!
Ja, prunke nur mit deiner Poeſie,
Du ſollſt den würd'gen Gegner kennen lernen!

Und wieder einer! Seht, im Herzogglanz
Rückt der von Steinberg an, bewußt, bedächtig,
Den Helm umblüht ein ſtolzer Siegerkranz,
Sein Weſen iſt wie eines Fürſten prächtig,
Sein Wort erklingt, als hätt' er ſtets geſiegt,
Sein Auge glühet herrſchend, dunkel, mächtig.
Ob auch die Fürſtenamme dich gewiegt,
Dein Gegner iſt ein Mann, ein echter, rechter.
Nun drauf und dran, wie ſiegreich du gekriegt,
Prüf' es am Streich, ich bin ein guter Fechter!

Schau' her, der Fünfte naht, apoſtelgleich,
Er kommt ein Sühnungsbote hergeſchritten,
Ein Iniaß aus dem tauſendjähr'gen Reich
Mit ew'ger Kraft und wunderbaren Sitten.
Sein göttlich Auge ſtrahlt ſo mild und ſtark,
Vom Jünger, der für Liebe nur geſtritten,
Trägt er den Namen. Ja, mir glüht das Mark!
Held von Johannisberg, ſo ſüß, ſo ſonnig,
Dir beigeſellt, fort iſt der Erde Quark,
Zu Lied und Luſt erglüht der Geiſt wir wonnig.

Die Waffen ruhen. Auf zur Brüderſchaft,
Heran, heran ihr herrlichen Geſellen!
In euren Reihen wächſt mir Muth und Kraft,
Da Weltenfeuer euch im Blute ſchwellen,
Da euch vom ſüßen dichtungsreichen Mund
Duftmeere balſamhold und üppig quellen,
Da aus der Sonne und der Erde Bund
Ihr göttlich ſchön als Söhne ſeid entſproſſen,
Und da euch auf der Berge heil'gem Grund,
Wo ihr gewachſen, Freiheitsluft umfloſſen!

Gottvolle Weine! Ritterlich Geſchlecht!
Euch, Rheinlands Sproſſen, gilt mein Lied zum Preiſe,
Ich rühm' euch hoch als Helden im Gefecht,
Im Frieden rühm' ich euch als Weltenweiſe.
Was will mit euch verglichen Roſenduft,
Zu euch geſtellt die Glut der Sternenkreiſe?
Ihr haucht ſo wonnig ſüße Lebensluft,
Ihr ſtrömt ſo holde Flammen durch die Glieder,
Es jauchzet, ſiegreich brechend Grab und Gruft,
Der Geiſt bei euch durch Scherz, Humor und Lieder!

Jedoch genug! Ein Maß iſt auch im Wein.
Ich muß die helle Trinkerfahrt beſchließen,
Nachdenklich zieh' ich ins Gebirg hinein,
Wo klare Waſſer heilſam ſich ergießen.
Rings aus den tiefen Schluchten ſeh' ich hell
In Jugendluſt koſtbare Brunnen fließen.
Es trinkt Geſundheit aus dem Sprudelquell,
Wen Krankheit traf auf ſchweren Lebenspfaden:
Kommt alle her, hier wächſt die Heilung ſchnell,
Kommt alle her, die mühſam und beladen!

Tief in des Bodens unerforſchtem Grund,
Da treibet die Natur verborgne Räder
Und macht ihr Wirken in den Flüſſen kund,
Die ſie entſendet durch das Steingeäder.
Bald warm, bald kalt entſpringen ſie dem Schacht
Und bieten friſchen Trunk und friſche Bäder,
Daß euch die trübe Seele wieder lacht,
Daß euch aufs neu die ſiechen Glieder blinken.
All eu'r Gebrechen ſchwindet leis und ſacht:
Hier könnt ihr des Vergeſſens Lethe trinken!

Man ſagt, daß es der Erde Nixen ſind,
Die Segen ſpendend aus den Klüften ſteigen,
Und ſonſt unſichtbar, nur dem Sonntagskind
Zur Zauberſtund' die ſchönen Augen zeigen.
Nur wer Geſpenſter wandeln hört und ſieht,
Schaut ob der Flut den luſt'gen Ringelreigen
Und hört ihr wunderbares Sphärenlied,
Wenn ſie in leiſem Tanz die Luft durchſäuſeln
Und die kryſtallne Welle, welche flieht,
In wallender Bewegung fächelnd kräuſeln.

Wer ſich des Daſeins nicht mehr freuen mag,
Wer überſättigt von dem Weltgenuſſe
In Traurigkeit hinbrütet Nacht und Tag,
Den küſſen ſie mit weichem Wogenkuſſe,
Die ſeinen ſüßen Nixen. — Schauet her,
Da kommen ſie im Lebensüberdruſſe:
Die einen ſchifften übers ferne Meer,
Aus fernen Ländern zogen her die andern,
Unzählig iſt der Gäſte buntes Heer!
Hier ſeht ihr ewig Kommen, ewig Wandern.

Es ziehet Schar um Schar am Brunnen hin:
Es wallt hinaus in Gärten und Alleen,
Durch Büſche, hingepflanzt mit ſeinem Sinn,
An Teich und Springquell, welche Kühlung wehen.
Sie folgen ſich — und Jahre fort und fort,
Wie viele Wunder ſind da nicht geſchehen!
O bleibet ſtets der Dulder Troſt und Hort,
Ihr holdgeſchmückten, heilungskräft'gen Quellen!
Lebt wohl, den Sänger ruft noch mancher Ort
Und manche Fahrt mit fröhlichen Geſellen!

Zu Bingen ruh' ich aus, beim goldnen Wein.
Hier ſtrömt die Nah. Dort ragen Felſenmaſſen,
Der grüne Rhein ſtürzt rauſchend ſich hinein,
Gleichwie dem Zorn und Unmuth überlaſſen,
Daß ihm ſein breites ſtolzes Bett geraubt,
Daß ihn die Klippenufer hoch umfaſſen.
Wie ein gereiztes Unthier brüllend ſchnaubt,
Das plötzlich enge Bande feſt umſchließen,
So tobt er hin. Frei hat er ſich geglaubt
Und muß gefeſſelt durchs Gerölle fließen.

Und ernſter wird der Landſchaft heitres Bild:
Natur, die eben hold und froh gedichtet,
Zeigt dir ein Antlitz ſtürmiſch, ſtarr und wild.
Rings hat ſie Schöpfungstrümmer aufgeſchichtet,
Den Lauf des breiten tiefen Stromes hemmt
Geklipp und Riff, hoch trotzig aufgerichtet,
Der Kahn zerbricht, wenn er am Stein ſich ſtemmt,
Wenn klugen Sinns ihn nicht der Schiffer leitet,
Und zornig ob der Hinderniſſe ſchwemmt
Der Fluß dahin, der Unheil rings bereitet.

Dann dehnt er plötzlich ſich, ein weiter See,
Melancholie liegt brütend drauf ergoſſen,
Als hegte hier die Welt ein tiefes Weh,
Verſchloſſen zwiſchen nackten Felskoloſſen,
Als trau'rte ſie ob einem jähen Tod.
Waldbäche kommen in den Fluß geſchoſſen —
Der einz'ge Klang! Ein dumpfer Schrei der Noth
Gibt dir das Echo Antwort aus den Schluchten.
Iſt er der frohen Stimmung müd? Das Boot
Des Schiffers ziehet wie auf ſtillen Buchten.

Doch vom Geſtad grüßt mancher ſtarke Bau,
Das Mittelalter hat ſich hier entfaltet:
Rings ragt Gemäuer, feſt, gewaltſam, grau,
Zur Zeit des Fauſtrechts kriegeriſch geſtaltet.
Es iſt, als wäre jener Zeit Geſchlecht,
Das längſt im namenloſen Grab erkaltet,
Geflüchtet her zu mörd'riſchem Gefecht,
Es iſt, als müßten aus den dunklen Thürmen
Geſtalten, die einſt trotzten allem Recht,
Noch nächtens hier zu Geiſterſchlachten ſtürmen.

So ſind ſie alle! Sieh, welch prächtig Neſt!
Da hängt's mit ſeinen ſtarken dumpfen Mauern,
Mit ſeinen Thürmen an dem Berge feſt!
Sieh ſeine Thore, die zerbrochen trauern!
Der Epheu kriecht das Steinwerk grün hinan,
Die Ginſter ſchauſt du drauf im Winde ſchauern,
Riedgras dabei! Da liegt es wie ein Bann —
Hier hat die Armbruſt lange nicht geſchwirret,
Hier hat mit Schwert und Lanze Mann an Mann
Im blut'gen Kampfe lang' ſich nicht verwirret.

Tritt ein durchs Thor! Gleich Feſtungen ſo ſchau'n
Dich düſter mit den engen Fenſteraugen
Die Häuſer an, nicht ſorglos voll Vertrau'n,
Wie ſie in helle Friedenszeiten taugen.
Bei trübem Himmel wirſt du ungemuth
Die Luft inzwiſchen dieſer Thürme ſaugen.
Es hielt der Inſaß ſie in ſtrenger Hut,
Zum Kampfe rüſtend Fenſter, Thür und Gitter,
Er hat in Furcht die Nächte nicht geruht,
Denn immer droht mit Mord und Raub der Ritter.

Dazwiſchen ragen Kirchen alter Zeit,
Du trittſt hinein und fühlſt die Seele beben:
Die Kunſt hat ſie geheiligt und geweiht.
Wer wagte, dieſe Säulen zu erheben?
Wer hat des Kreuzgangs Wölbungen erdacht?
Wer meißelte des Zieraths Blumenleben?
Wer malte dieſer Fenſter Flammenpracht,
Durchlodert von der Sonne Strahlengeiſtern? —
Sie haben ſtill und ernſt ihr Werk vollbracht,
Doch niemand ſpricht dir von den großen Meiſtern.

O Jammer, daß auch hier die Zeit genagt!
Schon mancher Tempel iſt in Staub zerfallen,
Der vielgethürmt einſt in die Luft geragt.
Zerklüftet ſind des Bogenganges Hallen,
Es ſchaut hinein mit tiefem Himmelsblau
Neugier'ges Grün, der Lerchen Lieder ſchallen
Hoch aus der Luft, wo einſt im Dämmergrau
Frühmeſſenlied und Orgelklang entſtiegen,
Steinbilder ſtehn zertrümmert noch im Bau,
Gebrochne Säulenſchafte ringsum liegen.

Du trittſt hinaus. Auf Bergen frei und grün
Suchſt du Erquickung den gepreßten Sinnen;
Auch dort entragen Trümmer, wild und kühn,
Noch ſollſt du Troſt und Sühne nicht gewinnen.
Vom Felſenkamme ſtarrt ein Ritterneſt
Mit kühnerhobner Thürme trotz'gen Zinnen,
Mit ſtarren Mauern, ſtark gefügt und feſt,
Mit dumpfgewölbten, feuchten, grauſen Kerkern,
Mit kecker Brücken kargem Ueberreſt,
Mit hohlen Fenſtern und mit öden Erkern.

Doch alles todt! Die Burg iſt morſch und leer:
Kein Riegel knarrt an moosbewachſnen Thoren,
Durchs Fenſter jaget Wind und Regen her,
Wahnglaube hat Geſpenſter herbeſchworen.
Hier hauſt die Eule nachts, der Falk am Tag,
Gevögel hat die Burg zum Sitz erkoren.
Rings ſchweift der Blick, doch wo er ſchweifen mag,
Auf allen Kuppen ſiehſt du Schlöſſer ſteigen,
Doch keines, das nicht längſt in Trümmern lag,
Verkehr nur haltend mit dem Wolkenreigen.

Einſt war es anders rings in Berg und Thal:
Hoch von den Zinnen wallten ſtolze Fahnen,
Auf bunten Scheiben lag der Sonnenſtrahl,
Die Ritter kehrten hier auf ihren Bahnen
Zum Raſten ein. Am Thor erklang das Horn,
Der flinke Wächter ließ nicht lang' ſich mahnen,
Die Brücke fiel, man gab dem Roß den Sporn,
Und in der Veſte ward der Gaſt empfangen.
Die Tafel brachte Wild und Wein und Korn,
Glut in die Augen, Roſen auf die Wangen.

Da gab es Feſt auf Feſt. Der Ahnenſaal
Glüht' auf in hundertfachem Lichterglanze,
Der Sänger ſang von Liebesluſt und Qual,
Die Frauen lauſchten rings im ſchönen Kranze,
Muſik erklang, berauſchend, wunderbar,
Es ſchwang die heitre Jugend ſich im Tanze,
Die Liebe band zuſammen manches Paar,
Das fürder nur von Lenz und Roſen träumte,
Am Eichentiſche ſaß der Alten Schar,
Wo goldner Wein in hohen Bechern ſchäumte.

Am Morgen ging's zur friſchen Jagd hinaus,
Es galt den Ebern, Wölfen, Rehn und Hirſchen,
Die Meute zog dem leichten Zug voraus,
Den Reiter trug der Hengſt mit Zähneknirſchen,
Es ſauſte Lanz' und Schwert, die Armbruſt klang:
Hallo! bergauf, bergab das Wild zu pirſchen!
Durch Forſt und Schluchten tönte Waldhornſang,
Das Fräulein ſtellte nach dem grauen Reiher,
Von ihrer Hand der Falke kühn ſich ſchwang,
Als Hüter ritt zu Seiten ihr der Freier.

Bald toſt die Schlacht, es hält der Tod Gericht.
Seht ihr im Thal die Scharen ſich begegnen?
Um Eiſenpanzer ſpielt der Sonne Licht,
Und dumpfe Schwert- und Kolbenſchläge regnen.
Es flammet durchs Viſir der Blicke Glut,
Und blitzend trifft der Flamberg der Verwegnen.
Daneben ſchäumte wild des Stromes Flut.
Nachts trug man heim mit Fackeln, die erſchlagen,
Es wuſch die Strömung ab das rothe Blut,
Verſöhnt ſah man den neuen Morgen tagen.

Wo ſind ſie hin, die leicht und frohbeherzt
Hier einſt gefolgt den heißen Leidenſchaften,
Die hell bei Lied und Tanz und Spiel geſcherzt,
Und muthig ſich zum Streit zuſammenrafften,
Die heiter zogen in den düſtren Kampf,
Die, ob von Wunden auch die Leiber klafften,
Im Waffenklirren und im Roßgeſtampf
Hochauf die ſtolzen Männerſtirnen trugen,
Und brach das Herz, im letzten Todeskampf
Noch Lanzen ſchwangen und noch Schwerter ſchlugen?

Es hielt der Tod vieltauſendfache Mahd
Raſch, ſchonungslos mit finſtrem Angeſichte,
Ach, ungerühmt ſtarb manche Heldenthat,
Es hat ſie nie verzeichnet die Geſchichte.
Kein Sängerherz von Dichtungsglut entbrannt,
Hat ſie verwebt in blühende Gedichte.
In Gräbern einſam, ruhmlos, ungekannt,
Ruhn Männer hier, ſtark wie die alten Helden,
Wohl werth, der Nachwelt auf und ab im Land
Ihr Hoffen, Lieben, Kämpfen ſtolz zu melden!

Wild war die Zeit, die wild mit ſtraffer Fauſt
Und trotz'gem Drang im Kampf um ſchroffe Rechte
Mit Leidenſchaft gewaltſam hingebrauſt.
Und doch wein' ich dem reißigen Geſchlechte
Aus jenen Tagen ſtill die Thräne nach.
Sie dienten nie als feige, blöde Knechte,
Und ſie ertrugen nimmer Hohn und Schmach,
Man ſah ſie derb und roh der Freiheit zollen.
Dem Heldenmuth, der raſch in Thaten ſprach,
Ging er auch falſchen Pfad, könnt ihr nicht grollen.

Drum Frieden euch, ihr Ritter in der Gruſt,
Den Burgen Ruh', der Todten Sarkophagen,
Den alten Städtchen in des Thales Duft,
Den Kirchentrümmern aus vergangnen Tagen!
Ein ernſtes Sinnen legt ſich auf mein Herz,
Die Landſchaft hat die Stimmung drein getragen.
Wie ſie, ſo fühl' ich einen tiefen Schmerz.
Still zieht der Strom, die ernſten Felſen liegen,
Wie Geiſter alter Zeit in grauem Erz,
Und leiſe kommt die Nacht heraufgeſtiegen. —

Erwache, Licht! — Natur, du Mutterherz,
Du ſpendeſt Troſt, du ſpendeſt ſel'ge Sühne!
Bringt auch die Zeit Verheerung, Noth und Schmerz,
So trittſt du hold erlöſend auf die Bühne.
Neu wird in jedem Lenz der Blumen Bluſt,
Wald, Wieſe, Feld erſtehn in holder Grüne,
Der Düfte Hauch, der Vogellieder Luſt,
Der Quellen Rauſchen, warmer Hauch der Lüfte,
Sie ſcheuchen Gram und Pein aus jeder Bruſt,
Natur, Natur, du ſchmückeſt ſelbſt die Grüfte!

So haſt du hier mit mildem Sinn gethan,
Du ſteckſt den Blütenbaum in die Ruinen
Als Strauß und Epheukränze hängſt du dran,
Und Burg und Städtchen wechſeln jetzt die Mienen
Im Sonnenſchein. Sie liegen wohnlich mild,
Die eben ſchroff unwirthlich uns erſchienen.
So reiht ſich für den Künſtler Bild an Bild.
Biſt du ein Dichter, bringt dir längs den Hügeln
Und längs dem Strom im einſamen Gefild
Die Luſt ein Lied auf friſchen Morgenflügeln.

Schlingkraut umſchmeichelt dort das dunkle Thor,
Den Wall umwuchern buntgefärbte Mooſe,
Den Säulenſchaft im alten Kirchenchor
Umſchlinget das Gezweig der wilden Roſe,
Es ſtiehlt der Oſt der Rebenranken Duft
Im Hof der Burg mit ſcherzendem Gekoſe,
Dort ſenkt der Schmetterling ſich aus der Luft,
Ihn hat gemalter Blumenflor betrogen.
Horch, wie die fabelhafte Schwalbe ruft,
Es baut des Südens Kind im goth'ſchen Bogen.

Hier lebt wie ſonſt der Menſchen zäh Geſchlecht.
Was fehlet ihm an freundlichem Behagen?
Es wird geliebt, gelacht, geſcherzt, gezecht
So heitern Herzens, wie in alten Tagen.
Derſelbe Strom iſt's, der ihr Schifflein trägt,
Was thut's, das ſtolzre Schiff' er einſt getragen?
Sie wiſſen nur, daß friſch die Woge ſchlägt,
Sie laſſen ſich die ferne Welt nicht kümmern.
Auch wer Vergangnes und Zukünft'ges wägt,
Freut ſich des Lebens über dieſen Trümmern.

Schau' zu, dort ſpielet eine Kinderſchar
Im alten Mauerwerk der Jugend Spiele,
Rothwangig, hell das Auge, blond das Haar!
Der Knabe ſchießt den Bolzen nach dem Ziele,
Hoch in die Luft ſchlägt er den leichten Ball,
Wetteifernd haſchen ihn der Hände viele,
Und fängt ihn wer, ertönt des Jubels Schall,
Indeß die Mädchen wilde Blumen pflücken
Und Kränze winden längs dem alten Wall:
Seht, wie ſie hold die lieben Köpfchen ſchmücken!

Komm mit zum Markt! Kunſtvoll gebau'n in Stein
Ragt dort der ſchlanke Brunnen, ihm entquellen
Die Waſſer des Gebirges hell und rein,
Rings hauchen Kühlung die kryſtallnen Wellen.
Gern zieht dahin das junge Volk den Weg,
Dort raſten nach der Arbeit die Geſellen,
Laut iſt der Jungfrau'n plaudernd Leben reg,
Sie harren bei den Krügen neckend, ſcherzend,
Doch drüben an der Gärten Laubgeheg
Stehn junge Mütter, blüh'nde Kinder herzend.

Die Männer ſitzen rings auf Trepp' und Bank,
Grün überdacht von ſchlanken Rebenlauben,
Es ſpiegeln ſich in ihrem goldnen Trank
Die duft'gen Blüten der zukünft'gen Trauben.
Was ſchiert ſie hier die junge Liebesluſt?
Was ſchiert ſie dort der Mütter froher Glauben
Von ihren Kindern? Klüglich und bewußt
Ermeſſen ſie des Jahres künft'gen Segen,
Wie ſie die Felder ſchützen vor Verluſt,
Wie ſie des Weinbergs reiches Wachsthum pflegen.

Doch in die Gaſſe nun! Es ſchweift der Blick:
Die Maid im Erker ſeh' ich jäh erſchrecken.
Gemach, ich drohe dir kein ſchlimm Geſchick!
Du birgſt dich hinter deinen Roſenhecken?
Ein reizend Bild, die ſelbſt als Roſe blüht,
Will bei den Roſenſchweſtern ſich verſtecken?
Ich geh' des Weges. Horch, da rauſcht und ſprüht
Es hinter mir, die Silberſaiten klingen,
Es jauchzt ein Lied, durchbebend das Gemüth
Auf ſüßer Melodieen weichen Schwingen.

Mir gilt es nicht, ein Jüngling lauſcht nicht fern,
Und bei des Tons berauſchendem Erguſſe
Steht er verzückt. Ihm ſtrahlt ein heller Stern, —
Er zittert, bebt, — er träumt von einem Kuſſe. —
O liebet euch ein ſchönes Leben lang! —
Ich zieh' hinunter nach dem ſtolzen Fluſſe.
Entgegen drängt ſich mir ein andrer Klang:
Am Lindenbaum, drin Bienen ſummend weben,
Erhebt ein Schiffer einſam ſeinen Sang,
Den fern die Uferfelſen wiedergeben.

Volkslieder ſind's aus alt vergangner Zeit,
Es ſind des Heimatgeiſts vertraute Stimmen,
Geweiht der höchſten Luſt, dem tiefſten Leid:
Wie Schätze mahnen ſie, die heimlich glimmen.
Horcht, wie der Haß, der Zorn, die Kampfluſt dröhnt,
Wie drin der Liebe Thränenperlen ſchwimmen,
Wie bald ein längſt verklungnes Märchen tönt!
Aus Booten, die den Strom hinunter gleiten
Erklingen, durch die ſtille Luft verſchönt,
Oft klare Stimmen, die das Lied begleiten.

Doch wenn die Dämmrung in die Thale ſank,
Da ſammeln ſie ſich hier im bunten Kreiſe,
Der blinde Geiger ſtellt ſich auf die Bank
Und ſpielt die luſtberauſchte wilde Weiſe,
Sie zucket plötzlich durch die Glieder hin;
Bald ſtürmiſch, rauſchend, laut, bald flüſternd leiſe
Bezaubert ſie der Jugend leichten Sinn.
Im Wirbel drehen ſich die flotten Paare,
Es ſchwebt der Tänzer mit der Tänzerin,
Im Abendwinde wehn die Lockenhaare.

Das iſt die alte Liebe jung und neu,
Sie iſt dieſelbe, die ſie ſtets geweſen,
Blick, Wort und Händedruck und ew'ge Treu',
Die wir in alten, lieben Mären leſen,
Die ſchon die Harfe Salomon's gerauſcht.
In Eins zerfließen da zwei holde Weſen,
Ein ſel'ger Bund, jetzt iſt der Schwur getauſcht!
Dort ſtehn ſie trunken, wo die Schatten düſtern. —
O niemals ward noch ſüßrem Klang gelauſcht,
Als Worten, die zwei junge Herzen flüſtern!

Die Alten ſetzen ſich indeß zum Glas,
Nie voll, nie leer! Die grünen Römer kreiſen.
Gelächter tönt bei jedem Scherz und Spaß;
Doch wendet bald ſich hin zu ernſten Gleiſen
Das ernſte Wort. Die Zeiten ſind im Schwung,
Jetzt gilt es, ſich als Männer zu beweiſen,
Es lebe, was da blühet friſch und jung:
Es iſt die Freiheit aller Völker Segen,
Verflucht ſei jede todte Neuerung,
Die ſich dem Geiſt der Zeiten ſpreizt entgegen!

Und alle rufen hoch! Die warme Nacht,
Sie blitzt von Sternen und Johannisfunken,
Beim Tanze wird geſchwärmt, beim Wein gelacht,
Dann ziehn ſie heim, von Muth und Hoffnung trunken.
So treibt ein junges Leben Luſt und Scherz,
Wo längſt ein altes Leben iſt verſunken. —
Natur, Natur! Du ſelig Mutterherz,
Du ſpendeſt überall die rechte Sühne,
Und bringt die Zeit Verheerung, Noth und Schmerz,
So trittſt du holderlöſend auf die Bühne!

So grüßet uns die alt und neue Zeit,
Die ſeltſamlich ſich durcheinanderweben.
Hier im zerfetzten, dort im friſchen Kleid,
Zeigt ſich verſchollenes und junges Leben.
Lorch, Bacharach und Weſel, Sanct-Goar
Und Boppart, Lahnſtein! Wie ſie rings ſich heben,
Daſſelbe Bild! Ihr ahnet, wie es war,
Ihr ahnet, wie es wird. Nie möge ſchwinden,
Wie hier ſich altersgrau, dort friſch und klar
Vergangenheit und Gegenwart verbinden! —

Schaut her! Es rettet fromm die Gegenwart
Mit treuem Sinn, was ſchier zu Staub vermodert,
Sie wehret der Vergänglichkeit, die hart
Und grauſam Opfer ſtets um Opfer fodert.
Schaut her die Burg! Wie lacht ſie zauberhaft,
Die Sonn' auf allen Fenſtern, wie es lodert!
Die Mauern ſtehn in grauer Felſenkraft,
Die Thürme hoch, die Zinnen ſcharf und helle,
Die Fahne wallt vom Dach am ſchlanken Schaft,
Andächtig ruht zur Seite die Kapelle.

In das Feudalthum öffnet ſich die Schau.
Mir wird, ich hörte ſchon den Thurmwart rufen,
Sein Horn ertönet weit durch Berg und Au',
Die Brücke ſinkt und dröhnt von Roſſeshufen,
Das Fräulein ſchaut holdſelig vom Balkon,
Der alte Ritter harret auf den Stufen,
Und grüßet mich, des Liedes frohen Sohn,
Rings ſtehn die Lanzenknechte, Bogenſpanner,
Die Halle winkt, dort glänzt der Siege Lohn,
Erſchlagner Feinde Panzer, Helm' und Banner.

Hinauf, hinauf! Wie ruhig iſt es hier!
Und alles zeugt von Frieden und vom Glücke:
Rings dehnet ſich der Gärten bunte Zier,
Herabgelaſſen ruht die Kettenbrücke,
Die Wall' und Thürme ſtehen unbewacht,
Schießſcharten drohen nicht mit arger Tücke,
Des feinen Steinwerks Blumenzauber lacht
An Wappen, Fenſtern, Erkern, Sims und Thoren,
Um dieſe Mauern tobte nie die Schlacht,
Nie hat ein Feind zu brechen ſie geſchworen.

Ich zieh' hinein, kein Wächter ruft mich an,
Kein Krieger weiſet trotzig mich von dannen,
Ein Löwe zeiget dort am Thor den Zahn,
Das droh'nde Steinbild wird euch nicht entmannen.
Seht, wie die Taub' auf ſeinem Rücken girrt,
Um jede Furcht dem Sinne zu verbannen.
Dann wird der lange Corridor durchirrt,
Gewundne Treppen leiten durch die Hallen,
Der einz'ge Klang, der durch die Wölbung ſchwirrt,
Iſt auf dem Eſtrich eurer Schritte Schallen.

Die Zimmer laden freundlich mich herein,
Schlingpflanzen klimmen an den Eiſengittern,
Und golden ſpielt hindurch der Sonnenſchein:
Hier koſen wol die Frauen mit den Rittern!
Horch, auch der Harfe Silberſaitenklang!
Im Erker hör' ich leiſe Töne zittern:
Das that ein Hauch, der durch die Fenſter drang.
Unfertig ruht die Schärpe auf dem Tiſche,
Die wol die Maid in Thrän' und Seufzen ſchlang? —
Ein Jünglingsbildniß ſchaut aus jener Niſche! —

Und weiter geht's, das iſt der Ritterſaal!
Sieh, wie von Rüſtungen die Wände prunken.
Helm, Schiene, Panzer ſtarrt von kaltem Stahl,
Auf Speer und Schwertern grelle Lichterfunken!
Die Tafel dort! Kaum ließen ſie das Mahl,
Es ſind nur halb die Humpen ausgetrunken,
Die altgeſchnitzten Stühle ſonder Wahl
Stehn hier und da. Wohin ſind ſie gezogen?
Seid ihr zur hellen Jagd in Berg und Thal,
Seid ihr auf Hengſten in die Schlacht geflogen?

Ein eitler Irrthum! Luſt'ge Träumerei,
Die täuſchend in das Herz ſich eingeſchlichen!
Die Zeit des Mittelalters iſt vorbei,
Die farbige Romantik iſt verblichen.
Hier ſpielt der Reichthum anmuthsvoll ſein Spiel
Mit Form und Dingen, welche längſt entwichen.
Doch tadelt nicht! Preiswürdig iſt das Ziel,
Viel beſſer iſt's zu ſchaffen, wie zu geizen,
Aufs neue zu erheben, was zerfiel —
Die Landſchaft ſchmücken ſie mit friſchen Reizen. —

Und all die Pracht erhöhſt du, holde Frau,
Du webſt, Frau Sage, ſingend auf und nieder!
Wie breit die Stirn, das Aug' wie tief und blau,
Wie ſtolz und ſchlank das Ebenmaß der Glieder!
Und wie bewegſt du dich voll Kraft und Muth!
Es tönt der Mund die allerſchönſten Lieder,
Das Weſen ſtrahlt in Anmuth, Liebe, Glut.
Wie ziehſt du in phantaſtiſch reicher Hülle,
Umwallet von des Silberſchleiers Flut!
Ich grüße dich aus meines Herzens Fülle.

Auf blankem kühnem Zelter ſeh' ich dich
Allwärts hinreiten durch die Heimatgauen,
Doch nirgends trägſt du dich ſo königlich
Wie in des Rheinlands ſegensvollen Auen:
Hier haſt du reichlich jeden Fleck bedacht,
Auf den die ſchönheitstrunknen Blicke ſchauen,
In Felderflächen und in Waldesnacht,
An Strom und Felsgeklipp biſt du erſchienen,
Durch Kirchentrümmer ziehſt du ſtill und ſacht,
Durch alte Schlöſſer mit betrübten Mienen.

Bald führet uns dein rhythmenvoller Mund
Hin auf der Urzeit ſtolze ſtrenge Bahnen,
Die alten Helden ziehn dahin im Bund,
Geſchmückt mit Streitart, Goldhelm, Panzer, Fahnen.
Welch reicher Zug! — Es ſteigen aus der Gruft
Des Heldenbuchs gewaltige Titanen,
Schlachtruf und Schwertklang füllen rings die Luft,
Es ſind Burgunden, Hunnen, Franken, Gothen.
Rings wogt die Geiſterſchlacht durch Berg und Kluft,
Gruß euch, der alten Zeiten großen Todten!

Dann bringſt du uns auf der Geſchichte Feld:
Wir ſtaunen an den Zug der Karolingen:
Der alte Kaiſer Karl, der große Held,
Er brauſt vorbei, die Länder zu bezwingen!
Um ihn der Paladine hoher Kreis,
Die nie vergeblich Schwert und Lanze ſchwingen,
Roland des Ritterthumes Ruhm und Preis,
Das Jugendbild voll Anmuth, Kraft und Milde,
Zur Seite reitet er dem Kaiſergreis
Und trägt für ihn die Lanze mit dem Schilde.

Du zeigeſt uns des Kreuzes mächtig Heer,
Sie reiten raſſelnd, Mann an Mann geſchloſſen,
Im Sonnenſtrahle blinkt die ſtolze Wehr,
Der Boden zittert, auf den muth'gen Roſſen
Da ſitzen Fürſten, Aebte, Knechte, Frau'n,
Sie tragen Müh' und Wirrſal unverdroſſen;
Sie wollen all das Grab des Heilands ſchau'n
Und es befreien aus der Heiden Händen,
Sie wollen ſich, wo Jeſus litt, erbau'n,
Aufflammend in der Andacht lichten Bränden.

Auch von der Liebe ſingſt du manchen Sang,
Von ihren Schmerzen und von ihren Wonnen,
Wie ſie nicht brach durch Drohung, Schmach und Zwang,
Und wie ſie kühne That mit Liſt erſonnen,
Wie ſtandhaft ſie im herben Tode fiel,
Wie ſie die höchſte Luſt zuletzt gewonnen.
Des Herzens Recht, es ringet treu ans Ziel,
Geheiligt ſind durch ſie die alten Thürme,
Du haſt erzählt ihr ſüßes grauſes Spiel
Am grünen Rhein durch aller Zeiten Stürme.

Und dann von ſtarker Geiſter Märtyrthum
Berichteſt du die heil'gen Wunderkunden:
Der Gottesglauben — ewig ſtrahlt ihr Ruhm —
Er ſcheut nicht Kerker, Feuer, Schwert und Wunden.
Es waren Seelen, ſtandhaft, treu und rein,
Die hier für ihren Gott den Tod gefunden!
Es ruhet im Altar ihr morſch Gebein.
Wir aber wünſchen in der Zeiten Schwanken,
So möchten heut erſtehn die Kämpferreihn,
Zu ſterben für erhabene Gedanken.

Du bringſt uns manchen guten, alten Schwank,
Du meldeſt von der Mönche luſt'gen Scherzen,
Von ihren Kellern und von ihrem Trank,
Von ihren friſchen frohgelaunten Herzen.
Lanzknechte rufſt du klirrend aus dem Grab,
Die hier bei klarem Wein und dunklen Kerzen
Ihr Weſen trieben, und am Wanderſtab
Läßt du vorbei den Handwerksburſchen wandern,
Die Schenkin zeigſt du, die den Wein ihm gab,
Poet und Künſtler ziehen mit den andern.

Das iſt ein friſcher flatternder Humor,
Der Blitze ſprühend in das Leben wettert,
Ihr Jauchzen ſprenget leicht ein ſchwaches Ohr,
Wenn es an Berg und Felſenwände ſchmettert.
Kein Becher iſt ſo tief, er wird geleert,
Kein Fels ſo hoch, er wird mit Luſt erklettert,
Die luſt'gen Fahrten, der Erinnrung werth,
Du knüpfeſt ſie an Haus, Geſtein und Berge;
Der Bauer ſingt ſie, der vom Felde kehrt,
Es ſingt vorüberſegelnd ſie der Ferge.

Dann ſtimmſt du plötzlich um den frohen Ton,
Die luſt'gen Geiſtermärchen hör' ich flüſtern:
Der Zwergenkönig ſitzt auf roth'm Thron,
Die Gnomen necken dort ſich an den Rüſtern;
Wie purzeln ſie an Wurzeln hin und her,
Bis wo des Berges dunkle Spalten düſtern,
Sie keuchen unter Gold und Silber ſchwer.
O fänd' ich hier die weiſe Wünſchelruthe:
Nicht länger blieb' der Dichterſäckel leer,
Ich wär' ein neuer Fortunat im Hute.

Und weiter zeigſt du uns im tiefen Fluß,
Wie ſich die Nixen fröhlich plätſchernd baden,
Scheu küſſet ſie des Mondes blanker Kuß,
Sie ſind des weißen Geiſterkleids entladen,
So weben ſie den leichten Lüftetanz
Entlang des Stroms umdufteten Geſtaden,
Es führt die Elfenkönigin den Kranz.
Du mahneſt, nicht das nächt'ge Feſt zu ſtören,
Daß ſie in ihrer Burg kryſtallnen Glanz
Uns nicht verlocken und zum Tod bethören. —

Doch ſiehe, welch ein wundervoller Ort!
Bin ich bezaubert? Dunkle Höhn umfaſſen
Aufragend ſteil die Waſſer hier und dort,
Es ſtreckt ein Fels die koloſſalen Maſſen
Vor mir zum Himmel auf, rothpurpurn glühn
Im Abendlicht die oberſten Terraſſen,
Und eine Jungfrau ſchlank und hehr und kühn,
Tiefernſt den Blick, die Haare goldenflechtig,
Läßt Lieder vollen Klangs dort tönend ſprühn!
Sie faſſen mir die Seele zaubermächtig.

Die Lorelei! — Der Schiffer ſchaut und lauſcht,
Der Fahrt vergeſſen. Weh, am Felſenriffe
Zerſchellt der Kahn! Die naſſe Woge rauſcht
Verderbend ob dem Jüngling und dem Schiffe! —
Seltſames Bild, das hier den Geiſt durchzieht! —
Des Dichters Saite rauſcht im kühnen Griffe.
Die Sage dienet zum Symbol dem Lied:
Der eine legt hinein das Recht der Liebe,
Worin der Freiheit Recht ein andrer ſieht.
Das friſch zum Kampf und Tod die Seele triebe.

O deutſche Sage, wunderbare Frau,
Du löſeſt anders mir die dunkle Frage!
Die Jungfrau iſt der Geiſt von dieſem Gau. —
Wer hier einſt hingelebt die goldnen Tage,
O, der vergißt die ſüßen Reize nie,
Dem Rheine fern, erhebt er ſtille Klage,
Er kehret ſtets, wo herrlich ihm gedieh
Voll Luſt und Segen ein hellblühend Leben! —
O Lorelei, Geiſt unſrer Poeſie,
Wer dich erkannt, iſt ewig dir ergeben!

Sechster Geſang.

Stromreiches Thal! Oft ſah der grüne Rhein
Empor zu rieſenhaftern Bergkoloſſen,
Gethürmt von Eis und Schnee und Felsgeſtein;
Doch niemals ſchaut' er ſchönre Flußgenoſſen.
Ein Strom aus Oſten und ein Strom aus Weſt,
Sie kommen hell und fröhlich hergefloſſen
Aus weiter Ferne zum Vermählungsfeſt.
Es nannten Confluentes einſt die Stelle
Die Alten hier. Sie machten ſtark und feſt
Gebirge, Grund und Strom durch Thürm' und Wälle.

Jetzt heißt ſie Koblenz. Hört ihr nicht im Wort
Verſtümmelt der Lateinerzunge Klänge?
Zuſammenfließt es rings von hier und dort.
Durch ſtille Thäler lenket rechts die Gänge
Die Lahn, ſie ſtrömet aus dem Kattenland
Entlang die Wieſen-, Wald- und Felſenhänge,
Es ſchmückt das alte Marburg ihren Strand,
Dort lieget Sanct-Eliſabeth begraben
Im heil'gen Dom. Dort iſt der Streit entbrannt,
Den Luther, Zwingli einſt geſtritten haben.

Es ſchritt zu Wetzlar Goethe durch die Flur
Den „Werther“ dichtend, Lotte tief im Sinne,
Und „unausſprechlich ſchön war die Natur“
Dem jungen Wandrer, dem in holder Minne
Das Herz gepocht. — Wir ziehn hinab das Thal,
Dort hebt ſich manche Burg mit Thurm und Zinne;
Seht, Weilburg auf der Höh' im Sonnenſtrahl,
Das alte Limburg raget aus dem Grunde,
Und weiter tönt aus Trümmern öd und kahl
Ins Ohr uns manche thatenvolle Kunde.

Die Laurenburg, die Burg von Naſſau ſchau'n
So ernſt herab. Hier wuchs ins volle Leben
Das mächtige Geſchlecht, das dieſe Gau'n
In alter Zeit beherrſcht. Es hat gegeben
Den Kaiſer Adolf einſt dem deutſchen Thron,
Er war ein Held, doch glücklos war ſein Streben,
Er fiel im Kampf mit Kaiſer Rudolf's Sohn
Aus Habsburgs Haus. Doch herrlich ſind entſprungen
Die Zweige Naſſaus. Ihrer Thaten Lohn,
Sie haben Ehr' und hohen Ruhm errungen.

Oranien oben! klingt noch allerwärts
Der laute Wahlſpruch in den Niederlanden.
Wilhelm der Schweiger hat mit ſeinem Erz
Das Land erlöſt aus Spaniens Henkerbanden
Und dann mit ſeinem Geiſt gelenkt den Staat.
Moritz, ſein Sohn, er hat gleich ihm verſtanden
Staatskunſt und Krieg. Sein Enkel fand den Pfad
Mit Kraft und Klugheit zu dem Britenthrone.
Die andren Sproſſen, reich an Liſt und Rath,
Sie tragen heut noch Hollands goldne Krone.

Sie waren Bürger-Fürſten alleſammt
Und wandten dem Feudalthum kühn den Rücken.
Wenn neu ein kräftiger Gedanken flammt
Im Völkerkreis, wer will ihn unterdrücken?
Auf junge Freiheit ſtand der Geiſt der Zeit,
Sie dienten dieſer Freiheit mit Entzücken
Und gingen opferfreudig in den Streit.
Zu freien Männern ward die Schar der Knechte,
Die Staaten hoben ſich in Fröhlichkeit,
Es galt bei gleichen Pflichten gleiche Rechte!

Nicht für den Fürſten iſt der Staat erbaut,
Der König dien' ein treuer Mann dem Staate!
So klang die neue Satzung leis und laut,
Gemeinſam ſaßen Volk und Fürſt im Rathe.
Es brach des Mittelalters Tyrannei.
O wären, als der Tag der Freiheit nahte,
Sie all' gefolgt, der Rache Wuthgeſchrei,
Es hätte ſich nicht ſtürmiſch wild ergoſſen!
Was gabt, ihr Kön'ge, nicht die Völker frei?
Es iſt viel edles Blut um euch gefloſſen.

Oranien oben! Hoch und herrlich preiſt
Das Haus von Naſſau allwärts die Geſchichte,
Weil ſeine Söhne früh mit klarem Geiſt
Erwogen Gottes ewige Gerichte.
„Wilhelmus von Naſſau aus deutſchem Blut!"
So ſingt das Volk. Es preiſen im Gedichte
Die Sänger hell der Helden Kraft und Muth
Und ihre Klugheit. Rings erhebt man Male.
Die Freiheit iſt der Völker höchſtes Gut!
Schaut her, ſie ſind uns Fürſtenideale! —

Hier eine andre Burg! Sie hat geſchenkt
Den beſten Mann uns in den deutſchen Landen.
Auch er hat einſt das Schiff des Staats gelenkt,
Und doch hat ſeine Wiege nicht geſtanden
Im Fürſtenhaus. Ihn nennt mit Stolz der Rhein!
Vom Alpenrand bis wo die Meere branden,
Du edler Freiherr Stein, gedenkt man dein,
Grundſtein der Guten, Eckſtein für die Böſen,
Schlußſtein der Ehre, ſchönſter Edelſtein!
Den rechten Dank, wie können wir ihn löſen?

Klein war dein Anfang, aber hell und licht,
Du gingſt ein ganzer Mann auf frühen Wegen,
Im feſten, deutſchen Herzen Treu' und Pflicht.
Du führteſt der Vollendung ſtill entgegen
Jedwedes Wort. Es ruhte nie dein Fleiß,
Drum krönte deine Werke ſtets der Segen,
Dir wuchs, wenn du gepflanzet, jedes Reis,
Wenn du ihn ſtreuteſt, keimte jeder Samen,
Und größer ſtets ward deines Wirkens Kreis,
Und immer weiter flog dein edler Namen.

Wie du im kleinen emſig haſt geſchafft,
Dich fügend in die engumgrenzten Schranken,
Haſt du, ein Zeuge von des Volkes Kraft,
Geahnt der Einheit mächtigen Gedanken. —
Dir war das Vaterland die holde Braut,
Du hielteſt ihm die Treue ſonder Wanken.
Du haſt in die Vergangenheit geſchaut,
Du haſt die Gegenwart im Geiſt erwogen,
Du haſt daraus die Zukunft aufgebaut,
Und feſt biſt du den rechten Pfad gezogen.

Viel alter Schutt und Moder lag gethürmt
Im deutſchen Reich. Du haſt mit Wort und Thaten
Den Staub der Rumpelkammern aufgeſtürmt,
Hier in den großen, dort in kleinen Staaten.
Was lebens- und was bildungsfähig war,
Das haſt du zäh zu wahren ſtets gerathen.
Du haſt den Stein gelegt zum Hochaltar
Maßvoller Freiheit. Freiheit nur hat Dauer!
Freiheit dem Vaterland! So riefſt du klar:
Freiheit dem Adel, Bürger und dem Bauer!

Freiheit allein macht feſt und eiſenſtark,
Freiheit dem Mann, dem Hauſe, der Gemeine,
Freiheit der Stadt, Freiheit der Landesmark,
Freiheit dem Geiſt! So halten im Vereine
Die freien Männer treu des Landes Hut!
Dem Volke Brot, dem Volke keine Steine!
Fort alle Knechtſchaft und Tyrannenwuth!
Auf, in die Freiheit! Wo die Freiheit wohnet,
Da ſeid ihr ſicher, daß ſie Wunder thut,
Weil ſie umſtrahlt von Recht und Sitte thronet!

So kann allein in höchſter Füll' und Macht
Das theure Vaterland ſich neu geſtalten,
So kann allein in friſcher ſtolzer Pracht
Die ſchnöd verlorne Einheit ſich entfalten!
Die Einheit iſt der Zukunft Ideal! —
Du haſt ſie hoch und heilig ſtets gehalten.
Du treuer Mann, du Herz von purem Stahl,
Dem Feind ein Feind, dem Freunde grad und offen!
Nicht Höflingsſpott, Despotenzorn und Qual
Brach je dein feſtes, edles, einz'ges Hoffen!

Dich, Einz'ger, ſchreckte nicht des Corſen Haß,
Der zornig dich verfolgt auf allen Schritten.
Du haſt voll Gottvertrau'n, ohn' Unterlaß,
Der Heimat ferne, Acht und Bann gelitten.
Dir ward dein Ahnenhaus und Gut geraubt,
Du zogſt in fremdes Land mit irren Tritten. —
Was that es dir? Du haſt geglaubt — geglaubt —
Geglaubt an deiner Heiligthümer Größe!
Ob deine Feinde rings in Wuth geſchnaubt,
Du hielteſt aus des Schickſals Sturm und Stöße!

Der Rache Tag, der Tag der Sühne kam!
Die Völker nahmen an dem Corſen Rache.
Wie grauenvoll das Ende, das er nahm!
Es traf ihn fürchterlich die tauſendfache
Vergeltung. Aufging reich die grüne Saat,
Die durch die Heimat unter jedem Dache
Du mitgeſät, mein Stein, voll weiſem Rath.
Es hatte Deutſchland ſich aufs neu empfunden
Als deutſches Land. Die größte deutſche That
Sie hat in Bruderſchaft uns neu verbunden.

Du haſt noch viel erſtrebt im tiefen Geiſt.
Was du erdachteſt, iſt uns unverloren!
Sie höhnten und verläſterten dich dreiſt,
Du wandteſt ab dich von den blöden Thoren
Und ruhteſt aus, du Seher und Prophet!
Jetzt iſt uns all die Herrlichkeit geboren,
Die deine Seele ahnungsvoll durchwebt!
Die deutſche Freiheit voller Luſt und Reinheit,
Sie wächſt herauf, und feſtbegründet ſteht
Des deutſchen Reiches alte neue Einheit.

Wohl dachten wir an dich, du edler Stein,
Mit frommer Andacht in den Feſtgetöſen —
Stets ſollſt du Vorbild, Richtſchnur, Muſter ſein,
Der Guten Grundſtein, Eckſtein aller Böſen,
Schlußſtein der Ehre, hellſter Edelſtein!
Jetzt können wir den vollen Dank dir löſen.
Ruh' ſanft im Grab! Dein Geiſt hochherzig, rein,
Uneigennützig, ſtark, voll Gottvertrauen,
Wird ſtets die deutſchen Völker im Verein,
Wo man ihn nennt, erheben und erbauen! —

Leb' wohl, o Lahn! Dort lockt der Moſel Thal!
Ich ſeh' ſie luſtig aus den Bergen dringen.
Auf deinen Waſſern blitzt der Sonnenſtrahl,
Du jugendliche Maid aus Lotharingen,
Du plauderſt her mit hellem, leichtem Muth.
In deinen Wellen, welch ein munter Springen!
Nur ſelten wandelt ſinnig hin die Flut,
Vorſichtig harrt der Schiffer ſtets am Steuer,
Man ſieht dir an, du haſt franzöſiſch Blut,
Du ziehſt dahin gleichwie auf Abenteuer!

Nimm meinen Gruß! Es bringt ein ſpäter Sohn
Dir laut des Herzens frohe Huldigungen.
Doch darf ich, da in alten Zeiten ſchon
Die Römerdichter deinen Ruhm geſungen?
Ja, Männer, die Italien geſandt,
Die den Falernerkrug mit Luſt geſchwungen
Und weit und breit durchforſchet Meer und Land,
Du haſt mit deiner Schönheit ſie bezwungen,
Die Leier rauſchte hell in ihrer Hand.
So iſt Auſonius' Lied zu uns geklungen.

Doch wer verſteht verſchollenes Latein?
In deutſcher Zunge ſoll dein Preis ertönen,
Der Mitwelt ſoll dein Lob geſungen ſein!
Friſchauf! erhebt ſich keiner von den Söhnen,
Die dieſes wundervolle Thal gebar,
Im hellen Lied die Heimat zu verſchönen?
Sie harrt der holden Weiſe manches Jahr
Und iſt doch gleich dem Rheine werth des Sanges,
Schön iſt Gebirg und Grund, der Fluß iſt klar
Und die Geſchichte ſchritt hier ſtolzen Ganges!

Sie ſchweigen all'! Ans Werk! — Sie ſtrömt vom Rand
Der Wasgauberge, das iſt Lotharingen,
Das Land Lothar's. — Seht, an des Fluſſes Strand
Das alte Metz! Der Moſel Arme ſchlingen
Sich um die Stadt, die wie auf Inſeln ruht:
Auſtraſiens Herrſcherin! Die Merowingen,
Sie hielten hier des Landes ſtarke Hut.
Fruchtreich ſind Häng' und Felder längs dem Strome,
So war es immer hier den Wohnern gut,
Rings ragen Stadt und Dörfer, Schloß und Dome.

Einſt ſaßen Deutſche ringsum im Gebiet,
Hier hat die deutſche Rede hell geklungen,
Der Landmann ſang am Pflug ein deutſches Lied,
Deutſch hat der Schiffer auf dem Kahn geſungen,
Die deutſche Leier ſpielte hier vor Zeit
Walther von Metz, noch lebt auf allen Zungen
Die deutſche Sage. Stets zum Raub bereit
Nahm Frankreich uns das Land voll Liſt und Tücke,
Hier rüſtet' es ſich ſtets zu neuem Streit.
Gottlob, wir nahmen ihm das Land zurücke.

Wir nahmen Metz! Der Feind gedachte dort
Voll Hohn und Spott ſtets unbeſiegt zu wohnen,
An Thurm und Veſten baut' er immerfort,
Von Wall und Höhen ſtarren die Kanonen.
Seht, wie er Frankreich ſchützt, Deutſchland bedroht!
Stets unbezwungen wird die Jungfrau thronen!
Und dennoch fiel ſie als der Kampf gelobt,
Wir nahmen ihr den Gürtel ihrer Warten.
Deutſch iſt und bleibet ſie! Und ſchwarz-weiß-roth
Wehn ringsum von den Zinnen die Standarten.

Wir ziehen links in das Gebirg hinein
Nach Luxemburg. Schroff, ſtark und trotzig bauet
Es ſich empor auf wildem Felsgeſtein,
In die Ardennen ſchaut es dort, es ſchauet
Hier in die Eifel. Unbezwingbar kühn
Thürmt ſich die Stadt, daß es dem Wandrer grauet.
Und ſoll aufs neu der Kampf der Völker ſprühn,
Und laut der Donner der Geſchütze ſchmettern!
Wir ſind bereit, die deutſchen Herzen glühn!
Wir ſtehn zuſammen in den künft'gen Wettern!

Hier war es, wo ein Kaiſerhaus entſproß:
Heinrich der Sieb'nte, keiner von den Schlechten,
Sah hier das Licht. Mit kühnem Muthe ſchoß
Er in die Schlacht zum Schirm den deutſchen Rechten.
Johann von Böhmen war ſein wilder Sohn.
Wer wußte raufend wol gleich ihm zu fechten?
Als blinder Greis lockt' ihn der Waffenton
In Crecys Schlacht, der Tod hielt ihn umſchloſſen.
Sein Sproß, der vierte Karl, beſtieg den Thron,
Ihm folgten Wenzel, Sigismund, die Sproſſen.

Es hat ſie ſtürmiſch des Geſchickes Hand
Vom Weſt zum Oſt ins Böhmerland verſchlagen,
Verwiſcht iſt ihre Spur im Heimatland;
Doch ſeht ihr noch in unſre Zeiten ragen
Den Biſchof, Heinrich's Bruder, Balduin,
Er hieß den Kaiſer einſt die Krone tragen.
Sie preiſen als den größten Prieſter ihn,
Der dort geherrſcht im Kriege wie im Frieden,
Mit Schwert und Hirtenſtab. Wo er erſchien,
Hat er die Loſe Deutſchlands ſtark entſchieden.

Er herrſchte dort, wo in die ſchöne Saar
Die Moſel ſtrömt. Breit ſtrecken ſich die Thale,
Der blaue Himmel lachet rein und klar,
Die Gründe ſpenden Korn und Frucht zum Mahle,
Die Hügel Wein. Geſegnet iſt das Land.
Es lieget dort im hellen Morgenſtrahle
Die alte Biſchofsſtadt entlang den Strand
Mit Thürmen, Kirchen, Häuſern uns zu Füßen,
Kühn iſt die Brücke übern Fluß geſpannt,
Vom Hang die Villen und die Gärten grüßen.

Celten und Deutſche ſaßen im Revier.
Die ſagenhafte Inſchrift leſt; ſie kündet:
„Schon dreizehnhundert Jahre ragte Trier,
Eh' ſie die alte Tiberſtadt gegründet.“
Dann hat der Römer, ſtark an Liſt und Macht,
Das rauhe Volk beſiegt und ſich verbündet.
Es wuchs die Stadt an Reichthum, Fülle, Pracht,
Dieſſeits der Alpen herrlich unerreichbar,
Ein Kaiſerſitz und Galliens ſtärkſte Wacht,
Und nur der Siebenhügelſtadt vergleichbar.

Hier brauſte kühn von That und klug von Rath
Hin Julius Cäſar mit dem Römerheere;
Er kam und ſah und ſiegte. Seine Saat
War Weisheit, ſeine Ernte Ruhm und Ehre.
Auguſtus baute Tempel und Palaſt.
Des obern Belgiens Hauptſtadt, Schutz und Wehre
Erhob ſich Trier. Es ruhte hier als Gaſt
Der Kaiſer Conſtantin. — Nach dieſen Thoren,
So klingt die Kunde, zogen einſt zur Raſt —
Ihr zählt ſie kaum — die ſtolzen Imp'ratoren.

Und immer Waffenton und Tubaklang!
Es ging hinaus zu neuen Kriegesbahnen,
Prätoren übten ſtreng Gewalt und Zwang,
Sie führten Gallier, Belgier und Germanen,
Daß ſie ſich mordeten im Bruderkrieg.
Nach Aſien, Afrika ging's mit den Fahnen,
Des Nordens Volk errang für Rom den Sieg,
Daheim gehorcht es gleich dem niedren Knechte,
Bis hell empor der neue Morgen ſtieg,
Zerſtörend Roms Geſittung, Brauch und Rechte.

Bauwerke ſtarren rings noch koloſſal
Und geben Zeugniß von den alten Tagen:
Kaiſerpaläſte, wuchtig, grau und kahl,
Der Waſſerleitung Bogen ſeht ihr ragen,
Hier die Baſilika, das ſchwarze Thor,
Die Bäder dort, wie ferne Mären ſagen,
Aus dunklem Grund ſchaut manches Grab hervor,
Seht das Theater für den Kampf der Wagen
Und Thiere, für der Mimen bunten Chor,
Nicht konnte ſie der Sturm der Zeit zerſchlagen.

Gewalt'ge Trümmer ſind's. Wie hat gelacht,
Die jetzt in Schutt und Scherben iſt gefallen,
Die alte Römerſtadt in Füll' und Pracht!
Ihr hört das Lob durch alte Lieder ſchallen,
Die einſt Auſonius hell und reizend ſang.
Es ragten herrlich vor den Thoren allen
Stromauf, ſtromab die Hügelreihn entlang
Gehöfte, Villen, Tempel rings im Kranze,
Die Statuen ſtrahlten, aus den Gärten klang
Geſang, ſie hüpften hin in leichtem Tanze.

Noch heut entpflügt der Landmann dem Gefild
Mit ſeiner Pflugſchar, und mit ſeinem Spaten
Entgräbt dem Grund der Winzer manch Gebild
Von Erz und Stein, die Römerhand verrathen:
Bildſäulen, Münzen, Hausrath, Moſaik —
Zerſtreute Körner von vergangnen Saaten —
Erfreun des Kenners kunſtgeübten Blick.
O Gott, im Drang der Völkerwanderungen
Hat hier fluchwürdig ſauſend das Geſchick
All der Erobrer Schöpfungen verſchlungen.

Tumult! Geſchrei! Es raſten hier im Sturm
Vandalen bald und bald der Hunnen Scharen,
Sie warfen Feu'r in Haus, Palaſt und Thurm,
Sie ſind mit Raub und Mord dahingefahren.
Was der Lateiner Bildung einſt entſproß,
Nur ſeine Deutung kann es offenbaren.
Als der Erobrer Zug der Franke ſchloß,
Da wurden wieder deutſch die deutſchen Lande,
Und wo der Strom längs öden Trümmern floß,
Erhob ſich neu die Stadt aus Schutt und Brande.

Und in die neuen Burgen ſetzten ſich
Die Frankenkönige, die Merowingen,
Hier ſaß Theodobert, Theodorich,
Vom Lanzenſtechen müd und Schwerterſchwingen,
Es hielten Sigbert, Klotar, Dagobert
Hier manchmal Hof bei hellem Becherklingen.
Hier gründete ſchon früh ſich einen Herd
Der Chriſtenglauben. Kirch' und Kloſter ſchauen
Weit in das Land. Nicht mehr das ſcharfe Schwert,
Der Stab des Biſchofs herrſchte durch die Gauen.

Wohl blühten reichre Städte hier und dort,
Wo ſich lebendiger dahingetrieben
So Zeit wie Volk. Doch reizend immerfort
Iſt Trier in ſeiner Einſamkeit geblieben.
Das Mittelalter hat mit ernſter Schrift
Ein Blatt von ſeiner Blütezeit geſchrieben.
Palaſt und Bürgerhaus und Kloſterſtift,
Der Dom und Sanct-Mathias ſtehn als Zeichen.
Zieh nach Liebfrauen, und dein Auge trifft,
Ein Werk — was kann an ſeine Schönheit reichen!

Genug! Wir ſind am Ziel! Ich halte Raſt,
An dieſem ſchönen Fleck der deutſchen Erde.
So freundlich hold empfanget ihr den Gaſt,
Geſellig führt ihr mich an eure Herde,
Nachdem ihr mich begleitet auf dem Gang,
An den ich fröhlich ſtets gedenken werde!
Nun ſtimmet ihr die Kehlen zum Geſang,
Die Jugend ſtürmt im Tanze ſich zu einen,
Und ihr credenzt beim hellen Gläſerklang
Uns friſch von euren allerbeſten Weinen.

Der Moſel Blumen! Himmel, welch ein Trank!
Wie ſtrömt er hin in perlend friſchem Strahle.
Wie weht ſein Duft ſo luſtig, friſch und frank!
Wie leuchtet er im blinkenden Pokale!
Ich trinke, trinke, trinke hocherglüht!
So wuchs der Muth mir ſelten noch beim Mahle,
So fein, ſo hold, ſo leicht, ſo blumig ſprüht
Der Rebengeiſt zu meiner Seele Sitze.
Wie wonnig, ſonnig treffen ins Gemüth
Die feu'r- und erdgebornen glühen Blitze!

Euch klingt ein Hoch in dieſem Wunderwein,
Ihr friſchen Wohner hier am Moſelfluſſe,
Die ihr gepflanzt die Trauben im Geſtein,
Wo ſie die Sonne küßt mit wärmſtem Kuſſe,
Die ihr den fremden Gaſtfreund hoch entzückt
Mit ihres Saftes goldenem Erguſſe,
Der ſtets erheitert, wenn ein andrer drückt!
O führet fort dies leichte lichte Leben,
Durch eurer Landſchaft holden Reiz beglückt,
Beſeliget durch Wein und Lied und Reben!

Fahrt wohl, fahrt wohl! Im friſchen Morgenwind
Seh' ich das Segel meines Kahnes ſchwellen.
Glückſel'ger Strom, muthwillig Felſenkind,
Trag' mich hinunter auf den klaren Wellen!
Wie munter plauderſt du am Schiffesbug!
Auf, löſt die Anker, kräft'ge Schiffsgeſellen!
Sie ſtoßen fröhlich ab, in raſchem Flug
Durchſegeln wir der Brücke dunklen Bogen
Und nehmen rheinwärts in das Thal den Zug:
Fort auf des Fluſſes vielgewundnen Wogen!

Und es entrollt gemach ſich Bild auf Bild.
O wer vermöcht' all dieſe Pracht zu malen,
Die bald anmuthig hold, bald kühn und wild
Sich zeiget im Gebirg und in den Thalen?
Bald ſeh' ich Felſen ragen ſchroff und rauh,
Die in den blauen Fluten widerſtrahlen,
Hochmaurig ſtrebt empor des Weinbergs Bau,
Bald ziehen Wälder ſich entlang die Gipfel,
Bald reifet Korn und Frucht in warmer Au',
Obſtbäume heben drin die breiten Wipfel.

Und Städt' und Dörfer ſpiegeln ſich im Fluß
Mit alten Kirchen, Thurm- und Mauerzinnen
Im Plane hier, dort wo im kecken Schuß
Aus tiefer Schlucht die muntern Bäche rinnen.
Sie ſtürzen rauſchend rechts und links zu Thal,
Ruhſel'ge Buchten, die noch mehr gewinnen,
Schaut eine Burg vom Felſen grau und kahl.
Wer zählt die Orte, die zu weilen laden
Im Morgenduft, im hohen Mittagsſtrahl,
Im rothen Abendglanz längs den Geſtaden?

Und hüben halt' ich, drüben land' ich an:
Aus altem Mauerwerk des Geiſtes Kunden
Enträthſelnd wandr' ich hin und her im Plan.
Geſchlechter um Geſchlechter, die entſchwunden,
Sie ließen all ein Erb'. Ich klimm' hinauf
Zu Burg und Schloß. Wie ſeltſam vielgewunden
Zieht durchs gekrümmte Thal der Fluß im Lauf —
Er rauſcht von fern, ich ſeh' die Wellen ſchäumen —
Verwandte Bilder tauchen allwärts auf —
Der Rhein erſcheinet mir in holden Träumen.

In euren Flecken hier und Dörfern dort,
Wie wohnet ihr vergnügt, zufrieden, traulich!
So lieblich lacht im Obſtwald jeder Ort
Und jedes Haus behaglich und erbaulich.
Wer weilt nicht gerne, wo der Menſch ſich freut,
Bald froh und heiter und bald ernſt beſchaulich?
Wer geſtern gerne blieb, bleibt gerne heut,
Auch morgen möcht' er gerne hier noch bleiben,
Und harrt er länger, nie hat's ihn gereut:
Wie wißt ihr ſüß die Tage zu vertreiben!

Vorbei! Doch jetzt vorbei an Spiel und Tanz:
Hei, wie die Paare hin im Winde fliegen,
Wie Jüngling und wie Jungfrau ſich im Kranz
Dort nach dem Takt der muntren Töne wiegen!
Ich ziehe mit zu Jagd und Fiſcherei!
Seht ihr dort links die dunklen Höhen liegen:
Das iſt der Hunsrück, in die Wolken frei
Erhebt der ernſte Hochwald ſeine Gipfel,
Der Idarwald, der Soonwald liegt dabei —
Sie ſtrecken in die Luft die grünen Wipfel.

Es führt der Weg durch Forſten tief und breit,
Nie ſahn wir ſchönre Buchen, Birken, Eichen,
Wir ruhn in Häuſern aus vergangner Zeit,
Geſchmückt mit alten prächt'gen Jägerzeichen.
Hallo! es lohnt ſich noch die frohe Jagd
In dieſen weltverlaſſnen Forſtbereichen,
Noch balzt der Auerhahn in Waldesnacht,
Den Schrei des Hirſches hört ihr abends ſchallen,
Nehmt vor dem Zahn des Ebers euch in Acht,
Und vor des gier'gen Wolfes Rach' und Krallen!

Hallo! es geht ſo munter in den Wald,
Das Horn ertönt, die friſchen Rüden bellen!
Anrauſcht das Wild im Kreis, die Büchſe knallt,
Daß rings die Schluchten und die Halden gellen!
Und abends dampft ein kräftig Jägermahl,
Es bringet Wild und köſtliche Forellen,
Denn in den Bächen, welche rings zu Thal
Hinplaudernd rieſeln, ſpringt der Fiſch der Fiſche.
Die Flaſchen auf, es kreiſet der Pokal.
Wir ſetzen wohlgemuth uns an die Tiſche!

Es quillt der Scherz, wie alles fröhlich lacht!
Es heben ſich des Witzes glühe Funken,
Ihr öffnet uns der Sage goldnen Schacht,
Wir ſehn in alter Pracht die Schlöſſer prunken,
Es tauchen auf aus längſtverſchollner Zeit
Die Männer, welche längſt ins Grab geſunken,
Raufbolde ziehn hinaus zu Kampf und Streit,
Ernſt wallen hin die Frommen und die Weiſen,
Und es entſteigen voller Lieblichkeit
Uralte ſchöne Lieder euren Kreiſen. —

Und wieder glänzt der Rhein. Stromreiches Thal!
Seht wie die Flüſſe rings zuſammenfließen!
Es wallt der Rhein im goldnen Sonnenſtrahl,
In den ſich Lahn und Moſel hier ergießen.
Rings lacht von reichen Gärten das Gefild,
Das weichgeſchwungene Hügel hold umſchließen.
Es heben ſich die Felſen ſchroff und wild,
Ihr ſeht die Berge laubgekrönt ſich ſchichten!
Es iſt ein unausſprechlich ſchönes Bild,
Kein Maler malt's, kein Dichter kann es dichten!

Und Koblenz, Confluentes, lacht und blüht,
An ſeinen Flüſſen ſeht ihr's reizend ragen.
Seit Urzeit ſchon war Stamm um Stamm bemüht,
Den Sitz in dieſer Landſchaft aufzuſchlagen.
So war es in der alten Römerzeit,
So war es in des Mittelalters Tagen.
Zu Rhenſe ſtand der Königsſtuhl bereit,
Kurköln zu Rhenſe, Pfalz zu Marxburg warten,
Nach Lahneck kam Kurmainz mit Heergeleit,
Es trug der Stolzenfels Kurtriers Standarten.

Und klang das Horn, dann gingen ſie zur Wahl. —
O ſeht den Stolzenfels, gleichwie zum Feſte
Einladend ſchaut er in das ſchöne Thal,
Der Zoller baut' ihn auf für ſeine Gäſte,
So hat er nie in alter Zeit geragt.
Und Ehrenbreitſtein dräuet dort, die Veſte,
So ſtolz, daß auch der kühnſte Feind verzagt.
Die Höhn beherrſchend, die das Thal umthronen,
Ruft es hinaus: Kommt her, wenn ihr es wagt,
Ich löſe die verderblichen Kanonen!

Sie ſind bereit, es dröhnet Blitz und Knall
Hinſchleudernd in das Thal den Kugelregen,
Denn nirgend häuft ſich Mauer, Zinn' und Wall
So mächtig, ſtark und kühn dem Feind entgegen!
Das iſt ein deutſches Bollwerk feſt und groß,
Wenn in den Krieg aufs neu die Völker ſegen.
Dem Frieden Heil, dem wir im milden Schos
Vertrauungsvoll für alle Zukunft liegen!
Doch zwingt ihr uns, wir brechen freudig los:
Dann Deutſchland auf, du biſt gewohnt zu ſiegen!

Und Veſten links und rechts! Wie ihr ſie preiſt,
Hier liegen breitre Steine deutſcher Ehre,
Hier wuchſen Männer, die im deutſchen Geiſt
Die Veſten bauten zu der Heimat Wehre.
Sie thaten mehr wie Pulver, Blei und Schwert
In jener Zeiten fürchterlicher Schwere.
Ich hab' ihn ſchon in meinem Lied geehrt,
Den Freiherrn Stein, den edlen deutſchen Meiſter
Aus Naſſaus Au'n, ihn halten hoch und werth
Durch alle Zeit die edlen deutſchen Geiſter.

Hier ſah ein andrer noch des Tages Licht,
Geprieſen in des Völkerkrieges Tagen:
Fürſt Clemens Metternich! Ich rühm' ihn nicht
Als ganzen Mann. Doch hat er ſich geſchlagen
In manchen Schlachten; nicht auf blut'gem Feld,
Den ſcharfen Geiſt hat er als Schwert getragen.
Dem mächtigſten Eroberer der Welt
Trat er in Wort und Schriften kühn entgegen,
Er wirkte mit, als ſie das Netz geſtellt,
In dem der Leu von Corſica erlegen.

Doch wie dem Fremdling er genübertrat,
Trat er genüber auch der Heimat Söhnen.
Drauß ſät' er gute, drinnen böſe Saat:
Wer wagt die Freiheit ungeſtraft zu höhnen?
Durch alle Lande ging ein wild Geſchrei,
Und grauſe Flüche der Verwünſchung tönen.
Mit Druck, Verfolgung, Zwang und Spürerei,
Mit Zucht, die Unzucht war, hat er verwirret
Die Deutſchen rings. So brach ſein Werk entzwei.
Ruhmlos ſein Tod! Er hatte ſich geirret.

Auftaucht noch eine andere Geſtalt:
Du Joſeph Görres lagſt hier in der Wiege!
Im ehrnen Geiſt voll ſtürmiſcher Gewalt,
Du fochteſt auch in unſrem heil'gen Kriege,
Und deine ſtarke Waffe war das Wort,
Das Wort errang dir wundervolle Siege.
Wer weiß es nicht, du irrteſt hier und dort,
Jung haſt du vor dem Franzmann dich gebogen,
Es riß die Schwärmerei den Jüngling fort,
Als Greis biſt du die Pfade Roms gezogen.

Doch deiner kraftvoll ſchönen Manneszeit,
Wir bringen freudig ihr die Huldigungen,
Denn galt es Deutſchlands alte Herrlichkeit,
Dann hat dein Wort den Pſalmen gleich geklungen,
Es funkelte gedankenvoll in Pracht
Und iſt uns ſchwertergleich ins Herz gedrungen.
Der Corſe nannte dich die vierte Macht
Der heil'gen Allianz. Preiſt man die Helden,
Die ſieggekrönten, der Entſcheidungsſchlacht,
So wird man immer deinen Namen melden.

Zieht ihr zum Friedhof in das Feld hinab,
Dort findet ihr ein ſchlichtes Mal erhoben,
Es decket eines deutſchen Dichters Grab,
Erinnernd an des Freiheitskrieges Toben.
Du Max von Schenkendorf ruhſt hier im Grund,
Vom Grün und Roſen iſt die Gruft umwoben,
Du warſt ein Kämpfer in dem heil'gen Bund:
Das Kaiſerreich dein Singen und dein Sagen!
Wohlan, du Seheraug', Prophetenmund,
Wir leben jetzt in deinen goldnen Tagen!

So mahnt hier alles an das Vaterland!
Fürs Vaterland zu ſchaffen, wirken, denken
Mit freiem Geiſt, mit feſter kühner Hand,
Und Gut und Blut und Leben ihm zu ſchenken,
Das ſei an dieſem Platz das Loſungswort!
Wohin wir durch das Thal die Schritte lenken,
Es mahnen uns die Veſten hier und dort,
Die deutſchen Männer mahnen kühnen Schalles,
Es mahnt der deutſche Rhein uns immerfort
Und nicht vergebens: Deutſchland über alles!

Siebenter Geſang.

Und weiter geht die Fahrt. Dort liegt das Boot,
Den Maſt mit Wimpeln bunt geſchmückt, am Strande,
Dampfwolken ſteigen aus dem ſchwarzen Schlot,
Es ſauſt das Rad. Jetzt löſen ſie die Bande!
Und nun hinaus! Welch bunt Gewirr an Bord!
Es ſandten ihre Gäſte rings die Lande,
Verſchiedne Sprachen klingen, Süd und Nord,
Und Oſt und Weſt ſind da — ich laß ſie gerne —
Der Einſamkeit ergeben fort und fort,
So ſchau' ich träumend in die Näh' und Ferne.

Rechts hebet ſich in langem Zug empor
Der Weſterwald mit öden Länderſtrecken,
Ihn ſchmückt kein Wieſenſammt, kein Felderflor,
Und ſelten ſind die Dörfer und die Flecken,
Arm iſt das Volk. Wie ſollt' es auch gedeihn
Auf dürrem Grunde? Stroh und Riedgras decken
Die Hütten rings. Es bleibt die Ernte klein
Im reichſten Jahre, kärglich iſt die Weide,
Doch reich das Schiefer- und Baſaltgeſtein,
Und endlos blüht der Ginſter und die Heide.

Einſam mit ſeinen Schafen zieht der Hirt,
Am Abhang graſen Ziegen mit Genügen,
Die fleiß'ge Imm', der bunte Falter ſchwirrt
Um wilde Blumen auf verirrten Flügen,
Der Geier ſtreift von Beuteluſt erfaßt
Hoch durch die Luft auf räuberiſchen Zügen.
Ihm gleicht der Fiſcher, lauernd hält er Raſt
Am blauen Bach, wo die Forelle ſtreifet,
Ihm gleicht der Jäger, der in reger Haſt,
Nach einem Wild die weiten Höhn durchſchweifet.

Links liegt des Maifelds garbenreicher Gau,
Wo fleiß'ge Männer klug den Feldbau regeln,
Und drüber hebet ſich zu ſchroffer Schau
Das Eifelland mit ſeinen Felſenkegeln,
Um deren Häupter zackig, ſcharf und kahl,
Vorübereilend dunkle Wolken ſegeln.
Nur ſelten lacht ein Feld und Wieſenthal,
Unwirthbar, grau und düſter ſind die Strecken,
Und der Bewohner muß mit Noth und Qual
Die grüne Saat im ſtein'gen Boden wecken.

Seltſamer Wechſel! Du durchziehſt das Land,
Durch Felsgerölle, Staub und Schutt dich mühend,
Doch in vergeſſner dunkler Urzeit ſtand
Es immerfort in rothen Flammen glühend,
Sie ſtrahlten in die Lüfte, blau und roth,
Die Berge ringsum lagen feuerſprühend,
Rauchſäulen ſtiegen auf aus ihrem Schlot,
Und Lavabäche ſtrömten in die Thale.
Seltſame Schau, die ſtets dem Blick ſich bot,
Nacht ward es nicht in dieſem glühen Strahle!

Und unten brüllte ſtets der heiße Grund,
Man hörte Donner in der Erde grollen,
Sie öffnet' zuckend oft den finſtern Mund,
Aufthürmend hier und dort die ſchwarzen Schollen.
Felsblöcke ſchoben krachend ſich ans Licht,
Wo öde ſtille Thäler waren, quollen
Oft Berge auf, hinbauend Schicht an Schicht.
Faſt wechſelnd wie des Meers gepeitſchte Wellen,
Wenn in die Flut die Wucht der Stürme bricht,
Sah man den Grund bald fallen und bald ſchwellen.

Längſt iſt der Boden ausgebrannt und kalt,
Seit ſeiner Glut entſtrömte manch Jahrtauſend.
Wir aber ziehn durch manchen tiefen Spalt,
Wo durch der Urzeit trotz'ge Klippen brauſend
Ein wildes Berggewäſſer ſchäumend tönt,
Bald durch die Klüfte kühn im Sturze ſauſend,
Bald Mühlen treibend. Starr und burggekrönt
Schau'n hohe Felſen rings, nackt, einſam, düſter,
Nur ſelten, daß ein Wald den Blick verſöhnt,
Durch weite Heiden rauſcht des Winds Geflüſter.

Tiefernſt und ſtumm und ſtarr iſt hier die Welt
In dieſen öden unfruchtbaren Weiten,
Leblos liegt ſelbſt das blaue Himmelszelt.
Du glaubeſt über Trümmer rings zu ſchreiten.
Es ſcheint, als klagte ſelber die Natur,
Daß ſie erlebt hier wonnevollre Zeiten.
Schmückt auch ein Baum das Thal, ein Feld die Flur,
Siehſt du vom ſteilen Gipfel reichre Strecken,
Das alles gleicht den Epheuzweigen nur,
Die liebend grün ſich um Ruinen ſtecken.

Iſt dieſes Land nicht wie ein trübes Herz,
Das ſtumm verharrt, zeriſſen und zerſchlagen,
Das nur im Wildbach weint den tiefen Schmerz,
Sonſt alle Hoffnungen zu Grab getragen?
Rings gähnt des Alters leblos dürre Pein,
Vorbei der Traum von goldnen Jugendtagen!
Hörſt du den Falken durch die Lüfte ſchrei'n?
Es iſt als höhnt' er rauh des Landes Schmerzen. —
Bedarfſt du Troſt, ſo wandle hier allein,
In trüber Landſchaft wächſt der Muth dem Herzen. —

Schau' dort ins Thal! Wir ſind am Laacher See!
Ob rings die Höhn auch grüne Wälder krönen,
Hier wohnt ein endlos unnennbares Weh,
Klaglieder hörſt du durch die Buchen tönen.
Man ſagt, daß er vor Zeit ein Krater war,
Feu'r ſpie die Erde hier mit grauſem Stöhnen.
Jetzt liegt er ſtill, tiefblau, durchſichtig, klar,
Das hohe Schilf durchflüſtert rings das Ufer,
Und drüber fliegt der Waſſervögel Schar,
Ein ferner Hirt iſt hier der einz'ge Rufer.

Es blickt in ruhiger Beſchaulichkeit
Das ernſte Kloſter durch die grünen Schlüfte,
Die Kirche, die ſchier ein Jahrtauſend weiht,
Ragt vielgethürmt in einſam ſtille Lüfte.
Ihr Glockenſchall klingt nicht ins Land hinaus,
Der ernſte Ton verhallt in nahe Klüfte. —
Fürwahr, hier fand ein friedenvolles Haus,
Wer ſchmerzdurchwühlet mit der Welt gebrochen,
Hier ſöhnte wol der herbſte Gram ſich aus,
Wo die Natur mit herberm Gram geſprochen.

Und Ruhe fand er, wo die Heide blüht,
Wo immergrün Wachholderſtauden ragen,
Die Schlehe blaut, die Hagebutte glüht
Auf öden Höhn in hell und dunklen Tagen.
Seltſam weht es euch an, wohin ihr ſchaut,
Ihr werdet euch der Wehmuth nicht entſchlagen,
Ob euch ein ſteinig Lavafeld umgraut,
Ob ihr hinwandert an den feuchten Maaren,
Ob ihr das Thal, wo karg der Landmann baut,
Ob ihr die heid'gen Berge habt befahren. —

Aus dieſem Bergland ſpringt die wilde Ahr,
Sie iſt in einem niedern Stall geboren
Dem Heiland gleich; friſch, munter, muthig, klar,
Hat ſie den Gang ins grüne Thal erkoren.
Wir folgen ihr durch manchen Wieſengrund,
Ihr Plaudern ſchallt uns lieblich in die Ohren,
Dann brauſet ſie und raſet in den Schlund
Und bricht durch des Gebirges ſchroffe Dämme,
Und ſeltſam fügen rings ſich in der Rund
Wirr, hochgethürmt die ſchroffen Schieferkämme.

Dort ragt die Ahrburg. Steiget ihr hinauf,
Ein Wunder glaubt ihr unter euch zu ſchauen,
Ihr ſeht ſie ſiebenfach im Schlangenlauf.
Wer hat dem Fluß den Pfad durchs Thal gebauen?
Er brach ihn ſelber, kühn und friſch und wild.
Dann kamen Männer, dieſe Burg zu bauen,
Die Klippen alle ſind ihr Schirm und Schild,
Abgründe klaffend, dunkel aufgeriſſen,
Sind Gräben ihr. Doch ſonniges Gefild,
Ihr werdet's in der ernſten Landſchaft miſſen.

Doch weiter nun! Wir ziehn das Thal entlang.
Nach dieſen ernſten ſtummdurchmeſſnen Gängen
Wie ſehn' ich mich nach Luſt und Lied und Klang!
Wir wollen mit dem Fluß zum Rhein uns drängen.
Man ahnt ihn bald. Schon reift im Sonnenſtrahl
Die Rebe wieder, und mit hellen Sängen
Schwebt hoch die Lerche ob dem warmen Thal.
Ein Purpurwein, heißkräftig, feuerglutig,
Würzt uns das friſche längſterwünſchte Mahl
Und macht die Kehlen laut, die Herzen muthig.

Seht, wie er wächſt! Hinkeuchend ſteile Bahn
Pflegt ihn der Winzer auf den Felſenrippen.
Es ſchaut euch feſtungsgleich der Weinberg an,
Kein Platz iſt unbepflanzt in dieſen Klippen.
Wo koſtet wol die Rebe ſolchen Fleiß?
Der ſüße Trank verkündet's nicht den Lippen.
Drum nipp' ihn fromm, denk' an der Armen Schweiß,
Indeß wir fürder ziehn. Bald eng, bald breiter
Schlingt ſich das Thal. Wir folgen dem Geheiß
Der klaren Ahr. Sie plaudert uns als Leiter.

Und wieder führet uns zum Rhein der Steg,
Er iſt an Kraft und Luſt ſich gleich geblieben.
Ortſchaften ſchmücken lieblich ihm den Weg,
Die alten Städtchen ſind es, die wir lieben,
In denen wir bei Tanz und Sang und Wein
Uns voller Jugendmuth dahingetrieben.
Sie liegen da im luſt'gen Sonnenſchein
Wie Bilder, die in weihevollen Stunden
Ein edler Künſtler, wenn die Muſe fein
Und hold ihm naht, begeiſtrungsvoll erfunden.

Doch halt, halt an! Nie war der Rhein ſo ſchön,
Seit von den Alpen Abſchied er genommen,
Wie hier. Es wogen herrlich Thal und Höhn!
Und majeſtätiſch kommt die Flut geſchwommen,
So mächtig, männlich, königlich und breit,
In jeder Schwingung, jeder Form vollkommen!
Ich ſchau' vom Berge in die Thäler weit:
Das Rolandseck glänzt in des Fluſſes Spiegel,
Dort lieget Nonnenwerth in Lieblichkeit,
Die Siebenberge! — Rings der Schönheit Siegel!

Hier laßt mich ſchwärmen einſam und allein,
Ergeben ganz den eigenſten Gedanken!
Hier iſt er mein, der goldig grüne Rhein,
Hier dünk' ich mich ſein Herrſcher ohne Schranken.
O wie um Strom und Au', Wald und Geſtein
Sich tauſendfach Erinnerungen ranken!
Hier hat gedämmert mir des Tages Schein,
Hier ſang die Mutter mir die Wiegenlieder,
Hier ſchritt ins junge Leben ich hinein —
Die goldnen Tage kehren nimmer wieder! —

Am grünen Strande wandr' ich ſinnend fort,
Durch Dorf und Flecken, durch Gebüſch und Auen,
Die Menſchen grüßen fremd mich hier und dort;
Blauäugig friſch, mit Worten voll Vertrauen,
Entbietet mir den Roſenſtrauß ein Kind.
Ich tauſch' ihn ein, die bärt'gen Schiffer ſchauen
Mir forſchend nach, ſie fuhren einſt in Wind
Und Sonnenſchein den Knaben auf den Wellen,
Der Mann iſt ihnen fremd. Die Zeit verrinnt,
Die Zeiten ändern ſich. Lebt wohl, Geſellen!

Ich trete durch des Heimatſtädtchens Thor,
Das iſt das Haus, ich ward darin geboren,
Geſichter, die mir fremd, ſchau'n draus hervor,
Als fragten ſie, was haſt du hier verloren?
Ich wandre längs des Gartens grünem Saum,
Den ſich zur Muſterung mein Blick erkoren.
O ſieh, dort hebt ſich ſtark und dicht der Baum,
Den zum Geburtstag mir, dem erſten Sohne,
Mein Vater pflanzte. Frei zum Himmelsraum,
Wie ich mein Haupt, ſo trägt er ſeine Krone.

Ich ziehe weiter ohne Zweck und Ziel.
Allwärts begrüßen mich Erinnerungen.
Wo trieb ſich hier nicht unſer Kinderſpiel?
Hoch in die Lüfte ward der Ball geſchwungen,
Wir übten froh im Ringkampf Kraft und Muth,
Im raſchen Wettlauf ward zum Ziel geſprungen,
Der Nachen trieb uns in des Rheines Flut,
Wir lernten ſchwimmen in den grünen Wogen.
Wie heiter iſt dem leichten Knabenblut
Doch damals Tag um Tag dahingeflogen!

Es feſſelt mich Betrachtung hier und dort,
Am Thor, am Markt und an der Kirche Linden.
Sein Angedenken beut mir jeder Ort,
Mein Namen ſteht geſchnitzt in Bank und Rinden.
Neugierig ſtarren ſie den Wandrer an,
Manch Haupt ſeh' ich erſcheinen und verſchwinden
Am Fenſterflor. Es hat den fremden Mann
Die Mutter, wie die Tochter längſt vergeſſen.
Wer ahnt, daß hier mein Lebenspfad begann?
Viel andre Pfade mußt' ich bald durchmeſſen.

Und Einer bietet ſich als Führer gar. —
Ich danke dir, mein wackerer Geſelle! —
Wer weiß, ich ſpielt' einſt in der Kinderſchar
Vielleicht mit ihm an unſres Hauſes Schwelle! —
Er geht. — Noch kenn' ich ringsum jeden Steg.
Und brauſet noch ſo wild der Zeiten Welle,
Erinnrung bleibt, — feſt ſteht ihr Luſtgeheg —
Wenn ſpätre liebe Angedenken ſtarben,
So blühen ſie noch ſtets am Lebensweg,
Die Jugendblumen mit den friſchen Farben.

Hinaus, hinaus! Hier kann ich nicht aufs neu
Ein junges Band in alten Kreiſen knüpfen,
Es braucht der Zeit, zu prüfen Lieb' und Treu'.
Geh' ich nicht ſchweren Schrittes, wo ſie hüpfen?
Klimm' ich nicht ernſt empor auf ſteiler Bahn,
Indeß auf flücht'gem Roſenpfad ſie ſchlüpfen?
Es bleibt die Freundſchaft ſtets ein hohler Wahn,
Wenn nicht für gleiches Ziel die Herzen pochen.
Hinaus in die Natur! Sprach ich ſie an,
Nie hab' ich ſie vergebens angeſprochen.

Und ins Gebirge lenk' ich meinen Gang:
In ſeinen Gründen find' ich neue Wonnen,
Waldwieſen grünen jedes Thal entlang,
Im Thau der Wieſen glänzen tauſend Sonnen,
Aus allen Büſchen tönet Vogelſang,
Aus allen Klüften rauſchen muntre Bronnen.
Waldtauben trinken hier; ihr Flügelſchwang
Durchrauſchet ſcharf, wenn ſie entfliehn, die Lüfte,
Und überall trifft morgenfriſchen Klang
Das Herz durch dieſer Hänge Blumendüfte.

Geſtreckte Heiden klimm' ich ſtill hinauf,
Wo Halm und Ginſter mir die Füße ſtreifen,
Wo ſchlanke Rehe leicht in flücht'gem Lauf
Auf den verborgnen Wildespfaden ſchweifen,
Wo hier und dort ein Bächlein rauſchend ſpringt,
Wo im Geſtrüpp rothſaftig Beeren reifen,
Wo über mir die Heidelerche ſingt,
Indeß aus hohen fernen Eichenwipfeln
Des Spechtes Schrei, der Droſſel Schlag erklingt,
So geht es weiter zu des Berges Gipfeln.

Es nimmt zuvor mich auf die Einſamkeit
Der hochgewölbten grünen Buchenhallen,
Mit ihren Bogen ſchlank und groß und weit,
Drin goldig grün der Sonne Lichter fallen.
Das Lied tönt hier gleichwie in Tempeln fort,
Man hört die Tritte weithin widerhallen.
Wie Rieſenmale liegen hier und dort
Bemooſte Felſenblöcke aufgeſchichtet,
Und ſinnend ſtaunt der Geiſt an jedem Ort,
Wie groß und prächtig die Natur gedichtet.

Es iſt die Löwenburg, die ich erſtieg,
Das liebſte Ziel war ſtets ſie meinen Gängen,
Ob allen Bergen feiert ſie den Sieg
Mit Wäldern, Wieſenplätzen, Felſenhängen.
Auf dem gebrochnen Thurme, der ſie ſchmückt,
Hoch ob den Buchengipfeln, Vogelſängen,
Setz' ich mich hin im tiefſten Geiſt entzückt:
Tief unter mir des Laubwerks grüne Bogen
Und Thal und Ebnen, fruchtbar, reich, beglückt,
Hoch über mir von Falken nur umflogen.

Gott, welcher Blick! O nehmt des Dichters Gruß,
Ihr ſtolzen, ſchöngeformten, mächt'gen Kuppen!
Dir wäſcht der Strom noch immerfort den Fuß,
O Drachenfels im Kleid von Felſenſchuppen!
Der Wolkenburg gebrochner Kegel ragt
Mit ſtein'gem Helm aus grünen Hügelgruppen;
Der Stromberg, drauf ein Kirchlein betend zagt,
Dehnt ſich zur Seite, die Genoſſen höhnet
Der Aulberg, der das Haupt am höchſten wagt,
Die andern ſtehn dazwiſchen waldgekrönet.

Und thal- und hügelwogend lacht das Land
Nach Süden hin, ſoweit die Blicke gleiten,
Bergketten heben ringsum ſich am Rand
Des Horizonts in duft'gen blauen Weiten.
Das Auge ſchweift nach Norden unbegrenzt
Fort zu der Ebne ſonnigen Gebreiten,
Durch die ein Silberband, das leuchtend glänzt,
Der Rhein in Majeſtät hinwälzt die Wogen,
Von menſchenreichen Orten rings bekränzt,
Von weißen Segelſchiffen ſtets durchzogen.

Wie blühend, ſchwellend, reich liegt hier die Welt
In hellem Farbenwechſel hingegoſſen!
Hoch über mir des Himmels blaues Zelt
Gleichwie von Friedensbannern rings umfloſſen,
Tief quelldurchrauſchte Thäler, friedlich blau,
Wo üppig balſamvolle Bäume ſproſſen,
Dazwiſchen manche ſegensreiche Au',
Hellblum'ge Wieſen, Hügel voller Reben,
Von Städten, Dörfern, Schlöſſern voll der Gau!
Wie leuchtet die Natur, wie blüht das Leben!

Glückſel'ger Landmann, der hier friedlich ruht,
Wenn er, was ſein Gefilde heiſcht, erwogen!
Glückſel'ger Jäger, der ſich gütlich thut,
Wenn raſtlos er den hohen Forſt durchzogen!
Glückſel'ger Schiffer, der nach wilder Fahrt
Hier fröhlich raſtet von dem Drang der Wogen!
So möcht' ich einſt vom Lebensſturm geſpart
Hier ſelig ruhn! Wer ſehnt ſich nicht zu wohnen,
Wo in ſo wunderſamer edler Art
Die hellſten Reize hold verſchlungen thronen!

Ein gleich Gefühl wird mir im Herzen wach,
Erklimm' ich dort des Aulbergs ſcharfe Spitze
Und wandr' ich nach dem ſtillen Heiſterbach,
Wo einſt im waldumkränzten Kloſterſitze
Weltmüd der Mönch ein heimelnd Obdach fand,
Und zieh' ich durch des Sommertages Hitze,
Zu ſchauen von des Strombergs grünem Rand,
Zieh' ich zur Wolkenburg durch die Geſteine
Und ſchau' ich von des Drachenfelſen Wand
Hinab. O Glück, wie ſchön iſt es am Rheine! —

Hier hebt am Klippenabhang ſich ein Mal,
Es iſt ein gothiſch Kreuz in Stein gehauen.
Weit ſchaut es ins Gebirg und in das Thal,
Hoch in die Wälder, tief in Wieſ' und Auen.
Ein Denkmal ſteht es an die ſchönſte Zeit,
Gefügt, daß wir die Geiſter dran erbauen,
Geweiht den Tagen deutſcher Herrlichkeit,
Geweiht den Tagen hellſter deutſcher Siege,
So ſoll es ſtehn in alle Ewigkeit,
Ein Angedenken an die Freiheitskriege!

Wohlan, durchblättert der Geſchichte Buch!
Dumpf laſtet' auf dem deutſchen Vaterlande
Mit ſchwerer Wucht Verderben, Acht und Fluch,
Wir ſiechten hin in Schwachheit und in Schande.
Und durch Europa fuhr der Sturm mit Wuth,
Es löſten ſich der alten Ordnung Bande.
Zur Freiheit ſtrebte Frankreichs Volk voll Muth,
Doch hat verwirrt es Maß und Ziel verloren;
Aus Blut und Mord und rother Feuersglut
Ward ſelten noch ein gutes Recht geboren.

Die Strafe kam, aufſtand ein fremder Mann,
Er war ein Mann des Schwertes und der Schlachten.
Wie er im Geiſt nur Weltenplane ſann,
War Völkerherrſchaft ſeines Daſeins Trachten.
Die ihren König ſtießen in das Grab,
Sie mußten in des Corſen Feſſeln ſchmachten.
Zum Scepter ſchuf der Feldherr ſeinen Stab,
Der ſtark, unnahbar Frankreichs weiten Kreiſen
Raſch ſeines kühnen Geiſts Gepräge gab,
Sein Wille war, wie ſeine Wehr von Eiſen.

Wann ruht der Wolf von Raub und Gier beſeelt?
Sein Geiſt war Feuer und ein Sturm ſein Leben,
Sein Denken Blitz, der nie das Ziel verfehlt,
Die Thaten Donner! Rings die Länder beben
Vor ſeinen Worten. Als in ſeine Haft
Sich müd und matt das welſche Volk gegeben,
Da trieb ihn fort die glühe Leidenſchaft,
Die ſolche Geiſter peitſcht. Mit Kron' und Thronen,
Die er in blut'gen Feldern aufgerafft,
Trieb er ſein Spiel beim Dröhnen der Kanonen.

So ſtürmt' er auch in unſer Vaterland.
Wie hat er ihm das Antlitz zugerichtet!
Heerfahrt auf Heerfahrt gab's mit Blut und Brand,
Es ward das uralt heil'ge Reich vernichtet,
Die Fürſten all, ſie irrten flüchtig hin,
Es haben andre durch Verrath beſchwichtet
Des Welterobrers ländergier'gen Sinn.
Wer zählt das Elend auf aus jenen Jahren,
Wo Deutſchland, einſt die Völkerkönigin,
Hinſchmachtete, zerſetzt, gewürgt, zerfahren?

Doch in der Zeit der allerhöchſten Schmach,
Da hob der Geiſt des deutſchen Volks ſich wieder,
Der Geiſt, der mächtig aus den Jochen brach.
Es klang Ein Ruf die Gauen auf und nieder,
Ein Ruf gewaltig, donnernd, dröhnend, groß,
Ein Ruf der Freiheit. Die getrennten Glieder
Sie einten ſich. Geworfen war das Los,
Das war ein Toſen, Rauſchen, Sauſen, Toben!
So hat ſich ſeit Jahrtauſenden im Schos
Der Heimat nicht des Volkes Ruf erhoben.

O ſchöne Zeit, wenn ſo in Einen Schrei
Ein ganzes Volk einſtimmt aus Einem Herzen!
Dann macht es ſich von allen Ketten frei,
Dann löſen ſich die ungeheuren Schmerzen
In ungeheure Luſt, in Einen Klang
Die Lieder all, in Eine Glut die Herzen.
Du braves Volk den Oſtſeeſtrand entlang,
Du hubeſt an. Es folgten dir die Sachſen,
Die Franken, Schwaben, voller Freiheitsdrang,
Dem deutſchen Aar begann der Flug zu wachſen.

Da tauchten auf die Geiſter klar und rein,
Zu ſtehen für der Heimat Schutz und Wehre!
Wer glich dir, feuerglüh'nder Freiherr Stein,
Du Grundſtein, Eckſtein, Schlußſtein deutſcher Ehre,
Der unſerm Volk die Bahnen vorgedacht?
Du edler Scharnhorſt, Schöpfer unſrer Heere,
Du raſcher Gneiſenau ſtandſt auf der Wacht,
Du ſtarrer York, du Mann von ſtolzem Trutze,
Heil, Marſchall Vorwärts, ſcharfes Schwert der Schlacht,
O Blücher, ſtets voran zu Schirm und Schutze!

Und neu und friſch erhob ſich Lied und Wort.
Wie flammenzungig ſprachſt du edler Fichte!
Im Echo klangen nach von Ort zu Ort
Der deutſchen Sprache ſcharfe Strafgedichte.
Die Fremde hielt nicht mehr den Geiſt umgarnt,
Die Sänger hoben Vaterlandsgedichte.
Wie flog dein Sang, du treuer deutſcher Arndt,
Du junger Körner, der im Kampf verblutet,
O Schenkendorf, wie hell haſt du gewarnt,
Wie hat dein Lied, o Rückert, ſtolz geflutet!

That ward das Lied, und jede That gedieh,
Denn endlich wuchs nach langen öden Tagen
Der Heldenthaten goldne Poeſie.
Lag auch das Volk in Feſſeln noch geſchlagen,
Ein Funken fachte tauſendfach die Glut,
Es war kein hohles Wort, ſie wollten wagen
Für deutſche Freiheit freudig Gut und Blut.
Und alle, alle griffen nach den Waffen,
Den Greis und Knaben trieb zum Kampf die Wuth,
Mit Axt und Senſ' am Rachewerk zu ſchaffen.

O großes ganzes Vaterlandsgefühl,
Das ſich erhebt zu großen ganzen Thaten!
Wie todesernſt und froh, wie heiß und kühl
Warſt du mein Volk! Drum mußt' es dir gerathen,
Das Werk, das heilig war. Gott hielt Gericht.
Zertreten wurden des Tyrannen Saaten.
Wer denkt der mächt'gen Heereszüge nicht?
Laßt Leipzig, Waterloo, Paris euch ſagen,
Wie kühn der Deutſche ſeine Ketten bricht,
Wie ſtark er ſeine Feinde weiß zu ſchlagen!

Wer aber war ein größrer Feind als Er,
Dem keiner ſich vergleicht in allen Zeiten?
Der höchſte Fels in der Geſchichte Meer,
Der Alpen Alpe! Seit ſich Menſchen ſtreiten,
Stritt keiner ſtärker. Stets durch ſeine Hand
Sah Reiche man zum Tod und Leben gleiten.
Doch Eines war, das nimmer er verſtand —
Des Volksthums Weſen, dem er Hohn geſprochen.
Die heil'ge Liebe für das Vaterland
Hat des Despoten ſcharfes Schwert gebrochen.

Ein feuriger Komet hat er gelobt —
Er kam, er ſchwand. — Was er für ſich errungen,
Iſt alles hin — es hat der kalte Tod
Ihn fern im Meer auf ödem Fels bezwungen.
Welch einſam Grab für ihn, der einſt im Geiſt
Den weiten Erdkreis würgend hielt umſchlungen!
Ob ſeine Größe auch die Nachwelt preiſt,
Sie liebt ihn nicht, der nie die Liebe kannte,
Dem in der Seele dunklem Grund zumeiſt
Gier, Herrſchſucht, Ehrgeiz giftig freſſend brannte.

Heil dennoch, daß er kam! Durch ihn entfacht,
Wuchs auf ein neuer Geiſt in unſern Landen,
Gedenk des Reiches uralt ſtolzer Pracht
Iſt wieder deutſches Leben rings erſtanden.
Es ſtarrte rings ein ſchwarzer dunkler Sumpf,
Und ſieh, der Freiheit Flut begann zu branden.
Wir lagen, ach, in Siechthum trüb und ſtumpf,
Zu lang' war ſie geſenkt, doch ſtieg die Wage,
Victoria erklang. Triumph, Triumph,
Vorwärts Deutſchland in glorreich helle Tage!

Deß ſoll dies Mal ein edles Zeichen ſein!
Mit Recht habt ihr die Stelle ihm erkoren,
Wo ſteil der Drachenfels entſteigt dem Rhein,
An des Gebirges und der Ebne Thoren.
Ein warnend Zeichen ſei es in den Weſt
Dem Feind, der oft Vernichtung uns geſchworen,
Daß er die altererbte Thorheit läßt!
Kein Stück der Heimat ſoll er uns entwenden!
Denn Deutſchlands Muth geht hoch, das Schwert iſt feſt,
Um jeden Gegner kräftig heimzuſenden.

Heil, heil, der Friede Gottes blühet ſchön,
Der Landmann hegt im Feld der Früchte Segen,
Der Winzer hegt den Wein auf allen Höhn,
Rings ragen Städte, die des Handels pflegen,
Drin mit der Kunſt die Wiſſenſchaft gedeiht. —
Zum Schwure ziemt's die Hand aufs Herz zu legen,
Am Mal, den Freiheitskämpfen fromm geweiht:
Wir wollen, wie auch künft'ge Stürme treiben,
In alle Zeit und alle Ewigkeit
Am deutſchen Rhein ſtets echte Deutſche bleiben!

Fort in die Ebne! Welch ein ſaubrer Ort,
Der ſich am Fuße des Gebirges hebet!
Sieh, das iſt Bonn, es raget wonnig dort,
Von Villen, Gärten und Alleen umwebet.
Wir wandern allwärts mit Begeiſterung.
Kölns Krummſtab herrſchte hier vor Zeit, es lebet
Rings in den Schlöſſern die Erinnerung
An ſeine Pracht, jetzt iſt hier aufgeſchlagen
Ein Sitz der Wiſſenſchaft. Er trage jung,
Geſund und friſch die Frucht in künft'gen Tagen!

Der Abend ſinkt, zur Stadt noch einen Gang!
Die Mitternacht erklang vom Münſter mächtig,
Rings herrſchet Ruh' die Häuſerreihn entlang,
Der Himmel glänzt von tauſend Sternen prächtig,
Der ſtille Vollmond ſchiffet groß und klar.
Das iſt die Stunde friedlich, feiernd, nächtig,
Um hier an einem hohen Kunſtaltar
Andacht vor einem Heil'genbild zu halten.
Mir wird, als lebt' es auf, ſo wunderbar: —
Du mächt'ger Geiſt laß deine Zauber walten!

Beethoven, großes Herz! Das iſt dein Bild!
Wie trotzig ſtolz! Seht, die gedankenvollen,
Gewalt'gen Züge! Aus den Locken wild
Iſt wetterdrohend deine Stirn gequollen,
Das Auge wie von glühem Blitz erhellt,
Auf ſcharfen Lippen ein verwegnes Grollen,
Und jedem Zug die Liebe doch geſellt!
Sei mir gegrüßt, der Töne größter Meiſter,
Der in der Kunſt erfaßt die ganze Welt
Und in der Kunſt ſie gießt in unſre Geiſter!

Schon mancher, dem das Herz von Sehnſucht ſchwoll,
Zog aus vor dir, wohl mocht' es ihm gelüſten,
Den Pfad zu finden, wo geheimnißvoll
Ihr Zauberland ſich hebt mit blauen Küſten.
Die meiſten ruhn vergnügt am ſchönen Strand,
Du gingſt durch die Gebirge, durch die Wüſten,
Durch Feld und Schlucht — du warſt der alles fand,
Geleitet durch des Geiſts geheime Kunden.
Du Genius haſt, die Leier in der Hand,
Himmel und Hölle in der Kunſt gefunden.

Nimm meinen Dank, Beethoven, großes Herz!
O nimm den Dank, der mir die Bruſt erweitert!
Ging jauchzend ich einher in leichtem Scherz,
Die hellſte Luſt haſt heller du erheitert;
Du gabſt mir Troſt, wähnt' ich auf ödem Meer
An Klippen meinen Lebenskahn geſcheitert;
Du nahmeſt ihr den Dorn, wenn ſcharf und ſchwer
Die Leidenſchaft durch meine Seele brannte,
Weil ich in deiner Seele brauſend hehr
Das größre Leid, die größre Luſt erkannte.

Wie die Natur unwiderſtehlich, ſtark,
Dämoniſch wirkt dein Werk. Wenn du geſprochen,
Ergreift der Ton erſchütternd Bein und Mark,
Erſchütternd iſt er in das Herz gebrochen.
Dein Geiſt ein Meer, das erdumgürtend rollt,
Ein Alpenhochgebirg mit rieſ'gen Jochen,
Ein wilder Urwald! Gottes Stimme grollt,
Dann haucht ſie Wohllaut — Himmelsklänge wehen. —
Im Prieſterkleid von Purpur, Demant, Gold
Sehn wir, Prophet, dich vor dem Volke gehen!

Ja, wenn du dichteſt, kommt es über mich
Wie ſüßer Lenz. Ich fühl' ihn froh erſchrocken:
Die Schwalbe ſchießt, die Lerche hebet ſich,
Es ſtreut der Frühlingsbaum mir Blütenflocken,
Mailieder wehn, es prangt die tiefſte Kluft,
Die breiten glanzbeſtreuten Flüſſe locken,
Wo fern die Landſchaft ſchwimmt in leiſem Duft,
Du baueſt vor des Geiſtes innres Fühlen
Gebirge, Ebnen, Seeen in die Luft! —
Fata Morgana, komm die Glut zu kühlen.

Bald ziehſt du durch den hellen Sonnenglanz,
Der Liebe biſt du hold und ſüß verfallen,
In deiner Hand erblüht ein Blumenkranz,
Dein Herz durchklingen tauſend Nachtigallen,
Bald ſchwimmt dein Lied in tiefen Seufzern fort,
Es ſchluchzt, die feuchten bittern Thränen fallen;
Bald jauchzeſt du des Zaubers Löſungswort,
Du ſchwärmſt auf Bergeshöhn, in Roſenlauben
Mit deinem Lieb; wir ſehn dich hier und dort
Umarmungen beſtehn und Küſſe rauben.

Dann ſtreifeſt du in der Genoſſen Schar:
Hinaus, hinaus, es gilt ein freud'ges Leben!
Wie ſind die Stirnen frei, die Augen klar!
Es ſtrotzt das Lockenhaar von Sommerreben!
Ihr ſetzt euch an der Freude vollen Tiſch:
Wir ſehn euch ſchäumende Pokale heben,
Und ſprudelnder Humor entſpringt dir friſch,
Den Saal durchklingt ein Lachen, Jubeln, Singen,
Doch oft iſt's mir, ich hörte träumeriſch
Hinein ein ſtillverhaltnes Weinen klingen.

Und wieder ſtimmeſt du die Seelen um:
Horch, iſt das nicht der Elemente Toben?
Das heil'ge Feu'r verlöſcht, das Heiligthum
Von Wetternacht getrübt, vom Sturm umſtoben!
Die zack'ge Felswand trotzt den Himmel an,
Der Blitze Feuergarben zucken oben,
Laut durch die Forſten peitſchet der Orkan,
Hoch im Gebirge kracht die Eiche fallend,
Wild um die Klippen heult der Ocean,
Als wollt' er alles Land verſchlingen wallend.

Doch grell durch dieſen tiefen Marterſchrei
Ertönt wie eines Donnergottes Stimme
Dein eigner Schmerz: du raſeſt wild und frei,
Als flöheſt du die Welt in wirrem Grimme,
Als triebeſt du in finſtrem Menſchenhaß,
Auf daß es ſcheiternd in die Wogen ſchwimme,
Dein Lebensboot. Wir ſehn dich bleich und blaß,
Ein rieſig Bild am finſtern Abgrund ringen,
Die Angſt durchzittert uns ohn' Unterlaß,
Es möchte dich die ſchwarze Kluft verſchlingen.

Doch nein, die Sühne folgt, es ſiegt dein Geiſt,
Du kehreſt um in holden Melodieen!
Wie Gott im Hauche ob der Schöpfung kreiſt,
So hören flüſternd wir im Lied dich ziehen.
Wie nach der Fiebernacht ein ſüßer Traum,
Nach Winterſtarre Frühlingsphantaſieen,
Erquickſt du uns; bald unterm Blütenbaum
Ruhn wir bei dir, bald unter Märchenzelten,
Dann ſchweben wir empor im Aetherraum,
Wie ſel'ge Geiſter durch die Sternenwelten.

Dort ſtimmſt du plötzlich an das Siegeslied,
Das ſchwillt, als wollten rings die Gräber klüften.
Ja, wie ein Bacchuszug, ſo rauſcht und zieht
Es lebenweckend über allen Grüften!
Dämonen fliehen in der Tiefe Schlund,
An dem du ſtandſt, es jubelt in den Lüften:
Der Haß, der Zorn, der Neid ſtürzt in den Grund,
Hoch ob den Welten muß die Liebe thronen,
Begeiſtert klingt es, wie aus einem Mund:
Triumph! O, „ſeid umſchlungen Millionen!“

Der Päan iſt's der neuen goldnen Zeit,
Das tauſendjähr'ge Reich weiſſagt ſein Tönen;
Wir haben überlebt den alten Streit,
Die Völker nahn, die Freiheit hell zu krönen.
O hört, Ein einz'ger Gott in dieſer Welt!
Die alten und die neuen Zeiten ſöhnen
Im Bruderkuß ſich aus, und glanzerhellt
Erſteht das Friedensreich in lichter Klarheit.
Wir bauen auf, was keine Macht zerſchellt:
Die ew'ge Welt der Liebe, Schönheit, Wahrheit!

Stürmſt du dahin in ſtolzer Liederſchlacht,
Die wogt im Formenwechſel tauſendflutig,
Wie faſſen uns die Weiſen ſtets mit Macht,
Wie wächſt der Geiſt ſo ſtark, ſo feſt, ſo muthig!
Du treibeſt rings die bleiche Selbſtſucht aus,
Und iſt das Herz von hundert Wunden blutig,
Dir jauchzt es taumelnd zu im Tönebraus,
Von Leidenſchaft entbrannt lernt es entſagen,
Für Freiheit fordert es den Tod heraus,
Kühn wie von Adlerfittichen getragen.

Beethoven, großes Herz, ſiegſtolzer Held!
Du Bannerträger künft'ger, edler Zeiten,
Die Auserleſnen führſt du heut ins Feld,
Einſt werden ſich die Völker um dich breiten.
Um einzuziehen durch der Zukunft Thor,
Wirſt du die Menſchheit einſt zum Ziele leiten.
Prophetiſch hör' ich ſchon vom Völkerchor
Dein „Alle Menſchen werden Brüder“ ſauſen!
Mein Lied, mein Lied, wie wagſt du dich empor?
Des Meiſters Lob laß ſeine Lieder brauſen! —

Ringsum iſt's ſtill. Hell wird die dunkle Luft,
Des Münſters Thurm erglüht im Morgenrothe,
Berauſchend weht der ſüße Lindenduft,
Der Falke ſtrebt empor, des Tages Bote.
Fern ob den Feldern hebet ſchmetternd wild
Die frohe Lerche weckend ihre Note! —
Hochſommertag! — Des Meiſters treues Bild! —
Du läßt die Liebe ob den Welten thronen!
Wir gehn. In unſern Herzen tönet mild
Die Hymne: „Seid umſchlungen Millionen!“

Er war ein Held der Kunſt für alle Welt. —
Ein ander Bild ſteht an des Rheines Strande,
Ernſt Moritz Arndt — der treue Liederheld,
Der Liederheld vom deutſchen Vaterlande,
Ragt dort in Erz. Es ſteht ſein Haus nicht weit,
Er ruht im Friedhof. — Unſern Schwur zum Pfande:
Erneuert ſich die ernſte, wilde Zeit,
Wir wollen, wie auch künſt'ge Stürme treiben,
In alle Zeit und alle Ewigkeit
Am deutſchen Rhein ſtets echte Deutſche bleiben!

Achter Geſang.

Lebt wohl, ihr Berge! Lange ſpäht und ſchaut
Das Auge rückwärts, wo ihr ferne ſchwindet
Und formenſchön am Horizonte blaut.
Erinnerung, die holde, ſüße bindet
Um meinen trunknen Sinn ihr roſig Band.
Hinab trägt mich der breite Strom, er windet
Sich mächtig hin am üpp'gen Felderrand,
Der Wald iſt ſelten, doch ſind hier geprieſen
Das garbenreiche Korn- und Früchteland
Und die ſmaragdnen Gründe weiter Wieſen.

Und Städte rings! — Der Dichter jauchzt dir zu,
Uraltes Köln! Umhegt von Mau'r und Thoren
Liegſt du am Strom in majeſtät'ſcher Ruh'!
Die Thürme ſtehn im leiſen Duft verloren,
Indeß die grüne Welle dir mit Luſt
Den Fuß umſpült, o zwiefach auserkoren!
Du ragſt ſo ſtolz, es ſpiegeln auf der Bruſt
Des Stroms ſich Kirchen, Warten und Paläſte,
Ein Bild der Lebenskraft, das ſelbſtbewußt
Und ſtolz entzückt den Wohner und die Gäſte.

Am Ufer landet Boot und Dampfer an,
Dort treibt ſich hin die buntbewegte Menge,
Das iſt des Handels wagnißkühne Bahn.
Welch Markten, Dingen, Fragen im Gedränge!
Am Werfte reiht ſich Laſt an Laſt geſtellt,
Die Träger ſchreien, der Matroſen Sänge
Erklingen ſchrill und fröhlich. „Zeit iſt Geld."
Die Wagen raſſeln und die Roſſe ſchnauben,
Hinauf, hinab, das tobet, brauſt und gellt!
Ihr preßt mit Müh' euch durch die dichten Haufen.

Hier hat der Kaufherr ſeiner Güter Acht,
Die ihm aus fernen, fremden Landen kamen,
Er rüſtet hier die ſcharfgewogne Fracht
Für Völker überm Meer; ihr habt die Namen
Oft kaum gehört. Er rechnet, plant und ſinnt,
Was er für ſich, was er für ſeinen Samen
In klugem wohlbedachtem Kauf gewinnt.
Die Fremden gehn und kommen angefahren,
Es wechſelt, wie euch Stund' um Stund' entrinnt,
Der Menſchen Anblick und die Schau der Waaren.

Welch reichbewegtes Bild! Doch dem Gewühl
Entflieh' ich durch des Thores düſtre Halle.
Die Straßen winden ſich, hoch, ſchattig, kühl,
Rings alte Bauten aus dem Wogenſchwalle
Vergangner Zeit! Gemäuer, Thurm und Dom,
Es brachten Krieg und Fehden ſie zu Falle,
Sie ſind erſtanden in dem friſchen Strom
Der Gegenwart. Wie friſch und hell erneute
Sich hier das Daſein! Ja. — Das deutſche Rom!
Hieß man dich, Köln! — ſo heißt man dich noch heute.

So reich iſt hier Geſchichte hingerauſcht!
Ihr ehrner Stift ſchnitt allwärts tiefe Kerben,
Wohnſitze hat ſeit grauer Zeit getauſcht
Hier Volk um Volk. Wir ſtehen als die Erben
Verſchollner Tage ſtaunend hingebannt.
Geſchlechter blühen auf, Geſchlechter ſterben,
Und jedes ließ uns ſeines Daſeins Pfand.
So ſchafft der Menſchengeiſt mit reger Stärke.
Getroſt, reicht uns der Tod die kalte Hand,
Sind ſie nur echt, dann leben unſre Werke.

Es ſahen auf den Uferhügeln hier
Die Römer einſt die alten Ubier wohnen,
Als ſie im Sturm aus galliſchem Revier
Erſchienen mit den ehrnen Legionen.
Es lockten ſie die reichen Felder an,
Wohl reizt' es ſie, am grünen Fluß zu wohnen.
Sie bauten Thurm und Mauer in den Plan
Zur Hut des Stroms und der beſiegten Lande
Und zu verfolgen der Erobrung Bahn
Dort auf Germaniens waldbedecktem Strande.

So wuchſen Veſten, Häuſer, Tempel auf.
Dann ſchlugen ſie der Brücke kühne Bogen
Kühn über des unbänd'gen Stromes Lauf,
Und friſches Lagerleben ſah man wogen
Durch die Kaſtelle. Zu dem deutſchen Fluß
Kam Kriegervolk vom Tiberſtrom gezogen.
Roms Kaiſer boten hier dem Rhein den Gruß,
Jahrhunderte verrauſchten da im Kriege,
Bis der Barbar, voll Rache, Zorn, Verdruß
Sie heimgeſendet nach dem ſchönſten Siege.

So ſinkt der Stolz, der frech ſich überhebt,
Die Größe, die in ſichren Siegsgedanken
Sich eitel wiegt! Umſonſt habt ihr erſtrebt
Der Erde Herrſchaft. Sie begann zu wanken,
Weil euch die Füll' und Ueppigkeit erſchlafft.
Es ſtürzten euch die ſtarken Uferfranken,
Barbaren nur, doch voller Männerkraft.
Wie es geſchah, ich kann es nicht berichten,
Es hat das Schwert und nicht der Stift geſchafft,
Und Sagen nur vertreten die Geſchichten.

Sie künden euch vom heiligen Matern,
Der hier zuerſt das heil'ge Kreuz verkündet,
Von den elftauſend Jungfrau'n, welche fern
Vom Briteneiland kamen, liebentzündet,
Und mit Sanct-Urſula, der Führerin,
Durch Hunnen ſtarben, noch im Tod verbündet.
Sie melden euch von Reinold's frommem Sinn. —
Die Wunder blühen, wo die Thaten fehlen;
Volkslieder ſingen ſie. Lauſcht immerhin,
Sie tönen hold den gläubig frommen Seelen!

Von Kön'gen künden ſie; hier hat gethront
Chlodwig, der größte von den Merowingen,
Hier hat die Mutter Karl Martell's gewohnt,
Plektrudis' Namen hört ihr heut noch klingen,
Ahnmutter ſie Pipin's von Heriſtall.
Der große Karl, ging er die Völker zwingen,
Im Sachſenland, der Heiden ſtarken Wall,
Hielt hier, beim Biſchof Hildebold zu raſten
Und ſich bei Mahl und Trank und Liederſchall
Vom ſchweren Werk der Herrſchaft zu entlaſten.

Prieſter- und Bürgerthum ward ſtark und groß.
Die größte Reichsſtadt ſtand am Rheinesſtrande
Das heil'ge Köllen in des Reichthums Schos,
Mit Fleiß erworben fern in Meer und Lande,
Im Rathe klug, im Unternehmen kühn.
Hoch ging die Zeit. Da fing in lichtem Brande
Die Zwietracht und der Hader an zu glühn,
Es wurden heiß wie Feuersglut die Geiſter.
Ein Wetter zog herauf, die Blitze ſprühn:
Sind hier die Prieſter, ſind die Bürger Meiſter?

Und mit dem Krummſtab maß ſich nun das Schwert:
Hier Bürgerfreiheit, dort die Macht der Pfaffen!
Voll Kraft die Fechter, beide ſiegeswerth!
Sie lagen Tag und Nacht in ehrnen Waffen.
Konrad von Hochſtaden, du Geiſt von Erz,
Du rangeſt deinem Stuhl den Glanz zu ſchaffen
Wie ihn Gregor, das kühne Römerherz,
Auf ſeinen ſieben Hügeln ſich erzwungen,
Du beugteſt muth'ge Bürger nicht zum Scherz:
Dir und den Deinen iſt das Werk mislungen!

Des Biſchofs Schiffe ſchreckten nicht die Stadt,
Vom Wurfgeſchoß brach nicht der Thurm zuſammen;
Was half's, daß er den Brand geſchleudert hat
In Hab' und Gut, daß ſchamroth hell in Flammen
Der nächt'ge Himmel ſtand? Der kecke Muth,
Die wilde Kraft, die gutem Recht entſtammen,
Trieb an die Bürger. Heiß war Kopf und Blut,
Sie rüſteten die Waffen ſcharf und glänzend,
Dann ſtrömten ſie zum Kampf in voller Flut,
Den Lebensbecher kühn dem Tod kredenzend.

Und wüthend tobten in der Feldſchlacht Sturm,
Die ruhig ſchafften bei Gewerb' und Waaren,
Sie brachen zornig Mauer, Wall und Thurm,
Sie raſten mordend in der Söldner Scharen.
Was kümmerte ſie Kerker, Kette, Haft,
Die ſie vom ſtolzen Prieſterthum erfahren?
Es ſchwillt das deutſche Herz voll Muth und Kraft,
Es wird der friedlich ſtille Mann zum Helden,
Wenn ihr ihn reizt zu Zorn und Leidenſchaft —
Von großen Thaten weißt du, Köln, zu melden!

Ihr Overſtolzen ſeid dahingeſauſt,
Für Bürgerfreiheit Gut und Blut zu wagen!
Du Daniel Jude, du Braun Hartefauſt
Und Simon Roisgin, habt das Schwert getragen
Den alten Helden gleich. Du Hermann Grin —
So tönt die Mär — du haſt den Leu geſchlagen,
Den freche Mönche, dich zu morden, ziehn.
Warum iſt allwärts nicht eu'r Ruhm erklungen?
Ihr habt verdient die ſtolzen Melodien
Vom hehren Sängermund der Nibelungen!

Ihr ſeid die Männer, die im Streit erſtarkt,
Vor allen Städten groß die Heimat machten.
Es lag in Köln des Reiches größter Markt:
Wie lebenpochend rings die Werfte lachten!
Es ſtrotzten rings die Lagerhäuſer voll,
Die Schiffe ſtrotzten voll von ſeltnen Frachten,
Das Meer entſandte fremder Länder Zoll,
Es galt die Waaren für das Ausland ruſten.
Der Ruhm der ſtärkſten Hanſeſtadt erſcholl
Durch deine Kaufmannſchaft an allen Küſten.

Und ſeht, die Wiſſenſchaft und Kunſt geſellt
Dem Wohlſtand ſich. Durchſchreitet ihr die Gaſſen,
Da grüßet euch aus längſtverſchollner Welt
Seltſames Werk. Der Prachtgebäude Maſſen
Sie ragen feſtgequadert, wie zur Wehr,
Und Thurm und Wand umkleiden und umfaſſen
Steinblumenpracht, Bildſäulen ſtattlich, hehr,
Ihr ſtaunt vor Kirchen, Häuſern, Klöſtern, Thoren,
Heimkehret ihr, im Geiſt befruchtet ſchwer:
Solch Werk wird nur in großer Zeit geboren.

Rundbogig hebt ſich bald ein wucht'ger Bau,
Bald ſtrebt er ſchlank empor in ſpitzen Bogen.
Oft überraſcht euch farb'ger Bilder Schau:
Wie haben ſie der Malerei gepflogen
Die alten Künſtler edel, keuſch und rein,
Als wär' der Himmel ſelber eingezogen
In ihre Werkſtatt! Welcher Glorienſchein
Strahlt aus Madonnen göttlich euch entgegen!
Du, Meiſter Wilhelm, fühlteſt hold und fein,
Dir, Meiſter Stephan, ſtrahlte Gottes Segen!

Doch wer erdachte dieſer Thürme Plan?
Wer führte auf die ſtolzen Kathedralen?
Wer hub dies Heil'genbild zu formen an,
Und jene Kirchenfenſter dort zu malen?
Der Forſcher fragt umſonſt, Geſchichte ſchweigt,
Sie pflegten mit den Namen nicht zu prahlen,
Es galt das Werk nur. Andachtsvoll geneigt
Gab jeder dem Gedanken blüh'ndes Leben.
Auf, Künſtlerzeitgenoſſen, zeigt, o zeigt
So ſelbſtvergeſſen euch der Kunſt ergeben!

Ein einz'ger Name klinget laut und hell
Aus jenen wunderbaren, reichen Zeiten.
Albertus Magnus iſt's, des Wiſſens Quell,
Ein Licht der Welt, bekannt in allen Weiten.
Die Sage nennt ihn einen Zaubrer gar.
Noch lagen auf dem Volk die Dunkelheiten
Des Aberglaubens, wo das Wiſſen war,
Sah es des Wunders Taſchenſpielerkünſte.
Gottlob, heut ſtrahlt die Forſchung hell und klar,
Wie Sonnenlicht durch trübe Nebeldünſte!

Gekrönte Häupter ſuchten deine Gunſt,
O Köln, ſie lenkten gern zu dir die Schritte,
Bewundernd deine Fülle, deine Kunſt,
Bei Feſt und Mahl ſich freuend deiner Sitte.
Erſannen Fürſt und Pfaffen Tück' und Streich,
Fand oft der Kaiſer Schutz in deiner Mitte!
O Köln, kein Ort in Deutſchland war dir gleich!
„Geht alle hin, daß euer Haupt ſich beuge!
Wer Köln nicht ſah, ſah nicht das röm'ſche Reich!“
Aeneas Sylvius ſprach's, ein treuer Zeuge.

Doch wer entgeht dem ſchleichenden Geſchick?
Gemach verſiechte Fülle, Macht und Größe.
Matt ward dein Herz, und trübe ward dein Blick,
Es kam die Zeit der Nacktheit, Armuth, Blöße.
Auch Königen und Staaten droht der Fall,
Und Burgen ſtürzen durch der Erde Stöße! —
Es kam die Zeit. — Das Schickſal ſchlägt den Ball,
Bald ſinkt er hüben und bald drüben nieder,
Und wer ihn haſchet, hebt im Jubelſchall
Des ſtolzen Glückes weithinſprüh'nde Lieder.

Ihr kennt ſie, die verhängnißvolle Zeit,
Die einſt durch Deutſchland dumpf und ſchwer gewittert,
Als in dem blut'gen, wüſten Glaubensſtreit
Die Länder all in Noth und Angſt gezittert.
Es trieb die Fürſten ſchnöder Eigennutz,
Sie haben kalt das alte Reich zerſplittert.
Germania ſaß eine Leich' im Putz —
Die Nachbarn kamen, Land um Land zu rauben!
Im Innern Eiferſucht und Gier und Trutz! —
Noch immer fehlt der Welt der freie Glauben.

Du aber lagſt, o Köln, ein träger Sumpf,
Die Stürme haben dich nicht aufgeſtoben.
Es machte deine Wohner blöd und ſtumpf
Der Fanatismus, der ſein Haupt erhoben.
Verderblich Gift hat allwärts er gebraut,
Noch heute graut uns vor dem grimmen Toben:
Es wurden Scheiterhaufen aufgebaut,
Um Hex' und Ketzer in den Tod zu führen.
Man ſah die Kirche — Chriſti holde Braut —
O Schmach! — die Beile heben, Flammen ſchüren.

Auf deine Dunkelmänner Acht und Fluch!
Wie konnten ſie ſo krank im Geiſte irren?
Die Namen ſtehn in der Geſchichte Buch
Mit blut'ger Schrift. Als hört' ich Ketten klirren,
Als träf' ein Schwert, als ſpritzte quellend Blut,
Als ſäh' ich Fratzen, die den Sinn verwirren,
Als heulte laut der Pöbel auf in Wuth,
Als ſchaut' ich in die düſtre Folterkammer,
So wird unheimlich mir im Geiſt zu Muth!
In alle Zeiten ſchreit der wilde Jammer!

Galt das der Liebe ſüßer Religion,
Die wie ſich ſelbſt den Nächſten heißt zu lieben?
O nein! Dies Mördertreiben ſprach ihr Hohn!
Wann endlich wird der trübe Wahn zerſtieben?
Wann darf ein jeder glauben, wie er kann,
Rein, menſchlich, frei? Zu lang' habt ihr getrieben
Das grauſe Spiel mit Kette, Schwert und Bann!
Wann wird das Volk die ſtolzen Höhn erklettern,
Wo Aberglauben, ein Phantom, zerrann,
Wo laut des Wiſſens Morgenlerchen ſchmettern?

Friedrich von Spee, vom kleinen Kaiſerswerth
Kamſt du nach Köln, ein Dichter frommer Lieder!
Du zürnteſt gegen Kerker, Feu'r und Schwert,
In dir erhob der reine Menſch ſich wieder,
Der ganz verloren ging! Dein Wort erſchallt
In Lieb' und Duldung für der Menſchheit Glieder.
Nimm unſer Lob, ehrwürdige Geſtalt!
Du ſangſt „Trutznachtigall". Ein Friedensengel
Tönt ſolche Lieder — in den Liedern wallt
Ein Himmelsbote mit dem Lilienſtengel.

Sonſt alles heillos, dumpf, verödet, ſchwach
In dieſer Stadt! Wo ſonſt ihr Ruhm erklungen,
Ertönte fürder nur gehäufte Schmach.
Der fremde Wandrer, ach, ſah gramdurchdrungen
Nur düſtre Kutten durch die Straßen gehn,
Er hörte dumpfe Lieder nur, geſungen
Vom Pfaffenchor, nur Bettler ſah er ſtehn
Frech und zerlumpt an Kirch' und Straßenecken.
Armuth und Dummheit rings, es war geſchehn
Um dich, o Köln, er floh dich voller Schrecken!

Du wareſt todt ſchon bei lebend'gem Leib!
Stillleben nur, ſpießbürgerlich befangen,
Engherzig matt! Colonia, ſtolzes Weib,
Da ſaßeſt du mit bleichen, fahlen Wangen
Und ſtierem Blick. Der Franzmann brach herein,
Du haſt ihn feig und heuchleriſch empfangen.
Kunſtſchätze fielen, Bilder, Bauwerk, Stein,
Vandaliſch hauſte rings der freche Würger.
Du ſtandeſt undeutſch gar am deutſchen Rhein!
Kleinſtädter, ach, die fürſtlich ſtolzen Bürger!

Die Prüfung iſt vorbei, neu blüht die Zeit,
Der übermüth'ge Corſe ward geſchlagen,
Und neu erſtand die deutſche Herrlichkeit.
Gottlob, es herrſcht ſeit jenen goldnen Tagen,
Am Rheine Deutſchlands ſtärkſte Königshand!
Sonſt ſah man rings Kurhüte ſtattlich ragen,
Und Fürſtenthrönchen füllten rings das Land.
Sie ſtürzten hin im wilden Kriegsorkane,
Und aller Orten flattert hoch vom Strand
Des Hohenzollers ſchwarz-und-weiße Fahne.

Und eine deutſche Stadt biſt du aufs neu,
Du altberühmtes Köln! Rings welcher Segen!
Wir ſehn in dir voll Heimatlieb' und Treu
Sich unternehmungsfriſch die Geiſter regen.
Sie ſchaffen Leben rings, wo dumpf erſtarrt
Ein Kirchhof lag, in fröhlichem Bewegen.
Du athmeſt freudig in die Gegenwart,
Geſunken ſind der Selbſtſucht enge Schranken,
Und ſieh, in ſtarker, echter deutſcher Art,
So reifen raſch zu Thaten die Gedanken! —

Der Kölner Dom! ſo tönt ein Loſungswort,
Das laut in die bewegte Zeit geklungen;
Gleichwie vom Sturm getragen brauſt es fort,
Auf allen Lippen tönt's, von allen Zungen.
Das ſchwärmt und lärmt ins weite Land hinein!
Wie viele Lieder wurden ihm geſungen!
Ich ſtürze mich berauſcht in eure Reihn,
Mich treibt es durch die volkbelebten Gaſſen —
Da öffnet ſich der Platz. — Ein Berg von Stein
Hebt dort der Dom die koloſſalen Maſſen!

Du felsgethürmter Bau, dich grüßt mein Mund,
Der du gegrüßt die ſchwindenden Geſchlechter!
Feſtwurzelnd in der Erde düſtrem Grund,
Stehſt du, des Chriſtenglaubens hehrer Wächter,
Ein wuchtend Zeichen der Vergangenheit!
Als Rieſenblume blüheſt du in echter
Kunſtfülle durch die Heimatgauen weit!
Es wandelt her mit feiernden Gebeten
Der Gläub'gen Schar; man ſieht in Frömmigkeit
Den Freund der Kunſt in deine Hallen treten.

Andächtig groß erhebet ſich der Chor,
Die Fenſter blinken ernſt im Sonnenſcheine,
Drum blüht in luſt'ger Strebung hell empor,
Als wollt' er wachſen in der Lüfte Reine,
Der ſteingehau'nen Blumen ſchöner Strauß.
Die Pfeiler ſtehn vereinzelt, rieſ'ge Steine,
Das Schiff umgebend rings am Gotteshaus.
Die Thürme mächtig in die Lüfte ragen,
Gigantiſch ſchauen ſie ins Land hinaus.
Wollt ihr die Schau hoch in den Himmel wagen?

Hinein, ins hohe Tempelthor hinein!
Wie ſtreben auf die weitgewölbten Bogen!
Wie wachſen rings die Säulen ſchlank und rein
Mit Blätterkronen! Mild herabgeflogen
Kommt magiſch Licht. O ſüße Dämmernacht,
Wie hältſt du märchenhaft den Sinn umzogen!
Stumm halten Heil'ge an den Pfeilern Wacht,
Und andachtsvolle Beter rings, ſie wallen
Längs der Altäre und der Gräber Pracht!
Hier lebt das Wunder ſeinen Gläub'gen allen!

Doch horch, es tönt tiefvoller Glockenſchall
Und feſtlich thun ſich auf die Kirchenthore,
Es drängt und wogt herein des Volkes Schwall,
Die Kerzen flammen auf im hohen Chore,
Die Kirchenfahnen wallen ob dem Drang,
Die ernſten Prieſter nahn zur heil'gen Hore,
Hellauf erklingt ringsum Chorknabenſang:
Ein tief Geheimniß ſoll ſich offenbaren.
Und brauſend rauſcht herab der Orgelklang,
Es ſinken in den Staub die frommen Scharen.

Mich ziehet es in Licht und Luft hinaus,
Wo Gottes Athem durch die Lüfte webet!
Hinauf den Thurm im hohen Tempelhaus!
Fort durch die Galerien, ſeltſam belebet
Durch heidniſch fremd Gebild! Hinauf, hinauf,
Dort wo der Falk im reinen Aether ſchwebet!
Mir ſchwindelt auf der Treppe Schneckenlauf:
Helft mir, ihr heil'gen Männer, heil'gen Frauen!
Auf zu des Gipfelkreuzes goldnem Knauf!
Wie bebt das Herz zur Stadt hinabzuſchauen!

Da liegt nun unter mir das Häuſermeer
Mit Markt und Gaſſen weithin ausgebreitet.
Schwach brauſt des Lebens Lärm zur Höhe her.
Dem Blick, der über ferne Giebel gleitet,
Entzieht die Tiefe ſich. Die Dunkelheit
Verhüllt die Klüfte, die der Menſch durchſchreitet.
Fernab die Welt! Doch um mich weit und breit
Nur Abendgold und roſig helle Lüfte,
Und ringsum halten von der alten Zeit
Kirchthürme Zwieſprach durch die feur'gen Lüfte!

O ſeht, die Sonne ſtrahlt vom Abendthron
Wie die Monſtranz auf all die alten Tempel!
Mit ſeiner Kuppel grüßt Sanct-Gereon
Rundthürmig ernſt; bewußt zeigt uns den Stempel
Der reinſten Kunſt Maria Capitol.
Seht dort Apoſteln, leuchtendes Exempel!
Martin und Severin! Wo trefft ihr wol
So vieles Wunderwerk? Im Abendſcheine
Glühn Thürm' und Fenſter. Herrliches Symbol:
Die Kirchen — eine betende Gemeine!

Ich bete mit, gedenkend an ein Wort,
Das einſt vom Rheine klang in alle Gauen:
Was trennt ſich Deutſchland noch in Süd und Nord
Durch Herrſcher, Sitte, Recht? In ſeinen Auen
Gilt Eine Sprache. Ach, der Stämme Neid,
Der Haß, der Stolz, das ſchleichende Mistrauen
Verrieth das Vaterland in ſchlimmer Zeit.
Ein Deutſchland ſei, und keines Feindes Streichen
Erliegen wir! Gleich ſei der Bund gefeit!
Den Dom zu Köln erheben wir als Zeichen!

Sie hörten es, und jeder bringt den Zoll,
Reich oder karg, der Mächt'ge mit dem Armen;
Aus allen Städt' und Dörfern ſtrömen voll
Die Spenden her. Es muß das Herz erwarmen,
Wenn's Volksgedanken gilt. Ein Stein, ein Stein!
Dort bringt der Mann, was er mit Geiſt und Armen
Errang, es ſetzt das Weib ein Ringlein ein,
Sparheller gibt das Kind in blonden Locken.
Eins unſre Heimat, Eins ſoll Deutſchland ſein
Am deutſchen Dom! Auf, läutet alle Glocken!

Und in der Runde hebt die Arbeit an!
Es ſcharen ſich zum Meiſter die Geſellen,
Er breitet aus den alten hehren Plan,
Und wählt die Jünger, die das Werk beſtellen.
Seht, wie der Steinmetz ſeinen Hammer ſchwingt!
Der Maurer führt das Richtmaß und die Kellen.
Horch, wie des Zimmrers Axt am Holze klingt!
Ihr Heimatſtämme ſeid uns all willkommen!
Der Stein, das Lied, die Gaben, die ihr bringt,
Jedwedes Scherflein ſoll der Einheit frommen.

Hoch deutſche Einheit! Doch verſteht, es gilt
Die menſchlich wahre, große, freie Einheit,
Sie wächſt, gerüſtet mit dem heil'gen Schild
Der deutſchen Sitte, aus der Seele Reinheit.
Sie iſt, die nie nach Kirch' und Glauben fragt,
Befangen nicht in Vorurtheil und Kleinheit,
Die jedem Deutſchen froh „Willkommen“ ſagt!
Ihr Düſtern fort! Denn Fluchen, Läſtern, Schreien,
Brandmarken, Bannen taugt nicht, wenn es tagt!
Fort aller Zank, ſoll dieſes Werk gedeihen!

Es ſei ein Friedenstempel dieſer Dom,
So ſoll er in zukünft'ge Zeiten ragen,
Ein Denkmal an dem ſchönſten deutſchen Strom,
Und von den Vätern unſern Enkeln ſagen!
O ſähn ſie einſt die heißerſehnte Zeit,
Wo die geſchiednen Gläub'gen ſich vertragen,
Wo jedem Herzen ein Altar bereit
Im ernſten Dämmer dieſer ſtolzen Hallen,
Wo nach jahrtauſendaltem wildem Streit
Der Menſchheit holde Friedenshymnen ſchallen! —

Doch fort von der Betrachtung zum Genuß!
Jetzt laßt uns fröhlich in das Leben ſtürzen,
Es brauſet wie ein heiter heller Fluß!
Wie wiſſen Stund' um Stunde ſie zu kürzen!
Es ſtrömt der Wein, es rauſcht der Scherz dahin,
Das iſt der Stoff, um jedes Feſt zu würzen.
Bringt offne Herzen mit, bringt muntren Sinn
Und eine gute Trink- und Liederkehle,
Gaſtfreundſchaft wird euch allwärts dann Gewinn!
Auf denn, hinaus mit friſcher froher Seele!

Jetzt iſt die Zeit! Es kommt von fern und nah
Aus hohen Hallen und aus engen Räumen.
Jetzt iſt die Zeit. Der Carneval iſt da!
Jetzt heißt es, keinen Augenblick zu ſäumen!
Was will der Dame Weisheit morſches Reich?
Sie mag bei Büchern, Staub und Motten träumen.
Die Thorheit herrſcht und ſinnet Streich um Streich,
Die Thorheit lockt ſo ſüß, die flotte Dirne,
In ihre Republik. Nun ſind wir gleich!
Fort alle Falten von der ernſten Stirne!

Die Narrenpritſche dient als Scepter heut,
Als Krone dient die bunte Narrenkappe,
Es klingt der kleinen Schellen Luſtgeläut,
Daß keiner mehr in ſtarrem Trübſinn tappe!
Kopfhänger, Feinde von Humor und Witz,
Gebt Acht, gebt Acht, damit ihr keine Schlappe
Nach Hauſe tragt. Es folget Blitz auf Blitz
Im freien Wort: „Narr, laß vorbei den Narren!“
Kein Uebelnehmen gilt; der höchſte Sitz
Gebührt dem neckiſchſten und tollſten Sparren!

Folgt mir zum weiten lichtbeglänzten Saal!
Da ſitzen ſie in bunten Reihn zuſammen,
Durch alle Blicke zuckt der Schalkheit Strahl,
Im Herzen flackern bunt der Laune Flammen.
In grünen Römern blinken goldig hell
Die Weine, die dem ſchönen Strom entſtammen,
Sie ſind der Thorheit feurig ſüßer Quell,
Gewirr von Stimmen klinget hunderttönig.
Wer fraget hier nach Meiſter und Geſell?
Im Strom der Luſt ſchwimmt jeder ſtolz, ein König!

Es ſchweift die Rede, losgebunden, frei,
Sie hebt ſich farbig, wunderbar geflügelt,
Hinſchwärmend durch ein buntes Allerlei,
Die kühnſten Flüge wagend ungezügelt.
So reißt euch fort der köſtliche Humor,
Wenn ihr nicht albern, blöd und ſtörriſch klügelt.
Ein breites volles Lachen dröhnt empor,
So mocht' es einſt beim Göttermahle klingen.
Dann höret ihr den vollen Faſchingschor
Vollſtimmig vielgeübte Kehlen ſingen.

Hinaus, an allen End' und Ecken ſteht
Der leichte Theſpiskarren aufgerichtet,
Die Menge kommt heran, die Menge geht,
Es hat ein luſt'ger Schelm das Spiel gedichtet.
Die Mimen ſchreiten her in ſchwerem Gang,
Sie brüllen Verſe drollig aufgeſchichtet
Und gurgeln Läuf' und Triller im Geſang.
Das Volk hat ſich bemeiſtert der Couliſſen
Und freut ſich kindiſch am Geſtaltungsdrang,
Der im poet'ſchen Rauſch es fortgeriſſen.

So tummelt raſtlos Ernſt und Neckerei,
Zu ſtrafen drüben, hüben zu ermuthen,
Großherz'ge Männer grüßt er froh und frei,
Feiglinge geiſelt ſie mit ſcharfen Ruthen.
Gutthat und Irrung, die das Jahr gebracht,
Seht ihr vorbei in flücht'gen Bildern fluten.
Das Volk, vom fröhlichen Moment entfacht,
Spricht laut hinein. Horcht, alles kommt von Herzen!
Das plaudert, liſpelt, jubelt, ſingt und lacht:
Es iſt ſo ſüß, zur rechten Zeit zu ſcherzen!

Das Stück iſt aus. Wir gehn zu Spiel und Tanz,
Der Gürzenich erſchließt die alten Hallen:
Kronleuchter ſtreuen bunten Lichterglanz,
Und hundert Fahnen von der Decke wallen.
Rings hat die Kunſt geſchmückt den weiten Saal,
Seht dort, wie Fratz' und Masken euch gefallen,
Die Wappenſchilder ſeht in bunter Wahl —
Hanswurſt als Tänzer, Fechter, Sänger, Zecher,
Die Säule, hier geſchmückt als Weinpokal,
Steht dort geſchmückt als voller Blumenbecher.

Und brauſend wogt die Menge hin und her,
Aus allen Gau'n iſt ſie zum Feſt gezogen.
Horcht, plötzlich kommt ein irres wirres Meer
Von wildbewegten Klängen angeflogen.
In ihre Wellen wirft die Jugend kühn
Und ſtürmiſch ſich; die üpp'gen Buſen wogen,
Die jungen luſtberauſchten Augen glühn,
Und alles wirrt ſich in des Tanzes Wolke.
Mir wird ſo wohl, als ſäh' ich Frühlingsgrün,
Schau' ich die ew'ge Frühlingsluſt im Volke.

Es lockt manch träumeriſches Augenpaar,
Es locken dunkler Locken wirre Schlangen.
Ihr jungen Herzen meidet die Gefahr,
Sonſt liegt ihr bald in ſüßer Haft gefangen!
Hier reißen euch vernarbte Wunden auf!
Was ficht euch an? Es taugt kein ſcheues Bangen!
Viel beſſer ſtürmt ihr hin im Siegeslauf,
Voll Kraft, durchglüht von der Begierde Feuer.
Den fröhlichen Genuß nehmt in den Kauf!
Ich ſeh', ihr ſuchet bunte Abenteuer.

Gehüllt unſcheinbar in den Domino
Durchſtreif' ich das Gedräng nach allen Seiten,
Den Harlekin laſſ' ich des Sprunges froh,
Den Ritter klirrend ſchwer vorüberſchreiten.
Mir aus dem Weg, du klotz'ger Bauerntropf!
Landsknecht zieh hin, mit andrem Volk zu ſtreiten!
Weg Marketenderweib mit Flaſch' und Topf!
Vor andern, Zitherſchläger, ſpiel' und ſinge!
Sieh, ein Zigeunerkind mit ſchwarzem Zopf!
Wohlauf, verkünde mir der Zukunft Dinge!

Du meinſt, ich ſuche was? Ei, du biſt klug,
Aegyptens Maid, ſchon längſt hab' ich gefunden! —
So feſſelt uns der Masken heitrer Trug,
Und neues Spiel wird allwärts angebunden.
Es wechſelt prickelnd mit dem Scherz der Harm,
Hier zu erheitern, leicht dort zu verwunden.
Ihr flieht zuletzt den wirren, wilden Schwarm,
Wo ſie ſich ſuchen, finden, folgen, necken;
Ein trautes Kind hängt lachend euch am Arm,
Ihr ruhet an des Saales letzten Ecken.

Dort ſchäumt im Glas des Franzen Perlenwein,
Berauſchte Geiſter holder zu berauſchen;
Noch funkelnder erglüht der Augen Schein,
Die feucht aufleuchtend ſüße Wünſche tauſchen.
Vom Herz zum Herzen klingt ein innig Wort.
Wir ahnen es und brauchen nicht zu lauſchen!
Ein Schwur der Liebe war's. — Sie eilen fort —
Fort in die Einſamkeit aus dieſem Treiben. —
Der Saal wird leer, ſtill wird es hier und dort,
Denn grau durchbricht der Tag die Fenſterſcheiben!

Schön war die Nacht. Wol hörtet ihr noch gern
Umarmungen, Geſpräche, Küſſe ſchildern?
Ein ander mal! Hoch ſteht des Tages Stern.
Wer denkt im Schlaf die Müdigkeit zu mildern?
Noch tobt der Faſching. Mit erneutem Muth
Fort, wieder zu den tollen bunten Bildern!
Seht in den Gaſſen, welche Menſchenflut!
Es brauſt dahin verſchiedenes Gelichter,
Und in den Fenſtern, friſch wie Milch und Blut,
Der Frau'n und Mädchen ſtrahlende Geſichter.

Der Faſtnachtszug! Laut tönet die Muſik,
Die Fahnen wallen durch die langen Gaſſen,
Und hundert Wagen grüßt der trunkne Blick,
Umjauchzet von des Volkes regen Maſſen.
Steigt aus dem Grab des Mittelalters Pracht?
Hat ſeine Gruft das Ritterthum verlaſſen?
Und Griechen, Türken, Mohren wie die Nacht!
Ja, Abendland und Morgenland verwundert
Beſtaunet ihr: in echter eigner Tracht
Steht jedes Volk hier, jegliches Jahrhundert.

Und allwärts heitrer Spott! Seid auf der Hut,
Habt ihr zu ſehr in euer Herz geſchloſſen
Den eiteln Mammon, ſpreizt mit Geld und Gut,
Mit Sammt und Seid' ihr euch in Staatscarroſſen,
Sind Titel, Adel, Stammbaum eu'r Begehr,
Geizt ihr nach Orden! Auch die Narrenspoſſen
Gelehrter Schrullen büßt ihr bitter ſchwer.
Hochmuth und Dummheit, Neid und hohles Weſen,
Schiebt ſie beiſeite, ſonſt ergeht's euch quer,
Denn jeder Thorheit wird der Text geleſen!

Nun löſt der Zug ſich auf. Der Mummenſchanz
Treibt in die Nacht in toller Luſt ſich weiter:
Zu Geige, Flöt' und Trommel Maskentanz!
Es ſcherzt der König mit dem Bauer heiter,
Kreuzritter ziehn mit Türken fröhlich hin,
Dem Richter dient der Räuber als Begleiter,
Die Fürſtin lacht mit der Zigeunerin,
Und allwärts gibt der Volksgeiſt friſche Kunden:
Hanswurſt hat hier mit freiem muntrem Sinn,
Was ſonſt das ſtarre Leben trennt, verbunden.

Wie tieſe Weisheit in der Thorheit liegt!
Sie ging erkennend zu der Menſchheit Kerne:
Ob einer tief als Wurm im Staub ſich ſchmiegt,
Ob einer hoch bis an die lichten Sterne
Das Haupt zu heben wagt, ſie predigt laut —
Daß ſeinen Urſprung nie der Menſch verlerne!
Ihr ſeid euch gleich, das Leben iſt die Braut,
Auf werbet froh, ihr werbet nicht vergebens!
Das Ende: Tod! Es wächſt für ihn kein Kraut!
Ein bunter Lappen iſt das Kleid des Lebens!

Und Aſchermittwoch! Ach, da biſt du ſchon!
Du ſchleichſt heran, die Stirne voll Gedanken!
Nach Siegsgeſängen Trauerliederton!
Nach ſchrankenloſer Luſt des Ernſtes Schranken!
Doch denken gern wir an die frohe Zeit,
Wir ſahen nie die gute Sitte wanken!
Das Maß im Jubel rühm' ich weit und breit —
Leb' wohl, o Köln. Es lebe hoch der Sparren! —
O hielten rings ſie in des Weltlaufs Streit
Den Faſtnachtsſpruch: „Narr, laß vorbei den Narren!“ —

Fort mit dem Dampfroß, — Aachen liegt im Grund,
Die ehrenreiche Stadt. Seit alten Tagen
Preiſt die Geſchichte ſie mit hellem Mund,
Sie ſtrahlt im Kranze wunderbarer Sagen.
Als Vorort in dem weiten Frankenland
Hat ſie die Kaiſerkrone einſt getragen
An ihrer Burgen zinnenreichem Rand.
Seht ihr des alten Domes Kuppel ragen?
O Kaiſerſtadt, in deinen Mauern ſtand
Der Thron, den Karl der Große aufgeſchlagen!

Du warſt des ſtarken Herrſchers Lieblingsſitz
Vor allen Orten im gedehnten Staate,
Der in die Schlachten ſtob, der hellſte Blitz,
Der klug erwog, der Weiſeſte im Rathe,
Der kämpfend einſt Hiſpanien durchkreiſt,
Der Rom geſehn in blendendem Ornate,
Der Gallien durchzog mit klarem Geiſt,
Der überall als Herrſcher durfte thronen:
Er liebte, ſchönes Aachen, dich zumeiſt,
Er hat dich auserwählt, in dir zu wohnen!

Die hohe Kirche, wo er hingekniet,
Die ſtolze Burg, wo er die Nächt' und Tage
Der Ruh' gepflegt, erhob er im Gebiet
Der heißen Quellen. Fröhliches Gelage
Ward hier gefeiert. Hier hat er geehrt
Die Wiſſenſchaft, geführt des Rechtes Wage.
Dann ging es in die Schlacht mit ſcharfem Schwert,
Doch immer kehrt' er mit den Paladinen,
Die ew'ger Heldenehr' und Lobes werth
Ruhmlos in keinem Völkerkampf erſchienen.

Er ſtärkte hier von Streit und Müh' erſtarrt
Die mächt'gen Glieder in dem warmen Bade,
Hier ſah er Emma fliehn mit Eginhart,
Erzürnt fand er im Schnee die Liebespfade,
Hier band ihn an den Frankenberger Teich
Der Zauberring der zaubriſchen Faſtrade,
Bis ihn, der nach der Todten ſehnſuchtsbleich,
Turpin erlöſte. Drauf in feſte Hände
Nahm wieder er das rieſenhafte Reich
Und hielt es feſt bis an ſein ſelig Ende.

O daß dies rieſenhafte Reich zerfiel,
Das Reich weltkräft'ger Thaten und Gedanken,
Des größten Heldenlebens End' und Ziel!
O daß zerfiel dies deutſche Reich der Franken,
Das Elbe, Ebro, Tiber, Donauſtrand
So feſt gefügt in eines Landes Schranken
Und mächtig ruht' in einer Kaiſerhand! —
Nein, klaget nicht, wir wollen keine Knechte
Bei fremden Völkern und im fernen Land,
Wir wollen wahren nur die deutſchen Rechte!

Es ruht der große Held im alten Dom,
Das Reich, das er mit ehrner Kraft gehalten,
Zerbrach zu raſch im wilden Zeitenſtrom,
Von ſeinem Sohn ward dreifach es geſpalten.
Die ſchwachen Enkel, ach, vermochten nicht
Des Scepters wie der Ahnherr ſtark zu walten.
Troſtloſes Schickſal! Kommt das Weltgericht,
Dann pfleget die Zerſtörung nicht zu ſäumen.
Gottlob, das Reich erſtand ſo groß und licht
Wie es gelebt in unſern ſchönſten Träumen!

Du haſt gemalt im Kaiſerſaal voll Pracht,
Mein Alfred Rethel, die Erinnerungen
Und ſchlummerſt ſelbſt ſchon in der ew'gen Nacht,
Die dich zu früh im Jugendlenz verſchlungen. —
Hier auf des größten Karolingen Grab,
Hier in des Domes ſtillen Dämmerungen,
Da ruhte ſtets zuerſt der Wanderſtab
Der deutſchen Kaiſer. War die Wahl vollzogen,
Die ihnen Kron' und Thron und Scepter gab,
Dann ſtrömte her das Volk in vollen Wogen.

Dem heil'gen Salböl neigten Haupt und Haar
Die Sachſen, Franken und die Hohenſtaufen,
Und endlos jauchzten ringsum, Schar um Schar,
Die Fürſten, Grafen und die Kriegerhaufen.
Das war von Gold und Stoffen rings ein Glanz:
Man hörte Waffen klirren, Roſſe ſchnaufen,
Es ſtrahlte hell der Frauen ſchöner Kranz.
Vor tauſend Lenzen, die auf einmal blühen,
Stand hier der Pilger. Ueppig wogte Tanz,
Im Ritterſpiel ſah man die Waffen ſprühen.

Wer nennt ſie alle? Der Geſchichte Buch
Bezeichnet ſie und ſchildert ihre Thaten.
Ach, viele trifft der zornig grimme Fluch,
Die feig und ſchwach das alte Reich verrathen.
Ihr ſegnet andre auf dem Kaiſerthron,
Weil ſie mit Weisheit mehrten ihre Staaten.
Vorbei, vorbei! — Die Zeiten ſind entflohn —
Reich blüht die Stadt, doch meldet ihren Söhnen
Nicht mehr der Chorgeſang und Glockenton
Des Münſters, wenn wir unſre Kaiſer krönen? —

Fort mit dem Dampfroß nach der Künſte Sitz!
Zu Düſſeldorf, da ſteht er aufgeſchlagen,
Die Muſen ſind mit Schönheit, Anmuth, Witz
Hier heimatlich in alt und jungen Tagen.
Wie reizend iſt der Ort! Nicht Thor und Wall,
Nicht Mauern, welche grau und düſter ragen,
Trifft hier der Blick, die Straßen überall
Licht, heiter, offen. Park und Gärten kränzen
Die Häuſer rings, es tönt der Liederſchall
Der luſt'gen Vögel, und die Teiche glänzen.

Wer iſt nicht gern und oft hier eingekehrt?
Kommt mit, ich will manch Dichterhaus euch zeigen,
Dort liegt Jacobi's gaſtlich trauter Herd
Zu Pempelfort, umwebt von Ulmenzweigen,
Von weiten ſchönen Gärten hell umblüht.
Der Ort iſt heilig! Mich durchwebt's ſo eigen: —
Hier wallten einſt, von heil'gem Feu'r durchglüht,
Der deutſchen Dichtung allergrößte Geiſter,
Hoch in Gedanken, innig im Gemüth,
Wir grüßen ſie im Geiſt, die todten Meiſter.

Seht Goethe, Heinſe, Hamann, Wieland gehn
Mit Herder, Klopſtock, Forſter im Vereine!
Mir iſt, ich hörte fern die Stimmen wehn,
Wandr' ich dahin im Abenddämmerſcheine.
Das waren Männer, echt wie pures Gold! —
Es ſang hier auch der Wildfang Heinrich Heine,
Wohl wußt' er Weiſen, zauberiſch und hold,
Ach, daß die Saite, die ſo ſchön geklungen,
So ſchrill, mistönig, ungerecht gegrollt —
Zum Lorber hat er Neſſeln ſich geſchlungen.

Du größter Sohn der Stadt, Cornelius,
Du wußteſt ſtets mit weiſem Maß zu walten,
Du warſt ein edler reiner Genius!
Wie herrlich die Gebilde ſich entfalten!
Hier tratſt du in die kühne Heldenbahn,
Die junge Seele ſtrotzte von Geſtalten,
Du fügteſt ſie nach tief durchdachtem Plan
In deiner großgewalt'gen Künſtlerrichtung,
Und allen Deutſchen ſtehſt du weit voran
In überreich vollflut'ger Formendichtung.

Was rings an Mythen wuchs im Völkerkreis
In längſt verſchollnen und in neuen Zeiten,
Das formteſt du, und ſtets den höchſten Preis
Haſt du gewußt dir herrlich zu erſtreiten.
Du gabſt den Nibelungen und dem Fauſt
Den Ausdruck, der ſie ewig wird begleiten.
In der Hellenen Völkerſagen brauſt
Dein Geiſt ſo ſtolz. Du haſt die Iliade
So groß gemalt, daß es der Seele grauſt,
Du führſt die Chriſtenkunſt auf neue Pfade.

Es hat für deine reiche Jüngerſchar
Die ſchöne Stadt dir manchen Sproß gegeben.
Sie weihten alle vor der Kunſt Altar
Dem heil'gen Ideal ein ganzes Leben.
Ihr gingt zur Iſar! — Meiſter Schadow kam
Und es begann ein neues Künſtlerſtreben,
Das die Natur als Maß und Richtſchnur nahm.
Mit euch hab ich gelebt Freund' und Genoſſen!
Der Jugend Rauſch, ach, daß er ſchied, o Gram! —
Wie ſchön iſt uns die Jugendzeit verfloſſen!

Ich ſing' euch nicht, denn holdes Daſein lacht
Euch allen. — Hell ward damals auch geſungen.
Geht auf den Friedhof! Ach, des Grabes Nacht
Hält dort den ſtolzen Immermann umſchlungen.
Es ſchlummert ferne an der Elbe Strand
Der milde Reinick. Wo er ausgerungen,
Im waldumkränzten Teutoburger Land
Liegt Grabbe mit der hohen Marmorſtirne,
Voll Helden war ihm in des Lebens Brand
Das unſtet wilde, lodernde Gehirne.

Wohl war es eine lebensvolle Zeit,
Es blühte hell der Tonkunſt holde Blume;
Wie macht' ihr Zauber alle Herzen weit
Im lichtbeglänzten Tempelheiligthume!
Hier brach der edle Felix Mendesſohn
Den erſten Zweig zu ſeinem jungen Ruhme.
Norbert Burgmüller, ach, du biſt entflohn
Zu früh für Welt und Heimatſtadt dem Leben!
Hier mußte, weh, dein tiefer Geiſt verlohn,
O Robert Schumann, in zu heißem Streben!

Wohl fiel manch reiches Blatt aus dieſem Kranz!
Doch du, o Stadt, mit deinen Gartengängen,
Mit deines Blumenflors farbreichem Glanz,
Mit deiner Nachtigallen Wunderklängen,
O führe ſtets dies heitre Leben fort!
Kling' immerzu von jubelnden Geſängen!
Sei ſtets der Kunſt, ſei ſtets des Frohſinns Port!
So wachſ' und dehne dich nach allen Seiten,
Und bleib' am Rhein der Kunſt geweihter Ort,
Ihr Tempel bleib' in alle fernen Zeiten! —

„Ruhmreiche Berge!“ Uralt heil'ger Grund,
Niemals gebändigt, immer unbezwungen!
Es kündet herrlich der Geſchichte Mund,
Daß allezeit hier deutſches Wort geklungen.
Wie oft drang fechtend nicht der Römer ein,
Oft glaubt er eure Knechtung ſchon gelungen.
Ruhmreiche Berge, aus dem Felsgeſtein,
Aus euren undurchdringlich tiefen Forſten
Entſandtet ihr ihn ſtets beſiegt zum Rhein,
Hier ſollten nie Cäſarenadler horſten!

Ruhmreiches Volk, das hier ſeit Urzeit baut,
Das zäh und ſtark, geſund in Mark und Blute
Sich ſelbſt und ſeiner ehrnen Kraft vertraut!
Du ſiedelſt nicht auf üppig reichem Gute,
Du lagſt im Kampfe ſtets mit der Natur,
Und immer kämpfteſt du mit zähem Muthe.
Im Schweiß des Angeſichts pflügſt du die Flur,
Fällſt du den Wald, gräbſt du nach Erz und Eiſen,
Und dennoch iſt dir wohl. [illegible] kann ſich nur
Ein echtes rechtes Männervolk erweiſen.

Und wie die nimmermüde Arbeit hier,
So zählen nach Jahrhunderten die Sitten
Und Bräuche rings in dieſem Bergrevier.
Nicht anders hat der Urahn es durchſchritten
Als wie der Enkel. Rings dieſelbe Luſt
Bei Tanz und Spiel und in der Freunde Mitten
Dieſelbe Kraft in Schrecken, Tod, Verluſt!
Am Pflug, am Amboß, zu des Axtſchlags Dröhnen
Hört ihr dieſelben Lieder aus der Bruſt
So wie in längſtverſchollnen Tagen tönen.

Auf, folget mir! Wir wandern nach den Höhn,
Sie liegen ernſt im Kranz der alten Eichen:
Wie klinget hier des Walds Choral ſo ſchön!
Folgt mir, die rothen Heiden zu durchſtreichen
Und zu durchwandern weiter Wieſen Flur —
Norddeutſche Bilder ſchau'n in den Bereichen
Euch allwärts an. Auf, folgt der Flüſſe Spur:
Sieg, Agger, Wupper kommen dort geſchoſſen,
Hier ſtrömt die Lenne und hier ſtrömt die Ruhr,
Es kommt die Lippe mit den Flußgenoſſen!

Ein Land der Arbeit rings! Im Thale ſchlingt
Die Sieg ſich hin. Es wächſt im Erdengrunde
Das Eiſen dort, und nach dem Erze dringt
Der fleiß'ge Bergmann in der Thäler Runde.
Er bauet in die Felſen tief hinein,
An Schacht und Stollen ſchaffend Stund' um Stunde.
Fernab der Sonne holdem, warmen Schein,
In Dunkelheit verbringend ſchier ſein Leben,
Enthaut er die Metalle dem Geſtein.
Glückauf, glückauf, den edlen Schatz zu heben!

Und aus den Gruben ſchleppt er es herbei,
Die ſchwarzen Schmelzen liegen rings im Thale.
Ihr hört der dumpfen Schläge Einerlei
Vom Hammerwerk, wo man mit hartem Stahle
Den Stein zerſprengt, in dem die Erze glühn.
Seht ihr die Oefen ſtehn im Feuerſtrahle?
Seht ihr der Eſſen helle Funken ſprühn
Und ruß'ge Männer ſchreiten durch die Werke?
Es muß der Menſch ſich Tag' und Nächte mühn,
Bei Feu'r und Eiſen wächſt des Mannes Stärke.

Ein Land der Arbeit! Seht, es ſtrömt hervor
Die Wupper dort, das Waſſer mit dem Dampfe
Treibt tauſend Werke. In die Luft empor
Ragt hoch der Schlot, mit donnerndem Geſtampfe
Ertönt das Rad, die Glut am Herde flammt.
Sie ſchmieden hier das Schwert zum grauſen Kampfe,
Sie wirken hier die Seide und den Sammt,
Sie weben hier die Wollen und das Linnen,
Der Heimat hier, der Fremde dort entſtammt:
Es gilt mit Fleiß das Leben zu gewinnen!

Auf hundert Straßen, die das Land durchziehn,
Hört laſtbeladen ihr die Karren krachen,
Die Eiſenwagen ſeht ihr rollend fliehn,
Gezogen von den ſchwarzen Feuerdrachen.
Ein Zürnen ſchallet hier, ein Markten dort,
Dazwiſchen dröhnt ein luſtig frohes Lachen.
Hier bringt der Kaufmann ſeine Waaren fort,
Dort holt er andre ſich in keckem Tauſche.
So ſchwillt die Thätigkeit von Ort zu Ort,
Ein friſcher Strom, den ich mit Luſt belauſche.

Ein Land der Arbeit! Fort ins Thal der Ruhr!
Was nur die Wagen und die Schiffe holen?
Es lebt der Fluß, es tönet Wald und Flur! —
Lockt hier ein Schatz? — Ja, in der Thäler Sohlen
Ruhn aus der Zeit, wo noch der Erde Grund
Im Gähren lag, die dunkel ſchwarzen Kohlen.
Sie deckten einſt die Gipfel in der Rund
Als rieſ'ge Stämm' und wilde Blätterranken,
Es trieb die Flut ſie in der Tiefe Schlund,
Wo ſie als Vorrath künft'ger Zeit verſanken.

Die Kohle feuert rings der Oefen Glut,
In denen zähe Erze weich zerfließen,
Es muß der Kieſel, der im Boden ruht,
In ihrem Feuer ſich als Glas ergießen,
Sie läßt das Dampfroß auf der ehrnen Bahn
Mit Windeseile durch die Länder ſchießen,
Sie treibt im Fluß und durch den Ocean
Das Schiff zu jedem Land der weiten Erde,
Sie facht der emſ'gen Werkſtatt Flammen an,
Sie leiht euch Wärm' und Licht am Heimatherde.

Die Lippe kommt vom Teutoburger Wald!
Du biſt dem uralt heil'gen Forſt entſprungen! —
O Teutoburg! Mit wuchtiger Gewalt
Iſt durch die Völker einſt das Lied erklungen:
Hier war die erſte blutig heiße Schlacht,
In der die Deutſchen glorreich ſich errungen
Den Namen eines Volks. Hier hat die Macht
Germaniens den erſten Stein errichtet,
Hier hat ſie voller Kraft und Glanz und Pracht
Den Grund des deutſchen Reiches aufgeſchichtet.

Am Rheine herrſchte längſt des Römers Wort,
Er wagt' es, mit der ganzen Welt zu fechten
So löwenkühn und groß, daß immerfort
Den Lorber ihm die künft'gen Völker flechten.
Er that Geſetze den Bewohnern kund,
Die er ſich unterjocht zu ſeinen Knechten,
So brach er auf, zu herrſchen tief im Grund
Germaniens. Er zog hinauf die Lippe.
Da fügte Hermann ſeinen Völkerbund:
Feſt ſtand er, wie im Ocean die Klippe.

Im unwirthbaren Teutoburger Forſt
Erklang die Schlacht drei lange, ſchwere Tage.
Die deutſchen Adler hoben ſich vom Horſt
Und ſchlugen Rom mit einem Rieſenſchlage.
Der ſtolze Varus ließ ſo Leib wie Heer,
Es ſank die Schale Deutſchlands an der Wage.
Auguſtus ſaß daheim, und ſeufzte ſchwer:
„Gib mir zurück die blanken Legionen!“
Doch moderte Mann, Roß und Schild und Speer
Im deutſchen Land, wo die Cherusker wohnen.

Seitdem verklang der Tuba kecker Ton,
Der Adler floh die eichengrünen Gauen
Den alten Göttern opferte der Sohn
Des Walds. Er lauſchte mit Vertrauen
Dem alten Recht an Stätten, offen, frei,
Und Pferd und Rinder trieb er in die Auen,
Hoch in die Lüfte ſcholl der Freiheit Schrei.
Nur morſche Mauern tief dem Grund entgraben,
Auf gelbem Gold ein Kaiſerconterfei,
Mahnt euch, daß Römer hier gefochten haben.

Der freie Mann, er herrſcht auf freiem Gut
Jahrhundertlang. Seht unterm Dach der Bäume
Wie derb und ſchlicht der Hof des Landmanns ruht!
Es wächſt der grüne Hag rings um die Säume
Von Garten, Feldbeſitz und Wieſenland,
Die blanken Herden weiden durch die Räume.
So wohnt' er einſam, doch mit ſtarker Hand
Nahm er die Waffen, kamen fremde Krieger,
Unbeugſam trotzig that er Widerſtand
Ein ganzer Mann, und immer blieb er Sieger

Es iſt der Stamm der Sachſen. Wer ſagt an,
In welcher dunklen Zeit ſie wandernd kamen
Und rings im Waldgebirg und flachen Plan
Zur neuen Heimat ſich die Sitze nahmen?
O Sachſenvolk, du bliebſt dir immer gleich,
Ob ſie dich nennen auch mit andern Namen!
Wer iſt an ſtraffer Zähigkeit dir gleich?
Langſam und zögernd nur zur That entſchloſſen,
Doch dann dreinhauend mit gewalt'gem Streich
Und ſtets zum Ziele ſtürmend unverdroſſen?

Durch alle Völker ging der Wanderdrang,
Die von der Wolga hin zum Ebro flogen,
Die von der Oſtſee hin auf wildem Gang
Hinſtrebten zu des Mittelmeeres Wogen,
Du aber bliebſt im alten Sitz getroſt,
Du haſt nur weitre Kreiſe dir gezogen,
Die Slawenmarken nahmeſt du im Oſt,
Der Briten Eiland nahmeſt du den Celten,
Und wo du triumphirend hingetoſt,
Da bauteſt Veſten du ſtatt leichten Zelten.

Nie hat ein fremder Stamm dir obgeſiegt!
Euch Deutſche brachten Deutſche nur zum Wanken,
Nur Einem Joche habt ihr euch geſchmiegt
Das euren trotz'gen Muth gefügt in Schranken.
Euch zwingen konnte nur ein deutſcher Mann,
Der große Kaiſer Karl, der Held der Franken,
Der einſt den allerhöchſten Platz gewann
Im rühmlichen Gebiet der Weltgeſchichte,
Er bannte euch allein in ſeinen Bann,
Er hielt ob euch die einzigen Gerichte.

Er hat gelöſt euch vom Barbarenthum,
In die verjüngte Welt wies er die Bahnen,
Wo ihr gewannt den alten ſchönen Ruhm
Als zähſtes, kühnſtes Stammvolk der Germanen.
Er zwang zur Taufe euch mit ſcharfem Schwert,
Er zwang euch blutig zu des Reiches Fahnen.
Und wer war mehr des Chriſtenglaubens werth?
Ihr habet uns den Heliand geſchaffen!
Wer wahrte keuſcher ſeinen deutſchen Herd?
Ihr hütetet ihn ſtets mit kräft'gen Waffen!

Gruß dir, o Sachſenvolk in Wald und Au',
An deiner Flüſſe waldigen Geſtaden,
In deiner Städte hochgethürmtem Bau,
Die gaſtlich ſtets den müden Wandrer laden,
Soeſt, Dortmund, Münſter, Paderborn! — Die Hand
Reicht der Weſtfale uns auf allen Pfaden.
Wie alles hier in reicher Blüte ſtand
Als Heinrich einſt geherrſcht und die Ottonen!
Das war die Blütezeit im deutſchen Land:
Wie ſaßen ſie gewaltig auf den Thronen! —

Zurück zum Rhein! Wir kreuzen raſch die Flut
Und ziehn durch breitgeſtreckte flache Lande,
Auf denen hold der Segen Gottes ruht:
Schaut, wie es reift im Mittagsſonnenbrande!
Rings Wieſengrund und goldnes Saatenfeld,
Das ſind der Fläche rauſchende Gewande.
Eintönig iſt des Landmanns ſtille Welt,
Vereinſamt liegen Höfe, Dörfer, Flecken,
Nur ſelten wölbt der Wald ſein grünes Zelt,
Um euch mit ſeinem Schatten zu bedecken.

Wen feſſeln dieſe Wieſenborden nicht?
Wie ſüß entſteigen Düfte rings den Schwaden,
Wie ſchimmernd rings der Blumenkranz ſich flicht
An Teichen hier, und dort an Flußgeſtaden!
Seht, wie die hochgeſchürzte Mäherin,
Der Mäher euch mit leichten Scherzen laden!
Es rauſcht die Senſe durch die Halme hin,
Mit ſcharfem Klange. Hohe Haufen ragen
Von ſüßem Heu, es bringet den Gewinn
Des Jahrs zur Scheune hin der breite Wagen.

Und endlos dehnet ſich der Felder Pracht,
Hier ſprießend, reifend dort in allen Weiten,
In bunten Farben ſchwelgt der Blick, es lacht
Das Herz im Leib ob dieſen Herrlichkeiten.
Der blaue Flachs, der rothe weiche Klee,
Oelfelder, dicht und duftig blühend, breiten
Sich vor dem Blick; gleich einem gelben See
Schau' Korn und Weizen ich die Wellen ſchlagen
Im Sommerhauch! Wo ich vorübergeh',
Hoch übers Haupt mir ſchlanke Halme ragen.

Ich fühle von des Tages heißer Glut
In allen Gliedern wonniges Ermatten,
Und flüſternd rings umrauſcht von Halmenflut
Ruh' ich am Rain in einer Ulme Schatten.
Mir iſt, ich ſchaute ſtill geheimnißvoll
Die ſtillen Pflanzenweſen ſich begatten.
Das wird die Frucht, die wonnig bringen ſoll
Der ſchönen Erde tauſendfache Lenze.
Natur, dein Leben ſchwillt, wie's immer ſchwoll,
Wo ſtehet deines Seins Beginn und Grenze?

Indeß betrachtend ſtill die Seele ſchweift,
Umquillen mich des Feldes ſüße Düfte,
Der leichte, bunte Sommervogel ſtreift
Auf Blumenkelchen hin durch warme Lüfte,
Der Käfer ſummt, die holde Lerche gießt
Aus Aetherblau in dieſe grünen Grüfte
Ihr wirbelnd Lied, und blau und tiefroth ſchließt
Cyan und Mohn den Kranz um meine Locken.
Doch horch, vieltönig volles Läuten fließt
Rings durch den Raum, es ſind die Mittagsglocken.

Und ſtille wird's! Auf ihrem Gipfel ſteht
Gleichwie erſtarrt die ſtrahlend heiße Sonne,
Und Wärme, Wachsthum, Licht und Leben weht
In Brüteglut aus ihrem goldnen Bronne.
Sie hat allein das Reich und alles ſchweigt:
Ein ſtumm Anbeten wird die laute Wonne.
Aus ihren Schwindelhöhn die Lerche ſteigt
Und ſinkt ins Neſt, der Falter läßt vom Tanze,
Es ſteht, die ſtill das Haupt zu Boden neigt,
In reifender Ergebenheit die Pflanze.

O wär' ich jetzt ein glücklich Sonntagskind,
Zur Mittagszeit am Tag des Herrn geboren,
Nicht wäre taub das Ohr, das Auge blind,
In ſtillen Zauber ſtünd' ich ſtill verloren,
Wie ungeſehen er das Feld durchkreiſt,
Aus dunklem Märchenreich heraufbeſchworen:
Die Kornfrau käm' heran, der holde Geiſt,
Mit ihren Mädchen ſchwärmend durch die Saaten,
Die fromm und ernſt der wackre Landmann preiſt,
Weil Unkraut hemmend ſie das Feld berathen.

Lang' ſtarr' ich in die Fluren rings hinein,
Als ſollte ſich ein ſeltſam Wunder zeigen,
Die Blumen ſtehn im farbenreichen Schein,
Und ihre Kelche ſchau'n mich an ſo eigen,
Die Halme unbewegt, ſo ſchlank, ſo feſt,
Wie ſchwellend ſie die ſchweren Häupter neigen!
Den Zauber ſcheuend ſchweiget ſelbſt der Weſt,
Es iſt verſtummt ſein Säuſeln, Flüſtern, Knittern, —
Ich ſtarr' hinaus, den Athem eingepreßt,
Ringsum die Mittagsgluten ſchimmernd zittern.

Horch, Klänge! Plötzlich flieht die Träumerei,
Ich höre nah die ſchrille Sichel ſchwirren,
Nicht ferne tönt der Schnitter froh Geſchrei,
Auf trocknem Grund die ſchweren Wagen klirren.
Die Scholle knirſcht, es ſchnaufet das Geſpann,
Sie löſen es aus drückenden Geſchirren.
Ich ſpringe auf, da führt ein ſtiller Mann
Mit zott'gem Hund des Wegs dahin die Heerde,
Arbeiter füllen rings die Felder an
Und wieder lebt die mittagsſtille Erde.

Und ſieh, die Kirchthurmſpitze locket dort
Mich nach der Gruppe dichtbelaubter Bäume!
Es treibet mich zu den Gehöften fort,
Bald wandl' ich durch der Gärten Heckenſäume.
Es weidet in des Camps Umfriedigung
Das Rind ſchwerwandelnd, weithin in die Räume
Schallt ſein Gebrüll, in übermüth'gem Sprung
Sauſt friſch das Füllen nach den Eichengattern,
Ein Taubenſchwarm mit ſcharfem Flügelſchwung
Schwirrt über mir, und Gänſ' und Hühner flattern.

Im Hofe liegt das reinlich blanke Haus,
Das Neſt am Giebel hat der Storch bezogen,
Neugierig ſchaut die junge Brut heraus,
Die Schwalbe niſtet in den Fenſterbogen.
Rings Zeichen, daß hier ſchöner Frieden ſei!
Dort kommt des Hofes Hüter angeflogen,
Der bunte Hahn ſtolzirt wie zum Turnei,
Scharrt ritterlich mit ſeinem Sporn im Grunde,
Er trabt, die Hennen laufen rings herbei,
Horch, wachſam ſchlagen an die flinken Hunde.

Fürwahr, ihr habt zu hüten manchen Schatz,
Denn in der Scheune langgedehnter Halle
Hat kaum die Wucht der goldnen Garben Platz,
Es drängt ſich breitgeſtirnt und glatt im Stalle
Das braune Vieh, aufbrüllend dumpf und ſchwer,
Der Pferde Wiehern tönt mit muth'gem Schalle.
Die Mägde eilen emſig hin und her,
Mit Axt und Spaten rüſtig Knechte wirken,
Und keiner kommt den andern in die Quer,
Ein Jeder ſchafft in eigenen Bezirken.

Ich tret' ans Haus. Am Thor der fromme Spruch,
Er ſichert mir ein freundliches Willkommen;
Ihn hat der Bibel weisheitsvollem Buch
Der Bauherr einſt mit klugem Sinn entnommen.
Er reicht am Eingang mir die breite Hand,
Hier ſoll des Gaſtrechts alter Brauch mir frommen.
Er führt mich zu des Herdes lichtem Brand,
Es blinkt und glänzet hell in Küch' und Stuben,
Er gibt mir Speiſ' und Trank von ſeinem Land,
Er bringt ſein Weib, die Mädchen und die Buben.

Wohl reiht ſich ſchlicht und einfach Bild an Bild,
Es wiederholen ſich die gleichen Farben
In Hof und Dorf, in Wieſe, Wald, Gefild;
Und ſcheinen ſie an Reizen euch zu darben,
Seid eingedenk, daß hier eu'r täglich Brot
Aufſprießt in früchtevollen, goldnen Garben:
Die Frucht des Ackers iſt's, die ihr in Noth,
Sowie im Reichthum nimmer könnt entbehren.
Ihr danket Gott, die ſchlichte Landſchaft bot
Auch Poeſie. Ihr müßt ſie dankbar ehren.

Was iſt ſo freudenvoll und ehrenhaft
Als wie zu bau'n die mütterliche Erde?
Durch Pflug und Spaten wuchs der Völker Kraft,
Sie ſchufen allwärts groß' und kleine Herde,
Haus, Stadt und Staat. Wohl lockt des Siegers Reis
Errungen mit dem Schwert auf hohem Pferde,
Und Kunſt und Wiſſenſchaft und Handelsfleiß,
Wohl ſchmücken ſie die Völker und die Lande,
Dem Landbau aber gilt der erſte Preis,
Er knüpft der Menſchheit heilig höchſte Bande. —

Hinab den Rhein! Dort grüßt vom Hügelrand
Das alte Cleve weit die weiten Thale.
Ich ſchau' vom hohen Schwanenthurm ins Land,
Rings liegt es ausgeſtreckt im Sonnenſtrahle.
Zu Ende ſind die deutſchen Marken hier,
Ich grüße ſie gerührt zum letzten male:
Feld, Wieſe, Waſſer ruhn in heller Zier,
Volkreiche Städte durch die Ebne ragen,
Und jede führt ein altberühmt Panier,
Noch einmal lauſch' ich hier den alten Sagen.

Aufwärts den Fluß erhebt ſich Xanten hehr,
Es iſt des ſtarken Siegfried's Heldenwiege:
Der junge Drachentödter ſtürmt daher,
Daß er Brunhilde zu befreien ſtiege
Aus Flammenlohen, die ſie hoch umglühn;
Chriemhild's Gemahl, er feiert Sieg' um Siege
Im Minneſtreit, in Schlachten heiß und kühn,
Im Feſtesglanz zu Worms, im Roſengarten,
Sein junges Leben ſeh' ich wild verſprühn
Vor Hagen's Liſt, des ſchlauen, ſchlimmgearten.

Es tönet mir geheimnißvoll ins Ohr
Von Lohengrin die wunderbare Kunde:
Sieh, Cleve's Herzogstochter tritt ins Thor
Und harrt ſehnſüchtig der Befreiungsſtunde!
Ich ſpäh' erwartungsvoll ins breite Thal,
Als käme dort der Held der Tafelrunde
Mit ſeinem Kahn, geſandt vom heil'gen Gral,
Des Schwanenritters Rüſtung ſeh' ich blinken,
Das Horn, den Ring, ich ſeh' im Sonnenſtrahl —
Wie pocht ihr Herz — das Tuch der Jungfrau winken.

Otto der Schütz! Dein ſeliges Geſchick
Bringt mir der Hauch der Lüfte hergetragen:
Der Jägerburſche wagt den kühnen Blick
Vor Cleve's Grafentochter aufzuſchlagen.
Sie finden ſich bald auf der Jagden Braus,
In grüner Au', am Teich, in dichten Hagen.
Doch er entſtammet Heſſens Fürſtenhaus,
Er ſchwelget nicht umſonſt im Minnedrange —
O leſt die Mär, — es ſpann ſie herrlich aus
Der Dichtermund in heimatlichem Sange!

So ſchmückt und ziert der letzte deutſche Gau
Den Rhein noch einmal mit den ſchönſten Reizen.
Geſchichte, Sage, Hügel, Wieſe, Au'
Umarmen ihn. Wer will beim Abſchied geizen?
Es wallt der Strom hinab ins Niederland,
Groß, mächtig, tief, doch ohne ſich zu ſpreizen.
Er blieb ſich immer gleich. Sein ſilbern Band
Verliert ſich nordwärts in den grünen Wieſen.
Leb' wohl! erklingt's von Cleve's Hügelrand,
Der deutſchen Flüſſe ſtarkem ſtolzem Rieſen!

Neunter Geſang.

Nein, nimmermehr verrinnt der Rhein im Sand,
Sein Ende iſt kein Siechen und Verderben,
Er ſtürzt ſich nicht vom hohen Alpenrand,
Um in der Nordſee Sümpfen hinzuſterben!
Ihr Thoren ſeht, er ſchuf dies Niederland,
Sein letztes Werk! Lehm, Kieſel, Schlamm und Scherben,
Hat er den Berg' und Felſen dort entwandt,
Durch die er breit und glänzend hingezogen,
Und immer weiter vorgerückt den Strand
Des deutſchen Landes in der Nordſee Wogen.

Viel tauſend Jahre hat er ſtill gebaut,
Gebreite fügend langſam zu Gebreiten,
Wild wucherte das Riedgras, Schilf und Kraut,
Es wuchs Gebüſch und Wald nach allen Seiten.
Hier dehnte ſich das Moor, dort lag ein Teich,
Grünüberwachſne Bäche ſah man gleiten,
Die Waſſervögel ſtrichen im Bereich.
Es rauſcht' indeß die hohe Flut zum Strande
Und warf den Sand, gefügten Veſten gleich,
Als hohen Schutzwall um die neuen Lande.

Und muthig kam der Menſchen zäh Geſchlecht,
Sich anzuſiedeln in den Niederungen,
Sie brachen des Geſtrüppes wild Geflecht,
Sie haben dunkle Sümpfe kühn durchdrungen,
Sie lichteten und trockneten den Raum,
Es loderte die Glut, laut hat geklungen
Die ſcharfe Axt am altbemooſten Baum,
Die Hütte ward gebaut, das Feld gemeſſen,
Aus Deutſchlands Bergen zog zum Nordſeeſaum
In Strömen her das ſtraffe Volk der Heſſen.

Sie haben nicht geraſtet und geruht
Wie ihre Nachbarn dort im Oſt, die Frieſen
Nichts iſt zu hoch dem ſtarken Männermuth,
Den ungebeugt ſie allezeit bewieſen.
Der Wald und Sumpf verſchwand im Zeitenlauf,
Und rings erſtanden fette, grüne Wieſen,
Die bunten Heerden graſten ab und auf.
Sie legten der Kanäle Waſſerpfade
Und fuhren drauf zum Kauf und zum Verkauf,
Sie reihten Zelt' und Hütten am Geſtade.

Es war ein ſchweres Werk, den loſen Grund
Im Kampf der Elemente zu gewinnen.
Verderblich klaffte der Moräſte Schlund,
Die Waſſer strömten aus des Feſtlands Rinnen
Zu mächtig oft, dann brach der Ocean
Im nord'ſchen Sturm der Dünen ſand'ge Zinnen,
Und wilde Fluten brauſten in den Plan,
Hielt nicht der ſteingethürmte Damm als Wehre;
Manch Werk, das ſie mit Müh' vollendet ſahn,
Fiel jäh der Wuth der Ströme und der Meere.

Allmählich meiſterten ſie Grund und Flut,
Es galt den ſchlamm'gen Boden zu verdichten,
Es galt, drauf feſtgefügt der Grundſtein ruht,
Im Boden wuchtig Pfahlwerk aufzuſchichten.
Und weiter ſtets, der Häuſerbau begann,
Sie wagten's rings die Städte aufzurichten
Mit Dom, Palaſt und Thurm, ſie bauten dann
Am Strand der Häfen wallumhegte Becken,
Sie hielten ſelbſt das große Meer in Bann
Mit Schleuſ' und Bollwerk, die hinein ſich ſtrecken.

So feite hier mit der Natur der Streit
Den ſtraffen zähen Stamm. Seit alten Tagen
Erwuchs der Geiſt der Unabhängigkeit,
Und nie gelang's, in Ketten ihn zu ſchlagen.
Und treulich ſtand das Volk zum deutſchen Reich,
Als Kaiſer noch die Krone dort getragen,
Die Kaiſer waren und nicht Schatten gleich
Nur Kaiſer hießen. Sitte, Brauch und Rede
Sie waren Deutſch, deutſch war ihr Schwerterſtreich,
Ging es hinaus im Waffentanz zur Fehde.

Der fünfte Karl verlieh das Land dem Sohn,
Philipp dem Zweiten, Spaniens Deſpoten,
Dem finſtren Mann der Inquiſition,
Der Henker ſowie Schergen ſtets entboten.
Sein einz'ger Wahlſpruch war: „Macht geht vor Recht."
In ſeinem Reiche waren nur die Todten
Die Glücklichen. Unſeliges Geſchlecht! —
„Freiheit des Glaubens!" ſchrie im Niederlande
Mit Macht der Ritter, Bürger und der Knecht —
Doch Philipp ſchlug das Land in Haft und Bande.

Was half's, ob er in grimmem Zorne ſchnob,
Und ſtahlgerüſtet Heer auf Heer entſandte,
Ob ſich das blutige Schaffot erhob,
Und ob der Scheiterhaufen immer brannte?
Das Blut Erſchlagner, der Verbannten Tod,
Brach nicht das Volk, das ſich zum Eiſen wandte.
Zu enden galt's die allgemeine Noth,
Zu brechen galt's aus des Tyrannen Jochen,
Es hat, wie die Vergeltung es gebot,
Die theuren Opfer kühnen Muths gerochen.

An Yſſel, Waal und Maas da brach es los,
Und an der Schelde, durch Brabant und Flandern,
Es wuchs der Aufruhr mächtig, rieſengroß,
Mit ſchwarzer Fahne durch das Land zu wandern.
Es ſchäumte Mann und Weib in wilder Wuth,
Es hielt der Eine feſt und ſtark zum Andern.
Die weiten Ströme floſſen roth von Blut,
Und auf den Feldern moderten die Leichen,
Durch Städt' und Dörfer raſte Flammenglut,
Die Zeit war ſchaurig düſter ohnegleichen.

Zu Brüſſel wüthete voll grauſem Zorn
Der Herzog Alba in des Königs Namen,
Das Haupt des Egmont und das Haupt des Horn
Fiel unterm Beil, als ſie zu Hofe kamen.
Oranien rettete durch raſche Flucht
Vom ſichren Tode ſich und ſeinen Samen,
Er ging nach Holland, wo mit neuer Wucht
Der Aufruhr ſchwoll. Es wählten die Provinzen
Zum Hüter ihn. Wohl hielt er ſcharfe Zucht,
Begeiſtert folgten ſie dem edlen Prinzen.

Wilhelm der Schweiger war's, er ward ihr Held,
Er hat ein fürchterlich Gericht gehalten,
Der Schlachtruf: „Vivent les gueux!“ ſcholl durch das Feld,
Er brach die Dämme; Meer und Flüſſe wallten
Rings in das Land mit ungeſtümer Macht,
Und Schwertgeklirr, die Donnerbüchſen knallten!
Der Feind, der nicht ertrank, fiel in der Schlacht.
Und Hollands kühner Freiſtaat war erſtanden.
Der Prinz erhob ihn voller Glanz und Pracht,
Statthalter ward er in den ſieben Landen.

Das Wappen kennet ihr! Es iſt der Leu,
Stolz aufgerichtet hebt er in den Klauen
Die ſieben Stäbe hoch: „Ich halt' ſie treu!“
Der edle Wahlſpruch flog durch Stadt und Auen.
Es hielt das kühne Volk ihn immer wahr
Und folgte ſeinem Führer voll Vertrauen.
Wo gab es eine ſtärkre Heldenſchar?
Die hier für Bürgerfreiheit in den Staaten,
Die dort für Glaubensfreiheit am Altar
Gekämpft, ſie ſäten nicht umſonſt die Saaten.

Denkt ihr der Kämpfe noch im Alpenland,
Der Kämpfe unſrer Tell und Winkelriede?
Auch in der Niederung am Nordſeeſtrand
Erhoben ſie die Freiheit hell im Liede.
Dort an des Rheins Beginn und hier am Ziel,
Da ſchloſſen erſt die zähen Völker Friede,
Als ſie im wagnißreichen Todesſpiel
Die Freiheit als den höchſten Lohn genoſſen.
Wo er entſprang, wo in das Meer er fiel,
Iſt ſtets durch freies Land der Rhein gefloſſen.

Du ſchönes, freies Land, ſei mir gegrüßt!
Wer anderwärts vom Glaubenshaß gelitten,
Und wer als freier Denker hat gebüßt,
Du nahmſt ihn auf. Frei waren deine Sitten
Und Staat, Gemeinde, Haus und Herd war frei,
Frei das Gewiſſen. Nicht mit ſcheuen Tritten
Schlich hier die Lüge, Knechtſchaft, Heuchelei.
Rings kamen Fremdlinge auf allen Pfaden
Voll Hoffnung und voll Zuverſicht herbei,
Zu friſcher, freier Arbeit eingeladen.

Dies Volk von Bürgern, welches Sieg um Sieg
Genüber ſtolzen Königen errungen,
Seht, wie es Stuf' um Stufe höher ſtieg!
Stark wie's die Waffen auf dem Land geſchwungen,
Schwang es die Waffen auf dem Ocean:
Mit ſeinen Schiffen iſt es vorgedrungen
Nach jedem Welttheil, allwärts legt' es an
Und gründete die reichen Colonien:
Mit Gut und Schätzen reich beladen ſahn
Der Nord und Süden es zur Heimat ziehen.

Das erſte Volk zur See hat es gekämpft
Und kühn vernichtet Spaniens ſtolze Flotten.
Wie oft hat es der Briten Muth gedämpft
Des Kleinen durfte nicht der Große ſpotten.
Ludwig der Vierzehnte auf Frankreichs Thron
Verſucht' in eitler Wuth es auszurotten.
O welche Helden! Tromp mit deinem Sohn!
Kühner de Ruyter! Wo in allen Landen,
Erwuchſen Männer, die zu Spott und Hohn
Des ſtärkern Feinds ſo trotzig feſt geſtanden?

Seit Hellas und Venedigs großer Zeit
Wuchs nie ein kleines Volk empor ſo mächtig,
Zum rauhen Kriegswerk war es ſtets bereit,
Es war im Friedenswerk gemach, bedächtig,
Im Hauſe einfach, nüchtern, derb und ſchlicht
Und in der Fremde ſelbſtbewußt und prächtig.
Ihm ſtrahlte hell des ernſten Wiſſens Licht,
Die heitre Kunſt in wundervollem Glanze.
Iſt echt des Volkes Geiſt, ſo ruht er nicht,
Er ſammelt alle Blumen ſich zum Kranze.

Hier wuchſen ſtrenge Forſcher der Natur,
Rechtslehrer wuchſen, Männer der Gedanken,
Weltweiſe waren's, folgend treu der Spur
Von Griechenland und Rom. Des Dogmas Schranken
Durchbrach des freien Glaubens Jüngerſchar.
Sie ſtrebten all zur Freiheit ohne Wanken.
Wie ſchrieb und dacht' Erasmus ſcharf und klar!
Agricola, Hugo de Groot! Vor allen
Hört ihr, ſchmäht ihn auch Kirche und Altar,
Spinozas hochberühmten Namen ſchallen.

Er ſprach die Worte: „Eins iſt Stoff und Geiſt,
Eins Geiſt und Stoff im weiten Weltallleben,
Gott iſt die Welt.“ Wohl klingt es kühn und dreiſt,
Doch hat für alle Zukunft er gegeben
Das Kampfgeſchrei. — Es ſchuf in ſeinem Sinn
Der Künſtler jener Zeit mit regem Streben,
Die friſche Gegenwart war ſein Gewinn.
Sei mir gegrüßt, du reiche Malergilde!
Du wanderſt vor dem Blick ſo fröhlich hin!
Was du geſchaut, giebſt du in keckem Bilde.

Ich ſtaune ſtill vor eurer reichen Kunſt,
Des großen Rubens große Zeitgenoſſen!
Wem lachte ſo wie dir der Muſe Gunſt,
Rembrandt van Rhyn? In ſtolzer Fülle floſſen
Dir die Entwürfe. Werk auf Werk entſtand,
Du miſchteſt deine Farben unverdroſſen:
Hell, dunkel — tiefer Schatten — lichter Brand! —
Wie haſt du überlegend Maß gehalten,
Mein van der Helſt! Mit feſter Manneshand
Schufſt lebensvoll du lebende Geſtalten.

Volksmaler führen uns ins Leben ein:
Wie ſind ſie groß in ihren kleinen Bildern!
Seht Terburg, Metzu, Gerhard Dow, wie fein
Sie euch das Haus des reichen Bürgers ſchildern!
Die Schenke malt Oſtade und Jan Steen,
Dort lacht und ſcherzt das Volk in ſeinen wilden
Begierden hin. Wir bleiben gerne ſtehn
Vor Wouwerman's Gefechten. Welche Pferde! —
Paul Potter hier und Berghem dort verſtehn
Vor allen andern ſich auf Hirt und Heerde.

Wer zeigt die Landſchaft ſchön, phantaſtiſch, reich
Wie Jakob Ruysdal? Schaut dies Spiel von Lüften
In Berg und Thal, ſo ſtark und doch ſo weich!
Es brauſen Waſſerfälle, über Klüften
Hebt ſich der Fels, es glänzet Fluß und Meer,
Umſpielt von Lichtern, überhaucht von Düften!
Und wie iſt Both ſo ernſt und groß und hehr!
Ihr ſteht vor Hobbema mit langem Staunen,
Mit Staunen ſtehet ihr vor van der Neer.
Ja, ſie verſtehn der Landſchaft kecke Launen.

Und andre noch Wer zählt die Meiſter auf?
Nicht ſtand ihr Sinn nach hohen Idealen,
Sie folgten bunt des Lebens buntem Lauf,
Sie mieden des Gedankens ſtrenge Qualen,
Sie waren luſtig, keck und froh und dreiſt,
Sie dachten nur ihr Land und Volk zu malen.
Es ſtand auf fröhlichen Genuß der Geiſt.
Das Bürgerhaus, Palaſt und Schlöſſer zeigen
Wie man die Künſte pflegt, die Künſtler preiſt,
Denn jeder nannte gern ein Werk ſein eigen.

Klein waren Land und Volk und doch ſo groß
In jenen Tagen, längſt ſind ſie vergangen,
Denn in des goldnen Reichthums üpp'gem Schos
Erſchlafften ſie, die ſchaffend angefangen
Mit ſtraffer Arbeit. Wein und Tafelluſt
Und der Geſchmeid' und Kleider eitles Prangen
Verödet ſtets des Volkes Seel' und Bruſt,
Bald war die alte Tapferkeit geſchieden.
Sie pflegten, ihrer Schätze ſich bewußt,
Die träge Ruh' und — ach — den faulen Frieden.

Da iſt im eignen Hauſe, weh, entbrannt
Der Zwiſt und Streit, es war ein thöricht Zanken,
Das ſie in Hader jahrelang gebannt.
Es galt der Herrſchaft Artung, Form und Schranken:
Ob Fürſt, ob Republik? Welch toll Geſchrei!
Sie nergelten im Reiche der Gedanken,
Ob der, ob jener Glauben beſſer ſei?
O Albernheit! Endlos Gewirr von Worten! —
Ihr wart zu reich, ihr waret nicht mehr frei —
So öffneten ſich des Verderbens Pforten.

Da hat ſich endlich auch die Schuld gerächt,
Daß ihr vom deutſchen Reich euch ausgeſchloſſen,
Dem ihr vor Zeit, Geſchlechter um Geſchlecht,
Verbunden wart. Die wahren Kampfgenoſſen
Ihr findet ſie allein im deutſchen Land,
Ihr ſeid wie wir demſelben Stamm entſproſſen.
Bei Münſters Friedensſchluß — o Unverſtand! —
Habt ihr euch ſtolz und trotzig losgeriſſen.
Was gab der Sohn dem Vater nicht die Hand?
Es kann die Tochter nicht die Mutter miſſen!

Ihr fühlt es jetzt. Gottlob, im deutſchen Reich
Da iſt der Geiſt der Eintracht auferſtanden.
Schon ſchauet ihr zurück ſehnſüchtig weich
Nach euren altehrwürd'gen Heimatlanden.
Wir aber reichen euch die Hand zum Bund,
Wir ſind bereit, mit neuen Liebesbanden
Euch zu umſchlingen. Tief im Herzensgrund
Steht uns der Wunſch, daß neu und freudig wieder
Dem neuen Reiche kräftig und geſund
Sich einen Deutſchlands abgetrennte Glieder!

So rüſten wir uns mit verwandtem Sinn
In eurem ſchönen, reichen Land zu weilen.
Wir wandeln froh an euren Flüſſen hin.
Seht nur, wie ſich des Rheines Arme theilen!
Links gibt er ab die waſſerreiche Waal,
Sie wallet fort, zur Maas hinabzueilen,
Rechts zieht des Druſus mächtiger Kanal
Als Yſſel hin zur Yſſel. Weiter ſendet
Er hier den Leck, die Amſtel dort zu Thal,
Indeß er ſelbſt als kleines Bächlein endet.

Waal, Maas und Yſſel, Leck und Amſtel, ſchaut,
Sie alle ſind des ſtolzen Rheines Sproſſen!
Er iſt der Vater! Manche holde Braut
Hat er auf ſeiner Bahn ans Herz geſchloſſen
Hoch in der Schweiz und tief im deutſchen Land.
Jetzt iſt er wandermüd, doch unverdroſſen
Schickt er die Töchter in das Niederland,
Das Werk zu enden, das er ſtark begonnen.
Er ſtattete ſie aus mit reicher Hand:
Sie fließen ſtrahlend hin im Licht der Sonnen.

Wie ſeltſam ſchauet uns die Landſchaft an!
Smaragdgrün dehnen rings ſich Wieſenweiten,
Ihr ſehet auf dem einſam ſtillen Plan
Die bunten Heerden ſchwerhinwandelnd ſchreiten,
Den Grund kreuzt der Kanal mit dunkler Flut,
Drauf langſam mit Behagen Kähne gleiten,
Hier unter hohen Ulmenbäumen ruht
Ein ſaubres Landhaus; dort aus den Alleeen
Grüßt Dorf und Städtchen in des Baumwerks Hut,
Windmühlen fern die luſt'gen Flügel drehen.

Wie traulich alles! Weiter wird die Schau,
Und breit und breiter ſtets die Fluten fließen.
Dort pflanzten ſie, zu feſtigen die Au',
Die hohen Bäume, die am Ufer ſprießen.
Meerarme greifen mächtig ins Gebreit,
Die Segel bläht der Wind — die Schiffe ſchießen
In vollem Fluge hin. Die Möve ſchreit,
Sich ſchaukelnd durch die Luft in trägem Fluge,
Die Waſſervögel ſchwärmen nah und weit,
Sie tauchen hier, ſie ſchwirren dort im Zuge.

Es ragen hier und dort zerſtreut durchs Land
Hoch in die Lüfte wuchtig dunkle Mauern
Und alte Thürme mit gezinntem Rand,
Die manch Jahrhundert trotzig überdauern,
Vom Mittelalter kündet Kirch' und Haus
Und ſeinen längſt vermoderten Erbauern.
Gleich Feſtungen drohn Burgen oft hinaus,
Als ſtünden ſie den Spaniern noch zum Trutze,
Die neue Zeit baut wie für Feſt und Schmaus,
Es prangen Villen rings in buntem Putze.

Und Stadt an Stadt umher! Ruh' aus, o Herz,
Zu Arnheim, Harlem! Seht ſie lachend blühen
Im Gartenſchmuck! Es klingt von Luſt und Scherz
Der heitre Haag, wo tauſend Reize ſprühen —
Paläſte, Teich und Park — die Königsſtadt!
Liebt ihr der Geiſtesforſchung edle Mühen,
Sucht Utrecht, Leiden auf. Die Muſe hat
Dort ihre Sitze. Wenn auf Markt und Handel
Der Sinn euch ſteht, ihr ſehet euch nicht ſatt
Zu Rotterdam am Wechſel und am Wandel.

Und weiter lockt das große Amſterdam,
Die alte Hauptſtadt iſt's im Niederlande,
Gleich einem Märchenbilde wunderſam
Dehnt es phantaſtiſch ſich am Amſtelſtrande,
Und ſeine Fluten wirft das Meer hinein,
Kanäle winden ſich, an ihrem Rande
Paläſt' und Kirchen in den Straßenreihn.
O welch Gewirr von Werften, Brücken, Grachten,
Baumgruppen, Inſeln, die im Widerſchein
Der blanken Flut behaglich ſich betrachten!

Welch Leben rings auf Markt und Platz ſich wirrt!
Verkäufer eilen ſchreiend durch die Gaſſen.
Wie laut der Lärm der Lagerhäuſer ſchwirrt!
Die Waaren liegen hochgethürmt in Maſſen.
Jüngſt ſchwankten ſie noch auf dem Ocean;
Sie haben Orient und Occident verlaſſen,
Das reiche Indien; ſie kamen an
Aus eiſ'gen Ländern. Seht die Völker tauſchen,
Was ſie errungen! Ringsum Kahn an Kahn
Bringt Waaren her und tauſend Stimmen rauſchen.

Hier iſt ein Hafen für die ganze Welt,
Hier treffen ſich die Völker im Vereine!
Das ſind die Docks der Amſtel! Hier geſellt
Sich ſtets die Schifferſchar vom grünen Rheine,
Von Moſel, Neckar, Main. Wir ziehn vorbei —
Kanäl' und Straßen, große ſo wie kleine,
Sie führen euch hinaus, hinaus ans Y!
Wie tönt es rings? Geht es zum lauten Feſte?
Die Flaggen wehn! Welch kunterbunt Geſchrei!
Seht in der Flut die ſchwimmenden Paläſte!

Das Y! Der Hafen iſt's, ein Meeresarm. —
Dreimaſter rieſenhaft und rings im Kreiſe
Schaluppen, Kutter, Barken. Welch ein Schwarm
Von Schiffern tobt dahin! Woher die Reiſe?
Die einen fern von des Aequators Brand,
Die andern von der Pole ſtarrem Eiſe! —
Heil dem Gewinn! — Sie bringen hier ans Land
Zu Kauf und Markt die koſtbar reichen Waaren,
Sie haben nicht Gefahr und Furcht gekannt,
Kühn ſind durch Klipp' und Riffe ſie gefahren.

Europa hat die Söhne hergeſandt
Aus Nord und Süd. Schaut aller Völker Fahnen!
Blondköpfe hier, ſie ſind uns nah verwandt,
An Nord- und Oſtſee wohnen die Germanen.
Die dort mit dunklem Blick und ſchwarzem Haar,
Sie ſchickt das Mittelmeer. Gruß euch, Romanen!
Es ſchleicht der ſchlaue Grieche durch die Schar,
Der ſtrupp'ge Ruſſe wandelt ihm zu Seiten.
Seht, wie im Turban bald, bald im Talar
Dahin des Orientes Söhne ſchreiten!

Auch Sproſſen ferner Zonen fehlen nicht,
Dort Aſiens Malaien und Chineſen
Und Neger, die gedunkelt einſt das Licht
Des heißen Afrika. — Seltſame Weſen! —
Mynheer dazwiſchen in phlegmat'ſcher Ruh,
Ihn ſtöret nichts im Rechnen und im Leſen,
Die Pfeife raucht behaglich er dazu.
Dann geht er heimwärts mit zufriednen Mienen,
Er ſchließt das Hauptbuch und die feſte Truh'.
Heil dem Gewinn! Reich wußt' er zu verdienen.

Wir folgen ihm ins ſaubre, blanke Haus,
Dort glänzen heimlich traut die hübſchen Zimmer.
Es ladet freundlich ihn die Frau zum Schmaus,
All das Geräthe blinkt in friſchem Schimmer,
Die Buben und die Mädchen kommen all,
Und nehmen Platz am runden Tiſch, wie immer
Gemächlich und gemach. — Kein lauter Schall —
Stillleben rings. Daß Gott das Haus behüte!
Dieſelben ſtillen Scenen überall
Im Bürgerhaus und in der Schiffskajüte.

Wie anders ſtürmet in die Stadt hinein
Der raſenden Matroſen bunte Bande!
Still war das Meer, da galt es ſchweigſam ſein,
Doch Zung' und Kehlen löſen ſich am Lande.
Die Schenken öffnen Thür und Thore weit,
Und alle Sinne ſtehn in glühem Brande.
Sie ſingen tobend in der Trunkenheit,
Sie zanken, ſtreiten bei dem ſüßen Weine,
Beim Tanz verjauchzen ſie die nächt'ge Zeit
Mit üpp'gen Dirnen bis zum Morgenſcheine.

Vergeſſen Regel, Ordnung, Meer und Schiff!
Sie treiben hin auf andern wilden Wellen:
Die Kirchweih tobt! Muſik und Lied und Pfiff!
Wie wild die Maſſen durch die Straßen ſchwellen.
Sonſt iſt dies Volk ſo ſtill — jetzt iſt es laut —
Schamloſe Weiber — trunkene Geſellen,
Das rennt und wirbelt, brauſt, daß ſchier uns graut.
Die Kirchweih tobt. — Was brauch' ich ſie zu ſchildern,
Ihr habt ſie voll Ergötzen oft geſchaut
Auf kecker Meiſter ausgelaſſnen Bildern.

Genug von Land und Volk, Geſchichte, Staat
Und von des Lebens vielbewegten Bühnen!
Wir ziehen aus der Stadt auf ſtillem Pfad
Ins Land hinaus, die weichen Wieſen grünen,
Alleeen ragen jeden Weg entlang,
Und Hügel heben ſich. Das ſind die Dünen!
Hinauf, hinab geht es den ſand'gen Hang,
Nur ſpärlich Gras umwuchert mir die Füße.
Horch, was iſt das? Es dröhnt wie Donnerklang!
Welch Sauſen, Brauſen! Was ſind das für Grüße?

Und wie ich auf dem höchſten Gipfel ſteh' —
O welche Schau! — Da dehnt ſich groß und prächtig
Vor mir die weite, wilde, ſtolze See!
O wie ergreifſt du mir die Seele mächtig!
Der Alpen und des Meeres ew'ges Bild,
Was iſt ſo himmelsklar, ſo dunkel nächtig?
Aufregend ſtürmt es in der Seele wild,
Beſchwichtend fühl' ich's durch die Seele gleiten.
Gruß dir, du unabſehbar Flutgefild!
Gruß dir, Symbol endloſer Ewigkeiten!

Und lange ſtarr' ich in die Flut hinaus,
Am Ufer wallen aufgepeitſchte Wellen,
Es iſt als wollten aus dem Saus und Braus
Uralte hehre Schöpfungsweiſen quellen.
Es fliegen Schiffe hier und dort heran,
Ich ſeh' in friſchem Hauch die Segel ſchwellen,
Sie fahren auf der weiten Waſſerbahn
Von Oſt nach Weſt, vom Süden nach dem Norden.
Du biſt, gewalt'ger heil'ger Ocean,
Das heil'ge Grab des heil'gen Rheins geworden!

O Rhein! Dein ganzes Daſein war ſo hehr,
So muß dich auch ein ruhmvoll Ende krönen!
Du ſinkeſt ſtill erſtaunt ins ew'ge Meer.
Sieh, ſeine ſchaur'gen Wellenhäupter dröhnen
Entgegenſauſend dir in feuchtem Kuß!
Geheimnißvolle Urweltklänge tönen
So vielaufrauſchend dir den letzten Gruß,
Es ſchlägt um dich den Mantel ſeiner Wogen. —
In ſeinen Falten iſt der grüne Fluß,
So groß er war, zerſtoben und verflogen.

Das ew'ge Meer! Nein, das iſt keine Gruft!
Wie rollt es erdumgürtend allgewaltig,
Urwild im Sturm, ruhvoll in ſtiller Luft,
Mit Tiefen unerforſcht geheimnißhaltig!
Das iſt ein Leben, welches nimmer ruht!
Hier heben ſich die Wolken vielgeſtaltig,
Emporgeſogen von der Sonne Glut,
Um Segen in die Lande zu verbreiten.
O Rhein, du lebſt! Auf geht und ab die Flut —
Rings Bilder unbegrenzter Ewigkeiten!

Leb' wohl, du ſchöner Strom! Ich bin am Schluß.
Dank dir, o Rhein! Seit meinen jungen Jahren
Betrat manch fremdes Land mein irrer Fuß,
Auf mancher Meeresflut bin ich gefahren,
Doch wo ich war, du liebes Heimatland,
In öder Einſamkeit, in lauten Scharen,
Die Sehnſucht webte ſtets ein ſüßes Band
Nach deinen grünen luftdurchrauſchten Auen,
Nach Städten, Dörfern, Burgen rings am Strand,
Nach Rebenhügeln, Wäldern, Fels und Auen.

Das iſt der Heimat wunderbar Gefühl,
Es läßt ſich nicht zerſtören und verdrängen,
Es kommt dir ungerufen im Gewühl
Beim lauten Klang von rauſchenden Geſängen,
Im goldgeſchmückten üppigen Gemach,
Wo alle Sinnenreize gern dich zwängen;
Und ziehſt du zu der Armuth ſtillem Dach,
Weinſt mit den Weinenden du trüb und ſchmerzlich,
Das holde Bild der Heimat folgt dir nach,
Erinnerungen winken hold und herzlich.

Du ſiehſt wie in dein liebes Heimatthal,
Den Lindenbaum am Hauſe hörſt du rauſchen,
Den Sims umkreiſt die Schwalb' im Sonnenſtrahl,
Die Tauben auf dem Dach Girrlieder tauſchen,
Dein Blick ſtarrt ſinnend, lange horcht dein Ohr,
Bekannte Stimmen wähnſt du zu erlauſchen,
Nach lieben Blicken ſchaueſt du empor,
Du möchteſt lachen und du möchteſt weinen,
Wenn dir die Angedenken rings im Chor
Als Geiſtesgrüße alter Zeit erſcheinen.

Und ſoll ich dann nicht doppelt ſtolz mich freu'n
O Rhein, daß ich an deinem Strand geboren,
Da ſie dir Roſen in die Wogen ſtreu'n,
Da ſie zum heil'gen Strome dich erkoren?
Sie ſind nach dir in Sehnſucht bleich und blaß,
Sie ſtehn in ſtille Träumerei verloren,
Erklingt von dir ein Lied; dir ſchwingt das Glas,
Wer trinkend deiner Zauberpracht gedenket.
O ſiehe, wie nach dir ohn' Unterlaß
Den eil'gen Schritt die Schar der Gäſte lenket!

Das thut, weil dir die göttliche Natur,
Reiz, Anmuth, Pracht geſtreut mit vollen Händen,
Weil reich ſie Korn und Frucht geſchenkt der Flur,
Und Wieſ' und Wald den ſchwellenden Geländen,
Weil ſie die Rebe deinem Felsgeſtein
Verlieh, zu reifen an des Sommers Bränden
Der Erde beſten duftig ſprüh'nden Wein,
Weil ſie in deines Bettes breiten Wogen,
Grüngold'ger, prächt'ger, königlicher Rhein,
Den Menſchen einen ew'gen Pfad gezogen!

Das thut, weil hier das Rieſenweib, die That,
Zu allen Zeiten Umzug hat gehalten,
Ausſäend gute ſowie böſe Saat,
Markſteine rings — hier modernd und geſpalten,
Dort lebensvoll auf Berg und in Gefild.
Im Geiſt vorüberziehen die Geſtalten:
Es quillt und drängt und reiht ſich Bild an Bild,
Die Kaiſer, Ritter, Aebte, Sänger, Bürger,
Hier Helden ſegenbringend, hold und mild,
Dazwiſchen eigenſüchtig frech der Würger!

O Rhein, wo ward dein hohes Lob nicht kund?
Zu allen Zeiten und in allen Zungen
Pries dich der Völker märenreicher Mund,
Von Römerlippen iſt dein Ruhm erklungen.
Dir ſprang der deutſchen Lieder holder Quell,
Die ganze Heimat hat ſie nachgeſungen!
Es kamen fremde Sänger, reich und hell,
Um dich im Spiel der Saiten zu erheben!
O nimm, was dir ein fahrender Geſell,
Dein treuer Sohn, in dieſem Lied gegeben!

Und herrlich ſtröme fort, du ſchöner Fluß,
So wie du ſtrömteſt ſtets auf deinen Bahnen!
Nimm für die Zukunft unſern hellen Gruß,
Du heil'ger Strom der Stämme der Germanen!
Du wareſt immer Deutſchlands Stolz und Hort!
So wie dich hüteten die großen Ahnen,
So mögen dich die Enkel immerfort
In Treue, Fülle, Kraft und Größe wahren
Und ſich von Alp zu Meer, von Ort zu Ort
Um deiner Einheit heil'ges Banner ſcharen.

Mein Lied iſt aus, ſein letzter Ton verrauſcht,
Doch wird es meines Volkes Herz erreichen?
Hat ihm der Jüngling und die Maid gelauſcht?
Und werden meine Weiſen ſie beſchleichen
Wie ſüßer Nachhall, der im Walde klingt,
Und ihre Seelen ſtärken und erweichen?
Mein Lied iſt aus! Gleichviel, ob ihr es ſingt,
Ob ihr mit Beifall mir credenzt die Weine,
Ob ihr den Eichenkranz ums Haupt mir ſchlingt,
Ich ſang aus eigner Luſt mein Lied vom Rheine!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nachwort.

Die Anfänge der „Rheinfahrt“ fallen in meine Studentenjahre zu Bonn. Schon damals faßte ich den Gedanken, ein Lied zum Lob und Preis des geliebten Heimatſtromes zu ſingen. Das erſte Bruchſtück wurde im Feuilleton der Kölniſchen Zeitung veröffentlicht. Erſt ſpäter in Düſſeldorf nahm ich den alten Plan wieder auf und gelangte im Jahre 1846 ſo weit, daß ich die Dichtung in der Literariſchen Anſtalt zu Frankfurt a. M. erſcheinen laſſen konnte. Meine Landsleute nahmen ſie mit Wohlwollen und Freude auf. Nach einer Reihe von Jahren machte mir der Verleger den Vorſchlag, eine neue Auflage zu veranſtalten. Ich war aber inzwiſchen aus den ſocialen und politiſchen Anſchauungen herausgewachſen, welche die Arbeit begleitet hatten, denn durch das Jahr 1848 wurde unſer Volk und auch ich in andere geſchichtliche Bahnen gelenkt. So beſchloß ich denn eine neue Bearbeitung zu unternehmen und einerſeits die allzu leidenſchaftlichen Ergüſſe meiner Sturm- und Drangperiode auszumerzen, andererſeits aber die Schilderungen, welche dem Rhein von Mainz bis in die Niederlande folgten, auf den Lauf des ganzen Stromes auszudehnen. So erlitten die Geſänge denn allmählich eine gänzliche Umgeſtaltung, an welcher jahrelang immer aufs neue gemodelt, geändert und gebeſſert wurde. Wenn ich es nun auch keineswegs an Fleiß und Mühe fehlen ließ, ſo kann ich doch auch heute nicht ſagen, daß ich mein Ziel erreicht habe. Indeß einmal muß der Abſchluß gemacht werden; und ſo möge denn mein Buch, an dem ich faſt ein ganzes Leben geſchafft habe, in der neuen Geſtalt, welche es erhalten hat, die Wanderſchaft antreten. Jedenfalls erhält der freundliche Leſer nicht mehr den Verſuch eines Jünglings, ſondern das Werk eines Mannes.

Da mir in der Kritik früher oft wunderliche Anſichten über die Strophe meines Gedichtes entgegengetreten ſind, ſo bemerke ich einfach, daß dieſelbe aus drei Terzinen mit dem gebräuchlichen Schlußvers beſteht und alſo auf guter Grundlage beruht. Dabei entſpricht ſie ganz und gar dem altdeutſchen Strophenbau, denn die erſten zwei Verſe bilden den erſten, die zwei folgenden den zweiten Stollen und die übrigen ſechs den Abgeſang.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen

eines

Rheinischen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1873.

Lorelei.

Rheiniſches Sagenbuch.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Vierte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1873.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An Ludwig Uhland.

Mein Lied, mit leichten Flügeln
Zieh durch den Maienſchein,
Zieh hin zu Schwabens Hügeln
Vom goldig grünen Rhein!
O, ſchlag die hellſte Weiſe
In treuſten Worten an
Und töne dort zum Preiſe
Dem beſten deutſchen Mann!

Kommt warmer Hauch geflogen
Vom blauen Himmelszelt,
Blüht rings in Lenzeswogen
Die neu umgrünte Welt,
Wenn Blütenbäume ſchwenken
Die Fahnen roth und weiß,
Dann muß ich dein gedenken,
Du edler Sängergreis!

Mein Uhland, hoher Meiſter
Mit ſüßem Liedermund,
Wie friſche Frühlingsgeiſter
Thut dein Geſang ſich kund.
Vor allen, die da ſingen
Im deutſchen Dichterhain,
Erhebt dein Lied die Schwingen
So kräftig, keuſch und rein.

Du haſt mit tiefem Sinne
Gefild und Wald durchſchweiſt,
Holdſelig iſt die Minne
In deiner Bruſt gereiſt;
Du zeigſt aus grauen Tagen
Wol manch verſchollnen Schacht,
Hell blüht in deinen Sagen
Verſunkne alte Pracht.

Du ſingſt von ſtarker Treue
Und kühnem Männermuth,
Du weckeſt ſtets aufs neue
Der Heimatliebe Glut,
Du weihſt ſo hehre Lieder
Dem ſchönen Vaterland,
Gibſt friſche Hoffnung wieder,
Wo ſchier die Hoffnung ſchwand.

Im Dichten und im Leben,
In Thaten wie im Wort,
Galt es dir ſtets, zu heben
Den beſten Schatz und Hort:

Das iſt in Macht und Ehre,
In Füll' und Kraft zugleich,
Das einig, heilig, hehre,
Uralte deutſche Reich!

Du Geiſt voll Männertugend,
Du Herz, in Liebe mild,
Stets warſt du unſrer Jugend
Ein ewig helles Bild!
Du biſt's auch mir geweſen
Auf meiner Sängerfahrt:
Ich hielt am deutſchen Weſen,
Ich hielt an deutſcher Art.

So bring' ich heut' Geſänge
Der wilden Lorelei,
Ich horchte auf die Klänge
Der wunderbaren Fei.
Was ich ihr nachgeſtammelt
Vom ſagenhaften Rhein,
Es iſt für dich geſammelt:
Die Lieder all ſind dein!

Dir leg' ich vor die Füße
Den friedlich bunten Strauß.
O, kämen dir die Grüße
Willkommen, hold ins Haus!
O, möchten ſie dir künden,
Daß hell, in alter Pracht,
Auf Bergen und in Gründen
Der deutſche Geiſt erwacht!

Mein Lied, mit leichten Flügeln
Zieh durch den Maienſchein,
Zieh hin zu Schwabens Hügeln
Vom goldig grünen Rhein!
Grüß ihn, der freie Geiſter
Durch Lied und That gewann,
Der Dichtung edeln Meiſter,
Den beſten deutſchen Mann!

Vom Rhein, im Mai 1851.

W. M.

Inhalt.

Seite
An Ludwig Uhland V

Der rheiniſche Wettſtreit 3
Anna von Liechtenſtein 6
Graf Ulrich 7
Konradin 8
Johannes Huß 11
Der Knabe vom Bodenſee 13
Der Schelm von Schaffhauſen 15
Waldemar von Krähen 17
Habsburgs Mauern 19
Graf Rudolf von Habsburg 20
Johann von Schwaben 22
Die Schlacht am Stoß 24
Der freie Bauer 26
Wilhelm Tell 27
Die Schlacht bei Sempach 33
Der Graf von Hauenſtein 37
Der Fähnrich von Baſel 41
Johannes Röſſelmann 42
Die Frau von Geroldseck 44
Walther und Hildegunde 45
Nichts Neues 50
Meiſter Fickfeck 52
Wolfdieterich's Buße 54
Eckhart und Tanhäuſer 56
Der himmliſche Garten 58
Die Geiſterhand 60

Seite
Die Jagd im Schwarzwald 63
Märchen 66
Wolf Eberſtein 68
Das Mahl zu Heidelberg 70
Die Linde zu Weinsberg 72
Richard Löwenherz 75
Nächtliche Erſcheinung zu Speier 77
Der Hirt zu Oggersheim 79
Chriemhilde 81
Hagen's Lied 84
Adolf von Naſſau 86
Die Wieſenjungfrau 91
Deutſchlands Wächter 93
Der Feuermann 95
Die Taufe des Irrlichts 96
Jung Florian 99
Die Kaiſerkrönung zu Frankfurt 102
Die Wunderblume 104
Der Wildſchütz 107
Hans von Hoppach 109
Der Prieſter von Marienberg 111
Kaiſer Max und Albrecht Dürer 113
Die weiße Frau 115
Herzog Otto's Liebe 117
Heinrich Frauenlob 119
Agnes von Rambach 121
Die ſeltſame Belagerung 121
Reck 124
Der Mönch vor Heinrich's IV. Leiche 126
Pater Crescentius 129
Brömſer von Rüdesheim 133
Biſchof Hatto 138
Der blinde Schütz 140
Der Falke zu Stahleck 142
Wickher 146
Die ſieben Jungfrauen 148
Lore Lei 150
Die Brüder 152
Die Templer von Lahneck 154

Seite
Kurzbolt 156
Die Gräfin von Starkenburg 159
Sikko 161
Johann von Böhmen 163
Meluſine 165
Genovefa 168
Die Lilie zu Laach 182
Das Schloß im See 185
Die Zwergenamme 187
Schwert und Pflug 190
Der Ritter von Altenahr 191
Roland 194
Der bucklige Muſikant 196
Die Jungfrau von der Löwenburg 198
Der Rieſe vom Drachenfels 200
Der Mönch von Heiſterbach 202
Max Franz. 1. Kurfürſtliche Rechtspflege 203
  2. Der Bauer und die Kavaliere 205
  3. Der Vikar von Wallvortsheim 207
Der Graf von Windeck 209
Die Johannisopfer 212
Wilhelm von Holland 214
Die Geiſtermeſſe 216
Die ſieben kölniſchen Funken 218
Ein Grab in Köln 220
Chlodwig 222
Der Vogt von Bergheim 224
Der Zauberring 226
Hildegard 229
Meiſter Tancho 235
Eginhart und Emma 237
Otto III. 242
Das Scepter Rudolf's von Habsburg 244
Der Geiſt Karl's des Großen 245
Eberhart von Berg 249
Das Ave Maria 257
Die Junker von Neſſelrath 259
Die Zähmung der Junker 261
Sanct-Ludger 264

Seite
Siegfried 266
Der Schwanenritter 271
Otto der Schütz 280
Mariken von Nymwegen 283
Radbot 285
Die verſunkene Stadt 287
Harald 289
Der fliegende Holländer 291
Brunhilde 293

Lorelei.

Rheiniſches Sagenbuch.

Der rheiniſche Wettſtreit.

Es lenkt der ſchweizer Ferge
Den Kahn im Sonnenſchein,
Drauß lachen Luft und Berge,
Drin blinkt der goldne Wein.
Hei, das ſind Muſenſöhne!
Ein Wettſtreit ſind die Töne,
Zum Lob dem ſchönen Rhein.

Da hört man einen ſingen:
„Ich bin vom ſchönſten Gau,
Es blüht von Mainz nach Bingen
Die Paradieſes-Au;
Der Wein, den dort die Reben
Vollduftig golden geben,
Iſt wahrer Himmelsthau!“

Von Jülich ſpricht der andre:
„Wie hoch dein Lob auch loht,
Durch unſre Ebnen wandre,
Die ſteuern aller Noth.
Rühmſt du die Feſtpokale —
Wir geben euch zum Mahle
Als Würze täglich Brot!“

„Ei“, ruft ein Knab' aus Baden;
„Wie magſt du nur dich mühn!
Lobſt du der Goldfrucht Schwaden,
Ich preiſ' der Wälder Grün.
Hoch rauſcht uns Eich' und Fichte,
Ihr Wuchs macht ſchnell zu nichte
Eu'r Prahlen keck und kühn!“

Doch der aus Niederlande
Fährt in das Wort ihm quer:
„Sie kommen erſt am Strande
Des Oceans zur Ehr',
Wir lehren ſie, als Maſten
Heimtragen Schiffeslaſten.
Hei, Reichthum bringt das Meer!“

Ein Wormſer ſprach: „Es kündet
Nur Sinnenreiz eu'r Sang;
Doch meiner Stadt verbündet
Sich Ruhm in Lied und Klang:
Von unſern Nibelungen
Ward alle Zeit geſungen,
Wird's noch jahrhundertlang!“

Da tönt des Kölners Stürmen:
„Denkt ihr der alten Zeit,
Dann ſeht, mit tauſend Thürmen,
Des Domes Herrlichkeit;
Ein Denkmal groß und mächtig
Des Menſchengeiſtes, prächtig
Ragt er in Ewigkeit!“

Von Düſſeldorf behendig
Spricht wer: „Der Stein iſt hart,
Bei uns, da blüht lebendig
Die Kunſt der Gegenwart;

Ich heb' ihn hoch zu Schilde,
Cornelius, der im Bilde
Gepflegt die deutſche Art!"

Ein Frankfurter gerüſtet
Sich da erhoben hat:
„Wenn ihr mit Geiſt euch brüſtet,
So kommt in unſre Stadt!
Göthe bleibt unerreichbar,
Es wuchs ihm unvergleichbar
Das grünſte Lorberblatt!"

Der Bonner ſingt: „Poeten
Weih' ich gerechten Sold,
Tiefer das Herz umwebten
Doch Töne, ſüß und hold.
Beethoven iſt der Meiſter!
Sind ehern andre Geiſter,
Sein Geiſt iſt lauter Gold!"

Der Mainzer ſchreit: „Perrüken!
Die todte Welt zerſtob!
Ich will die Roſen pflücken,
Die Lenz und Liebe wob:
Den Frauen hold und ſüße
Bring' ich vielliebe Grüße,
Wie Meiſter Frauenlob!"

Zuletzt da ſang der Ferge,
Es war ſo ſtolz der Klang:
„Ich bin ein Sohn der Berge,
Ohn' Tyrannei und Zwang.
Bei uns iſt jeder König!" —
Da ſangen all vieltönig
Der Freiheit hehren Sang.

Anna von Liechtenſtein.

Es ſchwelgen die Gäſte im leuchtenden Saale:
Da ſchäumen die Weine, da blinken Pokale,
Da locken die Flöten, die Hörner und Geigen,
Da fliegen die Paare zum luſtigen Reigen.

Und ſieh, aus der Thüre ins helle Gefunkel
Tritt plötzlich ein Ritter, die Rüſtung iſt dunkel,
So bleich iſt ſein Antlitz, lang wallen die Haare,
Hell blitzen die Augen, verſchlingend die Paare.

Er muſtert im Saale umher die Geſtalten:
Die Ernſten, die Frohen, die Jungen, die Alten,
Er holt ſich zum Tanze mit leichtem Gekoſe
Die jüngſte, die ſchönſte aufblühende Roſe.

Ein Blick — und erröthend ſchaut ſtille ſie nieder,
Ein Wort — und die Blicke hebt ſeufzend ſie wieder,
Ein Blick — und es weinen die Augen ſo ſchmerzlich,
Ein Wort — und es lächeln die Lippen ſo herzlich.

Sie kommen, ſie gehen, ſie reden, ſie flüſtern,
Wo Lichter ſich ſpiegeln, wo Laubgänge düſtern.
Welch Drücken der Hände, welch Küſſen, Umſchlingen!
Es will ſich die Seele mit Seele durchdringen.

Spät ſchweigen die Tänze, trüb' brennen die Kerzen,
Matt glänzen die Augen, müd' ſchlagen die Herzen,
Es gehen die Gäſte, es weichet der Flitter,
Heim ziehet das Mädchen, fort reitet der Ritter.

Doch Tage und Nächte gedenket ſie ſeiner,
Sie ſinget, ſie betet, ihr Alles iſt Einer,
Sie hofft vom Balkone, ſie weinet durchs Zimmer —
Der Ewiggeliebte erſcheinet ihr nimmer.

Die Blicke verglühen, es bleichen die Wangen,
Ach, Leben und Luſt iſt der Seele vergangen!
Sprich, wareſt du, Kranke, beim Feſt im Gekoſe
Die jüngſte, die ſchönſte aufblühende Roſe?

Bald flechten ihr Mädchen den Kranz in die Locken,
Grablieder erklingen, es läuten die Glocken,
Es wallet die Jugend zum Grabe der Lieben —
Nur Einer, nur Einer iſt ferne geblieben.

Graf Ulrich.

Graf Ulrich zieht ins gelobte Land,
Er drückt ſeinem Weib die ſchneeweiße Hand,
Er gibt auf den Mund ihr den letzten Kuß:
O weh, o weh, daß er ſcheiden muß,
Herr Ulrich, Herr Ulrich!

Es zog ein langes Jahr daher,
Da kamen Mären düſter und ſchwer:
„Graf Ulrich ſiegt' in mancher Schlacht,
Doch ſank er zuletzt der Uebermacht,
Herr Ulrich, Herr Ulrich!“

Und traurig lebt Frau Wendilgard
Nach frommer Nonnen milder Art,
Bald ſpeiſte ſie der Armen Schar,
Bald lag ſie betend am Altar:
„Herr Ulrich, Herr Ulrich!“

Einſt ſtand ſie in dem bleichen Schwarm,
Da ſtrickt ein Bettler um ſie den Arm,
Er küßt und herzt der Frauen Zier;
Sie ringt und ruft: „O, wärſt du hier,
Herr Ulrich, Herr Ulrich!“

Die Diener kommen helfend gerannt,
Ab ſtreift der Bettler ſein Gewand,
Hoch prangt der todtgeglaubte Mann:
Es hat ſich befreit aus Kerker und Bann
Herr Ulrich, Herr Ulrich.

Da gab es nach Leid viel ſelige Luſt,
Die Glücklichen lagen ſich Bruſt an Bruſt
Hell blüht die alte Lieb' und Treu:
„Jetzt feiern wir unſre Hochzeit aufs neu,
Herr Ulrich, Herr Ulrich!"

Konradin.

Die Roſſe wiehern helle,
Gerüſtet ſteht der Troß,
Es ſtürmen von der Schwelle
Die Ritter aus dem Schloß,
Denn heute gilt's von hinnen
Ins welſche Land zu ziehn,
Doch harret auf den Zinnen
Noch träumend Konradin.

Er ſpricht: „Die letzten Grüße
Nimm hin, o ſchönes Land,
Wo mir die friſche, ſüße
Und holde Jugend ſchwand!
Lebt wohl, ihr Felsgelände,
Du ew'ger Alpenſchnee,
Ihr grünen Hügelwände,
Du blauer Bodenſee!

„Wol lockt' es hier den Knaben
In Berg und Wald und Feld,
Um Geiſt und Herz zu laben
An heller Gotteswelt,
Im tiefen Forſt zu jagen,
Zu fiſchen auf der Flut,
Die Harfe hell zu ſchlagen,
Zu ſingen voller Muth!

„Doch weiſt das Schickſal herbe
Mir in den Kampf den Pfad:
Mein Pflichttheil und mein Erbe,
Das iſt die kühne That.
Dem Urahn Barbaroſſe
Und Friederich dem Ahn,
Folgt treu der letzte Sproſſe
Auf hoher Heldenbahn.

„Einſt Könige hier im Reiche
Und Kaiſer dort in Rom —
Daß ich ihr Ziel erreiche,
Auf, in des Lebens Strom!
Sie mahnen mich an Tagen,
In Nächten geiſtesſtark,
Denn nimmer darf verzagen
Des Hohenſtaufen Mark.

„Welch Toben und welch Schreien
Durchzuckt das Vaterland,
Der Zornruf der Parteien
Ruft laut zu Mord und Brand;
Wie gern hätt' ich dem Grimme,
Dem Haß und Zorn gewehrt,
Doch ſchwach iſt meine Stimme
Und unerprobt mein Schwert.

„Eh' ich nach meinen Rechten
Im Reiche greifen kann,
Will fern ich kühnlich fechten
Und zeigen mich als Mann.
Sicilien und Neapel
Gehören meinem Haus.
Kühn fährt mein Schiff vom Stapel,
Ich zieh' zum Kampf hinaus!

„Was ſoll's, droht auch Verderben
Im Land des Apennin,
Sank dort mit ſeinen Erben
Der zweite Friedrich hin,
Starb Konrad, ach, mein Vater,
Enzio in Kerkernacht,
Und fiel unfern dem Krater —
Manfred in blut'ger Schlacht.

„Mag auch die Mutter flehen,
Zu fliehn das Kriegersſpiel;
Ich kann nicht widerſtehen,
Bis ich erreicht das Ziel.
Es ſind die ſtolzen Bahnen,
Die ging mein ganz Geſchlecht!
Nun flattert hoch, ihr Fahnen,
Ich kämpfe für mein Recht!

„Dem Räuber Karl entgegen —
Anjou's verruchter Brut! —
O Gott, gib deinen Segen,
Nimm mich in deine Hut!
Dann erſt, mein Banner, walle
Zu Deutſchlands Morgenroth,
Zum Siege oder Falle,
Zum Leben oder Tod!

„Und jetzt die letzten Grüße
Nimm hin, du deutſches Land,
Wo mir die friſche, ſüße
Und helle Jugend ſchwand.
Fahrt wohl, ihr Felsgelände,
Du ew'ger Alpenſchnee,
Ihr grünen Hügelwände,
Du blauer Bodenſee!“

Er ſpricht's. Friedrich von Baden
Ergreift ihn bei der Hand,
Sie ziehn auf kühnen Pfaden
Fort in das welſche Land —
Sie litten blut'ge Taufe
Fern an Neapels Strand —
Der letzte Hohenſtaufe
Sank Anjou's Henkerhand.

Johannes Huß.

Ob ihr des Freien Leib in Ketten ſchlagt,
Ob ihr des Freien Geiſt dem Tode weiht,
Hat ſein Gedanke groß und ſchön getagt,
Dann wird er leben für die Ewigkeit.

Durchs Thor zu Konſtanz wallt ein wirrer Zug,
Es ziehen Kriegerhaufen auf den Plan,
Die Trommel klingt, es weht der Fähnlein Flug,
Die Menge drängt ſich wild und wüſt heran.

Im Büßerhemde wankt ein bleicher Mann,
Gehöhnt, beſchimpft, verſpottet von der Schar;
Sein Leib iſt ſchwach und krank vom Kerkerbann,
Doch ſtrahlt ſein Auge feſt, die Stirne klar.

Johannes Huß iſt's aus dem Böhmerland!
Daheim war er ein Prieſter vielgeehrt,
Als Leuchte ward geprieſen ſein Verſtand,
Und ſeine Zunge als ein ſcharfes Schwert.

Weil er das Wort der Geiſtesfreiheit ſprach,
Lud Rom ihn her zum offnen Redeſtreit;
Ihm, welcher kühn des Wiſſens Lanze brach,
Gab Sigismund, der Kaiſer, frei Geleit.

Doch haben ſie verdammt ihn im Gericht
Der Kirche Herrn, die ihre Knechte ſind.
Was ſoll der Freiheit Ruf, der Freiheit Licht,
Sind taub die Ohren und die Augen blind?

Der Weiſe wird verurtheilt ungehört!
Sie kennen nur den Grimm, den Haß, den Spott!
Er lauſcht dem Wahrſpruch tief im Geiſt empört:
Was er verkündet hat, es kam aus Gott.

Sie reißen ihm vom Leib das Prieſterkleid,
Die Ketzermütze wird ihm aufgeſetzt.
Der Kaiſer brach, ach, den gegebnen Eid,
So wird das Opfer in den Tod gehetzt.

Der Holzſtoß hebt ſich drüben im Gefild.
Die Schergen ſtoßen den Verbrecher fort —
Er betet ſtill -- das iſt des Heilands Bild
Auf Golgatha, am bittern Leidensort! —

Und wie er auf den Scheiterhaufen ſteigt,
Da jauchzt das Volk in bitterm Glaubenshaß.
Die Flamme leckt, indeß ſein Haupt ſich neigt!
Dem Mund enttönt: „Sancta simplicitas!“

Sein einz'ges Wort: „O heil'ge Einfalt du!
Es wiſſen nicht die Armen, was ſie thun!“ —
Die Flamme leckt — der Martyr geht zur Ruh',
Und rings im Feld herrſcht tiefer Friede nun.

Und ſeht: die weiße Taube hebt den Flug,
Die Glaubensfreiheit ſteiget aus der Glut
Und nimmt in die Jahrhunderte den Zug,
Wo nie ſie raſtet und wo nie ſie ruht.

Das Volk verläuft ſich ſtumpf, ſo wie es kam,
Es höret nicht der Zukunft Schlachtenhorn.
Nur ſeine Jünger ſtehn voll tiefem Gram,
Bald wandelt ſich ihr Schmerz in rothen Zorn.

Sie ſchlagen an die Schwerter rings mit Macht,
Sie kehren heim, wo Ziska's Fahne fliegt.
Der Krieg iſt für Jahrhunderte entfacht,
Sein Ende heißt: Die Geiſtesfreiheit ſiegt!

Ob ihr des Freien Leib in Ketten ſchlagt,
Ob ihr des Freien Geiſt dem Tode weiht:
Hat ſein Gedanke groß und ſchön getagt,
Dann wird er leben für die Ewigkeit!

Der Knabe vom Bodenſee.

Schon wieder treibſt du den Kahn auf den See!
O meide die Flut, ſie thut dir ein Weh,
Und bleibe daheim, mein Knabe!

„O Mutter, du kennſt nicht die Seligkeit:
Ich lieg' auf dem Rücken, und tief und weit

Schau' ich in die endloſen Lüfte,
Da gehen im lichthellen Aethermeer
Die Wolkengeſtalten ſeltſam umher,
Drin ragen Berge und Klüfte;
Hoch drüber im blitzenden Himmelsſchein
Da ſingen und ſpielen die Engelein. —
Was weineſt du, liebe Mutter?"

Schon wieder triebſt du den Kahn auf den See!
O meide die Flut, ſie thut dir ein Weh,
Und bleibe daheim, mein Knabe!

„O Mutter, dort ſchwillt mir ſo weit die Bruſt!
Ich ſitz' auf der Bank und ſchaue voll Luſt
Fern in die ſchneeigen Berge.
Wie Greiſengeſichter mit wallendem Bart,
Die Alten winken mir freundlich und zart,
Sie ſenden mir Grüße durch Zwerge.
Es rauſchen dazu die Wälder vom Strand, —
Die grauen Rieſen ſind mir verwandt! —
Was weineſt du, liebe Mutter?"

Schon wieder triebſt du den Kahn in den See!
O meide die Flut, ſie thut dir ein Weh,
Und bleibe daheim, mein Knabe!

„O Mutter, es thut mir ſo wohl und gut,
Da blick' ich hinab in die leuchtende Flut:
Hell lieget die Tiefe den Blicken;
Im Grunde ſteht kryſtallen das Haus,
Die Nixen ſchwimmen dort ein und aus,
Sie eilen mir Blumen zu ſchicken!
Sie ſchmiegen und wiegen ſich zierlich am Kiel
So ſüß iſt ihr Lied, ſo reizend ihr Spiel. —
Was weineſt du, liebe Mutter?"

Schon wieder trieb er den Kahn in den See!
O mied' er die Flut, ſie thut ihm ein Weh,
Und bliebe daheim der Knabe!

Die Mutter harret, es dunkelt die Nacht,
Es hebt ſich der Mond in blutiger Pracht,
Sie höret das Ruder nicht ſchallen.
Der Knabe ſchlief in dem Nachen ein,
Es trieb ihn der See in den brauſenden Rhein,
Bis wo ſeine Fluten fallen.
Man fand ihn dort unten beim Morgenroth:
Der Kahn war zerſchellt, der Knabe war todt. —
Nun weine, du liebe Mutter!

Der Schelm von Schaffhauſen.

Zu Schaffhauſen im weißen Schwan
Da ſitzt ein fremder Geſelle,
Der ſieht ſich ſo luſtig verwogen an
Und plaudert friſch und helle.
Auf Scherz und Schwank ſteht ihm der Muth,
So knapp das Wams, ſo keck der Hut,
Drauf nickt die Hahnenfeder.

So lockt er die Gäſte. Dem Wirth iſt's recht;
Da zwickt ihn die Neugier mächtig:
„Wer ſeid Ihr, Bruder Luſtig, ſprecht?“
So fragt er ſchlau bedächtig.
Der Fremde lacht: „Ei, wie's Euch brennt!
Wenn Ihr den Teufel von Konſtanz kennt,
So wißt, ich bin ſein Bruder!“ —

Raſch ſchlägt ein Kreuz der erſchreckte Wirth,
Schier fiel er auf den Rücken;
Ihm wird im kahlen Kopf verwirrt,
Kaum weiß er ſich zu drücken.

Den Pfarrer ruft er: „In meinem Haus
Da ſitzt der Satan! O, treibt ihn aus!
Gott loben die guten Geiſter!“ —

Der Pfarrer macht ſich haſtig fort,
Den Böſen zu beſchwören.
Der Fremde ſitzt am ſelben Ort.
„Wer ſeid Ihr? laßt mich's hören!“
Der Burſche meint: „Nur nicht ſo wild!
Zu Einſiedel das Wunderbild
Maria iſt meine Schweſter!“

Der Prieſter ruft: „Mein hohes Amt
Hat nichts mit ihm zu ſchaffen,
Der Gottesläſtrer iſt verdammt!
Auf, faßt ihn, ſtatt zu gaffen!“
Sie fangen ein ihn mit Bedacht,
So wird er in den Thurm gebracht,
Es kettet ihn der Schließer.

Der kluge Büttel forſcht aufs neu:
„Jetzt helfen keine Flauſen!“ —
„Der Bruder bin ich, meiner Treu,
Des Herrgotts von Schaffhauſen!“
Scherzt der Geſell. — „Ihr macht's zu toll!“
So ruft der Schließer, „hei, Euch ſoll —!“
Er bringt ihn vor den Richter.

Der Richter ſtriegelt Perrük' und Zopf,
Setzt auf die Naſe die Brille,
Er wackelt weiſe mit dem Kopf,
Und wichtig gebietet er Stille.
Der Fall iſt ganz ſein Element.
Er hört die Zeugen: „Nun, Delinquent,
Was habt Ihr drauf zu ſagen?

Und jener ſpricht: „Bildhauer war
Mein Vater am Rheinesſtrande;
Er baute kunſtreich manchen Altar
Im ſchönen Schweizerlande:
Den Teufel zu Konſtanz ſchnitzte der Mann,
Maria zu Einſiedel ſodann,
Und zu Schaffhauſen den Herrgott!

„Und da mein Vater uns alle ſchuf,
So bin ich der Bruder der Bilder!“ —
Da ſcholl im Kreiſe ein heiterer Ruf,
Der ſtrenge Richter ward milder;
Und Wirth, Pfaff, Büttel erholen ſich ſchnell.
Zum Thor hinaus zieht der bunte Geſell —
Wer weiß, wo er geblieben?

Waldemar von Krähen.

Herr Waldemar kam aus dem Höhgau herauf,
Sein Roß iſt im Lande das ſchnellſte im Lauf:
Ein Schwert trägt die Hüfte von prächtigem Schein,
Sonſt hat er nicht Waffen, ſonſt zieht er allein.
So treu in der Liebe, ſo ſtark in Gefahr,
Nie gab's einen Ritter gleich Waldemar!

Ihn hindert kein Fels und ihn hemmet kein Stein,
Im Fluß keine Furt: friſch ſchwimmt er hinein,
Doch weh, als zu Beuern am Thore er ſteht:
Die Braut iſt vergeben, er kehrte zu ſpät!
Ein Feigling, der nimmer erprobt die Gefahr,
Wird freien das Mädchen des Waldemar!

Wol trat er ſo keck in die leuchtende Hall,
Wol grüßte die feſtlichen Gäſte er all.

Dann ſagte der Vater, am Schwerte die Hand,
Da zagend und zitternd der Bräutigam ſtand:
„Bringſt Frieden, bringſt Krieg du? Das künde uns klar!
Sprich, kommſt du zur Hochzeit, Herr Waldemar?“

„Ich liebt' Eure Tochter, das war nicht Eu'r Sinn.
Bald flutet die Liebe, bald ebbet ſie hin,
Erlaubet, zum letzten mal tret' ich herein,
Zu tanzen mit ihr und zu trinken den Wein:
In Schwaben ſind Mädchen in lieblicher Schar,
Die froh ſind, zu freien Herrn Waldemar!“

Die Braut küßt den Becher mit ſchwellendem Mund,
Ihn trinket der Ritter und wirſt ihn zum Grund.
Sie neigt ſich erröthend, blickt ſeufzend herauf,
Sie lächelt und läßt doch den Thränen den Lauf;
Eh' die Mutter es ſieht, reicht die Hand ſie ihm dar.
„Nun wollen wir tanzen!“ ſprach Waldemar.

So ſchlank war ſein Leib, ſo hold ſein Geſicht,
Man ſah in dem Saal keinen Beſſeren nicht.
Voll Gram ſtand die Mutter, der Vater voll Wuth,
Der Bräutigam zupfte verlegen am Hut,
Es ſprachen die Mädchen: „O, beſſer fürwahr,
Man gäb' unſre Nichte Herrn Waldemar!“

Er drückt ihr die Hand, er ſagt ihr ein Wort,
Sie waren am Thore, der Renner ſtand dort;
Er hob ſie ſo leicht auf das flüchtige Roß,
Es ſchwang ſich zum Sattel ſo friſch der Genoß:
„Mein biſt du, mein bleibeſt du immerdar!
Sie mögen mir folgen!“ jauchzt Waldemar.

Da flog zu den Waffen manch hurtiger Mann,
Sie brauſten zu Pferde durch Heide und Tann,

Durchs Allgäu zogen und flogen ſie her,
Doch ſahn ſie das beuernſche Mädchen nicht mehr:
So treu in der Liebe, ſo ſtark in Gefahr,
Nie gab's einen Ritter gleich Waldemar!

Habsburgs Mauern.

Herr Radbot, Habsburgs hoher Graf,
Er träumt in ſeiner Hall',
Da weckt ihn aus dem Mittagsſchlaf
Roßhuf und Waffenſchall.

Sein Bruder kam mit ſtolzem Troß,
Der Straßburgs Biſchof war,
Er wollte raſten auf dem Schloß
Mit ſeiner Ritterſchar.

Es hieß der Graf ihn in dem Saal
Willkommen mit den Herrn,
Er ſorgte für ein kräftig Mahl —
Das ſahn die Krieger gern.

Beim goldnen Weine flog am Tiſch
Die Freude golden her,
Der Biſchof hebt den Becher friſch
Und trinkt ihn fröhlich leer.

„Stoß an! Der Friede ſchirme dir
Dein gaſtlich frohes Dach,
Denn, Bruder, dieſe Mauern hier,
Im Krieg ſind ſie zu ſchwach!'

Der Graf trinkt ſtill den Becher aus
Und ſteigt zum hohen Thurm,
Er ſtößt ins Horn — vom luft'gen Haus
Dröhnt es wie wilder Sturm.

Am andern Morgen ſtand ums Schloß
Des Landes Aufgebot,
Gerüſtet waren Mann und Roß
Zum Siege oder Tod.

Des Biſchofs helles Auge traf
Mit Staunen auf die Reihn.
„Die werden“, ſprach mit Stolz der Graf,
„Im Krieg mir Mauer ſein!“

Graf Rudolf von Habsburg.

Graf Rudolf von Habsburg ſitzet beim Mahl,
Da ſtürzt ein Bote von Zürich zum Saal:
„O, helft uns, Herr Schirmvogt und Feldhauptmann,
Der Stadt kam ein großes Unglück an!

„Der Regensberger mit ſtarkem Troß
Stieg nieder von ſeinem feſten Schloß,
Er ſengt im Gebiet, er holt unſer Gut,
Und peinigt Bürger und Bauer aufs Blut!

„Der Räuber trägt ein ſchneeweiß Gewand,
Zwölf ſchneeweiße Knechte ſind ihm zur Hand,
Auf ſchneeweißen Roſſen durchſtürmt er das Feld,
Von ſchneeweißen Rüden iſt er umbellt.

„So legt er ſich in den Hinterhalt,
So nimmt er des Kaufmanns Gut mit Gewalt,
So plündert er Dörfer, ſo droht er der Stadt,
Und wird der Ränke und Tücken nicht ſatt!“ —

„Wir legen dem Buben das Handwerk ſchon!“
So ſpricht Graf Rudolf mit feſtem Ton.
Sich ſelbſt und zwölf Knechte kleidet er weiß,
Weiß wählt er die Roſſe und Rüden mit Fleiß.

Dann reitet er in der Zürcher Gebiet,
Das raubend der Regensberger durchzieht.
Er ſpricht: „Ihr Männer, nun ſtehet vereint,
Und folget mir raſch, als wär' ich der Feind!"

Und zu dem Regensberg ſtürmt er hinauf,
Nachjagt ihm ſein Häuflein in flüchtigem Lauf.
Die Bürger und Bauern ſind hinter ihm drein,
Da tönt ein Fluchen und Toben und Schrein! —

Der Thürmer ſieht von der Burg in die Fern'!
Iſt das nicht das Roß mit dem flüchtigen Herrn?
Schneeweiß ſtürmt hin der raſche Zug,
Sie nahen der Feſte in brauſendem Flug.

Und hinten der Zorn der Verfolger gellt!
Er ſtößt in das Horn — die Brücke fällt.
Graf Rudolf von Habsburg mit Mann und Roß,
Er reitet vermummt in das feindliche Schloß.

Ei, ei, wie ſchauen die Knechte ſo groß!
Bald wurden ſie Schwerter und Speere los!
Die Zürcher beſetzten Zinnen und Thor,
Die Stadt hat wieder, was ſie verlor.

Der Regensberger ritt vor ſein Haus;
Er tobet und fluchet. Der Graf ruft hinaus:
„Zieht weiter, Herr Ritter! So wird man geprellt!
Des Räubers Haus iſt die weite Welt!" —

Das that als Schirmvogt der habsburger Graf,
Der ſpäter als Kaiſer viel Stolze traf,
Der das Unrecht frei von dem Rechte ſchied. —
Drum lebt er hoch in Sage und Lied!

Johann von Schwaben.

Der Mond beginnt am Berg den Lauf,
Die Habsburg ragt am Waldesrand,
Ein Prieſter ſteigt den Pfad hinauf,
Das Sakrament in ſeiner Hand.
Die Kerze ſtrahlt, das Glöcklein ſchallt,
In tiefer Nacht, dann thut es noth:
Es gilt dem Klausner dort im Wald!
Der Greis will beichten vor dem Tod.

Er ſpricht: „Solang ich hier gelebt,
Blieb feſt geſchloſſen ſtets mein Mund;
Doch eh' die Seel' dem Leib entſchwebt,
Sei dir mein tief Geheimniß kund:
Ich that die grauſig ſchlimmſte That,
Die je auf Erd' geſchehen kann.
Drum war verflucht mein Lebenspfad,
Mein ganzes Daſein lag im Bann.

„Vom Kaiſer Albrecht hörteſt du,
Rudolf von Habsburg's erſtem Sproß;
Du weißt, er fand die letzte Ruh',
Weil Mörderhand ſein Blut vergoß;
Sein Neffe ſchliff für ihn den Stahl,
Es ging um elend irdiſch Gut;
Er ſtellt' ihm nach in dieſem Thal,
Genoſſen ſchürten ſeine Wuth.

„Zu Baden ritten ſie vom Stein
Gen Rheinfeld, wo die Hofſtatt war;
Die Fähre zog den Fluß hinein —
Sie trug zugleich der Mörder Schar.

Dann ging es durch geackert Feld,
Wo einſt die alte Stadt verſank;
Dort hat ihn Herzog Hans gefällt,
Er war im Haupte wirr und krank.

„Er ſtieß den Dolch ihm ins Genick,
Und Palm durchrannt' ihn mit dem Speer;
Um zu vollenden das Geſchick,
Schlug Eſchenbach aufs Haupt ihm ſchwer;
Doch Wart und Tegerfelden flohn,
Die Mörder ſtoben hin und her,
Troſtlos Verderben war ihr Lohn,
Die Frechen ſahn ſich nimmermehr!

„Johann von Schwaben, ach! bin ich,
Den Mord that dieſe frevle Hand;
Die Buße trieb mich fürchterlich
Von Ort zu Ort, von Land zu Land.
Zu Piſa war ich funfzig Jahr
Ein Mönch in ſtrenger Kloſterpflicht,
Doch in der Zell' und am Altar,
Da fand ich meine Ruhe nicht.

„Es trieb mich fluchbeladen fort,
Trotz meines Alters hoher Laſt,
Es trieb mich an den grauſen Ort,
Wo einſt die Hölle mich erfaßt.
Ich kam und wohnte hier im Forſt,
Der rings um Habsburgs Hügel grünt,
Und hab', ob ſchier das Herz mir borſt,
Nie das vergoſſne Blut geſühnt.

„Gewallfahrt bin ich immerzu,
Wo ich das wilde Werk vollbracht,
Gebetet hab ich ohne Ruh'
Und ohne Frieden Tag und Nacht.

Der fromme Landmann wich mir aus,
Weil ich wie ein Geſpenſt ihm war,
Bekreuzend ſich floh er voll Graus
Mein brennend Aug', mein flatternd Haar.

„O doppelt furchtbar ſchwere That!
Des Kaiſers und des Oheims Mord! —
Kannſt du, o Mann aus Gottes Rath,
So nimm vom Geiſt die Sünde fort!“ —
Sein Wort verhaucht, ſein Auge bricht —
Der Prieſter betet: „Sieh die Noth,
O Herr! gib ihm ein mild Gericht!“ —
Der Klausner lächelt in den Tod.

Und als im Oſt erſchien der Tag,
Da kamen ſie aus Berg und Thal,
Sie ſtaunten, daß voll Frieden lag,
Den ſie geflohn ſo manches mal.
Und es begrub ihn fromme Hand,
Grablieder tönten hell und klar. —
Doch ſpäter ging die Mär' durchs Land,
Daß es Johann von Schwaben war!

Die Schlacht am Stoß.

Soll's Freiheit oder Knechtſchaft ſein?
Freie Männer oder Schergen?
Es nahet Oeſtreich vom grünen Rhein
Und Appenzell aus den Bergen.

Da unten, gerüſtet in Stahl und Erz,
Der Krieger klirrende Glieder;
Da oben, einfach das Kleid und das Herz,
Die Hirten, ſchlicht und bieder.

Dreitauſend Mannen führt Oeſtreich heran,
Erzherzog Friedrich iſt Leiter;
Vierhundert zählt der Schweizer Bann,
Vierhundert ärmliche Streiter.

Und wüthend entbrennt die Schlacht am Stoß,
Es treffen ſich jäh die Scharen.
Des Appenzellers Noth iſt groß:
Wie ſoll er entgehn den Gefahren?

Und ungleich ſchwankt der wilde Streit
Im trüben Nebel und Regen,
Die Bäche ſchrein in die Thäler weit
Blutfarbig den Gründen entgegen.

Sie ſinken hüben und drüben zum Tod,
Den Boden faſſend im Krampfe,
Doch als am höchſten droht die Noth,
Da nahet Rettung im Kampfe.

Der Hirten Helfer entſtürzen den Höhn,
In fliegenden weißen Gewanden,
Und lautauf ſchallt des Schlachtrufs Getön,
Rückhallend den Alpenlanden.

Die Schweizer greifen mit neuer Wucht
Zu Stein und Block und Stahle,
Und Oeſtreich ſtürmt in wirrer Flucht
Hinunter in die Thale.

Wer aber half in der letzten Stund'?
Wer ſind die Bundesgeſellen?
Sie ſehen ſich um, — da ſchweiget der Mund,
Die Augen von Thränen quellen.

Die Weiber und Töchter ſind ausgerückt,
Sie ließen des Hauſes Frieden,
Sie haben, mit Männerrüſtung geſchmückt
Ruhmvoll den Sieg entſchieden.

Der freie Bauer.

Es war geſchlagen die wüſte Schlacht,
Auf die öde Heide dämmert die Nacht.
Fern, fern verklang der Pferde Huf,
Der Sturm der Waffen, der Krieger Ruf.
Da lag ein freier Bauer gut
Mit klaffender Wunde im rothen Blut
Am Tage von Morgarten.

Er führte die Axt mit ſtarker Hand
Für die Freiheit im Alpen-Heimatland.
Er folgte des Feindes wirrer Flucht —
Da traf ihn eines Speeres Wucht,
Der arme Landmann ſtöhnte blaß
Im feuchten, halmigen Heidegras
Am Tage von Morgarten.

Da zog des Wegs ein Lanzenknecht,
Verſpätet aus dem unſel'gen Gefecht;
Der ſprach: „Wohlauf, ich verbinde dich ſchnell!“
Doch erwidert der Schweizer: „Hinweg, Geſell!
Eines Dienſtmanns Hülfe will ich nicht,
Wenn drob mein freies Leben auch bricht
Am Tage von Morgarten!“

Ein feiner Ritter kam heran
Und redet: „Raſch, ich helfe dir, Mann!“
Doch wehrt der Bau'r: „Für des Volkes Gunſt
Wollt Ihr hier üben Eure Kunſt:

Des Bauern Wunde trägt kein Band
Von eines Ritters adlicher Hand
Am Tage von Morgarten!"

Nun ging ein Dritter her den Pfad,
Ein Bauer iſt es, der eben naht.
Der ſpricht: „Ich ſtille dir das Blut!"
Da ſagt der Schweizer: „Auf freiem Gut
Biſt du ein freier Bauersmann!
Wol, deine Hülfe nehm' ich an
Am Tage von Morgarten!"

Da zog der Ritter und Knecht vorbei,
Und der Bauer half dem Bauern frei:
Der den Diener verachtet wie den Herrn,
Vom Gleichen nahm er die Hülfe gern! —
So ſollten wir alle halten beim Stand,
Wie der freie Bauer aus Schweizerland
Am Tage von Morgarten!

Wilhelm Tell.

Hochland Europas, Schweizerland,
Dir klingen tauſend Lieder!
Stolz hebſt du an den Himmelsrand
Die mächt'gen Rieſenglieder.
Hell glänzet deiner Berge Schnee,
Feſt ragen deine Quadern,
Dein Auge blinkt aus manchem See,
Und Ströme ſind die Adern.

Du ſendeſt brauſend Boten aus
Im hellen Sonnenſcheine,
Du ſchickſt uns aus dem hohen Haus
Die Kunde her im Rheine;

Es klingt ihr heller, friſcher Sang
Der Freiheit recht zum Ruhme,
Vom Wilhelm Tell erklingt ihr Klang
Und ſeinem Heldenthume.

Er war allwärts der rechte Held:
Wo ſich die Felſen thürmen,
Wo kalt ſich dehnt der Gletſcher Feld,
Wo wild die Wogen ſtürmen.
Wer feſt das Ruder führen kann,
Den Bogen ſicher ſpannen,
Der fürchtet auch, ein kühner Mann,
Nicht Kerker und Tyrannen.

Er lacht des Vogts von Oeſterreich,
Wie ſehr der Geßler wüthet
Und rings dem Bauer Streich um Streich
Zur ſchnöden Knechtung brütet;
Ob er auch ſtarke Feſten baut,
Den Muth des Volks zu brechen,
Der Tell, der ſtarke Tell, vertraut:
Wir werden alles rächen!

Und ſieh, heut' wandert er einmal
Nach Altorf mit dem Buben:
„Was ſoll der Hut? Was ſoll der Pfahl,
Darauf ſie ihn erhuben?“ —
„Den Hut begrüßt an Kaiſers Statt!“
So ruft ihm ein Geſelle,
„Wie es der Vogt befohlen hat,
Der herrſcht an Kaiſers Stelle!“

Tell ſpricht: „Ernſt neig' ich mich vor Gott,
Die Menſchen grüß' ich heiter,
Doch wär' der Kleider Gruß ein Spott!“
Und ruhig zieht er weiter.

Sieh, jäh umſtarrt ihn Speer an Speer,
Er iſt umringt vom Troſſe.
Wuthſchnaubend ſprengt der Vogt daher
Auf ſeinem ſchwarzen Roſſe.

Er ruft mit Hohn: „Der trotz'ge Tell!
Des Landes beſter Schütze!
Bringt ihn zum Thurm! — Doch halt, Geſell,
Zeig', ob dein Ruf was nütze!
Verzeihung wird dir noch zutheil,
Du ſollſt die Freiheit haben,
Schießt einen Apfel jetzt dein Pfeil
Vom Haupte deines Knaben!“

Da zittert ihm das Vaterherz,
Ihm grauſt es irr im Geiſte;
Die Knechte höhnen ſchnöd' im Scherz:
„Laß ſehen, ob er's leiſte!
Wir ſtellen dort den Knaben hin.
Ums Aug' legt ihm die Binde!
Erprobe deinen feſten Sinn,
Schieß, Tell, nach deinem Kinde!“

Der Knabe ſchleudert fort das Band,
Hell ſtrahlt der Augen Schimmer:
„Die Armbruſt, Vater, nimm zur Hand“,
Ruft er, „du triffſt ja immer!“ —
Tell faßt zwei Pfeile; dieſen bringt
Er auf die ſtraffen Sehnen,
Und wie er ſich zum Zielen zwingt,
Steckt an die Bruſt er jenen.

Wie ſieht er wild und trotzig drein!
Dann klingt der gute Bogen,
Der Apfel fällt — der Preis iſt ſein,
Der Ruf hat nicht gelogen!

Der Knabe bringt die Stücke her,
Tell preßt das Kind zum Herzen,
Und große Thränen, dick und ſchwer,
Sie löſen ihm die Schmerzen.

Rings ſtehen alle tiefbewegt,
Hier tönt's wie Gottes Stimme;
Der Vogt allein bleibt zornerregt,
Sein Auge glüht im Grimme.
Er redet kalt: „Ein Mann, ein Wort!
Laß dir die Freiheit frommen!
Doch offen ſprich, warum du dort
Den zweiten Pfeil genommen!“

Da hebet Tell ſich ſtolzbewußt:
„Lag mir mein Kind getroffen,
Dann riß das Eiſen dir die Bruſt
Mit rother Wunde offen!“ —
„Hei!“ tobt der Vogt, „iſt dein Geſchoß
In ſolchem Sinn geſchliffen?
Bringt ihn zum Kerker in das Schloß,
Wir wollen heimwärts ſchiffen!“

Es warfen bald ihn auf das Deck
Die Söldnerſcharen nieder,
Der Vogt beſchaut mit Furcht und Schreck
Die kettenſchweren Glieder:
So ſieht der Bär der Alpen aus,
Der in das Netz gefallen.
Weh euch, bricht er das Gitterhaus,
Dann droht der Tod euch allen!

Der Ferge löſt das Ankertau,
Die weißen Segel ſchwellen,
Der Himmel und der See ſind blau —
Doch plötzlich wogt's von Wellen;

Die Luft wird ſchwarz, das Waſſer grau,
Und Blitz und Donner ſchmettern,
Es bebt des Schiffleins ſchwanker Bau
In wüſten Alpenwettern.

Der Schiffer ahnet, was ihm droht:
„Der Tell nur kann uns retten,
Der Tell nur hilft uns all vom Tod,
O Vogt, löſ' ihm die Ketten!“
Der Geßler zittert bleich und blaß,
Er zittert vor dem Ende,
Die Todesfurcht verſchlingt den Haß:
„Befreit ihm Fuß und Hände!“

Tell faßt das Steu'r mit feſter Hand,
Sein Blick iſt düſter, nächtig,
Doch lenkt das Schiff er mit Verſtand,
Er lenkt es kühn und mächtig.
Wohin er's führt, ſcheint Wellenruh',
Und mild und milder weht es;
Er lenkt das Boot dem Ufer zu,
Zur Felſenplatte geht es.

Die Armbruſt greift er, nah' dem Strand —
Ein Sprung! — Das heiß' ich Schnellen!
Der Tell, der Tell ſteht heil am Strand,
Das Schiff ſchwankt in den Wellen!
Sein ſtrammer Fuß ſtieß weit es fort,
Doch floh die Wuth dem Sturme,
Der Tell iſt bald an ſicherm Ort
Und nicht im finſtern Thurme!

Bei Küßnacht in dem Hohlweg liegt
Er hinter Strauch und Steinen:
Was ihm in Haupt und Herzen fliegt,
Den Vogt nur kann er meinen.

„Was ſchlugſt du wilder, grimmer Mann
Mir auch die Herzenswunde?
Bald geht, du tückiſcher Tyrann,
Von dir wol böſe Kunde!"

Und ſieh, dort zieht's vom Thal herauf,
Die ehrnen Panzer blinken,
Und bei der Roſſe wildem Lauf
Die Federbüſche winken.
Da kommt der Vogt — voll Uebermuth
Weiß er aufs neu zu ſcherzen —
Dann gellt ſein Schrei — und rothes Blut
Entquillt dem ſtolzen Herzen.

Er ſinkt dahin, Tod iſt ſein Theil,
Es beben rings die Mannen.
Tell ruft: „Das war der zweite Pfeil!
Fluch über die Tyrannen!"
Und durch die Felſen zieht er fort,
Ihn hetzen keine Schergen.
Die Kunde geht von Ort zu Ort
In Thälern und in Bergen.

Und Freudenfeuer werden wach
Hoch auf den Alpenſpitzen,
Es klingt das Lied der Freiheit nach:
„Fluch Oeſtreichs Zwingburgſitzen!"
Man bricht die Feſten, jagt die Herrn,
Es weichen Scham und Trauern.
Aufging der Schweiz der Freiheit Stern
Durch Tell, den ſchlichten Bauern.

Hochland Europas, Schweizerland,
Dir klingen tauſend Lieder;
Sie klingen zu dem Meeresſtrand
In Süd und Norden wider.

Das iſt ein friſcher, heller Sang,
Der Freiheit recht zum Ruhme;
Von Wilhelm Tell erklingt ihr Klang
Und ſeinem Heldenthume.

Die Schlacht bei Sempach.

Herr Leopold von Oeſterreich
Der ſprach zu ſeinen Mannen:
„Ihr Ritter und Knechte, rüſtet ſogleich,
Wir reiten bald von dannen,
Wir reiten wider Schweizerland
Und ſeine trotzigen Bauern!
Die Frechen halten uns nimmer Stand,
Ihr Starrſinn darf nicht dauern!

„Vaſallen ſollen ſie ſein dem Reich
Und bleiben, was ſie waren!
Sie ſtellen ſich keck den Fürſten gleich,
Die übermüthigen Scharen!
Was bei Küßnacht und Morgarten geſchah,
Wollen wir jetzund rächen!
Auf, Mannen! es geht hinaus mit Hurrah,
Ihren Freiſtaat zu zerbrechen!“

Da ſcharten ihr Kriegsvolk Ritter und Herrn.
Hei, ging das ſauſend und brauſend!
Viertauſend Reiter zogen zur Fern',
Und Fußvolk auch viertauſend;
Man ſah der Speere und Panzer Blitz
Hoch von des Berglands Halden.
Da ſtanden ſie auf in Uri und Schwiz,
Luzern und Unterwalden.

Und als der Herzog vor Sempach kam —
Das war in den Erntetagen —,
Da ließ er ſonder Gram und Scham
Die Glut in die Felder ſchlagen.
Man verbrannte das Korn, zertrat das Heu,
Es höhnten am Thor die Ritter:
„Wir ſchaffen wacker, bei unſrer Treu,
Bringt Frühſtück für die Schnitter!“

Herr Rutſchmann von Rheinach führte die Schar
Der ſpottenden rohen Geſellen.
Der Schultheiß rief von der Mauer klar:
„Wir wollen alles beſtellen!
Schaut euch nur um — dort kommen durchs Thal
Herab die Eidgenoſſen;
Wir wünſchen von Herzen: Proſit das Mahl,
Das ſie für euch beſchloſſen!“

Da hielten die kecken Reiter das Maul
Und kehrten heim zum Heere:
„Ihr Reiter, nehmt von der Krippe den Gaul!
Ihr Knechte, faſſet die Speere!“
Und rings ein Schreien laut und wild,
Ein rauſchendes Laufen und Ziehen.
Und als ſie ſchauten ins Gefild,
Da ſahn ſie die Schweizer knieen.

Es flehte das Bauernvolk zum Herrn
Des Himmels und der Erden:
„Und gabſt du uns, Gott, die Freiheit gern,
So laß uns Sieger werden!“
Da höhnte aufs neu das edle Geſchlecht:
„Sie ſparen den Kampf uns, o Schade!
Noch eh wir unſre Ahnen gerächt,
Da bitten ſie um Gnade!“

Ruhmredigkeit iſt nimmer nutz,
Nur das Ende ſoll man loben!
Doch trieben ſie's fort mit Prahlen und Trutz,
Als ſich die Schweizer erhoben.
So ſah ſie Herr Ulrich von Haſenburg,
Ein Freiherr, kriegserfahren,
Der ſprach: „Die bläuen uns ſicher durch!
Gott wolle uns bewahren!“

Hei, fuhren die Junker fort im Scherz!
Zumal der Ochſenſteiner
Rief: „Haſenburg und Haſenherz,
Ihr ſeid der Haſen einer!“
Doch bald verging ſo Scherz wie Spaß,
Die Bauern ſtürmten näher,
Für verbrannte Frucht, zertretenes Gras
Zu lohnen die frechen Mäher.

Der Herzog rief: „Nun zum Gefecht!
Stellt euch in einen Haufen!
Hervor die Spieße, Ritter und Knecht,
So mögen die Bauern anlaufen!“
Und das Kriegsgeſchrei der Schweizer ſchallt,
Sie laſſen die Herren nicht harren;
Doch ſehn ſie, anſtürmend, den Lanzenwald
Von blitzendem Eiſen ſtarren.

Vergebens ſchlugen ſie auf die Wehr
Mit Kolben und mit Stecken:
Da mußte ſich aus dem Bauernheer
Wol mancher jählings ſtrecken;
Manch guter Mann ſank in den Tod,
Sie ſahen nicht Ziel noch Ende,
Daß man zur Freude kehre die Noth,
In Sieg den Krieg nun wende.

Doch Arnold Struthan von Winkelried
Trat plötzlich aus der Maſſe
Und rief, daß es klang wie ein hohes Lied:
„Der Freiheit eine Gaſſe!
Eine Gaſſe ins Heer durch Spieß und Speer,
Wir bleiben die Ueberwinder!
Ihr Eidgenoſſen, doch nimmermehr
Vergeſſet mir Weib und Kinder!"

Ausſtreckt er die Hände mit Heldenluſt
Und faßt ein Bündel von Spießen,
Und ſammelte ſie in der breiten Bruſt,
Wo ſie in das Herz ihm ſtießen.
Und als er röchelte roth im Blut,
Wo er die Gaſſe geſchaffen,
Da ſchrieen die Schweizer in Zorn und Wuth
Und ſtürmten hinein mit den Waffen.

Sie ſtürmten in die Herrenſchar
Und hieben ſie raſſelnd nieder,
Des Herzogs Ordnung brachen ſie gar,
Der eiſernen Männer Glieder.
Das war ein Geheul, das war ein Gewühl!
Da konnte der Mann ſich erweiſen!
Da wurde vielen Rittern ſo ſchwül:
Sie erſtickten im Panzer von Eiſen.

Sie ſanken dahin wie gemähtes Stroh,
Die Reiter und Bogenſpanner,
Es fiel Herr Heinrich von Eſchenloh
Mit Oeſtreichs mächtigem Banner,
Und Ulrich von Aarburg mahnte den Herrn:
„O Herzog Leopold, rette!"
Der Herzog rief: „Ich trau' meinem Stern!"
Und eilte gleich zur Stätte.

Die Fahne griff er mit kräftiger Fauſt,
Er griff ſie mit muthigem Herzen;
Dann iſt er in die Feinde gebrauſt,
Als gält's, in den Tod zu ſcherzen;
Doch konnte er im Gedränge nicht fort,
Er konnte die Schlacht nicht halten;
Die meiſten Ritter erlagen am Ort,
Ihm ward die Bruſt zerſpalten.

Vergebens warf Martin Walterer ſich
Auf des todten Fürſten Leiche,
Wo der geliebte Herr erblich,
Sank er der Bauern Streiche.
Rings herrſchte der Tod, rings herrſchte die Flucht.
Da riefen die Ritter in Aengſten:
„Die Roſſe her!“ Doch durch Berg und Schlucht
Floh ſchon der Troß auf den Hengſte

So machte Herr Arnold Winkelried
Der Freiheit eine Gaſſe,
So brach das Landvolk Glied für Glied
Der Ritter eherne Maſſe.
Das war die ſchönſte Freiheitsſchlacht,
So je die Schweizer geſchlagen! —
Möcht' allen Völkern aus blutiger Nacht
So blühend der Morgen tagen!

Der Graf von Hauenſtein.

Am ſilbernen Rhein vor des Dorfes Saum
Ertönen die Flöten und Geigen,
Spielleute ſitzen im Lindenbaum,
Und ſpielen den Hochzeitsreigen.

Es wirbeln dahin in wilder Luſt
Die Burſchen und Dirnen im Fluge,
Die Alten lachen aus breiter Bruſt
Und trinken aus vollem Kruge.

Der knappſte Bub', die ſchönſte Maid
Sie führen an die Paare,
Und morgen um die Mittagszeit
Da treten ſie zum Altare.

Doch plötzlich tönt ein anderer Ruf
In all das Jauchzen und Springen.
„Horch zu! iſt das nicht Pferdehuf?
Iſt das nicht Waffenklingen?

„Bei Gott, der Graf von Hauenſtein
Stürmt an auf ſchwarzem Rappen
Und um ihn raſſeln in ehernen Reihn
Die Knechte und die Knappen.“

Da ſchweigt die Muſik, der Tanz iſt aus,
Sie ſtehen auf vom Mahle:
„Was gibt es ihr Leute? So ſtill iſt mein Haus,
Doch lauter Jubel im Thale.“

Da führt vor den Grafen der Bräutigam
Die ſchlanke, blonde Dirne,
Wol ſtand ſie da voll ſüßer Scham,
Dem Burſchen glühte die Stirne.

„Ei ſieh, ein Mägdlein ſchlank und traut!
Mein Junge, du wirſt dich nicht ſperren,
Nach altem Recht gehört die Braut
Die erſte Nacht dem Herren.“

Und alle ſtehen kreideweiß,
Sie zittern in ſtillem Grimme,
Da tritt hervor ein hoher Greis
Und ſpricht mit feſter Stimme:

„Herr Graf, ich bin der Vater der Maid
Und halte das Recht in Ehren,
Euch wird das Recht — zur rechten Zeit
Thu' ich nach Eurem Begehren.“

Der Graf ritt fort mit ſeiner Schar,
Da hob der Alte die Hände,
Es glüht ſein Blick, es fliegt ſein Haar,
Er flucht: „Das iſt dein Ende!

„Das iſt dein Ende, du elender Mann,
Du ſinneſt uns Schmach, uns Verderben!
Zur Rache, zur blutigen Rache heran!
Elendiglich ſollſt du ſterben!“

Der Donner rollt, ein Wetter bricht aus,
Die Blitze zucken und flammen,
Die Weiber und Kinder ſchleichen nach Haus,
Die Männer bleiben zuſammen.

Am andern Tage gab dem Paar
Der Prieſter ſeinen Segen,
Die Hochzeit ging vom Traualtar
Zum Schloß auf ſteilen Wegen.

Der Alte führt den Zug hinauf
Mit ſtolzen, feſten Tritten,
Er führt der Gäſte bunten Hauf,
Sein blondes Kind in der Mitten.

Es iſt ein ſeltſam Brautgeleit:
Welch rieſige Geſtalten!
Die Glieder ſo ſtark, die Rücken ſo breit,
Die Röcke flattern in Falten.

Der Thurmwart bläſt von den ſtillen Höhn,
Es klingt ſo ſeltſam wider —
Und als ſie oben am Schloſſe ſtehn,
Da fällt die Brücke nieder.

Still zieht durchs Thor der bunte Zug,
Der Graf harrt an der Schwelle,
Er höhnt: „Euch traut' ich mit gutem Fug,
Ihr Bauern gehorchet ſchnelle!“

Doch kaum verklingt der rohe Scherz,
Da faßt die Wuth den Alten,
Er ſtößt dem Grafen das Meſſer ins Herz:
„Jetzt haſt du dein Recht erhalten!“

Die Knechte wollen rächen den Herrn,
Doch aus den Weibergewanden
Erheben die Burſche Streitaxt und Stern —
Hei, wie ſie das Kämpfen verſtanden!

Der Wächter an der Brücke fällt,
Das Thor bleibt aufgeſchloſſen,
Und wie ein Waldſtrom wettergeſchwellt
Kommt draußen es angeſchoſſen.

Das klimmt durchs Gebüſch zum Berg hinauf,
Und an den verwachſenen Wänden,
Vermummt und wild in bebendem Lauf,
Mit Aexten und Gabeln und Bränden.

Die Bauern ohne Gram und Scham,
Sie ſtoßen die Söldner nieder.
Ein Löwe ficht der Bräutigam,
Er hat ſein Bräutchen wieder.

Am Schloſſe ſchlägt die Flamme empor
Hoch über Thürm' und Mauern,
Es war der erſte Meteor
Im wilden Krieg der Bauern. —

Und als ſie verließen den öden Raum,
Da tönten Flöten und Geigen,
Spielleute ſitzen im Lindenbaum,
Und es dreht ſich der Hochzeitsreigen.

Der Fähurich von Baſel.

Die Schärpe ſchlang er um den Leib,
Die Fahne ſchwang er in der Hand;
Die Schärpe gab das ſchönſte Weib,
Die Fahne gab das Vaterland.

So ritt er kühn voran dem Heer,
Und ſang viel Lieder, friſch und neu:
Manch Lied von tapfrer Männerwehr,
Manch Lied von echter Lieb' und Treu.

Stets ſang voll Muth er ins Gefecht,
Stets ſang er aus der Schlacht voll Luſt;
Die Fahne trug er hoch und recht,
Die Schärpe treu an treuer Bruſt.

So ging er auch zum letzten Sieg,
Voran das Banner und das Band;
Geendet iſt der wilde Krieg,
Gerettet iſt das Vaterland!

Im Felde lag der Krieger Zier,
Sein Leben brach im Todesſchmerz:
Den Helden decket das Panier,
Die Schärpe deckt das treue Herz.

Da ſtand der alten Krieger Schar,
Sie weinten wie in großer Noth,
Doch allen tönt's im Herzen klar:
„Das iſt des Helden ſchönſter Tod!"

Johannes Röſſelmann.

Zu Kolmar lärmt des Straßburgers Troß,
Des Biſchofs Walther von Geroldseck;
Er nahm mit Knechten zu Fuß und zu Roß
In jähem Fluge die Feſte keck.

Die beſten Bürger traf die Acht,
Sie zogen heimatlos in den Bann.
Da hat ſich zur Hülfe aufgemacht
Rudolf von Habsburg, ihr Schirmhauptmann.

Er kam mit ſtarker reiſiger Schar
Und beſtürmte die Mauer, berannte das Thor;
Das Necken und Streiten dauert ein Jahr,
Und er war nicht weiter, wie zuvor.

Drin tranken ſie flott, drin aßen ſie gut,
Und höhnten und ſchoſſen von Zinn' und Thurm,
Es ſchwand den Belagerern ſchier der Muth,
Und Rudolf: „Nun wag' ich den letzten Sturm!"

Da meinte Johannes Röſſelmann,
Als Schultheiß hielt er des Städtleins Hut:
„Laßt mich ausführen, was ich erſann,
Es koſtet uns kein Tröpflein Blut!"

Ihn hörte der Graf eine gute Weil':
„Beim Fuchs, ihr kennt Euch auf ſchlaue Liſt!“
Und er ſammelt all ſein Volk in Eil'
Und thut, als zög' er heim zur Friſt.

Doch Röſſelmann nimmt ein gewaltiges Faß,
Das hat einen doppelten Boden gut:
In dem vordern Raum floß golden naß
Das feurigſte, ſüßeſte Rebenblut.

Er ſelber klimmet hinten hinein,
Der Schultheiß iſt gar dick und groß,
Die Tonne iſt ihm faſt zu klein,
Doch muß ſich jetzt entſcheiden das Los.

So fährt ihn der Kärrner an die Stadt.
Die durſtigen Söldner ſpitzen den Mund!
Wie trinken die Biſchofsknechte ſich ſatt!
Sie kommen noch ſelbigen Tags auf den Grund.

Sie ſingen dazwiſchen: „Vorbei iſt der Streit!
Victoria, unſer iſt der Sieg!“
Ein Schnarchen ſcholl durch die Dunkelheit,
Sonſt alles rings im Städtlein ſchwieg.

Vorſichtig kriecht der Schultheiß hervor —
Die Straßen ſind ſtill, kein Hüter wacht.
Er ſchiebt die eiſernen Riegel vom Thor,
Der Habsburger führt herein ſeine Macht.

Des Biſchofs Knechte jagt er ins Land,
Die Stadt iſt erlöſt, gebrochen der Bann.
Graf Habsburg ſchüttelt dem Schultheiß die Hand:
„Das machtet ihr brav, Herr Röſſelmann!“

Die Frau von Geroldseck.

Das iſt der Herr von Geroldseck
Mit ſeinem wilden Troß,
Vom frechen Stegreif kehrt er keck
In ſein altgraues Schloß.

Er grüßt ſein Weib: „Sieh, Seid' und Lein,
Geſchmeid' von Silber und Gold,
Das hat mir mancher alte Schrein
Im reichen Straßburg gezollt!“

Sie aber bittet in edelm Schmerz:
„Laß ab von Raub und Krieg!“
Jedoch er lacht mit wildem Scherz:
„Mir winket ſtets der Sieg!“

Doch horch, der Thürmer bläſt ins Horn,
Ein Herold kommt heran,
Und kündet der alten Reichsſtadt Zorn:
„Ergebt euch Mann für Mann!“

Ihm folgt ein reiſig Bürgerheer
Und rüſtet ſich zum Sturm,
Sie zielen den Pfeil, ſie werfen den Speer,
Sie ſchleudern den Brand in den Thurm.

Der Mauerbrecher dröhnt am Thor,
Es fällt das Räuberneſt:
Jetzt flammt die rothe Rache empor,
Jetzt hält der Tod ſein Feſt!

„Zum Abzug rüſtet euch ihr Frau'n
Mit eurem liebſten Gut,
Ihr ſollt nicht all das Verderben ſchau'n,
Und all das rothe Blut.“

Der Stadthauptmann ehrwürdig grau
Steht vor der Brück' am Haus,
Da tritt eine hohe ſchöne Frau
Mit fliegendem Haar heraus.

Sie trägt auf dem Rücken den Mann voll Muth,
Im Arm den Knaben fort:
„Herr Hauptmann, das iſt mein liebſtes Gut,
Ihr haltet — ein Mann ein Wort!“

Dem Alten rinnt die Thrän' in den Bart,
Seine Krieger ſtehn gerührt:
„Das iſt des Weibes rechte Art,
Der Preis und Ehr' gebührt.“

Und rings umarmten die Männer ſich all,
Die eben als Feinde gekämpft;
Da gab es Trompeten= und Flötenſchall —
Aller Unmuth war gedämpft.

Froh reihte das Feſt ſich an die Schlacht,
Hell klang's im erſtürmten Bau:
Das wirkte durch treuer Liebe Macht
Von Geroldseck die Frau!

Walther und Hildegunde.

Gegrüßt die erſte Stunde
Im ſichern Aufenthalt!
Mit ſeiner Hildegunde
Sitzt Walther tief im Wald;
Hoch auf des Wasgaus Gipfel,
Von Felſen überdacht,
Sehn über Eichenwipfel
Sie in der Thäler Pracht.

Die Freiheit darf er koſten
Als Mann zum erſten mal,
Gefangen fern im Oſten
Lebt' er in Leid und Qual.
Als Geiſel früh entboten
In König Etzel's Land,
Ward von dem Herrn der Gothen
Der einz'ge Sohn geſandt.

Dort litt in gleichem Loſe
Die Erbin von Burgund:
Sie blüht' der Roſen Roſe,
An Antlitz, Blick und Mund.
Wie bebten beider Sinne,
Als ſie ſich einſt erſchaut!
Bann, Heimweh, Sehnſucht, Minne,
Die machten ſie vertraut.

Wenn er zum Kampf geritten,
Gedacht' er nur an ſie;
Im Haus auf allen Schritten
Vergaß ſie ſeiner nie.
Einſt kam er heim als Sieger,
Der Männer beſter Mann,
Die ſtarken Hunnenkrieger
Staunten ihn jauchzend an.

Wild ward beim Feſt getrunken
Die Nacht bis an den Tag,
Wo alles hingeſunken
In feſtem Schlummer lag.
Nur Walther, kühl und nüchtern,
Hat ſich die Braut geſucht;
Sie folgte ſcheu und ſchüchtern:
Fort ging's in raſcher Flucht.

Auf ſtill geheimen Pfaden
Entführet er die Maid,
Längs wilden Flußgeſtaden,
Durch Wäldereinſamkeit,
Hoch über Berggebreite,
Durch Heiden und Geſtein:
Lang dehnet ſich die Weite
Von Donau und von Rhein.

Er fing im Strom ihr Fiſche,
Schoß ihr im Tann das Wild,
Dann ſaßen ſie zu Tiſche
Im blumigen Gefild,
Indeß die Vöglein ſangen,
Indeß das Brönnlein quoll
Und ihre Reden klangen
Von Seligkeiten voll.

So hatten ſie erſtiegen
Des Wasgaus grüne Wand,
Und ſahn nach Abend liegen
Burgund, das reiche Land.
Und waren ſie beklommen,
Jetzt löſte ſich die Bruſt;
Denn in die Heimat kommen,
Wol iſt es ſüße Luſt.

Herr Walther zeigt der Holden
Ihr Erbe fern im Thal,
Drauf glänzt ſo reich und golden
Der Mittagsſonnenſtrahl.
Es legt ſich vor die Füße
Ein Teppich, hell und bunt:
Wie ſandten ſie da Grüße
Aus tiefem Herzensgrund!

„Horch auf, ein Ton!“ — Sie lauſchen. —
„Das iſt kein Vogelruf —
Das iſt kein Waldesrauſchen —
Nein, das iſt Roſſehuf!
Nein, das ſind Männerſtimmen!“ —
Es klingt die Höh' herauf,
Und reiſ'ge Recken klimmen
Empor in jähem Lauf.

„Das iſt der Frankenkönig,
Herr Gunther iſt's, der Held!
Zwölf Degen, die ihm fröhnig,
Begleiten ihn ins Feld!“ —
Zu Worms erſcholl die Kunde,
Daß Walther heimwärts floh:
Wie waren ſie zur Stunde
Solch guter Märe froh!

Sie dachten zu erringen
Den Schatz von Gothenland,
Und holten Helm und Klingen
Und Harniſch von der Wand.
Man ſah ſie feldwärts reiten,
Man ſah ſie bergwärts gehn,
Sie wollten all mit Streiten
Herrn Walther kühn beſtehn.

Sie riefen ihm: „Nun laſſe
Geſtein und Gold, Geſell!
Und weigerſt du's, ſo faſſe
Nach deinen Waffen ſchnell!“ —
Der Flücht'ge führt bedächtig
Die Maid zum Felſenthor,
Und ſtellt ſich ſtolz und mächtig,
Ein echter Held, davor.

Ein Kämpfen wüſt und blutig
Hub an am Wasgenſtein.
Wol focht in Kühnheit muthig
Die Reckenſchar vom Rhein,
Doch ſtärker war der Degen
Vom Gothenlande werth,
Es traf mit ſchwinden Schlägen
Dem Blitze gleich ſein Schwert.

Elf kühne Männer lagen
Schon vor ihm auf dem Plan,
Da rannte ihn mit Hagen
Der König Gunther an:
„Jetzt ſollſt du auch verderben,
Der alle hier verdarb!“ —
Doch Walther will nicht ſterben,
Bis er ſein Reich erwarb.

Er focht, wie er gefochten,
Er ſchlägt noch, wie er ſchlug —
Wie ſie ihn drängen mochten,
Sie drängen nicht genug.
Die Sühne bietet Hagen
In Gunther's Namen an,
Es nimmt, der ſie geſchlagen,
Freudig der kühne Mann.

Da brachten raſch die Knechte
Den kühlen Friedenstrank;
Das war nach dem Gefechte
Den Helden all zu Dank.
Und da begann ein Loben
Der Wormſer nach dem Streit,
Doch wie ſie ihn erhoben,
Zeigt Walther auf die Maid.

Er ſprach: „Um Gold und Steine
Focht ich nicht hier am Platz,
Die Holde, Süße, Reine
Iſt mir der Gothen Schatz.
Stehn euch auf Kampf die Sinne,
Macht nie der Liebe Krieg!
Es feite mich die Minne,
Sie führte mich zum Sieg!“

Nichts Neues!

Ein ſchwäbiſcher Junker war Herr Kurt,
Zu Straßburg thät er ſtudiren;
Da begegnet’ er einſt einem heimiſchen Knecht,
Der ging am Münſter ſpazieren.

„Du biſt es, Hans!“ ſo ruft Herr Kurt,
„Wo kommſt du hergefahren?
Und was es Neues zu Hauſe gibt,
Das ſollſt du mir offenbaren!“ —

„Nichts Neues!“ ſpricht Hans; „nur Eu’r Rabe ſtarb,
Er ſtarb vor vierzehn Tagen —
Das ſchöne Thier, das der Jäger vor Zeit
Euch in das Haus getragen.“ —

„Der arme Vogel!“ ſo ruft Herr Kurt,
„Das geht mir durch die Seelen!
So ſage mir: Was mochte wol
Dem ſchwarzen Geſellen fehlen?“ —

„Der ſchwarze Geſell“, ſpricht Hans, „verdarb
Den Magen ſich am Fraße:
Unſre ſchönen Pferde fielen all —
Da ſchlang er im Uebermaße.“ —

„Die ſchönen Pferde?“ ruft Herr Kurt,
„Meines Vaters prächtige Roſſe?
Wie fanden die Rappen ihren Tod?
War eine Seuche im Schloſſe?“ —

„Sie ſtarben“, ſpricht Hans, „dieweil ſie zu ſehr
Sich in die Hitze rannten:
Sie fuhren Waſſer ohne Raſt,
Als Haus und Hof verbrannten!“ —

„Bei der heiligen Jungfrau!“ ſo ruft Herr Kurt,
„So feſt war die Burg gegründet!
Wann brach das unſelige Feuer aus?
Wer hat es angezündet?“ —

„Das war“, ſpricht Hans, „als Eu'r Vater ſtarb!
Mit Fackeln ward er begraben;
Man nahm in der Nacht der Funken nicht Acht,
Da kann man Unglück haben!“ —

„Mein Vater iſt todt?“ ſo ruft Herr Kurt,
„O kummervolle Stunde!
Hilf, großer Gott! — Nun gib mir ſchnell
Von meiner Schweſter Kunde!“ —

„Drum hat er“, ſpricht Hans, „ſich todt gegrämt,
Denn Eure Schweſter kam nieder,
Sie hat keinen Vater zu dem Kind,
Doch der Bub hat friſche Glieder.“ —

„Nichts Neues ſonſt!“ fügt Hans hinzu;
„Erlaubt, daß ich weiter wandre!“ —
„Nichts Neues!“ ſeufzt der Junker leis. —
So gibt ein Wort das andre!

Meiſter Fickfeck.

Es wohnet ein Männlein dort hinten im Berge,
Ein Sproß vom Geſchlechte verlorener Zwerge;
Zwar konnten die Dörfler den Schelm nicht erſchauen,
Doch nennen ſie ihn ohne Fürchten und Grauen:
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Was ſoll auch die Angſt? Mit freundlichen Gaben
Beſchert er die Mädchen, belehnt er die Knaben,
Und brauchen's die Männer, die Frauen, die Greiſe,
Stets ſchafft er in unverdroſſener Weiſe.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Bedarf wer der Hülfe, ſo kriecht er zur Spalte
Und bittet hinein. Der freundliche Alte
Erhört und befreiet den Flehnden der Sorgen:
Am Berg liegt die Gabe am anderen Morgen.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Iſt Kindtauf' im Ort, da gibt er die Windeln,
Will ſpinnen die Maid, ſo ſpendet er Spindeln,
Er ſchleifet dem mähenden Bauer die Senſe,
Er ſchaffet dem Pferde ſo Sattel wie Trenſe.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Er hämmert die Pflugſchar, am Steine zerbrochen,
Breitſtirnige Ochſen verſieht er mit Jochen,
Zur Weinleſ' macht er dem Winzer die Fäſſer. —
Wer fertigt auch alle die Werke wol beſſer?
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Dem Kind bringt er Puppen und Kreiſel und Reife,
Und Pfeile und Bogen und Trommel und Pfeife.
Mit Kleidern zieret er bräutliche Paare,
Den Alten gibt er das Tuch für die Bahre.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Nie raſtet ſein Thun, nie ruhet ſein Schaffen,
Die Bauern ſie laſſen ihn nimmer erſchlaffen,
Doch einmal gedenken ſie's herrlich zu lohnen:
Fürwahr, jetzt blühen dir Ehren und Kronen!
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Wol war es ein langes und breites Berathen:
„Er trinkt keinen Wein, er ißt keinen Braten,
Jedoch er bedarf des ſchützenden Kleides,
So Hoſe, wie Wams!“ — Sie beſtimmen ihm beides.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Sie rufen den Schneider, ſie fragen die Preiſe,
Er muß es erſinnen in koſtbarer Weiſe,
Das Beinkleid von Seide, die Jacke von Sammet,
Und adelich ſei es von Blumen durchflammet!
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Und als es vollendet, da ziehen ſie alle
Mit Flöten und Geigen und feſtlichem Schalle,
Sie legen das herrliche Kleid an die Spalte,
Als Dank ſoll es haben der neckiſche Alte.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Heim gehn ſie mit frohen, behaglichen Sinnen,
Um bittend alsbald aufs neu zu beginnen.
Mit beſſerm Gewiſſen nun fordern ſie eben,
Da ſie die Kleidung dem Zwerge gegeben.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Doch ſeltſam, es bitten die einen und andern,
Man ſieht ſie am Morgen zum Berg wieder wandern,
Doch was ſie verlangten, es war nicht erſchienen.
Ei, wie ſie ſo mürriſch verzogen die Mienen!
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Da rüſten ſich nochmals die Dörfler zum Gange.
Man ruft in die Höhle: „Was harrſt du ſo lange?
Wir baten um Spaten und Beſen und Hacken!“ —
Da tönt's aus der Höhle: „Ei, wollt ihr euch packen!“
Hoho, Meiſter Fickſeck!

Die Bauern erſchrecken; doch redet noch weiter
Der luſtige Zwerg: „Ich bin munter und heiter!
Ich geh' jetzt in koſtbarem Kleidergeflunker,
Die Arbeit iſt aus, und ich bin ein Junker!“ —
Hoho, Meiſter Fickſeck!

Wolfdieterich's Buße.

Wolfdieterich, der alte Held,
Er tritt aus ſeinem Schloſſe,
Gewappnet, wie zum Kampf im Feld,
Schwingt er ſich hoch zu Roſſe;
Noch grüßt er ſeiner Helden Chor,
Dann jagt durch das gewölbte Thor,
Wolfdieterich der Alte.

Ihm blühet Kraft, ihm glühet Muth,
Noch manchen Feind zu ſchlagen,
Doch mahnt der weißen Locken Flut,
Der Weltluſt zu entſagen;
Drum macht den letzten Ritt er nun:
Im Kloſterport will Buße thun
Wolfdieterich der Alte.

Die Mönche hören ſein Begehr
Und nahn von allen Seiten,
Sie holen Fahn' und Meßbuch her,
Zur Kirch' ihn zu geleiten.

Sie beten und ſie ſingen ſchon;
Mit Unmuth ſieht's der Heldenſohn
Wolfdieterich der Alte.

„Es wollte niemand bei mir ſein,
Als ich beging die Sünden;
Vergebung hoff' ich auch allein
Durch mich bei Gott zu finden!“
So ſpricht und treibt ſie all hinaus
Und ſchließt das hohe Gotteshaus
Wolfdieterich der Alte.

Und betend bis um Mitternacht
Verbringt er am Altare,
Und lehnt im Chor ſich wohlbedacht
Drauf an die Todtenbahre,
Dann zieht ſein Schwert, beſchwört zur Stund'
Der Feinde Geiſter aus dem Grund
Wolfdieterich der Alte.

Da taucht aus kaltem Grabesſchos
Die Schar der Nachtgeſtalten,
Es grinſen Schädel, bleich und bloß,
Aus langer Kleider Falten,
Viel Hände ſind nach ihm gereckt;
Doch ſieht die Geiſter unerſchreckt
Wolfdieterich der Alte.

„Wohlauf zum Kampf!“ — ſo ruft der Held,
Wild wie in jungen Tagen:
Die Mann für Mann er einſt gefällt,
Will er zugleich jetzt ſchlagen.
Da ſauſt das Heldenſchwert um ihn,
Es bringt die Geiſter all zum Fliehn
Wolfdieterich der Alte.

Und als vom Feind die Stelle rein,
Streckt müd' der Held ſich nieder,
Ein Engel löſt beim Morgenſchein
Den Geiſt vom Band der Glieder.
Und wie zur Meſſ' die Mönche nahn,
Gewahren ſie, wie Buß' gethan
Wolfdieterich der Alte.

Eckhart und Tanhäuſer.

Tanhäuſer ſpricht: „Auf, reiten wir aus,
Es drückt auf die Seele das dumpfige Haus!
Komm, laß uns ziehen durch Berg und durch Thal,
Es ſchimmert die Welt im Maienſtrahl,
Es gehet ſo ſchwül und verlockend die Luft,
Durch's Feld wehn Lieder und Balſam und Duft!“

„Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!“
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tanhäuſer ſpricht: „Der Wald iſt ſo ſchön,
Es ragen die Bäume zu rieſigen Höhn;
Es webet darunter ein dämmerndes Licht,
Felsblöcke ſtarren rings Schicht an Schicht,
Es rieſeln die Brünnlein aus dunkelem Spalt:
Mir faßt es die Seele mit Märchengewalt!“

„Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!“
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tanhäuſer ſpricht: „Und hörſt du ſie auch,
Die Töne, getragen vom ſpielenden Hauch?
Die Gipfel entlang zieht berauſchend der Klang,
Und näher und nah wogt verführend der Sang;
Es flüſtern ſo lüſtern die Geigen ins Herz,
Die Flöten verſchönen mit Tönen den Scherz.“

„Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!“
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tanhäuſer ſpricht: „Dort kommt es im Flug,
Dort kommt es im mächtigen, prächtigen Zug!
O ſieh nur die Fülle, o ſieh nur den Glanz!
Die Mädchen, ſie ſchlingen und ringen im Tanz;
Es flattern Gewänder mit ſilbernem Schein,
Es ſchwillt mir die Sehnſucht zum Herzen hinein!“

„Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!“
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tanhäuſer ſpricht: „Und ſiehſt du das Weib?
Es blühet in üppiger Fülle der Leib,
Es leuchten die Glieder, es wallet die Bruſt.
Ihr Weſen iſt Wonne, ihr Daſein iſt Luſt!
Sie ſchauet mich an mit tieffeuchtem Blick! —
Es bindet ſich ewig an ſie mein Geſchick!“

„Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!“
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tanhäuſer ſpricht: „Dort raget ihr Schloß!
Das Thor durchſtürmet ſie raſch mit dem Troß,
Es thürmt ſich von klaren Kryſtallen der Bau!
O, welche fröhliche, ſelige Schau!
Dort wohnet die Freude im roſigen Schein —
Sie werben, ſie winken — ich folge hinein!"

„Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!"
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tanhäuſer ſpricht: „Die Weisheit iſt nichts!" —
Er folget dem Strome des flackernden Lichts —
Frau Venus nachſtürmt er hinein in den Berg.
Für ewig verſchließet die Thüre der Zwerg,
Hinſiecht er im Arme der Leidenſchaft. —
Der treulich gewarnt, zerbricht nicht die Haft.

„Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!"
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Der himmliſche Garten.

Maria, was biſt du ſo blaß und bleich?
Und morgen ſoll die Hochzeit ſein!
Dein Bräutigam iſt ſchmuck und reich. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Sie weinet leiſe vor ſich hin,
Die Aeltern zwangen ſie zur Eh':
Nach andrer Liebe ſteht ihr Sinn. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Sie weint und ſchleichet aus dem Haus,
Auf ſtillen Wegen geht ſie durchs Feld,
Sie wandert in Wald und Berg hinaus. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Da öffnet ſich plötzlich ein goldnes Thor;
Ein Garten ladet, weit und licht,
Sie ſtaunt an den rieſigen Bäumen empor. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Die Blumen blühen ſo blau und roth,
Die Vögel ſingen ſo ſüß und hold,
Sie weiß nichts mehr von Leid und Noth. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Da tritt heran ein ſchöner Mann
Mit goldnem Haar und lichtem Kleid,
Der ſchaut ſo hoch und hehr ſie an. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Der nimmt ſie leiſe bei der Hand,
Und führt ſie in den Garten ein.
Was iſt das für ein ſeliges Land? —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Was webet ſo blau und licht die Luft?
Sie klingt von wonnigem Liederton,
Sie haucht von warmem, lindem Duft. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Und ferne wallt es durch den Raum,
Wie Engelchor und Heiligenſchar —
So träumte ſie einſt vom Himmel den Traum. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Ringsum unendliche Seligkeit!
Ihr Herz iſt ſo froh, die Seele ſo leicht,
Sie weiß nicht mehr von Raum und Zeit. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Und als ſie abends zum Dorfe kehrt,
Da war ſie voll von ſüßem Troſt,
Sie eilet raſch zum heimiſchen Heerd. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

So fremd gehn alle Leute vorbei,
Sie ſchauet es nicht, ſie ſchreitet ins Haus —
Und plötzlich erklingt ein lauter Schrei. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Denn die dort ſitzen beim Abendbrot,
Das ſind die alten Aeltern nicht,
Die Aeltern ſind hundert Jahre todt. —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Sie hört die Mär und krankt zur Friſt
Und betend ſtirbt ſie: „Das dank' ich dir,
Du himmliſcher Bräutigam, Jeſus Chriſt! —
Und es läuten die Kirchenglocken.

Die Geiſterhand.

Es iſt der ſchönſte Mann im Gau
Von Staufenberg der Grafenſohn.
Was holt er nicht heim die reiche Frau?
Sie ward ihm verlobt in der Wiege ſchon! —

Wol mahnen die greiſen Aeltern ihn,
Zu freien die blonde, ſüße Braut,
Sie möchten auf ihren alten Knien
Die Enkel wiegen ſelig und traut.

Doch alles umſonſt, es verhallt das Wort,
Er zuckt mit der Schulter, er ſchüttelt das Haar,
Er ſtürmt in die dunkeln Forſte fort,
Zu hetzen den Hirſch und zu jagen den Aar.

Liebt denn nur das Waidwerk der Geſell?
Sind drum die Glieder ſo ſchlank und geſund?
Blitzt drum ſein Falkenauge ſo hell?
Schwillt drum ſo blühend roth ſein Mund?

O nein, ihn bindet ein anderes Los,
Dort harret ſeiner mit ſüßem Leib,
Mit Augen tief und blau und groß,
Mit roſigen Lippen das ſchönſte Weib.

Einſt ſah er ſie, als er durchſtreift den Wald:
Am Bronnen der Wildniß ſaß ſie allein
Und ſang ein Lied, das ſüß erſchallt'
Durch den ſtillen grüngoldenen Sonnenſchein.

Und um Minne warb er heiß und wild,
Im Wahnſinn flog ſeine Leidenſchaft.
Sie ſchaute ihn an tiefernſt und mild,
Das hielt ihn feſter nur in Haft.

„Unſel'ger! weißt du, was du verlangſt?
Die dich umſtrickt, ſie iſt eine Fei!
Und wenn du ihre Minne errangſt,
Dann gibt ſie nimmermehr dich frei!

„Wenn du geliebt in das Geiſterreich,
Iſt die Erdenliebe dir ewig Verbot,
Und wagſt du ſie noch, dann kommt dir gleich
Der unabwendbar bittere Tod!“

Sie verſchweigt ihm nichts; er hört ſie kaum,
Trüb und verworren iſt ſein Geiſt,
Er wacht nicht mehr, er wandelt im Traum
Und ſtürzt in das ſüße Verderben dreiſt.

Kein Tag vergeht, wo er nicht weit
Im tiefen, wilden Walde jagt.
Wol hatte das Wild da gute Zeit:
Er ſchwelget am Herzen der treuſten Magd.

So lebten ſie manchen Sommertag.
Der Wald umrauſchte die Hochzeitsruh',
Es grüßte ſie heller Vogelſchlag,
Und die Quellen murmelten ihnen zu.

Das war ſein Waidwerk, hold und werth;
Traumſelig zog er dann ins Schloß.
Doch als er einſtens heimgekehrt,
Da ſah er Ritter und Frauen und Troß.

Da hieß es; „Jetzt ſoll die Hochzeit ſein;
Die Braut iſt gekommen, der Prieſter harrt!
Kein Wort mehr, in die Kapelle hinein!“ —
Der ſchöne Graf iſt wie erſtarrt.

Die Mutter that manch herben Spruch,
Sie redet von ihrem nahen Tod;
Der Vater drohet mit ſeinem Fluch.
Da kam dem Jüngling unſagliche Noth.

Sie ziehen ihn willenlos zum Altar.
Wie ſchaut er ſo bleich beim Kerzenſtrahl! —
„Gott ſegne ſie, ſie ſind ein Paar!“ —
Dann geht's in den Saal zum duftenden Mahl.

Und Saiten und Becher und Lichterſchein!
Die Freude geht bei den Gäſten um,
Die Braut ſieht hell und wonnig drein,
Und nur der Bräutigam bleibt ſtumm.

Ha, plötzlich gellt ein wilder Schrei! —
Wo kam er her, wer ſtieß ihn aus? —
Man forſcht umſonſt, die Luſt iſt vorbei,
Und Furcht und Schrecken ziehn durchs Haus.

Sieh überm Tiſch die weiße Hand,
So blendend ſchön, ſo weich, ſo mild.
Sie winket — ſie winkt in ein andres Land. —
Der Jüngling ſitzt wie ein Marmorbild.

Ja, er verſteht des Rufes Sinn,
Ach, untreu ward er der treuen Fei!
In dreien Tagen welkt er hin,
Ihn ließ das Waldweib nicht mehr frei.

„Und wenn du geliebt in das Geiſterreich,
Iſt die Erdenliebe dir ewig Verbot,
Und wagſt du ſie noch, dann kommt dir gleich
Der unabwendbar bittere Tod!“

Die Jagd im Schwarzwald.

Der Kaiſer Rudolf von Habsburg ſpricht:
„Jetzt laßt uns luſtig reiten!
Raubritter-Frechheit traf mein Gericht
Ich hemmte der Bürger Streiten.

„Jetzt ſoll mich erquicken die Gotteswelt
In den luſtigen Sommertagen!
Friſchauf in des Walds grüngoldiges Zelt,
Friſchauf zum fröhlichen Jagen!“ —

Da zog er mit ſeinem hellen Geleit
Tief in des Schwarzwalds Gründe,
Die Waidluſt klang auf den Höhen weit
Und durch die ſchaurigen Schlünde.

Sie folgten dem Eber durch Sumpf und Dorn,
Dem Hirſch unter hohen Wipfeln,
Und jauchzend tönte das Jägerhorn
Von tannenumdunkelten Gipfeln.

Der Kaiſer reitet verloren allein,
Ihn freuen der Blumen Düfte,
Der Vögel Lied, der Spechte Schrein,
Das friſche Spiel der Lüfte!

Hoch ſteht die Sonne, der Jagdlärm ſchweigt,
Er iſt verirrt im Walde. —
Wo ſoll er hin? — Doch ſieh, da ſteigt
Ein dunkler Rauch von der Halde.

Dort ſteht der Köhler mit ſeinem Kind,
Er ſieht ihn die Gluten ſchüren.
Der Kaiſer ſpricht: „Laß mich geſchwind
Vom Buben nach Baden führen!“

Der Alte nickt, und Rudolf nimmt
Den Jungen mit ſich zu Roſſe,
Und wie er auf- und abwärts klimmt,
Schwatzt luſtig der kleine Genoſſe.

„Ihr ſeid“, ſo ſpricht er, „wol im Geleit
Von Kaiſer Habsburg, dem Helden?
Das iſt ein Mann! Hei, weit und breit
Weiß man von ihm zu melden!

„Er hat gerettet das deutſche Reich,
Er kann ſo reden wie fechten,
Er lohnt den Redlichen allwärts gleich,
Mit Strenge ſtraft er die Schlechten.

„Er zieht nicht den Hohen dem Niedern vor,
Ihm gelten nur die Guten;
Daß man den Grafen zum Kaiſer erkor,
Macht Bürger und Bauer ermuthen.“ —

Der Kaiſer lächelt, es bittet das Kind:
„Jetzt thut mir einen Gefallen,
Und wenn wir bei den Herren ſind,
Zeigt mir den Kaiſer vor allen.

„Den Kaiſer, den Kaiſer muß ich ſchau'n,
Den Retter der deutſchen Gelände!
Gott ſteh' ihm bei in ſeinen Gau'n
Mit Segen ſonder Ende!“ —

Und Rudolf denkt: Wie fühl' ich mich reich,
Daß ſie im Volk mich ſegnen!
Und freundlich ſpricht er: „Du kennſt ihn gleich,
Sobald wir ihm begegnen.

„Die Ritter ziehn den Hut im Verein,
Sehn ſie den Kaiſer erſcheinen,
Es bleibt ſein Haupt bedeckt allein,
Er grüßt mit der Hand die Seinen.“ —

So reden ſie, — da endet der Wald,
Sie reiten ein zu Baden,
Die Herren kommen, Muſik erſchallt,
Es jauchzt auf allen Pfaden.

Und jeder zieht den Federhut,
Der Kaiſer bleibt bedecket,
Er grüßet rings mit dem frohen Muth,
Den ihm der Ritt erwecket.

Er ſchwang ſich vom Roß, und ſcherzend hub
Herab er den rußigen Jungen
Und fragte: „Verkünde, iſt's dir, mein Bub',
Den Kaiſer zu ſehn gelungen?“ —

Der Knabe ſchaut ſo fröhlich drein
Und bricht ſein ſtaunendes Schweigen:
„Ihr oder ich muß Kaiſer ſein,
Uns thäten ſie all ſich neigen!“ —

Da lachten die Ritter mit frohem Ton
Des friſchen, offnen Knaben,
Und Rudolf ruft: „Das ſei dein Lohn:
Dich will ich zum Knappen haben!

„Du wirſt mir ein guter Rittersmann,
Mit graden und braven Sinnen!
Das Beſte, was je ein Fürſt gewann,
Iſt, freie Herzen gewinnen!“

Märchen.

Es liegt ſo abendſtill der See
Und ſpiegelt des Weſtens bleichende Glut,
Am Ufer trinket der Hirſch und das Reh,
Und Schwäne durchkreiſen die ſtille Flut.

Der Fiſcherknabe löſet den Kahn,
Mit plätſcherndem Ruder hinaus er zieht;
So träumeriſch ſchaut ihn der Abend an,
Er weiß nicht, wie ſeinem Herzen geſchieht.

Die dunkeln Wellen umflüſtern ihn
In ſingendem Spiele weit und breit,
Vom Ufer die Wälder umdüſtern ihn
Und die träumenden Berge ſtolz und weit.

Die leiſe kühlende Abendluft
Durchſpielt ſeiner Locken goldene Pracht.
Die Uferblumen entſenden Duft
Und neigen die Häupter zum Traum der Nacht.

Nur die Waſſerroſen ſchau'n noch heraus,
Doch nicken ſie ſchlummermüd' ihm zu;
Sie tauchen nach ihm aus dem feuchten Haus,
Doch ruft ſie der Abend zur Wellenruh.

Da ſchwindet ſein Traum, und das Steuer ruht,
Es glühet der Blick in plötzlicher Luſt;
Er neigt ſich hinab, er greift in die Flut,
Er pflückt eine Roſe und ſteckt ſie zur Bruſt.

Doch horch! da rauſchen die Wälder laut,
Es hebt der See ſich brauſend empor,
Und plötzlich über die Hügel ſchaut
Der rothe Vollmond zornig hervor.

Und es ſpricht der See mit wogender Bruſt:
„Was ſtörſt du die Kinder in meinem Haus?“
Und es rauſchet der Wald: „Sie ſind meine Luſt,
Was führſt du die ſüßen Schweſtern heraus?“

Doch der glühende Mond blickt wild auf ihn:
„Was bubleſt du um mein Blumenlieb?“
Und der Knabe in Angſt flieht rudernd dahin,
Im Haus bei der Mutter, da birgt er ſich trüb'.

„O Mutter, es brauſte der See empor,
Es rauſchte der düſtere Wald mir nach,
Am Berg trat zornig der Vollmond hervor,
O Mutter, weil ich die Blumen brach!“

Wolf Eberſtein.

Der Schwarzwald lacht
Im Morgenſtrahl,
Des Feindes Macht
Zieht durch das Thal.
Sieh, Roß an Roß
Und Speer an Speer,
Mit Herrn und Troß —
Ein ſtattlich Heer!

Wolf Eberſtein,
Dir gilt der Sturm!
Nun rüſte fein
Dir Zinn' und Thurm!
Viel ſtärker iſt
Der Würtemberg,
Mit Rieſen mißt
Sich nicht der Zwerg!

Bald ſchmettert weit
Trompetenſchall,
Es tobt der Streit
Entlang den Wall.
Das drängt und rennt
Mit Schwert und Schild,
Der Kampf entbrennt
So rauh und wild.

Und Brandgeſchoß
Schwirrt rings herauf,
Es geht das Schloß
In Flammen auf.
Das Haus zerſtört,
Zu End' der Krieg,
Dem Feind gehört
Der ſtolze Sieg!

Die Brücke fällt,
Er läßt die Burg,
Es ſchlägt der Held
Mit Muth ſich durch.
O toller Muth!
Du fliegſt zum Tod,
Dort Fels, hier Flut
Verderben droht!

Steil ragt der Stein,
Tief brauſt der Fluß.
Weh, Eberſtein,
Dein Tod der Schluß!
Er ſpornt das Pferd,
Durchfliegt die Luft.
Hei! unverſehrt
Kommt er zur Kluft.

Aus Feindesreihn
Ein laut Geſchrei:
Graf Eberſtein,
Seht, er iſt frei!
Und grüßend lacht
Der kühne Mann.
Wer hat's gedacht?
Thu's nach, wer kann!

Das Mahl zu Heidelberg.

Der Pfalzgraf ſah vom hohen Schloß
Weit in die reichen Gelände:
Goldgelbe Saat die Ebne durchfloß,
Wein deckte die Hügelwände.

Und plötzlich fern ein brauner Schein,
Das ſind keine Sonnenſtrahlen,
So bricht der Abend nicht herein,
Rauchſäulen fern in den Thalen!

Und jetzt rings lichterloher Brand!
Nothglocken geben Zeichen!
Und Boten kommen daher gerannt,
Den Schloßherrn zu erreichen.

Sie rufen: „Kurfürſt, hemme den Mord,
O, ſteure dem Feuerſchaden,
Denn Metz und Speier ſengen dort
Mit Würtemberg und Baden!“ —

Der ſtarke Friedrich hört den Ruf,
Stets ſiegreich war er im Streite:
Die Reiſ'gen auf Roſſen mit ſchnellem Huf,
Das Kriegsvolk führt er ins Weite.

Er führt ſie Nächtens ins Feld hinein,
Er ſucht den Feind ohn' Beſinnen,
Er trifft ihn zwiſchen Neckar und Main:
Wer wagt, der muß gewinnen! —

Das war ein kurzes und wildes Gefecht!
Sein Volk ſchlüpft unter die Pferde:
Aufſchlitzt es den Roſſen die Bäuche nicht ſchlecht;
Die Reiter ſtürzen zur Erde.

Und wer ſich auch erhebt und lebt,
Der kann doch nimmer entlaufen:
Hier Welle, dort Woge! — „Ihr Schurken, bebt!
Ergebt euch, ſonſt müßt ihr erſaufen!“ —

Zwei Biſchöf' und der Grafen zwei,
Fing Friedrich mit dem Troſſe,
Sie bringen ſie zur Haft herbei
Im heidelberger Schloſſe.

Und als ſie dort ſitzen beim Abendſtrahl,
Da ruft der Kurfürſt mächtig:
„Nun rüſtet, ihr Diener, das Siegesmahl,
Und rüſtet es reich und prächtig!“ —

Wol ſehn die Gefangenen düſter drein,
Doch rücken ſie an die Tiſche;
In hohen Pokalen perlt der Wein,
Es dampfen Wildpret und Fiſche.

Der Sänger erhebt zur Harfe den Sang,
Es tönen die Hörner und Flöten,
Doch ſchweigen die Gäſte traurig und bang,
Sie harren in ſtillen Nöthen.

Der Kurfürſt nur ſcherzt voll Uebermuth:
„Genießt, ihr Herren, der Stunden!
Der Wein iſt edel, die Schüſſeln ſind gut,
Laßt Speiſ' und Trank euch munden!

„Bei Gott, ihr eßt und trinket nicht!
Geſchah nicht nach meinem Gebote?
So redet, was dem Mahle gebricht?“ —
Sie ſprechen: „Es fehlt am Brote!“ —

Da hebt ſich Friedrich ernſthaft groß
Und donnert: „Das iſt eure Schande!
Iſt's nicht genug mit Stich und Stoß?
Ihr wüthet auch mit dem Brande!

„Ihr habt verwüſtet durch Feuersglut
Die goldnen Gottesſaaten,
Es ſind — Schmach eurem frevlen Muth —
Die Scheunen in Flammen gerathen!

„Dem Landmann habt ihr die Hütten verſengt,
Ihr habt ihm das Daſein vernichtet:
In Bande bleibt ihr eingezwängt,
Bis ihr ihm die Schuld entrichtet!

„Gott gab mir ob ſolcher Sünde den Sieg,
Solch Unrecht kann nicht dauern!
Und führt ihr wieder ſchnöden Krieg,
Dann ſchont die armen Bauern!“

Die Linde zu Weinsberg.

Es war im Mai. Weit lag das ſonnige Land
So ahnungsſchwellend da im jungen Grün:
Von röthlich weißen Blumen wogten rings
Die ſtolzen Bäume, duftend ſtand der Klee,
Waldvöglein grüßten ſingend ſich im Flug,
Zwei Sonntagsglocken klangen aus der Fern',
In dieſem Thal die eine, jene dort;
Und durch der lichten Birken ſchwankes Laub,
Durch dunkler Buchenwipfel Dämmernacht
Zog auf zum Berg ihr ernſtes Feierlied,
Bis wo aus dichter Eichen Zweigen grau
Gebrochne Thürme trauernd niederſehn.

Dort ſtand am Weg der alte Lindenbaum,
Der, in die weiten Lande ſchauend, froh,
Ein hoffnungsgrüner Gruß, die Zweige hob.
Zwei Kinder gingen jugendjubelnd hin,
Aus dieſem Thale ſie, aus jenem er.
Und an dem alten Baume ſahn ſie ſich
In eilend weilendem Vorübergehn.
Die hellen Augen ſchlugen ſcheu beim Gruß
Sie niederwärts, ſie ſagten ſich kein Wort,
Sie bebten beide, blickten ſcheu ſich um,
Doch nicht ins reiche Land. Sie gingen heim,
Zu dieſem Thale ſie, zu jenem er.
Sie wurden beide plötzlich ja ſo ſtill,
Und waren doch ſo voll und reich in ſich!
Groß, klar und heilig rein ward beider Herz:
Er kam als Jüngling, ſie als Jungfrau heim.

Wol war's ein flüchtiges Begegnen nur,
Ein flücht'ger Blick, ein überflücht'ger Gruß;
Doch um von dieſem Augenblicke ſtets
Einander feſtzuhalten, ſich zu ſehn
Und ſich zu grüßen ſtets. — Die Liebe war's! —
Ihr Bild trug Tag und Nacht er in der Bruſt:
Das ſchlanke Kind mit goldnem Flechtenhaar,
Mit ſeiner Wangen zart durchſicht'gem Roth,
Mit ſeiner blauen Augen tiefem Blick,
Mit jeglicher Bewegung Innigkeit.
Und ſo auch trug das Mädchen Tag und Nacht
Das Bild des dunkellockigen Knaben nach,
Der wild das blühnde Heidekraut durchſchritt,
Doch ſanft aus treuen braunen Augen ſah.
O, hätte jeder ſein verklärtes Bild
So in des andern reiner Bruſt geſehn!
Doch träumten ſie vereinſamt und getrennt

Den ſüßen Traum der erſten Liebe fort.
In ſeinem Thale ſah ein jeder ſtill
Des lieben Frühlings helle Pracht verblühn.
Er pflegte Roſen, Lilien pflegte ſie;
Die Taube koſte ſie, den Falken er.
Die Vögel ſandten beide in die Luft
Mit Hoffnungen und Wünſchen ohne Zahl.
Den duft'gen frühen Morgen grüßten ſie
Mit manchem Lied, und auch mit manchem Lied
Des ſtillen Abends träumeriſche Pracht,
Sahn jeder Wolke, jedem Vogel nach,
Der durch des Himmels goldne Röthe flog,
Und gaben ſehnſuchtsheiße Grüße mit.
Sie weinten um einander manche Nacht,
Und ſchliefen ſie, ſo brach ein flücht'ger Traum
Der ſüßen Ruhe kaum gekanntes Glück.
Wol ſtieg ein jeder oft zum ſtolzen Berg,
Und ſaß erwartungsbang am Lindenbaum,
Und ſchaute über wogende Hügelreihn
Und dunkelgrüne Wälder in das Land,
Das blau und blauer, fern und ferner ſchwand. —
O, ſtets vergebens! — Nimmer ſahen ſie
Sich wieder, als im trügriſch kalten Traum.

Der Winter floh, und wieder ward es Mai,
Die Erde grünte hell im Sonnenſchein;
Der Vogel ſang, die Blume blühte licht,
Und aus den Thälern über Berg und Wald
Klang zu der Linde wieder das Geläut.
So kam der Frühling manches liebe mal,
Sie aber dachten, wenn er rauſchend klang,
Sehnſüchtig, wenn auch noch ſo weit getrennt,
An die Begegnung bei dem Lindenbaum. —
Sie nannten's heilig ihre erſte Liebe.

Richard Löwenherz.

Es iſt ein ſeltſam gewaltiger Sang,
Man ſingt ihn die Plätze und Straßen entlang.
In Schenken und Gärten klingt er an,
Es hebt ihn der Schiffer auf ſeinem Kahn:
Wie tönendes Erz,
Voll Luſt und Schmerz
Erklingt das Lied vom Löwenherz.

Und der das Lied an den Rhein gebracht,
Der hat es geſungen Tag und Nacht,
Er ward es in Wäldern und Feldern nicht ſatt,
Er ließ es tönen in Dorf und Stadt,
Vor Feſte und Schloß
Vom Mund es floß,
Dem Blondel, des Königs Liedergenoß.

Denn Richard, der Herrſcher in Engelland,
Fiel nach dem Kreuzzug in Oeſtreichs Hand,
Es war nicht im Kampfe beim Waffenſchall,
Es war beim nächtigen Ueberfall.
Der alle beſiegt,
Wird in Bande geſchmiegt,
Und niemand weiß, wo im Kerker er liegt.

Drum macht ſich Blondel der Sänger auf,
Und ſucht längs des Rheines ſilbernem Lauf;
Das Richardslied voll Leid und Luſt
Singt er zur Harfe aus heller Bruſt.
Wie das Volk ſie verſtand,
So klinget durchs Land
Die Weiſe, die Löwenherz einſt erfand.

Und es kam der Getreue vor Trifels Thor,
Und hob das Lied in die Lüfte empor:
Es koſte wie Lüſtchen, es ſauſte wie Sturm,
Und plötzlich antwortet es tief aus dem Thurm;
„Wol führt dich zur Fern'
Ein günſtiger Stern!“ —
Bei Gott, das iſt die Stimme des Herrn!

Und freudig klopft an die Pforten er an:
„Ihr ſchläfrigen Wächter, friſch aufgethan!
Hier iſt der Brief von Kaiſer und Reich!
Den König Richard gebt mir ſogleich!“ —
Und er hält am Thor
Das Siegel empor,
Die Hüter vernehmen's mit ſtaunendem Ohr.

Und jauchzend liegt er dem König im Arm:
„Mein Richard, es liebet dein Volk dich ſo warm,
Es brachte die Waffen die Ritterſchaft,
Die Frauen den Schmuck, zu löſen die Haft!“ —
Und ins Land hinein
Und hinab den Rhein,
Da zogen der Sänger und Fürſt im Verein.

Bald ſtehen zur Fahrt die Segel geſchwellt,
Und England begrüßet Minſtrel und Held.
Doch ſo weit noch edel Volk verkehrt,
Sind Richard und Blondel hochgeehrt.
Wie tönendes Erz,
Voll Luſt und Scherz
Erklinget das Lied vom Löwenherz.

Nächtliche Erſcheinung zu Speier.

„Wach' auf!" erklingt's in des Schiffers Traum,
„Wach' auf, du Wächter am Strome!" —
Und über ihm rauſchet der Lindenbaum,
Und zwölfe ſchlägt es vom Dome.
Groß vor ihm ſteht einer im dunkeln Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb ſchlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löſet den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben:
Viel rieſige, hohe Geſtalten nahn,
Er ſieht ſie nicht ſchreiten, nur ſchweben;
Es tönet kein Wort, es rauſchet kein Kleid,
Wie Nebel durchziehn ſie die Dunkelheit:
So ſteigen ſie all in den Nachen.

Er ſieht ſie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt ſchweigend und fürchtend vom Lande;
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald ſind ſie am andern Strande:
„Wir kommen zurück, da wird dir der Lohn!" —
Gleich Wolken verſchwinden im Felde ſie ſchon,
Fern ſcheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert ſinnend zurück
Durch der Nacht ernſtfriedliche Feier,
Wo ſich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum:
Und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Buſen.

Und ſieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome.
Wol hält er ſchlaflos heute die Wacht —
Da ſchlägt es zwölfe vom Dome.
„Hol' über!“ ruft es vom andern Strand,
„Hol' über!“ — Da ſtößt er den Kahn vom Land
In ſtiller, banger Erwartung.

Und wieder iſt es die düſtere Schar,
Die ſchwebend den Nachen beſteiget;
Der Kahn zieht wieder ſo wunderbar,
Doch jeder der Dunkelen ſchweiget.
Und als ſie ſtoßen zu Speier ans Land,
Gibt jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
Er aber harret und ſtaunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgeſtein
Und Seiden- und Sammtgebilde;
Raſch aber umhüllt ſie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchfliehn ſie die Dunkelheit
Und ſchwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit ſinnend erregtem Gemüthe.
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld;
Drauf leuchten aus alter Zeit und Welt
Viel ſtolze Kaiſerbilder.

Wol ſah er manchen Tag ſie an
In forſchenden, ſtillen Gedanken,
Da riefen ſie drüben um ſeinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken:

Geſchlagen war die leipziger Schlacht!
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht! —
Der Schi[illegible] verſtand die Erſcheinung.

„Und löſet ihr, Kaiſer, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande,
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängſteten Vaterlande,
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei,
Denn es thut noth des Wachens!“

Der Hirt zu Oggersheim.

Der Feind iſt noch weit, doch rüſten ſich bald
Zu Oggersheim mächtig die Bürger:
Sie wollen nicht weichen der Macht und Gewalt
Der frechen, ſpaniſchen Würger.
Hei, hei! es iſt ein ſtattliches Heer
Dort auf dem Markte verſammelt,
Sie ſchleifen das Schwert, ſie ſchärfen den Speer,
Sie halten die Thore verrammelt.

Auf einmal blinkt es fern auf dem Plan,
Es nahen die feindlichen Haufen:
Jetzt hebt ihr in tödlicher Kampfluſt an! —
Doch ſeht nur, die Tapfern laufen!
Spießbürger werfen den Spieß auf den Grund,
Pfahlbürger fliehn aus den Pfählen:
Gevatter Schuſter und Schneider ſind Schund,
Auf Krämer läßt ſich nicht zählen.

Sie flüchten im allernothdürftigſten Kleid,
Durch Pförtchen und Hecken getrieben.
Wo ſind ſie in Feldern und Wäldern weit,
In Felſen und Höhlen geblieben?
Die Häuſer wie leer, die Straßen wie todt!
Schier hört man die Gräſer wachſen.
Ein einziger Mann nur trotzet der Noth,
Ein Mann im Haar von Flachſen.

Der göttliche Sauhirt iſt's der Stadt,
Sein Weib liegt eben in Wochen,
Und als er den Knaben geſehen hat,
Fühlt kühn das Herz er pochen.
Er küſſet das Kind, umarmt die Frau,
Die Hütte verläßt er ſchnelle,
Bald ſteht auf des Thurmes altem Bau
Der ehrenfeſte Geſelle.

Er ſtehet zwiſchen Gewehr und Geſchütz
Und ſchwenkt eine weiße Windel,
Er denkt: Vielleicht iſt Schlauheit nütz
Bei dieſem wüſten Geſindel.
„Wir öffnen“, donnert der Kühne hinab,
„Wollt ſchonen ihr den Flecken,
Doch denkt ihr zu plündern, dann ſoll das Grab
Noch heute manchen bedecken!“ —

Der Feldherr ſpricht: „Laß ein uns ſodann!
Wir krümmen euch nicht die Haare!“ —
Der Sauhirt ruft: „Ein Wort, ein Mann!“
Doch denkt er: Wohlfeile Waare! —
Er klimmt hinab und öffnet das Thor,
Die Feinde durchſtrömen die Gaſſen,
Sie ſchärfen das Aug', ſie ſpitzen das Ohr:
„Ei, ei, die Stadt iſt verlaſſen!“ —

„Das iſt ſie!“ ruft der kecke Hirt:
„Mein Weib hat heute geboren,
Ich bin allein hier Meiſter und Wirth,
Doch haltet ihr, was ihr geſchworen.
Die Kammern voll Wild, die Keller voll Wein —
Ihr alle ſeid geladen!
Denn morgen ſoll die Kindtauf' ſein,
Und Pathe des Feldherrn Gnaden!“ —

Der Spanier ſchaut ihn lächelnd an:
„Du Schalk machſt Schelmenſtücke!
Doch gut haſt du dein Werk gethan,
Dem Städtlein iſt es zum Glücke!
Geſagt, gethan! Ein Mann, ein Wort!“ —
Zur Taufe gab's Wein und Braten. —
Wir rühmen den Sauhirt fort und fort,
Dem ſolch ein Werk gerathen.

Chriemhilde.

„Der Sturm heult in den Forſten,
Glüh flammt der Blitze Schein,
Die Wolken ſind geborſten,
Weißſchäumend brauſt der Rhein,
Gleichwie am jüngſten Tage
So ächzt es im Gebreit;
Doch was iſt all die Klage,
Verglichen meinem Leid!

„Ich hab' um ihn zu jammern,
Ich hab' um ihn zu ſchrei'n,
An dem mit tauſend Klammern
Feſthängt mein ganzes Sein;

Es ſind jetzt dreizehn Jahre,
Seit ihn verlor mein Herz,
Doch klagt' ich an der Bahre,
Jetzt fühl' ich erſt den Schmerz!

„Ich wall' in Finſterniſſen,
Ich ſchreit' in wüſter Nacht,
Seit Siegfried mir entriſſen,
Der Held voll Luſt und Pracht,
Die ſchönſte, hellſte Blüte
Der ſtolzen Ritterſchaft:
Er war ein Kind an Güte,
Ein Rieſ' an Muth und Kraft!

„Da ſtand er, ohnegleichen,
Der allerbeſte Mann,
Der je in weiten Reichen
Sich Ehr' und Ruhm gewann.
Und mir war es gegeben,
Daß ich ſein Herz erweicht:
Geiſt, Seele, Athem, Leben,
All' hab' ich ihm gereicht.

„Galt's, hohes Werk zu melden,
So that's ſein Ritterthum,
Er war im Kampf der Helden
Des Roſengartens Ruhm!
Gab's Krieg an unſrer Grenze,
Wo hielt der Feind ihm Stand?
Stets trug die ſchönſten Kränze
Mein Held aus Niederland!

„Als Gunther ging zu minnen
Ins nordiſche Gefild,
Half Siegfried ihm gewinnen
Die mächtige Brunhild.

Als ich's gewagt, zu ſagen,
Da hetzte ſie den Streit,
Sie warb den grimmen Hagen,
Und Hagen trieb der Neid.

„Den Falſchen, Ränkereichen
Hielt ich für treu und wahr,
Ich ſagte ihm das Zeichen,
Wo Siegfried wundbar war.
Er warf ihn meuchlings nieder
Am Quell im tiefen Tann,
Ich ſah als Leiche wieder,
Der friſch die Jagd begann.

„O Schau, entſetzlich, gräßlich!
Todt lag er vor dem Thor.
Der Schmerz war unermeßlich,
Drin ich mich ſelbſt verlor,
Bis ich erfuhr der Thaten
Urſchwarze Höllennacht:
Brunhilde hat's gerathen
Und Hagen hat's vollbracht.

„Der Leiche breite Wunde
Verrieth des Mörders Hand,
Es floß ihr Blut zur Stunde,
Da er beim Todten ſtand.
O Fluch euch, die's geſtiftet,
Fluch euren Sippen all!
Mein Herz habt ihr vergiftet,
Den Geiſt gebracht zu Fall!

„Sonſt war ich mild und ſpröde,
Jetzt bin ich ſtarr und kalt;
In meines Daſeins Oede
Hat nur der Zorn Gewalt:

Der Zorn hat dreizehn Jahre
Nach Sühne wild geloht,
Ich räche ſeine Bahre,
Ich räche ſeinen Tod!

„Der Sturm heult in den Forſten,
Glüh flammt der Blitze Schein,
Die Wolken ſind geborſten,
Weißſchäumend brauſt der Rhein;
Gleichwie am jüngſten Tage
So ächzt es im Gebreit;
Doch was iſt all die Klage,
Verglichen meinem Leid!“ —

So rief im Schmerz Chriemhilde,
Es währt nicht lange Zeit,
Da fuhr ſie durchs Gefilde
Mit bräutlichem Geleit.
Die Gattin Etzel's rächte
Siegfried und ihre Noth,
Da ſanken im Gefechte
Die Nibelungen todt.

Hagen's Lied.

Es ſteht des Dienſtmanns rechte Treu'
Feſt wie der Fels im Meere,
Er kämpfet ſonder Furcht und Scheu
Für ſeines Fürſten Ehre.
Und wenn die Welt in Scherben bricht,
Die Wogen drüber ſchlagen,
Ich heg' und pflege meine Pflicht,
Ich wanke nicht, ich ſchwanke nicht.
Hüte dich, Hagen!

Mir lachte auch der ſüße Mai
Im jungen Blütenglanze,
Es lud mich Fiedel und Schalmei
Zum rauſchend glühnden Tanze,
Da ſah ich wirbelnd manches Paar
Nach Luſt und Liebe jagen;
O volle Buſen, fliegend Haar!
Doch nie vergaß ich, wer ich war.
  Hüte dich, Hagen!

Oft ritt ich durch das weite Land
Entlang die Höhn und Thale:
Die Burg am Berg, die Stadt am Strand
Erglühn im Sonnenſtrahle.
Sie riefen gaſtlich mich hinein
Zu reichen Feſtgelagen,
In hohen Krügen perlt der Wein —
Wer kann der Trunkenheit mich zeihn?
  Hüte dich, Hagen!

Ich ſah die Elfen nachts im Wald
Den Ringelreigen ſchlingen,
Verwirrend lockte mit Gewalt
Der Waldfrau ſüßes Singen,
Es winkte mir die holde Fei
Am Bronn in tiefen Hagen,
Die Gnomen brachten Gold herbei —
Fort, fort ihr Zauber mancherlei!
  Hüte dich, Hagen!

Ich trag' bei Tag, ich trag' bei Nacht
Die Pflicht in kühler Seele,
Geht es zur Raſt, geht es zur Schlacht,
Ich ſteh' des Herrn Befehle.

Ihm hab' ich ſtets mein Herz und Schwert
In feſter Treu getragen,
Gleichviel ob er die Satzung ehrt:
Gehorſam iſt des Recken Werth.
Hüte dich, Hagen!

Still geht die Nacht, der Mond iſt klar,
Friſch in den Rhein, mein Ferge!
Helljauchzend ziehet Schar um Schar
Im Thal und durch die Berge.
Sieh, auch die Nixe taucht empor!
Was will das Flußweib ſagen?
Blind iſt mein Aug', taub iſt mein Ohr.
Heut' ſchreit' ich noch zu Worms durchs Thor.
Hüte dich, Hagen!

Adolf von Naſſau.

1.

„Macht auf, macht auf das Kloſterthor!"
So rufen die Lanzenknechte;
Sie brechen aus dem Walde hervor,
Sie flohen aus dem Gefechte.

Da ſcholl es heraus: „Was ſoll die Haſt?
In Frieden ziehet weiter!
Hier halten Jungfrau'n fromme Raſt,
Doch nimmer Ritter und Reiter."

Es tönt aufs neu: „Die Eil' thut noth,
Drum öffnet mit gutem Willen,
Es blutet ſich ſonſt der Kaiſer zu Tod,
Ihr ſollt ſeine Wunde ſtillen.

„Der Biſchof von Straßburg im Hinterhalt
Hat nachts ihn überfallen!“
Und ſieh, ein Haufen bricht aus dem Wald
Und nahet ſich den Hallen.

Die Fackeln werfen düſtre Glut
Auf der Bahre grüne Reiſer,
Drauf liegt in ſeinem rothen Blut
Herr Adolf von Naſſau, der Kaiſer.

Voll Mitleid laſſen die Nonnen ihn ein,
Bald liegt er weich geborgen,
Sie pflegen ihn hold, ſie pflegen ihn fein
Vom Abend bis zum Morgen.

Imagina thut ihm alles zu Dank,
Sie weiß Arzneien zu miſchen,
Sie gibt die Speiſe, ſie reicht den Trank,
Den ſiechen Mann zu erfriſchen.

Sie ſingt und erzählt, wenn ſie bei ihm weilt,
Sie plaudert mit fröhlichen Scherzen,
Und als an der Stirn die Wunde geheilt,
Da ſitzt die Minne im Herzen.

Einſt tritt ſie herein und rufet erſchreckt
Mit bleichen und blaſſen Wangen:
„Dich haben die Späher des Biſchofs entdeckt,
Entflieh, ſonſt wirſt du gefangen!“

Sie ziehet ihn durch den langen Gang,
Sie führet ihn leiſ' durch den Garten!
Sie öffnet das Pförtchen und lauſchet bang,
Ob nicht die Feinde ſchon warten.

Bald ſind ſie am tief hinrauſchenden Rhein.
Sie zeigt ihm das Boot an der Fähre —
„Leb' wohl!“ — Sie wendet ſich ſeufzend heim,
Auf daß ſie ins Kloſter kehre.

Da preßt ſie der König heiß an die Bruſt —
Sie ſind in Küſſen verloren. —
Und es trägt ſie der Kahn in der Freiheit Luſt,
Neu ſind ſie dem Leben geboren.

2.

Es baute der König im Wald ein Schloß
In tiefen Einſamkeiten,
Dort ruht der Troß, im Stall ſteht das Roß,
Es ſchweigt das Kämpfen und Streiten.

Einſt flog er einher, der Feinde Schreck,
Als Herrſcher der deutſchen Gauen,
Jetzt ſitzt er und ſchwelgt zu Adolfseck
Im Arm der ſchönſten Frauen.

Imagina iſt das holde Weib,
Das ihn vom Verderben gerettet;
Seitdem iſt er mit Seel' und Leib
An ſie unlösbar gekettet.

Wie fließen ihm die Tage ſo hold,
Wie fließen ſo raſch die Jahre!
Er ſtreichelt — ſie ſind wie lichtes Gold —
Ihr ſelig die weichen Haare.

Er ſchaut ihr in die Augen allſtund,
Sie ſind zwei leuchtende Sonnen,
Er küßt ſie allwärts auf den Mund,
Das iſt ein Bronn voll Wonnen.

Er reitet mit ihr zur Jagd — o Luſt!
Es rauſchen die grünen Gipfel,
Doch liegt er noch lieber an ihrer Bruſt
Im Schatten der hohen Wipfel.

Er ſitzt mit ihr am perlenden Bach,
Die Wellen rieſeln und ſpringen,
Der Hirſch hat Ruh' unterm Erlendach,
Wo ſie ſich liebend umſchlingen.

O, wie verrauſcht die helle Zeit!
Die goldnen Tage fließen,
Wol weiß ſie, die ſich dem Himmel geweiht,
Das Leben heiß zu genießen.

So weilen ſie einſt auf der Zinne zumal,
Hoch über den Wäldern und Klüften;
Sie ſchauen fern in Berg und Thal —
Es iſt ſo ſtill in den Lüften.

Horch auf, da klingt des Thurmwarts Horn,
Er läßt die Brücke fallen;
Ein Bote gibt dem Roß den Sporn
In die lichten Königshallen.

„Mein König, mein König, die Ruh' ſtell' ein,
O, ſchärfe die Schwerter und Speere!
Schon ſenget der Feind dort über dem Rhein
Mit ſeinem wilden Heere!“ —

Und Adolf fährt empor, — o Leid!
Jetzt enden die Liebesträume:
Sie ſieht ihn ſchwinden mit ſeinem Geleit
Fern durch des Bergwalds Bäume.

3.

Bei Göllheim tobte laut die Schlacht,
Wol ward da heiß geſtritten,
Herr Albrecht von Oeſtreich mit ſtolzer Macht
Iſt kühn in das Feld geritten.

Der mainzer Erzbiſchof ſteht ihm bei,
Den Kaiſer zu entſetzen.
Und Pferdegeſtampf und Reitergeſchrei,
Hei, wie ſie toben und hetzen!

Es liegt im Kloſter Roſenthal
Ein Weib vor dem Altare,
Imagina voll Angſt und Qual
Rauft ſich die goldnen Haare.

Sie folgte dem Geliebten ins Feld,
Sie folgte ihm ohne ſein Wiſſen,
Es hat ſie ganz bezaubert der Held,
Sie kann ihn nimmer miſſen.

Sie wollte ihm folgen in die Schlacht,
Zu ſiegen oder zu fallen;
Mit Müh' nur hat er ſie fortgebracht
In die nahen Kloſterhallen.

In ihre Gebete, irr und wirr,
Erklingt des Schlachtlärms Rufen,
Das Panzergeraſſel, das Schwertergeklirr,
Das Stampfen von flüchtigen Hufen.

Es ſinkt die Nacht, es ruht der Streit,
Es ziehen Minuten und Stunden,
Aufklopft ihr Herz in endloſem Leid,
Ach, keiner bringt ihr Kunden.

Sie ſpringet auf, ſie eilet fort,
Sie will und muß ihn erreichen,
Der Mond geht klar — das Schlachtfeld dort:
O Himmel, rings blaſſe Leichen!

Sie findet ihn endlich — da liegt er kalt,
Mit blut'gen, verwirrten Locken!
Sie wirft ſich über die bleiche Geſtalt:
O Gott, ſeine Pulſe ſtocken!

Der warme Athem iſt entflohn,
Und marmorſtarr die Glieder!
Sie ſchreit — ein herzzerreißender Ton!
Ohnmächtig ſinkt ſie nieder.

Und als die Sonne im Oſten ſteigt,
Da ſitzt ſie bei ihrem Todten:
Wildſtarr der Blick, die Lippe ſchweigt,
Des Hauptes Gedanken verlohten. —

Sie bringen heim, o Gram und Noth,
In die alten Kloſterhallen:
Zwei Abgeſchiedne — er war dem Tod,
Sie war dem Wahnſinn verfallen.

Sie legen ihn dort in die kühle Gruft,
Den Kaiſer vom deutſchen Reiche,
Imagina ſaß in der Maienluft —
Ach, eine lebendige Leiche.

Die Wieſenjungfrau.

Was küßt' ich ſie nicht auf den blühenden Mund,
Und er war ſo ſchwellend und war ſo roth!
Ich hätte erlöſt ſie zur ſelbigen Stund'!
Nun folgt mir die Reue bis in den Tod.

Ich ging an der blumigen Wieſe entlang:
Hell ſchien die Sonne, leiſ' rauſchte der Bach,
Im grünen Gipfel ein Waldvogel ſang,
Und neben mir klang ein ſeufzendes Ach!

Und ich ſchaute mich um — o Gott, welch Bild!
Am Brünnlein ſaß die holdſeligſte Maid,
Ihr tiefblau Auge ſo traurig mild,
Ihr Haar lichtblond und weißhell ihr Kleid.

Stumm bittend hat ſie mich angeblickt,
Stumm bittend ſtreckte ſie aus die Hand,
Ich dachte, mich hätte ein Zauber umſtrickt,
Und täppiſch bin ich hinweggerannt.

Wol war es ein Zauber, jetzt iſt es mir klar,
Es ſpukt um die leuchtende Mittagszeit,
Auflebt die Elfen- und Nixenſchar,
Und die Wieſenjungfrau war die Maid.

Jetzt bleibt die Unſel'ge aufs neu verhext,
Und harret auf der Erlöſung Tag:
Es währt, bis ein Stamm aus dem Kirſchkern wächſt,
Der heuer im Waldgrund fallen mag.

Und es muß eine Wiege gezimmert ſein
Aus dem Holze, daß man vom Baume gewann,
Und das erſte Kind, das ſie legen hinein,
Muß werden ein zwanzigjähriger Mann.

Nur der kann ſie löſen. — Ich war ſolch Kind,
Ich habe in ſolcher Wiege geruht,
Und ich war nicht taub, und ich war nicht blind,
Und ich kam des Wegs, und die Zeit war gut.

Hätt' ich ſie befreit, dann war ſie mein,
Ein Ritter ward ich mit Leuten und Land,
Und ſaß im Schloſſe bei funkelndem Wein! —
Ich täppiſcher Bub' verlier' den Verſtand!

Es geht mir alles im Kopfe rund,
Daß ich ſie ließ in der alten Noth! —
O du tiefer Blick, o du rother Mund! —
Mir folgt die Reue bis in den Tod.

Deutſchlands Wächter.

„Mein Vaterland, meine Lieb', mein' Luſt,
Mein Kampf, mein Sieg, mein Friede,
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich feir' ich im brauſenden Liede;
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort —
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!“

Der Rodenſtein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die raſſelnden Scharen;
Es blinkte ſein Helm und es klirrte ſein Schwert,
Als ſtark er ins Weite gefahren;
An den Grenzen hielt er die deutſche Wacht,
Er diente bei Tag, er diente bei Nacht
Dem theuern Vaterlande.

Nur ſelten weilt er daheim auf dem Schloß,
Dort will ihm die Ruhe nicht kommen:
Er freit kein Weib, er zieht keinen Sproß,
Was ſoll ihm die Heimat frommen?
Seine Raſt ſind die Schlachten in Wald und in Feld,
Sein Bett iſt der Boden, ſein Schloß iſt das Zelt,
Die Braut ſein liebes Deutſchland!

Fürs Vaterland kämpft' er als Mann und als Greis
Wol fünfzig geſchloſſene Jahre,
Sein Herz ſchlug in braunen Locken heiß,
Und heiß im Silberhaare. —
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterſchloſſe verklang der Braus,
Und nimmer ward er geſehen.

Doch nie iſt geſtorben der mächtige Held!
Und ſind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach das Himmelszelt,
Er herrſchet noch ſtets durch die Hallen!
Und drohen dem Vaterland Krieg und Noth,
Dann dröhnt durch die Feſte des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken ſteigen empor,
Gewappnet auf ſchattigen Roſſen,
Er führt in die Lüfte ſie Nächtens empor,
Die dunkelen, wilden Genoſſen;
Dort raſet ſein Horn, dort dröhnet ſein Schild,
Dort ſchnaubet ſein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimiſchen Gauen.

So zog er voran noch jeglichem Krieg,
Den kühn die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brauſenden Geiſterſchlachten.
Doch nahet der Frieden — er ſieht es voraus
Und zieht mit dem wilden Heere nach Haus;
Doch ſtets noch brauſt es hernieder:

„Mein Vaterland, meine Lieb', mein' Luſt,
Mein Kampf, mein Sieg, mein Friede,
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich feir' ich im brauſenden Liede.

Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort —
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!“

Der Feuermann.

Unheimlich finſter iſt die Nacht,
Am Himmel leuchtet kein Stern,
Hier an der Stelle nimm dich in Acht,
Man naht ihr im Dunkeln nicht gern!
Dort ragen die Trümmer vom alten Haus
Zerbrochen in die Luft,
Das Nachtgevögel fliegt ein und aus,
Der Marder hat drin ſeine Kluft.

Und hinten über dem ſchwarzen Teich,
Wie flüſtert es leiſ' im Rohr!
O, wären wir aus dem verfluchten Bereich!
O, wären wir fern dem Moor!
Herr Gott, da iſt der Feuermann!
Aus dem Schilfe taucht er herauf!
Er ſchaut uns mit flammenden Augen an
Und umkreiſt uns in weitem Lauf!

Raſch ſchlage ein Kreuz und ſag' ein Gebet,
Ein Vaterunſer ſprich!
Sieh, wie er wirbelt und wie er ſich dreht,
Er hält nicht dem Segen Stich!
„Die guten Geiſter loben Gott!“
Schau' zu, er zittert vor Zorn!
Noch einmal tanzt er herauf zum Spott,
Und ſchwindet in Buſch und Dorn. —

So bete ein Ave Maria noch leiſ',
Das ſcheuchet den Spuk uns fort!
Jetzt tritt er nicht mehr in unſern Kreis,
Jetzt ſprechen wir wieder ein Wort.
Das war vor Zeit ein reicher Mann,
Ein Bauer mit Geld und Gut:
Doch hat er erwuchert, was er gewann,
Er ſchund die Leute aufs Blut.

Und Nächtens, da ſchritt er durch die Flur,
Grenzſteine hat er verſtellt;
Dem Nachbar ward kleiner der Acker nur,
Doch wuchs ihm Wieſe und Feld.
Er ſtarb, ſo wie er lebte, verrucht,
So kam das Gottesgericht:
Seine Seele ward zum Wandern verflucht
In der Nacht als irres Licht.

Dem Himmel ſei Dank, nicht lockt er uns weit
In den dunkeln Sumpf hinab! —
„Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an das kühle Grab!"
Nun ſteigt auch der Mond am Hügel empor;
Dort liegt das Dorf auf dem Plan;
Durch die Bäume glühen die Lichter hervor
Und die Hunde ſchlagen an.

Die Taufe des Irrlichts.

Sie laden den Meiſter Hubert zur Nacht,
Er hat ſie oft ſchon dort oben verbracht:
Zu ſpät iſt die Zeit,
Der Weg iſt zu weit,
Und im Thalgrund ſpukt's in der Dunkelheit.

Was Hexen! ſo meinet der Schäferknecht,
Er iſt ein Mann, die Furcht ſtänd' ihm ſchlecht!
Wer gradaus ſchaut
Und auf Gott vertraut,
Dem thut es nicht noth, daß ihm ſchauert und graut! –

Und friſch in die Finſterniß zieht er hinein,
Es blinket kein Mond- und kein Sternenſchein,
Es flüſtert im Wald,
Das Stromwehr ſchallt:
Die Stimmen der Nacht ſind mannichfalt.

Nichts ſtöret und hemmet den frommen Mann;
Er ſchreitet rüſtig durch Heide und Tann,
Durch Fels und Stein,
Längs Flur und Rain
Zieht er in die duftenden Wieſen hinein.

Doch ſieh, an den Erlen beim rieſelnden Bach
Da ſpringet ein feuriges Männlein ihm nach,
Es wechſelt den Ort,
Bald hier und bald dort.
So folgt es dem Schäfer immerfort.

Vergebens, daß er ausſchreitend ſich müht:
Bald vorn, bald rückwärts, es ſprühet und glüht,
Stets flackert es reg',
Nun zeigt's ihm den Weg —
Jetzt hält's — es vertritt ihm des Baches Steg.

Er ſtehet, er ruft: „Und biſt du von Gott;
So laß mich vorbei und treibe nicht Spott!
Wenn der Hölle du biſt,
So weiche mir Friſt!“
Und er ſchlägt ein Kreuz mit gläubiger Liſt.

Da klaget ein Stimmchen verſtändlich im Wind:
„O, tauf' mich, ich bin ein todtes Kind!
Gott ſei es geklagt:
Mich gebar die Magd;
Sie mordete mich, eh' das Heil mir getagt.“ —

Der fromme Schäfer lauſcht mitleidsvoll —
Er greift in den Bach, der unter ihm ſchwoll,
Er taufet es gern,
Aufſchwebet es fern —
Leuchtmännchen wird hoch am Himmel ein Stern.

Er ſieht das Wunder mit Staunen an,
Da drängen ſich allwärts die Flämmchen heran;
Herab und herauf
Aufſtrahlt es im Lauf:
„Du Treuer, o gib uns allen die Tauf'!“

Und raſtlos müht ſich der fromme Knecht,
Er gab den Kindern ihr Chriſtenrecht.
Wol viele mal
Flog auf ein Strahl,
Bis dämmernd der Morgen ging durchs Thal.

Und guten Muthes kam er nach Haus:
Die Frömmigkeit trotzet geſpenſtiſchem Graus. —
Und der Spuk verſchwand
Im Wieſenland. —
Das dankt ihr des Schäfers geweihter Hand!

Jung Florian.

Jung Florian ritt durch Berg und durch Thal,
Scharf ritt er vom Morgen- zum Abendſtrahl:
Nun leuchtet ſein Auge, nun wiehert ſein Roß,
Von dem ſteilen Geklipp ragt das Grafenſchloß.
Er zieht den gewundenen Pfad hinan —
Was klopfet das Herz dir, Jung Florian? —

Es fällt die Brücke, er reitet durchs Thor,
Dem greiſen Burgherrn ſtellt er ſich vor,
Ihm glühet die Wange im purpurnem Brand:
„Ich freie um Eures Töchterleins Hand;
Die Lieb' hat uns beiden es angethan!“ —
So ſtammelt die Worte Jung Florian.

„Hei“, lachet der Alte, „ein Junker wie du,
Der läßt wol die Grafentochter in Ruh'!
Doch ſieh dort die Klippen hinab in den Grund,
Es heißet, der Teufel baute den Schlund:
Friſch, reite die ſtarrenden Felſen hinan,
Dann wirſt du mein Sohn, Jung Florian!“

Und höhnend verſchließt er dem Jüngling das Thor.
Trüb' zieht er hinab, der friſch zog empor;
Wol kam er bei Tag, nun geht er bei Nacht:
Die Hoffnung entſchwand, die hell ihm gelacht,
Es flattert verwirrt ums Haupt ihm der Wahn.
Unglückliche Brautfahrt, Jung Florian!

Es zieht ſich der Weg in den dämmrigen Wald.
Da iſt ihm, als ob ſein Name erſchallt;
Er dreht ſich und ſieht nichts und denket im Sinn:
Es flüſtert der Wind durch die Blätter hin,
Ein Falk ſucht verſpätet zum Neſt ſich heran —
Doch horch, es tönet: „Jung Florian!“

„Jung Florian“ tönt es bald dort und bald hier,
So neckiſch durchklingt es das dunkle Revier;
Bald iſt es am Felſen, bald hinter dem Stamm
Der Eiche und Buche. Wie wunderſam,
Aus den Spalten der Erde da flüſtert's ihn an —
Ei, biſt du bezaubert, Jung Florian?

Er hält mit dem Roſſe und luget und lauſcht.
Sieh her, wie das Laub auseinanderrauſcht!
Gar ſeltſam beſtrahlt ſpringt leicht auf den Pfad
Der winzige König vom Zwergenſtaat;
Mit droll'gen Geberden, ſo ſieht er ihn nahn,
Erſtaunt ſitzt im Bügel Jung Florian.

Das knorrige Männchen trägt Bergmannskleid,
Doch prangt es in ſammtener Herrlichkeit;
Es iſt mit Demanten beſäet die Tracht,
Von Edelkryſtall iſt die Krone gemacht,
Das Scepter iſt ein goldſtufiger Span.
Er redet darauf zu Jung Florian:

„Ich habe dein Leid, o Junker, gehört,
Dort oben der Graf iſt vom Hochmuth bethört,
Und glaubt er ſich trotzig von beſſerem Holz,
Wir helfen der Demuth, wir brechen den Stolz;
Ich ebne zur minnigen Maid dir die Bahn:
Mein Völklein baut Brücken, Jung Florian!

„Drum rüſte dich morgen zur Mittagszeit,
Du findeſt den Steig durch die Klippen bereit!
Friſch auf, du erreiteſt dir kecklich die Braut!“ —
Er endet — da tönet ein krachender Laut,
Der Grund thut ſich auf, den Zwerg zu empfahn —
Es ſtehet im Dunkeln Jung Florian.

Vertrauend ſucht Ruh' er für ſich und das Roß,
Doch Botſchaft ſendet er Morgens ins Schloß;
Der Graf lauſcht ſchwellenden Hohnes voll:
„Der Junge iſt thöricht, der Junge iſt toll!“ —
Doch tritt er mit Kind und Geſind' zum Altan:
„Nie kommſt du zum Ziele, Jung Florian!“ —

Es ſchaut ſich ſo grauſig zur Tiefe hinab,
Dort klaffet ein troſtlos düſteres Grab;
Es weinet die Tochter, die Knechte ſind ſtumm,
Ungläubig wandert der Burgherr herum.
„Bei Gott, da ſprengt er im Grunde heran!
Wie glänzt deine Rüſtung, Jung Florian!“ —

Er treibt in die Felſen, er ſpornt durchs Geſtein,
Friſch klettert das Roß. — Will ein Vogel es ſein?
Hat Flügel der Held? — Er ſteiget und ſteigt —
Wie kecklich er lenkt, wie er zärtlich ſich neigt!
Den Pfad und die Maid ſieht wechſelnd er an.
„Bei Gott, es gelinget, Jung Florian!“ —

Des Weges wol durfte er ſicher ſein:
Der Gnome klimmt vor ihm entlang im Geſtein,
Sein Völklein, das wirret durch Ritz- und Spalt,
Und gibt den Blöcken unſichtbaren Halt,
Mit Rücken und Gliedern ſo lehnen ſie dran.
Schon iſt er zur Hälfte, Jung Florian.

Nun naht er dem Ziel. Vom hohen Balkon,
Da ſchmettert Trompeten- und Paukenton,
Da klinget die Flöte, da brauſet das Horn,
In Sühne verkehrt ſich des Grafen Zorn:
„Ein Held that der Junge, was keiner gethan,
Ich hadre nicht weiter, Jung Florian!“ —

Jung Florian hält geſund auf dem Wall,
Sie jauchzen ihm zu, ſie umwirren ihn all.
Der Graf bringt ſelbſt ihm die leuchtende Braut:
„Nun holet den Prieſter, damit er euch traut!“ —
Dem Zwerge, der ihm geebnet die Bahn,
Dankt freudigen Herzens Jung Florian.

Die Kaiſerkrönung zu Frankfurt.

Es waren drei Geſellen
Im alten heil'gen Köllen,
Die hörten, daß zu Frankfurt die Kaiſerkrönung ſei,
Der Kasper, Balzer, Melcher, die machten ſich herbei.

Und als ſie angekommen
Und gut Quartier genommen,
Da ſtachen ſie mitſammen ein Dutzend Flaſchen aus,
Und klangen mit den Gläſern; es galt dem Kaiſerhaus.

Sie ſchliefen ohne Sorgen
Bis an den hohen Morgen.
Wie fuhr das in die Kleider, als drauß der Lärm erſcholl,
Es rannt' für ſich ein jeder, er rannt', als wär' er toll.

Der Kasper war der Lange,
Er glich der Hopfenſtange.
Er ſah mit dünnem Halſe ob allen Häupten hin,
Ihm konnte nichts entgehen, das war nach ſeinem Sinn.

Balzer, der kleine Dicke,
Ihm gehn nicht weit die Blicke,
Er denket auf Erhöhung, und miethet ſich ein Faß:
So putzig ſtand er oben, nun aber ſchaut er baß.

Und in der Straßen Mitten
Kam nun der Zug geſchritten.
Das Volk fing an zu rufen. Muſik erklang mit Macht.
Wie reden ſie die Köpfe: O, welche Kaiſerpracht!

Balzer ſtrahlt wie die Sonne, —
Bardanz, da bricht die Tonne!
Der kugelrunde Burſche liegt in des Faſſes Bauch.
Nichts ſah er mehr. Was half ihm das Schrei'n und Fluchen auch?

Dem Kasper ſchlug voll Hohne
Den Hut man in die Krone;
Das that ein Sachſenhäuſer, dem er geſperrt die Schau.
Geklemmt an Arm und Beinen, ſah er nur Schwarz und Grau.

Der Zug thät lange ſcheiden,
Da fanden ſich die beiden;
Doch keiner ſagt dem andern, was Wunder er geſchaut,
Dieweil ſie nichts geſehen, ſie waren ſehr erbaut.

Der Melcher wird ſie fragen.
Was ſollen ſie ihm ſagen?
Sie kehren erſt am Abend in ihre Herberg' ein
Und ſuchen den Genoſſen: Wo mag der Melcher ſein?

Sie ſteigen in ſein Zimmer,
Das Licht wirft hellen Schimmer,
Es faßt ſie jäher Schrecken, ſie ſehen klar und hell:
Es thut im Bett ſich ſtrecken der dritte Spießgeſell.

„Iſt bald die Nacht zu Ende?
Ich taſtet' lang die Wände.
Und legt' mich in das Fenſter; ſo oft ich aufgewacht,
Lag draußen in der Straße pechrabenſchwarze Nacht.“

Da thaten wol die Herren
So Mund wie Naſe ſperren.
Das Zimmer hat kein Fenſter; Melcher ſah in den Schrank.
Auch er ſchaut' nicht die Krönung, ſie riefen: Gott ſei Dank!

So nahm ein End', gar leiſe,
Die laute Krönungsreiſe.
Der Kasper, Melcher, Balzer, die hielten wol den Mund;
Nun gibt ein loſer Sänger das Abenteuer kund.

Die Wunderblume.

Der Knabe lehnt ſich an der Mutter Schos,
Um ihre Märchen treulich einzuſaugen,
Es blitzen ſeine Augen tief und groß:
Er hat der Mutter wundervolle Augen.

Und ſie erzählt: „Durchs Waldgebirge weit
Ging einſt ein Wandrer mit bequemen Tritten.
Hoch ſtand der Tag. Die Mittagszauberzeit
Kam leiſ', geheimnißreich durchs Thal geſchritten.

Kein Vogellied, kein Blätterflüſtern ſcholl,
Dorfglocken tönten fernher in das Schweigen,
Grüngoldne Lichter zuckten räthſelvoll
An blanken Stämmen und auf ſchwanken Zweigen.

Dem Wandrer ward mit einmal ſchwül zu Muth,
Als ſollt' ein ſeltſam Wunder jäh ihm kommen,
Und ſieh, inmitten von weißheller Glut
Steht er geblendet, ſchwindelnd und beklommen.

Der Wald verſchwindet ſeinen Blicken ganz,
Und eine Blume, herrlich, groß und prächtig,
Erblüht vor ihm in ſtolzem Farbenglanz,
Duftſtröme fließen draus berauſchend, mächtig.

Nie ſah er ſolch Gebild in Feld und Wald,
Nie ſah er es in Garten, Wieſ' und Heide!
Zu brechen ſie, drängt es ihn mit Gewalt —
Hoch ſchwingt die Hand den Kelch — o Augenweide!

Im ſelbigen Moment erdröhnt ein Schlag,
Als ob ein Wetter dumpf am Himmel ſtünde —
Vor ihm die hohe Felswand borſt und brach!
Aufdonnernd öffnen ſich des Berges Gründe.

Und mit der Blume wandelt er hinein.
Es häufen thürmend unten ſich die Schätze:
Rothfunkelnd Gold, hellblitzendes Geſtein,
Kaum ſieht im Traum man ſolche Wunderplätze!

Und eine Geiſterſtimme ruft ihm laut:
„Du Glückskind, greife zu und nimm das Beſte!"
Der Wandrer ſchaut und wählt, und wählt und ſchaut,
Ach, unentſchloſſen durch des Berges Feſte.

Und wie er nach Geſchmeid und Demant faßt,
Legt achtlos er beiſeit' die Wunderblüte,
Und ſtürmt hinaus mit ſeiner eiteln Laſt,
Daß er daheim ſie in den Kiſten hüte.

Wol war er reich an manchem ſchönen Stück,
Doch trieb die Gier aufs neu ihn zu den Forſten;
Er wähnte treu ſich, ach, das falſche Glück,
Er glaubte noch den tiefen Berg geborſten.

Wol war's im Waldgebirg' die Mittagszeit,
Wol war's des hohen Tages Zauberſtunde,
Wol war's der Ort — tiefſtille Einſamkeit —
Doch nichts gab vom verborgnen Schatze Kunde.

Nur rief dieſelbe Stimme ſilbern klar:
„Du Thor! was ließeſt du die Blume liegen?
Sie blüht nur einmal alle hundert Jahr!
Durch ſie biſt du zum Schatz hinabgeſtiegen?“ —

So ſprach die Mutter, doch der Knabe ruft:
„Ich geh' ins Waldgebirg', ich ſuch' die Blume,
Ich finde ſie, aufgeht des Berges Kluft —
Doch wahr' ich ſie gleich einem Heiligthume!“

Die Mutter lächelt ob dem ſchönen Kind
Und ſchaut ihm innig in die mächt'gen Blicke,
Die voll von dichtungsreichem Feuer ſind. —
Sie wünſcht dem Knaben günſtige Geſchicke. —

Und als er Jüngling ward, da zog er friſch
Ins bunte Leben auf den ſchönſten Pfaden,
Er war an Leib und Seele zauberiſch,
So recht ein Kind des Glücks von Gottes Gnaden!

Und als er einſtens ſtieg in einen Forſt,
Fand unbewußt er eine Zauberſtelle;
Er nahm die Blume und der Berg zerborſt,
Sie öffnet immer ihm aufs neu die Schwelle.

Es war der Wald der deutſchen Poeſie,
Draus trug er Schatz um Schatz. — O Morgenröthe! —
Die Blume war des Dichters Phantaſie —
Es hieß der ſchöne Wandrer Wolfgang Goethe!

Der Wildſchütz.

„Jetzt haſt du zuletzt gejagt und gehetzt,
Die Forſte durchfährſt du nicht mehr im Sturm!
Ei, Peter von Orb, ſie bringen dich jetzt
Auf den Molkenberg in den feſten Thurm!“ —

Der ſchwarzbraune Burſche ſieht traurig drein,
Sein wildkühn Aug' ſucht am Boden herum,
Wo ihn die treuen Bracken umſchrei'n;
Er ſchweigt in den Ketten düſter und ſtumm.

Und als die roſtige Thüre knarrt,
Da koſt er die Hunde zum letzten mal,
Er tritt in den dumpfigen Thurm erſtarrt,
Der ſonſt ſtets ſchweifte durch Berg und Thal.

Sein Trunk iſt Waſſer, die Speiſe iſt Brot,
Ihm, der ſich vom Reh und Birkhuhn genährt;
Doch der Freiheit Verluſt, das iſt eine Noth,
Die härter als Durſt und Hunger zehrt!

Sein einziger Troſt in der Einſamkeit
Das ſind die Rüden, die Tag und Nacht
Umbellen die Thür, daß die alte Zeit
Des Waidwerks in ſeiner Seele erwacht.

Sie mahnen den Wildſchütz an den Wald,
Den grüngolddurchſchimmerten Eichendom,
Wo das einſame Lied der Droſſel ſchallt,
Wo die Bäche rauſchen hinab in den Strom.

Sie mahnen ihn an des Hirſches Schrei,
Den ſcheuen, balzenden Auerhahn,
Sie mahnen ihn an den ſtolzen Weih,
Der die Gipfel beſtreift auf hoher Bahn.

Doch endlich verklingt der Rüden Gebell,
Der harte Wächter ſtäubte ſie fort;
Da wird erſt troſtlos der Geſell
An ſeinem troſtlos unheimlichen Ort.

Ihm welkt im Geiſt der Bilder Luſt,
Die ihm die ſchleichenden Stunden gekürzt,
Ihm wird ſo öd' in Haupt und Bruſt,
Als wär' er ſchon in den Tod geſtürzt.

O, würd' er das ſtumpfe Leben los!
Er will es vernichten durch eigne Hand;
Und fehlt ihm die Waffe zu Stich und Stoß,
So rennt er den Schädel an die Wand!

Und wie er bebrütet den düſteren Plan,
Da hört er ein Scharren und Winſeln im Grund:
Er lauſchet und hält den Athem an —
Es öffnet die Erde den dunkeln Schlund.

Und ſeine Bracken ſpringen empor:
Sie bellen nicht, doch ſie wedeln in Luſt;
Dem Wildſchütz quellen die Thränen hervor,
Er drückt ſie koſend an ſeine Bruſt.

Und die Höhle, welche die Hunde gewühlt,
Erweitert er raſt- und ruhelos,
Bis er entflieht und frei ſich fühlt
Tief in des Speſſarts grünem Schos.

Dort führt er ſein Jägerleben fort
In des weiten Hochwalds dämmrigem Haus,
Felshöhlen ſind ſein Ruheort,
Wie der Fuchs, ſo ſchleicht er zur Jagd hinaus.

Der Menſchen Wohnungen meidet er gern,
Kein Häſcher thut fürder an ihm die Pflicht,
Und die treuen Hunde folgen dem Herrn,
Denn ein Waidmann läßt vom Waidwerk nicht!

Hans von Hoppach.

Graf Rieneck ſaß auf dem Wildenſtein,
Verbittert und verdroſſen,
Denn berghinauf und thalhinein
Hält ihn der Mainzer umſchloſſen.
Als die Feinde kamen, fiel das Laub,
Da flogen die Vögel nach Süden,
Und es rief der Graf: „Eu'r Zorn wird taub,
Der Winter wird euch ermüden!"

Jedoch ſie blieben trotz Schnee und Froſt,
Bis die Märzenveilchen blühten,
Und gaben Kanonen und Büchſen die Koſt,
Und tobten mit Sturm und Wüthen.
Und es brannte ihr Feuer, es dampfte ihr Topf,
So wurden ſie dreiſter und dreiſter,
Im Schloſſe war der arme Tropf,
Herr Schmalhans, Küchenmeiſter.

Mit Hans von Hoppach, ſeinem Knecht,
Stand nachts der Graf auf der Mauer,
Da raunt es unten: „Verſteh' mich recht,
Nicht lang mehr hat es Dauer:
Noch einen Bock, eine Kuh, ein Schwein,
Dann bringt ſie der Hunger zum Falle!" —
„O Gott", ſo ſeufzet der Burgherr drein,
„Ich ſeh' ſchon die offene Kralle!" —

„Verfluchtes Spionenvolk!“ ſo ruft
Der Hans, „wir wollen's ihm lehren!
Herr, tröſtet Euch, ich bin ein Schuft,
Wenn ſie nicht den Rücken uns kehren.
Nur müßt Ihr mir folgen: Statt Brot jetzt Kraut,
Statt Ochſen Mäuſe als Speiſe,
So begibt der Feind, wenn Ihr mir vertraut,
Sich in drei Wochen zur Reiſe!“ —

Und da ihn der Graf gewähren läßt,
Holt er das Schwein aus dem Stalle,
Und kniet ihm auf dem Halſe feſt,
Da quiekt es mit ſchrillem Schalle.
Die Mainzer lachen: „Nun geht es zu End',
Sie ſchlachten die letzte der Säue!“ —
Doch täglich läßt quieken der Sapperment
Von Hans das Schweinchen aufs neue.

Vom hohen Speicher holt er ſodann
Die Felle geſchlachteter Böcke,
Und zieht den Kamraden ſie Mann für Mann
Und ſich an die ſchäbigen Röcke;
Sie ſpringen und hüpfen zum graſigen Wall,
Sie meckern auf allen Vieren.
Da rufen voll Staunen die Mainzer all:
„Noch fehlt's ihnen nicht an Thieren!“ —

Zuletzt gibt er der letzten Kuh
Den letzten Weizen zu freſſen,
Und ſchickt ſie durchs Thor den Feinden zu,
Wie ein überflüſſiges Eſſen.
Er hängt ein Brieflein ihr ans Horn
Voll bitterm Spott und Hohne:
„Ihr müßt uns beſſer nehmen aufs Korn,
Wollt ihr das Schloß zum Lohne!“ —

Die Mainzer ſchlachten erſtaunt das Vieh
Und finden voll Weizen den Magen!
Sie rufen: „Den Rieneck fangen wir nie,
Was hilft das Fechten und Schlagen?
Wir ſcheitern an ihrem Heldenthum,
Wir ſcheitern an ihrem Spotte,
Hier bringt das Belagern wenig Ruhm,
Drum heimwärts mit der Rotte!“

Und morgens ziehn ſie mit Sack und Pack
Zum Rhein das Thal hinunter.
Das war nach des Rienecker Grafen Geſchmack,
Sein Volk iſt luſtig und munter.
„Ei, Hans von Hoppach“, ſprach er voll Dank,
„Du retteſt uns Kopf und Mütze.
Mehr gilt als alles, ich ſag' es frank,
Ein witzig Haupt voll Grütze!“

Der Prieſter von Marienberg.

Vor Marienberg, der Feſte,
Liegt der Slawen Kriegesmacht.
Schon in zwanzig Stürmen haben
Würzburgs Krieger ſie bewacht,
Und es fehlt dem kleinen Haufen
Nicht der Muth zu neuem Strauß,
Doch im Kampfe langer Monde
Ging ihm Trank und Nahrung aus.

Da verſammelt in der Kirche
Nachts der Führer ſeinen Staat,
Fraget jeden um die Meinung,
Fraget jeden um den Rath.

Doch mit langgeſenkten Blicken
Schweiget rings der Ritterkreis.
Sieh, da tritt in ihre Mitte
Würdig ernſt ein Prieſtergreis!

Und er ſpricht: „Nicht ſind's die Slawen,
Deren Macht ihr unterliegt,
Nein, es iſt die Qual des Hungers,
Der die zähſte Kraft beſiegt!
Solchem Feind mag niemand ſtehen!
Fliehet drum beim Sternenſchein!
Daß ich eure Feinde täuſche,
Bleib' ich in der Burg allein.

„Während ich die Glocken läute
Morgen, an dem Tag des Herrn,
Meſſe ſinge, Orgel ſpiele,
Zieht von dieſem Orte fern!
Dieſe That laßt, dem das Leben
Oed' und thatenlos entſchwand!
Euer Leben heiſcht die Heimat,
Euren Muth das Vaterland!“ —

Und die Ritter ſchweigen alle,
Ueberredet iſt die Schar,
Knieend im Gebet verlaſſen
Sie den Alten am Altar,
Kleiden ſich in blanke Panzer,
Rüſten Schwert und Speer und Schild,
Und auf unterird'ſchen Wegen
Ziehen frei ſie ins Geſild'.

Morgens bieten alle Glocken
Rings den Thälern frommen Gruß,
Mächtig brauſt die volle Orgel
Ihrer Lieder hehren Fluß,

Und des Alten Stimme tönet
Jugendvoll und jugendklar.
An den Mauern feiert betend
Selbſt der Slawen wilde Schar.

Schon erglüht fern der Abend,
Da gewahret erſt der Feind,
Daß zu wachen und zu wehren
Niemand auf der Burg erſcheint.
Und mit Stricken und mit Leitern
Klimmen ſie hinauf am Schloß,
Doch verlaſſen ſind die Hallen,
Fort die Ritter und der Troß.

Horch! da tönt das Läuten wieder,
Grüßend in das Abendroth,
Und ſie ſtürmen zu den Glocken,
Finden dort den Alten todt.
Mit dem letzten Ton entflogen
War ſein Geiſt zum ew'gen Licht. —
Schweigend ehren ſie den Todten,
Der ſo treu erlag der Pflicht.

Kaiſer Max und Albrecht Dürer.

Durch Nürnbergs hohe Giebelgaſſen geht
Ein heller Zug voll Pracht und Herrlichkeit,
Voran zieht Kaiſer Max in Majeſtät,
Die ſchlanken Ritter bilden ſein Geleit.

Und an beſcheidner Pforte klopft er an:
Das iſt das Haus, wo Albrecht Dürer wohnt,
Der hochberühmte, demuthsvolle Mann,
Der in dem Reich der Kunſt ein Kaiſer thront.

Sie treten in die heil'ge Werkſtatt ein,
Wo ſtiller Friede, fromme Andacht webt,
Rings ſtehen Bilder auf den Staffelein,
Darin der Geiſt des Meiſters ewig lebt.

Und vor der Tafel, dran er bildend ſchafft,
Da harrt, dem Leben und der Erd' entrückt,
Der Künſtler, den zu reicher Schöpferkraft
Ein hoch und wunderbar Geſicht entzückt.

Den ſtattlichen Beſuch bemerkt er nicht.
Der Kaiſer winkt: „Die Leiter haltet an,
Sie iſt zu ſchwach!“ Jedoch ein Ritter ſpricht:
„Kein Edler dienet dem gemeinen Mann!“

Und Max: „Von Gottes Gnaden iſt der Geiſt,
Ich ſchätze ſolchen Mann dem Fürſten gleich!
Ihr Thoren, wie vermeſſet ihr euch dreiſt:
Die Kunſt iſt höher als ein weltlich Reich!

„Aus Bauern kann ich ſtempeln edle Herrn,
Zum Künſtler präget nur der ew'ge Gott!“ —
Und vor der Schar mit Kette, Schwert und Stern
Faßt Max die Leiter. Bitter iſt ſein Spott.

Wie ſtand beſchämt die hochgeborne Schar,
Als Max am Holze hielt mit feſter Hand!
Da wurde Albrecht Dürer ſein gewahr,
Der eben noch in tiefen Träumen ſtand.

Er ſtieg hinab und bot dem Herrn den Gruß,
In Einfalt war er ſich des Glücks bewußt,
Doch drückte zu Umarmung und zu Kuß
Der große Kaiſer ihn an ſeine Bruſt.

Und er verlieh ihm vor dem eiteln Kreis
Ein Wappenſchild zum Zeichen hoher Gunſt.
Der Aerger macht die Junker kreideweiß. —
So ehrte Kaiſer Max vor Zeit die Kunſt.

Die weiße Frau.

Es ſaß auf der Plaſſenburg im Saal
Die Gräfin von Orlamünde.
Die junge Witwe beweint den Gemahl,
Doch tröſtlich umſpielt ſie ein Kinderpaar,
So lieblich von Antlitz, ſo licht von Haar,
Sie haben des Vaters Augen.

Da wird gemeldet ein fremder Gaſt
Der Gräfin von Orlamünde,
Jetzt heißt es, das weiche Gemüth gefaßt!
Das war von Hohenzollern der Graf,
Der ſie bei den holden Kindern traf
Mit roth verweinten Augen.

Und herrlich erſcheint die hohe Geſtalt
Der Gräfin von Orlamünde.
Wie übt ſein hoher Wuchs Gewalt!
Wie klingt ſeine Stimme kräftig und mild!
Wie ſteht das ſchöne Jugendbild
So herrlich ihr vor Augen.

Wie trifft er ſieghaft ihr ins Herz,
Der Gräfin von Orlamünde.
Nun fühlt ſie die Luſt, nun fühlt ſie den Schmerz,
Es klingen Seufzer aus ihrem Mund.
Sie ſchaut ihn an aus der Seele Grund
Mit liebeglühenden Augen.

Und die Tage entfliehen, da ſpricht er ſcheu
Zur Gräfin von Orlamünde:
„Wol möcht' ich Euch bieten Lieb' und Treu',
Wol führt' ich Euch heim als ſüßes Weib,
Wir wären ein Geiſt, wir wären ein Leib,
Verwehrten es nicht vier Augen!"

Was hat der Spruch für Unheil gebracht
Der Gräfin von Orlamünde!
Sie ſann und wachte die ganze Nacht:
„Vier Augen, vier Augen hat er gemeint!"
Und ihr in die wirren Gedanken ſcheint
Der Glanz der Kinderaugen.

Und es holt die Nadel vom Schleier herbei
Die Gräfin von Orlamünde:
„Der Witwenſchleier walle frei!"
Und ſie lockt die Kinder zum dunkeln Ort
Und ſtößt die Nadel ins Hirn zum Mord.
Da brechen vier ſüße Augen!

Bleich ſtürzet der Hohenzoller heran
Zur Gräfin von Orlamünde:
„Hilf Himmel, hilf Himmel, was habt Ihr gethan?
Denn als ich von vier Augen ſprach,
Da meinte ich am ſchlimmen Tag
Der alten Aeltern Augen!"

Er floh entſetzt auf flüchtigem Roß
Die Gräfin von Orlamünde.
Sie aber ſchritt wahnſinnig durchs Schloß,
Sie ſtieß die Nadel ſich ins Herz.
Da brachen ihr im letzten Schmerz
Die ſtarren, ſtieren Augen.

Nun geht ſie um als weiße Frau,
Die Gräfin von Orlamünde,
Und immer iſt ſie grauſige Schau,
Denn drohet dem Hauſe Sterben und Tod,
Da ſchleicht ſie heran und ſchreckt und droht
Mit ihren todten Augen.

Herzog Otto's Liebe.

Ei, Herzog Otto, ſprich, wohin?
Was ziehſt du träumend durch den Wald?
Kommt dir der Krieg nicht in den Sinn,
Der durch dein Baierland erſchallt?

Er denkt nicht an den heißen Streit,
Ihm thut ſo wohl das Waldesgrün,
Als wollt' vergeſſne Jugendzeit
Noch einmal fröhlich um ihn blühn.

Das Laubwerk rauſcht ihm Märchen vor,
Die Blumen duften ſüß ihn an,
Aus Baum und Buſch der Vögel Chor,
Sie grüßen all den ſchönen Mann.

Der Abend kommt, er merkt es kaum,
Der Traum entweicht, da iſt es Nacht,
Er iſt verirrt im Waldesraum.
Ei, woran hat er denn gedacht?

Da blinkt ein Licht, ein Mühlwerk geht;
Er folgt dem Rauſchen, folgt dem Schein,
Er klopft ans Haus, das vor ihm ſteht,
Die ſchöne Müllerin läßt ihn ein.

Es ſtaunen beide ohne Laut,
Kaum bieten ſchüchtern ſie den Gruß.
Wie bald wird Schönheit doch vertraut!
Sie koſen wechſelnd Kuß um Kuß.

Er kehrt erſt, als der Morgen lacht.
Ei, Herzog Otto, ſprich, wohin?
Er zieht durch grüne Waldesnacht
Mit träumend ahnungsvollem Sinn.

Zu Wolfsſtein auf dem Jägerſchloß
Hat er fortan nicht Raſt noch Ruh',
Er geht, des Ritterſchmuckes bloß,
Bei Tag und Nacht der Mühle zu.

Und Ulmen pflanzt er, dichtbelaubt,
Auf ſeinem Weg zum Mühlengrund,
Die rauſchen leiſ' ob ſeinem Haupt,
Lockt ihn hinab der ſchönſte Mund.

Ei, Herzog Otto, ſchöner Held,
Weil deine Liebe allzu ſtark,
Verlor dein Heer auf blut'gem Feld
Die ſchöne Brandenburger Mark!

Doch, ach, was ſoll ihm Reich und Kron'?
Er gäbe alles hin ſogleich;
Denn er beherrſcht vom ſchönſten Thron
Der Liebe helles Wunderreich.

Ob Schloß und Mühle längſt zerfiel,
Die Ulmen deuten noch die Zeit,
Und flüſtern oft des Abends viel
Von ſüßer Liebe Heimlichkeit.

Heinrich Frauenlob.

Das iſt das Grabgeläut' vom mainzer Dom!
Entlang die Gaſſen wogt ein Menſchenſtrom,
Auf jedem Antlitz liegt der Trauer Nacht:
Denn, ach, es hat den Lebenslauf vollbracht
Der Meiſter Heinrich Frauenlob!

Er war der ſüße Sänger holder Frau'n,
Drum rühmten hoch ihn Deutſchlands weite Gau'n,
Drum war er Schmuck und Zier dem ſchönen Rhein,
Es war der goldnen Stadt ein Edelſtein
Der Meiſter Heinrich Frauenlob.

Drum trauert Jung und Alt, und Reich und Arm,
Zum Leichenhauſe zieht der Menſchenſchwarm,
Ein prächtig Schaugepränge iſt bereit:
Es gilt der Bürger ſtattliches Geleit
Dem Meiſter Heinrich Frauenlob!

Ernſt tönet der Gebete dumpfer Klang,
Die Weihrauchwolken ziehn die Luft entlang,
Marſchälle tragen um die Stäbe Flor,
Hoch wallen ihm die Kirchenfahnen vor,
Dem Meiſter Heinrich Frauenlob.

Und näher kommt's, was Rauch und Fahne barg:
Kein ſtolzer Wagen trägt den dunkeln Sarg,
Nicht Männerſchultern bringen ihn zur Gruft,
Ein ſeltſam Bild blitzt durch den Weihrauchduft
Vor Meiſter Heinrich Frauenlob.

Sieh, Frauen ſind's im hellen Feierkleid!
Sie tragen ihn, der auslitt Luſt und Leid!
Sie haben hell und reich die Truh' umkränzt,
Daß ſie von Immergrün und Roſen glänzt
Dem Meiſter Heinrich Frauenlob.

Er ſchwebt dahin auf weißer Lilienhand,
Der ſel'ge Sänger, in das Friedensland!
Die er ſo innig hold beſungen hat,
Sie tragen ſinnig ihn zur Grabesſtatt,
Den Meiſter Heinrich Frauenlob.

Sie tragen ihn durch Platz und Gaſſen leicht —
O, wie ihr Lied ſo hell das Herz erreicht!
Es tönet ſüß wie Nachtigallenſang! —
So ſenken ſie ihn ein im Kreuzesgang,
Den Meiſter Heinrich Frauenlob.

Und wo er ruht, da träufen ſie hinein
Den edeln Wein vom wunderbaren Rhein;
Wer Lieder ſingt, liebt auch das flüſſ'ge Gold,
Das durch der grünen Reben Adern rollt,
Wie Meiſter Heinrich Frauenlob.

O, ſchöner ward begraben nie ein Mann,
Das war, weil Frauenlob ſein Geiſt erſann!
Noch heut' umſtrömt die Stätte ſüßer Duft,
Denn ewig heilig iſt des Sängers Gruft!
Heil Meiſter Heinrich Frauenlob!

Sie iſt noch heut' für uns ein Wallfahrtsort!
Wir preiſen glücklich ihn in Lied und Wort;
Denn wer den Frauen ſeinen Sang geweiht,
Der lebet hoch gerühmt in alle Zeit,
Wie Meiſter Heinrich Frauenlob!

Er war der ſüße Sänger holder Frau'n,
Drum preiſen laut ihn Deutſchlands weite Gau'n,
Drum war er Schmuck und Zier dem ſchönen Rhein,
Es iſt der goldnen Stadt ein Edelſtein
Der Meiſter Heinrich Frauenlob!

Agnes von Rambach.

Er ſprach zu ihr: Komm mit hinaus,
Wir ſtreifen durch Wald und Wieſe frei,
Wir pflücken wilde Blumen zum Strauß,
Es rauſcht ſo ſchnell dahin der Mai!

Sie lachte und nickte mit leichtem Scherz:
An meiner Thüre zieh vorbei!
Hoch iſt mein Muth und ſtolz mein Herz:
Es rauſcht ſo ſchnell dahin der Mai!

Sie ſchritt allein durch Feld und Hag
Und pflückte ſich Blumen allerlei,
Der ſchwarze Burſche zog ihr nach:
Es rauſcht ſo ſchnell dahin der Mai!

Er fand ſie wieder am Waldesſaum,
Schrill pfiff in hoher Luft der Weih,
Er nahm ihr den Kranz unterm Fliederbaum,
Es rauſcht ſo ſchnell dahin der Mai!

Dahin der Mai, der Burſche fort,
Es ſchweigt der muntre Vogelſchrei.
Das Mägdlein ruht im Friedhof dort:
Es rauſcht ſo ſchnell dahin der Mai!

Die ſeltſame Belagerung.

Graf Trinkaus ſaß am fröhlichen Rhein,
Ihm wuchſen die herrlichſten Reben,
Im Dorf ſeine Keller lagen voll Wein,
Und beſſern konnt' es nicht geben.

Doch fehlte das Reh und der Salm bei Tiſch,
Er hat nicht zu angeln und pirſchen,
Drum holt er beim Nachbarn ſich den Fiſch,
Und er holt beim Nachbarn den Hirſchen.

Hallo! er lachte laut beim Mahl,
Bei ſtibitzten Faſanen und Hechten!
So trank er des Weines manchen Pokal,
Er war vom eigenen, echten!
Auch wußt' er manches Wilddiebſtück
Vom Fluß und aus den Holzen!
Oft war entronnen er mit Glück
Der Gegner Speeren und Bolzen.

Doch als er einſt an der Tafel ſaß,
Da kamen die Nachbarn verſammelt.
Der Schlachtruf klang! Das war kein Spaß!
Gottlob, das Thor iſt verrammelt.
Den Helm und den Panzer nahm der Kumpan,
Er rüſtete ſeine Geſellen:
„Jetzt geht eine harte Belagerung an,
Jetzt heißt es das Haus beſtellen!“ —

Und auf dem Plane vor dem Schloß,
An der aufgezogenen Brücke,
Da halten die Feinde mit Mann und Roß
Und manchem Waffenſtücke.
Sie bauen ſich Zelte, ſie häufen den Wall:
Hei, werden die ſtreiten und ringen!
Doch hört der Graf nur Liederſchall
Und luſtiges Becherklingen.

Und Tag um Tag und Nacht um Nacht
Erwartet er Stürmen und Brechen,
Doch ruhig bleibt die feindliche Macht
Am Singen und Jauchzen und Zechen,

Und wenn ſie rüſtig ein Faß geleert,
So ſtellen ſie's an den Graben.
„Beim Teufel", denkt der Ritter werth,
„Was die Kerle für Kehlen haben!" —

Und täglich wuchs der Fäſſer Schar
Durch Wochen und Monde mächtig,
Indeß nicht an Schlacht zu denken war,
Am Tage nicht und nicht nächtig.
Die Tonnenburg gedieh allein
Zu ſtattlichen Mauern und Thürmen,
Schier meint der Graf: „Wie ſchlau und fein!
Von den Kübeln wollen ſie ſtürmen!" —

Bald iſt ein Jahr dahingerollt,
Die Burg liegt öd' und trocken,
Verzehrt iſt der Keller flüſſiges Gold,
Der Speicher und Küchen Brocken.
Der Ritter ward mit dem reiſigen Heer
Von Tag zu Tage magrer,
Doch klingt noch immer das Jubeln her
Und das Trinken der Belagrer.

An die Uebergabe denket er ſchon —
Da naht ein Herold der Brücke
Und ruft voll Hohn: „Das iſt der Lohn
Für Eure Wilddiebſtücke:
Für geſtohlenen Fiſch, für geraubtes Wild,
Da tranken wir Eure Weine!
Bei Gott, ſo edel, feurig und mild,
Es gibt keine beſſern am Rheine!

„Doch ausgetrunken ſind anjetzt
All Eurer Dörfer Fäſſer,
Daß Ihr nicht mehr jagt und nicht mehr hetzt
In fremdem Forſt und Gewäſſer!

Wir ſind nun wett, Ihr könnt heraus!
Doch, jucken Euch noch die Glieder:
Wir kennen jetzt alle Euer Haus,
Und Wein wächſt immer wieder!“ —

Und laut, mit Horn- und Trommelklang,
So zogen die Feinde von dannen.
Herr Trinkaus biß ſich die Lippen lang',
Und es fluchten ſeine Mannen.
Ihn lüſtet nicht mehr nach Wild und Fiſch,
Er blieb bei Huhn und Schinken,
Und war zufrieden, über Tiſch
Den eignen Wein zu trinken.

Neck.

Die Luft iſt mein Reich, der tanzende Mondſchein mein Leben,
Die Nacht meine Zeit! O ſelig, im Dämmer zu weben!
Ich ſchwebe durch Lager und Höfe, durch Schlöſſer und Hütten,
Vor Fürſten und Bettlern den neckiſchen Scherz zu verſchütten.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Und ſeh' ich auf üppigem Pfühle den Mächtigen liegen,
Ich zeig' ihm den düſteren Traum von verlorenen Siegen,
Ich zeig' ihm zerbrochene Scepter, zertrümmerte Throne:
Verwirrende Schemen die reich' ich der Herrſchgier zum Lohne.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Ich laſſe dem ſtöhnenden Geizhals im Schlummer nicht Ruhe,
Vorführ' ich ihm Diebe, erbrechend die ſtrotzende Truhe,
Verwilderte Burſchen entleeren ihm Kiſten und Kaſten —
Aufſchreckt er und ſtöhnt. — So ſoll mir die Habſucht nicht raſten.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Und ruht wo ein Armer, der treulich ſein Tagwerk durchrungen,
Dann wird in erquicklichen Schlummer der Müde geſungen.
Ihm mal' ich die Zukunft in fröhlichem, roſigem Lichte,
Ich gebe Paläſte und Gärten zu eigen dem darbenden Wichte.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Ich ſchaue dem Mädchen ins Fenſter durchs Rebengewinde,
Ausbleibt der Geliebte, es ſchläfert dem harrenden Kinde,
Sie legt ſich ins Kiſſen, da ſeufze ich leiſ' an der Klauſe,
Sie ſpringet die Treppe hinab — doch ich fliehe vom Hauſe.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Und wachet ein Dichter, erſinnend die tiefſten Geſänge,
Und träumt er erſchöpft, doch umwebt noch vom Bildergedränge,
Da ſtrömt es wie Feuer ihm noch durch die blühenden Glieder,
Ich lege ins Herz ihm die Keime zukünftiger Lieder.

Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Der Mönch vor Heinrich's IV. Leiche.

Der Herbſt zog finſter um die Höhn,
Der Sturm flog durch die Wolken hin,
Vom Fluſſe brauſte laut Geſtöhn,
Verödet lag ein Eiland drin.
Da ſtand ein Sarg auf dunkler Bahr,
Ein Mann davor im Mönchsgewand,
Mit dunkelm Blick, mit grauem Haar,
Zur Leiche ſchauend unverwandt:

„So grüß' ich, Kaiſer Heinrich, dich!
Von Paläſtina trieb mich's her;
Als deine Kunde zu mir ſchlich,
Fand ich nicht Ruh' in Land und Meer.
Du armer, unglücksvoller Mann,
Den jeder floh in Furcht und Scheu,
In Reiches Acht, in Papſtes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!

„Dein Herz war edel, mild und gut,
Es wuchs zu kühner Thatenluſt —
Da riſſen dich mit böſem Muth
Zwei Prieſter von der Mutterbruſt;
Die Seele haben ſie verheert,
Von keuſcher Mutterlieb' gepflegt:
Den Leichtſinn hat dir Adalbert,
Die Starrheit Anno dreingelegt.

„Als Jüngling wareſt du umſpürt
Von Wölfen rings im Lammgewand,
Die dich berauſcht, verhetzt, verführt —
Sie hielten dich in feſtem Band.
Sie machten dir das Weib verhaßt,
Das treu dir bis zum Tode blieb;
Sie haben ſchnöd' mit dir gepraßt,
Bis dich ihr Trug nach Sachſen trieb.

„Dort warſt du hart und raſch und wild,
Doch warſt du auch der Falſchheit Spiel;
Dein Herz blieb ſtets verſöhnbar mild,
Bis die geliebte Harzburg fiel.
Es brach der Feind die Gräber auf
In dem verbrannten Lieblingsſchloß,
Da ſchlugeſt du im Siegeslauf
Voll Heldenzorn ihm Mann und Roß.

„Dann rief Gregor, der kühn die Macht
Des Himmels und der Erd' gewann;
Dich, der ſchon in des Reiches Acht,
Traf ſtolz der Große mit dem Bann.
Zwar ſetzteſt du ihn ab in Wuth,
Doch botſt du wieder gern die Hand;
Allein mit Bertha, ſonder Hut,
Zogſt du zur Sühn' in Feindesland.

„Wol traf dich da der Winter kalt
Auf Alpenhöhen, ſtarr beeiſt,
Doch kälter jenes Manns Gewalt,
Der nie gewankt im ſtolzen Geiſt.
Du mußteſt vor Canoſſa's Schloß
Drei Tag' und Nächte büßend ſtehn
In Schnee und Froſt, verhöhnt vom Troß!
Er ließ dich kaum geſühnet gehn.

„Es ſtarb Gregor, doch hat ſein Zorn
Entflammt der ſpätern Päpſte Herz:
Sie öffneten des Aufruhrs Born,
Die Fürſten hoben ſchnöd' ihr Erz.
Du ſtandſt in alter Kaiſerpracht
Und triebſt die Gegenkönige fort:
Es ſank dir Rudolf's Pfaffenmacht
Und Hermann hier und Eckbert dort.

„Doch weh, die Söhne übten dann
Am eignen Vater Hochverrath!
Konrad hub frech in Welſchland an,
Und ſtarb an früh mislungner That.
Dein Heinrich ſelbſt, dein liebſter Sohn,
Er ſteckte Aufruhrfahnen auf;
Du biſt, verrathner Greis, entflohn,
Durch Berg und Wald ging irr dein Lauf!

„Da fraßeſt du den Vaterſchmerz,
Allein, geächtet und gebannt,
Bis dich der Sohn, das Eiſenherz,
Zu Ingelheim in Feſſeln wand.
Er riß dir Kron' und Purpur ab,
Du flohſt und ſtarbſt im fremden Land;
Sie gönnten dir kein ehrlich Grab,
Sie ſetzten dich auf dieſen Strand.

„So grüß' ich, Kaiſer Heinrich, dich!
Von Paläſtina trieb mich's her;
Als deine Kunde zu mir ſchlich,
Fand ich nicht Ruh' in Land und Meer.
Du armer, unglücksvoller Mann,
Den jeder floh in Furcht und Scheu,
In Reiches Acht, in Papſtes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!“ —

Er ſprach's und hob den Leichenſang:
Die Pſalmen klangen Tag und Nacht;
Er ſang fünf lange Jahre lang —
Da ward gelöſet Bann und Acht.
Die Leiche fand zu Speier im Dom
Ein prächtig Kaiſergrab ſofort.
Oed' blieb das Eiland in dem Strom. —
Der Mönch zog ungenannt von dort.

Pater Crescentius.

1.

Der Pfaffe an Sanct-Rochus Kapelle,
Das war ein wunderlicher Geſelle.
Es hieß Crescentius der Pater,
Er war im Gau der beſte Confrater.
Im Glauben ſtand er feſt wie Eiſen,
Sanct-Peter kann ſich nicht feſter erweiſen,
Doch liebt' er nach Vesper und nach Meſſen
Trinkbaren Wein und gutes Eſſen;
Er liebte, war das Brevier geleſen,
Späße und Lieder und heitres Weſen.
So war er im Rheingau wohlgelitten
Ob ſeinen tugendreichen Sitten.
Man ſah ihn oft auf Strom und Pfaden,
Denn allwärts war er als Gaſt geladen.
Heut' ſaß er beim Bürgermeiſter zu Bingen.
Da ging es zu mit luſtigen Dingen:
Da ſtrotzten recht von Speiſen die Tiſche,
Da gab es Braten, Wein und Fiſche,
Da gab es ſchmackhaft ſaftig Geflügel,
Da gab's vom ſcharlachberger Hügel
Den düftevollſten, herrlichſten Wein.
Crescentius mundete alles gar fein.

Er aß, als äß' er für ihrer drei,
Und war von der beſten Laune dabei.
Doch endlich ward es ihm zu viel,
Er merkte, es war ſein Magen am Ziel,
Und ſprach zu den fröhlichen Tiſchgenoſſen:
„Jetzt bin ich fertig, jetzt hab' ich geſchloſſen!“
Doch ſieh, da bot ſich am Tafelſchluß
Unvorgeſehen ein feiner Genuß:
Da kam noch indiſches Confect
Und griechiſcher und ſpaniſcher Sect.
Der Pater vergaß, was er geſagt,
Und aß und trank wieder unverzagt;
Er griff in die ſüßen Schüſſeln hinein,
Und ſchlürfte den Xeres- und Cyperwein.
Da riefen rings die Tiſchgenoſſen:
„Herr Pater, wir meinten, Ihr hättet geſchloſſen!“
Er aber erwidert drauf in Ruh':
„Ihr habt ganz recht, das Haus iſt zu,
Doch gehn ſolche Kleinigkeiten noch
Ganz fügſam durch das Schlüſſelloch!“ —
Da lachten die Gäſte rings im Kreiſe.
Das war ſo des Rochus-Pfaffen Weiſe!

2.

Es fuhr hinüber der bärtige Ferge
Den Pater zum Johannisberge.
Die Mönche liebten ſeine Schwänke
Und reichten ſonſt ihm gut Getränke.
Doch heute, als wär' er ein blinder Ketzer,
Gab's eine Flaſche ſauern Krätzer.
Die Kutten ſahen ſich kichernd an;
Doch als Crescenz einen Schluck gethan,
Da kam ihm das Waſſer in die Augen,
Er kniff die Lippen, der Wein thät nicht taugen.

Dann aber ſprach er friſch und heiter:
„Bonus vinus!“ und trank nicht weiter. —
Da heiſchte der Abt eine beſſre Sort'.
Der Kellermeiſter lief hurtig fort
Und brachte wirklich ein ander Kraut,
In wärmerm Sonnenſchein ausgebraut.
Der Pater ſchlürfte mit tieferm Zug,
Doch war der Wein nicht heiß genug
Für guten, echten Johannisberger —
War höchſtens Ordinariusberger.
Von ſeinen Lippen ſetzt er das Glas:
„Vinum bonus“, ſprach er, „iſt das.“ —
Da rief der Abt: „Nun bringt vom beſten,
Der Pater gehört zu den liebſten Gäſten!“
Goldſiegel holte der Kellermeiſter;
Er löſte den Pfropfen — da flogen die Geiſter
Selig entfeſſelt durch die Luft,
Es ward der Saal erfüllt vom Duft.
Was unter den Kirchen der kölner Dom,
Iſt unter den Weinblumen dies Arom.
Crescenz, der heitre, trank und trank
Mit ſelig verklärten Augen lang,
Er ſchnalzte mit der Zunge köſtlich,
Ohnmaßen war der Trank ihm tröſtlich.
Und als er geleert den tiefen Becher,
„Vinum bonum!“ rief da der Zecher.
Er rief es mit Begeiſtrung aus.
Da ſcholl ein Lachen durch das Haus.
Die Mönche drangen auf ihn ein:
„Was war das für ein ſeltſam Latein?“
Er aber meinte: „Ei, ei, ihr Ketzer!
Was botet ihr meinem Mund auch Krätzer?
Was gebt ihr mir Ordinariusberger?
Mir ziemet echter Johannisberger!

Meine Naſe iſt gut, meine Zunge fein,
Drum wie der Wein, ſo iſt das Latein!“ —
Da ſchütteln die Kutten ſich in der Runde,
Sie ſcherzten noch oft der luſtigen Stunde.
War Pater Crescenz von ihren Gäſten,
Sie ſchenkten ihm fürder ſtets vom beſten.

3.

Bei dem Dechant von Asmannshauſen
Gab es ein luſtig Kirchweihſchmauſen.
Schwarzröcke kamen auf allen Pfaden,
Sie ſind zum Feſte eingeladen.
Der Rochus-Pfaff ſitzt in der Schar,
Iſt dunkel ſein Kleid — ſein Herz iſt klar.
Vor allen ſteht vom beſten Rothen —
Dem Pater allein iſt ſchlechter geboten.
Er aber merkt ſogleich den Spaß,
Und hebt nur dann und wann das Glas;
Doch hat er laut mit Rühmen und Loben
Den Wein bis in die Sterne erhoben.
Soll man den blühenden Worten glauben,
So trinkt er den Saft der edelſten Trauben,
So iſt der Moſt voll ausgegoren,
So hat ihn das heißeſte Jahr geboren! —
Der Dechant ſchmunzelt mit klugen Mienen
Und läßt ihn dann mit dem beſten bedienen;
Doch Crescenz thut, als ob er nichts merke,
Er ſpricht nicht mehr von der Blume und Stärke,
Doch leert dafür er mächtig den Becher —
Viel Flaſchen trinkt der fleißige Zecher;
Er trinkt ſie ſtill und ſchweigſam hinein. —
Da fragt der Dechant: „Was ſoll das ſein?
Als ich dir ſchenkte vom geringen,
Da hört' ich dich lobende Hymnen ſingen;

Jetzt, wo ich vom beſten dir gegeben,
Hältſt du gänzlich das Maul mir eben?“ —
Da ſprach Crescenz: „Was ſoll ich ihn loben,
Der lobt ſich ſelbſt!“ — Ein lautes Toben
Und Lachen brach am Tiſche aus
Und ſchallte jubelnd durchs Pfarrerhaus.
Einſtimmig war der Schwarzröcke Sentenz:
„Crescenz verſteht ſich auf gute Crescenz!“

Brömſer von Rüdesheim.

Es lockt ſo ſüß zur Minne
Im goldnen Abendſtrahl,
Sie ſitzen auf der Zinne,
Hoch über Strom und Thal:
Wol weiß er hold Gekoſe,
Der junge Graf vom Rhein,
Vor ihm blüht wie die Roſe
Des Brömſers Töchterlein.

Er fraget heut' aufs neue —
So frug er ſchon ein Jahr —:
„Wann wechſeln wir in Treue
Die Ringe am Altar?
O, nimm den Hochzeitsſchleier,
O, nimm den Myrtenkranz!
Laß rüſten mich zur Feier
Geſang und Fackeltanz!“ —

Sie wiegt in blonden Locken
Das ſchöne Haupt ſo mild,
Sie lächelt ſüß erſchrocken,
Ihr junger Buſen ſchwillt,

Doch gilt's die Sehnſucht ſtillen,
Die er und ſie empfand:
Nur mit des Vaters Willen
Darf knüpfen ſie das Band.

Es iſt hinausgefahren
Herr Brömſer in die Fern',
Er theilt Noth und Gefahren
Am heil'gen Grab des Herrn.
Wie harren ſie der Stunde
Daß er zur Heimat kommt,
Damit dem jungen Bunde
Des Prieſters Segen frommt.

Sieh, auf dem Rhein welch Leben,
Welch Leben thalentlang!
Voll Sang die Schiffe ſchweben,
Kriegshaufen voller Sang!
Des Kreuzzugs Streiter kehren
Zurück vom heil'gen Krieg,
Geziert mit Ruhm und Ehren
Nach manchem Kampf und Sieg.

Oft ſteu'rt ein Kahn zum Strande:
Mit Rittern, Troß und Roß,
Sie ziehen durch die Lande
Zum heimatlichen Schloß!
Weit ſtehn die Thore offen
Der Brömſerburg am Rhein,
Denn Braut und Bräutigam hoffen —
Da tritt ein Bote ein.

„Der Vater hat gebettet
Viel Feinde in den Sand;
Gefangen und gekettet,
Liegt er im Mohrenland.

Du aber, Tochter, ſpende
Zur Löſung reiches Gold!
Zum güt'gen Himmel ſende
Gebete, fromm und hold!" —

Sie ſchreit in lauten Schmerzen:
„Vater, die Noth iſt groß!"
Sie reißt ſich von dem Herzen
Des jungen Grafen los.
Nur mit des Vaters Willen
Darf knüpfen ſie das Band,
Er muß die Sehnſucht ſtillen,
Er zieht hinaus ins Land.

Ein Jahr hat ſie geweinet,
Gebetet auch ein Jahr.
Steh auf, Maid, es erſcheinet
Die Rettung wunderbar!
Herr Brömſer kehret wieder,
Froh wogt's im Thal empor,
Die Knappen ſingen Lieder,
Schon zieht er durch das Thor!

Sie ſtürzt ihm raſch entgegen,
Es leuchtet Stirn und Blick:
O Sonnenſchein nach Regen!
Heut' ſühnt ſich das Geſchick!
Denn an des Vaters Seiten
Sieht ſie den Bräutigam:
O Himmelsſeligkeiten
O Wonne, Luſt und Scham!

Noch höher glühn die Wangen,
Hell tönt die Kunde her:
Ihr Freier iſt gegangen
Durch Berge, Wüſt' und Meer.

Er fuhr zum Morgenlande
In Schrecken, Noth, Gefahr;
Es löſte Brömſer's Bande,
Der ihr Geliebter war

Und jetzt ſpricht er die Worte,
Zum Greis: „Leiht mir ein Ohr:
Ich fand des Kerkers Pforte,
Ich öffnete das Thor.
Doch nun, Herr Brömſer, gebe
Die Tochter mir als Sohn,
Für die ich leib' und lebe,
Ich hab' verdient den Lohn!“

Was wird ſo bleich der Alte?
Ihm beben Hand und Fuß!
Die ſtarre Lippe lallte: —
„O ſchlimmer Heimatgruß!
Du, der mich los geworben,
Du liebeſt meine Maid?
O, wär' ich doch geſtorben
In Männerkampf und Streit!

„Tief in des Kerkers Enge
Fleht' ich den Himmel an,
Und ein Gelübd' voll Strenge
Hab' ich in Angſt gethan.
Wird je die Haft gebrochen,
Sprach ich mit frommem Sinn,
Dann iſt mein Kind verſprochen
Dir, Gott, als Dienerin.

„Ich fühl', was ich gelobet,
Uns allen iſt's zum Schmerz,
In heißen Qualen tobet
Das arme Vaterherz.

Doch ewig iſt vernichtet,
Wer ſein Gelübde bricht.
Der Himmel hat gerichtet —
Es iſt ein ſchwer Gericht!“ —

Es rauſcht herauf vom Rheine
Die Maid, wie lebenlos,
Steht ſtarr gleich einen Steine:
Ihr Unglück iſt zu groß.
Ach, jetzt ſoll ſie ihn miſſen,
Den Helden, lieb und gut?
Sie hat ſich losgeriſſen,
Sie ſtürzt ſich in die Flut.

Die wilden Wogen ziehen
Sie rauſchend kühl hinein.
O grauſe Melodieen!
Den Tod gibt ihr der Rhein.
Bräut'gam und Vater klagen
Und ſuchen längs dem Strand,
Am andern Morgen tragen
Die Wellen ſie ans Land.

Der Freier beugt zur Leiche
Sich weinend ſtill hinab,
Er küßt die Kalte, Bleiche,
Und fährt zum heil'gen Grab.
Der Vater, ach! bereitet
Ihr traurig ernſt die Gruft,
Das Todtenamt begleitet
Chorſang und Weihrauchduft.

Und Brömſer ringt die Hände:
„Die Prüfung, Gott, iſt ſchwer!
Ich nahm das Schwert zur Lende
Für dich im Kreuzesheer,

Warum trug ich nicht heiter,
Was deine Hand mir bot?
Ich traf — ein ſchwacher Streiter —
Drei Herzen! — Komm, o Tod!“

Biſchof Hatto.

Es tobt vor des Palaſtes Thor:
Das ſind die mainzer Armen!
„Herr Biſchof, öffne mild dein Ohr!
Herr Biſchof, hab' Erbarmen!
Im Lande herrſcht die Hungersnoth.
O, gib uns Korn, o, gib uns Brot,
O, rett' uns bald vom ſichern Tod!
Erhör' uns, Biſchof Hatto!“ —

Der Biſchof lauſcht dem Rufe lang:
„Hei, was ſie ſich erfrechen!
Ein Aufruhr droht, es gilt mit Zwang,
Den Trotz des Volks zu brechen!
Sie fordern Brot — ich gebe Stein!“
Sein gelbes Antlitz lächelt fein,
So grimmig ſchau'n die Augen drein —
Wild zürnt der Biſchof Hatto!

Und hurtig rufet er hinaus
In die erregten Maſſen:
„Ich will euch im Getreidehaus
Die Früchte reichen laſſen;
Ich folg' euch ſelber. Wartet dort!“
Die Menge ziehet jauchzend fort,
Der Vogt verſchließt alsbald den Ort.
Da kommt der Biſchof Hatto.

Die Fackel trägt er in der Hand
Und ſchleudert ſie zur Scheuer,
Dach und Gebälk ergreift der Brand,
Wild, gräßlich wogt das Feuer.
O Gott im Himmel ſteh uns bei! —
Welch' furchtbar grauſenhaft Geſchrei! —
„Hört ihr der Kornmaus Melodei?“
So höhnt der Biſchof Hatto.

Doch wie in Schutt zerfällt der Bau,
Welch Springen und welch Hüpfen!
Seht aus der Aſche dunklem Grau
Viel tauſend Mäuſe ſchlüpfen;
Die Scharen, ſie umſchweifen ihn,
Wie grauſig! ſie umpfeifen ihn,
Sie faſſen ihn, ſie greifen ihn,
Es grauſt dem Biſchof Hatto.

Sie folgen ihm durch Thür und Thor,
Ihn ſchützt nicht Thurm und Feſte,
Sie brechen überall hervor
Durch Kirchen und Paläſte.
Hier hilft Gebet nicht und Gewalt,
Allwärts da ſind ſie tauſendfalt,
Ihr Pfeifen macht ihn heiß und kalt,
Laut jammert Biſchof Hatto.

Und die Verzweiflung treibt ihn fort,
Barhaupt irrt er alleine;
Es ragt ein Thurm bei Bingen dort,
Mitten im tiefen Rheine:
„Dort ſucht mich nicht die Höllenbrut,
Sie ſchwimmen nimmer durch die Flut,
Dort iſt es ſicher, iſt es gut!“
So ſpricht der Biſchof Hatto.

Der Schiffer fährt ihn an den Thurm,
Er wähnt ſich ſicher drinnen,
Doch ſieh, die Mäuſe, welch ein Sturm! —
Er ſtürzt ſich von den Zinnen.
Laut zürnend brauſt um ihn der Rhein,
Der Tod ſchließt ſeines Wahnſinns Pein. —
O, haltet eu'r Gewiſſen rein,
Und denkt an Biſchof Hatto!

Der blinde Schütz.

Keck raget Sooneck oben,
Drin zecht ein Ritterkreis;
Sie trinken, ſingen, toben,
Sie prahlen wirr und heiß:
„Wer iſt beim Stechen, Schlagen
Und Reiten im Turnier,
Wer iſt als Schütz beim Jagen
Der beſte Ritter hier?“

Da lallt der Burgherr trunken:
„Ihr Herrn, ich ſeh' kein Heil
In eurem eiteln Prunken,
Ich weiß den beſten Pfeil!
Auf viele hundert Stunden
War er der Jäger Schreck.
Ich hab' ihn überwunden,
Den Schütz von Fürſteneck!

„Und bis er einſt verendet,
Rührt er nicht Schwert noch Spieß,
Er ſchmachtet mir, geblendet,
Im tiefſten Burgverließ.

Doch waget nur, ihr Stolzen,
Ich wette hoch und viel:
Der Blinde ſchießt den Bolzen
Ins aufgeſteckte Ziel!“

Da ſchallt ein wildes Schreien,
Ein Klatſchen Hand in Hand,
Bis zwiſchen zwei und zweien
Der Preis der Wette ſtand.
Dann gibt der Herr ein Zeichen —
Die Diener ſehen's kaum,
So holen ſie den Bleichen
Aus düſterm Kerkerraum.

Er tritt zum wüſten Kreiſe,
Ein wunderbares Bild,
In einfach edler Weiſe,
In Schönheit jung und mild;
Umſtarrt von Kettenringen,
Beraubt der Augen Schein,
Will ihn der Burgherr zwingen,
Doch ſpricht der Blinde: „Nein!“

Und jener droht mit Zwange,
Mit Folter und mit Tod. —
Sieh, auf des Kranken Wange
Erglüht ein leiſes Roth:
„Gott, laß es mich erreichen! —
Wohlan, ich wag' es ſchon!
Gebt für den Pfeil das Zeichen,
Wohin Ihr's ſteckt, den Ton.“

Und horch — zum Boden klinget
Ein Becher! — „Schieß jetzund!“.
Der Burgherr ſpricht's — da dringet
Ein Pfeil ihm in den Mund,

Durchbohrt das Hirn inmitten,
Ein Blutſtrom quillt hervor —
Sein Leben iſt zerſchnitten,
Er ſinkt dahin, der Thor.

Der Kreis der Ritter zittert,
Und angſtvoll ſtarrt ihr Blick,
Durch jedes Herz gewittert
Das plötzliche Geſchick.
Nur Röcheln klinget wider,
Der Blinde horchet zu,
Er ſenkt die Armbruſt nieder:
„Nun hat der Wüthrich Ruh'!“

Der Falke zu Stahleck.

Der Pfalzgraf Konrad rüſtet die Fahrt
Zu Stahleck auf dem Schloſſe,
Schon hat ſein Kriegsvolk ſich geſchart,
Im Hofe wiehern die Roſſe.

Er ſpricht zum Weibe: „Der Kaiſer befahl,
Der Rothbart von Hohenſtaufen,
Mein Bruder heiſcht mich nach Mainz auf den Saal,
Das deutet auf Ringen und Rauſen.

„Aufs neue entloht der unſelige Streit
Der Waiblingen und Welfen.
Wann endet Deutſchlands Noth und Leid?
O Gott, wann wirſt du uns helfen?

„Wann wollen nicht mehr den Kaiſern an Macht
Die kleinen Fürſten gleichen?
Das Vaterland in Fülle und Pracht
Ständ' hoch vor allen Reichen!

„Leb' wohl und hüte Tochter und Haus!
Halt' Ordnung im Geſinde,
Und laß mir die Falken nicht heraus!
Fort ſind ſie mit dem Winde!“ —

Er ritt hinaus mit düſterm Sinn
Nach Mainz zum Fürſtenrathe,
Mit ihrer Tochter die Pfalzgräfin
Schaut nach aus der Kemenate.

Die Gräfin und Agnes, ihr blondes Kind,
Sie ſitzen in ſtiller Kammer,
Die Tochter weint ſich die Augen blind,
Die Mutter klaget voll Jammer.

O Gott, und dauert denn ewiglich
Dies Schild- und Schwerterdröhnen?
Wird nie der trotzige Rothbart ſich
Mit dem trotzigen Löwen verſöhnen?

Ach, Heinrich des Löwen ſchöner Sohn
Ward einſt für Agnes erkoren,
Sie haben in frühen Jahren ſchon
Sich Lieb' und Treu' geſchworen!

Da kam von wüſten Fehden ein Strom,
Die Liebenden mußten ſich meiden:
Der deutſche Kaiſer iſt Agnes' Ohm,
Er will das Bündniß ſcheiden.

Drum ſitzen die Frauen in tiefem Gram
Die langen traurigen Tage,
Doch bringt der Braut den Bräutigam
Nicht Seufzer und nicht Klage.

Horch, tönt da nicht des Thurmwarts Horn?
Durchs Thor kommt einer geritten
Mit flatterndem Haar, mit blutigem Sporn,
Im Burghof klirrt es von Schritten!

Die Treppe erklettert er athemlos
Und ſtürzt zu den bebenden Frauen. —
Wie, Heinrich der Schöne? — Das Staunen iſt groß,
Als ſie den Welfen erſchauen.

Die Worte wollen ihm kaum aus dem Mund:
„Jetzt gilt es, alles zu wagen!
Und ſchließen wir heute nicht den Bund,
Dann iſt er auf ewig zerſchlagen!

„Der Rothbart will meine ſüße Braut
An Philipp von Frankreich geben!
Beſtellt den Prieſter, daß er uns traut!
Jetzt gilt es Tod oder Leben!"

Das war ein Schreck, das war eine Luſt!
So ſcheint in das Wetter die Sonne.
Der Prieſter kam, und Bruſt an Bruſt
Lag Mann und Weib in Wonne.

In Wonne koſten Weib und Mann
Drei holde, ſelige Tage.
Wie lieblich die Zeit im Maien verrann
Beim luſtigen Vögelſchlage!

Horch, tönt da nicht des Thurmwarts Horn?
Durchs Thor kommt's angefahren,
Der Pfalzgraf Konrad reitet vorn,
Ihm folgen die Kriegerſcharen.

Die Gräfin eilt zu dem Gatten werth
Und hilft ihm ſelbſt vom Roſſe,
Sie nimmt den Mantel und das Schwert,
Sie führt ihn nach dem Schloſſe.

Seltſam! Muth und Verlegenheit,
Die wechſeln in ihren Mienen.
Er ſpricht: „Nie ſah ich Euch ſo bereit,
Seltſam! mich zu bedienen!“

Er fragt: „Wie ſteht es mit Tochter und Haus?
Hielt Ordnung das Geſinde?
Fuhr mir wol gar ein Falke hinaus,
Fortflügelnd mit dem Winde?“ —

Da lacht ſie: „Ich fing einen Falken ein,
Der kam übers Feld geflogen.
Ich ſah keinen ſchönern noch am Rhein,
Auf hohem Aſt erzogen!

„Sein Haupt iſt braun, ſeine Kehle iſt blank,
Und ſcharf ſind Schnabel und Krallen,
Und ſeine Flügel ſind lang und ſchwank.
Kommt mit, er wird Euch gefallen!“

Und ſcherzend zog ſie den Grafen nach
Hinauf zum Ritterſaale:
Frau Agnes, die junge, ſaß beim Schach
Mit Heinrich, dem jungen Gemahle.

Sie hielten wonnig Hand in Hand
Und nippten Mund vom Munde.
Gleich wie vom Blitz getroffen ſtand
Der Pfalzgraf ob der Kunde.

Dann ruft er: „Wird das dem Kaiſer laut,
O, wie ſein Zorn dann lodert!
Er hat dich, Agnes, grade zur Braut
Für Philipp von Frankreich gefodert!“ —

„Ei, was geſchehn iſt, iſt geſchehn!“
So ſpricht die Gräfin dagegen.
„Ihr Männer werdet's noch verſtehn:
Dies Bündniß iſt zum Segen!

„Jetzt endlich höret auf der Krieg,
Das Reiten, Streiten und Rauſen!
In dieſer Ehe feiern den Sieg
Die Welfen und Hohenſtaufen!

„Jetzt werden des Kaiſers großer Macht
Die kleinen Mächte weichen,
Das Vaterland, in Fülle und Pracht,
Steht hoch ob allen Reichen!“ —

So nahm es der ſtrenge Rothbart auch:
Die Friedenslieder tönen,
Und Agnes hält nach altem Brauch
Hochzeit mit Heinrich dem Schönen.

Wickher.

Fern von des Rheines Heimatſtrand
Zog ins gelobte heilige Land
Mit Gottfried Bouillon, ſchlecht und recht,
Wickher, ein deutſcher Lanzenknecht.
Durch Paläſtinas Berg' und Thale
Ward's manchem heiß im Sonnenſtrahle.

Die Rüſtung, die der Recke trug,
Drückt' ihn und ſeinen Gaul genug —
Da dacht' er an ſein Heimatdach,
Das ſtand im alten Bacharach;
Da dacht' er an den grünen Rhein
Und ſeinen kühlen, goldnen Wein.
Und wie er ſann und wie er träumte,
Kam's, daß er hinter dem Zuge ſäumte.
Er ſprach: „Die Hitze brennt zu ſehr,
Zur Nachtzeit hol' ich ein das Heer!"
Und legt ſich in die hohe Heide,
Das Pferd erlabt ſich auf der Weide.
Doch will ihn kaum der Schlaf umhüllen,
Da ſtöret ihn ein furchtbar Brüllen,
Und ſieh, es ſtürzt ein mächtig Thier
Aufs Rößlein aus dem Waldrevier.
Der wackre Deutſche war nicht faul, —
Er liebte ſeinen treuen Gaul —
Stand gleich bereit mit Schild und Schwert,
Zu kämpfen für das gute Pferd.
Kaum merkt das Thier den kecken Mann,
Läßt es das Roß und fällt ihn an.
Da ſieht er wehn die langen Mähnen,
Dazwiſchen den weiten Rachen gähnen,
Die Augen blitzen wie Feuer hell,
Der Leib iſt ſtark, die Füße ſchnell;
Es ſpringt an den Schild mit der Krallentatze.
„Ei", ruft der Knecht, „verfluchte Katze!"
Und rüſtig ſpaltet er ſogleich
Des Thieres Haupt mit einem Streich.
Voll Schmerzen brüllt's zum letzten mal,
Und röchelnd ſtürzt es dann zuthal.
Der Deutſche ſieht's mit kaltem Blut,
Da ſcheint der Pelz ihm gar ſo gut:

Er trennt ihn ſauber mit dem Schwert
Und legt ihn hinten auf das Pferd.
Der Abend dunkelt indeß heran,
Und weiter zog der deutſche Mann.
So kam er in ein Dorf geritten.
Da liefen die Leute aus den Hütten
Und ſtaunten an die zottige Haut,
Riefen ihm zu und jubelten laut,
Sagten: nun wäre die Gegend frei,
Er hab' erlegt den großen Leu! —
Als er die Männer höret ſagen,
Daß er der Thiere König erſchlagen,
Von deſſen Muth und wilder Stärke
Man ihm erzählt viel Wunderwerke,
Da wendet ſich der Knecht fürbaß,
Der längſt den harten Strauß vergaß,
Beſieht die Haut ſich für und für:
„Eine gelbe Katze ſchien es mir!
Längſt hätt' ich gern den Leu geſehn,
Nun iſt's mir ſchier im Traum geſchehn,
Daß ich gar einen hab' erſchlagen!“
Und ritt voran mit gutem Behagen.

Die ſieben Jungfrauen.

Im düſtern Abendgrauen
Liegt fern die Lorelei,
Und an den ſieben Jungfrauen,
Da wandr' ich ſtill vorbei.

Ich hör' es flüſternd klagen,
Das ſind die Schweſtern von Stein.
Was mag ihnen rauſchend ſagen
Der alte tiefe Rhein?

Er ſpricht: „Ich halte die Wache
In meinen blühenden Gau'n,
Ihr fielet meiner Rache,
Ihr böſen, hartherzigen Frau'n!

„Ihr hattet in Schönburgs Hallen
Einſt Freier, edel und gut.
Was heucheltet ihr Gefallen?
Was ſchürtet ihr die Glut?

„Als ſie von Liebe geſprochen,
Was ſpracht ihr von Liebe auch?
Was habt ihr die Treue gebrochen
Und der Schwüre heiligen Brauch?

„Sie kamen, euch zu holen,
In hochzeitlichem Zug,
Da habt ihr euch weggeſtohlen,
Ihr übtet ſchnöden Betrug!

„Auf meinen reinen Wogen
Begannt ihr die böſe Flucht,
Ich hab' euch hinabgezogen
Mit meiner Wellen Wucht.

„Ich hab' euch mit naſſen Armen
In kühler Tiefe erfaßt,
Ich gab euch ohne Erbarmen
Im Grunde die ewige Raſt.

„Ihr wurdet verwandelt in Steine
Ob euren Herzen von Stein,
Ihr ſollt im alten Rheine
Ein warnend Beiſpiel ſein.

„Ihr klagt ob mir voll Schmerzen —
O, klagt ob dem eignen Verrath,
O, klagt ob den harten Herzen,
O, klagt ob der ſchnöden That!

„Ich halte getreu die Wache
In meinen blühenden Gau'n,
Ihr fühlet des Rheines Rache,
Ihr böſen, hartherzigen Frau'n!“ —

Und an den ſieben Jungfrauen
Da wandr' ich ſtill vorbei,
Im düſtern Abendgrauen
Liegt fern die Lorelei.

Lore Lei.

Es ſinget und klinget dort über den Rhein
So ſinnig und innig, bald ſchwellend, bald fein,
Ernſt tönt es wie zaubriſcher Glockenklang,
Und neckiſch wie flüſternder Nixenſang;
Es weinet und lachet und jauchzet dabei:
Das ſind die Lieder der Lore Lei!

Sie iſt des Fiſchers goldlockiges Kind!
Sie ſinget bei Sonnenſchein, Regen und Wind,
Im Fenſter der Hütte da ſtrählt ſie ihr Haar,
Da ſchaut ſie blauäugig und tief und klar,
Und fahren bewimpelte Schiffe vorbei,
Sie ſtaunen und lauſchen der Lore Lei.

Es raſtet am Ruder des Fergen Hand,
Die Segel nähern ſich leiſe dem Strand,
Es iſt, als ſtröme dort ſtiller der Strom,
Als hielten die Wolken am Himmelsdom,
Als ſchwiege des Wandervogels Schrei,
Um ſelig zu horchen der Lore Lei.

Doch einſtmals landet ein Ritter im Kahn,
Ihm haben die Lieder es angethan;
Die Rüſtung iſt ſchwarz und bleich ſein Geſicht,
Den Blicken entſprühet unheimliches Licht,
Sein Wort iſt ſo ſeltſam, ſein Weſen ſo frei:
Er wirbt um die wonnige Lore Lei.

Er redet ſo ſüß, er ſchmeichelt ſo hold,
Es ſpielet ſein Finger im Lockengold;
Sie zittert und bebet bis tief in das Herz:
Berauſchende Wonne, vernichtender Schmerz,
Sein Auge übt mächtige Zauberei —
Nun iſt es geſchehen, o Lore Lei!

Bald wandeln ſie ſelig durch Berg und durch Thal.
An Buchten und Schluchten im Sonnenſtrahl
Und im Mondenſchein am glänzenden Rhein,
Da flicht er ihr Kränze ins Haar hinein.
So kam ihr des Lebens ſeliger Mai:
Es gab ihm ihr alles die Lore Lei.

Doch als ſie einmal des Morgens erwacht
Auf hohem Geſtein in des Sommers Pracht,
Da iſt ſie allein, der Ritter iſt fort!
Sie ſuchet ihn hier, ſie ſuchet ihn dort,
Doch nur das Echo antwortet dem Schrei. —
So biſt du betrogen, o Lore Lei!

Laut jammert ſie auf in entſetzlicher Qual,
Die Sonn' in den Wolken, ſo finſter das Thal,
Ihr Antlitz ſo blaß, wie verzerret durch Gift,
Ihr Blick, wie ſo ſtierend und tödlich er trifft!
Oed' iſt ihr die Welt und ſo einerlei!
Der Wahnſinn faßt furchtbar die Lore Lei.

Und fürder ſitzet ſie hoch auf dem Stein,
Wildſchallende Lieder entſendend zum Rhein;
Mit böſen Augen ſchaut ſie hinab,
Das tiefſtille Thal wird ein dunkeles Grab.
Sie iſt eine tödlich verderbende Fei:
Mit Blick und Geſang iſt's die Lore Lei.

Und Klippen entſteigen der brauſenden Flut,
Die Wirbel umſtrömen die Felſen mit Wuth.
Und lauſchet der Schiffer, er ſinket hinab,
Sein Kiel iſt zerbrochen, die Flut iſt ſein Grab.
Verlorene Liebe gibt hölliſche Weih'!
So lebt nicht und ſtirbt nicht die Lore Lei!

Die Brüder.

Sie waren ein herrliches Brüderpaar,
Es rauſchet die Linde.
Sie theilten Freude, ſie theilten Gefahr,
Es wehen die Winde.
Sie theilten die Jagd und den Kampf zu Roß,
Doch heute, da tanzen ſie dort auf dem Schloß:
Herr Liebenſtein und Sternfels.

Die Fackeln verglühen, die Luſt verweht,
Es rauſchet die Linde.
Zur Höhe vergebens der Fiſcher ſpäht,
Es wehen die Winde.
Sie laſſen den Saus, ſie laſſen den Braus,
Die Brüder reiten ſelbander nach Haus.
Was habt ihr nur auf dem Herzen?

„Es zieht der Morgen ins dämmernde Thal."
Es rauſchet die Linde. —
«Es glühet der Gipfel im leuchtenden Strahl.»
Es wehen die Winde. —
„O ſiehe, jetzt blühen die Roſen all!" —
«O horch, es ſinget die Nachtigall!» —
So reden ſie zu einander.

„Es iſt mir ſo hell und leicht im Gemüth."
Es rauſchet die Linde. —
«Mein Herz wie die flammende Sonne glüht.»
Es wehen die Winde. —
„Es ſchwärmt mein Geiſt in Segen und Luſt!" —
«Mir webet die Seligkeit durch die Bruſt!» —
O ſüße Tage des Maien.

„Es blüht in Luſt und Leid mein Herz."
Es rauſchet die Linde. —
«Mein Herz, es blüht in Pein und Scherz.»
Es wehen die Winde. —
„Es gab mir Wonne und Schmerz die Maid!" —
«Die Maid, die gab mir Luſt und Leid!» —
Sie haben ſich ſelber verloren.

„O, ſage mir an, wer dein Herz gewann!"
Es rauſchet die Linde. —
«Wer dein Herz gewann, das ſage mir an!»
Es wehen die Winde. —
Sie jauchzten wie aus Einem Mund:
„Das iſt die holde Kunigund'!" —
O Gott, das iſt zum Leide!

Da glühten die Augen ſo roth und wild,
Es rauſchet die Linde. —
Sie zogen die Schwerter im Lenzgefild,
Es wehen die Winde. —

Sie trafen ſich beide bis auf den Tod —
Da wurden die Blumen von Blut ſo roth:
Ein Brudermord iſt geſchehen!

Vom Schloß kam Kunigunde herab,
Es rauſchet die Linde.
Und legte ihnen die Roſen ins Grab,
Es wehen die Winde.
Sie baute ein Kloſter ſich am Rhein:
„Um euch will ich Gottes Dienerin ſein,
Herr Liebenſtein und Sternfels!“

Die Templer von Lahneck.

Zwölf Ritter ziehn auf Lahneck zu, gewappnet wie zu wildem Streit,
Auf weißem Mantel roth das Kreuz, das iſt der Tempelherren Kleid!
Sie ſehen trotzig, düſter drein, und einer aus dem Häuflein ſpricht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Es war in jener wilden Zeit — hell lohte Scheiterhaufenbrand —
Molay, der Ordensmeiſter, litt den Martyrtod im Frankenland;
Doch mancher Geiſt von echtem Stahl rief aus der Gluten rothem Licht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“

Es hielt der Erzbiſchof von Mainz am Rheine blutig wüſte Maht:
„Ihr übtet Schwarzkunſt, Zauberei und an der Kirche gar Verrath!“
Doch all die Ritter, edel, groß, ſie blieben ſtandhaft im Gericht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“

Die Zwölfe retten ſich allein in Lahneck's feſtes Felſenſchloß,
Doch der Verfolger rücket nach mit Rittern, Reiſigen und Troß:
„Laß ſehn, du höhniſch freche Schar, hat deine Loſung noch Gewicht?“ —
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Wol hob da an ein heißer Kampf, wol hob da an ein grauſer Sturm,
Die Mauer litt vom Wurfgeſchoß, es litt vom Feuerbrand der Thurm;
Zwölf Helden fochten löwenkühn, wie nur der Muth des Todes ficht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Wol flieget Pfeil an Pfeil heran, daß drob der Sonne Licht vergeht,
Die Gräben füllen ſich gemach; der Tod, der wilde Schnitter, mäht.
Hoch auf der Brücke kämpft die Schar und ſäet Leichen Schicht an Schicht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Doch endlich ſiegt die Uebermacht, die ſtärkſte Kraft wird endlich matt,
Und einer nach dem andern ſinkt, er ſinkt auf ehrenvoller Statt.
Im Leben ſtanden ſie ſo feſt, im Tode liegen ſie ſo dicht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Nur Einer lebt — und: „Gnade!“ ruft ins Feld der ſtörriſche Prälat,
Die Antwort tönt: „Gnad' iſt bei Gott! Ich geb' der Brüder ernſten Pfad!“

Er kämpft und fällt, und ſterbend ruft er ſeinen letzten Gruß ins Licht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“

Kurzbolt.

Hei, wie ſo hell die Kunde ſcholl!
Durchs Land gehn freudige Sagen;
Der Finkler, Heinrich der Sachſe, ſoll
Die deutſche Krone tragen!

Die ſaliſchen Franken ergrimmten in Wuth,
Sie murrten zornentflammet:
„In uns fließt Karl's des Großen Blut,
Und Königen ſind wir entſtammet!“ —

Und Konrad's Bruder, Eberhart,
Und Giſelbert von Lothringen,
Sie riefen zur ehernen Kriegesfahrt
Und zogen die blanken Klingen.

Umſonſt mahnt Kuno, Graf von der Lahn:
„Pflanzt keine Aufruhrfahnen!
Auch ich gehöre den Saliern an
Und ehre die hohen Ahnen.

„Doch rechtlich iſt des Kaiſers Wahl,
Ihn haben die Fürſten erkoren;
Auf, mehren wir ſeiner Diener Zahl,
Ihm ſei die Treue geſchworen!“ —

Da ſpotten ſie laut: „Ei, Kurzbolt, ſieh,
Mit deinem höckrigen Rücken,
Den krummen Beinen, dem ſchiefen Knie
Wirſt du den Sachſen entzücken!“ —

Er aber achtet nicht den Hohn
Und zieht auf waldigen Wegen,
Des Reiches echter, treuer Sohn,
Dem neuen König entgegen.

Und als er in das Lager ritt,
Da raunen Herren und Knechte:
„Solch kurzer Leib, ſolch hinkender Schritt
Taugt nimmer zum Gefechte!“ —

Doch raſch begrüßet er im Zelt
Der Heimat Hort und Leiter:
„Es droht Empörung dir, mein Held,
Ich geh' mit dir als Streiter!“ —

Der Finkler dankt, doch will der Mann
Ihm ſeltſamlich erſcheinen.
Indeß er ſinnt: „Gar Großes kann
Gott wirken durch den Kleinen!“ —

Und ſieh, ein Haufen Jäger naht
Mit Spießen, Bogen und Stangen,
Sie haben im Harz auf waldigem Pfad
Den wilden Bären gefangen.

Rings jauchzt man dem Unthier, gewaltig, groß,
Da bricht es die Seile in Stücke;
O weh, der Kaiſer iſt waffenlos,
Das Thier ſtürzt auf ihn voll Tücke!

O weh, ihm droht ein jäher Tod!
Nur Kurzbolt weiß zu wagen,
Sein raſcher Schwertſchlag bricht die Noth,
Das Unthier liegt erſchlagen.

Und wie es röchelt im rothen Blut,
Umarmt der Finkler den Franken:
„Ich kenne dich kaum, du machſt es gut,
Schon muß ich mein Leben dir danken!“ —

Bald ritten ſie an den Elbefluß
Entgegen den trotzigen Wenden,
Da ließ ein Rieſe frechen Gruß
Und kühne Botſchaft ſenden:

„Herr König, ich ſchlage Mann um Mann
Im Zweikampf mit deinem Heere!“ —
Da ging Herr Kurzbolt den Finkler an:
„Ich ſtelle mich zur Wehre!“ —

Er zog hinaus. Dem Rieſen gefällt
Der Zwerg zum Waffentanze;
Doch bald iſt ihm die Bruſt zerſpällt
Von Kurzbolt's klingender Lanze.

Die Feinde fliehen in wirrer Flucht,
Der Finkler umarmt den Franken:
„Im Männerkampf, hei, welche Wucht!
Dir hab' ich mein Heer zu danken!“ —

Nun ging zum grünen Rhein die Fahrt,
Den Aufruhr dort zu zwingen,
Es gilt dem Salier Eberhart
Und Giſelbert von Lothringen.

Gen Breiſig nahten ſie dem Rhein,
Da fliehn die Empörer am Strande
Und ſpringen in den Kahn hinein
Und ſtoßen raſch vom Lande.

Der Kurzbolt wirft den Spieß mit Macht
In ſeiner Feinde Runde,
Er trifft das Schiff, daß es zerkracht,
Sie ſinken all zu Grunde.

Sie finden den Tod im tiefen Fluß.
Der Finkler umarmt den Franken:
„Nun geb' ich dir den Bruderkuß,
Dir hab' ich das Reich zu danken!

„Dir dank' ich Leben, Heer und Reich!"
So ruft Herr Heinrich von Sachſen:
„Dem König Heil und dem Land zugleich
Wo ſolche Treue mag wachſen!" —

Seitdem war Kurzbolt in Stadt und Zelt
Des Königs liebſter Genoſſe,
Sie ritten zum Streit in Heide und Feld
Und tagten zuſammen im Schloſſe.

Was hatten die deutſchen Kaiſer doch
Nicht ſämmtlich ſolche Vaſallen,
Es ſtände das Reich hehr, herrlich, hoch
Noch vor den Reichen allen!

Die Gräfin von Starkenburg.

Der ſtarkenburger Gräfin kam ſchlimme Mär' von Trier.
Wie funkelt ihr das Auge, ſie knittert das Papier
Und ruft voll Zorn dem Boten: „Der Kurfürſt Balduin
Will mein Beſitzthum nehmen? Wol, ich erwarte ihn!

„Er ſagt: Nicht ebenbürtig bin ich, ein Schifferkind!
Er ſagt, daß meine Knaben Baſtarde kläglich ſind!
O, hörte das mein Gatte! Kann Witwen ſo geſchehn?
Auf, melde, daß er komme! Ich kämpfe um das Lehn!" —

Es ging hinweg der Bote. Sie aber, keck und ſtark,
Entſandte zu den Mannen in ihres Burgbanns Mark.
Sie holen Helm und Speere und Rüſtungen heraus,
Die Zinnen und die Mauern beſetzen ſie am Haus.

Sie ſtehet an der Spitze, ſie hält die Krieger wach,
Es ſtehen rüſt'ge Wächter ſcharfſchauend auf dem Dach,
Sie ſendet kluge Späher auf allen Wegen fort:
Kein Held war ſeiner Feſte noch beſſer Schirm und Hort.

Und einſtmals kam die Kunde: „Ein Schifflein fährt zu Thal,
Es trägt den trierer Biſchof. Herr Balduin ſitzt beim Mahl,
Ihm folgen keine Krieger; Euch, Gräfin, gilt es nicht:
Nach Koblenz zieht er friedlich, ihn ruft die Herrſcherpflicht!“

Da blitzt dem kühnen Weibe ein kühner Plan herauf.
Sie herrſchet: „Spannt die Ketten quer durch der Moſel Lauf,
Von Ufer hin zu Ufer, dann legt euch ins Verſteck,
Und haltet, fangt und führet zur Burg den Biſchof keck!“ —

Wol folgten ihr die Knechte, erleſen war die Schar,
Sie brachten den Prälaten, wie ſtolz und ſtark er war;
Mitſammt dem Schiffsgeleite ging es zur Burg empor,
Und hinter den Gefangnen ſchloß ſich der Feſte Thor.

Es flucht der wilde Biſchof der unfreiwill'gen Raſt,
Doch kommt die kühne Gräfin und grüßt ihn hold als Gaſt,
Die blonden Knaben führt ſie zur Seite, hoch und mild:
Die Mutter mit den Kindern, wol iſt's ein edles Bild.

Sie ſpricht: „Ihr ſeid mein Gegner, da Ihr's den Kindern ſeid;
Daß ich Euch fangen mußte, es thut mir wahrlich leid;
Doch ſelbſt des Waldes Thiere ſie kämpfen für die Brut!
Wenn ich die Sproſſen ſchütze, Ihr haltet's mir zu gut!

„Ob wir nicht ebenbürtig, das prüfet jetzt genau;
Bis Ihr uns anerkennet, bleibt Ihr auf dieſem Bau,
Und will man Euch befreien von Trier mit ſtarkem Troß,
Wohlan, den Kampf zu wagen, ragt hoch und feſt mein Schloß!“ —

Der Biſchof ſieht ſo düſter ob ſolchem Wagniß drein;
Doch bringen ſchon die Diener ein üppig Mahl herein.
Gar koſtbar ſind die Schüſſeln, gar duftig perlt der Wein,
Die Gräfin würzt die Tafel mit Reden klug und fein.

Sie iſt an Wuchs und Haltung gemeſſen, adlich, zart,
So hold ſind ihre Sitten, ſo ſicher ihre Art.
Dem Biſchof ziehn die Stunden bald leicht und heiter hin,
Es glättet ſich die Stirne, es hellet ſich der Sinn.

Drei Tage ſind verfloſſen, da ſpricht er: „Hohe Frau!
Daß Ihr vom echten Adel, das weiß ich jetzt genau;
Wol ſeid Ihr ebenbürtig, ſtammt Ihr von Fiſchern gleich,
Natur hat Euch geadelt, geadelt voll und reich!

„Nicht iſt's die Kraft des Blutes, es iſt des Geiſtes Kraft,
Die meine Meinung regelt! Gern blieb' ich noch in Haft,
Wo ſolche Anmuth waltet; doch heiſchet mich das Amt.
Bewahrt das Lehn den Knaben, denn ſie ſind Euch entſtammt!“ —

Da lächelte die Gräfin; ihr blühte hell der Muth.
Sie nahmen freundlich Abſchied. So wurde alles gut,
Doch hielt ſeitdem der Biſchof oft auf dem Schloſſe Raſt,
Wenn er ſein Land befahren, ein gern geſehner Gaſt.

Sikko.

Der trierer Biſchof Poppo hub an im Saal:
„Auf Heiligkreuz der Räuber iſt meine Qual!
Erſchlichen und geſtohlen hat er das Schloß;
Nun ſitzt er feſt und ſchwelgt dort mit frechem Troß!

„Wie bring' ich wieder die Feſte in meine Macht?
Viel Volk muß mir verderben, ſuch' ich die Schlacht!“ —
Da ſprach der Ritter Sikko: „Gebt mir das Lehn,
Und bald ſollt Ihr als Burgherrn mich oben ſehn!“ —

Der Biſchof war's zufrieden. Da that der Schelm
Vom Leibe Schien' und Panzer mitſammt dem Helm,
Er kleidet ſich als Pilger in rauh' Gewand
Und zieht zur Feſte friedlich im Sonnenbrand.

Blau war der weite Himmel, die Luft ſo heiß,
Er keucht die ſteilen Pfade, ihm floß der Schweiß,
Und ohne Athem ſank er am hohen Thor,
Wo er des Wächters Mitleid gar warm beſchwor.

„O Mann, mich bringt zum Falle des Durſtes Noth,
Gib einen Becher Weines, ſonſt bin ich todt!“ —
Da brachte ihm der Krieger, um was er bat,
O, wie er tiefe Züge im Weine that!

Und als erquickt er aufſtand, ſprach er: „Habt Dank!
Mir liegt in weiten Kellern auch ſolcher Trank!
Mein Gut iſt an der Moſel. Kehr' ich zurück,
So ſend' ich euch an Fäſſern wol ſieben Stück!“ —

Nicht lange währt's, da knarrten ſieben Wagen ſchwer
Zum heiligkreuzer Schloſſe, und nebenher
Da gingen ſieben Bauern. Herr Sikko war
Der erſte unter ihnen, er führt die Schar.

„Das Thor geöffnet, Wächter! Des Weines Laſt
Entſendet euch der Pilger, er war eu'r Gaſt!“ —
Da kamen die Inſaſſen. Es klingt ein Schrein,
Ein Jauchzen und ein Toben: „Laßt ein den Wein!“ —

Die Bauern mit den Fäſſern, ſie ziehn ins Schloß.
Wie hieben ſie ſo wacker auf Gaul und Roß!
Der Burghof war den Wagen beinah zu eng!
Der Ritter und die Knechte, welch ein Gedräng!

Da zogen aus den Kitteln mit einem mal
Die Bauern hell und blitzend den blanken Stahl,
Die ſieben Fäſſer borſten mit lautem Knall,
Geharniſcht ſprangen Männer keck in die Hall'.

„Jetzt ſollt ihr euch ergeben!“ ruft Sikko laut,
Daß kaum der Feſte Räuber den Sinnen traut.
Doch er mit all den Knechten iſt waffenlos.
Da wurden ſie gebunden: o ſchlimmes Los!

Und Sikko bringt ſie lachend zum Biſchofsſaal:
„Nun ſeid Ihr los den Räuber und Eure Qual!“ —
Der Biſchof ſprach: „Mein Kühner, zieh in dein Lebn!“
Es ward ſo fröhlich nimmer ein Schelm geſehn!

Johann von Böhmen.

Im Moſelland, da ſteht ein Stein,
Wol deckt er einen Helden,
Von Herzen hoch, von Seele rein,
Von dem die Lieder melden.
Es weht mir durch den Geiſt ein Sang,
So groß und dunkeltönig:
Johann, dem Greiſe, gilt der Klang,
Dem blinden Böhmenkönig! —

Bei Crecy ſtellt ſich heiß die Schlacht
Der Franken und der Briten,
Mit wildem Haß, mit ſtarker Macht
Sind ſie zu Feld geritten.

Dem Franken hilft der Böhmen Heer,
Das Herr Johann beſtellte;
Doch führt der Greis ſie ſelbſt nicht mehr,
Er ſitzet blind im Zelte.

Und wie nun raſt der Lärm vom Kampf,
Die Trommel mit dem Horne,
Der Führer Ruf, das Roßgeſtampf,
Da ſpringt er auf im Zorne:
„Ich kann, bin ich auch alt und blind,
Nicht thatenlos mich fühlen,
Das Feu'r, das durch die Adern rinnt,
Im Kampfe will ich's kühlen!

„Ich will die Waffen, Schild und Schwert,
Ich will zwei treue Knappen!
Ihr kettet mir mein edles Pferd
Inmitten eurer Rappen!
Dann hin! — es jauchzt die Schlacht empor!
Horch! Waffen, Rufen, Schnaufen!
Euch führt das Aug', mich führt das Ohr
Hin in die dickſten Haufen!“ —

Und fertig ſtehn ſie vor dem Zelt,
Feſt Mann an Mann geſchloſſen;
Dann klingt der Sporn, es dröhnt das Feld
Von drei ſturmſchnellen Roſſen.
Die Knaben fliegen froh und wild
Zum erſten Heldenritte,
Der Greis, ein hehres blindes Bild,
Ragt hoch aus ihrer Mitte.

So ſtürzen ſie zum Kampf hinan
Mit mächt'gen Schwertesſtreichen
Und laſſen ihre Heldenbahn
Bedeckt mit blut'gen Leichen.

Dann ſinken ſie, des Todes Preis,
Die Tod geſäet haben,
Wie Winter weiß der Königsgreis,
Wie Lenz die beiden Knaben.

„Fahr wohl, Blauhimmel, Erdenpracht,
Ihr Brüder all hienieden!
Durch ſchönen Tod in freier Schlacht
Gehn wir zum ew'gen Frieden!“ —
Der Sieger Edward ritt heran,
Der Herr vom Britenreiche,
Und deckte weinend mit der Fahn'
Des blinden Königs Leiche. —

Im Moſelland da ſteht ein Stein,
Wol deckt er einen Helden,
Von Herzen hoch, von Seele rein,
Von dem die Lieder melden.
Es weht mir durch den Geiſt ein Sang,
So groß und dunkeltönig:
Johann dem Greiſe gilt der Klang,
Dem blinden Böhmenkönig!

Meluſine.

Voll Sonnenſchein iſt der Hochſommertag,
Und ruhig feiert Feld und Hag;
Graf Lützelburg zieht in den grünen Wald,
Wo träumend ſein lautes Hüfthorn ſchallt.
Es iſt ihm ſo zauberiſch wohl und weh,
Er denkt nicht der Jagd auf Hirſch und Reh,
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Er tritt aus den Büſchen an ſchattiger Stell',
Wild und Waldvögel umſpielen den Quell,
Es badet dabei ein ſüßſeliges Weib:
Schlank ſtolz iſt der Wuchs, untadlig der Leib,
Und lichthell das Haar wie Sonnengold,
Und der Blick ſo ſeltſam tief und hold,
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Die Thiere entfliehen mit ängſtigem Laut,
Das Weib verhüllt ſich wie eine Braut,
Es dient ihr zum Mantel das wallende Haar.
Das Herz pocht dem Grafen wunderbar:
Er ſtürmt zu der Maid im Erlengrund
Und ſchwöret ihr ewige Treu' zur Stund',
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Mit ſchämiger Seligkeit lauſcht ſie dem Wort:
„Du willſt mich zum Weibe — dir folg' ich ſofort!
Dein bin ich für ewig! Ein freier Tag
Der Woche ſei mein, wo ich beten mag;
Da ſchließ' ich mich ſtill in die Kammer ein.“ —
Es jauchzet der Graf: „Du mein, ich dein!“
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Er hebt ſie raſch auf ſein ſchneeweiß Roß,
Er führet ſie heim in ſein hochhell Schloß,
Sie feiern die Hochzeit im Ahnenſaal
Bei Liedern und Tänzen im Lichterſtrahl.
So hold iſt der Minne glückſeliges Spiel,
Sie leben in Luſt ohne Maß und Ziel,
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Bald ſpielen die Kinder im lauten Kreis,
Die Augen ſo blau, das Antlitz ſo weiß,
Doch ſieh, an den Füßen ein ſeltſam Mal!
Bald geht eine Sage durch Berg und Thal:

„Die Gräfin muß eine Hexe ſein!
Warum ſchließt Meluſine ſich ein?“ —
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Entſetzt vernimmt die Märe der Graf;
Ihm ſchmeckt nicht die Speiſe, ihn fliehet der Schlaf,
Er belauſcht im Bad das verborgene Weib —
O Gott, was ſieht er! So ſchön iſt der Leib,
So wogend die Bruſt, die Arme ſo friſch,
Doch unten iſt ſie ein ſchuppiger Fiſch!
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

„Du Meerfrau, fort aus meinem Haus!“
So zürnt er, und ſtößt ſie hart hinaus:
„Was haſt du mich zu verlocken erfrecht!
Du haſt geſchändet mein edel Geſchlecht!“ —
Sie ging, ſtill weinend, im Herzen betrübt:
„Es hat dich doch niemand wie ich geliebt!“ —
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Sie ging, ſtill weinend, und kam nicht zurück;
Im Schloſſe verſchwanden die Luſt und das Glück.
Dem Grafen zerfraß der Gram das Herz.
Die Kinder klagten in lautem Schmerz —
Dann tönt' es oft wie Harfenklang:
Das war ihr Geiſt, der vorüber ſang! —
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Der Graf ritt manchen Hochſommertag,
Wenn ruhig feierten Feld und Hag;
Er ſuchte ſie dann im grünen Wald,
Wo träumend ſein lautes Hüfthorn ſchallt;
Doch baden am Quell nur Vogel und Reh. —
Es läßt ihn nimmer ſein tiefes Weh. —
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Genoveſa.

1.

Es blauet in den Lüften,
Es grünt in Berg und Thal,
An Höhen und in Klüften
Da webt der Maienſtrahl;
Die Schwalben kehren wieder,
Es kommt der Storch zurück,
Es tönen tauſend Lieder
Von Lenz- und Liebesglück.

Wie ſteht zu Hohenſimmern
Das Schloß in hellem Glanz!
Die weiten Gärten ſchimmern
Umher in grünem Kranz,
Die Brunnen rauſchend ſchäumen,
Steinbilder glänzen klar,
Und zwiſchen Beet und Bäumen
Wallt hin ein ſelig Paar.

Mit Genoveſen tauſchet
Graf Siegfried Gruß um Gruß,
Es flüſtert und es rauſchet
Ihr Koſen und ihr Kuß,
Es gehn ſo hoch die Sinne,
Die Herzen gehn ſo frei:
Zum Maien ſtimmt die Minne,
Die Minne ſtimmt zum Mai.

Da klinget bittre Kunde,
Ein Bote ſprengt ins Schloß:
„Herr, rüſte dich zur Stunde
Mit Rittern und mit Troß!

Die Kriegesfeuer lohen
In Spanien heiß und hell,
Die Sarazenen drohen,
Dich rufet Karl Martell!“

Wol wandte da die Wonne
Sich um in jähe Pein,
Trüb' ward die Frühlingsſonne,
Dumpf ward der Maienſchein.
Ihn trifft ein kalter Schauer:
Wie wechſelnd iſt das Glück!
Sie hält in ihrer Trauer
Die Thränen nicht zurück.

Und Siegfried ſieht ihr Leiden,
Er nimmt die weiße Hand:
„Mein Weib, die ſchlimmen Heiden
Drohn allem Chriſtenland!
Wol gilt's, daß ihr Gelüſten
An unſrer Macht zerbricht:
Zu reiten und zu rüſten
Erheiſcht die Ritterpflicht!

„Du würdeſt klein mich achten,
Vermied' ich feig den Strauß;
Wir fechten in den Schlachten
Für Weib und Herd und Haus!
O, weine nicht! Im Kriege
Iſt jetzt das Heil allein!
Getroſt, wir gehn zum Siege,
Gott wird uns gnädig ſein!“

Da rief er ſeinen Knechten
Und der Vaſallen Schar —
Sie ſind geübt zum Fechten
Und muthig in Gefahr.

Hell blinken die Geſchoſſe,
Scharf blitzen Schwert und Speer,
Es wiehern laut die Roſſe,
Gar ſtattlich iſt das Heer.

Dann denkt er ſeiner Güter
Und ordnet raſch die Hut:
„Du, Golo, ſei der Hüter,
Bewahre Schloß und Gut!
Gar groß iſt mein Vertrauen,
So hör' mein letztes Wort,
Sei meiner holden Frauen
Getreuer Schirm und Hort!“

Es wird bei dem Befehle
Dem Jüngling heiß und kalt,
Es ſehnt ſich ſeine Seele
Ins Leben mit Gewalt,
Ihn lockt ins Schlachtgebrauſe
Das junge Heldenthum,
Es wächſt im öden Hauſe
Ihm weder Ehr' noch Ruhm.

Da küßt zu vielen malen
Siegfried das ſüße Weib,
In Jammer und in Qualen
Bebt ſie am ganzen Leib.
Sie ſchaut ihm nach vom Thurme:
„Leb' wohl viel tauſend mal!“
Er reitet fort im Sturme,
Still wird's in Berg und Thal.

2.

Was zieht er an der Halde,
Was ſtreifet er im Forſt?
Der Hirſch hat Ruh' im Walde,
Der Adler Ruh' im Horſt.
Mag auch die Armbruſt prunken
In ſeiner ſichern Hand,
Herr Golo traumverſunken
Irrt durch das grüne Land.

Verbannt vom Männerſtreite
Steigt ihm herauf ein Bild,
Und gibt ihm das Geleite,
Holdſelig, ſüß und mild. —
Will ihn die Hölle necken,
Verſtrickend ihm den Sinn?
Es iſt — o Qual und Schrecken —
Ach, die Gebieterin!

Daß er den Zauber meide,
Durchirrt er Hain und Au',
Doch denkt in Wald und Heide
Er ſtets der hehren Frau.
Wol ſcheucht er die Gedanken
Verführeriſch und dreiſt,
Doch feſt und feſter ranken
Sie ſich in Seel' und Geiſt.

Und wo die Weiden ſproſſen,
Wo leiſ' das Bächlein rinnt,
Von Felſen eingeſchloſſen,
Liegt er erſchöpft und ſinnt.

Er träumt und ſinget Lieder,
Sie tönen unbewußt,
Im Echo klinget wieder
Die ſchmerzdurchtobte Luſt.

Er wähnt, daß in der Stille
Sein Lied kein Ohr erreicht:
Ha ſieh, das iſt Sibylle,
Die durch das Dickicht ſchleicht!
Sie ſchaut mit gift'gen Blicken,
Sie horcht mit falſchem Ohr,
Sie denkt ihn zu umſtricken:
„Ei, ei, du junger Thor!

„Was haſt du nicht Vertrauen
In mich und meine Liſt?
Es wiſſen doch die Frauen,
Wie es den Frauen iſt!
Leicht gehen Weiberſinne
Hell auf in wirrer Glut,
Doch fordert Frauenminne
Auch rechten Männermuth!“ —

Erſt ſchaut er wild und düſter,
Sein Herz iſt tief empört,
Daß kaum er das Geflüſter
Der falſchen Schlange hört.
Sie redet ſo verſchlagen,
Sie kennt nicht Scham und Scheu.
O Gott, er will es wagen,
Und brechen Pflicht und Treu'!

Er ging mit ſtillen Träumen —
Sich ſelber ſchier ein Schreck —
Doch zu des Schloſſes Räumen
Da kehrt er frech und keck.

Die wilden Augen funkeln,
Die rothe Stirne brennt —
O, ſeht, wie er im Dunkeln
Zu ſeiner Herrin rennt!

Er wirft ſich vor ihr nieder,
Er faßt die weiße Hand,
Umſchlingt die ſchönen Glieder:
„O ſtille, Weib, den Brand!
Ich liebe dich!“ — Sie wendet
Sich ab ſo ſtolz und groß —
Er flieht. — Der Himmel ſinnet
Ihr ein entſetzlich Los.

3.

Die Stunden gehen ſtille,
Lautlos der Tag verrinnt,
Im Stüblein ſitzt Sibylle
An ihrem Rad und ſpinnt.
Es tritt in ihre Klauſe
Der alte Drago ein,
Der treuſte Knecht im Hauſe:
„Wie ſchauſt du düſter drein?“

Sie ſpricht: „O ſchlimme Zeiten,
O bitterböſe Welt!
Wie wird von allen Seiten
Der Unſchuld nachgeſtellt!
Die Gräfin, ach — gelungen
Iſt es des Teufels Macht —
Beziſcheln alle Zungen:
Sie buhle Nacht für Nacht.“

Drago fährt auf im Eifer,
Er tobt in wilder Wuth:
„Verflucht der falſche Geifer
Der gift'gen Lügenbrut!
Den Schuft ſollſt du mir ſagen,
Der ſolche Schmach erſann,
Sein Stündlein hat geſchlagen,
Er iſt ein todter Mann."

Sie meint: „Wer kennt den Buben?
Vertilg' den Haß und Neid,
Schleich' in der Gräfin Stuben
Dich heut' bei nächt'ger Zeit.
Dein Zeugniß, es beendet
All der Verleumdung Schmach!"
Es geht, im Geiſt geblendet,
Der Alte ins Gemach.

Bald kommt die ſüße, holde
Und wonnige Geſtalt,
Im Haar von hellem Golde,
Ihr weißer Mantel wallt.
Sie ſchließt die Thüre leiſe,
Rings Ruh' und Frieden webt,
Fromm ſingt ſie eine Weiſe
Und ſpricht ein Nachtgebet.

Die Kleider ſinken nieder,
Sie löſcht die Kerze ſacht,
Schon ſtreckt ſie ſanft die Glieder
Zum keuſchen Schlaf der Nacht. —
Da, horch! ein wildes Pochen —
Es ſträubt ſich ihr das Haar —
Die Thüre wird erbrochen —
Einſtürmt die wüſte Schar.

Und Golo, an der Spitze,
Schreit auf: „Verruchtes Weib!
So kühlſt du hier die Hitze,
So fröhnſt du hier dem Leib!
Heraus mit dem Verräther,
Der ſeinen Herrn belügt!
Heraus den Miſſethäter,
Der Gott und Welt betrügt!“

Er ſtöbert im Gemache
Den alten Drago auf:
Es nimmt das Werk der Rache
Jetzt ungeſäumt den Lauf. —
Er ſtößt die ſcharfe Klinge
Ins treuſte Herz, o Noth!
Hei, rothes Blut, nun ſpringe! —
Da lag der Alte todt.

Und Golo reißt die Arme
Ohnmächtig mit ſich fort,
Gehetzt vom wilden Schwarme:
Wie ſchaurig iſt der Ort!
Am Himmel wuthentfachet
Tobt Blitz und Wetterſturm,
Die Gräfin, ach, erwachet
Im tiefen feuchten Thurm.

Bei ihr, die wie im Grabe
Sich fühlet, ſtarr und bleich,
Liegt auf der Streu ein Knabe,
Sie nennt ihn Schmerzensreich.
Im Thurm kam er zur Sonne,
Und ſah die Sonne nicht.
Die Gräfin bebt in Wonne,
Aufgeht ein neues Licht.

Ihr Kind! Sie herzt und koſet —
O Mutterliebe rein!
Ha, ſieh, aufs neue tobet
Golo verwirrt herein:
„Entflieh mit mir! Geendet
Iſt dann das herbe Los,
Ich liebe dich!“ — Sie wendet
Sich ab ſo ſtolz und groß.

5.

Hell klingt die Siegeskunde,
Den Chriſten lacht das Glück,
Doch hält noch eine Wunde
Graf Siegfried fern zurück.
Die Botſchaft kam zum Schloſſe,
Drauf dumpfes Schweigen lag,
Herr Golo ſteigt zu Roſſe
Und zieht durch Wald und Hag.

Als er den Herrn gefunden,
Da webt er Lug und Trug —
Das gab viel tiefre Wunden,
Als wie der Feind ſie ſchlug.
Graf Siegfried ſteht vernichtet:
„Sie iſt nicht lebenswerth!“
Daß er die Gattin richtet,
Reicht Golo er das Schwert.

Trotz ſeinem Haß und Grimme
Schlägt ihm das Herz vor Pein,
Es ruft ihm eine Stimme
Tief in die Seel' hinein:

Voll iſt das Maß der Sünden,
Dich trifft der Hölle Fluch! —
Er wagt nicht zu verkünden
Der Herrin Siegfried's Spruch.

Der Feigling ſucht zwei Schächer:
„Ihr Knechte, raſch hinaus,
Ihr ſeid erwählt als Rächer
An unſerm Grafenhaus!
Ihr wißt das Beil zu ſchwingen,
Trefft denn im Walde gut,
Und heim ſollt ihr mir bringen
Die Zungen dieſer Brut!"

Sie holen aus den Banden
Das unglückſel'ge Weib,
Die Schönheit iſt zu Schanden,
Verwelkt der ſüße Leib.
Ach, ohne Speiſ' und Schlummer
Mit ihrem armen Kind,
Da weinte ſie im Kummer
Sich faſt die Augen blind.

Es ſchüren erſt mit Scherzen
Die Schergen ihre Wuth,
Doch ſinkt den rauhen Herzen
Gemach der rauhe Muth.
Es geht ein heimlich Rauſchen
Wie Beten durch den Wald,
Sie ſchweigen und ſie lauſchen
Die Stimme Gottes ſchallt.

Die Mutter mit dem Knaben,
Sie gehen gern zum Tod:
Beſſer im Tann begraben,
Als Marter, Gram und Noth!

So ſanft die Augen ſchauen
Im tiefſten Misgeſchick, —
Die Buben faßt ein Grauen:
Ja, das iſt Gottes Blick.

Schnell iſt ſie losgekettet:
Wer ſpricht der Unſchuld Hohn?
Die Gräfin iſt gerettet,
Gerettet mit dem Sohn.
Die rauhen Knechte fliehen,
Geſühnt iſt ihre Schuld,
Die Gräfin auf den Knieen
Dankt Gottes Gnad' und Huld.

Ob wol das Werk gelungen?
Herr Golo harrt voll Graus,
Da tragen ihm zwei Jungen
Die Schächer in das Haus.
Sie nahmen ſie zwei Schafen,
Der Knappe eilet fort
Und bringet ſie dem Grafen:
„Ich that nach Eurem Wort!“

5.

Es ſitzt zu Hohenſimmern
Graf Siegfried ſtill im Saal,
Wie Sammt und Seide ſchimmern,
Es dünkt ihm öd' und fahl.
Golo iſt bleich und düſter,
Sein Jugendmuth zerbrach:
Durchs Haus geht ein Geflüſter
Von Mord und Tod und Schmach.

Unlängſt verſchied Sibylle,
Verzweifelnd nahm ſie Gift.
Unheimlich iſt die Stille,
Die rings der Schloßherr trifft!
Auftaucht des Weibes lichte,
Holdſelige Geſtalt:
Sie fiel nicht dem Gerichte,
Sie fiel nur der Gewalt!

Und nachts da flattern Bilder
Dem Reuigen durchs Hirn,
Sie kehren wild und wilder,
Ihm pocht die heiße Stirn:
Stets ſieht er eine Hinde,
Ihr folgt der Wolf im Raum!
„Wo find' ich Ruh'? Entſchwinde,
Du ahnungsvoller Traum!“

Angſtvoll und ſchweißgebadet
Springt er vom Lager ſchnell,
Sein Horn durchs Fenſter ladet
Zum Waidwerk laut und hell,
Er will ſich Ruh' erjagen
In Heide, Wald und Au',
Die Ruh', die ihm verſagen
Die Nächte, wüſt und grau.

Hali! die Rüden bellen,
Schrill tönt der Falken Ruf,
Aufſitzen die Geſellen,
Keck ſtampft der Roſſe Huf.
Hali! fort aus der Halle,
Fort durch das dunkle Thor,
Beim muntern Hüfthornſchalle
Geht es den Berg empor.

„Sieh, eine weiße Hinde!“
O Graf, das iſt dein Traum!
Er folget ihr geſchwinde
Fortſprengend durch den Raum.
Durch Wald und Felſenklüfte
Entflieht das Thier in Eil',
Doch Golo trifft die Hüfte
Mit ſeinem ſichern Pfeil.

Wol wurden von dem Ritte
Die wilden Roſſe heiß,
Tief in des Dickichts Mitte
Führt ſie des Thieres Schweiß.
Sie brechen durchs Geäſte,
Gebell der Meute ſchallt —
Nie ſah hier ſolche Gäſte
Der uralt hohe Wald.

Doch in dem kühlen Grunde
Da hemmt der Fels den Lauf,
Dran thut mit dunkelm Schlunde
Sich eine Höhle auf.
Dort ſtehen ſtill die Rüden,
Wagt keiner ſich hinein?
Mit Golo'n ohn' Ermüden
Steht bald der Graf am Stein.

Sie ſchauen durch die Pforte:
Welch wunderbares Bild!
An grauſig dunkelm Orte
Ein Weib ſo licht und mild.
Mit ihrem ſchönen Kinde
Stillt ſie dem Thier das Blut,
Sie ſtreichelt ſanft die Hinde
Und redet ſanft und gut.

Sie ſpricht: „Der Fluch mag frommen
Dem Thäter, der dich traf!
Wärſt du dem Kind nicht kommen,
Es läg' im Todesſchlaf;
Du haſt in trüben Stunden
Genährt den Schmerzensreich.
Ich mache dich geſunden
Durch Pflege zart und weich!“ —

Und immer ſel'ger füllet
Des Grafen Herz die Schau:
Es raget unverhüllet
Der Glieder hoher Bau,
Die goldnen Haare wallen
Als Mantel um den Leib —
Und dieſer Stimme Schallen!
Bei Gott, das iſt ſein Weib.

„Du, Genovefa!“ klinget
Es jauchzend in die Rund',
Von hohem Roß er ſpringet
Und kniet vor ihr am Grund,
Er küſſet Füß' und Hände
Voll Wonne und voll Leid,
Drückt ſie ans Herz ohn' Ende
Und hüllt ſie in ſein Kleid.

Er hebt den ſchönen Knaben
In Thränen an die Bruſt —
Längſt wähnt er ſie begraben,
Sie blühn in neuer Luſt!
Das Horn ertönt dem Troſſe,
Die Jagd iſt eingeſtellt,
Sie reiten nach dem Schloſſe,
Hell blüht ihm da die Welt.

Ihm iſt in Weib und Kinde
Ein neues Glück gewährt,
Es folgt dem Zug die Hinde,
Die ſeinen Sohn genährt.
Die Diener jubelnd grüßen,
Klar wird ihm Golo's That,
Im Tode ſoll er büßen
Den ſchrecklichen Verrath.

Doch Golo, ſchuldvernichtet,
Iſt längſt hinweggeflohn,
Er hat ſich ſelbſt gerichtet,
Die Hölle iſt ſein Lohn.
Dort, wo die Weiden ſproſſen,
Da fließt der Bach ſo roth:
Von Felſen eingeſchloſſen,
Gab er ſich ſelbſt den Tod.

Bald ſteht zu Hohenſimmern
Das Schloß in lichtem Glanz,
Die hohen Hallen ſchimmern,
Dort woget Feſt und Tanz;
Frau Genoveſa wallet
Mit Sohn und mit Gemahl,
Und Luſt und Wonne ſchallet
Im hohen Ahnenſaal.

Die Lilie zu Laach.

Laut rauſcht das Feſt zu Laach in der Abtei,
Lang beteten im Gotteshaus die Frommen:
Dem jüngſten Bruder gaben ſie die Weih',
Der unlängſt erſt ins Kloſter iſt gekommen.

Doch abends ſitzen ſie im hellen Saal
Und Wein und Schüſſeln kreiſen durch die Runde.
Da ruft der neue Mönch ins heitre Mahl:
„Jetzt Eu'r Geheimniß, gebet mir die Kunde!“

Und düſter wird es, wo die Luſt gelacht,
Es harren ernſt die Jungen und die Alten;
Dumpf ſpricht der Abt: „Nur allzufrüh erwacht
Die Neugier dir, ich will zurück nicht halten.
Nicht iſt die Mär für Feſte angethan:
Der Herr verlieh dem Kloſter ſeltne Gnaden,
Im Leben zeiget er den Brüdern an,
Will er vor ſeinen Richterthron ſie laden.

„Wer ſterben muß, erfährt es vor dem Tod.
Er findet, kommt er morgens zur Vigilie,
Auf ſeinem Stuhl im Chor beim Morgenroth,
Ob Lenz, ob Winter herrſcht, die Todtenlilie.
Die Blume iſt ein heilig hoch Symbol,
Wie ſie ſei deine Seele keuſch und helle!
Und ſiehſt du ſie, mein Sohn, bedenk' es wohl!
Im Geiſte rein betritt die dunkle Schwelle!“ —

Dem jungen Mönche ſchauert bei der Mär,
Es rieſelt ihm die Furcht durch Mark und Glieder;
Die Brüder aber ſitzen ſtumm umher,
Die Luſt iſt hin, ſie kehret heut' nicht wieder!
Sie gehn zur Ruh'. Der Jüngling wandert lang
Bis in die Dämmerung in ſeiner Zelle.
Ach welcher Traum, furchtbar, erſchrecklich, bang!
Raſch fährt er auf: die Glocken klingen helle.

Er iſt der erſte dort im Tempelchor;
Er wankt zu ſeinem Stuhl im Heiligthume —
Wirr ſtarrt der Blick, das Haar ſträubt ſich empor: —
Das iſt ſein Platz, dort liegt die weiße Blume! —

„Wie, ſterben ſoll ich in der Blütenzeit?“
So ruft er laut. „Ich will und muß noch leben!“ —
Er wirft die Lilie in die Kirche weit —
„Nein, einem andern ſoll den Tod ſie geben!“

Sie fällt. — Dort ſitzet ſonſt der ält'ſte Greis,
Der faſt vor morſchem Alter bricht zuſammen.
Der Jüngling harret zitternd, leichenweiß,
Vor ſeinen Augen zucken gelbe Flammen.
Die Kirche füllt ſich. — Sieh, der alte Mann
Erblickt die Lilie furchtlos, fromm, beklommen,
Und ſpricht: „Dein ſel'ger Friede haucht mich an,
Sieh mich bereit, o Herr, du biſt willkommen!“ —

Und als verrauſcht Geſang und Orgelſpiel,
Da geht im Kloſter um die ernſte Kunde:
„Drei Tage noch — der Alte iſt am Ziel,
Dann fährt er hin zu der Gerechten Bunde!‘
Zum Todtenamte rüſten ſie ſich ſchon,
Sie wählen ſtill des Leichenzuges Leiter,
Sie üben der Geſänge dumpfen Ton;
Der fromme Greis vernimmt ſie froh und heiter.

Der junge Bruder aber ſiecht dahin;
Wol ſtemmt er ſich, doch muß er unterliegen:
Ein wildes Fieber trübet ihm den Sinn,
Sie hören ihn durch grauſe Träume fliegen.
Was ihm begegnet, ſie verſtehen's wohl, —
Bald liegt die kalte Leiche in der Zelle. —
Die Blume iſt ein heilig hoch Symbol,
Wie ſie ſei eure Seele keuſch und helle!

Das Schloß im See.

Leiſ' auf den Bergwald ſinkt die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fiſcherhütte noch wacht?
Die Flammen des Herdes funkeln.
Großmütterchen erzählt ſo lang
In ſtiller, niedrer Stube,
Die Mädchen lauſchen zitternd und bang,
Großäugig lauſcht der Bube.

Allmählich aber wird's ſtill und ſtumm,
Es ſchlafen die Jungen und Alten,
Der Knabe nur wälzt ſich um und um,
Er denkt an die Märchengeſtalten.
Und Mitternacht ſchlägt unheimlich die Uhr,
Da hebt er ſich brennend vom Kiſſen:
„Jetzt komm' ich der Wahrheit auf die Spur,
Ich will die Wahrheit wiſſen!“

Er ſchleicht vor das Haus, er ſchreitet zur Flut,
Er löſt den Kahn vom Seile,
Er rudert hinaus mit erhitztem Blut
Zu des Waſſers Mitte in Eile.
Fürwahr, jetzt klingt ihm entgegen ein Chor,
Das iſt fern ſüßes Singen:
Die Harfen und Flöten tönen hervor,
Und Becher und Waffen klingen.

Er beugt ſich über des Schiffleins Rand
Und ſtiert in die ſchaurigen Tiefen,
Draus klingt es, als ob aus anderem Land
Verworrene Stimmen riefen.

Bei Gott, dort ragt der kryſtallne Palaſt,
Hochgieblig ſind Thürme und Hallen,
Mit Muſchelgärten iſt er umfaßt,
Gebüſch und Blum' ſind Korallen!

Der Park und der Hof ſind ſtill wie das Grab,
Doch brennt es von Lichtern im Saale,
Die Diener ſtürmen hinauf und hinab,
Es ſchwelgen die Gäſte beim Mahle;
Dort ſchimmert's von Früchten, dort perlt es von Wein,
Dort klingt es von rauſchenden Liedern,
Dort wirbeln im Tanze die reizenden Reihn
Mit blühenden Augen und Gliedern.

Dem Knaben iſt irr beim bunten Gewirr,
Im Grunde raſet es wilder —
O, welch ein bacchantiſches, tolles Geſchwirr
Verwilderter üppiger Bilder!
Da ſieht er ein ſeliges Mädchengeſicht,
Sie winkt ihm mit lachendem Munde.
„Großmütterchen“, ruft er, „du logeſt nicht!“ —
Ein Sprung — und er ſinket zum Grunde. —

Es kam der Morgen ſo feucht von den Höhn,
Es ging durch den Wald ein Geflüſter,
Durchs Seeſchilf klang unheimlich Getön,
Der Fiſcher naht angſtvoll und düſter.
In der Mitte des Sees ſchwimmt leer der Kahn:
O, furchtbare Ahnung, entweiche!
Er zieht die geworfenen Netze an —
Drin hebt er des Kindes Leiche! —

Leiſ' auf den Bergwald ſinket die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fiſcherhütte noch wacht? —
Es iſt eines Lichtleins Funkeln. —

Großmütterchen betet den Roſenkranz
In der ſtillen, niedern Stube —
Auf der Bahre liegt bei der Lampe Glanz
Der todte Fiſcherbube.

Die Zwergenamme.

Die Frühmeß iſt aus. Es ſchreitet mit rüſtigen Schritten
Frau Kläre nach Haus durch des blühenden Thalgrunds Mitten.
Der Morgen iſt hell, volllaubig grünen die Wälder,
Der Oſtwind ſpielt durch die goldig wogenden Felder.

Heut' iſt es ein Jahr, da gab man ihr bräutlich Geleite,
Sie kam aus der Kirche, den traulichen Mann an der Seite;
Jetzt lacht ihr daheim rothwangig der Knab' in der Wiege —
Sie denkt's und beflügelt den Schritt, als ob ſie hinfliege.

Gott dankt ſie im Gehn. Bald grüßt aus fruchtbaren Bäumen
Das Häuschen ſo blank; die Gärten, die es umſäumen,
Erreicht ſie und tritt durch die Thür zur ſonnigen Stuben,
Sie reichet dem Gatten die Hand, ſie küſſet den Buben.

Der Mann geht zur Hochmeß. Sie holt aus dem Schranke die Schürze,
Sie zündet das Feuer — ſtets war die Arbeit ihr Würze —
Sie füllet den Topf und ſinget — bald ſchlummert der Kleine —
Die Flamme nur kniſtert. — Wie iſt ſie ſo einſam alleine!

Sie nimmt das Gebetbuch und rücket ans Fenſter hinüber,
Im Sonnenſtrahl fliegen die Tauben ſchwärmend vorüber,
Die Schwalbe am Sims holt ſich zum Neſte die Flocken,
Und fern von den Dörfern da läuten ſonntäglich die Glocken.

So feierlich iſt der Tag auf die Erde getreten!
Hochamt hält die Welt! — Es läßt ſie im Buche nicht beten!
Doch plötzlich wird es ihr kraus und bunt vor den Sinnen,
Sie höret ein Riſcheln und Raſcheln, ein Rennen und Rinnen.

O, wie ſie erſchrickt! Das iſt das Völkchen der Zwerge,
Die knorrigen Knirpſe, die Geiſter und Meiſter der Berge,
Wie Knappen gekleidet! Sie ſchlüpfen durch Spalten und Ritzen,
Sie purzeln aus Wurzeln, die leuchtenden Aeugelein blitzen.

Sie ſchwirren und wirren ums Weib im irren Gewirre;
„Und folgſt du nicht eilig“, ſo ruft es, „wir machen dich kirre!“ —
Auſjammert die Frau; ſie klettern und klimmen am Leibe,
Mit Schlingen umringen ſie rüſtig die Glieder dem Weibe.

Der ſchreiende Mund wird hurtig verpfropfet, verſtopfet.
Was hilft's, daß das Herze ihr klopfet, das Auge ihr tropfet?
Die winzigen Herren, die zerren ſie ohne Erbarmen:
Durch Korn und durch Klee und durch Wald raſch fort mit der
Armen!

Sie wird in die Höhle geſchleppt, aus den Feſſeln gebunden:
Ach Gott, wie iſt ſie geſchunden, ſie blutet aus Wunden!
Und fern von dem Mann und dem Kinde! — Das ſchaffet erſt
Jammer. —
Sie weinet, ſie ſchluchzt. — Man führt ſie zur blitzenden Kammer.

Dort ſitzet der Zwergenkönig im Trauergewande
An der Bahre des Weibes bei der Kerzen düſterem Brande —
Vergangene Nacht da ſtarb ihm die Frau in den Wochen —
Er klaget und ſeufzt, als wäre das Herz ihm gebrochen.

Voll Mitleid ſchaut Kläre; dann ſpricht er, zu ihr gewendet:
„Ich habe die Treuen hinaus nach der Amme geſendet;
Du ſollſt mir nähren die arme, verlaſſene Waiſe!
Man that dir Gewalt — ich lohn' dir in fürſtlicher Weiſe!“ —

Man bringt ihr den Knaben — er iſt wie Wurzel und Reiſer.
So knorrig und dürr; ſchon ſchrie er vor Hunger ſich heiſer.
Was ſoll ſie ſich weigern? An Flucht iſt nimmer zu denken;
Sie legt das Kind an die Bruſt und beginnt es zu ſchenken.

So ſaß ſie im Berg mit heißen, inbrünſtigen Thränen,
Nach Mann und nach Kind ging treulich ihr Sinnen und Sehnen;
Doch ob ſie in Seufzer zergangen, in Weinen zerfloſſen,
Sie mußte ſich fügen, ihr blieb der Ausweg verſchloſſen. —

Inzwiſchen laſſen die Zwerge Frau Klären nichts mangeln:
Nachts gingen im Forſte ſie jagen, im Fluſſe ſie angeln,
Sie brachten ihr Wildpret und Fiſch und Früchte und Kuchen —
Nach ſeiner bereitetem Mahle braucht keiner zu ſuchen.

So gehen die Tage, die Wochen und Monde vergehen,
Das Zwerglein gedeiht, ſchon lernt es lachen und ſtehen,
Und krähen und laufen. Die Freude kehret dem Stamme,
Sie kehret dem König; nicht länger bedarf er der Amme.

Das Jahr iſt verfloſſen. Frau Kläre erwachet am Morgen —
Ihr iſt es, ſie wäre im heimiſchen Hüttchen geborgen.
Sie reibet die Augen: ihr Mann liegt ſchnarchend im Bette,
Die Wiege des Knaben ſie ſtehet an traulicher Stätte.

Sie weckt den Geſpons, ſie umarmt den blühenden Jungen.
Wie ward ſie gekoſt, wie ward ſie geherzt und umſchlungen! —
„Wo warſt du, mein Weib? Was haſt du geſchreckt uns, o Kläre?“
Dem Staunenden gibt ſie die wunderlich ſeltſame Märe.

Sie ſehen ſich um — da ſtrotzet von Reichthum die Stube,
Schon ſpielt mit dem Gold und den Steinen der lachende Bube;
Sie ſammeln die Fülle und ſchließen ſie feſt in die Kaſten,
Dann wirken ſie fort und laſſen die Glieder nicht raſten.

Sie ſchaffen unmüde. Wol haben ſie fleißige Hände,
Und alles gelingt. Der Segen ſtrömet ohn' Ende:
Bald waren von Häuſern und Scheunen und Aeckern ſie Meiſter,
Doch ſagt man: es halfen dem Paare ſtets winzige Geiſter!

Schwert und Pflug.

Einſt war ein Graf, ſo geht die Mär,
Der fühlte, daß er ſterbe;
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab' und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief dann der alte Degen;
Das brachten ihm die Söhne werth —
Da gab er ſeinen Segen:

„Mein älteſter Sohn, mein ſtärkſter Sproß,
Du ſollſt das Schwert behalten,
Die Berge mit dem ſtolzen Schloß,
Und aller Ehren walten! —

„Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir ſei der Pflug gegeben;
Im Thal, wo ſtille Hütten ſind,
Dort magſt du friedlich leben!“ —

So ſtarb der lebensmüde Greis,
Als er ſein Gut vergeben;
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch ſprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schloſſe und dem Krieger?
Was ward denn aus dem ſtillen Thal,
Was aus dem ſchwachen Pflüger?

O, fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg iſt wüſt, das Schloß zerfiel,
Das Schwert iſt längſt zerhauen!

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenſchimmer,
Da wächſt und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

Der Ritter von Altenahr.

Wo ſie am höchſten ragen,
Die Felſen an der Ahr,
Da ſtand in alten Tagen
Das Schloß von Altenahr;
Und ſeine Thürme ſchauten
Mit ihrer Kronen Rand
Gleich Helden, die ergrauten,
Ins hügelwilde Land.

Gleichwie von Neid geſchwollen,
Rauſcht unten tief der Fluß,
Und ſeine Waſſer rollen
Am jähen Felſenfuß,
Als wollt' er unternagen
Das Schloß und brechen ein;
Doch trotzt mit feſten Lagen
Das mächtige Geſtein.

Einſt hub ein ander Streiten
Sich dort von wildrer Art,
Da kam von allen Seiten
Viel Kriegsvolk, wohlgeſchart,

Die Biſchöf' und die Fürſten
In argem Haß voran,
Den Mann voll Freiheitsdürſten,
Den Burgherrn, einzufahn.

Doch ragt der Fels, der wilde,
Und bietet guten Schutz,
Die Mauern ſind wie Schilde,
Sie ſtehn in ſtolzem Trutz.
Der Feind liegt Tage, Wochen,
Viel Monde, manches Jahr;
Der Muth iſt ſchier gebrochen,
Zerronnen faſt die Schar.

Einſt ſprengt beim Morgenſtrahle
Der Graf auf hohem Roß,
Gewappnet ganz in Stahle,
Zum höchſten Wall vom Schloß.
Glüh blitzt ſein Blick von Grimme,
Wie blut'ger Abendſchein,
Die lang entwöhnte Stimme
Dröhnt laut ins Thal hinein:

„O Feind, der hier vom Schloſſe
Verderben oft gewann,
Sieh auf dem letzten Roſſe
Des Schloſſes letzten Mann.
Dem Weib, den Söhnen allen
Gab Krankheit herben Tod!
Es fielen die Vaſallen
In jäher Hungersnoth.

„Und ſind ſie nicht geſtorben
In ehrenvollem Streit,
Sie haben doch erworben
Der Freiheit Herrlichkeit.

Frei will auch ich nun ſcheiden,
Wie meiner Treuen Schar;
Denn nie wird Knechtſchaft leiden,
Der ſtets ein Freier war!“ —

So hat der Greis gerufen
Und blickt zum Himmel auf,
Treibt auf den Felſenſtufen
Das Roß zu wildem Lauf,
Stürzt von der Höhe raſſelnd,
Rollt über das Geſtein
Bis in die Flut, die praſſelnd
Schlingt Roß und Reiter ein.

Wie das die Feinde ſchauen,
Erfaßt ſie Schreck und Graus,
Und aus des Todten Gauen
Ziehn ſie verſtummt nach Haus.
Das Schloß ſank auf den Höhen,
Schon längſt ein Raub der Zeit,
Und noch zwei Thürme ſtehen
Zum jähen Sturz bereit.

Doch lebt die alte Kunde
Noch ſtets im Volke fort,
Sie lehrt von Mund zu Munde,
Sie lehrt von Ort zu Ort:
Viel beſſer als Verderben
In ſchlimmer Sklaverei
Iſt Kämpfen, Leiden, Sterben
Als Männer, frank und frei.

Roland.

Der ſchönſte Knab', die ſüßeſte Maid,
So hießen ſie in der Runde,
Sie ſahn ſich in blühender Jugendzeit,
In lichter Maienſtunde,
Sie tauſchten Herz um Herz ſofort,
Sie war ſein Schatz, er war ihr Hort,
Roland und Hildegunde.

Und als er zum ſtarken Jüngling ſproß,
Da nahm er Waffen und Wehre,
Da ſchwang er das Schwert, da ſpornt' er das Roß
In Karl's des Großen Heere;
Er wollte, eh' er ſein Lieb gefreit,
Hinreiten, ein Mann in Kampf und Streit,
Und werben um Ruhm und Ehre.

Sie ſah ihm nach vom hohen Thurm,
Dem ſie die Schärpe geſchlungen;
Das war in der Seele der erſte Sturm,
Sie hat ihn ſtark bezwungen.
Sie ſah ihn mit Stolz, ſie ſah ihn mit Pein:
Rückſchauend ritt er hinab den Rhein,
Bis dort, wo der Pfad ſich geſchwungen.

Und ſtündlich ſaß ſie am Erkerrand
Und harrte an langen Tagen;
Er hat den Heiden im Sachſenland
Gar mächtige Wunden geſchlagen,
Er ward im Streit in Wald und Feld
Der Franken größter, herrlichſter Held —
Wie glüht ihr Blick bei den Sagen!

Da ſchlich die düſtere Märe um:
„Herr Roland hat ausgelitten,
Der Sieger in allen Schlachten iſt ſtumm,
Er ſtarb in des Kampfes Mitten.“
Es ſchritt zum Kloſter Hildegund,
Sie nahm den Schleier zur ſelben Stund',
Ihr Haar ward abgeſchnitten.

Ums Eiland rauſcht der tiefe Fluß,
Sie ſaß in öder Zelle.
Gott und den Heil'gen gilt ihr Gruß,
Doch ſtrömt ihres Schmerzes Quelle,
Sie ſiechet hin bei Geſang und Gebet —
Und einſt, als ihr Blick in die Berge geht,
Ihr Blick wird furchtbar helle:

Hoch auf dem ſchroff entragenden Stein
Da ſitzt im Siedlergewande
Ihr Ritter, und ſchaut hinab nach dem Rhein
Und nach dem Inſellande.
Gleichwie ein Falke ſchaut er ſcharf. —
Die Nonne, die ihn nicht minnen darf,
Wie weinte ſie ihrer Bande!

Er ſaß den Tag, er ſaß die Nacht
Unmüde und unermattet,
Sie hat nicht mehr der Heil'gen gedacht,
Ihr Geiſt war dunkel umſchattet.
Es machte ſie krank der ſtete Blick,
Im Tode endet ihr traurig Geſchick —
So ward die Jungfrau beſtattet.

Und als verklang der Todtengeſang,
Erhob ſich Roland zur Stunde:
„Jetzt noch einen kühnen Streitergang,
Eine tiefe Todeswunde!“

Und raſend that er die Wunder all,
Sein Horn verklang bei Roncesval —
Er ſtarb ſeiner Hildegunde!

Der bucklige Muſikant.

Da kommt der bucklige Muſikant
Den waldigen Steg herabgerannt,
Der ſich von den ſieben Bergen neigt;
Er hat zur Kirchweih drüben gegeigt.
Der Vollmond ſteht in hellem Schein —
Noch immer klingen die Melodein,
Ihm iſt, er höre die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende, ſchwebende Tänze zu wirren.
Mach' ſchnelle, Geſelle! —

Es iſt in der tiefen Mitternacht,
Da aller Spuk im Gebirg' erwacht;
Er fürchtet ſich vor geſpenſtiſchem Graus —
O, wär' er beim Weib im heimlichen Haus!
Er ſieht ſich nicht um, er eilet ſtumm.
Wie iſt der Weg verſchlungen und krumm!
Oft ſcheint ihm, er höre die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende, ſchwebende Tänze zu wirren.
Lauf' ſchnelle, Geſelle! —

Er kreuzet den hellen Wieſenplan —
Er kennt ihn nicht — er verfehlte die Bahn —
Wie ſteigen die Nebel ſo duftig empor! —
O nein, das iſt der Elfenchor!
O Himmel, hier hilft kein Weiterfliehn!
Sie tanzen um ihn, ſie ſingen um ihn:

„Ei, ei! jetzt laſſe die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende, ſchwebende Tänze zu wirren.
Spiel' ſchnelle, Geſelle!“ —

Sie führen zu einem Block ihn empor.
So furchtſam nimmt er die Geige hervor!
Erſt flüſtert und flötet der Ton ſo ſacht,
Bald ſpringet und ſchwinget er ſich mit Macht,
Dann ſauſet und brauſet er kühn hervor,
Als ſpiele ein ganzer begeiſterter Chor.
Wildüppig läßt er die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende, ſchwebende Tänze zu wirren.
Geig' ſchnelle, Geſelle! —

Und vor ihm im dämmernden Mondenglanz
Da ſchlinget und ſchwinget ſich wirbelnd der Tanz;
Sie ſteigen und neigen ſich lind und leiſ',
Sie winden nnd binden den reizenden Kreis;
Nie ſah er ſo luſtige, duftige Schar,
Geſtalten entfalten ſich wunderbar.
Und rauſchender läßt er die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende, ſchwebende Tänze zu wirren.
Streich' ſchnelle, Geſelle!

Im höchſten Jubel da hält der Kreis.
Im Silbergewand, hellwallend und weiß,
Schwebt vor ihn die leuchtende Königin.
„Zum Dank zieh ſchlank und frank dahin!“
Und leiſe berührt ſie ihn mit dem Stab. —
Der Spuk verrauſcht, ſtill wird's wie im Grab.

Nun laſſe nicht fürder die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende, ſchwebende Tänze zu wirren.
Halt' ſchnelle, Geſelle! —

Und heller leuchtet der Mondenſchein.
Er ſtecket Fiedel und Bogen ein —
Bald hat er wieder den Pfad erreicht.
Wie ſchreitet er ſicher, froh und leicht!
Nie zog er ſo luſtig bergab, bergauf,
Nie kam er nach Haus in friſcherem Lauf,
Ließ er zur Kirchweih die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende, ſchwebende Tänze zu wirren.
Steh' ſchnelle, Geſelle! —

Beim Morgenſtrahl da iſt er im Thal,
Er klopft an der Hütte: „Biſt du es, Gemahl?“
Ein Freudengeſchrei erhebet das Weib:
„Dein Höcker iſt fort und ſchmuck iſt dein Leib!“ —
„Das that mir die Elfenkönigin!“ —
Sie aber umarmt ihn mit jubelndem Sinn:
„Nun laß die luſtigſten Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende, ſchwebende Tänze zu wirren.
Mach' ſchnelle, Geſelle!“

Die Jungfrau von der Löwenburg.

Hier von dem Thurme ſchaute ſie oft
Ins kuppen- und thälerwogende Land,
Hier hat ſie nach ihm geſehnt, gehofft,
Hier Blicke nach ihm entſandt.

Hier ſah ſie den blinkenden Ritter oft nahn,
Erbleichend in Furcht und erröthend in Luſt,
Und es wallte ihr Tuch, eine grüßende Fahn',
Und es wogte ſtürmiſch die Bruſt.

Hier zeigte ſie ſcheu ihm manch träumendes Thal
Und die Felſen und Burgen im Sonnenſchein,
Darüber der Ebene Städte zumal
Und den ſilberglänzenden Rhein.

Hier ſah ſie mit ihm in den Buchenwald
Und belauſchte im Neſte das Taubenpaar,
Und im Waldthal den Hirſch, das Reh an der Hald',
In der Luft den Falken, den Aar.

Hier bot er zuerſt ihr den bräutlichen Gruß,
Hier lag ſie ihm weinend im lieben Arm,
Kurz tönte die Rede, lang tönte der Kuß,
Bruſt ſchlug an Bruſt ſo warm.

Hier ließ ſie vom warmen Herzen ihn los,
Roth prangte ſein Kreuz auf dem weißen Gewand,
Sie hörte verklingen des Heeres Getos
Fern nach dem heiligen Land.

Hier hat ſie geſeſſen ſo manches Jahr,
Den Morgen, den Tag, den Abend, die Nacht,
Stillernſt gewartet immerdar,
Und nicht geweint, nicht gelacht.

Ihr dunkles Lied zog durchs dunkele Thal,
Um den glühenden Gipfel ihr glühend Gebet,
Und Grüße und Wünſche hatten nicht Zahl,
Die weit in die Lande geweht.

Die Ritter kehrten mit jubelndem Braus,
Manch Schiff flog ſegelnd den Rhein hinab. —
Ein fremder Sänger vor ihrem Haus
Sang ihres Helden Grab.

Da ſtarrte ſie ſtumm, da ſtarrte ſie bang,
Ihr löſt ſich das Haar, das Auge glüht roth.
So ſaß ſie Tage und Nächte lang,
Bis mild ſie holte der Tod.

Doch Nächtens oft klingt noch ein leiſer Sang
Durch die Berge und Thäler zum rauſchenden Rhein,
Dann ſitzt auf dem Thurm ſie erwartungsbang
Im dämmernden Mondenſchein.

Und ſie wäſcht ſich die trüben Augen klar
Und kämmt ſich die Locken, golden und lang,
Und flicht ſich den Brautkranz ins flatternde Haar
Und ſingt den dunkelen Sang.

Der Rieſe vom Drachenfels.

Da droben hauſt er in Höhl' und Geſtein,
Er iſt der ſtärkſte Kämpe am Rhein,
Der wildeſte iſt er der Wilden an Muth:
Es dränget nach Kampf, es dürſtet nach Blut
  Der Rieſe Drago vom Felſen.

Und fahren bewimpelte Schiffe vorbei,
Seine Reiſigen halten ſie an mit Geſchrei,
Sie holen die Fracht und die Männer heraus,
Die Jungfrau'n ſind begehrlicher Schmaus
  Dem Rieſen Drago vom Felſen.

Und wieder harret am Ufer die Schar,
Da ſchwebet ein Schifflein wunderbar,
Drin klinget der Lieder heilig Getön';
Es höhnt ſie der Heide von ſeinen Höhn,
  Der Rieſe Drago vom Felſen.

Die Reiſigen ſtürmen hinein in die Flut,
Zu tödten die Männer, zu rauben das Gut;
Doch, horch! ein Wehruf auf ſich ringt!
Es ſieht, wie die Woge ſein Volk verſchlingt,
  Der Rieſe Drago vom Felſen.

Und raſet rennt er den Felſen hinab
Und tobet: „Nun findet ihr all das Grab!
Nun bleichet bald im Waſſer eu'r Bein!" —
Kühn watet hinein in den tiefen Rhein
  Der Rieſe Drago vom Felſen.

Doch ſieh, aus der Pilger ſingendem Chor
Da tritt eine hehre Jungfrau vor,
Sie hält dem Heiden ein Kreuz vors Geſicht,
Und raſch entſchwindet das Augenlicht
  Dem Rieſen Drago vom Felſen.

Der Freche erliegt dem Zeichen in Gott,
Sein Muth iſt ein Spiel, ſeine Kraft iſt ein Spott,
Er findet in naſſen Wellen den Tod —
Umſonſt hat der Heide die Frommen bedroht,
  Der Rieſe Drago vom Felſen.

Den Leichnam tragen die Wogen ans Land,
Es hat ſich ſein Volk zum Kreuze bekannt;
Sie wurden Chriſten von Ort zu Ort. —
Die Pilger fuhren betend fort
  Für den Rieſen Drago vom Felſen.

Der Mönch von Heiſterbach.

Ein junger Mönch im Kloſter Heiſterbach
Luſtwandelt an des Gartens fernſtem Ort;
Der Ewigkeit ſinnt ſtill und tief er nach,
Und forſcht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er lieſt, was Petrus der Apoſtel ſprach:
Dem Herrn iſt ein Tag wie tauſend Jahr,
Und tauſend Jahre ſind ihm wie ein Tag! —
Doch wie er ſinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert ſich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und ſieht er nicht.
Erſt wie die fromme Vesperglocke ſchallt,
Gemahnt es ihn der ernſten Kloſterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten ſchnell,
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor;
Er ſtutzt — doch ſieh, ſchon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach ſeinem Stuhle eilend tritt er ein —
Doch wunderbar — ein andrer ſitzet dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angeſtaunt ringsum:
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr.
Er ſagt's. — Da murmelt man durchs Heiligthum:
„Dreihundert Jahre hieß ſo niemand mehr!“

„Der letzte dieſes Namens“, tönt es dann,
„Er war ein Zweifler und verſchwand im Wald;
Man gab den Namen keinem mehr fortan.“ —
Er hört das Wort — es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr,
Man nimmt das alte Kloſterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er iſt's, der drei Jahrhunderte verſchwand!

Ha, welche Löſung! Plötzlich graut ſein Haar;
Er ſinkt dahin und iſt dem Tod geweiht,
Und ſterbend mahnt er ſeiner Brüder Schar:
„Gott iſt erhaben über Ort und Zeit.

„Was er verhüllt macht nur ein Wunder klar;
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schickſal nach!
Ich weiß, ihm iſt ein Tag wie tauſend Jahr,
Und tauſend Jahre ſind ihm wie ein Tag!"

Max Franz.

1. Kurfürſtliche Rechtspflege.

Herr Max Franz hält zu Bonn ſeinen Hof
Als kölner Kurfürſt und Erzbiſchof,
Führt Krummſtab und Scepter dem Volk zum Dank,
Auch liebt er Luſt und Witz und Schwank. —
Einſt, da er eben Grillen fing,
Sah er durchs Fenſter — das Fenſter ging
Grad in den breiten Schloßhof hinein —
Dort erblickt er ein armes Bäuerlein.
Das Männchen im blauen Kittel ſtand
Gar traurig und weinte und rang die Hand.
„Da möcht' ich doch wiſſen, meiner Seele,
Was dieſem armen Teufel fehle!" —
Er öffnet das Fenſter, ſo wie er ſprach,
Und winkte den Bauer in ſein Gemach.
Gar ängſtlich und zaghaft trat er heran.
Der Kurfürſt fragte: „Was fehlt dir, Mann?"

Und jener nahm ſich bald ein Herz
Und klagte einfach mit bitterm Schmerz
Wol über die Herrn auf der Kanzlei,
Und wie dort kein Recht zu holen ſei,
Wie ſie ihn ſchon ſeit Jahren und Tagen
Vertröſten, ohne Beſcheid zu ſagen. —
Max Franz, der forſchte nach dem Recht
Und ſprach: „Ja, langſam iſt das Geſchlecht,
Doch will ich ihnen Beine machen.
Sie ſollen dir ordnen deine Sachen!
Sei nur im Herzen fröhlich und munter,
Und geh gleich zu den Herrn hinunter
Und frage ſie, wie das Urtel ſteh,
Thun ſie aufs neu dir mit Grobheit weh,
Dann rufſt du den Kanzliſten: Marſch!“
Und er ſprach vier Worte: . . . .
Der Spruch war's, den Götz von Berlichingen
Einſt durch das Fenſter ließ erklingen;
Der Vater Goethe hat ihn geſchrieben,
Ich thu's nicht, weil ihn die Damen nicht lieben. —
Ei, denkt der Bauer, was der Kurfürſt ſprach,
Das geb' ich den Herrn getroſt aufs Dach. —
Er geht und traut ſchon ſeinem Siege. —
Max Franz folgt ihm hinab die Stiege. —
Blaukittel tritt in die Kanzlei.
Bald hört der Kurfürſt drin ein Geſchrei:
„Den frechen Schurken, haltet ihn feſt!“ —
Doch der geſtochen ins Weſpenneſt,
Der Bauer ſtürmt athemlos heraus,
Ihm folgen im ungezügelten Braus
Die Tintenfäſſer und Actenſtöße,
Ihm folgen mit verletzter Größe
Die Herren in Talar und Perrüken,
Sie wollen den Frevler reißen zu Stücken.

Doch wie ſie ſtürmen, poltern, ſegen,
Da tritt der Herrſcher ihnen entgegen.
„Mein Gott“, ſo ruft er, „welch ein Spectakel!“
Gibt's Sündflut, Erdbrand, Aufruhr, Mirakel?
Wohlan, ihr Herren, gebt an den Grund!“ —
Da ſtarren ſie offen Naſen und Mund,
Der Zorn verrauchte, und Richter und Schreiber
Sie ſtehen da wie die alten Weiber.
Doch ernſter fährt ſie der Kurfürſt an:
„Ich will jetzt wiſſen, was ihr gethan!“ —
Und ſtotternd erzählte einer da,
Was ihnen für Schimpf vom Bauer geſchah:
„Der freche Bauer war gar zu barſch,
Er ſprach vier Worte: . . . .“
Der Spruch war's, den Götz von Berlichingen
Einſt durch das Fenſter ließ erklingen;
Der Vater Goethe hat ihn geſchrieben! —
Da hat der Kurfürſt die Hände gerieben,
Und lächelnd ſprach er gleicher Weile:
„Ihr Herrn, hat das denn ſolche Eile?“ —
Er ſchaute herum gleich einem Luchſe,
Doch ringsum ſchwiegen die Federfuchſe.
Auch ſagt man, es ließen die Genarrten
Den Bauer nicht mehr auf ſein Urtel warten.

2. Der Bauer und die Cavaliere.

Max Franz, der Kurfürſt, macht einen Gang
Bei Poppelsdorf die Felder entlang,
Es folgen ihm im Sommerreviere
Die ſchön geputzten Cavaliere.
Es ſcherzet luſtig die bunte Schar,
Der Abend iſt herrlich, der Himmel klar,

Warm geht die balſamvolle Luft,
Aus Korn und Klee ſteigt ſüßer Duft,
Die reifenden Saaten wogen wie Gold,
Und drüber ſinget die Lerche hold.
Da kommt des Weges ein Bauer gut
Im blauen Kittel, dreieckigen Hut,
Den hält der Kurfürſt freundlich an:
„Nun ſprich, wie iſt's mit dem Feld gethan?
Wie ſteht es mit der Früchte Segen?
Gehn wir gedeihlicher Ernte entgegen?"
Da zieht der Bauer ein ſauer Geſicht
Und meint: „Wie man's wünſchet, iſt es nicht,
Seht ſelber auf Roggen und Weizen hin,
Es ſtehen zu viel Cavaliere drin."
„Cavaliere?" ſo murmeln die Herren umher,
„Dem Dummkopf ſteht das Hirn wol quer!
Das rechte Wort fällt ihm nicht ein!
Was haben wir mit der Ernte gemein?"
Doch lächelnd der luſtige Kurfürſt ſpricht:
„Mein Sohn, die Herren verſtehen dich nicht.
Willſt du nicht den Vergleich erklären?"
Da ſagt der Bauer: „Seht nur die Aehren,
Wie ſie allzu ſchlank und allzu grad
Die Häupter heben aus der Saat!
Sind ihrer zu viel, haben's hoch im Kopf
Und doch entſetzlich wenig im Schopf,
Drum nennt ſie im rheiniſchen Reviere
Der Landmann allwärts Cavaliere." —
Da loderte hell der Herren Zorn,
Als brännt' ſie ein Feuer, als ſtäch' ſie ein Dorn.
Sie wollen dem unverſchämten Geſell
In Haar und Kittel, an Kragen und Fell.
Weh Bäuerlein, jetzt wirſt du geprügelt!
Doch hält ſie der Blick des Fürſten gezügelt.

Er ſpricht: „Seht, daß vom geringen Mann
Der Adel noch etwas lernen kann!
Auf, ſorget dafür, es ſchadet nicht,
Wenn man euch ein beſſres Urtheil ſpricht.
Sind Aehren und Häupter gut geladen,
Wird nie dem gemeinen Weſen ſchaden.“

3. Der Vicar von Wallportsheim.

Die Sommertage ſind drückend ſchwül.
Max Franz, der Kurfürſt, zog nach Brühl,
Um zwiſchen des Parkes dichten Bäumen
Die heiße Jahreszeit zu ſäumen.
Und wie er einſt im Laubgang war,
Tritt ihm entgegen der Vicar.
Da ruft der Fürſt: „Mein Gott, was iſt
Mit Euch geworden zu dieſer Friſt?
Wo blieb das friſchrothe Angeſicht?
Wo blieb der Augen muntres Licht,
Die leuchtende Naſe, der fette Mund,
Die ſtramme Wade, das Bäuchlein rund?
Ihr waret ja ſonſt ſo kuglig blank!
Sprecht doch, mein Liebſter, ſeid Ihr krank?“
Wie ward das Pfäfflein ſo verlegen!
Es kann die Augen kaum bewegen,
Die Worte bleiben im Munde ſtocken.
So ſtottert er: „Das thun die Glocken!
Es macht mich krank das brühler Geläute;
Drum lieber als morgen ſchickt mich heute
Auf meine alte kleine Stelle!
Dort läutet's ſo lieblich in der Kapelle.
Laßt mich dort halten mein Leben lang
Den Meſſen- und den Veſpergeſang!“ —

„Ei“, ruft der Fürſt, „ein ſeltſamer Fall!
Wo iſt denn ſo freundlich der Glockenſchall?“
Doch noch verworrener ſpricht der Vicar:
„Zu Wallportsheim iſt's an der Ahr!
Zwar bringt die Stelle wenig ein,
Die Leute ſind arm, die Pfründe klein.“ —
„Jedoch“, ſo nimmt Max Franz das Wort,
„Es wächſt ein herrlicher Rother dort.
Den Wein, den könnt ihr nicht entbehren,
Drum ſteht nach Wallportsheim Eu'r Begehren.
Heut' aber verwechſelt Ihr Glocke und Spunt,
Es thut's nicht das Ohr, es thut's der Mund,
Der Euch gebracht in dieſe Noth!
Mein Freund, ich will nicht des Sünders Tod,
Nein, Ihr mögt leben und Euch bekehren.
Auch ſprach Sanct-Paulus ja in Ehren:
Ihr ſollt um Eurer Schwäche willen
Den Durſt erquicklich mit Weine ſtillen!
Jetzt rüſtet Eure Siebenſachen,
Um Euch zu den alten Glocken zu machen!“
War keiner ſo froh als wie der Vicar,
Er ging nach Wallportsheim an die Ahr:
Friſch roth ward wieder ſein Angeſicht
Und munter hell der Augen Licht,
Die Naſe leuchtend, fett der Mund,
Die Wade ſtramm, das Bäuchlein rund,
Gefiel ihm das Glöcklein in der Kapelle,
Viel beſſer ſchmeckt ihm der Rothe zur Stelle.

Der Graf von Windeck.

Es ſprach der Graf von Windeck zu ſeiner blonden Maid:
„Dein Auge ſchwimmt in Thränen, dein Antlitz welkt das Leid,
Es ſchwillt dein Herz von Seufzern, verhält ſie auch der Mund:
Verhülle dich nicht länger, thu deinen Gram mir kund!“

Sie aber weint: „Du willſt es, dir ſei mein Leid geklagt! —
Dem waldenfelſer Junker hab' ich mich zugeſagt,
Doch du verboteſt ſtrenge ihm Hall' und Schloßgebiet.
O, beug' den Stolz, damit nicht ein großes Leid geſchieht!“

Der Alte tröſtet milde: „Brich deinen ſtarren Muth!
Er iſt von niederm Stamme, in dir fließt Grafenblut!
Auch hab' ich andre Urſach', doch forſche weiter nicht:
Muß ich, o Tochter, ſchweigen, ſo will es Sitt' und Pflicht.“ —

Da ging in großem Jammer die Jungfrau aus dem Saal,
In ihrer ſtillen Kammer da ſchrie ſie auf in Qual —
Sie ſchlug die weißen Brüſte, ſie rauſt' ihr Lockenhaar;
Der Tag ging längſt zur Rüſte, ſie blieb der Ruhe bar.

Und als ſie gegen Morgen erſchöpft und müde ſchweigt,
Iſt's ihr, als ob vom Garten ein Ruf durchs Fenſter ſteigt;
Sie kennt den Ton und zittert, ſie öffnet, ſchaut hinab:
O, wie der holde Anblick ihr neues Leben gab!

Ihr Buhle ſtehet unten im grauen Dämmerſchein,
Er ſchaut ſo liebeſelig ins Auge ihr hinein,
Er flüſtert: „Strahlt mir endlich mein Glück und Licht und Luſt!
Die Brüſtung iſt ſo niedrig, o flieg an meine Bruſt!“ —

Sie ſpringt herab vom Fenſter, er ſchlingt um ſie den Arm.
Sie ſchauderte vor Kälte — wie ward ſie plötzlich warm.
Sie lächelte durch Thränen, ſie jubelt durch die Pein,
So glüht auf dunkeln Wolken des Regenbogens Schein.

Gott ſegn' euch, junge Seelen! Wie drängt ihr Herz an Herz!
Wie löſt in wirren Worten ihr euren tiefen Schmerz! —
Sie endet — und er rufet, die Bruſt von Gram geſchwellt:
„Wohlan, ſo laß uns fliehen weit in die weite Welt!

„Iſt grauſam, ſtreng dein Vater, der Himmel iſt uns gut!
Macht dich die Heimat zaghaft, das Leben gibt dir Muth!
Der Hochmuth und die Härte ſie treiben dich hinaus —
Komm mit, die Liebe gründet ſich muthig Herd und Haus!“

Er dränget und beſchwöret, er zieht ſie machtlos fort,
Durch Strauch und Beet ſich windend verlaſſen ſie den Ort;
Am Waldſaum ſteht geſattelt ſein feurig Lieblingsroß,
Mit dem er oft die Weiten in jähem Ritt durchſchoß.

Er hebt ſie in den Bügel, er ſchwingt ſich hinten auf:
Zwei Liebende ſind Eines! Hinaus in ſchnellem Lauf!
Er greifet feſt die Zügel, er gibt die Sporen ſcharf,
Daß Kies und Stein der Renner mit ſeinen Hufen warf! —

Auf grünen Waldespfaden, wie iſt die Welt ſo ſchön!
Es ragen Stamm und Gipfel ſchlank in die blauen Höhn,
Tief unten dunkler Schatten, hoch oben Sonnenglut!
Das Haar vom Wind durchpfiffen — und beiden kehrt der Muth.

Vom Lager aufgeſchrecket ſtürmt dort der Hirſch vorbei,
Der Habicht hebt vom Neſt ſich empor mit ſchrillem Schrei,
Doch aus den tiefen Klüften ſingt ſüß die Nachtigall! —
Was regt ſich in den Lüften? — Ha, das iſt andrer Schall! —

Es brauſt, es klingt, es hallet! Nein, das iſt nicht der Fluß,
Der dort das Thal durchwallet in rauſchend vollem Guß!
Waldleute ſchwingen alſo die Axt nicht an den Stamm,
So fällt auch nicht die Eiche hoch an der Berge Kamm!

„Bei Gott, ſo dröhnen Hufe! Verrathen iſt die Flucht!" —
Sie ſchau'n ſich um — da ſtürmen die Reiter durch die Schlucht,
Voran der Graf von Windeck! Laut tönt der Folger Horn;
Das Roß des Waldenfelſers zuckt blutig unterm Sporn.

„Greif aus, greif aus, mein Rößlein!" Umſonſt iſt's, daß er hetzt,
Die Wege ſind umſtellet, die Höhen ſind beſetzt,
Und ſeitwärts ragt der Felſen ſteil überm Waldſtrom auf,
Der ziſcht in düſtrer Tiefe in eingeengtem Lauf. —

Gefahren vorn und hinten! O grauſenhafte Noth! —
Seitwärts in klaffender Tiefe der feuchte, ſichre Tod! —
Doch lieber freies Sterben, als Scheidung, Kette, Pein! —
Sie wählen die Erlöſung: „Friſch in den Tod hinein!" —

Sie halten ſich feſter umſchlungen! O Minne, friſch und jung!
Dann bäumt das Roß gewaltig ſich auf zu jähem Sprung! —
Was fliegt dort durch die Lüfte? — Iſt es ein Zauberbild? —
Was fegt dort tief zum Thale ſo grauſenhaft und wild? —

Was ſinkt dort in die Fluten? Schäumend die Wogen gehn —
Dann ziehn ſie ruhig weiter, als wäre nichts geſchehn. —
Graf Windeck ſieht's von oben. Wie da die Angſt ihm ſchwoll!
Dann ringt ſich ihm vom Herzen ein Ruf, entſetzenvoll:

„O, rettet ſie, o rettet! Hinab, hinab zum Schlund!" —
Er ſtürmet mit den Knechten auf ſteilem Pfad in den Grund.
Doch als er kaum betreten den grünen Raſenſtrand,
Da ſpült zwei blaſſe Leichen das Waſſer an das Land.

Umſchlungen wie im Leben, ſo ruhen ſie im Tod,
Den ihnen Vaterſtrenge ſo hart und jäh gebot.
So blühn zwei weiße Roſen auf einem Stengel licht,
Die beide ſterben, wenn eine der kalte Sturm zerbricht.

O düſtre Schau im Lenze, der in die Berge klimmt,
Indeß in Grün und Blüten endlos der Thalgrund ſchwimmt,
Indeß das Lied des Sproſſers mit vollem Ton erſchallt!
Es gehn ſo warm die Lüfte, da liegen ſie ſo kalt!

Der Alte ſteht erſtarret, ſein Haar ſträubt ſich empor,
Der Blick ſtiert aus der Höhlung, wie wer den Geiſt verlor.
Dann wird er wieder milde — die Thräne, ſalzig klar,
Löſt ſich aus ſeinen Augen. So ſtürzt er auf das Paar:

„Todt meine beiden Kinder! O Tochter und o Sohn!
Das iſt der Jugendſünde verdienter böſer Lohn!
Ihr durftet euch nicht minnen, Blutſchande folgte nach!
Ihr ſüßen, lieben Blumen, ich bin es, der euch brach!“ —

Wol weint und klagt er endlos, bis ihn der Tod umwebt,
Doch ſagt das Volk, daß nächtens ſein Geiſt den Fels umſchwebt:
Im klaren Mondlicht wallt er, die Kinder ſuchend, dort —
Unheimlich rauſchen die Fluten, der Wandrer flieht den Ort.

Die Johannisopfer.

Drei Todte fordert Sanct-Johann gut,
So oft im Sommer ſein Feſttag lacht —
Er holt ſie am Grund, aus der Luft, in der Flut.
Ihr Läufer, ihr Klimmer, ihr Schwimmer, habt Acht! —

So geht der Glauben im Volke umher,
So flüſtert er heute der Schloßfrau ins Ohr;
Auf der Seele laſtet der Spruch ihr ſchwer,
Die Herrin von Schoinrath ſpringt empor:

„Heut' iſt Johanni, des Heil'gen, Tag!
Wo ſind die Kinder?“ — Ihr Ruf erſchallt.
Es ſpricht die Zofe: „Sie ſpielen im Hag!“
Es ſpricht der Diener: „Sie lärmen im Wald!“

Was zuckte ihr Antlitz bleich und bang?
Drei Buben ſind es ja, friſch und geſund!
Sie lauſchen draußen dem Droſſelſang,
Sie pflücken die rothen Beeren am Grund!

So war's. Sie verließen ſpielend das Haus,
Wol freut ſich der tiefe, hochſtämmige Forſt.
Da, horch, ein Schrein! Der Falk ſtürmt heraus,
In der höchſten Eiche hat er den Horſt.

„Das iſt der Hühner und Tauben Schreck;
Ich klettre hin und hole das Neſt!“
So ruft der Aelteſte kühn und keck
Und ſchwingt ſich empor in das krauſe Geäſt.

Die beiden andern ſchauen ihm nach;
Er ſchwankt in der Krone, ſchon greifet er zu —
Doch die Wölfin, die aus den Büſchen brach,
Sie faßt den jüngſten Knaben im Nu.

Und ſie reißt ihn mit; laut gellt ſein Geſchrei;
Der Aelteſte ſieht es vom Eichenbaum,
Ihm vergehen die Sinne, der Zweig bricht entzwei,
Er praſſelt tief in den Waldesraum.

Wie all das Unheil der Dritte geſehn,
Da ſtürmt er heimwärts, als wär' er blind:
Statt über die Brücke ins Schloß zu gehn,
Stürzt in den Graben das zitternde Kind.

Wol wurden die Knaben rings geſucht,
Nach allen Seiten ſtob der Troß,
Aus dem Waſſer, dem Forſt, der wilden Schlucht
Da brachten ſie abends drei Leichen ins Schloß.

Die Herrin von Schoinrath bebte und ſchrie,
Sie jammerte auf in unſäglicher Noth:
Ach, was ihr Glück und Freude lieh,
Das lag am ſchlimmen Tage todt!

Drei Todte fordert Sanct-Johann gut,
So oft im Sommer ſein Feſttag lacht —
Er holt ſie am Grund, aus der Luft, in der Flut.
Ihr Läufer, ihr Klimmer, ihr Schwimmer, habt Acht!

Wilhelm von Holland.

„O, wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn!
Ich ritt' in die Heiden roth, in die Wälder grün;
Ich gäbe dem blumigen Frühling ein einſam Geleit,
Ich fände die Hütte und fände die roſige Maid!“ —

Leiſ' ſprach Herr Wilhelm von Holland das heimliche Wort,
Er zog nach Köln im eiſigen Winter fort,
Es glänzten um ihn die Ritter, es lärmte der Troß;
Er ritt ſtill träumend dazwiſchen auf prächtigem Roß.

Bald grüßte die heilige Stadt am brauſenden Fluß,
Drin klingen die Glocken, dem Fürſten ein freundlicher Gruß;
Er zieht in die wogenden Straßen durchs dunkele Thor,
Laut jauchzet das Volk — kaum klingt es dem Träumer ins Ohr.

Und freudig empfängt ihn der warme, glänzende Saal,
Kronleuchter ſchimmern, geſpiegelt viel tauſend mal,
Stolz rauſcht die Muſik durch des Raumes üppigen Glanz,
Und ringsum windet und bindet ſich reizend der Tanz.

Es blühet und glühet der Mädchen holdſelige Schar,
Im Reigen umringt und umſchlingt ihn manch liebliches Paar;
Sie kommen und gehen, ſie lächeln im koſigen Spiel,
Sie ſingen der Lieder, ſie bringen der Blumen ihm viel.

Die Ritter nahn in der Waffen blinkendem Strahl,
Sie heben credenzend den ſchäumenden goldnen Pokal,
Sie preiſen und rühmen; doch ihm iſt alles zur Laſt,
Es ſpricht erinnerungsſüchtig der fürſtliche Gaſt:

„O, wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn!
Ich ritt' in die Heiden roth, in die Wälder grün,
Ich gäbe dem blumigen Frühling ein einſam Geleit . . .“
Da ſpricht ihm ins Wort ein Greis: „Der Lenz iſt nicht weit!“

Albertus Magnus iſt es. Er faßt ihm die Hand,
Tief glühet ſein Blick, weiß wallet ihm Haar und Gewand,
Er will durch wechſelnder Bilder zaubriſche Luſt
Befreien des Grafen gedankenverdüſterte Bruſt. —

So zieht er den Kreis, ſo ſpricht er ein flüſterndes Wort,
Er ſchlägt mit dem Stab —: da wandelt ſich plötzlich der Ort;
Ein Blühen hebt an, der Frühling feiert ſein Feſt,
Hoch blauet der Himmel, warm treibet die Wolken der Weſt.

Aus zackigen Bergen ergießt ſich der Ströme Lauf,
Die Brunnen rauſchen aus Felſen kühlig herauf,
Bunt grünen Wälder und Wieſen und Fluren umher:
Es lieget das Land ein jubelndes Frühlingsmeer.

Dazwiſchen erhebt ſich der Städte bethürmte Pracht,
Mit Bannern halten die Burgen auf Felſen Wacht,
Die fliegenden Reiter blinken im Sonnenſtrahl,
Die Heerdenglocken ertönen im duftigen Thal.

Still zieht durch den klingenden Frühling der fürſtliche Held,
Ihn grüßt in den Lüften der Vogel, die Blume im Feld,
Er zieht nach der Heide und ſchwindet im Waldesraum. —
Da fliehet das Bild und des Lenzes goldener Traum.

Und wieder umrauſcht ihn im Saal die glänzende Pracht,
Er hat nicht der Schar, nicht des mächtigen Zauberers Acht,
Denn Tänze, Muſik und Menſchen ſind ihm zur Laſt;
Er bleibt traumſelig und ſpricht, der fürſtliche Gaſt:

„Wol mochte der Himmel blauen, die Erde blühn,
Ich ritt in die Heiden roth, in die Wälder grün,
Ich gab dem blumigen Frühling ein einſam Geleit —
Doch fehlte die Hütte, es fehlte die roſige Maid!“

Die Geiſtermeſſe.

Vom Thurme ſchlägt die Mitternacht,
Der Abt von Gereon erwacht,
Er glaubt, ſchon töne das Geläut,
Und Frühmeß will er leſen heut'.

Ihm iſt's im Haupt wie Traum und Wahn,
Doch raſch zieht das Gewand er an
Und eilet durch den Kloſtergang —
Still iſt's die Zellen all entlang!

Ihn kümmert's nicht. Dumpf dröhnt ſein Tritt,
Zur Kirche lenkt er ſchnell den Schritt:
Die Wölbung glänzt vom Kerzenſchein —
Voll Froſt und Schwindel tritt er ein.

Es iſt, als ob die Orgel klingt,
Als ob die Schar der Beter ſingt —
Die Weihrauchwolke ſteigt empor.
Ihm dringt es wirr in Aug' und Ohr.

Den Betern ſchaut er ins Geſicht,
Die Bleichen rings erkennt er nicht,
Die andern kennt er — doch der Tod
Entband ſie längſt von Luſt und Noth.

Und ſchaudernd blickt er auf zum Chor:
Wer hebt die Hoſtie dort empor?
Es iſt im ſchwarzen Trauertalar,
Der vor ihm Abt im Kloſter war! —

Dann ſieht er angſt- und furchtdurchbebt,
Daß ſich ein Katafalk erhebt.
Er forſchet ängſtlich, wen er barg:
Da liegt ſein Ebenbild im Sarg!

„Gott helfe!“ Furchtbar dröhnt ſein Schrei,
Und das Geſicht iſt raſch vorbei.
Die Kirch' iſt dunkel, fort der Kreis,
Das Trauergerüſt, der Prieſtergreis.

Und Kälte ſchüttelt ihm das Mark —
Kaum iſt er heimzugehen ſtark.
Und er empfängt beim Morgenſtrahl
Den Beicht'ger mit dem Abendmahl.

Und fürder ſtand er nicht mehr auf;
Er weiß: es ſchließt ſein Lebenslauf.
Es hat beim dritten Abendlicht
Der Tod erfüllet ſein Geſicht.

Die ſieben kölniſchen Funken.

Jetzt ſingen wir einen neuen Sang!
Auf, ſtimmt dazu den Becherklang
Und friſch dann ausgetrunken!
Wir ſingen von Köln der heiligen Stadt
Und ihren ſieben Funken!

Des Krieges Kunde ſcholl am Rhein,
Da ſchwur der Hauptmann Stein und Bein:
Er woll' ein Löwe fechten.
Er nahm den Säbel, doch ſtatt links,
Da band er ihn zur Rechten.

Und als er aus der Thüre trat,
Da rief er ſeinem Wachtſoldat:
„Komm mit, es geht ans Würgen!"
Doch ſchnarcht es aus dem Schilderhaus,
Betrunken war der Jürgen.

Spornſtreichs lief er zur Funkenwacht
Und rief: „Heraus, heraus zur Schlacht!"
Er ſieht den Peter winken:
„Seid ſtill, die Truppen all ſind fort,
Sie gingen Kaffee trinken!"

Und grade ſchlendert Hans zurück,
Der Hauptmann ſchreit: „Das iſt dein Glück,
Sonſt würd' ich's Zeug dir flicken!"
Die Nadeln in der Hand ſpricht Hans:
„Ich bin am Strümpfeſtricken."

Dem Fritz, der kommt, wird ungenirt
Gewehr und Ranzen viſitirt,
Doch in der Pulvertaſche
Liegt Kartenſpiel und Würfelluſt
Zuſammt der Branntweinflaſche.

Er ſtürzt zum Franz am Brückenkopf,
Dem ſummt ein Käfer an den Zopf,
Er denkt: „'s iſt Blei dahinter!"
Und purzelt hin: „Ich hab' genug!
Gott ſchütz' mir Frau und Kinder!"

Nun geht's zum Kaspar auf den Wall,
Dem naht der Feind mit Flintenknall,
Das war ihm nie geſchehen.
Und kreiſchend ruft er: „Seht ihr nicht,
Daß hier noch Leute ſtehen."

Der Hauptmann denkt: „Hier iſt es nix!"
Und flieht und ſtolpert über Dricks
Und ſeine langen Pfoten;
Da dreht ſich der Soldat und ruft:
„Ich ſpiele ſchon den Todten."

Und als im Dreck der Hauptmann lag,
Da fühlt er, daß ihm was zerbrach:
Iſt es die Ripp'? o Schrecken!
O nein, 's iſt, was als Schwert er trug,
Seiner Jungen Peitſchenſtecken.

Doch rief er traurig! „Gram und Pein,
Zerbrochen iſt mir Arm und Bein
Grad vor der Ruhmesſtätte!
Bringt, Leute, mich zu Weib und Kind,
O, bringet mich zu Bette!"

Hört an, das iſt der neue Sang!
Auf, ſtimmt dazu den Becherklang
Und friſch dann ausgetrunken!
Wir ſingen von Köln der heiligen Stadt
Und ihren ſieben Funken!

Ein Grab in Köln.

Du ſiehſt des Kloſters weiten Hof, die Gruft deckt jener graue Stein:
In dieſer Mauern düſterm Raum lacht frühlingsgrün das Grab allein,
Es koſt ſo warm die Sonne drauf, die Wolken drüber halten ein,
Der Vogel grüßt es aus der Luft, es glühet drum der Roſen Schein.

Hier ruht, von dem ich dir erzählt, das wunderſame Brüderpaar,
Das in derſelben Schmerzenſtund' die Mutter ſchmerzenfroh gebar.
Die Kinder nährte Eine Bruſt, Ein Prieſter tauft' ſie am Altar,
Und Eine Liebe pflegte ſie — ſie wuchſen ſtark und wunderbar.

Mit braunem Haar, mit blauem Aug', darin des Lebens friſcher Strahl,
Verſpielten ſie die Jugendzeit im Sonnenſchein durch Berg und Thal.
An Antlitz gleich und an Geſtalt, und gleich an Herz und Sinn zumal,
So wärmte jeder ſich mit Luſt an goldner Bruderliebe Strahl.

Da rief der Krieg. Die Trommel ſcholl, die Banner wallten ſtolz hinaus,
Fürs Vaterland begeiſtert ließ das Jünglingspaar ſein Ahnenhaus.
Sie ſattelten die Hengſte ſchnell und flogen zu der Schlachten Braus,
Die Siegesfahnen trugen ſie und ſangen kühn dem Heer voraus.

So ritten ſie voll wildem Muth des Tags vereint von Schlacht zu Schlacht,
In Einem Bett verträumten ſie denſelben Traum im Schlaf der Nacht;

In Luſt und Leid hat jeder nur des andern Luſt und Leid bewacht;
Sie zogen treu verſchlungen heim, als nach dem Sieg der Friede lacht.

Wenn einer liebt, wenn einer haßt, muß jener dann daſſelbe nicht? —
Sie ſchauten Eine Jungfrau beid', in beiden Herzen ward es Licht;
Sie liebten beide tief und warm, und übten beide Bruderpflicht,
Sie gönnten beide ſich das Glück, und thaten beide ſtill Verzicht.

Die Liebſte ſoll des andern ſein! — Und heimlich zogen beide fort,
In heil'gem Eifer eilten ſie zugleich an einen heil'gen Ort,
Und fanden beide wieder ſich in eines Kloſters Ruheport;
Sie ſagten ab der frohen Welt, gelobten beid' ihr Prieſterwort.

Sie kämpften froh im Heer des Herrn, wie einſt für ihrer Freiheit Pfand:
Zur Meſſe klang die Orgel laut, die Glocken tönten durch das Land,
Die Kirchenfahnen flatterten, es rauſchte manches Goldgewand,
Und Gottes ſegnend Heiligthum erglänzte in der Brüder Hand.

Ihr Haar ward grau, ihr Leib ward alt, die Liebe blühte fort in Luſt,
Es wärmte jeder ſich als Greis noch an des Bruders glühnder Bruſt.
Sie ſtarben an demſelben Tag, und keiner litt des Freunds Verluſt:
Die Leiber faſſet Eine Gruft, die Geiſter Eine Himmelsluſt. —

Die Sonne ſinkt. Wie ſpielet hier ſo lind und leiſ' die Abendluft!
Wie glüht des Weſtens Abſchiedskuß! Wie hellen Gruß der Vogel ruft!
Es ſtehn, verſchlungen Zweig' und Laub, zwei Roſenſträuche auf der Gruft:
Sie einen hold die Blütenglut, ſie einen hold den Blütenduft.

Chlodwig.

Heut geht's um die Herrſchaft an Neckar und Rhein:
Die letzte Schlacht wird geſchlagen!
Zwei Heere ziehen ins Feld hinein,
Die Schwerter und Speere ragen.
Bei Zülpich durchraſen rings das Gefild,
In ehernen Reihen muthig und wild
Die Franken und Alemannen.

Am Hügel ſteht Chlodwig über dem Thal,
Das blutige Werk zu leiten,
Die Feinde haben die Ueberzahl,
Sie ſtürmen von allen Seiten.
Wol ſtark, doch zu klein iſt ſein Frankenheer,
Noch hält es das Feld, doch hält es ſich ſchwer
Vor den drängenden Kämpferhorden.

Da ſpornt er ſein Roß, daß es knirſchet und ſchnaubt,
Da flieget er zwiſchen die Scharen,
Da nimmt er den blanken Helm vom Haupt,
Umlockt von blonden Haaren,
Da hebt er zum Schwur empor die Hand
Und ruft, das Antlitz zum Himmel gewandt:
„Nun höre mich, Gott der Chriſten!

„Du blaſſer Gott voll Angſt und Schmerz,
Der am Kreuze den Tod erworben,
Dir dient mein Weib mit Seel' und Herz,
Weil du für die Menſchheit geſtorben!
Und haſt du die Kraft, und haſt du die Macht,
Und hilfſt du mir als Gott der Schlacht,
So laſſ' ich mich heut' noch taufen!“

Er ſchweigt, doch am Himmel wird es klar,
Die Sonne durchbricht die Wolke,
Hoch über dem Könige ſchwebet ein Aar —
Und über dem Frankenvolke;
Er greift das Banner mit ſtarker Fauſt,
Und wie er kühn in die Feinde brauſt,
Da folgen ihm ſeine Mannen.

Staubwolken decken das weite Gefild:
Schwertklingen und Roßgeſtampfe!
Hier jubeln ſie laut, dort ſchreien ſie wild:
Wer iſt der Sieger im Kampfe?
Die Alemannen ergreifen die Flucht
Vor der Schwerter Schärfe, der Speere Wucht —
Im Schlachtfeld jubeln die Franken. —

Herr Chlodwig ſteht mit ſtrahlendem Haupt:
„Laßt fliehn die geſchlagenen Haufen!“ —
In Gottes Namen, an den er glaubt,
Läßt ernſt der Held ſich taufen;
Sein Volk läßt taufen ſich zugleich.
Da dehnte ſich aus der Chriſten Reich
Weit über die deutſchen Stämme.

Die Krieger hoben mit Sang und Klang
Den König hoch zu Schilde,
Und trugen ihn herrlich im Siegergang
Aus Zülpichs grünem Gefilde.

Er herrſchte am Neckar- und Rheinesſtrand
Nun, wie daheim im fränkiſchen Land —
Er herrſchte im Glauben des Kreuzes.

Der Vogt von Bergheim.

Der Himmel hält heuer ein ſtreng Gericht:
Im Land iſt Miswachs, die Frucht erfror,
Es mangelt das Korn, das Brot gebricht,
Ach, allwärts ſchreit die Noth empor;
Der reiche Vogt von Bergheim ſpricht:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Er wandert ſtolz durch Hof und Haus:
Auf dem Speicher liegt des Weizens Wucht,
Die Heerde brüllt aus den Ställen heraus.
Er denkt: „Das iſt des Fleißes Frucht!
Mir fehlt es nimmer an gutem Schmaus:
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Er ſtellt ſich vor des Gehöftes Thor,
Die Armen kommen bleich wie der Tod,
Ihr Bitten und Jammern ſchallt empor:
„Stillt unſern Hunger, o, ſpendet Brot!“
Hart iſt ſein Herz, taub iſt ſein Ohr:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“ —

„Geſindel“, ruft er, „was wart ihr ſo faul,
Als Gottes Segen befruchtet das Land!
Ihr ſperret immer auf das Maul,
Doch nimmer ſchafft die träge Hand!
Ein Thor nur füttert den lahmen Gaul!
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“ —

Doch lauter ſchreit die hohläugige Schar,
Krampfhaft geballt iſt jede Fauſt,
Das Auge ſtarr, geſträubt das Haar,
Daß tief im Herzen dem Vogte grauſt;
Doch gilt es zu trotzen der Gefahr:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“ —

Er ſchreit: „Ich habe kein Brot im Schrank,
In Söller und Keller der Vorrath verſiegt,
Und lüg' ich, ſo freſſe das Vieh zum Dank,
Was noch in Scheuer und Schuppen liegt.
Laßt ab vom Streit, laßt ab vom Zank —
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“ —

Da tritt ein bleiches Weib aus dem Kreis,
Sie trägt ein ſterbendes Kind im Arm,
Sie ruft: „So erfülle ſich dein Geheiß!
Uns räche der Himmel, daß Gott erbarm'!
Du Frevler, der nur zu ſagen weiß:
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Es klingt ſo herzzerreißend der Fluch,
Todt ſinkt ſie hin mit ihrem Kind;
Die Bettlerſchar ſchweigt bei dem wilden Spruch,
Der Armuth mitleidige Thräne rinnt.
Es murmelt der Vogt, der weiß wie ein Tuch:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Er ſchließt das Thor, er flieht das Haus,
Furchtbarer Spuk! Auf dem Söller die Sau,
In der Scheune der Ochs! Sie brüllen beim Schmaus,
Die Thiere verwüſten den ganzen Bau.
Er bricht in wilde Verzweiflung aus:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Ihn faßte der Wahnſinn, fort treibt ihn die Wuth
Er kehret nicht heim; man ſuchet ihn lang —:
Da ſchwimmt auf dem tiefen Sumpf ſein Hut,
Das Antlitz der Leiche verzerrt und bang. —
Die Liebe iſt Alles, o pfleget ſie gut!
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Der Zauberring.

„Steh auf, o Kaiſer Karl, ſteh auf
Und laß uns nicht verderben!
Dein Reich, errungen im Siegerlauf,
Es bricht ſonſt eitel in Scherben!
In Spanien ſchürt der Maure den Brand,
Am Elbſtrom rüſten die Sachſen,
Die Ungarn ſtürmen im Donauland!
O, nimm das geprüfte Schwert zur Hand,
Sonſt hältſt du nicht länger den Feinden Stand,
Die allwärts ſich mehren und wachſen!“

So tönt es aus dem Frankenreich,
So mahnen die Paladine!
Doch Karl, der Kaiſer, ſitzt ſtumm und bleich,
Mit trübumwölkter Miene.
Die Kunden verrauſchen in ſeinem Ohr,
Sein Geiſt geht andre Pfade:
Verwelkt iſt ſeines Lebens Flor,
Weil er ſein herrliches Weib verlor,
Das Weib, das er im Herzen erkor:
Die ſüße, holde Faſtrade.

Am Schreine, der die Leiche barg,
Da ſitzt er Nächte und Tage,
Und um den dunkeln, ſchwarzen Sarg
Erhebt er unnennbare Klage.

Es iſt, als lächelten ihm noch hold
Entgegen die todten Züge.
Einſt ſpielte die Hand im Lockengold;
Als noch das Blut in den Adern gerollt,
Da ſpendete ſie ihm der Minne Sold,
Nie hatt' er der Minne Genüge!

Vergebens formt ſich der Leichenzug,
Vergebens ſingen die Knaben,
Vergebens wallt ſchwarz der Fahnen Flug,
Das todte Weib zu begraben —:
Er ſcheuchet ſie dort mit trotzigem Wort,
Die Prieſter im Kirchengewande,
Die Krieger und Weiber weiſet er fort:
Er aber verharret treu am Ort,
Er bleibet bei ſeinem todten Hort:
Was kümmern ihn Scepter und Lande!

Die Tage vergehn, die Wochen verwehn,
Schier ging ein Mond ſich neigen —
Es bleibt der Sarg in der Halle ſtehn,
Rings herrſchet düſteres Schweigen.
Und ſeltſam! Der Leiche Angeſicht,
Der Leiche marmorne Glieder,
Sie welken nicht, ſie vergehen nicht!
Oft ſchwillt der Mund, als ob er ſpricht,
Durchs Auge zuckt es oft wie Licht,
Als kehrte der Geiſt ihr wieder.

Da ſpricht der Erzbiſchof Turpin:
„Hier waltet ein Zauberweſen,
Denn ſonſt, wenn Athem und Leben fliehn,
Da muß die Leiche verweſen!“ —

Und ſtille tritt der Weiſe zum Schrein;
„Laßt forſchen uns nach dem Grunde!
Der Leib iſt blank, der Leib iſt rein!“ —
Da ſchaut er zwiſchen die Lippen hinein:
Ein Zauberring von rothgoldenem Schein
Blinkt aus der Todten Munde!

Den funkelnden Reif nimmt hurtig er fort,
Drauf glühen Runenzeichen;
Zur Todesſtunde barg ſie ihn dort —
Jetzt muß der Zauber weichen.
Dem Kaiſer fällt's von den Augen wie Nacht,
Wie Wahn fällt's ihm von den Sinnen:
„O Gott, wie hab' ich die Zeiten verbracht!
Es war mir, als klänge fern die Schlacht,
Als fehlte mir traumgefeſſelt die Macht,
Den kecken Kampf zu beginnen!

„Es hat mir den Geiſt die Todte bethört!
Ich liebte ſie treu ergeben,
Doch gebt dem Grab, was dem Grab gehört,
Ich trete wieder ins Leben!
Es treibt mich zu dir, du ernſte Geſtalt,
Turpin, vor den Männern allen!“ —
So lockt ihn zum Biſchof des Zaubers Gewalt;
Der fliehet und machet am See erſt halt,
Und in die Fluten kühl und kalt
Läßt er das Ringlein fallen.

Und Karl, der Kaiſer, folgt ihm ſchnell,
Da ruht ſein Blick auf den Wogen,
Draus kommt es ſo ſeltſam licht und hell
Ihm über das Herz gezogen.

Karl und Turpin ſind in die Schau
Tiefſelig und innig verſunken:
„Wohlan, wir gründen am See einen Bau,
Und drüber ſoll in der grünen Au'
Ein Dom ſich heben ins Himmelsblau!"
So redet er ahnungstrunken.

Wo Aachen liegt, da war es, im Thal,
Bald wuchs das Münſter im Grunde,
Bald ragte die Pfalz in den Morgenſtrahl,
Bald hob ſich die Stadt in der Runde.
Noch oft ritt Karl in die Schlachten hinaus,
Das mächtige Reich zu mehren,
Doch ruht er zu Aachen am liebſten aus
Von Herrſcherpflicht und Kampfgebraus:
Hier wahrte er Thron und Kron' im Haus,
Den deutſchen Landen zu Ehren.

Hildegard.

Der Kaiſer Karl ritt wieder aus
Zum Heerzug in die Gauen,
Und als er ſchied von Hof und Haus,
Da grüßt er ſeine Frauen.
Er küßt die ſchöne Hildegard;
Der Abſchied war ihm ſchwer und hart
Von ſo viel Lieb' und Treue.

Er ſpricht: „Du biſt mein Krondemant,
Du biſt mir Gut der Güter!
Dich ſchützt mein Bruder, Herr Taland,
Treu hält die Hut der Hüter;
Er ſteht dir bei mit Rath und Schwert;
Was mir am meiſten lieb und werth,
Geb' ich in feſte Hände!" —

Fortreitend ſah er oft ſich um,
Das Weib zerfloß in Jammern;
Rings in dem Hofe ward es ſtumm,
Stumm in des Schloſſes Kammern.
Doch, der ihr Hüter ſollte ſein,
Der falſche Böſewicht, tritt ein,
Taland kommt als Verſucher!

Es iſt in ſeiner Bruſt entglüht
Ein ſündiges Begehren,
Es pocht ſein Herz, ſein Auge ſprüht,
Sie weiß ihm kaum zu wehren;
Als ſie ihn abweiſt ſtarr und kalt,
Da droht er frech ihr mit Gewalt,
Er drohet ſtets aufs neue.

Klug ſinnt ſie, was zu thuen iſt,
Zu hemmen ſeine Lüſte;
Dann ſpricht zum Schlimmen ſie voll Liſt:
„Wohlauf, die Kammer rüſte!
Doch ſei ſie duftig, reich und rein,
Dann will ich dir zu Willen ſein!“ —
Hei, wie ſein Antlitz brennet!

Koſtbar baut er das Brautgemach,
Es glänzt von Seid' und Sammet,
Auf Marmorſäulen ruht das Dach,
Die Wand iſt golddurchflammet.
Drei Thore geben feſten Schluß!
So ladet er zum heißen Kuß
Hinein die ſüße Fraue.

Leiſ' ſpricht ſie: „Zeige mir den Pfad,
Ich folge deinen Schritten!“
Wie raſch er ihr den Willen that!
Er ging mit eil'gen Tritten;

Schon ſchlüpft er durch das letzte Thor —
Doch tritt er nicht mehr draus hervor:
Schwer fielen nach die Flügel.

Es ſchloß ihn ein die kluge Frau,
Da ſaß der Ungefüge.
Dann rief ſie in den eiteln Bau:
„Erlaubt iſt ſolche Lüge!
Jetzt ſitzeſt du am ſichern Ort
Und büßeſt deine Falſchheit dort,
Bis Karl, mein Gatte, kehret!“ —

Und endlich ſcholl die Kunde her:
„Der Kaiſer kommt nach Hauſe!“ —
Da bat und klagte Taland ſehr
In ſeiner feſten Klauſe:
„Vergib mir hohe Kaiſerin!“ —
Mitleiden löſte ihr den Sinn,
Sie gab ihn frei der Bande.

Der Falſche ritt hinaus ins Feld,
Den Bruder zu empfangen.
Da fragte ernſt ihn Karl, der Held:
„Wie blaß ſind deine Wangen?
Wie glanzlos ſtarret dir der Blick?
Sag' an, traf dich ein herb Geſchick?
Hielt Krankheit dich umfangen?“ —

Der freche Heuchler aber ſpricht:
„Ich litt um deine Sache!
O, traue deinem Weibe nicht,
Da hilft nicht Hut noch Wache:
Sie brennt in Sünd' und Buhlerei,
Und daß ich nicht im Amte ſei,
Warf ſie mich in den Kerker!“ —

Im Zorne fuhr der Kaiſer auf,
Er rief in lautem Grimme:
„Zur Hofburg eilt in raſchem Lauf,
Ihr Knechte, faßt die Schlimme!
Es wanket nimmer mein Beſchluß,
Und wo am tiefſten iſt der Fluß,
Sollt ihr das Weib ertränken!“ —

Sie hielten einen ſcharfen Ritt
Durch Wälder und durch Auen,
Sie riſſen aus dem Schloſſe mit
Die Zierde aller Frauen.
Still folgt ſie ihnen wie ein Lamm,
Sie iſt in Schönheit wunderſam
Holdſelig anzuſchauen.

Vor ihren treuen Augen ſchwand
Der Muth der kecken Reiter,
Der Worte ſüße Milde band
Die Wildheit der Begleiter,
Und wie die Schar zu Sinne kam,
Da ſchmolz die Kühnheit bald in Scham:
„Wer ſchlägt wehrloſe Weiber!“

„Fahrt wohl!“ Der Huf der Roſſe ſchallt —
Und raſch enteilt der Haufen.
Dann ſchießen ſie im Wald ein Reh,
Das durch den Tann gelaufen;
Sie ſtechen ihm die Augen aus,
Die Augen bringen ſie nach Haus
Als ihres Mordes Zeichen. —

Und lange zog das ſchöne Weib
Durch Forſt und Heid' und Hecken,
Von Hunger litt der holde Leib,
Der Geiſt von Angſt und Schrecken.

Wie weh auch Kält' und Hitze thut,
Noch weher thut der Frevelmuth,
Am wehſten falſche Kläger! —

Ein Jahr verrauſcht im Strom der Zeit,
Nach Aachen kehrt ſie wieder;
Sie geht vermummt im grauen Kleid,
Verwelkt ſind Leib und Glieder.
Zum Dom trieb oft ſie frommer Sinn,
Sonſt wohnte, ach! die Kaiſerin
Einſam in enger Kammer.

Wie ſonſt, ſo hat ſie jetzt geübt
Die Heilkunſt, gottergeben,
Und manchem, welcher tiefbetrübt,
Heilung und Troſt gegeben;
Aus duft'gem Kraut, aus hartem Stein
Zog ſie wohlthu'nde Arzenein,
Die Reich' und Armen halfen.

Weit ging ihr Ruhm durch alles Land,
Zu ihr zog's wie zum Hafen;
Doch einſtmals ſtand vor ihr Taland:
Gott ſtraft mit harten Strafen;
Dem Ausſatz ward ſein Leib zum Raub,
Sein Aug' war blind, ſein Ohr war taub —
Er kam ein ſchreckhaft Bildniß.

Da ſprach zu ihm die fromme Frau:
„Du biſt voll ſchlimmer Sünden!
Zum Prieſter geh, um ihm genau
All deine Schuld zu künden,
Und wenn dir Gott der Herr verzeiht,
Dann will ich retten dich vom Leid,
Ich heile deine Krankheit!“ —

Und wie ſie ſprach, geſchah es auch:
Verzeihung ward dem Böſen;
Dann ging ſie, ihn vom peſt'gen Hauch,
Von Gift und Blindheit löſen;
Und wie er ſtand, ein friſcher Mann,
Da ſchritt der Kaiſer ſelbſt heran,
Denn herrlich war das Wunder.

Und als er ſah die heil'ge Frau,
Da ſtaunt er wie geblendet,
Sie ſtand im hohen Tempelbau
Gleichwie von Gott geſendet.
Er blieb verſtummt, er blieb erſtarrt.
Da warf von ſich Frau Hildegard
Die ſchlichte graue Hülle.

Sie ſprach: „Ich bin es, mein Gemahl:
Ich litt durch ſchlimme Thaten,
Der Himmel endet meine Qual,
Es iſt zum Heil gerathen!“
Dann kündet ſie ihr traurig Los.
Er aber hebt das Schwert zum Stoß
Und will den Bruder tödten.

Da hält ſie feſt den ſtarken Arm
Und bittet für den Schlimmen,
Sie bittet edel, ſchlicht und warm:
„O, horch auf Gottes Stimmen!
Wo Gott verziehn, mußt du verzeihn!“
Still ſchließt er in die Arme ein
Die edelſte der Frauen.

Meiſter Tancho.

Zu Aachen durch die Gaſſen
Da tönte luſt'ger Braus;
Von Mann und Weib verlaſſen
Stand öde jedes Haus.
Mit ſeinem Hofgelage
Kam ſelber Karl zur Schau:
Es war an dieſem Tage
Vollbracht des Domes Bau.

„Gott wird mit Wohlgefallen“,
Begann der Kaiſer laut,
„Bewohnen dieſe Hallen,
Die wir ihm aufgebaut.
Für unſrer fleiß'gen Hände
Vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende
Im Gotteshaus uns blühn.

„Doch fehlt der Mund, der helle,
Der uns zu kommen heißt,
Wenn ſich der Gnaden Quelle
Im Heiligthum erweiſt.
Mit ihrem freud'gen Schallen
Fehlt noch die Glocke hier,
Drum bringet von Sanct-Gallen
Tancho, den Gießer, mir!“ —

Der Meiſter ward gerufen,
Karl reichte ihm zur Stund'
Gediegner Silberſtufen
Dreitauſend ſchwere Pfund;

Und Kupfererz und Eiſen
Gab er in Fülle aus,
Und ließ zur Arbeit weiſen
Ihm ein gelegen Haus.

Ans Werk ging unverdroſſen
Der rüſt'ge Künſtler dann,
Doch ſeine Thür verſchloſſen
Hielt er vor Jedermann;
Nicht, daß die Störung ferne,
Ihm lag Betrug im Sinn:
Das Silber hätt' er gerne
Vertauſcht mit ſchlechtem Zinn!

Und als dahin drei Wochen,
Da war das Werk vollbracht;
Die Form ward abgebrochen:
Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
Die Sprüche Zeil' an Zeil',
Im Sonnenglanz die Schilder!
Dem wackern Meiſter Heil! —

Mit freud'gen Angeſichtern
Steht rings das Volk im Kranz,
Doch in des Erzes Lichtern
Merkt keiner falſchen Glanz.
Man zieht zur Glockenſtufe
Die Glock' und fügt ſie ein,
Und frohe Jubelrufe
Erſchallen mächtig drein.

Und Karl ritt aus der Menge
Zuerſt zu läuten vor,
Er rührt die Glockenſtränge —
Kein Laut dringt in ſein Ohr:

„Nicht liegt's an meiner Stärke,
Die regte Größres ſchier,
Es lieget an dem Werke.
Den Meiſter rufet mir!"

Und Tancho tritt zur Mitten,
Im Auge grimme Glut,
Er geht mit ſchwanken Schritten,
Er reißt am Seil mit Wuth.
Ein Praſſeln und ein Toben
Dröhnt durch die Balken dann;
Der Klöpfel fällt von oben
Und trifft den falſchen Mann.

Wie ſie ihn ſtürzen ſehen,
Und ſehn des Blutes Lauf,
Da ſtaunt das Volk, da gehen
Ihm erſt die Augen auf.
Und weitum alles ſchweiget;
Der alte Kaiſer ſpricht:
„Wo Gottes Hand ſich zeiget,
Da reden Menſchen nicht!"

Eginhart und Emma.

Die Sterne glitzern hell und kalt,
Die ſcharfen Winde treiben,
Der Winter malet mit Gewalt
Froſtblumen an die Scheiben,
Kaum blinkt hindurch der Mondenſchein;
Doch in der Kammer reich und rein,
Da ſitzt des Kaiſers Töchterlein
Und blüht wie eine Roſe.

Ei, Emma, ſprich, was ſoll die Glut
In Augen und auf Wangen?
Hinaus, wo ſchwarz der Vorhof ruht,
Da forſcht ſie mit Verlangen.
Wie ſie dabei ſo ſinnig ſchaut,
Gleicht ſie der ſelig ſüßen Braut.
Ja, holde Mär hat ihr vertraut
Herr Eginhart, der Schreiber.

Die Stunden gehen ihren Lauf,
Da pocht's am Pförtchen leiſe,
Sie zittert, bebt und ſpringet auf
Und öffnet ſtiller Weiſe.
Es iſt der Mann, den ſie erharrt!
O, wie er da umſchlungen ward,
Der ſchöne blonde Eginhart,
Von weichen Lilienarmen!

Die Flammen im Kamine glühn,
Geſellig glühn die Kerzen,
Doch hellre Funken noch entſprühn
Den jungen, freud'gen Herzen.
Wie rauſcht von Küſſen bald der Ort!
Sie flüſtern ſelig Wort um Wort!
Es zieht ſie beide ſieghaft fort
Die himmelhelle Minne.

Wol ward die Zeit ſo ſüß verbracht,
Erkürend und erkoren!
Sie hatten eine ſüße Nacht,
Indeß es drauß' gefroren.
Doch als der rothe Morgen kam,
Als Herz vom Herzen Abſchied nahm,
Da ſahen ſie: — o Gram und Scham! —
Es war ein Schnee gefallen.

Wie kommt der Liebſte aus dem Haus
Und durch des Hofes Mitte?
Es plaudern das Geheimniß aus
Die breiten Männertritte!
Wenn von der Spur der Kaiſer hört,
Dann iſt ſein Geiſt von Zorn empört,
Dieweil zur Liebe hat bethört
Ein Diener ſeine Tochter!

Wol ſeid ihr ſtets erfindungsreich,
Ihr Frau'n, im ſchlauen Sinne!
Es denkt die Maid auf Liſt ſogleich,
Voll Liſten iſt die Minne:
Daß man des Buhlen Fuß nicht ſeh',
Trägt ſie, thut auch die Laſt ihr weh,
Den Liebſten ſelber durch den Schnee,
Sie trägt ihn auf dem Rücken!

Sie ſetzt ihn nieder vor dem Thor,
Ein Kuß noch klinget helle —
Sie flieht, ein Reh, zum Schloß empor,
Er ſtiebt, ein Aar, die Schwelle. —
Doch oben hoch im Fenſter ſtand
Der Kaiſer Karl; er hat erkannt
Die Liebenden, und Wuth und Brand
Glüht ihm auf rother Stirne.

„Wo ich im Frieden glaubt' zu ruhn,
Wächſt Unfug unterm Dache!
Beim Himmel, ſolch ein frevelnd Thun
Erfordert Straf' und Rache!
Das heißt die Satzung frech verhöhnt!“
Hei, wie ſein Mund von Fluchen tönt,
Hei, wie ſein Heldenſchritt erdröhnt
Hinauf, hinab im Saale!

Doch allgemach ſein Zorn verglüht,
Die Sinne werden milder,
Es ziehn ihm wieder durchs Gemüth
Verrauſchte ſüße Bilder;
Er denket holder Jugendzeit
Und friſcher Liebesſeligkeit,
Ihm pocht's im Herzen groß und weit:
„Die Lieb' iſt nicht zu zwingen!"

Und wie er träumt, und wie er denkt,
Da kommt der Rath der Krone:
Es hat ſein Ruf ſie hergelenkt,
Sie ſtehen rings am Throne;
Wol ſind die Männer ernſt und alt,
Ehrwürdig Antlitz und Geſtalt!
Der letzte, der zum Kreiſe wallt,
Iſt Eginhart, der Schreiber.

Der Kaiſer ſpricht: „Wohlan, Ihr Herrn,
Helft mir mit Weisheit richten.
Ich ſtehe ſelbſt dem Fall nicht fern,
Drum ſollet ihr ihn ſchlichten!
Sagt, was dem Dienſtmann wol gebührt,
Der meines Hauſes Ehr' berührt,
Der meine Tochter hat verführt!" —
Sie rufen all: „Der Henker!"

Und Eginhart ſträubt ſich das Haar,
Bleich werden ihm die Wangen,
Sein Blick, ſonſt muthig, jugendklar,
Verräth der Seele Bangen.
Der Kaiſer faßt ihn ins Geſicht:
„Mein jüngſter Rath, du redeſt nicht?" —
Der Arme aber zitternd ſpricht:
„Den Tod verdient der Frevler!" —

Da hebt gerührt der Kaiſer an:
„Ihr zeigt die alte Treue,
Ihr ſeid mit Rechtsſinn angethan,
Streng ſeid ihr ſonder Scheue!
Doch ſeid ihr hart, ſo bin ich weich.
Die Liebe hat ihr eigen Reich,
Die Liebe fürchtet keinen Streich,
Die Lieb' iſt nicht zu zwingen!

„Und ließ mein Kind den rechten Pfad,
Verzeiblich ſind die Sünden;
Ihr Buhle ſitzt in dieſem Rath —
Ich werd' ihn bald euch künden.
Doch der Verführer iſt nicht ſchlecht,
Er ſprach den Spruch ſich, den ihr ſprecht,
Doch Minne hat ein ander Recht —
Drum laßt uns all verzeihen!“

Sie ſtimmen zu. Karl rufet laut
Sein Töchterlein zum Saale:
„Komm, Eginhart, und nimm die Braut:
Kind, nimm ihn zum Gemahle!“ —
Da wuchs aus Leid die höchſte Luſt.
Des ſelig ſüßen Glücks bewußt,
So ſinken ſie ſich Bruſt an Bruſt
Mit übervollen Seelen.

Da ſie ſich trennten liebewarm,
Wol dankten ſie dem Vater,
Es ſchloß ſie in den Heldenarm
Des Frankenreichs Berather.
Und dann belehnt die Kaiſerhand
Sie reichlich noch mit Volk und Land,
Es lag ihr Gut am Rheinesſtrand
In ſegenreicher Fülle.

Und als die Hochzeitsluſt verhallt,
Da trugen ſie die Roſſe.
Dem Lande rief ſie: „O du Wald!“
Und „Sel'ge Stadt“ dem Schloſſe.
Im Odenwald zu Seligenſtadt,
Da wurden ſie der Luſt nicht ſatt,
Bis ſie ein Grab umfangen hat. —
Heil Eginhart und Emma!

Otto III.

Dumpf liegt auf Platz und Gaſſen
Die finſtre Mitternacht,
Des Königsſchloſſes Maſſen
Sie ſtehn in ernſter Pracht;
Doch woget es im Saale
Und durch den Säulengang,
Laut tönt vom wüſten Mahle
Geſchrei und Becherklang.

Und wo die Bogen dunkeln,
Urplötzlich heller Glanz,
Die rothen Fackeln funkeln
Dahin in wildem Tanz.
Es iſt von jungen Rittern
Ein wahnerhitzter Kreis,
Die wirren Lichter zittern
Um Stirnen flammenheiß.

Der Kaiſer Otto ſtürmet
Der wilden Schar voraus,
Bis wo ſich nächtig thürmet
Des Münſters heilig Haus.

Zum Kreuzgang ziehn die Frechen,
Sie ziehn zur Gruft hinab:
Der Jüngling will erbrechen
Karl's altes Kaiſergrab.

Am Thore klingt der Hammer,
Der Meißel dröhnt am Stein,
Jetzt öffnet ſich die Kammer,
Die Wände ſtürzen ein,
Aus der verborgnen Zelle
Dringt dumpfer Moderduft
Und rings wird licht und helle
Des Heldenkaiſers Gruft.

Da ſitzt die Leiche prächtig
Im goldigen Talar,
Das Scepter trägt ſie mächtig,
Die Krone ſchmückt das Haar,
Sie ſitzt auf ehrnem Throne
So ernſt, ſo groß, ſo mild,
Als ob noch Leben wohne
Im ſtarren, blaſſen Bild.

Dem jungen Kaiſer grauet,
Er ſtehet fahl und bleich,
Als er den Gründer ſchauet
Vom weiten deutſchen Reich.
Ringsum nur leiſ' Geflüſter,
Wo wilder Lärm gegellt!
Die Fackeln brennen düſter,
Hell glänzt der todte Held.

Und ſieh, die Ritter liegen
Rings knieend im Gebet,
So ward noch leicht zu ſiegen
Der todten Majeſtät!

Herr **Otto** läßt vermauern
Aufs neu die Kaiſergruft,
Er kehrt mit bangen Schauern,
So eiſig geht die Luft.

Seit jener ernſten Stunde,
Wie ward er krank und matt!
Es geht von Mund zu Munde:
Des Lebens iſt er ſatt.
Die Pulſe fiebern pochen,
Es welkt des Leibes Bau,
Sein Leben hat gebrochen
Des Heldenkaiſers Schau.

Das Scepter Rudolf's von Habsburg.

Vorbei iſt die kaiſerloſe Zeit,
Graf Habsburg ſoll alle verſöhnen,
Ihn wählte zu Frankfurt der Fürſten Geleit,
Sie wollen zu Aachen ihn krönen.

Und als ſie zogen am rheiniſchen Strom,
Da hallten viel Grüße wider,
Und als ſie betraten den Kaiſerdom,
Da klangen Glocken und Lieder.

Der Kurfürſt von Mainz, der Primas vom Reich,
Sprach betend die Litaneien,
Er nahm das heilige Salböl gleich,
Des Kaiſers Scheitel zu weihen.

Er faßte die Krone, nach altem Brauch
Aufs heilige Haupt ſie zu preſſen,
Schon griff er nach dem Scepter auch,
Doch war das Scepter vergeſſen.

Bedeutet das neues Wirrſal nicht?
Man ſieht rings manchen erbleichen.
Doch Rudolf von Habsburg lächelnd ſpricht:
„Das ſei uns ein gutes Zeichen!

„Das goldne Crucifix vom Altar
Nehm' ich als Scepter zu Händen,
Mit ſolchem Scepter, hochheilig und wahr,
Will ich beginnen und enden.

„Mir ſei, der ſtarb für das Menſchengeſchlecht,
Der Weg, die Wahrheit, das Leben!
Er verleihe mir, allen gleiches Recht
Und gleiche Liebe zu geben!"

Laut durch den Dom ein Jubel brach,
Es jauchzten die Jungen und Alten.
Und was der edle Kaiſer verſprach,
Das hat er in Treue gehalten.

Der Geiſt Karl's des Großen.

Es gehet um im Schoſe
Der ſtillen Mitternacht:
Der Kaiſer Karl der Große
Im aachner Dom erwacht.
Im weißen Haar die Krone,
Das Scepter in der Hand,
Klagt er in tiefem Tone:
„Weh dir, mein Vaterland!

„Du Heimat ſondergleichen
An Berg- und Thälerpracht,
Du Reich vor allen Reichen
An Männermuth und Macht,

Welk iſt der Ruhm geworden,
Mit dem ich dich umkränzt,
Seit ich dir Süd und Norden
Und Oſt und Weſt umgrenzt!

„Unwerth der kühnen Ahnen
Fiel Rom auf blut'gem Feld,
Es herrſchten die Germanen
In junger heller Welt.
Urfriſch im Geiſteslichte,
Im Gottesglauben rein,
Sie flößten der Geſchichte
Ein neues Leben ein.

„Und meiner Väter Werke,
Ich brachte ſie ans Ziel.
Wol galt es Muth und Stärke,
Es war kein leichtes Spiel:
Die deutſchen Stammgenoſſen,
Ich einte ſie zum Bund,
So iſt Ein Volk entſproſſen,
Stark, kernig, ſtolz, geſund.

„Es war ein langes Schwanken,
Bis uns das Werk gelang,
Bis daß der Stamm der Franken
Die Alemannen zwang.
Man ſah uns herrlich wachſen
Durch Katt' und Baier noch,
Und ſelbſt die trotz'gen Sachſen,
Sie fügten ſich dem Joch.

„Ich ſchlug im Nord die Dänen,
Im Oſt die Slawen all,
Im Weſt die Sarazenen
Am Pyrenäenwall;

Als ich mit den Standarten
Die Alpen überſtieg,
Da beugten die Langbarten
Beſtürzt ſich meinem Sieg.

„So hab' ich dich geſchaffen,
O Deutſchland, ſtolz und hehr,
Es ſahen meine Waffen
Oſt-, Nordſee, Mittelmeer.
Ebro, Donau und Elbe
Umſchloſſen mein Gebiet,
Der Tiber ſelbſt, der gelbe,
Sang meiner Thaten Lied.

„Ich trug nach Rom den Frieden,
Es ruhte Schwert und Erz,
Es hieß mein Reich hienieden
Des ganzen Welttheils Herz!
Sie ſtreuten grüne Reiſer,
Sanct-Peter's Dom ertönt:
Als römiſch deutſcher Kaiſer
Hat mich der Papſt gekrönt.

„Ihr Lande, weit gegründet,
Gelagert Mark an Mark,
O Reich, ſo feſt gegründet,
O Volk, vereint ſo ſtark,
Was haſt du meine Thaten
Vergeſſen, geiſtbethört!
Mich, dich, den Thron verrathen,
Das ſtolze Reich zerſtört?

„Ach Deutſchland — ſchier ein Namen,
Ein Schatten, körperlos!
Weh dir! mein eigner Samen
Gab dich der Schande bloß!

Viel Fürſten ſah ich krönen,
Um ohne Scham und Scheu
Dem Eigennutz zu fröhnen,
Doch nie der Heimattreu!

„Des Vaterlandes Liebe
Verlor das Volk zugleich:
Des Fremdlings freche Hiebe,
Wer rächte ſie im Reich?
Wer half den ſchönen Landen,
Die man in Stücke brach?
Der Heimat Laute ſchwanden,
Wo Deutſch der Deutſche ſprach!

„Einſt hielt ich in den Jochen
Slaw' und Romanen feſt,
Jetzt ſind ſie eingebrochen
Im Oſten und im Weſt!
Der Papſt, dem ich ein Hüter
In allen Nöthen war,
Er brachte ſtets die Güter
Der Heimat in Gefahr!

„O unglückſel'ges Kämpfen,
Das tauſend Jahre währt,
Das Schand' und Schmach nicht dämpfen,
Das Haß und Mißtrau'n nährt!
Ich ſah die Grenzen brechen,
Das Land zerſtückt, in Noth,
Und Fremde hört' ich ſprechen
Den Deutſchen das Gebot.

„Wann wird ein Ziel, ihr Thoren,
Der falſchen Art geſtellt?
O Gott, wann wird geboren
Der Zukunft ſtarker Held,

Der auf dem Meer das Ruder,
Das Schwert im Felde führt,
Und dem der Name Bruder
Des großen Karl gebührt?

„Getroſt, einſt wird erſcheinen
Der Tag, goldſtrahlend, klar,
Deutſchland wird ſich vereinen
Und werden, was es war:
Das Reich vor allen Reichen!
Ein Haupt, Ein Herz; Ein Geiſt!
Dann wird die Klage weichen,
Die mich hier wandeln heißt!“ —

Wol tauſend Jahre gleiten,
Daß ſo der Kaiſer klagt,
Da ändern ſich die Zeiten,
Der große Morgen tagt:
Hoch auf dem deutſchen Throne
Hält Kaiſer Wilhelm Wacht,
Gerettet Reich und Krone! —
Der Geiſt verſinkt in Nacht.

Eberhart von Berg.

1.

Graf Adolf von Berg zum Bruder ſpricht:
„Auf, reite in dein Erbe,
Geh in die Mark, damit dir nicht
Das Land und Volk verderbe!“

Doch ſpricht der junge Eberhart,
Er ſpricht's mit leiſem Erröthen:
„O weh, daß mir die Grafſchaft ward,
Mir iſt kein Gut vonnöthen!

„Ich liebe mein bergiges Heimatland,
Die grünen Hügel und Thale,
Ein helles Lied am Felſenrand,
Eine Jagd im Morgenſtrahle!

„Es iſt mein Glück, auf feurigem Roß
Ziellos und zwecklos zu reiten,
Mich freuen weder Ritter noch Troß,
Ich liebe die Einſamkeiten!“ —

Er ſchüttelt das ſchöne, lockige Haupt,
Die Augen ſchießen Blitze,
Er ſtürmt hinweg, der Rappe ſchnaubt
Von der Stammburg hohem Sitze.

Er läßt die Straße, er nimmt den Steg,
Herb duften die Tannengipfel,
Waldblumen blühn am ſchattigen Weg,
Die Amſel ſingt durch die Wipfel.

Er ſchwindet im Thal, wo die Mühle ſteht
An des Waldgebirges Kanten,
Das Mühlrad ſauſend und brauſend ſich dreht
Umfunkelt von Demanten.

Am Brücklein bei dem rieſelnden Bach
Dort ſteht die Milde, Süße,
Beſchattet vom Erlen- und Buchendach,
Er flüſtert ihr holde Grüße.

Er drückt ſie ſtürmiſch an die Bruſt,
Er küßt ſie mit ſchwellendem Munde,
O du ſelige Jugendliebesluſt!
O du liebliche Maienſtunde!

2.

Und einſtens kam er ſelig nach Haus:
Welch Leben rings im Schloſſe!
Die Knechte gehen ein und aus,
Geſattelt ſind die Roſſe.

Sein Bruder Adolf eilt herbei,
Er rufet ihm von weitem:
„Genug der eiteln Träumerei,
Wir wollen nach Altena reiten.

„Es ſoll dir ſchwören die Grafſchaft Mark,
Auf, ſchwinge dich raſch in den Bügel,
Zeig' dich als Herrſcher feſt und ſtark!“
Sie flogen durch Gründe und Hügel.

Sie ritten bergab, ſie ritten bergauf,
Im Morgen- und Abendſtrahle,
Sie folgten der rauſchenden Lenne Lauf
Hinauf im grünen Thale.

Dort lag die Burg von Altena
Auf felsgefügtem Gipfel,
Und ſah in die Lande weit und nah,
Ueber die Schluchten und Wipfel.

Und als Herr Eberhart zog durchs Thor,
Da jauchzten ihm ſeine Vaſallen,
Sie huben zum Schwur die Hände empor
Im Hof und in den Hallen.

Doch all die Grüße, hell und laut,
Erheitern ihm nicht die Sinne,
Er denkt an ſein Waldlieb, ſüß und traut,
Und an die heimliche Minne.

Verrauſcht iſt das Mahl, in der tiefen Nacht,
Da faßt ihn unendliches Sehnen,
Es ſtürzen ihm aus den Augen mit Macht
Unhemmbar die Liebesthränen.

Was Land und Herrſchaft! Er läßt den Ort,
Er ſpornt und gibt die Zügel,
Er ſtürmet nach dem liebſten Ort
Im Lande der heimiſchen Hügel.

Er findet ſich hin durch Heide und Wald,
Er fühlt nicht die nächtliche Kühle,
Ihn treibet die heiße Liebesgewalt,
Und morgens kommt er zur Mühle.

Zur Mühle kommt er mit pochender Bruſt
Und hoffet auf ſelige Stunden,
Doch Pein wird ihm ſtatt ſüßer Luſt,
Sein Herzlieb iſt verſchwunden.

3.

Graf Eberhart ſitzt wieder im Saal,
Er iſt ſo müd' und zerſchlagen,
Ihn locket weder Wein noch Mahl,
Ihn freut nicht Reiten und Jagen.

Er meidet die Menſchen ſcheu und zag,
Seit er ſein Lieb verloren,
Er ſuchte umſonſt ſie in Wald und Hag
Und hinter Mauern und Thoren.

Nur in der nächtigen Einſamkeit
Da ſeufzet er rührende Klage,
Da ſendet Graf Adolf: „Auf, mach' dich bereit,
Jetzt gilt es Schlachten zu ſchlagen.

Es hat der freche Graf von Brabant
Limburg zum Kampfe gefordert,
Uns knüpft an Limburg das Freundſchaftsband,
Friſch auf, die Fehde lodert!“

Und Eberhart fährt plötzlich empor:
„Dort will ich den Tod erwerben;
Denn wer, wie ich, ſein Lieb verlor,
Dem iſt es am beſten, zu ſterben!“ —

Er eint ſich mit des Bruders Macht,
Sie reiten zum Rheinesſtrande,
Und es entbrennt die blutige Schlacht
Bei Löwen im Niederlande.

Wol fochten die Flämingen heiß und ſtark,
Es waren gewaltige Krieger,
Doch warf ſie alle der Graf von der Mark,
Herr Eberhart iſt der Sieger!

Ein Jubelruf durchbrauſt das Feld,
Es grüßen die Ritter und Knechte,
Heil dir, du einziger herrlicher Held,
Du Meiſter im Gefechte!

Und Berg und Limburg reiten heran,
Sie ſuchen Eberhart beide.
Wo iſt er? Umſonſt wird die Frage gethan,
Sein Pferd durchſtreifet die Heide.

Er ſelbſt iſt verſchwunden. Auf thut eure Pflicht!
Die Krieger werden entboten,
Sie finden ihn bei den Lebenden nicht,
Sie finden ihn nicht bei den Todten.

4.

Das iſt der Schäfer von Morimund,
Er ziehet auf die Heide,
Ihm folgt der große zottige Hund,
Sie führen die Lämmer zur Weide.

Es war in einer dunkeln Nacht,
Da klopft' er am Pförtlein leiſe,
Er wurde vor den Abt gebracht
Und mild empfangen vom Greiſe.

Und ohne Lohn bot er ſich an,
Dem Kloſter zu dienen in Treuen,
Dem Abt gefällt der ſtille Mann,
Das hat er nicht zu bereuen.

Schon ſieben Jahre übt er die Hut,
Ein treuer Hirt der Heerde,
Die ſchwerſten und niedrigſten Dienſte thut
Er ſtets mit frommer Geberde.

Nur ſelten weilt er in Hof und Haus,
Ob Wind und Wetter raſen,
Er erfüllt ſeine Pflicht und zieht hinaus,
Und läßt die Lämmer graſen.

Und einſtens ſteht er am Waldesrand:
Horch, Waffenklänge ſchallen,
Der Hufſchlag dröhnet über das Land,
Helmbüſche ferne wallen!

Die weißen Mäntel fliegen im Wind,
Geſchmückt mit Kreuzen zur Seite,
Die neue Kreuzesfahrt beginnt,
Sie ziehen zum heiligen Streite.

Das iſt Herr Adolf von Berg, der Graf,
Er kommt mit ernſter Geberde,
Und wie ſein Blick den Schäfer traf,
Da ſpringt er raſch vom Pferde.

Sein Antlitz iſt blaß, ſein Aug' erſtarrt,
Er weint in Luſt und Schmerzen,
Er umarmt ſeinen Bruder Eberhart,
Sie liegen ſich Herz an Herzen.

Er löſt ihn vom Dienſt nach Brauch und Recht,
Die Mönche hören die Märe,
Der Sieger von Löwen dient' als Knecht
Sieben Jahre dem Kloſter in Ehre.

5.

Und heimwärts ritten ſie mit dem Geleit
Zu den bergiſchen Hügeln und Hagen.
Die ſich nicht ſahen ſo lange Zeit,
Wol haben ſie viel ſich zu ſagen.

Und Adolf ſpricht: „Von Hochmuth bethört,
Hab' ich dich ſchändlich betrogen,
Ich hab' deine junge Liebe zerſtört,
Ich hab' dir die Maid entzogen.

„Wir ritten nach Altena zumal,
Da ward dein Glück verdorben:
Die Knechte zerſtörten die Mühle im Thal,
Die Maid iſt vor Kummer geſtorben!

„Leid ward dir das Leben und die Welt,
Ich ſah dich im Siechthum vergehen,
Nur in der Schlacht erwachte der Held,
Dann hab' ich dich nicht mehr geſehen.

„Für meine Schuld ward mir der Lohn,
Jüngſt ſah ich mein Weib erblaſſen,
Beſitz und Thron verlieh ich dem Sohn
Und habe mein Haus verlaſſen.

„Ich wollte ziehn nach dem heiligen Grab,
Zu büßen meine Sünden,
Da fand ich dich mit dem Hirtenſtab
In des Waldes ſtillen Gründen.

„Nun führ' ich zurück dich zur ſchönen Mark:
O, ſei ihr Herrſcher aufs neue!
Deine Seele iſt ſo edel und ſtark —
Verzeih, mein Herz iſt voll Reue!“ —

Doch Eberhart ſchaut ihn voll Liebe an,
Die bleichen Lippen beben:
„Was Gott thut, das iſt wohlgethan,
Er führt uns durchs Erdenleben.

„Die Leidenſchaft ſchuf uns beiden Noth,
Sie hat mein Daſein verdorben.
O Frevel! Ich habe keck um den Tod
In der blutigen Schlacht geworben.

„Wir müſſen dulden, was Gott verhängt,
Der unſre Pfade lenket,
Du haſt verblendet mich gekränkt,
Ich habe den Himmel gekränket.“

Sie kehrten ins Ahnenſchloß am Strom,
Verſöhnt im Abendſtrahle,
Sie bauten beide den herrlichen Dom
Und das ſchöne Kloſter im Thale.

Dort legten ſie hin den Wanderſtab
In der Mönche frommer Gemeine,
Und beide ruhen in einem Grab
Und unter einem Steine.

Das Ave Maria.

Es klingt vom altenberger Dom
Durchs ſtille Thal der Glockenklang,
Der Orgeltöne voller Strom
Begleitet hell den Chorgeſang,
Es iſt ein Muttergotteslied,
Das ſelig grüßend rauſcht und zieht:
Ave Maria!

Horch, Peitſchenknall und Pferdehuf!
Wer ſtört die Feier? Heil'ger Gott!
Aus rauher Kehl' ein wilder Ruf,
Es tönt wie lauter Hohn und Spott.
Dann pochet es am Kirchenthor,
Und plötzlich ſchweigt der fromme Chor:
Ave Maria!

Die ſchweren Flügel ſpringen auf!
O kirchenſchänderiſche That!
Dort hält ſein Roß nach wildem Lauf
Der wilde Junker Neſſelrath.
Er hat geſpielt, gezecht, gejagt,
Getobt, geflucht, doch nie geſagt:
Ave Maria!

Die Mönche ſchau'n erſchreckt ihn an,
Doch er iſt ſtille, ſanft und mild,
Zerknirſcht, gebrochen iſt der Mann,
Vom Auge Thrän' um Thräne quillt.

Er beugt das Knie vor dem Altar
Und ruft inbrünſtig laut und klar:
Ave Maria!

Im Kloſter blieb er ſeit dem Tag
In Treu' und Einfalt blieb er dort:
Was er in Sünden einſt verbrach,
Das ſühnt er täglich fort und fort;
Ihm war kein Mönch an Demuth gleich,
Stets rief er in das Himmelreich:
Ave Maria!

Wol lehrten ſie ihn manch Gebet,
Doch war zum Lernen er zu alt,
Ihm ſchwebt vor Augen früh und ſpät
Der Jungfrau ſelige Geſtalt.
Wenn er ſich legt, wenn er erwacht,
Zwei Worte tönen Tag und Nacht:
Ave Maria!

Er ward ein altersgrauer Greis
Und ſchlich gebeugt und krumm am Stab,
Des Kloſters Ruhm und Zier und Preis,
So ging er in das kühle Grab.
Tief klang der Trauerglocken Schall,
Sie weinten und ſie ſangen all:
Ave Maria!

Und als der ſüße Frühling kam
Mit Vogelſang und Blütenduft,
Da keimet ſchlank und wunderſam
Ein Lilienſtengel aus der Gruft;
Es ſpringt der Kelch, drin leuchtet hold
Auf jedem Blatt in purem Gold:
Ave Maria!

Die Mönche eilen all herbei
Und leſen ſtill mit frommem Sinn.
Wer grüßt ſo fromm im ſchönen Mai,
Die hohe Himmelskönigin?
O, könntet ihr durchſchau'n den Grund!
Die Blum' entwächſt des Frommen Mund:
Ave Maria!

Die Junker von Neſſelrath.

Der bergiſche Herold durchziehet das Land
Und ruft in die Burgen: „Das Schwert in die Hand!
Kurköln und Geldern rüſten ſtark
Gegen Brabant und Jülich und Berg und Mark!
Jetzt gilt es muthige, blutige That“,
Er mahnt auch den Ritter von Neſſelrath.

Da ſchreitet der Alte raſch durch das Haus,
Die Panzer und Schwerter ſucht er heraus,
Stallbuben ſäubern das Pferdegeſchirr,
Durch Hof und durch Halle erſchallt das Geklirr.
Sieben Söhne ſtehen im Waffenſtaat,
Dann ruft nach den Roſſen Herr Neſſelrath.

Bald ſitzet im Sattel die rüſtige Schar,
Da wird ſein Treiben die Burgfrau gewahr:
„Die Knaben entführſt du, das dulde ich nicht,
Man ficht nicht mit Kindern, gedenk deiner Pflicht!“
Doch lacht er: „Als Knaben nehm' ich ſie grad,
Daß als Ritter ſie kehren nach Neſſelrath.“

Wol ſpricht ſie noch viel, es verhallet das Wort,
Er nickt ſeinem Weib, dann reitet er fort,

Es grüßen die Söhne die Mutter zumal
Und ſtürmen ihm nach in das dampfende Thal.
Dort ziehen ſie manchen gewundenen Pfad,
So ſchwinden die Thürme von Neſſelrath.

Sie reiten zum Herzog, ſie kreuzen den Rhein,
Hei, ſtattliche Krieger, ſo ſchmuck und ſo fein,
Bei Worringen harret das feindliche Heer,
Die Schlacht beginnt wild, furchtbar und ſchwer,
Die Ernte iſt Blut, denn Zorn war die Saat.
„Ihr Knaben, friſchauf!“ ruft Neſſelrath.

Der Alte führet die Söhne zum Streit,
Wo am höchſten er wogt, da iſt er nicht weit,
Da folgt ihm ſein ſchlankes und blankes Geſchlecht:
Wie ſchwingen den Stahl ſie im hellen Gefecht!
Hei, was da Wunder der Tapferkeit that
Mit ſeinen Sproſſen Herr Neſſelrath!

Schier gegen die dreifache Uebermacht
Gewannen Brabant und Berg die Schlacht.
Mit Leichen bedeckt iſt das weite Feld,
Horch, wie ſo freudig der Siegruf gellt,
Und wer am beſten half bei der Maht,
Das waren die Herren von Neſſelrath.

Graf Adolf erſah ſie voll Staub und voll Blut
Und rief: „Die Wunden ſtehen euch gut!“
Zum Herzog von Brabant führt er ſie hin:
„Zwar Knaben an Jahren, doch Männer von Sinn,
Drum ſchlagt ſie zu Rittern auf meinen Rath,
Die ſieben Söhne von Neſſelrath!“

Wol that Herr Brabant, was Adolf begehrt:
Der goldenen Sporen waren ſie werth.

Und als ſie ritten nach Hauſe zu Hauf,
Da grüßte der Alte der Burgfrau hinauf:
„Sieben Knaben führt' ich zum Kriege den Pfad,
Sieben Ritter bring' ich nach Neſſelrath."

Die Zähmung der Junker.

Zu Düſſeldorf im Ständeſaal
Da tagen die Herren mit hellem Kopf,
Hochweiſe ſchauen ſie allzumal,
Hier in der Perrüke, dort im Zopf.
Und der ritterbürtigen Ritterſchaft
Entſendet Botſchaft Karl Theodor,
Der Kanzler trägt mit Würde und Kraft
Sie den hochadlichen Junkern vor.

Sie heißt: „Ihr Grafen und Freiherrn all,
Es brach herein eine neue Zeit.
Sonſt gabt ihr zum Krieg mit Waffenſchall
Dem deutſchen Heerbann das Geleit,
Fürs Vaterland ſchlugt ihr jede Schlacht,
Indeß der Bürger und Bauer geruht,
Und weil ihr tauſend Opfer gebracht,
Lag keine Laſt euch auf Hab und Gut.

„So war es verbrieft von Kaiſer und Reich,
Eu'r Lehn blieb ſteuerfrei mit Recht;
Doch heute pflegt ſich, verzärtelt und weich,
Auf fauler Haut das Rittergeſchlecht;
Der Puder ſtäubt, wo der Helm einſt ſaß,
Es dient ſtatt eurer für Sold der Soldat,
Und während ihr ſchwelget im Uebermaß,
Erhält der Bürger und Bauer den Staat.

„Drum ſpricht der Herzog alſo, ihr Herrn:
Das Recht erliſcht, wenn erloſchen die Pflicht.
Was die Ahnen thaten hochherzig gern,
Das thuen die Enkelſöhne nicht.
Da ihr die Kriege nicht mehr führt,
Erlegt gleich andern die Steuern ſofort,
Wie's der Gerechtigkeit gebührt!“
So ſchloß der Kanzler des Fürſten Wort. —

Da tobte im Saal ein lauter Tumult,
Die Bezopften erhoben manchen Fluch:
„Zum Teufel, das iſt nicht unſre Schuld!
Wir halten treu am Ritterbuch!
Wir halten treu am alten Brauch,
So erbt er ſich fort vom Vater zum Sohn;
Iſt's nöthig, dem Heere folgen wir auch,
Doch Steuern bezahlt kein Graf und Baron!“ —

So zogen ſie hadernd zur Stadt hinaus,
In die alten Neſter zogen ſie ein
Und ließen bei gutem Trank und Schmaus
Einen guten Mann unſern Herrgott ſein.
Sie gingen zur Jagd, zum Vogelherd,
Sie übten die Fiſcherei im Fluß,
Sie ſchulten zum Ritt manch gutes Pferd,
Das Nichtsthun war ihnen Hochgenuß.

Doch ſieh, was trug ſich plötzlich zu?
Die Burgherrn lauſchten vom Fenſter hinab:
Da trat im bunten Kleid und Schuh
Ein Mann heran mit Wappen und Stab —
Die Trompete klingt! — „Ei, welch ein Spaß
Seiltänzer laden wol uns ein?“ —
Doch werden die Junker bleich und blaß,
Es zittert ihnen durch Mark und Bein.

Wie im Ritterbuch er beſchrieben ſteht,
So tritt der fürſtliche Herold heran
Und ruft: „Euch ladet die Majeſtät,
Hinaus mit Waffen, Roſſen und Bann!
Zu Hof mit Harniſch, Schwert und Speer,
Der Herzog gibt euch der Tage acht,
Und ſtoßt ihr nicht gerüſtet zum Heer,
So verhängt euch die Strafe des Herrſchers Macht!“

Da gingen die Junker von Schloß zu Schloß
Und beriethen lang und beriethen breit.
„Wir bleiben daheim zuſammt dem Troß!
Der Herzog iſt nicht recht geſcheit!
Das Vollblut, das uns die Adern durchfließt,
Iſt, wie des Fürſten, alt und gut!
Laßt ſehen, was der Herrſcher beſchließt,
Laßt ſehen, was der Kanzler thut!“ —

Und als der Tag des Heerbanns kam,
Da blieben ſie all bei Dach und Fach;
Der allein den Weg zu Hofe nahm,
War Freiherr Dalwigh zu Unterbach.
Im blanken Panzer ritt er zur Stadt,
Bis an die Zähne ſtak er im Stahl,
Der Speer war ſpitz, das Schwert war glatt,
Und der Helmbuſch nickte im Sonnenſtrahl.

Der Reiter und Lanzenknechte Hauf
Folgt ihm mit Pickelhaube und Spieß.
Die Städter ſahen vor Wunder auf,
Sie fragten: „Was bedeutet dies?
April und Faſtnacht ſind dahin,
Es iſt auch gerade kein junges Licht!“ —
Karl Theodor grüßt mit gnädigem Sinn:
„Ihr thut allein die Ritterpflicht!“

Doch die andre ritterbürtige Schar
Ward hart geſtraft, Gott ſei's geklagt:
Sie zahlten Strafe blank und baar. —
Wol hat die neue Zeit getagt.
Nicht viele Jahre gingen ins Land,
Da lehrte der Franzmann ſie Steuerrecht,
Gleich ward die Satzung für jeden Stand.
Viel muß noch lernen der Ritter Geſchlecht.

Sanct-Ludger.

Es klinget dumpf durchs weite Thal —
Horch! das iſt Werdens Grabgeläute! —
Wer ließ denn Erdenluſt und Qual,
Wer ward des Himmels Wohner heute? —
Lebendig wird's im Kloſtergang,
Die Mönche gehn zum Thurm erſchrocken:
O ſeht, von ſelbſt ſchwingt ſich der Strang,
Von ſelber tönt das Spiel der Glocken!

Ein Wunder iſt es, unerklärt,
Ein Wunder iſt es, unverſtanden,
Doch hat's drei Tage kaum gewährt,
Da klingt die Kunde rings den Landen:
„Ludger ſtarb im Weſtfalengau,
Er hat das neue Licht entzündet!
Der Chriſtenkirche hohen Bau,
Abtei und Stadt hat er gegründet."

Sie ſitzen lang und halten Rath,
Sie ſenden oſtwärts würd'ge Boten,
Die Prieſter ziehen im Ornat,
Zu holen ihren theuren Todten.

Sie finden bald des Heil'gen Gruft,
Er ward von frommer Hand begraben,
Noch füllt die Luft der Weihrauchduft,
Chorlieder ſingen ſchöne Knaben.

Und ringsum Volk aus Münſterland,
Wo er als Biſchof ward geprieſen!
Und ringsum Volk vom Nordſeeſtrand,
Er hat bekehrt die blonden Frieſen!
Den Todten fordert jeder Stamm,
Mit ihm zum Heimatland zu kehren,
Die Lieb' iſt hold und wunderſam,
Mit der ſie den Apoſtel ehren.

Sie ſtreiten ohne Raſt und Ruh',
Ein neues Wunder bringt der Morgen:
Seht, auf dem Boden ſteht die Truh',
Die ſie im feſten Grund geborgen!
Die Erde that ſich auf und gab
Des heil'gen Lehrers Reſte wieder. —
Sie brechen raſch den Wettſtreit ab,
Und alle knieen betend nieder.

Auf einem Wagen, ſtierbeſpannt,
Steht bald der Sarg — ſo ward's beſchworen —:
„Wohin er geht, da iſt das Land,
Das ſich Ludger zur Ruh' erkoren!"
Und ſieh, die Thiere ziehen fort,
Sie ziehen zu des Ruhrthals Wieſen,
Die Männer halten treu ihr Wort,
Heim gehn die Münſtrer und die Frieſen.

Die Stiere wandeln ihre Bahn,
Gebete tönen, Lieder ſchallen,
So kommen ſie im Thalgrund an,
Wo ſtill der Ruhr Gewäſſer wallen.

Die Fähre liegt am andern Strand,
Kein Fährmann läßt die Segel ſchwellen,
Der Kahn löſt ſich von ſelbſt vom Land
Und treibet ruhig durch die Wellen.

Es ſteiget ein die fromme Schar,
Die den Apoſtel treu begleitet,
Es kreuzt das Boot — wie wunderbar! —
Die Fluten wieder ungeleitet.
Sie halten an, ſie ſteigen aus,
Und fort nach Werden zieht der Wagen,
Er hält an Ludger's Gotteshaus,
Drin wird der Sarg zur Gruft getragen.

Und wieder klingt es durch das Thal:
Horch, das iſt Werdens Grabgeläute!
Doch ſtrömt es durch den Abendſtrahl
So ruh- und ſegenkündend heute.
O, ſeht, von ſelbſt ſchwingt ſich der Strang,
Von ſelber tönt das Spiel der Glocken!
Und Orgelton und Dankgeſang
Klingt auf zum Himmel voll Frohlocken.

Siegfried.

In Garten, Wieſ' und Hagen
Treibt er ſein frohes Spiel,
Beim Rennen und beim Jagen
Der erſte ſtets am Ziel;
Gilt's, mit der Fauſt zu ringen,
Wirft er der Knaben Schar,
Wenn Speer und Bogen klingen,
So trifft er Hirſch und Aar.

Er zähmt zum Ritt die Roſſe,
Die keiner zwingt, voll Muth;
Als hätt' er Grat und Floſſe,
So ſchwimmt er durch die Flut.
Er fängt den Bär im Haine,
Den Wolf im Holze drauß,
Die Schlangen im Geſteine,
Und bringet ſie ins Haus.

Die Mutter, Frau Sieglinde,
Bebt bis ins tiefſte Herz,
Fortſtiebet das Geſinde
Ob ſolchem Spiel und Scherz;
Doch lacht Siegfried, der ſtarke
Und ſchöne Königsſohn:
Liebreiz und Kraft im Marke,
So paßt es für den Thron!

Und wie er größre Ehre,
Und höhern Ruhm begehrt,
Heiſcht er des Vaters Wehre:
Helm, Panzer, Speer und Schwert.
Die Mutter birgt die Waffen:
„Ein Kind gehört ins Haus,
Lern' erſt, dann kannſt du ſchaffen!“ —
Er ſtürmt im Zorn hinaus.

Hei, wie zum grünen Walde
Er raſch und trotzig zieht!
Dort wohnet an der Halde
Mime, der alte Schmied.
Der ſchaffet ſein Gebilde,
Kein Künſtler iſt ihm gleich:
Die Klingen und die Schilde
Sind wuchtig, ſtark und reich.

Die Waffen zum Gefechte
Heiſcht Siegfried kurz und ſtolz;
Es höhnen laut die Knechte:
„Nimm dir ein Schwert von Holz!“
Da beben ihm die Glieder!
Er hebt im Grimm die Fauſt
Und wirft die Burſche nieder,
Daß es dem Meiſter grauſt.

Es iſt dem Alten bange,
Doch birgt er ſeine Wuth
Und ſteckt die Eiſenſtange
Gleich in der Eſſe Glut;
Er hämmert ſcharf und mächtig,
Die hellen Funken ſprühn,
Das Schwert, urſtark und prächtig,
Reicht er dem Knaben kühn.

Und Siegfried hat's ergriffen
Und ſchwingt es in der Hand.
Hei, wie die Lüfte pfiffen!
Es blitzt und zuckt wie Brand.
Der Amboß ſinkt im Grunde
Von einem wilden Schlag,
Das Schwert rings in der Runde
In eiteln Scherben lag.

Der Knabe will ſich ſchmieden
Jetzt ſelber einen Stahl.
O, hätte Mime Frieden!
Die Unruh' macht ihm Qual.
Er ſpricht: „Es fehlt an Kohlen,
Dem Ofen fehlt die Glut.
Willſt du im Wald ſie holen,
Dann wird die Rüſtung gut!“

Der Meiſter plant im Sinne
Dem Königsſproß Verrath,
Auf daß er Ruh' gewinne,
Weiſt ſelbſt er ihm den Pfad.
O fürchterliche Rache!
Das iſt der ſchlimme Platz:
Dort ruht Faſner der Drache
Auf ſeinem goldnen Schatz.

Bald fällt im tiefen Walde
Die Bäume der Geſell,
Sein Lied klingt an der Halde
So fröhlich und ſo hell,
Der Vögel ſüße Stimmen
Ertönen lieblich drein,
Im Köhlerhaufen glimmen
Die Stämm' im rothen Schein.

Der Drachen ſtürzt zur Stunde
Aus ſeiner Höhle Thor
Mit feuerſprühndem Schlunde
Und ſchupp'gem Leib hervor;
Es droht die ſcharfe Kralle,
Der tiefe Rachen droht:
Jetzt kommſt du wol zu Falle,
Siegfried, das iſt dein Tod!

Jedoch die längſte Eiche
Erhebt der Knab' im Sturm
Und rennt ſie in die Weiche
Dem ungefügen Wurm;
Der bäumt ſich auf in Schmerzen,
Er heult und ächzet wild,
Weil aus zerriſſnem Herzen
Ihm Blut und Leben quillt.

Das Blut gleich einem Bache
Strömt in den Waldesgrund,
So ſteht die rothe Lache
Im Becken tief und rund.
Wer drin des Bads gepflogen,
Den ritzt nicht Schwert und Dorn.
Siegfried ſteigt in die Wogen,
Da ward ſein Leib wie Horn.

Dann dringt mit raſchem Schritte
Er in die Höhl' hinein:
Sieh dort, die weite Mitte
Voll Gold und Edelſtein!
Der Hort der Nibelungen,
Nie kam ein Schatz ihm gleich,
Er hat den Schatz errungen,
Wer iſt wie Siegfried reich?

Es geht der Tag zur Neige,
Es kommt herauf die Nacht,
Er hat ſich auf dem Steige
Zur Heimkehr aufgemacht.
Es ſtehen an der Schwelle
Die Schmiede vor dem Haus,
Sie fliehen auf der Stelle
Weit in die Welt hinaus.

Und Mime muß verenden,
Der ihn im Zorn verrieth,
Er ſchlug mit ſeinen Händen
Den ränkevollen Schmied.
Jetzt heim! Und in der Halle
Grüßt er die Mutter dort
Er bringt — ſie ſtaunen alle —
Des Drachen Haupt und Hort.

Bald zog in Waff' und Wehre
Jung Siegfried in die Welt,
Und Preis und Ruhm und Ehre
Gewann der junge Held,
Bis Hagen ihn erſchlagen
Mit meuchleriſcher Hand.
Drum klingt zu ſpätſten Tagen
Sein Lied durch alles Land.

Der Schwanenritter.

Zu Kleve ſchaut vom Saale
Die Gräfin in das Feld,
Da glänzt im Sonnenſtrahle
Manch farbenreiches Zelt.
Die Schranken ſind geſchloſſen
Zum fröhlichen Turnei,
Die Ritter auf den Roſſen,
Sie ſtürmen friſch herbei.

Es klingt herauf von Rufen,
Die laute Menge wogt. —
Horch, Tritte auf den Stufen,
Es tritt herein der Vogt.
Er ſollte ſie beſchützen
Nach ihres Vaters Tod,
Doch ſtatt die Maid zu ſtützen,
Schafft er ihr Angſt und Noth.

Er redet ſcharf und bitter:
„Ich komm' zum letzten mal:
Willſt du? Ich bin dein Ritter,
Dein Schützer und Gemahl!

Sonſt ſtell' den Mann zum Streite, —
Laß ſehen, wer erliegt!
Ich ſtritt in Näh' und Weite
Noch immer unbeſiegt!" —

Ach, ihre Pulſe ſtocken,
Es zittert ihr das Herz.
Er geht, ſie ſteht erſchrocken,
In namenloſem Schmerz.
Sie weinet durch die Kammer:
„Du Ringlein, goldig fein,
Nun löſe meinen Jammer,
Nun löſe meine Pein!"

Und an dem Band von Seide,
Unſcheinbar und gering,
Zieht ſie ein klein Geſchmeide:
Es iſt ein Schwanenring! —
Ihn gab zur Todesſtunde
Der Mutter kalte Hand,
Sie ſprach mit bleichem Munde:
„Bewahre treu dies Pfand!

„Ein Zauber lebet mächtig
Im Kleinod, unbewußt,
O, trag den Reif bedächtig
Auf keuſcher, reiner Bruſt.
Und droht dir Bann und Zwinger,
Und drohet dir der Tod,
So ſteck' den Ring zum Finger,
Dann ſchwindet Angſt und Noth!"

So thut ſie jetzt, die Holde,
Des Worts vergaß ſie nicht,
Da plötzlich aus dem Golde
Strömt ſeltſam helles Licht.

Dran glüht von Runenzeichen
Geheimnißvoll ein Streif,
Es blitzt ein Schwan mit reichen
Flugſchwingen auf dem Reif.

Und muthig aus dem Schreine
Nimmt ſie ihr Prachtgewand,
Goldſchmuck und Edelſteine;
So zeigt ſie ſich dem Land,
Sie ſtrahlet reich und prächtig,
Herab von dem Balkon —
Da ſchallt von unten mächtig
Dreifach Trompetenton.

Die Herolde beginnen
Mit Rufen, klar und laut:
„Heut' gilt es, zu gewinnen
Die roſenblühnde Braut!
Wer wendet die Gedanken
Zu unſrer Herrin auf?
Der trete vor die Schranken
Zu ſtarkem Waffenlauf!" —

Nun horch, ſeltſame Klänge!
Vom Thale tönt's empor.
Wie tiefe Zauberſänge
Erreichen ſie das Ohr.
Rings ſchau'n ſie nach dem Rheine,
Still wird es im Gefild,
Und ſieh, im Sonnenſcheine
Ein wunderbares Bild!

Stromaufwärts kommt gezogen
Ein muſchelart'ger Kahn,
Es zieht ihn durch die Wogen
Ein ſchöner großer Schwan.

Weit ſpannet er die Flügel,
Er trägt den Hals ſo ſchwank —
Leiſ' leitet ihn am Zügel
Ein Ritter, jung und ſchlank.

Es ruft ſein Horn die Töne
Süß träumend in das Thal,
Er aber ſteht voll Schöne
In friſcher Jugend Strahl;
Es ſind ſo ſtraff die Glieder,
Und Stirn und Wangen blühn,
Und durch die dunkeln Lider
Die Augen blitzend ſprühn!

Weit wehet in die Lüfte
Das blonde Wellenhaar,
Es hängt ihm an der Hüfte
Ein Schwert ſo ſcharf und klar,
Es glänzt ihm an den Händen
Ein Ring mit Edelſtein,
Es gürtet ihm die Lenden
Das Horn von Elfenbein.

Und ſeine Barke lenket
Er an den Wieſenſtrand,
Dann ſteht ſie ſtill, ſie ſchwenket,
Er ſpringet friſch ans Land!
Und Schiff und Schwan ziehn weiter,
Rheinabwärts geht es ſchnell;
Doch meldet ſich als Streiter
Der ſeltſame Geſell.

Erſtarrt ſind Mund und Zungen,
Ringsum kein einz'ger Laut.
Da lacht der Vogt des Jungen,
Ob ihm geheim auch graut.

Wer mag den Kämpfer ſenden?
Die Schar ſie kennt ihn nicht.
Gott wird's zum Beſten wenden,
Der Himmel hält Gericht!

Schon gehn ſie ſich entgegen,
Der Zweikampf tobet wild:
Es klingt von Schwerterſchlägen
An Panzer Helm und Schild.
Des Vogtes Streiche wettern
Wie Donner dumpf und ſchwer,
Des Jünglings Hiebe ſchmettern
Wie Blitz' auf ſeine Wehr.

Der Vogt ſinkt ſtarr und blutig,
Es iſt erfüllt ſein Los;
Der Jüngling, ſchnell und muthig,
Gibt ihm den Todesſtoß.
An Berg und Wald klingt wider
Ein lauter Jubelſchrei,
Die Jungfrau ſteiget nieder,
Die Gräfin, ſie iſt frei!

Sie tritt in keuſcher Weiſe
Vor ihren Ritter hin
Und flüſtert ſchämig leiſe:
„So nimm mich, wie ich bin!
Befiehl in meinen Auen,
Gebeut in meinem Schloß,
Dein ſind die ſchönen Gauen
Mit Mann und Knecht und Roß!“ —

Er aber ſpricht mit Zagen:
„Dein bin ich alle Friſt,
Doch darfſt du nimmer fragen,
Wer dein Erretter iſt.

Und willſt du's dennoch wiſſen,
Dann ſchwindet alles Glück,
Es wird das Band zerriſſen,
Mich holt der Schwan zurück!" —

Sie leiſtet Schwur und Eide,
Dann ging es zum Altar,
Der Prieſter ſegnet' beide,
Nie gab's ein froher Paar.
Da tönten die Geſänge,
Da gab es Wein und Mahl,
Ein hochzeitlich Gepränge
Durchwogte Hof und Saal.

Es gingen Tag und Wochen
Und Monde in das Land;
Wie jung die Herzen pochen,
Wol hält die Liebe Stand!
An Flüſſen und in Wieſen,
In Wald und Heide weit
Gleichwie in Paradieſen
Verrann die ſchöne Zeit.

Manch Jahr iſt ſo verfloſſen,
Drei Knaben blühen mild,
Es wachſen hold die Sproſſen,
Der Aeltern Ebenbild.
Da ward die Gräfin ſtille,
Die Seel' iſt gramerfüllt:
„O, dieſer ſtarre Wille,
Daß er ſich noch verhüllt!

„Es kennt Geburt und Rechte
Im Lande jeder Wicht,
Im gräflichen Geſchlechte
Herrſcht Dunkelheit ſtatt Licht.

Nicht weiß in meinen Hallen
Des Vaters Nam' der Sohn,
Voll Spott ſind die Vaſallen,
Die Frauen ſind voll Hohn!“ —

Einſt ruhn ſie in der Kammer
In nächtlich ſtiller Stund',
Da rufet ſie im Jammer:
„Thu dein Geheimniß kund!“
Er aber ſpricht: „Verloren
Iſt nun das ſüße Glück!
Weib, du haſt falſch geſchworen!
Mich holt der Schwan zurück!

„Ich bin von edelm Stamme,
Hochadlich iſt mein Blut,
Ich ſchürte einſt die Flamme
In frommer Tempelhut:
Aus den hiſpan'ſchen Thalen
Ragt Mont-Salvatſch in Pracht,
Der Kuppel Feuer ſtrahlen
Gar herrlich Tag und Nacht.

„Aus weiten Hallen ragen
Sieht man des Tempels Bau,
Den goldne Säulen tragen:
Gewaltig iſt die Schau.
Und aus der Kuppel glühet
Der Kelch durch Berg und Thal,
Im Kelche aber ſprühet
Der dreimal heil'ge Gral.

„Zu Golgatha gefloſſen,
Faßt er des Heilands Blut,
Es hüten die Genoſſen
Ihn, die Templeiſen, gut.

Und dräuen wo Gefahren,
So zeigt der Gral es an;
Vor Noth und Tod zu wahren,
Entſenden wir den Mann.

„Als du den Ring des Schwanen
Geſteckt an deine Hand,
Da fing ſie an zu mahnen,
Die Glocke rief durchs Land.
Es brauſt in Näh' und Weite
Wie wilder Wetterſturm,
Es bebt des Bergs Gebreite,
Es wankt der ſchlanke Thurm.

„Der König ward gerufen,
Mein Vater Parzival,
Er ſtieg hinauf die Stufen,
Und ſah die Zeichen all.
Die Runenlettern lohen
So blutig flammenroth:
«Am Rhein der Waiſe drohen
Unrecht, Gefahr und Noth!» —

„Es wählte mich der Starke,
Den Sohn der Vater aus,
Da kam die Schwanenbarke,
Sie trug mich vor dein Haus.
Du weißt es, was geſchehen!
Zum Kampfe zog ich hin,
Doch muß nun von dir gehen
Dein Gatte Lohengrin!

„Die Kinder ſind geboren
Für Thaten hoch und groß,
Jetzt iſt das Reich verloren:
O bitterböſes Los!

Verſchwunden Glück und Segen,
Und Wirrniß überall!
Mich ruft zu andern Wegen
Mein Vater Parzival!“ —

Da liegt das Weib voll Leiden
An ſeiner Männerbruſt:
„O, nimmer darfſt du ſcheiden,
Du, meines Daſeins Luſt!
Was ſollt' ich wol beginnen,
Wärſt du mir, Holder, fern?
Dein ſelig ſüßes Minnen
Iſt meines Lebens Stern!“ —

Sie führt ihn zu den Kindern,
Sie ſchlafen friſch und roth —
Die Thränen, ach, ſie lindern
Nicht ſeine Pein und Noth;
Er küßt und koſt ſie lange,
Sein Herz iſt voller Huld,
Er rüſtet ſich zum Gange:
„Die Strafe folgt der Schuld!“ —

Das Schwert von ſeiner Seite
Reicht er dem Aeltſten dar,
Den Ring erhält der Zweite
Mit Steinen licht und klar,
Das Horn hängt er dem Dritten
Wol um den ſchlanken Leib;
Dann geht er, taub den Bitten,
Von dem geliebten Weib.

Da kam der Schwan geſchwommen
Herauf den grünen Fluß,
Und hat ihn mitgenommen.
Das iſt der Märe Schluß! —

Sie trug in Gram und Bangen
Noch oft den Schwanenring,
Doch ewig iſt gegangen,
Der einmal von ihr ging.

Otto der Schütz.

Es flüſtert und rauſchet im dichteſten Grün:
Wie blitzend die leuchtenden Augen ſprühn!
Da dränget ſich küſſend zum Munde der Mund,
Da tönen die Schwüre zum ewigen Bund:
Des Herzogs Tochter in ſeliger Luſt
Drückt Otto der Schütz an die pochende Bruſt.

Doch hat ihn belauſchet ſein Jägergenoß,
Zum Herzog trägt er die Mär auf das Schloß,
Er kündet dort, was er im Parke geſehn;
Der Alte möchte im Zorne vergehn:
„Es minnet mein Kind ein niederer Knecht?
Wart', Otto, mein Schütz, ich geb dir dein Recht!

„Drum ritt ihr zur Seite der kecke Geſell,
Drum ſang er ihr Lieder im Walde ſo hell,
Er hegt' ihr den Falken, er trug ihn ihr frei,
Er half ihr erjagen in Lüften den Weih,
Er ſpannte den Bogen, er ſchärfte den Pfeil.
Doch, Otto, mein Schütz, jetzt wird dir dein Theil!“ —

Er ſtürmt aus dem Zimmer, er fliegt durch das Thor,
Das blitzende Schwert ſchwingt er mächtig empor,
Er ſucht durch die Gärten in Wuth und in Haſt.
Doch ſieh, da ſtehet aus Heſſen ein Gaſt!
Herr Homburg iſt es, der Alte — er kniet
Vor Otto dem Schützen? — Doch Otto entflieht! —

Der Herzog von Kleve geht näher heran,
Er grüßet den lieben befreundeten Mann;
Sein Zorn iſt verrauchet mit einem mal,
Er führt ihn zur Burg, er bringt ihn zum Saal:
„Nun kündet, Herr Homburg, nun kündet es hie:
Vor Otto dem Schützen da beugt Ihr das Knie?

„Der Burſche iſt hübſch und der Burſche iſt keck,
Er trifft in der Scheibe den ſchwarzen Fleck,
Er holt von der Stange ſtets Stern um Stern,
Er ſchießet den Hirſch in der weiteſten Fern'! —
Jetzt zielt er mir gar nach dem Töchterlein! —
Hei, Otto, es ſoll dir vergolten ſein!

„Ein Dienſtmann hebt alſo die Augen empor?
Es ſoll mir büßen die Frechheit der Thor!" —
„Ein Dienſtmann?" ſo fällt ihm Herr Homburg ins Wort,
„Nein, Landgraf in Heſſen, das iſt er ſofort!
Dem Land nahm die Peſt den älteſten Sohn,
Und Otto dem Schützen ſteht offen der Thron!

„Ihn hatte der Vater fürs Kloſter beſtimmt,
Da floh er von Marburg verbittert, ergrimmt:
Er liebte den Wald, er liebte die Jagd,
So birſchet er hier die liebliche Magd!
Herr Herzog, holet den Pfaffen herein!
Gebt Otto dem Schützen Eu'r Töchterlein!" —

„Ich Herzog am Rheine, in Heſſen er Graf!"
So rufet der Alte. „Der Junge iſt brav!
Es zielte noch keiner beſſer im Land.
Wohlauf, ſo laſſet uns knüpfen das Band!
Brautkleider ziehe, mein Töchterlein, an.
Holt Otto den Schützen, ich ſtraf' den Kumpan." —

Doch ſucht man vergeblich in Hof und in Haus,
Vergeblich ſtreift man zum Parke hinaus,
Er war in die Weite — ſo ſtürmet der Aar —
Er fliehet die Kutte, er ſcheut den Altar,
Er fürchtet, Herr Homburg hol' ihn zurück! —
Herr Otto kennt ſeliges Liebesglück.

„Hinaus mit den Roſſen!“ — Sie ritten fortan,
Sie fanden ihn endlich im dichteſten Tann.
Wol ſetzte er ſich wie ein Löwe zur Wehr:
„Ins Kloſter bringt ihr mich nimmermehr!“
Doch machtlos iſt er dem ſtürmenden Troß:
„Komm, Otto, mein Schütz, es geht auf das Schloß!“

Man führt ihn zum prunkenden Saal mit Gewalt,
Geknickt iſt die jugendlich hohe Geſtalt,
Die Stirne iſt heiß, die Wangen ſind bleich,
Er ſenket den Blick, denn ihm drohet der Streich. —
„Heil, Landgraf in Heſſen!“ ſo grüßt ihn der Chor.
Doch Otto der Schütz ſchaut ſtaunend empor.

Es faſſet die Hand ihm der fürſtliche Greis,
Er führt zu der Braut ihn im glänzenden Kreis.
Schon harret der Pfaffe im weiten Talar,
Er trauet in Eile das liebliche Paar.
„Das war“, ſo tönet ihm allwärts der Gruß,
„Herr Otto der Schütz, dein glücklichſter Schuß!“ —

Es flüſtert und rauſchet im dichteſten Grün.
Wie blitzend die leuchtenden Augen ſprühn!
Da dränget ſich koſend zum Munde der Mund,
Da tönen die Schwüre zum ewigen Bund.
Des Herzogs Tochter in ſeliger Luſt
Drückt Otto der Schütz an die pochende Bruſt.

Mariken von Nymwegen.

Was ſträubt ſich die Alte noch vor dem Tod?
Sie lebte mehr als hundert Jahr,
Ihre Koſt im Kloſter war Waſſer und Brot,
Ihr Ruhebett eine Todtenbahr!
Wer ſehnt ſich nicht fort aus ſolcher Noth!

Sie ſetzt ſich gegen das Fieber zur Wehr
Und betet und ſingt den Kirchenſang,
Und ſie rüttelt hin und ſie rüttelt her
Am welken Hals angſtzitternd bang,
Dran hangen drei Ringe ehern und ſchwer.

Was ſollen die Zeichen? — Vor langer Zeit
Da war ſie die ſchönſte Dirne der Stadt,
Und ſie ging im rauſchenden Seidenkleid,
Und wer ſie ſah, der ſah ſich nicht ſatt,
Und es folgten die Freier ihr weit und breit.

Nie hat ſie der Tänze und Spiele genug
Und der wilden lüſternen Lebensluſt;
Ihr Herz voll heißer Begierde ſchlug,
Es glühte das Auge, es wogte die Bruſt,
So gingen die Monde und Jahre im Flug.

Da hat ſie der Satan leibhaftig verſucht,
Und ſie ward ſeine freche Buhlerin,
Im Lande hinab und hinauf ohne Zucht
Genoß ſie, die Luſt nur behagte dem Sinn.
Fern lag ihr das Heil. Gott hat ſie geflucht.

Sieben Jahre vergehn. In Seide und Sammt
Da kehrt ſie vom Feſt. Die Nacht ohne Stern!
Ein Glöcklein klingt, eine Kerze flammt,
Zum Sterbenden trägt den Leib des Herrn
Ein frommer Prieſter im frommen Amt.

Klar wird ihr der Wahnſinn, der ſie umwand,
In der dunkeln Seele wird es licht,
Sie zerreißt den Kranz, der die Locken band,
Sie denket an Gottes ſtrenges Gericht.
Und ſie ſchlägt ein Kreuz — und der Böſe ſchwand.

Zum Dechant geht ſie im Büßerkleid
Und beichtet der Frevel unſelige Laſt.
Wol höret der Dechant Reu' und Leid,
Doch ſpricht er: „Was du verbrochen haſt,
Das kann ich nicht löſen in Raum und Zeit!“

Zum Biſchof eilt ſie zur ſelben Stund'
Voll Aſche das Haupt, voll Angſt das Herz,
Doch der Biſchof redet mit ernſtem Mund:
„Ich kann nicht vergeben, wie du verlangt,
Nur einer vermag's auf dem Erdenrund!“

Und zitternd wandert ſie nach Rom,
Ihr Fuß iſt wund, und welk ihr Leib;
Rings wallen die Büßer zum Tiberſtrom,
Doch keiner iſt ſündhaft wie dieſes Weib,
So viele gehn zu Sanct-Peter's Dom.

Sie tritt in die heiligen Hallen ein,
Es ruft der Papſt: „Deine Schuld iſt zu groß,
Und meine Macht, ſie iſt zu klein.
Ich kann nicht lindern dein trauriges Los,
Dir möge Gottes Güte verzeihn!

„Drum laß dir um den Nacken dicht
Drei Ringe hämmern ſtark und breit!
Wenn Gottes Hand ſie einſt zerbricht,
Dann findeſt du Sühne in deinem Leid
Und Gnade vor ſeinem Angeſicht!“

Das ſind die Eiſen, ſcharf und rauh,
Sie zerret daran und betet und ſingt
Und rauſt ſich die Haare lang und grau,
Indeß um den Leib ſie die Geiſel ſchwingt.
O Himmel, vergieb der armen Frau!

Jetzt ſinkt ſie zurück im Morgenroth,
Sie liegt in den Kiſſen lächelnd mild,
Die Ringe löſen ſich im Tod,
Die Seele ſchwebt in des Himmels Gefild.
Vertrauet auf Gott, den Helfer der Noth!

Radbot.

Vom Walde kommt herab ein Zug,
Zum Fluſſe wogt die Menge,
Hoch wallt der Kirchenfahnen Flug,
Ernſt klingen die Geſänge.

Hier herrſchte einſt des Wodan Bild,
Thieropferräuche wallten,
Zur Feier ſchlugen Speer und Schild
Die mächtigen Geſtalten.

Sanct-Wolfram ſteht am Eichenbaum
Und rufet in den Haufen:
„Kommt alle her zum Bachesſaum,
Ich will euch Heiden taufen!“

Und ringsum nahen ſich im Kreis
Radbot und ſeine Frieſen
Mit Staunen ſieht der heil'ge Greis
Den hochgewachſen Rieſen.

Sein Haar iſt gold, ſein Aug' iſt blau,
Thierhäute ihn umkleiden,
Doch murrend ſtehen in der Au'
Die alten deutſchen Heiden.

Der Herzog ſpringet in den Fluß:
„Nun mache raſch ein Ende!"
Der Prieſter hebt zum Waſſerguß
Schon würdevoll die Hände.

„Halt ein!" ruft Radbot, „thu mir kund,
Wie ſteht's mit meinen Ahnen?
Verbrennen ſie im Höllenſchlund?
Ziehn ſie auf Himmelsbahnen?"

Sanct-Wolfram zürnet ernſtgeſinnt:
„Was denkſt du noch der Thoren?
Die argen Heiden, taub und blind,
Sind ewiglich verloren."

Der Frieſe ſpringt ans Ufer ſchnell
Und tobet: „Gott empfohlen!
In ſeine Feuer heiß und hell
Soll mich der Teufel holen!

„Iſt meinen Vätern rein und gut
Die Seligkeit verſchloſſen,
So zieh' ich gleich mit frohem Muth
Zu ihnen unverdroſſen.

Der Prieſter gab manch gutes Wort,
Doch hilft ihm kein Beſchwören,
Der Herzog zieht zum Walde fort,
Er läßt ſich nicht bethören.

Fern ſchallt das Wodanslied ſo hehr,
Sie halten feſt am Alten,
Und mächtig ſchlagen Schild und Speer
Die mächtigen Geſtalten.

Die verſunkene Stadt.

„Und raſtet in blauen Lüften der Wind,
Und liegen die Fluten ſpiegelglatt,
Dann kann ſie ſehen ein Sonntagskind
Im Grunde des Meers die verſunkene Stadt.“

An den Dünen alſo die Greiſin ſpricht,
Dem Jüngling dort wird das Herz ſo weit,
Er ſah am Sonntag das Lebenslicht,
Und es war um die hohe Mittagszeit.

Als andern Tages die Glocke ruft,
Da wallen die Fiſcher zum Gotteshaus.
Still iſt die See, hell iſt die Luft,
Der Jüngling zieht in die Wellen hinaus.

Dort hemmt er die Hand, die das Ruder ſchwang,
Er ſtarret hinaus, es lauſchet ſein Ohr,
Denn es tönt wie dumpfer Glockenklang
Leiſ' aus der kryſtallenen Tiefe hervor.

Neugierig lehnt er ſich über das Boot:
Ha, grauſig iſt die geſpenſtiſche Schau!
Dort ſteht die verſunkene Stadt ſo todt!
Sieh, Gaſſe an Gaſſe, und Bau an Bau!

Da liegen die Märkte Platz an Platz,
Das iſt mit den grauen Thürmen der Dom!
Stavoren, wol häufteſt du Schatz an Schatz,
Reich, mächtig durch der Jahrhunderte Strom!

Und ſieh, jetzt wachet alles auf,
Es lebt die Straße, es lebt der Kanal,
Und Wagen und Pferde in vollem Lauf
Und Menſchen kreuzen ſich ohne Zahl.

Sie ziehn in die Kirchen zum raſchen Gebet,
Sie plaudern dort an den Brunnen kühl,
Doch zu dem ummauerten Hafen geht
Im weiten Fluſſe der Kähne Gewühl.

Wer iſt die ſchlanke ſtolze Maid?
Die Demantkrone durchglänzet das Haar,
Von rauſchender Seide iſt ihr Kleid,
Die Glieder wie Marmor leuchtend und klar.

Wie trägt ſie ſtolz den üppigen Leib!
Welche kecke Stirn! Welch kühner Blick!
Erkennſt du das übermüthige Weib?
Sie brachte der Stadt das böſe Geſchick!

Sie ſandte das ſchlanke Schiff hinaus,
Zu ſuchen der Erde reichſtes Kleinod.
Da brachte der Führer ihr Korn nach Haus:
Dies Kleinod gibt das tägliche Brot.

Sie aber rief mit keckem Spott:
„Ihr kennt nicht meinen hohen Muth!
Verlieh nicht reichere Gabe ein Gott,
Dann werfet die Körner in die Flut!“

Der Schiffer bat: „Sei der Armen gedenk!
O, übe Gnad' und Barmherzigkeit!
Den Darbenden gib die Frucht zum Geſchenk,
Sonſt ſtraft dich der Himmel mit Noth und Leid.“

Sie nahm vom Finger den Ring von Demant,
Sie warf ihn weit in das tiefe Meer
Und lachte: „Kommt er je wieder ans Land,
Dann ſchreite das Unglück über mich her!“

Doch ſprach ſie kaum das frevelnde Wort,
Da gab es der ſchlimmen Botſchaft viel:
Ihre Schiffe ſtrandeten vor dem Port,
Ihre Schätze zerſtoben, ihr Reichthum zerfiel.

Und abends fand im gefangenen Hecht
Sich der blitzende Ring zu der Jungfrau Weh;
Der Morgen hat alle Sünden gerächt:
Hoch über der Stadt da brauſte die See.

„O Gott, das iſt ihr geſpenſtiſches Bild,
Sie iſt's mit dem marmorkalten Leib,
Mit den wallenden Locken, den Augen wild!
Ich kenne das übermüthige Weib!“

So ſprach der Schiffer, da hub ſich der Wind:
Wie war er der grauſigen Schau ſo ſatt!
Er ſah, ein unſeliges Sonntagskind,
Im Grunde des Meers die verſunkene Stadt.

Seitdem war er ſo ſtill und ſtumm,
Es welkte ihm raſch die blühnde Geſtalt,
Die Greiſin ſprach's in den Dünen herum:
„Ein Sonntagskind wird nimmer alt!“

Harald.

Aus Norden von dem Meere ſteigt ſchwarz herauf die Nacht.
O Niederland, nie ſahſt du ſo wilde blut'ge Schlacht!
Das Ufer ſtarrt von Waffen, von Schild und Schwert und Speer,
Todt liegt das Heer der Frieſen, todt der Normannen Heer.

Nur Einer harrt lebendig noch auf dem dunkeln Feld,
Er ſteht aufs Schwert geſtützet, ein hoher greiſer Held;
Die ſtolze Stirne decket der Helm mit goldnem Schein,
Die prächt'gen Glieder hüllet der Purpurmantel ein.

Harald, der alte König, brennt eine Fackel an,
Er ſucht die theuren Todten, und holt ſie Mann für Mann,
Er trägt ſie zu dem Strande, wo er im Schiff ſie barg.
Wer hat wol je geſehen ſo großen edeln Sarg?

Drauf löſt er ſelbſt die Anker und ſteigt am Kiel hinauf,
Er ſtellt ſich an das Ruder und lenkt des Schiffes Lauf,
Und wie es furcht die Woge, ein ſtolzer Segelſchwan,
Da hebt beim Schein der Fackel der Held zu ſingen an:

„Fahrt wohl, ihr Wieſenflächen, des heißen Kampfes Preis,
Es läßt euch nun für immer des Nordens Kriegergreis,
Er hat eu'r Volk gebändigt, wie kühn ſein Muth entbrannt,
Er läßt dich wieder fahren, beſiegtes Niederland!

„Dank euch, ihr hehren Götter, hoch in Allvaters Saal!
Ihr habt mir beigeſtanden auch heut' das letzte mal!
Ich ſiegt' in hundert Schlachten, auch dieſer Sieg iſt mein!
Doch weh, ich muß der letzte von allen Helden ſein!

„Die zwölf Genoſſen fielen, der Skalde wie der Held,
Zerbrochen Schwert und Harfe, ſie decken rings das Feld.
Ihr meine Söhne ſanket, du ſtolzes Zwillingspaar!
Weh, ſchon im erſten Fluge ſinkt ſo der junge Aar!

„Die Zukunft liegt im Nebel, mein Daſein all iſt leer.
Der Tod iſt meine Löſung, drum nimm mich auf, o Meer.
Das Schiff war meine Wiege, das Schiff ſei meine Bahr,
Es ſei mein Grab der Ocean, der meine Heimat war.

„Du gabſt mir Haß und Liebe und ew'ge Freiheitsluſt,
Drum ſtürz' ich mich in Wonne, o Meer, an deine Bruſt.
Dort ruh' ich bei den Helden, indeß die Geiſter fliehn
Und zu den hehren Göttern im Aſenſaale ziehn.“

Die alten Augen glühen, es fliegt das graue Haar,
Es ſchwingt der Held die Fackel, ſie flammt im Winde klar,
Dann wirft er ſchnell ſie nieder, hell leuchtet auf die Glut,
Das Schiff zieht mächtig brennend dahin auf klarer Flut.

Und hohe Wellen faſſen das Fahrzeug, wie es zieht,
Und ſingen gar ein ſchaurig und ernſtes Trauerlied,
Sie ſchaukeln wie die Wiege den Heldenſarg daher:
Wie ſanft biſt du als Mutter, du altes großes Meer!

Und wo am Himmelsrande der Brand verglühet fern,
Da taucht aus blaſſem Nebel herauf ein neuer Stern,
Der vor den andern prächtig zum Himmelsraume kreiſt:
Mich will es ſchier bedünken, es iſt des Helden Geiſt.

Der fliegende Holländer.

Die Dämmrung legt ſich auf Meer und Land,
Die Weiber ſitzen am Dünenſtrand,
Sie harren ſeit dem Abendroth,
Und heimwärts kehret Boot um Boot,
Und Vater und Gatte und Bräutigam,
Sie werden empfangen mit Luſt und Scham.
Die Wellen wogen und brauſen.

Und immer leerer wird es am Ort.
Die Paare zogen zum Dorfe fort,
Schwarz kommt die Nacht, ſchon glühet weit
Des Leuchtthurms Aug' in die Dunkelheit,

Zuletzt fehlt nur noch ein einziger Maſt,
Ein Weib nur ſtarrt noch hinaus ohne Raſt.
Die Wellen wogen und brauſen.

Frau Dore wartet noch auf den Mann:
Sonſt fuhr er immer ſo luſtig heran,
Sein Segel ſo blank, ſo keck ſein Kiel,
Es ging durch die See, als wär' es ein Spiel. —
Wo bleibet er? — Stund' um Stunde verrinnt,
Laut pocht ihr das Herz, ſie ſchauet ſich blind.
Die Wellen wogen und brauſen.

Schlägt da nicht vom Thurme die Mitternacht?
So lange hat ſie noch nie gewacht!
Mit ſchlaffen Gliedern ſchickt ſie ſich an
Und ſucht durch die Dünen zum Dorfe die Bahn:
„Der heute nicht kommt, kehrt morgen zurück!“
Er iſt ihr Leben, ihr Licht, ihr Glück.
Die Wellen wogen und brauſen.

Nur einmal noch blickt ſie um nach der Flut. —
Kommt dort nicht ein Boot? — Ihr hebt ſich der Muth. —
Aus ſchwarzer Ferne, aus nebliger Luft,
Es bebet und webet unſicher im Duft —
Und, ſeltſam! es geht gegen Strom und Sturm!
Doch ſieh, jetzt beſtrahlt es das Licht vom Thurm!
Die Wellen wogen und brauſen.

Herr Gott! — Schwarz iſt des Fahrzeugs Bauch,
Schwarz ſind die Maſten und Segel auch,
Bootsmann und Matroſen fahl und kalt —
Sie ſieht dabei ihres Mannes Geſtalt —
Das Geiſterſchiff fliegt lautlos vorbei —
Frau Dore ſinket mit ſchrillem Schrei.
Die Wellen wogen und brauſen.

Man findet ſie morgens erſtarrt am Strand,
Der Leib iſt Eis, das Hirn iſt Brand,
Aus Fieberträumen wüſt und wild
Aufflattert das ſchreckhaft nächtliche Bild,
Bis ſie aus den wirren Reden verſtehn:
Den fliegenden Holländer hat ſie geſehn!
Die Wellen wogen und brauſen.

Ans Ufer treiben beim Morgenroth
Die öden Trümmer von einem Boot,
Die Brandung wirft eine Leiche ans Land —
Sie haben ihn alle geliebt und gekannt.
Das irre Weib erſchaut die Geſtalt
Und jauchzt und lacht und ſtirbt alsbald.
Die Wellen wogen und brauſen.

Brunhilde.

Es liegt das Land der Frieſen
Seewärts vom tiefen Rhein,
Dort ragt aus grünen Wieſen
Der feſte Iſenſtein,
Es ſchauen Thürm' und Zinnen
Weit in das flache Land;
Siegfried will ihn gewinnen
Mit feſter Heldenhand.

Doch wie er fürder reitet
Mit jungem Reckenmuth,
Da ſtrahlt vor ihm gebreitet
Hell eine Feuerglut,
Es leckt ein Meer von Flammen
Glüh in die Luft hinaus,
Sie ziſchen wild zuſammen
Hoch um Brunhildens Haus.

Zur Ahndung ſind die Eſſen
Dem wilden Weib verhängt,
Weil es ſich kühn vermeſſen
Zum kühnſten Werke drängt.
Es ſind die Männerehren,
Die trotzig ſie begehrt;
Sie ſchießt mit Pfeil und Speeren
Und führt das ſcharfe Schwert.

Sie ſprengt auf feur'gen Roſſen
Stolz in den Männerkrieg,
Und hat zur That entſchloſſen
Gefeiert Sieg um Sieg.
Den Mann nur will ſie minnen,
Der niemals Furcht empfand.
Drum ſtraft ihr kühn Beginnen
Allvaters mächt'ge Hand.

Doch was ſoll Flut und Feuer
Der jungen Heldenluſt?
Zu kühnem Abenteuer
Drängt Siegfried's Heldenbruſt.
Der wilde Thatenfrohe
Spornt raſch den Hengſt zum Flug,
Wo allerhöchſt die Lohe
In blaue Lüfte ſchlug.

Er ſtürmt trotz Brand und Hitze
Auf flücht'gem Renner hin
Und naht dem ſtarken Sitze
Der ſtarken Königin.
Im Hof und auf der Brücke
Klingt dumpf des Roſſes Huf,
Kein Wächter weiſt zurücke
Ihn ernſt mit lautem Ruf.

Wie ſeltſam liegt die Strafe
Auf dieſem Zauberſchloß:
Die Ritter ruhn im Schlafe,
Im Schlafe Troß und Roß.
Voll Dienſtvolk iſt die Halle,
Sie ſchlummern rings im Raum,
Im Saal die Frauen alle,
Sie liegen wie im Traum.

Vergebens iſt ſein Rufen,
Nicht Mann und Weib wird wach,
Er zieht hinauf die Stufen
Zum innerſten Gemach.
Dort liegt im Waffenkleide
Auf goldgefügtem Schild
Als ſchönſte Augenweide
Das ſchönſte Frauenbild.

Iſt ſie in Erz gegoſſen?
Iſt ſie in Stein gehau'n? —
Ihr Auge iſt geſchloſſen,
Ihn faßt geheimes Grau'n.
Schier iſt er ſelbſt verwandelt,
Zu Erz und Stein zur Stund',
Jetzt heißt es raſch gehandelt:
Er küßt ſie auf den Mund.

Es beben ihr die Glieder,
Es lebt ihr Angeſicht;
Sie öffnet leiſ' die Lider:
O, welch ein Augenlicht!
Er löſt des Panzers Spangen,
Da wogt die weiße Bruſt,
Der Helm entläßt der langen
Goldlocken reiche Luſt.

Und er beginnt zu koſen
In ſeinem Arm das Weib,
Es war wie Schnee und Roſen
Der wundervolle Leib.
Klar ward's in beider Sinne,
Daß jeder jetzt erſt lebt.
Sie ſchenkte ſüße Minne
Dem Mann, der nie gebebt.

Die Gluten rings verſchwanden,
Hell ſtand der Iſenſtein,
Gelöſt aus Schlummers Banden
Strömt rings die Schar herein,
Die Ritter und die Frauen
Sie kamen leiſ' und laut;
Rings pries man in den Gauen
Den Bräut'gam und die Braut.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen

eines

Rheiniſchen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1874.

Im Ritterſaal.

Rheiniſche Hiſtorien.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Wilhelm von Jülich. Meiſter Stephan von Köln. Johann von Werth.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1874.

[illegible]

Wilhelm von Jülich.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Das Turnier zu Brügge.

Was gibt es zu Brügge, der reichen Stadt?
Das iſt ein Reiten und Wandern,
Es hält ein ſtattliches Turnei
Herr Guy, Graf von Flandern.

Jüngſt kehrte der Graf aus Frankreich heim
Vom grünen Seineſtrande.
Der König Philipp lockte ihn hin
Und ſchlug ihn dort in Bande.

Der König hat in Frankreichs Gau'n
Gebändigt die Grafen und Fürſten,
Zu zähmen auch das Niederland,
Thät ihm die Seele dürſten.

Ihn lüſtet nach der Gelände Pracht
Voll Wieſen und voll Auen,
Ihn lüſtet nach den Städten ſtolz
Die rings ſich thürmen und bauen.

Ihn lüſtet, das frohe, freie Volk,
Das reiche, zu unterjochen,
Drum fing er den Grafen, doch iſt der Graf
Aus ſeinen Banden gebrochen.

Von Brügge ſandte er Boten aus,
Die durften nicht ermüden.
Die einen ſchifften in den Nord,
Die andern ritten nach Süden.

Den König Edward von Engeland
Warb er als Bundesgenoſſen.
Ihm haben von Jülich, Holland, Brabant
Die Grafen ſich angeſchloſſen.

Heut iſt der Tag, da ſich geeint
Herrn Guy's hohe Gäſte,
Heut rüſtet Brügge, die reiche Stadt,
Den Fremden herrliche Feſte …

Sie prangt in buntem Farbenſchmuck,
Es läuten alle Glocken,
Es wogt in Straßen auf und ab
In jubelndem Frohlocken.

Und vor dem Belfried am großen Platz
Da ſtocket das Gedränge,
Am Grund, in den Fenſtern, auf jedem Dach
Da harrt und ſtaunet die Menge.

Am Belfried in der Halle ſitzt
Herr Guy mit fröhlicher Miene,
Den edeln Gäſten ſchenkt den Wein
Sein Töchterlein Philippine.

Durch alle Lande weit und breit
Berühmt ſind Brügge's Frauen,
Doch iſt als Kron' und Edelſtein
Die Grafentochter zu ſchauen,

Die Ritter alle mit Helm und Speer
Dort unten in den Schranken,
Nur auf Philippine und den Sieg
Stellt jeder die Gedanken,

Da tönt ein heller Trompetenſtoß,
Da ruft ein Herold zum Kampfe,
Da hört man wiehern die Roſſe laut,
Da lauſcht man dem Hufgeſtampfe,

Da ſtürmen mit den Speeren licht
Sich aufeinander die Ritter,
Da ward geſpalten mancher Helm,
Da brachen die Lanzen in Splitter.

Da wankte im Bügel mancher Mann,
Der ſchier vermeint zu fliegen,
Und manchen, der den Sieg erhofft,
Sah man im Staube liegen.

Und ſieben mal erneut ſich der Kampf
Von ſieben ſtolzen Geſellen,
Und ſieben mal ſah Einen Mann
Man ſeine Gegner fällen.

Und wieder tönt ein Trompetenſtoß,
Der Herold verkündet den Sieger,
Der Sieger hält auf ſchwarzem Roß,
Wer iſt der blanke Krieger?

Er trägt den Greif auf ſeinem Helm,
Umgeben vom Schweif des Pfauen.
Es ſteht ein Löwe auf ſeinem Schild
Aufrecht mit drohenden Klauen.

Herr Wilhelm iſt der junge Held,
Der Bruder des jülicher Grafen;
Es grüßt das Volk mit Jubelgeſchrei
Den Starken, Kühnen, Braven.

Er ſchlägt zurück das blanke Viſir
Und danket beſcheiden allen,
Dann ſteiget er von ſeinem Roß
Und nähert ſich den Hallen.

Der Grafentochter nähert er ſich,
Der ſchönen Philippine,
Des Sieges Preis, die Schärpe ſchlingt
Sie um ihn mit lächelnder Miene.

Mit lächelnder Miene ſchaut ſie ihn an,
Der Blick geht ſeltſam zum Herzen,
Der junge Held iſt tief bewegt
Von Wonnen und von Schmerzen.

Peter de Konink.

Zu Brügge im alten Gildenhaus,
Da ſitzen ſie beim Mahle,
Die Tafel iſt gar reich beſtellt,
Es kreiſen die Pokale.

Da ſitzen ſie in bunter Reih,
Tiefernſte bärt'ge Geſtalten,
Die Kleider ſind von Seide und Sammt,
Sie wallen in reichen Falten.

Das ſind die hochwohlmögenden Herrn,
Vom Handel und Gewerbe,
Das ſind die Gildenmeiſter all,
Sie ſitzen im reichen Erbe.

Sie handeln weit nach Oſt und Weſt,
Nach Süd und Nord in die Lande,
Sie ſenden Wagen zu jedem Volk,
Und Schiffe nach jedem Strande,

Sie zählen nach Tonnen das rothe Gold
In dieſer ſtattlichen Mitte,
Sie pflegen ein ſtarkes Bürgerthum
Und feſter Ehr' und Sitte.

Da hob Herr Peter de Konink das Glas,
Der Meiſter der Wollenweber,
Der Alte iſt blind auf einem Aug',
Doch ſchaut er kühn wie ein Eber.

Er ſpricht: „Es lebe das Vaterland,
Hoch Flandern und der Leue!
Auf, ſchließen wir einen neuen Bund
In ſtarker Lieb' und Treue!

„Es gilt zu ſchirmen Haus und Herd,
Zu hüten Kinder und Frauen,
Von Frankreich drohet die Gefahr
Den theuern heimiſchen Gauen.

„Herr Philipp, der Schöne, zu Paris,
Man ſollt' ihn den Wüſten nennen,
Er brennt voll Gier auf unſer Land,
Wohlan, er ſoll uns kennen!

„Wohlan, er komme mit ſeinem Heer,
Er komme mit ſeinen Rittern,
Er ſoll vor flandriſcher Bürgerkraft
Und Bauernwuth erzittern!

„Die Bürger der Städte, die Bauern im Land,
Sie müſſen zuſammenhalten,
Sie müſſen das Banner mit dem Leu
Aus eigner Kraft entfalten.

„Ich traue unſerm Adel nicht
Mit ſeinen Schildern und Wappen,
Er liebt zu ſehr den franzöſiſchen Wind,
Franzöſiſche Flitter und Lappen.

„Schon mancher brach Herrn Guy die Treu,
Und ſchranzt am pariſer Hofe,
Schon mancher Freiherr ward Lakei,
Manch Fräulein ward zur Zofe.

„Doch Ehre dem, dem Ehre gebührt,
Auf, ehret die Kampfgenoſſen,
Die unſerm alten Grafen ſich
In Fröhlichkeit angeſchloſſen.

„Auf ehret Edward von Engeland,
Mit ſeinen wackern Prinzen,
Die Grafen von Jülich und Brabant,
Und den aus Hollands Provinzen!

„Doch ehrt den jungen Wilhelm zumeiſt,
Den edeln Helden und Krieger,
Der alle heut zu Boden warf,
Auf, ehret den ſchönen Sieger!

„Und iſt es euch recht, ſo wollen wir
Ihm fröhliche Botſchaft ſenden,
Von Brügge den Ehrenbürgerbrief
Empfang' er aus unſeren Händen.

„Von Brügge der Ehrenbürgerbrief,
Das iſt ein edeles Zeichen,
Und wär' er ein Kaiſer, er freute ſich,
Wenn wir ihn überreichen."

Da ſtimmten alle brauſend zu
Herrn Peter de Konink's Worten.
Sie ſchrieben den Brief und ſiegelten ihn,
Und zogen durch die Pforten.

Sie zogen nach der Grafenburg
In langem und breitem Zuge,
Sie riefen Wilhelm von Jülich heraus,
Der Jüngling kam im Fluge.

Wohl war er ſolcher Ehre froh,
Er ſtand mit glühenden Wangen,
Da er der Bürger Rede gehört,
Und da er den Brief empfangen.

Er ſprach: „Ihr Herren nehmt frommen Dank,
Ihr ſchafft mir ſchöne Stunden,
Stolz bin ich auf Brügges Bürgerrecht,
Ich bleib' euch ewig verbunden."

Wilhelm und Philippine.

Es glänzt von Lichtern die Grafenburg,
Dort klingen die Flöten und Geigen,
Es wirbelt durch den blinkenden Saal,
Des Tanzes fröhlicher Reigen.

Das ſind die jungen, ſtattlichen Herrn,
Die Guy zu Hülfe kamen,
Das ſind in Gold und Edelſtein
Die ſchönen flandriſchen Damen.

Dazwiſchen fliegt ein junges Paar
Hoch auf des Tanzes Welle,
Wer iſt die wundervolle Maid,
Wer iſt der ſchmucke Geſelle?

Herr Wilhelm iſt's, der junge Held
Mit Fräulein Philippinen,
Es blüht ihr Antlitz, es glüht ihr Blick,
Es ſtrahlen die lachenden Mienen.

Er ſchwingt ſie hinauf, er ſchwingt ſie hinab,
Sie lachen, ſie plaudern, ſie flüſtern;
Dann ruhen ſie aus am Erkerplatz,
Wo dämmernde Schatten düſtern.

Er fragt: „Was klingt in ſüßerem Ton,
Wie Lieder der Nachtigallen?“
Sie ſchweigt verſchämt, da wispert er leis:
„Das thut Eurer Stimme Schallen!“

Er ſchwingt ſie hinauf, er ſchwingt ſie hinab,
Sie lachen, ſie plaudern, ſie flüſtern;
Dann ruhen ſie aus am Erkerplatz,
Wo dämmernde Schatten düſtern.

Er fragt: „Was glänzet heller noch
Als funkelndes Edelgeſteine?“
Sie ſchweigt verſchämt, da wispert er leis:
„Das thut Eu'r Auge, das reine!“

Er ſchwingt ſie hinauf, er ſchwingt ſie hinab,
Er ſchwingt ſie hinaus in den Garten;
Dort blühen die flammenden Roſen ſo roth,
Ihr Schweſterlein zu erwarten.

Er fragt: „So ſagt mir, was tiefer iſt,
Viel tiefer als alle Meere?
So ſagt mir, was viel höher iſt,
Als wie der Himmel, der hehre?“

Sie ſchweigt verſchämt, er aber ruft:
„So glaubet mir, was ich ſage,
Das iſt die Liebe die hoch und tief
Ich Euch im Herzen trage!“

Und ſtürmiſch zieht er ſie an die Bruſt
Und hält ſie feſt umfangen.
Er küßt ſie auf den rothen Mund
Und auf die glühenden Wangen.

Sie aber läßt es ſtill geſchehn,
Sein Wort und ſeine Küſſe.
Iſt ihr dabei, als ob ſich hell
Der Himmel öffnen müſſe.

Ihr iſt, als ob ein Wunder geſcheh,
O ſüßeſte Lebenstriebe!
Solch Wunder blüht im erſten Lenz,
Im Lenz der erſten Liebe.

O ſchönſte, hellſte Wiſſenſchaft,
So ſüß wie Lieder und Roſen!
Wie ſchnell lernt doch die junge Maid
Das Küſſen und das Koſen.

Bald rauſcht auch ein geſtammelt Wort
Aus ihrem holden Munde —
Sie ſchwören ſich ewige Lieb' und Treu
In der mitternächtigen Stunde.

Sie ſtanden ſo ganz vertieft in ſich
Im Dunkel der hohen Bäume,
Da ſtrahlet plötzlich funkelndes Licht
Allſeitig durch die Räume.

Dort ſteht der Vater der jungen Maid,
Er ſteht mit blankem Degen;
Es blitzt ſein Auge, es tobt ſein Wort
Dem zitternden Paare entgegen.

„Hierher, du pflichtvergeſſene Maid!
Zieh frecher Geſelle von dannen,
Aus meinem Aug' aus meinem Land!
Ich muß dich auf ewig bannen.

„Ich habe längſt mein Kind verlobt
Dem edeln Prinzen der Briten,
Was ich verſprach, das halt' ich ſtets,
Eu'r Bündniß iſt zerſchnitten."

Da half kein thränenfeuchter Blick,
Es halfen nicht zärtliche Worte.
Er führt die Tochter zur Burg zurück,
Und ſchließet die eherne Pforte.

Herr Wilhelm ließ ſich ſatteln das Roß, —
Zu Brügge die Feſte brauſen, —
Er ritt in die wetterdunkle Nacht,
Man ſah ihn nach Oſten ſauſen.

Die Schlacht bei Furnes.

Es ſteigt der Morgen blutigroth
Empor nach dem rauſchenden Tage,
O Brügge, wie ſcheinſt du plötzlich verſtört,
Das thut die blutige Sage.

Die blutige Sage geht umher:
Der Feind iſt eingebrochen;
Der Feind aus Frankreich will das Land,
Er will das Volk unterjochen.

Jetzt gilt es zu zeigen Muth und Kraft,
Jetzt gilt es ſich aufzuraffen!
Herolde ziehn durch die Straßen hin
Und rufen zu den Waffen.

Da rüſtet ſich der alte Graf
Mit ſeinen Kampfgenoſſen,
Das Fußvolk ſtellt um die Führer ſich,
Das Reitervolk ſitzt auf den Roſſen.

Der König Edward zieht durchs Thor
Mit ſeinen engliſchen Scharen,
Und Jülich, Holland und Brabant,
Sie eilen ſich ihm zu paaren.

Die Bürger aber bleiben zurück,
Sie murren und ſie grollen,
Daß man Herrn Wilhelm hat verbannt,
Das macht ſie zorngeſchwollen.

Sie ſchelten und ſie toben wild,
Weil alle Zungen melden,
Daß man mit Schimpf und Schande geſchickt
Den allerbeſten Helden.

Sie ſchelten und toben über die Gier
Des altersſchwachen Fürſten,
Der ſchnöd geopfert ſein Töchterlein
Des Hochmuths eitlem Dürſten.

Und düſtrer Mismuth füllt die Stadt,
Wo jüngſt die Freude geklungen;
Es liegt der Gram auf Mann und Weib,
Auf Alten und auf Jungen.

Was wird geſchehen? Wie ſie all
In banger Ahnung zagen,
Da fliegt heran die ſchwarze Mär:
Jetzt iſt die Schlacht geſchlagen!

Bei Furnes, da ritten ſie ins Feld,
Dem Feinde kühn entgegen.
Frankreich erfocht den ſtolzen Sieg,
Und Flandern iſt erlegen.

Geſchlagen iſt der Briten Heer,
Vernichtet die Bundesgenoſſen.
Gefangen iſt Herr Guy, der Graf,
Er ward in Bande geſchloſſen.

Und ſieh, ſchon ſtrömt es fern heran:
Inmitten ſeiner Krieger,
Da ragt der König Philipp ſtolz
Hohnlachend, der freche Sieger.

Der längſt es heimlich mit ihm hielt,
Er hat den Adel gewonnen,
Das ſind die eiteln Liliards,
Die dem Verderben entronnen.

Das ſind die eiteln Liliards,
Die ſchnöd das Land verrathen,
Und die mit ſüßem Schmeichelwort
Dem gierigen König nahten.

Sie öffneten ihm Schloß und Burg,
Sie öffneten Dörfer und Flecken,
Sie öffneten ihm zu Brügge das Thor,
Die eiteln Thore und Gecken.

Der König ritt in das Grafenhaus,
Wo einſt Herr Guy geſeſſen,
Da ſah man die ſchnöden Liliards
Sich um ihn drängen und preſſen.

Er ſchaute ſie an voll Spott und Hohn
Und rief: „Bei meiner Treue,
Es hat der Hahn den Löwen beſiegt,
Wo iſt der flandriſche Leue?“

Es kam die ſtolze Königin,
Wohl prunkt ſie in Sammt und Seide,
Doch reicher prangen ſechshundert Frau'n
Im demantgeſchmückten Kleide.

Sie ſprach: „Bin ich die Königin?
Kaum trau ich meinen Sinnen,
Ich ſehe hier eine ganze Schar
Von gleißenden Königinnen."

Da mußten die ſtolzen Männer all,
Da mußten die glänzenden Frauen
Hinknieen in den elenden Staub
Und demuthvoll aufſchauen.

Die Grafen von Holland und Brabant,
Sie kamen im Büßergewande,
Und gaben in Philipp's Vaſallenthum
All ihre reichen Lande.

Der König herrſchte in dem Kreis:
„Ihr alle ſeid meine Knechte,
Im Lande hier, Jaques von Chatillon,
Walt' ſtrenge meine Rechte."

Der junge Mönch.

Es liegt ein Kloſter an der Maas,
Unweit von Maſtrichs Mauern.
Da iſt ein tiefſtill einſamer Ort
Voll Bangen und voll Schauern.

Vom Thurm verkündet der Glockenſchlag
Nur die verrinnende Stunde,
Es tönt dort nur der Chorgeſang
Der ernſten Brüderrunde.

Dann wird es wieder ſtumm wie das Grab
Unter den dichten Linden,
Kaum wagt es ein Fink, ſein ſchlichtes Lied
Zu geben den Lüften und Winden.

Dort wandert oft ein junger Mönch
Im weltverlorenen Garten,
Man ſieht ihn keines Vögeleins
Und keiner Blume warten.

Es liegt ein ernſtes tiefes Leid
Auf ſeinen ſchönen Zügen,
Sein Antlitz iſt ſtarr, die Lippen ſind ſtumm,
Die nie zum Wort ſich fügen.

Unlängſt erſt kam er an den Ort,
Er war wie gerüſtet zum Streite,
Um die Bruſt den Panzer, den Helm auf dem Haupt,
Das blanke Schwert an der Seite.

Doch alle Rüſtung legt er ab,
Er will austauſchen ſein Leben,
Er wählt ſtatt des Kriegs das ſtille Brevier,
Sie ſollen die Weihe ihm geben.

Da klingen die Glocken hoch vom Thurm,
Da füllen ſich die Hallen,
Die Brüder erheben den Chorgeſang,
Die Orgel beginnt zu ſchallen.

Sie ſchneiden dem Jüngling ab das Haar,
Er wird in die Kutte gekleidet,
Gelobt ſei Jeſus Chriſt, der ihn
Vom falſchen Weltlauf ſcheidet.

Voll Demuth und Beſcheidenheit
Oblag er ſeinen Pflichten.
Man ſah ihn auch den ſchwerſten Dienſt
Mit ſtiller Treu verrichten.

Er war ſo ſanft, ſo hold, ſo gut,
Kein Mönch war edler, reiner.
Wer iſt der Jüngling? Man weiß es nicht.
Es fraget ihn auch keiner.

Sie haben mit ſeinem ſtillen Schmerz
Ein heimliches Erbarmen —
Die Wunden bluten leis, wer mag
Aufreißen ſie dem Armen?

Heut ſteht er an des Gartens End'
Dort ſteht er oft und gerne
Und ſchaut die Straße nach Weſten hin,
Weit in die blaue Ferne.

Da kommen den weißen Weg entlang
Drei Krieger vom Hügelrücken,
Der eine iſt blind, der andere lahm,
Der dritte geht auf Krücken.

Sie ſcheinen traurig, arm, zerlumpt,
Sie grüßen den Mönch am Hage.
Der ruft: „Wie iſt es im Niederland?
Gebt Antwort meiner Frage!“

Der Stelzfuß ſpricht: „Ich verlor das Bein
In den verlorenen Kriegen,
Gefangen ward der flandriſche Graf,
Er muß im Kerker liegen."

Der Lahme, ſpricht: „Ich zerbrach den Fuß,
Da ich eilte, den Herrn zu retten;
Mein Herr, das war von Jülich der Graf,
Der ſtarb in franzöſiſchen Ketten."

Der Blinde ſpricht: „Ich weinte mich blind,
Da Wilhelm von Jülich der Gute,
Mein holder Herr verloren ging,
Ihm dient' ich mit Gut und Blute.

„Sie jagten ihn fort vom brügger Hof,
Mit grimmem Spott und Hohne,
Er hatte die Grafentochter zu lieb,
Die Braut von Edward's Sohne.

„O Gott, jetzt iſt er ſchrecklich gerächt,
Dem ich auch blind noch diene:
Der König von Frankreich hat entehrt
Die ſchöne Philippine."

Und wie der Mönch das Wort vernimmt,
Beginnt ſein Aug' zu rollen,
Die Lippe bebt, blau auf der Stirn
Iſt eine Ader geſchwollen.

Sein Mund ſtößt aus einen furchtbaren Fluch,
Dann eilt er in die Kammer,
Dort wälzt er auf dem Boden ſich
In wildem, entſetzlichem Jammer.

Und um die tiefe Mitternacht
Zu fahler Mondeshelle
Verläßt ſtatt eines dunkeln Mönchs
Ein blanker Ritter die Zelle.

Nicht durch die Thüre geht er hinaus,
Er iſt durchs Fenſter im Sprunge;
Er ſchleicht in den Garten; es wandert nach Weſt
Herr Wilhelm von Jülich, der Junge.

Die Liliards und die Klauarts.

Was gibt es zu Brügge, der reichen Stadt?
Wie ſind ſo ſtill die Straßen!
Es liegt wie Blei auf allem Volk,
Ein Leiden ſonder Maßen.

Dort ſchwelgen nur die Liliards,
Die ſchnöden franzöſiſchen Affen,
Bei Mahl und Wein, bei Tanz und Luſt
Und bei dem Spiel der Waffen.

Doch in dem alten Gildehaus,
Da tagt mit den Genoſſen
Herr Peter de Konink; wie blicken ſie
So todesmuthig entſchloſſen!

Er ſpricht: „Sie heißen die Liliards,
Die Feinde auf Tod und Leben,
So wollen wir uns einen Namen auch,
Einen blutigen Namen geben.

„Man bricht die weißen Lilien
Am beſten mit rauhen Klauen.
Wir heißen die Klauarts — ſie ſollen bald
Des Löwen Klauen ſchauen!

„Es lebe hoch das Vaterland!
Auf Flandern und der Leue!
Jetzt führen wir aus den alten Schwur
Der alten Lieb' und Treue.“

Da riß der Alte von der Wand
Das altehrwürd'ge Banner,
Dem Krieger gab er Lanze und Schwert
Und Bolzen dem Bogenſpanner.

Und wie ſie ſich rüſten Zunft um Zunft,
Und ſtellen Haufen zu Haufen,
Da kommt gleich wie ein blutig Geſpenſt
Ein Mann dahergelaufen.

Das iſt der Meiſter der Fleiſcherzunft,
Herr Breidel, der ſtarke Rieſe,
Der traf den Herrn von Eginai
Beim Mahle wol in der Wieſe.

Er traf den Herrn von Eginai
Mit ſeinen frechen Knechten.
Sie liegen all in ihrem Blut,
Das war ein kurzes Fechten.

Es ſtürzt ein Bote in den Saal,
Der ward von Gent geſendet:
Es haben die genter Bürger ſich
Schon gegen die Franzen gewendet.

Die genter Bürger ſind dabei,
Die Franzen zu verjagen.
Hei! das gibt eine luſtige Jagd,
Das gibt ein fröhliches Schlagen!

Da brach ein wilder Jubel aus,
Sie ſtürzen in die Gaſſen.
Sie ſtürmen und morden in jedem Haus,
Wo Liliarden praſſen.

Es flieht Herr Jaques von Chatillon,
Der Vogt von Frankreichs König.
Rings klingt es: „Flandern und der Leu!“
Es klinget tauſendtönig!

Rings klingt es mächtig: „Schild und Freund!
Das ſpricht keine franzöſiſche Zunge,
Und wer das Wort nicht ſagen kann,
Der wird ergriffen im Sprunge.

Dem reißen ſie die Zunge aus,
Dem ſchlagen ſie ein den Schädel;
Das gab ein Blutbad wüſt und wild,
Heut ſtirbt ein jeder, der edel.

Herr Peter de Konink iſt ſtets voran,
Herr Breidel iſt an der Spitze,
Und jeder ſorgt, ſo gut er kann,
Daß er das Blut verſpritze.

Es wächſt allſtündlich das weite Heer
Der Bauern und der Bürger,
Sie wollen ſich rächen alleſammt:
Fluch dir, franzöſiſcher Würger!

Alle weißen Lilien werden roth
In des tobenden Löwen Klauen,
Es hilft der Knabe, es hilft der Greis,
Es helfen ſelbſt die Frauen.

Und als ſie im beſten Werke ſind,
Im Morden, Sengen, Brennen,
Da tritt zu ihnen ein junger Held,
Den ſie wol alle kennen.

Es brauſt ein lauter Jubelſchrei
Entgegen dem blaſſen Krieger.
Da iſt der Held aus dem Turnei,
Da iſt Herr Wilhelm, der Sieger.

Da ward erneuert der alte Bund
Und friſche Freundſchaft geſchloſſen,
Herr Wilhelm von Jülich gab ſich hin
Den Bürgern als Kampfgenoſſen.

Philipp der Schöne.

Es ritt ein Bote nach Paris,
Der brachte entſetzliche Kunde,
Sie ſchuf dem König Philipp wol
Qualvoll düſtere Stunden.

Es war Herr Jaques von Chatillon
Aus Brügge verbannt und vertrieben,
Es war ſein ſtattlich mächtig Heer
Ermordet und aufgerieben.

Da raufte er aus ſein nußbraun Haar,
Er tobte in ſchrillen Worten,
Er rief den alten Kanzler heran,
Der kam durch die goldenen Pforten.

Auf Kanzler, ſchreib aus ein neues Heer,
Die Ritterſchaft ſoll rüſten,
Ich will vernichten die Flamingen,
Die ſich in Hochmuth brüſten.

Ich will verſengen das ganze Land,
Ich will die Städte brechen,
Und plündern will ich die Schätze all,
Ich will mich ſchrecklich rächen!

Bald ſammelte ſich die Ritterſchaft
Aus Frankreichs weiten Gauen,
Da gab es Roſſe und Waffenzier
Und herrliche Männer zu ſchauen.

Sie zogen vor den Louvre hin,
Der König ſtand im Balkone.
Noch nie ſah ſolch ein ſtattlich Heer
Ein Fürſt auf Frankreichs Throne.

Zehntauſend Reiter halten im Hof,
Und Fußvolk funfzigtauſend,
Das wälzt ſich zum Weſt mit Jubelgeſchrei,
Das geht in die Weite brauſend.

Die reichſten Ritter reiten mit,
Die rings das Land geboren,
Es hat Herrn Robert von Artois,
Zum Führer der König erkoren.

Und wie ſie ziehen die Straße entlang,
Da kommt von allen Seiten
Der flandriſche Adel gewappnet heran,
Um mit den Franzen zu ſtreiten.

Sie kommen zu ſtreiten gegen das Land,
Wo ſie das Leben begonnen,
Sie neideten Bauern und Bürgerſchaft,
Die kühn die Freiheit gewonnen.

Sie neiden die Bauern im Wieſenland,
Die Bauern hinter den Pflügen,
Die arbeitsfröhlich Schatz um Schatz
In eiſerne Truhen fügen.

Sie neiden der Städte Bürgerſchaft,
Die Herrſcher der weiten Meere,
Die reich ſich kleiden in Seide und Sammt,
Stolz hüten ihre Ehre.

O Gott, das iſt der Bürgerkrieg!
Die Söhne derſelben Gauen,
Sie ſtürmen aufeinander los,
Die Seele füllt ſich mit Grauen.

Und als das Heer die Grenze erreicht
Im letzten Abendglanze,
Da ſteckte jeder ein Beſenreis
Auf ſeine mächtige Lanze.

O Spott und Hohn! Sie wollen das Land
Mit ihren Beſen kehren.
Jetzt zeige die Klauen, du flandriſcher Leu,
Der Liliards magſt du dich wehren.

Die Sporenſchlacht.

Bei Kortryk liegen im Gefild
Die kühnen Klauarts von Flandern,
Es geht im Lager auf und ab,
Das iſt ein Reiten und Wandern.

Der Weber, Peter de Konink, führt
Mit Breidel die Männer von Brügge,
Da ſind die Alten kampfbewährt,
Die Jungen, die kaum noch flügge.

Die Genter leitet Jan Borluut
Bei Worringen war er Sieger,
Es bringt von Furnes die Scharen heran
Herr Euſtach Sporkyn der Krieger.

Und die von Aelſt führt Bauduin,
Genannt von Paperode,
Mit Arnold dem Oberſt ſtehn bereit
Die Oudinaarder zum Tode.

Auch Holland ſendet Hülfe her,
Die bringt Jan von Reneſſe,
Ein Mönch aus der Abtei Ter-Doeſt
Kommt, daß er dem Feind ſich meſſe.

Er heißet Wilhelm von Sanftlingen,
Er hat zwei Kloſterpferde
Dem Juden verkauft, daß für den Preis
Ihm eine Rüſtung werde.

So deckt das Bürger- und Bauernheer
Bei Kortryk das Gefilde,
Mit Armbruſt, Schleuder, Keule und Schwert
Bewaffnet iſt jede Gilde.

Zum Feldherrn haben ſie gewählt
Herrn Wilhelm von Jülich, den Braven,
Der ſitzt mit Guy in ſeinem Zelt,
Dem jungen flandriſchen Grafen.

Der junge flandriſche Graf, wie gleicht
An Stirn und Aug' und Munde
Er ſeiner ſüßen Schweſter doch! —
Wie blutet Wilhelm's Wunde!

Er ſchaut ſo lange, er ſchaut ſo tief
In die geliebten Mienen —
Er denkt der verrauſchten ſchönen Zeit,
Er denkt an Philippinen.

Und er verknüpft den Jüngling ſich
Zum ſchönſten Freundſchaftsbunde,
Sie ſitzen zuſammen Tag um Tag,
Zuſammen Stund' um Stunde.

Da tritt ein Späher vor ſie hin,
Der redet angſtbeklommen:
„Im Weſten lodern die Flammen empor,
Die wüthenden Feinde kommen!"

Raſch ſteigt Herr Wilhelm auf ſein Roß,
Herr Guy ſitzt im Bügel,
Und beide ſprengen das Lager entlang,
Als hätten die Roſſe Flügel.

Dann tönt es: „Flandern und der Leu!
Friſch auf, ihr Bauern und Bürger!
Was walſch iſt, falſch iſt, ſchlagt ſie todt!
Friſch in die franzöſiſchen Würger!"

Es mahnt Herr Wilhelm: „Guy, wohlauf,
Jetzt ſchlag' mir erſt zu Rittern
Den Peter de Konink, den Breidel zumal,
Dann werden die Feinde erzittern.“

Herr Guy folgte raſch dem Wort,
Da wurden die Gildenmeiſter
Zwei Ritter. Hei! wie jauchzte das Volk,
Hell zucket die Luſt durch die Geiſter.

Doch ſieh, ſchon rücket der Feind heran
In goldig gleißenden Haufen,
Das Schlachthorn tönt, es wiehert das Roß,
Die Knechte rennen und laufen.

Herr Wilhelm ſtellte auf das Heer
In ſumpfig moraſtigen Weiden,
Wo es die Gräben der ſchleichenden Lei
Vom drängenden Feinde ſcheiden.

Sie bauen von Roſen einen Altar,
Dann gibt der Prieſter den Segen,
Sie knien vor dem Leib des Herrn,
Gebete die Lippen bewegen.

Sie führen ein Stücklein Erde zum Mund,
Vom Boden der heimiſchen Erde,
Dann ſind ſie alle zum Tode bereit,
Und ſtehen mit feſter Geberde.

Da regnet es hoch aus heller Luft,
Das ſind die franzöſiſchen Bogen,
Die ſchleudern Bolzen um Bolzen ab,
Umſonſt ſind ſie verflogen.

Nun ruft Herr Robert von Artois:
„Jetzt bietet dem Pöbel die Spitze!“
Ihn warnt der Connetable von Neſle
Vor allzu großer Hitze.

Doch Robert höhnt den edlen Mann:
„Euch fällt das Herz in die Hoſen!“
Da ruft der Connetable: „Voran,
Folgt mir, ihr kühnen Franzoſen!“

Er reitet vor mit ſeinem Roß,
Er ſinkt in den ſchlammigen Graben,
Es ſinken mit ihm die Scharen all,
Die ihn im Sturm umgaben.

So dämmte in dem Graben ſich
Raſch eine Brücke von Leichen;
Hinreitend über Roß und Mann
Mögt ihr den Feind erreichen.

Es führt hinüber Frankreichs Heer
Herr Artois im Grimme;
Und „Drauf und drein, die Lilie hoch!“
Ertönet ſeine Stimme.

Da ſtand Herr Breidel an dem Sumpf,
Wohl that er hohe Thaten,
Wohin er ſchlägt, da iſt der Tod,
Und jeder Schlag iſt gerathen.

Herr Robert ſpornt ſein raſches Roß
Bis an die Fahne des Leuen,
Er reißet aus dem Banner ein Stück:
Jetzt Frankreich magſt du dich freuen!

Doch ſchleudert der Mönch von Sanſtlingen
Ihn jählings von dem Pferde,
Ein Fleiſcher gibt ihm den Todesſtoß,
Da röchelt er an der Erde.

Er bittet für ſein Leben, umſonſt:
„Hoch Flandern und der Leue!
Was waliſch iſt, falſch iſt, ſchlagt ihn todt!“
Da kam ihm zu ſpät die Reue,

„Wer waliſch iſt, falſch iſt, ſchlagt ſie todt!“
Da ging es an ein Morden.
Wie fallen die Bürger und Bauern jetzt
Voll Wuth in die Feindeshorden!

Und als die Sonne in Mittag ſtand,
Da waren die Klauarts Sieger,
Da lagen rings im Feld verſtreut
Die franzöſiſchen Ritter und Krieger.

Da lag Herr Jaques von Chatillon,
Bei Leichen eine Leiche,
Da lag die Blüte, da lag der Stolz
Von Frankreichs weitem Reiche.

Da lagen im bleichen, blaſſen Tod
Wol zwanzigtauſend Franzoſen,
Herzoge, Fürſten, Grafen all
Gebettet in blutige Roſen.

Die Flammingen ſanken auf die Knie
Und ſangen mit lauter Stimme:
„O großer Gott, wir loben dich,
Du ſtandeſt uns bei im Grimme!“

Du ſtandeſt uns bei in deinem Zorn,
Du großer Gott der Rache,
Gerettet iſt das Vaterland
Und die gerechte Sache!

Dann ſuchten ſie im Schlachtfeld rings:
Siebenhundert Sporen lagen
Dort aus der wilden, wüſten Schlacht,
Die ſie mit Macht geſchlagen.

Siebenhundert Sporen lagen dort
Der edlen franzöſiſchen Ritter,
Die waren all von purem Gold —
Hei! war das ein Geflitter!

Sie hingen ſie in der Kirche auf
Von unſrer lieben Frauen,
Zu Kortryk in der alten Stadt
Da ſind ſie noch zu ſchauen.

Friſchauf, o Flandern und der Leu!
Dein Ruhm iſt unverloren! —
Das iſt die Mär von der Sporenſchlacht,
Die Schlacht der goldnen Sporen.

Flandern und der Leu.

Die Glocken ſchallen durchs ganze Land,
Die Pfaffen ſingen Meſſen,
Manch fröhliches Tedeum ſchallt,
Der Jubel iſt unermeſſen.

Sie halten Umgang zu Brügge und Gent,
In allen Städten und Flecken,
Dem Regen folgt der Sonnenſchein,
Die Freude folgt dem Schrecken.

Und wo die Klauarts heimwärts ziehn,
Zum heimatlichen Heerde,
Da nahet Weib und Kind und Greis
Mit ſtrahlender Geberde.

Zu Brügge wird Peter de Konink begrüßt,
Und Breidel der wilde Krieger,
Zu Gent da jauchzen ſie Herrn Vorluut,
Er ward aufs neue Sieger.

Zu Aelſt da gilt es Herrn Bauduin
Von Pamperode mit Namen,
Zu Oudenaarde wie ſie all
Herrn Arnold entgegenkamen!

In Zeeland grüßen ſie voll Luſt
Den kühnen Herrn Reneſſe,
Und in der alten Abtei Ter-Doeſt
Vergaßen ſie ſchier die Meſſe.

Dort lief der Abt und die Mönche all
Dem kühnen Bruder entgegen,
Der Robert von Artois gefällt
Mit ſeinen ſauſenden Schlägen.

Sie haben es verziehen ihm,
Daß er die Kloſterpferde
Dem Juden verkaufte; ſie pflegen ihn hold
An ihrem frohen Herde.

Im ganzen Land iſt Freud' und Luſt,
Es heilen alle Wunden,
Sie haben das theure Vaterland
Und die Freiheit wiedergefunden.

Die Freiheit und das Vaterland
Sie ſind ſo herrlich gerettet,
Es waltet ein freies Bürgerthum
Von fremder Herrſchaft entkettet.

Hoch Flandern! Flandern und der Leu,
Dein Ruhm iſt unverloren!
Die Klauarts haben den Schwur der Treu
Dem jungen Guy geſchworen.

Nur einer iſt fern von rauſchender Luſt,
Er machte die Luſt ſo helle,
Herr Wilhelm von Jülich betet ſtill
In einſamer Kloſterzelle.

Wilhelm's Tod.

Und weithin klinget manches Lied
Von Flanderns kühnem Leuen,
Wohlan, es gilt die Freiheit jetzt
Friſchfröhlich zu erneuen.

Der ſtolze Adel einte ſich
Jetzt wieder mit Bürger und Bauern.
Gott ſegne euren frommen Bund,
Er mög' alle Zeiten dauern!

Es kam der Herrſcher von Brabant
Und bot ſich zum Bundesgenoſſen,
Der Biſchof Wilhelm von Utrecht hat
Sich Flandern angeſchloſſen.

Den alten Grafen Guy entläßt
Herr Philipp nach Brügge zu fahren.
Er kommt, als ſtieg er aus dem Grab
Mit ſeinen achtzig Jahren.

Herr Philipp gab es in ſeine Hand,
Zu ſchließen einen Frieden,
Die Stadt, ſie will den Frieden nicht —
Er iſt in die Haft geſchieden.

Die Stadt, ſie will den Frieden nicht
Mit Frankreichs falſchem König,
„Was walſch iſt. falſch iſt, ſchlagt ſie todt!“
So klingt es tauſendtönig.

Die Klauarts denken die Feinde all
Die ſie bekriegt, zu ſtrafen,
Drum brachen ſie nach Holland auf,
Zu ſtrafen den neuen Grafen.

Der neue Graf iſt Frankreichs Freund,
Er focht an Frankreichs Seite,
Sie ſtrömen in Wogen in das Land
Der grünen Wieſengebreite.

Nehmt euch in Acht, ſeid auf der Hut,
Hochmuth kommt vor dem Falle!
Du flandriſcher Leu, bedenk es wohl,
Stumpf wird die ſchärfſte Kralle.

Und mochteſt du auch den fremden Feind,
Den eignen Adel zwingen,
Volk gegen Volk, Leu gegen Leu,
Das wird dir nicht gelingen.

Wohl zeigen ſie in mancher Schlacht
Ihr altbewährtes Schaffen,
Bei Zirikſee flieht Hollands Graf,
Es ſtreckt ſein Heer die Waffen.

Bald haben die kühnen Flammingen
Das ganze Land in Händen,
Doch drücken ſie grauſam auf das Volk
An allen Ecken und Enden.

Das dulden Hollands Söhne nicht
Herr Witte vom Hamſteede,
Er hebt des Aufruhrs Fahne empor
Und es beginnt die Fehde.

Die gegen Frankreich einſt vereint
Als Brüder im Feld geſtanden,
Sie kämpfen jetzt auf Leben und Tod,
Hinauf, hinab in den Landen.

O Flandern, ſchäm' dich ſolcher That!
Ihr Flammingen ſeid Thoren!
Bei Harlem ſtellte ſich die Schlacht,
Die Schlacht, ſie ging verloren.

Und als die Mär ins Louvre kam
Zu König Philipp dem Schönen,
Da lacht er laut, da lacht er hell,
In falſchen böſen Tönen.

Da ſammelt er zu einem Heer
Wol hunderttauſend Streiter,
Er ſelber zieht dem Heer voraus,
Er ſelber iſt der Leiter.

Auch ſeine Flotte ſticht in See
Hoch auf in der Nordſee Wogen,
Sie iſt mit gutem Wind aus Weſt
Nach Zeeland hingezogen.

Der junge Guy, der hält dort Stand
In kühnem Kampfverlangen;
Der junge Guy, er ward beſiegt,
Geſchlagen und gefangen.

Die ſchlimme Kunde geht durchs Land
Zu Wilhelm's Kloſterſtätte,
Da ſinnt Herr Wilhelm hin und her,
Daß er den Freund errette.

Aufs neu' legt er die Waffen an,
Er ſteigt zu Roß aufs neue,
Er will dem vielgeliebten Freund
Erproben die alte Treue.

Im Himmel hat er Einen Gott,
Und Einen Freund auf Erden —
Das iſt ſein Alles — es muß dem Freund
Die Freiheit wieder werden.

Er reitet aufs neu' ins flämiſche Heer,
Er ward mit Jubel empfangen,
Sie grüßten als den Feldherrn ihn,
Den Mönch mit den blaſſen Wangen.

Und regnet es denn Flammingen?
So rief Herr Philipp der Schöne.
Da mengten mit den Trompeten ſich
Der Schwerter und Schilder Töne.

Der Kampf entbrennt. Der junge Mönch
Iſt allwärts an der Spitze,
Seine Stimme dröhnt wie Donnerlaut,
Es ziſcht ſein Schwert wie Blitze.

Wohl that er Wunder der Tapferkeit,
Er häufet zu hohem Damme
Die franzöſiſchen Leichen, und im Gewühl,
Ergreift er die Oriflamme.

Die Oriflamme iſt das Panier,
Frankreichs gewaltiges Banner —
Da ſchreien die Reiter, das Fußvolk ſchreit,
Es ſchreien die Bogenſpanner.

Sei fröhlich, Flandern und der Leu!
Herr Wilhelm raſet weiter —
Schon hebt er auf König Philipp das Schwert,
Der unerſättliche Streiter.

Da wird er von einer Lanze durchbohrt,
Da ſtürzt er von ſeinem Pferde,
Da liegt er röchelnd und zuckt im Tod
Und gibt was Erde der Erde.

So lebt' und ſtarb ein Mann vom Rhein
Für Freiheit, Freundſchaft, Liebe.
Als Beiſpiel und Vorbild lebt' er im Lied,
O daß er es immer bliebe!

Meiſter Stephan von Köln.

An Peter von Cornelius.

Es war ein blauer Sommertag,
Der auf dem Lande brütend lag.
Du kamſt nach vielen langen Jahren
Aufs neu' zum heimatlichen Strom.
Ich führte dich in unſern Dom,
Und deine Wort' und Mienen waren
Voll Glück und Stolz. Was Du vor Zeit
Geſchaut in bröckelnden Ruinen,
Das ſahſt du jetzt in Herrlichkeit
Aufwachſend, kräftig, lichtbeſchienen.

Wir wandelten im hehren Bau!
Allwärts entboten mächt'ge Schau
Die Pfeiler, Wölbungen und Hallen.
Du weilteſt lang vor jenem Bild,
Darauf die heil'ge Jungfrau mild
Den Heiland hält. Drei Kön'ge wallen
Anbetend hin zu Gottes Sohn.
Die Stadtpatrone ſtehn zur Seite,
Sanct-Urſula und Gereon,
Umglänzt von ſtattlichem Geleite.

Wie gabſt du mit beredtem Mund
Dein Lob dem Meiſter Stephan kund
Der dieſes edle Werk errichtet!
Von Meiſter Stephan ruhte tief
Ein Lied in mir, das damals ſchlief;
Es ward geweckt, es iſt gedichtet.
Gewähr' es, dir den Sang zu weihn
Vom Fürſten alter Künſtlergeiſter,
O nimm ihn hin, du Sohn vom Rhein,
Zur Zeit der Bildner größter Meiſter.

Gewalt'ger ſchöpferiſcher Geiſt,
Wie du es biſt, wie man dich preiſt,
Wird einſt der Mund der Dichter ſingen.
Und beſſer wie mein Lied gelang
Von Meiſter Stephan, ſoll der Sang
Gelingen und das Land durchklingen.
Nimm beſten Gruß, du Ruhm und Zier
Des Vaterlands durch ſtolze Werke,
Noch lange Tage blühe dir
Luſt, Friſche, Kraft und Schaffensſtärke!

Am Johannisabend.

Die Sonne ſinkt. In ihrem Schein
Da zieht ein Boot hinab den Rhein,
Deß Segel leis im Winde ſchwellen.
Es lenkt auf ſpiegelglatter Bahn
Der rüſt'ge Schiffsherr ſeinen Kahn,
Rings ſchlafen ſorglos die Geſellen.
Hier droht nicht Klipp' und Felsgeſtein,
Die Berge fern im Süden blauen,
Der Strom lenkt in die Ebnen ein,
Rings liegen Weiden, Felder, Auen.

Herr Konrad ruft am Steuer hell:
Jetzt, Stephan, auf! erhebt euch ſchnell,
Wir biegen um die letzte Ecke,
Dort liegt die Stadt! — Das Wort erweckt
Raſch den Geſellen, der ſich ſtreckt,
Und aufrecht ſteht er auf dem Decke.
Ein wundervoller Jüngling ſchaut
In braunem Haar, mit blauen Augen
Er in die Ferne. Drüben baut
Ein Bild ſich, das die Blicke ſaugen.

Und munter ſchwatzt der Steuermann:
„Das alte heil'ge Köln! Schaut an,
Da ſteht's mit ſeinen ſtolzen Thürmen!
Der Kirchen hat es immerdar
So viel, wie Tage zählt das Jahr.
Die Mauer ſeht, die manchen Stürmen
Der Feinde trotzig widerſtand,
Wie wirret ſich das Spiel der Gaſſen
Dahin am weitgedehnten Strand!
Schaut dort am Werft der Schiffe Maſſen!

„Ihr kennt entlang den ganzen Fluß
Die Städte. Welche bot den Gruß
Euch ſo gewaltig, hoch und prächtig?
Zu Konſtanz kamt ihr auf die Welt,
Gar ſchmuck iſt's an den See geſtellt,
Doch Köln verglichen ſcheint es ſchmächtig.
Reich ſind die Baſ'ler ohne Ziel,
Doch bauen ſie nicht ſolche Dome;
So ſehr auch Straßburg euch gefiel,
Es ſpiegelt ſich doch nicht im Strome.

„Zu Spei'r, der Kaiſertodtenſtadt,
Da wird man bald des Lebens ſatt,
Und ſeit der Zeit der Nibelungen
Ging Worms zurück in jähem Fall;
Mainz heißt das goldne überall,
Doch iſt es ſelten mir gelungen
Dort Gold zu ſchau'n. Was ſollen da
Koblenz und Bonn? Man läßt ſie ſtehen.
Wer aber unſer Köln nicht ſah,
Hat nicht das deutſche Reich geſehen.

„Ja, Köln die Krone! Hell und ſchön
Vor allen Städten durch die Höhn
Und Thäler rings im Vaterlande
Regt dort ſich echter Bürgerfleiß,
Der Kirch' und Haus zu bauen weiß.
Heil ſeinem wackern Bürgerſtande!
Hier handelt man in alle Welt,
Hier blüht die Kunſt in reicher Weiſe,
Hier iſt auf Lebensluſt geſtellt
Der frohe Sinn in jedem Kreiſe."

So rühmet ſeinen Heimatort
Der wackre Konrad fort und fort,
Und zeigt im muntern Redeſpiele
Die Kirchen, welche ſtolz und kühn
Im rothen Abendgolde glühn,
Vom Baienthurm zum Thurm von Rile.
Dazwiſchen herrſcht er kräftig zu
Den arbeitsfroh erwachten Knechten,
Seil, Anker, Ruder hat nicht Ruh,
Sie ſehen überall zum Rechten.

Nun ſchwenkt das Boot und treibt ans Land,
Da reiht ſich Schiff an Schiff am Strand
Mit hohen wimpelreichen Maſten,
Dran wehen Flaggen farbenbunt;
Es gibt kein Arbeitslärm ſich kund,
Rings ſieht man alle Hände raſten.
Nun läuten auch mit einem mal
Von Thurm zu Thurm die vollen Glocken.
Welch wundervoller Klangchoral!
Was ſoll das feſtliche Frohlocken?

Der Jüngling ſtaunt und lauſcht. Wie füllt
Sein Herz das Bild, das ſich enthüllt
In vollem Reichthum! Träumereien
Umweben ihn. Da ruft aufs neu'
Der Schiffsherr: „Vorwärts, meiner Treu,
Fort aus dem Boot und in die Reihen
Des Volkes, das am Ufer wallt.
Folgt nur getroſt dem Strom der Leute,
Es gilt ein Feſt für jung und alt,
Johannisabend fei'rt man heute!

„Die Herberg weiſt euch jedermann,
Dort reicht der Knecht eu'r Bündel an.
Ich hol' euch morgen aus dem Bette.
Und nun lebt wohl!“ — Der Jüngling dankt,
Und ſchier hinausgeſtoßen wankt
Zum Werft er auf dem ſchwanken Brete.
Dann miſcht er in die Haufen ſich,
Die längs dem hohen Ufer wallen,
Still, ſchweigſam, ernſt und feierlich —
Und ferne Lieder hört er ſchallen.

Es treibt ihn unaufhaltſam mit
Die Menge. Plötzlich ſtockt der Schritt,
Er ſieht ſich an des Hafens Ende.
Dort iſt des Stromes Ufer frei,
Anſtaunend ſtehn ſie Reih' an Reih',
Das Feſt der Sommerſonnenwende.
Seltſame Schau! Es ziehn zur Flut
Der Frau'n und Jungfrau'n reiche Scharen,
Rings athmet Freude, Jugend, Muth,
Ein Wunder will ſich offenbaren.

In lichten Kleidern glänzen ſie,
Und helle Blumen kränzen ſie,
Grün gürten ſie die Kräuterranken,
Süß weht der Duft. Mit weißer Hand
Schürzt jede leiſe das Gewand.
Und mit den Armen, mit den ſchlanken,
So greifen ſie ins Waſſer hin.
Es ſpielt die Flut um ihre Glieder,
Sie ſtreu'n mit andachtsvollem Sinn
Ins Waſſer ihre Blumen nieder.

Und ihre Sprüche klingen leis,
Geſänge tönen durch den Kreis
In einfach ſüßen Melodieen.
So eigen weben ſie ans Herz!
Seltſame Schau! Und allerwärts,
Wohin des Jünglings Blicke ziehen,
Wie lieblich ſind ringsum die Frau'n!
Wie herrlich ragen die Geſtalten!
Wie reizend Stirne, Augen, Brau'n!
Wie wiſſen ſie ſich ſtolz zu halten!

Nie ſah, ſolang er denken kann,
Gefeſſelt in der Schönheit Bann
Der Jüngling ſich, wie dieſe Stunde.
Hoch geht ſein Muth. Jedoch wie läßt
Sich deuten dieſes lichte Feſt?
Wer gibt von ſolchem Brauch ihm Kunde?
Es ſteht in ſilberweißem Haar
Ein hoher Greis an ſeiner Seite,
Dem ſagt der Jüngling: „Macht mir klar,
Was ſoll dies herrliche Geleite?“

Der Alte ſpricht mit tiefem Ton:
„Das iſt ein Brauch des Volks, mein Sohn,
Er ſtammet aus uralten Tagen,
Die Frauen geben heut dem Fluß
Pein, Jammer, Unheil und Verdruß,
Sie in das weite Meer zu tragen.
Wie heil'ge Sühne iſt dies Bad,
Und dieſes duft'ge Blumenſchenken,
Und lauter Luſt auf ihren Pfad
Soll Spruch und Lied in Zukunft ſenken.“

„O Glück“, ſo fällt der Jüngling ein,
„Ihr ſel'gen Wohner hier am Rhein,
Vor allen ſeid ihr zu beneiden,
Daß dieſes Stromes helle Flut
Euch ſpendet reichen Lebensmuth
Und löſet Klagen ſo wie Leiden!
O Glück, daß ſolcher Schönheit Pracht
In dieſer Stadt hellleuchtend blühet.
Die mir im höchſten Traum gelacht,
Die Reize ſeh ich hier entglühet.“

Und wie ſein Mund die Worte ſpricht,
Da lacht ein funkelnd helles Licht
Durch ſeine Augen. Fröhlich ſtrahlen
Die Züge auf. Es hebt die Bruſt
Sich hoch und frei in ſtolzer Luſt.
So mag der Künſtler ſinnig malen
Begeiſterter Verzückung Bild.
Voll Staunen ſieht ihn an der Alte:
„Ihm ſei das Leben hold und mild!“
So ſpricht er leis: „Daß Gott ſein walte!“

Doch ſieh, da kehret Schar an Schar
Vom Fluß zurück. O wunderbar
In Anmuth wallen ſie zum Lande.
Wie ſtill iſt's rings! Es tönt kein Klang!
So viel des Volks und doch kein Drang.
Nur Andacht herrſchet längs dem Strande.
Auch Stephan iſt der Andacht voll,
Wie Gottes Güt' und Macht ihn füllen —
Jedoch die höchſte Schönheit ſoll
Sich erſt zuletzt vor ihm enthüllen.

Ein Mädchen naht. Gold iſt ihr Haar,
Lichtblau das milde Augenpaar,
Der kleine Mund iſt wie die Roſen,
Der Ausdruck, wie ein heller Glanz
Vom Himmel. Einen Blumenkranz
Sieht um die hohe Stirn er koſen.
Der Wuchs ſo ſchlank, wer im Geleit
Geht leicht wie ſie? Ja, ihm begegnet
Die lieblichſte Holdſeligkeit.
Wer ſie erſchaut, der iſt geſegnet.

Geſegnet iſt des Jünglings Geiſt,
Der allezeit ſich ſelig preiſt,
Daß er ſie ſah. Er bebt und zittert,
Er fühlt an ſein hochklopfend Herz —
Vorbei! — Er wanket ſtraßenwärts. —
Wie durch die Seel' es ihm gewittert
So hoffnungsreich, ſo ahnungsvoll!
Er lebt zuerſt in dieſer Stunde,
Wo hoch die junge Seele ſchwoll! —
Was liegt ihm in der Zukunft Grunde?

Vom Meiſter Wilhelm.

Was war das für ein holder Traum,
Der in der Kammer kleinem Raum
Der Herberg' ihm die Nacht gekommen?
Er hatte viele Stunden lang
Sich hin- und hergewälzt, vom Drang
Der neuen Bilder wie beklommen.
Als er den Schlummer endlich fand,
Naht eine Schar von Lichtgeſtalten,
Als wollt' ein überirdiſch Land
Vor ſeinen Sinnen ſich entfalten.

Sanct-Urſula, iſt ſie es nicht
Mit ihren Jungfrau'n hold und licht,
Die hier in Köln den Tod erlitten?
Iſt's nicht der heil'ge Gereon
Mit ſeiner Martyrlegion,
Die vor ihm durch den Raum geſchritten?
Kommt nicht der heilige Matern,
Sanct-Reinold, Bruno nicht, der Weiſe?
Zeigt ſich nicht Engelbert von fern?
Sie lebten all in dieſem Kreiſe!

Und ſieh, die Himmelskönigin,
Sie ſchwebt vor ſeinen Blicken hin!
Wie funkelt ihre goldne Krone!
Von Diamant und Perlen ſchwer
Weht himmelblau der Mantel her.
So ſteht ſie vor ihm mit dem Sohne;
Nun ſchaut er auch ihr Angeſicht,
Und Zug um Zug ſchaut er die Mienen
Des Mädchens, das im Abendlicht
Am tiefen Rheine ihm erſchienen.

Er wachet auf mit einem Ruf,
Den ihm des Herzens Freude ſchuf,
Da ſteht an ſeiner Lagerſtätte
Der Schiffsherr, der ihn hergebracht.
Der ruft, indeß er herzlich lacht:
„Friſchauf, Geſelle, aus dem Bette!“
Der Jüngling ſpricht: „Ihr holt den Lohn
Für meine Fahrt, und ſollt ihn haben.“
„Nein“, redet Konrad, „lieber Sohn,
Von euch entnehm' ich keine Gaben.

„Solch freudig helles Jugendherz
Schifft' gern umſonſt ich heimatwärts.
Steht auf, ich führ' euch zu dem Meiſter,
Der hier die beſte Lehre gibt,
Und der ſo ſchmucke Burſche liebt,
Hermann Winrich von Weſel heißt er.
Er iſt hinauf, hinab den Rhein
Berühmt in ſeiner Kunſt vor allen,
Dazu mein Freund. Nun macht euch fein!
Er nimmt euch an mir zu Gefallen.“

Und beide ziehen bald hinaus,
Und ſtehn vor einem alten Haus,
Der Klöpfel raſſelt an der Pforte,
Es öffnet eine alte Magd,
Die nach dem Herrn der Schiffer fragt.
Sie leitet ohne viele Worte
Die beiden gleich in einen Saal,
Drin Bilder ſich an Bilder reihen,
Und Maler ſtehn in großer Zahl
Arbeitend an den Staffeleien.

Dann weiſt die alte Führerin
Nach einem andern Raume hin,
Und wie ſie in die Werkſtatt treten,
Erkennet Stephan gleich den Greis,
Den geſtern vor dem Frauenkreis
Um Deutung er des Feſts gebeten.
Dem Schiffer ſchüttelt er die Hand,
Der bald den Jüngling warm empfohlen,
Und ſich entfernt, am Rheinesſtrand
Verſäumte Arbeit nachzuholen.

Sie ſind allein. Der Alte ſpricht:
„Ich las in deinem Angeſicht
Schon geſtern, daß dir ſchönheitstrunken
Der Geiſt im Reich der Künſte lebt.
Du haſt gezittert und gebebt,
Und deine Augen ſprühten Funken,
Als unſrer Frauen holde Zier
In Anmuth uns vorüberwallte.
Ich ſah den Maler gleich in dir,
Iſt es nicht ſo?“ ſo fragt der Alte.

Und Stephan ruft — er ſchaut entzückt:
„O wie mich euer Wort beglückt!
Ihr habt die Seele mir errathen.
Unweit der Alpen ew'gem Schnee
Zu Konſtanz an dem Bodenſee
Liegt mir die Heimat. Zwiſchen Saaten
Und Wald und Wieſ' und Waſſerflut,
Dort ſpiegelt es ſich in den Wogen,
Dort hab' ich Aeltern fromm und gut —
Ach, weinend bin ich fortgezogen.

„Und dennoch konnt' ich anders nicht,
Schon früh ſtieg auf im Geiſt ein Licht,
Mir zeigend himmliſche Geſtalten,
Die, wie im Hirn ſie loderten,
Mich ruhlos immer foderten,
Sie in Gebilden zu entfalten.
Ich hab' gezeichnet und gemalt
Die traumgeſehnen heil'gen Scharen,
Doch wie ſie hell mich angeſtrahlt,
Ich konnt' es nimmer offenbaren.

„Was half der Drang? Ich blieb ein Kind
In allem Werk. Wie ſtumm und blind
Erſchien ich mir in meinem Streben.
Da hört' ich einſt, zu Köln am Rhein
Erblüht die Kunſt ſo reich und fein,
Es kann nicht beſſre Maler geben.
Der Meiſter Wilhelm führt ſie an,
Der beſt' in allen deutſchen Landen,
So täuſchend malt er jedermann,
Als ob er lebend dageſtanden.“

Der Alte ſpricht: „Gut iſt dein Rath,
Du wanderſt auf dem rechten Pfad,
Ja, Meiſter Wilhelm war der Leiter;
Uns allen ſchien er Sonn und Stern,
Gottlob! ſein Ruhm iſt nah und fern.“
So ruft der alte Winrich heiter.
„Wo find' ich ihn?“ fragt Stephan dreiſt.
Da ſenkt der Alte trüb die Blicke:
„Es lebt auf Erden nur ſein Geiſt,
Den Leib ereilten die Geſchicke.

„Schon dreißig Jahre iſt er tod,
Doch was der Seele iſt entloht,
Das ragt in alle Ewigkeiten.
Vor ihm war ringsum leerer Dunſt
In unſerm Land die Malerkunſt,
Er weckte ſie in den Gebreiten
Des ſchönen Rheins, er weckte ſie
Zuerſt dem deutſchen Vaterlande,
Und Flamm' um Flamm', zu löſchen nie,
Entlodert ſie in heil'gem Brande.

„Fern in Byzanz und in Florenz
Da feiert' ihren Jugendlenz
Die Malerei. Vom warmen Süden
Kam ſie zum Nord. Doch ſchlecht und recht
Trieb das entſchwundene Geſchlecht
Sie wie ein Handwerk. Wie ermüden
Die Werke, welche ſie geſchafft! —
Der heil'ge Geiſt kam ſonder Fehle
Und ſenkte Feuerglut und Kraft
In Meiſter Wilhelm's hohe Seele.

„Er ſah in einem neuen Licht
Mit ſeines Geiſtes Angeſicht
Die alten heiligen Geſchichten.
Er ſchaute den Erlöſer klar,
Er ſchaute ſeiner Heil'gen Schar
Auf ihren wundervollen lichten
Glanzvollen Pfaden hoch und hehr. —
Er wußte bald in mächt'gen Bildern —
Kein Sterblicher erreicht ihn mehr —
Den Himmel auf der Erd' zu ſchildern.

„Er war in unſrer neuen Welt
Sendbote. Gott hat ihn beſtellt,
Zu wirken hier in ſeinem Namen
Für Glaube, Liebe, Hoffnung neu.
Er ſtreute für die Menſchentreu
Und Gottesfurcht den friſchen Samen.
Den Tempel und das Bürgerhaus
Hat er erfüllt mit den Geſtalten,
In alle Zeit wirkt er hinaus,
In allen Landen wird er walten.

„Er wirkt in tiefem deutſchen Sinn:
Nicht ſchauend nach Italien hin
Und nicht nach Griechenlands Geſtaden,
Hat er entwickelt ſein Gebild.
Aus tiefer deutſcher Seele quillt,
Was er erſchuf auf allen Pfaden.
Mit ihm ging auf die lichte Kunſt,
Die aus dem Heimatgeiſt geboren,
Sie geht in Nebel, Duft und Dunſt,
So oft es dunkelt, nie verloren.

„Ich aber hab' ihn einſt gekannt,
Den edeln Mann. Im deutſchen Land
Zu Herle lag er in der Wiege.
Er kam nach Köln. Sein Leben war
So einfach, keuſch und ſchlicht und wahr,
Nur in der Kunſt erfocht er Siege.
Es wob um ihn ein ſtiller Kreis
Von Schülern und von Kunſtgenoſſen,
Die mit Begeiſtrung, Luſt und Fleiß
Um ihn den ſchönſten Bund geſchloſſen.

„Ich war ſein Zögling. Jung und friſch
Kam ich von Weſel. Schöpferiſch,
Glanzvoll trat mir ſein Ruhm entgegen.
Ich ging zu ihm, er nahm mich auf,
Es zog ſeitdem mein Lebenslauf
Auf dieſes Vorbilds hohen Wegen.
O Gott, ich liebt' ihn treu und heiß,
Mich liebt' er vor den Schülern allen!“ —
Der Jüngling ſieht dem ſchönen Greis
Die Thränen aus den Augen fallen.

Dann fährt er fort: „Ich hab' gemalt,
Wie mir's aus ſeinem Geiſt geſtrahlt —
Und als wir ihn zu Grab getragen —
Nie ſah ich einen ſchlimmern Tag,
Als da er bleich im Sarge lag,
Nie tönte tiefre Herzensklage —
Da ſetzt' er mich zum Erben ein,
O nie verdient' ich ſolche Ehre,
Haus, Werkſtatt — auch ſein Weib ward mein —
Ich pflanzte fort des Meiſters Lehre.“

Und eine Weile im Gemach
Trat Stille ein. Doch nach und nach
Bemeiſtert er der Rührung Regen;
Dann ſteht er auf und tritt zur Wand,
Wo eine ſchwarze Kiſte ſtand.
Die ſucht er an das Licht zu wegen.
Und Stephan hilft. So ſteht ſie bald
Geöffnet, wie ſie ſoll, zur Stelle.
Den Jüngling überläuft es kalt
Und heiß. O Bild voll Licht und Helle!

Gegrüßt ſeiſt du, Maria, mir,
Du aller Staubgebornen Zier,
Du Königin im Himmelreiche!
Dem Paradies gehörſt du an,
Du biſt mit Hoheit angethan
Und doch in Süße, Milde, Weiche
Biſt du die ſchönſte Erdenfrau,
Gegrüßt ſei mit dem holden Knaben!
So wunderbar kann keine Schau
Das fromme Herz des Künſtlers laben.

Und Stephan's Auge ruhet lang
Auf dieſem Haupt, drin ſtolz und bang
Jungfräulichkeit und Mutterliebe
Verſchmelzen. Himmliſch, hoch und rein
Blüht ew'gen Heiles Widerſchein.
O welche Dichterfeder ſchriebe
Dies Hochgefühl! Ein lichter Glanz
Durchſtrahlte ſonnig ſein Gemüthe.
Es trägt das Kind den Roſenkranz,
Die Jungfrau trägt die Wickenblüte.

„Da ſiehſt du Wilhelm's letztes Bild,
Sein Meiſterſtück!“ So redet mild
Herr Hermann Winrich zu dem Jungen;
„Als Eigenthum hielt ich's zurück,
Des Todten Ruhm, mein höchſtes Glück,
Ein Ziel, nach dem ich ſtets gerungen. —
Jetzt ſieh dich um in unſrer Stadt,
Durchwandre Kirchen und Kapellen
Und ſammle Stoff.“ — Holdnickend hat
Er dann entlaſſen den Geſellen.

Durchs alte heil'ge Köln.

Ein heller Sonntagmorgen lacht,
Lind iſt die Luft, in blauer Pracht
Spannt ſich der weite Himmelsbogen.
Die Glocken tönen hoch vom Dom,
Unzählig iſt der Menſchen Strom,
Der zu dem Tempeldienſt gezogen.
Auch Stephan eilt zum heil'gen Amt,
Er tritt ins Chor, die Orgel klinget,
Des Altars Kerzen ſind entflammt,
Die knieende Gemeinde ſinget.

Unſagbar Bild, gewalt'ge Schau!
Wie ſtrebt der rieſenhafte Bau
Mit ſeinen ſchlanken Pfeilerreihen
Zum Himmel auf! Wie tragen ſie
In wundervoller Harmonie
Das Spitzgewölb! Wie hat im freien
Schwungvollen Geiſte kühn geſchafft
Der Steinmetz an den Laubgewinden!
Wie ſich in Zierlichkeit und Kraft
Schiff, Lauben und Kapellen binden!

Auf Sarkophage hingeſtreckt
Ruhn, die das Leben nicht mehr weckt,
Die Biſchöfe in Erz gegoſſen.
Hoch von den Pfeilern ſchauet mild
Manch prächtiges Apoſtelbild.
Wie zaubriſch kommt das Licht gefloſſen
Durch dieſe Fenſter hoch und breit
Mit ihren farb'gen Heil'genbildern,
Die uns des Himmels Herrlichkeit
In mächtigen Geſtalten ſchildern!

Wohl herrſcht im Raum ein Zauberlicht,
Durchwebt von Weihrauchwolken dicht.
Geſang erklingt in voller Fülle.
Die Prieſter ziehn in edler Schar
Zum kerzenreichen Hochaltar
In ihrer Prachtgewänder Hülle.
Die bunten Kirchenfahnen wehn —
Dem Jüngling bebt es durch die Glieder,
So hohen Gottesdienſt zu ſehn.
Im Chore ſinkt er betend nieder.

Er flehet: „Großer Herr der Welt,
Der rings das All in Händen hält,
O Gott voll Güte und voll Milde,
Den Thier und Stein und Pflanze preiſt,
Du gabſt dem Menſchen Herz und Geiſt,
Du ſchufſt ihn dir zum Ebenbilde,
Du ſchufſt ihn, daß wie du er ſchafft,
Durch dich wird ſeine Schwachheit Stärke,
Und was er thut, du gibſt die Kraft,
Er preiſet dich durch ſeine Werke.

„Dich preiſet dieſer ſtolze Bau,
Der in des Himmels reines Blau
Zu dir mit tauſend Armen greifet,
Dich preiſet der belebte Stein,
Die Farbenbilder hell und rein
Sind dir zum Preis im Geiſt gereifet.
Dich rühmt der hohe Chorgeſang,
Es klingen dir der Orgel Lieder,
Noch mehr wie in der Beter Drang,
Gibt in der Kunſt dein Bild ſich wieder.

„O ſenk' auf mich auch einen Theil
Vom Schöpfungsgeiſt der Kunſt, und Heil
Und Glück und Segen ohne Ende
Fühl' ich in mir. O laß mich dich
Lobpreiſen ſtets inbrünſtiglich
Durch hohe Werke meiner Hände.
Dich ſo zu heben, das gibt Lohn,
Wie Gold und Schätze nimmer geben.
Erhöre deinen armen Sohn,
So laß mich ſtreben, laß mich leben!“

Und eine ſüße fromme Ruh
Senkt ſich auf ihn. Es ſchließt ſich zu
Sein Auge. Lichte Bilder wallen
Vor ſeinem trunknen Geiſte auf,
In die mit ſelig heil'gem Lauf
Die Töne von der Orgel ſchallen. —
Das Amt iſt aus, die Menge weicht,
Es löſchen aus die hellen Kerzen —
Er geht. Ihm iſt ſo wohl und leicht —
Er geht voll Troſt im reinen Herzen.

So macht er ſich zur Fahrt bereit,
Er zieht durch Straßen eng und weit,
Er wandert über öde Plätze.
Wie ſchaut das Bauwerk alter Zeit
Ihn an in großer Herrlichkeit.
O Köln, wie reich ſind deine Schätze!
Bald ſteht er vor Sanct-Kunibert
Und Sanct-Martin am Rheinesſtrande,
Er ſchaut Sanct-Urſala verklärt
Und Gereon am Mauerrande.

Aposteln bietet er den Gruß,
Lenkt nach Mauritius den Fuß,
Cäcilia ſowie Sanct=Peter
Betrachtet er. Der Glocken Ton
Ruft ihn nach Sanct=Pantaleon,
Johann, Georg ſehn ihn als Beter.
Südwärts ſtreift er nach Severin,
Lyskirchen öffnet ihm die Halle,
Vom Capitole locket ihn
Marie mit lautem Orgelſchalle.

Vergeſſen hat er Speiſ' und Trank
Auf ſeinem wundervollen Gang,
Denn allwärts feſſeln ihm Gebilde
Der heil'gen Kunſt die Seele ganz,
Die rings in ungeſehnem Glanz,
Hier hoch und hehr, dort ſüß und milde
Die Sinne ihm gefangen nimmt.
Er fühlt ſo eigen ſich gehoben,
Sein Herz iſt hell auf Dank geſtimmt,
Laut muß er ſeinen Schöpfer loben.

Und ſo vermeinet er den Tag
Zu ſchließen. Ach, er war ſo zag,
Als er am Morgen ausgegangen.
Jetzt kehrt er voller Muth und Luſt,
Voll Schöpfungsfreude in der Bruſt,
Die Augen glühn, es blühn die Wangen.
So tritt er aus dem Gotteshaus
Und ſchreitet heim auf lauten Wegen,
Die höchſten Plane ſpinnt er aus,
Die ſich durch ſeine Seele regen.

Es ſtreut indeß vom Abend her
Ihr goldig rothes Strahlenmeer
Die Sonne. Dunkle Flammengluten
Bemalen in der hellen Luft
Die Thürme, die im Straßenduft
Um reichverzierte Giebel fluten.
Hoch durch den Aether ſchwirren laut
Im letzten Spiel die raſchen Schwalben,
Und unten in der Straße traut
Da lärmen Kinder allenthalben.

Sieh dort! Gar wunderbare Schau
Fängt ſeinen Blick. Ein ſtolzer Bau
Ragt aus den weiten Häuſerreihen,
Der Giebel ſeltſamlich geſchmückt,
Viel Bildwerk iſt ihm aufgedrückt
An Sims und Fenſtern. Schildereien
Erglühn im bunten Fenſterglas
Und Blumen blühn in holder Friſche
Auf jeder Bank. Doch übers Maß
Bewundert er die Fenſterniſche.

Dort ſitzt im rothen Abendlicht
Umlacht von Roſen duftig dicht
Das Mädchen, das er jüngſt am Rheine
Bei dem Johannisfeſt erſchaut.
Das ſind die Züge hold und traut,
Verklärt von goldnem Abendſcheine.
Ein Krönlein iſt des Hauptes Zier,
Es ſpielt ein Kind auf ihren Knien,
Sie lächelt ihm, es lächelt ihr,
Sie ſingt ihm ſüße Melodien.

Und Stephan ſtehet wie gebannt
Und ſchaut hinauf. Sein Hirn iſt Brand,
Sie iſt's, die ihm das Herz entglühte,
Sie gibt ihm jetzt das ſchönſte Bild.
Wie kindlich rein, wie innig mild
Empfängt er's ſelig im Gemüthe! —
Ein Werk der Kunſt, wie's nimmermehr
Mühſelige Gedanken geben!
Sie iſt ſein Bild. O hoch und hehr
Rauſcht plötzlich auf ſein Künſtlerleben!

Sie ſpielt dem Kinde fort und fort.
Da ſieht gebannt ſie an den Ort
Den Jüngling in die Höhe ſchauen.
Schamröthe füllt ihr Angeſicht,
Sie wendet ab ihr Augenlicht.
Dann nimmt die hehrſte aller Frauen
Den ſchönen Knaben auf den Arm
Und fliehet in das dunkle Zimmer.
Wie war er reich, wie wird er arm —
Und dennoch reich — er ſieht ſie immer. —

Die Sonne ſcheidet. Kalt und todt
Liegt nun das Haus, das goldig, roth
Im letzten Abendſtrahl gefunkelt.
Die Bilder ſtehen ſtarr am Bau,
Die rothen Roſen werden grau,
Die langgeſtreckte Straße dunkelt.
Nur ihm im Herzen iſt es hell,
Ihm blüht der ſchönſte Liebesglaube,
Es trägt im Bilde der Geſell
Die Jungfrau in der Roſenlaube.

Die Madonna in der Roſenlaube.

Und Mond um Monde ſchwinden hin,
Da ſitzt mit regem Künſtlerſinn
Stephan in Winrich's Arbeitsſtätte
Und ſchafft an ſeiner Staffelei,
Der Pinſel braucht er vielerlei
Und miſcht die Farben der Palette.
Manch Bild erſteht von ſeiner Hand,
Ihm vorgeſchrieben von dem Meiſter,
Er ſchmücket Kirch' und Haus im Land,
Und freut und hebet alle Geiſter.

Er iſt im weiten Schülerkreis
Der Beſte ſtets an Ernſt und Fleiß.
Zuerſt des Morgens in den Sälen
Schafft vor den andern er mit Macht,
Er hat ſein Werk zum Schluß gebracht,
Indeß ſich die Genoſſen quälen
Mit ihrer Malerei Beginn.
Und ſtehet nun das Bild beendet,
Dann ſehen alle ſtaunend hin,
Und alle nennen es vollendet.

Der Meiſter aber harrt beglückt
Oft hinter ihm und lobt entzückt,
Was unter Stephan's Hand entſprungen.
So gab noch kein Talent ſich kund,
Den Jüngling preiſt des Alten Mund,
Es ſcheint ihm jeder Strich gelungen.
Hat Stephan morgens ſo geſchafft,
Dann iſt er frei am Nachmittage,
Auf daß er ſammle Muth und Kraft
Und neue Luſt zum Werke trage.

So ſchwand ein volles rundes Jahr.
Es war ein Sonntag, hell und klar,
Wie jener, wo er einſt im Dome
Gebetet und beim Abendlicht
Der Jungfrau helles Angeſicht
Im Erker ſah. Er folgt dem Strome
Auch heute wieder in das Chor,
Er hat aufs neu' vor Gott gelegen
Dankſagend, und er tritt hervor,
Das Herz voll Freudigkeit und Segen.

Dann klopft er bei dem Meiſter an,
Die Pforte wird ihm aufgethan,
Herr Winrich iſt allein zu Hauſe.
Er ward zu alt zum Kirchengang,
Drum ſtillet er des Herzens Drang
Still betend in der trauten Klauſe.
Wie hell die liebe Sonne ſcheint!
Er ſitzt am Fenſter nach dem Garten,
Drin Duft und Vogelſang ſich eint:
Des ſüßen Frühlings will er warten.

Ein Lächeln ſpielt um ſeinen Mund,
Im Auge thut ein Strahl ſich kund,
Ihn freut's, den Jüngling zu erblicken,
Und herzlich reicht er ihm die Hand.
Doch Stephan ſpricht, zum Greis gewandt:
„Will es ſich, lieber Meiſter, ſchicken,
So red' ich heut vor Euch ein Wort,
Doch geh' ich gleich, wenn ich Euch ſtöre."
Der Alte meint: „Sprich immerfort,
Was du auch bringen magſt, ich höre."

„Ihr habt des Guten viel gethan
An mir“, ſo hebt der Jüngling an,
„Durch Beiſpiel, Unterricht und Lehre.
Freiſtunden ſchenktet Ihr mir viel,
Ich brauchte ſie, daß ich mein Ziel
Zu finden ſelbſt im Stande wäre.
So hab' ich denn in dieſer Zeit,
Die Ihr mir ließt, ein Bild beendet,
Heut bitt' ich Euch in Freundlichkeit,
Daß Ihr darauf die Blicke wendet.

„Ich bitt' Euch, macht mir offenbar
Eu'r Meiſterurtheil ſcharf und klar —
So fordert Ihr mein Künſtlerſtreben!“ —
Der Alte lauſcht in heitrer Ruh
Und nickt ihm frohen Beifall zu.
Doch Stephan nimmt mit leiſem Beben
Die Tafel, die er bei ſich trägt.
Er hüllt ſie aus der weißen Decke
Und ſtellt ſie hin: „Wohl, nun erwägt,
Glaubt nicht, daß mich Eu'r Tadel ſchrecke.“

Der Meiſter ſchauet tief und lang
Auf das Gebild. Kein Wort erklang,
Er iſt ſo feierlich und ſtille,
Dann hält er nicht die Thränen auf,
Dem Aug' entſtürzen ſie im Lauf,
Er ruft: „Gelobt ſei Gottes Wille!
Und iſt der große Wilhelm todt,
So lebt ſein Geiſt in dir aufs neue:
Heil ſei dem Tag, der das mir bot,
O wie ich mich des Tages freue!“

Und zitternd hebt er ſich vor Luſt,
Er drückt den Jüngling an die Bruſt,
Er ſtreichelt ihm die langen Locken,
Er küßt ihn auf den rothen Mund,
Voll Glück iſt ſeiner Seele Grund.
Es iſt ein ſeliges Frohlocken
Voll Heiligkeit. Er ſpricht bewegt:
„Jetzt kann ich ruhig ſterben gehen,
Ob ihr mich in die Grube legt,
Ich hab' der Zukunft Licht geſehen.“

Und fürder ſitzt er Hand in Hand
Mit Stephan da, dem unverwandt
Er in die offnen Züge ſchauet.
Er läßt den Jüngling heute nicht
Von ſeiner Seite, der ſo licht,
So göttlich ihm das Herz erbauet.
Er heiſcht zu Tiſch den beſten Wein,
Er legt ihm vor die ſchönſten Biſſen,
Er thut aus Zeiten hoch und rein
Die hellſten Kunden ihm zu wiſſen.

Und beiden ward der Tag ein Feſt.
Am andern Morgen aber läßt
Der Meiſter laden die Genoſſen,
Um anzuſchauen Stephan's Bild.
Wie da herein die Menge ſchwillt!
Und keinem iſt ein Wort entfloſſen,
Das nicht den höchſten Lobſpruch zollt,
Dem Jüngling öffnen ſich die Herzen,
Da iſt kein Neider, welcher grollt —
Rings flammen der Begeiſtrung Kerzen.

Und bald verbreitet ſich der Ruf
Vom Werke, das der Jüngling ſchuf,
In Kölns preiswürd'gen Bürgerkreiſen.
Die Kaufherrn nahn Herrn Winrich's Haus,
Es treibt die Gilden all heraus.
Wer lauſcht nicht fröhlich ſolchem Preiſen?
Denn Stephan's Name iſt im Mund
Auf Gaſſ' und Markt bei allen Leuten,
Der ungekannt, wird allen kund,
Und jeder will die Arbeit deuten.

Seht her! Im blühnden Roſenhag
Da ſitzt am hellſten Frühlingstag
Auf buntdurchblümtem Roſengrunde
Die holde Himmelskönigin.
Das Kind, der ſünd'gen Welt Gewinn,
Der kleine Heiland, der die Kunde
Der heiligen Erlöſung bringt,
Er ſitzt im Mutterſchos gebettet.
O, aus dem ſüßen Bilde klingt:
„Ihr Menſchen alle ſeid gerettet!“

Wie ſtrahlt ihr Antlitz mild und weich!
Die Luſt von Erd' und Himmelreich,
Schön, Anmuth, Hoheit, Mutterliebe,
Unſagliche Holdſeligkeit
Und fromme Demuth, gottgeweiht
Sind dieſer Jungfrau ſel'ge Triebe.
Als Gott und Menſch erſcheint das Kind,
Die Allmacht ſtrahlt aus ſeinen Zügen,
Doch blickt aus ſeinen Augen lind
Auch wonnig irdiſches Genügen.

Es ſchmückt der Jungfrau goldnes Haar
Die Krone, kunſtvoll wunderbar
Gefügt aus Perlen und aus Steinen,
Doch hüllt der Glieder edeln Bau
Der falt'ge Mantel roth und blau,
Die Enden des Gewandes einen
Sich in der Goldagraffe Zier.
Gott Vater hoch im Strahlenkranze
Schaut aus dem himmliſchen Revier
Herab nach dieſem ſüßen Glanze.

Doch rings im blühnden Frühlingsreich
Und in des Roſenhags Gezweig,
Da ſpielen kleine ſchöne Engel
Im Flügelſchmucke, betend hier
Und dort mit ihrer Gaben Zier —
Sie reichen Frucht und Blumenſtengel,
Sie ſitzen ſingend vorn am Grund
Und ſpielen Orgel, Harfe, Leiern.
Das Bild thut wie ein Lied ſich kund,
Drin Dichter Himmelsſchönheit feiern.

Die Farben ſeht, wie ſtimmen ſie
In tadelloſer Harmonie!
Es hat die feinſte Hand gezogen
Die Linien alle ſcharf und rein,
Es hat die Formen rund und fein
Der klarſte Künſtlerſinn erwogen.
Wohin ihr ſchaut, vollendet iſt
Kind, Jungfrau, Engel, Laub' und Wieſe,
Kein Künſtler ſchuf bis dieſe Friſt
Ein ſolches Bild vom Paradieſe.

Wer kommt, der ſtaunt, wer ſieht, der ſchweigt.
Vor ſolcher Offenbarung neigt
Ein jeder ſich, denn nur ein Meiſter
Der höchſten Art malt ſolch Gebild.
Seht, der Beſchauer Thräne quillt,
Gerührt, bewegt ſind alle Geiſter.
Der Jüngling aber lächelt ſtill,
Beſcheiden lauſcht er den Beweiſen
Des Lobs: „Ich that, wie Gott es will!
Ihn, der mir's gab, den müßt ihr preiſen."

Doch wer im heil'gen Köln bekannt,
Der ſpricht zum Scheiden hingewandt:
„Wißt ihr das Urbild der Madonne?
Das iſt ſo wie ſie geht und ſteht
Herrn Joſt von Rath's Eliſabeth,
Des alten Kaufherrn Luſt und Wonne.
Wohl blühn der Stadt holdſelig fein
Viel Jungfrau'n, die uns wohlgefallen,
Doch iſt das ſüße Mägdelein
Die Kron', der Stern, das Licht von allen!"

Und ſieh, da ſchreitet ſie heran,
Mit Zucht und Sitte angethan,
Sie ſchreitet an des Vaters Seite,
Er iſt ein alter würd'ger Greis,
Sein Blick iſt mild, ſein Haupt iſt weiß,
Es kommt ein Ritter im Geleite.
Sie nahen ſchon Herrn Winrich's Thür,
Des Bildes Schau ſich zu bereiten,
Der alte Meiſter tritt herfür,
Sie in die Werkſtatt zu begleiten.

Er ruft den Jüngling in den Saal.
Stephan erſcheint; wie blitzt ein Strahl
Der Luſt ihm plötzlich in den Mienen!
So nah ſieht er zuerſt die Maid,
Der er gedacht die ganze Zeit,
Wo er die Tafel ſchuf. Erſchienen
Iſt all ſein Glück. Die Jungfrau ſchaut
Auch ihn — und ſchämig blickt ſie nieder —
Sie ſchaut das Bild — dann ſchreit ſie laut —
Es beben zitternd ihre Glieder.

Iſt denn ein Wunder hier geſchehn?
O Gott, ſie hat ſich ſelbſt geſehn. —
Es tritt ihr plötzlich allerwegen
In Stirne, Wange, Kinn und Mund
Und in der Augen tiefem Grund
Ihr leiblich Ebenbild entgegen!
Nur hat der Künſtler noch erhöht
Die Reize, die ſie herrlich ſchmücken,
Den Zügen der Eliſabeth
Wußt' er die Gottheit aufzudrücken.

Sie weint, ſie wankt. — O Himmel! ruft
Sie plötzlich aus, eilt an die Luft,
Es folgt der Vater ihr in Aengſten,
Der alte Meiſter ſchreitet nach,
Und plötzlich ſtill iſt's im Gemach. —
Dem armen Stephan wird am bängſten,
Sein Antlitz färbt ſich wie die Wand,
Noch keine Zeit war ihm ſo bitter. —
Es ſtehet an dem Schwert die Hand
Vor ihm mit frechem Hohn der Ritter.

Stephan und Eliſabeth.

Das iſt Herr Walter von Aducht,
Der vor ihm ſchreit und tobt und flucht,
Des reichſten Kaufherrn reicher Sproſſe,
Der feinſte Herr iſt's in der Stadt,
Der zwanzig ſchmucke Diener hat,
Der ſtets auf hohem Berberroſſe
Hinreitet über Gaſſ' und Platz,
Er ſpeiſt und trinkt aus purem Golde,
Nicht zu ermeſſen iſt ſein Schatz
Sowie das Volk in ſeinem Solde.

Er ruft: „Wie haſt du es gewagt,
So ungerufen, ungefragt
Die Dame in dein Bild zu weben?
Du niedrer und gemeiner Knecht,
Wer hat verliehen dir das Recht,
Zu ihr das Auge zu erheben?
Beleidigt haſt du meine Braut.
Sahſt du ſie voll Entſetzen ringen?
Ein teufliſch Werk haſt du gebraut.
Zur Rechenſchaft werd' ich dich zwingen.“

Sie ſeine Braut? — Es lauſcht erſchreckt
Und zitternd Stephan. Schaudernd weckt
Das Wort die Zweifel im Gewiſſen.
Verſtieß er gegen Zucht und Scham? —
O wie da jähe Furcht ihm kam!
Er fühlt die Seele wie zerriſſen. —
Sie Walter's Braut? — Er ſtöhnt, er ſucht
Nach Worten, ſeine Worte beben:
„Zu ihr, daß ſie mich nicht verflucht!
Zu ihr, ſie möge mir vergeben!“

Und plötzlich raffet er ſich auf,
Springt an die Thür, gewinnt im Lauf
Die Pforte, fliehet durch die Gaſſen.
Er ſtürmet auf dem nächſten Pfad
Zum Haus des alten Joſt von Rath,
Er klopfet an, wird eingelaſſen,
Er fraget nach dem würd'gen Mann,
Der Diener gibt ihm das Geleite,
Er trifft im Saal den Hausherrn an,
Eliſabeth iſt ihm zur Seite.

„Verzeihung", ruft der Jüngling weich,
Und wirft ſich vor die Jungfrau gleich
Auf ſeine Kniee. „Ja gewähret
Verzeihung, nie hab ich gedacht,
Daß ich, von der Begeiſtrung Macht
Geleitet, Euch das Herz verſehret.
Was mir in tiefſter Seele ſchwoll,
Was mir durchleuchtet die Gedanken,
Das ſchuf ich keuſcher Andacht voll —
Und weiter wußt' ich keine Schranken.

„Und hat Eu'r holdes ſüßes Bild
Jungfräulich rein und licht und mild
Durch mich zum Leben ſich geſtaltet,
Ach, ſo geſchah's, weil Zug um Zug
Ich herrlich Euch im Herzen trug,
Wie nie ein Bild darin gewaltet.
Gott war dabei, als ich es ſchuf —
Ich ſelber weiß von keiner Sünde —
Nicht wollt' ich ſchäd'gen Euren Ruf —
O daß Eu'r Mund Vergebung künde!"

Er ſchweigt und neigt ſein Angeſicht. —
Auch ſie iſt ſtumm in Scham. — Da bricht
Herr Walter zornig in die Halle
Und ſchreit: „Find' ich den ſaubern Wicht,
Der mir entfloh, daß das Gericht
Ihm nicht auf ſeinen Nacken falle?
Der Feigling! Ueberlaßt ihn mir,
Er ſoll der Strafe nicht entgehen,
Daß er entweiht der Jungfrau'n Zier.
Bei Gott, ihm wird ſein Recht geſchehen!“

Und ſchon will er mit frecher Hand
Den Jüngling faſſen am Gewand,
Er hat das blanke Schwert gezogen;
Da ſtürzt hinzu mit lautem Schrei
Eliſabeth und trennt die zwei.
Sie ruft: „Ihr habt Euch arg betrogen,
Herr von Aducht. Den Jüngling laßt.
Kein Streiten ſoll die Halle ſchauen.
Herr Stephan iſt des Hauſes Gaſt,
Herr Stephan ſchenket uns Vertrauen.“

Der Ritter, der im Zorn zum Stoß
Sich rüſtet, gibt ſein Opfer los,
Doch füllen Haß und Wuth die Blicke.
Das ſchöne Mädchen aber hebt
Den Künſtler auf, der zitternd bebt.
Nicht bebt er angſtvoll dem Geſchicke,
Das ihm der wilde Gegner droht,
Er bebt des Mädchens Richterſpruche.
Gibt ſie ihm Leben oder Tod?
Was ſteht für ihn im Schickſalsbuche?

Sie ſpricht: „Herr Walter von Aducht,
Ihr dünkt Euch weiſ' und ſeid verrucht.
Sagt was der Künſtler hier verbrochen?
Er hat vor die entzückte Welt
Ein wundervoll Gebild geſtellt.
Mir hat er tief ans Herz geſprochen.
Er hat mich durch ſein Werk beglückt,
Daß mir's in allen Adern wühlte,
Daß ich der Erde ward entrückt,
Und daß ich mich im Himmel fühlte.“

Da brauſt aufs neu' Herr Walter auf:
„So faſſet ihr der Dinge Lauf?
Kunſtſtümper laßt Ihr ruhig ſchildern
Und ungeſtraft und ſchadenfrei
Des Angeſichtes Conterfei
Auf ihren ungewaſchnen Bildern?
Unmöglich! Ihr misachtet nicht
Den Burſchen und ſein ſchnöd Beſtreben?
Dann halt' ich es für meine Pflicht
Dies Haus zu meiden all mein Leben.“

„So meidet's!“ ſpricht Eliſabeth.
„Gottlob! daß Ihr von ſelber geht,
Ich brauch' Euch nicht hinwegzuweiſen.
Dem Himmel Dank, denn er befreit
Von Euch mich noch zur rechten Zeit,
Und ſeine Gnade will ich preiſen.
Ihr zeigt im letzten Augenblick,
Wie Euch der Zorn im Herzen brennet,
Dank ſei dem gütigen Geſchick,
Das noch zur guten Friſt uns trennet.

„Fort mit der falſchen Mädchenſcham —
Ihr wißt, ich hab' als Bräutigam
Euch nicht gewählt — ich ward gegeben
Euch als die Braut — ich nahm es hin
Mit unbedachtem Kinderſinn.
Was weiß ein blödes Kind vom Leben?
Mein Herz ward nicht gefragt, erwacht
War es noch nicht. Ich fand Gefallen
An Euch und Eures Reichthums Pracht,
An Euren Schmeichelworten allen.

„Das Leben lernt' ich erſt verſtehn,
Seit ich dies holde Bild geſehn.
Mir fiel's wie Schuppen von den Augen.
Ich weiß zu trennen Schein und Sein,
Euch iſt der Schein, das Weſen mein. —
Nur eitler Glanz will mir nicht taugen!“ —
Sie ſinkt dem Alten in den Arm:
„Du Vater wirſt den Wunſch mir ſtillen.“
Und Joſt umarmt ſie liebewarm
Und ſpricht: „Ich laſſ' dir deinen Willen!“

Hohnlachend ſtürzt der Ritter fort —
Und wieder hebt ſie ſanft das Wort
Zu Stephan: „Ihr habt nicht zu bitten,
Verzeihet mir, ich war ſo ſchwach,
Das ſchuf Euch lauter Ungemach,
Verzeiht, was Ihr durch mich gelitten.
Doch meine Schwäche ſchuldet Ihr,
So tief hat mich Eu'r Werk durchbebet,
Daß ſich in Scham und Freude mir
Bang froh die Seele ſenkt und bebet.

„Es war in mir wie Luſt und Leid,
Wie Pein und Himmelsſeligkeit,
Daß Gott den Leib mir hat verliehen,
Nach dem der edle Künſtlergeiſt,
Auf daß der Menſch den Schöpfer preiſt,
Ein Bild erſchuf voll Harmonieen.
In Eurem Werke ſeh' ich klar,
Nach welchem Ziel ich müſſe ſtreben,
Demüthig, innig, tief und klar
Soll wandern ich ein ſchlichtes Leben.

„Dank Euch, daß Ihr durch Eure Kunſt
Vom Auge nahmt den Erdendunſt,
Gereinigt habt Ihr meine Seele
Und mich geführt auf hohen Pfad,
Den ich — es iſt nach Gottes Rath —
Für alle Zukunſt mir erwähle.
Dank Euch, daß Ihr mich habt befreit
Von dem beſtimmten Ehgenoſſen,
Abſtreif' ich alle Eitelkeit,
Ein geiſtig Reich iſt mir erſchloſſen.“

Sie ſchweigt. Sie ſchaut ihn innig an.
Hat ſich der Himmel aufgethan
Durch ihren Blick und ihre Worte?
Er ruft entzückt: „Eliſabeth,
In meinem tiefſten Herzen ſteht
Dein Weſen. Durch der Augen Pforte
Trat es hinein. In jedem Bild
Von meiner Hand wird es entſteigen,
Geweiht, geheiligt, hehr und mild
Und deine ſüßen Züge zeigen.

Mein iſt's. Das raubt nicht Zeit und Raum,
Mein iſt's im Wachen und im Traum.
Doch ſeit ich deinen Geiſt verſpüret,
Fühl' ich erſt ganz des Zaubers Macht —
All das iſt mein. Zum Licht durch Nacht —
Du biſt es, die mich ewig führet.
O führteſt du mich an der Hand! — “
Sie weint, ſie ſchluchzt. — Sehnſüchtig breiten
Sich beider Arme — liebentbrannt
Ruhn ſie in höchſten Seligkeiten.

Der greiſe Vater ſteht bewegt,
Und ſeine alten Hände legt
Er milde ſegnend auf die beiden:
„Ihr fandet euch auf dem Gebiet,
Das ſich gemeinem Aug' entzieht“,
So ſpricht er, „möge nie euch ſcheiden
Das Irdiſche! Der Künſtler Los
Es wechſelt oft. Nicht immer gleiche
Lenzzeiten gibt's. Seid ſtark und groß,
Hinwandelnd in des Geiſtes Reiche!“ —

Der Meiſter.

Zum dritten male hebet an
Der Glockenklang in Sanct-Alban
Und aus dem offenen Portale
Strömt vieles Volk. Das Jauchzen ſchallt
Volltönig, denn ein Brautzug wallt
Hervor in hellem Sonnenſtrahle.
Herr Stephan und Eliſabeth,
Sie kehren von dem Hochaltare,
Es gab der Prieſter im Gebet
Den Segen dort dem jungen Paare.

Das war ein lichter Hochzeitstag.
Sie fei'rten fröhliches Gelag
In Joſt von Rath's beglänzten Räumen
Der Alte ſah der Kinder Glück
Voll Luſt, wehmüthig ſah zurück
Er auf die ſchönen Jugendträume.
Der Meiſter Winrich ſaß dabei,
Er ſchaut an ſeines Lebens Grenze
In Stephan einen neuen Mai,
In ſeinen Werken neue Lenze.

Auch Schiffer Konrad war am Tiſch
Beim Krug und im Geſpräche friſch,
Er hört nicht auf, ſich ſelbſt zu preiſen,
Weil er auf ſeiner ſchmucken Yacht
Nach Köln den Bräutigam gebracht.
Es reihten ſich in muntern Kreiſen
Die Maler Kölns entlang den Saal,
Die Meiſter hier, dort die Geſellen;
Es quillt der Wein in goldnem Strahl,
Der Kehlen luſt'ge Lieder ſchwellen.

Und als das Feſt vorüber war,
Da zog das ſchöne junge Paar
Zu hoffnungsvollem Zukunftsleben
In ſeine neue Wohnung ein.
Jetzt gilt's im eignen Haus gedeihn,
Es gilt ein arbeitsfrohes Streben
Jetzt zu beginnen ſtill am Herd.
So that der jugendliche Meiſter,
So that das Weib, das ihm beſchert.
Da zogen ein gar holde Geiſter.

Und ſo entſtehn im Arbeitsſaal
Kunſtwerke, die in reicher Zahl
Die heiligen Geſchichten ſchildern.
Aus Jeſu ſüßer Kinderzeit,
Aus ſeiner Lehr' und ſeinem Leid.
Da ſieht man auf den lichten Bildern
In reichgefügten Gruppen kühn
Sich das Erlöſungswerk entfalten,
Die heiligen Legenden blühn
Empor in farbigen Geſtalten.

Und wer die Tafeln ſieht, der ſpricht:
Wohl hat der Kunſt das erſte Licht
Der Meiſter Wilhelm angezündet,
Doch der den Funken hat belebt,
Daß er zur Flamme ſich erhebt,
Iſt Meiſter Stephan. Ihm verbündet
Sich mit des Geiſtes hohem Flug,
Der zu der Gottheit trägt die Schwingen,
Der feine Sinn, mit dem er klug
Verſteht, den ſpröden Stoff zu zwingen.

Er wandert auf der rechten Spur,
Er weiß die Wahrheit der Natur
Den Idealen aufzuprägen.
Ob er mit ſtürmiſchem Gefühl
Zum Himmel dringt, er formet kühl,
Wie ihm auf dieſen Erdenwegen
Die Dinge treten vor den Sinn.
Wie hoch und heilig er empfindet,
Er zaubert euch den Himmel hin,
Daß ihr in ihm die Erde findet.

Gewänder, wie die Zeit ſie trägt,
Erz, Seide, Sammt und Linnen legt
Er einfach hier und blumig dorten,
Durchwirkt mit Gold und Edelſtein,
Um die Geſtalten. Scharf und fein
Malt Mann und Weib er allerorten,
Wie ſie uns auf dem Lebenspfad
Entgegenkommen, doch beſeelet,
Daß, wie er ſchafft nach weiſem Rath,
Die höchſte Weihe nimmer fehlet.

So ſchmücket mit der Schülerſchar
Er manchen Tempels Hochaltar,
Er ziert die Wände der Kapellen,
Den Klöſtern dient als Augenſchmaus
Sein koſtbar Werk. Im Bürgerhaus
Pflegt man es an den ſchönſten Stellen.
Aufträge gibt es nah und fern,
Und ſchafft' er auch mit hundert Händen,
Für Laien, Geiſtliche und Herrn,
Er könnte nie genug vollenden.

Sein Anſehn wächſt zu höchſter Kraft,
Das zeigt ihm auch die Bürgerſchaft,
Denn als des Rathes Zeit verfloſſen,
Da traten auf dem Gildeſaal
Zuſammen zu der neuen Wahl
Im alten Köln die Kunſtgenoſſen.
Wer ſoll der künft'ge Rathsherr ſein?
Wer ſoll vertreten unſre Sachen?
Und alle ſtimmen fröhlich ein:
„Laßt nur den Meiſter Stephan machen!“

So zählt er zu dem Rath der Stadt,
Und einen beſſern Rathsherrn hat
Die Malergilde nie beſeſſen.
Es kann an Ehre, Ruhm und Preis
Nicht eine Zunſt im Zünſtekreis
Fortan ſich mit den Malern meſſen.
Wie hoch das Lob von Köln ſich ſchwingt,
Stets höher wächſt es ob den Bildern,
Man hört, wo deutſche Rede klingt,
Als erſten Sitz der Kunſt es ſchildern.

Und ſieh, an einem ſchönen Tag,
Da ſeines Werks der Meiſter pflag,
Da trat in ſeine Arbeitsſtätte
Vollzählig ein der hohe Rath.
Der Bürgermeiſter im Ornat,
Bekleidet mit der goldnen Kette,
Naht an der Spitze. Eng und dicht
Umgeben ihn des Rathes Glieder,
Es ſtrahlt in jedem Angeſicht
Des Herzens reine Freude wider.

Der Bürgermeiſter hebet an:
„Wir grüßen Euch, kunſtreicher Mann,
Ihr ſchmückt die Stadt mit hellen Ehren.
Drum möchten wir die Ehr' Euch leihn,
Die Ihr verdient. Mag es gedeihn!
Denn wenn wir Ehren Euch gewähren,
So ehren wir uns ſelbſt. Es lebt
Kein Mann zur Zeit in unſern Mauern,
Der ſich wie Ihr ob allen hebt.
Eu'r Ruhm wird Ewigkeiten dauern.

„Ihr wißt, vollendet ragt empor
Seit kurzer Zeit mit Thurm und Chor
Am Rathhausplatze die Kapelle.
Sie iſt mit Zierlichkeit gebaut,
Daß wohlgefällig ſie beſchaut
Der Fremd' und Bürger an der Stelle.
Es fehlt ihr noch der Hochaltar,
Wir bitten Euch, ihn auszuſchmücken.
Schafft, was Ihr wollt. Das iſt uns klar,
Es wird Eu'r Werk uns all entzücken."

Und der beſchämte Meiſter neigt
Von Dank bewegt das Haupt. — Er ſchweigt. —
Gemach erſt findet er die Worte,
Er ſtammelt ſeinen tiefen Dank,
Die Hand drückt er dem Sprecher lang,
Und dann begleitet er zur Pforte
Die edeln Herrn. — Ein höchſtes Glück
Iſt ſeinem Leben aufgeſtiegen.
Mit Thränen kehret er zurück,
An ſeines Weibes Bruſt zu liegen.

Das Bild der Stadtpatrone.

Dem Meiſter läßt es Tag und Nacht
Nicht Ruh. Er ſinnt und plant und wacht,
Es gilt anjetzt wie nie zu ſchaffen,
Es gilt, und ſchuf er auch mit Glück,
Sich zu dem höchſten Meiſterſtück
In höchſter Strebung aufzuraffen.
Daß ihn kein Lebender erreicht,
Muß der erſtaunten Welt er zeigen,
Ein Werk, das keinem Werke gleicht,
Will geben er der Stadt zu eigen.

In alten Büchern ſucht er Licht,
Mit weiſen Männern tief beſpricht
Er ſeine Plane. Pfaffen, Laien
Fragt er um Rath. Dann ſitzt er lang,
Durchwebt von ſchöpferiſchem Drang,
Um den Gedanken Form zu leihen.
Glück auf, er hat's. Da liegt das Blatt
Mit dem Entwurf. Das wird die Krone
Von allem Werk. So ziemt's der Stadt:
Er malet ihre Schutzpatrone.

Und jahrelang iſt luſtentglüht
Raſtlos zu wirken er bemüht
An ſeinem Bilde. Tief empfunden
Hat er die Liebe allezeit,
Die ihm das theure Weib geweiht
In ſeinen arbeitsſchweren Stunden.
Der Schüler unverrückte Treu'
Hat immer ihn erwärmt im Herzen
Und ihn ermuthigt friſch und neu
In ſeinen Zweifeln, ſeinen Schmerzen.

Es ziehn ja Trübſinn, Irrſal, Pein
Ins Herz des größten Künſtlers ein,
Dann lahmen plötzlich die Gedanken,
Die ſonſt den höchſten Flug gewagt,
Die Hand, die rüſtig, unverzagt
Den Pinſel führt, beginnt zu ſchwanken
Und ſtockt gehemmt. Es liegen Welt
Und Leben glanzlos, bleiern, öde.
Der himmelhoch ſein Ziel geſtellt,
Der Geiſt erſcheinet ſtumpf und blöde.

Auch andrer Kummer martert ihn:
Zuerſt hört er die Kunde ziehn,
Die alten Aeltern ſind geſchieden;
Dann muß er tröſten früh und ſpät
Die weinende Eliſabeth,
Ihr Vater ging zum ew'gen Frieden.
Faſt mehr noch ſchmerzet ihn der Tod
Herrn Winrich's, der mit edler Lehre
Ein reiches, volles Herz ihm bot. —
Welch Sterben! — Welche Daſeinsleere!

Krieg tobt zugleich durchs deutſche Land,
Allwärts iſt Streit und Zwiſt entbrannt,
Rings gibt's Zerſtören, Brennen, Morden,
Bald tobt es hier, bald tobt es dort,
Im Oſt und Weſt, im Süd und Nord
Ziehn gierig wilde Kriegerhorden.
Es raſt der kölner Erzbiſchof
Dietrich von Mörs ſtets mit dem Schwerte,
Daß oft das Land vom Blute troff,
Daß Stadt und Dorf das Feu'r verheerte.

O es war bitterböſe Zeit!
Die nur in ſanfter Ruh gedeiht,
Die Kunſt, hat knappe, karge Tage.
Beſteller kommen keine mehr,
Es wird der Markt von Käufern leer —
Und rings ertönet Klag' um Klage.
Weiß auch des Meiſters feine Hand
Noch immer reichlich zu erwerben —
Er ſchauet an des Abgrunds Rand
Die Schüler, die gemach verderben.

Und doch hat er mit aller Macht
Zuletzt zum ſchönſten Schluß gebracht
Sein Werk an heimelnd trauter Stätte.
Nun, da der müden Hand entfällt
Der Pinſel, da er abſeits ſtellt
Den Malerſtock und die Palette,
Da fühlt er aller Kraft ſich bar,
Es zittern ihm die ſchwachen Glieder.
Schier ſinkt er hin, die Schülerſchar
Legt auf das Lager ſanft ihn nieder.

Von ſeinem treuen Weib bewacht,
Die ſeiner wartet Tag und Nacht,
Unmüd im Hegen und im Pflegen,
Liegt er in ſeinem Kämmerlein
Viel Wochen lang in Fieberpein.
Es pocht das Blut in raſchen Schlägen
Ihm durch die Adern; kalter Schweiß
Steht oft ihm auf der hohen Stirne,
Und Phantaſien in wirrem Kreis,
Sie wirbeln auf und ab im Hirne.

O namenloſe Qual! Wie geht
Zum Herzen der Eliſabeth
So grimmes Leid! In ew'gen Sorgen,
Indeß ſie nie dem Kranken fehlt,
Umwebt ſie ihn. Wie ſie ſich quält
Allſtündlich tags, von Nacht zu Morgen!
Der Schüler Liebe geht nicht aus,
Sie wechſeln ab gleich guten Kindern,
Sie wachen allezeit im Haus,
Des Meiſters Siechthum fromm zu lindern.

Indeß ihn alſo wüſt und wild
Die Krankheit foltert, wird ſein Bild
Geholt an die beſtimmte Stelle.
Man fügt das Werk in den Altar,
Und Kölns Bewohner Schar an Schar,
Sie ſtrömen in die Rathskapelle.
Wie gab es dort ſo bunten Drang,
Man ſchiebt und preſſet ſich zum Platze,
Und lautauf die Verwundrung klang:
Es gilt der Künſte höchſtem Schatze.

Welch edel Werk! Dreitheilig ſteht
Das Bild in ſtolzer Majeſtät
Vor den entzückten trunknen Blicken,
Den vollen Herzen. Hohe Luſt
Durchſchauert der Betrachter Bruſt,
Sie macht die Stimmen ſchier erſticken.
Faſt thut ein Schrecken rings ſich kund
Vor dieſes Zaubers mächt'gem Walten —
Dann klären auf dem goldnen Grund
Allmählich erſt ſich die Geſtalten.

Es nimmt der Tafeln Mitte ein
In wunderbarem Glorienſchein
Die Jungfrau mit dem heil'gen Knaben,
O dreimal heilig, dreimal hehr,
Und dreimal ſchön! — Was wollt ihr mehr?
Dem Paare nahn mit reichen Gaben
Die Männer aus dem Morgenland,
Drei Könige ſind es hochgeboren,
Sie fanden ihn zum Stern gewandt,
Der uns gerettet, die verloren.

Und auf dem linken Flügel naht
Auf ihrem hellen Martyrpfad
Sanct-Urſula mit ihren Scharen,
Zur Rechten ragt Sanct-Gereon
Mit ſeiner heil'gen Legion,
Die glaubensvoll zum Rhein gefahren.
Es ſind der alten Stadt am Rhein
Schutzheil'ge, Schirmer, Hort und Stützen,
Die uns vor Jammer, Noth und Pein
In Treu' geſchützt und ewig ſchützen.

Und wie iſt alles ſchön und rund.
Urkräftig, lebensvoll, geſund!
So männlich hat noch nie ein Meiſter
Die ſtolzen Gruppen hingeſtellt,
So hat kein Maler in der Welt
Den Formen eingehaucht die Geiſter.
Seht, wie die Farbenfülle ſchwillt
Harmoniſch in den reichſten Strahlen!
Es konnte ſolch ein höchſtes Bild
Allein ein höchſter Meiſter malen.

So zieht die Mär von Mund zu Mund,
Sie thut von Haus zu Haus ſich kund,
Und Arm' und Reiche, Alt' und Junge,
Sie wandern nach dem Kirchlein hin.
Da iſt die Freud' in jedem Sinn,
Da iſt das Lob auf jeder Zunge.
In Köln zu wohnen gilt als Ruhm,
Und ſein ein ſolches Werk zu nennen.
Schier wochenlang zum Heiligthum
Sieht man die Menſchen raſtlos rennen.

Und endlich naht Herr Stephan auch,
Es hat der Krankheit giſt'ger Hauch
Den gramverblichnen Leib verlaſſen.
Es führt ihn Frau Eliſabeth,
Die Schüler folgen. Schleichend geht
Er durch die volkbelebten Gaſſen.
Mitleidig ſehn ihm alle nach,
Ach, den ſo ſehr geliebt ſie hatten,
Schaut drein, als ob die Kraft ihm brach,
Er gleichet einem blaſſen Schatten.

So wankt er in das Kirchlein leis.
Und ringsum öffnet ſich der Kreis,
Der vor dem edeln Bilde weilet.
Man bringt ihm einen Stuhl. Er nimmt
Ihn an. Er ſchaut. Ein Lächeln glimmt
Durchs Auge. Seine Freude theilet
Das fromme Volk. Er flüſtert ſtill:
„Iſt Leben das von meinem Leben?
O es iſt ſchön! Wie Gott es will —
Sein iſt's, der Gnade mir gegeben.“

Rings welche Ruh! Voll Andacht hört
Ihn jedermann. — Doch plötzlich ſtört
Die Andacht eine rauhe Stimme.
Es tönt: „O ſchnöde Eitelkeit!
Man ſchwatzet, als ob weit und breit
In Köln allein der Funke glimme
Der Malerkunſt. Was geht ihr nicht
Nach Gent und Brügge, hohle Thoren?
Dort iſt ſeit kurzer Zeit das Licht,
Das Licht der echten Kunſt geboren.

„Hubert und Jan von Eyck, ſie ſind
Die wahren Künſtler. Jedes Kind
Im Niederlande kennt die beiden,
Sie zeigen euch kein Puppenſpiel,
Nicht ſteife Gruppen ſind ihr Ziel,
Die ſie in bunten Goldgrund kleiden.
Es iſt der Himmel ihnen blau,
Die Erde grün, und die Geſtalten
Entbieten Fleiſch und Blut der Schau —
Neu wird die Kunſt, fort mit dem Alten!“ —

Welch herbes Wort! Ein jeder ſucht
Den Sprecher! Walter von Abucht,
Des Künſtlers Feind iſt's, der im Hohne
Auflacht. Die Augen wirft er keck
Noch auf den Meiſter, der im Schreck
Erbebet vor des Spötters Tone.
Der ſchaut verächtlich noch zum Schluß
Auf Stephan's Weib und die Genoſſen,
Hohnlachend klingt ſein letzter Gruß —
Und raſch iſt er hinausgeſchoſſen.

Was hilft es, daß ſie tröſtungsreich,
Voll Anerkennung liebeweich
Dem Kranken gute Worte geben?
Er zagt und zittert — nicht für ſich —
Nein, daß ein Bube freventlich
Verhöhnt das reinſte Kunſtbeſtreben.
In einer Sänfte wird er bald —
Er iſt ſo ſchwach — nach Haus getragen —
Er ſagt — nun iſt er welk und alt —
Lebwohl den goldnen Schöpfungstagen.

Des Meiſters Tod.

An Thür und Fenſter lugt und raunt
Der Nachbarn Menge. Jeder ſtaunt,
Wie das geſchah! Denn durch die Gaſſe
Ziehn her im dunkeln Mönchsgewand
Barmherz'ge Brüder, an der Hand
Die Krankenbahr'. Es folgt die Maſſe
Neugieriger. An Sanct-Alban,
Vor Meiſter Stephan's ſtillem Hauſe,
Da halten ſie die Schritte an
Und treten in des Malers Klauſe.

Wie das geſchah? Er galt als Mann,
Der viele Schätze ſich gewann
Durch ſeine Kunſt. Auch weite Güter
Ließ ſeinem einz'gen Kind zurück
Herr Joſt, er handelte mit Glück
Und war des Erbes treuer Hüter.
Wie konnte denn mit einem mal
Einbrechen ſolcherlei Verderben,
Daß ſie den Meiſter ins Spital
Fortholen, fern dem Herd zu ſterben?

Wohl war er reich, jetzt iſt er arm.
Doch brachte nicht der Krankheit Harm
Ihm all die Noth. Die wüſten Zeiten
Des Kriegs verödeten das Land,
Daß überall der Wohlſtand ſchwand.
Wer darf ſich den Genuß bereiten
An edelm Kunſtwerk? Es ereilt
Die Armuth auch die Schüler alle,
Mit denen treu der Meiſter theilt,
Bis ſelbſt er ſtürzt in jähem Falle.

Lang gab er ihnen Speiſ' und Trank
Und Geld. Wohl wiſſen ſie's ihm Dank.
Er zeigt in gut und böſen Tagen
Die offne Hand, das treue Herz,
Bis er zu ſeinem tiefen Schmerz
Stumm lauſchen muß den herben Klagen.
Ach, ſeine Truhen ſtehen leer. —
Da ſind die Gläubiger zur Stelle,
Sie fordern laut, ſie drohen ſchwer,
Sie weichen nicht mehr von der Schwelle.

Bald zwinget ihn die harte Noth,
Auf ſchnöd' und niedriges Gebot
All ſeine Habe fortzugeben.
Ach, ausgeboten wird ſein Haus,
Wo jahrelang er ein und aus
Gegangen, wo ſein hohes Streben
In heil'gen Weiheſtunden hell
Zur höchſten Blüte ſich entfaltet,
Wo mit dem Meiſter der Geſell
In regem Wettkampf einſt geſtaltet.

Und nun — wer hätt' es je geglaubt? —
Fehlt alles ihm, das müde Haupt
Zur letzten Ruhe hinzulegen.
Der kranke Mann wird fortgebracht
Der Stätte fern, wo ihm gelacht
Ruhm, Liebe, Luſt und Gottesſegen.
Es tragen ihn in das Spital
Die Mönche auf der Armen Bahre.
Eliſabeth folgt voller Qual —
Der tiefſte Schmerz erwuchs dem Paare.

Dem Paar, das einſt voll Seligkeit,
Voll Hoffnung für die Lebenszeit
Sich in der Kirche dort verbunden
O Gott, da ahnten beide nicht,
Daß all das ſüße Himmelslicht
In lauter düſtre dunkle Stunden
Sich wende. Einſt in Sonnenglut
Und jetzt in nächt'gen Finſterniſſen!
So hoch ſtand keinem ſonſt der Muth,
So wund iſt jetzt kein Herz zerriſſen!

Im Armenhauſe ſiechet heut
Der Mann, der alle Welt erfreut,
Erquickt, entzückt, wie Huld und Gnade
Aus Fürſtenhand es nimmer thut,
Wie goldne Schätze, weites Gut
Uns nie erhebt auf unſerm Pfade.
Er hat aus ſeines Geiſtes Quell,
Aus Gott, erhoben und begeiſtert,
So wunderreich, ſo himmelhell,
Gelehrt die Menſchheit und gemeiſtert.

Und dennoch ward er von der Welt,
Die ihn im Glücke hochgeſtellt,
In ſeinem Unglück ſchnöd vergeſſen.
Den die Bewundrer einſt umdrängt,
Wer ſucht ihn auf, der jetzt beengt
Im armen Kämmerlein geſeſſen
Und auf dem harten Bette lag?
Das Siechthum iſt es nicht alleine,
Es grämt noch mehr ihn Nacht und Tag
Die Welt mit ihrem falſchen Scheine.

Undank der Welt, wie peinigſt du! —
Vergebens ſpricht zu Fried' und Ruh
Eliſabeth mit holdem Munde —
Auch ſie gibt ſtille Sorg' und Pein
Dem Kranken. Ach, der Roſenſchein
Der Wangen ſchwand. Im Herzensgrunde
Erloſch die helle Heiterkeit.
Sie wankt und ſchwanket wie ein Schatten.
Es glaubet ſie dem Tod geweiht
Wer ſie erſchaut, gleich ihrem Gatten.

Nur ſelten tritt ins Kämmerlein
Ein einſamer Beſucher ein,
Es ſchleicht zuweilen ſcheu befangen
Ein Schüler in der Dämmrung an —
Und zagt, der nicht erſtatten kann,
Was er vom Meiſter einſt empfangen.
Auch Schiffer Konrad bleibet treu,
Der Stephan einſt nach Köln geführet,
Er kommt mit Tröſtung immer neu
Zum Meiſter, den die Treue rühret.

In ſeinen guten Stunden ſitzt
Der wol am Tiſch, dann webt und blitzt
Er noch im Geiſte von Geſtalten.
In Waſſerfarben zierlich fein
Auf Pergament die Schilderei'n,
Wie weiß er hold ſie zu entfalten!
Erinnerungen alter Zeit,
Sie glänzen in den Gruppen wider,
Er legt ſie Bild an Bild gereiht
Zu einem Andachtbüchlein nieder.

Nun liegt vor ihm das letzte Blatt,
Das er mit Fleiß vollendet hat,
Da klopft es plötzlich an der Pforte.
Wer kommt? Raſch in die Stube tritt
Mit offnem Blick, mit leichtem Schritt
Ein Fremder. Ach, er ſtockt im Worte,
Und es erblaßt ſein Angeſicht
Vor Stephan's abgehärmten Mienen
Und ſeines Weibs. Im Augenlicht
Iſt eine helle Thrän' erſchienen.

Doch ſtreift ein leiſer freud'ger Glanz
Des Meiſters Antlitz. „Das iſt Hans
Von Memmingen“, ſo ruft er leiſe
Und reichet ihm die magre Hand.
„Du warſt, da ich im Leben ſtand,
Der Liebſte mir im Schülerkreiſe.
O ſprich, was trieb dich von mir fort?
Wo biſt du all die Zeit geweſen?
Du dachteſt mein am fernen Ort,
In deinen Zügen kann ich's leſen.“

„Wie ſollt' ich je vergeſſen ſein
Des höchſten Meiſters, welcher rein
Und edel mir den Pfad gewieſen!“
Bricht aus der Jüngling tiefgerührt.
„So wie Ihr ſchuft und uns geführt,
Das wird in alle Zeit geprieſen.
Ihr gabt dem deutſchen Vaterland
Die echte Kunſt zum Eigenthume.
Vom Nordſeeſtrand zum Alpenrand
Allwärts ſteht Ihr im höchſten Ruhme.

„Ich war dabei als der Aducht,
Euch tief gekränkt — er ſei verflucht! —
Und leugn' es nicht, es ſtieg im Geiſte
Der Zweifel peinigend empor,
Daß Brügge jetzt in höherm Flor
Als Köln, auch höh're Werke leiſte.
Da trieb mich's, wie's im Herzen brennt,
Den neuen Meiſtern zuzuwandern,
Antwerpen ſah ich, Brüſſel, Gent
Und Brügge auch im reichen Flandern.

„Wohl haben voller Glück und Kraft
Hubert und Jan van Eyck geſchafft,
Errichtend herrlich hohe Werke.
Sie lauſchten traulich der Natur,
Nachbildend friſchen Lebens Spur,
Drin gipfelt ihres Schaffens Stärke.
Doch keiner hat, wie Ihr ſo licht,
Zugleich in dieſem Erdenleben
Geſehn des Himmels Angeſicht.
Drum ging nach höherm Ziel Eu'r Streben.

„Sie riefen voller Herrlichkeit
Ins Leben eine neue Zeit
Im Nachbarland. Nun ruhen beide
Im Grab, geehrt, berühmt, beklagt.
Das Licht, das ihnen hat getagt,
Läßt leuchten Rogier van der Weide
Der Gegenwart. Ich nenn' ihn gern
Mit Euch den höchſten aller Geiſter,
Doch, ſcheint er mir ein großer Stern,
Ihr ſeid doch größer, edler Meiſter.

BAYERISCHE

„Und ſo erkennt er ſelbſt Euch an.
Wie hat's dem Herzen wohlgethan,
Daß er es that. In manchen Stunden
Saß ich bei ihm im ſtillen Haus,
Unmüde fragt' er da mich aus,
Nie ward er ſatt der neuen Kunden
Von Euch. Er rief: «Der beſte Mann,
Der Meiſter Meiſter in den Landen,
Den je die deutſche Kunſt gewann,
Iſt uns in Stephan auferſtanden.»

„«Ich wiederhole dir das Lob,
Das ihm Hubert und Jan erhob,
Die großen todten Kunſtgenoſſen.
Wir ſahn nur ſelten ein Gebild
Von Stephan's Hand, doch dem Gefild
Des Himmels ſchien er uns entſproſſen,
Von Gottes Hauch ſchien uns durchweht,
Was vor die Augen uns getreten.
O Paradieſes Majeſtät!
Wir mußten weinen, mußten beten.»

„So ſprach er, und beſchämt zurück,
Kehrt' ich zu Euch, in jedem Stück
Aufs neu' zu folgen Euren Lehren.
Ach ſchlimme Kunden trafen mich —
Ihr arm und krank, der königlich
Im Reich der Künſte ſteht in Ehren! —
Doch keine Klage! Folget mir!
Wie freut mich's Eure Lehr' zu lohnen,
Ich kauft Eu'r Haus. Ihr beide, ihr
Müßt bei dem treuen Schüler wohnen!" —

Der Jüngling ſchweigt. Ein ſeltſam Licht
Geht durch des Kranken Angeſicht.
Er ſpricht: „Gott ſei allein die Ehre —
Jetzt ſterb' ich gern.“ — Das Auge geht
Dann ſchmerzlich zu Eliſabeth.
Er neigt das Haupt. Reif iſt die Aehre —
Der Athem ſtockt, ach, er iſt todt.
Wie liegt er ſchön in ſeligem Frieden,
Umſtrahlt von roſ'gem Abendroth! —
Er iſt, ein großer Mann, geſchieden.

Sie legen in der Frühlingsluft
Die edle Leiche in die Gruft
Bei Maienhauch und Lerchenſange.
Bald welkt das gute Weib ihm nach,
Doch der zeitlebens von ihm ſprach,
Der rüſtet ſich zu neuem Gange
Ins Niederland, wo voller Glanz
Die Künſte hohe Flüge nahmen.
Man nannte ihn den deutſchen Hans,
Hans Memlinc hieß er auch mit Namen.

Johann von Werth.

An Karl Friedrich Leſſing.

Mein alter Freund, ſchau' her, ein Bild!
Ich hab's gemalt. Im Rheingefild
Wuchs auf mein Held Johann von Werth.
Mit derbem Muthe, ſcharfem Schwert
Hat er, ſo Herz wie Haupt voll Brand,
Gegeben ſich dem Vaterland.
Dem Kaiſer und dem Reiche treu
Stob in den Kampf er ſtets aufs neu'
In Kriegen, die mit dreißig Jahren
Wüſt durch die Heimat hingefahren.

Du kennſt die wilde, rauhe Zeit;
Du haſt ihr ſelber einſt geweiht
Den Künſtlergeiſt. Ich ſah manch Blatt,
Das deine Hand geſchaffen hat,
An deinem Herd. Hier eine Schlacht,
Dort eine kühne Reiterwacht,
Hier ſpähend Volk im Waldverſteck,
Dort Ueberfälle dreiſt und keck!
Ich habe drauf den Geiſt gerichtet,
Als ich das Lied vom Werth gedichtet.

Und auch an dich hab' ich gedacht:
Du ſchöpfeſt immer aus dem Schacht
Des deutſchen Volksthums treu und ſtark;
Die Thaten voller Kraft und Mark,
Die einſt der Stamm der Heimat ſchuf,
Die Männer, deren Ruhm und Ruf
Hell klingend in die Zeit getönt,
Haſt du durch hell Gebild verſchönt,
Du thateſt es als deutſcher Meiſter:
Rings danken dir die deutſchen Geiſter.

Oft wollt' ich ſchon ein Lied dir weihn,
Mein lieber Freund! Dies Lied ſei dein!
Ein ſtarker Ton paßt deinem Pfad:
Du liebeſt kühne Männerthat,
Hier haſt du ſie aus einer Bruſt
Voll echter treuer Heimatluſt!
Gott geb', daß mir der Sang gerieth!
So nimm dies deutſche Heldenlied!
Leb' wohl! und bleibe mir gewogen
Gleichwie in Zeiten, die entflogen!

Köln, 1. December 1857.

W. M.

Erſtes Stück.

Es war am hohen Waldesrand,
Der Schwaben trennt vom Frankenland,
Da brannte durch die dunkle Nacht
Das Feuer einer Reiterwacht,
Und ſeltſam flackernd ging der Schein
Hier wieſen-, waldwärts dort hinein.
Hier zeigt er weitgedehnte Auen
In nebelhaftem Wintergrauen,
Dort kahler Eichen Stämm' und Aeſte.
Es ruhten drunter bärt'ge Gäſte,
Von Pelz verhüllt, in Schlaf verſenkt.
An Zügeln, die der Reiter lenkt,
Sind Roſſe angezäumt den Bäumen;
Sie ſchnaufen oft gleichwie in Träumen.
Des Obriſt Zelt ſteht in der Ferne.
Am Himmel leuchten kalt die Sterne.

Und herrſchet rings auch nächt'ge Ruh,
Am Poſten geht es luſtig zu.
Es hocken um das warme Feuer
Die Kinder wilder Abenteuer,
Die von des Krieges Sturm und Wind
Zuſammen hier gewürfelt ſind;

Verwettert Volk! Wirr iſt das Haar,
Gebräunt die Haut, die Blicke klar,
Keckfriſch der Mund, kehlrauh die Töne.
Das ſind des Krieges wilde Söhne.
Auch jagen die zerzauſten Trachten:
Sie ſchlugen ſich in manchen Schlachten.

Der eine wärmt ſich Fuß und Hand,
Der andre ſchürt den Kohlenbrand
Mit ſeiner Pik'. Der dritte brummt,
Das Schwert abwetzend. Jener ſummt
Ein friſch tollkühn Soldatenlied.
Und dieſer kommt und jener zieht.
Hallo! auf einmal brauſt es laut.
Ein Rudel Burſche wird erſchaut,
Die bringen Beute Pack auf Pack.
Was quiekt denn grunzend in dem Sack?
Ein Ferkel iſt's zum leckern Schmaus.
Die andern holen Brot heraus
Und Käſ' und Eier zu Genügen.
Roth funkelt Wein in hohen Krügen.
Das alles borgten ſie beim Bauern,
Lang mag er auf die Rückgab' lauern.
Schau', in den Pickelhauben blinkt
Der Wein, den jeder ſchnalzend trinkt.
Dann lodern kniſternd auf die Flammen.
Das ſchmort und backt und brät zuſammen.
O trefflich ſaft'ge Feldwachtküche!
Den Schläfern ſteigen die Gerüche
Zur Naſe ſelbſt im tiefen Traum.
Da füllt ſich immer mehr der Raum
Am Feuer an; denn Wein und Braten
Die locken mächtig den Soldaten.

Bald iſt geſtillt die erſte Gier,
Da ruft es dort, da ruft es hier:
„Hei, die Rekruten muß man loben,
Denn ſie beſtanden ihre Proben!
Den Imbiß ſchafften ſie zur Stund'.
Wachtmeiſter Fix, thut auf den Mund
Und von dem Obriſt meldet ihnen,
Bei deſſen Fahne ſie jetzt dienen.“
Fix, der beiſeite ſaß im Rauch
Der kleinen Pfeif' — ſo iſt's ſein Brauch —,
Steht auf und nähert ſich dem Schwarm.
Seltſam, ihm fehlt der linke Arm,
Doch geht's zum Kampf, ſo ficht der rechte.
Sein Rößlein ſchult' er zum Gefechte.
Es trägt ihn ohne Zaum und Zügel,
Die Schenkel lenken feſt im Bügel.
Schlau lächelnd tritt er in den Kreis,
Trinkt aus dem hohen Krug mit Fleiß,
Er ſtopft und brennt ſich an die Pfeife
Und dampfet runde Wolkenreife;
Aufs Rauchen iſt er ſo bedacht,
Er raucht ſogar im Sturm der Schlacht.
Jetzt läßt er in der Krieger Glieder
Auf einem Sattel ſtill ſich nieder.

Dann hebt er an: „Kreuzſchwerenoth!
Geht es zum Leben, geht's zum Tod,
Wir ziehen mit Johann von Werth.
Das iſt der Mann mit Pferd und Schwert,
Dem nie ein Reiter glich noch gleicht,
So mancher jetzt die Welt durchſtreicht.
Er iſt der Führer unſrer Schar,
An Schnelligkeit gleich wie ein Aar,

An Kraft und Stärke wie ein Leu,
Wie lacht ſein Herz ſo froh und treu!
Sein Willen iſt ſo feſt wie Eiſen! —
Reſpect! den wollen wir beweiſen:
Er lebe hoch!“ — Und rings entfährt
Den Kehlen: „Hoch Johann von Werth!“

Sie trinken all. Der Alte wiſcht
Den Schnurrbart ab, und neu erfriſcht
Beginnt er alſo: „Glaubt es nicht,
Was vornehm Volk hochnäſig ſpricht:
Der Obriſt ſei von altem Adel.
Es war ein Bauer ohne Tadel,
Sein Vater, der aus Friesland kam
Und ſeinen Sitz am Rheine nahm,
Denn treu hielt er am alten Glauben,
Den ſie daheim ihm wollten rauben.
Ich habe ſelbſt den Mann gekannt:
Zu Büttgen in dem jülicher Land
Setzt' er mit Weib und Kind ſich feſt.
Ich kam zur Welt in jenem Neſt.
Kam dort der Bub' ins Leben an,
Hat er ſchon mitgebracht den Jan,
Ich weiß es nicht. Den Kinderſamen
Beſiebt man — doch wer kennt die Namen?
Der Alte hatte ſeine Noth,
Gott gab ihm ſpärlich täglich Brot,
Doch wuchſen prächtig in der Rund'
Die Burſchen fröhlich, friſch, geſund.
Johann zumal gedieh an Wuchs.
Stark wie ein Wolf, klug wie ein Fuchs
War er von Sorte ſondergleichen
Mit Schalkenſtücken, Schelmenſtreichen.

Doch ward er bald von Haus gethan.
Es ſteht die Burg von Schlenderhan
Unfern der Erft am Hügelhang,
Dort wohnen lange Jahre lang
Die Freiherrn Frentz. Jan kam aufs Gut
Und übte dort die Schweinehut.
So fand er rings in Wald und Heide,
In Hof und Stall, auf Feld und Weide,
Von Welt und Leben abgeſchieden,
Viel gute Tage voller Frieden.
Nur manchmal klopft ihm auf das Blut,
Es ſteigt ihm in den Kopf die Glut,
Das iſt, ſieht er das ſchlanke Gretchen,
Potz Blitz, ein ſauber luſtig Mädchen!

„So hat er, was ſein Herz begehrt.
Nun brachte man der Zeit ein Pferd
Zum Ankauf nach der Freiherrn Gute,
Es war 'ne junge ſchwarze Stute,
Von feſten Gliedern, ſchlankem Wuchs,
Ihr Aug' war Feuer, und wie ein Luchs
War ſie unbändig, wild und ſtark,
Gleich Blitzen zuckt es ihr im Mark.
Doch leider konnt' ſie keiner zähmen,
Es mocht' in Acht ſich jeder nehmen.
Sie keilte, biß und ſchlug im Kreiſe,
Drum ſtand ſie auch gering im Preiſe.
Wer kaufet, was unbrauchbar iſt?
Da bot der Werth ſich an zur Friſt:
«Gebt mir das Roß, ich krieg' es klein!»
Und muthig ſprang er drauf hinein
Und traf's am Haupt. Da taumelt's hin,
Dann aber ſchwang mit kühnem Sinn

Der wackre Burſch ſich auf den Rücken,
Und ſieh, es folgt' in allen Stücken,
Durch ſeiner Schenkel Kraft gelenkt.
So kauft's der Freiherr. Schier geſchenkt
War ihm das Thier. Doch in die Pflege
Nahm es der Werth jetzt allerwege.
Fortuna nannte man das Roß,
Als man es an die Kette ſchloß.
Zwar durfte ihm kein andrer nahn,
Sonſt fühlt' er ſeinen Huf und Zahn,
Doch folgt's dem Jungen wie ein Hund
So zahm und fromm zum Ackergrund,
Zu Wald und Heid'! Und ſchlecht und recht
Ward nun der Werth ein Pferdeknecht,
Der hier am Pfluge, dort am Wagen
Viel Segen in das Haus getragen.
Auch wuchs im Anſehn er der Mädchen,
Zumal ſtach er ins Aug' dem Gretchen.

„Indeß tobt' auf des Krieges Wuth;
Im Reiche gab es Mord und Blut.
Der neue Kaiſer Ferdinand,
Der treu zum alten Glauben ſtand,
Rief Fluch und Bann den neuen Chriſten,
Den Luther'ſchen und Calviniſten.
Da kam gar ſchlimme Jagd den Ketzern,
Die aber ſpielten Trumpf den Hetzern.
In Böhmen, Schleſien, Ungarn, Mähren
Begann im Volk ein furchtbar Gären,
In Pommern, Brandenburg und Sachſen
Sah man den rothen Aufruhr wachſen.
Es ſengte durch das deutſche Land
Entſetzlich wüſter Kriegesbrand.

Von Oſt zum Weſt, von Süd zum Norden
Hinzogen wilde Streiterhorden.

„So ritt zur Schmiede einſt ſein Pferd
Ins nahe Dorf Johann von Werth.
Wie ſeltſam ſchlug ihm auf das Herz,
Als er, umhüllt von blankem Erz,
Kriegshaufen ſah in voller Wehr!
Sie waren von Spinola's Heer,
Des Spaniers, der mit ſeinen Haufen
Nach Deutſchland ging, ſich dort zu raufen
Im Dienſt des Reichs. Das war der Mann,
Der ſchweigend ſprach im Heeresbann,
Der ſah, wenn er das Aug' geſchloſſen,
Der wachte für die Kriegsgenoſſen
Im Schlafe ſelber. Hei, wie zogen
Fußvolk und Reiter kühn verwogen
In Wams und Panzer, Helm und Hut,
Mit Büchſ', Hellbarde, Degen gut,
Mit weh'nden Federn, fliegenden Fahnen
So leicht und hell durchs Thal die Bahnen,
Indeß der Morgenſonnenſchein
Blitzt' auf die Krieger leuchtend ein!
Fortuna wieherte wie toll,
Da nun auch Feldmuſik erſcholl.
Sie ſprang und tanzte bei dem Stück.
Solch Leben, meint der Knecht, welch Glück
Beim Klang von Pfeife und Trompete!“
Der Jan vergaß ſchier ſeiner Grete,
Es brennt ſein Blut, aufſtrebt ſein Haar,
Ihm iſt, er müßte mit der Schar.

„Doch ſieh, der Obriſt mit dem Troß
Lenkt auf das ſchlenderhaner Schloß

Und heiſcht Quartier. Fort zog die Ruh,
Bald ging es toll, buntſcheckig zu.
Die Hauptleut' ſetzten ſich zu Tiſch.
Der Freiherr bot Wein, Wildpret, Fiſch.
Soldaten lärmten beim Geſind'
In Stub' und Stall. Es war ein Rind,
Ein Schaf, ein Schwein noch kaum genug,
Zu ſättigen den reiſ'gen Zug.
Dann ward geſungen und geſcherzt,
Den Mädchen ſtellten keck beherzt
Die fremden ſchwarzen Burſche nach.
Nie ſah die Burg noch ſolch Gelag.
So fand den Lärm Johann von Werth,
Der aus der Schmiede war gekehrt.
Als er das Roß zu Stall gebracht
Und ihm die Streu zurechtgemacht,
Gelüſtet's ihm nach einem Schmatz,
Er ſucht im Kuhſtall ſeinen Schatz.

„Was ſchaut er dort? — Zehn Reitersknechte
Sind mit der Grete im Gefechte.
Sie kämpfen all um einen Kuß.
Es wehrt die Maid ſich, wie ſie muß.
Backpfeifen waren da nicht theuer,
Sie kratzt und beißt. Doch Oel ins Feuer
Gießt nur der Dirne deutſcher Trutz;
Denn Weiberkraft iſt nimmer nutz
Vor zehnfach kräft'gem Männermuth.
Ach, ſie erliegt! Da faßt die Wuth
Den ſtillen Freier Jan von Werth,
Der zornig in die Burſche fährt,
Sich ſelbſt nicht kennend, faßt er an
Und ſchleudert wuchtig Mann für Mann

Raſch durch die offen ſtehende Thür.
Wie kommt denn all das Volk herfür,
Das zuckend, zappelnd mit den Armen
Und Beinen flügelnd ohn' Erbarmen
Zum Hofe fährt in kurzer Friſt? —
Zehn Reiter liegen auf dem Miſt.

„Der Obriſt, der am Fenſter ſtand
Und alles ſah, kam hergerannt
Und tobt und flucht. Dann ſtaunt er an,
Daß einer all dies Werk gethan,
Und denkt, den Burſchen möcht' er werben,
Der ſollt' ihm manchen Feind verderben
In Wald und Heid'. Gedacht, gethan!
Er fordert auf den ſtarken Jan,
Mit ihm ins deutſche Reich zu reiten
Und für den Kaiſer dort zu ſtreiten.
Doch Werth, dem noch der rothe Zorn
Im Blute kocht, trifft wie ein Dorn
Des Kriegers Wort. Er rufet laut:
«Eu'r Volk iſt auch das rechte Kraut!
Glaubt Ihr, ich ſei ſchon ſo verſunken?
Ich paſſe nicht zu den Halunken.
Auch bin ich nicht nach Krieg begehrlich,
Ich bleib' im Land und nähr' mich ehrlich.»

„Doch als mit Sang und Klang die Schar
Abends zum Rhein gezogen war,
Ging in den Klee die Gret' hinaus,
Sie holte Futter für das Haus.
Nachſchlich der Werth, ein täppiſcher Junge.
Als er ihr naht, klebt auf der Zunge
Das Wort ihm feſt. Sie fragt im Scherz:
«Was willſt du?» Und ihm kam ein Herz.

Er ſtottert: «Dich will ich zum Weib!»
Sie lacht: «Das wär' ein Zeitvertreib!
Du grüner Burſch zählſt neunzehn Jahr,
Ich einundzwanzig auf ein Haar.
Du biſt nichts, haſt nichts! Kurz und recht,
Ich mag auch keinen Pferdeknecht!»

„Werth war's, als ſchläng' der Grund ihn ein,
Als ſchlüg' der Blitz ihm ins Gebein,
Dann ſprang er ſpornſtreichs fort und rannte
Zum alten Schloſſe. Jähzorn brannte
Im Haupt, ihm war das Herz zerriſſen.
Beim Mahle aß er keinen Biſſen,
Und als die Schar der Knechte ſchlief,
Schnürt er ſein Bündel raſch und lief
Zum Stall und kettet los ſein Roß,
Mit dem er in die Weite ſchoß
Nach Köln, hindurch die ſchwarze Nacht,
Und als der Morgen roth erwacht,
Zieht er durchs Thor, durchfragt die Gaſſen,
Um nicht die Spanier zu verpaſſen.
Der Obriſt hatte ſein Quartier
Im Kümpchenhofe: «Ich bin hier!»
Rief Werth ihm zu. Der ließ ihn ſchwören,
Dem Reich und Kaiſer zu gehören.
Dann ward das richt'ge Werbegeld
In blankem Gold ihm zugeſtellt.
Das ſandt' dem Freiherrn auf dem Schloß
Der Werth als Zahlung für das Roß.
Bald ſtand mit Waffen er bewehrt:
Ein Reiter war Johann von Werth.

„Da ging ihm erſt das Leben auf,
Da fing erſt an ſein Lebenslauf.

Wie wir hier all zuſammen ſind,
Ward er des Krieges luſtig Kind.
Denn wenn die Welt der Sturm durchweht,
Daß wild es drunter und drüber geht,
Denn wenn ſein Gut von Tag zu Tag
Der Menſch nicht ſein mehr nennen mag,
Da zieht der echte Kerl hinaus,
Da wird ein leichtes Zelt ſein Haus,
Da wird ſein Stuhl ein raſches Pferd,
Und Pflug und Werkzeug wird das Schwert.
Sein Feld iſt Gottes Wald und Hecke
Und ſeine Kirch' des Himmels Decke.
Da muß mit ſeinem blanken Eiſen
Der Mann ſich recht als Mann beweiſen!

„Es blieb Spinola in der Pfalz.
Dem Werth ſchmeckt in der Ruh' kein Salz,
Er ritt, um träge nicht zu feiern,
Mit ſeinem Roß zu Max von Baiern,
Dem Liga-Haupt; das iſt der Bund,
Der glaubenstreu zum Papſte ſtund
Und feſt an Reich und Kaiſer hielt.
Nun hat nach Böhmen ihn geſpielt
Das Los des Kriegs. Ihr wißt, es lag
Herr Friedrich von der Pfalz zu Prag.
Er war dort König einen Winter.
Doch war bei Gott nicht viel dahinter
Als Hochmuth, Wind und Eitelkeit.
Er hat entfacht den heißen Streit,
Um mit dem Scepterchen zu ſpielen.
Das dauert kurz. Liguiſten fielen
Ins Land ihm. Tilly hielt die Spitze.
Ha, welch ein Mann! — Wie glühe Blitze

Floß aus den Augen mächtig Licht,
Gelb ſchien ſein dürres Angeſicht,
Spitz war ſein Bart ſeltſam verzwickt,
Auf breitgekrämptem Hute nickt
Ihm eine rothe Hahnenfeder.
Sonſt war er ſchwach. Nicht 'mal von Leder
Trug er das Wamms. Es ſchlafft' ihm grün
Am welken Leib. Doch hielt er kühn
Und ſicher ſtets im Schlachtgewimmel
Auf ſeinem kleinen, magern Schimmel,
Im Gurt ein roſtiges Piſtol.
Er ruhmt als Junggeſell ſich wol,
Daß niemals er ein Weib berührt,
Daß nie ihn Durſt zum Wein verführt,
Daß nie er eine Schlacht verloren. —
Auf Böhmens Thron ging's mit dem Thoren
Gar bald zu End'. Ihm hat die Schlacht
Am weißen Berg ein End' gemacht.
In dieſer Schlacht da lacht das Glück,
Da that der Werth ein Meiſterſtück,
Da fing er aus dem fliehenden Troß
Sich einen Obriſt hoch zu Roß,
Und band ſo Hand wie Fuß mit Riemen
Dem Wüth'gen, das gab blut'ge Striemen,
Legt übern Sattelknopf ihn quer
Und ritt zurück zum Siegesheer,
Wo er ihn vor den Tilly brachte.
Der alte, magre Feldherr lachte
Und hat Johann von Werth zur Hand
Wachtmeiſter allen klar genannt.

„Bald war aufs neu' der Teufel los.
Es wuchs ein Ketzeraufſtand groß

Und hell in Oberöſterreich.
Da übte manchen tollen Streich
Das wilde Landvolk. Ja, die Stiere
Und Bauern ſind dieſelben Thiere.
Doch ſchlugen ſie ſich, das iſt wahr,
Wie eine rothe Höllenſchar;
Gewehr und Stahl war nicht ihr Schlägel,
Sie hieben nur mit Senſ' und Flegel.
Der Fadinger war lang ihr Mann,
Dann führte Wiellinger ſie an,
Zuletzt befehligt der Student.
Ich ſeh' noch, wie das ſengt und brennt
Und mordend ſtürmt. Um zog der Tod,
Die blanken Ströme floſſen roth.
Wir ſtanden unter Pappenheim.
Der trug in ſich den Kriegerkeim,
Als er zuerſt ins Licht geſchrien.
Zwei blut'ge Striemen ſchmücken ihn,
Ausſehn ſie wie gekreuzte Degen.
Und reitet er im Kugelregen,
Da blitzen ſie ihm auf der Stirn,
Brand iſt ſein Herz und Feuer ſein Hirn.
Doch kaum vermocht' er auszuhalten
Der Bauern fürchterlich Gewalten,
Zumal wenn der Student ſie führte
Und ſie zu wildem Raſen rührte,
Bis ihm Johann von Werth im Ritt
Das freche Haupt vom Rumpfe ſchnitt.
Da war zerſtört die Kraft der Bande,
Dem Kaiſer huldigten die Lande.
Da hat der Wachtmeiſter erhalten
Ein Fähnlein für ſein Schädelſpalten.

„Kaum ruht' am Donauſtrom der Streit,
Da ging's ins rheiniſche Gebreit,
Es ſcheute Hollands Republik
Der deutſchen Ketzer ſchlimm Geſchick.
Sie ſparte drum nicht Gut noch Geld.
Den Mansfeld ſchickte ſie ins Feld
Aufs neu' für Friedrich von der Pfalz.
Teufel, das war ein Wagehals
Voll Kraft und Liſt! Jüngſt todeskrank,
Ging er noch aufrecht. Als er ſank,
Geſchah's in voller Kriegeswehre,
Als käm' des Schlachtentodes Ehre.
Gott gnade ihm! — Ihm ſchloß ſich an
Sogleich der tolle Chriſtian
Von Braunſchweig. Zwanzig Jahre alt,
Da wollt' der Burſche mit Gewalt
Ein lutheriſcher Biſchof ſein
Zu Halberſtadt. Doch hieß es: Nein!
Und als der Kaiſer ihm's verſagt,
Da iſt er in den Krieg gejagt.
Er raubt' und plündert' in Weſtfalen.
Herr Gott, wie ſeine Leute ſtahlen
In Kirch' und Kloſter! Paderborn,
Das fühlte arg des Grimmen Zorn.
Der heilige Liborius
Stand dort im Dom in einem Guß
Von purem Gold, ſchier achtzig Pfund,
Den küßte gleich der Schelm am Mund
Und nahm ihn mit. Zu Münſter drauf
Fand zwölf Apoſtel er zu Hauf
Von Silber ſchwer auf den Geſtellen,
«Fort!» rief er, «müßige Geſellen,
Geht predigen in alle Welt!»
Er ſchlug aus dem Metall ſich Geld,

Drauf ſieht man, wie's im Lichte ſcheint,
Klar: «Gottes Freund, der Pfaffen Feind!»
Geheim ſtand mancher Fürſt zum Bund,
Der Heſſe that's nicht offen kund,
Doch ſah man ihn durch Weimar-Sachſen
Und Baden-Durlach mächtig wachſen.
Das Kämpfen folgte bald dem Schimpfen.
Der Tilly ſchlug bei Weinsberg, Wimpfen
Und Höchſt das Ketzerheer aufs Haupt,
Das fliehend bis nach Frankreich ſchnaubt.
Zwar ging's uns dort bei Fleury ſchlecht,
Doch in der Velau ging es recht.
Ward mir auch drin der Arm zerſchoſſen,
Wir trieben's muthig unverdroſſen.
Es iſt bei allen dieſen Thaten
Dem Werth manch kühnes Stück gerathen;
Weshalb die Herrn nach manchen Schlachten
Den Bauern zum Rittmeiſter machten.

„Doch blieb der Feind noch immer ſtark.
Herr Chriſtian von Dänemark
Brach plötzlich in das deutſche Reich.
Die Proteſtanten ſtanden gleich
Zu ihm geſchart. Der Tilly ging,
Daß er die Herrn im Nord empfing;
Bei Stadtloo, Lutter tobt' es los,
Vor der Liguiſten Hieb und Stoß
Zerſtob der Feind. — In jener Zeit
Da ſtrahlte auf im heißen Streit
Ein neues Licht vom hellſten Schein.
Das war der Albrecht Wallenſtein,
Ich ſah ihn ſelber oft im Lager,
Er iſt von Gliedern lang und hager,

Gelb, finſter, grimm iſt ſein Geſicht
Und ſtechend ſeiner Augen Licht,
Die Stirn iſt hoch, die Haare ſteigen
Roth ſtruppig auf. Sein Wort iſt Schweigen.
Man ſagt, er habe viel ſtudirt
Und ſelbſt mit Geiſtern converſirt,
Man ſagt, er leſe in den Sternen,
Wie's ſteh' in Nähen und in Fernen.
Man ſagt auch, — ſtehe Gott uns bei! —
Daß er verſteh' die Zauberei,
Er ſei im Bund mit ſchwarzen Mächten
Und wiſſ' das Kriegsglück feſt zu flechten
An ſeine Fahnen. Sie beſchwören,
Den Hahn könn' er nicht krähen hören. —
Gleichviel, er iſt ein Mann des Kriegs,
Ein Mann des hellen heitern Siegs.
Und er iſt reich. Ertönt ſein Wort
Und klingt ſein Geld, dann ſtrömt es fort
Von luſt'gen kühnen Abenteuern,
Die all zu ſeinen Bannern ſteuern.
Er wiegt ſogar den Kaiſer auf,
Denn wer mit ihm beſchließt den Kauf
Und trotzig, wild und hurtig iſt,
Ob Bauer, ob Edelmann, dem mißt
Er gutes Maß. Den Pferdeknecht
Macht er zum Obriſt, ficht er recht.
Fortuna heißt ſein Sprüchlein fein!
Er ſoll Patron uns immer ſein.
Und dieſer Mann vom luſt'gen Glück
Kam aus dem Türkenkrieg zurück.
Bald ſtanden ſechszigtauſend Mann
Erzfeſtes Volk in ſeinem Bann.
Da hatt' der Mansfeld bald den Reſt,
Es ging der Däne heim ins Neſt.

Man konnte Stralſund zwar nicht nehmen,
Doch mußte ſich der Feind bequemen,
Allwärts den Frieden abzuſchließen.
Man hörte Freudenſchüſſe ſchießen,
Tedeum ſingen, Glocken ſchallen,
Und weiße Fahnen ſah man wallen.

„Viel Ehr', viel Feind! Viel Ruhm, viel Neid!
Bald kam dem Wallenſtein das Leid:
Er ward verläſtert giftig ſchnöd.
Die Fürſten, ſonſt ſo zaghaft blöd,
Sie wurden mächtig, ihn zu ſtürzen.
Sie fürchteten, er möchte kürzen
Die Scepterchen ſowie die Krönchen
Der vaterlandvergeſſnen Söhnchen,
Und alle Macht und Herrlichkeit
Dem Kaiſer bringen heim zur Zeit.
Ja, Proteſtanten, Katholiken,
Die wollten ihn zum Satan ſchicken.
Zu Regensburg auf dem Convent
Nahm er auch bald ein elend End'.
Abſetzung traf den Wallenſtein,
Ins heimiſche Böhmen zog er ein.
Wie war das leid Johann von Werth!
Der Friedland hatt' ihn doch geehrt.
Was half das Grollen? Es hieß reiten
Und, kam's dazu, aufs neu' zu ſtreiten.

„Bald kam's dazu. Am Oſtſeeſtrand
Da ſtieg ein Schwedenheer ans Land,
Herr Guſtav Adolf war ihr Leiter.
Bei Gott, der iſt ein hoher Streiter.
Groß ſteht ſein Leib, ſein Anſtand mächtig,
Die blauen Augen glänzen prächtig,

Sein blondes Haar iſt wie von Flachſen,
Und muthig iſt ſein Herz gewachſen.
Er heißt der Leu aus Mitternacht,
Goldkönig auch. Groß war die Macht,
Die er geübt in einem Sommer.
Den Mecklenburger und den Pommer
Gewann er gleich Beim Brandenburg
Und Sachſen ſchlug ſein Anſehn durch.
Und Frankreich ſchickte Gelder gleich,
Daß er zerbrech' das deutſche Reich.
Was that's? Der Tilly nahm zum Ziel
Sich Magdeburg. Die Feſte fiel
Und ward zu Aſch' und Schutt verbrannt.
Da ſchäumte erſt der Proteſtant,
Jetzt lohten erſt des Haſſes Flammen!
Die Ketzer thaten ſich zuſammen,
Ihr Bauernvolk ſchlug die Soldaten
Wie wild Gethier mit Hack' und Spaten.
Der Heſſen-Landgraf Wilhelm zog
Zur Grenze. Hollands Löwe flog
Gen Deutſchland, daß das Reich verende.
Es gab ein Wirrniß ohne Ende.
Bei Leipzig ſtellte ſich die Schlacht,
Dort ſtand des Schwedenkönigs Macht,
Hier Tilly, der den Kampf vermied,
Bis Pappenheim den Tag entſchied.
Er warf zu früh ſich auf den Feind,
Hin war der Sieg. Da hat geweint
Der Tilly ob dem hitz'gen Thoren.
Die erſte Schlacht hat da verloren
Der greiſe Feldherr. Gottes Wille
Geſchah. Man ſang: «Fleuch, Tille, Tille!»
Er mußte fliehn. Doch tauſendtönig
Schrie alles: «Heil dem Schwedenkönig!»

„Der macht' ſich auf mit blankem Erz
Und zog in Deutſchlands Mark und Herz.
Raſch ging es durch Thüringens Wald,
Im reichen Franken ſtand er bald,
Bamberg und Würzburg nahm er ein,
Vom gelben Main zum grünen Rhein
Flog er im Siegeslaufe fort,
Es huldigte ihm jeder Ort.
Frankfurt und Mainz, Landau und Speier,
Die Ketzer hielten allwärts Feier,
In Elſaß, Pfalz, am Neckarfluß,
In Schwaben. Baiern zum Verdruß
Ging gegen Kurfürſt Max die Fehde,
Das Haupt der Liga. Ha, der Schwede
Stand bald in Nürnberg. Wüſt getanzt
Ward dann am Lech, dort ſtand verſchanzt
Der zähe Tilly unſern Rain.
Sie brachen ihm ins Lager ein.
Da ſtarb der Alte edeln Tod.
Unſäglich ward die deutſche Noth,
Nach Augsburg zog der Feind in Braus
Und ruhte erſt in München aus.
Es waren traurige Geſchichten.
Nichts Gutes weiß ich zu berichten,
Als daß auf dieſer ſchlimmen Fahrt
Johann von Werth ein Obriſt ward.
Doch nach des zähen Tilly Scheiden
Da zeigt' ſich erſt das rechte Leiden.
Wer ſoll des Reiches Retter ſein? —
Das iſt allein der Wallenſtein!
Der Kaiſer rief, der Feldherr kam.
Wie da der Kriegsmann Dienſte nahm!
Es lief ihm ohne Strümpf' und Schuh
Aus allem Land ein Kriegsheer zu.

Er hat's in Wien zum Schluß gebracht,
Ganz ſteht bei ihm des Krieges Macht,
Er iſt der Generaliſſimus!
So kam der Krieg aufs neu' in Fluß.
Gleich nahm er Leipzig. Im Gebreite
Von Nürnberg legt er ſich zur Seite
Des Schweden, der umſonſt verſucht,
Ihn fortzutreiben. Seine Wucht
Warf nun der Feind ins Baierland.
Ir fachen dort den Kriegesbrand;
Doch iſt mit ſeines Heeres Wogen
Der Wallenſtein zum Nord gezogen.
Wie ſchreckt den Schweden das! Er brach
Bald wieder auf und folgte nach,
Daß er nicht abgeſchnitten werde
Vom Meer und ſeiner Heimaterde.

„Doch uns, die Werth'ſchen, ließ man hier,
Das ſchwäbiſch-fränkiſche Revier
Zu überwachen, denn es regen
Die Ketzer ſich jetzt allerwegen.
Es ſcheint, in Sachſen ſchlägt es los.
Oft ziehn aus dieſes Landes Schos
Hülfstruppen hin. Schlimm geht's den Herrn.
Noch neulich ſchickt' der Oxenſtern
Beiſtand zum Rhein dem Guſtav Horn.
Hei, nahmen wir das Volk aufs Korn!
Es war kein Dutzend, das entfloh.
Dann holten wir den Hohenloh
Ein bei Heerrieden. Zehn Kanonen,
Zehn Fahnen thäten uns belohnen. —
Jetzt wißt ihr, wo ihr ſteht! Beim Werth,
Rekruten, ſeid ihr eingekehrt!“

Fix hemmet ſeiner Rede Flug,
Thut aus der Pfeif' den letzten Zug
Und trinkt der Kanne letzten Schluck,
Und wie er dann mit kräft'gem Druck
Den Deckel zuſchnellt, tönet ſchrill
Trompetenſchall. Sie lauſchen ſtill.
Jetzt Feldruf: „Her, her, alle her!“
Da greifet jeder zu der Wehr,
Im Wald erhebt ſich's von der Erden,
Die Reiter ſtürmen zu den Pferden.
Ein Augenblick, ſie ſitzen auf,
In Reihen ſteht der feſte Hauf.
Rings Schnaufen und Geſtampf von Hufen,
Dann hört man laut den Obriſt rufen:
„Mir nach!“ — Und in das nächt'ge Dunkel
Verweht der Waffen hell Gefunkel.

Zweites Stück.

Der Ritt war friſch und wild und ſcharf,
Durch den der Werth die Reiter warf
Zur Straße, die von Ansbach ſich
Auf Nürnberg zieht. Das Dunkel wich,
Da lag in einer Waldesecke
Der Haufen ſicher im Verſtecke.
Gleich unten in der Niedrung Grunde
Bedeckt ein fettes Dorf die Runde.
Nur Poſten lauern rings verſtohlen,
Sonſt war die tiefſte Ruh' befohlen;

Kein Feuer wurde angeſacht,
Kein Rauch ſtieg auf, daß kein Verdacht
Im Land erſteh'. Der Froſt ging hart,
Daß manchem Haar und Bart erſtarrt
Von eiſ'gen Zapfen. Schaurig reißend
Zog Naſen ſowie Ohren beißend
Der Wind. Doch keiner mocht' ſich regen:
Es war wie Frieden allerwegen.
Horch auf! vom Hügel tönen Hufe,
Geſang, Geſchwätz und Führerrufe.
Es nahn der Regimenter drei,
Fußvolk und ſchwere Reiterei.
Wie langſam ſorglos wälzt ſich's an,
Als wär' gefahrlos ganz die Bahn!
Sind's auch die Rechten? Seht im Wind
Die Fähnlein, welche ſchwediſch ſind!
Sie ſehn das Dorf, und jauchzend gellt
Ein gieriges Geſchrei durchs Feld.
Das iſt der Ruf zu Raub und Mord!
Die Schweden ſtürmen in den Ort,
Wo bald die Häuſer, Scheunen, Hecken
Helm, Lanze und Gewehr verſtecken.
„Man muß ſie warm dort werden laſſen",
So ruft der Werth, „und ruhig paſſen!"

Doch wird der Schwede heiß. Wie hauſt
Er durch das Dorf mit frecher Fauſt
Verthiert in Wildheit, ach, zum Schauern!
Was hilft's den angſtgepreßten Bauern,
Daß ſie die Thüren hier verrammeln
Und dort um Schonung Bitten ſtammeln!
Erſt ſtallt der Feind die Pferde ein,
Dann holt er Ochſen, Schaf und Schwein,

Es geht ans Metzgern, Sieden, Braten.
Auch kann die Mahlzeit nicht gerathen
Ohn' Wein und Bier. Wo Häuſer ſind,
Gibt's Keller auch. Da wird geſchwind
Durchſucht manch tiefer dunkler Raum.
Bald ſpritzt das Bier mit weißem Schaum,
Bald perlt der Wein in hohen Kannen,
Dann ſättigen die rauhen Mannen
Die rohe Gier. Es gilt, dem Magen
Zuerſt die Rechnung abzutragen.

Kaum gab die Mahlzeit neue Kraft,
Da zuckt und zwickt die Leidenſchaft,
Die aufgeſtürmte läßt den Haufen
Zwanglos die wilden Wege laufen.
Die ſind noch ſonder Arg und Harm,
Die von Getränk erhitzt und warm
Bei Faß und Krügen trinkend hocken,
Die Kann' um Kanne ohne Stocken
Den trocknen Schlund hinunterſtürzen,
Und, um die Zeit ſich zu verkürzen,
Laut fluchen, gurgeln, gröhlen, ſchwirren,
Bis ſich die Sinne plötzlich wirren
Und bis ſie taumelnd und betrunken
Zum Schlafe auf den Grund geſunken.

Viel andrer Burſche wüſte Brut
Treibt ungeſtüm das heiße Blut,
Es glühn voll lüſterner Begier
Die Augen ihnen. Durchs Revier
Ziehn ſie mit brüllend wilden Tönen,
Sie ſuchen nach des Dorfes Schönen.
Ach, nach den Schönen? — Nein, ſie ſtürzen
Sinnlos und frech nach allen Schürzen!

Was iſt ſolch ſchnöder Brunſt noch heilig?
Sie übermannen jäh und eilig
Die junge Unſchuld. Sicher iſt
Die Greiſin nicht zu dieſer Friſt.
Fluchwürdig heiſchet ihre Luſt
Die Mutter, die an keuſcher Bruſt
Den Säugling nährt, ſie heiſchet gar
Die Mutter, die ſonſt ein Altar
Der Ehrfurcht iſt, weil unterm Herzen
Das Kind ſie trägt. Mit üpp'gen Scherzen
Geht's an ein Rennen und ein Jagen
Hier längs den Gärten und den Hagen,
Dort durch der Hütten enge Kammern
Und allwärts tönt ein endlos Jammern
Von ſchrillen gellen Weiberſtimmen,
Die ſchreckhaft auf zum Himmel klimmen.

Doch ſchreckhafter noch offenbart
Sich rings der Habſucht grimme Art.
Die eine Schar erforſcht und ſucht
Der Ställe Vieh, der Speicher Frucht,
Der Keller Trank. Die Würſt' und Schinken,
Die lecker fett im Rauchfang blinken
Als Wintervorrath, halten her.
Seht, ſie beladen hoch und ſchwer
Damit die breiten Futterwagen,
Um in die Ferne ſie zu tragen,
Als Labſal für den Mund. Es werden
Gekoppelt Schaf- und Rinderherden
Zu gleichem Raub. Die alſo ſorgen,
Die denken noch an heut' und morgen
Im freſſenden Krieg. Sie ſind noch nicht
Die Schlimmſten. — Aller Menſchenpflicht

Vergeſſen ſtürmen andre hin,
Der Selbſtſucht voll im gierigen Sinn.
So ſtöbern ſie in Grund und Speichern,
Den eignen Beutel zu bereichern.
Hält ſeine Thür ein Bauer verſchloſſen,
So wird gebrochen und geſchoſſen,
Bis Holz und Eiſen weicht. Der Degen
Und Kolben droht mit Stoß und Schlägen.
Sie mauſen ohne Ruh' und Raſten
In vollen Kiſten, leeren Kaſten.
Ach, wo nichts iſt, muß doch was ſein!
Nun wird gefoltert. Furchtbar Schrei'n
Hört rings man in die Lüfte ſteigen.
Will wer ſich ſtumm und ſtörriſch zeigen,
So ſchraubt man ihm die Fingerſpitzen,
Wo der Piſtolen Steine ſitzen,
Zum Eiſenhahn. Die Häupter ſengt
Das glühe Feuer. Pfui, man hängt
Geknebelt ſie an Balken feſt
Und gießet, wenn ſie enggepreßt
Daliegen, von dem Miſt die Jauche
Zum offnen Mund aus vollem Schlauche.
Das nennen ſie den Schwedentrunk.
Doch mit dem Schmerz iſt's nicht genung.
Den andern, die zum Scherz ſie holen,
Beſtreichen ſie der Füße Sohlen
Mit feuchtem Salz. Sie bringen Ziegen
Es abzulecken. Ach, da ſtiegen
Verzweiflungsvollen Lachens Klänge,
Und wüſtaufjauchzend lacht die Menge,
Wenn einer ſich zu Tode lacht. —
So ſtiehlt und raubt der Feind mit Macht! —

Doch was ſich nicht aufpacken läßt,
Das dienet beim Zerſtörungsfeſt
Dem Muthwill jetzt. Als hätten ſie
Noch nicht genug an Menſch und Vieh
Zu ſtechen, ſtechen ihre Degen
In Frucht und Bettwerk allerwegen.
Ins Feuer, das ſie wärmen ſoll,
Fliegt alles Hausgeräth wie toll,
Die Tiſche, Stühle, Betten, Bänke,
Die Kiſten, Kaſten und die Schränke,
Obſchon im Hof in hohen Schichten
Holzſcheite liegen. Ans Vernichten
Geht's dann der Schüſſeln und der Töpfe.
Es denken die erhitzten Köpfe
Ja nur zum heut'gen Mahl zu bleiben.
Und dann zerſchmeißen ſie die Scheiben
Und ſchmettern alle Oefen ein,
Als wollten ew'gen Sonnenſchein
Und Sommer ſie dem Land verkünden,
Was bleibt, als noch das Dorf zu zünden,
Daß tief zur Nacht die Flammengluten
Hoch in den dunkeln Himmel fluten!

Die Sonne ging zur Rüſte ſchon
Rothgoldenglutig. Horch, ein Ton!
Es ruft der Werth: „Her, alle her!“
Und ſieh, in voller wucht'ger Wehr,
Geſtreckten Laufs auf flücht'gen Roſſen,
Doch enge Mann an Mann geſchloſſen,
Hoch in der Fauſt das blanke Schwert,
Mit dem Piſtol den Gurt bewehrt,
So brechen ſie ins Blachfeld ein.
Es ſtrömt der rothe Sonnenſchein

Auf Helm und Harniſch feur'ge Glut.
Ha, die Erſcheinung macht das Blut
Erſtarren und die Haare ſträuben,
Geſpenſterhaft ſieht man ſie ſtäuben,
Die ſchweren raſſelnden Geſchwader,
Die ſchier wie eine feur'ge Ader
Von glühgeſchmolznen Erzesbächen
Dort aus den wald'gen Hügeln brechen.
Der ſchwarze Obriſt aber brauſt
Vor allen hoch. Der Sturmwind ſauſt
Nicht raſender durchs Herbſtgefild.
Es iſt ein furchtbar mächtig Bild,
Ureiſenkräftig die Geſtalt,
Das Haupt vom fliegenden Haar umwallt,
Ein Auge, das wie Blitze rollt,
Die Stimme, die wie Donner grollt.
Wie Ein Mann folgen tauſend Reiter. —
Der Sieg iſt ſtets mit ſolchem Streiter!

Jetzt ſind im Dorf ſie überm Feind.
Seht, überall zugleich erſcheint
Die Schar des Werth! In Hütten, Scheunen,
In Gaſſen, Gärten und an Zäunen
Entbrennet das Gefecht. Es ſchallt
Vom Waffenklang. Es pufft und knallt
Von Flinten- und Piſtolenſchüſſen.
Dann wallt in blauen Nebelgüſſen
Der Pulverdampf, und drin verſchwindet
Der Kampf, der Mann und Mann verbindet.
Draus zucket oft ein Blitz — ein Schrei
Der Noth und Angſt. O, Stahl und Blei,
Die ſchneiden ſcharf. Ein Röcheln tönt
Von Sterbenden. Ein Hufſchlag dröhnt

Von einem reiterloſen Roß,
Das zügellos ins Weite ſchoß. —
Dann wird es ſtiller. Rings der Dampf
Zergeht. Beendet iſt der Kampf:
Geſchlagen ſind die Schwedenkrieger,
Und wer nicht fiel, fängt Werth, der Sieger.

Längſt ſank die Sonne hinterm Hügel,
Da ſaß der Held noch feſt im Bügel
Auf offner Straße. Hell wie Tag
War es ringsum, denn brennend lag
Das Dorf in einem Feuermeer.
Wehklagen hoben dumpf und ſchwer
Die armen Bauern. Tief ins Herz
Traf ihn der ungeheure Schmerz.
Was konnt' er helfen? Seine Leute
Gottlob ſind friſch. Ihm lachte heute
Das rechte Glück. Zahlreicher iſt
Wie ſeine Schar der Feind zur Friſt,
Den er gefangen. Sorglich klug,
So ordnet er den Beutezug
Und zieht auf Ansbach. Spät zur Nacht
Wird in der Stadt Quartier gemacht.

Und als er warm dort ſitzt im Stern
Mit ſeiner Fähnlein wackern Herrn,
Und gut getafelt und gezecht,
Denn alſo paßt's nach dem Gefecht,
Hört unten man am Gaſthofthor
Roßſtampfen. Emſig eilt hervor
Der Wirth und Knecht mit der Laterne.
Wer kommt ſo ſpät noch aus der Ferne?
„Iſt Obriſt Werth in Eurem Haus?“
Der Hausherr ſtottert „Ja“ heraus,

Da ſtürmt auch ſchon in raſchem Lauf
Polternd ein Herr die Trepp' hinauf,
Und gradaus klirren ſeine Schritte
Zur Stube Werth's. Dort in die Mitte
Der Reiterführer tritt er ſchwer:
„Wie, Spork?“ ſo tönt's, „wo kommſt du her?“

„Von Lützen komm' ich aus der Schlacht!“
Erklingt die Antwort. Neugier facht
Da alle Augen glühend an:
„Wie, aus der Schlacht? Erzähl' uns, Mann!“
Schreit's kreuz und quer. Spork aber ſpricht
Und ſchaut dem Werth ins Angeſicht:
„Zuerſt von mir, denn jeder ſteht
Sich ſelbſt der Nächſte. Früh und ſpät
Dient' ich bei Pappenheim's Schwadronen,
Der wußte gut den Dienſt zu lohnen.
Er war der älteſte Reiterheld,
Drum hielt ich mich zu ihm im Feld.
Der Pappenheim iſt nun am Ziel,
Da er in Lützens Ebnen fiel!“
„Todt Pappenheim?“ ſo rufen alle.
„Wie ging es zu bei ſeinem Falle?“
„Davon nachher!“ fährt jener fort.
„Nach ihm iſt aller Reiter Hort
Und Schutz und Schirm Johann von Werth.
Drum hör' mich, was mein Herz begehrt.
O nimm mich auf zu deinen Fahnen
Und laß mich folgen deinen Bahnen!“
Da redet Werth und ſchlingt den Arm
Um den Genoſſen feſt und warm:
„Ich bin ein Bauernſohn vom Rhein,
Ich nenne dich von Herzen mein,

Weſtfalens Bauernſohn. Wir haben
Uns längſt gekannt als tücht'ge Knaben
In Schlacht und Krieg. Du biſt ernannt
Hiermit zu meinem Adjutant!"
Da klatſchte Hand in Hand alsbald,
Und rings zuſtimmend Jauchzen ſchallt.
Dann ging der Becher wacker um.
Man rief: „Erzähl'!" Und es ward ſtumm.

Und Spork hebt an: „Ihr alle wißt,
Wie's bis zur Zeit gegangen iſt,
Da ſich vom Schweden hat getrennt
Der Wallenſtein. Als ging's ans End'
Der Welt, ſo flüchtig brach er auf;
Nach Schleſien rannt' er ſchier im Lauf,
Und überall im Feindesland
Da ſchont er weder Schwert noch Brand.
Aß ſich der Schwed' in Baiern ſatt,
So that es auch in Dorf und Stadt
Der Ketzer unſer Kaiſerheer.
Das war dem Guſtav Adolf quer.
Er ging uns nach und warb um Schlacht.
Doch war zu groß des Friedland's Macht,
Mit dem ſich Pappenheim verbunden.
Wir kamen grad' zur rechten Stunden
Aus Böhmen. Wie zwei Adler kreiſen,
Die ſich die Krallen wollen weiſen,
Umkreiſten ſie ſich lange Zeit.
Auf einmal fegte ins Gebreit
Der Winter ſcharf mit Schnee und Eis,
Die ganze Welt lag froſtig weiß.
Auf daß man ſchone Menſch und Thiere,
Suchten die Führer die Quartiere

Der Dörfer. Mit der Kälte fiel
Vom Himmel uns des Feldzugs Ziel.
Ruh' war ringsum. Der Wallenſtein
Entſandte Pappenheim zum Rhein,
Wo Köln der Holländer bedroht.
Doch folgten kaum wir dem Gebot,
Hinreitend rüſtig friſch auf Halle,
Da ſinnt der Schwede eine Falle
Und rafft zu Hauf ſein ganzes Heer
Feſt, ſicher, ſchnell. In voller Wehr
Will er den Friedland überraſchen
Und ſo den flinken Sieg erhaſchen.
Doch ward noch keiner aufgehangen,
Man hätt' ihn denn zuvor gefangen.
Der Friedland hört zur Zeit den Plan
Und ſorget, eh' die Feinde nahn,
In ſichrer Stellung ſich zu ſchützen.
Er ſtand zum Kampf bereit bei Lützen.

„So kam der wilde blut'ge Tag.
Doch ſieh, ein dichter Nebel lag
Rings auf dem Feld mit dumpfer Schwere
Und ſchied die beiden wüth'gen Heere.
Sie ſahn ſich nicht, doch hörten ſie
Sich beide, wenn ein Führer ſchrie,
Wenn Trommel und Trompete klang.
Die Schweden hoben ihren Sang
Zu Hörner- und Poſaunentönen,
Als ſollt' das Weltgericht erdröhnen:
«Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!»
Es ging den Deutſchen aller Spott,
So herzerhebend zog der Ton.
Sie riefen: «Jeſu, Gottesſohn,

O ſteh uns bei! Bitt' für uns Armen,
O Mutter Gottes, voll Erbarmen!»
Lang war's, als wollt' der Himmel nicht
Der Menſchen blutiges Gericht,
Da laſtend dumpf der Nebel blieb.
Erſt um die Mittagszeit vertrieb
Ein Wind den Duft. Mit aller Macht
Hub an die fürchterliche Schlacht.

„Kanonen donnern auf zum Kampf,
Schlachtruf, Trompeten, Roßgeſtampf
Folgt dann mit wilden Tönen nach.
Das ehrne Heer der Schweden brach
Zuerſt der Kaiſerlichen Reihn.
Zurück warf ſie der Wallenſtein.
Dreimal wogt auf das Glück vom Krieg,
Dreimal ward zweifelhaft der Sieg.
Der Schwedenkönig naht im Ritt,
Wo man um die Entſcheidung ſtritt.
Kurzſichtig ſtürmt auf raſchem Thiere
Er in die ſchwarzen Küraſſiere.
Ein Schuß zerſchmettert ihm den Arm,
Und wie er fliehen will den Schwarm,
Fährt ihm ein zweiter in den Rücken,
Denn ſtatt des Harniſchs ſchweren Stücken
Trug er ein Wams. Er fällt vom Roß,
Der Haufen, der ihn rings umſchloß,
Erkennt ihn nicht und raubt ihm ſchnell
Die reichen Kleider. Ein Geſell,
Der ihn als Page ſtets begleitet
Und jetzt an ſeiner Seite reitet,
Bleibt ſtumm der Deutſchen haſt'gen Fragen.
Da hören ſie den Blut'gen jagen,

Daß er der Schwedenkönig ſei.
Zugleich ertönt ein laut Geſchrei.
Die Helfer ſind dem Wunden nah. —
O welch ein Unheil da geſchah!
Ein ſchwarzer Reiter greift geſchwind
Nach dem Piſtol; raſch wie der Wind
Schießt er es auf den König los —
Die Schläfe traf's. — Tod war ſein Los.“

Da ruft der Werth: „Was, durch die Schläfe?
Daß dieſen Schuft der Donner träfe!
Daß er ſich krümme in den Staub,
Das iſt ja ſchnöder Mord und Raub!“
Und eine große Thräne quillt
Ihm in die ſchönen Augen mild.
„So mußte Guſtav Adolf fallen?
Es war der beſte Feind von allen,
Das macht mir wahrlich größre Pein,
Als hätt' aus unſern eignen Reihn
Manch einer in das Gras gebiſſen.
Wir werden ſchwer ihn noch vermiſſen.
Ein edler Feind iſt auch ein Glück.
Brav, gut war er in jedem Stück,
Hell war ſein Kopf und rein ſein Herz,
Nie brauchte er ſein ſcharfes Erz,
Unmenſchlich durch das Land zu wüthen.
Er wußte Blut und Gut zu hüten.
Ich ſag's, der alten Kirche Sohn.
Er hatte wahre Religion,
Er war im Glauben echt und treu,
Voll keuſcher Gottesfurcht und Scheu.
Wie er gebetet und geſungen,
Iſt's aus der Seele ihm gedrungen,

Drum klang es auch ſo friſch geſund.
Ganz anders wie im Fürſtenbund
Abtrünn'ger Deutſcher, jener Frechen,
Die Eid und Treu' dem Reiche brechen,
Der vaterlandvergeſſnen Söhnchen,
Die nur erſtreben eigne Thrönchen,
Zerſetzend ihres Kaiſers Thron!
Gott, ihnen iſt Religion
Deckmantel für Verrätherthaten!
Ganz anders aber war berathen
Der Schwedenherr. Wie er's verſtand,
Wollt' er im großen deutſchen Land
Ein mächtig Gottesreich erbau'n,
Drauf alle Völker ſollten ſchau'n
O Irrthum! An den kleinen Fürſten,
Die alle ſelbſt nach Herrſchaft dürſten,
Da wäre bald ſein Plan zergangen,
Hätt' er auch nicht den Tod empfangen.
Wir aber, Blut von deutſchem Blut,
Mit deutſcher Kraft und deutſchem Muth,
Was brauchen wir der Fremden drauß?
Es gilt das Recht im eignen Haus!
Wir müſſen's eigenmächtig ſetzen.
Wer dreintappt, wohl, den gilt's zu hetzen,
Woher er kam!" Da faltet Werth
Die Hände, und zum Himmel kehrt
Er ſein gebräuntes Angeſicht.
„Du großer Gott, verlaß uns nicht!
Du haſt geſtraft den Uebermuth,
Halt' Deutſchland treu in deiner Hut!"

Und Andacht herrſchet rings im Kreis.
Allmählich erſt ins alte Gleis

Zieht ſich die Rede. Spork fährt fort:
„Als nun die Schweden von dem Mord
Des Königs hörten, fiel der Schrecken
Auf ſie, um neue Kraft zu wecken.
Sie flohn nicht mit geſunknem Muth,
Sie hoben doppelt ſich in Wuth.
Ein einz'ger Aufſchrei tönte: «Rache!
O Rache, Rache, tauſendfache!»
Bernhard von Weimar, der im Feld
Uns oft begegnet iſt als Held,
Nahm den Befehl. Viel Führer drangen
Auf raſchen Rückzug. «Welch Verlangen!»
Rief Bernhard trotzig. «Zahn um Zahn
Und Blut um Blut! Drum drauf und dran!»
Da murrte ihm ein Obriſt wider,
Den ſtach er vor dem Heere nieder.
Und voll von ſchönem Jugendzorn
Nahm er das Schwert und braucht' den Sporn.
«Vorwärts!» und raſſelnd ging es weiter.
Schon ſiegten Schwedens zähe Reiter.

„Da ritten grad' zur rechten Zeit
Wir Pappenheimer in den Streit.
Von Halle langten juſt wir an
In hurt'gem Ritt auf blut'gem Plan.
Wir ſchnoben in die ſiegenden Krieger,
Wir wurden dieſer Sieger Sieger.
Es war ein unnahbarer Kampf,
Mann gegen Mann im Pulverdampf.
Wir wußten nichts vom jähen Tod
Des Schwedenkönigs. Mächtig lobt
Der Pappenheim, ihn zu erfragen.
Den Zweikampf wollt' er mit ihm wagen

Zu wild durchraſt er das Gewühl,
Das ringsum tobet heiß und ſchwül.
Auf Guſtav Adolf ſtand ſein Hoffen,
Da ward er durch die Bruſt getroffen,
Zwei Kugeln ſchlugen ihm ins Herz,
Da ſank der Mann wie Stein und Erz,
Der noch des Königs Tod vernahm.
Er rief: «Jetzt ſterb' ich ohne Gram!»
Sein Athem ſtockt. Es war ein Grauen,
Den todten Leichnam anzuſchauen.
Gleich ihm wol wenig Männer ſtarben,
Ihn ſchmückten hundert große Narben. —
Noch einmal zuckt die Schlacht empor
Mit neuem Zorn. Doch es verlor
Der Feind den Feind in dunkler Nacht,
Und unentſchieden blieb die Schlacht.
So Katholik wie Proteſtant,
Sie haben Sieger ſich genannt.
Nur Wallenſtein hieß ſich geſchlagen,
Weil heut' er nicht davongetragen
Den Sieg — es war zum erſten mal.
Das gab ihm Unmuth, Wuth und Qual.
Er zog mit ſeinem Herr nach Böhmen.
Da floß das Blut in vollen Strömen.
Zu Prag hielt er ein ſtreng Gericht.
Wer ſich gezeigt als feiger Wicht
Am lützner Tag, dem ſchlug das Blei
Das matte Haſenherz entzwei.
Doch lohnt' er reich zugleich den Muth.
Auch mir, ihr Herren, ward es gut.
Rittmeiſter bin ich da geworden
Im kaiſerlichen Reiterorden."

Da drückt der Kreis, der um ihn ſtand,
Ihm voller Herzlichkeit die Hand,
Denn ſo im Reiten wie im Streiten
War längſt berühmt in allen Weiten
Der blonde kräftige Weſtfale,
Den ſchon der Krieg durch alle Thale
Der Heimat warf und der vom Knecht,
Wie Werth, in allen Sätteln recht,
Zum Hauptmann ſich hinaufgeſchwungen,
Wie's wenigen vor ihm gelungen.
Der Becher ward aufs neu' genommen:
Es galt dem Spork ein hell Willkommen!

Dann ſaßen ſie tief in die Nacht.
Mit Reden ward ſie hingebracht:
Ob Frieden oder Kriegestage
Im Schos die ehrne Zukunft trage,
Die nun mit funfzehn Kriegesjahren
Durchs weite Vaterland gefahren,
Und Armuth, Elend, Noth und Pein
In Stadt und Dörfer warf hinein.
So ſtarr war keine Kriegerbruſt,
Die in die Schlacht geſauſt mit Luſt,
Die nicht gewünſcht, den holden, ſüßen,
Geliebten Frieden zu begrüßen.
Was half's? Es lag die Zukunft dumpf
Ein unerquicklich ſchwarzer Sumpf! —
Dann ſtreckten ſie die Reiterglieder,
Die ſtarken, all zum Schlafe nieder.

Bald gaben Antwort jeder Frage
Erneute wüſte Kriegestage.
Der Reichstag Schwedens hat beſchloſſen
Den friſchen Feldzug. Die Genoſſen

Des Bundes ſammelte ſofort
Der Kanzler Oxenſtierna dort
Zu Heilbronn. Herzog Bernhard gleich
Dringt über Thüringen ins Reich.
Des Guſtav Horn Kriegshaufen ſchwellen
Nach Baiern von der Donauquellen,
Indeſſen Arnheim mit dem alten
Matthias Thurn in Sachſen halten,
Zu wachen ob dem alten Prag,
In dem der Friedland zürnend lag.

Und Arbeit gab's. Johann von Werth
Saß Tag und Nacht auf ſeinem Pferd,
Und zwiſchen Donau, zwiſchen Main
Ritt er landauf, ritt er landein;
Denn der Befehl war eingelaufen
Vom Kurfürſt Max, er ſoll die Haufen
Des Herzogs Bernhard hau'n und ſchlagen,
Daß ſie ſich nicht nach Baiern wagen
Und mit dem Horn zuſammenthun.
Fern war das Raſten und das Ruhn.
Doch treu zu ſeinem Oberſt ſtand
Rittmeiſter Spork, ſein Adjutant.
Bald zogen ſie mit ihren Scharen
Still einſam durch die unwirthbaren
Hochwälder, Berge, Hügel, Heiden,
Bald, wo ſich große Straßen ſcheiden,
An Strömen, dann unweit den Städten.
Oft ſahn ſie wochenlang nicht Betten.
Ihr Lager war der dunkle Grund,
Die Kammer war des Himmels Rund,
Kriegsmäntel waren ihre Decke.
So brachen ſie aus dem Verſtecke

Jäh, unverhoſſt und kräftig wild
Durchſtürmend Flüſſe und Gefild,
Und fielen in der Feinde Mitte
Todbringend raſch auf jedem Schritte,
Den Feind zertrümmernd und zerſchlagend,
Beraubend ihn ins Weite jagend.
Es hieß, ging's alſo ins Revier:
„Heut' Nacht, da ſchlagen wir Quartier!“
Und im Quartieraufſchlagen waren
Die Meiſter ſie mit ihren Scharen.

Von Weißenburg ſoll nach Oettingen
Ein Zug grad' Lebensmittel bringen.
Den nehmen ſie mit Mann und Maus.
Dann ritt von Ebermannſtadt aus
Herr Bulach, Bernhard's General,
Dem fiel der Werth im Morgenſtrahl
Bei Breitenfurt in die Parade —
Nach Bamberg ſucht er heim die Pfade,
Denn ſchier vernichtet war ſein Haufen.
Drauf macht er auseinanderlaufen
Speerreuter's Volk. Bei Ahrberg gar
Traf er auf Bernhard Weimars Schar,
Dem er mit wackern wilden Streichen
Viel Volk verdarb. Doch mußt' er weichen
Der Uebermacht. So kam die Zeit,
Wo endlich zu vereintem Streit
Bernhard und Horn ſich ſtark verbanden
Zu Furcht und Schreck den deutſchen Landen.

Werth flucht, denn ändern kann er's nicht.
Stets that er treulich ſeine Pflicht,
Und als er einſt im Zelte ſchlief,
Bringt Fix ihm einen großen Brief.

Das Siegel Maxens glänzt darauf,
Er bricht erwartungsvoll es auf.
Was ſieht er? Hell durchglüht ein Strahl
Die Augen: Werth iſt General!
Und die Beſtätigung ſchickt zugleich
Kurbaiern und das deutſche Reich.
General des Kaiſers und Kurfürſten,
Danach ſtand längſt ſein Thun und Dürſten!

Er ſteht von Glück und Luſt entbrannt,
Wie freut ſich Spork, ſein Adjutant!
Werth ruft: „Jetzt hat der Bauernſohn
Der echten Treue rechten Lohn.
Nun bin ich funfzehn Jahr geritten,
Nun hab' ich funfzehn Jahr geſtritten,
Durch Zorn und Wuth und Blut und Brand
Stritt ich fürs deutſche Vaterland,
Das große Eine. Das muß frommen!
Und wenn noch funfzehn Jahre kommen,
Ergraut im Kampf mein dunkles Haar,
Ich werde nie der Hoffnung bar,
Daß einſt nach all dem wüſten Kriege
Aufſteht das Reich zum letzten Siege!"

Drittes Stück.

Helllachend ſtößt Johann von Werth
Zur Scheide das berühmte Schwert
Und ſpricht zu Spork: „Den Teufel auch!
's iſt wahrlich doch ein andrer Brauch,

General zu ſein. Mit derben Schlägen
Kann man da in die Feinde fegen,
Weil Leute man die Fülle hat.
Jüngſt ging's bei Koſtnitz vor der Stadt
Noch luſtig zu. Da gab der Horn
Vor unſrer Macht dem Roß den Sporn
Und floh mit ſeinem Volk zu Hauf.
Wir hoben die Belagrung auf.
Heut' ging's hier zu mit guten Dingen
Bei Friedrichſingen und Möringen.
Speerreuter ſchlug ſich ſchon ein Lager,
Denn Augsburg drüben wurde mager.
Er dacht' der Bauern Scheun' und Ställe
Zu mauſen. Beute und Gefälle
Wollt' er dem Hungervolk dort ſenden.
Sein Vorſatz mußte anders enden.
Wir wuſchen ihm zu Nacht die Haut.
Wie mancher wälzt' ſich da im Kraut!
Wer floh, den trieben wir zum Sumpf.
So ward vernichtet Stiel und Stumpf!“
Und wie er ſich ſo mächtig freut,
Spricht Spork: „Ja, wir erſtritten heut'
Neun Fahnen!“ — „Laß ſie zu den andern“,
Ruft Werth, „zu unſerm Kaiſer wandern!“
Dann gab es luſt'gen Reiterſchmaus
Im offnen Feld. Werth theilte aus
Die reiche volle Siegesbeute.
Da ſah man ringsum frohe Leute.
Gold, Waffen, Roſſe, Kleidungsſtücke
Gereichten manchem Mann zum Glücke,
Der ſeine Rüſtung hat verſchabt
Und Stiefel, Wams und Strumpf vertrabt.
Die Reiter wirren ſich im Trubel,
Fern in das Land verklang der Jubel.

„Zu Pferd!“ heiſcht jetzt des Fühers Wort.
Sie ſtürzten zu den Roſſen fort.
Ein Wiehern ſcholl, ein Hufeprasseln,
Ein Schreien und ein Waffenraſſeln.
Da ſtehen ſie in Reih' und Glied.
„Vorwärts!“ Der ganze Haufen zieht.
Es theilt in Züge ſich die Schar,
Der Morgen leuchtet hell und klar,
Doch Staub hüllt bald die weiten Horden.
Sie ziehen wacker hin nach Norden.

Da reitet Spork dem Werth zur Seite
Und hebet an: „In Näh' und Weite
Beneid' ich keinen Krieger nicht,
Als dich. Und was mich zwickt und ſticht,
Das ſind drei Dringe allezeit:
Zuerſt des Ruhmes Herrlichkeit,
Den du erwarbſt; es iſt ſodann
Wachtmeiſter Fix, der wackre Mann,
Der treu dir regelt deinen Troß;
Zu dritt iſt es dein feurig Roß,
Das wie ein raſcher Vogel fliegt,
Das ſtürmt ein Leu. Du haſt erſiegt
Mit ihm wol hundertmal die Schlacht!“
Werth rufet: „Wacker ausgedacht!
Kurzum, du redeſt gar nicht ſchlecht.
Auch mir ſind die drei Dinge recht.
Doch was den Ruhm betrifft, ſo ſtammet
Er aus der Kraft, die muthenflammet
Ihn wirkt und ſchafft. Du Bruderherz
Schaffſt dir ihn einſt mit blankem Erz.
Das ſag' ich deinem Thun voraus. —
Zu zweit der Fix, das alte Haus,
Das iſt ein Kerl von echtem Schrot,

Es macht ihm wahrlich wenig Noth,
Daß er verlor den linken Arm.
Ich lag zur Zeit mit meinem Schwarm
Im Niederland. Zur Velau flog
Kundſchaftend er. Ein Dutzend zog
Mit ihm dahin. Da ſpürt er bald
Des Feindes nahen Aufenthalt.
Der Feind wollt' ſtürmen eine Brücke,
Daß er uns auf die Pelze rücke.
Fix ſandte mir zwei Knechte zu,
Und mit den andern hielt in Ruh'
Er an dem Waſſer. Angeſchoſſen
Kam Volk zu Fuß ſowie zu Roſſen.
Da knatterte ein Kugelregen
Aus hundert Röhren. Raſch erlegen
Sind Knecht und Roſſe allzumal.
Auch Fix ward pferdelos. Voll Qual
Fühlt er den linken Arm zerſchmettert,
Doch bleibt er ſtehn. Sein Degen wettert
Dort auf der Brücke rechts und links,
Und wo er einſchlägt, ſinkt es rings.
So hielt er lang den ſchmalen Steg,
Ein einz'ger Mann. Quer überm Weg
Da lagen die Getroffnen fluchend,
Bis ich, mit meinem Volk ihn ſuchend,
Den Treuen der Gefahr enthieb
Und weit ins Land die Feinde trieb.
Das war ein Stück der Tapferkeit!
Doch mehr ſchmückt ihn in Luſt und Leid
Sein treues Herz. Ein ſeltner Gaſt
Iſt Treu'; halt feſt, wenn du ihn haſt!
Ich halt' den Fix. Doch gibt's im Heer
Noch ſolcher wackern Leute mehr.
So dünket mich, du kannſt getroſt

Feſthalten deinen Reitknecht Joſt. —
Zum Schluß beneideſt du mein Pferd,
Drin haſt du recht. Mir ſteht's im Werth,
Daß ich kein beſſres je verlange.
Und reit' ich es auch noch ſo lange,
Ich reit' es lieber jeden Tag.
So wild es andern ſcheinen mag,
Mir bleibt es zahm. Was thut das Kämpfen?
Sein Feuer kann die Zeit nicht dämpfen!
Als hätt' es menſchlichen Verſtand
Iſt's klug und ſchlau. Wie oft entwand
Ich drauf mich der Gefangenſchaft!
Mit ſeinen Hufen wirkt und ſchafft
Es in der Schlacht gleichwie mit Waffen,
Stets macht es blut'ge Wunden klaffen,
Oft bringt's des Todes letzte Noth.
O, möcht', eh dieſer Krieg verloht,
Gott ſchützen es in jedem Stück!
Fortuna heißt's, es bringt mir Glück.
Und daß es Glück mir bringt, das weiß
Recht gut der Feind. Um jeden Preis
Wollt' jüngſt Taupadel es gewinnen.
Da wählt er ſich mit ſchlauen Sinnen
Den allerſchlauſten Schacherjuden,
Der auf dem Markt und in den Buden
Manch Handelskunſtſtück ausgeführt.
Dem füllet er, wie ſich's gebührt,
Die Taſch' mit blinkenden Dukaten,
Und denkt, dem Schlaukopf ſoll's gerathen,
Daß er beſtechend meine Leute
Das gute Roß für ihn erbeute.
Er naht dem Fix und lobt das Pferd
Und bietet ihm den höchſten Werth.
Doch lächelnd ſtreicht der Fix den Bart

Und wedelt in beſondrer Art
Mit ſeiner Peitſch', indeß er ſpricht:
«Das Roß laß' ich um Münze nicht,
Doch zwickt mich grad', ich kann's nicht zügeln,
Ein ſeltſames Gelüſt, zu prügeln.
Jud', wie viel Streiche mit dem Stock
Verträgt dein Kamiſol und Rock?»
Der kreiſcht: «Ihr könnt mir hundert ſpannen,
Reit' ich dann mit dem Roß von dannen!»
Fix ſpricht: «Nein, funfzig thun es auch.»
«Vielleicht», ſo meint der Knoblauchgauch,
Der in den alten Schacher ſchlug,
«Sind fünfundzwanzig auch genug?»
«Mir recht!» ruft Fix. Die Launen nutzend,
Feilſcht der Hebräer: «Schlagt ein Dutzend
Und gebt den Gaul!» — «Iſraels Knecht!»
Ruft Fix, «die Hoſe ſpann' zurecht!»
Bald lag der Schachrer auf der Bank.
Hei, wie mein Fix das Rohr da ſchwang
Grad' auf des Hintertheiles Mitten.
Ein laut «Au waih» hat ſchrill durchſchnitten
Die Luft weithin. Fix gab ihm Ruh'
Und ſprach indeß der Flaſche zu.
«Wie thut's, Sohn Jakob's?» lacht er dann.
«Wie thut's?» ſprach der gebläute Mann.
«Gebt mir die andern auch, ſo bin
Ich abſolvirt.» Nach ſeinem Sinn
Setzt Fix ihm jetzt den zweiten auf.
Da nahm erſt Wehgeſchrei den Lauf.
Lockſpeiſe ſchien der erſte Schlag,
So mächtig kam der andre nach.
Dann ging der Fix aufs neu' zur Flaſche
Und ſtand die Hände in der Taſche.
So ging's beim dritt' und vierten Streich,

Und bei den andern blieb ſich's gleich,
Bis elf dem Juden zugemeſſen.
Da fing der Aermſte an zu preſſen:
«Gebt mir den zwölften und den Gaul!»
Wachtmeiſter aber rief nicht faul:
«Lang kannſt du auf die beiden warten!»
Und alle foppten den Genarrten.“ —
So ſprach der Werth. Spork lachte hell,
Doch mahnet er den Kriegsgeſell:
„Hab' Acht, der Teufel ſoll mich holen,
Sonſt wird das Roß dir noch geſtohlen!“

Sie legten einſt ſich hin zum Schlaf
Des Abends im Quartier. Da traf
Das Ohr des Werth ein Lärm vom Stall,
Das iſt Fortuna's Hufenprall,
Das iſt ihr Wiehern! Unverweilt
Entſpringt der Werth dem Bett und eilt
Zum Hofe hin. Wachtmeiſter Fix
Iſt auch zur Stelle. Augenblicks
Soldaten mit Laternen nahn.
Ei, was ſie nun für Kurzweil ſahn!
Das Pferd hat mit dem Maul erfaßt
Dort einen ungebetnen Gaſt,
Feſt hält es im Genick am Kragen
Mit kräftigem Gebiß den Zagen.
Wie wird er hin- und hergeſchüttelt!
Die Sinne ſind ihm ganz verrüttelt.
Des Pferdes Augen ſprühen Glut,
Es ſchäumt und bäumet ſich vor Wuth.
Erſt Werth gelingt's, ihn zu befrei'n.
Was will der Kerl? Wer mag es ſein?
Ohnmächtig liegt er lang am Grund,
Dann öffnet Auge ſich und Mund.

Er blickt verſtört, er ſpricht verwirrt:
„Der böſe Gaul! Ha, angeſchirrt
Hat ihn der Satan. Meiner Seelen,
Solch Hexenpferd läßt ſich nicht ſtehlen!“

Nach vielem Hin- und Wiederfragen,
Da will die Wahrheit endlich tagen.
Seltſam, des Pferds Gefangner war
Ein Krieger aus Taupadel's Schar.
Taupadel gilt als beſter Reiter
Im Heer der Proteſtantenſtreiter.
Er iſt ihr Werth. Ihm kam zu Ohr,
Welch Wunderroß ſein Feind erkor,
Er hätte alles drum gegeben,
Wär' ſein die gute Stute eben.
So ſchickt den Burſch er ſchlau gerieben,
Daß er Fortuna ſoll erdieben.
Dem Gegner grub er eine Grube
Und fiel hinein. Das merkt der Bube.

Das war für Werth und Spork ein Spaß.
Wie lachten ſie ohn' Unterlaß.
Der Meiſter Fix am andern Morgen
Muß raſch ein Eſelein beſorgen.
Dem Graurock ſchreiben ſie aufs Kleid
Mit rothen Farben dick und breit
Fortuna's Namen. Flott und frei
Sagt dann ein Brief voll Spötterei,
Den ſie ums Haupt dem Langohr ſchlingen:
Der Werth läßt hier ein Rößlein bringen,
Das trefflich für Taupadel paßt.
Drauf ſetzen ſie den fremden Gaſt
Gebunden auf des Eſels Rücken,
Und daß der Burſch ſich nicht kann drücken,

Steigt Fix mit einem Männerhaufen
Zu Pferd. Dann gibt's ein friſches Laufen.
Sie bringen luſtig Dieb und Thier
Dem Herrn Taupadel ins Quartier,
Und kehren bald nach ſcharfem Ritte
In ihrer Kameraden Mitte.

Auf Eichſtädt geht's. Der Ort iſt feſt,
Doch niemand kennt im Heer das Neſt
Und ſeine Wälle, Schanzen, Werke,
Sowie der Kriegsbeſatzung Stärke.
Wen ſenden ſie als Späher aus?
Das ſchien dem Einarm Fix ein Schmaus.
Raſch ſinnt auf Liſt der alte Fuchs
Und wählt ſich den Genoſſen flugs.
Joſt war's, der Reitknecht Sporl's, ein Junge
Wie Milch und Blut mit flotter Zunge
Und derbem Mutterwitz. Der Flaum
Umkeimte ihm die Wange kaum.
Den hüllt er in ein Weiberkleid.
Potz Blitz, das gab 'ne ſaubre Maid,
Dann ſchert der Fix den Knebelbart
Und zieht ſich an nach Bauernart.
Der Alte ſtellt den Vater vor,
Der Burſch die Tochter. Dann erkor
Fix ſich zwei Gänſe, fette Koſt,
'nen Korb mit Hühnern trug der Joſt,
Als wollten ſie zu Markt ſie bringen.
Drauf ſie nach Eichſtädt munter gingen.
Sie ſtanden bald am Feſtungsthor.
Wie ſchrie die Wach' im lauten Chor!
Die Hungerleider hatten lang
In der Belagrung argem Drang
So gut Geflügel nicht geſehn.

Hei, wie die Brücken niedergehn!
Aufknarrt das Thor. Nun ja, es droht
Von Hühnerbauern keine Noth.
Fix ſchimpft, als wär' er Proteſtant,
Auf Rom und Papſt und ſchwört zur Hand,
Daß ihm ein Mann des Wallenſtein
Den Arm zerhauen kurz und klein,
Der brachte mit den Kameraden
Ihm Leib und Gut zu argem Schaden.
Auch ſticht die pralle knappe Dirne
Mit glühnden Augen, freier Stirne
Und mit dem rothen Schelmenmund
Ins Auge dem Soldatenbund.
So darf das Paar zur Feſte wandeln.
Bald gab's ein Markten und ein Handeln
Durchs ganze Neſt. Um einen Schmatz
Ging's gleichfalls oft auf Gaſſ' und Platz.
Doch wie ſie Scherz und Kurzweil machten,
Vergaßen ſie nicht, gut zu achten
Auf Mauer, Baſtion und Brücke,
Kriegsvolk, Geſchütz und Waffenſtücke.
Spät traten ſie den Rückzug an.
Da kannten ſie den Feſtungsplan,
Und blanke Münze hatten ſie
Im Sacke für das Federvieh.
Doch als im Lager ſie erſcheinen,
Iſt alles mächtig auf den Beinen,
Laut ſchallt der Ruf: „Zu Pferd, zu Pferd!"
In voller Rüſtung prangt der Werth.
Wer zaudert da? Sie ſitzen auf,
Zur Ferne raſſelt Hauf an Hauf.
Taupadel naht. Wie brennt der Werth,
Zu meſſen mit dem Feind das Schwert!
Taupadel naht in weiten Sätzen,

Eichſtädt, die Feſte, zu entſetzen.
Er liegt in Spalt. So kam die Kunde
Durch Späher. Und zur ſelben Stunde
Stürmt Werth entlang das dunkle Land.
Er hat die Braven all zur Hand.
Wer denkt an ihn? Um Mitternacht
Ha, wie es blitzet, knallt und kracht!
Werth ſchlägt Quartier. O grimme Noth!
Die meiſten Schweden frißt der Tod.
Die andern werden all gefangen,
Nur dreizehn Flüchtlinge gelangen
Mit ihrem Führer in die Weite.
Geſiegt hat Werth nach kurzem Streite.

Doch jetzt zur Feſte raſch zurück,
Zu nützen raſch das raſche Glück.
Bernhard von Weimar ſtürmt zum Platz,
Und Kagge eilet zum Entſatz.
Jetzt hilft der Muth, jetzt hilft die Liſt!
Sieh, Spork vermummet ſich zur Friſt
Mit Leuten ſeiner Schar in Bauern.
Man ſieht ſie bald auf Wagen kauern,
Mit Mehl und Schinken ſchwer belaſtet,
Und eine Schar von Reitern haſtet
In Weimars Röcken hintendrein.
Da tönt am Thor ein freudig Schrei'n:
„Die Hülf' iſt nah! Seht Proviant,
Den Herzog Bernhard uns geſandt!“
Die Brücke fällt, die Wagen knarren,
Doch unterm Thore bricht ein Karren.
Spork ſelber riß das Rad heraus,
Und offen iſt des Feindes Haus,
Denn grad' im Eingang liegt der Wagen,
Die Flügel ſind nicht zuzuſchlagen.

Auf einmal hört man Waffen lärmen,
Auf einmal ſieht man Roſſe ſchwärmen.
Es kommt der Werth, es kommt der Werth!
Und wie der Sturmwind fegt und fährt
Durch's Thor er mit den Reiterſcharen. —
Und wieder iſt's ein kurz Gebaren
Mit Schüſſeknattern, Degenraſſeln
Im wirren Durcheinanderpraſſeln. —
Die Macht der Feinde iſt zerronnen,
Eichſtädt dem Reiche neu gewonnen.

Der Sieger ſitzt im Rathhausſaal,
Die Bürger kommen allzumal,
Zu huld'gen ihm. So will's die Sitte.
Da nahet ſich aus ihrer Mitte
Ein ſeltſam Paar. Ein ſchöner Greis
Mit Locken reich und ſilberweiß
Führt eine roſig blühnde Maid.
In ihrem einfach dunkeln Kleid
Erglänzet ſie in junger Schöne.
Und ihre Mundart, welche Töne
Sind's für den Werth! Er hört's heraus:
Die Leute ſind am Rhein zu Haus.
Und alſo iſt's. Der Alte ſpricht:
„Es treibet mich des Herzens Pflicht,
Euch, edler Herr von Werth, zu danken.
Ihr löſet hier noch andre Schranken
Wie die der Bürger. Seht, wir ſind
Landsleute. Ihr ein rheiniſch Kind,
Ein Kaufherr Kölns ich, Gerhard Beuth,
Der weiten Handels ſich erfreut
Im Norden und im Süd. Ich ritt —
Und meine Tochter nahm ich mit —
Auf Wien in eiligen Geſchäften.

Zu viel vertraut' ich friſchen Kräften
Und gutem Glück. Denn ach, es nahmen,
Als wir zur fränkiſchen Grenze kamen,
Die Schweden unſer Hab' und Gut,
Sie hielten uns in enger Hut,
Um reiches Lösgeld zu erlangen.
So ſaßen wir denn hier gefangen.
Ich hoff', Ihr habet nichts dagegen,
Daß heim wir ziehn auf raſchen Wegen.
Doch eh' wir's thun, mögt Ihr gewähren,
Daß wir in Euch den Retter ehren!“
Zugleich küßt er des Kriegers Hand,
Die Tochter, welche nah ihm ſtand,
Naht auch, dem Werth die Hand zu küſſen.
Doch ſolch demüthigen Ergüſſen
Wehrt bald der Held, der ſcherzend ſpricht:
„So leicht löſt man vom Werth ſich nicht.
Landsleute ſeid ihr und gefangen,
Da müßt ihr noch ein Weilchen bangen.
Bevor ihr geht, ſollt hr im Saal
Mitfeiern hier das Siegesmahl.
Auch will nicht meine Hand den Kuß,
Es heiſchet ihn der Mund zum Schluß!“

Bei Gott, die Maid, ſie hieß Chriſtine,
War prächtig, ſtolz von Wuchs und Miene,
Von Herzen gut, im Geiſte fein.
So ſind die Mädchen an dem Rhein.
Wie hell ſie lacht, wie froh ſie ſcherzt!
Dem Helden hart- und feſtbeherzt
Schmilzt es im Innern. Ihn beſchleicht
Seltſam Gefühl. Verlegen ſtreicht
Er ſeinen Bart. Der kühne Blick
Wird ernſt und ſcheu. O ſchlimm Geſchick,

Daß alſobald das Mahl verrauſcht!
Er ſchaut ſie innig an, er lauſcht
So andachtsvoll auf jedes Wort.
Doch unbarmherzig rinnet fort
Die böſe Zeit. Der Abend naht.
Der alte Beuth nach gutem Rath
Will in der Frühe ziehn. O Scheiden!
Das war dem Werth ein tiefes Leiden.
Doch hat er nicht den Kuß vergeſſen.
Er darf ihn glühend ſelig preſſen
Auf rothe Lippen. O welch Paar
Erglüht in dieſem Kuß! Es war
Ihr erſter Liebeskuß im Leben.
Es war des Kühnen erſtes Beben.
So ſchieden ſie. Von dieſer Stunde
Da brannt' es glüh auf ſeinem Munde.

Doch will den ganzen Mann der Krieg.
Es gilt zu nützen ſeinen Sieg.
O, hätt' er jetzt die rechte Macht,
Dem Weimar böt' er an die Schlacht,
Dem jungen Helden, deſſen Stern
Ruhmvoll aufleuchtet nah und fern.
Wie brennt der Werth, das Werk zu wagen!
Doch ihm allein iſt übertragen
Kurbaierns Hut. Bernhard bricht auf
Und lenkt auf Regensburg den Lauf.
Aldringer, weh, iſt fern am Rhein,
Starr bleibt in Böhmen Wallenſtein.
Dem Baiernherzog gilt ſein Grimm.
So ſpinnt er Plane arg und ſchlimm.
Was hilft es, ob die Boten fliegen,
Wenn ſo entfernt die Heere liegen?
Ach, Regensburg fleht unverdroſſen

Um Beiſtand, doch es wird umſchloſſen.
Der Weimar weiß die Zeit zu nützen.
Bald brüllt es donnernd von Geſchützen,
Die Mauern werden ſcharf berannt,
Die Häuſer gehen auf in Brand.
Zwar naht der Werth von Straubing her,
Doch vor der Uebermacht geht's quer.
Er muß zurück, die Reichsſtadt fällt,
Und Bernhard ſieht, der junge Held,
Ganz offen Oeſtreich ſowie Baiern.
Wie klopft ſein Herz, den Sieg zu feiern!

Schon wird die Donau überflogen,
Schon wälzt ſein Heer in vollen Wogen
Sich in des Feindes eigne Marken.
Die Iſar hemmt nicht mehr den Starken,
Er ſtürmt zum Inn. Allein der Werth,
Raſtlos unmüde ſtets zu Pferd,
Er lagert quer ihm in die Wege.
Der Werth allein iſt wachſam rege,
Den Uebergang der breiten Flüſſe
Zu hindern. Hiebe ſowie Schüſſe
Schufen dem Feinde manchen Schaden.
Auch zwang er oft ſie, kalt zu baden.
Bei Straubing ſchlug er keck Quartier
Und putzte kämpfend Menſch und Thier
Den Schweden weg. Wie derb er ſchlug
Er hatte niemals Voll genug.
Der Winter half zuletzt den Baiern.
Es hieß ſein Eis die Waffen feiern.

Da iſt in einem Dorf der Werth
Mit ſeinen Reitern eingekehrt,
Verdrießlich, daß ihm nicht gelang,

Was er im heißen Herzensdrang
So heiß erſtrebt. So ſaß er dann
Verdüſtert trüb, der ſtarke Mann,
Den Geiſt zur fernen Zukunft lenkend
Und neue Kriegesplane denkend.
Vielleicht durchzucket ihn auch mild
Der lieblichen Chriſtine Bild.
Da trat ein Bote einſt herein
Und bringet ihm beim Abendſchein
Ein Bündel zu. Was liegt darinnen?
Er öffnet Siegel ſowie Linnen.
Sieh, eine Schärpe iſt's von Seide,
Schwarz, roth und gold. O Augenweide!
Drauf glänzt des deutſchen Reiches Aar.
Wie funkt das Bild ihm wunderbar!
Kein Reiter in des Kaiſers Heer
Hat ſolchen Schmuck. Wer ſchickt ihn her?
Dies ſagt der Brief! Doch ungelehrt
Iſt der berühmte General Werth.
Er iſt im Schreiben und im Leſen
Ein Stümper immerdar geweſen.
Des Haufens Schreiber wird entboten.
Der lieſt den Brief. O Gott, da lohten
Ihm Stirn und Blick! Chriſtine ſchickte
Die Schärpe, die ſie ſelber ſtickte
Und die mit Worten hold gewendet
Sie ihrem ſtarken Retter ſendet.

Wie ſoll antworten er der Fernen? —
Ein reifer Mann kann auch noch lernen! —
Und zu des Dorfes Pfarrhaus nahm
Er raſch den Weg voll Stolz und Scham.
Den alten Pfaff nimmt er in Pflicht.
Der gibt ihm guten Unterricht.

Man ſieht ihn Leſen ſowie Schreiben
Mit unverdroſſnem Fleiße treiben.
Da lernt er auch noch andre Dinge.
Bald war ſein Wiſſen nicht geringe,
Denn was der harte Kopf erfaßt,
Das hält er feſt. Wie ohne Raſt
Und Ruh' er ſeine Lehre führet,
Iſt er ein Bild, das hebt und rühret.
Und welcher Jubel jauchzet tief
Im Herzen, als vor ihm ein Brief,
Den er mit ſtolzer Schrift geſchrieben,
Jetzt fertig liegt! Der fernen Lieben,
Chriſtinen ſendet er das Zeichen.
Jetzt kann er in die Ferne reichen,
Jetzt kann er ihren Worten lauſchen,
Und mit den Worten Worte tauſchen.
O, nach den ſchönſten Siegestagen
Hat nie ſo hoch ſein Herz geſchlagen!

Da ſchlich auf einmal böſe Kunde,
Denn plötzlich ging von Mund zu Munde
Des Wallenſtein entſetzlich Los.
Den Feldherrn hat der Todesſtoß
Zu Eger fern im Böhmerland
Erreicht von ſchnöder Mörderhand!
Iſt's möglich? Er, der ſtets im Krieg
Gefochten ſich von Sieg zu Sieg,
Der Muſter, Vorbild, Richtſchnur war,
Der ſtets gedient dem deutſchen Aar,
Und der bisjetzt an nichts gedacht,
Als wie die deutſche Kaiſermacht
In uralt ſtolzer Herrlichkeit
Weit durch des Vaterlands Gebreit
Auf ew'gem Grunde aufzurichten?

Einſt rief er: „Wollt den Streit ihr ſchlichten,
Fort mit Kurfürſten, Fürſten, Herren,
Die all am deutſchen Reiche zerren!
Geſchieht's im Zorn, geſchieht's in Güte,
Nehmt ihnen weg die Fürſtenhüte!
Laßt's wie in Spanien, Frankreich ſein!
In Deutſchland ſteh Ein Herr allein!“

Da haben wol die Herrn gezittert,
Da ſchwärzten ſie ergrimmt, verbittert
Den Friedland bei dem Kaiſer an,
Zumal er keinen Schritt gethan,
In ihren Ländern ſie zu ſtützen
Und ihre Thrönchen zu beſchützen.
Die Feinde wuchſen alle Tage.
Der Kaiſer glaubt zuletzt der Klage.
Wie kann der Wallenſtein da retten
Das Reich aus den verworrenen Ketten?
Wohlan, der Blitz muß endlich zünden!
Er will ein eignes Reich ſich gründen,
Zunächſt in Böhmen! — Denkt er ſchon,
Zu ſitzen auf dem Kaiſerthron?
Wer weiß es? — Doch es gehn die Kunden,
Daß mit den Ketzern er verbunden
In Eintracht iſt. Jetzt friſch zum Streiche! —
Und Wallenſtein war eine Leiche. —
Es ging ein Aufſchrei hell und ſchrill
Im Kriegsvolk um. Dann ward es ſtill.
Wohl war er groß, doch ein Verräther —
Es tönt ein Fluch dem Miſſethäter,
Doch um den Feldherrn klagen ſie:
Weh, daß verloren dies Genie!
Werth weint. Dann ruft er mächtig aus:
„Dem Reiche und dem Kaiſerhaus

Bewahren wir die alte Treue!“
Daſſelbe ſchwur der Spork aufs neue.

Und eben kam der Lenz ins Land,
Es ſchmolz der Schnee am Alpenrand,
Die Flüſſe wälzten zorngeſchwollen
Auf hoher Flut des Eiſes Schollen.
Schon keimen Bäume, Gras und Kraut.
Und auch im Kaiſerheere thaut
Der trägen Starrheit dumpfer Bann.
Kriegsſcharen ziehen allwärts an.
Des Friedlands Krieger werden los,
Und nahen tief aus Böhmens Schos.
Es führet ſie Herr Ferdinand,
Des Kaiſers Sohn, und zu ihm ſtand
Gallas mit ſtark bewährtem Degen.
Es nahet von den Alpenſtegen
Der kühne Cardinal-Infant,
Der Don Fernando, raſch entſandt
Von König Philipp, ſeinem Bruder,
Der fern in Spanien das Ruder
Des Reiches führet. Auch in Baiern
Will Max mit Aldringer nicht feiern.
Jetzt gilt’s die Feinde zu entmuthen:
Bernhard von Weimar, du mußt bluten!

Viel früher aber brauſt ins Feld
Herr Werth, der raſtlos friſche Held,
Sein Herz iſt heller Hoffnung voll,
Drum reitet er ſo muthig toll.
Bald iſt er hier, bald iſt er dort,
Des Baiernlandes Schirm und Hort.
Was ſind am Tag ihm zwanzig Meilen!
Wo er nur Feinde kann ereilen,

Da ſäumt er nimmer. Hei, wie trug
Bei Deggendorf in hurt'gem Flug
Verderben er in das Quartier
Der Schweden, welche ſorglos hier
Die Nacht ausruhten! Und wie traf
Er blutig ſie im feſten Schlaf!
Bei Straubing aber ſtieß er dann
Zu Aldringer. Mit ihm gewann
Er raſch beim Donner der Kanonen,
Die weder Thürm' noch Mauern ſchonen,
Das feſte Neſt. Und fröhlich zogen
Sie, wo des Kaiſers Fahnen flogen,
Auf Regensburg. Dort ward gerannt,
Geſtürmt, geſchoſſen und gebrannt,
Dem Feind die Reichsſtadt zu entreißen.
Weß ſoll der Reiter ſich befleißen
Beim Sturm der Wälle und der Schanzen?
Der Werth ſucht anderswo zu tanzen,
Fegt überall und nirgends drein
Von Heideck bis nach Hippoltſtein,
Nürnberg in wildem Flug umſtreifend,
Bis in die Vorſtadt Ansbachs ſchweifend,
Bald wieder lauernd durch das Ries.
Und wo er auf die Schweden ſtieß,
Da fing und flog und hieb er wild.
Zugleich entrafft er dem Gefild
Das Vieh, den Dörfern Korn und Frucht,
Bis mit des ganzen Heeres Wucht
Ihm Horn nachſetzt. Vergebens ſchlichen
Die Schweden an. Er war entwichen.

Sie ziehn zurück, er ſtürmet nach
Auf Aichach hin, das er erbrach,

Nachdem der Feind es kaum genommen.
Dort hört er freud'ge Kunde kommen
Von Regensburg. Es iſt gefallen.
Des deutſchen Adlers Banner wallen
Von Thürm' und Thoren! Doch es ſchallt
Zugleich der Ruf, daß mit Gewalt
Und Zorn der Feind das Land verwüſtet.
Aldringer ruft. Da zieht gerüſtet
Nach Landshut Werth auf ſtrengem Ritte
Und wirft ſich in des Feindes Mitte.
Der Kampf entloht bis in die Nacht.
In fürchterlicher Feuerpracht
Flammt auf die Stadt. Aldringer fiel,
Es ward der Schlachtentod ſein Ziel.
Auf ihn, der dunkelm Stand entſproſſen,
Hat ſich ein hoher Ruhm ergoſſen.
Der dienend ſchrieb, er ward zuletzt
Zum Baiernfeldherrn eingeſetzt.
Er hieß ein kaiſerlicher Graf,
War ſchlau, gewandt, kühn, tapfer, brav.
Bewegt ſchwur Werth an ſeiner Leiche:
„Gott helfe mir, ich thu' das Gleiche!"

Da kam vom Kriegsrath Botſchaft her,
Es ſoll verſammeln ſich das Heer.
Die Spanier, Baiern, Kaiſerlichen
Ziehn an aus allen Länderſtrichen
Zum Hauptſchlag. Auch die Feinde nahn.
Bei Nördlingen ſieht man im Plan
Vier Fürſten ſtehn beim Kaiſerheer,
Das nie getrotzt in ſolcher Wehr.
Das iſt der König Ferdinand,
Das iſt der Cardinal-Infant,

Das iſt Kurfürſt Maximilian
Und Karl von Lothringen. Wohlan,
Bernhard von Weimar, Guſtav Horn,
Das gibt 'nen Tag voll Wuth und Zorn,
Voll Blut und Tod! Wohlan zur Schlacht! —
Sie brauſt, ſie toſt, ſie klingt, ſie kracht —
Bernhard entſlieht, ein nackter Mann —
Sein Heer entſtiebt in Acht und Bann —
Zwölftauſend Leichen zeigt das Feld. —
Johann von Werth bringt in das Zelt
Der Fürſten einen kühnen Krieger.
Er ſing den Horn, er ward ſein Sieger.
Und Ferdinand, der Kaiſerſproß,
Gibt Werth die Hand, nennt ihn Genoß,
Und er verheißt mit freud'gem Ton
Dem Helden den gerechten Lohn.

Da klangen durch das Reich die Glocken,
Da tönte Jauchzen und Frohlocken.
„Herr Gott, dich loben wir!“ ſo ſingen
Sie bei der Orgel vollem Klingen.
Aufathmet neu des Kaiſers Land:
Der Himmel hat den Sieg geſandt
Nach langer Prüfung. Ferdinand
Zieht ſtrafend hin am Neckarſtrand,
Es zieht der Cardinal-Infant
Mit Ruhm gekrönt ins Niederland.
Die kleinen Führer ſieht man ſtreichen
Hin nach des gelben Mains Bereichen.
Doch mit dem Lothringer verläßt
Der Werth das Heer, daß er dem Reſt
Der Flücht'gen, die zum Rheine ſauſen,
Noch in die Flanken möge brauſen.

Bei Kalw ereilt er eine Schar,
Die raſch von ihm vernichtet war;
Dann ſtiebt er durch die dunkeln Tannen
Des Schwarzwalds fort mit ſeinen Mannen
Ins Kinzigthal. Dort hätt' er ſchier
Im hochbewachſenen Revier
Den fliehnden Rheingraf aufgegriffen,
Der, als die Kugeln ihn umpfiffen,
Vom ſteilen Ufer hoch zu Roß
Ins tiefe Waſſer niederſchoß
Und alſo kühne Rettung fand.
Dann ward beſiegt das Pfälzerland,
Das einſt glücktaumelnd hin ſich warf
Dem Schwedenkönig. Streng und ſcharf
War ſeine Strafe. Werth'ſche Reiter
Durchſchwärmten bald als wilde Streiter
Die Ebenen am Schwarzwaldsgrund,
Es ward der Zorn des Kaiſers kund
Den Städt' und Dörfern auf und nieder. —
So ſah der Werth den Rheinſtrom wieder.

Viertes Stück.

Das iſt der königliche Rhein!
Wie ſtrömet er im Sonnenſchein
So ſtolz, ſo breit, ſo männlich kühn,
Ein Bild der Kraft! — Die Wangen glühn,
Die Augen lohn dem ſtarken Werth,
Als er ihn ſchaut. Nach Jahren kehrt
Er an den lieben Heimatfluß,
Er ruft ihm herzlich lauten Gruß.

O Gott, er denket auch der Maid,
Die niederwärts im Stromgebreit
Zu Köln jetzt wohnt! Mit weicher Miene
Ruft er am Ufer hin: „Chriſtine!“
Ja, länger läßt's ihn nicht mehr raſten,
Er muß das ſchwere Herz entlaſten.
Ein Brieflein ſchreibet er ſofort
Mit manchem herzig ſüßen Wort,
Drin fordert er zur Braut die Maid.
Dem Boten gibt er das Geleit
Zum Poſtſchiff, das ſtromab, ſtromauf
Neutral hinfährt in freiem Lauf,
Von keinem Feinde angegriffen.
So magſt du denn nach Köln hinſchiffen,
Du theurer Brief! — O bange Stunde!
Was bringt die Antwort wol für Kunde? —

Doch ſieh, da tritt der Spork heran
Und ſpricht: „Die Noth geht an den Mann.
Wir ſind zu weit dem Heer voraus,
Und alle Nahrung ging uns aus;
Herr Schmalhans iſt jetzt Küchenmeiſter,
Und unſer Feind, Herr Hunger heißt er.
Was hilft der Seckel voll Dukaten?
Allwärts fehlt Korn und Wein und Braten,
Verödet iſt das Land umher,
Die Städt' und Flecken all ſind leer;
Wie Kirchenmäuſe ſind die Bauern,
Die mich in ihrem Elend dauern.
Der Feind war vor uns an den Zäunen
Und hat geſäubert Ställ' und Scheunen.
Der Kaiſer hat ſein Recht verloren,
Wo nichts mehr iſt. Für Weiſ' und Thoren

Iſt klar der Spruch!“ Das gab Verdruß
Dem Werth, der ſtets für Ueberfluß
Geſorgt bei ſeinen Reiterſcharen.
Gebt's von Gefahren zu Gefahren,
Von Kampf zu Kampf, da thut es noth,
Daß nicht dem Krieger Mangel droht.
Hart iſt das Handwerk ſondergleichen,
Drum heißt es gute Koſt zu reichen.
Und beide gehn ſich zu berathen
Als echte Väter der Soldaten.
Da zieht den Fix beiſeit' der Joſt
Und ſpricht „Ich weiß uns guten Troſt.
Als ich heut' morgen fouragirt,
Hab' ich ein wenig ſpionirt
Im nächſten Dorf. Beim Teufel auch,
Dort iſt der Pfaff ein fetter Gauch,
Sein Neſt iſt gleich der Hamſterſtätte,
Er zehrt, ein Dachs, am eignen Fette,
Das er ſich eingeheimſt zur Zeit.
Sein Küſter gibt ihm gut Geleit
In Spar-, Bewahr- und Knauſerei.
Als ich am Pfarrhof ritt vorbei,
Da ſtiegen aus der offnen Küche
Zur Naſe leckere Gerüche.
Ich zog durchs Thor und rief ins Haus:
«Reicht mir 'nen Waſſertrunk heraus!»
Bei Gott, da ſah ich an der Scheuer
Den Backofen voll hellem Feuer.
Der Küſter ſchob hinein geſchäftig
Wol zwanzig Brote. Lecker kräftig
Stieg auf der Dampf. Da kam herfür
Die Köchin watſchelnd an die Thür
Und brachte nüchtern kühlen Trank.
Gleichviel, ich ſagt' ihr herzlich Dank,

Und plaudert' mich mit ihr zum Herd.
Luſtſame Schau ward mir beſchert.
Es thät ſich mir ein Wunder zeigen,
Es hing voll Flöten, Lauten, Geigen
Der ſchwarze Himmel. Ei, ich meine
Den Schornſtein ja. Ich ſah im Scheine
Des Flackerfeuers ſaftig blinken
Speckſeiten, Rippen, Würſte, Schinken.
Hätt' nicht der Hof die Mauerrunde,
Und lägen drin nicht große Hunde,
Und ſchadet's nicht dem Heil der Seelen,
Solch einen Pfaffen zu beſtehlen,
Dann würd' uns wol durch einen Zug
Vorläufig Vorraths bald genug!“
„Was!“ ruft der Fix, „die Noth bricht Eiſen!
Der Hunger ſtillt ſich nur durch Speiſen!“

Sie flüſterten noch lang und breit.
Doch um die ſtille Abendzeit,
Da wählten ſie ſich ſechs Genoſſen,
Bald ſaßen alle auf den Roſſen,
Und durch die weite dunkle Nacht
Entritten ſie vorſichtig ſacht
Dem Dorfe zu, wo alles tief
Geſunden feſten Schlummer ſchlief.
Raſch ging's ans Spähen, Forſchen, Lauern.
Wer aber ſoll die hohen Mauern,
Die Hof und Gärten weit umgeben,
Erklettern? Sieh, am Kirchhof eben
Wird die gelegne Stell' erſpäht.
Sie ſteigen ein. Der Fix verſteht
Zu bannen auch die großen Hunde.
Kein Laut enttönet ihrem Munde.

Mit feur'gen Augen glotzen ſie,
Doch ſchweiget wie verhext das Vieh.
So langt die Schar am Ofen an,
Das Brot iſt gar. Herausgethan
Wird Laib um Laib. In kurzer Zeit
Liegt das Gebäck in Sicherheit
Im Beinhaus an der Kirchhofecke,
Denn ſolchem grauſigen Verſtecke
Naht ſich kein Bauer um Mitternacht,
Wo nur im Thurm die Eule wacht
Und krächzend ſchreit. Die blaſſen Geiſter
Sind dann des Ortes Herrn und Meiſter.

Drauf ziehn die rüſtigen Geſellen,
Den Schink' und Würſten nachzuſtellen,
Die Joſt in dem Kamin geſehn.
Doch mag es nicht ſo leicht geſchehn.
Durchs Fenſter kann kein Dieb gelangen.
Sie ſind mit dichten Eiſenſtangen
Vergittert alle. Doch die Reiter
Erforſchen bald die lange Leiter
Im Hof. Auch iſt ein Seil zur Hand
So klettern ſie entlang die Wand
Das Dach hinauf, und auf dem Dach
Zum Schornſtein ſteigen ſie gemach.
Joſt, der wie eine Katze klimmt,
Alsbald den Weg zum Rauchfang nimmt.
Daheim hat er in hohlen Eichen
Sich eingeübet. Flugs erreichen
Die Füße auch die derben Stangen,
An denen all die Speiſen hangen.
Er gibt ein Zeichen, und das Seil
Fährt in den Schornſtein. Voller Eil'

So löſt er Schinken, Würſte, Speck
Und bindet's dran. Doch auf dem Fleck
Geht in die Luft die fette Beute.
So üben es die Reitersleute,
Bis gründlich der Kamin gefegt
Von allem Schwein, das er gehegt.

Nach ſolchem gänzlichen Entleeren
Gedenkt der Joſt ans Licht zu kehren.
Doch weh, die Stange, drauf er harrt,
Sie zittert, beugt ſich, kniſtert, knarrt,
Sie kracht mit Macht, ſie birſt. Der Joſt
Fällt, poltert, pufft. Es ſchallt und toſt
Durchs ganze Haus, denn durch den Fall
Zerſchmettern unten überall
Die Töpfe, Keſſel und Geſchirre.
O, welch Geklirre und Gewirre!
Dem dicken Pfaffen flieht die Ruh',
Der alten Magd flieht ſie dazu.
Zwar ließ der Fix das Seil herunter,
Und Joſt erfaßt es muthig munter
Und ſchlingt es um den Leib. — Am Dach
Da zogen ſie. Doch, ach, es brach.
Was helfen jetzt die Künſte alle?
O weh, die Maus iſt in der Falle!

Jetzt gilt es Geiſtesgegenwart.
Der wackre Joſt, der reibt und ſcharrt
Sich Ruß und Aſche ins Geſicht.
Urſchwarz wird überall der Wicht.
Den Bratſpieß nimmt die rechte Hand,
Die linke einen Feuerbrand,
Den Keſſelring ſetzt er als Kron'
Sich auf das Haupt. Dem Höllenſohn

Gleicht er aufs Haar. Da öffnet ſich
Die Küchenthür und ängſtiglich
Tritt mit dem Licht die Köchin ein
Und ſieht den Joſt im Feuerſchein.
Der ſpringt ſie wüthig brüllend an
Und löſcht ihr Licht. So laut ſie kann,
Schreit ſie durchs Haus: „Gott ſteh mir bei,
Der Teufel iſt's!“ Und im Geſchrei
Entfliehet ſie, indeß der Joſt
Aufs neu' durch die Geſchirre toſt.

Doch eine Weile dauert's kaum,
Da tritt zum düſtern Küchenraum
Im Prieſterkleid der dicke Pfaffe,
Der Chorrock dienet ihm als Waffe
Zuſammt der Stola. Auch ein Buch
Bringt er mit dem Beſchwörungsfluch.
Zugleich hält er den Sprengel feſt,
Es folget eng an ihn gepreßt
Die Köchin mit geweihten Kerzen,
Die hält ſie flackernd vor dem Herzen,
Und der Weihwaſſerkeſſel hängt
An ihrem Arm. Von Furcht beengt
Iſt doch des Pfaffen breite Bruſt.
Es macht ihm wahrlich wenig Luſt,
Dem Teufel ſelber zu begegnen.
Erſt fängt er an ſich ſelbſt zu ſegnen,
Dann ruft er, wie die Vorſchrift heißt:
„Wer biſt du und was willſt du, Geiſt?“
Da brüllt der Joſt mit grimmen Mienen:
„Der Teufel bin ich, und erſchienen,
Um euch die Hälſe umzudrehen!“
Doch kaum iſt dieſer Ruf geſchehen,

Da dröhnt und tönt's durch den Kamin,
Als käm' das wilde Heer zu ziehn.
Als mauten Katzen, bellten Hunde,
Als wieherten Pferde in der Runde,
Bald war es wie der Schafe Blöken,
Und wie Gemecker bald von Böcken.
Es war als ob der Eſel ſchrie,
Bald wie der Hähne Kikeriki,
Dazwiſchen klang Gekrächz' von Eulen,
Der Füchſ' und Wölfe heiſres Heulen;
Und all dies Lärmen, Brüllen, Bellen
Vollführte Fix mit den Geſellen.

Zwar ließ der Pfaff ſich nicht bethören,
Den Satan mächtig zu beſchwören.
Doch Joſt, der Satan, hat indeſſen
Die ſchlimme Lage nicht vergeſſen.
Er wählt mit Klugheit und Geſchick
Und trifft den rechten Augenblick.
Als hielt die Sprüche er nicht aus,
Springt er am Pfaff vorbei ins Haus,
Geſchwind ſtreift er den Riegel auf,
Zum Garten führt ihn hurt'ger Lauf.
Dort kommen auch die Kameraden
Mit ihrer Beute reich beladen.
Die Mauer iſt im Flug erſtiegen,
Zum Beinhaus, wo die Brote liegen,
Geht es ſofort. Voll Freude zeigen
Sie ſich die Beute. Durch das Schweigen
Der Nacht erklingt der laute Sang
Des Pfaffen noch beſchwörungsbang.
Doch ſind auf ihren flücht'gen Roſſen
Die Burſche lagerwärts geſchoſſen. —

Dort gab es Jauchzen, Luſt und Lachen.
Wie ſind die leckern Beuteſachen
Den leeren Magen all zu Dank!
Schier mehr noch freuet ſie der Schwank.
Den Führern ſelber übers Maß
Behagt der luſtig tolle Spaß.
Werth ſpricht zum Spork: „Potz Blitz, der Joſt
Iſt dir wie mir der Fix zum Troſt.
Weſtfale, deß laß dich beſcheiden,
Du brauchſt mir länger nicht zu neiden
Den guten vielgeprüften Knecht.
Jedoch das Stehlen iſt nicht recht,
Iſt es auch recht, des Pfaffen Gier
Zu ſtrafen. Auf, bezahlen wir,
Was ſie ſtibitzt an Fleiſch und Brot!“
Da ſchickten ſie manch Goldſtück roth
Zum Pfarrhof hin durch Fix und Joſt.
Wie war der dicke Pfaff erboſt,
Den Teufel in Perſon zu ſchauen!
Jedoch den Geizigen erbauen
Die Münzen, die er gierig nimmt.
Leb' wohl, Paſtor! — Zum Jubel ſtimmt
Der Werth'ſche Haufen. Welchem Magen
Soll nicht die fette Koſt behagen?
Als ſie's verzehrt, kommt Proviant
Durch Schwaben in das öde Land. —

Als ſolche Freude hält den Lauf,
Erſcheint das Poſtſchiff auch rheinauf.
Es bringt den Brief dem Werth zur Hand,
Den ihm Chriſtine hat geſandt.
Erglühend öffnet er den Brief.
Dann jauchzt er hoch, dann ſeufzt er tief.

Das höchſte Glück kehrt endlich ein:
Chriſtine, ſie iſt ſein, iſt ſein!
Da möcht' er gleich zu Pferd ſich ſetzen
Und fort nach Köln rheinabwärts hetzen,
An lieber Bruſt, an roſ'gen Wangen,
Von weichen Armen hold umfangen,
Vom hellſten Blicke froh gegrüßt,
Vom ſchönſten Munde heiß geküßt,
Nach all dem Kriegswerk auszuruhn,
Und von ſich Streit und Kämpfe thun!

Doch ach, ſo ſchnell ſoll es nicht ſein!
Noch iſt vom Feind die Pfalz nicht rein.
Zu Heidelberg in Stadt und Schloß
Sitzt noch der Schwed' mit frechem Troß,
Von Abel Moda kühn geführt.
Mit dem muß er, wie ſich's gebührt,
Ein Gänglein machen. Und im Lauf
Bricht er mit ſeinem Volke auf
Zum waldig grünen Neckarthal.
Dort ragt im rothen Abendſtrahl
Die rothe Burg. Bald loht der Kampf,
Bald ſprüht im blauen Pulverdampf
Das gelbe Feuer der Kanonen.
Sie ſchießen Breſchen ohne Schonen
Und ſtürmen plündernd durch die Gaſſen!
Schon geht es durch die Schloßterraſſen!
Da ſteigt vom Kaiſerſtuhle nieder
Geſchloſſen feſt in ſtarke Glieder
Ein neues Heer, das keiner kennt,
Nicht Schwed', nicht Baier. Doch es rennt
Jäh auf die Deutſchen. Schüſſe knallen,
Die grollend durch die Berge ſchallen,

O Gott, o Gott, es ſind Franzoſen,
Die übermächtig niedertoſen! —
Es wäre Tollheit neues Streiten,
Machtlos muß Werth von dannen reiten!

Franzoſen ſind's. Bald wird es kund,
Die Botſchaft geht in aller Mund.
Es iſt den armen deutſchen Landen
Ein neuer ſtarker Feind entſtanden.
Dem Schweden und dem Proteſtant
Ward ſtets franzöſiſch Geld geſandt,
Doch jetzt nach der verlornen Schlacht
Bat man, um die gebrochne Macht
Neu aufzurichten, um Soldaten.
Lang ward da hin und her berathen
Am Hofe von Paris. Wie gern
Sähn dort die tückiſch ſchlimmen Herrn
Das ſchöne deutſche Reich verderben,
Um ſelbſt ihr Theil dran zu erwerben!
Der ſchlaue ſeine Cardinal
Von Richelieu, der manches mal
So üble Tücken angeſponnen,
Macht klarer wie das Licht der Sonnen
Ludwig dem Dreizehnten: es gilt,
Das Haus Habsburg, den Hort und Schild
Der deutſchen Einheit, zu zerſpalten
Und dann mit eiſernen Gewalten
Deutſchland bis an den Rhein gewinnen!
Das war nach des Bourbonen Sinnen.
Er nahm den Weimar in den Sold,
Verſah ihn reich mit neuem Gold
Und rüſtete zu friſcher Wehre
Des Franzenreichs berühmte Heere.

Dumpf düſter ging die Märe um
Im deutſchen Land. Es wurde ſtumm
Die Luſt der jüngſten reichen Siege.
Kaum ſchied der Däne aus dem Kriege,
Kaum iſt der Schweden Macht gebrochen,
Da droht mit neuen wilden Jochen
Schon der Franzoſe. Feinde ſind
Allwärts, ſie kommen mit dem Wind.
Da ſchwindet ſelbſt der Zwietracht Dürſten,
Gottlob, den lutheriſchen Fürſten!
Dem Bund, der einſt ſo kühn gewachſen
Zu Heilbronn, jetzt entſagt ihm Sachſen
Und Brandenburg. Es folgt in Haſt
Anhalt und Mecklenburg. Zur Raſt
Verlangen auch die Städt' in Schwaben;
Ulm, Nürnberg, Augsburg, ſie begaben
Des Streites ſich. Im alten Prag
Beſchloſſen auf dem Fürſtentag
Sie mit dem Kaiſer einen Frieden. —
Weh, wer ſich anders hat entſchieden,
Wer mit dem fremden Feind will gehen,
Statt mit dem Heimatland zu ſtehen!
Hell zürnend ruft der grimme Werth:
„Gewalte denn aufs neu', o Schwert!
Sei zwiſchen uns und ihnen Richter,
Vernichte ſie, die uns Vernichter
So gerne wären, die es immer
So gern geweſen, die uns nimmer
Zu Freunden werden! Unbill, Liſt
Und Ränke dienten jede Friſt
Zum Streitzeug euch. Voll Haß und Neid
Sah man euch fachen ſtets den Streit,
Um uns die Heimat zu zerſetzen.
Was aber half euch all eu'r Hetzen

Bei Dän' und Schwed'? In ſchnöde Flucht
Hat ſie gefegt die ſchwere Wucht
Der deutſchen Waffen. Seid's gewärtig,
Wir werden auch mit Frankreich fertig.
Wer ſich in unſre Sach' will miſchen,
Dem wollen wir den Rücken wiſchen.
Sind wir der Heimat rechte Stützen,
So wird uns Gott im Himmel ſchützen."

Wie jauchzte ihm das Herz voll Luſt,
Wie füllte Kampfluſt ihm die Bruſt,
Als man die Kunden hörte ſtreifen,
Den Feind im eignen Land zu greifen!
Lothringens Herzog Karl erſchien
In Werth's Gezelt und warb um ihn
Und ſeinen Arm. Er war der Held,
Mit dem zu Nördlingen im Feld
Der Werth gekämpfet. Auf dem Throne
Der Heimat trug er einſt die Krone.
Dort ſchuf der ſchlaue Cardinal
Herr Richelieu ihm Qual und Qual,
Verfolgend ihn mit Liſt und Ränken,
Mit Volksaufſtänden und Gezänken,
Daß er geächtet endlich floh.
Des Lebens ward er nicht mehr froh.
Entſchloſſen, kühn und tapfer ritt
Er ſtets von Schlacht zu Schlacht. Er ſtritt
Aufs neu', die Heimat zu erzwingen.
Der Werth verſpicht, mit ihm zu ringen,
Denn auch das Kaiſerheer ſoll kommen.
Rheinüber wird der Weg genommen.

Kalt war der Winter, ſtark der Froſt,
Es ſtürmt der Rhein von Eis durchtoſt,

Doch plötzlich hört er auf zu rollen.
Im Strome ſtellen ſich die Schollen.
Da ſtürmt der Werth mit den Geſchwadern
Raſch hin auf den gefrornen Quadern,
Und ſteht vor Speier. Seiner Kraft
Ergibt ſich gleich die Bürgerſchaft,
Und in der Kaiſerſtädte Glieder
Glänzt bald aufs neu' die Reichsſtadt wieder.
Dann wird mit wilden Reiterwogen
Das ſchöne Elſaß überzogen.
Es fehlte dort für Taſch' und Mund
An Beute nicht. Dann nach Burgund
Zog ſieghaft er. Ghemar, die Feſte,
Herbergte bald die deutſchen Gäſte.
Jetzt ſtürmen nach wie zuckende Blitze
Des Kaiſers Heere. An der Spitze
Steht Gallas. Ihm, dem alten Degen,
Stellt Frankreichs Feldherr ſich entgegen,
Herr La Valette, der Cardinal.
Doch flieht er bald durch Berg und Thal
So Wagen wie Gepäck verbrennend
Und bis nach Metz im Laufe rennend,
Wo er ſich barg. Gut iſt das Glück!
Da that manch kühnes Reiterſtück
Johann von Werth. Schier wie im Flug
Lenkt hin und her er ſeinen Zug,
Den Franzen hier den Weg verengend
Und dort ſie auseinanderſprengend,
Vieh, Futter, Wein und Früchte greifend
Und munter wieder heerwärts ſtreifend,
Und wenn ſie dann beim Mahl gezecht,
Spricht er: „Frankreich heißt's doch mit Recht.
Das Land iſt reich, wir ſind drin frank.“
Es ſetzt der Sporck hinzu: „Gott Dank,

Denn ich verſteh' das Sprüchlein eben,
Das heißt: wie Gott in Frankreich leben!"
Doch können's Fix und Joſt nicht faſſen,
Daß auf den Plätzen und den Gaſſen
Allwärts die allerkleinſten Buben
Franzöſiſch ihr Geſchwätz erhuben.

Wie ſo der Werth das Land durchſtrich,
Da ward ſein Name fürchterlich
Durch Frankreich nach Paris hinein
Und bis zum Hofe. Groß und klein
Und alt und jung ſprach angſterregt
Vom wilden Werth, denn niemand fegt
Wie er, an Schnelle unvergleichbar,
An Kraft und Stärke unerreichbar,
So heftig, jählings, plötzlich, oft
So unerwartet, unverhofft
In jeden Feind. Wie herrlich ward
Da echte deutſche Reiterart!
Furchtſam geängſtet lag das Heer
Von Frankreich nun im Feld. Wie ſchwer
Wird's, rings die Faſſung zu erhalten!
Es will ſich alles ſchlimm geſtalten.
Was ſoll ihm helfen, ſoll ihm frommen —
Der König muß ins Lager kommen! —

Der König kam. — Wie rauſchend zog
Die Mär durchs Land! Es lief und flog
Lobpreiſend Reden bald umher,
Als ob's ein hohes Wunder wär',
Was Pflicht nur war. Ach, wenig Wolle
Und viel Geſchrei! Es litt vom Grolle
Des Königs Saint-Mihel, die Feſte,
Die er belagernd heftig preßte

Und einnahm, um unſchuld'ge Bürger
Durch ſeine blutgewohnten Würger
Dem Henkertod zu übergeben.
Den Commandant, dem er das Leben
Verſprochen, ſchickte zur Baſtille
Sein hoher königlicher Wille.

Das Hauptquartier ward aufgeſchlagen
Zu Saint-Mihel in jenen Tagen.
Viel Freude gab's nicht in dem Neſte,
Dem alten, düſtern. All die Feſte
Die voller blitzend heller Pracht
Dem König in Paris gelacht,
Wo ſind ſie hin? Ach, langſam ſchleichen
Die Stunden, die ſich troſtlos gleichen!
Ein ernſt Geſicht hat ſtets der Krieg.
Auch zeigt ſich nirgends raſcher Sieg,
Wie man gehofft. Bald ſchien's fürwahr
Ein Feiertag, wenn in der Schar
Der Generale, ſtark umgeben
Von Troß und Volk, der König eben
Den Ritt hinaus zum Thale wagt.
Manch ſtattlich altes Burghaus ragt
Am Strand der Maas. Dort eingeladen
Wird oft der Fürſt von Gottes Gnaden.
Von ſolchen Fahrten hört der Werth,
Der längſt zu friſcher That begehrt
Nach faulem Lottern. Raſch beſtimmt
Die Beſten er der Schar und nimmt
Sie mit ſich. Bei Mihel der Wald
Dient ihm zum ſtillen Aufenthalt.
O, könnt' er zeigen jetzt den Franzen,
Wie luſtig deutſche Reiter tanzen!

Da kommt ihm Mär geheim verborgen:
Der König zieht am nächſten Morgen
Mit Bernhard und mit La Valette
Zu einem Schloſſe an dem Bette
Der Maas. Bei Gott, mit Volk und Troß
Sieht man vom Wald den Zug zu Roß!
Werth ſchleichet nach. Die Feinde alle
Betreten ſchon des Schloſſes Halle,
Da brauſt er aus dem Ferſt hervor.
Der ſichern Beute naht der Chor.
Doch ſieh, ein Pflüger, der ſie ſchaut,
Spannt ab ſein Pferd und lärmet laut
Ins Schloß: „Der Feind iſt da!“ — Wie hob
Der Wirrwarr ſich! Gottlob, Gottlob
Ludwig iſt heute nicht dabei!
Er fühlt ſich krank. — O, welch Geſchrei!
Der Weimar und der Cardinal
Entfliehen jäh ins grüne Thal,
Und bergen ſich an ſicherm Ort
Zu Saint-Mihel. Ludwig ging fort,
Um länger nicht im Krieg zu ſchwitzen.
Ja, beſſer iſt's, im Louvre ſitzen.
Werth aber kehrt voll Zorn zurück,
Daß ihm ſo neidiſch war das Glück.
Er hätte alles drum gegeben,
Der Heimat Urfeind aufzuheben.

Nun macht er durch des Landes Mitte
Aufs neu' verzweifelt wilde Ritte,
Als ihm ins Ohr die Kunde ſchlug:
Es nahe ſich bei Toul ein Zug
Von funfzehnhundert ſchweren Wagen,
Die Proviant für Frankreich tragen.

Er fiel hinein und nahm ſie alle.
Wer widerſtehet ſolchem Pralle?
Ob auch zweitauſend Waffenknechte
Sie ſchützen. Raſch aus dem Gefechte
Führt er ins Lager Trank und Speiſe.
Das bringt die Deutſchen recht ins Gleiſe,
Doch dem franzöſiſchen Heere droht
Bald übermächt'ge Hungersnoth.
Es zieht auf Nancy. Hinterdrein
Stürzt ſich der Werth in ſeine Reihn
Und treibt gewinnend neue Beute
Mit Macht zweihundert Edelleute,
Des Heeres Nachhut, in die Wogen
Der Maas, die in den Tod ſie zogen.

Doch ob er all dies Werk vollbracht,
Was hilft's! Es meidet ſtets die Schlacht
Der ſchlaue Franzmann. La Valette
Verſchanzt ſich ſtets an ſichrer Stätte
Mit Bernhard Weimar. Gallas kann
Nie mit dem Lothringer hinan.
Da zieht der Hunger in das Heer
Der deutſchen Krieger. Ach, noch mehr
Quält ſie der Krankheit heißes Wüthen.
Wer kann vor ſolchem Feind ſich hüten!
Viel ſchlimmer geht der Tod herum
Als in der Schlacht. Er macht ſie ſtumm
Die tapfern Männer, die ſeit Jahren
Durch Sturm und Kämpfe hingefahren.

Und auch die Führer taugen nicht.
Des Rechts vergeſſen und der Pflicht,
Des Reichs vergeſſen und des Herrn,
Als wären Noth und Wirrſaal fern,

So ſchwelgen ſie bei üpp'gem Mahl.
Was kümmert ſie des Hungers Qual,
Die Noth der fiebernden Soldaten,
Des Winters Zorn? Dampft nur der Braten
Auf eignem Tiſch und perlt der Wein,
Dann ſchwärmen ſie die Nacht hinein,
Wie Gott in Frankreich leben ſie.
O pfui der Schmach! Es gab noch nie
Trunkbolde rings im deutſchen Reich,
Die's thun dem Götz und Gallas gleich.
Was hilft dem Werth da all ſein Pflegen?
Taugt's oben nicht, da fehlt der Segen.

Zu Nancy bleibt der Cardinal
Herr La Valette. Durch Berg und Thal
Zieht neue Hülfe ſtets ihm zu,
So harret er in ſichrer Ruh'.
Wie kann der Deutſche ſich noch halten?
Denn mit dem Winterfroſt gewalten
Siechthum und Hunger immer ſtrenger,
Die unvermeidlich heft'gen Dränger.
Und ſoll das ganze Heer nicht ſterben
Im täglich wachſenden Verderben,
So gilt's den Rückzug anzutreten.
Da horch! es blaſen die Trompeten.
Der Gallas wälzt ſich an den Rhein
Und wirft ins Elſaß ſich hinein.
Es zieht im tiefen Eis und Schnee
Der Lothringer zur Franche-Comté.
Werth aber denkt die Winterraſt
Zu nützen als der Heimat Gaſt —
Gottlob! der Tag iſt jetzt erſchienen,
Zu ſehn die Heimat und Chriſtinen.

Doch eh er in die Ferne reitet,
Iſt hohe Ehre ihm bereitet.
Es hat der Kaiſer ihn ernannt
Zum Freiherrn, und durch Ferdinand
Den König kommt ihm zu die Schrift,
Auf die ſein Falkenauge trifft
Mit Luſt und Stolz. Wie er geſtritten
Von Schlacht zu Schlacht in kühnen Ritten
Voll Heldenmuth, wie treu er ſtand
Zu Kirche, Reich und Vaterland,
Das alles ſagt das Pergament.
O wie das ſchöne Haupt ihm brennt!
Nicht, weil er nun von Adel war,
Nein, weil ſo richtig grad und klar
Der Herr erkonnt ſein deutſches Weſen,
Hat er's mit freud'gem Geiſt geleſen.
Er war ein Deutſcher ohne Tadel,
Das war ſein ſchönſter, hellſter Adel.

Doch damit iſt's noch nicht gethan,
Denn auch Kurfürſt Maximilian,
In deſſen eignem Dienſt er ſtand,
Schenkt ihm ein Schloß im Frankenland.
Werth lag einſt im Quartiere dort,
Und Bodenſtein, ſo hieß der Ort
Von Feld und Wieſ' und Wald umgeben.
In Frieden mag er einſt dort leben,
Wenn nach dem allerletzten Siege
Zu Ende ſind die rauhen Kriege.
Schön iſt der Ruhm, ſüß ſind die Ehren,
Doch muß den Mann der Boden nähren.

Wohlan, das heiß' ich ſchönen Lohn;
Wie lacht der Schlachten kühner Sohn!

Der einſt als Pferdeknecht entfloh
Der Heimat, kehrt des Glückes froh,
Das ihm des Geiſtes heitrer Muth,
Des Leibes ungeſtüme Glut
Erworben hat. Der Spork wird jetzt
Den wilden Reitern vorgeſetzt.
Sie ſchütteln herzlich ſich die Hand.
Wachtmeiſter Fix geht mit ins Land.
So reiten ſie. Sieh, dort am Strome
Hebt ſich mit ſeinem ſtolzen Dome,
Mit ſeinen hundert Thürm' und Thoren
Im Winternebel faſt verloren
Das heil'ge Köln! — Die Glocken ſchallen,
Schon fern ſieht man die Fahnen wallen.
Er zieht durchs Thor. Die Straßen lang
Wogt auf und ab der Menge Drang,
Und alle rufen ihm entgegen:
„Johann von Werth, Heil, Glück und Segen!“

Fünftes Stück.

Unfern der Kirche Sanct-Gereon
Wohnt als der Reichsſtadt treuer Sohn
Herr Gerhard Beuth. Sein ſtattlich Haus
Ragt aus den Gärten hoch hinaus
Mit blanken Giebeln. Durch die Zimmer
Glänzt ſichern Reichthums heller Schimmer.
Geſchnitztes Täfelwerk bekleidet
Die hohen Wände, und es weidet
Der Blick an Hausrath, Schreinen, Sitzen
Und Tiſch und Stuhl ſich. Allwärts blitzen

Vorhänge von Damaſt und Sammt,
Von Gold und Blumen reich durchflammt;
Sie kamen fern aus Morgenland.
Mit klüglich wägendem Verſtand
Hat Beuth ſich den Beſitz erhandelt.
Stets iſt er rechten Pfad gewandelt,
Drum iſt auch heimelnd ſüßer Frieden
Dem ſaubern ſtolzen Haus beſchieden.

Zu dieſem Hauſe lenkt der Werth
Durchs ſtraßenreiche Köln das Pferd
Mit dem Gefolge. Vor dem Thor
Hält an der Zug. Beuth tritt hervor
Und führt ihn freudig in den Saal,
Den kühnen Gaſt. O Glück und Qual!
Wo iſt Chriſtine? Ach, ſie kam
So ſchüchtern ſcheu, voll ſüßer Scham
Und ungeſtüm voll Pein und Luſt
Stürzt ihm das Mädchen an die Bruſt.
Wo bleibt das Wort? Der Blick, der Kuß,
Das iſt der beiden Seelengruß
Sprachlos macht ihn die Seligkeit.
Da fühlt der Werth, dem nie im Streit
Gefehlt der allerkühnſte Streich,
Das allerkühnſte Wort zugleich,
Zuerſt der Liebe ſüße Macht,
Vor der er mehr als vor der Schlacht
Nun beben muß. Sein Auge weint.
O, wie der Mann ein Kind erſcheint!
Er weiß, es kann nichts Höhres geben,
Als eines Weibes ſüßes Leben
Ans Herz zu preſſen, ſich zu tauſchen
Mit ihrem Weſen. Selig rauſchen

Die heißen Küſſe ohne Ende —
Er küßt ihr Kleid und Haar und Hände.

Lichthell entfloſſen da die Tage.
Vergeſſen ward des Feldes Plage.
Beſtäubt hängt an der Wand das Schwert,
Dem Augenblicke lebt der Werth.
Er lebt ſo ungebunden frei
Dem Lied, dem Scherz, der Plauderei,
Wie es die Liebe ſorglos hebt.
Das erſte mal iſt's, daß er lebt,
Er lebt in ihr, der ſüßen Maid,
Die anmuthsvoll in Seligkeit,
Daß ſie den kühnſten Mann errungen,
Ihn hold umwebt. Wenn ſie umſchlungen
Ihn hält, das dunkle Haar ihm ſtreichelt,
Mit Wort und Küſſen hold ihm ſchmeichelt,
Wie ſtiebt da Ruhm und Glanz und Ehre
So nichtig hin! Sonſt zog ins Leere
So oft ſein Sinn. Nun lacht und glänzt,
Gleichwie von Roſenglut umkränzt,
Die Gegenwart und Zukunft hold.
Und wie ſo Tag um Tag entrollt,
Da lacht der alte Beuth herein:
„Iſt es Euch recht, ſo mag es ſein!
Die Glocken ſind bereit zu beiern,
Laßt uns das Hochzeitsfeſt denn feiern!“

„Ein Wort, ein Mann!“ ſo ruft der Werth.
Raſch läßt er ſatteln ſich das Pferd,
Das ſchon zu lang im Stall geſtanden,
Erſt will er ſeinen Heimatlanden
Den Gruß entbieten. Einen Kuß
Gibt er Chriſtinen. Dann im Schuß

So geht mit Fix es in die Welt.
Und ſieh, bald ſchaut er Wald und Feld,
Wo er geübt die Schweinehut,
Wo er als Knecht mit friſchem Blut
Sein Roß einſt zähmte. Hochauf ſpringt
Fortuna, lautes Wiehern klingt.
Fortuna grüßet, denn vom Rand
Des Hügels ſchauet dort ins Land
Burg Schlenderhan, der Erft nicht fern.
Daß er beſuch' den alten Herrn,
Das ziemt ſich wohl. Sie reiten friſch
Hinauf, es läutet ſchon zu Tiſch,
Es geht zum Hof. Dort ſteht verzagt
Am Stalle eine dicke Magd.
Den ſtolzen, kecken Reitersmann
Schaut ſie mit Naſ' und Munde an.
Die Grete iſt's. Werth kennet ſie.
Sie kennet ihn. Ach, wie ſie ſchrie!
Schier fällt ſie hin. Da ſcherzt der Werth:
„Gret', wer's gethan hätt'!“ — Ihr entfährt:
„Jan, wer's gewußt hätt'!“ — Sieh, da naht
Der Freiherr Frentz im beſten Staat,
Und zieht den Hut und beugt den Rücken
Vor einem Mann aus freien Stücken,
Der ihm gedient als Schweinehirt.
Zum Saal führt freundlich ihn der Wirth.
Der ſonſt mit dem Geſinde aß
Am allerletzten Platz, er ſaß
Auf einem Ehrenplatz am Tiſch;
Der ſonſt auf einem Strohſackwiſch
Im Stalle ſchlief, ihm ſucht man aus
Das ſchönſte Himmelbett im Haus.
So ehrte man den alten Knecht.
Freilich, das war vom Freiherrn recht.

Wer kennt den Frenz in weitem Land?
Doch ward Johann von Werth genannt
Der große wilde General
Weit, weit durch Deutſchlands Berg und Thal!
Am andern Morgen dankt der Gaſt,
Er gönnt mit Fix ſich keine Raſt,
Bis er den Heimatort erritten.
Zu Büttgen, in des Dorfes Mitten,
Ward halt gemacht. Aus jedem Haus
Da ſtürmte alt und jung heraus,
Den ſtolzen Kriegsherrn anzuſtaunen.
Rings hört man flüſtern, fragen, raunen:
„Wer mag es ſein?“ Denn keiner kannte
Den Jan, der einſt das Dorf durchrannte,
Ein wilder Bub'. Fix iſt ſchon alt,
Auch iſt verſtümmelt die Geſtalt,
Und ſeine Jugendſpielgenoſſen
Hält meiſtens ſchon das Grab umſchloſſen.
Da nahet zu der Fremdenſchau
Noch eine blanke alte Frau
In Bauerntracht. Sie horcht und ſchaut.
Nun ſtößt ſie einen freud'gen Laut
Aus heller Bruſt: „Johann, Johann!
Mein Sohn!“ Es fliegt vom Pferd der Mann,
Der Krieger, General und Held,
Und in den ſtarken Armen hält
Er ſeine Mutter. Wie geſchwind
Kennt eine Mutter doch ihr Kind!
Wem ſoll nicht ſolcher Anblick taugen!
Das Waſſer trat in alle Augen.

Drauf ſchüttelte der Werth die Hand
Den Leuten, die er einſt gekannt

In ſeiner Jugend, und dann ging
Er in die Hütte arm gering
Mit ſeiner Mutter. Ach, der Raum
War ihm ſo heilig, denn den Traum
Der Unſchuld hat er drin geträumt,
Sorgloſe Tage dort geſäumt
Voll Glück und Frieden. Solcher Segen
Träuft auch der Armuth Jugendwegen.
Er lauſcht der Alten, die erzählt,
Wie ſie durchs Leben ſich gequält:
Der Vater ſtarb, die Brüder zogen
Hinaus, entrafft durch Kriegeswogen —
Wo treiben ſie's, nahm ſie der Tod?
Dem Werth wird weh ob all der Noth —
Da hält am Haus ein reicher Wagen,
Es ruft der Sohn: „Nach ſchlimmen Tagen
Erſcheinen gute. Mutter, friſch,
Ihr geht mit mir zu Haus und Tiſch.
Habt Ihr noch was, ſo gebt's den Armen.
Ihr ſollt im beſſern Neſt erwarmen!
Wir ziehn nach Köln!“ Die Widerworte
Sie helfen nichts. Raſch geht's zur Pforte.
Er grüßt vom Pferde, ſie vom Wagen,
Der in die Reichsſtadt ſie ſoll tragen.

Was ſoll der helle Glockenton?
Sie läuten in Sanct-Gereon,
Zum Hauſe Beuth's ziehn ſchon die Gäſte.
Er lud zum heil'gen Hochzeitsfeſte
Der Tochter mit Johann von Werth,
Der mit der alten Mutter kehrt.
Wie, ſie iſt eine Bauernfrau?
Seltſam ſcheint vielen wol die Schau.

Jedoch die holde, ſüße Braut,
Die hell aus Edelſteinen ſchaut,
Umarmt die Mutter tiefgerührt,
Und Beuth, der reiche Kaufherr, führt
Am Arme ſie. So zieht die Schar
Zur Kirche, wo am Hochaltar
Der Abt die jungen Gatten ſegnet.
O wie es da von Wünſchen regnet
Und ſprüht in laut und leiſer Weiſe!
Ein Jauchzen tönet durch die Kreiſe
Des Volks, das Werk und Haus verlaſſen
Und um die Kirche drängt in Maſſen.
So kehrt der Zug zum Hochzeitsmahl,
Bereitet in des Vaters Saal.
Da ging die Freude in die Runde
Sie quoll vom Herzen laut zum Munde
Dem Brautpaar Segen, Glück und Frieden! —
Ja, wäre Frieden doch beſchieden! —

Wohl war's ein benedeites Haus!
Es ſang und lachte ein und aus
Am Hauſe Beuth's. Die Paarezeit
Das iſt der Liebe wahre Zeit,
Das iſt ihr Lenz, das iſt ihr Mai,
Süß wie der erſte Sang und Schrei
Der Frühlingsvögel, wie der Duft
Der erſten Veilchen in der Luft.
Und wie die Hoffnung ſich erſchließt,
Daß ihnen neues Leben ſprießt,
Da iſt erſt Jubel ohne Ziel,
Denn alles iſt doch eitles Spiel
Den Menſchen, die im eignen Sproſſen
Nicht weiter blühen. Reich genoſſen

Sie ſo des Glücks. Der Vater ſchaut
Vergnüglich, daß er wohlgebaut
Für künft'ge Brut. Mit ihnen wohnt
Werth's Mutter nun, und ſie belohnt
Aus freundlich dankbarem Gemüthe
Mit frommem Beten all die Güte.

Doch währt nicht lang des Krieges Ruh':
In Lüttich geht's unliebſam zu.
Die Bürger toben, fordern, toſen,
Sie halten's dort mit den Franzoſen.
Mit ihnen trotzt des Hochſtifts Land
Dem kölner Kurfürſt Ferdinand,
Dem Bruder des Maximilian,
Werth's Waffenherrn. Der Streit hebt an.
Und Ferdinand entbietet Werth,
Zu leihen ihm das wackre Schwert,
Zu führen ſeinen Heeresbann.
Da ward er auch ein Kriegshauptmann
Im kölner Dienſt. Es gibt zugleich
Der Fürſt ein Lehn ihm groß und reich.
Das iſt das odenkirchner Schloß
Mit Wald und Feld. Bald ſchnaubt das Roß,
Bald nimmt er Abſchied von Chriſtinen,
Von Mutter, Vater. Alle Mienen
Sind trüb von Schmerz. Doch er muß reiten,
Er muß aufs neu' für Deutſchland ſtreiten.

Und an der Maas ſteht er im Flug.
Mit manchem kühnen Reiterzug
Lag er in Scheunen und in Ställen
Den frechen bäuriſchen Rebellen.

Die Reiterfähnlein, Fußvolkhaufen,
Die den Empörern zugelaufen,
Hob er in nächt'gem Ueberfall,
Auf offner Straß' mit Hieb und Knall
Urplötzlich auf, daß bald das Land
Verödet ohne Menſchen ſtand.
Dann ging er auf die ſtolze Stadt,
Die mächtig ſich befeſtigt hat
Mit Thürmen, Mauern, Wällen, Schanzen.
Wohl hob da an ein wildes Tanzen,
Kanonen donnerten den Takt.
Und die Muſik, wie heulend packt
Sie ins Gehör! Die Kugeln ſchweifen
Mit ſchrillem Ton. Die Schwerter pfeifen.
Doch La Rüelle, der Bürgermeiſter,
Ermuthigt ſtets aufs neu' die Geiſter
Der fränziſchen Partei. Er ſpricht:
„Nur Muth! Frankreich verläßt uns nicht,
Es ſchickt Entſatz!“ Da ſtürmt der Werth
Mit ſeinem hocherhobnen Schwert
Den Sanct-Aegidienberg voll Wuth.
Vierhundert lagen da im Blut,
Und keiner kehrte von der Feſte
Nach Lüttich heim. Nun ſchien's das Beſte,
Zu fliehn, den Reichen in der Stadt.
Sie ziehn des Mords und Schreckens ſatt
Fort auf Namur. Jedoch es hetzt
Herr La Rüelle noch mehr. Er ſetzt
Nun tauſend Thaler auf den Kopf
Des Werth. Der aber lacht: „Du Tropf!“
Und andern Morgens hängt am Thor
Lüttichs ein Brief. Es ſteht davor
Viel leſend Volk. Wie's ſpöttiſch klingt:
„Wer La Rüelle's Kopf mir bringt,

Dem wird ein Schöpſenkopf verehrt!“
Und drunter ſteht: Johann von Werth.

Doch ſieh, was glänzet auf dem Plan?
Der Piccolomini kommt an
Vom deutſchen Reich mit großem Heer.
Der Lothringer bringt gute Wehr,
Und aus dem nahen Niederland
Schickt Volk der Cardinal-Infant.
Viel Waffenwerk gab es zu ſchauen.
Warm geht der Lenz, die Lüfte blauen.
Das iſt zum Krieg die rechte Zeit!
Was ſoll noch Lüttichs kleiner Streit?
Es mögen hinter feſten Mauern
Die winzigen Bürger trotzig lauern.
Der Deutſche denkt ins Franzenland!
Friſchauf, die Waffen in die Hand!
Hoch wallen in die Luft die Fahnen!
So wogt's hinaus auf allen Bahnen
Zum warmen Weſt! — Geht es auch an?
Was ſagt Kurfürſt Maximilian?
Erlaubt er auch den Zug dem Werth? —
Doch gegen Frankreich geht's. Da kehrt
Der Werth ſich um Befehl nicht weiter.
Er iſt des großen Deutſchlands Streiter.
Der Heimat Todfeind geht's entgegen!
Nie ſah man ihn ſo trotzig fegen. —
Blitzſchnell fuhr da durch Frankreich hin
Furchtbarer Schreck. Verwirrt im Sinn
Iſt Volk und Hof. Voll Grimm und Qual
Lauſcht Richelieu, der Cardinal,
Der jähen Mär. Das deutſche Land
Ward allerwärts vom Feind berannt,

Und dennoch hat es Muth und Kraft,
Zu brechen durch der Grenzen Haft
Und kühn in Frankreich einzufallen!
Alltäglich ſchlimmre Kunden ſchallen:
Es kommt in allgewalt'gen Wogen
Das Heer des Kaiſers angezogen
Und deckt das Land in weiter Kette,
Es nimmt die Feſten und die Städte,
Die Dörfer plündert's und die Flecken
Und treibt von fetten Weideſtrecken
Die Heerden weg. Jedoch es droht
Für Frankreich noch viel ſchlimmre Noth:
Das Volk empört ſich in der Runde,
Weil es den König ſchnöd im Bunde
Mit Ketzern ſieht. Den rechten Glauben,
So ſchrei'n ſie laut, will man uns rauben!
Da ward zum Kriegsrath eingeladen
Im Louvre, um dem drohnden Schaden
Einhalt zu thun; und kalt und heiß
Floß all den hohen Herrn der Schweiß.
Jetzt hieß es, vor des Feinds Gewalten
Der Grenze Feſten ſtark zu halten.

Was half's? Ein Haufen Deutſcher lag
Vor Guiſe belagernd manchen Tag.
Es warf ſich eine ſpaniſche Schar
Raſch auf Le Catelet. Da war
Kein Retten mehr. Die Feſte fiel,
Schier ohne Schuß kam man zum Ziel,
Denn ohne Breſche war die Mauer.
Werth legte allwärts ſich auf Lauer.
Er ritt in friſchem Saus und Braus
Dem ſchweren Heere ſtets voraus.

Entlang der Saone von Ort zu Ort
War bald er hier, war bald er dort.
Drei Treffen liefert er in Eile
Und ſchlug darin drei Heerestheile
Des Feinds. Jetzt gilt's! Jetzt muß es frommen!
Er ruft: „Die Kaiſerlichen kommen,
Die Spanier folgen. Raſches Wagen
Gewinnt das Werk!“ Die Kühnen ſchlagen
Bei Braie-ſur-Somme die leichte Brücke.
Fußvölker, Reiter, Wagen, Stücke
Ziehn raſch hinüber. Rettend naht
Herr Puiſegur, mit kühner That
Zu ſchirmen die bedrohte Stelle,
Jedoch dem Sturm, der Wuth, der Schnelle
Des Feinds kann er nicht widerſtehn.
Er ſieht ſchier ganz zu Grunde gehn
Die Truppen, die er hergeleitet.
Es folgt der Werth, der raſtlos reitet
Bis zur Oiſe. Da erſcheint
Ihm bei Noyon ein neuer Feind,
Franzoſen ſind es, die ſich eilen,
Zum Heer zu ſtoßen. Ohne Weilen
Stürmt er hinein entſetzlich brauſend,
Am Boden ſtrecken ſich an tauſend
Bürger von Roye und Mondidier.
Sie bringen ihm voll Furcht und Weh
Die Schlüſſel ihrer Stadt. Ans Thor
Von Compiègne ſchwärmt er im Chor
Der Reiterei auf hurt'gen Bahnen.
Zwanzig Kanonen, funfzig Fahnen
Hat er, des kurzen Feldzugs Beute.
Wie jammern jetzt voll Angſt die Leute
In Land und Stadt! Sie geben ſchon
Haus, Heimat, Königreich und Thron

Ludwig's des Heiligen verloren.
Mit Bann und Fluch wird Werth verſchworen. —

Da rief er: „Spork, nun reite mir
Zu dem Infant ins Hauptquartier.
Es wird, es ſoll, es muß gelingen!
Jetzt wollen wir den Hahn bezwingen,
Der immer ſich zum Rheine dreht
Und gern auf unſerm Dache kräht!
Sag' dort, ich ließe Botſchaft ſenden:
Zeit iſt's, uns auf Paris zu wenden!
Folgt er mir nur, ich zieh' voraus,
Und auf des Louvres Königshaus,
Das nun ſchon ſeit zweihundert Jahren
Von keinem fremden Feind erfahren,
Laſſ' ich des deutſchen Reiches Aar
Auf ſchwarz-roth-goldnem Banner klar
Weit in die hellen Lüfte wallen!
Ruhmvoll geholfen iſt uns allen!"

Und eilig ritt der Spork von dannen.
Doch Werth war bald mit ſeinen Mannen
Windſchnellen Rittes dort und hier.
Sie ſtreiften ſchier bis ins Revier
Von Pontoiſe und Saint-Denis.
Die Edelleute zu Paris
Erbitten ſich vom Werth die Hüter
Für ihre Burgen, ihre Güter
An der Oiſe. Weh dem Land,
Das den Beſitz von fremder Hand
Beſchützen läßt! — Dort in der Mark
Jagt König Ludwig einſt im Park
Mit ſeinen Höflingen. Da ſieht
Er jenſeits in dem Flußgebiet

Ein Häuflein Reiterei. Er kennt
Nicht Waffenſchmuck und Tracht. Wer nennt
Die Krieger ihm? Wer kann ſie deuten?
Was hört er? Sie ſind von den Leuten
Johann von Werth's! O großer Gott!
Trifft Frankreich ſo unbänd'ger Spott? —
Seht nur, die drüben ſtehn und ſchau'n! —
Der Werth iſt's ſelbſt. Da faßt ein Grau'u
Den König, der ſein Bild ſchon ſah
Und draus ihn kennt. Der Feind ſo nah?
Werth ruft: „Ging nicht der Fluß dazwiſchen,
Ihr Herren ſolltet nicht entwiſchen!“
Da ſchwand Herr Ludwig raſch im Wald,
Im feſten Louvre ſaß er bald,
Auch ließ er, wie man ſagt, das Jagen
Noch allerwärts in langen Tagen.

Doch welcher Schrecken faßt die Stadt,
Als ſie die Mär vernommen hat!
Johann von Werth, der iſt der Mann,
In deſſen wildem Bild fortan
Mord, Blut und Brand und Furcht und Schrecken
Aufgipfeln. Seine Thaten wecken
Furchtbare Angſt. Geſpenſterhaft
Scheint ſeine Wildheit, Schnelle, Kraft.
Man glaubet, wie im wilden Heer,
So ſtürmt er in der Nacht daher,
Verhüllt von Nebel, durch die Luft;
Man meint, er könne ſich im Duft
Unſichtbar machen. Wahnwitz läßt
Ihn hieb- und ſtich- und kugelfeſt,
Durch ſchwarze Teufelskunſt gefeit,
Hintummeln ſich durch Kampf und Streit.

Will man in Furcht die Kinder jagen,
So muß man ſeinen Namen ſagen.

Was Wunder, daß da alle bangen!
Bald hat ein Flüchten angefangen
Von matter Feigheit. Eng geſchloſſen
Ziehn Karren, Wagen und Carroſſen
Voll aufgeraffter Koſtbarkeiten
Durch alle Thore in die Weiten.
Es geht nach Orléans der Zug,
Nach Châlons drängt er ſich im Flug,
Bis zur Loire ſtreift die Flucht,
Das ferne Tours wird aufgeſucht.
Doch nicht der Cardinal-Infant,
Nicht Piccolomini's Verſtand,
Nicht Gallas' Wüthen in Burgund,
Der Werth iſt aller Aengſten Grund.
Und Werth harrt täglich heiß und wild,
Daß ſie ihm folgen im Gefild,
Um Frankreichs Hauptſtadt zu zerſtören. —
Da kommt der Spork. Was muß er hören?
Sie wollen ſich noch nicht bequemen,
Sie denken Corbie erſt zu nehmen
Fern an der Saone. Er ſchreit: „Die Thoren!“
Er ſtampft: „Nun geht der Fang verloren!“

Und alſo war's. Ein Kapuziner,
Pater Joſeph, der treuſte Diener
Des Richelieu, hebt bald den Muth.
Er ſendet in die ärgſte Wuth
Des Pöbels kühn den Intendant
Von Bouillon. Sicher und gewandt
Wirft ſtolz der Rittersmann ſein Roß
In den Tumult am Königsſchloß.

Er ruft: „Pariſer, gebt uns Geld
Und Menſchen, und die ganze Welt
Iſt unſer. Ja, wir jagen gleich
Spanier und Deutſche aus dem Reich.
Den Rheinſtrom und das Niederland
Erobern wir mit Blut und Brand!“
Er ſprach's. Ihm folgt der Cardinal.
Vom Morgen- bis zum Abendſtrahl
Rollt ſtets ſein Wagen durch die Stadt,
Und wo ſich Volk gerottet hat,
Da redet er die Menge an,
Wie Bouillon es vor ihm gethan.
Wer hat den Muth in ihren Gliedern,
Der kühnen Sprache zu erwidern!
Es kehrt der Muth, es kehrt der Glauben,
Und allwärts hört man Rache ſchnauben.

Und alle greifen zu den Waffen.
Wie ſah man da den Adel ſchaffen!
Das Parlament entbot Soldaten;
Die Rechnungskammer hat berathen
Die Kriegerzahl. Des Königs Räthe
Sie werben Reiter früh und ſpäte.
Auch die Beamten der Finanzen,
Die ſorgten raſch für ſpitze Lanzen.
Und die Gewerb' und Zünfte ſtellen
Die Lehrlinge mit den Geſellen.
Paris entbot ein ſtattlich Heer,
Die Nachbarſchaft ſchickt Landeswehr.
Da waren bald voll Luſt und Flammen
An funfzigtauſend Mann zuſammen.
Sie drängten ſich zu Muſterungen,
Sie übten ſich im Dienſt. Die Jungen

Und Alten ſchufen an den Mauern
Und Schanzen, Wällen. Alle dauern
Unendlich aus. Rings auf den Plätzen
Herrſcht buntes Leben. Mit den Schätzen
Nahn Frau'n und Greiſe; Stein' und Ketten
Bringt reichlich jeder, um zu retten
Die theure Heimat. In der Noth
Vereint zum Leben und zum Tod
Steht auf das Volk. Wie Werth es hört,
Da ruft er aus im Geiſt empört:
„O, thät' in Deutſchland man das Gleiche,
Das Reich ſtänd' über alle Reiche!“ —
Die luſtige Trompete ſchmettert,
Die Trommel dröhnt. Da wogt und wettert
Das friſche Heer ins Feld. Es ſteht
Zu Haupt des Königs Majeſtät
Mitſammt dem klugen Cardinal.
Es blitzt und ſtrahlt durch Berg und Thal.
Vor ſolch entſetzlichen Gewalten
Kann nirgendwo der Feind ſich halten.
Seht, Frankreichs Lilienbanner wallen,
Wo Saone und Oiſe wallen
Durchs grüne Land. Und jede Stadt,
Wo deutſches Volk geſeſſen hat,
Wird raſch dem König überlaſſen.
Dann ziehn ſich ſeine Heeresmaſſen
Auf Corbie, das dem Spanier fiel.
Die Feſte wird aufs neu' das Ziel,
Um das man ſtreitet. Doch wer kann
Sie halten vor dem Kriegesbann,
Dem übergroßen? Alle Zucht
Iſt hin. In allgemeiner Flucht
Fliehn Deutſch' und Spanier in den Oſt,
Indeß der Feind im Rücken toſt.

O hätten ſie gefolgt dem Werth
Zum Ueberfall mit ſcharfem Schwert,
Wohl wäre dann Paris gewonnen!
Jetzt heißt's: Gewonnen und zerronnen!
Zu ſpät, zu ſpät! — Ein Augenblick
Verwandelt gut in ſchlimm Geſchick.

Der Erſter war, er bleibt der Letzte.
Mit ſeiner Nachhut fegt' und ſetzte
Sturmſchnell der Werth noch einmal drein.
Nachts fiel er furchtbar in die Reihn
Dem deutſchen Obriſt Degenfeld,
Der ſich verkauft für fränziſch Geld.
Sein Lager ſtand bei Montigny.
Hei, wie es plötzlich lärmt' und ſchrie:
„Der Werth iſt da!" Und aufgehoben
Im Tode ächzend und zerſtoben
Sechs Regimenter! Reich beladen
Mit Beute zieht auf nächt'gen Pfaden
Der Sieger fort, und wild und ſchwer
Fällt neue Furcht auf Frankreichs Heer.
Dann ſucht der Held in friſchem Hetzen
Die Feſte Corbie zu entſetzen,
Vergebens war's, doch es gewähren
Den Spaniern kriegeriſche Ehren
Bei ihrem Abzug die Franzoſen. —
Dann hört den Schlachtlärm man vertoſen,
Denn Werth auch, dem das letzte Glück
Im Krieg gelacht, er muß zurück,
Er muß des Herrn Gebot ſich fügen,
Denn Kurfürſt Max ließ ſcharf es rügen,
Daß er auf ſeine eigne Fauſt
Ins ferne Feindesland geſauſt.

Doch voll von grimmem Mismuth kehrt
Zum heimatlichen Rhein der Werth.
Was half nun fern von Ruh' und Raſt
Sein Schaffen all? Ihm wird zur Laſt
Das rauhe Handwerk. Welche Schläge
Schlug er in Frankreich! Doch zu träge
Kriecht der Genoſſen Geiſt dahin
Für ſeinen funkenſprühnden Sinn.
Im Heer iſt's wie im Vaterland.
Wie dort die Fürſten ſich die Hand
Verweigern ſtets zu Einem Schaffen,
So iſt es draußen bei den Waffen.
Neid, Zwietracht, Spaltung allerwegen!
Ach, da zerſtiebt der beſte Segen!

So reitet er mit trübem Sinnen,
Um Köln, die Reichsſtadt, zu gewinnen.
Es heitert endlich ſich die Miene,
Daß er die liebliche Chriſtine,
Mutter und Vater darf begrüßen.
Fortuna greift mit ſchnellen Füßen
Im Fluge aus. Dort liegt das Haus,
Die Alten treten froh heraus.
Wie lieblich klingt der Gruß den Ohren:
„Die Tochter ward dir heut' geboren!“

Sechſtes Stück.

O Glück, wie keines reich und groß,
O Aelternglück! Ein ſchöner Los
Gibt es im Erdenleben nimmer!
Wie hegt das ſtille Wochenzimmer

So ſel'ge Welt! Der Sonne Schein
Spielt durch die Fenſter ſacht herein,
Vom grünen Vorhang leis gedämpft.
Daß Licht und Schatten dämmernd kämpft.
Verklärt vom milden Schimmer ruht
Die junge Mutter. Roſ'ge Gluth
Erhöht der Freude helle Luſt,
Die all ihr Daſein froh bewußt
Und freundlich ſchmückt. Doch beineben
Da birgt das neue friſche Leben
Die ſtille Wiege. Lange Stunden
So ſitzet Hand in Hand gebunden
Mit ſeinem Weib der ſtarke Werth
Und plaudert froh. Zum Kinde kehrt
Er dann, das Vaterglück zu ſaugen,
Voll Seligkeit die hellen Augen.
Die Gabe iſt's, die Gott ihm lieh.
Wie ſchaukelt er ſie auf dem Knie,
Wie trägt er ſanft ſie auf den Armen,
So innig liebevoll dem warmen,
Freudvollen Herzen angeſchloſſen!
Nie hat er ſolche Luſt genoſſen.

O lachte ſtets ſo helle Zeit!
O ſchwiege draußen Kampf und Streit!
O könnt' er jetzt zu Hauſe bleiben
Und all die ſüßen Spiele treiben,
Die Gattenglück und Vaterluſt
Auf einmal wecken in der Bruſt!
Wie weit iſt er umhergeritten,
Wie hat er überall geſtritten,
Doch blieb ihm fremd ſein eignes Weſen.
Jetzt hat verſtehend er geleſen

In ſeinem Selbſt. Jetzt wünſcht er Frieden,
Weil Frieden ſeinem Geiſt beſchieden.
Doch wie ſich auch die Wünſche lenken,
Noch darf er nicht an Ruhe denken.
Denn dunkle Kunden ziehn durchs Land:
Zu Wien ſtarb Kaiſer Ferdinand,
Und Ferdinand, der Kaiſerſohn,
Beſtieg den alten deutſchen Thron.
Er iſt der Gönner Werth's ſeit lange.
Wie darf er jetzt im Kriegesdrange
Dem Gönner ſeinen Rücken kehren?
Es gilt des Kaiſers Macht zu mehren.
Auch hat er bitter tief empfunden,
Es blutet noch aus allen Wunden
Das theure deutſche Vaterland,
Und dem gehöret Herz und Hand.
Auch fühlt er, eh es aufgerichtet,
Daß Ehre, Adel, Ruhm verpflichtet,
Noch mehr thut es das Thatenleben,
Das alles ihm bisjetzt gegeben.

Und lange dauert nicht die Raſt.
Vom kölner Kurfürſt kommt in Haſt
Ein Bote. Auch Maximilian
Von Baiern ruft ihn wacker an.
Nach Ehrenbreitſtein ſoll der Werth,
Wo man des Helden heiß begehrt,
Zu nehmen die berühmte Feſte,
Da muß er aus dem trauten Neſte
Von Weib und Kind! O böſe Mahnung!
Er zieht hinweg, von ſchlimmer Ahnung
Die Seele voll. Im Wintereiſe
Macht er den Rhein hinauf die Reiſe,

Und ſammelt ſeine Reiterſcharen,
Die hier und dort zerſtreuet waren.

Da gab's der Arbeit bald genug.
Von Weſel naht ein Wagenzug;
Kundſchafter ſahen ihn. Er naht
Durch das Gebirg auf ſtillem Pfad.
Es ſind an hundertfunfzig Wagen,
Die Nahrung nach der Feſte tragen.
Sie nahen bei Neuwied dem Rhein.
Melander und Herr Durmenſtein,
Die Generale ſind in Heſſen,
Befehl'gen ſie, und kühn vermeſſen
Gedenken ſie ſchon einzutreten
In Ehrenbreitſtein. Die Trompeten
Und Trommeln gehn. Da fährt der Werth
Mit ſeinem hochgeſchwungnen Schwert,
Die Reiter nach, in ihre Flanken.
Ha, wie ſie flohen, wie ſie ſanken
Im Angeſicht der ſtolzen Mauern,
Wo trüb die Eingeengten ſchauern,
Die ſie begrüßt mit Freudenſchüſſen!
Ach, daß ſie wieder hungern müſſen!
Doch bringt mit ſtattlichem Geleit
Der Werth die Beut' in Sicherheit.

Der Werth thut nimmer halbe Werke,
Er legt ſich gleich mit ganzer Stärke
Vor Ehrenbreitſtein. Mächtig ragen
Vom unnahbaren Fels getragen
Die Thürm' und Werke ob dem Fluß.
Wer friedlich ihn erklettern muß,
Dem ſtockt der Athem. Weh dem Degen,
Der ihn im dichten Kugelregen

Dem grimmen Feind entreißen ſoll!
Nun ſitzen voller Grimm und Groll
La Saludie und Buſſy dort.
Der Platz iſt Frankreichs letzter Hort
Und letztes Bollwerk an dem Rhein,
Drum gilt's, zu halten Stein um Stein.
Und herrlich that's ihr zäher Muth.
Sie kämpften ſtets mit Löwenwuth
Bald auf der Mauer, bald am Walle,
Sie trotzten jedem Waffenpralle,
Ob ins Gemäuer die Bomben greiſen,
Ob ſcharf die Flintenkugeln pfeifen.
Sie ſingen nach Franzoſenart
Ein Lied und ſtreichen ſich den Bart.
Wohl biß da mancher Mann ins Gras,
Den hier das Blei, das Schwert dort fraß,
Und ſtänd' der Hunger nicht im Bunde
Dem Feind, ſie gingen nie zu Grunde.

Doch mehr wie von des Kampfes Streichen
Sieht man vor Mangel ſie erbleichen.
Erbärmlich ſchlichen von Geberde
Sie um. Es waren ſchon die Pferde
Geſpeiſt. Dann wurden Katz' und Hunde
Schier Leckerbiſſen jedem Munde.
Bald iſt La Saludie zufrieden,
Sind Mäuſ' und Ratten ihm beſchieden
Zum ekeln Mahl. Doch einen Tag
Da gab's ein königlich Gelag.
Drei Schiffe legen an das Land,
Drauf eine Schar von Mönchen ſtand.
Ha, Freunde ſind's! Franzoſen ſtecken
Tief in der Kuttentracht. Die Kecken

Schickt Ramſay, Hanau's Commandant.
Man ließ im mönchiſchen Gewand
Sie unbetaſtet weiter fahren.
Bald laben die bedrängten Scharen
Brot, Fleiſch und Wein. Nun hofft am Platz
Aufs neue alles auf Entſatz.
Doch fern nur glänzt der Hoffnungsſtern.
Es bleibt die Rettung dennoch fern.
Sie müſſen bald auf Tod und Leben
Des Siegers Gnade ſich ergeben.
Schier wie lebendige Gerippe
Entſchwanken ſie der Felſenklippe.
Die ſtark wie ſtarke Helden rangen,
Schön wurden ſie vom Werth empfangen.
Er ließ ſie tränken, ließ ſie ſpeiſen
Und ihnen alle Ehr' erweiſen.

Drauf zog zur Wetterau er ein,
Nahm Seligenſtadt am gelben Main
Und hielt bald mit den flücht'gen Roſſen
Und Reitern Hanau eng umſchloſſen.
Doch Botſchaft ſchickt Maximilian:
Es rückt der Feind vom Elſaß an,
Zu Häupten ſteht dem neuen Bund
Bernhard von Weimar. Aus Burgund,
Aus Lothringen und Franche-Comté
Naht er zu neuem Gram und Weh
Dem deutſchen Rhein. Der Heimat Heere
Stehn aber fern im Reich in Wehre.
Werth, reite friſch auf Frankreich fort,
Sei wieder Deutſchlands Schild und Hort!

Auf Straßburg geht's. Er kam zu ſpät.
Am rechten Strand des Rheines ſteht

Der Weimar ſchon mit großer Macht.
Da muß er meiden wol die Schlacht.
Werth kann mit ſeinen Reitern nur
Scharmützeln rings durch Wald und Flur.
Doch das geſchieht in alter Art.
Er überfällt auf jeder Fahrt
Den Feind. Und da vom Reich geſendet
Sich mancher Haufen zu ihm wendet,
Drängt er im Sturm auf Wittenweier
Den Weimar, dem er keine Feier
Am Rheine gönnt. Bernhard hat dort
Mit Schanzen weit und breit den Ort
Befeſtigt. Inſeln liegen viel
Im Fluß. Es iſt ſein Zweck und Ziel,
Zu ſichern hier den Uebergang,
Zu hemmen Feindesſturm und Drang.

Werth ruft: „Hier muß der Kampf entbrennen,
Die Schanzen gilt es zu berennen!“
Jetzt hat er auch des Volks genug.
Er ſtürzt voran in kühnem Flug.
O Gott, was will der Wilde wagen?
Iſt's Thorheit nicht, die Schlacht zu ſchlagen?
Doch drauf und dran! Es gilt kein Säumen!
Seht, wie die raſchen Roſſe ſchäumen!
Hört, wie die ehrnen Reiter klirren!
Seht, wie die Streiter jetzt ſich wirren!
Es ſauſt und brauſt, das Schlachthorn ſchallt,
Es kracht, es donnert, knattert, knallt;
Aus tauſend Feuerſchlünden droht
Von Wall und Schanzen ſichrer Tod.
Was ſoll's? Friſchauf, hinangeklettert,
Ob Kugelregen auch zerſchmettert
Die ſtraffen Reihen, deren Glieder
Gereiht als Leichen liegen nieder.

Wer heute ſtirbt, der brauchet morgen
Nicht um den Reitertod zu ſorgen!
Doch wird's zu viel! O weh, es fährt
Jetzt eine Kugel auch dem Werth
Tief in den Hals. Roth färbt das Blut
Die blanken Waffen. Neue Wuth
Ergreift die Reiter. Doch voll Leichen
Starrt rings das Feld. Mit neuen Streichen
Erreicht ihr nichts! Zurück, zurück!
Heut' lachet nicht das Schlachtenglück. —
Doch lacht es wol ein andermal.
Denn ſieh, es naht durch Berg und Thal
Savelli mit den Kaiſerlichen.
Geheimen Wegs kommt angeſchlichen
Der Lothringer. Jetzt ohne Scheu
Darf wagen man den Kampf aufs neu'.
Bei Breiſach kreuzen ſie den Rhein,
In Rheinau ziehen ſie hinein,
Die Feſte nehmend. Voller Zorn
Gibt Weimar ſeinem Roß den Sporn
Und ſchreit mit wilder Stimme Schall:
„Hat denn der Schwarze überall
Den ſchwarzen Werth!" Und mit den Scharen
Iſt plötzlich er davongefahren
Nach Elſaß, Lothringen, Burgund.
Auch zürnet er dem fränz'ſchen Bund,
Denn Richelieu und Ludwig ließen,
Wie ſie in Treuen es verhießen,
Ihn ohne Zuzug. Doch es blieben,
Wie Bernhard feſt es vorgeſchrieben,
Volk und Kanonen auf den Wällen
Von Wittenweier. Den Geſellen
Heiſcht er, mit Macht den Paß zu halten
Ins deutſche Land. Auf einmal wallten

Die Fähnlein Werth's. Dem General
Macht noch die Wunde heiße Qual,
Im Halſe brennt die Kugel noch,
Was thut's! Er hält den Degen hoch:
„Vorwärts!" erſchallt's. Und um die Schanzen
Erhebt ſich bald ein Waffentanzen.
Wer ſtehet heut' der Reiter Drang?
Bald iſt er Herr den Strand entlang.
Dann geht es zu des Stromes Inſeln.
Durchs Kugelraſſeln tönt ein Winſeln.
Auf Pferden wird die Flut durchſchwommen,
Bald ſind die Eilande genommen.
Die weiße Fahne aber ſchwingt
Der Feind zuletzt. Die Trommel klingt,
Sie bieten jammernd den Accord.
„Was!" ruft der Werth: „unſinnig Wort,
Bedingungen, die ſoll ich leiden,
Wo mit dem Schwert ich kann entſcheiden?
Ergebt euch! Nur in meiner Hand
Sind Gnad' und Ungnad'!" Und vom Strand
Da rufen ſie, ſich zu ergeben.
Sie kommen feige Klag' erheben
Ob ſchlechtem Kleid im Winterfroſt,
Ob Näſſe, Schnee und karger Koſt.
Wie lacht der Werth der feilen Schar!
Er macht ſie alle waffenbar,
Mit weißen Stecken in den Händen
Läßt er zum Spott ſie heimwärts ſenden.

Da wurden raſch und ungeſäumt
Die feſten Plätze all geräumt,
Drin Frankreich ſich noch hielt am Rhein.
Von Köln bis in die Schweiz hinein

Hat Werth aufs neu' das Vaterland
Mit ſeiner ſtarken Heldenhand
Vom Feind geſäubert ohne Weilen.
Jetzt kann er erſt die Wunde heilen,
Die offen ihm am Halſe klafft.
Wohl war es Zeit. Mit Mühe rafft
Er ſich aufs Pferd und zieht nach Schwaben.
Gepflegt von Fix, dem alten Knaben,
Der treu die Sorgen übernommen,
Liegt er im Bett. Wohl mag ihm frommen
Die kurze Ruh'. Geſunde Säfte
Und Muth verleihn ihm friſche Kräfte.

Nicht lange dauert die Ruhezeit,
Denn Botſchaft kommt von friſchem Streit;
Der Weimar iſt aufs neue los.
In des Burgunderlandes Schos
Hat er geſammelt große Scharen,
Um in das deutſche Land zu fahren.
Bei Delsberg rückt er ſchon ins Thal
Unweit von Baſel. Oed und kahl
Sind von Vertheidigern die Grenzen.
Es ſchwelgen fern bei Mahl und Tänzen
Des Kaiſers Führer. Keiner denkt,
Daß ſich ſo raſch der Kriegslauf ſchwenkt,
Daß Weimar, der erſchöpfte Held,
So trotzig wieder ſtürmt ins Feld.
Die Schweiz durchziehend leis und ſacht,
Führt ungeſehn er ſeine Macht
Aufwärts zum Bodenſee. Bei Stein
Durchkreuzet er den jungen Rhein
Und fliegt mit ſeinem Haufen munter
Auf die vier Waldſtädte hinunter.

Bald ſind — was ſoll das Fechten frommen? —
Waldshut und Säckingen genommen.
Bei Lauffenburg ſteht er im Flug
Auf deutſchem Ufer, doch im Zug
Naht auch ſein Volk von ſchweizer Seite.
Allwärts hebt's an in heißem Streite.
Petarden ſprengen raſch das Thor
Der Brücke, und ſo zieht im Chor
Der Seinen er mit klingendem Spiel
Zur Stadt hinein. Die Feſte fiel.
Rheinfelden gilt es jetzt. Dort iſt
Der Schlüſſel in die Schweiz zur Friſt,
Die Päſſe geben dort nach Schwaben,
Drum muß das Neſt der Weimar haben.
Doch wohlbefeſtigt iſt der Ort,
Und wackre Bürger trotzen dort.
So leicht läßt ſich die Stadt nicht putzen,
Drum heißt es, raſch die Zeit zu nutzen,
Drum heißt's zu ſchießen und zu ſengen,
Mit Pulver heißt es glüh zu ſprengen. —
Herr Gott, ein Anblick iſt's zum Schauern,
Es fliegen Thürme, Schanzen, Mauern,
Von tiefen Minen unterwühlt,
Von Pulverdampf und Glut umſpült,
Furchtbar aufkrachend in die Luft —
Die Menſchen mit. Es zuckt, es ruft,
Ein Schmerzgeſchrei gellt durch die Rund'.
Es bebt der feſte Felſengrund,
Die Häuſer und die Kirchen beben,
Und dieſes grauſe wüſte Leben
Schaut Werth, der eben jetzt erſcheint.
Krank war am fernſten er dem Feind,
Doch iſt der Erſte er zur Stelle.
Er raffte auf in hurtiger Schnelle

In Schwaben die zerſtreuten Haufen,
Er läßt ſie reiten, rennen, laufen
Bis an den Rhein. Savelli hetzt
Ihm nach. Die Schwerter ſind gewetzt,
Das Loth im Rohr, Korn auf den Pfannen.
Jetzt drauf und dran, ihr deutſchen Mannen!

Wie ſtaunet Bernhard, der ſie ſah!
Er glaubte nicht den Feind ſo nah.
Doch faßt er ſich und ordnet ſchnelle
Die Scharen an die rechte Stelle.
Da hört man ſchon die Schüſſe knallen,
Die fern im Thale widerhallen.
Es packen Fußvolk ſich und Reiter.
Zum Knäuel wirren ſich die Streiter.
Nun brauſen in des Zornes Flammen
Der Heere Führer auch zuſammen
Wie in der alten Heldenzeit.
Den Graf von Naſſau trifft im Streit
Johann von Werth und ſchießt den Hut
Vom Kopf ihm fort. Voll Rachewuth
Streift Naſſau ihm die braune Wange
Mit ſeiner Kugel. Lange, lange
Schwankt hin und her des Kampfes Glück,
Bald wirft der Weimar kühn zurück
Die Feinde, bald iſt er gewichen
Dem ſtarken Prall der Kaiſerlichen.
Erſt gilt's der Feſte Hülfe bringen
Mit Volk und Proviant. Es dringen
Die Werth'ſchen Krieger jetzt mit Macht
In Weimars Lager. Weh, die Nacht
Sinkt plötzlich ein, es dunkelt dicht.
Es war die Schlacht entſcheidend nicht,

Doch Bernhard führt rheinauf die Krieger —
So ſind die Kaiſerlichen Sieger.

Savelli ſieht voll Glück ſie fliehn
Und ſendet Boten gleich nach Wien,
Die Siegesnachricht zu verkünden.
Doch will ſich Werth ihm nicht verbünden,
Er ruft: „Noch iſt's ein halber Sieg!
Wir müſſen tiefer in den Krieg,
Soll richtig die Entſcheidung kommen.
Viel beſſer wird's uns wahrlich frommen,
Wenn wir, ſtatt ſchon Triumph zu ſingen,
Dem Heere gute Pflege bringen,
Damit es für die künft'gen Werke
Die Geiſter und die Leiber ſtärke.
Den Feldherrnſtab trägt Eure Hand,
So ſprecht: Wo iſt der Proviant?
Wo find' ich ihn für meine Reiter?"
Savelli meint: „Das macht mich heiter.
Laßt ſie nur für ſich ſelber ſorgen,
Und Brot und Wein beim Bauern borgen,
Und was noch ſonſt ihr Herz begehrt!"
„Um Gottes willen!" zürnt der Werth.
„Feſthalten müſſen wir die Leute.
Wenn ſie auf fernem Gang nach Beute
Bei Trunk und Schwelgen ſich zerſtreu'n,
Das könnte viel zu früh uns reu'n!"
Der Italiener aber lacht:
„Der Ketzer hat ſich aufgemacht
Und wird ſo bald es nicht mehr wagen!" —
Und ſieh, er läßt das Volk ſich jagen,
Wohin es will! Wie's läuft und ſchwärmt,
Wie's in den Kneipen ſäuft und lärmt!

Sich füttern ſelbſt auf Schritt und Tritten
Heißt das auf Fütterung geritten?
Vergebens hört den Werth man fluchen.
Er will Quartier im Schwarzwald ſuchen,
Des Zuzugs wartend. Tauben Ohren
Predigt ſich's ſchlecht. — O Gott, die Thoren!

Es zieht der dritte Morgenſtrahl
Grau dämmernd durch das grüne Thal.
Still iſt es rings. Der junge Rhein
Stürmt rauſchend in das Land hinein.
Herr Gott, was bricht da durch den Wald?
Die Trommel und Trompete ſchallt.
Das iſt der Feind. Des Weimars Streiter,
Kanonen, Schützen, Fußvolk, Reiter,
Sie ſtüzen aus dem Bergwald nieder.
Wo ſind des Kaiſerheeres Glieder?
Zerſtreut, verſtäubt, verſchwärmt, betrunken
Liegt alles tief in Schlaf verſunken.
O unentwirrbare Verwirrung!
Jetzt zeigt ſich erſt Savelli's Irrung.
Den Führern fehlen die Soldaten,
Den Bomben, Kugeln und Granaten
Die Kanoniere und den Fahnen
Die Träger. O, wer konnt' das ahnen?
In dieſer Frühe iſt der Werth
Allein zur Hand. Er gab ſein Pferd
Zur Zeit, wo grade nichts zu wagen,
Um's in der Schmiede zu beſchlagen,
Dem treuen Fix. Und ſo beim Warten
Sieht er die feindlichen Standarten,
Die oben an dem Hügel wallen.
Er läßt die Lärmſignale ſchallen.

Schlimm Zeichen! Weh, Fortuna fehlt,
Auf die in jeder Schlacht er zählt!
Da nimmt er Fixens Pferd zur Hand
Und rettet von des Abgrunds Rand,
Was noch zu retten iſt. Er hält
Den erſten Anſturm ab und ſtellt
Die Feinde, bis Savelli's Scharen
Gemach ihm hinterm Rücken waren,
Doch ach, die Stellung iſt nicht recht,
Und ſchon beginnet das Gefecht!

Des Weimar brüllende Kanonen
Entſenden dreimal ſonder Schonen
Den Tod rings in die deutſchen Reihn.
Dann bricht die Reiterei hinein.
Unwiderſtehlich iſt der Drang.
Die Schlachtenreihen weit entlang
Zerbrechen ſie des Kaiſers Scharen,
Die jählings in die Weite fahren,
Verwirrt, zerſtreut, von Furcht zerſchlagen,
Um ſich in Hecken und in Hagen
Zu bergen. Weh, dem kühnen Werth
Durchbohrt die Kugel jäh das Pferd,
Als er den Fliehnden Einhalt thut.
Er denkt dabei: „Nun iſt es gut,
Daß ich zum Schmied Fortuna ſandte!“
Indeß er mit der Schar ſich wandte.
Er ſtürmt zu Fuße raſch zum Wald,
Der an den Höhen grünt. Dort wallt
Noch eine treue Kaiſerfahne,
Dort ficht, als ob er noch nicht ahne
Das Unheil all, ein treuer Haufen.
Doch ach, ſie ſehn die Brüder laufen,

Des Reiches Kämpfer ſind geſchlagen,
Und ihre Führer alle tragen
Die Bande der Gefangenſchaft.
Savelli iſt in Feindes Haft.
Alles iſt hin! Klar tritt's zu Tage:
Allüberall iſt Niederlage!
Noch länger kämpfen, hieße raſen!
Sie wollen jetzt zum Rückzug blaſen.

Da naht der Werth ſich ihrem Stand.
Er faßt die Fahne mit der Hand,
Er hält noch mit fünfhundert Mann
Des Reiches Ehr', ſo gut er kann.
Er mahnt, er fleht, er flucht, er ficht,
Und jeder thut nach ſeiner Pflicht.
Sie fallen Mann um Mann zu Grunde,
Und allwärts wachſen in der Runde
Die Feinde. Ach, umzingelt iſt
Der ganze Wald in kurzer Friſt,
Unmöglich iſt ſogar die Flucht.
Jetzt wird erdrücken ſie die Wucht.
Da läßt er endlich vom Gefechte.
Es reicht den Degen ſeine Rechte
Dem Grafen Naſſau. — Wie durchs Feld
Da wildes Freudenjauchzen gellt!
Dem ſie begegnet all mit Bangen,
Der Unbeſiegte iſt gefangen.

Wie ſtand der Weimar ſtolz und kühn!
Die jungen Heldenaugen glühn,
Die Augen blitzen. Wonne lag
In jedem Zug. Den ſchönſten Tag,
Den er erlebte, ſah er heute.
Sein iſt der Sieg, ſein iſt die Beute.

Sie gingen in die ſchlaue Falle:
Die kaiſerlichen Feldherrn alle
Sind ſein. Den er zumeiſt begehrt
Sein iſt dazu, Johann von Werth,
Dort bringt man ihn, den Schlachtenleu.
Starr grimmig naht er ſonder Scheu
Ein Mann erträgt er die Geſchicke.
Da meſſen ſich mit kühnem Blicke
Zwei Männer feſt und eiſenhart,
Von echter, kühner, deutſcher Art.
O, hätten ſie zuſammt geſtanden,
Wol beſſer wär's den deutſchen Landen! —
Rings brauſten auf die Siegeslieder,
Und blutroth ging die Sonne nieder.

Siebentes Stück.

Die Leichen ſenkten ſie zur Gruft.
Zum Dank- und Siegesfeſte ruft
Bernhard von Weimar dann die Scharen.
Es brauſen ſchmetternde Fanfaren,
Die Trommeln wirbeln! Rings das Heer
Erſcheint in blankgeputzter Wehr.
Die Fahnen wehn. Der Sonne Glut
Blitzt auf die Waffen. Helm und Hut
Sind hell mit Federn ausgeſchmückt.
In langgedehnten Reihen rückt
Das Fußvolk an. Auf ſtolzen Roſſen
Kommt mancher Reiterhauf' geſchoſſen,
Laut raſſeln die Kanonen an,
Sie ſtellen rings ſich auf den Plan,

Die dichtgedrängten weiten Maſſen,
Die jetzt ein Viereck weit umfaſſen.

Dort hält inmitten ſeiner Streiter
Der Herzog. Seines Heeres Leiter
Umgeben ihn. Dahinter ſieht
Man aufgeſtellt in Reih' und Glied
Die Helden, welche in der Schlacht
Er zu Gefangenen gemacht.
Werth iſt dabei. Zur Seite ſtehn
Die Chöre der Muſik. Es wehn
Die Märſche weit ins Land erklingend
Und über Wald und Feld ſich ſchwingend.
Dann hält ein Prieſter im Talar
Gebet und Predigt. Sein Altar
Sind Trommeln, ſeine Kanzel iſt
Ein groß Geſchütz. In kurzer Friſt
Geht dieſer Gottesdienſt zu Ende.
Dann tönt aufbrauſend ins Gelände,
Von allen Kehlen hell geſungen,
Von allen Hörnern mit erſchwungen,
Das große, ſtolze Lutherlied,
Das mächtig in die Lüfte zieht:

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böſe Feind
Mit Ernſt er es jetzt meint,
Groß' Macht und viele Liſt
Sein' grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erden iſt nicht ſein's Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott hat ſelbſt erkoren.
Und fragſt du, wer er iſt?
Er heißet Jeſus Chriſt,
Der Herre Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen.
Der Fürſt von dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
So thut er uns doch nicht,
Das macht, er iſt gericht't.
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn
Und kein Dank dazu haben,
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib,
Laß fahren nur dahin,
Sie haben kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!

Und alle ſinken auf die Knie
Das Lied mit ſeiner Melodie

Erhebt ſich wie mit Adlerflügel,
So groß, ſo ernſt, ſo tief. Die Hügel
Am Rheine tönen's nach. Der Strom
Lauſcht auf. Es klingt zum Himmelsdom.
Auch Werth weiß ſich nicht mehr zu wehren,
Er ſinkt aufs Knie, und in die hehren
Gewalt'gen Töne ſtimmt er ein,
Er ſingt, und mächtig hell und rein
Klingt ſtolz vor allen ſeine Stimme,
Er ſingt in Andacht, Stolz und Grimme.
O, wie ihn die Gefühle treiben!
Er ſingt: „Das Reich muß uns doch bleiben!“

Und wie das Lied gemach verſcholl,
Ziehn alle ſtill und andachtsvoll
In das Quartier. In einem Thurm
Rheinfeldens ſitzt, den Geiſt voll Sturm,
Das Herz mit Wehmuth ganz beſchwert,
Der kühne Held Johann von Werth.
Bald ſtarrt er in das Feuer der Warte,
Bald durch die enge Mauerſcharte.
Draus geht die weiche Frühlingsluft.
Er hört den Buchfink, der ſchon ruft.
Sehnſüchtig ſüßes Lenzgefühl,
Du lockſt hinaus! Er denket ſchwül
An Weib und Kind. O grimme Schmerzen!
Nun möcht' er beide koſend herzen
Und iſt gefangen. Die Gedanken
Entführen ihn ins wilde Schwanken
Und Wanken neuer wilder Schlachten.
Doch ach, vergebens iſt ſein Schmachten!
Er iſt gefangen! Mit der Hand
Greift er ans Herz. O Vaterland,

Jetzt kann er nicht mehr für dich reiten,
Jetzt kann er nicht mehr für dich ſtreiten!
Er ſchaut hinaus durch blinde Scheiben
Und ſingt: „Das Reich muß uns doch bleiben!“

Da öffnet ſich die Thür. Es tritt
Bernhard der Held mit feſtem Schritt
Zum Raume. Der Gefangne kehrt
Sich nach ihm hin. Er grüßt den Werth,
Werth grüßet ihn. Bernhard hebt an:
„Nun ſagt mir doch, gefangner Mann,
Was tragt Ihr ſtets mir ſolchen Haß?“
Doch jener ſpricht: „Wer ſagt Euch das?
Nie haßt' ich Euch. Eu'r kühnes Herz
Hieß mich Euch achten allerwärts.
Eu'r Mannesmuth in heller Jugend
Schien ſtets mir eine ſchönſte Tugend!“
Und Weimar ruft: „Es iſt nicht Haß!
Was trieb Euch denn ohn' Unterlaß?
Jüngſt ſuchtet Ihr mir ſtets zu wehren,
Aus Frankreich wieder heimzukehren,
Dem deutſchen Mann zum deutſchen Herd!“
„Ei“, tönt's, „ich trug des Kaiſers Schwert!
Grenzhüter war ich ſeinem Reiche.
Was ſollt' ich ſchonen da der Streiche!“
Da denkt der Herzog ihn zu ſchrauben
Und meint: „So habt Ihr meinen Glauben
In mir verfolgt? Dem Proteſtant
Seid Ihr ſo raſtlos nachgerannt!“
„O nein“, ſpricht Werth, „mein ſchlichtes Weſen
Kann in dem Herzen nimmer leſen;
Wo Wahrheit iſt und Hohn und Spott,
Weiß einzig der lebend'ge Gott.

Es glaubet der wahrhaft'ge Mann
Nicht mehr, nicht weniger, als er kann.
Drum werf' ich keinen je mit Koth,
Wer glaubt getreu bis in den Tod."
Da ruft Herr Bernhard hocherfreut:
„Ich ſah's, als wir gebetet heut',
Da ſeid Ihr mit uns hingekniet
Und habt geſungen unſer Lied.
O kommt in unſres Glaubens Reihen,
Wir werden alle Ehr' Euch weihen!"
„O", lächelt Werth, „wie Ihr Euch irrt!
Denkt Ihr, ich ſei im Geiſt verwirrt?
Ihr glaubt wol ehrlich, treu und echt,
Wofür Ihr ziehet ins Gefecht.
Doch was wollt Ihr die andern zwingen,
Zu hangen an denſelben Dingen?
So wie Ihr Euren Glauben tragt,
Laßt unſern uns. Das Sprichwort ſagt:
Ein Bauer glaubt nur ſeinem Vater.
Ich bin ein Bauerſohn. Mein Rather
War meiner Jugend erſte Lehre,
Von der ich nimmermehr mich kehre.
Mir ging ins Blut der alte Glauben
Kein Menſchenkind wird mir ihn rauben!"

Und Bernhard ſieht den ſchlichten Mann
Mit wachſendem Erſtaunen an.
Dann reicht er gütig ihm die Hand
Und ſpricht: „Was Ihr als wahr erkannt,
Will ich nicht ſtören. Schlecht und recht
Iſt Euer Wort. Eu'r Herz iſt echt.
Ich ehr' Euch hoch und möchte gern
Zum Freunde Euch. Laßt Euren Herrn!

Wollt Ihr dem Dienſt des Reichs entſagen
Und hier mit uns die Waffen tragen,
So ſeid Ihr frei!“ — Ha, Zorn und Wuth
Färbt da mit dunkelrother Glut
Das Antlitz Werth's. Er ſtampft mit Macht,
Daß laut der morſche Boden kracht.
„Fort, fort, Verführer!“ ruft er hell,
„Ein gottverlaſſener Geſell
Ging' wol ins Netz. So öd und leer
Iſt Herz und Haupt nicht. Meine Wehr,
Den Muth im Geiſt, das Schwert zur Hand
Weih' ich dem deutſchen Vaterland.
Wohl gibt es Krieger, die von Haufen
Zu Haufen ſchmählich überlaufen,
Die heut' in Euren Reihn ſich ſchlagen,
Des Kaiſers Waffen morgen tragen.
So bin ich nicht. Ich bin auch nicht
Wie du, der als ein Söldner ficht
In Frankreichs Dienſt. Dich deutſch zu nennen
Und dich von Deutſchland ſchnöd zu trennen!
Am uralt heil'gen hehren Reich
Zu rütteln mit verruchtem Streich!
O pfui, das thut der Herrſchaft Dürſten!
Du biſt nicht beſſer, als die Fürſten,
Die ſchnöd verleugnen ihren Herrn!
Ja, kämpft für Eures Glaubens Stern,
Doch thut's mit deutſcher Kraft. Ins Haus
Gehört kein Fremder. Werft ihn draus!
In dieſem Sinn ſang ich Eu'r Lied,
Drum bin ich betend hingekniet.
Ich hoff', es wird mein Schwert noch ſchreiben
Dereinſt: Das Reich muß uns doch bleiben!“

Vor ſolcher Ueberzeugung lahm
Geht Bernhard fort voll Zorn und Scham.
Und lange dauert's nicht, da reitet
Von vielen Reiſigen begleitet
In Frankreich ein der kühne Werth,
Wo König Ludwig ſein begehrt.
Er will den ungefügen Starken,
Den Helden, der in ſeinen Marken
Geſpenſtiſch, ein Gebild der Nacht,
So oft die jähe Angſt entfacht,
Er will den Werth in ſeinen Reichen
Aufführen als ein Siegeszeichen.
Er gilt dem König ſchier noch mehr
Als wie das ganze Kaiſerheer.
Zwar ungern gibt der Weimar ihn,
Er läßt ihn widerwillig ziehn,
Doch Frankreich muß er ſich verbinden,
Um ſo das Reich zu überwinden.

So wogt nach Weſten denn der Zug.
Da nahet noch in kühnem Flug
Graf Götz, der alte Kampfgenoſſe,
Mit Spork. Es folget hoch zu Roſſe
Viel Reitervolk in blanken Reihn.
Sie wollen ihren Werth befrei'n.
Doch, ach, die Rechnung ſtimmet nicht.
Was hilft es, ob man tapfer ficht!
Den Werth umgibt ein halbes Heer.
Den Leu zu hüten, das iſt ſchwer.
Wol tauſend hüten einen Mann,
Der ſich den ſtärkſten Ruhm gewann.
Wer kann durchbrechen ſolch Geleit?
Verflüchtigt ſtürmen ins Gebreit

Die Deutſchen fort. Zum Feindeslande
Zieht mit dem Werth die Franzenbande.

Du ſchönes Frankreich, hell und licht
Strahlſt du in jedes Angeſicht,
Du Land voll warmem Sonnenſchein,
Voll ſaft'ger Frucht und ſüßem Wein,
Voll luſt'gem Volk! Wie anders ſieht
Mit trübem Aug' in dein Gebiet
Jetzt der Gefangne! Frank und frei
Zog jüngſt beim luſtigen Geſchrei
Der Reiter, beim Geſchnauf der Roſſe
Er hier durchs Feld. In Dorf und Schloſſe
Hielt er nach ſeinen Sinnen an,
Er ruhte auf dem ſchönen Plan,
Er brach die Frucht, er trank den Becher,
Wie's ihm beliebt, ein braver Zecher.
Jetzt muß er ſich den Hütern fügen.
Doch in des ehrnen Mannes Zügen
Zuckt erſt der Grimm, wenn er bedenkt,
Daß auf die Hauptſtadt wird gelenkt,
Die er mit Brand und Hungersnoth
Vor zwanzig Monden hat bedroht,
Ein Mann, vor welchem alle bebten.
Bei ſeinem wilden Namen klebten
Die Zungen ſchier den Gaumen an.
Mit Zittern wurden aufgethan
Die Lippen nur. Wie wird der Feind
Jetzt jubeln, wenn er dort erſcheint!
Wie wird's den Herzen Jammer ſchaffen,
Wenn ſie ihn hier und dort begaffen,
Gleichwie ein wildes Thier! Welch Bangen
Erfüllt ihn! Weh, er iſt gefangen!

Doch anders kam's, wie er gedacht,
Es zeigten ſich voll Glanz und Pracht
Die Städte, die ſein Weg durchlief;
Voll Achtung und voll Ehrfurcht rief
Das Volk ihm zu und allerwegen
Zog ihm der Rath der Stadt entgegen.
Der Bürgermeiſter ſchritt voraus,
Und Blumen ſchmückten jedes Haus,
Hell durch die Lüfte wehten Fahnen,
Wohin er ging, auf ſeinen Bahnen;
Denn König Ludwig hat befohlen,
Mit Ehr' und Glanz ihn einzuholen.
Als zu Paris er eingezogen,
Da brauſet erſt in vollen Wogen
Das Volk. Es iſt, als ob ein Held
Heimkehre ſiegreich aus dem Feld.
Werth, Werth, der Fürchterliche naht!
Man hemmt ihm überall den Pfad.
Was iſt da Cardinal und König?
Ihm jauchzt man hunderttauſendtönig.
Es legt der Feind es an den Tag,
Was ſo ein rechter Mann vermag!
Da hört man hell die Glocken ſchallen,
Die Bürger ſtrömen zu den Hallen
Der alten ſtolzen Kathedrale
Von Notre-Dame. Im Lichterſtrahle
Erglänzen rings die hohen Bogen,
Der Weihrauch zieht in duft'gen Wogen,
Und auf dem Chore am Altar
Bewegt ſich eine Prieſterſchar
In goldig heitrem, hellem Glanze.
Umgeben von des Hofſtaats Kranze
Kniet dort der König. Sieh, jetzt naht
Ein Kriegerhauf' im reichſten Staat.

Er trägt heran zerſetzte Fahnen,
Die auf den letzten Kriegesbahnen
Der Weimar nahm. Dann kommt der Werth,
Den Blick der Erde zugekehrt.
Und alle Augen ringsum ſchauen
Nach ihm mit Neugier und mit Grauen.
Jetzt rauſchen laut der Orgel Klänge,
Jetzt brauſen hell die mächt'gen Sänge
Des Siegesfeſtes. Heiter, hell
Wie Sonnenlicht und Himmelsquell
Ertönt das altkatholiſche Lied:
Te Deum laudamus. Es zieht
Wie Jauchzen ſel'ger voller Seelen
Rings aus den reingeſtimmten Kehlen.
O mächtig klingendes Frohlocken
Von Stimmen, Orgelklängen, Glocken!

Doch ſeltſam iſt dem Werth zu Muth,
Er denkt, wie an des Rheines Flut
Die Proteſtanten jüngſt geſungen
Ihr Lutherlied. Hier wird erſchwungen
Römiſch der Sang. Ach Gott, es ſchicken
Zum Streit mit deutſchen Katholiken
Franzöſiſche Brüder einen Ketzer,
Der Ketzer wird zum tollen Hetzer
Durch ſeines eignen Glaubens Feind.
Mit ſeines Glaubens Feind vereint
Bekämpfet er ſein Vaterland! —
Ach, das begreiſe ein Verſtand!
Er faſſe, daß ſie ohne Spott
Und Hohn lobpreiſen ihren Gott,
Wenn in den fürchterlichen Schlachten
Sie hunderttauſend Leichen machten!

O Eitelkeit der Eitelkeiten!
So denkt der Werth. — Nach allen Seiten
Sieht er dann heim die Menge wallen,
Doch er betritt des Kerkers Hallen. —

Im Bois de Vincennes, unweit
Paris, verdämmert Werth die Zeit,
Die ſchleichend hinfließt. Doch nicht lang
Bleibt er allein. Bald treibt der Drang
Der Neugier zu dem alten Neſte
Von Stadt und Hofe viele Gäſte.
Staatsmänner, Prieſter, Kriegeshelden,
Sie laſſen ſich im Kerker melden.
Dann fahren vor die ſchönſten Frauen,
Um ſich den Degen zu beſchauen,
Den ſie wie einen Wüſtenleu
Im Geiſt ſich malen. Doch die Scheu,
Die Furcht, der Schrecken ſchwinden bald.
Wer weidet ſich an der Geſtalt
Des ſchönen, ſtarken Helden nicht?
Das braune Kriegerangeſicht
Wem ſagt's nicht zu? Wem mag der Augen
Scharflichter Adlerblick nicht taugen
Und fröhlich ſcherzt der heitre Mund,
Trifft Scherz das Ohr. Rings wird es kund:
Er iſt nicht ungeſchliffen roh,
Er iſt nur derb. Und gut und froh
Lacht ihm das Herz. Von ſeinem Weſen
Wird bald geſprochen und geleſen.
Werth iſt in Mode. Selbſt die Weiſe,
Wie er die Pfeife raucht, greift leiſe
Sich Platz im Volke und beim Adel.
Man ſieht ſogar es ohne Tadel,

Wie er ein wackrer deutſcher Zecher
Furchtlos zuſpricht dem vollen Becher;
Doch will es keinem je gelingen,
Es auf das Maß des Werth zu bringen.

Bald gibt es Feſte über Feſte,
Und immer dient als Schmuck der Gäſte
Johann von Werth. Er wird geladen
Zu Schauſpiel, Ball und Maskeraden.
Es ſchmeichelt ihm des Adels Blüte,
Ihm nahn die Prinzen von Geblüte.
Gaſton von Orléans ſogar,
Des Königs Bruder, zeigt ihm klar,
Daß er ihn ſchätzt. Hugo de Groot
Sowie ſein Weib, das einſt die Noth
Des Kerkers dem Gemahl gebrochen,
Sie haben bei ihm vorgeſprochen.
Und keck, freimüthig, ungebunden
Erſcheint der Werth zu allen Stunden.
Wahrhaft und treffend quillt ſein Wort
Aus offnem Geiſt. Wen reißt nicht fort
Die Männlichkeit! So lud zum Saal
Ihm einſt der ſchlaue Cardinal,
Herr Richelieu. Iſt das die Stätte
Für lüſtern üppige Ballette?
Dort fragen ihn der Gäſte viele,
Wie ihm das leichte Spiel gefiele.
Er denkt an den Abbé Cyran,
Den er im Kerker lieb gewann,
Und deſſen edler, frommer Geiſt
Ihn oft aus trübem Sinnen reißt.
So ſpricht er: „Ach, kein Schauſpiel iſt
So fremd in Frankreich mir zur Friſt:

Ich hab' die Heiligen gebunden,
Im Luſtſpiel Biſchöfe gefunden!“
Wie lachten alle in der Runde!
Es ging das Wort von Mund zu Munde.

Da will ihn auch der König ſehn,
Und Werth muß mit zu Hofe gehn.
In Glanz und Ehr' wird er empfangen.
Herr Ludwig hält ihn gar umfangen,
Er hat verziehn ihm Schreck und Schauern,
Das einſt er trug an ſeine Mauern.
Er ſagt dem Helden Schmeichelworte
Und führt zurück ihn bis zur Pforte.
Werth muß das Ehrenwort ihm geben,
Nicht zu entfliehn, dann kann er leben,
Ganz wie er will. Das thut der Werth,
Der aus dem Kerker heiß begehrt.

Er zieht aus dem Gefängniß aus
Und wohnt im ſelbſtgewählten Haus.
Da erſt wird er zum Ekel ſatt
Den hohlen, eiteln Lärm der Stadt;
Ihn packt ein tiefer Heimatſchmerz,
Nach Herzen ſehnet ſich ſein Herz,
Nach Weib und Kind. Er kann ja leben,
So wie er will! So hat gegeben
Der Fürſt das Wort. Was ſoll er thun?
Er kann nicht raſten und nicht ruhn,
Bis er der holden fernen lieben
Chriſtine einen Brief geſchrieben.
Drin fleht er herzlich, ſonder Weilen
Mit ihrem Kind zu ihm zu eilen.

Wie flog ſie an! Wie ſchlang er warm
Um ſie den feſten Heldenarm!
Wie hob er voller Vaterluſt
Die ſüße Tochter an die Bruſt!
Ja, wie ſein ſchönes deutſches Weib,
So keuſch an Antlitz, rein an Leib,
Hat doch in all den ſtolzen Kreiſen
Die Fremde keines aufzuweiſen!
Und ſieh, ſein Kind, wie iſt's gewachſen,
Lichthell der Blick, blond wie von Flachſen
Das Lockenhaar. Wie's lacht und ſpringt!
Gleich eines Vögleins Stimme klingt
Sein liebes Wort. Ob es ihn kennt?
Hört nur, wie es ihn „Vater“ nennt!
Von ſeinem Bilde kennt es ihn.
Das hängt daheim ob dem Kamin
Zu Köln am Rhein im alten Saale,
Dort ſah ſie es bei jedem Mahle.

Jetzt kommen Tage hell und licht.
Sie ſahen ſich ſo lange nicht,
Was haben ſie ſich zu erzählen!
Hochaufgehäuft in beider Seelen
Liegt reicher Stoff. Nun geht's ans Tauſchen,
Nun geht's ans Reden und ans Lauſchen.
Tief wird bis in die Nacht gezaudert
Mit Ruh' und Raſt; es wird geplaudert
Zum Morgen oftmals. Lange Stunden,
Als hätt' er jetzt das Glück gefunden,
Spielt Werth mit ſeinem Töchterlein,
Der Irmgard. Du Waldvögelein,
Was haſt du doch nicht all zu fragen?
Nicht hundert Weiſe können's ſagen,

Was ſolch ein Ding für Antwort fodert.
Und wie die helle Freude lodert
Im Vaterblick! Er pfeift, er ſingt,
Erzählt und lacht und kriecht und ſpringt,
Läßt reiten ſie auf Knien und Rücken,
Das kleine Weſen zu beglücken.

Dann muß ſie all der raſche Wagen
Hinaus auf Markt und Gaſſen tragen.
Werth zeigt dem Weib die Herrlichkeiten,
Die hier gethürmt aus allen Zeiten
Geſammelt ſind. Wohl ſieht Chriſtine
Die Weltſtadt mit erſtaunter Miene.
Sie ſchritte lieber durch die Gaſſe.
Das wehrt der Held. Ihn kennt die Maſſe,
Denn allwärts wird er angeſtaunt.
Sobald er kommt, da ſteht und raunt
Der Haufen rings. Wie glüht die Miene
Erſt ſtolzbewußt der Frau Chriſtine,
Sieht ſie in Buden manchesmal
Im Conterfei den General
Auf Leinwand und auf Pergament,
Den ſie den eignen Gatten nennt!

Doch laſſen abends ſie das Haus,
Dann führt er ſie zu Fuß hinaus,
Und bei dem Scheine der Laternen
Durchwandern ſie die Näh' und Fernen.
Wie iſt der Sommerabend mild
Auf dem Pont-Neuf! Das Reiterbild
Heinrich des Vierten hält dort Wacht.
Wie ragt der Held in ſtolzer Pracht

Auf trotzigem Normannenroß,
Ein ehrner ewiger Koloß!
Es rauſcht dort Tag und Nacht dahin
Der Quell der Samariterin.
Beſtrahlt von Fackeln ſcharf und grell,
Singt dort ein ſeltſamer Geſell,
Ein Bänkelſänger eigner Art.
Das iſt der blinde Savoyard,
Der Philipot. Die Stimme klingt,
Daß ſie ſich bis zum König ſchwingt
Im Schloß des Louvre. Im Gedränge
Umgibt ihn lauſchend weit die Menge.
Was ſingt er nur? Zum Zeitvertreib
Naht auch der Werth mit ſeinem Weib.
Er ſelber iſt des Liedes Held,
Das mächtig in die Weite gellt.
Am Ende jeder Strophe kehrt:
Johann von Werth, Johann von Werth!
Und andern Morgens durch die Gaſſen
Da ſingen es des Volkes Maſſen,
Es ſingt's der Hof. Wie klingt der Scherz
Erſt fröhlich in des Weibes Herz!
Hier auf der fremden Hauptſtadt Plätzen
Lernt ſie den Mann als Helden ſchätzen.

Und doch wächſt nach dem Vaterland
Die Sehnſucht auf zu mächt'gem Brand.
Die Heimat fehlt doch ſtets, die traute;
Der Mutterſprache liebe Laute,
Sie fehlen ihnen. Die Geſtalten,
Zu denen ſie in Liebe halten,
Sind weit und fern. Mit jedem Tage
Erheben lauter ſie die Klage.

O wie ſie ſchon die Kunde wandelt,
Daß man in Deutſchland unterhandelt!
Es gilt, Johann von Werth zu tauſchen
Mit Guſtav Horn. Die Mären rauſchen
Oft laut und hell, dann wieder leiſe
Auftauchend bald durch alle Kreiſe,
Und bald verklingend. Doch ſie regen
Die Herzen ſtets zu raſchen Schlägen.
Die Sehnſucht packet immer wilder,
Es gehn des Vaterlandes Bilder
Lebendiger immer durch die Herzen.
Heimweh, du ſchaffeſt tiefe Schmerzen!

Und endlich, endlich iſt es wahr,
Es wird verkündet hell und klar:
Wenn Guſtav Horn, der Schwede, kehrt,
So geht heimwärts Johann von Werth.
Wie kam die Botſchaft ihm zum Frommen!
Wie raſch hat Abſchied er genommen!
Wie mancher ſchüttelt ihm die Hand!
Im Helden haben ſie erkannt
Den echten, treuen, braven Mann,
Der auch des Feindes Herz gewann!
Bald führt er Weib und Kind zum Wagen. —
Leb' wohl, Paris! — Die Roſſe tragen
Sie an den heimatlichen Rhein.
Da ſtrömt er hin im Abendſchein,
Beglüht von goldnem Sonnenbrande:
O ſeid gegrüßt, ihr Heimatlande!

Achtes Stück.

Bei Dinglingen der Brücke nahn
Von rechts und links aus flachem Plan
Zwei Reiterſcharen. Deutſche dort,
Franzoſen hier. Gilt's Kampf und Mord?
Nein, in der Scheide bleibt der Degen,
Die Büchſen ruhn. Man winkt entgegen
Sich mit den Fahnen. Jetzt erſchwingt
Trompetenlaut ſich hell. Es klingt
Ein Willkommgrüßen. Jeder Hauf
Weiſt einen kühnen Helden auf.
Die Deutſchen bringen hoch zu Pferd
Den Guſtav Horn. Johann von Werth
Wird von Franzoſen herbegleitet.
Zum Austauſch werden ſie geleitet.

Und auf der Brücke grüßend neigen
Die Feldherrn ſich. Ein Weilchen ſteigen
Sie dann vom Roß. Die ſchwertbereit
Sich oft begegnet einſt im Streit
Und ihre Männerkraft gemeſſen,
Sie haben heut' den Zorn vergeſſen.
Sie freu'n ſich, daß die Haft zu Ende,
Und ſchütteln freundlich ſich die Hände,
Denn jeder achtet in dem Feind
Den wackern Mann. Sie ſtehn vereint
Und reden lang von alten Tagen,
Von mancher Schlacht, die ſie geſchlagen,
Wie Werth bei Nördlingen den Horn
Gefangen hat, wie Wuth und Zorn
Dem Werth bei Rheinfelden nicht nützte
Und ihn vor Weimars Mannheit ſchützte.

Dann trinken ſie den edlen Wein,
Der duftend kreiſet durch die Reihn.
Es klingt nach ritterlicher Sitte
Ein Abſchiedsgruß. In raſchem Ritte,
Beim hellen Klange der Fanfaren,
So ſcheiden ſich dann raſch die Scharen.
Den Rheinſtrom kreuzet Horn ſogleich,
Werth reitet in das deutſche Reich.
Erſt gilt es Weib und Kind zu leiten
Nach Köln — und dann aufs neu' zu ſtreiten.

Da wirbelt Staub den Weg herauf.
Sieh da, es naht in raſchem Lauf
Ein Reitersmann! Ein Paar von Roſſen
Iſt an das ſeine angeſchloſſen.
Jetzt gellt ein lauter Freudenſchrei,
Und raſcher eilet es herbei.
Das iſt der Fix. Er weint und lacht
Und lacht und weint mit aller Macht,
Es fließen in den weißen Bart
Die Thränen, doch die Stimme paart
Schluchzen und Jubeln: „Seht, Herr Werth,
Hier iſt Fortuna, Euer Pferd.
Bei Rheinfelden hab' ich's gerettet
Und es in Frieden Euch gebettet.
Der junge Hengſt hier iſt ſein Sproß.
Wir nannten Fortunat das Roß.
Der Mutter würdig iſt's von Raſſe,
Ich hoffe, daß es einſt Euch paſſe,
Wenn wir die neuen Schlachten ſchlagen.
Im künftg'en Jahre kann's Euch tragen.
Und jetzt, Herr General, zum Gruß
Gönnt mir auf Eure Hand den Kuß!"

Gerührt von ſolcher Treue ſchwingt
Der Werth vom Roß ſich. Fröhlich ſpringt
Er zu der wackern alten Haut,
Und wie im Aug' die Thräne thaut,
Umarmet er den Kriegsgenoſſen,
Der ſtets ihm diente unverdroſſen,
Der heut' ihm unverdroſſen dient.
Und wie der Einarm es verdient,
Reicht ihm die Hand auch Frau Chriſtine
Und lächelt mit glückſel'ger Miene.
Das Händchen ſtreckt ihm gar das Kind,
Es kennt den alten Freund geſchwind,
Der oft es auf dem Knie geſchwungen
Und ihm manch flottes Lied geſungen.
Und als ſie lang genug gezaudert,
Geſchwatzt, gelacht, geſcherzt, geplaudert,
Da ſitzt nach langer Zeit der Werth
Zum erſten mal auf ſeinem Pferd.
Wie er Fortuna's Mähnen ſtreichelt
Und ihr mit ſüßen Worten ſchmeichelt,
Da wiehert ſie und tanzt und ſpringt,
Daß es wie lachend Jauchzen klingt,
Und Fortunat hüpft drum im Kreiſe —
Rheinabwärts zieht ſich jetzt die Reiſe.

O, wie der Werth die Stunde ſegnet,
Da er dem treuen Sperk begegnet!
Er kam als Obriſt ihm entgegen
Mit ſeinem Joſt. Auf langen Wegen
Iſt er dem Meiſter jetzt Begleiter.
Wol floſſen ihre Reden heiter.
Werth lacht: „Jetzt ſind wir all zuſammen!
Jetzt mag aufs neu' der Kriegslärm flammen!

Gruß, Heimat, dir!“ — Sie planten viel
Von Krieges- und von Siegesſpiel,
Vom Gange der Vergangenheit,
Von Hoffnungen der künft'gen Zeit,
Und ihre Herzen ſchlugen weit
Für Deutſchlands Macht und Herrlichkeit.

Wie anders iſt ſeit jenen Tagen
Der Krieg, ſeit Werth vom Feind geſchlagen
Nach Frankreich in die Haft gezogen!
Wie ging's dem Weimar nach den Wogen
Der letzten Schlacht? Und Spork hebt an:
„Was er ſein Leben lang gethan,
War Heldenwerk. 's iſt ewig Schade,
Daß er mit uns nicht ging die Pfade!
Als er bei Rheinfelden den Sieg
Mit Glanz errang, trug er den Krieg
Alsbald rheinab, wo Freiburg fiel.
Dann nahm er Breiſach ſich zum Ziel,
Die Feſte, die am Rheinesſtrand
Als allerletztes Bollwerk ſtand,
Als Brückenkopf zum deutſchen Reich.
Es klirrte mancher grimme Streich
Um ihre Wälle. Zum Entſatz
Ward Götz geſchickt, er naht dem Platz.
Savelli auch kam ohne Feier.
Bernhard ſchlug ſie bei Wittenweier.
Den Horſt, der feſt ſich vorgenommen,
Mit Korn und Pulver einzukommen,
Wies er zurück. Bernhard focht dann
Mit Karl dem Lothringer bei Tann,
Der auch zur Hülfe angerückt.
Doch ward ihm Schar um Schar zerſtückt,

Der Hunger wüthete im Neſte,
So ſank zuletzt die gute Feſte.
Da wollte Frankreich ſie erſchleichen,
Die einzig fiel des Weimar Streichen.
Nun wurden Bernhard's Sinne klar,
Er ſah, was Ludwig's Abſicht war.
Was wollt' der Franze, als mit Tücken
Das weite deutſche Reich zerſtücken!
Elſaß, Burgund ſowie Lothringen,
Dacht' er in ſeine Fauſt zu zwingen.
Der Weimar merkt' zuletzt mit Schrecken,
Daß er gedient nur fremden Zwecken.
Nun meint' er, ſelber ſich am Rhein
Ein Reich zu bau'n, das ſollte ſein
Thurm, Bollwerk, Feſtung, Wall und Mauer,
Trotzend dem Weſt, der auf der Lauer
Raubgierig lieget; feſt umſchloſſen
Sollt' es den lutheriſchen Genoſſen
Ein Schutzort ſein. Zu Bernhard's Qual
Vermerkt' es bald der Cardinal,
Der ſchlaue Fuchs. Es kam ein Tag,
Wo Weimar jäh im Siechthum lag.
Er ſtarb. Man ſagt, er ward vergiftet,
Und Frankreich hab' es angeſtiftet!"
Da ruft der Werth: „Er ruh' in Frieden!
Ihm war ein heller Geiſt beſchieden,
Ein kühnes Herz. Er zählt zu Helden,
Von denen jede Zeit wird melden.
Auch mein' ich, ehrlich war ſein Glauben,
Und daß er nie ihn ließ ſich rauben,
Dran that er recht. Weh, daß die Hand
Bekämpft das heil'ge Vaterland!
Es kam die Reue ihm zu ſpät.
Weh jedem, der ſein Land verräth!"

Und Spork fährt fort: „Nach ſeinem Tod
Da hätte ſich des Krieges Noth
Der deutſchen Brüder ſchier gedämpft.
Sie hatten all genug gekämpft,
Längſt waren Land und Dorf und Stadt
Jetzt wurden auch die Fürſten ſatt
Der fremden Wirthſchaft. Es erkannten
Den Kaiſer an die Proteſtanten,
Dem letzten Prager Frieden traten
Sie alle bei mit ihren Staaten.
Der Lüneburg nur und die Heſſen,
Sie trieben's nach wie vor vermeſſen
Und hielten's mit Franzos und Schweden,
Die jetzt allein das Reich befehden.
Wer aber ſind des Feindes Streiter,
Wer iſt ihr Fußvolk, wer die Reiter?
Es iſt Franzos und Schwede nicht,
Was jetzt im Heer des Feindes ficht,
O nein, verlottert und verdorben
Geſindel iſt's, zum Krieg geworben
In unſern eignen deutſchen Gauen.
Ich ſprech es aus mit tiefem Grauen.

„Was ſoll ich von dem Kriege ſagen?
Die Tage reihten ſich den Tagen
Flau, faul, mattherzig, ſchläfrig an,
Denn nirgends ſtand der rechte Mann.
Die größten Helden lagen todt,
Wohin man ſchaute, nirgends bot
Sich Hoffnung der Entſcheidung dar.
Der Schweden letzter Feldherr war
Herr Baner. Viele wackre Werke
Schuf er voreinſt mit Muth und Stärke,

Als Guſtav Adolf ihn gelenkt.
Doch hat er längſt ſich ſchnöd verſenkt
In liederliche Leidenſchaft.
Bei Weibern welkte ſeine Kraft.
Nur jüngſt noch that er einen Streich
Von ſcharfem Muth, der ſchier das Reich
Zerbrach, im Fall er ihm gelungen.
Der Ruf des Kaiſers war erklungen,
Der hieß die deutſchen Fürſtenſcharen
Nach Regensburg zum Reichstag fahren.
Sie tagten dort. Der Schwede zog
Mit ſeinem Heere hin. Er flog
Wie in den jungen wilden Tagen,
Und wär' der Froſt nicht umgeſchlagen,
Der raſch das Eis der Donau brach,
Er hätte dort am ſchlimmen Tag
Die alte Reichsſtadt wol umgangen
Und alle deutſchen Herrn gefangen.
Thauwetter rettet' Reich und Thron,
Sie kamen mit dem Schreck davon.
Sonſt trieb er Krieg wie launig Spiel,
Da kam verſchlemmt er bald ans Ziel.
Er ſtarb. An ſeine Stelle trat
Der Torſtenſon. Auf anderm Pfad
Geht dieſer Mann. Jüngſt angekommen,
Hat muthig er das Heer genommen
Und ziehet durch den deutſchen Norden
Mit ſeinen neugeworbnen Horden.
Ich fürcht', er macht mit ſeinen Waffen
Dem deutſchen Reiche viel zu ſchaffen.

„Als Bernhard kühl im Grabe lag,
Da folgt Graf Guebriant ihm nach,

Sein Schüler. Jede Kriegesfahrt,
Die er begann, hat Schick und Art.
Er iſt von gut franzöſiſchem Blut
Und hat den rechten Männermuth.
Doch blieb er klüglich ſtets am Rhein
Und hielt im deutſchen Nord ſich fein,
Sonſt wären ihm des Weimar Haufen
Wol von den Fahnen fortgelaufen.
Jüngſt ſtritt er auf dem weiten Plan
Des Niederrheins. Dort griff er an
Mercy und Lamboi. Die Schlacht
Bei Kempen zeigte ſeine Macht.
Es wurden unſre Feldmarſchälle
Gefangen. An derſelben Stelle,
Wo du den Kerker mußteſt leiden,
Mein Werth, da ſitzen jetzt die beiden.

„So wuchs dem kaiſerlichen Heere
An keinem Orte Ruhm und Ehre.
Gallas, in Schwelgerei verſunken,
Hat kürzlich allwärts mehr getrunken,
Als wie gekämpft. Man rief ihn ab,
Der Kaiſer gab den Feldherrnſtab
Drauf ſeinem Bruder Leopold.
Dem war das Kriegsglück auch nicht hold.
Als Prieſter iſt er ohne Mängel,
Sein Vater hält ihn für 'nen Engel
Und glaubt, ich ſag' es ohne Spott,
Es flöge graden Wegs zu Gott
Des Sohns Gebet. Man rühmt dabei,
Daß er der Keuſchheit Krone ſei.
Er flieht der Frauen Angeſicht
Und duldet ſelbſt die Schweſter nicht

In ſeiner Näh'. Er iſt zu trocken,
Als daß den Kranz ihm in die Locken
Die luſtige Kriegesgöttin flechte.
Auch ſteht zur Seit' ihm nicht der Rechte,
's iſt Piccolomini. Der ſchweift,
Streift, lauert auf den Feind, doch greift
Er ſchwer zum Schwert. O wie beſonnen!
Hei, friſch gewagt iſt halb gewonnen!“
„Ja!“ ruft der Werth, „wer wagt, der winnt!
So iſt ein Reitersmann geſinnt!“ —

Bei ſolchen Reden geht es fort
Zum Niederrhein von Ort zu Ort.
Was müſſen da die Augen ſchauen!
Sind das die ſchönen reichen Gauen
Des Vaterlands? Gäb' ihm zur Seite
Der grüne Strom nicht das Geleite,
Erkennt' er nicht der Berge Wände,
Er glaubte ſich in fremd Gelände
Plötzlich verſetzt. Wo einſt die Frucht
Hoch aufgewallt in goldner Wucht,
Da wuchert Unkraut wüſt und wild,
Wo Hügelreihen und Gefild
Die dunkeln Trauben einſt gegeben,
Erſtickt Geſtrüpp die armen Reben.
Zum Urwald iſt der Forſt verwirrt,
Den grünen Wieſen fehlt der Hirt
Mitſammt der Herde. Durch das Land
Hat hier das Schwert und dort der Brand
Vertilgt die Dörfer, Höfe, Flecken.
Verrußte Giebeltrümmer ſtrecken
Sich oft aus Gruppen alter Bäume,
Und öd ſind die verſchonten Räume.

Wo blieb das Volk, das rings geſeſſen?
O Gott, der Krieg hat es gefreſſen!

Der Krieg! Er brachte Raub und Mord.
Geſindel ſtiebt von Ort zu Ort
Und ſtiehlt und ſchändet, ſengt und tödtet.
Von Feuersbrünſten ſteht geröthet
Der Himmel nachts. Tags raſen Waffen.
Das iſt ein wildes freches Raffen
Von Gut und Geld, Geräth und Heerden.
Die Hütten und die Schlöſſer werden
Geplündert und verbrannt im Flug,
Wie wüſt und ſchnöd ſtürmt Zug um Zug!
Bald ſind verliederte Soldaten,
Die von dem Krieg zum Raub gerathen
Als Fahnenflücht'ge; bald ſind's Bauern,
Verarmtes Volk, die tückiſch lauern
Mit Axt und Senſen an den Ecken
Der Wälder, drin ſie ſich verſtecken.
Landſtürzer und Schnapphähne ſtreichen
Rings in des Vaterlands Bereichen.

Der Krieg, er brachte grimme Peſt.
Die Peſt, ſie hielt ein grauſes Feſt
Von Ort zu Ort. Den Fieberbrand
Als helle Fackel in der Hand,
Als Ruf furchtbaren Schreckensſchrei
Enttönend kam ſie jüngſt herbei
Und zog alsbald von Herd zu Herd
Entſetzlich ſchreckhaft. Ach, wer wehrt
Dem unermüdlichen Vernichten?
Gründlich weiß ſie zu Grund zu richten.
Betrat ſie eines Hauſes Schwelle,
Dann geht ſie nicht mehr von der Stelle,

Bis ſie mit tückiſch gift'gen Streichen
Die Lebenden gemacht zu Leichen.
So ſchleicht ſie hin zu allen Stätten,
Wo Menſchen wohnen, ſie zu betten
In Noth und Tod. Viel Dörfer ſterben
Da gänzlich aus, es fehlt an Erben.
Die Städte werden leer. Es ſchwanden
Millionen ſchon den deutſchen Landen.

Der Krieg, er bringt noch einen Feind,
Es iſt der ſchlimmſte, der erſcheint,
Und heißet: Hunger. Fahl und blaß,
Hohläugig ſchleicht ohn' Unterlaß
Er zu den Armen, die noch blieben.
Der hat erſt arges Spiel getrieben,
Denn leer iſt Scheune, Stall und Feld
Und längſt kein Garten mehr beſtellt.
Die Menſchen ſtachelt er zur Wuth.
Sie raſen, wie verthierte Brut,
So beißt und nagt er ſie. Es aß
Das Volk an Diſteln, Neſſeln, Gras.
Bald galt der Rinden dürre Koſt
Als Leckerei. Es war ein Troſt,
Daß es noch Mäuſ' und Ratten gab.
Bald ſtiegen tiefer ſie hinab.
O pfui, es ſättigte die Gier
Sich an gefallenem Gethier!
O Gott, ſie ſuchten auf die Leichen
Voll Hunger — Leichen ihresgleichen.
Und um die Beute zu erringen,
Sah man ſie ſelbſt den Tod ſich bringen —
Der Menſch ein Thier. — Ach, alles ſchweiget,
Wenn ſo der Krieg zum Gipfel ſteiget.

Weh, all die Pein und all der Jammer
Legt ſich wie eine enge Klammer
Von unzerreißbar feſtem Erz
Dem Werth ums ſtarke Heldenherz.
Doch was hilft weibiſch eitel Klagen?
Es gilt durch neues Hau'n und Schlagen
Die Noth zu wenden. — Raſcher wird
Der Ritt auf Köln. Dort ſchwirrt und klirrt
Es laut von rauhen Kriegerſcharen.
Sie kommen allwärts angefahren,
Denn Guebriant iſt nicht mehr weit.
Der Kurfürſt mit der Geiſtlichkeit
Begrüßt den Werth. Es kniet die Menge
Um ihn in flehendem Gedränge;
Selbſt aus den Gotteshäuſern nahn
Die Beter, alle gehn ihn an,
Die alte heil'ge Stadt zu retten,
Denn der Franzoſe droht mit Ketten.
Kaum will's im Andrang ihm gelingen,
Raſch Weib und Kind nach Haus zu bringen,
Kaum kann ſein Mütterlein er küſſen,
Und kaum Chriſtinens Vater grüßen:
Nach Jons ins Lager muß der Werth!
Der ſich ſo oft und gut bewährt,
Er ſchwingt wie ſonſt den blanken Degen.
Und wieder geht's dem Feind entgegen.

Hei, ſah man da in kühnem Wagen
Ihn bald entlang die Dörfer jagen!
Es iſt die Heimat! Weg und Steg
Sind ihm bekannt. Und immer reg
Und rüſtig iſt er bei der Hand.
Wie hat er auf das Fell gebrannt

Dem Guebriant! So Roß wie Reiter
Schnitt er ihm ab, der kühne Streiter.
Zwar kam ihm ſelber manche Schlappe
Auch hier und dort wol auf die Kappe;
Doch hat er bald zu eng gemacht
Das Land dem Feind. Man mied die Schlacht.
Der Vorrath ging den Franzen aus.
Gern geht der Gaſt, iſt leer das Haus.
Da machten ſie ſich auf die Beine
Und ſchwanden plötzlich überm Rheine,
Um beſſeres Quartier zu zwingen
Und hoch vom Nord ins Reich zu dringen.
Das heil'ge Köln war gut gebettet,
Johann von Werth hat es gerettet.

Doch bald geht es in Baiern los,
Denn aus des Sachſenlandes Schos
Zieht Guebriant zum gelben Maine
Und Neckar eilig. Im Vereine
Mit Karl von Lothringen empfängt
Ihn Mercy dort. Da ſtürmt und drängt
Auch Werth heran mit den Genoſſen.
Und wieder wird durchs Land geſchoſſen
Hinauf, hinab. An manchen Tagen
Ward wiederum Quartier geſchlagen.
Meiſt ging es gut, mitunter ſchlecht,
Doch immer war's ein keck Gefecht,
Und immer war ſein kühner Geiſt
Im Packen und im Greifen dreiſt.
Wie Bremſen ſich den Thieren nahn
Ganz unerwartet, fliegen an
Die Werth'ſchen Reiter. Doch das Heer
Folgt ihnen mächtig, wuchtig, ſchwer.

Der Feind ſoll nicht der Ruh' ſich laben,
Er fliehet allgemach aus Schwaben.

Verſtärkung holet er am Rhein
Und zieht aufs neu' ins Land hinein.
Schon iſt der Schwarzwald überſchritten,
Schon wogen ſie durch Schwabens Mitten,
Schon halten Rottweil ſie umſchloſſen,
Schon wird die Feſte heiß beſchoſſen.
Da horch, es tönen nah dem Platz
Kanonen dumpf. Es kommt Entſatz,
Und wieder iſt's der wilde Werth,
Der in die Flanken ihnen fährt.
Aufs neu' muß Guebriant entfliehn.
Es iſt ein raſches, jähes Ziehn.
Die Deutſchen ſtürmen hinterdrein,
Die Franzen müſſen übern Rhein.
Da ruhen lange die Standarten,
Der Hof läßt lang auf Hülfe warten.
Ludwig und Richelieu ſind todt,
Drum gab es Unruh', Wirrwarr, Noth
In Frankreichs Hauptſtadt. Endlich zieht
Herr Condé an. In Reih' und Glied
Folgt ihm das Heer mit Macht gerüſtet.
Wie da Graf Guebriant ſich brüſtet,
Als all das Volk ihm übergeben!
Nach Deutſchland geht's mit neuem Leben.
Jetzt gilt es alles dranzuſetzen,
Die alten Scharten auszuwetzen,
Die Guebriant am Degen trägt!
Voll Grimm und Zorn und Ehrfurcht ſchlägt
Sein tapfres Herz. Zum dritten male
Sehn ihn des Schwarzwalds Höhn und Thale.

Er ziehet jetzt mit ſolcher Macht,
Daß er im Geiſte ſchon die Schlacht
Gewonnen glaubet. Unverkürzt
Hat er auf Rottweil ſich geſtürzt;
Iſt ihm die Feſte erſt erlegen,
So kann er ziehn auf graden Wegen
Ins Reich. Sie ſteht am Neckarſtrand
Als Schlüſſel in das Donauland.
Da hörte man mit friſchem Grollen
Bald den Kanonendonner rollen
Durchs Hügelland, indeß im Flug
Die Reiter manchen kühnen Zug
Rings unternehmen, um gleich Räubern
Land, Flecken, Stadt und Dorf zu ſäubern.

Es führte ſie der wilde Roſen,
Er führte Schweden und Franzoſen.
Wie lachten ſie der reichen Beute!
Sie lagen zu Geiſingen heute
In Schloß und Dorf. Und Speiſ' und Trank
War ihnen alſo reich zu Dank,
Daß ſie nach ſchwelgeriſchem Praſſen
Der Ruh' ſich ſinnlos überlaſſen.
Das merkte Spork. Ihn ſandte Werth
Auf Kundſchaft aus. Was er begehrt,
Das iſt zur Hand. In tiefer Nacht
Fährt er dem Sturmwind gleich mit Macht
In Roſen's Ruh'. Die rothen Flammen
Sie ſchlagen überm Dorf zuſammen.
Da ward ein kühnes Werk verrichtet:
Drei Regimenter ſind vernichtet
Mit Männern, Waffen, Roſſen, Fahnen.
Und Roſen läßt auf buſchigen Bahnen

Mit wenigen den verſengten Ort
Und ſtürmt gejagt auf Rottweil fort.

O Gott, dort gab es trübe Kunde!
Dort lag an einer tiefen Wunde
Graf Guebriant bis auf den Tod.
Er war, wie es die Pflicht gebot,
Durch die Battrien hingeklettert,
Wo es von ſchweren Kugeln ſchmettert.
Da riß ihm ein Kanonenball
Von Rottweils Thurm in jähem Prall
Vom Leib den ausgeſtreckten Arm,
Es troff ihm Blut und Leben warm,
Doch litt er ohne Schmerzenston,
Des Krieges vielgeprüfter Sohn.
Die Kühnheit bracht' ihm ſchlechten Dank.
Daß noch im Sturm die Feſte ſank,
War ſeine letzte Kriegerluſt.
Im Fieber flog die ſieche Bruſt,
Dann brach das Auge. Ach, er ſtarb.
Ein Mann, der ſich den Ruhm erwarb
Als Muſter edler Männlichkeit,
Den Ehr' und Bravheit allezeit
Mit Glanz geſchmückt, der jeder Schar,
Die er geführt, ein Vater war!

Er ſtarb im ſelben Augenblick,
Als ein vernichtendes Geſchick
Die dunkeln ſchweren Flügel ſpannte
Ob ſeinem Heer. O weh, es bannte
Verblendung ſeiner Führer Schar!
Nicht ahnend dräuende Gefahr,
So hielten ſie leichtſinnig Raſt
Bei Tuttlingen. Als früher Gaſt

Hat ſich der Winter eingeſtellt.
In Eis und Froſt lag Wald und Feld.
Was hat vom Feind man zu beſorgen?
Es rieſelt ja vom frühen Morgen
Zum Abend Schnee in dichten Flocken.
Auch macht der düſtre Bergwald ſtocken
Der Roſſe Lauf, des Fußvolks Schritte.
So herrſcht in der Franzoſen Mitte
Tiefſtille Ruh. Da kommt geſchlichen
Das große Heer der Kaiſerlichen.
Wie immer iſt der Werth voran,
Er ſchuf im Walde ſich die Bahn.
Leis ziehn die Scharen. Keine Rufe
Ertönen. Selbſt der Pferde Hufe
Verklingen im beſchneiten Feld.
Der Schnee, der immer voller fällt,
Hüllt ein die Reiter. So umſtellen
Die Stadt die nächtlichen Geſellen.
Sie nehmen raſch den Kirchhof ein.
Dort ſtehn in ſtolzen, blanken Reihn
All die franzöſiſchen Geſchütze.
Ha, heut' ſind ſie den Deutſchen nütze!
Sie werden auf die Stadt gekehrt.
Sie brüllen. Kugelhagel fährt.
Geweckt von ſeinen Kriegsgeſchoſſen,
Merkt es der Feind: er iſt umſchloſſen.
Aufjammert wilder Schreckensſchrei!
Jetzt kommt Herr Mercy auch herbei.
Die Deutſchen ſtehn vor allen Thoren,
Und die Franzoſen ſind verloren.
Geſchütze, Pulver, Blei genommen!
Zu wehren ſich und zu entkommen,
Iſt jeder Ausweg abgeſchnitten.
Das iſt noch nicht genug! Es ritten

Die Werth'ſchen auf Möringen fort.
Ein Theil des Feindesheers liegt dort.
Dort liegen bald dieſelben Schlingen
Und wer durchs Thor verſucht zu ſpringen,
Sprang bald zurück, denn feſt geſchloſſen
Stehn dort die Reiter mit den Roſſen,
Gleich einem eiſenfeſten Walle.
So ſind die Wölfe in der Falle.

Vielleicht läßt ſich's zum Guten wandeln!
Die Franzen wollen unterhandeln!
Doch heißt's: „Ihr müſſet euch ergeben!
In unſrer Hand iſt euer Leben!
Auf Gnad' und Ungnad'!“ Weh, da haben
Sechstauſend kriegsgeübte Knaben
Freiwillig das Gewehr geſtreckt.
Wie ward gelacht, wie ward geneckt!
Es ziehn die Feindes Führer all
Beim luſtigen Trompetenſchall
In deutſche Haft. Und weinend kamen
Die zierlichen pariſer Damen,
Die ihren Männern in den Krieg
Gefolgt, um bei dem großen Sieg
Sich mitzufreuen. Doch es rührten
Die Klagen wenig. Freundlich führten
Die Deutſchen ſie an Frankreichs Grenze,
Wo ſie verzichtet auf die Kränze.
Dann holte man herbei die Beute,
Dran mancher Knebelbart ſich freute
Mit lichter, funkelnder Geberde.
Man theilte Waffen, Kleidung, Pferde.
Es gab auch Geld, das luſtig rollt,
Demanten gab's, gefaßt in Gold,

Zuſammt Smaragden und Rubinen.
Da ſah man, um bei Tiſch zu dienen,
Geſchirr von Silber, ſchwer gediegen.
Das alles läßt kein Kriegsmann liegen.
Und um ſo vieles Siegesgut
Floß kaum ein Tropfen deutſches Blut.

Doch ward auch nicht der Feind vergeſſen,
Der auf den Dörfern lag, indeſſen
Sie bei den Eingefangnen weilen
Und Waffen, Gold und Fahnen theilen.
Der Spork mit raſſelnden Schwadronen
Stürzt hinterdrein. Es galt kein Schonen.
Es ward ein neuer Werth der Wilde,
Denn ringsum liegen im Gefilde
Dreitauſend Leichen. Nur der Roſen
Entkam, um traurig den Franzoſen
Zu bringen dieſe Trauerkunden.
Doch that er in der böſen Stunde
Ein Liebeswerk. Im Drang der Streiche
Des Krieges nahm er mit die Leiche
Des tapfern Guebriant und brachte,
Indeß es rings von Kugeln krachte,
Nach Frankreich ſie, damit die Truhe
In heimatlicher Erde ruhe.
So läßt allwärts der Feind das Land.
Nur noch die Feſte Rottweil ſtand.
Doch konnte vor des Feinds Gewalten
Das kleine Häuflein ſich nicht halten.
Und als ſie drinnen ſich ergaben,
War frei zum dritten male Schwaben.

O Sieg voll Glanz und Herrlichkeit!
Sie hatten ſeit des Tilly Zeit

Sich nicht mit ſolchem Glück geſchlagen.
Wie jubelnd klangen rings die Sagen,
Daß man die Franzen hat vernichtet,
Die ſo viel Uebel angerichtet!
Doch zollet man den ſchönſten Theil
Des Siegs, der Klugheit, Kühnheit, Eil'
Des braven Werth. Wer thut's ihm gleich?
Drum lohnt ihm auch der Kaiſer reich.
Er ladet ihn, zu Hof zu ziehn.
So bricht er auf und ſchwenkt nach Wien.
Es reitet Spork an ſeiner Seite,
Und Fix und Joſt ſind im Geleite.
Da ſpricht zu Spork der Werth im Scherz:
„Einſt trugſt du Neid mir, Bruderherz.
Zuerſt auf Fix. Längſt weißt du's gut,
Der Joſt gleicht Fix an Muth und Blut.
Dann auf den Ruhm. Der Ueberfall
Von Geiſingen bringt überall
Dir Ehr' und Preis. Für deine That
Schenk' ich dir meinen Fortunat,
Fortuna's Sproß. Reit glücklich drauf
Durch langer Jahre frohen Lauf!
Jetzt brauchſt du wahrlich meinetwegen
Nicht länger deinen Neid zu hegen!"
Das war dem Spork recht nach dem Sinn.
So ritten ſie zum Kaiſer hin.

Neuntes Stück.

O Wien, du ſchöne Kaiſerſtadt,
Die Augen ſehen ſich nicht ſatt
An deiner Größ' und Herrlichkeit!
Wie prächtig liegſt du im Gebreit,

Dich ſpiegelnd in der Donau Wogen,
Von grünen Bergen licht umzogen,
Drauf Schlöſſer aus dem Walde ragen!
Selbſt in des Krieges wilden Tagen
Haſt du dein Anſehn hell bewahrt.
Wie ragen hoch und ſtolz von Art
Rings die Paläſte glänzend, prächtig!
Wie hebt dein Stephansthurm ſich mächtig,
Ein Rieſenwächter in der Luft,
Als ob er laut nach Oſten ruft:
Achtung vor deutſchem Land und Geiſt!
Den ſollt ihr ehren uns zumeiſt!
Wie liegt dort ernſt zu ernſter Schau
Der Hofburg altehrwürd'ger Bau!
Das ſind die edeln hehren Hallen
Der deutſchen Kaiſer! Herrlich wallen
Dort deutſche Fahnen! Auf dem Throne
Liegt dort des deutſchen Reiches Krone!

Wie ſchlägt da unterm Panzererz
Dem treuen Werth das treue Herz,
Als er mit Spork zur Hofburg reitet
Und durch die weiten Gänge ſchreitet!
Die Diener nahn in reichem Kleide
Und führen jetzt die Helden beide
Zum Kaiſer in den hohen Saal.
Bei dem erhabenen Gemahl
Da ſteht die milde Kaiſerin.
Sie grüßen freudenreich im Sinn
Die edeln Krieger, die ſeit Jahren
Für ſie von Schlacht zu Schlacht gefahren,
Und rühmen ihre Lieb' und Treu;
Doch beide ſtehn in ſtiller Scheu.

Dann kommt die Red' auf Krieg und Schlacht.
Da iſt das Feuer bald entfacht
Im Auge Werth's, ihm ſchwillt die Bruſt
Von ungeſtümer Reiterluſt.
Ihm flammet der Erzählung Feuer,
Als lebt' er wilde Abenteuer.
Da hebt der fromme Ferdinand
Den Roſenkranz in ſeine Hand,
Dran hängt am Kreuze Chriſti Bild,
Er ſpricht: „Jeſus war Hort und Schild.
Ich betete. Er half den Landen,
So werden nimmer wir zu Schanden!“
Doch tobt in Werth der Reitergeiſt:
„Den Teufel auch“, ſo ruft er dreiſt,
Und raſſelnd zieht er ſeinen Degen,
„Der hat's gethan!“ — Spork iſt verlegen,
Und da ſie grad am Fenſter ſtehen,
So fährt in unvorſicht'gem Drehen
Durchs hohe Glas ſein Ellenbogen.
Die Kaiſerin denkt: Wie ungezogen!
Und ſieht mit großem Blick ihn an.
Doch in die Taſche greift der Mann
Und fragt: „Was koſtet denn das Glas?“
Da lacht die Herrin ob dem Spaß.
Mag man ihn glätten oder reiben,
Ein Bauer wird ein Bauer bleiben.

Doch wie beſchied der Kaiſer ſie?
Zum General der Cavalerie
Wird jetzt der kühne Werth ernannt
Das iſt des Reiters höchſter Stand,
Den er erſtrebt in jeder Schlacht
Und den ihm Tuttlingen gebracht.

Doch Spork erhält ein Pergament,
Zum Freiherrn iſt es das Patent.
Er wär' zu Häupten ſeiner Horden
Viel lieber General geworden.
Und wie er's lieſt, ſieht er dabei,
Was an die hohe Hofkanzlei
Für dieſen Brief zu zahlen war.
Das iſt ihm vollends wider's Haar,
Er ſieht den Kaiſer an und ſpricht:
„Geſchenkten Freiherrn kauf' ich nicht,
Gekauften Freiherrn mag ich nicht!“
Der Kaiſer lacht: „Ich thu' Verzicht!
Jetzt aber will ich Euch entlaſſen.
Ihr ſollt den Krieg mir nicht verpaſſen!“

Da ließen ſie das ſtolze Wien,
Um wieder an den Rhein zu ziehn,
Denn Frankreich hat voll Zorn und Wuth
Dort neu entflammt die Kriegesglut.
Ein ſtattlich Heer iſt ausgerüſtet,
Das ſich im ſchönen Elſaß brüſtet.
Unzählig ſind die friſchen Haufen,
Die zu den weißen Fahnen laufen.
An ihrer Spitze ſtehen Helden,
Von denen alle Zungen melden.
Das iſt der tapfere Turenne,
Der ſchon im wilden Kriegsgerenne
Mit Spanien das Niederland
Und ferne überm Alpenrand
Italien durchkämpft. Sein Ruhm
Wuchs dort. In jungem Heldenthum
Naht Ludwig von Bourbon, im Land
Wird er der Condé auch genannt.

Tagtäglich wächſt der Fahnen Menge.
Heißblut'ger Krieger wild Gedränge
Schwillt mehr und mehr. Das Lagerleben,
Wie lacht und rauſcht und klingt es eben!

Der Baiernfeldherr Mercy lag
Indeß belagernd manchen Tag
Am Bodenſee bei Ueberlingen,
Und bald gelang's ihm, zu bezwingen
Das Neſt. Dann geht's auf Freiburg los.
Er nimmt die Stadt. Da bricht es groß
Und mächtig auf, das Franzenheer
Und ſtürmt in derber, guter Wehr
Zahllos ins Land. Jetzt werde wett
Die alte Schmach vom Donaubett!
Mit ſolch gewaltiger Uebermacht
Wagt Mercy nicht die offne Schlacht.
Er legt ſich in des Lagers Schanzen.
Nun kommet an, ihr ſtolzen Franzen!

Wie iſt von weiten Kriegerwogen
Die ganze Ebene überzogen!
Condé ſteht mit Turenne voran,
Um auf der neuen Heldenbahn
Mit neuen Kränzen ſich zu ſchmücken.
Sie nahn ſofort dem Hügelrücken,
Wo feſt das Baiernlager droht.
Nicht Leben achtend und nicht Tod,
Flammt auf entſetzlich wilde Wuth.
Es ſteigt mit löwenkühnem Muth
Der heiße Condé auf das Pferd.
Hochſchwingend ſein berühmtes Schwert
Und auf der Stirn die Zornesader,
So führt er ſelber die Geſchwader.

Und als er auf dem ſteilen Pfad
Mit ſeinen Reihn dem Lager naht,
Da fliegt ſein Marſchallſtab zur Schanze.
Er ruft: „Holt ihn zurück!“ Zum Tanze
Der Waffen geht's. O welches Stürmen!
Wie hoch ſich rings die Leichen thürmen
Vom Kugelhagel, Schwerterregnen,
Drin Mann mit Mann ſie ſich begegnen!
Blut fließt wie Waſſer ſtundenlang.
Erneut wird ſtets des Sturmes Drang.
Was hilft's, daß Nacht die Streiter trennt?
Als neu der Morgen glüht, entbrennt
Die Schlacht aufs neu'. So trotzig, zäh,
So kalt, ſo heiß, ſo ſtarr, ſo jäh,
Wie Condé, dieſes Kampfes Schürer,
Entſandte Frankreich keinen Führer.
Schon prallten ihm der Kugeln zwei
Vom Harniſch, und der Pferde drei
Sind unterm Leibe ihm erſchoſſen:
Er aber brauſet unverdroſſen
In das Gewühl mit Frankreichs Söhnen,
Denn endlich muß das Werk ſich krönen!

Bei Gott, jetzt ſcheint ihm hold das Glück!
Die Baiern weichen müd zurück,
Die Schanzen werden ſchon erklettert.
Da kommt der Werth herangewettert
Mit ſeinen Reitern auf den Höhn.
Grad langt er an. Laut klingt Getön
Der Feldmuſik. Noth thut die Eil'.
Doch in den Roſſen iſt kein Heil
Am ſteilen Hang. „Abſitzen!“ heißt es.
Sie gehn ans Werk. Wie keilt und ſchmeißt es!

Wie kracht und tobt es da von Schlägen!
Es fegt der grade Reiterdegen
Dem Beſen gleich die Hügelwände.
Für heute iſt die Schlacht zu Ende,
Und Condé's kühner Trotz zerbricht.
Doch heiſcht den Baiern auch die Pflicht,
Zurückzugehn. Der Uebermacht
Wer hält ihr Stand? Sie ziehn die Nacht
Dem Schwarzwald zu, zwar unbezwungen,
Doch arg geſchwächt. Von Schmerz durchdrungen
Beweinen ſie die vielen Leichen. —
Wann ſchlug der Tod mit ſolchen Streichen?

O Gott, wie vieler Arbeit Frucht
Erlag da ſchnell der Waffenwucht
Des kühnen Condé! Neu verloren
Iſt jetzt der Rheinſtrom. An den Thoren
Von Mannheim, Philippsburg und Speier
Stand gleich er mit dem Schwert als Freier.
Auch Mainz fiel bald in ſeine Hand.
Dann ging er an den Seineſtrand
Und ließ ſich Ruhm und Ruf und Ehren
Durch klatſchende Bewundrer mehren,
Indeß Turenne Frankreichs Fahnen
Hinführt zu neuen Kriegesbahnen.

Nur langſam ſammelt ſich aufs neu
Des Baiern Macht. In alter Treu'
Geht er mit Völkern und Geſchützen,
Den ſchönen deutſchen Rhein zu ſtützen.
Vom Neckar drängen ſie heran.
Der Mercy führt. Bald iſt's gethan
Um Mannheim. Plötzlich überfällt
Der Werth die Stadt. Es ſchreit und gellt

Erſt Schreckensruf, als vor den Hieben
Die Franzen auseinanderſtieben.
Auf einem leichten Kahne flüchtet
Der Roſen übern Strom. Dann züchtet
Der Werth aufs neue durch das Land,
Vom Neckar bis zum Mainesſtrand,
Dort nimmt er Höchſt, die Feſte, ein.
Frei wird vom Feind es rechts vom Rhein.
Links will er fegen auch zur Stunde.
O Gott, da kommt ihm böſe Kunde!

Es rufet ihn ins Böhmerland
Der Kaiſer ſelbſt. Mit Mord und Brand
Hauſt wüthend dort der Torſtenſon. —
Der Torſtenſon! — Mit welchem Ton
Klingt dieſer Name ihm ins Herz!
Wie Donnern tönt er und wie Erz.
Nach Baner's Tod ward er geſandt
Von Schweden her ins deutſche Land.
Mit Guſtav Adolf focht er lang
In Ruhm und Glanz. Doch Krankheit zwang
Ihn, in das Vaterland zu kehren,
Verzichtend auf des Krieges Ehren.
Auch jetzt noch plaget ihm die Gicht
Den ſiechen Leib. Doch hell und licht
Iſt ihm der Kopf, und in der Glut
Des Herzens pocht ein wilder Muth.
Gelähmt noch gleichet er dem Blitze.
Gilt es die Schlacht, ſtürmt er in Hitze
Vom Nord zum Süd, vom Süd zum Nord.
Bei Schweidnitz ſäte er den Mord
Ins Kaiſerheer. Bei Breitenfeld
Da zeigt' er ſich ein ganzer Held.

Es war ihm dort das Kriegsglück hold
Gen den Erzherzog Leopold.
Auch Sachſen zwang in hurtigen Zügen
Er, ſeinem Bündniß ſich zu fügen.
Als hinter ihm ſich hob der Däne,
Ihm fletſchend zeigend ſeine Zähne,
Ihm Schiff und Zufuhr haltend an,
Da jagte gleich der heiße Mann
In Schleswig und in Jütland ein
Und nahm Beſitz. Ob hinterdrein
Auch Gallas mit den Kaiſerlichen
Nachrennet, raſch iſt er umſchlichen.
Aufs neue führt ins Reich die Haufen
Der Torſtenſon. Gallas muß laufen.
Jüngſt hörte man, daß ſcharf auf Böhmen
Die ſieggewohnten Schweden ſtrömen.
Der Kriegslärm wird mit wildem Raſen
Im Kaiſererbland angeblaſen.

So reitet denn der Werth auf Prag,
Dreitauſend Reiter folgen nach.
Schau' welch ein luſtig Lagerleben
Sieht man im Thal der Moldau weben!
Beherrſcht nicht der Soldat die Welt?
Es bauet bunt ſich Zelt an Zelt.
Die Fahnen flattern hoch und kühn,
Die Lagerfeuer flackernd ſprühn,
Das Fußvolk eilt in blanker Wehr,
Schwer raſſeln ſtarke Reiter her.
Sie ſammeln hier ſich bald, bald dort,
Es klinget manch Commandowort.
Bald gibt es Spiel und Zecherei,
Dann tönt Muſik in das Geſchrei,

Die Geigen und die Flöten klingen,
Und rings ſieht man die Paare ſpringen
Zu der Zigeuner wilden Tänzen;
Doch feurig rothen Wein credenzen
Die prallen Marketenderinnen.
Solch Volk muß ja die Schlacht gewinnen,
Da Götz und Hatzfeld commandiren.
Jetzt kommt auch noch zu den Quartieren
Der wilde Werth. Der Kaiſer hat
Ihn ſchon empfangen in der Stadt
Zu Prag. Dort ſah der Kaiſer licht
Im Traum ein hoffnungsvoll Geſicht:
Ihm iſt ſiegkündend in den Mienen
Die Mutter Gottes ſelbſt erſchienen.
Wohlan, das mahnt zu friſchem Wagen!
Jetzt wird der Schwede klein geſchlagen!

Hornruf erſchallt. Aufbricht's mit Macht.
Bei Jankau ſtellet ſich die Schlacht.
Jetzt, Torſtenſon, biſt du am Ziel!
Begonnen wird das rauhe Spiel.
Der Führer ſchrille Rufe tönen,
Die donnernden Geſchütze dröhnen,
Die Flinten knallen allerwegen,
Es ſchallen Lanzen, Piken, Degen.
Doch weh, der Schwede ſpielet Trumpf!
Den Götz lockt er in Moor und Sumpf,
Wo ihm die kühnen, ſtolzen Haufen
Elend verſinken und verſaufen.
Ihr Führer ſelbſt fand in der Noth
Den wackeren Soldatentod.
Auch Hatzfeld's Fußvolk wirft mit Wucht
Der Torſtenſon; da ſtiebt zur Flucht

Weit in das Land des Heeres Kern.
Dem Feldherrn blinkt ein ſchlimmer Stern.
Er fällt in der Verfolger Hand. —
Wo iſt der Werth? Von Zorn entbrannt
Stürmt er den Schweden in die Flanken
Und haut und ſenſt. Sie flohn und ſanken.
Doch warf ſein Volk — er führt erſt heute
Die meiſten an — ſich auf die Beute
Und ließ die Schlacht. Da kehrte bald
Der Feind und fällt ihm mit Gewalt
In ſeine Schar. Es gab ein Streiten,
Wie nie er's ſah in allen Zeiten.

Oft kamen zehn auf einen Mann.
Wie ſtürmten ſie den Helden an!
Sie riſſen ihn von ſeinem Roß.
Hufſchmetternd in die Weite ſchoß
Fortuna. Mancher hat begehrt
Zu fangen das berühmte Pferd.
Umſonſt! Es biß und ſchlug. Am Grund
That Werth zu Fuß die Stärke kund.
Wer zählet ſie, die mit ihm rangen? —
Das war der Tag, an dem gefangen
Dreimal der Werth in Banden lag,
Das war der glorreich trübe Tag,
An dem er dreimal ſeine Haft
Zerbrochen hat. In Löwenkraft
Schwoll da ſein Leib. Es war die Fauſt
Gleich Eiſenerz. Ihm hat gegrauſt
Vor all den Leichen, die er machte.
Aufbrüllt er ſchaurig im Geſchlachte. —
Dann floh der Held, um nicht zu fallen. —
Das war die erſte Flucht aus allen

Wildblut'gen Schlachten ſeines Lebens,
Es fochten Kraft und Muth vergebens.

Noch auf der Flucht will er zurück.
Vielleicht, es wendet ſich das Glück!
Er fleht und bittet die Genoſſen.
Umſonſt! es bleibt ihr Ohr verſchloſſen.
Zerſtreut entfliehn ſie in die Felder.
Sie bergen ſich im Schutz der Wälder.
Er ſteht allein. Deß Wort einſt Maſſen
Im Feld bewegt, er iſt verlaſſen. —
Was ſoll er thun, ein einz'ger Mann,
Entblößt von ſeinem Heeresbann? —
Raſtlos durchſchweift er öde Heiden,
Sein Herz durchzuckt von grimmen Leiden.

Doch horch, es wiehert plötzlich nah!
O welch ein Wunder er da ſah!
Fortuna iſt's, ſein treues Thier,
Es fand durch unbekannt Revier
Die Spur des Herrn. Da lacht ihm auf
Der Geiſt. Er nimmt das Thier zum Lauf.
Er will zur Heimat jetzt geſchwind,
Er muß begrüßen Weib und Kind.
An ſolchen lieben, ſüßen Herzen,
Da läßt ſich alle Pein verſchmerzen.
Raſch iſt beſchafft ein Bauernkleid,
Das deckt die Rüſtung bauſchig weit,
Raſch iſt beſchafft an ſchlichter Speiſe,
Soviel ihm noth thut auf der Reiſe.
Und wie er nun aus Böhmen ſcheidet,
O wie er jeden Wohnplatz meidet,

Wie er den Menſchen aus dem Wege
Sich ſuchet ſtillgeheime Stege!
Es war ein ſeltſam öder Ritt.
Es nahmen ihn auf Tritt und Schritt
Die dunkeln Wälder auf. Im Flug
Ging über Heiden weit ſein Zug.
An grünen Strömen ritt er fort.
Wohl ſah er Wölf' und Füchſe dort,
Die Raben krächzen um ihn her,
Der Habicht ſchlägt die Flügel ſchwer,
Vorüber ſtürmt der Hirſch im Lauf,
Die Rehe nimmt das Dickicht auf.
Wo aber ſind die Menſchen hin? —
Ach, allwärts tritt ihm vor den Sinn
Das wundgeſchlagne Vaterland,
Das öd, verarmt, zerſetzet ſtand
Vom wilden Kriegslärm langer Jahre!
Es ſträubten ſich ihm faſt die Haare
Vor all dem Fluch. Zuweilen ſchlief
Er in den Pelz gehüllet tief
Für kurze Friſt, und ohne Säumen
Umwebt es ihn mit wilden Träumen.
Wild fährt er auf und ſchwört aufs neue
Der deutſchen Sache deutſche Treue.

Wie glücklich war er dann, die Seinen
Zu grüßen! Seine Augen weinen,
Es bebt die Stimme einem Mann,
Dem niemals Thränen abgewann
Die blut'ge Schlacht. Heut' war's ſein Glück.
Des Lebens Luſt kehrt ihm zurück
Am treuen Herzen ſeiner Frau,
An ſeines Kindes ſel'ger Schau.

Wie grüßet ihn ſo hell und traut
Der alten Mutter treuer Laut,
Wie lachen ihm des Vaters Augen!
Daheim kann er ſich Frieden ſaugen.
Wie gern er mit der Bruſt voll Liebe
In ihren ſtillen Kreiſen bliebe!
Doch erſt iſt's nöthig, ſtark zu ſchaffen,
Daß endlich frei vom Lärm der Waffen
Das Vaterland in Freiheit blühe
Und ihm und allen Glück erglühe!

Erſt gibt dem Herzen er die Rechte.
Dann drängt es, neue Kriegesknechte
In Köln zu werben, denn er hat
Stets in der alten heil'gen Stadt
Viel tapfer luſtig Volk gefunden,
Das rings vom Land auf viele Stunden
Gar oft in hellen lichten Haufen
Zu ſeinen Fahnen kam gelaufen.
Dort in des Niederrheines Wieſen,
Da ſind die Leute groß wie Rieſen;
Zäh iſt der Schlag im bergiſchen Land,
An Wupper, Sieg und Aggerſtrand;
Raſch ſind zu Thaten die Wallonen,
Die in dem Bisthum Lüttich wohnen.
Kraft, Derbheit, Muth und keckes Feuer
Die paſſen recht fürs Abenteuer.
Zum Kampfe froh, zum Schwanke heiter!
Drum liebt der Werth der Heimat Streiter.

Friſch, laßt die Werbetrommeln rühren!
Der Werth iſt kaum am Rhein zu ſpüren,

Da kommen allwärts die Rekruten.
Seht, wie ſie her in Schwärmen fluten
Zum alten Köln! Das lärmt wie toll!
Die Schenken liegen alle voll.
Daheim iſt's leider ſchlecht beſtellt,
Leer Scheun' und Stall und brach das Feld.
Was gibt's zu Hauſe zu verlieren?
Da wollen ſie's im Krieg probiren.
Und wo ein rüſt'ger Werber ſtand
Auf Platz und Gaſſe, iſt zur Hand
Auch gleich ein Rudel kecker Jungen.
Da wird ſogleich zu Pferd geſprungen.
Die Pickelhauben ſitzen bald
Auf ſtrupp'gem Haar. Feſt angeſchnallt
Wird Degen und Piſtol. Bei zeiten
So üben Reiten ſie und Streiten.

Die Werbung iſt nach Wunſch gerathen.
Der Werth zählt tüchtige Soldaten,
Doch eh er ſie mit gutem Glück
Hinführt zum erſten Reiterſtück,
Da gibt Kurkölns Herr General,
Graf von Geleen, ein Kriegermahl.
Es ſind viel tapfre Kameraden
Zu dem Bankete eingeladen,
Und wacker kreiſt der volle Becher
Im weiten Kreis der heitern Zecher.
Es fehlt nicht an Geſpräch und Sang,
An Luſt und Schmerz. Doch plötzlich klang
Von einem Munde Spott und Hohn.
Es galt dem Werth, dem Bauernſohn:
„Man gibt der Ehr' ihm viel zu viel,
Und nimmer bringt er's doch ans Ziel

Mit ſeinen lump'gen neuen Knechten!
Was weiß der Schweinehirt vom Fechten?"
Der Spötter war ein Graf Merode,
Dem gibt die Butter gleich zum Brote
Ein Werth'ſcher Obriſt. Zürnend ſpricht
Der Degen: „Schmäht den Bauer nicht,
Es klebt auf ihm nicht ſolcher Tadel,
Wie auf Merode's altem Adel.
Werth's Volk nennt man mit anderm Schall,
Wie die Merodebrüder all.
So heißt der Werth die Kernſoldaten,
Die in Merode's Dienſt einſt traten.
Ihr wißt, es ſind marode Leute,
Sie traben hinterm Heer noch heute
In Krankheit, Angſt und Bangigkeit;
Nur nach der Schlacht ſind ſie bereit,
Um rings im Land auf flücht'gen Sohlen
Die reiche Beute einzuholen!"
Da war mit eins der Streit entfacht,
Denn grimmer Zorn iſt raſch erwacht.
Der Werth läßt Graf Merode fodern.
Alsbald ſieht man den Zweikampf lodern.
Doch gibt dem Graf der Bauernſohn
Mit kräft'gem Schlag des Spottes Lohn.
Merode ſinkt dem ſcharfen Degen
Und iſt gar bald dem Tod erlegen.
Und da's nach Brauch und Recht geſchehen,
Kann frei der Werth von dannen gehen.

Ach, trüb reißt er ſich aus dem Arm
Des Weibs! Die Tochter küßt er warm,
Er nimmt der alten Mutter Segen,
Des Vaters Lebewohl. — Dann ſegen

Die Scharen hinter ihm ins Weite.
Schon unterwegs kommt ihm vom Streite
In Oeſtreich gute Mär gezogen.
Die Schweden, die in vollen Wogen
Von Jankau raſch nach Mähren drangen
Und graden Wegs auf Wien gegangen,
Sie ſind zerſtreut und gehn zurück.
Dem Kaiſer lachet neu das Glück.
Denn auch der kühne Torſtenſon
Verließ das Heer. Seit Monden ſchon
Ward er im Siechthum krank und kränker.
Der Wrangel iſt jetzt Schlachtenlenker.
Da zieht der Werth zum Mainesſtrand,
Und bald ſchürt er den Kriegesbrand,
Da die Franzoſen wieder droben
In Franken zu erneutem Toben.

Zehntes Stück.

Dem Mercy hat ſich Werth geeint.
Der Gruß war freudig. Da erſcheint
Vor ihm im ſchwarzumflorten Kleid
Ein Bote aus der Heimat weit.
Werth ſieht es ihm an Blick und Munde,
Er kommt mit einer Trauerkunde.
Starb denn ſein liebes Mütterlein?
Ging ſeines Weibes Vater ein
Zur ew'gen Ruh'? O nein, es droht
Noch größrer Schreck! Sein Weib iſt todt!
Der Krieg hat ihr das Sein verbittert,
Sie hat ſo oft für ihn gezittert,
Den theuren Mann! Da ward ihr krank
Das treue Herz. Es brach. Sie ſank

Jählings dahin als kalte Leiche.
Vor ſolchem unverhofften Streiche,
Den ihm das Schickſal hat geſchlagen,
Strömt er in ſchluchzend laute Klagen,
In helles Weinen. Ach, das kann
Der wund geſchlagne feſte Mann
Im ſtarken Geiſte nicht verwinden.
Wo er vermocht die Ruh' zu finden
Ganz einziglich, hin iſt der Platz,
Verloren ſeines Lebens Schatz,
Der Hort, der Schirm, dem die Gedanken
Selbſt in der Schlachten wildem Schwanken
Zuflogen voller Innigkeit.
Er konnte ſelbſt ſein tiefes Leid
Nicht weinen in das dunkle Grab.
Sie ſenkten einſam ſie hinab.
Wie ſoll der ſtarke Werth ſich faſſen!
Er fühlt unendlich ſich verlaſſen.
Der einz'ge Troſt für ſein Gemüth
Iſt noch ſein Kind. Ein Röslein blüht
Es hell im Schutz der alten Ahnen! —
Fort, Werth, auf neue Kriegesbahnen! —

Mit wildem Schmerz, mit grimmer Pein,
So ſtürmt er bald ins Land hinein,
Das ſich vom Main zur Donau ſtreckt,
Weil es Turenne aufs neue ſchreckt.
Herbſthauſen iſt ſein Hauptquartier.
Werth ſchleicht mit Mercy durchs Revier,
Um raſch den Feind zu überfallen.
Sie ſehen bald die Fähnlein wallen.
Dort längs den Hügeln aufgeſtellt
Stehn die Franzoſen. Rings das Feld

Beherrſchen ſie. Doch drauf und dran!
Bald wälzt die Schlacht ſich durch den Plan.
Des Mercy kluger Männermuth,
Des Werth verzweiflungsvolle Wuth,
Zu der der ungezähmte Schmerz
Ihn ſtachelt, brechen bald das Erz
Der Feindesſcharen. Jäh entfacht,
Entſcheidet ſich die heiße Schlacht
Im Augenblick. Reinhold von Roſen
Ward in des wirren Kampfes Toſen
Gefangen von dem raſenden Werth.
Das iſt der Mann, der hoch zu Pferd
Der Feinde beſter Streiter war
Seit Taupadel. In der Gefahr
Der Schlachten ſuchten ſich die beiden
Oftmals. Jetzt kam es zum Entſcheiden,
Wer beſſer ſtritt. Der Feind zerſtreute
Sich bald. Da gab es reiche Beute
An Führern, Kriegern, Waffen, Fahnen.
Nachſtürmte man auf allen Bahnen.
Wie war im Hetzen man vermeſſen!
Turenne ruht erſt aus in Heſſen.

Die Niederlage war voll Schmach.
Hoch ſchäumte Frankreichs Zorn. Da brach
Prinz Condé auf mit neuem Heer
In friſcher Kraft und ſtolzer Wehr,
Zum Neckarthale zieht er fort.
Es kehrt Turenne aus dem Nord.
Die Feldherrn ſtehen ſtark verbunden,
Und Stadt und Dorf wird arg geſchunden.
Vorbei an Werth's und Mercy's Scharen
Gedenken ſie ins Reich zu fahren.

Es gilt, in Baiern einzubrechen
Und dort die letzte Schmach zu rächen.
Doch ſind die Deutſchen auch bereit.
Zum Süden geben ſich Geleit
Die Feindesheere. Oft erſchallt
Ihr Waffenlärm im ſelben Wald.
Als donauwärts die Franzen kommen,
Hat Mercy ſchon den Stand genommen.

Bei Allerheim, dem Dorf nicht fern,
Steht auf den Höhn des Fußvolks Kern,
Das Mercy führet. Links vom Schloß
Da hält der Werth auf hohem Roß
Vor ſeinen Reitern. Rechts Geleen
Hat ſich den Winnenberg erſehn
Zu ſeinem Stand. Jetzt mag es toſen,
Denn feldwärts kommen die Franzoſen.
Zur Mitte nimmt Condé den Hügel,
Turenne führt den linken Flügel,
Grammont den rechten. „Alle her!"
Nun wogt die Schlacht vernichtungsſchwer.
Des Mercy Stellung iſt ſo feſt,
Daß, wie der Feind auch drängt und preßt,
Jedweder neue Sturm zerſchellt.
Da lüftet Werth, von Muth geſchwellt,
Den Hut und ruft zum Himmel auf:
„Du Lenker dort im Schlachtenlauf,
Ich komme ſelten nur mit Bitten,
Hab' ſtets auf eigne Fauſt geſtritten.
Wenn heut' dein Arm nicht für mich ficht,
So hilf doch auch den Feinden nicht!
O lieber Herrgott, bleib neutral!
Erhör mich nur ein einzig mal!"

Und wie er dieſes Wort geſagt,
Da raſſelt's fort. Er ſtürmt und jagt
Mit ungeſtümer ehrner Wucht
Den Gegner Grammont in die Flucht.
Raſch hat der Sieg ſich ihm geeint,
Er folget mörderiſch dem Feind
Zwei Stunden lang. — Doch weh, Geleen!
Er kann dem Condé jetzt nicht ſtehn,
Der von dem feſten Mercy ließ
Und auf den rechten Flügel ſtieß.
Rings wallet blauer Pulverdampf.
Dort wühlt ein fürchterlicher Kampf.
Geleen fällt in des Feindes Hände.
So neigt der Sieg ſich doch am Ende
Dem Condé zu. — Jetzt kehrt der Werth,
Sein iſt Grammont mit Roß und Schwert.
O Gott, er ſieht voll Wuth und Brand,
Wie ſchmählich ſich die Schlacht gewandt!
Ob er für ſich den Sieg erkoren,
Es ging der Winnenberg verloren!

Und wo iſt Mercy? Ach, der Kühne,
Der immer auf der Schlachtenbühne
Scharfſinnig, kalt und ſicher hielt,
Ihm hat der grimme Tod geſpielt
Sein letztes Stück. Die Kugel traf
Ihn jäh, er ſank zum ew'gen Schlaf.
O welch verhängnißvoller Fall!
Es ward durch einen Flintenknall
Der Schlacht Verſtändniß ſchnöd zerſtört.
O hätten ſie ihn noch gehört,
Dann ward gezähmt die blinde Wuth
Der Führer! Toller wilder Muth

Hat viel zu weit den Werth geführt. —
Die Trommeln wurden dumpf gerührt;
Fort in des Donauſtroms Bereiche!
Sie trauern um die theure Leiche
Des wackern Mercy. Ihre Beute
Sind ſiebzig Fahnen. Doch wer freute
Sich der Trophäen? Trauervoll
Hinſchleppen ſie des Krieges Zoll.
Und auch die Herrn aus Frankreich tragen
Das Haupt nicht hoch. Es liegt erſchlagen
Ihr halbes Heer. Rings kann man hören,
Daß ſie den halben Sieg verſchwören.

Es war des Heldenwerks nicht viel,
Daß Nördlingen und Dünkelſpiel
Der Condé nahm. Entſetzlich matt
Ward auf der allerheimer Statt
Sein Muth. Er ſelber iſt verwundet.
Da zieht, daß er daheim geſundet,
Der Bourbon ab. Aufs neu' befiehlt
Turenne im Heer, jedoch er ſtiehlt
Sich gleichfalls weſtwärts. Denn es rollt,
Zu Haupt Erzherzog Leopold,
Das Kaiſerheer ins Baierland.
Werth iſt wie immer gleich zur Hand;
Den Feind verfolgend gleich dem Pfeile
Und ihn zerſetzend, mahnt zur Eile,
Zur ſturmesſchnellen, er die Leiter
Der Kaiſerlichen: „Auf, ihr Streiter!
Laßt uns das halbe Werk ergänzen!
Wir können jetzt in Deutſchlands Grenzen
Mit einem Schlag den Feind vernichten.
Laßt uns den Sturm zum Rheine richten!"

Jedoch er predigt tauben Ohren,
Denn wiederum geht ſchnöd verloren
Die koſtbare Gelegenheit,
Zu enden dieſen langen Streit.
Als langſam ſie zum Rheine kommen,
Hat längſt der Feind ihn überſchwommen.

Ob dem geſtorbnen Weibe ſchwoll
Das Herz des Werth von Gram. Jetzt quoll
Es auch von Unmuth. Nur Mißlingen
Sieht er in allen deutſchen Dingen.
Die Jahre kommen, Jahre gehn,
Doch wann wird man am Ziele ſtehn,
Das die Entſcheidung bringt? Da hört
Er Mär, die ihn noch mehr empört.
Als Mercy ſchloß die Heldenbahn,
Da mußte ihn Maximilian
Zu Baierns Oberfeldherrn ſetzen.
So war es recht nach den Geſetzen
Und Bräuchen, die im Heere gelten.
Er war ſchon lang in allen Zelten
Der ält'ſte General. O Schmach,
Jetzt ſtehet dem Geleen er nach,
Der jüngſt bei Allerheim erlegen,
Indeß er flog auf Siegeswegen!
O Fluch und Zorn und Grimm! Es heißt:
Zu hitzig iſt der Werth im Geiſt.
Er ſchlägt nur drein mit wüſter Macht,
Ihm fehlt die Ueberſicht der Schlacht!
Und heimlich kommen ihm die Kunden,
Die ihm noch mehr das Herz verwunden.
Der Baiernkurfürſt ſinnt ihm Rache,
Weil Werth des Reichs und Kaiſers Sache

Viel höher ſtellt, als wie der Fürſten
Selbſtſüchtig kleines Herrſchaftsdürſten.
Iſt denn des Vaterlandes Pflicht
Das höchſte Ziel des Mannes nicht? —
Ja, ſäh' es nicht nach Feigheit aus,
Er ließ den Krieg und zög' nach Haus!
Jedoch das Vaterland entſcheidet,
Die Heimat fordert ihn — ſie leidet!

O weh, wie ſchleicht der Krieg den Pfad!
Ihm fehlt die Kraft, ihm fehlt die That.
Wo ſind die alten friſchen Flüge
Wie Sturm und Blitz? Langwier'ge Züge
Vom Süd zum Oſt, vom Nord zum Weſt
Aus einem in das andre Neſt
Ordnet Erzherzog Leopold.
Der Raſchheit war er nimmer hold.
Bald ſieht man ſie zum fernen Böhmen,
Bald in die Oberpfalz ſie ſtrömen,
Dann gehen ſie vom Main nach Heſſen,
Um mit den Schweden ſich zu meſſen.
Doch nicht an Eger, Main und Lahn
Stößt man auf Wrangel's wilde Bahn.
Auch folgt dem Kaiſerheer die Noth
Des Hungers; Krankheit folgt und Tod. —
Auf einmal bricht die Mär herein:
Bei Weſel hat Turenne den Rhein
Mit neuen Truppen überſchritten,
Und in des Heſſenlandes Mitten
Steht er mit Wrangel ſchon vereint.
Herbrauſend bricht der ſtarke Feind
Ins Herz des Reiches. Raſch umſchlichen
Hat ſeine Macht die Kaiſerlichen,

Die in der Wetterau ſich raſten.
Das iſt ein Rennen und ein Haſten!
Der Main wird ſiegreich überflogen,
Nach Süden wälzen ſich die Wogen
Der Gegner. Auch die Städte all
Ergeben ſich in raſchem Fall.
Der Feind hat gleich, wie er's begehrt,
Den Paß am Strom bei Donauwerth,
Bei Lauingen den Paß. Rings offen,
Was hat das Baierland zu hoffen?

Jetzt wehe dir, Maximilian!
Auf München geht die grade Bahn.
Den Weg zog einſt der Schwedenkönig.
Es tönt der Jammer tauſendtönig.
Doch wo die Macht nicht helfen kann,
Da rettet Schlauheit. Raſch begann
Zu markten und zu unterhandeln
Der kluge Kurfürſt. Boten wandeln
Und reiten raſtlos hin und her.
Beim Schweden hilft kein Schwatzen mehr.
Drum ſpricht er ſüß bei Frankreich vor,
Das früher ſchon ihm lieh das Ohr.
Turenne fordert das Verſprechen,
Max ſoll mit ſeinem Kaiſer brechen,
Turenne gibt den Wrangel preis,
Der ſtets zu kühn das Siegerreis
Am Hute trägt. Frankreich und Baiern
Sieht man zu Ulm den Frieden feiern.
Der Wrangel tobt, von Wuth zerriſſen,
Daß ihm entging der fette Biſſen,
Den er ſchon in den Zähnen glaubte.
Ha, wie er ſengte, brannte, raubte!

Doch edler grollt der kühne Werth
Und grimmer noch. Scharf wie ein Schwert
Fährt ihm die Nachricht in die Seele.
Es ſtockt das Wort ihm in der Kehle.
Er hat an langen trüben Tagen
Den beißend ſcharfen Schmerz getragen,
Den ihm verletzter Ehrgeiz ſchuf.
Jetzt tönt verzweiflungsvoll ſein Ruf:
„O wo iſt Wahrheit, Scham und Scheu?
Wo iſt die alte deutſche Treu'?
Zerriſſnes armes Vaterland!
O deutſches Reich, wer hält dir Stand!"
Und betend greift er nach dem Herzen.
So findet ihn in ſeinen Schmerzen
Der treue Spork. Jetzt gilt es Thaten!
Das iſt ihr Schluß! — Und ſie berathen.

Bei Gott, es iſt ja ſonnenklar:
Wer ſtets ihr höchſter Herrſcher war!
Der Kaiſer iſt's, der Kurfürſt nicht,
Der Kurfürſt ſteht in Kaiſers Pflicht,
Vom Reich trägt er ſein Land zu Lehn
Und muß als Dienſtmann zu ihm ſtehn.
Und wenn der Fürſt den Herrn verläßt
Und an den Feind ſich knüpfet feſt,
Iſt er nicht beſſer, als ſie alle,
Die jüngſt beim lauten Waffenſchalle
Sich gegen ihren Herrn empörten
Und frech des Reiches Frieden ſtörten.
Ja, ſchlimmer iſt der Kurfürſt noch!
Hier pfeift der Wind nicht aus dem Loch
Der Glaubensfreiheit. Glaubenstrutz
Iſt nicht der Grund, nein, Eigennutz!

Maximilian zerbricht den Eid
Dem Reich. Drum iſt es Frömmigkeit,
Nicht Sünde, ihm den Eid zu brechen
Und treu das eidliche Verſprechen,
Das ſie in ihm dem Reich geleiſtet,
Zu halten. Fluch, wer ſich erdreiſtet,
Jetzt dieſe Wahrheit zu beſtreiten!
Sie müſſen für die Heimat reiten!
Den falſchen Kurfürſt gilt's zu fliehen,
Es gilt, dem Kaiſer zuzuziehen!

Und beide lauſchen um und um.
Auch auf dem Heere lieget ſtumm
Und ſtarr die Wuth ob ſolchem Frieden.
Geleen, der Feldherr, iſt geſchieden,
Ihm ward der Krieg zum Ueberdruß,
Auch will er nicht zum böſen Schluß
Noch bei des Reiches Feinden ſtehn.
Wer aber folget dem Geleen?
Werth wird aufs neue übergangen
Als Oberfeldherr. Ja, es bangen
Treuloſe vor dem deutſchen Weſen.
So wird der Rauſchenberg erleſen,
Der unter ihm im Range iſt.
Doch durch die Truppen geht zur Friſt
Ein unzufrieden düſter Grollen,
Weil ſie den Werth zum Führer wollen,
Und in des Helden Seele trifft
Die Nachricht wie ein freſſend Gift.

Jetzt geht im Heere um ein Werben!
Die Führer wollen leben, ſterben

Für ihren Werth. Ein jeder ſchwört
Dem Spork, daß er dem Reich gehört,
Daß ſtark er ſtehen will zum Rechten
Und für den deutſchen Kaiſer fechten.
Bei Gott, da kommt auch noch ein Brief
Von Wien! In Klagen ſchwer und tief
Ergebt der Kaiſer ſich voll Gram.
Daß Baiern ohne Scheu und Scham
Zum Feind ſich ſchlug. Dann klingt ſein Mahnen
Daß zu des Reiches Adlerfahnen
Das Heer, das vielgeprüfte, alte,
In freudenreicher Treue halte.
Da ſchwindet plötzlich alles Schwanken
Aus Werth's hellglühenden Gedanken.
Er ſchickt von Paſſau, wo er ſtand,
Rings Boten durch das ganze Land,
Und läßt den Scharen allen ſagen,
Sich Augenblicks zu ihm zu ſchlagen.
Das Fußvolk läßt die Garniſonen,
Das Feld durchfliegen die Schwadronen.
So ziehen ſie auf Weg und Stegen
Dem theuren Führer rings entgegen.

Doch ach, in München iſt verrathen,
Wie furchtbar Werth geſät die Saaten!
Da ſieht man zu den Heerestheilen
Verrätheriſche Späher eilen.
Der eine ſpricht: „Traut nicht dem Werth,
Der ſelber Land und Volk begehrt!
Er macht es wie der Wallenſtein,
Er haut noch auf den Kurfürſt ein!“
Der andre ruft am andern Ort:
„Er will nach Wien mit Brand und Mord!

Vertrauend ſeinen vielen Siegen,
Denkt er den Kaiſer zu bekriegen!“
Der dritte ſchreit als wilder Hetzer:
„O hütet euch, er wird ein Ketzer!
Auf Erden führt er ins Verderben,
Zur Hölle geht es nach dem Sterben!“
All dieſer Stimmen tolles Wirren
Bringt in die Geiſter trübes Irren.
Was wahr iſt und was falſch daran,
Begreift nicht der gemeine Mann.
Er weiß nicht, wem er folgen ſoll,
Als noch zum Schluß der Ruf erſcholl:
„Verrath iſt's, was der Werth erſann.
Der Kurfürſt ſchleudert Acht und Bann!
Erlegt den Werth mit Schwert und Blei,
Der Werth, der Werth iſt vogelfrei!“
Was! ein Verräther iſt der Werth?
Wer kann's verſtehn? Doch jeder kehrt
Und wendet ſcheu ſich von ihm fort.
Und bald erklingt es hier und dort:
„Der Kurfürſt lebe!“ Mancher ſtimmt
Mit in den Ruf. Er ſchwillt ergrimmt
Zum Aufruhr auf. Jetzt iſt's gethan
Um ſeinen edlen deutſchen Plan!
Ja, es iſt Zeit zur raſchen Flucht,
Denn alles tobt und brauſt und flucht.
Es wirft der Held ſich auf das Roß,
Spork folgt als treulicher Genoß!
Greif aus, Fortuna, Fortunat,
Daß nicht der jähe Tod jetzt naht!
Ha, was iſt das! Horch, welches Knallen!
Bei Gott, der Baiern Schüſſe fallen!
Sie hören rings die Kugeln pfeifen.
Heiß preßt der Sporn. Die Roſſe greifen

Hellwiehernd aus. Die Haare fliegen
Zerzauſt im Sturm, im Sturme wiegen
Des Helmbuſchs Federn ſich zurück.
Es weiſt ſich hold das falſche Glück:
Jetzt halten ſie am Hügelrande,
Sie ſtehen frei im Kaiſerlande.

Doch hinter ihnen tobt der Haß,
Die Wuth, der Zorn. Ohn' Unterlaß
Verfolgt der Baier jetzt die beiden.
Was hat der Werth da nicht zu leiden!
Iſts' nicht genug, ihm abzuſprechen
Leben und Ehr'? Max läßt ihm brechen
Ringsum in ſeine reichen Güter,
Die als der Heimat treuer Hüter
Er ſich erwarb. Man reißt ihm ein
Sein ſtolzes Schloß in Bodenſtein,
Das in der Oberpfalz ſich hob.
Des Feuers wilde Lohe ſchnob
Zu Brurain in der Pfalz durchs Haus.
Sie tilgten den Beſitz ihm aus,
Der in dem Rheingau lag. In Brand
Stand rheinhinab im jülicher Land
Schloß Odenkirchen. Fern in Heſſen
Ward Spork's Beſitzthum nicht vergeſſen.
O Racheluſt! Wer hat's geglaubt?
Max ſetzte noch auf jedes Haupt
Den Henkerpreis. Es gilt der Werth
Zehntauſend Thaler! Wer's begehrt,
Der bring' den Kopf! Wer Spork erſchlagen,
Mag tauſend in den Seckel jagen! —
O Schmach und Graun, was iſt dir gleich!
So zahlet man die Treu' am Reich! —

Es brachten Fix und Joſt die Kunden,
Die ſich entfernt in nächt'gen Stunden
Aus Baiern zu den Kaiſerlichen.
Sie ſind den Herren nachgeſchlichen.

Doch ſieh, der Kaiſer Ferdinand
Bewillkommt herzlich ſie im Land.
Im Lager war's zu Wodinan,
Dort ritten elend müd ſie an,
Da ward alsbald das Heer geſchart.
Als Männer echter deutſcher Art
Stellt ſie der Kaiſer vor die Scharen,
Die trotz den tödlichſten Gefahren
Dem Reich die ſchönſte Treu' erwieſen.
Und als er ſie genug geprieſen,
Da ruft er: „Werth, Ihr thatet brav!
Ihr ſeid von heut' des Reiches Graf
Und als General der Cavalerie
Steht Ihr zu mir. Schlagt anders nie,
Als wie Ihr Euch bisjetzt geſchlagen.
Ihr habt Euch wie der Werth betragen,
Herr Spork, Ihr folgt mit Pferd und Schwert
Als General von heut' dem Werth!“
Dann ſchenket er dem Werth zum Dank,
Dem all ſein Gut in Trümmer ſank,
Die reiche Herrſchaft Benatek.
So lohnt die Noth ſich und der Schreck.
Und dort erhält auch Spork alsbald
Ein Schloß mit weitem Feld und Wald.

Da kam den Augen neue Glut,
Da kam den Herzen friſcher Muth.
Es war verloren nicht die That,
Zu der die Seele ihren Rath

So feſt und ſicher hat ertheilt.
Aufhob der Kaiſer unverweilt
Des Baierfürſten Bann und Acht.
Dann ward im Reich bekannt gemacht:
Werth ſowie Spork ging rechte Bahn,
Sie haben ihre Pflicht gethan!
Und die es deutſch mit Deutſchland meinen,
Die ſollen ſeinem Heer ſich einen!

Elftes Stück.

Wer hat zu grüßen nicht begehrt
Den Schlachtenleu Johann von Werth
Im Kaiſerlager? Aus den Zelten
Strömt's nach der Heerſchau. Zu vergelten
Unrechte Schmach mit Lieb' und Ehre,
Nahn all die Hauptleute vom Heere.
Rings welch Gewühl! Sieh da, es naht
Der Oberfeldherr, auch im Staat.
Melander iſt es, zubenannt
Holzapfel. Er iſt Proteſtant,
Einſt war er General in Heſſen,
Mit Oeſtreich hat er ſich gemeſſen
Im Streit für ſeines Herzens Glauben.
Doch als er ſah, daß um zu rauben
Der Däne, Schwed' und Franzmann kam,
Da ſtieg ihm in das Haupt die Scham.
Zum Kaiſer trat er hin in Reue
Und ſchwor dem Reiche Dienſt und Treue.
Noch hält er feſt an Luther's Lehren,
Und jeder hält ſie ihm in Ehren.

Bei Gott, er führt des Heeres Hut
Mit ſtrengem Geiſt und ſcharfem Muth.
Es heißt: Willſt du das Reich zerreißen,
Mußt erſt in den Holzapfel beißen.
Er kennt den Werth, der Werth kennt ihn,
Werth brachte ihn ja einſt zum Fliehn
Bei Ehrenbreitſtein. Doch jetzt reichen
Die Hand ſie ſich zum Friedenszeichen.

Nun gab es auch wol frohe Feſte
Ringsum auf manchem Ritterneſte,
Das in der Nähe lag. Da kamen,
Den Werth zu grüßen, bald die Damen.
Den Mann, der hundert Schlachten ſchlug
Und mächt'ge Ehrennarben trug,
Den ſuchen allezeit die Frauen,
Weil ſie die Kühnheit gerne ſchauen.
Und richtet er an ſie ein Wort,
Sie preiſen's glücklich fort und fort.
Da lacht ihm manche in der Schar,
Die ſchön, die klug, die reizend war;
Doch ſolch ein Kind gewahrt er nie,
Als wie die liebliche Marie,
Gräfin von Kufſtein. Zu Verwandten
Kam ſie ins Land. Die Aeltern ſandten
Sie von der Ens. Dort wohnt ihr Vater
Als Landeshauptmann und Berather
Des Kaiſerſtaats. Ihr ſeltſam Sein
Nimmt gleich das Herz des Helden ein.
Man ſieht im Kreiſe von den andern
Zu ihm ſtets ihre Blicke wandern.
Bei Gott, kein Mädchen iſt ihr gleich.
Das ſtille Haus iſt nicht ihr Reich.

Sie tummelt gerne fern dem Schloß
Durch das Gebirg das muntre Roß.
Sie liebt die Jagd im tiefen Wald,
Das Hüfthorn, das den Forſt durchſchallt.
Sie liebt, in Heid' und Feld zu ſäumen
Und an den Flüſſen ſtill zu träumen.
Doch wenn ſie aus der Weite kehrt,
Da naht ſich ihr der kühne Werth,
Da muß er ihr von ſchnellen Ritten,
Von Schlachten, die er einſt geſtritten,
Von Städten, die er eingenommen,
Erzählen, und ſie lauſcht beklommen.
Es blitzt ihr Auge, wenn er ſiegt,
Sie zittert, wenn er unterliegt,
Sie weinet, bluten ihm die Wunden;
Und liegt er trüb in Haft gebunden,
Dann küßt ſie ihm die breite Hand
Und ſtreichelt ihm das Haar. So band
Gemach die ſtille Lauſcherin
Des Helden ſturmgewohnten Sinn.
Ihm wird das Herz ſo ſeltſam weit,
Wie in verrauſchter Jugendzeit.
Werth, hüte dich, die Funken drohen
In lichte Flammen aufzulohen!

Und als ſie all ſein Leben weiß,
Da plaudern ſie oft laut und leis
Durch Schloß und Garten, Wald und Au'.
O welche prächtig kühne Schau
Iſt ihr der ſchöne braune Mann!
Wie hält ſie ſtets ſein Aug' in Bann,
Die jugendblühende Geſtalt!
Ihn trifft hinreißend mit Gewalt

Der dunkle Blick aus ſchwarzen Locken.
Er bebet jugendlich erſchrocken,
Daß Zauber ihm das Herz bewegt
Und ihm den Geiſt in Feſſeln ſchlägt.
Doch einſt hebt ſich ein Wort mit Schwung:
„Ach, ich bin alt, und Ihr ſeid jung!“
Dann hält er plötzlich ein das Wort,
Als wär' die Zunge ihm verdorrt.
Sein Aug' iſt wirr. Das Mädchen ſpricht:
„Ei was, die Helden altern nicht!
Wenn je ein Mann mein Herz gewinnt,
Iſt er geſchaffen und geſinnt
Wie Ihr. Es muß ihm leuchtend glänzen
Das Haupt von grünen Ehrenkränzen!“
Ha, was iſt das? Ihn packt ein Sinnen:
Der Kühne kann die Braut gewinnen.

Und ſcheidend denkt er, was ihm frommt.
Doch als er in das Lager kommt,
Iſt ſchlimme Botſchaft eingelaufen.
Der Wrangel zieht mit ſeinen Haufen
Auf Böhmen. Ha, des Torſtenſon
Nachfolger geigt den alten Ton.
Als Max den ulmer Frieden ſchloß,
Da jagte er mit ſeinem Troß
Verheerend durch das ſchöne Schwaben.
Bei Kempten ſchlugen ſeine Knaben
Die wilden Scharen rauher Bauern,
Die rings an allen Pfaden lauern,
Dann ging's an den gedehnten Strand
Des Bodenſees. Ihm ward bekannt,
Das Gold und Gut aus jedem Hauſe
Sei dort in der bregenzer Klauſe

Verborgen und verſcharrt. Nicht taub
Iſt er der Nachricht. Welcher Raub
Ward da vollbracht! O welche Schätze
Erwieſen die geheimen Plätze!
Mit Gold und Edelſtein beladen,
Fegt bald er auf denſelben Pfaden
Dem Norden zu. Denn voller Wuth
Droht der Tiroler zäher Muth.
Es ſtellen auf den Alpenwegen
Sich ſelbſt die Weiber ihm entgegen.
Ein Schwedentrupp ward da am Lech
Durch eine Mädchenſchar aus Egg
Bis auf den letzten Mann vernichtet.
Drum ward's im Dorf dort eingerichtet,
Daß in der Kirch' zur rechten Seite
Die Frauen ſitzen. Solchem Streite
Entflieht der Schwed'. Wie ein Komet,
Der ſprühend durch die Räume weht,
Sieht man ihn flugs nach Franken rennen.
Und ſeine Wege zeigt das Brennen
Der Dörfer und der Städte an.
Rings ſchlagen Flammen himmelan.
Rauchſäulen ſteigen in die Lüfte.
Das Land zeigt Trümmer, Schutt und Grüfte.
Der Wrangel, ach, der wilde Wrangel
Wirft jetzt ins Böhmerland den Angel!
Schon hält mit Wehr, Kanonen, Roſſen
Und Kriegsvolk Eger er umſchloſſen.

O wie der Werth die Kunde ſegnet!
Dem Wrangel iſt er nie begegnet
Im Männerkampf. Ihm zuckt die Rechte,
Zu treffen bald ihn im Gefechte.

Ihm brennt die Seele, um zu zeigen,
Wie er ſo ganz dem Kaiſer eigen.
Schon gellt im Lager laut Geſchrei,
Zu Kugeln gießen ſie das Blei,
Und rings mit Jubeln, Rufen, Pfeifen
Hört man ſie Dolch und Schwerter ſchleifen.
Auch putzen allwärts ſie Geſchoſſe,
Und ſchon geſattelt ſtehn die Roſſe.
Und wie nun die Trompeten tönen,
Da bricht mit weitem, breitem Dröhnen
Das Heer zur Ferne. Höhn und Thale
Durchwoget es im Sonnenſtrahle.
Doch weh, als ſie nach Eger kommen,
Da iſt die Feſte ſchon genommen!
O doppelt Weh, vor wenig Stunden
Hat erſt der Feind ſie überwunden!

Es ſtehn auf einen Büchſenſchuß
Des Feindes Zelte überm Fluß.
Gleich lagern auf der Gegenſeite
Die Kaiſerlichen ſich zum Streite.
Da geht ein toll Scharmützeln an;
Hoch auf den Höhen, tief im Plan
Beginnt der kleine Krieg ſein Necken
Mit plötzlich unverhofften Schrecken.
Von Ufer hin zu Ufer grollt
Kanonendonner, und es rollt
Manch ehrne Kugel kreuz und quer
Von einem in das andre Heer.
Es gibt auch kecke Reiterſtücke.
Was braucht's der Kähne und der Brücke?
Was braucht es ſtets der feſten Erde?
Sie ſitzen nächtlich auf die Pferde

Und überſchwimmen raſch den Fluß.
Für ſolchen kecken Reitergruß
Iſt Werth der Meiſter. Hei, ein Regen
Von Hieben ſtürmt von ſeinem Degen!
Die Beute nimmt er gleicher Weile,
Dann tobt er fort in hurt'ger Eile.
Doch einſt bekommt es ſchlecht dem Werth.
Als heim vom Ueberfall er kehrt,
Da praſſelt hinter drein ein Wettern.
Kanonenkugeln ſind's. Sie ſchmettern
Rings in die Schar, und eine ſtreift
Des Helden Wangen; mächtig greift
Sie ihm ins Fleiſch. Ohnmächtig ſinkt
Vom Pferd er hin. Der Boden trinkt
Sein rothes Blut, es ſtrömt wie Quellen.
So tragen ihn die Kriegsgeſellen
Erſtarrt und leichenhaft ins Zelt.
Und allerwärts heißt todt der Held.

Selbſt zu den Schweden dringt es hin,
Das iſt dem Wrangel nach dem Sinn.
Da ward ein Anſchlag gleich gemacht:
Es rüſtet für die nächſte Nacht
Sein Vetter Helmold kecke Reiter.
Er war wie Werth ein ſtolzer Streiter.
Und da nun Erd' und Himmeldom
Im Dunkel liegt, kreuzt er den Strom.
Am Kaiſerlager wie der Blitz
Nimmt er den Poſten in Beſitz.
Wem er begegnet hin und wieder,
Den wirft in jähem Tod er nieder.
Dann feget er mit Saus und Braus
Im Lager um. Dort ſteht das Haus,

In dem der deutſche Kaiſer ruht.
Er ſäbelt raſch mit frechem Muth
Die Wachen um. Jetzt gellt ein Schrei
Voll Schreck und Angſt und löſt das Blei
Des Schlafs. Du großer Gott, es gilt
Des Kaiſers Leben! Wüſt und wild
Lärmt ſchon der Schwede vor der Thür
Des Herrn. Der ſpringt vom Bett. Herfür
Will er im Nachtkleid fliehn. Es droht
Gefangenſchaft ihm oder Tod!

Da kommt heran in Wuth und Haſt
Barhaupt und ohne Kleidung faſt,
Hochblank das Schwert in krampf'ger Fauſt,
Johann von Werth herangebrauſt.
Sein Antlitz iſt noch roth von Blut,
Die Augen ſprühn in Fieberglut,
Die Haare ſträuben ſich ihm wild.
Das iſt das fürchterliche Bild
Des Schlachtengotts! So fährt er drein,
So mäht er in die Schlachtenreihn.
Der einz'ge Mann macht alle weichen
Mit ſeinen unnahbaren Streichen.
Es folgen bald ihm miteinander
Hauptleute und der Herr Melander.
Der Feind entflieht. Jedoch es faſſen
Ihn rings die aufgeſchreckten Maſſen,
Die raſch zu Schwert und Lanzen griffen.
Umſonſt ward nicht der Stahl geſchliffen.
Da ſtürzten viele in die Flut,
Die andern ſanken roth im Blut,
Die meiſten wurden eingekettet.
Doch der den Kaiſer hat gerettet,

Das war, der tödlich lag im Zelt,
Das war der wunde kranke Held,
Der todtgeglaubte Werth! Er ſiegt
Selbſt, wenn er tief im Siechthum liegt.
Erſt als der Feind von dannen rennt,
Da fühlt er, wie die Wunde brennt.
Der Kaiſer danket ihm von Herzen.
Dann ſuchet er das Bett in Schmerzen.

Wie ſehr ihn auch der Streit erſchlafft,
Bald wuchs ihm friſche neue Kraft,
Und luſtig ging's mit altem Feuer
Bergauf, bergab zum Abenteuer.
Bald iſt er hier, bald iſt er dort,
Bald geht's nach Süd und bald nach Nord.
Und oft im flücht'gen Ueberfall
Gibt's blut'ge Köpfe überall.
Was hilft's, vor Eger trüb zu liegen?
Ein Reiter muß die Welt durchfliegen! —
Gibt's keine Schlacht, ſucht er Gefecht.
Einſt ging es ſchier dem Helden ſchlecht.
Da ritt mit Spork er auf Partei,
Auch iſt der Fix und Joſt dabei.
Und wie ſie Heid' und Wald durchſtreifen,
Da hören ſie die Kugeln pfeifen.
Der Schwede liegt im Hinterhalt
Mit Uebermacht, der Schlachtruf ſchallt
Sie müſſen fliehen. Abgeſchnitten
Vom Heer ſind ſie zu weit geritten.
Sie werfen drauf ſich in ein Schloß
Und bergen ſich mit Mann und Roß
Dort zwiſchen hohen feſten Mauern,
Die können wol im Sturme dauern.

Auch iſt von Gräben es umgeben,
Darauf Zugbrücken ſich erheben.
Wohl böt' es ſichern Schirm und Schutz,
Wohl böt' es lange Monde Trutz,
Doch fehlt ihm eins. Dies eins iſt alles,
Es fehlt im Drang des Waffenſchalles
Der Proviant, denn öd und leer
Stehn Stuben, Scheunen, Ställ' umher.
Ein Hüter wohnt im Hof allein.
Dem eine Kuh, ein Bock, ein Schwein
Von abgefallner magrer Zucht,
Sowie ein kleiner Sack mit Frucht
Zu eigen ſind. — Gleichviel! Zu halten
Gilt's hier ſich vor des Feinds Gewalten.

Ja, theuer iſt jetzt guter Rath,
Das hört man, als der Abend naht.
Da ſteht im Dunkeln an der Mauer
Geheim der Werth und Spork auf Lauer.
Wachtmeiſter Fix und Joſt zugleich
Die hören reden überm Teich.
Ein Schwede raunt dem andern zu:
„Bald haben vor dem Werth wir Ruh'.
Er muß mit Mann und Maus ſich geben,
Denn ohne Speiſ' kann er nicht leben.
Im Schloß der Bock, die Kuh, das Schwein,
Die werden bald gegeſſen ſein!“
Da ruft der Spork: „Verdammte Falle!“
Es flucht der Werth: „Die offne Kralle
Der Teufelskerle ſeh', ich ſchon!“
Doch meint der Fix mit munterm Ton:
„Am Galgen hangen wir noch nicht,
Wie auch den Feind der Hafer ſticht.

Was gilt's, wir drehn ihm eine Naſe.
Die Pferde nähren ſich vom Graſe,
Das in den Höfen wächſt. Doch wir,
Wir müſſen ſchonen das Gethier
In dieſem Stall. Die Mäuſ' und Ratten,
Die kommen unſrer Noth zu ſtatten,
Und deren gibt's genug im Haus.
Auch wachſen Neſſeln für den Schmaus.
Wollt ihr vertrauen meiner Weiſe,
So geht der Feind bald auf die Reiſe!"
Die Führer, welche ihm vertrauen,
Verlangen ſeine Kunſt zu ſchauen.

Am andern Morgen holt er ſchlau
Aus ihrem niedern Stall die Sau.
Sie grunzet laut, er grunzet mit
Bald hoch, bald tief auf jedem Schritt,
Denn aller Thiere Ruf und Schreien
Ahmt nach er, grad als ob ſie's ſeien.
Nun kniet er auf den Hals ihr feſt.
Welch Quieken ſchallt! Jedoch er läßt
Ein gleiches Quieken laut erſchallen.
So vielfach hört den Ton man hallen,
Man glaubt, daß eine ganze Heerde
Von Schweinen hingeſchlachtet werde.
Es denkt der Feind: „Ein Schwein ſoll's ſein,
Sie ſchlachten wahrlich ganze Reihn!"
Doch iſt das Werk vollendet kaum,
Da ſteiget Fix zum Speicherraum,
Dort hangen trocknend auf den Stöcken
Die Häute von den todten Böcken,
Die man geſchlachtet hat vor Zeit.
Draus macht er manchem Knecht ein Kleid.

Auch Joſt wird eingehüllt in Felle.
Dann geht hinaus es an die Wälle.
Es müſſen graſen gleich den Thieren
Die Burſchen dort auf allen Vieren.
Doch ſitzt der Fix im Hintergrund
Und ſtößt aus dem geſchickten Mund
Ein Meckern aus. — „O welches Blöken!
Sie haben ja ein Heer von Böcken!“
So ruft der Feind. Wie aber ſteigt
Noch die Verwundrung, als ſich zeigt,
Daß täglich ſie die Schweine fällen,
Und daß die Böcke auf den Wällen
Alltäglich graſen! Doch in Ruh'
Nimmt Fix zuletzt die einz'ge Kuh
Und füttert mit dem letzten Korn
Das Vieh. Dann hängt er ihr ans Horn
Ein Brieflein voll von derbem Hohn.
Drauf ſteht: „Wollt ihr den Werth zum Lohn,
Da müßt ihr andre Kerle ſein!
Fällt euch denn nicht das Sprüchlein ein:
Zu Nürnberg pflegt man nicht zu hangen,
Man hätte denn den Mann gefangen!“
Dann fällt die Brücke raſch herunter,
Man ſieht die Kaiſerlichen munter
Ins Lager ihrer Feinde jagen
Das Thier, als wär' ihr eigner Magen
Mit Leckerbiſſen angefüllt.
Horch, wie die Kuh beim Schlachten brüllt!
Da ſieht der Feind den Wanſt voll Speiſen
Und denkt wahrhaftig an das Reiſen.
Es heißt: „Der Teufel fang' den Werth!
Stets hat er, was das Herz begehrt!“
Zudem hat man die Mär vernommen,
Daß auch die Kaiſerlichen kommen,

Den Werth im Schloſſe zu entſetzen.
Da geht's ans Jagen und ans Hetzen.
Es ſtiebt der Schwed' mit Macht ins Weite,
Das Schloß wird frei nach jeder Seite.
Und in das deutſche Lager kehren
Der Werth und Spork mit neuen Ehren.
Doch danken Haupt ſie, ſowie Mütze,
Dem Fix und ſeiner derben Grütze.

Sonſt aber kommt es nicht zur Schlacht,
Denn keiner der Parteien lacht
Zeit und Gelegenheit. Zu flicken
Dem Feind am Fell, will ſich nicht ſchicken.
Allwärts iſt nichtiges Beginnen,
Sie können ſich nichts abgewinnen.
Man ſieht die Schweden immer gehn,
Sobald die deutſchen Scharen ſtehn;
Die Deutſchen gehen, wenn die Schweden
Sich ſtellen. Jeder meidet jeden.

Einſt ruht der Werth im alten Prag,
Wo grad mit ſeinem Hofe lag
Der deutſche Kaiſer Ferdinand.
Was hört er da? Des Krieges Stand
Verändert ſich. Maximilian
Schließt wieder ſich dem Reiche an.
Sein Abfall hat ihn längſt gegrämt,
Es fordern auch zu unverſchämt
Die frechen Schweden Kriegserſatz
Aus ſeinem längſt erſchöpften Schatz.
Was hilft auf dem Papier der Frieden,
Der auch dem Bruder nicht beſchieden?
Denn ihn, den Kurfürſt Kölns, umpreſſen
Mit ſchnödem, keckem Raub die Heſſen.

Auch redeten wol dienſtbefliſſen
Die Prieſter ſcharf in Max' Gewiſſen,
Daß er der Kirche Freunden kündet
Und ihren Feinden ſich verbündet.
Was ſind's dabei für mächt'ge Laſten,
Sein Heer in faulem, trägen Raſten
Zu halten! Sold und Koſt ſind theuer.
Auch wollen lieber ſie ins Feuer
Die kriegsgeriebenen Geſellen,
Als wie zu ruhn auf faulen Fellen.
Kurzum, er löſt den jüngſten Bund
Und gibt dem Kaiſer plötzlich kund,
Er will zum Reich ſich wieder wenden
Und ihm das Heer nach Böhmen ſenden.

Wen freute ſolche Botſchaft nicht?
Auch Werth ſtrahlt auf in hellem Licht,
Denn blüht dem Reiche Glück und Heil,
So iſt's, als wär's ſein eigen Theil.
Doch ach, mit tiefem Schmerze hört
Er, daß der Baier noch empört
Ihm maßlos zürnet. Ausbedungen
Hat er in ſeinen Forderungen
Sogar, daß Werth und Spork nicht weiter
Zum Kampfe führen ihre Reiter.
Es kündet Kaiſer Ferdinand
Ihm trübt' die Mär. Er gibt die Hand
Dem Werth und fraget: was er meint.
Da ruft der Werth: „Es gilt, den Feind
Vor allem aus dem Land zu ſchlagen.
Das aber thun in dieſen Tagen
Zwei Heere ſchneller als das eine.
Herr Kaiſer, das iſt, was ich meine:

Ihr müßt mit Baiern Euch vertragen.
Nach mir und Spork iſt nicht zu fragen.
Der Himmel möge Segen geben!
Der Kaiſer und das Reich ſoll leben!“

Er wendet tiefgerührt ſich fort,
Und läßt mit ſeinem Roß den Ort.
Doch wie er in die Lande reitet,
Seltſame Schau, da ſchwebt und gleitet
Marie von Kuffſtein's helles Bild
Vor ſeinem Geiſt. Sie lächelt mild
Ihm zu aus Wald und Au' und Heide.
O welche ſüße Augenweide!
Es iſt die freundliche Geſtalt,
Der Mund, die Augen; mit Gewalt
Nimmt ſie ihm die Gedanken weg.
Im Herzen wird die Sehnſucht reg.
So lenkt er nicht nach Benatek,
So lenkt er um zum Süden keck,
Er lenkt zur Ens, und manchen Tag
Durchreitet er Gebirg und Hag.
Da blinkt vor ihm ein hohes Schloß,
Da fraget er von ſeinem Roß.
Das ſind des Grafen Kuffſtein Güter!
Der Alte iſt der Landſchaft Hüter.

Und raſch durchziehet er das Thor.
Die Diener ſtürzen raſch hervor,
Sie bringen ihm das Roß zu Stall
Und führen ihn zur hohen Hall'.
Dort ſtehen zum Empfang bereit
Die Aeltern und dort ſteht die Maid.
O wie ihr über das Geſicht
Tief purpurnes Erröthen bricht!

Sie ſucht ein ruhig Wort zu heben,
Doch ihre Stimm' erſtickt im Beben.
Laut ruft ſie dann: „Johann von Werth!"
Wie ward da hoch der Gaſt geehrt,
Der trotzig kühne wilde Mann,
Der allwärts Ehr' und Ruhm gewann!
In dieſem Bergthal weltverloren
Klang laut ſein Ruhm in alle Ohren.

Fern liegt ihm hier des Krieges Plage,
Ihm kommen helle ſüße Tage
Voll reichem ſeligem Gefühl,
Wie ſie das wirre Weltgewühl
Nicht geben kann. Wie herrlich lacht
Der Berge unberührte Pracht!
Das Thal mit ſeinem ſtillen Lauſchen,
Der Fluß mit ſeinem friſchen Rauſchen!
Und da die Liebe alles krönt,
Iſt raſch das ſtarre Herz verſöhnt.
Das Mädchen liebt ihn ohne Ende,
Den treuen Mann, und ihre Hände
Erheben ſegnend auch die Alten.
Jetzt mag die Zukunft ſich geſtalten
Schön, reich und hell! Das ſchöne Paar
Eint dann die Trauung am Altar.

Doch endlich muß geſchieden ſein!
Wie gerne zög' der Werth zum Rhein,
Um bei der Mutter nach Gebühren
Die neue Tochter einzuführen!
Denn kindlich treu iſt er geſinnt.
Auch möcht' er Irmgard, ſeinem Kind,
Die friſche junge Gattin zeigen.
Wie heiß dahin die Wünſche ſteigen,

Er darf die Heimat nicht betreten,
Er darf im kölner Dom nicht beten.
Es hat ihn Baiern ja gebannt,
Und unten in des Kurſtifts Land
Herrſcht Maxens Bruder. Ließ er dort
Sich ſehn, ihm drohte Kett' und Mord.
Was ſoll er machen? Ei, wo iſt
Wachtmeiſter Fix zu dieſer Friſt?
Er zog ja auf das neue Gut
Und hält es ſicher treu in Hut.
Sie finden ihn zu Benateck,
Dort ſitzt er ſicher im Verſteck,
Da heißt es: „Alter Knebelbart,
Jetzt mach' dich rüſtig auf die Fahrt!
Du ſollſt anjetzt mit flinken Sohlen
Werth's Mutter und Werth's Tochter holen!“

Der Alte macht ſich auf. Potz Blitz,
So iſt es recht! — Werth nimmt Beſitz
Von dem geſchenkten Kaiſergut.
Es iſt ihm wonniglich zu Muth,
Wie er mit ſeinem ſchmucken Weib
Ins Schloß einzieht. An Zeitvertreib
Fehlt es ihm nicht. Viel iſt zu thun,
Er kommt vom Schaffen kaum zum Ruhn.
Es gilt die öden einfach ſchlichten
Gemächer freundlich einzurichten,
Es gilt die Felder zu beſtellen,
Es gilt den dichten Wald zu fällen,
Es gilt zu züchten gute Pferde,
Der Rinder und der Schafe Heerde
Gilt's in den Ställen, auf den Weiden,
Auf fetten Feldern oder Heiden

Mit Fleiß zu warten. Auch die Jagd
Bedarf der Hut. Auf Knecht und Magd
Muß man mit ſcharfen Augen ſehn,
Damit ſie ſtets zum Rechten ſtehn.
Wer fahren will mit guten Segeln,
Der muß ſtets richten und ſtets regeln.

Und als gemach die Ordnung kommt,
Die jeder guten Wirthſchaft frommt,
Da fühlt ein friſches Glück der Werth,
Der ganz zum Landman ſich bekehrt.
Wie macht's ihn froh, mit ſeiner Frau
Hinauszuwandern in die Au',
Zu Wieſen- und zu Waldbezirken!
Wie freut ihn das geſunde Wirken
In Hof und Stall! Bei ſeinen Pferden
Wie ſteht er ſtolz! Der glatten Heerden
Aufblühendes Wachsthum ſcheint ihm prächtig.
Oft prüft das Paar auch klug bedächtig
Den Hühnerhof. Da kräht der Hahn,
Die Hennen laufen gackernd an,
Und Gänſe watſcheln, Enten ſchnattern
Gleich den Frau Baſen und Gevattern.
Der Taubenſchwarm umfliegt das Dach.
Die Schwalbe baut am Sims gemach.
Der Storch ſetzt auf das Haus ſein Neſt.
Dies all zu ſehen iſt ein Feſt.
Hier in der Sonne, dort im Schatten,
So freuen ſich die beiden Gatten.
Froh ruft der Werth: „Das beſte Leben,
Das Gott den Menſchen nur mag geben,
Das iſt, die eigene Scholle bauen
Und rings in Wieſen, Forſten, Auen,

Das Keimen, Wachſen, Blühen, Reifen
Mit frommer Seele zu begreifen,
Und in des Angeſichtes Schweiß
Zu ſchaffen mit raſtloſem Fleiß,
Dann Gott zu danken für den Frieden,
Den ſtets er der Natur beſchieden!“

Und endlich krönet ſich das Glück.
Wachtmeiſter Fix kommt auch zurück.
Er bringt das alte Mütterlein,
Er bringet Irmgard. Hold und fein
Wuchs auf das Kind. Als Jungfrau ſchier
Tritt ſie ins böhmiſche Revier.
Sie weinet erſt voll Gram und Noth:
Großvater Beuth erlitt den Tod.
Dann lächelt ſie dem Vater zu
Und ſucht an ſeinem Herzen Ruh'.
Werth's junges Weib weckt neue Luſt,
Und lichthell wird nun jede Bruſt.
So ſitzen abends ſie beim Mahl.
Doch Werth ſeufzt manches liebe mal:
„Schließt Deutſchland jetzt den Krieg mit Ehren,
Dann will ich nimmer mehr begehren.“

Zwölftes Stück.

Gaſtfreier iſt im Land kein Haus
Wie Benatek, denn ein und aus
Gehn dort alltäglich viele Gäſte.
Als reihten Feſte ſich an Feſte,
So leben ſie dort froh und friſch.
Von guten Speiſen dampft der Tiſch,

Es hegt der Keller edle Weine
Aus Böhmen, Ungarn und vom Rheine.
Und keiner klopft vergebens an.
Dort lacht das Herz dem Edelmann,
Dem Kaufherrn lacht's, der mit den Waaren
Zum Handeln kommt des Wegs gefahren,
Es lachet auch dem ſchlichten Reiter,
Der als ein braver deutſcher Streiter
Alt und gelähmt mit ſchart'gem Schwert
Vom Schlachtfeld in die Heimat kehrt.
O wie im Saal und in den Stuben
Die Lieder und Geſpräch erhuben!
Herrſchaft und Ingeſinde haben
Da Scherz und Luſt, die ſtets ſie laben
Und zwiſchen derber Arbeit Mühen
Als rothe Freudenroſen glühen.

Spork, der in nächſter Nachbarſchaft
Des Werth als wackrer Landwirth ſchafft,
Spornt oft den Fortunat gar keck
Und weilt im Schloß von Benatek.
Dann kommen gute, frohe Stunden,
Wenn dort in Einigkeit verbunden
Des Krieges alte Kameraden,
Die ſchier auf allen wilden Pfaden
Zuſammenfochten, bei dem Mahle
Sich freuen in dem alten Saale.
Sie wandern dann auch in die Welt,
Umſchauend ſich in Wieſ' und Feld,
Sie ziehen oft zur Jagd im Wald,
Wo ſcharf und hell die Büchſe knallt.
Es gilt dem Eber und den Hirſchen,
Auf die bergauf, bergab ſie pirſchen.

Der Flintenknall gemahnt an Kriege,
Der Fall des Wildes mahnt an Siege.

Aus alten Zeiten mannichfach
Wird die Erinnerung dann wach,
Und fröhlich lebt die Hoffnung auf
Auf freudenreichrer Zeiten Lauf.
Das Herz ſehnt ſich nach guten Tagen,
Auf daß ſie nicht umſonſt geſchlagen
Die Schlachten, daß ſo edles Blut
Umſonſt nicht floß, ſo reiches Gut
Umſonſt nicht fiel in Schutt und Brand.
Und in Gedanken fährt die Hand
Zur Seite; doch die Schwerter prangen
Daheim am Wandknauf aufgehangen.
Oft iſt's wie Mahnen und wie Ahnen,
Als ob zu neuem Krieg die Fahnen
Des Kaiſers ſie noch einmal riefen,
In ihrer Seelen ſtillen Tiefen.
Es iſt, ſie müßten nochmals reiten,
Um für das Vaterland zu ſtreiten.

Zumal der Spork hat kein Ruh'.
Er ſpricht vom Kriege immerzu.
Er hat ſich jünger wie der Werth
Noch nicht der Scholle zugekehrt
Und dem Bedürfniß ſtiller Tage.
Ihm ſpukt wie eine alte Plage
Die Schlachtenluſt noch durch die Glieder.
Und ziehet er und kehrt er wieder,
So iſt mit Kunden er belaſtet,
Wie draußen ſich der Kriegslärm haſtet.
Doch immer mahnt der Werth zur Ruh'
Und ruft beſänftigend ihm zu:

„Ich will, bei Gott, nicht mehr begehren,
Schließt Deutſchland Frieden nur mit Ehren!“

Doch ach, die Kunden ſind nicht gut,
Es raſt aufs neu' der Feind in Wuth,
Und die Franzoſen mit den Schweden
Sie führen glücklich ihre Fehden.
Zwar iſt dem Heer der Kaiſerlichen
Zuerſt der Wrangel ausgewichen.
Kein Heil wollt' ihm in Böhmen wachſen,
Da zog er nordwärts ſich durch Sachſen
Und Thüringen zum Weſerſtrand.
Es folgte ihm, den Sieg zur Hand,
Melander mit dem Kaiſerheer,
Ihm einte ſich mit Baierns Wehr
Der Feldherr Gronsfeld. Und ſofort
Gab es in Heſſen Brand und Mord.
Die Rache ſchwoll Melander's Herz,
Drum ſchont er weder Feuer noch Erz
Im Land der Fürſtin, deren Fahnen
Er einſt geführt. Auf ſolchen Bahnen
Hielt er zu lang ſich auf. Der Feind
Hat unterdeß ſich neu geeint.
Und plötzlich ſieht man die Franzoſen
Und Schweden friſch zum Süden toſen.
Und wie ſie ſcharf das Schwert gezückt,
Da ward das deutſche Heer gedrückt
Zum Donauſtrom. Bei Susmarshauſen
Begann die wüthige Schlacht zu brauſen.
Die Völker trafen wild einander.
Da ſank der Feldherr, Herr Melander,
Und ſtarb in Augsburg an den Wunden.
Das Glück hat ſich dem Feind verbunden.

Sein war der Sieg! Die Deutſchen flohn.
Baiern iſt offen und ſein Thron
Aufs neu' gefährdet. Die Gefahr,
Sie droht den Kaiſerlanden gar.
Nach Salzburg floh Maximilian
Mit Hof und Schatz. Es ſchloß ſich an
Ihm alt und jung. Die Alpenthale,
Sie nehmen auf mit einem male
Der flüchtigen Wohner weite Maſſen.
Rings ſtehen Haus und Hof verlaſſen. —
Und auch verlaſſen iſt das Heer;
Es rühmt ſich keines Führers mehr:
Melander todt, Gronsfeld in Haſt,
Denn feige ſondern Muth und Kraft
Entwiſchte er in hurt'ger Flucht.
Wer ordnet jetzt der Krieger Zucht?
Wer ſoll im Zaum die Raubluſt halten?
Wer ſoll des Drangs der Feinde walten?
Wie ſchlimm auch je die Zeiten gingen,
Nie ſtand es ſchlimmer mit den Dingen
Des deutſchen Reichs. Wo iſt der Mann,
Der jetzt die Noth zerbrechen kann?
Es knirſchen wüthend mit den Zähnen
Der Werth und Sporl. Sie ſehen gähnen
Den Abgrund, der das Reich verſchlinget,
Das troſtos im Verderben ringet.

Da reitet jäh ein Bote an,
Ein Bote von Maximilian.
Nun Wirrniſſe ihn rings umpreſſen,
Will er verzeihen und vergeſſen.
Er ruft den Werth und Sporl zum Heere.
Als ob da zu verzeihen wäre!

Sie thaten ſtets nach Recht und Pflicht
Und denken an die Rache nicht.
Es ſeufzt das Vaterland in Noth,
Zu helfen ihm, iſt das Gebot
Der trüben Zeit. Wer will da hadern?
Heißmuthig ſtrömt in ihren Adern
Das deutſche Blut. Wohlan, es gilt,
Aufs neu' der Heimat Hort und Schild
Und Schirm und Schutz und Wehre ſein!
Ein zürnend Grollen wär' zu klein.
Und beide langen von der Wand
Das Schwert. In fauler Ruhe ſtand
Der Panzer und der Helm zu lang.
Sie ſchnallen friſch in jungem Drang
Die Waffen um. Jetzt raſch zum Stall!
Fortuna hebt mit freud'gem Schall
Ein laut Gewieher. Fortunat
Begleitet ſie. Nun auf den Pfad
Des rauhen Kriegs! Raſch gilt's zu ſcheiden:
„Auf Wiederſehn nach kurzem Meiden!
O lebet wohl, Weib, Mutter, Kind!
Und weinet nicht!“ — Und wie der Wind
So ſitzen beide hoch zu Roſſe
Und fliegen raſſelnd aus dem Schloſſe.

Erſt auf dem Ritt beſieht der Werth
Den Boten ſich Und ſeltſam fährt
Es durch den Geiſt ihm wie ein Licht,
Ihm iſt, er kenne das Geſicht:
Es gleicht den Frentz von Schlenderhan.
Da geht alsbald ein Fragen an.
Bei Gott, das iſt des Freiherrn Sproſſe,
Dem er gehütet einſt die Roſſe.

Der Junge war noch nicht geboren,
Als er den Reiterdienſt erkoren,
Doch ſah den Knaben er vor Jahren,
Als er am Schloß vorbeigefahren.
Sein Nam' iſt Winand. Keck und dreiſt
Iſt ihm das Herz und klar der Geiſt.
Er iſt ein junger Reitersmann
Und möchte gern im Heeresbann
Des Werth die Sporen ſich verdienen.
Da lächeln froh des Helden Mienen.
Dem Sohne ſeines alten Herrn
Gibt er die erſte Leitung gern.
Er reicht ihm dar die breite Hand,
Dann reiten weiter ſie ins Land.
Mit hellem Muth und heitrer Zunge
Erfreut ihn oft der friſche Junge.

Nach Baiern wird der Weg genommen.
Dort iſt im Lager angekommen
Der Piccolomini, der klug
Wie keiner Schlachten mied und ſchlug.
Er hat die Ordnung hergeſtellt,
Es hebt ſich wieder Zelt an Zelt,
In Reihen iſt das Heer geſchloſſen,
Verſehn mit Waffen und mit Roſſen,
Und durch der Truppen weite Glieder
Da herrſchen die Hauptleute wieder.
Dem Reiche kehrte das Vertrauen,
Voll Hoffnung darf's zur Zukunft ſchauen.
Der Piccolomini grüßt Werth:
„Ich danke, daß Ihr wiederkehrt!
Seid, was Ihr wart, des Heeres Fauſt!
Und nun heißt's in den Feind gebrauſt.“

Kaum ſteht der Werth bei den Standarten,
Da läßt Gelegenheit nicht warten,
Da gab es bald am Iſarfluß
Manch klingend ſcharfen Reitergruß.
Oft zeigt der Feind mit ſauren Mienen
Und blut'gen Köpfen, daß erſchienen
Der Werth im Feld, denn allerwegen
Stürzt er hinein mit blankem Degen,
Den Spork und Winand Frentz zur Seite.
Auch Fix und Joſt ſind mit im Streite.
Bald iſt das Iſarland gefegt.
Und Piccolomini bewegt
Sich mit dem ganzen Heere nach.
So ſtehn die Feinde ſcharf im Schach.
Nun hat der Werth mit ſeinen Scharen
Auch bald die Iſar überfahren.
Er hört, die Schweden mit den Franzen
Stehn nah bei Dachau in den Schanzen.

So iſt's. Turenne lieget dort
Mit Wrangel. Wär' nur nicht der Ort
Langweilig ohne Maß und Ziel!
Sie ſehnen ſich nach Luſt und Spiel.
Da kommt die Kunde ins Quartier,
Es liegt ein mächtig Jagdrevier
Ganz nah der Stadt und voll von Hirſchen.
Und Wrangel ruft: „Auf, laßt uns pirſchen!"
„Ja", ſpricht Turenne, „friſch zum Jagen
Im hohen Forſt, in tiefen Hagen!"
Doch meint Douglas, der General:
„Wir halten beſſer Fuß beim Mahl
In Feindes Land. Wer kennt die Wege?
Auch iſt der Werth, ihr wißt's, nicht träge!"

Da höhnt der Wrangel: „Was Bedenken!
Es gilt den Tag der Jagd zu ſchenken!
Vorpoſten ſend' ich gleich ins Feld,
Von Fußvolk ſei der Wald umſtellt!“
Sie brachen auf in luſt'gem Flug.
Den hellen Schall der Hörner trug
Der Wind ins Land. Hei, wie der Wald
Da bald von Schüſſen knatternd hallt!
Es zucken hell der Büchſen Blitze.
Und alle kommen in die Hitze,
Aufjauchzet mancher Jagdgeſelle,
Denn reichlich iſt das Wild zur Stelle.
Da ſcheint's: ins Blaſen, Schießen, Schaffen
Erklinget fern der Lärm der Waffen.
Die Jagdluſt ſchweigt, ſie horchen leis,
Sie ſammeln ſich zum dichten Kreis.
Nun kommt ein blut'ger Mann gelaufen
Und ſchreiet ängſtlich in den Haufen:
„O rettet euch! Die Höll' iſt los,
Der Werth iſt da! Die Noth iſt groß!
Hier kann die raſche Flucht nur frommen!“
Bei Gott, da ſehn ſie ihn ſchon kommen!
Er hat der Jagdluſt Mär erſchlichen
Und iſt dicht an den Wald geſtrichen
Kein Späheraug' hat ihn erreicht.
Der Poſten ſchwache Kette weicht
Gebläut zurück. Was half das Hadern!
Denn mit den raſſelnden Geſchwadern
Brauſt graden Wegs er ins Gewühl,
Manch warmes Leben wurde kühl.
O welch Gewirr! Er naht dem Strand,
Wo Wrangel und Turenne ſich fand.
Satan, jetzt werden ſie gefaßt!
Hinten der Feind, vorn der Moraſt!

Gefangenſchaft, die hinten droht,
Doch vorne droht der naſſe Tod!
Verfluchte Jagd, verfluchter Platz! —
Doch ſieh, da ſtürmt in kühnem Satz
Mit hocherhabenen Geweihen,
Um aus der Jagd ſich zu befreien,
Ein Hirſch zum Sumpf, und er ereicht
Das Ufer. Dieſe Furt iſt ſeicht!
Friſch! wo das Thier hindurchgeſetzt,
Da läuft und rennet, tobt und hetzt
Es jetzt hindurch auf hohen Roſſen!
Wie wird der ſchwarze Moor durchſchoſſen!
Hoch ſpritzte auf der dunkle Koth.
Wo iſt der Kleider Weiß und Roth?
Sie ſaßen tief bis an die Ohren
Im Schmuz und ſahen aus wie Mohren.
Herr Wrangel ließ im Stich den Degen
Dort in den naſſen Waldgehegen,
Turenne ließ den Hut im Sumpf. —
Das war ein ſchöner Jagdtriumph!
Laut lacht der Werth da hintendrein
Und ſendet in die fliehenden Reihn
Noch manche Kugel. Auch erfreute
Er ſich im Walde reicher Beute,
Nur möcht' es beſſer ihm behagen,
Hätt' er die Herrn in Haft geſchlagen.

Doch ſieh, den Deutſchen lacht das Glück!
Es weichen mehr und mehr zurück
Die Feinde. Wenn ſie Futter holen,
So ſtürmt der Werth zum Platz verſtohlen
Und hindert's. Und voll grimmer Wuth,
So ſchleudern ſie des Feuers Glut

Rings in die Dörfer und die Flecken.
O allbarmherz'ger Gott! da ſtrecken
Rauchſäulen rings ſich in die Luft.
Voll Jammer, Furcht und Schrecken ruft
Die laute Noth. So ſengt und brennt
Der Feind, der ſich aus Baiern trennt,
Um überm Lech im Schwabenlande
Zu wüthen fort mit Schwert und Brande.

Nachfliegt der Werth. Als flücht'ger Gaſt
Hält er im alten Augsburg Raſt,
Da hört er die Poſaunen tönen,
Die hoch von allen Thürmen dröhnen,
Da hört er alle Glocken läuten.
Was hat das Lärmen zu bedeuten?
O Gott, es kam zu dieſer Stunde
Ins Land des Friedens erſte Kunde!
Zu Münſter und zu Osnabrück
Ward er geſchloſſen. Welches Glück!
Es eilen bei dem Freudenſchalle
Zur Kirche raſch die Bürger alle.
Da hört man rings die Katholiken
Zum Himmel manch Tedeum ſchicken.
Aus Proteſtantenkirchen zieht
Das alte ſtolze Lutherlied:
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott! —
Johann von Werth ruft ohne Spott:
„Ich werde nimmer mehr begehren,
Schloß Deutſchland Frieden nur mit Ehren!“ —
Doch als er die Artikel hört,
Da iſt ſein Herz von Zorn empört:
„O“, ruft er, „welcher ſchnöde Streich
Traf das uralte deutſche Reich,

Das Reich, bei dem ſeit Römerzeit
War alle Macht und Herrlichkeit,
Das Reich, das iſt Europas Herz,
Und das mit dem berühmten Erz,
Dem feſten Geiſt, voll treuem Lieben
Den Völkern Recht, Geſetz geſchrieben!
O haben wir es drum gehalten
Seit dreißig Jahren, trotz dem Walten
Der innern Feinde, trotz dem Schaffen
Der äußern, die mit allen Waffen
Der Schlauheit und der frechen Fauſt
Durch unſre Auen hingebrauſt?
Ward es trotz Abgrund und Verderben,
Trotz Hungersnoth und wüſtem Sterben
Drum treu gehütet und gerettet
Vom Tod, der oft es angekettet
An traurig dunkele Geſchicke?
Wohin wir wenden unſre Blicke,
Da bröckelt ſich ein koſtbar Theil
Dem Feinde zu! O ſchnöde Eil'!
Elſaß, Burgund, Lothringen hin!
Frankreich nahm ſie mit gier'gem Sinn.
Die Schweiz und Holland abgeſchnitten!
Der Rhein zertrennt in ſeiner Mitten,
Zerlegt die Füße und das Haupt!
Das Pommerland iſt uns geraubt .
Vom frechen Schweden. Böſer Stern!
Kurfürſten, Fürſten, Grafen, Herrn,
Sie herrſchen ganz nach eignem Willen!
Wer wird den Uebermuth jetzt ſtillen?
Wer kann ſie regeln, ordnen, ſchulen,
Die jetzt nur mit der Fremde buhlen!
Ach, alles ſchmilzt elend in Kleinheit!
Dahin, dahin iſt Deutſchlands Einheit!“

Der Jammer drückt den ſtolzen Mann
Am Herzen wild. Wie Fluch und Bann
Senkt es ſich düſter auf ſein Leben.
Er kann ſich nimmer drein ergeben,
Daß all die Hoffnungen vernichtet,
Auf die ſein Leben war gerichtet.
Wen tiefe Schmerzen ſo durchwehn,
Wie mag der wol zu Hofe gehn?
Er meidet München, meidet Wien.
Was ſoll er hin zum Kaiſer ziehn?
Was ſoll er ſich dem Kurfürſt neigen?
Er bräche dort das tiefe Schweigen,
Das hohe Herren von ihm fodern,
Um laut in Zornmuth aufzulodern
Ob dieſem ſchimpflich ſchlechten Frieden,
Für den die Weiſen ſich entſchieden!
Und von Verſtecke zu Verſteck
Begibt er ſich nach Benatek,
Vom jungen Winand Frentz begleitet,
Der ſtill an ſeiner Seite reitet.

Daheim begrüßt er Weib und Kind
Und Mutter, treu und lieb geſinnt,
Wie allezeit. Doch auf der Feier
Des Wiederſehens ruht ein Schleier.
Marie erkennet kaum den Mann,
Der einſt ſo kühn ihr Herz gewann.
Die Mutter kennet kaum den Sohn,
Den ſie in Blick, Bewegung, Ton
Stets munter ſah. Wo iſt die Luſt,
Die aus der breiten Männerbruſt
So hell auflachte? Selbſt beim Mahl
Und Wein umſchleicht ihn tiefe Qual.

Ihn freut nicht mehr das reiche Gut,
Er führt nicht mehr der Wirthſchaft Hut.
Was kümmern ihn die ſchönen Pferde!
Umſonſt brüllt ihm die glatte Heerde.
Er ziehet nicht mehr aus zum Jagen
Fern ins Gebirg zu Forſt und Hagen,
Er iſt kein Wirth mehr frohen Gäſten,
Und nimmer ladet er zu Feſten.
Sich ſelbſt kennt er im Trübſinn kaum,
Sein Leben iſt wie ſchwerer Traum.
Das thun in dem zerriſſnen Herzen
Ums Vaterland die herben Schmerzen.

Irmgard, ſein ſchmuckes Töchterlein,
Das nun in Schönheit hell und rein
Als Jungfrau blüht, liebt Winand Frentz.
Sie liebet ihn. Der helle Lenz
Der Minne lacht den jugendhellen
Geſtalten ſüß. Die beiden ſtellen
Sich vor ihn hin. Die Herzen ſchlagen
So hoch, als ſie dem Vater ſagen,
Daß ſie in Liebe ſich gefunden. —
Da kam ihm nach viel trüben Stunden
Doch eine frohe: „Gebt zum Rhein“,
So ruft er, „glücklich dort zu ſein!
O Gott, wie iſt der Rhein ſo ſchön
Mit ſeinen Ebnen, Thälern, Höhn!
O Gott, jetzt weiß ich, was mir fehlt!
Mir fehlt der Rhein. Ja, es beſeelt
Und kräftigt, an die Heimat denken.
Ach, ich bin krank. Wir alle lenken
Zum Rhein den Zug, ihr theuren Weſen!
Am Rheine werd' ich bald geneſen!“

Er ſendet gleich zum Schloßkaplan.
Der kleidet ſich im Kirchlein an,
Daß er den Bräutigam und die Braut
Noch heute am Altare traut.
Und ſo geſchieht's, dann ruft das Mahl
Sie alle in den hohen Saal.
Lang war kein Tag ſo hell und rein:
In Strömen floß der goldne Wein,
Hoch trank man zu dem jungen Paar.
Wen gab's, der heut' ſo fröhlich war
Wie Werth! Das helle Auge glüht,
Die Stirn iſt klar, die Lippe ſprüht
Von Witz und Luſt. Marie ſchaut
Aufs neu' ihn an wie eine Braut.
Wie freut ſie ſich! Ja, er ward Meiſter
Der trüben und unholden Geiſter!
Und als das Feſt zu Ende iſt,
Da heißt er noch zur ſelben Friſt
Fortuna ſatteln. Seine Kraft,
Die ihm im Trübſinn iſt erſchlafft,
Will üben er in neuer Stärke,
Er kehrt zurück zum Männerwerke.

Er jagt in Muth, die Augen funkeln:
„O kehre bald, die Berge dunkeln!“
Er hört die Mahnung nicht im Saus.
Fort geht's. Er bleibet lange aus.
Im Schloß packt ſie die Furcht mit Macht.
So harren ſie bis Mitternacht,
Da naht ein Reiter hoch zu Roß
Im Fackelglanze ſich dem Schloß,
Das iſt der Spork, der Werth iſt's nicht.
Doch hinter ihm im Fackellicht,

Von ernſten Männern ſanft getragen,
Da liegt, ein Anblick zu beklagen,
Auf einer Bahr' von grünen Zweigen
Johann von Werth. Weh! ſeltſam eigen
Strahlt ihm der Blick. Blut klebt im Haar,
Ihm kam ein Unfall, das iſt klar,
Auf ſeinem nachtumhüllten Stege.
So fand ihn Spork an ſeinem Wege,
Der raſch nach Benatek gekommen,
Weil von der Hochzeit er vernommen.
Treu bei dem Wunden ſtand das Roß.
O welcher Jammer ging durchs Schloß!

Bald liegt im Bett der kranke Mann.
Ach, wie die Hoffnung jäh zerrann,
Daß er geneſe! Fiebernd fliegen
Die Pulſe ihm. Kaum kann er liegen.
Er zuckt, er brennt. In Phantaſien
Hört man die Sinne raſtlos ziehn.
Die Schlachten all, die er geſchlagen
In alten und in jungen Tagen,
Entſteigen grimm geſpenſterhaft
Aus der Erinnrung feſter Haft:
Er ficht am Weißen Berg bei Prag,
Aufſteigt bei Nördlingen der Tag,
Bei Tuttlingen geht's ins Quartier,
Bei Jankau ſtürmt er im Revier,
Bei Allerheim und Dachau fällt
Er in den Feind. Dann ſieht der Held
Aufſteigen ſie, die er gekannt
Als Krieger durch das deutſche Land:
Tilly, Aldringer, Wallenſtein,
Lothringen, Mercy treten ein,

Doch Guſtav Adolf, Torſtenſon
Und Bernhard grinzen ihm mit Hohn.
Sieh, Ferdinand, Maximilian!
Er ſtarrt mit hohlem Blick ſie an.
Wie groß liegt's ihm im Augenlichte!
Entſetzlich furchtbare Geſichte! —

Dann hebt er ſich und ſchreit entbrannt:
„Verrathet nur das Vaterland!
Zerſetzt ihm Haupt und Hand und Glieder!
Einſt kommt der Tag, da hebt ſich's wieder
In Kraft und Macht und Herrlichkeit,
Und raget fern in alle Zeit
Ob allen Völkern hoch erhoben,
Und alle Völker werden's loben.
Lang dauert's noch, doch muß erſcheinen
Der Tag, wo ſich die Deutſchen einen.
Dann iſt kein Reich dem deutſchen gleich!
Heil dir, du einig deutſches Reich!“

Er ſinkt zurück, es iſt die Noth
Am Ziel. Der Werth iſt todt.
Die Mutter rauft das greiſe Haar,
Das junge Weib ſchreit ſchrill und klar.
Die Tochter mit dem neuen Sohn,
Sie weinen hin in leiſem Ton.
Fix drückt ihm bleich die Augen zu,
Und ſehnt ſich auch nach ew'ger Ruh'.
Leis ſpricht der Spork: „In Gottes Namen!
Was er geſagt, geſchehe! Amen!“
Sie ſenkten fern der Heimatluft,
Die er geliebt, zur tiefen Gruft.

Was ſoll auf ſeinem Grab der Stein?
Sein Mal ſoll aufgerichtet ſein
In deutſchen Herzen treu und offen,
Die auf die deutſche Zukunft hoffen!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Anhang.

Die neuere Geſchichtsforſchung hat viele verſchollene und vergeſſene Geſtalten der Vergangenheit zu neuem Leben erweckt. Zu ihnen gehört ohne Zweifel Johann von Werth, der von Schiller in ſeiner „Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges“ noch als ein Abenteurer und Parteigänger angeſehen wurde und dem erſt die letzten Decennien als einem bedeutenden Heerführer ſeiner Zeit gerecht geworden ſind. Augenblicklich kennt ihn ganz Deutſchland. In ſeiner Heimat am Niederrhein aber hat die Erinnerung an ihn zäh und feſt fortgedauert. Seit den Zeiten des Mittelalters iſt keine Perſönlichkeit ſo volksthümlich geblieben, wie gerade dieſer Reiter-General. Geiſtliche und weltliche Fürſten treten gegen ihn entſchieden in den Hintergrund, alt und jung in unſern Gegenden weiß von ihm noch eine Menge von eigenthümlichen Zügen zu berichten. Viele dieſer Anekdoten binden ſich an Köln und ſeine Umgebungen. An der untern Erft iſt er bereits zu einer ſagenhaften Geſtalt geworden. Ich habe ſelbſt meine Knabenzeit in jenen Flächen verlebt und in der Kinderſtube eine Menge von Geſchichten gehört, die ſich auf ihn beziehen. So ergaben ſich mir ſchon früh poetiſche Anregungen, die ſpäter zu geſchichtlichen Studien führten. Mit großer Freude und Genugthuung gewahrte ich bald einen Stoff für die Dichtung, der dem Sucher nach heimatlichen und dabei nationalen Geſtalten höchſt willkommen erſcheinen mußte. Nachdem ich ſchon früher einige Balladen aus Werth's Leben behandelt hatte („Lorelei“, 3. Aufl., S. 320), ging ich im vorigen Jahre an die vorliegende Dichtung.

Was meine Quellen angeht, ſo muß ich hier vor allen andern die Monographie: „Johann von Werth ꝛc.“ von Friedrich Wilhelm Barthold (Berlin 1826) anführen. Dieſer fleißige und treffliche Geſchichtſchreiber hat ſich der mühſamen Arbeit unterzogen, die überall zerſtreuten Notizen über Werth zu ſammeln und zu einem lebenvollen Bilde zu geſtalten. Während er ſelbſt faſt überall ſeine Quellen angibt, iſt er von Spätern vielfach nach- und abgeſchrieben worden, die ihm dieſe Gerechtigkeit nicht widerfahren ließen. Ich nehme mit Freuden die Gelegenheit wahr, ihm an dieſer Stelle herzlich zu danken für den Vorſchub, den der Hiſtoriker dem Poeten an die Hand gegeben hat. Außerdem dienten mir des Freiherrn F. E. v. Mering „Burgen, Rittergüter, Abteien, Klöſter in den Rheinlanden ꝛc.“ (Köln 1836—42); „Die Benedictinerabtei Gladbach“ von Dr. Gottfried Eckertz (Köln 1853), „Graf Johann von Spork“, von Georg Joſeph Roſenkranz (Paderborn 1854), „General Spork“ von Franz Löher (Göttingen 1854), einige Feuilletons der „Kölniſchen Zeitung“ aus dem Jahre 1846, ſowie eine Sammlung ungedruckter Urkunden, im Beſitze des Herrn Jakob Merlo in Köln, die ſeitdem in den „Annalen des hiſtoriſchen Vereins für den Niederrhein, Jahrg. II, Heft 2, S. 266 (Köln 1857) veröffentlicht worden ſind, um ihnen einzelne Notizen zu entnehmen. Ein Vergleich mit dieſem angeführten Materiale wird den Beweis liefern, daß ich mich in Betreff des Kriegslebens des Johann von Werth durchaus treu an die Geſchichte gehalten habe.

In Beziehung der Familiengeſchichte mußte ich mir dagegen einige Freiheit erlauben. Zunächſt iſt die Herkunft Werth's noch ein ſtreitiger Punkt. In der neuern Zeit hat es nämlich nicht an vielfachen Verſuchen gefehlt, den Adel des kühnen Helden aufrecht zu erhalten. Allerdings wird in dem Freiherrndiplome vom 4. April 1635 ein „Alt Rittermeſſiges Geſchlecht und Herkommen Unſres und des Reiches lieben getreuen Johann de Werdt, indeme ſeine Vorfahren ihr Stammhauß von den Staaten Hollands eingenomen“ (ſ. Mering, a. a. O.) angeführt. Dies will aber nicht viel heißen, zumal Kaiſer Ferdinand nicht gern den Adel gab und gleichſam ſelbſt eine neue Creirung auf dieſe Weiſe entſchuldigen mochte. Uebrigens konnte ſich der Hof auch ſelbſt irren, indem er das niederdeutſche „van“ für adelig hielt oder ſogar falſch berichtet war. Daß Werth's Verwandte Soldaten, Geiſtliche und Beamte waren, wie es in den Feuilletons der „Kölniſchen Zeitung“ von 1846 nachgewieſen wurde, kann gleichfalls nicht viel entſcheiden, weil ein ſo angeſehener Kriegsmann allerdings im Stande ſein mußte, ſeine bäuerlichen Familienmitglieder zu ſchützen und zu befördern. Gegen den Adel aber ſprechen viele ſchriftliche Zeugniſſe der Zeit. Der paderborner Fürſtbiſchof Ferdinand von Fürſtenberg ſagt in den „Monument. Paderborn.“, S. 58: „Quippe duo semper caesarei belli fulmina Joh. Werthius et Joh. Sporkius uterque tamquam Cincinnati aetatis nostrae ex agro ad exercitus ducendos hostesque fatigandos evocati.“ Nach dem obengenannten Roſenkranz befinden ſich auf der Gymnaſialbibliothek zu Paderborn ferner die ungedruckten, bis 1650 fortgeführten Annalen des Jeſuiten Heinrich Turk (geb. 1607) über die niederrheiniſche Provinz in ſieben Foliobänden, in denen mitgetheilt iſt, daß Werth aus einem ungefähr eine Meile von Neuß gelegenen Dorfe Büttgen ſtammte und der Sohn geringer Bauersleute war. Dieſer Turk lebte in Köln während des Dreißigjährigen Krieges und kannte, wie er erzählte, ſehr gut das Geburtshaus des Helden, welches er ein casam rusticanam nennt. Seiner genauen Beſchreibung nach hat er Werth ſelbſt geſehen, der nach ihm zu Schlenderhan beim Freiherrn von Frentz als Knecht diente. Sollte ſich auf den Bauernſtand nicht auch eine Stelle im Simpliciſſimus beziehen, die von dem Helden ſagt: er werde ein neuer Johann von Werth! Denn Simpliciſſimus ſtammt ja auch, ſoviel er bis dahin weiß, von Bauern ab. Im Philander von Sittewald wird erwähnt: als man die Mutter Werth's nach Sr. Excellenz gefragt habe, ſei die naive Antwort erfolgt: ihr Sohn heiße nicht Lenz, ſondern Jan. Alſo auch bei dieſen Zeitgenoſſen taucht das Bauernthum wieder auf. Wäre die Dame adelich geweſen, ſo hätte ſie wohl gewußt, was Excellenz ſagen will. Außerdem war Werth's erſte Frau ſicherlich, und die zweite wahrſcheinlich bürgerlich. Dazu kommen nun noch die vielen Volksſagen, die unſern Helden als Schweinehirten und Pferdeknecht nennen. Solange alſo nicht die authentiſche Urkunde einer adelichen Herkunft der Familie entdeckt iſt, wird man das bäuerliche Blut nicht ganz wegleugnen können. Freilich ſteht es dem Poeten frei, ſich um dieſe Frage gar nicht zu kümmern und die Thatſachen zu nehmen, wie ſie zu ſeinem Zwecke taugen. Ich kann aber doch nicht umhin, zu ſagen, daß ſich die Wahrſcheinlichkeit viel mehr auf die Seite meiner Annahme neigt. Den Punkt wegen des Geburtsortes Werth's habe ich unentſchieden gelaſſen. Man ſtreitet ſich in dieſer Beziehung wie um die Wiege Homer's. Turk läßt ihn in Büttgen geboren ſein. Werth ſagt in ſeinem Teſtament aus, daß er dort in ſeiner Jugend gelebt habe, und macht deshalb eine fromme Stiftung, nach welcher der Felſerhof jährlich eine beſtimmte

Anzahl Wecken backen und in der Kirche an die Armen vertheilen muß. Auf dem Grabſteine des Helden heißt es ferner von ihm: „Natus ex terra iuliacensi.“ Bin ich nun in dieſen Beziehungen auch meiner Anſicht nach den geſchichtlichen Daten gefolgt, ſo war dies in Beziehung ſeiner verſchiedenen Ehen unmöglich. Werth iſt nämlich ſicherlich dreimal, vielleicht ſogar viermal verheirathet geweſen. Vier Frauen eines Mannes laſſen ſich aber poetiſch nicht bewältigen, es ſei denn wie im Blaubartmärchen. Ich habe darum auch mit der erſten und letzten fürlieb genommen. Die erſte Frau aber hieß Chriſtine Beuth und kommt in einer Urkunde von Merlo a. a. O. vor. Die zweite wird in den kölniſchen Schreinsbüchern und andern Urkunden Gertrud Jeutten, in einer Urkunde auf Haus Schlenderhan aber Gertrud von Genth zu Coenen geſchrieben. Die bürgerliche Bezeichnung ſcheint indeß häufiger zu ſein. Als dritte Gemahlin wird bei Barthold eine Gräfin Spaur genannt, die ich aber urkundlich nicht finden konnte. Die letzte endlich iſt wieder urkundlich nachgewieſen und heißt Gräfin Marie von Kuffſtein. Werth's Tochter mit Chriſtine Beuth, Irmgard Lambertine, heirathete den Freiherrn Hieronymus Winand Raitz von Frentz zu Schlenderhan. Ein Sohn aus unbeſtimmter Ehe und einer aus der Ehe mit der Gräfin von Kuffſtein ſind früh geſtorben.

Große Ausbeute für meine Dichtung fand ich in der Volksſage. Hierher gehört die Anekdote von Jan und Griet, die ſich an verſchiedene Orte knüpft. Man ruft noch heute den Bauern, die mit ihren Frauen auf einem und demſelben Pferde über Land reiten, gewiſſermaßen typiſch nach: Jan und Griet. Daß Werth als Pferdeknecht einſt zu Schlenderhan Reiter aus dem Stalle auf den Miſt warf, hörte ich von dem verehrten Ernſt Moritz Arndt. Die Bitte an Gott, ſich in der Schlacht neutral zu halten, wird anderwärts vom alten Deſſauer erzählt. Hier am Rhein erzählt man ſie von Werth und in Weſtfalen von Spork, wie wir aus Löher's Dichtung wiſſen. Ihr Urſprung ſoll franzöſiſch ſein. Den Schwank, welcher ſich bei der Belagerung von Eichſtädt zuträgt, habe ich Löher's Spork entnommen. Die urſprüngliche Quelle, wenn eine ſolche exiſtirt, kann ich nicht angeben.

Um ſo ſehr wie möglich das Gepräge der Zeit zu erreichen, habe ich dann ferner Epiſoden aus andern Büchern, welche im Dreißigjährigen Kriege entſtanden ſind, in mein Gedicht verflochten. Ich muß hier vor allem den berühmten Roman „Simpliciſſimus“

nennen, den ich einestheils für den Ueberfall eines Dorfes im zweiten Geſange und anderntheils für die luſtige Diebsgeſchichte, wo die Soldaten die Brote aus dem Backofen und die Schinken aus dem Kamin eines Dorfpfarrers holen, benutzte.

Hin und wieder habe ich denn auch, um das wilde Gewirre der Schlachten und Züge zu beleben, einzelnes erfinden müſſen. In dieſer Beziehung führe ich namentlich die Pferdegeſchichten und die Figur des Fix an. Auch die Bekanntſchaft Werth's mit ſeiner erſten Frau bedurfte einer abenteuerlichen Begründung. Daß ich den von Löher zu ſeinem Spork erfundenen Joſt wieder vorgeführt habe, wird, wie ich glaube, dem trefflichen Manne nicht unangenehm ſein.

Was ich bisjetzt angeführt habe, bildet den Vordergrund meiner Bilder. Es handelt ſich mir auch noch um den zweckmäßigen Hintergrund. Dieſer kann aber in nichts anderm als im Laufe des ganzen Dreißigjährigen Krieges gefunden werden. Ich habe denſelben denn auch in ſeinen Gründen und Urſachen, Ereigniſſen und Thaten, Staatsmännern und Kriegern nach den beſten Quellen am Geiſte des Leſers in möglichſt kurzen Zügen vorübergeführt, weil mein Held dieſe traurige Zeit des Vaterlandes von Anfang bis zu Ende thatend und rathend durchgerungen hat. Es ging mir nämlich darum, ein in ſich und durch ſich verſtändliches Gemälde zu liefern. Nicht allein der Gebildete, der die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges in Schulen und Büchern ſtudirt hat, ſondern auch der gemeine Mann, der jene Zeit nur dem Namen nach kennt, ſoll die Dichtung verſtehen können. Kurz und gut, es war meine Abſicht, für das Volk zu ſchreiben.

Man wird mir überall die Schwierigkeit meiner Aufgabe zugeſtehen müſſen. Es iſt in der That kein leichtes Werk, einen ſo gewaltigen Krieger in einer ſo gewaltigen Zeit während des Laufes von dreißig Jahren in einer Weiſe hinzuſtellen, daß ſich die Ereigniſſe und Geſtalten lebendig und intereſſant gruppiren, daß die Staatsgeſchichte nicht zu viel Raum einnimmt, daß die Schlachten ſich nicht zu bunt aufeinanderfolgen, daß die culturgeſchichtlichen Elemente durchleuchten und daß man das Bild des Helden nie aus den Augen verliert. Ueberdies fehlt es für eine ſolche Dichtung ganz an epiſchen Muſtern. Man hat wol einzelne hiſtoriſche Züge poetiſch behandelt, aber eine ganze Periode deutſcher Geſchichte iſt noch nie in einem Bilde zuſammengeſetzt worden. Bei meinem Gegenſtande wurde die Aufgabe noch ſchwieriger durch die äußerſt complicirten Staats- und Religionsverhältniſſe der damaligen Zeit. Gleichviel, ich hab's gewagt!

Was die Form angeht, ſo habe ich die Versart gewählt, deren ſich die deutſchen Dichter des Mittelalters meiſtens zu ihren epiſchen Gedichten bedienten, mit dem einzigen Unterſchiede, daß ich die Verſe nicht nach Hebungen, ſondern nach Silben zählte. Warum ich keine ſtrophiſche Form wählte? Die Nibelungenſtrophe hätte für die Zeit nicht gepaßt. Eine andere hiſtoriſch-epiſche Strophe iſt bis jetzt bei uns nicht erfunden. Einen Wechſel in den Versarten, wie die Romantiker ihn aufgebracht und wie ihn auch Lenau und Meißner angewandt haben, ſcheint mir zu balladenartig und für den epiſchen Fluß der Erzählung ſtörend. Freilich mögen meine acht- und neunfüßigen Verſe, die Reim um Reim bringen, den heutzutage ſo viel verbreiteten Freunden der Kunſtdichtung nicht behagen; ich habe aber entſchieden das Ziel im Auge gehabt, eine ſchlichte Volksdichtung zu liefern. Es iſt mir darum ganz recht, wenn man mein Werk eine Reimchronik nennt. Wäre es nur auch eine recht lebendige Reimchronik!

Der Leſer ſieht, daß ich ſebſt meine gerechten Bedenken über „Johann von Werth“ habe. Eine Thatſache aber wird jedermann anerkennen müſſen, nämlich daß ich ernſt und redlich beſtrebt geweſen bin, einen echt deutſchen Gegenſtand mit echt deutſchem Geiſte zu behandeln. Ich habe verſucht, einen Mann zu ſchildern, der in den trübſten Zeiten, welche mit Blut, Brand, Zerſtörung und Vernichtung über die Gaue des Vaterlandes hingezogen ſind, ein treuer, braver Streiter für Deutſchlands Einheit, Größe und Ehre war, der, jedem Glaubensbekenntniſſe gerecht, feſt und ſicher ſeinem nationalen Ziele zuſteuerte und der endlich, als er die höchſten Güter, für die er ſein Leben lang geſtritten und gekämpft hatte, in dem zerriſſenen und zerſpalteten Vaterlande verloren ſah, an gebrochenem Herzen ſtarb, aber noch im Sterben ſeine Hoffnung für eine große neue Zeit nicht fallen ließ. In dieſer Beziehung möchte mein „Johann von Werth“ das Alter erquicken und die Jugend entflammen. Was aber ſonſt das Gedicht angeht, ſo will ich herzlich zufrieden ſein, wenn ich jüngere Kräfte anrege, denſelben Weg nationaler Dichtung einzuſchlagen. Mögen ſie bald kommen und unſerm Volke beſſere Werke bieten!

Köln, 1. December 1857.

W. M.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible]

Dichtungen

eines

Rheiniſchen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1875.

Rheiniſches Märchenbuch.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Prinz Minnewin. Märchenbuch für meine Kinder.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1875.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Prinz Minnewin.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An G. Spiller von Hauenſchild.

Aus hellem Geiſt und frohem Mund
Ward oft mir deine Freude kund,
Wenn ich ein neues Lied geſungen.
Das that mir wohl in dieſer Zeit,
Wo nur, wer frömmelt oder ſchreit,
Hoch auf die Schilde wird geſchwungen!
Nimm heut zu eigen dies Gedicht
Mit ſeinen harmlos bunten Scherzen;
Es ruhte gern — wie ſollt' es nicht! —
An eines Freundes warmem Herzen.

Ein ſpaniſch Märchen, wie's dort quillt
Aus ſüßem Volksmund, gab das Bild:
Waſhington Irving hat's berichtet,
In der Alhambra ward es ſein.
Ich pflanz' es an den grünen Rhein,
Gleich manchem Lied, das ich gedichtet.
Wie ich gewählt, war's wohlgethan?
Hab' ich den rechten Ton getroffen?
Iſt deutſch das Kleid? — Nur friſch voran!
Ich weiß es nicht, doch will ich's hoffen.

Ich ſang's in Tagen voller Kampf,
Es lag das Feld voll Pulverdampf;
Geſchrei enttobte wirr den Gaſſen:
Um Freiheit ging's! Doch kam ſie nicht;
Denn Dunkelheit gebiert kein Licht.
Wo Menſchen blutig rings erblaſſen,
Keimt niemals reines Menſchenthum! —
Einſt jauchzt' ich grüßend jenen Tagen;
Doch wächſt in ſolchem Streit kein Ruhm. —
Ich ging ins Zelt die Saiten ſchlagen.

Das gab mir Ruh. Der Schönheit Spur
Folgt' ich auf ſüßer Dichtung Flur:
Luſt, Liebe, Anmuth galt's zu zeigen!
Und wenn ein Gott es mir beſchied,
Sie friſch zu feſſeln in mein Lied,
Will ich mich ihm in Demuth neigen.
Dann wirkt' ich in der Zeit des Zorns
Für Gegenwart und Zukunft heiter.
Blies ich die Flöte ſtatt des Horns —
Dem Menſchenthum war ich ein Streiter!

Erſte Romanze.

Minnewin.

Es ragt ein Felſen ſteil und kühn,
Umrauſcht von Wäldern dicht und grün,
Weiß blinkt ein Schloß vom grauen Riffe,
Im Fluſſe ſpiegelt ſich's voll Pracht,
Daß hell das Herz dem Wandrer lacht,
Fährt er vorbei auf ſchwankem Schiffe!
Des Steuers vergeſſen ſtaunt er hin:
Wer wohnt ſo licht auf dunkelm Steine? —
Das iſt der Herzog Friedemin,
Der edle Herzog iſt's am Rheine!

Wie ſchlank und keck entragt der Bau!
Die Giebel bieten ſchmucke Schau,
Kunſtvoll ſind Säulen, Simſe, Bilder;
Die Erker treten wohnlich vor,
Die Fenſter blühn im Farbenflor
Der ſchön gemalten Wappenſchilder;
Hoch oben iſt das Dach gekrönt
Mit feſten Zinnen, ſtolzen Thürmen,
Als ob es thalwärts drohend höhnt:
Verſucht's, ihr könnt mich doch nicht ſtürmen!

Dort jubelt's heute immerzu;
Denn durch der Landſchaft große Ruh'
Tönt oft ein jauchzend lautes Klingen;
Weit wehnde Fahnen ſind entrollt,
Die, farbenbunt, durchwirkt mit Gold,
Sich in die blauen Lüfte ſchwingen.
Es trat die Freude, leicht geſchürzt,
Zur Burg mit ihren Silberfüßen;
Sie iſt's, die dort die Stunden kürzt,
Die dort beflügelt freudig Grüßen.

Sie gab den Herzen jungen Muth,
Sie gab den Augen helle Glut,
Sie ſtreute Roſen auf die Wangen;
Heut feiert dort ſo Weib als Mann;
Denn fortgeſtäubt in Acht und Bann
Iſt alle Sorg' und Noth gegangen.
Doch fragt ihr mich, was Saus und Braus
So zaubriſch in das Schloß beſchworen?
Groß Heil begegnete dem Haus:
Dort iſt der erſte Prinz geboren!

Was wirkt nicht ſolch ein holdes Kind!
Ihr wißt, wie dann die Eltern ſind:
Die Mutter weint vor Mutterwonnen,
Vernarbt iſt des Gebärens Schmerz,
Sie drückt den Sprößling an das Herz,
Die Augen leuchten ihr wie Sonnen;
Dem Vater, der auf beide ſchaut,
Blüht doppelt, dreifach ſchön das Leben,
Er liebt das Weib mehr als die Braut,
Weil's ihm ſein Ebenbild gegeben.

Man ſagt wol: Unverhofft kommt oft!
Der Herzog hatte lang gehofft
Auf ſeines Thrones künft'gen Erben;
Doch des geliebten Weibes Schos
Blieb ungeſegnet; kinderlos
Gedacht' er ſchon dahin zu ſterben.
Sein Haar war hier und da ſchon weiß,
Und unerwartet kam der Segen;
Da ward aufs neue Mann der Greis:
So blüht das trockne Feld beim Regen.

Wie ſollt' er nicht! Das Kindlein lag
Hold freundlich wie der junge Tag,
Ob auch dem Schoſe kaum entbunden.
Aus ſeines Wiegenvorhangs Grün
Sah man es wie die Roſe blühn,
Die kaum der Knospe ſich entwunden.
Die Amme ſprach zum Elternpaar —
Denn das muß immerhin geſchehen —:
Sie habe wol ein zwanzig Jahr
Kein ſolch entzückend Kind geſehen!

Bald weckt der junge Fürſtenſproß
Die helle Freude durch das Schloß.
Das iſt ein Rennen in der Halle!
Die Amme gibt die Kunde preis,
Die Zofe trägt's zum Mägdekreis,
Bald wiſſen es die Diener alle;
Der Wächter hört es auf dem Thurm,
Im Keller tief der Kellermeiſter.
Glaubt, es erfuhren von dem Sturm
Sogar der Fäſſer edle Geiſter!

Fürwahr, es ging ein wenig kraus,
Es grüßte ſchier das Fürſtenhaus
Unſchicklich in des Morgens Schimmer;
Kopfſchmerz bekam die Wöchnerin;
Drum tritt der Fürſt mit ernſtem Sinn
Auch endlich aus dem Wochenzimmer.
Er weiſt in ſeine alte Bahn
Den Strom, daß er nicht überlaufe;
Er ordnet jedem Arbeit an
Zu ſeines Sohnes naher Taufe.

Bald ſprengen Boten weit hinaus
Zu Taufe, Tanz und Spiel und Schmaus
Die edeln Nachbarn einzuladen.
Die Jäger ziehn zum Forſt hinan,
Dem Eber, Hirſch und Auerhahn
Nachſpürend auf geheimen Pfaden;
Die Fiſcher gehn nach Hecht und Salm
Mit feſten Netzen, ſcharfen Angeln;
Die Gärtner ſchau'n nach jedem Halm:
An nichts darf es den Tiſchen mangeln.

Im Schloſſe aber wird gefegt,
Die Betten werden neu belegt,
Vorhänge blendend aufgehangen;
Viel Motten finden wol den Tod,
Die üppig gar als täglich Brot
Nur Seide, Sammt, Damaſt verſchlangen.
Troßknechte putzen Stall und Pferd
Und Waffen bei gewohnten Flüchen.
Es kocht und ſiedet bald am Herd,
Es dampft von lockenden Gerüchen.

Nicht viele Tage gehn ins Land,
Da bringt der Rhein zum grünen Strand
Manch buntes Schifflein angefahren;
Scharf durch die Fluten rauſcht der Kiel,
Die Segel ſind der Winde Spiel,
Die Gäſte ſteigen aus in Scharen;
Landeinwärts her zieht mancher Zug
Heran auf Zeltern, Rappen Schecken;
Bunt wallt der Fahnen luſt'ger Flug,
Die mit der Luſt ſich kräuſelnd necken.

Und herrlich wogt's in freiem Lauf
Den Wald hindurch, den Fels hinauf,
Man fühlt die Erde mürriſch zittern;
Roßwiehern, Rufen und Geſang
Tönt laut die Frühlingswelt entlang:
Die Frauen ſcherzen mit den Rittern;
Wie Duftgewölk die Schleier wehn,
Helmbüſche flattern bunt und bunter,
Bis ſie am hohen Schloſſe ſtehn
Und ſchwank die Brücke knarrt herunter.

Der Herzog grüßt ſie laut am Thor,
Des Landes Ruhm, des Landes Flor,
Die ſtarken Männer, edeln Frauen.
Bald iſt er hier, bald iſt er dort,
Er weiß für jeden Gaſt ein Wort
Voll Dank, voll Freude, voll Vertrauen,
Und jedem wird nach Stand und Rang
Der rechte Wohnplatz angewieſen;
Drei Stiegen hoch keucht mancher lang. —
Der erſte Stock ſei hoch geprieſen!

Und alle machen ſich's bequem.
Der Wirthin iſt es angenehm,
Die edeln Damen zu begrüßen.
Das Wochenzimmer füllt ſich bald;
Man lobt und preiſt des Sohns Geſtalt,
Nennt ihn den Holden, Lieben, Süßen,
Bewundert Auge, Stirn und Mund,
Die Wange, roſig ausgeſchlagen.
Mich dünkt, „das Kind iſt kerngeſund!“
Iſt beſtes Lob in frühen Tagen.

Die eine nimmt es auf den Arm,
Die andre müht ſich, zärtlich warm
Die Puppe an die Bruſt zu preſſen:
Man wiegt es auf den Händen frei,
Zu ſehn, wie groß und ſchwer es ſei;
Die Aehnlichkeit wird nicht vergeſſen —
Iſt's Vater oder Mutter gleich?
Die wicht'ge Frage wird entſchieden;
Ihr kennt ja ſolches Damenreich.
Die Mutter lächelt drein voll Frieden.

Indeß die Frau'n bewundrungsvoll
Dem jungen Weib der Liebe Zoll
Am weißen Wochenbette zeigen,
Durchziehn die Männer Hof und Haus;
In Park und Garten geht's hinaus,
Man ſieht ſie auf die Thürme ſteigen;
Den einen freut der Landſchaft Schau,
Den andern Waffen, Stall und Roſſe;
Wer bauen will, beſieht den Bau,
Wer Künſte liebt, manch Bild im Schloſſe.

Es ſank indeß der Sonne Strahl,
Die Kerzen glühten auf im Saal,
Das Feſt ſoll rauſchend nun beginnen.
Man kommt in Seide, kommt in Sammt,
Die Augen, fackelgleich entflammt,
Erzählen von erregten Sinnen.
Es wogt ein Meer im hellen Glanz
Von Rittern, Frauen, Mädchen, Greiſen. —
Hätt' ich nur erſt den Lorberkranz,
Dann wollt' ich alle würdig preiſen.

Im Anfang war's ein wenig kalt,
Man that der Zunge noch Gewalt
Und hielt den kecken Blick in Schranken.
Denn gibt es Taufen, gibt es Eh'n,
Da gilt es, fromm den Blick verdrehn,
Das Haupt zu ſenken voll Gedanken;
Dann drücken alte Weiber gern
Ins dürre Aug' die Thräne züchtig,
Keck bleiben nur die jungen Herrn:
Sie muſtern Mädchen — mehr als flüchtig.

Zur Schloßkapelle ging der Strom
Der Gäſte nun; der kleine Dom
Erſtrahlte hell im Lichterſcheine,
Und oben auf dem hohen Chor
That ſich ein ernſtes Bild hervor,
Dem jungen Prinzen galt's am Rheine;
Gehüllt in blendendes Gewand
Hielt dort das Kind die alte Amme,
Ihm ſollte Hochheims Domdechant
Anzünden edeln Geiſtes Flamme.

Dabei ſtand Vater Friedemin,
Im ernſten, edeln, frommen Sinn
Voll ſchöner Wünſche für den Knaben.
Den Ritter vom Johannisberg —
Ein Rieſe wol, kein winz'ger Zwerg —
Ihn ſoll das Kind zum Pathen haben;
Vom Drachenfels die hohe Frau,
Durchs Kreuz dem Ungethüm entrungen,
Sie war die Pathin heut im Gau.
So ward der ſchönſte Kranz geſchlungen.

Der Pater ſchien ein luſt'ger Mann,
Der ſich nicht gar zu lang beſann,
Mit kleinen Augen, rother Naſe.
Man ſah's ihm an dem blühnden Mund:
Er aß vergnügt und trank geſund
Ein Held bei Schüſſeln und beim Glaſe.
Er betete mit flinkem Klang
Und hielt die ſalbungsvolle Predigt, —
Kurz war ſie und ward manchem lang.
War' erſt der fromme Act erledigt!

In Gottes Namen tauft er dann
Prinz Minnewin den kleinen Mann,
Wie's ihm der Alte angegeben.
Die Minne war's, nach der er hieß,
Er ſollte froh im Paradies
Der Minne all ſein Leben leben!
Bei Gott und Menſchen ſollt' er ſein
Ein liebes Kind zu allen Zeiten!
Des Dechants Worte wußten fein
Zu freud'ger Zukunft ihn zu leiten.

Er trieb ein Dutzend Teufel aus,
Die nach dem Glauben ſchon ihr Haus
In dieſem jungen Leib genommen.
Er legte auf die Lippen Salz,
Der Kleine ſchrie aus vollem Hals,
Als wollt' es übel ihm bekommen.
Schont doch das Ding, thut ihm kein Weh
Johannisberg ſprach's zum Prälaten;
Denn wo ich bei der Taufe ſteh',
Da muß der Durſt vollauf gerathen.

Vom Drachenfels die hohe Frau
Nahm's heute lächelnd nicht genau;
Dann goß der Dechant flott das Waſſer;
Da ſchrie das Kind erſt jämmerlich.
Der Pathe ſprach: Der wird wie ich:
Auch ich war ſtets ein Waſſerhaſſer.
Hätt' ich das Chriſtenthum gemacht,
Zu taufen gält's allein mit Weine! —
Ei ſeht: der ernſte Vater lacht,
Und unten lächelt die Gemeine.

Ihr wißt ja, manches ſtecket an,
Man thut, was einer vorgethan:
Belächeln, Weinen, Gähnen, Fluchen.
So kommet Krieg und Mord der Welt,
So wird man Narr, ſo wird man Held,
Im leidigen Exempelſuchen.
Sie haben unten nicht gehört
Den Scherz, der oben ward getrieben,
Doch hat ſie all der Scherz bethört,
Luſt ſteht an jeder Stirn geſchrieben.

Die Feier ſchloß. Die Amme nur
Hat mit der kleinen Creatur,
Die luſtig losſchreit, viel zu ſchaffen;
Sie wiegt den Knaben hin und her,
Sie klopft, ſie ſingt, doch wird's ihr ſchwer,
Trotz allen Kinderfrauen-Waffen.
Es ſtillt ihn erſt der Mutter Bruſt
Im warmen, heimlichen Gemache;
Doch ſtürmt der Gäſte Schar voll Luſt
Zum Saal zurück, gleich einem Bache.

Gleich einem Bache, friſch und wild,
Der rauſchend, perlenſchäumend ſchwillt
In frohem Jugendübermuthe.
Die ſchweigend ſtanden, ſind erregt,
Das Wort, in Feſſeln jüngſt gelegt,
Klingt aus der Seele mit Geflute;
Es blinkt von Purpur, Gold und Stein,
Es blitzt von Waffen, Federn, Stoffen.
O, eines reichern Feſtes Schein
Habt ihr wol ſchwerlich noch getroffen!

Ein Feſt, ein Feſt! Ich juble laut,
Mein Herz erglüht wie eine Braut,
Hör' ich zur Luſt die Seelen ſtimmen;
Es ſtaunt der Blick, das Ohr, es lauſcht,
Wenn rings ein Meer der Wonne rauſcht,
Einladend, friſch hinaus zu ſchwimmen,
Wenn vor mir ragen blaue Höhn,
Der Freuden wunderbare Hügel:
Es wandert ſich hinauf ſo ſchön,
Als trügen leicht uns Falkenflügel.

Wie Frühlingsglänzen hell und lau
Elektriſch wirkt der Lichter Schau,
Die Teppiche ſind Blumenwieſen,
Es rauſcht der Töne bunter Klang
Wie tauſendfacher Vogelſang
In neugebornen Paradieſen;
Lichtblau webt es durch jedes Herz,
Waldgrün wird jeder Muth erheitert,
Aufklinget Lied und Luſt und Scherz,
Der Saal iſt himmelhoch erweitert.

Was dann die blühnde Jugend ſinnt,
Ihr wißt es, die ihr lebt und minnt,
Ihr jungen, ſchwellend friſchen Geiſter!
In ſchöner Augen glühem Schein,
Da ſonnt ihr euch; wie jungen Wein
Schlürft ihr die Worte dreiſt und dreiſter!
Entſteigen Seufzer eurer Bruſt,
Es war doch Jauchzen, recht verſtanden. —
So irrt ihr euch. — Ihr ſchwärmt voll Luſt
In eures Lenzes Märchenlanden!

Was ringsum reizend euch umgibt,
Dient zum Symbol euch, daß ihr liebt;
In Bildern ſtrebt ihr ſüß zu ſprechen:
Ihr flüſtert, blinkt euch hell ein Stern,
Wie ihr euch ſehnt — doch nicht zu fern;
Schaut Roſen ihr, ſagt ihr vom Brechen;
Spürt ihr den Duft, da wollt ihr bald
Die Blume, die ihn ſpendet, pflücken;
Doch wenn des Sängers Lied erſchallt,
Taucht jeder Geiſt ſich in Entzücken.

Ein heil'ger Taumel reißt euch fort:
Ihr küſſet euch in Blick und Wort —
O leidenſchaftdurchbebtes Stammeln!
Die Zung' iſt kühn, die Augen ſprühn,
Und Buſen wallen, Wangen blühn,
Zu keinem Plan könnt ihr euch ſammeln.
Es tönt zu ſel'ger Sympathie
Der Seelen gleichgeſtimmtes Klingen;
Geſtimmt auf Gottes Harmonie
Für ewig Geiſter ſich umſchlingen.

So treibt's die Jugend ſchwärmeriſch,
Nur ſelten reichend nach dem Tiſch,
Nur nippend aus den hellen Schalen;
Das thut, weil, wenn ſie lärmt und ſchwärmt,
Sie ſich an jenen Gluten wärmt,
Die heiß in jungen Seelen ſtrahlen,
Weil zu Begeiſterung und Schwung
Sie nicht bedarf der äußern Spornen.
Ganz glücklich iſt man doch nur jung:
Jugend iſt Roſe ohne Dornen!

Schon ſchlimmer ſind die Alten dran:
Da iſt die Luſt nicht angethan
Wie dort, wo alle liebend flüſtern;
Da ſchadet nicht ein kleiner Reiz,
Es bricht ſich erſt der innre Geiz,
Macht ſie das Leben wieder lüſtern;
Ja, ſolch ein Mahl gibt rechten Strahl
Der Seele, wenn ſie halb philiſtert;
Es ſchwindet Unmuth, Haß und Qual,
Wo Küch' und Keller ſich verſchwiſtert.

Nach mancher Schüſſel greift die Hand,
Die Forſt und Teich und Luft geſandt;
Sie ſchielen wacker nach den Krügen.
Die derbe Ritterſchar vom Rhein
Läßt munden ſich den glühen Wein,
Erſt langſam, dann in vollen Zügen
Sie greifen immer emſ'ger zu,
Stets heller ſtimmen ſich die Kehlen,
Zuletzt rauſcht ohne Raſt und Ruh
Der Jubel durch die alten Seelen.

Gut Labſal ſtärket Seel' und Leib —
Das weiß der Mann, das weiß das Weib —,
Auch ſcheucht es fröhlich alle Sorgen,
Beſonders, wenn man friedlich ruht,
Wenn nach der Fahrt durch Berg und Flut
Der Abend folgt dem müden Morgen,
Die Rede ſchwärmet froh und frei,
Die träge ſtockt in traur'gen Faſten;
Auch laſſen viele ſich herbei
Zu lauten, fröhlichen Toaſten,

Toaſte ja, Tiſchreden auch,
Sie waren lange ſchon in Brauch
Und ſind noch immer in der Mode,
Pathetiſch bald, bald frei und ſpitz,
Bald voller Salbung, bald voll Witz,
Manchmal langweilig und marode.
Ich ſag' es frei: ich lieb' ſie nicht,
Ich möcht' ſie oft im Sturm zerbrechen,
Weil gar zu gern, wenn einer ſpricht,
Die andern, angeſteckt, auch ſprechen.

Viel Schale, aber wenig Kern!
Es gilt zuerſt dem Landesherrn,
Dann gilt's der hohen Landesmutter.
Viel Unſinn ward auch hier gehört:
Es ſprachen manche wie bethört,
Sie fanden eben gutes Futter.
Iſt alles wahr, wie man's geſagt,
Was ich in keinem Fall entſcheide,
Dann weh, daß unſre Zeit getagt:
Wunder von Hoheit waren beide!

Wer ſprach? — Je nun, der höchſte Gaſt
An Titel- und an Ordenlaſt
Sprach feierlich, wie beim Gerichte;
Ich glaub', ein Herzog war es gar,
Doch ob von Moſel, Lahn und Ahr,
Läßt dunkel heut uns die Geſchichte.
Dann folgte manche Excellenz;
Miniſter, Kanzler, hohe Räthe,
Auch manches Biſchofs Eminenz
Spann langer Reden lange Drähte.

Nicht minder galt's dem jungen Kind,
Das jetzt noch taub und ſtumm und blind
In ſeiner Wiege ſchlief vergnüglich;
Ein Alexander, Perikles,
Ein Plato, Cäſar, Sokrates
Trat es ins Leben ganz untrüglich.
Der Hofrath, Herr Romantikus,
Tendenzpoet in zahmer Richtung,
Beſang den Sohn im ſtolzen Fluß
Der allerfabelreichſten Dichtung.

Es war ein Männchen grau und alt,
Gebrochen Auge und Geſtalt,
Vor Zeit ein liebeluſt'ger Dichter,
In ſeiner Jugend viel zu frank,
Beſonders Fürſten nicht zu Dank;
Im Volk nur fand er gute Richter.
Man ließ ihn laufen, bis er kalt,
Die einz'ge Habe waren Schulden;
Gezähmt, bezieht er ein Gehalt
Von ein'gen Tauſend blanken Gulden.

Dabei auch wohnt er im Palaſt,
Und trägt, wenn müd der Tag verpraßt,
Tragödien vor am edeln Hofe;
Shakſpeare, Corneille, Calderon,
Interpretirt er vor dem Thron,
Bis ſchläfrig Kammerherr und Zofe.
Er las — dran er viel Zeit verthan —
Ein Manuſcript dem hohen Kreiſe:
Als Menſch, als Chriſt, als Unterthan
Sprach er dem Herzogskind zum Preiſe.

Nicht künd' ich alles, was er ſang,
Es würd' auch leicht ein wenig lang,
Doch ſagt' er wahrlich vieles Gute.
Das ſchönſte Glück zu jeder Zeit,
Sprach er, iſt Kinderherrlichkeit;
Sie wächſt ſo recht aus eignem Blute;
Die Lieb' verweht, die Freundſchaft geht,
Doch ewig dauert Elterntreue;
Die Kindesliebe nur beſteht,
Sie iſt die immer ewig neue.

Liebe wird alt und Freundſchaft kalt
Doch üben treu und feſt Gewalt
Des Blutes echte, rechte Bande.
O, ſchaut den Aar in blauer Luft,
O, ſchaut den Fuchs in düſtrer Kluft,
Den Hirſch im Forſt auf ſeinem Stande!
Das alles hegt und pflegt die Brut,
Bis ſie zu eigner Kraft gediehen.
Den Menſchen iſt die edle Glut
Des Blutes tiefer noch verliehen!

Glückſel'ge Eltern werden jung,
Wenn zu der Jugend vollem Schwung
Die Kinder friſch ins Leben ſchießen.
Aufs neue glüht es durchs Gemüth!
O Pracht, wenn doldenvoll erblüht
Uralte Bäume roſig ſprießen!
Ihr fühlt: ihr lebt in alle Zeit,
Ihr lebet in des Weltalls Namen,
Knüpft Fäden in die Ewigkeit,
Seht ihr aufwachſen euern Samen!

Wir tauften heut mit frommem Sinn
Dies Kind. Es heißet: Minnewin,
Wie es die Eltern angegeben.
Die Minne iſt's, die ſo ihn hieß,
Drum ſoll er froh im Paradies
Der Liebe ſtets ſein Leben leben;
Bei Gott und Menſchen ſoll er ſein
Ein liebes Kind zu allen Zeiten,
Und unſre Wünſche werden rein
In freud'ge Zukunft ihn geleiten!

Er ſchwieg. Da brach der Jubel los.
Es war von je der Dichtkunſt Los,
Die Geiſter ſtürmiſch zu entzügeln.
Nun weilte keiner mehr beim Tiſch,
Jetzt hob die Luſt ſich jauchzend friſch
Und wuchs empor mit breiten Flügeln,
Jetzt klang erſt wild das frohe Wort,
Laut tönte jetzt der volle Becher,
Es flog Muſik berauſchend fort. —
Glück auf, ihr luſt'gen Freudezecher!

Und einer rief mit lauter Luſt:
Jetzt laßt uns von der Mutter Bruſt
In unſern Kreis den Täufling bringen!
Herbei, du blonde Lorelei!
Du, wunderbare ſüße Fei,
Sollſt ihm das Lied der Zukunft ſingen! —
Geſagt, gethan. Man lief geſchwind,
Zu holen ihn vom Mutterherzen;
Die Amme bringt das holde Kind,
Das lächelnd ſchaut nach ihren Scherzen.

Die Lorelei, das ſüße Weib,
Mit üppig wonnevollem Leib,
Mit lang geſtrählten goldnen Haaren,
Mit tiefem, zauberhaftem Blick,
Sie tritt heran. Des Kinds Geſchick
Will jeder rings im Kreis erfahren.
Sie ſtehn umher. Die Zauberin
Nimmt zart das Händchen von dem Knaben,
Beſchaut die Linien her und hin
Und lächelt! — Freude muß ſie haben.

Kein Athemzug. — Sie ſchaut und ſchaut. —
Spricht ſie noch nicht? — Noch tönt kein Laut.
Stets lieblicher erſcheint ihr Lächeln.
Gleich einem Sonnenſchein ſie blickt,
Den Lenz durch dunkle Wolken ſchickt,
Bei duft'ger Winde warmem Fächeln.
O, ſicher ſteht in dieſer Hand
Des höchſten Glückes ſchönſte Kunde.
Noch lauſchen ſie, neugierentbrannt —
Dann tönt die Fei mit ſüßem Munde:

O, es gewinnt dies holde Kind,
Was doch der Menſch am meiſten minnt,
Viel ſüße, ſüße, ſüße Liebe;
Hier ſteht es klar und wunderbar:
Der Knabe trachtet immerdar
Nach ſüßer, ſüßer, ſüßer Liebe;
Sein Leben windet wechſelnd ſich
In bunt verſchlungenem Getriebe,
Wenn es beſchleicht einſt freudiglich
Die ſüße, ſüße, ſüße Liebe.

Doch bringt ſein Schickſal viele Noth,
Blaß macht es mancher Wangen Roth,
Das thut die ſüße, ſüße Liebe;
Denn die er führt zum Vaterherd,
Sie ſcheinet manchem gar nicht werth
Der ſüßen, ſüßen, ſüßen Liebe.
Iſt glücklich die Gefahr vorbei,
Dann kommt's, daß jeder Sturm zerſtiebe.
Glück zu! Dir wünſcht die Lorelei
Die ſüße, ſüße, ſüße Liebe! —

Dem Wort, das wie ein Lied gerauſcht,
Hat ſinnig ſtill der Kreis gelauſcht;
Dann bricht er aus in lautes Brauſen.
Wen je die Liebe hat beglückt,
Der iſt von ſolchem Spruch entzückt;
Der Vater einzig fühlt ein Grauſen:
Er wünſchet für ſein Alter Ruh,
Und daß der Sohn nicht Tollheit triebe;
Doch ſchwingt man ihm den Becher zu:
Hoch ſüße, ſüße, ſüße Liebe!

Wie ſie im bunten Kranz ſich freun,
Endlos will ſich die Luſt erneun —
Tanz, Lied und Spiel tönt im Gewirre;
Zu enge wird das weite Haus,
Sie ſchwärmen in die Nacht hinaus
Und durch der Gärten grüne Irre.
Was alles weiter noch geſchehn
Bei tiefen Himmels Sterngefunkel,
Ich hab' es wahrlich nicht geſehn:
Es ſchien kein Mond, drum war es dunkel.

Der Lärm verrauſcht erſt, als die Nacht
Den Platz gegönnt des Morgens Pracht,
Der dämmernd durch die Thäler blühte;
Als Lerchen rings aus Heid' und Klee
Aufſchmetterten, und als das Reh
Sich in das tiefre Dickicht mühte.
Rings ward es ſtill. — Hoch ſtand das Schloß
Auf ſeinem Fels in grüner Wildniß
Im Nebel, der gemach zerfloß —
Ein ſchönes, zauberhaftes Bildniß.

Zweite Romanze.

Vaterſorgen.

Der ſchönen Feſte ſind genug!
Es hemmt mein rauſchend Lied den Flug
Und führt euch in die Kinderſtube.
Ein Jahr verging ſeit jener Luſt,
Er war entwöhnt der Mutter Bruſt
Der blonde, friſch erblühte Bube.
Die alte Amme blieb dabei:
Er iſt die ſchönſte Augenweide
Im ganzen Land! — Daß ſo es ſei,
Das glaubten treu die Eltern beide.

Doch keinem Tage folgt die Nacht,
Daß nicht der Herzog dran gedacht,
Was einſt die Lorelei geſungen:
Denn prophezeien konnte ſie,
So war's in ſeinem Lande nie
Den ärgſten Hexen noch gelungen.
Die braunſte Kartenſchlägerin
Aus unſrer Zeit kann es nicht beſſer.
Drum fühlt der Herzog Friedemin
Herzſtiche wie durch hundert Meſſer.

Wohin er trat und wo er ging
Und ſchlief und wachte, da umfing
Ihn ſtill ein tiefes, düſtres Träumen.
Des Sohnes künftiges Geſchick
Klang in das Ohr, trat vor den Blick
Des Alten ſtets in allen Räumen:
Doch die er führt zum Vaterherd,
So ſprach ſie — wahrlich klang es kläglich —
Scheint manchem nicht der Liebe werth! —
Das war ein Scrupel ihm alltäglich.

Warum denn nicht der Liebe werth?
Er denkt an Wappen, Helm und Schwert,
An ſeines Blutes hohes Alter.
Man weiß ja, wie der Adel iſt:
Wer ſechzehn hohe Ahnen mißt,
Bleibt gern des reinen Stamms Erhalter.
Meint ſie unedle Heirath gar?
Ein Bürgerkind aus niederm Blute?
Er wär' geſchändet, das iſt klar,
Und bänd' dem Hof die ſchärfſte Ruthe.

Was ihr auch denkt, ich geb ihm recht.
Gar übel iſt's, ein hoch Geſchlecht
Im Punkt des Bluts nicht rein zu halten.
Das wär für Baſ' und Vetter was:
Der Ohm enterbte ihn fürbaß,
Die Muhmen kriegten doppelt Falten;
Es drehten ihre Köpfe all
Die Vollblutjunker, Edelfrauen,
Käm' einſt der Prinz mit ihr zum Ball!
Nur gelben Aerger gäb's zu ſchauen!

Doch weiter ſprach die Lorelei:
Iſt glücklich die Gefahr vorbei —
Ei, die Gefahr — was will das ſagen?
Als Herſcher machtvoll, unumſchränkt,
Da will ich ſehen, wer mir kränkt
Mein Kind in ſeinen friſchen Tagen!
Er denket dies, er denket das,
Das liebe Söhnchen treu zu hüten;
Bei manchem vollen Römerglas .
Sieht man den alten Herren brüten.

Es machte Sorgen ihm zugleich
Die Herrſchaft in dem weiten Reich;
Denn Privilegien will der Adel,
Die Kleriſei Staatsreligion,
Der Bürger Conſtitution —
Den Thron trifft überall nur Tadel.
Auch die Miniſter taugen nicht;
Sie thuen bald zu viel, zu wenig.
Der Teufel hol die Herrſcherpflicht!
Denn keinem macht es recht der König.

Dabei ging durch das Land die Noth:
Der heiſre Hunger ſchrie nach Brot,
Gar träg bezahlte man die Steuer,
Schlecht war das Korn und herb der Wein,
Aufſtände gab's; mit rothem Schein
Ging manch Gebäude auf in Feuer;
's war angelegt; am Himmelszelt
Aufflammten ruthengleich Kometen,
Unheimlich war es in der Welt;
Ein Kronbefehl hieß: viel zu beten.

Dem Prinzen wuchs indeß ein Zahn,
Die andern ſchloſſen bald ſich dran,
Kurz drauf konnt' er am Stuhle ſtehen,
Nun ißt er Süppchen und Biscuit,
Dann lernt er ſetzen Schritt vor Schritt,
Es währt nicht lang, ſo kann er gehen.
Und endlich kommt das Studium;
Jetzt gilt es: Kleiner lerne ſprechen!
„Pappa", „Mama"! Er iſt nicht ſtumm,
Er lernt die Silben ſchon zerbrechen.

Die Amme gibt Tag aus, Tag ein
Ihm Unterricht. Spräch ſie nur rein,
Die Lehre müßte dann ihm frommen.
Jedoch ſie war vom Land zu Haus,
Drum klang ihr Dialekt zu kraus,
Und die Grammatik zu verſchwommen,
Ei nun, was thut das? Einen Staar
Kann man nicht emſ'ger unterrichten;
Sie will den Herzog — das iſt klar —
Durch Ueberraſchung ſich verpflichten.

Was ſie ſo Stund um Stunde ſprach,
Das ſagte dann der Knabe nach;
So lernt er: Lieber Vater! lallen.
Wenn er am Morgen früh erwacht,
Wenn man ihn trägt zum Schlaf der Nacht,
Hört man ihr lehrend Wort erſchallen:
Wie heißt er? fragte ſie das Kind;
Da tönte plappernd die Parole,
Und wär das Kind nicht jugendblind,
So rief's: Daß dich der Teufel hole!

Wie man ein Liedchen müde wird,
Das ſtündlich in die Ohren ſchwirrt,
Zum Beiſpiel: Siegs- und Jungfernkränze,
Wie man zuletzt die Straße flieht,
Darauf ein Leierkaſten zieht,
Hinorgelnd ſtets dieſelben Tänze:
So war dies Ammenſtudium
Langweilig über alle maßen;
Doch die hier lehrte, war nicht dumm,
Sie ging zum Ziel auf ſichern Straßen.

Sie dachte, daß im Monat Mai
Der Namenstag des Fürſten ſei,
Und will ihm eine Freude machen.
Es kam die Friſt. Die Schranzen all,
Sie rüſteten zu Feſt und Ball
Schon ihre ſchönen Siebenſachen;
Es war ein Feuerwerk beſtellt,
Die Nacht vorher gab's Serenaden,
Am Morgen kam die ſchöne Welt
Zu nagelneuen Zopfparaden.

Ihr, die ihr ſolche Dinge kennt,
Ihr wißt, nicht iſt's mein Element,
Gemachte Feſte zu beſchreiben;
Wir laſſen drum die große Kur,
Und wollen harmlos kindlich nur
Heut in der Kinderſtube bleiben.
Auch hier drang ein des Tages Strahl,
War er auch winzig und beſcheiden:
Die Fürſtin brachte den Gemahl,
Sich an dem lieben Kind zu weiden.

Wohl ſchaut er fröhlich auf den Sohn,
Wie er gedieh, und wie er ſchon
Verſtand zu ſtehen und zu gehen.
Da ſpricht die Amme zu dem Kind:
Wie heißt er? Und er ruft geſchwind
Sein: Lieber Vater! — Ei, laßt ſehen,
Das gibt ein freudiges Geſicht!
Jetzt kann der Alte ſich nicht halten!
Doch — Irrthum iſt's, er lächelt nicht,
Er zieht die Stirn in krauſe Falten.

Ein Lowe leidet keinen Hahn,
Der Wolf geht nicht ans Feuer hinan,
Viel Ritter ſcheuen Degenkämpfe,
's gibt manchen kerngeſunden Mann,
Der Pulverdampf nicht riechen kann,
Blut macht den Damen häufig Krämpfe,
Ohnmacht erregt oft eine Maus,
Vor Spinnen ſah ich viele fliehen,
Und mancher geht nicht aus dem Haus
Bei Donnerwetterphantaſien.

So geht's dem Alten auch zur Zeit;
Seit ihm die Lorlei prophezeit,
Mag er nicht hören mehr von Lieben;
Es wird ihm bei dem Worte bang,
Hört er's im Reden und im Sang,
Sieht er's gedruckt, ſieht er's geſchrieben,
Sein Söhnchen iſt ein Schmerzenreich,
Das heißt: ihn macht es reich an Schmerzen.
Viel Sorge gibt ihm ſchon das Reich,
Doch mehr liegt ihm das Kind am Herzen.

Das thut das Blut! — Er wurde blaß,
Als ihm der Kinderfrauenſpaß
Ertönt in die getäuſchten Ohren.
Der Amme, die den Zorn verſtand,
Entfiel das Kind faſt aus der Hand —
Sie hatte ganz den Text verloren;
Die Mutter ſchreit, der Vater bebt,
Das ſcheint ihm erſt ein ſchlechtes Zeichen,
Er ahnet ſchon, was er erlebt
Einſt von der Liebe tollen Streichen.

Erſt knurrt er noch mit Magd und Weib
Und gebt. — Der bunte Zeitvertreib
Des Feſtes will ihm nicht behagen.
Manch Staatsrath und manch Diplomat,
Dazu manch bärtiger Soldat
Kommt ihm die ſchönſten Wünſche ſagen;
Er aber ſchweigt; er fehlet heut
Beim Volksfeſt, das er ſtets beſuchte,
Wie's auch der Anſtand ſonſt gebeut, —
Er ſaß im Cabinet und fluchte.

Für Aberglauben hielt er's nicht,
Doch konnte man — beſehn beim Licht —
Nicht anders ſeine Stimmung nennen.
Es bebt noch heute mancher Held,
Lernt er ſein Los in dieſer Welt
Durch farbige Zigeuner kennen.
Dem Staatsrath ſchrieb er eigner Hand,
Einladend ihn zum nächſten Tage;
Auf dem Couvert als Deutung ſtand:
Kronprinzliche Erziehungsfrage.

Kaum ward den Herrn die Ladung kund
So rüſteten ſie Geiſt wie Mund:
Die Sache war unbändig wichtig.
Verſammelt waren ſie im Saal,
Der Herzog fehlte — bleich und fahl
Trat er herein — die Zahl war richtig.
Er hatte ſich die ganze Nacht
Zerwühlt auf ſeinem ſeidnen Bette,
Geſonnen, hin- und hergedacht,
Wie er den Sohn vom Unheil rette.

Verdrießlich war's, daß er nicht ſchlief:
Die Krone ſaß ein wenig ſchief,
Das Haar war auch nicht recht geſtriegelt —
Er war kein königlich Idol.
Geſchminkt hätt' er die Wange wol,
Wenn er ſich morgens früh geſpiegelt.
Mit Zittern ſprach alsdann er aus,
Was treu bis jetzt die Bruſt verborgen:
Es war der Prophezeiung Graus. —
Wie hart ſind doch die Elternſorgen!

Was iſt zu thun, geehrte Herrn,
Das nicht verſinkt der holde Stern,
Der kaum dem Reiche aufgegangen? —
Die Pauſe folgt, lang wie die Nacht;
Man ſah, wie ſtark man nachgedacht,
An krauſen Stirnen, falt'gen Wangen.
Es ſtrebt nun jeder Rath vom Reich,
Daß er die Weisheit nicht verberge. —
Verzeiht, nicht ſchön iſt der Vergleich:
Sie ſtehn, wie Ochſen ſtehn am Berge.

Bald nicket einer hier und dort,
Bald tönt ein Räuspern, — immerfort
Sind's Zeichen ſtiller Ueberlegung.
Zudem — obgleich — wennſchon — fürwahr —
Manch Redeanfang klinget klar,
Ja, einer ſpricht ſchon: In Erwägung!
Amt gibt Verſtand, ſo heißt es ja,
Die Red' entwickelt ſich aus Worten.
Iſt auch die Klarheit noch nicht da,
Die Dämmerung kommt aller Orten.

Dem Kanzler gibt der Fürſt alsdann
Zuerſt das Wort. Als alter Mann
Kennt er gar gut des Hofes Sitten;
Jabruder war er, Jubilar,
Und hatte funfzig lange Jahr
Im Dienſt der Krone treu durchſchritten.
Es weiß Excellenz von Ohnewitz
Vor klugem Rath ſich nicht zu ſperren,
Er kennt ja den Ideenſitz
Gar wol im Haupte ſeines Herren.

Er ſpricht in Worten lang und breit
Von Treu' und von Ergebenheit
Zum angeſtammten Herrſcherhauſe,
Von Fürſtenwillen, Weisheit, Geiſt;
Er fabelt, wie das Volk ihn preiſt,
Weil es nur Milch und Honig ſchmauſe:
Beſchränkter Unterthanverſtand
Ergebe ſich in höh'res Wiſſen,
Gleich ihm! — Er ſchwieg, und keiner fand,
Was er gewollt. — Er war verſchliſſen.

Und ohne Anklang blieb ſein Wort. —
Finanzminiſter, fahre fort!
Da ſprach Baron von Schimmelpfennig,
Der von der Sparſamkeit ſo hieß,
Weil er die Thaler roſten ließ,
Es lobte drum ihn jedermännig.
Er kannte recht des Goldes Kraft.
Wer ſich an das Metall verrathen,
Der hat nicht andre Leidenſchaft,
Er wühlet treu nur in Dukaten.

Er meinet: Folgt die Durchlaucht mir,
So wird der Prinz des Landes Zier;
Der Liebe kann er nimmer fröhnen!
Hat er vollbracht ſein Studium,
So wird mein Miniſterium
An ſtrenge Arbeit ihn gewöhnen.
Die Liebe flieht, wo Münze rollt,
Wo ſtrenge Zahlen nur entſcheiden;
Rechnungen hier, dort blankes Gold,
Wird ihm die Leidenſchaft verleiden. —

Da ſchüttelt mit dem kahlen Haupt,
Der eifrig an das Dogma glaubt,
Der graue Biſchof, Herr von Schleicher;
Cultusminiſter war der Greis,
Durchs Alter kalt, im Glauben heiß,
Und durch die Kirche reich und reicher.
Er meint: Der Vorſchlag iſt ein Hohn;
Geiſt und Gemüth müßt' er verderben,
Gefährdet Kirch' und Religion,
Und bringt der Seele ewig Sterben.

Wollt ihr, daß man das Chriſtenkind,
So ſprach er, himmelstreu geſinnt,
Vor eitler Erdenliebe ſchütze,
So bringt ihn in ein Kloſter nur,
Dort wächſt der ſchwachen Creatur
Die einzige, lebend'ge Stütze:
Betrachtung, Faſten und Gebet,
Und dann des ſünd'gen Leibs Kaſteiung,
Das ſchafft in allen Zeiten ſtet
Allein der Leidenſchaft Befreiung.

Doch ſeht, ein andrer iſt zur Hand:
Der General von Ohneland,
Haudegen einſt, jetzt Kriegsminiſter.
Er ſpricht: O, laßt die Frömmelei!
Helm, Panzer, Schild und Schwert, das ſei
Sein Schutz vor Amor und Geſchwiſter!
Wer tüchtig ſtets zur Fehde zieht
Und in die Feinde weiß zu ſchlagen,
Der ſingt ein Kriegs-, kein Minnelied,
Die Lieb' verdirbt ihm nicht den Magen.

Ei was, das ſchützet alles nicht!
Ich weiß die Zukunft! — alſo ſpricht
Der Chef vom Diplomatenweſen:
Zum Attaché macht euern Sohn!
Wo noch das Weib der Menſchheit Hohn,
O, ſchickt ihn dreiſt zu den Chineſen!
Denn aus dem Zuſtand der Natur
Trat dort das Volk ſeit tauſend Jahren,
Dort wich die Liebe der Cultur:
In China iſt nichts zu befahren! —

So redet dieſer, redet der;
Der andern folgen noch viel mehr —
Ich melde hier nicht jede Meinung;
Jedoch wer glaubt nicht, daß ſein Rath
Der beſte ſei, wie er im Staat
Auch ſei die herrlichſte Erſcheinung?
Es ſchmeichelte ſich jeder doch,
Die Sache geh nach ſeinem Schnabel.
Da brachte ſeinen Senf auch noch
Der luſt'ge Hofnarr, Hans von Fabel.

Er war ein guter, treuer Wicht,
Vor Zeiten in des Herzogs Pflicht
Ein flinker Ritter von der Nadel.
Balſam goß er in manches Herz,
Mit heiterm Witz, harmloſem Scherz,
Drum gab der Alte ihm den Adel.
Hoffähig, kürzt er ſchwänkereich
Dem Fürſten manche düſtre Stunde,
Er ſaß als jüngſter Rath zugleich
In ſeiner Räthe ernſtem Bunde.

Er ſprach: Im Maien blüht der Baum,
Die Nachtigall ſingt ihren Traum,
Ihr könnt den Frühling nicht verbannen.
Will aus der Kindheit Knosp' die Bruſt
Aufblühen, dann gibt's Liebesluſt,
Aus Eicheln wachſen keine Tannen;
Stets drückt es, wo Tyrannen ſind,
Die Welt iſt rund und muß ſich drehen,
Gut Beiſpiel nur erzieht das Kind,
Und was geſchehn muß, wird geſchehen!

Mich dünkt, nicht übel ſprach der Narr.
Doch all die Räthe, kalt und ſtarr,
Belächelten die flotte Rede.
Natürlich und voll Mitgefühl
War wol ſein Wort. Wer nüchtern, kühl,
Liegt mit der Milde ſtets in Fehde.
Vom Herzog nur — denn er iſt gut —
Wird treu das treue Herz beachtet;
Denn es betrifft ſein eignes Blut,
Nach deſſen ird'ſchem Glück er trachtet.

Doch anders baute ſich ſein Plan,
Dabei er manche Nacht verthan,
Der Zukunft Spiele tief erfaſſend.
Was die Perrükenſchar ihm rieth,
War grad, was er am meiſten mied, —
Staatsweisheit war ihm heut nicht paſſend.
So geht es wol: mit kaltem Muth
Gibt man gar oftmals Machtbefehle,
Doch ſie vollziehn am eignen Blut,
Das greifet in die tiefſte Seele.

Doch war er eben weitentfernt
Von dem, was er vom Narrn gelernt.
Kinder und Narren ſprechen Wahrheit!
War ihm ein Sprichwort, wie man's grad
Hinwirft auf bunten Redepfad:
Er hatte ſeine eigne Klarheit.
Hier that er wol zu ſtrengem Bann,
Dort zu der Freiheit ein'ge Schritte;
Wo er Erziehungskunſt gewann,
Wer ſagt's? Er hielt die rechte Mitte,

Wie's aufgeklärte Fürſten thun!
Doch ſprach er zu dem Kreiſe nun:
Ihr Herrn! Ich geh auf andern Wegen;
In Kloſter, Rechnungskammer, Heer,
Und ſelbſt in China nimmermehr
Wächſt meines Kindes künft'ger Segen.
Einſeitig würd' er mir fürwahr,
Säh' er nur Mönche und Soldaten,
Umtanzt' ihn nur der Zahlen Schar,
Schlief' er bei Aſiens Autokraten.

Denn nach den Fordrungen der Zeit,
Der ich mein Streben all geweiht,
Will ich den Prinzen auferziehen.
Er ſoll durch Liebe und Verſtand
Beglücken mein beglücktes Land,
Nach meinen alten Theorieen.
Wie ich es meine, wißt ihr ja:
Verſprechen muß man recht in Maſſen,
Und nach der alten Logika,
Wie Gott will, alles gehen laſſen.

Ein Meiſter voller Muth und Kraft,
Gelehrt in Staat und Wiſſenſchaft,
Gebildet durch das feinſte Leben,
Soll leiten meines Sohnes Geiſt,
Und was nur ſchön und nützlich heißt,
Der jungen Seele übergeben;
Ja, ſelbſt Muſik und Poeſie,
Was viele fliehn, ſei eingeſchloſſen,
Nicht minder auch Hippologie
Und Kenntniß von den Vollblutroſſen.

Ihm ſtröme alles Wiſſen hell,
Doch ſoll er trinken an dem Quell,
Von Welt und Menſchen abgeſchieden;
Ich ſend' ihn auf ein einſam Schloß,
Sein Meiſter nur ſei ſein Genoß,
Sonſt ringsum ſtiller Waldesfrieden.
Wer keine Menſchen kennen lernt,
Weiß nichts von ihren Leidenſchaften, —
Wer von den Weibern bleibt entfernt,
Der bleibt an keinem Weibe haften! —

Die Rede dünkte allen klar,
Und lauten Beifall ruft die Schar;
Die Diener ſind darauf beſoldet.
Ergeht ein Fürſt in Worten ſich,
Nennt man ſie alle königlich:
Gold ſind ſie, wenn oft nur vergoldet.
Des Herzogs Weisheit hat den Preis!
So hört man's durch die Reihen gehen;
Der Narr nur murmelt in dem Kreis:
Und was geſchehn muß, wird geſchehen! —

Doch wer verdient die hohe Gunſt?
Wer kennet die Erziehungskunſt,
Um recht den Prinzen anzuleiten?
Der Vater fraget rings im Saal;
Doch heißt es hier: die Wahl, die Qual!
Da hörte man die Herren ſtreiten.
Vorſchläge, weiß man, fehlen nicht,
Wenn viele Leute ſich berathen;
Ein jeder ſpricht nach ſeiner Pflicht.
Auch mangeln nicht die Kandidaten.

Der Biſchof, der fürs Kloſter ſprach,
Weiſt einen klugen Prieſter nach;
Denn für die Kirche will er werben.
Der Kriegsminiſter, kampfentbrannt,
Preiſt ſeinen zeit'gen Adjutant
Als Meiſter für des Thrones Erben.
Der Diplomatenchef empfiehlt
Den feinſten, pfiffigſten Legaten;
Der Mann, der auf Finanzen zielt,
Stimmt für den ſtrengſten Bureaukraten.

Der ein' iſt laut, der andre klug,
Langſtilig ſind ſie all genug
Im wirren Hin- und Widerreden,
Und endlich iſt der Teufel los,
Der Lärm wird laut, die Wuth iſt groß,
Gerechter Eifer faſſet jeden.
Zuletzt ſind ſie des Haders ſatt,
Und Concurrenz wird ausgeſchrieben:
Durch das Regierungs-Wochenblatt
Sei nun der Rechte aufgetrieben.

Mit Herzogs Siegel, Gnad' und Gruß
Heißt's: was der Meiſter wiſſen muß,
Um recht das Ziel hier zu erreichen.
Gemüth und Sitte, Denkungsart,
Geſtalt und Alter, Auge, Bart,
Beſondere Erkennungszeichen,
Das alles ſteht in dieſem Paß;
Die Fordrung iſt verflucht vollkommen,
Den Meiſter finden iſt kein Spaß —
Gott ähnlich muß er wahrlich kommen.

Doch ging die Kunde kaum hinaus,
Da zogen zu dem Fürſtenhaus
Gelehrte her von allen Ecken.
Es dünkte jeder ſich gerecht,
Dem Sohn aus fürſtlichem Geſchlecht
Die Geiſtesfackel anzuſtecken.
Wer nennet wol die ganze Schar?
Es waren meiſtens Philologen,
Poeten nahten ſich ſogar,
Es kamen endlich Demagogen.

Die letzten aber waren zahm,
Theilweis aus Gram, theilweis aus Scham:
Wunder geſchehen im Gefängniß!
Der Kerker macht ſtets ungeſund,
Matt wird der Blick, ſtumm wird der Mund,
Das Herz entmuthet die Bedrängniß.
Genug! Sie alle kamen an,
Ein jeder rühmte ſeine Gaben,
Lobpreiſend ihres Herren Plan.
Sie meinten ſchon das Amt zu haben.

Und brieflich auch kam manch Geſuch,
Manch Manuſcript, dick wie ein Buch,
Gab reicher Wiſſenſchaft Exempel;
Das klingt ſo ſchmeichelnd demuthsvoll! —
Der Fiscus ſtreichet ein den Zoll:
Die Briefe ſtehen all auf Stempel.
Und auch die Poſt florirt davon:
Briefkaſten wimmeln von Geſuchen;
Poſthalter, Schreiber, Poſtillon,
Die ſie beſorgen, aber fluchen.

Denn an des Herzogs Durchlaucht ſchrieb
Für ihren Schatz manch holdes Lied
Mit zart ſentimentalen Worten.
Da ſtand die Heirath vor dem Thor,
Wenn er den Bräutigam erkor
Zum Gang in des Verdienſtes Pforte;
Merkwürdig war's, wie reich das Land
An großen heimlichen Talenten!
Köchin- und Kammerfraunverſtand
Verrieth ſie heuer dem Regenten.

Der fand den Morgen keine Ruh,
Und ſelbſt den Nachmittag dazu,
Es war der Schlaf ihm kaum erſprießlich;
Fürſprach, Geſuch, Bittſtellerei,
Sie ließen nimmermehr ihn frei:
Der Alte ward zuletzt verdrießlich.
Stets ſchlug es fehl, wie er ſich müht,
Daß er den Rechten kennen lerne;
Erwünſchte tief ſich im Gemüth
Zuletzt Diogenes' Laterne.

So kam's an einem ſchönen Tag,
Daß er die Zeitung leſend lag.
Inland und Ausland war geleſen,
All die Artikel durchgeſehn,
Fand er, daß wieder nichts geſchehn,
Wie es in mancher Zeit geweſen.
Doch ſiehe, ſeltſam ſchaut's ihn an
Aus den vermiſchten Neuigkeiten:
Weisbold, der urgeſcheite Mann,
Kam wieder heim aus fernen Weiten.

Er iſt der Weiſeſte im Reich,
Zu Haus in Erd' und Himmel gleich,
Er ſpricht in allen fremden Zungen,
Er kennt am hohen Aetherraum
Der Sterne Wandel, kennt den Baum,
Der jedem Boden iſt entſprungen,
Er weiß, wie ſich die Erde baut
Aus ewig bildenden Kryſtallen,
Er iſt's, der jedes Meer durchſchaut,
Er kennt der Wind' und Wolken Wallen.

Er trank des Ganges heil'gen Strom,
Er ruhte tief im Cederndom,
Die ſchlank dem Libanon entſproſſen;
Er fuhr hinauf den gelben Nil,
Er ſah der Feuerberge Spiel,
Stritt mit des Poles Eiskoloſſen.
Des Seins geheimnißvolle Spur,
Der Völker heil'ge Gotteskunde
In ewig redender Natur
Hat er geſucht, hat er gefunden.

Daß alles Leben eitel iſt,
Was ſeines Urſprungs Quell vergißt,
Iſt ſeine Loſung. In Betrachtung,
Dem wilden, wüſten Treiben fern,
Zieht durch die Einſamkeit ſein Stern:
Dort wahrt der Menſch des Daſeins Achtung.
Drum zu veredeln hell den Geiſt,
Hat er Beſchaulichkeit erleſen;
Denn höher, als was glänzt und gleißt,
Steht ihm des Menſchen hehres Weſen.

Das iſt mein Mann! ruft Friedemin,
Und ſendet ſeine Boten hin,
Den Weisbold müßt ihr raſch mir finden!
In Stadt und Schlöſſern ſucht ihn nicht,
In Wäldern tief, auf Bergen licht,
An hellen, rauſchenden Stromgewinden,
Wie er nach Stern und Blume blickt,
Seht ihr ihn wandeln tiefe Pfade.
Sagt, daß ihn Friedemin beſchickt,
Daß er an ſeinen Hof ihn lade.

Doch kam's, daß ſchier ein Mond verging,
Bis gute Botſchaft er empfing;
Er zog indeß die Stirn in Falten;
Denn Fürſten ſind daran gewöhnt,
Daß ſtets Erfolg die Wünſche krönt.
So wird's an jedem Hof gehalten. —
Doch endlich, endlich bringt man ihn;
Der Weiſe naht dem hohen Schloſſe.
So leuchtete vor Zeit Merlin,
Der Zaubrer, wol hervor im Troſſe.

Die Blicke ringsum ſind gebannt:
Er zieht in härenem Gewand,
Unſcheinbar, einfach, faltig, dunkel;
Weiß wallt der Silberlocken Flut,
Die Stirn iſt Stein, das Aug' iſt Glut,
Den höchſten Stolz bricht ſein Gefunkel.
Der König ſelber ſenkt das Haupt
Vor dieſen großen, ſtillen Zügen.
So göttlich wirkt der Menſch, das glaubt,
Iſt frei ſein Herz von eitel Lügen.

Es heißt der Fürſt die andern gehn,
Er will den Greis alleine ſehn,
Alleine reden mit dem Weiſen;
Doch faſt wird ihm das Wort zur Qual,
Er bittet hier, der ſtets befahl,
Die laute Stimme wird zur leiſen.
Ihn höret Weisbold ruhig an:
Was Sorg' und Liebe heiß begehren,
Er muß es in dem alten Mann,
Der ganz als Vater ſpricht, verehren.

Und ſieh, des Weiſen Augen glühn!
Theilnahme machet immer kühn,
Sie machte auch den Herzog dreiſter;
Zuletzt ſpricht er ſich in die Glut,
Und fühlt ſich wieder abſolut;
Denn ſo war er gewohnt, der Meiſter.
Du ſollſt, ruft er, erziehn den Sohn,
Bewahren ihn vor Leidenſchaften,
Und daß nicht Liebeshändel drohn,
Sollſt du — mit deinem Kopfe haften!

Die Rede war ein Meiſterſtück,
Doch tritt der Weiſe jäh zurück
Und ſpricht, wie freie Männer ſprechen
Wenn dein Gebot auch Knechte zwingt,
Glaub nie, daß es bei mir gelingt,
Und wollteſt du mein Leben brechen!
Was du verlangſt, wohlan, es ſei,
Kann's deiner Seele Ruhe bringen;
Doch wie ich's thue, thu ich's frei,
Und Rechenſchaft darf keiner zwingen!

Allein der Lehrer iſt es nicht,
Der, ob er weiſe thut und ſpricht,
Den Schüler ſich zur Ehre leitet, —
Ihr ewig Recht hat die Natur!
Und folgſt du ihr auf jeder Spur,
Oft ſtehſt du doch unvorbereitet.
Wie ſelten iſt der Dichter Held,
Wie ſelten iſt der Held ein Dichter!
Nie wächſt zum Baum das Kraut im Feld.
Sei dieſer Wahrheit ſelbſt ein Richter!

Ich glaub' es gern, dein Sohn iſt gut,
Er ſtammt aus reinem, edlem Blut!
Doch mir ſind fremd noch ſeine Gaben.
Und führ ich auch nach beſtem Rath
Ihn auf des Lebens wirrem Pfad,
Vermag ich recht den Schatz zu graben?
Ein unergründlich Räthſel zieht
Der Menſch, das manche Löſung leidet;
So wirkt verſchieden auch ein Lied,
Das dieſen ſchmerzt, doch jenen weidet.

Und wenn mir auch das Werk geräth,
So zieht ob ſeiner Scheitel ſtet
Auch noch das Schickſal unerklärlich.
Wer weiß, was es für Wege ſinnt!
Führt es uns in ein Labyrinth,
Führt es uns Straßen groß und ehrlich?
Nur Eins verſprech ich rein und treu:
Ich führ dein Kind nach beſtem Wiſſen,
Ich gebe Korn und keine Spreu,
Nicht Ehren ſuch' ich, die zu miſſen.

Der Herzog ſpürt der Worte Macht,
Hat ihn auch noch ſo blind gemacht
Der Schranzen Schmeicheln. Heiter blickt
Er Weisbold an. Die Wahrheit ſiegt,
So fern ſie ſonſt dem Fürſten liegt.
Er ruft: Dich hat mir Gott geſchickt!
So freie Rede hört' ich nie,
Und doch ſo weiſe eingegeben!
Du biſt mein Mann! Erzieh, erzieh
Mein Kind, mein Herz, mein ganzes Leben!

Dritte Romanze.

Waldeinſamkeit.

Wer Wälder liebt, der wandle mit!
Ich lenke jetzt den rüſt'gen Schritt
Zu dunkelgrünen Baumbezirken.
Die Eichen ſtehn in ſtolzer Kraft,
Die Buchen blank mit glattem Schaft,
Es leuchten hell die weißen Birken.
Aus allen Kronen kommt ein Duft
So herb und friſch und ſtark geſchwommen,
Rings rauſcht es durch die Morgenluft:
Das alles tönt uns ein Willkommen!

Gleich wie berauſcht zieh ich die Bahn:
Hinſtürmend durch den Thymian,
Erweck' ich wilde Wohlgerüche;
Die goldnen Käfer fliehn empor,
Der bunten Schmetterlinge Chor
Verläßt die ſüße Kräuterküche;
Ins fabelhafte Farrenkraut
Entſchlüpft die Eidechs glatt in Eile,
Die Schlange, die dem Lärm nicht traut,
Schnellt ins Geſtein gleich einem Pfeile.

Auch in den Wipfeln wird es frei:
Es flieht mit gellendem Geſchrei
Der Häher hin, die Plaudertaſche;
Am feſten Holze klopft der Specht,
Gleichwie ein Förſter, dem's nicht recht,
Daß ſein Revier ich überraſche.
Ei ſiehe, welch ein toller Gruß:
Das Eichhorn, koboldgleich, vom Aſte
Trifft mich mit einer hohlen Nuß
Und birgt ſich wieder ſchnell im Baſte!

Gott, welchen Schaden richt' ich an!
Dort aus dem Dickicht rauſcht's heran,
Es bricht hervor in großer Heerde,
Und Kopf an Kopf — welch ſtolz Geweih!
Die Hirſche ſtürmen ſchnell vorbei,
Kaum fühlt's das Gras der ſtillen Erde;
Mit weißem Zahn das wilde Schwein,
Zum Boden tief das Haupt geſenket,
Es tummelt täppiſch hinten drein. —
Was wol der Wald vom Lärmen denket?

Du ſtille Wirthſchaft der Natur,
So ſtör' ich dich, und wollte nur
Gemach durch deine Ruhe ſchleichen!
O ſchau, es iſt kein Störenfried,
Der hier beſchaulich weiter zieht
In deinen friedlichen Bereichen;
Er trägt ein Herz, das ſchauernd bebt,
Wenn du ihm deine Wunder zeigeſt,
O Einſamkeit, das doppelt lebt,
Wenn du in ſeine Seele ſteigeſt.

Gleich wie ein Fluch gemahnt mich's faſt,
Daß wie vor einem ſchlimmen Gaſt
Hier flüchtig werden tauſend Weſen.
Iſt's, weil der Menſch hochmuthentbrannt
Den Herrn der Schöpfung ſich genannt
Und ſie zur Knechtſchaft ſich erleſen?
Ich zähle zu den Stolzen nicht!
Flieht auch das Thier, die Bäume regen
Sich im Gezweig, als ſtreckten dicht
Sie mir als Hand den Zweig entgegen.

Und weiter wandr' ich hold umſpielt
Von Strahlen, die der Lichtball zielt
Herab aus mittagshoher Richtung. —
Mein Odenwald, du biſt ſo grün,
Wie bringeſt du das Herz zum Blühn! —
O ſieh, es hellt ſich — eine Lichtung!
Vor mir liegt weit ein Wieſenraum,
Gehegte Gärten blühen drinnen,
Hoch eingezäunt, und wie ein Traum
Ragt draus ein Thurm mit ſtarken Zinnen.

Doch ringsum ſchatt'ger Waldesrand.
Wie ſtill und einſam iſt dies Land!
Die Wolken eilen faſt im Fluge;
Der Wandervogel hält den Schrei
Beinah zurück, ſo einerlei
Grüßt ihn der Platz auf weitem Zuge.
Wer wählte dieſe Wohnung aus,
So abgeſchieden, weltverſchloſſen?
Hat ſich der Schmerz gebaut dies Haus,
Hauſt hier ein Sonderling verdroſſen?

O nein! Hier weilet Minnewin,
Das Kind. Hier leitet Weisbold ihn,
Der Meiſter ohne Fehl und Makel.
Der Herzog hat den Bau gelegt,
Und ihn ſo feſt und hoch umhegt,
Geführt durch Lorelei's Orakel.
Es wohnen nebſt dem ſeltnen Paar
Nur ſtumme Diener im Bereiche,
Damit zu dräuender Gefahr
Die Liebe nicht hinein ſich ſchleiche.

Der Vater denkt: ſo ganz allein,
So wird der Sohn ihm ſicher ſein
Und das betrübte Schickſal fliehen.
Drum iſt es hier ſo ewig ſtumm,
Drum liegt der Wald ſo ſtill ringsum,
Lautlos muß fort die Wolke ziehen,
Drum ſchweiget Erd' und Himmel hier,
Drum dringt kein Menſch durch dieſe Hecken,
Drum kann die Sage dies Revier
Nach langer Irrfahrt erſt entdecken.

Wie ſchwillt das Herz in düſterm Leid,
Daß eine ſüße Kinderzeit
So freudelos ſich hier verzehret!
Verkehrtes, leidiges Geſchick,
Daß du der Eltern treuen Blick,
Ihr herzig Wort ſo ganz entbehret,
Daß dich kein liebend Mutterherz
In deine jungen Träume ſinget,
Daß in die Luſt, daß in den Schmerz
Kein Vaterwort dir regelnd klinget!

Weh dir, daß niemals ein Geſpiel
Mit dir hinſtürmt nach gleichem Ziel,
Zu gleicher Freude hingeriſſen!
Daß dir die jugendliche Bruſt
Nicht pocht in des Genoſſen Luſt,
Nicht dränget nach demſelben Wiſſen!
Natur und Leben ſind ſo reich,
Ausſpendend unerſchöpfte Gaben;
Am ſchönſten iſt's, ihr blühend Reich
Mit anderen erobert haben.

Das gibt der Gegenwart den Schwung,
Der Zukunft gibt's Erinnerung,
Die ew'ge Nahrung echter Seelen.
Im Wechſel liegt das ſchönſte Los:
Er hebt den Geiſt dir ſtolz und groß,
So kann's dir nie an Tröſtung fehlen.
Einſeitig macht die Einſamkeit;
Sie trocknet dürr die friſchen Geiſter,
Und Minnewin hört weit und breit
Allein den weiſen alten Meiſter.

Ein Glück, er war ein guter Mann,
Den einſt das Leben liebgewann
Und der die Menſchen liebgewonnen;
Er jauchzte ſonſt, ein frohes Kind,
Und wußte treu, wie Kinder ſind,
Eh ſich die Jugend abgeſponnen;
Dazu war ihm der Knabe lieb,
Der ganz voll Luſt, Natur und Güte.
Wen rührt es nicht, wenn Knoſpen trieb
Solch eine junge Menſchenblüte!

Gedenk, was all ein Kind vermißt,
Das von der Welt geſchieden iſt,
Lehrt er ihn ſelbſt die Jugendpoſſen.
Seltſame Schau: ein Knab' der Greis,
Sein Herz ſo jung, ſein Haupt ſo weiß!
Er macht ſich ſelbſt zum Spielgenoſſen.
Mit ihm ſchlägt er den Ball im Lauf
Und reitet auf dem Steckenpferde,
Er läßt mit ihm den Drachen auf
Und peitſcht den Kreiſel an der Erde.

Er pflückt mit ihm den Wieſenſtrauß,
Er zieht mit ihm zum Wald hinaus,
Das wilde Taubenneſt zu ſuchen.
Wie man die Weidenflöte macht,
Wie man auf Halden Feuer facht
Und wie man gräbt nach Honigkuchen,
Wie man den bunten Falter haſcht,
Wie man den Vögeln ſtellt die Falle,
Wie man die wilden Kirſchen naſcht —
Das lehret ihn der Weiſe alle.

Schneeballen fügt er ihm, wenn weiß
Der Winter kommt, und auf dem Eis
Lehrt er ihn kreiſend Schlittſchuh fahren;
Doch kommt der Abend, dann am Herd
Hat er die Lieder ihn gelehrt
Aus ſeinen braungelockten Jahren.
Die Märchen ſtöbert er hervor,
Im Geiſte ſchlummernd halbverloren;
Des frühen Lebens Blumenflor
Füllt ſeines Zöglings Aug' und Ohren.

Dabei war er ſo gut und mild,
Ein echtes, reines Menſchenbild,
Er wurde mit dem Kind zum Kinde;
Wo nur der Knabe jauchzt und weint,
Und wo er trüb und ernſt erſcheint,
Da klingt's wie Echo an geſchwinde;
Er ſelbſt fühlt voller Seligkeit
Aufs neu die alte Seele glühen.
So fühlt ein Stamm zur Lenzeszeit
Sein weit verzweigt Geäſte blühen!

Es ſchwirrt in ihm der Vögel Schar,
Die Winters ausgezogen war,
Und ſingt den neuen jungen Reigen;
Es buhlt um ihn die laue Luft,
Es kühlet ihn der ſanfte Duft
Und glänzt als Thau in ſeinen Zweigen.
Ob dir das Leben reichlich tiſcht
Die zauberhaften bunten Gaben,
Wie Kinderleben dich erfriſcht,
Kann dich kein Ding der Schöpfung laben!

Was wunder, daß der junge Fant
So treu und feſt zum Weiſen ſtand,
Wie nur ein Sohn zum beſten Vater!
Wer Seel' in Seele mit uns lebt,
Mitlacht, mitdenkt, mitſchafft, mitſtrebt,
Iſt liebſter Freund, iſt liebſter Rather.
Sie ſahn ſich's an den Augen an;
Denn dieſer that, was jener dachte,
Was jeder that, war wohlgethan,
Weil gleiche Liebe ſie entfachte.

Der Ernſt ging grade wie das Spiel,
Drum lernte vieles auch und viel
Das liebe Kind in wenig Stunden.
Er hört die Dinge ſtets, wie leicht
Ein jung Verſtändniß ſie erreicht,
Drum wurden raſch ſie überwunden.
Der Alte gab ihm alles nur,
Wie's wachſend ſeiner Seele paßte,
Drum kam's, daß er auf ſichrer Spur
Die rechte Wiſſenſchaft erfaßte.

Ihm ging's nicht wie bei uns zu Land,
Daß ihn ein ſtörriſcher Pedant
Zum Heiligthum der Weisheit führte.
Kein wirrer Kopf mit borſt'gem Zopf,
Der Wiſſenſchaft langweil'ger Topf,
Drin nur ſich das Gedächtniß rührte,
Sonſt ohne Leben, recht ein Sumpf
Für Zahlen, Formeln und Partikeln,
Macht' ihm die ſcharfe Seele ſtumpf
Mit der Methode düſtern Wickeln.

Der Völker Sprachen vielerlei,
Sie gingen bald ſo leicht und frei
Vom blühnden Mund — man mußte denken,
Ein Pfingſtfeſt habe ihm gelacht,
Des heil'gen Geiſtes Flammenmacht
Auf ſein geweihtes Haupt zu ſenken.
Doch redet er ſie fließend auch,
Er lernte wie der Fink im Baume;
Als Lehrbuch diente der Gebrauch,
Sie kamen ſchier ihm wie im Traume.

So ging ihm Griechiſch und Latein
Gar leicht ins kleine Haupt hinein;
Denn was Helleniſch und Romaniſch
Geſchrieben war, verſtand er ſchnell;
Italiſch klang ihm ſilberhell,
Und kraftvoll männlich klang ihm Spaniſch;
Selbſt Engliſch wälſchte raſch ſein Mund,
Doch ließ ihn Ruſſiſch oftmals klagen;
Ob er das Türkiſche verſtund,
Kann ich bis heute noch nicht ſagen.

Was dieſen Stunden Reiz verlieh,
Das war die holde Poeſie
Mit ihren blühenden Guirlanden;
Der Alte, der vor Zeiten ſang,
Geleitete ihn gern entlang
An ihren roſ'gen Wunderlanden.
Aus ſchönen Liedern tönt ein Herz,
Und Herzen liebt man zu entziffern,
So löſten unter blum'gem Scherz
Sich leicht der Sprachen ſchwere Chiffern.

Doch mied er ſtets gewiſſenhaft,
Die Zeiten wilder Leidenſchaft
Ihm in den jungen Geiſt zu flüſtern;
Wo es der heißen Liebe galt,
Da rief der Weiſe ſtets ein Halt;
Denn Liebeswort macht liebelüſtern.
Er hielt's, wie heuer mit Ovid
Es thun die klugen Philologen:
Er wählte ſinnig und vermied,
Ward wo der Liebe ſüß gepflogen.

Gern that er's nicht, doch ſeine Pflicht
Verſtümmelt mehr als ein Gedicht,
Wo es in höchſtem Ausdruck brannte.
Ach, daß die Schönheit ſo frivol!
So kam's, daß er den Dante wol,
Doch nimmer den Boccaccio kannte,
Daß oftmals mit Achill er flog,
Doch niemals Paris' Küſſen lauſchte,
Daß er mit Lady Macbeth zog,
Doch daß ihn Romeo nie berauſchte.

Geſchichte gab ſich minder ſchwer,
Ob's auch im Weltgetriebe quer
Und kunterbunt ſich oft geſtaltet:
Die Reize, die Aſpaſia,
Die Keuſchheit, die Lucretia
Vor Zeit bewundrungsvoll entfaltet,
Kleopatra voll Liebeskraft,
Und Katharinen's hundert Buhlen,
Eliſabethen's Jungfrauſchaft —
Dies lehrt man ſelten in den Schulen.

Auch that's nicht noth! Denn höher quillt
Manch großes hehres Männerbild
Urkräftig aus der Weltgeſchichte.
Der Alte ging hier klar und wahr,
Ob That und Menſchen immerdar
Hielt frei und groß er die Gerichte:
Hehr ſtand der Held, tief der Tyrann,
Die Tugend hell, die Selbſtſucht widrig;
Es ſtellte ſtets der weiſe Mann
Die Freiheit hoch, die Knechtſchaft niedrig.

Was einſt in Welt und Zeit geſchehn,
Darf ſelten recht im Licht beſehn
Ein Kind aus vornehm hohem Stamme;
Man macht ihm alles hübſch zurecht:
Zum Rieſen manch Pygmä'ngeſchlecht
Und doch zum Funken manche Flamme;
Da wird verkleiſtert oft, was hohl,
Verzuckert wird, was herb und bitter,
Die Sklaverei wird ein Idol,
Aus feilen Knechten macht man Ritter.

Wer für die Freiheit fröhlich ſtirbt,
Wer für die Wahrheit kühn verdirbt,
Den weiſet man zum Irrenhauſe:
Frech heißet man das freie Wort,
Das in der Kette ſchnell verdorrt;
Geſetzesgleichheit nennt man Flauſe.
Doch war das nicht des Alten Art,
Nie ſchrieb er in des Staates Zeitung;
Er hatte rein ſein Herz bewahrt:
Frei war ſein Geiſt, frei ſeine Leitung.

Der Knabe ward auch mit der Zeit
In andres Wiſſen eingeweiht,
Dem mancher Vers ſich ließe widmen;
Doch nie war ſcharf mein Geiſtesblick
Für herrliche Mathematik,
Den Kegelſchnitt, die Logarythmen,
Und ſelber die Geographie,
Die Länder, Städte, Menſchen zeiget,
Erſchöpft' ich noch im Leben nie,
Weshalb mein Lied beſcheiden ſchweiget.

Doch zweifl' ich nicht, der Alte that
Auch hier nach allerbeſtem Rath,
Nach viel und oft geprüften Gründen.
Vielleicht gab er der Lehre Kraft,
Daß in der Zahlenwiſſenſchaft
Sich ſtets der Weisheit Schlüſſel finden,
Daß nur der rechte Scharfſinn fließt
Aus ihren Winkeln, ihren Brüchen.
Ich gönn' es jedem, der genießt
In dieſen trocknen, kalten Küchen.

Doch dient es mir zur höchſten Luſt,
Daß er des Zöglings junge Bruſt
Für die Natur ſo warm durchglühte;
Er öffnet für die ſchöne Welt,
Für Aether, Wald und Fluß und Feld
Den Sinn, der blumengleich erblühte.
Kein Morgen leuchtet aus der Nacht,
Kein Abend ſtrahlt zur Ruh dem Tage,
Es blinkt kein Thau, kein Stern in Pracht,
Daß er dem Kind nicht Wunder ſage.

Er kündet ihm der Erde Bau
Und öffnet ſtolz die große Schau
Weit zu der Schöpfung Urbezirken:
Wie ſich das Waſſer ſchied vom Land,
Wie Berg und Thal und Strom entſtand,
Und wie die tiefen Feuer wirken;
Hin zum granitnen Erdgeſtell,
Zu ewig gärenden Vulkanen,
Zum Flachland und zum Felſenquell
Führt er ihn auf geweihten Bahnen.

Er zeiget ihm das Pflanzenreich,
Das in der Lenzzeit ſtill und weich
Vom Boden quillet vielgeſtaltig;
Der ſchlanke Schaft, die Blütenpracht,
Der wilde Duft, der Blätter Tracht,
Die Früchte ſüß und mannichfaltig.
Das alles wirkt ſo wunderbar,
Mehr in der Blütenkelche Räumen
Des Liebesräthſels Hochaltar,
Draus tauſend neue Lenze träumen.

Er führt ihn noch auf höhrer Spur
Zur ſtillen Werkſtatt der Natur:
Dort wirrt ſich bunt der Kreis der Thiere.
Was kriecht und ſchwimmt, was fliegt und geht,
Er führt ihn fleißig, führt ihn ſtet
Zum Waſſer-, Luft- und Erdreviere.
Wie wächſt die Schar ſo groß und weit!
Wie zeigt doch jedes ſich ſo eigen,
Stark überdauernd Raum und Zeit!
Ich muß von all den Wundern ſchweigen.

Auch vor dem Flug zum Sternenraum
Verſtummt mein Lied. Faſt wie ein Traum,
Geträumt in ſeltnen Zaubernächten,
Gemahnt es mich, wenn mir ein Licht
Aus jenen Sonnenwelten bricht,
Die nachts des Himmels Kränze flechten.
O Raum, da biſt du Raum nicht mehr!
O Zeit, du biſt als Zeit vergangen!
Ich weiß nicht, wird die Welt mir leer,
Und halten Himmel mich umfangen!

Ich ende hier den Studienplan.
Doch fragt ein ſchönes Kind noch an:
Ob auch die Künſte wol getrieben
Der junge Fant? — Ihr ſelbſt gelingt
Das Zitherſpiel, und lieblich ſingt
Sie manches Lied von Lenz und Lieben:
Zum Zeichnen führt ſie wol den Stift,
Zum Malen führt ſie wol den Pinſel,
Daß raſch ſie manche Gegend trifft
Mit Berg und Dorf und Strom und Inſel. —

Doch leider klingt die Antwort: Nein!
Denn Weisheld flößte früh ihm ein,
Daß er den Dilettanten fluche.
Er hatte keine Sympathie
Für regelloſe Melodie,
Für Stammbuchblätter-Kunſtverſuche.
Er übte für den Ton das Ohr,
Den Blick für Formen und für Farben,
Doch weil er Zeitverderb verſchwor,
So droſch er keine leeren Garben.

Auch dünket mich, es war genug
Des Lernens. Weiſe wie ein Buch
Ward doch der aufgeſchoſſne Knabe.
Warum auch nicht? Die Einſamkeit
Verhindert, daß er weit und breit
Die Pfade der Zerſtreuung trabe.
Die Wüſte präget in das Herz
Lebend'ger jegliches Erlebniß,
Sei's noch ſo klein: Luſt, Jubel, Schmerz,
Sogar der Wiſſenſchaft Ergebniß.

Man redet heutzutage viel
Von Wunderkindern. Manches Spiel
Zeigt die Natur in den Geſchöpfen!
Gelbſchnäbel gab's, zehn Jahre alt,
Man hatte ihnen mit Gewalt
Das Haupt bepfropft mit lauter Zöpfen;
Ihr Wiſſen war Gedächtnißkram
Von endlos kunterbunten Schrullen;
Die Zeit, wo der Verſtand wächſt, kam,
Und ſieh, ſie waren leere Nullen!

Der Prinz auch war ein Wunderkind,
Doch eben keins, wie dieſe ſind,
Die heut man zeigt gleich ſeltnen Thieren;
Auch zog von ihm die Kunde nicht
Durchs weite Land. Der kleine Wicht
Ging in der Wildniß nur ſpazieren.
Es war ein Glück, daß ihn die Welt
Ins Angeſicht nicht laut bewundert;
Er ginge ſonſt, wie mancher Held
Auch heuer wandelt durchs Jahrhundert.

Man preiſe nicht, eh man erprobt!
Man hätte ihn als Kind gelobt
Und doch als Mann ihn ſchnell vergeſſen.
Leicht macht der Lärm die Seelen kalt. —
Glückſel'ger ſtiller Aufenthalt,
Wo Wald und Feld ans Herz uns preſſen!
Das Haupt bleibt wie die Erde grün,
Der Sinn wie Lüfte unbelaſtet,
Der Geiſt kann wie der Frühling blühn,
Die Schönheit wächſt unangetaſtet.

Es macht die Wiſſenſchaft das Glück
Allein nicht aus! In dieſem Stück
Sind einig ſelbſt die größten Weiſen.
Die Fürſten der Gelehrſamkeit
Verſpüren auch zu ihrer Zeit
Irdiſch Gelüſte, das ſie preiſen.
Wer es nicht glaubt, der leſe nur
Die alt' und neue Weltgeſchichte;
Es leuchtet dieſer Wahrheit Spur
Sogar durch ſchwellende Gedichte.

Verſchieden führt die Wiſſenſchaft:
Wo der nach blankem Golde rafft,
Müht jener ſich um hohen Titel;
Wo dieſer nach dem Adel ſchielt,
Wirbt jener, daß ſie ihn empfiehlt,
Für ſeine Küche ſich die Mittel;
Ein andrer freit durch ſie ſein Weib
Und wird des eignen Stamms Erhalter.
Verſchieden iſt ihr Zeitvertreib
Nach Neigung, Stellung, Sitte, Alter.

Ins Alter blühnder Jünglingsluſt
Trat ein der Prinz. In voller Bruſt
Begann das friſche Herz zu pochen;
Die Luſt des Lernens wurde matt,
Er war der alten Weisheit ſatt;
Denn endlich war ihm angebrochen
Im Herzen ſeltſam Dämmerlicht.
Es ſprach in ihm: Was ſoll das Wiſſen?
Brauch ich doch all die Kunde nicht,
Der ich mich jahrelang befliſſen!

Er hatte lange ſich gefügt.
Die Zeit, wo ſich der Geiſt begnügt
Nur Lehr' und Liebe zu empfangen —
Sie war vorbei. Was ihr bewußt,
Das wollte auch die volle Bruſt
Ausſpenden. Süß und lockend klangen
Die Thaten durch den heißen Geiſt,
Die ihm der Meiſter einſt erzählte;
Er wollte handeln, keck und dreiſt,
Und konnte nicht. — Gott, wie das quälte!

Drum ging die Ruh, drum ging der Fleiß,
Oft ward das Haupt ihm glühend heiß —
Es trieb ihn raſtlos von der Stelle.
Oft ſtand er wie verſenkt im Traum,
Oft plaudernd mit Geſträuch und Baum,
Und lauſchend oft des Baches Welle.
Er rief die bunten Vögel an,
Bat Antwort ſich vom ganzen Garten,
Doch war erfolglos ſeine Bahn:
Sie ließen all den Träumer warten.

Auf ſeltſam wirre Pfade kam
Der Jüngling nun; in ſüßer Scham
Empfand er die Gefühle glühen.
Er ſuchte durch die Blumenſchar
Den Liebling ſich, und ſein Altar
Ward fürder ihrer Kelche Blühen;
Dann liebt' er einen Baum noch mehr,
Schnitt ſeinen Namen in die Rinde,
Und gab ihm Kränze, doldenſchwer,
Als hochgeweihtes Angebinde.

Der Alte ſah beſorgt ihm zu;
Auch ihm entfloh die ernſte Ruh,
Als er des Zöglings Stimmung ſchaute.
Er ſuchte mit der Wiſſenſchaft
Zu trüben noch des Lichtes Kraft,
Das durch die junge Seele graute. —
Umſonſt! — Zuletzt ſprach er erſchreckt:
Hier iſt Philoſophie am Ende;
Der Jüngling hat ſein Herz entdeckt!
O, daß ein Gott es gnädig wende!

So kam der Herbſt. Seltſam erregt
Die trübe Zeit. Zur Ruhe legt
Sich die Natur, die reich geſpendet;
Die farb'gen Felder werden bleich,
Braun wird das grüne Waldbereich,
Der warme Hauch der Lüfte endet.
Es geht ſo dumpf durch Geiſt und Herz
All dies Entfärben und Verderben;
Wie welkes Laub, ſo will in Schmerz
Die ſonſt ſo helle Seele ſterben.

Es ſchaute auch Prinz Minnewin
Das ſtille Leid. Der friſche Sinn,
Wo war er plötzlich hingefahren?
Er folgte hoch dem Wolkenzug,
Er folgte weit dem ſchwirren Flug
Der lauten Wandervögelſcharen.
Es kam ihm plötzlich ein Gefühl,
Das wir im Leben Sehnſucht nennen.
Wohin, wohin ſoll dies Gewühl? —
Und alle ſeine Pulſe brennen.

Er geht zum Meiſter und befragt
Den Alten ſtürmiſch, weint und klagt:
Daß er gebunden an die Scholle.
Hinaus, hinweg von dieſem Platz!
Es heget auch noch andern Schatz
Die Welt! O, höre mich: ich grolle
All deiner weiſen Wiſſenſchaft,
All deiner goldnen Weisheitslehre,
Wenn ſie mir ſonſt kein Leben ſchafft!
O Gott, mich tödtet dieſe Leere!

Ich muß hinaus aus dieſem Haus;
Es ſtarb die ſchöne Welt nicht aus,
Von welcher deine Kunden melden.
Wo ſind die Städte, die gethront
So hoch? die Lande, die bewohnt
Von ſoviel Volk? Wo ſind die Helden?
Und iſt auch alles todt und leer,
Laß ſuchen uns der Gräber Schweigen!
Der Vögel Schar, der Wolken Heer
Wird uns die weiten Wege zeigen!

Der Alte ſieht den Sturm und kennt
Alsbald den wichtigen Moment;
Er nimmt die ganze Kraft zuſammen.
Es iſt der Leidenſchaft Gewalt,
Die wild den Jüngling faßt. Ach, kalt
Muß er begegnen dieſen Flammen!
Der friſche Drang, der freud'ge Muth,
Der fröhlich pocht nach jungen Thaten,
Er muß zu eignem Leid die Glut,
Die ſelbſt ihn hoch erfreut, verrathen.

Mit ſeiner Rede reichem Fluß
Rückt er heran, und ſein Erguß
Schwillt über von den ſchönſten Gründen.
Er mahnt ihn zur Enthaltſamkeit
Und ſpricht, es ſei noch nicht die Zeit,
Ihm neue Dinge zu verkünden.
Die ſchönſte Tugend iſt Geduld!
So ruft er, und dann ſpricht er freier:
Geheimer Grund iſt hier die Schuld.
Getroſt, bald lüftet ſich der Schleier!

Ein ſtill beſcheidenes Gemüth,
In tiefer Einſamkeit erblüht,
Gereift in holder Liebespflege,
So kennt der Prinz nicht Eigenſinn.
Er gibt ſich ganz dem Tröſter hin,
Der ihn geführt des Daſeins Wege;
Er weint in ſeines Meiſters Arm.
So träuft nach wildem Sturm der Regen!
Doch doppelt freundlich, lieb und warm,
Giebt ihm der Alte ſeinen Segen.

Was einen ſchönen Jüngling ſchmückt,
Das hatte gütig aufgedrückt
Ihm die Natur. Aufflammend prächtig
Wie Feuerglut, ſo war ſein Herz;
Dann weich und gut, dann voller Scherz,
Dann ſchüchtern, ſinnig und bedächtig,
So wie es bot der Augenblick.
Doch mied der Alte die Erneuung
Der letzten Scene. Sein Geſchick,
Das merkt' er, forderte Zerſtreuung.

Man weiß, die Zeit iſt voll Gefahr,
Wenn ſolch ein Jüngling wie der Aar
Zuerſt des Fluges Schwungkraft probet;
Wenn weit, zu unbekanntem Ort,
Er zügelfrei hinſchweift und fort,
Nicht ſeine Kräfte meſſend, tobet;
Wie oft hat er ſich nicht verwirrt
Im wilden Strudel der Gefahren!
Wie oft entſinkt er, matt, verirrt,
Den Pfaden, die zu hoch ihm waren!

Jetzt drückt den Meiſter erſt das Amt,
Zu dem ihn ſchwere Pflicht verdammt.
Wer grämt ſich nicht als Jugendlenker?
Auf Auskunft ſinnt er hin und her,
Doch wird der rechte Rath ihm ſchwer,
Iſt er auch viel geübt als Denker.
So iſt die Praxis. Ach, es gibt
Die ſchwerſten Räthſel erſt das Leben!
Ob ihr auch alle Weisheit triebt —
Hier hält es ſchwer, Beſcheid zu geben.

Und wie er ſinnt und wie er denkt,
Kommt's, daß er ſeine Sinne lenkt
Zu fröhlich blühnden Jugendtagen.
Von allen Menſchen weit entfernt,
Hat er im Lebenslenz erlernt,
Was ſingend ſich die Vögel ſagen.
Die Vogelſprache ward ihm klar
In ihren tauſendfält'gen Tönen:
Was Frühlings pfeift die leichte Schar,
Das ſoll des Prinzen Zeit verſchönen.

Er meint, nicht übel iſt der Plan:
Ich führe meinen Zögling an,
Die ſüßen Lieder zu verſtehen;
Ich lehr' ihn jedes Tones Sinn.
Dann däucht ihm lockender Gewinn,
Der Schöpfung tief ins Aug' zu ſehen.
Was Wunder, gibt dem jungen Geiſt
Die todte Chiffer nicht mehr Nahrung?
Doch ſpricht Natur zu ihm, ſo heißt
Willkommen er die Offenbarung.

Wer lebt und redet, will mit Recht
Vom Leben Rede, iſt auch ſchlecht
Für Menſchen dieſe Unterhaltung.
Ach, daß dies herrliche Gemüth
Nicht unter Menſchen hell erblüht
Zu reiner, fröhlicher Entfaltung! —
Unhold Geſchick! — Bald ſaß das Paar
Im langen Winter manche Stunde;
Der Alte macht dem Jüngling klar
Die ſchöne Vogelſprachekunde.

Vierte Romanze.

Der Vogelſprachekundige.

Der Lenz iſt da! Wie friſch und hell
Tritt ein der freundliche Geſell
Mit ſeinen weißen Wolkenbändern!
Er bringt den Gruß in lauer Luft,
In weichem, wolluſtvollem Duft,
Im Sonnenſchein den weiten Ländern.
Und wie er hold, ein Bräutigam
Zur Braut, der Erde, niederſteiget,
Da ſeht ihr, wie voll ſel'ger Scham
Sie gern ſich ihm entgegenneiget.

Dem Winter, der um ſie gefreit,
Dem Alten in dem weißen Kleid,
Wird bald von ihr die Treu gekündigt.
Er ziehet unwirſch ab und macht
In mancher Sturm- und Hagelſchlacht
Den Vorwurf ihr, daß ſie geſündigt.
Er wirft ihr mürriſch ins Geſicht
Noch eine Flut von Schnee und Regen;
Allein ſie weicht und wanket nicht —
Sie glüht dem ſchönen Freund entgegen.

Und alles rüſtet ſich zum Feſt:
Es haucht ein Süd, es haucht ein Weſt,
Warm, wonnig kamen ſie gefloſſen.
Der Strom, der eng in Feſſeln lag,
Jagt wieder in den hellen Tag,
Die Bäche kommen nachgeſchoſſen
Vom Hochgebirg. Das alles rauſcht
Und plaudert lüſtern, fröhlich, labend
Hab ich dies Leben recht belauſcht,
Das redet all vom Polterabend.

Fürwahr, er findet wirklich ſtatt!
Seht, eine Wolke, ſchwer und ſatt,
Zieht auf am Horizonte dunkel!
Dahinter ſteckt's. Ein heller Blitz
Fährt draus wie ein gewalt'ger Witz,
Mit raſchem, ziſchendem Gefunkel.
Ein Poltern folgt — das dröhnt und tobt!
Iſt's wildes Fluchen, lautes Lachen?
Die Loſung iſt's. Gott ſei gelobt!
Jetzt wird die Hochzeitsluſt erwachen!

Das Wetter, dieſer tolle Gaſt,
Löſt alle Feſſeln. Ohne Raſt
Strömt es herein, zu gratuliren.
Veilchen und Gras ſprießt rings empor,
Gleichwie ein heitrer Mädchenchor;
Und wie Matronen, die ſich zieren,
So prangt der Bäume ſtolzer Kreis
In bunt damaſtnen Blütenkleidern:
Roth, pfirſichfarben, roſa, weiß.
Die Moden ſind von guten Schneidern.

Die Vögel auch von nah und weit
Lockt an des Feſtes Fröhlichkeit;
Sie flattern in geputzten Scharen
Wie ſchmucke Cavaliere all.
Sie bringen luſt'gen Ton und Schall,
Wie ſie herein mit Singen fahren.
Das Beſte bleibt doch Courtoiſie;
Wo ſie mit buntem Flügel flieget,
Da fehlt die ſüße Würze nie,
Weil Lieb' und Anmuth immer ſieget.

Wie's weiter ging? Die Hochzeitsnacht,
So Lenz und Erde hier verbracht,
Das ſangen tauſend beſſre Dichter.
Ihr Bild war hell, ihr Wort war friſch,
Und die Begeiſtrung ſchwärmeriſch —
Drum hört mir zu als milde Richter.
Ich weiß es nur, die ſchönſte Zeit
Macht alle Herzen weiter ſchlagen;
Auch mir ward drob die Seele weit,
Drum muß auch ich ihr Lob hier wagen.

Prinz Minnewin, o Jugendbild,
Auch du biſt, wie der Frühling, mild
Und ſüß in dieſen Knospezeiten!
Die Wangen weich wie Blütenſammt,
Wie Sonnenſchein den Blick entflammt,
Wie Frühlingslieder wonnig gleiten
Die Worte dir aus rothem Mund;
So bräutlich iſt dein ganzes Weſen!
Wie hell thut Lebenslenz ſich kund,
Verſteht man nur, ihn recht zu leſen!

Er zählte heute zwanzig Jahr.
O ſchöner Tag, wie wunderbar
Pochſt ſonſt du an die Jünglingsherzen!
Ein holdes Lieb voll blonder Luſt,
Ein Freund mit treuer warmer Bruſt,
Das gibt uns Wonnen, gibt uns Schmerzen,
Hoffnungen ſonder Maß und Ziel,
Entwürfe, hoch zum Himmel ſtrebend!
Erlebend wenig, dichtend viel,
O Jugend, ſtets biſt du erhebend!

Doch all das lag dem Prinzen fern.
Er hatte keinen Lieblingsſtern,
Er kannte keine Ideale.
Was ſonſt das Leben heiß bewegt,
Ihm war es fremd. Er ſah erregt
Deshalb die Welt im Maienſtrahle,
Weil er aus frühern Tagen weiß,
Daß dann der Vögel Lieder kehren;
Denn er gedenkt in ihrem Kreis
Zu prüfen nun des Alten Lehren.

Was er erſehnet, das geſchieht;
Bald klinget hier und dort ein Lied,
Vereinzelt erſt und dann in Chören.
Welch Wunder! Klinget nur ein Ton,
So überſetzet er ihn ſchon,
Und Menſchen glaubt er rings zu hören.
Der Kukuk ſchreit vom fernen Wald:
Guck, guck! ſieh, ſieh! Der Lenz kommt wieder!
Doch langweilt ihn der Sänger bald,
Der immer ſingt dieſelben Lieder.

Die Amſel macht es beſſer nicht;
Beim Morgen- und beim Abendlicht
Sitzt ſtets ſie in den höchſten Wipfeln
Und ſingt denſelben einen Laut:
Der Lenz iſt da! o kommt und ſchaut
Der Lenz geht bunt in Strauch und Gipfeln!
Ausrufer ſind ſie beide nur,
Schulmeiſterlich der Welt docirend. —
Was braucht's des Worts, liegt Wald und Flur
In jungem Wachsthum triumphirend!

Horch auf! da hebt die Lerche auch
Sich in der Lüfte mildem Hauch
Und ſchwebet hoch im blauen Aether.
Gar lieblich klingt's, zu frömmelnd nur
Singt ſie, die ſanfte Creatur;
Denn ſie citirt die Kirchenväter,
Sie tönet ſtets des Schöpfers Preis,
Sie mahnet immer, Gott zu dienen,
Der frommen Nonne ähnlich, weiß
Sie nur Vigilien, Matutinen.

Doch all das ſingt in Wald und Feld;
Sie bleiben weit des Prinzen Welt,
Von fern nur macht er die Bekanntſchaft
Von jenen Vögeln. Zu dem Bau
Und Garten kam aus Buſch und Au
Nur ſelten einer der Verwandtſchaft;
Doch wen'ge wohnten auch am Schloß:
Ein Falke niſtet auf den Zinnen,
Die Schwalbe iſt des Sims Genoß,
Die Eule hauſt im Speicher drinnen.

Der Falke war ein wilder Fant,
Als Abenteurer weitbekannt;
Haudegen war er in den Lüſten,
Er dachte nichts als Kampf und Streit
Und that ſogar den Schwachen Leid;
Raubritter, lauert er in Klüften.
Doch mehr noch wußte dieſes Thier
„Auf Ehre“ keck zu ſchwadroniren
Er fluchte wie ein Offizier.
Es haßt der Prinz dies Renommiren.

Die Eule war von anderm Schlag:
Sie ſann und dachte Tag für Tag;
Drum that ſie ſtockgelehrt und weiſe.
Metaphyſik, Philoſophie
Trieb ſie, ſogar Aſtrologie,
Und zog der Schwarzkunſt dunkle Kreiſe.
Die Weisheit iſt ein edles Los,
Und Anſehn ſchaffet die Betrachtung,
Denkt ſie. Ihr Auge ſtarrt ſo groß,
Daß ſie der Prinz beſchaut mit Achtung.

Die Schwalbe die ihm wohlgefiel
Durch ihres Weſens hurtig Spiel,
Sie feſſelte ihn auch nicht lange.
Zu raſtlos, flüchtig hier und dort,
Zu ſchnell auf flinken Flügeln fort,
Hält ſie ihm niemals recht die Stange.
Statt Korn fand er zuletzt nur Spreu,
Ihr Weſen war zu oberflächlich;
Sie ſchwatzet nur, was nagelneu,
Und iſt trotz aller Haſt gemächlich.

Er hatte manches kreuz und quer
Verhandelt ſchon und hin und her
Durchforſcht der Einſamkeit Genoſſen.
Viel Neues hört' er eben nicht,
Was nicht in beſſerm Stil und Licht
Aus Weisbold's edlem Mund gefloſſen.
Der Geiſt hat wenig, nichts das Herz
Von dieſen neueſten Gefährten;
Faſt wendet er ſich fort mit Schmerz,
Da ſie ihm keine Luſt gewährten.

Und troſtlos ſieht er einſt die Nacht
Am Fenſter. Hoch am Himmel wacht
Das Sternenheer, urewig funkelnd.
Es ſprießt und quillt und wächſt im Grund:
Aus jeder Knoſpe blühndem Mund
Bricht ſel'ger Duft. Von Ahnung dunkelnd
Liegt rings das Land. Sein Buſen ſchwoll,
Als er hinſtarrte ins Getriebe —
Da, horch! ein Ton, tief, mächtig, voll!
Es klinget: Liebe, Liebe, Liebe!

Wie langgezogen, ſchwellend, reich!
Wie ſiegesjubelnd, ſehnſuchtsweich,
Verlangend ganz, ganz hingegeben!
O Liebe — welch ein neues Wort
O Liebe — ſeliger Accord,
So voller Segen, Glück und Leben!
Ihm iſt, als ging der Himmel auf,
Als ob die Erde rings zerſtiebe!
Tief wirkt der Töne voller Lauf,
Kennt auch der Jüngling nicht die Liebe.

O Liebe, Liebe! klingt es tief
Die Nacht hindurch. Als er entſchlief,
Miſcht ſich das Wort in ſeine Träume;
Als er erwacht, erwacht es auch
Und macht ihn heiß. Der friſche Hauch
Des Morgens ſchüttelt durch die Bäume —
Ihn kühlt er nicht. Mit glühndem Haupt
Tritt er ans offen ſtehnde Fenſter,
Doch alle Ruh iſt ihm geraubt,
Ihm folgen holde Nachtgeſpenſter.

Wer ſang die Nacht im fernen Grund?
Er hat die Frage ſchon im Mund,
Doch, ach! die Schwalb' iſt längſt entflogen,
Der Falk iſt über Berg und Thal.
Zum Söller klettert er, wo fahl
Im halben Licht, die Stirn umzogen,
Die Eule ſitzt. — Wer ſang die Nacht? —
Der Weiſe hebet ſich vom Leſen;
Verſtört, verdrießlich ſpricht er ſacht:
Das iſt die Nachtigall geweſen!

Die Nachtigall! O ſüßes Thier,
O holder Troſt im Waldrevier!
So ruft der Jüngling hoch begeiſtert.
Doch ſprich: vernahmſt du, was ſie ſang?
Ach, „Liebe, Liebe!“ hieß der Klang;
Mir hat er ganz das Herz begeiſtert.
O Liebe, Liebe! heller Mund!
O tiefer Ausdruck! Aber ſage,
Was heißt das: „Liebe“? Thu mir's kund,
Ich will dir's danken alle Tage.

Beleidigt fuhr die Eul' empor:
Allotria, ich bin kein Thor!
Studir' ich drum die ſtillen Nächte,
Verbring' in Meditation
Ich drum den Tag? Wär's nicht ein Hohn,
Wenn ich an ſolchen Singſang dächte?
Was ſoll die Bänkelſängerei!
Daß all das Zeug zum Teufel ſtiebe!
Ich treibe nur Philoſophei,
Und kenne nicht die dumme Liebe! —

Entmuthigt geht der Prinz hinaus,
Da kehrt der Falke grad nach Haus;
Ihn fragt er. Doch der Raufbold lachte:
Was will dies Jammern aus der Gruft!
Ich bin ein Fürſt in hoher Luft,
Der manchem ſchon den Garaus machte
Von dieſem Volk, das Liebe girrt.
Mein Ziel iſt Streit, Schlacht meine Wonne;
Die Liebe hat mich nie verwirrt,
Soldatenruhm iſt meine Sonne! —

Er flieht, ein Pfeil. — Sieh, neues Glück,
Die Schwalbe kehret flink zurück,
Sie wird wol beſſre Antwort geben.
Doch hat ſie heut beſondre Eil
Und ſpricht: Fürwahr, für meinen Theil,
Nie dacht' ich an ein Liebeleben;
Ich hab ſo mancherlei zu thun:
Beſuche, Staats- und Weltgeſchäfte!
Weltbürger können wenig ruhn,
Der Liebe opfr' ich keine Kräfte! —

Seltſam bewegt iſt Minnewin,
Es wird ihm ganz verwirrt im Sinn,
Faſt zweifelt er an ſeinem Herzen.
Daß ſo im Flug die Bruſt ihm ſchlug
Bei jenem Tone, war's ein Trug?
Ihn kränkt der Vögel derbes Scherzen.
Jedoch es klang ſo tief der Laut,
Hinreißend, ſchmeichelnd, lieb und innig.
Und die Bedeutung? Er vertraut,
Daß ſie nicht minder treu und ſinnig.

Zum Garten wandelt er hinein,
Indeß ihn keuſch und hell und rein
Durchbebt das Lied der nächt'gen Stunde:
O Liebe, Liebe! Immer klingt
Der Klang, daß es ihn nochmals zwingt,
Zu forſchen nach des Sängers Kunde.
Er ſchauet rings nach Strauch und Baum:
Dort baun ſie fröhlich an den Neſtern;
Sie häufen Federn, Moos und Flaum,
Indeß ſie ſingen, jubeln, läſtern.

Sieh da, ein Spatz! Das iſt ſein Mann!
Doch ſpaßt das Thier ihn luſtig an:
Die Liebe paßt für reiche Leute,
Ich bin vom Proletariat
Und ſchaffe früh und ſchaffe ſpat,
Mich mühend um des Schnabels Beute:
Ein rüſtig Herz, ein ſchlechtes Kleid,
Luſtig gelebt, ſelig geſtorben!
Wahrhaftig, Liebesluſt und Leid
Hat nie mir den App'tit verdorben!

Ein ſchlechter Troſt! Es ſchwingt ſich ſchnell
Hinweg der ſtruppige Geſell,
Da ſchwirrt vor ihm mit grünen Flügeln
Ein flinker Fant. Ihn fragt er bald;
Doch jener zwitſchert, daß es ſchallt:
Sprich mir nicht von des Herzens Zügeln!
Ich will nur Scherz und Uebermuth
Solch Duſeln iſt verwirrtes Reiſig.
Du ſcheinſt fürwahr kein Thunichtgut,
Ich aber bin ein loſer Zeiſig.

Er kommt zum Teich. Dort ſchnattert hell,
Sich putzend rein im Waſſerquell,
Ein hübſches Entchen. Sie zu fragen,
Schickt er ſich an. Allein ſie ſpricht
Verſchämt: Die Liebe kenn' ich nicht,
Ich bin noch in der Jugend Tagen;
Zur Klatſchviſite muß ich jetzt,
Ich bin geladen zur Frau Baſe.
Sie taucht, ſie ſchwimmt. — Beinah entſetzt
Spricht Minnewin: Das war 'ne Naſe!

Jedoch ein andrer kommt heran,
Mit grauem Kleide angethan:
Grasmücke iſt's, klein und beſcheiden.
Er fleht um Auskunft, doch ſie ſagt:
Hoch hat ſich nie mein Herz gewagt,
Ich kann die Phantaſie nicht leiden;
Ich lebe ſtets der Nützlichkeit,
Vertilge Würmer, Fliegen Spinnen;
Dem Landmann helf' ich allezeit
Gemüſe, Kraut und Kohl gewinnen.

So fliegt ſie hin. Ein Dompfaff tritt
Mit Ernſt hinzu. Der theilet mit!
So denkt der Prinz und thut die Frage.
Was, zürnet jener: Jemine!
Die Liebe? — Sancte Domine!
Die dienet Prieſtern nie zur Plage.
Gelbſchnabel! Griechiſch und Latein,
Das iſt dein Ziel, nicht Schelmenſtreiche!
Reſpectvoll ſoll die Jugend ſein.
Satanas apage! Entweiche!

Indeß ihm noch der Hauptkamm ſchwoll,
Entfernet er ſich würdevoll,
Ein geiſtlich Lied im Fluge ſingend:
O veni sancte spiritus!
Doch Minnewin ſteht voll Verdruß,
Mit bitteren Gedanken ringend;
Statt daß die Neugier ihm vergeht,
Wächſt ſtärker ſie empor im Herzen.
Was iſt die Liebe? Fragend ſteht,
Faſt wie verſunken, er in Schmerzen.

Schon will der Prinz zum Waldesgrund,
Um aus des Sproſſers eignem Mund
Des Räthſels Löſung zu vernehmen.
Er eilet an des Gartens Thor,
Wo ſich der Weg zum Forſt verlor, —
Umſonſt. Er muß aufs neu ſich grämen:
Feſt iſt die Thür, die Mauer hoch,
Jetzt fühlt er erſt die ew'gen Bande,
Die ſchlau um ihn der Meiſter zog,
Unklar dem kindlichen Verſtande.

Jetzt merkt er erſt, daß nie allein
Und unbewacht durch Wald und Hain
Der Weiſe ihm erlaubt zu ſtreifen.
Warum dies ewige Geleit,
Da ich den Kinderjahren weit?
Soll ich zu eigner Kraft nicht reifen?
Was ſoll die Aufſicht? — Giftig ſchleicht
Mistraun in ſproſſende Gemüther.
Verſtört, gekränkt, verſtimmt erreicht
Er bald das Haus und ſeinen Hüter.

Im Antlitz Flammen, Glut im Blick,
Tritt er hinein. Ein Misgeſchick
Ahnt nach dem Ausſehn ſchon der Alte.
Der Knabe fährt ihn heftig an:
Was Liebe iſt, das ſag mir an!
Du weißt es wol, darum entfalte
Mir dieſes Wort, ſo räthſelſchwer,
Das immer mir dein Mund verſchwiegen,
Und das mir nächtens ferneher
Vom Lenzwald in das Ohr geſtiegen!

Und Weisbold, wie gerührt vom Blitz,
Harrt zitternd bleich. Hier ſchweigt ſein Witz,
Er ſtottert endlich wenig Worte:
Wer hat dich dieſen Ton gelehrt,
Mein Kind, der ſeltſam dich verkehrt?
Gibt es Verräther hier am Orte?
Doch, horch! alsbald die Antwort klingt
Durchs Fenſter. Selig Lenzgetriebe!
Die Nachtigall im Waldgrund ſingt
Ihr Lied: O Liebe, Liebe, Liebe!

Entzückt belauſcht der Prinz den Sang,
Sein Athem zieht ſich tief und lang
Aus voller Bruſt; die Blicke ſprühen,
Sein Weſen iſt voll Helligkeit:
So horche, Meiſter, weit und breit
Muß von dem Ton die Welt erblühen:
Die Veilchen ſchauen all hervor
Aus grünem Gras, die Roſen leuchten,
Es quillt ein reichſter Duft empor,
Das Lied will mir ein hohes däuchten.

Der Alte lauſcht und denkt: Bei Gott,
Die Menſchenklugheit iſt ein Spott!
Was half hier vorſichtsvolles Hüten?
Die Keime, welche tief Natur
Geſäet in des Herzens Flur,
Sie treiben immer ihre Blüten.
Ein warmer Hauch, ein Sonnenſtrahl,
So ſind ſie da und bringen Saaten.
Was ich verſchwieg zu eigner Qual,
Das hat ein Vogel nun verrathen.

Dem Spieler gleich' ich ganz beim Schach:
Ich dachte jedem Zuge nach
Und wähnte ſchier das Spiel gewonnen.
Ein Fehler wendet ſchon das Blatt:
Ich ſteh' geſchlagen, ich bin matt,
Das heißt: Gewonnen und zerronnen!
Als ich den Vogellaut gelehrt,
Wie dacht ich da der Nachtigallen?
Doch Lieb' iſt allen Weſen werth,
Im Lenz gehört die Liebe allen!

Er ſchaut ſich nach dem Zögling um;
Der ſteht verſunken, glühend, ſtumm,
Entzückt vom Lied: O Liebe, Liebe!
Der Athem ſtockt, der Buſen ſchwoll,
Es iſt, als ob geheimnißvoll
Die Zukunft einen Brief ihm ſchriebe.
Ein Seufzer dringt aus ſeinem Mund,
Aus ſeinem Auge quellen Thränen, —
Das thut aus tiefem Herzensgrund
Ein unbewußtes endlos Sehnen.

Der Alte ſteht erſtarrt, erſchreckt,
Als die Verzückung er entdeckt,
Die ſchon ein Ton hier ausgerichtet.
Fürwahr, ihm drohet wol Gefahr,
Den ſolch ein Wort ſo wunderbar
Ergreift, daß es den Geiſt vernichtet!
Wie wird es ihm dereinſt zu Muth,
Wenn er des Wortes Deutung kennet,
Da ſchon ſein Herz entbrennt in Glut,
Wenn man ihm nur den Namen nennet!

Und alſo ſpricht er, würdig ernſt:
Ich fürchte, daß du Thorheit lernſt
Und daß du folgeſt der Verführung.
Was glänzt, das iſt nicht alles Gold,
Nicht alles ehrenhaft, was hold,
Nicht alles rein, was voller Rührung!
Verſchließ der Lockung dein Gemüth,
Was du erſtrebſt, iſt voll Gefahren.
Hab ich zu ſchweigen mich bemüht,
So wollt' ich dich vor Leid bewahren.

Die Liebe, deren Kenntniß du
Nun ſucheſt ohne Raſt und Ruh,
Sie iſt der Grund von vielen Schmerzen,
Sie iſt der Grund der meiſten Noth,
Die rings die Menſchenwelt bedroht —
Glaub mir, ſie macht betrübte Herzen!
Sie zündet Zorn und Bitterkeit,
Wo einſt die hellſte Freundſchaft lachte,
Sie bringet Brüder ſelbſt in Streit,
Die eine Mutter treu bewachte!

Sie nähret grauſam Mord und Schlacht
Raſtloſer Tag, ſchlafloſe Nacht,
Ach, das ſind ihre Spielgenoſſen!
Sie macht die rothen Wangen blaß,
Sie macht die lichten Augen naß,
Sie macht den leichten Sinn verdroſſen.
Durch ſie wird junges Blut oft krank,
Sie ſtempelt Jünglinge zu Alten;
Du weißt es einſt dem Himmel Dank,
Will er die Lieb' dir vorenthalten.

Der Alte ging. Doch Minnewin
Wälzt nochmals alles durch den Sinn,
Nur ernſter ſinkt er in Betrachtung,
Er ſteht verwirrter als zuvor.
Das Licht, das er erſehnt, verlor
Sich noch in tieferer Umnachtung.
Wie wird er der Gedanken los,
Damit der Zweifel all zerſtiebe! —
Da ſingt ſie wieder! Gott iſt groß!
Die Nachtigall ſingt: Liebe, Liebe!

Wo iſt die Noth, wo iſt der Streit
In dieſer Töne Seligkeit?
Ich hör' nur Glück und Luſt und Segen,
Ich ſehe nirgends Kampf und Schlacht.
Ach, alles feſſelt eine Macht,
Lenzfreude tönet allerwegen.
Sein Zweifel bleibt; oft ſteht er lang,
Als ob vom Blick den Schlaf er riebe.
Die Nachtigall bleibt treu dem Sang
Und tönet: Liebe, Liebe, Liebe!

Fünfte Romanze.

Junge Liebe.

Des Prinzen heimelnd Wohngemach
Lag hoch im Thurm, zunächſt dem Dach,
Recht in den Lüfteregionen.
Es ſah nach Süd, Nord, Oſt und Weſt,
Und überragte hoch und feſt
Der alten Linden breite Kronen.
Er ſelber war's, der es erkor,
Dem Zögling gab es gern der Weiſe,
Weil dort ihn nie ſein Blick verlor,
Im engumgrenzten kleinen Kreiſe.

Oft war am Fenſter dort ſein Stand.
Er blickte weit in Luft und Land,
So weit er eben konnte ſchauen.
Es war nicht viel: der Gartenraum,
Die Wieſe und des Waldes Saum,
Des Himmels unermeſſne Auen.
Dort folgt er oft dem Wechſelſpiel
Von Tag und Nächten, guten, böſen,
Vertieft, erſtarrt, als wär ſein Ziel,
Die Räthſel der Natur zu löſen.

Heut war es anders. Müd und matt,
Und doch des Sinnens nimmer ſatt,
Lag er, aufs Ruhbett hingegoſſen.
Durchs offne Fenſter trieb die Luft
Ihr warmes Spiel. Voll Blumenduft
Und Vogelſchlag kam ſie gefloſſen.
Was ſoll ihm noch das Lenzgewirr?
Im Fieber glühen ihm die Wangen,
Und ſpräch er jetzt, er ſpräche irr —
Die Lebensluſt iſt ihm vergangen.

Und, horch! Ein plötzlich Flattern klingt
Vor ſeinem Fenſter. Raſch beſchwingt,
Verfolgt der Habicht eine Taube.
Sie ſtürzt ins Zimmer. Athemlos,
So liegt ſie dort. In ſtolzem Stoß
Schießt hin ihr Feind zu neuem Raube
Ob Berg und Thal. Der Prinz fährt auf
Und nimmt das Thier, das ängſtig bebet,
In ſeine Hand, und hört nicht auf,
Zu koſen, bis es ſich belebet.

Er ſtreichelt ſüß, er ſchmeichelt zart,
Er glättet ihr in holder Art
Das weiße, glänzende Gefieder;
Er drückt ans Herz ſie weich, und ſetzt
Dann ſeinen Gaſt, der müd gehetzt,
In einen goldnen Käfig nieder.
Er bietet koſend Milch und Brot,
Und wird nicht müd der lieben Sorgen.
Es that die Zärtichkeit ihm noth,
Die längſt ſein weiches Herz geborgen.

Umſonſt! Sie weiß ihm keinen Dank,
Sie will nicht Speiſe, will nicht Trank,
Sie ſitzt verſenkt als wie in Schmerzen;
Das Aug' iſt matt, und oft entſteigt
Ein Seufzer ihr. Voll Mitleid neigt
Sich Minnewin dem trüben Herzen.
Was fehlt dir noch? ſo ſpricht er warm,
Haſt du nicht, was dein Sinn begehret?
O, ſage mir den ſtillen Harm,
Der tief an deinem Leben zehret! —

Die Taube meint: Das iſt mein Leid,
Ich bin von meinem Lieb ſo weit,
Ach, in der Liebe Lenzestagen! —
Der Liebe? ruft der Jüngling wild,
Dem hoch das Herz aufpocht und ſchwillt,
Kannſt du mir von der Liebe ſagen? —
Sie ſpricht: Ich kenne ſie zu gut,
Sie macht mir dieſe trübe Stunde,
Sie nimmt mir allen Frühlingsmuth! —
Wohlan, drängt Minnewin, gib Kunde!

Und girrend tönt die Antwort her:
Zu ſagen, was ſie ſei, iſt ſchwer.
Sie iſt der Anfang alles Lebens,
Sie iſt der erſte Frühlingstag
Der jungen Bruſt, die ſchlafend lag,
Die Blüte alles Seelenwebens;
Sie iſt das erſte, reinſte Lied,
Das durchs Gemüth volltönend klinget,
Das ſelig durch die Jugend zieht
Und hell das Alter noch durchſinget.

Sie ſchlingt ihr duftig Roſenband —
Wo, wie und wann? — wem iſt's bekannt? —
Um zwei verſchiedne gleiche Weſen,
Und ſtimmt ihr Herz auf einen Ton.
Ein ſtummer Blick genüget ſchon,
Daß ſie in ihren Seelen leſen.
Trifft ſie nur einen — bittrer Schmerz!
Doch trifft ſie zwei — o Seligkeiten!
Ach, trifft ſie gar ein drittes Herz,
Das gibt ein blutig feindlich Streiten!

Stumm horcht der Prinz. Das alles tönt,
Als ob die Taube ihn verhöhnt.
Stets räthſelhafter wird die Sache.
Trieb er auch viel Philoſophie,
Die Denkkraft übte ſich doch nie
In dieſem nagelneuen Fache.
„Grau, Freund, iſt alle Theorie,
Grün ſind des Lebens goldne Bäume!" —
Er fleht die Lehrerin, daß ſie
Mit einem Beiſpiel hier nicht ſäume.

Sie ſpricht: O, ſchau ins Land hinaus!
Du ſiehſt im weiten Frühlingshaus
Der Schöpfung nur die Liebe walten:
Was lebt und webt, was kriecht und fliegt,
Du ſiehſt von Liebe ſie beſiegt
Die tauſendfältigen Geſtalten.
Es neiget ſich der Halm zum Halm,
Es neigt die Blume ſich zur Blume,
Ihr Duft iſt nur ein Liebespſalm
In dieſem Weltenheiligthume!

Sieh her: der goldne Käſer brummt
Dem Käſer nach, die Biene ſummt
Nachfolgend der geliebten Biene,
Den Falter ſucht der Falter dort
Im Lüfteſpiel. Das tummelt fort,
Daß es der ſüßen Liebe diene!
War dir die Seele nimmer voll
Von Sehnſucht, Wonne, Pein, Verlangen,
Daß unſtet ſie zu ruhen ſchwoll
An treuem Buſen, lieben Wangen? —

Ei wol, ſpricht er mit halbem Muth,
Dem Weisbold bin ich herzlich gut,
Er iſt mein treuer, theurer Lehrer;
Doch Sehnſucht hat mich nie gedrängt,
Ihn anzuſehn! — Ihr Lachen zwängt
Kaum mehr die Taube; ſtets wird ſchwerer
Vor ſolcher Unſchuld ihr das Wort.
Dann ſagt ſie: Liebteſt du denn nimmer
Ein Mädchen? — Ach, an dieſem Ort
Da gab es keine Frauenzimmer! —

Der Prinz wird roth, der Prinz wird bleich;
Er kannte aus dem Fabelreich
Und der Geſchichte wol die Frauen,
Doch daß ſie Gott zur Liebe ſchuf,
Das war ihm neu, und ihr Beruf
Macht ihm nunmehr ein heimlich Grauen.
Er denkt der Wiſſenſchaft voll Hohn,
Die Ahnung iſt ihm fürder Leiter!
Iſt's auch die erſte Lection —
Er weiß genug und fragt nicht weiter.

Der Mär vom erſten Menſchenpaar
Gedacht' er gleich; dann dacht' er gar
Der Patriarchen und Propheten.
Die nackte Griechengötterwelt
Sie fiel ihm ein. Selbſt Gott und Held,
Die Könige wie die Poeten,
Sie hatten Weiber alleſammt.
Warum ſie Frauen ſich genommen? —
Die Liebe hatte ſie entflammt! —
Licht muß in das Geheimniß kommen.

Theilnehmend fragt er dann das Thier:
Du haſt wol auch im Lenzrevier
Dein Herzgeſpiel? — Die Taube nickte. —
Da öffnet er ihr enges Haus
Und nimmt ſie hold und ſanft heraus,
Indeß er treu ins Aug' ihr blickte;
Am Fenſter küſſet er ſie noch:
Wohlauf, nun ſuche raſch das Weite!
Ich halte nimmer dich im Joch,
Sei Luſt und Segen dein Geleite!

Bei deinem Partner finde Ruh,
Glück, Seligkeiten immerzu!
Du ſollſt nicht hier im Thurme trauern,
Dem nie die ſüße Liebe naht.
Gedenk auf deinem luſt'gen Pfad
An mich in dieſen öden Mauern! —
Sie grüßt, ſie ſchlägt in wilder Luſt
Empor die ſchnellen weißen Flügel,
Und ſchwingt ſich bald mit leichter Bruſt
Hoch über Wälder, Wieſen, Hügel.

Lang folget ihr des Prinzen Blick:
Dann macht ſein trauriges Geſchick
Den Buſen ihm von Seufzern ſchwellen.
Die Gegenwart, ſie laſtet grau,
Und ſeines Geiſtes rege Schau
Will auch die Zukunft nicht erhellen.
Was ſein Gemüth dereinſt entzückt:
Der Wälder Sang, des Gartens Triebe,
Das ſchmerzt ihn tiefer. Ach, es drückt
Dies Wiſſen; denn er weiß die Liebe.

In dumpfes Brüten ſtier verſenkt,
Kommt's, daß er nicht der Zeit mehr denkt;
Die Mahlzeit hat er ſelbſt vergeſſen.
Wer ſo voll ſüßer Schwärmerei,
Voll gern geſuchten Leids dabei,
Was gilt ihm Trinken, gilt ihm Eſſen!
Der Lehrer, der zum erſten mal
Ihn heut vermißt, kommt, ihn zu ſuchen.
Des Prinzen Blick durchfährt ein Strahl, —
Hätt' er's gelernt, er würde fluchen.

Nun, ſprich, ſo fuhr er heftig auf,
Was hemmſt du mir des Wiſſens Lauf?
Du bargſt mir den Beginn des Lebens,
Den erſten, friſchen Frühlingstag
Der jungen Bruſt, die ſchlafend lag,
Die Blüte alles Seelenwebens!
Du bargſt das erſte, reinſte Lied,
Das durchs Gemüth volltönend ſinget,
Das ſelig durch die Jugend zieht
Und hell das Alter noch durchklinget!

Die Liebe haſt du mir verhüllt,
Die rings die Frühlingswelt erfüllt
Im Jubelton, im Blütenglanze —
Das iſt der Liebe Glück und Zier!
Es ſucht ſich Käfer, Vogel, Thier,
Zur Pflanze neiget ſich die Pflanze,
Du aber hältſt mich hart zurück,
O, du verödeſt meine Jugend!
Und Lieb' iſt doch der Jugend Glück! —
Natürlich ſprach der Prinz voll Tugend.

Weisbold, der Weiſe, ſteht verſtört;
Kaum traut dem Wort er, das er hört.
Er ſieht, hier hilft nicht Liſt und Lüge;
Sein Zögling hat die Lieb' erkannt,
Umſonſt ward er verſteckt, verbannt.
Es flammet hell durch ſeine Züge
Ein Schein von jener Leidenſchaft,
Die ihn bedrohet mit Gefahren.
Was half nun alle Lehr' und Haſt?
Ein junges Herz iſt ſchwer zu wahren!

Gefragt, woher dies Wiſſen ſei,
Gibt er die Antwort frank und frei —
Er kannte ja kein blödes Zimpern;
Denn all die dumme Ziererei
Erwächſt nur aus der Heuchelei:
Das Zwinkern mit den Augenwimpern,
Das Stottern aus verlegnem Mund,
Das Senken auch von Stirn und Wangen
Iſt doch im Grund recht ungeſund.
Und Minnewin war unbefangen.

Der Alte ſieht mit Schrecken ein,
Daß er den Netzen, klug und fein
Von ihm geſponnen, ſelbſt erlegen.
Er denkt: hier gilt es Offenheit!
Und gleich beginnt er, weit und breit
Ihm die Geſchichte vorzulegen.
Der ſüßen Lorelei Geſang
Und ihre dunkeln Schickſalslieder
Auf ſeines Zöglings Lebensgang
Erzählt er ihm getreulich wieder.

O, denk an deiner Eltern Noth!
Du biſt ihr Leben, biſt ihr Tod,
Ihr Schickſal liegt in deinen Händen!
So ſchließt er. Auch gedenke mein,
Ich ſoll dein treuer Hüter ſein
Und Unglück dir vom Haupte wenden.
Weh ihnen, und weh dir und mir,
Durchbrichſt du meiner Leitung Schranken!
Mir droht der Tod, das Unheil dir,
Die Eltern machſt du jäh erkranken! —

Es ſprach der Greis ſo warm und gut,
Daß ſich des Jünglings trotz'ger Muth
Mit einmal brach. Das Herz des Alten
War ihm ſo lange treu geſinnt,
Daß er, gleich wie ein freundlich Kind,
Es nicht mit Trotz vermag zu ſpalten.
Zu meiden all das Uebel auch,
Verſprach er, treu ſein Herz zu hüten. —
Was Wunder? denn der Liebe Brauch
Lag ferner ihm, als Frucht den Blüten!

Kaum kennt er ihre Theorie;
Die Praxis, die erfuhr er nie;
Wie Blinde ſprach er von den Farben.
Wer einmal die verbotne Frucht
Genoſſen hat, der ſtrebt und ſucht,
Noch oft zu koſten von den Garben!
Der Menſch bedenkt, der Himmel lenkt,
Und nur das Ende ſoll man loben;
Ihm ſind die Proben nicht geſchenkt.
Laßt ſehn, ob er erlag den Proben!

Scheinbar beruhigt ging er ſo,
Halbwegs bekümmert, halbwegs froh,
Kurz drauf im Garten hin und wieder.
Da rauſcht es her, da rauſcht es hin:
Die Taube, ſeine Lehrerin,
Senkt ſich auf ſeine Schulter nieder.
Es drückt der Prinz ſie warm ans Herz
Mit ſüßem Plaudern, zartem Koſen,
Und trägt ſie mit ſich gartenwärts
In eine Laube voller Roſen.

Glückſel'ger Vogel, ſprich, o ſprich!
Auf hurt'gen Flügeln wiegſt du dich
Zum Abend hin und hin zum Morgen,
So wie du willſt. Bald hier, bald dort,
Verwechſelſt du jedweden Ort,
Und immer bleibſt du ohne Sorgen.
Erzähle mir, in welchem Land,
Seit wir geſchieden, du geweſen!
Was hat die Schwingen dir geſpannt
In meine Oede, ſüßes Weſen?

Die Taube aber nahm das Wort:
Ich war an fernem, fernem Ort,
Von wo ich holde Nachricht bringe.
Der Freiheit, die du gabſt zum Lohn
Erſchein' ich hier, und für den Sohn
Der Oede hab ich ſeltne Dinge:
Auf meiner Flucht durch Berg und Thal
Gewahrt' ich einen wilden Garten,
Ich ſah darin im Maienſtrahl
Die ſchönſte Maid der Blumen warten.

Durch Tulpenbeete ſprang ſie bald,
Bald in der Pfirſichbäume Wald,
Bald auf den Wieſen, bald am Strome;
Bald ſtand ſie vor dem ſchlichten Haus
Und ſchaut' ins junge Grün hinaus
Und auf zum blauen Himmelsdome.
Ich ſah ſie manchen bunten Kranz
Phantaſtiſch wild verſchlungen ketten,
Ich ſah ſie halten manchen Tanz
Mit Tamburin und Caſtagnetten.

Ihr nahte friſch das ſcheue Reh
Und naſchte aus dem roſ'gen Schnee
Der reinen Hand gepflückte Blätter.
Im Laubgezweig der Vögelchor
Flog froh, wo ſie erſchien, hervor,
Zu grüßen ſie mit dem Geſchmetter
Des Lenzgeſangs. Sie kamen gar
Ihr auf die Schultern hingeflogen.
Hier kannten ſie nicht die Gefahr,
Ein Kind des Walds kam ſie gezogen.

Ach, ich beſchriebe dir ſie gern,
Doch wer malt dieſen Augenſtern,
Dies Köpfchen in den dunkeln Locken?
Es ſtritt mit ihr der Blumen Glut, —
Sie war in leichtem Jugendmuth
Die ſchönſte Glocke bei den Glocken.
Es ſtritt mit ihr der reiche Duft, —
Sie war Arom doch der Arome,
Mit ihr ſtritt Sang in Baum und Luft, —
Sie hohes Lied im Liederſtrome.

Und alſo blühte ſie geheim,
Ein zukunftsreicher Wunderkeim,
Von dichter Wildniß tief umſchränket;
Kein Sterblicher drang ſonſt hinein.
Als ich ſie ſah, ſo jung, ſo rein,
So keuſch, unſchuldig, ungekränket
Von jedes Grames fernſtem Ruf,
Von keiner Sehnſucht noch getrieben,
Da dacht' ich, daß ſie Gott erſchuf,
Daß du, mein Prinz, ſie ſollteſt lieben! —

So ſprach die ſüße Kupplerin.
Dem Prinzen fuhr es her und hin
Wie Wetterleuchten durch die Seele.
Rothflammend zieht es ob der Stirn,
Ein wilder Brand iſt ſein Gehirn,
Es pocht das Herz bis in die Kehle;
Hat ihn geängſtet ſein Gefühl
Wie eine wüſte, öde Wildniß,
So wird ihm doppelt ſchwer und ſchwül
Bei dieſem wortgemalten Bildniß.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Verſchiedentlich entflammt die Bruſt
In Liebe ſich. Jäh kommt die Luſt
Dem einen, ſieht er Schürzen fliegen;
Zu allen treibt ſein Blut ihn heiß.
Ein andrer, ohne daß er's weiß,
Muß wie im Traum ihr unterliegen.
Ein dritter gar verliebt ſich nie
Als wie nach reifem Ueberlegen:
Iſt reich, zweckmäßig die Partie,
Dann kommt von ſelbſt der Liebe Segen.

So war's bei unſerm Helden nicht.
Des Herzens erſtes Sonnenlicht
Brach ein gewaltig, flammend, ſtrahlend.
So floß einſt Gottes heil'ger Tag
Zur Chaoswelt, die fertig lag,
See, Berg und Ebne golden malend.
Hier galt nicht Rückſicht, Brauch, Geſchick,
Nicht Stand, Geſinnung, Lehre, Mahnung
Es hat erfüllt ein Augenblick
Die lang gehegte ſtille Ahnung.

Seht, wie die Knoſpe tief im Thal
Aufbricht im feuchten Morgenſtrahl
Und plötzlich mit des Kelches Gluten
Rings in die grüne Wildniß ſchaut,
Des Waldes wunderbare Braut,
Und ihre Düfte ziehn in Fluten
Durch das Revier! So war es hier.
Der Augenblick iſt angebrochen,
Sie iſt des Frühlings Luſt und Zier,
Kein Gott hält länger ſie in Jochen.

Es kommt kein ſchönerer Moment,
Solang des Lebens Lampe brennt,
Als der Beginn des Liebelebens.
Durch jede Luſt, durch jeden Gram
Glänzt die Erinnrung wunderſam,
Und wer ſie hat, lebt nicht vergebens.
Du wunderbares Jugendbild,
Dir blüht ſie hell, du biſt geſegnet,
Ein Zauber wird dein Hort und Schild,
Was dir auch ſpäterhin begegnet.

Doch wie's im Haupte wallt und kocht
Und wie's im Herzen ſchlägt und pocht —
Was ſoll er thun? — Es weiß ein jeder,
Daß man zur Ferne Briefe ſchickt.
Unwiſſend weiß er's auch und blickt
Bald rüſtig nach Papier und Feder.
Erſt will es nicht zur Hand ihm gehn,
Er kaut ſogar am flücht'gen Kiele;
Bald ſchreibt er alſo — es verſtehn
Verliebte ſich auf Reimeſpiele —:

Du ſchöne, reine, holde Maid,
Du bittre Luſt, du ſüßes Leid,
Du weite Nahe, nahe Weite,
Du nie Geſehne, heiß erſehnt,
Du nie Belauſchte, ſtets erwähnt,
Du fern Gebild, doch mein Geleite,
Du nie Gekannte, tief erkannt,
Du nie Berührte, feſt Erfaßte,
Dein Bild hat mir das Herz entbrannt,
Auf daß es nimmer ruh' und raſte.

Ich bin das Dunkel, du das Licht,
Leucht' auf, daß mir dein Tag anbricht!
O mich, die Nacht, komm zu erhellen!
Der klare Himmel, der biſt du,
Als Erde harr' ich immerzu,
Erſchein, ſo wird mein Frühling ſchwellen!
Du biſt die Wärme, ich der Keim,
Den du zum Wachsthum wirſt entfalten;
Fremd fühl' ich mich, — ich bin daheim,
Kann Frieden ich von dir erhalten!

Du ſchöne, reine, holde Maid,
Es kommt der Tag, es kommt die Zeit,
Da will ich treu vor dir erſcheinen.
Geht's über Berge, Fluß und Meer,
Gilt's Kämpfe ſtark und Leiden ſchwer,
Die Liebe wird mich dir vereinen.
Zum Troſte ſend' ein Zeichen mir,
Bis es erſcheinet, ſchwillt im Sturme
Mein volles Herz! So ſchreibet dir
Prinz Minnewin im ſtillen Thurme.

Verſchwommen klingt's, ſentimental,
Doch junger Herzen Luſt und Qual
Muß ſeltſam Treiben man verzeihen.
Die wilde Zeit voll Sturm und Drang
Hat jeder auf dem Lebensgang;
Ihr werdet drum ein Ohr mir leihen.
Das Briefchen wird mit Roſenduft
Noch parfumirt. Mit raſchen Schwingen
Durchſchwirrt die Taube flink die Luft,
Um ſicher es ans Ziel zu bringen.

Mit Zittern bleibt der Prinz zurück;
Sein Schickſal, Unheil oder Glück,
Trägt durch den Aether nun der Bote.
Was wird des Mädchens Antwort ſein? —
Die höchſte Wonne, tiefſte Pein? —
Gar eine Diplomatennote?
Vielleicht auch nichts? — Gott ſteh' ihm bei!
Angſt, Zweifel, Hoffnung, Schrecken drängen
Sich in der Tage Einerlei,
Die öde ziehn mit ſchweren Gängen.

Viel Langeweile hat die Welt,
Beſonders, iſt man zugeſellt
Philiſtrig nüchternen Geſichtern,
In denen nie das Auge glüht,
In deren Mund das Wort ſich müht,
Weil dieſen geiſtesarmen Wichtern
Es gänzlich an Gedanken fehlt.
Sind's Männer oder ſind es Frauen,
Pfui, wie das peinigt, ängſtet, quält!
All ihre Gegenwart iſt Grauen!

Doch ſchrecklicher noch iſt die Qual
Des Wartens, ſei's in Berg und Thal,
Sei's im gemüthlich hübſchen Zimmer.
Auf alle Straßen ſchaut man aus,
Das Fenſter öffnet man am Haus
Und harrt und ſtarrt von neuem immer.
Iſt es ein inhaltſchwerer Brief,
Iſt's Vater, Mutter, ſelbſt der Werber —
Man reckt den Hals ſich krumm und ſchief
Und wünſcht die Liebſten oft zum Sperber.

Zum Sperber oder Kukuk — gleich
Sind beide ja im Vogelreich. —
Jedoch Prinz Minnewin, der eben
Zuerſt des Wartens Pein gefühlt,
Er blickt und ſchauet ungekühlt:
Droht ihm der Tod, lacht ihm das Leben?
Gleich einer Säule marmorſtill
Steht er im Thurme bange Stunden,
Ob ſich kein Bote zeigen will
Mit glück-, mit unglücksſchwangern Kunden.

Auf einmal flattert es heran.
Das iſt von Nord die rechte Bahn,
Jedoch wie flügelmüd ermattet!
Das iſt die weiße Taube nicht,
Die raſch den Aether ſonſt durchbricht,
Wenn ſie Berichte ihm erſtattet! —
Und doch, ſie iſt's; ſie ſchwankt und wankt
Im graden Fluge. Kaum erreichet
Die Halle ſie — Der Jüngling dankt —
Indeß ſie ſtirbt, ihr Athem weichet.

Er hebet ſie vom Boden auf,
Da quillet noch in rothem Lauf
Ihr Leben; ſeine Hand iſt blutig.
Die Bruſt durchdrang des Jägers Pfeil;
Verwundet flog ſie noch in Eil
Zu ihrem Ziele treu und muthig.
Er haucht ſie an, er ſpricht ihr zu,
Jedoch ihr Daſein war gebrochen.
Pflichttreu fand ſie die ew'ge Ruh,
Sie hielt im Tod, was ſie verſprochen.

Was wurdeſt du auch jäh erlegt? —
Der Jüngling faſt ſie, ſchmerzbewegt,
Die Seufzer quellen, Thränen fließen:
Du ſüßer Martyr frommer Pflicht! —
Doch ſieh, was glänzt mit hellem Licht
An ihrem Hals? Die Strahlen ſprießen
Von einer reichen Perlenſchnur,
Dran hängt ein Bildniß, das entzücket:
Ein Mädchen zeigt's, dem die Natur
Der Schönheit Stempel aufgedrücket.

Iſt das die Schöne, deren Lob
Die Taube zu den Sternen hob?
Sind das die Augen, Züge, Haare?
Ob ſie die Verſe wol erblickt?
Ob ſie das Bildniß ihm geſchickt,
Das Gegenliebe offenbare? —
Doch wer iſt ſie, doch wo iſt ſie? —
Ach, die hier Nachricht konnte ſagen,
Die Taub' — iſt todt, und nie, ach! nie
Wird Licht in dies Geheimniß tagen.

Er denkt, er ſinnt, — er ſinnt, er denkt.
Wohin er auch die Seele lenkt,
Die Zweifel wollen ſich nicht legen.
Er ſchreitet hin, er ſchreitet her,
So träumeriſch, gedankenſchwer,
Auf ſeines Gartens liebſten Wegen.
Du vielgewundnes Labyrinth
Mit deiner buntverſchlungnen Wirre,
Wie ängſtigſt du dies liebe Kind!
Sein Haupt iſt wüſt, faſt wird es irre.

Im Garten fern gräbt er ein Grab,
Die Taube ſenkt er ſtill hinab
Und deckt ſie zu mit weißen Lilien;
Und zu dem Hügel, wo ſie lag,
Lenkt er die Schritte jeden Tag
Und ſingt ihr rührende Vigilien:
Du einz'ge Freundin, liegſt du todt?
Mit dir iſt alles mir verloren.
Ach, wo ich bin, da iſt die Noth!
O, wär' ich nimmermehr geboren! —

So ſpricht der erſte bittre Schmerz,
Trifft er ein junges, friſches Herz;
Es wähnt ſich ſelbſt zum Tod getroffen,
Unheilbar glaubt es ſeine Pein!
Jedoch die Zeit gießt Balſam drein
Und heilt die Wunden, die noch offen.
Rings blüht der Lenz bacchantiſch fort,
Entwickelnd glanzvoll Trieb' um Triebe;
Die Nachtigall am ſtillen Ort
Singt immer: Liebe, Liebe, Liebe!

Sechste Romanze.

Die Flucht.

Wie tief ſich auch das Leid verſchwor,
Nichts hebet ſich ſo friſch empor
Wie junge Seelen. Blum' und Zweige,
Die raſch ein Fuß im Wald zertrat,
Der Halm der Wieſe und der Saat
Geht unter eurem Tritt zur Neige
Und hebt ſich wieder über Nacht,
Wenn Thau und Bodenſaft ihn ſtärkte.
Der Prinz genas, eh er's gedacht;
Es wuchs ſein Muth, bevor er's merkte.

Wol ſang er täglich noch ſein Lied
Der Taube, die ſo jäh verſchied,
Doch ſanfter ward gemach die Trauer. —
Was er begann? — Nun, nebenbei
Ward er dem ſchönen Conterfei
Ein ſtiller, eifriger Beſchauer.
Bei dieſem ſüßen Antlitz ſchwoll
Die Bruſt ihm bald zu vollem Sehnen,
Daß ihm der Mund von Seufzern quoll,
Daß ihm das Auge floß von Thränen.

Die Lippen neigten ſich in Leid
Oft drüber hin. Voll Zärtlichkeit
Haucht er aufs Antlitz heiße Küſſe;
Oft ſtarrt aufs Bild er lang und tief,
Als ob darin ein Leben ſchlief,
Als könnte ſtrömen in Ergüſſe
Der rothe Mund, als müßte licht
Durchs Auge ſchießen heimlich Leuchten, —
Umſonſt. Ach, ſie belebt ſich nicht! —
Was einer wünſcht, will leicht ihm däuchten.

Und dann kommt gar die Eiferſucht!
Gedanken zucken in der Flucht
Durch ſein Gehirn; er bebt in Qualen;
Bald wird's ihm kalt, bald wird's ihm heiß:
Vielleicht umdrängt ſie jetzt ein Kreis
Von fröhlich ſcherzenden Rivalen,
Und einer nimmt ihr Herz im Sturm! —
O Gott, wo mag die Holde weilen,
Indeß ich ſchmachte hier im Thurm?
O, wüßt' ich es, wie wollt' ich eilen!

Soll ich entfliehn? — Allmählich reift
Ihm ein Entſchluß. Die Seele ſchweift
Schon hin durch bunte Abenteuer:
Ich flieh aus dieſem düſtern Haus,
Aus dieſer Kerkerhaft hinaus,
Sonſt tödtet mich das innre Feuer!
Ich will der Aeltern Liebe nicht,
Die in die Oede mich getragen,
Ich ſah ſie nie von Angeſicht,
Nie fühlt' ich ihre Herzen ſchlagen.

Was ficht mich noch mein Lehrer an?
Hat er auch Gutes mir gethan,
Der iſt mein Freund nicht, der in Banden
Mich ſtörriſch hält, der alle Luſt
Des Lebens hemmt in meiner Bruſt.
Ich zieh hinaus zu weiten Landen,
Ich ſuche, die mein Leben iſt,
Die mir verheißet Glück und Wonne
Statt daß mein Daſein Roſt zerfrißt,
Stürm' ich in freie Luſt und Sonne.

Doch wie beginnt die neue Bahn? —
Er ſteigt nach wohl erdachtem Plan
Dann eines Abends auf den Speicher
Und macht der Eule den Beſuch.
Sie ſaß, wie ſtets, vor einem Buch,
An Wiſſen reich und immer reicher.
Er ſpielte gut, der junge Fant,
Als ob den Wiſſensdrang er kühle,
Und fragte rings nach Stadt und Land —
Das war ihr Waſſer auf die Mühle.

Voll Selbſtbewußtſein ſah ſie drein
Und ſprach: Du ſollſt bedienet ſein;
Denn ſieh, ich ſelber bin der Sproße
Aus uralt würdigem Geſchlecht.
Geht es uns heut auch grad nicht recht,
So ſind wir doch in manchem Schloſſe,
Wie in Ruinen, Thurm und Thor
Die Herrſcher noch. Im Deutſchen Reiche
Sind ſtets die Eulen noch im Flor,
Und allwärts leben Meinesgleiche.

Als Antiquar hab ich auch noch
Durchſtöbert jedes dunkle Loch,
Ich ſcheute weder Schutt noch Ecken.
Mit Brüdern, Vettern, Ohmen all,
Die ich in jedem Mauerwall
Auf jedem Söller habe ſtecken,
Durchforſcht' ich treu die Heimatwelt.
Ich kann es ſagen mir zum Preiſe,
Da mein Gedächtniß gut beſtellt,
Macht' ich mit Nutzen meine Reiſe.

Dem Prinzen wallt's im Herzen auf,
Doch fragt er nach der Flüſſe Lauf,
Nach Bergen, Städten, Menſchen, Sitten.
Die Eule gibt als Topograph
Die Auskunft ihm. Sie waren brav
Schon in dem Werke vorgeſchritten.
Doch endlich hat der Prinz genung;
Er ſpricht ihr dann von ſeinem Herzen
Und bittet ſie mit hohem Schwung,
Zu retten ihn aus bittern Schmerzen.

O, ſei mein Rath, ſei mein Genoß!
Rief er zum Schluß. Doch es verdroß
Die Eule dies frivole Reden.
Seh ich wol wie ein Kuppler aus?
So bricht der Griesgram barſch heraus.
Der Abenteuer bunte Fäden
Hab ich mein Lebtag nie gelenkt.
Schweig mir von Lieb- und Herzgeſchichten;
Wer in Betrachtung ſich verſenkt,
Wird nicht den Geiſt auf Unſinn richten!

Nicht zürne — nimmt der Prinz das Wort —,
Ueb' die Betrachtung immerfort,
Beſchau den Mond und miß die Sterne;
Doch hilfſt du mir auf meiner Flucht,
Dann, was dein Geiſt nur wünſcht und ſucht,
Will ich dir ſpenden herzlich gerne. —
Ich brauche nichts, ſo ſpricht ſie kalt,
Als wenig Mäuſe auf dem Tiſche
Und dieſen ſtillen Aufenthalt:
Reichthümer ſind mir faule Fiſche! —

Bedenke, ſchmeichelt Minnewin,
Dein Daſein welket nutzlos hin,
Nutzlos ſind deine edeln Gaben,
Gedanken, Wiſſenſchaft und Geiſt,
Wenn du ſie nicht dem Leben weihſt!
Der Weiſe muß auch Thaten haben!
Mein Haupt wird einſtens ja gekrönt,
O, leih mir deine reichen Mittel,
Und die verlorne Zeit verſöhnt
Dereinſt ein Orden und ein Titel.

So traf der Prinz den rechten Ton.
Man weiß, des Wiſſens klarſter Sohn
Iſt für die Ehre doch empfänglich;
Denn die Diogenes im Faß
Sind ſeltne Vögel. Schein macht Spaß,
Ob auch das Flitterwerk vergänglich!
Schon ſchleicht dem nächtlichen Kumpan
Der Ehrgeiz in die trockne Seele;
Er lächelt ſchlau den Jüngling an,
Als ob er höflich ſich empfehle.

Noch manches „Aber“, manches „Doch“
Entfährt ihr wol. Allein ein Loch
Weiß ſie ſchon in des Parkes Mauer.
Sie überlegt ſich raſch den Weg
Durch Wald, Gebirg und Wieſenſteg —
Und ſie erweiſt ſich immer ſchlauer.
Bevor's der Jüngling noch gedacht,
Iſt ſchon geplant die ganze Sache;
Sie wollen fort noch dieſe Nacht,
Wenn alles ruhet unterm Dache.

Gleich pfropfet Gold und Edelſtein
Der Prinz in ſeine Kleider ein,
Und thut, als legt' er ſtill ſich ſchlafen.
Um Mitternacht ſchwingt er ein Seil
Vom hohen Fenſter, das in Eil
Ihn führt aus ſeines Thurmes Hafen.
Der Garten iſt im Lauf durchflohn,
Die Wand durchbrochen ohne Stocken,
Bald wehet ihm die Nachtluft ſchon
Im freien Forſt durch blonde Locken.

Sie eilen durch Gebirg und Thal
Beim ſelig ſüßen Vollmondſtrahl
Auf tief geheimen Waldespfaden.
Die Nacht iſt weich und balſamvoll,
Jedoch den Gram, der ihn durchſchwoll,
Kann nicht des Jünglings Bruſt entladen.
Ihm iſt im Herzen eng und feſt,
Die Angſt macht oftmals ihn ermatten,
Sein Athem ſtöhnet tief gepreßt,
Er fürchtet ſeinen eignen Schatten.

Es treibt ihn auf nach kurzer Ruh,
Ihm flüſtert ſcharfe Worte zu
Das wache, folternde Gewiſſen.
Oft wird geſtürmt, oft wird geweilt,
Oft wär er gern zurückgeeilt, —
Ach, all ſein Willen war zerriſſen!
O welch ein Kampf, o welch ein Streit!
Hier Pflichtgefühl, dort Herzenstriebe.
Doch ihn bekehrt im Walde weit
Die Nachtigall, ſie ſinget: Liebe!

Der Morgen kam. Da floh der Gram,
Und Furcht und Zweifel, Angſt und Scham
Verſcheuchen ſchnell des Oſtens Strahlen.
So ſiegreich wirkſt du, holdes Licht:
Wenn hell dein Quell den Raum durchbricht,
Dann fliehn Geſpenſter, Schrecken, Qualen.
Doch ſucht das Paar nun müd die Ruh:
Verſteckt im Wald, ſo will's die Weiſe.
Der Eule ſagt die Nacht nur zu,
Auch bringt Gefahr bei Tag die Reiſe.

Schon manche Mondnacht gingen ſie,
Dem Prinzen thaten weh die Knie,
Zerriſſen waren Schuh und Strümpfe —
Da machten einſt die Wandrer Halt
An einem Abhang. Feld und Wald,
Gebirge, Ströme, Bäche, Sümpfe
Sind ohne viel Gefahr durchſtrebt, —
Es liegt, ſo weit die Augen ſchauen,
Die ſchönſte Ebne, duftumwebt,
Mit Städten, Dörfern, Strom und Auen.

Der Jüngling war vom Weg gedrückt,
Dem ungewohnten. Hoch entzückt
Sieht er die endlos weite Runde.
Vom üppig fruchtgeſchwellten Land
Mit ferner Berge blauem Rand
Erhält ſein Blick zuerſt die Kunde.
Nach manchem ſchweren, harten Pfad
Durch ödes, unfruchtbar Gelände,
Erquickt die Schau ihn wie ein Bad,
Ihm iſt's, als ob all Wirrſal ſchwände.

Ihm iſt, als öffnete ſich hell
Die Zukunft nun. — Schau zu, Geſell,
Wir ſind dem Ziel um vieles näher!
Siehſt du im Thal den blauen Strom,
Dran eine Stadt mit Thurm und Dom?
Ich bin bei Tag ein ſchlechter Späher.
So ſprach die Eule. Köln am Rhein,
Die heil'ge Stadt, muß vor uns ragen. —
Ich ſeh es! rief der Prinz darein,
Sind nun zu Ende unſre Plagen?

Die Antwort tönt: Ein weiſer Mann
Wohnt dort, der hohen Ruhm gewann
Im Land der Chriſten und der Heiden.
Man nennt mit großem Pomp und Schall
Albertus Magnus überall;
Er iſt ſo weiſe, wie beſcheiden.
In Erd- und Himmelswiſſenſchaft
Iſt wie kein andrer er erfahren,
Der Zauberkünſte Wunderkraft,
Sie mußte ſich ihm offenbaren.

In ſeiner dunkeln Zelle lebt
Ein alter Rabe. Einzig webt
Er in der Weisheit, wie der Meiſter.
Die Welt ſah nie ein ſeltner Thier!
Er iſt der Vogelweiſen Zier,
Er iſt der tiefſte Geiſt der Geiſter.
Albertus ſelber lernte viel
Aus dieſes Raben klugem Munde,
Zumal der Schwarzkunſt dunkles Spiel,
Der Zauberei geheime Kunde.

Du weißt, die Raben leben lang.
Man ſagt von ſeinem Lebensgang,
Daß er ſich zieht durch manch Jahrhundert.
Aegypten iſt ſein Vaterland;
Es wurde dort ſchon ſein Verſtand
Von alten Gnoſtikern bewundert.
Dort hat er Mumien zerlegt,
Durchſtöbert alle Pyramiden,
Und in das Leben oft bewegt
Die Geiſter, welche längſt geſchieden.

Sein Wiſſen, maßlos, wunderbar,
Hat ihn vor manchem langen Jahr
Mit jenem weiſen Mann verbunden.
Er iſt ihm Freund, iſt ihm Genoß:
Was tief dem Orient entſproß,
Das treiben ſie in nächt'gen Stunden.
Der Rabe pflegt als Archivar
Der Bücher, Manuſcripte, Rollen,
Er ordnet ihm als Antiquar
Gebild der Kunſt, der wundervollen.

Ich kenne ihn. Mein Name wird
Dich ihm empfehlen. Ungeirrt
Beginne nun dahin die Reiſe;
Du triffſt ihn in der Abendzeit
Allein. Dann iſt Albertus weit
Und betet in der Prieſter Kreiſe;
Denn er iſt Mönch. Benutze klug
Die Stunden. Zeig ihm nur das Bildniß;
Er kennet ſicher jeden Zug
Und weiſt den Pfad uns in der Wildniß.

Sie gibt ihm noch ein Zeichen an,
Ein tief geheim Symbol, woran
Freimaurer ſich vielleicht erkennen;
Denn Weihe liegt in ſolchem Dunſt!
Iſt er auch ohne Sinn und Kunſt —
Man pflegt ihn heilig gar zu nennen.
Dann zeigt er ihm noch Pfad und Ort,
Dem alten Raben zu begegnen,
Und ſchließt mit einem ernſten Wort,
Des Jünglings neues Werk zu ſegnen.

Und dieſer iſt entſchwunden kaum,
Da ſucht ſie einen hohlen Baum,
Um über Tag darin zu ruhen.
Zur Nacht will ſie zum Stelldichein
Selbſt an dem alten Thurme ſein
Im raſchen Flug. — Mit leichten Schuhen
Und gutem Muth zieht Minnewin.
Je weiter führen ſeine Wege
Zur alten heil'gen Stadt dahin,
Je luſt'ger wird das Leben rege.

Was aber ſchiert ihn Menſch und Vieh,
Da ihm nur Eine Melodie,
Die Melodie der Sehnſucht, klinget!
So manches iſt ihm nagelneu,
Doch blieb er ſeinem Plane treu;
Und als die Nacht ſich niederſchwinget,
Hat er durchfahren ſchon den Fluß,
Durchfragt der Stadt verwirrte Orte,
Und bei des Ave Glockengruß
Klopft er an die beſchriebne Pforte.

Wie von geheimer Geiſterhand
Wird aufgemacht. Der Jüngling ſtand
Vor einer Treppe, die gewunden
Durch Mauern, maſſig, feucht und dick,
Ihn führt, bis endlich dann ſein Blick
Am Lichtſpalt eine Thür gefunden.
Ein alterthümliches Gemach
Empfängt ihn: Bücher, Inſtrumente,
Gerippe, Schlangen, bis ans Dach
Gehäuft, des Wiſſens Elemente!

Und mitten drin zu gleicher Friſt
Erſchien der alte Kabbaliſt,
Der urgeheimnißvolle Rabe.
Die Federn ſtruppig, grau das Haupt,
Die Füße überaus beſtaubt,
Sah ſeltſam aus der alte Knabe.
Ein Augenlid, gelähmt wie Blei,
Erſchien wie ein geſchloſſnes Fenſter:
Er ſchaute drein — Gott ſteh uns bei —
Als zählt' er unter die Geſpenſter.

Dabei ſaß er auf einem Bein
Bewegungslos, gleich einem Stein,
Den Kopf zur Schulter hingeſenket.
Mit ſeinem einz'gen Auge ſchaut
Er auf den Boden. Was erbaut
Den Geiſt, der ſo tiefſinnig denket?
Dort ſieht der Prinz ein Diogramm,
Darauf des Raben Blicke ſtarren.
Wär' er berühmt nicht wunderſam,
Man hielt' ihn wol für einen Narren!

Du Wunder der Gelehrſamkeit —
Begann der Jüngling —, weit und breit
Ertönt dein Ruhm durch alle Lande,
Wo nur die Vogelſprache klingt.
Dem Fremdling, welcher zu dir dringt,
Verzeih; verzeih dem Liebesbrande,
Der glühend ihm das Herz verzehrt,
Wenn er in deine tiefen Studien
Sich ſtörend miſcht! — Der Greis macht kehrt
Und unterbricht gleich die Präludien.

Da ihm die Störung nicht behagt,
Krächzt er: Du wünſcheſt wahrgeſagt
Aus deiner Hand der Zukunft Walten?
Gib her, mir iſt ein Kinderſpiel
Die Chiromantik! — Nein, mein Ziel
Mag Gott, ſo wie er will, entfalten!
Spricht fromm der Prinz. Ich komme nur
Als Liebespilger, dich zu fragen,
Ob du mir eines Mädchens Spur
Und meines Pilgerns Ziel kannſt ſagen?

Der Alte ruſt voll Ironie:
Es fehlet nirgendwo und nie
An Mädchen, und zumal am Rheine!
Aus jedem Garten, jedem Haus,
Da ſchaun ſie braun und blond heraus
Beim Morgen- und beim Abendſcheine! —
Doch jener meinet, roth vor Scham:
Die ſuch ich nimmer; nur die Züge
Im Bild hier ſind mir Luſt und Gram!
Find ich ſie, hab ich all Genüge. —

Was weiß ich denn von Jugend! — tönt
Die Antwort barſch. Werd ich verhöhnt
Mit Flitterwerk, das ich nicht kenne?
Ich weiß nicht, was da draußen geht;
Denn nur, was in den Büchern ſteht,
Iſt meine Scheune, meine Tenne.
Komm ich hinaus, ſo geht mein Flug
Hin zu Ruinen, dumpf, verwittert;
Zu Leichenhäuſern iſt mein Zug,
Wo Tod und Krankheit ächzend zittert!

Drum ſuch von Schönheit und von Luſt
Dir andre Kunde! — Wohlbewußt
Such bei der Weisheit ich alleine! —
Spricht Minnewin. Und kurz und klar
Erzählt er, wer ſein Führer war
Zum weiſen Raben an dem Rheine.
Sein ganzes Leben liegt enthüllt
Dem Alten. Der Prophetin Sprüche,
Sein Schickſal, das ſich treu erfüllt,
Paßt in des Nekromanten Küche.

Hier lag vom alten Schickſalbuch
Ein Blatt geöffnet. Jeder Spruch
War nun dem Raben hochwillkommen.
Aufmerkſam lauſcht er auf. Vielleicht,
Daß auch der Ehrgeiz ihn beſchleicht,
Da heut ein Prinz zu ihm gekommen.
Sein ſchroffer Ton wird plötzlich zart,
Es werden fein die groben Sitten;
Denn eines Fürſten Gegenwart
Macht glatte aus den plumpen Schritten.

Und endlich ſpricht er höfiſch faſt:
Bei Damen geh ich nie zu Gaſt,
Ich meide Gärten und Paläſte,
Ich ſelbſt bin ohne Kunde ganz;
Doch lebt in Thüringen im Glanz
Des Hofs ein Vogel, der die beſte
Und rechte Auskunft ſicher gibt:
Ein Papagai, der ſtets auf Reiſen
Gelebt. Allwärts bekannt, geliebt,
Wird er dich auf die Fährte weiſen.

Und ein Empfehlungsbriefchen dann
Schreibt er noch ſchnell dem jungen Mann.
Kratzfüße ſind's, ein bunt Geſchmiere:
Iſt's Keilſchrift, Koptiſch, iſt's Sanskrit —
Ich weiß es nicht; doch ſeltſam glitt
Des Vogels Klau auf dem Papiere.
Als er geendet, klopft auch ſchon
Die Eule an den alten Scheiben,
Und mahnt mit nächtlich ſchrillem Ton,
Zu lange müßig nicht zu bleiben.

Der Rabe ſchreitet zum Empfang
Entgegen ihr, umarmt ſie lang;
Sie wechſeln manche Redensarten:
Wie geht's? — Ei nun, wie ſoll es gehen! —
Wir haben lang uns nicht geſehn! —
Sie fragen ſich nach ihren Fahrten.
Derſelbe Wortkram überall,
Bei Weiſen hier und dort bei Thoren!
Erzählt' ich Hanſ' und Kunzens Schwall —
Die Mühe wär fürwahr verloren.

Wohlan, des Abſchieds Stunde ſchlägt,
Und Minnewin dankt froh bewegt
Dem alten Vogelhexenmeiſter.
Pilgrim der Liebe, fahre wohl!
So tönt ſein Wort noch dumpf und hohl.
Und wieder ſammelt er die Geiſter,
Stellt wieder ſich aufs linke Bein,
Das Diogramma tief beſchauend. —
Die beiden ziehn ins Land hinein,
Der neugegebnen Spur vertrauend.

Und mancher Tag und manche Nacht
Ward auf der Wandrung hingebracht;
Durch Sonnenſchein, durch Sturm und Regen,
Durch Blitz und Donner zieht das Paar
Stets unverdroſſen, ſelbſt Gefahr
Nicht ſcheuend auf den wilden Wegen.
Das Ziel lacht endlich ihrem Fleiß:
Thüringens Hof erhebt ſich prächtig.
Wer ausharrt, dem gebührt der Preis!
So ſpricht die Eule ernſt, bedächtig.

Und da im Oſt der Tag ſich regt,
Verbirgt ſie ſich, ſo wie ſie pflegt,
In einen alten Mauerkerker.
Der Prinz beſchaut des Schloſſes Bau,
Der in das dunkle Himmelsblau
Aufragt mit Zinne, Thurm und Erker.
In große Gärten tritt er ein —
Es iſt noch früh — er legt ſich nieder —
Hoch ſchließt das Sommergras ihn ein.
So ſtärkt der Schlaf die müden Glieder.

Und als er neu erquickt erwacht,
Scheint durch der Bäume hohe Pracht
Die Mittagsſonne ſtrahlenglutig.
Ein Summen tönt ihm in das Ohr,
Nicht ferne ſteht ein bunter Chor.
Er ſpringet auf und naht ſich muthig.
Dort wirren ſich mit Anmuth frei
Die feinen Herren, ſchönen Damen:
Auf jenem Holz der Papagai
Iſt wol der Grund, warum ſie kamen!

Das muß der kluge Vogel ſein!
Denkt er, und miſcht ſich in die Reihn,
Und tief erſtaunt er in der Seele,
Daß alles in der Runde hier
Belauſchte das geſchwätz'ge Thier
Mit ſeiner fix geläuf'gen Kehle.
Der Papagai im grünen Rock
Mit klugem Blick ſcheint ſehr geſellig,
Und ſchwatzt von ſeinem hohen Stock,
Durchs Haar ſich fahrend, ſelbſtgefällig.

Wer iſt der Redner? Alſo ſpricht
Der Prinz zum nächſten. — Kennt ihr nicht
Ruft jener, den erfahrnen Wandrer,
Der alle Länder hat durchreiſt,
An allen Höfen hat geſpeiſt,
Und klug und weiſ' iſt wie kein andrer?
Er iſt aus altem Perſerſtamm!
Wie Tauſend eine Nacht, die Märchen,
Erzählt er bunt, und wunderſam
Kennt er die Sprachen auf ein Härchen.

Die Proſa und die Poeſie,
Wie man es will, verſagt ihm nie;
Er gibt die ſeltenſten Geſchichten
In allen beiden. Dazu kennt
Die Hofkunſt er. Sein Element
Iſt ſeine Sitte. Nach ihm richten
Die Moden ſich. Ja, allerwärts
Iſt er der Liebling zarter Schönen,
Die harrend lauſchen ſeinem Scherz
Und ſeiner Verſe langem Tönen.

Denn Damen lieben Papagain
Mit ihren ew'gen Plauderein
Abſonderlich. — Genug, ich danke!
Ruft Minnewin. Ich muß allein
Ihn ſprechen! — Kräftig dringt er ein
In dieſen Kreis bis vor die Schranke,
Wo zungenflott der Vogel ſpricht
In breit erzählender Entfaltung.
Der Prinz, der keck ihn unterbricht,
Fleht ihn um eine Unterhaltung.

Sie ſei privatim, zeugenlos! —
Der Redner läßt ſich aus dem Schos
Der Hörer ziehn mit Widerſtreben.
Es iſt, wer ſelbſt ſich gerne hört,
Nicht gern im Redeact geſtört,
Er folgt nur, weil er weiß zu leben.
Der Jüngling ſtellet ſich ihm vor
Als Liebespilger. — Saubre Sachen!
So fährt der Vogel laut empor:
Bei Gott, der Caſus macht mich lachen!

Mein Zwerchfell ſchüttelt ſich nicht zart,
Hör ich von Liebe. Meine Art
Iſt dies einmal. — Du mußt verzeihen! —
Der Prinz ſteht ganz und gar erſtarrt.
Iſt er verhöhnt, wird er genarrt?
Wie — fraget er den Papagaien —,
Iſt Liebe nicht des Daſeins Grund?
Nicht tiefſtes, größtes Lebenswunder? —
Doch jener ruft mit keckem Mund:
Die Lieb' iſt nichts wie reiner Plunder!

Solch Zeug zu hören macht mir Qual!
Mein Sohn, du biſt ſentimental;
Längſt iſt die Liebe aus der Mode!
Was geht den Weltmann an das Herz!
Ein feines Haupt voll Witz und Scherz
Iſt der Gefühle Antipode.
Veraltet dünkt der Haute-Volée,
Gemein ſogar, ſo Lieb' wie Glaube. —
Der Jüngling denkt mit ſtillem Weh
An die Geſpräche mit der Taube.

Ein gut Geſicht zum böſen Spiel
War hier am Ort. Er denkt: Ans Ziel
Kommſt beſſer du mit friſchem Drange.
Drum barg er fürder ſein Gefühl
Dem Hofmann, der ſo kalt und kühl
Hier witzelt nach dem neuſten Schwange.
Kennſt du, mein Freund, dies Bildniß nicht?
So fraget er, indem er's zeiget. —
Ein allerliebſtes Milchgeſicht!
Spricht jener, drüber hingeneiget.

Sehr hübſch — charmant — ei, in der That!
Doch ſah ich auf dem Lebenspfad
Manch ſchönes Weib. Ei, wart ein wenig:
Das iſt, beim Himmel, Milika,
Die kleine Freundin iſt es ja,
Die Tochter vom Zigeunerkönig! —
Wo find' ich ſie, wo ſteht ihr Haus?
So ruft der Jüngling in Ekſtaſe. —
Man geht bei ihr nicht ein und aus!
Trumpft jener ihm in kalter Phraſe.

Die alten Weiber dort im Land,
Sie prophezeiten aus der Hand
Des Mädchens kunterbunte Dinge.
Weil ihn der Aberglaube neckt,
Drum hält ihr Vater ſie verſteckt,
Daß die Gefahr vorbei ſich ſchwinge.
Um was ſich's handelt, weiß ich nicht,
Doch ward ich hingeführt vom Alten,
Und hab das ſüße Angeſicht
Mit meinen Scherzen unterhalten. —

So hör ein Wörtchen im Vertraun:
Spricht Minnewin. Des Rheines Gaun
Werd' ich als Herrſcher einſt regieren.
Du biſt voll Wiſſenſchaft und Kunſt;
Ich werde dich mit Ehr' und Gunſt
Und mit den reichſten Würden zieren,
Wenn du mir hilfſt, du liſt'ger Gaſt,
Daß ich die ſchöne Maid gewinne! —
Das iſt es, was dem Grünrock paßt;
Nach Ehren ſtehen ihm die Sinne.

Ich helfe dir! Hier meine Hand!
Was angeht meinen künſt'gen Stand,
So machſt du mich zum Ordensmeiſter,
Zum Präſes der Akademie!
'ne Sinecur für mein Genie!
Arbeit iſt nicht für witz'ge Geiſter! —
Was du verlangſt, wohlan, es ſei!
Ruft aus der Prinz und weckt die Weiſe.
Bald ſind Prinz, Eule, Papagai,
Zum Böhmerlande auf der Reiſe.

Siebente Romanze.

Das Turnier.

Das Reiſen wär ein luſtig Ding,
Wenn es nur immer vor ſich ging
Ohn alle böſen Zwiſchenfälle.
Man ſieht ſich an die Gotteswelt:
Tiefblau Gebirg, ſaatwogend Feld,
Waldſchluchten, Felſen, Waſſerfälle;
Zugvögel fliegen durch die Luft,
Waldhörner durch die Auen klingen.
Wie alles das ins Weite ruft!
Das Menſchenherz beginnt zu ſpringen.

Jedoch manch kitzlicher Moment
Kommt auch dazwiſchen. Oftmals brennt
Der Tag zu heiß, die Nacht iſt ſchaurig,
Die Mahlzeit iſt nicht immer recht,
Der ſaure Wein ſchmeckt herzlich ſchlecht;
Das Bett — es klingt dem Müden traurig —
Iſt hart, uneben; ſchlimmer iſt,
Wenn wüſte Regengüſſe ſchwellen;
Am ſchlimmſten, wie ihr ſelber wißt,
Sind unverträgliche Geſellen!

So war es hier. Euch iſt bekannt
Die Eule. Ihr entgegen ſtand
Recht in Geſinnung, Bildung, Wiſſen
Der Papagai. Er ſah auf Glanz
Und Toiletten-Eleganz;
Sie war der Einfachheit befliſſen,
Oft ſchmuzig gar. Feinſchmeckerei
Zeigt er bei Weinen und bei Speiſen;
Sie haßte jede Leckerei,
Um ihre Cynik recht zu preiſen.

Sie wollte nächtens alles thun
Und dann im hohen Mittag ruhn;
Er ſchlief bis in den hohen Morgen.
Ihm ſprudelte ſtets Wort auf Wort;
Sie redete nur hier und dort,
Und hielt die Meinung oft verborgen.
Und kam es endlich zum Disput,
So war die Anſicht ſtets verſchieden;
Sie redeten ſich in die Wuth,
Und oft geſtört war ſo der Frieden.

Als Witzbold ſchwatzt der Papagai;
Wie ein Weltweiſer thut dabei
Die Eule. In der Belletriſtik,
Kritik, Rhetorik, Poeſie
Will er erſcheinen als Genie,
Dabei übt er die Journaliſtik;
Sie aber hat für alles das
Die größte gründlichſte Verachtung,
Und meint, das würde bleich und blaß
Vor metaphyſiſcher Betrachtung.

Sie weiſt auf Alterthümer hin,
Beſpricht der Vorzeit tiefen Sinn,
Und bringt Geſchichte, Märchen, Sagen.
Wortſpiel und Anekdoten warf
Er ihr ins Wort; und ſuchet ſcharf
Sie zu bewitzeln und zu plagen,
Und ſchallend lacht er noch zum Schluß.
So weiß er ſie zuletzt zu zwingen,
Daß beide endlich voll Verdruß
Stillſchweigend, trotzend weiter gingen.

Der Jüngling hatte Noth und Leid,
Der beiden ew'gen Zank und Streit
Auf gutem Wege beizulegen.
Iſt er auch grad kein Diplomat,
Den grauen wie den grünen Rath
Strebt er doch immer zu bewegen
Zur Friedlichkeit. Bald hier, bald dort
Weiß er ein freundlich Wort zu raunen,
Und alſo ſcheucht er allwärts fort
Der hitz'gen Kämpfer üble Launen.

Buntwechſelnd ward die Wanderſchaft
Durch dieſe Scenen. Saft und Kraft
Kommt erſt der Reiſe durch Genoſſen.
Je ſchediger an Haupt und Herz
Die Schar, je bunter wird der Scherz,
Iſt man zuweilen auch verdroſſen.
Langweilig war des Prinzen Weg
Einſt mit der Eule. Neues Feuer
Ward durch den grünen Schwätzer reg.
Es gab ſogar oft Abenteuer.

Des Papagai's Geſchwätzigkeit
Verrieth den Vögeln weit und breit
Des Prinzen Rang. Bald ging die Reiſe
Nicht mehr incognito durchs Land,
Wie ſonſt die Herrn vom hohen Stand
Sie pflegen in bequemer Weiſe;
Es hieß ringsum durch Feld und Wald:
Ein Kronſohn ſuche im Geflügel
Sich ſeinen Hofſtaat. Und alsbald
Hob an Geſchwirr durch Thal und Hügel.

Das liebe bunte Federvieh,
Das rings im Luftreich pfiff und ſchrie,
Ließ ſich dem Prinzen präſentiren.
Bittſteller waren ſie zumal,
Und wahrlich dient es ihm zur Qual,
Zu hören ihr Petitioniren.
Sie wünſchten in dem Vogelreich
Der Zukunft ſämmtlich Amt und Titel;
Sie thaten es den Menſchen gleich,
Und brauchten auch dieſelben Mittel.

Es iſt ein eigenthümlich Ding
Um Rang und Aemter. Immer ging
Nach ihnen unermüdlich Trachten.
Bringt es noch goldne Münzen ein,
Ein Lohn, der klingt, dann geht's; allein
Selbſt Weiſe mögen nicht verachten
Im Knopfloch farbig buntes Band,
Hochtrabend eitel Titelweſen;
Denn ſtets noch macht von ſolchem Tand
Die dumme Welt viel Federleſen.

Hoch im Gebirg empfahl ein Aar
Sich zum Feldmarſchall in der Schar
Der kriegeriſchen Luftſoldaten;
Die Elſter, die als Golddieb man
Im Lande kennt, ſie bot ſich an
Als Bankminiſter aller Staaten;
Als Oberjäger rühmte ſich
Ein Wilddieb mit dem Namen: Geier;
Ein Reiher ſagte: Prinz nimm mich
Zum Hüter deiner Teich' und Weiher!

Der ſaubre Burſche Wiedehopf
Empfahl ſich als ein feiner Kopf
Zum Redacteur der Adelszeitung.
Es krähte vor dem Prinz der Hahn;
O, ſtell mich als Nachtwächter an!
Ein Puter pruſtete: Die Leitung
Des Marſchallamts gebühret mir;
Denn ich verſteh die ſteifen Sitten!
Der Pfau rief: Ich, der Vögel Zier,
Komm, um den Kammerherrn zu bitten!

Als Hofdame erbat die Gans
Das Amt ſich in des Hofes Glanz;
Als Kinderfrau erſchien die Henne.
Sieh, auch der Storch, er iſt nicht faul,
Er bittet mit dem Klappermaul,
Daß man zur Hebamm' ihn ernenne.
Doch ſoll vor jedem Prädicat
Das Wörtchen „Hof" beſonders ſtehen.
Den Titel als Geheimerrath
Und Orden kommt man auch erflehen.

Der alte Stil, der alte Zopf!
Das Steckenpferd für jeden Tropf,
Der überragen will die Maſſen,
Regt hier auch auf die Vogelwelt.
Ei, Dinge hört der junge Held,
Die er nicht recht vermag zu faſſen;
Zuletzt gibt er dem Papagai
Das Amt, die Vögel abzuweiſen,
Der trefflich weiß, mit ſüßem Brei
Sie auf die Zukunft abzuſpeiſen.

Als Hüter ſeines Amts erwies
Er ſich, daß man ihn billig pries;
Kein Hofvertröſter noch war beſſer!
Beim Starken ging mit Höflichkeit
Er ſtets zu Werk, und ſchwellend breit
Floß ſeiner Phraſen ſeicht Gewäſſer!
Dem Schwachen aber war er grob,
Dem Niedern nüchtern, kalt, gemeſſen,
Bis ganz und gar der Schwarm zerſtob,
Der haſchte nach des Hofes Treſſen.

Im bunten Allerlei der Fahrt,
Die lang ſich hinzieht, offenbart
Sich ſtets des Jünglings tiefe Neigung:
Oft träumt er weiter ſtundenlang,
Oft jauchzt er laut, oft ſeufzt er bang,
So wills der Phantaſien Verzweigung;
Ihr wißt es, Furcht und Hoffnung ſchwellt
Ein liebend Herz zu vollen Strömen,
So geht's einmal in aller Welt! —
Und endlich kamen ſie nach Böhmen.

Ein ſeltſam Land! Es hebt ſich hier,
Es ſenkt ſich dort, — ein wild Revier,
Von Berg und Thälern ſchroff zerklüftet.
Felskämme ſind der Adler Horſt;
Dumpf rauſcht der dunkle Tannenforſt,
Der ſich an öden Halden lüftet;
Waldſtröme ſchreien jäh im Fall
Durch ewig ſtille Einſamkeiten:
Zauber beſchleicht euch überall
In dieſen wunderbaren Weiten!

Dazwiſchen aber geigt und ſingt
Ein ſchwarzbraun Volk. Es ſchallt und klingt
Oft in den Thälern und den Bergen;
Es rauſchen Märchen wundervoll,
Bald ſchaurig, trüb, bald bunt und toll,
Von Rittern, Frauen, Hexen, Zwergen.
Wohin ihr kommet, nah und fern,
Da hört ihr Zauber, Sagen, Wunder.
Die Eule lauſchet ihnen gern,
Doch nennt der Papagai ſie Plunder.

Nach manchem krausgewundnen Weg
Verlieret plötzlich ſich der Steg
An hochgethürmten Felſenmaſſen.
Der Grüne ſpricht: Wohlan, es gilt!
Die Wände hier ſind Schirm und Schild,
Die feſt den Edelſtein umfaſſen,
Nach dem du ſuchſt. Mit dieſem Kitt
Hält ſie der Vater abgeſchloſſen
In Gärten, die kein Fuß betritt,
Umſpielt von wenigen Genoſſen.

Das Wild, das Pfad und Höhle kennt;
Der Vogel, der das Element
Der Luft durchſchweift, erreicht alleine
Den einſam tief verborgnen Ort.
Man ſagt, nur einem Zauberwort
Eröffnet ſich der Fels. Der Eine,
Der dieſen Hexenlaut verſteht,
Er iſt des Mädchens ſtrenger Vater,
Der immer von und zu ihr geht,
Als einz'ger Hüter, einz'ger Rather.

Mir gab Natur des Fluges Kraft;
Weltbildung, Umgang, Wiſſenſchaft,
Sie lehrten mich die Menſchenſprache.
Wohlan, laß mich Geſandter ſein! —
Er denkt dabei: Das Amt iſt fein!
Und Würden ſind ſo ſeine Sache. —
Dem Jüngling pocht das Herz. Er ruft:
Friſch auf, ſo mach dich auf die Sohlen,
Und ſag ihr dort in jener Schluft:
Prinz Minnewin kommt, ſie zu holen! —

Der Papagai ſchwang ſich empor
In eitelm Flug, und bald verlor
Er ſich auf hohe Lüftepfade.
Als er den Aether ſo durchſchwamm,
Schwoll ihm von Dünkel hoch der Kamm;
Denn eine Fürſten-Ambaſſade
Iſt kein geringes Ding, zumal
In Herzensangelegenheiten;
Hier gilt es ſtets die feinſte Wahl:
Man nimmt die Klügſten der Geſcheiten.

Verklärt durch ſeines Amtes Strahl,
Gelangt er ins verborgne Thal.
Gleich dem verlornen Paradieſe
Erſtreckt es ſich im Sonnenglanz,
Ein wilder, friſcher Blütenkranz
Durchſtricket Garten, Wald und Wieſe,
Es plaudert rieſelnd mancher Quell,
Von Vögelliedern kommt's gezogen.
Ach Einſamkeit, ſo ſüß und hell,
Hat nie des Dichters Blick durchflogen!

Des Boten ſcharfes Auge ſchaut
Sich forſchend um, die künft'ge Braut
Von ſeinem Fürſten aufzufinden.
Vergebens mühet er ſich lang.
Zuletzt in einem Laubengang
Trifft er ſie zwiſchen Weingewinden.
Stumm ſitzt ſie, wo der Bronnen ſchäumt,
Der Buſen bebt ſich, Seufzer ſchwellen,
Die Blicke ſtarren mild verträumt
Auf einen Brief, die ſüßen, hellen.

Ei, das iſt Minnewinn's Billet!
So denkt der Grüne, und kokett
Wirft er ſich in die Bruſt, erhebet
Des ſchlanken Federbuſches Zier
Und tritt in höflicher Manier
Hinzu. Als ob ſein Herz erbebet
Von überzartem Mitgefühl,
So ſpricht er: Trockne deine Thränen!
Iſt dir das Herz von Kummer ſchwül,
Ich bringe Tröſtung deinem Sehnen! —

Verwundert ſchaut das Mädchen um
Und bleibt vor lauter Staunen ſtumm,
Als ſie kratzfüßelnd, ſcharrend, nickend
Den ſeltſam grünen Vogel ſieht,
Und da der erſte Schreck entflieht,
So fragt ſie, furchtſam um ſich blickend:
Wie willſt du kühlen, kleines Thier,
Die Gluten, die dies Herz durchbrennen? —
Da gibt er, aller Damen Zier,
Als alter Freund ſich zu erkennen.

Ich komme — fährt er redend fort —
Als Abgeſandter hier zum Ort.
Mein Fürſt, Prinz Minnewin vom Rheine —
Der Name bringt ein flammend Roth
In ihr Geſicht —, gab das Gebot,
Daß ich botſchaftend hier erſcheine;
Ihn hat die Liebe ſo gerührt,
Daß er ſich aufgemacht nach Böhmen.
Wenn er dich nicht als Weib entführt,
Will er ſein Herzblut hier verſtrömen. —

Wie wächſt dem Kinde da der Muth!
Es leuchtet wunderbar in Glut
Ihr dunkles Auge voller Funken.
So blitzt, wenn er das Licht empfand,
Ein hell geſchliffner Diamant
Von Regenbogenfarben trunken;
So ſtrahlet nach der Wetternacht
Ein blütenreicher Frühlingsmorgen.
Ihr Weſen, das in Wonne lacht,
Läßt plötzlich fahren Gram und Sorgen.

O ſüßer Bote! ruft ſie aus,
Du bringeſt Segen dieſem Haus,
Ein ungehofftes neues Leben!
Mir war, als ob mein Sternbild ſank,
Ich fühlte mich zum Tode krank;
Ach! an der Treu des Freundes eben
Hab ich gezweifelt. »Eitler Schmerz!
O, künd ihm: ſeine holden Worte
Sind eingezogen in mein Herz
Und ruhen dort in ſicherm Porte!

Sie waren meiner Seele Brot,
Ach! meine Luſt und meine Noth
In lang erwartungsvollen Tagen,
Mein Glück, mein Schmerz in mancher Nacht,
Die ich mit Weinen hingebracht!
Ein glühnder Blitz hat eingeſchlagen
Sein ſchwungvoll Wort in meinen Geiſt.
O wunderbarliche Verkettung!
Wo mich die Zeit verzweifeln heißt,
Da iſt am nächſten mir die Rettung!

Denn morgen ſind die Tage voll,
Daß in die Welt ich treten ſoll;
Ich zähle ſiebzehn Jahre morgen;
Doch morgen auch iſt das Turnier,
Aus deſſen Kampf der Gatte mir
Erſtehen wird. Mit trüben Sorgen
Ging ich entgegen dieſem Tag;
Denn viele Werber ſind erſchienen,
Mit Lanzenſchwingen, Schwerterſchlag
Im Kampf als Braut mich zu verdienen.

Mein Vater, welcher keine Gunſt
Ausüben will, läßt durch die Kunſt
Der Waffen, durch den Muth entſcheiden.
Es zittert mir noch Nerv und Blut!
Doch nun iſt alles wieder gut,
Es iſt geholfen nun uns beiden.
Eil denn zu Minnewin zurück:
Er rüſte ſich für mich als Krieger!
Den Liebenden iſt hold das Glück.
Ich bin die Braut, iſt er der Sieger!

Raſch folgt dem Wort der Papagai.
Er ſchwingt ſich in die Lüfte frei,
Hinrauſchend hoch ob Buſch und Klippen.
Schon harret ohne Ruh und Raſt
Der Jüngling. Eine ſchwere Laſt
Drückt ihm das Herz, ſchließt ihm die Lippen.
Und als ſein Bote nun erſcheint
Mit der Geliebten Liebeskunden,
Da löſt ſein Weſen ſich — er weint
In Wonnen, die er nie empfunden.

O wirrer, ſeltſamer Moment,
Wenn einem Geiſt, der liebend brennt,
Aufgeht das erſte ſüße Zeichen
Der Gegenliebe! Wie ein Stern,
Der uns in Meereswüſten fern
Erſcheint, ſo ſtrahlſt du ſondergleichen!
Da wir verloren uns geglaubt,
Iſt nah der Port. — die erſten Grüße
Verwirren ſchon des Prinzen Haupt.
O Gott, was drohen einſt die Küſſe! —

Doch als er vom Turniere hört,
Da ſteht er plötzlich bleich, verſtört;
Nicht feige Furcht macht ihn erſchlaffen.
O Gott, ſo ruft er aus, mein Haupt
Iſt voll von Wiſſenſchaft geſchraubt,
Doch fremd iſt mir der Dienſt der Waffen!
O, lernt' ich führen Pferd und Schwert
Statt Algebra, Philoſophemen!
O, wär ich jetzt ein' Ritter werth!
Ich muß mich meiner Schwachheit ſchämen. —

Und dennoch ſoll die Wiſſenſchaft
Dir heute helfen! ruft mit Kraft
Die Eule drein. Hält auch geringe
Der Grüne ſie mit bitterm Spott,
Sie bringt dir Hülfe. Groß iſt Gott!
In ſeiner Hand ſind alle Dinge!
Läg dies geheimnißvolle Land
Mit ſeinen Mythen mir nicht offen,
Du wärſt an der Verzweiflung Rand
Und könnteſt keine Rettung hoffen!

Drum höhnet nicht den Antiquar;
Denn was ich ſage, das iſt wahr:
In dieſen Bergen eingeſchloſſen
Liegt eine Höhle, tief und grau,
Verborgen vor der Menſchen Schau,
Von zauberiſchem Licht durchfloſſen.
Drin ragt ein ſchwerer Tiſch von Stein,
Darauf gefeite Waffen blitzen!
Daneben ſtehend ladet ein
Ein Zauberroß, um aufzuſitzen. —

Mit Staunen ſtarrt der Prinz empor.
Die Eule hebet Ohr um Ohr,
Glotzt mit den Feueraugen nächtig
Und redet: Vor geraumer Zeit
Gab ich dem Vater das Geleit.
Ich war ein Eulchen. Ernſt, bedächtig
Ging unſer Zug. Vom Alterthum
Erforſchten wir geheime Sagen,
Hier im Gebirg ſahn wir uns um
Nach Kunden aus vergangnen Tagen.

Da klang die Mär: In Rothbart's Heer
Gab's eine Rüſtung, ſtark und ſchwer,
Getränkt in rothem Drachenblute;
Und wer ſie trug, der focht und ſchlug
Sich ſtets zum Sieg. Den Reiter trug
Ein Roß von ungezähmtem Muthe.
Gefeit für jeden Stich und Schlag,
So waren beide Zauberwerke;
Vom Morgenroth zum hohen Tag
Erwies ſich ihre Wunderſtärke.

Gebrauchen kann ſie nur ein Chriſt!
Doch wer ſie trägt zu jener Friſt,
Schlägt alle Feinde ſiegend nieder.
Wir ſuchten ſtets der Dinge Grund
Als treue Forſcher. Und im Schlund
Der Höhle fanden wir ſie wieder. —
Genug! ſo rief der Prinz; du weißt
Den Ort, ſo zeig uns nun die Stege! —
Aufs neue hoffnungsvoll im Geiſt
Macht er mit ihr ſich auf die Wege.

Schwer war der Pfad, verſchlungen, krumm,
Abſchüſſig, ſteil. Hinkletternd ſtumm
Ging's durch Gerölle, Klippen, Schlüfte;
Hier hemmte ſie des Waldſtroms Flut,
Ein Abgrund dort. Mit ſtraffem Muth
Betraten endlich ſie die Klüfte
In das Geſtein. Nachtvögel nur
Durchſchwirren ſolche ſchaur'gen Orte.
Doch auch die Liebe folgt der Spur
Durch dieſe dunkle Höllenpforte.

Sie ſind am Ziel. Unheimlich ſchleicht
Ein mattes Licht hindurch, und leicht
Gewahrt der Blick Tiſch, Roß und Waffen.
Blank iſt die Lanze und das Schwert,
Der Harniſch roth, ſo unverſehrt,
Wie ſie ein Waffenſchmied mag ſchaffen
An glühnder Eſſe. Kräftig ſtark
Erſcheint des Pferds Araberraſſe.
Der Prinz fährt zu mit friſchem Mark,
Ob ihm die ſchwere Rüſtung paſſe.

Im Eiſen kommt ein neuer Geiſt
Auf ihn herab, und keck und dreiſt
Klopft er dem Rappen auf den Rücken.
Der ſtampft den harten Boden ſchnell,
Der wiehert in die Lüfte hell; —
Es ſchwingt der Prinz ſich mit Entzücken
Hinauf. Der Morgenröthe Licht
Dringt leuchtend plötzlich durch die Spalten.
Er grüßt die Eule. Länger nicht
Sind Roß und Reiter aufzuhalten.

Hei, welch ein Ritt! Durch Berg und Thal
Geht's wie im Flug. Fort iſt die Qual,
Vergeſſen ſind die jungen Leiden.
Es fliegt ſein Haar in friſcher Luft,
Er kann nicht Fels und Wald und Kluft,
So ſtürmt der Renner, unterſcheiden.
Der Jüngling fühlt ſich nun als Mann:
Statt weicher Sehnſucht will er Thaten.
Der Kerker hielt den Keim im Bann,
Die Freiheit ſchwellt ihn froh in Saaten.

Wie ſicher lenkt er ſchon das Roß!
Wie übt er ſich in Schlag und Stoß
Mit ſcharfem Schwert und blanker Lanze!
Sieh, Pferd und Mann und Speer und Schild
Sind wie Ein Guß! Ein herrlich Bild,
Fliegt er dahin im Morgenglanze.
Es iſt, als wüßt' er ſeine Bahn,
Und dennoch ſaß er nie im Bügel.
Bald hält er auf dem Kampfesplan,
Inmitten ſchöner, grüner Hügel.

Ihr denket wol, ich führ euch nun
An einen Hof. Eur Blick will ruhn
Auf tauſend goldbedeckten Zelten,
Drauf munter bunte Fähnlein wehn,
Will ſich durch Galerien ergehn
In überreiche Wunderwelten
Voll Perlen, Edelſtein und Gold,
Voll ſtolzen Rittern, ſüßen Frauen, —
Jedoch das Bild, das ſich entrollt,
Läßt euch von dieſem Glanz nichts ſchauen.

Mein Lied bringt euch in andre Welt,
Zu einem Volk, das Wald und Feld
Zu ſeinem Wohnſitz auserkoren,
Das ewig in die Ferne ſtreift,
Das raſtlos hier- und dorthin ſchweift,
Nicht wiſſend, wo es ward geboren.
Es lacht, es ſingt, es geigt, es ſpringt
Nachts um die luſt'gen Reiſigfeuer;
Tags ſchläft es. Alle Zeit verbringt
Es nur durch leichte Abenteuer.

Wo iſt ſein Reich, wo iſt ſein Staat?
In aller Welt! — Wo hält es Rath?
Auf brauner Heide! — Nenn' den Namen!
Die flüchtigen Zigeuner ſind's,
Die wilden Söhne jedes Winds!
Es iſt ein weit verſtreuter Samen.
Ihr Lager findet ſich zumeiſt
An ſchatt'gen Halden, ſtillen Strömen,
Drum liebt ihr ungebundner Geiſt
Das wald- und hügelreiche Böhmen.

Die träge Ruh, die matte Raſt
Iſt nicht für ſie; ſie ziehn in Haſt,
Der Wandrung Seligkeit zu ſchlürfen.
Sie klopfen ſelten an ein Thor;
Auf allen Fluren ſprießt empor,
Was ſie zur Lebensluſt bedürfen.
Ein buntes Flickwerk iſt ihr Kleid,
Ihr Schmuck iſt glänzend eitler Flitter,
Doch dünkt ſich Edelfrau die Maid,
Der Burſche dünkt ſich edler Ritter.

Sie heben voller Stolz und Muth
Ihr Haupt empor, wie jeder thut,
Der ſich berühmet hoher Ahnen.
Dem tiefen Orient entſtammt
Iſt ihr Geſchlecht. Ihr Auge flammt,
Wenn ihre alten Lieder mahnen
An die vergangne ſchöne Zeit;
Ach, längſt iſt ſie dahin geſunken!
Doch wie der Märchen Süßigkeit,
So macht ſie noch die Seele trunken.

Wie fabelhafte Märchen ſind
Sie ſelbſt. — Da er den Plan gewinnt,
Hält Minnewin in bunter Mitte
Von einem ſolchen flücht'gen Stamm.
Ei, wie gemahnt ihn wunderſam
Hier Antlitz, Kleidung, Anſtand, Sitte!
Nicht minder iſt der Kreis erſtaunt,
Den rothen Ritter zu erſchauen.
Ei, wie das flüſtert, wie das raunt,
Beſonders in dem Kranz der Frauen!

Denn keinem andern gleicht er hier
Im Ausſehn. Ringsum das Revier
Durchmuſtern ſeine Augen offen:
Die Wieſe wimmelt voll und bunt.
Sie, die er trägt im Herzensgrund,
Zu ſehen, iſt ſein einzig Hoffen. —
Er iſt getäuſcht! Doch tummeln ſich
Viel Reiter auf gelenken Pferden,
Geſchickt, gewandt in Stoß und Stich,
Den Kampf nachahmend in Geberden.

Ihr Kleid iſt, wie der Orient
Es anbefiehlt. In Farben brennt
Die Mütze keck, die Kleider faltig.
Sind das Rivalen rings, bereit,
Zu meſſen ſich mit ihm im Streit? —
So iſt's. Buntſchedig, vielgeſtaltig,
Zigeunerprinzen ſind ſie all,
Aus altem Stamm mit edeln Namen;
Sie lockte dieſes Feſtes Schall,
Daß ſie als kecke Werber kamen.

Denn ward auch des Turnieres Preis
Niemals erſchaut, ein jeder weiß
Von der Prinzeſſin Wunderſachen.
Mit ſüß geheimer Lockung reizt
Verborgnes ſtets. Wer kärglich geizt,
Der pflegt die Neugier wach zu machen.
Doch ſieh, da kommt vom Wald ein Zug,
Drauf plötzlich ſich die Blicke wenden.
Er forſcht, er ſieht, er ſchaut genug:
Nichts Schönres kann die Wildniß ſenden!

Auf einem flinken Zelter naht
Ein holdes Weib. Glas und Granat
Umblitzt ſie fern in heller Sonne;
Die farb'gen Kleider wehen weit
Im leichten Ritt. Holdſeligkeit,
Reiz, Schönheit, Anmuth, Jugendwonne,
Poetiſch ſüße volle Luſt
Zeigt fern ſchon jegliche Bewegung.
Iſt ſie's? Hoch klopft ihm auf die Bruſt!
Iſt ſie's? O ſelig holde Regung!

Sie iſt's, des Bildes Eignerin!
Sie iſt's, die Herz und Haupt und Sinn
Gefeſſelt ihm ſeit langen Tagen!
Sie iſt's, die, unerkannt gekannt,
Sein ganzes Weſen hat entbrannt,
Sie iſt's, für die die Pulſe ſchlagen!
Sie iſt's, für die er, hold verwirrt,
Zerbrochen ſeiner Jugend Bande!
Sie iſt's, für die er hingeirrt
Durch unwirthbare, fremde Lande!

Und doch, wie ſteht das Bild zurück
Vor dieſem Glanz! Ein Meiſterſtück,
Das alle hellen Reize ſchmücken,
Das mit verſchwenderiſcher Hand
Natur begabt, das unverwandt
Den, der's beſchauet, muß beglücken,
Das iſt ſie. So ſieht man das Gold
Vor anderm Erze hell erſcheinen,
So ſtrahlt der Demant rein und hold,
Prachtfunkelnd glüh vor allen Steinen.

Geblendet ſteht er vor dem Licht!
Das ſich in tauſend Blitzen bricht,
Die reich und voll und üppig ſtreiten
In der Natur geweihter Braut.
Was Wunder, daß er kaum erſchaut
Den Vater, der an ihrer Seiten
Hinjagt in toller Flitterpracht,
Ein ſeltſam fabelhafter König! —
Sie ſind zur Stell'. Muſik erwacht
In Geig' und Cymbal wundertönig.

Den tief verſunknen Prinzen weckt
Zuletzt der Kampfruf. Faſt erſchreckt
Miſcht er ſich zu den andern Streitern.
Ein Herold nimmt die Namen an.
Da ſprengt er an auf grünem Plan,
Und iſt der letzte von den Reitern. —
Wer biſt du? fragt man ihn zuletzt. —
Der Liebespilger bin ich! ſpricht er. —
Der kecke, muth'ge Ton verletzt
Die Nebenbuhler, Kampfesrichter.

Sie fragen ihn nach Stand und Rang
Und Glauben, da der Sprache Klang,
Anzug und Sitte fremd erſcheinen. —
Er gibt ſich kund. — Sieh, Purpurglut
Umſtrömt in hold entfachter Flut
Das Angeſicht der Maid, der reinen.
Die Gegner aber ſtehn voll Hohn
Genüber ihm mit frecher Rede.
Da quillt der Zorn dem Fürſtenſohn:
Auf! ruft er, und beginnt die Fehde!

Und glaubſt du an den Chriſtengott —
Ruft einer ihm mit bitterm Spott —,
So ziehe hin; Ungläub'ge kämpfen
Nicht hier am Ort! — Doch Minnewin
Erhebt den Speer mit keckem Sinn,
Unzeit'gen Uebermuth zu dämpfen. —
Sein Gegner ſinket in den Sand.
Ein andrer naht mit ihm zu ringen;
Doch hält auch der nicht lange Stand
Der Zauberlanze kühnem Schwingen.

Ein Dritt' und Vierter reitet her —
Sie ſtürzen leicht, ſie ſtürzen ſchwer,
Unblutig hüben, drüben blutig.
Der Fünfte ſtürmt, der Sechste rennt,
Ob es dem Siebten, Achten brennt?
Er wirft ſie nieder keck und muthig, —
Sie fallen all. Die Zauberkraft
Der ſeltnen Waffen wirkt unendlich.
In Gang gebracht, hält keine Macht
Sie mehr, — ſie treffen unabwendlich.

Die Gegner krümmen ſich im Staub.
Ei, das iſt ſchnöder Mord und Raub!
Schreit der Zigeunerkönig zornig.
Er zieht ſein Schwert, legt ein den Speer,
Er ſpornt das Roß mit Macht daher,
Doch ſind auch ihm die Wege dornig.
Der Kampf entglüht: der Jüngling fällt
Den alten König kecklich nieder.
O Gott, o unheilvolle Welt!
Verflucht: der Zauber ruht nicht wieder.

Und wie auch er am Boden liegt,
Da tobt die Menge. Alles fliegt,
Den frechen Gegner aufzuhalten.
Allein zur ſelben Stunde ſunkt
Die Sonne hoch im Mittelpunkt
Von ihrer Bahn, — und die Gewalten
Des Zaubers brechen jäh entzwei.
Das ſtolze Roß entflieht von hinnen,
Nicht Pfeil und Schwert, nicht Wurf und Schrei
Kann es im wilden Lauf gewinnen.

Wie wenn der Sturm die Saat durchfegt,
Die Halme legt und rauh zerſchlägt,
Und dann ſie trägt in Luft und Winde,
Daß nur ein Bild der Oede bleibt:
So iſt es hier. Denn alles treibt
In Hügel, Thal und Wald geſchwinde
Zorn, Rache, Furcht. Ringsum zerſtiebt
Das Feſt, das freudig angefangen. —
Wie ſeid ihr, die ihr Roſen triebt,
So bleich, ihr Lippen und ihr Wangen!

Die Ritter ſtehen fluchend auf,
Indeß in wirrem, wildem Lauf
Die zügelloſen Roſſe jagen.
Ei, wie das in die Kniee ſinkt;
Der eine lahmt, der andre hinkt,
Sie alle ſind gebläut, zerſchlagen;
Doch mehr vernichtet iſt ihr Muth:
Denn auch die Braut iſt heut verloren.
In ungehemmter Worte Flut
Wird laut der Gegner rings verſchworen.

Am ſchlimmſten aber bricht der Zorn
Des Königs aus. Ihm ſitzt der Dorn
Tief in dem wuthgequälten Herzen.
Er fühlt als Fürſt ſich lächerlich!
Das gibt dem Herzen Stich um Stich,
Zur Rache eint er Wuth und Schmerzen.
Die Tochter aber ſtarret ſtumm;
Ihr Aug' iſt todt, Marmor die Wangen:
Ach, im geheimen Martyrthum
Iſt ihr die Lebensluſt vergangen!

Man fraget ſich: Wo iſt er hin,
Der Arge, der mit ſchnödem Sinn
Verhöhnte Glauben, Anſtand, Sitte? —
Doch keiner weiß es. Endlich kehrt
Der Hauſe, welcher Mann und Pferd
Umſonſt verfolgt mit ſchnellem Schritte. —
Rings tönt's, daß er ein Zaubrer war;
Dem Roſſe wuchſen Feuerflügel,
Die Luft durchflog es wie ein Aar
Und ſchwand am Rand der blauen Hügel.

Achte Romanze.

Das geheilte Herz.

Unfälle kenn' ich mannichfach,
Doch gibt's kein ſchlimmer Ungemach,
Als wenn man ſich ans Ziel des Strebens
Gekommen glaubt und plötzlich ſchaut,
Daß man zu früh dem Glück vertraut,
Und ſagen muß: Es war vergebens!
Ach Gott, wie hat das Herz verlangt!
Wie ſtand es ſehnſuchtſchwellend offen!
Nichts kränket dich, der hoffend bangt,
So tief, wie ein zerſtörtes Hoffen.

Wen packt's nicht, der beim Sonnenſchein
Ausreitet und im Feld allein
Sich ſieht vom Wetter überfallen?
Es lacht nicht, wer im Regenſturm
Sich flüchtet raſch zum nahen Thurm —
Schon ſteht er vor den ſichern Hallen —
Da vor der Naſe ſchlägt ihm jach
Die Thüre zu. Auch iſt es bitter,
Sieht drinnen er: es fehlt das Dach,
Und vor wie nach tobt das Gewitter!

Doch Spaß beiſeit'! Arm iſt der Mann,
Der, fern der Heimat, lang im Bann
Umhergeſtreift, und endlich wieder
Heimkehren darf zum theuren Haus.
Er naht dem Heerd — o Gram und Graus!
Ihm brannte Gut und Habe nieder. —
Ein andrer kommt nach langer Fahrt
Und ſucht beim treuen Weibe Ruhe;
Ach! die er glaubte wohl bewahrt,
Liegt, eine Leich', in dunkler Truhe.

Kaum anders fiel des Prinzen Los.
Mit Hoffnungen unmäßig groß
War er ins Lager hingeritten.
Faſt unbewußt ward er ein Held:
Er ſtaunte ſelbſt, wie er im Feld
Die Gegner auf den Grund geſtritten.
Er iſt ſo jung, ſo friſch, ſo roth,
Er weiß ſo keck des Schwerts zu walten.
Kein Wunder, daß ſie ihn in Noth
Für einen klugen Zaubrer halten!

Ein Zaubrer? — Ach, der Jüngling ſaß
Jetzt in der Höhle fahl und blaß,
Woher er jugendroth gekommen!
Der Tiſch trägt wieder Panzer, Schwert,
Helm, Lanze, und das Zauberpferd
Hat wieder ſeinen Platz genommen.
Und Minnewin, vom Rauſch erwacht,
Statt ſchlagend fühlt er ſich geſchlagen.
Was half ihm nun das Glück der Schlacht?
Die Siege, ach, ſind Niederlagen!

Den Vater der geliebten Maid
Warf nieder er im jähen Streit,
Und alles iſt damit verloren!
Er iſt der Liebe Störenfried,
Er iſt ſein eigner Unglücksſchmied.
Das Schickſal ſcheinet ganz verſchworen
Gen alles, was er unternimmt.
Faſt war zum Hafen er gezogen —
Ach Gott! und ziellos wieder ſchwimmt
Sein Lebensſchiff auf weiten Wogen.

Und grade jetzt, wo ihm ſo nah
Die Raſt erſcheint, wo Milika
Als feſter Leuchtthurm ihm, dem Schwimmer,
Nur Glück verheißt! So licht, ſo rein,
So hold wie junger Blüten Schein
In wunderbarem Frühlingsſchimmer,
Hat ſie gelockt. Sein ſchlimm Geſchick
Im Kampfe kann er wol verſcherzen,
Doch nie, ſeit ſie erſchaut ſein Blick,
Wird er die ſchöne Braut verſchmerzen!

Ach, wär er die Gedanken los,
Die wie Geſpenſter dunkelgroß
Die trüben Sinne ihm umfliegen!
Umdüſtert, traurig, voller Pein,
So finden ihn beim Stelldichein
Die Vogelfreunde klagend liegen.
Doch aller Tröſtung iſt er taub,
Nichts kann den Brand der Seele kühlen;
Es ward ſein junges Herz zum Raub
Den troſtlos bitterſten Gefühlen.

So endete des Tages Lauf.
Da machte ſich die Eule auf
Zu der Zigeuner Lagerſtellen.
Bald blinken durch den weiten Raum
Die Feuer ihr. Ein Eichenbaum
Beut auf die flüchtigen Geſellen
Ihr ſichre Schau. Mit ſcharfem Blick
Durchforſchet ſie die dunkle Runde.
Als ſie vollendet mit Geſchick,
Da bringet ſie dem Jüngling Kunde.

Mein Prinz, ich trage ſchlechten Troſt,
So ſpricht ſie, bitter iſt die Koſt,
Die ich nun deinem Geiſte reiche:
Ich ſah ſie, die das Herz dir nahm,
Doch, ach! ſo ſchaut der Schmerz und Gram
In glanzlos ſtiller, öder Bleiche.
Erloſchen iſt ihr Augenlicht,
Zur weißen ward die rothe Roſe,
Gleichwie ein Leben, das zerbricht,
So lag ſie in des Waldes Mooſe.

Es ſtanden ringsumher im Kreis,
Die ſie geliebt. Mit ſtillem Fleiß
Ward da gepfleget und geheget.
Sie ſtarrte ſie wie Fremde an,
Indeß zu reden ſie begann,
Von Fieberphantaſien beweget:
„Du nie Gekannte, tief erkannt,
Du nie Berührte, feſt Erfaßte,
Dein Bild hat mir das Herz entbrannt,
Auf daß es nimmer ruh' und raſte.“

Und weiter ſprach ſie: „Du, das Licht,
Leucht' auf, daß mir dein Tag anbricht,
O, mich, die Nacht, komm zu erhellen!
Der klare Himmel, der biſt du,
Als Erde harr' ich immerzu,
Erſchein, ſo wird mein Frühling ſchwellen!
Du biſt die Wärme, ich der Keim,
Den du zum Wachsthum wirſt entfalten,
Fremd fühl' ich mich, — ich bin daheim,
Kann Frieden ich von dir erhalten.“

So trieb ſie's ohne Raſt und Ruh.
Die Aerzte traten ernſt hinzu,
Die weiſeſten vom ganzen Stamme;
Doch zuckten ſie die Achſeln nur
Stillſchweigend; denn des Leidens Spur,
Die Funken, welche dieſe Flamme
Gezündet, keiner kannte ſie.
Man ſagt wol, daß wir ſtets verneinen,
Wir Philoſophen; aber nie
Sah ich ſolch Bild, — ich mußte weinen.

Auffährt der Prinz. Es wird ihm wach,
Was Weishold von der Liebe ſprach —
Wol war es weiſem Mund entſproſſen:
Sie macht die rothen Wangen blaß,
Sie macht die hellen Augen naß,
Sie macht den leichten Sinn verdroſſen.
Krank machet ſie manch junges Blut
Sie iſt der Grund von vielen Schmerzen.
Ach Gott, die ſoviel Unheil thut,
Nagt geiergleich an ſeinem Herzen.

So ging's die Nacht. Beim Hahnenſchrei
Da macht ſich auf der Papagai,
Um neue Botſchaft einzuholen.
Er findet, wie die Eule fand,
Kraus und verwirrt der Dinge Stand.
Als rückt' die Erde aus den Polen,
So ſah er alles rings zerſtört
Am Königslager. Nur der Kranken
Gilt, was er ſieht und was er hört:
Geſpräch, Vermuthung und Gedanken.

Wohin er horchet hier und dort,
Da tönet ihm manch flüſternd Wort.
Was der Prinzeſſin doch wol fehle?
Beſprechen ſie. Das Mannsvolk meint,
Daß ſie vor Schrecken klagt und weint,
Und daß ſie drum das Fieber quäle.
Die alten Weiber raunen leis,
Daß ſie vom böſen Feind beſeſſen.
Die Jugend, die vom Herzen weiß,
Iſt ſchlauer noch, und denkt: Indeſſen! —

Indeſſen? — Weiter ſpricht ſie nicht,
Doch daß ein Liebesſchmerz ſie ſticht,
Das iſt die klug verhüllte Meinung. —
Am Königshof alleine hegt
Man keine Anſicht; denn man pflegt
Das kranke Kind. Da die Erſcheinung
Der Krankheit keinem Arzte weicht,
Greift man geheim zu andern Mitteln,
Weil ein Hausmittel oft erreicht,
Was fehlſchlägt viel gelehrten Titeln.

Die Aerzte ſchütteln wol den Zopf,
Sie drehn des Stockes goldnen Knopf
Mit weiſen Mienen an der Naſe;
Doch alle Kunſt ſchlägt hier nicht ein,
Es iſt zu Ende ihr Latein,
Es hilft hier eben keine Phraſe.
Und hinter ihrem Rücken bringt
Man Prieſter, Schäfer, alte Weiber,
Von deren Ruhm man Wunder ſingt,
Als Krankheitsbanner und Vertreiber.

„Es iſt des Glaubens liebſtes Kind
Das Wunder ja!“ Wer taub und blind,
Durch Wiſſenſchaft nicht kann geneſen,
Ergibt ſich der Quackſalberei,
Dem Magnetismus nebenbei,
Und anderm bunten Fabelweſen.
So ging's auch hier. Man ließ den Muth,
Man ließ den Eifer nicht erkalten.
Ihr wißt, was Glaub' und Hoffnung thut!
Allein das Uebel bleibt beim alten.

Das Uebel bleibt und droht den Tod.
Ob auch der König reichlich bot
Die größte Nationalbelohnung,
Hausorden, Adel, Titelklang,
Selbſt Gut und Geld bei hohem Rang
Mit freier Koſt und freier Wohnung,
Recht wie es liebt ein eitler Knecht, —
Kein Retter in der Noth will kommen.
Wol naht ein gieriges Geſchlecht,
Doch niemand mag der Kranken frommen.

Das war nun für ein Läſtermaul
Die rechte Koſt. Drum iſt nicht faul
Der Grüne, allwärts hinzulauſchen.
Thut ihm auch leid des Prinzen Pein,
Stets miſcht die Ironie ſich ein;
Denn tauſend Neckereien rauſchen
Durch eines Weltmanns ſein Gemüth
Recht dämongleich. Wenn hoch erhaben,
Wenn ſchmerzbewegt ein Buſen glüht:
Gleich will er ſeinen Witz dran haben.

Nichts iſt ſo ſchön, ſo tief, ſo groß,
Man kann ihm bald den Todesſtoß
Mit einem ſcharfen Spotte geben;
„Denn vom Erhabnen führt ein Schritt
Zum Lächerlichen.“ Dieſen Tritt
That gern der Grüne all ſein Leben.
Und als er drum zum Prinzen kam,
Will er den Jammer fort ihm ſcherzen;
Doch den Humor verkennt der Gram,
Zumal der Gram verliebter Herzen.

Ob er ſich plagt, ob er ſich müht,
Daß gleich dem Feuerwerke ſprüht
Sein glänzender Bericht, — vergebens!
Kein Lächeln ſpielet um den Mund
Des Jünglings; zum Verſiegen wund
Iſt ihm das Herz, der Sitz des Lebens.
Stumpf macht die Theilnahmloſigkeit
Den regſten Geiſt. Der Grüne ſchweiget
Zuletzt, froh, als zur Abendzeit
Die Eul', der Philoſoph, ſich zeiget.

Sie ſpricht, hintretend zu dem Paar:
Mein letzter Rath hat viel Gefahr,
Die nimmer ich geträumt, erwieſen;
Doch Kampfglück iſt ſtets zweifelhaft,
Und hat dies Tadel mir verſchafft,
So werd' ich einſtens doch geprieſen.
Ich meditirte treu geſinnt
In lang gedankenvollen Stunden,
Und aus dem wirren Labyrinth
Hab ich den Ausweg jetzt gefunden.

Das alte Prag, es liegt nicht fern
Von dieſem Ort. Es iſt ein Stern
Vom hellſten Glanz im Städtekreiſe.
Die Vorzeit hat es würdig grau
Geſchmückt mit manchem hehren Bau,
Der Ahnen ſtolzer Kunſt zum Preiſe.
Der Alterthümler wallt entzückt
Durch Kirchen, Häuſer, Straßen, Plätze,
Und tiefen Staunens voll entrückt
Er aus den Trümmern Wunderſchätze.

Es ging ſchon manches Jahr ins Land,
Daß ich mich in der Stadt befand,
Zum antiquariſchen Congreſſe.
Viel Eulen tief- und hochgelehrt
Erſchienen dort, — ein Kreis ſo werth,
Daß ich ihn nimmermehr vergeſſe.
Wir ſaßen im Collegium
Oft nächtens in verborgner Klauſe,
Auch brachten wir die Stunden um
Mit manchem leckern Doctorſchmauſe.

Wir unterſuchten lang und breit
Die Ueberbleibſel alter Zeit:
Gefäße, Urnen, Tafeln, Mäler,
Viel Münzen, manch geſchnittnen Stein,
Zierath und Frieſe ſahn wir ein;
Auch Säulenſchafte, Kapitäler;
Die Zeichen wurden durchſtudirt,
Inſchriften tief und klug geleſen,
Und aus der Form ward judicirt
Der Dinge Urſprung, Alter, Weſen.

Doch was zumeiſt den Geiſt gewann,
War dazumal ein Talisman
Mit wunderbaren reichen Gaben.
Er lag in einem alten Thurm,
Bedeckt von Schutt. Der Zeiten Sturm
Der hatte tief ihn uns vergraben.
Von Cedernholz ein kleiner Schrein,
Umfaßt mit feſten Eiſenringen,
Erſchien er, drauf in eignem Schein
Buchſtaben myſtiſch ſich verſchlingen.

Sie zu entziffern war nicht leicht,
Doch endlich ward das Ziel erreicht:
Es ſtammt von Salomo dem Weiſen
Das ſeltne Werk. Aus Heil'gem Land
Kam's durch des Ew'gen Juden Hand
Zum Occident. Den alle preiſen,
Dem großen Zauberer Merlin,
Galt es gleichwie ein Gut der Güter,
Darauf beerbte Klingsor ihn,
Fauſt aber war ſein letzter Hüter.

Iſt es Fauſt's Mantel? fragt ihn Haſt
Der Prinz, der aufglüht und erblaßt. —
Du ſagſt es! ſpricht der Mund des Grauen.
So raſch dringt durch die Luft kein Pfeil,
Es fliegt nicht ſo in flücht'ger Eil
Ein Vogel über Wald und Auen,
Der Wind jagt ſchneller kaum durchs Land,
Wie auf des Mantels breiten Falten,
Wenn ihn der mächt'ge Zauber ſpannt,
Du jäh den Aether kannſt zerſpalten! —

Das iſt die Macht, die uns befreit!
So ruft der Prinz. Wo iſt das Kleid?
Mein Philoſoph, du ſollſt mich führen
Zu jenem Schatz! — Ich bin bereit,
Erwidert voller Würdigkeit,
Weil ſie gelehrte Titel führen,
Die Eule. Sie begannen bald
Zu wandern, wie ſo viele male,
Und ziehen ohne Aufenthalt
Durch Böhmens dunkle Berg' und Thale.

Glück auf, ſie ſind im alten Prag!
Und an derſelben Stelle lag
Der Talisman. Erfolg bekränzet
Die Bahn. Das Glück iſt ihnen hold:
Was glänzet, iſt nicht alles Gold,
Doch Gold iſt oftmals, was nicht glänzet.
Kein Bauer ſpeiſt, was er nicht kennt,
Sonſt wäre längſt dies Gut geſtohlen.
Der Schatz, der unterm Schutte brennt,
Kann ungeſtört der Prinz nun holen.

Der Jüngling drückt in lauter Luſt
Die alte Kapſel an die Bruſt,
Er will die Eule gar umſchlingen.
Wie jauchzt er erſt, als er gewahrt,
Daß eine luſt'ge Probefahrt
Die Zauberkraft erweiſt! Sie ſchwingen
Sich durch den Aether vogelleicht.
Jedoch jetzt kommt noch eine Frage:
Wie wird die holde Braut erreicht?
Stets noch iſt ſchwierig ſeine Lage.

Es bringt der offne Raub Gefahr,
Da eine braune Männerſchar
Die Maid bewacht. Läßt er ſich nieder,
Sie zu entführen mit Gewalt,
Dann drohet Unheil mannichfalt
Für ihn und ihre zarten Glieder.
Die Klugheit räth auch hier zur Liſt:
Nach ſtundenlangem Ueberlegen
Begibt er ſich als Arzt zur Friſt
Dem bunten Königshof entgegen.

Er kleidete ſich wie ein Hirt,
Der Berg und Heide öd durchirrt
Mit Hund und Heerde. Seine Mienen
Sind braun entſtellt, als ob der Strahl,
Der Sommers ſenget Berg und Thal,
Zu lang das Angeſicht beſchienen.
Es trug die Hand den Schäferſtab,
Die Taſche hing an ſeiner Seite,
Das ſchlanke Schulternpaar umgab
Ein Lämmerfell. So ging's ins Weite.

So frug der bräunliche Geſell
Zum Lager ſich. — Bald flackern hell
Wachtfeuer ihm im Wald entgegen.
Als Retter für das Königskind,
Als Helfer, der den Lohn gewinnt,
Stellt er ſich vor. Die alten Degen
Verweigern ihm den Zutritt all:
Was kann ſolch ſchäbiger Geſelle? —
Doch er beſteht. — Ein lauter Schall
Von Stimmen tönt an jener Stelle.

Das hört der König, welcher fragt:
Was ſoll der Lärm? Ein Dienſtmann ſagt
Ihm von dem Hirten. Laßt ihn kommen!
Iſt ſein Gebot. — Zerbricht das Tau
Am Anker, dann im Wogengrau
Wird ſelbſt ein leichter Faden frommen
Der Hoffnung, welche nie vergeht. —
Er kommt. Wie iſt ſein Anſtand kecklich!
Wie muthig, frei und ſchlank er ſteht!
Dem Alten wächſt der Muth erklecklich.

Ein Schäfer bin ich! ſpricht er kühn;
Wo Wälder grünen, Heiden blühn,
Iſt meine Heimat. Oede Weiten
Hab ich mein Leben lang durchſtreift,
Mit meinen Heerden ſtets geſchweift
Durch endlos tiefe Einſamkeiten;
Doch manch Geheimniß der Natur
Hat mir die Wüſte offenbaret;
Was ich erſah in ſtiller Flur,
Hat treu die Seele aufbewahret.

Es haben Geiſter mich umwebt
Mit heil'gen Schauern. Tief durchbebt
Ward oft die Bruſt durch ihre Klänge.
Wenn nachts der Himmel ſich beſternt,
Wenn hoch die Sonne glüht, erlernt
Die Seele herrliche Geſänge;
Und klingen ſie, ſo folgt das Thier,
Das wilde, mir auf meinen Schritten,
Den Vogel lockt's, der das Revier
Der Luft mit ſcharfem Flug durchſchnitten.

Nicht mir allein, dem ganzen Stamm,
Dem ich entſproß, iſt wunderſam
Verliehn die Kraft der Geiſterlieder.
Wir ſcheuchen Wuth- und Zornesnoth,
Wir ſcheuchen Krankheit, Uebel, Tod,
Und bringen Heil und Sühne wieder.
Zu deiner Tochter führ mich hin,
Ich ſing ihr zu ein neues Leben,
Und wenn ich nicht ihr Retter bin,
So will ich gern mein Haupt dir geben! —

Des ſchönen Jünglings Auge ſchaut
So tief und treu; es klingt ſo traut
Sein ſicher Wort, daß voll Vertrauen
Der König lauſcht. Er weiß zugleich,
Daß Hirten oft ins Geiſterreich
Mit weiſen Seherblicken ſchauen,
Daß ihre Hand voll Wunderkraft,
Ihr Geiſt voll Gaben der Propheten:
Drum, daß er ſchnelle Rettung ſchafft
Heißt er ihn zu der Tochter treten.

Ach Gott, wie blaß und bleich ſie liegt!
Das ſüße Leben ſcheint verſiegt,
Der Strahl im Antlitz iſt verglühet.
Sie athmet ſterbensmüd und matt,
Und doch ſieht kaum der Blick ſich ſatt
An dieſer Lilie, die verblühet.
Sie ſchaut ihn nicht, ſie hört ihn nicht,
Es iſt, als ob auf Luftgeſtalten
Hinſtarrt ihr glanzlos Angeſicht,
Wie ſie im Fieber ſich entfalten.

Geheimnißvoll in jedem Zug
Enthüllt er, die er bei ſich trug,
Die Kapſel mit dem Zauberkleide.
Er breitet weithin das Gewand,
Grau, unſcheinbar; nimmt ſeinen Stand
Inmitten auf der alten Seide,
Und ſingt dann Töne, ſchwellend, voll,
Tiefreiche Melodien verſchlingend,
Bis plötzlich es aufjauchzend ſchwoll
In ſeine Liebesreime klingend:

„Ich bin das Dunkel, du das Licht,
Leucht' auf, daß mir dein Tag anbricht!
O, mich, die Nacht, komm zu erhellen!
Der klare Himmel, der biſt du,
Als Erde harr' ich immerzu,
Erſchein, ſo wird mein Frühling ſchwellen!
Du biſt die Wärme, ich der Keim,
Den du zum Wachsthum wirſt entfalten!
Fremd fühl' ich mich, — ich bin daheim,
Kann Frieden ich von dir erhalten!“ —

Sie horcht. Es zieht ein flüchtig Roth
Durchs Antlitz ihr, drauf ſchon der Tod,
Ein Geier, ſaß. Glüh kommt geſchoſſen
Ein Blitz durch ihren ſtarren Blick.
Sie ſchauet auf. O ſüß Geſchick!
Die hoffnungsvollſten Bilder floſſen
Dem alten König durch die Bruſt,
Als er erblickt die Lebenszeichen;
Die Diener theilen all die Luſt,
Die ſorgenvoll den Kreis beſchleichen.

Der Jüngling aber hört nicht auf:
In der verſchlungnen Töne Lauf
Kehrt immer wieder jene Weiſe,
Die dieſe Herzen treu verband.
Die Kranke hatte tief erkannt
Das ſüße Lied zu ihrem Preiſe,
Und in dem braunen Angeſicht
Fand ſie des Liebespilgers Mienen;
Doch ſich und ihn verräth ſie nicht,
Der hier mit holdem Trug erſchienen.

So mächtig klopft ihr Herz empor
Mit neuem Schwung! Ein friſcher Flor
Von Roſen blüht auf ihren Wangen.
Die Thräne rinnt ſo ſüß und mild:
So iſt es, wenn der Frühling ſchwillt,
Nachdem der Winter fortgegangen.
Durch ihre ganze Seele fließt
Ein Meer von ſeligen Gedanken;
Doch iſt ſie klug, und treu verſchließt
Sie dieſer Wogen wildes Schwanken.

Der erſten Liebe Schüchternheit
Gibt ſelbſt der Kranken ihr Geleit;
Der Jüngling naht indeß der Süßen.
Er weiſt die andern alle fort,
Und flüſtert ihr ein holdes Wort —
Du weiter Himmel, welch ein Grüßen! —
Sie hebet ſich vom Lager leis,
Sie folget ihm in ſtillem Bunde
Zum Zaubermantel. Und zum Kreis
Umher ſpricht er mit hellem Munde:

Zur rechten Zeit das rechte Wort,
Das ſchaffet Wunder immerfort,
Drum darf euch nicht der Glaube ſchwinden.
Es leuchtet Freude aus der Noth,
Es blühet Leben aus dem Tod,
Was ſich gehört, das muß ſich finden!
Und that das Schickſal einen Spruch,
Ihr werdet nimmer ihm Vertilger!
Wir zwei ſind eins! So ſteht's im Buch
Der Gottheit! ſpricht der Liebespilger.

Und plötzlich ſtrebet in die Luft
Das ſchöne Paar. Gleichwie ein Duft
Umhüllt der Mantel ihre Glieder.
Stets kleiner wird's am Wolkenſaum,
Dann ſchwindet es im blauen Raum
Des tiefen Aethers. Immer wieder
Schaut man hinauf, als wäre nur
Ein Traum lebendig aufgezogen. —
Umſonſt. Verwiſcht iſt jede Spur
Am endlos weiten Himmelsbogen.

Neunte Romanze.

Luftfahrt.

Es ſchwirrt wie kecker Flügelſchwang
Durchs Volk ein alter, ſchöner Sang:
„Wenn ich ein wilder Falke wäre!“
Oft ſchnitt er tief mir in den Geiſt.
So traurig trüb, ſo kühn und dreiſt
Lockt er in ferne Lüftemeere.
Er webt die Sehnſucht mir ins Herz
Nach hohem, weitem Aetherleben,
Er webt hinein den ew'gen Schmerz,
Ach, daß wir an der Scholle kleben!

Glückſel'ger friſcher wilder Flug
Der Vögel! Ungehemmter Zug
Zum heißen Süden, kalten Norden,
Rechts in den Oſt, links in den Weſt.
Ihr bauet Frühlings nur das Neſt,
Und ſingt in klingenden Accorden
Dann eure Fahrten. Mit der Brut,
Die ihr erzogen, fliegt ihr weiter,
Wohin ihr wollt! O Jugendmuth,
O Leben frühlingshell und heiter;

So wie ihr ſchweift durch Meer und Land,
Kennt ihr nicht Feſſel und nicht Band —
Die rechte Freiheit iſt euch eigen.
Uns aber haftet ſtets der Fuß
Am Boden. Unſer Sehnſuchtsgruß
Darf kaum mit euch zum Himmel ſteigen.
Die Phantaſie nur gibt Geleit
Euch hoch auf eurer Aetherfähre.
Flug in die Luft, du biſt mein Neid!
„Wenn ich ein wilder Falke wäre!“

O, jenen leichten Vögeln gleich
Ziehn himmelhoch durchs Lüftereich,
Den Zaubermantel umgeſchlagen,
Prinz Minnewin und Milika.
Die Erde weit, die Sterne nah!
Wie ſind ſie weich und ſanft getragen!
Gleich Balſam fließt ein leiſer Wind,
Umhauchend ſie mit warmer Regung;
Ihr Luftſchiff ſchwankt wollüſtig lind
In wonnig welliger Bewegung.

So prächtig zieht kein weißer Schwan,
Kein dunkler Adler himmelan,
Wie dieſe beiden. Ferne Sagen
Verkünden aus vergangner Zeit
Und alter Märchenherrlichkeit
Von roß- und greifbeſpannten Wagen.
Es glich dies Kleid mit weitem Saum
Den bunten Zauberein von weiland,
Gleichwie entrückt von Zeit und Raum,
Schien es ein fliegend Lüfte-Eiland.

Der Wüſtenaraber im Zelt
In der Oaſe grüner Welt
Fühlt ſich, wie ſie, nicht abgeſchieden
Von allen Menſchen. Auf den Höhn
Des Urgebirgs iſt nicht ſo ſchön
Der unermeßlich tiefe Frieden.
Hoch angelacht von Alpenſchnee
Und tief umſtarrt vom Felsgeriſſe,
Schwankt einſam ſo auf blauem See
Kein Liebespaar in ſchlankem Schiffe.

Und ſchaut ihr in den Lüftekahn,
Wie hold und roſig weht's euch an
Aus dieſem ſtillen Heiligthume!
Hat wol eu'r trunken Aug' geruht
Auf jener jungen Farbenglut
Im kaum gelöſten Kelch der Blume?
Im tiefen, reichen Grunde ſtehn
Der Blütenſtengel holde Paare,
Geheimnißheilig Düfte wehn
Dort an der Liebe Luſtaltare.

Geheimnißheilig thun ſich kund
Tief in dem ſtillen Blütengrund
Viel hohe Wunder. Hold ergeben
Neigt dort des Kelches Wohnerin
Sich zu des Kelches Wohner hin.
Wie ſie ſich küſſen und umweben,
Entſprießen — ob's auch niemand ſah —
Zukünft'ger Lenze tiefe Keime. —
O Minnewin, o Milika! —
Eilt nicht zu mächtig, meine Reime.

Als ſie zuerſt ſo ganz allein
Im hohen Aether, blau und rein,
Entrückt den Menſchen und der Erden,
Sich angeſchaut — du Augenblick
So ſchwer und bang! — O, welch Geſchick
Wird dieſen beiden Kindern werden?
Wie bangen ſie, wie bangen ſie
In ſtillem Zittern, leiſem Beben!
Die Thränen, ach, wie drangen ſie
Dem Mädchen aus dem tiefſten Leben!

Sie weint, ſie ſchluchzt. Der Jüngling ſtarrt
In wirrer Angſt. — O Gott, wie hart
Iſt dieſe Prüfung! — Fühlt ſie Reue?
Will ſie zurück? Liebt ſie mich nicht?
Sieht ſie nur Dunkel, wo ich Licht?
Ach, jammert ſie, wo ich mich freue? —
Er ſah auf ſeiner Liebesfahrt
So manches Unglück vor ſich gähnen,
Jedoch — wer zürnt ob dieſer Art? —
Noch nie der erſten Liebe Thränen.

Oft hat das Schickſal ihm gedroht,
Doch was iſt alle frühre Noth,
Ja, ſelbſt der Kampf um ſeine Süße! —
Wie ſoll er thun? — Nimm dir ein Herz! —
Er naht ihr, die gleichwie voll Schmerz
Da ſitzt, als ob ſie Frevel büße.
Er ſuchet leis nach ihrer Hand,
Sie läßt ihn Lilienfinger pflücken —
Ach, ohne allen Widerſtand.
Er wagt, die weiße Hand zu drücken! —

O ſelig erſter Händedruck!
O krampfhaft wilder heißer Druck,
Du zuckeſt durch die Glieder mächtig,
Du bringſt in Aufruhr alles Blut,
Du jageſt in die Wangen Glut,
Du machſt zum Sieger ſtolz und prächtig!
Die Thräne hemmt den Perlenlauf,
Die Holde trocknet ſich die Augen
Und ſchaut mit dunkeln Blicken auf.
Raſch weiß er Strahl um Strahl zu ſaugen.

O ſelig erſter Liebesblick!
O ſieghaft kühner ſtolzer Blick,
Du köſtlich Zeichen der Verſtändniß!
Du fegeſt alle Zweifel weg,
Du führeſt auf den breiten Steg
Der hellen klaren Geiſterkenntniß.
Schon ſchaut getröſtet ganz die Maid.
Ihr holdes Lächeln gibt ihm Kunde:
So öffnet ſich der Himmel weit! —
Und ſieh, jetzt neigt ſich Mund zum Munde!

O ſelig erſter Liebeskuß!
O treuer, innig tiefer Gruß,
Darin zwei Seelen ſich begegnen,
Darin zwei Seelen herrlich hell
Zu einer werden! Süßer Quell
Von Zeiten, die wir ewig ſegnen!
O erſter Kuß, du flammſt ſo lang,
Als die dich ſpendet, flammt: die Seele.
Und ſieh, jetzt folgt ein andrer Klang:
Das Liebeswort ſteigt in die Kehle!

O ſelig erſtes Liebeswort!
Wenn du ertönſt, ſind ſchon im Port
Die Herzen, die ſich angehören.
Ein traulich Plaudern hebet an,
Das erſt mit Stammeln leis begann,
Und das mit Rufen und Beſchwören
Den Fortgang nimmt, und nimmermehr
Zurückkehrt in das alte Schweigen,
Indeß oft rauſchend zwiſchenher
Die Küſſe durch die Lüfte ſteigen.

Jedoch was plaudr' ich alles aus?
Auch mir wuchs dieſer Blütenſtrauß;
Und wer die Wunder nicht genoſſen,
Verſteht ſie nicht. Im flücht'gen Wort
Erklärt ſie niemand. Ihr Accord
Iſt der Erkenntniß erſt erſchloſſen,
Wenn einer wahrhaft ſie erlebt.
Wol klangen tauſend Dichterzungen,
Die, wie ſie liederreich gebebt,
Des Räthſels Löſung nie geſungen.

Wie Liebe wird dem Herzen kund,
Das redet auch kein ird'ſcher Mund.
Heil euch, die glücklich ihr geweſen!
Ja, ſelig ohne Maß und Ziel,
Wer Lieb' erlebt in Ernſt und Spiel,
Wer ſie im tiefen Blick geleſen,
Im Wort gehört, geſchlürft im Kuß,
Gefühlt in glühender Umarmung! —
Ach, wie er bettelnd klagen muß
Der Sprache gänzliche Verarmung! —

Drum bin ich nimmermehr ſo kühn,
Der Wangen Glühn, der Augen Sprühn,
Der Zunge wirre wilde Laute
Hier nachzureden. Als das Paar
Geopfert vor dem Brautaltar —
Es war ein Feſt, das keiner ſchaute.
Sie waren Blütenſtengel da,
Ausſtreuend ſüße Frühlingskeime. —
O Minnewin, o Milika!
Hier ſchweigen machtlos meine Reime.

In allen Himmeln hingen ſie,
Die beiden; es umfingen ſie
Die endlos tiefen Seligkeiten.
Das Irdiſche war abgeſtreift,
Das Ewige war raſch gereift
Hoch in der Lüfte klaren Weiten.
Im Herzen Sternenmelodie
Und volle, warme Himmelsträume, —
So lebten, ſchwebten, ſtrebten ſie
Fern durch die ſtolzen Aetherräume.

Kein liebend Aelternpaar war dort,
Das zärtlich, weich in Blick und Wort,
Sie hinwies zu des Lebens Wegen;
Kein Prieſter hatte ſie getraut,
Und doch, wohin das Auge ſchaut,
Umgab ſie reicher Himmelsſegen.
Die heiß entflammende Natur,
Sie war's, die heut das Bündniß weihte
Und, ihre Räthſel im Azur
Auflöſend, Wonn' an Wonne reihte.

So kam's, daß er ſein Weib gewann;
So kam's, daß ſie gewann den Mann,
So mußten alle Wände fallen.
Verſtrömt war die Vergangenheit;
Bald ſchien's, als ob ſie allezeit
Zuſammen ſaßen. Küſſe ſchallen,
Als wär es immer ſo geſchehn;
Sie knüpfen ſelige Umſchlingung. —
Doch auch zur Erd' hinab zu ſehn,
War oftmals dringende Bedingung.

Man ſagt, von Liebe und von Luft
Kann man nicht leben! Und ſo ruft
Die Erde ſie herab zuweilen,
Herab aus ihren Sternenhöhn.
Und ſieh! die Erde auch iſt ſchön,
Und werth iſt ſie, darauf zu weilen.
Wenn ſie vom Luftſchiff abwärts ſehn,
Welch ſaftig Bild gibt's da zu ſchauen:
Urſtolz Gebirg, tiefblaue Seen,
Wald, Felder, Wieſen, Heiden, Auen.

O reiche Welt! Wie herrlich ſpannt
Der bunte Teppich ſich durchs Land!
Wie farbenblühend! Düſter ſtrebet
Der ſtarre Fels zur Höh empor,
Indeß ein grüner Wälderflor
Als heller Kranz ſich um ihn webet.
In Wieſ' und Feld das ſanfte Grün,
Es lächelt durch die Ebnen heiter;
Die Flüſſe blitzen keck und kühn,
Der Ocean blaut weit und weiter.

Und unſre Schiffer hoch im Raum,
Sie ſuchen oft vom Wolkenſaum
Sich eine traulich ſtille Stelle
Zur Raſt. Bald iſt's am Waldesrand,
Bald hoch an ſteiler Felſenwand,
Bald an des Baches kühler Welle,
Bald in den Wieſen, in der Flur,
Bald an des weiten Meers Geſtaden,
Wo Schatten, Kühlung, Frieden nur
Zu wonnigen Genüſſen laden.

Bald gibt ein wilder Buchengrund
Erdbeeren für den trocknen Mund,
Bald ſaft'ge Kirſchen eine Halde;
Bald lockt der Aepfel rothe Frucht
In Gärten ſie. Auf weitrer Flucht
Ruhn ſie in dem Orangenwalde
Hesperiens. Sie ziehn gepaart
Zum Land der Palmen und der Datteln —
Doch wag' ich nicht, zu ſolcher Fahrt
Mein deutſches Flügelpferd zu ſatteln.

Ob Minnewin zugleich ſtudirt,
Was Weisbold ihm vor Zeit docirt:
Geographie, ſo wie Geſchichte?
Zog er in Paläſtina um
Zum beſſern Bibelſtudium?
Holt er in Griechenland Berichte
Fern aus der claſſiſch edeln Zeit?
Dacht' er der Römer bei Italien?
Wer ſagt's? — Doch die Gelehrſamkeit
Meint wol: er trieb gewiß Lappalien.

Was er in England hat gemacht,
Was er in Frankreich hat erdacht,
Und gar in Portugal und Spanien? —
Man fröhnt nicht ſehr der Wiſſenſchaft,
Wo man genießt der Weine Kraft
Und gut gebratene Kaſtanien! —
Durchſtreiften ſie die neue Welt?
Deß gibt die Sage keine Kunden.
Sie weiß nur, daß im ſeidnen Zelt
Sie pflegten ſüßer Liebesſtunden.

Wer ſelten kommt aus ſeinem Haus,
Bleibt gern als Wandrer länger aus,
Beſonders auf der Hochzeitreiſe.
Hier iſt ſie doppelt angenehm;
Denn niemals wird ſie unbequem
Durch Extrapoſt und Trank und Speiſe!
Ganz ohne Koſten ziehen ſie,
Umſonſt wird allwärts eingeſprochen.
Man ſuchet auch die Menſchen nie
In junger Liebe Flitterwochen.

Doch weiß man: Morgen iſt nicht heut!
Der Römer ſagt: Der Wechſel freut!
Man kann nicht ſtets daſſelbe treiben.
Der ſchönſten Reiſen wird man müd,
Drum wollen auch in Nord und Süd
Nicht ewig unſre Wandrer bleiben.
Gut iſt es nur im Vaterland,
Das Vaterland nicht, wo es gut iſt!
Zuletzt zieht doch der Heimatſtrand. —
Wie es dem Brautpaar nur zu Muth iſt!

Ach, nur ins deutſche Land zurück,
Dort blühet Seligkeit und Glück! —
Faſt wächſt die Sehnſucht auf zum Kummer.
Nicht aber ſtürmt auf Minnewin
Der innig tiefe, edle Sinn
Der Aelternliebe. Seinen Schlummer
Hat nie ein Mutteraug' bewacht,
Er ruhte nie an Mutterbrüſten;
Denn als zum Leben er erwacht,
Da ſtieß man ihn in öde Wüſten.

Sein geiſtig innres Auge hängt
An zeit'gen Aeltern nicht; drum drängt
Ihn kein Gefühl zum Vaterherde.
Sein Herz iſt gut, ſein Kopf iſt licht;
Doch auch der Kinderlieb' und Pflicht
Thut noth, daß ſie entwickelt werde.
Ach, hätt' er um die Pein gewußt,
Die er den Aeltern hat geſendet,
Wol wär dann gleich in laute Luſt
Des Vaterhauſes Leid gewendet!

Das Sprichwort kennet Mann und Greis:
Was man nicht weiß, das macht nicht heiß!
So ging es ihm. Das Mädchen theilte
Hier ganz des Partners lau Gefühl.
Ihr Herz ſchlug für den Vater kühl,
Weil in der Einſamkeit ſie weilte,
Durch den Orakelſpruch verdammt;
Weil ſie, die von der Welt getrennet,
Nie für das Vaterhaus entflammt,
Da ſie das Vaterhaus nicht kennet.

Dennoch zur Heimat geht der Zug.
Doch wohin ſpannt der Prinz den Flug
Des Mantels, welcher ſeinem Worte
Urplötzlich folgt? An Weisbold denkt
Bald Minnewin, und fröhlich lenkt
Er ſeine Segel nach dem Orte,
Wo er die Jugend hingeträumt:
Zum Odenwalde geht's im Sturme.
Er ſenkt ſich, wo der Forſt umſäumt
Die Gärten mit dem alten Thurme.

Doch, ach, wie öde, ſtill und leer
Iſt alles hier, als läge ſchwer
Ein Bann auf dieſen Einſamkeiten!
Durch das verlaſſne weite Haus
Ziehn Wind und Vögel ein und aus;
Epheu- und Rebenranken gleiten
Neugier'gen Blicks ins Fenſter fort;
Die Gärten ſtrotzen laubverwildert.
Iſt das der ſelig ſtille Ort,
Den er dem Mädchen oft geſchildert?

Er findet kaum ſich ſelbſt zurecht;
Denn Hand und Fuß kommt ins Gefecht
Mit regellos gewachſ'nen Zweigen,
Unkraut und Ranken. Mühſam bahnt
Er Milika den Pfad. Er mahnt,
Derweil ſie auf zum Söller ſteigen,
Sie an die treue Nachtigall,
Die Liebeslehrerin, die ſüße;
Die Taube, die mit holdem Schall
Ihm brachte erſte Liebesgrüße.

Doch abgeriſſen tönt ſein Wort;
Dazwiſchen ſucht er immerfort
Nach Weishold's Spur — allein vergebens.
Wenn er den theuren Namen ruft,
Verklingt er weit in öde Luft.
Vom Hüter ſeines jungen Lebens
Spricht ſelbſt das Echo nicht. Es ſind
Die ſtummen Diener all verſchwunden.
Wohin, wohin in Welt und Wind?
Die Wildniß ſagt ihm keine Kunden.

Doch ſieh, ihm bleibt der Zauberhort.
Spricht er zum Mantel nur ein Wort,
So muß er wol ans Ziel gelangen.
Mit ſeinem Schatz beſteigt er bald
Das Aetherſchiff; Zum Aufenthalt
Des alten Lehrers! — alſo klangen
Die Worte hell aus ſeinem Mund.
Bald ziehn ſie wieder durch die Lüfte,
Und ſenken ſich in einem Grund,
Umragt von Wald und Felsgeklüfte.

Dort liegt, einſiedleriſch verſteckt,
Weishold der Alte, hingeſtreckt
Auf Stein und Moos. In Fluten wallen
Ums edle Haupt ihm Haar und Bart;
Es hüllt das Kleid in wirrer Art
Die Glieder ein. Man ſieht an allen,
Daß er ſich wenig Achtung ſchenkt. —
Ob ihn des Zöglings Flucht noch peinigt?
Ob er der Welt Geheimniß denkt? —
Man hat ſich drob nicht recht geeinigt.

Doch als, zu ſeinem Platz gelenkt,
Der luſt'ge Kahn ſich niederſenkt,
Fährt er empor; denn ohne Schrecken
Sah keiner wol den jähen Fall
Von einem ſolchen luſt'gen Ball,
Und zählt er immer zu den Kecken.
Wie aber flammt ſein Aug' in Glut,
Als er den Zögling, den verlornen,
Herfahren ſieht mit jungem Muth,
Zur holden Seite der Erkornen!

Wie Kind und Vater in den Arm
Sich ſtürzen, freudig, ſtürmiſch, warm,
So liegen Bruſt an Bruſt die Beiden.
Die alte Liebe flammt empor,
Als ob das Paar ſich nie verlor, —
Es ſind vergeſſen alle Leiden.
Dann führt der Jüngling ſeine Braut
Dem treuen Lehrer froh entgegen,
Der, wie ſie ſüß holdſelig ſchaut,
Sie grüßt mit ſeinem beſten Segen.

Nun ward erzählt. Der Jüngling ſpart
Kein Abenteuer ſeiner Fahrt,
Bis er die ſüße Maid errungen.
Der Alte horcht dem bunten Zug
Mit ſtillem Ernſt. Er weiß genug:
Niemals wird das Geſchick bezwungen!
Die Loſe, die ein Gott verhängt,
Wir müſſen immer ſie durchleben;
Ob man in andre Bahn uns drängt,
Zuletzt hilft doch kein Widerſtreben.

Und als der Prinz vollendet, ſpricht
Der Weiſe: Eine große Pflicht
Iſt dennoch übrig dir geblieben.
Es ringt in ſchwerer Angſt und Noth
Dein Aelternpaar, grämt ſich zu Tod:
Ach, den zumeiſt die Herzen lieben,
Ihr einz'ger Sohn, er iſt entflohn.
Lebt er wol noch? Iſt er geſtorben?
Sie quält die Sorge lange ſchon,
Daß er an Seel' und Leib verdorben.

Zu reißen ſie aus dieſer Pein,
Das ſoll die erſte Fahrt nun ſein.
Bring ihnen Troſt, bring ihnen Sühne!
Zeig ihnen, daß noch blüht das Haupt,
Das längſt verloren ſie geglaubt,
Und daß es neu in Zweigen grüne!
Zu zwei'n ſchlug euch der Mantel ein,
Er wird auch drei geduldig tragen.
Friſch auf, friſch auf, zum grünen Rhein!
Friſch auf, entgegen goldnen Tagen!

Der Herbſt iſt da: Weinleſezeit!
Da ſchwillt durch Berg und Thäler weit
Das jubelfrohſte Feſt der Feſte.
Wir laden auf der Eltern Schloß
Die Freunde ein zu Kahn und Roß,
Und ſitzen ſie im Kreis der Gäſte,
Dann fährſt du ein mit deiner Braut —
Und licht wird es im dunkeln Kreiſe.
Wie wird die Seligkeit dann laut!
Friſch auf, wir rüſten uns zur Reiſe! —

Geſagt, gethan. Sie ſind zu drei
Bald in den Lüften hoch und frei.
Wie ſtaunt im Aethermeer der Meiſter!
Ihm gehen neue Sonnen auf.
Es klebte ja bisjetzt ſein Lauf
Tief an der Erde. Weltallsgeiſter
Umwehen ihn. Er iſt entzückt
Durch Wunder, die ihm rings entſprießen.
Wie ſich die Schöpfung endlos ſchmückt!
Es kann kein Menſch ihr All genießen!

Jedoch genug! Bald blickt der Rhein
Mit blitzend goldig grünem Schein,
Mit Bergen, Städten, Dörfern, Pfaden
Zu ihnen auf. Der Mantel ſenkt
Sich leis herab. Der Alte denkt,
Sogleich die Gäſte einzuladen.
Das Brautpaar ſchwärmt noch hier und da,
Ausſäend ſüße Zukunftskeime —
O Minnewin, o Milika! —
Doch wieder ſchweigen meine Reime.

Zehnte Romanze.

Heimkehr.

Es ragt ein Felſen ſteil und kühn,
Umrauſcht von Wäldern dicht und grün,
Weiß blinkt ein Schloß vom grauen Riffe,
Im Fluſſe ſpiegelt ſich's voll Pracht,
Daß hell das Herz dem Wandrer lacht,
Fährt er vorbei auf ſchwankem Schiffe;
Des Steuers vergeſſen ſtaunt er hin:
Wer wohnt ſo licht auf dunkelm Steine? —
Das iſt der Herzog Friedemin,
Der edle Herzog iſt's am Rheine!

Ihr kennt ihn ſchon! Doch manches Jahr
Verging indeß. Sein braunes Haar
Fliegt nun in ſilberweißen Locken,
Voll Falten iſt ſein Angeſicht,
Es fehlt die Glut dem Augenlicht;
Als wollte drin das Leben ſtocken,
Beweget ſich der edle Leib;
Der Stimme volle Klänge weichen:
Es iſt ein ſchlechter Zeitvertreib,
Mühſam dem Grab entgegenſchleichen! —

Er ſitzet heut mit dem Gemahl,
Das auch den Lenz ſchon manches mal
Erblühen ſah, auf den Terraſſen
Der Gärten, die im Abendſchein,
Voll Glanz des Herbſtes, hell und rein
Kunſtreich das alte Schloß umfaſſen.
Durch ſaft'ge Rebenranken ſprüht
Die Sonne letzte warme Strahlen;
Vor ihnen, goldenfarbig, glüht
Der Wein in blinkenden Pokalen.

Doch Berg und Thäler tönt's entlang:
Feſtſchüſſe, Jauchzen und Geſang!
Die Winzer und die Winzerinnen
Am Weinberg klettern keck empor
Und bilden dieſen heitern Chor,
Indeß ſie rings die Trauben winnen.
Die buntbeflaggten Schiffe ziehn
Im breiten Strom. Man grüßt, ſie grüßen.
Hei, Farben hier, dort Melodien,
Das paßt zur Luſt, zur friſchen, ſüßen!

O, wie man weich und wohlig ſchwimmt
Im Wonnemeer, wenn alles ſtimmt,
Natur und Menſch, in gleiche Klänge!
Es einet ſich zum ſchönſten Bild
Hier fruchtgeſegnetes Gefild,
Dort fröhlich emſiges Gedränge
Der erntenden Bewohnerſchaft!
Wir ſegnen alle dieſe Sonne!
Doch ſieht das Fürſtenpaar erſchlafft,
Müd, theilnahmlos, verſiegt die Wonne.

Iſt es, weil des Genießens Luſt
Zu früh erſtirbt in jeder Bruſt,
Die für den Purpur ward erzogen?
Weil durch vorzeitigen Genuß
Abſtumpft der Geiſt? Iſt dieſer Kuß
Des Lebens drum umſonſt verflogen?
Iſt's, weil das lange Ehejoch
Langweilig beide machte ſchweigen? —
Nie ſah ich Jubilare noch,
Die ſich wie Braut und Bräut'gam zeigen!

Ihr Schweigen, nein, hat guten Grund:
In tiefſter Seele trüb und wund
Sind beide. Ach, die Aelternherzen
Verſtrömen blutig hin in Pein:
Der Sohn ſoll ihre Freude ſein,
Und gibt den Alten nichts wie Schmerzen.
Sein Schickſal bringet viele Noth!
So hat die Lorelei geſprochen;
Blaß macht er mancher Wange Roth! —
Die Aeltern, ach! hat es gebrochen,

Sie wiſſen's lange Monde ſchon:
Er iſt entflohn, der theure Sohn!
Weisbold, der Lehrer, iſt verſchwunden.
Wohin, wohin? Ach, niemand ſagt
Den Greiſen es! Der Vater klagt,
Die Mutter weinet lange Stunden.
Zuweilen tönet Kunde nur
Von Abenteuern aus der Ferne,
Gleichwie von des Verlornen Spur. —
Ach Gott, ihm leuchten ſchlimme Sterne! —

Ob er noch lebt? Wo mag er ſein?
Stets fällt das Kind den Aeltern ein.
Unſelige Gedanken laſten
Auf ihren Geiſtern, ſchwarz und dumpf.
So bangen Wetter überm Sumpf,
Wenn alle Winde bleiern raſten. —
Die ganze Schar der Schranzen ſinnt
Alltäglich auf des Paars Zerſtreuung, —
Umſonſt! Denn wie die Zeit verrinnt,
Sie bringt dem Jammer nur Erneuung.

Wie mag beſtehen nur der Staat?
Der Herzog meidet längſt den Rath,
Dem er ſo weiſe präſidiret;
Ob ein Miniſtervortrag eilt —
Heim wird der Redner unverweilt
Geſchickt: Man iſt nicht diſponiret!
Jedoch der Karren blieb im Gleis;
Leicht ließ ſich damals noch regieren,
Dieweil nicht jeder Naſeweis
Politiſch wollte raiſonniren.

Es galt noch gute Monarchie!
Conſtitutionentheorie:
Das Gleichgewicht der Staatsgewalten —
Ein Unding mit zwiefachem Kopf —
Gab es noch nicht. Auch kam kein Tropf
Auf den Gedanken, zu geſtalten
Blutrothe Communiſterei,
Ein Machwerk — ach! ein garſtig Lungern. —
Jetzt macht der Ehrgeiz viel Geſchrei,
Und auch das Dürſten und das Hungern.

O Menſchenthum!! — Doch kommt ins Haus!
Da wandert mancher ein und aus,
Der Fürſten Launen umzukehren.
Galt's wirklich, ihre Noth und Pein
Zu heben? Webte ſich hinein
Ein eigenſüchtiges Begehren?
Ich weiß es nicht. Doch leicht erringt
Man Nutz und Vortheil von den Schwachen.
Die Selbſtſucht, glaub' ich unbedingt,
Beginnt bei vielen zu erwachen.

Voll Schlauheit ſchleicht zur Herzogin
Wol manche Dame, um den Sinn
Der hohen Greiſin hell zu ſtimmen
Für Moden iſt ſie viel zu alt,
Für Hofbeluſtigung zu kalt:
Auf dieſer Leiter hilft kein Klimmen.
Iſt nicht ihr Herz dem Glauben weit?
Drum ſprechen ſie von frommen Orden,
Von Werken der Barmherzigkeit, —
Doch keiner war Erfolg geworden.

Der Herzog ritt manch Steckenpferd,
Wie andre, welche hier gelehrt,
Dort dumm ſich um die Zeit betrügen.
Er machte ſonſt Modell und Norm
Für ſeiner Krieger Uniform
In ſtillem Cabinetsvergnügen,
Er malt in Oel, macht Siegellack,
Und meint, kein andres gehe drüber;
Doch jetzt verlor er den Geſchmack,
Er wird von Tag zu Tage trüber.

Auch bracht' ihn keiner aus dem Haus.
Er ging nicht mehr zur Jagd hinaus,
Wie ſonſt, um manchen Bock zu ſchießen;
That zur Parade keinen Tritt,
Um ſeiner Tapfern Gänſeſchritt
Und ſchönen Zopfwuchs zu genießen.
Er ſchwärmte früher fürs Ballet,
Für blühnder Tänzerinnen Fülle,
Für Tricotbeine, ſtramm und nett;
Jetzt liebt er mehr des Schlafrocks Hülle.

Der Hofrath Herr Romantikus
Kam richtig, wie er kommen muß,
Zu leſen nach des Herrn Gebote;
Doch hier, an dieſem Jammerſitz,
Hilft weder Fallſtaff's dicker Witz,
Noch auch der Ritter Don Quixote;
Sogar das Büchlein: „Lacht euch todt!“
Wird angeſchafft und vorgeleſen,
Doch, ach, es taucht kein Morgenroth
Aus dieſes Hofes Nebelweſen!

Dem Biſchof Herrn von Schleicher frommt
Es auch nicht, wenn er würdig kommt
Mit ſalbungsvollem Angeſichte
Und meckernd ſüß im Predigtton
Sie tröſtet mit Religion.
Schon aus dem Glaubensunterrichte
Kennt ihr die Formeln. Mag, wer will,
Breitſpurig hier ſie wiederkauen.
Die Fürſten bleiben eben ſtill,
Es ſchluchzen nur die Kammerfrauen.

Das Paar iſt theilnahmlos und ſtarr.
Selbſt nicht der gute luſt'ge Narr,
Der kunterbunte Hans von Fabel,
Thaut auf das Eis und ſchmelzt das Erz.
Er hält verzweifelnd ſeinen Scherz
Am Ende ſelbſt für miſerabel!
Ach, wo die Thorheit gar ihr Spiel
Verloren gibt, iſt nichts zu holen!
Und alles denkt: Wir ſind am Ziel,
Und damit Amen! Gott befohlen!

Ob er noch lebt? Wo mag er ſein?
So tönt am grünen Rhein allein
Der Fürſten herzgequälter Kummer.
Für alles, was er auch verbrach,
Für jeden Tag voll Gram und Schmach,
Für alle Nächte ſonder Schlummer
Verzeihung ihm! — Dazwiſchen quält
Die Pein, daß ſie ihn von ſich gaben
In fremde Hut. — O Gott, wer zählt
Die böſen Stunden, die ſie haben!

Und heute grade war ein Tag,
Wo ſchwer der Schmerz auf ihnen lag.
Und heut hat Weishold auch geladen
Zur Herzogsburg die holden Fraun
Und ſtolzen Ritter aus den Gaun
An herbſtdurchrauſchten Flußgeſtaden.
Heut war es, wo das Fürſtenpaar
Sich ſonnte auf den Schloßterraſſen,
Ach! aller Erdenfreude bar,
Von jeder Hoffnung ſchier verlaſſen.

Sieh, plötzlich wird es laut im Land!
Da bringt der Rhein zum grünen Strand
Manch buntes Schifflein angefahren.
Scharf durch die Fluten rauſcht der Kiel,
Die Segel ſind der Winde Spiel,
Die Gäſte ſteigen aus in Scharen.
Landeinwärts her zieht mancher Zug
Heran auf Zeltern, Rappen, Schecken,
Bunt wallt der Fahnen luſt'ger Flug,
Die mit der Luft ſich kräuſelnd necken.

Und herrlich wogt's in buntem Lauf
Den Wald hindurch, den Fels hinauf,
Man fühlt die Erde mürriſch zittern.
Roßwiehern, Rufen und Geſang
Tönt laut die Herbſteswelt entlang:
Die Frauen ſcherzen mit den Rittern.
Wie Duftgewölk die Schleier wehn,
Helmbüſche flattern bunt und bunter,
Bis ſie am hohen Schloſſe ſtehn:
Thurmwart, die Brücke laß herunter! —

Was bringt die ſchönen Gäſte her
Zur Hofburg, welche freudeleer
Geſtanden, weil ein ſchwarzer Kummer
Sein troſtlos dunkles Lager ſchlug
In dieſen Hallen? Welch ein Zug! —
Gleichwie erweckt aus tiefem Schlummer,
So ſteht erſtaunt die Dienerſchaft;
Nicht minder ſind erſtaunt die Fürſten.
Und alles ringsum harrt und gafft,
Indeß die Fremden hungern, dürſten.

Für ſolche Schar iſt nichts bereit!
Allwärts erſcheint Verlegenheit,
Beim Gaſtfreund hier, dort bei den Gäſten,
Zumal, da jeglicher Moment
Die Anzahl ſchwellt. Man läuft und rennt,
Wie zu des Herzogs größten Feſten.
Doch Friedemin und ſein Gemahl
Sie faſſen ſich: Ei, welche Ehre! —
Und rings erwidern ſie zumal,
Daß ihrerſeits die Ehre wäre. —

Ein Irrthum waltet hier fürwahr!
Doch wer erklärt ihn? — Offenbar
Dem Gaſtfreund ziemt es nicht, zu fragen;
Doch auch discret erſcheint ein Gaſt,
Weil es für ihn noch minder paßt,
Dem Herzog gradeaus zu ſagen,
Daß jeder einen Ruf empfing
Von ſeinen rheiniſchen Vaſallen,
Zu kommen heut. — Von wem erging
Die Ladung nur in dieſe Hallen?

Es ſind die hellſten Feſte oft,
Die ungeahnt und ungehofft
Sich bieten. Anfangs ſchweigt und zaget
Der ganze Kreis. Doch der Humor
Schießt dann in einem Witz hervor,
Bis Spaß auf Spaß ſich hetzt und jaget.
So ging's auch hier. Der Herzog war,
Der überraſcht ſich ſah, erheitert,
Und überraſcht war auch die Schar,
Daß ihre Fröhlichkeit nicht ſcheitert.

Man trug nicht auf das feinſte Mahl,
Nicht herrlich war geſchmückt der Saal,
Doch that der alte Kellermeiſter
Nach beſter Kraft. Der ſtärkſte Wein
Floß perlend in die Becher ein
Und weckte lichterloh die Geiſter.
Was hier die Küche nicht vermocht,
Vermochte doch der gute Keller!
Das Glas macht hell der Seele Docht,
Doch trübe macht ihn oft der Teller.

Nur eines fehlt: Muſik, Muſik!
Du hellſter Strahl im Silberblick
Des Feſtes! Sel'ger Duft der Düfte
Im Lenz des ſüßen Frohſinnsſpiels,
Du klingſt, ſtets ſicher deines Ziels
Durch friſcher Kreiſe friſche Lüfte!
Was rauſcheſt du nicht kühn und toll,
Hinjauchzend über dieſem Flore!
Doch, horch! mich dünkt, ein Reigen ſchwoll,
Die Töne klingen vor dem Thore!

Und ſieh, ein günſtiges Geſchick
Entſendet uns Muſik! Muſik
Bringt klingend die Zigeunerbande,
Die dunkel vor dem Schloſſe ſteht.
Ein Meer von Tönen webt und webt
Phantaſtiſch in die weiten Lande:
Die Geige rauſcht, die Flöte tönt,
Das Cymbal klingt als Taktes Zeiger.
Herein, daß ihr das Feſt verſchönt,
Du bunte Schar mit deinem Geiger!

Mit deinem Geiger, der dich führt,
Der ringsumher die Herzen rührt
Mit düſtern, lang gezognen Klängen,
Mit kecker, wilder Neckerei,
Als ob es Höll' und Himmel ſei,
Was ſich erklärt in dieſen Sängen!
Er ragt ſo groß und ſtolz hervor
Vor all den anderen Geſellen,
So wie hervor aus ihrem Chor
Hoch ſeiner Geige Lieder ſchwellen. —

Bald hat ein Rauſch den Kreis erfaßt.
Seht zu, ihr kennt ſchon manchen Gaſt!
Ihr kennet Hochheims Domdechanten,
Ihr kennt vom Drachenfels die Frau,
Ihr kennt den Ritter auch genau,
Den vom Johannisberg ſie nannten!
Der Hofnarr und der Hofpoet,
Und ſelbſt die alten Reichsminiſter,
Sie kamen all. Wie das ſich dreht!
So macht die Freude rings Geſchwiſter.

Im glühendſten Moment der Luſt,
Als fröhlich bebte jede Bruſt,
Erſcheint mit einmal in dem Kreiſe
Weisheld der Alte. Eil und Haſt
Beflügeln ſeinen Schritt. — Wie paßt
In dieſe Runde denn der Weiſe? —
Schreckhafte Störung! — Friedemin
Hebt zornig ſich mit wilden Blicken,
In Ohnmacht ſinkt die Herzogin.
Gleich muß man nach dem Arzte ſchicken.

Aufſchreit der Fürſt: Du Böſewicht,
Vergeſſen haſt du jede Pflicht:
Durch dich ging mir der Sohn verloren!
Gab ich ihn drum in deine Hut?
Hielt ich dich drum für treu und gut?
Man nennt euch Weiſe — ihr ſeid Thoren!
Und dennoch wagſt du dich hieher?
Willſt du mich würgen mit Bedrängniß?
Fühl meinen Zorn, und büße ſchwer
Die That im düſterſten Gefängniß!

Der Weiſe ſchweigt. Die Diener nahn,
Den Greis, den edeln, einzufahn,
Sie legen ihn in ſchwere Ketten.
Und alle ſtehn umher zerſtört:
Kalt dieſe, andre ſind empört;
Ach! Keiner hier vermag zu retten:
Die Herrſchaft iſt zu abſolut!
Ich bin der Staat! war ja das Motto
Des Herzogs immer. Gut und Blut
Setzt hier kein Unterthan aufs Lotto. —

Der Becher ſteht unangerührt
Der Reigen ſchweiget, und ſchon führt
Der Häſcher Schwarm hinweg den Alten, —
Da rauſcht es plötzlich in der Luft,
Da tönt es her aus blauem Duft!
Sind's flücht'ger Wolken weite Falten?
Iſt's wilder Schwäne lauter Zug,
Die durch den Aether ſchwirrend tönen?
Nein, Minnewin lenkt her den Flug;
Der Mantel bringt ihn mit der Schönen;

Er ſenkt ſich mitten in den Kreis,
Und plötzlich ſtehet vor dem Greis
Und vor der Greiſin nun der Sproſſe,
Der Längſtvermißte. Alles ſtaunt
Und alles flüſtert, alles raunt
Hier bei dem Adel, dort im Troſſe:
Welch zauberhaftes Wunderbild!
Ein Jüngling, herrlich, ſchlank, erhaben!
Ein Mädchen, ſüß und hold und mild!
Beide begabt mit höchſten Gaben!

Wer ſind ſie? — Weisbold kündet laut:
Das iſt dein Sohn und ſeine Braut,
O Fürſt! — Des Alten Augen glühen,
Sein Gram entweicht, ſein Zorn entflieht,
Und in der Fürſtin Antlitz zieht
Wie Abendroth ein leiſes Blühen.
Mein Sohn? ruft er. — Mein Sohn? ruft ſie,
O Minnewin! ſo rufen beide. —
Die Kinder ſinken auf die Knie.
O ſüße, ſel'ge Augenweide! —

Die Thräne ſchwillt, der Seufzer quillt, —
Dann bricht ein Lächeln roſig mild
Dazwiſchen. Schönres gibt es nimmer,
Als wenn der Himmel Thränen weint
Und Sonne doch dazwiſchenſcheint!
Dann fehlt des Regenbogens Schimmer
Als Zeichen der Verſöhnung nicht.
Vergangne Wirrſal iſt vergeſſen.
O, wie dies Treiben wortlos ſpricht,
Dies ſel'ge Küſſen, holde Preſſen!

Und wie ſich neiget Mund an Mund
Und Bruſt an Bruſt, drängt in den Bund
Der Neugefundnen ſich zum Gruße
Ein brauner Mann. Das iſt fürwahr
Der alte Geiger aus der Schar
Zigeuner! Seht, mit keckem Fuße
Geſellt er ſich den Fürſten da!
Stumm ſtaunen Ritter und Berather.
Doch liegt aufſchreiend Milika
An ſeiner Bruſt —: es iſt ihr Vater!

Zu ſuchen das verlorne Kind,
Zog er mit ſeinem Ingeſind
Zum ſchönen Rhein. Die ſüße Geige,
Die ſeines Stammes Liebling iſt,
Läßt tönen er zu jeder Friſt,
An jedem Ort, ob ſich nicht zeige
Der vielgeliebten Tochter Spur.
Und ihn begleiten die Geſellen,
Indeß auf jedem Schritt der Tour
Des Böhmerlandes Lieder ſchwellen.

Der Zufall hat ihn recht geführt:
Drei Aeltern ſtehen tief gerührt,
Zwei Kinder ſtehen freudeglänzend.
Sie, die bisher ſich kaum gekannt,
Umſchlingt daſſelbe ſüße Band,
Mit Liebesroſen ſie umkränzend.
O, ſeht den ſeligſten Verein,
Sich freundlich an die Herzen drückend,
Beglückt durch Freude, hell und rein,
Durch Freude hell und rein beglückend!

Entbunden ſeiner Kette, tritt
Weishold heran mit würd'gem Schritt,
Wie allwärts hier auch Geiſt der Geiſter.
Seht, auch die Eule fand ſich ein,
Um Hofarchäolog zu ſein!
Als Oberceremonienmeiſter
So meldet ſich der Papagai;
Es rauſcht noch mancherlei Gefieder,
Hier mit Geſang, dort mit Geſchrei;
Sie ſingen, heißt es, Hochzeitlieder!

Doch kamen ſie nach tieferm Plan;
Denn allwärts fliegen ſie heran,
Dem Papagai ſich zu verbünden,
Der hier am Hof nach gutem Rath
Gedachte, einen Vogelſtaat,
Großartig, herrlich, zu begründen.
Natürlich will er ſelbſt darin
Die erſte, höchſte Rolle ſpielen!
Ihr wißt, er mühte ſtets ſich hin
Nach hoch erhabnen, würd'gen Zielen.

Die Eule, die er ſonſt nicht mag,
Hat er beſchwatzt an manchem Tag,
Bis ſie zuletzt ſich willig zeiget.
Drum dieſer Lärmen und Geſang,
Der wie ein jubelvoller Klang
Den Gäſten in die Ohren ſteiget!
Es war ein Glück, das Minnewin
Und Weishold nur die Vogelſprache
Verſtanden. Manche Nachbarin,
Sie hätte ſonſt belacht die Sache.

An Neidern fehlt es ohnedies
Im Garten nicht. Das Paradies
Sogar beſchlich die arge Schlange!
Wie ſollte Tücke, Bosheit, Hohn
Hier fehlen, wo um einen Thron
Die laute Luſt mit hellem Klange
Bacchantiſch jauchzt! Manch ſcharfes Wort
Hob ſich in der und jener Ecke
Und ſchlich durch all die Reihen fort,
Manch ſchärferes blieb im Verſtecke.

Denn es behagt der braune Wicht,
Der Führer der Zigeuner, nicht
Den alten Rittern. Alle ſprechen:
Das iſt 'ne ſeltne Majeſtät,
Der Schwiegervater! Ei, das geht
Doch übers Bohnenlied! Beim Zechen
Und Geigen mag er König ſein,
Doch ſehen möcht' ich wol ſein Wappen!
Sein Land, ſein Gold und Edelſtein
Paßt wohl zu ſeinen bunten Lappen! —

Die Frauen ſtehn matronenhaft;
Doch bleibt die Zunge nicht in Haft:
Sie hätten ſelber gern gegeben
Dem Fürſtenſohn ein Töchterlein
Zum Ehgemahl. Sie reden drein:
Von hohem Stamm ſcheint ſie nicht eben,
Der Anſtand iſt der beſte nicht,
Die Toilette iſt nicht würdig.
Hört, wie ſie ſo natürlich ſpricht,
Sie iſt gewiß nicht ebenbürtig!

Die Frommen fragen eifrig ſchon
Nach Glauben und Religion:
Sie haſſen die gemiſchten Ehen;
Sie wittern aus dem Angeſicht
Schon Heidenthum — ſo unrecht nicht.
Die alten Staatsminiſter ſehen
Mistrauiſch auf den Weiſen hin:
Er liebet freiere Syſteme!
Sie fürchten, daß ihn Minnewin
Dereinſt zu ſeinem Rather nehme.

Doch alle dies Geſchwätz, was kehrt
Es hier die Glücklichen? Es mehrt
Im Gegentheil ſich unermeßlich
Der greiſen Aeltern hohe Luſt;
Denn wieder ruht an ihrer Bruſt,
Was ſie verloren, unvergeßlich.
Wer denkt an Schmerz und Gram und Hohn,
Tritt uns die Freude hold entgegen!
Das Gleichniß vom verlornen Sohn,
Ihr müßt es hier am Ort erwägen!

Dem Herzog, der vor aller Pein
Sich einſt gefürchtet, fällt nicht ein,
Mit Einem Wort den Sohn zu ſtrafen;
Er fraget nicht um Rang und Stand
Der ſüßen Braut. — So rufet: „Land!“
Der Schiffer, wenn er naht dem Hafen.
Nach manchem Sturm, nach manchem Blitz
Hat er die Ruhe doch errungen.
Und, ach, wie freuet der Beſitz!
Wie halten ſie ſich feſt umſchlungen!

Drum rauſcht und klingt das Feſt ſo friſch
Im wilden Taumel. Schwärmeriſch
Will ſich die Freude offenbaren.
Die Lorelei, das ſüße Weib
Mit üppig wonnevollem Leib,
Mit lang geſtrählten goldnen Haaren,
Sie ruft: Hab ich nicht wahrgeſagt?
Stets rein ſind der Propheten Triebe!
Das Licht, das aus dem Dunkel tagt,
Es iſt die ſüße, ſüße Liebe!

O, es gewann der Jüngling-Mann
Was alle Herzen ſtreben an:
Viel ſüße, ſüße, ſüße Liebe.
Sein Schickſal brachte viele Noth,
Blaß macht' es mancher Wangen Roth,
Das thut die ſüße, ſüße Liebe.
Nun glücklich die Gefahr vorbei,
Da kam es, daß der Sturm zerſtiebe.
Wahr ſprach vor Zeit die Lorelei, —
Ihr ſeht nun ſelbſt die ſüße Liebe! —

Da klang es wie ein Sturm empor;
Der Ritter Kraft, der Frauen Flor,
Das drängt ſich um die Fei im Kreiſe:
Auf, Lorelei, auf, Lorelei!
Nun prophezei, nun prophezei
Die Zukunft heut in gleicher Weiſe! —
Die Zaubrin mit tiefblauem Blick,
Sie ſchaut ſo ernſt, ſo hoch, ſo mächtig,
Als ſähe ſie ein groß Geſchick:
Niemals ſtand eine Frau ſo prächtig!

Sie ſpricht: Blüht nicht die Gegenwart
Euch paradieſiſch? Warum ſtarrt
Ihr in der Zukunft trübes Dunkel?
Kein Keim, der erſt in Blüten bricht,
Wächſt hier herauf. Ringsum iſt Licht,
Ringsum ſtrahlt holden Glücks Gefunkel.
Wir leben in der goldnen Zeit,
Und wollen ſelbſt es doch nicht wiſſen;
Es wäre wahrlich Sündlichkeit,
Würd dieſer Vorhang heut zerriſſen!

Das aber wißt: Die Dichtung wird,
Wenn trüb die Menſchheit ſich verirrt,
Von unſern Tagen Lieder ſingen;
Es wird noch Kind und Kindeskind,
Die Jugend friſch, das Alter blind,
Um dieſe Zeiten Kränze ſchlingen.
Wir alle ſind alsdann im Lied
Verherrlichet als Märchenhelden;
Solang am Rhein man wandelnd zieht,
Wird Sang und Sage von uns melden!

Man wird uns neiden, daß wir friſch
Hintraten zu des Lebens Tiſch
Und harmlos, freudig, frei genoſſen;
Daß uns in Abenteuerluſt
Die Zeit verrann; daß unſre Bruſt
Des Lebens vollſter Strom durchfloſſen;
Daß wir die Niedrigkeit verbannt;
Daß Haß und Neid uns nie getroffen,
Und daß wir Selbſtſucht nie gekannt, —
Dann wird man beſſre Zeiten hoffen!

Sie ſchweigt. — Doch aus dem Ernſte ringt
Ein Jauchzen ſich, das lautauf dringt
Rings in die Berge und die Thale.
Bald flammet durch die tiefe Nacht
Der ſteile Berg voll heller Pracht,
In tauſendfachem Lichterſtrahle.
Wie lang es ward, ich weiß es nicht,
Ich bin zur rechten Zeit geſchieden;
Doch als erglüht das Morgenlicht,
War allwärts Segen, Luſt und Frieden!

2

Märchenbuch für meine Kinder.

An Max, Paul, Hans, Else und Toni.

Ich leg' euch auf den Weihnachtstiſch,
Ihr Kinder, dieſe Mären,
Leſ't ſie mir fleißig, froh und friſch,
Und merkt euch, was ſie lehren.
Ich nahm ſie aus des Volkes Mund,
Der iſt von Gold, wahr und geſund;
Aufs neue thu ich hier ſie kund
Im luſt'gen Spiel der Reime.

Es ſtärk' euch Hermel's ſtarker Muth
Und ſeine Treu die Herzen,
Er weiß zu kämpfen kühn und gut,
Er weiß mit Luſt zu ſcherzen.
Das Unrecht macht ihn tobend wild,
Es macht die Güt' ihn ſanft und mild;
Er iſt des deutſchen Volkes Bild —
Steht feſt bei Recht und Wahrheit!

Seid klug gleichwie der ſchlaue Hick,
Scharf achtſam geht durchs Leben,
Doch ſeid mir brav bei allem Schick —
Auch fleckt das Glück beineben.

Es gilt ein Spruch in unſerm Land:
Mehr frommet als ein Pfund Verſtand
Ein Löthchen Glück — drum bei der Hand
Und faßt das Glück beim Schopfe!

Die ſieben Schwaben geb' ich feil
Mit ihren Abenteuern,
Daß ſie euch grad zum Gegentheil
Von ihrem Thun befeuern.
Im Denken ſind ſie blöd und dumpf,
Im Handeln ſind ſie tappig ſtumpf —
Spielt mir im Leben lieber Trumpf,
Als daß man Trumpf euch ſpielet!

Viel ſchöner als ein reiches Kleid
Und Schmuck und Tand und Trödel
Ziert liebliche Beſcheidenheit;
Das lehrt euch Aſchenbrödel.
Sie blieb in Freundlichkeit ſich gleich,
In Demuth hold, in Güte weich;
So fand ſie denn ein Königreich,
War glücklich, wie im Himmel.

Die Mär vom treuen Schweſterlein
Und von den ſieben Raben,
Sie gilt den Mädchen nicht allein,
Sie gilt auch meinen Knaben.
Ihr ſeid Ein Fleiſch, ihr ſeid Ein Blut,
So ſeid euch auch von Herzen gut
Und haltet euch in treuer Hut;
Das Beſte iſt die Liebe!

Die Liebe hat auch mich geführt,
Dies Buch für euch zu machen;
Wie freu' ich mich, wenn es euch rührt,
Wenn es euch bringt zum Lachen. —
So leſ't Gedicht nun um Gedicht,
Doch denkt auch an der Arbeit Pflicht:
Genuß und Arbeit gibt erſt Licht
Den goldnen Jugendtagen.

Der ſtarke Hermel.

1. Wie der Herzog vom ſtarken Hermel hörte.

Das waren die Beſſerlinge; ſie kamen mit Ritter und Troß
Aus Welſchland hergefahren; gewappnet Mann und Roß,
Zogen ſie in der Berge üppiges Wälderland,
Das überm grünen Rheine ſich hügelwogend ſpannt.

Sie ſprachen: „Wir ſind die Herren, der ganzen weiten Welt!“
Dann haben ſie zur Veſte ſich hohe Eichen gefällt
Und derbe Steine gebrochen; das gab ein ſtarkes Haus,
Weit ſah es in die Lüfte, weit in die Winde hinaus.

Dort ſaß der ſchwarze Herzog. Es folgten ſeinem Geheiß
Rings die blonden Bauern; mit ihrem Fleiß und Schweiß
Mußten ſie ihm dienen. Ihm gehörte Wild und Frucht
Und Erz und Wein und Thiere und die ganze Schweinezucht.

Sie mußten die Schollen zerreißen mit dem ſcharfen Pflug,
Er trieb zum Säen und Mähen und Ernten ſie genug,
Er hieß ſie die Wege bauen, er ließ ſie hegen den Forſt
Und Hämmer und Mühlen betreiben. So herrſcht' er auf ſeinem Horſt.

Wie es ging in den Gauen, in den Gehöften ſtand,
Deß brachten ihm Kunde die Vögte. Er ſetzte ſie über das Land,
Zu ſchinden und zu plagen. Da kam auch einer her,
Ei, was bracht' er zum Throne für ſeltſamliche Mär!

Er ſprach: „Tief im Walde, da wohnt ein altes Weib,
Frau Mark, die hat einen Knaben mit wunderbar ſtarkem Leib;
Man ſagt, die Mutterbrüſte ſog er ſieben Jahr,
Jetzt mißt er ſieben Ellen, vielleicht noch drüber ein Haar.

„Hermel heißt der Junge; ob ſeiner gewaltigen Kraft
Nahm ihn ein Bauer in Dienſte, dem er für funfzig ſchafft;
Doch auch für zwanzig ſpeiſt er an Fleiſch, Gemüſe und Brot!
Hermel, der iſt ein Burſche von echtem Korn und Schrot!

„Abends kam er zum Hofe und ſchnarchte die ganze Nacht,
Daß der Bau erzittert. Als er ſpät erwacht,
Da riefen ſie: «Du Faulpelz, was ſchläfſt du nur ſo lang!»
Er aber ging zur Scheuer, wo man die Flegel ſchwang.

„Und als er den Haufen Getreide auf der Tenne erſchaut,
Da ſprach er zu den Knechten: «Ihr ſeid mir das rechte Kraut!
So arbeiten die Zwerge! Verlaſſet raſch den Ort!»
Und einen nahm er beim Flügel, die andern ſtoben fort.

„Dann aber ging er eilig in den dunkeln Tann,
Eine ſchlanke Fichte ſchnitt der ſtarke Mann,
Dazu einen knorrigen Eichblock, beides band er zurecht:
«Nun hab' ich den echten Flegel!» rief fröhlich der junge Knecht.

„So kehrte er zum Gehöfte. Das breite Scheunendach
Nahm er von Mauern und Balken vorſichtig und gemach;
Dann gab er ſich ans Dreſchen, die ganze Garbenwucht
Verlor in einer Stunde des Weizens goldne Frucht.

„Und als er das Stroh beſeitigt ſchob er das Scheunenthor
Aus den feſten Angeln und hob es leicht empor,
Und braucht es dann als Wanne, er ſchwang es hin und her,
Da ſah man im Getreide bald keinen Unrath mehr.

„Zur Mittagszeit war Hermel ſchon an der Arbeit Ziel,
Dach und Thür war gefüget aufs neu', als wär's ein Spiel,
Und in üppigen Haufen lag auf der Tenne das Korn;
Die Knechte kamen gelaufen, ihnen war's in den Augen ein Dorn.“

Der Herzog hört mit Staunen die wunderbare Mär.
„Auf“, ſo ſpricht er zum Vogte, „ſchaff' mir den Burſchen her!
Der Bauer ſoll ihn ſenden, gehorſam meinem Gebot;
Wir ſchreiten bald zur Ernte, da thut uns Hülfe noth!“

2. Wie Hermel an den Hof kam und die Heuernte vollbrachte.

In hoher Sommerfülle ſtand prächtig der ganze Gau,
Sammtgrün, laubwogend, üppig lagen Wald und Au,
Durch die blumigen Wieſen rauſchte die Senſe ſcharf,
Der Duft ſtieg aus den Schwaden, die der Mäher warf.

Da ſtieg zum Herzogsſchloſſe Hermel der Starke hinauf;
Sein Gang war wol bedächtig, doch ſchien er allen ein Lauf,
So ſtreckten ſich lang die Beine. Weit holte aus ſein Tritt
Wie mit Siebenmeilenſtiefeln, es hielt ihm niemand Schritt.

Arm' und Schenkel ſchwollen wie Marmorſäulen voll,
Die athmende Bruſt von Stärke wie ein Feuerberg quoll,
Wie eine Burg auf Felſen ſaß auf den Schultern das Haupt,
Umfangen von wirren Locken, wie Hügel von Wäldern umlaubt.

Alſo groß geſtaltig mit dem Rieſenbau,
Bot er ſchreckhaft gewaltig eine furchtbare Schau;
Aber das milde Auge, der rothe lachende Mund
That dem prüfenden Blicke lauter Güte kund.

Der Herzog ſah ihn vom Fenſter herſchreiten aus der Fern,
Da bebte doch in Aengſten das Herz dem ſchwarzen Herrn,
Es war ihm der Bauernjunge zu hoch und ungeſchlacht,
Er meinte: „Solcher ein Dutzend gefährden meine Macht!“

Und als er ihn empfangen, da rief er: „Friſch, Geſell!
Mach' dich auf die Sohlen in die Wieſen ſchnell!
Unten im tiefen Thale heuet mein Ingeſind,
Spute dich, damit es deine Hülfe gewinnt!“

Mit gutmüthigem Lächeln zog hinab der Fant,
Wo die Leute ſchafften. Es wurde grad beſpannt
Ein himmelhoher Wagen von ungeheurer Laſt,
Vier breitſtirnige Stiere holte man von der Raſt.

Die ſollten ihn heimwärts ziehen. Man fügte ihnen das Joch,
Dann trieben rufend die Knechte, ſie ſchwangen die Peitſchen hoch;
Vergebens war die Mühe, den Thieren fehlte die Kraft,
Auch hielt der ſumpfige Boden die eiſernen Räder in Haft.

Sobald die eitle Arbeit der ſtarke Hermel erſchaut,
Ein hellſchallend Gelächter erhob der Burſche laut,
Rings ſchimpften ihn die Knechte: „Hemme das freche Maul!
Du möchteſt beſſer helfen, als zu ſtehen träg' und faul!“

Nicht zweimal ließ er ſich's ſagen. Er nahte dem Wagenzug.
Hei, wie er mit den Fäuſten auf die Ochſen ſchlug!
Doch ſtatt weiter zu ziehen, ſtürzten ſie zu Grund',
Die Thiere waren erſchlagen, — die Knechte hielten den Mund.

Sie ſtierten mit Naſ' und Augen: ſeltſam war der Genoß,
Den all ihr Schelten und Drohen nicht kränkte und verdroß;
Er blieb bei ſeinem Werke und warf das todte Vieh
Noch auf den beladenen Wagen. Solch Stücklein ſahen ſie nie.

Dann griff er an die Deichſel, er that es ganz allein,
Und zog die Wucht der Bündel, ohne Gram und Pein,
Aus den feuchten Wieſen; er ſtapfte den Bergpfad fort;
Bald hielt er vor dem Schober beim Schloß am rechten Ort.

Die ganze Heuernte lagert' er ſingend über den Stall,
In die Küche trug er die todten Ochſen all',
Und lange war er fertig mit ſeinem Meiſterſtück,
Da kehrte bleich vor Schrecken das Ingeſind zurück.

Es ward die mächtige Kunde vom Herzog kaum geglaubt,
Zuletzt da ſchüttelt der Schwarze mürriſch das wirre Haupt,
Er ſprach: „Der rohe Burſche ſei von der Wirthſchaft entfernt!
Ich ſtell' ihn an, wo er beſſer Anſtand und Sitte lernt!“

3. Wie Hermel Stalljunge wurde.

Am andern Morgen rief er den ſtarken Hermel herein
Und ſprach mit kalt'ger Stirn: „Solch Werk kann nicht gedeihn!
Vier Stiere haſt du erſchlagen, — du erſchlügeſt die Heerden all,
Wenn du beim Landbau bliebeſt, öd' würden Weide und Stall.

„Drum hab' ich mich beſonnen auf einen andern Plan.
Da du in den Wieſen mir ſolchen Schaden gethan,
Meinen Rittern und Reitern geb' ich dich als Knecht;
Die rauhen Fäuſte und Sinne ſetzen ſie dir zurecht.

„Hundert Mannen und Roſſe beherbergt jener Bau,
Die mir die Ordnung wahren als Hüter im weiten Gau.
Stalljunge ſollſt du werden dort unten heut zur Friſt,
Für Streu und Futter ſorgen, auskehren ſollſt du den Miſt.“

Gutmüthig lächelt Hermel zu dem barſchen Gebot.
Furchtlos vor dem Herzog ſteht er, der polternd droht.
Dann wendet er ihm den Rücken und geht in den Hof hinab,
Wo er ſich ſchweigſam geduldig zu den Reitern begab.

Ihm ſah der ſchwarze Herzog befreit von Aengſten nach,
Aufathmend daß der Bauer ihm nicht widerſprach,
Sondern fröhlich folgte. Höflinge prieſen den Rath,
Und nannten ſein Denken Weisheit, ſein Handeln rettende That.

An der reichen Tafel vernahm er fröhlich ſein Lob,
Sie becherten heut viel länger, weil man ihn erhob
Hoch zu Sonnen und Sternen. Bei Wild, Geflügel und Wein
Schwärmten alle heiter in den hohen Tag hinein.

Und nach Tiſch da ſtanden ſie am Fenſter im Kreis,
Durch alle Reden tönte noch hell des Herzogs Preis:
Sieh, da gab es im Hofe plötzlich ſeltſame Schau,
Es wandten ſich die Blicke drüben zum Ritterbau.

Aus dem Thor flog jählings ein derber Reitersmann,
Ganz in Stahl gerüſtet. Eh' er den Grund gewann,
Schlug er in den Lüften die Beine kreuz und quer,
Hände und Arme griffen wie Windmühlflügel umher.

So wunderlich war der Anblick, die Höflinge lachten hell
Und hielten ſich die Rippen, da ſchauten ſie zur Stell:
Es flog ein zweiter und dritter durch das offne Thor,
Bald war es ein ganzes Dutzend, endlich ein ganzer Chor.

Da ward der Scherz zum Ernſte. Der Herzog mit den Herrn
Stürmte zum Hof hinunter, ſie wollten erfahren gern,
Wer den Lärm bereitet; da ſahen ſie zur Friſt:
Es zappelten hundert Reiter lahmgliedrig auf dem Miſt!

Doch aus dem Thor trat lachend Hermel der Starke heraus
Und rief in den bunten Haufen, der ſich verwirrte kraus:
„Ihr wolltet mich vernichten mit eurem Spott und Hohn?
Ei, ihr kecken Geſellen, da habt ihr euern Lohn!

„Ihr meint: ein Bauer vermöge nur zu fegen den Stall!
Da warf er als eitel Miſt euch auf den Miſt nun all!
Heut hab' ich nur geſcherzet, doch kommt einſt ſicher der Tag,
Da merkt ihr, was der Bauer mit den Fäuſten vermag!“

Wie Donner war die Stimme, die Reiter zitterten ſehr,
Der Herzog mit den Herren, ſie zitterten noch mehr.
Er ſprach: „Der Burſche taugt nicht für den Hof und das Schloß,
Jüngſt ſchlug er mir die Stiere, jetzt prügelt er mir den Troß.

„Ich will ihn nützlich machen als Knecht im tiefen Wald,
Bei den Förſtern draußen ſei fürder ſein Aufenthalt!
Wo Wölfe und Bären hauſen, wo der Eber wühlt,
Bedroht von wilden Beſtien wird ihm der Muth gekühlt.“

---

4. Wie Hermel im Walde ſchaffte und den Eber jagte.

Es dauerte nicht gar lange, da ſchritt in rüſtigem Gang
Zum Forſt der ſtarke Hermel; die Buchen und Eichen entlang
Zog er mit heiterm Muthe. Ihm ward das Herz ſo weit
In der ſchönen, grünen, duftvollen Einſamkeit.

Ihn heimelt an ſo innig des Waldes gewölber Bau:
Die Stämme mit hohen Laubkronen bieten ſo ſtolze Schau,
Es blitzt der Thau an den Gräſern wie lauter Demantpracht,
Es geht ſo heimlich Leben durch die goldfunkelnde Nacht.

Hoch aus den ſchwanken Gipfeln tönt der Droſſel Geſang,
Unten rauſchen die Bäche mit ſüß murmelndem Klang,
Hirſche und Rehe durchgraſen der Halme ſchlanken Wuchs,
Neugierig ſchaun ſie herüber, es flieht der Wolf und der Fuchs.

Die frommen Thiere hegen nicht Furcht vor dem Geſell,
Es leuchtete ihm die Güte auf Stirn und Augen hell:
So klug iſt ſtets die Einfalt. Was raubet und zerreißt,
Das war ihm Stand zu halten nicht kühn genug und dreiſt.

So fand er bald die Förſter; ſie waren bieder geſinnt:
Im Wald und auf dem Meere da bleibt der Menſch wie ein Kind.
Sie trugen weiche Herzen unter Kleidern haarig, roh,
Da ward auch Hermel der Starke ſeiner Arbeit froh.

Mit den Waldleuten ſandten ſie ihn ins Forſtbereich,
Daß er Stämme fälle mit hocherhobnem Streich.
Hei, wie klang ſein Axtſchlag durch den Eichendom!
Die Holzung rollte flößend er nieder an den Strom.

Das war ſo recht ſein Leben. Da kam ins Förſterhaus
Die Kunde, der Herzog zöge mit den Herren hinaus,
Den großen Eber zu fällen, welcher ohne Raſt
Die Felder der Gegend verwüſte, ein viel unſaubrer Gaſt.

„Groß iſt er ſchier wie ein Ochſe", ſo ſagten, die ihn geſchaut:
„Es prallen Pfeil und Speere ab an ſeiner Haut;
Er reißt mit gekrümmten Zahne, der groß wie ein Auerhorn,
Junge Eichen nieder, reizt man den Borſt'gen zum Zorn.

„Wer das Unthier tödtet mit Stich oder Stoß,
Den ehrt und rühmt der Herzog vor allen andern groß!“ —
Als das die Förſter hören, naht ſchon der prächtige Zug,
In duftiger Waldesſtille blitzten der Waffen genug.

Da wurden die Treiber geſendet, Hermel war dabei,
Die ſchlugen an die Stämme und huben ein laut Geſchrei,
Die muthigen Rüden bellten hell und heißer und dumpf,
Sie fanden die Spur des Thieres in einem verwachſenen Sumpf.

Bald war es aufgeſtöbert. Hei wie es wild und ſcharf
Windhunde und heulende Bracken mit blutigem Hauer warf!
Roth funkelten die Augen. Hermel ſah die Flucht;
Da jauchzte er auf und ſtürzte ihm nach in die waldige Schlucht.

Er hetzte das Thier ins Dickicht, durch Tiefen und über Höhn,
Fern und ferner verklang ihm der Jagdhörner Getön.
Weit flogen ihm nach die Haare, die Bruſt hob mächtig ſich auf.
Sein Fuß klang donnernd am Boden, es war ein ſtolzer Lauf.

Den ſchwarzen borſt'gen Geſellen griff er endlich am Schweif,
Die andre Fauſt dann ſetzt er ihm in den Nacken ſteif,
So hob er das Thier in die Lüfte. Als es den Boden verlor,
Da ſträubt es ſich dumpf grunzend, Schaum dringt am Maul hervor.

Doch was hilft ihm die Stärke? Hermel iſt ſtärker noch,
Es laſten ſeine Hände wie ein ehernes Joch;
Er lacht und ſpricht: „Lebendig bring' ich den Jägern das Thier!“
Bald ſchritt er mächtig vorwärts durch das grüne Revier.

Mit dem Eber kommen ſahn ihn die Jäger von fern,
Friſch und unbefangen trug er ihn vor die Herrn.
Sie bebten vor Angſt und riefen: „O du Unverſtand!
Gleich entreißt ſich die Beſtie der ungeſchickten Hand!

„Wehe dann uns allen! Kommt dieſer Hauer zum Stoß,
Dann ſind wir todte Leute — Verderben iſt unſer Los!"
Doch Hermel ſpricht: „Ihr Haſen!" Und im Augenblick
Zerret er an dem Thiere und bricht ihm das Genick.

Dann wirft die todte Sau er auf den Boden hin.
Da wird den furchtſamen Herren wieder wohl im Sinn;
Sie meſſen des Thieres Länge, ſie wiegen das ſchwarze Haupt,
Befühlen die Hauer, — niemand hat ſolche Größe geglaubt.

Doch in ſeinem Schrecken bleibt der Herzog erſtarrt:
Hermel's, des ſtarken Recken, bloße Gegenwart
Macht ihm das Blut gerinnen. Er bedachte des Burſchen Tod,
Da von ſeiner Stärke allen das Ende droht.

5. Wie Hermel den Schloßbrunnen fegte.

Als der Herzog heimkam, ſann er lang und breit,
Wie er den Hermel verderbe. Ihn im offnen Streit
Zu bekämpfen und zu tödten, dazu war keiner ſtark,
Es hätt' ihm alle Mannen erſchlagen der Sohn der Frau Mark.

So ſaß er brütend und ſinnend, da trat in das hohe Gemach
Der alte Vogt vom Hofe, der alſo zum Herzog ſprach:
„Der Brunnen bei dem Schloſſe iſt voll Schlamm und Koth,
Trübe quillt das Waſſer, die Reinigung thut noth!" —

Da fuhr ein kühner Gedanke dem Herzog durch das Hirn,
Es flammen ihm die Augen, es glühet ihm die Stirn.
Er rief: „Ich meine, der Hermel iſt grad der rechte Mann!
Wir tödten ihn in der Erde, wo er nicht rühren ſich kann!" —

Der Vogt that wie ihm befohlen und ſandte in den Wald;
Ungern verließ der Starke den heimlichen Aufenthalt,
Der ihm lieb geworden. Doch ſträubte er ſich nicht:
Er hielt ein ſtreng Gehorchen für ſeine erſte Pflicht.

Auf dem Hofe ſtieg er gleich in den Brunnen hinab,
Wo ihm der falſche Herzog erdacht ein düſtres Grab.
Hundert Klafter ging es in die Erde hinein,
Es fiel aus den Sonnenhöhen kaum der Strahlenſchein.

Da wälzten die Edelinge Geſteine dick und groß
Nieder auf den Geſellen und jauchzten: „Jetzt ſind wir ihn los!“
Doch rief er luſtig: „Jagt mir die Hühner vom Brunnenrand,
Sonſt kann ich nicht ſchaffen, ſie ſcharren in die Augen mir
Kies und Sand!“

Wie war man rings verwundert! Indeß der Herzog ruft:
„So ſchleudert raſch den Mühlſtein auf den Kopf dem Schuft!“
Mit mächtigem Hebebalken holten ihn zwanzig Mann,
Und donnernd polternd rollt er in den Brunnen ſodann.

Aber Hermel jauchzte: „Ich dank' euch dort in den Höhn,
Das iſt ein prächtiger Kragen dauerhaft und ſchön!“
Sie ſchauten hinab, da ſtand er, im Loche des Steins den Kopf,
Es ſang ein Lied bei der Arbeit der unbefangene Tropf.

Wol faßte ſie das Entſetzen ob ſolcher Körperkraft.
Der Herzog ſchrie: „Vom Thurme jetzt ſchnell die Glocke geſchafft!“
Wol fünfzig Männer ſchleppten ſie an mit Hebel und Seil,
Sie ſchrien im Fallen, da hieß es: „Jetzt hat er ſicher ſein Theil!“

Doch Hermel hielt nur ein wenig in ſeinem heitern Geſang
Und meinte: „Geſtrenge Herren, ich dank' euch mein Leben lang
Für die herrliche Mütze! In Regen und Wettergraus
Soll ſie treu mir dienen, ſie hält mir ewig aus;“

Und als ſie niederblickten, da ſaß ihm wie ein Hut
Die Glocke auf den Haaren; doch mit gutem Muth
Sang und ſchaffte er weiter. Die drohende Gefahr,
Der Beſſerlinge Verruchtheit entging ihm ganz und gar.

Sie eilten in die Küche, zu ſieden Oel und Blei,
Es trugen raſch die Köche die großen Pfannen herbei,
Dazu die rieſigen Keſſel, die Flammen glühten hell:
„So erſtick' in Qualm und Hitze", ſo knirſchten ſie, „der Geſell!"

Schier waren ſie zu Ende, faſt kam die Brühe zu Stand,
Indeß ſchuf unverdroſſen des Knechtes nervige Hand;
Rüſtig aus dem Brunnen warf er Schlamm und Stein,
Bald floß unten die Quelle wie Kryſtall ſo rein.

Und als man glühend brachte das teufliſche Gebräu,
Da trat der ſtarke Hermel ans Tageslicht aufs neu
Den Mühlſtein trug er als Kragen, die Glocke trug er als Hut,
Seltſam anzuſchauen. Den Feinden entwich der Muth.

6. Wie Hermel den Drachen erlegte.

Und wieder ſaß der Herzog auf ſeinem hohen Saal,
Ihm machte Hermel's Stärke noch immer Pein und Qual.
Er ſprach: „Durch Menſchenhände geht er nicht zu Grund,
Ihr Herren, redet, wer thut hier den beſten Ausweg kund?"

Da hob einer die Stimme: „In den rheiniſchen Gaun
Liegt ein ſteiles Gebirge, weit iſt's im Land zu ſchaun,
Dran ragt ein ſtarrer Felſen, eine Höhle führt hinein,
Es hauſt ein wilder Drache im klüftigen Geſtein.

„Noch nahte ungeſtrafet ſich keiner des Unthiers Schlucht,
Wenige ſahen es von weitem und retteten ſich durch die Flucht,
Der Drache zerſtörte Schiffe, und Krieger fraß er manch Heer;
Mit dem laßt Hermel ſtreiten, dann kehrt er nimmermehr!“

Der Rath gefiel dem Herzog, man rief den Burſchen herein,
Da hieß es: „Du ſollſt den Drachen tödten am grünen Rhein!“
Deß freute ſich der Recke, die Kraft verlangt nach That,
Man zeigte ihm die Wege, die er mit Luſt betrat.

Am Strand des Stromes ſchritt er mit klingendem Fuß hinauf,
Die Flüſſe, die thalwärts tobten, hemmten ihm nicht den Lauf,
Nicht dichtverworrne Wälder, auch ſchilfige Sümpfe nicht
Hielten ab den Recken, nimmer vergaß er der Pflicht.

Nun war es gegen Abend beim rothen Sonnenglühn,
Als er die Berge erreichte, die ſich ſtolz und kühn
In die Lüfte heben und ſich ſpiegeln im Fluß;
Alles war vergoldet von des ſcheidenden Lichtes Kuß.

Voll Aerger merkte Hermel, das zu ſpät er kam,
Weil ſchon im tiefen Felſen der Drache ſein Lager nahm,
Denn nur bei hellem Tage kroch er aus dem Grund;
Der Recke ſah der Höhle funkelnd glühenden Schlund.

Kalt pfiff der Wind von den Höhen, eiſig kam er vom Rhein,
Da zündet Hermel ein Feuer von häuſerhohem Schein,
Tannen und Eichen warf er in die mächtige Glut,
Rings die Gegend lohte, es flackerte hell in die Flut.

Herrlich war der Anblick. Doch war zu lang die Nacht
Dem kühnen jungen Burſchen; als kaum der Tag erwacht,
Da wog er einen Felsblock gewaltig in der Fauſt,
Den donnert er in die Höhle, daß er tief in der Erde brauſt.

„Ich muß den Alten wecken!" rief er. „Nicht ſo faul!"
Und am Schlunde zeigte ſich feuerſprühend ein Maul,
Augen groß wie Teller, Zähne gewaltig ſcharf,
Hei, wie er den zweiten Felsblock auf das Unthier warf!

Der Stein fuhr in den Rachen, ein ſpitzer mächt'ger Keil,
Da nahm ſich erſt zum Sturze der Drache neue Eil;
Man ſah ihn wachſen und ſchwellen, ein laut Gebrüll erklang,
Wol an hundert Ellen ſchien das Unthier lang.

Mit feſten Schuppen gepanzert war der Leib ihm ſteif,
Weite Ringe ſchlug er mit dem ſchlängelnden Schweif,
Es trugen ihn Krallenfüße; ſo ſchoß er pfeilſchnell her,
Wo Hermel der Starke ſich rüſtet zur kühnen Gegenwehr.

Der Knecht nahm eine Tanne, oben ſtand ſie in Brand,
Die hub er aus dem Feuer. „Nun komm' mir angerannt",
Rief er, „du tolle Beſtie!" — Ruhig hielt er ſie vor;
Dann ſtürzt' er ſie rieſenmächtig in des Rachens feuriges Thor.

Tief ſtieß er den Stamm ins Gefräße, er ſtieß ihn bis ans Herz.
Da bäumte ſich der Drache in ungeheurem Schmerz,
Hoch auf ſchlugen die Flammen, der Athem verging dem Thier,
Wie Sturmwind flog das Röcheln durch das Waldrevier.

Hermel aber lachte: „Das ſchadet weiter nicht!"
Dann ſah er Blut hinſtrömen im erſten Sonnenlicht,
Es floß in rothen Fluten das Thal hinein,
So wurde purpurfarbig plötzlich der grüne Rhein.

Da hieb er eine Tatze von dem todten Leib,
Groß war ſie zwanzig Fuße. „Die trag' ich zum Zeitvertreib
Als Wahrzeichen nach Hauſe, den Herzog zu erbaun!"
Rief's und rüſtig ſchritt er in die heimiſchen Gaun.

Dort aber von den Bergen ſahn ſie den Rhein voll Blut.
„Was hat das zu bedeuten? Ward an ſeiner Flut
Eine Schlacht geſchlagen, die wegfraß ein ganzes Geſchlecht?"
So fragten die Beſſerlinge, ſie dachten nicht an den Knecht.

Mit in ihren Zweifeln ſahen ſie Hermel von fern,
Der zeigte im Triumphe die Kralle den blaſſen Herrn;
So löſte ſich das Räthſel, warum der Strom ſo roth.
Da wurden ſie erſt furchtſam, als ſähn ſie den leidigen Tod.

7. Wie Hermel in die Hexenmühle ging und was er dort that.

Als nun ins Schloß gekommen der Herzog mit ſeinem Staat,
Da ſprach er: „Setzt euch nieder, wir halten heute Rath!
Wir müſſen ihn verderben, mehr drängt es von Tag zu Tag,
Weil er ſonſt uns alle jählings verderben mag!

„Bedenkt, ſelbſt Ungeheuer bringen ihn nicht zu Fall."
Da nickten mit den Köpfen die ſtrengen Herren all;
Doch ein alter ſagte: „So ſendet ihn hinab
In die Hexenmühle, dort findet er ſicher ſein Grab!"

Und allwärts fand er Beifall. Da rief man den Hermel ins Haus,
Der Herzog ſprach: „Die Mühlen im Lande reichen nicht aus,
Um das Mehl zu liefern, wo du ſitzeſt am Tiſch;
Drum geh' zur Hexenmühle und laß da mahlen friſch!"

Und jener meinte luſtig: „So gebt die Frucht nur her!"
Bettſäcke faltig und bauſchig füllte man ihm ſchwer
Mit goldenem Getreide. Zwei legte man ihm aufs Haupt,
Zwei gab man ihm zu Händen. Wer hätt' es wol geglaubt,

Daß er die Laſten trüge? Doch ging er leicht und ſchnell;
An der Hecke pflückte der harmloſe Geſell
Noch die Haſelnüſſe. Da lief der Beſitzer zum Hag
Und ſchimpfte und hob den Prügel zu einem tüchtigen Schlag.

Als er den Hermel ſchaute mit der mächtigen Laſt,
Da bracht' er den Mund zum Schweigen und den Stock zur Raſt.
Der Bauer ſchlich nach Hauſe, der Recke lachte auf,
Und als er ſich ſatt gegeſſen, ſchritt er fort im Lauf.

So kam er in den Thalgrund, wo die Mühle ſtand.
Es war ein grau Gebäude, weit gefürchtet im Land,
Weil dort ein Zauber wohnte, wol ließ er manchen ein,
Der nie wiederkehrte an den hellen Tagesſchein.

Drum ſtand das Haus ſo verödet, täglich zerfiel es mehr;
Doch trat der Knecht ganz furchtlos durch die Thüre her,
Er ſchüttet auf die Körner, er ſetzte das Werk in Gang,
Das Waſſer rauſcht, die Räder klappern das Thal entlang.

Da kam geſtürzt der Unhold in furchtbarer Geſtalt,
Es ſaß in den dürren Gliedern wahre Teufelsgewalt;
Sie rangen miteinander, es war ein kurzer Krieg,
Hermel trug wie immer von dannen den guten Sieg.

Dann ſchob er den Zaubrer nieder an dem mahlenden Stein.
Und preßte an die Rolle des Unholds linkes Bein.
Da ſtob ihm aus Fleiſch und Knochen feurige Funkenglut,
Um Erbarmen bat er, geknickt war ihm der Muth.

Aber Hermel hörte mit lautem Lachen zu,
Er ſchliff das ganze Bein ihm ab in guter Ruh,
An dem rollenden Steine zerging der Fuß und das Knie
Und der ganze Schenkel. Der Hexenmeiſter ſchrie!

Und dann ließ er ihn laufen; der tobte und fluchte heiß
Und hüpfte fort mit Heulen wie ein Kreiſel im Kreis,
Bis er in eine Ecke ſich jämmerlich verkroch;
Er kehrte nimmer wieder aus ſeinem dunkeln Loch.

Hermel fuhr fort mit Mahlen, bis die letzte Frucht
In luſtig Mehl zergangen. Dann hub er auf die Wucht
Und trug ſie fröhlich ſingend heimwärts in das Schloß;
Aufs neue ſahn ihn mit Zittern die Herren und der Troß.

Der Herzog ſprach: „Ein Ausweg bleibt uns in der Noth,
Nur der leibhafte Satan bringt dem Burſchen den Tod!
Senden wir den Starken zur Hölle nicht hinab,
Dann ſtürzt er uns gewaltſam einſt ſelber in das Grab!“

8. Wie Hermel in die Hölle ſtieg und mit dem Satan wettete.

Der Herzog und die Herren dünkten ſich alle klug,
Sie ſaßen lang im Rathe, und als ſie geredet genug,
Da riefen ſie den Hermel aufs neu' zu des Dienſtes Pflicht;
Sie dachten im falſchen Sinne: „Diesmal entgehſt du uns nicht.“

Es ſprach der Fürſt: „Mein Junge, du biſt in der Arbeit nicht faul,
Aber du wirſt uns verderben mit deinem gefräßigen Maul
Und unerſättlichen Magen. Die Scheunen frißeſt du leer;
Dauert's noch eine Weile, ſo haben kein Vieh wir mehr.

„Um deinen Hunger zu ſtillen, thuet Geld uns noth!
Drum mach' dich auf die Beine beim frühen Morgenroth,
Du findeſt dort im Gebirge einer Höhle Schlund,
Dort ſteige hinein und wandre in der Erde Grund.

„In den finſtern Tiefen triffſt du Feuer und Glut,
Bunte Fratzen tanzen drum mit tollem Muth,
Dort liegt das Gold in Haufen; fülle die Säcke zumal
Und bringe ſicher ſie heimwärts hierher in meinen Saal!“

So dachten ſie ihn zu bringen in des Teufels Gewalt;
Hermel aber lachte, indeß ſie heiß und kalt
Gänſehäute hatten. Was wußte der Recke auch
Von Hölle und von Teufel, die Angſt war nicht ſein Brauch.

Früh in des Tages Dämmern begab er ſich auf den Weg,
Zu der Höhle kam er auf ſteinigem, hartem Steg,
Dann ſtieg er durch die Gänge tief und düſter hinab;
Lang war es kalt und ſchaurig, als ging es in das Grab.

Endlich kam lichte Helle ihm ins Auge gebrannt.
„Jetzt bin ich an der Schwelle!“ rief der kühne Fant.
Da ſah er zahlloſe Fe[illegible] dem fernen Schlund,
An der Thür das Unge[illegible] war ein dreiköpfiger Hund.

Dem gab er einen Fußtritt; da kamen ſeltſam her
Geſchwänzte, glühnde Geſellen in Sprüngen kreuz und quer,
Sie grinſten tolle Grimaſſen und huben ein ſchrilles Geſchrei;
Zuletzt rannte der Satan ſelber grimmig herbei.

Hermel hielt den Bauch ſich, ſonſt hätt' er ſich todtgelacht:
Es hatte ſo wunderlich Weſen noch keiner ihm vorgemacht.
Da rief der Oberteufel, wie Donner klang der Ton:
„Was willſt du in der Hölle, nichtsnutziger Erdenſohn?“

„Ich will dein Gold!“ rief Hermel und trat mit keckem Schritt
Zwiſchen das Höllengeſindel. Es dröhnte ſo mächtig ſein Tritt,
Der Fürſt der Finſterniſſe ward wie Kreide ſo weiß,
Schnell ändert er vor dem Starken ſein mächtiges Geheiß.

Denn der Hexenmeiſter mit dem abgeſchliſſnen Bein
Aus der verfallenen Mühle hüpfte aus den Reihn
Der grünen und blauen Teufel, und flüſterte ins Ohr
Des Obern ſeltſame Worte, daß er die Kühnheit verlor.

Drum hob er alſo beſcheiden zum ſtarken Hermel an:
„Wir ſetzen eine Wette; wenn ſie dein Muth gewann,
So nimm des Goldes Fülle, ſo viel dein Nacken trägt,
Doch ſollſt du mir gehören, wenn meine Stärke dich ſchlägt!“

Das war der Knecht zufrieden. Satan ließ bringen ein Horn,
Wie ein Färberkeſſel hinten, wie eine Flaſche vorn; —
Der Teufel blies es mächtig, es bebte das Höllenhaus,
Und in der Nähe gingen zehn große Feuer aus.

„Laß ſehen“, rief er freudig, „verſtehſt du ſolchen Schall?“
Da blies auch Hermel ein wenig. Ha, das gab einen Knall!
Gleich Seifenblaſen zerſprang es, ein Stück traf auf die Stirn
Des Höllenfürſten, ihm wackelten Schädel und Horn und Hirn.

Zugleich erloſchen hundert Feuer von dem Wind.
Da ſprach der Oberteufel: „Mein Sohn, nun folge geſchwind!“
Und über ein breites Flußbett, das brannte von Pech und Glut,
That er einen Sprung, der Sprung war untadelig gut.

Das ließ ſich nicht zweimal ſagen der unfurchtſame Knecht.
Wie ſpannten ſich ihm die Waden! Die Füße ſetzte er recht,
Und hat er auch keine Flügel wie der ſchwarze Geſell,
Den Sprung des Oberteufels überholte er ſchnell.

Ja, am andern Ufer erſprang er noch einen Berg!
Herr Satan wurde demüthig wie vor dem Rieſen ein Zwerg.
Zum dritten einen Felsblock griff er mit der Hand
Und warf ihn zwanzig Ellen in die Lüfte gewandt.

Nun ſollte auch Hermel ſchleudern. Wie einen Kegelklotz
Nahm er den Stein in die Fäuſte, dann aber ſprach er mit Trotz:
„Ehe ich werfe, ſtütze mir die Gewölbe dort
Mit hohen Eichenſtämmen, ſonſt iſt nicht ſicher der Ort.

„Schleudr' ich mit vollen Kräften, ſo ſtürzt die Decke ein,
Und wir alle werden Kinder des Todes ſein!“
Da heulten rings die Scharen, der Teufel war ſo verzagt,
Daß er weitern Kampf nicht mit Hermel wagt.

Er gab die Wette verloren und ließ ziehen den Fant,
Doch füllte er erſt die Säcke mit der nervigen Hand:
Das Gold und die Edelſteine, die er von dannen trug,
Sie waren Königreiche zu kaufen wol genug.

Wie aber ſtarrten die Herren, als ſie den Hermel ſahn!
Sie waren nicht froh des Goldes, ſie flüſterten ſtill ſich an:
„Zauberei und Hölle ſtören den Burſchen nicht;
Geben ihm auf die Augen, dann hält er ein ſchwer Gericht.“

9. Wie Hermel in der Schlacht am Birkenbaum ſiegte.

Guter Rath war theuer in des Herzogs Palaſt,
Drum ließen ſie eine Weile nun dem Hermel Raſt.
Doch ihn unſchädlich zu machen, ſandten ſie ihn hinaus,
Wo er glücklich geweſen, in des Forſtes hohes Haus.

Mit den guten Waldleuten machte er manchen Gang
Weit in die grüne Wildniß. Es gab da vollen Klang
Die ehrne Axt an den Stämmen; an Kohlenfeuerglut
Hat er nach der Arbeit mit den Geſellen geruht.

Sie liebten ihn alle treulich, er theilte Luſt und Leid
Mit ihnen jede Stunde. Voller Freudigkeit
Belachte er ihre Schwänke, und traf er ein trauriges Herz,
Gleich fand in ſeiner Seele Nachhall jeder Schmerz.

In tiefer grüner Stille — er war ſo gern verbannt —
Verlebte er ſchöne Tage. In das bebaute Land
Dachte er nie zu kehren. Gern blieb er dem Hofe fern:
Es taugt nicht, Kirſchen zu eſſen mit den großen Herrn!

Doch einſtmals kam ein Bote zu Roß im raſcheſten Lauf
Und rief: „Friſchauf, Waldleute, machet euch hurtig auf!
Du, Hermel, rüſte vor allen! Unhemmbar ſtrömt der Feind
Ueber des Landes Grenzen, der Schrecken iſt wo er erſcheint!

„Wir gehen ſtracks entgegen dem blutig rothen Krieg,
Drum wappnet euch, ihr Männer! Unſer iſt der Sieg,
Wenn vereint wir ſtehen für Heimat, Haus und Herd,
Für die Sitze die wir lieben, den Acker der uns nährt!“

Da zogen ſie all aus dem Walde, eine keckwilde Schar,
Die Aexte hoch geſchwungen, ſtruppig Bart und Haar,
In Thierfelle gekleidet. Vor allen hoch und ſtark
Ragte mit kräftigen Gliedern der Sproſſe der Frau Mark.

Sie ſtießen im weiten Blachfeld zu des Herzogs Heer,
Da wallten bunt die Fahnen, es glänzte Helm und Speer,
Und ein jauchzender Aufſchrei tönte nah und fern;
Heute ſahen Ritter und Knechte den ſtarken Hermel gern.

So waren ſie vollzählig. Laut herrſchte des Herzogs Wort,
Da ſchoben die Heermaſſen ſich weithin wogend fort,
Es ging zum Birkenbaume im Weſtfalenland.
Dort nahmen die blonden Deutſchen den feſten Kriegerſtand.

Als kaum ſie ausgeruhet, kam der Feind aus Oſt:
Zahllos ſchwollen die Horden, wie ein Waldſtrom toſt,
Der ſich nach dem Gewitter hoch vom Gebirg ergießt
Und immer mächtiger wachſend die Thäler überfließt.

Es war ein ſcheußlich Geſindel, ſchmuzigen Thieren gleich,
Schwarz floſſen die ſchlichten Haare, ihr Antlitz war gelb und bleich,
Die geſchlitzten Augen erglühten liſtig und ſchlau,
Sie fraßen gierig wie Wölfe, es war eine garſtige Schau.

Die einen ritten auf Roſſen, die andern gingen zu Fuß,
Auch wußten alle trefflich, wie man ſtehlen muß.
Ihr Reden war wie Grunzen. So kam heran die Schar,
Geführt von ihrem Etzel Nebukadnezar.

Die Weſtlichen riefen: „Es lebe die Freiheit und das Recht!“
Die Oeſtlichen riefen: „Es ſiege die Sklaverei im Gefecht.“
Dann ſtürzten ſie aufeinander, das war eine Glut und Wuth,
Bis an die Knöchel wateten beide im rothen Blut.

Hei, wie raſte Hermel in den feindlichen Schwarm,
Wo er nur erſchienen, ward den Barbaren warm;
Er mähte ſie in Reihen, wie er gemäht das Heu;
Sie ſtoben vor ſeinen Streichen, wie im Winde die Spreu.

Er ſelbſt war unverwundbar: mit Schuß und Stich und Stoß
That keiner ihm was zu Leide. Er kämpfte ruhelos,
Bis er die Schlacht gewonnen. Am Boden lag Mann an Mann,
Es war nur ein kleines Häuflein, das den Oſten gewann,

Um ſeine Niederlage der Heimat kundzuthun.
Die Weſtlichen aber begannen vom Kampfe auszuruhn.
Wie jauchzten da die Krieger, dem Hermel zum Ruhm und Lohn!
Hundert- und tauſendfältig klang an den Himmel der Ton.

Was galt da der ſchwarze Herzog, was galt da der Herren Schar?
Dem Retter des Vaterlandes rief man laut und klar:
„Heil dir, du ſtarker Hermel! Heut iſt dein Ehrentag!“
Sie wurden es herrlich inne, was ein ſchlichter Mann vermag.

Da haben die Beſſerlinge erſt große Augen gemacht,
Faſt wünſchten ſie, der Etzel habe gewonnen die Schlacht
Und ſie wären ihm dienſtpflichtig als Vaſallen und Ingeſind.
Dem Ruf der kommenden Zeiten waren ſie taub und blind.

10. Wie Hermel den Beſſerlingen ein Ende machte.

Nach dem herrlichen Siege rückte der ſtarke Knecht
Den ſchweren Mühlſteinkragen an ſeinem Hals zurecht,
Dann ſetzte er luſtig aufs Ohr den ſtarken Glockenhut
Und ſchritt mit den Waldleuten zum Forſte wohlgemuth.

Die verlaſſene Arbeit begannen ſie aufs neu,
Sie blieben als treue Leute dem alten Werke treu;
Zu ſchaffen und wirken, das gibt die rechte Luſt,
Stark macht es Leib und Glieder und freudig Haupt und Bruſt.

Doch ließ es die Herren nicht ruhen. Zu derſelben Friſt
Schmiedeten ſie heimlich eine verderbliche Liſt;
Dem Starken mit den Genoſſen wollten ſie an die Haut,
Drum ward mit kühner Schlauheit ein friſcher Plan gebraut.

Es war ein heller, blauer, heißſonniger Sommertag,
Hermel mit den Leuten fällte tief im Hag
Gewaltige Eichen und Tannen. Doch als der Mittag kam,
Legten ſie ſich zum Schlafe, ſonder Harm und Gram.

Zwiſchen den abgehauenen Stämmen hingeſtreckt,
Da ſchnarchten die guten Leute, vom Schatten zugedeckt,
Den die welkenden Zweige noch ſtreuten im Untergang;
Von dichtem Holz und Laubwerk hob ſich ein Wall entlang

Um die müden Schläfer. Es war ſo ſtill der Wald,
Nur von ſingenden Droſſeln und ſummenden Bienen durchhallt,
Nur durchwallt vom Bache, der durch die Wildniß klang,
Nur von den Blättern durchflüſtert, durch die ein Lüftchen ſich ſchwang.

Da kamen mit ihren Schergen die Beſſerlinge heran,
Halb grimmig und halb furchtſam verfolgten ſie ihre Bahn,
Und als ſie die Schlafenden ſahen, waren ſie hocherfreut,
Sie grinſten mit leiſem Flüſtern: „Wir morden den Starken heut!"

Sie häuften mit ſchnellen Händen um den Ruheort
Gezweige, Holz und Reiſig — hier war es friſch, dort gedorrt —,
Daß wie eine ſchroffe Mauer es in die Höhe ſtand,
Und dann an allen Ecken ſteckten ſie es in Brand.

Bald hob ſich aus den Aeſten ein Qualm ſo dunkel und ſchwarz,
Es roch nach grünen Blättern und duftigem Fichtenharz,
Der Ort war rings umhüllet, die Nachbarn ſahn ſich kaum;
Doch plötzlich quoll die Flamme rothglühend über den Raum.

Es wogte ein Meer von Feuer unter dem dicken Duft,
Dann ſtieg eine wachſende Säule hoch wachſend in die Luft,
Ueber des Waldes Gipfeln ſtand ſie mit grellem Licht.
Weh, welch jäher Aufſchrei jetzt den Wald durchbricht!

Das iſt der Beſſerlinge hohnklingend Siegsgeſchrei,
Sie wähnen vom ſtarken Hermel ſich erlöſet und frei,
Sie halten um das Feuer einen wüſten, ſcheußlichen Tanz,
Beleuchtet recht wie Teufel vom zuckenden Flammenglanz.

Ihr jubelt viel zu frühe! O ſeht, welch furchtbar Bild!
In einen jähen Sprunge ſpingt zorngeſchwollen wild
Mit glühenden rothen Augen, mit verſengtem Haupt
Durch die Gluten der Recke, den ſie ſchon todt geglaubt.

Ein rothes Geſpenſt erſcheint er, das durch die Lüfte ſauſt,
Beſchworen von dem Haufen. Wie er das Holz durchbrauſt!
Alle ringsum erſchrecken ob der Erſcheinung Macht;
Hermel ſteht am Boden, daß der Waldgrund kracht.

Und donnernd ruft er: „Du biſt es, nichtswürdiges Geſchlecht,
Dem ich in Treu und Demuth gedient als ſchlichter Knecht;
Ich habe für dich gefochten, es flüchtete der Barbar,
Du legteſt mir viele Fallen, jetzt mordeſt du mich gar?!

„Heut iſt der Tag der Erkenntniß, heut iſt der Rache Tag!
Alles will ich befreien, was in euren Banden lag;
Wir wurden genug geſchunden, eure Zeit iſt vorbei,
Vorbei die Zeit der Knechtſchaft, jetzt jauchzen wir frank und frei!“

Vor Kampfluſt und Kraft ſich bäumend nahm er den Feuerbrand
In die ſchwieligen Hände. Wer in der Nähe ſtand
Erlag gleich ſeinen Streichen. Es gab ein blutiges Bad;
Um das Feuer zu löſchen, reichte der Blutſtrom grad.

Wenige nur entflohen über Land und Meer,
Eigennutz und Selbſtſucht trieben ſie wild umher;
Wo ſie Ruhe gefunden, wo die Scholle auf ſie fiel,
Keiner kann es künden. Das war der Flüchtigen Ziel. —

Aber rings in den Gauen herrſchte ſeit jener Zeit
Frieden, Glück und Segen und Gerechtigkeit.
Gut wurden alle Menſchen, ſie ſtanden ſich alle gleich:
Es kam mit goldnen Tagen das tauſendjährige Reich.

Der ſchlaue Hick.

1.

Die Straße her kommt ein Geſell
Mit muntern Schritt gegangen,
Der Leib iſt ſchmuck, das Auge hell,
Friſch blühen Mund und Wangen.
Hei, wie er luſtig ſang und pfiff!
Sein Weſen iſt voll Schick und Schliff.
Wem mag er nicht gefallen?

Er will verdingen ſich als Knecht,
Als braven Knecht für alles,
Er dünkt zum Dienſt im Haus ſich recht
Und auch zum Dienſt des Stalles.
So klopfet er an Hof und Haus,
Doch allwärts weiſt man ihn hinaus,
Die Bauern ſind verſorget.

Gleichviel, das ſchafft ihm keine Noth,
Des Weges zieht er weiter;
Er denkt, auch anderwärts iſt Brot,
Und pfeiſt ſein Stücklein heiter.
Schon tritt er aus dem Dorf ins Feld,
So licht und ſonnig liegt die Welt:
Wie ſollt' es ihm nicht glücken?

Da ſteht am Weg ein ſeltſam Haus,
Verödet und verlaſſen;
In alle Winde ſchaut's hinaus,
Die zauſend es erfaſſen;
Die Mauern bröckeln aus dem Fach,
Der Regen ſickert durch das Dach —
Und lächelnd bleibt er ſtehen.

Mit ihrer Heerde kommt zum Fleck
Des Dorfes Gänſedirne:
Wie ſtehen dem Geſicht ſo keck
Stumpfnäschen ſo wie Stirne!
Sie ſingt ein fröhlich wirbelnd Lied,
Das ſchmetternd in die Lüfte zieht;
Der Burſche lauſcht verwundert.

Er lauſcht und ſtaunt und denkt bei ſich:
Die ſagt mir zu vor allen,
Denn ſie iſt luſtig froh wie ich
Vom Himmel hergefallen,
Und ſchlicht und arm iſt ſie dazu,
Sie hat gleich mir nicht Strümpf' und Schuh,
Da könnten wir's probiren.

Er ſpricht: „Du allerſchönſte Zier,
Die ich mein Tag geſehen,
Gefall' ich dir, gefällſt du mir,
Laß uns zuſammenſtehen!
Ich bin dein Mann, du biſt mein Weib,
Wir beide ſind ein Seel, ein Leib,
Und wollen's ewig bleiben."

Sie mißt ihn her, ſie mißt ihn hin
Vom Wirbel zu den Zehen,
Und meint': „Bin ich dir nach dem Sinn,
Mag's meinethalb geſchehen;
Doch ſage mir, wo iſt dein Gut?"
Er ſpricht: „Mein Gut, das iſt mein Muth,
Der nährt und ſchirmt am beſten.

„Nichts frommet mehr wie Mutterwitz,
Schau her nach dieſem Hauſe,
Verlaſſen ſcheint mir der Beſitz,
Wir wählen es zur Klauſe;
Ich ſpare Axt und Hammer nicht,
Da werden Dach und Wände dicht,
Drin gibt es gute Stunden."

Sie plaudern lang von ihrem Los
Und ihrem Lebensreiſen,
Was ſie erlebten iſt nicht groß,
Allbeide ſind ſie Waiſen;
Er heißet Hick, Heck heißet ſie,
Er nennt ſich Juſt, und ſie Sophie,
Das ſtimmet zueinander.

Sie geben luſtig ſich die Hand
Und beide ſind's zufrieden.
Es ſinkt der Abend auf das Land,
Zeit war es, daß ſie ſchieden,
Er ſucht im alten Haus die Ruh,
Sie treibt dem ſtillen Dorfe zu
Die weißen Gackergänſe.

Feſt ſchläft der Hick, bis daß der Tag
Im rothen Oſten dämmert,
Und fröhlich hat er Schlag um Schlag
Geklopfet und gehämmert.
Am Samstag um die Mittagszeit,
Da war ein Kämmerlein bereit,
Ihn und ſein Weib zu bergen.

Am nächſten Morgen in der Früh,
Da treffen ſie ſich beide.
Sie ſtehn geſchmückt mit Sorg und Müh
In ihrem beſten Kleide.
Und als zu End die Meſſe war,
Da tritt das jungfriſch frohe Paar
Selbander zu dem Pfarrherr.

Sie ſtammeln ſtotternd Angeſichts
Des Pfaffen ihre Bitte.
Der ruft: „Beim Himmel, Nichts um Nichts
Macht Null nach unſrer Sitte.
'ne Habenichts, ein Ohneland,
Das thut nicht gut, drum habt Verſtand
Und laßt die Bettelehe.“

Doch ſie beſtehn auf ihrem Stück
Und wollen ſich vereinen,
Und ihren Willen kann zum Glück
Der Pfaffe nicht verneinen.
Der Tag der Hochzeit wird beſtimmt —
Drei Wochen noch — und Abſchied nimmt
Der Bräut'gam mit dem Bräutchen.

Dann wandern ſie zum Lindenbaum,
Wo klingen Flöt' und Geigen,
Da ſchwingt ſich auf dem grünen Raum
Des Tanzes wilder Reigen.
Da iſt manch ſauber knappes Paar,
Doch keines, das ſo leuchtend war
Wie ſie in heller Freude.

2.

Bald ſaßen ſie nun friſch und froh
Vereint in Glück und Frieden,
Iſt ihnen auch zum Bett nur Stroh,
Zur Decke Heu beſchieden.
Hei, wie die ſchlichte Mahlzeit ſchmeckt!
Das thut, weil raſch die Arbeit fleckt
Beim harten Tagelohne.

Es fehlet nie dem Schrank das Brot
Und nie der Trunk der Quelle,
Da bleiben ihre Wangen roth
Und ihre Stimmen helle.
Am Feierabend flickt und kocht
Sie fleißig, und er klopft und pocht
An mannichfachem Hausrath.

Dann fliegen ohne Unterlaß
Die Reden hin und wieder,
Und ſie berathen dies und das
Und ſingen luſt'ge Lieder.
So wird geſchafft, ſo wird geſcherzt
Und ſchließlich auch gekoſt, geherzt,
Und immer ſind ſie einig.

Im alten Schutt der Balken fand
Der Hick, der Holz ſich ſpaltet,
Einſtmals ein Bild, das Schnitzerhand
Kunſtlos und roh geſtaltet.
Vielleicht dient' es als Wirthshausſchild
Dem alten Bau, es ſchien ein Bild
Von einem jungen Kalbe.

Wie plump iſt doch vom Kopf zum Steiß
Bewegung und Geberde!
Er färbt, der Hick, es braun und weiß
Grad wie des Dorfes Heerde.
Sie lieben beide Schnick und Schnack
Und wollen einen Schabernack
Dem alten Hirten ſpielen.

Unbänd'ge Einfalt zieret ihn
Den Ochs- und Kuhtyrannen;
Bei ſeines Hornes Melodien
Zieht morgens er von dannen.
Ihm folgt der Hick, daß Gott erbarm,
Er trägt ſein Kälblein unterm Arm
Und bringt es in die Wieſe.

„Hei, Meiſter Hirt, ich bring Euch hier
Ein Rindlein auf die Weide,
Gebt Acht mir auf das ſeine Thier,
Und thut ihm nichts zu Leide.“ —
„Setz' es nur in das grüne Gras“,
So ſpricht der Hirt, „es folgt beim Fraß
Von ſelber meinen Kühen.“

Und ſo geſchieht's — der Hick mag gehn,
Das Vieh zieht ſeine Wege,
Dazu der Hirt — das Kalb bleibt ſtehn,
Der Hirt vergißt der Pflege.
Und als es gegen Abend war,
Hat eine wilde Knabenſchar
Das Kalb von Holz geſtohlen.

Der Hick mit ſeinem Weibe blickt
Neugierig durch die Scheiben,
Als ſich der Alte angeſchickt,
Die Heerde heimzutreiben.
„Wo iſt das Kalb?" ſo rufen ſie; —
Es überſchaut der Hirt das Vieh
Und meint: es wird ſchon kommen.

Er muſtert glotzend Stück für Stück
Die Reihen auf und nieder,
Er gehet vor, er geht zurück,
Er zählet immer wieder.
Kopfbrechend iſt's; doch hilft's ihm nicht,
Er hat verſäumt des Hüters Pflicht,
Ihm ging das Thier verloren.

Auffährt der Hick da voll Verdruß:
„Ich dulde nicht den Schaden,
Und vor des Dorfes Schultheiß muß
Ich Euch zur Strafe laden.
Das wär' mir eine ſaubre Hut
Erſetzen ſollt Ihr mir mein Gut,
Um das ich lang geworben."

Er bringt ihn ins Gemeindehaus
Und hebet an zu klagen;
Der Schultheiß ſchreibt Verſammlung aus,
Die klugen Bauern tagen,
Und alſobald geurtelt wird:
„Erſetzen muß der dumme Hirt
Dem Hick das junge Kälblein.“

Doch da der Hirt kein Kälblein hat,
Wol aber ſchöne Rinder,
Mag gelten an des Kälbleins Statt
Ein buntes Rind nicht minder.
Wol klagt der Hirt in trübem Ton,
Doch führt der Hick das Rind davon
Und ſtallt es ein zu Hauſe.

Das war fürwahr ein guter Tag,
Juſt und Sophiee lachten;
Wenn es ſo mehrfach kommen mag,
Stehn herrlich ihre Sachen.
Heut ſchmeckt es ihnen doppelt gut,
Sie dünken ſich in frohem Muth
Beinah ſo reich wie Kröſus.

3.

Der Winter brauſet mit Gewalt,
Die wilden Stürme fegen,
Die Nächte ſind ſo eiſig kalt,
Es wechſelt Schnee und Regen.
Erfroren ſind die Wieſen all,
Die Heerde bleibet jetzt im Stall,
Es ſchweigt das Horn des Hirten.

Und traurig ſteht des Pärchens Rind
Und gibt nicht Milch und Butter,
Denn da ſie ohne Felder ſind,
Gebricht das Winterfutter.
Was iſt zu thun? Sie halten Rath:
Am beſten wär' es in der That,
Das arme Thier zu ſchlachten.

Der Meiſter Metzger kommt heran,
Nun muß das Rind verſchnaufen,
Sie bieten rings den Bauern an,
Daß ſie das Fleiſch ſich kaufen.
Sie halten ſelbſt ein kleines Feſt,
Zur Winterſpeiſe wird der Reſt
Gepökelt und geräuchert.

Und auf die Pfade macht ſich Hick,
Er denkt zur Stadt zu wandeln,
Um dort die Thierhaut mit Geſchick
Dem Gerber zu verhandeln.
Als er den halben Weg erreicht,
Da iſt er müd, und es beſchleicht
Der Schlaf ihn auf dem Felde.

Er legt ſich in das dürre Kraut
Geſchützt vom Strauchwerk nieder,
Scharf geht der Wind, er hüllt die Haut
Sich um die froſt'gen Glieder.
So ſchläft er ein; doch ſchläft er kaum,
Da weckt ihn aus dem tiefen Traum
Ein Zerren und ein Krächzen.

Das iſt ein Rabe, der die Luft
Nach Beute hat durchzogen,
Er ſah die Haut im Nebelduft
Und iſt herabgeflogen.
Sie ſoll ihm gute Speiſe ſein,
Sein Schnabel hacket keck hinein,
Er ſchreit und quakt vor Wonne.

Und als der Hick das Thier erblickt
Aus ſeinem engen Schreine,
Da leget er die Hand geſchickt
Dem Vogel um die Beine.
Vergebens will der Rabe fliehn,
Der Hick läßt keine Beute ziehn,
Er bindet ihm die Flügel.

Bald tritt er in des Städtchens Thor
Und eilt in eine Schenke,
Die Wirthin ſetzt ihm Rüben vor
Und ſäuerlich Getränke.
Die kühle Schüſſel ſchmeckt ihm ſchlecht,
Das trübe Bier iſt ihm nicht recht,
Jedoch es bellt der Magen.

Er ißt und trinkt verdroſſen ſtumm
An ſeinem kleinen Tiſche
Und ſieht ſich in der Stube um,
Da merkt er faule Fiſche;
Denn durch ein Löchlein in der Wand
Da ſchaut er plötzlich allerhand,
Das will ihm nicht behagen.

Dort hat im warmen Nebenraum
Ein dicker Mönch Genüge;
Die Tafel faßt die Speiſen kaum
Und kaum die vollen Krüge.
Ach, wie ihm die gebratne Gans
Im Aepfel- und Kaſtanienkranz,
Wie ihm der Becher mundet!

Die Wirthin läßt ſich keine Ruh,
Ihn herrlich zu bedienen;
Sie gehet ab, ſie gehet zu,
Er lacht mit ſchlauen Mienen;
Er hat ihr als der Mahlzeit Lohn
Der Sünden Abſolution,
Das Himmelreich verſprochen.

Da klopft es plötzlich an die Thür,
Es ward ihr heiß im Kopfe.
„Das iſt mein Mann“, ſtößt ſie herfür,
„Ich kenn' ihn am Geklopfe.“ —
Der Braten muß zum Ofenſchrein,
Ins Federbett da muß der Wein,
Der Mönch muß in die Kiſte.

Dann öffnet ſie und ruft dem Mann:
„Willkommen von der Reiſe!
Doch kommſt du viel zu früh mir an,
So ſpart' ich Trank und Speiſe;
Hätt' ich's gewußt, nichts fehlte dir.“
Dann bringt ſie Rüben, ſaures Bier, —
Der Mann läßt ſich's gefallen.

Mehr wie als Bier und Rübenbrei
Thut ein Geſpräch ihn laben,
Er fragt den Gaſt am Tiſche frei:
„Was macht Ihr mit dem Raben?“
Da ſpricht der Hick: „Ei mit Vergunſt,
Ich treibe die Wahrſagerkunſt,
Das Thier iſt ein Prophete.

„Der erſte Spruch von meinem Thier,
Der koſtet nur fünf Gulden,
Doch für den zweiten werdet Ihr
Sofort mir dreißig ſchulden.
Und wenn Ihr gar den dritten wollt —
Ich rath's Euch ernſtlich ab —, ſonſt zollt
Ihr grad mir hundert Thaler.“

Der Wirth ſinnt einen Augenblick,
Fünf Gulden will er wagen.
Dem Vogel kneift den Schwanz der Hick —
Er krächzt — was mag er ſagen? —
Er ſagt: „Es hegt im braunſten Glanz
Der Ofenſchrein die ſchönſte Gans,
Bei Gott, ein lecker Eſſen!“

Den Braten holt der Wirth erſtaunt
Und greift zur Schüſſel fleißig,
Indeß dem Hick ins Ohr er raunt:
„Jetzt wag' ich auch die dreißig.“
Der kneift des Vogels Schwanz aufs neu —
Der Rabe krächzet meiner Treu —
Was hat er jetzt geſprochen?

„Das ſoll Euch gleich gedeutet ſein",
So ſpricht der Gaſt zum Wirthe.
„Er meldet mir von gutem Wein,
Der ſich ins Bett verirrte." —
Bei Gott, da liegt ein dicker Krug,
Der Wirth thut einen ſtarken Zug,
Weil ihm das Wachsthum mundet.

Aufs neue hebt der Alte an,
Der mächtig ſich verwundert:
„Jetzt wird der dritte Spruch gethan,
Ich gebe Euch die Hundert."
Der Hick kneift wiederum das Thier
Und ſpricht: „Mirakel gibt es hier,
Ein Mönch ſitzt in der Kiſte."

Da ſpringt der Graukopf wüthend auf
Und öffnet raſch den Kaſten,
Das Pfäfflein ſchlüpft heraus im Lauf
Und gönnt ſich nicht zu raſten.
Der Alte hebt indeß den Stock
Und keilt den Kapuzinerrock,
Da gab es Staub und Fetzen.

Dann ſtürzt er auf die Frau voll Wuth
Mit ſeinem derben Prügel.
Der Gaſt bedarf ſo Kraft wie Muth,
Zu halten ihn im Zügel.
Er tobt: „Den Raben gibſt du mir,
Sonſt ſchreit das ſchwarze Teufelsthier
Mein Schickſal durch die Gaſſen."

Dem ſchlauen Hick iſt's eben recht,
Doch will er für den Raben,
Der ein Prophet iſt, blank und echt
Fünfhundert Thaler haben.
Die legt der Wirth ihm auf den Tiſch,
Dann drehet er die Kehle friſch
Herum dem falſchen Vogel.

Allmählich iſt der Streit vergellt
Und Freundſchaft wird geſchloſſen,
Die Gans wird auf den Tiſch geſtellt,
Der Wein wird eingegoſſen,
Geheimniß auch gelobt der Gaſt —
Nun wird gezecht, nun wird gepraßt
Zur mitternächt'gen Stunde.

Doch als der neue Morgen lacht,
Da ſtreckt der Hick die Glieder.
Die Haut wird noch zu Geld gemacht,
Dann kehrt er heimwärts wieder.
Das war ein wundervoller Tag,
Ein großer Haufen Münzen lag
Vor ihm und ſeinem Weibchen.

4.

Als nun die Bauern von dem Los
Des ſchlauen Hick vernommen,
Da gab's ein Staunen mächtig groß.
Man ſieht ſie gehn und kommen;
Sie rufen: „Ei, in aller Welt,
Wo raffteſt du das viele Geld?
Wo haſt du her den Reichthum?

„Ja“, ſpricht der Hick, der lächelnd ſchaut,
„Vernehmt ihr lieben Leute,
Das Geld erhielt ich für die Haut,
Denn theuer ſind die Häute,
Sie ſtehn in Köln ſo hoch im Preis,
Wie niemand zu gedenken weiß
So lang die Welt beſtanden.

„Es kleidet ſich, wie ich erfuhr,
Neumodiſch jetzt ein jeder;
Statt Lein und Tüchern trägt man nur,
Statt Seid' und Sammet, Leder;
Die Hüte, Kittel, Hoſen all,
Ja, Hemd und Strumpf — in euerm Stall
Da habt ihr Geld die Maſſe.“

Die Bauern wiſſen ſchon genug,
Sie gehn mit ſchlauen Mienen;
Sie denken, wie der Hick im Flug
Sich Summen zu verdienen.
Sie muſtern um und um ihr Vieh
Und ohn' Erbarmen ſchlachten ſie
Die Ochſen, Küh' und Kälber.

Ja, mancher ſchlachtet Schaf und Pferd,
Blut floß da ſondermaßen;
Das Fleiſch war keinen Pfennig werth,
Man warf es auf die Straßen.
Ein jeder will der erſte ſein,
Das rennt und brennt nach Köln am Rhein,
Sie laufen um die Wette.

Die Gerber ſtehen grad am Bach,
Die Meiſter und Geſellen;
Die Bauern traben nach und nach
Heran mit ihren Fellen.
Ha, guten Handel gibt es jetzt!
„Wie hoch habt ihr den Preis geſetzt?
Sagt an, ihr blauen Kittel!

„Doch ſeht, das kommt ja fort und fort
Das iſt ein Gehn und Wallen!
Viehſeuchen habt ihr wol im Ort,
Die Heerden ſind gefallen?
Nein, kranke Häute gerbt man nicht,
Da's an geſunden nicht gebricht,
Auch iſt die Waare wohlfeil.“

Die ſchlauen Bauern denken: „Halt,
Wir merken wol die Finte
Und laſſen uns nicht mit Gewalt
Hier reiten in die Tinte.“
Und als den Preis ein Gerber fragt,
Da fordern ſie ganz unverzagt:
Die Haut fünfhundert Thaler.

Es bricht ein laut Gelächter aus:
„Ihr ſeid wol nicht bei Sinnen!
Geht lieber in das Narrenhaus,
Den Wahnſinn fortzuſpinnen.“
Allwärts erhebt ſich Spott und Hohn,
Die Gerber fangen an zu drohn
Mit ihren dicken Fäuſten.

Den Bauern weicht gemach der Muth,
Sie ſehn ſich an betroffen,
Sie dürfen nimmer Geld und Gut,
Doch wol auf Keile hoffen.
Wie Ochſen an dem Berge ſtehn,
So glotzen ſie. Was ſoll geſchehn?
Sie wollen's überlegen.

Zum guten Schluß entſchließet ſich
Der ganze blaue Haufen,
Die Häute jeder männiglich
Den Gerbern zu verkaufen.
Zwei Thaler iſt der höchſte Preis,
Den ſie, gleichviel ob ſchwarz und weiß,
Für jedes Fell erzielen.

Dann wendet heimwärts ſich die Schar,
Sie ſchimpfen und ſie ſchelten,
Der ihres Unglücks Urſach war,
Der Hick ſoll es entgelten.
„Das hat der Hick uns angethan!“ —
Sie brüten einen ſchwarzen Plan,
Den Böſewicht zu tödten.

Sie waffnen gleich ſich alleſammt
Mit Gabeln und mit Stangen;
Jetzt gilt es, daß ſie rachentflammt
Den frechen Lügner fangen.
Sie ziehen vor das Haus im Feld,
Das Haus iſt grimmiglich umſtellt,
Er kann nicht mehr entweichen.

Sie reißen ihn von ſeiner Frau,
Die wilden Streitgenoſſen,
In eines Faſſes hohlen Bau
Wird feſt er eingeſchloſſen;
Es iſt ein ſchauerlich Gelaß,
Und auf den Karren rollt das Faß.
Er wird im Rhein erſäufet.

5.

Es raſt und tobt, es lärmt und ſchreit
Die wüthende Gemeine,
So geht es aus den Bergen weit
Hinab zum grünen Rheine.
Es weint daheim das arme Weib,
Es bebt der Hick am ganzen Leib,
Sein Stündlein iſt gekommen.

Unmäßig Toben machet Durſt,
Und Hunger folgt dem Lärmen:
Der eine denkt durch eine Wurſt
Den Magen ſich zu wärmen;
Der andre meint, ein Schlücklein Bier,
Ein Tröpflein Schnaps, das möchte ſchier
Nicht übel ihm bekommen.

Es ſteht ein Wirthshaus dort am Wald,
Das zapft vom allerbeſten,
Und Sang und Gläſerklang erſchallt
Darin von lauten Gäſten;
Hier kehren alle Fuhrleut' ein,
Die zwiſchen dem Gebirg und Rhein
Mit ihren Gäulen fahren.

Da hält der wilde Haufen an
Mit ſeinem großen Faſſe,
Ein Wirthshaus hält den ſchlimmſten Mann
Oft auf im ſchlimmſten Haſſe.
Sie laſſen plötzlich von der Pflicht
Und ſtürmen — ſiehſt du, hörſt du nicht —
Raſch in die Wirthshausſtube.

Dem einen thut ein Schlücklein gut
Aus tiefem Felſenkeller,
Dem andern thut ein Stücklein gut
Auf einem warmen Teller.
Aus einem Stück und Schlückelein
Da werden zwei und drei — wie fein!
Sie ſitzen bald beim Zechen.

Indeſſen lugt der Hick durchs Spunt
Mit kläglicher Geberde,
Ein Schäfer kommt mit ſeinem Hund
Und ſeiner weißen Heerde,
Und der Gefangne ruft heraus:
„O löſe mich aus meinem Graus,
Befrei mich aus der Tonne.“

Bald kommt der Schäfer auf die Spur,
Wo er den Ruf vernommen,
Dann fraget er: „So ſag mir nur,
Wie du ins Faß gekommen?“
Da ſpricht der Hick: „Zu Köln am Rhein
Da ſoll ich jetzt Erzbiſchof ſein
Und mag es nimmer werden.“

„Wie!“ ruft der Schäfer. „Nichts als das?
Dir kann geholfen werden,
So kriech' ich ſelber in das Faß
Und geb' dir meine Heerden.
Treu übt' ich meiner Lämmer Hut,
Und hüt' auch Menſchenſchafe gut.
Biſt du des Tauſch's zufrieden?

Der Hick bejaht, der Schäfer hebt
Den Deckel von der Tonne,
Der arme Hick ſchaut neubelebt
Das Licht der lieben Sonne.
Er hilft dem Retter in den Raum,
Der träumt gar bald den ſchönſten Traum
Vom goldnen Hirtenſtabe.

Dann pfeift der Hick ſofort dem Hund
Und ſammelt rings die Schafe.
Wie froh war er im Herzensgrund,
Zu meiden ſeine Strafe!
Raſch treibt er nun die Heerde fort,
Und in den grünen Bergen dort
Iſt er alsbald verſchwunden.

Inzwiſchen hat die Bauernſchar
Genug an Trank und Speiſe,
Daß mancher ſchier betrunken war.
Jetzt heißt es: „Auf die Reiſe!“
Sie ſtürmen rings aus Thür und Thor
Und neue Rache brüllt der Chor,
Fort ziehn ſie mit dem Karren.

Bald ſtehen ſie am grünen Rhein,
Das Faß rollt in die Wellen, —
Der Schäfer hebet an zu ſchrein,
Da jauchzen die Geſellen.
Den ſchlimmen Fant ſind ſie jetzt los —
Er ruhet in des Rheines Schos —
Der Hick iſt nun ertrunken.

6.

Die ausgezogen voller Muth,
Sie kehren heim ernüchtert;
Wo iſt der Grimm, wo iſt die Wuth,
Sie ſchaun ſich um verſchüchtert;
Denn bringt man einen Menſchen um,
Das macht die Seele ſtill und ſtumm
Und foltert das Gewiſſen.

So ſchleichen ſie zum Dorfgefild,
Die müden Kniee knicken.
Beim Himmel, welch ein ſeltſam Bild
Begegnet ihren Blicken!
Das iſt der Hick, er pfeift ein Lied,
Und hinter ihm im Anger zieht
Die blanke Hammelheerde,

Er ruft ſie an mit heiterm Ton:
„Jetzt hab' ich meine Strafe,
Ich fand im Rhein zu meinem Lohn
All dieſe ſaubern Schafe!“
Sie fallen auf den Rücken faſt,
Dann fordern ſie ihn auf in Haſt,
Sein Schickſal zu erzählen.

Der Hick beginnt: „So geht es zu,
Ihr wolltet mich recht kränken
Und, daß ich ſänd' die ew'ge Ruh,
Im Fluſſe mich ertränken.
Vergebens ſchrie ich voller Noth,
Ihr jauchzet noch zu meinem Tod,
So ging es in das Waſſer.

„Doch wie ich tief und tiefer ſank,
Da war ein Land voll Milde,
Fruchtbäume ſtanden friſch und blank,
Voll Korn war das Gefilde,
Die Wieſen lagen grün und licht,
Am Wege ſah ich weiden dicht
Die allerſchönſten Schafe.

„Ach Gott, viel beſſer war es dort,
Als hier auf dieſer Erde,
Ich ſuchte mir von Ort zu Ort
Zuſammen meine Heerde.
Schaut ſelber, ob im ganzen Land
Eu'r Auge beſſre Sorten fand
An Wuchs und Fett und Wolle.

„Und wie ich, was die Weide gab,
Mühlos dahingetrieben,
Da ſchnitt ich mir den Schäferſtab
Und thät von dannen ſchieben.
Bald trat ich an das Land geſund,
Ich kaufte mir den ſchwarzen Hund
Und bin ein reicher Schäfer."

Es ſtaunen erſt des Zweifels voll
Die Bauern ſolcher Märe;
Doch ſprecht, wie man's erklären ſoll,
Daß er entflohen wäre?
Sie warfen ſelbſt ihn in den Rhein,
Da muß ſein Wort auch Wahrheit ſein;
Wie kehrt er ſonſt lebendig?

Wie käm' er an die Heerde gar?
Nein, er hat nicht gelogen! —
Und flugs iſt rings die ganze Schar
Von ihm hinweggezogen.
Sie flüſtern, wiſpern, munkeln rings,
Sie nicken rechts, ſie nicken links,
Sie wollen's eben wagen.

Sie machen all zum grünen Rhein
Sich rüſtig auf die Sohlen,
Sie wollen in den Wellen rein
Wie Hick ſich Schafe holen.
Sie lächeln ſchlau einander zu:
„Erſetzt wird Ochs und Rind und Kuh
Und auch noch Pferd und Eſel."

Hei, wie ſie durch das weite Land
In rüſt'gem Zuge ſtreben!
Sie ſtehen bald am Uferrand,
Die Flut iſt klar und eben.
Und prächtig liegt des Himmels Blau
Mit Wölkchen rings; er gleicht der Au,
Drin weiße Lämmer weiden.

So ſpiegelt ihn der breite Fluß
Mit ſeinen grünen Fluten.
Der Schultheiß ruft: „O Ueberfluß!
Die Schafe ſeht, ihr Guten!
Da ich von euch der erſte bin,
So wähl' ich mir nach meinem Sinn
Zuerſt die beſten Thiere.“

Er ſpringt, das Waſſer rauſcht empor —
Plumps! rauſcht es dumpf und dröhnend,
Gleichwie ein „Kommt!“ in aller Ohr,
So klingt es ringsum tönend.
„Kommt, kommt!“ ſo ruft es in der Rund,
Sie ſtürzen all ſich in den Grund:
Plumps, plumps — es plumpt ohn' Ende.

Hals über Kopf geht es hinein
Mit ungeheuerm Jubel,
Das iſt ein Zappeln, Ringen, Schrein!
Gar ſeltſam iſt der Trubel.
Und ſie verſchwinden allzumal, —
Doch ruhig geht die Flut zu Thal,
Als wäre nichts geſchehen.

7.

Es war auch mit der Schar am Rhein
Des Dorfes krummer Schneider,
Der ſprang nicht in den Fluß hinein,
Schad' waren ihm die Kleider;
Auch war das linke Bein ihm ſchief,
Weshalb er ſtets zur Seite lief,
Schief wär' er da geſprungen.

Zudem bedacht' er auch noch das:
Nicht Balken hat das Waſſer,
Dazu iſt es im Waſſer naß;
Er iſt ein Waſſerhaſſer,
Ein andres gilt von Bier und Wein,
Die gehen in den Schlund hinein
Und netzen nicht die Füße.

Und ſchließlich will dem Nadelheld
Die Schäferei nicht frommen,
Er wartet lieber auf dem Feld,
Bis alle wiederkommen.
Doch denkt er, als der Abend naht
Sie haben wol auf anderm Pfad
Die Heerden heimgeleitet.

Er humpelt fort auf lahmem Fuß
Und rechnet auf den Wegen,
Wie viel er einſt verdienen muß,
Trifft ein der Heerden Segen;
Denn ſind die Bauern alle reich,
So gibt es neue Kleider gleich,
Die muß der Schneider liefern.

Doch als er in das Dörflein ſchleift,
Da fehlen noch die Bauern.
Er ſieht, als er die Gaſſ' durchſtreift,
Ringsum die Weiber lauern.
Sie ſtürzen raſch aus jedem Haus:
„Nun, Schneiderlein wie ſieht es aus,
Wann kommen unſre Schafe?“

Da ſchreitet auch der Hick heran
Mit ſeinem ſchmucken Weibe
Und hört den krummen Boten an,
Gleichwie zum Zeitvertreibe.
Dann lächelt er ſo ſeltſam ſchlau,
Es lächelt ſeine ſaubre Frau,
Und beide gehn vorüber.

Die Weiber warteten noch lang
Mitſammt dem ſchiefen Schneider,
Allmählich ward es allen bang,
Dann gab es Trauerkleider;
Denn bald kommt Kunde mit dem Wind,
Daß ſie im Rhein ertrunken ſind,
Die heerdengier'gen Bauern.

„Nichts frommet mehr wie Mutterwitz!“
Spricht Hick zu ſeiner Frauen,
Und fröhlich nimmt er in Beſitz
Das Dorf mit Wieſ' und Auen. —
So ſtieg empor der Bauernſohn,
Es ward ein großer Reichsbaron
Der Hick vom Hickengrunde.

Die ſieben Schwaben.

1. Wie das Ungeheuer am Bodenſee erblickt wurde.

Nothglocken hört man läuten am blauen Schwabenſee,
Zu Ueberlingen herrſchen Zähnklappern, Angſt und Weh,
Die Männer all mit Spießen, Miſtgabeln, Mordgewehr,
Mit Ofenzangen rennen die Weiber kreuz und quer.

Sie einen ſich am Markte, dort ſoll Verſammlung ſein.
Was gibt's? Man hört ſein Wort nicht vor Lärmen und vor Schrein!
Was gibt's? Man ſieht den Wald nicht vor Bäumen hoch und dicht,
Die Weiber nicht vor Röcken, vor Hoſen die Männer nicht!

Doch endlich brüllt der Schultheiß: „Nun haltet die Mäuler doch,
Nichtsnutzige Zungendreſcher! Die Zungen hinken euch noch
Von all' dem müßigen Schwatzen! Wärt ihr gleich raſch zur That,
Wir brauchten nicht zu tagen hier im hochweiſen Rath!

„Im Walde liegt ein Unthier, das grauſig uns bedroht,
Dem Felde bringt es Verderben, und Vieh und Menſchen den Tod;
Zwei Löffel hat es als Ohren, vier Läufe zum raſchen Sprung,
Glasaugen und runde Schnauze, dran ſtehen Haare genung.

„Es ſitzt auf den Hinterpfoten und droht mit den vordern Gewalt.
Jetzt macht euch auf mitſammen und ſucht es im grünen Wald,
Und wer die Beſtie tödtet, der rettet mit ſtarker Hand
Das gute Ueberlingen und das ganze Schwabenland!“

Da ſchrieen ſie rings vor Schrecken: „Wir haben Haus und Heerd,
Und beides, Weib und Kinder, und Eſel, Ochs und Pferd,
Und alles, was noch unſer, dabei auch Hunger und Durſt,
Wir ſchlagen's nicht in die Schanze, als wäre das Leben Wurſt!

„Wollt Ihr das Vieh vertilgen, ſo ſammelt ein Söldnerheer!
Stellt an das Volk der Schwaben ein mannliches Begehr!
Ruft an des Vaterlands Liebe, für das ſo ſüß man ſtirbt.
Wir wollen ihn gern bezahlen, wer hier den Tod erwirbt!“ —

Wol wird da viel berathen, die Wirrniß rings iſt groß.
Zuletzt da ruft der Schultheiß: „So werfen wir das Los!
Wir ſtellen einen Kämpfer, der zieht ins Land zur Schau
Und ſucht ſich die Genoſſen in jedem Schwabengau.“

Es folgt ein langes Summen, der Rath ſchien allen gut;
Da werfen ſie die Zettel in einen Schaubenhut.
Auf einem ſtand geſchrieben „Seeſchwab“ mit großer Schrift,
Und wer ihn zieht, der iſt es, den heut die Sendung trifft.

Der Jockel wurde Seeſchwab, er fing zu weinen an:
„Ich mache mich auf die Beine und bin ein todter Mann!“
Und jammervollen Herzens zog er ins Land hinaus,
Die andern gingen heimwärts und ſchloſſen Hof und Haus.

2. Wie die ſieben Schwaben zuſammenkamen.

Zu Schwabeck hält man Jahrmarkt. Ganz Schwaben ſchickt dahin
Viel auserleſne Geſellen von wackerm ſauberm Sinn,
Und zierten ſie vierzig Jahre bereits ihr Heimatland,
Kam ihnen ſchon zuweilen grau Haar und auch Verſtand.

Dahin ging nun der Seeſchwab und öffnete den Mund,
Vom überlinger Thiere that er die Märe kund:
Jetzt zeigt ſich, wem die Kampfluſt im kühnen Herzen brauſt,
Wem Haar auf ſcharfen Zähnen, Horn wächſt in ſtrammer Fauſt!

Ach, wie ſie rings erblaſſen! Es zittern Lippen und Knie:
Dem Land der Schwabenſtreiche kam ſolches Unheil nie!
Sechs jugendkühnen Recken blüht nur ein kühner Muth,
Das Unthier zu bekämpfen treibt ſie das heiße Blut.

Als ſeine Kriegsgeſellen nimmt ſie der Seeſchwab an,
Unſterblichkeit und drei Batzen erbietet er Mann für Mann,
Und nach dem Kampf im Seewein ein prächtig Feſtgelag.
Sie möchten dafür ſtreiten bis an den jüngſten Tag.

Der Neſtleſchwab, ein Schweizer, der Marketendrin Sohn,
War klein, einfältig von Weſen und neununddreißig ſchon;
Er konnte die Hoſen nicht knöpfen, die gute Mutter gab
Ihm Neſteln drum, ſo hieß er im Land der Neſtleſchwab.

Gelbfußſchwab hieß der zweite, von Bopfingen kam er her.
Einſt fuhr er Eier zu Markte, da ſchien der Korb ihm zu leer;
Um mehr hineinzubringen, trat er mit den Füßen drein,
Da wurden ihm gelb die Stiefeln, drum mußt er der Gelbfuß ſein.

Der Knöpfleſchwab, der dritte, der war geboren im Ries,
Dort iſt der Suppen- und Nudel- und Knöpfleparadies,
Fünfmal des Tages aß er fünf Teller Suppen und Kraut,
Fünfmal dabei fünf Knöpfle, und hat ganz trefflich verdaut.

Der Blitzſchwab war der vierte, er iſt dem Lechfeld entſtammt,
In Meiſingen kam ans Licht er, der wählte das Trinkeramt,
Er ſchluckte ſo ſchnell ſein Mäßlein, als wie gezuckt der Blitz,
Und zwanzig ſchluckt er täglich. „Potz Blitz“ ſo hieß ſein Witz.

Der Spiegelſchwab, der fünfte, entſproß des Schwarzwalds Grund,
Es war ſein Leben nicht trocken zwiſchen Naſe und Mund.
Dort wiſchte er ſtets mit dem Aermel, der Aermel wurde ſo blank,
Daß er ſich drin ſpiegeln konnte, deß hat er den Namen zu Dank.

Der ſechſte, der Bullenſchwab hieß er, kam aus des Allgäus Revier;
Seine Mutter hieß Frau Rindskopf, ſein Vater hieß Herr Stier;
Klotzäugig, breitnackig, ſo trugen die täppiſchen Beine ihn,
Und wär' er kein Menſch, man würde als Ungeheuer ihn fliehn.

Doch war der ſiebente, der Seeſchwab, ein ſpindeldürrer Geſell,
Wie eine Schneiderelle, zu Fuß wie ein Windhund ſchnell,
Was ihm zum Troſte gereichte, wenn er an das Unthier gedacht;
Doch hat er ſtets ein langtraurig verdrießlich Geſicht gemacht.

Das waren die ſieben Schwaben, die ſchwuren jetzt einen Eid,
Getreu zuſammenzuſtehen im mächtigen Kampf und Streit,
Bei hochgeladenen Schüſſeln und Krügen vom größten Maß
Mitſammt zu trinken und eſſen, wenn ſie die Beſtie nicht fraß.

Und als ſie ſich geſtärket zum Bund bei Braten und Wein,
Da gingen ſie in die Bude des Schwertfegers hinein;
Sie muſterten die Waffen: Hellbarden, Streitaxt, Schwert.
„Zahnſtocher“, riefen ſie alle, „ſind für die Fahrt nichts werth!“

Zuletzt entſchied die Schar ſich für einen langen Spieß,
Zu echten Spießgeſellen macht er ſie überdies!
Lang war er dreißig Schuhe, dazu von Eichenholz,
Und oben von Eiſen die Spitze, das war eine Waffe ſtolz!

Dran ſtehen ſieben für einen und einer für ſieben Mann.
Das Ungethüm möcht' ich ſehen, das jetzt entrinnen kann!
Dann kaufte ſich noch jeder ein ganz apartes Stück:
Es will beſonders ausſehn, wer ausgeht auf ſein Glück!

Verſchieden ſind die Narren, verſchieden Kappen und Zopf!
Der Knöpfleſchwab, der ſuchte ſich Bratſpieß und Küchentopf;
Der Blitzſchwab nahm ein Kuhhorn, zum Blaſen und Trinken
zugleich,
Der Bullenſchwab den Sturmhut mit Federn farbenreich.

Der Seeſchwab wählte den Harniſch und band ihn vor die Bruſt;
Er ſprach: „So bin ich beim Kampfe des Schutzes mir bewußt!“
Der Spiegelſchwab that desgleichen, doch that er ihn hinter
den Latz;
Er ſagte: „Geht es rückwärts, ſo iſt er am rechten Platz!“

Der Gelbfuß nahm ſich Sporen: „Die ſind nicht allein zum Ritt,
Auch noch zum Hintenausſchlagen!“ Der Neſtler nahm nichts mit.
Dann zogen am Spieß ſie trotzig und wild die Stadt entlang.
O, Heil dir, gutes Schwaben, jetzt biſt du nicht mehr bang!

3. Was die ſieben Schwaben in Land, Luft und Waſſer erlebten.

Gerüſtet zum Abenteuer ſchritt dann hinaus die Schar,
Und wer die Kühnen geſehen, dem ſträubte ſich ſchier das Haar.
Sie ſchritten ins Gebirge, drein ſich der Pfad verlor,
Da kam ſogleich den Helden was Sonderbares vor.

Zuvörderſt an dem Spieße da ging der Bullenſchwab,
Dem er mit Kraft und Vorſicht die rechte Richtung gab.
In einen tiefen Hohlweg, da rief er plötzlich: „Halt!
Es liegt ein Bär im Wege! Jetzt gilt es Muth und Gewalt!“

Und mächtig mit der Waffe rennt er auf das ſchwarze Thier,
Der Stoß ging in die Lüfte, doch glaubt er's getroffen ſchier.
Siegfreudig ſchaut er um ſich, doch die Genoſſen ſechs,
Die wirren ſich am Boden wie ein Rattenkönig-Gewächs.

Da glaubt er ſie erſchlagen als wie der todte Bär.
Er konnt' es nicht begreifen, daß rückwärts mit dem Speer
Er ſeine Freunde erſtochen. Er hub zu klagen an;
Doch hat es nur der Schrecken und Ruck ihnen angethan.

Als ſie geſund erſtanden, da war der Jubel laut.
Sie trennen von dem Leibe des Thieres dunkle Haut,
Sie fühlen ihm in den Rachen und zupfen Ohr und Steiß.
Ob ſeinem Heldenthume iſt höchlich verwundert der Kreis.

Da tönt ein plötzlich Brüllen, und an des Hohlwegs Rand
Da nehmen viele ſchwarze Unthiere ihren Stand;
Der Stier war's mit den Kühen, ſie hatten ein Kalb vermißt,
Das in den Abgrund ſtürzend den Hals ſich brach zur Friſt.

Der Bär war ein Kalb geweſen. Die ſieben Schwaben all
Hielten die Heerde für Bären, ihr Brüllen für Bärenſchall:
Sie flohen mit dem Spieße raſch in den grünen Wald,
Es bebten ihnen die Glieder, der reichliche Schweiß rann kalt.

Denn hinter ihnen brüllend anſtürmte das wilde Thier.
Da hemmte ſie eine Hecke, zum Schutz dem Forſtrevier;
Sie ſchwenkten ſich auf die Stauden und ſaßen auf dem Zaun,
Wie lauter Wiedehopfe waren ſie dort zu ſchaun.

So ſchwebten ſie in den Lüften, da kam der Bulle gerannt
Und ſtieß in die Zweige mächtig, ſie hielten dem Stoß nicht Stand
Und fielen aus den Aeſten, doch glücklich ging der Fall
Auf die andre Seite; dann ſtürmten zum Feld ſie all.

O Gott, dort an der Lichtung gibt's eine entſetzliche Schau!
So weit die Blicke gehen, da wogt und wallt es blau:
Iſt das ein großer Weiher! Hinten durch Bären der Tod,
Vorn Waſſer! Doch echten Schwaben hilft Gott aus jeder Noth.

Da rief der Knöpfleſchwabe: „Jetzt kommt, was kommen muß;
Ich weiß, das Fett ſchwimmt oben!“ Mit kecklichem Entſchluß
Entſprang er in die Wellen und lag drin auf dem Bauch;
Die andern folgen; mit Armen und Beinen rudern ſie auch.

Der Blitzſchwab ruft: „Jetzt zeigt ſich, ob das Waſſer Balken hat!“
Der Seeſchwab meint: „Ein Haifiſch frißt ſich an mir nicht ſatt!“
Der Spiegelſchwab denkt an den Walfiſch, der Jonas kommt ihm zu Sinn.
Der Neſtler hält ſich die Hoſe und rudert einhändig dahin.

An Pharao denkt der Gelbfuß und an das Rothe Meer,
Er tröſtet ſich, daß ein Blaues nicht ſo gefährlich wär';
Und hätte der Bullenſchwabe vom Jupiter gewußt,
Er wär als Ochs geſchwommen hindurch mit großer Luſt.

Das war ein ſeltſam Schwimmen, ein Kriechen ſchien's vielmehr,
Die Heldenleiber zappeln über die Fläche daher
Und ſtoßen mit Arm und Beinen und Bäuchen auf den Grund,
Verhext erſcheint der Weiher dem ganzen Schwabenbund.

Doch endlich ſind ſie gerettet und ſtehen auf im Korn,
Da kommt auf der andern Seite ein Bauer gebrauſt im Zorn,
Der ruft: „Unflätige Beſtien, was wühlt ihr mir durch den Flachs,
Ein Dutzend Hemden verrutſchtet ihr mir vom heurigen Wachs!“

Da ſprachen die ſieben Schwaben: „Der Mann iſt ſicher toll!“
Und traben durchs Gefilde, wo reich die Ernte ſchwoll;
Sie wandern hin und wieder und ſuchen krumm und grad,
Doch wunderbar, ſie finden rings weder Weg noch Pfad.

Jetzt kommt noch gar der Abend, es wächſt die dunkle Nacht,
Doch hat der Durſt des Blitzſchwab's ſie nicht zur Herberg gebracht,
Noch des Knöpfler's Hunger. Sie irrten ohne Ziel
Durch Sumpf und Dorn, wo mancher derb auf die Naſe fiel.

Doch endlich blinkt's im Grunde. Gottlob, die Straße glänzt!
Des Tages ſchwere Thaten ſind durch den Weg begrenzt!
Das letzte Stück der Heide durcheilen ſie im Lauf,
Ein Sprung noch von dem Rande, dann ſtehen ſie mitten drauf.

Die ſieben Schwaben ſpringen. Plumps! gab das ſeltſamen Schall,
Es liegen im naſſen Fluſſe die Spießgeſellen all.
Da hört man neues Schreien, unſäglich drängt die Noth,
Und war nicht ſeicht das Waſſer, ſo litten ſie den Tod.

4. Wie die ſieben Schwaben Eſſens und Trinkens halber in den Thurm kamen.

Als ſie ans Ufer kamen, da fällt dem Neſtler ein:
Sie hätten aufs Irrkraut getreten und müßten im Zauberland ſein.
Doch als der Mond nun aufſtieg hoch an der Hügel Rand,
Da rief's: „Der Mond von Schwaben! Wir ſind im
Schwabenland!“

Sie ſetzten ſich auf die Heide und zogen mit gutem Muth
Die Hoſen und Hemden herunter, um in des Mondenſcheins Glut
Die Näſſe aufzutrocknen, und zähneklappernd vor Froſt
Saßen ſie in den Sträuchern, bis die Sonne ſtieg im Oſt.

Da war ein Thau gefallen. Und trieften Strümpf' und Schuh
Noch feucht vom Bad im Fluſſe, ſie wurden noch feuchter dazu.
Gleichviel, ſie müſſen ſich kleiden. Auch ſehn ſich die Augen
nicht ſatt,
Denn unten im Thale thurmreich liegt eine ſchwäbiſche Stadt.

Sie wünſchten vor allen Dingen ein Frühſtück ſich zur Hand,
Und als ſie hinuntergingen, da kam ein Jude durchs Land.
„Geld oder Blut!“ Sie riefen's und ſtreckten hervor den Speer.
„Blut hat kein Jude“, ſo ſchrie er, „und auch mein Beutel
iſt leer!

„Doch gibt es nichts zu ſchachern?“ Da ging's um das
Kalbs-Bärfell,
Das handelt für einen Thaler ſich ein der kluge Geſell.
Da zogen ſie durch die Thore, der Haufen zur Schenke lenkt.
Das Schild ſagt: „Zum grünen Eſel da wird gut Bier
geſchenkt.“

„Geſchenkt wird Bier!“ Das klinget den ſieben Schwaben hold.
„Wirth, laßt den Trank uns ſchauen!“ — Der grüne Eſel trollt
Und denkt in den Keller ſteigend: „Die Herren ſind geſandt
Von unſrer Kreisregierung zu prüfen das Bier im Land!“

Er holt vom allerbeſten, doch war das noch nicht gut,
Sie tranken bald viel Eimer. — „Mich freut's, wenn's
ſchmecken thut!“
So ruft der Wirth. Der Blitzſchwab meint: „Hopfen und
Malz iſt geſpart!“
„Das nicht, doch hat's zu viel Waſſer!“ murmelt der Wirth
in den Bart.

Und als mit einem Ohmfaß geſtillet war der Durſt,
Beſtellten die edeln Helden ſich gegen den Hunger die Wurſt
Von vierzehn Schwabenellen. So lang ein jeder war,
Ward ihm das Stück gemeſſen von den Zehen bis ans Haar.

Da hatten alle reichlich. Dem Neſtleſchwab allein
Blieb nur ein kurzer Zipfel, ſechzehn Ellen mußten es ſein.
Zu kurz kam ſo der Neſtler. Sie tröſteten ihn in Ruh:
„Wer nicht zu viel verzehret, knöpft die Hoſe nicht auf und zu!“

Jetzt ging es ans Bezahlen. Sie rechneten nicht das Bier,
Die rechneten nur die Speiſe: das macht einen Thaler ſchier!
Die Münze vom Juden erhandelt, die langten ſie hervor;
Der Wirth wog ſie in den Händen und ſprach im Rathhaus vor.

Stadtknechte einen Haufen, die holt der ſchlaue Wicht:
„Falſchmünzer, zu leicht iſt der Thaler, jetzt folgt ihr zum
Gericht!“
Da fuhren die rohen Büttel über ſie her im Sturm;
Die edeln Schwabenhelden, die brachte man in den Thurm.

5. Wie die ſieben Schwaben dem Galgen entgingen.

Der Richter kam zum Verhöre; er war ein ſcharfer Kopf,
Die Brille auf der Naſe, zu Haupt Perrücke und Zopf;
Er ſchrieb ſich auf die Namen, Heimat, Geſchlecht und Jahr,
Und wurde ſehr bedenklich, daß keiner vierzig war.

Er rief: „Landläufer, Strolche, Geſindel, was habt ihr vor?“
Und ſchrie, daß die dünne Stimme ſich mehr und mehr verlor.
Da ſprach der Seeſchwab würdig: „Durch unſre ſtarke Hand
Erretten wir das gute, berühmte Schwabenland!“

Und von dem Ungeheuer erzählt er am Schwabenſee.
Da aber fuhr dem Richter die Wuth in Zopf und Zeh,
Und ſchrecklich, wie ein Löwe, ſo ſchnellte der Mann empor:
„Jetzt zeiget die Erlaubniß der Obrigkeit mir vor!“

Da ſtanden die ſieben Schwaben, wie Ochſen am Berge ſtehn.
Der Richter aber wüthet: „Kann ſolcher Unfug geſchehn?
Landſchaden zu vertilgen iſt der Regierung Pflicht,
Und geht ſie langſam zu Werke, ſo fragt um die Urſach nicht!

„Ihr miſchet euch in Dinge, die eures Thuns nicht ſind!
Folgt euern Vorgeſetzten nur immer taub und blind!“ —
„Jetzt wartet, ich will euch retten!“ rief da der Spiegelſchwab,
Und ſagte von dem Juden, der ihnen den Thaler gab.

Er ſagte vom Kalbs-Bärfelle, das ſie tauſchten dafür,
Da trat der ſchlaue Jude auch eben durch die Thür
Und ſchrie: „Das ſind die Räuber, die mir das Geld geraubt!“
Doch war ſo klug der Richter, daß er niemanden glaubt.

„Spitzbuben ſind ſie alle! Der Jud und die Schwaben ſind gleich!
Raſch dreißig auf jeden Hintern!“ — Da ſtäubt ſie butterweich
Der prügelfrohe Büttel. „Schad“, ſprach er „der Galgen iſt leer;
Doch, um ſie alle zu tragen, ſind ihrer acht zu ſchwer!“

Da fiel den treuen Helden tief in die Hoſe das Herz.
So ruhmlos am Galgen zu ſterben, das machte allen Schmerz;
Sie weinten helle Thränen; der Jude aber ſchrie:
„Solch einen gerechten Richter ſah ich im Leben nie!“

Da ſprach der Richter: „Der Galgen iſt nur für ſieben erdacht,
So machen wir einen neuen, der trage ſie alle acht.
Wir müſſen zugleich ſie hängen, da ſie die böſe That
Alle zugleich begingen. Das heiß' ich weiſen Rath!

„Und bis der Galgen fertig, füttern wir hier das Pack!“ —
So ſchied er aus dem Thurme, ehrfurchtgebietend, ſtrack,
Hochſtolz an allen Gliedern, mit dem weiſen Kopf.
Wie ſeufzten die ſieben Geſellen, als jählings ſchwand der Zopf.

Da brachte der Thürmer Speiſe: Suppe, Knöpfle und Bier;
Es war ein reichlich Gaſtmahl, ein Galgenmahl war es ſchier.
„Was“, rief da plötzlich der Blitzſchwab, „das ſoll für uns alle ſein?
Dran ſtille ich Durſt und Hunger noch nicht einmal allein!“

Der Knöpfleſchwab indeſſen hat alles ſchon verzehrt,
Und auch zur ſelben Stunde noch mehr des Mahls begehrt.
Vor Schrecken fiel der Thürmer auf den Rücken faſt,
Zum Richter iſt er gelaufen, er gönnt ſich nicht Ruh noch Raſt.

„Herr Richter“, ſo rief er, „im Thurme das iſt eine ſaubre Schar!
Die freſſen auf das Städtlein mit Knochen und Haut und Haar!“
Und wie er die Mär vernommen, da weiß der Richter genug,
Er nimmt Papier und Feder und ſchreibt ein Decret im Flug.

Das lautet: „Sintemalen uns droht eine Hungersnoth,
Entlaſſen wir die Gefangnen und weiſen mit ſtrengem Gebot
Sie über des Städtleins Weichbild!“ — So wurden die Recken frei
Und ließen Thurm und Thürmer mit frohem Sang und Geſchrei.

Nun kam's, daß vor dem Thore der Pfad längs dem Galgen ging,
Dran unbewußt dem Büttel noch ein Gehängter hing.
Der Blitzſchwab ſprach: „O, hätten wir doch ein Fingerlein
Des Böſewichts, wir könnten damit unſichtbar ſein!

„Wir könnten damit treten dem Thier vors Angeſicht,
Wir könnten es jählings morden, es ſäh' und hört' es nicht!“
Da riefen ſie alle: „Wir wagen's!“ — Der Blitzſchwab klomm geſchwind
Auf zu des Gehenkten Rücken und ſchaukelt mit im Wind.

Da fielen ſie beide herunter, das Seil zerbrach die Wucht;
Da wandten ſich ſechs Schwaben einmüthig vor Schrecken zur Flucht,
Der Blitzſchwab ließ das Gerippe und ſtürmte dahinter im Lauf,
Er meinte wie die andern, die Leiche lebe auf.

Sechs hörten die Schritte und meinten, es folge der todte Mann,
Der ſiebente aber glaubte, das er noch folgen kann.
Und wären ſie nicht geſunken athemlos ins Feld,
Sie wären ſicher gelaufen bis an das Ende der Welt.

6. Wie die ſieben Schwaben beichteten.

Nun kamen ſie auf die Höhe, da lag das Schwabenmeer
Vor den Augen gebreitet, deß wundern die meiſten ſich ſehr,
Die es noch nicht geſehen. Der Seeſchwab war dort zu Haus,
Der wußte vor allen Fragen ſchier nicht mehr ein und aus.

„Ob drüben auch Menſchen wohnen?“ Das ging dem einen nah.
„Sind das nicht wilde Enten?“ rief jener, der Schiffe ſah.
„Er heißt der Bodenſee wol, weil er keinen Boden hat?“
„Leben darin Seeweibchen? Liegt drin die verſunkne Stadt?“

„Und Schnee glänzt in den Bergen hoch in der Sommerzeit?
Wer ſah je Eis in der Hitze!“ Doch als ſie gedacht an den Streit
Mit dem gewaltigen Unthier, da ſchüttelten ſie ſich kalt,
So heiß die Sonne geſchienen mit ihrer Strahlen Gewalt.

Und allen wurden plötzlich die Seelen wund und weh;
Der eine ſeufzte: „Mutter!“ Der andre: „Katherle!“
Der dritte: „Wär' ich daheime!“ Der viert': „Wenn ich
Flüglein hätt'!“
Der fünfte: „Hätt' ich Knöpfle!“ Der ſechste: „Läg' ich
im Bett!“

Der Bullenſchwab, der letzte, drauf voll Erhebung ſprach:
„Ja, es iſt 'ne Sach'!“ Und alle flennten betrüblich nach:
„Ja, es iſt 'ne Sach'!“ So tönte das letzte Klagewort:
„Es iſt 'ne Sach'!“ Die Klage trugen die Winde fort.

Dann gingen ſie zur Kapelle, die an dem Waldrand lag,
Darin der fromme Klausner des Gottesdienſtes pflag.
Ihm wollen ſie alle beichten, zu ſühnen ihre Schuld:
„Du großer Gott im Himmel hab' Nachſicht und Geduld!“

Zerknirſcht hob an der Blitzſchwab: „Mich hat der Satan verſucht,
Ich hab' in meinem Leben gewaltig viel geflucht!"
Der Klausner ſprach: „So rede, wie dein ſchlimmſtes Fluchwort heißt!"
Da ſprach er, die Mütz' abnehmend: „Daß dich das Mäuslein beißt!"

Der Knöpfleſchwabe beichtet, daß er das Lügen nicht ließ,
Denn, fragten mich die Leute, wie mein ſeliger Vater hieß,
Sagt' ich: „Gleich mir! Wie ihn, ſo ſagt' ich, nannte man mich,
Doch war der Mann ein Müller, und Schornſteinfeger bin ich!"

Der Gelbfuß ſagt: „Mich ſchmerzt jetzt mein Betrügen tief;
Denn als ich um die Wette jüngſt mit dem Neſtler lief,
Hatt' ich an den Füßen die Stiefel, der Neſtler trug nur Schuh;
Ich gewann die Linſenſuppe und auch die Wurſt dazu!"

Der Seeſchwab heult: „Durch mich ging, o Gott, manch Leben zu Grund!
Ich wandelt' am See, da ſchwammen mit offnem Aug' und Mund
Im Waſſer todte Fiſche. Ich komm nicht ins Paradies,
Weil ich die armen Thiere hülflos erſaufen ließ!"

Der Spiegelſchwab ſehr traurig beklagt ſeine Eitelkeit:
„Er ſehe ſich im Spiegel am Aermel allezeit,
Und hab' er auch mit Seife den Spiegel oft entfernt,
Stets mach' er ihn aufs neue und hab' es von niemand gelernt!"

Der Bulleniſchwabe zeiht ſich des Mangels an Kirchenzucht
Und Gottesfurcht: „Drei Jahre hab' er keine Meſſe beſucht;
Denn es war in ſeinen Bergen die Kirche abgebrannt,
Und die nächſte war gelegen funfzehn Stunden im Land."

Am lauteſten heult der Neſtler. Er flennt: „Mir fehlt das Wort,
So groß iſt meine Sünde!“ Der Klausner mahnt ihn ſofort.
Da ruft er: „Ich bin ein Schwabe!“ mit ſchauerlichem Getön.
Der Klausner tröſtet: „Sündhaft iſt's grad' nicht, doch auch
nicht ſchön!“

Dann ließ er ſie all' erwecken andächtig Reu und Leid,
Gab ihnen gelinde Buße und hat ſie der Sünde befreit.
So ſchliefen ſie in der Klauſe, jedoch beim Morgenſtrahl
Zogen zum Heldenwerke hinunter ſie ins Thal.

---

7. Wie die ſieben Schwaben das Unthier beſtanden.

„Jetzt bei der Stange gehalten!“ rief der Seeſchwab ſofort.
„Ich zeig' euch nun des Kampfes Gelegenheit und Ort;
Auch, denk' ich, ſteht am Spieße ein jeder wie er ſtand!“ —
„Ja, Neuerung“, ſprach der Knöpfler, „die tauget nie im Land!“

Dem Bullenſchwab aus Allgäu behagt der Vorſchlag nicht.
Er ſprach: „Ich that als Hauptmann bisjetzt an der Spitze
die Pflicht,
Heut kann ſie thun ein andrer. Ich ſteh jetzt hinten vorn.
Courage!“ rief er, den Blitzſchwab nahm er dabei aufs Korn.

Der ſprach: „Ich hab' Courage genug im Leibe hier,
Doch fehlt es mir am Leibe für das grauſige Thier!“
Der Neſtler fragt: „Muß einer denn wirklich der erſte ſein?
Ich dächte, wir faßten alle den Spieß in der Mitte fein!“

Da ſprach der Spiegelſchwabe zum Knöpfleſchwab: „Geſell,
Wie iſt's mit deinem Hunger? Was frißt du das Thier
nicht ſchnell?“
Doch der erwidert: „Dem Thier halt vor deinen Spiegel dicht,
Sieht es ſich drin, dann ſtirbt es aus Furcht vor dem
eignen Geſicht!“

Der Gelbfußſchwab zum Schluſſe rief mit betrübtem Schall:
„Wär's nicht am beſten, es ſtürbe jetzt einer für uns all?"
Da riefen ſie plötzlich: „Gelbfuß, du Kühner, geh voran!
Du haſt die Stiefel, daß dich das Thier nicht beißen kann!"

Der Gelbfuß nahm die Spitze. In ſich er alſo ſprach:
„Entweder läuft das Unthier, ſo lauf' ich raſch ihm nach;
Doch will es mir nachlaufen, ſo laufe ich ihm vor,
Und keines kriegt das andre." Und es ſchwoll ihm der
Kamm empor. —

Nun zogen ſie mit Vorſicht dem böſen Walde zu.
Da rief der Blitzſchwab plötzlich: „Wie drücken mich die Schuh!"
Der Knöpfleſchwab ruft: „Hunger! Mir ſchläft der Magen ein!"
Der Spiegelſchwabe fühlet im Laufe grimme Pein.

Schon will er in die Hecken, ſie halten beim Wickel ihn feſt.
Er ſprach: „Ich wollte nur ſehen, ob das Thier ſich blicken läßt!"
So gingen die Spießgeſellen am Spieß in den tiefen Wald,
Die Herzen hört man pochen, ſchier wie der Axtſchlag ſchallt.

O Gott, da liegt das Unthier, das ſchrecklich das Land bedroht!
Den Feldern Verderben bringend und Vieh und Menſchen den Tod.
Zwei Löffel hat es als Ohren, vier Läufe zum raſchen Sprung,
Glasaugen und runde Schnauze, dran ſtehen Haare genung.

Es ſitzt auf den Hinterpfoten und droht mit den vordern Gewalt;
Schon rücken ſie an dem Speere aus ihrem Hinterhalt.
Es raſchelt — da nimmt das Unthier gleich das Haſenpanier,
Und auf dem Rücken liegen die ſieben Schwaben ſchier.

Und als die Angſt gewichen, da ging es im Kreiſe rund:
„Habt ihr's geſehn?" Dem Seeſchwab ſchien's groß ein
Pudelhund,
Dem Gelbfußſchwab ein Kälbchen, dem Knöpfler ein Wolf
ohne Fehl,
Dem Spiegelſchwab ein Maſtochs, dem Blitzſchwab ein Kamel.

Der Bullenſchwab meint: „Gänzlich iſt es mir unbekannt!
Doch hat der einfältige Neſtler das Thier einen Haſen genannt!“
Da ſagten ſie alle: „Wahrhaftig, es ſah wie ein Haſe aus;
Doch war es ein Seehas, ein Seehas iſt aber der grauſigſte Graus!

„In Schwaben, im Reiche, im Weltall gibt es kein Thier ſo ſchlimm,
Abbeißt es die Köpfe dem Kohle in ſeinem Zorn und Grimm.“
Dann huben die ſieben Geſellen ein herzhaftig Geſchrei:
„O, freue dich, gutes Schwaben, jetzt athmeſt du wieder frei!“

Nun zog nach Ueberlingen das wackre Siegesheer.
Sie rufen: „Es floh der Seehas nach Frankreich vor unſerm
Speer!“ —
Da kamen die Bürger gelaufen mit offnen Naſen und Mund,
Die Weiber in weißen Kleidern begrüßten den Schwabenbund.

8. Wie zu Ueberlingen der Sieg gefeiert wurde.

Die Freudenglocken klingen über den Schwabenſee,
Es iſt zu Ueberlingen geſchwunden Noth und Weh.
Trompeten und Pauken tönen, das Rathhaus ſteht in Glanz,
Geſchmückt mit grünen Maien. So rüſten ſie Feſt und Tanz.

Es gilt den Tag zu feiern, an dem das Unthier floh,
Die Sieger gilt's zu ehren! Sie waren niemals ſo froh.
Da eilten die reichſten Männer in ihre Keller hinein:
„Heut ſollen die Helden koſten den beſten Schwabenwein!

Sie mögen die Sorte beſtimmen!“ — O Gott, die Wahl —
die Qual!
Was paßt zu Knöpfel und Knödel, zu Spätzel und Nudel
beim Mahl?
Der Seeſchwab ruft: „Ich möchte den Sauerampfer zum Trank,
Iſt ſüßer doch wie Eſſig!“ Und ſie begannen den Schank.

Der Blitzſchwab ſpricht: „So gebet mir Kratzenberger her,
Denn wen es juckt, der kratzt ſich — mich juckt's in der Kehle ſehr!“
Der Knöpfleſchwabe fordert ſich Rachenputzer gut,
Der ſcheuert die Eingeweide und muntert auf das Blut.

Der Spiegelſchwabe bittet ſich Magenwender aus,
Dieweil er am Schluchzen leidet ſeit ſeinem Bratwurſtſchmaus.
Er meint, ſein Magen läge ſeit jener Zeit verkehrt,
Und will zurecht ihn rücken. Drum iſt der Wein ihm werth.

Strumpfſtopfer fordert der Gelbfuß, weil in dem Stiefelpaar
Der Strumpf vom langen Wandern ihm ganz zerriſſen war.
Der Trank picht Fäſſer zuſammen, und macht er die Zähne ſtumpf,
So hilft er auch den Socken und bringt den Mann auf den Strumpf.

Der Neſtler ſpricht: „Nach Belieben, denn mir iſt alles gleich!“
Sie ſchenkten ihm Schüttelheimer, das war kein freundlicher Streich;
Wer dieſen Wein getrunken, den ſchüttelt man aller zwei Stund,
Weil ſonſt der Trunk ſich durchfrißt im Eingeweideſchlund.

Der Bullenſchwab, ſtark wie dreie, verlangt Dreimännerwein, —
Viermännerwein ſollt er heißen! Der erſte trinkt ihn hinein,
Der zweite hält links den Trinker, es hält ihn rechts der dritt',
Der vierte gießt durch die Zähne den Trunk in des Mundes Mitt'.

Das war ein koſtbar Gelage, eine Feier voll Glanz und Pracht!
Sie trieben's zu Ueberlingen gut Schwäbiſch die ganze Nacht.
Drauf zogen ſie mitſammen des Morgens zur Waldkapell
Und ſangen: „Nun ruhn alle Wälder!“ mit Stimmen rauh und hell.

Dann weihten ſie das Kirchlein dem großen, heiligen Sieg:
Der Speer ward aufgehangen, mit dem ſie beendet den Krieg,
Es kam daran eine Fahne, an der das Kalbs-Bärfell ſtrahlt,
Drauf war ein gewaltiger Seehas ganz ſchrecklich abgemalt.

Dort ſtand auch ein Bild des Herrgotts, es hieß der Heiland der Welt;
Sie wiſchten aus den Namen, der ihnen nicht mehr gefällt,
Und ſchrieben: „Schwäbiſcher Heiland!“ und machten im Land es kund. —
So endet die alte Märe vom Sieben-Schwabenbund!

Aſchenbrödel.

In dem Lande Lotharingen,
Wo die blaue Moſel fließet,
Wohnt' ein Mann in alten Zeiten,
Reich an Felder und an Wieſen,
Reich an Wäldern und an Teichen,
Reich an Knechten und an Dienern,
Und er ſaß auf hohem Schloſſe,
Daß er ſich der Erdentage
Wol mit Recht erfreuen konnte.

Dennoch tönte durch die Zimmer
Und die Höfe lauter Jammer,
Denn auf ihrem weißen Bette
Lag die Schloßfrau krank danieder.
Ach, der Tod trat auf die Lippen,
Und ihr Auge brach im Sterben,
Und mit zitternd leiſer Stimme
Rief ſie nach dem einz'gen Kinde,
Rief ſie nach der kleinen Tochter:
„Bringt mir her die ſüße Blanka!“

Und ſie brachten ihr das Mädchen
Mit den blonden goldnen Haaren,
Mit den blauen tiefen Augen,

Mit dem ſüßen weichen Herzen,
Und ſie ſprach die letzten Worte:
„Bleibe fromm und gut, o Blanka,
Gott iſt dir dann ſtets zur Seite,
Und ich blick' auf dich vom Himmel
Und will immer dich umſchweben."

Und ſie ſchloß die müden Augen
Und verſchied. Da klagten alle
Knechte, Diener, Frauen, Mägde,
Und der Vater rang die Hände,
Und er ſchluchzt' in lauten Schmerzen.
Aber ſtille, reiche Thränen
Weinte leis die ſüße Blanka.

Und das liebe blonde Mädchen
Wandelt nun an jedem Tage
Zu dem Grabe ſeiner Mutter.
Als die Sommerroſen blühten,
Als die dunkeln Aſtern ſproßten,
Als mit ſeinem weißen Tüchlein
Es der kalte Winter deckte,
Kniet' es weinend, kniet' es betend,
Denn gar gut und fromm war Blanka.

Doch als ein neuer Lenz gekommen,
Gab es Hochzeit auf dem Schloſſe;
Denn mit einer neuen Frau
War der Vater eingezogen,
Und es kamen mit der Frau
Zwei der Töchter, Blanka's Schweſtern.
Und die Mutter und die Schweſtern
Waren ſchön und weiß von Antlitz,
Doch im Herzen ſchwarz und garſtig.

Ach, da wurden ſchlimm die Tage
Für das arme Stiefkind Blanka;
Denn die Schweſtern rieſen beide:
„Soll das dumme kleine Gänschen
Mit uns in der Stube ſitzen?“
Doch die Mutter rief: „Zur Küche!
Denn wer eſſen will, muß ſchaffen!“
Und der armen Blanka nahmen
Sie die ſchönen hellen Kleider,
Warfen einen grauen Kittel
Um die zarten ſchlanken Glieder,
Statt der kleinen Sammtpantoffel
Gaben ſie ihr plumpe Holzſchuh.
Und dann höhnten ſie: „O ſchauet,
Welche ſtolze Staatsprinzeſſin,
Wie ſie prangt in lichtem Putze!“

Aber Blanka ging zur Küche,
Wo vom Morgen bis zum Abend
Sie mit ſchwerem Werk ſich mühte.
Wenn der Hahn im Hofe krähte
Vor dem Tag, ward ſie gewecket,
Und da galt es Waſſertragen,
Feuer zünden, kochen, waſchen;
Keine Raſt ward ihr gegönnet.
Und dazwiſchen kamen ſchnippiſch
Spottend her die beiden Schweſtern.
Und die Erbſen und die Linſen
Warfen lachend ſie zur Aſche
Und befahlen, daß ſie Blanka
Wieder in die Töpfe leſe.
Selber nach der langen Arbeit
Fand kein Bett das müde Mädchen,
Durfte an des Herdes Seite

Kaum zum Schlaf die Glieder ſtrecken.
Ach, das ſchmutzig ſtaub'ge Kind
Nannten Mutter ſo wie Schweſtern
Aſchenbrödel, Aſchenbrödel!

Da begab ſich's eines Tages,
Daß zur Hauptſtadt ritt der Vater,
Und die ſtolzen Töchter fragt' er:
„Sagt, was ſoll ich heim euch bringen
Aus der Hauptſtadt von der Meſſe?“ —
„Schöne Kleider“, ſprach die eine,
Und ſie warf ſich in die Schultern;
„Edelſteine“, ſprach die andre,
Und ſie äugelt in den Spiegel.
„Und was will mein Aſchenbrödel?“
Forſcht der Vater leiſen Tones,
Und er blickte faſt verlegen
Zu dem armen, armen Kinde.
Blanka aber ſprach zum Vater:
„Bring mir mit das erſte Reislein,
Das dir auf dem Heimweg leiſe
An dem Hut vorüberſtreifet.“

Und er ritt hinaus zur Hauptſtadt,
Und er kaufte auf der Meſſe
Schöne Kleider, Sammt und Seide,
Schmuck von Edelſtein und Perlen.
Aber als er auf dem Heimweg
Zog durch tiefe grüne Wälder,
Stieß ſein Hut an ein Gezweige,
Daß er an die Erde rollte;
Da gedacht' er Aſchenbrödel's
Und er ſchnitt ſich ab den Aſt,
Und es war ein Haſelzweiglein.

Doch zum Schloſſe heimgekehret
Gab er beiden ſtolzen Töchtern
Lauter prächtige Geſchenke.
Dieſer reicht' er ſchöne Kleider,
Jener Edelſtein und Perlen,
Und dem armen Aſchenbrödel
Reicht' er ſcheu das Haſelzweiglein.

Aber Aſchenbrödel dankte,
Und ſie ging zum Grab der Mutter
Und ſie pflanzte dort den Aſt,
Und ſie weinte, daß die Thränen
Ihn mit reichem Thau benetzten.
Und die Tage, welche folgten,
Kehrte dreimal ſie zum Grabe,
Weinte dreimal ob dem Zweige,
Betend dreimal für die Mutter
Und für ſich, das arme Kind.
Da geſchah ein ſeltſam Wunder,
Denn der Aſt erwuchs zum Baume
Mit begrüntem dichtem Laubwerk,
Das ihr tiefe Schatten ſtreute;
Aber droben in der Krone
Flatterte ein weißes Vöglein,
Und das Vöglein warf dem Mädchen
Alles, was es wünſchen mochte,
In den Schos mit ſüßem Singen.
Da geſchah ein ſeltſam Wunder,
Denn das Reislein war der Sproß
Eines Zauberbaums geweſen.
Und er wuchs als Zauberbaum
Auf dem Grab der theuern Mutter.

Einſt als Aſchenbrödel wieder
Von dem Grab der Mutter kehrte,

Hei, da war es bunt lebendig
In dem väterlichen Schloſſe;
Denn die Kunde war gekommen,
Daß des Landes großer König
Lichte helle Feſte rüſtet.
Alle Edeln ſind geladen,
Edle Väter, edle Mütter
Mit den ſchönen Edelfräulein,
Und Bankette, Spiel und Tänze
Dauern an drei volle Tage
Freudevoll ſind alle Seelen,
Und es beben auf viel Herzen,
Herzen hoffnungsreicher Jungfraun;
Denn der König ließ verkünden
Daß an dieſen frohen Tagen
Seiner Krone hoher Erbe
Unter ſeines Landes Töchtern
Sich die Braut erwählen ſolle.

„Aſchenbrödel, Aſchenbrödel!“
Riefen gleich die ſtolzen Schweſtern,
Als ſie kaum das Haus betreten:
„Aſchenbrödel, mach' dich nützlich,
Kämm' uns raſch die dunkeln Haare,
Bürſte blank die ſchönen Schuhe,
Schnüre feſt die goldnen Schnallen,
Denn wir rüſten uns zur Hochzeit,
Denn wir gehn zum großen König.“
Aſchenbrödel folgte willig,
That in Demuth und in Ruhe,
Was die ſtolzen Mädchen heiſchten.
Ach, wie wär' ſie ſelber gerne
Mit zu Spiel und Tanz gegangen!

Und ſie bat die ſtolze Mutter,
Daß ſie mit zum Feſte fahre;
Doch die Mutter zürnte heftig:
„Mit dem Schmuze deiner Kleider
Denkſt im Saal du zu erſcheinen?
Mit dem Staube deiner Schuhe
Willſt du auf der Hochzeit tanzen?
Schäme dich, du dummes Gänschen!
Wart', ich will dir Arbeit geben;
Haſt du ſie gethan, dann magſt du
Mit uns ziehn zum Königsſchloſſe.“
Und ſie holte eine Schüſſel,
Und die Schüſſel war voll Linſen,
Und ſie ſchüttete die Linſen
Höhniſch lachend in die Aſche.

Aſchenbrödel, armes Mädchen,
Wie ſoll dir das Werk gelingen? —
Aſchenbrödel aber wandte
Sich hinaus zum ſtillen Friedhof,
Setzte ſich ans Grab der Mutter,
Und ſie betete und weinte:
„Bäumchen, ſchüttel', rüttel' dich
Weißes Vöglein, ſchau auf mich,
Sende mir die Täubchen alle,
Zahm und wilde, ſende gütig
Mir die Vöglein unterm Himmel,
Daß ſie mir die Linſen leſen,
All die guten in das Töpfchen,
Doch die ſchlechten in das Kröpfchen!“

Und da flog, was Flügel hatte,
Durch das dunkle Küchenfenſter.

Wie das ſchwirrte, wie das ſchwärmte!
Alle Vöglein unterm Himmel
Ließen an der Aſch' ſich nieder.
Wie ſie mit den Köpfchen nickten,
Wie ſie mit den Schnäbeln pickten!
Pick, pick, pick, ſie laſen alle
Körnlein emſig in die Schüſſel.
Lächelnd ſah es Aſchenbrödel.
Schon nach einer Stunde hatten
Sie das große Werk vollendet,
Und entflogen in die Lüfte.
Doch das Mädchen brachte fröhlich
Zu der Mutter hin die Schüſſel.
Dem gegebnen Worte trauend,
Glaubte ſie nun mitzugehen.

Zürnend nahm die Frau die Schüſſel,
Und ſie nahm noch eine andre,
Voll von Linſen, eilte heftig
In die Küche mit dem Mädchen,
Und ſie ſchüttete die Schüſſeln
Beide in die hohe Aſche.
Doch dann rief ſie: „Aſchenbrödel,
Lieſeſt du in einer Stunde
Aus der Aſche all die Linſen,
Daß mir keine fehlt, ſo magſt du
Mit uns ziehn zum Königsſchloſſe.“

Aſchenbrödel, armes Mädchen,
Wie ſoll dir das Werk gelingen?
Aſchenbrödel aber wandte
Wieder ſich hinaus zum Kirchhof,
Setzte ſich aufs Grab der Mutter,
Und ſie betete und weinte:

„Bäumchen, ſchüttel', rüttel' dich,
Weißer Vogel, ſieh auf mich,
Sende mir die Täubchen alle,
Zahm' und wilde, ſende gütig
Mir die Vöglein unterm Himmel,
Daß ſie mir die Linſen leſen,
All die guten in das Töpfchen,
Doch die ſchlechten in das Kröpfchen!“
Und da flog, was Flügel hatte,
Durch das dunkle Küchenfenſter;
Wie das ſchwirrte, wie das ſchwärmte!

Alle Vögel unterm Himmel
Ließen an der Aſch' ſich nieder.
Wie ſie mit den Köpfchen nickten,
Wie ſie mit den Schnäbeln pickten!
Pick, pick, pick! Sie laſen alle
Körnlein emſig in die Schüſſeln;
Lächelnd ſah es Aſchenbrödel.
Schon nach einer Stunde hatten
Sie das große Werk vollendet
Und entflogen in die Lüfte.
Doch das Mädchen brachte fröhlich
Zu der Mutter hin die Schüſſeln,
Dem gegebnen Worte trauend,
Glaubte ſie nun mitzugehen.

Doch es fuhr die ſtolze Mutter
Heft'ger auf, es zankten zornig
Ihre beiden böſen Töchter.
Zeternd ſchrie es durcheinander:
„Mit dem Schmutze deiner Kleider
Willſt du dich im Saale zeigen?

Mit dem Staube deiner Schuhe
Willſt du auf der Hochzeit tanzen?
Schäme dich, du dummes Gänschen!"
Und dann eilten ſie von hinnen,
Denn am Thore hielt der Wagen,
Den ſie hochgeputzt beſtiegen,
Um zum Königsfeſt zu fahren.

Stille ward es nun im Schloſſe,
Und der Abend ſtieg hernieder
Auf die ſchlummermüde Erde.
Aber Aſchenbrödel wankte
Tief im Herzen voller Trauer
Auf das Grab der lieben Mutter,
Setzte nieder ſich am Stamme
Des verzweigten Haſelbaumes,
Und ſie betete und weinte.
Neuer Troſt kam da der Seele,
Und ſie rief mit einmal trotzig:
„Bäumchen, ſchüttel', rüttel' dich,
Weißes Vöglein ſpute dich,
Seid' und Gold wirf über mich!"
Und da warf der weiße Vogel
Ihr herab ein Kleid, geſticket
Reich von Golde und von Silber,
Und zween blinkende Pantoffel,
Edelſtein- und perlgeſchmücket.
Und ſie kleidete ſich emſig
In die gleißenden Gewande,
Und ſie lief zum Königsfeſte.

Hei, wie bunt und luſtig klangen
Schon von fern Trompet' und Pauken,

Hei, wie flüſterten die Geigen
Und wie lockten Flöt' und Pfeifen,
Und wie drang aus allen Fenſtern
Hell der Strahl aus tauſend Lichtern!
Und in all den Glanz, die Freude,
Trat das lichtgeſchmückte Mädchen,
Wo ſich hundert ſchöne Paare
Nach dem Klang des Reigens wiegten.
O, wie pocht es in dem Herzen,
O, wie glühten ihre Wangen,
O, wie leuchteten die Augen,
All die Wunderpracht zu ſchauen!

Aber ſieh, nach ihr gewendet
Gingen ſtrahlend alle Blicke,
Und von allen Lippen tönten
Neubegierig leiſe Fragen:
„Schaut, wer iſt die ſchöne Jungfrau
In dem Kleid von Gold und Silber,
In den perlbeſäten Schuhen?
Seht die blonden goldnen Haare,
Seht die blauen tiefen Augen,
Seht die holden ſüßen Züge,
Seht den Anſtand edler Sitten!
Sicherlich iſt dieſes Mädchen
Eine fremde Königstochter!“
Selbſt die Mutter und die Schweſtern,
Die das arme Aſchenbrödel
Nur in Staub und Aſche ſahen,
Kannten nicht das Kind des Hauſes,
Und ſie ſtanden gelben Neides,
Daß ſie vor den Jungfrau'n allen,
Heut den erſten Preis erringe.

Sahen es mit gelbem Neide,
Denn der Fremden ging entgegen
Raſch der junge Sohn des Königs,
Und er nahm ſie bei den Händen,
Und er ſchwang ſie hin im Reigen,
Und ſie tanzten leicht und lieblich,
Endlos, raſtlos durch die Runde;
Herrlich war es anzuſchauen.
Und die Alten und die Jungen
Riefen freudig: „Herrlich, herrlich!"
Wol begehrte mancher Jüngling
Mit der hellen Maid zu tanzen,
Doch es ließ der Sohn des Königs
Nimmermehr ſie los, und jedem,
Der zum Reigen ſie gefordert,
Sagt er: „Das iſt meine Dame!" —

Als die Mitternacht gekommen,
Rüſteten ſich rings die Gäſte,
Daß ſie in die Heimat zögen.
Doch der Sohn des Königs ſagte
Zu dem wunderſchönen Mädchen,
Welches Namen, Stand und Herkunft
Ihm beharrlich ſtets verſchwiegen,
„Jetzt begleit' ich dich nach Hauſe!"
Denn er wollte ſchließlich wiſſen,
Wem das Mädchen angehöre.
Doch im dichteſten Gedränge
Wußte Aſchenbrödel klüglich
Seiner Leitung zu entſchlüpfen.
Und ſie eilte durch die Thore
Nach dem väterlichen Schloſſe,
Das ſie kaum erreichen konnte.

Denn der Prinz verfolgte rüſtig
Sie im Laufe. Da entwiſchte
Sie am Hof ins Taubenhäuschen,
Wo ſie heimlich ſich verſteckte.

Aber in dem Hof am Schloſſe
Wartete der Sohn des Königs,
Bis der Herr des Hauſes ankam,
Und er ſprach: „Das fremde Mädchen,
Iſt ins Taubenhaus geſprungen,
Doch die Thür iſt jetzt geſchloſſen.“
Aſchenbrödel's Vater prüfte,
Ob er es nicht öffnen könne,
Und er ließ die Knechte kommen,
Daß ſie Axt und Hacken brächten;
Und die Thür ward eingeſchlagen.
Sieh, da war doch niemand drinnen,
Denn das kluge Aſchenbrödel
War, indeß der Sohn des Königs
Mit dem Vater ſich beredet,
Raſch entſchlüpft der kleinen Pforte
An des Häuschens andrer Seite,
Dann war es enteilt zum Friedhof;
Auf dem Grabe ſeiner Mutter
Unterm grünen Haſelbaume
Hat es abgeſtreift die ſchönen
Gold- und ſilberreichen Kleider.
Doch als Vater, Mutter, Schweſtern
Nach dem armen Kinde ſahen,
Während in dem alten Schornſtein
Nur ein qualmig Oellicht brannte,
Lag es in dem grauen Kittel
Wieder an des Herdes Aſche
Hingekauert wie im Schlafe,

Als das ungeliebte, ſchmuz'ge,
Wüſte Stiefkind Aſchenbrödel. — —

Neuer Tag bringt neue Feſte.
Stille ward es in dem Hauſe,
Und der Abend ſtieg hernieder
Auf die ſchlummermüde Erde;
Doch der Vater und die Mutter
Und die beiden ſtolzen Schweſtern
Waren auf dem Königsſchloſſe.
Aber Aſchenbrödel eilte
Wieder zu dem Grab der Mutter,
Und es rief mit heller Stimme:
„Bäumchen rüttel', ſchüttel' dich,
Weißes Vöglein, ſpute dich,
Seid' und Gold wirf über mich!“
Und da warf der weiße Vogel
Ihm herab noch ſtolzre Kleider,
Wie er gab am letzten Abend.
Und es zog aufs neu zur Hochzeit,
Und es ſtaunten wieder alle,
Ob der wunderlichten Schönheit.
Doch der Sohn des Königs hatte
Seiner Dame ſchon gewartet,
Und er nahm ſie bei den Händen,
Und er ſchwang ſie hin im Reigen,
Und ſie tanzten leicht und lieblich;
Herrlich war es anzuſchauen.
Wol begehrte mancher Jüngling
Mit der hellen Maid zu tanzen;
Doch es ließ der Sohn des Königs
Nimmermehr ſie los, und jedem,
Der zum Reigen ſie gefordert,
Sagt er: „Das iſt meine Dame!“

Und zur mitternächt'gen Stunde
Gingen wieder heim die Gäſte.
Doch aufs neu entfloh das Mädchen
Ihrem königlichen Tänzer,
Der ihr wieder heimlich folgte
Zu dem Hauſe ihres Vaters,
Das ſie kaum erreichen konnte.
Da entſprang ſie in den Garten,
Wo mit lauter goldnen Früchten
Sich erhob ein großer Birnbaum.
Raſch erklettert ſie die Zweige,
Und ſie barg ſich in dem Laubwerk.

Aber vor dem grünen Baume
Wartete der Sohn des Königs
Bis der Herr des Hauſes ankam,
Und er ſprach: „Das fremde Mädchen
Iſt im Birnbaum hier verſchwunden."
Aſchenbrödel's Vater heiſchte,
Daß des Hauſes Knechte kämen.
Mit den Aexten, und ſie mußten
Raſch den alten Birnbaum fällen.
Aber niemand ſaß im Laubwerk,
Denn das kluge Aſchenbrödel
War, indeß der Sohn des Königs
Mit dem Vater ſich beredet,
Raſch den Aſt hinabgeglitten.
Dann war es enteilt zum Friedhof,
Auf dem Grabe ſeiner Mutter
Hat es abgeſtreift die ſchönen
Gold- und ſilberreichen Kleider.
Doch als Vater, Mutter, Schweſtern
Nach dem armen Kinde ſahen,

Während in dem alten Schornſtein
Nur ein qualmig Oellicht brannte,
Lag es in dem grauen Kittel
Wieder an des Herdes Aſche
Hingekauert wie im Schlafe,
Als das ungeliebte, ſchmuz'ge,
Wüſte Stiefkind Aſchenbrödel.

Als am letzten Tag der Feſte
Aeltern ſo wie Schweſtern wieder
In das Königsſchloß gefahren,
Zog aufs neu zum Grab der Mutter
Auf den Friedhof Aſchenbrödel.
Und es rief mit heller Stimme:
„Bäumchen, rüttel', ſchüttel' dich,
Weißes Vöglein, ſpute dich,
Seid' und Gold wirf über mich!“
Und es warf der weiße Vogel
Heut herab ſo reiche Kleider,
Wie er keine noch geworfen,
Denn mit Perl und Edelſtein
War durchwebt der reiche Goldſtoff,
Und von purem Golde glänzten
Jetzt die leuchtenden Pantoffel.
Als das Mädchen ſo geſchmückt
In den hellen Saal getreten,
Waren alle ſtumm vor Staunen
Ob der nie geſehnen Schönheit.
Und der Sohn des Königs tanzte
Nun mit ihr und rief bezaubert:
„Das iſt meine, meine Dame,
Und ſie ſoll es ewig bleiben!“

Um die mitternacht'ge Stunde
Wollte Aſchenbrödel wieder
Ihrem Tänzer raſch enteilen;
Doch er ließ ſie, raſtlos folgend,
Nimmer wieder aus den Augen.
So entſprang ſie auf die Treppe,
Aber auf den glatten Steinen
Da entfiel dem linken Fuße
In der Eile der Pantoffel.
Den enthob der Prinz dem Boden
Und verſteckt ihn an dem Herzen,
Das ihm laut und heftig pochte.
Unterdeſſen war das Mädchen
Raſch enteilt. Die Gäſte gingen,
Und es wurde ſtill im Lande.

Als aufs neu der junge Morgen
Glänzte über Thal und Berge,
Ritt ein königlicher Herold
An die Schlöſſer, an die Häuſer;
Und er rief „Vernehmt die Worte
Eures wohlgeſinnten Königs:
«Dieſes Landes Edelfräulein
Sollen im Palaſt erſcheinen!
Wem der goldene Pantoffel,
Den der Kronprinz hat gefunden,
An dem linken Fuße paſſet,
Die wird er zum Altar führen.»“

Alle Edelfräulein kamen,
Hergeführt von ihren Aeltern;
Alle dachten tief im Sinne,
Daß ſie kleine Füße hätten,

Alle meinten bald zu [illegible]
Als des Königs Schwiegertöchter.
Eitles Hoffen, leeres Sehnen!
Die da maßen, die da prüften,
Lebten auf zu großem Fuße.
Keiner, keiner paſſet eben
Dieſer kleine Goldpantoffel.

Da erſchien mit ihrer Mutter
Aſchenbrödel's ält'ſte Schweſter,
Und ſie ward geführt zur Kammer,
Ihren Fuß am Schuh zu meſſen.
Als ſie wieder draus hervortrat,
Sah ſie aus ſo ſtolz und ſieghaft;
Weh, ach nimmer hat vermuthet
Das der Prinz. Man konnt' es ſehen
An der bitter düſtern Miene,
Daß die Braut ihm nicht behaget.
Doch es paſſet der Pantoffel
Ihrem Fuß wie angegoſſen.
Sträuben hilft nicht, murren hilft nicht,
Denn wem ſoll man fürder glauben,
Wenn nicht Königsworte gelten?
Und der Prinz nahm auf ſein Rößlein
Seine Braut und ritt von hinnen,
Daß er ſie zum Schloſſe führe,
Wo er künftig wohnen ſollte.

Voller Freude war das Mädchen,
Das ſich ſchon im Geiſt erblickte
Als die Königin des Landes;
Aber als ſie längſt dem Friedhof
Ritten, mit dem Grab der Mutter
Aſchenbrödel's und dem Baume,

Sang vom Zweig der weiße Vogel:
„Ruck di gu, gu, ruck di gu, gu,
Blut im Schuh, Schuh, Blut im Schuh, Schuh,
Sieh, der Schuh iſt viel zu klein,
Rechte Braut ſitzt noch daheim!“
Schrecken faſſet da den Prinzen,
Und er ſah nach ihren Füßen,
Wo das rothe Blut herausquoll.
Plötzlich wandte er ſein Rößlein,
Und er brachte heim das Mädchen,
Zürnend ſprach er: „Nehmt die Falſche,
Die, um meine Braut zu werden,
Sich ein Stück vom Fuß geſchnitten!“

Und aufs neu begann die Prüfung.
Da erſchien mit ihrer Mutter
Aſchenbrödel's zweite Schweſter;
Ihren Fuß am Schuh zu meſſen,
Ward ſie hingeführt zur Kammer.
Als ſie wieder draus hervortrat,
Sah ſie aus ſo ſtolz und ſieghaft.
Weh, ach nimmer hat vermuthet
Das der Prinz. Man konnt' es ſehen
An der bitter düſtern Miene,
Daß die Braut ihm nicht behaget.
Doch es paſſet der Pantoffel
Ihrem Fuß wie angegoſſen.
Sträuben hilft nicht, murren hilft nicht,
Denn wem ſoll man fürder glauben,
Wenn nicht Königsworte gelten?
Und der Prinz nahm auf ſein Rößlein
Seine Braut und ritt von hinnen,
Daß er ſie zum Schloſſe führe,
Wo er künftig wohnen ſollte.

Voller Freude war das Mädchen,
Das ſich ſchon im Geiſt erblickte
Als die Königin des Landes.
Als ſie aber längs dem Friedhof
Ritten, mit dem Grab der Mutter
Aſchenbrödel's und dem Baume,
Sang vom Zweig der weiße Vogel:
Ruck di gu, gu, ruck di gu, gu,
Blut im Schuh, Schuh, Blut im Schuh, Schuh,
Sieh, der Schuh iſt viel zu klein.
Und es ſitzt die Braut daheim!
Schrecken faſſet da den Prinzen,
Und er ſah nach ihren Füßen,
Wo das rothe Blut herausquoll.
Plötzlich wandte er ſein Rößlein
Und er brachte heim das Mädchen.
Zürnend ſprach er: „Nehmt die Falſche,
Die, um meine Braut zu werden,
Sich ein Stück vom Zeh geſchnitten.
Ich verfluch euch liſt'ge Schlangen,
Die gefolgt dem Rath der Hölle,
Daß ihr euch den Leib verſtümmelt,
Ird'ſchen Vortheil zu erlangen."

Ha, wie ſtanden da vernichtet
Hier die Mutter, dort die Töchter,
Ob dem grimmen Wort des Prinzen!
Wie verzerrten ſich die Züge,
Und wie ſtarrten groß die Augen!
Gelbes Gift und Zorn und Galle
Saß ergrimmt auf jedem Antlitz,
Daß die Hoffnungen vereitelt,
Welche Stolz und Hochmuth ſchufen. —

Doch es ging der Prinz von dannen,
Und aufs neu entſandt' er wieder
In das weite Land den Herold,
Daß er alle Jungfrau'n lade,
Um am goldenen Pantoffel
Ihre Füße abzumeſſen.
Und es kamen nun auch alle
Bürger-, ſowie Bauernmädchen.
Alle meinten bald zu prunken
Als des Königs Schwiegertöchter.
Eitles Hoffen, leeres Sehnen!
Die da maßen, die da prüften,
Lebten auf zu großem Fuße.
Keiner, keiner paßte eben
Dieſer kleine Goldpantoffel.

Als ſie bei der neuen Prüfung
Alle abgewieſen waren
Und kein Mädchen ſich mehr zeigte,
Da entſandt zum dritten male
In das Land der Prinz den Herold,
Daß er auch die Mägde alle,
Die im Dienſte ſtänden, lüde.
Das vernahm die ſtolze Mutter
Und die falſchen böſen Schweſtern
Mit erneutem Grimm und Zorne,
Und ſie heiſchten Aſchenbrödel
Ruhig in der Küche bleiben.

Da erwachte das Gewiſſen
In des Mädchens ſchwachem Vater,
Der bisheran es den Launen
Seiner Frau und ihrer Töchter

Ohn' ein Wörtlein preisgegeben.
Und er warf ſich in die Bruſt,
Und er ſprach mit lautem Tone:
„Alles, alles hat ein Ende
Heute ſoll es ſich entſcheiden,
Wer der Herr iſt von dem Hauſe."
Mochte auch die Mutter keifen,
Mochten auch die Töchter kreiſchen,
Tapfer ging es in die Küche,
Wo das arme Aſchenbrödel
Aus der Aſche las die Linſen.
Und er nahm mit beiden Händen
Das geliebte Kind, das plötzlich
Ihm ein Bild der früh verlornen
Erſten Frau im Herzen weckte.
Thränen traten ihm ins Auge,
Und er ſprach mit weicher Stimme:
„Folge mir, geliebte Blanka,
Folge mir zum Königsſchloſſe!"

Und ſie ſchluchzte und ſie weinte;
Doch es war in Luſt und Wonne,
Daß ſie wiederfand zur Stunde
Liebend den geliebten Vater,
Und ſie warf ſich an die Bruſt ihm.
Doch dann wuſch ſie ſich die Hände
Und die Augen und die Wangen,
Und es gingen beide ſtille
Zu dem hohen Königsſchloſſe.
Doch es folgten in der Ferne
Ihnen Mutter ſo wie Schweſtern.

Und in ſeinen grauen Kittel
Führte nun der alte Vater

Selbſt das arme Aſchenbrödel
Vor den ſchönen Sohn des Königs.
Und ſie neigte ſich gar ſchämig,
Lieblich war es anzuſehen,
Und ſie ſetzte ſich gar züchtig
Auf den kleinen niedern Schemel,
Nahm vom Fuß den ſchweren Holzſchuh,
Und dann ſchlüpfte ſie gar zierlich
In den goldenen Pantoffel,
Und er ſaß wie angegoſſen.

Und dann ſtand ſie vor dem Prinzen,
Und mit gläubigem Vertrauen
Schaute ſie empor holdſelig.
Doch er ſah das ſchöne Köpfchen
Mit den blonden, goldnen Haaren,
Mit den lieben blauen Augen,
Mit den holden, ſüßen Zügen,
Mit dem Anſtand edler Sitten,
Und er kannte gleich das Mädchen,
Das er bei den heitern Feſten
Froh im leichten Tanz geſchwungen.
Und er rief mit lautem Jauchzen:
„Ja, es iſt das rechte Bräutchen!“

Und er hob ſie voller Jubel
Selber auf ſein ſchneeweiß Rößlein,
Daß er ſie zum Schloſſe führe,
Wo ſie künftig wohnen ſollte,
Aber als ſie längs dem Friedhof
Ritten, mit dem Grab der Mutter
Aſchenbrödel's und dem Baume,
Sang vom Zweig der weiße Vogel:

„Ruck di gu, gu, ruck, di gu,
Heut iſt kein Blut im Schuh,
Heut iſt nicht der Schuh zu klein,
Und die rechte Braut iſt dein!“
Und es kamen nun die Vögel
Von den Bäumen rings geflogen,
Und ſie ſetzten ohne Furcht ſich
Auf die Schultern Aſchenbrödel's.

Doch da bat das ſchöne Mädchen
Ihren fröhlichen Geliebten:
„Laß uns nicht zur Ferne reiten,
Laß uns hier im Lande bleiben
Bei dem Grabe meiner Mutter
Bei dem grünen Haſelbaume,
Bei dem weißen Zaubervogel!“
Und er that, was ſie gebeten,
Wie er fürder alles that,
Was er las in den geliebten
Tiefen, treuen, blauen Augen.

Und ſie feierten die Hochzeit
Auf dem königlichen Schloſſe,
Und der König war voll Freuden.
Pauken und Trompeten klangen,
Und es flüſterten die Geigen,
Und es lockte Flöt' und Pfeife.
Doch mit all den andern Gäſten
Kam auch Aſchenbrödel's Vater,
Und es kam die ſtolze Mutter
Und die neiderfüllten Schweſtern.
Und ſie baten voller Demuth
Aſchenbrödel um Verzeihung;

Doch auf Bitten der Prinzeſſin
Gab der König jeder Schweſter
Einen reichen ſchönen Ritter,
Der ſie zum Altare führte.
Da war allwärts Luſt und Wonne,
Aber keiner war ſo glücklich
Als der Prinz mit ſeiner Blanka.

Die ſieben Raben.

1.

Es zieht der Herbſt ſo ſchaurig
Durch die entlaubte Welt,
Die Wieſen liegen traurig
Und öd und ſtumm das Feld.
Der Eich' und Buchen Hallen,
Sie ſtehen braun und roth,
Die welken Blätter fallen,
Allwege wirbt der Tod.

Hoch überm Odenwalde
Hört ihr die Raben ſchrein,
Dort raget von der Halde
Die Hütte am Geſtein.
Es ſpielen ſieben Knaben
Um das bemooste Haus
Und ſchauten nach den Raben
Hoch in die Luft hinaus.

Es ſind die ſieben Buben
Des Förſters aus dem Tann,
Vor einem Jahr begruben
Sie den gerüſten Mann.

Da ſucht' er in den Hagen
Der Wildrer freche Brut!
Sie haben ihn erſchlagen,
Er lag im rothen Blut.

Es ſaß in ihrer Kammer
Die Witwe Nacht und Tag
Und weint in lautem Jammer,
Den niemand tröſten mag:
Ein Mägdlein, ſieben Jungen,
Sie waren vaterlos:
Schier wär' ihr Herz geſprungen,
Das Leid war allzu groß.

Doch Lieb' im Mutterherzen
Iſt ſtärker als der Tod,
Bald mahnt ſie in den Schmerzen
Der armen Kinder Noth,
Sie heiſchet, friſch zu ſchaffen
Trank, Speiſe und Gewand
Und nimmer zu erſchlaffen
An Geiſt und Fuß und Hand.

Was gibt es da zu warten,
Was wird da nicht begehrt?
Sie hegt und pflegt den Garten,
Sie ſtocht und kocht am Herd.
Sie ſpinnt am weißen Linnen
Und übt das Nadelſpiel
Und kann's doch nicht gewinnen,
Daß ſie erreicht das Ziel.

Heut ſteht ſie in der Küche,
Das Feuer ſprüht und glüht,
Es ſpendet Wohlgerüche,
Was in dem Keſſel brüht.
Die Mahlzeit iſt bereitet,
Die Schüſſeln füllt der Brei,
Sie hat das Werk geleitet,
Maria ſtand ihr bei.

Dann tritt ſie in die Thüre
Mit ihrem Mägdlein friſch,
Daß ſie die Buben führe
An den gedeckten Tiſch.
Dort ſchauen noch die Knaben
Hoch in die Luft hinein:
„Was ſchreien nur die Raben
Hoch um das Felsgeſtein?

„Sie wirbeln weite Kreiſe,
Sie flattern dort und hier;
Treibt ſie nach neuer Speiſe
Unruhige Begier?“ —
„O laßt die Raben ſchreien,
Sie haben nimmer Leid,
Denn Gott wird ihnen leihen
Das Mahl zur rechten Zeit.“ —

Bald ſitzen ihre Sproſſen
Am Tiſche Kopf an Kopf,
Und haben keck genoſſen
Aus dem gefüllten Topf.

Da war das Wort verklungen,
Es ſchnalzte nur der Mund,
Es kommen ſolche Zungen
Auf jeden Topfes Grund.

Noch ſind nicht voll die Magen,
Die Schüſſel iſt ſchon leer,
Da tönt ein neues Fragen,
Sie wollen mehr und mehr:
„Gott ſpendet ja den Raben
Zur rechten Zeit das Mahl,
Uns, die wir Hunger haben,
Still uns des Hungers Qual!“ —

Sie ſchreitet hin zum Kaſten
Und holt das Brot heraus:
„Ihr Lieben, ſollt nicht faſten,
Hier iſt der Reſt vom Schmaus.“
Sie theilt's in ſieben Theile
Und gibt's in jede Hand;
Wie da in neuer Eile
Die neue Speiſe ſchwand!

Die Mutter hat gegeben
Was ſie an Vorrath hat,
Doch neue Rufe beben
Die jungen Nimmerſatt.
Da faſſet ein Entſetzen
Das arme, gute Weib,
Die Augen Thränen netzen,
Sie bebt am ganzen Leib.

Sie bebt, inzwiſchen kreiſen
Die Raben um das Haus
Und kreiſchen ihre Weiſen,
Sie bricht im Zorne aus:
„O, wärt ihr wie die Raben,
Die Gott im Himmel nährt,
Ich möchte Ruhe haben
Und ihr, was ihr begehrt!“

Jetzt iſt ſie ſelbſt erſchrocken
Des Worts. O Graus und Pein!
Der Knaben dunkle Locken
Sind plötzlich Federlein,
Und Rabenköpfe ſchauen
Sie ſtatt der Kinder an —
Ein Anblick voller Grauen —,
Iſt's Wahrheit oder Wahn?

Nein, ſieben Vögel hüpfen
Jetzt plötzlich ab und auf,
Die Flügel lüftend ſchlüpfen
Sie übend ſich im Lauf!
Dann geht es an das Fenſter,
Sie wagen ſchon den Flug.
Wie nächtliche Geſpenſter
Entflieht der dunkle Zug.

Die Mutter ſinkt im Schrecken
Mit einem lauten Schrei.
Wol eilet, ſie zu wecken,
Das Töchterlein herbei.

Vergebens! Eine Leiche
Belebet keine Macht.
Und auf die Waldbereiche
Sinkt troſtlos ſchwarze Nacht.

Das Kind ſitzt bei der Todten
Und betet lang und bang,
Dann iſt die Friſt geboten
Zum allerletzten Gang.
Die Mutter wird begraben
Im feſten, beſten Haus —
Hoch oben ſchrein die Raben —
Maria zieht hinaus.

2.

Sie läßt die traute Halde,
Sie läßt das Heimatdach,
Sie forſcht im wilden Walde
Den Brüdern angſtvoll nach,
Sie eilet durch die Klüfte,
Sie rennt durch das Geſtein,
Sie ruft in alle Lüfte
Die Namen laut hinein.

Wie ſoll ſie's nur erreichen
Und löſen ihren Bann?
Sie irrt durch Buch' und Eichen,
Sie irrt im tiefſten Tann,
Sie ſtreift auf öden Heiden,
Fortnimmt die Luft den Schall,
Im Thale bei den Weiden
Weckt ſie den Widerhall.

Hört ſie die Bäume ächzen
Im rauhen kalten Wind,
Ertönt des Wildes Krächzen,
Still ſteht das arme Kind.
Schaut ſie der Vögel Flüge
Von Nord zum warmen Süd,
Sie ſchreit in ihre Züge
Und nimmer wird ſie müd.

Sie bricht auf rauhen Wegen
Am Waſſerfalle hin,
Da tritt ihr hold entgegen
Des Waldes Zauberin.
Von Demantſtein und Golde
Strahlt ſie in reichſter Schau
Des Odenwaldes holde
Und gnadenreiche Frau.

Sie ſpricht: „Genug der Klagen,
Des Weinens iſt genug!
Nie darf der Geiſt verzagen,
Wie ſchweres Leid er trug.
Wenn du die welken Glieder
Zum friſchen Werke ſpannſt,
Dann ſiehſt du Tage wieder,
Wo du das Glück gewannſt.

„Laß ab, es iſt vom Böſen
Dies Quälen ungethan!
Du ſollſt die Brüder löſen
Von ihrem Zauberbann,

Sie werden heim dir kehren
Geſund und friſchgemuth,
Hältſt du mein Wort in Ehren
Und ſchaffſt du treu und gut.

„Die dich geliebt in Schmerzen,
Geliebt in Wonne traut,
Aus deiner Mutter Herzen
Da ſprießt ein bittres Kraut,
Im Friedhof ſollſt du's winnen
Dir ſieben Jahre lang
Und draus die Fäden ſpinnen
In heißem Arbeitsdrang.

„Die Fäden ſollſt du weben
Zu Tüchern blank und weiß,
Ein Hemd ſoll jedes geben,
Du näheſt ſie mit Fleiß;
Der Hemden ſind es ſieben
Für deine Brüderſchar.
Bewähre jetzt dein Lieben
Durch Thaten ſtark und klar!

„Doch ſpinnſt und webſt du Fäden
Und nähſt du fort und fort,
Da ſollſt du nimmer reden,
Verſagt iſt dir das Wort.
Ein ſiebenjährig Schweigen
Liegt dir auf Geiſt und Mund,
Du darfſt den Schmerz nicht zeigen,
Nicht thun die Wonne kund.

„Und haſt du alle Proben
Mit feſtem Muth vollbracht,
Geſchwiegen und gewoben
Und nur ans Ziel gedacht,
Dann iſt der Fluch geſchwunden,
Die Brüder kehren all,
Ihr ſeid aufs neu verbunden
In lautem Jubelſchall.“

Wol ſind es gute Kunden,
Die ihr die Waldfrau ruft,
Und raſch iſt ſie verſchwunden,
Sowie ſie kam im Duft.
Noch lange ſprüht von Funken
Ein heller Strahlenſchein,
Maria ſchaut verſunken
In all die Glut hinein.

Ein neues Hoffen füllet
Die wunde, kranke Bruſt,
Und nebelhaft verhüllet
Winkt ferne Lebensluſt;
Doch um ſie zu gewinnen,
Da gilt es Muth und Kraft,
Es heißt mit kühnen Sinnen
Geſchwiegen und geſchafft!

In einem hohlen Baume,
Umwölbt vom Blätterdach,
Baut ſie im kleinen Raume
Sich jetzt ein Wohngemach;

Da ſchützt ſie ſich im Wetter
Vor Kälte, Schnee und Wind,
Da ſchläft ſie, wo die Blätter
Ihr karge Decke ſind.

Und als der Frühling kommet
Mit ſeiner Luſtbarkeit,
Mit Sing und Sang, was frommet
Der Mai der armen Maid?
Es ruft für ſie die Sonne
Umſonſt das Grün hervor,
Es klingt für ſie in Wonne
Umſonſt der Vögel Chor.

Was frommt's, ob Blumen ſprießen,
Süßduftig, roth und blau,
Belaubte Zweige ſchließen
Des Walds gewölbten Bau,
Ob goldig grüne Lichter
Die Sonne lieblich ſtreut,
Ob rings ſich das Gelichter
Des Wild's im Forſte freut?

Sie gönnt ſich kaum zu trinken
Am Quell im Felſenthal;
Die Beeren, die ihr winken,
Pflückt ſie ſich kaum zum Mahl.
Stets ſchwebt vor ihrer Seele
Der Waldfrau ſeltſam Wort,
Daß ſie der Pflicht nicht fehle,
Schafft ſie nun fort und fort.

3.

Es gehen dunkle Sagen
Die Länder ein und aus,
Waldleut' und Köhler tragen
Sie rings von Haus zu Haus:
Im tiefen Forſte hebet
Sich hohl ein Eichenbaum,
Ein wildes Mädchen lebet
In dem bemoosten Raum.

Wie Gold, ſo ſind die Haare;
Wie Schnee, ſo iſt der Leib;
Es zieret wunderbare
Holdſeligkeit das Weib.
Doch ſcheinen taub die Ohren,
Es iſt die Zunge ſtumm,
Schnell hat ſie ſich verloren,
Geht wer im Wald herum.

Wie ſie ſich Beeren pflücket,
Wie ſie nach Wurzeln gräbt,
Wie ſie zum Quell ſich bücket
Und raſch ſich wieder hebt,
So ſah ſie wol ein Wandrer,
Der ſich verlor im Tann;
Es ſchaute dann ein andrer,
Wie ſie im Baume ſpann.

Ein dritter auch erſpähte,
Wie ſie das Linnen wob;
Ein vierter, wie ſie nähte
Und raſch, die Nadel hob.

Sie fühlten all' ein Grauen,
Das Waldweib ſchreckte ſie;
Doch kam die Neugier ſchauen,
Die Neugier fand ſie nie.

Maria war die arme,
Die weltverlaſſne Maid
Sie dacht' in ihrem Harme
Nicht an das eigne Kleid,
Zerriſſen Rock und Mieder,
Verſchliſſen Strumpf und Schuh,
Nackt ſind die edeln Glieder,
Sie gönnt ſich nimmer Ruh.

Sie denket nur zu retten
Die arme Bruderſchar,
Und neu das Band zu ketten,
Das ſchnöd zerriſſen war,
Pflückt nachts das Kraut, entſproſſen
Der Mutter ſchlichtem Grab,
Schafft Tages unverdroſſen
Am Werk, das Rettung gab.

Sechs Jahre ſind vergangen,
Sechs Hemden ſind bereit,
Schon hat ſie angefangen
Das allerletzte Kleid,
Da ſchaut ſie oft mit Wonne
Zum neubegrünten Wald,
Es weckt die liebe Sonne
Die Blumen mannichfalt.

Die kleinen Vögel ſingen,
Es ſchlägt Frau Nachtigall,
Da tönt fernſüßes Klingen,
Das iſt Waldhörnerſchall.
Es brauſen durch die Wipfel
Jagdlieder friſch und kühn,
Es flüſtern mit die Wipfel,
Es flüſtert mit das Grün.

Maria ſtutzt und lauſchet —
Ha, Menſchenwort erſcholl:
Hali, halo! — es rauſchet —
Ihr Herz pocht ahnungsvoll.
Es fliehen in den Zweigen
Die Vögelein vorbei,
Sie zwitſchern bang im Reigen,
Es tönt des Hähers Schrei.

Sieh, Lampe trollt, der Haſe,
Und das Kaninchen hüpft;
Mit hocherhobner Naſe
Vorbei ein Füchslein ſchlüpft.
Das Reh ſtürmt mit dem Hirſche:
O, welche ſtolze Schau!
Und es entrennt der Birſche
Die dunkelborſt'ge Sau.

Erſchreckend ſchaut die Holde
Des Wildes flücht'ge Schar;
Gleich einem Kleid von Golde
So wallt das reiche Haar,

Und deckt die weißen Glieder
Voll Unſchuld und voll Scham —
Sie merkt es nicht, daß nieder
Vom Berg der König kam.

Getrennet vom Geleite
Mit ſeinem treuen Hund
Verlor er ſich ins Weite
Und kreiſt im Waldesgrund;
Er denkt ein Wild zu finden
Und ſchleicht verlornen Pfad,
Bis er — er möcht' erblinden —
Dem hohlen Baume naht.

Er ſah in ſeinem Leben
Niemals ſo ſchön ein Weib,
Von Anmuth iſt umgeben
Der jugendliche Leib;
Nie ſah er ſolche Augen,
Nie ſah er ſolchen Mund,
Die trunknen Blicke ſaugen
Das Bild in Herzensgrund.

Er will ſie raſch ereilen,
Sie birgt ſich im Gemach,
Er bittet ſie zu weilen,
Er ſtürmt ihr klagend nach,
Er kniet zu ihren Füßen,
Er ruft, es klingt ſo hell:
„Laß dich als Braut begrüßen,
Du Herrliche, zur Stell!“

Sie ſteht, erröthend ſchauet
Sie an ſein hold Geſicht,
Sie bebt und ſie vertrauet
Der Augen mildem Licht.
Da geht in zweien Herzen
Die Liebe flammend auf,
In Wonnen und in Schmerzen
Nimmt ſie den ſüßen Lauf.

Er flehet laut und leiſe
Um Antwort fort und fort;
Sie deutet ſtummerweiſe,
Daß ihr verſagt das Wort.
Er ruft: „Was ſollen Worte,
Wenn nur die Seele ſpricht,
Die leuchtend durch die Pforte
Der hellen Augen bricht?“

O ſieh, ſie lächelt, nicket,
Sie weint ein ſichtbar „Ja!“
Und wie er es erblicket,
Verwandelt iſt er da.
Er küßt ſie auf die Wangen,
Er küßt ſie auf den Mund,
Hält jauchzend ſie umfangen;
Geſchloſſen iſt der Bund.

O ſüße Augenweide,
O reiches Glück zumal!
Wie waren glücklich beide
Im grünen Waldesſaal!

Dann birgt er ſeine Schöne
Tief, tief im Eichenbaum,
Und weckt des Hornes Töne;
Süß klingt es durch den Raum.

Es kommt auf flinken Sohlen
Die Jägerſchar gerannt;
Er ſchickt ſie fort, zu holen
Daheim ein Fraungewand.
Dann kleidet er Marien
Und hebt ſie auf ſein Roß,
Beim Klang der Lieder ziehen
Sie auf ſein Väterſchloß.

Er führt ſie luſtentflammet
Zum Saal voll Pracht und Glanz;
Sie ſtrahlt in Seid' und Sammet
Sie prunkt im Demantkranz;
Sie ißt von goldnem Teller
Das Wildpret und den Fiſch,
Der beſte Wein im Keller
Schäumt in dem Becher friſch.

Bald klingen Flöt und Geigen,
Es rauſcht das Hochzeitsmahl,
Und Fraun und Ritter neigen
Sich rings im hohen Saal,
Sie neigen ſich am Throne
Wol vor der ſüßen Braut,
Die mit dem Königsſohne
Voll Luſt und Freude ſchaut.

4.

Rings geht auf allen Wegen
Der Jubel durch das Land,
Daß lauter hellen Segen
Der junge König fand.
Es hat ſich ihm entfaltet
Das Glück an liebſter Bruſt,
Denn wo die Liebe waltet,
Da waltet auch die Luſt.

Und wer erſchaut das ſchöne,
Das jugendblühnde Paar,
Erheb der Freude Töne
So herrlich, wie es war.
Man ſah ſie leuchtend ſtrahlen
Wie holdes Maienlicht,
Es gab in Berg' und Thalen
Solch Anmuthwunder nicht.

Bald wallen ſie im Garten
Verſchlungen Hand in Hand,
Des Blumenflors zu warten,
Der in den Beeten ſtand.
Da war von allen Blüten
Doch keine ihnen gleich;
Gott mög' euch hold behüten
So jung und liebereich!

Sie ſpielen öfters ringend
Im Wald von Baum zu Baum,
Im Laufe ſich umſchlingend
Entlang den grünen Raum.

Die Vögel in den Aeſten,
Sie ſchauen ſingend drein,
Und ſtreuen ihren Gäſten
Süßholde Melodein.

Und reiten ſie vom Schloſſe
Wol in die weite Welt,
Da bäumen ſich die Roſſe
Und brauſen in das Feld,
Die Reiherfedern wiegen
Sich in den Lüften klar,
Und Jubelrufe fliegen
Zum Gruß dem ſchönen Paar.

Der Fürſt gewann ſchon lange
Des Volkes treues Herz,
Er hat in freiem Drange
Gelindert manchen Schmerz.
Jetzt ſteht in milder Güte
Die Frau zu ihrem Herrn,
Denn hold war ihr Gemüthe,
Sie ſpendet allzu gern.

Sie bringet Troſt den Armen
Und Leidenden ins Haus,
Sie ladet voll Erbarmen
Die Darbenden zum Schmaus,
Und alle Lieb' erweiſet
Ihr ſtets die Bettlerſchar,
Die im Gebet ſie preiſet
An Gottes Hochaltar.

Sie mehret noch die Wonne,
Wo ſchon die Wonne lacht;
Sie gleichet Tags der Sonne,
Dem Mond in ſtiller Nacht.
Dem Herrn, der ſie erleſen,
O, wie das Herz ihm ſchwoll!
Es macht ihr ſüßes Weſen
Ihn täglich freudevoll.

Demüthig und beſcheiden
Sieht holde Freundlichkeit
Er hell die Seele kleiden;
So leuchtet kein Geſchmeid.
Sie ſchafft ſo ſtill im Hauſe,
Oft in der tiefen Nacht
Spinnt ſie in ihrer Klauſe,
Wenn er vom Schlaf erwacht.

Schwellt auch der Neid die Seelen,
Die Lippen bleiben ſtumm;
Der Neid muß ſich verhehlen,
Geht ſo die Gunſt herum.
Nur Mitleid meldet leiſe
Im Volk ſich hier und dort,
Daß Gott, der Gute, Weiſe,
Der Frau verſagt das Wort.

O Leid, daß ſie nicht ſingen,
Daß ſie nicht reden mag!
Jedoch gemach verklingen
Die Klagen, die man pflag.

Dem Gatten und dem Volke
Iſt ſie ſo lieb und werth,
Daß ſich die trübe Wolke
In helles Licht verkehrt.

Neun Monde ſind verfloſſen,
Neun Monde ſind dahin,
Da harrt auf einen Sproſſen
Die junge Königin.
Sie ſchaut mit dem Gemahle
So fröhlich in die Zeit,
Es iſt die Zeit im Strahle
Der Aelternſeligkeit.

Und endlich kam die Stunde,
Die ſchöne Stunde kam,
Denn plötzlich geht die Kunde,
Die froh das Land vernahm;
Der Fürſtin ſind gegeben
Zwei Knaben ſchön und licht,
Den Aeltern gleich und eben
An Leib und Angeſicht.

Der Vater jauchzt entzücket,
Nun lacht das höchſte Glück.
Die Mutter ſinkt beglücket
Ins weiche Bett zurück.
Die Amme nimmt die Kleider
Der Kinder weiſ' und klug,
Und preiſt die Schönheit beider,
Ihr thut kein Wort genug.

Doch ſieh, zum Tod erſchrocken
Aufſchreit ſie — Graus und Pein!
Der Knaben kleine Locken
Sind plötzlich Federlein.
Und Rabenköpfe ſchauen
Sie ſtatt der Kinder an —
Ein Anblick voller Grauen! —
Iſt's Wahrheit oder Wahn?

Nein, in den Windeln hüpfen
Sie plötzlich hin und her,
Die Flügel lüftend ſchlüpfen
Sie durch die Hände quer,
Dann ſehn ſie nach dem Fenſter,
Sie wagen ſchon den Flug,
Zum Walde wie Geſpenſter
Ziehn ſie in raſchem Zug.

Da tönt ein laut Gewimmer
Der Mägde durch das Schloß,
Es nahn dem Wochenzimmer
Herrn, Damen und der Troß.
Das ſtürmet durch die Pforte,
Das weinet rings herum,
Sie finden keine Worte,
Der Schrecken macht ſie ſtumm.

Die Mär, die ſie vernommen,
Weckt allwärts kaltes Graun,
Und wie ſie hergekommen,
Gehn Knechte, Ritter, Fraun.

Es faßt nach ſeinem Herzen
Angſtvoll der Königsſohn,
Maria voller Schmerzen
Weint lang in tiefem Ton.

Denn als die beiden Knaben
So friſch, geſund und klar
Verwandelt ſich zu Raben,
Geſellt der Rabenſchar,
Da iſt mit dunkeln Mienen
Und drohndem Angeſicht
Die Waldfrau ihr erſchienen,
Sie mahnend ihrer Pflicht.

5.

Allmählich iſt verklungen
Das ängſtliche Geſchrei;
Der rings das Schloß durchdrungen,
Der Schrecken iſt vorbei.
Jetzt huſcht von allen Seiten
Das Hausgeſind heran,
Sie hadern, zanken, ſtreiten,
Es ſchwatzet Weib und Mann:

„Bei Gott, ein ſchrecklich Wunder
Iſt heut am Tag geſchehn,
Bei dem als wahrer Plunder
Die andern Wunder ſtehn!
Die Königskinder ſchwingen
Als Raben ſich hinaus,
Es geht mit rechten Dingen
Nicht her in dieſem Haus.

„Was nahm der Fürſt die wilde,
Die ſtumme Waldesmaid,
Verführt vom Zauberbilde? —
Ihr fehlte Hemd und Kleid.
Wer weiß, woher ſie ſtammet?
Es iſt nach dem Gerücht
Verrottet und verdammet
Landſtreicheriſch Gezücht.

„Sie war 'ne Hexendirne,
Sie iſt 'ne Zauberin,
Die raſch mit frecher Stirne
Berückt des Königs Sinn.
Er las ſie auf im Hage,
Jetzt hat er Hohn und Spott
Es loben alle Tage
Die guten Geiſter Gott.“

So plappern, die noch geſtern
Die Fürſtin hochgeehrt,
Sie ſcheint den Läſterſchweſtern
Der ſchlimmſten Schmähung werth.
Alltäglich brau'n und miſchen
Sie Schmach und Hohn aufs neu,
Die böſen Zungen ziſchen
Und geiſern ſonder Scheu.

Da faßt der Zweifel ſchließlich
Der Treugeſinnten Schar:
Vorſicht iſt hier erſprießlich!
Der Menſch iſt wunderbar.

Kundſchaften wollen alle,
Das iſt ein guter Rath,
Der Schein bringt nicht zu Falle,
Doch bringt zu Fall die That.

So iſt's am Königshofe,
Wo alles Ränke ſpinnt,
Der Kanzler und die Zofe
Der Fürſtin Böſes ſinnt.
Es ſtehet dem Getriebe
Nur Einer fremd und fern,
Hell blüht und glüht die Liebe
Im Herzen ihres Herrn.

Der König zweifelt nimmer
An ſeiner holden Frau,
Ihm iſt und bleibt ſie immer
Die allerliebſte Schau;
Mit der er einſt in Scherzen
Gekoſet alle Stund,
Er ſcheucht aus ihrem Herzen
Die Schmerzen blutig, wund.

Er trocknet ihr die Wangen,
Er ſchließt ſie in den Arm,
Und ſeine Worte klangen
So tröſtungsreich und warm.
So hebt er an den Morgen
Und hört den Abend auf,
In lauter holden Sorgen
Geht hin der Stunden Lauf.

Aus ſeinen treuen Augen
Aus ſeinen Worten gut
Beginnt gemach zu ſaugen
Sie neuen Lebensmuth.
Sie lächelt endlich wieder,
Die müden Augen glühn,
Und ihre ſiechen Glieder
Sieht er aufs neue blühn.

Doch foltert das Gewiſſen
Und ſchafft ihr grimme Pein;
Daß ſie die Kinder miſſen,
Verſchuldet ſie allein.
Sie dachte glanzverblendet
Der armen Brüder nicht;
Das Werk iſt unbeendet,
Ach, ſie vergaß der Pflicht.

Die Brüder ſind vergeſſen,
Die fern den weiten Wald
In dunkelm Flug durchmeſſen —
Horch auf, ihr Krächzen ſchallt!
Sie hört es wach, im Schlafe,
Im Traum hört ſie den Ruf;
Es iſt gerechte Strafe,
Die ihr die Waldfee ſchuf.

Da hebt ſie ſich im Bette,
Es ſchlummert der Gemahl;
Daß ſie noch alles rette,
Kommt ihr mit einem mal.

Sie ſtehet auf, ſie greifet
In Eil nach Kleid und Schuh,
Und aus dem Schloſſe ſtreifet
Sie raſch dem Kirchhof zu.

Dort pflückt das Kraut die Treue
Sich auf der Mutter Grab,
Dann kehret ſie aufs neue
Ins Königsſchloß hinab,
Und ſchaffet in der Kammer,
Die Spindel rollt und fliegt,
Schon löſet ſich der Jammer,
Der auf der Seele liegt.

Da tönen plötzlich Stimmen,
Es nahet dem Gemach,
Die rothen Fackeln glimmen,
Die Männer eilen nach,
Es kreiſchen rings die Frauen,
O, was bedeutet das?
Der König läßt ſich ſchauen,
Er iſt ſo bleich und blaß.

Sie ſitzet tief erſchrecket:
Es hat den nächt'gen Gang
Die Späherſchar entdecket,
Sie folgten lang und bang,
Sie holten aus dem Traume
Den König raſch heran.
Nun ſehen ſie im Raume
Mit ihrem wüſten Wahn.

Sie rufen und ſie ſchreien
Mit haßerfülltem Sinn:
„Da ſieh die Zaubereien
Der böſen Zauberin!
Es hat die Hexendirne
Verwirret dir den Geiſt;
Der iſt verbrannt im Hirne,
Der ſie nicht ſterben heißt.

„Durch ſie nur iſt das Wunder
Das ſchreckliche geſchehn,
Bei dem als wahrer Plunder
Die andern Wunder ſtehn.
Die Königskinder ſchwingen
Als Raben ſich hinaus!
Es geht mit rechten Dingen
Nicht her in dieſem Haus.

„Zur tiefen Nachtzeit wandelt
Sie jetzt dem Kirchhof zu,
Und ſpinnt und webt und handelt
Verhexend alle Ruh.
Auf, laßt ſie Antwort geben,
Was dieſes Thun erzielt,
Sonſt hat das ſchnöde Leben
Die Zauberin verſpielt.“

Der König bittet leiſe:
„Sprich, ſcheuch die Kläger fort!“
Sie bleibt bei ihrer Weiſe,
Verſagt iſt ihr das Wort —

Da bricht es aus im Sturme,
Es ſchwindet die Geduld;
Man führet ſie zum Thurme:
Jetzt büße ſie die Schuld!

6.

Im Kerker ſitzt die Arme,
So trüb iſt Tag und Zeit,
Sie denkt voll Leid und Harme
In ferne Seligkeit.
Ihr kehret ſich in Plage
Auf Erden jedes Glück;
Wer ſieht auf ſchlimmre Tage,
Auf herbes Los zurück?

Die Mutter iſt geſtorben.
Die ſie ſo treu erkannt,
Die Brüder, ſind verdorben,
Ein Fluch hält ſie gebannt.
Sie iſt getrennt vom Gatten,
Den ſie geliebt ſo rein;
Es hüllt in dunkle Schatten
Sich all ihr Leben ein.

Doch ach, was ſollt ihr frommen
Der Thrän' und Seufzer Flut,
Ihr mag die Rettung kommen,
Spricht ſie mit freiem Muth.
Doch will ſie Gnade werben
Nur durch ein einzig Wort,
Den Brüdern bringt's Verderben
Dem eignen Blut den Mord.

Noch heut darf ſie befreien
Die Armen aus dem Bann,
Sie will dem Werk ſich leihen,
So lange ſie's noch kann.
Sechs Hemden ſind ja fertig,
Das ſieb'nte ſchier gemacht,
Des Aermels nur gewärtig,
Dann iſt das Werk vollbracht.

Den Aermel zu vollenden
Gebraucht ſie kurze Friſt,
Dann mag ihr Los ſich wenden,
Wie es beſchloſſen iſt;
Dann iſt der Bann gebrochen,
Die Brüder leben neu;
Denn was die Fei geſprochen,
Das glaubt ſie ſtreng und treu.

Des Reiches erſte Richter
Inzwiſchen halten Rath,
Ernſt ſind die Angeſichter
Und ſchwarz iſt der Ornat.
Das Urtel gilt's zu ſprechen
Ob ihrer Königin,
Sie prüfen das Verbrechen,
Und wägen her und hin.

Die Zeugen ſind gekommen
Und gingen nach und nach;
Doch keiner ward vernommen,
Der nicht zum Unheil ſprach.

Feſt ſtehn die Thatbeſtände,
Erwieſen iſt die Schuld,
Der König nur ohn' Ende
Zeigt Liebe, Treu und Huld.

Es kann ihm niemand rauben
Den Glauben hell und licht:
Jedoch was hilft der Glauben,
Dem nicht die That entſpricht?
Die Unthat ſei gerochen,
So heiſcht es das Gebot,
Es wird der Stab gebrochen,
Das Urtheil iſt der Tod.

Und draußen harrt die Menge
Begierig auf den Spruch,
Im brauſenden Gedränge
Ertönt manch wilder Fluch.
Bald heißt es; ſie verdammen
Das zauberiſche Weib,
In lichterlohen Flammen
Geht auf der ſchnöde Leib.

Da füllt ein furchtbar Brüllen
Die Lüfte wüſt und ſchrill,
Die Richter, ſie erfüllen
Was rings die Menge will:
„Beim Satan, keine Gnade!
Die Hexe wird verbrannt!
Verflucht, daß ſie die Pfade
Sogar zum Throne fand!“

Sie ziehn in roher Rotte
Zu der Geſangnen Thurm,
Das iſt von Hohn und Spotte
Allwärts ein wilder Sturm,
Die Thür weicht ihrer Stärke,
Der Kerker öffnet ſich,
Maria ſitzt beim Werke
Und nähet Stich um Stich.

Sie ſtürzen ſich in Eile
Auf die entſetzte Frau,
Sie ſchlingen dicke Seile
Um ihre Glieder rauh;
Man reißt ſie in die Gaſſen,
Man ſchreit ihr fluchend nach
Es wird ihr nichts erlaſſen
Von Grimm und Zorn und Schmach.

Hat ſie in ihren Ketten
Denn keine Freunde mehr?
Wol nahet, ſie zu retten,
Das treue Bettlerheer.
Sie rufen, bitten, flehen,
Zu löſen ihre Haft;
Doch wer kann widerſtehen
Der Waffen ſcharfer Macht?

Indeß ragt aufgerichtet
Von andrer frecher Hand,
Die Scheit und Scheit geſchichtet,
Der Holzſtoß hoch ins Land.

Sie hetzen, ſtoßen, rauſen
Das arme Weib im Lauf,
Sie zünden an den Haufen,
Maria ſteigt hinauf.

Vergebens ſtürmt der König
Sein Weib zu löſen an,
Rings brauſen tauſendtönig
Die Flüche durch den Plan:
„Sie büße ihre Sünden
Im heißen Feuertod,
Hier Gnade noch zu künden,
Das brächte neue Noth!“

Und ſieh, Rauchwolken ſteigen,
Die Flamme glüht und ſauſt, —
Da herrſchet plötzlich Schweigen;
Ob es den Frechen grauſt?
Wie ſchauen ſie und lauſchen,
Man hört den Athem ſchier, —
Da tönt ein ſeltſam Rauſchen
Von fern in das Revier.

Klingt durch die trüben Lüfte
Nicht wilder Vögelflug?
O nein, es theilt die Düfte
Ein weißer Roſſezug.
Ja, ſieben Roſſe jagen
Vor aller Angeſicht,
Die ſieben Knaben tragen
Voll Anmuth, Luſt und Licht.

Ein Anblick zum Befremden!
Wie ſie zum Platze fliehn,
Da ſieht man ſieben Hemden
Die Glieder hell umziehn;
Der Arm des Jüngſten endet
Sich in ein Flügelſtück,
Marie ließ unvollendet,
Den Aermel nur zurück.

Es wird mit einem male
Der trübe Tag ſo hell,
Es theilen ſich dem Strahle
Des Lichts die Wolken ſchnell
Und durch die Wolken glänzet —
O wunderbare Schau! —
Von Glorienſchein umkränzet
Die allerſchönſte Frau.

Die Fei iſt's, in den Armen
Ein holdes Kinderpaar,
Mit lächelndem Erbarmen
Reicht ſie's der Mutter dar.
Zugleich erglühn die Flammen,
Der Rauch iſt raſch erſtickt,
Es zuckt das Volk zuſammen,
Das tief im Geiſt erſchrickt.

Maria hat die Süßen,
Die Lieben all erkannt;
Sie darf die Söhne grüßen,
Die das Geſchick entwandt;

Sie darf die Brüder drücken
Zum Herzen fort und fort,
Dem Gatten voll Entzücken
Erklingt ihr erſtes Wort.

Das erſte Wort nach Jahren,
O wie's ſo hold ſich ſprach,
Daß ſie, als es entfahren,
Laut aus in Weinen brach.
Das Weinen iſt's der Wonne,
Des Glückes ohne Ziel,
Das jetzt wie Glanz der Sonne
In ihre Seele fiel.

Ringsum ſchlägt mächtig brauſend
Der Zorn in Freude um,
Ins Ohr dem König ſauſend;
Er ſteht ſo ſelig ſtumm,
Er herzt und küßt Marien,
Er koſt dem Kinderpaar,
Glückvolle Blicke ziehen
Nach ihrer Brüderſchar.

Gott hat ſie hart getrennet,
Er hat ſie hold vereint,
Nicht Ziel noch Ende kennet
Das Glück, das allen ſcheint.
So ziehen ſie zum Schloſſe,
So ziehen ſie zum Saal,
Umjauchzt vom Volk und Troſſe,
Begrüßt in Berg und Thal.

7.

Lang tönen die Ergüſſe
Der Worte ſüß und rein,
Es rauſchen lang die Küſſe
Bis in den Abendſchein,
Da ſieht man ſich erheben
Das hohe Königspaar;
Ihm das Geleit zu geben,
Hebt ſich die Brüderſchar.

Sie ſchreiten längs der Halde,
An die das Haus ſich ſchmiegt;
Maria führt zum Walde,
Wo ſtill der Friedhof liegt.
Der Frühling iſt ſo helle,
Es geht ſo weich die Luft,
Dort ragt an grüner Stelle
Der treuen Mutter Gruft.

Dort ruht, die ſie am Herzen
So hold und treu gehegt,
Die ſie in Luſt und Schmerzen
Voll Freudigkeit gepflegt,
Die einſt um ſie erworben
So grimme Pein und Noth,
Ach, die um ſie geſtorben
Den bitterböſen Tod.

Und wie ſie hingetreten
Voll tiefer Reu und Leid,
Die Knaben knien und beten
Für ihre Seligkeit,

Da friſch entwächſt dem Grabe
Ein rother Roſenſtrauch,
Und ſtrömt zu ſüßer Labe
Den düftereichſten Hauch.

Die Roſe, die dort blühet,
Iſt dunkelroth und rund,
Der Liebe Farbe ſprühet
Tief in des Kelches Grund.
Im vollen Kelche ſtehet
Ein tröſtungsreicher Spruch,
Vor dieſem Spruch verwehet
Der allerſchlimmſte Fluch.

Der Spruch, der heißet: Liebe,
Liebe bis in den Tod,
Dann löſt im Weltgetriebe
Sich endlich jede Noth!
O liebet euch! — Da neigen
Sie ſich in Liebe all.
Es ſinget in den Zweigen
Die ſüße Nachtigall.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen

eines

Rheiniſchen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Sechster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1876.

Rheiniſche Idyllen.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Die Maikönigin. — Der Rattenfänger von Sanct-Goar.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1876.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Maikönigin.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An Karl Simrock.

Gern auf der Dichtung grünen Pfad,
Den ich als Jüngling einſt betrat,
Zieht dämmernd die Erinnerung,
Und goldne Tage, blühend, jung,
Voll Wanderluſt im Maienſtrahl
Durchträumt ſie ſchwärmend noch einmal,
Sie ſucht im Herzen manches Lied,
Das Liebe, Wein und Lenz beſchied,
Schaut nach Genoſſen und Geſtalten,
Mit denen ich es einſt gehalten.

Dort ſteheſt du vor Allen klar,
Der mir ein Freund und Meiſter war,
Als mich zuerſt des Geiſtes Flug
Zu künſtleriſchem Schaffen trug;
Du warſt es, der zur Poeſie
Anregung, Rath und Muth mir lieh,
Der mir manch Vorbild feſt und ſcharf
In ſchöngeformtem Werk entwarf:
Dein ſtilles, edles, ſtarkes Dichten
Gab Maß und Beyſpiel, mich zu richten!

Dir folgt' ich freudig! Zwar gelang
Mir nicht ein ſtolzer Heldenſang
Wie dir, deß Amelungenlied
Den Weg des ew'gen Ruhmes zieht;
Doch oft wie du hab' ich entzückt
Den Heimatſtrom im Lied geſchmückt;
Wie Sag' und Leben ihn umrauſcht,
Den Stimmen hab' ich treu gelauſcht:
Auch iſt mir wol der Ton gelungen,
Wenn laut mein Herz am Rhein geſungen.

So bring' ich heut ein ländlich Bild,
Es ſpielt im ſonnigen Gefild,
Den Siebenbergen nicht gar fern,
Wo ich entſproß, und wo du gern
Im Sommer wohnſt. Ich webte drein
Volksleben, Sitt' und Brauch vom Rhein
Aus alter Zeit. Wie ich's gefaßt,
Dünkt mir, daß deiner Art es paßt.
O nimm — ſei's beiden uns zur Ehre! —
Dies Lied für deine Lieb' und Lehre!

1. Die Heimfahrt.

Der Abend gießt den Purpurſtrahl
Goldflammig über Berg und Thal,
Blauduftig hebt der Hügel Rand
Sich drüben in des Himmels Brand,
Es werfen Fels und Wälder Schatten
Fern in die abgemähten Matten,
Doch hüben glüht das Feldgebreite,
Es glüht der Hügel Sonnenſeite
Mit ihren Zacken, felsgegipfelt,
Mit ihren Rücken, waldbewipfelt:
Die Farben ſpielen reich entfacht.
Der Sommer iſt's der ſterbend lacht,
Bevor der Herbſt gewinnt im Streit.
Doch tief im Grunde ſtolz und breit
Geht wie ein ſilberfarb'ger Faden
Der Strom auf ſeinen ew'gen Pfaden.
Hier wird von Schatten er umdunkelt,
Indeß er dort von Lichtern funkelt:
Ihm geben Erd' und Himmel Küſſe.
Das iſt der Rhein, der Fluß der Flüſſe.

In ſeine Fluten tief hinein
Schaut dort das Städtchen. Glüher Schein
Liegt auf den Fenſtern, deren Blinken
Die ſtillen Wogen ſpiegelnd trinken,
Indeß die Häuſer, Thürme, Zinnen
Im Fluß kein rechtes Bild gewinnen,
Und doch ſo lockend ſehn ſie aus:
Der Weinſtock webt von Haus zu Haus
Sein bunt Gewind, ins Fenſter greifen
Die Reben, dran die Trauben reifen,
Sie grüßen auf der Bank die Roſen;
Man glaubt die Pflanzen wollten koſen,
Gleichwie die Menſchen, die aus Thür
Und Garten treten für und für,
Zu plaudern zu des Tages Ziele,
Gleichwie die Kinder, deren Spiele
In einem letzten Aufſchrei enden.
Fürwahr, es will der Tag ſich wenden!
Der Mauerſchwalben raſche Züge
Umſchwirren, ſchleunigend die Flüge,
Nachahmend ſchrillen Rufs den Sturm,
Den epheugrünen alten Thurm.
Ihr Kreiſen iſt ein Bacchanal
Recht in des Tages letztem Strahl.
Und ſeltſam friedlich ſteigt dazwiſchen
Der Rauch pfeilgrad, von frohen Tiſchen
Erzählt er und vom Veſperbrot. —
So ſieht es aus ums Abendroth.

Stromabwärts führt der Weg durchs Thor.
Zwei Frauen treten draus hervor,
Sie holten Vorrath ſich im Städtchen.
Die ſchweren Körbe trägt das Mädchen,

Den kleinen hält die ſtraffe Hand,
Den großen wiegt ſie mit Verſtand
Und mit Geſchick auf ſicherm Haupt,
Ihr Gang iſt ſchlank und friſch. Man glaubt
Kaum an die ungefüge Laſt,
Die ſie mit feſter Kraft gefaßt.
So ſchreitet Agnes vor der Alten,
Der Mutter, die kaum Schritt gehalten.
Frau Gertrud iſt ſeit langen Jahren
Auch durch das Leben ſchon gefahren,
Und Luſt nicht minder wie Beſchwerde
Trug ſie auf Gottes ſchöner Erde.

Zur Schenke lenken ſie die Schritte,
Die aus der Linden grüner Mitte
Den Giebel hebt. Sie liegt am Weg,
Stets iſt dort luſtig Leben reg.
Dort ſitzt der Ferge, der ſich letzt,
Wenn oft er über'n Fluß geſetzt,
Dort weilt der Schiffer, welcher ruht,
Bringt ſtromwärts er das Kaufmannsgut,
Der Fuhrmann hält hier mit den Wagen,
Die weit ins Land die Frachten tragen.
Es iſt ein vielbeliebter Ort,
Dem gern man zuſpricht immerfort,
Denn würzig ſind hier Trank und Speiſe,
Und munter iſt des Wirthes Weiſe,
Drum fehlt es in dem alten Schank
Niemals an Luſt und Witz und Schwank.
So tönt auch heut das Gläſerklingen
Zu bunter Lieder tollem Singen,
Indeß im Thale auf und nieder
Hinwehn die Abendglockenlieder.

Die Frauen nahen Haus und Linden
Um Sohn und Bruder dort zu finden;
Nachmittags fuhren ſie ſchon an,
Und bis ſie ihr Geſchäft gethan
Und auf dem Markt und in dem Laden
Des Hauſes Vorrath aufgeladen,
Soll ſie erwarten hier der Sohn.
Sie ſehn von fern den Wagen ſchon,
Er hält noch auf demſelben Stand,
Den er bei ſeiner Ankunft fand;
Doch ungeduldig auf der Erde
Tönt das Geſcharr der ſchwarzen Pferde.
Agnes macht gleich die Fracht zurecht,
Es hilft dabei der Schenkenknecht. —
Wo bleibt nur Franz? — Und aus dem Thor
Tritt raſch der muntre Wirth hervor. —
Wo bleibt nur Franz? — So fragt die Frau.
Der Poſſenreißer lächelt ſchlau
Und ruft: Ich hole euch den Jungen!
Und raſch iſt er hineingeſprungen.

Und Franz erſcheint. O Gott, es wankt
Sein Schritt im Gehn, ſein Körper ſchwankt,
Wirr iſt ſein Haar, ſein Antlitz loht,
Und ſeine Augen ſtieren roth. —
Schon wieder! ſpricht die Maid zur Alten,
Nie weiß er ſich im Zaum zu halten!
Ach, daß er immer ſich betrinkt! —
Die alte Mutter ſeufzt und winkt
Den Sohn beiſeite: Hört denn nie
Dein Leichtſinn auf? ſo zürnet ſie.
Gewinneſt du denn nimmer Kraft,
Zu trotzen dieſer Leidenſchaft?

Wie kannſt du uns im Trunke fahren?
Vor Unheil mög' uns Gott bewahren!
Du wirſt noch in den Tod uns rennen!
O, wie dir Stirn und Wangen brennen! —
Franz aber ſchlägt ein Lachen auf:
Laßt nur der Jugend ihren Lauf!
Ich will auch meine Freude haben!
Es ziemet einem muntern Knaben,
Daß gründlich er ins Gläschen ſieht.
Drum ſingt nicht ſtets das alte Lied!
Man heulet mit, ſo wie ihr wißt,
Sobald man unter Wölfen iſt!
Und nun zum Wagen, ich bin fertig!
Friſchauf, ſeid ſchneller Fahrt gewärtig! —
Er ſchreit die Worte, flucht und lallt,
Indeß er mit der Peitſche knallt,
Die ihm der Schenkenknecht gereicht,
Und ſtille Scheu die Fraun beſchleicht.
Daß man Gezänk und Lärm vermeide,
Beſteigen ſie den Wagen beide,
Ob auch mit Zittern und mit Beben
Sie ſich dem Lenker übergeben.
Dem Trunknen hilft der Knecht zum Sitz
Vorn auf der Bank. Mit ſchnödem Witz
Tritt mancher Gaſt ſchon aus der Stuben
Und reizt noch mehr den flotten Buben.
Derweil die Fraun beſchämt ſich wenden,
Ertönt das Necken aller Enden.
Laß ſehn, wie du die Zügel führſt? —
Laß ſehn, wie du die Peitſche rührſt?
Kennſt du das Fahren wie das Trinken,
So wirſt du bald herunterſinken! —
Du hältſt die Rappen wol für Schimmel! —
Du ſcheideſt nicht mehr Erd' und Himmel! —

So ſpotten ſie. Ein Alter nur
Gemahnt den Schwarm: Still Creatur!
Wie mögt ihr doch ſo gottlos ſprechen!
Vom Zechen geht's zum Halszerbrechen!
Indeſſen rollt der Wagen fort,
Die Peitſche treibt — manch rauhes Wort
Enttönt des Führers heiſ'rer Kehle.
Wol ſprechen innig ihm zur Seele
Die Mutter und Agnes. Allein
Was hilft's! Der Spötter tobend Schrein
Klingt ihm noch höhnend in die Ohren:
Im Rauſch ging die Vernunft verloren.
Er knallt und flucht. Es iſt ein Glück:
Der Weg iſt gut. Ein gutes Stück
Sind ſie zur Heimat ſchon geflogen,
Jedoch zu raſch. Geſpenſtiſch zogen
Feld, Berg und Baum im Sturm vorüber,
Und in die Nacht, die trüb und trüber
Das Erdreich deckt, ſprühn Funken licht
Vom Pferdehuf. Franz ſchonet nicht.
Es iſt ein Glück: treu ſind die Thiere,
Auch gingen oft ſie im Reviere
Denſelben Weg. Und drum vertrauen
Den Roſſen mehr wie Franz die Frauen.

Jetzt aber nahn ſie einem Flecke,
Der graunvoll iſt. Die Felſenecke
Senkt thurmhoch ſteil ſich in den Rhein.
So düſter ſchaut der ſchroffe Stein
Ins ſtille Dunkel! Und die Straße
Iſt dort am Berg mit engem Maße
In ſtarrenden Baſalt gehauen;
Indeß ſich oben Säulen bauen,

Brauſt untenhin des Stromes Flut.
Sie ziſcht und wirbelt; ihre Brut
Iſt weißer Schaum. Der Schiffer nennt
Dort bodenlos das Element.
Wol dräun Gefahren! Ein Geländer
Von Holz nur ſchützt des Weges Ränder.
Und wie ſie raſch dem Felſen nahn,
Da ruft den Sohn die Mutter an:
Hab Acht, mein Franz! die böſe Stelle
Bringt jetzt der Pfad. Treib nicht ſo ſchnelle!
Die Peitſche ſpar! In feſter Hand
Faß an die Zügel. Mit Verſtand
Reicht man am beſten drüben aus.
Auch kommen zeitig wir nach Haus.
Drum ſtürme nicht. Feſt greif und halte! —
Beruhigend ſpricht ſo die Alte,
Doch wirkt ihr Wort das Gegentheil.
Franz ſchreit und peitſcht zu neuer Eil,
Aufſchnaubend greifen aus die Roſſe,
Dem Pfeile gleich, den vom Geſchoſſe
Die ſtarkgeflochtne Sehne ſchnellt.
Zugleich erſcheint am Maſt erhellt
Dort um den Fels mit einem mal
Ein Dampfer, der in hellem Strahl
Die Funken aus dem Schlote ſpeit
Und dicke ſchwarze Wolken weit
Aufthürmet in die nächtige Luft,
Und die Maſchine dampft und pufft,
Die Räder gehn im Takte ſauſend,
Die Wellen wehn zum Ufer brauſend.
Ein Nachtgeſpenſt fliegt rieſenhaft
Stromaufwärts der Koloß in Kraft —
Da iſt's geſchehn! — In wilder Flucht
Reißt das Geſpann des Wagens Wucht.

Am Stein die Funken ſprühen wilder,
Ein wüſter Traum ziehn hin die Bilder
Am Rand des Wegs. — Es klirrt von Hufen! —
Ein Raſſeln! — Angſtvoll Weiber rufen.

Es iſt geſchehn! Links gähnt der Schlund
Des feuchten Tods. — Alles geht rund
Vor der entſetzten Frauen Blicken.
Sie müſſen ſich ins Ende ſchicken
Mit ſtierem Aug' und bleicher Lippe,
So ſitzen ſie. Nun geht's zur Klippe,
Wo ſchroff der Pfad die Wendung nimmt —
Ein Stoßgebet noch angeſtimmt! —
In ſolchem Laufe kann der Wagen
Dort nicht vorbei, er muß zerſchlagen
Die Brüſtung, und mit Mann und Roſſen
Iſt in die Tiefen er geſchoſſen —
Man wird ſie lebend nimmer ſehn —
Es iſt geſchehn! Es iſt geſchehn! —

Das iſt das ſchreckhaft grauſe Bild,
Das ſeine Marter folternd wild
Den Frauen in die Seelen ſchnellt.
Drum hat der Angſtſchrei laut gegellt!
Es iſt geſchehn! — Ein donnernd Halt!
Tönt da — Mit mächtiger Geſtalt
Springt friſch hinzu ein kühner Mann
Und hemmt das flüchtige Geſpann.
Straff faßt er in die loſen Zügel;
Die Pferde, denen eben Flügel
Gewachſen ſchienen, ſtehen feſt —
Gott, der die Frommen nicht verläßt,

Schickt ſeinen Helfer — Thränen fließen,
Und Dankgebete ſich ergießen —
Voll Rührung klinget jeder Ton —
Und nüchtern wird der trunkne Sohn. —

Die Frauen beten zu dem Herrn
Vom Himmelreich. Beſcheiden fern
Verharrt der Fremde. Freundlich ſpricht
Er zu den Rappen von der Pflicht
Der Ruhe. Die verhitzten Köpfe
Klopft er, er ſtreicht der Mähnen Zöpfe,
Und freundlich thun die Thiere auch,
Da ſie des rauhen Führers Brauch
Nicht länger in den Weichen ſpüren.
Sie laſſen ſtill und fromm ſich führen
Von jener ſchaurig wüſten Stelle,
Wo unten brauſt die tück'ſche Welle.
Er neſtelt an dem Riemenwerke,
Verſucht der Zügel Halt und Stärke,
Prüft weislich Deichſel, Rad und Achſe,
Das nicht aufs neu Gefahr erwachſe —
So will er gehn. — Nun gute Nacht
Und gute Reiſe und habt Acht!
Ertönt ſein Wort im Weiterziehn. —
Da rufen erſt die Frauen ihn,
Erſt jetzt iſt ihr Gebet beendet,
Und zu dem kühnen Retter wendet
Ihr Dank ſich helle, warm und laut,
Daß kaum er ſeinen Sinnen traut.
Was er gethan — ſo meint er nun —
Daß müßt' er jedem Menſchen thun.
Doch fügen ſie zum Dank die Bitte:
Er möge in der Rettung Mitte

Sie nicht aufs neue dem Geſchicke
Preisgeben. — Gleich mit ſcharfen Blicke
Enträthſelt er des Führers Weſen,
Und da die Frauen ihn erleſen,
Greift Peitſch' und Zügel ſeine Hand;
Ein Sprung — und auf dem Wagen ſtand
Die ſtraffe, mächtige Geſtalt —
Die Roſſe ziehn — er lenkt ſo kalt,
So ſicher, feſt — Franz ſchnarchet träge
Im Stroh — und Agnes zeigt die Wege.

Und weiter öffnet ſich das Thal.
Der Mond mit ſeinem milden Strahl
Steigt auf am Berg. Auf Au und Fluß
Streut träumeriſch er ſeinen Kuß,
Und ſelig ſtille wird die Fahrt.
Was ſich an Schrecken offenbart
Löſt ſüßer Frieden. Zwiſchen Wäldern,
Obſtgärten, Hecken, Wieſen, Feldern
Geht es dem heim'ſchen Dorfe zu.
Auf allen Häuſern liegt die Ruh,
Nur hier und dort brennt noch ein Licht:
So heimlich iſt's, und keiner ſpricht.
Dort iſt's — wo jene Bäume ſchwellen,
Dort ſteht das Haus — die Hunde bellen —
Franz hat die Augen aufgeſchlagen —
Am Herrenhofe hält der Wagen.

2. Der Herrenbauer.

Der Herrenbauer hat's gehört,
Sein Herz iſt von der Mär empört,
Die geſtern er vom Weib vernahm,
Heut wandert er voll tiefem Gram
Durch Haus und Garten, Hof und Scheuer —
Ihm iſt ſein Fleiſch und Blut ſo theuer, —
Agnes und Franz ſind ſeine Sproſſen
Die einzigen — ins Herz geſchloſſen
Hat er ſie tief. Nun kam's beinah,
Daß er die Lieben nimmer ſah,
Daß mit der Mutter weit verſchlagen
Der Rhein als Leichen ſie getragen,
Ach, mit dem Weib, das fromm und treulich
Sein Leben theilt! — Furchtbar, abſcheulich! —
Er bebt, als trügen ſie die Fluten!
Er fühlt des Herzens Wunden bluten.

Doch theilt ſich mit dem Gram die Scham,
Die troſtlos herb ihn überkam,
Daß, ach, der einz'ge Sohn misrathen.
Er ſelber ſäte böſe Saaten:
Das iſt's was er im Herzen fühlt,
Was wie ein grimmer Wurm dort wühlt.

Seit ihm der Bub geboren ward,
Hat er in allzu weicher Art
Ihn ſtets gepflegt. Die Vaterluſt
Erfüllte ſtets ſo reich die Bruſt,
Daß er der Unart nicht geachtet.
Nur zärtlich ward der Sohn betrachtet,
Schwoll ihm der Jähzorn. Ungehütet
Hat Lüge ihm den Geiſt durchbrütet,
Vom Lehrer hat er nichts gelernt,
Weil er ſich heimlich ſtets entfernt
Von Kirch' und Schul', um im Bereiche
Des Dorfs zu treiben tolle Streiche.
Und all die wilden Werke fügt
Er ungeſtraft und ungerügt.
So wuchs in ihm die Leidenſchaft
Des Müßiggangs. Des Willens Kraft
Verſiegte früh im wüſten Treiben.
Nur in der Schenke läßt's ihn bleiben,
Beim Würfelſpiel, beim Saufgelage
Und Zotenliede macht zum Tage
Er meiſt die Nacht. Trifft er Genoſſen,
Dann iſt zum Schwärmen er entſchloſſen.
Was ſonſt den Landmann ſchmückt, den Fleiß,
Den kennt er nicht, ihm rinnt kein Schweiß,
Ihm härten Schwielen nicht die Hand.
Der Arbeit ſegnend Glück empfand
Er nie in ſüßer Müdigkeit.
Wüſt iſt ſein Thun, leer ſeine Zeit.
Wol treibt ihn ſpäter oft der Vater
In Mild' und Strenge als Berather,
Doch, ach zu ſpät! Des Sohns Gemüth
Iſt ſchon verödet. Wenn es glüht,
Dann kann man nur das Eiſen ſchmieden!
Und dieſe Zeit iſt längſt geſchieden. —

Gewohnt, gethan! — Dem Trunk ergeben,
Führt er ein ſchwärmend tobend Leben,
Und das iſt nun des Alten Laſt,
Daß er ſo ſchlecht ſein Werk gefaßt,
Daß er aus falſcher Aelternliebe
Aufſchießen ließ die gift'gen Triebe.

Der Herrenbau'r iſt ſonſt ein Mann,
Der ſeinen Geiſt beherrſchen kann.
Das ſieht man an dem hohen Bau
Des hagern Körpers. Starret grau
Das ſtrupp'ge Haar auch auf dem Schopfe,
Man ſieht am hochgetragnen Kopfe,
Am ſchlanken Rücken, daß die Kraft
Ihm blühet voll und unerſchlafft.
Die Stirne ragt ſo groß und kalt,
So ſicher übt der Blick Gewalt
Wie Falkenaugen. Enggeſchloſſen,
Als wären ſie von Erz gegoſſen,
Sind ihm die ſchmalgeformten Lippen,
Und feſt ſind ſie, als wären's Klippen,
Draus nie ein unbedachter Laut
Entfliehen kann. Bei Gott, es ſchaut
Wie Stein ſein Bild, wenn unbewegt
Er daſteht. Doch wenn er ſich regt,
Iſt ſtraff und ſicher Tritt und Gang,
Gleichwie des Manns, der nimmer bang,
Der graden Wegs zum Ziele ſchreitet
Und, was ihn hindert, kühn beſtreitet.
Er ſieht nicht aus, als könnt' er ſchwanken,
Als brächt' er weichlich den Gedanken
Zum Opfer jemals dem Gefühl.
Ja, dieſer Mann ſo klar und kühl,

Ging einmal nur auf ſchwachen Wegen,
Und doch war alles dran gelegen:
Ach, bei der Führung ſeines Jungen
Iſt ihm allein ſein Werk mislungen,
Da hat das Herz beſiegt den Willen —
Wie ſoll er das Gewiſſen ſtillen! —
Der Herrenbau'r iſt ſonſt ein Mann
Von echtem Schrot und Korn. Wer kann
Von ihm hinweg die Blicke wenden,
Wer möchte nicht ein Lob ihm ſpenden,
Wenn er ſein Erbgut ſtolz durchſchreitet,
Das er durch Fleiß raſtlos erweitet!
Wie herrlich er zur Hausthür tritt!
Wie ſtellt er ſich mit prallem Schritt
Dort auf die Treppe, die voll Pracht
Die breite Linde überdacht!
Wie kurz herrſcht er den Knechten zu!
Wie wandelt er mit ernſter Ruh
Zu Scheunen hier und dort zu Ställen,
Die rings ſich dem Beſitz geſellen!
Hier prüft er die gedroſchne Frucht
Und überzählt der Garben Wucht,
Dort nach den breitgeſtirnten Stieren,
Den augengroßen, braunen Thieren,
Sieht ſcharf ſein Blick, und Pferd und Fohlen,
Die ſtreichelt er. Wie macht er Sohlen
Den läſſ'gen Mägden, faulen Knechten!
Es iſt ein ſcharfes, kurzes Rechten,
Das jedem Uebel Hülfe bringt.
Und dann wie ſtark und rüſtig ſchwingt
Er ſeine Hacke auf den Rücken!
So muſtert er an Beet und Stücken
Des Gartens rings. Die jungen Bäume
Nimmt er aufs Korn. Durch Heckenſäume

Stapſt er ins Feld. Der Aecker Stand
Wird dort erforſcht. Ringsum ſein Land,
Weinberge, Wieſen, Buſch und Hecken
Durchwandelt er, um zu entdecken,
Ob hier und dort ein Mangel droht.
Wie merkt er's ſpitz, thut Hülfe Noth!
Und wo er nicht die Regel fand,
Da legt er an die letzte Hand.

Jetzt iſt es anders. Trübe ruht
Auf Stirn und Aug' der böſe Muth.
Wohl iſt's der altgewohnte Pfad,
Den er noch jeden Tag betrat,
Doch zieht er acht- und theilnahmlos:
Es wuchs ſein Kummer heut ſo groß,
Daß er der Wirthſchaft nicht gedenkt,
Den Blick kaum zum Geſinde lenkt,
Nicht achtet auf die muth'gen Füllen
Und Rinder, die mit freud'gem Brüllen
Ihn laut begrüßen. In Gedanken
Sieht man durch Wieſ' und Au ihn ſchwanken —
Das erſte mal! — Es kennt ihn kaum
Der Nachbar dort am Gartenſaum,
Wie er ſo traumverloren ſchlendert! —
Sein ganzes Weſen iſt geändert.

Das thut die Sorge! Fern vom Haus
Und Dorfe treibt ſie ihn hinaus. —
Franz muß mit ihm. — Sie kehren nicht
Zu Mittag heim. Von ſeiner Pflicht
Will er dem Sohn noch einmal reden
Ergreifend, tief. Des Hauſes Fehden
Gehören nicht vors Ingeſinde.
Und drum mit dem misrathnen Kinde

Zieht er ins Waldgebirg, um dort
An einem einſam großen Ort
Das argverhärtete Gewiſſen
Zu rühren. — Ach, wer mag es wiſſen,
Was der beſorgte Vater ſprach?
Ob er des Herzens Eis zerbrach? —
In einer Schenke tief im Wald
Da ruhten ſie — das Ave ſchallt,
Als ſie den Heimweg abends nehmen.
Es dunkelt noch ein herbes Grämen
Starr auf des Alten Angeſicht —
Blieb Franz verſtockt? — Sie reden nicht —
Doch wenn die Leute ringsum fragen:
Was hielt euch mittags fern? ſo ſagen
Sie von Geſchäften in der Stadt.
Vom Wege ſind ſie müd und matt.

Das thut die Sorge! — Munter friſch
Kommt ſonſt der Bau'r zum Vespertiſch,
Denn abends hört er auf zu rechten,
Schwatzt mit den Mägden und den Knechten.
Er ſcherzt und neckt. Auf anderm Weg
Geht heut ſein Geiſt. Kein Spaß iſt reg.
Er knurrt und murrt. Bei ſolchem Winde
Bleibt ſtill und ſtumm das Ingeſinde.
Wortkarg iſt er ſogar dem Gaſt,
Den er geladen hat zur Raſt,
Solang er will, obſchon ſein Herz
Voll Dankes ſchlägt. In Luſt und Schmerz
Fühlt er dem Fremden ſich verkettet,
Der ihm ſein Liebſtes hat gerettet.

3. Reiner.

Hochhell ſollſt du geprieſen ſein,
O Gaſtfreundſchaft! Du Sonnenſchein
Auf froh' und ernſtem Wanderpfade!
Du kommſt dem Waller wie die Gnade
So unerwartet, reich und friſch!
Nicht brauchſt du einen vollen Tiſch,
Nicht feur'gen Wein und üppig Mahl,
Du brauchſt im milden Augenſtrahl
Nur freundlich Blicken und im Munde
Nur Worte, welche holde Kunde
Von wohlgeſinnten Herzen geben!
O nein, du brauchſt kein ſchwellend Leben,
Nur Thür und Topf und Seele offen!
Und ſo wirſt du am Rhein getroffen
Schlicht, bieder, treu. Im Bürgerhaus,
In Hof und Hütten ein und aus
Gehſt prunklos du im Alltagskleid
Und gibſt dem Fremden allezeit
Glück, Segen, Luſt. Ein trübes Herz
Das machſt du licht und hebſt den Scherz
Zu lautem Lachen. — Alſo fand
Dich an des grünen Stromes Strand
Der Fremde, der beim Herrenbauer
Jetzt raſtet von der Reiſe Dauer.

Wer iſt der Mann? — Es kennt ihn keiner,
Sie wiſſen nur, er heißet: Reiner.
Hochkräftig iſt er aufgewachſen,
Sein Haar lichtblond gleichwie von Flachſen
Hüllt ein das Haupt in vollen Locken,
Des krauſen Bartes leichte Flocken
Umfaſſen rings des Kinnes Rund,
Das friſche Antlitz glänzt geſund,
Die Naſe raget grad gezogen
Und unter hoher Brauen Bogen
Sehn helle blaue Augen nieder
Und grüßen freundlich, treu und bieder;
Der ganze Ausdruck iſt voll Güte
Und deutet auf ein fromm Gemüthe.
Und dennoch ſieht ſo kühn entſchloſſen
Der Mann darein. Friſch unverdroſſen
Bewegt er jedes Glied. Sein Gang
Verräth der Seele tapfern Drang.

Und einſtens nach dem Abendmahl
Sitzt das Geſind im letzten Strahl
Der Sonne auf des Hauſes Treppe.
Weit werfen ihre Schattenſchleppe
Die Berge ſchon. Im Lindenbaum,
Der oben ragt, da plaudern kaum
Die Spatzen noch. Die Hühner all
Und Enten ſuchten ſchon den Stall,
Und ſeltner ſchallt der Rinder Brüllen,
Und das Geſtampf von Pferd und Füllen.
Nur vor dem Haus geht's lebhaft zu,
Es hat der Menſch noch keine Ruh.
Dort ſtopft der ſtramme Meiſterknecht
Die kleine Pfeife ſich zurecht,

Der Pferdsknecht ſieht die Riemen nach,
Die er am Zeuge heut zerbrach,
Und eine Peitſche flicht der Enk,
Des nächſten Tages eingedenk.
Die knappen Mägde kommen auch
Mit Beſen, Kübel, Topf und Schlauch.
Die eine putzet rüſtig friſch,
Die andre lieſ't für Küch' und Tiſch
Kraut und Gemüſe, daß voll Pracht
In aufgethürmten Haufen lacht,
Die dritte macht dem Vieh das Futter.
Agnes und die betagte Mutter
Bewachen ſie. Da tritt zur Runde
Der greiſe Schäfer mit dem Hunde.
Der alte Gerhard iſt's. Die Schwelle
Wählt er zu ſeiner Ruheſtelle.
Der ernſte Herrenbauer ſteht
Dort in der Thür voll Majeſtät,
Die Hände kreuzend auf dem Rücken,
Hinſchauend ſcharf nach allen Stücken.

Es iſt ein lebenskräftig Bild,
Das ſich entrollt. In Fülle quillt
Die Rede: helles Lachen hallt,
Wenn hier und dort ein Scherz erſchallt,
Es klingt der Lärm von den Geſchirren.
Doch wie ſie bunt und friſch ſich wirren,
Ruft einer laut den Fremden auf:
Nun gebt uns euern Lebenslauf! —
Warum denn nicht? — meint Reiner ſchnell, —
Doch hat ein wandernder Geſell
Wie ich nicht wunderbare Kunde. —
Da ward es ruhig in der Runde.

Die Mägde ſchweigen, zu den Pfeifen
Sieht man die ſchmucken Knechte greifen.

Und Reiner ſpricht: Zieht ihr den Rhein
Hinab weit ins Gebreit hinein,
Wo keine Berge mehr ſich heben,
Das Land ſich ſtrecket flach und eben,
Da bietet rechts vom grünen Fluß
Mein Heimatland euch treu den Gruß.
Nicht gibt es wie der rhein'ſche Gau
Im bunten Wechſel reiche Schau.
Nur ſelten heben Thurm und Thor
Uralte Städte dort empor,
Sie ſpiegeln keine ſtolzen Dome
Ehrwürdig grau im alten Strome,
Ja, ſelten ſelbſt iſt Dorf und Flecken
Entlang die weitgeplanten Strecken.
Einſam auf ſtillgehegtem Gut
Wohnt dort der Bauersmann. Das thut,
Weil einzig er den Boden pflegt,
Der Korn und Holzung wohl ihm trägt,
Und Roß und Rinder reichlich nährt,
Doch nicht ihm Wein und Frucht gewährt,
Wie ſie an dieſen Hügeln reifen.
Man ſieht ihn nicht das Land durchſtreifen,
Zu markten regſam friſch beim Handel:
Eintönig iſt der Heimat Wandel. —
Doch ob es formenlos ſich ſpannt,
Es hegt in lieber Treu das Land,
Wer dort entſproß. Die gelben Auen,
Von Früchten wogend, ſind zu ſchauen
Gleichwie ein weites, goldnes Meer.
Es dehnen Wieſen ſich daher

Rings eingezäumt zur ſichern Weide
Gleichwie ein grün Smaragdgeſchmeide.
Die Eichenwälder heben prächtig
Die breiten Kronen; ſtolz und mächtig
Durchbrauſet ſie des Sturms Choral.
Selbſt in den Heiden öd und kahl
Da pocht ein Herz; verſchwiegen ſtumm
Gehn drin geſchiedne Geiſter um.
Und wie das Land, ſo ſind die Leute.
Wie's geſtern war, ſo iſt es heute
In ihren Herzen; offen, grad,
Schnurſtracks ſo wandeln ſie den Pfad,
Stark, feſt in dem, was ſie erfaßt,
Doch ruhig immer, nie in Haſt,
Dann aber zäh und unverdroſſen.
Der Menſch iſt dort ſo abgeſchloſſen
Faſt wie ſein Haus, das ſeine Gipfel
Einſam ausſtrecket in die Wipfel
Des Hains und aus den Fenſtern weit
Hinſieht auf Wieſ' und Feldgebreit.
Eintönig iſt's! Doch traumverloren
Denkt an das Land, wer dort geboren:
Ihm zuckt voll Rührung die Geberde
Nach Land und Volk der rothen Erde.

Ein Meierhof in jener Au —
Die Höfe gleichen ſich genau
Einer dem andern — iſt die Stelle,
Wo ich mich an des Lebens Schwelle
Zuerſt gefühlt. Das alte Haus
Sieht in die Winde weit hinaus.
Aus Holzwerk iſt es aufgebaut
Stolz, ſtattlich, groß, und zahllos ſchaut

An breiten Wänden Fach an Fach.
In rothen Ziegeln ſteht das Dach.
Des Giebels Mitte zeigt ein Thor,
Hoch ragt es in den Bau empor,
Als Schuppen und als Tenne ſtreckt
Es tief ins Haus ſich, drüber ſteckt
So Heu wie Korn. Zu jeder Seite
Da liegen längs der ganzen Weite
Die Ställe mit dem reichen Vieh.
Im hintern Haus da wohnen ſie,
Die einſt mich zeugten, Küch' und Stuben
Vereinen Aeltern, Töchter, Buben
Und Magd und Knecht; denn Menſch und Thier
Sie ſchützt dieſelbe Wohnung hier.
Und um das Haus da dehnen ſich
Baumhof und Gärten ſäuberlich,
Das Rindvieh weidet weiter fort
Mit Gans und Huhn im Kampe dort.
Dort brauſt's von jung' und alten Roſſen,
Die das Gehege hält umſchloſſen.
Und weiter ſieht man Wieſ' und Felder,
Darüber Heiden auch und Wälder,
Und endlich ferne blaue Hügel,
Die Grenzen für der Sehnſucht Flügel.
Ich lebte dort in jungen Tagen
Voll ſtillem, freundlichem Behagen.
Es leitete mir Herz und Hand
Das beſte Aelternpaar. Der Stand,
Dem ſie gehörten ward der meine.
Den Landbau trieb ich im Vereine
Mit allen, die belebt das Gut.
Dem Knaben gab man ſchon die Hut
Der Gänſ' und Schweine, Küh' und Pferde.
Rangmäßig ſtieg von Heerd' zu Heerde

Ich allgemach; dann hinterm Pfluge
Folgt' ich der Roſſe munterm Zuge.
Die Senſe ließ durch Gras und Saaten
Ich ſauſend gehn. Mit Hack' und Spaten
Schuf ich im Garten. Auch die Zucht
Der Bäume lernt' ich. Aus der Wucht
Der Garben droſch ich Korn und Samen,
Drob ſie zum weiten Speicher kamen.
Ich regelte die blanken Ställe.
Als zwanzigjähriger Geſelle
Wußt ich den Bau des Lands ſo gut,
Wie's ſonſt ein alter Bauer thut. —
Mein Vater iſt ein reicher Mann,
Der viel geerbt und mehr gewann,
Denn keiner in der Landſchaft Kreiſe
Trieb ſeine Wirthſchaft klug und weiſe
Wie er; kein andrer Nachbar war
Gleich ihm thatkräftig, feſt und klar.
So wuchs ihm das Beſitzthum jährlich.
Auch ging es nimmer karg und ſpärlich
Im Hauſe zu. Voll Ueberfluß
Bot Küch' und Keller den Genuß.
Hell lachte dort die Gegenwart.
Doch war die Zukunft andrer Art.
Denn mehret ſich auch Gut und Land,
Das weiter ſtets den Hof umſpannt,
Der Reichthum all wird nie getheilt.
Wenn dort den Bau'r der Tod ereilt,
Dann tritt der ält'ſte Sohn ins Erbe.
Die andern Kinder trifft das herbe
Und kalte Los, im Dienſt zu ſtehen
Des Bruders, oder fortzugehen
In alle Welt und in den Fernen
Zu folgen gut' und böſen Sternen. —

Der Bauer macht's wie dort der Adel. —
Iſt's Recht, iſt's Unrecht? Keinen Tadel
Will ich der alten Sitte ſprechen.
Und wollt' ich's, nimmer kann ich brechen,
Was aus Urväter-Zeiten kommt,
Ob es auch ſchlimm der Nachwelt frommt.
Genug, ich bin ein jüngrer Sohn,
Jedoch zu ſtolz, um dort im Fron
Des ältern Bruders mich zu plagen.
Mich trieb's, der Heimat zu entſagen.
Ich ſuche nun auf eignen Wegen
Aus eigner Kraft mir neuen Segen.

Ich thu, was mancher andre that,
Der wol auf fernem Wanderpfad
Die Freiheit ſuchte und gewann.
Mein eigner Ohm war ſolch ein Mann.
Mir ward's erzählt: von Hof und Haus
Zog weit er in die Welt hinaus,
Als noch des Vaters Vater lebte.
Warum er ging, darüber ſchwebte
Stets ein Geheimniß, denn er war
Der ält'ſte aus der Kinderſchar.
Ihm fiel der Hof als Erbe zu,
Blieb er zu Haus in guter Ruh.
Doch da er vorzog, ſich zu trollen,
Und fern in Zeit und Welt verſchollen,
So kam das Gut mit Hof und Feld
An meinen Vater. Treu beſtellt
Hat er die Aecker, Wälder, Wieſen.
Sie werden doppelt jetzt geprieſen
Rings in der Gegend. Aber kehrt
Jemals mein Ohm, dann unverſehrt

Muß er heimgeben Haus und Land,
So wie es kam in ſeine Hand.
Gleichviel, ob jemals dies geſchieht,
Ich erb' es nie, und darum zieht
Des Alten Beiſpiel ernſt mich nach.
Ich will mir ſuchen Dach und Fach
Aus eigner Kraft, aus eignem Muth.
Ich fühl's, glückauf, es geht mir gut! —
So endet Reiner den Bericht.
Noch herrſcht die Ruh, die keiner bricht.
Dann ruft der Schäfer weich im Ton:
Du biſt des Hagemeier's Sohn!
Es liegt der Hof im Münſterland! —
Und herzlich reicht er ihm die Hand,
Indeß der große Schäferhund
Vergnügt aufſpringt zu Reiner's Mund,
Als wollt' er bei des Alten Grüßen
Den jungen Mann zum Willkomm küſſen —
Doch Reiner ſpricht: Beim Element
Sagt, wie ihr meinen Namen kennt? —
Ich diente, ruft Gerhard, mein Sohn,
Bei deines Vaters Vater ſchon.
Gehütet hab' ich ihm die Heerde.
Dich trug noch nicht die rothe Erde,
Als ich dort ſaß. Lang floß der Strom
Der Jahre hin. An deinem Ohm
Errieth ich Namen, Herkunft, Ort.
Als er entfloh, da trieb ich dort.
So magſt du dir das Räthſel löſen,
Es kommt mir ſicher nicht vom Böſen.
Wir ſtammen aus demſelben Land,
Drum drück' ich freundlich dir die Hand.

Der Herrenbauer ſah in Ruh
Dem Vorgang aus der Thüre zu,
Und als die beiden nun geendet,
Spricht er zu Reiner hingewendet:
Du ſucheſt Dienſt und wandelſt drum
Ziellos im weiten Gau herum.
Daß ich getroſt dir trauen kann,
Deß dient als Bürge dieſer Mann,
Der zwanzig Jahr mein Schäfer iſt
Und durch die ganze lange Friſt
So treu wie pures Gold mir galt.
Es häuft ſich viele Arbeit bald,
Und einen Dienſtmann hab' ich nöthig,
Biſt du zu helfen mir erbötig? —
Und Reiner ſpricht: Mir iſt es recht!
Und ward des Herrenbauers Knecht.

4. Das Weinbergrecht.

Weinleſezeit! — O Zeit voll Segen,
Wenn ihre Fülle allerwegen
Die freundliche Natur geſtreut!
Nicht immer kommſt du ſo! Doch heut
Ziehſt du mit prächt'gem Glanz herein,
Denn heuer gibt es guten Wein.
Süß reifen rings die üpp'gen Trauben,
Die in der Rebengärten Lauben
In duftend ſaft'gen Beeren hangen
Und nach der Ernte nun verlangen. —
Schön wird das Feſt in dieſem Jahr!
Wie lacht der Himmel leuchtend klar
Von Rand zu Rand! Der Sonnenſtrahl
Malt ſcharfbeleuchtend Berg und Thal.
So hell umgrenzt ſind Höhn und Gründe:
Man ſieht die Welt ſo licht, als ſtünde
Man dicht vor jedem Gegenſtand.
Und ſatte Farben ſind geſpannt
Auf Wald und Au, auf Heid' und Wieſe.
Nicht wie im jungen Paradieſe
Des Frühlings iſt es duftig licht:
In roth' und braunen Farben bricht
Sich das Gebreit. Dem Knaben gleicht
Der ſüße Lenz; im Herbſt erreicht

Die Erd' erſt ihre Männlichkeit.
Ernſthaft und heiter weit und breit
Liegt ſie in voller ſonn'ger Reiſe.
Es iſt, die letzte Fülle ſtreife
Darüber hin. Den Reſt der Tage
Des Daſeins feirt ſie ohne Klage!
Bewußt des Sterbens, aber heiter
Häuft ſie zum nahen Tod die Scheiter.
Bevor ſie ſinkend muß vollenden,
Streut ſie mit voller Hand die Spenden.

Den Dörfern, weit die Thale lang,
Entklingt der Glocken heller Klang:
Das iſt der Traubenleſe Zeichen,
Und aus zerſtreuten Wohnbereichen
Zieht es hinaus auf bunten Pfaden,
Die Wagen kommen hochbeladen
Mit Tonnen an, es klingt die Erde
Vom feſten Huf der ſchlanken Pferde,
Vom breiten Gang der braunen Stiere,
Im Joche ziehen all die Thiere.
Die Menſchen, die ſich rings geſellen,
Zerſtieben bald in kleinen Wellen
Und breiten ſich im Weinberg aus.
Es iſt ein ſonn'ger Augenſchmaus,
Zu ſehn das emſige Gewirre
Mit Korb und Kübel und Geſchirre
Im Thale tief, hoch an den Hängen,
Wo Büſche ſich dem Weinberg mengen.
Streng haben in des Wächters Hut
Die Hügel lange Zeit geruht:
Am Berg, der keinen Menſchen trug,
Hat ſich der Vögel ferner Zug

Allen geſenket, um im raſchen
Vorüberflug die Frucht zu naſchen;
Jetzt aber ſchmücket ihn die Menge
In fröhlich ſchwirrendem Gedränge.
Dort ſieht man bunte Tücher wallen,
Dort hört man laute Worte ſchallen,
Dort ſchwingen Lieder ſich zur Weite.
So klingt des Herbſtes letzt Geleite.

Der Herrenbauer mit Geſind
Ließ dort, wo ſich der Hügel lind
Vom tiefen Rhein anſteigend hebt
Und gegen Süden wogend ſtrebt
Mit warmer Bruſt. Ringsum die Mark
Hegt keinen Wein ſo feurig ſtark,
Wie dieſe ſonnenfrohe Stelle,
Die ſtets ſich in des Strahles Helle
Vom Morgen bis zum Abend ſtreckt.
Wie geht die Arbeit aufgeweckt!
Am Wege unten harrt der Bauer,
Ein reger Mahner, ſcharfer Schauer.
Hoch auf dem Wagen hält er Wacht,
Auf dem die Fäſſer ſtehn. Es lacht
Sein Herz, wenn er die Leute ſieht,
Die dort am Berg bei Wort und Lied
Einſammeln die gereifte Frucht,
Wenn — auf dem Haupt der Eimer Wucht —
Er ſchaut die ſchmucken Mägde ſchreiten:
Den Inhalt mißt er ſchon von weiten
Mit ſeinen klaren Falkenblicken,
Die allwärts er verſteht zu ſchicken;
Und ſind ſie da, hilft in die Bütten
Er friſch die goldnen Trauben ſchütten.

Auch lobt er, daß ihr Antlitz flammt
Vom Werk geröthet. — Recht wie Sammt,
So ſpricht er, glühen euch die Wangen!
So müßt ihr ſtets zur Arbeit langen!
Jedoch ihr brauchet nicht zu zaudern! —
Denn weislich meidet er das Plaudern
Und ſtampfet rüſtig in der Tonne
Des reichen Herbſtes goldne Wonne.
Und während ſelbſt ihm rinnt der Schweiß,
Bewacht er treu der Leſer Fleiß.

Im Weinberg aber ohne Raſt
Geht's zu mit friſcher, wackrer Haſt.
Agnes iſt dort beſtellt zur Hut,
Denn wo die Herrſchaft ſelbſt nicht ruht
Im Kreis des Ingeſinds, da fleckt
Die Arbeit doppelt. Doch ſie neckt
Und ſcherzt und ſinget bei dem Werke,
Denn Heiterkeit gibt neue Stärke
Und neuen Muth und neue Luſt.
Und ſie verſteht in jeder Bruſt
Die beſten Funken aufzuregen.
Auf ihres Schaffens frohen Segen
Schaut Keiner ſtill und tief beglückt.
Wie ſehr ihn auch das Feſt entzückt,
Das recht in vollen Strömen wallt
Und über Fluß und Berge ſchallt
Bei wolkenreiner, blauer Luft,
Viel tiefer, ſüßer, heller ruft
In ſeine Seele ſich das Bild
Des lieben Mädchens. Ernſt und mild
Gibt ſie zugleich ihm Unterricht
Im Weinbergwerk. Er ruhet nicht

Zu folgen ihr mit Ohr und Augen,
Um treu die Lehren einzuſaugen,
Die ſie ſo freundlich weiß zu geben
Mit Wort und Beiſpiel. An den Reben
Von Stock zu Stock umwebt er ſie.
So ſüße Arbeit that er nie. —

Doch ſieh! Was ſoll das Lärmen dort? —
Schrill tönt ein Ruf! Und krähend fort
Stürzt eine Dirne kreuz und quer!
Ein muntrer Burſche hinterher.
Er ruft ein vielfach klingend Halt!
Halb Luſt, halb Schrecken aber ſchallt
Noch immer das Geſchrei der Magd.
Was will die ſeltſam bunte Jagd?
Das geht hinauf, das geht hinunter!
Die andern ſtehn und lachen munter
Ob dieſem wilden Zickzacklauf.
Zuletzt da ſchreit die Dirne auf,
Der friſche Burſch hat ſie erreicht,
Der nun nicht wanket und nicht weicht,
Bis ſie ihm einen Schmatz gegeben. —
Da hört man erſt ein jauchzend Leben! —

Verſtummt nur ſtehet Reiner da:
Nicht klar erſcheint ihm was geſchah.
Und Agnes fragt der fremde Knecht.
Ei, ſpricht ſie, das iſt Weinbergrecht!
Die Dirne dort ließ aus Verſehen
Dem Burſchen eine Traube ſtehen,
Da ſie am ſelben Stock geleſen.
So iſt es immer Brauch geweſen,

Wenn der zerſtreuten Läſſigkeit
Der Leſer ſeine Leſ'rin zeiht,
Muß ſie mit einem Kuß es büßen. —
So wirſt auch du es büßen müſſen!
Spricht Reiner, flammend im Geſicht,
Und raſch die ſchönſte Traube bricht
Vom Stock er, welche Agnes da
Von Blättern eingehüllt nicht ſah. —
Wie zittert er! — Das Mädchen loht
Auf Stirn und Wange purpurroth.

Doch wie ſie beide flammend ſtehn,
Da hört man unten Stimmen gehn.
Es fuhr ein leichter Kahn zum Strande,
Es ſprang ein junger Mann zum Lande.
Der rothe Philipp iſt's, der Sohn
Vom Mönchhofbauer, welcher ſchon
Seit Pfingſten ſich als Agnes Freier
Einfand bei jeder Thalesfeier.
Aufwärts den Rhein, jenſeit der Höhn
Liegt reich an Feld, an Bauten ſchön,
Der ſtattliche Beſitz des Alten.
Ringsum im Land wird er gehalten
Für der Gemarkung reichſten Mann.
Und der das Ufer dort gewann,
Nennt man des Vaters einz'gen Erben.
Wer alſo hinzieht, um zu werben,
Der darf mit ſtolzem Haupte kommen,
Denn freundlich wird er aufgenommen,
Von Eltern, welche Töchter pflegen,
Von Mädchen auch, die ſchon entgegen
Den reifen Blütetagen prangen
Und nach der Haube Schmuck verlangen.

Der alte Herrenbauer ſchätzt
Den Reichthum auch — man ſieht es jetzt —
Denn als dem Wagen Philipp naht,
Steigt er herab am hohen Rad
Und ſchüttelt ihm zum Gruß die Hand
Und zeigt in Worten, ſchlau gewandt,
Dem rothen Burſchen ſich gewogen.
Doch jener ſpricht: Ich komm gezogen
Zu helfen euch beim Traubenleſen.
Der Himmel iſt ſo hold geweſen
In dieſem Jahr, daß es euch ſchier
An Händen fehlt, ſo dünkt es mir. —
Brav ruft der Herrenbauer laut,
Daß ihr nach euren Freunden ſchaut,
Ihr ſchätzt die Noth wie ſich's gebührt! —
Und plaudernd, lachend, ſcherzend führt
Er ihn der Bruſt des Hügels zu,
Wo wieder in gewohnter Ruh
Die Leute ſchaffen, und wo Reiner
Und Agnes heben. — Seht, noch Einer,
Der helfen will! ſo ruft der Alte.
Nun ſorgt daß hübſche Ordnung walte
Vor dieſem wackern Ehrengaſt!
Drum bei der Arbeit aufgepaßt! —
Der Rothe nicket in die Runde
Und bittet gleich mit keckem Munde
Des Gaſtfreunds Maid zum Partner ſich
Beim Traubenſchneiden. — Hüte dich!
So ſpricht er dreiſt. Scharf mußt du ſehn,
Laß nicht das kleinſte Körnchen ſtehn,
Sonſt gilt die Sitte alt und echt!
Bei Gott, wir üben Weinbergrecht! —

Entrüſtet höret Reiner ihn.
Am liebſten möchte Agnes fliehn,
Sie mag den rothen Burſchen nicht,
Da all ſein Gut ſie nicht beſticht.
Sie ſieht ſein Haar ſo flammig lohen,
Sie ſieht die Augen heimlich drohen,
Doch was ſie abſtößt allermeiſt,
Das ſind die Worte frech und dreiſt,
Die in ihr reines Herz ſich bohren
Wie gift'ge Dolche. Oft verſchworen
Schon hat ſie ſein zudringlich Freien,
Weil keuſche Seelen nie verzeihen
Unzarte Selbſtgefälligkeit.
Drum wünſchet ſie den Rothen weit
Ins Pfefferland. Jedoch was nützt
Das Hadern hier? Den Fremdling ſchützt
Die Gaſtfreundſchaft. Des Vaters Wille
Iſt heilig ihr. Sie folget ſtille
Und zeigt ſich freundlich unverdroſſen
Dem unbequemen Berggenoſſen.
Die Luſt, die jauchzend hat gekreiſt,
Verlöſcht indeß. Ein andrer Geiſt
Geht plötzlich bei den Winzern um.
Sie ſchaffen alle ernſt und ſtumm,
Seit Philipp ihre Arbeit theilt.
Es hat ſie ein Gefühl ereilt,
So wie es oftmals uns beſchleicht,
Wenn zwiſchen Freuden luſtig, leicht,
Urplötzlich die Gefahr ſich drängt;
So iſt es, wenn ein Wetter hängt
Am Himmel, welcher hell gelacht,
Und glühe Blitze jäh entfacht;
So iſt es, wenn im Waldrevier,
Wo man luſtwandelt, flugs ein Thier,

Ein wildes, aufſpringt, wenn im Kraut
Man eine gift'ge Schlange ſchaut.
Der Rothe ſcherzt, doch all ſein Scherzen
Kommt nicht aus reinem lauterm Herzen,
Der Rothe lacht, doch auch ſein Lachen
Will keine Seele heiter machen.

Was alle fühlen, fühlt die Maid
Viel tiefer noch, um die er freit:
Unheimlich iſt ihr bei dem Gaſt,
Drum hüllt ſie in des Schaffens Haſt,
Was ſie beängſtet. Immerhin
Hält ſie das Weinbergrecht im Sinn —
Ein Kuß dem Rothen? — Welcher Schrecken! —
Er mag zerſtreuen ſie und necken,
All ſeiner ſchlaugefügten Tücke
Gibt offnen Augs ſie keine Lücke,
Denn keine Traube läßt ſie ſtehen.
Vor Aerger möcht' er ſchier vergehen
Und zeigt zuletzt ſich ſo vergrimmt,
Daß er den Ton zum Spotten ſtimmt.
Doch ſchadet ſich durch ſchnöden Hohn
Noch mehr der reiche Bauerſohn,
Der nur im Uebermuthe ſprach.
Sie ſehn ihm alle freudig nach
Als er am Abend läßt die Stelle
Und heim zieht auf des Rheines Welle.

Die Glocke, die zum Dorfe ruft,
Durchtönt jetzt weich die dunkle Luft;
Genug, des Werkes iſt genug!
Es ſammelt ſich der Winzer Zug.

Der Herrenbau'r ſteht auf dem Wagen,
Der ihn den ganzen Tag getragen,
Und lenkt das muthige Geſpann.
Wie fröhlich ſchaut der alte Mann
In ſeiner Winzerfreude drein!
Und ringsumher in bunten Reihn
Ziehn hin die Mägde mit den Knechten,
Indeß ſie Rebenranken flechten
Um Korb, Gefäße, Leib und Köpfe
Und in die langgeflochtnen Zöpfe.
Die frohſten Scherze klingen wieder,
Die hellſten Kehlen ſingen Lieder,
Und ringsum tönen ſtolze Schüſſe,
Und ringsum ſprühen Flammengüſſe,
Bald hell und licht, bald purpurfarben,
Das ſind des Feuerwerkes Garben.
Und auf den Bergen rings, den hohen,
Da ſieht man Freudenfeuer lohen.
Das ganze Thal füllt ein Gelag. —
Wie wundervoll war dieſer Tag! —
Wer aber iſt das ſchlanke Paar,
Das dort nachſchleicht? — Ich glaube gar
Agnes und Reiner? — Beide zeigen
Sich in verſenktem tiefem Schweigen.
Doch endlich nimmt er ſich ein Herz —
Mein Gott, wie ernſt! — Iſt das ein Scherz? —
Das Mädchen mahnt der neue Knecht,
An das verbüßte Weinbergrecht!
Und ſieh — rings ſtrahlt Raketenguß —
Sie neigen ſich — das iſt ein Kuß! —

5. Sanct-Martinsabend.

Sanct-Martin bringet trübe Zeit,
Die Erde ſchlägt ihr Winterkleid
Sich um die nackten, öden Glieder,
Denn Blum' und Blätter ſanken nieder,
Der blanke Fluß geht brauſend grau
Durch die entfärbte, todte Au,
Die ſchmuz'gen Bäche ziehn geſchwollen
Vom Waldgebirg, wo ſie mit vollen
Ergüſſen ſtets der Regen nährt.
Es ſtrudelt, ziſchet, brauſt und gärt
In den Gewäſſern, während grell
Der Sturmwind pfeift, der rauh und ſchnell
Die Luft durchraſt mit ſeinem Volke,
Das wild in Nebel, Qualm und Wolke
Nachfegt dem toſenden Genoß
Auf ſeinem flücht'gen Lüfteroß. —
Er wirbelt kraus durch Baum und Strauch.
Ans Fenſter ſchleudert roh ſein Hauch
Verwelktes Laub und Zweige jach,
Die Ziegel ſtürmet er vom Dach,
Es iſt ein Fegen und Geſchmetter:
Sanct-Martin bringet böſes Wetter!

Gleichviel, der Bauer liebt den Tag,
Weil er jetzt endlich ruhen mag
Von all dem glühen Sommerfleiß.
Fühlt er auch heut, daß er im Schweiß
Des Angeſichts ſein täglich Brot
Verdienen mußte, Sorg' und Noth
Entſchüttelt dennoch er den Sinnen.
Denn, was das Tagwerk ließ gewinnen,
Iſt eingeheimſt. Der Segen lacht
In ſeinem Hauſe rings voll Pracht.
In weiter Scheune goldenfarben
Da thürmen ſich die reichen Garben,
Und Frucht und Samen faßt der Speicher;
Doch weiß er ſtolzer ſich und reicher
Durch ſeinen Wein, der feurig gut
Im tiefen kühlen Keller ruht.
Es reiht ſich mächtig Faß an Faß,
Drin lebt und gärt das edle Naß
Gleichwie durchzuckt von neck'ſchen Geiſtern,
Die uns das Haupt ſo ſüß bemeiſtern,
Wenn ſpäter aus kryſtallnem Becher
Wir ſchlürfen als berauſchte Zecher.
Das alles überdenkt der Mann,
Der endlich gute Zeit gewann;
Drum freut er ſich an dieſem Tage,
Und mehr noch, weil er Sorg und Plage
Vergeſſen darf, denn Zins und Pacht
Hat er dem Gutsherrn heut gebracht.
Drum klingt es rings ob die Natur
Auch ſiechend ſtirbt, ob Berg und Flur
In Nacht ſchon liegt, noch einmal auf
In Strahlenluſt, im Jubellauf. —
Schau zu, das iſt ein freudig Blitzen!
Denn hoch auf hundert Bergesſpitzen

Entlodern hundert Feuer helle.
Im Lichte ſprudelt auf die Welle
Des angeſchwollnen wilden Rheins;
Es blinkt ins Land des glühen Scheins
Lichtrothe Loh! In ihrem Glanze
Da ſpringen keck zum Fackeltanze
Die luſtberauſchten Knaben hin.
Die Schau geſtaltet ſich dem Sinn
Seltſam wie ein Geſpenſterreigen;
Geworfne Flammenbündel ſteigen
Hoch in die Luft, ein zuckend Schrein
Phantaſtiſch klingt ins Thal hinein:
Es ſieht ſo wirr und bunt und kraus
Gleich einer Hexenküche aus.
Indeſſen ziehn auf allen Pfaden
Landleute hin. Längs den Geſtaden
Schallt Lachen, Reden, Jauchzen heiter:
Zur alten Schenke wallt es weiter.
Als ſorgenloſe, frohe Gäſte
Gehn ſie zum ſpäten Kirchweihfeſte.
Des Erntejahres End' iſt heute:
Drum freun ſich alt' und junge Leute.

Zur grünen Traube dort beim Wirth,
Hei wie da toller Jubel ſchwirrt!
Voll Lichtern prangt das ganze Haus
Und ſtrahlet weit ins Thal hinaus,
Laut tönt es dort ohn' Unterlaß,
Das Horn erbrauſt, es brummt der Baß,
Und Geigen klingen, Flöten girren.
Hei, wie die Tänzer wild ſich wirren!
Hei, wie die Becher luſtig klingen,
Und volle Stimmen Lieder ſingen!

Es ſtampft der Fuß, es ſchwillt die Bruſt:
Auf höchſter Höhe ſteht die Luſt!

Die Alten ſitzen allzumal
In trauter Stube hinterm Saal,
Der Herrenbauer weilt dazwiſchen.
Und an den derben Eichentiſchen
Da kreiſt der alte goldne Wein.
Verſtändig tönt die Rede drein.
Sie ſchwatzen dort von Markt und Geld,
Von Weinberg, Wieſe, Wald und Feld,
Sie reden von verſchollnen Zeiten
Und von vergangnen Herrlichkeiten,
Und von der Jugend Uebermuth,
Die, wie ſie thaten, nimmer thut.
Und dennoch thut ſie, wie ſie thaten,
Denn nach den Vätern ſind gerathen
Die Söhne. Wie die Alten ſungen,
So pfeifen, wie man weiß, die Jungen.
Die Burſche und die Mädchen ſchwingen
Sich dort im Saal! ſie ſpringen, ſchlingen
Den ſchon jahrhundertalten Reigen
Ganz nach dem alten Klang der Geigen,
Ganz nach dem alten Gang und Takt,
Der in vergangner Zeit gepackt
Den Graukopf dort. Es ſpricht ſich gut
Von kecker Jugend Uebermuth,
Wenn bald die harten Adern ſtocken,
Wenn ſilbern graun die dünnen Locken. —
Und haben ſie nicht dennoch Recht?
Iſt nicht das jüngere Geſchlecht
Von loſern Sitten? —Plötzlich ſchweigt
Des Tanzes Maß — Ein Toſen ſteigt

Im Saale auf. — Gott, das iſt Streit! —
Was hat die Burſche nur entzweit? —
Der rothe Philipp walzet eben
Mit Agnes hin, und wie ſie ſchweben,
Ertönet rings des Witzes Lauge.
Der Burſche iſt ein Dorn im Auge
Den andern, die der knappen Maid
Erfolglos nachgehn lange Zeit.
Wie ward da bittrer Spott entboten,
Zu höhnen den verhaßten Rothen!
Wie läſtern ſie das Mädchen all!
Der Hochmuth, ruft's, kommt vor dem Fall!
Das Gänschen will zu hoch hinaus!
Sie baut auf eitel Sand ihr Haus! —
Franz, dem der Wein zu Kopf geſtiegen,
Hört ſcharf und ſpitz die Worte fliegen,
Die ihm die liebe Schweſter kränken,
Er läßt die Unbill ſich nicht ſchenken —
Wort gibt das Wort. Auflobt der Zank;
Reiner ſpringt zu von ſeiner Bank,
Wo er beim Schäfer und beim Hund,
Der knurrend ſich erhebt vom Grund,
Im plaudernden Geſpräche ſaß.
Er dringt auf Ordnung und auf Maß
Mit lautem Ruf. Jedoch die Rotte,
Sie wendet ſich zu ihm im Spotte:
Ei ſeht, ſo heißt's, der Schinkenmeier!
Der wäre auch wol gern ein Freier!
Gemahnt' ihn nicht der Herrenbauer
Mein Sohn, die Trauben hier ſind ſauer!

Unſcheinbar fällt ein Funken ſo
Von ungefähr ins trockne Stroh,

Er faßt und greift, und hohe Flammen
Die ſchlugen wild und wüſt zuſammen,
Bald iſt es eine Feuersbrunſt,
Die durch der Winde tück'ſche Gunſt
Sich wachſend mehrt, und Haus und Scheuer
Zergehen bald in rothem Feuer,
Es ſinkt der Höfe lange Kette
Zuletzt zur öden Aſchenſtätte.
So fand in Franz der kleine Funken
Den rechten Stoff; denn wer betrunken,
Iſt leicht erregt. Es packt die Glut
Drauf Reiner's friſchen zähen Muth,
Zuletzt ſtürzt Philipp auch zur Stelle,
Hell ſchimpft der garſtige Geſelle,
Es ſträubt das rothe Haar ſich grell,
Die Stimme klinget ſcharf und hell.
Rings hört man, wie es zerrt und ziſcht,
Es iſt ein wirbelnd wirrer Giſcht.
Die Dirnen drängen in die Ecken,
Sich vor dem Streite zu verſtecken,
Wie Tauben die hoch in den Lüften
Den Habicht ſehn und zu den Klüften
Der Häuſermauern jäh ſich ſenken,
Indeß ſie ſich im Zickzack ſchwenken.
Die Alten treten in die Thüren,
Um Fried' und Ruh zurückzuführen.
Da fällt ein Fauſtſchlag! — Ha, den ſchlug
Der rothe Philipp, den der Zug
Des blinden Jähzorns übermannt!
Und wüthend wird er angerannt.
Doch ſtatt für ſeine That zu ſtehen,
Sucht er der Rache zu entgehen,
Es birgt ſich fern der feige Mann,
Wo ihn der Feind nicht finden kann.

So fordert die entfachte Wuth
Ein andres Opfer. Voller Blut,
Das ihm aus Mund und Naſe fließt,
Stürzt Franz zu Boden, und es ſchließt
Die Ohnmacht ihm den Blick. — Jetzt droht
Dem Knechte zwanzigfache Noth
Von zwanzigfachen ſtarken Armen. —
Der Himmel ſende dir Erbarmen!

Da ſtrömt durch Reiner heiß die Kraft,
Die aufgetrotzet, rieſig ſchafft.
Ihm wächſt erſt recht die Luſt empor.
Das iſt der Zorn, der weit hervor
Das funkelnd ſprühnde Auge drängt,
Das weiche Haar zum Stehen zwängt,
Mit rothgeſchwollner Ader wild
Die tiefgefurchte Stirn durchſchwillt.
Wie wogt die breite Männerbruſt,
Des ſtärkſten Herzens ſich bewußt!
Wie bäumt ſich hoch der derbe Nacken!
Wie krampft die Fauſt hinaus zu packen

Erſt thut er rückwärts einen Sprung,
Urkräftig hoch vom ſtrammen Schwung
Greift einen Eichenſtuhl in Eile
Und ſtampft zur Erd' ihn, daß die Theile
Hinſtieben in zerbrochnen Stücken.
Am Boden liegt Sitz, Bein und Rücken.
Dann ſchwingt er ſtraff in kräft'ger Fauſt
Ein derbes Holz, Hei, wie das ſauſt
Hoch in der Luft in ſchnellen Kreiſen!
Jetzt kann er euch die Zähne weiſen!

Und vorwärts mit gewalt'gem Satze,
Wie ſonſt ihn übt die Tigerkatze,
Geht's ins Gewühl! Dumpf ruft er aus,
Daß zitternd dröhnt das ganze Haus:
Auf, Schäfer, hüte mir die Thür!
Phylax, vom Ofen dort herfür!
Wir greifen an, und wären's tauſend,
Durchs Fenſter geht's mit allen brauſend!

Wie er ihn toben ſieht, erwacht
Im Schäfer alter Tage Pracht,
Auch er war einſt ein guter Hauer,
Bevor er diente bei dem Bauer.
Behende rafft er einen Stempel
Und ruft: Hinaus, hinaus zum Tempel!
Phylax, pack an! — Der zott'ge Hund
Springt voller Kampfluſt in die Rund.
Der alte Gerhard gleicher Weile
Verſchließt die Thür in raſcher Eile
Und ſtellt ſich wie vor Zeiten ſtolz
Als Hüter dran mit ſeinem Holz
Und ſchwingt den Stab mit ſchwerer Wucht,
Abſchneidend die bequeme Flucht. —
Indeſſen klingt's von Reiner's Schlägen,
Es iſt ein dichter Hagelregen,
Wo Beulen, Schwielen, Striemen, Wunden
Die Schloſſe wirft. Zerbläut, geſchunden,
Blutrünſtig fühlt ſich bald, wer kämpft.
Wie wird des Haufens Muth gedämpft!
Denn Phylax auch, der treue Hund,
Springt manchen Starken an den Grund.
Und da Gerhard am Ausgang wehrt,
So wird, wie Reiner ſie gelehrt,

Zur Thür das Fenſter. Die Geſellen,
Bereiten ſich zur Flucht, zur ſchnellen.
Wer furchtſam iſt, der findet bald
Da draußen ſichern Aufenthalt,
Doch ſuchen auch, eh ſie's gedacht,
Die Muthigen den Schutz der Nacht,
Denn keiner hält dem Knechte Stand,
Der ſtets in hochgeſchwungner Hand
Die Waffe führt, bis, wer nicht flieht,
Am Boden liegt und dort ein Lied
Des Schmerzes jammert. Selbſt die Alten,
Sie können nicht zurück ihn halten
Durch ernſten Zuruf; nicht das Schrein
Der Weiber hält den Wilden ein.
Einmal im Trinken, trinkt der Zecher
Bis auf den Grund der Rache Becher.
So wird die reinſte Maid vertheidigt,
Die ſchnöde Burſche frech beleidigt.

Doch als der weite Kampfplatz leer,
Da ſchaut er mild und ernſt umher,
Er hilft den Feinden, die voll Wuth
Er eben ſchlug. So freundlich gut
Erklingt ſein Wort. Die rothen Flecken
Des Blutes hilft er raſch bedecken,
Er kühlt die Stellen, die geſchunden,
Und bindet zu die offnen Wunden,
Er thut's mit freundlich ſanften Tönen,
Sie müſſen ſich ihm all verſöhnen;
Und ob ſie noch ſo bitter fühlen,
Raſch weiß er jeden Zorn zu kühlen.
Voll Staunen ſehn ihm alle zu
Nach wüſtem Wetter kehrt die Ruh

Gemach zurück; er ſchafft ſie bald,
Der eben noch mit Allgewalt
Dahingeraſt. So wild, ſo mild,
Bei Gott, es iſt ein herrlich Bild!
Bei ſeinem ſtarken ſanften Weſen,
Fällt ihnen ein, was ſie geleſen
Im Siegfriedsbuch. Er gleicht dem Helden,
Von dem die alten Lieder melden,
An rieſ'ger Kraft, an holder Güte:
Sein Muth iſt Erz, Wachs ſein Gemüthe!
Ob er die Söhne ſchlimm gerichtet,
Der Groll der Aeltern iſt geſchlichtet.
Den Mädchen die nicht länger beben,
Schwillt's in den Seelen: all ihr Leben
Erſahn ſie nimmer ſolchen Mann.
Die Herzen ſchlug er all in Bann.
Selbſt die beſiegten Burſchen ehren
Den edeln Feind; allmählich kehren
Sie in den Saal, zuerſt voll Scham
Und Bitterkeit; doch geht der Gram,
Denn allen reicht die Hände Reiner,
Und ſieh, es trotzt und murret keiner.

So klingen bald aufs neu die Geigen,
Es wirrt der unterbrochne Reigen
Sich luſt'ger nur, denn aller Zank
Hat bei Sanct-Martin's Kirchweihſchank
Nur flücht'ge, ſchnell verrauſchte Dauer.
Zu Reiner tritt der Herrenbauer,
Als er des trunknen Sohnes Wunden
Gering, bedeutungslos befunden,
Er iſt zu danken angekommen,
Weil treu der Knecht in Schutz genommen,

Des Hauſes Ehre. Seine Hand
Reicht er ihm breit zum Unterpfand.
Wie dient dies Wort dem Knecht zum Lohne:
Es gilt ihm mehr wie eine Krone.

Und Agnes? — Ach, es blüht und glüht
So hell und ſonnig ihr Gemüth!
Nach all den Aengſten, all dem Schrecken
Iſt's ihr ſo leicht. Wie Blumen ſtrecken
Sich die Gefühle in das Licht;
Die lieblichſten Gedanken flicht
Sie in die Zukunft. Spott und Hohn
Gab man ihr unverdient. Ihr Lohn
Iſt nun ein Sieg, ſo ſtolz und groß!
Und der ihr ſchuf ſo ſchönes Los,
Das iſt der beſte, kühnſte Mann!
Sie nähm's von keinem lieber an.
So ſitzt ſie da gleich wie im Traum
Und ſtarret vor ſich hin. Der Raum
Verſchwindet rings vor ihren Blicken.
Und als ſie ſich zur Heimkehr ſchicken,
Und als ſie ſich zur Ruhe legt,
Klopft noch ihr Herz ſo ſchön bewegt:
Vor ihrem Geiſte ſtark und mild
Da ſteht das hellſte, liebſte Bild.

6. Winterliebe.

Der Winter thront in ſtarrer Ruh.
Es deckt die müde Erde zu
Ein Leichentuch von Schnee und Eis.
Berg, Wald und Auen liegen weiß
Und kalt und ſtumm. Des Fluſſes Wogen
Sind feſt von Schollen überzogen.
Das Thal, im Lenz ein Blütenmeer,
Im Sommer laub- und früchteſchwer
Gleichwie ein Paradies, es liegt
Als wär's vom ew'gen Tod beſiegt.
Wo einſt ſich hoben Lerchenlieder,
Da krächzen Krähen auf und nieder,
Wo einſt der Menſchen Jubel klang,
Da heult der Fuchs und Wolf entlang
Die öden Berge. Aus dem Grunde
Vom Dorf antwortend bellen Hunde.
So tönt des Thales trüber Schall,
Der troſtlos weckt den Widerhall.

Auch auf den Dörfern liegt's ſo ſtumm,
Die Menſchen gehen kaum herum.
Was ſollten ſie da draußen auch?
Das Vieh ſelbſt ſcheut den ſcharfen Hauch

Und ſtreckt behaglich ſich im Stall.
Kläng' dann und wann mit hellem Schall
Das Wiehern und das Brüllen nicht,
Das durch die ferne Stille bricht,
Erhöb' den Ruf nicht Hahn und Henne,
Vernähme man nicht von der Tenne
Der Dreſcher ſcharfe Dreitaktſchläge,
Und des Holzhauers Axt und Säge,
Dann käm' uns der Gedanken eben:
Geſtorben wäre alles Leben. —
Es iſt ein endlos ſtilles Ruhn
Wie Winterſchlaf, denn kaum zu thun
Gibt's für den Landmann ringsumher,
Und was er thut, wird ihm nicht ſchwer,
Hat er's gethan nach kurzem Tag,
Hockt er, daß er ſich wärmen mag,
Am Feuerherd, wo Frau und Magd
Sich kochend an den Töpfen plagt,
Am Spinnrad ſchafft, der Wäſche pflegt,
Indeß er ſelber Feuer ſchlägt,
Die friſchgeſtopfte Pfeiſe zündet
Und einen trägen Sitz ſich gründet
Auf dem gewohnten Platz; nur ſelten
Läßt er das Leben draußen gelten,
Nur ſelten wandert er zur Schenke
Und ſucht die alten Eichenbänke
Und hört beim Krug die Zeitung leſen,
Wie's draußen in der Welt geweſen.

Doch auf dem Herrenhof iſt Einer
So träge nicht. Nie fühlte Keiner
So fröhliche Behendigkeit,
So thätige Lebendigkeit.

Ihm wallt und kochet friſch das Blut,
Ihm pochet freudig frei der Muth.
Vom frühen Tag, wenn er erwacht,
Bis in die tieſe ſtille Nacht
Iſt er am Fleck. — Thut das die Kraft,
Die jugendbrauſend in ihm ſchafft?
Iſt es des Herrenbaur's Vertrauen?
Iſt es die Freundlichkeit der Frauen?
Iſt's, weil er draußen, ſo wie drinnen
Verſtand, die Herzen zu gewinnen? —
O nein, das macht wol andre Glut,
Daß er nicht raſtet und nicht ruht!

Was Agnes zu beſorgen hat,
Beſorgt er meiſt an ihrer Statt,
Und wenn er's nicht alleine darf —
Denn ihre Mutter wachet ſcharf,
Daß treulich ſie die Pflicht erfüllt —
Dann hilft er ihr, doch klug verhüllt
Er ſtets ſich beim vollbrachten Werke,
Daß niemand ſeine Arbeit merke.
Wenn er im Stalle bei ihr ſteht,
Für ſie zu Küh' und Rindern geht,
Ihr Waſſer holt, des Futters Wucht
In Scheun' und Keller rüſtig ſucht,
Kaum ſieht es einer. Doch in Haſt
Vollbringt er jede ſchwere Laſt,
Und ob er für ſie ſchafft und räumt,
Nie kommt's, daß er ſein Werk verſäumt.

Des Mädchens liebſte Sorge iſt
Der Hühnerhof. Zu jeder Friſt

Der Enten und der Gänſe denkt ſie,
Truthähnen, Hennen, Küchlein ſchenkt ſie
Tagtäglich die beſtimmte Zeit.
Im Sommer hat die ſüße Maid
Die Glucken auf das Neſt gelegt,
Sie hat die junge Brut gepflegt,
Seitdem ſie aus dem Ei gekrochen
Und ſie geäßet lange Wochen,
Mit eigner Hand als zweite Mutter
Gab ſie den zarten Thierchen Futter.
Drum kennen ſie auch groß und klein
Die Hüterin. Welch luſtig Schrein
Ertönt, wenn ſie zur Thüre kommt
Und Futter bringt, das allen frommt!
Truthähne, wie ſie ſeltſam rennen!
Zur Schulter fliegen ihr die Hennen,
Die Gänſe watſcheln ihr am Fuß,
Die Enten ſchnattern ihr den Gruß,
Der ritterlich geſpornte Hahn
Kommt majeſtätiſch auch heran,
Ehrfurcht und Dank im ernſten Blick,
Es mengen ſich gar mit Geſchick
Die Finken und die Spatzen all
Herfliegend rings von Haus und Stall
In das Geflügel, um zu picken.
Die wilden Vögel ſelber nicken
Und zwitſchern wie zum Dank dazwiſchen.
Das iſt ein Gackern, Krähen, Ziſchen —
Und Agnes lockt und koſt und lacht. —
Wie ihr das Treiben Freude macht! —
Doch größre Freude gibt das Bild
Noch Keiner, dem die Seele ſchwillt,
Sieht er von fern die blanke Dirne
Mit rothen Wangen, heitrer Stirne

Und mit dem perldurchreihten Munde
Hell ſchwatzen vor der Vögelrunde.
Entzückend wahrlich iſt die Schau,
Wenn aus dem ſchlanken Gliederbau
Und aus dem ſüßen Angeſicht
So unſchuldsvoll die Wonne ſpricht.
Es ſteht der Knecht vor Luſt erſtarrt,
Wenn er des holden Anblicks harrt.
Auch er behütet ihre Thiere,
Den Habicht ſcheucht er vom Reviere
Des Hofs mit manchem Flintenſchuß,
Daß ſich der Räuber voll Verdruß
Zuletzt nicht mehr dem Hauſe naht.
Er ſpähet aus des Fuchſes Pfad,
Des Marders Gang, die oft bei Nacht
Zu wüſter mörderiſcher Schlacht
Das ſtille Hühnerhaus beſchleichen.
Bald jagt er ſie mit Prügelſtreichen
Zur ſchleun'gen Flucht, bald ſtellt er klug
Die Falle, die auf nächt'gem Zug
Sie faſſet bei den ſchlauen Pfoten,
Und morgens ſind ſie bei den Todten.

Iſt alſo ihm das Mädchen werth,
Noch lieber ſieht er ſie beim Herd,
Wenn abends hell die Flamme praſſelt.
Der Küche Lärmen iſt verraſſelt,
Die Mägde ſetzen ſich zum Spinnen:
Erzählung, Lied und Spiel beginnen.
Wie lauſchet Agnes ſüßem Munde
Das Ingeſind in dichter Runde,
Wenn ſie erzählt vom Fabelweſen,
Das ſie im alten Buch geleſen!

Sie weiß von heldigen Genoſſen
Auf fliegend wilden Drachenroſſen
Und ihren Thaten zu berichten.
Sie gibt die ſchaurigſten Geſchichten
Von ſchnöd verzauberten Prinzeſſen,
Von Gnomen, die ſechs Zoll kaum meſſen,
Von holden Feen, von goldnen Bergen
Durchhöhlet von den kleinen Zwergen,
Vom Hexenſchloß, drin böſe Seelen
Umſpuken, weiß ſie zu erzählen.
Und wenn ſie ſpricht, dann funkt und glüht
Seltſam ihr Blick. Das Feuer ſprüht
Und kniſtert auf dem Herd und malt
Aufs Antlitz ihr, das dichtend ſtrahlt,
Aufflackernd Schatten bald und Lichter.
Die Mär iſt wie das Wort der Dichter —
Wie packt ſie ſtets! — Ihr trotzet keiner,
Und doch am liebſten hört ſie Keiner.

Und wenn ſie hell ein Lied erſchwingt,
Wie es der ſchlichte Volksmund ſingt,
Ein Lied von Liebesluſt und Leiden,
Ein Lied vom Scheiden und vom Meiden,
Ein Lied, wie ſchön der Frühling iſt,
Ein Lied vom Tod, der keine Friſt
Dem Menſchen gibt, das klingt ſo rührend,
Das klingt ſo lockend und verführend
In ihrer Kehle, ihrer reinen!
Sie möchten lachen, möchten weinen,
Sie möchten jauchzen, möchten klagen,
So mächtig hat es angeſchlagen
An jedes Herz. Doch fühlt es keiner
So innig, ſinnig tief wie Keiner.

Es reiht daran ſich frohes Spiel
Und kennt an Luſtigkeit kein Ziel.
Jetzt gilt es Blindekuh zu necken,
Sich in die Ecken zu verſtecken,
Wie wirrt und ſchwirrt es links und rechts!
Ein Fliehn der Magd, ein Fliehn des Knechts!
Auf Stühlen, Bänken, unter Tiſchen,
Ein Haſchen hier, dort ein Entwiſchen!
Ein Stoßen, Drängen aneinander!
Ein tolles Hin- und Hergewander!
Ein Krähen, Jauchzen, Kichern, Schrein:
Wer wird der nächſte Blinde ſein?
Und Agnes iſt die frohſte drunter:
Ihr gilt's, je luſtiger, je bunter!
Doch drängt zu ihr ſich immer einer,
Und dieſer ein' iſt immer Reiner.

Unſichtbar knüpft ſich ſo ein Band
Von Herz zu Herzen. Täglich ſpannt
Sich feſt und feſter nur die Brücke
Zu zweier treuen Seelen Glücke. —
Wer ſchafft daran? — Ach nimmer ruht
In beider Augen der Blicke Glut!
Sie ſuchen ſich, um ſich zu finden
Und ſtarke Fäden leis zu binden
Von Geiſt zu Geiſt. Und eines naht
So oft und gern des andern Pfad.
Wo eines ſteht, wo eines weilt,
Da folgt das andere unverweilt.
Man ſieht ſie beide oft erröthen,
Hört ſeufzen ſie — Iſt das von nöthen?
Und wenn ſie plötzlich ſich berühren,
Welch jähes Zittern ſie dann ſpüren!

Das Herz pocht beiden in die Kehle,
Ein Schleier hüllt ſich um die Seele
Wie um den Blick. Sie wiſſen kaum,
Wo ſie geweilt in Zeit und Raum,
Ob ſie durchſchwommen nur Minuten,
Ob ſel'ger Ewigkeiten Fluten,
Ob ſie die Erde noch durchzogen,
Ob helle Himmel ſie durchflogen?
So ward's ſeit jenem Weinbergkuß. —
Das war der Minne erſter Gruß!

Noch fehlt das Wort, das ſchwere Wort,
Ach, der Erlöſung goldner Hort
Von ſo viel Liebesluſt und Pein,
Von ſo viel Thränen im Kämmerlein,
Von ſo viel Jauchzen, welches ſtill
Im Herzen klingt und tönen will
Und doch nicht darf. Das ſchwere Wort,
Es kann nicht über die Lippen fort,
Sie hören es in der Seele rauſchen
Und können dennoch es nicht tauſchen.
Doch endlich löſt es ſich in Schmerzen
Und Wonnen vom gepreßten Herzen.
Da iſt's! — Er nennt ſie: Liebes Kind! —
Sie nennt ihn: Guter Mann! — Es rinnt
Die Thräne dann ihr auf die Wangen,
Er hält ſie ſtürmiſch feſt umfangen.
Des einen Bruſt pocht an der andern,
Die friſchen rothen Lippen wandern
Zum langen Kuſſe ſich entgegen —
O Augenblick voll ſel'gem Segen.

So kam's noch oft, wenn ungeſehn
Sie einſam beieinander ſtehn.

Im ſtillen Stall, wo Rind und Stiere,
Die glatten, breitgeſtirnten Thiere,
Mit großen Augen ſie beſchauen,
Auf deren Schweigen feſt ſie bauen.
So kam's noch oft, dort an der Schwelle
Der Treppe, an der trauten Stelle,
Wo ſie dem gackernden Geflügel
Das Futter ſtreut. Dort fällt der Zügel,
Den ſie ſich angelegt. Was kennen
Davon die Enten auch und Hennen,
Wenn ſich zwei liebe Menſchen koſen
Mit Wangen, wie vier rothe Roſen,
Mit Augen, wie vier glühe Sonnen! —
Es trägt ſie in ein Meer von Wonnen
Die Liebe hin — doch wiſſen ſie
Der Seelen volle Harmonie,
Der Herzen wunderbare Füllen
Feſt vor den Menſchen zu verhüllen.
Es ahnt nur, wer ſich tiefer müht,
Wie Agnes ſeltſam reich erblüht,
Wie Reiner ab den Jüngling ſtreift
Und ſchön zum vollen Manne reift.

So kam das Weihnachtsfeſt heran.
Ein tiefes Dunkel hüllt den Plan,
Der Morgen weilt noch überm Wald
Im fernen Oſt. Es wehet kalt
Und ſcharf die Luft. Die Sterne blitzen
Zahllos auf ihren ew'gen Sitzen.
Doch hallen ſchon die Kirchenglocken,
Die Beter fromm zum Feſt zu locken.
Da ſieht man auf der Gegend Steigen
Sich viele Lichter irrend zeigen,

Dem Kirchlein ſchweben ſie entgegen.
Die Träger wollen ſich den Segen
Im frühen Mettendienſte holen.
Es ſchreiten auch mit rüſt'gen Sohlen
Agnes und Reiner dort hinaus,
Sich zu erbaun im Gotteshaus.
Sie ſind dem Orte nicht mehr weit,
Da grüßet durch die Dunkelheit,
Aus allen Fenſtern Licht und Helle
Ausſtrömend, ſchon die Dorfkapelle.
Tief ſtolz erklingt der Orgelton,
Es miſchen ſich zum Chore ſchon
Der Frommen Stimmen. In die Nacht
Tönt es mit wunderbarer Macht.
Es mahnt der Engel Botſchaft gleich,
Die rings dem dunklen Erdenreich
Des Heilands Ankunft hell verkünden,
Der kommt zu löſen Tod und Sünden.
Es mahnet aus dem Tönemeere:
Gott in der Höhe ſei die Ehre,
Und auf der Erde ſei der Frieden
Den guten Menſchen all beſchieden! —
So klingt's. Die Beter aber alle
Trieb's wie die Hirten nach dem Stalle,
Wo ſie am Kripplein niederknien,
Erhebend Pſalmenmelodien.

Mit allen woll'n die beiden beten,
Doch wie ſie an die Thüre treten,
Iſt voll das Haus und vor der Pforte
Nur können ſie dem Segensworte
Des Herren lauſchen. Eiſig weht
Der Wind am Ort, doch ihr Gebet

Iſt heiß wie Flehn aus gläub'gem Herzen.
Sie ſtecken an der Andacht Kerzen
In ihren Seelen, daß ſie funkeln
Gleichwie das Kirchlein aus dem Dunkeln:
Die Glut auf reinem Altar flammt. —
So neigt zu Ende ſich das Amt,
Und als der Prieſter hoch zum Segen
Das Allerheil'ge hebt, da legen
Sie ineinander Hand und Hand! —
Das iſt der Treue Unterpfand,
Daß ſie ſich ewig angehören —
Er ſingt dazu in vollen Chören! —

Gott hat's geſehn! — Doch ſah es auch
Gerhard der Schäfer, der den Brauch,
Den heil'gen in der heil'gen Nacht,
Noch nie verſäumt. Die Seele lacht
Ihm ob dem jungen, ſchönen Bund,
Er reibt die Hände, und ſein Hund
Springt fröhlich wedelnd an ihm hin;
So thut er ſtets, wenn froh der Sinn
Des Alten iſt. — Doch die Geſänge
Verhallen jetzt, es ſtrömt die Menge
Schon aus dem Thore voll heraus,
Die Beter kehren all nach Haus,
Indeß die Nacht ringsum noch dunkelt,
Und nur das Licht des Himmels funkelt.
Gerhard geſellt ſich zu den beiden,
Die ihn am liebſten möchten meiden,
Wie ſehr ſie ihm gewogen ſind.
Er aber ſpricht gleichwie ein Kind
Gutmüthig, ſchlau — und tief ins Mark
Geht doch ſein Wort: — Seid feſt und ſtark.

7. Der Eisgang.

Die Kraft des Winters iſt gebrochen,
Und leis beginnt der Lenz zu pochen
An Thür und Laden. Unwirrſch zwar
Erklingt ſein Gruß, doch wunderbar
Iſt ſeine Wirkung. Dicke Tropfen
Hört man ans Fenſter plötzlich klopfen.
Das thut der Schnee, der auf dem Dach
Zerſchmilzt, Eiszapfen, die gemach
Sich löſen. Warm und wolkenſchwer
Weht fern aus Weſt der Thauwind her,
Er löſt der Bäche feſte Schollen,
Die plötzlich von der Flut geſchwollen
Zu Thal ſich ſtürzen. Dunkelgrau
Streckt ſich der Erde feſter Bau
Durch lang gehäuftes, ſtarres Eis,
Die Bäume ſchütteln ab das Weiß.
Zugvögel ſchwirren durch die Lüfte,
Das Raubthier ſucht die ſichern Klüfte,
Der Menſchen Athem hebt ſich frei —
Gottlob, der Winter iſt vorbei!

Zugleich kommt aus den Bergen dort
Ein Reiter an; friſch treibt er fort

Das ſchmucke Pferd, dem Regenbade
Will er auf ſchlüpfrig naſſem Pfade
So ſchnell entgehn, und auch das Thier
Fühlt ſich im thauenden Revier
Nicht heimiſch, ob auch ſeine Bruſt
Die milde Luft einzieht mit Luſt:
Sie freun ſich beide, Roß und Reiter,
Als ſich die Flächen eben weiter
Hinſpannen. Statt auf rauhen Stegen
Ziehn fort ſie auf gebahnten Wegen,
Und lautauf wiehert bald das Pferd.
Denn als der Pfad ſich plötzlich kehrt,
Liegt vor dem Blick das Ziel der Reiſe.
Es reihn ſich dort in weitem Kreiſe
Des Dorfes Häuſer. Linder Hauch
Treibt von den Herden dort den Rauch,
Der oft hinbrütet wie verloren —
Der Reiter gibt aufs neu die Sporen,
Der rothe Philipp iſt's — in Haſt
Trabt er zum Herrenhof als Gaſt.

Indeß beſchaut durch ſeine Scheiben
Der Herrenbau'r des Wetters Treiben,
Die hohe Stirne legt ſich faltig:
Es kommt das Thauen zu gewaltig!
Der Regen mit geſchmolznem Schnee,
Schwillt auf den Rhein zum weiten See,
Wie wild der Strom die Wogen rollt,
Die gelb und ſchmuzig ſind! Er grollt
Vom Wind gepeitſcht aus ſeinem Bette.
Eisſchollen jagen um die Wette
In jäher Flucht. Schon trat er weit
Aus ſeinen Ufern; mächtig breit

Beſtrömt er Wieſen, Gärten, Auen,
Und noch kein Ziel iſt zu erſchauen,
Wie weit er's treibt. — Wird nicht ſein Sand
Verderben all das fette Land?
Sind Dorf und Menſchen nicht bedroht?
Gibt es nicht hundertfache Noth? —

Dieweil er alſo ſinnt und denkt,
Sieht er das Roß, das Philipp lenkt.
Der Rothe hält vor ſeinem Haus,
Der Alte tritt zum Gruß hinaus.
Da bittet gleich der Bauernſohn
Den grauen Mann im dreiſten Ton,
Geheim mit ihm ſich zu beſprechen.
Und ohne langes Kopfzerbrechen
Führt ihn der Alte in das Zimmer
Und ſchließt die Thür. Sie blieben immer
Ein gutes Stündchen ganz allein.
Dann kommt der Hofherr, frohen Schein
Im klaren Aug', und holt die Frau.
Sie ſchließen ſich vor jeder Schau
Und jedem Horchen wieder ab.
Wer weiß, was es ſo heimlich gab?
Als er jetzt öffnend kommt zur Thür,
Da tritt er ſtrahlend draus herfür,
Er rufet Agnes, hell und laut,
Die kaum beim Ruf den Sinnen traut.

Und als ſie nun mit zagem Schritt
Zu dem Geheimnißvollen tritt,
Da ſpricht der Vater feierlich:
Philipp bewirbt ſich heut um dich.

Wir, deine Aeltern, nehmen gern
Den Antrag an, denn guten Kern
Erkennen wir in ſeinem Weſen,
Und freun uns, daß er dich erleſen.
Auch hoff' ich, ſeine Art und Sitten
Sind bei dir ſelber wohl gelitten.
Dazu nun prüfe mit Verſtand,
Daß er nicht kommt mit leerer Hand,
Um dich, mein liebes Kind, zu werben:
Er wird einſt ſchöne Güter erben,
Und wenn auch deine Hochzeitsgift
Nicht ärmlich iſt, mein Schatz, man trifft
Doch ſelten auf den Schwiegerſohn,
Der uns das Kind wie auf den Thron
Ins eigene Beſitzthum führt. —
Die Mutter fügt hinzu gerührt:
Ja, Agnes, folge gutem Rath,
Und ſage zu! Philipp iſt grad
Der Mann, der trefflich zu uns paßt! —
Der Freier tritt heran und faßt
Sie um den Leib und ſiegsbewußt
Will er ſie preſſen an die Bruſt.
Nicht wahr, ſo ſpricht er keck darein,
Agnes, du willſt mein Bräutchen ſein?

Doch ruft ſie plötzlich: Nein, nein, nein!
Und ſpringt zurück mit lautem Schrein,
Indeß voll Zorn ihr Antlitz lodert:
Thut was ihr wollt, verlangt und fodert
Von mir jedwede Kindespflicht!
Doch dieſen Bräut'gam nehm' ich nicht!

Wie, welcher Ton! — So kühn, ſo dreiſt? —
Was fährt ihr jählings durch den Geiſt?

Die ſonſt ſich wie ein Lamm benahm,
Iſt ihr erloſchen alle Scham?
Der Rothe zittert voller Wuth,
Daß ihm der Wurf mislang. In Glut
Flammt auf der Mutter Stirne hell
Ob ſolchem Ausſpruch. Kurz und ſchnell
Faßt ſich allein der Herrenbauer.
Er redet ſcharf: Von kurzer Dauer,
Ich weiß es, ſind die Mädchenlaunen,
Drum macht mich dieſes Thun nicht ſtaunen.
Bedenkzeit wollen wir dran wagen:
Sie ſoll zu Abend Antwort ſagen.

Und ſtille plötzlich wird's ringsum:
Die laut geredet, ſtehen ſtumm
Und ſprachlos. — Da mit einem mal
Erklingt ein Angſtgeſchrei durchs Thal —
Wie gräßlich, ſchrill! — Der Alte ſtürzt
Ans Fenſter, öffnet unverkürzt
Und ſpäht hinaus! — Das iſt der Rhein!
Endlos wächſt er ins Land hinein,
Und bringet rieſig angeſchwollen
Des obern Thales mächt'ge Schollen.
Er führt ſie reißend ſeine Bahn
Dort auf die Hütten ſchon heran,
Die brauſend hoch die Flut umſpült,
Die ſauſend wild das Eis zerwühlt.
Hört ihr das Donnern und das Krachen
Im Wellenmeere? Rings erwachen
Schreckhafte Laute. Menſch und Vieh
Schrein brüllend auf. Ach, niemals, nie
Ward ſolcher grauſe Ton gehört!
So iſt's, wenn ſich Natur empört

Zu ihren letzten größten Schrecken!
Nur ſie kann ſolche Rufe wecken,
So furchtbar, unheimlich und graß!
Nicht Menſchenthat erreichet das!
Und welch ein Flüchten, Treiben, Jagen!
Was ſieht man da nicht alles wagen!
Hier halten Kähne, drüben Flöße.
Jetzt zeigt ſich menſchlich wahre Größe,
Die für den Nachbarn in der Noth
Aufwächſt, wie die Gefahr auch droht!
Jetzt zeigt ſich echter Männermuth! —
Der Alte ſtürzt mit Jugendglut
Sich raſch hinaus, um mitzuretten
Dort an des Unglücks wüſten Stätten. —
Doch Philipp bleibet bei den Frauen,
Um aus den Fenſtern zuzuſchauen.

Wer hat die Thaten all geſehn,
Die kühn und herrlich dort geſchehn
Aus heller, lichter Nächſtenliebe? —
Es ſchlägt das Herz ſo ſtolze Triebe
Im Unglück ſtets! — Der Herrenbauer
Wie faßt er dort als alter, grauer,
Zerbrechlich mürber Mann noch an!
Er ſchafft und wirkt nach feſtem Plan:
Er bringet Regel in die Werke. —
Wie zeiget raſtlos Luſt und Stärke
Und kluge Geiſtesgegenwart
Gebhard in ſeiner ſchlichten Art!
Und wo er Hülf' und Troſt bereitet,
Wird er von ſeinem Hund begleitet. —
Wie wirket rüſtig jeder Knecht! —
Es iſt, als wär' ein neu Geſchlecht

Von Helden auf die Welt gekommen!
Wie muthig haben ſich benommen
Die Bauern, die in hellen Hauſen
Vom Dorfe nach dem Ufer laufen!
Selbſt was verfolgt ſich und gehaßt,
Wie hat das emſig angefaßt
Am ein'gen Werk! Das wirkt zuſammen —
Im Herzen Muth, im Auge Flammen!

Doch gilt es Feuer, Willen, Kraft,
Die alles ſchier auf einmal ſchafft,
Da iſt der beſte Mann am Ort
Reiner, der Knecht, doch immerfort.
Wie oft durchbricht er mit dem Nachen
Gethürmter Schollen furchtbar Krachen!
Wie ſteuert er, umdroht vom Tod,
Den Hütten zu, die in der Noth
Hinſchwankend beben! Und wie oft
Hebt er, die längſt nicht mehr gehofft
Auf Lebensrettung, in den Kahn
Und bringet ſie ans Land hinan!
Die Männer, Weiber, Kinder, Greiſe
Entführet er in ſtarker Weiſe
Dem ſichern Tod. Oft bis zum Dach
Sucht er dem zagen Unglück nach
In jenen Hütten, die mit Brauſen
Die Wogen eisgekrönt umſauſen.
Sogar der Armen dürft'ge Habe
Entreißt er kühn dem Waſſergrabe,
Ihn treibt mitleidiges Erbarmen,
Selbſt Thiere, die vernunftlos armen,
Zu retten aus der Fluten Tücke —
Und immer thut er es im Glücke. —

Gottlob, es waltet Gottes Hand!
Gerettet an des Stromes Strand
Stehn ſie, dem Daſein neu geboren.
Kein Menſchenleben ging verloren!
Faſt übermenſchlich hat geſchafft
Der Seelen Muth, der Körper Kraft! —
Und alle knien zum Gebet —
Still iſt's ringsum. — Herr Gott, da weht
Ein neuer Lärm — ſchrill übertönt
Das Brauſen er, das flußwärts dröhnt.
Sie ſpähn und lauſchen; aus dem Haus,
Das ſich im wüſten Waſſerbraus
Am fernſten hebt und in der Noth
Allmählich einzuſtürzen droht,
Schallt das Geſchrei. — Dort bricht durch's Dach
Ein zott'ger Hund. — Es drängt ihm nach
Ein alter Mann — er winkt — er ruft. —
Aufs neu durchheult der Hund die Luft —
Der Schäfer Gerhard iſt's, bei Gott! —
So tönt es rings. — O welchen Spott
Uebt das Geſchick! — Der ſelbſt ſo viel
Geholfen hat, ſieht ſich am Ziel —
Ein Opfer ſeines Opfermuthes. —
Als Retter kargen Armengutes
Blieb er im Hüttchen, da der Kahn
Zum letzten mal die ſchwere Bahn
Dahin geſucht. — Er ward vergeſſen. —
Als er den innern Raum durchmeſſen,
Um noch zu retten, kehrt das Schiff —
Und wie auf ſteilem Felſenriff,
Wer Schiffbruch litt, im Meere weilt,
So ſitzt er dort. Indeſſen eilt
Das Unheil an mit jähem Schritte.
Schon wanket in der Strudel Mitte

Der lecke Bau, und hier und dort
Reißt ſchon das Eis die Balken fort.
Drum winket er, drum heult der Hund. —
Vom Ufer wie aus einem Mund
Hebt gräßlich wilder Angſtruf an:
O Gott, er iſt ein todter Mann!

Doch Reiner ſpringt aufs neu zum Kahn.
In die empörte Waſſerbahn,
Wo der gethürmten Wellen Giſcht
Sich mit den Eiskoloſſen miſcht,
Stößt er das Boot, ob auch der Tod
Ihm hundertfach Verderben droht. —
Hinaus, hinaus! — Das Schifflein ſchwindet
Den Blicken oftmals, denn es windet
Sich durch die Schollen; hinter Wogen
Iſt bald den Späh'nden es entzogen.
Die Herzen forſchen pochend nach,
Ob's nicht verſank und nicht zerbrach.
Doch Reiner fährt mit ſichrer Hand,
Trotzig an Muth, kalt an Verſtand,
Er weiß das ſtarre Eis zu meiden,
Er weiß die Wellen zu durchſchneiden,
Und hält das Ziel im ſichern Blick:
Dem Muthigen hilft das Geſchick! —
Bei Gott, dort hält er an den Trümmern! —
Was kann die weitre Noth ihn kümmern,
Da Gerhard in den Nachen ſpringt —
Ihm folgt der Hund — das Werk gelingt. —
Sie rudern mit vereinten Kräften
Zum Land zurück. Die Blicke heften
Die Bauern rings mit ſtarrem Beben
Auf die Gefahr — und dann erheben

Sie himmelſtürmend Dankgeſchrei:
Ach, alle Noth iſt nun vorbei! —
Denn beiden gilt der Gruß der Rufer,
Denn beide ſpringen heil ans Ufer.

So blickt ein heller Sonnenſchein
Durch Wetterwolken glüh herein
Wie hier die Luſt, die freundlich licht
Durch all das wüſte Unheil bricht,
Daß ſie, die alles kühn gewagt,
Dem Tod entflohn. Ein Lichtſtrahl tagt
Selbſt durch der Armuth tiefen Gram,
Der Hab und Gut das Schickſal nahm.
Laut aber tönt der Männer Gruß
Die treu ſich halſen längs dem Fluß.
Und Reiner hat des Tages Ehre.
Sie preiſen rings mit ganzer Schwere
Sein Heldenthum, und Mann und Greis
Reicht ihm die Hand und danket heiß,
Es drückt ſie ſelbſt der Herrenbauer, —
Gerhard umhalſt ihn lange Dauer. —

Und all das ſchaurig ſchöne Treiben
Sah Agnes durch die Fenſterſcheiben,
Sie ſah's in Aengſten, Furcht und Schrecken:
Ihr Mitleid iſt ſo leicht zu wecken
Bei ſolchem traurig wüſten Los!
Sie ſah's im Herzen ſtolz und groß,
Weil der Erkorne ihrer Seele
So heldig ſchuf. Zwar in der Kehle
Stockt oft das Wort; das Blut im Herzen
Preßt ihr die Bruſt mit grimmen Schmerzen,

Als ſie ihn ſtets zu neuem Wagen,
Erſchaut vom ſchlanken Kahn getragen.
Doch als das letzte Werk gelungen
Und lauter Jubelruf erklungen,
Da fährt der Seufzer aus der Bruſt,
Da löſt in reicher Thränenluſt
Sich ihr Gemüth. Sie kann nicht ſcheinen,
Was ſie nicht iſt. — Wie muß ſie weinen! —
Sie ſteht noch eine Weile ſo
So freudig trüb, ſo traurig froh,
Da kommt der Vater draußen an,
Ihm folgen durch des Feldes Plan
Unſel'ge, die das Unglück traf
Und die nicht wiſſen, wo zum Schlaf
Das Haupt ſie legen, wo ſie Brot
Auffinden für des Hungers Noth.
Der Alte kennt die Nächſtenpflicht
Und ſäumt mit gutem Werke nicht:
Es gibt euch Lager meine Scheuer,
Ihr trocknet euch an meinem Feuer,
Ihr ſollt aus meinen Töpfen eſſen!
Hier gilt es nach der Kraft zu meſſen!
Wem ich nicht Herberg geben kann,
Deß nimmt der Nachbar gern ſich an.
So warten wir auf beſſre Zeiten! —
Das war ſein Wort. Und zwanzig ſchreiten
Alsbald ihm nach. In ſeinem Haus
Da heiſchet raſch er warmen Schmaus,
Wol greift Frau Gertrud rüſtig an,
Und Agnes hat nach Kraft gethan,
Ein muthig Wort klingt oft dazwiſchen,
Die Hungrigen gehn nach den Tiſchen,
Nachdem ſie ſich gewärmt am Herde.
Bald weicht die traurige Geberde

Dem friſchern Sinn, der ſtets ſich hebt,
Wird er gewahr, daß Gott noch lebt.
Die Kinder mit den blaſſen Wangen
Sie ſpielen wieder unbefangen,
Den Säugling pflegen neu die Frauen.
Der Greis iſt wieder voll Vertrauen,
Die Männer ſtrecken ihre Glieder
Und denken an die Zukunft wieder.
Und Gerhard mit dem jungen Knecht
Sie heben ihren Muth erſt recht
Mit treuem Blick, mit ernſtem Wort.
Nur Philipp paßt nicht an den Ort,
Im Wege ſteht er allerwärts
Und ſtarrt und ſchweigt; denn wo das Herz
Nicht regſam fühlt, da fehlt der Junge
Die Tröſtung auch von rechtem Schwunge.
Auch iſt er nicht der Schar verkettet:
Er zagte, wo ſie all gerettet! —
Was thut's! Es ſieht den reichen Erben
In ihm der Herrenbauer. Sein Werben
Behagt ihm drum. Er fragt ſein Kind:
Wie ſie dem Freier iſt geſinnt?
Sie aber ſpricht mit ſcharfer Stimme,
Sie ſpricht mit halbverhaltnem Grimme:
Nein, ſolchen Feigling mag ich nicht,
Der, wo ihr all der Menſchenpflicht
Geopfert habt, in träger Ruh
Dem grauſen Unglück ſchaute zu.
Wer einzig pflegt den eignen Leib,
Gewinnt mich nimmermehr zum Weib!
Wie ſollt er ſchützen, helfen, rathen?
Ich will den Mann von kühnen Thaten! —
Ihn mag ich nicht! — Der Bau'r erſchreckt
Bei ſolchem Wort, denn er entdeckt,

Wie traurig wahr der Ausſpruch iſt,
Auch ſieht er ein zu gleicher Friſt,
Wie ſehr ihm ſelbſt die Tochter gleicht,
Ihm, welcher nie vom Pfade weicht,
Ihm, welcher nie den Kopf gebrochen,
Wenn einmal er mit Kraft geſprochen. —
So ſchweigt er denn. — Doch Agnes drückt,
Als ſie allein ihn hat, entzückt
Den ſtarken Reiner an die Bruſt. —
O welches Meer voll Lieb' und Luſt! —

8. Bauernſtolz.

Durchs Fenſter wirft der Sonnenſchein
Die Morgengrüße hell hinein.
Er malt der Scheiben richt'ge Zahl
Auf Wand und Flur mit goldnem Strahl.
Lichtweißer, flock'ger Wolkenduft
Durchzieht die reine, milde Luft,
Der Buchfink draus ſucht alte Lieder
In ſeiner ſtummen Kehle wieder,
Es iſt, als tönte Lerchenſang
Das neuerweckte Thal entlang.
Da fühlet auch im Vogelbauer
Am Sims der Dompfaff Frühlingsſchauer
Und pfeift ſein Stück: es ſtreckt zugleich
Süßduftig in das Stubenreich
Der Goldlack ſeine gelben Blüten,
Den auf der Fenſterbank ſie hüten.

Indeſſen ſitzt der Alte dort
Im Lehnſtuhl am gewohnten Ort
Und bläſt aus ſeiner kurzen Pfeife
Nachſinnend Wolken bald, bald Reife.
Bald ſtarrt er in die Luft hinaus,
Bald auf das Treiben vor dem Haus,

In Hof und Garten; dennoch ſieht
Er nichts von allem, was geſchieht.
Man ſchaut es Stirn und Augen an:
Es geht ſein Geiſt auf andrer Bahn;
Man ſchaut, daß ſämmtliche Gedanken
Sich feſt um andre Dinge ranken.
Denn was ſein Weib auch zu ihm ſpricht,
Er gibt die rechte Antwort nicht. —
Was kümmert's ſie? — Sie ſitzt und näht,
Und wenn ſie aus dem Fenſter ſpäht,
Die Brille kneifend auf die Naſe
Von grünlichem, geſchliffnem Glaſe,
Dann redet ſie vom Frühjahr bald,
Von Weinberg, Wieſe, Feld und Wald.
Bald auf die Frauen aus dem Ort,
Bald auf die Männer kommt ihr Wort;
Hochzeiten, Todesfälle, Taufen
Die werden im Geſpräch durchlaufen;
Erblickt ſie fern die Leute bauen,
Dann dünkt ihr ſeltſam das Vertrauen
Der Ueberſchwemmten, die trotz Wellen
Ihr Haus auf alte Plätze ſtellen.
Stiert auch der Hofherr, ohne Zaudern
Ertönt ihr Wort — ſie muß ja plaudern.

Doch plötzlich bricht der Bauer aus:
Bei Gott, da ſteht mir Hof und Haus
Umringt mit Weinberg, Flur und Wieſen,
Von Aeltern treu mir überwieſen,
Aufs neu gebaut durch unſern Fleiß,
Endlos gemehrt durch unſern Schweiß!
Und doch iſt mir die Luſt vergällt
An Wohnung, Scheune, Stall und Feld!

Vergeblich ſind geſtreut die Saaten:
Franz iſt und bleibet, ach, misrathen!
Wie gern ſäh ich dies ſchöne Erbe
In guten Händen, wenn ich ſterbe!
Er aber wird es ſchnöd verſchwenden,
Elend und arm wird er verenden!
Ach, wie gewonnen, ſo zerronnen! —
Das trübt mir alle Lebenswonnen!

Du denkſt des Kummers — alſo ſpricht
Die Frau — warum der Freude nicht?
Um Franz da ſorgſt du Tag und Nacht.
Der Aerger, den er dir gebracht,
Macht dich für alles taub und blind.
Und iſt nicht Agnes auch dein Kind?
Sie iſt die Sanftmuth, Klugheit, Güte,
Klar an Vernunft, weich im Gemüthe.
Noch ſoll uns ſeit der Kindheit Tagen
Von ihr der erſte Kummer plagen! —
Du redeſt da, ruft laut der Mann,
Was mir nur ſchlimm gefallen kann.
Bedenk', wie ſtörrig ſie ſich nahm,
Als Philipp jüngſt zur Werbung kam,
Sie wies ihn ſchnöde ſcharf zurück,
Und doch war es ein großes Glück.
Auch iſt's mein heißer Wunſch geweſen,
Daß er zum Weib ſie ſich erleſen.
Wie herrlich wär's; ſie ſäße drüben,
Und unſer Franz — der führte hüben
Die Wirthſchaft einſt. Hier unſer Namen!
Und auf den Mönchhof unſer Samen!
Ja, unſre Kinder wären Hüter
Weitum im Land der ſchönſten Güter!

Pah, Eitelkeit! ſpricht frank die Frau,
Betracht' ich mir das Ding genau,
So rechneſt du dem Reichthum nach.
Mir aber dünkt es Sünd' und Schmach,
An Geld und Gut ein Kind verkaufen!
Was helfen uns Dukatenhaufen!
Iſt rechte Liebe nicht dabei,
Dann hält ſich Agnes beſſer frei.

Nun aber tobt der Herrenbauer:
Wie lang hat Weiberwahnſinn Dauer!
So alt und doch ſo unvernünftig!
Thorheit iſt bei euch allen zünftig,
Ja freilich, ſtets iſt der Beſitz
Des Daſeins Würze, Luſt und Witz.

Was nahmſt du mich dann? ſcherzt das Weib.
Ich hatte nur den ſchmucken Leib,
Das gute Herz. Bei meiner Seelen,
Laß, wie wir ſelbſt, die Tochter wählen!

Ei, bricht er aus, iſt das dein Ziel?
Jetzt merk' ich erſt, welch kühnes Spiel
Du hier beginnſt. Ich weiß es lange,
Hier iſt ein heimlich Werk im Gange,
Das Mädchen liebt den fremden Knecht,
Und dir iſt dieſe Liebe recht!

Und wär' es ſo, iſt's eine Sünde?
Meint ernſt die Frau. Sag deine Gründe!
Was fehlt dem Knecht zum beſten Mann?
Sprich nur, wer beſſern Dank gewann

In unſerm Haus? Hat er das Leben
Nicht allen uns zurückgegeben?
Hat er des Kindes Ehre nicht
Gerettet durch ein ſtreng Gericht
Mit jener Burſchen frecher Rotte,
Die ſie geſchmäht in ſchnödem Spotte?
Und neulich bei der Waſſersnoth,
Wer hat wie er getrotzt dem Tod,
Wie er geholfen und gerungen?
Wir ſind zum tiefſten Dank gezwungen!
Zugleich that er den Dienſt wie keiner,
Sprich, wer iſt beſſer denn als Reiner?
Still, fleißig, raſch, uns treuergeben,
Erſchien bisjetzt ſein ganzes Streben.
Doch wie hat Philipp ſich erwieſen,
Den du ſo endlos haſt geprieſen?
Er konnte oft als Mann ſich zeigen,
Und immer war er von den Feigen.
Seitdem will er in meinen Augen
Als Schwiegerſohn mir nimmer taugen.
Sprach ich das Wort ihm im Beginn,
Führwahr, geändert iſt mein Sinn.
Mit Recht muß Agnes ihn verſchmähen
Und mag die Maid nach Reiner ſpähen,
Geb' ich dem Kinde wieder Recht.
Ja, Mann, ich ſpreche für den Knecht!

Und dennoch, ſpricht der Bau'r in Wuth,
Hilft euch zu nichts der ſtarre Muth.
Ich will hier Reiner nicht begeifern,
Denn er iſt gut; doch muß ich eifern
Ob dieſem blinden Eigenſinn.
Ich ſag's, ſo lang ich lebend bin,

Freit um die Tochter nur ein Mann,
Der Hab und Gut aufweiſen kann!
Als Bauer ſoll er ſeßhaft ſein!
Doch dringet mir ein Knecht herein,
Der lebet von der Hand zum Mund,
Dann ſchlag' ich immer grad und rund
Die Werbung ab. Das mögt ihr ſchreiben
Euch ins Gedächtniß! Länger bleiben
Kann Keiner auch nicht hier im Haus,
Er muß aus meinem Hof hinaus,
So tief ich ihn im Herzen trage,
So ungern ich ihm Abſchied ſage!
Doch wächſt das Unheil jäh hervor,
Dann ſchließen wir ihm raſch das Thor!

So tobt noch lang und breit und heftig
Der Bauerſtolz. — Da klopft es kräftig,
Gerhard der Schäfer tritt herein
Und ſtört des Herrenbauers Schrein.
Der Alte ſpricht mit ſchlichtem Wort:
Ich muß in meine Heimat fort,
Denn Botſchaft hab' ich heut vernommen,
Ich ſoll zum kranken Bruder kommen!
So kann ich denn nicht länger weilen,
Der Weg iſt wol an funfzig Meilen.
Doch iſt es Zeit, daß unſre Heerde
In das Gebirg getrieben werde.
Die Schäferhütte dort iſt fertig,
Der Schafe iſt der Stall gewärtig.
Wenn ich nun in der Ferne bin,
Dann denk' ich, iſt's nach euerm Sinn,
Wenn Keiner dort der Heerde Hut,
Statt meiner übt; er hütet gut

Und wird euch ſicher nichts verpaſſen.
Wollt ihr das Werk ihm überlaſſen,
So zeig' ich heut ihm die Reviere,
So übergeb' ich ihm die Thiere.

Der Antrag kommt dem herben Alten
Recht wie gerufen. Reiner's Walten
Kann er vertraun. Auch hielt er gern
Ihn fürder von dem Hofe fern.
Und weil er ſich nicht mag verſünd'gen,
Dem treuen Knecht den Dienſt zu künd'gen,
So willigt er mit Freuden ein.
Doch ſchon beim rothen Abendſchein
Da wandern mit der Heerde beide
In das Gebirg zur Kräuterweide.
Der Alte zeiget das Gehege,
Die Heiden, Felder, Wälder, Wege,
Und ſcheidet gleich am nächſten Morgen. —
Reiner bleibt einſam dort geborgen.

9. Maiabend.

Der letzte Tag iſt's im April.
Wie öd, verlaſſen, einſam, ſtill
Hat Keiner oben Tag und Nacht
Im Waldgebirge zugebracht!
Er hat in langen ſtummen Wochen
Mit keinem Menſchen ſchier geſprochen,
Als mit dem kleinen Hirtenknaben,
Der ihm, um ſeinen Leib zu laben,
Die Speiſe bringt. Phylax, der Hund,
Der treu ihm folget alle Stund,
Seit er das Thier entriß dem Rhein,
Und ſeine Heerde ſind allein
Ihm Berggenoſſen. Jede Nacht
Hat er im Schäferhaus verbracht.
Am Tag zieht er entlang die Heide,
Den Wald, die Halde ſtets zur Weide
Inmitten hoher Felſenkegel,
Darüber ihre weißen Segel
Die Wolken ſpannen durch die Lüfte. —
Sonſt ſieht er nichts wie Bergesſchlüfte.

Nur daß der Frühling Einzug hält,
Verklärt ihm ſeine ſtille Welt.

Ihm wird ſo ſeltſam ſchwül und eigen,
Als er ihn fühlt ins weite Schweigen
Der Berge wehn. Die warme Luft,
Der friſchen Kräuter ſüßer Duft,
Der Amſel Lied aus heller Bruſt,
Das alles gibt ihm neue Luſt.
Und als rings aus des Bodens Ritzen
Aufſchießt der Halm mit grünen Spitzen,
Als ſich des Walds blattloſe Stecken
Mit Knospen ſchimmernd reich bedecken,
Als Blumen licht das Gras durchblühn,
Da fühlt er hoffnungsvolles Glühn.
Doch als er gar mit buntem Flugel
Den Schmetterling entlang die Hügel
Hinflattern ſieht, als aus den Hallen
Des Forſts die wilden Nachtigallen
Geſänge beben, ach, da fehlt
Ein Herz, dem ſeinen gleich beſeelt,
Um ihm von all der Wunderpracht,
Die ſo geheimnißvoll erwacht
In Heid' und Wald, ein Wort zu ſagen. —
Er muß den Lenz allein ertragen! —
Und das iſt ſchwer! — Drum ſtarrt er oft,
Weil treu er liebt, weil feſt er hofft,
Und ſchaut den leichten Wolken nach
Und lauſcht dem rauſchend wilden Bach
Und ruft den Wandervögeln zu.
Die all aus des Gebirges Ruh
Zum Thale lenken ihre Züge. —
Wie bebt ſein Herz der Sehnſucht Fluge! —
Und wie er alſo heute ſteht,
Tief fern verſunken, horch, da weht
Es wie von Stimmen aus dem Walde!
Er wendet ſich, und längs der Halde

Sieht er von Leuten einen Zug.
Die lauten, frohen Stimmen trug
Ein Hauch ihm zu. — Es kommt zugleich
Ein Mann durchs ſtille Bergbereich —
Der Schäfer iſt's — Von weitem ſchon
Ruft er ihm zu: Sieh da, mein Sohn,
Ich bin zurück! Du biſt befreit!
Du hatteſt, glaub' ich, lange Zeit,
Dafür ſollſt du den Maitag Morgen
Auch feiern ohne Noth und Sorgen.
Das junge Volk zieht dort heran
Mit Axt und Beil. Auf, ſchließ dich an!
Den Maibaum holen ſie im Wald.
Wie froh und leicht ihr Scherzen ſchallt!
Doch daß du keinen Mangel fühlſt
Und die Begier in Freuden kühlſt,
Die in der Einſamkeit dir wuchs,
Nimm dieſen Beutel. Mancher Fuchs
Glänzt mit rothgoldnem Scheine drin.
Friſch zu! Die Maienkönigin
Erwirb damit! Es iſt dein Lohn,
Daß du die Hut geübt, mein Sohn!

Zuerſt verſchmäht der Knecht das Gold
Weil in des Herrenbauers Sold
Er hier gedient. Der Alte ſcherzt
Fort die Bedenken und beherzt
Treibt er ihn zu den muntern Jungen
Die drüben friſch die Axt geſchwungen
Am Buchſtamm, während ihre Lieder
An harter Felswand klingen wieder.
Da macht ſich Reiner denn im Lauf
Zu den Genoſſen rüſtig auf,

Und bald ſchon zeigt ſich freudig Regen,
Als ſie ihn ſehn. Ihm tönt entgegen
Ihr laut Gejauchz. Sie ſind ihm gut
Seit Martinstag und Märzenflut. —
Und Reiner greifet wacker an:
Manch feſter Axtſchlag wird gethan
Von ſeiner Hand. Den Baum, den ſchlanken,
Sieht man bald hoch am Wipfel ſchwanken,
Die zähen Wurzeln geben nach
Und dann mit einem jähen Krach
Stürzt er zu Thal. Sie jubeln all
Aufſchreiend bei der Buche Fall.
Daß ſie als junge grüne Leiche
Vorzeitig fiel im Waldbereiche,
Daß an den glattgeſtreckten Zweigen
Die Blätter allzu früh ſich neigen,
Die in dem warmen Sommerleben
Dem Wild noch Schatten ſollten geben,
Dem Vogel zu dem Neſt den Raum,
Bedenken die Geſellen kaum.
Sie ſoll zum Freudenfeſte dienen,
Drum lachen rings der Burſche Mienen,
Drum hauen ſie nach altem Brauch
Die grünen Maien ab vom Strauch
Der niedern Holzung. Reuelos
Fällt hier der Schlag und dort der Stoß. —
So iſt das erſte Werk vollendet.
Es geht zum zweiten. — Kräftig wendet
Die ganze Schar ſich zu dem Baum,
Sie ſchleppen ihn zum Waldesſaum
Mit Schulter, Hebebaum und Fauſt.
Hei wie die Arbeit fleckt! Es ſauſt
So friſch und hell! Zum ſtarken Wagen
Wird hunderthändig er getragen,

Die Maien werden aufgeladen,
Und dann wallt es auf ſteilen Pfaden,
Geführt von ſtraffen, kräft'gen Roſſen,
Zu Thale keck und unverdroſſen.
Es geht zum Dorf, wo hinter Hecken
Und Fenſtern Mädchen ſich verſtecken,
Um nach dem bunten Zug zu ſchauen,
Der jauchzend kommt aus Wald und Auen
Und morgen für den Maientag
Ein fröhlich klingend Tanzgelag
Dem jungen rüſt'gen Volk verſpricht. —
Ei, pochen da die Herzen licht! —
Es dachte in der Zeit des Maien
So mancher Burſche ſchon ans Freien!
Die jungen Bauern mit dem Baum,
Sie ziehen zu des Platzes Raum.
Es iſt, wo drüben aus den Rüſtern
Das alte Kirchlein mit den düſtern
Und grauen Mauern friedlich ſteigt,
Indeß die Schenke hier ſich zeigt
Mit lockend grünem Traubenſchilde,
Mit Giebeln, welche das Gefilde
Weithin begrüßen. In die Mitte
Des Platzes lenken ſie die Schritte.
Dort laden ab ſie Stamm und Loden,
Dort graben tief ſie in den Boden
Ein enges Loch und drin befeſten
Sie raſch den Baum, daß mit den Aeſten
Er in die Lüfte hoch ſich hebt,
Als ſtrotzte noch er friſchbelebt
Vom Saft des Frühlings. — Eitle Lüge! —
Dann weben ſie ein Kranzgefüge
Von Laub und Blumen um den Stamm,
Durchflochten glitzernd, wunderſam

Von buntem Band und goldnen Flittern,
Die leis im Frühlingswinde zittern,
Indeſſen rings die Kinder ſchwärmen,
Das Spiel nachahmend laut mit Lärmen.

Spät bis zum Abend währt der Fleiß,
Dann ſind ſie fertig, und im Kreis
Verſammeln ſie ſich um den Baum,
Der ſtattlich überragt den Raum. —
Was gibt es nun? — Sie ſtehn befangen,
Hier glühn die Augen, dort die Wangen,
Der ſenkt zur Erde das Geſicht,
Der andre hebt es frank ins Licht,
Und immer ſeltner wird das Wort,
Und immer ſtiller wird der Ort.
Dann ruft mit einmal rings der Chor:
Maiſchultheiß, tritt zum Werke vor!

Da ſtellt der ältſte Junggeſell
Des Dorfs auf einen Tiſch ſich ſchnell
Am Maibaum hin und ruft mit Macht:
Es wird hiermit bekannt gemacht —
Ihr mögt mir drum Gehör verleihen —
Daß nun beginnt das Feſt des Maien!
Dazu bedarf man hier am Platz,
Ihr Burſche, einen Maienſchatz,
Ein Mailieb, Mailehn, eine Maid,
Zu jubeln in der Maienzeit.
So wollen wir — hier gilt kein Weigern —
Des Dorfes Mädchen nun verſteigern.
Die Namen nenn' ich laut und hell.
Was jeder bietet, ſag' er ſchnell,
Und wer genannt den höchſten Satz,
Dem gilt die Maid als Maienſchatz.

Sie iſt bei Tanz und Spiel ihm grün,
Bis daß die dicken Bohnen blühn.
Was der Verding einträgt an Geld,
Dafür wird unſer Feſt beſtellt:
Wein, Speiſe, Lichter, Muſikanten.
Drum bietet gut, ihr muntern Fanten.
Auch ziemet, wie hier jeder weiß,
Dem Höchſtgebot der höchſte Preis,
Und wer es thut, der wird gekrönt:
Sein Jubelruf als König tönt.
Maikönig iſt er ſtolz von Sinn
Und ſeine Maid Maikönigin.
Jetzt hört mir zu mit ſcharfem Ohr!
Wir nehmen den Verkauf nun vor!

Und wie des Dorfes Reihen ſtehn,
Hört man von Haus zu Haus ihn gehn,
Er nennt die alt' und jungen Mädchen,
Die Aennchen, Gretchen, Lischen, Käthchen,
Die Klärchen, Röschen und Marien.
Und friſch' und welke Blüten ziehn,
Die Reich' und Arme ſind willkommen,
Sie werden all in Kauf genommen,
Die ſchönen und die garſt'gen Schätzchen
Sie finden alleſammt ihr Plätzchen.
Das iſt ein Lachen, Witzeln, Flüſtern
So ſchalkiſch, neckiſch, kühl und lüſtern,
In hohen und in tiefen Noten —
Nur Reiner hat noch nicht geboten.

Nun geht es aus dem Dorf hinaus,
Dort liegt des Herrenbauers Haus,

Und Agnes kommt, ſein Töchterlein
Jetzt an die Reih. — Ein Purpurſchein
Deckt plötzlich Reiner's Angeſicht,
Aufglühet ſeiner Augen Licht.
Die andern Burſche bieten ſchon,
Da ruft er raſch mit lautem Ton:
Im Beutel hier iſt mein Gebot!
Und während er noch flammend loht,
Wirft er die Münzen auf den Tiſch.
Der Schultheiß nimmt und zählt ſie friſch
Und ſpricht: Das iſt ja rothes Geld,
So viel wie niemals hier gerollt,
Es iſt genug für uns zum Feſte
Und auch für alle Ehrengäſte.
Den Geber nehmt zum König hin
Und Agnes nehmt zur Königin!
Da klingt im Kreis es hunderttönig:
Heil, Reiner iſt der Maienkönig!

Vom Abendlichte angehaucht,
Das nun im Weſten untertaucht,
Glüht rings die Schar, die Hüte ſchwenkend.
Und dann den Zug zum Dorfe lenkend,
Tönt fort ihr Ruf. Mit heißen Stirnen
Geht's vor die Wohnungen der Dirnen,
Und jeder wird ein Lied geſungen,
Das hell und weit ins Thal geklungen,
Den Widerhall der Felſen weckend,
Die Antwort geben launig neckend.
Es iſt ſchon ſternhell lichte Nacht,
Als ſie die Ständchen all gebracht
Im großen Dorf. Dann wogt's hinaus
Noch vor des Herrenbauers Haus,

Und dort erſchallt das letzte Lied,
Dort ſcheiden ſie, wo Reiner ſchied.
Und nochmals klingt es hunderttönig:
Heil Reiner, unſerm Maienkönig!

10. Die Maikönigin.

Das Feſtgeläut der Maienglocken
Weht durch ein Meer von Blütenflocken,
Die rings auf allen Bäumen leuchten.
Es webet durch die morgenfeuchten,
Thaufriſchen Halme auf dem Raſen,
Die ſich vergolden und verglaſen
Im Sonnenſtrahl; es drängt ſich her
Fort durch der Aehren grünes Meer,
Das der April dem Maien bringt,
Es tönt und klingt ſo leicht beſchwingt
Fort nach dem Weinberg, nach der Halde
Und weiterhin zu Fels und Walde;
Weit in die Gegend weht's hinein
Entlang dem goldig grünen Rhein.
O wunderbares Feſtgeläute!
Es grüßt der ſchönſte Maitag heute.

Und wie der weitgeſtreckte Plan
Glänzt feſtlich, lichthell angethan
Das ſaubre Dorf. So blank und rein
Gehn rings die Pfade aus und ein,
Vor allen Thüren iſt gekehrt,
Es iſt gefegt an jedem Herd,

Geputzt ſehn alle Häuſer aus;
Als gält es Tauf- und Hochzeitſchmaus,
So blinken rings die kleinen Zimmer,
So ſchaut mit friſchem, klaren Schimmer
All das Geräth. An mancher Thür
Drängt ſich ein friſcher Strauß herfür.
Und wo ein Mädchen wohnt, da reihen
Sich vor dem Hauſe grüne Maien,
Die dort in ſtiller Mitternacht
Verliebte Burſche hingebracht,
Damit die Dirne früh erblicke,
Wie Lenz ſo ſchöne Grüße ſchicke,
Wie ſüßre noch ſich drin verſtecken,
Die ſie beim Feſte wird entdecken.
Doch zwiſchen all dem Feierſchmuck,
Erlöſet von des Alltags Druck,
Ziehn Mädchen prall, geſund von Gliedern,
Mit bunten Röcken, knappen Miedern;
Gehn Burſche zierlich angethan.
Das junge Volk durchkreuzt die Bahn
Sich auf und ab. Die Aeltern ſtehen
Indeß an Thor und Haus und ſehen
Der Jugend Treiben nach in Ruh:
So ging's auch einſt bei ihnen zu.

Zur Morgenzeit ward nur geſchaut,
Gelauſcht, geflüſtert. Doch wird's laut,
Sobald der Mittag über iſt.
Da hört man in gar kurzer Friſt
Geſang, Aufjauchzen, Lachen, Schwatzen,
Querſprünge ſieht man, man ſieht Fratzen,
Und aus der Schenk zur grünen Traube
Erſcheint, geſchmückt mit Band und Laube,

Der jungen Bauern heller Schwarm,
Sie ſchlingen fröhlich Arm in Arm.
Voran dem Zug mit Flöt' und Geigen
Stapft hin der Muſikanten Reigen,
Sie ſpielen ſcherzhaft luſt'ge Weiſen,
Es tönt in lauten und in leiſen
Tanztrillern, daß von Kopf zu Zehen
Bewegungen fortzuckend gehen.
Und wie der Mädchen Herzen zittern,
Wenn fern die Töne hingewittern!
Doch horch, ſie halten ſchon am Haus:
Jungfräulein komm heraus, heraus!
Auf rüſte dir zum Tanz die Sohlen,
Dein Freier kommt dich abzuholen!
Sie bebt, ſie zagt, ſie folgt zuletzt. —
So ſtrömt's von Thür zu Thüre jetzt,
Und wer ſein Mailieb ſich errungen,
Der hat um ſie den Arm geſchlungen,
Der löst ſich von der Burſchenſchar
Und macht mit ſeinem Schatz ein Paar.
Die Paare aber reihen ſich
Zum bunten Zuge freudiglich.
So wird der Burſche Häuflein kleiner —
Zu Haupt vor allen ſchreitet Keiner.

Maikönig und Maikönigin
Vereinen ſich zuletzt. — Nun hin
Zum Herrenhof! — Das Feſtgeleite,
Das herrlich an des Königs Seite
Hinweget, iſt jetzt ſtattlich voll. —
Jetzt bringt der Königin den Zoll! —
Hei, wie da erſt die Töne ſpringen,
Luſtrufe hoch zur Luſt ſich ſchwingen,

Als ſie in den beſonnten Auen
Den alten Herrenhof erſchauen!
Wie das von lichten Farben ſchwellt
Im bunten Zug durchs grüne Feld!
Und jubelnd halten ſie am Haus:
Jungfräulein, komm heraus, heraus!
Agnes heraus mit hellem Sinn!
Heil unſrer Maienkönigin! —
Und ſieh, das Mädchen tritt hervor! —
Iſt es ein Purpurroſenflor,
Erblüht in warmer Sommernacht,
Der in das holde Daſein lacht?
Iſt es das junge Morgenlicht,
Das auf dem Antlitz hell ſich bricht?
O nein, das iſt die ſüße Scham,
Die tief aus keuſcher Seele kam,
Weil ſie es nimmer faſſen kann,
Daß ſolche Ehren ſie gewann!
Es iſt das Glück, das reich ihr blüht,
Es iſt auch wol, daß im Gemüth
Die Liebe ſtillverſchleiert ſitzt,
Was hell durch ihre Züge blitzt! —
Denn der ihr all die Ehre gibt,
Das iſt der Jüngling den ſie liebt. —
O wenn im ganzen lichten Weſen,
So ſelig rein, ſo keuſch erleſen,
Der Seele Wunderſchätze funkeln
Wie Diamanten aus dem Dunkeln,
Was ſoll man da vom Leib noch ſagen!
Mag ſie auch ſchlank und leicht ihn tragen
Gelichwie ein ſchüchtern wildes Reh,
Glänzt auch wie friſchgefallner Schnee
Ihr Hand und Nacken, fällt das Haar
Wie Seide weich und wunderbar,

Iſt auch ihr Auge wie das Meer
So unergründlich räthſelſchwer,
Glüht auch der Mund gleich der Koralle,
Sind perlenweiß die Zähne alle,
Viel ſchöner iſt's, was heimlich mild
Ihr durch die tiefe Seele ſchwillt,
Was andre ahnen, doch nicht kennen —
Nur Reiner einzig kann es nennen.

Es trägt die ſchämig ſüße Maid
Ein einfach ſchlichtes, weißes Kleid,
Der Stoff iſt fein beſetzt mit Spitzen,
Der Schnitt iſt knapp, die Falten ſitzen
So lang geworfen und ſo kraus.
An ihrem Buſen prangt ein Strauß,
Von Roſenknoſpen glänzt ein Kranz
Im blonden Haar — Welch ſchlichter Glanz! —
Wie wirkt er mächtig! — Alſo ſchreitet
Sie ſcheu hinab. Die Hand entgleitet
In Reiner's Hand — ſie drücken leiſe —
Die Augen grüßen ſtiller Weiſe. —
Aufs neu durchklingt Muſik die Lüfte,
Und durch der Felder ſüße Düfte
Wallt es aufs neu dem Dorfe zu,
Das aus der kurz gegönnten Ruh
Zum höchſten Taumel jetzt erwacht:
Der Maizug ſteht in höchſter Pracht!
Und zu der Aeltern frohem Kreiſe
Geſellen Kinder ſich und Greiſe,
Nachhorchend dem Gewirr der Klänge,
Nachſchauend dem Gewog der Menge,
Die ſich ergießet in den Raum,
Wo feſtlich ragt der Maienbaum,

Und dort beginnt im Sonnenglanz
Auf grünem Platz der muntre Tanz,
Der, wie die Töne lockend girren,
Hinwirbelt toll in buntem Wirren,
Indeß die Schwalben weite Bogen
Hinziehen auf der Lüfte Wogen. —
Es iſt dies Feſt der Frühlingszeit
Dem friſchen Jugendgeiſt geweiht,
Drum ſtrahlt auch jegliches Gemüthe
Wie eine helle Frühlingsblüte;
Wie Farbenglanz und Kräuterduft
Quillt Scherz und Jauchzen in die Luft;
Den Vögeln gleich in ſchwanken Zweigen,
So hüpfen ſorglos ſie den Reigen,
Und jeder pflegt beſondrer Art.
Der eine zeigt ſich ſüß und zart,
Der andre zeigt ſich ſcheu verlegen,
Der dritte ſtürmt ſo keck verwegen,
Der vierte ſcheinet ſchalkhaft ſchlau,
Dem fünften hält es gar genau,
Er wandert grad, gemeſſen, ſteif,
Der ſechste weiß ſich altklug ſteif,
Der ſiebte ſchlüpft leichtſinnig munter
Die Kreuz und Quer hinauf, hinunter.
Selbſt Tanz und Wein, Gelag und Spiel,
Am Weſen ändern ſie nicht viel.
Da ſchaut man hier den kühnen Schwung
Und dort den tollen Narrenſprung,
Hier zimpern ſie bedächtig blöde,
Dort reißen ſie ſich wild und ſchnöde.
Doch alles was im Strome ſchwimmt,
Das iſt auf Jugendluſt geſtimmt:
Dem fröhlichen Moment ergeben
Treibt hin das friſche, frohe Leben.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Doch ernſtern Pfad zieht tief und klar
Im Rauſch des Tags ein einzig Paar.
Reiner und Agnes ſind's. Wol meiden
Der Freude Strömung nicht die beiden,
Sie ſind auf ihren hohen Wogen
Friſch ſelig auf- und abgeflogen,
Sie haben ſich im Tanz entzückt
Oft freudig Bruſt an Bruſt gedrückt,
Doch ſehn inzwiſchen im geheimen
Sie oftmals nach den ſtillen Keimen,
Die treu ſie für die Zukunft hegen
Und die ſie Herz ins Herz ſich legen.

Dann ſitzen ſie fern abgeſchieden
Vom Tanze dort im ſchatt'gen Frieden,
Hoch überdacht von jenen Rüſtern
Am alten Kirchlein. Leiſe flüſtern
Sie hier gerettet in den Port
Manch innig tiefes Liebeswort,
Indeß die Zweige oben rauſchen.
O wie ſie Furcht und Hoffnung tauſchen!
Denn wahrlich gilt's noch viel zu kämpfen!
Viel böſen Muth noch gilt's zu dämpfen!
Vom Herrenbauer droht die Noth,
Denn Agnes kennt ſein ſtreng Gebot,
Sie kennt den Kopf, der ſein Verſprechen,
Und mag es beugen rings und brechen,
Hartnäckig hält. Und gibt er je
Sein Töchterlein dem Knecht zur Eh,
Der beſſer wie ein Edelmann
Sich dünkt in ſeines Hofes Bann?
Zähmt ſeinen Stolz der Herrenbauer?
Ach, dieſe Frage macht ihr Schauer!

Doch wie es ziemt dem ſtarken Muth,
In Reiner ſchwillt mit lichter Glut
Die Hoffnung auf, denn ſein Vertrauen
Darf er auf feſten Willen bauen.
Er weiß: es hält ihn werth der Alte,
Denn oft hat er der Stirne Falte
Vor ihm geebnet, oftmals hat
Er ihm beim Werk vergnügt und ſatt
Ins Aug' geſehn. Die karge Hand
Hat er entgegen ihm geſpannt:
Was nie er that den andern Knechten,
Das that er ihm. Und darum flechten
Sich Hoffnungen ihm reich durchs Herz. —
So tröſtet er des Mädchens Schmerz.
Zu lichten ihre jungen Sorgen
Spricht er zuletzt: Ich trete Morgen
Zur Werbung vor den Vater hin,
Ich thu's mit frohem, kühnem Sinn.
Ich trau der Kraft, ich trau dem Muth,
Ich fühl's, Glück auf, es geht uns gut!

So reden beide hier allein.
Indeß die Nacht tief klar und rein
Ringsum auf Dorf und Auen thaut,
Ward hier ein Liebesplan gebaut
Still, ſicher, ſtark. Doch drüben klingt
Der Feſtlärm fort. Muſik erſchwingt
Den Ton, es drehn ſich leichte Füße,
Die Lichter glühen, welche Grüße
Dort aus der Schenke Fenſtern ſenden.
Wann ſoll die Feier denn ſich enden?
Sie ſchließet erſt um Mitternacht,
Dann wird der Kehraus friſch gemacht,

Dann iſt am Ziel das Feſt des Maien,
Und wieder ſammeln ſich die Reihen
Zum hellen Zug. Es gehn voran
Die Muſikanten auf der Bahn.
Maikönig und Maikönigin
Bringt man zuerſt zur Heimat hin.
Durch Dorf und Auen ſchrillt's hinaus
Dort zu des Herrenbauers Haus.
Und hoch — ruft's wieder hunderttönig —
Maikönigin und Maienkönig!

Dann geht der bunte Zug zurück
Mit Luſt und Lied. — Sein einzig Glück
Küßt Reiner zu des Tages Schluſſe
Mit einem langen, langen Kuſſe,
Als wollt' er ſo das Siegel drücken
Auf all ſein ſeliges Entzücken.
O junge Herzen, treu erkoren,
Wohin nur habt ihr euch verloren? —
Die Erde war euch weit entſchwunden! —
Ihr habt den Himmel ſchon empfunden! —

Nun treten ſie durch Thür und Flur
Zur Stube ein. Der Vater nur
Sitzt dort beim kargen Lampenlicht.
Wie düſter iſt ſein Angeſicht!
In Falten liegt die Stirn ergoſſen,
Der Mund iſt eng und ſcharf geſchloſſen.
So ſieht man ferne Wetter drohen,
Wenn auch die Blitze noch nicht lohen.
Ihn grüßt das Paar — er grüßt nicht wieder —
Doch durch die ſtarren Augenlider

Betrachtet er ſie ſcharf und lang.
Die Tochter kennt den Blick, und bang
Erzittert ſie. — Mit kaltem Grimme
Erhebt der Herrenbau'r die Stimme.

Da ſeid ihr endlich, höhnt er hin,
Maikönig und Maikönigin!
Ei, das iſt ja ein neuer Brauch
Im Dorfe hier! Ich machte auch
Das Maifeſt mit in alten Zeiten
Mit allen ſeinen Herrlichkeiten,
Doch niemals war es Sitt' und Recht,
Daß ſich ein Knecht ſo keck erfrecht,
Des Dienſtherrn Tochter zu erſteigern!
Ich mochte heut mein Kind nicht weigern,
Um Lärm und Aufſehn zu vermeiden;
Doch werd' ich nimmer mich beſcheiden
Und ſolchen Unfug überſehn.
Der Knecht ſoll zu den Mägden ſtehn
Und nicht zur Tochter ſeines Herren,
Und will der Knecht ſich trotzig ſperren
Und dieſe Regel überſpringen,
Wohlan, dann bricht vor allen Dingen
Zuſammen der Vertrag. — Entſchieden
Iſt zwiſchen uns! — Wir gehn in Frieden! —
Was Recht iſt, halt ich ſtets für Recht,
Ich liebte, Reiner, dich als Knecht,
Du haſt mit Klarheit, Fleiß und Kraft
In meinem Dienſte ſtets geſchafft,
Du haſt bei mancher edeln That
Gezeigt dich von entſchloſſnem Rath
Als muthiger und ſtarker Mann.
Ich ſag es gern, mein Herz gewann

Dein friſch uneigennützig Thun.
Seit geſtern haſt du leider nun
Den Platz verkannt, auf dem du ſtehſt.
Indem du andre Wege gehſt,
Als die ich dulde, iſt mein Haus
Geſchloſſen dir, du mußt hinaus!
So magſt du für dein Bündel ſorgen,
Von meinem Hofe ziehſt du morgen. —
Was ich dir, Kind, zu ſagen habe,
Sei dir geſagt als Morgengabe.
Heut Abend iſt's zu ſpät — Wir gehn
Zur Reiſe früh! — Auf Wiederſehn! —
Und beide winkt er ſpöttiſch fort. —
Keiner hebt an. — Kein Wort, kein Wort
So ruft der Alte donnernd laut.
Und wie ein wilder Löwe ſchaut
Er auf das Paar. Agnes zerfließt
In hellen Thränen. Bittend gießt
Ein Redeſtrom ſich aus dem Munde. —
Es war ſo ſchmerzlich tiefe Kunde,
Die ſich enthüllt. — Umſonſt iſt Alles! —
Vergebens klingt des ſüßen Schalles
Ureigner Fluß. — Iſt wer empört,
Ach, dann misachtend überhört
Er auch des Herzens klarſte Stimme. —
Der Bauer ruft im hellen Grimme:
Hinweg, hinweg, das rührt mich nimmer! —
Und beide gehen aus dem Zimmer.

11. Der alte Schäfer.

Wie bang und öd dehnt ſich die Nacht,
Die man in Pein und Zorn verbracht!
Wie wüſt in fratzenhaften Bildern
All die Gedanken ſich verwildern!
Ach, wie das wogt und wallt und ſchwirrt!
Ein heißes, dumpfes Fieber wirrt
In Haupt und Adern raſtlos hin,
Verdunkelnd düſter Herz und Sinn!
So hat ſie Reiner heut durchwühlt,
Er iſt, damit das Feur ſich kühlt,
Ans offne Fenſter oft geſprungen,
Doch, ach, es iſt ihm nicht gelungen
Trotz düftereichem, nächt'gem Hauch,
Der rings aus Pflanze, Baum und Strauch
Arome ſtiehlt ſo friſch und köſtlich. —
Gottlob, es dämmert endlich öſtlich,
Es hebt das Waldgebirg ſich blau
Ins Morgenroth, dort in der Au
Erklingen leiſe Vögelſtimmen,
Sie grüßen ſchon des Lichtes Glimmen. —
Der Tag iſt Troſt. — Gelehnt am Fenſter
Scheucht Reiner nun die Nachtgeſpenſter.

Doch mit dem erſten Sonnenſchein
Tritt ſchon der Herrenbauer ein
Und ſpricht zu ihm mit kaltem Ton:
Hier in dem Beutel iſt dein Lohn.
Und nun leb' wohl und gute Reiſe! —
Und in derſelben herben Weiſe,
Zu Erz erſtarrt das Angeſicht,
Im Auge Eis, das nimmer bricht,
Entfernt er ſich, wie er gekommen,
Raſch, feſt und ſtill. Es hat beklommen
Und ſcheu ihn Keiner angehört,
Doch iſt ſo tief ſein Geiſt empört,
Daß er ſich nicht drein finden kann,
Zu reden vor dem harten Mann.
Und als ihm endlich kommt das Wort,
Iſt längſt der Herrenbauer fort.

Zugleich tönt Lärm vom Hof empor,
Des Wagens Raſſeln trifft ſein Ohr.
Er ſchaut hinaus und vor der Thür
Hält das Geſpann. Dort tritt herfür
Der Herrenbau'r zuſammt dem Weib,
Und Agnes folgt, geknickt am Leib,
Mit Augen rothverweint, verwacht,
Mit Zügen, drauf des Schickſals Macht
So bitterböſe Worte ſchrieb.
Ach Gott, des Vaters Wille trieb
Aus hellem Paradies das Paar,
Das leuchtend, glücklich, ſelig war
Und ſchier für alle Zeit vereint
Sich wähnte. — Agnes ſchluchzt und weint —
Zum Fenſter blicket ſie verſtohlen,
Wo Keiner ſtehet. — Gott befohlen! —

So ſeufzet ſie mit raſchem Gruß,
Denn daß ſie ſich beeilen muß,
Merkt man am Vater, welcher ſcharf
Manch tadelnd Wort ins Herz ihr warf.
Er hilft den Frauen auf den Wagen:
So eilt euch doch! — Die Worte jagen
Sich ſchnell bei ihm. Den Peitſchenſtock
Nimmt er zur Hand, beſteigt den Bock,
Er ruft den Pferden zu — und munter
Und flott den Thalweg geht's hinunter.

Vom Fenſter ſchauet Reiner nach.
O wie die Pein im Herzen ſtach!
Sein Athmen, Denken, Fühlen, Sein
Verläßt ihn mit der Maid. — Allein
Steht er und ringt umſonſt die Hände:
Ach, iſt es wirklich denn zu Ende?
Iſt denn die Braut nicht zu erreichen?
Läßt ſich der Vater nicht erweichen?
Hat nicht ein mild verſöhnend Wort
Für ihn die Mutter? — Fort, ach fort! —
Die Roſſe ſelbſt, die er gepflegt
Und die ſich ſtets ſo friſch geregt
An ſeiner Hand, ſind im Complot
Und fahren ſchnell gleichwie im Spott
Ihm die Geliebte ins Gelände: —
Ach, iſt es wirklich denn zu Ende? —

Er geht hinunter ſcheu verzagt,
In Stube, Küch' und Hofraum fragt
Er leis die Leute nach der Fahrt.
Doch war es nicht des Alten Art,

Von ſeinen Planen viel zu plaudern,
Er handelt meiſtens ohne Zaudern,
Dazu geheim. Wohin er fährt
Und wann er wieder heimwärts kehrt,
Das alles weiß nicht Knecht noch Magd,
So viel auch Reiner jeden fragt. —
Was iſt zu thun? Er ſteigt zur Kammer
Und packt in thränenreichem Jammer
Sein Bündel. Ohne Abſchied ſchleicht
Er durch das Haus und bald erreicht
Er das Gebirg: in ſeinen Schlüften
Will er ſein Leid beim Schäfer lüften.

Schon ferne ſieht ihn Gerhard nahn.
Was treibt dich ſchon ſo früh heran?
So ruft der Alte. Hei, wie geht
Es denn des Königs Majeſtät?
Was macht die ſüße Königin? —
Doch als er raſch den trüben Sinn
Auf Reiner's ernſtem Antlitz ſchaut,
Da ändert er den neck'ſchen Laut:
Bei Gott, ſo ſpricht er, du haſt Gram!
So rede doch, wie das dir kam?

Und achtſam lauſcht er nun der Kunde,
Die ſtockend fließt aus Reiner's Munde,
Weil er ſie gibt mit Widerſtreben.
Der Schäfer ſieht die Lippen beben
Blaß zitternd, die ſonſt friſch und roth;
Das Auge, das ſonſt hell geloht,
Sieht er erloſchen, ohne Licht.
Und wie der Freund ſo troſtlos ſpricht,
Gleichwie aus trüb gebrochnem Herzen,
Da fühlt der Alte tiefe Schmerzen

Bei Reiner's blut'gen Liebeswunden;
Doch dem, der ſie in böſen Stunden
Geſchlagen hat, zürnt er voll Glut.
Der aufgeſchürten Seele Wuth
Strömt über auf den Herrenbauer:
Sein Wort iſt ein Gewitterſchauer.

Dich kenn ich, ruft er, zähes Holz!
Das iſt der rechte Bauernſtolz,
So widerſpenſtiſch, herb und hart,
So feſtgefahren und erſtarrt,
Daß ihn kein Gott zerbrechen mag,
Und käm er mit dem jüngſten Tag! —
Was ſteckt dahinter? — Blöder Witz! —
Nur weiter Hof- und Landbeſitz! —
Warſt du ihm drum ein treuer Knecht
Und thatſt die Arbeit ſchlecht und recht?
Haſt du den Seinen drum das Leben
Bei jener Heimfahrt neu gegeben?
Und trotzteſt du nur drum dem Tod
Im Märzen bei der Waſſernoth?
Erſchienſt du drum allzeit als Mann,
Damit er dich mit Fluch und Bann
So ſchmählich aus dem Dienſte jagt?
Und alles, weil du es gewagt
Sein hübſches Töchterlein zu lieben? —
So haben ſie es ſtets getrieben,
Die Seinesgleichen ſind! Das hetzt
Und tobt und fluchet, ſchilt und wetzt
Die Zähne gleich! Nach Gut und Geld
Wird jedem nur der Platz beſtellt,
Wie übermüthig er ſich hebt,
Ob er auch ſelbſt am Boden klebt!

Als wenn der Menſch ein Menſch nicht wäre! —
Doch Gott gebührt allein die Ehre!

Das kann ich ſchwörend jetzt verſprechen:
Ich will den freveln Muth ihm brechen! —
Du frageſt: Wie? — In ihrer Kraft
Soll kennen er die Leidenſchaft,
An die ſein Herz nicht glaubt und denkt!
Die Tochter, die ihm Gott geſchenkt
Aus ew'ger Güte mild und hold,
Hält er wie ſchnödes Gut und Gold;
Er meint nach Willkür und Vergnügen
So dürf' er über ſie verfügen
Und über ihre Seele auch.
Das iſt ja ſo der Reichen Brauch,
Gleichviel, ob ſie auf Höfen wohnen,
Gleichviel, ob ſie in Schlöſſern thronen
Gleichviel, ob ſie in Städten wandeln
Und Seide ſpinnen oder handeln.
Doch hat die Lieb ihr eigen Recht
Im freien Menſchen, und der Knecht
Iſt gleich dem Herrn vor ihrem Stuhle.
Wohlan, der Bauer geh' zur Schule,
Dies Recht zu lernen. Darum auf:
Laß deinem Herzen frohen Lauf!
Hier gilt es, daß ihr einig ſeid!
Und einig biſt du mit der Maid!
Drum laß von Wirrſal dich nicht rühren! —
Du ſollſt die Tochter ihm entführen!

Du ſtaunſt und ſtarrſt? — die Augen irren? —
Du glaubſt, ich wollte dich verwirren
Mit Teufelsliſt? — O nein, ich habe
Ein Recht an dich, ich alter Knabe.

Als ich zum erſten dich erſchaut
Im Herrenhof, und als du laut
Erzählt dort deines Lebens Kunde,
Hört' ich durch dich zur ſelben Stunde
Von deinem Oheim, der vor Jahren
Ins weite Leben iſt gefahren.
Ich kannte ihn, wie ich dir ſagte,
Ich wußte, was ihn ziellos jagte,
Ich wußte, daß er lebt zur Friſt,
Wie lang er auch verſchollen iſt.
Doch mußt' ich von der Märe ſchweigen:
Mein tief Geheimniß blieb mein eigen.
So kam der Tag der Waſſernoth,
Wo du vom unfehlbaren Tod
Trotz deiner eigenen Gefahr
Mich retteteſt ſo wunderbar.
Da flog's mir durch die Sinne hell:
Ei, ſolchem tüchtigen Geſell
Gebührt ein beſſer, ſchöner Los,
Als daß er erſt des Glückes Schos,
Den wechſelnden, ſich ſuchen ſoll.
Und wie mir der Gedanke ſchwoll
Und wuchs zu einem hohen Strom,
Dacht' ich an deinen alten Ohm,
Ich dachte, kommt der Greis zum Sterben,
Nie trifft er einen beſſern Erben.

Das war's, was mich von hinnen trieb,
Indeß der Heerde Hut dir blieb.
Den alten Mann gewann ich bald,
Er zog mit mir durch Au und Wald
Zum eichenreichen Heimatland,
Wo noch ihm wie vor Zeiten ſtand

Das eigne Haus, in dem dein Vater
Wirthſchaftete als emſ'ger Rather.
Der einſt als Jüngling jenen Kreis
Verließ, er kehrte heim als Greis.
Sie ſtaunten ſeiner wundervollen
Seltſamen Mär: der längſt verſchollen,
Der Bruder ſtand lebendig dort,
Hell klang zum Willkommgruß das Wort.
Das Auge flog in freud'gen Blicken,
Wer kann Geſchwiſterlieb' erſticken!
Sie brannte ſelbſt noch freudig auf,
Als in der Reden ernſtem Lauf
Der Aeltere ſein Erb gefodert,
Kein grimmer Streit iſt da entlodert.
Sie theilten friedlich ab das Gut.
Dein Vater hielt ſo ſcharf die Hut
Ob dem Beſitzthum, daß ſein Werth
Sich weit ums Doppelte gemehrt.
Was er ſo fleißig treu gewann,
Das blieb dem rüſtig wackern Mann.
Für das ererbte Haus und Feld
Erhielt dein Oheim blankes Geld
Zugleich von ihm. So war es recht,
So ſitzt im Hof dort eur Geſchlecht.
Doch ſollſt du all die Münzen haben,
Kommt einſt der Tod dem alten Knaben.
Dem Herrenbau'r kannſt du damit
Voll kühnem Trotz auf Schritt und Tritt
Die Spitze bieten, denn ſo reich
Wirſt du wie er. Doch eh der Streich
Gefallen iſt, eh du die Maid
Ihm weggeführt, eh er nicht Leid
Und Reu ob ſeinem Stolz gefühlt,
Eh nicht ſein Hochmuth iſt gekühlt,

Soll deinen Reichthum er nicht wiſſen.
Erſt ſei das harte Herz zerriſſen!
Es lern' der Stolz die Demuth herbe! —
Willſt du's, ſo biſt du Gerhard's Erbe? —

Und Reiner, dem der Dinge Gang
So ſeltſam unerklärlich klang,
Obwol er der Erzählung Lauf
Nicht unterbrach, ſtutzt plötzlich auf. —
Gerhard? Gerhard? ſo ruft er laut,
Und wie er tief ins Antlitz ſchaut,
Dem alten Schäfer, rinnen dort
Die dicken hellen Thränen fort,
Und zitternd durch den feuchten Strom
Spricht jener: Ja, Gerhard, dein Ohm!
Uns knüpfet Heimat, Haus und Stand,
Uns knüpft mit ſeinem heil'gen Band
Das Blut zuſammen — und noch mehr!
Als ich im Geiſte trüb und ſchwer
Den Vaterhof verließ, da trug
Mich nicht zum wirren, irren Flug
Die bunte Abenteuerluſt.
Mir blutete in tiefſter Bruſt
Das Herz. Das that dieſelbe Maid,
Die wir geliebt zu gleicher Zeit —
Ich und dein Vater. — Mir ward klar,
Daß ſie ihm mehr gewogen war
Wie mir. Ich ſuchte drum das Weite. —
Mein Bruder fand an ihrer Seite
Sein einzig Glück. — Was ich getragen,
Ich kann den bittern Schmerz nicht ſagen:
Es war, als wenn das Herz zerbricht. —
O gerne leiſtet' ich Verzicht

Drum auf des Erſtgebornen Recht
Und hütete als Schäferknecht
Hier meine ganze Lebenszeit.
Die Jahre heilten mir das Leid,
Das einſt ſo nagend mich zerfreſſen,
Es legte milderndes Vergeſſen
Sich um der Jugend trübe Tage,
Es ſchwieg im Geiſte jede Klage,
Da hört' ich dich, und wunderſam
War ich gerührt. Demſelben Stamm
Entwuchſen wir. In deinen Zügen
Fand ich mit ſchmerzlichem Vergnügen
Die Züge deiner Mutter wieder. —
Wie du ſah ſie nachdenkend nieder
Mit tiefem Blick — ſo war der Mund
Beim Reden — alſo friſch, geſund
Erklang ihr Lachen — ihre Hand
Hob ſie gleich dir. Ihr Weſen fand
Ich in dem deinen, und durchs Herz
Schwoll alter, nie geſtorbner Schmerz. —
Jedoch ich ſchwieg. — Ich greiſer Mann,
Der von dem Leben nichts gewann,
Was konnt' ich deiner Jugend ſein?
Ich ſchwieg. — Du warſt ſo gut und rein,
So fleißig, treu, und deine Bruſt
Flog von ſo friſcher Jugendluſt.
Mir wuchs ſo eigen das Gefühl
Für dich, und als du beim Gewühl
Den Waſſerfluten mich entrungen,
Da fühlt' ich mich an dich geſchlungen,
Da kam ins Herz der rechte Ton:
Du warſt mir wie ein lieber Sohn!

Mein Sohn, mein Sohn! Du weißt es nun.
Mich ließ es fürder nicht mehr ruhn.
Was lange Zeit ich nicht bedacht,
Das überkam mich jetzt mit Macht.
Das preisgegebne Aelterngut
Das ward aus deines Vaters Hut
Zurückverlangt. Wie Brüder haben
Wir uns getheilt die reichen Gaben.
Den einen Theil komm ich dir ſchenken,
Behalt' ihn als ein Angedenken,
Das für dein keuſches, edles Leben
Zum Lohn dein Ohm dir hat gegeben.
Ich weiß, wie nützlich Reichthum iſt,
Bleib ich auch alle Lebensfriſt
Der ſchlichte Schäfer, der ich bin. —
Gott führe dich mit güt'gem Sinn!

So ſprach der Alte. Thränen floſſen
Ihm reichlich. An die Bruſt geſchloſſen
Hielt er den Neffen, der gerührt
Die tiefe Macht des Blutes ſpürt.
O wie verſchollne Liebestreu
Und Dankbarkeit, die friſch und neu
Das Herz durchdringt, zum Bund ſich eint
Und warm wie Frühlingsſonne ſcheint!
So ſaßen ſie noch lang und lauſchten
Den Reden, die ſie innig tauſchten,
Umſprungen wedelnd von dem Hunde,
Der zu verſtehen ſchien die Kunde,
Indeß ſich ringsum ruhig breiten
Des Waldgebirges Einſamkeiten.

12. Johannisnacht.

Es liegt ein Brunnen nah am Wege,
Wo das Gebirg anhebt. Die Stege
Gehn dort in Heid' und Wald hinauf,
Hier leiten ſie den breitern Lauf
Thalauf- und abwärts. Buch' und Eiche
Erſtrecken ſich vom Forſtbereiche
Hinab, mit Strauchwerk untermiſcht.
Des Schattens Kühle dort erfriſcht,
Sowie des Quells kryſtallne Ader,
Die eingefügt in feſten Quader
Aus hartem Felſenboden quillt
Und dann als Bächlein weiter ſchwillt
Mit ſanftem Murmeln. Gerne ruht
Zur Ernte bei der Mittagsglut
Der Schnitter hier am Quell im Schatten,
Entflohn den ſonnenheißen Matten.
Und aus dem Dorf in hellen Zügen
Erſcheinen abends, mit den Krügen
Und Eimern auf den ſchmucken Köpfen,
Die Mädchen, Waſſer dran zu ſchöpfen;
Dann kommen auch die Burſche plaudern:
Bei Neckerein und Lachen zaudern
Sie oft, vergeſſend ihre Zeit.
Doch herrſcht des Tages Einſamkeit,

Dann ſieht man dort Waldvögel ſchwirren,
Man hört die Turteltaube girren:
Sie ſpielen unterm Schattendach
Der Menſchen alte Spiele nach.

Heut brach der Abend längſt herein,
Da harret Reiner ganz allein
Noch an der heimlich ſtillen Quelle
Und ſchauet in die halbe Helle
Der breiten ſommerglühnden Lande,
Darüber von des Himmels Rande
Ein zuckend Licht noch oftmals weht,
Denn auf der höchſten Stufe ſteht
Der Tage Dauer, die verſunken
Im Norden noch am Himmel funken
Entlang die Nacht. In lichtem Schein
Wallt ſtolz das Thal hinab der Rhein.
Ja, ſelbſt des Kornes hohe Felder,
Der Berge laubumwogte Wälder
Erglühn zuweilen wie von Glanz.
Glühwürmchen halten ihren Tanz
Längs Felderrain und Büſcheſaum.
Die Welt liegt wie in hellem Traum.
Dazwiſchen weht ein linder Hauch
Den Duft vom wilden Roſenſtrauch,
Der dort am Hange ſüß erblüht.
Und über alles zuckt und ſprüht
Das Scheidelied der Nachtigallen. —
O, tauſend Wunder blitzen, ſchallen
So durch die linde Sommernacht. —
Doch nichts von all der ſeltnen Pracht
Sieht Reiner rings — Er lauſcht — er ſchaut —
Es klopft das Herz ihm hörbar laut —

Und er, der niemals ſonſt erſchreckt,
Fahrt auf, wenn ihn ein Lärm erweckt,
Der in die nachtumhüllte Raſt
Des ſommerreichen Thals nicht paßt.

Horch auf, jetzt hört er Stimmen nahn!
Zum Brunnen nehmen ſie die Bahn.
Er iſt beſtürzt und klettert ſchnell
Dort in das Buſchwerk überm Quell.
Und näher treten zwei Geſtalten,
Die heiſre Zwiegeſänge halten:
Aus wüſten Kehlen wüſte Lieder;
Es tönen garſt'ge Flüche wieder.
Reiner erkennt im trunknen Paar,
Daß es der rothe Philipp war
Und Franz, des Herrenbauers Sohn.
Wie reißet durch ſein Herz der Ton
Misklingend! Wie durchfahrt es ihn,
Daß ſie zum Herrenhofe ziehn!
Denn ſeit er dort verließ den Herd,
Und ſeit die Tochter heimgekehrt
Von ihrer Fahrt zu den Verwandten,
Wohin die Aeltern ſie verbannten,
Um ihren Reiner zu vergeſſen,
Erſchien der Rothe frech vermeſſen
Aufs neu als Freier vor der Maid.
Drum ſchafft es Reiner tiefes Leid,
Als er die Stimmen der Geſellen
Fern nach dem Hofe hört vergellen.

Doch lange dauert nicht ſein Schmerz;
Denn wieder rauſcht's — und an ſein Herz
Stürmt hin die ſeligſte Geſtalt.
Er preßt ſie trunken mit Gewalt

An ſich in ungeſtümer Luſt:
Ihm lieget Agnes an der Bruſt.
Sie war es, die er hier erharrte,
Sie war's, um die er ſchier erſtarrte,
Als er die Trunknen kommen ſah,
Denn alle Hoffnung ſank ihm da,
Sein Lieb zu ſchaun. Er glaubte ſchon
Sie vor den beiden heimgeflohn.
Doch war bereits ſie auf dem Pfad
Und als die Wüſten kamen, trat
Sie ſeitwärts in des Saatfelds Wellen,
Verbergend ſich vor den Geſellen.
Und als das Paar vorbeigebrüllt,
Da ſprang ſie leicht und mutherfüllt,
Gleichwie ein ſchlankes, braunes Reh,
Zum Brunnen, wo in tiefem Weh
Reiner auf einſam ſtiller Wacht
Von ihr geträumt, an ſie gedacht.

O ſelig ſüßer Augenblick,
Wenn ſich ein bitterbös Geſchick
Urplötzlich doch zum Guten wendet!
Wie ſchnell da Gram und Kummer endet,
Der herb die Seele hat gedrückt!
Wie ſchauet Aug' in Aug' entzückt!
Wie das ſich Herz zu Herzen drängt,
Wie das nun Lipp' an Lippe hängt! —
Sie ſahen ſich ſo lange nicht. —
Die Maid hielt des Gehorſams Pflicht
Vom Hofe fern. — Er irrte weit
In des Gebirges Einſamkeit,
Die Nacht von Gerhard aufgenommen,
Von dem die Kunde auch gekommen,

Die hier zum Quell im nächt'gen Frieden
Die beiden Liebenden beſchieden.

Sie ſitzen ſtill ins duft'ge Grün,
Indeß die Seelen beiden glühn.
Von ihrer Liebe reden ſie:
Voll iſt ſie wie die Harmonie
Der weiten ſommerſchönen Welt,
Sie blitzet wie das Sternenzelt,
Das ſtrahlenprächtig oben funkelt;
Doch, ach, ſie iſt auch tief umdunkelt
Gleichwie die Erde, die ſich weit
Verhüllet in ihr Schattenkleid.
Und dennoch iſt's, als wenn im Düſtern
Viel tröſtungsreiche Stimmen flüſtern:
Dort aus des Brunnens Sträuchen ruft
Der Sproſſer ſchwungvoll in die Luft,
Aus hohem Kornfeld tönen leis
Traumlieder, die die Lerche weiß,
Es ſteigen rings in üpp'gem Strome
Der Kräuter mächtige Arome,
Rings reifet tauſendfache Frucht. —
Da reden ſie von ihrer Flucht —
Fern fort vom trauten Heimatherd,
Wo ſich ein Vater zornig kehrt
Von treuen Herzen, deren Kraft
Verſtrömt in voller Leidenſchaft. —
O Gott, die Feſſeln müſſen fallen! —
Hilf Himmel! — Fort, wir wollen wallen! —

Doch ſieh, was zuckt im Grund empor?
Iſt es ein leuchtend Meteor,
Das dort zu Boden ſich geſenkt? —
Ein hellauf ſtrahlend Feuer lenkt

Den Blick der Liebenden zu Thal.
Iſt es ein lichter Flammenſtrahl
Als Zeichen von des Himmels Güte,
Daß ihrer Herzen ſüße Blüte
Einſt Früchte trägt? — Sie ſtarren lang
Hin nach der Gluten ſtillem Gang. —
Beim Himmel, ſieh! — Nun quillet auch
Dort eine Säul' von braunem Rauch! —
Gott das iſt Feuer! — Rothe Flammen! —
Am Herrenhofe ſchlägt's zuſammen! —

Und wilden Sprungs iſt Reiner auf:
Agnes bleib hier! — In jähem Lauf
Stürmt er gradaus durch Klee und Korn. —
Und bald ertönt das Feuerhorn,
Im Dorfe ſchon die Glocken hämmern,
Indeß im gelben Glutendämmern
Das Thal aufloht. Die Leute laufen
Dem Hofe zu in hellen Haufen.
Mit Leitern kommen ſie gezogen,
Mit Haken kommen ſie geflogen,
Brandſpritzen rollen auf den Wegen,
Es donnern von der Hufe Schlägen
Die harten Steine. Jeder Ort
Schickt eilig ſeine Helfer fort:
Das iſt ein Strömen, Rennen, Suchen,
Das iſt ein Schreien, Toben, Fluchen!
Und über alles ungeheuer
Erſchallt es: Feuer, Feuer, Feuer!

Als Reiner anlangt auf der Stelle,
Brennt es entſetzlich furchtbar helle,
Es ſprüht der ganze Bau von Flammen,
Sie flackern ob dem Stall zuſammen,

Die Scheunen ſtehn in voller Glut.
Gleichwie ein Strom hinwälzt die Flut,
So wälzen ſich die Feuerwogen
Entlang den Hof; und dumpf gezogen
Kommt aus dem Qualm der Ochſen Brüllen,
Das Schreckgewieher von Pferd und Füllen. —
Entſetzlich gellt's! Die armen Thiere
Sie wollen nicht aus dem Reviere
Der Ställe, droht auch ſichrer Tod.
Und wird aus der gewalt'gen Noth
Ein Stück befreit, dann ſtürmt's hinaus
Und brauſt ins Feld in jähem Saus,
Die vollen Saaten niederſtampfend
In wilder Angſt, vom Schweiße dampfend. —
Es iſt ein furchtbar gräßlich Bild,
Schlägt ſo der Brand die Flügel wild!

Sie mühn ſich rings umher zu retten,
Es ſtellen ſich in lange Ketten
Die Menſchen hin, von Hand zu Hand
Entfliegt der Eimer. In den Brand
Klimmt auf der Waſſerſtrahlen Giſcht
Der ſich mit ſchwarzem Rauche miſcht.
Am Dache ſuchen ſie mit Haken
Die kniſternden Balken anzupacken,
Da ſprühen auf aus Holz und Stroh
Die Funkengarben lichterloh.
Zu gute Nahrung hat das Feuer
Im Speicher und in Stall und Scheuer,
Und rieſig wächſt darum die Glut,
Ob jeder ſeine Pflicht auch thut.
Dabei liegt trocken rings das Land,
Tief geht der Bäche Waſſerſtand —

Der Rhein iſt weit — der ſtarken Arme
Sind wenig nur — daß Gott erbarme! —
An Werkzeug fehlt es, um zu ſchaffen.
Man ſieht die Hoffnung bald erſchlaffen,
Vergebens müht ſich das Gewimmel,
Thut nicht ein Wunder hier der Himmel.
Selbſt Reiner iſt vom Muth verlaſſen;
Hier nutzt es nicht mehr anzufaſſen!

Nur Eines gibt ihm guten Troſt,
Wie wild das Element auch toſt,
Gerettet iſt der Herrenbauer
Mit ſeinem Weib. Ein freud'ger Schauer
Durchrieſelt ihn. Doch ſteht der ſtarke
Umſicht'ge Alte tief im Marke
Erſchüttert vor ihm. Sein Geſicht
Iſt blaß und ſtarr das Augenlicht,
Als müßt' er den Verſtand verlieren.
Der Frau verzerrte Züge ſtieren
Verwirrt in all den rothen Glanz,
Dann ſchreit ſie plötzlich: Agnes! Franz!
Wie herzdurchbebend gellt der Ruf,
Der wilde Angſt der Mutter ſchuf!
Das hat den Bauer aufgerüttelt,
Daß er ſich wie ein Löwe ſchüttelt.
Raſch ſtürzt er nach dem glühen Haus,
Raſch in die Thür, der qualmig graus
Der Dampf entquillt. — Was hilft Beſinnen?
Was Warnen? — Jählings iſt er drinnen! —
Was kümmert ihn auch die Gefahr? —
Des Blutes Kraft iſt wunderbar.
Der Selbſtſucht gibt er jetzt kein Recht —
Der Vater denkt an ſein Geſchlecht! —

Und plötzlich herrſchet ringsum Schweigen.
Die furchtdurchbebten Augen zeigen
All nach dem Haus. Den Athem halten
Sie ringsum bei der That des Alten. —
Dann aber ruft der Hirtenbube:
Vergeblich! dort aus Franzen's Stube
Entſtieg der erſte Feuerfunken,
Mit Philipp kam er heim betrunken.
Die beiden rauchten um die Wette,
So ſah ich poltern ſie zu Bette.
Ich hielt beim kranken Ochſen Wacht.
Sie nahmen nicht das Feur in Acht
Und ſind verbrannt. — Tief packt das Wort.
Da ſehen ſie am Fenſter dort,
Wo Agnes ſchlief, den Herrenbauer. —
Er wimmert — daß ein grauſer Schauer
Die Menge faßt: — Sie ſind verſchwunden! —
Und Glut und Rauch hält ihn umwunden. —

Da faſſet Reiner eine Leiter
Hinrennend, wo des Daches Scheiter
Verſtreuen ihren Flammenregen.
Er ſetzt ſie muthig und verwegen
Ans Fenſter an und gleich der Katze
Iſt er mit einem kühnen Satze
Hinaufgeſprungen. — Neue Stille!
Und neue Seufzer! — Welcher Wille! —
Wie ehern ſtark! — In Glut und Dampf
Taucht er hinein zu ſtarkem Kampf! —
Leblos erſtarrt ſind rings die Schauer. —
Entſetzlicher Moment! — Die Dauer
Währt allzulang. — Ein Freudenſchrei
Erklinget dann! — Der Männer zwei

Sieht man am glühnden Fenſter wieder. —
Reiner ſteigt feſt und ſicher nieder,
Sowie er ging, und hochgehalten
Trägt auf den Schultern er den Alten,
Dem oben Geiſt und Athem ſchwand.
Er bringt ihn glücklich aus dem Brand
Und legt mit ruhiger Geberde
Den Ohnmachtſtarren auf die Erde.
Dann ſpringt er fort mit rüſt'gen Sohlen,
Agnes vom Brunnen heimzuholen.

Doch eine dichte Gruppe drängt
Zum Herrenbauer, der verſengt
Am Boden liegt. Sie helfen dort:
Man öffnet ihm das Wams ſofort,
Man ſprengt ihm Waſſer ins Geſicht,
Wäſcht ihn mit Wein und ruhet nicht,
Und herzzerſchneidend tönt zugleich
Das Klaggeſchrei der Frau, die bleich
Die Hände ringt. Sie wähnt am Grabe
Zu ſtehen aller ihrer Habe.
Ach Gott, die Kinder nahm der Tod,
Der nun den Gatten auch bedroht! —
Doch bald belohnen ſich die Müh'n:
Der Beiſtand all, das friſche Grün,
Der Duft vom urgeſunden Grunde,
Die kühle Luft, die ſchon die Kunde
Vom Morgen bringt, der durch das Thor
Des Oſtens leuchtend ſtrahlt empor,
Das alles thut getreu die Pflicht:
Der Bau'r erſchließt ſein Augenlicht.
Zum Leben iſt er neu erwacht,
Doch, ach! zu hören, wie es kracht

Und ſtürzt und rings in Trümmern liegt.
Die Wuth des Feuers hat geſiegt:
Was er beſaß, von Stolz einſt trunken,
Das liegt verödet und verſunken. —
O welche troſtlos wüſte Schau
Trifft hier die Sonne, die ins Blau
Des morgenfrühen Aethers ſteigt!
Wo geſtern Leben ſich gezeigt,
Sieht ſie des Brandes Aſch' und Qualm,
Sie achtet kaum den hellen Pſalm,
Den tauſend Vogelſtimmen bringen,
Die unverzagt ihr Loblied ſingen
Und unbekümmert um die Schmerzen,
Die ſcharf gepackt die Menſchenherzen. —
O, was hat eine Nacht zertrümmert! —
Gott hat's gewollt. — Doch tief bekümmert,
Durchmeſſen trübverwachte Blicke
Die Werke eiſerner Geſchicke.
Daß Franz und Philipp in den Banden
Des Trunkes hier ihr Ende fanden,
Wird furchtbar klar: Verkohlte Knochen
Sie haben Wahrheit, ach! geſprochen. —
Und Agnes, ach! wo blieb die Reine? —
Vergebens ſucht man ihr Gebeine. —

Da tönt ein neuer greller Ruf!
Iſt's Leid, iſt's Freude, was ihn ſchuf?
Er klingt von fern. — Jäh, wie der Wind,
Stürzt Agnes, das verlorne Kind,
Vom Felde her. Ihr folgen ſchnelle
Gerhard und Reiner. — An der Stelle
Des Unglücks ſchlägt's nun doch wie Luſt
An jede gramerfüllte Bruſt.

Der Vater drückt ſie an das Herz,
Die Mutter weint in tiefem Schmerz —
Agnes ſchluchzt auf. — O neu Erwarmen
In ſtürmiſch ſeligem Umarmen!
O ſchmerzlich ſchönes Wiederfinden! —
Man glaubet, wie ſie ſich umwinden,
Sie wollen nimmermehr ſich ſcheiden.
Der Liebe Luſt gießt ſich ins Leiden.
Der Sühne Thränen fließen leiſe. —
Und alle weinen mit im Kreiſe. —

Da tritt der Schäfer ernſthaft vor,
Und heilig klingt ſein Wort empor:
Ernſt iſt das Los und tief das Leid,
Der Himmel ſandte trübe Zeit.
Doch da er prüft mit herben Wehen,
So laßt uns in die Herzen gehen.
Fort Trotz und Stolz und böſer Muth!
Dann wird die Zukunft freundlich gut.
Hier, Herrenbauer, ſteht der Mann,
Der jedes Recht an euch gewann.
Daß er euch wahrte Weib und Kind
Schlugt ihr hochmüthig in den Wind.
Heut hat er euch, den mürben Alten,
Das Leben, wie einſt mir, erhalten.
Um eure Maid freit er aufs neue,
Er hält im Unglück ſeine Treue.
Fürbittend ſteh' ich hier als Ohm —
Doch wie ich's bin, das wird im Strom
Der Tage klar — Er hat Genügen
An Gold, den Hof euch neu zu fügen.
In dieſer Taſche iſt ſein Gut.
Schlagt ein, dann endet alles gut!

Schlagt ein, hier darf kein Mißklang tönen.
Wir wollen herrlich uns verſöhnen! —
Der Schäfer ſprach ſo voll und gut,
Es wankt des Herrenbauers Muth;
Er ruft: Mir iſt der Stolz gebrochen!
Wo Gott ſo laut und ſtreng geſprochen,
Da beugt in Demuth ſich mein Haupt! —
Die Thräne fließt — wer hat's geglaubt! —
Dem harten Mann — er preßt den Knecht
An ſeine Bruſt — ſo war es recht —
Und weinend faßt er freundlich weich
Der Tochter Hand und fügt ſie gleich
In Reiner's Hand. — Der Mutter Segen
Gilt beiden. — Frohe Wünſche regen
Sich rings im Kreiſe durch die Lüfte. —
So wachſen Roſen über Grüfte! —

* * *

Doch als der Lenz aufs neu die Flur
Des Thals beſchritt, da war die Spur
Von Gram und Elend bald verwiſcht,
Grün lagen Feld und Wald erfriſcht,
Und an der Stätte wo der Brand
So wüſt und wild gelodert, ſtand
Ein neuer Herrenhof und ſah
Mit blanken Giebeln fern und nah
Ins ſchöne Thal. Die Scheunen alle
Entwuchſen höher, in dem Stalle
Da brüllten größre Rinderſcharen,
Die Pferde, die dort ſtanden, waren
Von ſtrafferm Bau, denn Gerhard's Geld
Hat alles herrlich hergeſtellt.

Der Alte ſieht ſo fröhlich drein
Und neckt in muntern Plauderein
Sich mit dem mildern Herrenbauer
Und ſeinem Weib. Die tiefe Trauer
Von beiden ſcheinet längſt geſtillt.
Es iſt, als ob ein Segen quillt
Auf alle von dem holden Kind,
Das ſie ſo freundlich froh geſinnt,
Abwechſelnd auf den Armen tragen,
Recht wie ein Troſt den alten Tagen.
Agnes' und Reiner's iſt der Knabe —
Er prägt als ſchöne Gottesgabe
Ein Siegel auf den reinen Bund,
Der tief aus guter Seelen Grund
Gewachſen iſt. — In Luſt und Schmerzen
So prüften ſich des Paares Herzen.
Sie ſchaffen fröhlich unverdroſſen
Als holdvereinte Werkgenoſſen —
So leben ſie dort in der Grüne. —
Und rings iſt Segen, Luſt und Sühne.

Der Rattenfänger von Sanct-Goar.

An Berthold Auerbach.

Jetzt iſt's ein Jahr. Denkſt du der Nacht
Auf Brühl's Terraſſe? Nach den Gluten
Des Tages lag des Vollmonds Pracht
Auf Stadt, Gebirg, Gebreit und Fluten,
So heimatlich war Thal und Fluß.
Wir grüßten uns mit deutſchem Gruß!
Weit wurden unſre Seelen offen.
Wir ſprachen lang vom Vaterland —
Viel gab's des Wehs — doch kräftig ſtand
Der Männermuth auf friſches Hoffen.

Wir ſprachen lang von deutſcher Kunſt,
Vom deutſchen Singen, Bilden, Dichten. —
O Buhlerei um eitle Gunſt,
Wie ſie den Blick zur Fremde richten!
Stoff ſuchen ſie in Weſt und Oſt,
In Nord und Süden weiche Koſt,
Die frömmelnd hier, dort lüſtern ſchaffen,
Als wäre unſer Volksthum todt,
Das tiefe, reiche! — O du Noth!
Wir brauchen ſehr des Geiſtes Waffen!

Es gilt, dem Krieger mit dem Schwert,
Dem Bauer, der pflügt in unſern Marken,
Dem Weiſen, der die Jugend lehrt,
Das Volksbewußtſein zu erſtarken.
Ob das mit fremden Tand ſich thut?
Das thut ſich, wenn getreu und gut
Die Dichter gehn auf deutſchen Bahnen,
Wenn wir die Einheit baun im Geiſt.
Bei Gott, dem Künſtler frommt's zumeiſt,
Zu greifen zu den deutſchen Fahnen.

Mein Freund vom Schwarzwald, dahin ſtieg
Stets deiner Dichtung helles Streben! —
Ob dir's gelang! — Schon jauchzt zum Sieg
Die Einkehr in das Heimatleben.
Mein Schlachtruf auch iſt früh und ſpät:
Die deutſche Kunſt! Voll Majeſtät
Erſtehe ſie im Land der Eichen,
Mitbauend am ein'gen Vaterland! —
So nimm vom Freund am Rheinesſtrand
Dies deutſche Lied als Hoffnungszeichen!

Köln, Goethe's Geburtstag 1856.

W. M.

1. Das Echo.

Der Herr April thut, was er will,
Der unwirſch tolle Wetterjunge.
Bald iſt er brauſend laut, bald ſtill,
Hüpft rechts und links in jähem Sprunge,
Bald iſt er wie der Norden kalt
Und wirft im Sturmwind Eis und Schloßen,
Und wie der Süden leuchtend bald,
Von hellem Sonnenglanz umfloſſen.
Du Sauſewind, du Brauſewind,
April, wie biſt du nur geſinnt?
Seltſamer Neckbold! — Heute träumt
Er ſtill und lautlos. Duftumſäumt
Liegt Berg und Thal; um Fluß und Auen
Webt dämmerhaftes, feuchtes Grauen.
Doch pfeift der Fink, die Schwalbe ſchießt;
Die Knospe quillt, die Blüte ſprießt,
Die Gräſerhalme ſtehn umthaut,
Rings wehen Düfte aus dem Kraut,
Ein Wachsthum brütet allerwegen:
Die Erde ſchwillt im Frühlingsſegen.
Am glatten, ſtillumflorten Rhein
Aufwärts die Straße zieht ein Paar
Von Mädchen. Töchter aus Sanct-Goar,
Luſtwandeln ſie ins Land hinein.

Die Kleine mit der luſt'gen Miene,
Das iſt des Kronenwirths Juſtine,
Des Haares Zöpfe ſtrotzen dunkel,
Die Augen blitzen wie Karfunkel,
Ihr Mund iſt lachend, und am Kinn
Im Grübchen hüpft der Schalk dahin.
Der Leib iſt ſchmiegſam, friſch der Gang.
Wer Gäſte muß bedienen täglich,
Bedenkt ſich eben nicht zu lang.
Treppauf, treppab, das macht beweglich!
Die andre, goldblond ſchlanke Maid
Iſt Winzer Martin's Adelheid.
Welch ein herzfrommes Angeſicht
Mit ſeinem Veilchenaugenlicht!
Das ganze Weſen ſchämig ſcheu;
Sie iſt ein Abbild holder Treu,
Und ſchreitet ſchüchtern ſittſam neben
Der prallen Freundin längs den Reben.

Erſt horchen ſie der Nachtigall,
Die noch nicht lange angekommen
Und ihrer Lieder ſüßen Schall
Hintönet ſchmerzlich luſtbeklommen.
Den weißen Hagdorn ſehn ſie hell
In Blüten ſtehn. Sie pflücken ſchnell
Am Boden ein verborgen Veilchen.
Dann ſtehen ſie am Felſenquell,
Der ſchwatzend rauſchet, noch ein Weilchen.
Nun horch! Sie ſingen: „Trariro,
Der Sommer der iſt da!" Wie froh,
Wie hell, wie licht klingt's übern Rhein!
Gern ſchlürft die Luft den Wohllaut ein.
Doch wie ſie weiter wandern, zaudern
Die Klänge, es beginnt ein Plaudern.

Sie neigen ängſtlich Mund an Ohr,
Als ob ſie nicht alleine gingen,
Als könnt' aus Buſch und Strauch hervor
Ein Lauſcher horchen. Hebt die Schwingen
Ein Vogel plötzlich auf dem Aſt,
Schnellt ſich ein Fiſch empor mit Haſt
Im grünen Fluß: es macht ſie ſchrecken
Jedweder Ton im ſtillen Raum.
Was mögen ſie ſich nur entdecken
Am blühenden Hollunderbaum?
Laut wird das Flüſtern, Kichern, Necken!
Es ſind, ich hör's am zagen Scherzen,
Geheimniſſe verliebter Herzen.

Juſtine kommt zuerſt in Schuß:
„Sprich, iſt es nicht Pankratius,
Der Sohn vom neuen Bürgermeiſter,
Dem dicken Stumpf, der dreiſt und dreiſter
Dir allwärts nachgeht? Gaſſe, Platz,
Tanzboden, Kirche ſcheut er nicht,
Er ſuchet ſtets dein Angeſicht!
Hat er dich nicht erwählt zum Schatz?“ —
Doch Adelheid entbrennt in Glut,
Wär's möglich, ſie gerieth in Wuth,
Jetzt aber kommt das Wort in Fluß:
„Sprich, iſt es nicht Servatius,
Des neuen Bürgermeiſters Sproß,
Der dir nachwandelt wie dein Schatten?
Er iſt im Städtchen dein Genoß,
Dein Freier in Gefild und Matten!“ —
„Pfui,“ bricht Juſtine lachend aus:
„Der Taps iſt Schrecken mir und Graus!“
„Sein Bruder“, rufet Adelheid,
„Iſt mir bei Gott wie Reu und Leid.“

Doch Ernſt wird endlich aus dem Scherz.
Juſtine meint: „Jetzt red' ich offen,
Ich zeige dir mein ganzes Herz,
Und daß du folgeſt, will ich hoffen!“ —
Ja, kommt der Vögel Paarezeit,
Die all von ihrer Liebe ſingen,
Da kann die Bruſt ſo Luſt wie Leid
Nicht mehr in ödes Schweigen zwingen.
Laut klopft das Herz der Freundin auf,
Und die Erzählung nimmt den Lauf:

„Michelis war's im letzten Jahre,
Krammarkt hielt man zu Bacharach,
Mein Vater ſprach vorher: Ich fahre,
Auf, Mädel, rüſte dich gemach!
Einkäufe gilt es zu beſorgen! —
Lebendig ward's am andern Morgen,
Die Gäule wurden angeſchirrt
Am leichten Wagen. Gäſte kamen,
Die, laut begrüßt vom Kronenwirth,
Raſch Platz auf allen Sitzen nahmen.
Der Bürgermeiſter war dabei,
Der jüngſt anlangte. Seine zwei
Unholden Söhne fuhren mit.
Mein Vater hatte ſie geladen,
Er dachte: Gut iſt ſolcher Schritt,
Ein Stein im Bret der kann nicht ſchaden.
Wer Herberg hält, ſucht allezeit
Verſtändniß mit der Obrigkeit,
Denn wo viel trinkend Volk ſich trifft,
Da ſetzt es oftmals Zank und Gift:
Und blut'ge Köpfe, blaue Flecken,
Die muß ein guter Wirth dann decken. —

Ein Herbſttag war es, kühl und klar,
So ging's hinaus. Zu Oberweſel
Verſpürte Durſt die luſtg'e Schar,
Sie zechten ſchon im Grünen Eſel.
Zu Bacharach im Eichenwald,
Da machten ſie von neuem Halt:
Man ſetzte ſich zu Tiſch und Bank
Und heiſchte Rüdesheimer Trank.
Ich ſchritt derweilen zu den Buden
Und kauft' bei Chriſten und bei Juden
Thonwaaren, Flaſchen, Porzellan, —
Im Haus war ſchrecklich viel zerbrochen
Beim Zapfen, Trinken und beim Kochen; —
Sah mir Kattun und Wollzeug an,
Lugt' nach den Ringen und Korallen:
Das Blitzen thät mir wohl gefallen,
Doch gleißend Zeug ſteht hoch im Preiſe,
Ungern ging dran vorbei die Reiſe.
Ich hielt mich auch ein Weilchen auf
Beim Marionettenſpiel der Puppen.
Sie lauſchten dort in dichten Gruppen
Hanswurſt und ſeiner Späße Lauf.
Herrn Petz, des Bären, plumpen Tanz
Betrachtet' ich, des Markttags Glanz,
Die Trommel klang, die Pfeife ſchrillte,
Grimaſſen ſchnitten garſt'ge Affen,
Das macht' der Jugend was zu ſchaffen.
Und als ſich meine Neugier ſtillte,
Kauft' ich mir noch ein Heil'genbild,
Die Schutzpatronin, Sanct-Juſtine,
Die Heil'ge, welche ſüß und mild
Jetzt hängt an meines Betts Gardine.
Gottlob, ſie hat mir viel genützt
Und mich durch ihre Huld beſchützt.

Denn als ich in die Herberg kehrte,
Da war des Lärms kein End und Ziel,
Sie hatten alle ſchon zu viel,
Obgleich ein jeder mehr begehrte.
Mein eigner Vater iſt beſpitzt,
Der dicke Bürgermeiſter ſitzt
Und keucht und ſchwitzt. Sein Umfang droht
Aus Rand und Band zu gehn. O Noth!
Im Dampfe iſt Pankratius,
Im Nebel iſt Servatius.
Die andern ringsum im Gewimmel
Sehn für 'ne Baßgeig an den Himmel.
Sie ſchreien auf: Da iſt das Mädchen! —
Wer gleicht ihr denn im ganzen Städtchen?
So rühmt mein Vater: Keine, keine! —
Servatius aber ruft: Nicht Eine!
Bei Gott, jetzt thu ich, was ich muß,
Ich geb' ihr ſchmackhaft einen Kuß. —
Er hebt ſich rennt mir nach, ich rette
Zum Vater mich. — Was gilt die Wette,
So tönt es rings, ſie lacht dich aus! —
Das ſpornt ihn erſt. — O Schreck und Graus!
Er naht mir ſchon. — Der Vater mahnt
Dem Bürgermeiſter zu Gefallen:
Gans, zier' dich nicht! — Mir aber ſchwant
Nichts Gutes, ich entfliehe allen,
Zur Thür hinaus, der Unhold nach,
Hinab die Gaſſe geht's zum Rhein,
Der Tölpel trunken hinterdrein.
Gott! wie entrinn' ich dieſer Schmach?
Da liegt ein Kahn, ich drein vom Strand,
Nicht ſehend, hörend, Hülfe ſchreiend! —
Doch ſieh, der Nachen ſtößt vom Land,
Die Flut dazwiſchen, mich befreiend! —

Ich athme auf! Doch bleibt im Schuß
Der hitzige Servatius,
Gleich wie ein Pfeil geſchnellt vom Bogen,
Und plumps, da liegt er in den Wogen!
Hei, welch ein Rufen! Zappelnd toben
Die Glieder ihm. — Seht, Jett ſchwimmt oben,
Im Rhein gibt's keinen Wein zu ſaufen!
Der macht das Waſſer überlaufen!
So tönt der Schiffer lachend Scherzen. —
Es war zum Glück nicht tief die Stelle,
Man zieht ihn triefend aus der Welle. —
Mir aber fiel ein Stein vom Herzen. —
So ſeh ich um mich, denn die Berge
Verſchieben ſich, es geht der Nachen,
Die Fluten rauſchen. — Wer iſt Ferge?
Wol mocht ich große Augen machen,
Denn der mich fuhr, war Valentin! —
Mir ſtieg das Blut. Ich grüßte ihn.
Wie gut ſein Wort, ſein Blick wie klar! —
Wohin, Juſtine? Nach Sanct-Goar?
Ich führe mit dem Trunknen ſchlecht,
Fahr zu, ſo rief ich, mir iſt's recht. —
Bei mir biſt du in gutem Schutz!
Sprach Valentin mit edlem Trutz.
Weit griff ſein Ruder in die Flut,
Die warm im Mittagsglanze ruht
Und leuchtend glitzert. Ferne blinkt
Schon Bacharach mit Stadt und Mauer,
Stableck wird klein, und endlich ſinkt
Es ganz. Ich fühle keine Trauer,
Hinwegzufahren. Lieblich gleiten
Die grünen Ufer uns zu Seiten,
Weingärten, Dörfer, Schlöſſer, Wald. —
O Einſamkeit, ſo mannichfalt,

Auf ſtillen Wogen hingetragen!
Das that mir friſch und ſüß Gewalt.
Wie ſchön die Fahrt, ich kann's nicht ſagen.
Und Valentin, hilf Gott, es war
Kein Mann in jener trunknen Schar
Ihm fern vergleichbar. Freundlich lachte
Sein Weſen voller Kraft und Luſt,
Hell klang ſein Wort aus tiefer Bruſt,
Friſch, freudig ſagt' er, was er dachte.
Wie liebt' er Handwerk, Strom und Schiff,
Wie ſprach er kühn von Sturm und Wind,
Von Eisgang, Sandbank, Fels und Riff,
Die all der Feigen Feinde ſind!
Ich zitterte, ſein Aug' war Glut,
Mein war die Furcht, ſein war der Muth.
Er ſtand ein Mann, echt, freudig, ſtark,
Sein Geiſt iſt Eiſen, Erz ſein Mark.
Zu eilig kamen wir hinunter
Bei ſeinen Reden frei und munter.
Dieſſeit der Lurlei an den Weiden
Hielt er am Land. Ich ſprang zum Strand
Und dankte freundlich, um zu ſcheiden.
Treuherzig faßt' er meine Hand
Und fragte: Ohne allen Lohn?
Was bin ich ſchuldig? fragt' ich ihn, —
Den Kuß vom Bürgermeiſters-Sohn!
Sprach er in halbverlegnem Ton. —
Du ſollſt ihn haben, Valentin! —
Ich gab ihm luſtig einen Schmatz,
Er jauchzte: So iſt's richtig, Schatz!
Er ging zum Nachen, ich nach Haus. —
Doch iſt mein Stückchen noch nicht aus.
Seit jener Zeit iſt er mir gut,
Und ich bin gut der braven Haut.

Wie wohl uns das im Herzen thut,
Wir haben es uns längſt vertraut.
Zwar will mein Vater einen Herrn
Für mich zum Mann. Ihm wär' es recht,
Hätt ich den Taps Servatius gern.
Ich aber dank' für ſolch Geſchlecht.
Den Valentin nur will ich freien!
Juchhe, bald kommt die Zeit der Maien!“

Juſtine ſchweiget. Adelheid
Hat ſtill gehorcht in Seligkeit.
„Vertrauen“, ruft ſie, „heiſcht Vertrauen,
Geheimniß macht Geheimniß brechen.
Auf dich, Juſtine, kann ich bauen.
Wie drängt es mich, vor dir zu ſprechen!
Auch ich bin glücklich, ganz wie du,
Im Glücke ſonder Raſt und Ruh.
Die Rebenblüte war vorbei,
Im Juli war's, vielleicht Auguſt,
Die Trauben wuchſen voller Luſt,
Der Vater ſchickte mich zur Lei,
Zu brechen dort die wilden Schüſſe
Im üppigen Gerank der Reben,
Um für der Sonne heiße Küſſe
Den jungen Früchten Raum zu geben.
Von Stuhl zu Stuhle, Stock zu Stock,
Band ich die Loden an den Pflock
Und ſchnitt die übergroßen Zweige.
Drei Tage blieb ich angeſpannt,
Bis ich erreicht des Weinbergs Rand,
Und ſchier des Gipfels Höh erſteige.
Nun ſchreie ich vor Freude hell:
Juhu! ins Thal. Da ſchreckt ein Rauſchen
Im Buſchwerk mich, kaum konnt' ich lauſchen,

So iſt ein Hund auch ſchon zur Stell.
Bernhard, der Förſter, folget ſchnell.
Der grüne Rock, der Federhut
Stehn ihm ſo luſtig zu Geſicht,
Sein Aug' iſt wie des Falken licht.
Ich fühlt' im Antlitz heiße Glut,
Denn oft ſchon folgt' ich mit Vergnügen
Dem freien Weſen, offnen Zügen,
Wenn Sonntags er zur Kirche kam,
Und wenn er theil am Tanze nahm.
Hei, ſprach des Soonwalds kühner Sohn:
Voll Ungeduld wart' ich hier oben
Drei lange, lange Tage ſchon.
Heißt das die Sanftmuth nicht erproben
Bei einem Weidmann, welcher frei
Bergauf, bergab das Land durchklimmt,
Indeß die Maid der Tage drei
Sich für ſolch Maulwurfhüglein nimmt?
Doch kurz und gut, ich muß dir's ſagen,
Im Städtlein fehlte mir das Wort,
Im Tanzſaal war der Mund verdorrt,
Ich mußt' es immer weiter tragen;
Doch hier in Gottes freier Welt,
Auf Bergeshöhn, im Waldeszelt,
Da fühl' ich wieder mich zu Haus,
Da ſag' ich dir es grad heraus.
Ich hab' dich lieb! — Und er verſtummt. —
Rund ging mir alles. Feſtgebannt
Stand ich. Ein warmer Druck der Hand,
Ein heißer Kuß! Es ſauſt und ſummt
Mir durch den Kopf. Doch als ich wieder
Aus all der Wirrniß zu mir kam,
Da floſſen meine Thränen nieder,
Indeß er in den Arm mich nahm.

Mir war ſo wohl, ſo weh, ſo weich,
Ich war ſo glücklich und ſo reich!
Was mir noch fehlte, war vollendet,
Was ich erſehnte, war beendet.
Wir ſaßen in das hohe Gras,
Von hellen Zweigen überdacht.
Uns kam das Wort zurück mit Macht,
Wir plauderten bald dies, bald das;
Das war ein ſüßes, helles Koſen
Dort unterm Buſch der wilden Roſen,
Wo wir nun manchen Sommertag
In ferner Einſamkeit verbrachten,
Und, wie das Herz es will und mag,
Erzählten, ſchwatzten, küßten, lachten.
Gott weiß, wol war es ſchöne Zeit
Im lichten Sommerſonnenſchein,
Tief unter uns den ſtolzen Rhein,
Tief hinter uns Welteinſamkeit,
Rings um uns wilde, duft'ge Blüten,
Waldvöglein ſangen, Glocken klangen,
Die goldnen Käfer auf ſich ſchwangen:
Gott möge ſolche Luſt behüten
Für jedes treue Liebespaar!
Ich ſag' es nicht, wie reich es war.
Bernhard kam Winters oft herab,
Doch war die Welt da wie ein Grab,
Schneekalt und dumpf lag ſie im Düſtern
Wir wechſelten nur leiſes Flüſtern,
Nur raſche Worte bei dem Tanz,
Denn ſind wir uns auch einig ganz,
Wir dürfen nicht die Lieb verrathen,
Weil einem Herrn mich auserſehen
Die Aeltern, Sippen, Muhmen, Pathen.
Doch will ich eine Naſe drehen

Dem eitlen Drängen. Sommerluſt
Führt mich zurück an ſeine Bruſt,
Pankratius mag mit r[illegible]gen Sohlen
Sich anderwärts ein Liebchen holen!
Den Bernhard einzig will ich freien!
Juchhe, bald kommt die Zeit der Maien."

Und beide ſtimmen fröhlich ein:
„So ſoll, ſo muß, ſo wird es ſein!"
Irſtine ſpricht: „Des Stromes Welt,
Die hält den Mann geſund und wahr,
Das Herz bleibt gut, die Seele klar.
Mein Schatz giert nicht nach Gut und Geld,
Drum will ich treulich eigen ſein
Dem braven Schiffer auf dem Rhein!" —
Und Adelheid hebt an: „Der Wald,
Der macht die Seele heil und grün,
Der blöde Reichthum läßt ſie kalt,
Mein Schatz iſt wild und friſch und kühn;
Mein Schatz im ſchönen Waldeszelt
Gilt mehr mir wie die weite Welt."

So tönt ihr Schwur. Dann ſchweigt das Paar.
Es iſt ein heil'ger Augenblick,
Ein Abſchnitt iſt es im Geſchick
Der jungen Herzen. Wunderbar
Stimmt zu dem Ernſte rings das Land,
Der Fluß iſt ruhig wie ein See,
Die Berge ſtarren hoch zur Höh,
Und drüben hebt mit ſteiler Wand
Die Lurlei ihre Felſenmaſſen.
Wie abgeſchloſſen und verlaſſen

Iſt hier die Welt! Des Vogels Lied,
Das aus den grünen Büſchen zieht,
Klingt in des Berges Echo wieder.
Ein Lied macht drüben viele Lieder.

„Hörſt du du den Widerhall?“ ſo ſcherzt
Alsdann Juſtine froh beherzt.
„Was denkſt du, ſollen wir's nicht wagen,
Da rings nicht Menſchen, Kähne, Wagen
Zu ſehen ſind, die lieben Freier
Dem Lurleifelſen zuzurufen,
Zu forſchen, ob der alte Schreier
Sie widerhallt an ſeinen Stufen?
Die andre meint: „Das ſoll geſchehn!“
Und beide ſieht man ſtille ſtehn.
Juſtine rufet: „Valentin!“
„Bernhard!“ ſo rufet Adelheid.
Und von der alten Lurlei ziehn
Durchs Thal dieſelben Namen weit.
Die Mädchen klatſchen in die Hände,
Es iſt ein Jubel ohne Ende!

Doch horch! nun tönt ein andrer Klang
Das tiefe, weite Thal entlang,
Erſt einfach, dann verhundertfacht,
„Juſtine!“ klinget es mit Macht:
Und „Adelheid!“ in gleicher Weiſe,
Die Berge rufen's all im Kreiſe.
Die Mädchen ſchrecken jäh zuſammen,
Und fahle Bläſſe ſcheucht die Flammen,
Die auf den Wangen erſt gebrannt.
Sie faſſen ſich, ſie fragen ſich:

„Wer rufet dich? wer rufet mich?“
Sie forſchen allwärts hingewandt. —
Da fährt ein Kahn vom Weidenſtrand,
Er trägt den Fiſcher Valentin.
Ein Jäger ſteht am Felſenrand,
Der Bernhard iſt's, ſie kennen ihn.
Die beiden Burſchen aber grüßen,
Und jeder Gruß gilt einer Süßen.

2. Die Kartenſchlägerin.

Der Abendglocke frommer Klang
Verhallet Berg und Thal entlang,
Und aus des Winzers Martin Haus
Zwei Mädchen treten raſch heraus.
Die Adelheid iſt's mit Juſtinen,
Was macht ſo ernſt und ſtarr die Mienen,
Die lachenden? Scheu, Heimlichkeit
Und Argwohn liegt auf den Geſichtern.
Was fehlt den frohen, luſt'gen Wichtern,
Daß in der Stille weit und breit
So leis ſie flüſtern, um ſich ſehn,
Als wäre wunder was geſchehn,
Als müßten ſie die Blicke meiden
Und ſich von allen Menſchen ſcheiden?

Die Gaſſe ſteigen ſie hinauf,
Die bergan führet. Raſch im Lauf
Erreichen ſie die Gartenhecken,
Die ſie in hohem Laub verſtecken.
Schier athemlos geht's auf die Pfädchen,
Die ſich verſchlingen kreuz und quer.
Kommt keiner auch des Wegs daher?
Das iſt die Furcht der beiden Mädchen,

Die heißen Hauptes weiter wandern,
Die eine eng gepreßt zur andern.
Sie merken nicht den ſüßen Mai,
Der ſchwärmend, ſelig, jauchzend, frei
Das Land entlang im Fluge ſtreifet,
Verſchwendriſch in ſein Füllhorn greifet
Und tauſend Blumenkelche ſtreut,
Dran in der Flur der Blick ſich freut;
Der tauſend Vögelein entläßt,
Hei! helle Kehlen, leicht Gefieder,
Die aus der Luft und vom Geäſt
Hinſchmettern ihre wilden Lieder.
Sie fühlen nicht den Abendwind,
Mit dem er in den Zweigen rüttelt,
Daß Kirſch- und Apfelbaum ſie lind
Mit roſenhellem Bluſt beſchüttelt.
Sie kennen nur ein einzig Ziel,
Der Thurm iſt's an der Mauerecke
Des Städtleins. Seit die Feſtung fiel,
Liegt er verborgen im Verſtecke
Von Nußbaumrieſen hoch und prächtig. —
Bei Gott, die Eile iſt verdächtig!

Was wollt Ihr bei dem Trümmerneſt?
Was ſucht Ihr in dem Eulenneſt?
Was führt, Unſchuld'ge, Ihr im Schilde?
Bedenkt, dort hauſt die alte Hilde!
Kennt Ihr denn ihre Tücke nicht?
Es traut kein Menſch dem Fuchsgeſicht
Die Leute ſagen all, daß ſie
Zu Falle bringt das blankſte Vieh,
Daß ſie die Kinder ſiechen macht,
Erwachſ'nen ſelbſt den Tod gebracht

Mit böſem Blick, mit grauſen Sprüchen.
Zwar brauet ſie auch manchen Trank
Zur Mitternacht in ihrer Küchen
Und heilt damit, wer matt und krank;
Kocht gute Salben ſchlimmen Wunden
Mit Kräutern, tief im Wald geſunden.
Doch wer ſich ſelber liebt, der bleibt
Am beſten ihr aus dem Geheg,
Und wär es auf den Kirchenweg,
Da ſie ſogar es ſeltſam treibt
Am Gotteshaus. Nie tritt ſie ein,
Steht an der Thür auf hartem Stein;
Sie ſagt, drin ſei zu dick die Luft.
Doch wer verträgt nicht Weihrauchduft?
Sie kniet nicht bei dem Sakrament,
Sie ſagt, ſie wär gelähmet ganz.
Verwirrt ſchlägt ſie das Kreuz; ſie kennt
Nicht Vaterunſer, Roſenkranz.
Und betet ſie, ſind's andre Laute,
Die wol der Schwarze ihr vertraute.
Der Schwarze ſoll ſie nachts beſuchen
Zu Miſtbeetkaffee, Knochenkuchen.
Er treibt's mit ihr des nachts im Thurm,
Heult wüthend der Quatemberſturm.
Walpurgisnacht auf einem Stock
Fliegt ſie zum Blocksberg durch die Luft,
Zerriſſen iſt ihr ſchmuz'ger Rock,
Müd kehrt ſie morgens in die Schluft.
Ihr jungen Dinger, habet Acht,
Daß Ihr Euch nicht unglücklich macht!
Denn dieſes ruppige Gewächſe,
Gott ſteh' uns bei, iſt eine Hexe!
Sie wohnt im Hexenthurm! So nennen
Das Maurwerk alle, die es kennen.

Was hilft's? Das Pred'gen iſt nicht gut
Bei jungen Köpfen, tauben Ohren;
Denn Jugendblut hat Uebermuth,
Und Weisheit paſſet nicht den Thoren.
Saht Ihr Zaunkönige wol gar
Ins rundgebackne Neſtchen hüpfen?
Wie ſie, denkt Euch das Mädchenpaar,
Die Thür des alten Thurms erſchlüpfen!
Sie ſind im ſchwarzverrauchten Raum,
Der einſt gedient zur Feſtungswarte
Und fahles Licht — Tag iſt es kaum —
Erhält durch eines Schießlochs Scharte.
Der Blick gewöhnet ſich gemach
An dieſe halbe Finſterniß
Und ſchaut Geräthe mannichfach,
Uralt verbraucht, mit Spalt und Riß,
Hier Bett und Kiſte, Tiſch und Schrank
Drauf alte Krüg' und Flaſchen ſtehn,
Dort Töpf' und Scherben auf der Bank,
Die ſchon ein funfzig Jahr geſehn.
Thierknochen, Pferdeſchädel hängen
Mit Ochſenhörnern an der Mauer;
Als ſtänd' er wachſam auf der Lauer,
Schaut Epheu durch des Fenſters Engen.
Und an dem Herd, auf dem verſunken
Nur noch zwei Aſchenkohlen funken,
Da hockt das vielverrufne Weib
Mit ſeinem welkverſchrumpften Leib
Von hundert Jahr und einer Stunde,
Mit ihrer krummen, ſpitzen Naſe,
Mit Augen, wie von grünem Glaſe,
Und einem Zahn im öden Munde,
Der ſchier dem alten Thurme gleicht,
In dem ſie wohnet. Buckelnd ſtreicht

Der ſchwarze Kater Schnurremurr
An ihrem Bein, ſein Auge blitzt,
Eintönig ſpinnet ſein Geſchnurr.
Auf dem zerbrochnen Faſſe ſitzt
Herr Quackerack, der große Rabe.
Bedenklich ſieht der alte Knabe
Sie oft mit einem Auge an,
Das andre hält er zugethan.
Siſi, die Eidechs, kriecht am Herd,
Dem warmen Feuer zugekehrt.
Doch plötzlich raſchelt ſie zur Spalte,
Der Rabe quackt, der Kater maut, —
Die Mädchen haben ſie erſchaut,
Sie ſtieben fort mit ängſt'gem Laut —
Nun wendet auch den Kopf die Alte.

„Was wollt ihr in ſo ſpäter Zeit?“
So kreiſcht Frau Hilden's dünne Stimme.
So kreiſcht ſie ſtets, doch ſie iſt weit
Von allem Unmuth, Zorn und Grimme.
So war es einmal ihre Art,
Denn nimmer that ſie ſanft und zart.
Bald grinſt ſie freundlich: „Hei, welch Glück!“
Ein friſch und blank Halbguldenſtück
Sieht ſie in jedes Mädchens Hand.
Wie forſcht ſie ſcharf und unverwandt,
Der Elſter gleich, die nach Metalle
Hingreift mit Schnabel und mit Kralle!
„Was treibt Euch, blanke Kinder, her?
Sagt unbeſorgt und unbefangen,
Sind Liebestränke Eur Verlangen,
Sind Arzeneien Eur Begehr?“ —
„Das nicht“, ſo ſpricht Juſtine drauf,

„Wir danken für die Hexereien,
Schlagt uns geſchwind die Karten auf,
Sagt uns, wen wir dereinſtens freien!“ —
„Ich bin zu Dienſt, du junges Blut“,
Ruft Hilde, die geſchäftig thut. —
Wie ſpitz ſie hört, wie ſcharf ſie ſchaut,
Daß kaum man ſeinen Sinnen traut!
Und wie ſie jetzt raſch humpelnd ſchleichet!
Ein Stümpfchen Unſchlitt brennt ſie an,
Dann rutſchet ſie, ſo raſch ſie kann,
Daß ſie den alten Schrank erreichet.
Flink iſt das Kartenſpiel zur Hand,
Gebraucht, beſchmuzt, gefleckt, zerriſſen.
Sie ſtellen ſich zum Tiſchesrand.
„Jetzt, Mädchen, ſollt ihr alles wiſſen!“
Sie miſcht, ſie legt die Blätter hin
Und wechſelt oftmals kreuz und quer,
Was da gelegen, legt ſie her
Mit tief geheimnißvollem Sinn.
Nun endlich iſt das Schickſal fertig!
Wohlauf, nun ſeid des Spruch gewärtig!
Und mit bedeutungsſcharfer Miene
So wendet ſie ſich zu Juſtine.

„Der recht dir nachgeht, gehet nicht,
Er ſchwimmt. Ich ſeh es an dem Waſſer,
Das ſich um deine Karten bricht,
Die Karten werden immer naſſer.
Zur Flut gehn die Gedanken dein,
Die Flut iſt lang als wie der Rhein.
Herzkönig, ſieh, er ſegelt wacker,
Das Waſſer iſt ihm guter Acker.
Ei, ei, ich glaub' er führt ein Schiff,

Und meidet klüglich Fels und Riff.
Doch noch ein andrer ſtellt dir nach,
Er ſteht im Lande auf der Lauer,
Ein Stoffel iſt der Kreuzerbauer,
Der ſchier den Hals im Waſſer brach.
Es miſcht ſich jemand noch darein,
Der jemand wird dein Vater ſein.
Kreuzbauer zeigt ihm einen Sack,
Doch in dem Sacke fehlt das Geld,
Und endlich heißt es: Bauer, pack
Und geh hinaus in alle Welt!
Herzkönig kommt im Hafen an,
Herzkönigin läßt ihn nicht warten. —
Nun ſieh, ob es dir nützen kann,
Das iſt das Sprüchlein deiner Karten.“

Juſtinen thut der Spruch nicht leid,
Er hat ihr recht das Herz erfriſcht.
Herzbebend ſtehet Adelheid,
Indeß die Alte wieder miſcht,
Die dürren Knochenfinger regend
Und hin und her die Blätter legend.
Sie ruft: „Ei ei!“ — Die Maid wird blaß —
„In dieſen Karten iſt's nicht naß,
Ich ſeh den Wald hier nicht vor Bäumen,
Ich muß durch Eichen, Linden, Buchen
Mühſam den rechten Weg mir ſuchen.
Ja, all dein Denken und dein Träumen
Iſt in der Grüne ungetheilt,
Herzkönig thut es, der dort weilt.
Er ſchein ein wenig wild und keck,
Macht dieſem Furcht und jenem Schreck.
Auch noch ein andrer wirbt um dich,

Doch auf die Dauer hält's nicht Stich.
Dein Vater knurrt, doch beißt er nicht,
Die Mutter murrt, doch reißt ſie nicht.
Am Eckſteinbub' gehſt du vorbei,
Der ſich kein Anſehn weiß zu geben;
Herzkönig aber führt dich frei
In ſchönes, grünes Waldesleben."

Die Alte ſchweiget. Adelheid
Seufzt freudig auf. O welche Wonne!
Wie wird das Herz ihr glücklich weit,
Ihr Antlitz lacht wie Luſt der Sonne!
Die Mädchen wären gar zu gern
Sich ſelig in den Arm geſunken,
Doch hielten ſie ſich glücklich fern,
Wie ſehr die Herzen freudetrunken.
Die Alte riecht am End den Braten!
Was ſollen ſie ſich da verrathen?
Doch mehr wie einen halben Gulden
Vermeinen ſie dem Weib zu ſchulden,
Denn iſt es ohne Fehl und Makel,
Bezahlt man beſſer das Orakel.
Und ſie verdoppeln raſch das Stück,
Zu lohnen ihr für all das Glück,
Das ſie geweiſſagt. Alſo ſchlürfen
Sie dankend durch das kleine Thor.
Seht wie ſie ſpringen, wie ſie hüpfen!
Schier jauchzen beide laut empor,
Da draußen ſchon die Dämmrung ſinkt,
Und Licht auf Licht im Städtlein blinkt.
Die blöd herkamen, ziehen munter,
Und kichernd Lachen ſchallt bergunter.
Die Alte ſchleichet an den Herd,

Herr Schnurremurr, der Kater, kehrt
Vom Schrank zurück, im alten Ton
Beginnt er ſein Geſpinſt aufs neue,
Das bald verklinget. Quackerrack,
Der Rabe ſpricht: „Fort iſt das Pack!“
Er fliegt zu ſeinem Faß in Ruh
Und ſchließt jetzt beide Augen zu;
Die Eidechs kriechet aus der Spalte
Und nähert ſich den warmen Kohlen.
„Da ſind wir wieder, Gott befohlen,
In der Geſellſchaft!“ ſpricht die Alte.

3. Im Hexenthurm.

Ein gutes Weilchen geht herum,
Da iſt's im Thurme todtenſtumm;
Die Stille rings wird nur gebrochen
Von der Frau Eule, die erwacht
Und, ſtruppig ihrem Loch entkrochen,
Den Kriegsplan macht der nächſten Nacht,
Von dem die Mäuſe und die Ratten
Viel Gutes nicht zu hoffen hatten.
Doch ſieh, was gibt's? Die Eule flieht,
Rab, Kater, Eidechs zucken alle,
Daß ſelbſt Frau Hilde bei dem Schalle
In jede Ecke ſuchend ſieht.
Schau, an des Thurmes altem Thore,
Da ſteht die blonde Zitherlore!

„Ich bin's, Frau Hilde“, ruft ſie helle,
Die Stimme iſt ſo lieblich hold,
Dem Glöcklein gleich von reinem Gold,
Das läutet in der Waldkapelle
Und mit dem wunderſüßen Klingen
Der Wildniß Herzen weiß zu zwingen. —
„Ich bin's, ich konnte lang nicht kommen,
Hätt' gerne mir die Zeit genommen,

Doch nahmen ſie mir alle Zeit:
Arbeiten mußt ich früh und ſpät.
Nun aber ſäubr' ich das Geräth
Und kehr' den Thurm. Habt drum kein Leid.
Seht her, da bring ich auch was mit,
Es iſt ein guter Bratenſchnitt,
Ein Stückchen Brot, und aus dem Keller
Ein Reſtchen Weines, Muskateller.
Greift zu, genießt! Das thut Euch gut,
Erquickt den Magen, friſcht das Blut!" —
Die Alte nimmt die Sachen hin
Und bleibet kauern an dem Herd,
Das Mädchen langt mit friſchem Sinn
Den Beſen ſich und putzt und kehrt,
Und reibt und poltert, wäſcht und ſchafft
Wol eine Stunde unerſchlafft,
Und ſingt dazu mit heller Kehle,
Das iſt ein Klang der reinſten Seele.

„So bin ich fertig", lacht ſie froh
Und kauert an der Alten Füßen.
„Jetzt ſeid mir nicht mehr dumm wie Stroh,
Jetzt ſollt Ihr freundlich mich begrüßen."
Frau Hilde nickt und ſtreichelt lange
Das leuchtend lachende Geſicht
Mit rundem Kinn und rother Wange. —
Sie kauet noch, ſchlecht thut die Pflicht
Der letzte Zahn. Als ſie geendet,
Spricht ſie zur Lore hingewendet:
„Biſt ſchneller fertig, wie der Wind!
Wie ſteht's bei dir, mein friſches Kind?"
„Es geht!" erwidert drauf die Maid.
„Gottlob, es lacht die Frühlingszeit,

Und meine Vögel ſingen wieder
Die alten, unvergeſſnen Lieder.
Die Finken, die im Winter täglich
Bei mir im Hof zu Gaſt gegangen,
Sie haben lange angefangen
Und danken allerliebſt beweglich.
Doch auch die anderen Geſellen,
Die in dem Herbſt nach Süden flogen,
Sind alle wieder eingezogen
Und laſſen ihre Sänge ſchwellen.
Rothkehlchen, Schwarzkopf, Nachtigall
Begrüßten mich im Garten ſchon,
Die Thierchen kannten mich noch all
Und huben an im feinſten Ton.
Ich thät auch fleißig für ſie ſorgen,
Plaudert' mit ihnen oft vom Morgen
Zum Abend, reichte Speiſ' und Trank
Und hatte ſtets den beſten Dank.
Die Zeit wird heuer nicht mehr ſcheinen —
Denk ich daran, ſo muß ich weinen."

Und eine helle Thräne tritt
Der Lore in die blauen Augen.
Sie ſchluchzt, ſchier ſchluchzt Frau Hilde mit:
„Was haſt du nur? Was will nicht taugen?"
Das Mädchen klagt: „'s geht alles quer,
Seitdem die alte Geige ſchwieg;
Seitdem er in die Grube ſtieg,
Iſt kein Freud' im Hauſe mehr.
Der alte Meiſter Hyacinth,
Das war ein Mann, gut wie ein Kind
Und luſtig wie ein Fink im Hag.
Ihr wißt ja ſelber noch den Tag,

Da ich ein Findling nackt und bloß
Vor ſeiner armen Thüre lag.
Er nahm mich auf und zog mich groß,
Obgleich es ihm an Kinderſegen
Nicht fehlte. Denn er mußte ſich
Zur Kirchweihzeit elendiglich
Für ſieben wilde Rangen regen.
Daß ich im Hauſe überflüſſig,
Ich hatt' es nimmer zu entgelten:
Nie hört ich dieſen Braven ſchelten,
Nie war er meiner überdrüſſig.
Er lehrte mich das Zitherſpiel,
Geduldig ohne Maß und Ziel.
Ich gab mir Müh, das Klimpern ging,
Gewann ſein Herz, ich armes Ding.
Und da den Söhnen, die ihm wuchſen,
Trotz allem Lehren, Trichtern, Fuchſen
Dem Ohr der Ton, der Hand der Griff
Verſagt, dem Herzen auch der Schliff,
Ließ er ſie ziehen in die Fernen.
Der letzte ging ein Handwerk lernen.
Doch ich zog mit dem Alten aus
Zu Tanz und Luſt, zu Saus und Braus.
Er ſpielt die Geig', ich ſchlug die Zither,
Wohin es ging, zu Schenk und Linde,
Da ſchallte bald ein Luſtgewitter,
Die Bänder flogen bunt im Winde,
Der Walzer tobte, frohe Zecher
Die tranken aus dem vollen Becher,
Da jauchzt der Burſche mit der Dirne. —
Die Nacht erſt macht die Freude ſtocken! —
Wie glänzt des Alten Blick und Stirne
Inzwiſchen ſeinen weißen Locken! —
Jetzt iſt er todt. Sylveſter ſchlief

Er plötzlich ein. So ſtirbt ein Ton.
Sie gruben ihm die Grube tief
Und trugen eilig ihn davon.
Hoch lag der Schnee, kalt ging der Wind,
Schier keiner folgte ſeinem Sarg,
Dem Sarg, der einen Guten barg,
Der Aeltern, Kind und Kindeskind
An manchem Tage hell erfreute
Mit ſeinem Spiel. — So ſind die Leute! —
Iſt es nicht frevelhaft vermeſſen,
So raſch die Bravſten zu vergeſſen?
Ich hab geweinet manche Nacht,
Sein Sohn hat kaum mehr dran gedacht:
Holzſchnitzer iſt er, ſelbſt von Holz.
Daß er kein Geiger wie der Alte,
Das macht den Schnitzermeiſter ſtolz.
Kaum weiß ich, wie ich dort mich halte;
Mich hält die Frau, die gerne keift,
Als niedre Magd. Längſt abgeſtreift
Hab ich das ſüße Zitherſpiel.
Auch meine Vögel muß ich meiden. —
Was ihr im Leben nur gefiel,
Davon muß ſich die Lore ſcheiden.“

So endet ſie der Rede Lauf.
Da fährt die Alte plötzlich auf:
„Was fällt mir ein? Gott helfe mir,
Wär jetzt der Florens wieder hier!“ —
„Wer iſt der Florens?“ fragt das Kind.
Die Alte ſpricht: „Wie Hyacinth
Ein Geiger. Hörteſt nie davon?
Florens hieß mein Urenkelſohn!“ —
Und Lore meint: „Der Rattenfänger?

So hießen ſie ihn in der Stadt,
Der mich als Kind getragen hat.
Der In-die-fremden-Lande-Gänger!
Wo mag er ſein, der Wüſte, Wilde?“ —
„Verzeih' ihm Gott!“ So ruft Frau Hilde,
„Daß ihn mein Alter nicht gerührt,
Daß ihn der wilde Sinn verführt!
Seiltänzervolk hat ihn gewonnen,
Auf und davon iſt er entronnen.
Er ſpielt dem leichten Volk zum Tanz.
Zehn Jahre ſind's, vergaß mich ganz.“
Da ſeufzt das Mädchen: „Ja, es war
Der tollſte Bub' der tollen Schar.
Noch heut erzählt man ſeine Streiche,
Die ſind ſchier aus dem Fabelreiche.
Kein Baum ſo hoch, er klomm zum Wipfel,
Um Falkenneſter zu erhaſchen,
Kein Garten ſicher, um im Gipfel
Der alten Bäume Obſt zu naſchen.
Einſt ſah man ihn am Kirchthurmhahne,
Dort flatterte ſein Tuch als Fahne,
Einſt ſchwamm er ob der Stadt im Rhein
Ins Wirbelwaſſer keck hinein,
Das derbe Boote ſelbſt umſchiffen.
Er war in allen Felſenriffen
Gleich wie ein wilder Luchs zu Haus,
Und prächtig konnt' er Thiere greifen,
Er lockt' ſie aus der Erd' heraus,
Er fing im Walde ſie beim Streifen,
Lebendig führt' er heim ſie oft,
Fuchs, Marder, Dachs in ganzer Koppel
Entlang die Heide und die Stoppel!
Sie waren zahm eh man's gehofft.
Schulmeiſter zeichnet einſt ihm ſcharf

Die Haſelgerte auf den Rücken,
Daß ihm der Zorn aufs Herz ſich warf.
Da fühlt er lauter Rachluſt zücken:
Er griff des Lehrers alte Katze
Und klebt ihr unter jede Tatze
Die Schalen einer hohlen Nuß.
Hei, wie das luſtig rappeln muß!
Nachts ſetzt er ſie zum Söller hin.
Er griff zugleich des Küſters Hund,
Und band den Schwanz mit ſchlauem Sinn
Am Hausthürklöpfel an zur Stund.
Das gab 'nen Lärm! Der Katzenfrauen
Kam vor ihr ſelbſt ein ſchrecklich Grauen,
Sie klappert mit beſchalter Pfote
Die Kreuz und Quer in ängſt'gem Sprung
Und konnte doch trotz Schwing und Schwung
Sich ſelbſt nicht fliehn. Als käm ein Bote
Vom Kurfürſt an ſo klang und ſchwang
In emſ'gem, nimmermüdem Drang
Der Eiſenklöpfel an der Thür.
Schulmeiſterlein kroch ſcheu herfür
Vom warmen Bett. Er ſchaute zu.
Die Katz entſprang, der Hund war fern:
Doch klopft' und tobt' es ohne Ruh!
Da kam die Furcht dem dürren Herrn,
Weil alles Lärmens Grund gebrach,
Er kreuzigt' zitternd ſich und ſprach:
Vor Hexenwerken ſchütz' uns Gott,
Behüt' uns, Herr, vor Satans Spott!
Schulmeiſters Frau fährt auf im Jammer,
Sie kreiſcht: Es ſpukt! Wir ſind behext!
Und was von Kindern ihnen wächſt,
Wacht auf und greinet durch die Kammer.
Die Nachbarn ſind davon erwacht.

Berühmt blieb in Sanct-Goar die Nacht. —
Der Florens war ein Galgenſtrick,
Heillos halsbrechriſcher Geſell!“ —
Die Alte ſchüttelt das Genick:
„Doch ſpielt er auch die Geige hell.
Wie lacht' ob dem Urenkelkind
Das Herz dem alten Hyacinth!
Der ſprach: Der Florens wird der Meiſter,
Er geigt, als lehrten's ihn die Geiſter.
So war's. Oft ſchlief ich nicht. Dann hat
Der Burſch mich in den Schlaf geſpielt,
Der wol an funfzehn Stunden hielt.
Selbſt das Gethier hier ward nicht ſatt,
Zu hören ſeinen ſüßen Klang.
Der Kater ſtreckte dann ſich lang,
Die flinke Eidechs hat gelauſcht,
Der Rab, die Federn aufgebauſcht,
War wie von Stein. O, käm er wieder
Und ſpielte all die alten Lieder!“

Sie ſchwiegen. Horch, ſeltſamer Ton! —
War rings im Thurm nicht Ruhe ſchon?
Der Rabe krächzt, die Federn bauſchen,
Der Kater knurrt und ſtreckt ſein Fell,
Die Eidechs läßt die Spalte ſchnell,
Sitzt unverrückt. Die Thiere lauſchen.
Es iſt, als ob ein leiſer Klang
Die Luft durchzucke. Angſt und bang
Wird plötzlich es der blonden Lore. —
Iſt's Spuk? — Nicht länger hält ſie's aus.
Sie ſpringet auf: „Ich muß nach Haus.
Lebt wohl!“ Sie ſchwindet in dem Thore.
Doch wie ſie vor dem Thurme ſteht,

Da ward es klar: Vom Städtchen weht
Ihr in das Ohr ein Geigenſpiel,
Sie rennet durch den Heckenpfad,
Und nimmt zum Markt die Straße grad,
Der alte Brunnen iſt ihr Ziel,
Draus Tag und Nacht die kalte Quelle
Herplaudert, kühlig, wonnig, helle.
Was ſieht ſie dort? Im Mondenſchein
Stehn rings die Mädchen mit den Krügen,
Die Burſche ſtehn in langen Reihn,
Und ernſthaft liegt auf allen Zügen
Tiefſtilles Staunen. Wie verzückt
Sind ſie, aus dieſer Welt entrückt
Und wie in andre Welt geführt,
Beglückt, gehoben, weich, gerührt.

Und Lore naht und trippelt leis
Auf ihren Zehen in den Kreis.
Da ſteht ein Geiger in der Mitte;
Sein Kleid zeigt andrer Landſchaft Sitte,
Der ſpitze, breitgekrempte Hut
Beſchattet dunkel das Geſicht,
So ſieht man Stirn und Wange nicht;
Zwei Augen funkeln nur voll Glut,
Und ſchwarze Haare ſind wie Schlangen
In Fülle um das Haupt gehangen.
Der Sammetjacke knapper Schnitt,
Die weiten Hoſen, fliegenden Bänder,
Der ſtraffe Strumpf, das all ſpricht mit:
Der Mann gehört in fremde Länder.
Und fremd auch kommt der Töne Wogen
Phantaſtiſch wild und mild gezogen.
Bald klingt die Melodie getragen

Unendlich traurig an das Herz,
Bald ſpringt und hüpfet ſie im Scherz,
Als wollte ſie ſich überſchlagen.
Es iſt ein wunderlich Gemiſch
Von Andacht, Schauer, Luſt und Witz.
Wie Chorſang klingt's oft ſchwärmeriſch,
Und bald wie Zecherlieder friſch,
Wie Weinen weich, wie Lachen ſpitz,
Bald zuckt's, um Tänze anzuheben! —
Und doch rührt keiner rings die Glieder.
So mächtig packen dieſe Lieder,
Daß ſchier verſtummt der Hörer Leben.

Nun kann ihn Lore hören, ſchauen.
Halb fühlt ſie Freude und halb Grauen,
Zu nahen dieſem ſeltnen Weſen.
Da reißet plötzlich ab die Weiſe,
Der Fremde ſonder Federleſen
Nimmt ſeinen Sack, als ging die Reiſe
Zu Nacht noch weiter. Rüſtig faſſen
Die Burſche in die Taſchen ſchon.
Ja, mancher Kreuzer wird ſein Lohn!
Doch will dem Spielmann das nicht paſſen;
Er lacht: „Das laßt, ich komme wieder,
Dann fiedl' ich Euch noch andre Lieder!“ —
Und raſch vorbei der blonden Lore
Lenkt er den Schritt zum alten Thore.

Jetzt kommt das Leben erſt zurück
Ringsum den Lauſchern; doppelt Plaudern
Entquillt dem Mund nach langem Zaudern:
„Das war ein Geiger, das ein Stück!

Wer mag es ſein? Vielleicht aus Böhmen,
Aus Ungarn oder Wälſchland her?
Wol ein Zigeuner? Nimmermehr
Hört man ſo eine Fiedel ſtrömen!“ —
Sie meinen dies, ſie meinen das
Und gehen heim nach ihren Räumen.
Und Lore muß ohn' Unterlaß
Des Nachts vom ſchwarzen Geiger träumen.

Und wo blieb dieſer? Ungeſehn
Sprang er zum Hexenthurm im Lauf,
Und Hilde ſieht ihn vor ſich ſtehn. —
„Mein Florens!“ ſchreit ſie plötzlich auf. —
„Urahne!“ lacht er ihr entgegen
Und nimmt die Alte in den Arm.
„Ihr lebet noch, das Gott erbarm!
Kein Schelten, gebt mir Euren Segen!“
Frau Hilde bebt und betet laut,
Daß ſie den Jungen doch noch ſchaut.
Sie hält ihn mit der dürren Hand
Und mit dem welken Arm umſpannt.
Der Kater buckelt ſich hinzu,
Der Rabe ſchlägt die Flügel plötzlich,
Die Eidechs blinzelt her in Ruh;
Die Schau iſt allen ſehr ergötzlich:
Sie kennen ihren Spielgenoſſen
Aus Tagen, welche längſt entfloſſen.

„Nun laßt uns froh ſein“, ruft der Junge,
„Daß wir uns endlich wiederſehn!
Doch eh ſich reget meine Zunge,
Muß Durſt und Hunger mir vergehn,

Die Urtyrannen dieſer Welt,
Der Gaumen heult, der Magen bellt!“ —
Und aus der alten Ledertaſche
Da langt er eine dicke Flaſche
Und einen wohlgenährten Haſen.
Herrn Lampe hat er ſich geblaſen,
Von grüner Heid' bringt er ihn her;
Er weiß, im Thurm iſt's immer leer,
Und Schmalhans iſt der Küchenmeiſter.
„Fort Schnurremurr und Quackerack,
Eidechs Siſt! Kennt ihr mich, Pack?
Jetzt herrſchen hier bald andre Geiſter!“
Er holet Holz und häufet Scheite,
Ein flackernd Feuer flammt alsbald,
Das manche ſeltſame Geſtalt
In ſpitzer Schärfe, dicker Breite
Hinmalet an die dumpfen Mauern:
Schatten zum Fürchten und zum Schauern.
Das Häslein wird zu Spieß geſteckt,
Es dreht ſich in der Glut. Das fleckt!
Bald ziſcht und brodelt's. Kräft'ge Düfte
Erfüllen lecker rings die Lüfte;
Herr Lampe wurde raſch zum Braten.
Seht, welche Schüſſel! Flink und friſch
Iſt's fertig. Florens ruft: „Zu Tiſch!
So ſind wir endlich wohlberathen!“

Sie ſetzen ſich, die Koſt iſt gut.
Was nicht ein junger Magen thut!
Das Häslein ſchwindet, ob Frau Hilde
Auch wenig ſpeiſet. Florens läßt
Zurück nur einen kargen Reſt,
Den wirft der ausgelaſſne Wilde

Für Kater, Rab und Eidechs hin:
„Gethier, erheitert euren Sinn!
Die Hauptſach aber kommt zuletzt!“
So ruft er, und die Flaſche jetzt
Er auf den Tiſch, dazu ein Glas,
Das ihm im ſpitzen Hute ſaß.
„Urahne, ſchaut, das iſt ein Wein,
Deß wart Ihr lange nicht mehr froh,
Die Heimat gab ihn, nicht der Rhein,
Ha, das iſt Aliatico!“

„Wie“, ruft verklärt die Alte aus:
„So biſt nach Wälſchland du gefahren?
Sahſt du das kleine Heimathaus,
Aus dem ich zog vor funfzig Jahren?
Florenz? den Arno? Sprich, berichte,
Erzähl' mir deiner Fahrt Geſchichte!“ —
„Sie iſt nicht anders“, ſpricht der Fant,
„Als die Geſchichte meiner Ahnen.
Ich laufe auf denſelben Bahnen
Und bin wie ſie ein Streich-durchs-Land.
Wir Habenichtſe, Thunichtgut
Wir Weißnichtviel und Weithinaus,
Wir ziehen als dieſelbe Brut
Friſch durch des Herrgotts weites Haus.
Eur Enkel ſtarb, ſie ſchickten mich
Euch, den Urenkel, hier zum Thurm,
Der Alpenſchnee ging fürchterlich,
Ich kam doch an, ein zäher Wurm.
Vier grüne Jahre zählt' ich kaum,
Ich wuchs mich groß am grünen Rhein,
Doch nimmer ſchwand der Heimattraum:
Oft nahm er alles Denken ein.

So träumt der Storch im Herbſt vom Süd,
So denkt die Schwalbe an den Nil:
Des fahlen Nordens ward ich müd,
Der warme Süden ward mein Ziel.
Ich mußte fort. Seiltänzer kamen,
Die nach den Alpen mich mitnahmen.
Ich war ihr Geiger, und entfloh,
Als ſie nach Deutſchland wieder gingen.
Italia nur macht mich froh!
Dahin flog ich auf meinen Schwingen! —
Wie mir's gelang? — Ich ſchlug mich fort,
Bald war ich hier, bald war ich dort,
War Geiger, Diener, Händler, Sänger,
Hanswurſt, Wilddieb und Rattenfänger,
Feu'rwerk=, Quackſalbereigeſell,
Den Malern dient' ich als Modell,
War Marionettenſpieler, Hirt,
Ausläufer, Packbub. Ach, was wird
Der Menſch nicht oft ums liebe Geld!
Mit Geld durchfuhr ich ſtets die Welt,
Ein neues Stück, bis ich's vollbracht,
Bis mir die Heimat hat gelacht.
Jetzt iſt er wieder da, der Fant,
Ein Fabulant und Haſelant,
Ein Sohn des Zufalls und der Zeit,
Ein König der Gelegenheit.
Jetzt Aliatico getrunken
Und dann zur Ruh ins Bett geſunken!"

Die Alte redet wie im Traum:
„Der Apfel fällt nicht weit vom Baum!"

4. Florens und Lore.

Des todten Fiedlers kleines Haus
Liegt vor dem Thor die Stadt hinaus;
Sein Sohn, der Schnitzer, wohnet dort,
Seit Hyacinth der Alte ſtarb,
Der als Stadtgeiger es erwarb.
Es iſt ein luſtig heller Ort,
Obſtbäume ſtehen drum in Fülle,
Von Hagdorn iſt der dichte Zaun,
Und Roſen läßt das Gärtchen ſchaun,
So liegt das Haus in grüner Hülle.
Da Sonntag iſt, ſo ging zur Stadt
Der Baas, und ſeine Frau ging mit,
Dieweil ſie dort zu zeigen hat
Ein neues Kleid vom neuſten Schnitt.
Sie wollen auch die Neuigkeiten
Der Woche, welche zog von hinnen,
Entlocken den Gevatterinnen:
Sie waren rar in jenen Zeiten.
Die Lore muß des Hauſes warten
So wie des Kind's und ſitzt im Garten.
Die kleine Wiege ſteht daneben —
Und allwärts duftig Frühlingsleben.

Seltſamer Anblick! Ringsumher
Auf Raſen, Blumen, Strauch und Baum
Wiegt ſich ein buntes Vogelheer.
Säh' man es nicht, man glaubt' es kaum!
Ja, ſelbſt auf Schulter, Haupt und Schos
Des Mädchens flattert das Gefieder.
Hier macht ein toller Spatz ſich groß,
Grasmücke zirpt dort ihre Lieder,
Voll Luſt ſpringt Buch- und Diſtelfink,
Der Dompfaff predigt traur'ge Sachen,
Und girrend hört man Tauben lachen,
Der Zeiſig turnet putzig flink,
Die ſchwarze Amſel ließ den Wald,
Die Nachtigall den Aufenthalt
Im nahen Buſch. Welch ſeltſam Treiben,
Welch Schwirren, Flattern, Hüpfen, Bleiben!
Und drohet Lore gar dem Volke,
So ſtiebt es auf wie eine Wolke,
Drin hundert bunte Farben ſchillern,
Draus hundert andre Laute trillern.
Doch ſelten übet ſie die Macht,
Sie plaudert, ſinget, ſcherzt und lacht
Den lieben kleinen Gäſten zu,
Sie tätſchelt dieſen, ſtreichelt jenen,
Die alle ohne Raſt und Ruh
Nach einer Schmeichelei ſich ſehnen,
Die in des Kleides bauſch'ge Falten
Sich liſtig ſpielend bald verſtecken,
Die, ſie zu zerren und zu necken,
Sich bald auf Arm und Haaren halten.
Seltſamer Anblick! Köſtlich Bild!
Die Lore ſitzt im grauen Kleide,
Ihr Weſen, welche Augenweide!
Das blaue Auge ſanft und mild,

Ein ſüßes Räthſel, nicht zu gründen,
Es träumet hold und will nicht zünden.
Lichtblond in Wellen fließt das Haar,
Kaum fügen ſich die dicken Zöpfe
Dem feſten Bande. Wunderbar
Stehn ſie dem lieblichen Geſchöpfe,
Und ihre Züge, gleichen ſie
Nicht einem Vogelangeſicht?
Zwar ſchön geregelt ſind ſie nicht,
Doch reizevollre gab es nie.
Wie eigen regt ſie Arm und Hand!
Wie wiegt ſie ſeltſam die Geſtalt!
So leis, ſo zart, mit Sinn und Halt!
Sie hält die Thiere ſo gebannt,
Weil ſie den Vögeln abgelauſcht
Bewegung, Haltung, Art und Töne.
Hei, wie das flattert, ſpielt und rauſcht!
Wie ſitzt ſie da in milder Schöne!

Horch auf, ein ſchriller Ton erklingt!
Die Schar der Spielgenoſſen ſchwingt
Sich plötzlich auf in Baum und Buſch.
Die Finken, Amſeln, Meiſen, huſch!
Sind alle fort. Raſch unters Dach
Die Sperlinge, Rothkelchen nach.
Das Mädchen ſchaut ſich um. Am Zaun
Da iſt ein Angeſicht zu ſchaun.
Das Haupt trägt einen ſpitzen Hut,
Die Augen ſind wie Kohlenglut,
Wie ſchwarze Schlangen ſind die Locken.
Der Athem bleibt der Lore ſtocken.
Der Fremde kommt herein. Sie ſchaut
In ſeinen Händen eine Geige,
Schon naht er auf der Gartenſteige

Und ſpricht alsdann mit friſchem Laut:
„Gott grüß dich, Lore! Ja, ich pfiff,
So pfeiſt der Marder von dem Hügel,
Wenn er ſich ſuchet das Geflügel.
Es war ein Scherz, es war ein Kniff,
Du Finkendirne! Wie ſie zogen,
Die Federvölker! Wie ſie flogen!
Du kenneſt eine ſchöne Kunſt,
Auch ich weiß eine, mit Vergunſt!
Ich zeig ſie dir!“ — Er pflückt ein Blatt
Vom Roſenſtrauche, friſch und glatt,
Und lockt darauf mit ziſchendem Ton,
Und bald erblickt die Maid mit Schrecken
Den Iltis in den nächſten Hecken,
Das Wieſel ſchlüpft und huſcht davon,
Es wirbeln Ratten durch das Feld,
Maulwürf und Mäuſen zugeſellt.
Lore betrachtet ſich den Mann.
So wunderlich iſt angethan
Sein ganzes Weſen. Alle Mienen
Sind ſcharfgeſchnitten, ausdruckskühn,
Die Stirn iſt klar, die Augen glühn,
Gleichwie von Blitzen oft durchſchienen.
Blaß ſind die leichtgebräunten Wangen,
Die Naſe ſcharf und ſchön der Mund,
Von Lächeln ſpöttiſch faſt umfangen,
Die Glieder edel, ſchmuck, geſund.
Sie ſteht erſtarrt, indeß er ſpricht:
„Florens bin ich! Kennſt du mich nicht,
Du kleine Vogelkönigin,
Der ich der Vierfußkönig bin?“

„Du Florens?“ — Endlich kehrt zurück
Das Wort der Lore: „Welch ein Glück

Iſt's für Frau Hilde!" — „Auch für dich!"
So ruſt der Faut. „Begleite mich,
Nimm deine Zither, komm zur Linde!
Heut Abend ſpielen wir zum Tanz
Im edeln Kleinſtadtbürgerkranz.
Die Kreuzer ſpenden wir dem Kinde,
Das bei dir in der Wiege ruht.
Der kleine Wurm, das junge Blut
Iſt Hyacinthen's Enkelſohn.
Ich weiß, der Meiſter Schnitzer läßt
Nicht gerne dich zum Sonntagsfeſt,
Doch bringſt du unſern Spielmannslohn
Frau Küß-den-Pfennig, ſeinem Weib,
Da lobt ſie noch den Zeitvertreib." —
„Es ſei!" ſpricht Lore, und die Wiege
Trägt ſie hinauf die kleine Stiege
Und ſetzt ſie in die Stube hin;
Sie ſuchet dann mit leichtem Sinn
Die Zither, ſpannet neue Saiten
Und ſtimmt die Töne hell und klar.
Man ſieht das Muſikantenpaar
Drauf zum bekannten Tanzplatz ſchreiten.

Es ſteht ein alter Lindenbaum
Dicht vor der Krone, ſo heißt die Schenke.
Darunter liegt ein glatter Raum,
Der Tanzplatz iſt's. An ſeinem Saum
Stehn weit im Kreiſe Tiſch' und Bänke.
Gut zapft der Wirth, ſein Wein iſt echter,
Drum ſammelt auch an dieſem Ort
Am warmen Sonntag immerfort
Sanct-Goar die durſtenden Geſchlechter.
Urväter kannten ihn ſchon gut,

Urmütter haben ihn gewußt,
Urenkelvolk, daſſelbe Blut,
Zecht, tanzt, und jauchzt in gleicher Luſt.
Man meldet: Karl der Große hat
Vor Zeit gewohnt ſchon in der Stadt
Und in dem Hauſe. Eingedenk
Der Wirthſchaft gab er manch Geſchenk.
Man ſagt: es hat ein Faß der Wirth,
Das nie vom Weine ledig wird.
Iſt's wahr, es wäre wahrlich beſſer
Als wie zu Bremen alle Fäſſer
Und ſelber wie der Tonnenrieſe
Zu Heidelberg im Schloßverließe.
Drin duftet goldner Muskateller,
Es heißt: voreinſt vergaß im Keller
Der Wirth den Krahnen zuzudrehn,
Da iſt ein Wunder dort geſchehn:
Die Spinne kam und hat gewebt,
Bis daß das Spundloch war verklebt.
Man ſpricht: es hat ein ſilbern Eiſen
Auch dieſe Herberg aufzuweiſen.
Man thut den fremden Gaſt hinein
Und fragt: „Willſt Waſſer oder Wein
Zur Taufe du?" Und ſagt er: „Waſſer!"
So lacht man laut: „Du Bleicher, Blaſſer,
Du Nüchterner!" Ein Eimer voll
Betrieft den Heiden jeden Zoll.
Doch ſagt er: „Wein!" Sie ſetzen dann
Die Krone ſtattlich auf dem Zecher,
Sie grüßen ihn als rechten Mann
Und reichen ihm den vollen Becher.

Auch heute ſitzen dort im Kreis
Der Mann, der Jüngling und der Greis;

Die jungen Mädchen, reifen Frauen
Sind aufgeputzt dort all zu ſchauen.
Da tönt ein Marſch. Die Zither rauſcht,
Die Fiedel jauchzt. Wie alles lauſcht!
Der Florens und die Lore kommen,
Sie haben rüſtig Stand genommen.
Hei, was das eine Freude war
Rings in der alt und jungen Schar!
Zum Walzer wenden ſich die Töne,
Der Freier tritt vor ſeine Schöne,
Er macht den Kratzfuß, ſie den Knix,
Und in den Reihen dreht ſich's fix.
Bald ſieht man manches Paar ſich wiegen,
Die Locken wehen, Röcke fliegen,
Die Augen leuchten, Wangen glühn.
Das iſt der Freude roſig Blühn!
Die Alten trinken eins ſo tapfer. —
Allen behagt's, zumeiſt dem Zapfer.

Florens indeß er rüſtig geigt,
Sieht luſtig rund herum im Kreiſe.
Wie iſt ſeit ſeiner wälſchen Reiſe
So viel geändert! Keiner zeigt
Sich wie vordem. Der wurde grau
Und jener kahl. Manch alte Frau
Ward Greiſin. Aber wohlgelungen
Iſt doch das Wachsthum allen Jungen,
Mit denen er als Bub' geſpielt.
Sieh, junge Mädchen, flotte Dirnen!
Und wie er mit den Blicken zielt,
Erkennt er Augen, Naſen, Stirnen.
Ei, Valentin im Schifferkleid
Walzt mit des Kronenwirths Juſtine,

Es ſchwingt des Martins Adelheid
Der grüne Bernhard! Dort die Mine,
Und Gretchen, Käthchen, Paul und Franz
Und andre drehen ſich im Tanz. —
Doch jener große, ungeſtalt'ge,
Bauchdicke Herr? Wer iſt's? Wie heißt er? —
Das iſt der neue Bürgermeiſter,
Damian Stumpf heißt der Gewalt'ge.
Der Kurfürſt ſchickte ihn von Trier,
Dreiviertel Jahr erſt iſt er hier.
Er ſtammt vom Hundsrück, wo er ſich
Gebildet fein bei groben Bauern,
Es war ſein Ehrgeiz ewiglich,
Zu herrſchen einſt in Stadt und Mauern.
Stolz trägt er den betreßten Rock,
Kaum hält die Weſte ſeinen Bauch,
Die Schuh trägt er mit Schnallen auch,
Ein ſpaniſch Rohr dient ihm als Stock;
Und krönend dieſe Meiſterſtücke
Ragt hoch die gelbliche Perrüke,
Darüber der dreieck'ge Hut,
Sein roth dick Antlitz lacht in Glut.
Die Tochter ſteht an ſeiner Seite,
Die Hundsrückblume groß erblüht,
Pferdsroſen gleich; ein weich Gemüth
Durchhaucht den Leib von großer Breite.
Kein Ball verging ſeid funfzehn Jahren,
Den ſie tanzluſtig nicht bejahren.
Viola hieß ſie, weil der März
Den Tag des Daſeins ihr beſchien,
Doch hinterm Rücken und zum Scherz
Hieß ſie die dicke Violin.
Dem Hern der Obrigkeit gedeihen
Zwei Söhne auch von wackerm Bau

Hochaufgehäuft, es iſt 'ne Schau,
Als wandelten zwei Thürm' im Freien.
Zwillinge ſind's, doch keine eil'gen,
Sie haben ſich zwei Tag' genommen,
Um hier auf dieſe Welt zu kommen,
Die Tage ſind's der kalten Heil'gen:
Pankratius, Servatius.
Und danach ſind ſie auch genannt,
Nach Ehren-Damian's Beſchluß.
Man heißt ſie auch im ganzen Land
Ob Umfang, ſo wie Läng' nicht minder,
Die beiden Sieben-Monats-Kinder. —

Ein Dreher iſt anjetzt zu End,
Und Burſch und Mädchen, alles rennt,
Den Geiger Florens zu begrüßen:
Die Jugendfreundſchaft iſt nicht aus.
Trieb's auch der Vogel oft zu kraus,
Der Schalk ſoll keine Schalkheit büßen.
Der Förſter Bernhard, Valentin
Der Schiffer, ſie umarmen ihn,
Sie denken alter guter Zeit
In neuer guter Herzlichkeit.
Sie fragen bald die Kreuz und Quer,
Sie reichen ihm den vollen Krug,
Das ſchwatzet hin, das ſchwatzet her,
In eil'gem Tauſch, in raſchem Flug,
Indeß die Bürgermeiſtersſöhne
Sich ſtolpernd nahn den Tänzerinnen
Und geiſtreich ein Geſpräch beginnen,
Um bei dem friſchen Klang der Töne,
Den Tanz von ihnen zu gewinnen.
Der Förſter ſieht's, der Schiffer ſchaut's:

Der Teufel hole ſolch Gebaren!
Sie flüſtern lange leiſen Lauts,
Und bald darauf ſind ſie im Klaren.

„Florens, ſpiel uns den Siebenſprung!
Die Zither, Lore, ſetz in Schwung.“
Ruft Valentin. — Mit flinken Sohlen
Sieht man ringsum die Burſchen ſtürzen,
Um ſich die Tänzerin zu holen.
Das iſt ein Tanz, die Luſt zu würzen!
Die Bürgermeiſtersſöhne nehmen
Die Mädchen, die ſich herzlich grämen.
Bernhard bleibt frei mit Valentin;
Doch ordnen raſch ſie Paar um Paar,
Dann ſieht man ſie beiſeite fliehn.
Die Weiſe klingt, es hüpft die Schar. —
Der Siebenſprung! — Das iſt kein Spaß,
Den Flicker ſchlagen ſiebenmal!
Auf manches Bein iſt kein Verlaß!
Leicht ſtürzt man aus der Luft zu Thal!
Doch wenn ein guter Sprung geräth,
Dann jauchzt es rings, und alles dreht
Den Wirbel hin in raſchem Fluß. —
„Pankratius, Servatius,
Jetzt ſeid Ihr dran!“ Die Brüder ſtehn
Genüber ſich. Wie wird es gehn?
Sie rüſten ſich, ſie brüſten ſich,
Jetzt ſcherzk die Geig' in tollem Schwung. —
Jetzt wagen ſie den vollen Sprung! —
Der Anlauf, ſeht, iſt fürchterlich! —
Hoch gilt es in die Luft zu raſen!
Doch beide liegen auf den Raſen
Im ſelben Augenblick. — Es dröhnt

Ein ſchallend Lachen. — Rings verhöhnt,
Verſpottet heben ſie ſich wieder —
Es löſen ſich des Reigens Glieder.

Wer hat nicht ſeine Freude dran?
Nur nicht die Söhne mit dem Alten.
Der Alte flucht: „Wer hat's gethan?
Den beiden ward ein Bein gehalten!
Ihr Fall gelang durch einen Stoß.“ —
Der Wirth und Martin glaubten groß,
Hier Bernhard und dort Valentin
Sind Schuld daran. Und möglich iſt,
Daß ſie verübten eine Liſt,
Wie's auch noch vielen andern ſchien.
Drum riefen laut die Väter beide —
Sie hielten's mit der Obrigkeit: —
„Ein Walzer jetzt! Macht Euch bereit!“ —
Das war den Mädchen erſt zum Leide.
Doch ob ſie murren, ob ſie grollen,
Was hilft's? Nicht wollen oder wollen?
Sie müſſen ſich aufs neu bequemen,
Die plumpen Tänzer anzunehmen.
Die Freunde aber wechſeln dort
Mit Florens ein geheimes Wort.
Der Wirth ruft ins Gewühl hinein:
„Des Herren Bürgermeiſters Söhne,
Sie tanzen dieſen Tanz allein!“ —
Der Geiger hebt des Walzers Töne! —

Die Paare tanzen richtig an,
Doch wirbeln kaum ſie rings im Kreiſe,
Da wechſelt raſch der Fiedelmann,

Und ſchneller zuckt des Tanzes Weiſe.
Es hüpft und ſpringt und ſchwankt der Takt,
Die Tänzer kommen draus und finden
Sich nicht mehr drein, der eine hackt,
Der andre hopſt ganz abgeſchmackt.
Jetzt ſieht man alles Maß verſchwinden,
Und ringsum kichert neues Lachen.
Die Tapſe wollen's beſſer machen
Und machen's ſchlimmer. Athemlos
Und ſchwindeldumm die ſtrupp'gen Köpfe,
So halten endlich an die Tröpfe.
Rings wächſt der Jubel rieſengroß. —
Da ruft der Bürgermeiſter Stumpf:
„Ich heiße Stumpf und ſpiele Trumpf!
Ich will Euch mein Geſchlecht verhöhnen!
Wer tanzet wol nach ſolchen Tönen?
Der Fiedler kennt ſein Handwerk ſchlecht,
Zu ſpielen hat er auch kein Recht,
Nur dem Stadtgeiger iſt's erlaubt.
Da jener ſtarb, darf keiner geigen.
Doch daß Ihr mich nicht grauſam glaubt,
So will ich Euch den Ausweg zeigen.
Um nicht die Luſt zu unterbrechen,
Trommler und Pfeifer holt geſchwind,
Die gute Muſikanten ſind!
Marſch, holet ſie, ich will ſie ſprechen!“

„Was!“ ruft da einer aus der Menge:
„Katzenmuſik der Invaliden?
Die alten Knaben laßt in Frieden!“ —
Ein andrer ſchreiet ins Gedränge:
„Steht doch nicht ringsum wie verhagelt!
Die Welt iſt hier nicht zu genagelt!

Mit Bretern! Auf nach Sanct-Goarshauſen!
Ganz trinkbar iſt der Wein im Kranz,
Wir halten vor der Schenke Tanz! —
Fort, fort, will man daheim uns mauſen!“ —
Raſch wird die Sache überlegt.
Es währt nicht lange, da bewegt
Sich alles rüſtig hin zum Rheine,
Man ſteiget ein, die Ruder fliegen,
Die Kähne auf den Wellen wiegen
Im rothen Abendſonnenſcheine.
Die Geige ſingt, die Zither klingt,
Indeß das alte Lied ſich ſchwingt
Fern über Berg und Strom und Au:
„In Naſſau iſt der Himmel blau.“

Doch vor der Krone kommt die Ruh.
Der Wirth iſt ganz in Wuth verſunken:
Lang ging es nicht ſo luſtig zu,
So viel ward lange nicht getrunken!
Der beſte Nutzen iſt verloren!
Herr Stumpf wird ſchon von ihm beſchworen.
Der Winzer Martin ſchüttelt auch
Das Haupt bedenklich. Solcher Brauch
Gefällt ihm nicht. Doch will er grad
Mit ſeiner Obrigkeit nicht ſtreiten.
Er nimmt alsbald nach Haus den Pfad,
Und Adelheid muß ihn begleiten.
Der Förſter Bernhard zieht zu Wald,
Und in ſein Schiff klimmt Valentin.
Man ſieht am leeren Ufer bald
Nur Stumpf's Familienglieder ziehn.

Da tönt's auf einmal aus der Gaſſe:
Die Trommel pufft, die Pfeife ſchrillt,

Und aus der Buben lauter Maſſe
Enthüllet ſich ein neues Bild.
Sieh, Moll der Trommler, Quint der Pfeifer,
Der eine ſteif, der andre ſteifer!
Herr Moll iſt ſeines Zeichens Schuſter,
Herr Quint iſt ſeines Zeichens Schneider,
Und jeder iſt für ſich ein Muſter
Im Schmuck der Stadſoldatenkleider.
Der Schneider dünn, gelenk und putzig,
Der Schuſter bucklig, lahm und ſchmuzig.
Wie macht ſie ſtolz ihr eigner Werth! ––
Herr Stumpf heiſcht aber wüthend: „Kehrt!“
Und beide kehren. Da erhuben
Ein laut Geſchrei die Gaſſenbuben,
Die ihnen folgen. Doch Herr Stumpf
Spricht heut nicht mehr: „Ich ſpiele Trumpf!“ —
Er ruft die Sieben-Monats-Kinder,
Er ruft der Tochter auch nicht minder —
Sie gehn nach Haus. — Doch überm Rhein
Klingt Tanz und Sang die Nacht hinein. —

5. Im Rathhaus.

Der Hexenthurm iſt lange wach,
Da hoch im Süd die Sonne blitzt.
Der Alten, die am Herde ſitzt,
Schlich Schnurremurr, der Kater, nach,
Herr Quackerack hockt in der Scharte
Und ſchauet in die Gotteswelt,
Siſi, die muntre Eidechs, ſtellt
Den Fliegen nach rings in der Warte.
Doch Florens ruhet in der Ecke
Im tiefen Schlaf der Jugend froh,
Sein Lager iſt ein Bündel Stroh,
Ein alter Fetzen ſeine Decke.
Er hat die ganze Nacht gefiedelt,
Denn alle haben lang gefiedelt
Zu Sanct-Goarshauſen bei dem Tanz,
Bei Lied und Wein im Grünen Kranz.
Jetzt ſchlürft er Ruh in langen Zügen,
Hoch hebt der Athem ſeine Bruſt;
Geſchieht's ihm ſelber unbewußt,
Es liegt auf ihm ein ſüß Genügen.
Ach, dieſes Bettlers reicher Frieden
War keinem König je beſchieden.
Frau Hilde ſchaut ſich manchmal um:
Will der Urenkel ewig ſäumen?

Doch liegt er friedlich, freundlich, ſtumm —
Sie läßt ihn gerne weiter träumen.

„Heda!“ ertönt es nun am Thor,
Halb klingt es wie im Zorn und Grimme,
Halb aber klingt es wie Humor.
Schier obrigkeitlich iſt die Stimme.
Die Alte hebet ſich am Herd,
Indeß vom Lager Florens fährt.
Ingleichen poltert in den Thurm,
Als höbe ſich ein Wetterſturm,
Herr Wendelin, des Städtchens Büttel,
Den krummen Säbel an der Seite,
Und in der Hand den Eiſenknüttel;
Phylax, der Hund, iſt im Geleite.
Halb iſt ſie komiſch und halb ſchrecklich
Die furchtgebietende Geſtalt.
Bewußt inwohnender Gewalt,
Stapft ſie mit Würde her erklecklich.
Den Eindruck hebt das Kriegerkleid,
Aus dem ein rother, dicker Kopf
Aufragt, geziert mit ſtraffem Zopf;
Das Angeſicht iſt platt und breit,
Die Naſe leuchtet von Karfunkeln,
Die ſtrahlen ſicher auch im Dunkeln.
Glotzaugen treten mächtig vor,
Der Mund gleicht einem Scheunenthor,
Man ſieht es an den breiten Lippen,
Die ſchlucken beſſer, als ſie nippen.

„Heda!“ ſo ruft der Stadtſergeant:
„Da haben wir den ſaubern Fant!

Er Ueberall-und-Nirgend-Siedler,
Landläufer, Wegelagrer, Fiedler,
Strolch, Unruhſtifter, Fabelſohn,
Der mir als Straßenjunge ſchon
Viel Naſen drehte! Noch im Bett?
Ja, Burſch, wir werden heute wett!
Potz Gift und Blitz und Gottverdammt!
Ein Schreiben bring' ich ihm vom Amt.
Aufs Rathhaus ſoll er ſich begeben
Um Punkt zwei Uhr und Antwort geben!
Ha, wird der Junge blaß vor Schrecken!
Man wird ihm bald das Handwerk ſtecken." —
Doch Florens lacht: „Zu viel der Ehre,
Wenn ich in Furcht vor Gimpeln wäre!
Ich werde kommen, Element!
Wie freut's mich, daß Ihr mich noch kennt,
Herr Wendelin! Ich dreht' Euch Naſen?
Nun, das iſt wahr! Iſt von dem Drehn
Vielleicht die Röthe drauf zu ſehn?
Doch eins verbitt' ich mir. Dies Naſen
Mit Schimpfbeiwörtern duld' ich nicht.
Hier gilt das Hausrecht mir als Pflicht!
Jetzt raſch hinaus, wie Ihr gekommen,
Sonſt zeigt ſich, daß der Maurer noch
Für Euch gelaſſen hat ein Loch!" —
Er ſchreit's, als wär er zornentglommen
Und ſchreitet auf den Büttel los,
Der macht die dicken Augen groß,
Wirft ſtumm das Schreiben fort im Drehen,
Und länger wird er nicht geſehen.

Doch Florens kleidet raſch ſich an,
Bald ſchwatzt er mit der Mutter Hilde,

Erzählt, wie er die Zeit verthan,
Durchſtreifend Bergland und Gefilde,
Bald trällert er ein fremdes Lied,
Das ſeltſamlich den Thurm durchzieht,
Bald geiget er ein wildes Stück
Und tanzt und ſpringt voll Jugendglück;
Bald neckt er ſchelmiſch das Gethier
Durch lauter wunderlich Geziſch,
Das gibt ein Fliehn von Bank zu Tiſch,
Ein Flattern dort, ein Hüpfen hier.
Lang ging es in des Thurmes Ruh
Nicht mehr ſo übermüthig zu.
Dazwiſchen ißt er trocknes Brot,
Als wären's ſeltne Leckerbiſſen,
Trinkt Waſſer, das die Quelle bot,
Als möcht' er nichts vom Weine wiſſen.

Und endlich macht er ſich bereit:
Es naht der Ladung rechte Zeit,
Er ſchlendert durch des Tages Hitze
Zur Stadt hinab, durchzieht die Gaſſen,
Die alle einſam und verlaſſen,
Und ſteht bald vor dem alten Sitze,
Der ſchon die Väter dieſer Stadt
Jahrhundertlang verſammelt hat.
Er tritt ins Rathhaus. Wendelin,
Der Straßenvogt, erwartet ihn
Und weiſt ihn zur Armſünderſtube
Und denkt: „Der Wolf iſt in der Grube!“

Es iſt ein ſeltſam alt Gemach
In dem ſich Florens nun befindet,

Holztäfelwerk bräunt Fach an Fach,
Das gothiſch Schnitzwerk reich verbindet.
Dazwiſchen ſieht in halber Helle
Er aufgethürmt Schränk' und Geſtelle,
Drin halten Actenſtöße Raſt,
Vergilbt, beſtäubt, aus alten Tagen,
Die ſicher noch von Streit und Laſt
Raubritterlicher Zeiten ſagen.
Drauf ſteht ein ausgeſtopfter Luchs,
Ein weißer Haſe, ſchwarzer Fuchs,
So man im nahen Wald erjagt;
Es ſteht ein großer Schwan dahinter,
Der ſich im letzten kalten Winter
Ins Rheingebiet der Stadt gewagt.
Am breiten Fenſter, deſſen Scheiben
Sechseckig ſind in Blei gelegt,
Hebt ſich ein breit Gerüſt zum Schreiben,
Wo die Verwaltung ſich bewegt.
Zwei Schreiber ſitzen an dem Pult.
Der eine mit dem kahlen Schädel
Führt ſeine Feder mit Geduld
Und malet Züge, ſteif und edel,
Hinſtarrend durch die grüne Brille.
Man hört das Kritzeln in der Stille.
Der andre, jung, ſcheint ziemlich eitel,
Denn glattgekämmt iſt ihm der Scheitel.
Denkt er ſchon an die Freierfahrt?
Bald zupft er ſich heraus den Bart,
Bald fängt mit klapperdürrem Finger
Zum Zeitvertreib er ſich die Mücken;
Sehr ſtörend ſind die ſchlimmen Dinger
Bei Liebesſinnen und Actenſtücken.
Dann ſteckt er hinters Ohr den Kiel
Und übet nur ſein Fingerſpiel

Durch eines Fliegenſchwarms Gewühl,
Der luſtig ſummet, weil es ſchwül
Und heiß im Raume brennt. Ein Staar,
Sonſt ein gelenker Liederſänger,
Der hin- und herhüpft immerdar,
Hilft ritterlich dem Mückenſänger.
Beſtändig Wetter kündet auch
Der grüne Laubfroſch; doch die Raſe,
Das Aug geſchloſſen, ſitzt der Gauch
Straff auf dem Leiterchen im Glaſe.
Gar ſtill iſt ſonſt die Schreiberwelt.
Der Schein der Mittagsſonne fällt
Hell ins Gemach; die Scheiben malen
Scharf auf den Boden ihre Strahlen.
Millionen Sonnenſtäubchen fliegen
Wirbelnd im Auf- und Niederwiegen.

Des Florens Gruß hat keinen Dank,
Man heißt ihn warten kurz und trocken.
Er ſetzt ſich ruhig auf die Bank
Und folgt des Schlummers ſüßem Locken
Auf ſeinem harten Eichenſitze,
Denn ſchläfrig macht die jähe Hitze.
Vielleicht zog er in ſchönem Traum
Weit, weit hinweg durch Zeit und Raum.
Da weckt's ihn: „Steh' er auf, Geſell!
Hier liegt man nicht auf faulem Fell!“ —
Sieh, vor ihm ſteht die Obrigkeit,
Der Bürgermeiſter und der Richter,
Und Wendelin folgt als Geleit:
Erhaben ſind die Angeſichter.
Breitſpurig nehmen Platz die Herrn
Am Tiſch auf hohen Polſterſtühlen,

Wo ſie erſt recht die Würde fühlen,
Gehorſamſt hält der Vogt ſich fern.
Nachdem Herr Stumpf einmal gepruſtet,
Der Richter Dürr dazu gehuſtet,
Ruft er: „Heran, er Lauf-ins-Land,
Er hat gewagt, uns vorzugeigen?
Ich hoff', er wird uns mit Verſtand
Das gültige Patent jetzt zeigen!“ —
„Ich habe keins!“ ſpricht Florens drauf. —
„Dann zahlt die Strafe!“ pfeift der Richter,
„Und ſchließt zugleich des Schriftwerks Kauf!“ —
Der Geiger lacht. — „Ja, ſolch Gelichter“,
Schnaubt Stumpf, „kennt nicht Geſetz und Recht,
Doch wollen wir ihm Mores ſingen.
Den Burſchen und ſein ganz Geſchlecht
Werd' ich noch in den Kerker bringen.“ —
Man hört Herrn Stumpf noch lauter pruſten,
Begleitet von des Richters Huſten.
Doch Florens lächelt: „Mit Verlaub,
Nie taugen Nüſſe, welche taub.
Taub iſt Eur Zorn, wohledle Herrn!
Ich bin kein Fiedler und kein Sänger.
Zwar pfleg' ich dieſe Künſte gern,
Doch ſteht zu hoch ein ſolcher Stern,
Des Zeichens bin ich Rattenfänger!“ —
„Ich weiß nicht, daß Ihr Ratten finget“,
So hüſtelt jetzt der Richter leis,
„Doch weiß ich, daß Ihr geigen ginget.
Wir ſahn Euch ſelbſt im großen Kreis.“ —
Doch Florens ruft: „Wer will es hindern,
Ich geig' und ſing' durch Gottes Welt
Am Strom, im Wald, in Stadt und Feld,
Bei allen frohen Menſchenkindern.
Ihr möchtet üben Eur Gericht,

Trieb' ich um ſeilen Lohn die Kunſt,
Doch kümmert ſie Euch wahrlich nicht,
Denn frei ſpend' ich der Lieder Gunſt.“ —
„Ha, welche Sprache!“ zürnt Herr Stumpf. —
Der Richter hüſtelt: „Spielt nicht Trumpf!
Denn er hat Recht. Dient ihm das Spiel
Nicht grad zum Lebensunterhalt,
Dann darf er geigen ohne Ziel,
Wir haben drüber nicht Gewalt.
Ein andres iſt's, er muß beweiſen,
Daß er ſich ſelbſt ernähren kann,
Sonſt thun wir ihn in Acht und Bann
Und geben ihm den Paß zum Reiſen.
Da er ein Rattenfänger iſt,
So zeig' er ſein Patent zur Friſt!“ —
Herr Stumpf beginnt aufs neu zu pruſten,
Herr Dürr begleitet ihn mit Huſten.
Es heißt: „Heraus, er Müßiggänger,
Mit dem Patent als Rattenfänger!“

Gemach führt Florens ſeine Hand
Zum Sack. Er ſuchet mit Verſtand
Und zieht heraus ein Pergament,
Das ernſt und würdig er entfaltet,
Drauf ſtehen Lettern, großgeſtaltet
Von einem bis zum andern End.
Ein großes Siegel ragt am Rand,
Von rothem Siegellack gebrannt.
Der Bürgermeiſter ſtaunet ſehr;
Der Richter reibet raſch die Brille,
Und eine Weile herrſchet Stille
Gar zukunftsmächtig, ahnungsſchwer.
Doch Florens lächelt: „Wollt Ihr leſen?“

Verzagt ſpricht Stumpf: „Es iſt Latein!“ —
Der Richter hüſtelt: „Was mag's ſein?
Nie iſt die Brill' ſo trüb geweſen —
Wahrſcheinlich von der warmen Luft,
Ich ſeh' das Schriftwerk wie im Duft!“ —
„So leſet es zu andrer Zeit!“
Erlöſet Florens dieſe Schwülen,
Die, ſtatt ihr Müthchen nun zu kühlen,
Verbergen die Verlegenheit.
„Vorläufig berg' ich Euch nicht länger“,
Spricht er in würdevollem Ton,
Als wär er Graf und Reichsbaron:
„Privilegirter Rattenfänger
Bin ich vom heil'gen röm'ſchen Stuhle.
O welche Ehr' der deutſchen Schule!
Denn meine Studien, das iſt klar,
Die machte ich zu Sanct-Goar.
Ihr ſeht in dieſem Pergament
Ein wahrhaft päpſtliches Patent!
Ihr Herren, prüft's in jedem Stück!
Ich hol' es morgen mir zurück.“

Die Obrigkeit ſitzt wie erſtarrt:
Der Fall iſt noch nicht vorgekommen.
Iſt's Wahrheit? Sind ſie gar genarrt?
Die Ueberlegung macht beklommen.
Herr Stumpf macht ängſtliche Geſichter,
Die Brille putzt noch ſtets der Richter,
Doch will das Leſen nimmer gehn.
Wie Ochſen an dem Berge ſtehn,
So ſtehen ſie vor dieſer Sache.
Der Papſt darf nicht beleidigt werden,
Sonſt nimmt der Kurfürſt arge Rache

Für unſres Herrgotts Hirt auf Erden!
Auch ließen ſie den Schelm nicht gern
So ungeſtraft das Weite ſuchen!
Bald ſchwitzen beide hohe Herrn,
Man hört ſie ſeufzen, ſchelten, fluchen,
Es gilt jetzt Weisheit, Urtheil, Gründe! —
„Ja, ja, wer nur Latein verſtünde!“

Der Florens macht ſich fort indeſſen
Und hat das Rathhaus längſt vergeſſen.
Er rannte ſpornſtreichs aus dem Thore
Und ſitzet bei der blonden Lore.
Und Vögel flattern, ſingen, ſcherzen
Um zwei beglückte junge Herzen.

6. Der Stier iſt los.

Das römiſch-päpſtliche Patent
Macht bald im Städtchen großes Weſen.
Der Richter hat das Pergament,
Wie er behauptet, durchgeleſen,
Auch der Paſtor und Kapellan,
Die haben's gleicherweis gethan.
Ob ſie's verſtanden, weiß man nicht.
Doch auf Gewiſſen und auf Pflicht
Als Sachverſtändige bekunden
Sie wahrhaft, daß ſie nichts gefunden,
Was gegen Recht und Ordnung ſei.
So gibt dem Florens man zurück
Die Eſelshaut und wünſcht ihm Glück;
Des Unfugs ſpricht ihn jeder frei.

Neugierig fragt ihn alles aus,
Hier auf der Straße, dort im Haus,
Nach Rom und Papſt und Sündenpfuhl,
Und wie ausſieht der heil'ge Stuhl?
Wie viel Pantoffel, ſo man küßt,
Jährlich Sanct-Peter ſchaffen müßt,
Und wie es möglich, daß die Ratten
Zu Rom ſo wenig Ehrfurcht hatten,

Dem höchſten Herrn auf Gottes Erden
So ſchamlos unbequem zu werden?
Und Florens wird der Held vom Tage,
Denn Antwort hat er jeder Frage,
Von allem weiß er zu berichten,
Verhundertfacht bringt er Geſchichten.
Ob Alt und Junge nach ihm gabeln,
Für alle hat er was zu fabeln,
Und wo er Ohren voll geblaſen,
Entzückt ſind Muhmen, Vettern, Baſen.
Doch mehr noch rühmt die Jugend ihn,
Denn ſie verſpricht zum jungen Lenze
Sich neue Lieder, neue Tänze,
Da nichts ihn hindert, auszuziehn
Und auf dem Tanzplatz aufzugeigen.
Denn richtig Zeugniß mußte zeigen,
Daß alles Tanzgeld, ihm geſpendet,
Dem Kind des Schnitzers ward geſendet.
Wie wird man in den Maientagen
Mit freiem Fuß die Erde ſchlagen!

Doch wer ſich freuet allermeiſt,
Das iſt der Kronenwirth. Im Geiſt
Berechnet er den Sonntagsnutzen,
Er will die Taſchen tüchtig putzen.
„Ich muß ihm ſchmeicheln!“ ruft er aus,
Und geht nachmittags aus dem Haus,
Ihm folgt mit großem Korb der Knecht,
Zum Hexenthurm keucht er hinan,
Bergſteigen iſt ihm grad nicht recht —
Was thut für Vortheil nicht der Mann!
Er grüßet Florens, welcher ſtaunt,
Und redet freundlich wohlgelaunt:

„Was ich hier bringe, mit Vergunſt,
Das gilt dem Künſtler und der Kunſt.
Seht, Florens, hier aus meinem Keller
Vom allerfeinſten Muskateller!“
Und Flaſch' um Flaſche reicht er her,
Der Korb wird wahrlich nimmer leer,
Wildbraten auch und Salm und Hecht
Liegt dort auf Schüſſeln blank zurecht.
Der Geiger lachet: „Gutes Futter
Für mich und meine Urgroßmutter!“ —
„Nun aber ſpielt mir heut zum Tanz!“
So ſchmunzelt ſüß und fein der Kluge. —
Die Antwort klingt: „Im Abendglanz
Springt man bei Euch in gutem Zuge!“
Und dankend torkelt voller Glück
Der Wirth zur alten Stadt zurück.

Am Abend folgt der Geiger nach,
Er holt ſich erſt die blonde Lore
Im kleinen Häuschen vor dem Thore,
Da ihm die Schnitzerfrau verſprach,
Den Ausgang für das Spiel zu dulden.
Sie war gedenk der blanken Gulden,
Die Lore ihrem Kind gebracht.
Doch heut hat Florens ausgemacht:
„Was wir verdienen, iſt der Maid,
Die ohne Lohn den Dienſt Euch weiht!“
Es war ihr recht. Die beiden wandern
Entlang die Straße. Auch die andern
Sind auf den Beinen. Aufgeputzt
Ziehn ſchon die Mädchen; zugeſtutzt
Gehn junge Männer rings zum Tanz.
Lebendig wird's auf allen Pfaden,

Denn prunkhaft hat der Wirth geladen
Zu Feuerwerk und Fackelglanz.
Der Wendelin mit ſeiner Schelle
Rief's aus an jeder offnen Stelle
Von Sanct-Goar. Schau hin, da geht
Ja auch in edler Gravität
Herr Stumpf mit ſeinen mächt'gen Sproſſen.
Wie ſie in Reih und Glied geſchloſſen
Hinwallen, nehmen im Verein
Sie faſt die ganze Straße ein.
Viola blüht im Purpurkleide
Von vielgetragner rother Seide.
Es iſt ihr allerhöchſter Staat.
Und Rieſenvater, Rieſenſöhne,
Sie tragen reich ihr Sammtornat
In ſchon gewohnter Feſttagsſchöne.
Zum Markte wandeln ſie jetzt alle
Im allgemeinen Freudenſchwalle.

Horch auf, da tönt ein dumpf Geſchrei!
Dort aus der Straße ſtrömt's herbei
Von ängſt'gen Leuten, die ſich retten;
„Der Stier iſt los, der Stier, der Stier!“ —
So ruft's. — „Weicht aus dem wüth'gen Thier!
Er brach im Stalle ſeine Ketten!“ —
Und alles läuft und flieht und rennt,
Da ſie die Angſt wie Feuer brennt.
Sie ſtürzen rings in Thür und Thor,
Erklimmen Treppen, Fenſter, Bäume,
Faſt leer ſind ſchon des Marktes Räume.
Florens und Lore fliehn im Chor.
Der Bürgermeiſter läßt die Würde
Und ſchleppt beiſeite ſeine Bürde;

Die Söhne tragen ihre Laſt
Im nächſten Nachbarhaus zu Gaſt.
Viola, die den Kopf verloren,
Nur bleibet auf des Marktes Mitte,
Ach, es verſagen ſchon die Schritte!
Sie ſchreit vor Angſt, — ſie iſt erkoren
Ein Opfer für des Stieres Wuth —
Ihr Anzug iſt ja roth wie Blut! —

Schon brüllt das Thier herauf die Gaſſen
Mit feur'gem Aug; es wird ſie faſſen
Erbarmungslos aufs ſtumpfe Horn —
Es ſieht ſie — maßlos iſt ſein Zorn —
Schon ſtürmt es ſchreckhaft auf die Beute —
Aufheulend ſchreien alle Leute. —
Da ſpringet Florens ihm entgegen.
Er donnert „Halt!" — Wohnt ſolche Stimme
In ſolchem Körper? — Funkenregen
Blitzt aus dem Aug'. — Mit welchem Grimme
Faßt er das Thier, das plötzlich ſteht! —
Dann ziſchelt er, wie Schlangen thun,
Und milde Worte ſpricht er nun.
Des Bullen Ungeſtüm verweht —
Er folgt dem Geiger wie ein Lamm —
Ein Wunder iſt's. — Rings tiefes Schweigen. —
Dann hört man Staunenslaute ſteigen,
Daß Florens ſtill und friedeſam
Das Ungethüm zum Stalle führet. —
Sie weinen Thränen ſelbſt gerühret. —
Viola aber, ſcharf bedroht
Von einer Ohnmacht, will ſchon gleiten,
Da nahn, zu helfen in der Noth,
Die Leute rings von allen Seiten.

Nun kommt von ſeinem Meiſterſtück
Der Meiſter Fiedler auch zurück,
Er ſchreitet luſtig, flott und leicht,
Als hätt' er gar nichts Rechts gethan,
So thut der echte, gute Mann,
Der Großes wie im Spiel erreicht.
Als man von ferne ihn erſchaut,
Wird allerwärts der Jubel laut:
„Dem Retter Heil, und Heil dem Kühnen!
Das Leben ſoll ihm lachend grünen!“
Der Bernhard ſchüttelt ihm die Hand,
Und es umarmt ihn Valentin,
Ja, mancher, der ihm nahe ſtand,
Der küßte voll Entzücken ihn.
Rings um ihn drängte ſich ein Kreis,
Erſtaunt beſehen ihn die Buben,
Es ſegnet fromm ihn mancher Greis,
Die Weiber ein Gebet erhuben.
„Das iſt auch rar der Mühe werth!“
Ruft er. „Wer Muth hat, hat das Schwert!“ —

„Platz da!“ tönt's plötzlich zu dem Kreiſe.
Er öffnet ſich. Und mächtig ſchreitet,
Von ſeinen Sproſſen ernſt begleitet,
Herr Stumpf in gravität'ſcher Weiſe.
Er nahet Florens, denn wo alle
Ihn feiern laut im Jubelſchalle,
Gebietet ihm den Dank die Pflicht;
Denn aus dem Herzen kommt er nicht.
Er ſpricht: „Ihr habt mein Kind gerettet,
Wofür ich Euch erkenntlich bin.
Die Stadt ſah mit dankbarem Sinn,
Daß Ihr den Stier habt angekettet!“ —

Und würdig reicht er ihm die Hand.
Der Richter Dürr, der weich empfand,
Spricht hüſtelnd leis: „Mir wollte faſt
Schon für den Rattenfänger bangen!“ —
Doch Bernhard ruft in luſt'ger Haſt:
„Ihr ſeht, er kann auch Ochſen fangen.“
Und wie er's ſagt, da rauſcht gerührt
Von Florens Schönheit hold verführt,
Viola her, ihn zu umarmen:
„Dem braven Mann, was ſich gebührt!“ —
So weinet ſie und küßt den Armen,
Der hier ſich mehr zu ſträuben hat,
Als vor dem wuthentbrannten Thier.
Er ſchreit: „Ich bin des Dankes ſatt.
Laßt ab, ich hole ſonſt den Stier!“ —
Da lachen ſie ringsum mit Macht,
Im Bürgermeiſter nur erwacht
Verletzte Würde. Mächtig ſchon
Zürnt er der Tochter: Schmach und Hohn,
Daß ſie ſo ſchnöde ſich vergaß,
Umarmend einen Lumpenſohn!
Doch mehr noch gehet übers Maß
Der Unterthanen heller Spott.
Er ruft: „Jetzt gehn wir heim, bei Gott!“
Und zieht, es mag ihn keiner hindern,
Zuſammt den drei gewalt'gen Kindern.

Doch Florens ſtreicht die Geige jetzt,
Und Lore klimpert auf der Zither.
Hei, was das helle Launen ſetzt!
Das wird ein tolles Luſtgewitter.
Die Muſikanten vor dem Zug!
Die andern folgen friſch dem Tone,

So geht's in lautem Jubelſlug
Zum alten Tanzplatz vor der Krone.
Und Valentin ſchwingt heut Juſtinen,
Und Bernhard ſchwinget Adelheid,
Und keinem wahrlich thut es leid,
Daß die drei Stumpfe nicht erſchienen.
In Tönen, Tänzen, Feuern ſchwellen
Tief in der Nacht der Freude Wellen.

7. Der Rattenfänger.

Nun iſt genug der tollen Luſt,
Es gilt der Menſchheit auch zu nützen!
Vor Mäuſefraß und Rattenwuſt
Will Florens ſeine Freunde ſchützen.
Man ruft ihn hier und dort herein,
Und hüben, drüben muß er ſein,
Um wüſtes Zieſer auszurotten,
Das überall an Vorrath frißt
Und ſchier ſo ſchwer zu tilgen iſt,
Wie Heimchen, Schwaben, Wanzen, Motten.
So ſeget er durch manches Haus
Im Keller tief, hoch auf dem Speicher,
In Stall und Scheunen ein und aus
Zieht er wie ein geheimer Schleicher;
Denn keinem Späher iſt's erlaubt,
Bei ſeinem Werk ihm zuzuſehen,
Er fordert, daß man treu ihm glaubt,
Was allerwärts auch gern geſchehen.
Gebraucht er Salben, Gift und Fallen?
Das iſt und bleibt ein Räthſel allen.
Man hört nur, daß er pfeifend zieht,
Dann raſchelt's vor dem Rattenfänger,
Und bald wird's klar: ſie ſind entwiſcht
Und quälen Haus und Hof nicht länger.

Er nützet mehr, als zwanzig Katzen
Mit feur'gen Augen, ſcharfen Tatzen.

Bei Gott, er übt ſein Handwerk ſchnell,
Kein andrer wird's ſo raſch erreichen!
Doch niemals zeiget der Geſell
Die Mäuſe- und die Rattenleichen.
Wo bleibt das heilloſe Gethier? —
Fragt dort den dicken Bürgermeiſter!
Es flüchtet all in ſein Revier
Und wird dort dreiſter ſtets und feiſter.
In Boden, Keller, Vorrathskammer,
In Küche, Scheune, Schober, Stall,
Was helfen die drei Kater all?
Nicht Gift und Falle ſteurt dem Jammer!
Das iſt die tollſte Rattenjagd,
Das iſt das wild'ſte Mäuſehetzen!
Es kündigt Köchin, Knecht und Magd,
Weil Mütze, Strumpf und Schuh in Fetzen.
Es klingt wie Spuken in der Nacht
Das Treppen-Auf- und Niederraſen.
Sie ſtürmen manchmal gar mit Macht
Den Stumpfen über Mund und Naſen.
Der würd'ge Bürgermeiſter flucht,
Die ungeſchlachten Söhne toben,
Viola, welche Tröſtung ſucht,
Hebt ſeufzend oft den Blick nach oben.
Doch fehlt die Nachtruh nicht allein,
Es fehlet auch ein lockend Eſſen,
Denn jede Speiſ' in Schrank und Schrein
Wird von den Beſtien angefreſſen.
Was iſt zu thun in dieſer Noth? —
Den Florens hört man allwärts preiſen:
Der jedem gerne Hülfe bot,

Kann ſich auch hülfreich hier erweiſen!
Doch iſt das Haupt der Obrigkeit
Dem Rattenfänger bitter gram.
So oft ihm der Gedanke kam,
Ihn zu beſtellen, wird's ihm leid.
Doch endlich hilft kein Sträuben mehr,
Zu mächtig wächſt das wilde Heer.
Viola bittet heiß in Thränen,
Die wuthgereizten Söhne dräuen,
Es werden fürchterliche Scenen,
Die oft gefährlich ſich erneuen.
Herr Stumpf fühlt endlich mit Verdruß
Den feſten Willen ſich benommen.
Kühn faſt er plötzlich den Entſchluß
Und läßt den Rattenfänger kommen.

Florens erſcheint. Man grüßt ihn kalt.
Was ſchiert es ihn? Iſt die Gewalt
Auch bei dem würdevollen Herrn,
Sein iſt der Witz, und der iſt gut;
Er fördert mehr, als Reichthum, Blut,
Stand, Orden! Unter hellem Stern
Iſt jeder, der ihn hat, geboren,
Ihm iſt das Leben nie verloren.
Es blitzt ein leichter Spott am Munde
Vor all den ungefügen Stumpfen,
Die um ihn ſtehn in dicker Runde
Er denkt bei ſich: „Heut werd' ich trumpfen!"
Es findet ſelbſt ein hart Geſchick
Viola's ſchwimmend ſüßer Blick,
Ach, er verräth die Liebesſchmerzen
Von einem ſchön bewegten Herzen! —
Die Obrigkeit erforſcht darauf

Die üblichen Vertilgungspreiſe,
Und alſo ſchließen ſie den Kauf,
Geregelt recht in richt'ger Weiſe:
Drei Kreuzer für die todte Ratte,
Ein Kreuzer für die todte Maus,
Nachdem noch für das reine Haus
Der Florens feſt verbürgt ſich hatte!

Und eine Klinge dünn und ſpitz
Zieht er heraus mit ernſtem Schweigen,
Und läßt alsdann den hehren Sitz
Der Bürgermeiſterei ſich zeigen.
Sie grenzt ans Rathhaus. Würdig alt
Erheben ſich die Mauermaſſen,
Sie zeigen Räume mannichfalt
An Sälen, Kammern und Gelaſſen.
Die Gänge führen kreuz und quer,
Die Treppen gehen hin und her,
Nicht leicht erſcheint die Ueberſchau
In dieſem irr verwirrten Bau.
Doch ſieht man bald den Fänger ſtreifen
Hinab, hinauf in luſt'gem Schweifen,
Man hört ihn ziſchen, huſchen, pfeifen,
Und bald ſtopft in gelaſſner Ruh
Er hier und dort die Löcher zu.
Ob er auch Einſamkeit befohlen,
So ſchleicht Viola doch verſtohlen
Ihm nach in manchen dunklen Raum —
Sie träumt den hellſten Liebestraum,
Bis Florens in die Kleider ihr
Ein zierlich kleines Mäuschen hetzt.
Am Buſen krabbelt ſchon das Thier,
Da ſchreit ſie fürchterlich entſetzt,

Da gab's im Haus ein Lärmen plötzlich!
Es war nicht ſchön, doch war's ergötzlich.

Die große Mäuſ'- und Rattenſchlacht
Ward gegen Abend dann vollbracht.
Das Schlachtfeld iſt der tiefe Keller,
Wo Florens zahllos ſeinen Feind
In einem Haufen hat vereint
Als vielgeübter Kriegsliſtſteller.
Wahnſinnig ſchier rennt das Gethier,
Mehrhundertfach im Raum verſammelt,
Nachdem er ringsum im Revier
Ihm jeden Ausweg hat verrammelt.
Es funkt ſein Blick, es ziſcht die Zunge,
Im Dunkeln blitzt der ſpitze Degen,
Er trifft im Laufe, wie im Sprunge,
Und jedem Stoß iſt eins erlegen.
Man ſieht ſie immer ſeltner laufen,
Doch vor ihm thürmt ſich bald ein Haufen
Von kleinen Mäuſen, großen Ratten. —
Die Geiſter gingen zu den Schatten.

Dem rüſt'gen Jäger lacht das Glück,
Er zählt mehr als dreihundert Stück
Und hat geendet, denn Sanct-Goar
Iſt heu'r aus aller Mausgefahr.
Er ſteigt die Treppe jetzt hinan;
Da klingt im Flur Gewirr von Tönen.
So hält er mitten auf der Bahn
Und lauſchet. Schelten, Schimpfen, Stöhnen
Und Toben, Weinen trifft zum Ohre. —
Bei Gott, das iſt die blonde Lore,
Die ſeufzend klaget! Horch, Herr Stumpf
Spielt laut dem armen Mädchen Trumpf.

Er wirft ihr vor, daß ſie für Geld
Jüngſt in der Krone hat geſpielt,
Und ſchwört bei Hölle, Gott und Welt,
Sie drob zu ſtrafen, ja, er zielt
Ganz deutlich ſchon auf das Gefängniß.
Die Aermſte jammert voll Bedrängniß,
Zumal die ungeſchlachten Söhne
Mitſammt Viola's dicker Schöne
Dreinpoltern. Alles rings im Kreis
Macht ihr die Hölle glühend heiß,
Und Wendelin, gleichwie ein Drachen,
Hilft an dem hohen Feuer fachen,
Er hat die Arme hergebracht:
Sie iſt in des Fünfteufelsmacht!

Da ſpringet Florens her im Flug
Und ſtehet plötzlich in der Mitte.
Er donnert voller Wuth: „Genug!
Pfui“, ruft er: „das iſt ſaubre Sitte!
Auch mich betrifft's! So ſprech ich mit,
Ich ſelbſt beſtimmte ihr den Lohn,
Sie that ihn nicht, ich that den Schritt,
Drum werft auf mich den Schimpf und Hohn!
Eur Blödſinn wird mich wenig grämen!
Doch um Euch alle zu beſchämen,
So ſpenden wir das Geld den Armen,
Die uns noch mehr wie Euch erbarmen!
Fünf Gulden ſind's. Ihr ſollt ſie haben
Und mit dem Geld zum Pfarrer traben.
Doch ich erhalte dreizehn Gulden
Und funfzehn Kreuzer für den Fang,
Die mir nebſt einen frommen Dank
Des Bürgermeiſters Würden ſchulden!

Die ſchenk' ich dieſem armen Kind.
Heraus das Geld, daß wett wir ſind!“

Und ringsum herrſcht ein plötzlich Schweigen,
Indem ſie all ein Staunen zeigen,
Man bringet das erlegte Wild,
Die Zahl, ſo wie der Preis ſind richtig.
Der dicke Bürgermeiſter ſchilt,
Denn all ſein Zweifeln zeigt ſich nichtig.
Der Lederbeutel muß hervor,
Die Gulden und die Kreuzer trennen
Sich ſchwer daraus. Der ſie verlor,
Fühlt heiß ſie in den Händen brennen.
Nun liegt die Summe auf dem Tiſch,
Und Florens zählt und nimmt ſie friſch,
Nachdem er jede Münz' erprobt
Und ihren Glanz und Klang gelobt.
Fünf Gulden gibt er dann zurück:
„Den Armen“, ruft er, „Stück für Stück!
Ich werde ſelbſt in dieſen Tagen
Danach beim Herren Pfarrer fragen.“ —
Dann ſteckt er raſch den Degen ein
Und nimmt die Hand der blonden Lore,
Und beide ſchwinden im Verein
Bald in des Städtleins altem Thore.

8. Stelldichein.

Nichts iſt beſtändig wie der Wechſel!
Auf Federn geſtern, heut auf Häckſel!
Das hatten ſeit viel tauſend Jahren
Millionen Menſchen zu erfahren.
Und dieſen alten Weltenbrauch
Merkt Stumpf, der Bürgermeiſter, auch.
Das war ein Jubel, eine Wonne,
Als er zuerſt ſich eingeſtellt,
Friſch angeſtrichen ſchien die Welt
Und funkelnagelneu die Sonne.
Entgegen ritten ihm auf Roſſen
Die Schützen all im grünen Kleid,
Die allwärts mit den Büchſen ſchoſſen;
Das Echo donnert weit und breit.
Die Damen fuhren in den Wagen
Im allerreichſten Prachtgewand,
Die Kinder, Kränze in der Hand,
Die mußten rührend Verſe ſagen;
Der Stadtrath ſtand in ſtolzen Reihn
Schon an des ſtädt'ſchen Amtes Grenzen,
Um ihm den duft'gen Ehrenwein
Im Silberbecher zu kredenzen.
Und alle lobten auf der Fahrt
Stumpf's ſtattlich würdevolles Weſen.

Man rühmte ſeines Anſtands Art,
Sein Wort ſchien allen auserleſen.
Der ſtarke Leib, der ſtolze Kopf,
Und die Perrüke auf dem Schopf
Erhöhte noch das Anſehn mächtig,
Dazu die großen Zwillingsſöhne,
So wie Viola's reife Schöne! —
Kurz, alles fand man herrlich prächtig.

Ja, neue Beſen kehren gut,
Verbrauchte ſtellt man in die Ecken!
Und als verraucht die erſte Glut,
Gibt's manche Mängel zu entdecken.
Wer bei der Arbeit hat geſchwitzt
Und abends in der Kneipe ſitzt,
Um ſeinen Schoppen auszuſtechen,
Hört manchen harten Tadel ſprechen.
Pfahlbürger wahrlich ſind nicht faul,
Sie nehmen auch kein Blatt vors Maul.
Herr Stumpf iſt dieſem viel zu lau,
Dem andern iſt er viel zu ſtrenge,
Man nennt ihn hitzig und genau,
Mann nennt ihn prahl'riſch vor der Menge,
Er kümmert dieſen ſich zu viel,
Zu wenig kümmert er ſich jenen:
Das Heil der Stadt iſt nicht ſein Ziel,
Nach dem ſich alle Guten ſehnen.
Er ſorgt nicht für die Reinlichkeit
Der Plätze, Straßen, Pfützen, Goſſen,
Zu dunkel kommt zu nächt'ger Zeit
Auch das Laternenlicht gefloſſen;
Er weiht dem Markt zu wenig Fleiß,
Die Schifffahrt achtet er gering,

Daß der Verkehr, ſo viel man weiß,
Schon in die Nachbarſtädte ging.
Den Armen iſt er grob wie Stroh,
Er ſchmeichelt immer nur den Reichen.
Und geht es noch ein Jährchen ſo,
Wird Sanct-Goar ſich nicht mehr gleichen.
So rügen manche: „Gottbefohlen,
Die Wirthſchaft ſoll der Teufel holen!"

Zu anderm Tadel wird geſchritten
Bei ehrbarlichen Klatſchviſiten,
Wenn die Matronen, Mädchen, Damen
Beim Kaffeetopf zuſammen kamen.
Viola, die vorher ein Engel,
Wird bald ein Ausbund aller Mängel.
Sie kleidet ſich ganz ohne Grund
So farbig, fabelhaft und bunt.
Die andern ſucht ſie auszuſtechen
Und vornehm müht ſie ſich zu ſprechen.
Nur große Leute ſind ihr recht,
Sie quält und foltert Magd und Knecht.
Sie gleicht an Geiſt der Puterhenne.
In Rede gleicht ſie Gans und Gimpel.
Und ihre Zwillingsbrüder nennen
Die Kaffeeſchweſtern täpp'ſche Simpel,
Die ſtatt zu reden ſtammelnd ſtottern,
Die ſtatt zu tanzen hopſend laufen,
Die ſtatt zu trinken ſchrecklich ſaufen
Und freſſen gleich unmäß'gen Ottern.
So hört von Muhmen und Gevattern
Die Stumpffamilie man beſchnattern.
Am langſten hält der Kronenwirth
Und Winzer Martin unbeirrt

Dem Bürgermeiſter noch die ,Stange.
Das thut, ſie ſind im ganzen Neſt
Die Reichſten und vom höchſten Range.
Solch Volk hängt aneinander feſt.
Herr Stumpf entbietet alle Kunſt,
Zu zeigen ihnen ſeine Gunſt,
Um ihre Gunſt ſich zu gewinnen;
Denn er beſchloß mit klugem Sinnen,
Der großen Söhne Zwillingspaar
Mit jener Töchter zu verbinden.
Er träumt ſie ſchon am Traualtar,
Er ſieht ſchon Myrtenkränze winden.
Die Strolche paſſen nicht fürs Amt,
Zum Lernen ſind zu hart die Köpfe;
Wie ſehr der Ehrgeiz ward entflammt,
Studiren taugt nicht für die Tröpfe.
Ein Winzer wird Pankratius,
Servatius ein Wirth! Das klappt!
Und ſind ſie nur einmal im Schuß,
Dann kommt's, daß jeder weiter tappt.
Gott gibt das Amt und den Verſtand,
Die Mädchen leihen nur die Hand.
Geht Wirth und Winzer einſt zu ſterben,
Dann ſind die Söhne reiche Erben. —
Drum ſchwänzelt Stumpf den Vätern fuchſig,
Die Väter aber ſind nicht tuckſig,
Denn ſie entnehmen ſeinem Munde
Gar oft die glänzend helle Kunde,
Daß auf dem Hundsrück wohlgeborgen
Ein Gut ihm liegt von tauſend Morgen,
Das er den beiden Söhnen eben
Gleich nach der Hochzeit denkt zu geben.
Doch Wirth und Winzer, beide denken:
Die Vögel ſollen nicht entrinnen,

Und ſuchen ihrer Töchter Sinnen
Auf Stumpf's Entſproſſne hinzulenken.

Was Teufel! Eines Tages ſtecken
Bedenklich ſie den Kopf zuſammen
Und plaudern leis in allen Ecken,
Und ihre Augen ſieht man flammen.
Es iſt, als ſäß in ihrem Ohr
Ein Floh. Was haben beide vor?
Ein Krämer, der vom Hundsrück kam,
Ward ausgefragt nach Stumpf's Beſitz.
Die Antwort macht den Herren Gram,
Schier hätte ſich beſtraft ihr Witz.
Der Bürgermeiſter hat das Gut,
Und tauſend Morgen ſind's, doch Heiden,
Zu ſchlecht, um Schafe drauf zu weiden,
Auch ſind ſie nicht bezahlt! — O Wuth!
Sie möchten mit der Fauſt drein ſchlagen,
Daß ſie der Schlaue hat belogen!
Gottlob, noch ſind ſie nicht betrogen!
Nah ging es aber an den Kragen!
Wie plötzlich kommt der Freundſchaft Ende!
Sie geben ſich darauf die Hände.

Der Wirth quoll immer voller Zorn,
Wenn er an Valentin gedachte.
Ihm war der Burſch im Aug' ein Dorn,
Weil er den Hof Juſtinen machte.
Der Schiffer war ihm zu gering,
Jetzt ſcheint ihm anders doch das Ding.
Er prüft den rüſtigen Geſellen
Mit neuen Blicken. Stattlich liegt
Sein Schiff ans Ufer dort geſchmiegt,

Geſchaukelt von des Rheines Wellen,
Die Fähnlein flattern an dem Maſt,
Rheinauf, rheinab trägt's manche Laſt.
Von Baſel fährt nach Amſterdam,
Von Niederland bis in die Schweiz,
Der Eigner fleißig, arbeitſam!
Bei Gott, das Handwerk hat doch Reiz!
Stets wächſt der Handel und Verkehr.
Der Burſch hat immer vollgeladen,
Die Kaufherrn zahlen mehr und mehr,
So fährt er ſicher nicht mit Schaden.
Man ſagt, er brächte ohne Stocken
Sein Schäflein täglich mehr ins Trocken.

Der reiche Winzer hat bisjetzt
Den Förſter ſtets gering geſchätzt,
Er hielt die Jagd ſein Leben lang
Für tagedieb'gen Müßiggang.
Er glaubt, es wächſt für ſich allein
Der Forſt hoch in den Sonnenſchein.
Die Baumhut ſchien ihm überflüſſig
So wie der ganze grüne Wald,
Zumal hat er ihn überdrüßig
Als fräß'ger Vögel Aufenthalt,
Der Amſeln, Finken, Droſſeln, Dohlen,
Die ihm die ſüßen Trauben holen.
Daß Bernhard um die Tochter freit,
Das war dem Winzer vollends leid.
Doch jetzt fällt ſtets aufs neu ihm ein
Stumpf's Lug und Trug. Sanft wird ſein Groll;
Zu Trier der Kurfürſt ſelber ſoll
Dem Jäger ſehr gewogen ſein.
Man ſagt, er ſei beinah ernannt

Zum Oberförſter der Reviere
Des Soonwalds, weil mit eigner Hand
Er ihn beſchützt vor einem Thiere,
Das ſchier den Fürſten angerannt.
War es ein Eber auf der Pirſch,
War es ein angeſchoſſner Hirſch?
Das iſt ihm grade nicht bekannt.
Doch ſicher war's ein ſtarkes Stück,
Und dient dem Jäger wol zum Glück.
Ein Oberförſter! — Der iſt ſchon
Ein annehmbarer Schwiegerſohn.

So denkt der Winzer und der Wirth,
Doch die Gedanken hüllt das Schweigen.
Nur eins iſt ſeltſam: Beide zeigen
Sich nicht mehr ſtörriſch angeſchirrt.
Der Wirth erweiſt ſich Valentin
Auf einmal freundlich, offen, bieder;
Den Winzer kennt der Schütz nicht wieder,
Denn früher überſah er ihn,
Wo ſie ſich trafen. Ei, die Alten,
Wie ſie nun heiter Zwieſprach halten
Dort mit den Jungen! Zwinkernd winken
Sie ihnen auf der Gaſſe zu,
Man trifft ſie gar in guter Ruh
Den Schoppen miteinander trinken.
Sie ſchmunzeln und ſie lächeln faſt,
Sehn ſie die Burſche bei den Mädchen,
Als hätten ſie ſich nie gehaßt. —
Man plaudert bald davon im Städtchen.

Bei Gott, es ſcheint, der Bürgermeiſter
Sieht plötzlich umgehn böſe Geiſter:

Er läßt die Söhne vor ſich kommen
Und ſpricht: „Es iſt die höchſte Zeit,
Daß ihr die beiden Mädchen freit,
Sonſt ſeit ihr Thoren drum gekommen,
Sonſt geht's vorbei euch an den Naſen.
Drum heißt es, in das Feuer blaſen,
Man ſchmiedet, wenn es glüht, das Eiſen!
Ich hoff', das Ende kann ich preiſen.“
Und jedem reicht er ein Papier,
Drauf ſteht ein lang und breit Geſchmier
Vom echten, treuen, ew'gen Lieben.
Er ſelbſt hat den Entwurf geſchrieben.
Abſchreibend ſitzen bald die beiden
Am ſelben Tiſch. Ein Dintenfaß
Macht ihre Gänſekiele naß.
Die Armen ſind nicht zu beneiden.
Das Werk iſt ſchwer. Die dicken Zungen
Begleiten jeden Zug der Schrift,
Die Augen ſtieren. Bis ſich's trifft,
Daß ihnen ganz der Brief gelungen,
Wird manches gute Blatt zerriſſen
Und in die Flammen hingeſchmiſſen.
Doch endlich kommen ſie ans Ziel.
Der Himmel helf', es war kein Spiel!
Punktum, ſtreu Sand drum, Siegel drauf!
Die Briefe gehen ihren Lauf.

Das iſt ja nichts wie Hohn und Spott,
Mit dem die Mädchen ſie empfangen!
Erſt kühlen ſie ihr Müthchen flott
Ganz unter ſich. Auf ihren Wangen
Spielt neckiſch Lachen. In den Augen
Da ſitzen Schelme, die nicht taugen.

Dann ziehet jede ihren Schatz
In das Geheimniß, das zerriſſen
Zuletzt die vier gemeinſam wiſſen.
Nun hat erſt rechte Freude Platz.
Doch Valentin und Bernhard denken
Alsbald noch Florens einzuweihn,
Um ſo den Stumpfen einen Wein
Von bittrer Lauge einzuſchenken.
Geſagt, gethan! Und einen Plan
Erſinnen ſich die drei Geſellen.
„Friſchauf, ihr Mädchen, gebt euch dran,
Ihr ſollt die Freier heut beſtellen,
Um zehn Uhr bei den Kirchhoflinden!
Das andre wird ſich alles finden!“

Die Briefe ſind wie baares Geld
Dem Bürgermeiſter. Süß und hold
Klingt jedes Wörtchen. Doch beklemmt
Sein Blut der Ort des Stelldicheins. —
Die Söhne hätten lieber keins,
Als auf dem Kirchhof! Mächtig ſtemmt
Dagegen ſich Pankratius,
Es weigert ſich Servatius.
Doch wild aufdonnert Vater Stumpf!
„Ihr Rangen folgt', ſonſt ſpiel ich Trumpf!
Denn bleibt ihr, aberwitz'ge Thoren,
Und führt ihr jetzt nicht klug euch auf,
Dann ſind wir um den guten Kauf,
Und unſer Spiel iſt ganz verloren!“ —
Der alte Herr weiß, wuthvoll grollend,
Im Nothfall auch den Stock zu ſchmeißen,
Sie müſſen wollend und nicht wollend,
Jetzt in den ſauren Apfel beißen!

Und als die Nacht geſunken iſt,
Da laſſen ſie zur ſelben Friſt
Des alten Bürgermeiſters Haus,
Der Vater ſtößt ſie ſelbſt hinaus:
„Hol dich der Kukuk, wenn du bangſt,
Und haſt du Angſt, hol dich der Geier!
Wann hatte jemals Angſt ein Freier,
Hat nicht einmal ſein Mädchen Angſt!
Ihr ſeid zu zwein, das kommt euch gut,
Zu zweien hat man immer Muth!
Jetzt raſch hinauf zum Kirchhofhügel!
Von ferne folg' ich mit dem Prügel!“ —
Die Söhne, ſchweigend, drängen, preſſen
Sich aneinander, unterdeſſen
Sie vorwärts taumeln. Nachtumdunkelt
Liegt ſchon das Städtchen. Selten funkelt
Ein einſam Licht. Das Käuzlein ruft
Vom Thurme klagend in die Luft.
Und als ſie nahn des Kirchhofs Bäumen,
Da hören ſie ein leiſes Rauſchen.
Unheimlich iſt's in allen Räumen,
Wenn angſtgepeitſchte Ohren lauſchen.
Die Treppe keuchen ſie hinauf,
Indeß die Herzen hörbar pochen. —
Iſt das gegangen? — Nein, gekrochen!
Beginnt man ſo der Liebe Lauf?
Nun ſind ſie oben auf dem Plan,
Da ſtehn die alten breiten Linden,
Doch keine Mädchen ſtehen dran. —
Sie müſſen ſich ins Warten finden.

Sie ſchaun vor Schrecken ſtarr und kalt
Zum Städtchen und zum Kirchhof bald.

Heiland, welch Bild an jenem Baum! —
Die Wahrheit iſt's, es iſt kein Traum! —
Ein rieſig, himmellanger Geiſt,
Im weißen Hemd, mit weiten Falten!
Ein Todtenkopf, der Feuer weiſt
In Naſ' und Mund und Augenſpalten!
Wie regt es ſich, wie wegt es ſich!
Er naht unhörbar den Geſellen,
Die Augen rollen fürchterlich,
Das Todtenkleid wirft weite Wellen.
Nun nimmt er gar den Kopf vom Rumpfe
Und wirft ihn auf die beiden Stumpfe! —
Die ſchreien auf in wildem Grauen
Und ſtürzen angſtaufbrüllend fort.
Wenn ſie nicht hören und nicht ſchauen,
So fühlen ſie den Vater dort,
Der ſie ſchon im Nachhauſeſtürzen
Mit ſtrammen Prügel derb begrüßt,
Und wie den Heimweg er verſüßt,
Auch ſüß verſteht das Haus zu würzen.

Indeß ſo bei Herrn Stumpf geſchieht,
Wie ſteht's im Kirchhof? Florens zieht
Ein Leintuch ab, es hüllt die Glieder,
Und einen hohlen Kürbis nimmt
Er von dem Boden. Ausgeglimmt
Iſt drin das Wachslicht. In den Flieder
Wirft raſch er das Geſpenſterhaupt,
Indeß er ſchier zu platzen glaubt
Vor lauter Lachen. Valentin
Und Bernhard aber treffen ihn.
Sie lagen beide auf der Lauer
Dicht an der dunkeln Kirchhofmauer.

Zur Krone gehn ſie im Verein
Mit ihren luſt'gen Neuigkeiten,
Um den Geliebten dort beim Wein
Ein frohes Stündchen zu bereiten.

---

9. Sanct-Johann's Kuß.

Zu Sanct-Goar in jedem Schank,
Da lachen laut ſie ob dem Schwank,
Der traf die Bürgermeiſters-Söhne.
Das war ein Spötteln und Gehöhne:
„Ei, ei, die Brüder Unbedacht,
Schmuzikel, Tölpel, Ungeſchlacht,
Die Nimmerſatt, Vertilg-die-Schüſſel,
Steifleder, Elefantenrüſſel,
Landſchaden, Strolche, Flaſchenkeller,
Hans-Haſenherzen, Leck-den-Teller,
Großmäuler, Ohne-Grund-die-Bäuche,
Jungen vom Nilpferd und Kamele,
Nachdrücke einer Vogelſcheuche,
Holzböcke ohne Geiſt und Seele!“
So hört man Nam' auf Namen krachen,
Weil alle ſie nicht leiden können
Und jeden Schabernack vergönnen —
Und ſchließlich ſchallt ein helles Lachen.

Geſchah's aus Scham geſchah's aus Gram,
Wer kann es ſagen? Doch iſt's ſicher,

Daß Stumpf nicht mehr zur Krone kam,
Er ſcheute wol des Spotts Gekicher.
Er mied die Worte ſcharf und ſpitz
Von unberufnem, dreiſtem Witz.
Doch abends am Johannitage —
Es rauſchten laute Jubeltöne —
Da tritt er plötzlich ins Gelage,
Es folgen ihm die Zwillingsſöhne.
Wie ſtaunt man an die ſeltnen Gäſte,
Meerwundern gleich! Herr Stumpf beginnt:
„Wir fehlen heute nicht beim Feſte.
Gottlob, mein Schiff hat wieder Wind,
Ich komme wieder in die Hefte.
Das waren leidige Geſchäfte!
Ich hatte Tag und Nacht nicht Ruh.
Was aber trug indeß ſich zu?
Vernommen hab' ich mit Verdruß
Die ſchnöden und verlognen Kunden,
Die, wie ich leider ſagen muß,
Nur ſchlechtgeſinntes Volk erfunden.
Was! Meine Söhne nennt man feig?
Das iſt von dieſem Stamm kein Zweig!
Ich biete ſie zu allen Proben.
Das Werk muß ſeinen Meiſter loben!“

Die Guten glaubt Herr Stumpf beſchwichtigt,
Er hält die Schlimmen für vernichtet.
Das Zwillingspaar erſcheint verlegen,
Ob ſich nicht ringsum Zweifel regen?
Da ſteht der Winzer Martin auf,
Den Valentin für ſich gewonnen,
Und ſpricht: „Was ſchwatzt man nicht zu Hauf!
Was wird geſtrickt, gewebt, geſponnen

Mit falſchen Zungen? Traut man allen,
Man wäre auf den Kopf gefallen!
Doch Euren Vorſchlag find' ich gut.
Die Söhne ſollen ihren Muth
Jetzt offen zeigen! Ja, man muß
Verleumdern auf die Finger klopfen
Und Lügenmäuler muß man ſtopfen,
Drum höret meines Raths Beſchluß!
Ich weiß, eur jüngſter Zwilling warf
Ein Aug auf meine Adelheid.
Wohlan, ich geb ihm meine Maid,
Zeigt er im Kopf ſich ſtark und ſcharf.
An meines Gartens End beim Zaun
Brennt Freitag nachts ein helles Licht;
Ein Schatz ruht an der Hecke dicht,
Kann man der alten Märe traun.
Man ſagt, daß ſeit dem Schwedenkriege
Er dort im Grund verborgen liege,
Und wer ihn richtig wolle haben,
Der müſſ' um Mitternacht dort graben.
Hebt ihn Eur Sohn, wohl, Maid und Schatz
Bekommt er auf beſagtem Platz.“

Und allwärts tönt's: „Ein Mann, ein Wort!“
Da führt der Wirth die Rede fort:
„Der Martin ſchwatzet recht und eben!
Zwar hab' ich keinen Schatz zu heben,
Doch kann der andre Sohn Juſtinen
Noch heut zur Gattin ſich verdienen.
Ich weiß, ſie iſt ihm zugeneigt,
Wenn er ſich brav und wacker zeigt.
Johanni iſt. Ihr kennt ſein Bild,
Das draußen auf dem Brunnen ſteht.

Er blickt gar freundlich, gut und mild.,
Man meldet auch, daß es ſich dreht,
Zu eignem Leben aufgewacht,
Punkt Zwölfe heut um Mitternacht.
Ich glaub' es nicht. Sinn und Verſtand,
Es fehlt dem Märchen Kopf und Hand.
Doch will Eur Sohn es heut erklettern,
Und in der ſchon beſagten Stunde
Den Heil'gen küſſen mit dem Munde,
So ſchwör ich Euch bei allen Wettern,
Das Mädchen ſoll nicht ſtörriſch ſein
Und Euren muth'gen Zwilling frein."

Da ſchallt es ringsum: „Brav, es gilt!
Das heißt ein Vorſchlag in der Güte!" —
Herr Stumpf, dem neue Hoffnung quillt,
Fühlt ſich gehoben im Gemüthe:
Verborgner Schatz noch zu den Schätzen
Muß ſeine Gier in Regung ſetzen!
Er ruft: „Wohlan, wir nehmen an!"
Doch lugt er ſcheu nach ſeinen Buben.
Die ſehn ein neues Schreckniß nahn
Und wünſchen heim ſich in die Stuben.
Der Vater ſpricht: „Seid luſtig, Jungen,
Das Wagſtück iſt ſchon halb gelungen!
Ich ſeh, ihr denkt der Lumperei,
Daß ſie zu kindiſch für euch ſei!" —
Mistrauiſch aber ſchenkt er ein,
Sie müſſen leeren Glas auf Glas:
Muth, überlegt er, gibt der Wein!
Doch, ach, ſie zittern bleich und blaß. —
Gott Bacchus fügt zum Leben Leben,
Doch wo nichts iſt, kann er nichts geben.

Und immer tiefer ſinkt der Tag,
Und immer höher ſteigt die Nacht,
Und lauter ſtets wird das Gelag,
Man jaucht und ſingt, man tobt und lacht.
Der Zeiger auf der alten Uhr
Rückt näher auf die zwölfte Stunde,
Zwanzig Minuten ſind es nur,
Dann ruft der Thurm mit lautem Munde
Durch Stadt und Land zwölf dumpfe Klänge
In ſtillgeheimnißvoller Länge.
Die Zecher heben ſich jetzt alle
Mit heller Luſt, geſell'gem Schalle.
Servatius, verzagt allein,
Er ſoll in die Gefahr hinein.
Was hilft es, daß ſie Muth ihm ſprechen!
Er möchte jäh zuſammenbrechen!
Er wünſcht ſich ſelbſt den bittern Tod,
Doch leis und ſüß und ohne Schrecken.
Weh, wie des Vaters Auge droht!
Und all die ſchlimmen Zecher necken!
Der Kronenwirth bringt eine Leiter,
Um zu dem Heiligen zu klimmen. —
„Und nun hinaus zum Brunnen heiter!“
So tönt es jetzt von allen Stimmen.
„Wir andern bleiben. Valentin
Und Bernhard nur begleiten ihn,
Sie ſollen uns die Märe ſagen,
Die ſich am Markte zugetragen!“ —

Wie man ein Lamm zur Schlachtbank führt,
So wird der Zwilling hingeleitet:
Ein Anblick iſt's, der mächtig rührt,
Da bleich geknickt das Opfer ſchreitet.

Die Burſchen haben ihn im Arm
Mit luſtig ſcherzenden Ergüſſen,
Als wär es ohne Noth und Harm,
Den heiligen Johann zu küſſen.
Sie machen ihm den beſten Muth:
„Das Steinbild hat ein ruhig Blut!
Ein Heiliger hält beſſer ſtill,
Als wie die neckiſche Juſtine;
Honig und Stachel hat die Biene,
Wenn ſie Herr Stumpf einſt küſſen will!“ —
Doch plötzlich wird ein Halt verkündet,
Wo in den Markt die Gaſſe mündet.
Die beiden Freunde bleiben ſtehn,
Sie wollen ſchaun von dieſem Stand.
Der Heil'genküſſer mag nur gehn!
Die Leiter nimmt er in die Hand,
Er zittert, ſchwankend ſind die Schritte,
Leis tappt er nach des Marktes Mitte,
Wo Tag und Nacht das Waſſer quillt,
Mit ſüßem Rauſchen, leiſem Flüſtern,
Wo Sanct-Johannis ſtummes Bild
Hoch ob dem Brunnen ragt im Düſtern.

Bei Gott, Johanni Mitternacht,
Das iſt unheimlich ſchlimme Zeit,
Denn aller tolle Spuk erwacht
In Stadt und Land, Berg und Gebreit.
Da ſchlinget ihren Ringelreigen
Im Wieſenthal die Elfenſchar
Und windet, bindet Paar um Paar
Der Tänze Kränze. Wunderbar
Iſt dieſes Kreiſes Reigen, Steigen
Durch laue Luft, auf Gräberſpitzen,

Die ſeltſamlich im Thauwind blitzen.
Aus Bodenſpalten, Bäumewurzeln
Beginnt ein Kriechen und ein Hüpfen,
Die knorrigen Kobolde ſchlüpfen,
Man ſieht ſie ſpringen, kugeln, purzeln,
Dieweil ſie ohne Nebelkappen
Frei auf der Erde dürfen tappen.
Auch die Verzauberten gehn um
In dieſer Nacht, unſelig, ſtumm,
Und wer den Muth hat, kann ſie löſen,
Die Königstöchter ſüß zu minnen.
Wer's Glück hat, wird die Braut gewinnen!
In dieſer Nacht wächſt heilſam Kraut,
Draus wird ein ſtarker Saft gebraut,
Der thut Gethier und Menſchen gut.
Es heißt das Kraut: Johannisblut.
Auch längſt verlorne Schätze ſonnen,
Sich jetzt im reinen Sternenſchein,
Und im Gebirge liegt ein Bronnen,
Der iſt ſo kühlig, hell und rein;
Wer dieſe Nacht darin ſich badet,
Iſt mit Geſundheit ſtets begnadet.

Die Märchen all, vergeſſen lang,
Ziehn ſchattenhaft ihm durch das Haupt.
Servatius iſt angſt und bang,
Weil ihn die Furcht vor Geiſtern ſchraubt.
Und langſam taumelt er den Weg:
Still iſt es allwärts im Gebeg.
Er ſchaut ſich um, kaum iſt es dunkel,
Jetzt ſchläft die Sonn' nicht lange ein,
Man ſieht im Norden ihren Schein
Und matt und bleich das Sterngefunkel.

Kein Lichtlein glänzt, in tiefer Ruh
So dehnen rings ſich Markt und Gaſſen,
Dem Spiel des Brunnens ſchauen zu
Der Häuſer krauſe Giebelmaſſen.
Selbſt aus dem ſchäum'gen Waſſerbecken
Hebt ſich kein Nix, um ihn zu necken.
Und auch der Heil'ge ſtill wie immer
Steht da im dämmerhaften Schimmer.
Der junge Stumpf nimmt ſich ein Herz,
Und denket: „Ich gewinn beim Scherz!“ —
Er ſetzt die Leiter an entſchloſſen
Und will beſteigen ſchon die Sproſſen.

Da döhnet einer Stimme Ton:
„Treibt man mit Heil'gen Spott und Hohn?
Unheil'ge wollen Heil'ge küſſen? —
Du Taps, das wirſt du büßen müſſen!“ —
Im ſelben Augenblicke zücken
Viel Schläge derb auf ſeinen Rücken.
Jäh jetzt der junge Stumpf empor!
Steht nicht der Heil'ge wuthentbrannt
Und ſchwingt den Stock in ſeiner Hand?
Die Augen funkeln wild hervor.
Doch ſinkt der Frevler in die Knie,
Denn aufzublicken wagt er nie.
„Erbarmung!“ ruft Servatius,
„Erbarmung, guter Sanct-Johann! —
Daß ich auf ſolche Sünde ſann,
Das iſt ja gar nicht mein Beſchluß.
Ich ward verführt durch böſe Buben,
Kreid' es mir nicht im Himmel an,
Ich will auch beten, was ich kann,
In Kirch und Haus, in Feld und Stuben!“

Er ſinkt dahin, die Kraft gebricht,
Es ſchwindelt plötzlich vor dem Blicke,
Ohnmacht umwebt ihn dumpf und dicht. —
Ihr treibt's zu toll, ihr Galgenſtricke! —
Sieh, Florens ſpringt von Brunnen jetzt,
Wo ihn der Heilige verdeckte,
Wo laut ſein Ruf den Armen ſchreckte,
Wo er die Schläge ihm verſetzt.
Auch Valentin und Bernhard kommen
In Haſt herbei: Raſch mit dem Quell
Beſpritzen derb ſie den Geſell:
Das kalte Waſſer muß ihm frommen.
Und endlich rühret er die Glieder,
Und endlich hebet er ſich wieder,
Und endlich ſteht er auf den Beinen.
Florens entſpringt. Doch Valentin
Und Bernhard leiten freundlich ihn,
Um ſich den Gäſten zu vereinen,
Die friſch noch in der Krone zechen,
Und die's auch in den Kronen haben.
Hei, wie ſie alle laut zum Sprechen
Auffordern den geſchlagnen Knaben! —
„Er kam und ſah und ſiegte“, rief
Der Doctor hell, „'s gibt keine Geiſter!“ —
Ein andrer tobt: „Ihr wickelt ſchief!“ —
Der dritte: „Rede Hexenmeiſter!“ —
Der vierte ruft: „Treibt keinen Spott,
Die guten Geiſter loben Gott!“ —
Und ſchließlich mahnen rings die Alten:
„Wollt endlich ihr die Mäuler halten!“

„Wie, was? Der Heil'ge hat geprügelt!“ —
Da ſind die Zungen all gezügelt.
Welch Staunen rings! Die einen glauben

Und klopfen reuig an die Bruſt,
Daß ſie getheilt die Teufelsluſt;
Sie fühlen ſchon der Hölle Schrauben.
Die andern lächeln ſchlau verſchmitzt,
Sie nennen's Wahnwitz, Fabel, Flauſe,
Sie ahnen, wo die Schalkheit ſitzt —
Und endlich gehn ſie all nach Hauſe.

10. Die Schatzgräber.

Ihr denkt der Bürgermeiſter Stumpf,
Der ſpiele fürder nicht mehr Trumpf? —
Vorbeigeſchoſſen! — Seht den Mann
Mit Trotz und Würde angethan,
Ans Ziel zu wandern ſtets entſchloſſen,
In allen Planen unverdroſſen,
Wenn er auf eignem Schiffe ſchifft,
Zumal wenn es ſein Heil betrifft!
Seht, wie er durch die Stube wandelt,
Die Stirne faltet, Augen rollt!
Es iſt gewiß, ſagt, was ihr wollt,
Daß er ein ſchwierig Ding verhandelt!
Die Prachtperrüke trägt der Schopf,
Und wackelnd ſchafft der dicke Kopf.
O, wie er pruſtet, ſchnauft und dreht,
Iſt er ein Bild der Majeſtät!

Er plant, was ſeinem Hauſe frommt.
Freitag iſt heut. Der Abend kommt,
Und heute gilt's den Schatz zu heben!
Schätzchen und Schatz ſoll ſich ergeben
Dem Zwillingsſohn Pankratius.
Es drängt darum der Sache Schluß.

Zwar ging bisjetzt noch alles ſchief,
Was ſeine Kinder vorgenommen,
Drum fühlt den wicht'gen Tag er tief:
Noch bleibt die Hoffnung unbenommen!
Kein Unfall hemmt den großen Mann!
Schlägt eins dir fehl, fang andres an!
Was könnte der Verſuch auch ſchaden?
Zum Ziele geht's auf allen Pfaden!
Der Heil'genküſſer freilich that
Unrecht an Kirche und an Glauben.
Heut gilt's dem Teufel eins zu rauben,
Und das geſchieht nach frommem Rath.
Der Heil'genküſſer büßte nur
Durch eines Fiebers leichte Spur,
Dem Teufelstreiber geht's nicht ſchlimmer,
Denn ſchwerlich wirkt der Satan grimmer!
Was kann da eine Ohnmacht gelten!
Solch Schätzchen, ſolcher Schatz ſind ſelten!
Und droht auch Schwefel, Pech und Feuer,
Die Rent' iſt ſchlecht, die Zeit iſt theuer.

Punktum! Gefaßt iſt der Entſchluß!
Er rufet laut: „Pankratius!“ —
Da kommt der Junge. — „Heut iſt Freitag“,
So ſpricht er „rüſte dich, mein Sohn!“ —
Jedoch der Sohn erzittert ſchon,
Er weiß: der Freitag iſt ſein Leidtag.
Der Alte redet ruhig fort:
„Zum Winzer Martin gehn wir heute,
Der Schatz in ſeinem Garten dort
Und Adelheid ſind deine Beute.
Ich weiß, mein Sohn, du biſt ein Mann,
Der muß und ſoll und will und kann!“ —

Dem Jungen ſträubt ſich ſchier das Haar,
Es ſtarrt ſein glotzend Augenpaar,
Er muß nicht, ſoll nicht, will nicht, kann nicht,
Er fühlt ſogar, er iſt der Mann nicht,
Um ſein viel edles, theures Leben
So leichten Kaufs aufs Spiel zu geben.
Schon fängt er leiſe an zu ſtottern,
Da faßt den Alten grimme Wuth:
Er heult: „Ihr ſeid nicht meine Brut,
Ihr ſeid Gezücht von ſcheuen Ottern.
Ich dulde keinen Widerſpruch,
Ich werde helfen bei dem Werke!
Haſt du nicht, hab ich Muth und Stärke.
Und folgſt du nicht, nimm meinen Fluch!“ —
Er nimmt Pankratius beim Kragen.
Dem ſchug das Wetter in den Magen,
Er läßt ſich ſtoßen im Gezauſe,
Bis zu des Winzers Martin Hauſe.

Dort iſt ſchon alles abgekartet,
Man hat die beiden lang erwartet
Und zeiget auf die Gartenhecke:
Dort brennt ein Lichtlein an der Ecke.
Jetzt kann das große Werk gerathen!
Bereit iſt Schaufel, Hacke, Spaten,
Zwei weiße Mäntel ſind bereit,
Genäht von einem keuſchen Mädchen
Beim Mondenlicht mit Jungfernfädchen
Zur mitternächt'gen Geiſterzeit.
Mit Zauberzeichen angemalt
Liegt auf dem Tiſch ein Paar von Mützen,
Die, wenn der Schatz im Lichte ſtrahlt,
Sie vor dem Gottſeibeiuns ſchützen.

So kleiden Sohn und Vater ſich,
Ein Amulet noch hängt man beiden
Um Hals und Nacken. Seltſamlich
Stehn ſie, ein Bild, ſich dran zu weiden.
Sie üben noch die Zauberſprüche,
Dem alten Zauberbuch entnommen,
Sie zünden Licht ſich in der Küche,
Dann geht es in die Nacht beklommen,
Nach der geheimnißvollen Stelle
Bei der Laterne halber Helle.

Die Sommernacht iſt dumpf und ſchwül,
Am Himmel treibt ſich ein Gewühl
Von hochgethürmten Wolkenmaſſen,
Nur hier und dort blickt ſcheu verlaſſen
Ein einſam öder Stern hervor,
Es deckt das Land ein Nebelflor,
Und überm Rand der dunkeln Hügel
Da ſchlägt der Blitz die Feuerflügel
Und zuckt mit gelb und rothem Schein
Hinflatternd übern tiefen Rhein.
Ein Wetter iſt's, es ſteht im Weſt
Wie eine ſchwarze Mauer feſt.
Doch bald beginnt es ſeine Bahn,
Man hört ſchon rings die Bäume zittern,
So beben ſtets ſie leiſe an,
Bevor die Stürme wild gewittern.
Schon hört man dicke breite Tropfen
An die erſchöpften Blätter klopfen,
So thun ſie, eh die Wolken brechen
In Hagelſchauern, Wolkenbächen.
Unheimlich iſt des Wetters Leben,
Wann Erd und Himmel alſo droben! —

Sie ſtehen an des Gartens Rand,
Jedoch das kleine Licht verſchwand,
Gleich Schwefel ſtreichet ein Geruch —
Sie heben ängſtlich an den Spruch,
Der Hexen bannt. Als ſie geendet,
Ergreifen ſie die Arbeit wacker,
Und zu dem Werkzeug hingewendet
Durchwühlen ſie den trocknen Acker.
Sonſt alles ſtill! — Horch, welch ein Schall!
Auf etwas Hartes ſtieß das Eiſen,
Der Ton erklinget wie Metall.
Jetzt wird der mächt'ge Schatz ſich weiſen!
Sind's Löwenthaler, die dort raſten,
Goldmünzen aus verſchollnen Tagen?
Iſt es ein geldgefüllter Kaſten?
Gleichviel, der Ton hat angeſchlagen.
Der Alte mit dem Jungen ſchafft,
Und beiden rinnt der heiße Schweiß,
Es wächſt der Muth, es wächſt die Kraft,
Und beiden wächſt des Werkes Fleiß,
Ob auch die Wetter näher rücken,
Und Blitz um Blitze heller zücken.

Zum dritten mal derſelbe Ton! —
Jetzt muß die Löſung raſch gelingen! —
Da ziſcht ein Lachen voller Hohn,
Zur Stelle ſehn ſie einen ſpringen,
Und dieſer eine! — Ach, welch Bild!
Es iſt ein Anblick furchtbar wild,
Glühroth iſt er von Kopf zu Fuß,
Er ſteht in einem Feuerregen,
Entſetzlich Drohen iſt ſein Gruß,
Mit ſtarrer Hand dem Paar entgegen. —

Ein Augenblick, er iſt erſchienen,
Ein Augenblick, er iſt verſchwunden —
Nur der Schatzgräber bleiche Mienen
Berichten ſeines Daſeins Kunden.
Buntzack'ger gießt der Blitz die Strahlen,
Und mächt'ger brüllt des Donners Rollen,
Antwort ertönt aus Berg und Thalen.
Das klinget wie des Himmels Grollen!
Der zorn'ge Sturmwind heult und ſchüttelt,
Indeß er Baum und Strauchwerk rüttelt,
Der Regen flutend kommt geſchoſſen
Und wirft dazwiſchen dicke Schloßen.
Vor Gottes Zorn und Satans Wuth
Entfliehn die beiden ſchwankend, bebend,
Die Glieder ſtarr und kalt das Blut,
Kaum Menſchen noch, mehr todt, als lebend! —

Lang währt es, eh ſie zu ſich kommen. —
O Stumpfe, waret ihr nicht Thoren!
Die Braut iſt nun dem Sohn genommen,
Ingleichen ging der Schatz verloren!
Was half der weißen Mäntel Pracht.
So keuſch genäht um Mitternacht?
Was halfen nun die Hexenmützen,
Die vor dem Teufel ſollten ſchützen?
Zum Teufel! — Regen, Wind und Schloßen,
Sie haben nicht des Zeugs geachtet.
Vom Sturm zerfetzt, in Flut zerfloſſen,
Iſt, was als Schirmwehr ihr erdachtet! —
Ihr erſtes Denken ein Gebet,
Ihr zweites ein verwünſchend Fluchen!
Wie raſch des Menſchen Sinn ſich dreht
Im Himmel- und im Höllenſuchen!

Doch als vertobt des Wetters Braus
Und Friede rings im Thale ſächelt,
Da gehen Stumpf und Sohn nach Haus. —
Indeß der Winzer ſchalkhaft lächelt.

Eins ſchlägt vom Thurm. Sie ſind am Thor
Vom Bürgermeiſterei-Palaſte,
Zwei Männer ſtehn verhüllt davor:
Unzeitig kommen die zu Gaſte!
Wer iſt's? Sieh da, Herr Wendelin
Der Straßenvogt; an ſeiner Seite
Nachtwächter Ochs! Die Leuchte ſchien,
So kennt man beide aus der Weite.
Was wollen ſie zu dieſer Stunde?
Nach Mitternacht noch eine Kunde?
Die muß bei Leibe wichtig ſein!
Horch auf, ſie kommen Meldung machen:
„Herr Stumpf, wir bringen ſaubre Sachen!“
So reden ſie ſchon im Verein. —
„Nur einer ſpreche!“ ruft er ihnen, —
Sie aber eilen, ihm zu dienen.
„Nach zwölf“, ſo gibt der Ochs Bericht,
„Als es ſo toll geſtürmt, geregnet,
Iſt mir was Seltſames begegnet.
Ich ſah im hellen Blitzelicht
Dort an des Winzers Martin Mauer
'nen rothen Kerl vom Berge kommen,
Den für den Teufel ich genommen,
Wär ich nicht klüger und nicht ſchlauer.
Er merkte mich, da ging's ans Fliehn.
Er hatte auch noch Spießgeſellen,
Den Bernhard und den Valentin
Sah ich ſich raſch ihm zugeſellen.

Sie liefen fort. Jedoch ein Blitz
Spielt' ihnen einen ſchlechten Witz.
Die Flammen zeigten deutlich klar,
Daß Florens dieſer Rothe war.
Im Fall, Herr Stumpf, daß Ihr nun hört,
Wie man die Ruh der Nacht geſtört
Und Unfug in die Stadt gebracht,
Kennt Ihr die Leute. Gute Nacht!“ —

Nachtwächter, ſo wie Stadtſergeant,
Sie legen an den Hut die Hand
Und ziehen weiter. Doch Herr Stumpf.
Verſinkt, als ſänk er in den Sumpf,
Es geht ihm plötzlich auf ein Licht,
Doch iſt's kein ſüßes Licht der Sterne,
Ein Licht wie eine Stalllaterne,
Das garſtig, ſchmuzig, dumpf ſich bricht,
Wie durch ein ſtaubgeſchwärztes Fenſter. —
„Das alſo waren die Geſpenſter?
Schafsköpfe ihr, nichtsnutz'ge Rangen,
Ins Bockshorn hat man euch gejagt.“ —
Er wüthet. — Doch Pankratius ſagt:
„Auch Ihr ſeid in das Netz gegangen.“ —
Ja, Sünder ſind ſie allzumal. —
Noch nie litt Stumpf an ſolcher Qual!

Pankratius, bald wieder ledern
Wie immer, ſtürzt ſich in die Federn
Und ſpricht geſundem Schlummer zu,
Doch kann der dicke Bürgermeiſter,
Seit er geſehn ins Reich der Geiſter,
So raſch nicht finden Raſt und Ruh.

Zorn, Unmuth, Haß, Verdruß und Rache
Durchwühlen ihn in hoher Flut,
Aus der Perrüke gelbem Dache
Brennt roth ſein Kopf mit Purpurglut:
Die Plane mit den Söhnen eitel,
Und er beſchimpft von Fuß zu Scheitel,
Und das von einem Bruder Putzig,
Der wirr die Welt durchſtreicht nichtsnutzig!
Dem Florens gilt's das Fell zu gerben
Und ihn mit Haut und Haar verderben!
Fort, fort! Den Geiger, Rattenfänger,
Stierbänd'ger, Spukgeiſt, Sanct-Johann,
Und Satan duldet er nicht länger! —
Lang ſinnt Herr Stumpf auf Acht und Bann!
Nur fehlt der Vorwand. Endlich ſchlägt
Er weiſe das Geſetzbuch auf,
Studirt und blättert, forſcht und wägt. —
Er hat's. — „Das Recht geb' ſeinen Lauf!“ —
So ſpricht er, ſtreckt ins Bett ſich nieder
Und ruht die müd zerſchlagnen Glieder.

Am andern Morgen trommelt Moll,
Quint ſpielt die Pfeife. Wendelin
Zieht von dem Rathhaus würdevoll
Mit ihnen aus. Und wie ſie ziehn,
Umgeben ſie die Gaſſenbuben,
Die oft ein laut Geſchrei erhuben.
Es geht bergan, es geht hinein
Zum Hexenthurm. Des Vogtes Naſe
Glüht mehr noch wie von rothem Schein,
Sie gleichet ſchier dem blauen Glaſe.
Er nimmt heraus ein breit Papier
Und lieſt, zu Florens hingewendet,

Daß ihn der Bürgermeiſter ſendet,
Zu reinigen das Stadtrevier:
„Vermummtes Volk iſt auszuweiſen!“
Ja, Florens iſt vermummt geweſen.
Die Schrift des Amtes muß er leſen
Und zeichnen und dann weiter reiſen. —
„Ei“, ruft der Geiger, „das iſt prächtig,
Grad dacht' ich an das Wandern mächtig.
Auf, ſagt Herrn Stumpf, ich ſei gegangen,
Um Hundsrück-Ratten einzufangen,
Ich ſucht' auch ſeine tauſend Morgen,
Wenn ſie nicht liegen zu verborgen.“ —
Dann nickt der Fant im raſchen Gehn
Frau Hilde zu: „Auf Wiederſehn!“
Zum Rathhaus kehrt die Stadtbemannung.
Der Rattenfänger zieht zum Thore,
Weilt lang noch bei der blonden Lore
Und ſingt dann froh in die Verbannung.

11. Der ſchwarze Flor, der wilde Renz.

Wo iſt der einſt in Sanct-Goar
Der Stifter jeder Freude war?
Der Rattenfänger ſondergleichen,
Der Führer bei viel tollen Streichen,
Zu Spiel und Tänzen ſtets bereit,
Der Ausbund aller Luſtigkeit?
Wo ſchweift der Wilde jetzt hinaus,
Der immer ging auf Abenteuer? —
Man ſpricht von ihm beim frohen Schmaus
Und an des Herdes ſtillem Feuer.
Fragt nur einmal die blonde Lore,
Dann glüht das Angeſicht im Flore
Der ſüßen Scham. Sie weiß es nicht?
Und glaubt ihr nicht dem ſüßen Wicht?
Sie hat zum Plaudern nicht die Zeit
Mit Menſchen! Doch den Spielgenoſſen,
Den Vögeln, ſchwatzt ſie lang und breit,
Wie ſelig ihr die Stunden floſſen!
Und wenn es ſingt und wenn es klingt
Um ſie im leichten Vogelheere,
Kommt's, daß auch ſie ein Lied erſchwingt:
„Wenn ich ein kleines Vöglein wäre!“
Sie flieht die Leute. Nur zuweilen
Sieht man zum alten Thurm ſie eilen,

Wo ſie im Raume Ordnung ſchafft.
Auch ſorgt ſie für Frau Hilden's Kraft,
Gebt Trank und Speiſe mit ihr theilen.
Dann lachet ſchalkhaft hell die Miene,
Sieht ſie des Kronenwirths Juſtine
Und Valentin. Ihr iſt's nicht leid,
Schaut Bernhard ſie und Adelheid.
Ja, Bernhard weiß, wo Florens iſt:
Im Soonwald wohnt der Fant zur Friſt
Und jagt das Wild auf grüner Steige
Und ſpielt die liebe, ſüße Geige.

Sonſt gibt es neues nichts im Ort. —
Ja doch! — Schier hätt' ich was vergeſſen:
Brautpaare feirten unterdeſſen
Erfreuliche Verlobung dort.
Der Kronenwirth hat ſeine Maid
Dem Schiffer Valentin gegeben,
Der Winzer gab die Adelheid
Dem Förſter. Hei, das war ein Leben!
Es geht von Alten wie von Jungen
Ein großes Preiſen durch die Stadt.
Sie nennen all das Werk gelungen
Und ſchwören, daß es Dauer hat.
Doch ob man ringsum rühmt und lobt,
Herr Stumpf, der Bürgermeiſter, tobt,
Daß er vergeblich all den Brei
So ſüß geſchmiert ums Maul der Väter!
Er nennt ſie Frevler und Verräther
Zu Haus mit mächtigem Geſchrei,
Doch leiſe rings auf Markt und Gaſſen,
Im Wirtshaus hat er's ganz gelaſſen.
Die Tochter und das Zwillingspaar

Sie leiden arg von ſeinen Launen,
Stets ſchlimmer wird er, als er war,
Sie ſtaunen nur, um mehr zu ſtaunen.
Wie er ſie kreuzigt, martert, ſteinigt!
Bei Gott, ſie ſind genug gereinigt!
Seht, wie ſie auseinander fegen,
Begegnen ſie ihm auf den Wegen!

Doch Sonnenſchein und Regenſchauer
Sind nimmermehr von ew'ger Dauer.
Auf einmal kommen neue Kunden,
Das wirrt und ſchwirrt hinein, hinaus,
Der Friede iſt der Stadt geſchwunden,
Er kehrt dem Bürgermeiſtershaus.
Was gibt's, daß Fraun und Mädchen all
Zum Kaffee ſtets zuſammenrennen,
Daß rings in Werkſtatt, Scheune, Stall
Die Männer auf das Wirthshaus brennen?
Was iſt's, daß ſie im Dunkeln ſich
Unheimlich umſehn an den Ecken,
Das Haus verriegeln emſiglich,
Vorſichtig Geld und Gut verſtecken?
Warum ſchimpft Stumpf nicht mehr die Sproſſen,
Die alle drei aufathmen frei?
Warum ſitzt er wie angeſchloſſen
Stets auf der Bürgermeiſterei?
Das thut, es kamen ſchlimme Zeiten,
Die Müh und Sorgen ihm bereiten.

Hoch auf dem Hundsrück, ſo berichten
Sie rings, gibt's traurige Geſchichten.
Ein wilder Räuber hauſet dort,

Zwar übt er Todtſchlag nicht und Mord,
Doch ſtiehlt er klüger noch als Fuchs
Und Elſter, die gewandten Diebe,
Stark wie der Wolf, raſch wie der Luchs,
Schlägt all und nirgendwo er Hiebe.
Er ſtiehlt die Eier aus dem Neſt,
Nicht merkt's ein brütend Vögelein,
Und legt ſie wieder recht und feſt,
Das Vöglein bleibet hocken fein.
Dem Mann, der lachend ſitzt beim Schmaus,
Zieht Hoſen er und Stiefel aus,
Ganz unbemerkt. So wie man ſpricht,
Gebricht es ihm am Herzen nicht.
Nur Reichen fällt er in die Buden,
Er mauſet nur bei geiz'gen Juden,
Er ſtiehlt das Schaf, das Schwein, den Bock,
Er ſtiehlt das Beinkleid und den Rock,
Oft nur zum Scherz. Kann er's dann geben
Dem armen Mann, das iſt ſein Leben,
Da er den Uebermuth verſchwor.
Der Räuber heißt: der ſchwarze Flor;
Von andern Leuten, die ihn kennen,
Hört man den wilden Renz ihn nennen.

Was man von ihm nicht alles weiß!
Hier iſt's zur Schande, dort zum Preis!
Zu Bachrach ſaß er jüngſt beim Wein,
Zu Nacht kam Jung und Alt herein,
Die Stub iſt voll, und alle Reden
Die drehen ſich in langen Fäden
Zum ſchwarzen Flor. Der eine ſagt:
„Er trägt ein grünes Jägerkleid.“
Der andre ſpricht: „Als Spielmann wagt

Er ſich in Stadt und Dörfer weit.“
Der dritte kennt als Fuhrmann ihn,
Der vierte nur als Schiffersmann,
Der fünft': „Er hat 'nen Kittel an“,
Der ſechste ſah als Herrn ihn ziehn.
Der ſieb'te ſchaut beim Markt ihn handeln.
Leibhaftig ſahn ſie all ihn wandeln.
Flor ruft: „Ihr kennt ihn alle nicht!
Ich bin's!“ Raſch bläſt er aus das Licht,
Er gleitet ſtill entlang den Tiſchen,
Um durch die Thüre zu entwiſchen.

Kurz drauf trank er zu Oberweſel,
Es ſaß bei ihm ein Dutzend Eſel,
Die all den wilden Renz beſprachen
Und ſich die Köpfe ſtark zerbrachen.
Der Müller von dem Morgenbach,
Der kommt zuletzt herangeritten,
Bringt ſeinen Gaul zu Dach und Fach
Und tritt zur Stub' mit ſtolzen Schritten,
Und wie er von dem Räuber hört,
Der rings das ganze Land verſtört,
Spricht er: „Den Kerl möcht' ich wol ſehn.“
Doch einer mahnt ihn gleich zur Hand:
„Malt nicht den Teufel an die Wand,
Der Schwarze ſoll nicht Spaß verſtehen!“
„Pah“, bläſt der Müller auf die Backen,
„Mich ſoll der wilde Renz nicht packen!
Ich reite ſtets die Landſtraß hin,
Und kommt er unterm blauen Himmel
Mir an, ich bin doch, der ich bin,
Und ſitz auf meinem guten Schimmel.“ —
Aufſtand der Renz, bezahlt den Schoppen

Und denkt: Den Müller werd' ich foppen!
Er folget ſtill der Straße Spur,
Da kommt heran die Bettelfuhr,
Drauf ſitzt ein lahmer Reichsſoldat,
Den Renz um ſeine Krücke bat,
Weil er den linken Fuß vertreten,
Er möchte ſchrein bei jedem Tritte.
Sechs Batzen fügt er zu der Bitte.
Iſt Geld dabei, dann hilft das Beten.
Gleich drauf, da kommen angetrunken
Des Wegs zwei richtige Halunken,
Und ſingen durch das Buſchrevier:
„Ein freies Leben führen wir!“
Als ſie vorbei, da hängt die Krücke
Der Renz an einen hohen Aſt
Und ſetzt ſich an die Straßenbrücke,
Indeß er ruhig lauernd paßt.
Da reitet einer. Iſt das nicht
Der Müller? Stolz iſt ſein Geſicht,
Als wollt' er rings die Bäume fragen:
„Wer kann Bewundrung mir verſagen?
Denn bin ich nicht der reiche Müller,
Der ſchöne Müller, witz'ge Müller?“
Er wiegt im Sattel ſich beweglich,
Da jammert Renz und bittet kläglich:
„Barmherzigkeit für einen Lahmen!
Ihr ſaht gewiß die Vagabunden,
Die mein Almoſengeld mir nahmen!
Es waren hagelvolle Kunden.
Sie raubten mir den Krückenſtab
Und ſchleuderten ihn ins Geäſt,
Dort hängt er überm Stege feſt.
Zwickt mit der Peitſche ihn herab!“ —
Der Müller ſprach: „Ich ſah die beiden,

Wo ſich thalab die Wege ſcheiden,
Sie ſangen durch das Buſchrevier:
Ein freies Leben führen wir!“ —
Der Müller glaubt dem feinen Rangen,
Doch um zum Baume zu gelangen,
An den der Dieb die alte Krücke
Ins knorrige Gezweige hing,
Muß er entlang die kleine Brücke,
Die durch den Straßengraben ging.
Das aber thut ſich nicht zu Roß,
Wie weiſ' der ſchlaue Reiter ſchloß,
Drum ſteigt er ab, gibt Renz den Zügel,
Geht an den Baum und zerrt und ſchlägt.
Raſch ſchwingt der Schalk ſich in den Bügel
Und braucht die Ferſ'. Der Schimmel trägt
Ihn trabend fort, indeß er ſchreit:
„Das Wandern dien' Euch nicht zum Leid!
Kommt Ihr nach Haus auf Euren Füßen,
Mögt Ihr die Frau von Renz begrüßen!“ —
Er ritt zur Mühle ungeſtört,
Die Räder klappern laut ins Thal,
Daß keiner Roß und Reiter hört.
Es war im letzten Abendſtrahl.
Er bindet raſch den Gaul ans Thor
Und klimmt den Felſenſteig empor.
So hat der Renz ein mild Gemüthe
Und lohnt des Müllers Herzensgüte.
Der keucht heran und ſieht den Schimmel
An ſeiner Thür und dankt dem Himmel.

So iſt ein Dienſt des andern werth!
Doch braucht der ſchwarze Flor ein Pferd,
So leiht er's bei der Obrigkeit,

Er thut es offen, treu und ehrlich,
Wie es geſchehn vor kurzer Zeit,
Als ihm das Gehen zu beſchwerlich.
Er ließ ſich an der Moſel fangen,
Man gab ihn einem Landſoldat,
Um mit dem Dieb zur guten Stadt,
Die Kochem heißet, zu gelangen.
Der ſchwarze Flor denkt unterm Wandern
Die Zeit mit Mauſen zu vertreiben,
Er ſucht die Taſchen durch dem andern
Und findet drin das werthe Schreiben,
Das in das Zuchthaus ihn verweiſt.
Er nimmt den Brief und iſt entſprungen,
Und da er immer hurtig reiſt,
So iſt es richtig ihm gelungen,
Vor dem Soldaten anzukommen.
Zum Schultheiß wird der Weg genommen:
Er ruft: „Herr Schulz, ich hab' ein Pech,
Ich bin ein Dieb, ſoll ins Gefängniß,
Doch kam der Landſoldat mir weg,
Der mich behütet. Welch Bedrängniß!“
Und raſch reicht er das Schreiben her,
Der Schultheiß lieſt es kreuz und quer —
Zu Kochem ſind gar kluge Leute,
Man wußt' es ſonſt, man weiß es heute —
Laut zürnt der Mann: „Der böſe Feind
Verwirrt Euch! Ihr ſeid der Soldat,
Der Dieb entſprang! 'Ne ſchöne That!“
Flor ruft: „Mir recht, wenn Ihr es meint!
Dann gebet mir geſchwind ein Pferd,
Ich komm dem Flüchtling auf die Sohlen
Und bring Euch wenn Ihr ſein begehrt,
Den Schlimmen, der ſich weggeſtohlen!“ —
Der Schultheiß ſcheut kurtrierſche Naſen

Und ſattelt ſeinen Rappen ſchnell,
Doch Flor, der luſtige Geſell,
Iſt mit dem Pferd wie weggeblaſen.
Es dauert ein kurze Weile,
Dann kommt der Landſoldat in Eile
Beim Schultheiß an und ſpricht mit Schnaufen:
„Der ſchwarze Flor iſt mir entlaufen.“

Man ſagt, es hab' auch Kameraden
Der wilde Renz auf allen Pfaden.
Die ſtahlen jüngſt dem Bau'r ein Schwein,
Und als ſie heimlich es geſchlachtet,
Da kochten, brieten ſie es ein:
„Ein Gauch, der ſolch ein Fleiſch verachtet.“
Das hört der Renz, und thut 'nen Fluch,
Denn keiner ſprach ihm von dem Fange.
Er rüſtet ſich mit einer Stange
Und folgt dem lockenden Geruch;
Er klimmt aufs Dach vom alten Haus,
Zum Schornſtein luget er hinein
Und ſieht, beim rothen Feuerſchein
Bereiten ſie den leckern Schmaus.
Im Keſſel brodeln Würſt' und Rippen,
Er ſchnalzt mit Zunge und mit Lippen:
„Ich will verderben euch den Witz!“
Er nimmt den Stecken, oben ſpitz
Und zielt hinab, hold iſt das Glück,
Holt aus dem Keſſel Stück für Stück.
Die Diebe wollen jetzt beginnen! —
Hei, das iſt Hexerei und mehr:
Der ganze große Topf iſt leer!
Die Hungrigen ſind faſt von Sinnen.
Da tritt der Flor mit ſeinem Fange,

So Wurſt wie Fleiſch, an langer Stange
Lautlachend in die Thür hinein.
Bald wird geſpendet Mahl und Wein.
Bei gutem Schmaus und ſtarken Tränken
Gibt's Luſt die Nacht auf allen Bänken.

Die Stücklein all mit vielen andern
Hört man von Mund zu Munde wandern.
Sie bringen Ernſt nach Sanct-Goar,
Wo ſonſt des Spaßes Heimat war.
Drum wacht man ſtreng ob Hof und Haus,
Diebsüberfälle zu vermeiden,
Denn gar nicht weit iſt es hinaus,
Wo Flor und ſeine Bande weilen.
Der Bürgermeiſter ſinnt und denkt
Unmüde auf das Wohl der Stadt,
Die, wenn der Flor Beſuch ihr ſchenkt,
Unzweifelhaft zu leiden hat.
Die Stadtſoldaten Moll und Quint,
Sie müſſen Pfeif' und Trommel üben,
Daß ſchier ſie aus dem Häuschen ſind
Und wie ob Kriegszeit ſich betrüben.
Der Straßenvogt, Herr Wendelin,
Nachtwächter Ochs und gute Bürger
Sieht man zur Waffenübung ziehn,
Ein Bollwerk gegen Flor, den Würger;
Für ſeine Heerde ſucht vom Morgen
Zum Abend hin Herr Stumpf zu ſorgen.

Es war im Herbſt ein trüber Tag.
Im Rathhausſaale vor ihm lag
Ein Haufen Schriftwerk. — Horch auf, Tritte!
Zwei abgeſandte Juden kommen,

Sie neigen, beugen ſich beklommen
Und haben eine große Bitte. —
Was iſt's? — Die nächſten Tage bringen
Den großen Ochſenmarkt zu Bingen,
Und die Hebräer möchten gern
Mit der Erlaubniß ihres Herrn
Ihr ſchönes Vieh zur Stelle führen,
Da ſie ſich viel Gewinn verſprechen.
Es gilt darum, Herrn Stumpf zu rühren
Und, wenn es noth thut, zu beſtechen,
Daß er bei all dem Räuberweſen,
So ringsum herrſchet weit und breit,
Ein ſcharf bewaffnetes Geleit
Zu ihrem Schutze mög erleſen.
Am liebſten fällt ja in die Buden
Der Dieb den arggeplagten Juden.
O Gott, die Zeit der Noth iſt ſchrecklich! —
Stumpf ſpricht: „Die Sache läßt ſich hören!"
Doch heiſcht er Koſten, ſo erklecklich,
Daß ſich die Juden ſchier empören.
Mehr Jude war zu dieſer Friſt
Noch als die Juden ſelbſt der Chriſt!
Goldſtücke zwanzig ſei der Preis! —
So viel nimmt kaum der Flor, Gott weiß! —
Stumpf hält ſich ſteif: „Nicht mehr, nicht minder!
Es ſagen: „Ja!" die Jakobskinder.
Nach langem Hin- und Widerſtreiten
Will ſie der Stadtherr ſelbſt begleiten
Nebſt ſeinen ſtarken Stadtſoldaten,
So ſind ſie der Gefahr entrathen!

Und als der Tag des Marktes kommt,
Da ſieht man, was Begleitung frommt!

Der Bürgermeiſter ſitzt im Wagen,
Beſtimmt, nach Bingen ihn zu tragen.
Ochs, Moll und Quint und Wendelin
Sieht man anbei zu Fuße ziehn.
Die Juden mit dem andern Vieh
Begleiten auf der Straße ſie.
Sie kommen richtig unbetaſtet,
Nachdem ſie hier und dort geraſtet,
An Ort und Stelle. Seinen Lauf
Nimmt dann der Markt bis in die Nacht,
Und ganz erſprießlich geht der Kauf;
Es wird ein gut Geſchäft gemacht.
Voll Gold und Silber ſind die Taſchen
Der Juden, und die feinſten Flaſchen
Trinkt Stumpf mit ſeinen Stadtſoldaten,
Es dampft dazu der beſte Braten.
Zur Heimkehr iſt es endlich Zeit,
Der Braune ſchnaufet vor dem Wagen,
Die Juden alle ſind bereit,
Nur das Geleit fröhnt noch dem Magen,
Da von den Tiſchen aufzuſtehn
Sie die Nothwendigkeit nicht ſehn.

Doch endlich naht der Sitzung Schluß,
Stumpf hebt ſich lächelnd voller Gnaden
Und hat nach reiflichem Beſchluß
Die reichſten Juden eingeladen
In ſeinen alten Wagenkaſten.
Geſchmeichelt folgen ſie der Gunſt,
Und jetzt beginnt des Kutſchers Kunſt.
Es handelt ſich um ſchwere Laſten.
Der Braune zieht hinaus den Pfad,
Doch wehe, die Kaleſche kracht —

Sie ſinkt — zerbrochen iſt ein Rad,
Und auf das Pflaſter ſtürzt mit Macht
Ein Menſchenknäuel. Es entluden
Zwei Chriſten ſich und ſieben Juden!
Stumpf, Kutſcher und der Handelsbund
Wirrt ſich am Boden kunterbunt.
Seht, wie das Püff' und Knüffe ſetzt!
Und wie ſie ſich entknäueln jetzt,
Gottlob iſt keiner ſchwer verletzt. —
Was iſt zu thun? — Es ſchrein nach Haus
Der Händler arg erſchreckte Maſſen!
Und bleibt der Bürgermeiſter aus,
Steht Sanct-Goar, die Stadt, verlaſſen! —
Jetzt ein Entſchluß! — Er ward gefaßt:
Sie laſſen Pferd und Wagen dort,
Und gehn zu Fuße ſonder Raſt
Nach dem erſehnten Heimatort.

So ſetzt nach weiſer Ueberlegung
Der Zug ſich endlich in Bewegung.
Am Himmel glänzt der Mondenſchein,
Zur Seite fließt der tiefe Rhein,
Und das Geſpräch rauſcht wie ein Bronnen:
Was ſie verloren und gewonnen.
Dann wird es ſtiller, denn es werden
Vom Gehn die Menſchen müd auf Erden.
Dem einen thun die Glieder weh,
Der andre ſpürt die dicke Zeh
Im harten Stiefel, und der dritte
Ging ſich ſchon wund und ſchont die Schritte.
Hier dieſe blaſen, jene ſchnaufen,
Und Stumpf, er ſchnauft zumeiſt im Haufen.
Er hat das Gehen ſtets geſpart

Und fluchet ob der Abendfahrt,
Zumal das Haupt, das ſchwer zur Friſt,
Zu ſchwer für ſeine Beine iſt.
Auch merkt man, daß Ochs, Moll und Quint
Wie Wendel Stadtſoldaten ſind
Und auf des Landes langen Stegen
Sich nicht mit viel Geſchick bewegen.
Jetzt kommt der Straße engſte Stelle,
Tief unten brauſt des Waſſers Welle,
Hoch oben raget Felsgeſtein.
Das iſt ein ſchlimmer Platz am Rhein,
Dem Schiffer dort, vom Schiff getragen,
Und hier dem Fuhrmann mit dem Wagen.
Da dröhnt ein fürchterliches: „Halt!“
Und um die nächſte Straßenecke,
Die ihr gedienet zum Verſtecke,
Springt eine flüchtige Geſtalt.
Der Kerl iſt grad nicht groß und ſtark,
Doch ſeine Stimme dringt ins Mark,
Auch trägt er eine Doppelflinte,
Die er zum ſichern Schuſſe hebt:
Wer jetzt ſich wehrt, hat ausgelebt!
Da ſaß der Haufen in der Tinte! —
Der Räuber herrſcht: „Anjetzt in Ruh
Zieht aus die Stiefel und die Schuh!“ —
Hei, ging das an ein Fußentkleiden!
Stumpf, Juden und die Stadtſoldaten,
Sie alle ſchufen ſchnelle Thaten.
Der Räuber ſchien ſich dran zu weiden.
Er läßt das Schuhwerk hoch in Haufen
Breit aufgethürmt zuſammenſtellen
Von dieſen ängſt'gen Marktgeſellen,
Die zitternd durcheinander laufen.
Jetzt endlich iſt der Miſchmaſch fertig!

Er ruft: „Nun ſeid des Winks gewärtig!
Ich geb Euch allen fünf Minuten!
In dieſer Zeit zieh jeder Mann
Sein Zeug am rechten Fuße an!
Den nicht Beſtiefelt' und Beſchuhten
Jag' ich die Kugel durch die Köpfe. —
Jetzt eilet Euch, Ihr dummen Tröpfe!“
Das gab ein Durcheinander-Irren,
Ein Lärmen, Schwärmen, Wirren, Schwirren,
Ein Holtern, Poltern, Sauſen, Brauſen,
Ein Knurren, Schnurren ohne Ende.
Sie wollen all ihr Fußwerk mauſen —
Wo ſind die Köpfe, Beine, Hände?
Wie hängt das mit dem Leib zuſammen?
Wie's in die Lüfte ſtößt und flügelt!
Wie ſich's am Boden hebt und hügelt!
Jud, Chriſt weiß nicht, woher ſie ſtammen.
Es iſt ein Menſchenrattenkönig,
Es zuckt und quieket hunderttönig.
Es werden ſchier zur Viertelſtunde
Die fünf Minuten. Laut vor Luſt
Lacht auf der Schütz aus voller Bruſt,
Er hetzt und ſchilt mit kühnem Munde.
O, wie die Schau am Zwerchfell prickelt!
Doch endlich iſt der Knäul entwickelt.
Man ſieht an eines Mannes Beinen
Hier Schuh, und Stiefel dort erſcheinen,
Hier hoch und derb, dort ſchwach und nieder.
Und ſchlotternd beben alle Glieder,
Wo eines nicht zum andern paßt.
Kurz war die Zeit und groß die Haſt.
Es mag geſchehn! — Der Schütz ruft laut:
„Jetzt könnt Ihr gehn, Ihr ſaubres Kraut!
Grüßt mir daheim den Meiſter Stumpf

Vom wilden Renz, vom ſchwarzen Flor!
Sagt ihm, ich ſpiel ihm nächſtens Trumpf!“ —
Und raſch klimmt er den Fels empor.

Die Juden greifen all zum Sack;
Silber und Gold blieb unverſehrt.
Ei, Schätze hat er nicht begehrt,
Der Räuber iſt nicht ganz vom Pack!
Der Bürgermeiſter bebt am längſten:
Die Drohung macht ihm tauſend Aengſten,
Zumal Ochs, Wendel, Moll und Quint
Der ungetheilten Meinung ſind,
„Florens, der Rattenfänger, ſei
Der Stifter dieſer Räuberei.“

12. In die Welt!

Der Florens ſitzt am Förſterhaus,
Wo Bernhard wohnt, und geigt hinaus
Weit in die grüne Waldeswelt,
Die um ihn baut ein prächtig Zelt,
Und wer den ſüßen Klängen lauſcht,
Merkt drin des Forſtes herrlich Leben.
Horch, wie die Eich' und Buche rauſcht,
Die ihr Geäſt zum Himmel heben!
Es liegt ein duftig blauer Schein
Auf blanken Stämmen, rauhen Rinden,
Um die im Schlangenlaufe fein
Sich liebend Epheuranken winden.
Und rings im Grund, wohin man ſchaut,
Da ſteht manch würzig ſtarkes Kraut.
Der Bach, der luſtige Geſelle,
Stürzt raſch hindurch mit klarer Welle.
Es iſt ſchon Herbſt, ſonſt hörte man
Auch Nachtigall und Troſſel ſingen,
Die Taube flöge girrend an,
Und Finkenlieder würden klingen.
Jetzt tönet nur des Falken Schrei,
Des Hähers ſcheck'ge Plauderei,
So wie des Spechtes klopfend Hämmern
Aus grüner Zweige fernem Dämmern.

Und all dies Leben klinget wieder
Durch Florens helle Geigenlieder.

Da kommt ein Mädchen. Friſch im Gang
Zieht ſie den Waldesweg entlang,
Es folgt ihr eine Vogelſchar,
Die nicht im Forſt zu Hauſe war,
Es iſt Geflügel, das im Thal
Bei Stadt und Dorf anſiedelnd niſtet
Und ſich mit andrer Koſt zum Mahl,
Als hier ſich beut, das Leben friſtet.
Sie folgen ohne Ruh und Raſt,
Bald vor ihr hüpfend auf dem Boden,
Bald ſchwingend ſich von Aſt zu Aſt,
Bald flatternd auf des Strauchwerks Loden.
Bald ſenken ſie auf H[illegible] und Glieder
Der blonden Maid ſich [illegible]chend nieder,
Verſuchend alte liebe Li[illegible].
Doch hemmt die Maid nicht ihre Haſt. —
Ihr kennt des Soonwalds neuſten Gaſt —
Die ſüße Lore iſt's — Sie ſteht
Und horcht dem Spiel, das lieblich weht. —
Ja, ſie vernahm's ſchon lang und weit
Erklingend durch die Einſamkeit.
Dann ſchleicht ſie näher, ungeſchaut,
Der Geiger dreht ihr grad den Rücken,
Sie ſchlägt ihm auf die Schulter traut,
Er ſieht ſie! — Staunendes Entzücken!

„Du Lore hier?" — „Ich Florens hier!"
So ſpricht ſie, „doch ich bringe dir
Heut eine böſe Trauerkunde,
Frau Hilden ſchlug die letzte Stunde.

Ich fand im Thurm ſie geſtern todt.
Gott löſte ſie aus aller Noth.“ —
Und eine große Thräne quillt
Aus Florens Auge. — Sanft und mild
Beginnet er: „Ich klage nicht,
Sie lebte übers Maß der Jahre.
Wenn ſo die Frucht vom Baume bricht,
Dann tobt der Schmerz nicht um die Bahre.
Sie gab dem Leben ihren Zoll,
Zu Staub wird, was dem Staub entquoll.
Sie that an mir die Mutterpflicht,
Zum Leben ſchulte ſie den Knaben,
Drum hielt mich's in der Fremde nicht,
Ich kam zum Rhein, ſie zu begraben.
Iſt dieſe letzte Pflicht gethan,
Dann folg' ich meines Sternes Bahn!“ —
Das Mädchen fragt: „Was haſt du vor?“
Der Burſche ſpricht: „Wir gehn zur Stadt!“ —
Das Mädchen meint: „Sei doch kein Thor!
Ein Mann, der ſolche Feinde hat,
Darf ſich daheim nicht ſehen laſſen,
Sie werden in der Stadt dich faſſen,
Da ſie dich für den Räuber halten,
Der hier im Sennwald ſoll gewalten!“ —
Doch Florens lächelt: „Ei, bei Leibe,
Sie glauben wirklich die Geſchichten,
Die wir zu unſerm Zeitvertreibe,
Bernhard und ich, verſucht zu dichten?“ —
„Sie glauben ſie“, ſpricht Lore ernſt,
„Drum bleib im ſtillen Aufenthalt,
Daß du den Thurm nicht kennen lernſt
Und Stumpf's, des Wüthenden, Gewalt!“ —
Doch Florens ruft: „Und wär's der Tod,
Der mir von dieſem Narren droht,

Ins Grab der Urahn will ich ſenden
Die letzte Scholl' aus dieſen Händen.“

Die Lore ſchmeichelt ſanft und gut,
Dann peinigt ſie den Freund aufs Blut,
Im Wald ſich fürder zu verſtecken,
Doch hilft kein Mahnen und kein Schrecken.
Florens beharrt bei dem Entſchluß,
Sein letzter Grund iſt ſtets: „Ich muß!“ —
So ſcheiden ſie vom trauten Ort
Und wandern nach dem Rheine fort.
Wie raſch entflieht im Gehn die Zeit!
Der Burſch erzählt dabei der Maid
Von ſich, von Aeltern und von Ahnen.
Sie waren all Frau Hilden's Sproſſen
Und ſind auf irren, wirren Bahnen
Durch Welt und Leben hingeſchoſſen.
Sie hatten alle heißes Blut
Und Kühnheit, Kraft und Uebermuth.
Nie lang gefeſſelt an die Schollen
Sah man ſie ſtets den übervollen
Hochſchäumenden Kelch des Daſeins ſchlürfen,
Voll Planen, Hoffnungen, Entwürfen.
Sie geigten, tanzten, ſpielten, lachten
Von Land zu Land, von Strand zu Strand,
Daß ſie ſich ſelber Freude machten
Und Luſt der Menge, die's verſtand.
Und wie ſie lebten, ſtarben ſie,
Sie ſind noch alle lebenstrunken
Ins kalte, tiefe Grab geſunken —
Sie lebten, ſtarben — Poeſie. —
Und dann erzählt er ihr vom Land,
Wo ſeines Stammes Wiege ſtand.

Fern über ſtolzen Bergkoloſſen,
Den Alpen, ſtarr von Eis und Schnee,
Liegt es im Schos der blauen See,
Von ew'gem Sonnenſchein umfloſſen.
Dort iſt es nimmer trüb und kalt,
Dort hat der Nebel nicht Gewalt,
Dort iſt der Wein ſo glühend heiß,
Dort wirbelt heiß der Tanz im Kreis,
Heiß die Muſik und heiß die Lieder,
Und heiß das Blut und heiß die Glieder,
Und heiß der Geiſt, heiß ſelbſt zum Morden,
Wenn heiß die Leidenſchaft geworden.
Wo heiße Gluten ſich erheben
Aus ſtarrer Feuerberge Bruſt,
Heiß iſt Italias Flammenleben
Wie Feuerliebe, Glutenluſt! —
„Das Land, o Lore, mußt du ſehn!
Du ſollſt mit mir nach Welſchland gehn!“ —
Sprachlos ſtaunt ihn das Mädchen an.
Heiß ſieht ſie ſeine Augen funkeln —
Elektriſch blitzen ſie im Dunkeln —
So führt zum Städtchen ſie die Bahn.

Man ſenkte andern Tags ins Grab
Die hundertjähr'ge Frau hinab.
Ihr ging's wie weiland Hyacinth:
Die Armen gräbt man ein geſchwind.
Fünf nackte Breter und zwei Brettchen,
Die dienten ihr zum Todtenbettchen,
Zwei Träger trugen ſie zur Ruh,
Kein Trauerzug geſellt ſich zu,
Der Prieſter ſprach in Eil den Segen
Und ging dann ruhig ſeiner Wegen.

Florens und Lore ließen Schollen
Dumpfklingend auf den Sarg noch rollen.
Zwei Thränen aus den Augen fließen,
Zwei Seufzer tönen aus der Bruſt.
Der Todtengräber unbewußt
Fängt an, die dunkle Gruft zu ſchließen —
Und ſieh, ein Leben iſt verſchwunden,
Als hätt' es Leben nie gefunden!

Nun gehen Florens auch und Lore,
Sie treten aus dem Kirchhofthore.
Schau zu, da ſtehet Wendelin,
Ochs, Moll und Quint begleiten ihn,
Bewehrt mit Hellebarden, Spießen,
Gewehren, Säbeln, Ketten, Stangen.
Jetzt, Florens, heißt's, gib dich gefangen
Und laß dir Arm und Beine ſchließen!
Und wüthend gehn ſie ihm zu Leibe
Mit ihrem Waffenzeitvertreibe.
Die Lore ſchreit, der Florens lacht:
„Wohlan, ich bin in Eurer Macht,
Und folge Euch, doch thut's nicht noth
Der Kett' und Waffen, Herr Soldat!
Ich warn' Euch, wer dem Leibe naht,
Der hat davon den jähen Tod.
Ich bin kein Räuber, doch — darin
Steh' Antwort ich dem Bürgermeiſter.
Und nun zum Thurm, ihr edeln Geiſter!"
Und ruhig ſchreitet er dahin! —
Es wagt ihn keiner anzufaſſen.
Die Lore grüßet er gelaſſen.
Hoch ob des Städtchens altem Thor
Da ragt ein ſpitzer Thurm empor.

Der Straßenvogt, Herr Wendelin,
Bewohnt im erſten Stockwerk ihn,
Darüber nahe unterm Dach
Liegt ein verödet weit Gemach.
Hoch ſchaut es über Stadt und Land,
Steil fällt zur Straße ab die Wand,
Stabwerk von dichtem Eiſen hält
Die lichten Fenſter feſt umgittert.
Nah iſt der Himmel, weit die Welt.
Doch wer hier wohnt, der bangt und zittert:
Zum Kerker dient der Raum zur Zeit,
Für Dieb und Mörder ſtets bereit.
Und Florens ſitzet drin gefangen,
Hinter der Thür von Eiſenſtangen.
Die Stunden ſchleichen, Tage ziehn:
Welch Los wird ihm die Zukunft bringen? —
Geduld, ſein Troſt ſind Melodien,
Die er die Geige zwingt zu ſingen!

Nur Eines iſt, was ihn empört:
Warum wird er nicht gleich verhört?
Warum ſpielt Bürgermeiſter Stumpf
Nicht jetzt wie früher ſeinen Trumpf?
Ei, Stumpf iſt gleich nach Trier gereiſt,
Als man gefangen den Geſellen,
Um ſeinen kühnen Leitergeiſt
Dem Kurfürſt recht ins Licht zu ſtellen.
Als Landesretter, Wohlfahrtshüter,
Und Wächter aller höchſten Güter,
Als Freund von Ordnung und von Recht
In einer Welt, verdorben, ſchlecht,
Als ſcharfer, ſtrenger Satzungshalter,
Als Ausbund aller Amtsverwalter

Will er ſich zeigen groß und hehr.
Er hat den ſchlimmſten Dieb gefangen,
Des Gräuelthaten dumpf und ſchwer
Wie Wetter ob dem Land gehangen.
Gottlob, die Prüfungszeit iſt hin,
Vorbei das Stehlen, Sengen, Morden.
Stumpf malt als Lohn in ſeinem Sinn
Sich Würden, Titel, Adel, Orden.
Doch ſeltſam ging's im alten Trier.
Dort weiß man nichts von allen Greueln,
Die ſich aus ſeinem Munde knäueln.
Die Kunden all aus dem Revier
Des Hundsrücks und des Soonwalds lauten
Wie Kunden von dem ew'gen Frieden.
Die Menſchen ſind dort all zufrieden,
Die lang nicht beſſre Tage ſchauten.
Denn Todtſchlag, Mord und Raub und Brand
Sind ſchon ſeit Jahren unbekannt.
Die Märchen all von Renz und Flor
Sind längſt als Schwänke aufgeklärt,
Und Stumpf erſcheinet als ein Thor,
Als Unſinn, was ſein Mund beſchert.
Die Herren lachen all ihn aus
Und ſchicken ihn alsbald nach Haus,
Indem ſie ihm die Weiſung geben:
„Habt Eures Amtes beſſer Acht,
Sonſt kehret Ihr zum Hundsrück eben,
Ein andrer hat ſtatt Euch die Macht!
Jetzt mögt nach Sanct-Goar Ihr ſchnaufen,
Und den Gefangnen laßt uns laufen!“ —
Der Menſch bedenkt, Gott aber lenkt —
Ach, wie Herr Stumpf zur Heimat ſchwenkt!
So längte ſich ſein Leben nicht
Ein rund pausbackig dick Geſicht.

Doch was geſchah zu Sanct-Goar,
Das ohne Bürgermeiſter war?
Dort ward mit Wendelin geſprochen,
Der Straßenvogt iſt bald beſtochen,
Und Florens leidet keine Noth.
Statt kühlem Waſſer, trocknem Brot
Schlüpft bald ihm Wildpret, Fiſch und Kuchen
Zum Thurme hinter Schloß und Riegel,
Wohin auch mit uraltem Siegel
Die Flaſchen ſich die Wege ſuchen.
Die Freunde ſchicken Trank und Eſſen,
Sie halten am Genoſſen feſt,
Denn allen iſt er unvergeſſen.
So drängt ſich in das alte Neſt
Die Freundſchaft. Aber ſelbſt die Liebe
Spielt leis hinein ihr bunt Getriebe.
Ein Brieflein bringt Herr Wendelin.
Kommt es von Lore? Nein, es richtet
Des Bürgermeiſters Maid an ihn
Das holde Schreiben. Sie berichtet
Von ihren minnigen Gefühlen,
Von ihren innigen Gedanken,
Sie kann die Flammen nicht mehr kühlen,
Die kreuzweis durch die Seele ſchwanken.
Sie will ihn aus dem Thurm befrein,
Er ſoll ihr holder Gatte ſein!
Er Räuber und ſie Räuberbraut!
Wie iſt ſolch Leben lieb und traut! —
Laut lacht der Geiger durch die Hallen:
„O alter Jungfern Liebesfeuer!
Am hellſten brennt die alte Scheuer!
Am Räuber ſelbſt hat ſie Gefallen!
Viola, Jungfrau, hoch und hehr,
Mit mächt'gem Körper, gloß'ger Miene,

Und liebt' ich dich, ich liebe mehr
Doch meine ſüße Violine,
Am meiſten aber vor dem Thore
Die liebe, holde, blonde Lore!“

So war's im Thurm, doch in der Stadt
Da ward man des Geſprächs nicht ſatt
Vom Geiger Florens. Längſt iſt's klar,
Was an den Räubermärchen war.
Stumpf, den Despot, Tyrann und Würger,
Verwünſchen alle guten Bürger,
Sammt ihren ehrbarlichen Frauen.
Man fühlet gar ein heimlich Grauen,
Hört man die jungen Herrn und Mädchen;
Die ſind erſt ſcharf im ganzen Städtchen.
Mondkälber, Ungethüme, Drachen,
So hört die Stumpfe man verlachen! —
Warum? Nun, Hochzeit ſoll ja ſein!
Die ſchönſte wird's am ganzen Rhein!
Valentin und Juſtine einen
Schon morgen ſich am Brautaltar,
Es werden als das andre Paar
Bernhard und Adelheid erſcheinen.
Die ganze Stadt iſt eingeladen,
Man ſtreut und ſchmückt auf allen Pfaden
Mit Blumenkränzen, Laubwerk, Maien;
Die Fahnen flattern ſchon im Freien.
Doch, ach, es fehlet die Muſik!
Gibt es ein ſchlimmer Misgeſchick,
Als daß man Florens eingeſchloſſen?
Wer ſoll die Geige ſpielen morgen?
Ja, das macht wüthend und verdroſſen!
Bei Gott, groß ſind der Jugend Sorgen!

Es kommt der Tag, das Feſt hebt an,
Die Trauung iſt ſchon abgemacht.
Zur Krone lenkt der Zug die Bahn.
Dort findet ihr der Feier Pracht.
Da ladet man zu langen Tiſchen,
Zu laben ſich am reichen Mahl,
Am feinſten Wein ſich zu erfriſchen.
Hell geht die Freude durch den Saal.
Wie fröhlich ſind die Hochzeitsleute!
Wie lieblich ſind die holden Bräute!
Die Bräutigame lachend heiter!
Und ringsum welch ein laut Gewimmel!
Das klimmt auf einer hellen Leiter
All in der Freude hellen Himmel.
Viel thut der Keller und die Küche,
Mehr thun die Lieder und die Sprüche,
Die jetzt aus hundert Kehlen klingen
Und Segen, Heil und Wonne ſingen.

Hei, tobt das luſtig', herrlich, frei!
Wer Namen hat, der iſt dabei,
Selbſt Wendel, Ochs und Quint und Moll
Sie ſitzen an der Stube Ende,
Und Kehlen ruhen nicht noch Hände,
Sie werden Speiſ' und Trankes voll.
Und wird einmal ein Becher leer,
Man ſchenkt und ſchenket immer mehr.
Dem Ochs, der ſonſt die Stunden ruft
Auf nächt'gem Umgang, fehlt die Luſt,
Moll ſieht am weiten Firmament
Nur Schuh und Stiefeln ohne End,
Quint aber träumt in ſeinem Hirn
Die Erd als einen Knäuel Zwirn.

Doch unterm Tiſch im ſichern Hafen
Iſt Wendelin bereits entſchlafen.
Man ſetzt ihn an die Luft ganz leiſe.
Er ſchnarchet fort in lauter Weiſe.

Wohlauf, jetzt gilt's ein Meiſterſtück!
Dem Tapfern ſtehet bei das Glück!
Der Muthige nur kommt ans Ziel!
Lore ſteht auf vom Zitherſpiel,
Durchſchlüpft den Saal der freudig wogt,
Sie ſucht den trunknen Gaſſenvogt
Und mauſt ihm raſch durch alle Taſchen,
Um ſeinen Schlüſſel zu erhaſchen.
Das Werk gelingt. Gleichwie im Sturm
Iſt ſie am Thor, ſteigt in den Thurm,
Wo keine Thür ihr widerſteht,
Bis ſie am letzten Schloſſe dreht.
Und alle Riegel ſind bezwungen,
Des Freundes Kerker thut ſich auf,
Sie ſtürmt hinein in raſchem Lauf:
„Florens, Florens, es iſt gelungen!“ —
Und beide liegen Bruſt an Bruſt
Mit junger Herzen junger Luſt.

Ob Florens lange ſich bedenkt,
Da Lore ihm die Freiheit ſchenkt?
Er mag ſie keinem lieber danken!
Hier gilt nicht lang und breites Schwanken.
Raſch geht's hinab die ſteilen Stiegen,
Man ſieht ſie durch die Straßen fliegen,
Flink hurtig Arm in Arm gepreßt,
Sie flattern nach dem Hochzeitsfeſt.

Und bald erklingt es vor der Krone
Von Florens ſüßem Geigentone.
Wie bald ward da ſein Spiel erkannt,
So ſprudelnd, luſtig, zuckend, toll,
So wunderreich und ſeelenvoll!
Wie ſind ſie all herausgerannt!
Ein jeder will zuerſt ihn grüßen,
Zuerſt ihm ſchütteln ſeine Hand,
Sie wollen alle ihm verſüßen,
Was er erlitt vom Unverſtand.
Das iſt ein Jauchzen, Singen, Rufen,
Hier nah, von Fenſtern dort und Stufen!
Sie bringen ihm den Ehrenwein,
Sie tragen ihn zum Saal hinein,
Auf ſtarke Schultern hingeſchwungen,
Indeß der Zug ein Lied geſungen.
Er muß mehr Ehre noch erfahren,
Als man gezollt den Hochzeitspaaren.

Zu Ende iſt der lange Schmaus:
Die Tiſche aus dem Saal hinaus,
Und angeſteckt der Lichter Glanz!
Nun, Jugend, friſch zum leichten Tanz!
Jetzt ſchürzt die Röcke, ſchärft die Sohlen!
Ihr Burſche geht die Mädchen holen!
Die Geige ſingt, die Zither klingt!
Wie Braut und Bräutigam ſich ſchwingt!
Das junge Volk iſt hintendrein,
Das iſt ein Auf- und Niederſteigen,
Hinauf, hinab, hinaus, hinein
Im jauchzend, wilden Walzerreigen!
Wie Wange ſich an Wange legt!
Wie laut das Herz am Herzen ſchlägt!

Wie Auge ſich im Auge grüßt!
Wie Athem ſich im Athem küßt!
Sie ſtürzen endlos in die Wogen,
Wo ſie im Tänzermeer verſchwinden,
Um allen Augen dort entzogen
Allein ſich Bruſt an Bruſt zu finden!
Fort jeder Druck, fort aller Zwang!
Wer folgt hier nicht der Seele Drang?
Die Seelen aber alle glühen
In heller Jugend Funkenſprühen.
Berauſchend Bild! Darüber ziehen
Die ſchönen wilden Melodien,
Die aus den Saiten hüpfen, ſpringen,
Leis weinen, jauchzen und verklingen.
Hier hat ein Wunder ſich begeben!
Das Wunder iſt die Jugend eben!

So wird geſchwärmt die ganze Nacht,
So wird das Hochzeitsfeſt gehalten!
Doch ſieh, wie lärmt und tobt und lacht
Es plötzlich dort am Tiſch der Alten!
Was gibt's? Und luſtig geht die Kunde
Von Raum zu Raum, von Mund zu Munde:
Herr Stumpf, Herr Stumpf iſt wieder hier,
Er kam die Nacht zurück von Trier
Mit einem Dutzend langer Naſen,
Man hat ihm dort den Marſch geblaſen.
Er ſelber ging zum Thurme gleich,
Den großen Räuber zu entlaſſen,
Der Thurm iſt leer, und, welcher Streich
Der Vogt lärmt trunken durch die Gaſſen.
Kaum kann er's, doch er muß ſich faſſen,
Herr Stumpf geht ſtumpf und ſtarr nach Haus! —

Das war für alle erſt ein Schmaus.
„Jetzt, Florens, wirſt du bei uns bleiben!
Was willſt du in der Fremde treiben?
Geendet iſt der lange Krieg!
Dein iſt der Ruhm, dein iſt der Sieg!“
Doch Florens lächelt. — Raſch ans Geigen!
Und immer toller kreiſt der Reigen.

Am Ende ſchweiget das Gelag.
Im Oſten ſteigt empor der Tag. —
„Lebt wohl!“ So rufet Florens laut,
„Ich geh mit Lore, meiner Braut!“ —
Sie ſtaunen alle: „Macht er Spaß?
Iſt das ſein Ernſt? Was ſoll uns das?“
Jedoch er gibt der Maid die Hand
Und zieht hinunter an den Strand,
Dort liegt ein Kahn im tiefen Rhein,
Florens und Lore ſteigen ein.
Die Kette bindet raſch er los,
Thut mit dem Ruder einen Stoß —
Fort geht es in die breite Flut. —
Im Oſten ſteigt in Purpurglut
Die Sonne auf. Ein Strom von Glanz
Ergießt ſich über Thal und Wogen,
Sie wiegen fort im Rudertanz,
Von goldnen Strahlen licht umzogen.
„Lebt wohl, lebt wohl!“ ertönt's von beiden.
„Lebt wohl, lebt wohl!“ vom Ufer dringt,
Die Geige ſingt, die Zither klingt —
Es iſt ein altes Lied vom Scheiden.

Ihr fraget mich, wo ſie geblieben?
Ihr fraget mich, was ſie getrieben?

Ich weiß es nicht. Was liegt auch dran?
Die Geiſter muthig, Sinne offen,
So haben auf des Daſeins Bahn
Sie Segen, Heil und Glück getroffen.
Sie warben nicht um Gold und Gunſt,
Der Freiheit waren ſie ergeben;
Sie kannten ja die größte Kunſt:
Zu jauchzen, ſingen, lieben, leben!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wolfgang Müller von Königswinter.

[illegible]

Dramatiſche Werke

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erſter Band.

Sie hat ihr Herz entdeckt.
In der Kur.
Der Supernumerar.

Berlin.
Franz Lipperheide.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorwort.

Es ſind jetzt ungefähr neun Jahre, daß mein kleines Luſtſpiel: „Sie hat ihr Herz entdeckt“ die erſte Aufführung erlebte. Seitdem habe ich Mancherlei für die deutſche Bühne gearbeitet und bin nunmehr zu dem Entſchluſſe gekommen, den Anfang mit der Herausgabe einer Sammlung meiner dramatiſchen Werke zu machen. Ich ging dabei von der Anſicht aus, nur ſolche Stücke drucken zu laſſen, welche bereits ihre Lebensfähigkeit auf den Brettern erprobt haben; denn ich gehöre nicht zu den Freunden der Buchdramen, ſondern theile die Meinung derjenigen Aeſthetiker, welche von einem Bühnenſpiel verlangen, daß ſein Gedanke und ſeine Geſtalten Fleiſch und Blut in der öffentlichen Darſtellung bewähren müſſen. Bis zum Schlußſtücke des fünften Bandes ſind nun auch die vorliegenden Luſtſpiele an verſchiedenen Orten geſpielt worden. Nur die Bluette „Amor und Pſyche“ und das Trauerſpiel „In Bann und Acht“, von denen die erſtere am Volkstheater in München und das letztere am Herminiatheater in Dresden im letzten Winter angenommen worden waren und auf deren Darſtellung ich mit Sicherheit gerechnet habe, harren noch der Aufführung. Ich habe mir deshalb erlaubt ſie ſchon jetzt in dieſe Sammlung aufzunehmen. Außer „Sie hat ihr Herz entdeckt", das früher im Buchhandel erſchienen iſt, ſind alle Stücke für das Leſepublicum neu. Die übrigen exiſtirten bisher nur als Bühnenmanuſcripte.

Es ſei mir nun noch geſtattet, den Leitern der deutſchen Theater den Wunſch auszuſprechen, daß ſie bei möglicher Weiſe beabſichtigten Aufführungen meiner Arbeiten dieſe neue Ausgabe zur Hand nehmen, denn ich glaube bei allen kleine, bei „In der Cur", „Die Frau Commerzienräthin", „Ueber den Parteien" und „In Bann und Acht" dagegen weſentliche Verbeſſerungen angebracht zu haben.

Köln, im Juni 1872.

Der Verfaſſer.

Sie hat ihr Herz entdeckt.

Luſtſpiel in einem Aufzug.

Zuerſt aufgeführt am 2. November 1863 auf dem Theater
zu Nürnberg.

[illegible]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

An Friederike Goßmann.

Das ſind die allerreizendſten Geſchöpfchen,
Die Du im Bühnenſpiel uns vorgeführet:
Wer hat den Hauch der Anmuth nicht geſpüret,
Sah er Dein luſtig lachend lieblich Köpfchen;

Sah er den großen Blick, die dunkeln Zöpfchen,
All Dein Bewegen, zierlich ausgeführet,
Hört' er den Ton, der tief das Herz berühret –
Ihr lacht, ihr ſeufzt, dem Aug' entquellen Tröpfchen!

So wie Du hüpfeſt, ſchlüpfeſt, ſingeſt, ſpringeſt,
Ein ſchalkhaft, neckiſch, herzig ſüßes Wichtchen,
Und immer neue Zauberkreiſe ſchlingeſt,

So wie Du ſpinnſt die luſtigſten Geſchichtchen,
Und wo Du biſt, Bewundrung Dir erzwingeſt,
Haſt Du erregt dies harmloſe Gedichtchen.

Perſonen:

Wolfhart, Hauptmann.
Hedwig, ſeine Enkelin.
Urſula, ſeine Haushälterin.
Volker, Oberförſter.
Reinhold, ſein Sohn.

(Scene: Eine wilde Waldgegend. Vorn rechts ein alterthümliches Gebäude; vor demſelben ein Tiſch mit Stühlen und einer Bank unter einem Baume; links ein Thor; im Hintergrunde eine Mauer, die über die ganze Bühne geht. Vor derſelben eine praktikable Anhöhe.)

Erſter Auftritt.

Hedwig (ſpringt ſingend aus dem Hauſe).

Tra, ri, ra,
Der Sommer, der iſt da;
Wir geh'n hinaus in'n Garten
Und woll'n des Sommers warten.
Ja, ja, ja,
Der Sommer, der iſt da.

Tra, ri, ra,
Der Sommer, der iſt da;
Wir wollen hinter die Hecken
Und woll'n den Sommer wecken.
Ja, ja, ja,
Der Sommer, der iſt da.

Nun muß ich aber nach meinem Roſenſtocke ſehen. (Sie tritt an den Roſenſtock.) Wahrhaftig, da iſt eine volle Blume, wo geſtern noch eine Knoſpe war. Ach, der liebe,

liebe Frühling! Alle Tage bringt er ein neues Wunder. Zuerſt ſteckten die Schneeglöckchen ihre weißen Köpfchen aus der Eisrinde, dann machten die Veilchen den ganzen Boden blau. Zugleich ſchlug der Buchfink und die Droſſel in den noch unbelaubten Hecken. Da aber der Wald grün wurde, kam auch mit einem Male Frau Nachtigall — Gott, wie iſt das ſo ſchön, wenn ſie ſingt, ſo ſchön, ſo ſchön, und ſo tief — ſo freudig und auch ſo traurig. Ich weiß oft nicht, wie ſeltſam es mir bei ihren Tönen zu Muthe wird, ſo voll, ſo heiß, ſo [illegible] — das war früher nicht, das fühle ich erſt heuer. (Sie ſteht träumend.) Seltſam! — Aber nicht geträumt: der Tag iſt licht, die Luft blau — da muß ich doch meine Taube herauslaſſen. (Geht an ein Taubenhaus und läßt eine Taube herausfliegen.) Da, jetzt biſt Du frei; mach' Dich fort, Du munterer luſtiger Vogel — in die offene ſchöne Gotteswelt! O, daß ich mit Dir könnte weit, weit weg aus unſrer Einſamkeit. (Singt.)

Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt'!

Zweiter Auftritt.

Hedwig. Urſula (kommt mit Frühſtück, das ſie auf den Tiſch ſetzt).

Urſula.

Du biſt ja ſchon früh bei der Hand, mein Kind.

Hedwig.

Sagſt Du nicht immer: Morgenſtund' hat Gold im Mund?

Urſula.

Das iſt ſchon recht, daß Du mit der Lerche aufſliegſt, aber die Vögel, die zu früh ſingen, holt am Abend die Katze.

Hedwig.

Soll ich eine Lerche ſein, dann muß ich auch mein Lied für mich haben.

Urſula.

Das Lied paßt nur nicht an dieſen Ort.

Hedwig.

Aber es paßt zu meinem Herzen. Ja, alte Urſula, ich wünſchte, daß ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flügel hätt'!

Urſula.

Und wo ſollte es dann hinaus?

Hedwig.

Weit, weit weg! Ueber die Mauer, über die Bäume, über den Wald, über das Feld — in die ferne ſchöne Gotteswelt!

Urſula.

Man ſagt: Kein Vogel fliegt ſo hoch, er kommt wieder auf die Erde und jeder Vogel hat ſein Neſt lieb. Du würdeſt ſchon bald heimkehren.

Hedwig.

Gewiß käme ich wieder zu Dir, Du gute Urſula. (Sie küßt Urſula.)

Urſula (küßt ſie wieder).

Du biſt ein braves Kind. (Wiſcht ſich den Mund.) Jung Vöglein, weich Schnäblein.

Hedwig.

Sag' einmal, Urſula, iſt denn die Welt wirklich ſo garſtig und widerwärtig, wie der Großvater ſagt?

Urſula.

Nun, der Großvater wird Dir doch nichts Unwahres ſagen!

Hedwig.

Urſula, ich glaub's doch nicht recht. Gehört nicht auch der Wald, in dem wir wohnen, zu der Welt? Und ich meine, er iſt recht ſtattlich und ſauber und voll Grün, Blumen und Vögel und Lieder. Und neulich, wie ich mit dem Großvater auf dem alten Schloſſe war, wo man ſo weit in das Land ſchaut, da war es ſo prächtig, daß ich es nicht faſſen konnte und auch jetzt nicht ſagen kann. Wir ſahen über die dunkeln Wälder und die tiefen Schluchten in die ferne Ebene. Und die Ebene ſchwamm in lauter Duft und Sonnengold, und da lagen Städte und Dörfer und Schlöſſer, und der Strom leuchtete dazwiſchen — es iſt nicht zu glauben, wie ſchön es war — ich hätte gleich hinausfliegen mögen.

Urſula.

Und haſt Du das auch dem Großvater geſagt?

Hedwig.

Gewiß; doch er mag ſolche Worte nicht hören. Aber Urſula, er war auch bewegt — ich ſah es in ſeinen Augen, ja, er hat geſeufzt.

Urſula (für ſich).

Seltſames Kind!

Hedwig.

Sag' einmal, Urſula, ſind denn die Menſchen wirklich ſo ſchlecht und nichtsnutzig, wie der Großvater ſagt?

Urſula.

Der Großvater kennt ſie beſſer wie ich, da muß es wohl wahr ſein.

Hedwig.

Liebe Urſula, ſoll ich Dir etwas ſagen?

Urſula.

Was iſt's?

Hedwig.

Nicht wahr, der Großvater iſt recht gut?

Urſula.

Gewiß.

Hedwig.

Und Du, Urſula, Du biſt auch recht gut?

Urſula.

Ich denke, ich bin's.

Hedwig.

Und gegen mich ſeid Ihr noch beſonders gut.

Urſula.

Das verdienſt Du auch, denn Du biſt ja ein braves Kind.

Hedwig.

Seid Ihr denn nun die einzigen guten Menſchen in der Welt?

Urſula (verlegen).

Das mußt Du den Großvater fragen.

Hedwig.

Ach, der giebt mir nie eine klare Antwort. Wenn er von der Welt und den Menſchen ſpricht, dann klingen mir ſeine Worte ſo verworren in's Ohr. Urſula, weißt Du was?

Urſula.

Was meinſt Du?

Hedwig.

Ich glaube, die Welt und die Menſchen haben ihm was zu leid gethan. Hör' einmal, ich möchte ſelbſt in die Welt gehen und mir die Menſchen anſehen und erfahren —

Urſula (mit dem Finger drohend).

Wie Du es neulich gethan haſt, wo bald ein großes Unglück geſchehen wäre — nimm Dich nur in Acht, daß der Großvater es nicht erfährt —

Hedwig.

Ja, ſchrecklich war's — aber es thut mir doch nicht leid. Weißt Du auch warum?

Urſula.

Warum denn?

Hedwig.

Weil ich da außer Euch auch noch einen guten Menſchen geſehen habe. Ach, Urſula, hatte der Mann treue mitleidige Augen, und wie lachte ſein ganzes Geſicht, als er mich gerettet hatte, und wie war er jung und friſch. Sein Geſicht war nicht ſo runzlich und verſchrumpft wie die Eurigen. Nein, er ſah blank und hübſch und roſig aus. Und ſeine Stimme — Du kannſt Dir nicht denken, wie voll und ſüß ſeine Worte klangen. — Weißt Du, ich habe auch ſchon oft von ihm geträumt und ich denke immer an ihn.

Urſula.

Mädchen, wenn das der Großvater erfährt!

Hedwig.

Du meinſt alſo jetzt auch, daß er es wiſſen muß. — Ja, ja, es macht mich ſo glücklich — und es wird auch ihn glücklich machen.

Urſula.

Um Gottes Willen: er würde in den Tod erſchrecken.

Hedwig.

Warum nicht gar, es iſt ja Alles gut abgelaufen. Es gefällt mir überhaupt nicht, daß wir Heimlichkeiten ſpinnen. Haben wir uns doch immer alles frei und frank geſagt, was uns erfreute und betrübte. Sieh, Urſula, es ſitzt mir ein Druck auf dem Herzen, daß ich die alte Offenheit verleugnen ſoll. Haſt Du mir ſonſt nicht geſagt: Wahrmannshaus ſteht am längſten?

Urſula.

Es heißt aber auch: Mancher beſteht bei der Wahrheit wie Butter an der Sonne. Drum nimm Dich in Acht. Kommt Zeit, kommt Rath.

Hedwig.

Aber der gute Menſch, der mich rettete —

Urſula.

Still, da kommt der Großvater!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. **Wolfhart** (tritt aus dem Hauſe).

Hedwig (ſtürzt Wolfhart in die Arme).

Guten Morgen, lieber Großvater!

Wolfhart (ernſt, faſt verdrießlich).

Guten Morgen, Kind!

Urſula (macht ſich am Frühſtückstiſch zu ſchaffen, für ſich).

Ja, die Wahrheit kriecht in keine Mauſelöcher. Das wird eine ſchöne Geſchichte geben, wenn Alles an's Licht kommt. Dann ſteht der Hauptmann mit ſeinen Principien — mit Erlaubniß zu melden — wie der Ochs am Berge, denn es iſt nun einmal nicht anders: Wie die Alten ſungen, ſo pfeifen die Jungen.

Wolfhart.

Urſula, iſt das Frühſtück fertig?

Urſula.

Zu befehlen, Herr Hauptmann.

Wolfhart.

So wollen wir uns ſetzen. (Sie nehmen Platz; während des Folgenden ſchänken Urſula und Hedwig dem Hauptmann den Kaffee.)

Urſula (reicht ihm eine Taſſe).

Sie kommen heut ungewöhnlich ſpät. Ich hoffe, der Kaffee iſt noch heiß genug.

Wolfhart.

Oder Ihr ſeid zu früh aufgeſtanden. Ich habe ſchon vor einer Stunde lauten Lärm vernommen.

Hedwig.

Wer wird denn auch einen ſo ſchönen Frühlingsmorgen verſäumen?

Wolfhart.

Zumal, wenn man ein ſo luſtiger Vogel iſt, wie Du.

Hedwig.

Und da laſſen einen die andern Vögel im Walde nicht ſchlafen. Geſtern Abend ſchlug die Nachtigall unter meinem Fenſter ſo laut, daß ich gar nicht die Ruhe finden konnte. Wie ſchön muß das in alten Zeiten geweſen ſein, als die Menſchen noch die Vogelſprache verſtanden. Das möchte ich auch.

Wolfhart.

Da würdeſt Du was Sauberes hören!

Hedwig.

Gewiß; o, ich weiß ſchon, was die Nachtigall ſingt. Neulich habe ich's in einem Buche geleſen.

Wolfhart.

Und was ſingt ſie denn?

Hedwig.

Lauter Liebe. — Ach Liebe — was iſt das für ein ſchönes Wort!

Wolfhart (auffahrend).

Was, Liebe?

Hedwig.

Ja, Liebe!

Wolfhart.

Und von welcher Liebe ſingt die Nachtigall?

Hedwig.

Von der Liebe zum Schöpfer.

Wolfhart (enttäuſcht).

Ach ſo!

Hedwig.

Und auch zu den andern Weſen in der Welt.

Wolfhart.

Das iſt wohl möglich.

Hedwig.

O, die Thiere und Vögel da draußen haben ſich recht lieb. Ich ſah es noch dieſen Morgen, als mich der erſte Sonnenſtrahl, der auf mein Kiſſen ſchien, weckte und an das Fenſter trieb. Auf dem Dache hüpften ſich die Finken nach und küßten ſich mit den Schnäbelchen und zwitſcherten und pfiffen vor lauter Vergnügen. Und über der Mauer am Bache traten die Rehe aus dem Gebüſch und verfolgten ſich mit luſtigen Sprüngen.

Wolfhart (weich).

Du liebes Kind, wie ſpricht Dir die Natur zu Herzen!
(Er greift ihr an die Wange.)

Hedwig.

Großvater!

Wolfhart.

Was willſt Du?

Hedwig.

Da Gottes Geſchöpfe ſich allerwärts lieben, warum haſſen und verfolgen ſich denn die Menſchen?

Wolfhart.

Weil ſie voll Bosheit und Falſchheit ſind.

Hedwig.

Und darum haſſeſt Du ſie auch?

Wolfhart.

Ja.

Hedwig.

Es ſtehet aber geſchrieben: Wenn Ihr Alles hättet und Ihr hättet die Liebe nicht, dann wäret Ihr wie ein tönendes Erz und wie eine klingende Schelle.

Wolfhart.

Das bezieht ſich auf die Liebe zu Gott.

Hedwig.

Es heißt aber auch: Liebet Gott über Alles und den Nächſten wie Euch ſelbſt.

Wolfhart (für ſich).

Das Kind ſetzt mich in Verlegenheit. (Laut und ſtockend.) Die Nächſtenliebe muß gegenſeitig ſein, wie bei uns. Du liebſt mich, deshalb lieb' ich Dich, und ſo iſt es auch umgekehrt.

Hedwig.

Nein, ſo iſt es nicht, denn es ſtehet ferner geſchrieben: Liebet, die Euch haſſen, thut wohl denen, die Euch verfolgen.

Wolfhart (ſteht unruhig auf).

Du fängſt ja auf einmal den Katechismus mit mir an.

Urſula (für ſich, auf Hedwig deutend).

Wo Weiſe ſind, (auf Wolfhart zeigend) da finden ſich auch Thoren. Ja, Kindesmund thut Weisheit kund.

Hedwig.

Großväterchen, ſag' mir einmal, warum Du die Welt und die Menſchen nicht leiden kannſt? Sieh, in dieſen ſchönen Tagen, da iſt mir das Herz ſo weit offen gegangen wegen der Schönheit der Schöpfung. Ich fühle überall Gottes Güte und Liebe und verſtehe jetzt die Sprüche beſſer, als der Pfarrer ſie mir jemals erklären konnte.

Wolfhart (erſchüttert).

Kind, laß das gut ſein. Ein ander Mal.

Hedwig.

Nein, nicht ein ander Mal! Nicht wahr, Du biſt traurig? Das verwirrt, betrübt und beängſtet mich. Sag' mir Dein Leid, dann will ich verſuchen, Dich froh zu machen. Ach Gott, mein Herz lacht ſo gern; ich möchte, daß auch Dein Herz wieder lachte.

Wolfhart (ſchließt ſie in die Arme).

Gutes Kind! Wie thut Deine Unſchuld und Güte mir wohl? Sie iſt der einzige Sonnenſtrahl in meinem alten Leben. Ja, meine Tage waren voll Gram und Pein. Aber das iſt nichts für Dich.

Hedwig.

Großväterchen, Großväterchen, willſt Du wohl nicht ſo thöricht ſprechen? Ich befehle Dir jetzt, daß Du mir Alles vertrauſt.

Wolfhart.

Mit der Zeit ſollſt Du's wiſſen, nur jetzt nicht.

Hedwig.

Nun wohl, bis morgen, dann muß Alles heraus. Doch genug der Plauderei, ich will an die Arbeit. Adieu, Großväterchen! (Läuft in das Haus.)

Vierter Auftritt.

Wolfhart. Urſula.

Wolfhart (ſieht **Hedwig** erſtaunt nach).

Was iſt das?

Urſula.

Das iſt der alte Spruch: Aus Kindern werden Leute!

Wolfhart.

Seltſam!

Urſula.

Aus dem Mädchen iſt eine Jungfrau geworden.

Wolfhart.

Du wirſt ihr zu viel vorgeſchwatzt haben.

Urſula.

Fragen Sie ſie doch aus, ob ich jemals die Vorſchriften verletzt habe, die Sie mir gaben.

Wolfhart.

Wie käme ſie denn zu all dem Zeug? Sie beobachtet mit einem Mal die Natur in eigner Art.

Urſula.

Weil ſie offene Augen hat.

Wolfhart.

Sie wendet ihre Sprüche auf das menſchliche Leben an.

Urſula.

Weil ſie denkt. Kurz und gut, Herr Hauptmann, ich muß endlich mit der Sprache heraus. Meine Meinung iſt, daß Sie mit Ihren Principien und Projecten auf dem Holzwege ſind. Aus dem Wolf machen Sie keinen Haſen und aus dem Reh keinen Löwen. Ein Menſchenherz wird nie und nimmer ein gefühlloſer Klotz. Und wenn nun gar ein Menſchenherz ſo voll friſchen ſüßen Lebens iſt, wie das unſers Kindes, dann muß es empfinden und fühlen. Und wenn man es ihm nicht beibringt, ſo lernt es das Empfinden und Fühlen aus ſich ſelbſt. Denn das iſt der Gang der Natur.

Wolfhart.

Urſula, Du ſchwatzeſt Unſinn. Ich habe mir einen Plan erſonnen, den ich rückſichtslos verfolge.

Urſula.

Ach was, die Natur iſt ſtärker wie Ihre Pläne, und die Natur und Hedwig werden Ihre Weisheit zu Schanden machen. Ob Sie freilich ſchon behaupten, daß jedes Thier zu bändigen ſei, wie der Bär, der Wolf, der Falke, und nicht mehr nach ſeines Gleichen verlange, Sie werden es ſchon ſehen, wie anders es ſich beim Menſchen verhält.

Wolfhart.

Ich ſage Dir, ich werde das Kind fern von der elenden Welt und für mich allein halten.

Urſula.

Und ich ſage Ihnen, daß es eine Sünde iſt, ſo eigenſüchtig zu ſein. Was ſoll Hedwig hier unter uns alten brummigen Leuten? Die Welt iſt auch gar nicht ſo ſchlecht, wie Sie ſie machen. Und unter den Menſchen giebt es viel beſſere, wie Sie. Sie ſind ein Schwarzſeher. — Bringen Sie das Märchen hinaus, es wird tauſend Herzen erfreuen und erquicken.

Wolfhart.

Und tauſend Enttäuſchungen erfahren. Du weißt, was ich meine.

Urſula.

Ach was, immer das alte Lied! Geht es denn mit dem Einen, wie mit dem Andern? Sie ſind all' Ihr Lebtag zu ſtreng geweſen. Auch mit Ihrer Tochter. Wer weiß, ob nicht Alles anders gekommen wäre?

Wolfhart (heftig).

Urſula, willſt Du ſchweigen!

Urſula.

Herr Hauptmann, ich ſchweige nicht: ich ſage Ihnen, Sie führen ein neues Unglück herbei mit Ihrer heilloſen Schroffheit. Wenn Sie wüßten — (Hält ſich den Mund. Für ſich.) Da wäre ich bald herausgeplatzt!

Wolfhart (noch heftiger).

Wenn ich was wüßte? Sprich!

Urſula.

Nein, ich halte lieber den Mund.

Wolfhart.

Jetzt ſoll es heraus: was haſt Du mir zu ſagen?

Urſula.

Nun: ſie hat ihr Herz entdeckt.

Wolfhart.

Wer?

Urſula.

Die Hedwig.

(Während der letzten Worte hat Hedwig mit einer Handarbeit im Fenſter Platz genommen; man hört ſie im Hauſe ſingen.)

Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu Dir.
Weil's aber nicht kann ſein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von Dir,
Bin ich doch im Traum bei Dir
Und red' mit Dir.
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht kein' Stund' in der Nacht,
Daß nicht mein Herz erwacht
Und an Dich denkt,
Wie Du mir vieltauſendmal
Dein Herz haſt geſchenkt.

Wolfhart (hat erſtaunt zugehört).

Donner und Blitz!

Urſula.

Haben Sie's nun gehört?

Wolfhart.

Das Lied hat ſie von Niemand anders wie von Dir, Du altes Waſchweib! Wart', ich will es Dir eintränken!

Urſula.

Nein, ich will es Ihnen eintränken, Herr Brummbär! (Ruft.) Hedwig! Hedwig! (Zu Wolfhart.) Sie ſollen es von ihr ſelber hören. O, ich muß allerwärts der Sündenbock ſein! Ich weiß eine Menge von alten Weiſen zu ſingen und herzrührende Geſchichten zu erzählen, aber hier gilt es immer die Zähne zuſammenhalten, zumal wenn ein Wort von Liebe darin vorkommt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Hedwig.

Hedwig.

Nun, was ſoll's?

Urſula.

Sag' doch Deinem Großvater, wer Dich das Lied gelehrt hat, das Du eben ſangeſt.

Hedwig.

Nicht wahr, es iſt ein herziges Lied?

Wolfhart.

Von wem haſt Du's?

Hedwig.

Ja, wenn ich das nur wüßte!

Wolfhart.

Ach was, Du haſt's von der Urſula, der es vielleicht, ohne daß ſie es ſelber weiß, über die Lippen kommt.

Hedwig.

O nein, die ſingt ſolche Lieder nicht, die ſingt nur immer: „Alles meinem Gott zu Ehren“ und „Nun ruhen alle Wälder“, das heißt, wenn ſie fromm iſt; iſt ſie aber luſtig, ſo ſingt ſie: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht.“

Wolfhart.

Wie aber in aller Welt kommſt Du dann zu dem eben geſungenen Liede?

Hedwig.

Das will ich Dir ſagen, Großväterchen. Ob es Jäger oder Holzhacker oder andere Waldleute ſind, das weiß ich nicht, aber des Abends, wenn Du hinten im Hauſe in Deinem Zimmer über den Büchern hockſt und ich hier im Gärtchen herumſpiele, da kommen oft über die Mauer wundervolle Töne herüber. Zuweilen ſingen einige Männer zuſammen, gewöhnlich aber iſt es eine helle junge Stimme und das ſind ſo ſchöne Worte. Hör' einmal, ich weiß noch ein anderes. (Sie ſpricht:)

Das Lieben bringt groß Freud',
Das wiſſen alle Leut',
Weiß mir ein ſchönes Schätzelein,
Mit zwei ſchwarzbraunen Aeugelein,
Das mir mein Herz erfreut.

Wolfhart.

Da ſoll ja das Wetter drein ſchlagen — Ach was — dummes Zeug — mit Deiner Liebe!

Hedwig.

Nein, das muß ich ſagen, wenn Du ſo holde Worte dummes Zeug nennſt, dann weiß ich nicht, was geſcheidt iſt.

Wolfhart (für ſich).

Bei Gott, das Kind fängt an, mich mit jedem Augenblicke mehr und mehr zu beunruhigen.

Hedwig.

Großväterchen, mach' doch nicht ein ſo düſteres Geſicht. Du biſt immer böſe, wenn von der Liebe die Rede iſt.

Wolfhart.

Wenn Du nur nicht wieder darauf zurückkommen wollteſt.

Hedwig.

Haſt Du mir aber nicht ſtets geſagt, ich ſollte mit Dir Alles beſprechen, was mir das Herz bewegt, und Dich fragen, was mir nicht klar iſt. Oder haſt Du nicht?

Wolfhart.

Ja, ich habe.

Hedwig.

Alſo, Großväterchen, darf ich reden?

Wolfhart.

Du darfſt!

Hedwig.

Wie ſoll ich nur anfangen? Sieh einmal — es kommt mir ſo vor, als wenn es noch eine andere Liebe gäbe — eine Liebe, die nicht ſo hoch iſt, wie die Liebe zu Gott und nicht ſo ruhig, wie die Liebe, die ich zu Dir trage — nein, ſo eine Liebe wie in den Liedern — wenn ich davon höre, ſo klopft mir das Herz und der Athem iſt verengt und plötzlich ſchießt mir das Blut in das Geſicht.

Urſula (für ſich).

Feuer im Herzen giebt Rauch in den Kopf.

Wolfhart.

Mädchen, wer hat Dir ſolche Dinge in das Hirn geſetzt?

Hedwig.

Das hab ich alles aus mir.

Wolfhart.

Unmöglich!

Urſula (für ſich).

Ja, Liebe fängt bei ſich ſelbſt an.

Hedwig.

Großväterchen, nur nicht böſe! Wofür hat Gott mir denn die Augen gegeben? Sieh einmal, er gab jeder Creatur ihren Genoſſen. Der Falter fliegt dem Falter nach, der Vogel folgt dem Vogel, das Reh ſpielt mit dem Reh —

Wolfhart.

Und Du haſt Deinen Genoſſen in mir.

Hedwig (lacht).

In Dir? Hahaha! Nein, Du biſt mein ernſter lehrhafter Großpapa: Du biſt mir auch gut, ſehr gut — aber Du ſpielſt doch nicht mit mir, wie es andern Weſen der Schöpfung thun — nein, Großväterchen, das thuſt Du nicht, — aber Du kannſt es auch nicht. — Sieh, ich möchte ſo Jemand haben, mit dem ich ſingen und ſpringen und tanzen und jubeln könnte!

Urſula (für ſich).

Die Natur iſt Meiſter.

Wolfhart (für ſich.)

Um's Himmelswillen, ich bin verloren. (Laut.) Du möchteſt alſo wohl gerne eine Freundin haben?

Hedwig.

Eine Freundin — nein, Großväterchen, eine Freundin nicht, ich habe ja noch gar keine Freundin geſehen.

Wolfhart.

Aber eben ſo wenig einen Freund?

Hedwig.

Einen Freund — nein, auch keinen Freund — aber —

Wolfhart.

Nun, aber —

Hedwig.

Ja, endlich muß es heraus.

Urſula (für ſich.)

O weh, jetzt geht der Spektakel los — ich ziehe mich lieber zurück. (Sie ſchleicht in das Haus.)

Sechſter Auftritt.

Wolfhart. Hedwig.

Wolfhart (für ſich).

Was werd' ich hören müſſen! (Laut). Du zauderſt — ſprich, was haſt Du?

Hedwig.

Großväterchen, Du darfſt aber nicht böſe werden.

Wolfhart.

Das wird ſich finden.

Hedwig.

Nein, Großväterchen, erſt mußt Du mir verſprechen (Sie ſtreichelt ihm die Wangen). Nicht wahr, ich habe gar nichts zu fürchten?

Wolfhart (für ſich).

Ich ſtehe wie auf heißen Kohlen.

Hedwig.

Sieh einmal, ich habe gar nicht vorgehabt, Dir ein Geheimniß daraus zu machen.

Wolfhart.

Was, ein Geheimniß?

Hedwig.

Aber die gute Urſula meinte, ich ſollt' es Dir verſchweigen, denn es würde Dich zu heftig erſchrecken.

Wolfhart (für ſich).

Ich zittre!

Hedwig.

Und wenn ich ihr auch ſagte, Du wärſt ein Mann und Du hätteſt Dich in manchen Schlachten geſchlagen, ſo mit dem Säbel und mit der Flinte, da hatte ſie doch allerlei Bedenklichkeiten — —

Wolfhart (heftig).

Warte, ich werde es der alten Hexe eintränken!

Hedwig.

Nein, Großväterchen, das darfſt Du nicht, das darfſt Du unter keinen Umſtänden, denn die Urſula hat die beſten Abſichten gehabt.

Wolfhart.

Ich will aber keine Heimlichkeiten.

Hedwig.

Und ich auch nicht, ich auch nicht! Drum rede ich ja grade mit Dir.

Wolfhart.

Wohl, ſo komme endlich zur Sache.

Hedwig.

Ach, Großväterchen, ich habe neulich gegen Dein Gebot gehandelt — aber nicht böſe, nicht böſe —

Wolfhart.

Wenn Du nur raſcher reden wollteſt —

Hedwig.

Du weißt doch, daß mein Rothkehlchen fortgeflogen iſt.

Wolfhart.

Freilich weiß ich's, aber laß das verfluchte Rothkehlchen fliegen, wohin es will, und erzähle.

Hedwig.

Die Geſchichte fängt ja mit dem Rothkehlchen an.

Wolfhart (mit Zeichen der Ungeduld).

Nun in Gottes Namen!

Hedwig.

Alſo: ich war oben in meinem Zimmer und gab meinem Rothkehlchen Futter: dabei hatte ich das Thürchen des Käfigs geöffnet; wie ich nun die Broſamen hineinſtreue, da ſchlüpft es zwiſchen meiner Hand hinaus und fliegt in die Stube. Ich will es haſchen, wie es auf dem Boden ſitzt, unglücklicher Weiſe aber iſt das Fenſter offen, und denke Dir meinen Schrecken, es entflog!

Wolfhart (für ſich).

Welche Umſtändlichkeit!

Hedwig.

Ich ſchaue ihm nach: da ſitzt es im Gärtchen auf dem Fliederſtrauch und guckt ganz munter um ſich und probirt die kleinen Flügelchen und iſt voll lauter Luſt und Vergnügen zwiſchen den duftigen Blüthen. Ach, es war ſo hübſch! Es ſchien, als ſähe es ſchalkhaft zu mir herauf und als wollte es ſagen: Jetzt mach' ich mir auch einmal ein Plaiſir.

Wolfhart (für ſich).

Gott, wie wird das enden?

Hedwig.

Ich trete zurück, tripple ganz leiſe durch das Zimmer, öffne die Thür, ſchleiche die Treppe hinunter in den Garten, hinter den Strauch — es ſieht mich nicht — ich ſtrecke mit klopfendem Herzen die Hand aus — greiſe zu — doch Proſit die Mahlzeit — —

Wolfhart.

So komm doch endlich zum Schluß!

Hedwig.

Nur nicht ſo ungeduldig, Großväterchen, ich muß Dir doch die Geſchichte erzählen. — Alſo da ſitzt es nun auf der Mauer. — Siehſt Du, ich eile mich ſehr. — Ich hole die Leiter, klettere hinauf und will es zum dritten Male haſchen. Aber umſonſt. Es entſchlüpft mir auf's Neue, es fliegt in den Buſch und ſitzt dort auf der Birke —

Wolfhart.

Und von der Birke flog es auf eine Buche und von der Buche auf eine Eiche und ſo weiter. Ich weiß ſchon, wie es die Vögel machen.

Hedwig.

Ja, ganz richtig, aber ich mußte mir doch das Thierchen zurückholen.

Wolfhart.

Dummes Zeug, es war ja fort!

Hedwig.

Deshalb ſprang ich von der Mauer in den Wald.

Wolfhart.

Was? Du ungehorſames Kind!

Hedwig.

Ja, Großväterchen, ich war ungehorſam. Ach, ich hatte ja gar keine Zeit darüber nachzudenken!

Wolfhart.

Ei was, der Menſch ſoll über Alles nachdenken, was er thut.

Hedwig.

Wenn ich es nun aber vergaß! Verzeih mir, Großväterchen. So kam ich denn immer tiefer in den Wald — an dem Bach ſetzte ſich das Rothkehlchen auf den Steg. Ich bin ihm wieder ganz nahe. Auf einmal — — (Stockt.)

Wolfhart.

Nun, auf einmal?

Hedwig.

Auf einmal tritt ein Mann in grünem Kleide mit einem großen Hunde aus dem Gebüſch. Ich ſehe ſeine Flinte, ich ſehe den Bart. Da fiel mir ein, was Du von der Schlechtigkeit der Menſchen geſagt haſt. — Es zuckte mir durch den Kopf: das iſt ein Räuber und Mörder!

Wolfhart.

O, welche Unvorſichtigkeit!

Hedwig.

Der Schrecken macht mich ganz verwirrt. Es wirbelt mir vor den Augen — ich ſchwanke — ich ſtürze —

Wolfhart.

Schrecklich!

Hedwig.

Jawohl ſchrecklich! — Wie naß, wie kalt! Das Waſſer ſchlägt mir über dem Kopfe zuſammen — die Sinne ſchwinden mir.

Wolfhart (ſchließt ſie in die Arme).

Gottlob — daß ich Dich in den Armen halte!

Hedwig.

Siehſt Du, Großväterchen, daß Du mich lieb haſt! — Ich wußte es wohl, Du würdeſt nicht ſo entſetzlich aufgebracht ſein. —

Wolfhart (für ſich).

Himmel, ich danke Dir! (Laut.) Doch wie ging es weiter?

Hedwig.

Schön, ſehr ſchön! — Als ich wieder erwachte, da lag ich auf dem grünen Raſen. — Ich ſchauderte — aber die Kälte ging bald vorüber, denn über mir ſah ich in ein freundliches, gutes Geſicht und in treue, blaue Augen, und das Geſicht und die Augen lachten und der Mund rief: Gott ſei gelobt, ſie lebt, ſie iſt gerettet!

Wolfhart (ſehr erregt).

Sprich, wer war es?

Hedwig.

Das weiß ich nicht.

Wolfhart.

Haſt Du ihn denn nicht nach ſeinem Namen gefragt?

Hedwig.

Daran dacht' ich nicht. Er hob mich auf, als ich mich erholt hatte und brachte mich an's Thor, indem er mir freundlich zuſprach.

Wolfhart.

Du haſt ihm doch gedankt?

Hedwig.

Nein, daran dacht' ich auch nicht. Du haſt wohl Deinem Retter in der Schlacht bei Leipzig gedankt?

Wolfhart.

Das verſteht ſich: ſeinem Lebensretter muß man allezeit dankbar ſein.

Hedwig.

Wenn ich den meinigen wiederſehe, werde ich ihm gewiß danken.

Wolfhart.

Saheſt Du ihn denn nicht wieder?

Hedwig.

Nein!

Wolfhart (für ſich).

Deſto beſſer! Ich werde ſorgen, daß ſie ihn nie wiederſieht.

Hedwig.

Aber ich habe deſto mehr an ihn gedacht. — Das durft' ich doch?

Wolfhart.

Ja, das durfteſt Du.

Hedwig (klatſcht in die Hände).

Nicht wahr? Und ich habe mich immer dabei gefreut, denn durch ihn erfuhr ich, daß die Welt doch nicht ſo ſchlecht iſt und daß die Menſchen nicht alle Räuber und Diebe ſind. Und das wollt' ich Dir ſchon längſt ſagen, Großväterchen, damit Du Dich auch darüber freuſt.

Wolfhart (gerührt, für ſich).

O Kinderunſchuld! Solch reines Herz ſollt' ich von der ſchnöden Welt verderben laſſen?

Hedwig.

Ja, das war ein guter, guter Menſch! Ich ſah es ihm an den Augen an. Und nach der Stimme glaube ich auch, daß er derſelbe iſt, der immer ſo ſchöne Lieder im Walde ſingt. Iſt er's, dann habe ich von ihm das Lied gelernt und im Angedenken an ihn ſinge ich auch: (Sie ſpricht.)

Bin ich gleich weit von Dir,
Bin ich doch im Traum bei Dir
Und red' mit Dir.
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

(Es klopft am Thore.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Urſula (kommt aus dem Hauſe, geht an's Thor und öffnet dort einen Schieber, durch den ſie mit einem Fremden ſpricht).

Wolfhart (bei Seite, indem er unruhig auf und ab geht).

Das iſt doch eine verfluchte Geſchichte! Was wird daraus werden? Lauter Unruhe und Verlegenheiten! Mit einmal ſind alle meine Pläne gekreuzt. (Sieht Urſula, die von dem Thore zurückkommt.) Nun, Alte, was giebt's? Haſt Du wieder Heimlichkeiten?

Urſula (trotzig).

Jawohl, Heimlichkeiten!

Wolfhart.

Daß Du Dich nicht unterſtehſt —

Urſula.

Sie haben ja ſelbſt die Heimlichkeiten befohlen. Ich ſoll Ihnen Niemanden melden, Herr Menſchenfeind!

Wolfhart.

Du antworteſt aber, wenn ich Dich frage.

Urſula.

Jawohl!

Wolfhart.

War ein Mann draußen?

Urſula.

Ja, ein Mann.

Wolfhart.

Ein junger Burſche?

Urſula.

Nein!

Wolfhart.

Wer denn?

Urſula.

Ein alter Mann.

Wolfhart.

Was wollte er!

Urſula.

Er fragte nach Ihnen.

Wolfhart.

Und Du ſagteſt?

Urſula.

Daß der Herr Hauptmann überhaupt Niemand empfängt.

Wolfhart.

Hat er ſich nicht genannt?

Urſula.

Sein Name iſt Volker.

Wolfhart (freudig).

Was, Volker? Dann ruf' ihn raſch zurück. Ich muß ihn ſprechen.

(Urſula geht an's Thor.)

Hedwig.

Wer iſt denn der Herr Volker?

Wolfhart.

Kind, er iſt mein Lebensretter.

Hedwig.

Wie, Dein Lebensretter? Den braven Mann muß ich auch ſehen!

Wolfhart.

Das ſollſt Du. Nur in dieſem Augenblicke nicht. Ich will ihn allein empfangen. Geh hinein!

Hedwig.

Wohl, aber nur unter der Bedingung, daß auch ich ihm danken darf, zumal da ich es bei *meinem* Lebensretter vergaß. (Sie geht in's Haus.)

Achter Auftritt.

Wolfhart. Urſula bringt **Volker** (und geht in's Haus).

Volker.

Alſo der Bär iſt doch in ſeiner Höhle?

Wolfhart.

Tauſendmal willkommen, alter Freund! (Sie umarmen ſich.)

Volker.

Nun, Du kannſt doch noch einen Menſchen an die Bruſt ſchließen?

Wolfhart.

Werd' ich Dir jemals vergeſſen, daß Du mich damals, als es gegen Napoleon ging und wir ihm die letzten Hiebe auf deutſchem Boden gaben, vor dem Säbel ſchirmteſt, mit dem mir ein franzöſiſcher Dragoner das Haupt zu ſpalten drohte?

Volker.

Schweig mir davon, denn Du hätteſt grade daſſelbe für mich gethan, was ich für Dich that. Aber laß mich Dich einmal betrachten.

Wolfhart.

Was haſt Du?

Volker.

Die Leute ſagen: Du wäreſt ein Menſchenfeind geworden. Wenn ich Dir das auch nicht anſehe, ſo mußt Du doch ein gewaltiger Sonderling ſein. Potz Fuchs und Wolf, was ſitzeſt Du ſo weltverloren im Walde und ſchließeſt Dich hier ab, als hauſirten rings nichts wie Räuber und Diebe? Du verkehrſt, wie ich höre, mit keinem Menſchen, und wer ſich Deiner Einſiedelei naht, der wird ſchnöde zurückgewieſen. Donner und Doria, früher wareſt Du doch ein munterer Burſche, der trotz Mücken und Tücken, Eigenſinn und Rechthaberei lebte und leben ließ!

Wolfhart.

Wenn Du wüßteſt, was für Unglück ich im Leben gehabt, würdeſt Du es natürlich finden. Ich habe oft bedauert, daß Du mich einſt ſchützteſt.

Volker.

Das Unglück iſt eine ſchlimme Sache. Aber ich denke, man muß ſuchen des Lebens Meiſter zu werden. Selbſt iſt der Mann.

Wolfhart.

Das iſt leicht geſagt. Du ſiehſt aus, als wäreſt Du ein glücklicher Menſch.

Volker.

Gott Lob, das bin ich. — Potztauſend, wir haben uns lange nicht mehr geſehen! Als der Krieg zu Ende war, in dem wir das Vaterland retten halfen, verließ ich die Armee, denn ich war nicht für das Soldatenſpiel geſchaffen. Ich ging zurück in den Wald und wollte ein Förſter ſein, wie meine Vorfahren. Leider mußte ich lange lungern, bis ich mir ein Neſt bauen konnte. Indeß, ich fand auch noch mit vierzig Jahren ein wackeres Weib, das mir fünf prächtige Jungen ſchenkte, die alle trefflich gedeihen und an Geiſt und Leib gute und geſunde Menſchen ſind. Sonſt iſt von meinem Leben nicht viel zu erzählen. Nun ſag mir aber, wie es Dir ſeitdem ergangen iſt.

Wolfhart.

Ich ließ' es lieber ungeſagt. Wer reißt gern alte Wunden auf?

Volker.

Mach's, wie Du willſt! Wenn Du nicht den Muth haſt, vor einem alten Freunde das Herz auszuſchütten und Dein Gemüth zu erleichtern, ſo ſteht's ſchlimm mit Dir. Nimm mir's nicht übel, aber ich glaube, daß auch eine Art Narrethei dabei iſt.

Wolfhart.

Solche Gedanken ſollen nicht bei Dir aufkommen. So höre denn meine Widerwärtigkeiten. Ich hielt mich früher für einen gebornen Soldaten. So blieb ich bei der Armee, obgleich ich eigentlich zum Juriſten beſtimmt war. Nun weißt Du aber, wie es mit den Idealen ging, für welche wir Blut und Leben auf's Spiel geſetzt hatten. Ich konnte meine Zunge nicht zügeln. Man ſtellte mich vor ein Kriegsgericht. Ich wurde mit Schimpf und Schande weggejagt und zog mich mit einem grimmigen Haß auf die Welt in die Einſamkeit zurück.

Volker.

Daran thateſt Du Unrecht. Warum haſt Du nicht die Rechtswiſſenſchaft aufgenommen?

Wolfhart.

Ich mocht' es einmal nicht in meiner Verdroſſenheit. Der Schritt, zu dem ich mich entſchloſſen hatte, ſchien auch zum Beſten einzuſchlagen. In der Nähe des Gutes, das mir mein Vater übergab, fand ich ein reizendes Mädchen. Ich liebte ſie, nachdem ich ſie einige Male geſehen. Sie wurde mein Weib. Wir waren die glücklichſten Menſchen von der Welt. Aller Haß und Zorn ſchwand aus meinem Herzen. Nach einem Jahr gebar Hedwig mir ein Töchterchen. Ich fühlte mich auf dem Gipfel des Glücks. Aber mein liebes Weib erkrankte und ſtarb.

Volker.

Armer Freund!

Wolfhart.

Dieſer Verluſt ſtürzte mich in die tiefe Melancholie, aus der mich erſt die Sorge für mein Kind riß, das ſeiner Mutter in allen Zügen und im ganzen Weſen wie ein Tropfen dem andern glich. Ich hatte dann lange, lange Jahre nur Augen und Ohren für dieſes Kind. Mein Herz ſah und hörte nichts anderes auf dem Erdboden. In blinder und thörichter Leidenſchaft habe ich das Mädchen verhätſchelt und verzogen. Es konnte mich, der ich doch oft jähzornig, rauh und uneben war, mit ſeinen ſüßen ſchmeichleriſchen Worten um den Finger winden. Ja, es lockte mich wieder hinaus in das verhaßte Leben. Ich führte Hedwig in die Häuſer der Nachbarſchaft, ich brachte ſie auf die Bälle und in die Concerte der nahen Stadt. Sie zog alle Augen auf ſich, denn ſie war luſtig, lachend, ſchön wie ein Maimorgen.

Junge Leute drängten ſich an ſie heran. Ich fürchtete das Kind zu verlieren, ich dachte, ich könne ſie nicht miſſen. Plötzlich brach ich allen Umgang ab — —

Volker.

Das war nicht klug.

Wolfhart.

Freilich war's nicht klug. Eines Morgens aber war Herwig verſchwunden.

Volker.

Ich dacht' es mir ſchon.

Wolfhart.

Du kannſt Dir mein Entſetzen, meinen Zorn, meine Wuth vorſtellen. Das Weib todt. Das Kind fort. Ich raſ'te, ich tobte. Dann begann ich die Verfolgung. Meine erſten Schritte waren vergeblich. Endlich fand ich den Zufluchtsort der Beiden. Sie waren verheirathet. Herwig war eben eines Töchterchens geneſen. Ich ſtürzte mit Vorwürfen auf ſie los. Sie verfiel in ein hitziges Fieber.

Volker.

Unſinniger Menſch!

Wolfhart.

Sie ſtarb. — Ihren Mann fand man am andern Tage als Leiche zwiſchen den Felſen. Er war in ſeiner Verzweiflung Nachts hinausgelaufen. — That er ſich ſelbſt ein Leid an? Ich weiß es nicht.

Volker.

Entſetzlich!

Wolfhart.

Ja hundert und tauſend Mal, entſetzlich! Glaube nur, daß ich mich hart genug ſelbſt anklage. Allerdings bin ich ein Menſchenfeind — denn ich habe von meinem Nächſten nichts als Kummer und Leid erfahren — aber ich bin noch ein größerer Feind meiner ſelbſt. O Gott, welche Gewiſſensbiſſe! — So habe ich mich denn mit meinem Enkelkinde, um es vor ähnlichen Dingen zu ſchützen, hierher gerettet.

Volker.

Wie alt iſt Dein Enkelkind?

Wolfhart.

Siebenzehn Jahre!

Volker.

Wenn Du nur keine neue Thorheit begehſt.

Wolfhart.

Wie ſo?

Volker.

Solch ein Mädchen wirſt Du auch hier hüten müſſen. Im Walde hört die Welt nicht auf.

Wolfhart (auffahrend).

Teufel und Tod, den möchte ich ſehen, der ſich hier eindrängen wollte! Nicht umſonſt habe ich mir dieſe verborgene Feſtung aufgeſucht.

Volker.

Nun, wir wollen's gut ſein laſſen. Jetzt verſteh' ich auch, daß Du Dich gar nicht um meinen Sohn bekümmert haſt.

Wolfhart.

Um Deinen Sohn? Ich habe nichts von einem ſolchen gehört und geſehen.

Volker.

Das glaub' ich. Da Du Dir alle Leute vom Halſe hältſt, ſo konnte es ihm nicht gelingen, zu Dir zu kommen. Er hat verſchiedene Male vergebens an dieſe Pforte gepocht.

Wolfhart.

Aber wo iſt er denn?

Volker.

Unten im Forſthaus, wo er das Handwerk des Vaters lernt. Ich habe ihn vor einem halben Jahre zum hieſigen Oberförſter geſchickt, der mein Freund iſt. Es taugt nicht, daß die Burſchen immer daheim bei der Mutter bleiben. Die Fremde ſtählt und giebt Selbſtſtändigkeit. Als er ging, ſagte ich ihm, er möge bei Dir anklopfen und ſich als meinen Jungen vorſtellen, denn ich hatte gehört, daß Du hier in der Wildniß ſitzeſt.

Wolfhart.

Leider kann ich mit ihm keine Ausnahme machen. Indeß, ich will ihn mit Dir aufſuchen und begrüßen. Denn ich denke, ein Sohn von Dir muß brav ſein.

Volker.

Wahrhaftig, er iſt ein Menſch nach dem Herzen Gottes. Faſt wäre er mir aber um die Ecke gegangen. Er war tüchtig krank, deshalb bin ich auch hier. Gott Lob, jetzt iſt er wieder wie ein Vogel in der Luft.

Wolfhart.

Was hat ihm denn gefehlt?

Volker.

Ein hitziges Fieber, das in eine Hirnentzündung überzugehen drohte. Er lag drei Tage lang in Phantaſien. Man ſchrieb mir ſofort. Als ich ankam, war glücklicher Weiſe alle Gefahr vorbei. Seine gute Natur half ihm. Er hatte ſich nämlich erhitzt in das Waſſer geworfen, um ein Mädchen zu retten, das in den Bach gefallen war, was ihm auch glücklich gelang.

Wolfhart (freudig).

Wie, das war Dein Sohn?

Volker.

Mein Reinhold!

Wolfhart (für ſich).

Was blitzt mir da plötzlich durch den Kopf? (Laut.) Wo finden wir ihn?

Volker.

Ich denke, er wird im Forſthaus ſein.

Wolfhart.

Urſula! Urſula!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Urſula (kommt aus dem Hauſe).

Urſula.

Was beliebt?

Wolfhart (eilig).

Richt' ein Mittagseſſen zu. Wir haben zwei Gäſte. Gieb Alles, was das Haus liefern kann. — Hol' den alten Rheinwein aus dem Keller. Alles fein. — Verſtehſt Du?

Volker.

Nun, mit Deiner Menſchenfeindſchaft iſt es doch ſo ſchlimm nicht.

Wolfhart (giebt ihm die Hand).

Alter lieber Freund — von Dir kommt nur Gutes. — Geh mit durch's Haus, dort hol' ich meinen Hut. — Urſula, ſchließe uns die untere Pforte auf. Der Weg iſt näher. (Er zieht Volker in's Haus.)

Urſula (folgt kopfſchüttelnd).

Was iſt denn mit einem Male in den Herrn Hauptmann gefahren? Das bedeutet ein großes Unglück oder ein großes Glück. (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Hedwig (ſchaut um den Eckpfoſten der Thür).

Warum der Großvater mich nur noch nicht ruft? Da muß ich mir doch ſelbſt ſeinen Lebensretter anſehen. (Sie tritt aus der Thüre.) Aber hier iſt ja Niemand — Großvater! Großvater! — Herr Lebensretter! — Wo ſeid Ihr denn? — Urſula! — Auch die alte Urſula iſt nicht da? — Mein Gott, bin ich denn ganz allein im Hauſe? Sie ſind Alle wie weggehext. — O Gott, Hexen — ja, es ſoll Hexen in der Welt geben — und dies ganze Haus ſcheint mir auf einmal wie verhext. — Wenn der Lebensretter am Ende ein Hexenmeiſter geweſen wäre! Es wird mir ganz gruſelig. — Ach mein Herz klopft — Großvater, Urſula — (Sie geht ängſtlich auf und ab, unterdeß ſingt außerhalb der Mauer.)

Reinhold.

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß,
Als heimliche Liebe, von der Niemand nicht weiß.

Keine Roſe, keine Nelke kann blühen ſo ſchön,
Als wenn zwei verliebte Herzen bei einander thun ſtehn.

Hedwig (welche verwundert und wie erſtarrt gelauſcht hatte, ſtimmt ein).

Setz' Du mir einen Spiegel in's Herze hinein,
Damit Du kannſt ſehen, wie ſo treu ich es mein'!

Gewiß, gewiß, das iſt er — ich muß doch ſehen — (Sie eilt nach der Höhe an der Mauer, unterdeß flattert eine Taube über ihr.) Gott, meine Taube und oben der Habicht. (Sie ſteht erſtarrt; es fällt ein Schuß. Ein todter Habicht fällt auf die Bühne.) Das iſt er! Das iſt Niemand anders wie er! (Sie läuft auf die Erhöhung an der Mauer.) Ja, ja, ja, — da ſteht er, da ſteht er! (Sie klatſcht in die Hände.) Du da, Du da, Lebensretter! — Ach, er ſieht mich. — Mein Lebensretter, komm doch zu mir!

Reinhold (draußen).

Von Herzen gern, öffnen Sie mir nur das Thor.

Hedwig.

Ja, ja, das will ich! Nur einen Augenblick! (Sie eilt herab, ſucht den Schlüſſel des Thores und kann ihn nicht finden.) Ach Gott der Schlüſſel iſt nicht da und die Urſula iſt fort! (Durch das Schlüſſelloch.) Warte nur einen Augenblick — ich will ſchon Rath ſchaffen. (Sie ſteht einen Augenblick, den Finger am Munde und bedenkt ſich.) Ach, jetzt hab' ich's. (Läuft an die Mauer, holt eine Leiter, trägt ſie die Anhöhe hinauf und läßt ſie an der andern Seite hinunter.) Da jetzt weißt Du den Weg. Friſch, friſch, ſteig' nur herein!

Elfter Auftritt.

Hedwig. Reinhold (im Jägercoſtüm mit der Flinte ſteigt

Hedwig.

So, da biſt Du ja. Das iſt ſch

Reinhold.

Darf ich denn auch?

Hedwig.

Gewiß darfſt Du! Komm nur hinab in den Garten, denn ich habe Dir viel zu ſagen. (Sie zieht ihn in den

Vordergrund.) Welch ein Glück, daß Du da biſt! Sieh einmal, ich war neulich ſo voll Angſt und deshalb auch ſo dumm, daß ich Dir nicht einmal gedankt habe, als Du mich aus dem Bache zogeſt. Jetzt thue ich es aber auch um ſo herzlicher. Da haſt Du meine Hand. (Sie reicht ihm die Hand.)

Reinhold.

Das war ja gar nichts ſo Großes. Sie nehmen den Dienſt, den ich Ihnen leiſtete, zu hoch auf. Durch mich erſchreckt, ſtürzten Sie in's Waſſer; da war es auch meine Pflicht, Sie herauszuholen. Zudem bin ich ein guter Schwimmer und der Bach iſt gar nicht tief. (Für ſich.) Welch ein reizendes Geſchöpf.

Hedwig.

Das thut nichts. Ich danke Dir doch, denn ohne Dich wäre ich jetzt todt. Und ich danke Dir auch ſo gern, ſo gern! Aber ſag einmal, warum nennſt Du mich denn Sie? Hier ſagt nur die alte Urſula zu dem Großvater Sie. Ich ſage zu allen Leuten Du.

Reinhold (für ſich).

Köſtliche Unſchuld! (Laut.) Wenn Sie mir es erlauben, ſo will ich Dich Du nennen.

So, ſo, das klingt ſchon ganz anders! Und nun immer Du, Du! Hörſt Du? Wenn man Jemand gern hat, ſo muß man Du zu ihm ſagen. Und es wäre mir recht lieb, wenn Du mich ein wenig gern hätteſt. Hörſt Du?

Reinhold.

Gewiß, gewiß, ich hab' Dich von Herzen gern!

Hedwig.

Ach, von Herzen! Wie gut das klingt! (Für ſich.) Und wie ſchmuck und jung er iſt! Gar keine Runzeln und Falten, und Augen wie ein Falke! Ach, mit dem möchte ich mich einmal tummeln und haſchen, wie es die Rehe und Vögel thun!

Reinhold (für ſich).

Ein Bild der Anmuth und Reinheit.

Hedwig.

Sag einmal, wie heißt Du?

Reinhold.

Reinhold!

Hedwig.

Reinhold! Nun das iſt ein prächtiger Name! Rein und hold. Da biſt Du gewiß ein braver Menſch?

Reinhold.

Und wie heißt Du?

Hedwig.

Hedwig. Das iſt ſchon viel garſtiger.

Reinhold.

[illegible]

Hedwig.

Du findeſt ihn allerliebſt? Das freut mich!

Reinhold.

Und er paßt ſo recht zu einem ſolchen Waldkinde. Aber nun ſag' mir einmal, durfteſt Du mich denn auch hier einlaſſen?

Hedwig.

Warum denn nicht?

Reinhold.

Die Leute behaupten, der alte Hauptmann Wolfbart ſei ein Menſchenfeind.

Hedwig.

Ja, das iſt wahr, er liebt die Welt nicht. Aber mit den Lebensrettern iſt es etwas anderes. Von denen ſagt er, daß man ihnen dankbar ſein müſſe. Heute war auch ſein Lebensretter hier, und den hat er gleich hereingelaſſen. Und da ich nun meinen Lebensretter ſehe, ſo hole ich ihn auch, um ihm dankbar zu ſein. Und haſt Du nicht auch noch obenein meiner Taube das Leben gerettet?

Reinhold.

Ja, ich habe dem Habicht ſein Theil gegeben.

Hedwig.

Ei, da muß Dir ja auch meine Taube danken. Aber das hat noch Zeit. Jetzt will ich mit Dir plaudern.

Reinhold (für ſich).

So ſüß hörte ich noch nie reden, und dennoch ſcheint es mir bedenklich, zu bleiben. (Laut.) Wird denn der Großvater nicht ſchelten, wenn er uns zuſammen findet?

Hedwig.

Gewiß nicht. Du ſollſt ihn hier erwarten. Drum leg' die Flinte ab und ſetze Dich dort mit mir auf die Bank. Komm, ich helfe Dir. (Sie nimmt ihm Flinte und Jagdtaſche ab und führt ihn an eine Bank, wo ſie zuſammen Platz nehmen.)

Reinhold (für ſich).

Mir iſt plötzlich, als wäre ich in einem Zauber befangen. Götter, ſchenkt mir noch eine Weile dies wundervolle Bild!

Hedwig.

Was murmelſt Du da? Wenn der Großvater murmelt, dann iſt er verdrießlich. Du biſt doch nicht ungehalten?

Reinhold.

O nein, mein Kind, mir lacht die lichteſte Stunde.

Hedwig.

Das iſt ſchön! Sieh, ich bin auch immer fröhlich und jetzt nun vollends, daß ich auch einmal mit Jemand zuſammen bin, der noch keine grauen Haare hat. Ja, Du biſt recht hübſch. Und wenn ich Dich anſehe, ſo mein' ich, es müßte doch auch noch ſonſt gute Menſchen geben.

Reinhold.

Gewiß giebt es viele gute Menſchen.

Hedwig.

Alſo doch! — Ach, ich wünſchte, ſie wären alle gut und beſſer als ich!

Reinhold.

Das iſt nun freilich nicht möglich, denn eine ſolche reine Blume blüht nur im Paradieſe.

Hedwig.

Das verſteh' ich nicht. Ach, ich verſtehe noch ſo viel nicht! — Aber eins verſteh' ich doch. Sag' einmal, nicht wahr, Du haſt immer die Lieder im Walde ſo ſchön geſungen?

Reinhold.

Geſungen hab' ich, aber nicht ſchön.

Hedwig.

Gewiß war es ſchön! Und ich habe ſie alle vom Hören gelernt. Nächſtens, wenn Du wiederkommſt, und Du mußt jetzt alle Tage kommen, dann ſinge ich ſie Dir vor.

Reinhold.

Das ſoll mich freuen.

Hedwig.

Sieh, in den Liedern iſt mir ein ganzes neues Leben aufgegangen. Ach, was ſind das all' für ſüße ſchöne Worte! — Ich weiß nicht, was darin liegt — ſo eine Zauberei. Neulich des Abends lag ich im Fenſter und da klang es zu mir herauf: (Sie ſpricht.)

Küſſet Dir ein Lüftelein,
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Grüße ſei'n,
Die ich zu Dir ſende.
Tauſend ſchick' ich täglich aus,
Die da fliegen um Dein Haus,
Wenn ich Dein gedenke.

Reinhold, Reinhold, da hab' ich weinen müſſen.

Reinhold (für ſich).

Gott ſteh' mir bei, daß ich ihr nicht gleich um den Hals falle.

Hedwig.

Sag', haſt Du auch wohl einmal an mich gedacht?

Reinhold.

Gewiß, gewiß — ich hab' an Dich gedacht und hab' von Dir geträumt — wie von einer Waldroſe.

Hedwig.

Das iſt ja herrlich! — Aber ich hab' auch von Dir geträumt, wie es im Liede ſteht. Und im Traum da hab' ich mit Dir geſpielt und mich mit Dir gehaſcht, weißt Du, wie es die Waldvögel thun und die Rehe. Ach, wir wollen jetzt einmal mit einander ſpielen. (Sie ſpringt auf und entflieht.)

Reinhold (für ſich).

Dies unſchuldig naive Weſen iſt zum Entzücken.

Hedwig.

Nun, willſt Du mich nicht fangen?

Reinhold.

Ob ich will? (Für ſich.) Dürfte ich ſie nur dann auch gleich behalten. (Er läuft ihr nach.)

Hedwig (ihm entſchlüpfend).

Siehſt Du, ich bin viel ſchneller, als Du.

Reinhold.

Ja, ja, Du biſt wie ein goldſtrahlendes Eidechschen. (Für ſich.) Ich werde das Spiel nicht ſo raſch abbrechen. (Laut.) Jetzt nimm Dich in Acht!

Hedwig.

Ach, Du läufſt gar nicht ordentlich.

Reinhold.

Ich komme immer mehr in Schuß.

Hedwig.

Wenn Du mich fängſt, ſo ſchenk' ich Dir etwas.

Reinhold.

Darf ich fragen was?

Hedwig.

Einen Kuß.

Reinhold.

O, den will ich bald genug haben. (Er läuft raſcher und fängt ſie.)

Hedwig (ſpringt ihm an den Hals).

O wie ſchön das iſt! Du lieber, guter Reinhold!

Reinhold.

Du ſüße Hedwig! (Er küßt ſie.)

Hedwig.

Aber, Du küſſeſt ja ganz anders, wie der Großvater?

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Urſula.

Urſula.

O du grundgütiger Himmel, was geht hier vor? Hedwig, biſt Du toll geworden?

Hedwig.

Ach was, ich bin recht geſcheidt. Wir ſpielen.

Urſula.

Junger Herr, was fangen Sie an? Entfernen Sie ſich ſo raſch wie möglich. Hinter dem Hauſe kommt eben der Hauptmann an. Wenn er Sie ſieht, giebt es Mord und Todtſchlag. Raſch; raſch, ich öffne Ihnen das Thor! (Sie geht an's Thor und öffnet.)

Reinhold.

Ja, ich bin zu weit gegangen. — Hedwig bis nächſtens — —

Hedwig.

Nein, ich laſſe Dich nicht. Du mußt bleiben.

Reinhold.

Heute noch nicht. Aber bald, bald! Auf ewig, wenn es der Himmel will! (Er macht ſich los und flieht durch das Thor.)

Dreizehnter Auftritt.

Hedwig. Urſula.

Hedwig.

Ich ſtürze ihm nach — ich will mit ihm —

Urſula (ſie haltend).

Um Gotteswillen, Kind, keine Thorheit! Der Großvater würde wahnſinnig werden vor Wuth und Zorn, wenn er das angeſehen hätte.

Hedwig.

Du garſtige Urſula, was hältſt Du mich zurück? Ich bin nie ſo glücklich geweſen. Du aber ſtörſt mir alle Freude. Der Reinhold war ſo gut und lieb! Und ſein Kuß — o Gott! (Sie weint.) Nun iſt er fort. Wißt Ihr was — nicht in der Welt iſt es ſchlecht, und nicht die Menſchen da draußen ſind nichtsnutzig, die Welt iſt das Paradies, aber hier iſt die Hölle. Die Menſchen draußen ſind Engel, Ihr aber ſeid Teufel!

Urſula.

So mach' doch nicht ſolchen Lärm!

Hedwig.

O Gott, o Gott!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Wolfhart. Volker.

Wolfhart.

Was geht hier vor?

Urſula (leiſe zu Hedwig).

Ich rathe Dir, ſchweig'!

Hedwig.

Nein, ich ſchweige nicht! Siehſt Du, Großvater, da redet ſie mir wieder zu, daß ich heimlich thun ſoll.

Wolfhart.

Nein, Kind, das ſollſt Du nicht; ſag' mir Alles.

Hedwig.

Ach, Großväterchen, mein Lebensretter war hier; ich habe ihn hereingerufen, dort über die Mauer, und ich habe ihm gedankt und mit ihm geſpielt — weißt Du, wie die Waldvögel und die Rehe — und da haben wir uns geküßt.

Urſula.

Ich nicht, Herr Hauptmann, ich bin unſchuldig daran.

Volker.

Der verfluchte Burſche, das geht ja Hals über Kopf!

Hedwig.

Nein, er iſt nicht verflucht — er iſt ſehr gut und ſehr ſchön. Aber jetzt iſt er fort. — Ach Gott — die alte Urſula hat ihn weggejagt — dort durch das Thor. (Sie weint von Neuem.)

Weifhart.

Urſula, das haſt Du dumm gemacht.

Urſula (heftig).

Was iſt das? Herr Hauptmann, jetzt wird es mir aber zu bunt! Haben Sie mir nicht auf's Strengſte anbefohlen —

Hedwig.

Willſt Du wohl ſchweigen, Du dumme Urſula! Der Großvater ſagt es nun auch, daß Du dumm biſt.

Wolfhart.

Ruhig, Kind, lauf' ihm nach und hol' ihn wieder her. Sag ihm, daß Alles gut und daß ſein Vater auch hier iſt.

Hedwig.

Wirklich, ich darf ihn holen?

Wolfhart.

Gewiß, ſpute Dich!

Hedwig.

Siehſt Du nun, daß Du unrecht hatteſt, Du garſtige Urſula! (Sie läuft nach dem Thor.)

Wolfhart.

Nimm Dich aber auf dem Steg in Acht. Denk' an das Rothkehlchen.

Hedwig.

Ich fürchte mich jetzt nicht mehr vor Räubern und Mördern. (Raſch ab.)

Urſula (zieht ſich zurück).

Mir ſteht der Verſtand ſtill. Eher hätte ich an den Untergang der Welt gedacht, wie an ſolche Dinge!

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen ohne Hedwig.

Volker.

Potz Luchs und Wolf, das iſt wahrhaftig die allerſchönſte Waldroſe! Jetzt wird es mir klar, warum der Junge in ſeinen Phantaſieen immer von einer Waldroſe fabelte. Indeß er verdient auch ein ſolches Glück, denn er iſt der beſte gutherzigſte Burſche, den es giebt. Du haſt nicht allein mein Wort dafür, ſondern auch das Zeugniß ſeines Vorgeſetzten und ſeiner Kameraden.

Wolfhart.

Ich bin neugierig, ihn zu ſehen. Und ſtehen die Dinge bei ihm, wie bei meinem Enkelkinde, woran ich nicht zweiſle, ſo will ich es jetzt beſſer machen als früher und mich mit der Welt verſöhnen, in die Du mich zurückgeführt haſt. (Er reicht ihm die Hand.)

Volker.

Bravo, alter Freund, die Hand darauf!

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Hedwig. Reinhold.

Hedwig (zieht Reinhold an der Hand).

Da hab' ich ihn, da hab' ich ihn!

Volker.

Nur herein, Burſche! Was machſt Du denn hier für Streiche?

Reinhold.

Vater — ich bitte — Verzeihung — aber —

Volker.

Du Böſewicht, ich will Dir —

Reinhold.

Ja, ich ſehe mein Unrecht ein.

Volker.

Haſt Du denn das Märchen wirklich lieb?

Reinhold.

Mehr als ich mit Worten ſagen kann, Vater!

Hedwig.

Seht Ihr, ich hab's ſchon gewußt — Reinhold, iſt das Dein Vater?

Volker.

Komm an mein Herz, Töchterchen!

Hedwig.

Ach, was ein prächtiger Vater! (Sie umarmen ſich.)

Volker.

Und hier umarme Hedwigs Großvater, Reinhold. — Du darfſt ſchon.

Reinhold.

Darf ich?

Wolfhart.

Sei mir tauſendmal willkommen! (Sie umarmen ſich.)

Volker.

So und nun dürft Ihr Kinder Euch auch küſſen, trotz der alten Urſula. Wohlan, ſeid gute Spielgenoſſen. Und wenn Ihr Beide drei Jahre älter ſeid, dann ſollt Ihr Euch heirathen.

Hedwig.

Heirathen? Ich weiß zwar nicht recht, was das iſt, aber es muß ſehr ſchön ſein, wenn man dabei immer, immer, immer zuſammenbleiben kann! Ja, wir wollen uns heirathen! (Sie fliegt Reinhold an den Hals.)

Wolfhart.

Ich denke, wir ſetzen die Friſt auf ein Jahr. Bis dahin ſoll den Kindern ihr Neſt hier zugerichtet ſein.

Hedwig (hüpft zu Wolfhart und küßt ihn).

Ja, Großvater, das iſt noch viel beſſer!

Urſula.

Alle zwanzig Jahre eine neue Welt.

Hedwig.

Da iſt ja auch die alte Urſula, die muß ich recht um Verzeihung bitten. Nein, Urſula, Du biſt nicht garſtig, ich war recht garſtig gegen Dich. Sei gut! (Sie küßt Urſula.)

Urſula.

O Du liebes, herziges Kind!

Wolfhart.

Endlich wieder Sonnenſchein nach langen trüben Tagen. Gott gebe ſeinen Segen!

Reinhold.

Du meine ſüße Waldroſe!

Hedwig.

Du lieber Reinhold!

Urſula.

Sehen Sie nun, Herr Hauptmann: Sie hat ihr Herz entdeckt!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

In der Kur.

Schwank in einem Aufzuge.

Zuerſt aufgeführt am 26. September 1864
in Frankfurt a. M.

Perſonen:

Sombert, Amtmann.
Philippine, ſeine Schweſter.
Karl, Aſſeſſor, ſein Neffe.
Klara, deſſen Frau.
Devrient, Schauſpieler.
(Das Stück ſpielt in einem Badeorte.)

(Ein hübſch möblirter Salon mit Sophas, Seſſeln, Stühlen, Tiſchen. Die Thüre zum Corridor iſt in der Mitte der hintern Wand. Rechts die Thüren zu den Zimmern Philippinens nach hinten und Sombert's nach vorne; links diejenigen zu den Zimmern Klara's hinten und Karl's vorne.)

Erſter Auftritt.

Sombert (ſitzt rechts) Karl (links in einem Seſſel, beide haben Bücher in der Hand).

Sombert (gähnt).

Ah — ah —

Karl (gähnt).

Ah — ah —

Sombert (gähnt lauter).

Ah — ah — ah —

Karl.

Haben Sie etwas geſagt, Onkel?

Sombert.

Nein, ich habe nichts geſagt.

Karl (gähnt nach einer Weile wieder).

Ah — ah —

Sombert.

Was ſagſt Du?

Karl.

Ich ſagte nichts.

Sombert.

Ja, hier iſt auch nichts zu ſagen. (Gähnt.) Ah —

Karl.

Da haben Sie recht — hier iſt gar nichts zu ſagen. Langweilig über alle Maßen. (Gähnt.) Ah —

Sombert (ſteht auf).

Langweilig, o das Wort iſt viel zu ſchwach — verflucht, verteufelt, hündiſch langweilig iſt es hier in dieſem jammervollen Badeorte, wo man alle Tage wie in einer Tretmühle dieſelben Gänge macht. Und das ſoll ein guter Landwirth wie ich aushalten. Donner und Doria, ich bin tauſendmal lieber zwiſchen meinen Knechten und Mägden, als in dieſer hohlen, leeren Modewelt.

Karl.

Die Tante ſchien ſo leidend, ſie wollte durchaus in's Bad — der Arzt —

Sombert.

Was leidend — was Arzt! Dummes Zeug! Meiner Schweſter Philippine fehlt ſo wenig wie mir. Sie ißt gut, ſie trinkt gut, ſie ſchläft gut, ſie ſchwatzt den ganzen Tag und ärgert mich, daß ich ſchwarz werde. Sind das nicht Zeichen der ungetrübteſten Geſundheit? Nein, dahinter ſteckt etwas Anderes. Unſere Damen hatten ſich einmal in den Kopf geſetzt, die Mode unſrer Zeit mitzumachen — die intereſſanten Kranken zu ſpielen — ſich in der faſhionablen Welt umherzutreiben — ſich womöglich hier in der Kur die Kur ſchneiden zu laſſen. — Deine Frau hat ſich durch meine Schweſter verführen laſſen, das kannſt Du nicht leugnen.

Und nun hat uns dieſe alte Jungfer im Sack und am Seil und trägt und führt uns, wohin ſie will.

Karl.

Allerdings — wir müſſen aber Rückſicht auf ſie nehmen. Sie wiſſen ja —

Sombert.

Nun, ich wünſche auch nicht, daß ihre Erbſchaft Dir und Klara entgeht. D'rum ſchweig' ich oft, wo ich lieber reden möchte. Wenn ſie ſchließlich nur nicht Eure Hoffnungen zu Schanden macht.

Karl.

Wie meinen Sie das?

Sombert.

Ich habe ſie im Verdacht, daß ſie ſich einen Mann angeln will. Seit ſie die Univerſalerbin des verſtorbenen Onkels wurde, den ſie allerdings treu gepflegt hat, und ein Vermögen von fünfzigtauſend Thalern beſitzt, iſt der Teufel der Eitelkeit in ſie gefahren. Hol's der Kuckuck! Und ſagt man ihr ein Wort, ſo kriegt ſie Krämpfe und geberdet ſich ganz unbändig. O wenn ich doch ein Mittel wüßte, ſie zur Raiſon zu bringen. (Er nimmt ſeinen Hut.)

Karl.

Wo wollen Sie hin?

Sombert.

Ich langweile mich und will mich langweilen. Ich gehe zur Poſt und ſehe, ob Briefe für uns angekommen ſind.

(Ab durch die Thür nach dem Corridor.)

Zweiter Auftritt.

Karl.

In der That, er hat Recht, und ſeine Befürchtungen ſind auch die meinigen. Ich denke aber, daß ich ein Mittel gefunden habe, den Weibern den Kopf klar zu machen. Die Tante behauptet in der Kur zu ſein; ich will verſuchen, ſie eine ſolche erſt einmal recht empfinden zu machen. Wenn ich nur meinen Freund ſchon hier hätte. (Es klopft.) Herein!

Dritter Auftritt.

Karl. Devrient.

Devrient.

Richtig, da iſt er!

Karl.

Ah, Devrient? Willkommen!

Devrient.

Wie freu' ich mich, Dich wiederzuſehen!

Karl.

Du haſt alſo meinen Brief erhalten?

Devrient.

Deinen Brief? — Nein. — Haſt Du mir denn geſchrieben?

Karl.

Freilich. Ich las geſtern in der Zeitung, daß Du in Frankfurt gaſtirteſt. Sollte ich nun einem Freund, den ich ſo lange nicht geſehen, nicht zu begegnen ſuchen?

Devrient.

Das war ſchön von Dir.

„Daran erkenn' ich meine Pappenheimer.“

Karl.

So hab' ich denn gleich zu Feder und Papier gegriffen und Dich um ein Rendezvous gebeten.

Devrient.

Wahrſcheinlich habe ich mich mit Deinem Schreiben gekreuzt.

„Und wie der Menſch nur ſagen kann, hier bin ich,“ ſo bin ich da.

Karl.

Aber was führt Dich denn eigentlich her?

Devrient.

Ein Gaſtſpiel.

Karl.

Wie, ein Gaſtſpiel?

Devrient.

Ein alter Schauſpieler hier am Orte, der ſeit Jahren krank darniederliegt, hat mich flehentlich gebeten, ihm durch eine Vorſtellung einigermaßen auf die Beine zu helfen, das heißt nicht ihm, ſondern ſeinen zerrütteten Verhältniſſen. „Und ſieh, das Mitleid ſiegt!“ Ich habe mich auf den Weg gemacht, um ein Werk der Barmherzigkeit zu üben, das dieſen Abend hinter den bunten Lampen vor ſich gehen ſoll.

Karl.

Daran erkenn' ich Dein gutes Herz! Und was wirſt Du ſpielen?

Devrient.

„Ein hölliſches Ragout, verteufelte Latwerge!“ Ich denke verſchiedene kleine Epiſoden — Juden, Bonvivants, Abenteurer, Lieutenants und dergleichen mehr, — denn ich muß die ganze Abendunterhaltung auf meine Schultern nehmen.

Karl.

Lieber Junge — da könnteſt Du mir vorher eine dramatiſche Morgenunterhaltung widmen!

Devrient.

„Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus."

(Reicht ihm die Hand.)

„Was gemacht werden kann, das wird gemacht."

Karl.

Ich höre meine Frau und die Tante auf der Treppe. Komm mit in mein Zimmer, dort ſag' ich Dir Alles.

Devrient.

„Und wenn es zu den Menſchenfreſſern ginge,
Ich folge Dir!"

(Beide ab in Karl's Zimmer.)

Vierter Auftritt.

Sombert (mit Briefen und Zeitungen in der Hand), **Philippine** (in einem ſehr auffallenden Coſtum, mit hochrothem Shawl und einer Straußenfeder von derſelben Farbe auf dem Hute, treten vom Corridor aus ein).

Philippine.

Bruder, Du ſcheinſt mir heute in einer ganz abſcheulichen Laune.

Sombert.

Ich bin in der Badelaune, und die iſt allerdings keine brillante. Ich habe dieſes Herumtreiben zwiſchen Brunnen und Kurſaal jetzt ſchon nach den wenigen Tagen gründlich ſatt.

Philippine (legt ihre Sachen ab).

Du wirſt Dich ſchon daran gewöhnen. Die Aerzte ſagen —

Sombert.

Wenn Du doch nur von den Aerzten ſchweigen wollteſt. Du weißt ja, ich bin nicht krank und brauche weder zu baden, noch zu trinken.

Philippine.

Aber ich bin in der Kur. Und ſie bekommt mir vortrefflich. Ach die Quelle, wie herrlich — die Bäder, wie erfriſchend! Es iſt mir ſo leicht, als wenn mir Fittiche wüchſen!

Sombert (für ſich).

Na, die und Fittiche! (Laut.) Laß ſie Dir nur wachſen, damit Du ſobald wie möglich Luſt bekommſt, wegzufliegen.

Philippine (für ſich).

Mit dem Brummbär iſt nicht auszukommmen!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Klara (tritt raſch ein).

Klara.

Onkel, lieber Onkel, Sie müſſen mir einen Gefallen thun.

Sombert.

Was haſt Du denn ſchon wieder?

Klara.

Sie müſſen uns dieſen Abend in's Theater führen. Der Portier hat mir eben geſagt, daß der berühmte Schauſpieler Devrient eingetroffen iſt, in dieſem Hotel wohnt und dieſen Abend zum Beſten eines kranken Collegen ſpielt. Das dürfen wir nicht verſäumen. Er gehört zu den erſten Künſtlern und iſt ein alter Freund meines Mannes.

Philippine.

Natürlich gehen wir dahin. Wir wären nicht comme il faut, wenn wir fehlten. Ich ſehne mich ungeheuer nach einem ſolchen Genuß.

Klara.

Nicht wahr, Sie ſagen zu?

Sombert.

Meinetwegen! In's Theater will ich ſchon mit Euch gehen. Da lacht und weint man doch einmal, während man am Brunnen gähnt. Laßt nur gleich durch Karl Billete beſorgen. Jetzt aber will ich ein wenig leſen. (Während Philippine ſich zu Klara wendet, den Hut und Shawl abgelegt und ſich mit einer Arbeit in einen Seſſel geſetzt hat, nimmt Sombert an der andern Seite Platz und ſieht von Zeit zu Zeit in ſeine Papiere.)

Philippine.

Nun, Klara, war das nicht ſchön?

Klara.

Was denn, liebe Tante?

Philippine.

Ei Alles — der Morgen am Brunnen — der Spaziergang in den Anlagen — die ſchimmernden Teiche mit den Schwänen — das ſüße Murmeln der Springbrunnen — das Spiel der Waſſer — die geputzten Menſchen — die charmanten Toiletten. —

Klara.

O ja, das iſt Alles recht hübſch, aber ich meine, wenn man ſich den Anblick einmal verſchafft hat, dann iſt es genug. Ich muß geſtehen, daß ich auf die Dauer lieber durch die Wälder, Wieſen und Fluren unſrer ſchönen Heimath ſpringe und ſinge, ſo wie das Herz mich drängt, als daß ich ſtets durch dieſe geſchniegelten Anlagen wandere.

Philippine.

Ich begreiſe dieſe Auffaſſung nicht. Hier iſt doch Alles durch Menſchen belebt.

Klara.

Grade die Menſchen ſind mir eher hinderlich, wie förderlich. Wir ſtehen ihnen fremd und kalt gegenüber.

Philippine.

Ei, man muß Bekanntſchaften machen. Habe ich nicht ſchon die intereſſanteſten Connaiſſancen entrirt? Haſt Du mich nicht bewundert, mit welchem Anſtande ich die franzöſiſche Gräſin begrüßte? (Sie macht ein affectirtes Compliment.) Dort bei der Muſik. Sie fragte den neben ihr ſtehenden Herrn: Qui est le compositeur de cette pièce? Ich aber mit raſcher Geiſtesgegenwart ſagte: C'est le célèbre Monsieur Charles Marie de Tisserand.

Klara.

Wer iſt denn der berühmte Tisserand?

Philippine.

Ei, Maria von Weber. — Weißt Du denn nicht, was Tisserand heißt? — Die Gräſin drehte ſich graziös um —

Sombert (der eine Weile gelauſcht hat).

Und dachte: da höre nur Einer die bête allemande an. Wie kannſt Du nur ſo dummes Zeug reden!

Philippine.

Ich ſpreche ja gar nicht mit Dir. (Zu Klara.) Und haſt Du nicht bemerkt, wie der Fürſt uns heute begegnete. Er hat mich ganz eigenthümlich angeblickt und angelächelt.

Sombert.

Das kommt davon, daß Du immer ſo ſeltſam aufgedonnert biſt wie ſechs Pfauen auf einmal.

Philippine.

Ich habe Dir ja ſchon geſagt, daß ich nicht mit Dir rede. (Zu Klara.) Ach, was für eine Weisheit in ſeinem Blick — ein ſolches Verſtändniß — ſo etwas Unausſprechliches. Ich glaube ſicher, daß er uns nächſtens anreden wird.

Klara.

Das ſind alles Dinge, die mich durchaus nicht reizen. Ich bin am liebſten mit Menſchen, die ich kenne, achte und liebe und mit denen ich Umgang von Herzen zu Herzen pflegen kann.

Philippine (ſentimental).

Ach, darnach ſchmachte ich auch. Ja, ein Umgang von Herzen zu Herzen. Tag und Nacht ſchwebte mir dieſes Ideal vor den Augen. Zwei Menſchen, die wie Turteltauben ſind, ſo wie Du und Karl.

O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit,
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit.

Sombert (aufſehend, für ſich).

Da höre Einer die alte Krähe. Wenn die Närrin nur nicht überſchnappt!

Philipine (ſetzt ſich zu Klara).

Oh, in den Bädern ſind ſchon manche Ehen zu Stande gekommen.

Klara.

Solche Ehen möchten doch ſehr gefährlich ſein. Es ſollen ſich hier viele Abenteurer herumtreiben.

Philippine (flüſtert).

Ach was, das iſt nichts wie leeres Gerede meines Bruders und Deines Mannes, die uns beſonders Furcht vor den

Spielern an der Bank einflößen wollen. Unter uns geſagt, liebes Klärchen, ich hätte auch große Luſt, einmal mein Glück zu verſuchen. Zu dieſem Zwecke habe ich bereits ein Röllchen Gold zurecht gemacht, das ich in der Taſche trage. Nächſtens gehen wir einmal heimlich an's Roulet. Laß Dir aber ja nichts merken, ſonſt macht uns der Alte einen gewaltigen Lärm.

Sombert (ſpringt heftig auf).

Donner und Doria! Was iſt denn das?

Klara.

Was haben Sie, lieber Onkel?

Sombert.

Blamage ohne Gleichen — und daran biſt Du ſchuld mit Deinen verrotteten Marotten.

Philippine.

Ich? Da bin ich doch neugierig.

Sombert (zeigt ein gedrucktes Blatt).

Hier ſchickt mir irgend ein Anonymus unter Couvert das hieſige Wochenblatt, in welchem ich die wunderlichſten Dinge finde.

Philippine.

Und die ſind?

Sombert.

Zunächſt heißt es hier: (Lieſt) Es wird eine alte Schachtel zu jedem annehmbaren Preiſe abgegeben. Fort mit Schaden! Dann heißt es weiter: (Lieſt) Auf dieſem Wege wird ein Compagnon für das Spiel an der Bank geſucht, der ſich ausweiſen kann, daß er die Sache verſteht. Man wende ſich in Francobrieſen an —

Philippine.

Ich begreiſe Dich gar nicht, wie Dich das aus der Contenance bringen kann.

Sombert.

Und dann folgt ein Heirathsgeſuch: (Lieſt) Eine Dame in den beſten Jahren ſucht einen Lebensgefährten. Sie hat ein ſtattliches Ausſehen, iſt gebildet und beſitzt ein Vermögen von fünfzigtauſend Thalern. Man ſieht ſie in den Promenaden, im Kurſaal, an der Bank in einer hochrothen Jacke und in einer Straußenfeder von derſelben Farbe auf dem Hut. Sie wünſcht die Annäherung in discreter Weiſe. Der zu erwählende Gatte braucht kein Vermögen zu haben, muß aber mit gutem Titel und entſprechendem Range in der Geſellſchaft auftreten können.

Philippine (ſteht auf).

Das Coſtüm iſt ja beſchrieben, als ginge die Annonce auf mich.

Sombert.

Donner und Doria! Freilich geht es auf Dich, und die anderen Anzeigen ſind auch auf Dich gemünzt. (Er öffnet die Thür nach dem Corridor, auf welchen Nr. 11 ſteht.) Denn ſie lauten beide auf Nr. 11 im Gaſthof zu den vier Jahreszeiten.

Klara.

Mein Gott!

Philippine.

Was, da wäre ich ja ganz ſchrecklich compromittirt.

Sombert.

Allerdings biſt Du das. Hol's der Teufel! Um ſolche Mißlichkeiten zu erleben, ſind wir in dieſes niederträchtige Bad gegangen. Und Du biſt ſelbſt Schuld daran mit Deinen Narretheien.

Philippine (fällt in einen Seſſel).

O Gott, o Gott! Sei doch nicht ſo unmenſchlich. Ich bin in der Kur — ich kriege Krämpfe — ich falle in Ohnmacht.

Sembert.

Während Du dieſes Geſchäft vollziehſt, werde ich Karl ſuchen, um mit ihm zu überlegen, wie — wir den Thäter finden und beſtrafen. Und dann ſo raſch fort wie möglich, denn es iſt nichts ſo ſchlimm, wie lächerlich zu ſein.

(Ab nach dem Corridor.)

Sechſter Auftritt.

Philippine. Klara.

Philippine (ſpringt auf).

Was ſagt der Abſcheuliche da?

Klara.

Tante, ich meine, Sie lägen in Ohnmacht. Schonen Sie ſich doch.

Philippine.

Ach was, da hört alle Ohnmacht auf. Ich ſoll dieſen ſchönen Ort, wo ich mich ſo wohl und heiter fühlte, nicht länger genießen? Lächerlich — ich bleibe — ich bin in der Kur. (Es klopft.) Herein!

Klara.

Wie, Sie werden doch jetzt Niemanden annehmen wollen?

Philippine.

Grade erſt recht, ich muß mich zerſtreuen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. **Devrient** (tritt ein als Marquis de Bouton).

Devrient.

Mes dames, j'ai l'honneur de vous saluter.

Philippine (mit tiefer Verbeugung).

Wen haben wir das Vergnügen?

Devrient.

Je suis le marquis de Bouton — ick ſein die Marquis von Bouton.

Philippine.

Ah — ſehr angenehm. Très agrèable! Hab' ich recht, der Marquis von der Buttertonne.

Devrient.

Oui — ick ſein ein Connaisseur du jeu pour ainsi dire — un professeur de banque. Enfin je suis tout-a-fait l'homme, que vous cherchez ici No. 11 dans l'hôtel de quatre saisons.

Klara (für ſich).

O Gott, da ſtellt ſich ſchon Einer auf die Anzeige ein.

Philippine.

In der That ſehr erfreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Klara (leiſe zu Philippinen).

Um Gottes Willen, liebe Tante, laſſen Sie ſich doch nicht mit dem Menſchen ein, er ſieht ganz aus wie ein Abenteurer.

Devrient.

J'ai inventé une nouvelle methode du jeu. J'yai mis dix ans d'études très sérieuses. J'ai calculé jour et nuit et j'ai réussi en sorte que je gagne horriblement — que je vais sauter toutes les banques de l'Europe — daß ick ſpreng alle Bänke von Europe.

Philippine.

Sehr intereſſant zu hören.

Klara (zupft Philippine am Kleide).

Tante, Tante, ſchicken Sie ihn fort — denken Sie an die Wuth des Onkels.

Devrient.

Vous verrez des miracles, madame. D'abord je suis dans l'état de vous prouver mon système (er zieht ein Heft aus der Taſche). Car j'ai écrit une brochure, qui prouve par la mathémathique et par la philosophie ma science profonde — Voyons! (Er hält Philippine die Schrift vor). Nous serons en peu de temps les plus riches gens du monde. Wir werden ſein in wenik Zeit reich — ſo reich wie die kanz Welt.

Philippine.

Sie ſcheinen ja ein ſehr geſchickter Mann, Herr Marquis. — Und wie viel brauchen Sie, um die Bank zu ſprengen?

Devrient.

Seulement cent Frédéric. Sehr wohlfeil. Was ick kewinn, wird ketheilt.

Philippine.

Bien. Aber können Sie nicht mit der Hälfte auskommen?

Devrient.

La moitié? — Ah — cela couterait plus de temps. — Das wird aben nöthik länger Zeit.

Philippine.

Nun, vielleicht würde ich mich entſchließen, fünfzig Friedrichsd'or dran zu wenden.

Devrient.

Eh bien. J'aimerais plus avoir le tout, mais, dann will ick nehm die Aelfte.

Klara (leiſe).

Aber um Gotteswillen, Tante, Sie werden doch nicht ſo thöricht ſein.

Philippine.

Schweig! Ein Marquis iſt kein Betrüger. (Zu Devrient.) Sie müſſen mir aber die ſtrengſte Discretion verſprechen.

Devrient.

O sans doute!

Philippine.

Und wie viel denken Sie mir morgen um dieſe Stunde zu bringen?

Devrient.

Je pense — d'après mon calcul — cinque cents Frédéric.

Philippine.

Und darauf kann ich mich verlaſſen?

Devrient.

Parole d'honneur — ſonſt bring' ich zurück vorher das Geld.

Philippine (greift raſch in die Taſche und giebt ihm die Rolle).

Da haben Sie das Geld.

Devrient.

Bravo — enchanté — très-bien!

(Man hört draußen Sombert rufen).

Karl, Karl!

Klara.

Gott, der Onkel!

Philippine (faßt Devrient beim Arm).

Raſch — raſch, kommen Sie, ich verſtecke Sie in meinem Zimmer.

Devrient (pathetiſch).

Ah oui, Madame, nous voulons échappe. Cachons nouspour sauver la grande idée, d'acquérir toutes les richesse du monde. (Sie führt ihn ſchnell in ihr Zimmer.)

Achter Auftritt.

Klara. Sombert.

Sombert.

Wo iſt denn der Karl? Ich ſuche Deinen Mann wie eine Stecknadel.

Klara.

Hier iſt er nicht geweſen.

Sombert.

Wer war ſonſt hier?

Klara (verlegen).

Hier? — —

Sombert.

Du wirſt ja ganz roth.

Klara.

Ich? — —

Sombert.

Ja freilich, der Kellner ſagte, es ſei ein alter Mann, ein Franzoſe, hier eingetreten.

Klara.

Ein Franzoſe? (Für ſich.) Ach Gott, daß ich nicht lügen kann. (Laut.) In der That — es war —

Sombert.

Nun?

Klara.

Es war — —

Sombert.

Heraus mit der Sprache!

Klara.

Es war einer bei der Tante.

Sombert.

Vielleicht Einer, der ſich infolge der Anzeigen meldete? Donner und Doria, ſo hat die Blamage ſchon angefangen!

Klara.

Aber ſo toben Sie doch nicht ſo! Ich bin ja ganz unſchuldig.

Sombert.

Ach was unſchuldig? Der Hehler iſt ſo gut wie der Stehler. Mitgefangen, mitgehangen. Wenn Du nicht gleich redeſt, bringe ich das ganze Haus in Aufruhr.

Klara.

Lieber Onkel, ich will Ihnen ja Alles geſtehen. — Es war ein alter Franzoſe hier, ein Marquis de Beuton — ein Profeſſor des Spieles; er hat ein Buch geſchrieben, wie man die Bank ſprengen kann und bot ſich an für die Tante —

Sombert.

Verfluchter Schwindel! — Und auf den Unſinn iſt die Tante eingegangen?

Klara.

Ja!

Sombert.

Und ſie hat ihm wohl Geld gegeben?

Klara.

Fünfzig Friedrichsd'or!

Sembert.

Da ſollen doch gleich dreimalhunderttauſend Teufel dreinſchlagen! Solch ein Blödſinn, ſolch ein — das geht über die Puppen! — Iſt er ſchon lange fort?

Klara.

Nein, ſoeben.

Sembert.

So komm mit — ich will ihm nach, ich will dem Räuber, dem Diebe die Beute abjagen — Du ſollſt mir ihn beſchreiben, mir ihn zeigen. (Er reißt Klara raſch mit ſich nach dem Corridor.)

Neunter Auftritt.

Philippine (kommt aus ihrem Zimmer).

Endlich wird mir doch einer meiner ſehnlichſten Wünſche erfüllt. Ach, ich wollte ſchon ſo lange einmal mein Glück verſuchen, aber ich hatte nicht den Muth. Das ſoll mir ein Vergnügen ſein, wenn ich morgen meinem bärbeißigen Bruder die fünfhundert Goldſtücke vorlegen kann. — Ach, wenn ich hier nun auch noch einen Gatten fände — einen Gatten! Wer weiß? Ich habe es oft genug gehört und geleſen, daß die Badeorte ganz geeignet ſind, um Partien zu machen. Hier begegnen ſich ja Menſchen aus allen Weltgegenden. Und mit fünfzigtauſend Thalern iſt man eigentlich eine ganz wünſchenswerthe Partie. Wenn ich die Sache ſo recht bedenke, ſo iſt es gar kein ſo großes Unglück, daß ich in der Zeitung geſtanden habe.

Zehnter Auftritt.

Philippine. Devrient (tritt als Abraham Hirſch in der langen Kleidung eines polniſchen Juden auf).

Devrient.

Gott der Gerechte! Ich bringe der gnädigen Frau einen ſchönen guten Tag. Haben Se nix zu handeln, haben Se nix zu ſchachern?

Philippine.

Nein, gehen Sie weiter.

Devrient.

Bin ich denn nicht gekommen auf Nr. 11 in das Hôtel zu de vier Jahreszeite?

Philippine.

Gleichviel wo Sie ſind, jedenfalls haben Sie hier nichts zu ſuchen.

Devrient.

Aber ich hab' doch geleſen in das Wochenblatt. Na, wo hab' ich denn das Wochenblatt? (Er greift in ſeine Taſche und holt ein Packet Papiere heraus.) Na, wo iſt es denn? Es hat ſich verſteckt in meine Sachen. Sehn Se, ich bin der Abraham Hirſch — ſehr wohl berühmt in das ganze Bad für mein gutes Geſchäft.

Philippine.

Ich ſage Ihnen, daß Sie irr gegangen ſind und daß Sie ſich entfernen ſollen.

Devrient.

Ich kaufe alte Kleider mit oder ohne Volants, Strümpfe, Socke, Stiefel, Schuhe, Knöpfe, Halstücher, Cravatte, Shawls, Tücher, Hemde, Unterhemde, Oberhemde, Taghemde, Nachthemde, Wickelſchnüre, Krage, Wämſe, Mäntel, Mantille, Caſawaikas, Ueberwürfe, Küchengeſchirr, Töpfe, Keſſeln, Teller, Gläſer, Flaſchen, ſeidne und baumwollene Regenſchirme und Sonnenſchirme, Parapluis, Paraſols, Köffer, Mantelſäcke, Etuis, Brieftaſchen, Schnupftabaksdoſen, überhaupt alles, was der Menſch macht und braucht, und zahle die höchſten Preiſe.

Philippine.

Wenn Sie, zudringlicher Menſch, jetzt nicht gehen, ſo klingle ich dem Hausknecht.

Devrient.

Dito handle ich ein goldne Uhren, Ringe, Brochen, Ketten, Juwelen, falſche Edelſteine, ſilberne Löffel und was ſonſt noch in das Fach ſchlägt. Vielleicht ſind Ihnen die Monete an der Bank ausgegangen. (Er ſucht fortwährend in den Papieren.)

Philippine.

Sie ſind ein unverſchämter Menſch, hinaus!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Sombert und Klara (treten leiſe ein).

Sombert (für ſich).

Ha, was iſt das?

Devrient (hält Philippinen ein Papier hin).

Ah, endlich hab' ich gefunden das Wochenblatt. Da ſehen Se ſelber: „In die vier Jahreszeite Nr. 11 wird eine alte Schachtel abgegeben zu jedem annehmbaren Preiſe. Fort mit Schaden!

Philippine.

Das wird wohl ein ſchlechter Spaß ſein. Alſo noch einmal, entfernen Sie ſich.

Devrient.

Aber ſe wird doch hier ſein, de alte Schachtel?

Sombert (tritt vor).

Ja, Jude, ſie iſt hier, aber nicht für Dich. Mach, daß Du auf der Stelle zur Thür hinauskommſt!

Devrient.

Gott's Wunder, was a böſer Herr! Bin ich doch a ehrlicher Handelsmann und kaufe alte Sachen zu alle annehmbare Preiſe. Und wenn eine ſolche Anzeige in das Wochenblatt ſteht, da hab' ich das Recht hinzugehn und mir zu informire. Warum wollen Se mich denn nicht laſſen ſehen, was gedruckt ſteht in das Wochenblatt?

Philippine.

Hier giebt es überhaupt keine alte Schachtel.

Devrient.

Gerechter Gott, was ſind Se doch ſo zornig! Warum wolle Se denn nichts mit mir zu thun habe? In der Geſellſchaft da mag gelte a große Unterſchied, daß die Junker ſich zuſammenhalte und die Soldate und die Bürger und die Bauern. Aber im Handel ſind doch de Menſche gleich, wenn ich ſe beßahle und wenn ſe mir beßahle. Ich ſage aber, ich kaufe zu de höchſte Preiſe.

Sombert.

Will ſich der Kerl denn noch nicht zur Thür hinausſchieben? (Er macht Miene ihn anzugreifen.)

Devrient.

Bei Abraham, Iſaak und Jakob, das will ich nicht, bis Se mer habe ſehe laſſe die alte Schachtel.

Sombert (außer ſich).

Nun, da ſiehſt Du ſie! (Er zeigt auf Philippine.) Und jetzt vorwärts marſch! (Rückt ihm näher.)

Devrient (ausweichend).

O weih! Das iſt die alte Schachtel? Na, da muß ich Ihne ſage, daß ich ſo ka alte Schachtel nicht kaufe — denn ſe bliebe mir ſtehn, es iſt kei Nachfrag nach ſo Alterthümer. Fert mit Schaden! (Er läuft hinaus.)

Philippine (läuft ihm nach).

Ich kratze dem Schurken die Augen aus! (Sie verfolgt ihn.)

Sombert (läuft ihm ebenfalls nach).

Gut, daß er weg iſt, ich hätte ihn die Treppe hinuntergewerfen!

Devrient (ſteckt den Kopf durch die Thüre).

Habe Se denn ſonſt nix zu handeln, nix zu ſchachern?

Sombert.

Jetzt hol' ihn aber doch das Kreuzdonnerwetter! (Er läuft hinaus; man hört draußen ein Geräuſch.)

Devrient (draußen).

O weih geſchrien! Gottes Barmherzigkeit! Ich hab' Arm und Bein gebrochen! O weih geſchrien!

Zwölfter Auftritt.

Philippine. Klara. Sombert (kommt zurück).

Klara.

Onkel, Onkel, Sie werden doch dem armen Menſchen kein Leid angethan haben?

Sombert (verſchnaufend).

Was liegt daran, man mußte ihn doch loswerden! — Dieſes verfluchte Bad!

Philippine (fällt in einen Seſſel).

Aber ich bin ja in der Kur. Schont mich! Eine Aufregung folgt der andern —

Sombert.

Du haſt auch noch Urſache, von Aufregungen zu ſprechen. Wer hat uns dieſe Unannehmlichkeiten eingebrockt, wie Du? Jetzt, wo es an's Auseſſen geht, da biſt Du nicht zu Hauſe. In meinem ganzen Leben iſt mir kein ſolcher Schimpf vorgekommen. Es dauert keine vierundzwanzig Stunden, ſo weiß der ganze Badeort um dieſe ſchmähliche Geſchichte, und Alt und Jung wird in Hohn und Spott mit Fingern auf uns weiſen.

Klara.

Wären wir doch nie an dieſen unglückſeligen Ort gekommen!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Karl.

Karl.

Um Gottes Willen, Onkel, was haſt Du gethan? Der Jude — die Leute im Hauſe haben mir alles erzählt — der Jude fiel mit zerbrochenen Armen und Beinen unten in das Vorhaus. Eben brachte ihn ein Fiaker in's Hoſpital.

Klara.

O Gott!

Philippine (mit ſchwacher Stimme).

Siehſt Du, Bruder, das kommt von Deiner unzeitigen Heftigkeit.

Sombert.

Paperlapap — das kommt von Deiner albernen Aufführung. Wenn Du nicht die alte Närrin wäreſt, die Du biſt, dann würden wir nie in dieſe Ungelegenheiten gerathen ſein.

Philippine.

Nun ſoll ich am Ende die Schuld tragen, daß Du den Mann die Treppe hinuntergeworfen haſt?

Sombert.

Nun ſoll ich am Ende die Schuld tragen, daß der erſte beſte Lump in das Zimmer kommt und Dich als alte Schachtel erhandeln will — und ich ſoll ihn dafür noch nicht einmal zur Thür hinauswerfen?

Karl.

Aber ich bitte, erhitzen Sie ſich doch nicht, ſonſt haben wir es in einer halben Stunde mit dem Gericht zu thun. Eilen wir lieber in's Hoſpital, um den Juden durch ein gehöriges Schmerzensgeld ſtumm zu machen. Und dann fort von hier.

Philippine (aufgeregt).

Was hör' ich, fort von hier?

Sombert.

Natürlich, ich hab' es ja ſchon längſt geſagt! Willſt Du etwa als Mitſchuldige vor Gericht ſtehen?

Philippine.

Ich bin unſchuldig! Mein Gott, ich bin ja in der Kur! Wie ſchändlich werde ich behandelt! Ach, jetzt falle ich wirklich in Ohnmacht! (Sie läßt ſich in einen Seſſel fallen.)

Klara (eilt zu ihr).

Liebe Tante, faſſen Sie ſich!

Sombert.

Macht doch keine Umſtände mit ihr. Sie faßt ſich ſchon. Laßt ſie zu ihrem Vergnügen ſo oft in Ohnmacht fallen, wie ſie will. Komm, Karl, Du biſt ein braver Kerl, Du biſt der Einzige, der den Kopf oben hält!

Karl.

Klara, pack' alles zuſammen. Ich beſtelle den Wagen. Wenn wir zurückkommen, geht es gleich in die Weite.

Sombert.

Ja, ja, wir fliehen — wir fliehen in die Schweiz, bis Gras über dieſer ſchmählichen Geſchichte gewachſen iſt. (Sombert und Karl ab nach dem Corridor.)

Vierzehnter Auftritt.

Philippine. Klara.

Klara (bringt ein Glas Waſſer und verſchiedene Fläſchchen und beſchäftigt ſich mit Philippinen).

Tante, liebe Tante, hier iſt Waſſer, Eſſig und Hoffmannstropfen! Oder wollen Sie Wein?

Philippine (mit geſchloſſenen Augen).

Laß mich, Du ſiehſt ja, daß ich in Ohnmacht liege. Ah — ah!

Klara.

Wie iſt Ihnen denn?

Philippine.

Ah — mir iſt gar nicht — (Sie zuckt mit den Armen und ſtößt Klara.)

Klara (läßt ein Glas Waſſer über ſie fallen).

O Gott!

Philippine (ſpringt auf).

Welche Ungeſchicklichkeit! Pfui, das kalte Waſſer! Und mir grade in's Geſicht, Du dummes Gänschen — behandelt man ſo eine Kranke?

Klara.

Aber Sie ſind doch aus Ihrer Ohnmacht erwacht?

Philippine.

Um mir jetzt einen Huſten und Schnupfen zu holen. Und ich bin in der Kur.

Klara.

Sie hören ja aber doch, daß wir fort ſollen. Das Gericht —

Philippine.

Ach, es iſt ſo ſchön hier. — Ich kann mich nicht entſchließen. —

Klara.

Nun ſo machen Sie, was Sie wollen. Ich fange jetzt an zu packen. (Sie geht an einen Koffer und wirft verſchiedene Kleidungsſtücke hinein.)

Philippine.

Dann werde ich auch packen! Jetzt komme ich auch am Ende um den Gewinn des Marquis von der Buttertonne, der nun auf ſeinen Kopf die ſämmtlichen Banken von Europa ſprengen wird. Ich will ihm doch lieber gleich ein Billet ſchreiben und ihm meine Adreſſe mittheilen. (Sie will an den Schreibtiſch gehen.)

Klara.

Den Brief können Sie ja von der Reiſe aus hierher richten.

Philippine.

Ja, ja, ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf ſteht —

Klara.

Sobald ich fertig bin, helfe ich Ihnen — bedenken Sie unſere Lage!

Philippine (ſchwankt nach ihrem Zimmer).

Mir iſt ſo ſchwach — die Nerven — aber ich gehe — ich gehe!

(Es klopft.)

Philippine.

Herein!

Klara.

Warum rufen Sie denn Herein — in dieſer Unordnung? Wir können Niemanden mehr annehmen.

Philippine (lebendig).

Nein, das wäre gegen die gute Lebensart! So ungezogen dürfen wir nicht ſein.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. **Devrient** (als Lieutenant von Strudelwitz).

Devrient.

Habe die Ehre, meine Gnädigen, Lieutenant von Strudelwitz, zweites Gardehuſarenregiment, dritte Schwadron.

Philippine (verbeugt ſich).

Sehr angenehm!

Devrient.

Auf Ehre! Uraltes Geſchlecht — vorſündfluthlich — antidiluvianiſch.

Philippine.

Sehr intereſſant!

Devrient.

Berühmte Vorfahren. Unter Cäſar gegen Hannibal gefochten, unter Karl dem Großen die Campagne gegen Jeruſalem mitgemacht. — Kammerknechte des Kaiſers.

Philippine.

Wie, Knechte?

Devrient.

Kammerknechte, will ſagen Kammerherren — den Schlüſſel erhalten. Echtes Vollblut. Hundert ſiebenunddreißig und drei viertel Ahnen — keine einzige Mesalliance. — Der Urahn mit der Urahne in dreißigjährigem, Urgroßvater mit Urgroßmutter in ſiebenjährigem Kriege gelebt — tüchtig gefuchtelt. — Vater Gutsbeſitzer, mit Erlaubniß zu ſagen, in Hinterpommern. Lauter Gegend, Hafer und Rüben. Pferdefutter die Hülle und Fülle. — Ausgezeichnete Schweinezucht. — Ich der Stammherr. — Famoſes Wappen — ein Ochſenkopf und drei Kohlköpfe im blauen Felde. Jetzt fünf und zwanzig Jahre alt. — Sieben Jahre Lieutenant — raſches Avancement. — Garde über alles, Linie Unſinn. Kein Fortkommen wie bei uns. Fünf und zwanzig Thaler Monatsgage — zehn Thaler Zulage von Hauſe — Ertrag aus dem Kartoffelſchnapps.

Philippine.

Aber wozu ſoll das denn Alles, Herr von Strudelwitz?

Devrient.

Suche eine Ehehälfte.

Philippine.

Dachte ich doch! Klara, laß doch jetzt das Packen und komm hierher! (Klara kommt. Leiſe.) Es paßt ſich ja nicht, daß ich das ſo allein anhöre.

Devrient.

Alſo: ſuche eine Ehehälfte, eine gute Partie. Einige Schulden contrahirt, etwas im Embarras, höre, hier iſt eine Dame mit fünfzigtauſend Thalern Vermögen. Sehr convenabel.

Philippine (für ſich).

Wahrhaftig ein ſchöner junger Mann, der mir gefallen könnte. (Laut.) Sehr ſchmeichelhaft! Aber woher wiſſen Sie das?

Paul.

Von einem Kameraden gehört. Auch hier im Bade, Herr von Pudelwitz von der Garde. Hat es im Wochenblatt geleſen — leſe ſelber nicht. Rothe Jacke, dito Straußenflügel, Pudelwitz die Dame verfolgt — Dame hier eingetreten. Mir die Mittheilung gemacht. Ich gedacht: Vorwärts in die Campagne. — Auf Ehre — komme, Erkundigungen einziehen, hoffe, bin im rechten Fahrwaſſer — an der rechten Thür angeklopft.

Philippine (für ſich).

Ein allerliebſter, naiver, gutmüthiger Menſch. (Laut.) Und wenn es wirklich der Fall wäre, daß Sie das Ziel erreichen könnten?

Devrient.

Würde der glücklichſte Menſch ſein. Auf Ehre! Famos!

Philippine.

Ah — (für ſich) welch' ein Loos — ein Gardelieutenant mein Mann — ich eine gnädige Frau — von Adel — (Laut.) Nun ich will Ihnen die Hoffnung nicht nehmen.

Devrient (kniet plötzlich vor Klara).

Gnädiges Fräulein, darf ich — Ihre Hand. Famos!

Klara (zurückfahrend).

Aber mein Herr —

Devrient.

I was, keine Männchen, (auf Philippine zeigend) Frau Mutter iſt ja ganz einverſtanden.

Philippine.

Himmel, was hör' ich?

Klara.

Ich bin nicht, die Sie ſuchen — ich bin verheirathet. Dies iſt Fräulein Philippine Sombert, meine Tante.

Paul (ſehr erſtaunt).

Wie, nicht Mutter — Tante —, Heirathscandidatin — unangenehm — aber famos — Brr brr — (Er ſchüttelt ſich.) Und die Junge verheirathet? Nun, dann nehme ich die Tante — vorausgeſetzt, kein Schwindel, die fünfzigtauſend Thaler — real — vorhanden.

Philippine.

Jawohl — vorhanden!

Devrient (kniet langſam und feierlich vor ihr).

Brr, brr — aber ich nehme ſie doch. (Küßt ihr die Hand.) Werde ſtreben der glücklichſte Sterbliche zu ſein. — Gütergemeinſchaft — Schlafzimmer getrennt — Ausgänge für ſich jeder auf ſeinen eigenen Kopf —

Philippine.

O, über dieſe Dinge ſprechen wir ſpäter.

(Während ſie ſich zu ihm niederneigt, ruft draußen)

Karl.

Onkel! Onkel!

Philippine.

O Himmel eine Störung im ſchönſten Augenblicke meines Lebens! Kommen Sie, kommen Sie, Herr von Strudelwitz. (Sie will ihn in Klara's Zimmer bringen.)

Klara.

Tante, was machen Sie da?, Sie werden den Mann doch nicht in *meinem* Zimmer verbergen wollen?

Philippine (leiſe).

Gieb Dich zufrieden. In dem meinigen iſt ja der Marquis. (Laut). Still, ſtill!

Devrient.

Famos — ſuperb — ein gottvolles Abenteuer! Nichts fürchten. Elende Bürgercanaille — Speiſe ein Dutzend zum Frühſtück. — Superb! Famos! (Er ſchlüpft in Klara's Zimmer.)

Sechzehnter Auftritt.

Philippine. Klara. Sombert. Karl.

Philippine (leiſe zu Klara).

Nur vorſichtig. Suche das Geſpräch gleich auf etwas anderes zu bringen.

Klara.

Nun, iſt der Jude gefunden?

Sombert.

Ach was, der Marquis und der Trödler ſind ſpurlos verſchwunden. Aber wir denken jetzt einen andern Fang zu thun.

Philippine.

Was habt Ihr denn?

Sombert.

Es hat ſich hier ein Gardelieutenant eingedrängt. Wir wiſſen's vom Portier. Und der ſoll uns nicht entſchlüpfen, wie der Marquis.

Philippine.

Aber was fällt Dir denn ein — ein Gardelieutenant?

Sombert.

So haſt Du ihn nicht geſehen?

Philippine.

Daß ich nicht wüßte!

Sombert.

Deſto beſſer, wenn Dir ſeine Anweſenheit fremd iſt. Wir werden ihn ſchon finden. Die äußeren Thüren ſind geſchloſſen. Karl ſchließe jetzt noch den Corridor hier.

Karl (ſchließt die Thüre).

Und nun wollen wir uns bewaffnen. (Er zieht ein Paar Piſtolen heraus.)

Sombert (nimmt einen Stockdegen).

Wohlan, jetzt kann es losgehen! (Sombert und Karl gehen nach der Thür von Philippinens Zimmer).

Philippine (leiſe).

O Gott, der Marquis! (Laut.) Aber Bruder — hier iſt Alles in Unordnung. Ihr dürft nicht hinein! (Sie ſtellt ſich vor die Thüre.)

Sombert.

Fort von der Thüre!

Philippine.

Welche Rohheit — das verbitt' ich mir — ich bin in der Kur!

Sombert.

Und ich will hinein, denn ich habe für Deinen guten Ruf zu ſorgen! (Er drängt ſie weg und reißt die Thüre auf.)

Philippine.

O Gott, was ſoll das werden.

(Karl und Sombert gehen in das Zimmer.)

Sombert (von innen).

Teufel, was iſt das?

Karl (kommt mit dem Ueberrock des Marquis von Bouton).

Eine Schaale ohne Kern!

Sombert (kommt mit den Stiefeln.)

Donner und Doria! — Der Kerl hat ſeine Enveloppe zurückgelaſſen. Das iſt mir eine ſchöne Wirthſchaft!

Philippine (für ſich).

Gott ſei Dank, er iſt fort — wahrſcheinlich durch den Kamin. Welche Diſcretion!

Sombert.

Philippine, wie kommen dieſe Kleider dahin?

Philippine.

Ich weiß von nichts.

Karl.

Onkel, ſehen Sie einmal — das iſt ja gar nicht die Uniform des Lieutenants.

Sombert.

Nein, das ſcheint mir ein Fragment von dem Marquis zu ſein.

Karl.

Dann muß der Lieutenant noch hier ſtecken. Vielleicht in meinem Zimmer. (Er ſieht in ſein Zimmer.) Nein, hier iſt er nicht!

Sombert.

Vielleicht in meinem! (Er ſieht in ſein Zimmer.) Auch hier nicht!

Karl.

Klara, er wird doch nicht in Deinem Zimmer ſein?

Klara (verlegen).

Aber, lieber Karl — ich bitte Dich —

(Sombert und Karl nähern ſich der Thüre von Klara's Zimmer.)

Philippine (ſtellt ſich vor ſie).

Welche Brutalität gegen die Damen! Ich widerſetze mich — ich dulde dieſe Tyrannei nicht länger. Und wenn ich mich wirklich verehelichen wollte — bin ich nicht großjährig?

Sombert (wüthend).

Großjährig — ja Du biſt doppelt und dreifach großjährig. Du kannſt auch über Deine Hand und Dein Vermögen verfügen. Aber Du ſollſt mir hier keine Tollheiten machen. Dafür bin ich Dein Bruder. — Uebrigens möchte ich den Narren ſehen, der Dich noch heirathen wollte.

Philippine (heftig).

O Du Grobian! Wenn ich ſprechen wollte, ſo könnte ich — aber das iſt mein Geheimniß.

Sombert.

Wie, Du willſt auch noch von Geheimniſſen reden? Ich will Dich lehren Geheimniſſe haben! Sie werden wohl in Klara's Zimmer ſtecken. Da ſollen ſie bald an's Licht kommen!

Philippine (drohend).

Bruder — Bruder!

Sombert.

Fort da, ich muß hinein. (Er ſchleudert ſie weg, öffnet die Thüre und geht hinein. Karl folgt ihm.)

Siebzehnter Auftritt.

Philippine. Klara.

Philippine.

O Gott, mein reizender Strudelwitz — mein Geliebter — mein Bräutigam! — Wenn ſie ihn nur nicht todtmachen! (Sie ſinkt in einen Seſſel.)

Klara.

Um Gottes Willen, was haben Sie gethan? Welcher böſe Schein fällt auf mich? (Weinend.) Hätte ich mich doch nie auf dieſe unglückliche Badereiſe eingelaſſen. O Gott! o Gott! (Sie ſinkt auf einen andern Seſſel.)

(Man hört im Nebenzimmer ein polterndes Geräuſch. Ein Waffenrock wird auf die Bühne geworfen.)

Philippine (auffahrend).

Himmel, was iſt das?

Klara.

Sie haben ihn entdeckt.

(Es wird eine Militairmütze auf die Bühne geworfen.)

Philippine.

Jetzt ſind ſie über ihn her! (Ein Säbel fällt zwiſchen die Damen nieder.) Sie morden mir meinen allerliebſten Strudelwitz! (Sie ringt die Hände und läuft verzweifelt über die Bühne.)

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Sombert und Karl (ſchleppen Devrient, der eine Crinoline und eine Nachtmütze angezogen hat und das Geſicht mit einem Tuche bedeckt, auf die Bühne.)

Sombert.

Da haben wir den Attentäter, den Schleicher, den Dieb!

Karl.

Wir wollen ihm gleich den Garaus machen!

Devrient (weinerlich).

Erbarmen! Erbarmen!

Karl.

Nein, nein! Er ſoll durch ſeinen eigenen Säbel ſterben. (Er hebt den Säbel auf und zieht die Klinge aus der Scheide.)

Philippine.

Um aller Heiligen Willen! — Das halte ich nicht aus. Ich entfliehe — (Sie läuft raſch und ſchreiend in ihr Zimmer.)

Klara.

Fort — fort. — (Ebenſo in ihr Zimmer.)

Neunzehnter Auftritt.

Sombert. Karl. Devrient (wirft die Nachtmütze fort, läßt die Crinoline fallen und ſteht in ſeinen gewöhnlichen Kleidern da).

Devrient.

„Seid mir gegrüßt, Ihr edlen Lords und Herren. Das war ein blut'ger Tag, die Schlacht iſt unſer!“ Nun lieber Karl?

Karl (umarmt ihn).

Vortrefflich!

Sombert (erſtaunt).

Ha, was iſt das? Das iſt ja gar kein Lieutenant?

Karl.

Lieber Onkel, ich ſtelle Ihnen meinen guten, alten Kameraden, den Schauſpieler Devrient vor.

Sombert

Aber wie kommt der hierher?

Karl.

Als ich Ihre Verzweiflung über den hieſigen langweiligen Badeaufenthalt ſah — die ich theilte — nahm ich mir vor, der Sache ein Ende zu machen. Da aber bei der Tante alle Verſuche, ſie von hier zu entfernen, ſcheiterten, ſo kam ich auf den Gedanken, ihr einige Ungelegenheiten zu bereiten. Ich that dies, indem ich ein einziges Exemplar des Wochenblattes mit jenen Anzeigen drucken ließ, das ich Ihnen in die Hände ſpielte.

Sombert.

Alſo nur ein einziges Exemplar? — Gott ſei gedankt! So iſt die Blamage doch nicht in alle Welt gegangen. Es fällt mir ein Stein vom Herzen, daß dieſe Sache unter uns bleiben wird.

Karl.

Vollkommen. Das Uebrige erzählt Ihnen mein Freund. —

Devrient.

„Ihr ſeht bereit mich, mein erlauchter Herr,
In jeder Art Euch Rechenſchaft zu geben."

Alſo, ich kam zu Karl, er theilte mir ſeinen Plan mit und ich unterſtützte ihn, indem ich den Marquis von Bouton, den Handelsjuden Abraham Hirſch und den Lieutenant von Strudelwitz bei den Damen ſpielte.

Sombert.

Ihr ſeid mir ein Paar verwetterte Teufelsjungen und habt es mir verflucht heiß gemacht.

Karl.

Nun, ich denke: Sie nehmen's nicht krumm, zumal da ich glaube, daß der Streich gelungen iſt.

Sombert (reibt ſich vergnügt die Hände).

Gelungen — ja, ja, gelungen. Ich hoffe, er wird die gewünſchten Folgen haben.

Karl.

Und den Schluß der Kur bilden. — Ich hole Klara. (Geht an Klara's Thüre.)

Sombert.

Und ich Philippine. (Ab in Philippinens Zimmer.)

Zwanzigſter Auftritt.

Devrient. Karl. Klara.

Karl (an Klara's Zimmer).

Klara! —

Klara (tritt hervor).

Was habt Ihr mit dem Lieutenant gemacht?

Karl.

Wir haben den armen Sünder nach der verlorenen Bataille begnadigt und laufen laſſen.

Klara.

Gott ſei Dank!

Klara (erblickt Devrient).

Aber wer iſt denn das?

Karl (nimmt Klara bei der Hand und führt ſie zu Devrient).

Mein lieber Jugendgenoſſe, der Schauſpieler Devrient, der eben hier eingetroffen iſt.

Klara.

Es freut mich ſehr, Sie kennen zu lernen.

Devrient. (ſchelmiſch).

Ei, ich denke, Sie haben mich ſchon kennen gelernt.

Klara.

Das ich nicht wüßte.

Karl.

Ja, mein Schatz, ſo erinnere Dich doch.
(Sie reden leiſe mit einander.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Sombert und **Philippine** (kommen aus dem Zimmer im Hintergrunde).

Sombert.

Kurz und gut, der ſaubere Herr von Strudelwitz giebt Dir ſein Wort zurück. Er will Dich nicht, er mag Dich nicht, er iſt entflohen, entwichen, durchgebrannt. Als Karl ihm mit dem Degen und ich ihm mit den Piſtolen auf den Pelz rückten, gab er Ferſengeld.

Devrient.

„Und Roß und Reiter ſah ich niemals wieder.“

Philippine.

O über die Falſchheit der Männer! Treuloſes, doppelzüngiges Geſchlecht! In dieſer Welt iſt nichts wie Lug und Trug. — Wir wollen fort — gleich fort — in die Schweiz — aus dieſem verruchten Ort.

Sombert.

Aber Du biſt ja in der Kur?

Philippine.

Ach was Kur — ich bin kurirt — ich habe gar keine Kur nöthig. (Ruft hinaus.) Kellner, den Wagen.

Devrient.

„Die ſchönen Tage von Aranjuez
Sind nun vorüber.“

Philippine (kommt zurück).

Wer iſt denn der unverſchämte Menſch, der ſich hier in das Geſpräch miſcht.

Karl.

Mein Freund, Ihr Freund, unſer aller Freund.

Devrient (mit Strudelwitz Stimme).

Auf Ehre! — Abgefahren — abgeprotzt — abgeſchlagen. — Ein Korb! Famos!

Philippine (dreht ſich erſtaunt um).

Wie, Strudelwitz?

Devrient (mit Abraham Hirſch's Stimme).

Gott der Barmherzige — habe Se nix zu handeln, nix zu ſchachern?

Philippine.

Was iſt das?

Devrient (mit des Marquis von Bouton Stimme).

Madame, je vous rends votre argent.

(Er giebt ihr die Rolle mit Gold zurück.)

Devrient.

Daß Sie den Schauſpieler Devrient vor ſich haben, den Sie ſtets ſo gerne auf der Bühne ſehen wollten. Auf Karl's Bitte hat er dieſen Morgen einige Gaſtrollen vor Ihnen gegeben und bittet um gütige Nachſicht.

Sombert.

Der Wagen iſt vor der Thüre. Zu Mittag in's Forſthaus, Abends in's Theater und morgen in die Schweiz! Das verdanken wir Alles dem Luſtſpiel —:

Devrient.

In der Kur.

Ende.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der Supernumerar.

Luſtſpiel in einem Aufzug.

Zuerſt aufgeführt am 10. Februar 1866 im Wallner-Theater
in Berlin.

Perſonen:

Streng, Gerichtsdirector.
Stupp, Gerichtsrath.
Struppig, Gerichtsaſſeſſor.
Schwert, Supernumerar.
Sinnig, Gerichtsſchreiber.
Betti Hellwig.
Margarethe, Sinnig's Schweſter.

(Eine Gerichtsſtube mit Tiſchen und Stühlen, Schreibmaterialien und Bücher- und Acten-Repoſitorien. Im Hintergrunde eine große Thüre, rechts zwei Eingänge zu den Zimmern des Gerichtsdirectors und Supernumerars und links Eingänge zu den Zimmern des Gerichtsraths und Aſſeſſors.)

Erſter Auftritt.

Gerichtsdirecter Streng, Gerichtsrath Stupp und Aſſeſſor Struppig ſitzen am Gerichtstiſch, an einem Seitentiſch Gerichtsſchreiber Sinnig.

Streng (erhebt ſich).

Damit hätten wir die heutige Berathung beendet. (Die Andern erheben ſich gleichfalls.) Sie, Herr Gerichtsrath Stupp und Sie, Herr Aſſeſſor Struppig, werden mir in der nächſten Sitzung die betreffenden Sachen in Uebereinſtimmung mit den heutigen Beſchlüſſen ausgearbeitet haben.

Stupp.

Ich werde nicht ermangeln, Herr Director.

Struppig.

Und ich desgleichen.

Streng.

Herr Gerichtsſchreiber Sinnig, iſt das Protocoll fertig?

Sinnig.

Zu dienen, Herr Gerichtsdirector. (Er giebt ihm ein Papier.)

Streng.

So wollen wir unterſchreiben. (Er unterzeichnet das Papier, Stupp und Struppig ebenfalls.) So, meine Herren, jetzt können Sie ſich in Ihre Bureaus verfügen. (Stupp und Struppig gehen links in ihre Zimmer.)

Zweiter Auftritt.

Streng. Sinnig.

Sinnig.

Herr Gerichtsdirector, wenn Sie erlauben, ich habe ein Anliegen.

Streng.

So reden Sie raſch, ich muß an die Acten.

Sinnig.

Ich bitte um zwei oder drei Tage Urlaub.

Streng.

Urlaub? Jetzt in der heißeſten Arbeitszeit? Zur Ausſpannung ſind die Ferien da.

Sinnig.

Es handelt ſich aber nicht um eine Ausſpannung. Sie wiſſen, Herr Gerichtsdirector, daß ich ſelten ein Anliegen für mich habe.

Streng.

Und wofür haben Sie es denn?

Sinnig.

Ich werde Sie mit der Angelegenheit bekannt machen. Meine Schweſter diente als Geſellſchafterin bei einer alten Dame — —

Streng.

Das werden wieder weitläufige Frauenzimmer-Geſchichten ſein.

Sinnig.

Der Bruder muß aber doch ſeiner Schweſter zur Seite ſtehen. Dazu gilt es noch einer Waiſe, Fräulein Betti Hellwig —

Streng.

Gut. Ich weiß ſchon genug. Die Sache kommt mir zwar ſehr quer — indeß, wir haben übermorgen die nächſte Sitzung. Reiſen Sie meinetwegen. Nur vergeſſen Sie nicht, mir einen Erſatzmann zu ſtellen.

Sinnig.

Ich denke, der Herr Supernumerar Schwert —

Streng.

Na, der iſt auch der Rechte, der Sprudel- und Strudelkopf, der niemals ſeine fünf Sinne zuſammen hat. Hoffentlich kommt nichts Wichtiges vor. Adieu! (Er geht rechts in ſein Zimmer.)

Sinnig.

Was für ein knurriger, brummiger, mürriſcher Director! Aber ſo ſind auch die andern, der Rath und der Aſſeſſor — alles Junggeſellen. Es iſt ein wahres Wunder, daß ich, der ich auch unverehelicht geblieben bin, mich nicht wie ein Bullenbeißer geberde. (Er ordnet ſeine Papiere.)

Dritter Auftritt.

Sinnig. Supernumerar Schwert (tritt, den Hut auf dem Kopf und die Cigarre im Munde, ein).

Schwert (ſingt:)

Mein' Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt
Und lauter Liederklang,
Ein frohes Lied aus heit'rer Bruſt
Macht froh den Lebensgang:
Man geht bergaus, man geht bergein,
Heut grad' und morgen krumm,
Durch Sorgen wird's nicht beſſer ſein,
Was kümm're ich mich darum!

(ſieht Sinnig) Proſt, Alter.

Sinnig.

Aber um Gottes Willen, Herr Supernumerar, bedenken Sie doch, daß Sie ſich im Gerichtsgebäude befinden. Die Hausordnung verbietet jeden Lärm.

Schwert.

Recht ſo, altes Haus!

Sinnig.

Aber wie ſo denn, „altes Haus“?

Schwert.

Nun denn, „altes und ehrwürdiges Haus“!

Sinnig.

Ich glaube, Sie wollen Ihren Spott mit mir treiben.

Schwert.

Ach was, das iſt eine academiſche Redensart, die man nur an Perſonen richtet, welche man liebt. Indeß Sie haben Recht, mein lieber Sinnig, wenn man wie ich die

Univerſität erſt ſeit Kurzem verlaſſen hat, dann kommen einem zuweilen die alten luſtigen Töne in die Kehle, ohne daß man es weiß.

Sinnig.

Nun meinetwegen, aber die Cigarre, Herr Supernumerar, die Cigarre —

Schwert (ſingend).

„Knaſter, den gelben, hat uns Apollo präparirt.“

Sinnig.

Sie wiſſen, der Herr Director hat das Rauchen auf's Strengſte verboten.

Schwert.

Auf's Strengſte! — Nun das ſieht Herrn Streng ähnlich. Es macht ſeinem Namen Ehre. Wenn man nur auch immer ſtreng daran dächte und ſich auf das Strengſte an Herrn Streng's Comment hielte. (Er legt die Cigarre weg.)

Sinnig.

Sie nehmen mir doch meine Bemerkungen nicht übel?

Schwert.

Ei warum nicht gar! Sie ſind ein braves bemooſtes Haupt und meinen es gut. So verzeihen Sie auch einem jungen Fant die Aufwallungen der Jugend, von denen die Perrücken da drinnen keine Ahnung mehr haben. Im Gegentheil, parole d'honneur, ich bin Ihnen dankbar.

Sinnig.

Dann darf ich Sie auch wohl um eine kleine Gefälligkeit bitten.

Schwert.

Natürlich! Beim Gambrinus und Bacchus! Sie gehen mir ſo oft mit Rathſchlägen und Anweiſungen zur Hand, daß ich mich freue, wenn ich Ihnen einen Dienſt erweiſen kann.

Sinnig.

So hören Sie denn. Ich muß für ein paar Tage in Geſchäften aus der Stadt. Der Director hat mir den Urlaub bewilligt, wenn Sie mich während meiner Abweſenheit vertreten wollen.

Schwert.

Wie ſollte ich das nicht? Cum maximo gaudio! — Ich fürchte nur, daß ich die Sache noch nicht los habe. Ich bin erſt ſo kurz hier und weiß noch ſo wenig von den Geſchäften. Sie aber ſind das Faktotum der ganzen Schwefelbande.

Sinnig (für ſich).

Schwefelbande? Das iſt doch ein äußerſt gewagter Ausdruck. (Laut.) Nur Muth. Das Alles iſt keine Hexerei. Sie beſitzen im Allgemeinen ſchon eine Einſicht in den Gang der Angelegenheiten, auch habe ich Ihnen gezeigt, in welcher Ordnung die Acten liegen. Ueberdies findet keine Sitzung ſtatt, bis ich zurückkehre.

Schwert.

Consentio, ich will alle meine Kräfte anſtrengen, um Ihnen zu genügen.

Sinnig.

Wohlan, ſo gehe ich ſogleich. Ich habe noch einen Augenblick zu Hauſe zu thun und eile dann zur Eiſenbahn. Leben Sie wohl!

Schwert.

Reiſen Sie mit Gott! (ſingt.) „Was kommt dort von der Höh'? Das iſt der lederne Herr Papa!“ (Sie reichen ſich die Hände. Sinnig geht durch die Mittelthür.)

Vierter Auftritt.

Schwert. (Nachher) Stupp, Struppig und Streng.

Schwert.

Da ſitze ich auf einmal in des Teufels Küche. Ach Gott, „auch ich war in Arcadien geboren!“ Dem alten Philiſter thu' ich gewiß von Herzen gern einen Gefallen, — aber — aber. — In der That ein garſtiger Uebergang aus dem lichthellen Studentenleben — „Saſſa geſchmauſet, laßt uns nicht rappelköpfiſch ſein“ — in das aſchgraue Philiſterthum. Statt der fröhlichen Kneipe: „edite, bibite, collegiales,“ das ſonnenloſe Gerichtslocal; ſtatt brauſender Genoſſen: „Es geht ein Saufcomment an unſerem Tiſch herum!“ — knurrende Vorgeſetzte; ſtatt grüner Römer — ſchwarze Tintenfäſſer; ſtatt Rundgeſängen — Verhöre und Anklagen. Und wie bin ich in die Tinte gerathen! Mir, dem kecken Simſon, der allen Philiſtern den Garaus machen wollte, ſind mit einem Male die langen Locken abgeſchnitten worden. Meine Delila iſt die ſtrenge Juſtitia — das bitterböſe Weib! Ach Gott! (Er ſetzt ſich an den Schreibtiſch.) Wenn ich nur wüßte, was ich thun ſoll. O, ihr heiligen Actenſtöße zur Rechten und Linken — ich ſtehe zwiſchen euch, wie das Thier des Buridan. Iſt es auch ein Wunder? Draußen lacht das herrlichſte Sommerwetter. „Schiebt das Vergnügen nicht bis zum Eheſtand hinaus, beim Kinderwiegen kommt nichts heraus.“ Nun, wer weiß, wie bald meine Beziehungen zu Inſtitutionen, Pandecten und dem ganzen corpus juris wieder abgebrochen werden? Ich muß doch noch einmal den Brief meines Alten, vulgo Erzeugers leſen. (Er zieht einen Brief heraus und lieſt.) „Lieber Heinrich! Heute nur die Nachricht, daß es mir wohl geht. Meine Schwägerin, Deine Tante

Jacobine, iſt geſtorben.“ (Spricht.) Ich habe die alte Henne nicht gekannt. Requiescat in pace! Seltſam, und doch geht es ihm gut. Nun, ſie haben ſich immer wie Hund und Katze geliebt. (Lieſt.) „Angeblich hat ſie ihr Teſtament auf ihre entfernte Nichte ausgeſtellt. Ich werde aber dieſes Teſtament in Geſellſchaft meines Bruders Fritz, der dieſelbe Abſicht hat, über den Haufen werfen. Fällt mir dann, wie ich hoffe, die Hälfte der Erbſchaft, die mindeſtens 150,000 Thaler beträgt, zu, ſo will ich Deinen Wunſch, aus dem Juſtizdienſte zu treten, erfüllen und Dir ein hübſches Gut kaufen. — Dein Vater.“ — (Spricht.) Donnerwetter, das wäre ja ein famoſes Schwein, wenn ich all’ die Scharteken und Schmöker verklopfen, meinen Pump bezahlen und mit Horaz ſagen könnte: beatus ille, qui procul negotiis paterna rura excercet suis. (Lieſt.) „Nachſchrift. Du brauchſt keine Trauer zu tragen.“ (Spricht.) Trauer? Das ſollte mir auch noch einfallen. Was geht mich die alte Tante und ihre entfernte Nichte an, die ich beide nie geſehen habe. (Er ſteckt den Brief in eine andere Taſche und zieht daraus eine Brieftaſche hervor.) Ha, was fällt mir da in die Hand? Die gefundene Brieftaſche. Ich hätte ſie gleich den Häſchern auf der Polizei abgeben ſollen. Das geht nun nicht. Ich muß die Bureauſtunden halten. — Nun, es hat ja auch Zeit. Dieſen Abend ſehe ich einmal in die Zeitung, welche Belohnung dem ehrlichen Finder geboten wird. Vielleicht hat ein hübſches Ding die Brieftaſche verloren. Dann ſoll ſie mir einen Kuß für den Fund geben. Ich muß doch einmal ſehen, was darin iſt. (Er will die Brieftaſche öffnen.)

Stupp (ſteckt den Kopf aus ſeiner Thür).

Herr Supernumerar, die Acten von Schmidt gegen Schulze Nr. 735. (Zieht ſich zurück.)

Schwert (ſteckt die Brieftaſche in eine Schublade des Tiſches).

Nr. 735 Schmidt gegen Schultze. Da hört die Brieftaſchen-Beſichtigung auf. (Er geht an die Actenrepoſitorien und ſucht.)

Struppig (ſteckt den Kopf durch ſeine Thür).

Herr Supernumerar, die Acten von Müller gegen Maier Nr. 777. (Er zieht ſich zurück.)

Schwert (ſuchend).

Nr. 777, eine böſe Zahl. Lauter böſe Sieben. — Müller gegen Maier. Teufel, was wollt' er doch haben? Ich habe ſeine Zahl ſchon wieder vergeſſen. Und wie hießen doch die Namen? — Schultze, Müller, Maier, Schmidt, das ſind ja ganz verzweifelte Kerle. Hieß es Müller gegen Schultze — Schmidt gegen Müller — Schultze gegen Maier? Da ſoll der Kuckuk dreinſchlagen.

Streng (ſteckt den Kopf durch die Thür).

Herr Supernumerar, ich habe Ihnen einen Brief zu dictiren. Kommen Sie herein.

Schwert.

Herr Supernumerar vorne und hinten. Herr Supernumerar an allen Ecken und Enden. Da ſage man noch, daß unſer einer ein überzähliges Möbel iſt. Aber der Director geht vor. Ich, der Fuchs, folge dem Rufe des Seniors, die Chargirten mögen ſich ſelber die betreffenden Acten holen, wenn ſie ſie finden. (Halb ſingend.) „Ich hab' den ganzen Vormittag auf meiner Kneip' ſtudirt, d'rum ſei nun auch der Nachmittag dem Bierſtoff." — (ſpricht) ich wollte ſagen, dem Director dedicirt. (Er geht in das Zimmer des Gerichtsdirectors.)

Fünfter Auftritt.

Betti Hellwig und Margarethe
(treten in ſchlichten bäuerlichen Kleidern durch die Mittelthür).

Margarethe.

Treten Sie nur herein, Fräulein. — Dies iſt die Stube, in welcher mein Bruder gewöhnlich arbeitet. — Leider iſt er augenblicklich nicht hier, er wird aber gewiß nicht lange auf ſich warten laſſen.

Betti.

Wenn er uns nur helfen kann!

Margarethe.

O ja, er kann und wird es. Er iſt ja Gerichtsſchreiber, er kann es, weil er das Recht und Unrecht zu unterſcheiden weiß, und er wird es, weil er brav und rechtſchaffen iſt.

Betti.

Ich ſetze meine ganze Hoffnung auf Sie und ihn.

Margarethe.

Und da Sie nach dem letzten Willen Ihrer ſeligen Tante einen gebildeten ſtudirten Beamten heirathen müſſen, ſo haben Sie vielleicht auch Gelegenheit, einen paſſenden Mann zu finden. Wie mir mein Bruder erzählte, ſind jetzt die ſämmtlichen Herren am Gericht Junggeſellen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Stupp.

Stupp (in der Thür).

Herr Supernumerar, wo bleiben Sie denn? (Tritt heran.) Wie, er iſt nicht mehr da? Statt ſeiner zwei Frauenzimmer?

Margarethe (leiſe).

Da iſt ſchon Einer.

Stupp (grob).

Was haben Sie hier zu ſuchen?

Margarethe.

Wir ſuchen den Gerichtsſchreiber. Wollen Sie vielleicht —

Stupp.

Nein, ich will und kann nicht. Ich habe jetzt andere Dinge zu thun, als nutzloſe Unterhaltungen zu führen. (Für ſich.) Es ſollte mir auch noch fehlen, meine Zeit mit ſolchen Bäuerinnen zu vertrödeln. (Er geht zurück und wirft die Thür hinter ſich heftig zu.)

Betti.

Der ſcheint mir aber doch noch viel unhöflicher, als die Oekonomen und Kaufleute, welche die ſelige Tante nicht leiden konnte.

Siebenter Auftritt.

Betti. Margarethe. Struppig.

Struppig (in der Thür).

Warum laſſen Sie mich denn ſo lange warten, Herr Supernumerar? (Tritt heraus.) Aber wo iſt er denn? Siehe da, zwei Frauenzimmer. (Heftig.) Was wollen Sie?

Margarethe.

Zum Herrn Gerichtsſchreiber — vielleicht iſt es Ihnen möglich, mir eine dringende Auskunft zu geben.

Struppig.

Davon kann jetzt durchaus keine Rede ſein. — Was des Amtes des Gerichtsſchreibers iſt, das iſt nicht meines

Amtes. Ueberdies ſitze ich bis über die Ohren in den Acten. (Für ſich.) Mit Bauern und Bäuerinnen wird man ohnehin nicht fertig. (Er geht zurück und ſchlägt die Thür heftig zu.)

Betti.

Der Zweite iſt noch gröber als der Erſte.

Achter Auftritt.

Betti. Margarethe. Streng.

Streng.

Was iſt denn das hier für ein Lärmen?

Margarethe.

Verzeihen Sie, wir haben ein dringliches Geſuch und die Herren in jenem Zimmer wollten uns keine Auskunft geben.

Streng (aufbrauſend).

Daran haben die Herren Recht. Es iſt jetzt durchaus nicht die Zeit. Sie ſollten vor allen Dingen wiſſen, daß Sie ſich durch den Caſtellan anmelden laſſen müſſen. Entfernen Sie ſich alſo und kommen Sie wieder, wenn wir unſere Sprechſtunden haben, aber nicht, wenn wir mitten in unſeren Beſchäftigungen ſitzen. (Für ſich.) Die verfluchten Bauern! (Er geht in ſein Arbeitszimmer.)

Betti.

Das iſt ja der gröbſte von Allen. In der That, wenn es keine höflicheren Beamten giebt, dann verzichte ich lieber auf die Erbſchaft und bleibe ledig.

Margarethe.

Aber bedenken Sie doch unſere bäuerlichen Kleider.

Betti.

Ach was, gute Menſchen ſind menſchlich mit allen Menſchen. Uebrigens ſoll mir dieſe Erfahrung nicht verloren gehen. — O Gott, da kommt ſchon wieder Einer.

Neunter Auftritt.

Betti. Margarethe. Schwert.

Margarethe.

Mit dem werden wir vielleicht beſſer fertig.

Schwert (für ſich).

Ei, ei, zwar nur eine Bäuerin, aber auf Cerevis, ein allerliebſtes junges Mädchen. „Vivant omnes virgines faciles formosae!“ (Laut.) Proſt, ich wollte ſagen, ſchönen guten Morgen. Was ſteht zu Ihren Dienſten?

Betti (leiſe).

Der ſcheint allerdings etwas artiger zu ſein. Und er iſt auch ein ganz hübſcher junger Mann.

Margarethe.

Ich ſuche meinen Bruder, den Gerichtsſchreiber Sinnig.

Schwert.

Wie, Herrn Sinnig? Der iſt mein guter Freund und ein trefflicher Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. O desiderium tam cari capitis! Es freut mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Margarethe.

Wir ſind von der Eiſenbahn und aus dem Gaſthofe gleich hierher geeilt, weil mein Bruder ſich um dieſe Zeit gewöhnlich hier befindet. Wiſſen Sie vielleicht, wo er iſt?

Schwert.

Wären Sie nur eine halbe Stunde früher gekommen. Er iſt gerade im Begriff, eine Spritztour zu machen.

Margarethe.

Spritztour? Was iſt das?

Schwert.

Eine kleine Reiſe. Wohin er geht, weiß ich nicht. Wenn Sie ſich aber eilen, ſo treffen Sie ihn noch in ſeiner Kneipe, vulgo Wohnung.

Margarethe.

Dann ſo raſch wie möglich zu ihm. Fräulein, bleiben Sie unterdeſſen hier. Ich komme auf der Stelle mit ihm zurück. (Raſch durch die Mittelthür ab.)

Zehnter Auftritt.

Betti. Schwert.

Schwert (bei ſich).

Was hör' ich? Fräulein wird ſie genannt. Da muß ich doch den burſchikoſen Ton fahren laſſen. (Indem er ſie betrachtet.) Je mehr ich ſie betrachte, deſto beſſer gefällt ſie mir. Das ſchlichte ländliche Coſtüm verdeckt eine edle Geſtalt und eine vornehme Haltung. Vielleicht eine Verkleidung, ein Abenteuer.

Betti (bei ſich).

Nein, es paßt ſich doch nicht, daß ich allein bei dem jungen Mann bleibe. (Laut.) Ich will ihr nach. Sagen Sie mir, wo Herr Sinnig wohnt.

Schwert.

Sind Sie denn in der Stadt bekannt?

Betti.

Das nicht.

Schwert.

Da können Sie ſich doch gegenſeitig verfehlen, denn es giebt mehrere Wege dahin. Ich würde Sie gern begleiten, aber leider erfordern die Geſchäfte meine Anweſenheit.

Betti.

Sie ſind ſehr gütig. Ich will Sie durchaus nicht ſtören. (Sie will gehen.)

Schwert (für ſich).

Ich glaube, Sie hat keinen Fiduz zu mir. (Laut.) Sie ſtören mich nicht im Mindeſten. Aber es wird Ihnen hier nicht beſonders gefallen.

Betti.

Allerdings, ſo allein — hier die alte Stube —

Schwert.

Vielleicht fürchten Sie ſich?

Betti.

Ich fürchte mich auch einigermaßen.

Schwert.

Aber warum denn!

Betti.

Weil man hier nicht eben freundlich behandelt wird.

Schwert.

Wie, was habe ich denn gegen Sie verbrochen?

Betti (zeigt auf die Thüren).

Sie nicht, aber die dort.

Schwert.

Ja, da mögen Sie wohl Recht haben.

Betti.

Wer ſind denn dieſe Herren?

Schwert.

Der Herr Gerichtsdirector Streng, der Herr Gerichtsrath Stupp und der Herr Gerichtsaſſeſſor Struppig.

Betti.

Streng, Stupp, Struppig — das ſind allerdings vielverſprechende Namen, man denkt dabei unwillkürlich an Stupidität.

Schwert (für ſich).

In der That, ſie ſpricht ganz gebildet.

Betti.

Die Herren ſind wohl ſehr hohe Beamte?

Schwert.

Nun ja, wie man's nimmt.

Betti.

Befleißigen ſich denn alle Beamten eines ſolchen unwirſchen Betragens?

Schwert.

Die wahrhaft hohen Beamten ſind auch meiſtens höfliche Leute.

Betti (für ſich).

Nach dieſer Bemerkung muß er ſelber einen hohen Poſten bekleiden. (Laut.) Darf ich Sie wohl fragen —

Schwert.

Gewiß, Alles, was Sie wollen.

Betti.

Was ſind Sie denn eigentlich?

Schwert.

Ich bin — o — ich bin Supernumerar.

Betti.

Supernumerar? — Ach ſo. Das Wort kenne ich noch nicht. Superintendent und Superreviſor — habe ich ſchon gehört. Sie bekleiden alſo eine hohe Stelle?

Schwert.

O gewiß — ſehr hoch — (für ſich) daß ſich Gott erbarme!

Betti.

Was heißt denn eigentlich das Wort?

Schwert.

Ja, ſehen Sie, das iſt nicht ſo leicht geſagt. „Super“ iſt Latein und heißt „drüber“, und „numerare“ iſt auch Latein und heißt „zählen“.

Betti.

Jetzt verſtehe ich: alſo Einer, der über den Andern zählt.

Schwert.

Richtig, ganz richtig! (Für ſich.) Welch' eine geiſtreiche Auslegung! Die ſchmeckt nicht nach einer Bäuerin.

Betti.

O, da können Sie mir gewiß helfen.

Schwert.

Ich hoffe, daß ich es kann. (Für ſich.) Da habe ich mich am Ende wieder in eine rechte Verlegenheit hineingeplaudert.

Betti.

So ſind Sie wohl ſo gütig, mich anzuhören. (Es klingelt zugleich in den Stuben des Directors, des Raths und des Aſſeſſors.)

Schwert.

Da geht der Lärm wieder los.

Betti.

Was hat das zu bedeuten?

Schwert.

Nur nicht ängſtlich, ich werde die Störenfriede ſchon zur Ruhe bringen. Wohin ſoll ich mich zuerſt wenden? Freilich, am liebſten bliebe ich bei Ihnen und ſähe in Ihre ſchönen tiefen Augen und hörte Ihre liebe Stimme. Warten Sie, ich bin in einem Moment wieder bei Ihnen. (Für ſich.) Da ſtehe ich und ſchwatze und habe den Herren die Acten noch nicht gebracht. — Hier 777, aber die andern — Müller und Schultze — Meier und Schmidt. Alles geht mir im Kopf herum! (Er hat während der letzten Worte wieder an den Actenrepoſitorien geſucht.)

Betti.

Dieſer junge Mann hat doch ein ungleich feineres Betragen wie die anderen. Den könnte man ſchon heirathen. (Es klingelt in den drei Zimmern noch heftiger wie zuvor. Die Herren rufen laut:)

Herr Supernumerar!

Schwert

(für ſich, der Acten aufräumt, durcheinanderwirft und fortwirft).

Das iſt ja ein ganz heilloſer Ulk. Unmöglich — ich finde ſie nicht — es iſt mir grün und gelb und blau vor den Augen — das hübſche Märchen —

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Gleich darauf Streng, Stupp und Struppig.

Struppig (heftig).

Aber, Herr Supernumerar, warum bringen Sie mir nicht die Acten Nr. 777 Müller gegen Meier?

Stupp (zornig).

Wie laſſen Sie mich ſo lange auf Nr. 735 Schmidt gegen Schultze warten?

Streng (wüthend).

Warum leiſten Sie nicht Folge, wenn ich Ihnen zum Dictat klingele?

Schwert.

Weil man nicht drei Herren zugleich dienen kann.

Streng.

Das iſt eine durchaus ordnungswidrige Antwort.

Stupp.

Es ſcheint, der Herr Supernumerar vergißt den Herrendienſt über den Damendienſt.

Struppig.

Ja wohl, ſtatt hier am Gerichtshof zu arbeiten, macht er einem Frauenzimmer den Hof.

Streng.

In der That, Sie treiben nichts als Thorheiten. Schon vorher habe ich Ihnen Ihr Singen im Locale verwieſen. Jetzt rieche ich hier auch Tabaksdampf, der nur von Ihnen herrühren kann. Schließlich aber ſehe ich, daß Sie im Sitzungsſaale weiblichen Beſuch annehmen.

Stupp.

Wahrlich, er hat ſich ein hübſches Mädchen herbeſtellt.

Struppig.

Das mag was Gutes ſein!

Betti (für ſich).

Nein, was ſind das für grobe ungezogene Menſchen!

Schwert (heftig).

Was mich angeht, meine Herren, ſo mögen Sie ſagen, was Sie wollen. Ich bin Supernumerar und muß mich fügen. Wenn Sie ſich aber unziemliche Bemerkungen über dieſes Mädchen erlauben, ſo ſteht nicht mehr der Supernumerar, ſondern der Mann von Ehre vor Ihnen, der es für ſeine Pflicht hält, Sie zur Rechenſchaft zu ziehen, mag daraus kommen, was will. Ich werde Ihnen dieſen Abend meinen Secundanten ſchicken. (Drohend und mit der Bewegung des Fechtens und Schießens.) Ja, meine Herren, auf die Menſur, auf die Menſur! (Für ſich.) O, ich will die Kameele mores lehren! (Zu Betti.) Und jetzt kommen Sie, daß ich Sie von Ihren Beleidigern fortführe. (Er bietet ihr den Arm.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Sinnig und Margarethe treten durch die Mittelthür.

Betti.

Da kommt Margarethe mit ihrem Bruder.

Schwert.

Wohl, ſo überlaſſe ich Sie dem Schutze Ihrer Bekannten. Leben Sie wohl. (Er geht raſch ab.)

Betti.

Um Gotteswillen — da geht er — (Sie lehnt ſich an Margarethe, die ſie in den Hintergrund führt, ſie auf einen Stuhl niederſetzen läßt und zu beruhigen ſucht.)

Sinnig.

Was iſt denn hier vorgefallen?

Streng.

Eine fatale Geſchichte.

Stupp.

Das wird einen ſchönen Scandal geben.

Struppig.

Es kann uns doch nicht einfallen, mit dieſem Gelbſchnabel Kugeln zu wechſeln.

Streng.

Kennen Sie das Mädchen, Herr Sinnig?

Sinnig.

Ei freilich, es iſt Fräulein Betti Hellwig, wegen deren ich abreiſen wollte, was jetzt nicht mehr nöthig iſt.

Streng.

Wie, iſt das Mädchen keine Bäuerin?

Sinnig.

Keineswegs.

Streng.

Und es kam nicht wegen des Supernumerarius?

Sinnig.

Eben ſo wenig. Das Fräulein iſt meinetwegen hier. Ich ſprach Ihnen ja ſchon von der Angelegenheit, in welcher wir jetzt auch Ihre Hülfe nöthig haben.

Streng.

Da bin ich doch neugierig.

Sinnig.

Wie Sie bereits wiſſen, iſt die Herrin meiner Schweſter vor Kurzem geſtorben. Dieſelbe beſaß ein ſehr bedeutendes Vermögen, das in einem großen und einträglichem Gute mit ſchönem Landhaus, weitläufigen Oekonomie-Gebäuden und umfangreichen Aeckern, Wieſen und Wäldern beſteht. Ging es den gewöhnlichen Gang der Dinge, ſo mußten ihre beiden Schwäger das Vermögen erben, da ſie ſelbſt keine Kinder hatte. Von dieſen iſt der eine Oekonom, der andere Kaufmann. Da die Hingeſchiedene ihr ganzes Leben lang mit dieſen Männern in Zank und Zwiſt gelebt hat und ſie deshalb nicht leiden mochte, ſo ſchloß ſie die beiden hoffenden Erben mit ihren Familien von der Erbſchaft aus und machte ihr Teſtament auf eine entfernte Verwandte, die als elternloſes Kind in ihr Haus gekommen war und die ſie bei ſich erzogen und wegen ihrer guten und liebenswürdigen Eigenſchaften liebgewonnen hatte. Dieſe Verwandte iſt aber Niemand anders, als Fräulein Betti Hellwig. (Er zeigt auf Betti.)

Streng.

Aber warum trägt ſie denn dieſe unſcheinbaren Kleider?

Stupp (für ſich).

Wer hätte das gedacht?

Struppig.

Es ſcheint, man muß das Mädchen doch unter anderen Geſichtspunkten betrachten.

Sinnig.

Hören Sie weiter, es wird Ihnen Alles klar werden. — Schon geſtern Abend erhielt ich von meiner Schweſter die Nachricht, daß die Schwäger der Verſtorbenen das Teſtament angreifen wollten. Zugleich bat ſie mich um Beiſtand. Das war denn auch die Urſache, warum ich die Reiſe zu unternehmen gedachte. Aber ſchon gleich nach dem Abgang des Briefes traten die Verwandten ein und ſetzten ſich mit Gewalt in Beſitz der Güter. Fräulein Betti und meine Schweſter wurden in höchſt unſchicklicher Weiſe behandelt. Man nahm ihnen die Schlüſſel ab, man wies ſie vor die Thür. Ja noch mehr, Beide wurden gezwungen, ihre beſten Kleider zurückzulaſſen und ſich in bäuerliche Tracht zu hüllen. Man ſagte ihnen, ſie ſeien in Lumpen in's Haus gekommen, ſie ſollten es auch wieder in Lumpen verlaſſen. In ihrer Wehrloſigkeit und Verzweiflung begaben ſie ſich ſofort auf der Eiſenbahn hierher.

Streng.

Wenn aber ein Teſtament vorhanden iſt, ſo müßte ſie ja dieſer Act ſchützen. Kennen Sie das Teſtament?

Sinnig.

Freilich. Von meiner Schweſter zu dieſem Geſchäfte empfohlen, habe ich es ſelbſt in die richtige Form gebracht. Der Inhalt des letzten Willens geht unzweifelhaft dahin, daß Fräulein Betti die Univerſalerbin der Verſtorbenen iſt. Auch enthält es noch die eigenthümliche Bedingung, daß das Fräulein ſich niemals mit einem Kaufmann oder Oekonomen, welche die alte Dame in Bauſch und Bogen für ſtreitſüchtige und rohe Menſchen hielt, ſondern nur mit einem gebildeten und ſtudirten Manne, der zugleich Amt und Titel hat, verbinden darf.

Streng.

Eine ſehr vernünftige Klauſel. Wie hoch ſchätzen Sie denn wohl die Erbſchaft?

Sinnig.

Auf mindeſtens 300,000 Thaler.

Streng (für ſich).

Da könnte ich mich am Ende ſelbſt noch entſchließen, in die Ehe zu treten.

Stupp (für ſich).

Die junge Dame iſt wahrhaftig nicht übel. Das wäre ein Biſſen für meinen Schnabel.

Struppig (für ſich).

Bei Gott, eine gute Partie! Und ſchön iſt ſie auch. Ich werde mich von jetzt an der äußerſten Liebenswürdigkeit befleißigen.

Streng.

Aber wo iſt denn das Teſtament?

Sinnig.

Es befindet ſich in den Händen meiner Schweſter, welche der Erblaſſerin als eine treue, aufrichtige Dienerin bekannt war. Weder ſie, noch das Fräulein wollte es zu Hauſe vorzeigen, damit es ihnen nicht von den vermeintlichen Erben entriſſen und vernichtet würde.

Streng.

Daran haben Sie ſehr wohl gethan. Laſſen Sie jetzt den Act ſehen, damit wir den Verfolgten den geſetzlichen Schutz leihen können.

Sinnig.

Margarethe, wo habt Ihr das Teſtament? (Margarethe und Betti ſtehen auf und kommen in den Vordergrund.)

Margarethe.

Fräulein Betti bewahrt es in ihrer Brieftaſche.

Streng.

So bitte ich darum.

Betti.

Sogleich. (Sie ſucht in ihrer Taſche und findet die Brieftaſche nicht.) Mein Gott, wo hab' ich ſie denn? Hier trug ich ſie. — Was iſt das? Ein Loch in dem Kleide. (Erſchreckt.) Das Teſtament iſt verloren.

Alle.

Wie, verloren?

Margarethe.

Das wird doch wohl nicht wahr ſein?

Streng.

Der Verluſt wäre in der That entſetzlich. (Für ſich.) Da bleibe ich doch lieber ledig.

Stupp (für ſich).

Die Actien der jungen Dame fallen wieder bedeutend.

Struppig (für ſich).

Es iſt gut, daß ich noch keine Anfänge in der Liebenswürdigkeit gemacht habe.

Sinnig.

Mein Gott, hier iſt keine Zeit zu verlieren, hier muß gehandelt werden, damit wir die Brieftaſche wieder finden. Ich werde an den Bahnhof eilen und Nachforſchungen anſtellen. Du, Margarethe, begieb Dich mit dem Fräulein in den Gaſthof und ſucht Eure Sachen durch.

Streng.

Ja, ja, hier heißt es bei der Hand zu ſein. Sie, Herr Gerichtsrath, gehen auf die Polizei. Machen Sie die Gensd'armen aufmerkſam. Vielleicht liegt ein Diebſtahl vor. Sie, Herr Aſſeſſor, begeben ſich auf das Telegraphen-Amt, um die nöthigen Nachfragen in den Nachbarſtädten zu thun. Sie ſehen, mein Fräulein, ich ſetze Alles in Bewegung, um Ihnen zu Ihrem rechtmäßigen Beſitz zu helfen. (Er verbeugt ſich vor ihr.)

Stupp.

Auch ich widme mich ganz Ihrem Dienſt. (Er verbeugt ſich vor ihr und geht in ſeine Stube.)

Struppig.

Und ich bin Ihr ganz Ergebenſter. (Verbeugt ſich gleichfalls vor ihr und geht in ſeine Stube.)

Betti.

Ich danke Ihnen. (Für ſich.) Als ſchlichtes Landmädchen galt ich nichts, als muthmaßliche Erbin gelte ich Alles. O, über dieſe Welt! (Sie eilt Sinnig und Margarethe durch die Mittelthür nach.)

Dreizehnter Auftritt.

Streng.

Dreimalhunderttauſend Thaler! — Dabei ein ganz hübſches junges Mädchen. Und ſie muß einen Beamten heirathen. Wer weiß, wer weiß? Ich zähle zwar nicht mehr zu den Jüngſten, aber ich habe hier den höchſten Titel. Das fällt in die Wagſchale. Wir wollen ſehen! Natürlich muß ſich vor allen Dingen das Teſtament wiederfinden. (Er geht nachdenklich in ſeine Stube.)

Vierzehnter Auftritt.

Stupp

(tritt mit Hut und Stock aus ſeiner Stube).

Dreimalhunderttauſend Thaler! — Und allerliebſt iſt ſie auch, wenn man nicht das Kleid, ſondern den Inhalt betrachtet. Dazu muß ſie einen Beamten heirathen. Der Gerichtsdirector iſt ihr ſicherlich zu alt. Ich ſtehe ſo in den beſten Jahren. Gerichtsrath, ein ſchöner Titel, eine anſehnliche Perſönlichkeit. Wenn es mir nur glückte, das Teſtament wiederzufinden, denn es iſt mir doch eigentlich mehr um die Erbſchaft, als um die junge Dame zu thun. Videamus. Ich werde übrigens bei dieſer Gelegenheit nach Hauſe gehen und mich ein wenig herausputzen. (Ab durch die Mittelthür.)

Fünfzehnter Auftritt.

Struppig

(tritt mit Hut und Stock aus ſeiner Stube).

Dreimalhunderttauſend Thaler! — Zugleich ein reizendes Mädchen, trotz der ordinairen Kleider. Im Teſtament heißt es, ſie muß einen Beamten heirathen. Der Director und der Rath ſind zu alt für ſie. Ich ſtehe in der Kraft meiner Jahre. Hätte ich nur dieſe Begegnung geahnt, ich würde mich ganz anders angezogen haben. Aber jetzt wird adoniſirt. Erſt zum Friſeur. Dann ein neuer Hut, gelbe Handſchuhe, und ich bin unwiderſtehlich. Allerdings das koſtet Geld, und es wäre verflucht, wenn ſich das Teſtament nicht wiederfände. Nun, wir wollen ſehen! (Geht raſch durch die Mittelthür.)

Sechszehnter Auftritt.

Schwert

(ſteckt den Kopf durch die Mittelthür).

Das Feld iſt rein. (Tritt ein.) Der Rath und der Aſſeſſor rannten im dunklen Corridor ſo ochſig an mir vorüber, wie brüllende Rhinoceroskälber. Der Director hockt wie die Eule von Athen auf ſeiner Stube. Da hindert mich nichts mehr, die vergeſſene Brieftaſche zu holen. (Er geht leiſe an den Schreibtiſch und öffnet die Schublade.) Richtig, da iſt ſie. Ich kann ſie alſo der Beſitzerin einhändigen. Sie heißt Betti Hellwig und wohnt im römiſchen Kaiſer, dem redlichen Finder werden fünfhundert Thaler verſprochen. So verkündeten die Ausrufer an allen Straßenecken. Da müſſen doch bedeutende Werthpapiere darin enthalten ſein. Laß ſehen! (Er öffnet die Brieftaſche.) Nein, keine Caſſenſcheine, keine Actien, nicht einmal Briefe, die auf einen geheimnißvollen Inhalt ſchließen laſſen. Nur ein ſchlichtes Papier! (Er nimmt ein Papier heraus und entfaltet es.) Ha, ein Teſtament — was ſeh' ich — von meiner Tante Jacobine. Richtig. Aber die Erbſchaft, ſie geht nicht auf meinen Vater und meinen Onkel, ſie geht alſo an Betti Hellwig — Das iſt Pech! — Betti Hellwig, ſo hieß das junge Mädchen, das ſie erzog. Teufel und Tod, und dies Teſtament iſt jetzt in meinen Händen. Ich kann es vernichten, ohne daß ein Hahn danach kräht. Pfui, welche Gedanken! Und doch, wenn ich es zurückhalte, verderbe, oder an die Zurückgabe gewiſſe Bedingungen knüpfe? Fräulein Betti iſt vielleicht hübſch, ich könnte ſie heirathen. Oder ſoll ich die Schrift nicht lieber meinem Vater und Onkel ſchicken, damit die beiden darüber beſtimmen? (Er geht einige Male haſtig auf und ab und ſetzt ſich dann an den Schreibtiſch.) So ſei's. Ich hab's. (Er ſchreibt und wickelt etwas in ein Couvert, ohne daß die Zuſchauer es ſehen können, ſchreibt eine Adreſſe, geht dann raſch durch die Mittelthür und kommt nach einer Weile zurück.) Das iſt beſorgt. Und nun wäre ich wohl hier auf dem Gerichte fertig. Meine Vorgeſetzten erhalten dieſen Abend eine Einladung zur Paukerei auf Pulver und Blei. Dann iſt es mit dem Supernumerar vorbei. Mein Vater wird große Augen machen für den Fall, daß ich nicht eine Kugel ſchlucke und mit meinem Amte zugleich dieſe Welt verlaſſe. Immerhin rüſte ich mich zum Abziehen, gehe ſupernumerariſch auf mein Supernumerariat und hole mir meine kleinen ſupernumerariſchen Siebenſachen, um ſie in der Taſche überzuſiedeln.

Lebt wohl, ihr abgeſchmackten Acten,
Lebt wohl, ihr Pakten, ihr vertracten,
Mich packet ihr nicht mehr, die wüſt mich packten.

(Er verſchwindet raſch in der Thür, neben dem Zimmer des Directors.)

Siebenzehnter Auftritt.

Streng aus ſeinem Zimmer, gleich darauf Stupp im Frack und weißer Cravatte und Struppig in auffallender Friſur, mit neuem Hut und gelben Handſchuhen durch die Mittelthüren.

Streng.

Seltſam, es war mir doch, als hörte ich eine Thür gehen. Und jetzt iſt Niemand hier.

Stupp (tritt ein).

Herr Gerichtsdirector, Ihre Befehle ſind der Polizei überbracht.

Struppig (tritt ein).

Herr Gerichtsdirector, der Telegraph bringt die Nachricht in alle Nachbarorte.

Streng.

Gut. (Für ſich.) Die Herren haben ſich ja ſeltſam metamorphoſirt.

Stupp (für ſich).

Sieh da, der Aſſeſſor — gelbe Handſchuhe hätte ich auch anziehen können.

Struppig (für ſich).

Der Tauſend, — ich glaube, der Rath will gleichfalls als Werber auftreten.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Margarethe, gleich darauf Sinnig.

Margarethe.

Bei unſeren Effecten hat ſich die Brieftaſche nicht gefunden.

Streng.

Wo iſt das Fräulein?

Margarethe.

Sie zieht ſich ein wenig um. Die junge Frau aus dem Gaſthofe hat ihr eine anſtändige Toilette zu Gebote geſtellt.

Sinnig (tritt ein).

Gott Lob, es ſcheint ſich Alles zum Guten zu wenden.

Alle.

So laſſen Sie hören.

Margarethe.

Ach, mir fällt ein Stein vom Herzen.

Sinnig (verſchnaufend).

Mein erſter Gang war nach dem Bahnhofs-Inſpector. Derſelbe wußte von Nichts. Wir ſuchten in den Wagen, auf dem Perron, in den Warteſälen. Alles ſchien vergebens. Wir fragten bei dem Dienſtperſonale. Endlich ſagte uns der Portier, daß er kurz nach der Ankunft des Zuges mitten im Gedränge der Leute, die den Bahnhof verließen, einen jungen Mann geſehen habe, der ſich nach einem Gegenſtand gebückt, welcher ihm wie eine Brieftaſche vorgekommen ſei.

Alle.

Und hat er den jungen Mann erkannt?

Sinnig.

Zum Glück hat er das.

Streng.

Wer iſt es?

Sinnig.

Unſer Supernumerar Schwert.

Streng.

Was, der Schwert?

Stupp.

Teufel, der Schwert!

Struppig.

Der verfluchte Schwert!

Margarethe.

Wie, Schwert, doch kein Sohn des Oekonomen Schwert in Eckendorf?

Streng.

Jawohl, der iſt ſein Vater.

Margarethe.

O Gott, o Gott! Dann iſt Alles verloren. Das iſt ja der Wütherich, der uns mit ſeinem Bruder, dem Kaufmann Schwert, von Haus und Hof vertrieben hat. Wenn das Teſtament in die Hände des Sohnes gerathen iſt, dann wird es auch ſchon von der Welt verſchwunden ſein.

Sinnig.

Was hör' ich? Der junge Mann iſt ein Verwandter Deiner ſeligen Herrin? Das habe ich gar nicht gewußt.

Streng.

Da liegt am Ende ein Verbrechen zu Grunde.

Stupp.

Vielleicht hat er die Damen verfolgt, die Taſche abgeſchnitten —

Struppig.

Und den Inhalt entwendet.

Stupp.

Ja, er hatte immer einen ſo höhniſchen böſen Zug um den Mund, wie ein ächter Intrigant.

Struppig.

Und der Burſche wagt es, uns zum Duell zu fordern?

Sinnig.

Aber, meine Herren, Sie gehen ſicher zu weit, ich kann nicht glauben, daß der Supernumerar dieſen Verdacht rechtfertigen wird.

Streng.

Das muß die Unterſuchung ausweiſen. Ich will den jungen Herrn ſchon in's Gebet nehmen. Eine ſaubere Geſchichte das!

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Schwert
(tritt aus ſeiner Stube und bleibt trotzig ſtehen).

Sinnig.

Ha, da iſt er.

Streng.

Er kommt grade zur rechten Zeit.

Stupp.

Ich denke, er ſoll uns nicht wieder entwiſchen.

Struppig.

Wir wollen ihm ſeine Intriguen eintränken.

Streng.

Herr Schwert, geben Sie Rechenſchaft.

Stupp.

Geſtehen Sie, was Sie verbrochen haben.

Struppig.

Er ſchweigt, weil er nicht zu antworten weiß.

Stupp.

Weil er ſich ſchuldig fühlt.

Streng.

O, ich will ihn ſchon zum Reden zwingen. Herr Schwert, wollen Sie die That eingeſtehen?

Struppig.

Herr Gerichtsdirector, Sie ſehen, wie er Ihnen trotzt.

Stupp.

Wieder das höhniſche Lächeln. Es wäre am Beſten, wir übergäben ihn der bewaffneten Macht.

Streng.

In der That, bei dieſer Verſtocktheit —

Schwert (ironiſch).

Ei, ei, meine Herren. Sie wollen ſich wohl auf dieſe Art der Genugthuung, die Sie mir ſchuldig ſind, entziehen. Es ſcheint, Sie kennen nicht die Sitte oder wollen ſie nicht kennen. Wenn Männer auf Fehdefuß ſtehen und ſich ſchlagen müſſen, dann pflegen ſie ſich nur durch Secundanten mit einander zu unterhalten. Ich werde das thun und erſuche Sie, in derſelben Weiſe zu verfahren. (Er will gehen. Streng, Stupp und Struppig vertreten ihm den Weg.)

Streng.

Sie entfernen ſich nicht, bis Sie ſich verantwortet haben. Herr Schwert, es handelt ſich hier um kein Duell, in das Sie nach leichtſinniger Studenten-Art Männer zu verflechten gedenken, die in Amt und Würden ſtehen. Es handelt ſich um etwas ganz anderes, Sie ſind im Verdacht, ein Verbrechen begangen zu haben. Herr Aſſeſſor, holen Sie die Gensd'armen.

Schwert.

Was, die Gensd'armen? Ha, ha, ha, das iſt luſtig! Ich gehe jetzt keinen Schritt von der Stelle. (Er tritt in den Vordergrund.)

Sinnig (für ſich).

Der ſieht nicht aus, wie ein Verbrecher, ſie mögen ſagen, was ſie wollen.

Schwert.

Herr Gerichtsdirector, ich will vorläufig nicht mehr an das Duell denken. Eine Anſchuldigung, wie Sie mir in das Geſicht geſchleudert haben, ſteht natürlich jetzt in der erſten Reihe. Da ich mir keiner Schuld bewußt bin, ſo konnte ich die räthſelhaften Ausrufungen, mit denen Sie mich hier empfangen haben, nicht verſtehen und alſo auch keine Antwort darauf ertheilen. Ich erſuche Sie, daß Sie mich nunmehr mit dem Verbrechen, das ich begangen haben ſoll, bekannt machen.

Streng.

Wohlan. Sie haben eine Brieftaſche mit einem Teſtament entwendet.

Schwert (wüthend).

Mein Herr, das iſt eine Infamie —

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Betti
(tritt in eleganter Kleidung raſch durch die Mittelthür).

Betti.

Victoria, Victoria! Alles iſt in Ordnung.

Margarethe.

Wie ſo?

Sinnig.

Was haben Sie, Fräulein?

Streng.

Die Sache kann ſich doch nicht ſo ſchnell geändert haben?

Stupp (für ſich).

Offenbar iſt ſie im Irrthum. Alles verloren und doch ſo fröhlich.

Struppig (für ſich).

Die Quinte wird ihr wohl wegen des Verluſtes geſprungen ſein.

Betti
(nimmt ein Papier heraus, aus dem ſie die Brieftaſche wickelt).

Sehen Sie, ſehen Sie, die Brieftaſche iſt wieder gefunden!

Schwert.

Nun, habe ich die Brieftaſche entwendet?

Streng.

Aber das Teſtament?

Betti.

Auch das Teſtament iſt da.

Schwert.

Nun, habe ich das Teſtament geſtohlen? (Für ſich.) Das iſt alſo Fräulein Betti Hellwig? Ich weiß nicht, ſie kommt mir ſo bekannt vor.

Margarethe.

Aber wo war es denn? Ich hatte Alles ſo genau durchſucht.

Betti.

Es wurde mir ſo eben zugeſchickt.

Sinnig.

Alſo hatte ich doch Recht, als ich nicht an die Schuld des jungen Mannes glauben wollte.

Streng.

Allerdings. Herr Schwert, ich bitte Sie öffentlich um Verzeihung.

Stupp.

Ich auch.

Struppig.

Und ich desgleichen.

Schwert.

Es ſei! In dieſer Angelegenheit will ich die Beleidigung vergeſſen. Die andere Sache in Betreff des verhöhnten jungen Mädchens bleibt aber in der Schwebe. Somit empfehle ich mich. (Er will gehen.)

Betti (vertritt ihm den Weg).

Wie, Herr Supernumerar, kennen Sie mich nicht mehr?

Schwert (betrachtet ſie aufmerkſam und erkennt ſie).

Wie, Sie? — Sie — das Mädchen von dieſem Morgen. — O Himmel — wie anmuthig! Aber leben Sie wohl — leben Sie wohl — ich muß fort — ich muß fort.

Betti.

Nicht bevor Sie ſich genannt haben. Sie waren der Einzige, der mir in meiner ſchlichten Kleidung gut und menſchenfreundlich entgegentrat und der mir in meiner Verlegenheit wohlwollte und zuſprach. Und jetzt, da ich mich glücklich fühle, wollen Sie ſich von mir wenden? Nein, das dürfen Sie nicht. Sagen Sie mir wenigſtens Ihren Namen, damit ich weiß, an wen ich mit Dankbarkeit denken muß, wenn ich mich dieſes Tages erinnere.

Schwert.

Wohlan, ich heiße Heinrich Schwert.

Betti (erſchreckt).

Wie, Heinrich Schwert? (Sie wankt.)

Margarethe (hält ſie).

Faſſen Sie ſich, Fräulein.

Schwert.

Ha, was iſt das?

Sinnig.

Ihr Vater hat ſie aus ihrem Erbe vertrieben und ſogar ihrer Kleider beraubt.

Schwert.

Gott, was muß ich hören, Fräulein! Dann bitte ich tauſendmal für ihn um Verzeihung. Er iſt zwar oft rauh und uneben, aber nicht böſe. Sicherlich hat er ſich in ſeinem Rechte geglaubt und wird jetzt ſein Unrecht gut machen.

Betti (ſich faſſend).

Das iſt brav, daß Sie Ihren Vater entſchuldigen. Uebrigens haben Sie ſein Ungeſtüm glänzend gut gemacht. Der Sohn hat mich wieder eingeſetzt in das Erbe, aus dem der Vater mich verſtieß. Ich danke Ihnen für den Edelſinn, durch den Sie mich auf ewig verbunden haben. Da leſen Sie, Herr Gerichtsdirector. (Sie giebt Streng das Papier, in welches die Brieftaſche eingewickelt war.)

Streng (lieſt).

„An Fräulein Betti Hellwig. Beiliegend erhalten Sie die von Ihnen verlorene und von mir gefundene Brieftaſche mit dem Teſtament. Wenn der Unterzeichnete dieſen Act vernichtete, ſo wurde ſein Vater der Erbe des halben Vermögens. Aber „ehrlich währt am längſten“. Der Exerbe Heinrich Schwert. Nachſchrift: Die 500 Thaler Finderlohn mögen Sie an die Armen ſpenden.“ (Spricht.) In der That recht hübſch, recht wacker.

Stupp.

Das hätte ich ihm nicht zugetraut.

Struppig.

Er iſt wahrlich beſſer, als ich glaubte.

Sinnig.

Ich habe immer geſagt, daß der Herr Supernumerar ein guter braver Menſch iſt.

Schwert.

Aber, meine Herren, was iſt da viel zu loben? Ich that, was ein ehrlicher Menſch thun mußte und es freut mich nur, daß Ihr böſer Verdacht ſo glänzend widerlegt iſt.

Betti (reicht Schwert die Hand).

Nehmen Sie meinen beſten Dank. Damit Sie aber ſehen, daß ich Ihr gutes Herz anerkenne, erkläre ich hier vor dieſen Zeugen, daß ich zu Ihren Gunſten auf die Hälfte der Erbſchaft verzichte.

Schwert.

Wie, was hör' ich — aber nein — das kann ich nicht annehmen.

Betti.

Und warum nicht?

Schwert.

Weil die Abſicht der verſtorbenen Tante dahin ging, Sie zur alleinigen Herrin ihres Vermögens einzuſetzen und weil es gegen den Anſtand wäre, ſich eine ſo große Summe ſchenken zu laſſen.

Sinnig.

Ei, ich wüßte wohl ein Mittel, dieſen edlen Streit zu ſchlichten.

Betti.

Und das wäre?

Sinnig.

Wenn Sie mit dem Herrn Supernumerar vor den Altar träten. Dann hätte Jeder von Ihnen das halbe oder vielmehr Sie beide das ganze Vermögen.

Streng (leiſe zu Sinnig).

Reden Sie doch keinen Unſinn! (Für ſich.) Ich fürchte, aus meiner Heirath wird nichts.

Stupp (für ſich).

Der alte Schwätzer macht alle meine Hoffnungen zu nichte.

Struppig.

Solch ein Eſel! Die Brautſchaft geht treiben.

Margarethe.

Fräulein, das iſt ein guter Vorſchlag meines Bruders.

Betti.

Es ſcheint, daß er Herrn Schwert nicht zuſagt. Freilich, er iſt ein angeſehener Beamter. Seine Mittheilungen von dieſem Morgen — —

Schwert.

Ach, das war ja nur ein Scherz, wegen deſſen ich Sie tauſendmal um Verzeihung bitte. Wie dürfte ich mich ſo hohen Hoffnungen hingeben, Sie zu beſitzen? Ich bin ein Menſch, der nichts iſt, der nichts hat — ein Supernumerar.

Betti.

Aber iſt denn ein Supernumerar nicht ein ſtudirter, gebildeter Beamter?

Sinnig.

Ja, ja — das iſt er — ganz nach dem Sinne des Teſtamentes.

Schwert.

Nein, nein, ein überzähliger Angeſtellter, ohne Gehalt, ohne Anſehen.

Betti.

Wenn Sie nun für mich nicht überzählig, wenn Sie mein Supernumerar ſein ſollten?

Schwert.

Was hör' ich? Wie iſt mir denn? (Er ſtürzt zu Betti's Füßen.) O, ich will Ihnen Alles ſein, was Sie wollen. (Betti hebt ihn auf, ſie umarmen ſich.)

Streng (für ſich).

Vergebens gehofft.

Stupp (für ſich).

Umſonſt Toilette gemacht.

Struppig (für ſich).

An der Naſe vorbei. — Der Hut — die Handſchuhe — Schultern für nichts contrahirt.

Sinnig.

Gott geben ſeinen Segen! Wer das Glück hat, führt die Braut heim.

Ende.

Leipzig,
Druck von Alexander Edelmann.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Dramatische Werke

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweiter Band.

Die Frau Commerzienräthin.
Sie macht Alle glücklich.

Berlin.
Franz Lipperheide.
1872.

Die Frau Commerzienräthin.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Zuerſt aufgeführt am 9. Februar 18[illegible]7
im Stadttheater zu Köln.

Perſonen:

Renner, Specereihändler.
Hermine, ſeine Frau.
Julie, ſeine Tochter.
Rabe, Calculator.
Sabine, ſeine Frau.
Strauß, Canzleiſecretair.
Malwine, ſeine Frau.
Richard Vogt, Ingenieur.
Nathan, Makler.
Kiebitz, Ladendiener.
Jette, Ladenmädchen.

Erſter Aufzug.

Bürgerliches Zimmer mit ſchlichter Einrichtung. Links im Vordergrunde ein Schreibpult, rechts Sopha und Tiſch und Stühle. In der Mitte der Hinterwand eine Glasthür, durch die man in einen Specereiladen ſieht. Links Thür mit der Aufſchrift: „Comptoir". Rechts einfache Thür. — Lampenbeleuchtung.

Erſter Auftritt.

Julie (ſitzt rechts am Tiſche und näht). Kiebitz (ſteht links am Pulte und ſchreibt). Jette (ſteckt zuweilen den Kopf durch die Glasthür).

Kiebitz (ſchreibt und ſpricht).

„An Herrn Cornelius Nepos", ich wollte ſagen: „Cornelius Rindskopf in Schöppenſtedt. In Erwiederung Ihres Wertheſten weiß ich nicht, ob die beſtellte Seife ſchwarz oder weiß oder grün oder violett ſein ſoll? Ich kann Ihnen indeß verſichern, daß unſere ſchwarze Seife auch die ſchwärzeſte Wäſche weiß wäſcht." Wäſche weiß wäſcht. Wie ſchön das klingt. Ja, ich verſtehe mich auf den Styl. „Indem ich umgehend um Aufklärung bitte, zeichne ich achtungsvoll Bernhard Renner, per procuram Habakuk Nicodemus Kiebitz." So, nun iſt der letzte Brief fertig! (Seufzt mit einem Blick auf Julie.) O!

Julie.

Sie ſeufzen, Herr Kiebitz? Die Arbeit wird Ihnen wohl ſchwer?

Kiebitz.

Keineswegs. Was die Arbeit angeht, ſo bin ich ein wahrer Eſel. Ich trage mit Begeiſterung alle Mühen, welche das Geſchäft mit ſich bringt. Ich bin überhaupt ein koloſſaler, monumentaler, gigantiſcher Menſch. Aber Eins — Eins — ich ſage Ihnen Eins, das geht über meine Kräfte, es iſt mir zu rieſig. (Seufzt.) O! O! (Er nähert ſich Julie.)

Julie.

Und was iſt das?

Kiebitz.

Das iſt das Gefühl! Das Gefühl! Wie das Gefühl mich drückt, iſt gar nicht zu ſagen. Ein Faß Mehl, ein Sack Kaffee, ein Ballen Reis, eine Kiſte Korinthen, das iſt gar nichts dagegen. O, das Gefühl! Es iſt wie —

Jette (ſteckt den Kopf durch die Thür).

Schwarze Seife, zehn Pfund für den Schuſter Schmutzig! Kiebitz, ſchreiben Sie an. (Zieht ſich zurück.)

Kiebitz (geht an das Pult und ſchreibt).

Schuſter Schmutzig, zehn Pfund ſchwarze Seife, aber ſie reichen nicht hin, um den Kerl zu reinigen.

Dieſer Schmutzig iſt ein Lump,
Denn er holet ſtets auf Pump. (Kommt zurück.)

Ja, Fräulein, wenn ich Ihnen nur das Gefühl beſchreiben könnte. Mitunter iſt es ſo wild in mir, als wenn ich ein feuerſpeiender Berg wäre.

Julie.

Alſo feurig.

Kiebitz.

Ja, dunkelroth, blutig, braungelbfeurig. Mitunter rauſcht es auch wie ein Meer —

Julie.

Alſo wäſſerig.

Kiebitz.

Gewiſſermaßen auch wäſſerig, denn es treten mir dann die Thränen in die Augen. Und zuweilen iſt es wie aromatiſcher Duft von —

Jette (ſteckt den Kopf durch die Thür).

Limburger Käſe für Fuhrmann Nitſchke. (Zieht ſich zurück.)

Kiebitz (geht an das Pult und ſchreibt).

Limburger Käſe für Nitſchke.
Der Nitſchke macht mir Sorgen,
Er lebet nur vom Borgen. (Kommt zurück.)

Julie.

Alſo wie Duft —

Kiebitz.

Wie Duft von Orangen und Roſen. Meine Seele iſt dann wie ein Blumenwald und es ſingen darin —

Jette (ſteckt den Kopf durch die Thür).

Sechs Heringe für den Weinwirth Zapfer.

Kiebitz (geht an das Pult und ſchreibt).

Sechs Heringe für Zapfer:
Das iſt ein unſolider Mann,
Er zapft uns alle Tage an. (Kommt zurück.)

Julie.

Alſo ſechs Heringe ſingen in Ihrer Roſenſeele?

Kiebitz.

Nein, wunderſchöne Paradiesvögel. O meine Phantaſie iſt immer in der feinſten Art beſchäftigt. Ich habe eine brillante Phantaſie.

Julie.

Das merke ich an den Verſen, die Sie aus dem Stegreif machen.

Kiebitz.

Ja, bei mir wandelt ſich Alles in Verſe um, ich bin ein fürchterliches Genie, und es iſt ein wahres Glück für die Welt, daß Ihr Herr Vater mich auf ſeiner Geſchäftsreiſe aufgefunden hat. Ich war damals Gänſehirt auf meinem Dorfe, er benutzte mich, um ihm den Weg zu zeigen und um Commiſſionen zu beſorgen, worauf er mich mitnahm und mich zu ſeinem Laufburſchen machte. Bald ſtieg ich von Stufe zu Stufe, wurde Ladendiener, Commis, Procuriſt, gefühlvoller Jüngling, gebildeter Mitmenſch und Dichter. (Für ſich.) Jetzt nehme ich die Gelegenheit wahr und mache ihr eine Erklärung. (Laut.) Ich will Ihnen einmal die Verſe vorleſen, die ich in der vergangenen Nacht gedichtet habe. —

Julie.

Thun Sie das.

Kiebitz

(nimmt ein Papier aus der Taſche und lieſt).

„An die Geliebte."

Julie.

Wie, Sie haben auch eine Geliebte?

Kiebitz.

Gewiß habe ich eine Geliebte.

Julie.

Und wer iſt das?

Kiebitz.

Sie ſollen es gleich hören. (Für ſich.) Das war ein geſcheidter Einfall.

Julie (für ſich).

Welch' ein lächerlicher Geſell!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Richard (tritt in die Glasthür ein).

Kiebitz (lieſt.)

Der Zucker ſchmecket ſüß und ſaftig die Roſine,
Sehr ſchön gedörrtes Obſt und ſcharf der Zimmetſtengel,
Doch ſüßer iſt das Wort, viel reizender die Miene,
Und lieblicher Dein Blick, Du ſchöner Liebesengel.

Richard
(tritt vor und ſchlägt ihm auf die Schulter).

So klingt die Poeſie von einem Ladenſchwengel.

Kiebitz (für ſich).

O Gott, der Herr Vogt. Jetzt iſt es wieder nichts, und ich war auf dem beſten Wege, ihr Alles zu ſagen. Der Menſch iſt ohnehin mein Nebenbuhler.

Jette (ſteckt den Kopf durch die Thür.)

Herr Kiebitz, ſo kommen Sie doch in den Laden. Ich bin nicht im Stande, die Leute allein abzufertigen.

Julie.

Ja, gehen Sie, Herr Kiebitz, Sie können mich ja ſpäter einmal von Ihrer Phantaſie unterhalten.

Kiebitz.

Wie Sie befehlen. (Für ſich.) Sie will mich alſo ſpäter hören.

So wend' ich ihr den Rücken
Mit göttlichem Entzücken.
Eindruck hab' ich gemacht,
Kiebitz, Dein Glücksſtern lacht.

Dritter Auftritt.

Richard. Julie.

Richard.

Endlich iſt der Narr fort. (Mit Erſtaſe.) Und nun ſei mir tauſendmal gegrüßt, geliebte Julie! (Er will ſie umarmen.)

Julie (abwehrend).

Aber Richard! Was ſoll das? Bedenke, daß wir in der Wohnſtube ſind. Du biſt ja ſeltſam aufgeregt. In der letzten Zeit warſt Du ſtets ſo ernſt und nachdenklich. Und jetzt mit einmal —

Richard.

Iſt mir, als wüchſen Flügel dem Geiſt,
Als flög' er hoch und weit und wild,
Wie der Falk, der durch die Lüfte kreiſt
Hoch über Strom und Wald und Feld.

Julie.

Aber Richard, ich begreife Dich nicht. Faſt fürcht' ich, der Kiebitz hat Dich angeſteckt.

Richard.

So will ich mich erklären. Ja, ich bin in der letzten Zeit ſtets ernſt und nachdenklich geweſen. So oft ich mich dieſem Hauſe nahte und über die Schwelle treten wollte, beſchlichen mich die traurigſten Gedanken.

Julie.

Nun, mich dünkt, dazu hatteſt Du doch keinen Anlaß, denn wir haben Dich immer in der freundlichſten Weiſe empfangen.

Richard.

Grade die Freundlichkeit, das Wohlwollen, die Herzensgüte, die ich bei Euch fand, wurden mir zuletzt eine drückende Laſt. Wie ſollte ich ſie vergelten? Welche Wohlthaten hat nicht Dein braver Vater mir erwieſen? Ich habe meine Aeltern früh verloren. Dein Vater, der ein Jugendfreund des meinigen war, nahm mich zu ſich und erzog mich wie ſein eigenes Kind. Wenn ich ein brauchbarer Menſch geworden bin, ſo hat er mir die Gelegenheit und die Mittel dazu geboten.

Julie.

Er iſt in der That eine Seele von Gold.

Richard.

Und erſt ſeine Tochter — ein Herz von einem Engel. Und ich bin nichts und habe nichts, und doch war ich ſo kühn, um dieſes Herz zu werben.

Julie.

Am Ende thut es Dir leid, daß Du es gewonnen haſt, und Du verfielſt deshalb in Melancholie.

Richard.

Ich wäre ja der verworfenſte Menſch von der Welt. Nein, meine ernſte Stimmung hat einen andern Grund.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Renner
(tritt links ein, ohne von beiden geſehen zu werden).

Richard.

Der Gedanke, mich all' Eurer Liebe und Freundſchaft würdig zu machen, packte mich unwiderſtehlich und ließ mich nicht mehr los. Ich dachte Tag und Nacht daran, Euch Ehre zu machen. Ich war unabläſſig mit meinen Studien beſchäftigt. Es galt mir, alle meine Genoſſen zu überflügeln — und jetzt! —

Julie.

Und jetzt?

Richard.

Ich habe das erſte Ziel erreicht. (Er zieht einen Brief heraus und reicht ihn Julie.) Da lies.

Julie (lieſt).

Herr Gott — (Sie läßt den Brief fallen.)

Renner.

Nun, was giebt's. (Er hebt den Brief auf und ſieht hinein.) Wie, Du haſt das Baumeiſterexamen mit Auszeichnung beſtanden? Zwei Jahre früher wie es ſonſt zu geſchehen pflegt Nun, aus gutem Samen wächſt ein guter Baum.

Richard.

Mitunter auch ein Wildling, der veredelt werden muß. Sie haben an mir Ihre treue Gärtnerkunſt geübt.

Renner.

Du biſt ein braver Junge! An mein Herz! (Er umarmt ihn.)

Richard.

Wie glücklich macht es mich, daß Sie zufrieden ſind.

Renner.

Julie, Du darfſt ihm auch einen Kuß geben.

Julie.

Mit Freuden. (Sie fliegt Richard an den Hals.)

Renner.

Kommt mit, ich muß hören, wie Du das fertig gebracht haſt.

Richard.

Nachher ſtehe ich zu Dienſt. Jetzt muß ich noch einmal auf das Bureau. Vorläufig habe ich Ihnen aber noch eine Mittheilung zu machen, die, wie ich glaube, von der größten Wichtigkeit für Sie iſt. Sie betrifft nämlich den Garten vor dem Thore, den Sie vor einigen Jahren gekauft haben und der Ihrer Frau ein Dorn im Auge iſt, weil er nichts einbringen ſoll.

Renner.

Da hat ſie allerdings recht. Der Beſitz war mir bis jetzt ohne Nutzen. Was iſt es denn damit?

Richard.

Aber was ich Ihnen ſage, bleibt unter uns. Es ſoll den Behörden erſt durch den König verkündet werden, der eben einzieht.

Renner.

Wenn Du es wünſcheſt, gewiß.

Richard.

Heute iſt bei der Regierung die Entſcheidung des Miniſteriums angelangt, daß der neue Bahnhof in jene Gegend kommt.

Renner.

Es geſchieht alſo, was ich voraus geſehen habe. Richard, ich danke. (Giebt Richard die Hand, der mit Julie rechts geht.)

Fünfter Auftritt.

Renner (allein).

Alſo doch richtig ſpeculirt. Ich kaufte das Grundſtück zu einem Spottpreiſe und werde jetzt zehnfachen Nutzen davon haben. Es wird ſich dort ein neuer Stadttheil bilden. Welch ein Glück für meinen früheren Commis, den jetzigen Commerzienrath Füchsler! Er iſt mein bitterſter Feind! Indeß man muß auch ſeinem Feinde einen Vortheil gönnen.

Sechster Auftritt.

Renner. Nathan.

Nathan.

Wenn es iſt erlaubt, einzutreten —

Renner.

Nur zu, mein lieber Nathan.

Nathan.

Ich hätte zu reden etwas mit meinem Gönner, dem Herrn Renner.

Renner.

Ich ſtehe zu Dienſt.

Nathan.

Gott's Wunder, Herr Renner, ich glaube zu ſein auf der Spur von einem brillanten Geſchäft.

Renner.

Ihr werdet ja nicht müde, auf meinen Vortheil zu denken.

Nathan.

Und thät' ich es nicht, wär' ich nicht werth, geheißen zu werden die undankbarſte Creatur auf Gottes Erdboden?

Wer hat mir denn geholfen aus der Angſt, der Noth und der Verzweiflung, als der Füchsler, der Banquier, Ihr früherer Commis, der ſchlechte Menſch, mich hat werfen laſſen in das Gefängniß wegen einer Schuld, die ich damals nicht konnte bezahlen, weil der Krieg war ausgebrochen und weil mich ſelber nicht konnten befriedigen meine Schuldner, indem ſie nichts hatten zu beißen und zu nagen? Das hat Alles gethan der gute brave Herr Renner, der großmüthige Mann. Er hat geſprochen gut für mich, er hat mich gelöſt aus dem dunklen Loch, er hat mir eingeräumt eine Wohnung in ſeinem Nebenhaus, er hat mir gegeben die Mittel, daß ich konnte anfangen ein neues Geſchäft, er hat gemacht, daß ich wiedergekommen bin zu Ehre und daß ich jetzt geworden bin ein wohlſtehender und geachteter Mann. Das hat Alles gethan der Herr Renner, der großmüthige Mann! Gott, der Gerechte, ſollt' ich nicht ſein gegen ihn voll ewiger Dankbarkeit, dann braucht' ich es auch nicht zu ſein gegen unſern Herrgott.

Renner.

Genug, genug, Nathan, zur Sache, was habt Ihr?

Nathan (reibt ſich die Hände).

Na, ich hab' ein Geſchäft, das bezieht ſich auf den Füchsler, den Banquier, den ſchlechten Menſchen.

Renner.

Ihr wißt aber, daß ich nichts mit ihm zu thun haben will.

Nathan.

Ja, ich weiß, Herr Renner, ich weiß. Haben Sie ihm doch geholfen auf die Beine, und ihm vorgeſtreckt die Mittel, daß er ſich konnte etabliren.

Renner.

Er hat unerhörtes Glück gehabt. Er iſt ein reicher Mann geworden.

Nathan.

Gott's Wunder, der Füchsler iſt auf dem Punct, caput zu gehen.

Renner (ſpringt auf).

Was ſagt Ihr — caput?

Nathan.

Caput, bankerutt, fallit.

Renner.

Wie wäre das möglich!

Nathan.

Er wollte werden mit einem Schlage ein Millionair, da hat er an der Börſe ſpeculirt, und es handelt ſich darum zu berichtigen eine Differenz von 80,000 Thaler oder einzuſtellen die Zahlungen. Kann er ſie morgen nicht einlöſen, ſo iſt er um die Ecke.

Renner.

Gerechter Himmel, welche Strafe! Aber woher wißt Ihr das?

Nathan.

Er iſt mir ſelbſt nachgelaufen und hat mich angeſprochen und er war freundlich wie eine gleißende Schlange, der ſchlechte Menſch, und hat mich gefragt, ob ich nicht wüßte einen Capitaliſten, der ihm könnte vorſtrecken das Geld gegen gute Hypothek, und er wollte verpfänden ſeinen Palaſt in der Stadt und ſein Landhaus mit dem Park.

Renner.

Wie? Palaſt und Landhaus und Park? Erinnert Ihr Euch, was er dafür bezahlte?

Nathan.

Für den Palaſt 40,000 Thaler und für das Landhaus und den Park mit hundert Morgen Land 60,000 Thaler. Alles iſt baar erlegt.

Renner.

Alſo 100,000 Thaler im Ganzen.

Nathan.

Auf den Kopf.

Renner (auf und ab gehend, für ſich).

100,000 Thaler. Das Landhaus und der Park liegen an der Stelle, wo der neue Bahnhof projectirt iſt. Ein neuer Stadttheil wird ſich anſchließen. Das wäre ein Kauf, ich hätte Hunderte von Bauplätzen. Ich würde mit einem Male Millionair. — Aber — aber —. Und doch, eine Demüthigung verdient der hochmüthige Burſche. Wenn ich gebe, was er gegeben hat, dann liegt keine Uebervortheilung in meinem Betragen, dann benutze ich nur die Verhältniſſe. Und er hat mir herzbrechendes Leid angethan —

Nathan.

Nun, wollen der Herr Renner nicht zugreifen? Es regnet Reisbrei.

Renner (für ſich).

Was ſoll ich thun?

Siebenter Auftritt.

Vorige. Frau Renner. Nachher Jette.

Frau Renner (außer ſich).

Eſſig, Wein, Eau de Cologne! Impertinent! (Sie ſinkt in einen Seſſel.) Meine Nerven!

Renner.

Aber, Hermine, was haſt Du? Jette, bringe Waſſer!

Frau Renner.

Schande, Schmach, Beleidigung über Beleidigung! Es iſt mir in alle Glieder gefahren. Ich kann nicht mehr. O die Nerven.

Jette.

(Bringt Waſſer für Frau Renner.)

Renner.

Trink' einmal. (Sie trinkt.) So, nun rede.

Frau Renner.

Meine Ehre iſt todt, mein guter Ruf iſt hin.

Renner.

Wer iſt Dir denn zu nahe gekommen?

Frau Renner.

Wer anders, als die nichtswürdige Frau Füchsler, die Commerzienräthin? Als ich eben im Theater ſaß, rauſchte plötzlich etwas durch die Thür der Nebenloge. Ich ſehe mich um, es iſt die Füchsler. Als ſie mich gewahrt, bricht ſie ſofort in ein ſchallendes Gelächter aus und ich höre, wie ſie mit ihren Nachbarinnen von Düten, Ellen und von zu leichtem Gewicht redet. Dann verhandeln ſie, indem ſie meinen Shawl betrachten, von Pfauen und Truthühnern. Auf einmal rümpft die Füchsler die Naſe und ruft: „Riecht es hier nicht nach Hering, Käſe und Oel? Man ſollte doch dem ordinairen Krämervolk die erſte Logenreihe ſchließen. Ich werde jetzt ernſtlich mit meinem Mann ſprechen, daß er einen gewiſſen Specereihändler, deſſen Frau ohnehin einen unerhörten Luxus macht, vertilgt, zumal da ich weiß, daß er ihn gänzlich in der Hand hat und nur die Finger zuzudrücken braucht, um ihm den Hals zuzuſchnüren." — O, meine Nerven!

Nathan.

Hören Sie, Herr Renner, das hat ſie geſagt, das nichtsnutzige Weib von dem ſchlechten Kerl. Und das hat ſie geſagt zu der Frau des bravſten Mannes der ganzen Stadt.

Renner.

Iſt das wirklich wahr?

Frau Renner.

Ja, das iſt wirklich wahr! — Und als ſie es geſagt hatte, da ergriff mich der Schwindel, ich war im Begriff umzufallen und bin nur mit Noth herausgekommen. Aber iſt es denn wirklich der Fall, daß der Füchsler Dich vertilgen kann?

Renner.

Nein, das iſt nicht der Fall. In dieſer Beziehung magſt Du Dich vollſtändig beruhigen. — Nathan, auf ein Wort. (Er geht mit Nathan bei Seite.) Das Geſchäft kann gemacht werden, aber auf eine Hypothek laſſe ich mich nicht ein. Will Füchsler mir ſein geſammtes Immobiliar zu 100,000 Thaler verkaufen, ſo iſt es mir Recht. —

Nathan.

Gott der Gerechte, Sie bekommen es aber in dieſem Augenblicke für 80,000 Thaler. Sie ſind der einzige Menſch in der Stadt, der ihm helfen kann.

Renner.

Ich will ſeine Noth nicht ausbeuten und zahle, was es ihn ſelbſt gekoſtet hat. Damit Baſta.

Nathan.

Abraham, Iſaak und Jakob! Was für ein großmüthiger Mann!

Renner.

Jetzt eilt Euch und ſucht den Handel abzuſchließen. Nennt mich aber vorläufig nicht als Käufer, die Sache könnte an **Füchsler's** altem Haſſe ſcheitern.

Nathan.

Ich gehe. Guten Abend, Frau Renner.

(Ab, Jette folgt.)

Achter Auftritt.

Renner. Frau Renner.

Frau Renner.

Aber, Renner, Du bekümmerſt Dich gar nicht um mich, während ich doch ſo ſehr des Troſtes und der Aufrichtung bedarf.

Renner.

Ich hatte nur noch eben ein Geſchäft abzumachen.

Frau Renner.

Ach ja, Geſchäfte und Geſchäfte! Die Geſchäfte gehen über Alles. Wenn die dummen Geſchäfte nur einmal etwas Ordentliches einbrächten und wenn es nur noch anſtändige Menſchen wären, mit denen Du verkehrteſt. Wie oft treffe ich dieſen ſchmutzigen Juden bei Dir. O, meine Nerven!

Renner.

Der Nathan iſt ein ſehr braver Mann.

Frau Renner.

Ach was, Du haſt nur einen Narren an ihm gefreſſen.

Und ſo iſt es auch mit Deinem Herrn Richard. Du wäreſt am Ende im Stande, ihm unſere Julie zur Frau zu geben.

Renner.

Und warum nicht? Auch er iſt ein durch und durch tüchtiger Menſch. Und wenn er einſt ſein gutes Auskommen hat, ſo bin ich nicht im Mindeſten gegen eine ſolche Verbindung.

Frau Renner.

Aber ſeine Eltern waren nur geringe Leute, und es handelt ſich auch nur um eine läppiſche Kinderliebe, die durch Zuſammenwohnen in demſelben Hauſe entſtanden iſt und deshalb keine dauernde Feſtigkeit haben kann.

Renner.

Du magſt Recht haben. Ich werde die Herzen der Kinder prüfen. Uebrigens ſind wir alle keine Prinzen, Grafen und Barone. Ich bin der Sohn eines ſchlichten Bauers, Du biſt die Tochter eines unbemittelten Gerichtsſchreibers. So wollen wir uns nicht überheben, denn wir ſtammen alle von Adam und Eva.

Frau Renner.

Aber ich ſtamme aus einer gebildeten Familie. Wir hatten immer das Streben nach dem Höhern, wir hatten Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft, wir haben geſungen und Guitarre geſpielt und waren auch in der Leihbibliothek abonnirt und haben die ſchönſten Romane geleſen.

Renner (für ſich).

Und allerlei Mucken davon in den Kopf gekriegt.

Frau Renner

Seit unſere Tochter erwachſen und die Schweſtern verheirathet ſind, gönne ich mir das Vergnügen, wieder mit der Welt in Berührung zu kommen. Und dazu bietet ſich mir die beſte Gelegenheit durch Sabine, die einen Calculator, und durch Malwine, die einen Canzleiſchreiber zum Manne hat und die ſich beide einer nobeln Bekanntſchaft erfreuen. — Die Frau Reviſor, die Frau Regiſtrator, die Frau Caſſenverwalter, die Frau Commiſſionsſchreiber, mit denen ich zum Thee und Kaffee zuſammen komme, haben alle das Streben nach dem Höhern.

Renner (für ſich).

Schuſter bleib bei Deinem Leiſten.

Frau Renner.

Und wenn Du nur noch ein ordentliches Geſchäft hätteſt. Wie ſehr mußt Du hinter dem Commerzienrath Füchsler zurückſtehen, der einſt Dein Commis war! Das iſt doch noch ein Mann, der Erfolg gehabt hat.

Renner (für ſich).

Der Himmel ſchütze mich vor ſolchen Erfolgen.

Frau Renner.

Allerdings ſchätzen Dich die Leute auf ein ſchönes Vermögen, wovon Du mir freilich nichts verräthſt. Könnten wir denn dieſe gemeine Boutike nicht drangeben? Könnteſt Du nicht ein Kaufmann werden? Aber es fehlt Dir das Streben nach dem Höhern. Bleibe Du nur in dieſem Loche, bei Deinem Nathan, bei Deinem Richard, bei Deinem Kiebitz. O, meine Nerven!

Renner.

Jetzt wird es mir aber zu toll. Die erſte Pflicht des Menſchen iſt, Das, was er iſt, ganz zu ſein. Und das bin ich mein Lebtag geweſen. Auf die Geſellſchaften, die Du mit ſo großem Vergnügen beſuchſt, gebe ich keinen Pfifferling.

Wären Deine Schweſtern, denen ich Wohnung und Tiſch in dieſem Hauſe bot, alte Jungfern geblieben, ſo möchte Alles noch gut ſein. Damals warſt Du ſchlicht und häuslich und bürgerlich. Seit ſie ſich aber in überreifen Jahren von einem Paar verſchliſſener Männer heimführen ließen, die ſie eigentlich nur genommen haben, um hier im Hauſe gefüttert zu werden und in meinem Laden zu borgen, iſt Alles anders geworden. Da giebt es alle Tage Klatſch und Tratſch in ihren nie abbrechenden Viſiten. Und Du biſt immer die erſte bei der Stange in der Vergnügungsſucht, im Putz, in der Eitelkeit. Und ſeitdem haſt Du auch erſt die Nerven bekommen, die Dir ſo viel zu ſchaffen machen. Wäre Dir der Hochmuthsteufel nicht in den Kopf geſtiegen, ſo hätteſt Du auch heute nicht jene unangenehme Begegnung mit der Frau Füchsler gehabt. So, nun habe ich mich einmal ausgeſprochen. Damit Baſta. Eben kommen Deine edeln Schweſtern durch den Laden. Ich entferne mich und überlaſſe Dich ihnen und Deinem Streben nach dem Höhern. (Ab nach links.)

Frau Renner.

Abſcheulich! Unerhört!

Neunter Auftritt.

Frau Renner. Frau Rabe und Frau Strauß.

Frau Strauß.

Guten Abend, Hermine.

Frau Rabe.

Du wirſt Dich wundern, daß wir noch ſo ſpät kommen.

Frau Renner.

Guten Abend, Sabine, guten Abend, Malwine! Was verſchafft mir denn die Ehre?

Frau Rabe.

Der König iſt eben eingetroffen. Die ganze Stadt iſt in Bewegung.

Frau Strauß.

Da haben wir einmal die Fahnen und die Beleuchtung des Regierungsgebäudes angeſehen.

Frau Rabe.

Der Empfang war ſehr feierlich. Ach, wie leutſelig der König überall hin grüßte! Es ſtehen in dieſen Tagen allerlei Feierlichkeiten bevor, Paraden, Fackelzüge, große Illumination und ein Ball beim Präſidenten. Und es werden auch viele Orden und Titel vertheilt.

Frau Strauß.

Und die Beamten, welche ſolche erhalten, werden auch einen Ball geben.

Frau Rabe.

Und es verlautet ſo etwas, als könnten dieſe Auszeichnungen auch auf uns kommen.

Frau Renner.

Da bin ich doch neugierig.

Frau Rabe.

Wir dürfen nichts verrathen, aber das können wir Dir doch ſagen, daß unſere Männer zum Präſidenten beſchieden ſind. Da Du hier in der Nähe, der Regierung wohnſt, wollen wir ſie bei Dir erwarten.

Frau Strauß.

Und unterdeß könnteſt Du uns wohl eine kleine Herzſtärkung bieten.

Frau Renner (ruft).

Kiebitz!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Kiebitz.

Frau Renner.

Kiebitz, die Flaſche Parfait amour und Mandeln und Roſinen.

Kiebitz (für ſich).

Da ſind die hungrigen Raben wieder, das Schmarotzervolk. (Er nimmt aus einem Schranke eine Flaſche mit Liqueur, Gläſer und ein Körbchen mit Mandeln und Roſinen und ſetzt es auf den Tiſch.)

Frau Rabe.

Wie ſchade, daß Dein Mann nicht auch das Streben für das Höhere beſitzt.

Frau Strauß.

Und ſich aus einem Specereihändler zu einem ordentlichen Kaufmann aufgeſchwungen hat. Aber hier im Hauſe bleibt Alles ordinair.

Kiebitz (für ſich).

Die Gänſe! Wenn ſie wüßten, daß ſich auch ein Dichter hier befindet.

Und kennten Sie meine Begeiſterung,
Sie ließen die Bekleiſterung.

(Er geht an den Schreibtiſch.)

Frau Rabe.

Dann hätteſt Du doch eine Hoffnung auf einen höhern Rang. Du würdeſt dem Kreiſe unſerer Bekannten nicht entfremdet werden, denn ich fürchte, es wird bald eine große Kluft zwiſchen uns entſtehen.

Kiebitz (für ſich).

Wäre dieſe Kluft doch ſchon da!
Und ich wünſch' in meinem Sinn,
Die Karnickel ſäßen drin.

Frau Renner.

Ich verſtehe Dich nicht recht. —

Frau Rabe.

Nun, ordentliche Kaufmannsfrauen können auch Commerzienräthinnen werden.

Frau Strauß.

Und Commiſſionsräthinnen —

Frau Renner.

Ach ja, wenn ich das werden könnte!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Rabe. Strauß.

Frau Rabe.

Da ſind unſere Männer!

Frau Strauß.

Nun, wie iſt es?

Frau Rabe.

Was hat der Chef geſagt?

Frau Strauß.

Sind die Cabinetsſchreiben ſchon angekommen?

Rabe.

Nun ſo weit ſind die Dinge doch noch nicht gediehen.

Kiebitz (für ſich.)

Der Rabe krächzt,
Die Rabin lechzt.

Hoffentlich wird es überhaupt nicht gedeihen.

Strauß.

Unſer Chef, heißt das, hat uns allerdings, heißt das — er ſagte, Herr Canzleiſecretair, heißt das —

Frau Strauß.

Aber ſo eile Dich doch, ich ſtehe wie auf heißen Kohlen.

Kiebitz (für ſich).

Heißt das, auf glühendem Sand. — In der Fibel ſteht:

In dem heißen Afrika
Liegt die Wüſte Saharah,
Jaget man das dumme Thier
Vogel Strauß dort im Revier,
Steckt er in den Sand den Kopf
Und geſchützt glaubt ſich der Tropf.

Dieſer Canzleiſtrauß ſteckt jetzt auch den Kopf in den Sand, heißt das.

Strauß.

Alſo, der Chef, heißt das —

Rabe.

— hat die reſpectiven Propoſitionen gemacht, das Definitivum einer allerhöchſten Reſolution iſt bishero aber noch nicht eingelaufen, weshalb wir alſo wohl noch bis morgen auf unſer Avancement warten müſſen.

Strauß.

Heißt das, wenn es nicht früher kommt.

Frau Renner.

Aber was denkt Ihr denn eigentlich zu werden?

Frau Rabe.

Ei nun, ich werde „Rechnungsräthin“.

Frau Strauß.

Und ich „Canzleiräthin“.

Rabe.

Vorausgeſetzt, daß Eure Männer wirklich die Gnade erleben würden, von Sr. Majeſtät mit dieſem Titel honorirt zu werden.

Strauß.

Heißt das. — Gott gebe ſeinen Segen, heißt das.

Kiebitz (für ſich).

Titel ohne Mittel,
Beſſer iſt ein fetter Bauer im Kittel.

Frau Rabe.

Ich fühle mich ſchon im Voraus ſo erhaben.

Frau Strauß.

Und ich ſo vornehm. O, dieſe Veränderung.

Kiebitz (für ſich).

Merkwürdig, ich bemerke gar keine Veränderung an ihnen.
Sie ſind ſo trocken, ſteif, ſo ledern, dürr, verzwackt,
Als wie die Stockfiſche, die man in Ballen packt.

Rabe.

Der Lohn wird dem treuen Diener des Staates nicht ausbleiben. (Er ſchenkt ſich Liqueur ein.)

Strauß.

Heißt das — in Ehrlichkeit grau geworden. (Trinkt gleichfalls.)

Kiebitz (für ſich).

Der Eſel kommt in Ehrlichkeit ſchon grau auf die Welt.

Jetzt gehn ſie an die Krippe
Und lecken mit der Lippe
Den herrlichen Liqueur.
Nichts krieg' ich — o Malheur!

Frau Rabe.

Aber, Hermine, Du nimmſt ja gar keinen Antheil an unſerem Glück.

Frau Strauß.

In der That, warum gratulirſt Du uns nicht?

Frau Renner (kühl).

Nun, ich warte doch wohl beſſer, bis Ihr ſeid, was Ihr werden wollt.

Frau Rabe.

Nein, ſchon jetzt eine Umarmung. Ich fühle mich ſo glücklich.

Frau Strauß.

Und ich ſo ſelig. Gieb mir einen Kuß.

(Sie küſſen Frau Renner, die ſich nur widerwillig herbeiläßt.)

Frau Renner.

Aber wozu die Umſtände?

Frau Rabe.

Du ſollteſt nicht ſo kalt ſein. Wenn wir nächſtens in unſerer geſellſchaftlichen Stellung auch unendlich erhaben über Dir ſind, ſo werden wir Dir in der Familie doch zeigen, daß wir Deine Schweſtern bleiben!

Frau Strauß.

Jawohl, wir wollen Dich nach wie vor zum Kaffee, Thee und zur Punſchbowle beſuchen.

Frau Rabe.

Dagegen wirſt Du es uns nicht verübeln, wenn wir uns in der Geſellſchaft ebenbürtiger Leute etwas zurückhalten.

Frau Strauß.

Freilich draußen müſſen wir auf die Etiquette ſehen.

Frau Renner (bitter).

Faſt will es mir dünken, als wenn meine Schweſtern den Kopf doch etwas zu hoch tragen wollten. Es iſt noch nicht aller Tage Abend. Wer weiß, ob ich Ihnen nicht noch einmal mit einem höhern Titel entgegentreten werde?

Rabe (ironiſch).

Welchen Titel meinen Sie, wenn ich bitten darf?

Strauß (ironiſch).

Da bin ich doch neugierig — heißt das.

Frau Renner
(wirft den Kopf in den Nacken).

Nun, Commerzienräthin.

Rabe.

Wie Commerzienräthin? (Lacht.) Ha, ha, ha!

Strauß.

Da höre Einer, Commerzienräthin! (Lacht.)

Frau Rabe.

In der That, Commerzienräthin? (Lacht.)

Frau Strauß.

Wirklich, Commerzienräthin? (Lacht.)

Frau Renner (heftig).

Was iſt denn da zu lachen?

Rabe.

Die Frau eines Gewürzkrämers!

Strauß.

Der Düten dreht.

Frau Rabe.

Und Pfeffer wiegt, heißt das.

Frau Strauß.

Eine ſolche Vergangenheit läßt ſich mit all' Eurer Seife nicht abwaſchen. Ridicül!

Alle
(lachen laut auf).

Frau Renner (wüthend).

Jetzt geht es mir aber doch zu weit. Ich ſoll mich in meinem Hauſe verhöhnen und verſpotten laſſen? Zu Hülfe, zu Hülfe!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Renner. Julie. Richard. Jette.

Renner.

Was iſt hier los?—

Frau Renner.

Verrath, Verrath. Ich ſterbe! Meine Nerven!
(Sie ſinkt in einen Seſſel.)

Frau Rabe
(Rabe den Arm gebend).

Es iſt Zeit, daß wir uns entfernen. Frau Hochhinaus, leb' wohl!

Rabe.

Ich empfehle mich. (Beide ab.)

Frau Strauß.

Adieu, verletzte Eitelkeit! (Giebt Strauß den Arm.)

Strauß.

Ich desgleichen, heißt das. (Beide ab.)

Julie (bei Frau Renner).

Mutter, was haſt Du denn?

Richard.

Um Gottes Willen, Frau Renner!

Renner.

Hermine, ſo rede doch, was iſt geſchehen?

Frau Renner (ſchluchzend).

Die Beiden werden Räthinnen und ich Nichts! – O, meine Nerven!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

(Dieſelbe Decoration bei Tageslicht.)

Erſter Auftritt.

Renner. Nathan.

Renner (ſieht in ein Papier).

Alſo Alles in Richtigkeit. Füchsler verpflichtet ſich, mir ſeine ſämmtlichen Immobilien gegen 100,000 Thlr. abzulaſſen.

Nathan.

Gott der Gerechte, Alles in Richtigkeit. Und wie war er ſo froh, daß er noch entwiſchte zur rechten Zeit. Ich hätte es ihm gegönnt, daß er wäre ſitzen geblieben bis über die Ohren in der Tinte.

Renner.

Und daß hundert kleine Leute, die ihr Geld bei ihm haben, mit ihm ins Elend gekommen wären. Pfui, Nathan, man darf ſeinen Mitmenſchen nichts Uebles wünſchen!

Nathan.

Sie haben Recht, Herr Renner, Sie haben immer Recht. Sie ſind ein großmüthiger Mann, aber der Füchsler, der ſchlechte Menſch, hat mir gar zu übel mitgeſpielt.

Renner.

Geht jetzt zum Notar und meldet ihm, daß ich gleich mit dem Gelde kommen werde.

Nathan.

Ich fliege.

Renner.

Noch Eins. Er ſoll mir zugleich einen Schenkungsact aufſetzen, nach welchem ich 10,000 Thaler an die Armenſchulen der Stadt gebe.

Nathan.

Bei Abraham, Iſaak und Jacob, was für ein großmüthiger Mann. Ich wünſchte nur — —

Renner.

Heraus damit —

Nathan.

Na, wenn ich überhaupt einmal wünſchen ſoll, da wär' es eine Million doppelter Friedrichsd'or, jeden in einen Hundert-Thalerſchein gewickelt. Aber —

Renner.

Ich verſtehe. Euer Lohn ſoll Euch nicht entgehen. Wie wäre es, wenn ich Euch das Nebenhäuschen, in dem Ihr wohnt, als Entſchädigung überſchreiben ließe?

Nathan.

Gott der Gerechte! Das Nebenhäuschen. Was für ein großmächtiger Mann! (Er ſinkt vor Renner auf die Kniee.) Da wäre ich ja für immer aus der Noth, da würde ich ja mit einem Male ein reicher Mann. —

Renner.

So wollen wir dieſe Angelegenheit gleichfalls beim Notar in Richtigkeit bringen! (Er hebt Nathan auf.)

Nathan (weinend).

Der Herr ſegne Sie, der Herr ſchütze Sie, der Herr wache über Ihnen in alle Ewigkeit! Wo Ihr Fuß hintritt, da ſei das gelobte Land!

Renner.

Genug, jetzt geht!

Nathan.

Ich eile. Der Herr ſei mit uns. Amen! (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Renner. Richard.

Renner.

Und nun habe ich einen Auftrag für Dich, mein lieber Richard. (Er giebt ihm einen Brief.) Lies dieſen Brief.

Richard (lieſt die Adreſſe).

„An den Herrn Regierungspräſidenten.“

Renner.

Ja wohl, an den Präſidenten.

Richard (entfaltet den Brief und lieſt).

„Euer Hochwohlgeboren erlaube ich mir die ergebenſte Mittheilung zu machen, daß ich im Begriff ſtehe, das Landhaus und den Park des Herrn Commerzienrath Füchsler zu erwerben. Sollte der Kauf zu Stande kommen, ſo bin ich bereit, im Intereſſe des öffentlichen Wohles für unſere Stadt, ſoviel von dem beſagten Grundſtücke ohne irgend eine Entſchädigung abzugeben, als zu dem neuen Bahnhof nöthig iſt. Ich weiß zwar nicht, ob die Regierung dieſe Stelle zu der beſagten Anlage im Auge hat, dieſelbe ſcheint mir aber nach meinem Ermeſſen die beſte und gelegenſte zu dem genannten Zwecke, nur ich halte es für möglich, daß mein Anerbieten einen endgültigen Entſchluß in dieſer Sache zur Reiſe bringt. Sollte ich mich nicht täuſchen, ſo wage ich es, Euer Hochwohlgeboren noch eine Bitte vorzutragen. Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt mein Pflegeſohn, der Ingenieur Richard Vogt, ein tüchtiger, braver und dankbarer junger Mann. Es würde mir zur großen Genugthung gereichen, wenn derſelbe eine Stelle als Techniker bei dem neuen Unternehmen erhielte. Hochachtungsvoll" — (Er läßt erſtaunt den Brief fallen.)

Renner.

Nun, was ſagſt Du?

Richard.

Daß Sie der edelſte Mann von der Welt ſind. Sie behandeln mich nicht wie einen Pflegeſohn, Sie erweiſen ſich wie ein wirklicher Vater. (Er ſtürzt ihm in die Arme.)

Renner.

Genug, genug. Daß Du aber meiner Frau und Tochter nichts von dem Ankaufe ſagſt, bis ich es erlaube.

Richard.

Gewiß nicht.

Renner.

Wohlan, ſo mache Dich auf den Weg. Ich habe Eile.

Richard.

Ich gehe auf der Stelle. (Er nimmt den Brief vom Boden auf und geht.)

Dritter Auftritt.

Renner (allein).

Und nun zum Werke. (Er geht an einen Schrank und holt ein Packet Papiere heraus.) Da ſind meine Papiere, 110,000

Thaler, die Frucht eines langen, arbeitsſchweren, pflichtgetreuen Lebens. Ich habe ſie Groſchen um Groſchen, Pfennig um Pfennig verdient. Jetzt bietet ſich die Gelegenheit ſie zu verzehnfachen, ohne die Ehre und den guten Ruf zu kränken. Es ſei! (Er geht durch die Glasthür.)

Vierter Auftritt.

Frau Renner und Julie (von rechts).

Julie (führt Frau Renner).

So, Mutter, ſetze Dich hier in den Seſſel.

Frau Renner (ſetzt ſich).

O Gott!

Julie.

Wie geht es Dir jetzt?

Frau Renner.

Schlecht. Ich habe die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen. Die Scene mit der nichtswürdigen Füchsler. Und dann, daß ich das von meinen a[illegible]hſten Verwandten erfahren mußte!

Julie.

Sie haben allerdings eine große Herzloſigkeit an den Tag gelegt. Es ſcheint mir indeß, daß ihr Betragen nicht dazu angethan war, um ſich darüber zu grämen. Was iſt es denn Großes um einen ſolchen kleinen Titel? Und würdeſt Du glücklicher ſein, wenn Du Commerzienräthin wäreſt? Es kommt ja nicht auf den Schein, es kommt auf das Sein an.

Frau Renner.

Aber, mein Kind, wie kannſt Du nur ſo reden! Ich bin eine Beamtentochter und habe das Streben nach dem

Höheren. Wenn Kleider Leute machen, ſo thun es die Titel noch in einem höheren Grade. Leider muß ich von Tag zu Tag mehr erfahren, daß Du den nüchternen, proſaiſchen, auf die Nützlichkeit gerichteten Sinn des Vaters haſt.

Julie.

Aber, liebe Mutter, der Vater hat mir ſtets alle Mittel zu meiner Bildung im reichſten Maße gegeben, und ich habe die Gelegenheit benutzt. Ich treibe Muſik, ich leſe –

Frau Renner.

Was hilft das Alles, wenn Du es nicht in ebenbürtiger Geſellſchaft an den Mann bringen kannſt? Das iſt ja eben das Streben nach dem Höheren.

Julie.

Ich denke im Gegentheil, alle echte Bildung ſoll nur zur Bereicherung des eigenen Gemüths dienen. Wenn ſie die Seele aufklärt, hebt und begeiſtert, ſo iſt es genug. Deshalb bin ich auch vollſtändig zufrieden in unſerer ſtillen ſchlichten Häuslichkeit. Ich wünſchte, Du bliebeſt auch mehr bei uns.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Kiebitz.

Kiebitz (mit Papieren).

Serviteur. Iſt der Herr Renner nicht hier?

Julie.

Ich glaube, er iſt ſchon ausgegangen.

Kiebitz.

Dann will ich den Caſus doch der Frau Prinzipalin vorlegen, indem ich mir ſelbſt keine Entſcheidung zutraue.

Julie.

Die Mutter iſt aber nicht wohl.

Kiebitz.

Dann muß das Fräulein Beſcheid geben, denn ich handle nicht auf meinen eigenen Kopf.

Frau Renner.

So laß ihn doch reden.

Kiebitz.

Draußen ſind die Mädchen der Frau Schweſtern und ſagen ein Compliment von der Frau Rabe und ein Compliment von der Frau Strauß, ſie hätten die Einladungen zum Ball zu beſorgen, den die Damen zur Feier ihrer Standeserhöhung geben wollten.

Frau Renner (ſpringt auf).

Ah, ſo ſind alſo die Titel da und wir werden nun auch eingeladen.

Kiebitz.

Pardon, davon iſt nicht die Rede. Ich habe hier die Liſte. Sie ſtehen nicht darauf.

Frau Renner (nimmt die Liſte).

Laß ſehen. (Sie lieſt.) Wahrhaftig. Weggelaſſen. Aber was ſeh' ich, die Füchsler, meine Feindin, ſteht unter den Gäſten. Dieſe Schmach! (Sie ſinkt wieder in den Seſſel.) O himmliſche Barmherzigkeit. Wo ſoll es mit dieſen Emotionen hinaus?

Kiebitz.

Es handelt ſich vielmehr um eine Liſte mit allerlei Sachen, die ſie für ihren Ball beſtellen: Zwanzig Pfund Mehl, zehn Pfund Zucker, vier Pfund Roſinen, vier Pfund Corinthen, zwei Pfund Zukat, ein Pfund Zimmet. Hei, das giebt einen Kuchen, das einem das Waſſer im Munde zuſammenläuft. Dann: fünfzehn Pfund Stearinlicher — die Beleuchtung wird brillant, wie Diamantfeuer. Ferner: Zehn Flaſchen Punſchſyrup — o Gott, ſie werden in den Bowlen ſchwimmen. Ein Kiſtchen Eau de Cologne, echter Jean Marie Farina nebſt drei Doſen Räucherpulver — allerdings iſt das Parfüm bei dieſen verwitterten Haubenſtöcken nöthig. Und ſchließlich noch Wichſe für die Tanzſtiefel und Schuhe — ich möchte die alten mürben Herren und Damen wie die Böcklein und die Lämmlein ſpringen ſehen.

Frau Renner.

Das iſt ja unverſchämt.

Kiebitz.

Alſo, das finden Sie auch? Aber es iſt noch unverſchämter, daß Alles wieder auf Pump verabfolgt werden ſoll. Der Herr Calculator ſteht noch mit 221 Thaler 5 Silbergroſchen 6 Pfennige und der Herr Canzleiſecretair mit 197 Thaler 21 Silbergroſchen 1 Pfennig ſeit drei Jahren in der Kreide. Quoi ſaire? ſagt der Franzoſe. Was ſoll ich nun thun?

Frau Renner.

Sie ſollen die beiden Mägde dahin ſchicken, woher ſie gekommen ſind und ihren Herrſchaften melden laſſen, daß nichts mehr gereicht würde.

Kiebitz.

Bon!

Das Borgen iſt jetzt aus,
Ihr Mägdlein zieht nach Haus!

(Er wendet ſich zum Gehen, kommt aber zurück.)

Da hätte ich faſt die Hauptſache vergeſſen. Ich ſoll ferner beſtellen, die Frau Renner möchte ſo gut ſein, ihrer

Schweſter, der Frau Calculator, 190 Thaler zu leihen — ſie calculirt recht gut — und dito der Frau Canzleiſecretair 175 Thaler — das iſt eine theure Canzlei — ihre Männer wären bereits auf die Bureaux und ſie müßten ſich in der Eile einige neue Toiletten beſorgen.

Frau Renner.

Auch das noch? Nein, das geht denn doch über alles Maaß. So melden Sie ihnen ferner, daß meine Schweſtern das Geld bei den Leuten leihen ſollten, die ſie zum Balle einlüden.

Kiebitz.

Bon!

Schrump, Schrump,
Zu End' iſt der Pump,
Ein grober Beſcheid
War ſehr an der Zeit. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Frau Renner. Julie.

Julie.

Aber, Mutter, Du biſt heute recht grauſam. Sonſt warſt Du immer ſo zärtlich mit den Tanten.

Frau Renner.

So lange die Tanten mir, der älteren Schweſter, die gebührende Achtung ſchenkten. Wie ſollte ich es vor dem Vater verantworten, eine ſolche Schuldenmacherei zu unterſtützen?

Julie.

Früher haſt Du ihn doch nicht gefragt.

Frau Renner.

Gleichviel. Ich bleibe dabei. Sie haben durchaus nicht nöthig, Bälle zu geben und am wenigſten, wenn ſie uns nicht einladen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Frau Rabe. Frau Strauß.

Frau Rabe.

Eben da ich in die Modenhandlung gehen will, bin ich meinem Mädchen begegnet.

Frau Strauß.

Und ich traf meine Urſula auf der Straße.

Frau Rabe.

Iſt es denn wahr, daß Du mir die Waaren und das Geld verweigerſt?

Frau Strauß.

Und daß Du mir die verlangten Gegenſtände gleichfalls nicht ſchicken willſt.

Frau Renner.

Es iſt vollkommen wahr.

Frau Rabe.

Und das muß ich durch einen Dienſtboten erfahren?

Frau Renner.

Haſt Du denn nicht durch einen Dienſtboten die Sachen fordern laſſen?

Frau Strauß.

Und Du ſcheuſt Dich nicht, mich auf dieſe Weiſe zu einem öffentlichen Scandal zu machen?

Frau Renner.

Da Du nicht ſelber kamſt, ſo konnten wir die Angelegenheit nicht unter vier Augen abmachen.

Frau Rabe.

So wollen wir es jetzt perſönlich erledigen.

Frau Strauß.

Und Geld und Waaren in Empfang nehmen.

Frau Renner.

Es kann weder von dem Einen noch von dem Andern die Rede ſein.

Frau Rabe.

Aber bedenke doch, daß ich Rechnungsräthin werde. Mein Rang —

Frau Strauß.

Und meine Würde. Ich werde Canzleiräthin.

Frau Renner.

Das iſt mir ganz gleichgültig.

Frau Rabe (weich).

Aber Du haſt mir früher Alles gewährt, Du warſt ſo gut mit Deiner jüngern Schweſter.

Frau Strauß (zärtlich).

Und mir, der Jüngſten, konnteſt Du vollends nichts abſchlagen.

Frau Renner.

Nun wohl. Ich werde es auch jetzt wieder thun, wenn Ihr mich und die Meinigen zu Eurem Balle einladen wollt.

Frau Rabe.

Aber, liebe Hermine, das geht ja nicht. Wir haben lauter Räthe, Rechnungsräthe, Canzleiräthe, Polizeiräthe —

Frau Strauß.

Und ſogar einen Sanitätsrath und einen Landrath außer Dienſten.

Frau Renner.

Und die Füchsler. Alſo meine geſchworene Feindin ſteht Euch näher, wie die eigene Schweſter? Fort, Ihr Schlangen, ich will nichts mehr von Euch wiſſen.

Achter Auftritt.

Vorige. Renner (erſcheint in der Glasthür).

Frau Renner.

Bleibt Ihr bei Euren Räthen, ich bleibe in meinem Laden.

Frau Rabe (heftig).

Nun, dann ſage ich Dir, daß Du eine herzloſe, unwürdige Schweſter biſt, und daß Du nur von ſchnödem Eigennutz getrieben wurdeſt, wenn Du uns eine erheuchelte Freundlichkeit zeigteſt. Es war Dir nicht um unſere Perſon, es war Dir um die Geſellſchaft, in der wir verkehren, zu thun. O, es iſt ſchmerzlich, eine ſolche Erfahrung zu machen. Mein Herz war ſo voll von Liebe für Dich, aber jetzt iſt Alles vorbei. (Sie ſinkt weinend auf einen Stuhl.)

Frau Strauß (heftig).

Ja, ſo iſt es, Du biſt eine echte Käſe-, Oel- und Heringsſeele. So lange Du Dich im Sonnenſchein unſerer gewählten Umgebung wärmen konnteſt, war Alles gut und wohl. Jetzt, wo wir über Dich hinausſteigen, platzeſt Du vor Zorn und Neid. O, wie fühlt ſich dieſes treue ſchweſterliche Gemüth gekränkt und verletzt! (Sie ſinkt weinend auf einen anderen Stuhl.)

Frau Renner (höhniſch).

Ja, weint nur, weint ſie nur Eure Krokodillenthränen. Alles, was Ihr mir vormacht, iſt Lug und Trug und Falſchheit. Wäret Ihr alte Jungfern geblieben —

Frau Rabe und Frau Strauß
(ſich erhebend).

Was, alte Jungfern!

Frau Renner.

— wie zu der Zeit, da Ihr noch Wohnung und Tiſch in unſerem Hauſe hattet, dann würde Alles gut ſein. Seit Ihr Euch aber in Euren überreifen Jahren von einem Paar verſchliſſener Männer heimführen ließet —

Frau Rabe und Frau Strauß
(ſich erhebend).

Verſchliſſene Männer, o pfui!

Frau Renner.

— die Euch eigentlich nur genommen haben, um hier im Hauſe gefüttert zu werden und in unſerem Geſchäfte zu borgen, da iſt Alles anders geworden. Leider muß ich es geſtehen, daß ich mich von Euch verführen ließ. Durch Euer Zureden iſt mir der Geſellſchaftsteufel in den Kopf geſtiegen. Ich habe zu meinem Bedauern Eure Klatſchviſiten mitgemacht. Aber das ſoll jetzt anders werden. Ich fühle, daß mein Platz hier im Hauſe bei meinem Manne und meiner Tochter iſt. Ich werde mich hüten, ferner mit Leuten umzugehen, die ſich höher dünken und mich hinter dem Rücken auslachen, weil ſie mich höchſtens benutzt haben, um an meinem Tiſche gut zu eſſen und zu trinken. Nein, fortan gehe ich nur mit meines Gleichen um. So, nun bin ich fertig mit Euch!

Renner (für ſich).

Ich glaube zwar nicht, daß ſie ſchon von ihrer Geſellſchaftswuth geheilt iſt. Aber ich will doch das Eiſen ſchmieden, ſo lange es heiß iſt. (Klatſcht in die Hände. Laut.) Bravo! Schön! Hermine. Und iſt das wirklich Deine ausgeſprochene Herzensmeinung?

Frau Renner (verlegen).

Ja, das iſt ſie.

Renner (leiſe).

So werde ich Dich gleich von Deinem läſtigen Beſuche befreien. (Laut.) Meine verehrten Schwägerinnen, ich habe von Ihrem Anliegen gehört. Sie können die verlangten Sachen holen laſſen. (Er nimmt Papiergeld aus der Taſche, das er zählt.) Und hier, künftige Frau Rechnungsräthin, ſind die 190 Thaler. (Er giebt ihr das Geld.) Künftige Frau Canzleiräthin, Sie wünſchen 175 Thaler. (Er giebt ihr das Geld.) Hier! (Er geht an das Pult und ſchlägt ein Buch auf.) Und hier, Frau Rechnungsräthin, durchſtreiche ich Ihre Schuld von 221 Thaler 5 Silbergroſchen 6 Pfennig, ſo wie Ihre Schuld, Frau Canzleiräthin, von 197 Thaler 21 Silbergroſchen 1 Pfennig. (Er ſtreicht aus.)

Frau Strauß und Frau Rabe.

Nein, Herr Schwager, das iſt zuviel.

Renner.

Es iſt jetzt Alles in der Ordnung. Und nun ein ernſtes Wort. Thun Sie mir den Gefallen und machen Sie, daß Sie fort kommen und laſſen Sie ſich nicht mehr in dieſem Hauſe ſehen.

Frau Rabe.

Sie weiſen uns alſo die Thür?

Renner.

Wenn Sie es ſo nennen wollen.

Frau Strauß.

Welch ein Schimpf! Komm, Sabine, das wollen wir uns nicht zweimal ſagen laſſen.

Frau Rabe.

Gewiß nicht, aber wir werden es Ihnen durch unſere Stellung entgelten laſſen. (Ab mit Frau Strauß.)

Frau Renner (für ſich).

O weh, wäre ich doch nicht ſo weit gegangen. Jetzt iſt es vorbei mit meinem Streben nach dem Höheren.

Neunter Auftritt.

Renner. Frau Renner. Julie.

Renner.

Gottlob, daß wir allein ſind. Wie danke ich Dir, liebe Frau, daß Du endlich zu meinen Anſichten bekehrt biſt. Dafür will ich Dir nun auch einen längſt gehegten Wunſch erfüllen. Julie, rufe Kiebitz und Jette.

Julie (ruft an der Thüre).

Kiebitz, Jette, kommen Sie herein!

Frau Renner (für ſich).

Was er nur haben mag?

Zehnter Auftritt.

Vorige. Kiebitz. Jette.

Kiebitz.

Das Fräulein Julie hat mich hierher beſtellt,
Ich komme wie ein Pfeil vom Bogen abgeſchnellt.

Jette.

Hier bin ich.

Renner.

Ich habe Euch eine Mittheilung zu machen. Seit einiger Zeit gehe ich mit dem Gedanken um, mich aus dieſem Geſchäfte zurückzuziehen, heute aber habe ich den feſten Entſchluß gefaßt, meinen Plan zur Ausführung zu bringen.

Frau Renner (für ſich).

Was hör' ich?

Julie (für ſich).

Welche unvermuthete Umwandlung.

Kiebitz.

Um's Himmels Willen, Sie werden mich doch nicht fortſchicken wollen?

Jette.

Das wäre ja ſchrecklich für mich armes Mädchen.

Renner.

Laßt mich ausreden. Kiebitz, Du haſt mir jetzt zwanzig Jahre treu gedient. Du biſt immer ehrlich und fleißig geweſen. Ich habe deshalb die Abſicht, Dir das Geſchäft, natürlich unter meiner Oberaufſicht und Betheiligung, zu übergeben.

Kiebitz (dreht ſich vor Freude rund).

Wie, ich Habakuk Nicodemus Kiebitz ſoll der Prinzipal dieſer glänzenden Spezereihandlung werden? Das wäre ja himmliſch, koloſſal, pyramidal. Herr Renner, jetzt iſt mein Ideal erreicht. Ich werde glänzen wie ein Stern erſter Größe in Heringen, Käſe, Oel und ſchwarzer Seife. Hochverehrter Herr Chef, nehmen Sie meinen tiefgefühlteſten, innigſten Dank. (Er küßt Renner unter Kratzfüßen die Hand.)

Renner.

Halt, es iſt noch eine Bedingung dabei.

Kiebitz.

Ich gebe auf alle Bedingungen ein, die Sie mir auferlegen!

Renner.

Hier, die Jette, die ſich als ſehr gewandtes und redliches Ladenmädchen bewährt hat, bleibt im Geſchäft und bekommt einen Antheil, den ich näher feſtſetzen werde.

Kiebitz.

Zugeſtanden, abgemacht.

Jette.

Welch' ein gütiger Mann! Ich danke Ihnen tauſend Mal! —

Renner.

Ueber das Geſchäftliche reden wir ſpäter. Ich möchte Dir jetzt noch einen Rath geben, Kiebitz!

Kiebitz.

Ich werde mich in jeder Weiſe darnach richten.

Renner.

Sorge dafür, daß Du bald eine brave Frau bekommſt, die Dir Deine überflüſſigen Flauſen austreibt. Und nun könnt Ihr gehen.

Jette.

Nochmals tauſend Dank, Herr Renner. (Ab.)

Kiebitz (macht Kratzfüße, für ſich).

Aber was meint er mit dem Heirathen? Ha — jetzt geht mir eine Stalllaterne auf. (Laut.)

Ich lege mich gleichfalls zu Füßen —
Und thu Sie allerſeits begrüßen. (Ab.)

Elfter Auftritt.

Renner. Frau Renner. Julie.

Frau Renner.

Aber Renner, was haſt Du denn eigentlich vor?

Renner.

Mich nach Deinem Wunſche in ein ruhigeres Leben zurückzuziehen.

Frau Renner.

Und wohin werden wir ziehen?

Renner.

Das kann ich Dir noch nicht ſagen. Ich habe aber dem Nathan aufgegeben, ſich nach einem paſſenden Quartier umzuſehen. Hoffentlich bringt er mir bald Nachrichten.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Richard.

Richard.

Victoria! Hunderttauſend Dank. Der Präſident hat mir die Stelle als Baumeiſter bei der Eiſenbahn gegeben. Ich bekomme 1200 Thlr. Gehalt und habe die Hoffnung, in zwei Jahren Baurath zu werden.

Frau Renner.

Wie, Baurath und 1200 Thlr. Gehalt?

Renner (giebt Richard die Hand).

Nun, es freut mich von Herzen, daß es gelungen iſt!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Kiebitz (im höchſten Putz mit einem Blumenſtrauß). Jette.

Kiebitz (leiſe zur Jette).

Jetzt geben Sie Acht, wie ich meine Werbung anbringe.

Jette (für ſich).

O Gott, wie pocht mir das Herz. Es ſcheint alſo, daß er doch Ernſt macht. Ich habe ſchon ſo lange auf dieſe Stunde gewartet.

Kiebitz.

Herr Renner, Frau Renner, Fräulein Julie! Wenn es erlaubt iſt, ſo möchte ich jetzt eine Anſprache an Sie halten, von deren Beantwortung das Glück meines Lebens abhängt.

Renner.

Immerzu.

Kiebitz.

Mir iſt als dem zukünftigen Prinzipal und Inhaber dieſes vielberühmten Specereigeſchäftes von Ew. Wohlgeboren die Aufgabe geſtellt worden, mich mit einer Gattin zu verſehen, weil eine ſolche im Stande iſt, den Flor der ſchwarzen Seife, des Schweizer, Holländiſchen und Limburger Käſes und der Heringe und der Bücklinge zu heben. Da ich die Richtigkeit dieſer Principien als geſchäftskundiger Mann einſehe, ſo habe ich ſchon längſt meine Augen auf eine ſanfte blonde Jungfrau geworfen.

Jette (für ſich).

Ich habe aber dunkle Haare.

Kiebitz.

Beſagte blonde Jungfrau hat mein Herz zu einer

Stufe der Begeiſterung emporgetragen, daß ich ihr noch jüngſt folgendes ſchöne Gedicht widmete:

Der Zucker ſchmecket ſüß und ſaftig die Roſine,
Sehr ſchön gedörrtes Obſt und ſcharf der Zimmetſtengel.
Doch ſüßer iſt das Wort, viel reizender die Miene,
Und lieblicher Dein Blick, Du ſchöner Liebesengel!

Jette (für ſich).

O, Gott, ich bin ein Liebesengel!

Julie (für ſich).

Wo will denn der Narr hinaus?

Renner.

Ich wünſchte, Du bliebeſt bei der Proſa und faßteſt Dich kürzer.

Kiebitz.

Nun denn, ich wünſche Fräulein Julie zur Frau!

Jette (für ſich).

O, der Abſcheuliche!

Frau Renner.

Iſt der Menſch verrückt?

Richard.

Der Unverſchämte.

Renner.

Ruhig, ruhig. Wäreſt Du zehn Jahre jünger, dann hätte Deine Werbung vielleicht Sinn, denn ich halte uns nicht für beſſer wie Dich. Doch wir wollen Julie fragen.

Julie.

Das iſt gar nicht nöthig. Ich bedanke mich ſchön!

Kiebitz (ſehr enttäuſcht).

Ah — ein Korb!

Renner (leiſe zu Kiebitz, den er beim Ohr faßt).

Wo ſteht Dir denn der Kopf, daß Du ſolche Eſeleien machſt? Wenn Du nicht bis morgen geſcheidt geworden biſt, ſo iſt es nichts mit dem Geſchäft, ich übergebe es dann der Jette.

Kiebitz.

Nein, da will ich doch lieber heute geſcheidt werden.

(Er geht ab.)

Jette (ihn begleitend).

Unverſchämter Menſch, ich dachte, Sie hätten es auf mich abgeſehen und nun gilt Ihre Werbung einer Anderen.

(Ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Renner. Frau Renner. Julie. Richard.

Richard.

Ich habe da eben eine Scene erlebt, die mich raſcher ſprechen läßt, als ich eigentlich wollte — Julie und ich ſind längſt einig. Da ich nun eine Stelle mit auskömmlichem Gehalte habe, ſo bitte ich Sie, geben Sie mir Ihre Tochter zur Frau.

Julie.

Ja, liebe Eltern, erfüllt uns dieſen Wunſch, der das höchſte Ziel unſeres Lebens iſt. —

Renner (für ſich).

Jetzt bietet ſich eine richtige Gelegenheit, ſie zu prüfen und meiner Frau eine Lehre zu geben, im Streben nach dem Höheren. (Laut.) Meine lieben Kinder, das geht leider nicht an. Die Mutter iſt gegen dieſe Heirath.

Frau Renner.

Aber, Renner, die veränderten Umſtände — —

Renner.

Liebe Hermine, wenn Du Dich doch nicht wieder aufregen wollteſt. Die Mutter meint nämlich, daß Eure Jugendliebe eine läppiſche Kinderei wäre, die durch den täglichen Umgang in demſelben Hauſe entſtanden ſei, und desbalb keine dauernde Feſtigkeit haben könne. Ich bin nun der Anſicht, daß die Mütter in Beziehung auf ihre Töchter ein beſſeres Auge haben, als die Väter, und muß ihr unbedingt beiſtimmen.

Frau Renner.

Ich möchte doch —

Renner.

So ſchweig' doch ſtill und denk' an Deine Nerven. Und dann hat meine Frau auch neuerdings den Grundſatz angenommen, fortan mit keinen Leuten in Verbindung zu treten, die ſich in einer höheren Lebensſtellung befinden.

Frau Renner.

Das heißt, es giebt —

Renner.

Aber ſchone Dich doch, Du ſiehſt ja, daß ich für Deine Anſichten einſtehe. — Da Richard nun aber bald Bau- und dann Regierungsrath wird, ſo iſt Julie nicht mehr für ihn. Wir ſind eben nur kleine Leute. Schlagt Euch alſo die Sache aus dem Kopf.

Frau Renner.

Wenn ich nun aber meine Anſichten geändert habe?

Julie.

Richard wird mich ewig lieben!

Richard.

Ja, das ſchwöre ich bei Gott! Und Sie kennen mich doch? —

Renner.

Auf Redensarten laſſen wir uns nicht ein. Die Mutter iſt in dieſem Augenblicke gerührt. Sie hat ein gar zu weiches Herz. Wir kennen ja alle ihre Nerven. Die Reue würde ſpäter nicht ausbleiben. Und deshalb ſetze ich dieſer Verbindung eine entſchiedene Weigerung entgegen, es ſei denn, daß Richard nach zwei Jahren noch dieſelben Geſinnungen hege, oder daß meine Frau als Commerzienräthin ihr Jawort geben könne, woran gar nicht zu denken iſt. Und damit bin ich fertig. Adieu!

(Er geht in das Zimmer links.)

Julie.

So iſt denn das ganze Glück meines Lebens zerſtört.

(Ab.)

Richard (heftig).

Ich weiß, wo er hinaus will, liebe Julie, der Reichthum hat ihn verblendet. Es iſt zum Verzweifeln! Alle Hoffnung dahin! (Raſch ab durch die Mitte.)

Fünfzehnter Auftritt.

Frau Renner.

Schändlich, abſcheulich! Er wälzt die ganze Gehäſſigkeit auf mich. Er tyranniſirt mich in ironiſcher Weiſe mit meinen eigenen Worten. Eine ſo ſchöne Partie zu verwerfen! Wir wären durch einen ſolchen Schwiegerſohn in die beſte Geſellſchaft gekommen. Ich hätte mein Streben nach dem Höheren erſt vollſtändig befriedigen können. O Gott, o Gott! (Sie ſetzt ſich mitten in der Bühne auf einen Stuhl und weint.)

Sechszehnter Auftritt.

Frau Renner. Frau Rabe und Frau Strauß (erſcheinen in der Mittelthür).

Frau Rabe (leiſe).

Sie iſt allein. Wir wollen doch noch einmal verſuchen, ſie zu gewinnen, denn wir haben ſie ſehr nöthig.

Frau Strauß (leiſe).

Sie weint.

Frau Rabe (leiſe).

Dann müſſen wir auch weinen. (Sie ſtellen ſich an die beiden Seiten von Frau Renner und weinen laut.)

Frau Renner (aufſehend).

Was iſt das? Wie, die Schweſtern?

Frau Rabe.

Ja, wir ſind hier und ſehen zu unſerer Genugthuung, daß Du Reue empfindeſt über die Schmach, die Du uns angethan haſt.

Frau Strauß.

Da kannſt Du uns jetzt Abbitte thun.

Frau Rabe.

Und uns demüthig um Verzeihung bitten.

Frau Renner (ſteht heftig auf).

Wollt Ihr mich auf's Neue reizen? Ihr ſeid gerade diejenigen, die mich auf das Niederträchtigſte beleidigt haben.

Frau Rabe.

Ei, Du willſt doch jetzt nicht die Sache umkehren? Du haſt uns bis in die tiefſte Seele gekränkt.

Frau Strauß.

Und ebenſo Dein Mann und Deine Tochter und der Kiebitz und die Jette und die ganze Boutike.

Frau Renner.

Welche neue Impertinenz! Ich weiß bald nicht mehr, wo mir der Kopf ſteht.

Frau Rabe.

Wenn Du das geringſte Familiengefühl haſt, ſo mußt Du Dich von dieſem Barbar von Kleinkrämer trennen.

Frau Strauß.

Und die ganze Sippſchaft im Stiche laſſen.

Frau Renner.

Wie, mein Kind und meinen Mann? Ihr ſeid nicht recht geſcheut, Ihr ſeid toll, Ihr ſeid verrückt.

Frau Rabe.

Nein, Du biſt toll, Du biſt verrückt.

Frau Strauß.

Ja, bei Dir rappelt's, Du biſt wahnſinnig. (**Während ſie heftig zanken,**

fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

(Dieſelbe Decoration.)

Erſter Auftritt.

Kiebitz (am Schreibpult).

Alſo der Eſſig iſt beſtellt. Ein ganzer Oxhoft. — (Er ſteht auf.) Und mir iſt es, als ſchwämme ich in einem Meer von Eſſig. Ach Gott, meine ſchönen Hoffnungen ſind auch Eſſig. „Sein oder nicht ſein, das iſt die Frage,“ ſagt Hammel bei Kotzebue. „Was iſt das Leben ohne Liebesglanz, ich werf' es hin, wie einen Handſchuh“ ſagt — ja, wer ſagt es doch? — Ich weiß es augenblicklich nicht, — aber Kiebitz ſpricht und fühlt es tief — o Julie!

Ich muß die Holde laſſen,
Und, will mir's auch nicht paſſen,
Die Jette jetzt erfaſſen,
Um Magazin und Caſſen
Und der Artikel Maſſen
In Fäſſern, Töpfen, Taſſen
Nicht gänzlich zu verlaſſen.

Das war ſchön! Kein griechiſcher Dichter kann reinere Reime machen. Ach welch' ein Troſt liegt in der göttlichen Poeſie. Jedoch:

Wie fühl' ich mich enttäuſcht!
Mein Herz iſt mir zerfleiſcht
Und meine Seele kreiſcht
In Angſt und Noth und Zweifel.
Ich wünſch', ich wär' beim Teufel!

Zweiter Auftritt.

Kiebitz. Frau Renner (kommt von links).

Frau Renner.

Was machen Sie denn?

Kiebitz.

Ich ergieße die Gefühle meines Buſens.

Frau Renner.

So gießen Sie nur nichts daneben, wie Sie es oft mit dem Oel machen.

Kiebitz (beleidigt.)

Frau Renner, Sie werden erlauben, aber eine ſolche Antwort habe ich nicht von Ihnen erwartet.

Frau Renner.

Wie ſo?

Kiebitz.

Hochverehrteſte Frau Prinzipalin, Sie ſind ja die einzige Seele in dieſem Hauſe, mit der ich ganz übereinſtimme. Ihr edles weiches Herz, Ihr zartbeſaitetes Gemüth — ach — dieſe Sympathie!

Frau Renner.

Ich weiß gar nicht, was Sie ſagen wollen.

Kiebitz.

O allerwertheſte, niemals hoch genug zu ſchätzende Dame, Sie werden empfinden, daß wir Eins ſind.

Frau Renner.

Wir Eins? (Für ſich.) Will mir der Menſch eine Liebeserklärung machen?

Kiebitz.

Ja, wir ſind Eins in dem Streben nach dem Höheren.

Frau Renner.

Sie ſind ein Narr, ein Faſelhans! Machen Sie, daß Sie fortkommen und gehen Sie in den Laden. —

Kiebitz.

Schon wieder bin ich abgeblitzt?
O wie der Gram im Herzen ſitzt und ſchwitzt!
Es iſt jetzt meine letzte Stätte
Bei unſrer Ladenjungfer Jette. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Frau Renner. Julie (von rechts).

Julie.

Nun, haſt Du den Vater nicht umgeſtimmt?

Frau Renner.

Nein, er blieb feſt wie eine Mauer. Es war ihm gar nicht beizukommen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Renner.

Renner.

Ich komme eben aus der Wahl für den neuen Stadtrath. Eine langweilige Geſchichte! Aber man muß ſeiner Pflicht als Bürger gerecht werden.

Frau Renner.

Wer iſt denn gewählt worden?

Renner.

Ich weiß es nicht. Ich habe meine Stimme abgegeben und bin meines Weges gegangen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Jette.

Jette.

Hier iſt ein Brief und ein Packetchen für den Herrn Renner. (Sie überreicht Renner einen Brief und ein Packet.)

Renner.

Ein Brief mit dem Siegel der Regierung. Was kann das ſein? (Er öffnet den Brief.) Vom Präſidenten. „Euer Wohlgeboren überreiche ich im Namen Seiner Majeſtät unſers allergnädigſten Königs den beiliegenden Orden, auf den Sie ſich durch Ihre großen Verdienſte um die zu erbauende Eiſenbahn eine gerechte Anwartſchaft erworben haben. Indem ich Ihnen meine herzlichen Glückwünſche zu der gedachten Auszeichnung bringe, ſchätze ich mich glücklich, einen ſo vortrefflichen, patriotiſchen und uneigennützigen Bürger in meinem Verwaltungskreiſe zu beſitzen, und ſpreche die Hoffnung aus, daß es mir bald vergönnt ſein möge, Ihnen auch perſönlich meine Achtung und Verehrung an den Tag legen zu können. Mit vorzüglicher Hochachtung —“

Frau Renner (aufgeregt).

Was hör' ich? Laß doch ſehen!

Renner.

Da, öffne das Packetchen. (Er giebt ihr das Packet.)

Frau Renner
(öffnet, ein Etui mit einem Orden kommt zum Vorſchein).
Wahrhaftig, ein Orden.

Julie (tritt hinzu).
Ja, ein Orden.

Frau Renner.
Welche Auszeichnung! Ich werde ihn Dir gleich anheften.

Renner.
Ich denke, wir ſparen uns das für eine andere Gelegenheit.

Frau Renner.
Nein, ich muß ſehen, wie Du Dich mit der Decoration ausnimmſt.

Julie.
Ja, das möchte ich auch.

Renner.
Nun, wenn es Euch Freude macht.

Frau Renner (ſteckt ihm den Orden an).
Wahrhaftig. Ei, wie ſchön!

Renner.
Ich habe das Ding nicht geſucht, aber ich verdiene es am Ende ſo gut, wie eine Menge von Leuten, die es erſchmeicheln und erkriechen.

Frau Renner.
Du biſt alſo jetzt Ritter?

Renner.
Ja, Ritter. Schade, daß es Dich nicht zur Ritterin macht. —

Sechſter Auftritt.

Vorige. Rabe. Strauß. Frau Rabe und Frau Strauß (bleiben im Hintergrund).

Rabe.

Guten Tag, mein Verehrteſter.

Strauß.

Ich biete gleichfalls — heißt das — meinen ergebenſten Gruß.

Frau Renner (leiſe).

Die kommen mir ſehr ungelegen.

Renner (leiſe).

Und mir ſehr gelegen. (Laut.) Guten Tag, meine Herren Schwäger.

Rabe.

Meine Sabine hat dieſen Morgen eine unliebſame Begegnung in Ihrem Hauſe gehabt.

Strauß

Und meine Malwine gleichfalls — heißt das.

Renner (für ſich).

Lange Haare, kurze Sinne.

Rabe.

Das hat uns aber nicht gehindert, Ihnen bei der heutigen Stadtrathwahl unſere Stimmen zu geben.

Strauß.

Und in jeder Weiſe — heißt das — für Sie zu wirken.

Rabe.

So, daß unſere Bemühungen mit dem vollſtändigſten Erfolg gekrönt wurden.

Strauß.

Und daß Sie mit ungeheurer Majorität — heißt das — gewählt worden ſind.

Frau Renner.

Wie, mein Mann iſt jetzt auch Stadtrath geworden?

Renner (leiſe zu Frau Renner).

Aber noch lange nicht Commerzienrath. Auch Schuſter und Schneider werden Stadträthe. Die Frauen pflegen den Titel nicht zu führen. (Zu Rabe und Strauß.) Ich bin meinen Mitbürgern von ganzem Herzen dankbar.

Rabe.

Nun, dann haben wir uns nicht umſonſt Mühe gegeben. Ich kann wohl ſagen, daß ich redlich mein Theil zu dem Erfolge beigetragen habe, denn ich brachte die Nachricht, daß Sie wegen Ihrer Verdienſte um die Eiſenbahn decorirt worden ſind.

Strauß.

Und ich ſtellte — heißt das — mich auf den Tiſch — heißt das — und ſprach über Ihre bürgerlichen Tugenden, Ihren ſtillen Wohlthätigkeitsſinn, Ihre Herzensgüte — heißt das.

Renner.

Nun, meine Herren, ich danke, und da ich das ehrenvolle Amt keineswegs angeſtrebt habe, ſo kann ich es um ſo mehr annehmen — heißt das.

Frau Renner.

Wenn ich nur wüßte, wie Alles zuſammenhängt.

Renner.

Nur ruhig! Es wird ſich ſchon aufklären.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Nathan.

Nathan.

Gott's Wunder. Es geht in der Welt jetzt Alles mit Rieſenſchritten. Ich bringe meine beſten Glückwünſche. Und hier bringe ich auch den Act des Notars. Alles in Richtigkeit. Der Füchsler, der ſchlechte Menſch, zieht ſchon morgen aus, ſo daß Sie können einziehen mit Ihrer Frau Gemahlin und Fräulein Tochter in einer Woche.

(Giebt Renner ein Packet Acten.)

Frau Renner.

Wie, habe ich recht gehört? Wir ſollen den Palaſt beziehen?

Renner.

So iſt es. Du kannſt Dir die Gemächer Deiner Freundin, der Frau Commerzienräthin Füchsler, auswählen.

Frau Renner.

Aber Renner, ich bitte Dich, treibe keinen Spott mit mir. —

Renner.

Daran denke ich nicht.

Nathan.

Gott der Gerechte, es iſt ſo wahr wie Gott lebt.

Frau Renner.

Alſo wirklich? Das iſt ja die ſchönſte Rache von der Welt. O, Du guter Renner! (Sie fällt ihm um den Hals.)

Renner.

Umarmen darfſt Du mich, aber von Rache ſollſt Du nicht ſprechen.

Frau Renner.

Wie iſt es denn zugegangen?

Renner.

Das wirſt Du ſchon ſpäter erfahren. Erſt von den Geſchäften. Oder ſoll ich jetzt auch nicht von Geſchäften reden.

Frau Renner.

Alles, was Du willſt.

Nathan.

Was das Landhaus und den Park betrifft, ſo können Sie antreten auf der Stelle den Beſitz.

Frau Renner.

Wie, auch das Landhaus und den Park?

Renner.

Ja, auch das Landhaus und den Park, aber es wird nicht bewohnt, es wird verwerthet, wie unſer anliegender Garten. Die Eiſenbahn, der Bahnhof und ein neuer Stadttheil ſollen dort angelegt werden.

Nathan.

Abraham, Iſaak und Jacob. Und wie haben mich ſchon überlaufen die Makler mit ihren Anfragen. Alles will haben Bauplätze. Sie haben mir ſchon geboten im Durchſchnitt einen Thaler für den Quadratfuß, aber es muß noch beſſer kommen. Ich verdiene dabei mindeſtens 10,000 Thaler. Der Herr Renner iſt jetzt ein Millionair, aber er verdient es, der großmüthige Mann.

Rabe.

Das iſt ja ungeheuer.

Strauß.

Exorbitant — heißt das.

Frau Renner.

Es wirbelt mir vor den Augen. Aber wie haſt Du denn das fertig gebracht?

Renner.

Nun zunächſt durch Heringe, Käſe, Seife und Oel und dann durch allerlei andere Geſchäfte, bei denen mir gute Freunde, wie der Richard und beſonders der brave Nathan, geholfen haben. Ja, ſieh ihn nur an, den Nathan. Grade geſtern Abend, als Du ſo böſe wurdeſt, Hermine, da haben wir den Handel beſprochen. Er iſt und bleibt mein Freund. Du könnteſt Dich wohl mit ihm verſöhnen und ihm die Hand reichen.

Frau Renner (giebt Nathan die Hand).

Von ganzem Herzen.

Nathan.

Gott der Gerechte, was für ein großmüthiger Mann. Er nennt mich ſeinen Freund. Aber noch mehr, die Frau Renner hat mich mein Lebtag nicht können ausſtehen, und nun hat er gemacht, daß ſie mir giebt ihre Hand. Gott's Wunder, er iſt ein gewaltiger Mann. —

Frau Renner.

Ich bin auch ganz erſtaunt über Dich, Renner.

Renner.

Du meinſt alſo nicht mehr, daß meine Geſchäfte nichts Ordentliches einbrächten? Stehe ich noch hinter Füchsler zurück?

Frau Renner.

Nein, ich bin recht dumm geweſen. Julie, ſo komm' doch und freue Dich mit uns.

Julie.

Ach Gott — über die Schätze kann ich mich nicht freuen, da ich den beſten Schatz verloren habe.

Frau Rabe (tritt vor).

Liebe Hermine, wir kommen, unſere Differenz mit Dir auszugleichen.

Frau Strauß (tritt vor).

Und uns, wie es ſich unter zärtlichen Verwandten ziemt, mit der theuren Schweſter auszuſöhnen. Hermine, an Dein Herz!

Frau Rabe.

Ja, an Dein Herz, geliebte Schweſter!

(Beide umarmen Frau Renner.)

Renner (für ſich).

Ich hab's mir gedacht. Die Raben kehren immer an die Stelle zurück, wo noch etwas zu holen iſt.

Frau Renner.

Nun, das läßt ſich denn doch nicht ſo raſch vergeſſen, wenn ich auch nur die Frau eines Specereihändlers bin.

Frau Rabe.

Aber, das biſt Du jetzt nicht mehr.

Frau Strauß.

Du biſt uns jetzt wieder ganz ebenbürtig geworden. —

Frau Rabe.

Und deshalb ſind wir da, Deinen Mann, Dich und Deine Tochter auf das Angelegentlichſte zu bitten, unſern Ball zu beſuchen.

Frau Renner (freudig überraſcht).

Wie? Zu Eurem Ball? Renner, was meinſt Du dazu? —

Renner.

Ich meine, daß Du mit Deinen Principien in Conflict kommſt, wenn Du Dich jetzt dennoch bereden läßt.

Frau Renner.

Allerdings — indeß ſie ſind doch meine Schweſtern und bitten jetzt ſo artig.

Renner (für ſich.)

Ich habe mir gedacht, daß es bald einen Rückfall geben würde.

Achter Auftritt.

Vorige. Jette.

Jette (bringt eine Einladungskarte).

Dieſe Karte iſt eben abgegeben worden. (Ab.)

Renner (betrachtet die Karte, für ſich).

Grade zur rechten Zeit.

Frau Renner.

Wie iſt es denn, Renner?

Renner (giebt ihr die Karte).

Da lies!

Frau Renner.

O Himmel, eine Einladung zum Ball des Präſidenten.

Frau Rabe, Frau Strauß, Rabe, Strauß (erſtaunt und nacheinander).

Zum Präſidenten?

Renner.

Jetzt magſt Du Dich entſcheiden. Aber wahrſcheinlich gehſt Du lieber zu Deinen Schweſtern.

Frau Renner.

Warum nicht gar? Die kann ich alle Tage haben. Aber beim Präſidenten, da iſt vielleicht der König, der hohe Adel, die Officiere, die Beamten. O, wie freue ich mich. Welch ein Glück! Du lieber guter Renner! Du theure Julie! Laßt Euch umarmen. (Sie umarmt Beide.) O ich bin ganz außer mir. Jetzt ſtehe ich doch mindeſtens ſo hoch wie meine vornehmen Schweſtern. So lohnt ſich das rechte Streben nach dem Höheren. —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Kiebitz.

Kiebitz.

Eben ſtand ich am Syruptiegel,
Da kamen zwei Briefe mit großem Siegel,
Die ich abzugeben habe
An Herrn Strauß und an Herrn Rabe.
(Er giebt die Briefe ab und geht.)

Rabe (beſieht den Brief).

Von der Regierung.

Strauß.

Von unſerem Chef — heißt das.

Frau Rabe.

Jetzt kommt der große Moment, wo wir Räthinnen werden.

Frau Strauß.

Es iſt erhaben — lies raſch!

Rabe (lieſt).

Ew. Wohlgeboren — o Himmel.

(Der Brief fällt ihm aus der Hand.)

Strauß.

Ew. Wohlgeboren — heißt das — es iſt nichts.

(Er läßt den Brief fallen.)

Frau Rabe (hebt einen Brief auf und lieſt).

— muß ich leider die Meldung machen,

Frau Strauß (hebt gleichfalls den Brief auf und lieſt).

— muß ich leider die Meldung machen, —

Frau Rabe.

— daß Se. Majeſtät —

Frau Strauß.

— daß Se. Majeſtät —

Frau Rabe.

— nur eine Auszeichnung zu verleihen, die Gnade gehabt —

Frau Strauß.

— nur eine Auszeichnung zu verleihen, die Gnade gehabt —

Frau Rabe.

nämlich an den um das Wohl der Stadt und ſeiner Mitbürger überaus verdienten Herrn Kaufmann Renner.

Frau Strauß.

— Kaufmann Renner! Empörend!

Frau Rabe.

Unerträglich!

Frau Strauß.

Dahinter ſteckt eine Intrigue.

Frau Rabe.

Ränke und Tücken!

(Sie ziehen ſich weinend mit ihren Männern in den Hintergrund zurück.)

Frau Renner.

Jetzt thun ſie mir doch leid.

Renner.

Man muß nicht eher fliegen, bis man flügg' iſt.

Frau Renner.

Du haſt recht. Aber das Herz iſt mir mit einmal ſo weich. Und darum mußt Du mir jetzt einen Gefallen thun. Wir wollen unſere Julie glücklich machen. Das arme Kind! Wir müſſen den Richard zurückrufen. Die rechte Freude und Luſt geht erſt an, wenn ſie ein Paar ſind.

Nathan (gerührt).

Gott ſoll mich ſtrafen, ſie iſt doch im Grunde des Herzens eine brave gute Frau.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Richard (tritt auf, den Arm in einer Binde).

Julie.

Richard, um Gottes Willen, was iſt geſchehen? — (Sie eilt zu ihm.)

Renner.

Aber Richard, lieber Richard, was haſt Du?

Frau Renner.

O Himmel, Sie ſind doch nicht verletzt?

Richard.

Beruhigen Sie ſich, es iſt nichts. Nur eine kleine Contuſion.

Julie.

Rede, rede, ich vergehe vor Angſt.

Richard.

Als ich von Ihnen wegging, begab ich mich auf die Stelle, wo der Bahnhof angelegt werden ſoll. Se. Majeſtät der König hatten die Direction wiſſen laſſen, daß er den Ort beſichtigen wolle, und ich war aufgefordert worden, die Führung zu übernehmen. Ich fand bereits Alles verſammelt. Nach einer Weile ſahen wir in der Ferne den Wagenzug. Die Menge, welche rings den Platz füllte, brach in ein lautes Freudengeſchrei aus, da ſcheuten die Pferde der königlichen Equipage und gingen durch. Jedermann ſah die Gefahr und es wurde plötzlich todtenſtill. In der That drohte der Wagen an der nächſten Mauerecke umgeworfen und zerſchellt zu werden. Mit raſchem Entſchluſſe warf ich mich den Thieren in den Zügel. Der König war gerettet, ich trug eine leichte Verletzung davon.

Julie.

Gott ſei Dank, daß es nichts Schlimmeres iſt.

Renner.

Braver Richard.

Frau Renner.

Wahrlich, eine wackre That.

Nathan.

Gott der Gerechte. Muth hat er wie ein Löwe. Ich hätte nicht gehabt die Courage.

Richard.

Seine Majeſtät ſtiegen ſogleich aus und erkundigten ſich in der freundlichſten Weiſe nach meinem Befinden. Als er ſah, daß die Verletzung nur unbedeutend war, forſchte er nach meinen Verhältniſſen und ſagte, ich ſolle mir eine Gnade ausbitten.

Rabe.

Da hat er Sie gewiß zum Baurath gemacht.

Strauß.

Natürlich und zum Regierungsrath — heißt das.

Nathan.

Ich hätte mir ausgebeten 20,000 Thaler.

Richard.

Ich habe von meinen braven Pflegeältern erzählt und erſuchte Seine Majeſtät, Herrn Renner zum Commerzienrath zu machen.

Frau Renner.

Wie zum Commerzienrath? Der brave Richard!

Richard.

Und das verſprach er mir denn auch ohne Umſtände.

Renner.

Ich danke Dir, lieber Richard.

Frau Renner (vor Freude ſtrahlend).

Und ich bin alſo Commerzienräthin! — Was ſagt Ihr nun, meine Schweſtern?

Frau Rabe.

Wie, Commerzienräthin? Und ich nicht — ſchändlich. Komm, Rabe! (Ab mit Rabe.)

Frau Strauß

Wirklich, Commerzienräthin? Und ich gar nichts. Abſcheulich. Komm, Strauß! (Ab mit Strauß. Für ſich.) So iſt ſie doch über uns hinaus.

Frau Renner.

Aber, Alwine, Sabine!

Renner.

Laß ſie jetzt. Sie werden ſchon wieder kommen.

Frau Renner.

Und dann wollen wir recht freundlich mit ihnen ſein. Aber, Renner, jetzt wirſt Du Richard doch unſere Julie zur Frau geben. Sie lieben ſich ja beide ſo ſehr.

Renner.

Ja, wenn Du das einſiehſt und nicht mehr glaubſt, daß es ſich um eine läppiſche Jugendliebe handelt, dann mögen ſie einander beſitzen. Da habt Ihr Euch! (Er führt Julie in Richard's Arme.)

Richard

O, welch ein Glück, theure Julie!

Julie.

Lieber Richard. (Sie umarmt ihn.) O, ich wußte es wohl. Der gute Vater! (Sie umarmt den Vater.) Mutter, wie glücklich bin ich! (Sie umarmt die Mutter.)

Nathan.

Gott der Gerechte, ich muß an meine arme Rebekka denken. Ich bin auch einmal geweſen jung.

Renner.

Seid glücklich, Kinder, und ſtrebt nur nach dem Höheren, was das wirklich Gute iſt.

Elfter Auftritt.

Vorige. Kiebitz und Jette (kommen Arm in Arm).

Kiebitz.

Da hier eine Verlobung gefeiert wird, komme auch ich heran und melde dem Herrn Renner, daß ich jetzt geſcheidt geworden bin und auch die rechte Frau für mich gefunden habe. Sehen Sie — die Jette —

Renner.

Und iſt die Jette damit einverſtanden?

Jette.

Jawohl, vollkommen.

Renner.

So geht hin und werdet ein glückliches Paar. Aber, Kiebitz, daß Du mir die Flauſen und die Verſe läſſeſt.

Kiebitz.

So ſchließt wie Klett' an Klette
Sich Glied an Glied die Kette,
Es lieben ſich um die Wette
Auch Kiebitz und — und die Jette.

(Der Vorhang fällt.)

Sie macht Alle glücklich.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zuerſt aufgeführt am 16. Juli 1867 im Volkstheater
zu München.

Perſonen:

Cäcilie Wentheim.
Major Henning.
Rudolph, ſein Sohn.
Gebhard, Gutsverwalter.
Johanna, ſeine Tochter.
Willmar, Hütteninſpector.
Anton, Gärtner.
Verſchiedene Arbeiter.

(Ein Gartenſalon. Im Hintergrunde eine Glasthüre und Fenſter, die auf eine Terraſſe führen, rechts und links Thüren. Kränze und Blumen ſchmücken die Möbel.)

Erſter Auftritt.

Gebhard. Johanna. Willmar. Anton und verſchiedene Arbeiter.

Gebhard.

Alſo ich will Euch eine Rede halten. Aufgepaßt! Habt Ihr Alle verſtanden? (Er ſieht ſich pathetiſch um.) Ich frage, ob Ihr mich Alle verſtanden habt?

Anton.

Was denn?

Gebhard.

Nun, was ich Euch jetzt ſagen will.

Anton.

Sie haben es ja aber noch gar nicht geſagt.

Gebhard.

Richtig, ich habe es Euch nicht geſagt. Ihr ſolltet auch nur darauf antworten, ob Ihr verſtanden habt, daß ich Euch jetzt eine Rede halten will.

Anton.

Ich glaube, das haben wir verſtanden.

Gebhard.

Dann iſt Alles in Ordnung und ich kann anfangen. Alſo, mein Grundſatz iſt erſtens: Oekonomie, zweitens: Fuß beim Mal gehalten und drittens: Reſpect.

Anton.

Das haben wir ſchon ſo oft gehört, daß wir es auswendig wiſſen.

Gebhard.

Stillgeſchwiegen, vorlauter Geſell! Wer unterbricht den Paſtor auf der Kanzel?

Anton (für ſich).

Er iſt aber doch gar kein Paſtor, auch wenn er noch einen dickern Bauch hätte.

Gebhard.

Alſo fortgefahren. Die Herrin des Schloſſes und der Güter, Fräulein Cäcilie Wentheim, iſt eingetroffen.

Anton.

Das wiſſen wir ja ſchon.

Gebhard.

Gleichviel, ob Ihr es wißt, es gehört aber in meine Rede. Und jetzt könnt Ihr gehen. — (Die Leute wollen gehen.) Nein, Ihr könnt noch nicht gehen. Der Burſche bringt mich ganz aus dem Context. Im Gegentheil, haltet Euch in der Nähe, denn Ihr ſollt dem Fräulein vorgeſtellt werden. Und jetzt erſt könnt Ihr Euch entfernen und im Vorzimmer aufſtellen.

Anton.

Das iſt aber doch ſchwer zu thun, zu gehen und doch Fuß beim Mal halten.

Gebhard.

Ei was, Dummkopf, Ihr haltet draußen Fuß beim Mal. Kommt mit. (Alle ab, außer Johanna und Willmar.)

Zweiter Auftritt.

Willmar. Johanna.

(Beide ſchmücken hier und dort das Zimmer.)

Johanna.

So, nun ſtecken die Blumen in den Vaſen. Tiſche und Stühle ſind in Ordnung. Es iſt wieder ganz wohnlich in dem öden Zimmer, das ſeit zehn Jahren keine Bewohner mehr hatte.

Willmar.

Wenn die neue Bewohnerin nur nicht den alten Frieden ſtört. Ich habe eine geheime Angſt vor dem Fräulein.

Johanna.

Und warum?

Willmar.

Die junge Dame iſt großjährig. Sie wurde im Kloſter erzogen und kennt weder die Welt noch die Menſchen; in einem Köpfchen von neunzehn Jahren ſtecken oft wunderliche Grillen.

Johanna.

Aber, Franz, ich bin auch erſt neunzehn Jahre alt.

Willmar.

Die Gegenwärtigen ſind immer ausgenommen.

Johanna.

Das war Dir gerathen.

Willmar.

So könnte ſie alſo leicht hier große Neuerungen machen, und uns, die wir uns ſo herzlich lieben, auseinanderreißen. Johanna, wirſt Du mich denn immer lieben?

Johanna.

Das verſteht ſich. Ich bleibe Dir ewig treu.

Willmar.

Gott ſei Dank. (Er umarmt und küßt ſie.) Und jetzt leb' wohl, damit der Vater uns nicht überraſcht. (Ab.)

Johanna (ihm nachrufend).

Und nun keine Zweifel mehr.

Dritter Auftritt.

Johanna. Gleich darauf Rudolph.

Johanna.

Ein braver Menſch. Mit dem läßt ſich ſchon leben. Wenn er nur etwas mehr in der Taſche hätte, dann würde der Vater nicht ſo ſehr gegen die Heirath ſein. (Sie putzt mit einem Wedel Staub von den Stühlen.) Ja, ja, die Väter. Sie meinen immer, man könne nicht glücklich werden, wenn man nicht alle Säcke voll Geld hat.

Rudolph

(legt draußen Flinte und Jagdſack bei Seite und ſteigt leiſe mit einem großen Blumenkranze durch das Fenſter, ſchleicht hinter ſie und ſetzt ihr den Kranz auf das Haupt.)

Johanna (aufſchreiend).

Ha, was iſt das? Herr Rudolph, wie haben Sie mich erſchreckt?

Rudolph.

Allerliebſt, Allerliebſt!

Johanna.

Schämen Sie ſich.

Rudolph.

Sie ſind ein junges Mädchen und wollen ſich nicht ſchmücken laſſen?

Johanna.

Wenigſtens nicht von Ihnen. (Nimmt die Blumen ab und betrachtet ſie.) Herr Gott, was haben Sie da gethan? Das ſind ja die ſchönſten und ſeltenſten Blumen, die der Gärtner den ganzen Winter gepflegt hat, um ſie vor die Fenſter des Fräuleins zu ſetzen.

Rudolph (betroffen).

So? — Ach, was liegt denn an ein paar Blumen?

Johanna.

Das können Sie nicht verantworten.

Rudolph.

O ja, das kann ich.

Johanna.

Und wie wollen Sie das?

Rudolph.

Sehen Sie, als ich noch Student war, da wohnte mir gegenüber im Kloſter ein wunderſchönes Mädchen, das ſah ich oft im Garten ſpielen, und da pflückte es ſich Blumen und wand ſich Kränze und ſteckte ſie in das Haar, und das ſah ganz herrlich aus.

Johanna.

Aber was geht denn das mich an?

Rudolph.

Seien Sie nur nicht ſo aufgebracht. Ach, es war ein ſo reizendes anmuthiges Kind und hatte in ſeinem Kranze ein bezauberndes Anſehen. Und wie ich nun durch das Fenſter ſchaue, da dünkt es mir, als wenn Sie dem Mädchen glichen. Bei dieſem Gedanken klopfte mir das Herz hoch auf. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber plötzlich rupfe ich die Blumen auf der Terraſſe ab, mache einen Kranz daraus und nehme mir vor, Ihnen das Gewinde auf den Kopf zu ſetzen, um wieder einmal recht lebendig das ſchöne Bild aus ſeliger Zeit vor Augen zu haben.

Johanna.

Sie ſind ein wunderlicher Heiliger. Was ich Ihnen da für ſeltſame Gedanken erregt habe.

Rudolph.

Ja wohl. Und Sie haben noch allerlei andere Wünſche wach gerufen.

Johanna.

Das wäre?

Rudolph.

Ja, ja, es iſt ſo.

Johanna.

Ei, ſo reden Sie doch.

Rudolph.

Nein, das geht doch nicht an — Sie würden es am Ende übel nehmen.

Johanna.

Warum nicht gar.

Rudolph.

Sie waren ſchon ſo aufgebracht wegen des Kranzes.

Johanna.

Das that der Schrecken.

Rudolph.

Der Zorn iſt aber noch ſchlimmer als der Schrecken. Jetzt würde ich Sie vielleicht zur Wuth reizen.

Johanna.

Welche Einbildungen!

Rudolph.

Seien Sie nur nicht ſo dreiſt.

Johanna.

Ach was, Sie ſuchen nach Ausflüchten, weil Sie nicht wiſſen, was Sie ſagen ſollen.

Rudolph.

Wenn Sie das meinen, ſo werde ich es Ihnen zwar nicht ſagen, aber zeigen.

Johanna.

Nun, da bin ich doch neugierig.

Rudolph (umarmt und küßt ſie).

Da haben ſie es.

Johanna (giebt ihm eine Ohrfeige).

Sie Unverſchämter! (Läuft weg, indem ſie den Kranz fallen läßt.)

Vierter Auftritt.

Rudolph. Gebhard (iſt während der letzten Umarmung eingetreten).

Gebhard.

Ho, Ho! Fuß beim Mal gehalten, Fuß beim Mal! Iſt das Reſpect hier in meiner Oekonomie?

Rudolph (verlegen).

Nein — das war — das war —

Gebhard.

Das war ein Kuß.

Rudolph.

Freilich.

Gebhard.

Wer erlaubt Ihnen denn, hier junge Mädchen und vor allem meine Tochter zu küſſen?

Rudolph.

Es iſt ja gar nicht böſe gemeint.

Gebhard.

Mag ſein, aber Sie machen die Leute böſe mit ſolchen Streichen.

Rudolph.

Und ich bin eigentlich auch gar nicht Schuld.

Gebhard.

Sie wollen wohl die Urſache auf Johanna ſchieben?

Rudolph.

Gewiſſermaßen.

Gebhard.

Und die Ohrfeige?

Rudolph.

Nun, die habe ich in den Kauf bekommen.

Gebhard.

Ich verbitte mir für alle Zukunft ſolche Händel.

Rudolph.

Ja, ſehen Sie einmal. Ich dachte an ein ſchönes Mädchen, und wie ich ſie ſo gern einmal küſſen möchte.

Gebhard.

Ach was, Sie Gelbſchnabel, Sie thun am Beſten, daß Sie noch gar nicht an ſchöne Mädchen und am wenigſten an's Küſſen denken.

Rudolph.

Da mögen Sie wohl Recht haben.

Gebhard (ſieht den Kranz und hebt ihn auf).

Wie, was ſeh ich? Den offenkundigſten Mangel an Reſpect in meiner Oekonomie. Das ſind ja die Blumen für das Fräulein.

Rudolph.

Allerdings — auch die habe ich in Gedanken an das ſchöne Mädchen gepflückt.

Gebhard.

Nun, das iſt mir eine ſaubere Geſchichte. Es ſcheint, daß Sie wieder allerlei Unfug beginnen. Seit geſtern erſt angelangt, bringen Sie lauter Wirrwarr in Haus und Gärten. Kaum waren Sie hier, da haben Sie ſich zu Pferde geſetzt und ſind im wilden Flug durch alle Beete der Anlage geſtürmt und haben uns die ſchönſten Gewächſe überritten. Heißt das Fuß beim Mal und Reſpect gehalten, wie ich es hier immer in meiner Oekonomie predige?

Rudolph.

Sie ſind aber auch gar zu ſtreng mit Ihrem Fuß beim Mal und ihrem Reſpect in Ihrer Oekonomie. Ach, Sie wiſſen nicht, wie es einem zu Muthe iſt, wenn man ſo ein ganzes Jahr in der Stadt geſeſſen und nichts wie corpus juris, Pandecten und Inſtitutionen vor Augen gehabt hat. Kommt man dann einmal hinaus in die geliebte Heimath und ſieht ſich um in Garten, Wald und Feld, ſo iſt man gleich aus Rand und Band, und man weiß nicht, wie man vor lauter Vergnügen mit allen Vieren um ſich ſtrampeln ſoll. Ach Gott, ich war ſo glücklich, ſo überglücklich, und jetzt höre ich nichts wie Vorwürfe.

Gebhard.

Meine Vorwürfe ſind nur ein Vorſpiel. Das rechte Donnerwetter ſoll erſt einſchlagen, wenn Ihr Herr Vater, der Herr Major, ſich losläßt.

Rudolph.

Wie, Sie wollen den Unſinn auch noch bei dem alten Herrn anbringen?

Gebhard.

Das verſteht ſich und ſchließlich bei der jungen Herrſchaft, unſerem gnädigen Fräulein. Sie Thunichtgut, Sie Friedensſtörer, Sie Mädchenküſſer, Sie Blumenraufbold.

Rudolph.

Nun, meinetwegen, Sie ſind ein alter Krippenbeißer. Jedenfalls iſt es am beſten, ich halte mich bei Seite, bis die erſte Hitze verdampft und begebe mich auf die Jagd.

Gebhard.

Das können Sie machen, wie Sie wollen. Aber ich rathe Ihnen Oekonomie beim Schießen!

Rudolph (geht, kehrt aber noch einmal um).

Herr Verwalter, was wünſchen Sie in die Küche, Faſanen, Rebhühner oder —

Gebhard.

Gar nichts will ich von Ihnen, als daß Sie Fuß beim Mal halten.

Rudolph.

Auch gut. (Springt durch das Fenſter, nimmt Flinte und Jagdtaſche und entfernt ſich.)

Fünfter Auftritt.

Gebhard (legt den Kranz auf den Kamin).

Das iſt ja ein ganz verzweifelter Burſche. Er thut, als wäre er allein für die Welt und die Welt allein für ihn da. Das kömmt aber von der Erziehung. Der Alte hat ihm ſeine ungeregelten Naturtriebe ſtets durch die Finger geſehen. Da iſt keine Oekonomie! Und die Erziehung, da iſt kein Reſpect. So ſollte mir meine Tochter einmal begegnen, die wird mir Fuß beim Mal halten.

Sechſter Auftritt.

Gebhard (zieht ſich zurück). Cäcilie und der Major treten auf.

Major.

Alſo es gefällt Dir hier?

Cäcilie.

Freilich, Herr Vormund, ganz ausnehmend. Ich habe herrlich geſchlafen, und das Frühſtück hat mir vortrefflich geſchmeckt. Und dieſen Morgen ſchien die Sonne ſo hell und freundlich in mein Zimmer, und es kam ein ſo ſüßer Duft aus dem Garten und die Vögel ſangen ſo luſtig.

Major.

Du ſehnſt Dich alſo nicht zu Deinen Nonnen zurück?

Cäcilie.

Nicht im Mindeſten. Die waren alle ſo ernſt und ſtreng — kein Lachen — kein luſtiges Wort. Und auf Fröhlichkeit ſteht doch mein Herz.

Major.

Nun, dann wirſt Du hier nichts entbehren.

Cäcilie.

O ja, ich entbehre doch etwas.

Major.

Und was denn?

Cäcilie.

Den Kloſtergarten.

Major.

Wie, den alten feuchten Garten mit den dicken Kohlköpfchen, dem Spinat und Salat?

Cäcilie (verlegen).

Ja — aber — Davon erzähle ich ein ander Mal.

Major.

Auch gut. — Da iſt Gebhard.

Gebhard (tritt vor).

Reſpect, mein Fräulein. —

Major (zuckt am Arm zuſammen).

Da zuckt mich wieder die Schlacht von Leipzig im Arm. Hören Sie, Gebhard.

Gebhard.

Fuß beim Mal, Herr Major?

Major (er zuckt mit dem Beine).

Nun wird auch die Schlacht von Waterloo im Beine unruhig.

Cäcilie.

Aber zwei Schlachten auf einmal, Herr Vormund.

Major.

Ja, das iſt in der That zu viel.

Cäcilie.

Und die Schlachten liegen ja faſt zwei Jahre auseinander, und Waterloo iſt über hundert Meilen von Leipzig entfernt.

Major.

Ich ſehe, Du haſt Deine Geſchichte und Geographie bei der Hand. Wenn man aber bei Leipzig am Arme und bei Waterloo am Beine verwundet worden iſt, ſo ſind ſie in demſelben morſchen Körper dicht bei einander. Doch was ich ſagen wollte —

Gebhard.

Vielleicht von der Oekonomie?

Major.

Nein. Sind die Bewohner des Schloſſes verſammelt, damit ſie dem Fräulein vorgeſtellt werden?

Gebhart.

Ja, im Vorzimmer.

Major.

So gehen Sie auch in's Vorzimmer, bis ich klingele.

(Gebhard verbeugt ſich und geht.)

Siebenter Auftritt.

Cäcilie. Der Major.

Major.

Nehmen wir Platz.

Cäcilie.

Es iſt ja noch gar nicht lange her, daß ich aufgeſtanden bin. Da könnte ich auch wohl ſtehen.

Major.

Wie Du willſt. Die Schlacht von Leipzig in meinem Arm und die Schlacht von Waterloo in meinem Bein machen mir aber einen Seſſel wünſchenswerth. (Er ſetzt ſich.)

Cäcilie.

Ich war zwar nicht bei Leipzig und Waterloo, aber dann werde ich mich auch ſetzen. (Sie nimmt neben ihm Platz.)

Major.

So wollen wir denn von Geſchäften reden.

Cäcilie.

Ach ja, laſſen Sie uns von Geſchäften reden.

Major.

Du verſtehſt alſo ſchon etwas von Geſchäften?

Cäcilie.

Ei gewiß, ich habe immer das größte Intereſſe dafür gehabt.

Major.

Nun, das freut mich. Das hätt' ich den Nonnen nicht zugetraut, daß ſie Dich mit ſolchen Dingen bekannt machten.

Cäcilie.

O, die Nonnen haben es auch nicht gethan. Im Gegentheil, es war uns ſtreng verboten, uns darum zu bekümmern. Wenn wir aber durch die Stadt ſpazirten oder zur Kirche gingen, da gaben wir den Augen die Koſt und lugten nach allen Geſchäften. Ach, ſie waren ſo ſchön mit den Seiden- und Sammetroben, den Shawls und Hüten und Pelzen und Mänteln.

Major.

Davon iſt ja gar nicht die Rede.

Cäcilie.

Das thut mir leid, ich dachte ſchon, Sie wollten mir einige recht ſchöne Toiletten kommen laſſen.

Major.

Dummes Zeug.

Cäcilie.

Nein, das iſt kein dummes Zeug, alle jungen Mädchen denken immer an neue Kleider.

Major.

Du magſt Dir ſpäter ſo ſchöne Anzüge kommen laſſen, wie Du willſt, es handelt ſich aber jetzt um Deine eigenen Geſchäfte.

Cäcilie.

Aber lieber Herr Vormund, ich ſelbſt habe ja gar keine Geſchäfte.

Major.

Da höre nur einer die Einfalt. Da Du Vermögen haſt, haſt Du auch Geſchäfte.

Cäcilie.

So, ich habe Vermögen? Nun, das iſt ſchön, das freut mich ſehr. Bis jetzt habe ich immer geglaubt, ich wäre ganz arm.

Major
(zieht ein Papier heraus und giebt es Cäcilien).

Hier iſt das Teſtament Deines Vaters.

Cäcilie (traurig).

Ach, mein guter Vater, wenn er doch noch lebte.

Major.

Das wäre beſſer für mich und Dich. Er könnte Dir dann ſelbſt erklären, was mir jetzt ſo ſchwer wird. Aber zur Sache — lies doch.

Cäcilie (ſieht in das Papier).

Ich teſtire — ich legire, Artikel Eins — Artikel Zwei — Codicill — das ſind ja lauter fremde Worte, die ich mein Lebtag nicht gehört habe.

Major (für ſich).

Sancta simplicitas! (Laut.) Wie ſoll ich Dir denn Alles klar machen?

Cäcilie.

Verſuchen Sie es einmal.

Major.

Alſo —

Cäcilie.

Alſo —

Major.

Du zählſt jetzt neunzehn Jahre.

Cäcilie.

Ich wünſchte, ich wäre älter und verſtändiger.

Major (für ſich).

Ich auch. (Laut.) Und Du biſt von jetzt an die Beſitzerin dieſes Schloſſes, der Eiſenhütten und Liegenſchaften der Aecker, Wieſen und Wälder.

Cäcilie (verwundert).

Herr Gott, das iſt Alles mein? Schloß und Garten ſind mir ſchon recht. Was ſoll ich aber mit der Hütte machen? Ich verſtehe ja kein Eiſen zu kochen. Und in den Wäldern könnte ich mich am Ende verirren. Der Kloſtergarten —

Major.

Geht uns jetzt gar nichts an — ſondern das, was Du mit Deinem Beſitz zu machen haſt. Und da ſollſt Du Dich nicht verirren, und auch den Wald vor lauter Bäumen nicht ſehen. In dem Schloſſe ſollſt Du wohnen. Die Fabriken und all das andere Gut ſollſt Du bewirthſchaften laſſen.

Cäcilie.

Ach Gott, wenn ich das nur kann. Ich wünſche, mein Vater hätte mir das nicht gethan.

Major.

Du biſt ein Gänschen. Solches Eigenthum findet man nicht auf der Straße. Deinem Vater iſt es ſauer genug geworden.

Cäcilie.

Dann kann ich es freilich nicht ablehnen.

Major.

Gewiß nicht. Kurz, Du biſt im Beſitze eines ungeheuren Vermögens.

Cäcilie.

So?

Major.

Du biſt die Eigenthümerin einer Million.

Cäcilie.

Einer Million? Das iſt ja ungeheuer viel. Aber ſie beſteht doch nicht in blanken Thalern? Das wäre mir ſehr langweilig.

Major.

Warum denn?

Cäcilie.

Dann müßte ich doch das Geld nachzählen, und wir haben in der Schule gelernt, daß man eine Woche zu zählen hat, um mit einer Million zu Ende zu kommen.

Major.

Nein, das Geld ruht nicht in Kiſten und Kaſten, ſondern iſt ſicher angelegt in allerlei Beſitzthum. Jedermann würde ſich freuen, eine Million Thaler zu beſitzen, und Du jammerſt darüber?

Cäcilie.

Nein, ich jammere nicht. Nur iſt es mir nicht klar, warum ich mich ſo entſetzlich freuen ſoll. Ich hätte auch mit Weniger genug. Die Nonnen ſagten immer, das größte Gut ſei die Zufriedenheit.

Major.

Aber mit einer Million kann man auch noch hundert andere Menſchen zufrieden, ja ſogar glücklich machen.

Cäcilie (ſpringt auf und tanzt).

Wie, ich kann Hunderte von Menſchen glücklich machen? O, dann will ich mich freuen ganz unmenſchlich, köſtlich, göttlich. Aber ſagen Sie doch, wen ich glücklich machen kann.

Major.

Nun, Deine ganze Umgebung. Hier die Leute im Schloſſe, in den Fabriken, in den Gehöften.

Cäcilie.

Ach, dann werde ich ſie gleich holen. (Will klingeln.)

Major.

Warte einen Augenblick, ich habe noch mit Dir zu reden.

Cäcilie.

Und was iſt das?

Major.

Ja, ſieh einmal, es wäre mir eigentlich ſehr lieb, wenn Du Dich verheiratheteſt.

Cäcilie.

Wie, ich ſoll heirathen?

Major.

Freilich. Du ſcheinſt mir noch ſehr unerfahren. Hätteſt Du einen braven Mann, ſo könnte er für Dich auftreten und handeln. Ich bin ſchon ſo alt.

Cäcilie.

Ja, alt ſind Sie. Sie haben ſo graue Haare und ſo viele Runzeln.

Major.

So ſag' einmal, hat ſich in dem jungen Herzen noch Nichts geregt?

Cäcilie.

In dem jungen Herzen?

Major.

Nun ja. Haſt Du noch Niemanden geſehen, der Dir ſo recht gefallen hat, und bei deſſen Anblick Du wünſchteſt, mit ihm durch's Leben zu wandern?

Cäcilie.

Meinen Sie vielleicht —

Major.

Du wirſt verlegen. Es ſcheint, daß ich's getroffen habe.

Cäcilie.

Nun ja, als ich noch in der Stadt war, da wohnte dem Kloſtergarten gegenüber ein Student.

Major (für ſich).

Jetzt begreife ich, warum ſie immer auf den Kloſtergarten zurückkommt.

Cäcilie.

Der war ſo ſchön, er hatte ſo tiefe dunkle Augen und ſah mich immer ſo ſonderbar an.

Major.

Und wer war es?

Cäcilie.

Das weiß ich nicht.

Major.

Und wo iſt er denn jetzt?

Cäcilie.

Das weiß ich auch nicht.

Major (für ſich).

Kinderwerk! (Laut.) Nun, wir reden ſpäter einmal darüber.

Cäcilie.

Ja, das wollen wir. Und zwar noch recht oft, ach, ich denke ſo gerne an die ſchönen Stunden im Kloſtergarten.

Major (für ſich).

Sie iſt doch ein liebes Kind. (Laut.) Jetzt will ich die Leute rufen.

Cäcilie.

Nein, nein, warten Sie jetzt noch einen Augenblick.

Major.

Und warum?

Cäcilie.

Muß ich auch den Leuten etwas ſagen?

Major.

Freilich, das erwarten ſie von Dir.

Cäcilie.

Ja, aber —

Major.

Was aber?

Cäcilie.

Ich fürchte mich.

Major.

Wofür fürchteſt Du Dich denn?

Cäcilie.

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

Major.

Das findet ſich ſchon.

Cäcilie.

Nein, das findet ſich nicht. Sie müſſen mir vorher einige Anleitung geben. Ich habe noch ſo wenig mit den Menſchen verkehrt.

Major.

Du biſt doch nicht ſo dumm, wie Du Dich mitunter ſtellſt.

Cäcilie.

Nein, das bin ich auch nicht. Ich bin gar nicht dumm.

Major.

Alſo mit dem Verwalter ſprichſt Du von der Oekonomie und was er für ein Syſtem hat.

Cäcilie.

Oekonomie und Syſtem.

Major.

Mit ſeiner Tochter von der Küche, vom Nähen und Bügeln.

Cäcilie.

Küche, Nähen, Bügeln

Major.

Mit dem Werkmeiſter aus der Fabrik von dem Hüttenwerk.

Cäcilie.

Hüttenwerk. Aber warum heißt das eine Hütte? Die Gebäude ſind ja ſo groß wie Paläſte.

Major.

Darüber ein andermal. Und mit dem Gärtner von den Blumen.

Cäcilie.

Ach ja, von den Blumen, das geht am Beſten, ich habe die Blumen ſo lieb.

Major.

Haſt Du jetzt Dir Alles gemerkt?

Cäcilie.

Ja, ich habe mir Alles gemerkt. Und ſchließlich ſage ich, daß ich ſie Alle glücklich machen will.

Major.

Wohl, ſo werde ich klingeln. (Er klingelt.) Ach, die Schlacht von Leipzig. (Zuckt.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Gebhard. Johanna. Willmar.
Anton und das Geſinde kommen.
(Alle verneigen ſich vor dem Major und Cäcilien.)

Major.

Vorwärts Marſch! Nur nicht ſo blöde, meine verehrten Hausgenoſſen. Seht her, da ſteht Eure junge Herrſchaft, Fräulein Cäcilie Wentheim. Wenn Ihre alle Eure Pflichten thut, wie Ihr ſie bis jetzt gethan habt, dann hoffe ich, daß ſie Euch Alle in Euren Aemtern läßt, denn ſie iſt ein zwar ſtrenges, aber gutes Fräulein.

Cäcilie (leiſe).

Lieber Vormund, Sie machen mich ja ganz verlegen.

Gebhard.

Wir werden uns beſtreben, Reſpect und —

Major.

Dieſer reſpectvolle und ökonomiſche Gebhard iſt der Verwalter.

Cäcilie (knixt).

Alſo der Herr Verwalter. Freut mich ſehr. Verwalten müſſen Sie mich auch lehren, denn davon verſtehe ich noch gar nichts.

Major (leiſe).

Sprich doch kein dummes Zeug.

Cäcilie (leiſe).

Ach ja, mit dem ſollte ich von der Oekonomie reden. (Laut.) Nach welchem Syſtem treiben Sie die Oekonomie?

Gebhard.

Nach welchem Syſtem? (Für ſich.) Das iſt ja eine verfluchte Frage.

Major.

Nach dem Syſtem Fuß beim Mal gehalten und Reſpect.

Gebhard.

Ja, ganz richtig.

Major.

Und das junge Mädchen iſt ſeine Tochter Johanna.

Cäcilie (für ſich).

Mit der kann ich ſchon beſſer reden. (Sie giebt Johanna die Hand.) Wir wollen gute Freunde werden. Was das Nähen angeht, ſo kann ich Ihnen ſchon helfen, aber das Bügeln und Waſchen verſtehe ich nicht.

Major (leiſe).

Aber Du ſollſt ja hier nicht als Waſchfrau oder Bügelmädchen auftreten.

Cäcilie (leiſe).

Dann will ich von etwas Anderem reden. (Zu Johanna.) Sagen Sie mal, verſtehen Sie auch die Küche?

Major (für ſich).

Gott ſteh mir bei, jetzt geht's an's Kochbuch.

Johanna.

O ja.

Cäcilie.

Sie können gewiß gute Pfannkuchen backen, das müſſen Sie mich lehren, ich eſſe ſie ſo gern.

Major (zupft ſie am Kleide, leiſe).

Du compromittirſt Dich. Nur nicht zu familiär, Du mußt zu imponiren ſuchen.

Cäcilie (leiſe).

Aber mit einem jungen Mädchen muß ich doch freundlich ſein.

Major.

Sieh her, da iſt der Werkmeiſter Willmar aus den Fabriken.

Cäcilie (für ſich).

Das iſt ein Mann, dem will ich jetzt imponiren. (Laut.) Alſo Sie ſind es, der das Eiſen unter ſich hat?

Willmar.

Zu dienen, gnädiges Fräulein.

Cäcilie.

Dann muß ich Ihnen doch ſagen, daß Sie mir nicht zu viel von dem ſchwarzen Rauch aus den Schornſteinen laſſen, denn der taugt gar nichts für unſere Toiletten.

Major (für ſich).

Wieder eine Dummheit. (Laut.) Hm, hm!

Cäcilie.

Und auch das ewige Geklapper der Maſchinen kann ich nicht leiden.

Major.

Aber, liebes Kind, das iſt ja Alles nöthig. Je mehr Spectakel, deſto mehr Verdienſt. Sieh hier den Gärtner, mit dem wirſt Du Dich ſchon beſſer bereden können.

Cäcilie.

Alſo Sie ſind der Gärtner? Ach, das freut mich. Ja, ich liebe den Garten und die Pflanzen und die Blumen ſehr. Sagen Sie einmal, kennen Sie auch die Blumenſprache?

Anton.

Die Blumenſprache, ach nein, das iſt ja nur ſo eine Fabel, daß die Blumen ſprechen können.

Cäcilie.

Na, das weiß ich auch, ich meine nur, ob Sie es verſtehen, durch die Blume zu ſprechen?

Anton.

Durch die Blume, ach ſo — ja, ich ſäe zuweilen die Kreſſe oder den Salat, daß es nachher Worte oder Sprüche giebt.

Cäcilie.

Nein, das meine ich auch nicht. Es waren Mädchen in der Penſion, o, die kannten die Blumenſprache.

Major.

Hör' jetzt auf. Ich will für Dich reden. Die übrigen Leute gehören zu der Dienerſchaft. (Zu den Leuten.) Da das Fräulein die hieſigen Verhältniſſe noch nicht genug kennt, ſo ſage ich Euch in ihrem Namen, daß ſie Euch herzlich willkommen heißt und Euch ermahnt, nach wie vor Eure Obliegenheiten mit Treue und Eifer zu vollziehen. Sie wird Euch dann eine gute Herrin ſein, ſo wie ich Euch ein guter Herr war, ſo lange ich als ihr Vormund an der Spitze der Verwaltung ſtand. Alle Nachläſſigkeiten aber werden mit Entfernung vom Dienſte geahndet werden. Nun nehmt Euch zuſammen und geht.

Cäcilie (lebendig).

Nein, nein, wartet noch, ich habe Euch noch etwas zu ſagen. Ja, Ihr Leute, ich will Euch Alle glücklich machen, denn ich bin ja die Beſitzerin einer —

Major (heftig).

Millionen Donnerwetter, Sapperment, dreitauſend Schwadronen! (Geht unruhig auf und ab.)

Cäcilie (erſchreckt).

Was haben Sie denn, Herr Vormund?

Major (zuckt).

Die Schlacht von Leipzig. (Zu den Leuten.) Ihr könnt jetzt gehen!

Gebhard.

Wenn das Fräulein etwas zu befehlen hat, ich werde in den erſten Tagen Fuß —

Major (ihn unterbrechend).

Hör Er doch endlich einmal auf, Fuß beim Mal zu halten.

Gebhard.

Ja, wir wollen gehen. Bedankt Euch Leute, denn Sie macht uns Alle glücklich.

Johanna.

Ja, ſie macht uns Alle glücklich.

Willmar.

Gott geb' es!

Anton.

Das iſt herrlich. O ſie macht uns Alle glücklich.
(Gebhard, Johanna, Willmar, Anton und Geſinde ab.)

Neunter Auftritt.

Cäcilie und Major.

Cäcilie.

Lieber Herr Vormund, Sie ſind unzufrieden mit mir.

Major.

Unzufrieden? Nun, das gerade nicht. Du biſt ein liebes Kind, Du haſt das Herz auf der Zunge, und das Herz iſt gut. Aber man ſagt doch nicht dem erſten beſten Menſchen, daß man Millionair iſt. Uebrigens verſtehſt Du Dich noch nicht auf die Welt und die Menſchen, ich will Dich noch einige Zeit unter die Vormundſchaft nehmen.

Cäcilie.

Ach ja, thun Sie das! Ich weiß, wie trefflich Sie es meinen.

Major.

Thu' und treibe vorläufig, was Dir Vergnügen macht. Erfreue Dich am Garten, an den Bäumen, an den Kleidern, überhaupt an den Dingen, von denen Du etwas verſtehſt. Mit den Leuten hier mußt Du aber etwas reſervirter ſein — ſo ein wenig vornehm, impoſant — nun, Du verſtehſt mich?

Cäcilie.

Ja, ja, ich verſtehe.

Major.

Ich gehe jetzt hinüber in meine Wohnung, wo ich einige nöthige Arbeiten zu beſorgen habe. (Will gehen.) Aber noch eins. Da iſt ein Brief an Dich von Deinem ſeligen Vater, den ich Dir erſt bei Deiner Großjährigkeit überreichen ſoll. (Er giebt ihr einen Brief.) Und nun, bis nachher. (Er geht.)

Zehnter Auftritt.

Cäcilie (ſie betrachtet den Brief).

Der gute Vater! Ja, das iſt ſeine feſte männliche Schrift. Eine Botſchaft aus dem Grabe, wie rührt ſie mein Herz! Wohl muß dieſer Brief mir heilig ſein. (Sie erbricht den Brief und lieſt.) „Liebe Cäcilie! Wenn dieſe Zeilen in Deine Hand kommen, dann bin ich längſt aus dem Leben geſchieden.“ (Gerührt.) Ach ja, der gute Vater! Er iſt viel zu früh für mich dahingegangen. (lieſt.) „Ein unheilbares Herzleiden, das ich mir in den Feldzügen zugezogen habe, droht mir ein baldiges Ende und zwingt mich, mein Haus zu beſtellen. Meine Hinterlaſſenſchaft wird Dir durch meinen alten Buſenfreund, Major Henning, meinem trefflichen Genoſſen aus den Freiheitskriegen, zugeſtellt werden, den ich auch zu Deinem Vormund eingeſetzt habe und von dem Du alle meine Abſichten in Bezug auf Deine Zukunft erfahren kannſt. Ehre und achte ihn wie einen Vater.“ — Ach ja, ich bin ihm ſchon immer recht gut geweſen. „Die Dankbarkeit, die ich ihm ſchulde, ſoll auf meine Tochter übergehen. Er rettete mir nämlich in der Schlacht das Leben.“ — Ja, er iſt ein prächtiger Mann, der Major! — „Ich wurde reich, er blieb arm. Alle Bemühungen, ihm eine größere Summe zu übergeben, ſcheiterten. Er nahm nach ſeinem Abſchied aus dem Heere nur ein Aſyl in meinem Hauſe an, dem er ſich tauſendfach nützlich machte. Henning's Sohn, Rudolph, iſt Dein Milchbruder!“ — Mein Milchbruder? Ja, ich erinnere mich plötzlich, daß ich in meiner Jugend draußen im Garten mit einem kleinen braunen Knaben ſpielte — er war ſehr wild. (Man hört ganz in der Ferne einen Schuß.) Ha, ich glaube, man ſchießt — das werde ich ſchon verbieten und dabei eine rechte impoſante Miene annehmen. — „Am liebſten wäre es mir, wenn Du Dich mit dieſem Rudolph, deſſen Pathe ich bin, für das Leben verbändeſt, das heißt, wenn Du ihn lieben kannſt und wenn er ein würdiger Menſch iſt, denn ich will Dich in keiner Weiſe zwingen!“ — Nein, das geht nicht, das geht nicht. Hängen doch alle meine Gedanken an dem ſchönen Studenten. Den Rudolph kann ich nicht heirathen. — „Haſt Du aber eine andere Neigung oder beabſichtigt Rudolph eine andere Ehe, ſo wünſche ich, daß Du ihm, der ohne Vermögen iſt, 30,000 Thaler abtrittſt.“ — Natürlich, die ſoll er haben. Da ich eine Million beſitze, iſt das ja eine Kleinigkeit. — „Das iſt die einzige Angelegenheit, deren Anordnung Du auf eignen Kopf ins Werk richten ſollſt, denn, wenn der Major ſie erführe, ſo würde er, da er immer zu ſtolz war, irgend einen Vortheil für ſich und ſeinen Sohn anzunehmen, den Plan vereiteln. Handle alſo klug und weiſe.“ — (Man hört einen Schuß in der Nähe.) Ein Schuß — und ganz in der Nähe? Welche Frechheit. Ich kann das Schießen in den Tod nicht leiden. (Sie ſteht auf und öffnet die Thür der Terraſſe.) Mein Gott, was ſehe ich da? Die ſchönen Blumen, die ich dieſen Morgen noch in den Töpfen erblickte, ſind alle abgepflückt? Und ich wollte ſie mir gerade auf dem Balle in das Haar ſtecken, den der Vormund mir für morgen Abend verſprach. Das iſt ja ein unerhörter Frevel! Ich bin hier die Herrin, dem Unfug muß ich ein Ende machen. Jetzt will ich einmal impoſant ſein. (Sie eilt raſch an den Tiſch und klingelt heftig.)

Elfter Auftritt.

Cäcilie und Gebhard.

Cäcilie.

Herr Verwalter, wer hat die Blumen abgepflückt?

Gebhard.

Ja, eine ſchlechte Oekonomie, mein Fräulein, das verdient ernſtliche Rügen.

Cäcilie.

Sie ſollen dem Thäter nicht erſpart werden. Wer iſt's?

Gebhard.

Der Sohn des Herrn Major, Rudolph Henning.

Cäcilie.

Wie, mein Milchbruder?

Gebhard.

Ja, Ihr Milchbruder.

Cäcilie.

Das muß ja ein ſchlimmer Menſch geworden ſein?

Gebhard.

In der That, ohne allen Reſpect, er iſt kaum hier und hat ſchon allerlei Unfug angerichtet. Dieſen Morgen, als meine Johanna das Zimmer ſchmückte, ſprang er plötzlich durch das Fenſter und ſetzte ihr den Kranz auf. Da können Sie ihn noch ſehen.

Cäcilie.

Die armen Blumen laſſen ſchon die Köpfe hängen.

Gebhard.

Nicht zufrieden damit, hielt er nicht den Fuß beim Mal, verfolgte meine Tochter und hat ſie geküßt.

Cäcilie.

Wie, auch geküßt hat er? Und ein Mädchen? — Das iſt ja gegen allen Anſtand, den man im Kloſter lernte. O, wenn Sie wüßten, wie die Nonnen gegen das Küſſen waren! Dem wollen wir aber einmal das Handwerk legen.

Gebhard.

Das thun Sie. Sagen Sie ihm nur tüchtig die Wahrheit. Reſpect!

Cäcilie.

Bringen Sie ihn gleich herein. (Gebhard ab durch die Gartenthür.)

Zwölfter Auftritt.

Cäcilie.

Und den ſollte ich heirathen? Ja, der junge Herr iſt derſelbe Wildfang geblieben, der er ſchon als Knabe war. Er muß geſtraft werden. Aber wie? Halt! O, ich werde ihn gleich mit ſeiner angebeteten Johanna vermählen, daß er fortkommt. Es hat mir einmal eine Mitſchülerin der Penſion geſagt, was ſich liebt, das küßt ſich, und das muß ſich auch heirathen. (Es ſchießt ganz in der Nähe, ſie ſchreit.) O je!

Dreizehnter Auftritt.

Cäcilie. Gebhard, der eintritt. Gleich darauf Rudolph mit Gewehr und Jagdſack.

Gebhard.

Herr Rudolph, Herr Rudolph!

Cäcilie. (heftig.)

Der wilde Jäger iſt alſo auch der Herr Rudolph? Er ſchießt — das iſt genug, um ihn mir gänzlich verhaßt zu machen. Ja, er muß fort, er muß heirathen.

Rudolph (erſcheint auf der Terraſſe).

Da liegt der Falke, der eben auf die Tauben ſchoß. Apporte! Apporte!

Cäcilie (ſehr aufgeregt).

Gott, was ſeh' ich, das iſt ja der ſchöne junge Student, der dem Garten des Kloſters gegenüber wohnte und mich immer mit den dunkeln Augen verfolgte, und er hat auch die Züge des kleinen Milchbruders. Jetzt erinnere ich mich. (Leidenſchaftlich.) Und er liebt Johanna! Nein, nein, ſie ſoll ihn nicht haben. Den will ich für mich halten — ganz allein —

Aber was ſag' ich da? Er wird mich nicht wollen, da er Johanna geküßt hat. Und ich habe ihr auch verſprochen, daß ich ſie glücklich machen will. O Gott, Gott — ſie glücklich — und ich namenlos unglücklich! (Sie wendet ſich weinend ab.)

Rudolph (draußen zu Gebhard, der zu ihm getreten iſt).

Da nehmen Sie den Sack für die Küche. Fünf Rebhühner und zwei Faſanen.

Gebhard.

Was, Rebhühner und Faſanen? Reſpect, Reſpect! Das Fräulein erwartet Sie dort. (Er nimmt ihm das Gewehr und den Sack ab und geht fort.)

Rudolph.

Das Fräulein? (Tritt an die Thür.) Sie wendet mir den Rücken. Doch da ſeh' ich ſie im Spiegel. Himmel, das iſt das reizende Mädchen — das Mädchen mit den Blumenkränzen — an die ich immer und immer denke. Wie, ſie wäre Cäcilie, meine Milchſchweſter?

Cäcilie (für ſich).

Ich muß mich faſſen. Ich muß mit ihm reden. Muth — und ich darf auch nicht zu ſtreng ſein. Er iſt der Sohn des Majors — dem ich ſo viel verdanke. (Sie wendet ſich um). Herr Rudolph Henning.

Rudolph.

Fräulein Cäcilie Wentheim! (Für ſich.) Gott, wie ernſt, wie kalt — ſie kennt mich nicht mehr! Ich zittere und bebe.

Cäcilie.

Wir haben uns lange nicht geſprochen.

Rudolph.

Leider — ſehr lange.

Cäcilie.

Als Kinder waren wir Schweſter und Bruder.

Rudolph.

O, die ſchönen Zeiten!

Cäcilie.

Wir ſind jetzt erwachſene Leute. Da hat ſich Vieles geändert.

Rudolph (für ſich).

Leider ſcheint ſich Alles geändert zu haben.

Cäcilie.

Ich bin die Beſitzerin dieſes Gutes geworden.

Rudolph (für ſich).

Sie will auf einmal hoch hinaus.

Cäcilie.

Da habe ich einige Wünſche an Sie zu richten, die Sie mir hoffentlich erfüllen werden.

Rudolph (warm).

Wünſche — o, reden Sie nur — Alles — Alles — und wenn es mein Leben gilt.

Cäcilie.

Das verlange ich nicht. Aber hören Sie. Ich liebe den Garten. Da möchte ich Sie bitten, meine Blumen zu ſchonen.

Rudolph.

O, über meine Ungeſchicklichkeit. Wenn ich das nur gewußt hätte. In Zukunft ſoll mir das kleinſte Pflänzchen heilig ſein, das für Sie blüht.

Cäcilie.

Das wird mich freuen. Und dann noch Eins. Ich erſuche Sie, nicht mehr in der Nähe des Schloſſes zu jagen.

Draußen in Feld und Wald mögen Sie thun, was Sie wollen. Aber die armen Thiere, die hier in meiner Nähe Schutz ſuchen, ſollen ſicher vor den tödtenden Schüſſen ſein. Wollen Sie mir das verſprechen?

Rudolph

Sie brauchen nur zu befehlen, und ich werde keine Flinte mehr in die Hand nehmen.

Cäcilie.

Ihre Bereitwilligkeit iſt mir ſehr angenehm. Ich hoffte nicht auf ein ſo raſches Nachgeben, da Sie mir als ein trotziger Menſch geſchildert worden ſind.

Rudolph.

Ich trotzig? Ja, gegen Andere mag ich trotzig geweſen ſein. Aber Sie haben mich ſtets um den Finger wickeln können. Erinnern Sie ſich denn nicht mehr, wie wir noch Kinder waren? Ich that nur, was Sie wollten. Ein Wort — ein Blick von Ihnen, und der wilde Bube war ſanft wie ein Lamm und ſpäter — ach — Sie wiſſen — im Kloſtergarten — —

Cäcilie.

Genug davon. Sie ſind alſo auch jetzt geneigt, mir zu folgen?

Rudolph.

In Allem, was Sie wünſchen.

Cäcilie.

So hören Sie. Doch nein — darf ich Ihnen vertrauen?

Rudolph.

Unbedingt.

Cäcilie.

Werden Sie auch gegen den Major ſchweigen?

Rudolph.

Wie das Grab.

Cäcilie (giebt ihm den Brief).

Wohl. So leſen Sie dieſen Brief. Er enthält die Wünſche meines Vaters in Bezug auf Ihre Zukunft. Ich theile dieſe Wünſche. Da ich nun auch von Ihren Abſichten gehört habe, ſo werden wir zum Ziele kommen. Jetzt haben Sie wohl die Güte, mir den Verwalter zu ſchicken und ſich nach einer Weile, wenn Sie die Sache überlegt haben, wieder bei mir einzufinden.

Rudolph.

Ich gehe, um Alles in's Werk zu ſetzen. (Geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Cäcilie (tief bewegt).

Ach, das iſt mir ſchwer geworden, — Rudolph — mein Milchbruder — der ſchöne Student — alles dieſelbe Perſon. — Heute erſt werde ich gewahr, wie tief ſich ſein Bild in mein Herz eingewohnt hat. Im Kloſter war es meine einzige Seligkeit, wenn er mich mit ſeinen ſchwarzen Augen betrachtete, und wenn mich dann die anderen ſchmucken jungen Herren verfolgten, trat er mir ſtets dazwiſchen und forderte zu Vergleichungen auf. Und ſie fielen immer zu ſeinem Vortheil aus. Er aber liebt Johanna! (Sie wiſcht ſich eine Thräne aus den Augen und ſetzt ſich.) O, ich könnte ſie morden! — Aber der letzte Wille meines Vaters. — Und dann ſollen ſie auch fort, fort, beide aus meinen Augen. O Gott, Gott! Welche Qual! Aber ich muß mich faſſen.

Fünfzehnter Auftritt.

Cäcilie. Gebhard.

Cäcilie.

Herr Gebhard, ein Wort mit Ihnen.

Gebhard.

Reſpect.

Cäcilie.

Ich habe eine Parthie für Ihre Tochter.

Gebhard.

Und wer wäre das?

Cäcilie.

Ein junger Mann, der Ihre Tochter liebt.

Gebhard (für ſich).

Sollte das Mädchen und der Willmar? Das wäre eine faule Oekonomie. (Laut.) Hoffentlich ſind die Verhältniſſe der Art —

Cäcilie.

Er iſt von guter Herkunft.

Gebhard.

Darf ich fragen?

Cäcilie.

Nun wohl, es iſt Herr Rudolph Henning.

Gebhard (erſtaunt).

Was, Herr Rudolph Henning.

Cäcilie.

Sie ſcheinen nicht erfreut?

Gebhard.

Mit allem Reſpect — keineswegs — (Für ſich.) Da zöge ich doch noch den Willmar vor.

Cäcilie.

Und warum nicht?

Gebhard.

Er iſt noch zu jung.

Cäcilie.

Das iſt ein Fehler, der ſich alle Tage beſſert.

Gebhard.

Und zu wild, zu unbändig. — —

Cäcilie.

Seine Frau wird ihn ſchon zähmen.

Gebhard.

Und dann —

Cäcilie.

Und dann —

Gebhard.

Nun, die Oekonomie. Der Major iſt ein ganz armer Mann — es fehlt ſeinem Sohn an einer Stellung — an Mitteln, ſich eine ſolche zu ſchaffen. Ich habe mir zwar ein hübſches Vermögen erworben, aber ich kann und will mich nicht ausziehen. Mir gilt das alte Sprichwort: Gleich und Gleich.

Cäcilie.

Mein Vater hat ihm aber eine nicht unbedeutende Ausſtattung beſtimmt.

Gebhard.

Würden Sie mir dieſelbe wohl nennen?

Cäcilie.

Dreißigtauſend Thaler.

Gebhard.

Dreißigtauſend Thaler. Reſpect. Ja, das iſt was anderes. Das ſind geordnete ökonomiſche Verhältniſſe. Mit dreißigtauſend Thaler wird der Menſch eben ein anderer Menſch. Da ſieht man die Jugend und die Wildheit unter anderem Geſichtspunkte an.

Cäcilie.

Alſo Sie ſtimmen ein?

Gebhard.

Von ganzem Herzen.

Cäcilie.

So holen Sie Johanna.

Gebhard.

Ich bringe ſie auf der Stelle. (Für ſich.) Jetzt kann mir der Willmar erſt recht geſtohlen werden. (Seitwärts ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Cäcilie (nachdenklich im Seſſel). **Rudolph** (durch die Gartenthüre).

Rudolph (für ſich).

Da iſt ſie — Welch' ein Moment — was werde ich hören müſſen? — Süße Hoffnungen.

Cäcilie.

Sie haben den Brief geleſen?

Rudolph.

Ich habe.

Cäcilie.

Und was ſagen Sie dazu?

Rudolph.

Daß Ihr ſeliger Vater der beſte Mann von der Welt war.

Cäcilie.

Und die Heirath?

Rudolph.

Sie haben ganz über mich zu beſtimmen.

Cäcilie (für ſich).

Alſo — er nimmt ſie an. (Steht auf.) Dann wären wir im Reinen. Ich werde Sie glücklich machen.

Rudolph.

Cäcilie — Sie wollen mich glücklich machen — glücklich wie nie ein Sterblicher war. (Er wirft ſich ihr zu Füßen und ergreift ihre Hand in Leidenſchaft.)

Cäcilie (zieht die Hand zurück).

Herr Henning, es bedarf keines ſo leidenſchaftlichen Dankes. Was ich gethan habe, geſchieht nach dem Willen meines ſeligen Vaters. Sie können zu jeder Zeit über das Vermögen verfügen.

Rudolph.

Wer denkt an das elende Geld. Ich denke nur an den Gegenſtand.

Cäcilie (verhüllt ihre Augen).

Der Gegenſtand — o ja — recht hübſch mag ſie ſo mit Blumen bekränzt ausſehen.

Rudolph.

Wunderſchön, himmliſch, göttlich! — — (Er bedeckt ihre Hand mit glühenden Küſſen.)

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Gebhard. Johanna.

Gebhard (hinter der Scene).

Ich ſage Dir, laß das dumme Geſchrei! Ich will es, und was ich will, das geſchieht. (Gebhard und Johanna, weinend mit vorgehaltener Schürze, treten auf.)

Rudolph (ſpringt auf).

Johanna.

Und ich mag ihn nicht, ich mag ihn nicht.

Cäcilie.

Herr Henning, da kommt Ihre Braut, die Sie durch Kränze und Küſſe erobert haben.

Rudolph.

O, jetzt verſtehe ich. Welch ein ſchmählicher Irrthum! Ich habe einen ſchönen Traum geträumt — der iſt nun für alle Ewigkeiten vorbei. — Leben Sie wohl! Ich gehe in die weite Welt. Wir ſehen uns nie und nimmer wieder. Sie wollten mich glücklich machen? Sie machen mich namenlos unglücklich. (Eilig ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Cäcilie. Gebhard. Johanna.

Cäcilie (für ſich).

Ha, was iſt das?

Johanna.

O Fräulein, Sie wollten uns Alle glücklich machen und jetzt ſtürzen Sie uns in's Elend.

Gebhard.

Reſpect, Reſpect! Ich ſage Dir, Du ſchweigſt und fügſt Dich in den Willen des Fräuleins und Deines Vaters. Zu meiner Zeit, da thaten die Kinder, was die Eltern wollten, jetzt ſollen am Ende die Eltern thun, was die Kinder wollen. Einmal für allemal, aus Deinen Schrullen und Launen wird nichts. Du nimmſt den Rudolph zum Mann. Das Fräulein hat es mit mir ausgemacht. Und was das Fräulein hier ausmacht, das gilt.

Johanna.

Ach was, das Fräulein hat uns ganz andere Dinge versprechen, glücklich —

Gebhard.

Wenn Du nur ſchweigen wollteſt. Donnerwetter, Fuß beim Mal gehalten! Stören Sie ſich nicht an die unſinnigen Reden, gnädiges Fräulein!

Johanna.

O Gott, iſt denn gar keine Rettung aus dieſer ſchrecklichen Lage möglich? Wohl, ſo faſſe ich einen verzweifelten Entſchluß. Ehe ich mich auf ſolche Weiſe gegen meinen eigenen Willen verkuppeln laſſe, laufe ich in den Teich und mache meinem Leben ein Ende. (Sie läuft weg.)

Cäcilie.

Aber was hat ſie nur, Herr Gebhard?

Gebhard.

Ich ſage es Ihnen nachher, denn jetzt muß ich ihr nach, ſonſt thut ſich der eigenſinnige Kopf ein Leid an. (Ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Cäcilie. Dann Willmar.

Cäcilie.

Wenn ich nur den Zuſammenhang verſtände! Da muß ich doch forſchen. (Sie will hinaus.)

Willmar (tritt durch die Gartenthüre).

Nun, gnädiges Fräulein, das heiß' ich Wort halten. Sie wollten uns Alle glücklich machen und thun gerade das Gegentheil. Ich komme Ihnen zu ſagen, daß ich noch in dieſer Stunde den Dienſt verlaſſe.

Cäcilie.

Mein Gott. Sie ſind doch nicht böſe wegen der Kamine und des Lärmens der Maſchinen?

Willmar.

Ach was — Kamine und Maſchinen — das ſollte mir noch fehlen.

Cäcilie.

So ſagen Sie mir nur Ihre Gründe?

Willmar.

Was fragen Sie denn noch? Sie wiſſen doch wohl, was Sie gethan haben. Sie ſind ein Störenfried. Sie entblöden ſich nicht, gleich bei dem Eintritt in dieſes Haus die ſchönſten Verhältniſſe zu zerreißen.

Cäcilie.

Wenn ich nur wüßte —

Willmar.

Sie trennen die treueſten Herzen. Ha, Sie ziehen mit dieſem habſüchtigen Gebhard an demſelben Seile. Und deshalb halte ich es hier nicht länger aus. Suchen Sie ſich einen andern Werkmeiſter. (Raſch ab.)

Cäcilie.

Ich muß ihm nach. (Sie will gehen.)

Zwanzigſter Auftritt.

Cäcilie. Anton.

Anton.

Gnädiges Fräulein — gnädiges Fräulein, ach, ich habe keinen Athem mehr.

Cäcilie.

Was ſoll's?

Anton.

Retten Sie ſich, retten Sie ſich.

Cäcilie.

Was giebt es denn?

Anton.

Revolution, Aufruhr, Mord und Brand und Todſchlag!

Cäcilie.

Ich begreife Euch nicht.

Anton.

Ueberall laufen die Leute zuſammen, die Johanna rennt wie beſeſſen umher und rauft ſich die Haare und ſchreit: Sie wollten uns nicht glücklich, ſondern unglücklich machen. Nun meinen die Arbeiter, ſie ſollten entlaſſen werden, und drohen und zanken. —

Cäcilie.

Dummes Zeug. Warum meinen ſie das?

Anton.

Ja, das weiß ich nicht. Wollen Sie uns denn nicht unglücklich machen?

Cäcilie.

Nein, ganz das Gegentheil. Kommen Sie, ich will endlich wiſſen, ob ich in einem Tollhaus bin. (Beide raſch ab.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Major (tritt eilig unter Zuckungen auf).

Potz Leipzig und Waterloo! Es zieht mir durch die Knochen, als käme noch die Katzbach hinzu. Lauter Lärmen und Toben durch's Haus. Es ſcheint, daß der Teufel aus der Hölle gefahren iſt. Wie ich ſo ruhig an meinem Schreibtiſche ſitze, heult mir zuerſt die Johanna mit ihrem Vater am Fenſter vorüber. Dann kommt der Rudolph mit rothem Kopf über den Hof geſchoſſen und ſtürzt ſpornſtreichs nach dem Stalle, wo ich ihn den Falben ſatteln ſehe. Darauf brummt der Willmar wie ein angeſchoſſener Eber vorbei. Das Ding wird mir zu arg. Ich ſpringe auf, um hier bei Cäcilie zu hören, was ſich begeben hat. Und nun iſt das Mädchen auch nicht zu finden. Da muß ich wohl einmal nach der Meierei hinüber. (Will gehen.)

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Major. Rudolph (blaß und bleich, tritt ihm entgegen).

Rudolph.

Endlich finde ich Dich, Vater. Ich habe Dich überall geſucht.

Major.

Endlich! Burſche, es iſt auch die höchſte Zeit, denn ich habe Dich den ganzen Tag noch nicht geſehen.

Rudolph.

Ich komme um Abſchied zu nehmen.

Major.

Was haſt Du vor?

Rudolph.

Ich will fort.

Major.

Fort, nachdem Du kaum da biſt? Und wohin?

Rudolph.

In die weite Welt.

Major (zuckt).

Donnerwetter, Leipzig und Waterloo! Biſt Du toll geworden?

Rudolph.

Wenigſtens nicht weit davon.

Major.

Dann biſt Du gar nicht im Stande, einen vernünftigen Gedanken zu faſſen.

Rudolph.

Doch, noch eben.

Major.

Und was haſt Du vor?

Rudolph.

Ich werde Soldat.

Major.

Ein Soldat im Frieden iſt nichts werth.

Rudolph.

Ich gehe in den Krieg.

Major.

Wohin?

Rudolph.

Nach Algier, in den Kaukaſus, nach Amerika. Das iſt mir Alles gleich.

Major.

Da hör' einer den Sauſe- und Brauſewind. Und was hat Dich denn zu dem plötzlichen Entſchluſſe gebracht?

Rudolph.

Das kann ich nicht ſagen.

Major.

Ei, das kannſt Du nicht ſagen? Wenn ich Dir aber keine Erlaubniß gebe, bis ich Deine Gründe weiß?

Rudolph.

Dann gehe ich ohne Erlaubniß.

Major.

Himmeltauſend Schwadronen. Habe ich Dich zu ſolcher Widerſpenſtigkeit erzogen? Auf der Stelle gebeichtet!

Rudolph.

Vater — ach laß mich ſchweigen.

Major.

Vielleicht Schulden gemacht?

Rudolph.

Nein, keinen Heller.

Major.

Ah — ein Mädchen?

Rudolph (ſtottert).

Ein Mädchen —

Major.

Burſche, Du wirſt ja ganz verlegen. Friſch heraus damit!

Rudolph.

Es iſt ein Geheimniß.

Major.

Nun, wenn das junge Herz bewegt iſt, dann muß ich Dich freilich etwas zarter behandeln. Rudolph, alter Junge, pfui, ſchäme Dich, daß Du Deinem Vater nicht Alles ſagſt, was Dich freut und ſchmerzt. Sonſt war es Anders. Seit wann habe ich es um Dich verdient, daß Du mich umgehſt?

Rudolph.

Ja, Vater, Du haſt Recht — aber —

Major.

Nun aber?

Rudolph.

Ich kann es Dir aber doch nicht ſagen.

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Cäcilie
(erſcheint im Hintergrunde, tritt in die Thür zurück und lauſcht).

Major.

Biſt Du nicht ein recht einfältiger Narr, Du Schlingel? (Klopft ihn auf die Wangen.) Nun — hübſch — ſprich. — Das macht Dir das Gemüth leicht.

Rudolph (ſtockend).

So höre denn. In der Stadt wohnte ich — und im Garten gegenüber war ein Mädchen, ſo ſchön, daß ich Tag und Nacht an ſie denken mußte.

Major.

Saubere Geſchichte — da wirſt Du fleißig ſtudirt haben?

Rudolph.

Ja, es ging nun einmal nicht anders.

Major.

Aber, wer war denn die Schöne?

Rudolph.

Es war — es war — Cäcilie — meine Milchſchweſter, die ich ſeit zehn Jahren nicht mehr geſehen hatte, und die ich deshalb nicht mehr kannte. O Gott, ich habe ſie über alle Maßen geliebt.

Major.

Und nun?

Rudolph.

Und nun habe ich ſie hier wiedergefunden.

Major.

Und haſt ihr Alles geſagt?

Rudolph.

Ja, aber ich bin von ihr zurückgewieſen worden. Deshalb muß ich fort — fort in die weite Welt — ich will ſterben im Kampf und Streit.

Major.

Rappelkopf — das Mädchen liebt Dich nicht! — Ehe ohne Liebe iſt Unglück. Alſo gieb Dich drein und trage den erhaltenen Korb in Geduld. Ich bin nur froh, daß ich die Sache vereitelt habe.

Rudolph.

Wie, Du haſt ſie vereitelt?

Major.

Ja wohl!

Rudolph.

Alſo gegen Deinen Sohn biſt Du aufgetreten?

Major.

Nein, gegen einen unſinnigen Streich. — Cäciliens Vater hatte die Abſicht, Euch als Kinder zu verloben. Er wollte Eure Heirath ſogar teſtamentariſch beſtimmen. Dagegen habe ich mich aufgelehnt, weil ich von ſolchen vorherberechneten Ehen nichts wiſſen will. Jetzt zeigt ſich, daß ich Recht hatte. Das Mädchen liebt ja, wie ſie mir ſelber geſtanden hat, einen Anderen.

Rudolph.

O, daß ich ſie nie geſehen hätte.

Major.

Nun, war ſie denn gar ſo unartig gegen Dich?

Rudolph.

Unartig nicht, aber kalt wie ein Gletſcher. Sie wollte mich ſogar —

Major.

Was wollte ſie denn?

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Gebhard kommt mit Johanna und Willmar. Cäcilie zieht ſich zurück.

Rudolph.

Sie wollte mich mit der Johanna verheirathen. (Sieht Johanna und Gebhard.) O Gott, da kommt ſie. Nein, Herr Gebhard, es iſt nichts — ich ſage es Ihnen offen heraus. Ich kann Ihre Tochter nicht nehmen.

Gebhard.

Davon iſt ja auch gar keine Rede mehr. Willmar wird der Mann meiner Johanna. Das Fräulein iſt eine herrliche Seele, Reſpect vor ihr. Um die beiden glücklich zu machen, hat ſie die dreißigtauſend Thaler, die für Sie beſtimmt waren, dem jungen Paare geſchenkt. Iſt das nicht eine ausgezeichnete Oekonomie?

Johanna.

Und wir kommen, um unſerer Retterin unſeren beſten Dank zu Füßen zu legen.

Willmar.

Ach Gott, ich bin ſo grob gegen das Fräulein geweſen. Wo iſt ſie, daß ich ihr danken kann?

Rudolph.

Dankt ſo viel ihr wollt und könnt, ich bin froh, daß ich das Sündengeld los bin, das mich zum Sclaven machen ſollte. Lebe wohl, Vater, ich gehe.

Fünfundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Cäcilie.

Rudolph (der fortſtürzen will, ſtößt auf Cäcilie.)

O Gott, da iſt ſie.

Cäcilie.

Herr Rudolph Henning, noch einen Augenblick.

Rudolph (ſtellt ſich mit verhülltem Geſicht in den Hintergrund).

Gebhard.

Gnädiges Fräulein, da iſt das glückliche Brautpaar.

Johanna und Willmar

(ergreifen Cäcilien bei den Händen und küſſen ſie).

Tauſend Dank.

Cäcilie.

Genug, genug — es iſt ja gar nicht der Mühe werth. (leiſe zum Major.) Lieber Vormund, Sie hatten wohl Recht, wenn Sie ſagten, daß man mit einer Million viele Herzen glücklich machen kann.

Major.

Und doch weiß ich Einen, den Du recht unglücklich gemacht haſt.

Cäcilie.

Vielleicht heißt es auch hier: Ende gut, Alles gut. (Sie geht und holt den Blumenkranz.)

Rudolph (für ſich).

Was ſoll ich nur hier machen?

Cäcilie.

Lieber Rudolph.

Rudolph.

Mein Fräulein.

Cäcilie.

Haben Sie dieſen Kranz nicht der Johanna aufgeſetzt?

Rudolph.

Aber fragen Sie Johanna, was ich dabei ſagte.

Johanna.

Er ſagte allerdings, daß er mich damit im Gedanken an ein anderes Mädchen ſchmückte.

Rudolph.

Das Mädchen waren Sie.

Cäcilie.

Und Sie haben Johanna dann auch geküßt?

Rudolph.

Fragen Sie Herrn Gebhard, wem der Kuß galt.

Gebhard.

Ich kann nicht leugnen, daß er mir mittheilte, er habe dabei an ein anderes bekränztes Mädchen gedacht.

Rudolph.

Und das Mädchen waren Sie gleichfalls.

Cäcilie.

Wohl, ſo ſetzen Sie mir den Kranz auf.

Rudolph (leiſe).

Wo ſoll das hinaus? (Er nimmt den Kranz und ſetzt ihn Cäcilien auf.)

Cäcilie.

So und nun! (Sie ſieht ihn zärtlich an und öffnet ihre Arme.)

Rudolph (umarmt und küßt ſie).

O Himmel, eine ewige Seligkeit!

Major (zuckt).

Katzbach, Leipzig und Waterloo. Wo ſteht mir denn der alte Kopf? So geht die Sache doch nach dem Willen des alten Freundes?

Johanna.

Und es iſt wahr geworden „Sie macht Alle glücklich.“

Ende.

Leipzig. Druck von Alexander Edelmann.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Dramatiſche Werke

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Dritter Band.

Wie das Stück, ſo das Glück.
Dornröſchen.
Um des Kaiſers Bart.

Berlin.
Franz Lipperheide.
1872.

Wie das Stück, so das Glück.

Luſtſpiel in einem Aufzug.

Zuerſt aufgeführt 1867 auf dem Theater zu Poſen.

Perſonen:

Adolph Stern, Schriftſteller.
Heinrich Köcher, Journaliſt.
Frau Welker, Beſitzerin eines Familienhotels.
Fanni, ihre Tochter.
Der Theater-Intendant.
Flink, Barbier.
Schlampe, Hausknecht }
Guſtel, Dienſtmädchen } bei Frau Welker.

Eine Studirſtube mit Schreibtiſch und Büchergeſtellen. Im Hintergrunde eine Mittelthür, links die Thür zu Stern's Schlafzimmer, rechts ein Fenſter auf die Straße.

Erſter Auftritt.

Adolph Stern

(im Schlafrock, unruhig auf und ab gehend und ſich bald auf den einen und bald auf den andern Stuhl ſetzend).

In der That, eine ganz verfluchte Situation. Es ſind jetzt ſchon zwölf Stunden dahin, daß meine erſte dramatiſche Arbeit über die Bretter gegangen iſt, und ich habe noch nicht die mindeſte Kunde von dem Erfolg erhalten. Freilich bin ich ſelbſt Schuld daran. Warum ging ich geſtern Abend nicht muthig in das Theater? Verdammte Furcht vor dem Durchfallen des Stückes! Kindiſche Angſt vor einer Niederlage! — Warum ließ ich nicht meinen Namen auf den Zettel ſetzen, ſtatt mich mit einem pſeudonymen Mantel zu umhängen? Dann wären meine Bekannten gewiß in großer Anzahl hingeſtrömt und hätten mir Nachricht gebracht. — Statt deſſen wollte ich in allzu großer Klugheit meinen Triumph auf anderem Wege erfahren. Statt deſſen verſchenkte ich Freikarten, und die Leute, denen ich ſie ſchenkte, laſſen mich nun im Stiche. — (Heftig.) Gott, welch' eine Nacht habe ich zugebracht! Kein Schlaf kam mir in's Auge.

Ich wälzte mich die Hälfte der Zeit im Bette herum und rannte die andere Hälfte durch das Zimmer. Es ſchwindelt mir im Kopfe. Meine Nerven tanzen. Schon ſeit zwei Stunden iſt es lichter Tag und es bleibt ſo ſtille im Hauſe, als wäre Alles in einen ewigen Schlaf verzaubert. — Und doch, iſt es ein Wunder, daß ich ſo aufgeregt bin? Meine ganze Zukunft liegt an dem Erfolg meines Stückes. Nur dann, wenn ich mit dieſer dramatiſchen Arbeit durchdringe, darf ich um die Hand meiner geliebten Fanni anhalten. Nur dann blüht mir die Hoffnung, ihr ein ſorgenloſes Daſein zu bieten. Gott, welche Angſt — welche Zweifel! Ich halte es nicht länger aus. (Er klingelt.) Ich muß Menſchen ſehen. Ich muß meine Reizbarkeit ausſprechen können. — Ich muß — (Er geht an das Fenſter.) Die Straße iſt freilich noch öde und leer — Aber es iſt doch faſt acht Uhr — Er kommt noch immer nicht. Wo nur der Schlampe, der verfluchte Hausknecht, bleibt? (Er klingelt auf's Neue.) Es iſt doch ſeine Pflicht, daß er ſich zeitig einſtellt. Schlampe, Schlampe! (Er klingelt in einem fort.)

Zweiter Auftritt.

Stern. **Guſtel** (durch die Mittelthür).

Guſtel.

Um Gottes Willen, Herr Stern, iſt Ihnen ein Unglück paſſirt?

Stern.

Ein Unglück — (Für ſich.) Ein Unglück — ſollte ſie vielleicht gehört haben, daß mein Stück durchgefallen iſt? — Doch das iſt ja unmöglich — nur der Intendant weiß, daß ich der Verfaſſer bin. (Laut.) Nein, mir iſt kein Unglück paſſirt.

Guſtel.

Gott ſei Dank! — Sie klingeln aber wie unſinnig — Sonſt liegen Sie immer bis zehn Uhr in den Federn und heute ſind Sie ſchon vor ſieben bei der Hand. Es iſt doch nicht ganz richtig mit Ihnen.

Stern.

Nicht ganz richtig? — Hör' Sie, Guſtel, — ich verbitte mir einmal für allemal ſolche Ausdrücke.

Guſtel.

Warum ſind Sie nur gleich ſo beleidigt? Die Hauswirthin, Frau Welker, hat es auch geſagt, Sie müßten aus dem Häuschen ſein, denn Sie hätten die ganze Nacht einen unbändigen Lärm vollführt, wären wie toll durch das Zimmer gelaufen, ſo daß die Decke wackelte, und dann hätten Sie die Fenſter aufgeriſſen, geſungen, geflucht, geſeufzt. — Die Katzen im März machten nicht mehr Gequikſe und Gequakſe.

Stern.

Guſtel — ich ſage Ihr — genug — genug —

Guſtel.

Nun, es mag wohl mit dem Wetter zuſammenhängen. Es iſt nämlich heute ſehr ſchlechtes Wetter.

Stern.

Ach was, das Wetter hat gar keinen Einfluß auf mich.

Guſtel.

Auch gut, aber dann ſagen Sie mir doch, was Sie eigentlich befehlen?

Stern.

Was ich befehle?

Guſtel.

Ja, was Sie befehlen?

Stern.

Ja, ſeh' Sie einmal — ich wollte —

Guſtel.

Vielleicht wünſchen Sie den Kaffee. — Allerdings der Kaffee iſt ein recht gutes Mittel zur Stärkung, wenn man die Nacht nicht geſchlafen hat.

Stern.

Nein, den Kaffee möchte ich noch nicht.

Guſtel.

Soll ich Ihnen vielleicht eine Flaſche Waſſer holen?

Stern.

Auch kein Waſſer.

Guſtel.

Dann thut Ihnen vielleicht ein Brauſepulver gut?

Stern.

Ach was, Kaffee, Waſſer und Brauſepulver — wenn Sie mich doch mit ſolchen Lappalien in Ruhe laſſen wollte.

Guſtel.

Und wenn Sie ſich nur deutlich machen wollten. Sie wiſſen doch, daß das Zimmermädchen eines Familienhotels in der frühen Morgenſtunde alle Hände voll zu thun hat und ſich nicht in lange Unterhaltungen einlaſſen kann.

Stern.

Ja, Sie hat Recht, Guſtel. — Ich ſehe es ein, ich bin zu aufgeregt. — Sag' Sie einmal, Guſtel —

Guſtel.

Na, endlich wird's.

Stern (zögernd).

Sag' Sie einmal Guſtel — war Sie geſtern Abend im Theater?

Guſtel.

Nein, ich war nicht dort.

Stern.

Ich habe Ihr doch Geld für ein Galeriebillet gegeben.

Guſtel.

Aber die Frau Welker gab mir nicht die Erlaubniß. Sie ſagte, ſie hätte gehört, man gäbe ein dummes Stück, in dem überdies doch Alles geflunkert und gelogen wäre, und ich ſollte ein andermal gehen, wenn ich mehr Zeit habe.

Stern.

Was, ein dummes Stück! (Für ſich.) Sie muß doch etwas Nachtheiliges gehört haben. Es wird mir ganz grün und gelb vor den Augen. (Er geht raſch in ſein Schlafzimmer.)

Dritter Auftritt.

Guſtel.

Ich fürchte, dem guten Herrn Stern iſt wirklich die Quinte geſprungen. Sonſt iſt er immer höflich und ſanft wie ein Poſtſecretair und heute iſt er heftig und grob wie ein Tanzmeiſter. — Und welche Unordnung — die Kleider, die Bücher — Ich will doch gleich etwas aufräumen. (Sie hebt verſchiedene Sachen vom Boden auf.)

Vierter Auftritt.

Guſtel. Schlampe
(kommt mit Stiefeln und Kleidungsſtücken).

Schlampe
(legt, ohne von Guſtel geſehen zu werden, die Kleider und Stiefel ab, ſchleicht hinter ſie und faßt ſie um die Hüfte).

Guſtel.

Hoho, Herr Stern!
(Dreht ſich um und giebt Schlampe eine Ohrfeige.)

Schlampe.

Das pfeift ja wie der Teufel, aber es war doch Dein Glück. —

Guſtel.

Du biſt es, Schlampe? — Aber warum iſt es mein Glück?

Schlampe.

Weil Du mit der Backpfeife den Herrn Stern meinteſt. Ich ſehe wenigſtens, daß Du nicht auf dem beſten Fuße mit ihm ſteheſt. Hätteſt Du nicht ſeinen Namen genannt, dann wäre ich eiferſüchtig geworden, denn Du haſt zu dieſer Stunde nichts in dieſer Stube zu thun. Ich bin hier Herr und Meiſter.

Guſtel.

Ach was, Herr und Meiſter, Du biſt der Hausknecht, Aufwärter und Stiefelputzer. Dein Herr und Meiſter iſt heute wie der leibhaftige Teufel. Du wirſt es ſchon mit ihm zu thun bekommen.

Schlampe.

Was hat er denn?

Guſtel.

Er hat heute ſehr ſchlechtes Wetter.

Schlampe.

Da geht es ihm hier drinnen, wie uns da draußen.

Guſtel.

Er hat das ganze Haus in Allarm gebracht — er hat geklingelt — ſieben — achtmal — ganz entſetzlich.

Schlampe.

Ich werde ſchon mit ihm fertig werden. Die Künſtler und Gelehrten ſind überhaupt die beſten Herren, die man bekommen kann. Der Soldat iſt grob, der Beamte pedantiſch, der Kaufmann geizig, aber ſo ein Schriftſteller oder Muſiker oder Maler, das brauſt auf, iſt heftig, iſt empfindlich — um nachher deſto beſſer zu werden — und dabei freigebig. — Wären ſie Alle, wie Herr Stern, dann hätte ich Dich längſt geheirathet.

Guſtel.

Aber ich nicht Dich.

Schlampe.

Da haben wir's. Ich wünſchte nur, ich könnte ſo gut mit anderen Leuten fertig werden, wie mit dieſem Herrn.

Guſtel.

Zum Beiſpiel.

Schlampe.

Zum Beiſpiel mit Dir— (Er will ſie umarmen und küſſen.)

Guſtel (läuft weg).

Nimm Dich in Acht, ſonſt werde ich noch einmal freigebig — mit Ohrfeigen. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Schlampe.

Der ſchlimmſte Mann iſt doch immer noch beſſer zu behandeln, wie ſo ein kleines Frauenzimmer. Aber Geduld! Ich werde das Vögelchen ſchon kirren. Nun aber vor allen Dingen an den Dienſt.

(Er nimmt die Kleider und Stiefel und geht nach Stern's Thür.)

Sechſter Auftritt.

Schlampe. Stern
(tritt aus der Thür des Schlafzimmers im Rock, die Hoſen an den Beinen hoch aufgeſchlagen.)

Stern.

Da iſt Er endlich. Wie lange habe ich ſchon auf Ihn gewartet!

Schlampe.

Hier ſind die Stiefel. (Er übergiebt ihm die Stiefel.)

Stern
(ſetzt ſich auf einen Stuhl und zieht ſich die Stiefel an).

Was giebt es Neues?

Schlampe.

Es iſt heute ſehr ſchlechtes Wetter.

Stern.

Was geht mich das Wetter an. Wenn ich den Kopf zum Fenſter hinausſtrecke, kann ich das ſelber ſehen. Weiß Er nichts anderes?

Schlampe.

Der Sturm hat in der Vorſtadt den Kamin an der großen Fabrik umgeworfen — wiſſen Sie, an der wollenen Strumpffabrik.

Stern.

Laß Er mich doch mit dem Schornſtein und der Strumpffabrik in Ruhe.

Schlampe.

Der Orang-Utang im zoologiſchen Garten hat das Zeitliche geſegnet.

Stern.

Herr Gott, jetzt bringt Er mich noch zu den Beſtien, das iſt ja unter dem Affen —

Schlampe.

Und dann iſt in der Hühnergaſſe die Frau eines Müllers von einem Mohren entbunden worden.

Stern (ſpringt auf).

Ich will aber ja nichts von den Unglücksfällen wiſſen. Die kann ich in der Zeitung leſen.

Schlampe.

Weiter weiß ich nichts. — Wollen Sie mich nicht gefälligſt fragen, was Sie zu wiſſen wünſchen?

Stern.

Ja ſo — alſo — Hat Er geſtern Abend auch gehörig geklatſcht?

Schlampe.

Geklatſcht! — Was denken Sie denn, Herr Stern? Ich klatſche nie — ich kann die Klatſchereien in der Seele nicht leiden.

Stern.

Wie, Er hat nicht geklatſcht? Deshalb habe ich Ihm ja das Galeriebillet für das Theater geſchenkt.

Schlampe (für ſich).

O, du Gerechter — daran habe ich gar nicht mehr gedacht. Ich habe das Billet für vier Silbergroſchen verkauft.

Stern.

Nun, war Er denn nicht im Theater?

Schlampe (für ſich).

Ich muß mir mit einer Lüge helfen. (Laut aber ſtockend.) Allerdings war ich im Theater.

Stern.

Wie hieß denn das Stück?

Schlampe.

Wie das Stück hieß? Da muß ich mich doch einmal beſinnen. Es war ſo ein kauderwelſcher Name.

Stern.

Mich dünkt, es hieß die Marquiſe von Creneville.

Schlampe.

Richtig, die Marquiſe von der Crinoline.

Stern.

Nein, die Marquiſe von Creneville.

Schlampe.

Meinetwegen, die Marquiſe von Creditviel. Aber da müßte es doch die Marquiſe von viel Credit heißen.

Stern.

Er iſt ein Eſel. Sag' er mir lieber den Inhalt.

Schlampe.

Ja, der iſt ſchwer zu expliciren. Sehen Sie, es ging ſo bunt und toll durcheinander. Das war Ihnen ein Gelaufe, ein Gerenne, ein Geſchnatter, ein Gewäſche — ich konnte es eigentlich nicht verſtehen, es war mir ſo etwas über den Horizont.

Stern (für ſich).

Eine ſonderbare Beſchreibung.

Schlampe.

Und ſchließlich — leider muß ich es geſtehen — da bin ich eingeſchlafen, denn erſtens war ich ſchon um vier Uhr des Morgens bei der Arbeit und zweitens war ich entſetzlich müde — und drittens kam mir das Stück ſehr langweilig vor.

Stern (auffahrend).

Wie, langweilig?

Schlampe.

Ja, recht herzlich und gründlich langweilig.

Stern.

Er nichtsnutziger Schlingel! Wie kann Er ſich unterſtehen, das Stück langweilig zu finden, zumal wenn ich Ihm eine Freikarte ſchenke —

Schlampe.

Ja — aber —

Stern.

Was aber — auf der Stelle ſcheer' Er ſich zum Teufel! Er braucht mir nicht mehr unter die Augen zu kommen, Er unverſchämter Menſch!

Schlampe (für ſich).

Das heißt bis morgen, wo ſein Zorn verraucht iſt. Die Guſtel hat doch recht, es iſt hier ſehr ſchlechtes Wetter.

(Er packt ſeine Sachen zuſammen und geht.)

Siebenter Auftritt.

Stern.

Die Guſtel nennt das Stück dumm — dieſer Schlampe nennt es langweilig — dumm iſt es aber nicht — die Fabel iſt entſchieden poetiſch — und langweilig iſt es auch nicht, denn ich habe es mit Witz behandelt. — Die Beiden drückten ſich auch ſehr unſicher aus. — Am Ende iſt es gar nicht wahr, was ſie ausſagten. Die Guſtel hat es ja gar nicht geſehen, und der Burſche hat es verſchlafen. Was bin ich doch für ein Thor geweſen, ſolche Leute zu meinen Berichterſtattern zu wählen? — O meine Fanni, o meine Zukunft!

Achter Auftritt.

Stern. Barbier Flink.

Flink.

Schönen guten Morgen, Herr Stern, wünſche wohl geſchlafen zu haben. Es iſt heute ſehr ſchlechtes Wetter. Horribel!

Stern.

Wenn Sie mir doch mit dieſen ewigen Wiederholungen vom Wetter vom Leibe bleiben wollten. Sie wiſſen ja, daß ich eine ſolche Unterhaltung nicht leiden kann.

Flink (bereitet ſich vor, Stern zu barbieren).

Richtig, richtig. Sie können das Wetter nicht leiden. Horribel! Ich kann es eigentlich auch nicht leiden, denn ſehen Sie, wenn das Wetter kalt iſt, ſo friert man, wenn es warm iſt, ſo geräth man in Schweiß, regnet es, ſo wird man naß, iſt es trocken, ſo iſt es trocken, iſt es windig, ſo kann man ſich erkälten. Horribel!

Stern.

Aber ſo hören Sie endlich davon auf.

Flink.

Nichts lieber, wie das, denn, wie geſagt, ich wünſchte, daß es überhaupt gar kein Wetter gäbe, dann brauchte man auch gar nicht von einer ſo ganz gewöhnlichen und gemeinen Sache zu reden. Horribel! Wie die Sachen aber ſtehen, ſo wollen die Kunden einmal immer von dem Barbier wiſſen, wie es mit dem Wetter beſtellt iſt. Ich glaube, daß der Grund darin liegt, daß das Wetter einen ſo großen Einfluß auf die Geſundheit hat. Denn ſehen Sie, das Wetter macht den Einen melancholiſch, den Andern heiter, den Dritten — horribel!

Stern.

So halten Sie doch einmal den Mund davon.

Flink (während des Barbirens).

Richtig, ich halte den Mund — aber halten Sie auch den Mund, damit ich Sie ordentlich raſiren kann. — Horribel!

Stern.

Erzählen Sie mir lieber etwas Neues —

Flink.

Etwas Neues. — Richtig, ich will Ihnen was Neues erzählen. Da habe ich geſtern einem merkwürdigen Schauſpiele beigewohnt.

Stern.

Ja, erzählen Sie mir von dem Schauſpiel. (Für ſich.) Jetzt erfahre ich wohl etwas von meiner Comödie.

Flink.

Geſtern Abend um ſieben Uhr —

Stern (für ſich).

Das iſt die Theaterſtunde —

Flink.

Wie ich auf dem Platz am Schauſpielhauſe komme.

Stern (für ſich.)

Ah — jetzt ſind wir ſchon am Schauſpielhauſe.

Flink.

Da — aber ich muß Sie bitten, daß Sie ſich nicht immer bewegen — ich möchte Sie ſonſt ſchneiden.

Stern.

Um Gottes Willen, vergeſſen Sie nicht, daß ich kein Blut ſehen kann.

Flink.

Nur ruhig Blut — da erſcheint der Dr. Köcher, Sie kennen ja den Theaterkritiker?

Stern.

Ja, ich kenne ihn. — (Für ſich.) Wir kommen jetzt der Sache näher.

Flink.

Er ſieht mich und ruft: Flink, kommen Sie mich morgen um ſechs Uhr raſiren, denn ich will um acht Uhr verreiſen.

Stern.

Aber das gehört ja gar nicht hierher.

Flink.

Wohl gehört es hierher, denn in demſelben Augenblick raſſelt eine Droſchke an uns vorüber und überfährt — horribel — eine alte Frau — ſie fällt, ſie ruft — das Blut ſtrömt in einer Lache über das Pflaſter.

Stern (ſpringt auf).

Um Gottes Willen — hören Sie auf, Sie wiſſen ja, daß es mir ſchlecht wird, wenn ich von Blut höre.

Flink.

Richtig, dann will ich ſchweigen.

Stern (ſetzt ſich wieder).

Sagen Sie mir lieber, wie es im Theater war, denn ich ſchenkte Ihnen ja ein Parterre-Billet.

Flink (für ſich).

Ach Du Gott, jetzt fängt das Examen an und ich habe das Billet meiner Frau gegeben.

Stern.

Wie hat Ihnen denn das Stück gefallen?

Flink.

Das Stück — ach ja, das Stück. Ich bin eigentlich ſehr ſpät in das Theater gekommen. Da ich zur mediciniſchen Facultät gehöre, mußte ich zunächſt der verwundeten Frau beiſtehen, und als ich dann fertig war, da wurde ich zu dem Geheimrath Zöpfel gerufen. Der Mann verſpürte Neigung zu einer Apoplexie. Da hieß es Ader gelaſſen und geſchröpft. — Sie hätten ſehen ſollen, wie das Blut floß — erſt ganz ſchwarz — dann roth — horribel —

Stern (ſpringt wieder auf).

In der That, ſchauderhaft. — Erſparen Sie mir doch die blutrünſtigen Geſchichten.

Flink.

Richtig. Das hätte ich faſt wieder vergeſſen.

Stern.

Alſo das Theater —

Flink.

Ja, ja, das Theater. Ich kam alſo erſt in den vierten Akt —

Stern.

Ei was! Das Stück hat ja nur drei Akte.

Flink.

Nun, es mag auch der dritte geweſen ſein.

Stern.

Wie war denn das Luſtſpiel?

Flink.

Ja, es war eigentlich recht lächerlich. — Horribel!

Stern.

Wie, lächerlich, horribel? Dann iſt das Stück am Ende durchgefallen?

Flink.

Ja, ich glaube, es iſt durchgefallen.

Stern.

Und ausgepfiffen worden?

Flink.

In der That — wenn ich nicht irre, war es ſchon vorher ausgepfiffen worden.

Stern (ſpringt auf).

Was ausgepfiffen? Das iſt zu arg — (Er wiſcht ſich ſchnell das Geſicht ab.)

Flink.

Aber ich bin ja noch nicht ganz fertig.

Stern.

Gleichviel, ob Sie fertig ſind.

Flink.

Es ſtehen noch zehn Härchen unter dem linken Ohr — ein Schnitt.

Stern.

Scheeren Sie ſich zum Guckuck und laſſen Sie ſich nicht eher bei mir ſehen, bis ich Sie rufen laſſe. So ein unverſchämter Menſch!

Flink.

Nun ganz, wie Sie wünſchen. (Für ſich.) Bei dem rappelt's. Horribel! Es iſt heute verflucht ſchlechtes Wetter hier. (Packt ſeine Sachen und geht.)

Neunter Auftritt.

Stern.

Je mehr Nachrichten ich erhalte, deſto klarer wird mir meine Niederlage. — Und doch habe ich eigentlich gar nichts Beſtimmtes erfahren. Leere, faſelhafte Ausdrücke — weiter nichts — dabei werfe ich die Leute gewiſſermaßen zur Thür hinaus, bevor ich ſie ausreden laſſe. Das kommt von der verzweifelten Nervoſität. Armer Stern! O Gott, wenn mir meine geliebte Fanni verloren ginge!

Zehnter Auftritt.

Stern. Köcher.

Köcher.

Guten Morgen, Stern.

Stern (brummt).

Guten Morgen.

Köcher.

Was machſt Du denn für ein verzweifeltes Geſicht? Ich ſehe, drinnen wie draußen iſt ſehr ſchlechtes Wetter.

Stern.

Kommt der Menſch mir auch mit der alten Phraſe. Das Wetter iſt um aus der Haut zu fahren.

Köcher.

Ich habe es aber doch nicht gemacht.

Stern.

Darum brauchſt Du auch nicht davon zu reden.

Köcher.

In der That, Du haſt recht, es iſt ein abgenutztes Thema, das ich ſelber nicht gerne aufnehme. Ich kam nur darauf, weil mich Hagel und Schloßen hier in's Haus trieben.

Stern.

Alſo Du beſuchſt mich nicht aus freiem Antriebe?

Köcher.

Eigentlich nicht. Ich wollte auf die Eiſenbahn — es iſt mir aber zu ſchlecht —

Stern.

Du beſuchſt mich nur ſo aus Ueberfluß — nur weil Du auf Deinem Wege unterbrochen biſt?

Köcher.

Ich denke, der Freund iſt dem Freunde zu jeder Zeit willkommen. Zudem glaube ich, daß Dir die Gegenwart des eifrigſten Bewunderers Deines herrlichen Talentes nicht unangenehm ſein wird. Wer verſteht Dich beſſer, als ich? Ich errathe aus jedem Wort, welches Du ſchreibſt, ſofort den Verfaſſer.

Stern (für ſich).

Das wollen wir gleich einmal ſehen.

Köcher.

Wenn ich Dich aber in der Arbeit ſtöre —

Stern.

Nein, nicht im Mindeſten. (Für ſich). Wie ſoll ich nur anfangen?

Köcher.

Es ſcheint doch, daß Du ſehr zerſtreut biſt.

Stern.

Daß ich nicht wüßte —

Köcher.

Deſto beſſer. Du weißt ja, wie ſehr ich Deine Arbeitsſtunden reſpectire, weil ich Alles, was Du ſchreibſt und dichteſt, überaus hoch halte, und weil ich es mir ſelbſt nicht verzeihen würde, wenn ich Dich den Küſſen der Muſe entzöge.

Stern.

Eigentlich habe ich Dich ſchon geſtern Abend erwartet.

Köcher.

Haſt Du mir denn Botſchaft geſendet?

Stern.

Das nicht — aber ich dachte — Du würdeſt kommen.

Köcher.

Und warum denn?

Stern.

Es war ſo eine Idee! — Sag' mir doch, Köcher, da Du der Theaterkritiker biſt, ſo warſt Du wohl geſtern im Theater?

Köcher.

Allerdings war ich im Theater.

Stern.

Es wurde ein neues Stück gegeben.

Köcher.

Freilich. Höre, da fällt mir was ein, Du könnteſt mir einen großen Gefallen thun.

Stern.

Und der wäre?

Köcher.

Wenn Du mir eine kleine Kritik über das geſtrige Stück ſchreiben wollteſt.

Stern (für ſich).

Das iſt in der That ſtark — der Kritiker, der jedes Wort von mir kennt. (Laut.) Aber warum ſchreibſt Du ſie denn nicht ſelbſt?

Köcher.

Weil — nun weil ich das Stück eigentlich nicht angeſehen habe.

Stern.

Wie, Du warſt im Theater und haſt es nicht angeſehen?

Köcher.

So ſeltſam es klingt, ſo muß ich es doch eingeſtehen.

Stern.

Aber Menſch, Du der Berichterſtatter —

Köcher.

Allerdings und dennoch —

Stern.

Wie ſchien Dir denn das Stück?

Köcher.

Aufrichtig geſagt, ich weiß es nicht —

Stern.

Hältſt Du es für durchgefallen?

Köcher.

Bei mir — in der That!

Stern (für ſich).

Ach Du Gott — welch' ein Kelch!

Köcher.

Bei den andern — ich kann es nicht ſagen — Dir hat es vielleicht einen guten Eindruck gemacht.

Stern.

Ich bin gar nicht im Theater geweſen. — Aber wo haſt Du denn Deine Augen und Ohren gehabt?

Köcher.

Hör' mich an. — Als ich das Haus betrat, ſah ich in der Loge neben mir ein wundervolles Mädchen. In meinem Leben iſt mir keine anmuthigere und reizendere Erſcheinung vorgekommen. Sie war blühend wie die Roſe, friſch wie der Frühling. Vor dieſer jungen Schönheit ſchwand mir, was ſonſt um mich war. Sie nahm mir alle Gedanken weg.

Stern (für ſich).

Und dieſer Menſch, der über eine Schürze meine Arbeit aus dem Auge läßt, will noch von Freundſchaft ſprechen.

Köcher.

Kurz, das neue Stück ging mir ſo gründlich verloren, daß ich nicht einmal etwas von dem Inhalt weiß. Ich verließ das Haus, wie ich hineingegangen war. Nach dem Stück verfolgte ich die reizende Geſtalt von ferne, und denke Dir, ich glaube, ſie verſchwand in dieſem Hauſe.

Stern (für ſich).

Wie, am Ende war es Fanni – nein, Fanni iſt gar nicht hier. Er kennt ſie nicht. — Seine Mittheilung wird immer verdächtiger. (Laut.) Am Ende haſt Du auch wegen des Mädchens Deine Reiſe dran gegeben?

Köcher.

Gewiſſermaßen. — Wegen ihr habe ich wenigſtens die Kritik vergeſſen. Und deshalb bat ich Dich um eine kleine Beſprechung.

Stern (für ſich).

Teufel und Hölle. Welch' ein Gewebe von Unwahrſcheinlichkeiten. Und es ſcheint, daß auch noch eine abſcheuliche Intrigue dahinter ſteckt. Ich ſoll vielleicht gar über mein eigenes Stück ſchreiben, damit er das Manuſcript gegen mich gebrauchen kann. (Laut.) Höre, Köcher, nach dieſer Mittheilung erkläre ich unſere Freundſchaft für todt und Dich für einen ganz elenden Menſchen.

(Er eilt in ſein Schlafzimmer.)

Elfter Auftritt.

Köcher.

Aber Stern, Stern — er hört nicht. Er hat oft ſeltſame Momente, aber ſo reizbar, aufgeregt und mißtrauiſch iſt er mir noch nicht vorgekommen. Das grenzt an Wahnſinn. Ich verſtehe dieſes Benehmen nicht. Stern, Stern — (er rüttelt an der Thüre) Stern — nun gut — ich habe nichts gegen Dich verbrochen — aber ich gehe — denn ſolche Beleidigung kann ich mir nicht gefallen laſſen. Kein Zweifel mehr, der Menſch iſt toll geworden. (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Stern (tritt aus dem Schlafzimmer).

Er iſt fort. Gut, daß er fort iſt. Es unterliegt keinem Bedenken mehr, daß mein Stück durchgefallen iſt. Ich habe alſo doch mein Spiel verloren. Ach, meine geliebte Fanni! — Hätte ich doch nie die Thorheit begangen, den Weg auf das Theater zu ſuchen. Jetzt habe ich es ſelbſt erfahren, was ich nie glauben wollte. Ja, die Bretter ſind ein ſchlüpfriger

Boden. Wäre ich auf dem beſcheidenen Wege meines Talentes fortgeſchritten, ich hätte auch das Ziel erreicht. — O arme Fanni! Ein Glück, daß Sie nicht hier iſt. Sie weilt ſchon ein halbes Jahr bei ihrer Tante und ſoll auch noch drei Monate da bleiben. Heute hoffte ich um ihre Hand anhalten zu dürfen — ach Gott, ſie liebte mich ſo ſehr — nun muß ich ihr einen Abſagebrief ſchreiben. (Er ſetzt ſich an den Schreibtiſch und ſchreibt.)

Dreizehnter Auftritt.

Stern. Fanni (tritt, ohne von Stern geſehen zu werden, ein).

Fanni (für ſich).

Ich kann und will es nicht glauben, daß er wirklich von Sinnen ſei. Solch ein klarer Kopf, — ſolch ein edles gutes Herz! — O, ich muß mich ſelber davon überzeugen. — Da ſitzt er. Ich wag' es, ich rede ihn an. (Laut.) Herr Adolph —

Stern (in heftiger Aufregung aufſpringend).

Sie ſind es, Fanni — o Himmel. (Er will ſie umarmen — dann hält er plötzlich inne — und ſteht ſtarr vor ihr.)

Fanni (für ſich).

Wie ſeltſam er iſt! (Laut.) Allerdings iſt es nicht paſſend, daß ein junges Mädchen in Ihr Zimmer dringt — aber ich konnte nicht anders — ich muß mich ſelbſt überzeugen. — Iſt es denn wahr? —

Stern.

Ja, es iſt wahr.

Fanni.

Sie ſind wirklich ſo — unglücklich?

Stern.

Sehr unglücklich.

Fanni.

Ihr Kopf —

Stern.

Er iſt ſchwach und öde und leer.

Fanni.

Ihr Herz —

Stern.

Es blutet.

Fanni.

Ihre Gedanken? —

Stern.

Sie ſind ganz auseinander.

Fanni.

Aber um Gotteswillen, wie iſt das nur gekommen?

Stern.

Aus Liebe — aus Liebe zu Ihnen.

Fanni.

Die Liebe ſollte Sie aber nicht ſchwach, ſondern ſtark machen.

Stern.

Das habe ich auch gedacht. Das habe ich auch gewollt. Aber ich bin darüber zum Sturze gekommen.

Fanni.

Wie iſt das denn möglich?

Stern.

Eigentlich wollte ich Ihnen die Sache ſchreiben. Ich war eben ſchon mit dem Briefe beſchäftigt, denn ich glaubte Sie noch in der Ferne bei Ihrer Tante. Da Sie nun ſelbſt vor mir erſcheinen, mag es mündlich geſchehen. Ach, es wird mir ſehr ſchwer werden.

Fanni (für ſich).

Bis jetzt habe ich noch kein unverſtändiges Wort vernommen. (Laut.) Wohlan, reden Sie. Vielleicht beruhigt es Ihr Gemüth, wenn Sie mir Ihr Leid anvertrauen.

Stern.

Ja, liebe Fanni, ich will reden, ich will Ihnen Alles ſagen. Sie wiſſen, ich habe meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einigem Glück betreten. Meine Lieder haben mich vortheilhaft im Publikum bekannt gemacht, ſie ſind componirt und geſungen worden — Sie ſelbſt —

Fanni.

Ach ja — ich liebe ſie mehr wie alle anderen Gedichte. Sie ſind voll Gefühl, Feuer und Leidenſchaft.

Stern.

Ja, Sie haben mir meine Lieder oft mit Ihrer ſilberhellen klaren Stimme vorgeſungen. — Aus Ihrem Munde haben mich die ſchlichten Verſe erſt recht befriedigt. — So gingen ſie mir tief zum eigenen Herzen — o Gott — ich bin ſo bewegt — die Erinnerung an die Tage, wo ich Sie zuerſt bei dieſen Liedern kennen lernte — —

Fanni (für ſich).

Wie rührend er ſpricht, ich weiß mich kaum zu faſſen. Es iſt unmöglich, ſo redet kein Verwirrter.

Stern.

Und dann hab' ich es auch in einigen Novellen verſucht, die mir viele Freunde zuführten.

Fanni.

In der That — ſie werden mit Recht gerühmt — ſie ſind geiſtvoll und dabei geſund, von ſpannender Entwickelung und doch — natürlich.

Stern.

So hatte ich das Glück, mir allmälig durch meine literariſchen Leiſtungen eine beſcheidene Stellung zu erringen.

Ich konnte für mich allein leben. Als ich Sie aber geſehen hatte, tauchte in mir der Wunſch auf, mit Ihnen leben zu können. Sie ſchienen mir gewogen. Mit friſchem, fröhlichem Muthe gedachte ich die Verhältniſſe ſo zu geſtalten, daß ſie für uns Beide ausreichten. — In dieſem Gedanken ſuchte ich mir neue literariſche Wege zu eröffnen, denn von der Lyrik und der Novelliſtik kann man in Deutſchland nicht leben. Ich dachte an das Theater, denn das Theater bringt dem, der ſich auf ihm einbürgert, Ehre, Ruhm und Mittel. Kurz, ich ſchrieb ein Luſtſpiel.

Fanni.

Davon hab' ich ja gar nichts gewußt.

Stern.

Ich theilte meinen Plan keinem Menſchen mit. Ich ſpann ihn in der Stille aus, ich ſchrieb ihn in der Stille nieder. — Ich reichte endlich das fertige Werk bei unſerer Hofbühne unter fremdem Namen ein. Es wurde angenommen, es iſt gegeben worden, es fiel durch. Meine ſchönſten Hoffnungen ſind zertrümmert. Ich baute auf dieſes Werk den Grund unſeres künftigen Glückes. Ich habe auf Sand gebaut. O Gott — es wäre jetzt ein ſträflicher Leichtſinn, um Ihre Hand zu werben. Fanni, Sie glauben nicht, wie unglücklich ich bin.

Fanni.

Armer Adolph — aber ſo haben Sie doch Muth — was das erſte Mal mißlungen iſt, wird das zweite Mal gelingen.

Stern.

Vielleicht — ich will auch den Muth nicht verlieren — nur kann ich mich nicht ſo raſch von meiner Niederlage erholen.

Fanni.

Wann iſt denn das Unglück paſſirt?

Stern.

Geſtern Abend.

Fanni.

Und wie hieß das Stück?

Stern.

Die Marquiſe von Creneville.

Fanni (lacht laut auf).

Und das iſt durchgefallen? Nein, das iſt aber doch gar zu komiſch. (Sie läuft lachend fort.)

Vierzehnter Auftritt.

Stern.

Wie, auch Fanni? — Ich erwartete Theilnahme und Mitleid von ihr und jetzt giebt ſie mir Hohn und Spott. — Dieſes zarte Mädchen — von dem ich glaubte, daß es nichts wie Herz und Gemüth wäre, iſt alſo noch ſchlimmer wie die Anderen! Dann iſt es ja ein wahres Glück geweſen, daß mein Stück durchgefallen iſt. Ihr Gewinn wäre nur ein Verluſt geweſen. Und jetzt iſt ihr Verluſt ein Gewinn. Gottlob, daß ich nicht an ein Weib gebunden wurde, welches mir am Ende nur Unheil gebracht hätte. Stern — Stern — Du biſt doch zu weich für dieſe Welt geweſen! — Stern — nimm Dich zuſammen, ſei ein Mann! — Stern, werde feſt! (Er ſchreitet mit kräftigen Schritten auf und ab und ſtellt ſich an das Fenſter.)

Fünfzehnter Auftritt.

Stern. Frau Welker. Schlampe (mit einem Stocheiſen).
Guſtel (mit einem Beſen.)

Frau Welker (leiſe zu Schlampe und Guſtel).

Daß Ihr mich aber nicht im Stiche laßt! Wenn er wirklich toll iſt, wie Ihr ſagt, dann iſt er auch gefährlich.

Schlampe (leiſe).

Fürchten Sie nur nichts. Ich habe das Stocheiſen.

Guſtel (leiſe).

Und ich den Beſen.

Frau Welker (laut).

Herr Stern.

Stern (wendet ſich um).

Frau Welker — was ſteht zu Ihren Dienſten?

Frau Welker.

Sie werden erlauben, aber ich bin leider gezwungen, Ihnen dieſe Wohnung zu kündigen.

Stern (für ſich).

Alſo auch die Wohnung wird mir gekündigt? Was nicht ein durchgefallenes Stück zu Wege bringt! (Laut.) Darf ich nach der Urſache fragen?

Frau Welker.

Ich denke, Sie müßten nach den vorgefallenen Dingen ſelbſt wiſſen —

Stern.

Alſo Sie haben auch ſchon davon gehört?

Frau Welker.

Wie ſollte ich nicht, da ich offene Ohren habe.

Stern.

Und man ſpricht ſchon davon?

Frau Welker.

Natürlich.

Stern.

Ueberdies fürchten Sie vielleicht, daß ich nicht die hinreichenden Mittel beſitze?

Frau Welker.

Das gerade nicht. — Aber ich bin nun einmal Beſitzerin eines Familienhotels, und es könnte doch dem Rufe meines Etabliſſements ſchaden. — Die Störungen — bei Nacht — dieſe Unruhe. — Und dann auch dieſe Zänkereien — meine Gäſte würden mir am Ende bei dem Spectakel davon laufen.

Stern.

Da haben Sie allerdings Recht. Ich bin zu laut geweſen. — meine Leidenſchaft hat mich mitunter fortgeriſſen — auch gegen Ihre Dienſtboten — die ich hiermit um Verzeihung bitte.

Schlampe (leiſe).

Jetzt iſt er wieder ganz verſtändig.

Guſtel (leiſe).

Man merkt ihm gar nichts mehr an.

Frau Welker.

Und dann — meine Fanni, die geſtern unvermuthet zurückkehrte, iſt einigermaßen mit Ihnen im Gerede.

Stern (für ſich).

Alſo Fanni iſt hier auch im Spiele — Sie ſchickt mir die Mutter auf den Hals, nachdem ſie ſelbſt in Spott und Hohn weggelaufen iſt, das wird ja immer beſſer. (Laut.) Frau Welker, ich werde Ihren Wünſchen entſprechen und Ihr Haus verlaſſen, ſobald ich eine andere Wohnung gefunden habe —

Frau Welker.

Es wäre mir angenehm, wenn Sie dieſes Geſchäft noch heute beſorgten.

Stern.

Wie, noch heute?

Frau Welker.

Jawohl, je eher je lieber.

Stern.

Nun — in einer Stunde ſtehen Ihnen die Zimmer zur Diſpoſition. Finde ich keine Privatwohnung, ſo ziehe ich in ein Hotel. Sie ſollen die Befriedigung erleben, mich recht geſchwind an die Luft geſetzt zu haben. Doch ich will nicht bitter ſein, trotz all' der Bitterkeiten, die mich betroffen haben. Frau Welker, Sie waren mir bis jetzt eine gute vortreffliche Wirthin. Ich danke Ihnen von Herzen für Alles, was ich unter Ihrem Dache genoſſen habe.

Frau Welker (für ſich).

Ich begreife doch nicht recht. (Laut.) Gern geſchehen. Ich empfehle mich. (Ab.)

Schlampe.

Nun, Herr Stern, habe ich nicht Recht gehabt? Es iſt heute ſehr ſchlechtes Wetter. (Ab.)

Guſtel.

Ach ja, ſehr ſchlechtes Wetter. (Ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Stern.

Alſo vor die Thür geſetzt. Wie das Stück, ſo das Glück! Aber es geſchieht mir Recht. Ich alberner, zaghafter Menſch, der ſo ganz heimlich auf den Gipfel des Ruhmes und des

Glückes klimmen wollte! Ein ander Mal werde ich es beſſer machen und mit feſtem männlichen Blick die Dinge in's Auge faſſen. Jedoch genug der Betrachtungen! Ich muß packen. (Er zieht ſeinen Rock aus und wirft allerlei durcheinander.) Ach, wie Schade, daß ich aus dieſen geliebten trauten Räumen weichen muß. Wie manche ſüße Erinnerungen knüpfen ſich an dieſes Haus — hier ſaß ich in den langen Nächten bei der Arbeit, hier habe ich ſo manches Lied geſungen. Hier war ich ſo oft mit den künſtleriſchen Geweben der Erzählung beſchäftigt. — Und hier — o ihr roſigen Geſpinnſte der Liebe —

Ach, es trägt der Strom vorüber
Kehrend nie die Roſenblüthe!

Siebenzehnter Auftritt.

Stern. Barbier Flink.

Flink.

Um Vergebung Herr Stern — Sie werden erlauben —

Stern.

Was bringen Sie?

Flink (für ſich).

Er ſcheint jetzt wieder ganz bei Vernunft. (Laut.) Ich habe Sie dieſen Morgen erzürnt — horribel — Sie werden verzeihen —

Stern.

Nein, lieber Flink, es iſt an mir, Sie um Verzeihung zu bitten. Ich war heftig. Das iſt jetzt vorüber.

Flink.

So werden Sie geſtatten, daß ich jetzt die zehn Härchen unter dem linken Ohr wegnehme, die ich in der Eile ſtehen ließ — horribel. — Es bedarf nur eines Schnittes.

Stern.

Das hätte auch bis morgen Zeit gehabt. Aber wie Sie wollen. (Er ſetzt ſich.)

Flink (beginnt ſein Raſirzeug herauszunehmen).

Man kann nicht wiſſen, was einem ſo ein Paar Härchen für Schaden bringen — horribel — denn ſehen Sie, Herr Stern, der Theaterbarbier iſt vor ein paar Tagen mit Tod abgegangen, und da habe ich mich bei dem Herrn Intendanten für dieſe Stelle gemeldet. Meine Eingabe, die ich im Style der mediciniſchen Facultät abgefaßt habe, beruft ſich auf meine Kunden. Wenn nun der Intendant ſähe, daß Sie nicht ſauber barbiert ſind — horribel — da wäre es am Ende nichts mit der Sache. (Er raſirt.)

Stern.

Da ſind Ihre Bemühungen eigentlich überflüſſig, denn ich ſehe den Intendanten nicht.

Flink.

Aber der Intendant wird Sie ſehen.

Stern.

Wie ſo?

Flink.

Halten Sie noch einen Augenblick. — (Er beendet das Raſiren.) Richtig — ſo, jetzt bin ich fertig.

Stern.

So ſagen Sie mir doch, was Sie ſagen wollten.

Flink.

Auf der Stelle, auf der Stelle. (Während er einpackt.) Ich war nämlich eben im Vorzimmer des Intendanten, um meiner Eingabe durch die Vorſtellung meiner Perſon den gehörigen Nachdruck zu geben, und wie ich nun warte, da ſteckt der Herr Intendant den Kopf durch die Thür ſeines Cabinets und ruft dem Diener zu: „Der Kutſcher ſoll vorfahren und ſich vorher nach der Wohnung des Herrn Adolf Stern erkundigen.“ Horribel! dachte ich, der Herr Intendant geht jetzt Erkundigungen nach mir einziehen, und wenn er die zehn Härchen unter dem linken Ohr meines geſchätzten Kunden, des Herrn Adolf Stern, ſieht, dann iſt es mit der Anſtellung vorbei. Horribel! Als der Herr Intendant ſich zurückgezogen hatte, ſchlich ich leiſe von dannen und bitte nun ganz ergebenſt, daß Sie mir ein gutes Zeugniß ausſtellen. Nicht wahr, das verſprechen Sie mir, lieber guter Herr Stern?

Stern.

Wenn er mich nach Ihnen fragt — von Herzen gern.

Flink.

Ach, Sie ſind ein lieber herziger Mann. Wie froh ich jetzt bin — horribel. Empfehle mich — ich höre ſchon den Wagen heranraſſeln. (Ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Stern.

Ein Beſuch des Intendanten? Sollte die Nachricht wirklich wahr ſein? Der gute Flink wird ſich geirrt haben. Und doch, da hält wirklich ein Wagen an der Thüre. — Mein Gott, wie es hier ausſieht. — Welche Unordnung! Ich flüchte mich für alle Fälle in mein Schlafzimmer. — (Er nimmt einige Kleidungsſtücke und eilt in das Schlafzimmer.)

Neunzehnter Auftritt.

Schlampe. Guſtel. Flink.

Guſtel.

Raſch, raſch!

Schlampe.

Was giebt es denn?

Guſtel.

Es iſt eben ein Herr vom Hofe angefahren, der zu Herrn Stern will. Die Frau Welker hat mir befohlen, daß wir raſch die Ordnung hier herſtellen. Friſch zugegriffen! (Sie ordnet die zerſtreuten Sachen.)

Flink.

Ich helfe mein Meiſtes und Beſtes. Horribel! (Er hilft.)

Schlampe.

Da muß man ſich freilich eilen. (Er hilft ordnen.) Was mag der Herr nur wollen?

Guſtel.

Gleichviel, was er will, jetzt heißt's ſchaffen und nicht plaudern.

Schlampe.

Es war doch dumm, daß wir nicht artiger mit Herrn Stern verfahren ſind. Vielleicht gewinnt er Einfluß bei Hof und kann mir eine Stelle verſchaffen, die mich ernährt, daß ich in den Stand komme, Dich zu heirathen.

Guſtel.

Wenn das wäre, allerdings — aber laß uns jetzt keine Luftſchlöſſer bauen.

Flink.

Ja, nur voran — voran! Horribel!

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Welker.

Frau Welker.

Nun, ſeid Ihr bald fertig? Der Herr Intendant will nicht länger warten. (Sie greift ſelbſt mit zu.) Wenn ich einen ſolchen Beſuch geahnt hätte, würde ich nicht ſo raſch mit der Kündigung geweſen ſein.

Einundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Köcher.

Köcher.

Wo iſt Stern? — Der liebe gute Stern. — O, ich habe ein entſetzliches Unrecht an ihm begangen — ich, ſein größter Bewunderer! In der That, es iſt natürlich, daß er zornig wurde.

Frau Welker.

Iſt er denn nicht von Sinnen? Sie, der Barbier und die Dienſtboten haben mir doch die Sache in einer Weiſe dargeſtellt, daß mir ſein Wahnſinn ganz unzweifelhaft erſchien.

Köcher.

Der arme Menſch — nein, er iſt nicht wahnſinnig — im Gegentheil — er iſt ſo klar wie möglich — aber er iſt ein Poet, und Poeten ſind reizbar. Dazu befand er ſich allerdings in einer Lage, die ſein aufgeregtes Weſen im vollſten Sinne entſchuldigt. O, ich Dummkopf — wie ſchlecht habe ich an ihm gehandelt!

Frau Welker.

Aber ſo erzählen Sie doch.

Köcher.

Es wird ſich gleich Alles aufklären. Da kommt der Herr Intendant.

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Der Intendant. Fanni
(mit einem Lorbeerkranze in der Schürze).

Intendant.

Nun, kann ich endlich Herrn Stern ſehen?

Frau Welker.

Er iſt noch in ſeinem Schlafcabinet und wird ſogleich erſcheinen. — Herr Stern!

Köcher (an der Thür).

Stern, Stern — ſo komm doch — der Herr Intendant iſt hier.

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Stern.

Stern.

Ew. Excellenz, was verſchafft mir die Ehre?

Intendant (giebt ihm ein Etui).

Ich komme im Namen Sr. Hoheit des Fürſten, um Ihnen hiermit ſeinen Hausorden zu überreichen.

Stern.

Wie, was hör' ich — (Er nimmt das Etui und öffnet es.) Bei Gott, die Decoration. — Aber womit habe ich das verdient?

Intendant.

Das Perſonal des Theaters fügt noch eine andere Anerkennung hinzu — die Ihnen dieſe junge Dame, der ich hier im Hauſe begegnet bin und die mir den Eindruck einer Muſe gemacht hat — überreichen wird. — Mein Fräulein — die Reihe iſt an Ihnen.

Fanni

(nimmt den Lorbeerkranz hervor und ſetzt ihn auf Stern's Haupt).

Wie das Stück, ſo das Glück!

Stern.

Welche Beſchämung! Ich bin in der That nicht würdig, ich weiß nicht wofür. — Machen Sie doch keinen Scherz mit mir. — Mein Stück iſt ja durchgefallen.

Intendant.

Was, Ihr Stück wäre durchgefallen? Im Gegentheil, ſeit langen Jahren iſt keine Bühnenarbeit erſchienen, die ein ſo unerhörtes Glück gemacht hat. Und das mit vollem Recht. Verwicklung, Situation, Dialog, Styl, Alles — Alles — iſt meiſterhaft.

Stern.

Wie, was hör' ich?

Intendant.

Die lautere Wahrheit. — Sie wurden gerufen — nach jedem Act. Wie ſchade, daß Sie Ihren Triumph nicht ſelbſt anſahen!

Stern.

Ich falle wie aus den Wolken — man hatte mir ganz andere Dinge geſagt — der Aufwärter —

Schlampe.

Ach Gott, ich habe mein Billet verkauft und war gar nicht im Theater.

Stern.

Flink —

Flink.

Als meine Frau von dem Billet hörte, da nahm ſie es mir mit Gewalt. — Horribel!

Stern.

Köcher —

Köcher.

Ich ſah nur Fräulein Fanni — die ich nicht kannte und von der Du mir ſo viel erzählt hatteſt. — Ich hoffe, Du wirſt mir verzeihen, daß die junge Dame meine Aufmerkſamkeit mehr auf ſich zog, wie Dein Stück.

Stern.

Nun ja — aber Fräulein?

Fanni.

Ich lief fort, um Ihnen die Zeugen zu holen, daß Sie mit Ihrem Stück den größten Erfolg errungen haben. Da begegnete ich Sr. Excellenz, der jedenfalls das beſte und glaubwürdigſte Zeugniß ablegen kann.

Stern.

Himmel, welches Glück. — Ich glaubte in einen Abgrund geſunken zu ſein und ſchwebe nun in allen Himmeln. — Welche Ehre!

Intendant.

An dem Ruhm und der Ehre, mit denen der Dichter in Deutſchland ſonſt vorlieb nehmen muß, iſt es aber nicht genug. Sr. Hoheit der Fürſt, welcher glücklicher Weiſe eine Ausnahme von ſeinen meiſten Collegen macht, wünſcht Sie an ſein Land zu feſſeln, indem er Ihnen eine Stellung giebt, die Ihres ſchönen Talentes würdig iſt. Nachdem Ihre einzelnen Lieder und Novellen ſchon längſt die Aufmerkſamkeit des Hofes erregt haben, iſt Ihr Luſtſpiel mit ſolcher Anerkennung aufgenommen werden, daß der Fürſt mir den Auftrag gegeben hat, Ihnen die augenblicklich vacant gewordene Bibliothekarſtelle anzubieten.

Stern (faßt die Hand des Intendanten).

Das überſteigt meine höchſten Wünſche — o Himmel — welche Fluth von Seligkeit! — Dank — Dank — Dank dem Fürſten — Dank Ihnen, vortrefflicher Mann! — Bin ich bis jetzt dieſer Auszeichnung nicht werth, ſo hoffe ich doch es zu werden.

Intendant.

Ich werde Sr. Hoheit mit Vergnügen Ihre Antwort bringen. (Ab.)

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Stern. Frau Welker. Fanni. Schlampe.

Stern.

Geliebte Fanni — gute Frau Welker — darf ich jetzt hoffen?

Frau Welker.

Nehmen Sie meine Tochter — keinem Menſchen gebe ich ſie lieber.

Fanni (in Stern's Arme).

Geliebter Mann!

Schlampe (am Fenſter, zu Guſtel).

Sieh Guſtel, es iſt mir einmal ganz ſchönes Wetter geworden.

(Der Vorhang fällt.)

Dornröschen.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zuerſt aufgeführt am 31. October 1867 im Volkstheater
zu München.

An Friederike Goßmann.

Wer hat mit Müh die Bretter nicht erklommen?
Gar mancherlei Verſuche ſah ich ſcheitern
Bei unſern hochgeſtrengen Bühnenleitern,
Da biſt Du im Triumph zum Rhein gekommen.

Wie Du im Flug die Geiſter eingenommen,
So wußteſt Du den meinen zu erweitern:
Ein neues Bühnenſpiel, um zu erheitern
Das deutſche Volk, — raſch hab' ich's unternommen.

Ich legt' in Deine Hand die kleine Spende:
„Sie hat ihr Herz entdeckt" zu meinem Glücke.
Du haſt es eingebürgert aller Ende.

Gewähre, daß ich dankend jetzt Dich ſchmücke,
Indem ich dieſes neue Spiel Dir ſende:
„Dornröschen" iſt's. Sei hold dem kleinen Stücke!

Perſonen:

Bandler, Rentner.
Dorn, Naturforſcher.
Röschen, ſeine Tochter.
Erwin Schröder, Student.
Frau Zweifel, Bandler's Haushälterin.
Michel, Gärtner.
Scipio, ein Mohr, Dorn's Diener.
Gärtnerburſche.

Ein ſchöner, dichtverwachſener Garten, der im Hintergrunde durch ſchroffe Felſen abgeſchloſſen iſt. Von denſelben fließt von rechts nach links ein Bach, an deſſen jenſeitigem Ufer ſich ein Kahn befindet. Rechts ein hübſches Landhaus. Links im Mittelgrunde erhebt ſich ein mächtiger Baum, unter dem ein Raſenſitz angebracht iſt, ringsum üppige und blühende Roſenhecken.

Erſter Auftritt.

Bandler und Frau Zweifel
(kommen aus dem Gartenhauſe).

Bandler.

Nun, Frau Zweifel, wie geht es?

Frau Zweifel.

Danke der gütigen Nachfrage. Ich kann nicht ſagen, daß es mir hier in dieſem einſamen Garten beſonders behagt. Als Ihre Haushälterin wäre ich auch beſſer im Stadthauſe, denn es iſt hier ſo langweilig. Man kann mit keinem Menſchen reden, man hört keine einzige Neuigkeit.

Bandler (für ſich).

Freilich, das Altweiberfutter, die Klatſchereien, ſind hier nicht zu haben.

Frau Zweifel.

Auch lebe ich in fortwährender Angſt vor Spitzbuben und Räubern.

Bandler (für ſich).

Wer die Alte holte, würde ſie wohl raſch zurückbringen. (Laut.) Wenn ich Sie gefragt habe, wie es geht, ſo handelte es ſich nicht um Sie, ſondern um Röschen. Was macht das Kind? Iſt ſie munter und zufrieden?

Frau Zweifel.

Was ſollte ihr denn fehlen? So ein grünes Ding, das eben erſt aus dem Kloſter kommt, wird doch keine großen Anſprüche machen. Ich habe faſt gar nichts an ihr. Sie iſt noch ſehr kindiſch, ſitzt oder läuft den ganzen Tag im Garten, lieſt in allerlei Büchern, pflückt Blumen, fährt ſich im Kahne und treibt überhaupt nur nutzloſe Sachen. Eigentlich finde ich es etwas ſonderbar, daß Sie das Mädchen hierher geſetzt haben. Es gehen ſchon allerlei Munkeleien und Nachreden.

Bandler.

Was iſt da zu munkeln? Röschen iſt die Tochter meines Vetters Dorn, dieſer Garten iſt ſein Eigenthum. Ich habe ihn während ſeiner Abweſenheit für einen mäßigen Zins gemiethet. Das Mädchen befindet ſich alſo gewiſſermaßen in ſeinem eignen Hauſe. In der Stadt gibt es eine Menge von jungen Laffen, die würden das Kind bald ausgekundſchaftet haben und mir das Haus belagern. Ich muß Röschen vor dieſen unberufenen Schleichern hüten, die ſie auf ſeltſame Gedanken bringen könnten.

Frau Zweifel.

Wie kommen Sie denn eigentlich an das Mädchen?

Bandler.

Röschens Vater iſt, lange bevor Sie in meinen Dienſt traten, in fremde Länder gegangen. In ſeiner Jugend hat er Naturwiſſenſchaften ſtudirt. Er war Zeit ſeines Lebens ein Sonderling, ein Fabler, ein Phantaſt. Als Beſitzer eines großen Vermögens, das er von ſeinen Eltern geerbt hatte, konnte er ganz ruhig und bequem leben. Statt deſſen trieb er alle Sorten von Narretheien, die zu ſeinem Fach gehören. Bald hatte er es mit Knochen, bald mit Eingeweiden zu thun. Heute fing er Eidechſen und Kröten, morgen Käfer und Schmetterlinge. Damals war dieſer Garten eine wahre Menagerie von Affen, Papageien, Meerſchweinchen, Igeln und Gott weiß von welchem gefährlichen Gethier. So lebte er abgeſchieden von den Menſchen und der Welt in der tiefſten Einſamkeit. Gleichwohl ſchien er ſehr glücklich mit ſeiner jungen Frau und ſeinem Töchterchen. Leider verlor er ſein treffliches Weib. Er war ganz außer ſich, er hatte keine Ruhe mehr. Da ſandte er ſein Kind in das Kloſter Marienberg und ging in die weite Welt.

Frau Zweifel.

Dann ſteht der Mann ja in ſteter Lebensgefahr. Was für ein Unſinn, wenn Einer ſonſt ruhig und auskömmlich leben kann.

Bandler.

Das iſt auch meine Meinung. Was gehen den geſitteten Europäer die Gewürme der alten und neuen Welt an? Es iſt ja ganz gleichgültig, ob die Viper einen oder hundert Giftzähne hat und ob der Alligator den Menſchen in zwei oder drei Stücken durch den Rachen hinunter ſchlingt. Ich fürchte übrigens, daß den Vetter ein Unglück betroffen hat, denn ſeit einem Jahre habe ich nichts mehr von ihm gehört. In ſeinem letzten Briefe aus Amerika hat er mir ſein Kind empfohlen und mich für den Fall ſeines Todes zu deſſen Vormund ernannt. Die Zeit iſt nun da, wo ich das Amt antreten ſoll, und ſo habe ich die Sorge für Röschen übernommen.

Frau Zweifel.

Und was wollen Sie mit dem Mädchen beginnen?

Bandler.

Ja, das iſt ſo eine Sache.

Frau Zweifel.

Nun, mir werden Sie doch kein Geheimniß daraus machen, denn wenn ich es nicht weiß, ſo weiß ich wegen des Geredes auch nicht, ob ich bei Ihnen bleiben kann. Wir ſind doch ſtets ſo vertraut mit einander geweſen. Ich ſorge ja immer ſo gut für Ihre Leibgerichte.

Bandler.

Nun denn — ich will das Mädchen heirathen.

Frau Zweifel (erſchreckt).

Wie — Sie — heirathen? (Für ſich.) O Gott, ich dachte ſchon, er hätte ein Auge auf mich geworfen. Abſcheulich! Jetzt werde ich ihm die Sache verleiden.

Bandler.

Sie ſcheinen mit meinem Plane nicht einverſtanden zu ſein?

Frau Zweifel.

In der That, ich habe geglaubt, Sie hätten mit Ihrer erſten Frau genug gehabt. Haben Sie mir doch ſelbſt angedeutet, Ihre dreißigjährige Ehe wäre ein dreißigjähriger Krieg geweſen?

Bandler.

Grade deswegen will ich jetzt einen dreißigjährigen Frieden daran knüpfen. Meine Selige, Gott tröſte Sie in der Ewigkeit, war gerade das Widerſpiel von mir. Sagte ich „Ja“ ſo ſagte ſie „Nein“. Wollte ich ausgehen, ſo wünſchte ſie zu Hauſe zu bleiben, kaufte ich ihr weiße Handſchuhe, ſo ſtand ihr der Sinn auf ſchwarze, war ich freundlich mit Jemandem, ſo wurde ſie blitzig auf ihn. Bei einem ganz jungen Weibchen habe ich das nicht zu fürchten. Röschen iſt bildſam, gefügig, ſanft. Ich will mir auch einmal einen guten Tag anthun. Gehen Sie nur jetzt in das Haus. Ich ſehe Röschen ankommen.

Frau Zweifel (für ſich).

Wenn alte Scheunen brennen, da iſt an kein Löſchen zu denken. Das weiß ich an mir ſelbſt. (Ab in das Haus.)

Zweiter Auftritt.

Bandler.

Heute iſt der 15. Auguſt, alſo der Termin, wo ich nach dem Briefe des Vetters die Vormundſchaft übernehmen und Röschen aus dem Kloſter holen ſollte, wenn er bis dahin nicht zurückgekehrt wäre. Darin theilte er mir auch mit, daß er ſich mit dem nächſten Dampfer, der Aſia, nach Europa einſchiffen würde. Und nun leſe ich heute in den Zeitungen, daß dieſes Boot untergegangen iſt. Ich habe deshalb nach London telegraphirt, um ſichere Nachricht zu erhalten. Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn der Vetter vor dem Abſchluß der Ehe erſchiene. Nein, das darf und ſoll nicht ſein. Ich muß die Sache über Hals und Kopf beſchleunigen.

Dritter Auftritt.

Bandler. Röschen (kommt mit einem Buche von links).

Bandler.

Ei, da biſt Du ja? Was machſt Du denn, mein Kind?

Röschen.

Es geht mir ſehr wohl. Ich fühle mich ſo glücklich in unſerem alten ſchönen Garten, durch den ich einſt in meiner ſtillen Kindheit hinſpielte. Ueberall treten mir die Erinnerungen der Vergangenheit entgegen. Hier an dieſer Stelle pflegte meine gute Mutter zu arbeiten, während ich vor ihr im friſchen Graſe ſaß. Sie war ſo ſchön und freundlich. Ach, daß ich ſie ſo früh verloren habe! Und dann kam mein Vater und plauderte mit uns. Er nahm mich auf ſein Knie oder er lief mir nach. Haben Sie denn noch immer nichts von ihm gehört?

Bandler.

Bis jetzt noch nicht, aber ich hoffe alle Tage einen Brief von ihm zu erhalten, der ſeine Rückkehr meldet.

Röschen.

Gott geb' es. Ich habe eine namenloſe Sehnſucht nach ihm. Oft bin ich ganz traurig, daß ich ſo allein in der Welt daſtehe.

Bandler.

Aber Du ſtehſt doch nicht allein. Ich ſtehe Dir ja treu zur Seite. Du darfſt keine traurigen Gedanken aufkommen laſſen. Womit beſchäftigſt Du Dich denn?

Röschen.

Mit Leſen. Es lieſt ſich ſo hübſch zwiſchen dieſen Blumen und Gebüſchen. Da habe ich ein wunderſchönes Buch, in dem eine Menge von allerliebſten Stücken ſtehen.

Sie kennen gewiß die Geſchichte vom Schneewittchen und vom Blaubart?

Bandler.

Nein, vom Schneewittchen habe ich nie gehört, aber der Blaubart — allerdings. Ich habe ſelbſt einmal Jemanden gekannt, der hatte blauſchwarze Haare.

Röschen.

Dieſe beiden Geſchichten ſind ſehr traurig. Die Dritte iſt viel ſchöner und luſtiger.

Bandler.

Und wovon handelt ſie?

Röschen.

Sie handelt vom Dornröschen.

Bandler.

Alſo wohl von Dir ſelbſt, denn Du heißeſt ja Röschen Dorn.

Röschen.

An den Namen habe ich auch gedacht. Mein Dornröschen iſt aber doch ein ganz anderes Mädchen. Indeß Sie müſſen ja die Geſchichte kennen, ich fand das Buch in Ihrer Bibliothek.

Bandler.

Ich weiß mich augenblicklich nicht zu erinnern. (Für ſich.) Als wenn man alle Bücher leſen müßte. (Laut.) Erzähle mir lieber die Geſchichte.

Röschen.

So hören Sie. Es war einmal eine Königstochter, die hieß Dornröschen. Als ſie geboren war, da kamen die guten Feeen und gaben ihr Schönheit, Tugend, Klugheit und Reichthum. Aber es erſchien auch eine böſe Fee und prophezeite dem Kinde, es ſolle ſich dieſer Geſchenke nicht lange erfreuen, denn im fünfzehnten Jahre würde es ſich an einer Spindel ſtechen und todt dahin fallen. Und das geſchah denn auch. Aber die guten Feeen verhinderten, daß das Kind wirklich ſtarb. Dornröschen fiel nur in einen feſten Schlaf, und mit ihm ſchlief Alles, was im Schloſſe war, Menſchen und Thiere. Und das dauerte hundert Jahre, und es wuchs eine hohe Roſenhecke um die Burg und die war ſo dicht, daß Niemand hindurchdringen konnte. Da geſchah es, daß einſt ein Königsſohn, der auf der Jagd in die Nähe kam, die alten Leute von dem ſchönen verzauberten Mädchen reden hörte. Es waren aber gerade hundert Jahre verfloſſen. Da klopfte ihm das Herz vor Verlangen, die Königstochter zu ſehen, er drang voll Muth durch die Hecken, ſchritt durch das Thor und trat in das Gemach, wo Dornröschen auf einem Ruhebette lag. Das Dornröschen aber war ſo lieblich, daß er ſich ein Herz nahm und es auf den Mund küßte. Plötzlich war der Zauber gebrochen. Das Mädchen ſchlug die Augen groß auf und umarmte ſeinen Retter. Nun wachte auch Alles wieder im ganzen Schloſſe auf, Menſchen und Thiere, und der junge ſchöne Königsſohn führte Dornröschen zum Altare und ſie waren beide über alle Maaßen glücklich und lebten fröhlich und heiter bis an das Ende ihrer Tage.

Bandler.

Aber, Kind, das iſt ja eine ganz dumme Geſchichte.

Röschen.

Dumm? Ich finde ſie ſehr ſchön.

Bandler.

Was nicht wahr iſt, das iſt dumm. Und dieſe ganze Erzählung iſt nur eine Fabel, ein Märchen, alſo eine Albernheit. Es giebt ja gar keine Feeen und Zaubereien. Ich begreife nicht, wie man ſolche Bücher ſchreiben kann. Man verdirbt mit dieſen Geſchichten die Phantaſie der Jugend.

Röschen.

Das begreife ich nicht recht.

Bandler.

Außerdem iſt die Geſchichte nicht moraliſch.

Röschen.

Warum iſt ſie denn nicht moraliſch?

Bandler.

Weil ein Fremder nicht das Recht hat, in anderer Leute Eigenthum zu dringen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Erwin

(klettert an den Felſen im Hintergrunde herab und ſetzt ſich während des folgenden Geſpräches in den Kahn auf dem Bach, fährt mit demſelben rechts hinauf, wo er hinter dem Hauſe verſchwindet, und ſchleicht dann am diesſeitigen Ufer hinter den Gebüſchen links nach dem Baum, wo er ſich verbirgt).

Bandler.

Wie wäre es zum Beiſpiel, wenn ſich ſo ein junger Menſch erlaubte, hier in dieſen Garten zu dringen und ſich in den Roſenhecken umherzutreiben und Du lägeſt dort auf der Bank im Schlafe?

Röschen.

Und er küßte mich. Nun, wenn es ein ſchöner Königsſohn wäre, da ließe ich es mir ſchon gefallen.

Bandler.

Hör' einmal, Kind, das ſind ja ganz ſeltſame Vorſtellungen. Es iſt durchaus unſchicklich, die Phantaſie mit ſolchen Bildern zu beſchäftigen. Dergleichen Abenteuer ſind in unſerer Zeit nicht mehr in der Mode. Vor jungen Königsſöhnen ſind freilich die Mädchen behütet, denn die laufen nicht mehr dutzendweiſe durch die Welt. Dafür giebt es aber Nichtsnutze und Schlingel, die ſo jungen Dingern, wie Du eins biſt, allerlei Netze werfen. Nimm Dich nur vor dieſen Wölfen in Schafspelzen in Acht. (Nähert ſich ihr zärtlich.) Ja, mein Schätzchen, wenn Dein Vater nicht bald zurückkehrt, ſo werde ich Dir ſchon einen tüchtigen Mann ſchaffen. Dieſer Mann iſt kein luſtiger Springinsfeld, kein Thunichtgut, kein flatterhafter Geſell. (Streichelt ihr die Wange.) Röschen, ſieh mich einmal an! So — ſo recht tief in die Augen! (Für ſich.) Es iſt doch ein allerliebſtes unſchuldiges Kind. Sie ſchaut mich an, als wäre gar keine Gefahr dabei.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Zweifel (aus dem Hauſe).

Frau Zweifel.

Herr Bandler, da iſt der Johann mit Briefen. (Für ſich.) Ha, wie freue ich mich, daß ich den alten Narren ſtören kann!

Bandler.

Ich komme ſchon.

Frau Zweifel.

Der Johann ſagt, daß der Brief ſehr eilt.

Bandler.

Ja, ja, ſo gehen Sie doch nur. (Frau Zweifel ab.) Ja, mein Röschen, ich habe einen recht ſoliden, wackern und auch ſtattlichen Mann für Dich in Ausſicht. O, Du wirſt zufrieden ſein. Gleich bin ich wieder bei Dir. (Er folgt Frau Zweifel in's Haus.)

Sechſter Auftritt.

Röschen.

Wie der alte Vetter auf einmal ein ſo ſeltſames Weſen annimmt? Was er nur haben mag? Er macht ſo liſtige, kurioſe Augen. Vielleicht hat er doch einen ſchönen Königsſohn für mich. Aber nein, die lauſen wirklich nicht mehr zu Dutzenden über die Straße. Ich bin ſchon zufrieden, wenn es ein ſo hübſcher junger Menſch iſt, wie der Student, der hinter dem Park in dem einſamen Gartenhauſe wohnt und der ſo luſtig ſingt und die Geige ſpielt und dann zwiſchenher an das Fenſter kommt und in den Garten ſchaut und mich immer mit leuchtenden Blicken verfolgt. Wenn der ſo einmal hier bei mir wäre und ich könnte mit ihm plaudern und lachen und ſcherzen und ſpringen. Das ſollte eine Freude und ein Leben ſein. Ich habe mich im Kloſter ſchon ſo oft nach einem ſo fröhlichen Genoſſen umgeſehen. Ja, wenn der käme — hier zwiſchen den Roſenhecken. — Was fällt mir da ein? Hier ſieht es ja grade aus, wie im Märchen von Dornröschen. Ringsumher tiefe ſtille grüne Wildniß, ringsumher lauter blühende Roſen. Jetzt bin ich ſelbſt Dornröschen. Jetzt falle ich in den Schlaf. (Sie legt ſich auf die Raſenbank.) Wahrhaftig, es fehlte faſt nichts mehr, als daß der Prinz käme. Aber ich muß ja die Augen ſchließen. (Sie ſchließt die Augen.) Du, ſchöner Königsſohn, komme doch, komme doch! — — komme doch! —

Siebenter Auftritt.

Röschen. Erwin (kommt hinter dem Baume her).

Erwin (küßt Röschen).

Dornröschen!

Röschen (ſpringt auf).

O Himmel! (Für ſich). Herr Gott, der ſchöne Student! (Laut.) Wie haben Sie mich erſchreckt!

Erwin.

Fürchten Sie nichts, ich bin kein Dieb.

Röschen.

O ja, das ſind Sie wohl, Sie haben mir einen Kuß geſtohlen.

Erwin.

Der mich freilich viel reicher, aber Sie nicht ärmer macht. Vielleicht kennen Sie mich ſchon ein wenig.

Röschen.

Jawohl, ich habe Sie da hinter dem Garten im Fenſter geſehen. Ich habe auch gehört, daß Sie ein Student ſind, Sie ſcheinen mir aber nicht viel zu ſtudiren.

Erwin.

Weil Sie mich zu ſehr zerſtreuen. Ach, ich kann, nachdem ich Sie vor einigen Tagen zum erſten Male in dieſem Park geſehen habe, nichts Anderes thun, als nach Ihnen ausſchauen.

Röschen.

Ja, und dann haben Sie auch die Geige geſpielt. Und es ſind ſo merkwürdige Blätter aus Ihrem Fenſter hier in den Garten geflogen, auf denen ſtanden lauter allerliebſte Verſe: „Soviel Stern am Himmel ſtehen, ſo viel mal ſei mir gegrüßt“ und:

„Küſſet Dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Grüße ſei'n,
Die ich zu Dir ſende;
Tauſend ſchick' ich täglich aus,
Die da wehen um Dein Haus,
Wenn ich Dein gedenke.“

O, das ſind ſehr ſchöne Worte. Ich habe ſie alle behalten.

Erwin.

Und wie lieblich ſie von Ihren Lippen tönen! Mir iſt, als lebte ich in einem reizenden Märchen.

Röschen.

So lieben Sie alſo auch die Märchen?

Erwin.

Gewiß liebe ich die alten phantaſtiſchen und poetiſchen Gebilde unſeres Volkes.

Röschen.

Nun, denken Sie einmal, der Vetter hat mir aber geſagt, daß dieſe Geſchichten dummes Zeug ſeien.

Erwin.

Dann wird der Vetter eben ein nüchterner, lederner Menſch ſein, der nichts davon verſteht. Aber ich verſtehe ſie. Wie Sie hier von den Roſenhecken umgeben mit geſchloſſenen Augen auf der Bank lagen, da ſchien es mir, Sie wären das Dornröschen und ich wäre der Königsſohn. Ich konnte nicht anders, ich küßte Sie. Sie ſind doch nicht böſe?

Röschen.

Ach nein, ich bin nicht böſe. Ich war überhaupt noch nie böſe. Und warum ſollt' ich es auch ſein? Es iſt ja ganz hübſch, daß Sie es thaten. Denn ich will Ihnen nur ſagen, daß ich mir ſelber auch eingebildet habe, ich wäre das Dornröschen. Da ſind wir uns alſo in unſeren Gedanken begegnet. Nur bin ich keine Königstochter, und Sie werden auch wohl kein Königsſohn ſein.

Erwin.

Ach nein, ich bin ein ganz einfaches Menſchenkind.

Röschen.

Aber hoffentlich ſind Sie auch keiner von den Nichtsnutzen, welche die jungen Mädchen beſchleichen und ihnen allerlei Netze und Schlingen werfen. Der Vetter hat mich davor gewarnt.

Erwin.

Wie können Sie ſo etwas denken? Sehe ich denn darnach aus?

Röschen.

Nein, das thun Sie nicht. Sie haben recht treuherzige Augen und eine gute Stimme. Aber wer ſind Sie denn?

Erwin.

Ich heiße Erwin Schröder und bin Student, wie Sie ja ſchon wiſſen. Meine Eltern wohnen weit weg über dem Meere im fernen Amerika. Sie haben mich ſchon als kleines Kind mit hinübergenommen. Vor Kurzem aber bin ich zurückgekehrt, um hier in der Heimath meine Studien zu vollenden. Da fühle ich mich denn oft recht einſam, denn ich kenne außer einigen Kameraden, mit denen ich zuſammengekommen bin, keinen Menſchen. Sie ſind das erſte weibliche Weſen, das mir begegnet iſt. Und da Sie mir ſo anmuthig und friſch und fröhlich erſchienen, ſo fühlte ich mich ſo wunderbar zu Ihnen hingezogen, daß ich wagte, in dieſen

Garten einzubrechen. Ach, ich habe wohl einen recht dummen Streich gemacht.

Röschen.

Nein, das haben Sie nicht. Im Gegentheil, es iſt ſehr gut, daß Sie gekommen ſind. Ich bin ja auch ſo ganz allein, denn mein Vater befindet ſich gleichfalls in fremden Ländern. Wir theilen alſo wieder daſſelbe Schickſal. Und da können wir uns in unſerer Verlaſſenheit zuſammenthun. O, Sie müſſen jetzt recht oft zu mir in den Garten kommen. Ich will Sie gleich zum Vetter bringen, daß er Sie kennen lernt und Ihnen erlaubt, mich alle Tage zu beſuchen.

Erwin.

Um Gottes Willen. Nein, da wollen wir doch noch warten. Er würde mir die Thüre weiſen, er würde dieſe Beſuche nicht ſchicklich finden.

Röschen.

Aber warum denn nicht ſchicklich? Sie ſagen ja ſelbſt, daß Sie gut und brav ſind.

Erwin.

Was kann das helfen, denn er wird es nicht glauben. So alte Leute ſind einmal nicht anders.

Röschen.

Eben ſehe ich ihn kommen.

Erwin.

So mache ich mich unſichtbar. Sagen Sie ihm vorläufig nichts von mir. (Klettert raſch in den Baum.)

Achter Auftritt.

Erwin (im Baume). **Röschen** (ſetzt ſich auf die Bank).
Bandler (aus dem Hauſe).

Röschen (für ſich).

Das war doch wunderſchön. Wenn er auch kein Prinz iſt, ſo wünſchte ich doch, er führte mich zum Altare.

Bandler (mit einem Briefe für ſich).

Die Aſia iſt alſo richtig mit Mann und Maus zu Grunde gegangen und der Vetter ein Futter für Haifiſche und Eisbären. Vortrefflich. Nun an's Werk! — Da iſt ſie. Was für ein allerliebſtes Kind! (Laut.) Röschen!

Röschen.

Herr Vetter! (Sie tritt zu ihm.)

Bandler.

So, mein Kind, nun erzähle mir doch einmal, wie Du im Kloſter gelebt haſt? Nicht wahr, es ging dort recht ruhig und beſchaulich zu?

Röschen.

Ach ja, es war ſehr ſtill und langweilig.

Bandler (für ſich).

Das iſt mir gerade recht. Sie wird die Veränderung deſto lebhafter empfinden. (Laut.) Aber Du haſt doch die Nonnen geliebt, und ich denke, ſie ſind auch recht freundlich mit Dir geweſen?

Röschen.

Ja, das waren ſie ſchon. Aber ein Tag ging gerade dahin, wie der andere. Immer lernen und beten und beten und lernen. Dreimal täglich mußten wir in die Kirche, dazwiſchen lagen die Stunden für Leſen, Schreiben, Rechnen, Franzöſiſch, Engliſch, Geographie und Naturgeſchichte und

Singen und Zeichnen. Das Lachen und Tanzen war uns ganz verboten. Unſer einziger Spaziergang befand ſich im Garten hinter hohen Mauern. Da gab es keine luſtigen Bücher zu leſen, wie ich ſie hier im Hauſe gefunden habe. Die Schweſtern gaben uns nur das Leben der Heiligen. Und wir hörten auch nie ein ſo fröhlich ſchallendes Lied, wie's die jungen Leute Abends in dem nahen Wirthshauſe ſingen und der Student dort geigt.

Bandler.

Der Student? Was weißt Du denn von dem Studenten?

Röschen.

Ei, der Gärtner hat mir geſagt, der junge Mann wäre Einer.

Bandler.

Da haſt Du ihn doch gefragt?

Röschen.

Natürlich habe ich ihn gefragt, denn ich frage ihn ja auch nach den Blumen und den Vögeln, die ich nicht kenne.

Bandler.

Auf Studentenlieder brauchſt Du aber nicht zu achten, ſie enthalten ſelten viel Gutes. — Kamen denn keine Männer in's Kloſter?

Röschen.

O ja, es kamen auch Männer. Da war zum Beiſpiel der alte Pater Crescentius, der die Meſſe las und uns Beichte hörte.

Bandler.

Der wird nicht gefährlich geweſen ſein.

Röschen.

Gewiß war er gefährlich. Ach, der iſt ſo ſtreng und giebt ſo große Bußen für die kleinſten Sünden. Und dann war da der Gärtner Vincenz.

Bandler.

Wie iſt denn der?

Röschen (ſchreit).

Stocktaub. Da mußte man immer ſchreien, wenn man eine Beſtellung an ihn machte. Ferner hatten wir den Schreiner Sebaſtian.

Bandler.

Schon wieder Einer.

Röschen (ſie kneift ein Auge zu).

Allerdings, er war blind auf einem Auge.

Bandler.

Ach ſo.

Röschen.

Und dann kam oft der Anſtreicher Gotthelf.

Bandler.

Wie ſah denn der aus?

Röschen (ſie hinkt).

Er ſchleppt mit einem Fuß, denn er iſt einmal von der Leiter gefallen und hat ſich ein Bein gebrochen. Sonſt ein ſehr guter Mann.

Bandler.

Alſo alles alte Leute?

Röschen.

Jawohl, alle ſo verſchrumpft im Geſichte wie Sie.

Bandler (für ſich).

Verſchrumpft wie ich? Das iſt gerade kein Compliment, aber es convenirt mir, ſie kennt eben noch keine anderen Männer, ſie iſt noch ganz und gar unſchuldig. (Laut.) So habt ihr gar keine jungen Leute geſehen?

Röschen.

Gewiß. Ach, der Heinrich, der Enkel vom Meiſter Gotthelf, das war ein Junge wie Milch und Blut, und wenn er in das Kloſter kam, ſo riſſen wir uns ordentlich um ihn, und wir haben ihn geherzt und geküßt, daß es eine Luſt war. Ich habe noch nie einen ſo hübſchen Burſchen geſehen.

Bandler.

Was iſt das? Wie alt war er denn?

Röschen.

Drei Jahre.

Bandler.

Na, das mag ſchon hingehen. — Sag' einmal, Kind, weißt Du vielleicht ſchon, was die Liebe iſt?

Röschen.

Allerdings weiß ich das.

Bandler.

Aber woher denn?

Röschen.

Nun, der Königsſohn und Dornröschen liebten ſich.

Bandler (für ſich).

Ah, ich kriegte ſchon einen Schrecken. (Laut.) Alſo Du haſt die Liebe nur aus den Büchern kennen gelernt?

Röschen.

Freilich, und dann auch aus den Verſen, die aus dem Fenſter des Studenten in den Garten kommen.

Bandler (für ſich).

Wie, der verfluchte Student wirft Dir Verſe zu?

Röschen.

Nein, die fliegen nur ſo durch die Luft, ich glaube, der Wind bringt ſie her. O, die ſind ſehr ſchön, ſie gefallen mir ungleich beſſer, wie die Kirchenlieder. Da heißt es:

Alles vergebens
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe biſt Du!

Bandler (für ſich).

Die Sache wird immer verdächtiger. Es iſt wirklich Zeit, daß ich mein Boot in den Hafen zu bringen ſuche. (Laut.) Das ſind allerdings Worte, die ſich auf die Liebe beziehen, aber ſie betreffen nur ſo das Theoretiſche, ich will Dir jetzt einigen praktiſchen Unterricht geben. Komm, mein Kind, wir wollen einmal dort auf der Bank Platz nehmen. (Er führt ſie auf die Bank und ſetzt ſich neben ſie.) Röschen, fühlſt Du nicht in Deinem Herzen, daß Du mich lieb haſt?

Röschen.

Ja, Reſpect habe ich wohl für Sie, aber was ich mir unter der Liebe denke, nein, davon weiß ich Nichts. Dafür ſind Sie mir auch ſchon viel zu alt. In den Geſchichten, die ich geleſen habe, ſind es immer junge Leute, die einander gern haben.

Bandler.

Und die ſich in der Folge gewöhnlich recht unglücklich machen. Es iſt viel beſſer, wenn ein junges Mädchen einen reifen und verſtändigen Mann zum Gatten erhält. Ich will Dir jetzt einmal einen Kuß geben. (Will ſie umarmen.)

Röschen (rückt weg).

Küſſen? Nein, das iſt gar nicht nöthig. Das habe ich auch ſchon gelernt.

Bandler.

Ja, in den Büchern. Jetzt ſoll es aber in der Wirklichkeit geſchehen. (Er wird zudringlicher.)

Röschen (ſpringt auf).

Nein, ich will nicht.

Bandler.

Du ſollſt aber wollen, Du kleiner Kobold. (Er eilt ihr nach. Erwin wirft ihn aus dem Baum mit einem Apfel.) Ha, was iſt das?

Röschen.

Das iſt die Strafe des Himmels, gerade wie im Märchen, an das Sie nicht glauben. Der Baum will es nicht haben.

Bandler (hebt den Apfel auf).

Aber ein Apfel! Wie kommt der Apfel denn aus dieſem Nußbaum? (Sieht hinauf.) Die Zweige ſind ſo dicht, ich ſehe nichts wie Laub.

Röschen (für ſich).

O Gott, wenn er ihn nur nicht ſieht. (Laut.) Es wird ein Bube von der Straße herübergeworfen haben.

Bandler.

Das iſt möglich. Nun, Röschen, mach' keine ferneren Umſtände. Setze Dich wieder an meine Seite.

Röschen.

Das thue ich aber nicht.

Bandler.

Und warum nicht?

Röschen.

Weil ich von Ihnen nichts lernen will. Uebrigens hat mich auch ſchon ein ſehr ſchöner junger Mann im Küſſen unterrichtet, der ſah gerade ſo aus, wie der Königsſohn aus dem Märchen, ſo luſtig und fröhlich, und er fand mich auch gerade ſo hübſch, wie das Dornröschen. Ich habe alſo einen ſo alten und garſtigen Lehrmeiſter, wie Sie, gar nicht nöthig.

Bandler.

Himmel und Hölle! Röschen, weißt Du auch, was Du ſagſt? Ich bin Dein Vormund. Dein Vater hat mir Deine Zukunft in die Hände gelegt. Und ich werde Dich heirathen. Ich bin der Königsſohn, der Dich aus dem Zauber erlöſt.

Röschen (lacht).

Ha, ha, ha, Sie und der Königsſohn? Das iſt ja zum Todtlachen. Ha, ha, ha!

Bandler.

Aber was iſt denn da zu lachen, Du kleine Hexe?

Röschen.

Der Königsſohn hatte ja lange goldene Locken. Und Sie? Ha, ha, ha!

Bandler.

Und ich, ich habe ſchwarze Haare.

Röschen.

Ach was? Sie haben eine Perücke, gerade wie der Pater Crescentius. Meinen Sie denn, ich hätte keine Augen im Kopfe?

Bandler.

Das iſt doch ſtark.

Röschen.

Und die Brille und der Flanell um den Hals und der lange Rock. Nein, das iſt gar zu putzig! Sie und ein Königsſohn? Ha, ha, ha!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Zweifel.

Frau Zweifel (außer Athem).

Da haben wir die Geſchichte. Nun geht es los.

Bandler (für ſich).

Da hat der Kuckuck die Alte wieder. (Laut.) Sie ſollten mich doch endlich einmal in Ruhe laſſen.

Frau Zweifel.

So, ich ſoll Sie in Ruhe laſſen, wo ein großes Unglück bevorſteht?

Bandler.

Was iſt denn geſchehen?

Frau Zweifel.

Es iſt ein Dieb über die Felſen in den Garten geklettert. Sehen Sie denn nicht, wie ich zittere.

Bandler.

Nun, er wird es doch ſicherlich nicht auf Sie abgeſehen haben.

Frau Zweifel.

Das kann man noch nicht wiſſen.

Bandler (für ſich).

Höre Einer die alte Schachtel! (Laut.) Woher wiſſen Sie es denn?

Frau Zweifel.

Der Keſſelflicker, der drüben hinter dem Hauſe arbeitet, hat ihn geſehen.

Bandler.

Nun, das wird ein ſauberer Kerl geweſen ſein?

Frau Zweifel.

O ja, ein ſchöner junger Mann.

Bandler (ſchüttelt Frau Zweifel).

Was, ein ſchöner junger Mann?

Frau Zweifel.

Nun, Sie brauchen nicht gleich eiferſüchtig zu werden. Ich habe ihn nicht hergelockt.

Bandler (wüthend).

Das wäre auch noch der Mühe werth, Sie alter Haubenſtock. (Für ſich.) Aber ich ahne etwas, o, ich ahne etwas Fürchterliches. Der ſchöne Student, der Unterricht im Küſſen. Das geht Röschen an. Ich fühle eine namenloſe Wuth. (Laut.) Geben Sie Acht auf's Haus, Frau Zweifel. Ich hole den Gärtner und die Burſchen. Sie ſollen ſich bewaffnen. Kein Strauch bleibt undurchſucht, wir wollen den Spitzbuben ſchon kriegen und ihm den Garaus machen. (Ab nach links, Frau Zweifel rechts nach dem Hauſe.)

Röschen.

O Himmel, wenn jetzt nur kein Unglück geſchieht.

Zehnter Auftritt.

Röschen. (Gleich darauf) Erwin.

Erwin (im Baum).

Iſt das Revier rein?

Röschen.

Sie ſind fort, aber bleiben Sie um Gottes Willen oben, damit man Sie nicht findet. Sie haben doch gehört?

Erwin (läßt ſich an den Zweigen herunter).

Freilich habe ich gehört. Aber ich halte mein bisheriges Verſteck nicht mehr für ſicher, zumal da ich aus dem Nußbaum den Apfel auf den alten Narren gezielt habe. Seien Sie meinetwegen nur ruhig. Ich werde ſchon wieder durch die Felſen entkommen. Vorher aber antworten Sie mir, wollen Sie dieſes Ungethüm heirathen?

Röschen.

Was fällt Ihnen denn ein?

Erwin.

Aber Sie ſind in ſeinen Händen. Er iſt Ihr Vormund. Er iſt ein Tyrann. Und er will Sie zu ſeiner Frau machen. Wer weiß, ob er nicht ſchon verſchiedene Frauen gehabt und was er mit ihnen gemacht hat?

Röschen (ängſtlich).

Wie, Sie halten ihn doch nicht für einen Blaubart?

Erwin.

Das will ich gerade nicht behaupten.

Röschen.

O ja, Sie glauben es, geſtehen Sie es nur ein. Ich glaube es auch jetzt ganz ſicher. Er ſagte mir, daß er einen Blaubart gekannt hätte. Gewiß war er es ſelbſt. Und er hat ihn jetzt abraſirt. Und wie ſind ſeine Augen ſo unheimlich. Ja, ich bin feſt überzeugt, daß er ſchon ſieben Frauen umgebracht hat.

Erwin.

Nun, ſo ſchlimm wird es doch nicht ſein. Sie dürfen Ihre Phantaſie nicht überreizen. Haben Sie nur keine Angſt!

Röschen.

Ach, ich habe aber mit einem Mal die allergrößte, ſchrecklichſte, fürchterlichſte Angſt. Es rieſelt mir ganz heiß und kalt den Rücken hinab. O, dieſer Blaubart! Wenn ich nur wüßte, was ich thun ſollte?

Erwin.

Ja, was iſt da zu machen?

Röschen.

Wie, Sie wiſſen es nicht? (Nach einer Pauſe.) Nun, dann weiß ich es. Ich mache es wie das Schneewittchen. Ich laufe auf und davon. Ich gehe in die weite weite Welt.

Erwin.

Wenn Ihnen ein Unglück paſſirte!

Röschen.

Es kann mir ja aber auch ein Glück paſſiren.

Erwin.

So allein, das geht nicht. Wir leben nicht mehr im Märchen. Es giebt heute viele böſe Menſchen.

Röschen.

Allerdings, das hat auch ſchon der Pater Crescentius und die Oberin im Kloſter und der Vetter geſagt. Doch dagegen weiß ich einen Schutz.

Erwin.

Und der iſt?

Röschen.

Sie ſind ein guter Menſch, das haben Sie mir ſelbſt geſagt. Sie müſſen mit mir gehen.

Erwin.

Wie, Sie wollen ſich mir anvertrauen?

Röschen.

Nun freilich!

Erwin.

O, welch ein Wort! Sie ſehen mich bereit. Ja, Röschen, ich bin in einer ähnlichen Lage, wie Sie. Ich habe vor einem Jahre in Amerika einen alten Herrn auf ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Expeditionen begleitet. Er war ſehr zufrieden mit mir und lobte meine Anſtelligkeit und Intelligenz. Er ſagte mir, daß er reich wäre und eine einzige Tochter habe, die er mir zum Weibe geben wolle. Dann ſollten wir zuſammen ein Buch herausgeben. Ich war es zufrieden. So gab er mir die Mittel, nach Europa zu gehen und zu ſtudiren. Ich ſoll nun in dieſer Stadt mit ihm zuſammentreffen und ſein Schwiegerſohn werden. Laſſen Sie uns beide den verhaßten Verbindungen entfliehen. Wir ſind jung, muthig, fröhlich, da müßte es ja mit ſeltſamen Dingen zugehen, wenn wir uns nicht rüſtig durch das Leben ſchlügen. Röschen, ich liebe Sie. Lieben Sie mich denn auch?

Röschen.

Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.

Erwin.

Röschen, ſehen Sie mich einmal an. Gefalle ich Ihnen nicht?

Röschen.

O ja, Sie gefallen mir ſehr gut.

Erwin.

Wohlan denn, an mein Herz!

Röschen.

Nun, ich will es wagen. (Sie ſtürzen ſich in die Arme.)

Erwin.

Aber wie kommen wir fort? Wir müſſen es heimlich thun, damit wir nicht verfolgt werden.

Röschen.

Gewiß heimlich. In dem Märchen laufen ſie auch alle heimlich in die Welt, das iſt viel ſchöner.

Erwin.

Und dann müſſen wir immer zuſammenbleiben.

Röschen.

Allerdings zuſammen, da kann Eins dem Andern Beiſtand und Troſt gewähren.

Erwin.

Ich bin durch die Felſen geklettert. Auf dieſem Wege werden wir nicht entkommen.

Röschen

(beſinnt ſich einen Augenblick, dann klatſcht ſie in die Hände).

Ich hab's, ich hab's. Jetzt kommen Sie. (Sie zieht ihn in die Sträucher rechts hinter das Haus.)

Elfter Auftritt.

Bandler. Gärtner Michel mit einer Flinte, einige Gärtnerburſchen mit Hacken und Rechen bewaffnet von rechts.

Bandler.

So, Ihr ſeid nun alle bewaffnet, nun ſorgt, daß Ihr Eure Sache gut macht.

Michel.

Ja, das werden wir.

Bandler.

Zunächſt durchſtöbert Ihr alle Geſträuche längs der Gartenmauer, dann vertheilt Ihr Euch durch das ganze Revier und treibt den Spitzbuben hier nach dieſer Stelle. Ihr wißt ja, grade ſo, wie es bei einer Treibjagd gemacht wird. Verſtanden?

Michel.

Vollkommen. Und wenn wir ihn unterwegs treffen, dann dürfen wir ihn doch tüchtig durchprügeln.

Bandler.

Meinetwegen mögt Ihr ihm den Hals herumdrehen.

Michel.

Herr Bandler, Sie können ſich darauf verlaſſen, er ſoll uns nicht entwiſchen. Kommt, Leute! (Michel und die Gärtnerburſchen rechts und links ab.)

Bandler.

Ich will mich bei dieſer Affaire doch etwas bei Seite halten. Es könnte mir am Ende ein Unglück geſchehen. Aber wo iſt denn Röschen? (Ruft.) Röschen, Röschen!

Zwölfter Auftritt.

Bandler. Frau Zweifel.

Frau Zweifel (im Hauſe).

Zu Hülfe, zu Hülfe!

Bandler.

Was mag denn da wieder los ſein?

Frau Zweifel (ſtürzt heran).

Alle guten Geiſter loben Gott!

Bandler.

Alte Trutſchel, was machen Sie wieder für einen Lärm?

Frau Zweifel.

Der lebendige Teufel iſt da.

Bandler.

Wie ſo, der Teufel?

Frau Zweifel.

Schwarz wie die Hölle, funkelnde Augen. O Gott, ich kann nicht mehr. Da kommt er.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Dorn im Reiſecoſtüm, mit Botaniſirbüchſe, einem Panama-Hut und langem weißem Bart. Scipio in Matroſenkleidern.

Bandler (für ſich).

O Gott, der Vetter Dorn!

Dorn.

Was iſt das für eine verrückte Perſon, die, ſtatt mir Rede zu ſtehen, unter lautem Geheul davon läuft? Ah, da iſt ja der Vetter Bandler.

Bandler.

Willkommen Dorn, willkommen in der Heimath!

Dorn.

Willkommen, willkommen! Aber warum iſt denn die tolle Alte durchgebrannt?

Bandler.

Sie hat Deinen Mohren für den Teufel gehalten.

Dorn.

Das iſt ja luſtig. Scipio, biſt Du der Teufel?

Scipio.

Nein, gut Menſch, gut Chriſt, armer Junge.

Dorn.

Da hören Sie, alte Hexe. Gehen Sie nur wieder zu Ihren Töpfen und kochen uns eine gute Mahlzeit. Wir ſind auf der langen Reiſe verflucht hungrig geworden.

Frau Zweifel (für ſich).

Ich halte ſie alle Beide für verſtockte Heiden.

(Ab in das Haus.)

Vierzehnter Auftritt.

Bandler. Dorn. Scipio.

Dorn.

Scipio, Du kannſt Dich jetzt meinetwegen zu Ruhe begeben.

Scipio.

Ja, ja, ſchlafen, keine Ruhe gehabt drei Tage und drei Nächte. Und dann eſſen, ſehr viel eſſen. (Er wickelt ſich in eine Decke und legt ſich ſeitwärts in's Gras.)

Dorn.

So, nun jetzt zu Dir, Vetter! Aber was ſperrſt Du denn Mund und Augen auf?

Bandler.

Ich kann es noch immer nicht glauben. Eben erhielt ich eine telegraphiſche Depeſche, Dein Schiff, die Aſia, ſei im Polareis untergegangen. Du kommſt mir vor wie ein Geſpenſt.

Dorn.

Ich bin aber von ganz geſundem Fleiſch und Blut. Auch benutzte ich nicht die Aſia, ſondern den Waſhington zur Ueberfahrt. Von London aus habe ich mich gleich hierherbegeben, um Dir zu ſagen, daß Du Dich wegen meiner Tochter nicht in Unruhe zu verſetzen brauchſt. Ich werde ſie ſelbſt aus dem Kloſter holen und ſie in der Kürze verheirathen.

Bandler (für ſich).

Ach, Herr Jeſus, wenn er es wüßte, daß ſie ſchon hier iſt.

Dorn.

Ich habe mir nämlich einen prächtigen Schwiegerſohn ausgeſucht. Zufälliger Weiſe bin ich mit ihm in den Cordilleren zuſammengetroffen, wo ſich ſein Vater, ein deutſcher Farmer, angeſiedelt hat. Der Junge ging mit mir auf die Schlangenjagd. Ich ſage Dir, da gab es Vipern, Nattern und Klapperſchlangen die Hülle und Fülle. Einmal aber kam ich in die größte Gefahr, meine Sammlungen einzubüßen. Ich wurde von Indianern überfallen, die mir Alles raubten und mit meiner naturwiſſenſchaftlichen Beute durchgingen. Schon glaubte ich, die Früchte meiner jahrelangen Reiſen verloren. Da machte ſich mein junger Freund auf, folgte den Dieben und handelte ihnen gegen Branntwein und Flitter Alles wieder ab. Und es waren ſehr gefährliche Kerle.

Bandler (für ſich).

Wären es nur Menſchenfreſſer geweſen und hätten ſie ihn und den Burſchen in tauſend Stücke geriſſen.

Dorn.

Da mein junger Freund nun keine rechte Luſt hatte, ſein Daſein bei den Wilden zu beſchließen und Neigung zum Studiren empfand, ſo gab ich ihm die Mittel, nach Europa zu gehen und die Univerſität zu beſuchen. Ja, ich ſchickte ihn nach dieſer Stadt. Hat er Dich denn nicht beſucht?

Bandler.

Nein, ich habe ihn nicht geſehen.

Dorn.

Nun, das ſchadet nichts. Ich werde ihn ſchon finden. Und dann gebe ich mit ihm zuſammen mein Werk über die Reptilien heraus. Er wird in Kurzem einen Namen und mein Röschen haben. Wir wohnen dann zuſammen in meinem lieben alten Gartenhauſe. Das ſoll ein Leben geben.

Bandler.

Haſt Du denn noch immer die alten Liebhabereien? Da wirſt Du am Ende eine Schlangenzucht anlegen, ſo wie Du damals an dieſem Orte allerlei anderes Gethier hielteſt.

Dorn.

Ja, mein Alter, ich habe jetzt wirklich die Abſicht, einen Acclimatiſirungsverſuch mit amerikaniſchen Schlangen zu machen. (Für ſich.) Ich muß ihn wieder einmal in's Bockshorn jagen. (Laut.) Hier habe ich einige ſchöne Exemplare in meiner Botaniſirbüchſe, die ich Dir einmal zeigen will. (Er öffnet die Botaniſirbüchſe.) Sieh einmal, wie das krabbelt!

Bandler.

Aber um Gottes Willen, Du wirſt doch hier nicht mit dem giftigen Gewürme hervorrücken.

Dorn (nimmt eine Schlange heraus).

Schau, das iſt eine Viper. Ich habe ihr den Giftzahn ausbrechen laſſen. Sie iſt alſo nicht gefährlich. Uebrigens kannſt Du ſie der größern Sicherheit wegen einmal in Dein Schnupftuch beißen laſſen. (Er hält die Schlange am Schwanze und nähert den Kopf derſelben an Bandler.)

Bandler (ſpringt bei Seite).

Ich bitte Dich. Du biſt ja ein entſetzlicher Menſch. Laß mir das verfluchte Thier vom Leibe!

Dorn (legt die Schlange in die Botaniſirbüchſe).

Vielleicht intereſſirt es Dich mehr, eine neue Sorte von Scorpionen zu ſehen, die ich gleichfalls hier einzuführen gedenke. Das Gift derſelben iſt gerade nicht tödtlich, aber es macht den Menſchen verrückt, der von ihnen gebiſſen wird. Ich will Dir gleich die Beſtie zeigen. (Er nimmt einen Käfer aus der Büchſe und zeigt ihn Bandler.)

Bandler (geht bei Seite).

Hör' einmal, Vetter, Du biſt ganz ſchrecklich und haſt gemeinſchädliche Abſichten, daß ich Dich bei der Polizei verklagen werde. Es iſt ja eine Schmach und eine Schande, neue giftige Creaturen in unſerm Lande einzuführen. (Er entflieht.)

Dorn.

Da läuft er hin, der Hans Haſenfuß. Unterdeß will ich mich hier ein wenig ausruhen. (Er ſetzt ſich auf die Bank.) Es iſt doch prächtig in dieſem alten Garten. Dieſes ſaftige Waldgrün der Heimath kann ſich mit den üppigſten Tropengegenden meſſen. Ich habe hier vor Zeiten ſchöne Stunden zugebracht und hoffe nun bald, mit meinem Röschen und einem guten Schwiegerſohn frohe Zeiten an dieſem Orte zu erleben. (Man hört in der Ferne Rufen, Pfeifen und Klappern von Stöcken.) Aber was iſt denn das für ein Lärm? Es klingt ja faſt wie eine Treibjagd.

Fünfzehnter Auftritt.

Dorn. Scipio. Gärtner Michel mit der Flinte, Gärtnerburſchen mit Hacken und Rechen erſcheinen rings in den Gebüſchen und halten ihre Waffen vor.

Michel.

Jetzt paßt auf. Das iſt er. Ein junger Menſch mit einem Strohhut und weißem Bart. Legen wir es klug an, ſo kann er uns nicht mehr entgehen.

Erſter Burſche.

Wenn das grüne Ding, das er um den Leib trägt, nur keine Hinterladungs-Kanone oder Höllenmaſchine iſt.

Michel.

Ach was, das iſt ja eine Botaniſirbüchſe.

Zweiter Burſche.

Und der große Hut und der Bart, er ſieht aus wie die Räuber gemalt ſind.

Michel.

Wir ſind ja unſer Fünf gegen Einen. Alſo Courage und drauf und dran! (Sie ſchreiten gegen Dorn vor.)

Dorn (ſteht auf).

Was für ein ſeltſamer Aufzug! Leute, was wollt Ihr denn eigentlich?

Michel.

Was wir wollen? Wir wollen den Spitzbuben abfangen. Daß Sie es ſich nur nicht einfallen laſſen, Widerſtand zu leiſten, ſonſt ſind Sie ein Kind des Todes!

Dorn.

Ha, ha, ha! Ihr ſeht mich für einen Räuber an? Scipio, Scipio, Feinde ringsum!

Scipio

(ſpringt aus der Decke und ſtellt ſich vor Dorn).

Goddam! Wer will was thun meinem Herrn? Ich ſchlag' ihn todt.

Michel.

O Himmel, der Teufel!

(Er ſchießt in der Verwirrung die Flinte los und läuft weg.)

Die Gärtnerburſchen.

Der lebendige Satan!

(Alle werfen ihre Hacken und Rechen fort und entfliehen.)

Sechszehnter Auftritt.

Dorn. Scipio.

Scipio.

Was iſt das, Sir?

Dorn.

Ich weiß es ſelber nicht, aber ich muß faſt glauben, daß wir in ein Tollhaus gerathen ſind. Ein Anfall auf mich in meinem eigenen Beſitzthum! Da ſoll ja ein Donnerwetter dreinſchlagen! Dieſer nichtswürdige Vetter!

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Bandler.

Bandler.

Was geht hier vor? Es iſt doch kein Unglück geſchehen?

Dorn.

Was hier vorgeht? Mord und Todſchlag! Ich glaube, Du willſt mich um's Leben bringen laſſen, um mein Univerſalerbe zu werden. Jetzt fange ich auch an, für mein Röschen zu zittern.

Bandler (für ſich).

O Gott, was ſoll ich ihm antworten?

Dorn.

Du ſchweigſt! (Er faßt Bandler beim Kragen.) Alter Sünder, auf der Stelle heraus! Du machſt ja ein verfluchtes Schuftengeſicht. Wo haſt Du meine Tochter?

Bandler.

Aber ſo laß mich doch los, ich will Dir ja Alles erklären. (Sich würgend.) Ich war — ich wollte —

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Frau Zweifel.

Frau Zweifel.

Ach, Du mein Gott, ein neues Unglück, Herr Bandler. Das Kind iſt eben mit einem Korbe voll Kleider aus dem Hauſe geſchlüpft und hat ſich oben an der Trauerweide in den Kahn geſetzt. Ich fürchte, daß ſie uns einen ſchlimmen Streich ſpielen will. O, ihr vierzehn heiligen Nothhelfer, wenn ſie den Bach hinabrudert und in den großen Fluß ſchwimmt — ſie iſt verloren!

Bandler.

Barmherzigkeit, was habe ich gethan! Wenn wir ſie nur retten könnten. Das Waſſer iſt ſo tief. O, ich unglücklicher Mann!

Dorn.

Was höre ich? Da iſt doch nicht von meiner Tochter die Rede?

Bandler.

Freilich iſt von Deiner Tochter die Rede. Ach, Herr Jeſus!

Dorn.

Hölle und Teufel! So laßt uns ſie aufhalten.
(Er eilt in das Haus, die Anderen folgen ihm.)

Neunzehnter Auftritt.

Röschen und Erwin

(kommen im Kahn von Rechts hinter dem Hauſe her angeſchwommen).

Erwin (rudernd).

Nun ſage mir aber einmal, ob Du mir auch wirklich gut biſt.

Röschen.

Wahrhaftig, ich glaube, daß ich Dich ſo recht von Herzen lieb habe, weißt Du, wie das Dornröschen den Königsſohn, denn als ich Dich zum erſtenmal in Deinem Fenſter ſah, da ſiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, da ſchien mir Alles ſo hell, ſo licht, ſo herrlich, ich weiß nicht wie. Und als Du dann wieder verſchwandeſt, da war es mir, als ob ich Dein Bild überall erblickte, in den Bäumen, in den Sträuchern, in den Blumen, und es rieſelte mir wie Feuer durch alle Glieder, und mein Herz klopfte mir bis in den Hals. Und ſo war es immer wieder, wenn ich Deine Geige oder Deine Stimme hörte, oder wenn ich Dich von fern erſchaute.

Erwin (legt das Ruder weg).

Röschen, Röschen, ich bin der glücklichſte Menſch, den die Sonne beſcheint. (Er umarmt ſie.)

Röschen.

Aber ſo nimm Dich doch in Acht, der Kahn ſchwankt. Du kannſt mich ja nachher noch genug küſſen, wenn wir erſt in der Freiheit ſind. Hier iſt's gefährlich.

Erwin.

Du haſt recht. Wir müſſen eilen.

Röschen.

Ja, wir müſſen eilen. Aber Du könnteſt mir doch einige Roſen dort von dem Strauche holen. (Sie zeigt auf einen Roſenſtrauch.) Siehſt Du dort die dunkeln flammend rothen Blumen? Als ich noch ein Kind war, da hat der Vater am Geburtstage der Mutter den Stock gepflanzt, und als er in der Erde ſtand, da haben ſie ſich Beide umarmt und geküßt und ſich geſagt, daß ſie ſich in alle Ewigkeit lieben wollten. Ich meine, wenn ich einige Blumen davon als Angedenken an die lieben Eltern mitnehme, dann werden ſie mein Talisman ſein und mir Glück bringen.

Erwin.

Du ſollſt ſie haben.

(Er ſpringt aus dem Nachen, geht an den Roſenſtrauch und pflückt einige Blumen, die er zum Kranze windet.)

Röschen (ſingt im Kahne).

Es iſt beſtimmt in Gottes Rath!
Daß man vom Liebſten, was man hat,
Muß ſcheiden.
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, ſo ſauer fällt,
Als Scheiden.

Leb' wohl, du ſchöner alter Garten, wo ich einſt ſo glücklich war, lebt wohl, ihr Vögel und Blumen, lebt wohl!

(Sie weint.)

Erwin (ſpringt mit dem Kranz in den Kahn).

Da haſt Du die Roſen!

Röschen.

Ein Kranz, wie ſchön!

Erwin (ſetzt ihr den Kranz auf).

Mein Dornröschen!

Röschen.

Ich höre Stimmen! Man kommt. Leg' Dich in den Kahn. (Er legt ſich.) So! Und nun duck' Dich nur recht ſtill! Hörſt Du, recht ſtill! Nicht bewegen! Nicht rühren! Damit keiner was ahnt. (Sie deckt ein Tuch über ihn, nimmt das Ruder und ſingt, während der Kahn ſich in Bewegung ſetzt.)

Nun mußt Du mich auch recht verſtehn,
Wenn Menſchen auseinandergehn,
So ſagen Sie: Auf Wiederſehn!

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Dorn, Vandler, Frau Zweifel, Scipio (aus dem Hauſe).

Vandler.

Röschen, ich bitte Dich aber, Kind, was machſt Du?

Röschen.

Herr Vetter, ich ſage Ihnen Lebewohl. Was die Heirath angeht, die Sie mit mir eingehen wollen, ſo iſt es nichts damit. Sie ſind mir viel zu alt, zu garſtig und zu griesgrämig. Ich bin Ihrer Tyrannei müde. Sie mögen ſich ſelbſt bei meinem Vater reinigen, wenn Sie dazu im Stande ſind. Was ich Ihnen von dem Kuſſe erzählt habe, iſt vollſtändig wahr. Ich gehe jetzt mit meinem ſchönen jungen Geliebten in die weite Welt.

Vandler (für ſich).

Ach, du Gerechter, jetzt bin ich verrathen.

Dorn.

Das iſt ja um aus der Haut zu fahren. Röschen, meine Tochter, mein Kind! Scipio, in das Waſſer, halte das Boot!

Scipio.

Gleich, Herr!

(Er ſpringt in den Bach, greift den Kahn und zieht ihn an's Ufer.)

Dorn (nimmt Röschen in Empfang).

Röschen, mein Kind, kennſt Du mich nicht mehr?

Röschen.

Wie, mein Vater? Gott Lob, daß ich meinen Beſchützer wieder habe. (Sie umarmen ſich.) Jetzt iſt Alles gut, denn ich habe meinen lieben theuren Vater wieder, der mich gegen dieſen Unhold von Vetter beſchützen wird.

Dorn.

Geliebtes, herziges Kind! Wie freue ich mich, Dich umarmen zu können! Aber was hat Er Dir denn gethan?

Bandler (für ſich).

Wäre ich doch hundert Stunden weit von hier!

Scipio (am Kahn).

Da liegt noch was im Boot — ein junger Mann!

Dorn.

Bring' ihn her!

Scipio (zerrt Erwin aus dem Boote an's Land).

Hier, Sir!

Bandler.

Ah, da iſt der Verführer. Nun ſiehſt Du, Vetter, auf den war die Jagd abgeſehen. Und weil ich ſchon ſo etwas von dieſer Räuberei ahnte, ſo war ich ſo verlegen, als Du mich nach Röschen fragteſt.

Dorn (Erwin betrachtend).

Was ſeh ich, Erwin? Du mit meiner Tochter?

Erwin.

Wie, Röschen Ihre Tochter?

Dorn.

Ja, meine Tochter. Umarmt Euch hier vor meinen Augen.

Röschen.

Von ganzem Herzen.

Erwin (umarmt Röschen).

Welch ein Glück, daß ſich Alles ſo gut zuſammentrifft!

Dorn.

Nun, Vetter, Du ziehſt mit einer wohlverdienten langen Naſe davon. Wenn Du heirathen willſt, ſo magſt Du hier die Alte nehmen.

Frau Zweifel (mit einem Knix).

Sie ſind ſehr gütig. (Für ſich.) Jetzt faſſe ich wieder Hoffnung.

Bandler (für ſich).

Eine ſchöne Blamage!

Ende

Um des Kaiſers Bart.

Luſtſpiel in einem Aufzug.

Zuerſt aufgeführt am 15. April 1872 auf dem Theater zu Köln.

Perſonen:

Willibald, Maler.
Emma, ſeine Frau.
Kaiſer, Sänger.
Adele Timme, Sängerin.
Johann, Diener bei Willibald.
Liſe, Kammermädchen bei Emma.

Wohnzimmer bei Willibald. In der Mitte ein Tiſch mit einem Kaffeebrett, links ein Pianino und ein Damenarbeitstiſch, rechts ein Herrenſchreibtiſch. Comfortable Einrichtung. Thüre im Hintergrund, links Thüre zu Emma's Zimmer, rechts Thüre zu Willibald's Atelier.

Erſter Auftritt.

Emma (am Frühſtück).

Da ſitze ich bereits eine halbe Stunde und warte auf ihn. Der Kaffee iſt längſt fertig und wird kalt. Die Dienſtboten ſagen, daß er ſchon in aller Herrgottsfrühe das Haus verlaſſen hat. Sonſt ſaßen wir beim Frühſtück immer ſo traulich und heiter zuſammen. Und dann war er immer ſo gut und freundlich. Was mag ihm nur in den Kopf gefahren ſein? Allerdings, geſtern Abend im Concert ſchien er mir über alle Maßen aufgeregt, beſonders bei dem Lied der fremden Sängerin. Er klatſchte daß die nagelneuen Handſchuhe platzten. Und immer kam er wieder auf das Lied zurück. — Ah, da iſt er!

Zweiter Auftritt.

Emma. Willibald
(tritt mit einem Buche durch die Mittelthüre und murmelt vor ſich hin).

Willibald.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immerzu, immerzu,
Ohne Raſt und Ruh!

Emma.

Willibald!

Willibald (wie früher ohne Emma zu hören).

Immerzu, immerzu,
Ohne Raſt und Ruh!

Emma.

Guten Morgen, Willibald.

Willibald (fährt fort).

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.

Wunderſchön!

Emma.

Siehſt Du mich denn gar nicht?

Willibald.

Ah, da biſt Du. (Murmelt weiter.)

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen.
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Emma (ſteht auf).

Willibald, was haſt Du denn?

Willibald.

Nur noch einen Augenblick. (Murmelnd.)

Wie ſoll ich fliehen,
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens,
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt Du!

Ausgezeichnet! Jetzt kann ich es.

(Er legt das Buch weg und geht nach rechts in ſein Atelier.)

Emma.

Seltſam. Er iſt plötzlich wie ausgewechſelt. Eigentlich ſollte ich ihm eine Scene machen, wie es auch die andern Frauen thun. Aber nein! Er iſt immer ſanft und liebenswürdig mit mir, wenn ich meine Launen habe. So will ich ihm diesmal mit gleicher Münze bezahlen. Ah, was fällt mir ein? Er hat mir geſtern den neuen Hut und die Mantille zum Geſchenk gemacht. Ich will mich damit ſchmücken. (Sie tritt vor den Spiegel, ſetzt einen neuen Hut auf und wirft eine Mantille über.) So, das ſteht mir allerliebſt. Ja, Willibald hat doch einen exquiſiten Geſchmack. Man ſieht gleich, daß er ein Maler iſt. Jetzt werde ich doch ſeine Aufmerkſamkeit auf mich ziehen und dann will ich ihm recht zärtlich begegnen.

Willibald

(kommt im Hausrock zurück und declamirt laut).

Glück ohne Ruh
Liebe biſt Du!

Emma (für ſich).

Endlich. Jetzt thaut ſein Herz wieder auf. Aber er ſieht mich noch immer nicht an. — (Laut.) Willibald, jetzt iſt es wohl an der Zeit, daß Du mir einen Guten Morgen bieteſt.

Willibald (ohne ſie zu beachten).

Lieber durch Leiden
Will ich mich ſchlagen.

Emma (für ſich).

Wie, er will ſich lieber durch Leiden ſchlagen? (Laut.) Jetzt ſchau mich aber einmal an. Dir zu Ehren habe ich die neuen Sachen angezogen. Nicht wahr, ſie ſind allerliebſt?

Willibald (wie früher).

Ach, wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Emma (für ſich).

Jetzt wird es mir aber bald zu arg. (Laut.) Was ſchwatzeſt Du denn da für Unſinn? Ich habe das dumme Zeug ſatt. Komm her und gieb mir einen herzhaften Morgenkuß. (Sie öffnet ihre Arme.)

Willibald (abwehrend).

Wie, ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?

Emma.

Was, Du weigerſt Dich?

Willibald.

Alles vergebens.

Emma (für ſich).

Alles vergebens? Wahrhaftig. Alles vergebens.

Willibald (begeiſtert).

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen.

(Er nimmt das Buch und murmelt weiter.)

Emma (für ſich).

O Gott, meine Ahnung! (Laut.) Das iſt ja das Lied, welches die fremde Sängerin geſtern vortrug.

Willibald.

Nicht wahr, ſie ſang es entzückend. Das Lied hat mich wunderbar begeiſtert. Als ich dieſen Morgen aufwachte, kam es mir gleich in's Gedächtniß. Ich ſprang auf, kleidete mich an und holte mir das Buch. Die Sonne ſchien ſo luſtig durch die Fenſter. Ich eilte hinaus in den jungen Frühlingstag, die Vögel ſangen, die Nachtigallen ſchlugen, die Blumen dufteten, da habe ich mich in den Hofgarten geſetzt und es auswendig gelernt. O, ich werde es Dir jetzt alle Tage vordeclamiren.

Emma.

Das iſt gar nicht nöthig. Uebrigens finde ich das Lied, das der Sänger ſang, viel ſchöner.

Auf Flügeln des Geſanges,
Herzliebchen, trag' ich Dich fort.

Willibald.

Aber wie kannſt Du nur einen ſolchen Vergleich machen? Das meine iſt einfach, ſchlicht, natürlich, das Deinige iſt affectirt.

Emma (für ſich).

Er hat ſich wahrhaftig in die Dame, die es vortrug, vergafft, ſonſt könnte er nicht in dieſer Weiſe ſchwärmen. Jetzt geht die Geduld auf die Neige.

Willibald (wieder zerſtreut).

Glück ohne Ruh,
Liebe biſt Du.

(Er ſteckt ſich eine Cigarre an.)

Emma (für ſich).

Da haben wir's. (Laut.) Wie heißt denn die Sängerin?

Willibald.

Adele Timme.

Liebliche Adele,
Zubenamſet Timme,
Welche ſchöne Seele
Wohnt in Deiner Stimme!

Die Reime hab' ich dieſen Morgen gemacht.

Emma (für ſich, gereizt).

Nun hat er auch ſchon Verſe auf ſie gedichtet und ſchämt ſich ſogar nicht, es mir zu ſagen. (Laut.) Es iſt auch ein Kunſtſtück, auf Timme Stimme zu reimen. Man könnte eben ſo gut ſagen:

Eine ſchlimme
Hexe iſt die Timme.

Willibald.

Bravo, und dann fortfahren:

Alſo redeſt Du im Grimme.

Aber genug des Unſinns!

Emma.

Ja, laß uns endlich einmal vernünftig reden. Du haſt ja noch nicht gefrühſtückt und dampfſt ſchon wie toll.

Willibald.

Doch, ich habe beim Reſtaurant im Hofgarten den Kaffee genommen.

Emma (für ſich).

O Himmel, mit der Sängerin!

Willibald.

Und was das Rauchen angeht, ſo ſteigen mir in dem Dampfe lauter holde Bilder und Melodien auf:

Im Dampf der Klüfte
Durch Nebeldüfte!

Emma (für ſich).

Fortwährend Anſpielungen. (Laut.) Wie heißt denn der Sänger?

Willibald.

Wie, das weißt Du nicht? Es iſt ja der berühmte Dichter Johann Wolfgang Goethe.

Emma.

Nein, der das Lied ſang:

Auf Flügeln des Geſanges,
Herzliebchen, trag' ich Dich fort?

Willibald.

Das iſt der bekannte Nichtsnutz Heinrich Heine.

Emma.

Es ſcheint, daß Du mich abſichtlich mißverſtehen willſt. Ich meine den Sänger, der das Lied vortrug.

Willibald.

Ach ſo. Ja, wie hieß er doch? Ich glaube König.

Emma.

Ei was König. Er hieß Kaiſer.

Willibald.

König oder Kaiſer, das kommt auf Eins hinaus. Wenn Du es übrigens weißt, warum fragſt Du mich noch?

Emma.

Ich wollte nur Deine Aufmerkſamkeit auf ihn lenken. Du ſollſt mir ſagen, wie er Dir gefallen hat?

Willibald.

Paſſabel. — Ach, das hohe C!

Emma.

Aber er hat doch nicht das hohe C geſungen.

Willibald.

Ich meine auch nicht ihn, ich meine ſie. Wie herrlich erkletterte ſie in dem hohen C den Gipfel berauſchender Leidenſchaft! (Singt.)

Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt Du!

Emma (für ſich).

Jetzt werde ich ihm aber auftrumpfen. (Laut.) Willibald, ich finde Dich ſehr ſonderbar. Erſt entfernſt Du Dich heimlich von Hauſe, dann kommſt Du zu ſpät zum Frühſtück und haſt ſogar ſchon im Hofgarten Kaffee getrunken, hier giebſt Du nicht Acht auf mich, ſondern declamirſt und ſingſt wie wahnſinnig und fängſt an, in ganz unleidlicher Weiſe zu rauchen. Ja, Du biſt ſo ſehr mit anderen Dingen beſchäftigt, daß Du auf meine Gedanken gar nicht eingehſt. Beim Frühſtück muß man plaudern, d. h. zuſammen und nicht Jeder für ſich. O, es iſt ein großes Unglück, wenn die Männer ihren eignen Weg gehen und ihren Gedanken nachhangen, und wenn ſie überdies die ſchrecklichen Cigarren nicht laſſen können. Da muß ja der geduldigſten Frau mit der Zeit die Galle überlaufen. Und dazu ſind Worte und Melodie von meinem Liede viel ſchöner. (Sie ſingt.)

Auf Flügeln des Geſanges,
Herzliebchen, trag' ich Dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Da weiß ich den ſchönſten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im ſtillen Mondenſchein,
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schweſterlein.

Willibald.

Aber Emma — —

Dritter Auftritt.

Vorige. Johann.

Johann.

Gnädige Frau, der Friſeur.

Emma.

Es iſt mir noch zu früh. Er ſoll in ein Paar Stunden wieder kommen.

Johann.

Er iſt aber heute gerade ſehr pünktlich. Geſtern haben Sie ihn geſcholten, daß er zu ſpät kam.

Emma.

Gleichviel. Meinetwegen kann er heute ganz da bleiben.

Johann.

Zu befehlen. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Willibald. Emma.

Willibald (für ſich).

Da habe ich den Anfang wieder vergeſſen. Wie war er doch? (Er holt das Buch wieder und blättert darin.)

Emma (ihn betrachtend, für ſich).

Es iſt wahrlich ſchon weit mit ihm gekommen, denn er iſt und bleibt träumeriſch.

Willibald (für ſich).

Richtig!

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen!

Es giebt doch keine wohlklingenderen Verſe. Und die leidenſchaftliche Empfindung!

Emma.

Willibald, ich fragte Dich nach dem Sänger.

Willibald.

Ach ſo, der Sänger. Ja — —

Fünfter Auftritt.

Vorige. Liſe.

Liſe.

Gnädige Frau, die Schneiderin wünſcht Ihnen das neue Kleid anzuprobiren.

Emma.

Ich kann ſie jetzt nicht ſehen. Morgen früh bin ich zu ihrer Dispoſition.

Liſe.

Sie haben ihr aber gerade die äußerſte Pünktlichkeit anbefohlen. Und diesmal iſt ſie ausnahmsweiſe zur rechten Zeit da.

Emma.

So will ich aber nicht pünktlich ſein. Melde ihr, was ich Dir geſagt habe.

Liſe.

Ich werde es beſtellen. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Willibald. Emma.

Willibald (für ſich).

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen.

(Laut und vergnügt.) Jetzt hab' ich es aber ſtahlfeſt im Gedächtniß.

Emma (für ſich).

Da ſteht er wieder und ſpricht mit ſich ſelbſt und bläſt Wolken in die Luft. O, ich überzeuge mich immer mehr, daß meine Ahnungen richtig waren. Er hat ſich ganz von mir abgewendet, er liebt eine Andere. (Laut.) Willibald, jetzt faſſe Dich, und laſſ' uns über die Sache reden.

Willibald.

Ueber welche Sache?

Emma.

Ueber die wir eben ſprachen.

Willibald.

Worüber ſprachen wir denn?

Emma.

Wie, das haſt Du ſchon wieder vergeſſen?

Willibald.

Ach ſo, der Bediente ſagte, daß der Friſeur da ſei.

Emma.

Aber, das war es ja nicht.

Willibald.

Nun fällt es mir ein. Es handelte ſich um Dein neues Kleid.

Emma.

Nein, das noch weniger.

Willibald.

So erinnere mich doch daran.

Emma.

Das iſt aber zu arg! Du weißt es wirklich nicht?

Willibald.

In der That, nein, ich war ſo in das Lied vertieft.

Emma (für ſich).

Und in die Sängerin. (Laut.) So vertieft, daß Du Deine Frau, ihre Worte, alles Andere vergiſſeſt. Ja, wenn die Männer ein Lied im Kopfe und eine Cigarre im Munde haben, dann haben ſie alles genug. Da iſt die Frau gar nichts mehr. Und dann noch ſo früh fortzuſchleichen und draußen Gott weiß in welcher Geſellſchaft zu frühſtücken. O, ich bin ſehr unglücklich!

Willibald (gutmüthig).

Aber, liebe Emma, ich will ja die Cigarre bei Seite legen, ja, ich will noch eine Taſſe mit Dir trinken und mich mit Dir unterhalten, ſo viel Du wünſcheſt. (Er legt die Cigarre bei Seite.) Der Zwiſchenfall mit dem Friſeur und der Schneiderin hatte meine Gedanken abgelenkt. Wovon war denn eigentlich die Rede?

Emma.

O Gott, ſo wenig Aufmerkſamkeit haſt Du für meine Worte, daß Du mit hörenden Ohren taub biſt, wenn ich rede. Wenn aber eine fremde Sängerin ein Lied ſingt, ſo denkſt Du Tag und Nacht daran. O, ich bin Dir nicht intereſſant genug. Meine Unterhaltung iſt Dir zu leer, zu fad, zu unbedeutend. Bei Anderen biſt Du lebendig, begeiſtert, bei mir kühl, abweſend, zerſtreut. Ich bin Dir nur gut genug, daß Du mir Deine Cigarre in's Geſicht dampfſt.

Willibald.

In dieſem Augenblick rauche ich nicht mehr, da Du aber redeſt, als thäte ich es noch, ſo will ich lieber fortrauchen. (Er nimmt die Cigarre und ſteckt ſie wieder an.) Uebrigens war es doch keine ſo ſchwere Sache, die Unterhaltung, die Du anknüpfteſt und die durch das Eintreten der Dienſtboten unterbrochen wurde, wieder aufzunehmen. Warum da gleich Lärm geſchlagen?

Emma.

Der Lärm wäre weniger groß geworden, wenn Du mir Dein Urtheil gegeben hätteſt. Aber Du thateſt es nicht, um mich zu reizen und zu ärgern?

Willibald.

Urtheil? — Ah — jetzt fällt es mir wieder ein. Warum ſoll ich Dir kein Urtheil geben? Nun ich finde dieſe junge Sängerin ganz ausgezeichnet. Die Natur hat ſie mit einer wunderbaren Stimme begabt, die ebenſo kräftig wie weich iſt. Dabei beſitzt ſie eine außerordentliche Wärme des Gemüths. Und was ihren Vortrag angeht, ſo ſteht er auf der höchſten Stufe der Ausbildung. Ich ſtelle ſie eben ſo hoch wie die Sontag, die Lind, die Lucca und die Artot.

Emma.

Du redeſt ja gerade, als wenn Du gar keinen Geſchmack hätteſt. Es iſt eine große Lächerlichkeit, ſie mit der Lucca, der Artot, geſchweige denn mit der Sontag und Lind zu vergleichen. Ihre Manier iſt ganz ſchülerhaft. Die Wärme des Gemüths? Nichts wie hohler Pathos! Die Stimme? Eine leere Tiefe, und in der Höhe lauter quickſende gurgelnde Töne.

Was aber ſchließlich die Jugend angeht, ſo iſt Fräulein Timme eine Dame in höchſt zweifelhaften Jahren.

Willibald.

Aber Emma —

Emma.

So laß mich doch endlich einmal ausreden. Uebrigens habe ich Dich gar nicht um Deine Anſicht über die Sängerin, ſondern über den Sänger gefragt.

Willibald.

Biſt Du jetzt fertig?

Emma.

Ja, ich bin fertig.

Willibald.

So könnte ich alſo anfangen?

Emma.

Ja, das kannſt Du.

Willibald.

Alſo zum Sänger Kaiſer. Stimme urſprünglich mittelmäßig, dabei durch zu vielen Gebrauch abgeſungen —

Emma.

Gerade das Gegentheil.

Willibald.

Gefühl — nicht vorhanden. Summa Summarum — eine Null.

Emma.

Nein, das iſt aber doch zu arg.

Willibald.

Nur Eins iſt bei ihm vortrefflich.

Emma.

Endlich. Und was iſt das?

Willibald.

Sein ſchwarzer Bart. In der That wunderſchön! Ich glaube, dieſer Haarwuchs hat Deine Augen dermaßen beſchäftigt, daß Deine Ohren nicht mehr zurechnungsfähig waren.

Emma.

O dieſer Hohn! Ueberdies iſt der Bart blond.

Willibald.

Jetzt thuſt Du noch gar, als hätteſt Du ſeinen Bart nicht betrachtet. Er iſt aber ſchwarz.

Emma.

Freilich, ich habe ihn mir ſehr genau angeſehen. Er iſt blond.

Willibald.

Der Bart iſt und bleibt ſchwarz.

Emma.

Nein, er iſt und bleibt blond.

Willibald.

Schwarz.

Emma.

Nun auch noch dieſen Geiſt des Widerſpruchs. Ich bleibe dabei, er iſt blond.

Willibald.

Emma, Du ſcheinſt mir heute ſehr ſchlechter Laune zu ſein, denn Du biſt über alles gereizt, was ich ſage und was ich nicht ſage. Was die Stimme und den Vortrag betrifft, der Dich auf den Flügeln des Geſanges nach den Ufern des Ganges getragen hat, nun meinetwegen, da können unſere Urtheile auseinander gehen, was aber die Farbe des Bartes angeht, ſo habe ich ſehr ſcharfe Augen im Kopfe und behaupte als gut beobachtender Maler, daß er ſchwarz iſt. (Er geht auf und ab und ſingt.)

Glück ohne Ruh,
Liebe biſt du!

Emma.

Und ich ſehe, daß Du es heute darauf angelegt haſt, entweder gar nicht mit mir zu ſprechen oder mir zu widerſprechen und mich auf dieſe Weiſe zu erzürnen. Aber ich will jetzt nicht weiter mit Dir reden. (Sie geht an das Pianino und ſpielt und ſingt mit verhaltenem Zorn.)

Die Veilchen kichern und koſen
Und ſchaun nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Roſen
Sich duftende Märchen in's Ohr.
Es hüpfen herbei und lauſchen
Die frommen klugen Gazell'n,
Und in der Ferne rauſchen
Des heiligen Stromes Well'n.

(Sie bricht in heftiges Weinen aus und geht links in ihr Zimmer.)

Siebenter Auftritt.

Willibald.

Wenn ich nur wüßte, was ſie hat? Bis jetzt war ſie ſo gut, ſo freundlich, ſo anſchmiegend, und jetzt iſt ſie ſo übelnehmeriſch, ſo aufgebracht, ſo zum Zorn geneigt. Dieſer Kerl, der König oder Kaiſer — hol ihn der Teufel, denn er iſt ein langweiliger Peter — aber er hat einen langen Bart, und daß dieſer Bart ſchwarz iſt, das iſt ſo klar wie das Sonnenlicht. (Er klingelt.)

Achter Auftritt.

Willibald. Johann.

Willibald.

Johann, ſpring' doch hinüber zum Muſikalienhändler und hol' mir das Bild des Sängers Kaiſer. Und dann bringſt du es mir in mein Atelier, aber ohne meiner Frau etwas zu ſagen. Verſtehſt Du?

Johann.

Vollkommen. (Ab.)

Willibald.

So ein Sänger iſt ſtets ein Hans an allen Ecken und giebt, wenn er irgendwo ſingt, ſeine Fratze in alle Buch-, Kunſt- und Muſikalienhandlungen. Auf einer Photographie ſieht man aber, ob das Haar dunkel oder hell iſt. Alſo eine demonstratio ad hominem! (Ab nach rechts.)

Neunter Auftritt.

Emma (von links).

Er iſt fort, ſo will ich dem Starrkopf doch den Beweis liefern, daß ich Augen im Kopfe habe. Eine Photographie muß ihn über die Farbe des Haares aufklären. (Sie klingelt.)

Zehnter Auftritt.

Emma. Liſe.

Emma.

Liſe, hole mir drüben beim Muſikalienhändler die Photographie des Sängers Kaiſer, der geſtern im Concert geſungen hat, aber ohne daß mein Mann es merkt. Du findeſt mich in meinem Zimmer.

Liſe.

Ich eile. (Ab.)

Emma.

Jetzt wollen wir doch einmal ſehen, wer recht hat. Ich werde mit dem Bilde ſeine impertinente Behauptung Lügen ſtrafen. (Ab nach links.)

Elfter Auftritt.

Johann.

Was die Liſe doch für ein neugieriges Geſchöpf iſt. Sie wollte durchaus wiſſen, was ich geholt habe. Aber ich habe ihr nichts geſagt, denn ich bin ein treuer Diener meines Herrn. (Die Photographie betrachtend.) Was hat der Kerl für einen abſcheulichen Bart. Wie es im Sprüchwort heißt, man ſieht den Wald vor lauter Bäumen nicht, ſo ſieht man hier das Geſicht nicht vor lauter Haaren.

Zwölfter Auftritt.

Willibald. Johann.

Willibald.

Nun, Schlingel, was ſtehſt Du da und haſt Maulaffen feil? Warum bringſt Du mir das Bild nicht?

Johann.

Hier iſt es. (Reicht ihm das Bild.)

Willibald.

Und worauf warteſt Du noch? Hebe Dich weg, Du Faullenzer!

Johann (für ſich).

Der iſt heute mit dem linken Fuß aus dem Bette aufgeſtanden. (Ab.)

Willibald (die Photographie betrachtend).

Hm, die Farbe des Bartes iſt hier doch unentſchieden. Ich habe mir ihn dunkler gedacht. Aber ich muß Recht behalten, ſonſt büße ich meine männliche Würde ein. Ich weiß, was ich thue. Ich färbe den Bart mit Tuſch raſch etwas ſchwärzer. (Er geht an den Schreibtiſch und pinſelt über die Photographie.) So, das iſt vollbracht. Wir ſehen den Geſellen doch nicht wieder, denn er iſt ohne Zweifel ſchon über alle Berge. Vor allen Dingen muß der Mann Recht im Hauſe behalten.

(Er legt das Blatt auf den Tiſch links und geht rechts ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Liſe.

Da heißt es immer, das weibliche Geſchlecht ſei neugierig. Der Johann wollte das Bild durchaus ſehen. Aber Proſit die Mahlzeit. Eine treue Dienerin ſteht zu ihrer Herrin. (Die Photographie betrachtend.) Welch ein ſchöner Mann! Das nenne ich mir einmal einen herrlichen Bart. So ſtolz und üppig hab' ich noch keinen geſehen.

Vierzehnter Auftritt.

Liſe. Emma.

Emma.

Warum bringſt Du das Bild nicht? Das iſt ja jetzt eine wahre Schneckenlangſamkeit bei den Dienſtboten.

Liſe.

Hier iſt es. (Giebt ihr die Photographie.)

Emma.

Weiter habe ich Dir nichts zu ſagen. Statt hier zu ſtehen und die Zeit zu verderben, ſollteſt Du an Deine Arbeit gehen.

Liſe.

Ich gehe ja ſchon. (Für ſich.) Die hat heute ein Haar in der Suppe gefunden. (Ab.)

Emma (das Bild beſchauend).

Nach dieſer Photographie könnte der Bart allerdings auch ſchwarz ſein. Er kommt mir mit einmal ganz dunkel vor. Indeß, ich muß auf meiner Behauptung beſtehen, ſonſt verliere ich für immer mein weibliches Anſehen. Was iſt da zu thun? Jetzt fällt mir etwas ein. Ich nehme ein Meſſer und mache die Haare blaſſer. (Sie geht an den Schreibtiſch und radirt.) So, jetzt iſt Alles in Ordnung. Der Sänger hat ohne Zweifel die Stadt verlaſſen und kommt uns nie wieder vor die Augen. Die Herrſchaft im Hauſe gebührt der Frau.

Fünfzehnter Auftritt.

Emma. Willibald.

Willibald
(tritt, ohne von ihr geſehen zu werden, herein).

Emma!

Emma (ſchreit erſchreckt auf).

Ha! (Sie ſteckt die Photographie in den Buſen.)

Willibald (für ſich).

Was verbirgt ſie denn da? (Laut.) Warum erſchreckſt Du?

Emma.

Weil Du ſo plötzlich hinter mich trittſt. Was willſt Du?

Willibald.

Haſt Du Dich jetzt überzeugt?

Emma.

Wovon?

Willibald.

Daß der Bart ſchwarz iſt.

Emma.

Nein, ich behaupte nach wie vor, er iſt blond.

Willibald.

So haſt Du wohl das Bild, das auf Deinem Arbeitstiſch liegt, noch nicht geſehen? Um Dich zu überzeugen, habe ich es eben drüben bei dem Muſikalienhändler holen laſſen.

Emma.

Ei was, es wird umgekehrt gerade für mich ſprechen.

Willibald.

So ſieh' doch nur zu.

Emma.

Ich brauche gar nicht zu ſehen. Aber immerhin!

(Sie geht an ihren Arbeitstiſch und betrachtet das Bild.)

Willibald.

Nun?

Emma (für ſich).

Was iſt das? (Sie hebt das Bild auf und hält es gegen das Licht.) Das Bild iſt gefälſcht. Du biſt mit Tuſch über den Bart gegangen. Er iſt noch ganz feucht!

Willibald.

Aber Emma!

Emma.

Kein Aber! Jetzt ſehe ich erſt recht, was Du für ein Menſch biſt. Um auf Deiner Meinung beharren zu können, wirſt Du zum Fälſcher, zum Lügner, zum Betrüger. O, es iſt weit mit uns gekommen. Du haſt keine Achtung mehr vor mir, Du haſt keine Achtung mehr vor Dir ſelbſt. Ich bin eine verlorene Frau. (Sie weint.)

Willibald.

Aber Emma, die ganze Sache iſt ja doch nur eine Albernheit.

Emma.

Was, das nennſt Du auch noch eine Albernheit, wenn Du ein Weib, das Dich unausſprechlich geliebt hat, in das unſäglichſte Unglück ſtürzeſt?

Willibald.

Ich bitte Dich um Verzeihung. Ja, es war ein dummer Scherz.

Emma.

Eine ſchöne Entſchuldigung! O, es iſt mir klar, daß eine bitterböſe Abſicht dahinter ſteckt. Du willſt mit mir brechen! Du haſt mit Vorbedacht einen Zank hervorgerufen, um uns für immer und ewig zu trennen.

Willibald (heftig).

Nein, das geht mir aber doch zu weit. Trotzdem, daß ich mein Verfahren eine Albernheit nenne und Dich um Verzeihung bitte, ſoll ich einen Streit begonnen haben, ob der Bart eines Mannes, der mir ſo gleichgültig iſt, wie ein Hottentotte am Vorgebirge der guten Hoffnung, ſchwarz oder blond iſt, um mich von Dir ſcheiden zu können? Du redeſt ja puren, blanken Blödſinn. Nein, da mußt Du mir doch noch eine andere Urſache nennen.

Emma.

Ja, das will ich. Du liebſt die Sängerin von geſtern. Ich habe es Dir ſchon im Concert angeſehen. Du haſt ſie förmlich mit den Blicken verſchlungen. Du haſt ihr zugeklatſcht, daß alle Menſchen Dich darauf angeſehen haben. Und heute biſt Du in aller Frühe hinaus und haſt mit ihr im Hofgarten gefrühſtückt, und als Du zurückkamſt, haſt Du mich gar nicht angeſehen, ſondern Verſe an ſie declamirt und ganz hölliſch geraucht. Es iſt mir Alles klar, Du willſt mich in das Grab bringen.

Willibald.

Und es iſt mir klar, daß Du eine ſinnverwirrte Thörin biſt. Alſo einen ganzen Roman haſt Du Dir zuſammengeſponnen, weil ich behauptet habe, der Bart dieſes Kaiſer ſei ſchwarz?

Emma.

Schon wieder! Er iſt aber blond!

Willibald.

Nein, ſchwarz!

Emma (ſehr heftig).

Nein, blond! Und damit Du ſiehſt, daß ich Recht habe, ſo will ich es Dir jetzt beweiſen. (Sie zieht die Photographie hervor und zeigt ſie ihm.)

Willibald.

Was iſt das? (Er nimmt das Bild.) Und dieſes Bild trägſt Du in Deinem Buſen? Das Bild des Sängers Kaiſer? Ah, Du haſt Dich geſtern Abend in ihn vergafft. Aber, nein, das iſt ohne Zweifel ſchon früher geſchehen. Wahrſcheinlich hat er Dir ſchon längſt ſein Bild zum Geſchenk gemacht. Darum iſt Dir auch ſein Bart ſo bekannt. O Gott, in welchen Abgrund ſehe ich mit einem Mal!

Emma.

Aber Willibald. —

Willibald (das Bild betrachtend).

Und was iſt das? Der Bart radirt! Du nennſt mich einen Fälſcher, einen Lügner, einen Betrüger? Das biſt Du ja Alles ſelbſt!

Emma.

Wenn Du mich nur hören wollteſt.

Willibald.

Nichts da. Du Schlange, nicht ich will mich von Dir, Du willſt Dich von mir trennen. Nun, Du ſollſt Deinen Willen haben.

Emma.

Jetzt haſt Du es ſelbſt geſagt, Du Krokodil! Endlich kommt es an die Sonne. Nun ſteht es für alle Zeiten feſt, daß Du mich los ſein willſt. Dazu erfindeſt Du das Gewebe von bösartigen Unterſtellungen. Ich gehe gleich zu meinem Advokaten. (Ab nach links und ſingt im Fortgehen.)

Auf Flügeln des Geſanges,
Herzliebchen, trag ich Dich fort.

Willibald.

Und ich zu dem meinigen. (Ab nach rechts und ſingt.)

Glück ohne Ruh,
Liebe biſt du!

Sechszehnter Auftritt.

Johann. Liſe.

Liſe.

Eine ſchöne Geſchichte.

Johann.

Solch einen ehelichen Zank habe ich noch in meinem Leben nicht gehört. Es iſt mir ganz angſt und bange geworden.

Liſe.

Und das Alles wegen der Photographie.

Johann.

Wie, wegen der Photographie, die ich gebracht habe?

Liſe.

Was haſt Du denn für eine Photographie gebracht?

Johann.

Den Sänger Kaiſer.

Liſe.

Den habe ich ja auch gebracht.

Johann.

Nun, dann haben wir ihn Beide gebracht. Ein abſcheulicher Kerl mit einem garſtigen langen Bart.

Liſe.

Im Gegentheil, es iſt ein ſchöner Herr mit einem äußerſt üppigen Haarwuchs.

Johann.

Mein Gott, ganz ſtruppig und borſtig.

Liſe.

Nein, elegant und geglättet.

Johann.

Ach was, ich habe doch meine Augen aufgethan.

Liſe.

Und ich beſitze nicht umſonſt ein ſcharfes Geſicht. Beſonders der Bart war ſehr ſchön.

Johann.

Ich bleibe dabei, daß ich ihn ſehr garſtig gefunden habe.

Liſe.

Das iſt purer Neid von Dir, weil Dir nur ein paar Stoppeln um's Kinn wachſen.

Johann.

Dummes Zeug. Ich pflege mich ſauber zu raſiren, wie das ſich für einen ordentlichen Bedienten geziemt. Wenn ich auch einen ſolchen Wuſt um Haupt und Kinn hätte, wie dieſer Rinaldo Rinaldini, ſo würde ich doch nicht wie ein wilder Mann durch die Welt laufen. Kurz und gut, er war abſcheulich garſtig.

Liſe.

Kurz und gut, er war ſuperb, brillant, fabelhaft. Du haſt keinen Geſchmack.

Johann.

Ich keinen Geſchmack? Das iſt gerade Dein Fall.

Liſe.

Wenigſtens bin ich im Begriff, ihn an Dir zu verlieren. Wenn wir jetzt ſchon ſo wenig miteinander übereinſtimmen, dann iſt es beſſer, daß wir nie zuſammen kommen.

Johann.

Wie Du willſt. Wenigſtens kann ich mich nicht entſchließen, Deine Meinung als die einzig richtige anzuerkennen.

Liſe.

Alſo Du giebſt mir Dein Wort zurück?

Johann.

Wenn Du es mir zurückgiebſt, warum nicht?

Liſe.

So ſind wir geſchiedene Leute, aber das muß ich Dir doch noch ſagen: der Bart war wunderſchön!

Johann.

Nein, er war grundhäßlich!

Liſe.

Wunderſchön!

Johann.

Grundhäßlich!

(Sie wiederholen dieſe Worte, indem ſie nach der Mittelthür eilen, wo ſie aufeinander ſtoßen und abgehen.)

Siebenzehnter Auftritt.

Willibald (mit Hut und Stock von rechts).

Es iſt alſo Alles zu Ende. Ich will mich aber noch eine Weile hier aufhalten. Vielleicht könnte ich mich doch geirrt haben. Wenn ſie mir ſchließlich die richtigen Aufklärungen giebt und mich um Verzeihung bittet, ſo bin ich nicht abgeneigt, mich zu verſöhnen. (Er ſetzt ſich rechts in einen Seſſel.)

Achtzehnter Auftritt.

Willibald. Emma (von links mit Mantel und Hut).

Emma (für ſich).

Vielleicht entſchließt er ſich noch, mir die Sache auseinander zu ſetzen. Irren iſt menſchlich. Möglich, daß ich ihn falſch angeklagt habe. Sollte er mich um Verzeihung bitten, ſo laſſe ich mich wohl zu einem Vergleich beſtimmen. (Sie ſieht ihn.) Ah, da iſt er. Ich nehme noch einen Augenblick Platz. (Sie ſetzt ſich links in einen Seſſel.)

(Pauſe.)

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Johann und Liſe (treten ein, ohne ſie zu bemerken).

Johann (lacht).

Ha, ha, ha, das iſt zum Todtlachen!

Liſe (lacht.)

Ha, ha, ha, ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen! (Beide lachen.)

Johann.

Nun, wie ſieht der Bart aus?

Liſe.

Ja, wie ſieht er aus? (Beide lachen).

Johann.

Ha, ha, ha, ganz gewöhnlich!

Liſe.

Ha, ha, ha, das iſt auch meine Meinung!

Willibald (ſteht heftig auf).

Was ſoll das heißen! Habt Ihr gelauſcht?

Emma (gleichfalls).

Das iſt ja ſchrecklich! Ich glaube, die Dienſtboten ſticheln.

Johann.

Ein Sänger und eine Sängerin laſſen ſich melden. (Zu Liſe.) Wie heißen ſie doch?

Liſe.

Ich habe die Namen vergeſſen.

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige. **Kaiſer** mit einem rothen Bart und **Adele** durch die Mitte.

Kaiſer.

Habe ich die Ehre, den Herrn Maler Willibald vor mir zu ſehen? (Willibald und Emma ſehen ſich an und halten mit Mühe das Lachen zurück.)

Willibald.

Der bin ich.

Kaiſer.

Mein Name iſt Kaiſer.

Willibald.

Wir haben Sie bereits im Concert als einen ausgezeichneten Tenor kennen gelernt.

Kaiſer (Adele vorſtellend).

Erlauben Sie mir, Ihnen in Fräulein Timme meine Braut vorzuſtellen. Wir ſind ſeit geſtern Abend verlobt.

Emma.

Seit geſtern! Ich begreife. In der That, mein Fräulein, Sie haben das Goethe'ſche Lied wahrhaft hinreißend geſungen. Weder die Artot, noch die Lucca, ja nicht einmal die Lind iſt im Stande, Sie zu überbieten.

Fräulein Timme.

Sie ſind zu gütig.

Willibald.

Und Sie, Herr Kaiſer, haben Ihrem Fräulein Braut nichts nachgegeben. Sie ſind wirklich auf den Flügeln des Geſanges dahin geflogen.

Kaiſer.

Bitte, bitte. Sehr liebenswürdig. Das Urtheil eines Mannes, der ſelbſt als ausgezeichneter Künſtler glänzt, macht mich ſtolz und giebt mir den Muth, Sie freundlich zu erſuchen, meine Braut und mich durch Ihre Meiſterhand unſterblich zu machen.

Willibald.

Mit Vergnügen werde ich Ihren berühmten Charakterkopf und noch berühmteren Bart, der das richtige Blond des herrlichen Venetianers Titian beſitzt, unter meinen Pinſel nehmen. Und was Fräulein Timme betrifft, ſo hoffe ich ſo glücklich zu ſein, ihre zarten jugendlichen Farben zu treffen. Aber wollen Sie nicht in mein Atelier treten? Ich bin auf der Stelle zu Ihrer Dispoſition. Johann und Liſe, führt die Herrſchaften hinein.

Kaiſer.

Wir ſind Ihnen ſehr verbunden.

(Johann und Liſe führen Kaiſer und Adele nach der Thüre rechts.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Willibald. Emma.

Willibald (platzt aus).

Nicht ſchwarz —

Emma (gleichfalls).

Und auch nicht blond!

Beide.

Roth — titianiſch!

Willibald.

Und die Scheidung?

Emma (umarmt ihn ſingend).

Glück ohne Ruh',
Liebe biſt du!

Willibald (küßt ſie).

Auf Flügeln des Geſanges,
Herzliebchen, trag ich Dich fort!

Ende.

Druck von A. Edelmann in Leipzig.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Dramatiſche Werke

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Vierter Band.

Ueber den Parteien.

Berlin.
Franz Lipperheide.
1872.

[illegible]
[illegible]
MONAC

Vorwort.

Das Luſtſpiel „Ueber den Parteien“, welches bei der Wiener Concurrenz im Jahre 1868 den zweiten Preis erhielt, erſcheint hier zum erſten Mal in der Oeffentlichkeit, denn es war bis jetzt nur als Bühnenmanuſcript gedruckt. Als das Stück zuerſt über die Bretter ging, entſprach die Aufnahme von Seiten des Publicums nicht dem Urtheil der Preisrichter. Ohne Zweifel lag die Urſache nicht zum geringſten Theil in den politiſchen Verhältniſſen. Der Grund und Boden meines Luſtſpiels iſt norddeutſch. Seine Tendenz widerſtrebte den öſterreichiſchen Anſchauungen, welche nichts von dem national-liberalen Stoffe wiſſen wollten. Daß ſich dieſe Anſchauungen allmälich modificirt haben, bewieſen die ſpäteren Aufführungen in Prag und Graz, wo meine Arbeit eine ſehr freundliche Aufnahme fand. Uebrigens muß ich das Geſtändniß ablegen, daß die beiden Schlußacte ihre unverkennbaren Schwächen hatten, wie dies von den Beſuchern des Burgtheaters ganz richtig empfunden worden iſt. Ich habe deshalb den vierten Aufzug ganz und gar umgeſchrieben und den fünften, wie ich glaube, weſentlich verbeſſert. Nur ſo erlaube ich mir denn, die Bühnenleiter aufs Neue auf meine Arbeit aufmerkſam zu machen.

Köln, im Mai 1872.

Der Verfaſſer.

Ueber den Parteien.

Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Zuerſt aufgeführt am 4. März 1869 im Burgtheater zu Wien.

Perſonen:

Graf Markwart von Humperdink.
Generalin Amalie von Krönig, ſeine Schweſter.
Stephanie, ihre Tochter.
Gräfin von Limberg.
Marquiſe d'Eſtrées.
Baronin von Blumenfeld.
Baron von Zitzerwitz.
Baron Otto von Hohenſtein, Landrath.
Herr von Weiler, geheimer Cabinetsrath.
Herr von Hoven, Induſtrieller, ſein Schwiegerſohn.
Henni, ſeine Tochter.
Marcus von Nürnberger, Banquier.
Judith von Nürnberger, ſeine Frau.
Ida, ihre Tochter.
Werther, Profeſſor.
Henkel, Rechtsanwalt.
Dr. Pieffer, Redacteur.
Diener bei Humperdink.
Diener bei Weiler.
Diener bei Nürnberger.
Herren. Officiere. Damen. Bediente.

Erſter Aufzug.

Arbeitszimmer des Geheimen Cabinetsraths von Weiler mit Bibliothek und Aktenrepoſitorien. Links ſteht ein großer Schreibtiſch. Andere entſprechende Möbel. Im Hintergrunde Mittelthüre. Rechts und links Seitenthüren, welche ſich nach der Bühne öffnen.

Erſter Auftritt.

Weiler

(ſitzt am Schreibtiſch, die Stirn in die Hand geſtützt).

Ja, wir befinden uns in einem abſcheulichen Conflicte, der aus den Tagen des vor Kurzem entſchlafenen hochſeligen Königs auf ſeinen Nachfolger gekommen iſt. Der alte Herr liebte das ſchlichte Regieren durch ſeine treubewährten Beamten. Wo der junge Regent hinaus will, das iſt vorläufig noch ein Räthſel, aber er iſt geiſtreich, thatenluſtig, unternehmend. Da regt es ſich denn wieder unter den Parteien, die ſammt und ſonders in's Feld rücken und ſich die erſte Stellung im Staate zu erobern ſuchen. Der Reichstag ſoll zuſammenkommen, und für eine brennende Frage iſt auch geſorgt. Ja, ja, die Forterhebung der Steuern, wie ſie vor Jahren beſtimmt worden iſt, macht böſes Blut. Die meiſten Stimmen ſind dagegen. Man will ein jährliches Budget feſtgeſtellt haben. Das Miniſterium weigert ſich in der hartnäckigſten Weiſe. Ich bin neugierig, was das geben wird.

Zweiter Auftritt.

Weiler. Henni (kommt mit einem Bündel Mappen durch die Mittelthür).

Henni.

Guten Morgen, Großpapa.

Weiler.

Guten Morgen. Was bringſt Du denn da?

Henni.

Das Staatsweſen. (Sie läßt die Mappe auf den Boden fallen.) Hahaha, da liegt die ganze Regierungswirthſchaft am Boden. (Sie fliegt Weiler um den Hals.) Guten Morgen, lieber alter Großpapa!

Weiler (aufſtehend).

Aber Kind, was machſt Du?

Henni.

Ei, ich begrüße Dich, Du garſtiger Großpapa, obgleich Du es eigentlich gar nicht verdienſt. Was iſt das für eine eigenthümliche Lebensart in Deinem alten leeren Rumpelkaſten von Hauſe? Als ich geſtern Abend mit dem Vater ankam, da war es ganz gemüthlich. Wir haben heiter ſoupirt, und ich habe vortrefflich geſchlafen. Aber heute Morgen, wie iſt Alles ſo öde und ſtill! Ich komme in's Frühſtückzimmer und denke, Euch Beide zu finden. Vergebens. Ich klingle, der Bediente bringt mir eine einſame Portion Kaffee. Ich frage nach dem Vater, er iſt ſchon hinaus, um ſeine politiſchen Freunde aus dem Reichstag zu beſuchen. Ich frage nach Dir, Du biſt bei den Cabinetsgeſchäften. Mein Gott, ſo früh am Morgen ſchon ſo nüchtern! Der Staat und die Politik, was ſind das für langweilige Dinge!

Weiler.

Jedenfalls nothwendige Uebel, aber jenachdem man ſie faßt, doch auch ganz amuſant.

Henni.

Na, davon habe ich bis jetzt nicht den geringſten Begriff. Als wir vom Lande in die Stadt kamen, dachte ich hier nichts wie Geſellſchaften, Bälle und Concerte zu finden. Davon iſt nun gar keine Rede, und es wird mir wohl nichts übrig bleiben, als daß ich mich ſelbſt um die Regierung bekümmere, zumal wenn ich einigen Zeitvertreib haben will.

Weiler (faßt ſie an's Kinn).

Du kleiner Kobold, wie wirſt Du denn das anfangen?

Henni.

Ich habe ja ſchon angefangen, indem ich Dir die Mappen bringe, die ich dem alten Diener aus dem Miniſterium abnahm, um auf officielle Weiſe den Eintritt in dieſes geheime Cabinet zu erlangen.

Weiler.

Und um ſie hier auf den Boden zu ſchleudern. Weißt Du denn nicht, daß ich aus dieſen Acten Sr. Majeſtät Vortrag halten muß?

Henni.

Da habe ich am Ende eine Majeſtätsbeleidigung begangen, aber ich will mein Verbrechen wieder gut machen und den Staat, der hier im Staube liegt, auf's Neue zu Glanz und Herrlichkeit erheben. (Sie hebt die Mappen auf und legt ſie einzeln auf den Tiſch.)

Weiler.

Was biſt Du doch für ein luſtiger Vogel!

Henni.

Dieſe Mappe iſt die Polizei. Nun, damit hoffe ich nicht in Berührung zu kommen. — Hier die Finanzen. Die gehören auch nicht in mein Fach. Der Vater ſagt jedesmal, wenn ich Taſchengeld fordere, ich verſtände gar nichts von den Geldgeſchäften. — Nun folgen die Schul- und Kirchenangelegenheiten. Nun, die Schule und die Confirmation habe ich auch glücklich hinter mir. — Militaria. — Vorwärts marſch. Hui, ich höre die Lieutenants mit ihren Säbeln raſſeln und ſehe ſie ihre reizende Schnurrbärte drehen. — Handel und Gewerbe, das gefällt mir ſchon beſſer, denn dahin gehören auch die Toiletten. Großväterchen, ich hoffe, daß Du mir ein hübſches, neues Kleid kaufſt. — Landwirthſchaft — Kartoffeln, Runkelrüben, künſtlicher Dünger — ich danke. — Hier iſt das letzte: Reichstag. Da haſt Du den ganzen Staatsplunder. Apropos, Der Reichstag kommt wieder zuſammen? Was iſt das doch jetzt für ein Spectakel mit der Indemnität? Ich verſtehe das Wort gar nicht.

Weiler.

Indemnität? Das iſt allerdings nicht ſo ganz leicht zu erklären. Indemnität heißt Strafloſigkeit. Wenn die Regierung etwas thut, wozu ſie nach der Verfaſſung eigentlich nicht das Recht hat, ſo kommen die Miniſter bei der nächſten Landesvertretung um Indemnität, d. h. alſo um Strafloſigkeit ein.

Henni.

Aber was haben denn die armen Miniſter verbrochen? Ich hätte nicht gedacht, daß Miniſter überhaupt Verbrecher ſein könnten.

Weiler.

So ſchlimm iſt es auch gerade nicht. Sie haben nur die früher gewährten Steuern eingezogen, ohne mit der Landesvertretung ein neues Geſetz zu vereinbaren, und ſie behaupten, daß ſie dazu berechtigt ſeien. Ein großer Theil des Reichstags iſt dagegen der Meinung, daß das Budget jährlich auf's Neue feſtgeſtellt werden und daß das Miniſterium wegen dieſer Handlung Strafloſigkeit nachſuchen müſſe.

Henni.

Tant de bruit pour une omelette?

Weiler.

O nein, es iſt eine wichtige Principienfrage.

Henni.

So? Jetzt verſtehe ich! Aber die Sache iſt doch ſehr einfach. Wenn mein Vater mir Geld giebt, ſo muß ich ihm Rechenſchaft ablegen, und wenn ich dann zu viel ausgegeben habe, ſo ſehe ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt, ihn um Verzeihung zu bitten und ihm zu verſprechen, meine Ausgaben mit den Einnahmen in Einklang zu bringen. Und ſo iſt es alſo auch im Staate. Das Miniſterium, das ſein Einkommen von den Staatsbürgern erhält, kann und darf nicht anders handeln wie ich.

Weiler.

Ei, Du ſtellſt Dich ja auf die Seite der Oppoſition?

Henni.

Verſteht ſich. Ich bin immer Oppoſition.

Weiler.

Welche Theorien ſpuken in dieſem jungen Köpfchen!

Henni.

Ei, es iſt die Theorie des geſunden Menſchenverſtandes. Für ein gutes offnes Herz, wenn es auch einmal gefehlt hat, iſt es ja gar nicht ſo ſchwer, um Verzeihung zu bitten. Ich will Dir gleich ein Beiſpiel geben. Guter garſtiger Großpapa, ich bitte Dich jetzt um Verzeihung für mein Eindringen in dieſen geheiligten Raum. Gnade, Verſöhnung, Indemnität! (Sie küßt ihn und läuft ab nach rechts.)

Weiler (für ſich).

Was iſt ſie doch für ein tolles, liebes, ſüßes Kind!

Dritter Auftritt.

Weiler. Bedienter (durch die Mitte).

Bedienter.

Der Landrath Baron von Hohenſtein wünſcht ſeine Aufwartung zu machen.

Weiler.

Sehr angenehm! —

Vierter Auftritt.

Weiler. Der Bediente läßt Hohenſtein durch die Mittelthür und geht.

Hohenſtein.

Herr Geheimrath, ich habe die Ehre — —

Weiler.

Willkommen, mein lieber Baron. Ich gratulire. Sie ſind alſo in den Reichstag gewählt, deſſen jüngſtes Mitglied Sie ſein werden.

Hohenſtein.

Allerdings bin ich gewählt, aber ich komme nicht, um mir gratuliren zu laſſen, ſondern um mich zu erkundigen, ob meine dringende Eingabe aus dem Miniſterium bereits in das Cabinet des Königs gelangt iſt.

Weiler.

Durch meine Hand iſt ſie noch nicht gegangen.

Hohenſtein.

Das iſt aber unerhört. In meinem Kreiſe herrſcht augenblicklich die größte Noth. Wir haben im letzten Jahre eine Mißernte gehabt. Alle Lebensmittel ſind unglaublich im Preiſe geſtiegen. Sie wiſſen, ich habe eine Arbeiterbevölkerung, deren Induſtrie lahm gelegt iſt. Mehrere große Häuſer mußten ihre Thätigkeit einſchränken oder wohl gar einſtellen. Viele Hundert und Hundert fleißige Hände ſind müßig geworden und bewerben ſich vergebens um lohnende Arbeit. Da thut alſo raſche Hülfe noth. Die Regierung muß mir Gelegenheit geben, die armen Leute zu beſchäftigen, ſei es durch Eiſenbahn- und Wegebauten oder auf andere Art, ſonſt haben wir den blaſſen Hunger und ein Gefolge von ſchrecklichen Krankheiten zu erwarten.

Weiler.

Aber, lieber Baron, das ſind Dinge, die —

Hohenſtein.

Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ich ſoll den langen Inſtanzenzug durch Regierung, Miniſterium und Reichstag einſchlagen. Wenn am Feiertag Jemand in den Brunnen fällt, ſo holt man ihn heraus, ohne den Tag des Herrn zu entheiligen, und zwar auf der Stelle. Noth bricht Eiſen. Ich kann meine armen Pflegebefohlenen nicht ſterben und verderben laſſen. Wenn Sie ſelbſt nichts in der Sache thun können, ſo verſchaffen Sie mir wenigſtens eine Audienz beim König. Er hat das Herz auf der rechten Stelle; er wird, er muß mir Gehör ſchenken!

Weiler (giebt ihm die Hand).

Brav! So redet ein ganzer Mann. Ich werde mich ſofort bei Sr. Majeſtät für Sie verwenden. Sie ſollen ihn ſelber ſprechen. Uebrigens iſt mit Ihnen ja eine merkwürdige Veränderung vorgegangen.

Hohenſtein.

Wie ſo?

Weiler.

Nun früher, als ſie noch im Miniſterium arbeiteten, ſtanden Sie im Rufe eines eigenſinnigen ariſtokratiſchen Heißſpornes, der ſeine Standesintereſſen über alles andere ſetzte und nur mit ſeines Gleichen verkehrte. Und jetzt finde ich in Ihnen den lebhafteſten Vertreter der induſtriellen Geſchäfte, die ſonſt unſerm Adel ein Dorn im Auge ſind. Außerdem aber bin ich im höchſten Grade verwundert, daß Sie als Landrath — und ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie ſich in dieſer Beziehung den Ruhm des beſten Landraths im Staate erworben haben — zum Mitglied des Reichstags gewählt worden ſind. Ihre Arbeiterbevölkerung ſchickte uns bis jetzt nur rothe Republikaner und Communiſten.

Hohenſtein.

Und doch habe ich nicht den mindeſten Einfluß auf die Wahl ausgeübt. Einwirkungen auf die öffentliche Meinung im bureaukratiſchen Sinne ſind mir überhaupt verhaßt. Wenn man mich auserkoren hat, ſo geſchah es, weil man weiß, daß ich nur das Wohl des Kreiſes im Auge habe. Und was meine Geſinnung angeht, ſo glaube ich, daß ich bin, der ich war. Ich gehöre nach wie vor zu den Conſervativen, aber nicht in dem Sinne, daß ich Dingen, die dem Untergang entgegengehen, neues Leben einhauchen möchte.

Der Phyſiologe, der vermittelſt der Electricität den Muskel eines todten Thieres zu neuen Zuckungen erregt, wird dadurch nicht zum Lebenswecker. Nach meiner Meinung müſſen bewährte alte Einrichtungen erhalten werden, aber man darf ſich deshalb nicht den Forderungen einer neuen gewaltig bewegten Zeit entziehen wollen, ſondern man muß Altes und Neues zur harmoniſcher Geſtaltung zu vereinigen ſuchen. Andere Zeiten, andere Sitten. Andere Menſchen, andere Bräuche. Ich ſcheue mich nicht, offen einzugeſtehen, daß ich Vieles gelernt habe.

Weiler.

Vortrefflich.

Hohenſtein.

Als ich meinen neuen Wirkungskreis betrat, da glaubte ich, mit meinen mir von Jugend auf eingeimpften Principien zu ſiegen. Aber ich kam zu Leuten, die durch Herkommen und Naturnothwendigkeit einer durchaus anderen Sphäre angehörten, und es waren tüchtige Leute, die ihr Ziel mit Ernſt und Kraft verfolgten. Und ſo habe ich ſie, ſoweit es an mir lag, gefördert und nach und nach ihr Vertrauen erworben. Mir liegt überhaupt in erſter Reihe das Wohl und Wehe des Landes und meiner Mitbürger am Herzen.

Weiler.

Wenn doch alle Vertreter des Landes dieſen Standpunkt einnehmen wollten, es würde viel mehr Klarheit und geſunde Vernunft in unſere öffentlichen Angelegenheiten kommen!

Hohenſtein.

Ich begreife nicht, daß ein Menſch, der offene Augen und Ohren hat, anders denken und handeln kann.

Weiler.

Und doch iſt es ſo. Sie werden es bald ſelbſt erfahren. Das Schlachtgeſchrei, welches allerwärts ertönt, iſt die Partei. Jeder beſtrebt ſich, ſeine Fahne ſo hoch wie möglich zu halten, und auf jeder Fahne ſteht ein Princip, eine Parole, ein Schlagwort.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Bedienter.

Bedienter.

Graf Humperdink und Baron von Zitzerwitz bitten um eine Unterredung.

Weiler.

Ich werde ſie ſogleich empfangen. (Bedienter ab.) Mein lieber Hohenſtein, wenn es Ihnen Spaß macht, ſo will ich Ihnen Gelegenheit geben, dieſe Parteien, von denen ich eben ſprach, in ihren Hauptführern näher kennen zu lernen. Da ſie ohne Zweifel in gewohnter Weiſe reden werden, ſo begebe ich keine Indiscretion.

Hohenſtein.

Ich kenne zwar die Herren, aber es wird mir doch lehrreich ſein, mich über ihren jetzigen Standpunkt zu unterrichten.

Weiler.

So treten Sie in das Nebenzimmer. Dort vernehmen Sie jedes Wort, welches hier geſprochen wird! (Führt Hohenſtein nach links und geht ſelbſt durch die Mitte ab.)

Sechſter Auftritt.

Henni (ſteckt den Kopf durch die Thür rechts).

Sie ſind fort. Schade, daß ich den Mann, der mit einer ſo ſchönen, klangvollen und aus dem Herzen dringenden Stimme ſprach und der eine ſo echte Menſchenliebe an den Tag legte, nicht geſehen habe. Leider konnte ich nicht Alles verſtehen. Das Lauſchen iſt nun eigentlich auch eine ſchändliche Sache. Aber ich muß doch eine Unterhaltung in dieſem langweiligen Caſtell haben. Wie ſoll ich die anders finden, als wenn ich die Ohren an die Thüren lege? Und vielleicht kann ich auch etwas lernen, was meine Kenntniß der Staatswiſſenſchaften fördert. Horch, der Großvater kommt zurück. Jetzt hübſch aufgepaßt! (Sie ſtellt ſich lauſchend in die Thür rechts.)

Siebenter Auftritt.

Weiler und **Humperdink** und **Baron Zitzerwitz**
kommen durch die Mittelthür.

Humperdink.

Sie mögen ſagen, was Sie wollen, Herr Geheimrath, Sie waren einſt der Erzieher des Königs und haben nach wie vor den größten Einfluß auf ſeine Entſchlüſſe. Ich halte es deshalb für meine Pflicht, Ihnen von meinem Standpunkte aus, der, wie Sie wiſſen, der conſervative und alſo der allein richtige iſt, den Ernſt der Lage vorzuſtellen. Uebrigens rede ich auch im Sinne der ritterbürtigen Ritterſchaft des Landes.

Zitzerwitz.

Und Sie werden mir erlauben, dem Herrn Grafen von Humperdink zu aſſiſtiren. Er iſt der größte Grundbeſitzer im Staate und zugleich der berühmteſte Landwirth, und ich bin ſein Schüler.

Weiler (für ſich).

Na, des Schülers Verwaltung ſoll ſehr zweifelhaft ſein. (Laut.) Das ganze Land erkennt die Verdienſte des Herrn Grafen um die Agricultur an. Indeß wäre es doch viel beſſer, wenn Sie Ihre Wünſche dem Miniſterium ſelbſt vermittelten. Der gerade Weg iſt der beſte.

Humperdink.

Ach was, reden Sie mir nicht von dem Miniſterium. Dieſes Miniſterium muß ſobald wie möglich geſtürzt werden. Wir haben nichts mit jenen Bureaukraten zu thun, die zum größten Theil ſogar aus den niederen Claſſen hervorgegangen ſind und denen es an der wahren feinen Lebensart fehlt. Sie wiſſen nicht einmal einen Unterſchied zwiſchen unſerm Stande und dem gemeinen Bürger zu machen. Ueberhaupt kann es nicht mehr lange mit dem leider überhand nehmenden conſtitutionellen und republikaniſchen Schwindel fortgehen. Das Inſtitut der Ariſtokratie war ſeit uralten Zeiten bei allen Völkern heilig und muß es, wenn die Weltordnung beſtehen ſoll, bleiben.

Zitzerwitz.

Na, das will ich meinen. Freilich iſt es nöthig, daß man das blaue Blut in den Adern hat, um zu fühlen, was es mit einem Stammbaum und einem Wappen auf ſich hat. Meine Ahnen, die Zitzerwitze, ſind ſchon mit Friedrich Barbaroſſa in das gelobte Land gezogen.

Humperdink (leiſe).

Aber, Zitzerwitz —

Weiler.

Die Geſchichte des Adels iſt mir vollkommen bekannt, wenn ich meine Vorfahren auch nur bis zu meinem Großvater, der ein ſchlichter Bauernſohn war und ſich um den

Staat verdient gemacht hat, hinaufführen kann. Uebrigens hat die Ariſtokratie ſchon allerlei Phaſen durchgemacht.

Humperdink (für ſich).

Solch ein Parvenu! (Laut.) Ich ſage Ihnen aber, es wird nicht eher beſſer werden, bis unſer Stand wieder ſeine alte Stellung am Thron eingenommen hat. Wir befinden uns gerade nach dem Regierungsantritt Sr. Majeſtät in einer Kriſis. Da iſt es Zeit, daß man ſich ausſpricht.

Zitzerwitz.

Allerdings, denn die Regierung iſt ganz auf dem Holzwege.

Humperdink (leiſe).

Zitzerwitz, ich bitte Sie, nicht ſo plump. (Laut.) Ja, Herr Geheimrath, es muß werden, wie es früher war. Wir wollen, daß der Adel wieder ausſchließlich die höchſten Stellen im Staatsdienſte und im Heere bekleide. Die Bureaukratie iſt zu beſeitigen, der Bürger mag ſich an Handel und Gewerbe genügen laſſen. Der Landmann gehört hinter den Pflug. Die kleinen Leute taſten jetzt ſogar an die Steuerfreiheit der adeligen Güter, ſie wollen die von uns geübte Gerichtsbarkeit vernichten.

Zitzerwitz.

Und unſer Jagdrecht und wer weiß was nicht noch Alles! Was wäre ich, wenn ich meine Bauern nicht mehr prügeln könnte?

Humperdink (leiſe).

Um Gottes Willen, Sie machen ja eine Dummheit nach der andern.

Weiler (für ſich).

Mit dem Prügel in der Hand iſt er auch nichts Beſonderes. (Laut.) Meine Herren, wenn Sie das Miniſterium übergehen wollen, ſo wenden Sie ſich doch mit Ihren Angelegenheiten an den Reichstag.

Humperdink.

An den Reichstag? Pah, der Reichstag iſt noch weniger werth, wie das Miniſterium. Eine Verſammlung von Advocaten, Profeſſoren, Kaufleuten, Beamten, da kämen wir gerade an die rechte Schmiede. Der Reichstag muß zuerſt geſprengt werden. Wir bedürfen wieder einer ſtändiſchen Vertretung, in welcher die conſervativen Elemente des Adels und der Geiſtlichkeit den Ausſchlag geben.

Zitzerwitz (murmelt für ſich).

Das iſt auch meine Meinung. Ich begreife gar nicht, wie man auf Leute, die ohne alle Extraction ſind, hören kann.

Weiler.

Für mich beſtehen augenblicklich ſowohl das Miniſterium, wie der Reichstag, als von Gott und König eingeſetzte Körper. Wenn Sie anderer Meinung ſind, ſo bleibt Ihnen nichts übrig, als Sr. Majeſtät ſelber die betreffenden Vorſtellungen zu machen. Vielleicht überzeugen Sie ihn und er findet ſich bewegen, Sie an die Spitze der Staatsgeſchäfte zu berufen.

Humperdink.

Herr von Weiler, ich fühle mich trotz der Ironie, die in Ihren Worten liegt, zu dieſem Poſten vollſtändig befähigt.

Zitzerwitz.

Das verſteht ſich, ein ſo großer Grundbeſitzer und berühmter Landwirth. Und ich will Ihnen nur ſagen, daß ich auf die Stelle des Oberceremonienmeiſters, Hofmarſchalls oder des General-Intendanten der Oper und des Schauſpiels reflectire, da ich nach meinem Beinbruch vom vorigen Jahre nicht mehr im Stande bin, in der Armee zu dienen. Sonſt wäre ich lieber General geworden, denn die Zitzewitze ſind ein ſtreitbares Geſchlecht.

Humperdink.

Es ſcheint, daß Sie die Wünſche des Adels bei Sr. Majeſtät nicht befürworten wollen.

Weiler.

Nein, ich kann es nicht.

Humperdink.

Und warum?

Weiler.

Weil ich der Ueberzeugung bin, daß die Größe eines Staates auf der Kraft des ganzen Volkes und nicht einer einzelnen Kaſte beruht. Dieſe Kraft wächſt aber aus allen Ständen empor. Mag ſie aus den höheren oder tieferen Regionen erſtehen, ich bin bereit, ſie allwärts anzuerkennen.

Humperdink.

Herr Geheimrath, ich habe dieſe Sprache nicht von Ihnen erwartet. Man merkt, daß Sie zu den neuen Menſchen gehören. Sie ſind von dem Wahnglauben der Gegenwart angeſteckt, der die alten Autoritäten über den Haufen ſtürzen will. Aber es wird Ihnen nicht gelingen. Ich werde mit Sr. Majeſtät reden.

Zitzewitz.

Natürlich, wir reden mit dem König. Sie werden Staatsminiſter und ich Generalintendant.

Weiler.

Ich wünſche den Herren den beſten Erfolg.

(Er begleitet ſie an die Mittelthür.)

Achter Auftritt.

Weiler. Rechtsanwalt Henkel und Redacteur Dr. Pfeffer treten ein, denen Humperdink und Zitzerwitz im Abgehen wüthende Blicke zuwerfen.

Weiler.

Nun, meine Herren, was bringen Sie?

Henkel.

Wir kommen im Auftrage der demokratiſchen Partei, um vor Beginn des Reichstags unſere Abſichten klar und deutlich, wie es deutſchen Männern geziemt, vorzulegen.

Weiler.

Aber, meine Herren, da haben Sie offenbar die richtige Adreſſe verfehlt. Sie müſſen ſich in ſolchen Angelegenheiten an das Miniſterium wenden.

Henkel.

Verzeihen Sie, das Miniſterium hat uns in ſeinem bureaukratiſchen Hochmuth bis jetzt wie Schulbuben behandelt und wird es weiter thun, ſo lange es an der Regierung bleibt. Das Miniſterium weiß eben Alles beſſer wie andere Leute. Sie aber, Herr Geheimrath, ſind ein Ehrenmann. Sie haben das Ohr des Königs. Der König iſt gut und den liberalen Anſchauungen nicht abgeneigt. Deshalb wenden wir uns an Sie. Ihr Einfluß — —

Weiler.

Ich bitte ſehr, ich bin nur ein einfacher Arbeiter an der großen Staatsmaſchine. Ich gehe mit in der Mühle, aber ich beſitze nicht die mindeſte treibende Kraft.

Henkel.

Gleichwohl bitten wir Sie, uns zu hören. Sie mögen dann von unſeren Aeußerungen am höchſten Orte Gebrauch machen oder nicht. Jedenfalls haben wir nicht hinter dem Berge gehalten, wenn die Conflicte immer ſchärfer werden ſollten. Durch die Thronbeſteigung unſeres Königs werden ſich viele Umgeſtaltungen vollziehen. Wir wollen nicht verkennen, daß nach einer langen Periode des Abſolutismus die Lage des Landes durch das conſtitutionelle Syſtem weſentlich gebeſſert worden iſt.

Pfeffer (leiſe zu Henkel).

Sie ſind wieder zu zahm. Um Gotteswillen keine Vermittlung. Schlagen Sie mit Kolben drein!

Henkel (leiſe).

So laſſen Sie mich doch. (Laut.) Wir verdanken ihm namentlich die Entwicklung unſerer Partei, die theoretiſch ſchon immer beſtanden hat, die aber jetzt auch von praktiſcher Bedeutung geworden iſt. Mit Stolz dürfen wir ſagen, daß wir wenigſtens ein Drittel der Landesvertretung bilden und daß unſer Anhang von Tag zu Tag wächſt. Ueberhaupt gehen die Völker immer mehr der Demokratie entgegen.

Pfeffer (pathetiſch einfallend).

Die Volksſouverainetät ſtrebt ihrem ſichern Siege entgegen. Im Namen dieſer Volksſouverainetät aber rufen wir aus: Auf, ihr Machthaber, legt das rechte Verſtändniß an den Tag! Gebt der Nation, was der Nation iſt.

Henkel (leiſe zu Pfeffer).

Pfeffer, Sie gehen viel zu weit. Ich bin ja als Sprecher erwählt.

Pfeffer.

Unſere Forderungen beſtehen demgemäß im allgemeinen Stimmrecht, Miniſterverantwortlichkeit, Abſchaffung des Adels, Trennung von Kirche und Staat. — —

Weiler.

Ihre Wünſche ſind mir vollkommen bekannt. Sie halten ja aber die Preſſe und das freie Wort auf der Tribune für unwiderſtehlich wirkende Gewalten. Ich bitte, daß Sie ſich dieſer Gewalten nach Belieben bedienen.

Pfeffer.

Das dauert uns zu lange. Wir wollen raſcher voran. Vorwärts im Sturm! Und deshalb könnten Sie auf den König wirken, daß er es mit einem Miniſterium aus unſeren Reihen verſuche.

Weiler (für ſich).

Ich dachte mir, daß das das Ende vom Liede wäre. (Laut.) Verzeihen Sie, meine Herren; ich kann Ihnen auf Ihrem haſtigen Fluge nicht folgen. Die Geſchichte kennt nach meiner Anſicht kein ſo entſchiedenes Vorwärts. Es iſt möglich, daß die alles ausgleichende Zeit manche Fragen, die jetzt noch Parteiſache ſind, zur Ausführung bringt. Aber es wird wohl noch eine Weile anſtehen, bis der Proletarier und der Adelige ganz und gar auf derſelben Stufe angelangt ſind. Und was das demokratiſche Miniſterium angeht, ſo dürfte es auch noch einige Zeit — Haben Sie vielleicht ſchon Ihre Candidaten?

Pfeffer (leiſe zu Henkel).

So antworten Sie doch.

Henkel (leiſe).

Da Sie mich unterbrochen haben, ſo überlaſſe ich Ihnen auch die Fortſetzung der Verhandlung.

Pfeffer.

O ja — z. B. mein Freund Henkel Juſtiz — und ich — Cultus.

Weiler.

Ich verweiſe Sie nochmals auf Preſſe und Tribune.

Pfeffer.

Nun, ich werde es Ihnen in meinem Blatte, dem „Fortſchritt“, gedenken.

Weiler.

Thun Sie, was Sie nicht laſſen können!

(Henkel und Pfeffer verbeugen ſich und gehen. Weiler begleitet ſie nach der Mittelthür, wo Hoven und Nürnberger erſcheinen.)

Neunter Auftritt.

Weiler. Hoven. Nürnberger.

Hoven.

Guten Morgen, Schwiegerpapa.

Nürnberger.

Herr Geheimrath, ich grüße Sie.

Weiler.

Juſt habe ich die Ariſtokraten und Demokraten hier gehabt, und jetzt kommen die Conſtitutionellen.

Nürnberger.

Die Führer unſerer Partei haben eben eine Sitzung gehabt, um den Plan für den heurigen Feldzug zu bereden. Ja, Herr von Weiler, wir haben auch unſere diplomatiſchen Talente. Ich bedaure noch immer, daß ich nicht in die diplomatiſche Carrière eingetreten bin. Sie erlauben doch, ich habe den Herrn von Hoven begleitet und bin ſo frei geweſen, mit ihm einzutreten.

Weiler.

Sie — das Capital — und mein Schwiegerſohn —

die Induſtrie — alſo die Macht der neuen Zeit. Ich fühle mich ſehr geehrt. Aber was haben Sie denn beſchloſſen?

Hoven.

Der Thronwechſel wird eine Menge von Veränderungen hervorrufen. Es giebt allerlei Fragen zu erledigen. Wir werden uns nach beſten Kräften an den bevorſtehenden Kämpfen betheiligen.

Weiler.

Gegen die Ariſtokratie?

Hoven.

Warum nicht gar. Der Adel hat ſich von ſelbſt fertig gemacht, weil er gegen die Gedanken der modernen Geſchichte ankämpft.

Weiler.

Alſo gegen die Demokratie?

Hoven.

Wir werden uns hüten, gegen Windmühlen zu kämpfen, wie weiland Don Quixote. Was gehen uns die phantaſtiſchen Träume der bombaſtiſchen Theoretiker an, die erſt Geſtalt gewinnen können, wenn es keine wilden Thiere mehr unter den Menſchen giebt? Wir haben den echten Conſtitutionalismus, die Theilung der Staatsgewalten vor Augen und deshalb gilt es, die Macht der Bureaukratie zu brechen. Das Miniſterium, das in der Steuerfrage keine Indemnität fordern will, muß geſtürzt werden.

Nürnberger.

Und dann bleibt natürlich Sr. Majeſtät nichts anderes übrig, als ſeine Räthe aus unſerer Partei zu wählen. Was denken Sie dazu, Herr Geheimrath? Ihr Schwiegerſohn erhält den Handel und ich die Finanzen.

Weiler.

Ich möchte Ihnen doch rathen, ſolche Gedanken nicht an die große Glocke zu hängen. Man macht zuweilen die Rechnung ohne den Wirth.

Hoven.

Mißverſtehen wir uns nicht. Mein Ehrgeiz wenigſtens ſteht nicht nach einem Portefeuille.

Nürnberger (erſchreckt).

Aber, meine Herren, das war ja nur ein Scherz. Sie wiſſen, daß ich gleichfalls nicht nach einer Staatsſtelle angle. Mein Gott, ich bin ein unabhängiger Mann. Ich bin für die Freiheit, freilich für die Freiheit in den Grenzen des Geſetzes. Aber man kann nicht wiſſen, was Se. Majeſtät mit uns vor hat. Und ſollte ſeine Wahl auf uns fallen, ſo darf man ſich doch nicht weigern. Man hat ſeine Pflichten gegen das Vaterland. Man muß Rückſicht nehmen, man muß ſeine Bequemlichkeit dem allgemeinen Wohle opfern. Wir werden im Reichstag die Majorität haben, da kann alſo auch die Wahl des Königs auf uns fallen. Apropos, Herr Geheimrath, was hat denn Se. Majeſtät für Intentionen?

Weiler.

Das weiß ich nicht. In ſolchen Sachen pflege ich nicht mitzuſprechen.

Nürnberger.

Was für ein discreter Mann! O, ich verſtehe Sie, Herr Geheimrath.

Hoven.

Aber Herr von Nürnberger, es kann uns doch ganz gleichgültig ſein, was der König zu unſeren Plänen ſagt. Wir gehen unſern Weg und damit Baſta. Verzeihen Sie, ich muß zu meiner Tochter. Papa, wo iſt Henni? Ich habe das Kind dieſen Morgen noch gar nicht geſehen. Ich muß ihr eine Einladung in den vaterländiſchen Frauenverein zur Generalin von Krönig überbringen.

Weiler.

Ohne Zweifel findeſt Du ſie im Wohnzimmer.

Nürnberger.

Wenn Sie erlauben, ſo begleite ich Sie. Ach, was war Fräulein Henni für ein ſchönes Kind. Ich habe in meinem Leben noch kein ſchöneres geſehen. Auch muß ich Sie noch überzeugen, daß ich durchaus unabhängig bin.

Weiler.

So gehen wir zuſammen.

Hoven (für ſich).

Der läſtige Patron!

(Alle drei ab durch die Mittelthür.)

Zehnter Auftritt.

Hohenſtein (tritt rechts hervor). **Henni** (ſteckt den Kopf aus der Thüre links).

Hohenſtein.

Da habe ich in der That etwas gelernt. Der alte Geheimrath verſchaffte mir einen ſeltſamen Blick in das Treiben der Parteien. Welche wunderlichen Geſellen ſind dieſe politiſchen Menſchen! Jeder reitet auf ſeinem Principe herum, der beſchränkte Adel, den ich plötzlich von einer ganz anderen Seite kennen lerne, der beſchränkte Demokrat, der lauter Phraſen und Schlagworte im Munde führt, der beſchränkte Conſtitutionelle, der ein Mann der Freiheit und Unabhängigkeit ſein will. Und das letzte Wort eines jeden iſt, daß er ſich im Traum als künftigen Miniſter ſieht. Von dem allgemeinen Wohl des Landes und des Volkes hat Keiner den Mund aufgethan. Eine ſeltſame Welt! Ich fange an, meine ganz beſonderen Anſichten über meine Mitmenſchen zu haben. (Er wirft ſich in den Stuhl rechts.)

Henni (erſcheint in der Thür).

Was er nur murmelt? Ich verſtehe kein Wort. Ein Dieb ſcheint er mir doch nicht zu ſein. Dafür ſieht er zu anſtändig aus. Aber ein Lauſcher. Er hat es offenbar auf Staatsgeheimniſſe abgeſehen. Pfui, das iſt ebenſo ſchlimm, wie ſtehlen. Er ſtiehlt Gedanken, Pläne, Geheimniſſe, mögen es auch die Gedanken, Pläne und Geheimniſſe einfältiger Menſchen ſein. Mein Vater war der einzige Vernünftige von ihnen. Wenn ich nur wüßte, was ich thun ſoll? Ah, ich hab's, ich ſchließe ihn ein und ſag' es dem Großpapa. (Sie geht auf den Zehen an die Mittelthür und ſchließt ſie ab.)

Hohenſtein (ſieht ſie).

Was iſt das? Ein junges Mädchen? (Er geht ihr nach.)

Henni (dreht ſich um, ſieht Hohenſtein und ſchreit).

Ha, o Himmel!

Hohenſtein.

Aber, mein Fräulein, was machen Sie? Sie ſchließen uns ein? Warum das?

Henni.

Warum? Ja, das kann ich nicht ſagen. (Sie zieht ſich nach der Thüre links zurück.)

Hohenſtein.

Wofür halten Sie mich denn?

Henni (erreicht die Thür, die ſie öffnet und ruft:)

Für einen Spion. (Sie ſchlägt die Thür zu.)

Hohenſtein.

Welch ein ſeltſames Abenteuer!

Zweiter Aufzug.

Gartenſaal bei der Generalin von Krönig. Im Hintergrunde Ausgang auf eine Veranda. Rechts und links Thüren. Die Möbel ſind alterthümlich.

Erſter Auftritt.

Humperdink und **Generalin** (kommen von links).

Generalin.

Nun, Bruder, wie iſt es Dir beim Geheimrath ergangen?

Humperdink.

Schlecht. Dieſer Federfuchs iſt ſo gut ein Bureaukrat wie die Anderen. Da will ich faſt noch lieber mit rothen Republikanern zu thun haben. O über dieſe Halben!

Generalin.

Herr von Weiler gehört eben zum kleinen Adel, der mir noch verhaßter iſt, wie die aufgeblaſenen Geldmenſchen unſerer Zeit. Solche Leute haben nie den rechten Takt. Es fehlt Ihnen die eigentliche Diſtinction.

Humperdink.

Ich werde mich jetzt an den König ſelbſt wenden.

Generalin.

Das iſt jedenfalls das Beſte. Du biſt der größte Grundbeſitzer im Staate, Du biſt der berühmteſte Landwirth, und unſer Adel reicht mindeſtens ebenſo hoch herauf, wie der des Fürſtenhauſes. Der junge unerfahrene Regent muß Dich hören, er wird Deine Gründe einſehen und Dich zum Staatsminiſter machen. Die Ariſtokratie tritt wieder in ihre alten Rechte ein.

Humperdink.

Ja, das wird ſie, zumal die öffentliche Meinung bereits umzuſchlagen beginnt. Denke Dir, unſer Vetter Hohenſtein iſt von ſeinem Kreiſe, der biſt jetzt nur Leute von der äußerſten Linken wählte, in den Reichstag geſchickt worden.

Generalin.

Wie, der Landrath?

Humperdink.

Ja, der Landrath. Seine Wahl iſt ein Ereigniß, welches das größte Aufſehen erregt. Der junge Mann wird von ſeinen Vorgeſetzten als ein großes Talent gerühmt. Er erledigt alle Angelegenheiten, die man ihm aufträgt, in der genialſten Weiſe. Wir gewinnen an ihm eine große Stütze für unſere Partei.

Generalin.

Das iſt doch einmal eine erfreuliche Nachricht.

Humperdink.

Es kann nicht fehlen, daß er eine bedeutende Carrière macht. Unter uns geſagt, habe ich ſchon einen Poſten für ihn in Ausſicht. Sobald ich Miniſter bin, was nach meiner Meinung nicht ausbleiben kann, werde ich ihn an die Stelle des alten verſchliſſenen Cabinetsrathes ſetzen, damit wir den

König ſtets in unſerer Hand haben. Er mag dann ſpäter mein Nachfolger werden. Und deshalb habe ich auch die Abſicht, ihm Deine Stephanie zur Frau zu geben.

Generalin.

Aber Du haſt bis jetzt die Bewerbungen des Barons von Zitzerwitz begünſtigt?

Humperdink.

Leider ſehe ich ein, daß Zitzerwitz ein unfähiger Menſch iſt. Er hat nicht den rechten Verſtand und weiß keine Ordnung in ſeine Angelegenheiten zu bringen. Auch fehlt es ihm an Haltung, an Takt. Ich habe verſucht, ihn zu ſchulen, aber es ſchlägt nicht an. Wir bedürfen neuer Kräfte. In Hohenſtein iſt eine ſolche Kraft vorhanden.

Generalin.

Ich muß Dir nur bemerken, daß Hohenſtein ohne alles Vermögen iſt.

Humperdink.

Das hat nichts zu ſagen. Wenn man heut zu Tage reiche Partien für ſeine Töchter ſucht, ſo muß man das Augenmerk auf Banquiersſöhne richten. Das iſt aber in unſerem Stande nicht thunlich und in dieſem Falle auch nicht nöthig. Ich habe keine Kinder, Du biſt meine einzige Schweſter, ich ſetze Deine Stephanie zur Univerſalerbin ein und mache nur die Bedingung, daß Hohenſtein meinen Namen dem ſeinigen zufügt. Für den Grafentitel werden wir ſchon ſorgen. Stephanie heißt dann Gräfin von Hohenſtein-Humperdink. Wie gefällt Dir das?

Generalin (umarmt ihn).

Markwart, meine Dankbarkeit hat keine Grenzen. Aber wird der Baron auf Deine Pläne eingehen?

Humperdink.

Warum ſollte er nicht? Das Mädchen iſt ſchön und Hohenſtein ein vernünftiger Mann. Er wird uns dieſen Morgen beſuchen. Sieh alſo zu, daß Stephanie ſich ihm in vortheilhaftem Coſtume präſentirt.

Generalin.

Sie iſt immer comme il faut. Uebrigens hat ſie heute ſchon früh Toilette gemacht, denn ſie lieſt eben mit Profeſſor Werther Romeo und Julie in der Urſprache.

Humperdink.

Romeo und Julie? Und mit Profeſſor Werther? Hör' einmal, Amalie, das gefällt mir nicht. Ich mag überhaupt von all dieſen modernen äſthetiſchen Bildungsplänkeleien nichts wiſſen, denn ſie verweichlichen das Gemüth und verflachen den Charakter. Daß Du das Mädchen mit einem bürgerlichen Gelehrten ſo allein läſſeſt, der zugleich ein hübſcher Mann iſt, und überdies, was mir das gefährlichſte ſcheint, als eine Art Poet gilt, will mir gar nicht gefallen.

Generalin.

Unnütze Sorge, eine Tochter von mir wird ſich im Gefühl des Blutes, das in ihren Adern fließt, und in Erwägung der Geſinnungen, die ich ihr beigebracht habe, nie und nimmer der Art vergeſſen, daß ſie einem Manne aus niedrigem Stande auch nur die leiſeſte Beachtung ſchenken könnte. Du entſchuldigſt, daß ich mich jetzt entferne. Ich habe noch einige Vorbereitungen für die heutige Sitzung des Frauenvereins zu treffen. (Ab nach rechts.)

Humperdink.

Sorge nur, daß Du bald fertig biſt.

Zweiter Auftritt.

Humperdink.

Ja, das iſt die Hauptſache. Wir müſſen neue Kräfte heranziehen, wir müſſen uns durch junge Talente ſtärken. Dann macht ſich Alles von ſelbſt, und wir bilden bald wieder eine ſtarke Mauer um den König, hinter welcher wir unbedingt unſeren Anſichten Geltung verſchaffen werden.

Dritter Auftritt.

Humperdink. Hohenſtein und Zitzerwitz (von links).

Zitzerwitz.

Herr Graf, nous-voilà!

Hohenſtein.

Guten Morgen, Herr Graf.

Humperdink (giebt Hohenſtein die Hand).

Willkommen, Willkommen! So befinden wir uns einmal recht unter uns, wir Conſervativen. Lieber Hohenſtein, es freut mich unendlich, Sie hier in meinem Hauſe zu ſehen.

Hohenſtein.

Und mir gereicht es zur Ehre, daß Sie mich ſo liebenswürdig empfangen. Ihre großen Verdienſte um die Landescultur haben ſchon längſt den Wunſch in mir rege gemacht, Ihnen näher zu treten. Ich lerne gern und hoffe, daß Sie mich an Ihren Erfahrungen Theil nehmen laſſen, damit ich ſie in meinem Amte zum Beſten des Landes verwerthen kann.

Humperdink.

Ich ſtehe mit Vergnügen zu Dienſt. Es iſt herrlich, daß Sie in den Reichstag kommen? Und welche glückverkündende Vorbedeutung, daß Sie in einem früher faſt communiſtiſchen Bezirke gewählt worden ſind! In der That, das hebt den Muth unſerer Partei. Sie müſſen mir ſpäter einmal erzählen, wie Sie es fertig gebracht haben. Und mit welcher Genugthuung habe ich vernommen, daß Sie ſich durch Ihre Geſchäftskenntniß und Ihre Thatkraft vor allen anderen Landräthen des Staates auszeichnen!

Hohenſtein.

Aber, Herr Graf, ich bitte, ich habe nur meine Pflichten erfüllt.

Humperdink.

Nur nicht zu beſcheiden! Warum ſoll der Adel beſcheiden ſein, nachdem alle anderen Stände unbeſcheiden geworden ſind? Ich bin ſicher, daß Sie dem Reichstag als Vertreter unſerer Angelegenheiten ein neues Leben verleihen werden.

Zitzerwitz (für ſich).

Das nimmt ja gar kein Ende mit Complimenten.

Humperdink.

Sie werden nun in den nächſten Tagen erfahren, welche Maßregeln wir zu ergreifen gedenken, um das jetzige Miniſterium zu ſtürzen und ſelbſt an die Regierung zu kommen. (Zu Zitzerwitz.) Bitte, Zitzerwitz, wollen Sie nicht die Güte haben und ſich drüben im Adelsclub erkundigen, wann wir die nächſte Fractionsſitzung haben.

Zitzerwitz.

Ja wohl. (Für ſich.) Es wird mir aber doch bald zu toll, er behandelt mich faſt wie einen Bedienten. Na, als künftiger Bräutigam von Stephanie kann ich mir ſchon etwas gefallen laſſen. (Ab nach links.)

Humperdink (für ſich).

Er iſt glücklich fort. Jetzt mit der Sprache heraus! (Laut.) Und dann, lieber Hohenſtein, habe ich noch einen Plan mit Ihnen. Sie erinnern ſich doch meiner Nichte Stephanie?

Hohenſtein.

Allerdings. Als ich ſie das letzte Mal ſah, entwickelte ſich das Kind zur Jungfrau. Sie war voll Luſt und Leben, und doch von träumeriſchem Ernſt. Es ſchien, als ſollte ſie ſehr ſchön werden.

Humperdink.

In der That, ſie iſt ein ausgezeichnetes Mädchen geworden. Ich werde ſie zu meiner Univerſalerbin einſetzen. Da wir in unſerem Stand kein Bedenken tragen, paſſende Partien herbeizuführen, ſo laſſen Sie mich offen ſein. Ich wäre außerordentlich erfreut, wenn Sie durch Stephanie mein Neffe würden.

Hohenſtein.

Herr Graf, ich bin ganz beſchämt durch Ihr Vertrauen. Aber zu einer guten Ehe gehört auch eine entſchiedene Uebereinſtimmung der Herzen und Köpfe. Ob Fräulein Stephanie —

Humperdink.

Nun, ſie hat keine bürgerlichen Anſichten. Das Mädchen muß ſich unſeren Wünſchen fügen. Ich hoffe nur, daß ſie Ihnen gefallen wird. Ich gehe, Mutter und Tochter zu holen. (Ab nach rechts.)

Vierter Auftritt.

Hohenſtein.

Das iſt ja ein Antrag in aller Form. Ich gerathe in eine nicht geringe Verlegenheit. Die Partie iſt allerdings an und für ſich ſehr wünſchenswerth. Das Mädchen gehört zu den erſten Familien, ihr Onkel beſitzt große Reichthümer. In dieſer Beziehung wäre alles ſchön und gut. Aber, aber — die Freiheit, die ich über Alles liebe, wo bleibt ſie? — Und die Liebe, die ſich wie ein Strahl des Himmels einſtellen ſoll, wo iſt ſie?

Fünfter Auftritt.

Hohenſtein. Zitzerwitz (von links).

Zitzerwitz.

Wie, der Graf iſt fort?

Hohenſtein.

Er kommt gleich zurück.

Zitzerwitz.

Du mußt nur nicht denken, daß ich mich immer ſo von ihm gebrauchen laſſe. Diesmal habe ich freilich eine Entſchädigung für meine Commiſſion gehabt. Als ich über die Straße ging, war eben die Balletprobe zu Ende. Ich ließ die jungen Tänzerinnen die Revue paſſiren. Es ſind ganz allerliebſte Geſchöpfe darunter, und ſie ſind faſt alle meine Freundinnen. Junge, ich ſage Dir, das iſt ein Plaiſir. Man kann keinen geiſtreicheren Umgang finden. Ich werde Dir das Vergnügen machen, Dich bei ihnen einzuführen. Du kannſt an unſeren kleinen Soupers theilnehmen.

Hohenſtein.

Alſo auf dieſe Weiſe vertreibſt Du Dir die Zeit?

Zitzerwitz.

Na, warum denn nicht? Man hat ſo viele freie Stunden. Die Politik, weißt Du — aber das ſage ich ganz unter uns — iſt doch gründlich langweilig.

Hohenſtein.

Nun, Du könnteſt Dir doch ſonſt eine nützliche Beſchäftigung ſuchen.

Zitzerwitz.

Das thue ich auch ſchon, ſeitdem ich durch meinen Beinbruch dienſtunfähig geworden bin, aber ich kann noch nichts rechtes finden.

Hohenſtein.

Wie haſt Du Dir denn das Unglück zugezogen?

Zitzerwitz.

Beim letzten Pferderennen. Ich ritt die Venus — ein ganz famoſes Pferd — wir waren unſer vier. Der Schierbeck ritt den Mars, der Rautenberg den Victor und der Tittenfeld die Caprice. Es war ein erhabener Moment. Alle Tribünen voll von den ſchönſten Damen, die Taſchentücher wehten. Wir alſo los, haſt Du nicht geſehen. Anfangs war der Mars voraus, Victor und Caprice blieben zurück. Ich hinterher — ſchon hatte ich Schierbeck um eine Viertel Naſenlänge überholt, da ſcheut mein Pferd. Worüber? Das iſt mir noch jetzt unerklärlich. Pardauz, ich halsüber, kopfüber in den Sand — es knackt mir im Oberſchenkel, der Beinbruch war da — und ich invalide.

Hohenſtein.

Da wäre es wohl am Beſten, Du zögeſt Dich auf Dein Gut zurück.

Zitzerwitz.

In die Bohnen und hinter die Kartoffeln? Gott ſoll mich bewahren. Nein, mein Junge, ich kann die Reſidenz, den Adelsclub, die kleinen Soupers und beſonders die niedlichen Tänzerinnen nicht entbehren. Ich werde mir die Umwälzung im Staate zu Nutzen machen. Humperdink wird ohne Zweifel Premier und ich —

Hohenſtein.

Vielleicht Kriegsminiſter?

Zitzerwitz.

Ne, Alter, das macht zu viel Arbeit. Ich kann die ſitzende Lebensart nicht vertragen. Meine Abſichten gehen anderswo hin. Sieh, ich habe das Talent zu repräſentiren, zu arrangiren, zu amuſiren. Da giebt es verſchiedene Stellen, die ſo ganz für mich paſſen. Ich bin noch ſchwankend, ob ich Oberhofceremonienmeiſter, Oberhofmarſchall oder Generalintendant der Oper und des Schauſpiels werden ſoll. Für das letzte Amt habe ich übrigens das meiſte Talent.

Hohenſtein.

Es iſt mir ja ganz neu, daß Du Studien in den ſchönen Künſten gemacht haſt.

Zitzerwitz.

Freilich, das iſt meine ſtarke Seite. Beim Regimente war ich Muſiklieutenant und ich ſorgte immer für die ſchönſten Märſche, Walzer und Polkas. Unſere Bande mußte auf allen Bällen ſpielen. Und was die dramatiſche Kunſt angeht, ſo war ich ſtets der Habitué in allen Reiter-, Seiltänzer- und Kunſtbuden. Ja, mein Junge, da habe ich Erfahrungen geſammelt.

Hohenſtein.

Und zugleich haſt Du wohl Bühnenliteratur ſtudirt — Goethe, Schiller, Shakeſpeare?

Zitzerwitz.

Ach was, geh' mir doch mit den langweiligen Perrücken, bei denen man einſchläft. Dieſe Autoren ſind bei uns überwundene Standpunkte. Das Schauſpiel liegt überhaupt in den letzten Zügen. Aber das Ballet. O, es geht nichts über das Ballet! Und dann die allerliebſten nackten Opern aus Frankreich. Wenn ſo ein paar hundert Beine durcheinander wirbeln. Immer höher, höher, höher. Das nenne ich Kunſt.

Hohenſtein.

Aber denke doch auch daran —

Zitzerwitz.

Denken, nein, das iſt nicht meine Sache, Denken macht graue Haare und Runzeln im Geſicht.

Hohenſtein (für ſich).

Er hat Recht. Was ſoll ich ihm noch von Moral ſprechen. (Laut.) Was ſagen aber die Damen der Geſellſchaft zu Deinem Geſchmack?

Zitzerwitz.

O, die bewundern mich jetzt erſt recht. Jemehr Don Juan, deſto mehr Tauſend und drei — Blonden und Brünetten. Ja, das muß man kennen. Drum werde ich auch am liebſten Intendant, denn da bin ich gewiſſermaßen der Großſultan von all' den niedlichen Tänzerinnen.

Hohenſtein.

Neulich hörte ich einmal, Du gingeſt mit Heirathsgedanken um. Das iſt nun wohl nicht der Fall?

Zitzerwitz.

Doch, es iſt wohl der Fall. Ich denke auch bald in die Ehe zu treten. Ha, ha, ha. Ja, mein Junge, ein wunderſchönes Mädchen, geiſtreich und dereinſt auch ſteinreich.

Hohenſtein.

Es iſt wohl noch ein Geheimniß!

Zitzerwitz.

Für Dich nicht, alter Kamerad. Aber Diſcretion. (Laut in Hohenſtein's Ohr.) Es iſt Stephanie von Krönig.

Hohenſtein.

Biſt Du ſchon einig mit ihr?

Zitzerwitz.

Es iſt ſo gut wie in Richtigkeit mit der Generalin und Humperdink. Bei dem Mädchen bedarf es nur eines Wortes. Ich habe raſendes Glück bei den Frauenzimmern.

Hohenſtein.

So? So?

Sechſter Auftritt.

Vorige. Diener (von rechts).

Diener.

Herr von Zitzerwitz. Ihre Excellenz, die Frau Generalin läßt Sie bitten, ihre Rückkehr zu erwarten und das Protocoll im patriotiſchen Frauenverein zu führen. (Ab.)

Zitzerwitz.

Ich und Protocoll? Na, das iſt mir eine verfluchte Geſchichte.

Hohenſtein.

In der Schule warſt Du ſchon kein Freund vom Schreiben. Du ſcheinſt dieſe Antipathie noch nicht überwunden zu haben.

Zitzerwitz.

O, was das angeht, ich habe ſogar einen ſehr eleganten Styl. Humperdink dictirt mir deshalb auch immer ſeine Artikel für die Sternzeitung, wenn er ſelbſt nicht erkannt ſein will. Aber Du könnteſt mir doch den Gefallen thun, die Sache zu übernehmen. Ich bin nämlich verhindert. Als ich eben den Tänzerinnen begegnete, habe ich der tollen Landrinette ein Frühſtück verſprochen und ein Cavalier muß ſein Wort halten. Nicht wahr, mein Junge, Du führſt das Protocoll? Begleite mich ein Stück, ich erkläre Dir Alles, denn ich muß durch den Garten entwiſchen, ſonſt begegne ich den alten Pfau- und Truthühnern vom Frauenverein.

(Er zieht Hohenſtein in den Garten.)

Siebenter Auftritt.

Stephanie und Werther (von rechts).

Stephanie.

Alſo Romeo und Julie wird die Tragödie der Liebe genannt? In der That ſie iſt das höchſte Lied der Leidenſchaft von Herzen zu Herzen. Werther, wie danke ich Ihnen für den Genuß, den Sie mir heute durch Ihre geiſtvollen Erklärungen bereitet haben.

Werther.

Liebes gnädiges Fräulein, ich bitte --

Stephanie.

Aber muß ich Ihnen nicht immer dankbar ſein, ſo oft Sie dieſes Haus beſuchen? Jedesmal eröffnen Sie mir neue herrliche Blicke in die wundervollen Bereiche der Kunſt und Wiſſenſchaft, in denen doch eigentlich die Heimath meiner Seele iſt. Ach, wie glücklich fühle ich mich, wenn ich aus einem Daſein hohler leerer Geſelligkeit und nichtsſagender Intereſſen den Geiſt in die erhabenen Regionen der Poeſie retten kann! Und am liebſten wandere ich unter Ihrer Leitung dieſe ſeligen Pfade. Ich fürchte nur, daß ich Sie zuweilen mit meinen Fragen langweile.

Werther.

Wie Sie nur reden können! Was giebt es Schöneres in der Welt als die lebendige Menſchenſeele, die gut, edel und rein iſt? Sie ſteht noch höher, wie das Gebilde des Dichters, denn ſie hat unmittelbares Leben aus dem Hauche Gottes gewonnen. Und Ihre Seele iſt ja edel, gut und rein wie der Thautropfen in der Morgenfrühe, oder wie der Diamant, der alle Strahlen in leuchtenden Funken wiedergiebt. Sie gewährt mir jedesmal das Schauſpiel dieſer wundervollen Lichterſcheinung. Sie ſind ſo empfänglich. Sie ſchwärmen wie der Dichter ſagt:

für Lenz und Liebe, für ſel'ge goldne Zeit,
Für Freiheit, Männerwürde, für Treu und Heiligkeit!

Ja, Sie ſchwärmen

für alles Süße, was Menſchenbruſt durchbebt,
für alles Hohe, was Menſchenherz erhebt.

O, es iſt wunderſchön, wenn man es anſehen darf, wie ſich in einer ſolchen Seele die Welt wiederſpiegelt. Mir kommt dann der Wunſch, daß ich mich immer in Ihrer Nähe befinden dürfte.

Stephanie.

Wie, das iſt Ihr Ernſt?

Werther.

Mein heiliger Ernſt. Ja, Stephanie, wären unſere Wege nicht durch eine zu tiefe Kluft getrennt, ich würde Ihnen — aber nein — —

Stephanie.

Was würden Sie? O bitte, reden Sie aus.

Werther.

Ich darf nicht.

Stephanie.

Und warum nicht?

Werther.

Wir gehören verſchiedenen Ständen an.

Stephanie.

Was ſoll das heißen? Sie ſind ein berühmter Hiſtoriker, Sie reden zum ganzen Volke, Sie begeiſtern die Jugend, Sie erwecken in den Herzen der Jünglinge die ſchönſten Tugenden, den Muth, die Kraft, die Vaterlandsliebe. Wo iſt da ein Standesunterſchied, es ſei denn, daß Sie den Stand eines unbedeutenden Mädchens unter dem Ihrigen halten? Aber auch ich habe das Bewußtſein, daß ich, wie Sie, nach den höchſten Zielen ſtrebe.

Werther (erregt).

Stephanie, ich bitte, ſchweigen Sie, Sie reißen mir ſonſt das Herz zu einer Kühnheit fort, die mir verboten iſt.

Stephanie.

Ein Mann, wie Sie, darf Alles, denn er thut nichts, was ihm nicht ziemt. Und ſo ſprechen Sie mir jetzt den Gedanken aus, den Sie eben unterdrückten.

Werther (heftig).

Herrliches, edles Mädchen! Stephanie, ich liebe Sie!

Stephanie (verwirrt).

Werther.

Werther.

Jetzt zürnen Sie mir.

Stephanie.

Nein — ich weiß nur nicht.

Werther (kniet vor ihr).

Verzeihung. (Hohenſtein erſcheint auf der Veranda.)

Stephanie.

Stehen Sie auf, um Gotteswillen.

Werther.

So ſagen Sie mir erſt, daß Sie meine Unbedachtſamkeit vergeben wollen.

Stephanie (mit unterdrückter Stimme).

Werther, ich liebe Sie auch.

Werther (ſteht auf).

O unſägliches Glück! (Sie umarmen ſich, dann tritt er plötzlich zurück.) Aber was habe ich gethan? O, daß ich dieſe Leidenſchaft nicht bezähmte!

Stephanie.

Sie haben gethan, was ein rechter ſtarker Mann thun mußte.

Werther.

Aber Ihre Mutter, Ihr Oheim?

Stephanie.

Das Zukünftige haben wir mit vereinter Kraft durchzukämpfen.

Werther.

Stephanie, Du biſt ſtärker und heldenmüthiger, wie ich. Aber ich muß jetzt fort. Man könnte uns überraſchen.

Stephanie.

Ach, daß ſolche Augenblicke nicht ewig dauern. Da fällt mir die Scene ein, die wir eben laſen. Ich ſage mit Julie:

Willſt Du ſchon geh'n, der Tag iſt ja noch fern,
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,

Die eben jetzt Dein banges Ohr durchdrang.
Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort,
Glaub', Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Werther.

Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele, ſieh den neid'ſchen Streif,
Der dort im Oſt die hohen Wolken ſäumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,
Der weiße Tag erklimmt die dunſt'gen Höh'n,
Nur Eile rettet mich. Verzug iſt Tod.

Stephanie.

O nein, es tagt. Auf, eile fort von hier!
Sieh, hell und heller wird's, wir müſſen ſcheiden.
(Sie umarmen ſich nochmals.)

Achter Auftritt.

Vorige. Hohenſtein (tritt vor).

Hohenſtein (für ſich).

Ei, ei, Stephanie, die mir beſtimmt iſt, die Zitzerwitz beanſprucht, und die ich in Werther's Armen finde. (Laut.) Guten Morgen, Stephanie! Darf ich Sie noch „liebes Couſinchen“ nennen wie früher? Sei mir gegrüßt, Werther, alter Freund von der Schule und der Univerſität!

Werther (für ſich).

O Gott, Hohenſtein!

Stephanie (für ſich).

Vetter Otto! Welche Verlegenheit! Wir ſind belauſcht.

Hohenſtein.

Aber warum denn ſo erſchreckt? Nur ruhig und gefaßt. Ich bin zwar, wie Walter von der Vogelweide ſagt, kein ſingendes Vögelein, aber ich werde doch kein Verräther ſein. Stephanie, wie groß und ſtattlich ſind Sie geworden! Ich lege Ihnen meinen Reſpect zu Füßen. Der alte vertrauliche Ton der Kinderzeit paßt nicht mehr. Aber Werther, Dich muß ich umarmen. Du biſt ja ein ganzer Mann geworden. Ich habe Deine hiſtoriſchen und politiſchen Schriften mit der größten Begeiſterung geleſen und bekenne mich als Deinen dankbaren Schüler. (Er umarmt ihn.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Humperdink und Generalin
(treten rechts auf, ohne von den Anderen geſehen zu werden).

Humperdink (zur Generalin).

Was iſt denn das? Hohenſtein und Werther umarmen ſich? Das gefällt mir nicht.

Generalin

In der That ſeltſam.

Werther (zu Hohenſtein).

Es freut mich unendlich, daß Du Dir Dein braves offenes Herz bewahrt haſt. Aber ich muß in meine Vorleſung, es iſt die höchſte Zeit.

Hohenſtein.

Ich werde Dich noch heute beſuchen.

Werther.

Auf Wiederſehen! (Er grüßt Stephanie und Hohenſtein und geht links ab.)

Generalin (vortretend).

Guten Morgen, mein lieber Couſin. Wie freue ich mich, Sie zu begrüßen, beſonders da ich lauter vortreffliche Dinge über Sie gehört habe.

Hohenſtein.

Excellenz, Sie ſind gar zu gütig.

Humperdink.

Stephanie, Du haſt den Couſin doch wieder erkannt?

Stephanie.

Gewiß, lieber Oheim.

Humperdink.

Nun, wir werden von jetzt an alle Tage zuſammen ſein. Ich hoffe, daß ſich die Familienbande immer enger ſchließen.

Generalin.

Ou peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille? Aber wo iſt denn Zitzerwitz?

Hohenſtein.

Er leidet an Schmerzen in ſeinem ſchadhaften Beine und hat mich gebeten, das Protocoll im patriotiſchen Frauenverein für ihn zu übernehmen. Freilich fürchte ich, daß er ſchwer zu erſetzen ſein wird.

Generalin.

Im Gegentheil. Wir werden uns ſehr freuen, wenn Sie ſich der Mühe unterziehen wollen.

Humperdink.

Die Damen kommen. Ich gehe an meine Arbeit „Ueber den Beruf des Adels in der Gegenwart“. (Rechts ab.)

Zehnter Auftritt.

Generalin, Stephanie, Gräfin Limberg, Marquiſe d'Eſtrées, Baronin von Blumenfeld und andere Damen treten links ein. Hohenſtein hält ſich rechts. Stephanie geſellt ſich im Verlauf der Scene zu ihm, ſie reden leiſe mit einander.

Generalin.

Guten Morgen, meine Damen.

Alle (mit Verbeugungen).

Guten Morgen. Freue mich ſehr. Aeußerſt angenehm.

Gräfin von Limberg.

Aber liebe Excellenz, was ſoll denn das bedeuten? Als wir eben eingetreten waren, ſahen wir den Wagen des Herrn von Nürnberger vor Ihrem Palais halten.

Marquiſe d'Eſtrées.

Mon dieu, ick offen nicht, daß wir werd aben die Parvenue aus der Orient dans notre cercle, da unſere Union iſt componirt aus der élite von die residence.

Baronin von Blumenfeld.

In der That, das iſt eine reine Unmöglichkeit.

Generalin.

Und dennoch werden wir Frau von Nürnberger bei uns empfangen müſſen. Die Protectorin unſeres Vereins, Ihre Königliche Hoheit, die Prinzeſſin Mathilde, hat mich geſtern rufen laſſen, und mir ſo wie Ihnen die Aufnahme zur Pflicht gemacht, weil Herr von Nürnberger ſich mit den größten Summen an allen öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten betheiligt. Er hat bei der jetzt herrſchenden Noth wieder 5000 Thaler gegeben. Außerdem ſpendete er an die Kleinkinderverwahrſchulen, für den Bau der Salvatorkirche, und an das Taubſtummeninſtitut, die ſämmtlich unter der Obhut der Prinzeſſin ſtehen. Es wurde mir mit ſehr ernſter Miene bedeutet, daß dieſer Banquier ſich viel verdienter um das Wohl des Staates gemacht habe, als der geſammte Adel.

Gräfin von Limberg.

Das glaub' ich, er kann es auch, denn er thut es mit dem Gelde, das er von oben und von unten zuſammenſcharrt.

Baronin von Blumenfeld.

Und auf die Umgebung der Prinzeſſin weiß er in ganz eigenthümlicher Weiſe zu wirken. Ich habe aus ganz ſicherer Quelle erfahren, daß er für den Hofmarſchall von Strauchnitz an der Börſe ſpielt, d. h. er thut nur ſo. Mitunter kommen dort Gewinnanzeigen von mehreren Tauſenden in's Haus, die durch das Steigen der Courſe erzielt ſein ſollen. Dem Stallmeiſter von Kohl hat er erſt vor einigen Tagen einen herrlichen, engliſchen Renner geſchickt, und der Kammerherr von Riedel erhielt zu gleicher Zeit einen Korb Veuve Cliquot, weil er dieſe Sorte Champagner am meiſten liebte.

Marquiſe d'Eſtrées.

Und ma modiste à Paris, die mir at verderbt eine ſuperbe Robe und der ick ab renoncirt la clientèle, ſreibt mir eine Brief, daß ihre gout dock nicht müßte ſein ſo ſlecht, puisque Monsieur de Nurnberger ihr abe commandirt eine costume en velours für die Ofendame de la princesse Mathilde. Est ce que ce n'est pas incroyable?

Gräfin von Limberg.

Entſetzlich. Ja, da liegt die Quelle dieſer Protection. O, die Idee des wahren Adels geht immer mehr verloren.

Baronin von Blumenfeld.

Es iſt unerhört.

Generalin.

Das hindert aber Alles nicht, daß ich Frau von Nürnberger einladen mußte. In gleicher Weiſe hat Ihre Königliche Hoheit mir befohlen, Fräulein von Hoven, die Tochter des reichen Induſtriellen, der ſich gleichfalls durch ſeinen Wohlthätigkeitsſinn auszeichnet, herzubitten. Aber erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn Baron von Hohenſtein vorſtelle. (Sie führt die Damen nach rechts und präſentirt ſie Hohenſtein, mit dem ſie leiſe reden.)

Elfter Auftritt.

Vorige. Nürnberger mit Frau von Nürnberger und Ida (treten links ein).

Nürnberger.

Judith, Judith, welch ein erhabener Moment. Die Breſche iſt geſchoſſen. Die haute finance feiert ihren Eintritt in die Kreiſe des alten Feudalthums. Judith, was fühlſt Du dabei?

Frau von Nürnberger.

Nun, ich fühle das Gefühl des Triumphs.

Nürnberger.

Und das verdankſt Du mir. Jetzt wird es auch nicht mehr lange dauern, daß ich in das Miniſterium eintrete. Judith, ſei nur recht klug, recht discret, fein, immer fein! Und Ida, zeige den Leuten, daß ich Dich ſieben Sprachen habe lernen laſſen und daß Du Clavierſtunden bei Schmidt in Paris gehabt haſt.

Ida.

Soll ich denn jetzt engliſch oder italieniſch ſprechen?

Nürnberger.

Sprich lieber deutſch, die Mama könnte Dich ſonſt nicht verſtehen, aber Du darfſt hin und wieder ein fremdes Wort einmengen. Immer fein!

Frau von Nürnberger.

Ida, ſo halt' Dich doch grade.

Nürnberger.

Jetzt vorwärts marſch! (Er führt ſeine Frau und Ida an ſeinen Armen der Generalin entgegen.) Frau Generalin, Excellenz, Sie haben die Güte gehabt, meine Frau und Tochter in die Verſammlung des patriotiſchen Frauenvereins einzuladen. Ich bin deshalb ſo frei, ſie Ihnen vorzuſtellen. (Es erfolgen Verbeugungen.)

Frau von Nürnberger.

Sehr erfreut.

Ida.

Tres charmée.

Generalin.

Bitte, bitte.

(Die adeligen Damen kommen von rechts heran.)

Nürnberger.

Wie ich höre, beträgt der gewöhnliche Jahresbeitrag fünf Thaler. Ich erkläre mich aber bereit, für meine Frau zweihundert und für meine Tochter fünfzig Thaler beizuſteuern. Ich kann es ja, warum ſollte ich nicht?

Gräfin Limberg (für ſich).

Die rohe Geldmacht.

Marquiſe d'Eſtrées.

Quelle éffronterie!

Baronin Blumenfeld.

Es iſt zum Platzen.

Nürnberger.

Und ſo laſſe ich die Meinigen in Ihrer preiswürdigen Geſellſchaft und erlaube mir, mich zu verabſchieden. (Leiſe zu ſeiner Frau und Ida.) Nur fein, immer fein! Und ſchließt Euch allezeit der Majorität an, das thue ich auch. So kommt man am beſten weg! (Er geht links ab. Seine Frau und Ida bleiben an der linken Seite, die adelichen Damen halten ſich an der rechten.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne **Nürnberger**, **Henni** (von links).

Henni.

Guten Morgen, Excellenz, guten Morgen, meine Damen.

Generalin (vorſtellend).

Fräulein Henni von Hoven.

Stephanie.

Ei, liebe Henni, meine alte Penſionsfreundin! Schön, daß Du kommſt. (Sie küſſen ſich.) Wie groß biſt Du geworden!

Henni.

Beinahe wie Du. Und ich bin doch drei Jahre jünger. (Zu den Damen.) Meine Damen, der Großvater und der Vater haben mich hierhergeſchickt, um dem patriotiſchen Frauenvereine beizutreten. Ich verſtehe zwar nichts von der Sache. Ich bin aber jung und kann lernen.

Generalin.

Bitte, meine Damen, wir wollen Platz nehmen. Baron von Hohenſtein wird die Güte haben, das Protocoll zu führen.

Hohenſtein.

Ich bitte um Nachſicht. (Er ſetzt ſich rechts an einen kleinen Schreibtiſch, die Damen gruppiren ſich auf die Stühle.)

Henni (für ſich).

Mein Gott, das iſt ja der Spion. Den muß ich mir doch näher betrachten. (Sie ſetzt ſich in Hohenſtein's Nähe.)

Generalin.

Wenn Sie erlauben, ſo werde ich Ihnen die Vorſchläge, welche heute vorliegen, zur Kenntniß bringen. Die Frau Gräfin von Limberg iſt der Meinung, daß wir unſere Aufmerkſamkeit auf die Bekehrung der Hottentotten wenden und einen Miſſionair an das Cap der guten Hoffnung ſenden. Von der Baronin Blumenfeld iſt dagegen der Antrag geſtellt, wir ſollten unſere Mittel dem neuen Bisthum im gelobten Lande zufließen laſſen. Endlich geht die Anſicht der Marquiſe d'Eſtrées dahin, wir möchten Bekleidungen für die wilden Völker in Auſtralien ſchaffen. Iſt es nicht ſo, meine Damen?

Gräfin Limberg.

Allerdings, ich habe eine Aufforderung von meinen Verwandten in Holland erhalten, uns den dortigen Beſtrebungen anzuſchließen.

Marquiſe d'Eſtrées.

Und ick aben erhalten eine lettre von die Madame von die Lord Landsdown en Angleterre wegen die peuple nu in Auſtralien.

Baronin Blumenfeld.

Sie wiſſen alle, daß viele fromme chriſtliche Fürſten für das Bisthum in Jeruſalem ſchwärmen.

Ida (leiſe zu Frau von Nürnberger).

Mutter, wir ſtimmen wohl für das Bisthum in Jeruſalem?

Frau von Nürnberger.

Aber ſei doch nicht ſo einfältig. Wir gehen mit der Majorität. Und halt' Dich grade.

Generalin.

Begehrt Jemand von den Damen das Wort?

Henni.

Jawohl, ich.

Die Damen (unter ſich leiſe).

Wie, das junge Ding! Solch' ein Gänschen! Da wird etwas Schönes herauskommen.

Henni.

Soviel ich weiß, befinden wir uns hier in einem patriotiſchen Verein. Wir wollen alſo patriotiſche Angelegenheiten fördern. Was kümmern uns aber dann die Hottentotten, die Heiden ſind und bleiben werden, die auſtraliſchen Wilden, die ohne Strümpfe und Schuhe zu gehen gewohnt ſind, und das Bisthum Jeruſalem, in dem es faſt nur Mohamedaner giebt! England und Holland mögen ſehen, wie ſie zurecht kommen. Deutſchen Fürſten ſtände es beſſer an, für die Gehälter ihrer Schullehrer, als für die Dotation orientaliſcher Geiſtlichen zu ſorgen. Nach meiner Meinung iſt es viel geſcheidter, wenn wir uns zunächſt im eigenen Hauſe umſehen, zumal es augenblicklich nicht an Gelegenheit fehlt, daß wir uns unſeren Mitbürgern nützlich machen. Alle Welt ſpricht darüber, daß die letzte Ernte mißrathen iſt, und daß in den induſtriellen und ländlichen Bezirken die größte Noth herrſcht, und das Sprüchwort ſagt: Kehre Jeder vor ſeiner eignen Thür.

Gräfin Limberg.

Aber meine Verwandten in Holland —

Marquiſe d'Eſtrées.

Et Madame Landsdown —

Baronin Blumenfeld.

Und alle die Durchlauchten —

Generalin (klingelt).

Meine Damen, ich bitte, nicht alle auf einmal! Ich denke wir machen die Probe. Wer für ausländiſche Projecte iſt, ſtelle ſich rechts, die anderen auf die linke Seite.

(Alle Damen ſtellen ſich rechts, Henni links.)

Henni.

Ich bin alſo allein patriotiſch.

Generalin.

Bitte, Baron Hohenſtein, nehmen Sie die Abſtimmung zu Protocoll.

Hohenſtein.

Excellenz, Sie werden erlauben, ich trage doch einiges Bedenken.

Generalin.

Aber warum denn?

Hohenſtein.

Weil Ihr Beſchluß, wenn er in die Oeffentlichkeit gelangt, jedenfalls eine ſcharfe Kritik hervorrufen wird. Wir Deutſche haben nicht mit Unrecht den Vorwurf auf uns geladen, daß wir uns mehr mit der Fremde, als mit dem eignen Vaterlande beſchäftigen. Ich muß deshalb der jungen Dame, die eben geredet hat, vollkommen Recht geben.

Henni (für ſich).

Jetzt kenne ich die Stimme wieder. Das iſt ja derſelbe Mann, der im Cabinet des Großvaters ſo ſchön für die Armen ſprach.

Hohenſtein.

Glauben Sie mir, es wird einen viel beſſeren Eindruck machen, wenn Sie zunächſt in brüderlicher Liebe an unſere Heimathgenoſſen denken. Ich bin Landrath eines Kreiſes, in welchem bei der induſtriellen und ländlichen Bevölkerung die bitterſte Noth herrſcht. Laſſen Sie mich als Fürbitter für meine Armen bei Ihnen auftreten. Oeffnen Sie Ihre milde Hand und ſtreuen Sie Ihre Gaben dahin, wo Sie hundert und tauſend Thränen ſtillen können.

Gräfin Limberg.

Aber was haben wir mit den Arbeitern und Landleuten zu thun?

Marquiſe d'Eſtrées.

Vraiment, eine ſolche calamité muß die Herren von die fabrique und die propriétaires von die Güter elfen.

Baronin Blumenfeld.

Zumal die Fabrikherren und bürgerlichen Gutsbeſitzer die größten Gegner des Adels ſind.

Hohenſtein.

Geſtatten Sie mir ferner zu ſagen, daß Se. Majeſtät, unſer junger hochherziger König, bei dem ich eben eine Audienz hatte, das tiefſte Mitgefühl für die Noth und das Elend der Armen im Lande an den Tag gelegt hat, und daß es ihm zur größten Genugthuung gereichen würde, wenn Sie bei dieſer Gelegenheit Ihre Mittel im unſerm Staate vertheilen wollten.

Generalin.

Wenn Se. Majeſtät es will, dann iſt es etwas anderes. Komm, Stephanie! (Sie zieht Stephanie auf die andere Seite. Andere Damen folgen.)

Ida (leiſe).

Mutter, ſollen wir nicht auch?

Frau von Nürnberger (leiſe).

Wir wollen erſt ſehen, wo die Majorität iſt. Ja, die meiſten gehen über. Komm! (Sie zieht Ida hinüber.)

Gräfin Limberg.

Aber, meine Damen, das iſt ja eine offenbare Inconſequenz. Wir haben die Majorität gehabt. Ich proteſtire gegen eine zweite Abſtimmung.

Baronin Blumenfeld.

Wer weiß, ob Herr von Hohenſtein nicht mit dem Fräulein ein abgekartetes Spiel ſpielt.

Marquiſe d'Eſtrées.

Vraiment. Was will ſich die pauvres ouvriers! Sa Majesté aben die rechten sentiments pour la noblesse und ses entreprises.

Generalin.

So will ich lieber ein drittes Mal abſtimmen laſſen. Meine Damen, ich bitte — (Die Damen bleiben auf ihren Plätzen.)

Gräfin Limberg.

Auch dagegen lege ich Proteſt ein. Jedenfalls müſſen erſt genaue Erkundigungen über die Intentionen Sr. Majeſtät eingezogen werden.

Baronin Blumenfeld.

Jawohl, und dann iſt eine neue Generalverſammlung zu veranſtalten.

Marquiſe d'Eſtrées.

Das ſein auch meine opinion.

Hohenſtein.

Aber meine Damen —

Henni.

Abgemacht iſt abgemacht.

Die Damen links.

Allerdings, jawohl — wir bleiben dabei.

Gräfin Limberg (beleidigt).

Da wir auch jetzt in der Minorität ſind, ſehe ich mich gezwungen, aus dem Verein zu treten. (Links ab.)

Marquiſe d'Eſtrées.

Je suis à vous. (Sie folgt.)

Baronin Blumenfeld.

Abſcheulich. Auch ich ſchließe mich an. (Gleichfalls ab.)

Generalin (ihnen nacheilend).

Aber, meine Damen, bedenken Sie doch, was Sie thun! (Zu den anderen Damen.) Verehrte Freundinnen folgen Sie mir. Wir wollen verſuchen, Sie umzuſtimmen. (Generalin, Stephanie und andere Damen nach links ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Hohenſtein. Frau von Nürnberger. Ida. Henni.

Frau von Nürnberger.

Herr Baron, wie bewundere ich Sie! Sie ſind ein außerordentlicher Mann, daß Sie mit einem Worte eine ganze Verſammlung von Damen umſtimmen.

Hohenſtein.

Gnädige Frau, Sie meinen wohl, weil ſonſt jede Dame ihren eignen Kopf hat. Uebrigens bin ich nicht die Urſache, ſondern der Wunſch Sr. Majeſtät.

Frau von Nürnberger.

Aber Sie haben das rechte Wort zur rechten Zeit geſprochen. In der That bezaubernd. Bitte, wollen Sie uns nicht das Vergnügen machen, unſern Ball, den wir zur Eröffnung des Reichstags geben, zu beſuchen. Ida, hilf doch bitten!

Ida.

Ja, Herr Baron, faites nous le plaisir.

Hohenſtein.

Wenn Sie erlauben, werde ich ſo frei ſein.

Frau von Nürnberger.

Tauſend Dank. Au revoir!

Ida.

Au plaisir! (Mit Frau von Nürnberger links ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Hohenſtein. Henni.

Henni (verlegen).

Herr von Hohenſtein.

Hohenſtein.

Fräulein von Hoven.

Henni.

Sie ſind kein Spion.

Hohenſtein.

Meinen Sie, wenigſtens hat mich Ihr Großvater gleich wieder frei gelaſſen.

Henni.

Nein, Sie ſind ein braver, guter, offener Mann. Sie müſſen mir die Dummheit verzeihen. Ich bitte um Indemnität.

Hohenſtein.

Aber liebes Fräulein, die Sache war ja nur ein Scherz. Und wozu Indemnität? Sie haben hier eine Angelegenheit zur Sprache gebracht, die mir ſehr am Herzen liegt. Ja, Sie haben ſie durchgefochten. Sie können wie Cäſar ſagen: Ich kam, ſah und ſiegte!

Henni.

Sie ſollten nicht ſpotten. Hätten Sie nicht das Wort ergriffen, ſo wäre ich glänzend durchgefallen. Aber gleichviel, wir wollen gute Freunde ſein. (Sie giebt ihm die Hand.)

Hohenſtein (ſchlägt ein).

Es ſei. Sollen wir auch das Jahrhundert in die Schranken fordern?

Henni.

Nur nicht geringſchätzig! Wer weiß, was ich Ihnen noch leiſten werde? (Sie hüpft links ab.)

Dritter Aufzug.

Reicher Salon in heller Kerzenbeleuchtung. Durch eine große Portière ſieht man in einen Ballſaal mit Säulen. Rechts und links Thüren.

Erſter Auftritt.

Frau von Nürnberger und Ida in glänzender Balltoilette. Seitwärts mehrere reich gallonirte Bediente.

Frau von Nürnberger (zu den Dienern).

Alſo den Champagner in Eis. Aber daß Ihr die Gläſer nicht zu voll ſchüttet. Und den Chateau-Lafitte in lauwarmes Waſſer. Die Auſtern und der Homard müſſen in der Kühle bleiben, bis ſie ſervirt werden. So, nun könnt Ihr gehen! (Die Bedienten ab.) Endlich Alles fertig. Das iſt eine Arbeit, bis man einen Ball zu Stande bringt. Man hat die Kraft von zehn Dienſtmännern oder einer Dampfmaſchine nöthig. Aber, Kind, daß Du Dich nur grade hältſt. Und dieſen Abend immer lächeln, hörſt Du, immer lächeln und lächeln!

Ida.

Ja, Mama, ich werde mir alle Mühe geben.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Nürnberger von links in Hemdärmeln, ein Diener trägt ihm den Frack nach, der mit vielen Orden beſetzt iſt.

Frau von Nürnberger.

Aber, Markus, Du biſt ja noch gar nicht angekleidet. Wenn uns Jemand überraſchte!

Nürnberger.

Wer ſoll uns denn überraſchen? Eben ſchlägt es acht, vor halb neun kommt kein anſtändiger Menſch. Raſch, Louis, hilf mir den Frack anziehen! (Er fährt in der Eile in den verkehrten Aermel, die Orden fallen zu Boden.) Schafskopf, wie ſtellſt Du Dich denn nur an? Und da läßt Du mir auch die Orden auf den Boden fallen. Wenn Du wüßteſt, wie theuer ſie ſind.

Diener.

Aber, das ſind ja doch Geſchenke von großen Herren.

Nürnberger (ſieht ihn groß an).

Geſchenke? Ja, richtig, Geſchenke! (Für ſich). Bald hätte ich verrathen, daß ich noch viel größere Geſchenke dafür gegeben habe. (Er hat unterdeß den Rock angezogen.) So, Louis, nun kannſt Du gehen. (Der Bediente geht.) Und nun will ich mich einen Augenblick ſetzen.

Frau von Nürnberger.

Aber, Markus, wo bleibſt Du denn ſo lange?

Nürnberger (ſetzt ſich).

Ich komme direct aus dem Reichstag. Judith, das war eine Sitzung. Brillant, ſage ich Dir! Wir haben geſiegt, wir haben Victoria gerufen, wir, die conſtitutionelle Partei. Das bureaukratiſche Miniſterium iſt um die Ecke, wenn es nicht Indemnität fordert. 257 Stimmen gegen 30. Ich hoffe jetzt ſicher auf ein Miniſterium.

Ida.

Du haſt gewiß eine Rede gehalten, Papa?

Nürnberger.

Ich eine Rede? Das heißt — nein grade keine Rede, aber ich habe geklatſcht, applaudirt, grade wie im Theater. Das hat geholfen. Und dann habe ich abgeſtimmt.

Frau von Nürnberger.

Aber, Markus, das wiſſen wir ja ſchon. Und auch, daß Du mit der Majorität gehſt und ein unabhängiger Mann biſt. Die Politik iſt ſo langweilig. Haſt Du ſonſt nichts Neues gehört?

Nürnberger.

Doch, ich habe auch was Neues gehört. Denke Dir, Judith, der Graf Humperdink und die Generalin von Krönig, welche früher abgeſagt haben, werden doch dieſen Abend erſcheinen. Sie wollen zeigen, daß ſie nicht mehr zu der Partei der Prinzeſſin Mathilde, ſondern zu der des Königs gehören.

Frau von Nürnberger.

Alſo auch der höchſte Adel kommt in unſer Haus! Ein neuer Triumph!

Ida.

Iſt es denn wahr, daß Herr von Zitzerwitz ſich mit Stephanie von Krönig verlobt?

Nürnberger.

Aber, liebes Kind, was gehen uns Staatsmänner ſolche Kleinigkeiten an? Apropos, der Baron von Hohenſtein hat eine Rede gehalten, ich ſage Euch, eine Rede, es war ſeine erſte, die Maiden-speech, wie die Engländer ſagen. Solch ein Erfolg iſt noch nie dageweſen. Er hat die ganze Sache entſchieden. Trotzdem, daß er Landrath iſt, ſtellte er ſich auf die Seite der Oppoſition. (Pathetiſch.) Das Vaterland, das Vaterland! Das hättet Ihr hören müſſen. Donnernder Beifall!

Frau von Nürnberger.

Da kommſt Du ſchon wieder in die Politik.

Nürnberger.

Ich komme aber auch auf etwas Anderes. Ida, theures Kind, das wäre ein Mann für Dich. Wenn Du den kriegteſt. Geld haben wir genug. Aber wir müſſen uns noch mit der hohen Ariſtokratie verſchwägern. Es geht nichts über die Verwandtſchaft mit den höchſten Häuſern. Dann iſt mir das Portefeuille gewiß. Soll ich Euch einmal die Rede des Barons halten? (Er ſteht auf.)

Frau von Nürnberger.

Nein, thue es nicht, denn Du hältſt ſolche Reden immer falſch. Laß uns lieber von der Partie ſprechen, denn der Hohenſtein iſt mir auch recht. Ach, das wäre der höchſte Triumph. Ida, Du hältſt Dich wieder gar nicht grade. Und immer lächeln! Verſtehſt Du?

Ida.

Ich thue ja mein Beſtes, Mama.

Nürnberger.

Die Wagen fahren vor. Laßt mich noch einmal nach Euren Toiletten ſehen. Ah, ja, da haſt Du die Rivière aus Paris. Sie koſtet mir baar 30,000 Thlr., Du kannſt aber ſagen, daß ſie 50,000 werth iſt. Sie ſollen vor Aerger platzen. Aber, Ida, mein Kind, was iſt das für ein magerer Chignon? Ich muß zwar Haare laſſen, wenn ich Dir Haare geben will — das war ein Witz! Aber was thut's. Ich kann es ja, warum ſoll ich nicht?

Ida.

Lieber Papa, von ſolchen Dingen ſpricht man nicht.

Frau von Nürnberger.

In der That, Du ſollteſt Dich etwas nobler ausdrücken.

Nürnberger.

Dummes Zeug, wir ſind ja unter uns.

Frau von Nürnberger.

Die Gäſte kommen. (Alle drei gehen in den Ballſaal, wo die ſämmtlichen Perſonen des Stückes allmälig ſichtbar werden. Sie wechſeln Verbeugungen, während die Diener Erfriſchungen von links bringen.)

Dritter Auftritt.

Henkel. Pfeffer und andere Herren treten aus dem Ballſaal.

Pfeffer.

Was dieſer Phönizier für eine Pracht entwickelt! Man ſagt, daß er in der Jugend mit ſeinem Vater auf den Viehhandel gegangen ſei und Kälber getrieben habe. Heute ſoll er zwanzig Millionen beſitzen. So geht es einem Menſchen, dem es an aller wiſſenſchaftlichen Bildung fehlt. Unſer einer aber, der ſein Triennium abſolvirt und den Doctor gemacht hat, bringt es jährlich mit Mühe auf tauſend Thaler. Soll man ſich da nicht ſchwarz ärgern?

Henkel.

Thun Sie das lieber nicht, mein guter Pfeffer. Wer weiß, Sie werden noch einmal Präſident der deutſchen Republik. Uebrigens gearbeitet hat der Nürnberger auch. Und jedenfalls iſt er ein größeres Genie in ſeinem Fach, wie wir in dem unſerigen. Das Sprüchwort ſagt: aus Nichts wird Nichts. Er iſt aber aus Nichts ſehr viel geworden. Nehmen wir hier lieber Platz.

Pfeffer.

Meinetwegen. Wir wollen des Lebens Unverſtand in des getauften Wirthes ungetauften Champagner ertränken. (Sie nehmen links in einer Ecke Platz, Bediente kommen mit Erfriſchungen zu ihnen.)

Vierter Auftritt.

Vorige. Humperdink. Zitzerwitz und einige Officiere treten ein.

Humperdink.

Schließlich iſt es mir doch ärgerlich, daß ich hierhergegangen bin. (Für ſich.) Ich habe es auch nur gethan, um Hohenſtein Gelegenheit zu geben, ſich Stephanie zu nähern.

Zitzerwitz.

Es iſt aber ſuperbe hier. Und die Naturalverpflegung läßt nichts zu wünſchen übrig.

Humperdink.

Was dieſer Geldmenſch für einen Luxus treibt! Grade, als ob er mit ſeinem Sammet, ſeiner Seide, dem Schmuck von Diamanten und Perlen und den vergoldeten Möbeln unſeren alten Geſchlechtern Trotz bieten wollte.

Zitzerwitz.

Es ruht ſich trotz alledem recht weich in dieſen Fauteuils. (Er wirft ſich rechts in einen Seſſel, die anderen ſetzen ſich zu ihm, plaudern leiſe und nehmen Erfriſchungen.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Hoven und Werther kommen.

Hoven.

Ich gebe Ihnen zu, daß der Geſchmack dieſer übermäßigen Einrichtungen an Geſchmackloſigkeit grenzt, aber Nürnberger hat doch die gute Eigenſchaft, daß er mit ſeinem Gelde etwas für Kunſt und Wiſſenſchaft thut. Neulich hat er ſich an einer Expedition für Ausgrabungen in Egypten mit einer namhaften Summe betheiligt.

Werther.

Nur Eitelkeit, weil die Sache höhern Ortes befürwortet war. Ich habe nicht gehört, daß er ſein Scherflein dazu beiträgt, wenn es gilt, irgend einen Schatz aus dem Leben deutſchen Volkes zu fördern. Können Sie mir vielleicht in dieſem Hauſe eine Bibliothek unſerer claſſiſchen Schriftſteller zeigen? Frau von Nürnberger und ihr Tochter leſen die Romane von Paul de Kock in den ſchmutzigſten Exemplaren der Leihbibliothek, welche ſchon durch hundert Hände von Ladendienern und Nähmädchen gegangen ſind.

Hoven.

Es iſt nicht Jedermanns Sache, Bücher zu beſitzen. Sie werden aber geſtehen müſſen, daß er etwas für die bildende Kunſt thut. Auch die Muſik hat hier ihr Aſyl. Er ſchätzt die Künſtler hoch.

Werther.

Ach ja, daß er einſt einen Componiſten, der von Hauſe aus vermögend war, vorſtellte: Das iſt Herr Felix Mendelsſohn, Muſiker, hat's aber nicht nöthig.

Hoven.

Sie ſehen Alles zu kritiſch an. Kommen Sie, ich zeige Ihnen ſeine Albums. (Sie nehmen an einem Tiſche Platz und betrachten Albums. Die Diener kommen mit Erfriſchungen.)

Sechster Auftritt.

Vorige. Hohenſtein. Nürnberger.

Nürnberger.

Wie ſoll ich Ihnen meine Freude ausdrücken, daß Sie unſer Feſt mit Ihrer Gegenwart beehren. Was ſind Sie für ein ausgezeichneter Mann! So jung und ſo weiſe! Ach, dieſer Sieg auf der Tribune! Er geht jetzt mit dem Telegraphen durch ganz Europa. Und wie haben Sie meine Frau und meine Tochter durch Ihr Auftreten im Frauenverein entzückt! Meine Judith war ganz in Feuer und Flamme. Und meine Tochter — na — das darf ich gar nicht ſagen.

Hohenſtein.

Die Damen ſind ſehr gütig.

Nürnberger.

Ach, meine Tochter. Ein Vater ſoll ſein eigenes Kind nicht rühmen, aber ich ſage Ihnen, die Ida iſt ein Genie. Sie ſpricht ſieben Sprachen wie Waſſer. Und ſie ſpielt den Flügel. Ich habe ihr in Paris Unterricht geben laſſen. Sie kennt ſogar den Generalbaß.

Hohenſtein.

Das iſt ja erſtaunlich.

Nürnberger.

Und wie klug iſt ſie! Aber ich werde ihr auch eine Ausſtattung geben, wie kein anderes Mädchen des Landes ſie haben wird. Warum ſollte ich auch nicht, ich kann es ja. Sie iſt mein einziges Kind. Ich zahle die höchſten Steuern im Staate, nach mir kommt Hoven und dann erſt kommt Humperdink. Wir ſind der Ariſtokratie über den Kopf gewachſen. Sie nehmen es doch nicht übel?

Hohenſtein.

O, nicht im Mindeſten.

Nürnberger.

So beſteht die Mitgiſt meiner Ida in drei Rittergütern, von denen jedes ein Einkommen von ſechstauſend Thalern hat.

Hohenſtein.

Da wird wird es Ihnen ſchwer werden, einen ebenbürtigen Schwiegerſohn zu finden.

Nürnberger.

Ach was. Es muß nur ein edler genialer Mann ſein, ein feiner Kopf, der eine Zukunft hat. Allerdings würde ich einem echten Cavalier den Vorzug geben. Was liegt mir am Geld? Geld iſt nur Chimäre! (Vertraulich.) Lieber Baron, ich kenne Jemanden, den ich mir von Herzen als Schwiegerſohn wünſche. Na, Barönchen, Sie werden mich verſtehen. Meine Ida hat Ihnen den erſten Tanz aufbewahrt. Aber jetzt erlauben Sie, ich muß meine Gäſte begrüßen. (Er geht zu Humperdink.)

Hohenſtein (für ſich).

Heirathsantrag Nr. 2. Aber die Höflichkeit fordert, daß ich die Tochter Jeruſalems nicht warten laſſe.

(Ab in den Saal.)

Siebenter Auftritt.

Vorige ohne Hohenſtein.

Nürnberger (zu Humperdink ꝛc.).

Herr Graf, Herr Baron, meine Herren, ich kann mit Recht ſagen, das iſt der ſchönſte Tag meines Lebens, wo ſolche berühmte Männer mein Haus beſuchen. Wir gehören zwar nicht zu derſelben politiſchen Partei, aber die gute Geſellſchaft iſt überall die gute Geſellſchaft.

Humperdink.

Ihre Salons ſind wenigſtens ſehr ſchön.

Zitzerwitz (trinkt ein Glas Champagner).

Und famoſer Sekt.

Nürnberger.

Echter Duc de Montebello. Stehe in genauer Verbindung mit dem Herzog. Bitte aber, daß Sie ſich den Appetit auf das Souper verſparen. Auſtern und Homards direct aus Hamburg verſchrieben. Sie entſchuldigen. Ich ſehe noch einige Gäſte, denen ich meinen Willkommgruß ſchuldig bin. (Geht zu Pfeffer.)

Humperdink.

Der Parvenu! Wären ſie doch alle wieder im gelobten Lande!

Zitzerwitz.

Oder wo der Pfeffer wächſt.

Nürnberger (zu Pfeffer und Henkel).

Schönen guten Abend, Herr Rechtsanwalt, Herr Doctor, meine Herren. Sehr geſchmeichelt, daß auch Ihre Partei ſich hier eingefunden hat. Mein Haus iſt allen geiſtreichen Leuten geöffnet. Rechts oder links, das iſt mir alles gleich. (Leiſe.) Unter uns geſagt, in meiner Jugend war ich ſelbſt ſo eine Art Mirabeau und Robespierre, indeß man wird älter, man trägt den Verhältniſſen Rechnung.

Henkel.

Aber wie kommen Sie bei ſolchen Geſinnungen zu all dieſen Orden?

Nürnberger.

Fragen Sie mich lieber, wie komme ich nicht daran?

Pfeffer.

Der Dichter ſagt;

Wo Falken niſten, fliegen Falken hin.

Nürnberger.

So ſagt der Dichter? Ein erhabenes Wort. Das werde ich mir merken:

Wo Falken niſten, fliegen Falken.

Vortrefflich. Laſſen Sie ſich nichts abgehen. Ich ſehe da noch einige Freunde. (Er geht zu Hoven und Werther.)

Pfeffer.

Unſäglicher Blödſinn! Der Narr, der Pinſel, der —

Henkel.

Aber, Pfeffer, es giebt geſellſchaftliche Formen —

Pfeffer.

Ach was, ich fürchte, Sie ſind mit Ihren ewigen Rückſichten auf dem beſten Wege, unſere Fahne zu verlaſſen.

Nürnberger (zu Hoven und Werther).

Ah, ſieh da, meine werthen Parteigenoſſen. Sie beſchäftigen ſich hier mit der Kunſt. Das iſt meine Paſſion. Ich war eigentlich zum Künſtler geboren. Aber das Schickſal hat es anders gewollt. (Sieht in das Buch.) Das iſt ein Aquarell von Horace Vernet. Ich hab's aus ſeiner eignen Hand, koſtet mich 4000 Francs. Nicht wahr, ſehr theuer.

Als ich es ihm bemerkte, ſagte er: Herr von Nürnberger, ich habe dreißig Jahre lernen müſſen, bevor ich es machen konnte. Gut geſagt, ich habe ſofort gezahlt. Ha, ha, ha.

Werther.

Wie iſt es nur, daß wir hier einzig und allein franzöſiſche Arbeiten finden?

Nürnberger.

Natürlich, natürlich. Was man bei uns macht, das iſt doch Alles nur mauvais genre, aber Paris, da iſt chic, acquis, aplomp. Oh, la belle France!

Hoven.

Warum ziehen Sie denn nicht hinüber?

Nürnberger (ſchlau).

Nun, weil ich in Deutſchland mein Geld verdiene.

(Eine Tanzmuſik ertönt. Alle gehen in den Saal, außer Zitzerwitz.)

Achter Auftritt.

Zitzerwitz (tritt vor).

Eine verfluchte Geſchichte! Daß meine alten Kameraden auch nicht den Mund halten können. Da haben ſie richtig dem puritaniſchen Humperdink von meiner Liaiſon mit der kleinen Landrinette geſagt. Er verſteht in ſolchen Dingen keinen Spaß. Auch hat er mir vorgeworfen, daß ich viel mehr ausgebe, als einnehme. Was ſoll ich nun thun? Ich muß wahrhaftig die kleinen Beinchen forttanzen laſſen, ohne mich weiter darum zu bekümmern. Schade, die Landrinette iſt ſo luſtig und putzig. Na, da wird es wirklich am Beſten ſein, daß ich ſobald wie möglich in die Ehe trete. Ich will Fräulein Stephanie gleich dieſen Abend eine Erklärung machen. Eine Erklärung? Das iſt auch nicht ſo leicht, die richtigen Worte zu finden. Ich will doch einmal den Katechismus für Liebende nachleſen. (Er zieht ein Buch aus der Taſche und blättert darin.) Heirathsanträge. Ja, da ſind ſie. (Lieſt.) „Mein gnädiges Fräulein, Sie ſehen hier Einen durch Amor's Pfeile, die aus Ihren Augen blitzen, Verwundeten.“ Nein, der Satz iſt mir zu ſchwierig. Hier iſt ein anderer. „Es war mir immer, wenn ich Sie ſah, als wäre die ſchönſte Roſe des Frühlings vor meinen Augen aufgeblüht. O laſſen Sie mich dieſe Roſe pflücken.“ Das iſt ſchon beſſer. Hier iſt noch eine. „In Ihnen iſt mir die Sonne meines Lebens aufgeblüht. Sie haben mir Licht und Wärme geſpendet. O ſpenden Sie mir Leben. Geben Sie mir Ihre Hand.“ Das iſt gut, ſehr gut, das werde ich auswendig lernen. (Er ſetzt ſich in der Ecke rechts in einen Seſſel mit dem Rücken gegen das Publikum.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Weiler (aus dem Saale).

Weiler
(mit einem Champagnerglaſe, etwas berauſcht).

Ich weiß nicht, wie mir mit einmal ſo ſchwindelig im Kopf iſt. Ich glaube, ich habe zu viel Champagner getrunken und der kleinen Hexe von Henni zu lange nachgeſehen. Hei, wie das Mädel im Tanze dahin wirbelte! So wirbelt es mir jetzt im Capitolium. (Er trillert eine Tanzmelodie.) Das war einmal wieder ganz wie in meiner Jugend. Meine alte Henni ſtand mir leibhaftig vor Augen. Wie das Kind ſeiner Großmutter gleicht! Süße, ſchöne unvergeßliche Tage! Herrliche Träume. Die junge Henni, die alte Henni! Was geht denn in meinen Beinen vor? Ich fühle den Boden nicht mehr. Ich muß mich ſetzen. (Er ſingt wieder die Melodie, ſetzt ſich in der Ecke links in einen Seſſel mit dem Rücken gegen das Publikum und ſchläft ein.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Stephanie und Werther (aus dem Saale).

Stephanie (heftig erregt).

Iſt es nicht unwürdig, mich auf dieſe Weiſe einem Manne anzubieten? Was mag Hohenſtein von mir denken?

Werther.

Aber, Stephanie, beruhige Dich doch. Er iſt ein durchaus edler Mann, und er hält Dich für ein durchaus edles Mädchen. Wir haben über die Sache geſprochen. Er war grade, offen, bieder wie immer. Ich muß ihn nach wie vor für meinen beſten Freund halten. Wenn es Noth thut, werden wir an ihm eine feſte Stütze finden. Und ich fürchte leider, daß wir noch vielen Kämpfen entgegengehen werden. Wenn Du nur die Kraft haſt, den Streit mit den Verhältniſſen aufzunehmen.

Stephanie.

Ja, laß ſie nur kommen, die Prüfungen und Widerwärtigkeiten. Dann ſollſt Du meine Liebe und Treue kennen lernen. Ich bin jeden Augenblick bereit, es wie Julie zu machen. Ich will mit Dir entfliehen, ich will mit Dir ſterben, wenn es ſein muß.

Werther.

Mein theures, liebes Mädchen!

Elfter Auftritt.

Vorige. Generalin und **Humperdink** (treten raſch aus dem Saale. Später) **Zitzerwitz.**

Generalin.

Da ſind ſie. (Tritt vor.) Aber Stephanie, was ſoll das heißen, Dich mitten im Tanze zu entfernen und noch gar mit Deinem Lehrer?

Stephanie.

Nächſt den Eltern ſteht uns der Lehrer am nächſten. Profeſſor Werther iſt ein Ehrenmann.

Generalin.

Aber kein Tänzer für meine Tochter. Herr Werther, Sie müſſen Ihre Partner zum Walzer in ganz anderen Regionen ſuchen.

Humperdink.

Herr Profeſſor, ich bitte Sie, mir Ihre Rechnung für die Shakeſpeareſtunden zu ſenden, damit ich dieſelbe gleich berichtige. Ich bedaure ſehr, in dieſer Weiſe mit Ihnen reden zu müſſen, da Sie mir als ein tüchtiger Mann geſchildert worden ſind. Mögen Sie aber noch ſo gelehrt ſein, den richtigen Tact beſitzen Sie nicht. Es giebt einen Unterſchied der Stände, den Sie bis jetzt noch nicht ſtudirt haben und den ich Ihnen in dieſem Augenblicke klar zu machen genöthigt bin. Sie finden von nun an die Thür meines Hauſes geſchloſſen. Der Ruf meiner Nichte darf durch Ihre unpaſſende Vertraulichkeit nicht compromittirt werden.

Werther.

Herr Graf, dieſe Beleidigung —

Stephanie (leiſe zu Werther).

Nur ruhig. Werther vertraue mir!

Zitzerwitz (kommt hinzu).

Was giebt es denn hier?

Generalin.

Gut, daß Sie kommen. Reichen Sie Stephanie den Arm. Markwart, führe mich in den Saal. (Ab mit Humperdink. Beide werfen ſtolze Blicke auf Werther.)

Werther (ſtampft mit dem Fuß).

Solche Worte anhören zu müſſen! — Doch ich werde meine Leidenſchaftlichkeit im Zaume halten. Dem Muthigen hilft das Glück. (Ab nach rechts.)

Zwölfter Auftritt.

Zitzerwitz. Stephanie.

Zitzerwitz.

Gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen ein Wort zu ſagen.

Stephanie.

Sie treffen eben keine gute Stunde, aber in Gottes Namen reden Sie.

Zitzerwitz (für ſich).

Ja, wie wollte ich doch anfangen? Ach ſo! (Laut aber ſtotternd.) Hochverehrteſte Stephanie — Amor's Pfeile — Ihre Augen — nein — die Roſe — laſſen Sie mich die Roſe brechen — ſo war es auch nicht — Sonne, Licht, Wärme — ich bitte Sie um Ihre Hand! — (Er kniet.) Werden Sie mein Weib!

Stephanie (heftig).

Sie ſind ein Narr! (Ab in den Saal.)

Zitzerwitz.

Was iſt das? Ich glaube wahrhaftig ein Korb. Nun, da brauchte ich mich wegen der kleinen Landrinette nicht zu geniren. Aber die Einnahmen und die Ausgaben. Ich muß mir doch bald eine gute Partie ſichern. (Er tritt bei Seite. Die Muſik hört auf; es kommen eine Menge der Gäſte aus dem Saale.)

Dreizehnter Auftritt.

Ida und Hohenſtein (treten Arm in Arm in den Vordergrund); es folgen Nürnberger, Frau von Nürnberger, Humperdink, Officiere, Henkel, Pfeffer und Andere, (die ſich in verſchiedenen Gruppen aufſtellen).

Ida.

O nein, der Vater und die Mutter verſtehen gar kein Franzöſiſch. Da muß ich mir natürlich die Lecture ſelbſt auswählen.

Hohenſtein.

Und wer iſt denn Ihr Lieblingsautor?

Ida.

Nun, Alexander Dumas und Eugen Sue. Am liebſten aber habe ich eigentlich Paul de Kock, er iſt ſo luſtig, ſo amüſant.

Hohenſtein (für ſich).

Wenigſtens ein naives Geſtändniß. (Laut.) Sie lieben auch wohl das franzöſiſche Theater?

Ida.

Freilich ziehe ich es den langweiligen claſſiſchen Stücken und den ernſten Opern vor. Ach, die Cameliendame und der Orpheus und la belle Helène.

Hohenſtein.

Sie ſprechen ſieben Sprachen?

Ida.

Ich habe ſie wenigſtens gelernt.

Hohenſtein (für ſich).

Sie hätte beſſer gelernt, in ſieben Sprachen zu ſchweigen. (Laut.) Da ſind Ihre Eltern, ich bringe Sie zu Ihnen. (Er führt Ida zu Nürnberger, verbeugt ſich und zieht ſich zurück.)

Nürnberger.

Nun, Ida, was hat Hohenſtein geſagt? Er ſah Dich ſo ſeltſam an.

Frau von Nürnberger.

Ja, ſo ſuperieur — ſo — ich weiß nicht wie. Markus, ich glaube, ſie hat es ihm angethan. Welcher Triumph!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Hoven und Henni (kommt mit einem großen Brief aus dem Saale).

Henni.

Wo iſt der Großvater? Großvater, Großvater! Iſt er denn gar nicht zu finden? Wir ſuchen ihn ſchon eine Viertelſtunde wie eine Stecknadel.

Pfeffer.

Das geheime Cabinet hat ſich dort in der Ecke zur Ruhe begeben. (Alle ſehen nach dem Seſſel, wo Weiler ſchläft.)

Henni (geht zu ihm).

Großväterchen, Großväterchen, das iſt was Schönes. Du ſchläfſt, während ich mich ſo herrlich amüſire. Sieh' einmal her, Du garſtiger Großpapa. Eben hat ein Lakai dieſen Brief vom König gebracht.

Weiler

(ermuntert ſich langſam, nimmt den Brief und tritt in die Mitte).

Laß doch ſehen! Wahrhaftig, von Sr. Majeſtät. (Alle treten neugierig zu ihm, er öffnet den Brief und ſieht hinein.) Ich muß auf's Schloß.

Henni.

Aber Großväterchen, was giebt es denn?

Weiler.

Das Miniſterium hat ſeine Demiſſion angeboten, und Se. Majeſtät haben ſie angenommen. Guten Abend, meine Herrſchaften! (Ab.)

(Ueberall Zeichen der Verwunderung.)

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige ohne Weiler.

Humperdink.

So ſind wir alſo die Bureaukraten los.

Hoven.

Und athmen endlich eine freiere Luft.

Pfeffer.

Victoria, der Tag der Freiheit ſchlägt.

Nürnberger.

Aber wer wird jetzt das Miniſterium bilden? Ich denke, Se. Majeſtät wählt es aus der großen unabhängigen Mittelpartei, welche die Majorität hat. (Leiſe zu ſeiner Frau.) Judith, mir iſt, als hätte ich das Portefeuille ſchon in der Taſche.

Hoven.

Wenn es eine Gerechtigkeit auf der Welt giebt, ſo werden wir jetzt eine Regierung nach conſtitutionellen Grundſätzen haben. Endlich muß doch die gegebene und beſchworene Verfaſſung zu ihrer vollen Geltung kommen.

Pfeffer.

Nein, das geht nie und nimmer. Die gewährten Freiheiten ſind ſo gut wie gar keine. Wir müſſen noch ganz andere Ziele anſtreben. Ich zweifle nicht im Mindeſten daran, daß Se. Majeſtät ein Einſehen hat. Er wird ein Miniſterium der Linken berufen.

Humperdink.

Meine Herren, Sie leiden an ganz ſeltſamen Einbildungen. Es iſt ſo klar wie die Sonne, daß die Krone zu den jahrtauſend alten Traditionen zurückkehrt und ihre Räthe dort ſucht, wo ſie einzig und allein zu finden ſind, nämlich in der ritterbürtigen Ritterſchaft.

Nürnberger.

Herr Baron von Hohenſtein, Sie haben durch Ihre glänzende Beredtſamkeit den Wendepunkt der heutigen Debatte herbeigeführt. Was halten Sie von der Sache?

Hohenſtein (vortretend).

Ich hätte am liebſten geſchwiegen, da Sie aber meine Meinung zu wiſſen wünſchen, ſo will ich nicht hinter dem Berge halten. Wenn ich an Stelle Sr. Majeſtät wäre, ſo würde ich die Angelegenheit überhaupt in keine Parteihände legen.

Humperdink.

Aber Sie bekennen ſich doch zur conſervativen Partei?

Hoven.

Es ſchien mir, als wenn Sie in Ihren Grundſätzen mit uns Conſtitutionellen übereinſtimmten?

Pfeffer.

Nein, Sie haben heute offenbar wie ein Demokrat vom reinſten Waſſer geſprochen!

Hohenſtein.

Was die Herren nicht Alles herausgehört haben! Sie thun mir in der That zu große Ehre an, daß Sie mich ein Jeder für ſeine Fraction in Anſpruch nehmen. Ich ſtehe aber „über den Parteien“. Ariſtokratiſch bin ich in meinen Geſinnungen, denn eine adelige Denkungsart geht mir über Alles. Ich bin conſtitutionell in Beziehung auf die Verfaſſung, denn ich habe ſie beſchworen, und ich bin demokratiſch in Betreff meiner Wünſche für das Wohl des ganzen großen deutſchen Volkes, wenn die Ausführung dieſer Wünſche auch leider noch an der mangelhaften Bildung ſcheitert.

Humperdink.

Das iſt die Proclamation eines Abtrünnigen.

Hoven.

Sophiſtenkünſte! Es handelt ſich hier nicht um Silbenſtechereien.

Pfeffer.

Confuſion! So ſpricht ein Schwärmer, ein Phantaſt.

Henkel (für ſich).

Er ſcheint den hiſtoriſchen Standpunkt einzunehmen, der doch ſchließlich der richtige iſt.

Nürnberger (für ſich).

Jetzt weiß ich nicht mehr recht, wo die Majorität iſt.

Hohenſtein.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Standpunkt auseinanderſetze. Was mir höher ſteht, als alles Parteiweſen, das iſt das Vaterland. Für dieſes, das heilige Vaterland, will ich leben und ſterben. Höre ich aber jemals das Vaterland von Ihnen in jenem begeiſterten Sinne nennen, wie es in der Bruſt jedes edeln Menſchen leben ſoll? Nein, ich höre nur Parteiſentenzen. Hier heißt es: Jahrtauſendalte Zuſtände. Sind denn dieſe Zuſtände, die meiſtens in verrotteten Vorrechten einer Claſſe von Menſchen beſtehen und die anderen Claſſen ſchädigen, tadellos? Weiter heißt es: Unverletzbarkeit der Verfaſſung. Freilich ſoll die Verfaſſung nicht verletzt werden, aber ſie iſt eben ſo wenig ewig, wie jene Vorrechte. Ein Volk, das fortſchreiten will, muß ſie nach den Zeiten und Umſtänden entwickeln. Endlich ruft man: Freiheit für Alle und Freiheit in Allem. Leider ſind wir noch nicht dahin gelangt, daß Jedermann auch die nöthige Bildung für die Freiheit mitbringt. Wir ſind noch nicht in das Ende der Tage und in das tauſendjährige Reich eingetreten, wo es eine Fülle des Friedens und der Liebe giebt. So ertönen überall die Parolen. Aber die Parolen thun es nicht. Mit Principien locke ich keinen Hund vom Ofen weg. Sie mögen in der Religion, in der Philoſophie, im Recht, in der Geſchichte, in der Moral an der Stelle ſein, in der Politik ſind ſie es nicht. Die Politik iſt die Wiſſenſchaft der Möglichkeiten und Thunlichkeiten. In ihr muß man ab- und zugeben, Verträge machen, Compromiſſe ſchließen. Auf ihrem Gebiete geht es wie im Handel. Kann ich den ganzen Preis nicht erhalten für das, was ich verkaufen will, ſo nehme ich mit einem geringeren vorlieb. Und wie mit dem Verkauf, ſo iſt es auch mit dem Kauf. Werde ich heute nicht fertig, ſo gelingt es vielleicht morgen. Aus dem Kleinen erwächſt allmählich das Große. Immerhin möge man in dieſem Proceſſe für ſeine Ueberzeugungen ſtreiten. Aber die Ueberzeugungen ſind nicht Alles. Und dann verlange ich, daß man bei dieſem Hin und Her den Anſtand wahre und daß man ſich ſchließlich vertrage und einige. Ein alter Römer hat geſagt: durch Eintracht wachſen kleine Dinge, durch Zwietracht gehen große zu Grunde. Das laſſen Sie uns bedenken. Das Höchſte aber iſt die reine, wahrhafte, unverbrüchliche Liebe zum Vaterlande. Wer dieſe Liebe im Herzen trägt, der verſchmäht alle nichtigen Katzbalgereien. Meine Herren Parteimänner, ich muß Ihnen nun geſtehen, daß ich von dieſer Vaterlandsliebe bei Ihnen bis jetzt ſehr wenig verſpürt habe. Es lebe das Vaterland! (Er macht eine Verbeugung und geht. Alle ſehen ſich erſtaunt an.)

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen ohne Hohenſtein.

Henni.

Bravo! Bravo! Da haben Sie den künftigen Miniſterpräſidenten!

Nürnberger.

Hat Ihnen das Ihr Großvater geſagt?

Henni (hält den Finger an den Mund).

Pſt — politiſches Geheimniß!

Nürnberger.

Zu jung, zu unerfahren!

Humperdink.

Wie — ein Demokrat?

Pfeffer.

Nein, ein Reactionär!

Hoven.

Ein Phantaſt!

Alle (durcheinander).

Unmöglich! — Thorheit! — Unſinn! —

Vierter Aufzug.

Dieſelbe Decoration wie im erſten Aufzug.

Erſter Auftritt.

Weiler mit Hut und Acten tritt mit **Humperdink**, **Pfeffer** und **Nürnberger** durch die Mitte ein.

Weiler.

Verzeihen Sie, meine Herren, ich kann Sie in dieſem Augenblicke nicht einzeln empfangen, denn ich bin mit Geſchäften überhäuft. Wenn Sie mir alſo etwas zu ſagen haben, ſo bitte ich um gedrängte Kürze.

Humperdink.

Ich komme wegen der bewußten Angelegenheit.

Pfeffer.

Deshalb bin ich auch hier.

Nürnberger.

Ich möchte mir gleichfalls in dieſer Beziehung ein Wort erlauben.

Weiler.

Bis jetzt iſt mir aber die bewußte Angelegenheit noch nicht bewußt.

Humperdink.

Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß es auf dieſem Wege nicht gehen wird.

Pfeffer.

Allerdings, eine reine Unmöglichkeit!

Nürnberger.

Wenigſtens dürfte die Ausführung ſehr bedenklich ſein.

Weiler.

Ich bin ſo klug wie zuvor. Kommen Sie doch endlich zur Sache.

Humperdink.

Haben Sie denn die Sternzeitung nicht geleſen? (Er zieht ein Blatt heraus.)

Pfeffer.

Der demokratiſche Fortſchritt hat ſich ausgeſprochen. (Er reicht Weiler gleichfalls ein Blatt.)

Nürnberger.

Beſonders aber ſind die Anſichten des Börſenblattes nicht zu überſehen. (Er giebt ihm auch eine Zeitung.)

Weiler.

Meine Herren, wo ſoll ich die Zeit nehmen, alle dieſe Blätter zu leſen? Ich bitte Sie, mir Ihre Anſichten ein andermal mitzutheilen.

Humperdink.

Aber dieſe wichtige Angelegenheit — die ganze Stadt ſpricht davon.

Pfeffer.

Und nicht weniger das Volk.

Nürnberger.

Zumeiſt iſt die Börſe dabei intereſſirt.

Weiler (will gehen).

Meine Herren, ich muß aufs Schloß. (Alle halten ihn.)

Humperdink.

Ein Miniſterium Hohenſtein iſt unmöglich.

Pfeffer.

Ganz und gar verwerflich.

Nürnberger.

Wenigſtens ſehr bedenklich.

Weiler.

Wie, die Herren, die ſonſt immer ſo uneinig ſind, erſcheinen in dieſem Punkte auf einmal ganz einig?

Humperdink.

Bitte, nehmen Sie dieſen Artikel mit zum König.

Pfeffer.

Daſſelbe verlange ich in Betreff des meinigen.

Nürnberger.

Se. Majeſtät müſſen die Meinung der Kaufmannſchaft erfahren.

Humperdink.

Und ſagen Sie Sr. Majeſtät, daß der Bund der Getreuen mit Gut und Blut hinter uns ſteht.

Pfeffer.

Ich leite das Organ des demokratiſchen Vereins.

Nürnberger.

Die große Maſſe der Leute, welche in Handel und Induſtrie arbeiten, möchten auch in die Wagſchale fallen.

(Man hört draußen Rufe.)

Weiler.

Was iſt denn das?

Humperdink.

Der Bund der Getreuen wird eine Demonſtration machen.

Pfeffer.

Nein, der demokratiſche Club iſt auf den Beinen.

Nürnberger (ängſtlich).

Oder die Arbeiter. (Für ſich.) Gott, wenn es eine Revolution gäbe! —

(Der Lärm wird ſtärker.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. **Hoven** (von rechts).

Hoven.

Was iſt denn auf der Straße los? (Er geht an's Fenſter.) Menſchen, ſo weit ich ſehe. Wie das rennt und wirbelt!

Weiler.

Um Gottes Willen!

Humperdink.

Ich ſtehe für nichts. Der Bund der Getreuen befindet ſich in der äußerſten Aufregung.

Pfeffer.

Das Volk iſt raſend. Wenn man die Schnur zu ſtark ſpannt, dann bricht ſie.

Nürnberger.

Wenn es die Arbeiter ſind — ich bin unſchuldig, wie ein neugeborenes Kind.

Hoven (am Fenſter).

Himmel! Hohenſtein mitten im Gewühl! Er ſucht ſich zu befreien.

Nürnberger.

Gut, daß ich es nicht bin.

Humperdink.

Alſo ſchon jetzt erhält er ſeinen Lohn.

Pfeffer.

Ja, er kann der Rache nicht entgehen. Hochmuth kommt vor dem Fall.

Hoven.

Der arme junge Mann! Er ſtürzt hier nach dem Hauſe. Eben iſt er in die Thür getreten. Das Volk drängt nach.

Humperdink.

Das conſervative Princip ſiegt.

Pfeffer.

Oder vielmehr der Fortſchritt.

Nürnberger (für ſich).

Könnte ich nur einen Fortſchritt von hier thun und conſervativ zu Hauſe ſitzen. Ich wünſchte, ich wäre bei meiner Judith!

(Der Lärm erhebt ſich unmittelbar vor der Thür.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hohenſtein (tritt in die Thür, gefolgt von einem Haufen Bürger und Arbeiter).

Hohenſtein (ſpricht nach rückwärts).

Meine geehrten Mitbürger, geſtatten Sie mir, daß ich mich den Beweiſen Ihrer Gewogenheit entziehe. Was ich für die Nothleidenden meines Kreiſes gethan habe, war nicht mehr und nicht minder, als die Pflicht eines braven Mannes erheiſcht. Sie Alle hätten gerade ſo gehandelt, wie ich handelte, denn Sie Alle haben freundliche Herzen. Und ſo laſſen Sie uns auch aus dieſer Sache keine Parteiangelegenheit machen, denn ſie iſt eine Angelegenheit der Humanität. Vermeiden Sie alle Demonſtrationen! Uebrigens bin auch ich nicht der Helfer in der Noth. Ich hatte nur das Wort, die That iſt des Königs. Es lebe der König!

Alle.

Es lebe der König! (Hohenſtein ſpricht noch mit Einigen leiſe, dann ziehen ſich Alle zurück.)

Hoven.

Herr Graf, war das der Bund der Getreuen?

Humperdink.

Ich habe mich geirrt.

Hoven.

Herr Doctor, vielleicht der demokratiſche Verein?

Pfeffer.

Es iſt noch nicht aller Tage Abend.

Hoven.

Herr von Nürnberger, was waren das für Leute?

Nürnberger.

Gottlob, lauter loyale Unterthanen. Es lebe der König!

Hohenſtein (tritt vor).

Meine Herren! (Er verbeugt ſich vor Weiler und Hoven und mißt die Anderen mit ernſten Blicken, dann zieht er einen großen Brief und mehrere Zeitungsblätter aus der Taſche.) Herr Geheimrath, ich bringe Ihnen mein Geſuch um Entlaſſung aus dem Staatsdienſte. (Giebt ihm den Brief.)

Weiler.

Aber, Herr Baron, warum denn das? Ein ſo ausgezeichneter Beamte.

Hohenſtein.

Ich habe meine Gründe. Sie werden dieſe Gründe zu billigen wiſſen. Man hat mir einen ſehr ſchlimmen Streich geſpielt. Aus den Zeitungen, welche dieſen Morgen erſchienen ſind, erſehe ich, daß man mir in böswilliger Meinung die Abſicht unterſchiebt, ich bewerbe mich um die Leitung des Miniſteriums. Natürlich weiſe ich dieſe Unterſtellung intriganter Menſchen mit Entrüſtung zurück. Nichts deſtoweniger wird ſie, da man im Publikum immer mehr geneigt iſt, das Böſe, wie das Gute zu glauben, ihre Wirkung nicht verfehlen. Am meiſten fürchte ich den übeln Eindruck, den ſie bei Sr. Majeſtät dem König erregen wird, der ſich mir bis jetzt ſo überaus gnädig erwieſen hat und der mich nunmehr für einen eiteln und aufgeblaſenen Stellenjäger halten muß. Um der Schlange der Verleumdung mit einem Male das Haupt zu zertreten, verlaſſe ich mein Amt.

Weiler.

Ich glaube nicht, daß Se. Majeſtät denkt, wie Sie annehmen. Ihr Zartgefühl treibt Sie zu weit.

Nürnberger.

Wahrhaftig, ſehr delicat.

Hohenſtein.

Hören Sie nur, was die Blätter über mich ſchwatzen. (Er entfaltet eine Zeitung.) Hier der demokratiſche Fortſchritt.

Pfeffer.

Meine Zeit iſt abgelaufen. Ich empfehle mich. (Ab.)

Hohenſtein (lieſt).

„Uebrigens ſollen bei der Wahl des gegenwärtigen Miniſtercandidaten Herrn von Hohenſtein, der mit ganz ungewöhnlicher Keckheit — um nicht ein ſchärferes Wort zu gebrauchen

— obgleich er mehr einem fahrenden Kometen, als einem Fixſtern gleicht — grobe Unziemlichkeiten vorgekommen ſein. Man ſpricht von großartigen Beſtechungen in ſeinem Kreiſe, der bis jetzt nur demokratiſche Abgeordnete in den Reichstag ſchickte. Die Güter des genannten Herrn liegen im Monde. Woher die Mittel? Woher die Stipendien? Beſtechungen von Juden und Capitaliſten —"

Nürnberger.

Abſcheulich!

Weiler.

Unglaublich!

Hohenſtein.

Genug des unſaubern und geſchmackloſen Gallimatias! Die Sternzeitung macht es nicht viel beſſer.

Humperdink.

Ich muß nach Hauſe. Auf Wiederſehen! (Ab.)

Hohenſtein (lieſt).

„Herr Hohenſtein — wir geben ihm nicht mehr den Adel, weil er den Adel der Seele verloren hat — iſt ein Plebejer geworden. In der niedrigen Sphäre ſeiner Arbeiterbevölkerung hat er ſich dem Fortſchritt und der Demokratie in die Arme geworfen. Er ſpeculirt mit Juden —"

Nürnberger.

Abſcheulich!

Weiler.

Les extrêmes se touchent.

Hohenſtein.

Jetzt zum Börſenblatt!

Nürnberger.

Bitte, Herr Baron, ſparen Sie ſich die Arbeit. Ich habe den Artikel dieſen Morgen mit Haarſträuben geleſen.

Der Appetit zum Frühſtück iſt mir ganz und gar vergangen. Na, bei meiner Hochachtung für Ihre Perſon! Den Wagen vor! habe ich gerufen und bin direct auf die Redaction gefahren. Die Herren können es Ihnen berichten, wie ich ihnen den Kopf gewaſchen habe.

Hohenſtein.

Dabei werde ich es nicht laſſen. Meine Gegner müſſen mir alle der Reihe nach vor die Klinge!

Nürnberger (zitternd).

Es wird mir ganz miſerabel. Ich bin ſchon dreiviertel todt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Diener.

Diener.

Herr Geheimrath, Se. Majeſtät ſenden eben einen zweiten Boten. (Ab.)

Weiler.

Meine Herren, ich muß fort.

(Er geht, Hohenſtein und Hoven begleiten ihn an die Thür.)

Fünfter Auftritt.

Hohenſtein. Nürnberger. Hoven.

Nürnberger (für ſich).

Ach, du gerechter Himmel! Ich habe den Artikel ſelbſt geſchrieben. Nun wird er mich auf Piſtolen fordern. Ich bin der unglücklichſte Menſch von der Welt. Welche Tapage! Keine Courage! Lauter Blamage! Aber da fällt mir was ein! (Laut.) Herr Baron, Herr Baron!

Hohenſtein (kommt zurück).

Was giebt's?

Nürnberger.

Herr Baron, ich habe einen illuminöſen Gedanken. Ein Vorſchlag zur Güte! Sie werfen ein Staatsamt hin. Großartig! Aus Rückſichten der Ehre. O, ich halte auch auf Ehre! Aber was iſt ein Staatsamt mit 1200 Thalern und lumpigen Equipagengeldern. Der Handel und die Induſtrie kann Ihnen dieſen Bettel zehnfach erſetzen. Werden Sie der Unſrige! Ich mache Sie zum Director der koſakiſchen Oſteiſenbahn, ſowie zum Verwaltungsrath der Lebens-, See- und Flußſchifffahrtsgeſellſchaft „Albert", der Spinnerei und Weberei „Alles mit Dampf", der Maſchinenbau-Compagnie „Pumpenhofer", des Bergwerksvereins „Au fond perdu!" Gottes Wunder. Ich möchte Ihnen den thatſächlichen Beweis liefern, wie ſehr ich Sie achte und ſchätze.

Hohenſtein.

Sie ſind ſehr gütig.

Nürnberger.

Gütig, ach ja. Meine Judith und meine Ida ſagen auch immer, ich hätte ein ſo gütiges Herz. Ich bin ſehr gerührt, daß Sie mich erkennen. Es giebt wenige beſſere Gatten und Schwieger- — ich wollte ſagen — Väter. Sie bekommen wenigſtens 3000 Thaler Gehalt, ebenſoviel Tantièmen — die Tantièmen wachſen. Nicht wahr, Sie nehmen an?

Hohenſtein.

Was würden die Herren von der Börſenzeitung dazu ſagen? Sie haben mich erſt heute als einen liebenswürdigen Cavalier geſchildert, der gut tanzen und reiten und auch allenfalls eine lebendige Rede halten könne, aber nicht die mindeſte Geſchäftskenntniß beſitze.

Nürnberger.

Na, Herr Baron, das Papier iſt geduldig. Was drauf ſteht, kann man glauben und auch wieder nicht glauben. Heute ſtehen Sie baisse, morgen hausse. Ich werde eine Notiz drucken laſſen, daß Sie ein finanzielles Genie ſind à la Rothſchild, Pereire, Stroußberg.

Hohenſtein.

Ich bedanke mich beſtens.

Nürnberger.

Schön. — Und wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand —

Hohenſtein.

Mißverſtehen Sie mich nicht. Ich übernehme nur Aemter, zu denen ich den Verſtand mitbringe.

Nürnberger.

Nein, Herr Baron, was ſind Sie für ein ſtolzer Herr! Der Handel und die Induſtrie ſind Ihnen nicht gut genug.

Hohenſtein.

Im Gegentheil! Ich halte jede Thätigkeit, welche unſeren Mitmenſchen nützt, für ehrenhaft. Aber was verſtehe ich von Ihren Eiſenbahnen und anderen Actiengeſellſchaften? Nichts! Ich will mich gern für Arbeiten bezahlen laſſen, die ich thue, aber Sinekuren für Jabrüder? Nein, kurz und gut, ich danke.

Nürnberger.

Gott, was ſind Sie für ein Mann! Der erſte, der ſich nicht bezahlen läßt für nichts. Aber Sie werden ſich bedenken, bedenken, bedenken! (Er ſieht auf die Uhr.) Jetzt muß ich auf die Börſe. Leben Sie wohl! (Für ſich im Abgehen.) Ich werde ihn mir doch noch kaufen. (Ab.)

Sechſter Auftritt.

Hohenſtein. Hoven.

Hoven.

Herr von Hohenſtein, ich will nicht indiscret ſein — aber vielleicht erlauben Sie mir eine Frage?

Hohenſtein.

Wenn ich Ihnen die Antwort geben kann, ſo ſollen Sie nicht leer ausgehen.

Hoven.

Nun wohl. Was denken Sie jetzt zu machen?

Hohenſtein.

Sobald ich hier meine Rechnung abgeſchloſſen habe, deren Facit jedenfalls meine ganze Ehre ſein muß, begebe ich mich auf das kleine Gut, das mir aus dem Schiffbruch meiner Familie geblieben iſt. Dort pflanze ich meinen Kohl, jage mein Wild, angle meinen Fiſch und ſchöpfe mir den Trunk aus klarer Quelle. Mehr habe ich nicht nöthig zum Leben. Die große Welt fängt an, mir einigen Ekel zu bereiten.

Hoven.

Sie ſind ein ganzer Mann — ein Edelmann im beſten Sinne. Wenn Sie je den Beiſtand eines uneigennützigen Freundes bedürfen, ſo denken Sie an mich. Hier meine Hand!

Hohenſtein.

Ich danke. (Sie geben ſich die Hand.)

Hoven.

Und nun leben Sie wohl! (Ab nach rechts.)

Siebenter Auftritt.

Hohenſtein.

Sollte er es redlich meinen? Ah bah — Alles Worte! Alles Larven! Freundſchaft — Verläßlichkeit — Töne aus einer anderen Welt. Nur die Feindſchaft iſt reell. Und viel Feinde, viel Ehre! Ein kurzer Traum, um in einen Abgrund zu fallen! Ein flüchtiger Glanz — nicht der Schein eines Sternes, ſondern einer Sternſchnuppe! Ich bin jetzt ungefähr fertig und muß ſorgen, ein Ende zu machen. (Lacht verzweifelt.) Ha, ha, ha! Le Roman d'un jeune homme pauvre!

Achter Auftritt.

Hohenſtein. Henni den Hut am Bande tragend, durch die Mitte.

Henni (für ſich).

Welch ſeltſames Lachen! Und wie ernſt, wie düſter er dreinſchaut! (Laut.) Aber, Herr von Hohenſtein, was haben Sie denn?

Hohenſtein.

Henni — Sie? Ich war eben mitten in der Sündflut. Sie erſcheinen mir faſt wie die weiße Taube.

Henni.

Wie die weiße Taube! Das iſt ſchön — dieſer Gedanke. In meinen Gedanken bin ich wirklich ſtets mit Ihnen geflogen.

Hohenſtein.

Wirklich? (Für ſich.) Wie reizend ſie iſt!

Henni.

Nun ja! Es iſt aber auch ganz in der Ordnung. Ich habe Ihnen ja das ſchreiendſte Unrecht gethan, und das muß ich doch wieder gut machen.

Hohenſtein.

Aber, mein Fräulein — —

Henni.

Nein, entſchuldigen Sie mich nicht. Ich war doch gar zu dumm — Sie, ein Spion? — Warum gab ich nicht auf Ihre gute Stimme Acht, die ſo warm für die Armen ſprach? Und warum ſah ich Ihnen nicht in die treuen Augen?

Hohenſtein (für ſich).

Welche Gradheit! So habe ich noch nie ein weibliches Weſen reden gehört.

Henni.

Und wie freundlich ſind Sie nachher mit mir geweſen! Kein Gefühl der Rache. O, ich kenne die Männer. Jeder Andere hätte getobt und gepoltert. Aber Sie — gar nichts von alledem! Sie werden gewiß Ihre Frau einmal recht glücklich machen.

Hohenſtein (für ſich).

O Himmel, welcher Gedanken zuckt mir plötzlich durch das Haupt.

Henni.

Und geſtern Abend, wie herrlich haben Sie vom Vaterland geredet! Und Sie ſahen ſo vornehm und begeiſtert aus und ſtanden ſo hoch und erhaben in der andern Geſellſchaft. Ich habe mich die ganze Nacht auf die Worte beſonnen. Allmählich bekam ich ſie zuſammen. Und nun rathen Sie, was ich dieſen Morgen gethan habe?

Hohenſtein.

Wie kann ich das wiſſen?

Henni.

Ja, es war recht hübſch. Ich bin in den Schloßgarten gegangen und unter den Linden auf und ab gewandelt, denn ich weiß, daß dort unſer König ſpazieren geht. Und richtig, er kam. Mein Herz pochte zwar heftig, aber ich faßte mir Muth und ich habe ihn angeſprochen.

Hohenſtein (für ſich).

Wie naiv ſie iſt! (Laut.) Sie ſcheinen nicht viel von der Etikette zu halten?

Henni.

Als ich noch nicht wußte, was Etikette war und meinen alten Lehrer darnach fragte, ſagte er: Das ſind Flauſen und Schrullen! Der König hat mir nun auch gar nicht übel genommen, daß ich friſch und frei zu ihm trat. Die großen Herren machen überhaupt nicht ſo viele Umſtände, wie man zu behaupten pflegt. Sie ſind Menſchen, wie wir, und freuen ſich, wenn wir uns nicht geniren. Und unſer König iſt ſo recht von Herzen gut, und ſo jung und ſchön. Und er erkannte mich auch gleich und fragte mich nach dem Großvater. Ich aber ſagte, der ſitze zu Hauſe über der Arbeit und zerbreche ſich den Kopf und wenn er ſich auch noch ſo ſehr in das Geheimniß hülle, ſo wiſſe ich doch, worum es ſich handele: Se. Majeſtät und der Großvater hätten einen neuen Premierminiſter nöthig.

Hohenſtein (für ſich).

Wo will das hinaus? (Laut.) Was hat denn der König für ein Geſicht gemacht?

Henni.

Ein ernſtes, ja ein ſehr ernſtes. Er war nicht ſo wegwerfend, wie der Großvater und der Vater, welche immer ironiſch lächeln, wenn ich von Staatsgeſchäften ſpreche. Ueberhaupt haben die anderen Leute viel mehr Reſpect vor mir. Finden Sie nicht auch, daß ich imponiren kann?

Hohenſtein (für ſich).

Die Sache wird mir immer verdächtiger. (Laut.) In der That, Ihre Natürlichkeit imponirt.

Henni.

Das iſt recht ſchön, daß Sie das finden. Aber hören Sie weiter. Ich fing alſo an, dem König von der geſtrigen Geſellſchaft zu erzählen. Und dann hielt ich ihm Ihre ganze Rede.

Hohenſtein.

Und Sie haben ihm meinen Namen genannt?

Henni.

Ihren Namen? Nein, das that ich nicht. Ich wollte erſt einmal ſehen, was für Augen er machte. Und wirklich ſchienen ihm Ihre Anſichten ſehr zu gefallen, denn bei den Worten: „Ueber den Parteien!“ und: „Es lebe das Vaterland!“ ging ein helles Lächeln über ſeine Züge. Und nun ſetzte ich ihm auseinander, wie der neue Premierminiſter beſchaffen ſein müßte, nämlich ein offner, braver Charakter, der ſein Vaterland über Alles liebe, der in ſeinem Kreiſe die Armuth lindere, der die Frauenvereine dahin leite, daß ſie nicht für die Hottentotten, die Wilden in Auſtralien und die Bisthümer in Paläſtina ſorgen, ſondern daß ſie den Landesangehörigen Speiſe und Trank und Strümpfe und Schuhe ſchicken, und ferner müſſe er ein junger Mann ſein, denn es gebe auch junge Köpfe mit alter Weisheit, und Sr. Majeſtät ſei auch noch jung und regiere doch einen großen Staat, und ein junges Herz habe auch die friſcheſten Empfindungen, und ein friſcher Kopf habe die klarſten Gedanken. So käme Alles in jugendlichen Einklang. Kurz und gut der König wurde immer nachdenklicher.

Hohenſtein.

Das iſt Alles recht ſchön und gut, zumal da Sie meinen Namen nicht genannt haben.

Henni.

Ja, aber — —

Hohenſtein.

Wie?

Henni.

Der König hat mich darauf gefragt, welchen Mann ich eigentlich meine?

Hohenſtein (geſpannt).

Und Sie?

Henni.

Ei, ich ſagte, daß Sie es wären.

Hohenſtein (ſtampft mit dem Fuße).

O Himmel!

Henni.

Was haben Sie denn plötzlich?

Hohenſtein.

Sagen Sie mir erſt, wie der König es aufgenommen hat.

Henni.

Nun, er wurde plötzlich über alle Maßen ernſt, grüßte mich, ohne ein Wort zu ſagen, und ging in's Schloß. Es kam mir grade ſo vor, wie geſtern bei Nürnberger, wo auch Alles verblüfft auseinander wirbelte, als ich nach Ihrer Rede in die Geſellſchaft rief: Herr von Hohenſtein iſt der neue Premierminiſter.

Hohenſtein (heftig).

Wie das haben Sie geſagt? Ich Unglückſeliger!

Henni.

Wollen Sie denn nicht Premierminiſter werden?

Hohenſtein.

Ich Premierminiſter — ich ein junger unbedeutender Beamter — ein Landrath — ein armer Edelmann! Wahrlich, ein ſolcher Gedanke konnte nur in dem phantaſtiſchen Kopfe eines jungen Mädchens wachſen! Ich hielt ihn bis jetzt für die giftige Ausgeburt bösartiger Intriganten — ich habe mich geirrt! — —

Henni (ängſtlich).

Mein Gott, habe ich denn etwas Böſes gethan?

Hohenſtein (milde).

Nicht mit Willen, aber — ja — Sie haben mich für ewige Zeiten compromittirt. Seit dem Augenblicke, wo man mich im Verdachte des Ehrgeizes hat, nach den höchſten Aemtern zu ſtreben, ſind überall Feinde aufgetaucht — Feinde wie Sand am Meere. Man behandelt mich in der Preſſe, wie man keinen Verbrecher, keinen Dieb und Mörder behandelt. Alles wendet ſich von mir ab. Auch der König. — Ich habe mein Amt aufgeben müſſen, um mit meinen Verleumdern abzurechnen. — Und das kommt mir Alles von Ihnen — von Ihnen — die mir im Lichte der reinſten, lieblichſten Unſchuld erſchien — von Ihnen! —

Henni.

Ich bin ganz erſtarrt.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Werther.

Werther.

Sie verzeihen, mein gnädiges Fräulein! Ich habe wichtige Dinge für Hohenſtein. — (Zu Hohenſtein.) Der Artikel in der Sternzeitung iſt nicht von Humperdink, ſondern von Zitzerwitz der Redaction zugeſtellt worden. Für den demokratiſchen Fortſchritt iſt Dr. Pfeffer verantwortlich. Ich habe die Herren zu einer Beſprechung eingeladen.

Hohenſtein.

Gut, wir wollen gehen.

Henni (aufgeregt).

Was hör' ich? Duelle? Nie und nimmer. Das ſoll und darf nicht geſchehn. Blut! um Gottes Willen kein Blut!

Hohenſtein.

Fräulein Henni, meine Ehre ſteht auf dem Spiel. Die Ehre des Mannes iſt ſein Alles. Komm Werther! (Sie wollen gehen.)

Henni (tritt vor ſie).

Keinen Schritt weiter! Sie müſſen mich erſt hören. Ich ſchwöre Ihnen bei Allem, was heilig iſt, daß, wenn ich auch eine Thorheit begangen habe, dieſe Thorheit aus einem reinen Herzen hervorgegangen iſt. Nichts lag mir ferner, als Sie zu kränken. Vor allen Anderen aber ſind Sie mir als der Mann erſchienen, dem ich alles Höchſte, Beſte und Edelſte zutraute. Ihre Geſtalt, Ihre Stirne, Ihr Auge, Ihre Sprache und auch Ihr — Herz — Alles — Alles ſchien mir gemacht, um einen Staat zu leiten. — O Gott, verzeihen Sie mir! —

Hohenſtein (für ſich).

Welch ein ſeltſames Geſchöpf! — (Laut.) Gewiß — von Herzen!

Henni.

Jetzt ſind Sie wieder gut. Und ich will jetzt auch Alles thun, um meinen Fehler wieder gut zu machen. Ich will es in die Zeitung ſetzen, daß ich lauter dummes Zeug geſchwatzt habe.

Hohenſtein.

Behüte Gott, — das würde Sie und mich noch lächerlicher machen. Nur keine weiteren Verkehrtheiten! Aber wir müſſen jetzt fort. Leben Sie wohl.

Henni (leidenſchaftlich).

So verſprechen Sie mir wenigſtens, daß Sie ſich nicht duelliren. O Himmel, wenn durch mich ein Menſchenleben verloren ginge! Herr von Hohenſtein, ich beſchwöre Sie! Wenn Sie Ihre Gegner tödteten, wenn Sie ſelbſt fielen! Ich bitte Sie auf den Knieen! (Sie kniet.)

Hohenſtein (hebt ſie auf).

Mein Fräulein, was machen Sie? Faſſung! Muth! Wer denkt auch gleich an das Schlimmſte? Wo das Recht iſt, da wird auch der Sieg ſein! (Er ſieht ſie mit einem langen bedeutenden Blick an. Dann winkt er Werther. Beide gehen durch die Mitte ab.)

Zehnter Auftritt.

Henni.

Wo das Recht iſt, da iſt auch der Sieg! Was heißt das? Nein, es iſt nicht wahr? Er hat mich nur mit ſeinen Augen bezaubert! Jetzt wird es mir erſt wieder klar in den

Gedanken. Wie oft triumphirt der Schuldige über den Unſchuldigen! O Himmel, was hab' ich gethan? Ich werde mich nie wieder um die Politik bekümmern. (Sie ſetzt ſich links in den Seſſel und weint, indem ſie ihr Tuch vor die Augen hält.)

Elfter Auftritt.

Henni. Zitzerwitz (von rechts).

Zitzerwitz (für ſich, ohne Henni zu ſehen).

Herr von Hoven iſt nicht zu Hauſe. Da werde ich hier warten. In Anbetracht des Korbes, den mir Fräulein Stephanie gegeben hat und in Anbetracht des ſehr ernſten Brieſes, den ich heute von meinem Rentmeiſter erhielt, welcher mir vorrechnet, daß er im vorigen Jahre wieder einmal mit einem Deficit von 6000 Thalern abgeſchloſſen hat, weshalb es mir noththut, meine Liebhabereien für Pferde und kleine Soupers mit Tänzerinnen einzuſchränken, wird es zweckmäßig ſein, mich weiter unter den Töchtern des Landes umzuſehen. Herr von Hoven iſt zwar nicht von altem Adel, aber er gehört zu den reichſten Leuten des Staates. Folglich iſt ſeine Tochter eine ſehr gute Partie. (Er ſieht Henni.) Ah, da iſt ſie! Was, in Thränen? Nun, ich werde dieſe Thränen der Unſchuld vom Lande trocknen. Wenn ich nur meine Erklärung von geſtern noch zuſammenkriege! (Er räuspert ſich.) Mein gnädiges Fräulein!

Henni (ſteht auf).

Ah, Herr von Zitzerwitz!

Zitzerwitz (verlegen).

Mein gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen ein Wort zu ſagen.

Henni.

Ich bitte.

Zitzerwitz (für ſich).

Ah, ſie bittet — Wie war es doch? Ja, ſo! (Stotternd.) Ihre Augen, — Amors Pfeile! Ihre Lippen, duftende Roſen — o wenn ich Sie brechen könnte!

Henni (für ſich).

Iſt der Menſch verrückt geworden? — (Laut.) Nehmen Sie ſich in Acht, die Roſen haben Dornen.

Zitzerwitz (immer verwirrter).

Sonne, Mond, Licht, Wärme! Geben Sie mir Ihre Hand! (Er kniet.)

Henni (für ſich).

Mir wird plötzlich ganz ängſtlich. (Laut.) Aber, Herr von Zitzerwitz, ich bitte, ſtehen Sie auf!

Zitzerwitz (ſpringt auf).

O ſüße Henni, Sie wollen mich erhören. O dieſe Stunde! (Er will ſie umarmen.)

Henni (ausweichend).

Ja, ſie iſt ſehr ernſt. Eben ſtand hier ein Gott —

Zitzerwitz.

Stand? Er ſteht noch —

Henni.

Nein, hier ſteht jetzt ein Narr! (Raſch ab nach links.)

Zwölfter Auftritt.

Zitzerwitz. Nürnberger.

Zitzerwitz.

Wieder ein Korb! Da ſoll ja ein Donnerwetter — (Er ſtürzt nach der Mitte und ſtößt auf Nürnberger).

Nürnberger.

Wiſſen Sie ſchon? Auf der Börſe ſind alle Actien um fünf Procent in die Höhe gegangen.

Zitzerwitz.

Was geht das mich an? Meine Actien ſtehen ſchlecht.

Nürnberger.

Nun, ſo können wir vielleicht ein Geſchäft machen — Ich ſpeculire für Sie, wenn Sie mir ſagen, ob es wahr iſt, daß der neue Miniſterpräſident aus der Mittelpartei gewählt iſt.

Zitzerwitz.

Hol' Sie der Teufel mit Ihrem neuen Miniſter! Ich muß an die Luft. (Ab. Nürnberger ſieht ihm erſtaunt nach.)

Dreizehnter Auftritt.

Nürnberger. Weiler (von rechts).

Weiler (ohne Nürnberger zu ſehen).

Wo iſt er denn? Wo iſt der neue Miniſter?

Nürnberger (zuſammenfahrend).

Was hör' ich? Der neue Miniſter?

Weiler (Nürnberger erblickend).

Ah, Sie ſind es.

Nürnberger (für ſich).

Wie? Ich? Wie mir das Herz klopft! (Laut.) Sie ſprechen vom neuen Premier?

Weiler (hält den Finger an den Mund).

Still — Geheimniß —

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Gräfin Limberg, Marquiſe d'Eſtrées und Baronin von Blumenfeld.

Gräfin Limberg.

Ah, Herr Geheimrath, endlich erwiſchen wir Sie.

Baronin Blumenfeld.

Wir haben ein Wort mit Ihnen.

Marquiſe d'Eſtrées.

Une affaire, très importante.

Weiler.

Meine Damen, Sie werden verzeihen. Ich habe wichtige Staatsgeſchäfte.

Gräfin Limberg.

Unſere Angelegenheiten gehen über die Grenzen des Staates hinaus —

Baronin Blumenfeld.

Sie betreffen das Seelenheil der ganzen Welt —

Marquiſe d'Eſtrées.

Vraiment — die ganze nackende Menſchenheit —

Weiler.

So bitte ich Sie, in zwei Stunden wiederzukommen.

Gräfin Limberg.

Dann muß ich zum holländiſchen Geſandten.

Baronin Blumenfeld.

Und ich habe um dieſe Zeit ein Conferenz über innere Miſſion und geiſtliche Buße.

Marquiſe d'Eſtrées.

Impossible de retourner. Meine Sneiderin kommt tout de suite, mir zu probir eine neue Robe, und das dauert toujours einige Stund.

Weiler (ungeduldig).

Meine Damen, ich muß zum König.

Gräfin Limberg.

Unſer Anliegen iſt gerade für Sr. Majeſtät.

Marquiſe d'Eſtrées.

Oui, justement.

Baronin Blumenfeld.

Da tragen Sie ihm gleich Alles vor.

Weiler.

Auf die Gefahr hin, unhöflich zu erſcheinen — ich muß. (Er entſchlüpft nach rechts.)

Marquiſe d'Eſtrées.

Le petit homme! O meine peuple nu!

Baronin Blumenfeld.

Der Atheiſt. Was wird nun aus meinem Bisthum Jeruſalem?

Gräfin Limberg.

Der Parvenü! Und meine Hottentotten! (Alle drei durch die Mitte ab.)

Nürnberger.

Die verfluchten Scharteken ſind mir recht in die Quere gekommen. Aber ſoviel iſt gewiß, ich werde Miniſter, ich — aus meinem Haus und Stamm die erſte Excellenz! — (Er geht ſtolz ab.)

Fünſter Aufzug.

Salon im Europäiſchen Hof. Mittelthüre; links Thür, rechts Fenſter.
Lichterbeleuchtung.

Erſter Auftritt.

Werther.

Es hat eben 8 Uhr geſchlagen. Das iſt die Stunde des Rendezvous. Ich bin neugierig, wie die Sache ſich entwickeln wird. (Es klopft.) Herein!

Zweiter Auftritt.

Werther. Pfeffer.

Pfeffer.

Herr Profeſſor, Sie haben mir geſchrieben, und mich um eine Zuſammenkunft in Betreff einer Ehrenſache gebeten. Ich muß Ihnen von vorn herein ſagen, daß meine Grundſätze dem Duell widerſtreiten und daß ich Ihnen bei einem ſolchen Handel, ſo hoch ich auch Ihr Vertrauen aufnehme, nicht beiſtehen kann.

Werther.

Davon iſt gar nicht die Rede. Wenn ich einen Secundanten ſuche, ſo ſtehen mir andere Leute zu Gebote, wie Sie. Sie ſollen mir für einen Freund Rede ſtehen, den Sie in der tödtlichſten Weiſe beleidigt haben.

Pfeffer (erſchreckt).

Ich? — Aber, ich bin ja ein ganz friedfertiger Menſch. Ich erinnere mich nicht, daß ich Jemand ein hartes Wort geſagt habe.

Werther.

Deſto härtere Worte haben Sie geſchrieben. Oder ſind Sie nicht der Redacteur des „Fortſchritt"? (Er zieht ein Blatt hervor.) Und wenn Sie es ſind, ſo tragen Sie auch die Verantwortung für dieſen Artikel gegen Hohenſtein. (Er zeigt ihm eine Zeitung.)

Pfeffer.

Aber Herr Profeſſor, wir haben Preßfreiheit.

Werther.

Die Sie als Preßfrechheit in Anſpruch nehmen.

Pfeffer.

Ich werde doch meine Principien vertheidigen dürfen!

Werther.

Daran hindert Sie kein Menſch. Wenn Sie aber mit Perſönlichkeiten kommen und in die ganze Welt poſaunen, daß ein ehrenhafter Mann unſaubere Nebenabſichten habe, wenn Sie ihn der Stellenjägerei, der Habſucht, ja des Luges und Truges beſchuldigen, ſo verdient das eine derbe Züchtigung, die Ihnen nicht erſpart werden ſoll.

Pfeffer (kleinlaut).

Man iſt heutigen Tages genöthigt, mit ſchneidigen Waffen zu kämpfen, wenn man wirken will. Das thun alle Zeitungen. Wer in die Politik eingreift, muß ſich ſchon etwas gefallen laſſen.

Werther.

Aber keine Gemeinheiten. Doch genug des Hin- und Herredens! Ich ſtelle Ihnen in dieſer Angelegenheit folgende Alternative. Entweder Sie bringen mir in einer Stunde den Widerruf Ihres Artikels, damit Hohenſtein ihn genehmige und nach ſeinem Ermeſſen emendire, und damit er dann Morgen früh in Ihrem Blatte erſcheint, oder — Sie ſchießen ſich mit ihm!

Pfeffer.

Mein Gott, Herr Profeſſor, Sie ſetzen mich in die größte Verlegenheit. Läßt ſich denn die Sache nicht auf eine minder auffallende Art ausgleichen?

Werther.

Entweder, oder — ein drittes giebt es nicht.

Pfeffer.

Die Entſcheidung durch die Waffen iſt ein für allemal gegen meine moraliſchen Grundſätze.

Werther.

So bleibt Ihnen nichts übrig, als den andern Weg zu wählen, den Sie ſehr wohl vermeiden konnten, wenn Sie die einzig richtige Moral zu Rathe gezogen hätten, bevor Sie Ihre tückiſche Feder in Ihre vergiftete Tinte tauchten.

Pfeffer.

In einer Stunde werde ich Ihnen meinen Beſcheid ſagen. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Werther. Zitzerwitz.

Zitzerwitz.

Mein lieber Werther, Du ſchreibſt mir von einer Ehrenſache. Was hat das zu bedeuten?

Werther.

Herr Baron von Zitzerwitz, vor allen Dingen muß ich Ihnen ſagen, daß wir nicht mehr auf dem Duzfuße ſtehen.

Zitzerwitz.

Aber lieber Junge, wir haben ja zuſammen auf der Schulbank geſeſſen.

Werther.

Das heißt, ich ſaß auf der erſten und Sie ſaßen auf der letzten Bank. Auch befanden wir uns nur ein Jahr zuſammen, ich glaube, es war in der Sexta, denn Sie pflegten ſich das Vergnügen zu machen, immer einige Jahre in derſelben Claſſe zu verweilen. Wenn wir uns damals nach Knabenart „Du“ genannt haben, ſo kam doch die Zeit, wo Sie zuerſt anfingen, auf der Straße an mir vorüber zu gehen, ohne mich zu grüßen, und wenn wir uns dann ſpäter einmal in der Geſellſchaft nothwendiger Weiſe nicht überſehen konnten, ſo geſchah es ſtets in einer Weiſe, als hätten wir uns früher nie gekannt.

Zitzerwitz.

Aber, Herr Profeſſor, Sie ſtellen ſich mir mit einmal ganz feindlich gegenüber.

Werther.

Von mir iſt hier vorläufig gar nicht die Rede. Ich habe im Namen meines Freundes Hohenſtein mit Ihnen zu ſprechen.

Zitzerwitz.

Hohenſtein? Wir ſind ja die beſten Kameraden.

Werther.

Was Sie aber nicht gehindert hat, einen gegen ihn gerichteten Artikel, der von Schmähungen ſtrotzt, in eigner Perſon auf die Redaction der „Sternzeitung“ zu bringen und dort zu vertreten, denn das Schriftſtück wurde mir vorgezeigt.

Zitzerwitz.

Das kann ich allerdings nicht leugnen. Ich bin aber nicht der Verfaſſer, es wurde mir dictirt. Sie werden ſelbſt die Correcturen gemerkt haben.

Werther.

Allerdings fehlte es nicht an Verbeſſerungen zahlreicher orthographiſcher Fehler. Als wir noch in die Schule gingen, da glaubten Sie, ſolche Schnitzer ſäßen im Tintenfaß. Vielleicht bedienen Sie ſich noch deſſelben Gefäßes. Uebrigens hilft Ihnen dieſe Ausflucht nichts. Wollen Sie die Verantwortlichkeit von ſich ablehnen, ſo müſſen Sie wenigſtens den wirklichen Autor nennen.

Zitzerwitz.

Das kann ich nicht. Der Artikel iſt von der conſervativen Partei ausgegangen.

Werther.

Und Sie werden ihn auch nicht widerrufen?

Zitzerwitz.

Unter keinen Umſtänden.

Werther.

Nun wohl, ſo bitte ich Sie, mir Ihren Secundanten zu ſchicken. (Er verbeugt ſich.)

Zitzerwitz (für ſich im Abgehen).

Eine dumme Geſchichte. Das verdanke ich den ariſtokratiſchen Flauſen. Der alte Humperdink wird mich nicht mehr kriegen. Er ſoll mir wenigſtens mit vor die Klinge. (Ab.)

Werther.

So iſt denn dieſes auch abgemacht. Ich habe leider darüber unſere Parteiverſammlung verſäumen müſſen. Was nur wieder im Spiel ſein mag?

Vierter Auftritt.

Werther. Hoven. Henkel und andere Herren.

Werther.

Ah, Herr von Hoven, da ſind Sie. (Leiſe.) Und Henkel iſt bei Ihnen?

Hoven.

Freilich. Ich präſentire Ihnen hier unſern neuen Parteigenoſſen.

Werther.

Wirklich!

Henkel.

Ja, ſo iſt es.

Hoven.

Unſere Sachen ſtehen brillant. Und das verdanken wir vorzugsweiſe dem trefflichen Henkel. Er hat einen hinreißenden Artikel „Ueber den Parteien“ in die Nationalzeitung geſchrieben. Derſelbe enthält eine tiefſinnige Begründung der Worte, welche Hohenſtein geſtern geſprochen hat. Das Blatt geht von Hand zu Hand und ruft eine wahre Begeiſterung für die nationale Sache hervor. Die

Fortſchrittspartei iſt in vollſtändige Auflöſung gerathen. Alle beſſeren Elemente haben ſich auf unſere Seite geſchlagen. Die Hauptführer der Partei waren eben zuſammen. Wir haben ein Programm feſtgeſtellt, nach dem wir in Zukunft vorgehen werden. Die Majorität iſt jetzt unſer.

Werther.

Welche glücklichen Nachrichten! Wie wird Hohenſtein ſich freuen! Weiß er ſchon davon?

Henkel.

Nein, wir haben ihn nicht eingeladen, weil wir ihm eine Ueberraſchung bereiten wollen. Er iſt für den Präſidentenſtuhl des Reichstags beſtimmt. So vernichten wir alle Verleumdungen mit einem Male in Grund und Boden!

Werther.

Bravo, bravo!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Henni.

Henni.

Vater, die Gäſte fahren eben vor.

Hoven.

Schön, ſo wollen wir ſie empfangen. Meine Herren, Sie bleiben Alle bei mir zum Souper. Sie erlauben mir aber wohl, die Eingeladenen hier im Vorzimmer neben dem Saale eintreten zu laſſen, weil alle anderen Räume beſetzt ſind.

Sechſter Auftritt.

Vorige. Nürnberger. Frau von Nürnberger. Ida. Später Humperdink, Generalin, Stephanie und andere Gäſte mit Zitzerwitz. Sie werden an der Thür von Hoven und Henni bewillkommt.

Nürnberger.

Guten Abend, guten Abend, Herr von Hoven. Was für ein coulanter Mann! Wie raſch' Sie ſich revanchiren!

Frau von Nürnberger.

Solche Eile war ja gar nicht nöthig.

Hoven.

Warum ſoll man ſich nicht ſo oft wie möglich mit ſeinen Bekannten ſehen? Uebrigens bitte ich Sie, nicht den Maßſtab Ihrer Feſtlichkeiten anzulegen.

(Henni und Ida drücken ſich die Hände.)

Dann erſcheinen Humperdink, Generalin, Stephanie in der Thür und werden begrüßt.

Nürnberger (tritt mit ſeiner Frau und Ida vor).

Gott, wie gewöhnlich! Dieſe ordinairen Einrichtungen. Wie kann man anſtändige Leute in ein Wirthshaus einladen?

Frau von Nürnberger.

Aber, warum biſt Du denn gegangen? Marcus, Du ſprichſt lauter dummes Zeug.

Nürnberger.

Du weißt doch, daß ich hierhergekommen bin, um als Excellenz fortzugehen.

Frau von Nürnberger.

Wenn wir Excellenz geworden ſind, wirſt Du mir aber den Perlenſchmuck kaufen. Ida, halt' Dich grade und immer lächeln.

Ida.

Ich amuſire mich ausgezeichnet. (Sie geht mit ihren Eltern nach links.)

Humperdink, Generalin, Stephanie (treten vor).

Generalin.

Wieder lauter Leute ohne alle Diſtinction.

Humperdink.

Ja, die gemiſchten Geſellſchaften nehmen mehr und mehr überhand.

Generalin.

Da iſt auch der fatale Profeſſor. Stephanie, daß Du mir kein Wort mit ihm wechſelſt.

Stephanie (für ſich).

O Gott!

Humperdink (zu einigen Herren).

Wie ich höre, hat Herr von Hohenſtein ſeinen Poſten verloren.

Generalin.

Das geſchieht ihm recht. Warum hält er auch nicht an den Traditionen einer wahrhaft adelichen Familie feſt? Und warum bringt er ſeine Weisheit ſogar in einem gemiſchten Kreiſe zu Markt? Man muß immer wiſſen, wo man ſich befindet.

Nürnberger.

Gott, da kommen wir am Ende in einen übeln Geruch. Und ich bin ſo loyal.

Frau von Nürnberger.

Sehr unangenehm. Wir wollen lieber kein öffentliches Haus mehr halten.

Alle durcheinander.

Sehr fatal, ſehr mal placé, ſehr übertrieben.

Henni (tritt bei Seite).

Barmherziger Himmel! Und ich bin an all' dieſem Unglück ſchuld! Was ſoll ich thun? Wenn ich nur den rechten Muth hätte! Mein Herz klopft mir zum Zerſpringen. Die Zunge haftet mir am Gaumen. Aber es muß ſein. Ich will mein Unrecht offen eingeſtehen. Ich will — — —

Siebenter Auftritt.

Vorige. Weiler.

Weiler.

Nun, meine Herrſchaften, der neue Premier iſt fertig.

Alle.

Ah, oh — Wer iſt es? — Wer?

Weiler.

Nur noch eine kleine Weile Geduld! Seine Excellenz laſſen die Herren Werther, von Hoven, Henkel und Graf Humperdink bitten. (Er geht mit den genannten Herren hinaus.)

Achter Auftritt.

Vorige ohne Werther, Hoven, Henkel, Humperdink, Weiler.

Frau von Nürnberger (leiſe).

Aber Marcus, jetzt biſt Du ja doch nicht Premier?

Nürnberger.

Bin ich nicht Premier, ſo kriege ich doch die Finanzen. Und die Finanzen ſind immer die Hauptſache. (Sie treten bei Seite.)

Zitzerwitz (tritt vor).

Die kleine Orientalin iſt gar nicht ſo übel. Und Reichthümer hat der Alte wie ein Kröſus. Vielleicht, daß ich ankomme. (Er nähert ſich Ida.) Mein gnädiges Fräulein, wenn Sie erlauben. Ich habe ein Wort mit Ihnen —

Ida (tritt mit ihm in die Mitte).

Herr von Zitzerwitz, ich bin ganz Ohr.

Zitzerwitz (für ſich).

Ich will meine Rede jetzt zum dritten Mal halten und muß mich ſchon wieder beſinnen. Dieſes fatale Gedächtniß! Aber es muß heraus. (Laut.) Amor's Pfeile — Ihre Augen — Ihre Roſenwangen — o wenn ich ſie brechen dürfte — Sonne, Wärme, Licht! Mein gnädiges Fräulein, ich liebe Sie. Geben Sie mir Ihre Hand!

Ida.

Aber, Herr Baron, hier in dieſer großen Geſellſchaft. Bitte, ſprechen Sie mit meiner Mutter.

Zitzerwitz.

Leider verhindern mich die Leute, vor Ihnen auf die Knie zu ſinken. Himmliſche Ida, Sie ſagen alſo nicht nein?

Ida.

Mutter, Mutter!

Frau von Nürnberger (tritt hinzu).

Was haſt Du, mein Kind?

Ida.

Herr von Zitzerwitz hat mir einen Heirathsantrag gemacht, gerade wie im Paul de Kock.

Frau von Nürnberger.

Einen Heirathsantrag? O Gott, ich falle in Ohnmacht. Da mußt Du den Vater fragen. Marcus, Marcus! Ich falle in Ohnmacht.

Nürnberger (tritt hinzu).

Aber, Judith, mach' doch keine Sachen.

Frau von Nürnberger.

Herr von Zitzerwitz will unſere Ida zur Frau.

Nürnberger.

Als ich Dich fragte, da biſt Du doch auch nicht in Ohnmacht gefallen — Ida und Zitzerwitz? Aber das geht doch nicht ſo ſchnell. Da muß man Bedenkzeit haben. Da muß man Erkundigungen einziehen.

Zitzerwitz.

Herr von Nürnberger, ich bin von altem Adel, meine Ahnen zogen ſchon mit Friedrich Barbaroſſa in's gelobte Land. Ich habe ein Rittergut und Anſpruch auf Civilverſorgung — —

Nürnberger.

Aber die Hypotheken, die Schulden. Na, das kennt man ſchon. Still, da kommen ſie. Erſt muß ich die Finanzen haben.

Neunter Auftritt.

Vorige. **Weiler, Hohenſtein, Werther, Henkel, Hoven, Humperdink** kommen zurück.

Weiler (Hohenſtein vorführend).

Meine Herrſchaften, der neue Premier!

Alle (höchſt erſtaunt).

Wie, Hohenſtein? — Merkwürdig! Wir gratuliren.

Hohenſtein.

So iſt es! Nehmen Sie meinen Dank! Ich freue mich, Ihnen die Mittheilung machen zu können, daß Se. Majeſtät beſchloſſen haben, ſich mit ſeinem Volke zu verſöhnen und den langjährigen Conflict, der zwiſchen dem Reichstage wegen der Forterhebung der Steuern herrſchte, zu löſen. Er will ein Miniſterium, das Indemnität bei der Volksvertretung fordert. Ich bin der Meinung, daß dieſe Abſicht des Königs mit der Verfaſſung übereinſtimmt, und habe deshalb das ehrenvolle Amt übernommen. Es handelte ſich mir ferner darum, Collegen zu ſuchen, welche dieſe Anſicht theilen. Ich war ſo glücklich, ſie ſofort zu finden. Und ſo ſtelle ich Ihnen hier die neuen Miniſter vor. Profeſſor Werther übernimmt den Cultus, Rechtsanwalt Henkel die Juſtiz, Herr von Hoven Handel und Finanzen, Graf Humperdink die Landescultur und ich außer dem Präſidium interimiſtiſch das Auswärtige und das Innere. Sie ſehen, ich habe nur die Tüchtigkeit im Auge gehabt, ohne auf Rang und Stand zu achten. Unſer höchſtes Ziel ſoll das Wohl des großen und ganzen Vaterlandes ſein. Unſere Parole iſt: „Ueber den Parteien.“

(Allgemeine Gratulation.)

Frau von Nürnberger (leiſe).

Aber, Marcus, Du ſagteſt ja immer, Du würdeſt Miniſter und jetzt biſt Du nichts. Warum denn?

Nürnberger (leiſe).

Ich weiß es nicht. Vielleicht weil der Premier mein Schwiegerſohn werden will.

Zitzerwitz (leiſe zu Humperdink).

Jetzt ſag' ich ihm Alles.

Humperdink (leiſe).

Unglücklicher, Sie werden mich doch nicht compromittiren.

Zitzerwitz (leiſe).

Ich will nicht allein der Compromittirte ſein! (Er geht zu Hohenſtein.) Hohenſtein, ich bitte um Indemnität.

Hohenſtein.

Wie ſo?

Zitzerwitz.

Humperdink hat mir den Artikel dictirt, ich habe ihn nur in die Redaction gebracht. Nicht wahr, Du machſt mich auch zum Miniſter? Ich will doch ganz gern den Krieg übernehmen.

Hohenſtein.

Es iſt beſſer, Du bleibſt im Frieden. (Zu Humperdink.) Herr Graf, iſt das wirklich ſo?

Humperdink (leiſe).

Ich bitte auch um Indemnität. Sie nehmen Stephanie zur Frau, da iſt Alles ausgeglichen.

Hohenſtein (leiſe).

Das iſt leider nicht möglich. Ihre Nichte hat ſchon über ihr Herz verfügt. Sie liebt meinen Freund Werther.

Humperdink.

Einen Bürgerlichen? (Laut und heftig.) Thorheit! Daraus kann nichts werden.

Nürnberger (eilt hinzu).

Wie, aus der Landescultur? So will ich das Miniſterium übernehmen.

Hohenſtein.

Es iſt ja ſchon beſetzt. Ich bitte, uns einen Augenblick allein zu laſſen.

Frau von Nürnberger.

Abgeblitzt.

Hohenſtein.

Aber, Herr Graf, Sie ſind auf dem Gebiete der Landescultur der vorurtheilsfreieſte Mann. Alle Welt weiß, daß Sie ſtets bereit ſind, vernünftige Neuerungen einzuführen.

So zeigen Sie doch dieſelben Grundſätze in Betreff des Culturſtaates. Die Unterſchiede der Stände müſſen fallen. Die Zukunft kennt nur den Adel des Geiſtes. — Und hat das Herz denn nicht auch ſeine Rechte? Ich bitte, ich beſchwöre Sie, machen Sie meinen beſten Freund, machen Sie Ihre Nichte glücklich!

Humperdink (nach einigem Beſinnen).

Nun wohl, ich bin einverſtanden. Ihre Gründe ſiegen überall. — Amalie, Stephanie!

Generalin (kommt mit Stephanie).

Markwart.

Humperdink.

Es geht nicht anders, Schweſter. (Er führt Stephanie zu Werther.) Herr College, da haben Sie Ihre Braut!

Werther.

Welche ſchöne Stunde! Tauſend Dank!

Stephanie.

Welch' unverhofftes Glück! Mutter, Onkel, wie lieb ihr ſeid!

Humperdink.

Das verdankt ihr Hohenſtein.

Hohenſtein (ſchüttelt Werther und Stephanie die Hand).

Nur keinen Dank! Ich bin hocherfreut, zwei ſo warme Herzen zuſammenzubringen. — Aber ich habe jetzt auch um Indemnität nachzuſuchen. (Er geht auf Henni zu.)

Henni (für ſich).

O Gott.

Hohenſtein (führt Henni in die Mitte).

Ja, meine Freunde, ich will es offen bekennen, daß ich meinen Poſten Niemand anders verdanke, als einer jungen

Dame, die, als ich noch zu der großen Maſſe gehörte, ihre Blicke auf mich wandte und meinem Charakter eine ehrenvolle Beachtung ſchenkte.

Henni.

O, nein, Sie verdanken alles ſich ſelbſt.

Hohenſtein.

Allerdings ſchreibt ſie mir zugleich Talente zu, die ich wohl kaum bewähren kann. So proclamirte ſie mich nach dem Abgang des vorigen Miniſteriums aus eigner Intuition zum Präſidenten der neuen Verwaltung. Ja, ſie machte Se. Majeſtät auf mich aufmerkſam. Ich aber habe es ihr ſchlecht vergolten, denn ich habe mit ihr gegrollt und gezürnt, weil ſie mehr Vertrauen in mich ſetzte, als ich ſelbſt. Und ſo bitte ich Sie, Fräulein von Hoven, um Indemnität!

Henni.

Die Ihnen von Herzen gewährt iſt, denn ich bin ſicher, daß Sie die kühnſten Erwartungen übertreffen werden.

Hohenſtein.

Gott geb' es. In dieſem Augenblicke aber hege ich den Wunſch, daß Sie mir meine allerkühnſte Erwartung erfüllen.

Henni (ſchüchtern).

Und die iſt?

Hohenſtein.

Fräulein Henni, von dem erſten Augenblicke an, wo ich Sie kennen lernte, haben Sie eine ſolche Fülle von Lebensluſt, Munterkeit, Schalkheit und Witz an den Tag gelegt, daß ich Sie bewunderte. Dieſen Morgen aber iſt mir auch Ihr fühlendes zartes weiches Gemüth entgegengetreten.

Henni.

Ich bitte, ſchweigen Sie!

Hohenſtein.

Nein, ich will und muß reden. Henni, machen Sie mich zum glücklichſten Menſchen! Werden Sie mein Weib!

Henni.

O Himmel!

Hohenſtein.

Herr von Hoven, Herr von Weiler, ich bitte um Ihr „Ja“!

Hoven.

Von Herzen!

Weiler.

Gott ſegne Sie!

Hohenſtein (breitet die Arme aus).

Henni!

Henni (ſtürzt ihm an die Bruſt).

Geliebter!

Nürnberger (leiſe zu ſeiner Frau und Ida).

O weh, Judith, o weh, Ida! Ich ſelbſt kein Miniſter und kein Miniſter mein Schwiegerſohn. Aber ein letzter Verſuch! (Zupft Hohenſtein am Aermel.) Excellenz, Sie haben das Kriegsminiſterium vergeſſen. Ich bin ein Nachkomme von Judas Maccabäus.

Hohenſtein.

Ei, ſo werden Sie doch Kriegsminiſter im gelobten Lande.

Frau von Nürnberger.

Wieder abgeblitzt! Mit dem Triumph, mit dem Schwiegerſohn, mit dem Miniſterium iſt es Alles nichts. Wie iſt es denn mit der Perlenſchnur?

Nürnberger.

Ich wünſchte, Du lägeſt, wo man die Perlen holt. (Zu Zitzerwitz.) Herr von Zitzerwitz, ſind Ihre Ahnen wirklich im gelobten Lande geweſen?

Zitzerwitz.

Freilich.

Nürnberger.

So nehmen Sie meine Ida. Ich bezahle die Schulden und löſche die Hypotheken. (Ida und Zitzerwitz umarmen ſich.) Meine Herrſchaften, noch ein Brautpaar!

Zitzerwitz.

Hohenſtein, jetzt machſt Du mich doch zum Intendanten der Oper und des Schauſpiels?

Hohenſtein.

Dafür biſt Du zu reich. Eine ſolche Stelle paßt für einen Dichter.

(In der Ferne erklingt ein Marſch, der aber wieder verſtummt.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Gräfin Limberg, Baronin Blumenfeld, Marquiſe d'Eſtrées treten ein. **Pfeffer** folgt ihnen langſam.

Gräfin Limburg.

Excellenz, wir haben gehört, wir gratuliren.

Baronin Blumenfeld.

Unſere herzlichſten Glückwünſche!

Marquiſe d'Eſtrées.

Mille bonnes choses! Admirable!

Gräfin Limberg.

Da wir das Glück haben, einen Premier aus der hohen Ariſtokratie zu beſitzen, ſo laſſe ich die Hottentotten im Stiche.

Baronin Blumenfeld.

Und ich das Bisthum in Jeruſalem.

Marquiſe d'Eſtrées.

Va vour die ganze nackende Menſchheit in Auſtralien! Die ganze — comment dit-on? — Die Gänſe-Frauenverein iſt für die Armen im Lande.

Hohenſtein.

Meine Damen, ich danke Ihnen im Namen des Vaterlandes.

Pfeffer (tritt vor und giebt Hohenſtein ein Blatt).

Excellenz, Indemnität! Hier iſt mein Widerruf. Prüfen Sie.

Hohenſtein (nimmt das Blatt und zerreißt es).

Indemnität für Alle! Ich halte meinen Standpunkt feſt: Ueber den Parteien!

(Während der letzten Worte fällt Fackelglanz in das Zimmer. Draußen erklingt der Ruf: Hohenſtein hoch! Dann rauſchende Muſik. Hohenſtein geht an's Fenſter und winkt hinaus.)

Ende

Leipzig. Druck von Alexander Edelmann.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Dramatiſche Werke

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Fünfter Band.

Incognito.
Amor und Pſyche.

Berlin.
Franz Lipperheide.
1872.

Incognito.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Zuerſt aufgeführt am 20. April 1870 zu Prag.

Perſonen:

Joſeph, Graf von Falkenſtein.
Graf von Lasey, General.
Hein, Kammerdiener.
Frau Merkel, Wirthin zur Krone.
Lori, } ihre Töchter.
Flori, }
Preſtel, Lieutenant.
Friedrich Binder, Gelehrter.
Förſter.
Seppi, Kellner in der Krone.

Schauplatz: Wiener-Neuſtadt. Jahr 1757.

Erſter Aufzug.

Gaſtzimmer in der Krone mit kleinen gedeckten Tiſchen rechts und links. Mittelthüre. Rechts und links Thüren. Fenſter von links.

Erſter Auftritt.

Frau Merkel, Lori und Flori ſitzen mit Binder (rechts am Tiſche beim Kaffee).

Frau Merkel.

Allen Reſpect! Nach Ihren Erzählungen muß es am Rheine wunderſchön ſein.

Lori.

Ja, ich möchte Ihnen immer zuhören.

Flori.

Und ich begreife gar nicht, daß Sie nach Oeſterreich gekommen ſind.

Binder.

So betrachten Sie ſich nur einmal im Spiegel. Wenn ich gewußt hätte, daß es hier ſo hübſche Märchen giebt, dann würde ich mich ſchon früher eingeſtellt haben.

Flori (vor ſich ſehend).

Aber, Herr Binder —

Binder.

Und dann iſt ja auch das Land ſo ſchön. Wie habe ich die Augen aufgethan, als ich von Paſſau die Donau hinabfuhr und der Strom immer breiter und die Berge immer höher wurden, und mich auf jedem Gipfel ein Schloß oder eine Kirche begrüßte! In der Ferne aber ſtanden die prächtigen Alpen mit den ſchneebedeckten Häuptern. Und die Ebenen voller Städte, Dörfer, Frucht und Wein! Dabei welch' ein herrliches, fröhliches Volk. Ja, das Herz iſt mir aufgegangen.

Frau Merkel.

Allen Reſpect! Das Land und die Menſchen ſind gut.

Lori.

Das will ich meinen.

Flori (mit einem Blick auf Binder).

Ich denke, am Rhein ſind ſie auch nicht übel.

Binder.

Ich danke Ihnen. Was mich aber am meiſten angezogen hat, das iſt das mächtige Reich unter der Herrſchaft der großen Kaiſerin Maria Thereſia. Bei uns giebt es hundert kleine, kleinere und allerkleinſte Herren. Die Einen ſind weltlich, die Anderen geiſtlich. Wenn man bei Regenwetter über Land geht, ſo ſteht man immer in Gefahr, daß man ein kleines Fürſten- oder Bisthum oder eine Grafſchaft an den Sohlen annectirt. Und was kann der ſchlichte Bürger dort werden, wenn er wie ich ſtudirt hat? Schreiber, Schulmeiſter oder Pfarrer. In Oeſterreich aber darf ein tüchtiger Mann mit ſtrebſamem Geiſte auf die höchſten Aemter hoffen.

Frau Merkel.

Was wollen Sie denn werden?

Binder.

Nun, ich denke zum mindeſten Hofrath in irgend einem Miniſterium.

Lori.

Sie wollen ja hoch hinaus.

Flori.

Warum ſoll er nicht Hofrath werden?

Frau Merkel.

Da müſſen Sie gute Freunde haben.

Binder.

Ich werde ſie mir ſuchen. Leider bin ich in einer großen Hoffnung betrogen worden. Ich dachte nämlich einen Vetter meiner Mutter in Wien zu finden, der ein Amt in der Kriegskanzlei bekleidete. Als ich aber anlangte und mich vorſtellen wollte, da hatte er nicht auf mich gewartet.

Frau Merkel.

Wie ſo?

Binder.

Er war inzwiſchen geſtorben. Ich that nun allerlei Schritte, um irgend eine Anſtellung zu erhalten. Alles vergebens. Da hörte ich, daß hier in Neuſtadt an der Militairakademie ein Lehrer für die Literatur und Geſchichte geſucht werde. Ich machte mich ſofort auf den Weg, um als Bewerber aufzutreten. Es iſt nämlich die höchſte Zeit, daß ich ein Unterkommen finde, denn ich habe nur noch zwanzig Gulden in der Taſche.

Frau Merkel.

Das iſt aber ſehr wenig.

Binder (zieht ſeine Börſe heraus).

Hier ſind ſie. Nehmen Sie das Geld in Gewahrſam. Wenn ich alles verzehrt habe, ſo dürfen Sie mir die Thür weiſen. (Er reicht ihr die Börſe.)

Frau Merkel.

So habe ich's nicht gemeint.

Binder.

Ich aber mein' es ſo. Bitte, nehmen Sie.

Frau Merkel.

Allen Reſpect! Nein, ich gebe Ihnen Credit. Was wollen Sie indeß anfangen, wenn Ihr Vorhaben mißlingt?

Binder.

Dann vermiethe ich mich als Schreiber, Hausknecht oder Holzhacker, bis beſſere Zeiten kommen. Wer ſich ſelbſt verläßt, der iſt verlaſſen. Dem Muthigen hilft das Glück. Es iſt immer beſſer, als daheim eine verhaßte Laufbahn ergreifen, wozu mich mein Vater zwingen wollte.

Frau Merkel.

Was ſollten Sie denn werden?

Binder.

Schwarzrock.

Frau Merkel.

Reſpect! Ein ſehr ſchönes Amt.

Binder.

Aber nicht für ein Weltkind.

Lori.

Ich möchte Sie ſchon predigen hören. Sie haben ein gutes Mundwerk.

Binder.

Aber kein Herz für Redensarten.

Flori.

Ich könnte nicht bei Ihnen beichten, für Alles in der Welt.

Lori (droht ihr mit dem Finger).

Flori!

Flori.

Lori, das verbitte ich mir.

Frau Merkel.

Was iſt denn Ihr Vater?

Binder.

Paſtor.

Lori (ſehr erſtaunt).

Paſtor?

Flori.

Wie, Paſtor?

Frau Merkel.

Aber Paſtöre haben doch keine Kinder!

Binder.

Hier in Oeſterreich, bei uns iſt das anders. Mein Vater hat ihrer achtzehn.

Lori.

Unerhört!

Flori.

Unglaublich!

Frau Merkel (für ſich).

Allen Reſpect, aber das finde ich unmoraliſch.

Binder.

Nun, er iſt proteſtantiſcher Geiſtlicher.

(Frau Merkel und ihre Töchter ſpringen entſetzt auf.)

Frau Merkel.

Aber dann ſind Sie ja ein Ketzer!

Lori.

Pfui, ein Ungläubiger!

Flori.

O, Himmel! (Für ſich.) Und er hat mir ſo gut gefallen.

Alle drei.

Ein Ketzer!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Preſtel (durch die Mitte).

Preſtel.

Was giebt es denn hier?

Binder.

Die Damen haben entdeckt, daß ich ein Ketzer bin, und ſind in einen fürchterlichen Schrecken gerathen.

Frau Merkel.

Allen Reſpect, aber der Herr Pfarrer ſagte jüngſt in der Predigt — —

Lori.

Ja, das ſagte auch der Herr Canonicus, der neulich hier logirte — —

Flori.

Und der Herr Abt gleichfalls —

Preſtel.

Nun, was ſagten ſie?

Binder.

Wahrſcheinlich, daß ein Proteſtant ein Ungethüm, ein brüllender Löwe, eine ſchleichende Schlange, ja eine Art Teufel ſei und für ewige Zeit in der Hölle braten müſſe.

Preſtel.

So etwas wird es geweſen ſein. Die Pfaffen ſetzen den Frauen allerlei Mücken in das Gehirn. Es handelt ſich aber nicht um ſolche Flauſen, ſondern darum, ob Einer das Herz auf der rechten Stelle hat. Wir Soldaten kümmern uns den Teufel um ſolche Albernheiten. Prinz Eugenius, der edle Ritter, hat ſich Zeit ſeines Lebens mit den Schwarzröcken in den Haaren gelegen. Der große Laudon war auch ein Reformirter. Und wir könnten uns Glück wünſchen, wenn Kerle wie die Oranier und der alte Fritz Oeſterreicher geweſen wären.

Frau Merkel.

Allen Reſpect, aber Herr Preſtel —

Preſtel.

Ach was! Glauben Sie mir nur, auch bei uns giebt es eine Menge von Leuten, die das ganze Pfaffenregiment in die Hölle wünſchen. Chriſt, Türke oder Heide, alles Einerlei, wenn Einer nur ein ordentlicher Kerl iſt. Aber genug davon. Es iſt heute wunderſchönes Wetter und ich habe keinen Dienſt. Da ſchlage ich vor, daß wir eine Partie auf das Forſthaus machen. Alle Welt wandelt ins Freie. Wir veranſtalten ein Pickenick. Der Herr Binder muß auch mit.

Binder.

Ich möchte die Damen doch nicht geniren.

Frau Merkel.

Es war aber ja nicht ſo ſchlimm gemeint. Allen Reſpect.

Leri.

Ja, wir ſind wieder einmal recht dumm geweſen.

Flori.

Ich glaube auch, daß ein Ketzer ein ganz guter Menſch ſein kann. (Sie giebt Binder die Hand.)

Preſtel.

Alſo abgemacht! Wir gehen. Aber wir müſſen unſeren Proviant mitnehmen, denn der Förſter hat keine Wirthſchaft. Jeder wählt ſich die Speiſen aus, ohne dem andern etwas zu ſagen. Das giebt eine hübſche Ueberraſchung. Für den Wein muß Frau Merkel ſorgen, denn wir haben keinen Keller. Jetzt mache ſich Jeder auf die Beine. Um drei Uhr treffen wir uns vor dem Thore.

(In der Ferne ertönt ein Poſthorn.)

Frau Merkel.

Nein, ich kann nicht mit, denn ich habe vergeſſen, daß heute ein General zum Beſuch in meinem Gaſthof angemeldet iſt.

Preſtel.

Ach, was haben Sie ſich darum zu ſcheeren? Als Lieutenant muß ich das doch beſſer wiſſen. Der General wird nur im Dienſt reſpectirt.

Frau Merkel.

Allen Reſpect. Als Wirthin kenne ich auch meinen Dienſt.

Lori.

Aber Mutter —

Flori.

Ja, Du mußt mit, ſonſt können wir nicht gehen.

(Die Mädchen faſſen Frau Merkel in den Arm und führen ſie fort.)

Frau Merkel.

Um Gottes Willen, was macht Ihr? Reſpect, Reſpect. Der Gang greift mich zu ſehr an! Ich bin ja kein Reh und kein Hirſch.

Lori.

Der Doctor hat Dir ja grade den Rath gegeben, Du ſollteſt ſpazieren gehen.

Flori.

Natürlich, das iſt das beſte Mittel gegen die Corpulenz.

(Das Poſthorn erklingt vor der Thüre.)

Binder (am Fenſter).

Eben hält der Wagen.

Preſtel.

Dann fort, ſo raſch wie möglich! Der Seppi wird Sie ſchon vertreten. (Frau Merkel wird gewaltſam nach rechts geführt.)

Frau Merkel.

Um Gottes Willen nicht ſo raſch! Reſpect, Reſpect!

(Alle ab nach rechts.)

Dritter Auftritt.

Seppi führt Falkenſtein, Lascy und Kammerdiener durch die Mitte.

Lascy.

Sind die Zimmer bereit?

Seppi.

Jawohl. Wollen Ew. Gnaden eintreten. (Führt ſie nach links ab.)

Lascy (zu Falkenſtein).

Bitte, Herr Graf! (Er geht mit Falkenſtein nach links.)

Vierter Auftritt.

Kammerdiener (allein).

Das iſt alſo das Haus der Frau Merkel. Alles recht hübſch und ſtattlich. Als ich noch ein junger Burſch und ſie ein junges Dirnel war, hab' ich um ſie gefreit. Aber ſie gab mir einen Korb und nahm hier den Kronenwirth. Ich ging darauf nach Wien und machte meinen Weg. Allerdings hab' ich es weit genug gebracht, indeß es wäre mir doch lieber, wenn ich die reiche Wittwe heirathen und ſtatt die hohen Herrſchaften zu bedienen mir hier an der Tafel die guten Schüſſeln und den leckeren Wein ſerviren laſſen könnte. Da hieße es nicht mehr: „Hein!“ vorne und „Hein!“ hinten. „Hein, ein Glas Waſſer!“ „Hein, Holz in den Ofen!“ „Hein, die Equipage!“ „Hein zum Kuckuck und zum Teufel!“ Der Hein ſäße oben an der Wirthstafel und riefe: „Kellner, Forellen! Kellner, Rehbraten! Kellner, eine Flaſche Vöslauer!“ Und die Gäſte kämen und machten mir einen Diener, ſtatt daß ich jetzt immer kratzfußen muß. Nun, ich werde mich einmal bei der Kronenwirthin aufſpielen. Sie wird Augen und Mund und Naſe aufſperren. Wenn ich nur wüßte, wo ich ſie finden kann. Da kommt der Kellner. Ich werde ihn gleich ausholen.

Fünfter Auftritt.

Kammerdiener. Seppi.

Kammerdiener.

Sagen Sie mir doch, guter Freund, es geht wohl recht gut in der Krone?

Seppi.

Das will ich meinen. Wir haben alle Tage die nobelſten Gäſte. Generale, Beamte, Fuhrleute, Muſikanten, Seiltänzer und Vagabunden kommen Jahr ein und Jahr aus.

Kammerdiener.

Dann iſt die Wirthin wohl eine reiche Frau?

Seppi.

Ja, wenn ſie mit mir theilen wollte, dann hätte ich für mein Leben genug. Kiſten und Kaſten ſind gefüllt und dabei all die Ochſen, Schweine, Schafe. Ich gehöre auch —

Kammerdiener.

Zu den Ochſen?

Seppi.

Nein, in's Haus.

Kammerdiener.

Das kann ich mir denken. Und die Frau Merkel iſt wohl noch recht anſehnlich?

Seppi.

Allerdings. Wir zwei können ſie aber doch umſpannen. Ich hätte nichts dagegen, wenn ſie mich heirathen wollte.

Kammerdiener (für ſich).

Impertinent. Das iſt ja grade meine Abſicht. (Laut.) Kann ich ſie nicht ſprechen?

Seppi.

Warum nicht? Sie ſteht ſo vielen Lumpen und Eſeln Rede, da wird ſie auch mit Ihnen plauſchen.

Kammerdiener.

Wo find' ich ſie denn?

Seppi.

Bei der Wäſche, am Herde, in den Stuben, auf dem Speicher, wo ſie grade iſt. Sie müſſen die Gelegenheit abpaſſen.

Kammerdiener.

Sagen Sie ihr doch, ein alter Bekannter wünſchte ſie zu ſprechen.

Seppi.

Schon recht. Aber wie heißen Sie denn?

Kammerdiener.

Ich will ſie überraſchen. (Seppi in's Ohr.) Ich bin hier incognito.

Seppi.

Ah, Incognito. Wer ſind denn die beiden anderen Herren, die ich eben in die Stube geführt habe?

Kammerdiener (Seppi in's Ohr).

Der General iſt auch incognito.

Seppi.

Und der junge Mann?

Kammerdiener (Seppi in's Ohr).

Ein Graf — auch incognito.

Seppi.

Alſo Sie, der Kammerdiener Incognito, der ältere Herr, der General Incognito, und der junge, der Graf Incognito? Man ſieht es Ihnen nicht an, daß Sie Alle zu derſelben Familie gehören, beſonders Sie mit dem Bauche, der wie ein Kürbis, und der Naſe, die wie eine Kartoffel ausſieht. Nun, ich werd' es beſtellen. Da kommt grade der General Incognito. (Ab durch die Mitte.)

Sechſter Auftritt.

Kammerdiener. Laſcy.

Laſcy.

Hör' Er, Hein, daß Er ſeine Inſtructionen nicht vergißt! Es handelt ſich um eine Ueberraſchung in der Militairakademie.

Kammerdiener.

Ew. Gnaden können ſich auf mich verlaſſen.

Laſcy.

Und daß Er unſern jungen Herrn nicht aus den Augen läßt.

Kammerdiener.

Ganz zu Befehl.

Laſcy.

So gehe ich jetzt meinen Geſchäften nach. Gegen Abend bin ich zurück. Bis dahin iſt Er mir für Alles verantwortlich. (Ab durch die Mitte.)

Kammerdiener.

Bis Abend verantwortlich! Und bis dahin ſoll ich unſern jungen Herrn nicht aus den Augen laſſen? Nein, Herr General, das iſt eine Sache der Unmöglichkeit. Wenn ich einmal in Wiener-Neuſtadt bin, da habe ich beſſere Dinge zu thun. Ich muß die Kronenwirthin auf's Korn nehmen. Nun, ich werde den jungen Herrn ſchon auf ſein Zimmer conſigniren. Wo ſoll er auch anderwärts bleiben? Wenn ein Milchbart eine Erziehung genoſſen hat, wie er, dann ſcheut er vor jeder Berührung mit den Leuten zurück. Ich werde ihm ſchon Mores lehren.

Siebenter Auftritt.

Kammerdiener. Falkenſtein.

Falkenſtein (für ſich).

Der General iſt fort, den läſtigen Kammerdiener werde ich auch ſchon los werden.

Kammerdiener.

Aber Ew. — ich wollte ſagen, der Herr Graf erſcheinen hier in der Wirthsſtube?

Falkenſtein.

Sieht Er das denn nicht?

Kammerdiener.

Es dürfte ſich nicht ſchicken.

Falkenſtein.

Warum nicht gar?

Kammerdiener.

Hier verkehren nur Leute ohne Extraction.

Falkenſtein.

Glaubt Er denn, daß mir von dieſen Leuten etwas Unangenehmes geſchehen wird?

Kammerdiener.

O nicht im Mindeſten.

Falkenſtein.

Dann will ich auch hier bleiben.

Kammerdiener.

Aber die anderen Menſchen ſind ſo gewöhnlich, ſo ordinär, ſo gemein und Ew. — ich wollte ſagen, der Herr Graf haben ſo etwas Erhabenes und Ueberirdiſches in der ganzen Erſcheinung.

Falkenſtein.

Ah, Er glaubt vielleicht, daß ich mit anderen deshalb nicht reden könnte?

Kammerdiener.

Auch das nicht. Ew. — ich wollte ſagen, der Herr Graf hat durch ſeine hohe Erziehung einen ſolchen Tact, eine ſolche Feinheit der Lebensart, eine ſolche Anmuth in den Manieren erhalten, daß —

Falkenſtein.

Dann hapert es vielleicht mit meinem Wiſſen?

Kammerdiener.

Wie Ew. — ich wollte ſagen, der Graf nur ſo etwas annehmen können? O nein, Sie haben nicht allein mehr gelernt, wie andere Menſchen, Sie haben auch ein gediegeneres Urtheil über alles, was im menſchlichen Leben vorkommt. Es iſt überhaupt ſo etwas Sonderbares, ſo etwas Großes, ſo etwas Unausſprechliches in Ihnen, daß —

Falkenſtein.

Daß ich mich vor allen Menſchen verbergen und ungeſehen zwiſchen den vier Wänden bleiben muß. Jetzt genug davon! Ich habe dieſe elenden Schmeicheleien ſatt. (Er ſtampft mit dem Fuße.) Donnerwetter, jetzt bleibe ich erſt recht hier!

Kammerdiener.

Aber der Herr General — —

Falkenſtein.

Ich bin mein eigener Herr.

Kammerdiener.

Ich werde mir alle Mühe geben, Ihnen die Zeit zu vertreiben. Auch haben wir ja Bücher mitgebracht.

Falkenſtein.

Ich danke für die Bücher und noch mehr für Seine Unterhaltung. Er verläßt mich jetzt auf der Stelle, denn Er hat ohnehin genug zu thun. Geh' Er unſere Sachen in Ordnung bringen!

Kammerdiener.

Aber — —

Falkenſtein (heftig).

Jetzt kein Aber mehr. Auf der Stelle an Seine Geſchäfte!

Kammerdiener.

Wenn aber der Herr General —

Falkenſtein.

Ich werde Alles bei ihm vertreten.

Kammerdiener.

So will ich das Gepäck beſorgen. (Für ſich.) Erſt aber muß ich einmal auf die Kronenwirthin vigiliren. (Ab durch die Mitte.)

Achter Auftritt.

Falkenſtein.

So, nun bin ich allein, nun bin ich frei! Wie lange habe ich mich nach dieſem Augenblick geſehnt! Daheim in der Burg, welche Langeweile durch alle die Menſchen, die mich keinen Augenblick mir ſelbſt überlaſſen. Mit dem gnädigen Herrn Papa geht es noch, er weiß ſich ſchon die Zeit zu vertreiben. Aber die Frau Mama läßt keinen Augenblick vorübergehen, ohne ihre Erziehungsprincipien an mir zu üben. Jede Stunde kommt ein anderer Lehrer. Ich lerne Religion, ohne die verſchiedenen Religionen kennen zu lernen; Geſchichte, um die Größe Oeſterreichs und die Kleinheit der anderen Staaten in mich aufzunehmen; Geographie, und ich beſuche keine anderen Länder; Politik und Staatsrecht im Sinne unſeres politiſchen Syſtems; Natur- und Völkerrecht, und ich ſehe die Natur und das Volk nur aus der Ferne. Wie gerne möchte ich oft in die Welt und unter die Menſchen! Aber man giebt mir nur die Erlaubniß, in der ſtattlichen Karoſſe durch den Prater, nach Schönbrunn und Laxenburg zu fahren. Heute auf der Reiſe hierher iſt mir einmal recht das Herz aufgegangen. Der Weg war ſo herrlich, die Sonne funkelte ſo licht über die Felder und Wälder und Berge. Tauſend Lerchen ſangen in der Luft. Und wie kamen mir die Menſchen im Freien und in den Dörfern ſo luſtig vor! Ich hätte ihnen gleich an den Hals fliegen mögen, wie ſie bei der Arbeit ſangen und vor den Wirthshäuſern im Schatten der Bäume jubelten. Ja, ich liebe die Menſchen ſo recht aus vollem Herzen! — Aber da fällt mir ein, daß ich ſeit dem Frühſtück noch nichts gegeſſen habe. Ich fange an, einen gewaltigen Hunger zu verſpüren. (Er klingelt.)

Neunter Auftritt.

Falkenſtein. Seppi.

Falkenſtein.

Ich will eſſen.

Seppi.

Wie belieben Ew. Gnaden zu ſpeiſen?

Falkenſtein.

Ei, wie alle anderen Menſchen. Mit dieſen Händen nehme ich Meſſer und Gabel, greife in die Schüſſel und ſchiebe mir die Biſſen ſo lange in den Mund, als es mir ſchmeckt.

Seppi.

Schon recht. Aber was belieben Ew. Gnaden?

Falkenſtein.

Was ich auch zu Hauſe bekomme.

Seppi.

Und was bekommen Ew. Gnaden zu Hauſe?

Falkenſtein.

Was der Küchenmeiſter beſtellt hat.

Seppi.

Ja, wir haben aber keinen Küchenmeiſter. Die Gäſte beſtellen ſich ſelber die Mahlzeit.

Falkenſtein (für ſich).

Eine ſchöne Verlegenheit. Darum habe ich mich nie bekümmert. Doch ich laſſe mir meine Lieblingsſpeiſen machen. (Laut.) Bring' Er mir Potage au ris sucré, vol au vent, omelette au confiture und ſüßen Tokaier.

Seppi.

Ew. Gnaden ſind wohl aus Ungarn, Böhmen oder Croatien? Die Sprache verſtehe ich nicht.

Falkenſtein.

Ach was, das iſt Franzöſiſch. Man macht ja ſtets das Menu in dieſer Sprache.

Seppi.

Menu, das verſtehe ich wieder nicht. Wir kochen und ſprechen hier deutſch.

Falkenſtein (für ſich).

Gleich eine Lehre. Aber der Burſche hat Recht. Man ſoll in Deutſchland deutſch reden. (Laut.) Alſo reden wir deutſch, denn ich bin ſtolz darauf, ein Deutſcher zu ſein! Was kann Er mir denn geben?

Seppi.

Nun, wir haben gute Rindfleiſchſuppe, trefflichen Roſtbraten, koſtbaren Schinken, Backhähnel, ſchöne Forellen und Apfelkuchen.

Falkenſtein.

Sehr gut. Rindfleiſchſuppe, Schinken, Forellen. Viel beſſer als das ſüße Zeug. Bring' Er mir alles, was Er geſagt hat.

Seppi.

Sogleich Ew. Gnaden. (Er will gehen.)

Falkenſtein.

Noch eins. Ich habe einen Appetit für ſechs. Merk' Er ſich das.

Seppi.

Soll ich denn auch für Sechs auftragen?

Falkenſtein.

Meinetwegen für Zwölf.

Seppi.

Alſo für Zwölf. (Für ſich.) Ein ſonderbarer junger Herr, der Graf Incognito! (Ab durch die Mitte.)

Falkenſtein.

Hier iſt ſchon ein gedeckter Tiſch. Ich nehme Platz. (Er ſetzt ſich links an einen kleinen Tiſch.) Erſt ſatt werden und dann hinaus. Man kann gar nichts Rechtes unternehmen, wenn der Magen knurrt. Ungeſpeiſt iſt der Menſch nur halb.

Zehnter Auftritt.

Falkenſtein. Binder tritt, den Hut auf dem Kopfe, durch die Mitte und nimmt rechts Platz, wo er eine Zeitung lieſt.

Falkenſtein (für ſich).

Da kommt ein Fremder. Nicht übel. Ein offenes Geſicht, ein ſicheres Auftreten. Ich will doch gleich mit ihm anbinden. Guten Tag, mein Herr!

Binder (kurz).

Guten Tag.

Falkenſtein (für ſich).

Der Gruß klingt nicht beſonders freundlich. (Laut.) Es iſt heute ſchönes Wetter.

Binder.

Ja.

Falkenſtein (für ſich).

Der iſt kurz angebunden. (Laut). Sie ſind wohl hier aus dem Orte?

Binder.

Nein.

Falkenſtein (für ſich).

Brr. (Laut.) Aber doch aus Oeſterreich?

Binder.

Nein.

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Kammerdiener kommt mit Packträgern, die er verſchiedenes Gepäck nach links in die Zimmer zu tragen anweiſt.

Kammerdiener (für ſich).

O Gott, da hat er ſchon mit Jemand angebunden. Er ſtellt ſich in Falkenſtein's Nähe.)

Falkenſtein.

Alſo von Auswärts?

Binder.

Ja.

Falkenſtein.

Sind Sie ſchon lange im Lande?

Binder.

Nein.

Falkenſtein (für ſich).

Der iſt aus Lakonien. (Laut.) Sie ſind wohl ein Geſchäftsmann?

Binder.

Nein.

Falkenſtein (für ſich).

Immer nein. (Laut.) So betreiben Sie ein Gewerbe?

Binder.

Nein.

Falkenſtein (für ſich).

Ein grober Geſell.

Kammerdiener (leiſe).

Aber Ew. — ich wollte ſagen, Herr Graf, es ſchickt ſich nicht, daß Sie ſich mit dem erſten beſten hergelaufenen Menſchen einlaſſen.

Falkenſtein.

Ah, Er iſt ſchon wieder da? Nun, für dieſen Fremden habe ich durchaus nichts Sonderbares, Großes und Unausſprechliches.

Kammerdiener.

Er iſt eben ein Menſch ohne Extraction, ohne Lebensart, ohne Takt.

Falkenſtein.

Ich fürchte ſehr, daß ich diesmal ohne Takt geweſen bin. (Er ſteht auf.) Mein Herr, verzeihen Sie mir meine Zudringlichkeit.

Binder.

Wie ſo?

Falkenſtein.

Weil ich aus Ihren kurzen Antworten bemerkt habe, daß meine Fragen unſchicklich waren. Ich bin eben ein junger Menſch, der zum erſten Mal in die Welt tritt und ſich noch wenig auf Brauch und Sitte verſteht.

Binder (ſteht auf und zieht den Hut).

Ein junger Menſch, der in dieſer Weiſe redet, iſt jedenfalls kein gewöhnlicher Menſch. Ich bitte Sie jetzt, meine Ungezogenheit zu entſchuldigen. (Für ſich.) Ein allerliebſter Junge.

Falkenſtein.

Nun, ich ſehe, Sie ſind doch nicht ſo bärbeißig, wie Sie ſich vorhin den Anſchein gaben.

Binder.

Nein, ich bin nicht böſe. Aber ich werde grade von unangenehmen Gedanken gequält. Mein Aufenthalt hier im Lande iſt eben nicht ſehr angenehm.

Falkenſtein.

Ich habe immer gehört, daß ſich Jedermann in Oeſterreich glücklich fühle. Das iſt alſo bei Ihnen nicht der Fall?

Binder.

Bis jetzt wenigſtens nicht.

Kammerdiener (für ſich).

Alſo ein Malcontenter. Und juſt mit einem ſolchen Subject müſſen wir zuſammenſtoßen.

Falkenſtein.

Wie gerne möchte ich Ihnen eine beſſere Meinung von unſerem Lande beibringen!

Binder.

Sie ſcheinen wirklich ein guter Menſch zu ſein.

Falkenſtein.

Und vielleicht kann ich Ihnen auch nützlich werden.

Binder.

Dafür ſind Sie doch wohl noch etwas zu jung.

Falkenſtein.

Das iſt allerdings wahr. Aber Sie ſollten mir immerhin Ihr Herz öffnen.

Binder.

Nun wohl. Ich bin hierher gekommen, um mein Glück zu ſuchen.

Kammerdiener (für ſich).

Ah, ein Glücksritter. Alſo ein gefährlicher Menſch.

Binder.

Aber ich werde es ſchwerlich finden, denn bis jetzt iſt mir trotz aller möglichen Anſtrengungen nicht gelungen, eine Stellung zu finden. Ich bin nämlich Gelehrter.

Kammerdiener (für ſich).

Je gelehrter, je verkehrter! Und mit einem ſolchen Vagabunden handelt unſer junger Herr an!

Falkenſtein.

Auf welche Hinderniſſe ſind Sie denn geſtoßen?

Binder.

Alle Verhältniſſe waren mir entgegen.

Falkenſtein.

Wollen Sie ſich nicht näher erklären?

Binder.

Sie ſcheinen den höheren Ständen anzugehören und werden ſchwerlich meine Anſichten theilen.

Falkenſtein.

Ich bin Jedem dankbar, der mich eines Beſſeren belehrt.

Kammerdiener (für ſich).

Das ſind ja ganz verfluchte Explicationen.

Binder.

Wohlan denn! Trotz meiner großen Achtung für die herrliche Kaiſerin Maria Thereſia —

Falkenſtein.

Ah!

Binder.

— der ich gerne meine Dienſte widmen möchte, bin ich doch der Ueberzeugung, daß ich nicht an das Ziel meiner Wünſche gelange.

Falkenſtein.

Und warum nicht?

Kammerdiener (für ſich).

Weil wir keine hergelaufenen Schlingel brauchen können.

Binder.

Es laſtet eine zu gewaltige Prieſterherrſchaft auf dieſem Lande. Die hohe und niedere Geiſtlichkeit übt nicht allein durch die Gewalt der Kirche den größten Einfluß auf die Gewiſſen, ſie vergrößert denſelben auch noch durch ihre ausgedehnten Beſitzungen. Indem die Stifter und Orden einen großen Theil des Bodens in den Händen haben, halten ſie das Landvolk in fortwährender Abhängigkeit. Das iſt nun nach meinen Begriffen vom Weltleben, wie es ſich jetzt überall Bahn bricht, vom Uebel. Die Regierung thäte viel beſſer daran, wenn ſie dieſen Beſitz auf das Volk übergehen ließe, denn der einzelne Eigenthümer iſt immer ein beſſerer Wirthſchafter als eine Genoſſenſchaft. Jemehr ſich der Landbau hebt, deſto mehr kommt er dem Staate zu Nutz. Aber auch der kirchliche Einfluß auf die Erziehung müßte fallen. Ich bin ein entſchiedener Freund der Gewiſſensfreiheit, in welcher ſich Katholiken, Proteſtanten und Juden nachbarlich mit einander vertragen.

Kammerdiener (leiſe zu Falkenſtein).

Aber das dürfen Ew. — ich wollte ſagen, der Graf nicht hören, es iſt ja nichts wie dummes Zeug.

Falkenſtein (leiſe).

Mir ſcheint er im Gegentheil ſehr geſcheidt zu reden. Jedenfalls hat er viel mehr gelernt wie ich. (Laut.) Bitte, fahren Sie fort.

Binder.

In gleicher Weiſe halte ich die Stellung des Adels in dieſem Lande für ganz verkehrt. Ich rede hier nicht gegen Blut, Titel und Wappen. Es iſt ganz gut, daß eine Familie auf ihre Traditionen hält; aber es dürfte mir doch Keiner denken, daß er beſſer ſei wie der Andere. Der Hohe ſollte mir nicht auf den Niedrigen, der Reiche nicht auf den Armen drücken. Ich würde die Menſchen, die gleich geboren ſind, auch gleich ſtellen.

Falkenſtein (für ſich).

Meine Lehrer haben mir beigebracht, daß die Geiſtlichkeit und der Adel die Hauptſtützen des Thrones ſind, jetzt höre ich auch einmal eine andere Meinung.

Kammerdiener (leiſe).

Aber Ew. — Herr Graf, der predigt ja die Revolution.

Falkenſtein (leiſe).

Ach was, er iſt ein Eſel. (Laut.) Sie reden mir ganz aus dem Herzen.

Binder.

Man nennt Oeſterreich heut zu Tage noch immer das Paradies der Geiſtlichkeit und des Adels. Läge es an mir, ich machte es zu einem bürgerlichen Lande, wo gleiche Pflichten und gleiche Rechte ſich die Stange hielten. Freiheit für alle Stände! Freiheit der Kirche, der Schule, des Handels und der Gewerbe! So würde ſich das herrliche Land und das herrliche Volk zur ſchönſten Blüthe entfalten.

Falkenſtein.

Brav, brav! So ſoll es werden! Es lebe Oeſterreich!

Kammerdiener (für ſich).

Ach, du mein Himmel! Unſer junger Herr wird ein Rappelkopf.

Falkenſtein.

Wie es ſcheint, ſind Sie der Meinung, daß die Geiſtlichkeit und der Adel Ihre Pläne hindern werden?

Binder.

So iſt es, weil ich ein Bürgerlicher und dazu ein Proteſtant bin.

Kammerdiener (für ſich).

Da haben wir's, er gehört zur Canaille und iſt überdies ein Candidat der Hölle. Gott ſei bei uns!

Falkenſtein.

Darf ich um Ihren Namen bitten?

Binder.

Ich heiße Friedrich Binder und bin aus Wetzlar.

Falkenſtein.

Alſo Friedrich Binder? Schön.

Binder.

Und wen habe ich das Vergnügen?

Falkenſtein (verlegen und ſtockend).

Mein Name iſt — Joſeph Graf von Falkenſtein. Ich wohne in Wien. Bei gutem Wetter fahre ich alle Tage zwiſchen 1 und 2 Uhr im Prater ſpazieren, dort können Sie ſich an mich wenden.

Kammerdiener (leiſe).

Aber Ew. — ich wollte ſagen der Herr Graf ſollten ſich doch nicht mit einem ſo zweifelhaften Subject einlaſſen.

Falkenſtein (leiſe).

Will Er wohl ſchweigen. (Laut.) Jetzt geh' Er auf der Stelle und pack' Er meine Sachen aus.

Kammerdiener.

Aber ich darf Ew. — ich wollte ſagen den Herrn Grafen nicht aus den Augen laſſen.

Falkenſtein (heftig).

Auf der Stelle. Fort, denn ich will und mag ihn nicht wie eine Brille auf der Naſe haben. (Er geht leiſe, aber heftig redend mit dem Kammerdiener an die Thür links, wo der Letztere verſchwindet.)

Binder.

Ein ſeltſamer junger Menſch.

Zwölfter Auftritt.

Falkenſtein links an der Thür. Binder rechts am Tiſch. Lori und Flori von rechts.

Lori.

Kommen Sie doch, Herr Binder!

Flori.

Die Mutter wartet.

Binder.

Leider kann ich noch nicht mit Ihnen gehen. Ich habe eben die Nachricht erhalten, daß ich um vier Uhr eine Audienz bei dem Director der Militair-Academie haben ſoll, die über mein Schickſal entſcheidet. Aber ich folge Ihnen ſobald wie möglich auf das Forſthaus.

Lori.

Alſo bis nachher! Wir haben Eile.

Flori.

Und daß Sie nicht ausbleiben!

Binder.

Ich begleite Sie ein Stück Weges. (Alle drei ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Falkenſtein (allein).

Was für ein Paar allerliebſte Mädchen! So leicht wie die Rehe und ſo luſtig wie die Lachtauben. Und dieſe hübſche ländliche Tracht! Keine Perrücken, kein Puder, keine aufgebauſchten Reifröcke! (Er geht an's Fenſter.) Da gehen ſie. So habe ich noch nie hüpfen, ſpringen, lachen und ſcherzen geſehen. Alles reine Natur. Sie gehen auf's Forſthaus. Ich weiß, was ich thue. Ich folge ihnen ſofort. (Er geht nach der Mitte.)

Vierzehnter Auftritt.

Falkenſtein. Seppi (begegnet ihm mit einem rieſigen Suppennapf).

Seppi.

Hier bringe ich Ew. Gnaden das Eſſen.

Falkenſtein.

Das Eſſen? Daran habe ich gar nicht mehr gedacht. Ich gehe auf's Forſthaus. Verwahre Er es mir bis zum Abend. (Ab.)

Seppi.

Ein Hunger für ſechs und eine Mahlzeit für zwölf und jetzt läuft er davon wie ein Narr. Ein ſpaßiger Herr, der Graf von Incognito! (Er bleibt verwundert mit dem Napf ſtehen und ſieht Falkenſtein nach.)

Fünfzehnter Auftritt.

Seppi. Der Kammerdiener (von links).

Kammerdiener.

Wo ſind ſie denn?

Seppi.

Ei, ich bin hier.

Kammerdiener.

Von Ihm iſt ja gar nicht die Rede.

Seppi.

Ah, Sie haben nach der Frau Merkel gefragt? Die iſt mit ihren Töchtern auf das Forſthaus.

Kammerdiener.

Giebt es denn keine anderen Leute hier im Hauſe?

Seppi.

So meinen Sie die Herren Preſtel und Binder?

Kammerdiener.

Dummkopf! Ich frage nach Seiner Gnaden, meinem jungen Herrn.

Seppi.

Ach ſo!

Kammerdiener.

Ich frage, wo Er ihn hat? In's Teufels Namen!

Seppi.

In's Teufels Namen habe ich gar nichts, beſonders nicht ihn. Ich habe ja auch gar nicht das Recht, ihn zu haben. Er hat ſich ſelbſt.

Kammerdiener.

Wo iſt er denn?

Seppi.

Das müſſen Sie ihn ſelbſt fragen.

Kammerdiener.

Aber in welchem Zimmer?

Seppi.

In gar keinem Zimmer, auf dem Wege.

Kammerdiener.

Aber Menſch, auf welchem Wege?

Seppi.

Auf dem Wege, wo ihn ſeine Beine tragen.

Kammerdiener.

Wohin tragen ſie ihn denn?

Seppi.

Da aus der Thür und dann gleichfalls auf das Forſthaus.

Kammerdiener (wüthend).

Verfluchter Kerl! Er will mich verhöhnen. (Er rüttelt ihn.) Ich will ihn lehren, mir die Zeit zu verderben.

Seppi (die Suppe verſchüttend).

Au, au, die Suppe!

Kammerdiener.

Ich muß ihm nach. (Ab durch die Mitte.)

Seppi.

Wie der Herr, ſo der Diener. Kurioſes Volk, dieſe Herren Incognitos!

Zweiter Aufzug.

Im Walde. Links ein Förſterhaus, vor demſelben ein Raſenplatz unter einer Eiche, deren Zweige tief heruntergehen.

Erſter Auftritt.

Die Scene bleibt Anfangs leer; während in der Ferne Geſang ertönt, tritt der Förſter aus dem Hauſe.

Geſang (in der Ferne).
(Melodie in den Volksliedern von Silcher.)

Draus iſt Alles ſo prächtig,
Und es iſt mir ſo wohl,
Wenn mei'm Schätzle bedächtig
E Sträußle ich hol';
Mei ganz Herz thut mer freue,
Und es blüht mer au drin,
Im Mai, im ſchöne Maie
Han ich viel no im Sinn.

Förſter.

Geſang in der Ferne! Man merkt, daß der Frühling gekommen iſt. Erſt ſang die Droſſel in den höchſten Gipfeln der Bäume und dann die Nachtigall in den dichten Zweigen.

Und jetzt fangen auch die Menſchen an, ihre alten Lieder zu probiren.

(Der Geſang kommt näher.)

Wenn die Vögel thunt ſinge,
Früh Morgens zieh i aus,
Kann i's halt net verzwinge,
Hol i's Schätzle ins Haus,
Und es wird ſich ſchon mache,
Denn i mein's ja ſo gut,
Unſer Herrgott wird wache,
Daß mer zuſame uns thut.

Zweiter Auftritt.

Förſter. Lori und **Flori** treten mit grünen Kränzen in den Haaren auf. **Frau Merkel** folgt an **Preſtel's** Arm. Alle tragen Körbe.

Lori.

Grüß Gott, Herr Förſter!

Flori.

Guten Tag, guten Tag!

Förſter.

Willkommen im Walde!

Preſtel.

Herr Förſter, wir kommen Sie in Ihrer Einſiedelei beſuchen und bitten um Erlaubniß, unſer Pickenick hier auf dem Raſen verzehren zu dürfen.

Förſter.

Die mit dem größten Vergnügen gegeben wird. Der Wald iſt für alle guten Menſchen.

Frau Merkel (außer Athem).

Allen Reſpect, das iſt wahr. Grüß Gott, Herr Förſter! Kinder, ich kann nicht mehr, der Athem, die Hitze, die Bewegung. — (Sie ſetzt ſich auf einen Korb und bricht durch.) O Himmel!

Lori.

Herr Gott, die Mutter!

Flori.

Aber was machſt Du denn?

Preſtel.

Warten Sie! Ich helfe Ihnen.

Förſter.

Dazu gehört ſechs Pferdekraft.

(Beide helfen ihr und bringen ſie auf die Beine.)

Frau Merkel.

Gott ſei Dank! Der Schrecken! Wäre ich doch zu Hauſe geblieben. Ich habe ein Unglück geahnt.

Lori.

Ich hole Dir einen Stuhl. (Sie holt einen Stuhl, der am Hauſe ſteht.)

Flori.

Da ſitzeſt Du ganz ſicher. (Sie ſtreichelt Frau Merkel.) Gute Mutter, wir hätten ja nur das halbe Vergnügen, wenn Du nicht bei uns wäreſt.

Preſtel.

Ja, nehmen Sie Platz.

Frau Merkel (ſetzt ſich).

Ach, die Corpulenz, endlich kann ich mich verſchnaufen. So, jetzt mögt Ihr die Sachen aus den Körben packen. Vorerſt aber bitten wir den Herrn Förſter, unſer Gaſt zu ſein.

Förſter.

Ich nehme mit Vergnügen an.

Lori.

Ich habe zu Hauſe die Wäſche unter mir, da muß ich alſo das Tiſchtuch liefern. (Sie nimmt ein Tiſchtuch aus dem Korbe, das ſie mit Preſtel in der Mitte der Bühne auf dem Boden ausbreitet.)

Flori.

Ich bin die Schaffnerin für das Geſchirr, da habe ich alſo für die Gläſer geſorgt. (Sie holt Gläſer hervor, die ſie mit Lori und Preſtel auf das Tuch ſtellt.)

Preſtel.

Und jetzt zu den Speiſen. (Er nimmt Wurſt und Brod aus ſeinem Korbe und hält ſie in die Höhe.) Ich habe Würſtel und Brod. Was haben Sie?

Lori.

O Gott, ich habe daſſelbe, es iſt ja Ihre Lieblingsſpeiſe. (Sie hält gleichfalls Würſte und Brod in die Höhe.) Du, Flori, wirſt wohl etwas Anderes haben?

Flori.

Welche Uebereinſtimmung! Ich habe auch Würſtel und Brod mitgebracht, weil der Herr Binder ſie ſo gerne ißt. (Sie hebt Würſtel und Brod in die Höhe.) Aber die Mutter —

Frau Merkel.

Hahaha. Geht und ſeht nach! (Alle drei gehen nach dem Korbe der Frau Merkel.)

Preſtel.

Auch hier!

Lori.

Würſtel —

Flori.

Und Brod. (Alle drei heben Würſte und Brod in die Höhe.)

Förſter.

Alſo Würſtel und Brod und Brod und Würſtel. Nun, das iſt ja auch eine herrliche Gabe Gottes. Wenn in Ihren Herzen dieſelbe Uebereinſtimmung lebt, wie in Ihrem Geſchmack, dann ſind Sie zu beneiden.

Frau Merkel.

Nun holt auch den Wein aus meinem Korbe.

Preſtel (holt eine zerbrochene Flaſche heraus).

Ach, du gütiger Himmel — zerbrochen.

Lori (hebt eine zweite zerbrochene Flaſche empor).

Daſſelbe Schickſal.

Flori (mit zwei zerbrochenen Flaſchen).

Und hier und hier!

Frau Merkel.

Eine ſchöne Geſchichte. Ich habe ſie entzwei geſeſſen. Das iſt ein großes Unglück.

Lori.

Aber Mutter, beruhige Dich doch.

Flori.

Wir begnügen uns mit Waſſer.

Preſtel.

Freilich, der Herr Förſter leiht uns einen Krug. Ich gehe am Bach ſchöpfen.

Förſter.

Was denken Sie? Wem begegnet nicht ein Unfall? Uebrigens ſitze ich nicht ganz im Trockenen. Ich will auch mein Theil zu dem Pickenik ſpenden. Ich habe einen ſehr guten Vöslauer im Keller.

Frau Merkel.

Aber Herr Förſter —

Lori.

Nein, das können wir nicht annehmen.

Flori.

Gewiß, wir danken.

Preſtel.

Wenn aber der Herr Förſter will? Der Wein erfreut des Menſchen Herz.

Förſter.

Verſteht ſich. Er ſoll Ihnen auch gar nicht geſchenkt ſein. Ich komme nächſtens vom Walde in die Krone und trinke Ihnen das Dreifache weg. Jetzt raſch mit mir in den Keller!

Frau Merkel.

Nun meinetwegen. Aber Sie müſſen auch Wort halten.

Preſtel.

Im tiefen Keller ſitz' ich gern. (Alle ab in das Haus.)

Dritter Auftritt.

Falkenſtein (von rechts).

Eine ſaubere Wirthſchaft! Wo ſind nur die hübſchen Mädchen geblieben? Als ich ihnen aus dem Hauſe nacheilte, da hatte ich ſie auf der Straße immer richtig vor Augen. Die Röcke flogen und die Haare flatterten. Es ging zum Thore auf die Landſtraße hinaus. Da aber ſtand ein Stellwagen, in dem eine dicke Frau und ein Offizier ſaßen. Sie ſtiegen ein, der Fuhrmann ſchlug auf die Pferde. Fort in das Land! Ich nach — ſchnell und immer ſchneller! Anfangs hatte ich das Fuhrwerk feſt im Auge. Auf einmal verſchwand es in den Gebüſchen. Ich war ſchon eine halbe Stunde gelaufen. Sollte ich zurück? Nein! Unmöglich. Ich fragte die Vorübergehenden nach dem Forſthaus. Antwort: Noch eine Viertelſtunde, eben im Wald. Was war mir die Viertelſtunde? Aber die Viertelſtunde hatte der Fuchs gemeſſen und den Schwanz zugegeben. Ich lief eine halbe Stunde in die Büſche hinein und verirrte mich eine zweite halbe Stunde, der Teufel ſoll's holen. Da liegt eine Bude, die das Forſthaus ſein könnte. Aber Alles ſtill, wie das Grab. Und die lockende Landpartie. Erupit, evasit, effugit! Dabei dieſer unſterbliche Hunger. Wenn früher mein Magen geknurrt hat wie ein Mops, ſo bellt er jetzt wie eine Dogge. Ich Thor, daß ich den guten Tiſch im Stiche ließ! Aber ich muß eſſen, ich muß. Das iſt gewiß das erſte Mal, daß ein Mann von meinem Stande ſolchen Hunger leidet, d. h. mitten im Frieden. O, ich fühle mich wie ein wildes Thier. Jetzt begreife ich die beſtialiſche Wuth, mit welcher ſich der hungrige Löwe und Bär auf ſeine Beute ſtürzt. Wenn ich nichts Anderes bekommen kann, ſo freſſe ich Gras, wie der König Nebucadnezar. Aber ich will es wenigſtens verſuchen. (Er klopft an die Thür.) He, Leute, Menſchen, Wirthſchaft!

Vierter Auftritt.

Falkenſtein. Förſter (aus der Thür).

Förſter.

Welcher Lärm! Was giebt es denn hier?

Falkenſtein.

Geben Sie mir das Beſte, was Ihre Küche liefert und dabei Champagner.

Förſter.

Meine Küche liefert durchaus nichts und mein Keller noch weniger, zumal für ſolche Schreibälſe.

Falkenſtein.

Ich bin aber hungrig, um raſend zu werden.

Förſter.

Ach was, wer ſo raſt und tobt, wie Sie, dem fehlt es noch nicht an Kräften.

Falkenſtein.

Menſch, machen Sie mich nicht toll!

Förſter.

Das ſcheinen Sie ſchon einigermaßen zu ſein.

Falkenſtein.

Ich wiege Ihnen Alles mit Gold auf. (Sucht in der Taſche.) O Gott, da habe ich doch meine Börſe vergeſſen.

Förſter.

Nun hat er auch nicht einmal Geld bei ſich.

Falkenſtein.

Sie werden mir Credit geben, denn Sie ſehen mir doch an —

Förſter.

Ja, ich ſehe Ihnen an, daß Sie ein ſehr ungeſtümer junger Geſelle ſind.

Falkenſtein.

Haben Sie denn gar keinen Reſpect vor mir?

Förſter.

Nicht den mindeſten.

Falkenſtein (für ſich).

Der verfluchte Kammerdiener. Für dieſen Grünrock habe ich auch wieder nichts Sonderbares, Großes, Unausſprechliches. (Laut.) Ich muß und will aber eſſen. Sie werden doch nicht ſo grauſam ſein, einen Menſchen vor Ihrer Thür Hungers ſterben zu laſſen. Auf der Stelle laſſen Sie mich in Ihre Küche, Keller und Vorrathskammern. (Er will in das Haus.)

Förſter (ſtellt ſich vor ihn).

Eine ſolche Zudringlichkeit iſt unerhört. Zurück oder ich rufe meine Burſchen und laſſe die Hunde los!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Merkel, Lori, Flori und Preſtel kommen mit Flaſchen aus dem Hauſe.

Falkenſtein (für ſich).

Ah, die Mädchen.

Frau Merkel.

Was gibt es denn hier?

Förſter.

Ein Unverſchämter, der einen heilloſen Lärm macht, wie er ſagt, weil er einen fürchterlichen Hunger hat. Sieht er nicht ganz fürchterlich aus?

Lori.

Ein allerliebſter Menſch!

Flori.

Sehr hübſch!

Preſtel.

Ein kecker Burſch!

Frau Merkel.

Allen Reſpect, Herr Förſter, aber ich denke, wir laſſen ihn mit uns eſſen und trinken.

Falkenſtein.

Endlich eine barmherzige Seele! Brave Frau, ich danke Ihnen!

Förſter.

Gegen Ihre Anordnungen kann ich nichts einwenden.

Frau Merkel.

Alſo, junger Herr, Sie ſind freundlich eingeladen.

Falkenſtein (ſieht die Speiſen).

Das iſt ja herrlich.

Frau Merkel.

So wollen wir Platz nehmen. (Sie ſetzt ſich auf den Stuhl, die Anderen legen ſich auf die Erde.)

Falkenſtein (ſtehend).

Aber nein, ich kann die Einladung doch nicht annehmen.

Frau Merkel.

Warum denn nicht?

Falkenſtein.

Weil Sie mir nicht vorgeſtellt ſind.

Förſter.

Und der will Hunger haben? Königskinder und Bettler greifen ſonſt zu, wenn die wirkliche Noth ſie treibt.

Falkenſtein (für ſich).

Königskinder und Bettler. Der Alte iſt nicht dumm. (Laut.) Sie haben Recht, ich greife zu.

Preſtel.

So nehmen Sie Platz.

Falkenſtein.

Wo?

Lori.

Auf dem Boden.

Falkenſtein.

Aber es iſt ja kein Kiſſen da.

Förſter.

Und der will Hunger haben?

Frau Merkel.

Sie ſpeculiren doch nicht auf meinen Stuhl?

Flori.

Na, das wäre großartig!

Falkenſtein.

Das nicht. Aber wenn ich mit meinen Eltern und Geſchwiſtern in den Wald gehe, um dort zu frühſtücken, dann bringen die Bedienten jedesmal Kiſſen heraus, auf die wir uns legen, damit wir unſere Kleider nicht verderben.

Förſter.

Warum ſind Sie denn nicht bei Ihren Eltern geblieben oder warum haben Sie keine Bedienten mitgebracht, um Ihnen die Kiſſen nachzutragen? Wer an ſeine Kleider denkt, der hat noch nicht den rechten Appetit. Uebrigens iſt Gottes Raſen im Walde eben ſo weich wie Sammt und Seide.

Falkenſtein (für ſich).

Gottes Raſen? Wahrhaftig, er hat wieder Recht. (Laut.) Ihr Mund ſpricht Weisheit, ich nehme Platz. (Er ſtreckt ſich neben die Anderen hin.)

Preſtel.

Brav!

Lori.

Endlich!

Flori.

So nehmen Sie doch Vernunft an!

Falkenſtein (für ſich).

Es ſitzt ſich ganz allerliebſt bei den ſchönen Mädchen. (Er betrachtet Lori und Flori.)

Frau Merkel.

Jetzt zugegriffen.

Falkenſtein.

Ja, aber —

Förſter.

Schon wieder ein Aber.

Lori (reicht Falkenſtein eine Wurſt).

Hier iſt Wurſt.

Flori (reicht ihm Brod).

Und hier Brod.

Falkenſtein.

Ich wünſche einen Teller und Meſſer und Gabel.

Preſtel.

Wir haben ja alle keine.

Lori.

Natürlich —

Flori.

In der freien Natur —

Frau Merkel.

Verſpeiſen wir die natürlichen Gaben Gottes mit unſeren natürlichen Fingern.

Preſtel.

Und bedienen uns dazu unſeres natürlichen Mundes.

Falkenſtein.

Es ſchickt ſich aber nicht —

Förſter.

Und der will Hunger haben? Adam und Eva haben auch ohne Teller und Meſſer und Gabel gegeſſen. Und dazu ſaßen ſie noch im Paradies.

Falkenſtein (für ſich).

Adam und Eva im Paradies. Da habe ich wieder Eins weg. (Laut.) Sie ſind ein geſcheidter alter Mann. Ich werde auch aus der Fauſt eſſen. (Er nimmt Wurſt und Brod und ißt ſehr raſch.) Endlich. Ah, wie koſtbar! So gut hat es mir in meinem ganzen Leben noch nicht geſchmeckt.

Preſtel.

Jetzt wollen wir einmal auf das Wohl unſeres guten Wirthes anſtoßen. Der Mann, der uns vor dem Verdurſten gerettet hat, lebe hoch!

Alle.

Hoch! (Sie ſtoßen mit den Gläſern an und trinken mit Ausnahme von Falkenſtein.)

Falkenſtein.

Ich tränke auch gerne mit.

Preſtel.

So trinken Sie.

Falkenſtein.

Ich habe kein Glas.

Lori.

Richtig, ich habe nur fünf mitgebracht.

Preſtel.

Hier iſt das meinige. (Giebt ihm ſein Glas.)

Falkenſtein.

Sie ſind ſehr gütig. Aber —

Flori.

Was haben Sie denn ſchon wieder?

Falkenſtein.

Es iſt nicht paſſend, aus dem Glaſe eines Anderen zu trinken.

Förſter.

Und der will Durſt haben? Wenn Sie nicht aus dem Glaſe eines Kranken oder Ausſätzigen trinken wollen, ſo haben Sie recht. Wir ſind aber alle kerngeſunde Leute.

Falkenſtein (für ſich).

Wieder geſchlagen. Der Alte trifft immer den Nagel auf den Kopf. (Er nimmt Preſtel's Glas. Laut.) Auf Ihre

Geſundheit! (Er trinkt.) Prächtiger Wein! Viel beſſer als die Milch, die ich zu Hauſe trinken muß.

Frau Merkel.

Allen Reſpect, aber Sie ſtoßen nicht mit uns an?

Falkenſtein.

Verzeihen Sie! Ach mein Durſt. Jetzt trinke ich ein Glas nach dem anderen und ſtoße jedesmal mit Ihnen an. (Er füllt ſein Glas.) Alſo nochmals zur Geſundheit! (Er ſtößt mit Allen an.)

Förſter.

Endlich ſcheinen ihm die Flauſen aus dem Kopf zu gehen.

Falkenſtein (ſich einſchenkend).

Wahrhaftig, ich bekomme mit einem Mal ganz andere Gedanken. Die Grauſamkeit iſt verſchwunden, ich fühle wieder ſo ſanft wie ein Lamm. Der Blutdurſt iſt in Weindurſt übergegangen. Gott, wie ſchön iſt es hier! Der grüne Wald, der prächtige Raſen. Und all' die guten Geſichter. Was ſind Sie für eine brave Frau, und der Förſter, dieſes gute, ehrliche Geſicht. Und der freundliche Lieutenant, und die ſchönen jungen Mädchen. So froh und luſtig habe ich noch nie in die Welt geſchaut. (Er trinkt.)

Frau Merkel.

Ein charmanter junger Menſch!

Lori.

Allerliebſt!

Flori.

Und wie munter!

Preſtel.

Mir gefällt er auch.

Förſter.

Endlich kommt der Menſch heraus.

Falkenſtein.

Aber wofür halten Sie mich denn, doch hoffentlich auch für einen Menſchen?

Förſter.

Na, na, nur ſo halb und halb. Jedenfalls ſind Sie ein verzogenes Mutterſöhnchen aus großer Familie und ſo hochgeboren, daß Sie das kleine Menſchengekrabbel, zu dem wir gehören, nur aus der Vogelperſpective wie durch das Fernrohr angeſehen haben. Das hindert aber nicht, daß es auch unter uns brave, treue Herzen giebt, die das Vaterland über Alles lieben. Ich habe vor fünfzig Jahren die Türkenkriege mitgemacht und für den deutſchen Ruhm und die deutſche Ehre mein Blut unter Prinz Eugen, dem edeln Ritter, vergoſſen.

Falkenſtein (ſpringt auf).

Wie, unter Prinz Eugen? Alter Herr, ich muß Ihnen einen Kuß geben. (Er küßt den Förſter.)

Förſter.

Ich ſehe mit Freuden, daß Sie noch ein recht ordentlicher Menſch werden können. Es lebe das Vaterland! (Er nimmt ſein Glas und ſtößt mit Allen an.)

Alle.

Es lebe Oeſterreich! Es lebe das Vaterland! (Sie ſtoßen an und trinken.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Binder (von rechts).

Binder.

Das geht ja hoch her.

Alle.

Willkommen, Herr Binder.

Frau Merkel.

Allen Reſpect, was bringen Sie?

Binder.

Gar nichts.

Preſtel.

Sie haben doch jetzt Beſcheid?

Binder.

Nur Vertröſtungen. Ich ſoll dieſen Abend eine definitive Antwort erhalten.

Frau Merkel.

So nehmen Sie Platz und ſtärken Sie ſich. Eſſen und Trinken hält Leib und Seele zuſammen.

Förſter.

Wie man das an der Frau Merkel gewahr wird.

Binder.

Ach Gott, ich habe vor lauter Spannung keinen Hunger. Immer warten und warten! (Er ſetzt ſich und ißt und trinkt.) Ah, da iſt ja auch der junge Herr, der kurz nach Ihrer Abfahrt ankam!

Frau Merkel.

Alſo ein Gaſt des Hauſes? Allen Reſpect. Da iſt es gut, daß wir ihn nicht unfreundlich aufgenommen haben.

Falkenſtein.

Freilich bin ich in der Krone abgeſtiegen und habe mir dort ſofort eine Mahlzeit für zwölf beſtellt, woraus Sie ermeſſen können, welchen Hunger ich ſchon vor ein Paar Stunden hatte. Kein Wunder, daß er auf dem Spaziergange noch geſtiegen iſt. Uebrigens habe ich dem Kellner anempfehlen, das Eſſen aufzuheben. Und da ich mich nun für Ihre Gaſtfreundſchaft revanchiren will, ſo bitte ich Sie Alle und namentlich auch den Herrn Förſter, meine Gäſte zu ſein. Unſere Frau Wirthin wird hoffentlich dafür ſorgen, daß wir ein Zimmer für uns haben, damit wir recht ungeſtört ſind.

Frau Merkel.

Mit allem Reſpect.

Falkenſtein.

Und die Anderen nehmen auch Alle an? Ich bitte.

Alle.

Jawohl, freilich, mit beſtem Dank.

Förſter.

Erlauben Sie, erſt müſſen wir wiſſen, wer Sie ſind?

Falkenſtein (zögernd).

Ich bin — der Graf Joſeph von Falkenſtein und wohne in Wien. Es wird mir recht lieb ſein, wenn Sie mich dort einmal beſuchen wollen. Freilich kann ich Sie nicht bei meinen Eltern empfangen, denn es ſind, wie Sie ſchon aus meinem täppiſchen Benehmen bemerkt haben, ſteife Ariſtokraten. Aber ich fahre alle Tage bei gutem Wetter im Prater ſpazieren.

Preſtel.

Alſo Empfang auf offener Straße?

Veri.

Am Wagenſchlag?

Flori.

Zwiſchen den Pferden?

Förſter.

Na, er meint es doch gut.

Frau Merkel.

So iſt es. Allen Reſpect vor dem jungen Herrn. Aber es wird Zeit, daß wir aufbrechen. Herr Förſter, zeigen Sie uns doch Ihr Haus. Die Mädchen können inzwiſchen einpacken. (Alle ſtehen auf.)

Förſter.

So folgen Sie mir, Herr Graf, Sie ſind unſer Ehrengaſt und führen die Frau Merkel. Meine Herren, ich bitte! (Falkenſtein giebt Frau Merkel den Arm. Der Förſter folgt mit Binder und Preſtel in das Haus.)

Siebenter Auftritt.

Lori und Flori (räumen Tiſchtuch und Gläſer auf).

Flori.

Nun, was hat Dir denn der Preſtel auf dem Wege zugeflüſtert?

Lori.

Grade daſſelbe, was Du wünſcheſt, daß der Binder Dir in die Ohren geraunt hätte.

Flori.

Aber Lori!

Lori.

Aber Flori!

Flori.

Ich finde Dich ſehr ſonderbar.

Lori.

Ich finde Dich gar nicht ſonderbar.

Flori.

Was meinſt Du denn?

Lori.

Nun, ich will es Dir ganz leiſe ſagen. (Sie ſpricht ihr in's Ohr.) Flori, ich liebe Sie über alle Maßen und werde Sie nie und nimmer verlaſſen, und wenn Ihre Mutter es nicht zugeben will, daß wir uns heirathen, ſo verſpreche ich

Ihnen dennoch ewige Treue, und ich werde ſicher noch einmal ein tüchtiger Menſch, und es ſoll kein Hinderniß geben, das ich nicht überwinde, um Sie mein Weib zu nennen. (Sie flüſtern und lachen leiſe.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Falkenſtein (tritt aus dem Hauſe).

Falkenſtein (für ſich).

Ah, da ſind die hübſchen Mädchen und allein. Jetzt will ich aber doch einmal die Probe machen, ob es wahr iſt, was ich ſchon in ſo manchen Büchern geleſen habe. (Laut.) Meine Damen, ich möchte Ihnen ein Räthſel aufgeben.

Lori.

Und es heißt?

Flori.

Laſſen Sie hören!

Falkenſtein (leiſe).

Gott, was habe ich auf einmal für eine Heidenangſt. (Stockend.) So ſagen Sie mir einmal, was iſt das Süßeſte auf der ganzen Welt?

Lori.

Zucker.

Falkenſtein.

Falſch.

Flori.

Honig.

Falkenſtein.

Auch falſch. Es iſt zugleich berauſchend.

Lori.

Nun denn Tokaier.

Falkenſtein.

Wieder falſch.

Flori.

Dann iſt es Malvaſier.

Falkenſtein.

Noch einmal falſch.

Lori.

Dann weiß ich es nicht.

Flori.

Ich gebe mich gleichfalls gefangen.

Falkenſtein (zu Lori).

So will ich es Ihnen in's Ohr ſagen.

Flori (neigt ſich zu ihm).

Wohl, laſſen Sie hören.

Falkenſtein (leiſe).

Ich wag' es bei Gott. (Küßt ſie.) Ein Kuß!

Flori (ſchreit auf).

Nein, dieſe Unverſchämtheit. (Sie ſchlägt mit einem Tuche nach ihm und läuft in das Haus.)

Falkenſtein (muthig).

Herrlich! So ein Kuß iſt in der That etwas Unausſprechliches. Dieſe weichen Lippen und Wangen. Electriſches Licht. Süße Flammen! — Jetzt muß ich auch einen Kuß von Ihnen haben. (Er nähert ſich Lori.)

Lori.

Um Gotteswillen! (Sie läuft weg.)

Falkenſtein (ſie verfolgend).

Ein Kuß, ein Kuß!

Lori.

Laſſen Sie mich oder ich ſchreie!

Falkenſtein (faßt ſie.)

Schreien Sie immerhin! (Sie wehrt ſich mit einem Tuche nach ihm ſchlagend. Er küßt ſie.) Endlich!

Neunter Auftritt.

Falkenſtein. Lori. Preſtel (aus dem Hauſe).

Preſtel (die Umarmung ſehend).

Teufel, was iſt das?

Lori.

Welche Frechheit!

Preſtel.

Himmelkreuzdonnerwetter!

Lori.

Ich kann nicht dafür. (Sie eilt weinend in das Haus.)

Preſtel.

Sie ſind ein ganz verfluchter Burſche!

Falkenſtein.

Es war ja nur ein Kuß.

Preſtel.

Allerdings. Sie verdienen dafür eine exemplariſche Züchtigung.

Falkenſtein.

Zum Beiſpiel?

Preſtel.

Die Ruthe.

Falkenſtein.

Das iſt eine Beleidigung, und Beleidigungen fordern Rache. (Er zieht ſeinen Degen.)

Preſtel.

Ich werde mich doch nicht mit einem ſo jungen Menſchen ſchlagen?

Falkenſtein.

Dann dürfen Sie auch einem jungen Menſchen kein Unrecht thun. Ziehen Sie auf der Stelle!

Preſtel.

Ich würde Ihnen ja ſofort den Garaus machen.

Falkenſtein.

Das wollen wir einmal ſehen. Heraus mit der Klinge!

Preſtel.

Aber mein Herr!

Falkenſtein.

Sie haben wohl keine Courage?

Preſtel (heftig).

Das läßt ſich kein öſterreichiſcher Soldat ungeſtraft ſagen. (Er zieht ſeinen Degen.)

Falkenſtein.

Endlich! Ich hätte Ihnen auch meinen Degen durch den Leib gerannt. Wehren Sie ſich!

Preſtel.

Wohlan! (Sie fechten.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Förſter, Frau Merkel, Flori, Leri und Binder (aus dem Hauſe).

Alle.

Halt! Um Gotteswillen! Kein Unglück!

Förſter
(ſchleudert Preſtel zur Seite und tritt zwiſchen die Kämpfenden).

Welche Tollheit! Das Duell iſt verboten.

Falkenſtein.

Iſt das denn ein Duell?

Binder.

Was denn anderes?

Falkenſtein.

So! Nun, ich dachte mich auch eigentlich gar nicht zu duelliren.

Förſter.

Und dennoch haben Sie es gethan. Sie ſind ein leichtſinniger Menſch. Unſere gute Kaiſerin Maria Thereſia hat die ſchwerſten Strafen auf den Zweikampf geſetzt.

Preſtel.

Und deshalb wollte ich mich auch gar nicht auf den Streit einlaſſen.

Falkenſtein.

Was ſind denn das für Strafen?

Förſter.

Nicht allein der Herausforderer und der Geforderte, ſondern auch die Secundanten, Hülf-, Rath- und Vorſchubgeber ſollen durch das Schwert hingerichtet werden.

Falkenſtein (erſchrocken).

Wie, durch das Schwert?

Frau Merkel.

Ja, wer mit dem Schwerte tödtet, ſoll durch das Schwert umkommen.

Binder.

Und die erhabene Regentin hat ſehr wohl daran gethan, denn dieſe barbariſche Sitte paßt nicht für unſere chriſtlichen Zeiten. Wir verachten die römiſchen Gladiatoren, die Wilden in Amerika und die ſich den Bauch aufſchlitzenden Japaneſen, welche ſich gegenſeitig vernichten. Wie viel tadelnswerther ſind die Kinder deſſelben Volkes und Landes, die ſich nicht friedlich mit einander vertragen!

Falkenſtein (für ſich).

Wieder eine Lehre! (Laut.) Ja, wir haben einen dummen Streich gemacht.

Preſtel.

Ich bitte, nicht wir, ſondern Sie, denn Sie müſſen mir das Zeugniß geben, daß ich mich im Falle der Nothwehr befand.

Falkenſtein.

Ja, ſo iſt es. Ich habe Sie angegriffen. Ich erkläre den Herrn Lieutenant für unſchuldig. Aber ich habe es nicht ſo ſchlimm gemeint und bitte ihn und die beiden Damen um Verzeihung.

Förſter.

Nun, er iſt ja eigentlich noch ein Kind.

Frau Merkel.

Allen Reſpect, nichts wie Kindereien.

Binder.

Und dabei iſt er immer liebenswürdig.

Lori.

Nun, ich verzeihe Ihnen.

Flori.

Auch ich.

Preſtel.

Ich ſchließe mich an.

Falkenſtein.

Ich danke, ich danke und verſpreche, mich in der Zukunft beſſer in Acht zu nehmen. (Er giebt Preſtel und den Mädchen die Hand.)

Frau Merkel.

Allen Reſpect, da nun wieder Frieden iſt, ſo gehe ich mit dem Herrn Förſter langſam voraus. Ihr ſeid junges

Volk und habt leichtere Füße. Am Rande des Waldes treffen wir uns beim Wagen. Kommen Sie, Herr Förſter! (Ab mit dem Förſter nach rechts.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Frau Merkel und Förſter, nachher der Kammerdiener.

Lori.

Wir ſind fertig.

Flori.

Jetzt heißt es die Körbe aufgepackt.

Kammerdiener (in der Ferne).

Zu Hülfe!

Alle.

Was war das?

Kammerdiener (in der Ferne).

He! Forſthaus! Leute! Ich habe mich im Walde verirrt.

Alle.

Hier!

Kammerdiener.

Noch einmal, wo? Forſthaus!

Alle.

Hier!

Falkenſtein.

Um Gotteswillen, der Kammerdiener! Wenn er mich findet, iſt es dieſen Abend mit der Partie vorbei. Und ich hatte mich doch ſo ſehr darauf gefreut. Ah, ich klettere in die Eiche. Und daß Sie mich nur nicht verrathen. (Er klettert auf den Baum.)

Kammerdiener (nahe).

Heda, Leute! Forſthaus!

Alle.

Hier!

Kammerdiener.

(kriecht auf allen Vieren mit abgeriſſenen Kleidern im Hintergrunde aus dem Geſtrüpp).

Endlich ſehe ich wieder Menſchen.

Preſtel.

Nun Sie ſind doch keinen Bären und Wölfen begegnet? Was haben Sie denn im Walde zu thun? (Zu den Anderen.) Er ſieht in der That wie ein Wilddieb aus.

Binder.

Ich glaube eher, daß er Vogelneſter ausgenommen hat.

Lori.

Nein, er iſt ein Schmetterlingsfänger.

Flori.

Oder ein Liebhaber von Wurzeln und Kräutern.

Kammerdiener.

Aber um Gotteswillen, meine Herrſchaften, wofür halten Sie mich?

Falkenſtein (mit verſtellter Stimme im Baum).

Für einen Vagabunden.

Kammerdiener (ſieht ſich ängſtlich um).

Ach Gott, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen. Nein, ich bin ein ehrlicher Menſch. Ich wilddieben, Schmetterlinge fangen, Neſter ausnehmen und Wurzeln und Kräuter eſſen? Das fällt mir nicht ein. Ich laufe allerdings einem Wildfang nach, der aus dem Neſt entflogen iſt, weil er gewiſſermaßen zu den Schmetterlingen gehört, aber Wurzeln und Kräuter — —

Preſtel.

Der Menſch ſpricht irre.

Binder.

Er bedient ſich allerdings ganz abſonderlicher Bilder.

Lori.

Das iſt bei ſeinem zerriſſenen Zuſtand nicht anders möglich.

Flori.

Ohne Zweifel hat ſein Verſtand auch Riſſe erlitten.

Kammerdiener.

Es iſt ein junger Menſch von 17 bis 18 Jahren, braunes Haar, blaue Augen, rothes Milchgeſicht — —

Binder.

Ein ganzer Steckbrief —

Preſtel.

Ja, den haben wir geſehen.

Lori.

Ein ſehr kecker Burſche!

Flori.

Ein Springinsfeld!

Preſtel.

Ein Thunichtgut!

Binder.

Ein Taugenichts!

Kammerdiener.

So ſagen Sie mir doch, wo er iſt?

Lori.

Er war hier zur Stelle.

Flori.

Er hat mit uns gegeſſen.

Binder.

Und Mädchen geküßt.

Kammerdiener.

Unmöglich!

Preſtel.

Und ſich mit mir geſchlagen.

Kammerdiener.

Noch unmöglicher! Ich bitte, machen Sie keine Späße. Wo iſt er hingerathen?

Lori.

Auf und davon!

Flori.

In die Höhen!

Preſtel.

Ueber die Thäler!

Binder.

In die Lüfte! Er ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde.

Kammerdiener.

Um Gotteswillen, Sie werden ihn doch nicht gehängt haben?

Preſtel.

Wir nicht, wenn er es nicht ſelbſt gethan hat.

Kammerdiener.

Wo iſt er denn geblieben?

Lori.

Das wiſſen wir nicht.

Flori.

Unbekannt.

Binder.

Was haben Sie denn mit ihm?

Preſtel.

Sind Sie vielleicht von ihm beſtohlen worden?

Kammerdiener.

Ach was beſtohlen. Und doch, er ſtiehlt mir meine Reputation und mein Amt. Ich war mit ſeiner Aufſicht betraut. O Gott, dieſe Verantwortlichkeit!

Preſtel.

Was iſt er denn eigentlich?

Kammerdiener.

Das darf ich nicht ſagen. Aber wenn Sie mich nicht verrathen wollen?

Alle.

Nein. (Sie treten an ihn heran.)

Kammerdiener (geheimnißvoll).

Nur in's Ohr.

Alle.

Da ſind wir doch neugierig.

Kammerdiener.

Ein Incognito — ein Graf — Falkenſtein!

Alle.

Ah, ein Incognito.

Preſtel.

Ja, wenn es der iſt, den treffen Sie morgen früh wieder in der Krone.

Kammerdiener.

Wahrhaftig?

Lori.

Ja, er hat es uns ſelbſt geſagt.

Flori.

Er iſt bereits auf dem Wege.

Binder.

Und hier iſt der Weg. (Zeigt nach rechts.)

Kammerdiener.

Gottlob! Ich danke, ich danke. (Rechts ab, dann kommt er zurück.) Sagen Sie mir doch, war denn die Kronenwirthin nicht hier?

Lori (leiſe).

O Gott, er will zur Mutter.

Flori (leiſe).

Da müſſen wir ihn irre leiten.

Preſtel.

Allerdings, ſie iſt beim Herrn Förſter.

Binder.

Gehen Sie nur in's Hinterhaus und fragen Sie die alte Köchin.

Kammerdiener.

Ich danke, ich danke! (Ab in's Haus.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen ohne Kammerdiener.

Falkenſtein (ſteigt aus dem Baum).

Die Gefahr iſt vorüber. Nun raſch auf und davon!

Lori.

Jetzt die Körbe aufgepackt.

Falkenſtein.

Zur Strafe meiner Sünden trage ich zwei. (Er nimmt zwei Körbe.)

Lori.

Und für den Kuß verdienen Sie auch einen Korb von mir. (Sie giebt Falkenſtein ihren Korb.)

Flori.

Da haben Sie auch einen Korb von mir. (Sie giebt ihm ihren Korb, ſo daß er mit vier Körben beladen iſt. Die Mädchen geben Preſtel und Binder den Arm und gehen nach rechts.)

Falkenſtein.

Was man nicht Alles erlebt! Aber es iſt doch ſchön hier draußen in der Welt und im Incognito.

Dritter Aufzug.

Wohnſtube der Frau Merkel in der Krone. Bürgerliche Einrichtung. Ein gedeckter Tiſch. Seitwärts ein Clavier. An der Wand das Portrait der Kaiſerin Maria Thereſia. In der Ecke eine ſpaniſche Wand. Mittelthür.

Erſter Auftritt.

Seppi (mit Tiſchdecken beſchäftigt).

Sieben Gedecke. Für Frau Merkel, Fräulein Lori und Flori, Lieutenant Preſtel, Herrn Binder, den Förſter und den jungen Herrn von Incognito. Richtig! Was für ein ſpaßiger Geſell iſt dieſer Springinsfeld! Dieſen Mittag hat er Hunger wie ein Wolf und läuft davon wie ein Haſe. Und jetzt bringen ſie ihn zurück wie ein Dachs. Eben als der Wagen die Geſellſchaft vom Forſthaus anfährt, ſpringe ich an die Thür. Ich ſehe Alle auf den Bänken ſitzen, aber der junge Herr liegt unten der Länge nach am Boden und iſt mit Tüchern bedeckt. Mir machen Alle geheimnißvolle Mienen, halten den Finger an die Lippen und ziſcheln Pſt, damit ich nichts verrathe. Und die Frau Merkel ruft mir zu, ich ſolle das beſtellte Eſſen zurecht machen. — Was das nun zu bedeuten hat? Na, ich werde ſchon Keinem etwas ſagen, denn ich weiß ja gar nichts.

Zweiter Auftritt.

Seppi, Frau Merkel, Lori und Flori bringen Falkenſtein, der ganz in eine Decke gehüllt iſt, herein.

Frau Merkel.

Raſch hier herein!

Lori.

Jetzt ſind Sie in Sicherheit.

Flori.

Die Decke ab!

Falkenſtein (enthüllt ſich).

Gott ſei Dank! Es hat mich doch Keiner geſehen?

Frau Merkel.

Nein, der General iſt noch gar nicht zurück, und der Kammerdiener wird noch auf dem Wege ſchnaufen.

Falkenſtein.

Schön! Wir haben einen ſo hübſchen Tag zuſammen gehabt, da wollen wir auch den Abend fröhlich verbringen.

Frau Merkel.

Nun, Ihr Mädchen, ſo holt die anderen Gäſte! Und Du, Seppi, bringſt uns das Eſſen in einer halben Stunde.

(Die Mädchen und Seppi ab.)

Dritter Auftritt.

Frau Merkel. Falkenſtein.

Falkenſtein.

Das iſt ja eine gemüthliche Stube.

Frau Merkel.

Der Herr Graf werden's ſchon beſſer gewohnt ſein. Allen Reſpect! Aber es freut mich doch, wenn es Ew. Gnaden bei uns gefällt.

Falkenſtein.

Ja, das thut's, denn hier herrſcht die Sauberkeit, die Ordnung und, ich denke, auch der Friede.

Frau Merkel.

Gott ſei Dank, ſo war es immer in meinem Hauſe und vielleicht beſſer, wie in manchen Paläſten. Ich nehme nur die Hofburg in Wien aus, wo unſere gute große Kaiſerin Maria Thereſia ihren Sitz hat.

Falkenſtein (zeigt auf das Bild).

Dort hängt ihr Bild. Lieben Sie die Kaiſerin?

Frau Merkel.

Ich habe ſie mir als Schutzpatronin erwählt, denn ich halte ſie hoch wie eine Heilige. Was iſt das für eine herrliche Frau! Sie hat ihr Leben lang mit ſo vielen Widerwärtigkeiten zu thun gehabt, daß ein ſtarker Mann ſie kaum ertragen hätte. Aber ſie iſt ungebrochen aus all' den Kämpfen und Streitigkeiten hervorgegangen. Die Welt hat noch nie eine ſo vorzügliche Regentin geſehen. Hoch und Niedrig, Alt und Jung, Reich und Arm haben ſich Ihrer treueſten Vorſorge zu erfreuen. Und noch mehr, was iſt ſie für eine ausgezeichnete Gattin und Mutter! Die kaiſerliche Ehe iſt ein Vorbild für das ganze Volk. Und welcher reiche Familienſegen! Sechszehn Kinder, alle geſund, blühend, gut.

Falkenſtein.

Alſo alle?

Frau Merkel.

Freilich der Erzherzog Joſeph, der einſt die Krone tragen ſoll, ſcheint eine Ausnahme zu machen.

Falkenſtein.

Ei, ei! Was ſagt man denn von ihm?

Frau Merkel.

Nun, daß er ein Hitzkopf und ſtörriſcher Junge iſt.

Falkenſtein.

So?

Frau Merkel.

Und daß er ſeinen Eltern manche Sorge macht.

Falkenſtein.

Sieh da!

Frau Merkel.

Und daß ſeine Umgebung viele ſaure Stunden durch ihn hat.

Falkenſtein.

Das werde ich mir merken.

Frau Merkel.

Warum denn? Alle Welt weiß es.

Falkenſtein.

Um es ihm wieder zu ſagen, denn er ſelbſt weiß nichts davon. Und wenn Einer ſich beſſern ſoll, ſo muß er doch über ſeine Fehler unterrichtet werden.

Frau Merkel.

Allen Reſpect. Da haben Sie recht, aber um Gottes willen, verrathen Sie nicht, daß ich es Ihnen geſagt habe!

Falkenſtein.

Nein, es bleibt ganz unter uns.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Seppi.

Seppi.

Frau Merkel, Frau Merkel!

Frau Merkel.

Was giebt es?

Seppi.

Der Herr Kammerdiener will Sie ſprechen.

Frau Merkel.

Sag' ihm, daß ich jetzt keine Zeit habe.

Seppi.

Er hat Sie aber ſchon den ganzen Tag geſucht; drei, vier Mal war er hier, dann iſt er nach dem Forſthaus gelaufen und eben kehrt er wieder zurück. Er behauptet, er habe Ihnen Mittheilungen zu machen, von denen Ihr und ſein Lebensglück abhänge.

Frau Merkel.

Was mache ich denn nun?

Falkenſtein.

Laſſen Sie ihn nur kommen. Ich verberge mich hier hinter der ſpaniſchen Wand. (Er verbirgt ſich.)

Frau Merkel.

Wie heißt er denn?

Seppi.

Vorher nannte er ſich Incognito, jetzt will er Nazi Hein heißen.

Frau Merkel.

Wie, der Franz?

Seppi (öffnet die Thür).

Da iſt er. (Er läßt den Kammerdiener herein und geht.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Kammerdiener.

Kammerdiener (für ſich).

Herr Gott, iſt die alt geworden!

Frau Merkel (für ſich).

In ſeiner Jugend war er ſchon ein Ungethüm, jetzt iſt er ein Scheuſal.

Kammerdiener (für ſich).

Und verſchönert hat ſie ſich auch nicht.

Frau Merkel (für ſich).

Pfui, der kahle Kopf und die ſpitze Naſe.

Kammerdiener (für ſich).

Sie wiegt wenigſtens dreihundert Pfund.

Frau Merkel (für ſich).

Iſt der aber einmal dünn geworden. Er ſcheint an der Darre zu leiden.

Kammerdiener.

Erinnern Sie ſich meiner noch? Es waren meine ſchönſten Tage.

Frau Merkel (für ſich).

Aber nicht die meinen. (Laut.) Ja wohl, ich erinnere mich noch dunkel.

Kammerdiener.

Wie, nur dunkel? Freilich, es ſind jetzt fünfundzwanzig Jahre. Sie waren ein junges, friſches und hübſches Mädel.

Frau Merkel.

So ſagten die Leute.

Kammerdiener.

Und ich war ein junger hübſcher Mann.

Frau Merkel.

Jung wohl, aber nicht hübſch.

Kammerdiener.

Nun, darauf kommt es bei einem Manne auch nicht an — aber brav und gut.

Frau Merkel.

Wenigſtens ſtanden Sie nicht im Verdacht eines Räubers und Mörders. Dazu hatten Sie übrigens auch keine Courage.

Kammerdiener.

Aber ich hatte doch die Courage, Sie zu lieben.

Frau Merkel.

Allen Reſpect. Dabei geriethen Sie grade nicht in Lebensgefahr.

Kammerdiener.

Ich denke, es war ein Stück Arbeit, um Sie zu freien.

Frau Merkel.

Deshalb iſt Ihnen das Stück Arbeit auch wohl nicht gelungen.

Kammerdiener.

So iſt es. Sie haben den Herrn Merkel geheirathet.

Frau Merkel.

Denn er hatte Courage und war nicht allein brav und gut, ſondern auch jung und hübſch.

Kammerdiener.

Nun iſt er aber todt. Gott gebe ihm die ewige Ruhe!

Frau Merkel (für ſich).

Ich wünſchte, ich könnte ſie dieſem Geſellen ſtatt meines Seligen wünſchen. (Laut.) Ich zweifle nicht, daß der rechtſchaffene Mann im Himmel iſt.

Kammerdiener.

Und nun — — (Verlegen ſtockend).

Frau Merkel.

Und nun?

Kammerdiener.

Ja ſehen Sie, da Sie eine Wittwe ſind und ich gleichfalls — —

Frau Merkel.

Alſo Sie ſind auch verheirathet geweſen?

Kammerdiener.

Ja, mit Gottes Gnaden viermal — —

Frau Merkel.

Welch ein gefühlvolles Herz!

Kammerdiener.

Ach, es war weniger das Herz, denn ich bin meinen Gefühlen aus der Jugend immer treu geblieben. Ich konnte lange nicht darüber hinaus.

Frau Merkel.

Hoffentlich ſind Sie es aber jetzt.

Kammerdiener (ſeufzend).

Ach nein, auch jetzt noch nicht. Aber hören Sie mich an.

Frau Merkel.

Nur etwas raſch, denn ich habe Eile.

Kammerdiener (raſch).

Nach Ihrer Verheirathung bin ich nach Wien gegangen, habe dort Dienſt geſucht und mir nach und nach mehrere tauſend Gulden geſpart —

Frau Merkel.

Die ich Ihnen unmöglich verzinſen kann.

Kammerdiener.

Davon iſt auch nicht die Rede.

Frau Merkel.

Aber wovon iſt denn eigentlich die Rede?

Kammerdiener.

Wenn Sie nur ein wenig Geduld haben wollten. Ein ſo wichtiges Geſchäft — —

Frau Merkel.

Einmal für allemal, ich mache gar keine Geſchäfte, als daß ich meinen Gaſthof betreibe.

Kammerdiener (verwirrt).

Nun, es iſt auch eigentlich kein Geſchäft, man nennt es nur ſo, denn es iſt doch eigentlich Alles, was man verhandelt, gewiſſermaßen ein Geſchäft. Und ſo nenne ich denn auch dies ein Geſchäft — das Geſchäft alſo — —

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Seppi.

Seppi (athemlos).

Herr Kammerdiener Incognito, der Herr General Incognito iſt zurück und läßt Sie erſuchen, ſofort mit dem Herrn Grafen Incognito zu ihm zu kommen.

Kammerdiener.

Was, der Herr General iſt zurück? O, ich Unglückſeliger! Was ſoll ich jetzt anfangen? Es iſt um ſich das Haar auszureißen! (Er läuft raſch durch die Mitte.)

Seppi.

Was für ein ſpaßiger Geſell! Er hat ja gar kein Haar mehr. (Er folgt ihm.)

Falkenſtein (tritt heraus).

Hahaha! Nehmen Sie Ihr Herz vor dem Kammerdiener in Acht!

Frau Merkel.

Allen Reſpect. Der Menſch iſt ein Narr. Entſchuldigen Sie auf einen Augenblick, ich habe noch etwas im Hauſe zu beſorgen. (Ab.)

Falkenſtein.

Ein Clavier! Ich ſpiele mir zum Zeitvertreib einen Ländler. (Er ſetzt ſich an das Clavier und ſpielt.)

Siebenter Auftritt.

Falkenſtein. Preſtel mit Leri und Binder mit Flori tanzen in das Zimmer hinein, der Förſter folgt.

Förſter.

Bravo, bravo!

(Die Paare hören auf zu tanzen.)

Leri.

Sie ſpielen ja wie ein Muſikant.

Flori.

Man fliegt nach der Melodie wie auf Flügeln.

Preſtel.

Wahrhaftig, der Organiſt kann es nicht beſſer.

Binder.

Verſtände ich mich ſo gut auf die Muſik wie Sie, dann wäre mir um meine Zukunft nicht bang.

Falkenſtein.

Nun, ſo bin ich doch gut für Etwas, und ich denke, ich werde auch gut für Vieles, wenn ich erſt die Welt und das Leben kenne.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Seppi mit einem Brief.

Seppi.

Ein Brief für Herrn Binder. (Er giebt Binder den Brief.)

Binder.

Mein Schickſal. (Er öffnet den Brief und lieſt, während ſich Alle um ihn ſtellen.) Alles umſonſt! (Er läßt den Brief fallen und hält ſich die Hand vor die Augen.)

Flori.

Um Gotteswillen?

Lori.

Was ſteht denn drin?

Preſtel (hebt den Brief auf und lieſt).

„An Herrn Friedrich Binder, Wohlgeboren. Ich bedaure ſehr, daß ich Ihnen die betreffende Stelle als Lehrer an der Militärakademie nicht übertragen kann, da ich dieſelbe auf die Empfehlung mehrerer einflußreichen Herren am Hofe einem jungen Baron von Romberg geben mußte. Ihre reichen Kenntniſſe“ — Donner und Wetter! Das iſt ja der ſchändlichſte Nepotismus.

Lori.

Ja, der Baron hat lange bei uns gewohnt und iſt ein alberner Menſch.

Flori.

Der dazu nicht einmal etwas gelernt hat.

Förſter.

Aber er iſt von Adel.

Preſtel.

O über den Adel! Dieſe drei elenden Buchſtaben V. O. N. öffnen ſofort in unſerm Lande alle Thüren und Thore, während ein ordentlicher Kerl aus dem Bürgerſtande antichambriren muß und doch zu nichts kommt. Auch ich leide unter dieſem unſeligen Vorurtheil, denn ich bin und bleibe ein einfacher Lieutenant, obſchon mir meine Vorgeſetzten das Zeugniß geben, daß ich in jeder Beziehung ein tüchtiger Soldat bin. O Gott, meine liebe Lori, ich werde gewiß niemals wagen dürfen, die Mutter um Ihre Hand zu bitten.

(Er nimmt Lori an der Hand.)

Lori (weint).

O Gott!

Binder.

Und ich dachte einmal mit Ihnen an den Altar zu treten, liebe Flori, aber leider ſehe ich keine Hoffnung, Ihnen ein wünſchenswerthes Loos zu bieten.

(Er nimmt Flori an der Hand.)

Flori.

Welche Traurigkeit! Mein Herz! (Sie weint gleichfalls.)

Förſter.

Der Teufel hole die Protection! Sie vergiftet das Leben ſo manches braven Mannes von echtem Schrot und Korn.

Falkenſtein (für ſich).

Der Alte hat wieder recht. Ich werde es mir merken.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Merkel.

Frau Merkel.

Aber was giebt es denn hier? Eben hörte ich noch die Töne eines luſtigen Ländlers. Und jetzt, da ich eintrete, ſehe ich bei den Männern finſtere Geſichter und bei den Mädchen Thränen. Allen Reſpect, aber ich bitte um Aufklärung. Wie, Ihr ſchweigt?

Falkenſtein.

Wenn Sie erlauben, ſo werde ich Ihnen Alles aufklären.

Frau Merkel.

So reden Sie.

Falkenſtein.

Alſo, kurz und gut. Hier der Lieutenant liebt Fräulein Lori.

Frau Merkel.

Ich habe ſchon lange ſo etwas gewittert.

Falkenſtein.

Und der Herr Binder liebt Fräulein Flori.

Frau Merkel.

Es ſchien mir, daß es ſo kommen werde.

Falkenſtein.

Und die Lori liebt den Herrn Lieutenant Preſtel.

Frau Merkel.

Das will ich nicht hoffen.

Falkenſtein.

Und die Flori iſt dem Herrn Binder gewogen.

Frau Merkel.

Allen Reſpect. Das iſt aber dummes Zeug und es wäre auch ein Unglück.

Falkenſtein.

Das Unglück iſt aber da.

Frau Merkel.

Sagen Sie lieber, es droht. Ich werde es ſchon zu verhüten wiſſen.

Falkenſtein.

Sagen Sie lieber, Sie wollen aus dem Unglück ein Glück machen.

Frau Merkel.

Wie denken Sie ſich das?

Falkenſtein.

Ganz einfach, indem Sie dem Herrn Preſtel die Lori und dem Herrn Binder die Flori zur Frau geben.

Frau Merkel.

Aber junger Herr, ſind Sie denn toll?

Falkenſtein.

Im Gegentheil, ich bin ganz geſcheidt.

Frau Merkel.

Und Sie geben mir einen ſo ſchlechten Rath?

Falkenſtein.

Sie können ſich ſelbſt keinen beſſern geben.

Frau Merkel.

Daraus wird nie und nimmer etwas.

Falkenſtein.

Ich denke im Gegegentheil, je eher deſto beſſer.

Frau Merkel (ſtemmt die Arme in die Seite).

Allen Reſpect, aber was bilden Sie ſich denn ein? Wenn Sie auch hundertmal ein Graf ſind, ſo erweiſen Sie ſich doch als einen unbeſonnenen Fant, als einen Hans Haſenfuß, als einen Windflügel, als einen unberufenen Miſch-dich-in-Alles! Als wir uns am Forſthaus kennen lernten, da waren Sie zu vornehm, um auf Gottes Erdboden zu ſitzen, und ohne Meſſer und Gabel zu eſſen und aus unſeren Gläſern zu trinken, und jetzt benehmen Sie ſich, als wenn Sie ſchon einige Scheffel Salz und einige Ohm Wein mit uns verzehrt hätten. Man ſollte glauben, Sie wären der beſte Freund des Hauſes.

Falkenſtein.

Der bin ich auch. Ich will es überhaupt in allen Häuſern des Landes werden.

Frau Merkel.

O dieſe Impertinenz! Das merken Sie ſich, ich gebe Ihnen nie und nimmer das Recht, ſich in meine intimen Angelegenheiten zu miſchen. Ich heiße Frau Merkel und bin die Kronenwirthin in Neuſtadt. Und da fällt es mir gar nicht ein, meine Töchter an ein paar hergelaufene Menſchen zu verheirathen, vor denen ich ſonſt allen möglichen Reſpect habe. Solche Schwiegerſöhne? Das ſollte mir noch fehlen. Ein Lieutenant, der immer und immer noch nicht Hauptmann wird, geſchweige denn Oberſt, General und Feldmarſchall werden kann, weil er nicht von Adel iſt! Und dabei ein Gelehrter, der nur zwanzig Gulden in der Taſche hat und der, wenn ſie aufgegeſſen und aufgetrunken ſind, gar nichts beſitzt, ein Menſch, der überhaupt in die blaue Welt läuft und nach einer blauen Stelle ſucht, die er nicht erhalten kann, und der noch überdies ein Ketzer iſt! Nein, mein junger Herr, allen Reſpect, aber nochmals, ich heiße Frau Merkel und bin die Kronenwirthin, und ich habe ein Vermögen von 100,000 Gulden, und wenn ich mir ein Paar Eidame ausſuche, dann müſſen ſie angeſeſſene Leute ſein und Haus und Hof und Ochs und Eſel, Schweine und Schafe haben. Auf Stellenjäger, die immer an Stellen vorbeiſchießen, laſſe ich mich nicht ein. Bei mir heißt es: Butter zu den Fiſchen! Und damit Baſta und allen Reſpect vorbehalten!

Falkenſtein.

Aber, Frau Merkel, erhitzen Sie ſich doch nicht!

Frau Merkel.

Ich will mich aber erhitzen. Ich muß meinem Herzen Luft machen. O, ich möchte vor Zorn platzen. Und da weinen auch noch die Mädchen. Hinaus mit Euch, Ihr Gänſe!

(Die Mädchen gehen ſchluchzend ab.)

Falkenſtein (hält ſie zurück).

Bleiben Sie, bleiben Sie! Denn trotzalledem weiß ich, daß Frau Merkel doch nicht die Rabenmutter iſt, die ſie jetzt aufſpielt! Nicht wahr, liebe Frau Wirthin, Sie beſinnen ſich jetzt eines beſſeren? Hier, die Lori giebt dem Preſtel und die Flori dem Binder die Hand.

Frau Merkel (zornig).

Nein, jetzt wird es mir aber zu toll! Eine ſolche Unverſchämtheit! Allen Reſpect, mein Haus iſt allen ordentlichen Leuten geöffnet und ich bin gut und freundlich mit ihnen. Aber einem ſo zudringlichen Gelbſchnabel wie Ihnen weiſe ich die Thür. Da — ſehen Sie — da hat der Zimmermann ein Loch gelaſſen!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Seppi.

Seppi (athemlos).

Ach, Herr Jeſus, ach, Herr Jeſus!

Förſter.

Was iſt denn geſchehen?

Seppi.

Ein Unglück, ein großes Unglück!

Frau Merkel.

Brennt es?

Preſtel.

Stürzt das Haus ein?

Binder.

Giebt es eine Ueberſchwemmung?

Seppi.

Nein, noch etwas viel Schlimmeres!

Alle.

So rede, ſprich, bring' es endlich heraus!

Seppi.

Ein junger vornehmer Mann, der hier im Gaſthofe abgeſtiegen ſein ſoll, iſt ſpurlos verſchwunden. Man glaubt, daß er ermordet worden iſt.

Flori.

O Himmel!

Lori.

Barmherziger Gott!

Frau Merkel.

Aber wie denn ermordet?

Seppi.

Erdroſſelt —

Preſtel.

Unmöglich!

Seppi.

Oder gehangen —

Binder.

Dummes Zeug!

Seppi.

Meinetwegen auch vergiftet.

Förſter.

Unſinn! Wer hat Dir das geſagt?

Seppi.

Der Kammerdiener Incognito, der heulend durch das Haus läuft. Der General Incognito iſt auf dem Wege hierher, er will bei der Frau Merkel Nachforſchungen halten.

Falkenſtein (für ſich).

Jetzt iſt es Zeit, daß ich mich unſichtbar mache. (Er ſchleicht ungeſehen hinter die ſpaniſche Wand.)

Frau Merkel.

Wie, Nachforſchungen bei mir? Ich bin doch unſchuldig.

Seppi.

Da iſt der General!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Lascy.

Lascy.

Endlich finde ich Sie, Frau Wirthin. Jetzt raſch mit der Sprache heraus. Ich bin heute mit einem jungen Manne hier eingetroffen, der mir ſeit unſerer Ankunft nicht mehr zu Geſicht gekommen iſt. Sie ſollen, wie ich vom Kammerdiener erfahren habe, dieſen Abend mit ihm im Walde zuſammengetroffen ſein. Ich verlange eine raſche Auskunft, denn es iſt Niemand anders, wie der Erzherzog Joſeph, unſer künftiger Kaiſer.

Alle (ſehr erſtaunt).

Wie, der Erzherzog Joſeph?

Frau Merkel (für ſich).

Und ich habe ihm die Thür gewieſen.

Lori (für ſich).

Und ich habe mit dem Tuche nach ihm geſchlagen.

Flori (für ſich).

Und ich habe ihm einen Korb gegeben.

Preſtel (für ſich).

Und ich habe mich mit ihm duellirt.

Binder (für ſich).

Und ich habe über die Regierung raiſonnirt.

Förſter (für ſich).

Und ich bin ihm grob geweſen.

Lascy.

Was ſtehen Sie denn Alle ſo verſtört? Ich will wiſſen, wo er iſt?

Falkenſtein (tritt vor).

Hier bin ich.

Alle.

Verzeihung, Barmherzigkeit, Gnade! (Alle knieen vor Falkenſtein.)

Joſeph.

Was iſt das? Stehen Sie auf der Stelle auf. Man kniet vor Gott, aber nicht vor Menſchen. (Alle ſtehen auf.)

Lascy.

Wie, Königliche Hoheit, in ſolcher Geſellſchaft?

Joſeph.

Wenn ich nur mit meines Gleichen umgeben wollte, ſo müßte ich in die Capuzinerkirche zu Wien hinabſteigen und dort meine Tage zubringen. Mein lieber Lascy, ſetzen Sie die braven Leute nicht in Angſt und Furcht! Ich habe den halben Tag mit ihnen zugebracht und zähle dieſe Stunden zu den glücklichſten meines Lebens, denn ich that heute zuerſt einen unbefangenen Blick in Land und Leute. Es iſt mir klar geworden, daß man an einem Tag im lebendigen Verkehr mit dem Volke mehr lernt, als in Monaten zwiſchen den todten Büchern. Ich will ein Menſch ſein, bevor ich Kaiſer werde. Ein Regent kann nur dann regieren, wenn er das Volk kennen gelernt hat, denn nur dann vermag er alle Vorurtheile, den Fanatismus, die Parteilichkeit und die Sclaverei des Geiſtes zu beſeitigen und jeden Unterthan in den Genuß ſeiner angeborenen Freiheiten einzuſetzen. Sobald ich den Thron beſteige, werde ich dieſe Philoſophie zur Geſetzgeberin meines Reiches machen. Es lebe Oeſterreich!

Alle.

Es lebe Oeſterreich!

Joſeph.

Und nun habe ich noch eine Bitte an Sie, lieber Lascy. Ich erſuche Sie, dieſen Lieutenant ſofort zum Hauptmann zu befördern. Es iſt zwar nur ein Bürgerlicher, aber ein braver Soldat. Im Heere ſoll zwiſchen Adel und Bürgerſtand kein Unterſchied gemacht werden. Ich will ſchon dafür ſorgen.

Lascy.

Königliche Hoheit zu Befehl.

Joſeph (auf Binder zeigend).

Und dieſem jungen Manne ſchaffen Sie ein Unterkommen in der Kanzlei des Miniſters Kaunitz. Er iſt gelehrt und aufgeklärt. Tüchtige Köpfe können wir in Oeſterreich brauchen. Daß er Proteſtant iſt, ſoll ihm nicht ſchaden. Nation und Religion dürfen keinen Unterſchied machen. Auch für ihn werde ich mich intereſſiren.

Lascy.

Ich werde nicht ermangeln.

Joſeph.

Nun, Frau Merkel, wie iſt es jetzt mit den Heirathen?

Frau Merkel.

Allen Reſpect, Königliche Hoheit. Ich bin ganz einverſtanden. (Die Paare eilen zu einander.)

Joſeph.

Ende gut, Alles gut! Und wenn die Hochzeit gefeiert iſt, ſo kommen Sie mit Ihren Töchtern und Schwiegerſöhnen nach Wien in die Burg. Ich werde Sie mit Freuden empfangen und Sie auch zu meiner Mutter führen, denn ſie iſt die Mutter aller guten Leute im Lande. (Er geht zu den Paaren und drückt ihnen die Hände und ſpricht dann leiſe mit Lascy.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Kammerdiener, der ſchon eine Weile in der Thür geſtanden hat, tritt ein.

Kammerdiener.

Alles in Ordnung. Zwei Ehen ſind fertig, da muß auch die dritte gelingen, denn drei iſt göttlich. (Er zupft Frau Merkel am Aermel.) Frau Merkel!

Frau Merkel.

Nun, was wollen Sie?

Kammerdiener.

Sie wiſſen. Ich bin Wittwer, habe einige tauſend Gulden und ſuche die fünfte Frau.

Frau Merkel.

Allen Reſpect. So ſehen Sie, wo Sie ſie finden! (Wendet ihm den Rücken.)

Joſeph.

Meine Freunde, ich kann leider nicht bleiben, denn ich muß mit dem General in die Militairacademie. Machen Sie ſich einen fröhlichen Abend, und wenn Sie mir in Zukunft etwas zu ſagen haben, ſo kommen Sie zu mir, denn mein Herz gehört dem Volke. Und hier endet mein Incognito.

Ende.

Amor und Pſyche.

Luſtſpiel in einem Aufzug.

Perſonen:

Flemming, Oberſt a. D.
Frau von Malten, ſeine Schweſter.
Lilli Flemming, ihre Nichte.
Robert Victor.
Andreas, Diener.

Gartenplatz vor einem Saale, in dem eine Bibliothek aufgeſtellt iſt. Rings ſtehen Zierpflanzen. Rechts im Vordergrunde ein größerer Tiſch mit Stühlen unter einem großen Baum, links ein kleinerer Tiſch. Auf dem größeren Tiſch liegen einige Folianten.

Erſter Auftritt.

Lilli. Victor (treten von links auf).

Lilli.

Ich bin Ihnen recht böſe, daß Sie nicht länger mit mir im Garten bleiben wollen. Das Wetter iſt ſo ſchön, der Himmel ſo blau und alles Laubwerk nach dem Regen der letzten Nacht ſo friſch. Und dennoch eilen Sie wieder in die düſtere Stube zu kommen.

Victor.

Ich will nicht, aber ich muß. Sie wiſſen, daß Ihre Frau Tante mich zur Leitung ihrer antiken Studien angeworben hat und daß ſie mich zu dieſer Stunde erwartet.

Lilli.

O, über dieſe antike Tante und ihre antiken Flauſen! Da ſitzen und ſitzen Sie immer wieder und reden von den Ruinen von Rom, von dem Coloſſeum, den Bädern des Caracalla, dem Pantheon, dem Grabmal des Hadrian und betrachten die alten Kupferſtiche und Gypsabdrücke von Auguſtus, Tiberius, Caligula, Nero und wie all' die langweiligen Tröpfe beißen, denen die Zähne ſchon lange nicht mehr wehe thun. Ohne Zweifel haben Sie ſich draußen im Garten über mein nichtsſagendes Geſchwätz recht gründlich entſetzt.

Victor.

Aber, mein Fräulein, wie können Sie nur ſo reden? Ich verſichere Ihnen, daß ich mich wahrhaft darüber verwundert habe, wie bewandert Sie in den deutſchen Sagen ſind. Sie haben dieſelben gewiß in den alten Volksbüchern ſtudirt.

Lilli.

Studirt? Hahaha! Ich habe ſie nicht einmal geleſen.

Victor.

Woher kennen Sie denn dieſe Dichtungen?

Lilli.

Dichtungen? Sind denn das Dichtungen?

Victor.

Allerdings, es ſind Dichtungen des Volks.

Lilli.

Des Volks? Meine alte Amme Gertrud war freilich ein Kind des Volks, aber ich wußte bis jetzt nicht, daß ſie eine Dichterin geweſen iſt.

Victor.

So meine ich's nicht. Dieſe Dichtungen werden allerwärts vom Volke erzählt. Später ſind ſie von den Gelehrten geſammelt und in Bücher gefaßt worden.

Lilli.

Sie haben alſo ſchon die Geſchichten vom gehörnten Siegfried und der Genoveva gekannt?

Victor.

Natürlich!

Lilli.

Dann war es gar nicht recht von Ihnen, daß Sie mich die Dinge wiederholen ließen.

Victor.

Warum nicht gar? Es giebt faſt keine ganz neuen Geſchichten, wohl aber kann der Ton, in dem ſie erzählt werden, ein durchaus neuer ſein. Und das war bei Ihrem Vortrag der Fall. Die Natur hat Ihnen eine wunderbar friſche und lebhafte Darſtellungsgabe verliehen. Dabei beſitzen Sie die abſonderliche Phantaſie, Ihre Erzählungen an die richtigen Stellen zu binden. So haben Sie für Ihre Genoveva den dunkeln Buchenwald im Park gewählt. Und oben in den ausgehöhlten Felſen, zwiſchen denen die alten Fichten und Tannen ragen, wo Sie vom Siegfried berichteten, ſchien es mir faſt, als ſäh' ich den jungen Helden mit dem Drachen kämpfen. Sie haben mir einen wahrhaften Genuß bereitet, für den ich Ihnen ſehr dankbar bin.

Lilli.

Alſo, es hat Ihnen doch gefallen?

Victor.

Wie ich Ihnen ſage, im höchſten Maße.

Lilli.

Wie ſchade, daß Sie da nicht mit mir an meinen Meluſinenbrunnen gegangen ſind. Aber Sie kennen die Sage ja auch ſchon.

Victor (für ſich).

Sie plaudert ſo reizend, ich werde nicht müde, ſie zu hören. (Laut.) Nein, die kenne ich nicht. Bitte, erzählen Sie.

Lilli.

Es iſt die Geſchichte, wie ein Graf von Lützelburg in den Wald ritt. Da fand er am Waldbrunnen eine wunderſchöne Frau, die ihm ſo ſehr gefiel, daß er um ihre Liebe warb. Sie ſagte ihm ihre Hand zu, aber ſie wollte einen Tag in der Woche für ſich haben, wo er ſie nicht ſehen dürfe. Da ſie nun ſo gut und lieb und herzig war, ſo gab er ihr das Verſprechen. Und ſie wurden unendlich glücklich und froh. Plötzlich aber gingen unheimliche Gerüchte durch das Land. Die böſen Zungen ziſchelten, daß Meluſine eine Zauberin ſei, weil ſie ſich an gewiſſen Tagen verborgen halte. Der Graf hörte die Kunde, wurde argwöhniſch und beſchloß, ſeine Gemahlin zu belauſchen. Und wie er nun in das Gemach trat, wo ſie ſich eingeſchloſſen, da fand er, daß Sie eine Meerfrau war. Was half alle Liebe und Güte und Treue, die ſie ihm erwieſen hatte? Er jagte ſie aus ſeinem Hauſe. Sie verſchwand und kam nie wieder. Der Graf war ſeit jener Stunde unglücklich über alle Maßen. Er ſuchte ſein Weib in Wald und Feld und am Brunnen — aber vergeblich. Es hatte ihn doch Niemand geliebt, wie Meluſine.

Victor.

Vortrefflich, vortrefflich! (Für ſich.) Sie iſt entzückend.

Lilli.

Ja, das iſt ſchön. Sie werden mir geſtehen, daß ſie in Ihrem ganzen Griechen- und Römerthum keine einzige ſo rührende Geſchichte aufzuweiſen haben.

Victor.

Das iſt doch wohl zu viel geſagt.

Lilli.

So nennen Sie mir eine.

Victor.

Ich ſehe Ihre Tante. Folgen Sie mir in die Bibliothek. Ich werde Ihnen dort ein Buch geben, in dem Sie eine Erzählung ſinden, die an duftiger Zartheit und tieſem Sinne den alten deutſchen Mährchen ſicherlich nichts nachgiebt. (Beide gehen in den Saal.)

Zweiter Auftritt.

Frau von Malten (etwas phantaſtiſch und antiquiſirend gekleidet) und **Andreas** (kommen von rechts).

Frau von Malten (pathetiſch).

Nach Rom! Nach Rom! O wundervoller Gedanke!

Andreas (hinter ihr parodirend, für ſich).

Nach Rom! Nach Rom! Ich glaube, der gnädigen Frau rappelt's ein wenig.

Frau von Malten.

Das Capitol!

Andreas (für ſich).

Da haben wir's, es rappelt im Capitolium.

Frau von Malten.

Das Coloſſeum!

Andreas (für ſich).

Es wird coloſſal!

Frau von Malten.

Der Thurm des Nero!

Andreas (für ſich).

Aber der Hofhund Nero hat ja nur ein Häuschen.

Frau von Malten (dreht ſich um).

Andreas!

Andreas.

Gnädige Frau!

Frau von Malten.

Du wirſt mich an die Geſtade der Tiber begleiten.

Andreas.

Ich weiß zwar nicht, wo dieſe Geſtade liegen, aber ich denke, die gnädige Frau wird ſich nicht in allzu große Gefahren begeben. Und da folge ich Ihnen zu Land und zu Waſſer.

Frau von Malten.

Gut. Du kannſt jetzt gehen, und wenn meine Neffen eintreffen, ſo melde es mir.

Andreas (für ſich)

Seltſam, wenn ſie nicht von Rom und dem andern Rummel oder Romulus redet, dann iſt ſie wieder ganz vernünftig. Es freut mich doch, daß ich mitgehe, um den Papſt zu ſehen. (Rechts ab.)

Dritter Auftritt.

Frau von Malten.

Nach Rom, nach Rom! O, wie dieſer Gedanke mich jetzt Tag und Nacht beſchäftigt. Meine Freundinnen aus der Geſellſchaft waren noch nicht in Rom. Ich werde ſie in der nächſten Saiſon überſtrahlen, wenn ich unter der Elite der großen Welt aller Völker in Sanct Peter und auf dem Monte Pincio geweſen bin. All' das Wiſſen, zu dem ich mich mit Herrn Victor präparire, ſoll dann zum Vorſchein kommen. Das wird einen Glanz und eine Glorie um mich verbreiten. Wer weiß, vielleicht kann ich auch von manchen Abenteuern berichten? Ich habe ein großes Vermögen und an einem ſtattlichen Ausſehen fehlt es gleichfalls nicht. Kein Menſch ahnt meine fünfundvierzig Jahre. Die Ladenmädchen nennen mich oft Fräulein, und der Friſeur, der mich jetzt dreißig Jahre coiffirt, ſagt, ich könne für achtundzwanzig paſſiren. Heute wird ſich Alles entſcheiden. Ich ahne gute Nachrichten. Nach Rom, nach Rom!

Vierter Auftritt.

Frau von Malten. Victor (aus dem Saale).

Victor.

Guten Morgen, gnädige Frau.

Frau von Malten.

Ah, Herr Victor, heute iſt Ihre Bedenkzeit um. Was haben Sie beſchloſſen?

Victor.

Ich bin bereit, Ihnen auf Ihrer italieniſchen Reiſe als Cicerone zu dienen.

Frau von Malten.

Schön. So fehlt mir nur noch die Zuſage meines Bruders, die ich gleichfalls erwarte. Wir werden dann ſofort aufbrechen. (Sie ſetzt ſich rechts an den Tiſch.)

Victor (an den Büchern).

Wenn es Ihnen recht iſt, ſo wollen wir jetzt fortfahren, die Abbildungen der alten römiſchen Bauwerke durchzuſehen.

Frau von Malten.

Nein, dazu habe ich keine Luſt.

Victor.

So ziehen Sie vielleicht vor, die Kaiſergeſchichte unter Betrachtung der Imperatorenköpfe vorzunehmen?

Frau von Malten.

Auch das nicht. Am liebſten möchte ich mir einige antike Coſtume beſchauen. Wenn man die Siebenhügelſtadt beſucht, ſo muß man doch angemeſſene Kleidungen tragen. Ich habe nämlich die Abſicht, mir einige altrömiſche Roben machen zu laſſen.

Victor.

Aber man trägt ſich in Rom gerade wie in Paris.

Frau von Malten.

Gewöhnliche Frauen mögen das thun, aber ich —

Victor.

Sie würden dadurch zu großes Aufſehen erregen.

Frau von Malten.

Aufſehen erregen? Das iſt ja gerade, was ich will. Ich möchte etwa erſcheinen, wie wir Sappho, Iphigenie, die Veſtalin und Norma auf dem Theater ſehen. Nehmen Sie an, wir ſtehen auf dem tarpejiſchen Felſen, wir beſuchen die Via Appia, oder wir machen eine Landpartie zu den Aquäducten, ich kann mich dort gar nicht im modernen Coſtume denken.

Victor (für ſich):

Die alte Närrin, das wird einen ſchönen Aufzug geben.

Frau von Malten.

Haben Sie dieſe Gewänder nicht in einem Buche — in einem altrömiſchen Modejournal?

Victor.

Ein ſolches Werk müßte ich mir erſt verſchreiben.

Frau von Malten.

Aber warum haben Sie daran nicht früher gedacht? Das iſt ja für die Damen gerade die Hauptſache und viel wichtiger, als die alten Gebäude und Kaiſerbilder. Wenden Sie ſich alſo ſo raſch wie möglich an den Buchhändler.

Victor.

Ich werde Ihrem Wunſche nachkommen, glaube indeß, daß der Theaterſchneider Ihnen beſſer zu Ihrem Zwecke verhelfen wird.

Frau von Malten (ſteht auf).

Der Theaterſchneider? Richtig! Raſch eine telegraphiſche Depeſche an den Theaterſchneider. Er ſoll ſofort aus der Stadt kommen. (Sie ſetzt ſich und ſchreibt einige Worte nieder.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Lilli
(aus dem Saal mit einem kleinen Buche).

Lilli.

Herrlich, herrlich!

Frau von Malten.

Was iſt denn herrlich? Du machſt ja einen heilloſen Lärm.

Lilli.

Ei, die Geſchichte von Amor und Pſyche.

Frau von Malten.

Was iſt das für eine Geſchichte?

Victor.

Das Fräulein ſprach vorhin die Meinung aus, daß die deutſchen Sagen ſchöner ſeien, wie diejenigen der Römer und Griechen. Ich beſtritt die Behauptung und gab ihr die kleine Geſchichte von Amor und Pſyche.

Frau von Malten (für ſich).

Ich muß doch thun, als wenn ich die Geſchichte kennte. (Laut.) Das Fräulein verſchmäht es eben, ernſte Studien zu machen. Lilli kennt das Alterthum nicht.

Lilli.

Wenn ich vielleicht einmal in Dein Alter komme, liebe Tante, das mehr zu dem Alterthum paßt, dann finde ich auch wohl Geſchmack daran.

Frau von Malten.

Lilli, Du erlaubſt Dir ganz unſchickliche Bemerkungen. Man ſpricht nie vom Alter. Aber erzähle mir das Märchen, damit ich ſehe, ob Du Dich wirklich mit ernſthaften Dingen beſchäftigen kannſt, woran ich bisher leider immer zweifeln mußte. (Für ſich.) Ich lerne dann auch die Geſchichte kennen.

Lilli.

Ach ja, ich will es erzählen. „Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, und die jüngſte von ihnen war anmuthig und liebreizend, daß die Bewohner des Landes ihr eine ſo hohe Verehrung zollten, als wenn ſie zu den Seligen des Olymps gehörte. Darüber erzürnte Venus, die Göttin der Schönheit. Und ſie ſandte ihren Sohn Amor, den Gott der Liebe, auf daß er der Königstochter die Neigung zu einem gewöhnlichen Manne einflöße. Amor ergriff Pfeil und Bogen und flog auf die Erde herab. Als er aber die reizende Pſyche fand, war er von ihrem Anblicke ſo entzückt, daß er ſie zu ſeiner Gattin erwählte. Sie lebten in einem Schloß von Gold und Edelſteinen und hatten ſelige Tage. Das Glück der Braut wurde nur dadurch geſtört, daß ſie ihren Gemahl nicht mit leiblichen Augen ſehen durfte. Da kamen ihre Schweſtern zum Beſuch. Als ſie den Reichthum und die Freude gewahrten, deren ihre Mitgeborne genoß, wurden ſie von Neid und Zorn erfaßt und erregten Furcht und Argwohn in der Seele der Schweſter und ſagten: ihr ungeſehener Gatte ſei eine Schlange, und er werde ſie ſchließlich ermorden. Pſyche erſchreckte tief, und als die Nacht kam, nahm ſie eine Lampe und ein Schwert. Das Licht ſollte ihr das Ungethüm zeigen, mit dem Schwerte wollte ſie den vermeintlichen Drachen durchbohren. Vor dem Ruhebette des ſchönen Gottes merkte ſie, daß ihre Schweſtern ſie belogen hatten. Ihr Herz jauchzte auf, denn vor ihr lag eine jugendliche herrliche Geſtalt von himmliſcher Schönheit. Staunend hielt ſie die Lampe über den wundervollen Jüngling. Da fiel ein heißer Tropfen Oel auf ſeine Schulter. Amor erwachte, er ſah ſeine Geliebte mit dem Licht und dem Schwerte, er gewahrte ihre Neugierde und ihren Wortbruch und ſchwang ſich, um Pſyche zu ſtrafen, zum Olymp empor. Die arme Braut gerieth in Angſt und Pein und wollte ſich ein Leid anthun, ſie ſuchte den Tod im Fluß, der Fluß warf ſie an's Ufer. Sie irrte nun Tag und Nacht durch alle Länder der Erde und rief und ſeufzte und weinte nach dem Verlornen und litt unſägliches Elend. Die unverſöhnliche Venus verhängte ihr eine Qual nach der andern. Sie mußte ſogar in die Unterwelt hinabſteigen und wäre ſchier ihrem Jammer und ihrem Elend erlegen. Da faßte Amor ein Erbarmen. Der alten Liebe gedenk bat er Jupiter, den Gott des Himmels und der Erde, um Gnade für das unglückliche Weib. Der gütige Vater der Götter küßte Amor und verlieh ſeiner Geliebten die Unſterblichkeit. Mercur holte ſie in den Olymp, und nun war Alles gut und ſchön, denn Venus verzieh und die Hochzeit wurde gefeiert. Da ſchmückten die Horen den Himmel mit Roſen, die Grazien verbreiteten Wohlgerüche, Apoll ſang zur Leier. Alles pries Amor und Pſyche.“ O, das iſt ein wunderſchönes Märchen!

Victor (begeiſtert).

Ja, wunderſchön! Und wie wunderſchön erzählen Sie!

So hat gewiß einſt Pſyche geredet, als Amor ſich für ſie begeiſterte. Herrlich, herrlich! (Er faßt ihre Hand.)

Lilli (befangen, für ſich).

Ich — Pſyche — o Gott, und Er — vielleicht Amor —

Frau von Malten (für ſich).

Wer glaubt denn heutzutage noch an ſo dummes Zeug? Ich finde die Geſchichte ſehr gewöhnlich. (Laut.) Aber warum gefällt Dir denn das Märchen eigentlich?

Lilli.

Ei, weil es eine Liebesgeſchichte iſt.

Frau von Malten.

Kennſt Du denn noch andere Erzählungen dieſer Art?

Lilli.

Das verſteht ſich. Ich ſtöbere alle Tage in der Bibliothek und finde ſie in Schauſpielen, Romanen und Novellen. Und da habe ich denn eingeſehen, daß die Schickſale von Triſtan und Iſolde, von Romeo und Julie und Werthers Leiden viel anziehender ſind, als l'histoire des Grecs et des Romains, in der ich immer ſtudiren ſoll und die nichts enthält, wie Mord und Todtſchlag und Geſetzgebung und Politik, wovon ich nun einmal Nichts wiſſen mag, weil ich ſie nicht verſtehe.

Frau von Malten.

Ich werde Dir auf die Finger ſehen und verbiete Dir hiermit eine Lektüre, die nicht für Dein Alter paßt.

Lilli.

Aber, liebe Tante, Du haſt ja eben geſagt, daß man nicht vom Alter ſprechen darf.

Frau von Malten.

Das iſt bei einem Gänschen, wie Du eins biſt, eine andere Sache.

Sechſter Auftritt.

Vorige. Andreas.

Andreas.

Ihre Neffen, die Herren Peter und Chriſtian von Malten, ſind eben eingetroffen.

Frau von Malten.

Gut. Ich komme ſogleich. Sorge für einen Imbiß, denn die jungen Leute werden Hunger und Durſt haben. Und dann bringe dieſe Depeſche auf die Telegraphenſtation.

(Giebt ihm das beſchriebene Blatt.)

Andreas.

Zu befehlen.

(Frau von Malten und Andreas rechts ab.)

Siebenter Auftritt.

Victor. Lilli.

Lilli.

Nicht wahr, Herr Victor, Amor heißt eigentlich die Liebe?

Victor.

So iſt es. Das Wort iſt auf den Gott der Liebe übergegangen.

Lilli.

Aber was heißt denn Pſyche?

Victor.

Pſyche heißt die Seele. Sie werden jetzt die Allegorie des Märchens verſtehen.

Lilli.

Ja freilich — es bedeutet alſo — (Für ſich.) Aber das darf ich nicht ſagen —

Victor.

Es bedeutet die Liebe, welche eine Seele erfüllt. Die Seele erleidet darüber allerlei Qualen, bis ſie ſich endlich mit der Liebe verbindet.

Lilli.

Ach, das wird ja immer ſchöner.

Victor.

Ja, dieſe Legende hat ihren beſonderen Reiz. Sie iſt deshalb auch von ſo vielen Dichtern alter und neuer Zeit bei allen Völkern beſungen worden, und es hat eine Menge von bildenden Künſtlern gegeben, die ſie in Marmor und farbigen Gemälden behandelten.

Lilli.

Wie hat denn Pſyche ausgeſehen?

Victor (für ſich).

Wie reizend ſie wieder iſt! (Laut.) Sie hatte eine gar liebliche Geſtalt und ein überaus anmuthiges Köpfchen mit blonden Haaren und blauen Augen.

Lilli.

Können Sie mir nicht ein Mädchen von unſerer Bekanntſchaft nennen, das ihr glich?

Victor (für ſich).

Sie macht mich toll. Ich kann der Verſuchung nicht wiederſtehen. (Laut.) Nun ja — ſie glich —

Lilli.

Wem glich ſie denn?

Victor.

Sie glich — ſie glich Ihnen!

Lilli.

Wie, was? So ſchön kann ich doch nicht ſein!

Victor.

Doch, doch, Sie können mir glauben.

Lilli.

Das freut mich. Und wie ſah denn Amor aus?

Victor.

Amor? (Für ſich.) Ach, daß ich mich ſelbſt nicht ſo nennen kann!

Lilli.

Ja, Amor. Bedenken Sie ſich einmal.

Victor (für ſich).

Jetzt wäre es Zeit, Ihr Alles zu geſtehen. Aber ich kann und darf nicht. Es wäre ein unerhörter Mißbrauch der Gaſtfreundſchaft.

Lilli.

Wiſſen Sie's noch immer nicht? Es braucht ja nur eine innerliche Aehnlichkeit zu ſein. Vielleicht —

Victor.

Nein, ich weiß es nicht, aber ich will Ihnen in der Bibliothek die Abbildungen der Geſchichte holen. Der große Raphael hat ſie in wundervollen Bildern behandelt. (Geht in den Saal.)

Lilli.

O Gott, es iſt doch recht dumm, daß er mich nicht verſteht. Er iſt ſo gut und ſchön und freundlich. Und der Onkel Oberſt liebt ihn auch ſo ſehr und ſpielt immer darauf an, daß er aus uns Beiden ein Paar machen will. Faſt glaube ich, daß er der Amor iſt, welcher die Pſyche in mir mit ſeinem ganzen Weſen durchdrungen hat.

Achter Auftritt.

Lilli. Frau von Malten von rechts.

Frau von Malten.

Ah, da biſt Du, Lilli! Sag' einmal, Kind, wenn Du jetzt Pſyche wäreſt und Amor käme, würdeſt Du dich wohl mit ihm verheirathen wollen?

Lilli.

Ich — verheirathen? Gewiß, liebe Tante, mit dem größten Vergnügen, wenn es der rechte Amor wäre.

Frau von Malten.

Gut, mein Töchterchen, wir wollen ſehen. Geh' jetzt in den Speiſeſaal, dort findeſt Du meine beiden Neffen.

Lilli.

Wie, Peter und Chriſtian, mit denen ich mich immer ſo gut amuſirte?

Frau von Malten.

Ja, Peter und Chriſtian. Sie nehmen eben einen Imbiß ein. Unterhalte ſie, ſo gut Du kannſt und ſieh ſie Dir einmal genau an. Später reden wir dann weiter mit einander. Du kannſt Dir dann auch Deinen Amor auswählen.

Lilli.

Ich darf mir alſo einen wählen?

Frau von Malten.

Verſteht ſich, welchen Du willſt.

Lilli.

Welchen ich will? Das iſt ja herrlich!

Frau von Malten.

Vor dem Abendeſſen ſollſt Du mir Beſcheid geben? Verſtehſt Du? Vor dem Abendeſſen.

Lilli.

Gewiß, vor dem Abendeſſen. Ich eile zu ihnen. (Für ſich.) Freie Wahl! Die fällt aber nicht auf die Herren Neffen. Ach, der Victor iſt doch wirklich ein gar zu guter und ſchöner Menſch! (Ab nach rechts, indem ſie eine Kußhand nach dem Saale wirft.)

Neunter Auftritt.

Frau von Malten, gleich darauf Victor (mit einem großen Buche aus dem Saale).

Frau von Malten (für ſich).

Sie ſcheint die Sache leichter zu nehmen, als ich mir bis jetzt vorſtellte. In der That, ich kann ſie auf der Reiſe nicht brauchen Sie iſt noch zu kindiſch und zu unruhig. Und wie tactlos! Wenn ſie in den römiſchen Salons einmal ſo ungeſchickt von meinem Alter ſpräche, es wäre entſetzlich. Ich muß mir dieſes enfant terrible vom Halſe ſchaffen.

Victor (für ſich).

Wie, Lilli iſt fort? Die Alte an ihrer Stelle? Unangenehme Ueberraſchung!

Frau von Malten (ſieht Victor).

Gut, daß Sie kommen. (Sie ſetzt ſich.)

Victor.

Was befehlen Sie, gnädige Frau?

Frau von Malten.

Sie ſind doch auch der Meinung, daß wir unſere Reiſe möglichſt einfach einrichten?

Victor.

Es ſollte mich ſehr freuen, wenn Sie dem Grundſatze einer leichten Expedition huldigten. Leider pflegen die meiſten

Damen mit wahren Batterieen von Koffern, Reiſeſäcken, Schachteln und Cartons in die Welt zu geben.

Frau von Malten.

O, an ſolchen Dingen, die höchſt nothwendige Toilettengegenſtände enthalten, werde ich es grade auch nicht fehlen laſſen. Meine Frage bezog ſich auf etwas anderes. Aber nehmen Sie Platz.

Victor (legt das Buch weg und ſetzt ſich).

Sie meinen vielleicht die Bücher und Kupferwerke. — Allerdings die Transportkoſten ſind ſehr hoch. Indeß —

Frau von Malten.

Ich brauche mich glücklicherweiſe nicht einzuſchränken. Sie haben ſich alſo in dieſer Beziehung keinen Zwang anzuthun. Da ich überdies in Rom einen Salon zu eröffnen gedenke, ſo ſchickt es ſich, daß wir auch Kunſtſachen auslegen. Dagegen meine ich, daß wir das Perſonal möglichſt vereinfachen.

Victor.

Allerdings. Sie wollen alſo wohl Ihren Diener und das Kammermädchen zu Hauſe laſſen?

Frau von Malten.

Aber was denken Sie denn, Herr Victor? Eine Dame, wie ich, kann weder des Einen noch der Anderen entbehren. (Für ſich.) Welch ein unerfahrener junger Menſch! Wer ſollte mich denn aus- und ankleiden? Ich bin doch kein Kind mehr.

Victor.

So weiß ich in der That nicht, wen Sie zurücklaſſen wollen.

Frau von Malten.

Es iſt Lilli.

Victor (erſchreckt).

Wie, Lilli? (Für ſich.) Und wegen ihr hatte ich mich grade entſchloſſen, dieſe alte Gemme zu begleiten.

Frau von Malten.

Ja, ſehen Sie, das Kind iſt noch ſo unreif, ſo ungebildet. Sie würde für mich, für uns Alle eine Laſt ſein. Wie ſoll man ſie beſchäftigen? Ich weiß es nicht. Ueberdies ſchwatzt ſie meiſtens unnützes Zeug. Sie würde in unſere ernſten Unterhaltungen hineinfahren und unſere tiefen Studien ſtören. Und dabei müßte ſie überwacht werden, wozu ich nicht die mindeſte Luſt verſpüre.

Victor.

Aber wo wollen Sie denn das Fräulein laſſen? Sie iſt Ihre Nichte und die Mündel des Herrn Oberſt.

Frau von Malten.

Ich werde Sie vorher verheirathen.

Victor (ſpringt auf).

Verheirathen? Und ſo in aller Eile?

Frau von Malten.

Was haben Sie denn?

Victor (ſich faſſend).

Nun, Sie nannten das Fräulein eben noch unreif, ungebildet.

Frau von Malten.

Allerdings für eine italieniſche Reiſe, aber doch nicht für eine deutſche Ehe.

Victor.

Und ſo raſch? Das iſt ja nicht möglich.

Frau von Malten.

Alles iſt möglich. Heute Verlobung, in vierzehn Tagen Hochzeit. Man muß mit ſo jungen Geſchöpfen nicht viele Umſtände machen. Ich habe ihr einen von den Neffen beſtimmt und ſie bereits mit meinen Abſichten bekannt gemacht. Sie iſt recht vergnügt, daß ſie heirathen ſoll und ging eben in den Speiſeſaal, um ſich einen Bräutigam zu wählen.

Victor.

Was hör' ich, Sie iſt recht vergnügt und wird Einen von ihnen nehmen?

Frau von Malten.

Freilich nicht alle Beide. Ich habe nun die Bitte an Sie, daß Sie das Kind zu einer raſchen Entſcheidung bereden, zumal da es in unſer beiderſeitigem Intereſſe liegt.

Victor (bitter).

Alſo ich ſoll ſie auch noch bereden? (Für ſich.) Das iſt zum Tollwerden!

Frau von Malten.

Allerdings. Lilli hat Vertrauen auf Sie. So können Sie Ihren Einfluß geltend machen. Es wird zweckmäßig ſein, daß Sie gleich gehen.

Victor (erregt).

Ich ſoll gehen? O ja, ich will gehen, ich will ſogleich gehen! (Ab nach rechts.)

Frau von Malten (ſteht auf).

Wie der junge Mann Feuer und Flamme für die Reiſe iſt! Der alte Schlegel hat mir da in der That ein recht brauchbares Subject für die Präparation empfohlen.

Zehnter Auftritt.

Frau von Malten, gleich darauf Oberſt Flemming
(in Civil mit Degen, Hirſchfängern und Piſtolen).

Flemming (im Saal).

Schwerenoth! Hundert Schwadronen! Wo iſt denn meine Schweſter? Ich ſuche die alte Schachtel wie eine Stecknadel. (Er tritt in die Thür.)

Frau von Malten.

Ah, mein Bruder, da bin ich doch neugierig. Nun, wie ſteht es mit der römiſchen Reiſe?

Flemming.

Abgemacht! Ich bin entſchloſſen. Mag's gut oder ſchlimm ausfallen, ich werde für den künftigen Winter das Caſino, die Whiſtpartie und den Schoppen opfern, um in Deinem gelobten Lande die grauen verwitterten Ruinen, die ſchmutzigen Straßen, die feuchten Kirchen, die alten Schinken von Bildern und Statuen und die Bettler und Mönche zu betrachten. Es giebt wenigſtens eine Abwechslung in dieſem langweiligen Leben.

Frau von Malten.

Wie kannſt Du aber nur ſo frivol über die höchſten Herrlichkeiten der Welt reden?

Flemming.

Ach was, Herrlichkeiten! Das weiß ich jetzt beſſer. Als ich geſtern im Club ein wenig in Deinem Styl redete, da wurde ich tüchtig ausgelacht. Du kennſt ja den Stadtrath Borſtig. Der iſt auch in Rom geweſen und hat uns Wunderdinge von der heiligen Stadt erzählt. Die Straßen ſind noch enger wie in Wien, Köln und Mainz und dabei ſo ſchmutzig, daß meine Küraſſierſtiefel nicht langen, um durchzuwaten.

Es giebt dort keinen Platz wie der Gensdarmenmarkt in Berlin. Aus allen Paläſten flattert die ſchmutzige Wäſche. Die eiſernen Betten gleichen den Ställen, wo die Pferde beſchlagen werden. Die Sixtiniſche Capelle iſt ein ſchwarzes Loch. Fenſter und Thüren ſchließen ſo ſchlecht, daß nicht allein Sturm und Regen, ſondern auch die Fledermäuſe hindurchfahren. Aber mir thut das Alles nichts. Ich bin ein alter Soldat.

Frau von Malten.

Du willſt mir mit Deinen Schilderungen wohl die Freude verderben?

Flemming.

Warum nicht gar? Ich erzähle Dir nur, was ich gehört habe. Was Dir gut genug iſt, wird auch mir gut genug ſein. Ich bin ein alter Soldat. Sieh einmal her! (Er zeigt ihr die Waffen.) Nicht wahr, prächtige Säbel und Revolver?

Frau von Malten.

Bleib' mir mit Deinen Waffen vom Leibe. Was ſollen die denn?

Flemming.

Aber die ſind doch die nöthigſten Dinge zu einer Reiſe durch die Appeninen und Abruzzen. Das Räuberweſen iſt dort in der hellſten Blüthe. Ohne Zweifel ſtehen uns einige Scharmützel mit Banditen, Briganten und Fra Diavolos in Ausſicht. Und dafür habe ich meine alten Mordmaſchinen hervorgeſucht und noch einige Revolver gekauft. Die ganze Geſellſchaft wird bis an die Zähne bewaffnet, damit wir gleich einem Dutzend Böſewichter das Lebenslicht ausblaſen können.

Frau von Malten.

Aber Bruder, Du biſt ja ganz ſchrecklich!

Flemming.

Schrecklich? Was iſt denn dabei Schreckliches? Ich freue mich ganz barbariſch auf die Fahrt, weil es nicht ohne Aufregungen hergehen wird. Ich kann mich da an die alten luſtigen Kriegsjahre erinnern. Piff, puff, paff! Ha, das ſoll einmal in den alten Bergen knallen! Und das Schreien, der Pulverdampf, das Blut —

Frau von Malten.

Es wird mir ganz ſchlecht.

Flemming.

Mir iſt ſchon ganz ſchlecht. Ich habe einen Heidenhunger. Komm raſch mit mir in den Speiſeſaal. (Er führt Frau von Malten unſanft nach rechts ab.)

Frau von Malten.

Aber Bruder — Bruder! (Ab.)

Elfter Auftritt.

Lilli (kommt lachend von links).

Ha, ha, ha, was ſind dieſe Herren Neffen doch für Tröpfe! Ich glaube, Herr Peter, der Rentner oder eigentlich Nichtsthuer, hat ein Pferd zum Hofmeiſter gehabt, und Herr Chriſtian, der Oekonom, eine Kuh zur Gouvernante. Der Erſtere ſpricht nur von Ställen und Wettrennen und der Letztere nur von Viehzucht und Muſterfütterung. Wie kann man ſich doch ſo ganz anders mit Victor unterhalten! Der geht auf Alles ein und weiß zu belehren und zu fördern. Dieſe modernen Jünglinge wiſſen Nichts von dem Siegfried, der Genoveva und der Meluſine. Ich habe mir den Spaß gemacht, ſie nach Amor und Pſyche zu fragen, und verſprach ihnen ſogar einen Kuß, wenn ſie mir den richtigen Amor und die richtige Pſyche in dieſem Hauſe nennen würden. Da meinte der Herr Peter, Amor würde wohl ein Hundenamen ſein, denn er kenne ein Windſpiel, das auf den Ruf Apoll höre, und Herr Chriſtian dachte ſich unter der Pſyche eine Stute, denn er beſitze ſelbſt ein Pferd, das Diana heiße. Ich mußte laut auflachen. Sie liefen aber ſpornſtreichs in die Ställe, um Erkundigungen einzuziehen. O, ihr Simpel! Den Kuß erhaltet ihr nie! — Aber da liegt gewiß das Buch. (Sie geht an den Tiſch und betrachtet das Buch.) Richtig, Amor und Pſyche. Wenn jetzt nur Victor käme, dann wollte ich — Ja, was wollte ich? — Ich weiß es nicht. — O Gott, da iſt er — wie mein Herz pocht! Ich will thun, als ob ich ihn nicht ſehe. (Sie blättert eifrig.)

Zwölfter Auftritt.

Lilli. Victor (von rechts).

Victor (für ſich).

Wenn ich nur wüßte, was das heißen ſollte? Eben ſtürzt mir Herr Chriſtian entgegen und fragt, ob der Mops, der Jagdhund, der Hengſt oder der Eſel Amor heiße, und dann folgt Herr Peter und forſcht mich aus, ob irgend eine Kuh oder Stute den Namen Pſyche führt?

Lilli (für ſich).

Köſtlich!

Victor (für ſich).

Am Ende hat Lilli ihnen die Sache erzählt.

Lilli (für ſich).

Ja, das hat Lilli gethan.

Victor (für ſich).

Und jetzt machen ſich die Burſchen luſtig über mich.

Lilli.

O nein, ich führe die Burſchen an der Naſe herum.

Victor (Lilli erblickend, für ſich).

Da iſt ſie. (Laut.) Hm, hm!

Lilli.

Ah, Herr Victor —

Victor.

Mein gnädiges Fräulein! (Für ſich.) Die Art und Weiſe wie ſie den Auftrag der archaeologiſchen Tante aufnehmen wird, muß Alles entſcheiden.

Lilli (für ſich).

Warum nennt er mich denn nicht mehr Lilli? Gnädiges Fräulein, wie fremd das klingt! Er ſieht ſo verlegen aus. Sicherlich will er ſich jetzt als Amor zu erkennen geben. Da muß ich doppelt freundlich ſein. (Laut.) Nun, Herr Victor, was bringen Sie?

Victor (ſtotternd).

Ihre Frau Tante hat mir einen Auftrag für Sie gegeben.

Lilli.

Soll ich ihr vielleicht bei der Toilette helfen?

Victor.

Das iſt es nicht.

Lilli.

So verlangt ſie wohl ein Buch für die römiſche Reiſe?

Victor.

Auch das nicht.

Lilli.

Sie wird mich doch nicht wieder zu den Vettern ſchicken, um ihnen Geſellſchaft zu leiſten?

Victor (immer verlegener).

Nein — aber —

Lilli.

Nun, ſo reden Sie doch.

Victor.

Ja — (für ſich) wenn ich nur wüßte, wie ich beginne ſoll?

Lilli (freundlich).

Aber Herr Victor, wir ſind ja ſo gute Freunde. (Fü ſich.) Ich hätte gedacht, daß Amor mehr Courage beſäße.

Victor.

Ja, ich will mir ein Herz faſſen. Es handelt ſich u eine ſehr wichtige Angelegenheit.

Lilli (für ſich).

Eine wichtige Angelegenheit? Jetzt treten wir der Sach näher. (Laut und herzlich.) Sie wiſſen ja, daß Sie mit mi Alles bereden können, was Ihnen am Herzen liegt.

Victor.

Frau von Malten wünſcht, daß Sie ſich vermählen.

Lilli.

Das wünſche ich auch, denn ich möchte um Alles keine alte Jungfer werden.

Victor.

Sie verlangt nämlich, daß Sie die Herren Peter und Chriſtian in Betracht ziehen.

Lilli (für ſich).

Ah, jetzt wird er von den Abſichten der Tante auf ſeine eigenen kommen! Der Diplomat! (Laut.) Und was weiter?

Victor (ſich immer mehr verwirrend).

Ja, das iſt Alles, was ich Ihnen zu ſagen habe. Doch nein, ich habe auch noch den Auftrag, Sie zu bereden.

Lilli (erſtaunt).

Mich zu bereden! — Wie! Und das wollen Sie thun?

Victor.

Freilich! — Ihre geſtrenge Tante! — Was ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt hat, das führt ſie auch durch. Ich mußte doch — —

Lilli (für ſich, außer ſich).

Was iſt das? Er lehnt einen ſolchen Auftrag nicht ab? Er will mich ſogar dazu bereden? Das iſt zu arg! So habe ich mich doch in ihm getäuſcht. Er iſt nicht mein Amor. O Gott, wie ſoll ich jetzt meinen Zorn verwinden!

Victor.

Habe ich mich vielleicht nicht klar genug ausgedrückt?

Lilli (kalt).

Doch, Herr Victor, ich habe Sie vollſtändig verſtanden.

Victor.

Wie? Und — was ſoll ich der Frau von Malten ſagen?

Lilli.

Sagen Sie ihr, daß Sie mir ihre Wünſche mitgetheilt haben und daß ich ihr ſelbſt den Beſcheid bringen will.

Victor (für ſich.)

Sie weigert ſich gar nicht? O Gott, ich bin verloren! (Laut.) Alſo Sie ſind wirklich entſchloſſen?

Lilli (heftig).

Das iſt meine Sache!

Victor (heftig).

O pfui, und ein ſolcher Geſchmack! Ich bildete mir ein, daß Ihr Geiſt ein Stätte für Ideale ſei, aber ich war in einem groben Irrthum befangen, denn ich ſehe, Sie ſind gerade ſo realiſtiſch geſinnt, wie die ganze hohle Geſellſchaft der Gegenwart. Es iſt zum Tollwerden! Leben Sie wohl und haben Sie die Güte, Ihrer Tante zu ſagen, daß ich ſie nicht nach Italien begleiten kann. In der That, mein Fräulein, das hätte ich Ihnen nicht zugetraut! (Er eilt fort.)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. **Flemming** (der Victor aufhält).

Flemming.

Halt! Da ſind Sie und da iſt auch das Mädchen! Kreuzteufeldonnerwetter! Lilli, mit Dir habe ich ein Hühnchen zu pflücken. Du ſollſt mir Rede und Antwort ſtehen. Hunderttauſend Schwadronen! Ich bin ein alter Soldat!

Lilli (für ſich).

Was für ein Ton? Sind denn alle Männer mit einem Male toll geworden? (Laut.) Onkel, wenn Du eine vernünftige Antwort haben willſt, ſo mußt Du vor allen Dingen auch vernünftig fragen. Auf heftige Redensarten weiß ich keinen Beſcheid.

Flemming.

Was iſt das? Du weichſt ſchon von vorne herein aus? Du willſt rappelköpfiſch ſein? Auf der Stelle ſprich, ob es wahr iſt, was mir eben meine Schweſter geſagt hat!

Lilli.

Und was ſagte ſie?

Flemming.

Daß Du nicht mit nach Italien gehſt! Daß Du einen von den Simpeln, was weiß ich, den Chriſtian oder Peter, heirathen willſt! Mädchen, Du kannſt doch nicht die Gans ſein, um Dich von dieſen Gänſerichen heimführen zu laſſen? Schwerenoth! Ich fahre aus der Haut!

Lilli (zuckt mit den Achſeln).

Flemming.

Wie, Du zuckſt mit den Achſeln? Das iſt Deine Antwort? Da möchte ich doch gleich, daß hundert Kartätſchen dreinſchlügen. Jetzt ſage mir deutlich, was Du vor haſt? Blitz und Granaten! Ich bin ein alter Soldat.

Lilli.

Onkel, wir ſind hier nicht auf dem Exercirplatz und ich bin kein Regiment Recruten. So redet man nicht mit Damen. (Sie wendet ſich zum Gehen.)

Flemming.

Na, da hört doch Alles auf! Aber es iſt gut, es iſt gut. Geh nur, und wenn Du zu Deiner Tante kommſt, ſo verkünde ihr, daß ſie mich, wenn Du hierbleibſt und Dich verheiratheſt, nie und nimmer nach Rom kriegt. Millionenteufeldonnerwetter!

Lilli.

Ich werde ihr Deinen Entſchluß mittheilen.

(Ab in den Saal.)

Vierzehnter Auftritt.

Flemming. Victor.

Flemming.

Die verfluchten Frauenzimmer! Alles Kreuz und Leid, das man erfährt, kommt von dieſen unberechenbaren, veränderlichen, flatterhaften Geſchöpfen. Schließlich hätte ich doch gerne Caſino, Whiſtpartie, Schoppen und Geſellſchaft im Stich gelaſſen und wäre mit nach Rom gegangen, um mich an dieſem Kinde zu erfreuen, das mir ſo liebenswürdig, munter und naiv erſchien und das mir ſo ſehr an's Herz gewachſen war. Und nun wirft ſie ihr Auge auf ſolche Tagediebe! (Er ſieht Victor.) Ha, mit dem habe ich jetzt ein Wort zu ſprechen. Hören Sie, Herr Victor, nehmen Sie mir nicht übel, aber Sie haben ſich bei dieſer Gelegenheit höchſt jämmerlich benommen.

Victor.

Herr Oberſt, das iſt eine Beleidigung, die Sie zurücknehmen müſſen.

Flemming.

Das kann ich nur thun, wenn Sie Ihre Dummheit gut machen. Ich bin ein alter Soldat!

Victor.

So erklären Sie ſich.

Flemming.

Ich dachte, Sie würden ſich das Mädchen nicht entgehen laſſen — —

Victor.

Gott weiß, wie gern ich ſie mein genannt hätte!

Flemming.

Zumal, da ich überzeugt war, daß Lilli Ihnen wohlwollte. Ich hätte Euch ſo gerne verbunden geſehen. Aber Sie haben keine Courage gehabt. Das Wort hat Ihnen zur rechten Zeit gefehlt. Nun iſt meine antike Schweſter dazwiſchen gefahren, was mich noch am meiſten ärgert. Und da iſt Alles verloren. Hol's der Teufel!

(Er ſetzt ſich auf den Stuhl links.)

Victor (heftig auf und ab gehend).

Ja, Sie haben Recht! Faſt glaube ich ſelbſt, daß ſie ein Herz für mich hatte. Sie war immer ſo gut und freundlich. Und noch heute bot ſich die beſte Gelegenheit. Himmel, was war ich für ein Thor! Wäre ich doch ſo klug geweſen, ihr zu ſagen, daß Amor mich mit ihrer Pſyche erfüllt hat. Das iſt jetzt zu ſpät. (Er ſchlägt ſich an die Stirn.) Aber halt! Eins iſt nicht zu ſpät.

Flemming.

Was iſt nicht zu ſpät?

Victor.

Es wird jetzt etwas ganz Unerhörtes geſchehen!

(Er läuft nach rechts.)

Flemming (ihm nach).

Um Gotteswillen, der Junge wird ſich doch kein Leid anthun! (Er rennt ihm nach.)

Fünfzehnter Auftritt.

Frau von Malten kommt mit einem Buche im Gewand der Iphigenie aus dem Gartenſaal.

Der Profeſſor Schlegel hat mir geſagt, man müſſe ſich in anderen Ländern auch die Redeweiſe dieſer Länder anzueignen und ſich gleichfalls in die Coſtüme der betreffenden Völker zu kleiden ſuchen. Deshalb will ich mir jetzt den Monolog aus der Iphigenie einſtudiren. (Sie declamirt.)

Hinaus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten heil'gen, dichtbelaubten Haines!
Wie in der Göttin ſtilles Heiligthum
Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl,
Als wenn ich ſie zum erſten Mal betrete,
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher.

(Ruft.) Andreas! (Declamirt.)

So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe,
Doch immer bleib' ich wie im erſten fremd.

(Ruft.) Andreas! (Declamirt.)

Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend;
Und gegen meine Seufzer —

(Ruft.) Andreas! (Declamirt.)

— bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.

(Ruft.) Andreas, Andreas, Andreas! Wo mag denn der Schlingel ſtecken? Das Haus iſt ſo ausgeſtorben, als wenn wir uns ſchon in Rom befänden. Andreas, Andreas!

Sechszehnter Auftritt.

Frau von Malten. Andreas.

Andreas.

Was befehlen die gnädige Frau? (Für ſich.) Die ſieht ja grade aus, als wenn wir im Carneval wären.

Frau von Malten.

Wo bleibſt Du denn? Ich habe mir beinahe die Lunge ausgeſchrieen.

Andreas.

Auf Ihren Befehl ſortirte ich die Koffer zur Reiſe.

Frau von Malten.

Zur Reiſe? Ach ja, das hätte ich faſt wieder vergeſſen. Dann will ich Dich entſchuldigen.

Andreas.

Für Sie und den Herrn Oberſt ſind ſie ſchon bereit.

Frau von Malten.

Das iſt ſchön.

Andreas.

Nun weiß ich aber nicht, welche Koffer ich für Fräulein Lilli wählen ſoll.

Frau von Malten.

Von der iſt ja aber gar keine Rede. Sie bleibt hier, ich werde ſie verheirathen.

Andreas (erſtaunt).

Wie, hierbleiben? Verheirathen?

Frau von Malten.

Was ſtehſt Du denn ſo erſtarrt da?

Andreas.

Weil es dann etwas Anderes iſt.

Frau von Malten.

Wie ſo?

Andreas.

Wenn ſie nicht geht, gehe ich auch nicht. Dann verzichte ich darauf, den Papſt zu ſehen.

Frau von Malten.

Aber warum denn, Du alter Narr?

Andreas.

Ei, das liegt ja doch auf der Hand. Fräulein Lilli iſt die Luſt und Freude des ganzen Hauſes. Von der gnädigen Frau hört man Nichts wie raiſonniren und ſchwadroniren, und ich habe mir ſchon längſt vorgenommen, den Dienſt zu verlaſſen, wenn das Fräulein weggeht. Da ſie nun aber hierbleibt, ſo werde ich auch hierbleiben. Das habe ich noch grade zur rechten Stunde gehört.

Frau von Malten.

So höre auch jetzt noch dazu, daß Du ein alter Eſel biſt. Wenn ich Dir den Lohn erhöhe, ſo wirſt Du ſchon andere Saiten aufziehen.

Andreas.

Nein, das werde ich nicht. Ich diene nicht allein für das Geld, ich diene auch für mein Plaiſir. Fräulein Lilli war aber mein Plaiſir, und fehlt mir mein Plaiſir, ſo fehlt mir Alles. (Er ſtampft mit dem Fuße.)

Frau von Malten.

Du unverſchämter Burſche, und das ſagſt Du mir im letzten Augenblick? Ich werde Dir den Abſchied nicht geben.

Andreas.

So werde ich mir den Abſchied nehmen und mich meiner Beine bedienen. O, Fräulein Lilli!

(Er geht weinend bei Seite.)

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Lilli (kommt weinend aus dem Saal).

Frau von Malten.

Wie, der alte Menſch weint? Und da kommt auch Lilli in Thränen heran? Was hat denn das zu bedeuten?

Lilli.

Liebe Tante, ich komme, Dich zu bitten, daß Du mich wieder in die Penſion ſchickſt.

Frau von Malten.

Aber, mein Kind, Du warſt ja ganz damit einverſtanden, Dich zu verheirathen. Ich ließ Dir die Wahl unter meinen Neffen.

Lilli.

Die Wahl unter Deinen Neffen? So habe ich es nicht verſtanden. Ich meinte, ich könnte überhaupt wählen. Ach, und derjenige, den ich wählen will, der mag mich nicht. Und nun will ich gar keinen, denn Herr Chriſtian und Herr Peter, nein, da danke ich doch. Ach Gott, ich bin ſo traurig. Und deshalb will ich auch wieder in meine alte liebe Kloſtereinſamkeit, wo ich einſt ſo glücklich war. Ich ſoll Dir auch vom Onkel ſagen, daß er jetzt zu Hauſe bleiben wird.

Frau von Malten.

Wie, mein Bruder?

Lilli.

Und auch Herr Victor.

Frau von Malten.

Um Gotteswillen, ich falle in Ohnmacht. (Sie wankt, Lilli unterſtützt ſie, Andreas bringt einen Stuhl, ſie ſetzt ſich.) Das wäre ja ſchrecklich, alle meine Pläne würden geſtört. Aber was iſt denn die Urſache?

Lilli.

Die Urſache iſt, daß ich hier bleibe.

Frau von Malten.

Das haben ſie Dir geſagt? Andreas, rufe mir auf der Stelle meinen Bruder und Herrn Victor.

Andreas (weinend).

Da ſehen Sie, die Anderen wollen auch nicht mit.
(Ab nach rechts.)

Frau von Malten.

Nein, das geht nicht, das müſſen wir doch noch überlegen. Da will ich lieber von meinem Plan, Dich zu verheirathen, abſtehen. Weine nur nicht mehr, ich kann die

Thränen nicht ſehen. Ich will Dich ja nicht zwingen, Du kleine Pſyche! Lieber laſſe ich Dich jeden anderen Amor wählen. Alſo ruhig! habe guten Muth, ich bin ja keine Tyrannin! (Sie ſtreichelt Lilli die Wangen.)

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Andreas (von rechts).

Andreas (eilig, athemlos und angſtvoll).

Ach herrje, ach herrje!

Frau von Malten.

Nun, was giebt es denn jetzt ſchon wieder?

Andreas.

Mord und Todtſchlag giebt es, lauter Duelle auf die Piſtolen, die der Herr Oberſt mitgebracht hat!

Frau von Malten.

Wer will ſich denn ſchießen?

Andreas.

Der Herr Peter will den Herrn Chriſtian, ich wollte ſagen, der Herr Oberſt will den Herrn Victor, nein, ich wollte ſagen, der Herr Victor will den Herrn Peter und den Herrn Chriſtian ermorden und der Herr Oberſt will ſecundiren. Sie gehen eben hinten in den Park.

Lilli.

Aber, was iſt denn die Urſache?

Andreas.

Das weiß der Himmel; ſie ſchreien durcheinander wie nichts Gutes, es ſind lauter Beſtiennamen. Die Herren Neffen reden von Amor und Pſyche und Hunden und Katzen, und Pferden und Eſeln. Der Victor ruft, daß er Fräulein

Lilli wahnſinnig liebe und daß er nicht leiden würde, wenn ein Anderer ſie heirathe, und zuerſt wolle er die Anderen und dann ſich ſelber todtſchießen; und der Herr Oberſt ſchreit und hetzt und will Blut ſehen.

Lilli (für ſich).

Was höre ich? Er liebt mich? Und er will Andere todtſchießen und ſich todtſchießen laſſen? O, es iſt zum Verzweifeln! (Sie eilt raſch nach rechts.)

Neunzehnter Auftritt.

Frau von Malten. Andreas.

Frau von Malten.

Da miſcht ſich auch noch das unglückſelige Märchen hinein. Lilli, Lilli! Sie hört nicht. O Gott! Was ſoll ich thun? Ich bin rathlos. — Wäre ich doch nie auf dieſen verhängnißvollen Gedanken gekommen! O Rom!

Andreas.

Den Papſt werden wir jetzt nicht ſehen.

Frau von Malten.

O Capitol!

Andreas (für ſich).

Jetzt fängt es wieder an zu rappeln im Capitelium.

Frau von Malten.

O Coloſſeum!

Andreas.

Coloſſal!

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Lilli bringt Flemming und Victor, die Piſtolen tragen, von rechts.

Lilli.

Hier iſt die Tante, ſie will Rechenſchaft.

Frau von Malten.

Das verſteht ſich. Ich dulde keinen Zank und Streit auf meinem Eigenthume.

Flemming.

Kreuzteufeldonnerwetter! Die Sache iſt einmal ſo weit, da muß ſie auch ausgefochten werden; wir wollen uns Alle die Hälſe brechen und die Schädel einſchlagen. Ich bin ein alter Soldat!

Frau von Malten.

Was iſt denn der Grund von all dem Zorn und der Wuth? Raſch geredet! Ich hätte in der That nicht geglaubt, daß ſich ſo große ausgewachſene Menſchen wie kleine Knaben betragen. Warum wollt Ihr euch duelliren?

Flemming.

Warum wir uns duelliren wollen? Mir wirbelt der Kopf. Aber der Victor weiß es, er mag es Euch auseinanderſetzen.

Frau von Malten.

Nun, Herr Victor!

Victor.

Die Herren Vettern haben mich verletzt, beleidigt, verhöhnt!

Frau von Malten.

Das iſt ganz gegen meine Abſicht. Man ſoll in meinem Hauſe Niemanden kränken, und am wenigſten dürfen ſich meine Verwandten herbeilaſſen, mir meine Gäſte zu entfremden. Reden Sie, was iſt geſchehen?

Victor.

Die Herren brachten Amor und Pſyche mit Pferden und Eſeln zuſammen. Das habe ich mit Recht als Hohn aufgenommen. Warum, das wiſſen Sie, Fräulein Lilli.

Lilli (für ſich).

Da ich jetzt weiß, daß er mich liebt, will ich mir ein Herz faſſen. (Laut.) Die Tante und Herr Victor haben mir im Scherze den Namen Pſyche beigelegt. Leider muß die arme Seele viel Unheil erdulden. So ging es auch mir. Frau Venus (Sie weiſt auf ihre Tante) beſtimmte, daß ich mich mit einem gewöhnlichen Gatten, Namens Peter oder Chriſtian, verbinden ſollte. Ich war darüber ſehr entſetzt und ſuchte nach meinem Amor (Sie ſchaut nach Victor), den ich aber nicht finden konnte.

Victor (für ſich).

Himmel, wo will das hinaus!

Flemming.

Das ſoll der Kuckuk verſtehen. Entweder ich bin verrückt oder das Mädchen iſt verrückt, oder wir ſind Alle verrückt. Kreuzdonnerwetter, wir wollen uns hier nicht zum Narren halten laſſen. Friſch, Herr Victor, auf die Menſur!

Lilli.

So laſſen Sie mich doch ausreden. Ich ſuchte alſo nach Amor —

Flemming.

Wer iſt denn der unglückliche Geſelle?

Lilli

(geht zu Victor und nimmt ihn bei der Hand).

Hier iſt mein Amor!

Victor.

Welch' ein Glück! (Er ſinkt vor ihr auf die Knie.)

Lilli.

Halten Sie, ich muß vorerſt die Erlaubniß des Jupiter einholen.

Flemming.

Aber ich ſehe doch hier keinen Jupiter.

Lilli (ſtürzt ihm an die Bruſt).

Der biſt Du, mein Oheim, mein Vormund!

Flemming.

Du und Victor? Das verſteht ſich, mit Vergnügen! Da habt Ihr Euch! (Er führt ſie zu einander, ſie umarmen ſich.) Wer hätte das gedacht? Das iſt prächtig, ausgezeichnet, capital.

Lilli (zu Frau von Malten).

Tante Venus, es iſt Dir doch Recht? (Sie küßt ſie.)

Frau von Malten.

Ja, es iſt mir Alles recht, aber die Reiſe nach Rom, die Reiſe nach Rom?

Lilli.

Da die Tante mich nicht mitnehmen will, ſo denke ich jetzt allein mit meinem künftigen Gemahl nach Italien zu gehen, und hoffe, daß der wackere Onkel uns begleitet.

Flemming.

Ich? Kinder, das verſteht ſich. Ich gehe mit bis ans Ende der Welt.

Frau von Malten.

Aber wie iſt es denn mit mir? Ich habe doch den erſten Gedanken gefaßt.

Flemming.

Wie wäre es, wenn wir ſie aus Gnade und Barmherzigkeit mitnehmen, das heißt, ſie muß ſich aber nach uns und wir müſſen uns nicht nach ihr richten; auch wollen wir ihr erlauben, die Koſten der ganzen Expedition zu tragen.

Frau von Malten.

Dazu bin ich mit Vergnügen bereit. O, ſo komme ich doch nach Rom, nach Rom!

Andreas.

Und ich erbiete mich wieder zum Dienſt. Jetzt werde ich doch noch den Papſt ſehen!

Victor (umarmt Lilli).

Und nun ſchmücken die Horen den Himmel mit Roſen, die Grazien verbreiten Wohlgerüche, Apoll ſingt zur Leier. Alles preiſt Amor und Pſyche.

Ende.

Leipzig,
Druck von Alexander Edelmann.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Dramatische Werke

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Sechster Band.

In Bann und Acht.

Berlin.
Franz Lipperheide.
1872.

In Bann und Acht.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen:

Heinrich, Pfalzgraf von Aachen.
Adelheid, verwittwete Herzogin von Lothringen.
Mathilde, ihre Tochter.
Clemens von Riedeck, Heinrich's Kanzler.
Berthold von Tomberg, Heinrich's Schloßvogt.
Erzbiſchof Anno von Köln.
Reginhart, Prior von Sancta Maria-Capitol in Köln.
Wolfhelm, Abt zu Brauweiler.
Bruder Martin.
Erſter
Zweiter } **Mönch.**
Dritter
Ritter Walter von Metz, Geſandter Gottfried's von Lothringen.
Hermann Braun, Bürger von Köln.
Dietrich, ſein Bruder.
Anna.
Gerhard von Elsdorf, Bauer.
Ein Kloſterbauer.
Erſter
Zweiter } **Prieſter.**
Dritter
Ein Herold.
Krieger, Mönche, Bauern, Frauen und Kinder.

Erſter Aufzug.

Reiche Halle in der Pfalz zu Aachen. Mittelthür und Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Pfalzgraf Heinrich und Vogt Berthold
(kommen von links).

Vogt.

So früh ſchon auf? Das Sachſ'- und Frankenland
Hat nicht die Pflicht gethan.

Heinrich.

Wie meinſt Du das?

Vogt.

Durch beide Länder ſeid Ihr hingeritten,
Der Weg iſt weit, der Boden hart, es trug
Fünf Tage ſchier im Sattel Euch das Pferd.
Kein Kinderwerk! Hätt' ich die Fahrt gemacht,
Schlief' ich drei Tag' und Nächte fort und fort.
Doch Ihr ſeid friſch und flink wie eine Wachtel.

Heinrich.

Das thut, ich hab' das Ziel erreicht, mein Freund.
Froh kehr' ich heim, war traurig auch der Ort,
Den ich beſucht.

Vogt.
Ich kann's mir denken, Herr.
Heinrich der Dritte herrſcht' ein großer Kaiſer,
Sein Geiſt war wie ein ſcharfes Falkenauge,
Und gleich der Bärentatze ſeine Fauſt;
Er ſah und hieb zum Ziel. Für Reich und Volk
Starb er zu früh.

Heinrich.
Doch herrſcht die Kaiſerin
In ſeinem Sinn. Als ich nach Goslar kam,
Wo ich voreinſt bei Hof als Page diente —
Ja, glänzend rauſchten hin die goldnen Tage —
Da war es ſtill und öd, in Trauerkleidern
Sah ich die Herren und die Damen zieh'n,
Kein Laut der Freude tönte wie vor Zeit
Durch den Palaſt, den der verſtorbne Kaiſer
Sich hoch vor allen andern aufgebaut.
Wund war es mir um's Herz. Ich bebte ſchier,
Die Kaiſerin zu ſeh'n. Da kam ſie her,
In ihrem Schmerz ſo groß, ſo würdig ernſt
In ihrer Trauer. Auf den Knieen ſchwur
Ich ihr die Treu — die alte, feſte Treue.
Drauf hat ſie mich als Pfalzgraf neu belehnt,
Und Eid und Handſchlag hab' ich ihr geleiſtet.
Ich bin ihr Freund! Sie hat der Freunde viel.
Wir ſteh'n zu ihr in Noth und in Gefahr.

Vogt.
Viel Licht, viel Schatten! Freunde machen Feinde.
Euch glaub' ich. — Doch die Andern? Gold und Macht
Knüpft manchen Bund. Doch Gold und Macht zerſtieben
In Frauenhand.

Heinrich.

Stark iſt ſie durch den Sohn,
Des Löwen Mutter iſt und bleibet Löwin.

Vogt.

Doch überwält'gen ausgewachſ'ne Füchſe
Den jungen Leu. Und ach, wer kann es ſagen,
Wie ihm die Mähne wächſt? Die Mutter iſt
Fromm, weich und zart.

Heinrich.

Du deuteſt auf die Zucht.
Glaub' mir, der ſchöne kaiſerliche Knabe,
Er wird ein Held. Gelenkt von Frauenhand
Fühlt er ſich heut nur wohl bei friſchen Männern.
Jüngſt ritt ich aus mit ihm. Die Roſſe trugen
Uns in des Harzes tannenduft'ge Wälder,
Wir ſtürmten hin an grau bemooſten Felſen
Und wilden Bächen. In den Wipfeln ſang
Die Droſſel, aus Gebüſch und Schluchten tönten
Die Nachtigallenlieder. Weithin flog
Des Knaben dunkles Haar im Morgenwind,
Die jungen Augen blitzten licht und hell.
Er ſang ein frohes Lied. Dann quoll das Wort,
Das aus dem Herzen kam, ihm auf die Lippen.
Er ſprach vom Vaterland, von Kampf und Krieg,
Von Muth und Treu, vom Glück und Heil des Volks.
Es waren Zukunftsträume. Glaube mir,
Sie werden Thaten einſt!

Vogt.

Ja, Zukunft, See,
Sumpf, Nebel, Wolken — alles unergründlich.

Heinrich.

Wir wollen ſeh'n, wenn wir zu Aachen hier
In Kaiſer Karl's Palaſt und Dom dereinſt
Das Krönungsfeſt des vierten Heinrich feiern.
Und daß ich würdig ihn empfangen kann,
Reit' ich noch heut und hole mir die Braut.
Es gab den Segen mir die Kaiſerin.

Vogt.

Ihr werdet erſt doch Ruh' und Raſt Euch gönnen?

Heinrich.

Was Raſt und Ruh'? Die Seele ruht und raſtet
In der Geliebten. Kann die Flamm' erlöſchen,
So lang ſie Brennſtoff hat? Hemmt denn die Pflanze
Den Wuchs, bevor ſie farb'ge Blumen trägt?
Und hält der Vogel ein, bis er das Neſt
Sich angebaut?

Vogt.

Verzeiht, wenn ich den Flug,
Auf dem Ihr ſchwärmt, zurück zur Erde lenke!

Heinrich.

Was giebt's?

Vogt.

Vorläufig zweifl' ich, daß Ihr reitet.

Heinrich.

Du zweifelſt? Seltſam! Deine Reden ſind
Heut alle zweifelhaft. Sonſt ſiehſt Du doch
So grad und offen in die Gotteswelt.

Vogt.

Man ſorgt für's Haus, wenn Sturm und Wetter droh'n.
Mich dünkt, es thut jetzt noth.

Heinrich.
Laß doch die Räthſel!
Vogt.
Seit Kaiſer Heinrich ſtarb, iſt Volk und Land
Wie umgewandelt. Treulos ward die Zeit,
Die Menſchen treulos. Doch erforſcht es ſelbſt.
Es wartet Mancher hier, um Euch zu ſprechen,
Und vielerlei Geſchäft iſt zu erled'gen.
Heinrich.
Wie, jetzt? Ich habe keine Luſt. Iſt denn
Der Kanzler noch nicht hier?

Vogt.
Er weilt in Rom,
Die Stimmung bei Sanct Peter zu erkunden.
Was gilt's, er kommt zurück und meldet Euch:
Je näher an der Kirche, deſto weiter
Von der Religion!
Heinrich.
Das wird ſich finden.
Doch fert'ge Du die Leute ab.

Vogt.
Ich bin
Kein Mann des Rechts. Auch helf' ich nicht dazu,
Daß Ihr Euch ſelbſt beſtehlt!

Heinrich.
Wie ſo? Um was?
Vogt.
Ei, um die Gnade, die Ihr ſpenden könnt.

Heinrich.
Wie kann ich mich berauben, ſpend' ich frei?

Vogt.

Die Gnad' iſt Samen, ihre Frucht iſt Dank,
Und Schön'res giebt es nicht, ſo lang wir ſterblich
Auf dieſer Erde wandeln. Gnad' iſt Brod
Aus Gottes Hand. Stehlt Euch nicht ſelbſt die Gnade,
Mit ihr den Dank!

Heinrich.

Ja Alter, Du haſt Recht.
Ich will die Leute hören, bring' ſie her!

(Vogt geht an die Mittelthüre.)

Heinrich.

Ich wähnte wie ein Falke ſchon zu ſteigen
In's luft'ge Reich der Liebe, plötzlich fühl'
Ich ſchwer am Fuß die Kette ernſter Pflicht.
Es fliegt das Herz im Sturm der Leidenſchaft,
Die plumpe Wirklichkeit hält mich in Haft. (Er ſetzt ſich.)

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Vogt. Gerhard von Elsdorf.

Vogt (an der Thür).

Gerhard von Elsdorf.

Heinrich.

Nun, was bringeſt Du?

Gerhard (tritt ein).

Verzeihet Herr, ich bin ein ſchlichter Bauer.

Heinrich.

Bau'r oder Edelmann, ich höre Jeden.
Doch ſpute Dich!

Gerhard.

Ihr kennt die Landesſitte:
Des Landmanns Gut fällt an den erſten Sohn.

So ging's bei uns auch nach des Vaters Tod,
Mein Bruder blieb im elterlichen Hof,
Ich zog hinaus in's Land, das Glück zu ſuchen,
Hoch in der Eifel fand ich Feld und Weib,
Und Kinder kamen dann. Ich war zufrieden,
Ob karg der Boden auch und hart das Brod.
Da ſandte mir mein Bruder plötzlich Botſchaft:
Er ſei erkrankt und habe keine Erben,
Ich möchte zu ihm ziehn und für ihn walten,
Er wolle Hab' und Gut mir hinterlaſſen
Nach ſeinem Tod. Ich ließ die neue Heimath
Mit Weib und Kind und pflegt' ihn Jahre lang.
Dann ſegnet' er das Zeitliche. Nun glaubt' ich
Mich voll Vertraun im ſicheren Beſitz.
Doch eines Tags erſchien ein Mönch aus Köln,
Ich kannt' ihn gleich. Er war vor Kurzem noch
In Elsdorf Pfarrer und der Beichtiger
Des Todten.

Heinrich.

Ha, ich merk', warum ſich's handelt. —
Erbſchleicherei!

Gerhard.

Aus ſeiner braunen Kutte
Zog er ein Pergament. Drauf ſtand geſchrieben
Mit meines Bruders eig'nem Namenszug,
Daß er das Gut dem heil'gen Gereon
Vermache. Ich berief mich auf mein Recht,
Auf die Verſprechungen. Es war umſonſt.
Jetzt wollen mich die Mönche von dem Hof
Und aus dem Hauſe treiben. Gnäd'ger Herr,
Wer ſtets genug an Trank und Speiſe hat,

Dem iſt, als wären alle Ernten ſein,
Wer derbe Schuhe trägt, dem iſt ſo gut,
Als wär' die Erd' mit Leder überzogen.
Doch nackt und hungrig — welch' ein herbes Loos!
Den Boden hab' ich unterm Fuß verloren,
O helft mir Herr!

Heinrich.

Das iſt ein ſchlimmer Handel,
Denn was die Kirche in den Zähnen hat,
Das geht in ihren Magen, was der Magen
Verſchluckte, giebt er nimmermehr heraus.
Die Pfaffen predigen uns ſtets den Himmel,
Die Erde aber nehmen ſie für ſich.
Indeß ich will mich an den Biſchof wenden,
Und hilft es nichts und bringſt du mir das Zeugniß,
Daß Du Dich auf die Ackerſchaft verſtehſt,
So geb' ich nächſtens Dir ein Gut in Pacht.

Gerhard (küßt Heinrich kniend die Hand).

O Herr, wie gut Ihr ſeid! Mir war zu Muth
Wie dem Ertrinkenden, ihr werfet mir
Das Rettungsſeil. Dank, tauſend Dank, Herr Pfalzgraf!
Ich bringe Weib und Kindern gute Botſchaft. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Heinrich. Vogt. Erſter, zweiter und dritter Prieſter.

Vogt (an der Thür).

Ihr Prieſter kommt herein.

(Die Prieſter treten ein.)

Heinrich.
Heut handelt ſich's,
So will mich dünken, nur von Kirchenſachen.
Macht's kurz!

Erſter Prieſter.
Euch iſt bekannt, mein gnäd'ger Herr,
Daß man in Rom, des Papſtes Macht zu ſtärken,
Auf neue Ordnung in der Kirche ſinnt.
Es gilt die Prieſter von den Erdendingen
Und aller Staatsgemeinſchaft abzulöſen.

Heinrich.
Ich weiß.

Erſter Prieſter.
Das ſtärkſte Band ans Vaterland,
An Reich und Kaiſer und an Haus und Herd,
Zu Weib und Kind die Liebe, Weib und Kind,
Das wollen ſie uns nehmen. Wie der Mönch
Aus freiem Antrieb ſich die Eh' verſagt,
Soll der Weltprieſter, der Gemeinde Hirt,
Zur Eheloſigkeit gezwungen werden.

Heinrich.
Und wie der Weltfürſt ſeine ehrnen Krieger
Zum Kampfe in die Männerſchlachten führt,
So will der Papſt Euch als ein ſchwarzes Heer
Durch Land und Völker ſenden, daß Ihr rings
Die Seelen knechtet. Armes Vaterland!

Erſter Prieſter.
So iſt's! Noch mehr. Es gilt nicht für die Zukunft,
Auch für die Gegenwart gilt das Geſetz.
Und nirgends ſteht doch in der Schrift geſchrieben,
Und keine Ueberliefrung heiſcht es ſo,

Daß wir des Eh'bunds uns enthalten müſſen.
Wir ſollen ſelbſt von Weib und Kind uns trennen,
Und Herz von Herzen reißen und die Theuren,
Das eig'ne Fleiſch und Blut, in's Elend hetzen!

Heinrich.

Abſcheulich iſt's!

Erſter Prieſter.

Ich bin ein alter Mann
Und Kinder hab' ich nicht. Drei Söhne gab
Ich Kaiſer Heinrich hin. Sie fielen all'
Als Krieger in den Schlachten, die er ſchlug.
Jedoch ich hab' ein Weib, ſchon fünfzig Jahre
Sind wir vereint durchs Leben hingezogen,
Sie hat ein Herz von Gold. Ich ſoll ihr nicht,
Sie ſoll mir nicht, wenn Gott den Tod uns ſchickt,
Zudrücken andachtsvoll die treuen Augen,
Die ſtets in holder Lieb' ſich angeſchaut.

Heinrich.

Du armer Mann!

Zweiter Prieſter.

Mir droht daſſelbe Loos.
Es liegt mein Pfarrhaus auf dem hohen Venn,
Rauh iſt das Land, der Winter ewig lang,
Der Sommer kurz, unbändig die Bewohner.
Der einz'ge Troſt ſind mir die theuren Häupter
Der Meinigen. O Gott, was fang' ich an,
Wenn arm und nackt ſie in die Fremde ziehn?

Dritter Prieſter.

Ich bin ein armer Prieſter von der Ahr,
Gebrechlich, ſiech. Wer ſoll das Feld beſtellen,
Sind meine Söhne mir geraubt? Wer ſoll

Den Weinberg pflegen, wenn die Töchter nicht
Die Rebe binden und die Traube ſchneiden?
Und alle fort, weit in die weite Welt!
Herr Pfalzgraf, habt Erbarmen, rettet, helft!

Heinrich.

Könnt' ich es nur!

Erſter Prieſter.

Gar groß iſt Eure Macht.

Zweiter Prieſter.

So findet Ihr den Weg.

Heinrich.

Ging er zu Gott,
Ich fänd' ihn ſicher. Doch zum Papſt nach Rom?
Unnahbar ſitzet er in ſeiner Burg.
Jeſus ließ gern die Kinder zu ſich kommen,
Des Papſtes ſchwarze Diener ſcheuchen ſie.
Ihr wißt es ſelbſt, wie ſich die Zeit geändert:
Der Kirche Kelche waren einſt von Holz,
Von Gold die Prieſter, ach, von Gold ſind jetzt
Die Kelche, doch die Prieſter ſind von Holz.
Indeß ich will's verſuchen bei dem Biſchof,
Daß er Euch mindeſtens, ſo lang Ihr lebt,
Mit Weib und Kindern ſtill in Frieden läßt.

Erſter Prieſter.

O thut's, Herr Pfalzgraf!

Zweiter Prieſter.

Nehmet unſern Dank!

Dritter Prieſter.

Wir ziehn getröſtet heim zu unſere Herde. (Alle ab.)

Heinrich.

Was haſt Du noch?

Vierter Auftritt.

Heinrich. Vogt. Prior Reginhart.

Vogt (an der Thür).
Der Prior Reginhart

Reginhart (tritt ein).
Mich ſendet Anno, Erzbiſchof von Köln.

Heinrich.
Gut, daß Ihr kommt! Vor meinem Stuhle ſtanden
So eben Prieſter, welche mir geklagt,
Daß man von Weib und Kind ſie trennen will.

Reginhart.
Rom hat geſprochen, wir gehorchen Rom,

Heinrich.
Auch wenn unbillig ſeine Satzung iſt?

Reginhart.
Das iſt ſie nie. Die letzt' und höchſte Weisheit
Iſt bei der Kirche!

Heinrich.
Bei der ganzen, ja —
Jedoch der Papſt und die Prälaten all,
Sie bilden erſt die Kirche. Spricht der Papſt
Für ſich allein, iſt's mehr und minder nicht,
Als ſpräch' ein andrer Menſch. Ihr werdet noch
Dem Papſte die Unfehlbarkeit verleih'n. —
Ein Menſch unfehlbar! Es iſt lächerlich.

Reginhart.
Beſtimmt's die Kirche ſo, dann iſt's Geſetz.

Heinrich.

An dem der ganze Bau zu Grunde geht.
Ein Menſch, der ißt und trinkt und ſchließlich ſtirbt,
Der iſt und bleibt ein Menſch. Ihr werdet nie
Mit einem Heil'genſchein ſein Haupt umrahmen.
Auch weiſe Männer ſind nicht immer weiſe
Und folgen fünfmal eher ihrer Laune,
Als einmal der Vernunft. Jedoch ich will
Mich nicht in's dunkle Reich des Dogmas wagen.
Nur hoff' ich, daß die Prieſter meines Landes
Nicht grauſam in die Noth getrieben werden.

Reginhart.

Auf Eure Fragen giebt's nur eine Antwort:
Non possumus!

Heinrich (ſteht auf).

Dacht' ich's: Non possumus!
Das alte Wort!

Reginhart.

Wir können anders nicht.
Schon ſeit Jahrhunderten bekämpft die Kirche
Die Prieſterehe, weil ſie Gottes Diener
Mit irdiſch eitler Leidenſchaft verknüpft.
Wer ſich der Kirche weiht, der hat die Pflicht,
Daß er der Welt entſagt. Der Widerſtand,
Der ſtets auf's Neu ſein trotzig Haupt erhebt,
Muß endlich mit Gewalt gebrochen werden.

Heinrich.

Und Thränen, Schmerz und Jammer gelten nichts?

Reginhart.

Non possumus! Wir wiſſen es, Herr Pfalzgraf.
Der niedre Klerus heulet allerwärts.

Wann aber ward ein neu Geſetz verkündet,
Das nicht die Welt befeindet und verketzert?
Glaubt mir, ſie werden mit der Zeit ſich fügen:
Dem Papſte folgt der Biſchof und dem Biſchof
Folgt dann der Prieſter.

Heinrich.
Und das Volk dem Prieſter?

Reginhart.
So muß es ſein!

Heinrich.
Und Rom beherrſcht die Welt?

Reginhart.
Das iſt das Ziel. An Rüſtzeug wird's nicht fehlen.
Die Kirche ſpendet mit dem Brod des Geiſtes
Das Brod des Leibs. Wer Brod zu ſpenden hat,
Der findet Menſchen, die nach Brod verlangen.
Weß Brod du iſſeſt, deſſen Lied du ſingſt.
Glaubt nur, die Sänger werden uns nicht mangeln.

Heinrich.
Religion, o göttliches Geſchenk! —
Die Mittel heiligen den Zweck. Verflucht!

Reginhart.
Ihr wolltet doch, wie Ihr vorher geſagt,
Nicht in des Dogmas dunkles Reich, Herr Pfalzgraf.
Schenkt Ihr Gehör der Botſchaft, die ich bringe,
So trefft Ihr bald mit meinem Herrn* zuſammen
Und könnt die Sache ſelbſt mit ihm bereden.

Heinrich.
Was bringt Ihr denn?

Reginhart.

Der Erzbiſchof von Köln,
Als unſ'res deutſchen Reichs Erzkanzler, ladet
Die deutſchen Fürſten hier am Niederrhein,
So wie aus Lothringen nach Andernach,
Um zu berathen Wohl und Weh des Landes.
Denn ernſt verderbenſchwanger geht die Zeit
Seit Kaiſer Heinrich's Tod.

Heinrich.

Ich bin dabei,
Denn ſicher gilt's die Kaiſerin zu ſtützen,
Es gilt mit kräft'ger Hand dem jungen Sohn,
Der einſt die deutſche Krone tragen ſoll,
So Schirm wie Schutz zu leih'n.

Reginhart.

So lautet doch
Nicht ganz die Meinung Anno's. Leider waltet
Die Kaiſerin zu ſchwach des Herrſcheramts.
Von Schmeichlern und Schmarotzern rings umgeben,
Sieht ſie nicht klar, was Noth dem Reiche thut.
Und ohne Zucht wächſt ihr der Knabe auf,
Weil ſie es nicht verſteht, die Leidenſchaft
In ihm zu zügeln.

Heinrich (auffahrend).

Schnöder Lug und Trug!

Reginhart.

Verzeiht, Herr Pfalzgraf, was ich hier verkünde,
Iſt meine Anſicht nicht, ich red' im Auftrag.

Heinrich.

So redet fort! (Für ſich.) Daß dir die Zung' erlahme
Und deinem Biſchof!

Reginhart.

Alſo denkt mein Herr,
Daß zweifellos das Reich zu Schaden komme,
Gelenkt von Weiberhand und Kinderlaune,
Zumal der todte Kaiſer auch nicht ſtets
Den Weg des Rechtes ging. Voll Kraft und Muth,
Doch auch voll Eigendünkel, Trotz und Stolz
Hat er allein ſich angemaßt die Herrſchaft
Und aller Fürſten Rechte angetaſtet —
Auch Euer Recht. —

Heinrich.

Der Köder lockt mich nicht.
Nie that er mir, nie Anderen ein Leid.
Ich denke beſſer von dem deutſchen Kaiſer.
Soll er durch's Volk nicht wie ein Schatten wandeln,
So müſſen ihm die kleinen Fürſten folgen.
Sie aber ſäten allwärts Zwiſt und Hader,
Nach eigner Macht und fetten Gütern lüſtern.
So haben ſie ſich mit des Reiches Feinden,
Mit Frankreich hier, mit Rom ſich dort verbündet,
Das Volk verhetzt, Aufſtände angezettelt,
Und mehr und mehr der Krone Glanz geſchädigt.
Blut floß in Strömen, Brand verheert' das Land.
All dieſem Unfug muß geſteuert werden.
Ein deutſches Reich, ein großer deutſcher Kaiſer!
So dachten meine Ahnen, ſo denk' ich,
Ich halt' in feſter Treu an Reich und Kaiſer.

Reginhart.

Das war und iſt auch meines Biſchofs Ziel.
Jedoch bedenkt, daß über Reich und Kaiſer
Die Kirche ſteht!

Heinrich.

Das thut ſie nicht, Herr Prior!
Die Kirch' iſt Kirche und das Reich das Reich —
Rom bleibe Rom, denn Deutſchland bleibet Deutſchland!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Mathilde.

Mathilde (hinter der Scene).
Wo iſt er? Heinrich! Heinrich!

Heinrich.

Welche Stimme!
Mathilde iſt's!

Mathilde (ſtürzt durch die Mitte).

Mein Heinrich, lieber Heinrich!
(Sie fällt ihm um den Hals.)

Heinrich.
Mathilde, Gott, was giebt's?
(Zu Reginhart und dem Vogt.) Laßt uns allein!
(Reginhart und Vogt ab.)

Sechſter Auftritt.

Heinrich. Mathilde.

Mathilde (weinend und lachend).
So hab' ich Dich!

Heinrich.

Wie, zweifelteſt Du denn?
Schon ſtand geſattelt mir das Roß zum Ritt.
Von Goslar kommend, wollt' ich zu Dir eilen,
Um in dies Haus als Herrin Dich zu führen.

Mathilde.

Ich zweifeln? Nein! Wie kann ich an Dir zweifeln?
Wohl zweifl' ich an der weiten, großen Welt,
Doch nicht an Dir. Ich werd' es nie vergeſſen,
Was Du mir warſt. Du öffneteſt zum Licht
Die Augen mir, zum Leben mir die Seele.
Als ich Dich ſah, begann für mich der Mai,
Denn trüb und öde krankte meine Jugend.
Mein Vater war ein ſtiller Menſchenfeind;
Ihn quälte, daß die Welt von ſeinem Bruder,
Dem Herzog Gottfried, ruhmvoll redete
Und von ihm ſelber ſchwieg. Noch mehr verdroß
Mein Daſein ihn. Er wünſchte ſich den Sohn
Als künft'gen Erben für ſein Herzogthum,
Und ich, ſein einz'ges Kind, war eine Tochter.
So ruhte ſchmerzlich ſtets ſein Blick auf mir.
Die Mutter aber war bei Tag und Nacht
Mehr mit der Kirche als mit mir beſchäftigt.
Vor ihm nur Angſt und Furcht — mit ihr Gebete —
Beten und Beten — war mein Tagewerk.
Sonſt ſchmückt mit Blumen aus ein Kinderleben
Der Eltern Liebe. Weh, ich ſammelte
Nur trockne Blätter. Plötzlich kameſt Du —
Mein Vetter — an die Maas. — Als Blutsverwandte
Verkehrten wir in Freiheit mit einander
In Schloß und Wald. Da gab's ein neues Leben,
Du ſelbſt lebendig und lebendig mir
Erzählend von den Menſchen und der Welt —
Ich wachte auf, gleich wie aus ſchwerem Traum. —

Heinrich.

Ja, goldne Tage waren's.

Mathilde.

Weißt Du noch,
Wie wir zuſammen in dem Garten ſaßen?
Da unten floß der Strom am Fuß der Burg,
Und auf den Hügeln lag der Abendſtrahl.
Weißt Du es noch, wie Du mir da erzählt
Von Eginhart und Emma's holder Liebe,
Vom Zauberring Faſtradens, welcher einſt
Den Kaiſer Karl nach der Geliebten Tod
Gefeſſelt an den Frankenberger See,
Von Roland und der ſchönen Hildegard?
So träumt ich mich als Emma und Faſtrade
Und Hildegard — Du warſt mein Roland,
Mein Karl, mein Eginhart! So blieb es ſtets. —

Heinrich.

So bleibt es auch in alle Ewigkeit.
Willkommen denn! Vor Zeit kam ich zu Dir,
Und heut' kommſt Du zu mir — und nicht umſonſt!

Mathilde (ſchmerzvoll aufſchreiend).

O Gott, o Gott! (Sie weint.)

Heinrich.

Du weinſt auf's Neu, Mathilde?
Was haſt Du nur?

Mathilde.

Vor lauter Seligkeit,
Daß ich Dich wiederſah, ſchwand mir die Pein!
Jetzt ſtrömt auf's Neu ſie voll durch meine Seele:
Ich kann, ich ſoll, ich darf Dein Weib nicht werden!

Heinrich.

Du nicht mein Weib? Du nicht? — Den will ich ſeh'n,
Der es zu hindern wagt.

Mathilde.

Es iſt mein Ohm,
Gottfried von Lothringen, des Vaters Bruder,
Es iſt die Mutter — und es iſt die Kirche! —

Heinrich.

Teufel und Tod!

Mathilde.

Ich bin beſtimmt für's Kloſter.

Heinrich.

Für's Kloſter? Nie und nimmermehr! Es ſoll
Im düſtern Grabgewölb die Roſe blüh'n?
In finſt'rer Höhle ſoll der Vogel ſingen?
Im Hafen iſt Dein Schiff, ich bin der Anker!
Nur Muth! Doch ſprich, was hat ſich zugetragen?

Mathilde.

Vor einem Monde war's, da kam der Biſchof
Von Metz zu meiner Mutter. Wicht'ge Dinge,
So hieß es, brächt' er mit. Lang ward geflüſtert,
Sie ſchloſſen oft ſich ganze Stunden ein,
Die Mutter hatte rothgeweinte Augen.
Doch eines Tages trat ſie vor mich hin
Und ſprach von einem Teſtament des Vaters,
Das in des Biſchofs Händen ſich befinde.
Der Sel'ge hatte mich vor ſeinem Tod,
Um ſich von ſeiner Sündenlaſt zu löſen,
Der heil'gen Jungfrau angelobt.

Heinrich.

Und Dich,
Dein Herz und Deinen Willen nicht befragt?
O Schmach!

Mathilde.

Du kannſt Dir meinen Kummer denken.
Verzweiflung packte mich, wirr war das Hirn;
Ich wand am Boden mich, ich weint' und ſchrie —
Dir war ich ja verlobt. Es ſtand Gelübde
Entgegen dem Gelübde, und ich ſchwor,
Dich nicht zu laſſen.

Heinrich.

Das war wohlgethan.

Mathilde.

Da hielt die Mutter plötzlich mir entgegen,
Die väterlichen Güter fielen all
Der Kirche zu, ich ſei ein armes Mädchen.
Du aber würdeſt gern auf mich verzichten,
Da Du als reiche Erbin mich betrachtet.
O Heinrich, iſt das wahr?

Heinrich.

Fluch dieſer Lüge!
Und hätt' ich Dich, ein arm verloren Kind,
Auf wilder Heid' in Eis und Schnee gefunden —
Und durch die ſeelenvollen Augen Dir
In's Herz geſchaut — Du wurdeſt mein — ja mein! —
Mein biſt Du jetzt — mein, mein biſt Du auf ewig!

Mathilde.

O Heinrich, welches Glück, daß ich entfloh!

Heinrich.

Du flohſt? Wie ging es zu?

Mathilde.

Von Tag zu Tag
Ward ich gedrängt, auf daß ich Dir entſage.

Ich wehrte ſtandhaft mich. Da hieß es einſt,
Wir ſollten uns nach Metz zur Reiſe rüſten,
Um Gottfried dort, den Oheim, zu beſuchen.
Wir brachen auf. Voll düſtern Ahnungen
War ich betrübt und ſtill und blaß. Das ſah
Ein alter treuer Diener, der mich einſt
Auf ſeinen Armen trug und der mich liebte.
Er raunte mir in's Ohr, daß mit Gewalt
Sie mich in's Kloſter führten. Alles hatte
Er ausgelauſcht. Er bot ſich an zur Flucht,
Denn, ach, der Gute kennt mein Herz, er weiß,
Wie ich in Dir nur lebe. Raſch entſchloſſen
Ging ich auf ſeinen Vorſchlag ein. Wir ſchlichen
Die nächſte Nacht uns aus der Herberg fort.
Und dann zu Roß! Wir flogen mit dem Wind —
So bin ich hier!

Heinrich.

Und bleibſt mir bis zum Tod!
Könnt' ich noch ſtärker lieben, als ich liebe —
Ich liebte Dich noch mehr! Du Erd' und Himmel,
Stern, Sonne mir! Jetzt löſen ſich die Schmerzen —
Ruh, ſtarkes Weib, am ſtarken Männerherzen!
(Sie umarmen ſich, während ſich draußen Lärm und Tumult erhebt.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. **Herzogin Adelheid.** **Walter von Metz** und **Gefolge** (drängen herein).

Herzogin.

Hier muß ſie ſein! In ſeinem Arm? — Mathilde,
Du pflichtvergeſſnes Kind, wie konnteſt Du

Die Mutter laſſen und in Angſt und Noth,
Ach, in unſäglich Leid mein Herz verſetzen?

Heinrich.

Das that ſie, um aus Angſt und Noth zu flieh'n,
Mit der Eu'r Herz unſäglich ſie bedrängte.
Wer ſchmäht den freien Vogel, der dem Käfig,
Und wer das Reh, das dem Geheg entſchlüpft?

Herzogin.

Ich bin die Mutter, mir muß ſie gehorchen.

Heinrich.

Die Mutter ſeid Ihr, doch noch mehr die Tochter
Der Kirche, der Ihr Euer Fleiſch und Blut
Hinopfern wollt. Habt Ihr Mathilde nicht
Mir einſt verlobt? Jetzt wollt Ihr dem Altar
Sie widmen? Bricht man ſo gegebne Worte?
Vernehmt es denn, nie geb' ich ſie heraus!

Herzogin.

Ihr wißt nicht, ſie iſt arm!

Heinrich.

An Erdengut —
Doch nicht am Herzen! Arm, Mathilde, arm?
Mein Reichthum ſie, der holde Inbegriff
Von Güte, Milde, Hoheit, die der Himmel
Zuweilen auf die dunkle Erde ſtrahlt —
Sie — Liebe ganz — ein Hauch aus Gottes Mund. —
Was gilt mir alles Gut und Geld der Welt,
Hab' ich nur Sie! Ihr lebet nur der Kirche —
Ich lebe Eurer Tochter — Vater, Mutter
Will ich, ich will ihr treuer Gatte ſein.

Herzogin.
Hör' nicht auf ihn!
Heinrich.
Entſcheide Du, Mathilde!
Mathilde (giebt Heinrich die Hand).
Du haſt mein Wort, ich werd' es ewig halten.
Herzogin.
O Gott!
Walter von Metz.
Erlaubt, im Auftrage Ihres Oheims,
Gottfried's von Lothringen, der als Geſandten
Nach Aachen mich geſchickt, erheb' ich Einſpruch.
Er iſt der Vormund und in ſeinem Namen
Verkünd' ich Euch, daß er in dieſe Ehe
Niemals einwilligt.
Heinrich.
Meldet ihm dagegen,
Daß ich ihn nie gefragt und daß ich nie
Ihn fragen werde.
Walter von Metz.
Mäßigt Euch, Herr Pfalzgraf!
Mein Herr, der Herzog —
Heinrich.
O, wir kennen ihn.
Halbwälſches Baſtardblut durchfließt die Adern,
Heut dient er Deutſchland, morgen dient er Frankreich,
Nichts iſt ihm härter, als daß er Vaſall
Des Reiches iſt, am liebſten möcht' er ſtürzen
Den alten Thron und ſelbſt das Scepter tragen.
Drum buhlt verrätheriſch er mit dem Papſt.
Wir kennen ihn. Er weiß, Beſitz giebt Macht,

So giert er nach dem Herzogthum des Bruders,
So giert er nach der Mitgift ſeiner Nichte
Und ſchickt die Maid in's Kloſter, daß ihm fürder
Von ihr kein Abbruch drohen kann.

Walter von Metz (ſchlägt an das Schwert).
Herr Pfalzgraf,
So ungeſtraft ſpricht nur ein Fürſt zu mir,
Denn ſtändet Ihr als Ritter mir genüber
Dem Ritter, hier bei meinem guten Schwert —

Heinrich (zieht ſein Schwert).
Du Schurke, zieh' Dein Schwert, Du wälſcher Schurke!
Halbſchlächt'ger Burſch, Du biſt ſo wie Dein Herr
Lothringiſch falſcher Stoff. Zieh', ich verſchanze
Mich nicht als Fürſt. Ich bin ein deutſcher Mann,
Der jede Kränkung rächt. Ich will Dich lehren,
Was eines deutſchen Mannes Schwert vermag!
(Er ſtürzt auf Walter, der ſich zur Wehre ſetzt, ein.)

Herzogin.
Halt, haltet ein!
Mathilde.
Um Gott, kein Blutvergießen!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Kanzler Clemens und Reginhart.

Kanzler (tritt zwiſchen Heinrich und Walter).
Friede mit Euch!
Heinrich.
Wie, Clemens, Du, mein Lehrer,
Mein Kanzler und mein Freund?

Kanzler.

Steckt ein die Schwerter!
Als Kanzler mahn' ich an Geſetz und Recht,
Als Lehrer wend' ich mich an meinen Schüler,
Als Freund an Euer Herz. Steckt ein die Schwerter!

Heinrich.

Der Freche hier hat mich zu ſehr beleidigt.

Walter von Metz.

Beleidigt ward mein Herzog — ich in ihm.

Kanzler.

Die kleinen Streitigkeiten müſſen ruhen,
Denn größere bedroh'n das Vaterland
Und fordern jedes Deutſchen Haupt und Hand.
Ich komm' von Rom zurück. Der Lateran
Spinnt tauſend Ränke, und ihr Leiter iſt
Der Archidiakon, Mönch Hildebrand.
Er führt den Papſt und alle Cardinäle,
Sie wollen uns das deutſche Kaiſerreich
Vernichten. Alle irdiſche Gewalt
Soll in die Hand des Papſtes übergeh'n.

Heinrich.

Ich hab' es ſchon erfahren, ja, ich kämpfe
Bereits in dieſem Streit.

Kanzler.

Dann haltet ein
Und ſparet Eure Kraft dem Vaterland! —
Der Friede ſei mit Euch!

Heinrich.

Ja, Friede ſei!

(Er ſteckt ſein Schwert ein.)

Reginhart.

Ich hör' ein gutes Wort, Herr Pfalzgraf, gebt
Mir denn die Friedensbotſchaft mit nach Köln!

Heinrich.

Wohlan, ſo ſaget Eurem Herrn, ich ſei
Was ſtets ich war, der Kirche treuer Sohn,
So lang ſie einfach Gott und Menſchen dient,
Doch nicht, wenn ſie nach Kron' und Scepter greift.
Im Geiſte dien' ich Gott, doch hier im Reich
Dien' ich dem Kaiſer, gern verbind' ich mich
Mit Jedem, der des Reiches Größe mehrt,
Doch den bekämpf' ich bis zum letzten Hauch,
Der Deutſchlands Fülle, Macht und Eintracht ſtört?

Reginhart.

So ſcheid' ich denn. (Ab.)

Walter von Metz.

Und meine Antwort, Herr?

Heinrich.

Sie lautet ſo: es hat die Kaiſerin,
Die jetzt Regentin dieſes Reiches iſt,
Die Heirath mit Mathilde mir geſtattet.
Und was die Kaiſerin zu Recht erkannt,
Das ſoll kein Fürſt dem Fürſten, mir, verſagen.
Mathilde wird mein Weib!

Walter von Metz.

Ich werd's beſtellen.
Frau Herzogin, beliebt es, mir zu folgen?

Herzogin.

Mathilde, Kind, komm mit!

Heinrich.

Wie, von der Tochter
Wollt' Ihr Euch trennen? Bin ich auch nicht mächtig
Wie Herzog Gottfried, fühl' ich doch mich ſtark,
Euch Schutz zu leih'n.

Herzogin.

Nein, mein Gewiſſen und
Das Teſtament — die Kirche — all' die Zweifel —
Mathilde, höre mich!

Mathilde.

Ich bleibe hier,
Denn meine Liebe kennet keine Zweifel.
(Sie ſchmiegt ſich an Heinrich.)

Herzogin.

Dann müſſen wir uns trennen.

Heinrich.

Iſt es möglich?
Die blut'ge Wölfin bleibt bei ihren Jungen,
Der räuberiſche Falke ſchützt ſein Neſt,
Wenn der Verfolger droht — und Ihr — und Ihr? —
Ich hatte eine Mutter — ach, zu früh
Entriß der Tod ſie mir — oft ſagte ſie,
Daß in den rauhen Schmerzen der Geburt
Die höchſte Seelenwonne ſie erlebt,
Als ich im erſten Schrei das Licht begrüßt. —
O Mutterliebe, wunderbarſtes Gut! —
Einſt brannt' es im Gemach, wo ich als Kind
In ſtiller Wiege lag. Die Diener bebten,
Es hatte keiner Muth, um mich zu retten,
Die Mutter aber ſtürzte durch die Flammen
Und holte mich. — Ja, meine Mutter wäre

Mit mir in Elend, Noth und Tod gegangen!
Frau Herzogin, Ihr ſolltet Sorge tragen,
Daß Euch im Tod ein liebend frommes Kind
Die Augen ſchließt, wie ich es weinend that!

Herzogin (ſchwankend).

O Gott, was ſoll ich thuen? Hier die Tochter —
Und dort des Gatten Wille, Gottfried's Zorn,
Der Kirche Drohungen. —

Mathilde.

Kannſt Du noch fragen?
Dort kalte Herzen, ſtrenge Satzungen,
Vergilbte Schriften, Eigennutz — und hier —
Hier Leben, Liebe, Zukunft! Schenkt der Himmel
Mir je ein Kind, ich nehm' es jauchzend auf,
Ich führ' es jubelnd durch die ſchöne Erde
Und geb' es ſterbend in die Hand des Herrn,
Der mir es gab. O Mutter, bleibe hier! —
Iſt denn die Liebe todt?

Herzogin (nach heftigem, inneren Kampfe).

Nein, nein, ſie lebt.

(Mathilde ſtürzt in ihre Arme.)

Zweiter Aufzug.

Platz im Kloſtergarten zu Brauweiler mit Moosbänken zwiſchen hohen Bäumen. Im Hintergrunde liegt eine romaniſche Kirche, zu deren Portale eine breite Treppe führt.

Erſter Auftritt.

Bruder Martin und eine Anzahl Mönche ſitzen auf den Moosbänken.

Bruder Martin (liest aus einem Buche).
Liebt Eure Feinde, ſegnet, die Euch fluchen,
Thut denen wohl, die Haß und Zorn Euch tragen,
Für die, die Euch beleid'gen und verfolgen,
Betet zu Gott, auf daß Ihr Kinder ſeid
Des Vaters hoch im Himmel, denn er läßt
Die Sonne aufgeh'n über alle Böſen
Und alle Guten, ſeinen Regen ſenkt
Er auf Gerecht' und Ungerechte. Amen!

Alle.
Amen! (Alle erheben ſich von ihren Sitzen.)

Erſter Mönch.
Gottlob, daß wir zu Ende ſind!

Zweiter Mönch.
Jawohl, er treibt es gar zu ſalbungsvoll,
Stets will er's ſchöner machen, wie wir Andern.
Dritter Mönch.
So wird die lange Hora noch viel länger.
Ich thu's zweimal ſo raſch.
Bruder Martin.
Dieweil Du ſchnatterſt.
Schämt Euch! Man ſchwatzet nicht wie auf der Straße
Beim Tempeldienſt.
Erſter Mönch.
Doch ſeine Zeit hat Alles,
Sagt Salomo. S'iſt Krammetsvögelwetter,
Ich will zum Wald und nach den Dohnen ſehn.
Denkt an den Braten! Hei, mir läuft das Waſſer
Im Mund zuſammen.
Zweiter Mönch.
Karpfen bring' ich mit.
Die Netze legt' ich aus.
Dritter Mönch.
Wir geh'n inzwiſchen
Zum Kellermeiſter, um den Trunk zu wählen.
Die Fäſſer, die der Fuhrmann geſtern brachte,
Enthalten Bacheracher — gold'nes Feuer.
Bruder Martin.
O Frevel, während Eure ſchnöden Lippen
Gedankenlos die Sprüche Gottes murmeln,
Sinnt Ihr wollüſtig eitle Sinnenluſt.
Erſter Mönch.
Ja, Trank und Speiſe ſtärken Nerv' und Muskel,
Du biſt vielleicht aus anderem Stoff gemacht,
Dich ſättigend mit Weihrauchduft und Manna?

Zweiter Mönch.
Ein Heuchler iſt er!

Dritter Mönch.
Ein ſcheinheilg'er Schurke!

Erſter Mönch.
Ach was? die Eier, die er ſtiehlt dem Huhn,
Kocht Nachts er an der Lampe.

Zweiter Mönch.
Und er küßt
Hinter der Thür die Kanne —

Dritter Mönch.
Und auch wohl ein Mädchen.

Bruder Martin.
Jetzt iſt's genug! Iſt das ein Gotteshaus,
Wo man vom Altar in die Hölle ſtürmt?

Erſter Mönch.
Was kamſt Du her?

Zweiter Mönch.
Was bliebſt Du nicht zu Hauſe?

Dritter Mönch.
Geh' in den Himmel, himmelnder Geſell!

Bruder Martin.
O wär' ich nie in Euren Kreis gekommen!
Ich dacht' ein Leben ſeliger Betrachtung,
Der holden Gottes- und der Menſchenliebe,
Hülfreicher Werke, heimlich ſtillen Fleißes
Und forſchender Gelehrſamkeit zu finden,
Und finde alle Sünden dieſer Welt.

Liebt Ihr die Feinde? Nein, Ihr ſeid die Gegner
Friedfert'ger Seelen, Ihr verfolgt die Guten,
Ihr flucht den Freunden! Eu'r Gebet zu Gott
Iſt Hohn und Spott! Weihwaſſer Morgens früh,
Weihwaſſer Abends ſpät, dazwiſchen aber
Geſchrei und Zank, Verleumdung, Hetzerei,
Fraß, Völlerei und Vergewaltigung!

Erſter Mönch (mit den Fäuſten drohend).

Jetzt iſt's genug!

Zweiter Mönch (Bruder Martin anfaſſend).

Das ſoll der Freche büßen!

Dritter Mönch.

Still, ſtill, der Abt!

Erſter Mönch.

Dazu der Erzbiſchof!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Abt Wolfhelm führt Erzbiſchof Anno von links herein.

Anno.

Frieden mit Euch!

Alle.

Frieden mit Deinem Geiſte!

Anno.

Schon lang hab' ich gewünſcht, geliebte Brüder,
Zu ſehen Euch an dieſer Friedensſtätte,
Doch brachte mir mein ſchwierig Hirtenamt,
Seitdem ich dieſes Sprengels Stuhl beſtieg,
So viele Arbeit, daß der Tag nicht reicht,
Daß ich die Nächte ſelbſt nicht raſten kann.

Heut fand ich endlich Zeit und freue mich,
Dies alte Bollwerk unſeres heil'gen Glaubens
Zu grüßen. Nehmt denn Alle meinen Segen!
(Er ſegnet die Mönche, die niederknieen.)

Wolfhelm.

Es haben die Prälaten Kölns vor Euch
Allzeit des Kloſters ſtrenge Zucht gerühmt.
Wir hoffen, daß auch Ihr, ehrwürd'ger Herr,
Mit uns zufrieden ſeid.

Anno.

Das gebe Gott!
Und daß wir uns im guten Vorſatz ſtärken,
So wollen wir gemeinſam im Gebet
Zu dem Allmächt'gen unſre Seelen heben.
Ihr wißt, es hat ein großer Kampf begonnen
In dieſer Zeit. Wir ſtehen vor der Frage:
Wer ſoll die Länder und die Völker lenken?
Iſt es der Papſt? Sind es der Erde Fürſten?
Iſt es die Kirche? Iſt's die Staatsgewalt?
Wir zweifeln nicht. Die Erde iſt des Herrn,
Der Herr iſt Chriſtus, ſein Statthalter iſt
Sanct Peter, doch Sanct Peters Macht ging über
Auf unſern Papſt. So iſt des Papſt's die Erde,
Und herrſchen muß die Kirche ob der Welt.
Gleichwohl hat unſre Lehre viele Feinde,
Die Feinde ſind die Könige, die Fürſten,
Auch Bürger, Bauern, ja wir kennen Prieſter,
Die gegen dieſe Satzung ſich empören.
Drum, Brüder, laßt uns beten für die armen
Verblendeten, daß ſie der Herr erleuchte
Und Gnade in die dunklen Seele gieße!

Wolfhelm.

Erſchließt die Kirche!

(Einige Mönche öffnen das Kirchenthor im Hintergrunde.)

Anne.

Und noch eins, Herr Abt.
Mit unſerem Beſuch verbinden wir
Ein heiliges Geſchäft. Ich führe heut
Euch einen jungen Bruder zu aus Köln,
Dem ich die Weihen ſelbſt ertheilen will.

Wolfhelm.

Verzeiht, Herr Erzbiſchof. Es ſteht das Recht,
Die Stellen hier im Kloſter zu vergeben,
Beim Pfalzgraf Heinrich, unſerm Schirm- und Schutzherrn.

Anne.

So war es einſt, ſo iſt es jetzt nicht mehr.
Rom hat beſtimmt, daß keine Erdenmacht
Sich fürder miſchen ſoll in Kirchendinge.
Wir ordnen fürder unſre Sachen ſelbſt.

Wolfhelm.

Doch müßte deß der Pfalzgraf Kunde haben.

Anne.

Das laſſet meine Sorge ſein. Kommt jetzt!

(Er ſchreitet die Treppe hinan und geht in die Kirche, die Anderen folgen.)

Martin (für ſich).

Auf dieſen Felſen bau' ich meine Kirche!
So ſprach der Herr. Doch ſprach er nicht vom Staat.
Er ſprach: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!
Das Reich, das dieſe Prieſter ſich errichten,
Es dünket mich, iſt ſehr von dieſer Welt!

(Er geht nachdenklich in die Kirche, deren Thor geſchloſſen wird.)

Geſang in der Kirche.

Gloria in excelsis Deo
Et in terra pax hominibus
Bonae voluntatis!
Laudamus te,
Benedicimus te,
Adoramus te,
Glorificamus te!
Gratias agimus tibi
Propter magnam gloriam tuam!

Vierter Auftritt.

Heinrich und Mathilde (kommen von rechts aus dem Garten).

Mathilde.

Wo nur die Anderen bleiben?

Heinrich.

Haſt Du Angſt,
Mit mir allein zu ſein?

Mathilde.

Das ſei mir fern!

Heinrich.

So hör' ich's gern. Nun wohl, die Mutter kommt
Gleich mit den Andren nach. Sie folgen dort
Der großen Straße, während ich mit Dir
Den nahen Waldweg ritt. Ich wollte Dich
Allein einführen an den trauten Ort,
Der unſres Stammes Lieblingsſtätte war.
Iſt's hier nicht ſchön?

Mathilde.

Ja, wahrlich, wundervoll.
Ringsum der dichtbelaubte Eichenwald,
Das Kloſter und die vielgethürmte Kirche,
Die Gärten dort —

Heinrich.

Und ſel'ge Angedenken! —
Sieh dort den Maulbeerbaum! In ſeinem Schatten
Saß mit dem dritten Kaiſer Otto einſt
Mein Ahnherr Ezzo — beide Jünglinge —
Sie ſpielten Schach. Der junge Herrſcher ſprach:
„Kannſt Du mich dreimal ſchlagen jetzt im Spiel,
So fordre, was Du willſt, ich geb' es Dir,
Wenn es in meinen Kräften ſteht." Da bebte
Das Herz dem jungen Pfalzgraf, denn er liebte
Des Kaiſers holdes Schweſterlein Mathilde,
Die Gottes heil'gem Dienſt geweiht zu Eſſen
Im ſtillen Kloſter weilte, unterm Schutz
Der heil'gen Adelheid. Das Spiel begann —
Doch willſt Du auch die Mären weiter hören?
Des eignen Hauſes Kunden klingen oft
Dem Hörer hohl.

Mathilde.

O nein, ich bin ganz Ohr,
Gar reizend hebet die Geſchichte an.

Heinrich.

Ein Meiſter war Herr Otto. Alle Kraft
Und Ueberlegung galt es jetzt zu zeigen.
Und Ezzo zeigte ſie. Er ſiegte einmal
Und zweimal — jetzt begann das dritte Spiel.

Ach, hatte nicht der junge Kaiſerſproß
Aus Spott ihn ſiegen laſſen? Ezzo dachte
Nur an Mathilde. Sie, die Königin
In ſeinem Herzen, und die Königin
Dort auf dem Brette waren ihm verbündet —
Die ſchönſte Maid von roſ'gem Fleiſch und Blut,
Das ſtarre Weib von kaltem Elfenbein,
Sie halfen ihm. Da rief er: „Schach dem König!“
Der Kaiſer war beſiegt und ſprach: „Nun ſprich,
Was jetzt Dein Herz begehrt?“ — Der Pfalzgraf ſtand,
Die heiße Stirn mit Purpur übergoſſen.
Wie durft' er, der geringe Graf, es wagen,
An eines Königskinds Beſitz zu denken?
Doch ſtammelt er: „Mathilde, Deine Schweſter!“ —
„Ein Mann, ein Wort!“ erwiederte der Kaiſer,
„Geh, hol' ſie Dir.“ — Und Ezzo ritt gen Eſſen
Und lud zur Hochzeit ein, die hier am Ort
Der Kaiſer feiern wolle. Die Abtiſſin —
Es war Sanct' Adelheid — ſo wie Mathilde,
Sie folgten ihm. Wie waren ſie erſtaunt,
Als ſie von Braut und Bräutigam vernahmen!
Mathilde war die Braut, ſie trug den Jüngling,
Der ſie beim Schach gewonnen, längſt im Herzen,
Wie er ſie trug in ſeiner tiefſten Seele.
Sie wechſelten dort unterm Maulbeerbaum
Den erſten Kuß. Dann ging es in die Kirche. —
War das nicht ſchön?

Mathilde (traurig).

O, es war wundervoll!

Heinrich.

So traurig ſprichſt Du das?

Mathilde.

Ja, ich bin traurig.

Heinrich.

Warum?

Mathilde.

Ob Deinem Loos.

Heinrich.

Ob meinem Loos?
Ei, ich verſteh' Dich nicht.

Mathilde.

Dein Ahnherr Ezzo
Führt' eine reiche Kaiſerstochter heim —
Ihm lachte alles Glück — und ich — und ich —
Arm, ausgeſtoßen! — Heinrich, ach, mir iſt,
Als ob Du Dich mit mir wie mit dem Unglück
Verketteteſt. Bedenke Dich noch jetzt —
Verlaſſe mich!

Heinrich.

Du thöricht liebes Kind,
Noch immer dieſe Zweifel? Freilich war's
Ein holdes Glück, daß Ezzo ſich ein Weib
Aus edlem kaiſerlichen Stamm gewann.
Es war ſo hoch, daß ſicherlich das Unglück
Ihm folgt, wenn ſeine Sproſſen es nicht ſühnen.
Wohlan, ich ſühn' es, Dich zum Weibe nehmend —
Du arme Maid — nur arm an ird'ſchem Gut,
Doch überreich in ſtiller tiefer Seele,
Wo ich Demant und goldne Schätze ſeh',
Unſagbar reich — komm' an mein Herz, Mathilde!

Mathilde.
Bedenk' es noch einmal! Vielleicht iſt's beſſer,
Daß wir uns ſcheiden!
Heinrich.
Großer Gott!
Was ficht Dich an, in dieſem Augenblick,
Wo ich an den Altar Dich führen will?
Mathilde.
Ich hab' gehört, daß allzugroße Liebe
Unglücklich machen ſoll.
Heinrich.
O Thorheit iſt's!
Mathilde.
Denn gebend fordert ſie zu viel. O Heinrich,
Du weißt nicht, was ich gebend von Dir ford're!
Heinrich.
Zuviel iſt nie genug. Ich will ja Liebe
Um Liebe, mehr noch hundert tauſendfach,
Dir wiedergeben.
Mathilde.
Nein, das kannſt Du nicht —
Ich Arme habe Liebe nie empfunden,
Du weißt warum, drum konnt' ich Liebe auch
Nicht ſpenden. Tief in's Herz verſchloſſen
Wuchs ſie empor zu ſolcher Macht, — ich kann
Sie Dir nicht ſchildern. Nimmſt Du dieſe Liebe,
Dann biſt Du ewig ihr anheimgefallen —
Wie ſie ſich ganz Dir giebt, will ſie Dich ganz —
In ihr verloren, darfſt Du nur in ihr,
Wie ich in Dir, darfſt Du in mir nur leben!
Die Lieb' iſt ſtark wie Tod!

Heinrich.

So ſoll es ſein!
So ſuch' ich ſie. Mathilde, an mein Herz!

Mathilde (leidenſchaftlich).

Für jetzt und ewig! Ja, Du meinſt es treu.
Am Ort der ſtolzeſten Erinnerungen
Bleibſt Du derſelbe, der Du warſt, o Heinrich.
Zu dieſer Stunde und an dieſer Stelle —
Mit einmal ſchwindet jegliches Bedenken,
Und plötzlich löſt ſich die verhaltne Glut
Die ich zu bänd'gen kaum vermocht im Buſen,
Und brauſt wie Orgellaut in Strömen hin.
Du liebeſt mich, ich liebe Dich unendlich,
Du beſter Mann! So höre meinen Schwur:
Und ſtürzte über uns der Himmel ein,
Und drohte uns die Hölle zu verſchlingen,
Ich will in Jammer, Pein, Gefahr und Noth
Ein treues, ſtarkes, feſtes Weib Dir ſein!
Ich laß' und weiche nicht von Dir, mein Heinrich!
(Sie wirft ſich ſtürmiſch an ſeine Bruſt. Lange Umarmung.)

Geſang in der Kirche.

Gloria in excelsis Deo
Et in terra pax hominibus
Bonae voluntatis!
Laudamus te,
Benedicimus te,
Adoramus te,
Glorificamus te!
Gratias agimus tibi
Propter magnam gloriam tuam!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Herzogin Adelheid. Kanzler Clemens und Vogt Berthold (kommen von links).

Herzogin.
Schützt mich! Verberget mich!

Vogt.
Beruhigt Euch,
Frau Herzogin! Euch galt nicht die Verfolgung.

Heinrich.
Was giebt's?

Mathilde.
Was haſt Du, Mutter?

Herzogin.
O, die Angſt!
Sie ſind uns auf der Spur, mein Schwager Gottfried
Entſendet ſeine Reiſigen, auf uns
Zu fahnden! Mich ſowie Mathilden läßt
Zurück er holen!

Mathilde.
Schrecklich!

Heinrich.
Keine Furcht!

Vogt.
So iſt es nicht. Es quält ſich Eure Mutter
Mit Bildern aufgeregter Phantaſie.

Heinrich.
Was hat ſich denn begeben?

Mathilde.
Redet, raſch!

Kanzler.

Als von der Straße, die nach Köln ſich zieht,
Wir ſeitwärts nach dem Kloſter eingebogen,
Ertönte plötzlich hinter uns Geſchrei
Und eil'ger Pferdehuf. Wir ſchauten um,
Da kam ein Jüngling raſch des Wegs gerannt
Und ſprang in das Gebüſch. Doch hinter ihm
Erſchien ein Trupp von Reitern. Irr' ich nicht,
War auch ein Mönch dabei. Sie ſchrieen laut:
„Halt an, ergreifet ihn und drauf und dran!"
Da glaubte ſich die Herzogin verfolgt
Und gab dem Roß die Sporen. Ich, der Vogt
Und das Gefolge ſtürmten hinterdrein.
Ich weiß nicht, was es war.

Vogt.

Uns galt es nicht.
Es waren keine Lothringer, es waren
Die Reiſigen des Erzbiſchofs von Köln.

(Geſchrei hinter der Scene.)

Herzogin.

O hört, — ſie ſind's! Sie ſuchen uns, Mathilde!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Reginhart. Hermann und Dietrich Braun, der letztere gebunden, treten mit **Kriegern** ein von links.

Reginhart (ſtößt Dietrich vor ſich her).

Hierher, Du wilder Menſch! Wie kannſt Du wagen,
Im letzten Augenblicke zu entflieh'n?

Hermann.
Gieb nach, o Dietrich, Bruder füge Dich!

Dietrich.
So lang die Adern noch ein Fünkchen Leben
Durchpochet, ſteh' ich feſt auf meinem Willen.

Reginhart.
Bedenk' die Strafen, die Dir droh'n, Du Trotzkopf!

Hermann.
Bedenk die Ungelegenheiten auch,
Die Du mir ſchaffſt!

Dietrich.
Und ob der Mönch mir droht,
Und ob der Bruder fleht, ich laſſe nicht
Mir über's Haupt die braune Kutte hängen.
Wenn heut die Flucht mißlang, ich werde ſie
Auf's Neu' verſuchen, heute, morgen, ſtets,
Bis ich die gold'ne Freiheit mir erringe.
Gelingt ſie nicht, nun wohl, ſo geb' ich mir
Den Tod. Der grauſe Tod von eig'ner Hand,
Iſt beſſer wie der Tod in dieſen Mauern!
Doch Ihr ſeid meine Mörder! Auf Euer Haupt
Mein Blut, mein rothes Blut — Ihr ſchnöden Henker!

Heinrich (vortretend).
Was geht hier vor?

Hermann.
Herr Pfalzgraf, ah da ſeid Ihr?

Reginhart (für ſich).
Der Pfalzgraf? — Ha, das trifft ſich ſchlecht.

Hermann.

O Herr,
Das iſt mein junger, ungerathner Bruder.
Er ſtemmt entgegen ſich dem letzten Willen
Des todten Vaters.

Reginhart.

Sicher helft Ihr uns
Den widerſpenſt'gen Sohn zur Ordnung führen.

Heinrich.

Wie kann ich urteln, kenn' ich nicht die Sache,
Um die ſich's handelt.

Reginhart.

Sagt dem Pfalzgraf Alles.

Hermann.

Mein ſel'ger Vater war ein Kölner Kaufherr,
Gott ſegnet' ihn, denn ſeine Waaren gingen
Weit in das Ober- und das Niederland.
Reich war ſein Gut, er hinterließ zwei Söhne.
Ich bin der Erſtgeborne und erhielt
So Haus wie Handel. Meinen jüngern Bruder,
Dem er ein Erb' in baarem Geld beſtimmt,
Hat er für's Kloſter auserſeh'n.

Heinrich.

Und nun?

Reginhart.

Er möcht' ihn gern in dieſes Kloſter bringen,
Daß ihm nicht allzufern der Bruder ſei,
Und hat den Biſchof Anno angegangen,
Daß er den Jüngling für den Altar weihe.

Heinrich.

Wie, ohne mich zu fragen? Wahrlich ſeltſam!
Doch erſt red' er, denn eines Mannes Rede
Gilt nicht, man hört ſie billig beide an.
Nehmt ihm die Feſſeln ab!
(Dietrich werden die Feſſeln abgenommen.)
Nun ſprich, meine Junge!

Dietrich.

Ich dank' Euch, Herr. So find' ich endlich doch
Den Mann, dem noch ein Herz im Buſen ſchlägt,
Vor dem ich einmal, was die Seele preßt,
Ausſprechen kann. Herr Pfalzgraf, es iſt wahr,
Ich bin ein wildes Blut. Als ſie zu Köln
Mich in die dumpfe Kloſterſchule ſchickten,
That ich nicht gut. Grammatik und Latein
Ging nimmer in mein ſtörriſch heiß Gehirn,
Ich trieb mich lieber um auf Markt und Gaſſen
Mit andern Buben, trotzig rauh, gleich mir.
Da ſandten ſie mich fort zu einem Pfarrherrn,
Das Dorf liegt am Gebirg, im Thal der Sieg,
Dort ſollt' ich lernen in der Einſamkeit.
Vergeb'ne Müh, ich blieb derſelbe ſtets,
Ja in der Freiheit wurde trotz'ger noch
Das wilde Herz. O Herr, das war mein Leben
Dort zwiſchen ſchlichtem Volk im tiefen Wald,
Da gab es Waidwerk, Fiſcherei und Fauſtkampf. —
Am liebſten wär' ich ſolch' ein Reitersmann
Wie Ihr.

Heinrich.

Ich ſeh's am Blitzen Deiner Augen.

Dietrich.

Da, mitten in der Luſt des holden Lebens,
Erhielt ich ſchlimme Botſchaft aus der Heimath.
Der Vater war geſtorben. Treulich hab'
Ich ihn beweint. Dann zog ich an den Rhein.
Was hört ich da? Der Todte hatte mich,
So wie das Erbe, das mir zugefallen,
Der Kirche angelobt. Ich ſoll in's Kloſter,
Ganz gegen die Natur, die Gott mir gab.
Läßt ſich der Hirſch in einen Kuhſtall ſperren?
Zähmt man den Geier, daß er auf dem Hof
Mit Gänſen und mit Hühnern ruhig wandelt?
Zur Kutte taug' ich wie der Wolf ins Schafsfell.

Mathilde (leiſe).

O Heinrich, mach' ihn frei! In ſeinem Schickſal
Seh' ich mein eigen traurig Loos geſpiegelt.

Heinrich.

Wahrlich, ich ſteh' erſtaunt ob ſolchen Kunden.
Und Du, der Bruder, kannſt Dein eigen Blut
So gegen ſeinen Willen zwingen? Pfui!

Hermann (verlegen leiſe).

Herr Pfalzgraf ſeht — nicht ich — ich grade nicht —
Jedoch die Herrn der Kirche — ſie bedroh'n
Mein eigen Haupt, wenn ich nicht Sorge trage,
Daß all das Gold, was meinem Bruder zukommt,
In ihren Säckel fällt.

(Zu Reginhart.)

Ehrwürd'ger Herr,
So redet doch!

Reginhart.

Wer ſeine Eltern ehrt,
Soll lang auf Erden leben. Weislich hat
Der fromme Vater hier den wilden Sohn
Dem heil'gen Dienſt beſtimmt, damit er nicht
Für Zeit und Ewigkeit verloren gehe.
Wer kann des Seligen Gelübde löſen?
Wir nicht! Die Kirche tritt die Rechte an,
Die ſie an dieſes Knaben Seele hat.

Heinrich.

Und an ſein Gut?

Reginhart.

Und an ſein Gut. Ganz recht!

Heinrich.

Sein eig'ner Will' iſt nichtig?

Reginhart.

Ja!

Mathilde.

O ſchändlich!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Oben auf der Treppe öffnet ſich die Kirchenthür.
Wolfhelm, Bruder Martin und einige Mönche
treten leiſe hervor, ohne daß ſie unten bemerkt werden.

Dietrich.

Was ſagt Ihr da? Es gilt mein Wille nichts,
Mein Wille, den wie einen ſtarren Fels
Mir Gott im ſtarken Herzen aufgerichtet?
Nun wohl, wir wollen ſeh'n! Verſprach mein Vater
Der Kirche mich, ich habe mich verſprochen,
Eh' ich ein Wort von dem Gelübde wußte,

Dem ſchönſten Mädchen dort im tiefen Wald
Vor Gott und Himmel. Meine holde Anna,
Die, wie die Droſſel luſtig fliegt und ſingt,
Sie wird mein Weib!

Mathilde (leiſe).

O, Heinrich höre!
Ihm geht's wie mir.

Heinrich (leiſe).

Er ſoll wie Du, Mathilde,
Glückſelig werden! (Zu Dietrich.) Gieb Beſcheid, mein Junge,
Wie hältſt Du's mit der Erbſchaft?

Dietrich.

Gut und Geld —
Was liegt mir dran? Die Kirche mag es ſchlucken!

Heinrich.

Ruft mir den Abt!

Wolfhelm (kommt von der Treppe).

Hier bin ich, gnäd'ger Herr.

Heinrich.

Der Jüngling hier ſoll Mönch im Kloſter werden?

Wolfhelm.

Ich hab' davon gehört.

Heinrich.

So höret jetzt:
Die Glatze ſteht ihm ſchlecht, und ich verbiete,
Ihn aufzunehmen!

Dietrich.

Tauſend Dank, o Herr!

Reginhart.

Bedenket, was Ihr thut!

Heinrich.

Noch mehr, mein Sohn,

Du ſollſt mein Dienſtmann ſein. Jetzt biſt Du frei!

Dietrich (zu den Füßen des Pfalzgrafen).

Welch unverhofftes Glück! Der höchſte Wunſch
Des Herzens iſt erfüllt.

Heinrich (hebt ihn auf).

Steh auf, mein Sohn!

Dietrich.

Frei! — frei gleichwie der Vogel in der Luft!
Frei, frei — ich ſchwebe auf, wie in den Himmel —
Rings wieder ſchöne offne Himmelswelt
Und Lieb' im Herzen! Herr, Euch dien' ich jetzt
Ein treuer Mann durch's Leben in den Tod!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Anno
(der die letzten Worte angehört hat, tritt hervor).

Anno (auf der Treppe).

Seltſame Dinge muß ich hier vernehmen
An einem Ort, dem höchſten Gott geweiht.

Reginhart (für ſich).

Gottlob, der Erzbiſchof!

Heinrich.

Ihr, Biſchof Anno, hier?

Anne (ſteigt herunter).

Gott ſei mit Euch! Zur guten Stunde ſendet
Der Himmel mich, daß ich zum rechten Weg,
Den Ihr verlaſſen habt, zurück Euch führe.
In deiner ewigen Barmherzigkeit
Verlaß uns nicht! o Herr. O ſchenk' uns Gnade!

Heinrich.

Herr Biſchof, ich verſteh' Euch nicht.

Anne.

Gemach,
Mein Sohn, wir werden uns verſtehen.
Mit Mild' und Sanftmuth, wie's dem Prieſter ziemt,
Will ich das Auge, wie den Geiſt Euch öffnen.
Ihr miſcht Euch hier in Kirchenſachen ein,
Das taugt nicht an die Stelle, wo wir ſteh'n.
Das Kloſter hier —

Heinrich.

Ihr ſeid im Irrthum, Herr,
Dies Kloſter war vor Zeiten eine Veſte,
Und meine Ahnen haben es in Andacht
Dem frommen Zweck geweiht; doch nach wie vor
Gehört es als Beſitzthum meinem Haus.
Ich bin und bleib' der Schirmherr. Was geſchieht,
Das hab' ich nach der alten Stiftungskunde
Erſt zu geſtatten oder auch zu weigern.

Anne.

So iſt's in der Vergangenheit geweſen,
Doch andre Zeiten bringen andre Satzung.
Rom hat verfügt, daß fürder alles Gut,
So unſer'm heil'gen Gottesdienſt geweiht,

Verwaltet werde von der Kirche Dienern
Und alſo, abgelöſ't von ird'ſcher Herrſchaft,
Dem heil'gen Stuhle unterworfen ſei.

Heinrich.
Mich dünket ſchier, Ihr woll't die Thür mir weiſen.

Anno.
In Güte mahn' ich Euch an Eure Pflicht,
Und kann nicht denken, daß Ihr ſie verſäumt,
Sonſt müßt' ich freilich auf mein Recht mich ſtützen.

Heinrich.
Ihr ſprecht von Recht? Ich kenne hier mein Recht.
Ihr ſprecht von Pflicht? Die Pflicht, ich will ſie üben.
Von meinen Ahnen ſtammt das gute Recht,
Das ich an dieſem Orte hab'. Wie ſie
Will ich zur überkommnen Pflicht mich halten.
Dies Kloſter ſtand und ſtehet unter mir.
Laßt ſehn, wer mich vertreiben will und kann?

Anno.
Dies kann und will die Kirche, denn die Kirche
Iſt über aller Erdenmacht, der Papſt
Iſt über allen Fürſten. Muß der Kaiſer
Dem Papſte nicht die Bügel halten? Ja,
Der Kaiſer wird erſt Kaiſer, wenn der Papſt
Die goldne Krone ihm auf's Haupt geſetzt.

Heinrich.
Und doch verlieh der Kaiſer erſt dem Papſt
Ein weltlich Reich. Jetzt ſpielet die Geſchichte
Vom Bauer und der Schlange. Starr und leblos
Lag in der Winterzeit der Wurm am Boden;

Der Bauer nahm erbarmungsvoll das Thier
Und trug es an den Herd, da lebt' es auf
Und biß mit gift'gem Zahn den armen Schelm,
Daß er dem Tod erlag.

Anno.

Du Unverſchämter!
Bedenkſt Du auch, wem Du das ſagſt?

Heinrich.

Jawohl,
Das ſagt ein deutſcher Fürſt, dem in den Adern
Das ſtolze Blut der Sachſenkaiſer rollt,
Er ſagt es einem armen Schwabenſohn,
Der, ſeit er ſich die Biſchofsmütz' erſchlichen,
Den kleinen Papſt in dieſen Ländern ſpielt.

Anno (zornig).

Verblendeter Geſell! Hochmüth'ger Narr,
Ungläubiger Rebell! Tollkopf, Du wagſt,
Ein ſchnödes Weltkind, den Geweihten Gottes
In mir zu ſchmähen? Ha, das ſollſt Du büßen,
Du ſollſt erfahren, was die Kirche kann!
Ich werde Dich mit Scorpionen geißeln,
Ich werde Dich mit gift'gen Schlangen zücht'gen!

Herzogin.

Um Gotteswillen, Herr, o haltet ein!

Mathilde.

O Himmel! Frieden!

Kanzler.

Herr, vergeſſet nicht
Den Spruch: die Lieb' iſt Alles!

Heinrich.

Laßt ihn doch!

Anno.

Ja, Lieb' iſt Alles. Doch wenn ſie nicht frommt,
Dann frommt der Zorn. Rollt auch der Kaiſer Blut
In Deinen Adern, manche Kaiſer waren
Trotz ihrem hohen Blute gottverdammt.
Mich rührt es nicht. Doch frag' ich Dich noch einmal:
Willſt Du der Kirche Dich, der Mutter, fügen?

Heinrich.

Das thu' ich nicht, wenn ſie als Rabenmutter
Mich ſchnöd' behandelt.

Herzogin.

Herr, verzeihet ihm,
Verzeihet ihm um mich, die treue Tochter
Der Kirche!

Anno.

Nur wenn er ſich unterwirft.

Heinrich.

Ich aber unterwerf' mich nimmer Dir.
Du biſt die Kirche nicht. — Doch nun genug!
Herr Erzbiſchof, verlaſſet dieſen Ort.
Ich bin nicht hier, Geſetze zu empfangen,
Wo ſelber ich Geſetze geben kann.
Auch hab' ich wahrlich nicht nach Streit verlangt.
Genug mit Euch! — (Er wendet ſich verächtlich von Anno
und ſpricht zu Abt Wolfhelm.)
Herr Abt, vernehmet mich!
Ich komm mit meiner Braut zur Hochzeit her,
Bereitet den Altar für unſre Trauung!

Anno.
Abt Wolfhelm, daß Du nie und nimmer wagſt,
Auf ſein Begehren einzugehn. Hörſt Du?
Dir droh'n die ſtrengſten Strafen.

Wolfhelm (bittend).
Gnäd'ger Herr!

Anno.
Kein Widerſpruch. Frau Herzogin, ſagt an,
Wie iſt der Pfalzgraf Heinrich Euch verwandt?

Herzogin.
Er und Mathilde ſind die Urenkel
Derſelben Ahnen.

Anno.
Wohl, ſo hört es Alle!
Solch einem Eh'bund in der Blutverwandtſchaft
Verſagt die heil'ge Kirche ihren Segen.

Herzogin.
Mathilde — Heinrich! hört!

Mathilde.
Gerechter Himmel!

Heinrich.
Ich höre ſie, des Pfaffen neue Ränke.
Das iſt nicht Gottes-, das iſt Kirchenwerk.
Denkſt Du, mir wär nicht klar, wohin Du zielſt?
Ich ſoll bei Dir erbitten die Erlaubniß.
Sonſt iſt es Sitte, daß man ſie erkauft,
Denn Eure Taſchen füllt Ihr immer gern.
Wär' ich mit Dir in Frieden, nun, ich böte
Sofort Dir Gold. Wenn ich es jetzt Dir biete,
So ſagſt Du: „Nein. Führ' mich nicht in Verſuchung!"

Ich beiße nicht an Deinem Angel an.
Die Summen, die die Kirche fordert, und die wir
Verweigern, ſtehen nicht am jüngſten Tag
Im Schuldbuch Gottes, denn Er handelt nicht.
Kein Schacher drum! Auch ohne ein Decret
Von Dir führ' ich Mathilde zum Altar.
Uns ſegnet Gott auch ohne Deinen Segen.

Anno.

Nicht weiter treibe jetzt die Ketzerei,
Sonſt ſchleudr' ich auf Dein Haupt den Kirchenbann!

Kanzler.

Das könnt und dürft Ihr nicht, Herr Erzbiſchof,
Die Kirche bannet ſonſt erſt, wenn die That,
Die ſie verdammen will, geſchehen iſt.
Und an dies Kloſter habet Ihr kein Recht.
Wir werden Euren Rechtsbruch vor das Reich
Und vor den Kaiſer bringen.

Anno.

Pah, der Kaiſer!
Er iſt ein Kind. Die Reichsgewalt wird bald
In ſtärkern Händen ſein. Rebellen, wartet nur!
Was dieſes Kloſter angeht, wohl, ich ſchenke
Es heut an Sanct' Maria Capitol
In Köln. Du, Prior Reginhart, hör' an,
Du nimmſt es in Beſitz!

Reginhart.

Ich dank' Euch, Herr!

Anno.

Und wenn Ihr jetzt nicht gleich den Ort verlaßt,
Dann Krieg, ja Krieg! Ich ſende meine Knechte,

Daß ſie ihn ſäubern. Jetzt mein letztes Wort:
Wenn Du es wagen ſollteſt, Heinrich, Pfalzgraf
Von Aachen, Dich Mathilden zu vermählen,
Dann ſend' ich Dir und ihr den Kirchenfluch!

Kanzler.

Herr Erzbiſchof!

Mathilde.

O dieſe Grauſamkeit!

Heinrich.

Jawohl, er übertrifft den Tiger ſelbſt.

Anno.

Fluch über Jeden, der ſich widerſetzt!

Herzogin (kniet vor Anno).

O Herr, nicht ſo!

Anno (ſtößt ſie weg).

Fort, fort! — Euch Allen droht
Der Fluch — der Fluch — drum hütet Euch — der Fluch!

(Er geht mit Reginhart ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen ohne Anno und Reginhart.

Herzogin.

Was ſoll das werden?

Heinrich.

Andres nicht, o Mutter,
Als was wir früher wollten: eine Hochzeit.

Herzogin.

O Kinder, laßt die Ueberlegung walten!

Mathilde.
Mutter, Du ſteheſt mehr zu unſern Feinden,
Als wie zu uns.

Herzogin.
O Kind, ich bin ſo ſchwach —
Mir wirbeln die Gedanken. —

Heinrich.
Herz empor!
Uns ziemt es, daß wir nicht den Muth verlieren,
Um unſer Lebensſchiff durch's hohe Meer
Mit ſtarker Hand zum ſichern Port zu leiten.
Abt Wolfhelm, höre mich!

Wolfhelm.
Hier bin ich, Herr.

Heinrich.
Erkennſt Du mich als dieſes Kloſters Schirmherrn?

Wolfhelm.
Ich muß es nach der Stiftungskunde thun.

Heinrich.
Wohlan, ſo rüſte Kirche und Altar!
Du ſollſt mich durch das Sacrament der Ehe
Mit meiner Braut verbinden.

Wolfhelm.
Herr, das fordert nicht.
Ich darf nicht.

Heinrich.
Wie, Du darfſt nicht?

Wolfhelm.
Nein, Herr Pfalzgraf.
Was Ihr von mir als ird'ſcher Herrſcher heiſcht,

Ich will, ein treuer Dienſtmann, es erfüllen.
Doch was durch ihren Hirten unſre Kirche
Mir anbefiehlt, das darf ich nicht verletzen.
Ihr habt's vernommen.

Heinrich.

Wie, auch Widerſacher
Bei Euch, auf die ich ſtets mit reicher Hand
Wohlthaten ausgeſtreut?

Wolfhelm.

Ich kann nicht anders.
Wohl neu iſt das Geſetz, auch ſeh' ich jetzt
Noch nicht, wozu es fürder frommt und nutzt.
Die es verfügt, ſie müſſen's beſſer wiſſen.
Doch werd' ich nimmer ihm entgegentreten
Und die Gemeinſchaft brechen, welche Rom,
Das Haupt der Chriſtenheit, uns aufgerichtet.
Gehorſam muß dem Papſt der Prieſter ſein,
Gehorſam aber muß der Laie auch
Dem Prieſter halten, ohne Grübelei
Und Silbenſtechen.

Heinrich.

Mönch, nimm Dich in Acht!
Geduld iſt wie ein Ei, rund, ruhig, glatt,
Doch wird es warm, ſo fliegt eine Falke draus —
Stürmt er aus meiner Seele, nun ſo jage
Ich Eure Taubenſchaar zur eil'gen Flucht,
Ihr müßt mir all' aus dieſem ſichern Schlag,
Wo ich Euch üppig ſatt gefüttert habe.
Auch find' ich ſonſt den Mann, der uns vereinigt.
Wer unter Euch will uns zuſammenthun?

Martin.

Ich, Herr, denn Alles, was ich hier vernahm,
Iſt gegen Gottes Wort, wie ich's verſtehe.
Die Prieſter hier, voll Eigenſucht und Haß,
Sie machen nicht die Kirche Gottes aus.
Die Kirche, die die Welt beherrſchen will,
Sie iſt nicht Chriſti ſanfte Religion —
Die Religion, wie ich ſie faſſen kann,
Iſt göttlich-menſchlich hohe Lieb' und Güte,
Sie kennet weder Zorn, noch Bann und Fluch.

Heinrich.

Du ſprichſt das rechte Wort. Kommt mit zur Kirche!
(Er nimmt Mathilde bei der Hand und führt ſie nach der Kirche.)

Mathilde.

Ich folge Dir.

Herzogin (hält ſie auf).

Du Trotz'ger, halte ein!

Wolfhelm.

Ihr Brüder, ſteht zu mir.
(Er ſteigt mit den Mönchen die Treppe hinan.)

Heinrich.

Kommt, Mutter, kommt!

Herzogin.

Ihr tödtet mich!

Wolfhelm (oben).

Noch einmal, Herr, bedenkt,
Was Ihr beginnen wollt. Ihr herrſchet hier
Ob Grund und Boden und ob Kirch' und Kloſter,
Doch nimmer ob den heiligen Myſterien.
Die Sacramente ſind das Eigenthum
Der Prieſterſchaft.

Heinrich.

Nun, ich verlange ſie
Auch nicht von Prieſtern einer neuen Ordnung,
Ich fordre ſie von meiner alten Kirche.
Kommt, Freunde, kommt!

Wolfhelm (heftig).

Zurück, Ihr Tempelſchänder!
Bevor Ihr frech das Heiligthum entweiht,
Soll hier am Thor, das meiner Hut vertraut,
Der Weg Euch über unſre Leichen führen!

Heinrich.

Vorwärts!

Mathilde.

Ich gab mein Wort.

Herzogin.

Halt ein, halt ein!

(Sie hält Heinrich und Mathilden umſchlungen. Wolfhelm und die Mönche ſind inzwiſchen in der Kirchenthür verſchwunden und haben die Thür geſchloſſen.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen (ohne Wolfhelm und die Mönche).

Heinrich

(der ſich losgemacht hat, ſucht die Thür zu öffnen).

Verſchloſſen iſt das Thor. Macht auf, macht auf!

(Er klopft.)

O Tod und Hölle!

Herzogin.

Weh, mein Wort verhallt!

Mathilde.

Laß anderwärts den heil'gen Bund uns ſchließen,
Hier iſt's zu grauſig!

Herzogin.

Ha, mir ſchaudert es
Durch Mark und Bein

Heinrich (kommt herunter).

Wohlan, wir ziehn zur Sieg!
Fort, fort aus dieſen dumpfen Kloſtermauern
Zu meiner Lieblingsburg! Dort lacht der Sommer,
Frei iſt die Luſt wie Hauch vom Munde Gottes.
Fort aus dem Haus des Haſſes und des Zorns,
Dort bauen wir das Haus der ew'gen Liebe!
(Alle gehen ab, während in der Kirche Geſang ertönt.)

Geſang.

Miserere mei, Deus, secundum
magnam misericordiam tuam!

Dritter Aufzug.

Eichenhain vor dem Schloß zu Siegburg.
Seitwärts Blick in die Ebene.

Erſter Auftritt.

Heinrich. Mathilde. Kanzler und Vogt (treten auf).

Vogt.

Was wünſcht Ihr, gnäd'ger Herr?

Heinrich.

Es thut mir leid,
Daß ich Dich in die Fremde ſenden muß,
Da kaum vom Fuß den Staub wir abgeſchüttelt.

Vogt.

Ein guter Tag fängt Morgens an. Sagt mir,
Was ich zu leiſten hab', ich warte nicht.

Heinrich.

Ja, Du biſt treu. So reite denn nach Goslar
Und bringe meinen unterthän'gen Gruß
Der Kaiſerin und ihrem hohen Sohn,
Dem deutſchen König. Melde dann ſofort,
Was hier geſchehen, einfach, ſchlicht und wahr
Als unbeſtoch'ner Zeug', und bitte ſie,
Daß ſie mir beiſteh' in dem heikeln Streit.

Vogt.

Und das iſt Alles?

Heinrich.

Alles. Spute Dich
Und bring' mir raſch Beſcheid!

Vogt.

Hätt' ich ein Roß
Mit Flügeln, ſchneller wär' ich wieder hier. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Mathilde. Kanzler.

Mathilde
(die mit dem Kanzler in die Ferne geſehen hat).

Wie weit die Ausſicht! Heinrich, zeige mir!

Heinrich.

Der ſchwarze Punkt iſt Köln — der ſchwarze Punkt
In unſerm Leben und in dieſer Landſchaft,
Dort hat der kühne Prieſter ſeinen Sitz.
Sonſt lachet Alles. Sieh, die reiche Ebne,
Der blanke Strom, der durch die Ferne glänzt,
Dort Wald und Wieſe, drüben ſteile Kuppen,
Die Eifel und die ſtolzen Siebenberge!

Mathilde.

Wie ſchön iſt's hier! So ſchön iſt nicht die Maas —
Und welche Luft! Sie macht das Herz ſo frei.

Heinrich.

Nur eine Stunde noch und Alles hier,
Die Luft der Freiheit und die Wunderſchau
Iſt Dein und mein, nur eine Stunde noch

Und keine Macht der Erde und der Hölle
Vermag uns mehr zu trennen.

Mathilde.

Doch wo ſoll
Die Trauung ſein? Wohin das Auge blickt,
Ragt weder eine Kirche noch Kapelle.

Heinrich.

Wir haben in den düſtern Wölbungen,
Wo düſt're Prieſter erdenfeindlich walten,
So traurige Begegnungen erlebt,
Daß ich mit Schaudern zu dem lichten Feſt
Zurück Dich in die dumpfen Mauern führte.
Es ſtehet der Altar uns aufgerichtet
Im Eichenhain, der dieſe Burg umgiebt.
Das Volk erzählt, daß unſ're Ahnen einſt
Zu allen ernſten Thaten und Geſchäften
Sich dort verſammelten. Wohlan, wir wollen,
Die Enkel, ihrem edeln Beiſpiel folgen.
Umgeben von dem knorrigen Gezweig,
Umhaucht vom herben Duft, umſpielt
Von gold'nen Strahlen, die durch's grüne Dach
Jahrhundertalter Bäume zitternd leuchten —
Der Wald der Dom, die Kerzen Sonnenlichter —
So feiern wir die Hochzeit.

Mathilde.

Theurer Mann,
Das iſt nach meinem Herzen. Doch geſtatten
Es auch die heil'gen Bräuche?

Heinrich.

Frage Clemens!

Kanzler.
Geſchrieben ſteht: Gott wohnet nicht in Häuſern
Von Menſchenhand gemacht. Wir ſelber ſind
Des Herren Tempel. Warum ſollte Gott
Hier unter ſeinem Himmel, den er ſchuf,
Nicht Freud' und Segen auf uns niederſenken?
Mathilde.
So muß es ſein.
Heinrich.
Wohlan, ich gehe jetzt
Und hole Dich zu unſrer ſchönſten Stunde.
Mathilde.
Die Mutter kommt, o laß mich nicht allein!
Ihr ewig Zweifeln! —
Heinrich.
Clemens bleibt bei Dir
Und ſteht Dir bei wie ich. Ich kehre bald. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Mathilde. Kanzler. Herzogin.

Herzogin (angegriffen).
Da biſt Du, Kind!
Mathilde.
Wie geht's Dir, liebe Mutter?
Herzogin.
Nicht gut! So ſchwach. Ich bin es nicht gewohnt,
Von Ort zu Ort irrfahrend hinzuſtreifen —
Mir iſt, ich lebt' im Kriege! Zank und Streit
Und rauhe Männer um mich her! Ganz wirr
Iſt mir das Haupt. — Was thateſt Du, Mathilde?
O Gott, o Gott!

Mathilde.

Ich that nur, was ich mußte,
Und danke Dir, daß Du mich nicht verließeſt.

Herzogin.

Und dennoch weiß ich nicht — darf ich noch bleiben?
So graunvoll war die Nacht. Es folterten
Den Geiſt die grimmigſten Gewiſſensbiſſe,
Geſpenſterhafte Bilder flogen wild
Am Aug' vorüber aus dem tiefen Abgrund,
An dem ich wanderte, die Flammen leckten
Nach mir empor. Dann ſah ich in der Glut
Krampfhaft verzerrt die Mienen Deines Vaters,
Die Blicke todt. Und ſchrille Töne hört' ich —
Schreckhafte Drohungen. Mein Gatte, ich
Und Du verfallen ewiger Verdammniß —
Es iſt nicht auszuhalten!

Kanzler.

Edle Frau,
Beruhigt Euch! Wo ſind denn Eure Sünden?
Der Herzog war ein friedlich ſtiller Mann,
Ihr übtet all Eu'r Lebtag gute Werke,
Und Eure Tochter, gleicht ſie nicht der Taube
An holder Unſchuld?

Herzogin.

Der Gerechte fällt
Des Tages ſiebenmal.

Kanzler.

Doch nimmermehr
In die Verdammung. Alle Fehler finden
In Gottes ew'ger Güte Troſt und — Sühne.

Herzogin.

Doch erſt durch hundertjähr'ge Pein und Qual.
So ward ich es gelehrt.

Kanzler.

Die Lehr' iſt falſch,
Falſch hunderttauſendmal. Der Welt entfremdet,
So haben düſtre Menſchen Euch umgarnt
Und mit entſetzlich wilden Phantaſien
Den Geiſt erfüllt. Seht mich — ich bin ein Greis,
Ich habe viel erlebt in Luſt und Leid,
In Luſt und Leid wandt' ich mich ſtets zu Gott,
Vertrauend ſeiner ew'gen Huld und Milde.

Herzogin.

Das thu' ich auch — doch mächtig iſt die Hölle —
Unſäglich ſind die Zweifel — o ich ſchaudre!

Kanzler.

Wer wird von ihren Schlangen nicht beſchlichen?
Wem wickeln ſie in grauſen Windungen
Erſtickung drohend nicht ſich um die Seele?
In meiner Jugend hab' ich auch gerungen.
Wer nur die finſtern Prieſter hört, empfindet
Endloſe Qual und Pein. Ganz anders lautet
Des Heilands Wort in ſeinen heil'gen Büchern.
Dort ſteht auf jedem Blatt die holde Liebe.
Im Zwieſpalt des Gemüthes zog ich ſchon
In jungen Tagen nach dem heil'gen Land,
Wo Chriſtus wandelte. Ich ſah die Orte,
Wo Er gelehrt: der Weg, das Leben und
Die Wahrheit! Heil'gen Frieden allen Menſchen,
Die guten Willens ſind! Und Seligkeit,
Ein Hauch des Himmels, floß mir durch die Seele. —

Und dann kam ich nach Rom und ſah den Papſt.
Ich wanderte entlang die hohen Burgen
Der Prieſterſchaft, — rings Seide, Gold und Purpur!
Der Heiland hatte oft nicht, um das Haupt
Zur Ruh zu legen, in Jeruſalem
Ritt er auf einem ſchlichten Eſel ein.
Dort an dem Tiber ruhten üppig ſie
Auf üpp'gen Pfühlen, Trank und Speiſe nahmen
Aus goldenen Gefäßen ſie, ſie ritten
Auf edelſtein-geſchmückten Roſſen hin.
Hier eitler Ehrgeiz, Hochmuth, Herrſchgelüſt
Weit ob dem Erdkreis!

Herzogin.

Redet alſo nicht!
Die heil'ge Kirche —

Kanzler.

Heilig wäre ſie —
Sie iſt nicht Chriſti, nein, ein Werk der Welt,
Sie will die Könige und die Fürſten lenken,
Sie will die Völker knechten. Und ſo hat
Sie ihre ſtolze Zwingburg ſich errichtet,
Aus Glaubensſatzungen, Heilsmitteln, Rechten,
Die niemals von den Lippen Jeſu kamen,
Und die ſie täglich mehrt, um von der Wiege
Bis an das Grab den Menſchen zu umſpinnen.
Sie ſchaudert nicht vor Folter und vor Kerkern,
Vor Mord durch's Beil und glühnde Scheiterhaufen.

Herzogin.

Das Alles klingt ſo anders als ich's lernte.
Ach, ich verſteh' es nicht. — Doch die Gelübde,
Mathildens Eh', o Gott! —

Kanzler.

Frau Herzogin,
Kennt Ihr die Lehre nicht vom freien Willen?
Wär' ſündhaft dieſe Eh' — ſie iſt es nicht,
Beim heil'gen Gott! — Euch träfe keine Schuld,
Sie fiele auf Eu'r Kind und ihren Gatten.

Herzogin.

Warum verſagt die Kirche ſolch' ein Bündniß?
Warum thut es der Kaiſer?

Kanzler.

Oft und viel
Hab' ich's bedacht und finde ſeinen Grund
In der Geſchichte. Haben ſich die Kinder
Des erſten Elternpaares nicht vermählt
Und fortgepflanzt der Menſchen weit Geſchlecht?
Und thaten nicht das Gleiche Noah's Söhne
Und Töchter nach der Sündfluth? Mag es gelten,
Daß Brüder mit den Schweſtern nicht den Bund
Der Ehe ſchließen, weil die ſchönſten Stämme
Aus Keimen wachſen, die nicht allzunah
Verwandt ſich ſind. Doch das iſt ein Geheimniß,
Ein dunkles, unerklärtes, der Natur,
Auf das man nicht Geſetze bauen kann.
Für pure Willkür halt' ich's drum, entfernte
Verwandte von der Ehe auszuſchließen.
Die Kaiſer, denk' ich, gaben das Gebot,
Damit des Landes mächtige Geſchlechter
Sich eng verbindend nicht zu mächtig werden.
Die Kirche gab's zum Beſten ihres Säckels,
Der, wie Ihr wißt, nicht Grund und Boden hat.

Doch ſagt, was will und ſoll die Blutsverwandtſchaft
In dieſem Falle? Ururenkelkinder! —
Wie fröhlich flammt die junge Leidenſchaft!
Wie glücklich iſt Eu'r Kind in dem Gedanken,
Den heißgeliebten Bräut'gam zu beſitzen!

Herzogin.

Das Alles ſeh' und fühl' ich ja wie Ihr,
Und doch, unheimlich klingt mir durch's Gemüth
Der alte Spruch: Verderben, Sterben
Und ohne Erben.

Kanzler.

Das iſt Aberglauben,
Der aus dem blinden Heidenthume ſtammt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Bruder Martin (tritt hinter ſie).

Herzogin.

Mag ſein. Nur wartet! Alles will ich opfern,
Ich will das letzte Kleid, das ich beſitze,
Der Kirche ſchenken und das nackte Leben
Im Kloſter bergen, ja, ich will nach Köln
Zum Biſchof, der mich ſchnöde fortgeſtoßen,
Auf meinen Knieen kriechen, alles, alles
Will ich noch thun für Euch, auf daß die Kirche
Das Bündniß Euch geſtatte. Theures Kind,
O geh' nicht zum Altar, bis Du den Segen
Aus eines echten Prieſters Hand empfängſt.

Martin (tritt vor).

Ich bin ein Prieſter, doch zu denen zähl' ich,
Die mehr auf Gott, als auf den Teufel ſchauen,

Und die den Himmel noch für größer halten
Als wie die Hölle.

Herzogin.

Ach, ich weiß, ſo reden
Die Kinder dieſer Welt.

Martin.

Wohlan, wir ſind
Weltkinder alle, und die Welt iſt ſchön,
Die Welt iſt Gottes, wir ſind Gottes Kinder
Im Geiſte Gottes. Gott iſt unſer Vater.
Löſt die Bedenken endlich! Macht ſie glücklich!

Mathilde.

Ja Mutter, Mutter, laß uns glücklich ſein!
O ſegne mich! (Sie kniet vor der Mutter.)

Herzogin.

O Gott, was ſoll ich thun?

(Hinter der Scene ertönt plötzlich)

Geſang.

Der Wald zieht an ſein lichthell Kleid,
Der Vogel ſingt: o Paarezeit!
Seliger Mai,
Alles herbei,
Mädchen im Haus,
Burſche heraus!
Zur Hochzeit blühen die Roſen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich und Gefolge
(ſind während des Liedes aufgetreten).

Heinrich.

Was geht hier vor?

Martin (hinauszeigend).

Ein bunter Haufe zieht
Den Berg herauf. Landleute ſind's. Sie ſingen
Ein altes Hochzeitslied aus dieſem Land.

Der Geſang kommt näher.

Schalmei und Maihorn tönen laut,
Wir feiern Bräutigam und Braut.
Seliger Mai,
Alles herbei,
Mädchen im Haus,
Burſche heraus!
Zur Hochzeit blühen die Roſen!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Dietrich führt Anna an der Hand, eine Schaar von Landleuten folgt ihnen.

Die Landleute.

Hoch, hoch!

Heinrich.

Wie, Dietrich, Du, was ſtellſt Du an?

Dietrich.

Ich habe meine Freunde aufgeboten,
Aus Berg und Thal, daß ſie das Hochzeitlied
Euch ſingen. Seht!

Heinrich.

Dank Dir! Euch allen Dank!

Dietrich.

Zugleich hab' ich mir meinen Schatz geholt.
Nun, wie gefällt Euch meine wilde Roſe?
Sie iſt am ſteilen Drachenfels erblüht,
Ein Jägerkind. (Zu Anna.) So ſag' doch guten Tag!

Anna (verſchämt).
Nun, guten Tag!
Heinrich.
Fürwahr, Du hatteſt Recht,
Daß Du ſie nicht vertauſchteſt mit der Kutte.

Mathilde.
Ein holdes Kind! Wie ſchämig ſie da ſteht!
Gieb mir die Hand!
Anna.
Sie iſt zu rauh für Euch,
Denn an die Arbeit muß ich früh und ſpät.

Heinrich.
Die Arbeit heiligt. Her die Hand! (Er nimmt ihre Hand.)

Mathilde (nimmt die andere Hand).
Auch mir!
Wie heißeſt Du?
Anna.
Anna bin ich getauft.

Heinrich.
Und liebſt Du Dietrich?

Anna.
Ja, von ganzem Herzen,
Am meiſten wohl nächſt Gott.

Heinrich.
Und Deinen Eltern?

Dietrich.
Sie hat nur noch den Vater.

Mathilde.
Nun, dem Vater?

Anna.

Ich liebe beide gleich — doch nein, den Dietrich
Hab' ich noch lieber.

Heinrich.

Und wo iſt der Vater?

Dietrich.

Er blieb im Wald, denn ganz hat er die Art
Des Eichbaums. Rauh und knorrig iſt der Stamm
Und feſt das Holz, die Rinde voller Runzeln.
So iſt der Mann, doch ſein Gemüth iſt grün
Wie duftig Laub im hellen Sonnenſtrahl.
Niemals verläßt er ſeine Einſamkeit.

Heinrich.

Und giebt er zu, daß Dietrich ihm den Vogel
Aus dem Geäſte holt?

Anna.

Gewiß, Herr Pfalzgraf,
Schier liebt er meinen Schatz noch mehr als mich.
Denn Dietrich kennt das Waidwerk und den Wald
So gut wie er. Klug iſt er wie der Fuchs,
Scharfſichtig wie der Weih, raſch wie der Hirſch,
Ausdauernd wie der Bär — ſo ſagt mein Vater —
Und gut im treuen Herzen doch wie ein . . . .

Dietrich (verlegen).

Wie Du nur ſchwatzen kannſt — ich bitte Dich.

Anna.

Wahrheit iſt Wahrheit, und die muß man ſagen.

Heinrich.

Recht ſo! Ihr kommt im guten Augenblick,
Folgt mir denn Alle jetzt! Dietrich und Anna,
Ihr feiert heut mit uns das Hochzeitsfeſt.

Dietrich.

Hoch unſer Pfalzgraf, hoch die Braut!

Alle.

Hoch, hoch!

Heinrich.

Mathilde, komm'!

(Er giebt Mathilde die Hand und will ſie fortführen.)

Mathilde.

Nun, Mutter, Du gehſt mit?

Herzogin.

Erſt laß mich hier noch in der Stille beten.

Heinrich.

So folg' mir! Alles wartet.

Mathilde.

Deinen Segen

Gieb uns denn auf den Weg, ja Deinen Segen!

Herzogin.

Ich kann es nicht. Das kann nur Gott der Herr.
Er wird verzeihen, wenn Ihr Unrecht thut,
Und ſegnen, wandelt Ihr den rechten Pfad.
Geht, geht, ich werde für Euch beten! Geht!

Heinrich (heftig).

Jetzt iſt's genug!

(Er führt Mathilde, die ſich wehmüthig nach der Herzogin umſieht, ab. Alle folgen.)

Siebenter Auftritt.

Herzogin.

O allbarmherz'ger Himmel!
Sie gehn. Umſonſt der Einſpruch! — Meine Pflicht

Hab' ich gethan. — Und doch, es ſprach der Mönch:
Die Welt iſt Gottes, wir ſind Gottes Kinder —
Und größer iſt der Himmel als die Hölle.
Es klang wie Orgelton, klar, ſicher, feſt,
So überzeugungsvoll. Und hätt' er Recht?
Doch Unrecht ich? Mathilde ohne Schuld?
Ich aber ſchuldig? Freud'gen Herzens wandelt
Sie ihren Weg und denkt an keine Sünde,
Ich aber ſteh' gepreßter Seele hier.
Und iſt ſie makellos, was bin ich dann?
Mit einmal zittr' ich voller Angſt und Furcht,
Mir iſt es wie dem Pilger auf dem Schiff,
Der Sturm erhebet ſich, die Wogen brauſen
Und ſchleudern ihn in grauſig ſchwarze Tiefen,
Auf Waſſerberge, die Vernichtung drohn.
Ach, wird er je das Heiligthum erreichen,
Das er als Ziel der Fahrt ſich auserſeh'n?
Ihr wüſten Zweifel fort! — Und hat ſie Recht,
Mathilde Recht? — Ich trüge dann die Schuld! —
Schuld? Schuld? Wie eine nächt'ge Eule flattert
Sie plötzlich mir um's Haupt. Ja, das iſt Schuld,
Daß ich den Segen meinem Kind geweigert!
Gott ſegnet Alle — Böſe ſo wie Gute!
Und ich, verſteckt in Unbarmherzigkeit,
Verſchloß mein Herz den Bitten meiner Tochter?
Himmel, verzeihe mir! Ich mach' es gut —
Mathilde, Kind — halt' ein, ich komm', ich komme —
Und bringe Dir den mütterlichen Segen.
(Sie eilt mit ſchwankenden Schritten fort.)

Achter Auftritt.

Die Vorige. **Reginhart** und einige **Mönche**.

Reginhart (tritt vor ſie).

So nehmt mich mit, Frau Herzogin, daß ich
Den Frieden Gottes Eurer Tochter künde.

Herzogin.

Was hör' ich? Gottes Frieden! — Frohe Botſchaft!

Reginhart.

Erzbiſchof Anno ſendet mich. Er bietet
Verſöhnung und Verzeihung.

Herzogin.

Welche Freude!
Noch eben fühlt' ich's wie ein ſcharfes Schwert
In meiner Bruſt, jetzt möcht' ich jubelnd ſingen
Wie Engelchöre.

Reginhart.

Ja, die Güt' und Milde
Der Mutter Kirche kennet keine Grenzen.
Wie ſehr der Pfalzgraf auch mit Eurer Tochter
Dem hochehrwürd'gen Erzbiſchof getrotzt,
Er will als treuer Gottesknecht verzeihen
Jedweden Schimpf, den ſie ihm zugefügt.
Was thut es auch, wenn an der heil'gen Kirche
Unfromme Zwerge rütteln? Petri Haus
Steht ewig da auf ehrnem Fels errichtet,
Und Millionen knieen vor den Altären
Einträchtig ſtets in herrlicher Gemeinſchaft.
Ja, wir ſind ſtark, uns lachte ſtets der Sieg
Ob jedem Feind, den Satan uns erregt.
Bricht auch ein wilder Aufruhr auf, erheben

Abtrünn'ge Ketzer ihr verwirrt Geſchrei —
Wir laſſen erſt ſie toben — und dann ſchließen
Die Reuigen auf's Neu wir in die Arme.

Herzogin.

O, welcher Troſt für die gequälte Seele!
Kommt mit, ich führ' Euch gleich zu meinen Kindern!

Ferner Geſang ertönt.

Nun ſollt Ihr froh und glücklich ſein,
So goldig ſtrahlt der Sonnenſchein!
Seliger Mai,
Alles herbei,
Mädchen im Haus,
Burſche heraus!
Zur Hochzeit blühen die Roſen!

Stimmen in der Ferne.

Hoch unſer Pfalzgraf, hoch die Pfalzgräfin!

Reginhart.

Welch Luſtgeſchrei? Was giebt's?

Herzogin.

Sie ſind vermählt.

Reginhart (entſetzt).

Wie, ohne Kirch' und Prieſter?

Herzogin.

Bruder Martin
Hat Sie getraut.

Reginhart.

Und ohne unſres Biſchofs
Erlaubniß? Dieſer Freche! — Welche Keckheit!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich führt Mathilde. Dietrich führt Anna. Der Kanzler. Bruder Martin. Krieger. Bauern und Bäuerinnen kommen.

Heinrich.

Wir Beide Eins.

Mathilde.

Nun, Mutter, ſegne uns!

Herzogin.

Mit Freuden, Kinder! Alle Zweifel ſind
Mit einem Mal gelöſt. Es ſendet Euch
Der Biſchof Anno ſeinen Friedensboten.

Heinrich (düſter).

Der Prieſter hier?

Mathilde.

O Glück!

Herzogin.

Kommt her, kommt her!
Ich bin ſo voller Seligkeit, als hätte
Der Himmel ſeinen Glanz auf mich ergoſſen —
Ich fühl' mich plötzlich würdig, Euch zu ſegnen.
Kniet, Kinder!

(Heinrich und Mathilde wollen niederknieen.)

Reginhart.

Nur noch einen Augenblick!
Vernehmet erſt die Botſchaft, die ich bringe.

Heinrich.

So redet ſchnell!

Reginhart.

Es ſpricht zu Euch Herr Anno:
Heinrich, Pfalzgraf von Aachen, und Mathilde
Von Lothringen, zwar habt Ihr Euch vermählt
Nach heidniſch wilder Sitte hier im Wald
Durch einen Prieſter, der der Ketzerei
Verdächtig iſt, und ſo die heil'gen Bräuche
Leichtfertig keck verletzt, doch als Vertreter
Der heil'gen Kirche, unſrer Aller Mutter,
Und ihrer endloſen Barmherzigkeit
Erbietet ſich mein Herr Euch zur Verſöhnung.

Heinrich.

Zwar weiſ' ich die Beſchuldigung zurück,
Die Ihr erhebet, dennoch dank' ich Euch,
Denn niemals hab' ich die gebotne Hand,
Wenn auch der Feind ſie gab, zurückgewieſen.
Es freut mich, daß der Erzbiſchof von Köln
Sein Unrecht eingeſeh'n.

Reginhart.

So iſt es nicht —
Laßt mich ausreden erſt. Der Biſchof will
Den Frieden zwiſchen Fürſtenthum und Kirche,
Er will kein böſes Beiſpiel, das von Euch,
Den Hochgebornen, auf das ganze Volk
Von übler Wirkung wäre und das Anſehn
Der Kirche ſchädigte. Darum thuet er
Den erſten Schritt und hoffet, daß Ihr eingeht
Auf die Bedingungen.

Heinrich.

Wie, was iſt das?

Kanzler (leiſe zu Heinrich).
Seid auf der Hut!

Heinrich (leiſe).
Ich weiß, im Schafspelz ſchleicht
Der Wolf heran.

Reginhart.
Zunächſt ſollt Ihr beim Biſchof
Verzeihung Euch erfleh'n.

Heinrich.
Und dann, Herr Prior?

Reginhart.
Dann leget Ihr in ſeine Hand zurück,
Wie Rom es ohnehin verordnet hat,
Das Recht der Schirmherrſchaft von Brauweiler
Und alles Kirchengut.

Heinrich.
Und das iſt Alles?

Reginhart.
Nein! Eure Gattin ſchwört: ihr Vatererbe,
Soweit es nicht an Herzog Gottfried fällt,
Der Kirche auszuliefern. Dann entbindet
Euch der Erzbiſchof jeder Schuld und ſpendet
Den Segen Gottes, der Euch jetzt noch fehlt.

Heinrich (für ſich mit verhaltenem Zorn).
Der freche Pfaff', ich mordet' ihn am liebſten.

Kanzler.
O unerhört! Barmherzigkeit und Segen,
Ablaß der Sünden — alles nur für Geld!
Als Gott auf Erden wandelte, da gab
Er, was er gab, aus liebevollem Herzen,

Jedoch die Phariſäer und die Wechsler
Trieb er mit ſcharfer Geißel aus dem Tempel.

Heinrich.

Mathilde, ſprich, was meinſt Du zu dem Vorſchlag?

Herzogin.

O ſtimme zu, mein Kind!

Mathilde.

Was liegt an Geld und Gut —

Herzogin.

Gottlob, ſo iſt es recht!

Mathilde.

Doch vor dem Säckel
Der Kirche ſteh' ich feſt auf meinem Recht.

Heinrich.

Und ſo thu' ich. Herr Prior ſagt dem Biſchof:
Es bleibt beim Alten. Er ſowie der Papſt,
Rom's Satzungen, ſie ſind nicht da für mich.
Ich halt' am deutſchen Recht und unſerm Gott.

Reginhart.

Nehmt Euch in Acht!

Herzogin.

O Heinrich, o Mathilde,
Gebt nach!

Reginhart.

Hört Eure Mutter! Schließet Frieden!

Heinrich.

Nein, nimmermehr. Reicht man den Finger Euch,
Nehmt Ihr die ganze Hand. Mein Lehnsherr iſt
Der deutſche Kaiſer. Fordert er zurück,
Was er mir gab, ich murr' und hadre nicht,
Doch deutſches Gut geht nicht in römiſche Hand!

Reginhart.
Zum zweiten Male, gebet nach, ſchließt Frieden!

Herzogin.
O Kinder, thut's.

Mathilde.
Ich bleibe feſt.

Heinrich.
Ich bin
Nicht minder ſtark, als wie mein edles Weib.

Reginhart.
Zum dritten und zum letzten Mal, bedenkt Euch!

Heinrich.
Genug der Gaukelei!

Reginhart (pathetiſch).
Vernehmet denn!
Im Namen Anno's, Erzbiſchofs von Köln,
Trifft Dich der Bann, Heinrich, Pfalzgraf von Aachen!

Heinrich (erſchreckt).
Ha, was iſt das?

Mathilde.
Sei tapfer, laß ihn reden!
Sein Wort iſt Wind und geht in alle Winde.

Reginhart.
Dich trifft der Bann, Mathilde von Lothringen!
Abtrünnig ſeit Ihr von der heil'gen Satzung,
Empörer gegen die Gebote Gottes,
Für Zeit und Ewigkeit der Höll' verfallen!

Das ganze Leben, das Ihr lebt, das Haus,
In dem Ihr wohnt, die Lüfte, die Ihr athmet,
Der Pfad, den Ihr betretet, ſei verflucht!
Der Acker, den Ihr ſät, er ſoll verdorren,
Der Baum, den Ihr gepflanzt, er ſoll verkümmern!
Es ſollen Tiger, Scorpion und Schlange
An Eurem Weg mit gift'gem Biſſe droh'n!
Was Ihr beginnt, allein und in Gemeinſchaft,
Bei Tag und Nacht, es ſoll verderben Alles!
Es ſoll ſich Euer Wort zu Haß und Zorn
Und Eure That in Miſſethat verwandeln!
Die Menſchen, denen Ihr begegnet, ſollen
Vor Euch ausſpucken und mit Abſchen fliehen!
Ihr ſollt wie zwiſchen Peſt und Siechthum wandeln,
Mit fahlen Augen und mit bleichen Lippen
Der Hölle Abgrund ewig klaffen ſeh'n!
Verflucht! Verflucht! Verflucht!

Herzogin.

Um Gotteswillen!

Reginhart.

Verzweifelt ſollt Ihr ſterben! Seid Ihr todt,
Dann ſoll kein frommer Prieſter Euch begraben,
Nein, unter Mord- und Diebsgeſindel ſollt
Ihr durch den Schinder auf dem ſchnöden Anger
Die Grube finden! Niemand ſoll Euch folgen
Und Euch ein heilig Angedenken weihen!
Verflucht, verflucht!

Heinrich (ſchlägt zitternd an das Schwert).

Wärſt Du nicht waffenlos,
Der ſchnöde Athem ſtockte Dir im Halſe!

Herzogin.
Gieb nach, mein Sohn!

Mathilde.
Nein, nimmer, jetzt erſt recht!
Wer will mit ſolchen Herzen ſich vertragen,
In denen ſtatt des Blutes Gifte pochen,
Mit einer Kirche, die auf den Altar
Statt heil'ger Flammen wilde Fackeln ſteckt,
Mit denen ſie in Länder und in Völker
Das Feuer gräßlicher Verheerung ſchleudert?
O, ich war zahm gleichwie ein arglos Lamm —
Der Fluch macht mich zur Löwin. Heb' Dich fort,
Du frecher Prieſter!

Herzogin.
Schweig, Mathilde, ſchweig!
Welch' frevelhaftes Wort!

Heinrich.
Nein, ſie hat Recht!

Reginhart.
Verflucht! Verflucht! Für Dich, verruchtes Weib —
Du biſt nicht dieſes Mannes Eh'gemahl —
Du biſt — o Schmach — nur ſeine Buhlerin —
Für Dich noch mehr! Noch iſt der Kelch nicht leer.
Veröden möge Dir der junge Leib,
Es ſoll kein Kind an Deinem Buſen liegen,
Gebierſt Du je, ſo ſei's ein Wechſelbalg,
Blind, taub und mißgeboren! Wächſt er auf,
So geb' er Dir nur Jammer, Noth und Leid!
Verflucht, verflucht!

Kanzler.

Uebt Gott Gerechtigkeit,
So ſchleudert er das grauſe Wort zurück
Auf den, der es erfunden und geſprochen.

Herzogin.

Nie fühlt' ich ſolche Qual.

Reginhart.

Und nun zu Euch,
Frau Herzogin! Ihr ſteht am Scheideweg.
Folgt Ihr anjetzt noch der verlornen Tochter,
So theilet Ihr die Schuld, Ihr theilt den Bann!

Herzogin.

Nein, höret auf! Laßt mich bedenken —

Reginhart.

Hier
Iſt nichts mehr zu bedenken. Raſch entſcheidet! —

Herzogin.

Was ſoll ich thun?

Reginhart.

Mir folgen!

Herzogin.

Ja, ich komme —
(Sie ſtellt ſich mit verhülltem Geſicht neben ihn.)

Reginhart.

Jetzt höret mich, Ihr Alle hier im Kreis!
Fluch über Dich, Du abgefallner Mönch!
Fluch über Dich, Du widerſpenſt'ger Kanzler!
Fluch über alle Diener und Begleiter,
Die ſich nicht gleich von den Gebannten trennen!

Ihr Alle vogelfrei! Wer Euch verfolgt
Und hetzt und ſchlägt, ſei es auf offner Straße,
In Wald und Feld wie wilde Beſtien,
Und Eure Leichen auf den Anger wirft
Zum Fraß der Geier, Raben und Gewürme,
Dem dankt die Kirche, denn der Ketzer iſt
Verworfner, als wer ſenget, ſtiehlt und tödtet:
Er iſt ein Muttermörder an der Kirche!
Jetzt prüft und wählt! Verflucht, verflucht, verflucht!
(Er nimmt die Herzogin an der Hand und geht mit den Mönchen ab.)

Vierter Aufzug.

Feld. In der Ferne das brennende erzbiſchöfliche Schloß Brühl. Hörner, Trommeln, Geſchrei in der Ferne.

Erſter Auftritt.

Erzbiſchöfliche Krieger fliehen, von den **Kriegern des Pfalzgrafen** verfolgt, über die Bühne. Dann **Heinrich** in voller Rüſtung mit gezücktem Schwert. **Bruder Martin** folgt.

Biſchöfliche Krieger.

Verloren Alles! Rettet, fliehet, lauft! (Sie fliehen.)

Pfalzgräfliche Krieger.

Raſch auf die Schurken! Schlagt die Hunde todt!

Heinrich (wild und aufgeregt).

Halt! Laßt ſie laufen, daß ſie ihrem Herrn,
Dem ſchnöden Erzbiſchof von Köln, erzählen,
Wie ich den Kirchenbann, den er geſchleudert,
Aufflammen laſſe in den Scheiterhaufen
Der feſten Burgen, die er aufgebaut,
Und wie ich dann das Feuer wieder löſche
Im Blut der Söldlinge, die ihn bedienen!
(Er ſchaut nach dem brennenden Schloſſe.)

Ha, welche Schau! Dies rothe Flammenmeer!
Die Thürme ſtürzen und die Balken krachen,
Und in die Lüfte leckt die rothe Schlange.
Vorgeſtern hab' ich ihm das Schloß zu Bonn
Und geſtern ihm die Veſte Lechenich
Dem Boden gleichgemacht, doch heute ſinkt
Die Burg von Brühl, die er vor allen liebte.
Wart' nur, hochmüth'ger frecher Pfaffe, Du!
So will ich alle Sitze Dir zerſtören,
Die Du zu Deiner Herrſchaft Schutz errichtet!
Welch Gluthenmeer! Juchhe! Je länger ich
Die wilden Feuer wogen ſehe, je mehr
Wächſt mir die Luſt, des ſchnöden Prieſters Land
Im Flammenoceane zu verheeren!
Jemehr das Blut in rothen Strömen fließt,
Jemehr möcht' ich's zu einem Meer erweitern!

Martin.

O haltet ein! Ich kenne Euch nicht mehr.

Heinrich.

Kenn' ich mich ſelber noch? Mein Blut war Milch,
Er hat's in ziſchend Natterngift verwandelt,
Seit mich dies unerhörte Unrecht traf.
Drum Aug' um Auge, Zahn um Zahn!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Kloſterbauer mit Bauern, Frauen und Kinder.

Kloſterbauer (knieend).

Erbarmen!
Herr Pfalzgraf, Gnade! Schont uns armes Volk!

Heinrich.

Wer ſeid Ihr?

Kloſterbauer.

Kloſterbauern, gnäd'ger Herr.
Eu'r Kriegsvolk ſinnt uns ſchreckliches Verderben,
Verwüſtung droht den blühnden Ackerhöfen,
Schmach unſern Frau'n und Töchtern, Hunger
Den Greiſen und den Kindern, doch uns ſelbſt
Der blaſſe Tod.

Heinrich.

Nichts da! Die Saat iſt Haß,
Vernichtung ſei die Ernte! Auf, Ihr Krieger,
Wie in dies Schloß, ſo werft die rothen Fackeln
In alles Kirchengut, auf das Ihr ſtoßt!
Verbrennt die Höfe rings, verſengt die Felder,
Die Bauern, die in ſeinem Dienſte ſteh'n,
Treibt in die Flucht!

Martin (vortretend).

Das thut Ihr nimmermehr!
Ihr Krieger bleibt! In Gottes heil'gem Namen
Beſchwör' ich Euch, Herr Pfalzgraf, nehmt zurück
Dies freche Wort.

Heinrich.

Wie? Du vermiſſeſt Dich? —
Dies freche Wort? —

Martin.

Ja, ich vermeſſe mich.
Was Ihr geſagt, das iſt ein freches Wort,
Entgegen Gottes ewigen Geſetzen —
Ich wiederhol's, ein Wort voll Schmach und Schande,
Und brächt' es mir den Tod von Eurem Schwert.
Viel lieber Tod, als von der Wahrheit laſſen!

Für meine Wahrheit hat mich ſchon die Kirche
Von ſich geſtoßen. Stoßt mich auch hinweg,
So habet Ihr den treuſten Freund verloren,
Der jüngſt für Euch zum Martyr iſt geworden.
Hier biet' ich Euch die freie Mannesbruſt,
Ein Mann des Friedens einem Mann des Krieges!

Heinrich (entſetzt).

Ich ſollte Dich zu morden denken? — Wie?
Dich, Bruder Martin? — Nein, belehre mich!

Martin.

So ſchickt die Leute weg!

Heinrich (zu den Kriegern).

Geht in das Lager!

(Die Krieger und Landleute gehen.)

Dritter Auftritt.

Heinrich. Bruder Martin.

Heinrich (ſanft).

Nun ſprich, mein Freund!

Martin.

Herr Pfalzgraf, Ihr ſeid krank.

Heinrich.

Das ich nicht wüßte.

Martin.

Deſto beſſer weiß ich's.
Wenn ich die Nacht in Eurem Zelte ſaß,
Da warft ihr Euch im Lager hin und her
Und ſtöhntet laut und ſprachet wirre Laute,
Die Wange brannte, blut'ge Bilder gingen
Euch durch das Hirn und brachen aus in Worte.

Heinrich.

Jawohl, ich hatte fürchterliche Nächte.

Martin.

Und auch am Tag war Euch der Kopf nicht klar.

Heinrich.

Wie ſo?

Martin.

Weil Ihr das rechte Maß verloren
Im Denken, Handeln. Heiter ſaht Ihr ſonſt
Die Dinge an, die jetzt ein wüſtes Chaos
Euch rings umgeben. Euer Herz war ſanft,
Jetzt ſeid Ihr grauſam. Fragt Euch ſelber doch!
Kann, wer des lichten Sonnenſcheins ſich freut,
In Flammen ſchwelgen? Wer die Menſchen liebt,
Kann der nach ihrem rothen Blute trachten?

Heinrich.

Ja, Du haſt Recht.

Martin.

Drum ſeid Ihr krank, o Herr!
Und krank hat Euch des Biſchof's Fluch gemacht.
Wie ausgewechſelt ſeid Ihr. Leugnet nicht,
Denn wahr iſt wahr! Ihr fühlt's und werdet ſelbſt
Die Seele heilen und die klare Schau
In Menſchen, Welt und Dinge wiederfinden.
Ihr wollt doch nicht, daß rings die Leute ſagen —
Sie ſagen's ſchon — ich hab' es ſelbſt gehört, —
Daß Ihr gleich wie ein zornentbrannter Eber
In's Land des Feindes fallt und es verwüſtet,
Unſchuld'ge mit den Schuldigen vernichtet
Und endlos Elend in die Hütten tragt.
O Herr, verderbet die gerechte Sache

Durch Unrecht nicht, es fällt auf Euch zurück!
Ein furchtbar Uebel iſt der Krieg — erträglich
Nur, wenn die Menſchlichkeit ihn führt — er wird,
Mit Grauſamkeit verfolgt, der Uebel größtes.
Der Fluch des Biſchofs iſt nur eitler Tand
Verglichen mit dem Fluch des armen Volks
Und mit dem Fluch, der düſter, wild, geſpenſtiſch
Mit drohndem Blick aus Eurer Seele ſteigt,
Und der Euch endlos ängſtigt, foltert, quält.
Herr, geht in Euch! Es gilt kein Werk der Rache, —
Rache iſt heidniſch — nein, ein Werk des Rechts!
So faßt die Sache!

Heinrich.

Freund, ich danke Dir,
Du giebſt mich ſelbſt mir wieder.

Martin.

Dann erlaubt,
Daß ich die aufgeſtachelten Gemüther
Der wilden Krieger raſch zur Ordnung führe.

Heinrich.

Thu's, Bruder Martin! Thu's, nimm meinen Dank!

Martin.

Kein Dank! Ich folge Gottes heil'ger Satzung. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Heinrich.

Er hat mir einen Spiegel vorgehalten —
Ja, ich bin krank! Jetzt fühl' ich, wie das Fieber
Mir durch die Adern raſt. Mein Kopf iſt toll,
Und das geſchah, ſeitdem der Biſchof mir

Den Fluch geſandt. — Ich bin im Kirchenbann! —
Verflucht! — Ein Wort wie andre — Wind und Hauch. —
Was thut es mir? Bin ich nicht Pfalzgraf noch?
Iſt nicht mein Weib Mathilde? Hab' ich nicht
Amt, Heer und Lehn wie früher? Dennoch nimmt
Der Fluch mehr, als er giebt. — Der Segen macht
Der Freunde Herzen hold und ſpendet Kraft,
Muth, Selbſtbewußtſein, alles, was der Fluch
Uns raubet. — Fluch und Bann! — Es heult wie Sturm
Das Wort ins Ohr und macht ſo eiſig kalt,
Wie Froſt aus Nord — dann ſchwül und heiß wie Samum,
Der über die Sahara hergeweht. —
Im Bann! — Verflucht! — Durch alle Glieder rieſelt
Der wüſte Schall. — — Was fällt mir plötzlich ein?
In ferner Jugendzeit — ich war ein Knabe,
Blondlockig, luſtig, ſingend, wie der Vogel
Im hellen Lenz — der Abend kam heran,
Ich ſaß am Lindenbaum, die Amm' erzählte,
Wie unſer Heiland auf dem Weg zum Kreuz
Zuſammenbrach an eines Mannes Schwelle,
Der Ahasverus hieß. Es war ein Jude.
Er wies den Herrn mit ſchnöden Worten weg,
Und Jeſus, der ſein Lebenlang verzieh'n,
Rief laut dem Quäler zu: Du biſt verflucht!
Verflucht! Verflucht! — Da ward der ew'ge Jude,
Der Ruh und Raſt und Tod nicht finden kann
Und ein Jahrtauſend ſchon die Welt durchzieht,
Voll Qual und Jammer, ſo erbarmungslos

Wie ſie erlebt kein Menſch. — Verflucht, verflucht!
Ja, ja, erſchreckt hat mich des Prieſters Fluch,
Noch mehr ſchreckt mich der Fluch des armen Volks,
Zumeiſt der Fluch, der düſter, wild, geſpenſtiſch
Mit drohndem Blick aus meiner Seele ſteigt. —
Ich ſelbſt ein Ahasver! —

Fünfter Auftritt.

Heinrich. Mathilde.

Mathilde.

Mein Heinrich, Heinrich!

Heinrich (ſie umarmend).

Mathilde, Du biſt hier?

Mathilde.

Ja, ich bin hier!

Heinrich.

Du ſüßes Herz!

Mathilde.

Ich folgte von der Siegburg
Bei Tag und Nacht den Spuren Deiner Thaten
Und ſah in Flammen rings des Biſchof's Burgen.
Da hielt es mich nicht mehr, ich ritt hierher,
Um meinen kühnen Sieger zu begrüßen.
O welche Wonne muß Dein Herz empfinden!

Heinrich.

Geliebtes Weib, viel größer iſt die Freude,
Daß Du mir nahe biſt!

Mathilde.

Wie gut Du ſprichſt!
Und doch, o Heinrich, im Triumphe hofft'

Ich Dich zu ſehn und ſeh' Dich ſchier in Reue.
Freut Dich Dein Werk denn nicht?

Heinrich.

Ach, alle Siege
Sind Niederlagen für die Menſchlichkeit,
Da Tod, Verderben, Elend ihnen folgen.
Der Zorn, der Haß, die Wuth trieb mich ins Feld,
Ich raſt' und tobte wie ein wildes Thier.
Nun ſchäm' ich mich des Bluts, das ich vergoſſen,
Und alles Unglücks, das ich ausgeſtreut.
So tritt an mich die Frage: ſind die Opfer,
An Gut und Leben wohl des Preiſes werth,
Um den ich kämpfe? Trieb und hetzte mich
Nicht Eigennutz? Warum hab' ich das Kloſter
Dem übermüth'gen Prieſter nicht gelaſſen?
Was gehn mich an die undankbaren Mönche?
Viel beſſer, hätt' ich mir den Streit geſpart.

Mathilde.

Und Deines Rechtes Dich zugleich begeben?
Das kannſt und willſt Du nicht.

Heinrich.

Was iſt das Recht?
Und wer hält Maß, indem er es verfolgt?
Wie der Prälat, der ſchnöd Gewalt geübt,
War ich ſchon auf dem Weg, Gewalt zu üben.
Blind macht die Beſten ſelbſt die Leidenſchaft.
O ſchnöder Streit! Was bot ich nicht dem Feind
Frieden und Sühne? Sel'ger Liebe froh
Säß' ich mit Dir in ſtiller Einſamkeit
Wie in den Tagen junger Minneluſt.
Nun hab' ich nicht allein mein Loos verwirrt,

Auch Dich riß ich hinaus auf wilde Pfade,
Dich, Dich, mein holder ſüßer Vogel Du,
Dem ich am liebſten doch ein heimlich Neſt
Im duft'gen Roſenſtrauch errichtet hätte! —
Und Wüſte rings! Bei Gott, ich möchte heut
So gern zurück, um Dir das Leid zu ſparen.
Für Dich möcht' ich zurück, geliebtes Weib!

Mathilde.

Für mich? Heinrich, das ſollſt und darfſt Du nicht.
Die Opfer kenn' ich, die Du mir gebracht,
Sie ſind ſo groß, noch größre trüg' ich nicht.
Nie darfſt Du dulden, daß geſchädigt werde
Das Gut, ſo Deine Ahnen Dir vererbt,
Nie, daß ſie an dem hohen Amte rütteln,
So Dir des Kaiſers Gnade hat verlieh'n.
Du mußt Dir blank den Schild der Ehre wahren.
Was ſagte wohl die Welt, wenn um ein Weib
Du je in die Erniedrigung verſänkeſt?
Nie mach' ich theilhaft mich an ſolcher Schuld.
Auf, faſſe Muth, wir trotzen jeder Noth,
In's Leben friſch, doch muß es ſein, zum Tod!
Komm, zeig' ein fröhlich Antlitz Deinem Heer —
Ich geh' mit Dir, ich laſſe Dich nicht mehr!
(Sie will ihn fortziehen.)

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Kanzler Clemens
(kommt ihnen entgegen).

Kanzler.

Die Boten ſind zurück, mein gnäd'ger Herr,
Die zu den Nachbarfürſten ich geſchickt.

Heinrich.
Und ſenden Sie mir Hülfe?

Kanzler.
Nicht ein Einz'ger —
Nicht Jülich, Cleve, Berg, Limburg und Naſſau.

Heinrich.
Warum denn nicht?

Kanzler.
Entſchuldigungen fehlen
Dem Trägen und Unwill'gen nie. Was hilft's,
Die Gründe wiederholen? Das iſt klar,
Dem Reiche fehlt des Kaiſers Regiment,
Dann ſind die Kirchenherr'n am Rhein zu mächtig.

Heinrich.
Und all' die Grafen und Herzöge denken
Nur ihrer eignen Wohlfahrt, mag das Reich
Zu Grunde geh'n —

Kanzler.
So iſt's! Doch fällt auf Euch zurück
Ein Theil der Schuld. Umſonſt hab' ich gewarnt,
Nicht jäh und trotzig in den Kampf zu ſtürzen,
Bevor Ihr Euch verſtärkt durch Bundsgenoſſen.
So rächet ſich Eu'r haſtiges Beginnen,
Dem Biſchof gegenüber ſind wir ſchwach.

Geſchrei (hinter der Scene).
Der Pfalzgraf hoch!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Bruder Martin (tritt raſch auf).
Ihm folgen Gerhard von Elsdorf mit einer Rotte Bauern,
die mit Senſen, Gabeln und Flegeln bewaffnet ſind.

Heinrich.

Was giebt's?

Martin.

Verſtärkung naht.
Die Bauern ſind im Lande aufgeſtanden,
Euch gegen den Erzbiſchof beizuſteh'n.

Gerhard.

Kennt Ihr mich noch? Ich bin der Bau'r, Herr Pfalzgraf,
Zu Aachen klagt' ich Euch — die Pfaffen wollten
Mir an das Gut, das ich vom Bruder erbte.
Ich hielt mich lang, doch endlich mußt' ich weichen,
Des Biſchofs Knechte haben mich verjagt.
Mit Weib und Kind nag' ich am Hungertuch. —
Sollt' ich ein Bettler — ſo ein Plappermaul
Und heuchleriſcher Augendreher — werden,
Wie ſie ſich an den Kirchenthüren drücken?
O nein! Buſchklepper lieber, der in Wald
Und Feld den Wandrer meuchlings überfällt!
Mir ſaß der Haß und Grimm ſo in der Seele,
Daß ich zum Räuberhandwerk mich entſchloß.

Heinrich.

O pfui! Was kamſt Du nicht zu mir?

Gerhard.

Ihr ſeid
Ja ſelbſt jetzt auf der Straße! Ja, der Pfaffe,
Der mir am Zeug geflickt, ſchnürt Euch den Hals!

Als ich das hörte, lief ich durch das Land
Und bot die Hungrigen und Heimatloſen
Zu einem Haufen auf. — Seht, brave Burſchen,
Verzweifelt all', wie ich und Ihr! Die Senſen,
Die Sommers rauſchend durch die Halme fuhren,
Sie ſollen eine blut'ge Ernte ſchneiden,
Die Flegel, die einſt gold'ne Garben droſchen,
Die ſollen über kahle Glatzen fahren.
Auf, führet uns! Verderben allen Prieſtern!

Alle.

Nach Köln! Dem ſchnöden Biſchof Tod! Nach Köln!

Heinrich.

Ich dank' Euch, Freunde, daß Ihr mein gedacht,
Und gerne nehm' ich Eure Hülfe an.
Gott ſteh' uns bei in der gerechten Sache!

Alle.

Der Pfalzgraf hoch! Den Pfaffen Tod und Rache!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Erſter, zweiter und dritter Prieſter kommen mit Frauen und Kindern. Bewaffnete Bauern folgen.

Erſter Prieſter.

Herr Pfalzgraf helft uns! Gnade, hoher Herr!

Pfalzgraf.

Ihr Prieſter ſeid's. Ich ahne neues Unheil.

Zweiter Prieſter.

Des Biſchofs Drohung iſt erfüllt. Ich bin
Mit Weib und Kind vom trauten Herd verjagt.

Dritter Prieſter.

Und Wald und Heide iſt jetzt unſer Haus —
Wir müſſen unſern Durſt am Bache ſtillen,
Den Hunger mit der Frucht, die wir im Feld
Uns raffen.

Mathilde.

O, die armen, armen Menſchen!

Alle.

O helft uns, Herr, Barmherzigkeit und Gnade!

Heinrich.

Hätt', ich nur ſelber mehr, als ich beſitze —
Doch bleibt, wir wollen theilen, was ich habe!

Gerhard.

Nutzloſes Volk! Was habt Ihr nicht die Kreuze
Aus Euren alten Kirchen mitgebracht,
Um unſern Feinden ſie an's Ohr zu ſchlagen?

Erſter Prieſter.

Wir kommen nicht allein, es folgen
Uns die Gemeinden aus der Nachbarſchaft,
Um Euch zu helfen.

Heinrich.

Alle ſind willkommen!

(Neues Geſchrei hinter der Scene.)

Martin.

Ein neuer Haufen naht.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. **Dietrich** ſtürzt herein. Viele bewaffnete **Kölner Bürger** folgen. Zuletzt wird **Hermann** mit verbundenen Augen herangeführt.

Dietrich (athemlos).
Hurrah, Herr Pfalzgraf!
Zu Köln ſind alle Bürger aufgeſtanden,
Dem Biſchof gilt's. Es zieht ein Heer uns zu,
Um unſerm Kriegszug gegen den Tyrannen
Sich anzuſchließen

Die Kölner Bürger.
Heil dem edlen Pfalzgraf,
Dem Biſchof Tod!

Heinrich.
Dank Euch, Ihr braven Leute!
Verlaſſen von den Fürſten, find' ich Freunde
Beim Bau'r und Bürger.
(Er ſieht Hermann.)
Aber ſieh, Dein Bruder.

Dietrich (dreht ſich um).
Ha, was iſt da? Hermann, mein theurer Hermann!
Verbundne Augen? Sprich, was fehlet Dir?
O ſchlimme Ahnungen!

Hermann.
Ich will's erzählen,
Soweit der Schmerz der Wunden es geſtattet.
Zehn Tage ſind's, ich ſtand am Werft des Stroms,
Um dort ein Schiff nach Holland zu befrachten.
Die Knechte trieb ich an zu friſcher Arbeit,
Denn eilig war die Sendung. Da erſchienen

Vor mir die Reiſigen des Erzbiſchofs,
Der, ſeit mein Bruder aus dem Kloſter floh,
Mir zürnt' und Noth und Hinderniſſe ſchuf.
Sie forderten mein Schiff mit keckem Trotz
Für ihren Herrn zur Fahrt nach Kaiſerswerth,
Ich weigert' es, da brauchten ſie die Waffen
Und ſchlugen nach den Knechten, doch die Waaren,
Die warfen ſie erbarmungslos in's Waſſer.

Heinrich.
Gewaltthat überall, Rechtsbruch und Mord!

Hermann.
Ich rettet' mich und lief auf's Gildehaus
Und klagte dort das Schickſal, das mich traf.
Gleich wie ein Feu'r ging's durch die Kaufmannſchaft
Und durch das Handwerk. Ueberall erſcholl
Ein wild Geheul: Auf zu den Waffen! Rache!
Tod dem Tyrannen! Wilde Rotten zogen
Mit Streitaxt, Lanz' und Schwert vor den Palaſt.
Bald war das Thor erbrochen. Alles ging
In Flammen auf. Indeß der Biſchof ſelbſt —
Er war entfloh'n. Wir dachten ihn beſeitigt
Für alle Zeit. Doch bald kam er zurück
Mit großer Macht, die ihm Lothringen's Fürſt,
Der Baiernherzog Otto und der Markgraf
Eckbert von Meißen in das Feld geführt.
Er nahm die Stadt. O Gott, es war ein Blutbad,
Wie nimmer es die Welt erlebt. Die Rinnen
Der Straßen gingen hin wie rothe Bäche.
Nicht Männer nur, auch Greiſe, Weiber, Kinder
Verfielen grauſem Mord. Dann ſetzte Anno

Sich zu Gericht. Ich galt als Rädelsführer,
Er ließ mich blenden. — Meine armen Augen —
Fort iſt das Licht — fort, fort ſind meine Thränen,
Beweinen kann ich nicht einmal mein Loos.

Dietrich.

Mein Hermann, o mein lieber Bruder, blind!
Und ich bin halb die Schuld! O Gott im Himmel!
(Er liebkoſt weinend ſeinen Bruder.)

Mathilde.

Du unglückſel'ger Mann!

Heinrich.

Mir fehlt das Wort!

Alle.

Zur Rache! Auf!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Vogt (tritt auf).

Kanzler.

Dort kommt der Vogt zurück.

Heinrich.

Lang bliebſt Du aus.

Vogt.

Das muß ich ſelbſt beklagen.
Ich nahm den Tag und borgte nächt'ge Stunden
Mir noch dazu. Das Roß, vom Sporne blutig,
Flog hin, als wären Schwingen ihm gewachſen.
Doch als ich Goslar nun im Ritt erreicht,
Da war die Kaiſerin mit ihrem Sohn
Nach Suitbertswerth, die heißen Sommertage
Auf ihrem Inſelſchloſſe zu verbringen.

Ich ritt ihr nach. Dort ging es fröhlich her:
Rings Roß und Reiſige, Geſang und Spiel,
Wein, Tafelfreuden! Gleich bat ich den Marſchall,
Daß er mich melde.

Heinrich.

Wie Du langſam biſt!

Mathilde.

So laß ihn doch!

Vogt.

Da öffnet' ſich der Saal,
Die hohe Frau erſchien, zur Seite ging
Der ſchönſte Knabe. Und mit ihnen kamen
Otto von Nordheim, der Herzog von Baiern,
Eckbert, der Meißner Landgraf, Biſchof Anno,
Gottfried von Lothringen.

Heinrich.

Ha, meine Feinde!

Mathilde.

Mir ſchwant nichts Gutes!

Vogt.

Alle wandelten
Zum Strand des Rheins. Ich folgte nach der Menge.
Dort lag inmitten mancher andern Boote
Ein wundervolles Schiff, die Borde waren
Mit bunten Blumenkränzen reich geſchmückt,
Und luſtig ſpielten in der Luft die Wimpel.
An ihren Rudern ſtanden die Matroſen,
Gebräunt und ſtark. Es war des Biſchofs Schiff.
Der kaiſerliche Knabe ſah verwundert
Die Herrlichkeit ſich an. Da lud der Eigner

Ihn freundlich ein, mit ihm auf's Deck zu ſteigen,
Und Heinrich folgte arglos. Plötzlich ſtießen
Die Knechte ab, das Schiff flog in den Strom —

Heinrich.

O Gott, ein Kaiſerraub!

Vogt.

Und faſt ein Mord!
Die Kaiſerin erhob ein ſchrill Geſchrei.
Der Sohn vernimmt's, er ſieht ſich angeſtarrt
Von der Verſchwornen tückiſch wilden Augen,
Er fürchtet Kerker, Tod, von Sinnen ſchier,
Stürzt er ſich in die Fluth —

Heinrich.

Wo iſt das Ziel
All' der Verbrechen?

Mathilde.

Ach, ich zittr' und bebe.

Vogt.

Er ſinkt, er ſchwindet. Eckbert ſpringt ihm nach,
Faßt ihn und bringt ihn endlich in die Höhe,
Er iſt gerettet —

Heinrich.

Himmel, welche Angſt!

Mathilde.

Dann bringen ſie der Mutter ihn zurück?

Vogt.

O nein, ſie fuhren raſch den Rhein hinauf:
In Anno's Haft iſt feſt der deutſche König!

Heinrich.

O Frevel ohne Ende!

Mathilde.
Und die Mutter?

Vogt.
Sie weinte ſich die ſchönen Augen roth,
Sie ſchrie und jammerte.

Heinrich.
Sprachſt Du ſie nicht?

Vogt.
Wohl ſprach ich ſie. Ich bracht' ihr Euren Auftrag.

Heinrich.
Und der Beſcheid?

Vogt.
Statt daß ſie Hülf' Euch ſende,
Sollt Ihr drauf denken, Beiſtand ihr zu leiſten.
Sie fleht und bittet, daß Ihr alle Freunde
Von ihr und Euch zu einem Bunde ſammelt,
Daß, wenn Ihr ſtark und feſt gerüſtet ſeid,
Den frechen frevelnden Prälaten ſtürzt
Und ihr den heißgeliebten ſchönen Knaben
Zurückführt an das mütterliche Herz!
Das iſt mein Auftrag.

Heinrich.
Den Prälaten ſtürzen?
Das Kind der Mutterliebe wiedergeben? —
O ehrenvolles Ziel, erhabner Auftrag!
So lang' ich für die eig'ne Sache focht,
War ich verwirrt und zag, ich wußte nicht
Ob gut, ob ſchlecht ſie ſei. Jetzt ſteht ein Werk
Hoch und gewaltig lockend vor der Seele —
(Er zieht ſein Schwert.)

Ich zieh' mein Schwert, doch zieh' ich's nicht für mich,
Ich zieh's für euch, ihr Elenden und Armen,
Die ihr Verfolgung, Noth und Angſt gelitten,
Ich zieh's für Heinrich, der in Banden ſchmachtet,
Für ſeine ſchmerzensreiche, arme Mutter.
Es gilt den deutſchen Kaiſer zu befrei'n
Und zu erhöh'n das alte deutſche Reich.
Ihr Bürger und Ihr Bauern, auf nach Köln!
Blaſt die Trompeten, laßt die Fahnen fliegen,
Auf Freunde, auf, zum Sterben oder Siegen!

Alle.

Nach Köln, nach Köln für Kaiſer und für Reich!

(Man hört eine Trompete hinter der Scene.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Herold tritt auf, ihm folgen Walter von Metz und Reginhart.

Herold.

Botſchaft vom Kaiſer! Hört!

Heinrich.

Wer bringet ſie?

Walter von Metz.

Ich bin der Träger.

Heinrich.

Ihr — vom Kaiſer? — Seltſam!
Ich denk', die Kaiſerin führt die Regentſchaft.

Walter von Metz.

Sie that's, ſie thut's nicht mehr. Die Fürſten haben,
Weil ſie zu ſchwach mit ihrem Sohne war,

Die Vormundſchaft, damit die Reichsgewalt,
Zu Köln dem Biſchof Anne übertragen.
In ſeinem Namen komm' ich als Geſandter.

Heinrich.

Entſendet Anne Euch in Heinrich's Namen,
So bringet Ihr Gerechtigkeit und Sühne.

Walter von Metz.

Gerechtigkeit, jawohl! Jedoch die Sühne
Hängt ab von Euch.

Heinrich.

So meldet Eure Botſchaft,
Denn Gutes kommt mir nur vom Kaiſerſohne!
Ich bin ſein Freund und treueſter Vaſall.

Walter von Metz.

So hört: Im Namen unſrer Reichsgewalt:
Ihr Pfalzgraf Heinrich habt das Volk verleitet
Und zur Empörung angereizt, Ihr habt es
In Wehr und Waffen in das Feld geführt
Und ſo den Frieden dieſes Reichs gebrochen.
Ihr ſeid gemahnt, vom Kriegeswerk zu laſſen
Und Eure Leute friedlich heimzuſenden.
Dann ſollt Ihr ſtellen Euch den deutſchen Fürſten,
Die grad in Köln verſammelt ſind, daß ſie
Zu Rathe ſitzen und das Recht Euch ſprechen! —

Heinrich.

Und Heinrich iſt dabei? Dann will ich kommen!

Walter von Metz.

Er iſt dabei! Doch Heinrich iſt ein Kind,
Anne vertritt ihn. —

Heinrich.

Und die andern Fürſten?

Walter von Metz.

Lothringens ſowie Baierns Herzoge,
Eckbert von Meißen —

Heinrich.

Thörichter Geſell,
Ich ſoll dem Tiger in den Rachen rennen?
Ich ſoll mich in die Macht von Wolf und Fuchs,
Dem Bären geben? Hältſt Du mich für toll?

Walter von Metz.

Viel beſſer ſtänd' Euch Mäßigung, Herr Pfalzgraf,
Mit Spott und Hohn verſchlimmert Ihr die Sache.
Ich frage, wollt Ihr kommen?

Heinrich.

Nimmermehr!

Walter von Metz.

Ich weiß genug. Auf, Herold, lies!

Herold (rollt eine Schrift auf und lieſt).

Wir Heinrich,
Der vierte unſres Namens, deutſcher König,
Nachdem wir unſern Kanzler angehört
Und unſre Räthe, haben heut beſchloſſen,
Dem Pfalzgrafen Heinrich von Aachen hier,
Weil er Empörung rings im Land entfacht
Und ſo des deutſchen Reiches Frieden brach,
Auch mildern Mahnungen ſich nicht gefügt,
Im Gegentheil noch ſtets in Waffen ſteht,
Laut zu verkündigen des Reiches Acht.

Kanzler.

Des Reiches Acht? Unmöglich!

Heinrich.

Lug und Trug!
Das ſagt mein Heinrich nicht!

Walter von Metz.

Lies weiter, Herold!

Herold (lieſt).

Und ſo erklären wir den Pfalzgraf Heinrich
Verluſtig ſeiner Würden, Aemter, Güter,
Mit denen ihn das Reich vor Zeit belehnt.
Die Acht auf ihn, die Aberacht auf ihn!
Er iſt ein Nichts — vergeſſen und verſchollen! —
Sowie ein unnütz oder ſchädlich Thier
Darf Jedermann ihn allezeit erſchlagen,
Und wer ihm ferner beiſteht, dient und anhängt,
Der wird gleichwie des Landes Feind betrachtet
Und ſchnöd dem Beil des Henkers überliefert.
Tod, Tod! — Das iſt die Acht und Aberacht!

Alle.

Entſetzlich! Schrecklich!

Heinrich.

Nichts wie Hohn und Spott!
Der Schmutz und Koth kann nur von Anne ſtammen,
So urtelt Heinrich nicht!

Walter (nimmt die Rolle und giebt ſie dem Kanzler).

Herr Kanzler, prüft!

Kanzler (ſieht hinein).

Bei Gott, des Königs Unterſchrift und Siegel!
(Er giebt Heinrich die Rolle.)

Heinrich (nimmt die Rolle).

Siegel und Unterſchrift von meinem Heinrich?
(Er lieſt und zittert heftig.)

Und doch! — So iſt's. — Wie, dieſer ſüße Knabe,
Dies holde Menſchenbild? — O nein — und doch,
Hier ſteht's — in Acht und Aberacht — ich — ich!
Nun ſtürzt der große Himmel ein — nun geht
Die Welt aus ihren Angeln.

Mathilde.

Sicher ward
Das arme Kind gezwungen —

Heinrich.

Zwingen, zwingen!
Wer läßt zum Fluch ſich zwingen? Nur die Hölle! —
Mir iſt ganz wirr. Juchhe, juchhe! — Ich bin
Im Kirchenbann und in des Reiches Acht! — —
Haha — haha! (Er lacht wahnſinnig.)

Mathilde.

O Heinrich, faſſe dich!

Reginhart (zu den Bürgern und Bauern).
Hört Ihr den Frevelnden? Und dieſem Tollen
Folgt Ihr ins Feld?

Heinrich.

Juchhe! In Bann und Acht,
Gott iſt ein Satan worden und der Teufel
Ein Gott! (Er wankt und ſtützt ſich auf Mathilde.)

Erſter Prieſter.

Er läſtert!

Gerhard.

Ja, er raſt. Der führt uns nicht
Aus unſerm Sumpf!

Reginhart.

Habt Ihr noch nicht genug,
Verblendet Volk? Ein frecher Tempelſchänder,
Ein wüſter Gottesleugner iſt Eu'r Führer!
Wollt Ihr mit ihm hinfahren in die Hölle?

Heinrich (faſelnd).

Im Bann der Kirche, in des Reiches Acht —
O Hölle, komm heran, Du biſt mein Himmel!

Erſter Prieſter (zu den Andern).

Kommt, laßt uns geh'n!

Gerhard (zu den Bauern).

Er iſt nicht unſer Mann!

(Alle ziehen ſich ſcheu zurück.)

Mathilde (die Heinrich leiſe zugeſprochen hat, ergreift eine Fahne).

Doch, doch, er iſt Eu'r Mann! Ihr Freunde, bleibt,
Laßt ihn nur wieder zu Beſinnung kommen!
Er ſtehet treu zum Kaiſer und zum Reich,
Es löſt Euch aus den Jochen, drin ihr ſchmachtet!
(Leiſe). Heinrich, ermanne Dich.

Heinrich.

Ja!

Mathilde.

Sprich zu ihnen!
Laß die Trompeten blaſen!

Heinrich.

Blaſt! Ja, blaſt!

(Trompeten in der Ferne.)

Heinrich
(hört den Ton, faßt ſich und ſchwingt ſein Schwert).
Sie blaſen ſchon. Der Ton! — Jetzt bin ich wieder ich!
Nach Köln, nach Köln! Ihr Freunde, auf zur Schlacht!
Dem Biſchof Tod! Es lebe Reich und Kaiſer!
(Trompeten in der Nähe.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Anno kommt mit Kriegern.

Anno (hinter ſich ſprechend).
Im Süd beſetzt der Lothringer das Lager,
Der Sachs den Oſt, der Meißner nimmt den Weſten,
Ich aber rücke graden Weges vor —
(Er wendet ſich um und ſteht vor Heinrich, Mathilde und ihrer Umgebung.)
Und ohne Kampf —

Mathilde.
O Gott, der böſe Prieſter!

Anno.
Da iſt er ja, der Ketzer und Empörer —
Beraubt des Muthes und der Kraft, mit denen
Er ſich gebrüſtet! — Auf der Flucht ſein Heer —
Er mit dem Schwerte wehrlos! —

Heinrich (in äußerſter Aufregung).
Ha, was ſeh' ich?
Der Biſchof — Anno — Schurke! — Du Hyäne —
Du Baſilisk — o nein, ich laufe nicht —
Dir in den Feuerrachen! — Ha, Du thateſt mich —
Juchhe — in Bann und Acht! —

Anno.
Nehmt ihn gefangen!

Heinrich.

Gefangen ich — von Dir gefangen? — Nein!
Du ſelber in den Tod!

(Er will ſich mit dem Schwerte auf Anno ſtürzen.)

Anno.

Entwaffnet ihn!

(Reiſige ſtellen ſich mit vorgeſtreckten Hellebarden um Heinrich.)

Mathilde (hält Heinrich feſt).

Komm zu Dir, Heinrich!

Heinrich (bricht zuſammen).

Alles iſt umſonſt! —
Ich bin verloren! Weh, in Bann und Acht!

Fünfter Aufzug.

Gemach in der Burg zu Kochem mit einfacher Einrichtung. An der Wand Waffen, Harniſche, Schwerter und Streitäxte. Thür im Hintergrunde, rechts ein Fenſter.

Erſter Auftritt.

Mathilde ſteht am Fenſter und ſieht hinaus. Anna mit Handarbeit beſchäftigt links am Tiſche.

Anna (ſingt).

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

(Für ſich.) Wie kommt mir dieſe Weiſe in die Kehle!
Sie iſt ſo ſchauerlich!

Mathilde.

So ſing' doch weiter!

Anna.

Nein, nicht dies Lied. Ich ſing' ein andres Euch.
(Singt.) Wär' ich ein kühner Falke!

Mathilde.

Das kenn' ich ſchon. Das erſte hört' ich lieber.

Anna.

Ich weiß nicht mehr die Worte.

Mathilde.

Doch den Inhalt —
Zwei Königskinder — ſag', was thaten ſie?

Anna.

Was ſie gethan? Ich will mich drauf beſinnen.

Mathilde.

Du weißt es, und auch ich will es jetzt wiſſen.

Anna.

Es iſt ſo trüb.

Mathilde.

Trüb iſt auch meine Seele.
Dann paßt die Mähr für mich, erzähle raſch. —
Sie hatten ſich ſo lieb — Heinrich und ich —
Wir können auch ja nicht zuſammen kommen.
Das Waſſer war zu tief — ſo ſagteſt Du —
Jetzt weiter.

Anna.

Wenn Ihr es nicht anders wollt. —
Drei Kerzen zündete das Märchen an,
Da warf der Königſohn ſich in die Fluth
Und ſchwamm hinaus. Die Nacht lag rabenſchwarz
Auf Land und Meer. Doch eine falſche Nonne,
Sie löſchte plötzlich aus das Licht. Der Jüngling
Verlor im Dunkeln ſeinen Pfad — er ſank —
Ertrank. — Des Morgens ging die Maid hinaus —
Sie ſah die holde Leiche in den Wellen —
Sie ſchrie und ſprang — ſo waren ſie vereint.

(Singt.) Da hörte man Glöcklein läuten,
Da hörte man Jammer und Noth,
Hier liegen zwei Königskinder,
Die ſind alle beide todt.

Mathilde (für ſich).

Sind alle beide todt. — Ach, unſer Loos!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Herzogin.

Herzogin.

Mathilde, theures Kind! (Sie öffnet die Arme.)

Mathilde (weicht zurück).

Wie, meine Mutter?

Herzogin.

So kalt iſt Dein Empfang?

Mathilde.

Nicht kälter wahrlich,
Als wie Dein Abſchied in der ſchwerſten Stunde —
Ach, eine Mutter, die ihr Kind verläßt!
Ich könnt' es nicht!

Herzogin.

Ging ich nicht ſelbſt in's Unglück?
O Gott, ich hab' es tauſendmal bereut.

Mathilde.

Die Reue hinkt, ein fauler Bote, nach.

Herzogin.

Wie hart! Verzeih!

Mathilde.

Die Reu gebiert Verzeihung,
Doch neue Liebe — nein — gebiert ſie nicht.

Herzogin.

Ich bin ſo müd — müd machte mich die Fahrt,
Doch müder noch macht mich Dein ſtarres Weſen.
Du biſt wie Froſt.

Mathilde.

Und ſchwerlich thau' ich auf.
Es fehlet mir der Sonnenſchein der Liebe. —
Doch ſetze Dich.

Herzogin (ſetzt ſich).

Ich komme zur Verſöhnung.

Mathilde.

Hier meine Hand!

Herzogin.

Dein Herz!

Mathilde.

Das mußt Du erſt
Auf's Neue öffnen und Dir neu gewinnen.

Herzogin.

O Gott! — — Der Biſchof Anno ſendet mich.

Mathilde.

Schweig' mir von ihm!

Herzogin.

Er war doch mild mit Dir.
So ſagt er ſelbſt — er hielt trotz Deiner Frevel —
So nennt er ſie — Dich nicht in Haft, er gab
Dir dieſe Burg als Sitz und ſandte Dich
Hierher mit Deiner ganzen Dienerſchaft.

Mathilde.

Nachdem er meines Gatten Lieblingsſtätte
Brauweiler für die Kirche fortgenommen,
Nachdem er ihm die Siegburg hat geraubt
Und einen Sitz des Mönchthums daraus gemacht —
Nachdem er — ach, das iſt mein ſchlimmſter Schmerz —
Mir Heinrich nahm und ihn — Gott mag es wiſſen —
In welchem tiefen feuchten Kerker birgt!
Das nennſt Du Milde — während ſich mein Haar
Vor Schrecken ſträubt, gedenk' ich all der Unthat.

Herzogin.

Dein Gatte fiel ihn mit dem Schwerte an —
Der Biſchof ſagt: Wer einen Diener Gottes
Zu tödten ſinnt, verdienet ſelbſt den Tod.
Doch hat er Heinrich vor des Henkers Beil
Gerettet. O Mathilde, ſieh doch klar!

Mathilde.

Ich ſehe klar. Hat er in meinem Gatten
Den Männerzorn, den Grimm, die Leidenſchaft
Nicht ſo gereizt, daß er verzweifelt ſich
Zur Gegenwehr erhob? Den will ich ſeh'n,
Der dieſen frechen Prieſter noch entſchuld'gen
Und meinem Mann das Urtheil ſprechen will!

Herzogin.

Vergeſſen ſoll ja Alles ſein — Vergebung! —

Mathilde.

Vergebung! Wie, von ihm? Ich mag ſie nicht.

Herzogin.

Er fordert nicht allein, er bittet drum.

Mathilde.
So fühlet er ſein Unrecht?

Herzogin.
Und er bereut.

Mathilde.
Dann muß er ſeltſam ſich verändert haben.

Herzogin.
Das hat er auch. Es kennt ihn keiner wieder.
Er iſt ſo fahl und gelb. Es glaubt das Volk,
Daß er vergiftet ſei.

Mathilde.
Vergiftet? Wahrlich,
Ihm brauchte Niemand einen Trunk zu miſchen,
Denn ſo voll ſchlimmen Gift's war ſeine Seele,
Daß er daran den Tod ſich trinken konnte.

Herzogin.
Sei nicht ſo ſcharf. Er hat genug gebüßt
Und ſagt es ſelbſt. Der junge Kaiſer floh
Und ſitzt beim Biſchof Adalbert von Bremen.
Die deutſchen Fürſten wandten ihm den Rücken,
Und Bau'r und Bürger flüchten, wenn er kommt.

Mathilde.
So geht's. Die Welt thut ihn in Bann und Acht!

Herzogin.
Nun ängſtigen ihn drohende Geſichte.
Jüngſt kam ihm Nachts der Traum und führte
Ihn vor ein Haus voll himmelhellen Glanz,
Da ſaßen auf den Richterſtühlen rings
Die todten Biſchöfe. Hier Sanct Matern,
Sanct Severin und Kunibert und dort

Bruno und Heribert, die Heil'gen alle,
Und andre noch. Deß freute Anno ſich
Und griff nach einem Stuhl, da hob ſich plötzlich
Arnulf von Worms, den lebend er gekannt,
Und zeigt' auf einen großen blut'gen Flecken
An Anno's Bruſt, indem er ihn ermahnte,
Das ſünd'ge Mal zu tilgen, wollt' er je
In der Gemeinſchaft dieſer Frommen ſitzen.
Und Anno ging in ſich ſeit jener Stunde,
Er iſt ein ſtiller, ſanfter Mann geworden.
Zu Köln die Bürger hat er ſich verſöhnt,
Die flücht'gen Prieſter hat er heimgerufen,
Er will mit ſeinem Kaiſer und den Fürſten
Jetzt Frieden ſchließen. Schon gab er Befehl,
Heinrich von ſeinen Banden zu erlöſen
Und in die Freiheit wieder ihn zu führen. —

Mathilde.

Wie, das iſt wahr?

Herzogin.

So wahr wie Gott im Himmel!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kanzler. Bruder Martin.

Kanzler.

Zurück iſt unſer Freund, doch ſchlimm die Botſchaft.

Mathilde.

Wie, was? Iſt Heinrich todt?

Martin.

Das nicht, er lebt.

Mathilde.

Du ſaheſt ihn?

Martin.

Ich ſah ihn, aber wie?

Mathilde.

Verkünd' es raſch — die Saiten meiner Seele
Sind ſo geſpannt — ſie werden mir noch ſpringen.

Martin.

Vergebens zog ich hin durch alle Klöſter,
An Rhein und Maas, da wandt' ich mich zur Moſel,
Weil ich vermuthete, der Biſchof habe
Dem Herzog Gottfried unſern armen Herrn
In Hut gegeben.

Mathilde.

Weh, mein grimmer Oheim
Und unſer ſchlimmſter Feind!

Martin.

Ich kam nach Metz
Und hörte, daß zu Gorze in dunkler Zelle
Ein fremder Krieger eingekerkert ſitze.
Ich forſchte weiter, täglich wuchs die Ahnung,
Daß es der Pfalzgraf ſei. Ich klopft' an's Kloſter
Als Pilger, der nach Rom zu wandern dächte,
Dort fand ich einen alten Jugendfreund,
Der führte mich an die verborgne Thür —
Ich ſah durch's Gitter — großer Gott!

Mathilde.

Er war's.
O ſprich!

Martin.

Er war's, doch fürchterlich der Anblick.
Mich ſchwindelte die Angſt. Der arme Herr!

Mit langgewachſ'nem wirrem Haar und Bart,
Mit ſtarren Augen und verzerrten Mienen,
Bleich, hager, fieberhaft, ſo ſaß er da.
Mein Freund erzählte, daß auf ſeiner Lippe
Das Wort erſtorben ſei, doch wenn er rede —
O Gott —

Mathilde.

Was ſtockeſt Du? denn Schlimmeres,
Als ich gehört, kann ich nicht mehr vernehmen.

Martin.

Wahnſinnig iſt er —

Mathilde (aufſchreiend).

Wie, wahnſinnig? Heinrich?
Am Leib lebendig, aber todt an Geiſt?
Gerechter Himmel! Endet nie das Gift,
Das ich in jedem Tropfen trinken muß?
Wahnſinnig er? O Gott!
(Sie bricht in ein krampfhaftes Weinen aus.)

Martin.

Ich bat den Freund,
Daß er den Zutritt zu dem Kranken mir
Verſchaffen möchte. Er verſprach und hielt es.
Auf machten wir uns in der Morgenfrühe,
Als Alles noch im weiten Kloſter ſchlief.
Doch als mit Vorſicht wir die Thür erſchloſſen —
Rings leer der Raum, das Fenſter ſtand geöffnet,
Das Eiſenwerk der Stäbe dort zerbrochen,
Die Ketten lagen auf dem Boden hier —
Spurlos war der Gefangene verſchwunden.

Mathilde (jammernd).

Verſchwunden, ſpurlos, todt — es iſt zu Ende!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Dietrich. Vogt.

Dietrich.

O Herrin, Herrin!

Vogt.

Unglückſel'ge Kunde!

Anna.

Dietrich, wie blaß! Was haſt Du?

Dietrich.

Unſer Herr!
Ich ſah ihn.

Mathilde.

Wie, Du ſahſt ihn? Rede, wo?

Dietrich.

Ihn oder ſeinen Geiſt. Ich ſtreift' im Wald
Nach einem Wild. Mein Stand war an der Schlucht,
Wo gern die Hirſche wechſeln. Plötzlich hört'
Ich's in den Zweigen raſcheln. Meine Armbruſt
Hielt ich zum Schuß bereit. Und näher kam's —
Kein Hirſch, es trat ein Mann aus dem Gebüſch —
Ein wilder Mann, mit wirrem, ſtrupp'gem Haar —
Der ſtarre Blick macht' mir die Seele beben —
Er ſah mich, ſchrie: „In Bann und Acht!“ und lachte —
Der Widerhall der Klippen lachte mit —
Dann war er fort. — O Gott, es war der Pfalzgraf!
Noch tönt es mir in's Ohr: In Bann und Acht!

Mathilde.

Barmherzigkeit! Was folgteſt Du ihm nicht?
Warum haſt Du ihn nicht zur Burg gebracht?

Dietrich.

Das that ich — rufend lief ich durch den Wald —
Vergebens Alles!

Mathilde.

Auf, Ihr Alle, auf!
Hinaus hinaus, daß wir den Armen finden!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich.

Heinrich (hinter der Scene).

In Bann und Acht!

Mathilde.

Er iſt es! Seine Stimme!

Heinrich (tritt wahnſinnig und furchtbar verwildert ein).
In Bann und Acht!

Mathilde.

Barmherziger Himmel, weh!
Welch ſchrecklich Bild!

Heinrich (flüſternd).

Still, ſtill, wer redet hier,
Still, ſtill! Ich bin in Bann und Acht! Der Biſchof,
Der Kaiſer — und der Henker mit dem Beil. —
Die Raben fliegen und die Würmer kriechen,
Und ich der Fraß! — Wer hätte das gedacht,
Als wir die rothen Liebesroſen pflückten?
Mathilde!

Mathilde.

Ach, er ruft mich. Ich bin hier!

Heinrich (hinausweiſend).

Still, ſag' ich, denn ſonſt kommen ſie — Siehſt du? —
Das iſt der Block und dort der Scheiterhaufen!

Mathilde.

Mir bricht das Herz entzwei.

Heinrich (ſich umſehend).

Wo bin ich denn?
Bekannte Räume. Dort ſaß einſt mein Vater —
Am Fenſter hier die Mutter. Ja, ich weiß,
Das iſt die Burg von Kochem. Soll ich nicht
Zum Strome mit dem Angel, nicht zum Forſt
Mit meiner Armbruſt? — Singen, ſingen, ſingen,
Das klingt ſo ſchön im Wald und an den Felſen —
Wo nur Mathilde bleibt? Ach nein — ſo wirr
Iſt mir das Hirn! Sie war ja niemals hier. —
Ja, an der Maas — und auf der Burg zu Aachen —
Zu Siegburg, das war ſchön. Wo iſt Mathilde?

Mathilde (naht ſich ihm).

Nicht länger halt' ich's aus. O Heinrich, Heinrich,
Mein Freund, kennſt Du mich denn nicht mehr?

Heinrich (ſie fremd anſtarrend).

Ja, ja —
Ich kenne Dich — Du biſt ein Heiligenbild —
Als ich in Rom war, ſah ich Dich. Du biſt
Die heil'ge Mutter Gottes. Bitt' für uns!

(Er kniet.)

Mathilde (hebt ihn auf).

Komm zu Dir, Heinrich, ſieh', ich bin Mathilde!

Heinrich (leiſe).

Sprich nicht von ihr. Still, ſtill, der Biſchof ſagt,
Sie iſt 'ne Buhle — ſtill, ich liebe ſie.

Anno iſt heilig. — Fort, da ſind ſie wieder —
Rings Kutten, Kutten — Tiger und Hyänen!
Hei, wie das frißt, ſie würgen in den Schlund
Die Erde — alles, was da lebt und webt!
Pfui, ihr gefräß'gen Eber! Ha, ſie nah'n,
Jetzt geht's an mich. — Ich bin in Bann und Acht!
(Er ſinkt ohnmächtig zuſammen.)

Mathilde (kniet bei ihm).
Weh, er iſt todt!

Kanzler (fühlt nach dem Herzen Heinrichs).
Noch nicht, noch pocht es dort —
Nur eine Ohnmacht iſt's. Tod wäre beſſer!
(Heinrich wird auf ein Ruhebett gelegt.)

Mathilde.
Laßt mich mit ihm allein!

Herzogin.
Thu's nicht, mein Kind —
Wenn er erwachte, wenn er raſend würde —

Mathilde.
Und mir ein Leid anthäte? Thät' er's doch —
Ich ſtürb' am liebſten von des Liebſten Hand!
(Alle gehen hinaus.)
Er weckte einſt zum Leben dieſes Herz,
Führt' er mich auch in's dunkle Land der Todten!

Herzogin.
Du hatteſt nichts wie Noth und Pein mit ihm,
Das Ende wie der Anfang —

Mathilde.

Doch dazwiſchen,
Was nicht die Welt, was Keiner mir verlieh'n,
Ach, eines Gatten holde, ſüße Liebe! —
Laß' mich allein mit ihm!

Herzogin.

Nun, wie Du willſt (ab).

Sechſter Auftritt.

Heinrich. Mathilde.

Mathilde (ſtreichelt Heinrichs Haar).

Du armes, armes müdgehetztes Wild! —
Wie ſchön er iſt! Ach, daß ſolch Meiſterwerk
Aus Gottes Hand ſo ſchnöd zerbrechen kann! —
Wie ſchön er iſt! — Mein Herzblatt! Du mein Liebling!
Noch in den Scherben ſpiegelt ſich die Pracht
Des Edelſteins, den tückiſch ſie zerbrochen! —
Jetzt lächelt er — es ſtreift vielleicht ein Traum
Glückſelig durch die wunde Seele hin. —
Ein Traum von mir — er lächelt — lächelt noch —
Wie ſchön er iſt! Und ach, er war ſo gut —
Ich muß ihn küſſen — küſſen — küſſen — (Sie küßt ihn).

Heinrich (träumend tief aufſeufzend).

Ah!
Das that mir gut — die Wonne — ſchauernd — ſüß —
So küßte mich Mathilde. (Erwachend.) Ja, Mathilde!
(Er ſpringt auf.)
Du biſt's, Mathilde? Endlos hohes Glück!
(Heftige ſtürmiſche Umarmung.)

Mathilde.

Wer ſoll es anders Dich zu küſſen wagen?

Heinrich.

Ja, ja, wer anders? Doch, wo bin ich denn?

Mathilde.

Bei mir! Du wareſt krank, ſehr krank, mein Heinrich,
Und jetzt biſt Du geneſen.

Heinrich.

Krank, ja krank!
Ich glaub', ich war ſehr krank. Noch kann ich mich
Nicht recht beſinnen.

Mathilde.

Schon' Dich, lieber Heinrich!
Was ſollen jetzt Erinnerungen frommen?
Freu' Dich der Gegenwart — daß Du geneſen.

Heinrich.

Geneſen, ja geneſen! Hier im Glanz
Von Deinen holden Augen, im Bereich
Der ſüßen Stimme — ſchöne Gegenwart!
Ich will mich freu'n. Ich möchte an das Herz
Dich endlos drücken. Ach, wie lange haben
Wir nicht gekoſt? Weißt Du es noch, Mathilde,
Wie ich den erſten Kuß Dir gab? — Hörſt Du
Die Nachtigall? Sie ſingt im Roſenſtrauch. —
Komm, laß uns auf den Raſen niederſitzen,
Die Nacht iſt ſchön. (Er führt ſie an den Sitz.)

Mathilde (für ſich).

O heil'ger Gott im Himmel,
Halt' ihn geſund! (Laut.) Sei ruhig, lieber Heinrich!
Was Dich erregen kann, das Alles hat

Der Arzt verboten, daß Du nicht auf's Neue
Ergriffen wirſt von Deinem böſen Uebel.

Heinrich.

Ich fühle mich ſo friſch, ſo neu belebt —
Nur in der Stirn, da brodelt es noch ſeltſam —
Ganz tolle Phantaſien.

Mathilde.

Jetzt nichts davon!
Biſt Du erſt ganz geſund, ſollſt Du erzählen.

Heinrich.

Ja, ja! Jetzt lach' ich drüber — drollig Zeug! —
Verrückte Träume — wilde wüſte Träume! —
Sind wir denn Mann und Weib — ja, Mann und Weib?

Mathilde.

Sprich nicht ſo viel, mein Schatz, Du weißt es ja,
Wir ſind vereint für Leben und für Tod.

Heinrich (greift ſich an die Stirn).

Doch auch getraut? — Jetzt wirbelt mir das Hirn!

Mathilde.

Siehſt Du, Du fragſt zu viel. Du biſt noch ſchwach,
Du mußt noch ruhn. Komm her an meine Bruſt,
Da bett' ich ſanft und weich das liebe Haupt
Und ſinge Dir ein Lied.

Heinrich (ſich an Mathilden lehnend).

Ja, ſinge, ſinge!
Es tönet Deine Stimme holden Frieden
Mir in die Seele — und mir iſt ſo wohl
An Deinem Herzen hier.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herzogin.

Herzogin.

Der Biſchof kommt!

Heinrich (ſpringt auf).

Der Biſchof kommt! Wie, Anno? Plötzlich wird
Mir wieder Alles klar.

Mathilde.

Still, ſtill, o Heinrich!

Heinrich.

Was ſtill? Geduldig ſoll ich hier den Würger
Von meinem Lebensglücke nahen ſehn?
Vor dieſem Teufel werden Lämmer Wölfe
Und Tauben Geier. — Lieber dunkler Tod,
Als Leben in des Satans Höllenfolter!
(Er reißt ein Schwert von der Wand.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Anno. Kanzler. Bruder Martin.
Dietrich. Anna.

Anno (blaß, alt, verfallen).

Verſöhnung und Vergebung für uns Alle!

Heinrich.

Vergebung und Verſöhnung! Lug und Trug!
Wie Dein Gedanke fauler Peſthauch iſt,
Iſt Gift Dein Wort, Vernichtung Deine That.
Du haſt auf uns, die frommen Chriſtenſeelen,
Der Kirche Bann geſchleudert, Du haſt mir,
Des Kaiſers treuſtem Mann, geſandt die Acht

Und Aberacht. — O Schmach, Du haſt getrennt
Die liebevollſten Herzen dieſer Welt —
Du haſt mich eingekerkert und gefoltert, —
Du haſt — ich weiß es und verſchweig' es nicht —
Getrieben mich — o Himmel — in den Wahnſinn —
Ich bin geſloh'n. —

Anno.

Verſöhnung und Vergebung!

Heinrich.

Wer glaubet Dir denn noch, Du falſche Viper —
Ich weiß es, was Du ſinnſt — nur neue Strafen!
Du nennſt es Tod, ich aber nenn' es Mord.
Doch Du biſt mir als Henker viel zu ſchlecht!
Mathilde, komm noch einmal an mein Herz.
(Sie umarmen ſich heftig.)
Das Leben trennt uns, uns vereint der Tod. —

Mathilde.

Dies Leben war ja Tod, der Tod wird Leben.

Heinrich (läßt ſie aus ſeinem Arm und erſticht ſie).

So, ſo, nun iſt ſie mein!

Mathilde (ſinkt).

Heinrich, ich danke Dir!

Herzogin.

O Gott, mein Kind!

Alle.

Entſetzlich, fürchterlich!
(Alle wollen an Mathilde.)

Heinrich (ſtellt ſich mit dem Schwerte vor ſie).

Fort, fort von ihr — denn meine Heil'ge iſt's —
Und wer ihr naht, der iſt ein Kind des Todes!

Und doch — was that ich? — Großer Gott im Himmel! —
Ihr Blut, die Wunde — weh, ſie zuckt und röchelt! —
Mord — Mord — erſchlagen hab' ich meine Gattin!
Jetzt holt den Henker! Jetzt hab' ichs verdient!
An's Hochgericht! Ich bin in Bann und Acht!
(Er taumelt und ſtürzt neben Mathilde nieder.)
O weh, mein Kopf — mein Herz! Es iſt vorbei.
(Er ſtirbt.)

Mathilde (leiſe).

Da hörte man Glöcklein läuten,
Da hörte man Jammer und Noth,
Hier liegen zwei Königskinder,
Die ſind alle Beide todt. (Stirbt.)

Kanzler (der ſich zu Heinrich gebeugt hat).

Still ſteht das müde vielgeprüfte Herz.

Anne (kniet an der Leiche).

Vergieb uns unſre Schuld, wie wir vergeben
Den Schuldigern!

Kanzler.

Jawohl, Herr Biſchof,
Wohl mögt Ihr flehen um ein mild Gericht
Für dieſes Werk der Kirche und der Prieſter,
Das hölliſch ſchwarz vor unſern Augen liegt!
Weh jeder Macht, die nicht des Herdes Ruh,
Des Hauſes Frieden achtend, alles ſtürzt,
Durch Blut hinwatend über fahle Leichen
Und ausgebrannte Stätten grauſam ſchreitet!
Weh doppelt ihr, wenn ſie ſich geiſtlich nennt,
Doch irdiſch iſt. Und das thut Eure Kirche!
Ach! hingemordet hier die beſten Herzen!
Ich bin ſo ganz erſtarrt in grauſem Schmerz

Wie Winter; thaut ein milder Hauch die Seele
Mir wieder auf, ſo wein' ich — und die Thränen
Sind Blut.

Herzogin (kniet an den Leichen).

Sie ruh'n im ew'gen Frieden —
Ich ganz allein — allein auf dieſer Erde! —

Martin.

O wilde, wüſte Zeit! So ſät man Wind,
Um Sturm zu ernten. Laßt uns Alle beten,
Daß Gott der Zukunft Kirche bald errichte,
Wo Herrſchſucht, Zorn und Grimm von den Altären
Verbannt und allezeit geächtet ſind,
Wo nur die Liebe, Güt' und Menſchlichkeit
Von edler Prieſter reinen Lippen tönt,
Und wo das freie große deutſche Reich
Von einem hohen Kaiſer wird beherrſcht,
Der nur nach freien, großen Herzen fragt
Und jeden Glauben frei gewähren läßt!
Ich ahne ſie, die hehre ſchöne Zeit!
Gott ſchütz' und ſegne unſer Vaterland!

Ende.

Leipzig. Druck von Alexander Edelmann.

Rheinfahrt.

Ein Gedicht

von

Wolfgang Müller
von Königswinter.

◆

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1846.

Druck von A. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

An

Jakob Becker von Worms.

Weihe.

Dein iſt dies Lied, ein treues Freundſchaftspfand,
Gewidmet dir vom herzlichſten Genoſſen,
Der in der Jugend goldnem Märchenland
Voreinſt den ſchönſten Bund mit dir geſchloſſen.
Wie friſch der Fuß ins junge Leben trat!
Hell lag es da, von Morgenlicht umfloſſen,
Wie eine blüthenvolle Frühlingsſaat,
Der tauſend reiche Hoffnungen entſtrahlen:
Wir träumten ſchön von mancher hehren That,
Wir ſpähten nach den höchſten Idealen!

Die Kunſt mit ihrem tiefbeſeelten Wort,
Mit ihrer Blicke zauberhaften Gluten,
Sie lockte uns auf helle Pfade fort,
Mit ihr zu leben oder zu verbluten.
Man ſah uns nach der Schönheit goldnem Vließ
Wie neue Argonauten fröhlich fluten.
Hin zu der Dichtung Zaubergärten wies
Sie meine junge Kraft mit ernſter Mahnung;
Den Lorberkranz der Bildnerei verhieß
Sie deinem edeln Geiſt mit ſtolzer Ahnung.

Und ſieh, ſie zeigte dir die rechte Bahn!
Du irrteſt nicht in dürrem Wüſtenſande,
Du kamſt beglückt mit heiterm Herzen an:
Sie führte dich nach dem gelobten Lande.
So zog die Wolke vor dem Volk des Herrn
Tiefdunkel Tags, doch Nachts durchglüht vom Brande.
Erhabne Ziele liegen immer fern;
Sie zu erreichen, heiſcht es Muth und Wahrheit.
Du aber drangeſt zu des Weſens Kern:
Du ſahſt der Schönheit Heiligthum in Klarheit!

Du griffeſt, reich in edler Künſtlerbruſt,
Stolz ſchaffend in des Volkes ſchlichtes Leben.
Wie ſie durchjauchzen die Natur in Luſt,
Wie ſie im wilden Schmerzen krampfhaft beben,
Klopft das Geſchick an ihre Thür mit Macht,
Wer weiß die Menſchen beſſer wohl zu geben?
Du ziehſt ſo wahr und keuſch! Was du erdacht,
Wir ſehen drin die ſchönſte Seele walten.
Und herrlich kleideſt du in Farbenpracht
Die urgewachſnen kräftigen Geſtalten.

Ich ging indeß der Dichtung kühnen Weg,
Die Schönheit ſuchend, zog ich ernſte Gänge.
In Wald und Flur, auf Berg- und Wieſenſteg
Hob ich von Lenz und Liebe duft'ge Klänge.
Was Leben und Natur ins Herz mir trug,
Goß ich in fröhliche und trübe Sänge.
Gleich dir begeiſterte mich, wo er ſchlug,
Der friſche Lebenspuls im ſchlichten Volke:
Der freien Menſchlichkeit erhabner Flug
Trug ſonnenwärts mich ſtark durch jede Wolke.

In dieſem Sinn entquoll dies Lied dem Geiſt:
Ein Sohn des Volks hab ich es frei geſungen.
Wer weiß, ob mich die Kunſt willkommen heißt,
Wie treu im Dienſt der Schönheit ich gerungen.
Das weiß ich nur: der Menſchenfreiheit Drang,
Das iſt der Ton, der ſtolz mein Wort durchklungen;
So ſtimmts zum Rufe, der im Donnergang
Hindröhnt, der Erde Völker zu durchſchallen.
Mein Volk mag prüſen, ob das Werk gelang!
So nimm dies Lied, o mög es dir gefallen!

I.

Zu des Rheins geſtreckten Hügeln,
Hochgeſegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß beſpiegeln,
Weingeſchmückten Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.

Goethe.
(Rhein und Main.)

— — — — The wide and winding Rhine,
Whose breast of waters broadly swells
Between the banks which bear the vine,
And hills all rich with blossom'd trees,
And fields which promise corn and wine,
And scatter'd cities crowning these,
Whose far white walls along them shine,
Have strew'd a scene — — — —

Lord Byron.
(Childe Harold. III.)

Der Rhein! der Rhein! — Ich jauchze dir den Gruß
Tief, innig, laut, nach langen Wanderjahren!
Manch fremdes Land betrat der irre Fuß,
Auf mancher Meeresflut bin ich gefahren;
Doch wo ich war, du liebes Heimathland,
In öder Einſamkeit, in lauten Schaaren,
Die Sehnſucht webte ſtets ein ſüßes Band
Nach deinen grünen luſtdurchrauſchten Gauen,
Nach Städten, Dörfern, Burgen rings am Strand,
Nach Rebenhügeln, Felſen, Wäldern, Auen.

O Rhein, dich grüß' ich freudig hundertmal!
So jauchzten vom Gebirg einſt die Hellenen,
Als ſie das Heimathmeer im Sonnenſtrahl
Erſchaut nach langem Wandern, heißem Sehnen;
Uneingedenk der Noth, des Kampfes Glut,
Wie fühlten ſie ſo reich den Geiſt ſich dehnen! —
So iſt es mir. Ich greife in die Flut,
Die üpp'ge Woge ſoll die Stirne kühlen,
Denn in den Adern pocht mir heiß das Blut. —
Wie ſelig iſt es, Heimathglück zu fühlen!

Er kehrt als Mann, der dich als Jüngling ließ:
Es hat in ſeiner Seele ſich geſpiegelt
Wohl mancher Landſchaft holdes Paradies;
Er hat ſie fröhlich immerhin entriegelt
Dem ſchwellenden Genuß von Sang und Wein,
Die Leidenſchaft hat oft ſie aufgewiegelt,
Sie glühte ſtets für Kunſt und Wiſſen rein;
Doch was ich auch an Luſt und Leid erworben,
Dein Angedenken, goldig grüner Rhein,
Iſt nie in meiner treuen Bruſt geſtorben.

Ihr lächelt wohl, ihr ſchüttelt ſtill das Haupt!
Es rauſchten euch vielleicht die Urwaldbäume
Der neuen Welt, euch hat das Aug umſtaubt
Des Niagara Regen, und die Schäume
Von ſeinen Wogen ſahet ihr beglückt,
Euch ſcholl ſein Donnerlaut! — O meine Träume,
Sie hätten dort mich an den Rhein entrückt;
Ich hätte von der Andes Felſenjochen,
Vom Blick des ſtillen Oceans entzückt
Und der Atlantis, heim den Gruß geſprochen!

Auch euren Himalaia ſah ich nicht,
Und aus dem Ganges hab ich nie getrunken,
Es ſchützten vor der Sonne Scheitellicht
Mich keine Palmen, und nicht hingeſunken
Bin ich vor Lotosblumen duftberauſcht,
An Indiens Strand ſah ich das Meer nicht funken,
Und Wundervögeln hab ich nicht gelauſcht,
Sternbilder, die in andern Himmelsſphären
Der Schiffer, wenn er Pol um Pol getauſcht,
Des Nachts erblickt, ich kann ſie nicht erklären.

Und nie lehnt' ich im ſchönen Griechenland
Auf ſtillen Hügeln, nah dem Himmelsbogen,
An eines Tempelbau's gebrochner Wand,
Vor mir von ſchlankem Rankengrün umzogen
Ein Säulenknopf, fernhin die weite Schau
Auf Meere, drauf die weißen Segel flogen,
Auf Inſeln ſonder Zahl im Wogenblau;
Nie traf mein Blick die Gräber jener Helden
In Kunſt, in Wiſſenſchaft, im Staatenbau,
Die wir den Söhnen heut als Muſter melden.

Und hätt' ich auch geſehen all die Pracht
Der üppigen Natur am ſchönen Strande
Neapels, wo dem Wandrer ſie mit Macht
Entgegenruft: O ſieh in Meer und Lande
Und ſtirb! Glaubt mir es, jauchzend, frohbewußt
Wär' ich gewandert an des Golfes Rande,
Der Schlöſſer Glanz, der Gärten grüne Luſt,
Den Feuerberg, die Inſeln in den Fluten
Senkt' ich, als ew'ges Bild, in meine Bruſt,
Und wahrte doch der Heimathliebe Gluten,

Ein Tempelhüter! — Nie hab' ich geſchaut,
Wo ſich am hellſten in der Sonne Strahlen
Die Erde ſchmückt wie eine junge Braut;
Ich weilte doch auf Bergen und in Thalen,
Die duftig blau umwebt die Morgenzeit,
Die purpurroth des Abends Tiefen malen,
An Seen und Flüſſen, wo mit Innigkeit
Und ſtillem Blüthenreiz Natur ſich ſchmücket,
Und jeden, wer ihr Aug und Ohren leiht
Beſcheidnen Herzens, gern und froh beglücket.

Nur inniger dacht' ich der Heimath dort,
Wo an der Nordſee ich im Sturm geſtanden
Und von den Dünen ſchaute fort und fort
Der Springflut rieſig wilde Wogen branden,
Als ich von Rügen's Felſen, die ein Kranz
Von Buchwald ſäumt, aus meerzerriſſnen Landen
Die weiten Waſſer ſah im rothen Glanz
Des Sommerabends ſpiegeleben liegen —
Fern ging ein Schiff, und nach des Tages Tanz
Sah ich Seevögel zahllos heimwärts fliegen. —

Wie ſchwoll mein Herz voll trunknem Jugendmut
Im Alpenland, wo, folgend rauhen Wegen,
Vorbei an wilder Berggewäſſer Flut,
Ich Höhn erklomm auf kühnen Gemſenſtegen.
Mein Führer jauchzt ins Thal ein Jodellied.
Gedenkend alter Zeit mit ſtillem Segen,
Pflück' ich die Alpenroſe. Plötzlich zieht
Der Pfad nicht weiter; rings die Kuppen glühen;
Endlos die Schau! Ich jubl' ins Land! Dann flieht
Der Blick, wo meine Heimathwege blühen.

Und ſelbſt das Leben hat mich nicht verführt,
Das hold und ſüß mich in den Arm genommen
Vielfach und oft. Ich hörte tiefgerührt
Viel weiche Stimmen, ſah verwirrt, beklommen
In manchen Blick, der mild das Herz erwärmt,
Der Liebe Ocean hab' ich durchſchwommen,
In wilden Kreiſen bin ich hingeſchwärmt
Beim dunkeln Wein, mit brauſenden Geſellen
Hab' ich bei Jugendliedern laut gelärmt,
Mich wiegend auf des Rauſches üpp'gen Wellen.

Doch hab' ich in der jugendmuth'gen Schaar
Dich, prächt'ge ſtolze Heimath, nicht vergeſſen:
Ich dachte dein, verſtändig, ſinnend, klar,
Wo bei der Erde Weiſen ich geſeſſen,
Die mich belehrt, wie ſie im klugen Geiſt
Raum, Wärme, Licht und Sonn' und Sterne meſſen;
Wie ſtrotzend Leben durch die Schöpfung kreiſt
Nach ewig feſten ungeſtörten Regeln,
Und wie die Völker, die man ſchmäht und preiſt,
Durch der Geſchichte weite Meere ſegeln.

Das iſt der Heimath wunderbar Gefühl,
Es läßt ſich nicht zerſtören und verdrängen,
Es kommt dir ungerufen im Gewühl
Beim lauten Klang von rauſchenden Geſängen,
Im goldgeſchmückten üppigen Gemach,
Wo alle Sinnenreize gern dich zwängen.
Und ziehſt du zu der Armuth ſtillem Dach,
Weinſt mit dem Weinenden du trüb und ſchmerzlich:
Das ſüße Bild der Heimath folgt dir nach,
Erinnerungen winken hold und herzlich.

Du ſiehſt wie in dein liebes Heimaththal,
Den Lindenbaum am Hauſe hörſt du rauſchen,
Den Sims umkreiſt die Schwalb' im Sonnenſtrahl,
Die Tauben auf dem Dach Girrlieder tauſchen.
Dein Blick ſtarrt ſinnend, lange horcht dein Ohr,
Bekannte Stimmen wähnſt du zu erlauſchen,
Nach lieben Blicken ſchaueſt du empor,
Du möchteſt lachen und du möchteſt weinen,
Wenn dir die Angedenken rings im Chor
Als heimliche Geſpenſterſchaar erſcheinen. —

Und ſoll ich denn nicht doppelt ſtolz mich freun,
O Rhein, daß ich an deinem Strand geboren,
Da ſie dir Huldigungen allwärts ſtreun,
Da deinen alten Ruhm ſie rings erkoren?
Sie ſind nach dir in Sehnſucht bleich und blaß,
Sie ſtehn in ſtille Träumerei verloren,
Erklingt von dir ein Lied; dir ſchwingt das Glas,
Wer trinkend deiner Zauberpracht gedenket.
O ſiehe, wie nach dir ohn' Unterlaß
Den regen Schritt die Schaar der Gäſte lenket!

Das thut, weil dir die göttliche Natur
Reiz, Anmuth, Pracht geſtreut mit vollen Händen,
Weil reich ſie Korn und Frucht geſchenkt der Flur,
Und Wieſ' und Wald den ſchwellenden Geländen;
Weil ſie die Rebe deinem Felsgeſtein
Verlieh, zu reifen in des Sommers Bränden
Der Erde beſten duftig ſprüh'nden Wein,
Weil ſie in deines Bettes breiten Wogen,
Grüngoldner, prächt'ger, königlicher Rhein,
Den Menſchen einen ew'gen Pfad gezogen!

Das thut, weil keck um dieſes Landes Pracht
Seit Urzeit ſchon begierig Völker warben,
Nicht ſcheuend Mangel, Wege, Angriff, Schlacht,
Um hier zu mäh'n des Lebens goldne Garben.
Drum zeugt euch mancher alte ſtolze Bau
Von Stämmen, die hier lebten, die hier ſtarben:
Kriegsſucht erhob Felsburgen hoch und grau,
Gewerbfleiß ſchuf die Städte längs dem Strome,
Paläſte ſtreuen Prachtglanz durch die Au,
Kunſtſinn hat hingeſtellt die hehren Dome.

Das thut, weil hier das Rieſenweib, die That,
Zu allen Zeiten Umzug hat gehalten,
Ausſäend gute ſo wie böſe Saat,
Bald Ehr' und Ruhm, bald Schande zu entfalten.
O lauſche nur, Geſchichte ſpricht genug:
Vor deinem Blicke dämmern die Geſtalten
Und ziehn vorüber in gedrängtem Zug,
Die Kaiſer, Aebte, Ritter, Sänger, Bürger.
O ſchau, dort ſchwebt der Adler kühner Flug!
Dem Helden jauchzeſt du, du fluchſt dem Würger!

O Rhein, wo ward dein helles Lob nicht kund?
In allen Zeiten und in allen Zungen
Pries dich der Völker liedervoller Mund,
Die beſten Dichter haben dich beſungen!
Es iſt auch mir als friſcher froher Quell
Des Liedes Gabe tief im Geiſt entſprungen;
Tönt er gleich andern auch nicht hoch und hell,
Wer will ihm, daß er tönt, zu tönen wehren?
O Rhein, ich hab', ein fröhlicher Geſell,
Auch meinen Sang, zu ſchmücken dich mit Ehren.

Der Rhein, der Rhein! — Ich jauchze dir den Gruß
Tief, innig, laut, nach langen Wanderjahren!
Manch fremdes Land betrat der irre Fuß,
Auf mancher Meeresflut bin ich geſahren;
Doch wo ich war, mein liebes Heimathland,
Ich wußte dir die Liebe zu bewahren.
Ich grüße fröhlich Thurm und Burg am Strand
Und Stadt und Dorf in ſegenreichen Gauen;
Den wackern Männern reich' ich froh die Hand,
Es jauchzt mein Herz den wonneſamen Frauen!

II.

Ihr müßt die Menſchheit ewig neu gebären,
Ihr ſäugt und zieht Geſchlechter um Geſchlechter.

Friedr. v. Sallet.
(Laienevangelium.)

Das heitre Mainz! Im goldnen Tageslicht
Seht ihrs geſtreckt am breiten Rheine liegen.
Ein lebensvolles Bild! Ihr merkt es nicht,
Was es gelitten einſt in rauhen Kriegen.
So lob' ichs mir! Es läßt der rechte Muth
Sich nicht durch Hunger, Noth und Angſt beſiegen;
Vergeſſen iſt der Feuersbrünſte Glut,
Kanonendonner, der dich ſchoß zuſammen;
Der Strom der Zeit wuſch ab das rothe Blut,
Du ſtiegſt ein ſtolzer Phönix aus den Flammen!

Des Rheines Leben ſeht ihr tauſendfach
Dahin am Strand in üpp'gen Adern quellen:
Am Ufer iſt der Schiffer Leben wach,
Manch Boot kommt an und manches ſucht die Wellen;
Zuruf, Gejauchze, Scherz, Matroſenſang
Von ſonngebrannten kräftigen Geſellen
Klingt dir ins Ohr; das weite Werft entlang
Schiebt man in Ballen fremder Länder Waaren,
Dazwiſchen ziehen Gäſte hin im Drang,
Ein Dämpfer hat ſie brauſend angefahren.

Den Einen ruft die Müdigkeit zur Ruh,
Den Andern heiſchet noch des Tags Getriebe;
Dem Handelsfreunde zieht er emſig zu.
Mir gaben Müh' und Sorgen keine Hiebe,
Ich ſtreife harmlos ohne Zweck dahin,
Betrachtend, ſinnend, ſchauend, wie ichs liebe:
In Straßen, wo ſie markten um Gewinn,
Da hemm' ich hier und dort die leichten Schritte
Und achte rings herum mit offnem Sinn
Auf Leute, Kleidung, Züge, Haltung, Sitte.

Doch lange feſſelt mich das Treiben nicht
In dieſen hochgethürmten Giebelgaſſen,
In ihre Enge ſchaut des Himmels Licht,
Ein bleicher Strahl, machtlos und gottverlaſſen.
Baumreiche Plätze ſelbſt, wo ſich in Pracht
Erheben der Paläſte ſtolze Maſſen,
Sah ich genug. Sieh, tändelnd ſchwärmt und lacht
Hier eine Schaar vergnügter Müßiggänger!
Euch bin ich froh geſellet Tag und Nacht,
In eurem Strome ſchwimmt der Grillenfänger!

Es geht durchs Thor. Dort locken mich hinein
Des Rebengartens tiefe Laubenhallen,
In grünen Römern perlt der goldne Wein,
Der Harfenmädchen luſt'ge Lieder ſchallen;
Dort ſitzen Zecher, freudig, heiter, friſch,
Und ſchlanke, üppig blühnde Frauen wallen
Leicht ſcherzend hin. Wer iſt hier wähleriſch?
Es gilt die Gunſt der Stunde ſchnell zu nippen;
Auf, guter Schenke, gieb mir einen Tiſch,
Den beſten Wein gieb meinen durſt'gen Lippen!

Wein, Weib, Geſang! Des Lebens grüner Schmuck,
Wie habt ihr hier den ſchönſten Bund geſchloſſen!
Den Freund gewinnt ein raſcher Händedruck,
Zum Liede ſtimmen jauchzend die Genoſſen,
Hochheimer duftet, würzig, edel, voll;
Wie kommt er golden in das Glas gefloſſen!
Wohlauf, ich bringe den gerechten Zoll:
Was klang und klingt in dieſen ſonn'gen Gauen,
Und was in alle Zeiten klingen ſoll
Bei Lied und Wein: hoch Rheinlands holden Frauen!

Ihr ſeid es werth! An Heinrich Frauenlob
Denkt hier mein Geiſt, berauſcht, erinn'rungstrunken,
Der auf des Liedes ſchlanke Flügel hob
Des Weibes Ruhm. Als ſeines Lebens Funken
Im Tod erloſch, da ward ihm reicher Lohn:
Glückſelig iſt er in die Gruft geſunken,
Ihr trugt die Bahre ſelbſt dem Liederſohn,
Es ward durch euch ſein Grab ein Roſengarten,
Wein goßt ihr drauf beim Trauerliederton —
Kein ſel'ger Ende kann des Sängers warten!

O fiel auch mir dies wundervolle Loos! —
Nein, nein, es fehlt dem Geiſt an beiden Gaben;
Doch preiſen laßt mich euch, die in den Schooß
Der Erde fromm ein Dichterherz begraben.
Wer ſo mit heil'gem Sinn die Grüfte ehrt,
Der wußte ſich am Leben friſch zu laben;
Wer groß ſein Herz nach großen Todten kehrt,
Der wandelt würdig auf erhabnen Wegen.
Ihr, Rheinlands Fraun, ſeid aller Ehren werth!
Ein Dichter wünſcht euch jeder Fülle Segen.

Ein Hoch dem friſchen ſüßen Mädchenkranz
Am Heimathſtrom — ſtimmt ein der Gläſer Glocken! —
Der braunen und der blauen Augen Glanz,
Den blonden, wie den dunkeln weichen Locken!
Ja, jeglicher gefühldurchwebten Bruſt
Ertön' ein Heil! Nie ſoll der Jubel ſtocken,
Nie ſterben jene jugendblüh'nde Luſt,
Die ſtets an dieſen Ufern euch begleitet
Und wunderſame Anmuth, unbewußt,
Auf euer lebensvolles Weſen breitet!

O, ſchwärmet leicht dahin durch Tanz und Spiel
Mit feurigen Blicken und mit roſ'gen Wangen!
Stets wiederkehrend ohne Maaß und Ziel
Singt eure alten Lieder unbefangen!
Pocht an eur Herz die wonnige Natur,
Ob Sonnen glänzen oder Sterne prangen,
Laßt ſie hinein mit Fluß, Gebirg und Flur;
Und ſegne dann, als letzte ſchönſte Blüthe,
Als ob ein Frühling auf die Erde fuhr,
Die echte, rechte Liebe eur Gemüthe!

Und Fraun geworden, liebet keuſch und treu
Den ſtarken Mann, den froh das Herz erkoren,
Erſcheint ihm immer reizend, liebend, neu!
Ob ſich das Leben gegen ihn verſchworen,
Ob der Moment ihm leicht und heiter lacht,
Er fühle ſtets bei euch ſich neu geboren,
Im Geiſt geklärt und im Gemüth entfacht,
Daß er verlanget nach des Tages Kriegen,
Die er mit Schwert und Feder hingebracht,
Verſöhnt an eurer treuen Bruſt zu liegen.

Die Knaben zieht ihm friſch und heiter auf!
O macht die jungen Herzen ſtark und muthig,
Früh werft ſie in des Lebensſtromes Lauf,
Stürmt er dahin auch rauſchend, wogenflutig!
Die Jugend wächſt, dräut die Gefahr auch wild.
Was thuts den Knochen, wird die Hand auch blutig?
Denkt Spartas Weib, — ſie war ein Heldenbild,
Sie rief dem Sohne nach: Schlägt dir die Stunde,
Bringt heimwärts man dich todt auf deinem Schild,
Dann klaffe auf der Bruſt die rothe Wunde!

Doch eure Mädchen dort im ſtillen Haus
Bewachet ſorgſam fromm auf jedem Schritte,
Ins volle Leben führt ſie nicht hinaus,
Bis ſie mit feſtbewußtem ſicherm Tritte
Beginnen die unebne dorn'ge Bahn!
O Demuth, Keuſchheit, Innigkeit und Sitte
Entwaffnen, drängen ſie ſich keck heran,
Stolz, Frechheit, Hohn. In wüſter öder Wildniß
Trotzt euer holdes Kind dem ſchlimmſten Wahn,
Erzieht ihr es als eu'r getreues Bildniß.

Gedeiht und blüht am wunderbaren Rhein,
Ihr theuren Frauen, ſtets in froher Weiſe! —
Was ſeh ich? hold beglüht vom Abendſchein,
Umſteht ihr mich in andachtvollem Kreiſe:
Ihr habt das wild geſprochne Lied belauſcht,
Ihr lächelt hold, ihr dankt mir laut und leiſe!
O wißt, der duft'ge Trank hat mich berauſcht,
Aus meinen Worten ſprechen Hochheims Geiſter,
Die mit den Trauben meinen Mund getauſcht;
Zum wahren Preis bedürft ihr andrer Meiſter!

Ich ſtürme fort! An Heinrich Frauenlob
Gedenkend noch, durchſtreif' ich Platz und Gaſſen;
Die Mütter warens, die ſein Lied erhob,
Die Töchter hab ich wacker leben laſſen.
Wein, Weib, Geſang! Du ſüßes altes Lied,
Am Rheine gilt es ganz dich zu erfaſſen,
Weils hier lebendig, fleiſchgeworden zieht.
Ich wandre noch zum Strande, noch zur Brücke,
Wo unter mir des Rheines Welle flieht:
Allwärts tönt heut mein Wahlſpruch mir zurücke.

So wird es Nacht! In dunkeln Schatten baut
Die Stadt ſich auf des Abendhimmels Gluten
Und ſpiegelt Kirchen, Häuſer, Thürm', umgraut
Von Düften, in des Rheines Silberfluten.
Du heitres Mainz! O horcht, wie rauſchend ſchallt,
Gedrückte Seelen ſelber zu ermuthen,
Ein fröhlich Leben dort! Die Menge wallt
Am Ufer hier und dort in Gartengängen,
Lied, Becher, Zither im Gewirre hallt,
Fern klingt die Landſchaft wider von Geſängen.

III.

Colà diritto sopra il verde smalto
Mi fur mostrati li spiriti magni,
Che di vederli in me stesso mi esalto.

Dante.

(La divina comedia. Inferno IV.)

Von dieſem Hügel ſchaut das Auge weit
Stromauf, ſtromab die blühnden Länderſtrecken:
Hier links des Rheingau's üpp'ge Herrlichkeit,
Dort rechts beſät mit Dörfern und mit Flecken
Die Ebne, fern begränzt von Berg und Duft;
Gradüber, dunkelblau, ſtolzformig recken
Die Taunushäupter hoch ſich in die Luft,
Ein fruchtbar Thal dehnt ſich zu ihren Füßen,
Heilquellen ſprudeln dort aus jeder Kluft —
Ein reicher Land wird nie dein Herz begrüßen!

Und dort aus Wieſenufern, grün und weich,
Siehſt du den Main dem Rheine ſich geſellen;
Es einen ruhig hier zum Wogenreich
Sich ihre grünen, ihre gelben Wellen,
Um ſtolzer, breiter, mächtiger, vereint
Zum alten Oceane hinzuſchwellen.
Der Fluß, der groß und mächtig hier erſcheint,
An Städten hinfloß, Schiffe kühn getragen,
Hat ſich verleugnend größrer Flut geeint:
So ſoll ein edles Herz zur Zeit entſagen!

Doch lauſche, was uns ſeine Woge bringt!
Sie trägt uns von der freien Mainſtadt Kunde,
Die gern der Geiſt zum Kranz der Heimath ſchlingt,
Sie zählend zu des Rheinlands Städtebunde.
In heitrer Landſchaft liegt ſie hingeſtreckt,
Umkränzt von ſchönen Gärten in der Runde,
Von Häuſern glänzend, ſo die Kunſt erweckt;
Sie grüßet dich mit manchem kecken Thurme,
Der hoch die Fauſt zum blauen Himmel ſtreckt,
Zum Trotz dem Blitze und zum Hohn dem Sturme.

Hier baute ſich der Reichthum einen Thron.
Mich kann zu Neid und Lob er nimmer reizen,
Ich ſehe bei des Goldes grellem Ton
So manchen ſich mit hohlem Hochmuth ſpreizen.
Hinweg von dieſer Wuchrer feilen Schaar,
Die maßlos reich nach größerm Reichthum geizen!
Fort zu der Freude heiterem Altar!
Ich grüße froh die ſchlichten guten Herzen,
Reich im Gemüthe und im Geiſte klar,
Die friſch und leicht das Daſein hier verſcherzen.

Behaglich führt eur frohes Leben fort,
Dem Falter gleich im Kelch der Sommerblume;
Nur thut nicht ſtolz mit eurem Heimathort,
O brüſtet euch mit keinem falſchen Ruhme,
Preiſ't nicht den Reichthum, der hier ſtets gelacht,
Sprecht nicht von eurer Mauern Alterthume,
Von deutſcher Kaiſer Herrlichkeit und Macht,
Die hier zur Krönung in den Römer traten,
Von eurer Bürgerehre ſtolzer Pracht,
Von eurer Achtung bei den großen Staaten!

Das thut nicht Noth! Wer weiß, ob nicht gemach
Die alten Herrlichkeiten all zerfallen,
Ob nicht zerbricht des Reichthums Säulendach,
Ob nicht des Goldes Klänge hier verſchallen?
Es änderte ſich mancher ſtolze Sitz
Zu ſturmdurchbrauſten, öden, leeren Hallen;
Am liebſten fährt ja ins Metall der Blitz!
Wir ſahen äußre Größe ſtets ſich mindern.
Dem Geiſte nur blüht ewiger Beſitz —
Du blüheſt, Frankfurt, fort in deinen Kindern!

Denn Männer wuchſen hier auf dieſem Grund,
Wie ſelten der Geſchichte ſie entſprießen;
So lang noch Lieder ſingt ein deutſcher Mund,
Wird nicht ihr Name ungerühmt entfließen;
In ſpäten Tagen wird die Enkelſchaar
Noch ihres Geiſtes Werke ſtolz genießen,
Sich freuend, daß, umſchaffend kühn und klar,
Sie in des Volkes Leben eingegriffen:
Als Prieſter Dieſer an der Kunſt Altar,
Als Kämpfer Jener an des Zeitlaufs Riffen.

An Goethe denkt! Hier haben ihm umweht
Den Jugendtraum der beſten Mutter Lieder,
Er trat ins Leben hier, ein Ganymed,
In blühnder Fülle jugendlicher Glieder,
So klar die Stirn, ſo ſchön das edle Haupt:
Sein Weſen klang in allen Herzen wieder;
Gedanken, die er dem Olymp geraubt,
Gab er mit reicher Hand den Erdenſöhnen,
Die Sprache, die man hart und ſpröd geglaubt,
Entquoll ihm in harmoniſch vollen Tönen.

Es wähnten ſich am hohen Göttermahl,
So oft er ſprach, die frohen Zeitgenoſſen;
Stets ſchäumig perlend ward ſein Nectarſtrahl
In ihrer Geiſter Becher eingegoſſen.
Wie kräftig, ſtolz und quellend ſchwoll ſein Lied,
Das ihm in Leid und Wonne einſt entfloſſen!
O ſchaut, wie bräutlich leuchtend, friſch er zieht,
Wenn er von ſeiner jungen Liebe dichtet;
O lauſcht, wie innig ihm der Sang entflieht,
Den er voll Luſt an die Natur gerichtet!

Wie haben ſie die ganze Welt entzückt,
Die kühn von ihm geſchaffenen Geſtalten!
Die Weichlichkeit, die Deutſchland einſt bedrückt,
Wie wußt' er ſie im Werther zu entfalten!
Wie kämpfen Götz und Egmont freiheitsvoll
Entgegen ſchnöder Tyrannei Gewalten!
Wie bringet edler Menſchlichkeit den Zoll
Dort Iphigenie, die reine, hohe!
Wie tönet Taſſo's Dichterherz in Moll
In ſeiner Qualen heißer Flammenlohe!

Wie lockt der Wahlverwandtſchaft Labyrinth,
Und Wilhelm Meiſters ſchwärmende Geſellen!
Ein ſüßer Traum wallt Mignon hin, das Kind,
Des Harfners düſtre Klagelieder ſchwellen.
O Fauſt! o Fauſt! wie ziehſt du rauh und mild
Hin auf des Lebensoceanes Wellen!
Des Sinns Syrene und des Geiſtes Schild,
Wie wechſeln ſie in deinem wilden Leben!
In dir glüht mächtig auf der Menſchheit Bild,
Du zeigſt der Thorheit Reiz, der Weisheit Streben!

Ein Meiſter warſt du, Goethe, überall,
Selbſt wenn du ſpottend deine Geißel ſchwangeſt,
Und, die dir ſchnöde ſannen Schmach und Fall,
Beim Lachen rings des Volks zur Demuth zwangeſt,
Wenn du, ein Weiſer mit Prophetenmund,
In kleinen Sprüchen große Weisheit ſangeſt!
Du warſt ein Meiſter, wie du auf den Grund
Der Welt und ihrer Schöpfungen gedrungen!
Dir that Natur geheime Wunder kund:
Was du erſtrebt, dir iſt es all gelungen!

Zwar ſchmähet dich noch mancher hier und dort,
Daß niemals dich das Vaterland gekümmert,
Daß ſich zum Kriegslied nie erhob dein Wort,
Daß du der Zeiten Götzen nicht zertrümmert;
Die Thoren mißverſtehn dein tiefes Sein,
Das harmlos ſchaffend, freudig unbekümmert,
Nur der Natur, der heiligen, allein
Ein Prieſter opferte. Aus ihren Schaaren
Vermochte keiner edel, mächtig, rein
Wie du, den Menſchen uns zu offenbaren.

Die Seele hat ihr eignes ew'ges Recht;
Den Einen treibt es hin zu Kriegesfahnen,
Der Andre ſucht das menſchliche Geſchlecht
An hehre Freiheit nimmermüd zu mahnen.
Dein Weſen war aus anderm Stoff gewebt,
Du liebteſt Ruh auf deines Schaffens Bahnen.
Haſt du an Fürſtenhöfen auch gelebt,
Du zeigteſt ſtets, daß du von Gottes Gnaden;
In Welt und Menſchen haſt du Licht erſtrebt,
Du wollteſt ſterbend noch im Licht dich baden!

Du warſt ein klarer ew'ger Genius,
Denn was du ſchufſt, es iſt ein Weltenſpiegel;
Enträthſelt hat dein Geiſt in ſchönem Guß
Rings deine Welt, wie Salomonis Siegel:
Der Wiſſenſchaft und Kunſt aus deiner Zeit
Haſt abgeſtreift du die geheimen Riegel.
Wollt ſeine Zeit ihr ſehn, wohlauf, ſo leiht
Eur Ohr den Rhythmen, klangvoll, hunderttönig!
O Stadt am Main, ſein Geiſt hat dich geweiht:
Du zogeſt Deutſchlands großen Dichterkönig!

O Stadt am Main! Hier ſproß ein Andrer noch:
Er ſchuf in Leben und Natur nicht heiter,
Ihn quälte ſeiner Zeiten trübes Joch,
Er war der Freiheit nimmermüder Streiter.
An Börne's Herz ſchlug nur die Gegenwart,
Und ihre Sehnſucht war ihm ſtets Begleiter.
So ſtand er oft in Schmerz und Qual erſtarrt;
Ihm rief die Zeit, wenn die Cäſaren trafen
Mit ſcharfer Geißel ſchonungslos und hart:
O Brutus, Brutus, willſt du ewig ſchlafen?

Er fand die langen Tage nimmer Ruh,
Ein aufgeregter Sprößling der Geſchichte;
Nachts ließ die Augen kaum der Traum ihm zu,
Stets hielt er ſtrenge grollende Gerichte,
Stets rief er Worte brennend, flammenroth,
Daß er der Welt ſchmachvollen Zwieſpalt ſchlichte.
Er ſchrie für jede Knechtſchaft an den Tod,
Er ſtand wie eine ſchwere ſchwarze Wolke,
Die wetterſchwanger rings Verderben droht,
Ob ſeinem brütenden und ſtillen Volke.

Dahinter aber barg ſich roſig Licht,
Sein Herz war voll von holden Sonnengluten;
Wo es die dunkeln Maſſen hell durchbricht,
Seht ihr die heiße Liebe ſtrahlend fluten,
So weltbeglückend, kräftig, freudig, frei;
Es möchte rings den Völkerkreis ermuthen,
Zu flüchten aus der alten Tyrannei
In eine Welt der Freiheit und der Liebe.
O daß ſein Völkerlenz, ſein Ländermai
Prachtvoll doch endlich in das Leben triebe!

O freie Stadt am Main, was war das Loos
Von deinen edeln vielberühmten Söhnen?
Haſt du ſie ſtolz gehegt in deinem Schooß,
Die rings die Völker mit dem Lorber krönen?
Ließ deiner Bürger Reichthum, Kraft und Muth
Die Geiſter ihre ſtolzen Rhythmen tönen?
Hieltſt du des Sängers Lied in treuer Hut,
Gabſt Muth du ſeines Herzens jungem Borne?
Beſchützteſt du des Freiheitsmannes Glut,
O freie Stadt, vor des Verfolgers Zorne? —

O nein! du läßt ihn kalten Sinnes ziehn,
Den größten Dichter, den die Deutſchen preiſen;
Ein edler Fürſt war hold den Melodien,
Dort folgt' er ungeſtört der Muſe Weiſen.
Warum war fürder nicht im Volk ſein Stand?
Was zog ihn nach den hochgebornen Kreiſen?
Ihr, ſtolzen Bürger, gabt ihm nicht die Hand,
Man ſah euch nie nach Geiſtesreichthum dürſten.
Ach, als dem Greis des Lebens Fackel ſchwand,
Trug man die Leiche hin zur Gruft der Fürſten!

Und an der Seine ruht der Freiheitsheld,
Kalt, fern, unfreundlich, heimathlos im Grabe,
Bei fremden Leuten und im fremden Feld,
Dem ſtets das Vaterland die liebſte Labe.
Er zog verhöhnt, geſchmäht, verfolgt, gebannt,
Ein Flüchtling fort am irren Wanderſtabe,
Den Schmerz der Heimath auf die Stirn gebrannt.
Ihn traf zu früher Tod! — Mein Herz wird trüber! —
O, wie man dich in Deutſchland auch verkannt,
Du Geiſt der Freiheit, ziehe nicht vorüber! —

Doch nun genug! Fort von der Trauergruft,
Fort von den ruhmumkränzten Sarkophagen!
Es weht ſo wonnig, weich und warm die Luft
Hier in des Frühlings ſchönen Scheidetagen;
Und wie die Düfte ziehen ſüß und lind,
Wie rings wollüſtig Nachtigallen ſchlagen,
Rauſcht mir ins Ohr ein flüſternd leiſer Wind
Noch einen Namen. Mit erglühter Miene
Tritt vor den Geiſt mir ein bachantiſch Kind, —
Du wuchſeſt in der Mainſtadt auch, — Bettine!

Wie webt im Herzen dir ein Wunderdrang,
Seltſames Räthſel, das Natur gegeben,
In deſſen Geiſt ſich Farbe, Duft und Klang
Im bunten Spiele durcheinander weben!
Bald liegt dein Geiſt, ein ſchöner klarer See,
In welchem Welt und Himmel fröhlich ſchweben;
Bald hüpfeſt du, ein feines glattes Reh,
Im Garten der Semiramis erzogen,
Im ſchwebenden; bald biſt du holde Fee,
Bald Prieſterin im ernſten Tempelbogen!

Weilſt auf dem Dreifuß du prophetengleich
Und wandelſt in phantaſtiſch wilden Worten,
So lauſchen wir gleichwie im Märchenreich:
Du ſprengeſt des Naturgeiſts feſte Pforten,
Der Blume Dichterſprache wird uns klar;
Vom Vogelſang, der klinget aller Orten,
Verſtehen wir den Sinn; der Winde Schaar,
Der Quellen Lispeln und des Stromes Rauſchen,
Der Sterne Wandel, tief und wunderbar,
Erklärſt du uns. — Wir aber ſtehn und lauſchen.

Du kündeſt des Gemüthes Wunderwelt,
Du kennſt des Herzens tief geheimes Pochen,
Es fliegt dein Geiſt zum hohen Himmelszelt,
Der Erde Tiefen hat er kühn durchbrochen,
Die größte Weisheit haſt du aus der Bruſt
Berauſchend oft wie Lenzduft hingeſprochen:
Wir wurden trunken faſt durch deine Luſt.
Glückſel'ges Weſen du, den Baum des Lebens,
Du trafſt ihn ungeſucht und unbewußt,
Ein friſches Kind; wir ſuchen ihn vergebens!

Wie in Natur und Kunſt du friſch geſchwärmt,
So gingſt du ſtreng auf ernſten Lebenspfaden;
Die Menſchenliebe hat dein Herz erwärmt,
Du liebſt in Freiheitswogen dich zu baden,
Du redeteſt vor Fürſten frei und frank, —
Ein Phönixgeiſt verſchmäht erfeilſchte Gnaden, —
Du brachteſt Tröſtung auf der Armuth Bank,
Dein Wort zerſprengte freier Männer Ketten!
O horch, die Freiheit jauchzt dir frohen Dank,
Sie wird dich zu getreuen Kämpfern betten!

O Stadt am Main, wo iſt die edle Frau?
Wo ſteht ihr freundlich Haus in deinen Gaſſen?
Des gelben Maines fruchtgeſchwellten Gau
Hat ſie vor langen Jahren ſchon verlaſſen.
In einer Stadt Norddeutſchlands hält ſie Wacht
Ob den Gedanken, ſo die Welt erfaſſen,
Und kämpfet friſch in jeder Geiſtesſchlacht.
O lebe fort ſo ſegensreich, Bettine,
Du Amazone! Wenn das Werk vollbracht,
Steh immerfort mit ſiegumglänzter Miene!

Euch aber, Söhne dieſer ſtolzen Stadt,
Die allzuſehr mit äußerm Ruhme prunken,
Wohl wünſch' ich euch, ihr wärt nicht nimmerſatt
In euer blödes Götzenthum verſunken,
Ihr achtetet mehr auf des Genius Blitz,
Seht ihr ihn hell in euren Mauern funken!
Was will ein plumper mächtiger Beſitz?
Dem Reichen wachſen faul des Goldes Tonnen;
Die letzte Schlacht erringt des Geiſtes Witz,
Der ſtets die letzten Schlachten noch gewonnen!

Jedoch getroſt! Ein neues Morgenlicht
Ergießt ſich hier aus holden Dämmerungen,
Die Wiſſenſchaft, die alle Feſſeln bricht,
Sie wird von ernſten Männern ernſt errungen;
Es hat ſchon manches hellerblühtes Reis
Um junge Schläfen hier die Kunſt geſchlungen.
Ihr werdet länger nicht im edeln Kreis
Der hehren Freiheit hier den Platz verſagen,
Die ſtolz verwirft des Reichthums hoch Geheiß,
Die kühn entfernt der Armuth Noth und Zagen!

Getroſt, du ſchöne freie Stadt am Main!
Auch hier wird einſt die Feindſchaft ſich verſöhnen,
Die Menſchlichkeit, urewig, edel, rein,
Sie wird auch leuchten herrlich deinen Söhnen;
Die Schaar, die jetzt beim Golde ſich erfrecht
Der Liebe holde Geiſter zu verhöhnen,
Sie ſchwindet hin, wenn Wahrheit, Freiheit, Recht
Als Blüthenkränze rings die Stirne krönen.
Dann läßt auch hier ein freudiges Geſchlecht
Des ew'gen Reiches Bruderlieder tönen.

IV.

Voran, voran, im Sturm voran!
Der Gutenberg trägt uns die Fahn!
Ihr Völker wachet auf!

G. Herwegh.
(Gutenbergslieder.)

Körper und Stimme leiht die Schrift dem ſtummen Gedanken.
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.

Schiller.
(Der Spaziergang.)

Voll biſt du, Mainz, von dieſes Baues Pracht,
Von deiner ſchönen ſtolzen Kathedrale,
Die blinkend durch den Glanz des Morgens lacht
Und purpurn glüht im rothen Abendſtrahle!
Mit Luſt ſah ich den kühnen Säulengang,
Mit Luſt die blüthumwundnen Kapitale,
Die Wölbungen, die laut mit vollem Klang
Des Wandrers Schritt und Worte wiederſchallen,
Betrachtet hab ich ſtill, aufmerkſam, lang
Des Tempelbaus jahrtauſend alte Hallen.

Genug beſchaut' ich auch der Gräber Reihn,
Die hier aus alten Zeiten mächtig ragen,
Kunſtvoll wie lebend ausgehaun in Stein,
Biſchof und Fürſt aus längſtverklungnen Tagen.
Was halfs, ob ſie den purpurnen Talar,
Ob ſie den Eiſenpanzer ſtolz getragen?
Was ſollen mir die langen Namen gar?
Es kann ein hoher hohler Klang nichts melden,
Mir wird im Geiſt erſt groß und wunderbar,
Wenn ihr mir nennt der Menſchheit große Helden.

Drum fort aus dieſer dumpfen Grabesluft,
Wo ſie die Todten ſelbſt nach Titeln meſſen!
Ach, Rang und Reichthum könnt ihr in der Gruft,
Vermoderte Geſtalten, nicht vergeſſen!
Fort nun aus dieſer Klaggeſänge Qual,
Aus dieſen Weihrauchdüften, Trauermeſſen!
Dort vor der Thür im hellen Sonnenſtrahl
Seht ihr das Bild des Mannes hell entglommen,
Der, ein Prometheus, ſtolz zum zweitenmal
Das Licht dem hohen Götterkreis entnommen!

Mein Gutenberg, empfang den beſten Gruß!
Von Meiſterhand in blankes Erz gegoſſen,
So ſtehſt du prächtig da von Haupt zu Fuß,
Der größte Mann, der dieſer Stadt entſproſſen,
Der größte Mann, der Glanz und Ruhm ihr gab.
Kein Fürſt, dem einſt der Helm die Stirn umſchloſſen,
Kein Prieſter mit dem goldnen Hirtenſtab,
Kein Bürger, der durch Stolz und Reichthum glänzte,
Liegt dort im ſarkophaggeſchmückten Grab,
Der Mainz gleich dir mit ewgen Ehren kränzte!

Das thut, du haſt mit feinem Kunſtverſtand
Das beſte Werk der neuen Zeit gefunden;
Einſt malte Jahre lang die emſ'ge Hand
Des ſtolzen Menſchengeiſtes ew'ge Kunden
Auf pergamentne Rollen; deine Kunſt
Vollendete nach wenig ſchnellen Stunden
Das längſte Buch. Dir ſtrahlte Göttergunſt!
Die lauten Preſſen und geſchnittnen Lettern,
Du warfſt ſie in der Zeiten trüben Dunſt,
Wie Blitze glüh in dumpfen ſchweren Wettern.

Da blieb nicht mehr ein Eigenthum der Macht
Der Geiſt, ein zahmer Aar an ehrnen Ketten;
Er hob ſich ſtolz aus der Geſchichte Nacht,
In der Geſchichte Tag ſich ſtolz zu retten;
Er ſchoß empor mit kühnem Flügelſchwang.
Wo Herrſchgewalt und Pfaffenliſt ſich betten,
Erhob er von der Freiheit ſeinen Sang,
Und wo er horſtete, aus hohem Neſte,
Entſandt' er ſeine Brut in friſchem Drang,
Zu warnen kreiſend Dom und Thurm und Veſte.

Als frohe Boten flogt ihr in die Welt,
Ihr freien Worte, ſtarkbeſchwingte Aare;
Schnob auch die Wuth im gold'nen Königszelt,
Droht' auch der Zorn am leuchtenden Altare,
Was gingen euch die grimmen Flüche an,
Was galten euch die Scepter und Talare?
Ihr wandtet euch zum Volk die reine Bahn,
Ihr ließt ob ihm die breiten Flügel rauſchen;
Der Leiber Ketten und der Geiſter Wahn
Galt kühn es mit der Freiheit zu vertauſchen.

So riß entzwei das vielverſchlungne Band,
Mit dem die Prieſter ſchlau die Welt umfangen,
Des ſchnöden Bannſtrahls alte Kraft verſchwand,
Hinſiechten der Gewiſſensfolter Schlangen;
Unfehlbar war die Kirche nun nicht mehr,
Sie ſaß mit ſtierem Blick und bleichen Wangen;
Die Glaubensfreiheit rauſchte friſch daher,
O Gott, ſie ward mit rothem Blut beſiegelt!
Doch jede Seele ward ein reines Meer,
In dem ſich Erd' und Himmel fröhlich ſpiegelt.

Nach der Tiara fiel der Krone Gurt,
Das freie Wort zerriß die alte Plage;
Wie traf an euch in Titel, Blut, Geburt
Gewehr und Säbel jener Julitage!
Dem Hochmuth ward die Marke aufgebrannt,
Geſchichte trennte man zuerſt und Sage,
Und höher ward als blöde Treu erkannt
Gerechtigkeit! Ob uns ein Fluch beladen,
Das alte Mährchen haben wir verbannt,
Das königliche Wort: von Gottes Gnaden.

Das freie Wort! Noch klingt es tönend heut,
Das größte Werk noch hat es zu vollbringen,
Das Werk, das Lieb' und Freiheit hold gebeut,
Das Denker denken und Poeten ſingen.
Es ruft: Vergeſſet Reichthum, Titel, Stand,
Um euch als Menſchenbrüder zu umſchlingen!
Was ſoll noch Sprache, Sitte, Vaterland?
Wann endlich blüht die tauſendjähr'ge Blume?
Ihr Menſchen, reichet euch die Bruderhand
Und eint euch liebend frei im Menſchenthume!

O wann beginnt das tauſendjähr'ge Reich,
Die Zeit, wo wir des Friedens Fülle haben,
Wo wir in allen Lebensrechten gleich,
Genießen der Natur gerechte Gaben,
Wo wir am nieverſiegenden Genuß
Nach freier friſcher Arbeit froh uns laben,
Und wo in ihrem vollen Ueberfluß
Die Erde Himmel wird? O hört die Mahnung,
Erſchließt eur Herz ihr, wie des Frühlings Kuß
Die Knoſpe ſich erſchließt in blühnder Ahnung!

Doch nein! ſie fürchten noch den ſtarken Aar.
Sehn ſie dich, freies Wort, die Flügel ſpannen,
So flucht dir wild der Prieſter dumpfe Schaar,
Es ſuchen dich zu morden die Tyrannen,
Es zielt nach dir des ſchnöden Reichen Pfeil:
Sie möchten all dich von der Erde bannen.
Blödſinnig Volk! Sie fürchten ſelbſt das Beil,
Die dürren Bäume, die nicht Früchte tragen!
Der Geiſt fährt fort, zu der Geſchichte Heil
Die breiten Flügel ob der Welt zu ſchlagen.

Und unter ſeinen Schwingen ſtolz und kühn
Führt er die Lieb' und Freiheit einſt zum Siege.
O Gutenberg! dein Ruhm wird ewig blühn,
Du riefſt: Des freien Geiſtes Brut, o fliege!
Ihr jungen Adler, freien Worte, brauſt
Hin in des neuen Lebens friſche Kriege!
Von Schlacht zu Schlacht, durch Tag und Nächte ſauſt,
Bis ihr den letzten Sieg in Luſt errungen,
Bis eur Geſchlecht entlang die Länder hauſt,
Bis Knechtſchaft, Ketten, Bann und Fluch bezwungen!

Da ſtehſt du, Gutenberg, ein blankes Bild,
Beſcheiden ſchlicht im einfachen Gewande,
Die edeln Züge groß und ernſt und mild,
Als ſähn ſie künft'ge Zeiten, künft'ge Lande.
Mir iſt, als flüſterte der ſchöne Mund:
Einſt welkt durch meine Kunſt die ſchnöde Schande,
Die noch die Menſchheit drückt; friſch, froh, geſund
Und blühend ſollen alle Völker werden:
Es ſchließt ſich einſt durch ſie der letzte Bund,
Und ſegensvoller Frieden wird auf Erden!

V.

— — — — Then to see
Thy valley of sweet waters, were to know
Earth paved like heaven.

Byron.
(Childe Harold III. 50.)

Einige klimmen
Ueber die Höhen,
Andere ſchwimmen
Ueber die Seen,
Andere ſchweben, —
Alle zum Leben,
Alle zur Ferne
Liebender Sterne,
Seliger Huld.

Goethe.
(Fauſt. 1. Theil.)

Gerüſtet liegt am Strand der ſchlanke Kahn:
Die Maſten ſtehn von Wimpeln bunt umflogen,
Es ſchwellt ein Hauch die weißen Segel an,
Von Epheu zierlich iſt das Bord umzogen.
Der tiefe Himmel blüht in blauer Pracht,
So ſpiegeln ihn des Rheines tiefe Wogen.
Friſchauf! der ſchönſte Sommermorgen lacht
Und lockt uns in die ſommergrünen Lande;
Doch, was uns doppelt froh und heiter macht:
Anmuth und Jugend ſind der Feſtfahrt Bande!

So ſteige ein, du holde Mädchenſchaar
Im Schmuck der blonden und der braunen Locken,
Mit blau und ſchwarzen Augen, tief und klar,
In Kleidern, weiß wie Frühlingsblüthenflocken!
O ſteige ein, du kräftger Männerkreis,
Dem nie die Lieder und die Worte ſtocken,
Der Luſt und Becher hoch zu ſchwingen weiß!
Wir ziehn zur Traubenblüthe in die Berge.
Auf, ſchone nun nicht länger Müh und Schweiß,
Führ in die Fluthen uns, mein kecker Ferge!

O köſtlich ſüße Fahrt! Das Segel ſchwillt,
Geblähet von des Morgenwindes Flügeln;
Ein Meer von würz'gen Rebendüften quillt,
Durch ihn getragen, von den fernen Hügeln.
Ein ſchöner Jüngling ſingt, und Alles lauſcht;
Der Becher kreiſt, die Geiſter zu entzügeln;
Und iſt der Wein geleert, das Lied verrauſcht,
So jauchzen laut die Stimmen in die Weiten;
Und wie der Ton gemach verklingt, ſo tauſcht
Der Landmann ihn auf fernen Berggebreiten.

So gehts hinab den breitgeſtreckten Rhein!
Smaragdne Inſeln tauchen aus den Wellen,
Die in der hocherglühten Sonne Schein,
Umwebt von Kühlung, üppig grünend ſchwellen;
Fruchtfelder wogen dort am hohen Strand,
Des Blüthenſtaubes volle Wogen quellen
In Wolken auf, befruchtend rings das Land;
Darüber ragen dicht fruchtreiche Bäume,
Weingärten blühen weiter, ihren Rand
Umgrenzen hoch am Berg der Wälder Säume.

Und Dorf und Städtchen grüßen nah der Fluth,
Thurm, Giebel, Gärten ſpiegelnd in dem Fluſſe;
Die klaren Wogen klingen wohlgemuth,
Bezaubert von der Landſchaft holdem Kuſſe.
Wir landen an. Gleichwie ein Vogelſchwarm,
Der nach des Frühlings lindem Regenguſſe, —
Wehn über Berg und Thal die Lüfte warm, —
Sich auf bekannte liebe Orte ſenket,
Ziehn wir zum Strand, an Luſt nicht minder arm,
Indeß ein Jeder Hut und Tücher ſchwenket.

So geht es hin durch Straße, Markt und Thor,
Die in der Sonne Schein behaglich blinken,
Durch Wieſen, bunt vom duft'gen Blumenflor,
Wo Bienenſchwärme ſummend Honig trinken;
Landhäuſer ſchmücken zierlich hier den Weg,
Die weiß und blank aus grünen Linden winken;
Bald durch die Obſtreviere führt ein Steg,
Wo uns umfängt ein heißerſehnter Schatten,
Bald durch gedehnter Felder Saatgeheg,
Wo uns der Landmann grüßt auf grünen Matten.

Lang ſtaunt er nach dem feſtlich bunten Zug,
Der friſch phantaſtiſch durch die Auen ſchreitet.
Wir ziehn vorüber rüſtig wie im Flug,
Wo ſich der Hügel uns entgegenbreitet;
Mit Sang und Klang geht es hinauf die Höhn
Auf grünem Pfade, der zum Gipfel leitet,
Und wilde Roſenkränze, morgenſchön,
Umleuchten bald die Stirnen roſ'ger Frauen,
Die Männer winden ſich beim Liedgetön
Des Weinſtocks Zweige rings um Haupt und Brauen.

Bacchantiſch wallt es fort, als käm zu Gaſt
Ein luſtig Märchen durch die Welt gegangen.
Wir machen dann am Waldesſaume Raſt,
Von ſchwanken Buchenzweigen überhangen, —
Dicht hinter uns duftvoll Waldeinſamkeit,
Viel wilde Blumen ſieht der Blick dort prangen,
Die Amſel ſingt aus hohen Wipfeln weit,
Die ſcheuen Rehe ziehn am Abhang nieder —
Erſchreckend, rauſcht der Eiche grünes Kleid —
Und ziehn aus Schluchten ſüße Waldhornlieder.

Doch vor uns liegt ſo reich der rheiniſche Gau,
Daß ſelbſt ein Engel ſeinen Segen prieſe.
Ihr glaubt nicht mehr nach dieſer mächt'gen Schau
Das Märchen vom verlornen Paradieſe;
Und ſtrahlt' euch auch der Erde hellſter Glanz,
Nie ſaht ihr Lande heller noch als dieſe
Im Sommertage blühn; den Blüthenkranz,
Den dieſe Landſchaft beut, ſucht ihr vergebens:
Dem Dichter glaubt, hier blühet voll und ganz
In ſeiner Herrlichkeit der Baum des Lebens!

Denn auf den milden Sonnenhügeln ſtehn
Der Erde würzigſte und beſte Reben;
Mögt ihr der Länder weiten Kreis durchgehn,
Duftreicher wird kein Freund den Wein euch geben.
Bei dieſem Schmuck in Berg und Strom und Flur,
Wie treibet Flut auf Fluten hier das Leben!
Es iſt, als ſtaunte ſelbſt ſich an Natur!
Seht tauſend Lerchen in die Lüfte klettern
Und über dieſer Landſchaft im Azur
Die nimmermüden ſüßen Lieder ſchmettern!

Uns aber feſſeln lang die Scenen hier,
Indem wir bald im kecken Spiele ringen,
Bald bindend winden leichter Tänze Zier,
Bald volle Lieder in die Thäler ſingen.
Balſamiſch zieht der Abend durch die Luft,
Ringsum im Gau die Abendglocken klingen;
Und wie's gemach zur Heimkehr mahnt und ruft,
So ziehen wir auf wohlbekannten Pfaden,
Umwallet von der Wieſ' und Felder Duft,
Zum ſchlanken Kahn dort an des Stroms Geſtaden.

Wir ſteigen ein. Das ſchöne breite Thal
Liegt ruh- und friedenvoll nach allen Seiten,
Hell überglänzt vom klaren Vollmondſtrahl.
Lichtſtröme, ſilbern bald, bald golden, gleiten
Des Rheines Wogen leiſe rauſchend fort. —
Nun laß die Ruder mit den Fluten ſtreiten
Und führ uns hin zu unſres Tages Port!
Heimkehrend grüßen uns noch ſpäte Kähne,
Vom Ufer blinket uns noch mancher Ort,
Und aus der Luft der Wolken weiße Schwäne.

Der hellſte Tag der Traubenblüthe wars,
Den wir in Anmuth, Jugend, Luſt genoſſen.
Friſch keimt entlang den Sommer dieſes Jahrs,
O reift zu ſüßen Früchten, duft'ge Sproſſen!
Wenn an den Ranken rings in goldner Glut
Die Traube ſchwillt, von Feuerſaft durchfloſſen,
Dann kehret wieder auf des Rheines Flut
Auch unſer Schifflein, buntbeflaggt getrieben:
Wir keltern mit der Erd' und Sonne Blut.
Ihr ſeht, wir ſind dieſelben ſtets geblieben!

Wir ſchneiden dann die üpp'ge Götterfrucht
Beim luſt'gen Wechſel leichter Herzergüſſe,
Wir freuen uns des Sangs durch Berg und Schlucht,
Wir jauchzen in die lauten Freudenſchüſſe,
Wir theilen mit den Winzern Mahl und Trank
Und mit den Winzerinnen Scherz und Küſſe;
Und wenn der Abend auf die Landſchaft ſank,
Erfreun wir uns der Feu'r in Au und Hügeln,
Die Nacht in Liedern jubelnd frei und frank,
In Tänzen ſchwelgend wie auf luſt'gen Flügeln!

* * *

VI.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen.

— — —

Denn das Wohl der ganzen Welt
Iſts worauf ich ziele.

Goethe.
(Tiſchlied.)

Kennt ihr des Kellers hohe Poeſie?
Sie zu verſtehn, bedarf's der Dichterader.
Zu Häupten ſah ich ſchönern Himmel nie,
Als Wölbungen von feſtgefügtem Quader,
Drin einfach ruhig Faß an Faß gereiht,
Ein ſtarkes ritterliches Kampfgeſchwader
Im Panzerhemd von braunem Eichenkleid;
Sie fordern dich heraus mit ernſten Mienen,
Als ob ſie Zauberkraft zum Sieg gefeit,
Als wollten ſie an dir den Sporn verdienen.

Ich weiß es wohl, daß manche Lanze brach
Im Kampf mit euch; doch tret ich euch entgegen.
Mein blonder Knappe, komm dem Worte nach!
Ich ziehe fort auf kühnen Kriegeswegen.
Auf, fordre mir die ganze Schaar heraus,
Es ſtürzt ſie alle meiner Zunge Degen!
Die kleinen Krieger laß mir aus dem Strauß,
Ich will mich an die erſten Helden wagen!
Und bleib' ich hier, ſo trage mich nach Haus,
Mein ſchönes Loos braucht Keiner zu beklagen!

Wen bringſt du, ſchlanker Schenke, da heran?
Von Rüdesheim iſts der berühmte Ritter;
Ich weiß, er rang zu Boden manchen Mann,
Der mächtig ſchlug den Degen und die Zither.
Gott! welche wilde ſtarke Feuergluth!
Du ſchlügeſt beſſre Waffen auch in Splitter;
Ha, deine Kraft, ſie trifft mich bis ins Blut!
Jedoch getroſt, und gält' es auch mein Leben,
Mir in der Kehle ſitzt ein trockner Muth: —
Die Garde ſtirbt, ſie wird ſich nicht ergeben!

Ein Andrer naht. Zu Hochheim wuchs der Held,
Ein Prieſter iſts, hör ich den Schenken raunen,
Als Dombechant ſo rückt er in das Feld,
Man ſagt, er iſt ein Pfaff von prächt'gen Launen.
Und wie er ſcharf die goldne Klinge führt,
Wer will die Fechterkünſte nicht beſtaunen?
Nie hab' ich ſo des Krummſtabs Macht geſpürt.
Hätt' ich mich erſt des Teufelskerls entledigt!
Ich gebe gern den Preis, wem Preis gebührt:
Niemals noch hört' ich ſolche gute Predigt.

Da kommt ein Dritter ſchon heran zum Strauß,]
Es heißt, zu Markobrunn iſt er geboren,
Ein Minneſänger, recht ein Hochhinaus,
Er ſcheint verliebt dazu bis an die Ohren;
So duft'ge Redensarten hört ich nie,
Und doch hat er mir wild den Tod geſchworen.
Ei, wem der Durſt den rechten Muth verlieh,
Läßt ſich nicht weit vom Weg zum Ziel entfernen!
Ja, prunke nur mit deiner Poeſie,
Du ſollſt den würd'gen Gegner kennen lernen!

Und wieder Einer! Seht, im Herzogsglanz
Rückt der von Steinberg an, bewußt, bedächtig;
Den Helm umblüht ein ſtolzer Siegerkranz,
Sein Weſen iſt wie eines Fürſten prächtig,
Sein Wort erklingt, als hätt' er ſtets geſiegt,
Sein Auge glühet herrſchend, dunkel, nächtig.
Ob dich die Fürſtenamme auch gewiegt,
Dein Gegner iſt ein Mann, ein ſchlechter, rechter:
Ich ſtehe dir, wie oft du auch gekriegt,
Gewahr' am Streich, ob ich ein guter Fechter!

Schau her, der Fünfte naht, apoſtelgleich:
Er kommt ein Sühnungsbote hergeſchritten,
Ein Inſaß aus dem tauſendjähr'gen Reich,
Mit ew'ger Stärke, wunderbaren Sitten.
Sein göttlich Auge ſtrahlt ſo mild und ſtark;
Vom Jünger, der für Liebe nur geſtritten
Trägt er den Namen. Ha, mir glüht das Mark!
Held von Johannisberg, ſo ſüß, ſo ſonnig,
Zu dir geſellt, verweht der Erde Quark,
Zu Lied und Luſt erglüht der Geiſt mir wonnig!

Fort von den Waffen nun zur Brüderſchaft!
Heran, heran, ihr herrlichen Geſellen!
In euren Reihen wächſt mir Muth und Kraft,
Da Weltenfeuer eure Adern ſchwellen,
Da eurem ſüßen dichtungsvollen Mund
Duftmeere üppig, balſamhold entquellen,
Da aus der Sonne und der Erde Bund
Ihr ſtark und kühn als Söhne ſeid entſproſſen,
Und da euch auf der Berge heil'gem Grund,
Wo ihr gewachſen, Freiheitluft umfloſſen!

Gottvolle Fäſſer! ritterlich Geſchlecht!
Euch, Rheinlands Weinen, gilt mein Lied zum Preiſe,
Ich rühm' euch hoch als Helden im Gefecht,
Im Frieden rühm' ich euch als Weltenweiſe.
Was will, mit euch verglichen, Roſenduft,
Zu euch geſtellt, die Glut der Sternenkreiſe?
Ihr hauchet wonnig ſüße Lebensluft,
Ihr ſtrömt mir holde Flammen durch die Glieder;
Es jauchzet, lag er trüb in tiefer Gruft,
Der Geiſt bei euch durch Scherz, Humor und Lieder.

Wie pocht bei euch dem Freunde zu das Herz!
Zu allen Opfern iſt es hochgemuthet,
Im Leid ſo weich wie Wachs, im Kampf wie Erz,
Und im Genuß von Luſtgefühl durchflutet!
Wie blüht bei euch die Lieb in tiefer Bruſt,
Als wäre ſie von Sonnenfeu'r durchglutet!
Da ſtrahlt das Bild der Jungfrau, die voll Luſt
Eur Herz erkor in linden Frühlingstagen,
Ob aller Reize, die Natur bewußt
In ihren holden ſüßen Leib getragen.

Wie hebt bei eurem Duſt, bei eurem Glanz
Der Buſen für die Freiheit an zu klopfen!
Wer ließe nicht für ſie beim Schwertertanz,
Für ſie, für ſie des Blutes letzten Tropfen?
Wer mag die Herzen der Begeiſterung,
Die Ohren noch dem Kriegesruf verſtopfen?
Die Schlachtenhymnen muthig, ewig, jung,
Ertönen rings, die Trommel mit dem Horne
Sie werfen in das Herz den höchſten Schwung:
Friſchauf, friſchauf, geht auch der Pfad durch Dorne!

Goldflut'ge Tränke! Iſt der Sieg erkämpft,
Bei euch laßt uns das letzte Reich erbauen,
Das Reich, das Neid und Zank und Mißmuth dämpft,
Und das nichts kennt als Liebe, Luſt, Vertrauen,
Das Friedensreich, das jede Tyrannei
Vergeſſen hat, das in die Erdengauen
Hinſät der Lieb und Freiheit grünen Mai.
O wie berauſcht der duſt'ge Trank den Zecher!
Die ganze Menſchheit ſelig, gleich und frei!
So trink' ich dieſes Tages letzten Becher.

VII.

O ſäh ich — — — — die Poeten
Der alten Zeit an dieſem Quell verſammelt,
O ſäh ich hier ſie immer unzertrennlich!

Goethe. (Taſſo.)

Im Mittagsſtrahle loderte die Welt;
Ich lag zu ſüßem Schlummer hingegoſſen,
Umdämmert von der Buchen Laubgezelt,
Die auf dem ſtolzen Niederwalde ſproſſen:
Es war der weitgewölbte Säulenſaal
Von goldnem wunderbarem Licht durchfloſſen,
Das Moos lag ſammetweich in ſeinem Strahl,
Walddüfte fühlt' ich friſch und herb entſteigen,
Im Laub die Vögel ſchwiegen allzumal,
Und ſtilles Rauſchen tönte aus den Zweigen.

Und wie der Schlaf mich allgemach umwob,
Erquicklich mich entrückend Raum und Zeiten,
Schaut' ich im Geiſt, wie ſich der Traum erhob,
Durch goldne Wunder mich dahinzuleiten;
Er führte mich durch Strom und Wald und Au
Und längs der Hügel ſonnigen Gebreiten
Zu einem märchenhaften Wunderbau;
Von königlichem Säulendach getragen,
Bot er den Landen eine ſtolze Schau;
Im Geiſt entzückt ſah ich die Kuppeln ragen.

Es war des Rheinlands ſchöner Dichterdom.
Ich trat ans Thor mit zagendem Gemüthe,
Hell klang entgegen mir ein Liederſtrom,
Und ein demantner Ampelglanz erglühte,
Es ſtrahlte Wölbung, Säule, Niſche, Wand,
Die tauſendfaches Kunſtwerk reich durchblühte.
Gebilde von bewährter Künſtlerhand
Sah rings ich vor den Blicken ſich entfalten,
Und in den Gängen wallten im Verband
Mit ſtillen Schritten herrliche Geſtalten.

Der große Goethe ſtand voran der Schaar,
Den Lorber um die ſtolze Marmorſtirne,
Er hob ſich vor den Andern groß und klar,
Gleich einer Alpenkette höchſter Firne,
Die leuchtend in den blauen Himmel ragt;
Er wars, in deſſen glühendem Gehirne
Für Deutſchlands Kunſt die neue Welt getagt,
Ein Held, mit dem in Formen und Gedanken
Noch Niemand in den Wettſtreit ſich gewagt,
Den er nicht warf als Sieger vor den Schranken.

Sein Landsmann Klinger folgte ſeinem Fuß:
Er ſtrebte treu, doch konnt er ihm nicht gleichen.
Das ferne Düſſeldorf entbot den Gruß:
Georg Jakobi brachte ihn im weichen
Und tändelnd ſüßen kleinen Liederton.
Dann einte ſich der Dichtkunſt goldnen Reichen
Der Maler Müller, Kreuznachs kräft'ger Sohn.
Man ſah ſie all der Muſen Gunſt erſtreben;
Und fanden ſie auch nur geringen Lohn,
Sie gingen doch befriedigt durch das Leben.

Auch die Romantik ſandte ihren Mann:
Klemens Brentano kam daher gegangen,
Der einſt die düſterreichen Märchen ſpann
Und Lieder ſtrömte, die vor Anmuth klangen;
Er ſchwur zu früh den holden Künſten ab,
In flammender Parteiſucht dumpf befangen.
Ein Andrer noch! Am Rheine liegt ſein Grab,
Doch fern die Heimath: Auguſt Wilhelm Schlegel,
Der unſerm Vaterland den Shakſpeare gab,
Ein Kenner edler Kunſt und ſchöner Regel.

Und dann entſtieg zu Koblenz ſeiner Gruft,
Der an der Oſtſee Welt das Licht erblickte,
Max Schenkendorf, der in die Kriegesluft
Vor Jahren ſeine Freiheitslieder ſchickte,
Der Deutſchland ſang gleich ſeiner lieben Braut,
Und ſich an Kaiſerträumen fromm erquickte.
Es kam, der ſich am Rhein ſein Haus gebaut,
Ernſt Moritz Arndt, der Mann von echtem Korne,
Der in die Tag' und Nächte immer laut
Die Freiheit rief mit ſeinem Wächterhorne.

Und der zu Düſſeldorf im Friedhof ruht,
Karl Immermann zog an, der Sachſenſproſſe,
Die ſtolze Stirn voll klarem Männermuth;
Selbſtſtändig, einſam, nur ſich ſelbſt Genoſſe,
Ging er einher, vertrauend eigner Kraft,
Oft irrend auf der Dichtung Flügelroſſe,
Doch immer mächtig, grad, voll Leidenſchaft;
Ein ächter Sohn der Zeit mit Luſt und Kühne,
Den allzufrüh der jähe Tod entrafft,
Eh er ſein Spiel geendet auf der Bühne!

Und wieder Einen hat das Aug' erblickt:
Sieh Heinrich Heine, Liebling blühnder Muſen,
Der bald mit Frühlingsliedern uns beſchickt,
Süßduftig, rein für keuſche Frauenbuſen,
Der bald des Spottes gift'ge Pfeile ſchießt,
Vom grimmen Schlangenhaare der Meduſen
Das Haupt umwallt! Daß friſch der Geiſt dir ſprießt,
Engherzig leugnet es der Sittenrichter;
Mein Geiſt, der froh des Genius genießt
Wo kühn er ſtreift, preiſt froh in dir den Dichter.

Die Andern aber folgten im Verein,
Der junge Rhein wars, brüderlich verbunden:
Karl Simrock ſchritt treuherzig friſch herein,
Der neue Dichter alter deutſcher Kunden;
Und Freiligrath, der Wüſtenſänger, ſtand,
Der neue Heimath hier am Rhein gefunden,
Mit ſtolzem Bilderwerk ihm gleich zur Hand.
Sie hielten fröhliche Verbindungsfeier.
Doch Matzerath beſchloß das friſche Band
Mit ſeiner allzufrüh verſtummten Leier.

Noch Andre zogen zu dem ſchönen Kreis:
Der formenfert'ge Kinkel wars vor allen,
Und Pfarrius, der ſchöne Sagen weiß,
Sah ich mit ihm im ſtolzen Dome wallen.
Auch die Weſtphalen traten kräftig ein:
Schücking und Junkmann ſtanden in den Hallen,
Es lockte ſie der dichteriſche Rhein.
Noch Jüngre nahten ſich dem hohen Tempel;
Sind ihre Lieder echt, geweiht und rein,
So nennt die künft'ge Zeit ſie als Exempel.

Das war die Schaar. Des Rheines Söhne hier,
Anſiedler dort in ſeinen blüh'nden Thalen,
Wohl werth, daß ſie als ruhmeshelle Zier
Des edeln Stroms in alle Zeiten ſtrahlen;
Wohl würdig, daß wir ſchlürfen luſtdurchglüht
Aus ihrer Lieder goldnen Nektarſchaalen,
In denen reiner Wein der Dichtkunſt ſprüht;
Daß wir an ihren ſchönen freien Gaben
Berauſcht erfreun das ſchwärmende Gemüth,
Hochſinnig friſch die ernſten Geiſter laben. —

Der Traum verſchwand. Ich ſah aufs Neu die Welt:
Im Abend lag ſie ruhig hingegoſſen,
Es hielt umdämmert mich der Buchen Zelt,
Die auf dem ſtolzen Niederwalde ſproſſen.
Noch lange dacht' ich an den Tempelbau,
An ſeiner Dichtung herrliche Genoſſen,
Die uns in großen Werken ihre Schau
In Welt, Natur und Leben offen legen,
Die Freundſchaft, Liebe, Wein und Wald und Au
Uns preiſen in des Sanges ſüßem Segen.

Und ſieh, mein Herz iſt ſtiller Wünſche voll,
Die ſchmeichelnd mich ins Meer der Zukunft fahren!
Wenn einſt mein Lied zu Dank der Heimath ſchwoll,
O dürft' ich dann mich jenem Kreiſe ſchaaren,
Ein Sohn der Zeit, der innig ſie empfand,
Der, was ſie will, geſtrebt zu offenbaren,
Der vom Gefühl geſpornt und vom Verſtand,
Ein treuer Mann für Menſchlichkeit gerungen,
Der ſtets im Volk ein ſchlichter Sänger ſtand,
Und glühen Geiſtes für das Volk geſungen!

VIII.

O Wunder! Wie die kalten Erdenquellen
Von heißer Glut durchdrungen überſchwellen!
Ich trinke, Feuer fließt durch meine Glieder.

Wilh. Müller.
(Brunnenmetamorphoſe.)

Will über dies Gebirge die Natur
Denn ihres Reichthums ganze Fülle gießen?
Wohin wir kamen, zog des Weges Spur
Durch Hügel ſich, wo ſüße Weine ſprießen;
Aus ihren Tiefen aber ſah't ihr hell
In Jugendluſt koſtbare Brunnen fließen.
Geſundheit trinkt ſich aus dem klaren Quell,
Wen Krankheit traf auf ſchweren Lebenspfaden.
Kommt alle her, hier wächſt die Heilung ſchnell,
Kommt alle her, die mühſam und beladen!

Tief in des Bodens unerforſchtem Grund
Da treibt der Erdgeiſt ſtill verborgne Räder,
Sein Wirken thun die klaren Waſſer kund,
Die er entſendet durch das Steingeäder;
Bald warm, bald kalt entſprudeln ſie dem Schacht,
Bereitend hellen Trank, wohlthät'ge Bäder,
Aus denen friſcher auf die Seele lacht,
Aus denen blühender die Glieder blinken.
Quält euch ein Schmerz, ſo hüllt ihn bald die Nacht:
Hier könnt ihr des Vergeſſens Lethe trinken!

Man ſagt, daß es der Erde Nixen ſind,
Die Segen ſpendend aus den Klüften ſteigen,
Die ſonſt unſichtbar, nur dem Sonntagskind
Die ſchöngeſtalt'gen leichten Glieder zeigen.
Nur wer Geſpenſter wandeln hört und ſieht,
Erſchauet ihren luft'gen Ringelreigen
Und hört ihr wunderbares Sphärenlied,
Wenn ſie ob ihren klaren Bornen ſäuſeln,
Und der kryſtallnen Welle, welche flieht,
Die wallend weichen reichen Locken kräuſeln.

Doch haben treu ihr heilſam Werk belauſcht,
Die ſich der Forſchung der Natur ergeben;
Wo friſch ein Quell in tiefen Schluchten rauſcht,
Wo er an Bergeshalden tritt ins Leben,
Da forſchten ſie geheimen Wundern nach,
Die in den erdgebornen Fluten weben;
Und hatten ſie, die Tag und Nächte wach,
Gefunden ſein tiefeignes innres Weſen,
Dann wars ihr weiſer Mund, der tönend ſprach:
Ihr Kranken kommt, Natur wird euch geneſen!

So ſtrömen ſie aus allen Zonen her,
Naht ſich der Lenz mit ſeinem Roſenſchritte;
Zu dieſen Quellen wogt es übers Meer,
Zu ihnen wogts aus tiefer Länder Mitte.
Hier ſeht ihr jedes Volk und jedes Land,
Verſchieden in Gewohnheit, Sprache, Sitte,
Ob ihm den Zügel hält Tyrannenhand,
Ob ihm der Freiheit helle Rechte blinken,
Hier herrſcht Natur mit ſinnigem Verſtand,
Und ohne Unterſchied giebt ſie zu trinken.

Sie ſendet ihre flinke Nixenſchaar;
Und dem das Haupt Verdruß und Schwermuth zwangen,
Dem ſtreicheln ſie die düſtern Schläfen klar,
Sie ſäubern ihm das Hirn, das trüb befangen;
Die böſen Geiſter, die ihn quälen, fliehn,
Und neue Roſen blühn auf bleichen Wangen;
Wem Feſſeln eng ſich um den Buſen ziehn,
Als legten drum ſich feſte Eiſenbande,
Umrauſchen ſie mit Wellenmelodien:
Sein Herz erglüht zu neuem Lebensbrande.

Wer ſich an Speiſ' und Trank nicht freuen mag,
Wer, überſättigt von dem Weltgenuſſe,
In Traurigkeit hinbrütet Nacht und Tag,
Sie heilen ihn von ſeinem Ueberdruſſe,
Durchſpülend ihn mit hold geſunder Flut;
Sie küſſen ſelbſt mit weichem Wogenkuſſe,
Wer ihnen naht, im Herzen trüben Muth,
Weil matt und krank ihm ſtarren alle Glieder;
Sie ſingen plätſchernd ihm in naſſer Flut,
Und führen ihn ins heitre Leben wieder.

O ſeht, da zieht die Schaar am Brunnen hin,
Verlierend ſich in Gärten und Alleen,
In Büſchen, hingeſtreut mit Künſtlerſinn,
An Teichen, welche holde Kühlung wehen;
Denn durch die Kunſt wird hier Natur geſchmückt.
Rings könnt ihr froherquickte Menſchen ſehen;
Ihr ſchaut in Augen, leuchtend und beglückt,
Die ſich erfreun der friſchen Lebenswonne;
Der Krankheit Stachel, der ſie ſcharf gedrückt,
Entweicht in dieſes Landes warmer Sonne.

Das kommt, das geht die Sommerzeit entlang,
Es löſet ab der Kranke den Geſunden.
Wie viele ſind im ſteten Wechſeldrang
Hierhergekommen und hinweggeſchwunden!
Es ſanken Jahre in der Zeiten Grab,
Und immer wieder heilten hier die Wunden,
Und immer ſtreiften hier ſich Schmerzen ab.
Doch ſpürt ihr nicht die abgeworfnen Leiden:
Natur lacht ewig, ob am Wanderſtab
Auch Tauſende hier, tiefen Dankes, ſcheiden.

O blühet fort in eurer ſchönen Pracht,
Ihr holdgeſchmückten heilungskräft'gen Orte!
Entſtrömet immer eurer Erdennacht,
Ihr heil'gen Quellen, durch die dunkle Pforte!
O lächelt ſtets, wem Kraft und Muth gebricht,
In dieſer Berge ſegensreichem Porte!
Schön iſts, den Völkern bringen Muth und Licht,
Süß iſt es, Fülle, Gut und Freude geben;
Doch heil'ger iſt — Natur vergißt es nicht —
Den Kranken ſpenden friſches neues Leben!

◆

IX.

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Goethe.
(Fauſt. I. Theil.)

Ihr edeln Schläfer unterm Sand, o laßt den Kampf euch nicht gereu'n,
Es wird der ſpät'ſte Pilger einſt auf eure Gräber Roſen ſtreu'n,
Und auch der Dichter eilt vorbei, von keiner ird'ſchen Furcht beſiegt.

Graf Platen.
(Warſchau's Fall.)

Ihr ſchwärmt das ſchöne Nahethal entlang,
Ich ſeh' euch jauchzend durch die Gründe ſtreifen;
Umweht von Blumenduft und Vögelſang,
Liebt ihr durch Wieſe, Wald und Au zu ſchweifen;
Ihr ſchaut ins Land von rother Felſenwand,
Wo ſüß im Sonnenlicht die Trauben reifen,
Ihr klimmet auf der Burgen Zinnenrand,
Ihr wandelt an des Fluſſes klarer Welle,
Ihr ruhet aus, wo Mancher Heilung fand,
An Kreuznachs vielberühmter Wunderquelle!

Ich kann nicht harmlos heut in euerm Schwarm
Aufjauchzen, tanzen und den Becher ſchwingen:
Es nahm mich die Erinnrung in den Arm,
Ich fühle wunderbar ihr hold Umſchlingen,
Sie faßt mich feſt, unwiderſtehlich, wild,
Mich auf die alte Ebernburg zu bringen.
Hier hing ein ſcharfes Schwert, ein ſtarker Schild
Vor Zeit am Säulenknauf. Hier war das Lager
Franz Sickingen's; es tritt in kühnem Bild
Vor mich des Berlichingen kräftger Schwager.

Mich dünkt, ich ſeh den ſcharfen Heldengeiſt
Die Burg durchziehn in Koller und Barette,
Der ſtets mit Feuermuth das Land durchkreiſt,
Daß er die Taube vor dem Habicht rette,
Der friſch mit Deutſchlands Feind die Lanze brach,
Der [illegible] riß des Unterdrückten Kette,
Der ſtets gaſtfreundlich unter ſeinem Dach
Den Flüchtling barg vor Sceptern und vor Kutten:
Ich ſah ihn, wie er dir „Willkommen“ ſprach,
Du ſtarkgemuther feſter Ulrich Hutten!

„Jacta est alea! Ich habs gewagt!"
Noch immer klingt dein Wahlſpruch durch die Mauern!
So lange man das Wild der Freiheit jagt,
Wird feſt dein Ruhm in allen Herzen dauern.
Dein Name tönt, wo laut die Schlacht erbrauſt,
Wo auf den Freien ſchnöde Knechte lauern;
Das Freiheitsbanner, das im Winde ſauſt,
Es trägt dein Bild als Zeichen ew'gen Werthes:
Du ſchufeſt mit dem Geiſt und mit der Fauſt,
Du warſt ein Held der Feder und des Schwertes!

Entſproſſen einem reißigen Geſchlecht
Des Adels, welcher ſtets in Waffen dröhnte,
Der erzumſchienet ſtets des Volkes Recht
Mit wilder kampfgeübter Fauſt verhöhnte,
Der Bau'r und Bürger in das Erbe fiel
Und der im Herrendienſt der Knechtſchaft fröhnte,
Erſtrebteſt du ein andres höhres Ziel,
Zerreißend kühn der dumpfen Zeiten Bande:
Die Freiheit war dein edles Ritterſpiel,
Du trugſt mit Schwert und Wort ſie in die Lande!

Du haſt mit Ernſt erlernt die Wiſſenſchaft,
So Tag wie Nacht ob alter Weisheit brütend;
Du ſogeſt in dich der Geſchichte Kraft,
Im Geiſt der größten Helden Werke hütend;
Im Waffentanze raſ'te wild dein Zorn,
Mit Lanz und Schwert und Bogen trafſt du wüthend;
Und als zum Kampfe rief das Kriegeshorn,
Zogſt du ein Jüngling mit den blanken Schaaren:
Du haſt verdient dir heldengleich den Sporn,
Und wußteſt ihn dein Leben lang zu wahren!

Zerriſſen ſaheſt du das Vaterland,
Durchſtrömt von wilden tobenden Parteien:
Der Krämer an der Nordſee Dünenſtrand,
Der Franzmann durft' es höhnend, frech entweihen.
Da hörte man nach Einigkeit mit Macht
Dich wie den Hirſch nach friſchem Waſſer ſchreien:
Du mahnteſt an des Kaiſerreiches Pracht,
An Deutſchlands erſten Platz in der Geſchichte,
Mit Vers und Rede hieltſt du zornentfacht
Ob Fürſt und Adel ewige Gerichte!

Wie ſchwangſt du geißelnd deiner Lieder Ton
Zur Luſt den Ernſten und zur Luſt den Lachern!
Die Pfaffenſtreiche traf dein grimmer Hohn,
Du zürnteſt ihrem ekeln Ablaßſchachern;
Aufs Haupt der Dumpfheit und der Heuchelei,
Der Heil'gen Freiheit feilen Widerſachern
Schlugſt du dein Wort! Es tönte laut ihr Schrei,
Den Mann der Gradheit bübiſch zu verketzern.
Was that es dir? Du zogeſt wahr und frei,
Den Edeln Roſe, aber Dorn den Hetzern!

In die Gelehrtenrumpelkammer warf
Dein Zorn den Brand. Wie zitterten die Tröpfe,
Scholl deine Mahnung geißelnd, friſch und ſcharf
Um alte modernde Scholaſtenköpfe!
War die Perrücke auch noch nicht im Schwung,
Die Geiſter trugen leider plumpe Zöpfe.
Du heiſchteſt mächtig mit Begeiſterung
Das offne Recht, Deutſchlands uraltes Erbe,
Die Menſchlichkeit erhobſt du ewig jung,
Auf daß der alte Despotismus ſterbe!

War es ein Wunder noch, daß ſcharf und wild
Die Macht verfolgte deine Forderungen?
Gehetzt, gejagt, ein müdes Edelwild,
Biſt hier du in des Gaſtfreunds Burg gedrungen:
Die Acht des Reiches und des Pabſtes Bann,
Sie hatten dich, den Flüchtling, hergezwungen.
Wer frei des Volkes Liebe ſich gewann,
Gewalt und Herrſchaft könnens nicht vergeſſen;
Du aber bliebſt der feſte, ſtarke Mann,
Der den Geſchicken trotzte, kühn, vermeſſen!

Von hier aus traf noch hundertfach dein Pfeil,
Von hier aus höhnteſt du noch Trug und Lüge,
Von hier aus riefſt du noch der Freiheit Heil,
Von hier aus ſandteſt du noch Schmach und Rüge!
Du miedeſt glücklich Gift und Dolch noch lang,
Die oft belauert deine kühnen Züge,
Bis dich der allzufrühe Tod bezwang
Bei Zürch im See, auf Ufnau's ſtillem Eiland,
Wo jetzt dich rühmt des Enkels Liederklang,
Deß Ahnen dich mit Wuth verfolgten weiland.

O Gott, ſo fällt zu oft des Edeln Loos!
Stürmt hin ſein Geiſt in mächtigen Akkorden,
Haßt er die Knechtſchaft, nennt die Freiheit groß,
Pflegt kalt das Mitgeſchlecht ihn hinzumorden;
Doch wurden die Gedanken Fleiſch und Blut,
Und iſt ſein Geiſt der Geiſt der Zeit geworden,
Dann flammt man an der Feuer heil'ge Glut,
Man ſetzt ihm Säulen und man ſingt ihm Lieder;
Doch er verſank in träber Zeiten Flut,
Kalt, morſch und freudlos ruhn im Grab die Glieder.

„Jacta est alea! Ich habs gewagt!“
Noch webet Hutten's Geiſt durch dieſe Mauern!
So lang man noch das Wild der Freiheit jagt,
Wird hoch dein Ruhm in allen Herzen dauern;
Dein Name tönt, wo laut die Schlacht erbrauſt,
Wo auf den Freien ſchnöde Knechte lauern;
Das Freiheitsbanner, das im Winde ſauſt,
Es trägt dein Bild als Zeichen ew'gen Werthes:
Du ſchufeſt mit dem Geiſt und mit der Fauſt,
Du warſt ein Held der Feder und des Schwertes!

Ernſt, ehrfurchtsvoll, geheiligt tritt heran,
O deutſche Jugend, nahſt du dieſen Hallen:
Hier iſt die Marke einer Heldenbahn,
Hier ziemt ein heiliges Gelöbniß allen!
Ihr, ſtark im Geiſt und edel im Gemüth,
Verheißet, mag auch ernſt das Loos euch fallen,
Hier Wahrheit, Liebe, Freiheit, Recht erglüht!
Und müßtet ihr wie Ulrich Hutten ſinken,
Wenn auch ſein Kranz euch nicht die Stirn umblüht,
Es wird ein edler reiner Tod euch winken!

* * *

X.

Epheu hat deine ſchlanke
Götterbildung umkleidet,
Wie du emporſtrebſt
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einſame Schweſter dort,
Wie ihr,
Düſtres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majeſtätiſch trauernd herabſchaut
Auf die zertrümmerten
Zu euren Füßen,
Eure Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuches Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schäzeſt du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln drein?

Goethe.
(Der Wandrer.)

Die Berge treten näher an den Rhein
Und thürmen ſich zu wilden Felſenmaſſen;
Es ſtürzt der Strom mit Rauſchen hier hinein,
Gleichwie dem Zorn und Unmuth überlaſſen,
Daß ihm ſein breites ſtolzes Bett geraubt,
Daß ihn die Felſenufer hoch umfaſſen;
Wie ein gereizter Löwe wüthend ſchnaubt,
Den nun des Käfigs Gitter eng umſchließen,
So tobt er hin; der ſich ſo frei geglaubt,
Er muß gefeſſelt durchs Gerölle ſchießen.

Und ernſter wird der Landſchaft heitres Bild:
Natur, die eben hold und froh gedichtet,
Ergießt ſich hier in Rhythmen, ſtürmiſch, wild;
Rings hat ſie Schöpfungstrümmer aufgeſchichtet:
Den Lauf des breiten tiefen Stromes hemmt
Geklipp und Riff, feſt, trotzig aufgerichtet,
An denen ſich der Kahn zerbrechend ſtemmt,
Wenn klugen Sinns ihn nicht der Schiffer leitet.
Und zornig ob der Hinderniſſe ſchwemmt
Der Fluß, der Unheil und Gewalt bereitet.

Bald dehnt er ſich, ein glatter weiter See,
Melancholie liegt brütend drauf ergoſſen,
Als hegte hier die Welt ein tiefes Weh,
Verſchloſſen zwiſchen ſtarren Felskoloſſen,
Als trau'rte ſie ob einem jähen Tod.
Waldbäche kommen in den Fluß geſchoſſen, —
Der einz'ge Klang! — Ein dumpfer Ruf der Noth,
Giebt dir das Echo Antwort aus den Schluchten;
Der Rhein vergaß faſt, daß er Strom; das Boot
Des Schiffers zieht gemach gleichwie auf Buchten.

Doch vom Geſtad grüßt mancher ſtarke Bau;
Das Mittelalter hat ſich hier entfaltet:
Rings ragt Gemäuer, feſt, gewaltſam, grau,
Zur Zeit des Fauſtrechts kriegeriſch geſtaltet.
Es iſt, als wäre jener Zeit Geſchlecht,
Das nun im namenloſen Grab erkaltet,
Geflüchtet her zum mördriſchen Gefecht;
Es iſt, als müßten aus den dunkeln Thürmen
Geſtalten, die einſt trotzten allem Recht,
Noch nächtens hier zu Geiſterſchlachten ſtürmen.

So ſind ſie alle! Sieh, welch prächtig Neſt!
Da hängts mit ſeinen ſtarken dumpfen Mauern,
Mit ſeinen Thürmen an dem Berge feſt!
Sieh ſeine Thore, die zerbrochen trauern!
Der Epheu kriecht das Steinwerk grün hinan,
Die Ginſter ſchauſt du drauf im Winde ſchauern,
Riedgras dabei! Da liegt es wie im Bann, —
Hier hat die Armbruſt lange nicht geſchwirret,
Hier hat mit Schwert und Lanze Mann und Mann
Im blut'gen Kampfe lang ſich nicht verwirret.

Tritt ein durchs Thor! Gleich Feſtungen ſo ſchaun
Dich düſter aus den engen Fenſteraugen
Die Häuſer an; nicht ſorglos, voll Vertraun,
Wie ſie in helle Friedenszeiten taugen.
Bei trübem Himmel wirſt du ungemuth
Die Luft inzwiſchen dieſer Thürme ſaugen,
Weil ſie der Inſaß hielt in ſtrenger Hut,
Zum Kampfe rüſtend Erker, Fenſter, Thüren,
Da er in Angſt die Nächte nicht geruht,
Es möchte jäh der Feind ans Haus ihm rühren.

Dazwiſchen ragen Kirchen alter Zeit.
Du trittſt hinein und fühlſt die Seele beben.
Die Kunſt hat ſie geheiligt und geweiht.
Wer wagte dieſe Säulen zu erheben?
Wer hat des Kreuzgangs Wölbungen erdacht,
Wer dieſes Zierraths holdes Blumenleben,
Wer malte dieſer Fenſter Flammenpracht,
Durchlodert von der Sonne Strahlengeiſtern?
Sie haben ſtill und ernſt ihr Werk vollbracht,
Doch Niemand ſpricht dir von den großen Meiſtern!

Nur Schade, daß auch hier die Zeit genagt!
Schon mancher Tempel iſt in Staub zerfallen,
Der vielgethürmt einſt in die Luft geragt,
Zerklüftet ſind des Bogenganges Hallen,
Es ſchaut hinein mit tiefem Himmelsblau
Neugier'ges Grün; der Lerchen Lieder ſchallen
Hoch aus der Luft, wo einſt im Dämmergrau
Frühmettenlied und Orgelklang geſtiegen;
Steinbilder ſtehn zertrümmert noch im Bau,
Gebrochne Säulenſchafte ringsum liegen.

Du trittſt hinaus. Auf Bergen frei und grün
Suchſt du Erquickung den gepreßten Sinnen;
Doch trifft dein Blick nur Trümmer, wild und kühn,
Noch ſollſt du Troſt und Sühne nicht gewinnen.
Vom Felſenkamme ſtarrt ein Ritterneſt,
Mit kühnerhobner Thürme trotz'gen Zinnen,
Mit ſtarren Mauern, ſtarkgefügt und feſt,
Mit dumpfen, tiefen, feuchten, grauſen Kerkern,
Mit kecker Brücken kargem Ueberreſt,
Mit hohlen Fenſtern und mit öden Erkern.

Doch Alles todt! Das Schloß iſt morſch und leer:
Kein Riegel knarrt an moosbewachſnen Thoren,
Durchs Fenſter jaget Wind und Regen her;
Wahnglaube hat Geſpenſter herbeſchworen,
Hier hauſ't die Eule Nachts, der Rab' am Tag:
Gevögel hat die Burg zum Sitz erkoren.
Rings ſchweiſt der Blick, und wo er ſchweifen mag,
Auf allen Bergen ſiehſt du Schlöſſer ſteigen,
Doch keines, das nicht längſt in Trümmern lag,
Verkehr nur haltend mit dem Wolkenreigen!

Einſt war es anders hier in Berg und Thal:
Hoch von den Zinnen wallten ſtolze Fahnen,
Auf bunten Scheiben lag der Sonnenſtrahl;
Die Ritter kehrten hier auf ihren Bahnen
Zum Raſten ein; am Thor erklang das Horn,
Der flinke Wächter ließ nicht lang ſich mahnen,
Die Brücke fiel, man gab dem Roß den Sporn,
Und in der Veſte ward der Gaſt empfangen;
Die Tafel brachte Wild und Wein und Korn,
Glut in die Augen, Roſen auf die Wangen.

Da gab es Feſt auf Feſt: der Ahnenſaal
Glüht' auf im hundertfachen Lichterglanze,
Der Sänger ſang von Liebesluſt und Qual,
Die Damen lauſchten rings in ſchönem Kranze;
Muſik erklang berauſchend wunderbar,
Die heitre Jugend einte ſich zum Tanze;
Die Liebe band zuſammen manches Paar,
Das fürder nur von Lenz und Roſen träumte;
Am Eichentiſche ſaß der Alten Schaar,
Wo goldner Wein in hohen Bechern ſchäumte.

Am Morgen gings zur friſchen Jagd hinaus:
Den Ebern galts, es galt den Reh'n und Hirſchen;
Die Meute zog dem leichten Zug voraus,
Den Reiter trug der Hengſt mit Zähneknirſchen,
Es ſauſte Lanz' und Schwert, der Bogen klang,
Es ging bergauf, bergab, das Wild zu pirſchen,
Durch Wald und Schluchten tönte Waldhornſang;
Das Fräulein ſuchte ſich den grauen Reiher,
Von ihrer Hand der Falke kühn ſich ſchwang.
Als Hüter ritt zur Seiten ihr der Freier.

Doch auch der wilden Schlacht vergaß man nicht;
Man ſah im Thal die Schaaren ſich begegnen,
Gewappnet in des Erzes düſter Licht;
Man hörte Schwert- und Kolbenſchläge regnen,
Es flammte durchs Viſir der Blicke Glut;
Blitzkräftig traf die Armkraft der Verwegnen.
Beineben ſchäumte wild des Stromes Flut,
Nachts trug man heim mit Fackeln, die erſchlagen;
Es wuſch die Strömung ab das rothe Blut,
Verſöhnt ſah man den neuen Morgen tagen.

Wo ſind ſie hin, die leicht und frohbeherzt
Hier folgten ihren heißen Leidenſchaften?
Die hier bei Lied und Tanz und Wein geſcherzt,
Friſch wie ſie ſich zum Streit zuſammenrafften,
Die heiter zogen in den düſtern Kampf,
Die, ob von Wunden auch die Leiber klafften,
Im Panzerklirren und im Roßgeſtampf
Den ewigſtarken Männermuth noch trugen,
Und in gebrochner Herzen Todeskrampf
Noch Lanzen ſchwangen und noch Schwerter ſchlugen?

Es hielt der Tod hier tauſendfache Maht
Raſch, ſchonungslos, mit düſterm Angeſichte;
Ach, ungerühmt ſtarb manche Heldenthat,
Sie aufzuzeichnen faſt vergaß Geſchichte;
Kein Sängerherz, von Dichtungsglut entbrannt,
Verwebte ſie in blühende Gedichte —
In Gräbern, einſam, ruhmlos, ungekannt,
Ruhn Männer hier, ſtark wie die alten Helden,
Wohl werth, der Nachwelt, ſo die Kleinheit bannt,
Ihr Hoffen, Lieben, Kämpfen ſtolz zu melden.

Wild war die Zeit, wo noch die ſtraffe Fauſt
In ſchroffem Treiben ſchaffte ſchroffe Rechte,
Wo nur Gewalt und Leidenſchaft gehauſt.
Und doch wein' ich dem reißigen Geſchlechte
Aus jenen Tagen meine Thräne nach;
Sie dienten nie als feige blöde Knechte,
Und ſie ertrugen nimmer Frohn und Schmach,
Man ſah ſie derb und roh der Freiheit zollen.
Dem Heldenmuth, der ſtets in Thaten ſprach,
Ging er auch falſchen Pfad, kann ich nicht grollen.

Drum Frieden euch, ihr Ritter in der Gruft,
Den Burgen Ruh, der Todten Sarkophagen,
Den alten Städtchen in des Thales Duft,
Den Kirchentrümmern aus vergangnen Tagen!
Ein ernſtes Sinnen legt ſich auf mein Herz,
Die Landſchaft hat die Stimmung drein getragen:
Wie ſie, ſo fühl ich einen tiefen Schmerz —
Still zieht der Strom, die ernſten Felſen liegen
Wie Geiſter alter Zeit in grauem Erz,
Und leiſe kommt die Nacht heraufgeſtiegen.

⁂

XI.

Natur! du ewig keimende,
Schaffſt jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt!
Die Raup' umſpinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfniß
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern!

Goethe.
(Der Wandrer.)

Natur, Natur, du ſelig Mutterherz,
Du ſpendeſt überall die rechte Sühne,
Bringt rauh die Zeit Verheerung, Noth und Schmerz,
So trittſt du holderlöſend auf die Bühne!
Mit mildem Troſte ziehſt du in die Bruſt:
Der Blumen Farbe und der Felder Grüne,
Der Düfte Hauch, der Vogellieder Luſt,
Der Ströme Rauſchen und der Berge Lüfte, —
Sie ſcheuchen alle Leiden unbewußt.
Natur, Natur, du ſchmückeſt ſelbſt die Grüfte!

So haſt du hier mit mildem Sinn gethan.
Wie reizend iereſt rings du die Ruinen!
Die Gegenſätze ſchaun uns ſeltſam an.
Du weileſt, Wandrer, mit erſtaunten Mienen:
Es muß dir bald die Felsburg, ſtark und ſchroff,
Es muß dir bald im Thal das Städtchen dienen,
Suchſt du als Künſtler reicher Bilder Stoff;
Biſt du ein Dichter, bringt dir längs den Hügeln
Die Luft, die ſüß wie Himmelsmanna troff,
Ein holdes Lied auf friſchen Morgenflügeln.

Epheu umſchmeichelt dort das dunkle Thor,
Den Wall umwuchern buntgefärbte Mooſe,
Am Säulenſchaft im hohen Kirchenchor
Da ſprüht in Glut und Duft die wilde Roſe;
Im Burghof ſtiehlt der Rebenranken Duft
Der warme Süd in ſcherzendem Gekoſe;
Dort ſenkt der Schmetterling ſich aus der Luft,
Ihn hat gemalter Blumen Flor betrogen.
Horch, wie die fabelhafte Schwalbe ruft!
Es baut des Südens Kind im gothiſchen Bogen.

Hier lebt wie ſonſt der Menſchen zäh Geſchlecht,
Es fiedelt ſelbſt mit doppeltem Behagen:
Hier wird geliebt, gelacht, geſcherzt, gezecht
So heitern Herzens wie in alten Tagen.
Nicht grämt ſie's, daß derſelbe Strom ſie trägt,
Der einſt ein andres Schiff mit Glanz getragen;
Sie wiſſen nur, daß friſch die Woge ſchlägt,
Sie laſſen nur ihr eignes Sein ſich kümmern:
Der ernſte Geiſt, der ſtets Gedanken wägt,
Freut ſich des Lebens ſelbſt auf dieſen Trümmern.

Schau zu! dort ſpielet eine Kinderſchaar
Im alten Mauerwerk der Jugend Spiele,
Rothwangig, hell das Auge, blond das Haar;
Der Knabe ſchießt die Bolzen nach dem Ziele,
Hoch in die Luft ſchlägt er den leichten Ball,
Wetteifernd haſchen ihn der Hände viele,
Und fängt ihn wer, ertönt des Jubels Schall,
Indeß die Mädchen wilde Blumen pflücken
Und Kränze winden längs dem alten Wall,
Sie auf das lock'ge Jugendhaar zu drücken.

Kommt mit zum Markt! Kunſtvoll gehaun in Stein
Ragt dort der ſchlanke Brunnen; ihm entquellen
Die Waſſer des Gebirges hell und rein,
Rings breiten Kühlung die kryſtallnen Wellen;
Es führt dahin des jungen Volkes Weg,
Dort raſten nach der Arbeit die Geſellen;
Laut iſt der Mädchen plaudernd Leben reg,
Sie harren bei den Krügen neckend, ſcherzend;
Doch drüben an der Gärten Laubgeheg
Stehn junge Mütter, blühnde Kinder herzend.

Die Männer ſitzen rings auf Trepp' und Bank,
Grün überdacht von ſchwanken Rebenlauben;
Es ſpiegeln ſich in ihrem goldnen Trank
Die duft'gen Blüthen der zukünft'gen Trauben.
Was ſchiert ſie hier die junge Liebesluſt!
Was ſchiert ſie dort der Mütter froher Glauben
Von ihren Kindern! Klüglich und bewußt
Ermeſſen ſie des Jahres reichen Segen,
Wie ſie die Gärten ſchützen vor Verluſt,
Wie ſie des Weinbergs reiches Wachsthum pflegen.

Du biegſt zur Gaſſe! Weiter ſchweift dein Blick,
Die Maid im Erker ſiehſt du jäh erſchrecken.
Gemach! ich bringe dir kein ſchlimm Geſchick
Dort hinter deines Fenſters Roſenhecken.
Was birgſt du dich, die ſelbſt als Roſe blüht? —
Ei, bei den Schweſtern willſt du dich verſtecken? —
Ich ziehe fort. Doch lauſche, rauſchend ſprüht
Es fern mir noch von ſüßen Saitenklängen,
Und ſchwelgend folgt mein ſeliges Gemüth
Der klarſten Glockenſtimme milden Sängen.

Ein Jüngling lauſcht mit mir, er ſteht nicht fern;
Und von der Lieder ſilberhellem Guſſe
Steht er entzückt, als hätt' ein ſchöner Stern
Ihn angeſtrahlt mit zaubervollem Kuſſe —
O liebet euch ein ſchönes Leben lang! —
Ich zieh hinunter nach dem ſtolzen Fluſſe,
Entgegen tönt mir bald ein andrer Klang:
Am Lindenbaum, drin Bienen ſummend weben,
Erhebt ein Schiffer einſam ſeinen Sang,
Den fern die Uferfelſen wiedergeben.

Volkslieder ſinds aus altvergangner Zeit,
Des Heimathgeiſtes tiefe Wunderſtimmen,
Geweiht der höchſten Luſt, dem tiefſten Leid,
Darin des Herzens goldne Schätze glimmen,
Drin bald der Haß, der Zorn, die Kampfluſt dröhnt,
Drin bald der Liebe Thränenperlen ſchwimmen,
Drin bald ein längſt verklungnes Mährchen tönt.
Aus Booten, die den Strom hinuntergleiten,
Erklingen leis, daß es den Sang verſchönt,
Oft klare Stimmen, die das Lied begleiten.

Doch wenn die Dämmrung in die Thale ſank,
Da ſammeln ſie ſich hier im bunten Kreiſe;
Der blinde Geiger ſtellt ſich auf die Bank
Und ſpielt die luſtberauſchte, wilde Weiſe;
Elektriſch zuckt ſie durch die Glieder hin,
Bald ſtürmiſch rauſchend, laut, bald flüſternd leiſe,
Bezaubert ſie der Jugend leichten Sinn;
Im Wirbel drehen ſich die flotten Paare,
Süß plaudern Tänzer da und Tänzerin,
Im Abendwinde wehn die Lockenhaare.

Das iſt die alte Liebe jung und neu,
So wie ſie iſt, ſo wie ſie ſtets geweſen:
Blick, Wort und Handdruck, Schwur von Lieb und Treu,
Die wir in alten hohen Liedern leſen,
Die ſchon die Harfe Salomons gerauſcht.
In Eins zerfließen da zwei holde Weſen,
Der Bund iſt fertig, wenn der Kuß getauſcht.
Dort ſtehn ſie trunken, wo die Schatten düſtern.
O niemals ward noch ſüßerm Klang gelauſcht,
Als Worten, die zwei junge Herzen flüſtern!

Die Alten aber ſetzen ſich zum Glas,
Nie voll, nie leer, ſo mögen ſie es leiden;
Ihr laut Gelächter tönt bei jedem Spaß,
Doch auch am Ernſt verſtehn ſie ſich zu weiden.
Sie reden von der Zeiten neuem Schwung,
Und wünſchen ſich zum beſten Ziel beſcheiden;
Sie laſſen leben, was durchglüht und jung,
Der ew'gen Freiheit gilt ihr froher Segen;
Doch haſſen ſie die todte Neuerung,
Die blöd ſich ſpreizt dem Geiſt der Zeit entgegen.

Ein Glas darauf! Die ſpäte warme Nacht,
Durchglüht von Sternen und Johannisfunken,
Wird noch beim Tanz verſchwärmt, beim Wein verlacht,
Dann ziehn ſie heim, von heiterm Muthe trunken.
So treibt ein junges Leben Luſt und Scherz,
Wo längſt ein altes Leben tief verſunken! —
Natur, Natur, du ſelig Mutterherz,
Du ſpendeſt überall die rechte Sühne;
Bringt rauh die Zeit Verheerung, Noth und Schmerz,
So trittſt du holderlöſend auf die Bühne!

◆

XII.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme
Und ſingt ein Lied dabei,
Das hat eine wunderſame
Gewaltige Melodei.

H. Heine.

O deutſche Sage, wunderbare Frau,
In deiner ganzen Pracht erſcheinſt du wieder!
Wie hoch die Stirn, das Aug wie tief und blau,
Wie ſtolz und ſchlank der Bau der ſüpp'gen Glieder!
O wie bewegſt du dich voll Kraft und Muth!
Des Mundes Worte tönen hold wie Lieder,
Das Weſen ſtrahlt in Anmuth, Liebe, Glut!
Wie ziehſt du in phantaſtiſch reicher Hülle,
Umwallet von des Silberſchleiers Flut! —
Ich grüße dich aus meines Herzens Fülle!

Auf blankem kühnem Zelter ſah ich dich
Allwärts hinreiten durch die Heimathgauen;
Doch nirgend nahmſt du dich ſo königlich,
Wie in des Rheinlands Bergen, Wäldern, Auen:
Hier haſt du reichlich jeden Fleck bedacht,
Auf den die ſchönheitstrunknen Blicke ſchauen;
In Felderflächen und in Waldesnacht,
In Strom und Felsgeklipp biſt du erſchienen,
Durch Kirchentrümmer ziehſt du ſtill und ſacht,
Durch alte Schlöſſer mit betrübten Mienen!

Bald führet uns dein rhythmenvoller Mund
Hin auf der Urzeit ſtolze, ſtrenge Bahnen,
Und du beſchwörſt den alten Heldenbund,
Geſchmückt mit Streitart, Goldhelm, Panzer, Fahnen;
Die Nibelungen ſteigen aus der Gruft,
Des alten Deutſchlands mächtige Titanen;
Schlachtruf und Schwertklang füllen rings die Luft:
O ſeht Chriemhilde, Siegfried, Volker, Hagen!
Der goldne Hort blinkt aus des Strombetts Kluft,
Du meldeſt uns, wie ſie ſich all' erſchlagen!

Dann bringſt du uns auf der Geſchichte Feld:
Wir ſtaunen an den Zug der Karolingen;
Der alte Kaiſer Karl, der große Held,
Er zieht dahin, die Heiden zu bezwingen!
Um ihn der Paladine hehrer Kreis,
Die nie vergeblich Schwert und Lanze ſchwingen:
Roland, des Ritterthumes Ruhm und Preis,
Das Jugendbild voll Anmuth, Kraft und Milde,
Zur Seite reitet er dem Kaiſergreis
Und trägt für ihn die Lanze mit dem Schilde.

Du zeigeſt uns des Kreuzes mächtig Heer
In ehrnen Reihen Mann an Mann geſchloſſen:
Im Sonnenſtrahle blinkt die ſtolze Wehr,
Der Boden zittert unter muth'gen Roſſen;
Da wallen Fürſten, Aebte, Knechte, Fraun,
Sie tragen Müh und Hunger unverdroſſen;
Sie wollen all das Grab des Heilands ſchaun
Und es befreien aus der Heiden Händen;
Sie wollen ſich, wo Jeſus litt, erbau'n,
Aufflammend in der Andacht lichten Bränden!

Auch von der Liebe ſingſt du manchen Sang,
Von ihren tiefen Schmerzen, hohen Wonnen,
Wie ſie nicht brach durch Drohung, Schmach und Zwang,
Und wie ſie kühne That mit Liſt erſonnen,
Wie ſtandhaft ſie im herben Tode fiel,
Wie ſie die höchſte Luſt zuletzt gewonnen.
Des Herzens Recht, es hat nicht Maß und Ziel,
Geheiligt ſind durch ſie die alten Thürme,
Du haſt bewahrt ihr ſüßes grauſes Spiel
Am grünen Rhein durch aller Zeiten Stürme.

Und dann von ſtarker Geiſter Märtyrthum
Berichteſt du uns heil'ge Wunderkunden,
Im feſten Glauben ſtrahlt ihr heller Ruhm,
Den ſie bewahrt durch Feuer, Schwert und Wunden.
Sie trugen Seelen, ſtandhaft, treu und rein,
Die hier für ihren Gott den Tod gefunden!
Du zeigſt uns im Altar ihr morſch Gebein. —
Wir aber wünſchen in der Zeiten Schwanken:
So möchten heut erſtehn die Kämpferreihn,
Zu ſterben für erhabene Gedanken!

Drauf aber bringſt du einen guten Schwank,
Du meldeſt von der Mönche luſt'gen Scherzen,
Von ihren Kellern und von ihrem Trank,
Von ihren friſchen gutgelaunten Herzen.
Landsknechte rufſt du klirrend aus dem Grab,
Die hier bei klarem Wein und dunkeln Kerzen
Ihr Weſen trieben, und am Wanderſtab
Läßſt du vorbei die Handwerksburſchen wandern;
Du zeigſt die Dirne, die den Wein ihm gab. —
Poet und Künſtler ziehen mit den Andern.

Das iſt ein friſcher flatternder Humor,
Der blitzeſprühend in das Leben wettert!
Ihr Jauchzen ſprenget leicht ein ſchwaches Ohr,
Wenn es an Berg und Felſenwände ſchmettert.
Kein Becher iſt ſo tief, er wird geleert,
Kein Fels ſo hoch, er wird mit Luſt erklettert,
Die luſt'gen Fahrten, der Erinnrung werth,
Du knüpfeſt ſie an Haus, Geſtein und Berge:
Die Wirthin ſingt ſie uns am warmen Heerd,
Es ſingt vorüberſegelnd ſie der Ferge.

Dann ſtimmſt du plötzlich um den frohen Ton,
Ich hör' dich Geiſtermährchen leiſe flüſtern.
Sind wir im Land des luft'gen Oberon? —
Die Gnomen necken dort ſich an den Rüſtern:
Wie purzeln ſie an Wurzeln hin und her,
Bis wo des Berges dunkle Spalten düſtern!
Sie keuchen unter Gold und Silber ſchwer. —
O fänd ich hier die weiſe Wünſchelruthe,
Nicht länger blieb mein Dichterſäckel leer,
Ich wär beglückt wie Fortunat im Hute!

Und weiter zeigſt du uns im tiefen Fluß,
Wie ſich die Nixen fröhlich plätſchernd baden;
Hold küſſet ſie des Mondes blanker Kuß,
Sie ſind des weißen Geiſterkleids entladen.
So weben ſie den leichten Lüftetanz
Entlang des Stroms umdufteten Geſtaden,
Es führt die Elfenkönigin den Kranz.
Du mahneſt, nicht das nächt'ge Feſt zu ſtören,
Daß ſie in ihrer Burg kryſtallnen Glanz
Uns nicht verlocken und zum Tod bethören!

Doch ſiehe, welch ein wundervoller Ort! —
Bin ich bezaubert? — Dunkle Höhn umfaſſen
Aufragend ſteil die Waſſer hier und dort.
Es ſtreckt ein Fels die koloſſalen Maſſen
Vor mir zum Himmel auf; rothpurpurn glühn
Im Abendlicht die oberſten Terraſſen,
Und eine Jungfrau, ſchlank und hehr und kühn,
Tiefernſt den Blick, die Haare goldenflechtig,
Läßt Lieder vollen Klangs dort tönend ſprühn!
Sie faſſen mir die Seele zaubermächtig.

Die Lorelei! — Der Schiffer ſchaut und lauſcht,
Der Fahrt vergeſſen. Sieh, am Felſenriffe
Zerſchellt der Kahn! Die naſſe Woge rauſcht
Verderbend ob dem Jüngling und dem Schiffe. —
Seltſames Bild, das hier den Geiſt durchzieht!
Des Dichters Saite rauſcht im kühnen Griffe,
Die Sage dienet zum Symbol dem Lied:
Der Eine legt hinein das Recht der Liebe,
Worin der Freiheit Recht ein Andrer ſieht,
Das friſch zum Kampf und Tod die Seele triebe!

O deutſche Sage, wunderbare Frau,
Du löſeſt anders mir die dunkle Frage:
Die Jungfrau iſt der Geiſt von dieſem Gau! —
Wer hier einſt hingedämmert goldne Tage,
Den läßt ihr ewig junger Reiz nicht los;
Dem Rheine fern, erhebt er ſtille Klage,
Und wenn er kann, ſo kehrt er in den Schooß
Von dieſen Thälern, Au'n, Weingärten, Klippen,
Zu theilen friſcher Menſchen holdes Loos,
Und hochbegeiſtert Kuß und Wein zu nippen!

◆

XIII.

— — — Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen
Der Chriſtenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Geſtalt der Welt verjüngt? —

Schiller.
(Don Carlos.)

Ἔσσεται ἦμαρ.

Homer. Ilias.

Hier, wo die Moſel ſich dem Rhein geſellt,
Wie blüht das Land in Formen und in Farben,
Wo zwiſchen Reben bald die Strömung wellt,
Wo bald ſie flüſtert zwiſchen goldnen Garben!
So wechſeln Hügelreihn und Flächengrund,
Die nie an Wein und nie an Korne darben.
Koblenz ruht lieblich an der Ströme Mund,
Sich zwiefach ſpiegelnd in den ſchönen Flüſſen,
Die hier ſich einen zum verſtärkten Bund,
Bald ſtill, bald rauſchend mit beſeelten Küſſen.

In dieſer Landſchaft wundervollem Reiz,
Da ſollte jubelvoll die Seele tönen.
Was hält ſie ſich zurück in engem Geiz?
Ach, weil ſie hier den Frieden arg verhöhnen!
Schaut, Kriege heiſchend, ließ der Menſchengeiſt
Mit Feſtungswerken dieſe Berge krönen:
Dem Grund entwuchſen Thürme ſtarr und dreiſt,
Die Mauerwälle, mächtig aufgeſchichtet,
Die nur der ungeſtüme Krieger preiſt,
Sind Zeugen euch, wohin der Geiſt ſich richtet.

Steinwerk und Gräben ſchließen ein die Stadt,
Als wollten wilde Zeiten ſie verkünden;
An ehrnen Bomben ſieht der Blick ſich ſatt,
Er ſieht ſich ſatt an ehrnen Feuerſchlünden.
Dort von den Höhn aus jedem Mauerloch
Schauſt du Geſchütze in die Thäler münden;
Suchſt du den Schlaf? ſtört dich die Trommel noch;
Wohin du trittſt, erblickſt du Kriegerſchaaren,
Es mahnt dich alles an ein trübes Joch,
An ränkevollen Streit von künft'gen Jahren!

Es iſt, als wäre auch der Menſch erfaßt
Von dieſer Stimmung, die das Land umſchattet:
Hier wird gezankt, geſchmäht, getobt, gehaßt,
Hier ſtreiten düſtre Menſchen unermattet;
Hier wohnt ein Geiſt, der, aller Liebe feind,
Der Seele freies Leben nie geſtattet,
Der ſchreiend nur im Zorne ſich vereint,
Um auf die Freiheit wild und heiß zu ſchmähen,
Der ſtets des Gegners klare Kraft verneint,
Um trüb im Aberglauben ſich zu blähen.

Du ſuchſt umſonſt ein edles Prieſterthum,
Beſorgt, der Menſchheit letztes Glück zu ſchaffen;
Parteiwuth, blind und düſter, iſt der Ruhm,
Den ſich erſtreben dieſe dumpfen Pfaffen.
Ja, Pfaffen, nicht allein im Prieſterkleid,
Die hier erheben ungeweihte Waffen,
Die gern ins Kloſter ziehn die ſchönſte Maid,
Um ſündenlos in Aſche zu verderben,
Die gern hinſiechen ſähn im Büßerkleid
Der Jugend Kraft, der Zukunft friſche Erben.

Sie rühmen ſich, — iſt ganz ihr Geiſt erſtickt? —
Daß mancher Mann des Lebens Bahn betreten,
Der hier das holde Licht der Welt erblickt,
Und dann gelehrt zu dienen und zu beten.
Wir aber ſagen euch: Ihr ſeid verwirrt;
Die ſtolz ihr nennt, ſie ſind uns Trugpropheten;
Dem Knechtesſinne ſprechen ſinnverirrt
Sie nur das Wort, die ſtets, wohin ſie kamen,
Der Uebermacht die Hengſte angeſchirrt.
Darum hinweg mit euren großen Namen!

Schämt ihr euch nicht, den reinen Lorberkranz
Auf dieſe kalten Stirnen hinzuſenken?
Ob ſie beherrſchen mancher Krone Glanz,
Ob ſie auch ſtolzer Staaten Ruder lenken:
Wir ſehn in ihrem Treiben nur Gewalt,
Wir klagen, daß ſie nur auf Willkür denken,
Sie ſind ſo eigenſüchtig, ſtarr und kalt;
Hebt wo der freie Geiſt die goldnen Flügel,
Wird er in Bann und Haft frühzeitig alt.
Für jede Regung haben ſie den Zügel!

Schämt ihr euch nicht, den Weihrauch hinzuſtreun
Vor jenen wilden wahnbethörten Geiſtern,
Die nur in enger Seelenhaft ſich freun,
Hinweiſend nach des Glaubens Kerkermeiſtern?
Die ſelber prunken, feſt, unfehlbar, groß,
Doch jede fremde Meinung ſchnöd bekleiſtern,
Die täglich zu der Scheiterhaufen Schooß,
Daß ſie nicht löſchen, neue Brände tragen,
Und Ketzer richten ganz erbarmungslos,
Wie einſt geſchah in trüben alten Tagen!

Es iſt des Bannes dumpfe Zeit dahin,
Dahin in Kirchen und dahin in Staaten;
Wer ihr noch fröhnet mit verſtocktem Sinn,
Der ſäet aus des Zwieſpalts gift'ge Saaten.
Was hilft es, feſſeln ſie das freie Wort,
Vergiften ſie den Drang nach freien Thaten?
Auch unter Aſche glühen Funken fort
Und lohen unvermuthet auf zu Flammen;
Sie aber fliehn den feſt verſchanzten Ort,
Und die Tyrannenveſte bricht zuſammen.

Nicht anders iſts mit eurem Tempelbau
Und ſeinem ſchlauen künſtlichen Gefüge.
In die Natur die ungetrübte Schau
Enthüllet bald die fein geſponnene Lüge.
Wie fröhlich ladet ſie zu ihrem Tiſch!
Sie bietet Freude rings ſtatt Buß und Rüge,
Sie ſtreut Genüſſe, ſchwellend, heiter, friſch,
Statt eurer Klöſter dumpfiger Betrachtung;
Sie malt des Lebens Gärten zauberiſch,
Die ihr uns zeigt mit kalter Weltverachtung!

Ach, in Betrübniß zagt des Dichters Herz,
Er möchte, ſtatt zu mäckeln und zu rechten,
Den frohen Blumenkranz in leichtem Scherz
Hier Land und Leuten um die Häupter flechten!
Doch hört er nur der Freiheit Adlerruf,
Nie konnten noch Gewalt und Macht ihn knechten
Das Bild, das ungern nur der Griffel ſchuf,
Hat er gemalt, wie es der Ort gegeben,
Drum traf er hart des Flügelpferdes Huf,
Statt leicht beſchwingt darüber hinzuſchweben.

Getroſt! Ein Beſſrer kommt in beſſrer Zeit,
Entlang den Rhein mit Liedern hinzuwallen;
Dann iſt verklungen hier der alte Streit,
Der Berge Veſten ſind in Staub verfallen.
Er ſucht im Thal die Häupter ſtarr und wild,
Und höret rings nur Friedenshymnen ſchallen:
Denn Lieb und Freiheit ſiegten allwärts mild!
Und wie ihn Menſch und Landſchaft ſüß bemeiſtert,
Malt er der Gegend letztes ſchönſtes Bild,
Das hold und anmuthsvoll die Welt begeiſtert.

XIV.

Salve amnis laudate agris, laudate colonis!
Dignata imperio debent cui moenia Belgae:
Amnis odorifero iuga vitea consite Baccho,
Consite gramineas amnis viridissime ripas:
Naviger, ut pelagus; devexas pronus in undas
Ut fluvius; vitreoque lacus imitate profundo;
Et rivos trepido potis aequitare meatu
Et liquido gelidos fontes praecellere potu.
Omnia solus habes, quae fons, quae rivus et amnis
Et lacus et bivio refluus manamine pontus.

Ausonius. (Mosella.)

Dort locket ewigfriſch das Moſelthal!
Ich ſehe ſchon dich aus den Bergen dringen
Mit deiner Wellen blauem klarem Strahl,
Du jugendliche Maid aus Lotharingen!
Du plauderſt her in leichtem hellem Muth,
In deinen Wellen welch ein munter Springen!
Nur ſelten wandelt ſinnig hin die Flut,
Vorſichtig harrt der Schiffer ſtets am Steuer;
Man ſiehts dir an, du haſt franzöſiſch Blut,
Du ziehſt dahin gleichwie auf Abenteuer.

Ich grüße dich! Doch darf ein ſpäter Sohn
Wohl bringen dir die frohen Huldigungen,
Da in urlängſt vergangnen Zeiten ſchon
Die Römerdichter deinen Ruhm geſungen?
Ja, Männer, die Italien geſandt,
Die den Falernerkrug mit Luſt geſchwungen
Und meiſterhaft durchforſchet Meer und Land,
Von deiner Schönheit ſtanden ſie bezwungen,
Die Leier rauſchte auf in ihrer Hand,
Und ihre Lieder haben dir geklungen!

Doch wer verſteht verſchollenes Latein?
In deutſcher Zunge ſoll dein Ruhm ertönen,
Der Mitwelt muß er friſch geſungen ſein!
Friſchauf! Erhebt ſich keiner von den Söhnen,
Die dieſes wundervolle Thal gebar,
Im Liede hier die Heimath zu verſchönen?
Sie liegt ſchon unbeſungen manches Jahr,
Und iſt dem Rheine gleich doch werth des Sanges:
So ſchön iſt Berg und Grund, der Fluß ſo klar,
So hallt die Sage vielgeſtalt'gen Klanges!

Der Dichter fühlt ſich überall zu Haus,
Wo Weib und Wein und Lied ihn hold erfriſchen.
Bin ich auch fremd, ihr weiſt mich nicht hinaus,
Gaſtfreundſchaft ladet ja zu euren Tiſchen:
Ich darf in Ernſt und Munterkeit und Schwank
Mein Lied zu Ehren eures Stromes miſchen;
Ihr bietet fröhlich mir den duft'gen Trank,
Der in den Gläſern glänzt mit grünem Scheine.
Nicht goldne Ketten ſind des Dichters Dank,
Ihm glüht der beſte Lohn in frohem Weine.

Glückſelig Volk! Wie herrlich lebt ſichs hier
Auf dieſer Landſchaft reizgeſchmückten Bühnen,
Wo bald in ſchlanker ſchwanker Bäume Zier
Hochſtämmig dichte tiefe Wälder grünen,
Wo bald aufſtarren feſt in kahlem Grau
Die Felſenkuppen, die unbändig kühnen,
Wo bald, abſtechend von des Himmels Blau,
Weinberge, ſtillgepflegt, hochmaurig ragen,
Und wo tiefunten in der warmen Au
Obſtbäume ſüßgereifte Früchte tragen!

Durch ſolche Scenen zieht der muntre Fluß,
Mit Luſt hinplaudernd lange weite Stunden,
Und wie er wandernd austheilt Kuß um Kuß,
Stets wird es Feld und Bergen luſtig munden.
Ihr ſtehet auf den Gipfeln oft und ſtaunt,
Wie vielfach wunderbar er ſich gewunden
Und durch die Thäler friſche Klänge raunt,
Ihr ſeht ihn tauſend Bäche leicht umſchlingen,
Ihr ſeht ihn immer gut und frohgelaunt
Auf ſeiner Flut beladne Kähne bringen.

In euren Flecken, euren Dörfern dort,
Wie wohnet ihr vergnügt, zufrieden, traulich!
Den leichten Wandrer grüßet Ort auf Ort,
Und jede Wohnung grüßet ihn erbaulich.
Wie gerne weilt er froh, wo ihr euch freut:
Es liegt das ganze Thal ſo grün beſchaulich,
Er blieb ſchon geſtern und er bleibt noch heut;
Auch morgen ladet es ihn noch zu bleiben,
Und harrt er länger, nie hats ihn gereut;
Wie ſüß wißt ihr die Tage zu vertreiben!

Ihr führt ihn durch des Thales Herrlichkeit
Und zeigt ihm ſeiner Schönheit vollen Segen;
Ihr leitet ihn zu Burgen alter Zeit
Auf kühnerklommnen ſteilen Felſenſtegen;
Ihr nennt ihm alte Helden voller Glanz,
Die hier einſt ſtrebten auf des Ruhmes Wegen
Im Feld des Staates und im Kriegestanz;
Ihr meldet ihm von eurer Heimath Weiſen,
Ihr ſchlingt um ſeinen Geiſt der Sage Kranz.
Nie ſeid ihr müd, eur ſchönes Land zu preiſen!

Ihr zeigt die Hauptſtadt ihm, das alte Trier,
Mit Recht berühmt ihr ſie den weiten Landen,
Die, wie die Sage ſpricht, mit Ehr' und Zier
Längſt vor der alten Roma ſchon geſtanden;
Als noch des ſtarken Römers Muth und Macht
Die rauhen deutſchen Gaun in Feſſeln banden,
Stand ſie in Größe, Reichthum, Kraft und Pracht,
Dieſſeits der Alpen, herrlich, unerreichbar,
Ein Kaiſerſitz, Germaniens ſtärkſte Wacht,
Und nur der Siebenhügelſtadt vergleichbar!

Bauwerke ragen rings noch koloſſal
Und geben Zeugniß von den alten Tagen;
Cäſar-Paläſte ſtarren grau und kahl,
Nicht konnte Zeitenſturm ſie ganz zerſchlagen;
Ihr führet mich durchs ſchwarze Römerthor,
Ich ſehe noch die Waſſerleitung ragen,
Die dunkeln Gräber heben ſich empor,
Ich höre von den prächtgen Bädern ſagen
Und vom Theater, das der Muth erkor
Zum kecken Kampf der Thiere und der Wagen!

Hier war ein Lieblingsort des Conſtantin,
Wo er geruht auf ſeinen Heldenbahnen;
Sein Prätor herrſchte hier mit ſtarrem Sinn
Ob Spaniern, Briten, Belgen und Germanen.
Hier ruhten müd von manchem kühnen Krieg
Italiſche Cohorten bei den Fahnen;
Dem Ureinwohner, welcher mürriſch ſchwieg,
Scholl hier Gebot gleich einem niedern Knechte;
Die feine kluge Römerbildung ſtieg
Hier wachſend auf: man ſprach Lateinerrechte.

Der Deutſche brach die längſtgetragne Schmach:
Den Fremdling, der in Weichlichkeit verſunken,
Wies er nach Haus. O Trier, dein Ruhm blieb wach,
Man ſah ihn hell durch ſpätre Zeiten funken!
Hier war es, wo der grimmſte Held entſproß,
Mit dem die deutſchen Heldenlieder prunken:
Von Troneck Hagen! Hier im hohen Schloß
Da hielten Raſt die kräftgen Merowingen,
Vom Helm und Panzer müd und müd vom Roß
Nach rauhem Lanzenſtechen, Schwerterſchwingen!

Zwar manche Stadt wuchs höher bald herauf,
An der lebendiger dahingetrieben
So Zeit, wie Völker; doch im Jahrelauf
Iſt ſchön und friſch die Moſelſtadt geblieben.
Das Mittelalter hat mit ernſter Schrift
Hier manche Marke bleibend eingeſchrieben.
Dein kunſtgeübtes freies Auge trifft
Hier eine deutſche Kirche ſonder Gleichen;
Nur wenn zum alten Köln dein Nachen ſchifft,
Siehſt du Gebild, Liebfrauen zu erreichen!

Hier wohnen heut noch Männer tüchtger Art:
Für Recht und Wahrheit ſind es wackre Sprecher,
Und wo die Freiheit fordert, ſtarkgeſchaart,
Im Wein des Geiſtes wohlgemuthe Zecher;
Doch haben ſie, wenn friſch die Freude kreiſt,
Auch gern den ſchäumenden und vollen Becher,
Zum Liede, welches Luſt und Liebe preiſt,
Erheben ſie die Stimmen voll und tönend,
Es ſchafft für Menſchlichkeit hier mancher Geiſt,
Des Lebens Zwieſpalt edelmild verſöhnend.

Laßt enden ſo den Gang! Ich ſah genug,
Genug, um ewig für dies Thal zu ſchwärmen,
Zog ich vorüber auch in raſchem Flug!
Nun laßt mich noch an eurem Herd mich wärmen!
Der Ruh bedarf ich nach ſo ſchönem Gang,
Deß Angedenken hold den Geiſt durchlärmen. —
Doch nein, zu hold klingt eurer Töchter Sang,
Ich muß mich ihren leichten Tänzen einen,
Und ihr kredenzt beim holden Gläſerklang
Mir friſch von euren allerbeſten Weinen.

Nein, keine Ruh! O Himmel, welch ein Trank!
Wie ſtrömt er hin in perlend hellem Strahle,
Wie weht ſein Duft ſo luſtig, friſch und frank,
Wie leuchtet er im blinkenden Pokale!
Ich trinke, trinke, trinke friſcherglüht!
So wuchs der Muth mir ſelten noch beim Mahle:
So fein, ſo hold, ſo leicht, ſo blumig ſprüht
Der Wein zu meiner Seele tiefſtem Sitze!
Wie wonnig, ſonnig treffen ins Gemüth
Die feu'r- und erdgebornen glühen Blitze!

Euch klingt ein Hoch in dieſem Wunderwein,
Ihr friſchen Wohner hier am Moſelfluſſe,
Die ihr die ſchlanken Reben im Geſtein
Geboten hier des Sommers glühndem Kuſſe,
Die ihr den fremden Gaſtfreund hier entzückt
Mit ihres Saftes goldenem Erguſſe,
Der ſtets erheitert, wenn ein andrer drückt!
O führet fort dies friſche, leichte Leben,
Durch Wogenblau und Landesgrün beglückt,
Beſeliget durch Weib und Lied und Reben!

Fahrt wohl, fahrt wohl! Vom friſchen Morgenwind
Seh ich die Segel meines Kahnes ſchwellen.
Glückſel'ger Strom, muthwillig Felſenkind,
O nimm mich mit auf deinen klaren Wellen!
Laß mich auf dir zurück in raſchem Zug
Dem majeſtät'ſchen Rheine mich geſellen!
Was plauderſt murmelnd du am Schiffesbug?
Du zürnſt doch nicht, daß mein Geſang dir tönet? —
Ich juble mit, wenn einſt im Liederflug
Dein eigner Sohn mit beſſerm Lob dich krönet!

◆

XV.

Du wildes Gebirg, ſo ſchroff und gezackt,
Urwüſte der Welt, wie am erſten Tag,
Als der Himmel öd und die Erde nackt
Und kein klopfend Herz an der Erde lag!
Urſtille der Welt! — —

Alfred Meißner.
(In der Gebirgswüſte.)

Ziehſt du bei Koblenz niederwärts den Rhein,
Wird ſich dein Blick an andern Scenen weiden:
Das ſchroffe Thal mit wildem Felſenſtein
Siehſt du in blauer Ferne ſüdwärts ſcheiden;
Doch auch die Ebne haſt du nicht erreicht,
Es wechſelt reich die Landſchaft zwiſchen beiden:
Bald über korndurchwogte Felder ſtreicht
Das Auge zu der Berge fernen Jochen,
Bald trägt der Kahn dich zwiſchen Felſen leicht,
Die ehmals tobend jung der Strom durchbrochen.

Rechts ſtrecken ſich des Weſterwaldes Höhn,
Hier forſtbedeckt, von Haide dort umblühet,
Durch große Einſamkeiten wild und ſchön,
Drin armes Volk auf dürrem Grund ſich mühet.
Es ſuchet dieſe Stille ſich zur Raſt,
Wen heiß und hart das Leben hat umſprühet;
Hier iſt die Biene ſtets zufriedner Gaſt,
Weil nie der Honig fehlt; der Jäger ſtreifet
Hier durch den ſtillen Wald in reger Haſt,
Weil drin das Wild einſame Pfade ſchweifet.

Jagdſchlöſſer ragen aus vergangner Zeit
Dort aus den Gruppen hundertjähr'ger Bäume;
Dich grüßen Schatten der Vergangenheit:
Aus dem Feudalthum ſteigen auf die Träume,
Geweihe ragen aus der Zimmerpracht;
Und ziehſt du durch des Landes grüne Räume,
Rauſcht auf der Auerhahn aus Waldesnacht,
Den Schrei des Hirſches hörſt du nächtens tönen,
Du hörſt die Büchſe, welche ſcharfauf kracht,
Fern in den Schluchten wiederhallend dröhnen.

Links dehnen ſich, durchwallt von goldnem Korn,
Des Maifelds hochgelegne reiche Flächen;
Dort giebt Natur aus nimmermüdem Born,
Dort ſcheint ſich nimmer ihre Kraft zu ſchwächen;
Ein wilder luſt'ger Fluß, die Nette, ſchlingt
Sich durch das Land mit klaren hellen Bächen,
In denen munter die Forelle ſpringt.
Es ſahen hier die längſtverklungnen Tage
Nur Wildniß rings. Das ſchlichte Landvolk ſingt
Von Genovefa, die hier litt, die Sage.

Doch über dieſem ſonnenvollen Gau,
Wo fleiß'ge Männer klug den Feldbau regeln,
Erhebet ſich zu ſtarrer ſchroffer Schau
Das Eifelland mit ſeinen Felſenkegeln,
Um deren Häupter, zackig, ſcharf und kühn,
Vorübereilend dunkle Wolken ſegeln.
Hier triffſt du ſelten Matten friſch und grün,
Unwirthbar, grau und düſter ſind die Strecken,
Und der Bewohner muß ſich raſtlos mühn,
Im Boden hier die Saaten aufzuwecken.

Seltſamer Wechſel! Dieſes kalte Land,
Das du durchziehſt, durch Staub und Schutt dich mühend,
In läugſtvergeſſner dunkler Urzeit ſtand
Es immerfort in rothen Flammen blühend:
Der Himmel ſtrahlte wieder in der Glut,
Die Berge ringsum lagen feuerſprühend,
Rauchſäulen hoben ſich wie Höllenbrut,
Und Flammenbäche ſtrömten in die Thale
Der heißen Lava erdentquollne Flut —
Nacht ward es nicht in dieſem glühen Strahle.

Und unten brüllte ſtets der heiße Grund,
Man hörte Donner in der Erde grollen,
Sie öffnete ſogar den finſtern Mund:
Gebärend lagen da die ſchwarzen Schollen,
Felsblöcke ſchoben krachend ſich ans Licht;
Wo ſtille öde Thäler waren, quollen
Oft Berge auf, hinbauend Schicht an Schicht.
Faſt wechſelnd, wie im Meer die Wogen wellen,
Wenn in die Flut die Wucht der Stürme bricht,
Sah man den Grund bald fallen und bald ſchwellen.

Längſt iſt der Boden kalt, verbrannt und kahl,
Seit ſeiner Glut entſtrömte manch Jahrtauſend!
Wir aber ziehn durch manch zerriſſen Thal,
Wo durch der Urzeit trotz'ge Klippen brauſend
Ein wildes Berggewäſſer ſchäumend tönt,
Bald durch die Klüfte kühn im Sturze ſauſend,
Bald Mühlen treibend. Starr und burggekrönt
Schaun hohe Felſen rings, nackt, einſam, düſter;
Statt durch den Wald, der friſch den Blick verſöhnt,
Zieht durch das Haidekraut des Winds Geflüſter.

Tiefernſt und ſtumm und kalt iſt hier die Welt
In dieſen öden unfruchtbaren Weiten, —
Leblos liegt ſelbſt das blaue Himmelszelt, —
Du glaubeſt über Trümmer rings zu ſchreiten.
Es ſcheint, als klagte ſelber die Natur,
Daß ſie erlebt hier wonnevollre Zeiten;
Schmückt auch ein Baum das Thal, ein Feld die Flur,
Siehſt du vom Berg fruchtreichre Länderſtrecken,
Das alles gleicht den Epheuzweigen nur,
Die liebend grün ſich um Ruinen ſtecken.

Was hier dich anweht, iſt ein trübes Herz,
Das ſtarr verharrt, zerriſſen und zerſchlagen,
Das nur im Waldbach weint den lauten Schmerz,
Sonſt alle Hoffnungen zu Grab getragen;
Es iſt des Alters leblos dürre Pein,
Die ſchwärmend träumt von goldnen Jugendtagen. —
Hörſt du den Geier durch die Lüfte ſchrein?
Es iſt, als höhnt' er rauh des Landes Schmerzen. —
Bedarfſt du Troſt, ſo wandre hier allein:
In trüber Landſchaft wächſt der Muth dem Herzen.

Schau dort ins Thal! Wir ſind am Laacherſee. —
Ob rings die Höhn auch grüne Wälder krönen:
Hier wohnt ein tiefes unnennbares Weh,
Klaglieder hörſt du durch die Buchen tönen.
Man ſagt, daß er vor Zeit ein Krater war,
Feu'r ſpie die Erde hier mit grauſem Stöhnen;
Jetzt liegt er ſtill, tiefblau, durchſichtig, klar,
Das hohe Schilf umflüſtert rings das Ufer,
Und drüber fliegt der Waſſervögel Schaar,
Ein ferner Hirt iſt hier der einz'ge Rufer.

Es blickt in ruhiger Beſchaulichkeit
Das ernſte Kloſter durch die grünen Schlüfte;
Die Kirche, welche ein Jahrtauſend weiht,
Ragt vielgethürmt in einſam ſtille Lüfte;
Ihr Glockenſchall klingt nicht ins Land hinaus,
Der ernſte Ton verhallt in nahe Klüfte. —
Fürwahr, hier fand ein friedenvolles Haus,
Wer ſchmerzdurchwühlet mit der Welt gebrochen;
Hier ſöhnte wohl der herbſte Gram ſich aus,
Wo herbern Grams ſtets die Natur geſprochen!

An dieſen Orten hab ich oft geweilt,
Naturverſunken und der Welt vergeſſen.
Wenn hier der Schwächling raſch von dannen eilt,
Der Starke kann die Kraft des Geiſtes meſſen
Genüber dieſer großen Einſamkeit;
Mag ſie den kleinen Eigenſüchtling preſſen,
Der ſelbſtbewußten, edeln Seele leiht
Sie höhern Flug im Reiche der Gedanken;
Sie fühlt mit innerm Stolz, wie hoch und weit
Sie überraget aller Schöpfung Schranken!

Auch dort die Höhn, wo roth die Haide blüht,
Wo immergrün Wachholderſtauden ragen,
Die Schlehe reift, die Hagebutte glüht,
Hab ich durchſtreift an manchen ſchönen Tagen;
An tiefen Mooren ruht' ich, trüb im Sinn,
An manchem Wildbach mußt' ich Sprünge wagen,
In armen Dörfern legt ich ſtill mich hin
Zum frohgeſunden Schlaf nach rauhen Wegen;
Denn ſtets ging mit mir als Begleiterin
Der Geiſtesruh beſchaulich ſtiller Segen.

Oft ſühnte weiterhin mich die Natur:
So freuen uns im Sandland die Oaſen!
Aus düſterm Haidegrau ſah manche Flur
Von Korn und Oel gleich ſchimmernden Topaſen,
Auf üpp'gen Weiden hielten Heerden Raſt,
Ich hörte dort den Hirtenreigen blaſen.
Es warf der Wandrer ab des Tages Laſt:
So ſtreckt in öder Wüſte wohl die Glieder,
Wer heimatlos dort zieht, ein flücht'ger Gaſt,
Begrüßen ihn Quell, Palmen, Vogellieder!

Doch was am meiſten immer mich entzückt:
Das Menſchenantlitz, als des Lebens Blüthe,
Erglänzte mir, beglückend und beglückt,
Mit Augen, ſprechend von des Herzens Güte,
Mit Stimmen, die enthüllt in tiefem Klang
Gediegnes Gold aus lauterem Gemüthe!
O, wandert alle Oeden nur entlang,
Wo Menſchen ſind, da könnt ihr nicht verarmen!
Es wird auch hier auf manchem ſtillen Gang
An warmen Herzen euer Herz erwarmen!

◆

XVI.

Nie grünt der Baum, den gefällt dein Beil,
Nie glimmt der Stern, der verlodert,
Nie graſt der Hirſch, den erlegt dein Pfeil;
Was des Todes, nicht heim mehr fodert!
Nicht mehr wird blond dein Schneehaupt, Greis,
Nie weckt den todten Leib dein Geheiß;
Noch minder den Geiſt, der modert!

Anaſtaſius Grün.
(Ein Schloß in Böhmen.)

Hat ſich verjüngt die vorgeſchrittne Zeit?
Iſt ſie Jahrhunderte zurückgegangen?
Hält mir ein Wunder voller Lieblichkeit
Die Sinne zaubriſch täuſchend hier umfangen?
Dort auf der Bergeskrone zauberhaft
Seh ich ein Ritterſchloß vollendet prangen:
Die Mauern ſtehn in grauer Felſenkraft,
Die Sonne ſcheinet auf die Zinnen helle.
Die Fahne wallt vom Thurm am ſchlanken Schaft,
Mit farb'gen Fenſtern blinket die Kapelle.

Mir wird, ich ſollte ins Feudalthum ſchaun,
Mir wird, ich hörte ſchon den Thurmwart rufen;
Sein Horn ertönet weit durch Berg und Aun,
Die Brücke ſinkt und dröhnt von Roſſeshufen,
Das Fräulein ſchaut holdſelig vom Balkon,
Der alte Ritter harret auf den Stufen
Und grüßet mich, des Liedes frohen Sohn;
Rings ſtehn die Lanzenknechte, Bogenſpanner.
Die Halle winkt, dort glänzt der Siege Lohn,
Erſchlagner Feinde Panzer, Helme, Banner!

Hinauf, hinauf! — Wie ruhig iſt es hier!
Und alles zeugt von Frieden und von Glücke:
Hoch in die Lüfte ragt des Baues Zier,
Herabgelaſſen ruht die Kettenbrücke,
Die hohen Thürme ſtehen unbewacht,
Schießſcharten drohen nicht mit arger Tücke;
Des feinen Bauwerks Blumenzauber lacht
An Wappen, Fenſtern, Erkern, Sims und Thoren.
Um dieſe Mauern tobte nie die Schlacht,
Sie ſtehn unangetaſtet, friſchgeboren!

Ich zieh hinein. Kein Wächter ruft mich an,
Kein Krieger weiſet trotzig mich von dannen,
Ein Leu aus Stein weiſt mir am Thor den Zahn,
Mich kann ſein träger Anblick nicht entmannen;
Auf ſeinem Rücken eine Taube girrt,
Um jede Furcht den Sinnen zu verbannen.
Dann wird der lange Korridor durchirrt,
Gewundne Treppen leiten durch die Hallen;
Der einz'ge Klang, der mir den Geiſt verwirrt,
Es iſt im Bau der Schritte dumpfes Schallen.

Die Zimmer laden freundlich mich herein,
Schlingpflanzen klimmen an den Fenſtergittern,
Und golden ſchaut hindurch der Sonnenſchein:
Hier koſen wohl die Frauen mit den Rittern! —
Horch, durch der Harfe Silberſaitenſpiel
Im Erker hör ich leiſe Töne zittern!
Das that ein Hauch, der durch das Fenſter fiel. —
Unfertig ruht die Schärpe auf dem Tiſche. —
Sind drein gewebt der Thränen, Seufzer viel?
Ein Jünglingsbildniß ſchaut aus jener Niſche!

Und weiter gehts. Das iſt der Ritterſaal!
Sieh, wie von Rüſtungen die Wände prunken,
Helm, Schiene, Panzer ſtarrt von kaltem Stahl,
Die Speere blitzen und die Schwerter funken!
Und dort der Tiſch! Kaum ließen ſie das Mahl:
Es ſind nur halb die Humpen ausgetrunken,
Die altgeſchnitzten Stühle ſonder Wahl
Stehn hier und dort. Wohin ſind ſie gezogen?
Schwärmt ſcherzend ihr im frühlingsblühnden Thal,
Zieht ihr auf Bergeshöhn, an Stromes Wogen?

O ſüßer Irrthum! Nicht'ge Träumerei,
Die täuſchend hier ſich in das Herz geſchlichen!
Die Zeit des Mittelalters iſt vorbei,
Die farbige Romantik iſt verblichen.
Wohl ſingen Manche noch ihr Preis und Lob
Und glauben nicht, daß all ihr Glanz entwichen,
Daß ihre Macht in Staub und Schutt zerſtob;
Sie ſind es, deren irrer Geiſt verblendet,
Mit üpp'gem Reichthum Burgen kühn erhob,
Als ſei das Ritterthum noch nicht vollendet.

Es iſt nur des Beſitzes Uebermuth,
Der hier ein koſtbar Schauſtück ſich errichtet,
Der neu erbaut in kecker Frevelglut,
Was die Geſchichte großbewußt vernichtet.
Wer auf dem Platz, wo heil'ge Aſche liegt,
Sich vornehm heute neue Throne dichtet,
Was blühet dem? Wie bunt das Banner fliegt,
Sie ſtempelten das Schloß zum Falkenneſte,
Nothwendigkeit hat hier vor Zeit geſiegt,
Und nur ein Spielwerk bleibt die ſtolze Veſte.

Wo ſind die Bauherrn? Statt im Panzerhemd,
Ziehn ſie dahin geleckt, geputzt, geſtriegelt;
Statt in dem Schwert, das ihrer Hüfte fremd,
Wird im geſchliffnen Glas das Haupt geſpiegelt.
Doch laſſen wir der jüngſten Mode Kleid,
Die Geiſter ſelbſt ſind glatt und fein geſchniegelt.
Pflanzt ihr die alte in die neue Zeit,
Dann ſprecht, wo iſt die ſchlichte derbe Treue,
Der kalte Muth, die hohe Kraft im Streit
Und nach verkehrter That die offne Reue?

Wo ſind die Herzen flammend, friſch und kühn?
Wo iſt die laute breite Luſt geblieben?
Wo ſeht ihr lodernd noch die Liebe glühn?
Ach Gott, es irrt geächtet und vertrieben
Der Leidenſchaft gewalt'ges ew'ges Recht;
Nur Ueberlegung heiſcht ſie haſſen, lieben!
Wer ſucht hier noch Natur, rein, leuchtend, echt?
Wo ſind der freien Regung ſtolze Warten?
Drum folgen wir, ein fröhliches Geſchlecht,
Begeiſtrungsglühend, anderen Standarten!

XVII.

Grau düſtre Felſen ſeh ich trotzig ragen
Aus eines Thales ſtillen Finſterniſſen,
Als wollten kühn den Himmel ſie verjagen,
Dem ſie den Schleier vom Geſicht geriſſen.
Abgründe, ihre Rieſengräber, lauern
In ſicherer Geduld zu ihren Füßen.

Nikolaus Lenau.
(Die Marionetten.)

Aus dieſem Bergland ſpringt die wilde Ahr.
Dem Heiland gleich in einem Stall geboren
Iſt dieſes Kind; friſch, munter, muthig, klar,
Hat bald ſein Gang ſich in das Thal verloren.
Er predigt gleich, der winzig kleine Bach,
Sein Plaudern ſchallt dir lieblich in die Ohren;
Ihm folgen die Geſpielen rieſelnd nach,
Sie ein'gen blinkend ſich im Sonnenſtrahle,
Mehr wird mit jedem Schritt ſein Rauſchen wach,
Bald geht er ſchäumend durch die tiefen Thale.

Du bringeſt raſch ihm der Bewundrung Zoll:
Schau dort hinein, wie wild und tief die Schlünde!
Zerklüftet und zerſpalten wie im Groll
Sind dort im Thal der Erde feſte Gründe,
Ihr Steingerippe brach der Strom entzwei,
Daß er im ſchönen breiten Rheine münde.
Was hilft die Feſſel? Sieh, er ringt ſich frei
Durch des Gebirges hundertfache Dämme,
Er krümmt ſich ſchäumend durch die Tyrannei
Der hochgethürmten ſchroffen Schieferkämme.

Hoch auf der alten Ahrburg mußt du ſtehn,
Wo ſiebenmal den Fluß die Augen ſchauen,
So muß er ſich im Schlangenlaufe drehn.
Kaum wagſt du dem erſtaunten Blick zu trauen,
So ſiehſt du abenteuerlich und wild
Die Felskoloſſe ſich im Umkreis bauen.
Der Burg war jede Klippe hier ein Schild,
Abgründe klaffend, dunkel aufgeriſſen,
Sind Gräben ihr; doch ſonniges Gefild
Mußt rings du in der ernſten Landſchaft miſſen!

Es knüpft ſich an das alte Trümmerneſt
Aus alten Tagen eine Heldenkunde:
Hier ſaß ein Ritter, markig, kühn und feſt,
Der für die hehre Freiheit jede Stunde,
Bei Tag und Nacht zum Männerkampfe zog,
Bekümmert nie um Raſt und Müh und Wunde,
Bis in dies Thal der Feinde Banner flog.
Unzählig hielt das Heer die Burg umſchloſſen,
Der Ritter ſchaute furchtlos ins Gewog
Von Fürſten, Herren, Knechten, Waffen, Roſſen.

Da zogen Peſt und Hunger gierig ein
Und hielten Maht in ſeines Häufleins Reihen,
Und Sohn und Weib lag bald im Todtenſchrein:
Es kam der Tod, die Krieger all zu weihen.
So trug das letzte Roß ihn auf den Wall,
Denn nimmer beuget das Geſchick den Freien.
Er ſtob hinab und ſtarb im Wogenſchwall.
Weit ſcholl der Feinde Angſtruf durch die Klüfte;
Sie flohn hinweg, licht ward es überall,
Und auf den Höhn wehn ſtets noch Freiheitslüfte.

Doch weiter nun! Wir ziehn das Thal entlang!
Nach dieſen ernſten ſtummdurchmeſſnen Gängen
Verlang ich wieder Luſt und Lied und Klang;
Wir wollen mit dem Fluß zum Rhein uns drängen.
Man ahnt ihn bald. Schon reift im Sonnenſtrahl
Die Rebe wieder, und mit hellen Sängen
Schwebt hoch die Lerche ob dem warmen Thal,
Ein Purpurwein, heißkräftig, feuerglutig,
Würzt hier das friſche längſterſehnte Mahl
Und macht die Kehlen laut, die Herzen muthig.

Sieh, wo er wächſt! Hinkeuchend ſteile Bahn,
Pflegt ihn der Winzer auf den Felſenrippen;
Es ſchaut dich feſtungsgleich der Weinberg an,
Kein Platz iſt unbepflanzt in dieſen Klippen.
Wo koſtet wohl die Rebe ſolchen Fleiß?
Der ſüße Trank verkündets nicht den Lippen.
Drum nipp' ihn fromm, denk an des Armen Schweiß,
Indeß wir fürder ziehn. Bald eng, bald breiter
Schlingt ſich das Thal; wir folgen dem Geheiß,
Die klare Ahr dient plaudernd uns als Leiter.

Und wieder führet uns zum Rhein der Steg,
Er iſt an Pracht und Luſt ſich gleich geblieben:
Noch ſchmücken Aun und Hügel ſeinen Weg,
Die üppig immer Wein und Korn getrieben;
Noch ragen Burgen düſter, grau und kalt,
Die auf den öden Höhn gemach zerſtieben,
Hoch drüber ſtarren Kuppen von Baſalt.
O welch ein Blick hier, wo die Ahr verſcheidet! —
Dann ruhn wir aus im Städtchen, freundlich, alt,
Der Wandrung froh, die Mancher uns beneidet.

XVIII.

Mir iſt es, wie dir ehedem,
Das iſt der alte Liebesſchmerz!

Thomas Arens.
(Rolandseck und Nonnenwerth.)

— — — — — Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.

Dante.
(Inferno V. 121.)

Das iſt die ſchöne Welt der Liebe,
Das iſt die Welt der ſchönen Liebe!
Der edeln Seelen nährend Brod,
Der ſüße Gram, die holde Noth!
In ihrem Zauberreiche ſtehen
Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht;
Wem nie von Liebe Leid geſchehen,
Geſchah von Lieb' auch Liebes nicht.
Iſt einer, der um ihren Schmerz
Nicht gerne gäbe Seel' und Herz?

Karl Immermann.
(Triſtan u. Iſolde.)

Der Sommerabend ſegnet ſtill das Land
Mit ſeinen heil'gen flammenrothen Gluten;
Ich ſteh auf Rolandseck am Felſenrand,
Das Nonnenwerth blinkt aus des Stromes Fluten;
Dort unten rauſcht der Fluß, hier tönt der Strauch —
Wie Frag' und Antwort klingts: — Zwei Herzen bluten
Hinflüſternd in der Lieder wehem Hauch.
O horch! es ſchluchzt in Leid, es jauchzt in Wonne!
Sie liebten ſich entgegen altem Brauch:
Es iſt die Mähr vom Ritter und der Nonne!

Sie ſahen ſich in holder Jugendzeit
Und haben früh für ewig ſich gefunden;
Da rief Trommetenſchall ihn in den Streit,
Dem Heere Kaiſer Karls war er verbunden. —
Sie hofft' und harrte ſehnend Tag und Nacht,
Da ſchollen ihres Helden Todeskunden;
Sie hat nicht mehr geweint, nicht mehr gelacht,
Vom Leben ſcheidend, nahm ſie ernſt den Schleier; —
Doch als ſie einſt aus ſchwerem Traum erwacht,
Sah lebend ſie den todtgeglaubten Freier.

Er ſaß, ein Siedler, hoch auf Riff und Stein,
Die ob dem Eiland ſchroff und finſter ragen,
Und hat vom Morgenroth zum Abendſchein
Vom Kloſter weg die Blicke nicht geſchlagen.
Ach tauſend Grüße trug die Luft hinab,
Sie trug hinauf ihr Weinen, Seufzen, Klagen! —
Ein troſtlos Sein, das keine Sühne gab! —
Sie hielt ein ewiges Gelübd' umſchloſſen,
Und beide welkten früh ins dunkle Grab:
Sie hatten nur der Liebe Leid genoſſen.

Geheiligt hat die Liebe dieſen Ort:
Zwei Weſen lebten hier in Eins verklungen.
Wenn die Entſagung auch ſie ſchnell gedorrt,
Sie haben zur Vollendung ſich gerungen;
Ihr Beiſpiel bleibt, war traurig auch ihr Loos.
Die wahre Liebe hat ſich hier erſchwungen,
Drum glüht ſie auch durch alle Zeiten groß,
Hellleuchtend, hehr. — Es ſchwärmen die Gedanken:
Ich reiße von der Gegenwart mich los,
Durchklimmend der Erinnrung leichte Ranken.

Hab ich nicht auch geliebt? O ſieh, es blinkt
Ein Zaubereiland auf aus alten Zeiten!
Die erſte Liebe ſüßberauſchend winkt,
Vergeſſne holde Dämmerbilder gleiten
Am Blicke hin. Mild haucht der Frühlingswind,
Es blüht und duftet durch des Landes Weiten;
Dort wallt das ſüße, kaum erwachſne Kind
Im Schmuck der blonden goldbeſtreuten Locken,
Mit Augen wie zwei blaue Veilchen lind,
Mit Wangen wie der Apfelblüthe Flocken.

Mir ſchwillt das Herz! — Ihr folgt der irre Fuß
Entlang die Gärten auf umblühten Wegen;
Und haſcht' ich nicht am Beete ihren Gruß,
Schlief ich nicht ein; der Liebe junger Segen
Durchwob den Geiſt in jungfräulicher Luſt!
Wir kamen uns ſo leicht und friſch entgegen,
Die Seelen glühten plötzlich unbewußt.
Ein einſames Begegnen an der Linde, —
Ein Händedruck, — wir lagen Bruſt an Bruſt,
Die Thräne küßt' ich ab dem ſüßen Kinde!

Wir fanden fürder uns an jedem Tag,
Wir ſuchten uns bei Spielen und bei Tänzen;
Die Wieſe, die beſtreut mit Blumen lag,
Laubgänge, rothgeſchmückt mit Roſenkränzen,
Begrüßten uns. Wo leiſ der Sprinquell rauſcht,
Wo Marmorbilder durch die Büſche glänzen,
Der Blumenflor die Nachtigall belauſcht,
Im dunkeln Corridor, Nachts an der Thüre:
Wir haben allwärts nimmermüd getauſcht
Umarmung, Blick und Kuß und raſche Schwüre!

Wir fuhren auf dem See im ſchlanken Kahn,
Es zogen Schwäne vor uns durch die Wogen;
Ich ritt mit ihr im Wald die dunkle Bahn,
Indeß durchs Grün die Waldhornklänge zogen.
Auf ſtillen Hügeln unterm Buchenbaum
Da ruhten wir; die trunknen Augen flogen
Ins Land hinaus, — wir ſahn die Schönheit kaum,
Wir waren ſelbſt uns Erde, Himmel, Sonne.
Die Tage ſchwanden wie ein goldner Traum,
Nie fühlt' ich mehr ſo keuſche reine Wonne!

Wie durch ein reizend Märchen gings dahin,
Das wir in frommer Kinderzeit geleſen:
Es war voll ſüßer Trunkenheit der Sinn,
Es war voll bunter Schwärmerei das Weſen.
Wir weinten, wenn wir einſam, bitterlich,
Und ſahn wir uns, ſchnell waren wir geneſen.
Ach Gott, wie manche träge Nacht entſchlich
Uns ſeufzervoll! Wir freuten uns der Wendung,
Wenn unter Koſen uns der Tag entwich!
Doch reifte nie die Liebe zur Vollendung!

Drum blüht' uns auch die rechte Liebe nicht,
Es war ein ſüßes weſenloſes Schwirren,
Das in dem Ernſt des Lebens raſch zerbricht.
Ich ſah ſie bald in Zwieſpalt ſich verwirren,
Sie war zu ſchwach, zu brechen ſtarres Erz;
Ich fühlte ſchwer, daß Jugendtriebe irren.
Es wurde blaß der Liebe Luſt und Schmerz,
Die ſeligen Begegnungen erſtarben. —
Jedoch getroſt! Ich faſſe ſtark ans Herz:
Die Wund' iſt heil, gehärtet ſind die Narben!

Hab ich nicht mehr geliebt? Sieh, noch einmal
Seh ich vor mir verlebte Wunder prunken:
Es prangt im Farbenſpiel der üpp'ge Saal,
Kronleuchter ſtrahlen, Gold und Seide funken,
Rings ſpiegeln Gläſer doppelt all die Pracht!
Mir iſt das Herz von all der Fülle trunken;
Doch ſchöner, heller, wunderbarer lacht
Ihr Weſen mir im zaubermächt'gem Glanze —
Sie zieht in Herrlichkeit: ſo zieht die Nacht,
Das dunkle Haupt umblüht vom Sternenkranze!

Verderbend ſtrahlt der Augen wilde Glut,
Dem Geiſt einſprühend pochendes Verlangen,
In ihrer ſchwarzen Locken Schlangenflut
Blieb wie an ehrnem Band die Seele hangen;
Und wenn ſie ſprach, da ward mir weh und bang,
Ach, ihre ſtürmiſch glühen Worte klangen
Dahin in flutendem Gedankengang;
Sah ich ſie gar im Saitenſpiele thronen,
Dann faßte mich ihr tiefer voller Sang
Wie Stimmen der Syrenen und Dämonen,

So ſüß und wild! In mächt'ger Liebesglut
Iſt all mein heißes Weſen aufgelodert;
Sie hat ja ſelbſt in keckem Uebermuth
Mein ſtürmendes Gefühl herausgefodert!
In ihrem Leben lebt' ich nur allein,
Mir war die andre Welt gleichwie vermodert;
Sie gab mir Himmelsluſt und Höllenpein,
Sie war der Traum der Nacht, des Tags Gedanken;
Ich ſah ihr Bild in zauberhaftem Schein
Durch jedes Tagwerk ſüß verlockend ſchwanken.

Anbetungsvoll lag ich an ihrem Fuß:
Es ſchwoll mein Herz von flatternden Entwürfen,
Und meiner Lieder friſchen jungen Gruß
Schien ſie mit edler Seele einzuſchlürfen.
Ihr brachte Alles ringum Huldigung,
Der meinen konnte nimmer ſie bedürfen.
An meiner Seele, rein und ſchlicht und jung,
Verübte ſie muthwillig heillos Necken,
Ach, ſie zerbrach den jugendvollen Schwung —
Ich ſtand verzweifelt, ſtumm und ſtarr vor Schrecken!

Ich weiß es nicht, that ſie es nur zum Schein,
Doch hat ſie Gift ins Leben mir gegoſſen. —
Es ſoll um Liebe nicht gebettelt ſein:
Sie iſt zu heilig, hoch und groß entſproſſen,
Im keuſchen Geiſt erträgt ſie keinen Scherz,
Sie ſtellt ſich jeder Prüfung unverdroſſen;
Doch fliehet ſie, gehöhnt, mit zorn'gem Schmerz.
All meine ſüßen Seligkeiten ſtarben. —
Jedoch getroſt, ich faſſe ſtark ans Herz:
Die Wund' iſt heil, gehärtet ſind die Narben!

Und freien Muthes zieh' ich hin aufs Neu!
Das Leben lockt mit tauſend Reizen wieder,
Der Seele blieb die holde Jugend treu,
Und raſche Kraft durchſchwillt die friſchen Glieder.
Wohl giebt der blinde Irrthum herbe Pein,
Er reißt die ſchönſten Hoffnungsſchlöſſer nieder,
Die hoch wir bauten in den Sonnenſchein;
Doch nur der Schwächling ſeufzt ob den Verlüſten,
Der Starke kehrt vom Schmerz zum Freudenwein,
Der ewig quillt aus üpp'gen Lebensbrüſten.

Auch ich zieh ins verlorne Paradies,
Ich grüß aufs Neu der Liebe holdes Eden,
Aus dem mich mit dem Flammenſchwert verſtieß
Die herbe Wahrheit. Nach ſo ſchlimmen Fehden
Verſteh ich neu der Blumen ſüßen Duft,
Verſteh des Baches plaudernd ſüße Reden,
Des wilden Vogels Lied in Baum und Luft,
Und jedes Blumenwunder macht mich trunken,
Das die Natur zur Auferſtehung ruft:
Die ganze Seele flammt vom kleinſten Funken.

Und in des Herzens jugendmuth'gem Schwung
Werd' ich die dritte, letzte Liebe finden —
Die rechte iſts, urfriſch, lebendig, jung,
Sie wird mein Herz glüh an ein andres binden.
Wir ſind erfaßt und hingegeben ganz,
Zwei Geiſter, die als einen ſich empfinden.
Ich ſuch' im falſchen Stolze keinen Kranz,
Sie wird durch Necken nicht die Liebe trennen.
Was gilt uns Rückſicht, Alter, Noth und Glanz,
Wenn wir als echte Menſchen uns erkennen?

So wie die Welt am letzten Schöpfungstag,
Berauſcht von eigner Jugend, Luſt und Leben,
Rings ſangaufjauchzend, blüthenſchwellend lag,
So fühlen wir die höchſte Wonne beben
Durch unſre trunknen Seelen. Sprühend, friſch,
Ganz ohne Rückhalt ſind wir uns ergeben —
Die Leidenſchaft befahl gebieteriſch —
Es flammt der Kuß, es quillt der Schwur in Wahrheit,
Es deckt ſich uns des Lebens reicher Tiſch:
Das iſt die letzte Lieb' in letzter Klarheit!

Und ſchwärmend lockt den Geiſt in ſeine Flut
Der Zukunft Meer. Die Nebel all verrauchen,
Ich ſeh in goldig roſenrother Glut
Auf vor dem Blick die ſel'gen Inſeln tauchen.
O trüge nicht, du wundervoller Schein! —
Da weckt es mich! Die Balſamlüfte hauchen
Mir durch das Haar. Die Nacht brach groß herein,
Die ſieben Berge liegen ernſt umdunkelt,
Tief aus dem breiten Thale rauſcht der Rhein,
Der nächt'ge Himmel leuchtet ſterndurchfunkelt!

◆

XIX.

Je t'embrasse, o terre cherie!
— — — — — — — — —
Salut à ma patrie!

Beranger.
(Le retour dans la patrie.)

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

Horatius. (VI. 6.)

Hier tändeln Glück und Jugend; den Dichter nur,
Zum ſtrengen Ernſt anfeuert die Zeit nur ihn,
Und ihm zerbricht ſein frühres Leben
Unter den Händen wie Knabenſpielzeug.

Platen. (Florenz.)

Hier laßt mich ſchwärmen einſam und allein,
Ergeben ganz den eigenſten Gedanken!
Hier iſt er mein, der goldig grüne Rhein,
Hier dünk' ich mich ſein Herrſcher ſonder Schranken!
O wie um Strom und Au, Wald und Geſtein
Sich tauſendfach Erinnerungen ranken!
Hier hat gedämmert mir des Tages Schein,
Hier ſang die Mutter mir die Wiegenlieder,
Hier wuchs mein Herz in Lieb' und Leben ein,
Hier ſtreckten ſich in's Licht die jungen Glieder!

Ihr Siebenberge nehmt des Dichters Gruß,
Ihr ſtolzen, ſchöngeformten, mächt'gen Kuppen!
Dir wäſcht der Strom noch immerfort den Fuß,
O Drachenfels im Kleid von Felſenſchuppen!
Der Wolkenburg gebrochner Kegel ragt
Mit ſtein'gem Helm aus grünen Bergesgruppen,
Der Stromberg, drauf ein Kirchlein betend zagt,
Dehnt ſich zur Seite; die Genoſſen höhnet
Der Aulberg, der das Haupt am höchſten wagt;
Die Löwenburg ſteht breit und waldgekrönet.

Die andern, minder kühn hinausgereckt,
Erheben ihre Scheitel in der Reihe,
Und des Gebirges prächt'ge Schau erſtreckt
Sich weit ins Land, das ſteile wie das freie.
Das Rheingebirge, das ſich hier beſchließt,
In dieſen Formen trägts die höchſte Weihe!
Wer gern des Stromes ſchönſten Reiz genießt,
Kommt, freie goldne Tage hier zu bleiben,
Wo hold im Anſchaun ſchon die Zeit verfließt:
Hier könnt ihr recht ein ſüßes Nichtsthun treiben!

Am Strand des Fluſſes wandr' ich ſinnend fort,
Durch Dorf und Flecken, durch Gebüſch und Auen;
Die Menſchen grüßen fremd mich hier und dort.
Blauäugig, friſch, mit Worten voll Vertrauen
Bringt zum Verkauf ein Kind mir einen Strauß.
Ich tauſch' ihn ein. Die bärt'gen Schiffer ſchauen
Mir forſchend nach; ſie führten in den Braus
Des Rheins mich einſt, den blondgelockten Knaben,
Und kennen aus dem Mann ihn nicht heraus. —
Wie doch die Zeiten ſich geändert haben!

Ich trete durch des Heimathſtädtchens Thor
Und ſuche mir das Haus, wo ich geboren;
Geſichter, die mir fremd, ſchaun draus hervor,
Als fragten ſie: Was haſt du hier verloren?
Ich wandre längs des Gartens grünem Saum,
Den ſich zur Muſterung mein Blick erkoren.
O ſieh, dort raget ſtark und dicht der Baum,
Den zum Geburtstag mir, dem erſten Sohne,
Mein Vater pflanzte! Frei zum Himmelsraum,
Wie ich mein Haupt, ſo hebt er ſeine Krone!

Ich ziehe weiter ohne Zweck und Ziel,
Allwärts begrüßen mich Erinnerungen.
Wo trieb ſich hier nicht unſer Kinderſpiel?
Hoch in die Lüfte ward der Ball geſchwungen,
Es übte ſich im Ringkampf Kraft und Muth,
Im raſchen Wettlauf ward zum Ziel geſprungen,
Der Nachen trieb uns in des Rheines Flut,
Wir lernten ſchwimmen in den grünen Wogen. —
Wie heiter iſt bei leichtem Kinderblut
Doch damals Tag um Tag dahingeflogen!

Es feſſelt mich Betrachtung hier und dort,
Am Thor, am Markt und an der Kirche Linden,
Sein Angedenken bietet jeder Ort,
Mein Name ſteht hier noch auf Bank und Rinden.
Neugierig ſtaunen ſie den Wandrer an,
Manch Haupt ſeh ich erſcheinen und verſchwinden
Am Fenſterflor. Es hat den fremden Mann
Die Mutter wie die Tochter längſt vergeſſen,
Der ſeines Lebens Laufbahn hier begann;
Er mußte andre Wege bald durchmeſſen!

Und Einer bietet ſich als Führer gar.
Ich danke dir, mein wackerer Geſelle!
Wer weiß, ich ſpielte in der Kinderſchaar
Vielleicht mit ihm an unſres Hauſes Schwelle! —
Er zieht des Wegs. — Noch kenn ich jeden Steg.
Der Jugend Angedenken wäſcht die Welle
Der ſchnellen Zeit nicht ab, lang iſt es reg.
Wenn ſpätere Erinnerungen ſtarben,
So ſtehen ſie noch ſtets am Lebensweg,
Die Jugendblumen mit den friſchen Farben!

Hinaus, hinaus! Hier kann ich nicht aufs Neu
Ein junges Band in alten Kreiſen knüpfen.
Wer weiß, ob ſie bewahrten Lieb und Treu,
Wer weiß, ob ich nicht ernſt bin, wo ſie hüpfen,
Wer weiß, ob ich nicht zieh auf ſteiler Bahn,
Indeß ſie flücht'ge Lebenswege ſchlüpfen!
Es bleibt die Freundſchaft ſtets ein hohler Wahn,
Wenn nicht für gleiches Ziel die Herzen pochen.
Hinaus in die Natur! Sprach ich ſie an,
Nie hab ich ſie vergebens angeſprochen!

Und ins Gebirge lenk ich meinen Gang:
In ſeinen Gründen find ich neue Wonnen,
Waldwieſen grünen jedes Thal entlang,
Betbaut von tauſendfarb'gen kleinen Sonnen;
Aus allen Büſchen tönet Vogelſang,
Aus allen Klüften rauſchen muntre Bronnen.
Waldtauben trinken hier; ihr Flügelſchwang
Durchrauſchet ſcharf, wenn ſie entfliehn, die Lüfte.
O überall grüßt morgenfriſcher Klang
Das Herz durch dieſer Gründe ſelge Düfte!

Geſtreckte Halden klimm ich ſtill hinauf,
Wo Halm und Ginſter mir die Füße ſtreifen,
Wo ſchlanke Rehe leicht in flücht'gem Lauf
Auf ausgetretnen Wildespfaden ſchweifen,
Wo hier und dort ein Quellchen rauſchend ſpringt,
Wo im Geſtrüpp rothſaftig Beeren reifen,
Wo über uns die Haidelerche ſingt,
Indeß aus hohen fernen Eichenwipfeln
Des Spechtes Schrei, der Amſel Schlag erklingt.
So geht es weiter zu der Berge Gipfeln!

Es nimmt zuvor mich auf die Einſamkeit
Der hochgewölbten grünen Buchenhallen
Mit ihren Bogen, ſchlank und hoch und weit,
Drein goldig grün der Sonne Lichter fallen;
Das Lied tönt hier gleichwie in Tempeln fort,
Man hört die Tritte weithin wiederſchallen!
Wie Rieſenmale liegen hier und dort
Bemooſte Felſenblöcke aufgeſchichtet,
Und ſinnend ſtaunt der Geiſt an jedem Ort,
Wie groß und prächtig rings Natur gedichtet.

Es iſt die Löwenburg, die ich erſtieg,
Die ſtets das liebſte Ziel von meinen Gängen;
Ob allen Bergen feiert ſie den Sieg
Mit Wäldern, Wieſenplätzen, Felſenhängen.
Auf dem gebrochnen Thurme, der ſie ſchmückt
Hoch über Buchenwipfeln, Vogelſängen,
Setz ich mich hin, im tiefſten Geiſt entzückt.
Tief unter mir des Laubwerks grüne Wogen,
Und Thal und Ebnen, fruchtbar, reich, beglückt;
Doch über mir von Adlern nur umflogen!

Gott, welcher Blick! O nehmt des Dichters Gruß,
Ihr ſtolzen, ſchöngeformten, mächt'gen Kuppen!
Dir wäſcht der Strom noch immerfort den Fuß,
O Drachenfels im Kleid von Felſenſchuppen!
Der Wolkenburg zerbrochner Kegel ragt
Mit ſtein'gem Helm aus grünen Bergesgruppen;
Der Stromberg, drauf ein Kirchlein betend zagt,
Dehnt ſich zur Seite; die Genoſſen höhnet
Der Aulberg, der das Haupt am höchſten wagt;
Die andern ſtehn dazwiſchen waldgekrönet.

Und thal- und hügelwogend liegt das Land
Nach Süden hin, ſoweit die Blicke gleiten,
Bergketten ringsum heben ſich am Rand
Des Horizonts in fernen blauen Weiten.
Nach Norden ſchweift das Auge unbegränzt
Fort zu der Ebne ſonnigen Gebreiten,
Durch die ein Silberband, das leuchtend glänzt,
Der Rhein in Majeſtät hinwälzt die Wogen,
Von menſchenreichen Orten rings gekränzt,
Von weißen Segelſchiffen ſtets durchzogen.

Wie blühend, ſchwellend, reich liegt hier die Welt
In hellem Farbenwechſel hingegoſſen!
Hoch über mir des Himmels blaues Zelt
Gleichwie von Friedensbannern rings umfloſſen,
Tief quelldurchrauſchte Thäler, duftig, blau,
Wo üppig balſamvolle Bäume ſproſſen,
Dazwiſchen manche ſegensreiche Au,
Hellblum'ge Wieſen, Hügel voller Reben,
Von Städten, Dörfern, Schlöſſern voll der Gau!
Wie leuchtet hier Natur, wie blüht das Leben!

Glückſel'ger Landmann, der hier friedlich ruht,
Wenn er, was ſein Gefilde heiſcht, erwogen!
Glückſel'ger Jäger, der ſich gütlich thut,
Wenn raſtlos er den hohen Forſt durchzogen!
Glückſel'ger Schiffer, der nach wilder Fahrt
Hier fröhlich raſtet von dem Drang der Wogen!
So möcht ich einſt, vom Lebensſturm geſpart,
Hier ſelig ruhn! O dürft' ich endlich wohnen,
Wo in ſo wunderſamer heller Art
Die hellſten Reize hold verſchlungen thronen!

O ſtünd mir ein beſcheiden ſtilles Haus
In dieſen wein= und fruchtgeſchmückten Gründen!
O möchte hier zum einfach ſchlichten Schmaus
Ein blühend reines Weib mir Feuer zünden!
O wüchſen hier mir Söhne froh und ſtark,
O könnt' ich hier begeiſtert ihnen künden
Der Freiheit Lehre, dürft' ich hier ihr Mark
In friſcher kühner Körperſchnelle üben,
Vergeſſend Neid und Zorn und Haß und Quark,
Die uns ſo oft das Leben bitter trüben!

Was jedes Herz als letztes Ziel erſehnt,
Es iſt des Daſeins ſchöner holder Frieden;
Doch hat, ſo lange ſich mein Leben dehnt,
Sein goldner Segen immer mich gemieden.
Auch fühlt der ächte Geiſt ihn nimmermehr,
Iſt er der ganzen Menſchheit nicht beſchieden;
Die feige Ruh war niemals mein Begehr,
Die Viele nur im Schooß des Wohlſeins ſuchen.
Mich dünken Aemter hohl und Reichthum leer:
Der freie Mann muß jeder Knechtſchaft fluchen!

Drum immerfort, mein Geiſt, auf heller Bahn!
So lang die Locke braun, gilt friſches Wagen!
Die Völkerfreiheit iſt kein leerer Wahn,
In ihrem Kampfe hilft kein enges Zagen.
Getroſt, der goldne Morgen bricht heran,
Die Lerchen haben jubelnd angeſchlagen,
Die junge Sonne leuchtet auf den Plan!
Auch ich bin Herold großen ſtolzen Tagen!
Sind ſie erreicht, möcht ſterbend ich als Schwan
Im Lied, o Heimath, hier Lebwohl dir ſagen!

XX.

Er begrüßt die wohlbekannten
Straßen rings, die 'Hochſchul' dort,
Der ihn einſt die Aeltern ſandten
Als der Weisheit ſicherm Port.

Anaſtaſius Grün.
(Lubomirsky.)

Das iſt die liebe Muſenſtadt am Rhein,
Das ſind die alten engen trauten Gaſſen!
Hier ſprudelt noch der Brunnen hell und rein
Am Markt, den Giebelhäuſer hoch umfaſſen,
Dort hebet in den Himmel weit hinaus
Der alte Dom der Thürme hohe Maſſen,
Es raget noch der Wiſſenſchaften Haus
Mit freien Fenſtern in die Landſchaft lugend!
Hier ſteht noch Alles wie im wilden Braus
Von meiner ſchönen friſchdurchſtürmten Jugend!

Hier trat ich auf des Lebens weite Bahn,
Die erſte Freiheit hab' ich hier genoſſen,
Mich trieb nicht mehr der ſtrenge Lehrer an,
Es hielt die Schule mich nicht mehr umſchloſſen;
Zuerſt ins Leben blickt' ich ſchwärmeriſch.
Es lag ſo ſchön und heiter hingegoſſen.
Ich ſelbſt im Mai der Jahre ſchaute friſch
Natur von tauſend holden Wundern ſprühend:
Voll Hoffnung trat ich zu der Menſchheit Tiſch,
Die Herzen wähnt' ich alle liebeglühend.

So ſah ich voller Blüthe, Luſt und Muth
Ins Leben fort die heitre Jugend fahren,
Es drängte laut der jungen Seele Glut,
Den brauſend wilden Kreiſen mich zu paaren;
Wir zogen hin phantaſtiſch leicht geſchaart,
Das Haupt umwallt von langen Wellenhaaren,
Ums jugendliche Kinn den erſten Bart,
Die Mütze keck und farbig auf dem Scheitel;
Wir hielten durch die Straßen manche Fahrt,
Der Sporn erklirrte an den Ferſen eitel.

Aus frohen Herzen und aus lautem Mund
Klang in die Luft der Strom der wilden Lieder;
Die Mädchen ſchauten nach dem freien Bund,
Da ſaßen ſie im knappen ſchmucken Mieder,
Holdſchämig lauſchend hinterm Blumenflor,
Verdeckt das Haupt von Roſen, Nelken, Flieder.
Der raſche Zug verlor ſich durch das Thor,
Um zügellos nach Herzensluſt zu ſchweifen;
Man ſah vereinzelt bald und bald im Chor
Uns durch die wundervolle Landſchaft ſtreifen.

Bald ward hinausgeſtürmt auf flücht'gem Roß,
Bald trugen uns die wanderfrohen Füße;
Es jauchzte fröhlich jeglicher Genoß
Dem ſchönen Gau die tiefgefühlten Grüße.
Wir raſteten auf ſtillen lichten Höhn:
Dort quoll der Duft des Haidekrauts, der ſüße;
Wir ſahn in Thäler, paradieſesſchön,
Wir ſahn nach fernen kühnen Bergesgipfeln;
Bald ruhten wir beim Vogelliedgetön
In tiefen Wäldern unter Eichenwipfeln.

Im alten Schloß ward Abends Feu'r entfacht,
Die Flammen grüßten Nachts des Stroms Geſtade;
Doch hob die Sonne ſich in Strahlenpracht,
So führten uns ins Thal die ſteilen Pfade.
Friſchauf war Jeder! Mehr noch ward erfriſcht
Der junge Leib im kühlen Wogenbade,
Wir ſchwammen frei, umplätſchert und umziſcht;
Und Abends gings zum Kahn mit Lied und Weine,
Das Ruder ſchlug die Flut zur ſchäum'gen Giſcht,
Heimkehrend auf dem mondbeglänzten Rheine.

Doch in der Klauſe ſchwand der helle Scherz,
Den edeln Muſen galt das ernſte Streben,
Es ward durchglüht das Haupt, entflammt das Herz
In reicher Wiſſenſchaften reinem Leben.
Wir ſaßen lauſchend in dem alten Saal,
Die jungen Geiſter hoben an zu beben,
Erſchien in ihrer Jugend ew'gem Strahl
Die hohe Kunſt mit ihren edeln Streitern,
Und lud uns ernſt zu ihrem Göttermahl,
Erbietend ihre Jünger uns zu Leitern.

Da ſang ſein Lied der göttliche Homer,
Wir ſahen kämpfen ſeine Kraftgeſtalten;
Der fromme Sophokles ſchritt ernſt daher,
Die reinſte Menſchlichkeit uns zu entfalten;
Da ſchwenkte Ariſtophanes den Witz,
Der Thorheit ſeiner Zeit das Haupt zu ſpalten;
Es tönte Pindaros vom Götterſitz
Die glutberauſchten hehren Siegeslieder;
Horaz' Satyre war ein flinker Blitz,
Der immer traf, ſenkt' er ſich zuckend nieder.

Wie traf den Geiſt uns Dante's göttlich Lied,
Die Hölle kalt, den Himmel ernſt durchwallend!
Wie Arioſt, der ſtets durch Blumen zieht,
Bei üppigen Geſtalten ſich gefallend!
Da quoll Cervantes ſinniger Humor,
Sein Don Quixote regt' ein Lachen ſchallend;
Es führte Calderon mit Stolz uns vor
Der alten Kirche Roms gewalt'ge Tugend;
Du aber ſtandſt ob allen hoch empor,
Shakſpeare, o Freund des Alters und der Jugend!

Auch deiner dachten wir in Frömmigkeit,
O deutſche Kunſt! Geſellt den Nibelungen,
Durchkämpften wir den wilden grauſen Streit
Und weinten, als ſie all der Tod bezwungen.
Wir folgten dir, Wolfram von Eſchilbach,
Zu deines Grales heil'gen Dämmerungen.
Deutſchland ward uns zum zweitenmale wach:
Wir grüßten Klopſtock, Leſſing, Schiller, Goethe;
Wir jauchzten euch in lauter Wonne nach,
Ihr Träger einer neuen Morgenröthe!

Dann kam die hohe Philoſophenſchaar!
Wer zählt ſie all, die reinen alten Weiſen?
Es wallte Sokrates mild, ernſt und klar,
Der edle Plato folgte ſeinen Kreiſen;
Sie lauſchten all dem frommen klugen Mund,
Sie machten mit des Geiſtes Wunderreiſen.
Es folgte einſam auf den ſchönen Bund
Dann Ariſtoteles, verſtandsgewaltig:
Dem Forſcher that Natur ſich leuchtend kund,
Und ſeine Sprüche floſſen vielgeſtaltig.

Wir reichten der Scholaſtik nicht die Hand,
Um bei Spinoza horchend zu verweilen,
Der mächtig die Natur als Gott verſtand;
Kants Scharfſinn ſahen wir das Sein vertheilen;
Wir lauſchten Fichte's kühnem Ideal,
Der deutſche Reden warf gleich Donnerkeilen;
Wir ſahn in Schellings weiten Weltenſaal.
Wie webte Hegel mächtige Gebilde!
Die ſonſt feindſelig, kamen all zum Mahl:
Sie zählten alle zu der Weisheit Gilde.

Geſchichte auch erſchien, das hehre Weib,
Im Panzerſchmuck, umwallt von Siegesfahnen,
Und wies auf Hellas ſchönen todten Leib,
Lobpreiſend ihres Volkes Heldenbahnen.
Da lag Thermopylä und Marathon,
Uns an der Freiheit ſchönſten Sieg zu mahnen;
Roms Bürgertugend rühmte laut ihr Ton
In ſtolzen Thaten, würdig, heldenprächtig,
In Brutus Werk, in Cäſars düſterm Lohn; —
Sie griff uns in die jungen Seelen mächtig!

Dann zeigte ſie uns freudig, ſtolzbewußt
Des edeln Kreuzzugs glühende Gefechte;
Colombo fand, aufopfernd voller Luſt,
Die neue Welt dem kommenden Geſchlechte;
Reformatoren ſtürmten groß vorbei,
Heiß fordernd für den Glauben freie Rechte;
In Frankreich ſtürzte man die Tyrannei,
Es ward der freie Staat der Welt entboten;
Dann machten ſich Europa's Völker frei
Vom größten Mann, vom mächtigſten Despoten.

Verſöhnend die erregte Leidenſchaft,
Trat ruhig groß Natur in unſre Mitten,
Enthüllend ihrer Weisheit ew'ge Kraft.
Da ward der weite Himmelskreis durchſchritten,
Durchmeſſen ward der tiefe Sternenraum;
Wie Berg und Land und Meer die Erde kitten,
Lag klar dem Blick; in Stein und Thier und Baum
Sahn wir des Wachsthums Kreis ſich ſtill vollenden;
Der klaren Wahrheit ſank der Kindertraum:
Den Menſchen ſahen wir die Schöpfung enden.

Von weiſen Meiſtern mit beredtem Wort
Empfingen wir die hehren edeln Kunden.
Wohl Mancher ſtand der Wiſſenſchaft ein Hort,
Stets ward er ernſt und wahr und tief befunden,
Zur Hut der Freiheit jedem Kampf gerecht.
Manch Andrer ſcheute Schwert und Streit und Wunden,
Er diente ſclaviſch wie ein feiger Knecht;
Es trieb die Selbſtſucht ihn zu Heucheleien,
Die Jugend nannte keck ihn feil und ſchlecht
Und wollte nie geneigtes Ohr ihm leihen.

Vom Werke rief das Leben uns zurück!
Wie freuten uns die friſchen Morgengänge!
Im ſaatenvollen Feld wuchs neues Glück,
Es grüßten Vogellied und Glockenklänge,
Es leuchtete die Welt ſo ſchön und hold,
Das war von ſüßen Düften ein Gedränge!
So trat ich in der Muſe ſüßen Sold:
Sie küßte mir ſo mild die weiche Seele,
Dem Geiſt entquoll das jungfräuliche Gold,
Und junge Lieder jauchzten aus der Kehle.

Ich ſuchte Ruhe an des Freundes Bruſt,
Sie ſchlug mir edel, warm und voll entgegen;
Wir trafen überraſcht und unbewußt
Uns ſchwärmend auf des Geiſtes Jugendwegen.
Die erſte Liebe blühte durch das Herz,
Wir jubelten ob ihrem holden Segen,
Wir trugen ihre Wonne, ihren Schmerz
Hin in die laue Nacht; und Sang und Lieder
Erweckten oft die Maid zu Luſt und Scherz;
Laut klangen rings die ſtillen Gaſſen wieder.

Auch der geſelligen Schenke fehlt ich nicht,
Bei Trunk und Sang die Seele zu erfriſchen,
Im bunten Kreis, dem nie der Scherz gebricht,
Mich in das kecke Waffenſpiel zu miſchen.
Da ſcholl aus allen Kehlen froher Klang,
Die Becher klirrten an den Eichentiſchen,
Im hüpfenden Humor flog bald der Sang,
Unlöſchbar hörte man Gelächter ſchallen;
Dann galt das Lied der Lieb' und Freundſchaft Drang,
Der Wahrheit und der Freiheit galts vor Allen!

Die Zeit iſt längſt dahin, die Freunde fort,
Es ſind zerſtreut der Kette friſche Glieder —
Die jüngre Schaar durchbrauſt wie wir den Ort —
Horch auf, ſie ziehn zum Rhein beim Klang der Lieder!
Und Einer ſcheidend tritt an Schiffes Bord,
Ihm tönt's: „Er geht zur Heimath, kehrt nicht wieder!“
Das ſind die alten Sänge Wort für Wort!
So ſchied auch ich aus meinen Freundesreihen!
Ach, meine Thräne fällt mir im Akkord:
Ich will ſie heiliger Erinnrung weihen!

XXI.

Ay, every inch a king.

Shakspeare.
(King Lear. IV. 5.)

How sweet the moonlight sleeps upon this bank!
Here will we sit, and let the sounds of music
Creep in our ears; soft stillness, and the night.
Become the touches of sweet harmony.

Shakspeare.
(The merchant of Venice.)

Komm mit! Durch dieſe Stadt noch einen Gang!
Die Mitternacht erklang vom Dome mächtig,
Rings herrſchet Ruh die Häuſerreihn entlang,
Der Himmel glänzt von tauſend Sternen prächtig,
Der ſtille Vollmond ſchiffet groß und klar.
Das iſt die Stunde friedlich, feiernd, nächtig,
Um hier vor einem hohen Kunſtaltar
Am Heil'genbild die Andacht abzuhalten.
Mir wird, als lebt er' auf ſo wunderbar: —
Du mächt'ger Geiſt, laß deine Zauber walten!

Beethoven, großes Herz! Das iſt dein Haupt,
Das deine Züge, die ſich hier entrollen,
Dein Bild urmächtig, wie ichs ſtets geglaubt:
Gewitterdrohend iſt die Stirn entquollen,
Das Auge wie von dunkelm Blitz erhellt,
Auf trotz'gen Lippen ein verwegnes Grollen,
Und jedem Zug die Liebe doch geſellt!
Sei mir gegrüßt, der Töne größter Meiſter,
Der im Geſang erfaßt die ganze Welt,
Und im Geſang ſie gießt in unſre Geiſter!

Es haben Andre wohl vor dir gelebt,
Getränkt durch der Natur gewaltge Brüſte,
Daß ſie in Anmuth, Fülle, Kraft geſtrebt;
Doch ſuchend nach der ſel'gen Inſel Küſte,
Erreichten nimmer ſie den goldnen Strand:
Sie waren nur wie Stimmen in der Wüſte.
Du biſt der Heiland, der das Ufer fand,
Dir flüſterte der Geiſt geheime Kunden,
Du führteſt uns, die Leier in der Hand:
Der Töne Himmel ward durch dich gefunden!

Beethoven, großes Herz! Des Dankes Zoll,
O nimm ihn hin, der mir die Bruſt erweitert!
Wenn himmeljauchzend mir die Seele ſchwoll,
Die hellſte Luſt haſt heller du erheitert:
Du gabſt mir Troſt, wähnt' ich auf ödem Meer
An Schmerzensklippen meinen Geiſt geſcheitert;
Du löſteſt jedes Leid, wenn ſcharf und ſchwer
Die Leidenſchaft durch meine Seele brannte,
Weil ich in deinen Liedern, brauſend, hehr,
Das größre Leid, die größre Luſt erkannte.

Oft ſucht' ich ſie, die treue Mutter, auf,
Die göttliche Natur, in Luſt und Schmerzen,
Die jede Wonne ſpornt zu raſcherm Lauf,
Die Balſam gießt in alle wunde Herzen.
Ihr gleicht dein Geiſt; ſie ſpiegelt drin mit Luſt
Ihr ernſtes Zürnen und ihr jauchzend Scherzen,
In dir iſt ſie ſich froh und ſtolz bewußt
Des glutbeſeelten mächtigen Propheten,
Dem Gottes Urhauch einſt belebt die Bruſt,
Als noch des Paradieſes Lüfte wehten.

Drum kommts bei deinen Liedern über mich
Wie ſüßer Lenz! Ich fühl ihn, froh erſchrocken:
Die Schwalbe ſchießt, die Lerche hebet ſich,
Es ſtreut der Frühlingsbaum mir Blüthenflocken,
Mailieder wehn, es prangt die tiefſte Kluft,
Die breiten glanzbeſtreuten Ströme locken,
Wo fern die Landſchaft ſchwimmt in leiſem Duft;
Du baueſt vor des Geiſtes innres Fühlen
Gebirge, Ebnen, Seeen in die Luft. —
Fata Morgana, komm, die Glut zu kühlen!

Bald ziehſt du durch der Länder hellen Glanz,
Der Liebe biſt du hold und ſüß verfallen,
In deiner Hand erglüht ein Blumenkranz,
Dein Herz durchklingen tauſend Nachtigallen;
Bald ſchwimmt dein Lied in tiefen Seufzern fort,
Wir hören deine Thränen ſchluchzend fallen;
Bald jauchzeſt du des Zaubers Löſungswort;
Du ſchwärmſt auf Bergeshöhn in Roſenlauben
Mit deinem Lieb; wir ſehn dich hier und dort
Umarmungen beſtehn und Küſſe rauben!

Dann ſtreifeſt du in der Genoſſen Schaar. —
Hinaus, hinaus! Es gilt ein freud'ges Leben!
Wie ſind die Stirnen frei, die Augen klar!
Es ſtrotzt eur Lockenhaar von Sommerreben!
Ihr ſetzt euch an der Freude vollen Tiſch:
Wir ſehn euch ſchäumende Pokale heben,
Den ſprudelnden Humor erhebſt du friſch,
Den Saal durchklingt ein Lachen, Jubeln, Singen;
Doch oft iſts mir, ich hörte träumeriſch
Hinein ein ſtillverhaltnes Weinen klingen.

Und wieder ſtimmſt du unſre Seelen um:
Wir hören plötzlich Elemente toben.
Seht der Natur umfriedet Heiligthum
Von Wetternacht getrübt, vom Sturm umſtoben!
Die zack'ge Alpe trotzt den Himmel an,
Der Blitze Feueraugen leuchten oben,
Laut durch den Urwald peitſchet der Orkan,
Hoch im Gebirge kracht die Eiche fallend,
Wild um die Klippen heult der Ocean,
Als wollt' er alles Land verſchlingen wallend.

Doch tief durch dieſen wilden Marterſchrei
Ertönt wie eines Donnergottes Stimme
Dein eigner Schmerz: du raſeſt wild und frei,
Als flöheſt du die Welt in wirrem Grimme,
Als triebeſt du in finſterm Menſchenhaß,
Auf daß es ſcheiternd in dem Meer verſchwimme,
Dein Lebensboot. Wir ſehn dich bleich und blaß,
Ein rieſig Bild am finſtern Abgrund ringen;
Die Angſt durchzittert uns ohn' Unterlaß,
Es möchte dich die tiefe Kluft verſchlingen.

Doch nein, die Sühne folgt! Es ſiegt dein Geiſt,
Du kehreſt um in holden Melodieen!
Wie Gott im Hauche ob der Schöpfung kreiſt,
So hören flüſternd wir im Lied dich ziehen.
Wie nach der Fiebernacht ein ſüßer Traum,
Nach Winterſtarre Frühlingsphantaſieen,
Erquickſt du uns. Bald unterm Blüthenbaum
Ruhn wir bei dir, bald unter Märchenzelten,
Bald ſchweben wir mit dir im Aetherraum
Wie ſel'ge Geiſter zwiſchen Sternenwelten.

Dort ſtimmſt du plötzlich an das Siegeslied,
Das ſchwillt, als wollten alle Gräber klüften;
Ha! wie ein Bacchuszug, ſo rauſcht und zieht
Es lebenweckend über allen Grüften!
Dämonen fliehen in der Tiefe Schlund,
An dem du ſtandſt; es jubelt in den Lüften:
Der Haß, der Zorn, der Neid ſtürzt in den Grund,
Du läßt die Liebe ob den Welten thronen;
Begeiſtert tönt es wie aus Einem Mund:
Triumph! o „ſeid umſchlungen, Millionen!“

Der Päan iſts der neuen goldnen Zeit,
Das tauſendjähr'ge Reich weiſſagt ſein Tönen;
Wir haben überlebt den alten Streit,
Die Völker nahn, die Wahrheit hell zu krönen.
O hört: die Welt iſt Gott und Gott die Welt,
Die alten und die neuen Zeiten ſöhnen
Im Bruderkuß ſich aus, und glanzerhellt
Erſteht das letzte Reich in lichter Klarheit.
Wir bauen auf, was keine Macht zerſchellt:
Die ew'ge Welt der Liebe, Freiheit, Wahrheit!

Stürmſt du uns ſo zur ſtolzen Liederſchlacht,
Die wogt im Formenwechſel tauſendflutig,
Wie faſſen uns die Weiſen ſtets mit Macht,
Wie wächſt der Geiſt ſo ſtark, ſo feſt, ſo muthig!
Du treibeſt rings die bleiche Selbſtſucht aus,
Und iſt das Herz von hundert Wunden blutig,
Dir jauchzt es taumelnd zu im Tönebraus;
Entflammt von Liebe, lernt es groß entſagen,
Für Freiheit fordert es den Tod heraus,
Kühn wie von Adlerfittichen getragen.

Beethoven, großes Herz, ſiegſtolzer Held!
Du Bannerträger künft'ger edler Zeiten,
Folgt heut ein kleines Häuflein dir ins Feld,
Einſt werden ſich die Völker um dich breiten.
Du eilteſt unſrer Bildung mächtig vor:
So hilfſt du ſtolz ans Ziel die Menſchheit leiten,
Ich hör prophetiſch ſchon vom Völkerchor
Dein „Alle Menſchen werden Brüder!“ ſauſen! —
Mein Lied, mein Lied, wie wagſt du dich empor?
Des Meiſters Lob laß ſeine Lieder brauſen!

Ringsum iſts ſtill. Hell wird die dunkle Luft:
Des Münſters Thurm erglüht im Morgenrothe,
Berauſchend weht der ſüße Lindenduft,
Der Falke ſtrebt empor, des Tages Bote;
Fern über Feldern hebet ſchmetternd wild
Die frühe Lerche weckend ihre Note. —
Hochſommertag — des Meiſters treues Bild!
Du läßt die Liebe ob den Welten thronen! —
Wir gehn. In unſre Herzen tönet mild
Die Hymne: „Seid umſchlungen, Millionen!“

◆

XXII.

Cöllen ein kroyn
Boven allen ſteden ſchoin.

Kölner Chronik.

Lebt wohl, ihr Berge! Lange ſpäht und ſchaut
Das Auge rückwärts, wo ihr ferne ſchwindet,
Als ließ ich dort der Seele ſüße Braut.
Ein duft'ger Kranz Erinnerungen bindet
Um meinen trunknen Sinn ein duftig Band.
Es zieht der Strom, der weit und groß ſich windet
Ins üpp'ge früchtereiche Niederland,
Eintönig, ſtill, von Weiden überbogen.
Doch ſieh, noch einmal ſchmücket ſich der Strand!
Wach auf, mein Geiſt, dort kränzet Köln die Wogen!

Uralte Stadt! Der Dichter jauchzt dir zu!
Wie breiteſt du von Thoren hin zu Thoren
Am Strome dich in majeſtät'ſcher Ruh!
Die Thürme ſtehn in blauen Duft verloren,
Indeß die grüne Welle dir mit Luſt
Den Fuß umſpült. O zwiefach auserkoren,
Schwebſt du geſpiegelt auf des Stromes Bruſt
Mit Kirchen, Thürmen, Mauern und Paläſten,
Ein ſtolzes Bild, das freudig, ſelbſtbewußt
Den Blick entzückt den Wohnern und den Gäſten.

Mein kühner Schiffer, treib ans Land den Kahn!
Vom Strande locken friſchbewegte Klänge.
Das iſt des Handels wagnißkühne Bahn!
Welch Markten, Dingen, Fragen im Gedränge!
Am Werfte lieget Schiff an Schiff gereiht;
Der Träger Schreien, der Matroſen Sänge
Erklingen ſchrill. Wem wird hier lang die Zeit?
Dort führen Roß und Wagen laute Rufer.
Laßt ſchweifen nur die Blicke weit und breit;
Wohin ihr ſpähet, iſt belebt das Ufer!

Hier hat der Kaufherr ſeiner Waaren Acht,
Die ihm aus fernen fremden Landen kamen,
Er rüſtet hier die wohlgewogne Fracht
Für überſeeiſche Völker, deren Namen
Wir kaum gehört. Er rechnet, plant und ſinnt,
Was er für ſich, was er für ſeinen Samen
Im klugen wohlbedachten Kauf gewinnt.
Die Dämpfer keuchen, Fremde gehn und kommen;
Kaum daß euch eine Stunde hier entrinnt,
Und auf dem Rhein kommt Neues angeſchwommen.

Doch lange feſſelt nicht der Selbſtſucht Spiel,
Das hier ſo üppig wuchernd ſprießt, den Dichter,
Des Lebens friſcher Hauch iſt nur ſein Ziel,
Den Zweck verdammt er, ein geſtrenger Richter.
Den Handel und den Wucher flieht er bald,
Er haßt die eigennützigen Geſichter,
Er flucht den Seelen, feilſchend, nüchtern, kalt,
Er läßt die vollen Schiffe, emſ'gen Krahnen,
Er läßt den buntbeflaggten Maſtenwald:
Es zieht des Sängers Herz auf andern Bahnen!

Still wandr' ich durch das brauſende Gewühl,
Ich trete durch des Thores düſtern Bogen.
Die Straßen dehnen ſich bald lang und kühl,
Bald ſonnig, breit. Aus aller Zeiten Wogen
Stehn Trümmer hier. Gemäuer, Thurm und Dom
Erzählt von Zeiten, welche längſt verflogen.
Bald kündet mir ein friſcher Menſchenſtrom
Entlang Paläſten, Säulen, Waarenhallen
Die friſche Gegenwart! — Das deutſche Rom
Nenn ich dich, Köln! — Laß dir das Wort gefallen!

Wie reich iſt hier Geſchichte hingerauſcht!
Ihr ehrner Stift ſchnitt allwärts tiefe Kerben,
Wohnſitze hat ſeit grauer Zeit getauſcht
Hier Volk um Volk. Jahrtauſendlange Erben,
Stehn wir vor Zeichen, vielfach hingeſtreut
Als Kunden, wie Geſchlechter blühn und ſterben,
Wie formenwechſelnd geſtern bald, bald heut,
Der Menſchengeiſt erſchafft mit reger Stärke.
Getroſt, wenn uns der Tod die Hände beut, —
Sind ſie nur echt, dann leben unſre Werke!

Hier herrſchte einſt des Römers ſtolzes Wort,
Der's wagte, mit der ganzen Welt zu fechten,
So löwenkühn und groß, daß immerfort
Den Lorber ihm die künft'gen Zeiten flechten.
Zur Weltbeherrſchung legt' er auch den Grund
Am grünen Rhein; wie niedern feilen Knechten,
That er Geſetze unſern Vätern kund.
Wer aber höhnet ungeſtraft den Rieſen?
Und raſch erſtand der Völker ſtarker Bund,
Die mit den Aexten heim den Fremdling wieſen.

Im unwirthbaren teutoburger Forſt
Erklang die Schlacht drei lange ſchwere Tage,
Die deutſchen Adler hoben ſich vom Horſt
Und ſchlugen Rom mit einem Rieſenſchlage.
Der ſtolze Varus ließ ſo Leib wie Heer,
Für Deutſchland ſank die Schaale an der Wage.
Auguſtus ſaß daheim und ſeufzte ſchwer:
Gieb mir zurück die blanken Legionen! —
Doch moderten Mann, Roß und Schild und Speer
Im Eichenland, wo die Weſtphalen wohnen.

Seitdem verklang der Tuba kecker Ton
Von Tag zu Tage mehr in dieſen Gauen,
Man ſprach den heimlichen Geſetzen Hohn,
Und übte Recht zu Jedermanns Vertrauen
An heil'gen Stätten, öffentlich und frei,
Ringsum das Volk, zu Haupt des Himmels Blauen!
Gebrochen war die fremde Tyrannei! —
Nur eine alte Mau'r, dem Grund entgraben,
Auf altem Geld ein Kaiſerconterfei
Mahnt dich, daß Römer hier gefochten haben.

So gehts dem Stolze, der ſich überhebt,
Der Größe, die ſich unzerſtörbar meinet! —
Wo Wiſſenſchaft, Geſittung, Kunſt gelebt,
Wo üppig Glanz und Pracht gebuhlt, erſcheinet
Der Uferfranke: rüſtig wirft er um,
Was die Lateinerbildung ſchuf; es einet
Nur Männerkraft ſich dem Barbarenthum.
Wer kennt die Kunſt noch, Thaten zu berichten?
Die Zeit, die folgt, iſt dunkel, trüb und ſtumm,
Und Sagen nur vertreten die Geſchichten.

Sie reden dir vom heiligen Matern,
Der hier zuerſt das heil'ge Kreuz verkündet,
Von den elftauſend Jungfraun, welche fern
Vom Briteneiland kamen, liebentzündet,
Und mit Sankt Urſula, der Führerin,
Durch Hunnen ſtarben, noch im Tod verbündet.
Sie melden euch von Hanno's ſtarrem Sinn. —
Die Wunder blühen, wo die Thaten fehlen;
Volkslieder ſingen ſie. — Lauſcht immerhin,
Gehört ihr zu den gläubig frommen Seelen!

Man ſagt von Fürſten, welche hier gethront:
Von Chlodewig, dem großen Merowingen,
Der Mutter Karl Martells, die Köln bewohnt,
Plecktrudis wars, der heut noch Lieder klingen,
Ahnmutter des Pipin von Heriſtall.
Der große Karl, ging er die Völker zwingen
Im Sachſenland, der Heiden ſtarken Wall,
Hielt hier, beim Biſchof Hildebold zu raſten,
Um ſich bei Speis und Trank und Liederſchall
Vom ſchweren Werk der Herrſchaft zu entlaſten.

Doch ſtill! Ich ſchreibe hier kein Königsbuch,
Die dunkle Rolle paßt für andre Geiſter.
Selbſtſücht'ge Fürſten waren oft ein Fluch;
Ich preiſe Helden nur im Reich der Geiſter.
Wo ſich der Menſchheit helle Majeſtät
Groß offenbart, nicht wo ſich üppig dreiſter
Hochmüth'ger Schranzen Schaar bemüht und bläht,
Da weil ich gern! Fort über manch Jahrhundert!
Auf Bürgerkraft und Stolz und Thaten ſpäht
Mein Auge froh, die noch die Welt bewundert.

Wie kämpfte mit dem Krummſtab hier das Schwert!
Hier Bürgerfreiheit, dort die Macht des Pfaffen!
Voll Kraft die Fechter, beide ſiegeswerth!
Viel heiße Tage gings in ſchweren Waffen.
Konrad von Hochſteden, du Geiſt von Erz,
Du rangſt, der Kölner Kirche Glanz zu ſchaffen,
Wie ihn Gregor, das kühne Römerherz,
Auf ſeinen ſieben Hügeln ſich erzwungen;
Du beugteſt muth'ge Bürger nicht zum Scherz:
Dir und den Deinen iſt das Werk mißlungen!

Es ſchreckten deine Schiffe nicht die Stadt,
Die Wurfgeſchoſſe brachen nicht die Mauern;
Ob Brände auch dein Zorn geſchleudert hat
In Hab' und Haus, daß ſchamroth von Bedauern
Der nächt'ge Himmel ſtand: der kecke Muth
Brach nicht entzwei; zu blut'gen Racheſchauern
Entflammte ſich der Bürger raſche Wuth,
Sie rüſteten die Waffen ſcharf und glänzend,
Gepanzert ſtrömten ſie in voller Flut,
Den Lebensbecher kühn dem Tod kredenzend.

Da brauſten zu der Feldſchlacht wildem Sturm,
Die eben friedlich ſchafften bei den Waaren;
Sie tobten mauerbrechend um den Thurm,
Sie riſſen Fetzen in die Söldnerſchaaren!
Was kümmerte ſie Kerker, Kette, Haft?
Hochmüth'ge Ritter mußten ſcharf erfahren
Der Bürgerſöhne Adel, Willen, Kraft,
Die für die Freiheit kühn zum Kampfe fegten,
Und, bis ihr Heldenthum den Sieg geſchafft,
Die ſtarken Glieder nicht zur Ruhe legten.

Wie ſeid ihr Overſtolzen hingeſauſt,
Für Bürgerfreiheit Gut und Blut zu wagen!
Du Daniel Jude und Braun Hartefauſt
Und Simon Roisgin habt das Schwert getragen,
Den alten Helden gleich! Dir Hermann Gryn
Fällt gar das Loos, den gelben Leu zu ſchlagen,
Den, dich zu morden, Pfaffen hämiſch ziehn.
Warum iſt allwärts nicht eur Ruhm erklungen?
Ihr habt verdient die ſtolzen Melodien
Vom hehren Sängermund der Nibelungen!

Ihr ſeid es auch, die reich und ſtark und groß
Die Stadt vor allen deutſchen Städten machten:
Ihr bautet hier dem Handel einen Schooß,
Wo lebenpochend ſtolze Werfte lachten.
Es ſtrotzten eure Lagerhäuſer voll,
Es trugen eure Schiffe ſeltne Frachten
In ferne Meere; fremder Länder Zoll
Heimführend, kehrten raſtlos ſie zum Porte.
Der Ruhm der ſtärkſten Hanſeſtadt erſcholl,
So weit der Handel ging, an jedem Orte.

Mit Luſt geſellen Wiſſenſchaft und Kunſt
Dem Wohlſtand ſich. Hier kannſt du taglang rennen,
Und ringsum findeſt du der Muſen Gunſt:
Auf alten Bildern ſiehſt du Farben brennen,
So ſchaffet ſie die neue Zeit nicht mehr;
Vollendet Bildwerk wirſt du rings erkennen,
Steinblumenpracht, Bildſäulen groß und hehr;
Du ſtaunſt vor Thürmen, Kirchen, Klöſtern, Thoren.
Heimkehreſt du im Geiſt befruchtet, ſchwer:
Solch Werk wird nur in reicher Zeit geboren!

Doch wer erdachte dieſer Thürme Plan?
Wer führte auf die ſtolzen Kathedralen?
Wer hub dies Heil'genbild zu hauen an?
Wer konnte dieſe Kirchenfenſter malen?
Der Forſcher fragt umſonſt, Geſchichte ſchweigt. —
Sonſt pflegte man mit Namen nicht zu prahlen,
Es galt das Werk nur; andachtsvoll geneigt
Lieh der Idee der Künſtler blühndes Leben.
Auf, Künſtlerzeitgenoſſen, zeigt, o zeigt
So ſelbſtvergeſſen euch, der Kunſt ergeben!

Ein einz'ger Name klingt mir laut und hell
Aus jenen wunderbaren reichen Zeiten:
Albertus Magnus wars, des Wiſſens Quell,
Ein Licht der Welt, bekannt in allen Weiten.
Die Sage nennt ihn einen Zaubrer gar.
So pflegte ſeinen Dämmer zu verbreiten
Der Aberglauben; wo das Wiſſen war,
Sah er des Wunders Taſchenſpielerkünſte.
Wir ehren ihn als Weiſen klug und klar:
Des Wiſſens Licht durchglänzt des Glaubens Dünſte.

Du ſtrahlteſt, Köln, noch lang ein Thron der Luſt,
Ein Markt der Pracht durch friſche Bürgerthaten,
Neid regend in der Nachbarſtädte Bruſt,
Weil du erblühteſt weiſ' und gut berathen;
Weil hier des Reichthums Adern hingebrauſt
Aus fernen Zonen und aus nahen Staaten.
Raubritter nahten dir mit frecher Fauſt,
Und packten deine Wagen, deine Schiffe,
Nach deinen Knechten iſt ihr Schwert geſauſt,
Sie waren mehr dir Feind als Meeresriffe!

Doch buhlten Könige um deine Gunſt:
Sie lenkten gern zu dir die ſtolzen Schritte,
Bewundernd deine Fülle, deine Kunſt,
Bei Feſt und Mahl ſich freuend deiner Sitte.
Sie ſuchten vor der Fürſten wildem Streich
Sich Schutz und Beiſtand oft in deiner Mitte!
Kein Ort in Deutſchland kam der ſtolzen gleich.
„Geht alle hin, daß euer Haupt ſich beuge,
Wer Köln nicht ſah, ſah nicht das römiſche Reich!“
Aeneas Sylvius ſprachs, ein treuer Zeuge.

Doch was entgeht dem ſchleichenden Geſchick?
Es ſank auch endlich dieſe Macht und Größe:
Matt ward dein Herz und trübe ward dein Blick,
Es kam auch dir die nackte Zeit der Blöße.
Selbſt Königen und Staaten droht der Fall,
Selbſt Berge ſinken durch der Erde Stöße!
Wie nicht die Stadt? — Das Schickſal ſchlägt den Ball:
Bald ſinkt er hier, bald ſinkt er dorten nieder;
Wer ihn erhaſcht, jauchzt auf im Jubelſchall
Des ſtolzen Glückes weithinſprühnde Lieder.

Ihr kennt ſie, die verhängnißvolle Zeit,
Die einſt durch Deutſchland dumpf und ſchwer gewittert,
Als in dem blut'gen dreißigjähr'gen Streit
Die argbedrängten Länder hingezittert.
Die Fürſten trieb der ſchnöde Eigennutz,
Sie haben kalt das alte Reich zerſplittert;
Was übrig blieb, war eine Leich' im Putz;
Ihr Vorwand war der Glaubensfreiheit Sache,
Doch ihre Waffen hob ſelbſtſücht'ger Trutz.
Wo glaubt man heut denn frei? — Einſt kommt die Rache!

Nur wenig kümmerte der Kampf den Rhein.
O Köln, das war dein unermeſſ'ner Schaden!
Du miſchteſt in die Regung dich nicht ein,
Drum hat ſich Unheil über dich entladen.
Im Kriege heißt es: rüſtig zugefaßt!
Wer weiß, auf welchen unwirthbaren Pfaden
Wir morgen gehn? Drum ſcheuet keine Laſt!
Ich haſche, wenn ſie ob mir glühn, die Früchte,
Ich mache gern am kühlen Brunnen Raſt.
Wer weiß, ob ich nicht morgen bergwärts flüchte?

Du aber lagſt, o Köln, ein träger Sumpf,
Den nicht die wilden Stürme aufgeſtoben.
In Ruh und Reichthum wardſt du blöd und ſtumpf,
Engherzig, hart; es wucherte nach oben
In dir des Fanatismus giftig Kraut:
Man ſah dich gegen Ketzer grimmig toben,
Es wurden Scheiterhaufen aufgebaut,
Zum Tode ließeſt du die Hexen führen.
Man ſah dich für die Kirche — Chriſti Braut! —
O Schmach dir! — Beile heben, Flammen ſchüren!

Den Zeiten und den Völkern einen Fluch,
Die alſo krank im Geiſte konnten irren!
Die Namen ſtehn in der Geſchichte Buch
Mit blut'ger Schrift. Als hört' ich Ketten klirren,
Als blitzt' ein Schwert, als ſpritzte quellend Blut,
Als ſäh' ich Fratzen, die den Sinn verwirren,
Als heulte laut der Pöbel auf in Wuth,
Als ſtarrte dort die düſtre Folterkammer,
Wird mir im trüben dunkeln Haupt zu Muth!
In alle Zeiten ſchreit der wilde Jammer!

Galt das der Liebe ſüßer Religion,
Die wie ſich ſelbſt den Nächſten heiſcht zu lieben?
O nein, dies Schlächtertreiben ſprach ihr Hohn! —
Wann endlich wird der trübe Wahn zerſtieben?
Wann darf ein Jeder glauben, wie er kann,
Rein, menſchlich, frei? Zu lang habt ihrs getrieben
In unſrer Welt mit Kette, Schwert und Bann!
Wann wird das Volk die ſtolzen Höhn erklettern,
Wo Aberglauben im Phantom zerrann,
Wo laut des Wiſſens Morgenlerchen ſchmettern?

Friedrich von Spee, vom kleinen Kaiſerswerth
Kamſt du nach Köln, du Dichter frommer Lieder!
Du zürnteſt gegen Feuer, Kerker, Schwert,
In dir erhob der reine Menſch ſich wieder,
Der hier verloren ging! Dein Wort erſchallt
Der Lieb' und Duldung für der Menſchheit Glieder.
Nimm unſer Lob, ehrwürdige Geſtalt!
Aus deinen Worten ſingen Friedensengel,
In jedem deiner milden Lieder wallt
Ein Himmelsbote mit dem Lilienſtengel.

Ob euren Rubens ihr als Landsmann preiſt?
Des Schickſals Laune ließ zur Welt ihn kommen
In dieſer Stadt. Sein friſcher freier Geiſt
Iſt anderwärts zur duft'gen Blüth' entglommen.
Wo fern im Niederland den kühnen Zug
Hoch in die Luft der Freiheit Aar genommen,
Erhob phantaſtiſch ſtolz ſein Geiſt den Flug;
Dort ſchuf er ſeine Bilder üppig blühend,
Gedanken, — nimmer rühmt ihr ſie genug! —
Und Farben, alles übertreffend, glühend. —

Sonſt Alles heillos, dumpf, verödet, ſchwach
In dieſer Stadt! Wo ſonſt ihr Ruhm geklungen,
Ertönet fürder nur gehäufte Schmach.
Die nach ihr ſahn, ſie klagten gramdurchdrungen,
Sie ſchauten Kutten durch die Straßen gehn,
Sie hörten düſtre Lieder nur, geſungen
Vom Pfaffenchor, nur Bettler ſahn ſie ſtehn
Frech und zerlumpt an Kirchen und auf Plätzen,
Nur wenig Flaggen aus dem Hafen wehn. —
Du lageſt, Stolz des Rheins, verarmt an Schätzen!

Du wareſt todt ſchon bei lebend'gem Leib!
Stillleben nur, ſpießbürgerlich umſchloſſen,
Schlug matt in dir. Colonia, ſtolzes Weib,
Dir ſchien des Lebens üpp'ge Pracht entfloſſen!
Der Franzmann kam und nahm dich luſtig ein,
Du gabſt dich in dein Schickſal unverdroſſen;
Kunſtſchätze fielen, Bilder, Bauwerk, Stein,
Vandaliſch ſahſt du die Barbaren wüthen,
Du ſtandeſt undeutſch gar am deutſchen Rhein:
Kleinſtädter wurden, die als Fürſten blühten!

Die Zeit iſt hin, die Prüfung iſt vorbei.
Seit ſie den ſtolzen kühnen Korſen ſchlugen,
Erſtandſt du mächtig, glorreich, friſch und frei,
Aus deiner Geiſtesknechtſchaft ſtarken Fugen.
Des Rheines Stolz erhebt ſich wieder kühn,
Aufs Neu als Königin ins Land zu lugen;
Durch deine Thatkraft muß dein Handel blühn,
Dein Reichthum ſchmücket Märkte, Gaſſen, Hafen,
Die Male deiner alten Kunſt erglühn
In friſcher Pracht! — Wohl, du haſt ausgeſchlafen!

Der Kaufmann hat aufs Neu der Waaren Acht,
Die ihm aus fernen fremden Ländern kamen,
Er rüſtet hier die wohlgewogne Fracht
Für überſeeiſche Völker, deren Namen
Wir kaum gehört. Er rechnet, plant und ſinnt,
Was er für ſich, was er für ſeinen Samen
Im klugen wohlbedachten Kauf gewinnt.
Die Dämpfer keuchen, Fremde gehn und kommen;
Kaum daß euch eine Stunde hier verrinnt,
Und auf dem Rhein kommt Neues angeſchwommen.

Doch mehr als das! Es hat ſich einen Sitz
In dieſen Mauern auch der Geiſt erkoren:
Hier wohnen Männer voll Verſtand und Witz;
Des Hochmuths Schreck, der Hohn vernarrter Thoren,
Erhob ſich öfter hier das ſcharfe Wort;
Beklatſcht vom Volk, von Schranzen ſchlimm verſchworen,
Flog's auf der Zeiten wilden Flügeln fort,
Und predigte, aus dumpfer Einerleiheit
Zu flüchten in des Lebens letzten Port,
Zu flüchten in den Port der goldnen Freiheit!

O Schmerz, daß ſo vereinzelt mancher Klang
In unſre vielbewegte Zeit geworben!
O Schmach, daß er durch Willkür, Macht und Zwang
Vorzeit'gen allzufrühen Tod geſtorben!
Der Freiheit Beth'lem iſt das deutſche Land:
Was es gebiert, das wird alsbald verdorben,
Des Geiſtes Kinder mordet Henkershand,
Sie fallen unnatürlich herben Todes. —
Doch warte nur: wie lang dein Reich auch ſtand,
Bald fällt dein Loos, angſtbebender Herodes!

O Thaten, Thaten! Hier ein Königreich
Für eine That! So möcht ich tönend rufen.
Im Reich des Geiſtes nur ein kühner Streich,
Und an der Tempel, der Paläſte Stufen
Erklingt eur Ruhm. Der großen Werke denkt,
Die einſt die Helden alter Zeiten ſchufen!
Ich mahn' euch laut, daß ihr die Sinne lenkt
Auf jene reine ſtolze Bürgertugend!
Wenn Form ihr den Ideen der Freiheit ſchenkt,
Nur dann erneuet ſich des Volkes Jugend!

Mein Köln, o lauſche auf der Zeit Gebot!
Sieh zu, die neuen Tage wollen dämmern!
Schon blühet ſtrablend auf das Morgenroth,
Hört von den Thürmen alle Glocken hämmern!
In dieſem Kampf um freies Menſchenrecht —
O werdet ſtarke Leun aus ſanften Lämmern!
Den Eigennutz, den Neid, die Selbſtſucht brecht!
Auf Hochmuth, Haß und Dumpfheit werft die Bolzen!
Verachtet, wer er ſei, den niedern Knecht!
Steigt aus den Gräbern, kühne Overſtolzen!

XXIII.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten ſchildern.
Die Fenſter glühten dunkelklar
Mit alter Märt'rer frommen Bildern,
Dann ſah ich, wunderſam erhellt,
Das Bild zum Leben ſich erweitern,
Ich ſah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesſtreitern.

Ludwig Uhland.
(Die verlorne Kirche.)

Der Kölner Dom! So tönt das Loſungswort,
Das laut in die bewegte Zeit geklungen;
Wie vom Orkan getragen, rauſcht es fort,
Auf allen Lippen tönts, von allen Zungen.
Das ſchwärmt und lärmt in's weite Land hinein!
Klingt hier ein Lied, ſo wird es ihm geſungen.
Ich ſtürze mich berauſcht in eure Reihn.
Mich treibt es durch die volkbelebten Gaſſen —
Da öffnet ſich der Platz — Ein Berg von Stein,
Hebt dort der Dom die koloſſalen Maſſen!

Ich grüße dich, du felsgethürmter Bau,
Der du gegrüßt die ſchwindenden Geſchlechter!
Feſtwurzelnd in der Erde düſterm Grau,
Stehſt du, des alten Glaubens hehrer Fechter,
Ein ſtolzes Zeichen der Vergangenheit;
Als Rieſenblume blüheſt du in echter
Kunſtfülle durch die Heimathgauen weit!
Es wandelt her mit feiernden Gebeten
Der Gläub'gen Schaar; man ſieht in Frömmigkeit
Den Freund der Kunſt zu deinen Hallen treten.

Andächtig groß erhebt ſich dort der Chor,
Die Fenſter blinken ernſt im Sonnenſcheine,
Drum hebt in luft'ger Strebung ſich empor,
Als blüht' er gern in hoher Lüfte Reine,
Der ſteingehaunen Blumen ſtolzer Strauß;
Die Pfeiler ſtehn vereinzelt, rieſ'ge Steine,
Das Schiff andeutend von dem Gotteshaus;
Als wollt er mahnend nach Vollendung fragen,
Hebt ſich vereinſamt halb der Thurm hinaus.
Der Geiſt baut fort. — Wie weit darf er ſich wagen?

Hinein, ins hohe Tempelthor hinein!
O welche tiefen weitgewölbten Bogen!
Wie wachſen rings die Säulen ſchlank und rein
Mit Blätterkronen! Mild herabgeflogen
Kommt magiſch Licht. O ſüße Dämmernacht,
Wie hältſt du mährchenhaft den Sinn umzogen!
Stumm halten Heil'ge an den Pfeilern Wacht,
Und ſtille, andachtsvolle Beter wallen,
Wo Gräber ſtehn in dunkler alter Pracht. —
Hier lebt das Wunder ſeinen Gläub'gen allen!

Doch horch! Es tönt tiefvoller Glockenſchall,
Und feſtlich thun ſich auf die Kirchenthore,
Es wogt herein zum Feſt des Volkes Schwall,
Die Kerzen flammen auf im hohen Chore,
Die Kirchenfahnen wallen ob dem Drang,
Die ernſten Prieſter nahn zur heil'gen Hore;
Hellauf erklingt ringsum Chorknabenſang:
Ein tief Geheimniß ſoll ſich offenbaren —
Mir bleibts verſchloſſen trotz dem Orgelklang. —
Leb, Kindheit, wohl, lebt wohl, ihr frommen Schaaren!

Ich ziehe ſinnend ernſt im Geiſt hinaus
Zu Licht und Luft, wo Gott lebendig webet,
Ich klimm hinauf am hohen Tempelhaus,
Wo keck der Falk im Abendlichte ſchwebet,
Tief unter mir der Orgellieder Lauf!
Wo Künſtlerſinn zum Strauß den Stein belebet,
Wo zaubriſche Geſtalten ſtehn, hinauf!
Wo alte Heilgenbilder nach mir ſchauen,
Am Gipfelkreuz mit ſeinem goldnen Knauf!
Wie bebt das Herz, zur Stadt hinab zu ſchauen!

Da liegt nun unter mir das Häuſermeer
Von Hanno's altem heil'gem Sitz gebreitet.
Schwach brauſt des Lebens Luſt zur Höhe her;
Dem Blick, der über ferne Giebel gleitet,
Vergeht die Stadt. Tief ernſte Dunkelheit
Bedeckt die rauſchende. Die Luft durchſchreitet
Das Abendgold und legt in Heiligkeit
Sich um die Kirchen, ob der Straßen Klüfte.
Da halten rings von ihrer alten Zeit
Kirchthürme Zwieſprach durch die reinen Lüfte.

O ſieh, die Sonne haucht vom Abendthron
Mit ihrem Golde an die alten Tempel!
Voll großer Ruhe grüßt Sankt Gereon;
Rundthurmig, ernſt, bewußt zeigt er im Stempel
Der reinſten Kunſt des alten Geiſtes Werth,
Und ferne glühn als leuchtende Exempel
Apoſteln, Sankt Maria, Kunibert,
Martin und Severin; im Abendſcheine
Glühn Thurm und Fenſter, und die Seele ehrt
Sie andachternſt als betende Gemeine.

Ein herrlich Bild! O prächt'ger glüht' es noch,
Wärſt du, o Dom, nicht fragende Ruine!
Säh man von deinem Gipfel, doppelt hoch,
Fern auf des Landes ſchwellend weiche Miene!
Ganz der Gedanken, aber halb die That!
O daß Erlöſung von dem Fluch erſchiene,
Der Deutſchland drückt! Ach, jede neue Saat
Durchwebt das Unkraut! Mächtig angefangen
Vom Ahnen, übt an dir der Sohn Verrath!
O weh dir, deine Zeiten ſind vergangen!

Der Glauben, der den Bau begann, verſchwand:
Die Zeit geht andre Bahn! Du kannſt dem Wiſſen
Des Geiſts nicht frommen: der Geſchichte Hand
Hat längſt den dunkeln Schleier abgeriſſen.
Sie ſagte klar: Gott iſt allüberall,
Die Kirchen und die Klöſter könnt ihr miſſen!
Nur hier und dort hebt ſich mit frommem Schall
Ein altes Lied, von Gläubigen geſungen;
Doch von der Freiheit ſind die Völker all,
Die ſich in Bildung freuen, groß durchdrungen.

Horch auf! Ich hörte laut ein ſchönes Wort!
Wie Donner dröhnend klang es in die Gauen:
Was trennt ſich Deutſchland noch in Süd und Nord
Durch Herrſcher, Sitte, Recht? In ſeinen Auen
Gilt Eine Sprache. Ach, der Stämme Neid,
Der Haß, der Stolz, das ſchleichende Mißtrauen
Verrieth das Vaterland in ſchlimmer Zeit.
Ein Deutſchland ſei, und keinen Feindesſtreichen
Erliegen wir! Gleich ſei der Bund gefeit!
Den Dom zu Köln erheben wir als Zeichen!

Sie hörens! Jeder ſpendet ſeinen Zoll,
Reich oder karg, der Mächt'ge mit dem Armen;
Aus allen Heimathgauen ſtrömen voll
Die Gaben her! O Jeder muß erwarmen,
Wenns Volksgedanken gilt! Ein Stein! Ein Stein!
Wer ſchaffte nicht als Mann mit rüſt'gen Armen?
Wer ſetzt als Weib nicht gern ein Ringlein ein,
Das Haar des Haupts, die weichen blonden Locken?
Eins ſoll ja Deutſchland, unſre Heimath, ſein!
O läutet auf zum Feſte alle Glocken!

Und ſieh, am Dome hebt ein Leben an!
Es ſchaaren ſich zum Meiſter die Geſellen,
Er breitet aus den alten hehren Plan,
Die andern ſehn, wie ſie das Werk beſtellen.
Alsbald am harten Stein der Hammer klingt,
Der Maurer führt das Richtmaß und die Kellen.
Horch, wie dazu ein Lied die Werkſchaft ſingt:
Ihr Heimatsſtämme ſeid uns all willkommen!
Der Stein, das Lied, die Herzen, die ihr bringt,
Jedwedes Scherflein ſoll der Einheit frommen!

Hoch deutſche Einheit! Aber meint ihr auch
Die reine, rechte, große, freie Einheit,
Begründet nicht auf Sprache, Sitte, Brauch,
Gegründet auf des Menſchenthumes Reinheit?
Die nicht nach Abkunft, Volksſtamm, Glauben fragt,
Befangen noch in Vorurtheil und Kleinheit?
Die jedem Menſchen froh: „Willkommen!“ ſagt,
Der frei bekennt die Liebe und die Wahrheit?
Der Herrn und Knechte zu verachten wagt,
Weil ihn der Geiſt gereift zur höchſten Klarheit?

Nein, leider nein! Der Phariſäer ſtehn
Zu viele hochmuthsvoll in euren Reihen,
Die blaſſen Hohnes auf die Zöllner ſehn,
Und Haß und Mord weit in die Länder ſchreien,
Verfluchend Alle, die nicht Hand und Haupt
Der Satzung, die ſie düſter heiſchen, weihen,
Brandmarkend, wer wie ſie nicht denkt und glaubt,
Ob Vaterland und Kirche hoch erhaben!
Pfui, wie ihr grimmig läſtert, tobet, ſchnaubt,
Nicht andre Götter neben euch zu haben!

In ſolchem Sinn arbeitet nicht am Bau,
Sonſt kittet ihr das Werk mit grauſen Flüchen,
Sonſt ſchwört ihr eine Zukunft wild und rauh
Herauf mit euren ſinnverſtockten Sprüchen;
Sonſt ſchürt ihr wieder Scheiterhaufenglut,
Erfüllt die Luft mit eckeln Blutgerüchen;
Es ſtocket in der Völker wirrer Wuth
Der Bau aufs Neu, die einſt ihn ſtocken machte.
Ruinen zeugen durch der Zeiten Flut,
Daß auch eur Geiſt Kriegsfeuer wild entfachte!

Der Frieden mit euch! Heget frei und ſtark
Die Ueberzeugung, die eur Herz mag letzen;
Verletzt, vertheidigt ſie mit Schwert und Mark;
Doch dürft ihr keinen andern Glauben hetzen,
Der euch gewähren läßt! Auf eine Bank
Will gern ich mit dem Friedlichen mich ſetzen.
Wer harmlos iſt, empfangt ihn froh und frank,
Ob Sitte, Stamm und Sprache euch geſchieden!
So baut ihr allen Völkern rings zu Dank:
Ihr baut den alten hehren Dom in Frieden!

Für alle Völker baut ein Pantheon!
Den Tempel baut dem edeln Menſchenthume!
O kehrte ſich vom Thurm zu Babylon
Hier um die Sage zu der Menſchheit Ruhme!
O pfleget hier vereint als Brüderſchaar
Der Wahrheit, Lieb' und Freiheit helle Blume,
Ihr Völker all! Bald ſeht ihr hoch und klar
Thurm, Säule, Kuppel in die Lüfte greifen! —
Nur alſo könnt ihr enden den Altar,
Nur alſo kann das Werk zum Ziele reifen!

◆

XXIV.

But ere his sackcloth garb repentance wear,
Some days of joyaunce are decreed to all,
To take of pleasaunce each his secret share,
In motley robe to dance at masking ball
And join the mimic train of merry Carnival.

Lord Byron.
(Childe Harold II. 78.)

Daß uns Betrachtung nicht den Sinn erſtarrt,
Auf! laßt uns fröhlich in das Leben ſtürzen,
Froh zu genießen froher Gegenwart,
Die flücht'gen Stunden flücht'ger uns zu kürzen!
Hier brauſt das Leben luſtig wogend hin,
Weil ſie mit Wein, Humor und Sang es würzen.
Ein offnes Herz, ein muntrer freier Sinn,
Das ſind die Päſſe, deren wir bedürfen.
Gaſtfreundſchaft wird uus allwärts dann Gewinn,
Wir können friſch der Freude Becher ſchlürfen!

Doch wartet, bis im ſchäumenden Pokal
Am höchſten auf die goldnen Fluten ſchäumen!
Dann trinket! — Seht, es rauſcht der Karneval! —
Jetzt dürft ihr keinen Augenblick verſäumen!
Hin iſt der Dame Weisheit kluges Reich,
Bei Büchern, Gold und Wappen mag ſie träumen;
Die Thorheit ſcheuchte ſie mit kühnem Streich;
Sie lockt ſo ſüß, die luſt'ge flotte Dirne,
In ihre Republik. Nun ſind wir gleich!
Die Runzeln fliehn von jeder ernſten Stirne!

Die Narrenpritſche dient als Scepter heut,
Als Krone dient die bunte Narrenkappe,
Es klingt der kleinen Schellen Luſtgeläut!
Daß keiner mehr in ſtarrem Trübſinn tappe!
Jetzt gilt es Luſt und Trunk und Sang und Witz!
Gebt Acht, gebt Acht, damit ihr keine Schlappe
Nach Hauſe tragt! Jetzt folget Blitz auf Blitz
Im freien Wort: Narr laß vorbei den Narren!
Kein Uebelnehmen gilt; der höchſte Sitz
Gebührt dem neckiſchſten und tollſten Sparren!

Folgt mir zum weiten lichtbeglänzten Saal!
Da ſitzen ſie in bunten Reihn zuſammen,
Durchglüht die Blicke von des Frohſinns Strahl,
Durchſprüht die Herzen von Begeiſtrungsflammen.
In grünen Römern blinken goldig hell
Die Weine, die dem ſchönen Strom entſtammen,
Und jeder Mund iſt friſcher Worte Quell,
Ein lautes Summen klinget hunderttönig.
Hier gilt nicht weiter Meiſter und Geſell:
Im Strom der Luſt ſchwimmt Jeder ſtolz, ein König!

Die Rede, ungebunden ſchweifend, frei,
Erhebt ſich farbig, wunderbar geflügelt,
Hinſchwärmend durch ein buntes Allerlei,
Die kühnſten Flüge wagend ungezügelt.
Es reißt euch fort der köſtliche Humor,
Wenn ihr nicht dumpf, wenn ihr nicht ſtörriſch klügelt;
Ein breites volles Lachen dröhnt empor,
Behaglich wie beim Göttermahl der Alten;
Dann höret ihr den mächt'gen Faſchingschor
Vollſtimmig vielgeübte Kehlen halten.

Doch weiter in der Kunſt geweihtes Haus!
Sonſt ſeht ihr auf der regelrechten Bühne
Erblühn des bunten Luſtſpiels kecken Strauß
Und der Tragödie dunkle That und Sühne;
Gelenke Kehlen üben dort Geſang,
Die Liebeslerche ſchwebt mit Adlerkühne;
Heut aber geht es einen andern Gang:
Das Volk hat der Kuliſſen ſich bemeiſtert,
Es ſtürmt den weiten Raum in wirrem Drang
Und freut ſich eigner Mimenkraft begeiſtert.

Es hüpft der Volkswitz dort mit leichtem Fuß,
Zu ſtrafen hüben, drüben zu ermuthen;
Großherz'gen Männern bringt er frohen Gruß,
Feiglinge geißelt er mit ſcharfen Ruthen.
Hier ſeht ihr, was das ganze Jahr gebracht,
Gutthat und Irrung friſch vorüberfluten;
Das Volk, von des Momentes Glut entfacht,
Spricht froh hinein. Horcht, alles kommt von Herzen!
Das plaudert, liſpelt, jubelt, ſingt und lacht:
Es iſt ſo ſüß, zur rechten Zeit zu ſcherzen!

Das Stück iſt aus! Wir gehn zu Spiel und Tanz,
Der Gürzenich erſchließt die alten Hallen:
Man ſieht von tauſendfachem Lichterglanz
Ein leuchtend Meer entlang die Räume wallen.
Es ſchweift der Blick friſch durch den hellen Saal,
Rings hat die Kunſt mit freundlichem Gefallen
Bildwerk gemalt. Ihr ſeht in bunter Wahl
Hanswurſt als Tänzer, Fechter, Sänger, Zecher.
Bald ſteht die Säule wie ein Feſtpokal,
Bald grüßt ſie dich als voller Blumenbecher.

Es wogt die Menge brauſend hin und her,
Von allen Enden iſt ſie hergezogen.
Horcht! plötzlich kommt ein volles, wirres Meer
Von wildbewegten Klängen angeflogen.
Auf ihren Wellen ſchifft die Jugend kühn
Zur Flut der Luſt; die üpp'gen Buſen wogen,
Die jungen luſtberauſchten Augen glühn,
Und alles wirrt ſich in des Tanzes Wolke.
Mir wird ſo wohl, als ſäh ich Frühlingsgrün,
Schau ich die ew'ge Frühlingsluſt im Volke.

Hier lockt manch träumeriſches Augenpaar
Und mancher dunkeln Locken wilde Schlangen.
Ihr jungen Herzen, meidet die Gefahr,
Sonſt liegt ihr bald in ſüßer Haft gefangen!
Ich reiße nicht vernarbte Wunden auf. —
Was ficht dich an? Hier taugt kein leiſes Bangen!
Hier ſtürme lieber hin im Siegerlauf,
Voll Kraft durchglüht von der Begierde Feuer;
Nimm den Genuß als friſchen leichten Kauf! —
Ich ſeh, du ſuchſt ſchon bunte Abenteuer!

Gehüllt unſcheinbar in den Domino,
Durchſtreifſt du das Gedräng nach allen Seiten,
Den Harlequin läßt du des Sprunges froh,
Den Ritter klirrend ſchwer vorüberſchreiten.
Hier aus dem Wege, kloß'ger Bauerntropf!
Fort Landsknecht, geh mit anderm Volk zu ſtreiten!
Weg Marketenderweib mit deinem Topf!
Vor Andern, Zitterſchläger, ſpiel und ſinge!
Doch dem Zigeunerkind mit dunkelm Zopf
Gieb deine Hand, ſie ſagt voraus die Dinge!

Sie meint: du ſucheſt was! Wie klug ſie iſt!
Aegyptens Maid, er hat ſchon längſt gefunden! —
Und plauderſt du auch noch geraume Friſt,
Durch Schönheit hier und dort durch Witz gebunden,
Sprichſt du voll Scherzen bald und bald voll Harm,
Hier zu erheitern, leicht dort zu verwunden,
Du fliehſt zuletzt den wilden wirren Schwarm,
Wo ſie ſich ſuchen, finden, folgen, necken;
Ein ſüßes Kind hängt üppig dir im Arm,
Bald ruht ihr an des Saales letzten Ecken.

Dort ſchäumt im Glas des Franken Perlenwein,
Berauſchte Geiſter holder zu berauſchen;
Noch funkelnder erglüht der Augen Schein,
Die wild verwegen kühne Wünſche tauſchen.
Ihr flüſtert leis ein ſeelenvolles Wort,
Daß rings wir das Geheimniß nicht belauſchen. —
Dein will ſie ſein! — Hinweg von dieſem Ort!
Ihr dürfet im Gedräng nicht länger bleiben!
Doch ach, wie floh die Zeit beflügelt fort!
Grau bricht der Tag ſchon durch die Fenſterſcheiben!

Die Nacht war ſchön! Ihr hörtet wohl noch gern
Umarmungen, Geſpräche, Küſſe ſchildern?
Ein ander Mal. Hoch ſteht des Tages Stern.
Wer denkt durch Ruh die Müdigkeit zu mildern?
Fort wieder in der Gaſſen wilde Fluth!
Fort wieder zu des Faſchings bunten Bildern!
Es wogt der Menſchenſtrom dahin in Glut,
Dein Auge trifft verſchiedenſtes Gelichter,
Und in den Fenſtern, friſch wie Milch und Blut,
Der Fraun und Mädchen leuchtende Geſichter.

Der Zug, der Zug! Laut tönt Muſik voran,
Die Fahnen wallen durch die langen Gaſſen,
Und hundert Wagen rollen ſchwer die Bahn,
Umjauchzet von des Volkes regen Maſſen.
Hat ſich dem Feſt geeint der Könige Macht?
Der Inder, hat er drum ſein Land verlaſſen?
Stieg aus dem Grab des Mittelalters Pracht? —
Ja Abendland und Morgenland verwundert
Beſtaunet ihr; in echter eigner Tracht
Steht jedes Volk hier, jegliches Jahrhundert!

Dazwiſchen ſchwingt die Pritſche froh und friſch
Humor in ſcharfen eckigen Geſtalten!
Da geißeln ſie des Kriegers Flederwiſch,
Des dumpfen Adels modernde Gewalten,
Die dürre ſchmutzige Gelehrſamkeit
Mit ihrem Angeſicht voll trockner Falten,
Den Reichen, der um Münzen gierig freit,
Das ganze, ſchnöde, feile Volk der Knechte;
Hier malen ſie die ſchwere Noth der Zeit,
Die an Gewalt verlor die Menſchenrechte.

Was Jeder will in dieſer bunten Flucht?
Seht ihr es nicht an Kleidung, Haltung, Naſe,
So ſagt es euch in Ehre, Sitte, Zucht
Sein Zettel, keck gefaßt in derber Phraſe.
Er wirft ihn in der Straße Saus und Braus,
Der Vetter lieſt ihn lachend mit der Baſe;
Sehn holde Mädchenköpfe wo heraus,
Bajazzo ſchleudert friſch ihn nach den Fenſtern.
So kehrt der Karneval in jedes Haus,
Es ſäubernd von trübſeligen Geſpenſtern!

Und nach dem Zuge treibt der Mummenſchanz
Bis in die Nacht ſein tolles Weſen weiter:
Zu Fuß durchmißt die Stadt der Maskentanz,
Es ſchäckert mit dem Bau'r der König heiter,
Kreuzritter ziehn mit Mauren fröhlich hin,
Dem Richter dient der Räuber als Begleiter,
Die Fürſtin ſcherzt mit der Zigeunerin,
Und allwärts gibt der Volksgeiſt friſche Kunden:
Hanswurſt hat hier mit freiem munterm Sinn,
Was ſonſt das ſtarre Leben trennt, verbunden.

Wie tiefe Weisheit in der Thorheit liegt!
Sie ging erkennend zu der Menſchheit Kerne:
Ob einer tief als Wurm im Staub ſich ſchmiegt,
Ob einer hoch bis an die hohen Sterne
Das Haupt zu heben wagt, ſie ſagt euch laut —
O daß eur enger Geiſt es endlich lerne! —
Ihr ſeid euch gleich, das Leben iſt die Braut,
O werbet froh, ihr werbet nicht vergebens!
Es ſieht, wer mit geſunden Augen ſchaut:
Ein bunter Lappen iſt das Kleid des Lebens!

Ei, Aſchermittwochtag, da biſt du ſchon!
Du kommſt daher geſchlichen in Gedanken!
Nach Siegesliedern Elegieenton!
Noch einmal aber jauchzend heute ranken
Die Seelen ſich in die verlebte Zeit.
Wie blieb die Luſt doch in der Sitte Schranken!
Dein Maaß im Jubel rühm ich weit und breit,
Mein ſtolzes Köln! Es lebe hoch der Sparren! —
O hielten rings ſie in des Weltlaufs Streit
Den Faſtnachtsſpruch: Narr, laß vorbei den Narren!

◆

XXV.

Partout luira l'egalité féconde,
Les vieilles lois errent sur des débris,
Le monde ancien finit.

Beranger.
(Les tombeaux de Juillet.)

Das alte Aachen ſendet ſeinen Gruß
Und ladet ein. Was ſteht dem Ruf entgegen?
Auch auf dem Land iſt rüſtig unſer Fuß,
Wir zogen lange ſchon auf Waſſerwegen!
Sieh, freundlich glänzend lacht es im Gefild
Und giebt von alt und neuer Zeiten Segen
Das Zeugniß dir. Ein anmuthsvolles Bild,
Liegt es im warmen Thale hingebreitet,
Umkränzt von Hügeln ſonnig, grün und mild,
Von denen weit ins Land das Auge gleitet.

Zu ſeinen Brunnen, die friſchwogend, warm,
Dem Schooß der Erde nimmermüd entquellen,
Zieht in der Sommerzeit der Fremden Schwarm,
Die ſich zum unbefangnen Kreis geſellen.
Die Einen ſuchen, ſiechend, krank und matt,
Geſundheit in den heilungskräft'gen Wellen,
Die Andern finden hier die Zufluchtsſtatt,
Um leere müß'ge Stunden zu verſcherzen:
Sie kehren, wie ſie kamen, lebensſatt;
Doch die Geneſnen ziehn voll Dank im Herzen.

Wie weit, o Aachen, auch dein Preis ertönt,
Dein höchſter Ruhm, er wuchs in ältern Tagen,
Weil ehrenreich Geſchichte dich verſchönt,
Weil dich umkränzen wunderbare Sagen.
Als Hauptſtadt in dem weiten Frankenland
Haſt herrlich einſt die Krone du getragen!
Mit deiner Burgen zinnenreichem Rand,
Mit deinem Dome ſah man hoch dich ragen,
O Kaiſerſtadt; in deinen Mauern ſtand
Der Thron von Karl dem Großen aufgeſchlagen!

Du warſt des ſtarken Herrſchers Lieblingsſitz
Vor allen Orten im gedehnten Staate.
Der in die Schlachten ſtob, der hellſte Blitz,
Der klug erwog, der weiſeſte beim Rathe,
Der kämpfend einſt Hispanien durchkreiſt,
Der Rom geſehn im blendenden Ornate,
Der Gallien durchzog mit klarem Geiſt,
Der überall als Herrſcher durfte thronen:
Er liebte, ſchönes Aachen, dich zumeiſt,
Und kehrte, heimathlich in dir zu wohnen.

Die ſtolze Hofburg, drin er ruhig ſchlief,
Die hohe Kirche, drin er betend ruhte,
Sie baut' er hier. Von dieſer Ruhſtatt rief
Ihn oft des Kampfes grauſiges Geflute:
Von hier trug ihn nach Ungarn hin das Pferd,
Von hier dient' er dem Sachſenland als Ruthe,
Und Heid' und Sarazen ſank ſeinem Schwert.
Dann kehrt' er ſiegreich mit den Paladinen,
Die, ihrer ew'gen Heldenehre werth,
Ruhmlos in keinem Völkerkampf erſchienen.

Er ſtärkte hier, von Streit und Müh erſtarrt,
Die mächt'gen Glieder in dem warmen Bade;
Hier ſah er Emma fliehn mit Eginhart,
Erzürnt fand er im Schnee die Liebespfade;
Hier band ihn an den Frankenberger Teich
Der Zauberring der lieblichen Faſtrade,
Bis ihn, der nach der Todten ſehnſuchtsbleich,
Turpin erlöſte. Drauf in feſte Hände
Nahm wieder er das rieſenhafte Reich,
Und hielt es feſt bis an ſein ſelig Ende.

Was übrig von dem großen Helden iſt,
Ruht modernd hier im Grab, im öden, kalten.
Das Kaiſerland, erblüht in kurzer Friſt,
Nach ſeinem Tod ward dreifach es geſpalten:
Die Sproſſen Karls vermochten ehrenhaft,
Dem Ahnen gleich, das Scepter nicht zu halten. —
So geht Geſchichte! In gewalt'ger Kraft
Macht ſie das Werk des Einzelnen zu nichte.
Was helfen Geiſt und Stärke, Helm und Schaft?
Die Wahrheit hält die bleibenden Gerichte.

Was ragt noch auf von all der alten Pracht?
Nur dunkle fahrende Erinnerungen.
Doch wo einſt blühte Herrlichkeit und Macht,
Dem Orte bleibt ein ſchöner Ruhm verſchlungen.
Hier auf des größten Karolingen Grab,
In ſeines Domes ſtillen Dämmerungen,
Da ruhte ſeiner Folger Wanderſtab
Vom erſten Fürſtengang. Die Kaiſer alle,
Die freie Wahl dem deutſchen Reiche gab,
Sie zogen her mit feſtlich frohem Schwalle.

Hier wurden ſie gekrönt im alten Dom!
Die Sachſen, Franken und die Hohenſtaufen,
Sie wallten her, umgeben von dem Strom
Der Fürſten, Grafen und der Kriegerhaufen.
Das war von Gold und Stoffen rings ein Glanz,
Da hörte man die edeln Roſſe ſchnaufen,
Da ſtrahlte hell der Frauen ſchöner Kranz!
Vor tauſend Lenzen, die auf einmal blühen,
Stand hier der Pilger. Ueppig wogte Tanz,
Im Ritterſpiel ſah man die Waffen ſprühen.

Wer nennt ſie Alle? Der Geſchichte Buch
Bezeichnet ſie und ſchildert ihre Thaten.
Ihr werft auf Manchen einen grimmen Fluch,
Weil er in frecher Schmach das Reich verrathen;
Ihr ſegnet Andre auf dem hehren Thron,
Weil ſie mit Weisheit bauten ihre Staaten.
Hat für den Schwächling auch mein Lied den Hohn,
Hat er das Lob auch für den ſtarken Weiſen.
Es ſchweigt beim großen Stoff. Sein heller Ton,
Zu weit müßt' er vergangne Zeit durchkreiſen.

Auch in der neuen Zeit noch wirkte fort
Des Kaiſerſtuhles hehres Angedenken:
Man ſah noch jüngſt nach dieſem alten Ort
Die großen Fürſten ihre Züge lenken.
Es war nach jener abgebüßten Schmach,
Der Korſe mußte Schwert und Banner ſenken;
Denn die Vergeltung, ewig ſiegend, brach
Den Helden, unerreicht und unerreichbar,
Der allen Völkern ſtolz Gebote ſprach, —
Ein einz'ger Mann, ſich ſelber nur vergleichbar!

Die Völker ſchlugen ihm das Schwert entzwei!
So gings, ſo gehts in allen heil'gen Kriegen:
Die Freiheit tritt aufs Haupt der Tyrannei.
Was aber hatten ſie von ihren Siegen?
Die Fürſten ſahen jubelnd im Gefecht
Die kühnen Feindesſchaaren unterliegen,
Und dann beriethen ſie ihr eignes Recht.
Was ſollten ſie, die hier den Sieg erſchlagen?
Noch galt das Volk als niedriges Geſchlecht
Hochblüt'gem Stolz, gleichwie in frühern Tagen!

Es litt das Volk aufs Neu der Knechtſchaft Schmach! —
Mir aber iſt, ich hör Prophetenſtimmen:
Denn die Vergeltung ewig ſiegend brach
Noch jedes Joch. Sie wird auch hier entglimmen,
Und die erwachten Völker werden friſch
Den Gipfel ihrer blühnden Kraft erklimmen.
Da gilt kein Mann mehr, der gebieteriſch
Die Maſſen lenkt mit herrſchenden Geboten:
Ein Jeder ſitzt für ſich am Lebenstiſch,
Und alle Herrſcher liegen bei den Todten!

O Aachen, friſches anmuthvolles Bild,
Wie ſeh ich hier ein muntres Leben lenzen!
Du liegſt ſo freundlich heiter im Gefild,
Die Quellen ſeh ich heilend dich kredenzen!
Noch mehr als das, du ſtreckſt dich ahnungsvoll
Dahin an mancher Nachbarländer Grenzen!
Kommt einſt die Zeit, dein alter Namen ſoll,
Wo einſt die Fürſten ihre Werke ſchufen,
Die Völker, deren Geiſt in Feindſchaft ſchwoll,
Zum Friedensfeſte hier zuſammenrufen!

Nicht länger ſollſt du Stadt der Fürſten ſein,
Als Sammelplatz der Völker wirſt du prangen.
Zur Völkerſcheide ſetzten ſie dich ein,
Zur Völkereinigung mußt du gelangen.
Die Guten alle reichen ſich die Hand,
Sie kommen jauchzend allwärts hergegangen;
Die Flotten liegen rings am Meeresſtrand,
Die ſie gebracht. Es ziehn zum Völkerbunde
Die freien Menſchen all. In jedes Land
Jauchzt froh der Brüderſchaft gewalt'ge Kunde!

Dann iſt gelöſt des Dienens herbe Schmach,
Zur Stadt der Völker wird die Stadt der Herren, —
Und die Vergeltung ewig ſiegend brach
Das alte Joch. — Ob ſich die Großen ſperren,
Die Lieb errang den Sieg, hold, freundlich, mild,
Uns kann nicht fürder Trotz und Hochmuth zerren;
Die freie Menſchlichkeit ſitzt auf dem Schild,
Und wird als Weltenherrſcherin verkündet,
Die Waffe ſinkt, laut jauchzt es im Gefild:
Das letzte Reich der Völker iſt gegründet! —

XXVI.

We gaze and turn away, and know not where,
Dazzled and drunk with beauty, till the heart
Reels with its fulness; there, for ever there
Chaind to the chariot of triumphal art
We stand as captives, and would not depart.

Lord Byron.
(Childe Harold. IV. 50.)

Zu Düſſeldorf da haben ihren Sitz
Die ſchönen Künſte heiter aufgeſchlagen,
Sie ſind mit Anmuth, Schönheit, Luſt und Witz
Dort heimathlich ſeit längſtverklungnen Tagen.
Dir kündet es die Stadt: nicht Thor und Wall,
Nicht Mauern, welche grau und düſter ragen,
Trifft hier der Blick; die Straßen überall
Sie grüßen dich mit freien graden Mienen,
Es zeugt ihr Blumenflor und Liederſchall,
Daß ſie zur Wohnung heitern Menſchen dienen.

Das zeigt dir auch der reiche bunte Glanz
Der Gärten, welche rings die Stadt umſchließen,
Wo tauſendfach erblüht der Blüthenkranz,
Wo Düfte hold berauſchend ſich ergießen,
Wo auf den Teichen hell im Sonnenſchein
Die Schwäne ſtill der Sommerzeit genießen.
Biſt du hier Gaſt, ſo tritt im Frühling ein,
In allen Sträuchen hörſt du Nachtigallen:
Es ſcheint, ſie wählten dieſe Stadt am Rhein,
Weil hier die Muſen friſch lebendig wallen.

Es ſcheint, die Mütter haben ſich ſogar
An ihren Götterformen hier verſehen:
Mit Wonne folgſt du ihrer Töchter Schaar
Längs den Kanälen durch die Lauballeeen;
Hold friſche Züge, muntrer Augen Glut
Erblickſt du häufig durch der Schleier Weben,
Geſtalten wiegen ſich voll Lebensmuth,
In blanken Häuſern ſiehſt du ſie verſchwinden,
Die reizend kränzen grüner Teiche Flut,
Umblüht von düftereichen dunkeln Linden.

So legten auch die Göttinnen mit Luſt
Hier manchen Liebling in die ſtillen Wiegen,
Die Mütter ahnten nicht an ihrer Bruſt
Die reichbegabten Muſenkinder liegen!
Die Knaben wuchſen froh: man ſah ſie friſch
Zum Spiele hin mit den Genoſſen fliegen,
Doch oft erſchienen ſie ſo träumeriſch.
Da ward es klar, woher der Geiſt entſproſſen:
Sie ſaßen einſam fern des Lebens Tiſch,
Ein Bild erſtand, es ward ein Lied ergoſſen.

O frag umher! Man zeiget dir als Zier
Manch Haus, wo ein berühmter Mann geboren!
Es wuchſen die Jakobi beide hier:
Dem Liede hatte Einer zugeſchworen
Und tönte Weiſen, lieblich, ſüß und weich;
Der Andre ſtand in tiefres Werk verloren,
Er ſchuf in der Weltweisheit ernſtem Reich;
Doch mehr als Philoſoph war er ein Dichter,
Gar hochberühmt; doch auch mit manchem Streich
Traf ihn die kritiſche Klinge ſcharfer Richter.

Was mehr uns gilt, er ſchätzte Menſchenwerth.
Nicht fern der Stadt wird man ſein Haus dir zeigen,
Der Gaſtfreundſchaft geweihten heil'gen Herd,
Umſchattet von der höchſten Ulmen Zweigen,
Von weiten ſchönen Gärten hell umblüht.
Dort traf man ſtets von Weiſen einen Reigen —;
Der Ort iſt heilig! Tief im Geiſt erglüht,
Durchwallten einſt ihn deutſcher Dichtung Geiſter.
Ziehſt du hindurch, ſo ſchauert dein Gemüth,
Du fühlſt den Hauch der großen todten Meiſter.

Es mahnet dich, hier war einſt Göthe Gaſt,
Der erſte ſtets, wenn Dichternamen klingen;
Es hielten hier die beiden Stollberg Raſt,
Um ihren erſten Gruß dem Rhein zu bringen,
Und Wilhelm Heinſe ging hier ein und aus,
Deß üpp'ge Werke dich zum Staunen zwingen;
Es wurde hier auf ſeines Lebens Braus
Der ernſte Georg Forſter einſt empfangen. —
Wer nennt ſie alle, die durch dieſes Haus
Als werthe Gäſte freudig hingegangen?

Auch ſpätrer Namen iſt dein Geiſt gedenk
Aus Düſſeldorfs dahingeſchwundnen Tagen;
Erinnre dich an Eduard von Schenk,
Der ſich erging in alter Zeiten Sagen;
Erinnre dich der Werke, fein und glatt,
Doch zu gefeilt, des zierlichen Varnhagen;
Auch ſeine Schweſter wuchs an dieſer Statt,
Roſa Marie, die Dicht'rin ſanfter Lieder;
Doch klingen dieſe Namen dir zu matt,
Denk Heinrich Heine's, er erquickt dich wieder!

Man ſah den mächtigen Cornelius
Hier frohen Eintritt in das Leben halten,
Um ſeines Geiſtes ſtolzen Ueberfluß
In großem Bildwerk herrlich zu entfalten.
Hier ſchloß ſich auf die kühne Heldenbahn,
Sein Griffel ſchuf die göttlichen Geſtalten,
Ihm fehlte nie ein hoher neuer Plan
Zu ſeiner idealen Künſtlerrichtung,
Voll Geiſt griff er die alten Mythen an,
Voll Geiſt des Mittelalters derbe Dichtung.

Hier ſchaarte ſich um ihn der Künſtlerkreis,
Dem gern die Zeit den Ehrenkranz gegeben:
Den beiden Heß wuchs hier das Lorberreis,
Das heut noch ſchmückt ihr vielgerühmtes Leben;
Hier ſah man zu dem höchſten ſchönſten Stand,
Den er erreicht, den ſtolzen Kaulbach ſtreben,
Und hier begann des friſchen Monten Hand. —
Sie all, die nun mit Stolz die Baiern nennen,
Sah man vereint hier an des Rheines Strand
In Luſt dem jungen Ruhm entgegenbrennen.

Wo Falken wohnen, ziehen Falken hin:
Es wuchs hier Schadows junge Malerſchule
Mit ihrem friſchen üpp'gen Farbenſinn,
Der Niederländerin geweihte Buhle.
Der Meiſter hegte ſie mit klugem Geiſt,
Stets rathend ſaß er auf dem Lehrerſtuhle.
So ſchoß der Baum vieläſtig, friſch und dreiſt,
Hell ſtrahlt ſein Ruhm in manchem Künſtlerſohne,
Den gern und froh der Zeitgenoſſe preiſt,
Bereitend ihm die Künſtlerehrenkrone.

Wer nennt ſie all? An Kraft der Erſte ſchuf
Der ſtarke Leſſing mächtige Gebilde,
Bald lauſchend der Geſchichte freiem Ruf,
Bald ſchweifend durch Gebirg und durch Gefilde.
Es zeigte Rethel Aachens Kaiſerthron
Und Karls des Großen Schaar mit Schwert und Schilde;
Hier malte Fai Altdeutſchlands kräft'gen Sohn
Im ſtillen Haus, beim wilden Waffentanze;
Hie holte Leutze ſich den ſchönen Lohn
Aus der Geſchichte ewig grünem Kranze.

Hier ſtrebte Bendemann, den alten Bund
In reizenden Gemälden uns zu zeigen;
Ihn ließ auch Köhler, kräftig, ſtark, geſund,
Herauf vor die entzückten Seelen ſteigen;
Wir mußten uns, mit Andacht angethan,
Vor Degers Himmelsköniginnen neigen;
Der farbenüpp'ge Sohn wuchs hier heran;
Wer hat wohl treuer die Natur gegeben
Als Hildebrand im Bild? Duftreich erſann
Hier Steinbrück wunderbares Elfenleben!

Humorbeflügelt ſchuf hier Schrödter frei
Urkomiſche Geſtalten und Ideen;
Zum Landvolk lockte Becker uns herbei
Und lehrte dort uns Leid und Luſt verſtehen;
Jordan und Ritter ließen keck am Strand
Der Nordſee uns das Seemannstreiben ſehen;
Das Recht der Armuth malte Hübners Hand;
Uns freuten Dielmanns herzige Geſellen;
Eliſe Baumann ließ fürs Polenland
In kühnen Bildern unſre Herzen ſchwellen.

Wie ſchwärmten wir mit Schirmers Schülerſchaar!
Stets ſchufen friſch des derben Meiſters Hände;
Es gab uns Scheuren duftig, reizend, klar
Des Niederrheines friedliche Gelände;
Durch Funk und Poſe wurden wir geführt
An Mühl' und Burg', in Schlucht und Felſenwände;
Der Süden Carls hat uns das Herz gerührt;
Uns mußte Webers Phantaſie gefallen.
Noch Andre glänzten, doch der Preis gebührt
Dem friſchen mächt'gen Achenbach vor Allen! —

Und eine Bühne ſchuf hier Immermann,
Wie nimmer ſie das Heimathland beſeſſen.
Wie ſaßen wir und hörten heilig an!
Hier konnteſt du des Meiſters Werk ermeſſen,
Denn mit des Künſtlers Geiſt ward es erfaßt.
Da ſah man ſich zum Heiligthume preſſen
Von nah und ferne manch berühmten Gaſt:
Hier lauſchte Grabbe mit der ſtolzen Stirne,
Matt unter ſeines wilden Lebens Laſt,
Von Helden voll das lodernde Gehirne.

Wohl war es eine lebensvolle Zeit!
Es blühte auch der Tonkunſt helle Blume,
Ihr Zauber machte rings die Herzen weit
Im lichtbeglänzten Tempelheiligthume.
Hier pflückte vormals Felix Mendelsſohn
Den erſten Zweig zu ſeinem weichen Ruhme,
Er ließ von ſeinem jugendlichen Thron
Hier ſeine ſüßen Melodieen lohen.
Er ließ in ihrer Lieder mächt'gem Ton
Vorüberziehn die alten Kunſtheroen.

Du keimteſt damals auch, ein junges Reis,
Norbert Burgmüller, beſter der Genoſſen,
Voll Hoffnung, daß du dich dem Meiſterkreis
In reifen Jahren würdig angeſchloſſen;
Dein war ein Geiſt voll tiefer Melodien,
Ein Herz von Lieb' und Freundſchaft heiß durchfloſſen.
Man ſagt, daß ſie an ihren Buſen ziehn
Im Jugendglück, wen lieb die Götter haben:
Zu früh nur mußteſt du den Frühling fliehn!
Wir haben dich mit tiefem Schmerz begraben.

Doch fort den Gram! Hier blühet noch voll Gunſt,
Voll Glück und Heiterkeit das friſche Leben,
Hier prangt noch immer heitrer Bilder Kunſt,
Hier hört man noch des Sängers Lied ſich heben.
Ihr laſſet hier noch immer die Muſik
In Rhythmen wolluſtvoll vorüberſchweben,
Hier ſeht ihr noch mit lebenglühndem Blick
Zu Spiel und Tanz die ſel'ge Jugend wallen.
Euch blühe ſtets das freudigſte Geſchick!
Luſt, Segen, Ruhm und Glück ſei mit euch Allen!

Du offne Stadt mit deinem offnen Glanz,
Mit deinen reizdurchwebten Gartengängen,
Mit deiner Blumen überreichem Kranz,
Mit deiner Nachtigallen Wunderklängen,
O führe ſtets dies heitre Leben fort!
Kling immerfort von jubelnden Geſängen!
Sei ſtets der Kunſt, ſei ſtets des Frohſinns Port!
So wachſ' und dehne dich nach allen Seiten,
Am Rheine ſei der Kunſt geweihter Ort,
Ihr Tempel bleib in alle fernen Zeiten!

* * *

XXVII.

Poor naked wretches, wheresoe'er you are,
That bid the pelting of this pitiless storm,
How shall your houseless heads and unfed sides,
Your loop'd and window'd raggedness, defend you
From seasons such as these? O, I have ta'en
Too little care of this! Take physic pomp;
Expose thyself to feel what wretches feel;
That thou may'st shake the superflux to them,
And show the heavens more just.

Shakspeare.

(King Lear. Act. III.)

Weh uns! Ueberall und ewig
Müſſen wir ſeufzen und klagen, wir Elenden,
Daß wir dem fluchbeladnen Stamm entſproſſen,
Welchem verwandt, wir, ach!
Stets die unendlichen Mühen erduldeten,
Nun das Unnennbare tragen am Ende noch,
Anſchauend und erleidend.

Sophokles.

(Oedipous auf Kolonos. V 1671.)

Hier ſchaut vom Strome rechts der Berge Land
Dein Blick ſich thal- und hügelwogend breiten,
Du ſiehſt mit Luſt von hoher Berge Rand
Hindurch die friſchen Silberſtröme gleiten;
Behaglich wandelſt du durch Wald und Au,
In ſtillen Gründen und auf hohen Weiten;
Kein Boden war zu hart, kein Berg zu rauh,
Verſtand und Kunſt ſie wußten ihn zu nützen:
Es hebt ſich rings der Städt' und Dörfer Bau,
Und kluge Wohner wiſſen ſie zu ſchützen.

Der Handel blühte kräftig hier herauf,
So pflegen ihn nur wenig Länderſtrecken;
Rings grüßt dich der Gewerbe friſcher Lauf,
Ein lautes Leben pocht an allen Ecken.
Die Kohle füllet hier der Erde Herz,
Selbſt das Metall, es kann ſich nicht verſtecken:
Hier ſchmiedet man das Schwert aus blankem Erz,
Weit durch die Landſchaft dröhnt der Eiſenhammer.
Die Mühle treibt der Bach in leichtem Scherz,
Und Seide wird gewirkt in enger Kammer.

Auf tauſend Straßen, die das Land durchziehn,
Hörſt laſtbeladen du die Wagen krachen,
Auf Eiſenwegen ſiehſt du Züge fliehn,
Gezogen von dem ſchwarzen Feuerdrachen.
Ein Zürnen ſchallet hier, ein Markten dort,
Bald hörſt du auch ein lautes, tolles Lachen.
Hier bringt der Kaufmann ſeine Waare fort,
Dort holt er andre ein in keckem Tauſche.
So ſchwillt die Thätigkeit von Ort zu Ort,
Ein friſcher Strom, den ich mit Luſt belauſche.

Und ſiehe, wie ſich rings der Reichthum ſpreizt!
Tritt in der Thäler ſtolze Prachtpaläſte!
Was nur das Aug' erfreut, die Zunge reizt,
Das findet hier die Schaar der üpp'gen Gäſte.
Da prunkt von Seide, Sammt und Gold der Saal,
Der ſüße Feuerwein beſeelt die Feſte,
Der Orient gibt Spenden für das Mahl,
Nicht Fürſtenſtolz ſinnt köſtlicher Gelage,
Und täglich faſt erneuet ſich ihr Strahl:
Sie aber nennens ihre großen Tage!

Auch ich ſaß dort; doch jubeln konnt ich nicht,
Das Herz empfand kein lauteres Gefallen,
Es ſchien mir fahl der Spiegel reiches Licht
Und leer und öd die prachtgeſchmückten Hallen,
Ihr muntres Wort erklang mir ſcharf und kalt,
Kein Herz hört' ich durch dieſes Lachen ſchallen;
In manches Jünglings blühender Geſtalt
Sah durch die Luſt ich ſchlaue Selbſtſucht ſchauen,
Es ſchienen mir in friſcher Jugend alt
Die ſchlanken Mädchen und die üpp'gen Frauen.

Warum? warum? Mir kam die Mahnung an,
Wie ſie den aufgehäuften Schatz erwarben,
Wie hier des Armen Schweiß zur Saatzeit rann,
Wie dann der Reiche eingeſcheunt die Garben.
Ich dachte dran, wie hier in hartem Frohn
Des Elends Kinder lebten, wirkten, ſtarben, —
Werkzeug, nicht Menſchen, der Natur zum Hohn —
Wie ſie ſchlafloſe Nächte, heiße Tage
Verbrachten hier für kümmerlichen Lohn,
Damit ein Andrer heim die Schätze trage.

Es traten mir die Hütten vor den Geiſt,
Ihr trüber Anblick machte mich erſchrecken!
Ach, Hunger, Krankheit, Noth und Nacktheit kreiſt
Wie Nachtgevögel in den Jammerecken!
Die Mutter nährt an dürrer Bruſt das Kind,
Sie weiß es kaum mit Lumpen zu bedecken;
Da ſitzen Greis und Greiſin ſtumpf und blind,
Da tönt der Kinder hungriges Gewinſel.
Ihr ſtolzen Reichen, trägt kein lauter Wind
Das Unglückslied auf eure ſel'ge Inſel?

O laſt ihr niemals in der Armuth Buch?
So ſchaut doch zu, rings weiſt euch hin das Leben!
Sprecht, ahnt ihr nicht den wilden grauſen Fluch,
Den ſie in eure ſeidnen Kleider weben?
Habt ihr die Drohungen ganz überhört,
Die in dem Kitte der Paläſte kleben?
Wenn einſt man um die Aufruhrfahnen ſchwört,
Wollt ihr beſiegen erſt das Ungeheuer?
Weh euch, ſchreit ihr zu ſpät, im Geiſt bethört,
In blutig rothen Nächten: Feuer, Feuer!

Graunvoller Tag, wann roh und ungelehrt
Der Menſch den Menſchen heiſcht als ſeinesgleichen,
Und Alle, die den Rücken ihm gekehrt,
Hinmordet tigergleich mit blut'gen Streichen!
O denket an der Städte Schutt und Brand,
Denkt an die aufgehäuften blaſſen Leichen!
Die Flüſſe gehen roth durchs finſtre Land,
Der nächt'ge Himmel ſteht in glühnden Flammen,
Als käme Gott, das Rachſchwert in der Hand,
Und bräch' im Zorn den Erdenkreis zuſammen.

Es liegt an euch, ob einſt der Mord entbrennt,
Es liegt an euch, den Frieden zu bewahren!
Heil, wenn ihr jetzt die Zukunft noch erkennt,
Um klug in der Geſchichte Meer zu fahren!
Wenn weiter euch die Gier des Geldes treibt,
So mehren zahllos ſich des Elends Schaaren
Wie Sand am Meer. Ihr aber ſelber reibt
Euch gegenſeitig auf in wüſten Kämpfen.
O Kain, künde mir wo Abel bleibt?
Kein Gott vermag den letzten Krieg zu dämpfen!

Ihr rühmt euch Weiſe! Wohl, ſo ſeht euch um!
Schon gab Geſchichte rings euch Fingerzeige! —
Doch euch, den Tauben, ſcheint ſie todt und ſtumm. —
Auf, daß die Liebe denn nicht länger ſchweige!
Mit eurer Liebe prahlt ihr doch ſo viel,
Ja, ihren Glauben trankt ihr auf die Neige.
Vergeßt des Eigennutzes ſchnödes Spiel,
Gönnt Jedem der Natur prachtvolle Gaben!
Die ganze Menſchheit hat das ſchöne Ziel,
Sich nach der Arbeit am Genuß zu laben!

O ſüßer Frieden der zukünft'gen Welt,
Von dem die alten frommen Sagen dichten,
Zieh herrlich hier in Berg und Wald und Feld,
Den alten Zwieſpalt ewiglich zu ſchlichten!
O komm dies ſegenvolle Land entlang,
Die weißen Sühnefahnen aufzurichten! —
Da hört man rings des Werkes friſchen Klang,
Man lauſcht der Bruderlieder Kraftakkorden,
Die Kunſt erhebet ſich in freiem Drang:
Geträumte Liebe iſt zur That geworden!

XXVIII.

Fände ſich ein Niederländer hier,
Er nähme wahrlich gleich Quartier.

Goethe. (Landſchaft.)

Und weiter wallt der Strom in Majeſtät
Durch ebne breitgeſtreckte Flächenländer,
Von keinem Berg, ſo weit das Auge ſpäht,
Schau ich hinab auf ſeine Silberbänder.
Goldſaaten, Waldesdunkel, Wieſengrün
Sind hier des Landes rauſchende Gewänder.
Ich ſeh nicht mehr die tauſend Reize ſprühn,
Die jüngſt mir bot des Rheines tiefer Spiegel,
Ich muß mich hier um ſpröde Schönheit mühn;
Doch wag ich es, ſo löſt ſich mir das Siegel.

Es feſſeln mich die Wieſenborden nicht,
Wie ſüß der Duft auch ſteiget aus den Schwaden,
Wie ſchimmernd ſich ihr Blumenkranz auch flicht
Fernhin an vielgewundenen Geſtaden;
Ob auch die hochgeſchürzte Mäherin,
Der Mäher auch mit leichten Scherzen laden,
Manch Angedenken ſchleicht mir durch den Sinn:
An Bergeshängen fern, in Thalgewinden,
Zog ich durch ſchönre Wieſengründe hin,
Als hier die ſehnſuchtsvollen Blicke finden!

Mich hält der dunkelgrüne Forſt nicht lang,
Wo Einſamkeit mir groß entgegenſchauert,
Wo auf des ſcheuen Wilds geheimen Gang
Der ſchlaue Waidmann unverdroſſen lauert;
Mein Fuß durchmaß prachtvollre Wälder ſchon,
Die manch Jahrhundert wachſend überdauert,
Wo heilger hallt der Wort' und Schritte Ton,
Sich brechend am Gewölb der breiten Wipfel,
Wo höher zu des Tages Strahlenthron
Sich heben urgewachſne ſtolze Gipfel.

Hier feſſelt mich zumeiſt Fruchtfelderpracht,
Die ſchwellend rings ſich ſtreckt durch blühnde Weiten,
Vom Mittagsſchein der Sonne überlacht,
In grünen hier, dort goldnen Herrlichkeiten.
Der blaue Flachs, der rothe weiche Klee,
Oelfelder, dicht und goldig blühend, breiten
Sich vor dem Blick; gleich einer gelben See
Schau Korn und Waizen ich die Wellen ſchlagen
Im Hauch der Luft. Wo ich vorübergeh,
Hoch übers Haupt mir ſchlanke Halme ragen.

Ich fühle von des Tages heißer Glut
In allen Gliedern wonniges Ermatten,
Und flüſternd rings umrauſcht von Halmenflut,
Ruh ich am Rain in eines Fruchtbaums Schatten.
Mir iſt, ich ſchaute ſtill geheimnißvoll
Die Pflanzenweſen alle ſich begatten.
Das wird die Frucht, die freudig bringen ſoll
Der ſchönen Erde tauſendfache Lenze.
Natur, dein Leben ſchwillt, wies immer ſchwoll:
Wo ſtehet deines Seins Beginn und Grenze?

Indeß betrachtend ſtill die Seele ſchweift,
Umquillen mich des Feldes ſüße Düfte;
Der leichte bunte Sommervogel ſtreift
Auf Blumenkelchen hin durch warme Lüfte;
Der Käfer ſummt, die holde Lerche gießt
Aus Aetherblau in dieſe ſelgen Grüfte
Ihr wirbelnd Lied, und unwillkürlich ſchließt
Cyan' und Mohn den Kranz um meine Locken.
Doch horch! vieltönig volles Läuten fließt
Rings durch den Raum — es ſind die Mittagsglocken!

Und ſtille wirds! Von ihrem Gipfelpunkt
Strahlt wie erſtarrt die heiße wilde Sonne. —
O wie es wärmt und glüht und blitzt und funkt
Aus ihrem goldenflut'gen Lebensbronne!
Sie hat allein das Reich, und alles ſchweigt:
Ein ſtumm Anbeten wird die laute Wonne.
Aus ihren Schwindelhöhn die Lerche ſteigt
Und ſinkt ins Neſt, der Falter läßt vom Tanze,
Es ſteht, die ſtill das Haupt zu Boden neigt,
In reifender Ergebenheit die Pflanze.

O wär ich jetzt ein glücklich Sonntagskind,
Zur Mittagszeit am Sabbattag geboren,
Da wär das Ohr nicht taub, der Blick nicht blind,
Und in den Zauber ſtänd ich ſtill verloren,
Der Mittags ungeſehn das Feld durchkreiſt,
Aus dunkelm Märchenreich heraufbeſchworen;
Die Kornfrau käm, der holde gute Geiſt,
Mit ihren Mädchen ſchwärmend durch die Saaten,
Die fromm und ernſt der wackre Landmann preiſt,
Weil, Unkraut hemmend, ſie das Feld berathen.

Lang ſchau ich in die Fluren rings hinein,
Als wollte ſich ein ſeltſam Wunder zeigen;
Die Blumen ſtehn in blau und rothem Schein,
Aus ihren Kelchen wehts mich an ſo eigen;
Die Halme ſtehn ſo ſtarr, ſo ſchlank, ſo feſt,
Die ſchwellend ihre ſchweren Häupter neigen.
Den Zauber ſcheuend ſchweiget ſelbſt der Weſt.
Es tönt wie ſonſt kein Säuſeln, Flüſtern, Knittern. —
Wohin ich ſchau, den Athem eingepreßt,
Seh ich nur ſchimmernd Mittagsgluten zittern.

Und plötzlich wieder fliehe die Träumerei,
Ich höre nah die ſchrille Senſe ſchwirren;
Nicht ferne tönt der Schnitter froh Geſchrei,
Am trocknen Boden hör ich Wagen klirren,
Die Scholle ſtampft das kräftige Geſpann,
Sie löſen es aus drückenden Geſchirren.
Ich ſpringe auf, da führt ein ſtiller Mann
Mit ſeinem Hund des Wegs dahin die Heerde,
Arbeiter füllen rings die Felder an,
Und wieder lebt die mittagsſtille Erde.

Und ſieh, die Kirchthurmſpitze ladet dort
Nach jener Gruppe dichtbelaubter Bäume!
Es treibet mich zu den Gehöften fort,
Bald wandl' ich durch der Gärten Heckenſäume.
Es weidet in des Kamps Umfriedigung
Das Rind ſchwerwandelnd, in des Landes Räume
Schallt ſein Gebrüll; in übermüth'gem Sprung
Sauſt friſch das Füllen längs den Eichengattern,
Und vor des Thieres jugendlichem Schwung
Seh ich Geflügel auseinander flattern.

Im Hofe liegt das reinlich blanke Haus,
Von großen Taubenſchwärmen überflogen;
Am Gipfel ragt das Storchenneſt heraus,
Die Schwalbe niſtet in den Fenſterbogen:
Rings Zeichen, daß hier ſchöner Frieden ſei.
Dort kommt des Hofes Hüter auch gezogen,
Der bunte Hahn, ſo ſtolz wie zum Turnei,
Scharrt ritterlich mit ſeinem Sporn im Grunde,
Die Hennen laufen auf ſein Krähn herbei.
Horch! wachſam ſchlagen an die flinken Hunde.

Fürwahr, ihr wachet über manchen Schatz!
In dieſer Scheune ausgedehnter Halle
Hat kaum die Wucht der goldnen Garben Platz;
Es drängt ſich breitgeſtirnt und glatt im Stalle
Das braune Vieh, oft tönt ſein Brüllen ſchwer,
Dazwiſchen klingt mit ſcharfem muth'gem Schalle
Der Pferde Wiehern; rings ziehn hin und her
Die emſ'gen Mägde und die rüſt'gen Knechte,
Und keiner kommt dem andern in die Queer;
Denn jedem dünket ſein Geſchäft das rechte.

Ich tret ans Haus. Am Thor der fromme Spruch,
Er ſichert mir ein freudiges Willkommen,
Der Bibel altem weisheitsvollem Buch
Hat ihn der Bauherr klugen Sinns entnommen.
Der biedre Bauer reichet mir die Hand,
Er ehrt des Gaſtrechts Brauch, den guten, frommen;
Er führt mich zu des Herdes lichtem Brand,
Es blinkt und glänzt in Küchen und in Stuben,
Er giebt mir Speiſ' und Trank von ſeinem Land,
Er bringt ſein Weib, die Mädchen und die Buben.

So trefft ihr es am Niederrhein entlang!
Einfach liegt rings die Landſchaft vor den Blicken,
Ihr müßt nach manchem ſommerheißen Gang
In friedlich ſtillen Dörfern euch erquicken;
Ihr thut am Mahl euch wohl, ihr findet leicht
Den holden Schlaf, den Träume leicht durchſtricken,
Bis links vom Strome, wo ihr wandernd ſtreicht,
Des Niederländers Wieſenflächen ſtrahlen;
Bis rechts vom Strom, wo ihr die Hände reicht
Den kräftig biedern ſtämmigen Weſtphalen.

Zu einfach dünkt euch wohl der Landſchaft Bild,
Das immer glänzet in denſelben Farben,
Nur bietend Dörfer, Wieſen, Wald, Gefild?
An Reizen ſcheint die Gegend euch zu darben?
O denkt ihr auch, daß hier eur täglich Brod
Aufſprießt in früchtevollen goldnen Garben? —
Des Kornes Speiſe gleich, die ihr in Noth
So wie im Reichthum nimmer könnt entbehren,
Iſt dieſes Land; nach tiefrer Schau entloht
Euch ſeine Poeſie. Ihr müßt ſie ehren!

Hier ſchleicht die alte Mär mir durch den Geiſt:
Einſt fiel ins Land der Feind in wüſten Mengen,
Verheerend ward des Landmanns Gut durchkreiſt,
Man ſah die Glut in Saat und Scheunen ſengen;
Da hob der Herrſcher ſich in ſeiner Kraft
Und wußte kühn die Feinde zu beengen.
Gefangen ſaß im Thurm die Ritterſchaft,
Doch ſchien der Sieger mild nach ſeinen Streichen,
Und heiterte durch feines Mahl die Haft,
Wein, Wildpret, Fiſch ließ er den Schnöden reichen.

Die Hörner klangen jauchzend durch den Saal,
Ein Sänger ſang die alten Heldenkunden;
Doch ſaßen ſtumm die Ritter rings beim Mahl,
Der Tafel reiche Tracht ſchien nicht zu munden. —
Was fehlt euch noch? Ihr ruht auf Purpurſammt,
Und keine Kette hält die Hand gebunden? —
„Das Brot! Vergaß der Truchſeß denn ſein Amt?“ —
O nein, ſchaut durch die Fenſter nach den Feuern!
O Schande, wer den Bauer kränkt! Es flammt
Roth noch eur Brand in Feldern und in Scheuern! —

Wie jene Wilden ſchmäht die Ebne nicht,
Wo fromm der Landmann pflegt ſein ernſt Geſchäfte,
Auf daß eur täglich Brot euch nicht gebricht!
Bedenkt es, eures Leibes beſte Säfte
Verdanket ihr der Aehren goldner Flut:
Sie giebt dem König wie dem Bettler Kräfte.
Und thatet ihrs in keckem Uebermuth,
So tretet an den kargen Tiſch des Armen
Und ſchaut, wie wohl ihm ſeine Kruſte thut:
Es muß eur Herz für dieſe Flur erwarmen!

Dann erſt verſteht ihr dieſe Poeſie!
Rings aus dem Klee und Oel und Korn bewegen
Gedanken voll von ſüßer Harmonie,
Wie die Natur ſie ſingt, ſich euch entgegen!
Eur Herz wird trunken von der Blüthenpracht,
Berauſcht ſich an der Früchte reifem Segen!
Den Lerchen gleich, von Sommerglück entfacht,
Die hoch im Aether wirbelnd Lieder ſingen,
So hebt eur Geiſt in jugendlicher Macht
Beglückt ob dieſen Saaten ſeine Schwingen!

XXIX.

22*

Adieu to thee again! a vain adieu!
There can be no farewell to scene like thine;
The mind is colour'd by thy every hue;
And if reluctantly the eyes resign
Their cherish'd gaze upon thee, lovely Rhine!
'Tis with the thankful glance of parting praise;
More mighty spots may rise—more glaring shine,
But none unite in one attaching maze
The brillant, fair and soft — the glories of old days.

Lord Byron.
(Childe Harold. III. 60.)

Hoch auf der Burg zu Kleve iſt mein Stand,
Die Berge hinter mir, vor mir die Thale! —
Ich ſchau vom hohen Schwanenthurm ins Land:
Weit liegt es ausgeſtreckt im Sonnenſtrahle;
Zu Ende ſind die deutſchen Marken hier,
Ich grüße ſie gerührt zum letzten Male.
Noch einmal liegt in ihrer vollen Zier
Die ſchöne Heimath vor den trunknen Blicken,
Blau ſchwingt der Himmel drüber ſein Panier,
Au, Wieſe, Waſſer glänzt, mich zu erquicken!

Noch einmal ſteigen grüne Hügel auf,
Ein Nachhall jener kühnen Bergeskette,
Die wir einſt grüßten an des Stromes Lauf,
Hinſegelnd auf des Kahnes ſchwankem Brette;
Noch einmal hebet ſich die treue Bruſt
Des deutſchen Landes an dem tiefen Bette,
Noch einmal leuchten in der alten Luft
Volkreiche Städte hier im Sommertage.
Ringsum das Land liegt alten Ruhms bewußt,
Noch einmal kränzt den Strom die alte Sage.

Aufwärts den Fluß erhebt ſich Xanten hehr,
Des ſtarken Siegfrieds ſtolze Heldenwiege,
Wie ſonſt umwogt vom goldnen Feldermeer,
Deß Korn vor Zeit ihn für die großen Kriege
Mit Kraft genährt. Mit friſchen Farben blühn
Mir durch die Seele ſeine hohen Siege
Im Minneſtreit, in Schlachten heiß und kühn,
Im Feſtesglanz zu Worms, im Roſengarten.
Sein junges Leben ſeh ich wild verſprühn
Vor Hagens Liſt, der ſchlauen, ſchlimmgearten.

Es tönt mir mit hellem Reiz ins Ohr
Des Schwanenritters wunderbare Kunde,
Sie flüſtert myſtiſch, weich und hold hervor
Rings aus des Volkes märchenreichem Munde.
Ich ſpäh erwartungsvoll ins breite Thal,
Als käme dort der Held der Tafelrunde
Mit ſeinem Kahn, geſandt vom heil'gen Gral,
Als ſäh ich ſchon des Jünglings Rüſtung blinken.
Mir iſt, es müßt' im hellen Sonnenſtrahl
Vom hohen Thurm das Tuch der Jungfrau winken.

Otto der Schütz! dein ſeliges Geſchick
Hat auch ein Hauch mir in den Geiſt getragen:
Der Jägerburſche will den kühnen Blick
Auf Kleve's blonde Grafentochter wagen.
Sie finden bald ſich auf der Jagden Braus,
Auf grüner Au, am Teich, in dunkeln Hagen.
Doch er, entſtammet Heſſens Fürſtenhaus,
Er ſchwelget nicht umſonſt im Minnedrange.
O leſ't die Mär' — ich führe ſie nicht aus —
In Gottfried Kinkels blühend friſchem Sange! —

So ſchmückt, den er geziert, der deutſche Gau
Den Rhein noch einmal mit den ſchönſten Reizen:
Geſchichte, Sage, Hügel, Wieſe, Au
Umkränzen ihn. Wer will beim Abſchied geizen?
Er aber wallt hinab ins Niederland,
Groß, mächtig, tief, doch ohne ſich zu ſpreizen,
Wie wir ihn ſtets geſehn; ſein blaues Band
Flicht herrlich ſich in Hollands grüne Wieſen;
Ein kräftig Volk begrüßt ringsum vom Strand
Der deutſchen Flüſſe ſtarken ſtolzen Rieſen.

Vielfach getheilt, in mächt'gen Armen ſchießt
Er ſeewärts nach den flachen Niederungen;
Doch ob er auch mit andern Namen fließt,
Sein alter hoher Ruhm iſt nicht verklungen.
Berühmte Städte ſpiegelt ſtolz die Flut,
Die langer Zeiten Glück und Leid durchrungen.
Des Oſtens und des Weſtens koſtbar Gut
Führt hier auf kühnen Schiffen der Pilote,
Ein emſig Volk, voll Zähheit, Klugheit, Muth,
Schickt in die Welt ſie als des Handels Bote.

Leb wohl, o Rhein! Wie reich biſt du beglückt
Vom hohen Alpenſtock zum tiefen Meere!
Wer Schönheit ſucht, ihn haſt du ſtets entzückt;
Beſchäftigt haſt du, wer ſich Rath und Lehre
Auf der Geſchichte breitem Feld geſucht;
Du gabſt der Sinne kindlichem Begehre
Des Märchens und der Sage goldne Frucht;
Der fleiß'gen Hand gabſt Nahrung du zum Lohne,
Den Geiſt voll kühner Unternehmungswucht
Erhobſt du auf die ſtolzen Purpurthrone.

Leb wohl, o Rhein! Glorreich war deine Bahn,
So muß ein ruhmvoll Ende dich auch krönen:
Du ſtürzeſt jauchzend in den Ocean!
Sieh, ſeine ſchäum'gen Wellenhäupter dröhnen
Entgegenrollend dir in feuchtem Kuß!
Des Erdenvaters volle Lippen tönen,
Im Sturm aufbrüllend dir den letzten Gruß;
Er ſchlägt um dich den Mantel ſeiner Wogen,
In ſeinen Falten iſt dein grüner Fluß,
So groß er war, zerſtäubt, verziſcht, entflogen!

Leb wohl, o Rhein! Dir ward die ew'ge Gruft,
Wie keine groß, wie keine vielgeſtaltig,
Urwild im Sturm, tiefſtill in ruh'ger Luft!
Wer kündet uns, wie reich, geheimnißhaltig
Die unerforſcht-endloſe Tiefe ruht?
Wie rollet erdumgürtend allgewaltig
Dein Grab in heil'ger nächtig dunkler Glut,
Ein Bild der unbegränzten Ewigkeiten!
Leb wohl noch einmal deiner Wogen Flut,
Eh ſie im Meer in alle Welt ſich breiten!

3

XXX.

— — Blicke freudig!
Es iſt ſo groß, ſo weit, was vor dir liegt.
Und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder
In unbekannte lichte Zukunft hin.
— Schwelle Herz!

Goethe. (Taſſo.)

Ich lebe ganz bei Künftigen, halb nur jetzt:
Nicht blos ein Zierrath müßigem Zeitvertreib
Sei meine Dichtkunſt, nein — ſie gieße
Thauigen Glanz in die welke Blume!

Graf Platen.
(An Wilhelm Genth.)

Des Dichters Lieder nahen ſich dem Ziel.
Er war den Rhein entlang eur treuer Leiter,
Er wies euch der Natur holdwechſelnd Spiel,
Er zog mit euch ins Leben froh und heiter;
Von ſchönen Sagen ſprach ſein kund'ger Mund,
Er pries euch hoch der Heimath wackre Streiter
Und that euch ihre ſtolzen Thaten kund,
Sein Lied erhob der Kunſt geweihte Meiſter:
Die Bilder, die auf meiner Seele Grund
Der Rhein gemalt, führt' ich vor eure Geiſter.

Doch eh ich ſcheide, biet ich euch den Gruß,
Ihr meiner Heimath blühende Genoſſen!
So weit den Strand betrat der rüſt'ge Fuß,
So weit mein Kiel die Strömungen durchſchoſſen,
Fand ich die ſchönen Gauen luſtdurchrauſcht,
Von Wellen friſcher Thätigkeit durchfloſſen;
Wo ich die Welt betrachtet und belauſcht,
Nie fand ich breitres, reichres, vollres Leben;
Nie hätt' ich doch mein Mutterland getauſcht,
Und nie das Recht der Heimath hingegeben!

Wer hörte lieber wohl mit glühnder Bruſt
Euch eure ſtrotzend vollen Chöre ſingen!
Wer ſah euch lieber in bacchant'ſcher Luſt
Die klaren grünen Rheinweinbecher ſchwingen!
Ward Frauentugend, Männermuth gekrönt,
Galt es, den Zoll des Landes Reizen bringen,
Dann hat mein Herz in gleichem Klang getönt!
Doch oftmals dünkte mich in ernſten Stunden,
Daß ihr zu leicht der flücht'gen Luſt gefröhnt,
Daß ihr nicht tief genug die Zeit empfunden.

Ich läugn' es nicht, ich ſag es frei und frank:
Ich wünſchte beſſer oftmals euch berathen!
Nur Blumenkränze ſind mir nicht zu Dank,
Ich ſähe gern geſunde reife Saaten!
Ich wünſchte weiſer oft eur Haupt geſenkt,
Mehr Tiefe den Gedanken, Kraft den Thaten!
Der große Ernſt, zu dem die Zeit euch lenkt,
Ich wünſchte kräft'ger oft ſein Schwert ergriffen,
Damit zu ſpät ihr nicht der Reue denkt,
Treibt plötzlich euer Boot an wilden Riffen.

Am raſchen Geiſte hats euch nie gefehlt,
Die Dinge leicht und munter zu erfaſſen;
Stets hat zum Werk euch friſcher Muth beſeelt,
Doch ſeht ihr oft den Kern nicht vor den Maſſen;
Nicht immer dringt ihr in den Tempel ein,
Ihr lärmet öfter draußen auf den Gaſſen!
Jedoch in der Geſchichte gilt kein Schein,
Es gilt des Geiſtes innres tiefes Weſen,
Und ihre Hieroglyphen, ſternenrein,
Ihr müßt ſie feſt und unerſchrocken leſen!

Sie will prophetenſtolz, die Prieſterin,
Vom Einzelnen und ſeiner Macht nichts wiſſen,
Die abgelebte trübe Zeit iſt hin,
Des Tempels Vorhang iſt von ſelbſt zerriſſen.
Das Allerheiligſte ſteht klar und mild,
Es leuchtet ſieghaft ob den Finſterniſſen
Und zeigt der Menſchheit großes helles Bild.
Es gilt den Menſchen auf den Thron zu heben!
Geſchichte ruft: Der Geiſt ſei euer Schild,
Eur eignes Sein iſt Wahrheit, Weg und Leben!

Iſt das der Menſch, wie ihn Natur gedacht,
Der kühn es wagt, die Völker ſchnöd zu knechten,
Gleichviel, ob ihm vom Ahnen ſtammt die Macht,
Gleichviel ob ſeine Fäuſte ſie erfechten?
Der eigenwillig jeglichen Moment
Hinſtürmt mit neuen Satzungen und Rechten,
Wenns ihm beliebt, zum Krieg mit Schwertern rennt,
Im Meere mordend, ſengend an der Küſte?
Der, wenn die Leidenſchaft durchs Herz ihm brennt,
Für blankes Gold befriedigt gier'ge Lüſte?

Iſt das der Menſch, wie ihn Natur gewollt,
Der wie ein Wurm ſich krümmt an nackter Erde,
Ein Sklave grollend ſchafft und ſchaffend grollt,
Allwärts mit kranker kläglicher Gebärde?
Der ſelber hauſt in Löchern, kalt und feucht,
Doch Brand hinſchleppt an der Paläſte Herde,
Der brodlos ſelbſt, am Pflug des Brodherrn keucht,
Der nackt ſich müht, des Reichen Kleid zu weben,
Der in das Daſein, aus dem Daſein kreucht,
Und endlich nackt der Erde wird gegeben?

Iſt das der Menſch, wie ihn Natur beſtimmt,
Der ſtill geduldig durch die Tage ſchleichet,
Der mittelmäßig, weder giebt noch nimmt,
Und weil er nichts erſtrebet, nichts erreichet?
Der froh des Futters, das der Tag ihm beut,
Vor jedem Stolze gern die Segel ſtreichet,
Der, wo die dumpfe Armuth darbt, ſich freut,
Daß er wie ſie nicht friert auf kalten Sohlen,
Und der für Morgen ſich bei jedem Heut
Dem lieben Gotte thatlos hält empfohlen?

O nein, o nein! Es mordet nimmermehr
Ihr grünes duft'ges Schweſterlein die Blume,
Und kein Geſchöpf im weiten Weſenheer
Uebt ſich an ſeinem Stamm im Mörderthume;
Dem Menſchen nur iſt Bruderſchweiß Genuß,
Nur er trinkt Bruderblut, doch nicht zum Ruhme;
Nur er läßt treten ſich vom Bruderfuß!
So wollte nimmer die Natur es haben!
Sie beut uns hold den gleichen Morgengruß,
Entgegenſtreckend uns dieſelben Gaben.

So grauſes Werk, o übt es fürder nicht,
Hört auf, der gier'gen Selbſtſucht Durſt zu ſtillen!
Die geiſt'ge Selbſtſucht ſei eur Lebenslicht,
Zu leben um der ganzen Menſchheit willen!
Für ſie laßt ſchaffen eure fleiß'ge Hand,
Für ſie laßt eures Geiſtes Borne quillen!
O horcht, laut pocht Gefühl, kühn ruft Verſtand:
Recht, Liebe, Wahrheit ſei die heil'ge Dreiheit,
Sie ſind der Weg ins letzte Vaterland,
Der Weg ins tauſendjähr'ge Reich der Freiheit!

In dieſem Streben gleichet eurem Rhein'
Hoch von der Alpen rieſ'gem Felſenthrone,
Wo noch unangetaſtet, jungfraurein
Die Freiheit trägt des blauen Himmels Krone,
Wo roth der abendglühnde Gletſcher blitzt, —
Ihr edles Kleid! — wo im Lawinentone
Sie mit dem Donnerwort prophetiſch ſitzt,
Verſtändlich nur dem tiefen Geiſt geſungen,
Und Demantbäche als Verkünder ſpritzt, —
Iſt er, der hohe Freiheitsſohn, entſprungen!

Ihn hält kein blühend grünes Thal zurück
Mit ſeinen Büſchen, Blumen, Nachtigallen,
Kein tiefer See, der ihm ein holdes Glück
Mit blauem Aug verheißt, kann ihm gefallen,
Kein Fels, der wild ſich ihm entgegenſtemmt,
Verhindert ihn die Heldenbahn zu wallen;
Der Erde Eingeweide brechend ſchwemmt
In friſchem ungeſtörtem Lauf er weiter,
Auch keine ſaatenvolle Ebne hemmt
Den ew'gen Drang: er iſt ſein eigner Leiter!

Er endet groß im großen Ocean. —
Der frei begann, frei will und muß er ſterben:
Dort trifft er erſt die letzte Freiheit an.
Die See, wer will zur Sklavin ſie erwerben?
Sie wallt in ew'ger Stärke feſſellos,
Wie ſie bekämpfen auch des Landes Erben,
Die kleinen Menſchen: immer ſtark und groß,
Nach eignem Willen Melodieen brauſend,
Rauſcht ſie dahin. O ſeht des Rheines Loos,
Hin in des Meeres ew'ge Freiheit ſauſend!

O ſtürmet ſo in der Geſchichte Meer,
Wo in der Gleichheit letzte Freiheit winket!
Es iſt die Menſchlichkeit, die groß und hehr
Euch mit den mächt'gen Ewigkeiten blinket,
Wo flugs die Macht, wo jäh der Stolz zerſchellt,
Wo Jeder aus derſelben Woge trinket!
Seen, Thäler, Wälder, Ebnen ſind durchſchwellt,
Wir haben Fels und Klippen längſt durchbrochen,
Es liegt vor uns das Bild der ew'gen Welt,
Wohlauf! die große Loſung ſei geſprochen!

Ich ſähe an der Bildung Spitze gern
Ins wundervolle Leben euch gewittern!
Was gelten Sklaven noch, was gelten Herrn?
Zählt zu des Geiſtes ebenbürt'gen Rittern!
Wer will beim Siege nicht der Erſte ſein?
Dann aber gilt kein Zagen und kein Zittern!
Das Horn erſchallt, die blaue Luft iſt rein,
Die weiße Fahne wallt im Morgentriebe,
Wir ziehn vom Tod in blühend Leben ein:
Es iſt das Reich der unerſchöpften Liebe!

Was ich geſagt, o faßt es tief und klar!
Mein Wort, es blitzt aus der Geſchichte Wettern,
Aus ihren Donnern dröhnt es wunderbar,
Die am umhüllten Horizonte ſchmettern!
So glühte einſt am Kelch des heil'gen Gral
In räthſelhaften feuerrothen Lettern,
Was ihm der Schooß der Zukunft ſonder Wahl
Gebar an dunkeln Leiden, hellen Gütern; —
Doch ward nur klar der myſtiſch tiefe Strahl
Den immer wachen, edeln, weiſen Hütern.

So bin ich auf den Warten unſrer Zeit
Ein Wächter, voll von ſtiller Weltbetrachtung,
Nach jedem Stern zu ſchauen ſtets bereit,
Nach jeder Wolke düſterer Umnachtung.
Und ich verſtand die heil'ge Runenſchrift,
Die Jedem ſich erklärt, der ſie in Achtung
Mit ſcharfem unverhülltem Auge trifft.
Heimathgenoſſen, tretet ernſt zuſammen
Und forſcht, dann ſchreibt euch der Geſchichte Stift
Ins Herz das Wort mit klaren glühen Flammen!

So ſpricht der Dichter! Was er glaubt und hofft
Von unſrer Zeit, goß in der Lieder Wogen
Er noch zuletzt. Die Ahnung kam ſo oft,
Und ſein Prophetenſinn hat nicht gelogen.
Kühn war mein Wort, doch Wahrheit iſt mein Licht,
Stets hab ich geiſtger Größe mich gebogen.
Ob Noth und Armuth hielt ich nie Gericht,
Drum darf ich vor Beſitz- und Macht-Tyrannen,
Wie es gebeut des freien Mannes Pflicht,
Zu ſtolzen Liedern meine Saiten ſpannen.

Mein Lied iſt aus, der letzte Ton verklingt,
Und meines Volkes Herz wird er erreichen.
Ich bin beglückt, mein Volk, wenn leichtbeſchwingt
Die Weiſen dir noch oft den Geiſt beſchleichen,
Wie Nachhall oft im Wald das Herz durchſingt,
Aufweckend alter Bilder liebe Leichen.
Ich bin beglückt, wenn es dich klar durchdringt,
Daß ſtets ich rang für deines Ziels Vollendung! —
Es kommt die Zeit, der Menſchheit Werk gelingt! —
So ſcheid ich denn, erfüllt iſt meine Sendung.

271 4/10

Vergangenheit und Zukunft

der

Kunſt

von

Wolfgang Müller.

BIBLIOTECA

Vergangenheit und Zukunft der Kunſt.

Betrachtungen und Vorſchläge
allen
Schriftſtellern, Bildnern und Tonkünſtlern
vorgelegt
von
Wolfgang Müller.

Düſſeldorf 1848.
Verlagshandlung von Julius Buddeus.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

In Zeiten des Umſchwungs, wo der Geiſt der Geſchichte ſeine Adlerflügel über Völkern und Ländern ſchlägt, da tritt das Intereſſe der Materie zurück. Wir leben in einer ſolchen Periode: die jüngſte Vergangenheit hat tauſend Ideen belebend und nährend in ihrem Schooße getragen, die Gegenwart iſt zur Stunde der Geburt geworden. Kreißend in Schmerzen und Wonnen hat ſie die lebensfähigen Gedanken, die ihre volle Reife fühlen, an das Tageslicht gebracht. Wen nimmt es Wunder, daß man ſich nur um die jungen Geſchöpfe kümmert und alles, was in der Runde bequem und angenehm gemuſtert war, gänzlich vergißt? Die geordneten Zuſtände der Umgebung werden vernachläſſigt, denn Jeder fühlt, daß dem Hauſe ein Heil widerfahren iſt. Iſt die Geburt vollendet, dann erſt ſchaut man um ſich und gewahrt mit Schrecken die Wirren, die ſich ringsum angehäuft haben. Die Verhältniſſe, in denen man ſich wohl fühlte, ſind geſtört, die Ruhe iſt für einige Zeit verloren, die Annehmlichkeiten ſind aufgelöſt. Es bedarf vielleicht langer Tage, um in eine neue Ordnung zurück zu gelangen und in dieſem Schmerze vergißt man nicht ſelten die Wohlthaten, die uns zugleich überkommen ſind.

Wir ſind in die Freiheit gelangt, freilich in eine relative, denn eine abſolute giebt es nicht. Wer hat bei dieſem großen Prozeſſe der Geſchichte nicht großartige Opfer bringen müſſen? Materiell hat vielleicht keiner gewonnen, als jener Mann, der für unruhige Zeiten geſchult iſt zu einem dunkeln und ehernen Handwerk, als der Waffenſchmied, bei dem jetzt Jeder einkehrt, um ſich eine ſcharfe Klinge oder ein ſicheres Rohr zu holen, mit dem er Haus und Heerd, Familie und Vaterland im Augenblicke der Noth zu vertheidigen im Stande iſt. Wer für den Frieden ſchafft und arbeitet, und — das iſt der Beruf der großen Mehrheit im Volke, — der hat ſeine Sorge, denn die Gewerbe ſtehen ſtill, der Handel ruht, die Geſchäfte des Staates ſind in Zweifel geſtellt. Jeder ſieht mit Beſorgniß für ſich und die Seinigen in die Zukunft.

Der Klagen ſind viele gehört worden, laute und leiſe, gerechte und ungerechte, gewiß bei Keinem lauter wie beim Künſtler. Aber ſie ſind auch bei keinem gerechter und ungerechter ans Tageslicht gekommen.

Durchaus gerecht ſind ſie beim reproducirenden Künſtler, bei jenem Individuum, das vermöge ſeiner natürlichen Begabung im Stande iſt, dasjenige dem Publikum ſinnlich darzuſtellen, was der ſchaffende Genius erzeugt hat. Was ſollen ſie machen jene Talente, die vom Augenblick und für den Augenblick leben, die keine Gedanken hervorbringen, ſondern ſelbſt ſchöne Gedanken ſind, die keine ewige Poeſie in's Leben zaubern, ſondern ſelbſt als flüchtige Poeſie durch das Leben wallen? Die Bedingungen, unter denen ſie allein exiſtiren können, die Ruhe und die Behaglichkeit, die den Genuß ihrer Gaben würzt, fehlen ganz und gar. Keiner hat die Muße ſie zu hören und zu ſehen. Darum iſt die Sängerin mit ihrer Nachtigallenſtimme, die Tänzerin mit ihren graziöſen Bewegungen, der Schauſpieler mit ſeiner gewaltigen Darſtellungskunſt für den Augenblick unglücklich. Ihnen allen fehlt das Feld, auf dem ſie glänzen können, und die Aufmunterung, deren ſie bedürfen, um ihre Begabung auf den höchſten Gipfel der Ausbildung zu bringen.

Wenn ich euch aber klagen und jammern höre, ihr geſtaltenden Künſtler, dann überkommt mich ein gerechter Unwillen. Mag der Maler aufgebracht ſein, daß er ſein

Bild nicht verkaufen kann, oder daß ihm ſogar das fertige aufbeſtellt wird, mag der Architekt zürnen, daß die Leute kein Geld haben, um ſich Palläſte zu bauen, mag der Muſiker ſich betrüben, daß ſeine Oper nicht aufgeführt, mag der Dichter Elegieen anſtimmen, daß ſein Gedicht nicht gedruckt wird, mögen endlich alle darin überein kommen, daß die erregte Mitwelt kein Ohr und Auge für ihre Schöpfungen hat, immerhin iſt und bleibt es eine kleinliche Sache. Wahrhaft kläglich erſcheint es aber, wenn die Urſache in dem geringern Verdienſt liegt, der ein minder luxuriöſes Leben zur Folge haben muß; wahrhaft bedauerlich, wenn die Eitelkeit auch jezt nicht in den Hintergrund tritt, wenn der Künſtler an den Tag legt, daß er keinen Augenblick des Beifalls der Menge entbehren kann. Sich ſelbſt in großen Ereigniſſen nicht vergeſſen, nicht mit ſeinem ganzen Sein und Handeln in große Zeiten aufgehen zu können, das zeugt nimmermehr von der wahren Bildung und Geſinnung. Der ſchaffende Künſtler darf nicht allein an den Moment denken. Was er bildet, muß er für alle Zeiten bilden. Und in dieſer echten Begeiſterung muß er auch die Kraft und den Muth beſitzen, wenn es nothwendig iſt, zu darben.

Doppelt Unrecht aber ſind eure Klagen, ihr Künſtler, weil ihr offenbar einer beſſern Zeit entgegen geht. Alle Dichtung in Wort, Bild und Ton iſt nur in der Freiheit zur höchſten Ausbildung gediehen. Durchziehet nur im Geiſt den weiten Lauf der Jahrhunderte und ihr ſehet einzig und allein bei freien Völkern und in freien Zeiten den Geiſt der Menſchheit jene Blüthen treiben, die unvergänglich duften und unverwelklich glühen, während ihr bei Sklaven nie und nimmer den Genius rauſchen hört, es ſei denn, daß er durch Ketten und Kerker zu einem jähen abgeriſſenen Aufſchrei töne.

In dieſem Sinne muß der Künſtler die glorreiche

Epoche Griechenlands verſtehen, als dort das Hellenenthum in ſeiner freien reinen Heiterkeit ein hochbegabtes Volk beglückte. Damals erſtanden in einem Jahrhundert auf der meerumrauſchten Halbinſel mehr Männer, deren Namen der Ewigkeit überliefert ſind, wie in Perſien und Babylon in allen Jahrtauſenden. In dieſem Sinne ſind die Dichter und Maler des Katholicismus Italiens und Spaniens in ſeiner Freiheit, das heißt, bei ſeiner Alleinherrſchaft, wo jede Seele gläubig und keine rationell dachte, aufzufaſſen. Aus einer ſolchen Periode des alten fröhlichen Englands, das ſeine friſche junge Macht zu Land und zu Waſſer fühlte, wuchs Shakſpeare herauf, der in ſeinen Werken die ganze kecke Ungebundenheit und tiefe Klarheit perſonificirte, welche der Charakter ſeiner Nation war. Selbſt unter der Bourbonenherrſchaft in Frankreich, wo der Satz l'état s'est moi ſich gleichſam mit einem Scheine der Freiheit umgab, tauchte eine Kunſt herauf, die, wenn ſie auch hauptſächlich nachahmend war, doch groß genannt werden mußte. Ja, auch Leſſing, Klopſtock, Schiller und Goethe ſind Söhne des freien Geiſtes der Philoſophie, die in Deutſchland emporquoll aus der tiefen Seele eines politiſch geknechteten Volkes. Wie viel höher wären ſie geflogen, die edlen kühnen Geiſter, in vollkommener Freiheit! Und wollt ihr auch einen Schrei haben, der ſich in den Sonnenaether der Freiheit erhebt aus einer beengenden verdorbenen Geſellſchaft, wohlan, ſo nenn ich euch Beethoven, Byron und Georges Sand.

Man wird mir vielleicht erwidern, daß es noch lange nicht die Freiheit war, welche jenen großen Geiſtern als Hebamme diente. Nun wohl! So lange das tauſendjährige Reich noch nicht ins Leben getreten iſt, ſo lange iſt die Epoche der letzten und einzigen Freiheit auch noch nicht angebrochen. Wohl aber wehte in all jenen Zeitperioden ein Hauch Gottes, der die Länder und Völker aus ihren verſumpften troſtloſen

Zuſtänden zu einem neuen Leben erweckt hatte. Immer lebte mit jenen Männern eine Idee, die das Siegesbanner über einen größern oder geringern Kreis der Völker wallen ließ. Immer beherrſchte ein ſtolzer Gedanke ſieghaft das Leben der Geſchichte. Wer zu jenen kalten, abſtracten und lebensunfähigen Kritikern gehört, die ihr eignes Syſtem nur für alleinſeligmachend halten und deshalb alles verwerfen, was ihnen nicht in ihren Abſolutismus taugt, der wird mir freilich nicht beiſtimmen. Ich aber, der nur eine Freiheit, modificirt nach Zeiten, Völkern und Sitten kennt, finde eine Freiheit im Griechenthume und im Römerthume, im Katholicismus und Proteſtantismus, dieſſeits und jenſeits der Alpen, dieſſeits und jenſeits des Canals. Und ſo freue ich mich auch, in die neuen Tage einzugehen, die ſeit dem Februar angefangen haben, weil ein neuer heiliger Geiſt ſie durchweht, der, wenn er rein, keuſch und edel zur Blüthe kommt, der Welt Heil und Segen bringen muß. Dieſen Geiſt aber friſch zu erfaſſen, das iſt auch eure Pflicht, ihr Künſtler.

Damit ihr aber den rechten Muth habt, müßt ihr einmal zuſehen, was in großen Zeiten der ächte Künſtler gilt. Er iſt Kind und Herr ſeiner Zeit, er iſt der Liebling, den das Volk ſtreichelt und küßt, er iſt der Held, an dem es ſtaunend hinaufſieht. In dieſem Geiſte verflicht ihn die Nachwelt in den ſchönſten Sagen, wie die Griechen es mit Orpheus und Arion gethan haben. Welchen Ruhm trug ein Sophokles und ein Ariſtophanes davon! Ganz Griechenland kannte ſie. Wie hoch ſchätzte Italien ſeinen Dante, Spanien ſeinen Cervantes! Shakeſpeare galt in England ſo viel wie Eliſabeth, Racine ſo viel in Frankreich wie ſein Hof. Wer war mehr berühmt Raphael und Michel Angelo oder die römiſche Curie? Was galt Rubens! Alle dieſe Männer ſtanden an der Spitze ihrer Jahrhunderte, weil ſie das Leben ihrer Gegenwart in ihrem innerſten Pulsſchlag belauſcht hatten und wiederzugeben wußten. So muß es in großen Epochen ſein, in ihnen ſteht der Künſtler auf den Höhen der Bildung und an der Spitze der Menſchheit.

Und nun ſchaut einmal zurück in eure jüngſte Vergangenheit, greift in euer Herz und geſteht offen, ob ihr die Tage preiſen könnt, die eben dahingefloſſen ſind? Laßt uns den beſten Fall annehmen. Freilich, ihr lebtet in Ruhe und Frieden, ihr machtet eure Studien, ohne euch beſonders zu erhitzen, ihr erlangtet eine gewiſſe Meiſterſchaft, ohne euch übermaßig zu bemühen. Und wenn ihr die Feder zu führen, die Farbe zu miſchen und den Ton zu ſetzen verſtandet, da hattet ihr den Verleger oder Kunſtfreund in der Nähe, der euch euer Buch, Bild und Tonwerk beſtellte und abkaufte. Auf eurem Herde kniſterte friedlich die Flamme, euer Teller dampfte, ihr hattet Behagen im Hauſe und ſtets eine Stelle, wo ihr euer Haupt hinlegen konntet. Und dennoch, redet die Wahrheit, fühltet ihr euch befriedigt mit den Erfolgen? hattet ihr ſie alſo in den hoffnungsvollen Phantaſieen der Jugend geträumt?

Nimmermehr! Jener Trieb, der euch unwiderſtehlich in die Gefilde der Kunſt drängte, erregte roſige Geſichte vor den trunkenen Augen eurer Seele. Ihr ſaht euch dahinwandeln unter Palmenbäumen, ihr ſaht euch ruhen unter dem Lorbeer. All euer künftiges Schaffen war heilig wie ein Gebet und wirkſam wie Choral. Wenn ihr in euren frühen Ahnungen in die Welt hinaustratet, ſo jauchzte es euch entgegen aus einem begeiſterten Volke. Es war ein Loblied eures Ruhmes, in das die Menge preiſend und allgewaltig einſtimmte. Jungfrauen brachten euch Kranze, Jünglinge trugen euch auf den Schultern wie im Triumphzuge von dannen, Männer redeten euch an mit erhabenen Worten und Greiſe drückten euch mit zitternden Handen und weinenden Augen an die Bruſt. O wie ſelig waren jene Träume, in denen ihr euch wie Helden und Lieblinge des Volkes und des Vaterlandes fühltet!

Bittere Täuſchung der Gegenwart! Wo iſt das Publikum, auf das ihr alle eure Hoffnungen ſetztet? Die Zeit iſt gekommen, wo ihr die Erfüllung eurer Träume gehofft, aber ihr habt nichts gefunden als eine kalte und herzloſe Maſſe, die unbekümmert um eure Künſtlerſchmerzen, ihren eignen Intereſſen auf dem Markte des Lebens gierig nachläuft. Ihr habt die Hingebung an die Schönheit, die Wahrheit, die Freiheit geglaubt und ſeht nur ſchnöden Egoismus. Was kümmert den regelrechten Diener des Staats alle Kunſt, wenn er ſich im hohen Pflichtgefühl in ſeine Akten vertieft? Was hat der kalte Richter, der faſt nur die Verbrechen der Menſchheit ſieht, mit der Poeſie zu thun, wenn er ſeine trocknen Satzungen nachſchlägt? Was vermag der Krämer mit der Dichtung, wenn er ſeine Ladungen abwägt und ſeine Kaſſe nachzählt? Wo ſind die zarten Hüter eurer jugendlichen Gedanken und Schwärmereien? Glücklich, wer nur wenige aufmunternde Pflege einzelner warmen Herzen gefunden hat!

Redet einmal mit Offenheit, ihr Männer der Schrift! Wenn ihr Tage und Nächte lang unverdroſſen über euren Dichtungen geſeſſen habt, wenn ihr jeden Gedanken tauſendmal aufs Neue gedacht, um ganz ſeine Tiefen und ſeine Höhen zu erfaſſen, wenn ihr bemüht geweſen ſeid, ihm ſeine feinſte und rundeſte Form zu geben in gebundener oder ungebundener Rede und wenn endlich das heißgeliebte Werk, das mit tauſend Fäden an eure Seele geknüpft iſt, fertig vor euch liegt, fühlt ihr nicht einen kalten Schauer über die Wege, die ihr einſchlagen müßt, um es der Oeffentlichkeit zu übergeben? Welche Mühen habt ihr nicht, um einen Verleger zu finden, und wenn ihr ihn gefunden habt, da müßt ihr euch zum Krämer herabwürdigen, ihr müßt im beſten Falle verkaufen, im guten dingen und markten. Und wenn nun das Werk auf dem reinlichſten Papier und in den zierlichſten Lettern vor euch liegt, dann zittert eure Künſtlerſeele, ſie fürchtet ſich das eigne Herzblut der Seele in die Oeffentlichkeit dahinzugeben, aber die Nothwendigkeit will es. Welcher Empfang wird ihm aber bevorſtehen? Die günſtigſten Bedingungen ſind es, wenn der Kritiker euch wohlwollend anerkennt, wenn ihr den eleganten Büchertiſch der Vornehmen erreicht und wenn hier und da ein junges Gemüth eure Gedanken und Gefühle mit Begeiſterung aufnimmt. Aber wie weit iſt das noch alles vom Herzen der ganzen Nation, für die ihr in heißen Momenten der Dichtung geſchaffen habt!

Auch ihr legt eure Geſtändniſſe ab, ihr Vertreter der bildenden Kunſt! Habt ihr nur die Abſicht, dem Luxus zu dienen? Ich ſehe den Architekten Jahre lang ſeine Grundriſſe planen, ſeine Façaden und Thürme meſſen, ſeine Ornamente zeichnen, damit er in Tempel und Pallaſt vollkommene Werke liefere; ich ſehe den Bildhauer Jahre lang ſeine Statuen und Gruppen überdenken und formen, damit er die ſchönſten Formen ans Tageslicht bringe; ich ſehe den Maler Jahre lang an ſeinen farbenhellen Bildern arbeiten, er wird nicht müde, die Linien ſeiner Geſtalten in die edelſten Schwingungen zu bringen, den Formen die vollkommenſte Rundung zu geben und die Farben in ihrem glühendſten und eigenthümlichſten Lichte zu zeigen. Und ſind dieſe mit aller Liebe und Luſt gearbeiteten Werke endlich zur Vollendung gekommen, dann werden ſie aus der Hand gegeben, um vielleicht nie wieder dem Künſtler vor die Augen zu kommen. Steht das Bauwerk auch minder eingeengt und verſchloſſen, ſo wandert doch die Statue und das Gemälde meiſt in die Gemächer der Reichen. In Hallen, deren Wände Seidentapeten und deren Boden

Marmor iſt, ſtehen ſie inmitten von goldener Pracht, aber ſie ſtehen gleichſam in der Einſamkeit. Nur der Beſitzer hat das Privilegium, ihnen hin und wieder einen mäcenhaften Blick zu gönnen und im beſten Falle nicht daran zu denken, wie viel Goldſtücke ſie ihm gekoſtet haben. Nein, ihr Künſtler, das war nicht euer Zweck, als ihr in heiligen Stunden eure Pläne entwarfet. Ihr habt für die Welt gebildet und ihr müßt es beklagen, daß ihr nur für Krämer und Junker gearbeitet habt.

Und endlich ihr, Meiſter der Töne, ſtehet Rede und Antwort! Habt ihr darum den rauſchenden Strom eurer Symphonieen und den bald neckiſchen bald erhabenen Gang eurer Opern mit der ganzen Schwungkraft eurer Seele in verſtändliche Zeichen gebracht, habt ihr darum alle Kraft, alle Anmuth, alle Derbheit, alle Luſt in entſprechende Melodieen gegoſſen, damit eine Hofkapelle und eine Hofoper ſie in der einzig möglichen Vollkommenheit vor einem ebenſo glänzenden wie unaufmerkſamen und lebensmatten Kreiſe aufführen, während die friſchen lebendigen Herzen, die nach dem höchſten Genuß pochen und ſie mit heiligem Ernſte in ſich empfangen würden, draußen harren können, weil ſie nicht hoffähig ſind, obwohl ſie die wahren Kunſtfreunde von Gottes Gnaden genannt werden müſſen? Nein, darum ſeid ihr nimmermehr Schöpfer edler Tongemälde geworden, damit die Erzeugniſſe eures Geiſtes verſtümmelt und verzerrt, zerriſſen und entſtellt in dunkeln Häuſern für ein elendes Eintrittsgeld zu den Sinnen einer geringern Klaſſe, wie der Hochmuth ſie zu nennen pflegt, komme, in deren Reihen ihr vielleicht dennoch die beſten und edelſten Freunde zählt, deren Herzen bei jedem Blitz eures Geiſtes ausbrechen in frohen Jubel. Auch bei euch zweifle ich nicht, daß ihr in ſchönerer Abſicht geſchrieben habt, auch bei euch zweifle ich nicht, daß ihr an das ganze Volk dachtet.

Was war am Ende euer Aller höchſte Auszeichnung? Die Leute ſagen, wenn euch ein Fürſt anlächelte, wenn ihr am Hofe Eintritt hattet, wenn ihr mit Orden geſchmückt wurdet, wenn ihr den Adel erhieltet, wenn ihr für Königsburgen eure Kunſtwerke ſchufet. Aber das iſt eine Verläumdung, eine ſchändliche Verläumdung! Der ächte Künſtler iſt ein ſo guter Mann, wie der Fürſt. Und wenn auch hin und wieder die blöde Eitelkeit ſich mit den Netzen des Goldes und des Hochmuthes umſpinnen ließ, ſo hat das nimmer die reine ungetrübte Anerkennung des Volkes bedingt. Kein ächter Ruhm der Künſtler hat an den Stufen der Throne begonnen. Seht nur ſelbſt einmal ſcharf in die Dinge. Es waren oft vielmehr die Principien, als die Perſonen und Talente, welche in den höhern kalten Regionen der Geſellſchaft ihre Anerkennung fanden. Nicht die Kunſt in ihrer Allgemeinheit fand an der Iſar durchlauchtige Anerkennung, nein, es war die Romantik, die ich übrigens in den großen und herrlichen Reſultaten, die dort das Leben erblickt haben, ſchätze und ehre. Und als an der Spree ein neuer Orden für das edle Verdienſt in Künſten und Wiſſenſchaften geſtiftet wurde, da war es wiederum die Richtung, welcher eine beſondre Auszeichnung zu Theil wurde, denn wir mußten es leider erfahren, daß Sänger, deren Lieder das ganze Volk ſang, daß Muſiker, deren Melodieen allwärts ein Echo gefunden hatten, daß Bildner, deren Werke Jedermann kannte, ohne ein Zeichen der Anerkennung aus den höchſten Sphären blieben. Und doch prieſen wir ſie nach wie vor glücklich, denn ſie hatten das Herz der Nation gerührt und gewonnen.

Dem Volke gegenüber muß die Stellung der Kunſt eine andere und würdigere werden.

Aber die Stellung der Künſtler muß auch eine andre und würdigere werden.

Keiner iſt gewiß mehr wie ich mit dem Satze einverſtanden, daß der Genius ſich unter allen Umſtänden Bahn bricht. Aber es thut wahrlich nicht noth, daß er unter Sorgen geboren wird und unter Sorgen aufwächſt. Es iſt ein verderblicher Irrthum, zu glauben, daß er durch Noth und Jammer genährt und geſtärkt werde. Um harmoniſch zu ſchaffen, muß man harmoniſch leben. Die Noth um den täglichen Tiſch kann den Geiſt wohl ſpekulativ in Beziehung auf materielle Verbeſſerung machen, aber ſie kann die Begeiſterung, die im reinen Aether idealer Schöpfung fliegen möchte, eher hemmen wie fördern. Iſt es nicht eine Schande für die Völker, die ſie erzeugt haben, und ein Jammer für die Männer, die duldend und leidend ſchaffen mußten, wenn ſie mit Hunger und Noth zu kämpfen hatten, während ſie Werke an den Tag förderten, auf welche die Nachwelt wie auf ewige Siege des menſchlichen Geiſtes ſtolz ſein wird. Suchet nur ſelbſt die Spuren auf. Leider hat es zu viele große Männer gegeben, die trotz der höchſten Begabung nie die Früchte vom Baume des Lebens ſchütteln konnten. Aber in ihren Werken merkt ihr das geängſtete Daſein, ihr könnt die Hände in die Wundenmale legen, welche in den Erzeugniſſen ihres Geiſtes blutend offen liegen. Wie erquicklich und wohlgefällig ſchaut euch dagegen das reine Produkt des Genius an, den die Hand des Geſchicks nur geſtreichelt und niemals geſchlagen hat!

Anders iſt es mit der Mittelmäßigkeit. Ihre Art und Weiſe war in der vergangenen Zeit ſo ganz und gar geeignet, auf Feldern zu ſäen und zu erndten, zu deren Benutzung ihr das Anrecht fehlt. Sie hielt den Grund und Boden in Pacht, deſſen Beſitzer der Genius war, ſie hatte in ihrem knechtiſchen krämerhaften Treiben den Genuß und die Wohlthaten, während ihr Gebieter vom Nachſehen lebte. Ihre Stellung in der Periode, welche wir hoffentlich für immer verlaſſen haben, iſt mit den ſchändlichſten Sünden gegen den heiligſten Geiſt der Kunſt belaſtet. Es ſind Makel, die ſich nie und nimmer abwaſchen laſſen.

Die Mittelmäßigkeit hat nicht dem heiligen unantaſtbaren Ruhme, ſie hat einer äffiſchen Mode und einer verwerflichen Geldgier gedient. Und was hat ſie ſich hier nicht zu Schulden kommen laſſen!? Die Sittlichkeit, welche doch das erſte Princip der Kunſt ſein ſoll, ſuchte man bei ihr vergebens. Der Grundſatz der Schönheit und Wahrheit wurde, ehe der Hahn krähte, mehr wie dreimal von ihr verläugnet. Für das Wohl der Welt und der Menſchheit zu wirken, wurde von ihr verſchmäht, um einzelnen bevorzugten Gedanken und hervorragenden Mächten der Geſellſchaft zu dienen. An die Stelle des Ernſtes ſetzte ſie die Heuchelei, die mit Allem buhlt, was den Augenblick angenehm und leicht machte, aber die Zukunft, deren Prophet der ächte Künſtler iſt, aus den Augen ſetzt. Pfui über dieſen Egoismus!

An Beiſpielen fehlt es wahrhaftig nicht. Wir verachten ſie Alle, gleichviel, ob ſie ſich in Rede, Bild oder Ton ausdrückten, wenn ſie nur in die Palläſte der Großen gedrungen ſind und dort ihre Befähigung an Gedanken verkauft haben, welche nicht die Gedanken des allgemeinen Volkslebens waren, und auf dieſe Weiſe um inhaltloſe Ehren und inhaltſchweres Gold die Zeit verriethen, deren Söhne ſie waren, oder wenn ſie, einer vorübergehenden Zeitmode fröhnend, ihren Geiſt auf die Folter ſpannten und zu Phantaſieen anregten, die ihr Publikum in eine fieberhafte Ueberreizung brachten, ohne Rückſicht, ob ſie auch reinen Ideen huldigten, aber voller Rückſicht auf die ungeheuren Zahlungen ihrer Käufer, oder wenn ſie ſich ferner durch niedrige Mittel einen vorübergehenden Ruhm bei feilen Schreibern von Tagesblättern erkauften, oder wenn ſie endlich die Kunſt wie ein Schneiderhandwerk behandelten, das nach Zeit und Umſtänden die Beinkleider und Röcke ummodelt. Ein jeder ſolcher Verrath verdient mit Recht gebrandmarkt zu werden.

Es gilt gegenwärtig eine Erlöſung aus dieſen unnatürlichen und verrotteten Zuſtänden. Es gilt eine Befreiung von jedem Joche, mag es auf der einen Seite aus den goldenen Ketten des Ueberfluſſes oder auf der andern aus den Banden der Verkümmerung und der Noth beſtehen. Es gilt eine Wiederherſtellung der Ehre der Kunſt und der Künſtler durch ſie ſelbſt und durch die ganze Nation. Zu dieſem Zwecke muß der Künſtler ſich mit der Nation als Eins fühlen, das Nationalgefühl muß die Kunſtrichtung leiten und das Kunſtgefühl bedingen. Wie die unſeligen Trennungen in der Geſellſchaft, wie die Knechtſchaft auf der einen und die Herrſchaft auf der andern Seite, wie all dieſe abſcheulichen polizeilichen Conflikte die Entwickelung der Vaterlandsliebe und der Humanität in Deutſchland gehemmt und zerſtört haben, ſo ſind ſie auch die Schuld geweſen, daß bis jetzt die Kunſt nicht in einer ehrenvollen und würdigen Weiſe gediehen iſt. Das ſtaatliche und humane Selbſtbewußtſein kann nur in freigeordneten Zuſtänden zur Blüthe kommen, in knechtiſch geregelten wird es verkümmern. So bedarf auch die Kunſt zum Keimen, Wachſen und Blühen des reinſten und ungetrübteſten Aethers in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, denn ohne Freiheit gibt es keine Kunſt.

Wer denkt hier nicht des erhabenſten und herrlichſten Muſters, welches in der Kulturgeſchichte aller Völker und Länder obenan ſteht? Wer denkt nicht an Griechenland? In den glücklichen Zeiten ſeiner ebenſo heitern wie harmoniſchen Blüthe findet ihr einen Zuſtand, der in ſeiner Wirklichkeit den kühnſten Idealen entſpricht. Hier waren alle die Bedingungen im edelſten Maße erfüllt, die ich eben forderte. Das Volk war ganz und gar von dem heiligſten Kunſtgefühle durchdrungen, und die Kunſt hatte ihrerſeits wieder den koſtbaren Beruf, das Volk anzuregen und zu bilden. Seine olympiſchen und korinthiſchen Feſtſpiele dienten dem Volke und der Kunſt. Die Tragödieen, Chöre und Feſtgeſänge ſpiegelten den Charakter der Nation veredelt wieder, die Nation erkannte ſich mit Jubel in den verklärten Bildern und trug ihre Künſtler auf den Händen. In ähnlicher Weiſe empfand ſie die Schönheit ihrer einfachen Architektur, ihrer niemals erreichten Ornamentik und ihrer zierlichen Bildwerke, die überall dem allgemeinen Geiſte huldigten. Hier war eine Vollendung vorhanden, die keine ſpätere Epoche mehr erreicht hat.

Sollte aber denn jede ſpätere Zeit eines ähnlichen Aufſchwunges unfähig ſein? Wahrhaftig nicht! Oder man müßte an der Menſchheit verzweifeln. Selbſt in unſerer Gegenwart habt ihr Beiſpiele, daß wenigſtens eine Annäherung an jenes goldene Zeitalter ſtattgefunden hat, aber ſie beſchränken ſich auch wieder auf jene Länder, wo die Civiliſation durch die politiſche Freiheit höher ſteht. In Frankreich und Belgien herrſcht wenigſtens eine nationale Tendenz vor, die in der Verſunkenheit Deutſchlands unmöglich war. Sind die Aufmunterungen von Seiten des Staates auch gewiſſermaßen ariſtokratiſcher Natur, ſo haben ſie doch ihre unläugbaren Reſultate gehabt. Die jährlich ſtattfindenden Concurrenzen in großem Maaßſtabe, an denen ſich das Vaterland betheiligte, hielten dort die Sinne wach und waren der bildenden Kunſt äußerſt gedeihlich; die ganz für den Vortheil der Dichter geſtalteten Theaterverhältniſſe ließen den Wetteifer nicht erkalten, den bei uns der Dichter und Componiſt ſo leicht verliert. Freilich iſt hier viel zu mäckeln und zu tadeln, aber wer will behaupten, es ſei hier nichts zu Stande gekommen? Allerdings zählen dieſe Nachbarländer bedeutende Werke aus der letzten Zeit, denen man es noch beſonders gut anrechnen muß, daß ſie einen nationalen Charakter an ſich tragen.

Für die deutſchen Künſtler iſt aber grade der Tag angebrochen, ſich zuſammen zu ſchaaren und für ihre und der Kunſt Intereſſen in die Schranken zu treten. Darum ergehn an euch, ihr Schriftſteller, ihr Bildner aller Art und ihr Muſiker, folgende Vorſchläge.

Im ganzen Vaterland hat man das neu errungene freie Vereinigungsrecht dazu benutzt, in allen Lebensſchichten zuſammen zu kommen und ſich in kleinern und größern Kreiſen über Zuſtände der Vergangenheit und Verbeſſerungen für die Zukunft aufzuklären. Vielfach hat dies ſchon zu vortrefflichen Ergebniſſen geführt. So ballen ſich Schneeflocken zu Lawinen. Wer denkt hier nicht der Volksverſammlungen, aus denen zu ſeiner Zeit das Vorparlament hervorging? Die Verſammlung der Gewerbtreibenden, die jetzt in Frankfurt ſitzt, iſt aus derſelben Tendenz entſprungen. Aehnlich regt es ſich in allen Ständen. Die Lehrer, die Aerzte, die Geiſtlichen berathen ihre Angelegenheiten miteinander. Freilich haben auch die Künſtler hier und dort ſchon Schritte gethan, um die Würde der Kunſt zu wahren, aber dieſe Beſtrebungen ſind zu ſehr von lokalem Charakter geweſen, ſie haben bei ihren Reformvorſchlägen nicht über den Kreis ihrer Städte und Landſchaften hinausgeſehen. Offenbar aber iſt damit ein großer Fehler geſchehen, denn die deutſche Kunſt darf nicht provinziell bleiben, ſie muß das ganze Vaterland im Auge haben. Sollen deshalb wirkſame Anſtalten getroffen werden, ſo muß man auch im Intereſſe der Kunſt einen großen Congreß halten.

Und ſo geht meine Anſicht darauf hinaus, daß alle durch landſchaftliche oder ſonſtige Beziehungen zuſammengehörige Kreiſe ſich vereinigen und ſich entſchließen, diejenigen Männer, denen ſie ein beſonderes Vertrauen ſchenken, zu einem

vorbereitenden Kunſttag

zu ſenden, der den Zweck hat, die künftige Geſtaltung der Angelegenheiten der Literatur, der bildenden Kunſt und der Muſik in Berathung zu ziehen. Wie viele Männer in ſolchen Bezirken zu wählen ſind und wie die Wahl vor ſich gehe, das möge man den Vereinen, die nach Umſtänden größer oder kleiner ſind, ſelbſt überlaſſen. Die Gewählten vereinigen ſich an einem näher feſtzuſetzenden Tage in Frankfurt, weil dort doch einmal das Leben der Gegenwart am lebendigſten rauſcht, und befaſſen ſich in parlamentariſchen Zuſammenkünften mit der Löſung ihrer Probleme. Zu dieſem Zwecke möge ſchon Jeder im Voraus über die große Aufgabe nachdenken und ſich im Voraus ſeine Pläne zurechtlegen. Ich weiß recht gut, daß der Einzelne in dieſer Beziehung nur mangelhafte Vorſchläge machen kann, denn nur aus den Gedanken und dem Willen Aller können erſprießliche Reſultate entſtehen. Es iſt hier wie mit der vielbeſprochenen ſocialen Frage. Sie läßt ſich nicht von oben herunter reglementiren, ſie muß von unten herauf organiſirt werden. Nichts deſto weniger will ich mir erlauben, einen Plan vorzulegen, der übrigens nichts weiter ſein ſoll als eine individuelle Anſicht, die gewiß in einer Verſammlung der beſten und einſichtsvollſten Männern unſers Volkes bedeutende Umgeſtaltungen erleiden wird.

Ich ſtelle hier den Grundſatz an die Spitze, daß der Staat die Kunſt ebenſowohl, wie Handel und Gewerbe, in ſeinen Schutz nehmen muß, denn wie Handel und Gewerbe ſein materielles, ſo hebt die Kunſt ſein ideelles Wohl.

Sie ſtärkt und kräftigt ihn geiſtig, und ſo hat er denn auch die Pflicht, ihr eine beſondere Beachtung zu widmen, er muß ihr die reichlichſten Mittel an die Hand geben und ihr eine beſondere Behörde, alſo ein

Kunſtminiſterium

gründen, welches alle diejenigen Geſchäfte übernimmt, die zur Hebung der Künſte und ihrer Jünger erforderlich ſind.*) Wohlverſtanden hat es indeß nichts mit der Aufſtellung von Grundſätzen zu thun, indem der alte Fehler, Kunſtrichtungen mit Gewalt zu ſchützen und zu protegiren, aufhören muß, damit in einer Angelegenheit, die gleichſam nur durch die Anſchauung Aller geregelt werden kann, auch alle Betheiligten gehört werden.

Da indeß in Angelegenheiten der Kunſt nicht alle Künſtler gehört werden können, ſo wird dieſem Kunſtminiſterium eine Verſammlung von Schriftſtellern, bildenden Künſtlern und Muſikern mit leitenden Beſchlüſſen zur Seite, oder gewiſſer Maaßen vorſtehen, die unter dem Namen

Deutſcher Kunſthof

als Lenker der Kunſtangelegenheiten an der Spitze ſtehen und aus der Wahl aller Künſtler in beſtimmten Fächern, die den Meiſtergrad erreicht haben, hervorgehen. Der ganze Kunſthof beſteht aus fünfzehn Schriftſtellern, aus fünfzehn bildenden Künſtlern, von denen fünf Maler, fünf Bildhauer und fünf Architekten ſind, und aus zehn Muſikern. Kommen Angelegenheiten der einzelnen Fächer zur Berathung und zum Beſchluß, ſo berathen die Fachgenoſſen für ſich, gilt es die Intereſſen der Kunſt im Allgemeinen zu vertreten, ſo tritt der ganze Kunſthof zuſammen. Zu den Geſchäften des Kunſthofes gehört zunächſt, daß er eine große Kunſtſchule bildet. Es entſteht auf dieſe Weiſe gleichſam eine Akademie, welche ſich nicht ſelbſt nach dem abſoluten Bourbonenſyſtem, ſelbſt ergänzt, ſondern ſtets friſch aus dem Volke hervorwächſt und deshalb auch immer neues Vertrauen hervorruft. Freilich ſoll dieſe Schule nicht den Zweck haben, elementariſch zu wirken, ſondern im Großen und Ganzen durch Beiſpiele und Verkündigung von Anſichten ihre Wichtigkeit geltend zu machen. Vorleſungen und Unterhaltungen im großen Styl über die Literaturen aller Völker, Vorzeigen und Erklärung von Kunſtmuſtern mit hiſtoriſchen Bemerkungen, muſikaliſche Aufführungen von Meiſterwerken aller Zeiten werden einen würdigen Zweig der Beſchäftigung abgeben. Ferner hat der Kunſthof als Jury die Prüfungen der Werke jeder Gattung vorzunehmen. Hierbei haben die Schriftſteller die Erzeugniſſe der Poeſie in jeder Beziehung, die Maler die Gemälde, die Bildhauer die Bildwerke, die Architekten die Pläne für Bauten und die Muſiker die Compoſitionen vorzunehmen, und wenn ſie das Werk als neu und künſtleriſch erachten, dem betreffenden Künſtler das Meiſterrecht zu ertheilen. Das Meiſterrecht aber ſoll zur Folge haben, daß Jeder, der es beſitzt, Mitglied der großen Kunſtinnung ſei, von der ich ſpäter reden werde. Auch ſoll dem Kunſthofe das Recht zuſtehen, bei Beſetzung von Stellen, dem Miniſterium diejenigen Meiſter zu bezeichnen, welche zur Uebernahme am geeignetſten erſcheinen. Aus den Literaten werden, um ein Beiſpiel anzuführen, die Leiter der Bühnen und die Dramaturgen ſo wie die Lehrer der Literatur erwählt. Wer ſich ferner unter ihnen für irgend einen andern Zweig eignet und ſich neben der Kunſt noch mit andern Angelegenheiten des Staates befaſſen will, der findet durch den Kunſthof die Vermittlung, um eine Stelle zu erhalten, die ihn hinreichend, aber nicht übermäßig, beſchäftigt. Die Leiſtungen der bildenden Kunſt ſind ſchon an und für ſich gebundener. Der Kunſthof beſorgt auch hier wieder die Beſetzung von Stellen an Kunſtſchulen. Außerdem aber hat er die Entſcheidung über die Ausführung von öffentlichen Gebäuden und Kunſtwerken. Er bezeichnet die Entwürfe, welche in Betreff von Kirchen und Staatsbauten ausgeführt werden, nachdem für dieſe Gegenſtände eine allgemeine Concurrenz ſtattgefunden hat, und er wählt die Gemälde und ſtatuariſchen Bildwerke aus, welche für Galerien und Muſeen beſtimmt werden. In der Muſik beſtimmt der Kunſthof die Leiter der Orcheſter und Opern. Damit aber auch dieſer Areopag der Kunſt nicht zu ſehr in eine beſtimmte Richtung verfällt, ſo findet alle drei Jahre eine neue Wahl ſtatt. Auf dieſe Weiſe kann ein heilſamer Wechſel ins Leben treten, der nur dazu dienen wird, daß ſtets der Geiſt der Zeit ſein Recht behält. So werden die Alten jung bleiben und die Jungen nicht alt werden.

---

*) Natürlich könnte dies auch ein Direktorium im Miniſterium des Innern ſein.

Die Wahl des Kunſthofes geht von der ganzen

Kunſtinnung

aus. Dieſe wird gebildet durch alle Künſtler, welche als Schriftſteller, Bildner oder Muſiker das Meiſterrecht erhalten haben. Sie kommen nämlich alle drei Jahre in irgend einer großen Stadt Deutſchlands zuſammen und wählen ihren Kunſthof oder wenn ſie verhindert ſind, bei der Wahl zu erſcheinen, ſo können ſie ihre Wahlzettel mit ihrer Namensunterſchrift zum großen Scrutinium einſenden, bei dem relative Stimmenmehrheit entſcheiden mag.

Dieſe Zuſammenkunft ſoll indeß noch andre Zwecke haben. Sie trägt den Namen

Kunſttag

und dient als Verſammlung aller Künſtler, gleichſam als Parlament für die Angelegenheiten der Kunſt. Nur die Meiſter haben Stimmrecht, ſonſt ſind die Sitzungen öffentlich. Neue Vorſchläge kommen hier zur Berathung, Zwiſtigkeiten werden hier geſchlichtet. Die Beſchlüſſe der ganzen Kunſtinnung ſind maaßgebend. Der Kunſttag findet jährlich ſtatt und zwar abwechſelnd in allen größern Städten des Vaterlandes. Vorläufig ſind dazu vorgeſchlagen: Frankfurt, Dresden, Berlin, Stuttgart, Hamburg, Wien, München, Königsberg Köln und Breslau. Die Zahl derſelben kann aber vergrößert werden, ſobald ein lebendiges Bedürfniß eintritt.

Zugleich aber gibt dieſe Zuſammenkunft Gelegenheit zu großartigen Volksfeſten, die, wenn ſie recht verſtanden und ausgeführt werden, für Deutſchland werden müſſen, was die olympiſchen und corinthiſchen Spiele für Hellas waren. Vor allen Dingen ſind es hierbei die Erzeugniſſe der Gegenwart, welche zur Aufführung kommen. In der Poeſie iſt es vorzugsweiſe das Theater, was beſondere Achtung verdient. Die beſten dramatiſchen Werke werden dargeſtellt und zwar von den beſten mimiſchen Künſtlern, für welche auf ähnliche Weiſe eine neue Schule gebildet wird. Die Vorleſung der epiſchen und lyriſchen Gedichte, die der Kunſthof zu dieſem Zwecke ausgewählt hat, kann ebenfalls nach Zeit und Umſtänden ſtattfinden. Um die bildende Kunſt zu fördern, werden große Ausſtellungen von Gemälden, Statuen und architektoniſchen Plänen veranſtaltet, einestheils um den Kunſtſinn im Volke anzuregen, anderntheils, um den Künſtlern Gelegenheit zur Anerkennung zu verſchaffen. Endlich findet auch die Muſik ihre Vertretung durch Aufführungen von Opern, Symphonieen und anderer Muſikſtücken, die ebenfalls von der Jury als beſondere Auszeichnung dazu beſtimmt worden ſind.

Es kommt aber hier nicht allein darauf an, den verſchiedenen Kunſtgenoſſen zu einem äußern Ruhm zu verhelfen, ſo lockend und angenehm derſelbe auch ſein mag; es handelt ſich zugleich darum, ihnen auch ein ſicheres Loos zu gründen, damit endlich einmal jene Armuth und Verkümmerung aufhöre, welche leider zu oft den beſten Talenten einen Hemmſchuh anlegt. Dieſes geſchieht aber einestheils dadurch, daß man den Künſtlern, je nach dem der Erfolge ihrer Arbeiten und nach ihren innern Neigungen beſtimmte Stellen in allen Zweigen der Kunſt, der Wiſſenſchaft und des Staatshaushaltes vermittelt, welche ihnen ein hinreichendes Einkommen ſichern und zugleich Zeit genug übrig laſſen, um ſie nicht der künſtleriſchen Wirkſamkeit zu entziehen. Anderntheils aber kommen hierzu Kunſtpreiſe und Kunſtbelohnungen, die nicht ſowohl in großen Summen, die einmal für allemal ertheilt werden, ſondern in kleinern jährlichen Einkünften beſtehen, welche ſich mit jedem neuen Werke, dem der Kunſthof die Vortrefflichkeit zugeſteht, ſteigern und ſomit dem Künſtler eine fortwährend wachſende Rente gewähren. In dieſer letzteren Beziehung ſteht das Urtheil über die Größe und Belohnung allein dem Kunſthofe zu, der nach der größern oder geringern Auszeichnung eines Gedichtes, einer bildneriſchen Arbeit oder eines Muſikſtückes den großen oder geringern Preis beſtimmt, während ihm das Recht zuſteht, das Mittelmäßige und Unbedeutende entſchieden zurückzuweiſen. Finden indeß hierbei offenbare Ungerechtigkeiten ſtatt, ſo können dieſe auf dem Kunſttage zur Sprache und öffentlichen Verhandlung gebracht werden. Unter die Kunſtbelohnungen gehören auch die Stipendien zu Reiſen in fremde Länder, für deren Studium der eine oder andere Künſtler beſondere Zuneigung beweiſt, zumal wenn er ſich dort den Stoff für neue Werke zu holen gedenkt.

Es frägt ſich nun noch, wie die Mittel zu beſchaffen ſind, um die Exiſtenz der Künſtler zu ſichern. Zunächſt müſſen ihre Werke ſie ſelbſt beſchaffen. Diejenigen nämlich, welche ſich das Lob der Vortrefflichkeit errungen haben, werden durch den Kunſthof für die Oeffentlichkeit beſtimmt. Zu dieſem Zwecke ſind großartige Anſtalten zu errichten, deren Koſten zunächſt die Nation trägt. Alle guten Bücher werden hier in herrlicher Ausſtattung gedruckt, die werthvollen Gemälde werden in Kupferſtich oder Lithographien veröffentlicht, die Statuen werden in Gyps wiedergegeben, die beſſern architektoniſchen Werke kommen zum Abdruck und die muſikaliſchen Compoſitionen werden hier verlegt, um ſie in das größere Publikum zu bringen. Was auf dieſe Weiſe gleichſam durch die ganze Nation anerkannt worden iſt, das wird auch der wohlhabende und gebildete Privatmann in ſeinen Beſitz bringen. Am häuslichen Heerde wird dadurch der Geſchmack für die Künſte lebendiger geweckt werden und an die Stelle des Ungeſchmackes, der leider zu häufig iſt, wird der Sinn für wahrhafte Schönheit und für klaſſiſches Maaß treten. Wo jetzt die ſinnenkitzelnden Werke fieberhafter Aufregung ihren Platz einnehmen, da muß in der Zukunft ein edles reines Erzeugniß des ſchaffenden Menſchengeiſtes vorhanden ſein. An Mitteln wird es auf dieſe Weiſe ſchwerlich fehlen, denn man weiß recht wohl, daß der Buch- und Kunſthandel, der doch vom Schweiße der Künſtler exiſtirt, vollkommen beſteht und ſogar überreiches Einkommen hat. Sollte aber ſelbſt ein Deficit eintreten, ſo iſt es die Pflicht der Nation, den fehlenden Bedarf zu dekretiren. Ein Volk, daß nur Sinn für Handel und Gerwerbe, Kaſernen, Feſtungen und Gefangenhäuſer hat, gehört noch nicht der Civiliſation an, denn mit dieſen Anſtalten iſt auch Rußland geſegnet. An den freien Schöpfungen des freien Geiſtes erkennt man die wahre Bildung. Da aber in ihnen, wie ich ſpäter ausführen werde, der Schwerpunkt freier Völker liegt, ſo wird auch Deutſchland ſich nicht ſcheuen, einige Millionen für Kunſt und Künſtler zu opfern.

So habe ich euch, ihr Künſtler, in kurzen Zügen einen Plan vorgelegt für die zukünftige Geſtaltung eurer theuerſten Intereſſen. Freilich wird manches daran fehlen. Viele

Lücken mögen auszufüllen, manche Gedanken bedeutender Modifikationen und Verbeſſerungen fähig ſein. Wäre ich ein vollendeter Staatsmann, ſo hätte ich vielleicht beſſer gethan, euch gleich ein fein durchdachtes und ſcharf abgefaßtes Statut vorzulegen. Vielleicht wäre es auch beſſer geweſen, in den Einrichtungen, wie ich ſie vorſchlage, die Wiſſenſchaft mit der Kunſt zu verbinden und eine Akademie zu erſinnen, in welcher neben der Kunſt auch die Philoſophie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaft vertreten würde. Als einfacher Schriftſteller aber ziehe ich es vor, meine Anſichten in Pauſch und Bogen zu geben, gleichviel, ob in dieſer Form die Kritik genug daran auszuſetzen habe, was ich mir indeß gern gefallen laſſen will, weil ich glaube, daß ich uneigennützig für die Sache gewirkt habe. Zugleich aber wird man es mir zum Guten auslegen, daß ich alle Lockungen und Reizmittel, um meinen Plan recht mundgerecht und eingänglich zu machen, gänzlich verſchmäht habe. Wie dichteriſch ließen ſich nicht jene Kunſttage mit ihren mannigfaltigen Genüſſen ausſchmücken! Welche Parallelen konnten hier mit der griechiſchen Kultur, mit den Lorbeerkränzen, die auf dem Capitol errungen wurden und mit dem Sängerkriege der Wartburg durchgeführt werden! Ich habe dieſe Ausflüge in die alte Zeit unterlaſſen, in der Hoffnung, daß die Zukunft aus den Ahnungen der Gegenwart Thaten entſpringen laſſe.

Sollten wir aber wirklich einſt jene Thaten ſehen, ſo wird der geſammten Kunſt daraus der offenbarſte Vortheil erwachſen. Zunächſt wird ſie bei den vorgeſchlagenen Einrichtungen eine Sache der ganzen Nation und hat deshalb nicht mehr nöthig, den Großen und Reichen dieſer Erde nach den Augen zu ſehen und nach ihrem oft verdorbenen und unzeitgemäßen Geſchmacke zu arbeiten. Dann aber wird daraus auch ein entſchiedener Sieg des Genius und eine gerechte Niederlage der Mittelmäßigkeit erfolgen. Der erſte wird ſeine Triumphe in der Anerkennung des ganzen Volkes feiern. Des Volkes Stimme wird Gottes Stimme ſein. Sein Ruhm wird ebenſo verbreitet, wie ſeine geſellſellſchaftliche Exiſtenz geſichert ſein. Die Mittelmäßigkeit aber, welche ſich jener früher bezeichneten niedrigen Mittel bediente, um ſich mit einem todten Schimmer zu umgeben, wird ſich aller Mittel, noch länger im Dunkeln zu ſchleichen, beraubt ſehen. Die Felder, auf denen ſie zu ſäen und zu ärndten pflegte, werden jenen begabten Seelen zufallen, denen ſie von Anfang angehören. Mag auch der Eine oder Andere materiell darunter leiden, wo es die Ehre der Schönheit und der Wahrheit gilt, da können keine niedrigen Mittel obwalten. Der Cherub der Poeſie muß ſie aus dem Paradieſe, in das ſie eingedrungen ſind, ohne das Recht zu haben, mit dem Flammenſchwert austreiben.

Aber nicht allein Kunſt und Künſtler, auch das Vaterland wird von einer ſolchen Geſtaltung ſeinen großen Nutzen ziehen. Ich habe früher den Grundſatz hingeſtellt, daß es ohne Freiheit keine Kunſt gibt, hier wende ich das Prinzip um und ſage: ohne Kunſt gibt es keine Freiheit. Wo die Völker auf der höchſten Stufe der Blüthe ſtehen, da reichen ſich gewöhnlich die politiſchen und künſtleriſchen Zuſtände die Hand und arbeiten miteinander. Schon im Beginne dieſer Abhandlung glaube ich genugſame Beweiſe hierfür angeführt zu haben. Die Freiheit im Staate und die Vollendung in der Kunſt ergänzen und erhöhen ſich gegenſeitig. Iſt die letztere meiſtens das Produkt der erſtern, ſo ſtärkt und kräftigt ſie doch auch vorzugsweiſe die Zuſtände des Gemeinweſens. Indem die Kunſt ſich vorzugsweiſe damit beſchäftigt, die ſpecifiſche Gemüthlichkeit der Nation in Gedicht und Melodie hervorzurufen und ihre Geſchichte in Drama, Oper, Epos, Roman, Gemälde und Statue hinzuſtellen und den

Individuen im Volke zum Bewußtſein zu bringen, rundet ſie den Volkscharakter ab und gibt ihm eine ganz beſtimmte Färbung, wodurch er ſich geſchloſſener, entſchiedener und fertiger fühlt. Mit einem Worte, ſie ruft die Vaterlandsliebe hervor, ſie erzeugt, nährt und pflegt den Patriotismus. Hier iſt übrigens nicht die Rede von jener engherzigen Vaterlandsliebe, die nur an der Scholle klebt und die alles Fremdländiſche ausſchließt, ſchwächt und verfolgt, denn dieſer gegenüber erkläre ich mich ſelbſt als einen ausgemachten Kosmopoliten, ich bekenne mich zu dem Weltbürgerthum, das ſogar das erſte, ſicherſte und unbedingteſte Ergebniß einer recht verſtandenen Kunſt und Wiſſenſchaft iſt. Nein, ich meine jene Vaterlandsliebe, die eine gewiſſe Individualität in ihrem Volksſtamme und eine heimathliche Verwandtſchaft in ihren Stammgenoſſen wiederfindet, die ſie in allen Lebensäußerungen des gemeinſamen Volkes ſinnig aufſucht und erfreut auszubilden ſtrebt. In dieſem Sinne ſpiegelt Homer und Sophokles den helleniſchen und Shakſpeare den britiſchen Volkscharakter wieder. Ein ſolcher Patriotismus als Bildungsmittel der Nationen iſt überall großer Erfolge gewiß.

Und wenn nun dieſe Vaterlandsliebe vorhanden iſt, dann werden wir nicht mehr zu beklagen haben, daß manche Talente, wie es in der Vergangenheit geſchehen iſt, nicht zu ihrer naturgemäßen Ausbildung gelangen. In der Zeit knechtiſcher Verhältniſſe lenkt der Genius oft in andre Bahnen ein, als wie die Natur ſie ihm vorgeſchrieben hat. Man denke an mannigfache Beiſpiele! Hätte Goethe den Weg verfolgt, der in ſeinem Götz von Berlichingen angedeutet iſt, ſo beſäßen wir vielleicht ein deutſches nationales Drama. Wäre Cornelius aus den Darſtellungen der Nibelungen hinübergangen in die deutſche Geſchichte, ſo enthielten vielleicht die deutſchen Muſeen beſſere Verherrlichungen der Thaten unſrer Väter. Hätte die Despotie nicht jene Maſſe von Bannſtrahlen ergehen laſſen, ſo wäre uns wohl alle das bittere Nothgeſchrei in unſerer jüngſten Literatur, wie es ſich in Heine, Börne und Herwegh geltend macht, erſpart worden. Man rede mir hier nicht von Talenten, die gewiß Keiner beſſer anerkennt wie ich. Für Deutſchland und ſeine weltgeſchichtliche Bedeutung geben jene Mißtöne kein edles und reines Zeugniß.

Schiller hat geſagt, der Dichter gehe mit den Fürſten. Ich ſage: der Künſtler muß mit dem Volke gehn. Hoffentlich iſt die Zeit für immer vorbei, daß er mit der Macht und den Schätzen buhlt. Wenn er aber nicht mehr durch den Einzelnen getragen werden kann, ſo muß er ſich an das laut pochende, ſtets liebende Herz der Nation werfen. Verſteht dies Wort zur guten Zeit und grämt euch nicht länger, daß ihr aus euren alten idylliſchen und patriarchaliſchen Verhältniſſen herausgeriſſen ſeid, ſondern erfaßt die Gelegenheit. In dieſem Augenblick glüht aber die Nation für jede Unternehmung, die ſich auf ihre Größe, ihre Macht und ihren guten Willen ſtützt. Es gilt einen kühnen Griff zu thun. In verblendetem Partikularismus werdet ihr wenig mehr erreichen. Die Privatverhältniſſe werden immer mehr in die öffentlichen aufgehen. Drum vereint euch, wo Alles ſich nach Aſſociation drängt. Schafft große Kunſtverhältniſſe, mögen ſie nun ausfallen, wie ich ſie vorgeſchlagen habe, oder mögt ihr Beſſeres zu Stande bringen. Eins nur haltet feſt, meinen oft angeführten Satz: ohne Freiheit keine Kunſt, ohne Kunſt keine Freiheit!

Düſſeldorf, 1 Auguſt 1848.

* * *

Druck der Stahl'ſchen Buchhandlung (W. Kaulen).

In der Verlagshandlung von **Julius Buddeus** in Düſſeldorf ſind ferner erſchienen:

Schnaaſe, Dr. Carl, Geſchichte der bildenden Künſte. 1r. bis 3r. Band. Geh. 9 Thlr.

Wiegmann, Prof. R., Grundzüge der Lehre von der Perſpektive für Künſtler und Zeichnenlehrer. Nebſt einem Atlas mit 17 lith. Tafeln. Geh. 1⅓ Thlr.

Schadow, Dr. W. v., über den Einfluß des Chriſtenthums auf die bildende Kunſt. Geh. 5 Sgr.

Burkhardt, Dr. J., die Kunſtwerke der belgiſchen Städte. Geh. 20 Sgr.

Leſſing, C. F., Johannes Huß vor dem Concil zu Conſtanz. Lithogr. von C. Wildt. Chin. Pap. 7 Thlr.

— —, Abendlandſchaft Nr. 1. Radirt von W. von Abbema. Chin. Pap. 2 Thlr.

Lieder und Bilder. 3 Bände. Gebunden 20 Thlr.

Sonderland's Bilder und Randzeichnungen zu deutſchen Dichtungen. I. Band 5 Thlr. II. Band 10 Thlr.

Album deutſcher Künſtler in Original-Radirungen. 10 Lief., jede von 3 Bl. 1⅓ Thlr.

Haſenclever's Bilder zur Jobſiade. Geſt. von Janſen. 3 Blatt. 1 Thlr.

Hübner, Carl, die ſchleſiſchen Weber. Lithogr. von C. Wildt. Chin. Pap. 3 Thlr.

— —, **Jagdrecht.** Lith. von C. Wildt. Chin. Pap. 3 Thlr.

Germania.

Ein ſatyriſches Märchen.

Von

Wolfgang Müller.

Frankfurt am Main.
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1848.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Carl Horſtmann.

Erſtes Capitel.

Wo die Prinzeſſin Germania zuerſt wohnte und wer ſie war.

Ein Jeder, der ſich einigermaßen mit der Länderkunde vertraut gemacht hat, kennt wohl das große Land, das im Norden an die Häringe und den Bernſtein, und im Süden an den Schweizerkäſe gränzt, während es im Oſten an Weichſelzöpfe und die Leibeigenſchaft, und im Weſten an ſehr wohnliche Gegenden ſtößt, von denen der Vergleich genommen iſt, daß man von einem, der ſo recht vergnügt und zufrieden iſt, zuweilen ſagt: Er lebt wie Gott in Frankreich, ein Ausdruck, der ſeine Erklärung darin findet, daß in jenem geſegneten Lande der Champagner wächſt. Kurz es iſt das liebe Deutſchland, das ſeine Einwohner auch wohl, weil es mitten in Europa liegt, das Herz der alten Welt nennen. Gleichwohl will uns dieſer Vergleich noch immer nicht recht behagen, obſchon er nicht wenig nach männlichem Stolze und kräftigem Selbſtbewußtſein ſchmeckt. Wir wiſſen nämlich aus der Naturgeſchichte, daß das Herz im Leibe des Menſchen durch ſeine Stöße das Blut in alle Theile des Körpers ſchleudert, während das Herz von Europa im Laufe der Zeiten alle Stöße und Püffe von den umliegenden Theilen aushalten mußte. So unglaublich es klingt, ſo iſt es doch wahr, daß daſſelbe ſchöne Herz gar oft von ſeinen eignen Fäuſten in das Geſicht geſchlagen und von ſeinen eignen Beinen mit Füßen getreten ward.

Vor uralten langen Jahren ſah es in dieſem Lande ganz anders aus wie heutigen Tages. Wo jetzt üppige Kornfelder in ihrer goldenen Pracht prangen, dehnten ſich damals große öde Haiden, wo jetzt freundliche Wieſen grünen, lagen damals troſtloſe Sümpfe, und wo man jetzt an den Bergen Weinpflanzungen und in den Thälern Obſtgärten ſieht, ſtanden damals Wälder von hochſtämmigen Eichbäumen, in denen man höchſtens zur Abwechſelung Brombeeren und Waldbeeren fand. Auch mit den Thiergattungen, die an ſolchen Orten ihren Unterhalt fanden, ſah es viel einfacher aus. Ochſen gab es zwar in jenen Zeiten, aber die Eſel waren noch nicht eingewandert, auch die Stockfiſche hatte man noch nicht erfunden, weil das Faſten noch nicht unter die unbekannten Eintrittskarten in den Himmel gehörte. Endlich gab es damals auch noch Bären, von denen wir gegenwärtig nur noch eine Abart, nämlich die Bärenhäuter in unſerm Vaterlande kennen. Es war wirklich eine gute patriarchaliſche Zeit und wir meinen, die jetzige Jugend wäre ſehr vergnügt geweſen, hätte ſie damals in die Schule gehen können, weil die Pflanzen- und Thierkunde noch ſo äußerſt leicht faßlich war. Als ſpäter die Affen und Papageien hinzukamen, da ging auch die alte Einfachheit vorüber, und es gab viel mehr zu lernen.

In dieſem wunderbaren Lande lebte in denſelben uralten Zeiten eine Perſon, oder, damit wir uns genauer ausdrücken, eine Dame mit Namen Germania. Ob ſie nun heidniſch oder chriſtlich getauft war, jedenfalls war dies ihr Vorname. Nach alten Sagen entſproß ſie aus der Familie Deut oder Teut. Welche Lesart hier die richtige iſt, laſſen wir in unſerem Mangel an Gelehrſamkeit unentſchieden, jedoch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſchmeichelnde Sprachforſcher dem Wörtchen Teut den Vorzug gaben, weil ſie vielleicht fürchteten, launige Spaßvögel könnten dereinſt ihren Witz an dem Namen Teut ausüben und behaupten, die Germania trage dieſen Familiennamen, weil ſie keinen Teut werth geweſen wäre. Dieſelben ſchrieben auch ſpäter nie Deutſche, ſondern Teutſche, und ſetzten viele Nachkommen der genannten Dame unter die Wallhallagenoſſen. Man ſieht übrigens ſchon aus dieſen Bemühungen, daß die Germania wirklich eine vornehme Perſon war. Dies wird indeß noch klarer aus dem Umſtande, daß die Alterthumsforſcher ſich ebenſo ſehr bemühten, das eigentliche Heimathland der beſagten Dame zu ergründen. Ihren Nachforſchungen ſoll es auch gelungen ſein, den Kaukaſus dafür anzunehmen, was um ſo vorzüglicher wäre, als es jetzt feſtſteht, daß in jenem Gebirge und nicht, wie das Sprüchwort fälſchlich ſagt, in Sachſen die ſchönen Mädchen auf den Bäumen wachſen.

Es wird wohl keiner mehr einen Zweifel darüber hegen, daß wir hier von der Stammmutter des deutſchen Volkes reden wollen. Gewöhnlich knüpfen ſich nur an ſolche weltberühmte Perſonen ſchöne Sagen, welche ganz dazu geeignet ſind, dieſelben zu verherrlichen. So wiſſen wir von einem griechiſchen

Stamm, daß er aus der Erde herauswuchs und von einem andern, daß er aus Drachenzähnen entſproß. Von Romulus und Remus, den Gründern Roms und Kindern des Mars und Rhea Sylva, heißt es ſogar, daß ſie von einer Wölfin geſäugt wurden. Alle dieſe ſchönen Dinge vermiſſen wir aber bei der Germania. Wer war ihr Vater? Wer war ihre Mutter? Wir haben es uns zwar angelegen ſein laſſen, in vielen alten Büchern herumzuſtöbern, um ihren Urſprung aufzuklären, aber alle Bemühungen waren vergebens. Ueberall ſtand geſchrieben, daß damals die ſogenannten Völkerwanderungen im beſten Gange waren. Und wer weiß nicht, daß es in ſolchen ſtürmiſchen Zeiten nichts ſeltenes iſt, daß ein vorüberziehender Stoßvogel ſeine Eier in ein fremdes Neſt legt. War ihr Vater nun ein Baſchkir, ein Vandale oder Koſake, wir können es nicht verneinen und nicht bejahen, obgleich es feſtſteht, daß dieſe Völkerſchaften gar häufig in begehrlicher Abſicht nach den Beſitzungen der Germania ſahen und ſich mit Geld und Knuten dort allerlei zu ſchaffen machten. Viel eher möchten wir glauben, daß der eine oder andere ihrer Eltern nahe bei Griechenland zu Hauſe war, was um ſo wahrſcheinlicher war, als ſie in ſpätern Jahren häufig ein Lied ſang, das ſie gewiß aus Jugenderinnerungen im Gedächtniß behalten hatte. Daſſelbe hieß: Auch ich war in Arkadien geboren. Deßhalb ſcheint es uns am beſten, ſie als Mädchen aus der Fremde zu ſignaliſiren: Man wußte nicht woher ſie kam. Jedenfalls widerlegt ſich aber hier das Sprüchwort: Aus Nichts wird nichts. Denn die beſagte Dame wurde auch aus Nichts und es iſt doch nachher ſehr viel aus ihr geworden.

Soviel indeß die alten Ueberlieferungen vermuthen laſſen, ſo muß die Prinzeſſin Germania Teut auch in ihrer Jugend eine ganz charmante Perſon geweſen ſein. Jeder, der von ihr erzählt, kann nicht Ausdrücke genug finden, wenn er von ihrer außerordenlichen körperlichen Schönheit ſpricht. Ihr Leib war hoch und ſchlank gewachſen, wie eine Edeltanne, ihre Augen waren blau wie der Himmel, ihr Angeſicht freundlich wie der Frühling, ihr Haar gelb wie das Gold, ihr Mund roth wie Rubin, ihr Nacken weiß wie Schnee, ihre Hände glänzend wie Elfenbein. Wenn ſie durch ihre Wälder hüpfte und wenn ſie in ihren Fluſſen badete, ſo war es eine Wonne ſie anzuſchauen. Kurz ſie erſchien troz ihres unbeſtimmten Urſprungs als ein vollkommenes, ſchönes, edles Menſchenbild, welches jeden, der es einmal betrachtet hatte, mit Freude und Glück erfüllte.

Zweites Capitel.

Wie Germania ihre Jugend verbrachte.

Ein gewiſſenhafter Geſchichtsſchreiber legt groſſen Werth darauf, die Perſonen, deren Leben er beſchreibt, in ihrer Jugendentwicklung darzuſtellen, weil ſich daraus nicht ſelten die wunderbarſten Schlüſſe auf die Zukunft derſelben herausklügeln laſſen. Es iſt in der That oft merkwürdig, wie eigenthümlich ſich in dieſer Beziehung die Fäden verknüpfen. Die Pſychologen und alten Weiber haben hier die merkwürdigſten Dinge entdeckt, welche nur ein verſtändiger Menſch für Aberglauben halten kann. Wer in ſeiner Jugend Figuren in den Sand malt, der hat Anlagen zum großen Maler wie Cimabue, wer früh mit ſeinen kleinen Fingern auf dem Klavier umhertaſtet, der wird ein ausgezeichneter Muſiker wie

Mozart, wer als kleiner Junge ein Verſchen zum Geburtstag ſeines Vaters auswendig gelernt hat und die Endreime recht melodiſch herunterleiert, der kann ein großer Dichter werden wie Shakſpeare, wer in ſeiner Kindeszeit Puppenkleider zu machen verſteht, der hat Anlage zum Pariſer Schneider und wer ſchon früh eine weite Kehle und guten Durſt hat, der behält ihn auch gewöhnlich im Alter. Es iſt wirklich zum Erſtaunen, wie oft Vorherſagungen der beſagten Propheten, die übrigens auch Brod eſſen, öfters eintreffen und öfters nicht eintreffen.

Leider fehlen uns indeß wieder alle Nachrichten über die Jugendanlagen der Germania. Unſtreitig thun wir deßhalb beſſer, daß wir ihre Conſtitution nach der ihrer zahlreichen Nachkommen beurtheilen, denn es iſt eine bekannte Sache, daß ſich die Eigenſchaften der Eltern in den Kindern oder Kindeskindern wiederholen. Wenn wir daher unſre deutſchen Jungfrauen betrachten und aus ihrem Charakter auf den ihrer Elternmutter zurückſchließen dürfen, ſo iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß ſie in ihren Kinderjahren ein äußerſt luſtiges Ding war, daß ſie im Freien gern Nachlaufen, Verſtecken und Guckuck ſpielte, daß ſie es liebte, Blumen zu pflücken und den Schmetterlingen nachzulaufen und daß ſie ſich zu Hauſe gerne mit der Puppe beſchäftigte und ſtets daran dachte, ſie aus- und anzuziehen, ihrer zu warten, ſie ſchlafen zu legen und ihr die mannigfachſten Kleider aus bunten Lappen zu verſchaffen. Auch war ſie alsdann damals nicht abgeneigt mit den wildeſten Knaben zu verkehren und mit ihnen, wenn die Jahreszeit es geſtattete, den Ball zu ſchlagen, den papiernen Drachen in die Luft zu laſſen und auf einen Aepfelbaum zu klettern, Neſter auszuheben und nicht eher Ruhe zu haben, bis der eine oder andre Range ihr ein Paar gehörige Maulſchellen gab, worauf ſie dann weinend nach Hauſe ging. Daher kommt es denn auch, daß noch jetzt ihre männlichen und weiblichen Nachkommen ſo gewöhnt ſind, Puffe mit der größten Geduld zu ertragen, wenn ſie ſich auch zuweilen bei einer ſolchen Gelegenheit gar ungeberdig anſtellen.

Jeder weiß, was es ſagen will, wenn aus einem Kinde ein Backfiſch wird, wie man ſich im alltäglichen Leben auszudrücken pflegt. Es iſt die ſelige Zeit, wo das Mädchen zur Jungfrau wird. Die Dichter aller Nationen haben einen beſondern Reiz darin gefunden, dieſen ſüßen geheimnißvollen Uebergang in den reizendſten Liedern zu beſingen. Schließen wir, mithin wiederum von den Jungen auf die Alten, und das müſſen wir, denn das Sprüchwort ſagt:

Wie die Alten ſungen
So pfeifen die Jungen,

ſo ſtellt ſich wiederum heraus, daß die Germania in dieſer Periode ihres Lebens an einem überaus weichen und empfindſamen Herzen gelitten habe. Ohne Zweifel waren Vergißmeinnicht ihre Lieblingsblumen; ſie ſtreifte am liebſten durch tiefe dunkle Laubgänge, in denen ſie ſeufzte, weshalb man dieſelben noch in heutigen Tagen Seufzeralleen zu nennen pflegt, und belauſchte das langgezogene Lied der ſüßen Nachtigall, erſchrack, wenn ihr ein männliches Weſen begegnete, und erröthete, wenn ſie ein Jüngling länger als gewöhnlich betrachtete. Zu Hauſe aber trieb ſie die eigenthümlichen Dinge, welche dieſer Periode angehören. Sie liebte die Romane von Clauren und las Tage und Nächte in den theuren Buchern. Abends betrachtete ſie ſtundenlang den Mond und ſang am Fenſter, in welches die balſamiſchen Düfte des Fruhlings ſtrömten, ſentimentale Lieder: „Wenn ich ein Vöglein wär,“ „In einem tiefen Thale“, „Land meiner ſeligſten Gefuhle“, während unten auf der Straße die wilden Burſche vorbeizogen und jubelten: „Gute Nacht, gute Nacht, liebe Anna Dorothee, gute Nacht, gute Nacht, ſchlaf wohl.“

Selige Blindheit ſeliger Kindheit! Unglücklicher Weiſe dauern dieſe Tage nicht lange, ſo poetiſch und lieblich ſie auch in ihrer Einfachheit dahinfließen. Die Katze läßt das Mauſen nicht und die Mädchen laſſen nicht von der Eitelkeit, das iſt einmal ſo der Lauf der Welt. Die ſpätere Geſchichte der Germania beweiſt es nur zu deutlich, daß ſie ſo gut wie jede andere anfing ſich im Spiegel zu beſehen, wobei ſie dann natürlicher Weiſe fand, daß ſie gar nicht häßlich ſei. Hat der Teufel einmal ein Fingerchen, ſo will er auch die ganze Hand haben. Bei dem Begucken in geſchliffenem Glas, das erſt nur des Morgens und Abends, dann auch einigemal mehr und endlich jede halbe Stunde vorgenommen wurde, blieb es nicht. Man begann die feineren Toilettenkünſte, lernte die engen Schuhe, die einen kleinen Fuß, die Schnürleiber, die eine Weſpentaille, und die Kiſſen, die ſonſt noch etwas machen, was ich nicht ſagen will, kennen. Nicht weniger Studien wurde auf die Schminke, die Pomadentöpfchen, die Schönheitspfläſterchen und die Modejournale mit dem neueſten und eleganteſten Kleiderſchnitt verwendet. Ach, wie bald waren da die weichen Stunden einer glücklichen Träumerei vergeſſen! Sie hatten den Thaten Platz gemacht, aber was für Thaten? Es waren leider diejenigen, welche der Eitelkeit gewidmet ſind und endloſe vergebliche Zeit und Mühe erforderten. Germania, Germania! O wärſt du, wie du warſt, geblieben!

Die übeln Folgen, welche dies Verſinken in äußerlichen Dingen ſtets mit ſich führt, ließen nicht auf ſich warten. Die frühere Schüchternheit, mit welcher ſie unter die Menſchen getreten war, verließ die aufgeblühte Jungfrau. Sie las Bücher, in welchen ſich ein geheimes Gift befand, das bald, ohne daß ſie es merkte, tiefer und tiefer in ihre Seele drang. Statt der einſamen Gänge durch Wald und Feld ſuchte ſie nur die Bälle und Geſellſchaften, die Kronleuchter der Theater wurden ihr lieber, als der bleiche Mond mit ſeinem milden Glanz, und ſtatt auf die liebenswürdige Sängerin der Frühlingsgärten, lauſchte ſie auf die rauſchende Muſik, welche zu Tanz und Spiel lockte. Daß ſie auch gegen die Männer, welche ihr vor Zeit das Blut ins Geſicht ſteigen machten, nicht mehr ſo zimperlich war, läßt ſich an den Fingern abzählen, im Gegentheil ſie betrachtete ſie mit flammenden herausfordernden Augen, lief ans Fenſter, wenn die Soldaten vorbeimarſchirten, guckte nach den Officieren und Fähnrichs, begegnete auf der Promenade abſichtlich den jungen adeligen Herren und war überaus beglückt, wenn ihr einer ein Ständchen brachte, einen Strauß ſchickte oder ihr gar ein Briefchen mit verliebten Scherzen zukommen ließ. Kurzum, Germania war im Zug.

Drittes Capitel.

Welche Liebſchaften die Germania hatte.

Die erſte Blüthe unſerer Heldin fällt gerade in die Zeit der ſchon oben erwähnten Völkerwanderungen. Es trieb ſich damals entſetzlich viel fremdes Gelichter aus den verſchiedenſten Gegenden in Deutſchland umher. Das kam und ging in einem fort. Hatte kaum ein Stamm ſeinen Sitz irgendwo aufgeſchlagen, ſo wurde er von einem andern vertrieben. Dabei war des Lärmens und Hanthierens kein Ende, die einen ſchlugen mit Eiſen, die andern mit Holz, die einen hatten lange Locken und Bärte, die andern kurze oder gar keine Haare. Manche ſollen ſogar nackt, wie ſie Gott geſchaffen hatte, durch die Welt gelaufen ſein. Ob ſie nun aus blauen offenliegenden oder pechſchwarzen tiefliegenden Augen ſahen, ſoviel iſt gewiß, ſie waren ſammt und ſonders unzufriedene Leute, die ſich in ihrer Heimath nicht ſchicken konnten, und weil Amerika noch nicht entdeckt war, in dem Gebiete der Germania herumſchweiften, um ſich ein Glück zu ſuchen, das ſie zu Hauſe nicht finden konnten. Nichts iſt alſo natürlicher, als daß es bei dieſem verwünſchten Geſindel drunter und drüber ging und daß keiner ſeines Lebens und ſeines Beſitzthums ſicher war.

In dieſer Zeit erwies ſich denn auch zuerſt der leichtſinnige Charakter der Germania, der wie es ſchien von ihren unbekannten zweifelhaften Eltern auf ſie vererbt war, ſo daß die Leute damals munkelten: Der Apfel fällt nicht weit vom Baum. Bei dem ewigen Wechſel der Garniſonen lernte ſie eine Menge von hübſchen Cavalieren kennen. Und bei dieſen Herren zeigte es ſich denn auch, daß ſie das alte Wort: „ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen“ nicht vergeſſen hatten. Daß die Herren Soldaten, wie man zu ſagen pflegt, keine Koſtverächter ſind, war damals ſchon ebenſo bekannt, wie jetzt, und nicht weniger wie in heutiger Zeit gingen ſie am wackerſten darauf los, wenn es galt, ein ſchönes und vor allen Dingen ein reiches Schätzchen zu erwerben. In dem heftigen Drang ihrer goldenen Gefühle, gleichviel ob ſie auf die goldene Liebe oder das goldene Geld gingen, ſetzten ſie ihren Adel bei Seite und heiratheten Bürgertöchter und führten ſogar Judenkinder heim. Was lag alſo näher, als daß ſie auch auf ihren Kriegs- und Raubzügen der Germania den Hof machten! Da fehlte es nicht an Fenſterparaden, an Bällen und Feſtlichkeiten. Waren die Tage durchſchwärmt, ſo gab es Nachts Serenaden, welche indeß etwas gröber ausfielen, als wir ſie heutiges Tages gewohnt ſind. Denn ſtatt auf Trompeten, Flöten und Clarinetten, blies man damals auf Hörnern von Auerochſen, wie ſie gegenwärtig die Nachtwächter tragen, dazu hämmerte man auf die alten Kochkeſſel der Armee und bediente ſich um recht quillernde Töne hervorzubringen, der Hunde, welche man an den Ohren, und der Katzen, welche man an den Schwänzen zerrte, weshalb dieſe Art Ständchen auch noch in unſerer Zeit Katzenmuſiken heißen.

Unter den Kriegsmaſſen, welche ihre Zelte in den Gebieten der Germania aufſchlugen, zeichneten ſich beſonders die gothiſchen Truppen aus. Es waren große ſtarke Leute mit blondem Haar, breiter

Bruſt und mächtigen Gliedern. Einer ihrer Anführer hatte das Glück, der Erſte zu ſein, der einen unwiderſtehlichen Eindruck auf das Herz der Jungfrau machte. An Gelegenheiten ſich zu ſehen fehlte es dem ſchönen und großen Paare durchaus nicht. Erſt kamen ſie außer dem Hauſe zuſammen, und ſpäter machte der ſtolze Gothe ſeiner Geliebten die Aufwartung, wobei er nicht verfehlte, ſie zu Hauſe zu treffen, damit er keine Viſitenkarte abzugeben brauche. Wie konnte er übrigens auch anders als auf das freundlichſte empfangen werden, denn er ſtammte aus einer uralten adeligen Familie, die ihren Stammbaum bis über die Sündfluth hinausführte, und, wenn die alten Chroniken nicht täuſchen, die Grafen von Katzenellenbogen genannt wurde. Es hieß ſogar, daß dieſelbe auf eine wunderbare Weiſe erhalten worden ſei, während Gottes Waſſer über Gottes Land ging und daß Gott Vater ſelbſt den Kopf zum Himmelsfenſter herausgeſteckt und dem Noah noch einen Brief an den Stammhalter von Katzenellenbogen mitgegeben habe, als derſelbe mit ſeiner Menagerie die Arche beſtieg. Dieſer angeſehene und wie man zu ſagen pflegt, hochſtehende Officier wurde bald der erklärte Liebhaber unſerer

Prinzeſſin und es war nun der Freude und des Jubels kein Ende. Die Tage und Nächte erklangen von ſüßem Geplauder und rauſchenden Küſſen. Das liebende Paar ging nun in den innigſten Verſchlingungen einher, und das dauerte dann ſo lange es konnte. Aber eines ſchönen Morgens war der edle Herr verſchwunden; die metallenen Knöpfe der blinkenden Uniform blitzten der armen verlaſſenen Dame nicht mehr in die Augen, das muthige Pferd, das ſo oft die Funken aus der Erde geſchlagen hatte, machte keine Capriolen mehr unter ihrem Fenſter.

> Und Roß und Reiter ſah man niemals wieder!

Ob er im Duell oder in der Schlacht geſtorben, oder ob ihn der Teufel, der es öfters auf die Don Juans abſieht, mit ſich geführt hat, darüber ſchweigen die Gelehrten. Hiſtoriſch merkwürdig iſt indeß, daß damals der Volksausdruck „am Katzenellenbogen" entſtand, den man am Rhein nicht ſelten hört und der ſo viel ſagen will, als „Proſit die Mahlzeit," oder „Ich empfehle mich Ihnen!"

Unſere Germania war noch in der tiefſten Trauer begriffen und hatte noch ganz roth geweinte Augen über ihren allzu harten Verluſt, als eine Schaar von andern Truppen ihre Landſchaft durchzog. Sie nannten ſich Himmels-Dragoner und ſtammten aus dem römiſchen Gebiet, und weil ſie in ihren ſchwarzen faltigen Kleidern ſo überaus ernſt ausſahen, ſo erhielten ſie auch wohl den Beinamen lojale, oder wie das Volk das Wort verdarb, loſola'ſche Krieger. Ihr Anführer, den man auch wegen ſeines frommen Wandels den heiligen Stinknantius hieß, hörte von der verlaſſenen Dame, und dachte gleich daran ſie zu tröſten. Da er der Sprache außerordentlich mächtig war und in philoſophiſchen Schulen die Dialektik bis auf den Grund ſtudirt hatte, ſo war es ihm ein Leichtes, unſrer Heldin heitere Ausſichten zu eröffnen. Es dauerte nun nicht lange, ſo hatte er ſich vollkommen in ihr Vertrauen eingeſchlichen, denn man ſah die Beiden hinfort ſehr geheim thun. Nicht ſelten geſchah es, daß ſie ſogar, wenn ſie zuſammen waren, die Thüren abſchloſſen, und zwar, wie zu vermuthen war, um die Stunden der Andacht zu leſen, den heiligen Geiſt anzurufen, zu beten und zu faſten und ſich zu kaſteien. Indeſſen alles hat einen Uebergang und ſo ſollten denn auch dieſe heiligen Uebungen, nicht ewig dauern. Wahrſcheinlich geſchah es auf höheren Befehl, denn einſtens über

Nacht war der Himmelsdragoner verſchwunden, ohne daß einer wußte, wohin er gekommen war.

Wer ſchon einmal ein Unglück erfahren hat, tröſtet ſich beim zweiten ſchon viel leichter. So ging es auch unſrer Germania, die zwar einige Zeit ihrem frommen Schmerz nachhing, dann aber aufs Neue auflebte, als ſich in ihrem Lande eine Schaar zeigte, die dem Anſchein nach aus der Gegend kam, welche wir gegenwärtig Türkei nennen, wobei ſich ein byzantiniſcher Rechtsgelehrter als Rechtsverſtändiger im Kriegsgericht befand. Dieſer hochgelehrte Mann, der mit am Corpus juris gearbeitet hatte, und ein Liebling des Kaiſers Juſtinian geweſen war, wurde der Vertraute der bald getröſteten Frau und der Nachfolger des verſchwundenen Himmelsdragoners. Wahrſcheinlich geſchah es, um ihr Stunden in der Literatur zu geben, daß er viel mit der Germania allein war, an der man wirklich ſeit einiger Zeit Spuren fand, daß ſie zum Blauſtrumpf wurde. Wenigſtens hielt ſie ſeit jener Zeit regelmäßig einen Theetiſch und war auch äſthetiſch und warf dabei mit gelehrten lateiniſchen und griechiſchen Sentenzen um ſich, obgleich ihre Freundinnen behaupten wollten, ſie verſtehe ſo viel davon, wie der Blinde von der

Farbe. Auch wollten dieſelben nicht glauben, daß ſie in ihren geheimen Zuſammenkünften mit dem gelehrten Doctor juris blos geiſtige Dinge treibe. Die Endſtrophe des ſchönen Liedes: „Endlich bleibt nicht immer aus,“ bewährte ſich indeß auch hier wieder. Das Unglück kam aufs Neue über Nacht und der Byzantiner ließ ſich nicht mehr ſehen, wahrſcheinlich, weil er einen Ruf an die Univerſität zu Konſtantinopel erhalten hatte.

Zu dieſer Zeit geſchah es denn auch, daß die Kriegsſtürme ſich immer mehr und mehr verloren. Der Lärm der Waffen ſchwieg und alles ging in ſein altes Gleiſe zurück, während der Handel und Wandel des Friedens auf eine glückliche Weiſe zurückkehrte. Die Prinzeſſin Germania war nun zwar älter, aber darum nicht viel klüger geworden. In der Langeweile der Ruhe, die gar ſeltſam gegen die luſtigen Soldatenjahre abſtachen, war es ihr ſogar ſehr willkommen, als einſtens ein jüdiſcher hauſirender Tabulettenkrämer ihrem Palaſte nahte und ſeine Siebenſachen vor ihr ausſtellte. Seine unübertrefflich anpreiſende Stimme hatte ſogar einen eigenthümlichen Reiz für ihr Gemüth, und ſtatt weiter zu ziehen, blieb er immer länger, indem er ſich die ſeltſame Neigung der Prinzeſſin immer mehr zu

Nutzen zu machen wußte und tauſendfache Profitchen und Prozentchen von ihr zog. Zugleich nahm ſie bei ihm Unterricht im Wechſelrecht. Wie dieſe Lehrſtunden indeß vor ſich gingen, das iſt nie recht zur Kenntniß gekommen, jedenfalls aber muß angenommen werden, daß dabei auch das Wechſeln praktiſch getrieben wurde. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge hatte dieſe Herrlichkeit ein Ende, wie jede frühere. Als der Hauſirer genug Vortheile errungen hatte, ging er auf und davon.

Der Germania, welche nunmehr in den ſchönſten Jahren ſtand, wie man zu ſagen pflegt, obſchon es bei Leibe nicht die ſchönſten ſind, weil es in ihnen ſchon bergab geht, begann die Zeit in ihrem großen Hauſe unendlich lang zu werden. Unter ſolchen Umſtänden iſt es nicht ſelten der Fall, daß die Herrſchaften ſich enger an ihr Dienſtperſonal anſchließen. Wie oft haben wir es ſchon geſehen, daß alte Junggeſellen ihre Haushälterinnen, und züchtige Wittwen ihre Haushofmeiſter in das Ehebette aufnahmen. Weiß man doch ſogar, daß ſich eine ruſſiſche Kaiſerin in ihren Leibtrompeter vergaffte. So mag es denn auch ganz natürlich erſcheinen, daß unſre Heldin eine zarte Neigung zu ihrem Kutſcher verſpürte. Die Leute ſagen, wenn alte Scheunen brennen, dann ſchlagen die Flammen am höchſten. Germania und der alte Michel waren glücklich, denn ſie liebten ſich in der That. Er kannte ſie als eine gute Perſon, die nie ihre Laune auf längere Zeit verlor, und ſie kannte ihn als einen Menſchen, der ſeine Treue beſſer an den Tag gelegt hatte, als die frühern Freunde, welche trotz aller ſchönen Redensarten und heißen Schwüre doch am Ende in die weite Welt gegangen waren. Sie erkannten ſich als ächte Menſchen und man weiß ſich nicht zu erinnern, daß ſie einen ernſthaften Zank miteinander gehabt hätten.

Viertes Capitel.

Wie die Germania fünf Söhne gebar und wie ſie dieſelben nannte.

Es hat unſern Nachforſchungen nicht gelingen wollen, zu erfahren, welche Anſichten die Germania eigentlich von der Ehe hatte. Immerhin bleibt es aber ſehr zweifelhaft, ob ſie ſich in dieſer Beziehung auf dem chriſtlich germaniſchen Standpunkte befand. Auch ſcheint es gewiß, daß ſie trotz ihrer Studien mit dem byzantiniſchen Juriſten, ihre Stimme nicht zu dem berliner Eheſcheidungsgeſetz gegeben hat, nach welchem jede Scheidung von leiblichen Gatten, welche ſich vor dem Altar Treue geſchworen haben, unzuläſſig iſt. Ebenſo unwahrſcheinlich iſt es, daß ſie ſchon mit den Ideen der Emancipation des weiblichen Geſchlechtes vertraut war, und den Frauen gleiche

Rechte mit dem Manne zugeſtanden haben wollte. Die Geſchichte des Coſtüms aus jener Zeit iſt ſo unklar, daß man wirklich nicht weiß, ob damals die Weiber ſchon Hoſen trugen, wie denn die Geſchichte des Handels es ebenfalls im Dunkeln läßt, ob die Schönen ſchon Cigarren geraucht haben. Ohne Zweifel wurde die Germania durch ihre Sinnesart nicht zu dieſen äußerſten Spitzen getrieben, indem ein ſolches kühnes Verfahren ihren ſpätern Nachkommen, wie der Louiſe Aſton, vorbehalten blieb. Dagegen ſcheint es offenbar, daß ſie im Punkte der Ehe auch nicht zu engherzig dachte, ſondern vielmehr zu den heidniſchen Sitten neigte und ſich in bequemer Weiſe den Liebhaber gefallen ließ, der ſich gerade zumeiſt mit ihr beſchäftigte.

Und ſo ſehen wir ſie denn auch mit einer reichen und anmuthigen Nachkommenſchaft umgeben. Im Laufe der Zeiten, in welche ſie mit den im vorigen Capitel beſchriebenen fünf Freunden Umgang pflegte, gebar ſie fünf Söhne, von denen die böſe Welt ſagte, ſie ſeien den intimen Verhältniſſen mit den genannten Männern entſproſſen.

Es fällt uns keinesweges ein, die Wahrheit dieſer Ausſagen zu beſchwören, aber eben ſo wenig ſind wir geneigt, ſie in Abrede zu ſtellen, zumal da, wie wir ſpäter ſehen werden, eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen den Kindern und jenen wahrſcheinlichen Vätern nicht abzuläugnen iſt. Immer mehr Wahrſcheinlichkeit gewinnt dieſe Sage, wenn es nicht falſch iſt, daß man den Vogel an ſeinem Gefieder erkennt. Um indeß über dieſen Punkt ins Reine zu gelangen, wollen wir es verſuchen, die Kinder unſrer Heldin einer genauen Beſchreibung zu unterwerfen und dann unſern Leſern die Sache zur Beurtheilung überlaſſen.

Der älteſte Sohn kam zur Welt, als die Germania eben von ihrem gothiſchen Ritter verlaſſen worden war. Ob ſie ſich nun an dieſem Freunde verſehen hatte oder welche Umſtände obwalteten, jedenfalls hatte er in ſeinem Aeußern eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit dem entflohenen Hauptmann, daß die Hebamme, welche ſich doch auf ſolche Dinge zu verſtehen pflegt, laut ausrief, „ihm gerade wie aus dem Geſichte geſchnitten“, ein Ausſpruch, der von den Nachbarinnen vollkommen begriffen und weiter erzählt wurde. Seltſam war es dabei, daß das Kind mit einem Helm auf dem Kopf und mit Sporen an den Füßen auf die Welt kam, und daß er gleich mit ſo mächtiger Stimme das Licht begrüßte, wie man ſie wohl auf den Exercirplätzen, wo der Laut rrrr vorwiegend herrſcht, zu hören pflegt, woraus man denn noch ſicherer auf ſein Herkommen ſchließen wollte. Wegen dieſes ritterlichen Anſehens, das zugleich den künftigen Beruf des Jungen anzeigte, gab die Mutter ihm bei der Taufe den Namen Ariſtokratikus.

Auch mit dem zweiten Knaben hatte es eine ſo eigenthümliche Bewandtniß, daß die böſen Zungen der Umgegend ſich nicht enthalten konnten, allerlei zweideutige Dinge darüber zu ziſcheln. Dieſer wurde nämlich zu derſelben Zeit geboren, als der Himmelsdragoner ſich empfohlen hatte und war augenſcheinlich demſelben nicht ganz unähnlich, denn er hatte eigentlich gar keine Zeichen des Volksſtammes, dem Germania angehörte. Von dem friſchen Roth der Wangen und dem tiefen Blau der Augen, und überhaupt von dem offnen freundlichen Ausdruck, der ſonſt dem Deutſchen ſo eigenthümlich iſt, war nichts bei ihm zu finden. Sein Blick ſah im Gegentheil dunkel aus ſchwarzen Augenbraunen, ſeine Naſe war krumm gebogen, ſein Mund ſcharf zugekniffen und ſeine Hautfarbe ſpielte ein wenig, ins Gelbe. Dabei war ſein Leib viel größer, als ſein Kopf. Auch er kam mit ſeltſamen Kennzeichen auf die Welt, welche offenbar den Anſchein trugen, als würde er ſich künftig einem heiligen Stande widmen. An ſeinem Halſe fand ſich nämlich ein Bäffchen und ein Kreuz. Als er über die Taufe gehoben wurde, nannte man ihn Pietiſtikus.

Mit dem dritten Sohne verhielt es ſich nicht viel beſſer, wie mit dem vorigen. Er erinnerte in ſeinem Anſehen durchaus an den verſchwundenen byzantiniſchen Rechtsgelehrten. Sein Ausdruck ließ eine auffallende Verſchmitztheit errathen, denn er ſchaute bei ſeiner Geburt mit ſeinen kleinen Augen außerordentlich pfiffig um ſich und drehte dabei mit ſeiner kleinen Hand gleich an ſeiner Naſe. Später wurde ihm dies ſogar zur andern Natur und, da er bei der Attitude gewöhnlich den Leuten irgend einen Schabernack ſpielte, ſo gründete man nachher ſogar einen Volksausdruck auf dieſe Gewohnheit, welchen man noch ſehr häufig hört. Derſelbe heißt: „Er dreht uns eine Naſe," was ſoviel ſagen will, als: „Er führt uns hinter das Licht, oder er macht uns ein X für ein U". Die Germania, welche ſchon von dem ſchlechten Rufe gehört hatte, welcher in der Nachbarſchaft herrſchte, wollte dieſen Gerüchten trotzen, und verheimlichte durchaus nicht, daß das Kind mit einem Corpus juris unter dem Arme auf die Welt gekommen war. Auch nannte ſie es nach dem Büreau, auf welchem ſie ſo oft mit dem Rechtsgelehrten zuſammen gearbeitet hatte: Büreaukratikus.

Der vierte Sohn, der nach Abzug des jüdiſchen Hauſirers das Licht erblickte, zeigte auffallende Aehnlichkeit mit dem Iſraeliten. Die weltberühmten Züge aus dem heiligen Lande waren an ihm nicht zu verkennen, weßhalb wir es denn auch unterlaſſen, dieſelben näher zu beſchreiben. Als er geboren wurde, zeigte es ſich, daß er einen Geldbeutel in der Hand trug und da er ſchon in den erſten Tagen ſeine Augen nicht von den Schmuckſachen der Mutter abwendete, und ſogar einmal die Bruſt der Amme fahren ließ, um nach einer Banknote zu greifen, welche einem Bediente zum Wechſeln gegeben war, ſo erhielt er zum Andenken an dieſen höchſt charakteriſtiſchen Augenblick den Namen Banknotikus.

Es bleibt uns nur noch übrig, einige Worte uber den funften Sohn zu ſagen. Derſelbe glich dem alten Kutſcher Johann auf ein Härchen. Er hatte dieſelben plumpen Formen im Gliederbau, dieſelben ungeſchlachten gutmüthigen Geſichtszüge, dieſelben treuherzigen graublauen Augen, dieſelbe glatte Naſe und denſelben dicken Mund, der unverkennbar dem letzten Vertrauten der Germania eigen war. Seine Gelenke waren ſogar ſo unzierlich, daß die Aerzte fürchteten, das Kind leide an den doppelten Gliedern. Dem war aber nicht ſo, im Gegentheil, man konnte kein ſprechenderes Bild der ſtrotzenden Geſundheit ſehen. Sehr verdächtig blieb der Umſtand, daß der alte Roßbändiger bei bei Niederkunft das Zimmer ſeiner Herrin nicht verließ und als endlich das Kind unter großen Schmerzen an des Tages Licht kam und friſch und fröhlich um ſich ſchlagend in der Schürze der aſſiſtirenden Kammerfrau lag, ſich vor Rührung, Weinen und Schluchzen nicht zu faſſen wußte. Hier fehlte denn auch zum erſten Mal das beſondere Kennzeichen, das die frühern Kinder mit auf die Welt gebracht hatten. Da der Knabe überdies ſehr ſtille und ruhig war und den Magden ſehr wenig zu ſchaffen machte, ſo gab man ihm den charakterloſen Namen Michel.

Wir haben noch hinzuzufügen, daß die Kinder ſammt und ſonders unter dem Zunamen Deut auf der Bürgermeiſterei in die Civilregiſter eingetragen wurden. Viele Menſchen haben ſich über dieſen Umſtand außerordentlich ſcandaliſirt und daraus den Schluß gezogen, daß die Kinder außerehlich erzielt worden ſeien, weshalb man denn auch gar nicht berechtigt ſei, dieſelben als legitime Erben anzuſehen. Wir enthalten uns jeder Unterſuchung über dieſe delikate Frage und geben uns darein, daß die Knaben wirklich da waren, indem wir den großen Satz der Hegel'ſchen Philoſophie hinzufügen: Was iſt, das iſt vernünftig. Wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß die Jungen vernünftig waren, weil ſie da waren, ſo halten wir es doch für unvernünftig, zu ſagen, ſie wären nicht geboren worden. Dieſen moraliſchen Fehler ihres Daſeins mag die Germania auf ſich nehmen. Nichts deſto weniger müſſen wir ſie aber als gute Mutter rühmen, wie man denn überhaupt die Erfahrung gemacht hat, daß die ehlichen Kinder nicht deshalb, weil ſie ehlich ſind, am beſten verſorgt werden. Sie beſorgte nämlich Tag und Nacht die Pflege der Knaben. Keine Stunde war ihr zu früh oder zu ſpät, wenn einer ihrer bedurfte. Sie gab ihnen zur Zeit zu trinken, überfütterte ſie nicht mit ſäureerregenden Mehlpäppchen, gab ihnen keine Lutſchbeutel, und wenn ſie krank waren, ſo hielt ſie dieſelben zu jeder Tageszeit auf dem Schooß oder trug ſie ſchaukelnd auf den Armen umher, wobei ſie dann nicht verfehlte, das alte beliebte Wiegenlied mit beruhigender Stimme zu ſingen: Schlaf, ſchlaf, Ariſtokratikus, oder ſchlaf, ſchlaf, Pietiſtikus, oder ſchlaf, ſchlaf, Bureaukratikus, oder ſchlaf, ſchlaf, Banknotikus, oder ſchlaf, ſchlaf Michelchen.

Fünftes Capitel.

Wie die Germania ihre Kinder erziehen ließ.

So kam denn allmählich die Zeit, wo die Knaben die Kinderſchuhe auszogen und wo es galt, ihnen eine ſtandesgemäße Erziehung zu geben. Zu dieſem Zwecke erſchien denn auch bald in der Germaniſchen Staatszeitung eine Annonce, welche den Titel trug: Ein Hauslehrer wird geſucht. Wie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten, ſo wurden auch hier die Eigenſchaften erwähnt, welche dieſer Pädagog beſitzen ſollte. Er durfte nicht zu jung, oder mit andern Worten, kein Springinsfeld, aber auch nicht zu alt oder kein verſchliſſener Stiefel ſein. Ferner ſtellte man an ihn die Forderung, daß er in den lebenden und todten Sprachen, im Rechnen incluſive der Brüche, im Schönſchreiben, in der

Geſchichte und Geographie unterrichten könne. Endlich fand ſich in dem Engagement die Bedingung, daß er verheirathet ſei, alſo eine gute oder eine böſe Frau habe. Aus dem letzten Punkt war es ſo ziemlich klar, daß niemand anders als die Frau Germania dieſe Anzeige in das Publikum geſchickt habe, denn ſie hatte im Leben genug Skandal über ihren Lebenswandel gehört und wollte ſich keinen neuen Klatſchereien ausſetzen, indem ſie einen Mann in ihrem Haus ein- und ausgehen ließ, der nicht ſchon ein anderes Ich oder, wie der lateiniſche Dichter ſagt, eine ſüße Hälfte ſeines Lebens beſitze.

Es ſtellte ſich ſofort in dem Palaſte der Germania eine Menge Leute ein, welche ſich rühmten die verlangten Eigenſchaften und noch viele andere Tugenden zu beſitzen. Dies war durchaus nicht zu verwundern, denn es gab ſchon in jenen Zeiten in Deutſchland eine Menge Leute, welche gewiſſenhaft ihre acht Jahre auf dem Gymnaſium zugebracht, drei Jahre die Collegien der Univerſität gehört und ſich wohl gar den Doktortitel erworben hatten, der indeß auf einigen Akademien ſo wohlfeil iſt, daß einſt ein Engländer, nachdem er ſelbſt promovirt worden war, denſelben auch für ſein Pferd verlangte, worauf ihm indeß geantwortet wurde: Man mache wohl Eſel zu Doctoren, aber keine Roſſe. Aber wir ſtehen ja bei den Schulmeiſtern! Trotz dieſer immenſen Gelehrſamkeit nagten nämlich auch ſchon damals die armen Teufel am Hungerlappen. Merkwürdiger Weiſe wurden dieſe dürftigen Schelme, welche dazu beſtimmt ſind, das edelſte und ſchönſte, was der Menſch hat, nämlich ſeine Kinder in das Leben einzuführen, ſchlechter bezahlt als Kammerdiener, Haushofmeiſter, Stallmeiſter, Haarkräusler und ſonſtige Hanswürſte. Indeß mag hier das Wort „Jedem nach ſeinem Verdienſt“ nicht unanwendbar ſein. Statt daß die Herren Magiſter auch mitunter einmal auf den Boden ſtampfen (das geſchieht nämlich nur vor ihren Zöglingen) und mit Begeiſterung ausrufen:

> Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,

denken ſie immer:

> Der Uebel größtes iſt die Schuld:

und ſo laſſen ſie ſich denn, obgleich ſie oft arge Duckmäuſer ſind, wie die Hunde treten und wie Böcke an den Bärten zerren, wohlverſtanden, wenn die Störefriede nicht untergebene Schulbuben ſind.

Unter der großen Anzahl von Candidaten ſchien der Germania zweifels ohne der Dr. phil. Pedantikus Brillengucker der rechte Mann. Derſelbe konnte ſich ſchon beſtens empfehlen, weil er einen großen literariſchen Ruf genoß und unter manchen angenommenen Namen als Schriftſteller aufgetreten war. So hatte er als Nikolaus Steifleder über den Umgang mit Menſchen, als Fritz Sylbenſtecher über die Partikelkrämerei in den alten Sprachen geſchrieben und als Wolfditerich Schwenzel ein kritiſches Morgenblatt herausgegeben. In dem erſten Werke waren tiefſinnige, pſychologiſche Betrachtungen an den Tag gelegt, in dem zweiten erwies er ſich als einen ängſtlichen Mann der Alterthümer und in dem letzten bekundete er, daß er das Converſationslexikon mit Verſtand geleſen hatte, während er in den leitenden Principien darthat, daß er ein echter Deutſcher ſei, indem er gründliche Schimpfworte für Alles herausſtieß, was aus Frankreich kam, weshalb er denn auch von ſeinen unvernünftigen Feinden Franzoſenfreſſer genannt wurde. So war denn kein Zweifel vorhanden, daß er die vollkommenſte Befähigung beſaß, als Lehrer von dem, was er wußte und nicht wußte, aufzutreten.

Auch ſeine Geſtalt und ſein Weſen verriethen den vollkommenſten Schulmeiſter. Was ihn beſonders empfahl, war: der Zopf, der hing ihm hinten, wohin er ſich auch wandte. Die Perrücke war ſtets in der beſten Ordnung und auf das Behutſamſte gepudert; er trug, wie es ſich von ſelbſt verſteht, obgleich er nicht kurzſichtig war, eine Brille, durch die er die Welt ſtets in einem anderen Lichte zu ſehen pflegte; ſeine Kleidung war gewöhnlich ſchwarz, und die weiße Halsbinde ſtach blendend dagegen ab, ſo wie auch der Jabot, wenn er nicht zu ſehr mit Schnupftabak belegt erſchien. Ueber ſeinen moraliſchen Wandel brachte er die ſchönſten Zeugniſſe bei, die um ſo glänzender ausgeſtellt waren, je lieber ihn die Herrſchaften, bei welchen er früher der Erziehungskunſt obgelegen hatte, los ſein wollten, ein Umſtand, der überhaupt nicht ſelten vorkommt, wenn das dienende Perſonal in einen anderen Dienſt übergeht.

Allein damit war es der um ihre Kinder ſehr beſorgten Germania noch nicht genug. Sollte Pedantikus Brillengucker die moraliſche und gelehrte Führung übernehmen, ſo wurden doch noch andere Privatlehrer angenommen. Als Meiſter der Malerei wurde der berühmte Künſtler und Porcellanmaler

Raphael Pinſel beſtellt. In der Muſik unterrichtete der ausgezeichnete Virtuoſe David Bänkelſänger, der auch eine Schule des Contrapunkts mit dem vielſagenden Titel: „Ich will euch was flöten!“ geſchrieben hatte. Die Fechtkunſt erlernten die Knaben bei dem berühmten regierkundigen Fauſtus Haudegen, der einſt unter den ſieben Schwaben in dem bekannten Haſenkriege gedient hatte. Die Turnkunſt brachte ihnen der große Meiſter Arminius Kammfeind von Strubelbart bei. Exerciren lernten ſie bei dem Peter Kamaſchenpreuß, welcher auch einen Katechismus unter dem Namen „Der Torniſter“ herausgegeben hat. Endlich wurden ſie auch in der Tanzkunſt unterrichtet durch einen Seiltänzer, der damals großes Renomée erlangt hatte und bei dem in ſpäteren Zeiten die Fanny Elsler und Taglioni in die Schule gingen. Derſelbe hieß Caſpar Mückenfuß. Und ſo war für den Jugendunterricht auf das Beſte geſorgt.

Sechſtes Capitel.

Wie die Söhne der Germania ſich beim Unterricht verhielten.

Pedantikus Brillengucker gab ſich wirklich alle mögliche Mühe, ſeinen Zöglingen etwas ordentliches beizubringen. Gleich von vornherein machte er, wie es alle Schulmeiſter zu thun pflegen, einen ſogenannten Stundenplan. Derſelbe zeigte an, daß täglich ſechs Stunden ſtudirt werden ſollte, mit Ausnahme der Mittwoch- und Samſtag-Nachmittage, wo für die Knaben das höchſt erfreuliche Wort vacat oder frei in dem großen Papier ſtand, welches das Lehrzimmer zierte. So viel wir in Erfahrung gebracht haben, war ihnen dieſer leere Raum, der auf Luſt und Spiel deutete, viel leerer, als alle die gewichtigen Stunden, in denen ſie Deutſch, Latein, Griechiſch, Franzöſiſch, Engliſch, Geometrie, Algebra, Geſchichte, Geographie und ſonſt was lernen ſollten. Außer ſeiner Mentorſtimme, die ungefähr klang wie das eintönig raſſelnde Geräuſch einer Mühle und außer ſeinen vernichtenden Blick durch die Brille, der nach ſeinem Meinung ebenſo allgegenwärtig war, wie das Auge Gottes, bediente ſich unſer edler Pädagog auch noch verſchiedener Inſtrumente zum Unterricht. Dieſelben beſtanden in einer Ruthe, welche zuweilen auf die Hände der Knaben applicirt wurde, in einem Haſelſtocke, mit welchem ihnen das Kamiſol zuweilen ſo durchklopft wurde, daß auch kein Stäubchen zurückblieb, und aus einem Ochſenziemer, welcher dazu diente, die unter den Kleidern befindlichen Theile dermaßen zu verarbeiten, daß ſie ſchwarz und blau wurden. Der gute Pedantikus bekannte ſich nämlich zu dem Princip, daß Hunde und Deutſche nicht ohne Prügel erzogen werden können.

Wer das Leben einer Schulſtube kennt, der kann ſich ungefähr an den Fingern abzählen, wie es bei dem Unterrichte zuging. Im Ganzen wurden viel mehr Allotrien, was auf deutſch dummes Zeug oder Schnacken heißt, getrieben, als ernſthafte Dinge. Alle Tage zeigten ſich bei den Knaben die unverkennbarſten Zeichen der Langweile, die in Deutſchlands

Gauen gar nicht ſelten iſt, oder der Faulheit, die daſelbſt ſogar ſehr häufig gefunden wird. Wurde Religion getrieben, ſo ſah man die Schüler außergewöhnlich oft gähnen, ſollten die alten Claſſiker erklärt werden, ſo waren ſie gewöhnlich heiſer, um nicht zu interpretiren, war die Zeit, daß ein deutſcher Aufſatz abgeliefert werden mußte, ſo hatte ſich der eine oder andere in den Finger geſchnitten und konnte deshalb nicht ſchreiben, ging es an die Geographie oder vaterländiſche Geſchichte, die nach den Vorſchriften der Regierung zugeſtutzt war und zwar gewöhnlich zum Ruhm der eignen und zum Schmach der fremden Völker, ſo wurden unter dem Tiſche anderweitige verbotene Bücher geleſen, kam aber gar die Mathematik auf's Tapet, ſo überkam die Jungen eine ſolche unwiderſtehliche Luſt zu ſchlafen, daß ſie ſich unter dem Tiſche durch Mühlen- und Damenſpiele wach zu halten ſuchten. Uebrigens geſchah es doch auch zuweilen an heißen Sommernachmittagen, daß ſie wirklich in die weichen Arme des mohnbekränzten Gottes Morpheus fielen.

Die Zwiſchenſtunden kamen alsdann ſehr angenehm und dienten weſentlich zur Erholung der durch den Unterricht ſchlaff gewordenen Geiſteskräfte. Die

Knaben ſuchten in ihnen durch allerlei neckiſche und launenhafte Streiche die in ein halbes Traumleben verſunkenen Seelen wieder anzufriſchen. War es Winter, ſo holten ſie ſich Schneeballen von der Straße herein, und warfen ſie mit großer Geſchicklichkeit grade über den Sitz des Magiſters an die Decke des Zimmers, wobei ſie denn in der folgenden Stunde große Freude erlebten, daß die Ofenwärme die Maſſe ſchmolz und in großen Tropfen auf den kahlen Schädel ihres vermeintlichen Quälers aber eigentlichen Wohlthäters ergoß, der nicht wußte, woher die Näſſe kam, bis die Knaben ihn belehrten, in der obern Stube werde der Boden geſcheuert. Kam der Frühling heran, ſo wurden ganze Schachteln mit Maikäfern geſucht und mit in die Schule gebracht. Seltſamer Weiſe trat dann immer das Unglück ein, daß ſie ſich während des Unterrichts öffneten und daß die Thiere alsdann das Zimmer in lauten Schaaren durchſchwirrten. Pedantikus aber wurde glauben gemacht, ſie ſeien Nachts durch das offene Fenſter hineingeflogen. Der Sommer brachte wieder ein andres Vergnugen, indem er die Kirſchen reif werden ließ, deren Kerne ſich bald in übergroßer Anzahl auf dem Boden vorfanden und merkwürdiger Weiſe fortwährend in der Stunde mit lautem Knall zerplatzten, was auf das Nervenſyſtem des Meiſters durchaus keinen günſtigen Eindruck machte. Im Herbſte endlich gab es allerlei faule Früchte, mit denen ſich bekanntlich kleine Burſchen die mannigfaltigſten Späße zu erlauben pflegen.

Wir können nicht übergehen, daß Pedantikus bei dieſen ärgerlichen Anſtößen immer ſehr energiſche Maßregeln traf und nicht unterließ, ſtrenge Unterſuchungen ſolcher Ungezogenheiten zu veranſtalten. Leider aber kam dabei immer erbärmlich wenig zum Vorſchein. Deßhalb wurden die Knaben denn immer kühner und büßten ihre Luſt nicht ſelten an dem armen geplagten Mann. Oftmal wenn er ſich auf ſeinen gepolſterten Stuhl ſetzte, ſprang er wieder auf als hätte ihn die Tarantel geſtochen und es ergab ſich, daß Nadeln in den Kiſſen ſteckten. Zuweilen hieß es: „Herr Profeſſor, Sie haben ſich auf dem Rücken beſchmutzt.“ Zugleich ſprangen die Schüler dienſtfertig hinzu, als wollten ſie ihn abſtauben und legten dann erſt die gepulverte Kreide ſo dick auf ſeinen Rücken, daß die Magd beim Ausklopfen die größte Mühe hatte, ſie wieder heraus zu bekommen. Mitunter kam er ſogar nach Hauſe und ſeine Frau fand an ſeinem Zopfe einen Zettel, worauf nicht die größten Schmeicheleien für ihn ſtanden. So fand er auch wohl ſtatt des Tabaks in ſeiner Doſe, die er wohl ſtehen ließ, gemahlnen Kaffee oder ſchwarzen Sand und wunderte ſich dann nicht wenig über die ſchlechte Fabrik ſeines Lieferanten. Einmal aber ging die Kühnheit der Burſchen doch über alles. Er fand nämlich eines ſchönen Morgens, als er in die Schulſtube trat und die Knaben verſammelt fand, auf die Tafel die gräßlichen Läſterworte: Pedantikus iſt ein Eſel. Er that indeß, als hätte er es nicht geſehen, gab die Stunden, und als er aufſtand, ergriff er die Kreide und veränderte das Wort Eſel in Eſelstreiber. So rächt ſich ein geiſtreicher Mann, ſagte ein ſpäterer Geſchichtsſchreiber über dieſen charakteriſtiſchen Zug.

Trotz all dieſen Unfällen wurde der Magiſter indeß nicht müde, ſeine Pflicht zu erfüllen. Dabei war ſeine Gründlichkeit faſt ſchrecklich. Im Latein traktirte er die unregelmäßigen Verba, welche ſich, wie Heine ſagt, von den regelmäßigen dadurch unterſcheiden, daß man noch mehr Prügel bei ihnen bekommt, wie bei den regelmäßigen, ein halbes Jahr. Die richtige Erfindung, die er gemacht zu haben angab, daß das lateiniſche Quominus ſo viel ſagen wollte, als das deutſche „weil es nun einmal nicht anders iſt,“ beſprach er in fünf Stunden, über das griechiſche Wörtchen ἂν brachte ein ganzes langes Jahr zu. Den pythagoräiſchen Lehrſatz gab er mit ſieben Beweiſen. Im Schönſchreiben durfte nie der Punkt über dem i fehlen. Kurz er machte ſeinem Namen in jeder Beziehung Ehre. Gar zu gerne hätte er es dabei erreicht, daß die Knaben, wie ſie dieſelben Kleider und Schuhe trugen, auch dieſelben Eigenſchaften bekommen hätten, denn er liebte körperliche und geiſtige Uniformirung. Aber bekanntlich läßt die Natur ſich keinen Zwang anthun. Wenn man auch ein Entenei unter eine Henne legt, ſo bekommt das Junge doch Schwimmhäute zwiſchen die Zehen und geht ins Waſſer. Art läßt nicht von Art.

Siebentes Capitel.

Wie die Söhne der Germania ſich weiter entwickelten.

Indem wir eine genauere Beſchreibung des Naturells beabſichtigen, hätten wir die beſte Gelegenheit, unſere pſychologiſchen Kenntniſſe an den Tag zu legen, und könnten eine vortreffliche Abhandlung über den Einfluß der Eltern und ihrer geiſtigen Eigenſchaften auf die Kinder in unſere Erzählung einfließen laſſen. So groß aber unſere Gelehrſamkeit auch in dieſer Beziehung ſein mag, ſo wollen wir doch dieſer Verſuchung diesmal widerſtehen, weil wir einestheils fürchten müßten, uns durch ſo gründliche Beſprechungen philoſophiſcher Gegenſtände eine zu große Menge wißbegieriger Fragen an den Hals zu hängen, anderntheils aber weil wir fürchten müßten, unſere ohne Zweifel höchſt intereſſante Erzählung zu unterbrechen und damit bei unſern Leſern eine Spannung zu erregen, die am Ende mit Abſpannung endigen möchte. Wir haben nämlich ſchon zu öfteren Malen die Erfahrung gemacht, daß andächtige Matronen und lebhafte Mädchen die Betrachtungen in den Romanen, welche ſie gerade laſen, überſprangen und ſich an die Begebenheiten hielten. Deshalb knüpfen wir denn den Faden auch gleich wieder an und beginnen mit der Schilderung unſerer jungen Helden aus der Familie Deut.

Ariſtokratikus konnte man wirklich einen hübſchen Jungen nennen. Er war ſtark und ſchön gewachſen, hatte angenehme Züge, trug ſich zierlich und anſtändig und dabei konnte man nicht läugnen, daß er wirklich ein Herz hatte, welches der beſten Regungen fähig war. Aber er hatte auch wieder ſeine großen Eigenheiten. Beſonders auffallend war ein ganz ungebändigter eigenſinniger Stolz, den er ſchon früh gegen ſeine Altersgenoſſen zu zeigen anfing. Es war ihm nicht leicht einer gut genug, um die Jugendſpiele mit ihm zu treiben. Kinder von armen Eltern, welche in Lumpen einhergehen mußten, waren ihm beſonders zuwider. Auch bei ſeinen Vergnügungen hatte er eine ganz beſondere Auswahl, indem er am liebſten Soldat ſpielte und dabei auf dem Rücken ſeiner Kameraden herumritt, während er mit ſeinem Kinderſäbel ganz unbarmherzig auf ſie losſchlug. Man weiß aus der Erfahrung, daß die Kinder gewöhnlich große Freunde von Thieren ſind, und daß ſie in Beziehung auf dieſelben wenig Unterſchied mit dieſer Zuneigung machen. Bei unſerm Helden war dies nicht der Fall, denn er war vor allen Dingen ein Liebhaber von Pferden und Hunden, während er ſich aus andern Hausbeſtien nichts machte. Auch für die räuberiſchen reißenden Thiere hatte er eine beſondere Vorliebe, wahrſcheinlich, weil er in der Naturgeſchichte gehört hatte, daß man den Löwen den König des Thierreichs nannte. Damit mochte denn auch wohl ſeine große Neigung für die Jagd zuſammenhängen, welche er öfters in ſeinen Spielen nachahmte. Seine Mutter pflegte ihn bei dieſer Gelegenheit den Junker zu nennen, und oftmals rief ſie aus: der Bube hat noble Paſſionen!

Eine ganz verſchiedene Natur legte Pietiſtikus an den Tag. Von ihm hörte man nie, daß er lärmte und tobte, wie die andern Geſpielen. Er ſchlich ſtets ſtill umher, und zwar am liebſten geheim. Sein häufigſter Zufluchtsort war der weite Speicher der Burg, auf welchen er ſich ein Altärchen gebaut hatte und wo er in einer verborgenen Ecke einen ganzen Kirchenapparat verwahrte. Da fanden ſich Leuchter mit kleinen Wachsſtümpfchen, eine Kirchenmonſtranz, ein Kelch, Meßgewänder, eine Klingel und was ſonſt noch zu Andachtsübungen gehört. Ein altes Faß war ſogar zu einer Art Kanzel eingerichtet. Wenn man ihn ſonſt vergebens geſucht hatte, ſo konnte man ſicher darauf rechnen, ihn bei dieſen Gegenſtänden zu finden, indem er dort gewöhnlich ſeine Freiſtunden zubrachte und in kindlicher Nachahmung Gottesdienſt hielt, predigte und Proceſſionen leitete, wobei er murmelte und Lieder ſang. Ja, er ging ſogar ſo weit, daß er den alten Jagdhund ſeiner Mutter Beichte hörte. Was war unter ſolchen Verhältniſſen natürlicher, als daß die Leute der Nachbarſchaft ihn das Paſtörchen nannten. Nichtsdeſtoweniger war er bei ſeinen Genoſſen nicht ſehr beliebt, denn er konnte keinen recht offen anſehen und verſetzte ihnen auch oft heimtückiſcher Weiſe allerlei Streiche, die ihnen durchaus nicht willkommen waren.

Noch in einer andern Art entwickelten ſich die Eigenſchaften des Bureaukratikus. Im Ganzen ſchien er vor allen Uebrigen geneigt, ſich den Wiſſenſchaften zu ergeben und er lernte auch in der That nicht ohne eine gewiſſe Leichtigkeit. Namentlich war er in der Geſchichte nicht unbewandert, und zwar wie es ſchien aus dem Grunde, weil er ſich als ein großer Freund von Streitigkeiten, Zänkereien und Skandälen zeigte, welche bekanntlich in den Jahrbüchern der Völker in einer ununterbrochenen Reihe angetroffen werden. Und mit dieſen Kenntniſſen war er denn auch überall außerordentlich vorlaut. Er unterließ es nie im Kreiſe ſeiner Geſpielen, ſeine geiſtige Ueberlegenheit oft in einer ſehr widerwärtigen Manier geltend zu machen. Er hofmeiſterte fortwährend an ſeinen Kameraden hierein und war ſehr häufig ſogar ſo boshaft, ſie zu allerlei Zwiſtigkeiten unter einander aufzuregen und nachher den Schiedsrichter abzugeben, was ihm zwar zuweilen gelang, häufiger aber eine gehörige Tracht Prügel zuzog. Auch war er vor allen andern dazu geneigt, wenn er thörichte Verwicklungen angerichtet hatte, den Angeber zu ſpielen und ſich auf eine nichtswürdige Weiſe zu freuen, wenn die andern Buben ſich die eine oder andere Strafe zugezogen. Daß er auf dieſe Weiſe wenig beliebt war, brauchen wir kaum hinzuzufügen.

Einen noch unangenehmeren Charakter zeigte Banknotikus. Er war von einer unverwüſtlichen Regſamkeit und Lebendigkeit, die aber durchaus nicht dazu gemacht war, ihn liebenswürdig erſcheinen zu laſſen. Ueberall lauſchte er hin, überall hatte er etwas zu thun, überall ſuchte er etwas zu erlangen. Gab man ihm einen Apfel, ſo wollte er gleich den zweiten haben Seine Begierde jedes und alles zu beſitzen war unerſättlich. So raffte er denn auch mancherlei nutzloſes Zeug zuſammen, verwahrte es an geheimen Orten und ſpielte gelegentlich den Handelsmann. Konnte er irgend eine Waffe oder ein Thier bekommen, ſo nahm er es und wußte es dem Ariſtokratikus gegen eine beſſere Sache zu verhandeln. Wenn die Nätherin ſeiner Mutter ein neues Kleid machte, ſo hob er jeden abgefallenen Lappen auf, um ihn ſpäter dem Pietiſtikus für ſeine Kirchenſachen anzuſchmieren. Fand er irgend ein altes Buch oder ein leeres Blatt Papier, ſo eignete er ſich daſſelbe an und verkaufte es bei Gelegenheit an den Bureaukratikus. Die ſchlechteſten Dinge wußte er immer dem armen Michel aufzubinden. Es war deshalb auch kein Wunder, daß er bei ſeinen Geſpielen den Namen Mauſchel davontrug.

Was aber haben wir über Michel, den jüngſten Sohn des Hauſes, zu ſagen! Es ſind nur wenige Worte. Er war ganz und gar ein Kind und er war es in jeder Beziehung. Jede Freude und jeder Schmerz fand bei ihm ein offnes und unverdorbenes Herz. Er weinte mit den Traurigen und jubelte mit den Fröhlichen. Seine Liebe war leicht, ſein Haß ſchwer zu erregen. Zum Zorn reizte ihn nur die Ungerechtigkeit, ſein Gemüth war grad, ſeine Sprache offen. Die Lüge kannte er nicht, es ſei denn, daß ſie ihm zugeflüſtert worden war, denn er war leichtgläubig, wie alle gute Menſchen. Ohne die geringſten Anſprüche zu machen, war er für die kleinſte Gabe im höchſten Grade dankbar. Hatte er ſelbſt etwas, ſo theilte er es mit dem freudigſten Herzen. Konnte er irgendwo beiſtehen, ſo war er auf der Stelle bei der Hand. Obgleich er alle dieſe trefflichen Eigenſchaften beſaß, ſo wollten ſie ihm die Leute doch nicht recht anerkennen, denn ſie ſagten: „Was will das Alles ſagen? Er kommt doch auf keinen grünen Zweig, denn er denkt zu wenig an ſich ſelbſt. Die Selbſtliebe iſt geſcheidter, als die Nächſtenliebe. Er weiß aber nur andern zu helfen, ſich ſelbſt weiß er nicht zu rathen. Seine Brüder werden es einmal weiter in der Welt bringen." Der Lauf unſerer Erzählung wird ſpäter beweiſen, ob die Leute Recht oder Unrecht hatten.

Achtes Capitel.

Wie die Söhne der Frau Germania Liebe verſpürten.

Es giebt eine Zeit, wo junge Burſche ausſehen wie junge Jagdhunde, und welche man die Flegels- oder in einigen Gegenden die Lümmelsjahre nennt. Der Körper iſt alsdann in einer ſonderbaren Beſchaffenheit. Die Grazie, welche die Kinderzeit oft ſo wunderbar ſchmückt, geht verloren, die runden Formen werden eckig, die Glieder ſtrecken ſich auf eine unerklärliche Weiſe und die Bewegungen werden unförmlich und unbeholfen. Auch der Geiſt erfährt eine ähnliche Aenderung. Es iſt als ob die Knaben eine Ahnung der beginnenden Selbſtſtändigkeit gewännen. Die frühere Blödigkeit geht in ein keckeres Weſen über, die Scheu wird ſogar mit einer vorlauten Frechheit vertauſcht, die beginnenden Männer werden mitunter rappelköpfiſch und entziehen ſich den Regeln des Hauſes und den Anordnungen des Lebens. Mit einem Wort, es iſt die Periode, wo die Knaben zu Jünglingen werden. In dieſer Umwandlung aus dem vegetativen Leben des Kindes zum aktiven Leben des Mannes liegt aber auch glücklicher Weiſe die Vorbedeutung, daß dieſe Zeit einer beſſern Platz macht.

Die Söhne der Germania kamen auch an den Tagen einer ſolchen Metamorphoſe nicht vorbei. Als ſie mehr und mehr heranwuchſen, machte ſich auch bei ihnen die unerbittliche Macht der natürlichen Entwickelung geltend. Ihr wildes und täppiſches Weſen änderte ſich auf einmal, ſie wurden ſtill, ihre Häupter waren voll von Gedanken, ſie konnten des Nachts nicht gut ſchlafen, ſie gingen im Mondſchein ſpazieren und lauſchten auf das Lied der Nachtigall, am Tage luſtwandelten ſie durch die Gärten und Wieſen und pflückten der Germania ihre ſchönſten doppelten Roſen, Vergißmeinnicht, Klatſchroſen und Jelängerjelieber ab, ſo daß der Gärtner ſich beklagte und den Dienſt aufſagen wollte. Bei Tiſch hatten ſie keinen ordentlichen Appetit und wurden ordentlich ſchmächtig und mager. Dabei wollte es mit dem Lernen nicht mehr recht fortſchreiten. Das

Latein und Griechiſche ging an einem Ohre hinein und am andern heraus, nur das Verbum amo und ſeine unendlich vielen Wendungen wurden noch cultivirt. Aus der Mythologie intereſſirten ſie nur noch die lieblichen Affairen, worin der Gott Amor mit Bogen und Pfeil die Hauptrolle ſpielt. Die Geſchichte kümmerte ſie nur noch wegen der eigenthümlichen Abenteuer des Aeneas und der Dido, des Antonius und der Kleopatra, Karls des Großen und der Faſtrade, Simſon und der Delila, und beſonders der Frau von Pompadour. Mit der Arithmetik und Geometrie wollten ſie gar nichts mehr zu thun haben, weil man darin aus grade nicht krumm machen kann. Das Einzige, was ſie noch mit Luſt trieben, war die Muſik. Der Eine ſchlug die Guitarre, welche man damals noch Wimmerholz nannte, der Andere ſagte: „mein Bruder ſpielt die Flöte", der Dritte legte ſich ſogar auf das Poſthorn, der Vierte übte ſich auf der Schalmei und der Fünfte drehte den Leierkaſten und ſang dazu: „Mich fliehen alle Freuden!" „Wenn ich ein Vöglein wär," „Freudvoll und Leidvoll," „Gedanken ſind frei", oder auch: „das Lieben, ach das Lieben, hat mich ſo weit gebracht."

Der Frau Germania, deren Haus und Gärten nun von lauter Quiriliren und Muſiciren erſchallten, wurde das Ding auch zu toll. Abgeſehen davon, daß die Ruhe des Tages und der Frieden der Nacht ihren Palaſt flohen, kamen ihr dieſe Erſcheinungen auch bedenklich vor, weil der geheime Hofpädagog ihr in einer Conferenz unter vier Augen zu verſtehen gab: er ſehe kein Ende von dieſem verrückten Treiben. Man ſchritt deshalb zu allerlei pſychologiſchen Experimenten und verſuchte den Knaben allen Ernſtes im Guten und Böſen beizukommen. Sogar der Hofkaplan wurde zu Rathe gezogen, welcher indeß, da die Söhne ſich ſogar weigerten, Beichte abzulegen, ein gar bedenkliches Geſicht machte und die Erſcheinungen durch Hexerei zu erklären ſuchte. In Folge dieſer Entdeckung ging man ſogar zu den äußerſten Mitteln und verſuchte unter Ableſung lateiniſcher Gebete und Verrichtung unheimlicher Ceremonien eine Teufelsaustreibung. Zum größten Entſetzen aller Gläubigen blieben indeß dieſe Verſuche fruchtlos.

Was war alſo noch zu thun? In ihrer Angſt und Noth ſchickte die beſorgte Mutter zum Leibmedicus, dem gelehrten Quackſalber und Sanitatsrath Dr. Paracelſus Bombaſtus Dulcamare, um ihm ihr Leid über die tollgewordenen Söhne zu klagen. Derſelbe trat auch bald nach empfangener Botſchaft in die Gemächer. Er war ein überaus geſchickter und ſcharfſinniger Mann und berühmt im ganzen Lande wegen ſeiner großen Geſchicklichkeit, den Bandwurm zu vertreiben. Als die Burſchen vor ihm erſchienen, ſetzte er ſeine Brille auf, legte den großen Doctorſtock mit dem elfenbeinernen Knopf mit unnachahmlicher Wichtigkeit an die Naſe und begann ſein höchſt intereſſantes Examinatorium, indem er ſich die Geſchichte des Zahnens, der verſchiedenen Schnupfenanfälle, der Wurmperiode, worauf er viel Werth legte, denn er zog am liebſten Würmer aus der Naſe, der Rötheln, der Kuhpocken u. dergl. m. bei jedem Einzelnen erzählen ließ. Merkwürdiger Weiſe fand er in den gegenwärtigen Erſcheinungen des Körpers indeß gar keine Krankheitsſymptome. Der Puls war regelmäßig, die Zunge war normal und der Athem zeigte keine Abnormitäten. Er ſtellte daher die geiſtreiche Diagnoſe: Nervenleiden. Bei ſeinem erſten Beſuche und acht fernere Tage war es Nervenleiden aus Ueberreizung. Deshalb gab er beſchwichtigende Mittel und fühlte den Organismus durch Hallerſches Sauer. Als er fand, daß er geirrt habe, war die Krankheit Nervenleiden mit verminderter Reizbarkeit, und er gab nun acht Tage lang Hoffmannstropfen und Baldrian. Als auch dieſes nicht half, variirte er mit den Mitteln und verordnete zuletzt Teufelsdreck. Aber leider alles vergebens. Die Sache blieb beim Alten.

Der confuſe Mann wußte zuletzt nicht mehr, woran er war, und ſuchte ſein alterndes Gedächtniß durch Leſung der beſten Autoren aufzufriſchen, denn man munkelte ſchon davon, die Germania würde einen Profeſſor von der Univerſität Dülken kommen laſſen, was dem guten Bombaſtus ſehr unangenehm wäre, zumal da das Haus der Dame zu ſeinen beſten Kunden gehörte. Als er nun einmal in ſpäter Mitternacht ein Büchlein geleſen hatte, das den Titel: „die galanten Krankheiten“ trug und bei Baſſe in Quedlinburg erſchienen war, rief er aus: „Gefunden!“ Seine Haushälterin mußte noch eine Flaſche Burgunder aus dem Keller holen, die er in raſchen Zügen leerte und alsdann ſelig zu Bette ſtieg.

Am andern Morgen war ſein erſter Beſuch der Germania gewidmet. Er blies ſich diesmal auf wie ein Froſch und hielt ſich ſteif, als hätte er einen

Ladſtock verſchluckt, machte die gewöhnlichen Manöver mit Brille und Stock und nahm überdies eine Priſe trefflichen Makubas. Dabei wurde wieder kein Puls gefühlt, keine Zunge, kein Hörrohr an die Bruſt geſetzt. Er ſah aus wie die Pythia auf dem Dreifuß und ſprach: die Krankheit iſt nunmehr erkannt und heilbar.

Sie bekommen den Geheimrathstitel und den Kuckuksorden, wenn Sie helfen! ſchrie Germania, von neuer Hoffnung beſeelt.

Eurer Majeſtät Söhne geruhen Liebe zu verſpüren, fuhr der Quackſalber in demſelben gelehrten Tone fort. Und es gäbe nur ein Mittel, ſie wieder zu vernünftigen Menſchen zu machen.

Und das wäre? fragte die überraſchte Mutter, der ein Stein vom Herzen und die Schuppen von den Augen fielen.

Sie müſſen heirathen, antwortete der Doctor, nahm ſeinen Hut und ſagte: er habe heute noch hundert Viſiten zu machen und ſchob in ſeinem niedern Doktorwagen mit den bekannten zwei Schimmeln in die Stadt, während ihm die größten Gedanken über ſeinen Beruf, die Welt zu curiren und ihr den Staar zu ſtechen, durch ſein erhabenes Haupt gingen.

Was war nun eiliger zu thun, als die Burſchen mündig zu erklären und in die weite Welt zu ſchicken, damit ſie ſich Weiber ſuchten? Bei den Vorbereitungen fehlte es nicht an guten Ermahnungen und gelegentlichen Thränen. Die gute Germania rüſtete unter Seufzen die Sachen zur Abreiſe. Der alte Pedantikus vergaß vor lauter Trauer ſogar einigemal die Perrücke zu pudern und den Zopf gehörig zu binden, die Bedienten gingen mit bangen Geſichtern umher und die Mägde ſah man hin und wider mit rothgeweinten Augen. Selbſt den Jungen wurde es mitunter ganz weich ums Herz. Aber ſie fanden doch wieder mannigfachen Troſt, indem ſie die Zurüſtungen zu ihrer Fahrt betrachteten. Die Koffer ſtanden nämlich mit hübſchen Ueberröcken nach dem neueſten Schnitt, mit göttlichen Hoſen, mit glänzenden Hemden und mit lakirten Stiefeln verſehen; auch an weißen wollenen Socken fehlte es nicht, damit ſie auf den Strümpfen blieben, und was ſich noch lieblicher anhört, die Beutel waren mit unbeſchnittenen Friedrichsd'oren geſpickt, daß ſie luſtig klangen. Beim Abſchied ſagte die tiefgerührte Mutter: Ueber ein Jahr erwarte ich euch mit euren Weibern zurück.

Neuntes Capitel.

Wie die Söhne der Germania ſich Weiber ſuchten und in die Ehe traten und wie es ihnen darin erging.

So gingen ſie denn in die weite, weite Welt, nachdem ſie ſich vorher noch mit den nöthigen Notizen über die zu bereiſenden Gegenden und mit hübſchen Empfehlungsbriefen verſehen hatten. Ariſtokratikus hatte hierbei vorzüglich auf das Krautjunkerland, Pietiſtikus auf die Muckergegenden, Bureaukratikus auf die gelehrten Rümpelkammerſtädte, Banknotikus auf die Goldküſte Rückſicht genommen, wogegen Michel zwecklos in die Weite ſchlenderte und mit ſeinem Torniſter auf dem Rucken zu Fuß ging, während ſeine Bruder mit und ohne Bedienten ritten und fuhren.

Aber ſie kamen alle ans Ziel, denn wer ſucht, der findet. Die ausgeſetzte Friſt verging, und nach Jahr und Tag zur beſtimmten Stunde waren ſie wieder daheim mit den ſchönſten und lieblichſten Frauen, welche man nur ſehen konnte, denn von Neuvermählten ſoll wenigſtens der Dichter die angenehmſten und liebreichſten Dinge ſagen, zumal es die andern Leute gewöhnlich nicht thun, indem ſie meiſtens aus der ganzen Geſchichte eines Menſchen die miſerabelſten Dinge zuſammenleſen und zu einem Bilde fügen, das mit der Wahrheit durchaus nicht übereinſtimmt und ſelten ſehr ſchmeichelhaft iſt.

Wer aber war mehr entzückt und erfreut als die edle Mutter? Sie weinte wie alle beginnenden Schwiegermütter die zärtlichſten Thränen und ließ ſich alsbald ihre neuerworbenen Töchter vorführen.

Ariſtokratikus trat zuerſt vor und ſprach: meine Frau heißt Adelgunde, Freiin von Hochhinaus, ſie iſt einem alten Geſchlecht entſproſſen, das wahrſcheinlich ſchon zur Zeit, als Adam und Eva im Paradieſe lebten, ſein Daſein hatte, indem ein Apfel und ein Feigenblatt in ſeinem uralten Wappen auf das deutlichſte jene Zeit ahnen laſſen und die Heraldiker ſogar aus einem leeren Felde in den Schildern auf das Chaos hindeuten wollen. Die Familie pflegt noch heutiges Tages die Naſe in den Wolken zu tragen und dabei über die irdiſchen Dinge zu ſtolpern.

Darauf erſchien Pietiſtikus mit ſeiner Neuvermählten und nannte ſie Magdalena Mucker, die Tochter eines Königsbergers und einer Wupperthälerin, alſo in einer heiligen Gegend geboren, wo es mehr Krummmacher als Gradmacher giebt, wo die Menſchen die Augen verdrehn, wenn ſie beten, und wo ſie blöcken, wenn ſie gerührt ſind.

Der Dritte war Bureaukratikus. Er führte ſeine Frau als eine geborene Juſtinian aus dem Hauſe Code, oder nach einer andern Lesart Koth, ein und pries ihre Väter als Verdreher des Rechts und Verwalter der Staatseinkünfte ohne Gehalt.

Am vergnügteſten ſah Banknotikus aus, denn er hatte eine überaus gute Heirath gethan. Seine Frau hieß nämlich Dukatche Rothſchild und war die Verwandtin eines reichen Mannes aus dem Orient, dem man wegen ſeiner Schätze den Spitznamen eines Königs der Juden oder eines Juden der Könige gegeben hatte.

Das ſchlichteſte Paar war Michel und ſein

Weib. Trug ſie auch nur ein einfaches Kleid von roſenfarbenem Kattun und eine weiße leinene Schürze und hatte ſie auch etwas grobe durch die Arbeit verdorbene Hände, ſo ſah ſie doch äußerſt lieblich und zufrieden aus. Sie hieß Anne Marie Thorheit, genannt Weisheit, und war, wie es hieß, die Tochter eines Mannes, genannt Recht, und einer Frau, genannt Wahrheit, deren Familie aber in der letzten Zeit etwas herunter gekommen war, weshalb ſie denn auch über keine ſchönen Kleider zu gebieten hatte.

Nach dieſer Vorſtellung reihte ſich nun Feſt an Feſt und die Flitterwochen vergingen ganz außerordentlich angenehm. Das Küſſen, Händedrücken, Flüſtern und Lieben dauerte wohl anderthalb bis zwei Monate.

Ach wenn ſie ewig grüne bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!

Aber das hatte ſeine guten Wege. Der Menſch denkt und Gott lenkt. Die erſte Begeiſterung, welche einſt mit tauſendfarbigen Flügeln zwiſchen Himmel und Erde hingeſchwebt war, fing an matt zu werden und hinkte zuletzt wie ein angeſchoſſener Kranich über die Erde. Die Männer waren im Hauſe faſt gar nicht mehr zu ſehen. Tags lieſen ſie ihren Geſchäften nach und Abends ſaßen ſie im Wirthshaus. Sogar Mittags kamen ſie nicht ſelten, wenn die Suppe ſchon kalt oder angebrannt und wenn die ſchönſten ſüßen Schüſſeln, mit deren Bereitung ſich die jungen Frauen oft den ganzen Morgen abgearbeitet hatten, verdorben und zuſammengefallen waren. Was war natürlicher, als daß darüber lauter Streitigkeiten ausbrachen. Die Weiber ſaßen zu Hauſe und wenn ſie zu lange gewartet hatten, ſchmollten und grollten ſie oder brachen auch wohl in Thränen aus, während die Männer, obgleich ſie nicht ſelten ſchon Auſtern und Champagner verzehrt hatten, ihrerſeits tobten, daß das Eſſen nicht beſſer ſei und daß im Hauſe alles drunter und drüber gehe. Die Verſtimmungen ſteigerten ſich immer mehr und während die Frauen von Tag zu Tag empfindſamer erſchienen und ſogar von Zeit zu Zeit an Nervenzufällen litten, wurden die Gatten ſo roh und wild, daß gar kein Auskommen mit ihnen war.

Zu dieſer Zeit begab es ſich, daß die Frau Germania einmal einen großen Kaffee veranſtaltete. Es war ſo eine Geſellſchaft, die man heut zu Tage Klatſchviſite nennt. Neben vielen Perſonen aus der beſten Klaſſe hohen und höchſten Ranges waren auch die geliebten Schwiegertöchter eingeladen. Für die Einrichtung der Säle und Zimmer war auf das Beſte geſorgt und an der Naturalverpflegung wurde nichts geſpart. In dem Kaffee waren keine Cichorien, das Brod kam aus dem Oberland, die Baiſentörtchen waren bei Joſty geholt, der Lebkuchen erſchien aus Holland, die Wurſt ſollte von Braunſchweig, der Mazypan von Königsberg und die Leberpaſtete aus Straßburg kommen. Man ſprach von den Mägden, von der großen Wäſche, von der Art, wie man die beſten Buchweizenpfannenkuchen macht und von den neuſten Pariſer Moden. Dann wurde ausgemacht, daß die Frau Schmidt ihrem Mann nicht treu ſei, daß die Frau Müller ſich in größerm Putz zeige, als ihre Umſtände es erlaubten, und daß die Braut, Fräulein Meyer, aus gewiſſen Umſtänden früher heirathen müſſe. Aber ſo intereſſant all dieſe Gegenſtände ſind, ſo waren ſie doch diesmal nicht im Stande, eine heitere Laune hervorzurufen. Endlich ſagte die ehrwürdige Frau Germania in ihrer treuherzigen Weiſe: Nun, ihr Kinderchen, was habt Ihr auf dem Herzen, daß Ihr gar nicht fröhlich werden könnt? Da fingen die Schwiegertöchter an zu weinen und zu heulen und klagten tiefbewegt ihr Leid.

Adelgunde von Hochbinaus nahm das Wort und ſprach: Euer Sohn, mein Ariſtokratikus, iſt ein Tyrann. Ich muß ihm ſeine Pferde putzen und ſeinen Stall reinigen; ich muß ihm die Hunde füttern und die Jagdgewehre ſäubern; ich muß ihm die Wappen in den Stammbaum flicken. So gar die Küche ſoll ich ihm mit meinen weißen zartgepflegten Händen verſorgen. Und da bringt er zuweilen ſogar das ſeltſamſte Wild. Geſtern ſchickte er noch einen geſchundenen Bauer, den ich ihm mit Eſſig und Oel zu Salat bereiten ſollte.

Darauf ſprach Magdalena Mucker: Euer Sohn, mein Pietiſtikus, iſt ein Tyrann. Ich muß ihm Tag und Nacht die Reden überhören, mit denen er den Leuten die Hölle heiß macht; ich muß ihm die Räucherfäſſer putzen und die Wachskerzen gießen; ich muß ihm die Chorhemden und Bäffchen waſchen; ich muß ihm ſogar die Schaafspelze nähen, die er für die Wölfe gebraucht, welche er als wüthende Thiere in die Welt ſchickt.

Juſtiane Code oder Koth fuhr fort: Euer Sohn, mein Büreaukratikus, iſt ein Tyrann, denn er zwingt mich den ganzen Tag an den Schreibtiſch, damit ich ſeine unleſerlichen Akten copire, in denen oft eben ſo viel Recht wie Unrecht enthalten iſt. Ach Gott, ich bin aus der ehrenwerthen Familie Code und wie oft muß ich meine reine Hände mit Koth beſudeln!

Auch Dukatchen Rothſchild war ſehr betrübt und ſprach: Euer Sohn, mein Banknotikus, iſt ein Tyrann, denn ich muß von Morgen früh bis Abends ſpät hinter dem Laden ſtehn und Seiſe und Thran und Kaffee und Gewürz verkaufen; ich muß ihm die Zuckerdüten mit Kleiſter zuſammenpappen. Dabei läßt er mich alle Goldſtücke abwiegen, ob ſie auch vollwichtig ſind und wenn ſie es ſind, ſo muß ich ſie beſchneiden, damit ſie leichte Louis'dore geben.

Am wenigſten klagte noch Anna Maria Thorheit, aber es wollte ihr auch ſchlecht behagen, daß ihr Michel zu viel in den Schoppenhäuſern und in den Bierhallen liege, dort ſinge, trinke und politiſire und gelegentlich eine Prügelei beginne, weshalb er denn nicht ſelten mit allen Regenbogenfarben auf dem Rücken bezeichnet nach Hauſe komme. Was ſeine Aufführung bei ihr angebe, ſo erklärte ſie ſich damit ganz zufrieden.

Als ſie geendet hatten, wurde die Germania ſehr aufgebracht und ſagte: das muß anders werden mit den verfluchten Schlingeln! Iſt es eine Art, ſo die Zartheit und Achtung vor dem weiblichen Geſchlechte aus den Augen zu ſetzen? Man ſollte glauben, daß ſolche Dinge kaum bei den Hottentotten und Feuerländern möglich wäre, viel weniger in einem ſo civiliſirten Lande wie Deutſchland. Kurz und gut! Ihr ſollt von mir hören.

Unterdeſſen war es neun Uhr geworden und die Mägde warteten ſchon alle in der Küche, um die unglücklichen Frauen nach Hauſe zu holen, wohin ſie in der Erinnerung an die mannigfachen traurigen Erlebniſſe der Scenen der letzten Zeit nur ungern zurückkehrten. Die Mäntel, Anzüge und Ueberſchuhe wurden nach und nach herbeigebracht und während ſie ſich alle bekleideten, gab man ſich noch gegenſeitig die Verſicherung. daß alles vortrefflich und die Unterhaltung ſehr belebt geweſen ſei und daß man auf das herzlichſte für den vergnügten Abend danke. Das Lachen, Plaudern und Schäckern hielt bis auf die Treppe des Hauſes an und tönte noch laut in die Straßen, die Dienſtboten gingen nun mit den Laternen voraus und leuchteten vorſichtig an den Goſſen, denn

Gasbeleuchtung gab es damals noch nicht und die Straßenbeleuchtung wurde, obgleich es ſtichedunkel war, geſpart, weil Mondſchein im Kalender ſtand. Wir aber laſſen die jungen Gattinnen in ziemlich getröſtetem Zuſtande nach Hauſe gehen.

Zehntes Capitel.

Wie der Pantoffel erfunden wurde und welche Wirkungen er ausübte.

Kaum waren ſie weg, ſo ließ die Frau Germania ihre alte Haus- und Hofhexe kommen und machte dieſe mit den Dingen bekannt, welche ſie eben gehört hatte. Dieſelbe hieß Pantoffeline und war ein bitterböſes altes Weib aus dem Geſchlechte der Meerkatzen. Dabei ſah ſie aus wie eine ägyptiſche Mumie, mit denen ſie auch in genauer Verwandtſchaft geſtanden haben ſoll. Sie hörte die Angelegenheit mit großem Vergnügen, denn ſie glich in dieſer Beziehung allen alten Jungfern, die ſich außerordentlich freuen, wenn ſie irgendwo Streit ſtochern können. Indem ſie ſich dafür äußerte, daß es für jedes Gift ein Gegengift gebe, verließ ſie, ohne ſich auf weitere Erörterung einzulaſſen; das Zimmer und kroch den Söller hinauf, wo ſie aus einer düſtern Ecke, welche als allgemeine Rumpelkammer diente, einen alten Schuh hervorzog. Alsbald erſchien ſie wieder vor der Herrin, die nicht wenig erſtaunt war, ſie mit dieſer abgenutzten frühern Fußbedeckung vor ſie treten zu ſehen.

Was iſt das? fragte die Germania betreten.

Das iſt ein Inſtrument zur Heilung Eurer Söhne, antwortete Pantoffeline.

Und nun ſetzte ſie ihr auseinander, woraus der Schuh verfertigt war. Die Sohlen beſtanden aus der gegerbten Haut der Xantippe, der chriſtlichen Ehefrau des weiſen Sokrates, die nicht müde wurde, ihren armen Mann zu placken und zu ſchinden; das ſogenannte Oberleder bildete die Zunge der Frau Albrecht Dürer, mit welcher ſie den edeln Maler täglich ärgerte und hetzte; die Nägel waren von den Händen der Kaiſerin Katharina, mit welchen ſie ihren Liebhabern, ſobald ſie dieſelben müde war, die Augen auskratzte, und die Näthe waren mit den Haaren gearbeitet, welche Delila, die Verrätherin des Simſon, auf den Zähnen hatte. Aber es lag auch etwas Sammt darin, der vor Zeiten gewirkt wurde aus der Tugend der Lukretia, dem Heldenmuth der Johanna von Orleans und der holdſeligen Duldſamkeit der heiligen Eliſabeth.

Dieſer Schuh, ſagte Pantoffeline, hat die Gewalt den wildeſten Mann zu bändigen, ſogar, wenn er aus dem Geſchlechte der Anthropophagen, auf Deutſch Menſchenfreſſer ſtammt. Ich habe ein Mittel ihn durch Zauber zu vermehren, was auf der Stelle geſchehen ſoll. Iſt das Werk, an deſſen Gelingen ich nicht zweifle, vollbracht, dann könnt Ihr Euren Schwiegertöchtern jeder ein Exemplar einhändigen und ſie werden fortan ſicher vor den Grobheiten und Gewaltthätigkeiten ihrer Männer ſein.

Herrlich, herrlich! rief die Germania. Und die Schuhe ſollen nach ihrer Erfinderin Pantoffeline künftig Pantoffel heißen! — Ueber dieſe Aufmerkſamkeit einer hochgeſtellten Perſon weinte die Dienerin ſogleich pflichtmäßig einige tiefgefühlte Zähren.

Das alte Weib verſchloß nunmehr die Thüren. Während die Germania ihr aufmerkſam zuſah, nahm ſie einen großen Blumentopf, legte den Schuh hinein, bedeckte ihn mit Hauskehricht und begoß ihn mit Krokodillenthränen und Drachengift. Zugleich ſprach ſie einen Zauberſpruch, der in einem uralten

Buche ſtand und ſiehe! der Baum des Lebens wuchs aufs Neue auf. Seltſamer Weiſe keimte er auch ſogleich, ſchoß Zweige, entfaltete Blätter, entwickelte Blüthen, welche zu Früchten reiften und grade ſo ausſahen wie kleine Schuhe, oder wie ſie jetzt heißen: Pantoffel. Als dies geſchehen war, pflückte die Hofhexe ſie bedächtig ab und theilte ihrer Herrin mit, wie mit dieſen äußerſt nützlichen Früchten zu verfahren ſei, damit ſie die gewünſchte Wirkung thäten. Germania aber war außerſt froh über dieſes unerwartete ſchöne Ereigniß, zumal da ſie in die geheimen Künſte der Perſon, welche ihr vor Zeiten die Karten aufgeſchlagen und in einer Weiſe prophezeit hatte, daß alles eingetroffen war, das unbedingteſte Vertrauen ſetzte. Sie packte die Früchte der Zaubernacht in Schachteln, was ſpäter noch die Urſache wurde, daß man ihr den Spitznamen alte Schachtel gab, und ſandte ſie mit Gebrauchszetteln, die ungefähr ſo abgefaßt waren, wie man die in heutiger Zeit bei den Hühneraugenpflaſtern, den Zahntinkturen, dem Haaröl und den Morriſon'ſchen Pillen findet, in die Häuſer ihrer Schwiegertöchter.

Man kann ſich leicht denken, daß die Freude nicht gering war, als die außerlich unanſehliche, innerlich aber höchſt werthvollen Geſchenke ausgepackt und betrachtet wurden. Noch mehr aber ſteigerte ſich dies Wohlgefallen, als die kleinen Pantoffeln vollkommen ihre Wirkungen thaten. Als Ariſtokratikus am andern Morgen ſeine Frau in den Kuhſtall ſchicken wollte, um dort den Viehſtand einzuſehen, gab ſie ihm einen tüchtigen Klaps mit dem Pantoffel auf ſein großes Maul und augenblicklich wurde er ſtill und krümmte ſich wie ein Jagdhund zu ihren Füßen. Pietiſtikus, der ſchon Morgens um ſechs Uhr an das Bett der Magdalena Mucker trat, um ſich eine Predigt über den Text: „Ich laſſe ab von dem, was da hinten iſt und ſtrecke mich nach dem, was da vornen liegt“ zu überhören, erhielt einen kräftigen Schlag über ſeinen ſchlichtgeſtriegelten kahlen Scheitel und wurde zahm, wie ein Lämmlein. Nicht beſſer erging es Bureaukratikus, der ſeiner Juſtiane ſchon mit dem erſten Lerchenſchlag einen Stoß Akten zum Abſchreiben brachte und ihr nichts zum Frühſtück darreichen wollte, als einen Teller Bücherſtaub. Seine hohe Denkerſtirne trug durch den kleinen männerbändigenden Schuh einen ſo unſanften Fleck davon, daß er von ſeinem Begehren abließ und ſich wie ein Maulwurf verkroch.

Faſt am allerſchlimmſten ging es dem armen Banknotikus. Derſelbe kam nämlich erſt ſpät von ſeinem Schacher zurück und brachte wieder einen ganzen Haufen friſchgeſchlagener Goldſtücke mit. In einem höchſt energiſchen Tone befahl er ſeiner Dukatchen, die eben damit beſchäftigt war, Kaffebohnen zu brennen, die Nacht hindurch die Münzen zu beſchneiden, damit ſie am andern Morgen als leichte Waare wieder in den Cours kommen könnten. Als er noch befehlend und ſchmälend ſich auskleidete und zu Bett gehen wollte, erhielt er aber von ſeinem Weibe keinen übeln Schlag auf die lange Naſe aus Paläſtina. Seine ganze Häringsſeele trat glänzend ans Licht und er entfloh wie eine diebiſche Elſter.

Verhältnißmäßig kam Michel noch am beſten weg. Da er zu gutmüthig war, um ſeinem Weibe viele Geſchäfte aufzuhäufen, und da ſein Weib ſchon von ſelbſt für das Haus ſorgte, ſo hatte er nicht wie die andern zu büßen. Aber er war doch wieder zu lange in der Geſellſchaft ſeiner Freunde geblieben und hatte, wie gewöhnlich, zu tief ins Glas geguckt, ſo daß er etwas angetrunken heimkehrte, weshalb die Anna Marie Thorheit es auch nicht unterlaſſen konnte, ihm von ferne den Pantoffel mit ſchalkhaftem Lächeln zu zeigen. Der kräftige Mann kriegte Anfangs ein wenig Angſt durch die ſonderbare Zauberkraft des eigenthümlichen Schuhs, dann aber küßte er ſeine Frau auf den rothen blühenden Mund und Alles war gut. Sie ſangen noch vor dem Schlafengehen das ſchöne Lied: „Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen und haben einander ſo lieb“, und träumten die angenehmſten und lieblichſten Dinge.

Für die Geſtaltung der Verhältniſſe im Innern des Hauſes Deut waren dieſe Ereigniſſe von unberechenbaren Folgen. Dies war nämlich die höchſt merkwürdige Zeit, wo das ſogenannte Pantoffelregiment eingeführt wurde und die für die Familie der Germania eine ähnliche Wichtigkeit hatte, wie für die Welt die Sündfluth, die Einführung des Chriſtenthums, die Entdeckung von Amerika und der Handel mit chineſiſchem Thee. Vorläufig haben wir nur die guten Folgen dieſer That ins Auge zu faſſen. Wie nämlich die Sündfluth dadurch vortheilhaft wirkte, daß viele Schaafsköpfe ertranken, wie das Chriſtenthum darum der Welt zum Heil diente, weil es die Sklaverei und die Todesſtrafe nicht abſchaffte, obgleich es lehrt, liebet euch untereinander, wie die Entdeckung von Amerika dadurch nützlich wurde, daß dadurch die langen Pfeifen, die Cigarren und die Kartoffeln ins Land kamen, und wie endlich der Handel mit chineſiſchem Thee deshalb ſolchen günſtigen Einfluß ausübte, weil er die Klatſchviſiten nach ſich zog, ſo hatte das Pantoffelregiment die ausgezeichnetſten Wirkungen auf die Milderung der Sitten. Eine Folge davon war ebenfalls, daß dadurch ein neuer Zweig öffentlicher Beredſamkeit ausgebildet wurde, welcher unter dem Namen Gardinenpredigten in ſpäteren Zeiten einen außerordentlichen Höhepunkt der Blüthe erreichte. Die Frauen gewannen auf dieſe Weiſe die größtmöglichſten Vorzüge, von deren guten und ſchlimmem Gebrauch wir vielleicht ſpäter noch mancherlei zu hören bekommen.

Elftes Capitel.

Wie die Germania ihren Söhnen Wohnſitze anweiſt.

In dieſelbe Periode, welche wir in den vorigen Capiteln dargeſtellt haben, fällt ein anderes wichtiges Ereigniß, nämlich die Vertheilung der Beſitzthümer der Germania an ihre Söhne. Die Beobachtung der Geiſtesrichtungen, welche dieſelben in ihrem Jugendleben auf eine ſo entſchiedene Weiſe an den Tag gelegt hatten, kam ihr einestheils trefflich zu ſtatten, anderntheils hatte ſie aber auch keine Gelegenheit vorübergehen laſſen, die Neigungen der Söhne zu erforſchen, und ſie unter vier Augen auszufragen, was ihnen eigentlich am meiſten zuſagte. Die vielfachen geheimen Conferenzen, welche dieſer Gegenſtand hervorgerufen hatte, waren alle nur geeignet ſie in ihrem urſprünglichen Vorhaben auf das Kräftigſte zu beſtärken.

Ariſtokratikus hatte ſich dahin geäußert: Seine liebſten Beſchäftigungen ſeien das Waffenhandwerk, das Reiten und die Jagd. Die Mutter möge deßhalb ſeinen Bitten Gehör geben und ihm die feſten Burgen und Schlöſſer nebſt ihren Umgebungen, den großen Feldern und Wäldern und Teichen verleihen. Auf dieſe Weiſe könne er am beſten ſeiner Liebhaberei nachkommen. Wenn indeß dadurch ſeine Brüder in Nachtheil kämen, ſo verpflichte er ſich dagegen ſie zu beſchützen gegen innere und äußere Feinde und ſtatt ihrer in den Krieg zu ziehen. Er fühle in ſich die Kraft eines Löwen und die Stärke eines Elephanten und würde ſich deßhalb niemals entſchließen, andre als ritterliche Werke zu thun. Auch glaube er aus allen Anzeichen, daß er aus adeligem Blute ſtamme. Auf dieſe letzte Aeußerung hin rief die erſtaunte Germania: „Ich erkenne in Dir ganz deinen Vater, den gothiſchen Hauptmann wieder."

Pietiſtikus zeigte dagegen ganz andre Gelüſte. Ich habe mich, ſprach er, nie um das äußere Treiben der Welt bekümmert. Mein Leben iſt ein Leben im Geiſt geweſen und ſoll es auch bleiben. Deßhalb habe ich die Einſamkeit geſucht, in deren geheimen Zufluchtsorten die Beſchaulichkeit am beſten gedeiht. Meine Geſchäfte ſind beten, die Menſchen bekehren, um Buße zu thun. Ich will mich fürder des äußeren Prunks begeben. Dafür aber, liebe Mutter, gebt mir die Kirchen, damit ich in ihnen predigen, und die Klöſter, damit ich in ihnen den Forſchungen des Glaubens nachgehen kann. Wie ich immer für Andre gelebt habe, ſo will ich es noch fürder thun, Amen! — „Er ſpricht ganz, murmelte die gerührte Mutter, wie ſein Vater, der römiſche Himmeldragoner.“

Büreaukratikus verrieth wieder ganz eigene Neigungen. Er äußerte ſich folgendermaßen: Ich lebe nur für die Staatswiſſenſchaft. Mein einziges Streben iſt, mir ihre Principien klar zu machen und die gewonnenen Reſultate praktiſch in das Leben überzutragen. Die Ehre, einen Staat zu bewerkſtelligen und den verſchiedenen Gliedern deſſelben ihren gehörigen Platz anzuweiſen, während ich mich ſelbſt, wenn auch nicht als Herrſcher, ſo doch als Ordner deſſelben fühle, geht aber über die Luſt des Beſitzes. Wenn ich daher irgend ein Erbe wünſche, ſo iſt das die Befugniß, die öffentliche, Aemter zu erringen, indem ich einestheils die Verwaltung führe und andertheils die Geſetze mache und zur Ausführung bringe. Ich bitte deßhalb um die Adminiſtrationshäuſer und Gerichtsſäle. Wird mir dieſer Wunſch, welcher der höchſte meines Lebens iſt, gewährt, ſo ſoll mich kein Teufel mehr draus vertreiben. — „Er ſpricht ganz wie der byzantiſche Rechtsgelehrte,“ ſprach die ſtaunende Germania, die über ſeine Herkunft keinen Zweifel zu hegen ſchien.

Die Unterhaltungen mit Banknotikus brachten wiederum ein anderes Ergebniß. Er meinte: Was meine Brüder für einen Geſchmack haben mögen, das kümmert mich wenig. Mein Verlangen ſteht nach Geld, Geld, Geld und wieder Geld. Gebt mir nur tüchtige Rollen, gebt mir alles, was ſich in eurer Chatulle vorfindet. Aus Nichts wird Nichts, aber aus Geld wird Geld. Ich kaufe damit die Gewehre und Pferde meines älteſten Bruders, ich verſchaffe mir damit den Lappenplunder des zweiten und erringe damit die Gelehrſamkeit und das Bücherweſen des dritten. Wenn die goldnen Dukaten klingen, das übt euch einen größeren Einfluß aus, als aller Zauber, von dem man in den Märchen lieſt. Was iſt die Tapferkeit, die Tugend, die Keuſchheit gegen das Geld! Mit dem blinckenden Metall mache ich ſie alle zu nichte. Alſo noch einmal! Je mehr deſto beſſer, aber gebt mir Geld. Geld regiert die Welt! — „Ach Gott, ſeufzte die Germania, das hat er von dem jüdiſchen Hauſirer.“

Michel kam als der jüngſte zuletzt an die Reihe. Seine Mutter erklärte ihm, ſie wolle ihre Beſitzthümer unter ihre Kinder vertheilen und fragte ihn, was er wünſche. Ich will eure Liebe, antwortete der treuherzige Burſche. Die haſt du bereits; aber was willſt Du mehr? ſprach Germania weiter. Was Ihr mir gebt! war die Antwort. Deine Brüder haben ſchon gewählt, fuhr ſie fort. So gebt mir was übrig bleibt! äußerte der uneigennützige, beſcheidne Michel. Und würdeſt Du zufrieden ſein, wenn Du hier und dort ein Häuschen und hier und dort ein Stückchen Land, Wieſe und Wald beſäßeſt? fragte die gerührte Mutter. Warum nicht? ſprach der gute Kerl. Ich brauche wenig. Das beſte Gut iſt die Zufriedenheit, ſie macht die wahren Könige. Du biſt zwar der beſte von allen, ſagte die Germania, aber Du biſt doch grade ein ſolcher Eſel wie Dein Vater, der Kutſcher Johann.

Nach dieſen Unterhandlungen wurde der Notarius Cäſarius Publikus Immatrikulatus gerufen.

Es war derſelbe Mann, der einſtens Nachts an einem Fluſſe ſtand und dem Schiffer auf dem gegenſeitigen Ufer zurief: holüber! — Wer iſt da? fragte der Fahrmann. Der friedliche Rechtsgelehrte rief ſeinen eben genannten Namen und Titel, und der Schiffer glaubte es wäre eine ſolche Geſellſchaft drüben, daß ſie nicht alle in den Kahn gingen, und fragte: Soll ich die Pont bringen? Dieſer Mann hatte auch wirklich eine ſeltene Würde in ſeinem Weſen, wozu ſeine Perücke und ſein Zopf nicht wenig beitrugen. Was die Ehrbarkeit ſeiner Erſcheinung noch beſonders erhöhte, war, daß er fortwährend mit lateiniſchen Floskeln und grichiſchen Brocken um ſich warf, ſo daß ihn kein vernünftiger Chriſtenmenſch verſtehen konnte. Uebrigens wirkte er dadurch beſonders auf die Bauern und dieſe

Wurden von all dem Zeuge ſo dumm,
Als ging ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum.

In ſeiner Gegenwart wurden die Erbſchaftsangelegenheiten lang und breit beſprochen. Die Mutter und die vier älteſten Söhne betheiligten ſich ſehr lebhaft an den vorgelegten Fragen und keiner wollte doch dem andern das Seine gönnen. Nur Michel, der eigentlich kaum wußte, worum es ſich handle, blieb ſtill wie immer. Nach mehrtägigen Discuſſionen wurde endlich der Akt aufgenommen und die Paragraphen ſtellten im Ganzen daſſelbe feſt, was wir oben ſchon mitgetheilt haben. Der Notar ſprach nun noch einige ſalbungsvolle Worte, machte das Punktum, ſtreute den Sand drum und nunmehr wurde das Papier vorgeſetzter Maßen unterſchrieben. Als dieſe Dinge zum Ende gebracht waren, zogen die Söhne in ihre Wohnſitze, nachdem ſie ſich vorher noch das Verſprechen gegeben hatten, ihre brüderlichen Neigungen nicht erkalten zu laſſen, ſich im Leben treu beizuſtehen und ſich zuweilen, je nach der Jahreszeit wechſelſeitig zu beſuchen. Die Mutter war über dieſe Schlußakte ſehr erfreut. Alle gaben ſich ſodann Hand und Kuß und ſchieden von einander.

Zwölftes Capitel.

Wie die Söhne der Germania mit Nachkommenſchaft geſegnet wurden.

Wer hat nicht oft ſagen hören, daß die erſten Elternfreuden über jedem andern Entzücken ſo hoch erhaben ſeien, wie der Himmel über der Erde! Man hat Beiſpiele, daß Väter oder Mütter vor Luſt geſtorben ſind, wenn ſie das erſtemal im Leben einen Sprößling begrüßten, in deſſen Adern ihr eignes koſtbares Blut floß. Es iſt in der That etwas Ruhrendes, zu ſehen, mit welchem Blick der Liebe Eltern über ihrem Kinde hängen können. Ein ſolcher Genuß ſcheint noch einen ganz andern Reiz zu haben, als der junge Lenz nach dem Winter. Der Blick des Vaters in das blaue Kinderauge ſcheint viel köſtlicher als die Schau in den leuchtenden

Maihimmel, der wolkenlos glänzt, ein Lauſchen mit dem kindlichen Athem iſt viel ſüßer als das Geräuſch des Lüftchens, das durch die Blätter der Frühlingsbäume rauſcht. Und wie hoch ſteigern ſich dieſe Genüſſe, wenn das Kleine heranwächſt! Was ſind alle Künſte der beſten Tänzerin gegen die Grazie, welche dies Töchterchen in ſeinen erſten Bewegungen entwickelt! Was iſt eine Rede von Demoſthenes und eine Symphonie von Beethoven, verglichen mit den erſten Worten, welche das Söhnchen in die Welt lallt! Zweites neues Leben, doppelt ſüß, weil es mit Bewußtſein durchlebt wird, nichts gleicht dir an inniger ſtiller Befriedigung!

Auf ihren Wohnſitzen angelangt, hatten die Söhne der Germania ſehr häufig das Vergnügen die oben nur mit ſchwachen Worten beſchriebene Wonne zu empfinden. Wenn das Sprichwort „an Gottes Segen iſt alles gelegen“ ſich auf den Kinderreichthum bezieht, ſo muß man ſagen, daß das Geſchlecht, von dem wir gegenwärtig erzählen, beſonders in der Gunſt des Himmels ſtand. Die Hebamme ging von einem Hauſe in das andre und die Großmutter wurde regelmäßig fünfmal im Jahr citirt, um in den Wochenbetten beizuſtehen und die Kinder über die Taufe zu halten. Was erlebte die noch friſche und rüſtige Frau nicht eine Fülle von Vergnügen! Ueber jeden neuen Enkel war ſie gerührt, über jede neue Enkelin vergoß ſie neue Freudenthränen, ſo daß es den Naturforſchern wirklich als Problem erſchien, wie die Thränenſäcke einer einzigen Frau ſo außerordentlich viele Thränen enthielten, ohne daß das Leben nicht total aufgerieben wurde. Noch mehr war dieß zu verwundern, wenn man bedenkt, daß ſie ſich mit derſelben unverdroſſenen Sorgfalt bemühte, die Regeln der Wochenſtube aufrecht zu halten und ihre Schwiegertöchter jedes Mal neun Tage ins Bett und ſechs Wochen ins Haus zu zwingen.

Ariſtokratikus gab ſeinen Söhnen lauter ſchönklingende, hochtrabende, vornehme Namen. Den einen nannte er Fürſt, den andern Herzog, den dritten Graf, den vierten Freiherr und den fünften Junker und belehnte jeden mit einem ſeiner Güter jedoch ſo, daß die älteren die großen und die jüngeren die kleinen erhielten. Auch wies er jeden an, ſich nach dem betreffenden Beſitzthume einen Zunamen zu wählen, der alsdann durch das höchſt wichtig gewordene Wörtchen „Von“ mit dem Vernamen verbunden wurde. Es kamen dadurch äußerſt herrliche Titel zu Stande, wie wir ſie gegenwärtig noch in den Wappenkunden finden. Einigermaßen bedenklich erſchien jedoch der Umſtand, daß nachdem die beſten Häuſer vergeben waren, dem jüngſten nichts übrig blieb, weshalb derſelbe ſich denn beſcheidener Weiſe Junker von Habenichts nannte. Später wurde die ganze Linie, welche dieſem Stamm entſproß, gemeinhin als die Ariſtokraten bezeichnet.

Die große Vorliebe des Pietiſtikus für die lateiniſche Sprache trug ſich noch auf die Wahl der Namen für ſeine Nachkommen über. Der eine hieß Episcopus oder Biſchof, der andere Generalſuperintendent, der dritte Paſtor oder Pfarrer und Prediger, der vierte Kaplan und der fünfte Vikarius. Dieſelben erhielten je nach ihrer ältern oder jüngern Herkunft Dome, Kirchen und Capellen als Beſitzthum und man nannte ſie, weil ſie ſich in dieſen Gebäuden am meiſten zu ſchaffen machten, gewöhnlich die Ekkleſiaſtiker oder die Kirchenmänner, oder auch wohl die Frommen im Lande.

Eine ähnliche Neigung, ſeinen Kindern ausländiſche Namen zu geben, beſaß Bureaukratikus. Sie hießen Präſidenten von Verwaltungen und Gerichtshöfen, Miniſter, Räthe, Aſſeſſoren, Referendarien, Auskultatoren, Sekretaire, und als man zuletzt keine Namen mehr finden konnte und ſie ſelbſt für überflüſſige Leute hielt, Supernumerarien. Das Volk aber, dem ſie zuweilen ſehr läſtig waren, hieß ſie einfach nach ihrem Vater Büreaukraten. Witzvögel aber, welche ſahen, daß ſie ſich ſehr viel mit Schreiben und folglich mit Gänſekielen beſchäftigten, nannten ſie „Federvieh!“

Banknotikus war nicht ſo ſorgfältig in der Wahl ſeiner Namen, denn es ging ihm mehr um die Sache, wie um den Namen. Auch war er ſelten zu Hauſe und dachte deshalb weniger an bezeichnende Ausdrücke. Den Kalender nahm er nie zur Hand, um die Heiligen zu ſtudiren, ſondern nur um zu ſehen, wie die Wetterprophezeihungen lauteten, um danach ſeine Reiſen und Spekulationen einzurichten. Seine Söhne hießen Banquier, Fabrikant, Spekulant, Kornwucherer, Handelsmann, Krämer, Agent und Commiſſionär, denn er gab jedem die Bezeichnung der Geſchäfte, in welcher er ſie ſelbſt zu gebrauchen pflegte. Im Volk aber trugen ſie den Namen Geldmänner, oder auch wohl, weil ſie ſehr auf den

Bürgerſtand pochten, welchem ſie ſich anzugehören rühmten, die Bourgeoiſie.

Noch viel weniger bekümmerte ſich Michel um die Namen ſeiner Kinder. Er liebte ſeine Kinder und damit dachte er genug zu thun, für das Uebrige ließ er den Himmel ſorgen und Gott einen guten Mann ſein. Er hatte gewöhnlich vorher nie daran gedacht, wie er irgend einen neuen Jungen taufen laſſen ſollte. So wählte er denn die Namen, die überhaupt am geläufigſten waren. Der eine hieß Peter, der andere hieß Jakob, der eine Joſeph, der andere Andreas. Hans und Kunz fehlten ſogar nicht. Und da ſie ſich ſämmtlich durch nichts Beſonderes auszeichneten, ſondern alle ihrem Vater glichen, ſo waren ſie bald unter dem allgemein nichtsſagenden Namen „das Volk“ bekannt.

Wir können dies Capitel nicht ſchließen, ohne ſelbſt zu geſtehen, daß es äußerſt langweilig iſt, und ohne den Leſer in dieſer Beziehung aufzuklären, im Falle er nicht ſchon auf denſelben Gedanken gekommen iſt. Daß wir dafür die gütige Nachſicht des Publikums in Anſpruch nehmen, verſteht ſich ganz von ſelbſt. Die deutſche Gründlichkeit, der wir indeß von ganzem Herzen zugethan ſind, macht uns ein ſolches Verfahren zur Pflicht. Wer erinnert ſich hier nicht daran, daß ganze dickleibige Bände über die Eſel, die Fiſche, die Schaafe und ſonſtige Hausthiere geſchrieben ſind und von unſeren Landsleuten noch tagtäglich mit der größten Geduld, ja nicht ohne mannigfaches Intereſſe geleſen werden? Dabei können wir aber unſre Meinung nicht verhehlen, daß wir die Nachkommenſchaft der Germania für eben ſo wichtig und beſchreibungswerth halten, wie jene Abhandlungen über die miſtgebenden Thiere. Wer ſich aber hiermit nicht befriedigen ſollte, den gemahnen wir, daß ſelbſt in dem heiligſten aller Bücher die Geſchichtsregiſter mit großer Gewiſſenhaftigkeit durchgeführt ſind und im Ganzen einen noch größern Raum einnehmen, als wir gegenwärtig der Abſtammung der Germania gewidmet haben.

Dreizehntes Capitel.

Wie Ariſtokratikus und ſeine Nachkommen lebten.

Wir haben unſre Leſer bis jetzt nur von dem häuslichen Leben, wie es in der Familie der Germania geführt wurde, unterhalten, und wir glauben, daß wir hierin die Pflicht eines gewiſſenhaften Geſchichtsforſchers erfüllt haben. Zur gründlichen Entwicklung der Charaktere und Verhältniſſe iſt dies nämlich durchaus nöthig; auch wird es ſich in der Folge wohl zeigen, wie getreu ſich die einzelnen Glieder in ihrer individuellen Begabung blieben und wie daraus alle ſpätere Verhältniſſe hervorwuchſen. Nunmehr aber können wir mit allem Fug die enge Begrenzung von Haus und Hof verlaſſen und mit Ruhe zuſehen, wie die Helden und Heldenkinder, welche wir bis jetzt betrachtet haben, ſpäter auf der breiten Bühne des Lebens ihre Rollen ſpielten. Wir beginnen hier gleich wieder mit dem vielbeſprochenen Ariſtokratikus und ſeinen Ariſtokrätchen, zumal da dieſer Stamm ganz entſetzlich auf das Recht der Erſtgeburt hält.

Sie lebten, wie es ſchon aus frühern Andeutungen hervorgeht, meiſtens auf ihren großen Erbſchlöſſern mitten in Wäldern oder auf Bergen, zuweilen aber auch auf ſtolzen Burgen, welche ſie in oder an die Städte legten. Mit andern Leuten pflegten ſie nicht gern Umgang zu haben, deſto mehr verkehrten ſie unter ſich, denn ſie hatten die eigenthümliche Marotte, daß in ihren Adern ein edleres und reineres Blut poche, als in denen der andern Menſchen. Wie ſie auf dieſe Idee, die in der Folge eine fixe geworden iſt, aber nie im Stande war, ſie ins Narrenhaus zu bringen, gekommen ſind, iſt bis jetzt noch nicht ermittelt. Auch möchte es ihnen ſchwer ſein, jemals dieſen Beweis der Wahrheit zu liefern, da es doch nach dem chriſtlichen Glauben feſtſteht, daß ſie von Adam und Eva herſtammen, wie der erſte beſte Schneidergeſell, da ſie offenbar ebenſo gut von Brod und Kartoffeln leben, wie jeder Taglöhner und da ſie für die Cholera und die

Peſt ebenſo empfänglich ſind wie jeder Barbier und Compagniechirurg. Gleichwohl ſind ſie noch ſtets von dieſem Gedanken beſeſſen und ſcheuen deßhalb den Umgang mit ſogenannten gemeinen Leuten. Wenn ſie aber nicht umhin können, mit denſelben zuſammenzukommen, ſo ſind ſie meiſtens ſehr wortkarg, und tragen das Haupt ſehr ſteif, zuweilen aber wenn ſie wohlgemuth ſind, ſo laſſen ſie ſich auch wohl „herab.“ Dieſe Herablaſſung beſteht in dem eigenthümlichen Verfahren, daß ſie äußerſt leutſelig reden und holdfreundlich lächeln, aber jeden Augenblick durch ihre Worte fühlen laſſen: „Du armes Menſchenkind, du biſt zwar nicht werth mir die Schuhriemen zu löſen, und daß es ſo iſt, will ich dir durch mein gemachtes Lächeln zeigen. Wenn du ſo dumm biſt, mich in dieſem Zeichen mißzuverſtehen, ſo iſt das deine eigne Schuld und es iſt mir ſehr lieb, daß du ſtatt Scandal darüber zu machen, mich für einen menſchenfreundlichen Charakter rühmſt.“

Wie ihr Vater erwieſen ſie ſich nie als allzugroße Freunde der Wiſſenſchaft, was wahrſcheinlich darin ſeinen Grund hatte, daß ihr Vater in ſeiner Jugend auf den Kopf gefallen war. Das Leſen lernten ſie meiſtens in dem Gothaiſchen Adelskalender, welcher auch ſpäter ihre liebſte Lektüre wurde. Im Schreiben brachten ſie es gewöhnlich ſo weit, daß ſie in Geldnöthen ohne große Anſtrengungen einen Schuldſchein zu unterſchreiben vermochten. Von fremden Sprachen verſtanden ſie ſich am beſten auf die Franzöſiſche. Am meiſten intereſſirten ſie einzelne Zweige der Naturgeſchichte, beſonders war dies der Fall mit dem Pflanzenreich, weshalb man ihnen auch nicht ſelten die Spitznamen Krautjunker und noble Planze gab. Unter den Bäumen hatten die Stammbäume hauptſächlich ihre Zuneigung gewonnen. In der Aſtronomie waren ſie ebenfalls einigermaßen erfahren, namentlich ſtudirten und beneideten ſie nicht ſelten die Sterne auf der Bruſt der großen Herren. Wir dürfen indeß nicht vergeſſen, daß ſie ſich ebenfalls um die Erfindung einer großartigen nie genug zu rühmenden Wiſſenſchaft ſehr verdient gemacht haben. Es iſt das die ſogenannte Heraldik oder Wappenkunde, welche darin beſteht, lauter kleine Würfel oder Felder mit Thieren, Sternen und allerlei andern myſtiſchen Zeichen zuſammenzuſetzen und eine oder die andere Krone darüber zu malen. Dieſe Dinge dienten ſpäter dazu, die Abkunft zu beweiſen. Zur Vertretung dieſer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſtifteten ſie auch zuweilen Blätter, welche Adelszeitungen hießen und gewöhnlich aus Theilnahmloſigkeit des Publikums zu Grunde gingen.

Bei dieſem Mangel an Beſchäftigung konnte es ihnen nicht fehlen, daß ſie viel freie Zeit hatten, welche ſie auf die mannigfachſte Weiſe benutzten. Dies geſchah beſonders, indem ſie ihren Leidenſchaften, welche ſie noble Paſſionen zu nennen pflegten, in ſehr erfinderiſcher Weiſe fröhnten. Hierher gehörte vor allen Dingen das Soldatenweſen. Sie kannten in der That kein größeres Vergnügen, als ritterliche Uebungen zu halten. Ein großes Heer anzuſehen, war ihnen eine Wonne, die die Reize des ſchönſten Frühlingsmorgens überſtrahlte. Was war da das Blitzen des Thau's auf Bäumen und Gräſern gegen das Glänzen der Lanzen und Schwerter! Was wallte eine kräftige Staubwolke gegen den blauen Duft des Morgens! Wie reizend war es den Gänſemarſch einüben zu laſſen, und rechtsum und linksum zu kommandiren und dabei ſo recht die Würde des Amtes zu fühlen! Wie herrlich klangen bei dieſer Gelegenheit die Flüche: Donnerwetter und: dir verfluchtem dummem Jungen ſollen dreitauſend Teufel durch den Leib ſpazieren! Welcher tiefe philoſophiſche Begriff lag in dem heiligen Wörtchen Ehre, wenn ſich zum Beiſpiel einer dahin ausdrückte: Auf Ehre, Herr Kamerad, das Wetter iſt heute wunderſchön! Und nun gar die edeln Zweikämpfe, die ſich über dieſes Wörtchen anſpannen und oft damit endigten, daß der Eine der Streitenden eine Degenſpitze oder ein Paar Kugeln verſchluckte. Endlich gar die herrlichen Schlachten, welche mit den herrlichſten Siegen endigten, wenn einer ein Stückchen Land im Beſitze hatte, welches einem Andern gehören ſollte, obgleich die Sache höchſt zweifelhaft war. Was galten da oft Hunderttauſende von Menſchenleben! Blut mußte fließen, gleichviel ob man es vor Gott und der Welt verantworten konnte.

Eine andre noble Paſſion war die Jagd. Die Ariſtokraten hatten einen ganz beſondern Haß gegen das Wild. Wo ſie einen Eber, einen Hirſch oder einen Auerhahn wußten, da zogen ſie gleich ſchaarenweis gegen das arme Thier, um es zu ſpießen oder zu ſchießen. Das wäre noch ganz natürlich geweſen, denn man weiß, daß ſolche Biſſen der Küche gut thun. Schwerer aber läßt es ſich erklären, daß ſie neben dieſem Haſſe zugleich eine fabelhafte Liebe für dieſe Thiere an den Tag legten und dieſelben auf das ſorgfältigſte hegten, und zwar um ſie nachher zu morden. Man hatte ſogar Vereine gebildet, deren Hauptaufgabe es war, Haſen zu veredeln, und Schulen errichtet, um Hunde zu bilden. Zeigte übrigens ein anderer Menſch Begierde, das Wild zu erlegen, das ihm ſeinen Kohl fraß, ſo hieß man ihn einen Wilddieb und ließ ihn erſchießen. Manche Mitglieder der Familie gingen indeß ſo weit, daß ſie Jagd auf Menſchen machten, und Jagdſchlöſſer auf hohen Bergen anlegten, von wo ſie oft zu dieſem eigenthümlichen Vergnügen herabſtürzten und Schiffe und Frachtwagen anhielten und plünderten und zugleich die Führer derſelben ermordeten. Gleichwohl hieß dies nicht Raub-, ſondern Ritterthum.

Außerdem gab es noch andere Beſchäftigungen derſelben Art. Hierzu mußten hauptſächlich die Pferde herhalten, deren Zucht auf das treuſte überwacht wurde. Man hatte nämlich gefunden, daß einzelne dieſer Thiere ein beſſeres Blut hatten, wie die andern, und daß ſie hierin ihnen ſelbſt glichen. Dieſe bevorzugten Geſchöpfe kamen unter dem Namen von Vollblutraſſen zu großem Ruhm und wurden mit den höchſten Preiſen bezahlt. Um aber ihre Vorzüglichkeit auf eine glänzende Weiſe darzuthun, veranſtaltete man Wettrennen, wobei ein ungeheurer Applaus ertönte und große Preiſe gewonnen wurden, wenn ein Thier das andre um eine Kopflänge überholte. Auch war es ſehr ſchön, wenn bei dieſen Gelegenheiten einige Pferde zu Tode gehetzt wurden.

So gut dieſer Umgang mit Thieren ſich bei den Abkommen des Ariſtokratikus machte, ſo ſchlecht wollte derſelbe mit Menſchen gelingen. Dieſe wurden nämlich meiſtens von ihnen gleich den Thieren behandelt. Beſonders war dies bei den Bauern merkwürdig anzuſehen. Dieſelben wurden nämlich gezwungen, für ſie in den Frohn zu gehen, ihnen die Häuſer zu bauen, das Feld zu beſtellen, die Wege zu ebnen und Gott weiß, was ſonſt nicht Alles. Kurz, ſie zeigten im vollen Sinn des Worts, daß ſie beſſer waren wie andre Leute.

Vierzehntes Capitel.

Wie Pietiſtikus und ſeine Nachkommen lebten.

Von den Bewohnern der großen Schlöſſer kommen wir zu den Inhabern der Kirchen. Schon früher iſt von den eigenthümlichen Neigungen ihres Stammvaters die Rede geweſen und es hat gewiß jeden ergötzt, ihn auf dem dunkeln Speicher mit ſeinen kirchlichen Myſterien beſchäftigt zu finden. Seine Nachkommen glichen ihm durchaus und erwieſen ſchon in ihrer früheſten Jugend eine beſondre Leidenſchaft zu einem heiligen Wandel. Auch ſie ſah man häufig in Proceſſionen die Straßen durchziehen, dabei Lieder ſingen, welche ſie in den Kirchen gehört hatten, Fahnen mit heiligen Bildern herumtragen, die Rauchfäſſer ſchwingen und mit Klingeln läuten, ſo daß die Nachbarsleute ordentlich zur Frömmigkeit geſtimmt wurden und den Knaben nachſehend ſich des Rufes nicht enthalten konnten: Seht einmal die frommen Kinder!

Nachher erwies es ſich indeſſen, daß dieſes heilige Weſen doch nicht als die reinſte Blume dem Boden entſproß und daß das alte Sprichwort „der Schein trügt“ auch hier in Anwendung kommen konnte. Jemehr ſie nämlich in das Leben traten, jemehr entwickelte ſich bei ihnen eine ganz unerträgliche Herrſchſucht, die ſie bald offen an den Tag legten, bald in heimtückiſcher und liſtiger Weiſe auszuüben ſuchten. Zunächſt benutzten ſie die gläubigen Seelen, um allerlei Nutzen von ihnen zu erhalten, und veranlaßten ſie zum Bau von Kirchen und Klöſtern. Ferner hielten ſie Collekten, deren Ergebniſſe dem Anſcheine nach zu wohlthätigen Zwecken benutzt werden ſollten, die aber wahrſcheinlich ihnen ſelbſt zur Wohlthat gereichten. Dann ließen ſie ſich aus den Aerndten der Früchte und des Weines zu ihrem Unterhalte den Zehnten bezahlen, wobei ſie zugleich merken ließen, daß ſie ſich durchaus nicht ſcheuten. Geſchenke jeder Art, ſeien ſie einen Pfennig oder Millionen werth, anzunehmen. Es ſollen ſogar einzelne Fälle vorgekommen ſein, daß ſie als ſogenannte Erbſchleicher aufgetreten ſind und die Kranken, mit denen ſie vorher gebetet hatten, veranlaßt haben, ihr Hab und Gut der Kirche auf Erden zu vermachen, damit ſie in die Kirche im Himmel eintreten könnten. Bei ſolcher Gelegenheit wurde nach glaubwürdigen Zeugen die vollkommene Verzeihung aller Sünden ertheilt. Es iſt indeß kaum anzunehmen, daß dieſe Ausſagen auf Wahrheit beruhen. Jedenfalls aber ſuchten ſie auf jede Weiſe ſich in der menſchlichen Geſellſchaft geltend zu machen und nach allen Seiten einen unbeſieglichen Einfluß zu gewinnen, was ihnen auch zu manchen Zeiten in einem ſehr hohen Grade gelang, indem ſie den Leuten gleich die Hölle heiß machten, mit einer Schwadron Teufel in das Feld rückten und ihnen den Verluſt der himmliſchen Freuden ganz definitiv ankündigten, ſobald ſie etwas witterten, was im Stande war, ihnen das Heft aus der Hand zu reißen.

Um ihrer Sache noch ſicherer zu werden, benutzten ſie noch allerlei Mittel, welche dazu dienen ſollten, ihre Mühen für den Himmel außer allen Zweifel zu ſetzen. Namentlich gaben ſie ſich die undenklichſte Mühe, die Heiden in andern Welttheilen zu bekehren. Zu dieſem Zwecke wurden

Vereine geſtiftet und unabläſſig Geld geſammelt. Zuweilen gingen denn auch Leute von ihrer Familie nach Afrika, Aſien und Auſtralien, welche mitunter ſogar eine ſo große Aufopferung an den Tag legten, daß ſie ſich für die Intereſſen ihrer Brüder todtſchlagen ließen. Kamen ſolche Nachrichten an, ſo ließ man ſie in den Miſſionsblättern abdrucken und es wurden die glänzendſten Berichte beigefügt, wie viel Seelen auf's Neue für den chriſtlichen Himmel gewonnen wären, wobei die Gläubigen nicht verfehlten, ſalbungsvolle geiſtliche Lieder anzuſtimmen. Merkwürdig mußte es dabei aber immerhin erſcheinen, daß im Lande ſelbſt ſtets eine Menge von Menſchen wohnten, welche den Wilden in jeder Beziehung glichen, indem ſie geiſtig die größte Rohheit an den Tag legten und körperlich in Schmutz und Elend verkamen.

Vielleicht bemühten ſie ſich indeß vorzugsweiſe für dieſe, indem ſie das Beſtreben für eine beſſere Cultur an den Tag legten und kein genügendes Mittel, dieſem Uebel abzuhelfen, wußten, als die Gründung der Mäßigkeitsvereine. Sie ſtellten nämlich den kühnen Satz auf, daß nicht die Armuth, ſondern der Branntwein die Menſchen in Grund

und Boden verderbe. Der Schnaps iſt der böſe Feind! Das war das Thema all ihrer Predigten, mit denen ſie im Lande umherreiſten und den Branntweinbrennern und Kartoffelhändlern keinen geringen Schrecken einjagten. Ob ſie indeß ſelber eben ſo ſauber und mäßig lebten, wie man es ihren Worten gemäß hätte glauben ſollen, iſt immer ſehr zweifelhaft geblieben. Böſe Zungen wollen ihnen ſogar nachſagen, daß ſie öffentlich Waſſer predigten und heimlich Wein tranken, oder daß ſie, wie das Volk ſich in Köln am Rhein ausdrückt, die Kanne hinter der Thür kußten.

Allein dabei blieb es nicht, denn ſie machten es ſich eigentlich zur Hauptaufgabe, die Menſchheit zu erziehen und nahmen dabei den Anſchein an, als ſeien ſie einzig für die Wohlfahrt der Seelen beſorgt. Um dieſes Ziel zu erreichen, wandten ſie die vielfachſten Mittel an. Beſonders gründeten ſie eine Menge ſogenannter Orden, welche die ſeltſamſten Gelübde ablegten und die abenteuerlichſte Kleidung trugen, ſo daß man mitunter glauben mußte, ſie beſtrebten ſich, die Geſetze der Natur auf den Kopf zu ſtellen. Einige zum Beiſpiel aßen kein Fleiſch, aber deſto delikatere Fiſche und Mehlſpeiſen, andre nahmen kein Geld, aber deſto fettere Hennen und dickere Eier. Einige ſahen mit ihren geſchorenen Köpfen aus wie die Chineſen, andre mit ihren langen Bärten wie Ziegen, ſo daß ein Knabe, der einmal einen ſolchen Menſchen bettelnd an die Thüre treten ſah, ausrief: Mutter, da iſt ein Bock, der ſprechen kann! Dieſe Abkommen des Pietiſtikus hatten übrigens unter den verſchiedenſten Geſtalten die beſte Gelegenheit, ſich überall einzuführen und in alle Angelegenheiten zu miſchen und dieſelben alsdann nach ihrem Willen und Gutdünken zu lenken. Die Jugend, die eben getauft war und das Alter, das ſich zum Sterben niederlegte, war gleichmäßig unter ihrem Einfluſſe.

Andere Schriftſteller haben ihnen ſogar nachgeſagt, daß ſie ſtatt des Glaubens den Aberglauben befördert hätten. So ſollen ſie bei gewiſſen Krankheiten geſagt haben, die Leute ſeien beſeſſen, und dann ſich friſch daran gegeben haben, den Teufel auszutreiben. Bei andern Gelegenheiten, wenn einzelne Perſonen etwas Beſonders in ihrem Benehmen zeigten, wurde von ihnen ausgeſtreut, dieſelben trieben Hexerei, worauf das Volk ſich ihrer bemächtigte und ſie auf Scheiterhaufen verbrannte. Daſſelbe ſoll geſchehen ſein, wenn ein kühner Mann ſich erlaubt, etwas anders zu glauben, wie ſie ſelbſt und wenn in Folge dieſer Meinungsverſchiedenheit der Ketzerei bezüchtigt wurden. Auf die Ketzerei haben ſie übrigens in der That zu allen Zeiten einen unverſöhnlichen Haß gehabt und dieſelbe ſtets mit Schwert, Bann und Feuer verfolgt. Um ſie ganz und gar über den ganzen Erdboden mit Stumpf und Stiel auszurotten, ſollen ſie ſogar die Inquiſition erfunden haben, welche darin beſtand, daß jeder Andersdenkende plötzlich bei Nacht und Nebel verſchwand und nie wieder geſehen wurde. Im Ganzen aber wollen wir von all den Dingen nicht zu viel glauben, denn wir denken des hohen Wortes: Liebet Euch untereinander! und es ſteht uns am beſten, dieſe Schwächen mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zu bedecken. Nur einen ihrer vorzüglichſten Sprüche können wir unter keiner Bedingung gelten laſſen, nämlich daß ſie alles zur großen Ehre Gottes gethan hätten, denn hierin ſehen wir in der That einen kleinen Irrthum.

Fünfzehntes Capitel.

Wie Bureaukratikus und ſeine Nachkommen lebten.

Wie wir ſchon gehört haben, ſo hatte ſich Bureaukratikus in den Verwaltungspaläſten und Gerichtshöfen immer mehr und mehr feſtgeſetzt. Seine Söhne, unter welchen ſich die Neigungen ihrer Väter auf eine auffallende Weiſe wiederholten, blieben denſelben Beſtrebungen durchaus treu und ergriffen die gebotenen Plätze mit der größten Begierde. Bald war im ganzen Lande kein Amt und kein Aemtchen mehr zu finden, um welches ſie ſich nicht bewarben und das ſie auch nach ihren unabläſſigen Mühen nicht in Beſitz nahmen. Wie ihr Vater waren ſie alle ſehr große Freunde vom Schreiben und in allen Lokalitäten, welche ſie inne hatten, häuften ſie in kurzer Zeit große Aktenſtücke auf, welche Befehle, Verordnungen, Gutachten und Urtheile enthielten. Ferner fand man ſie ſtets zwiſchen Bibliotheken vor alten Büchern in Schweinsleder ſitzen, worin ſie zu allen Zeiten heftig ſtudirten und ſich Belege aufſuchten zu der Art und Weiſe, wie ſie im Leben auftraten.

Sowohl ihr Studium wie die Ergebniſſe ihrer Handlungen gaben ihnen hierbei die mannigfaltigſten Ideen an die Hand, über welche ſie ſpäter neue Bücher ſchrieben. Ein Gegenſtand, der ſie ganz beſonders intereſſirte und deſſen Ergründung ſie in der That unſägliche Mühe zuwendeten, war die Staatsökonomie. Dieſelbe beſteht darin, von den Leuten, welche im Land umher wohnen, möglichſt viel Abgaben zu bekommen, um damit die Maſchine, welche man ſchlecht und recht Staat zu nennen pflegt, im Gange zu erhalten. Manche gelehrte Männer, welche die Sache indeſſen näher kennen, ſind der Meinung, daß der Namen Oekonomie bei dieſer Wiſſenſchaft nicht ſehr angebracht ſei und daß man viel beſſer thäte, ihn mit Verſchwendung zu vertauſchen. Genug, die Forſchungen ergeben, daß die Bewohner von Stadt und Land viel Geld bezahlen mußten, was man auch Steuern nennt.

So exiſtirte denn bald eine Grundſteuer, eine Einkommenſteuer, eine Weinſteuer, eine Fenſterſteuer, eine Schlacht- und Mahlſteuer und ſogar eine Hundeſteuer, wobei es merkwürdig war, daß die Bureaukraten in ihrer Verlegenheit Geld herbeizuſchaffen ſogar auf den Hund gekommen waren. Ob hierbei indeß immer das Princip der Gerechtigkeit beibehalten wurde, iſt von vielen Seiten ſehr in Abrede geſtellt worden, indem man häufig die Behauptung aufſtellen hört, daß der Reiche nicht nach dem Maaße ſeines Beſitzes zahlte und der Arme am meiſten durch die Abgaben zu leiden habe. In der Ungewißheit über dieſe Frage wollen wir Jedem ſeine eigene Gedanken über einen ſo geringfügigen Gegenſtand überlaſſen.

Nicht weniger bemühten ſie ſich um die Rechtswiſſenſchaft. Auch in dieſer Beziehung wurden nach und nach mannigfaltige glänzende Syſteme aufgeſtellt, wobei übrigens immer ſehr auf die Perſonen, welche bei dieſen Fragen betheiligt waren, Rückſicht genommen wurde. Für die Leute, welche viel beſaßen, wurde das Erbrecht eingerichtet, wobei die Ariſtokraten am beſten wegkamen, weil ſie ihre Güter immer auf einen beſtimmten Sohn, der gewöhnlich der Aelteſte war, übertragen konnten, während gemeine Leute gezwungen waren, ihre Habe unter ihre Kinder zu theilen. Für die Menſchen, welche etwas verbrochen hatten, gab es ein Criminalrecht, wobei die Vornehmen wiederum beſſer ſtanden, weil ſie gewöhnlich leichtere Strafen erhielten. Ferner exiſtirte ein Civilrecht, was ſich dadurch auszeichnete, daß es ſehr theuer war und den Advokaten gewöhnlich mehr Geld in die Hände ſpielte als den Parteien. Endlich gab es auch noch ein Handelsrecht, welches für die Kaufleute exiſtirte und nicht ſelten von Richtern geſprochen wurde, welche nichts von dem Kaufmannsſtande wußten. Was aber das Merkwürdigſte von Allem war, ſie richteten auch ein Jagdrecht ein, welches dem Eigenthümer verbot, den Faſan, der ihm den Kohl fraß, zu ſchießen, dem Jäger aber, welcher einen Mann bei dieſem Geſchäfte antraf, das Recht gab, dieſem eine Kugel durch den Leib zu jagen.

Zuweilen hörte man auch von einem Naturrechte reden. Aber alle Geſpräche darüber klangen nur wie ein altes verſchollenes Mährchen aus dem goldenen Zeitalter. Der Grundſatz deſſelben war, daß alle Menſchen gleichgeboren wären und dieſelben Anſprüche an die Genüſſe und Arbeiten des

Lebens hätten. Allein eine ſo verwerfliche Tendenz paßte nicht zu all den obengenannten Rechten, und weil jene doch einmal cultivirt und in das Leben getreten waren, ſo mußte man dieſes ganz und gar fahren laſſen. Und ſo kam es dann, daß daſſelbe immer mehr unterdrückt, ja ſogar mit Füßen getreten wurde, denn ſo wie man keinen zwei Herren zugleich dienen kann, ſo iſt es auch unmöglich zwei Geſetzen nachzukommen, welche ſich untereinander widerſprechen.

Zur Unterſtützung dieſer genannten Wiſſenſchaften erfanden die Büreaukraten indeſſen noch ein anderes Inſtitut, welches im Lauf der Jahrhunderte zu einer großen Berühmtheit und Ausbildung gekommen, und unter dem Namen die Poliziſterei dem ſogenannten Staate ſo weſentliche Dienſte geleiſtet hat. Daſſelbe diente nämlich weſentlich zur Aufrechthaltung der Verwaltung und des Rechtes. Konnte Einer ſeine Abgaben nicht bezahlen, ſo wurde ein Poliziſt in das Haus geſchickt, hatte einer ein Verbrechen begangen, ſo wurde er von Poliziſten gefangen und eingebracht. Die wackern Leute waren Tags auf allen Straßen und Plätzen und ſogar in den Kneipen zu finden, wo ſie ſich ſehr gern auf Unkoſten

Anderer traktiren ließen. Nachts traten die Nachtwächter an ihre Stelle und brachten den Schläfern mit jedem Stundenſchlag ein hübſches Ständchen auf ihrem großen Kuhhorne. Außerdem gab es auch noch eine Art Poliziſten, welche ſich nicht durch rothe Krägen an den Röcken bemerklich machten, ſondern in gewöhnlichen Kleidern umhergingen und überall zuhorchten, ob nicht der Eine oder Andere gefährliche politiſche Reden hielt. Dieſe Leute hießen im Volke auch wohl Spione und genoſſen eine ſolche Hochachtung, daß man ihnen gern aus dem Wege ging und ſie im Geheimen ſogar oftmals mit den herrlichſten Prügeln traktirte.

Um ihren Syſtemen übrigens eine rechte Feſtigkeit und eiſerne Dauer zu geben, vollendeten die Söhne des Büreaukratikus noch ein großartiges Werk, welches ſie das Strafgeſetz nannten, und welches für jedes mögliche Vergehen eine beſtimmte Buße enthielt. So wurden unter andern große palaſtähnliche Gebäude errichtet, in welchen die Verbrecher mitunter ein ſehr anſtändiges Unterkommen fanden und weit beſſer lebten als andere ehrliche Leute in ihren kleinen ſchmutzigen Hütten. In den erſten Zeiten ſollen darin zwar auch grauſige Orte und Löcher geweſen ſein, wo die Angeklagten und Verurtheilten keinen Strahl des Lichtes mehr zu ſehen bekamen und auf faulem Stroh verhungerten. Später aber, als man überall von der Humanität ſprach, ſchaffte man dieſe Grauſamkeit ab. Dafür bediente man ſich indeß ſpäter wieder einer andern Art von Gefängniſſen, welche in Penſylvanien erfunden worden ſind, und bei uns zu Lande wie Alles, was aus der Fremde kommt, bald nachgeahmt wurden. Dieſelben enthalten nämlich eine Menge kleiner Zellen, in denen der Menſch immer allein ſitzen und dadurch zur Selbſterkenntniß gebracht werden ſoll, in der That aber, wie die Pſychologen ſagen, in Wahnſinn verfällt. Es exiſtirte auch eine große Verſchiedenheit unter den Strafen, welche den Mördern zuerkannt wurden. Tödtete nämlich ein gemeiner Mann einen andern, ſo hatte er wenigſtens eine lebenslängliche Haft zu gewärtigen, während ein Ariſtokratiker, wenn er ſeinen Gegner im Zweikampf umbrachte, gewöhnlich mit einigen Monaten gelinder Feſtungsſtrafe davon kam. Auch in manchen andern Strafen waren die Büreaukratiker ſehr erfindungsreich. Sie führten früher die Folter und die Spießruthe ein, beſannen ſich indeß nachher eines beſſern, weil ſie dieſe Arten auf das Geſchrei aller Leute für zu grauſam hielten, und erſetzten ſie durch den Pranger, an dem man den Sünder ganz moraliſch vernichtete, und durch das Prügeln, wodurch man die Verbrecher entweder ganz und gar verhärtete oder nicht ſelten zum Selbſtmord zwang. Alles dieſes war indeß noch nichts, wenn man es mit der Todesſtrafe verglich, welche ſie ebenfalls als berechtigt anerkannten und nicht ſelten zur Ausübrung brachten. Ueber alle jene vorher erwähnten Beſtrafungen wird die Nachwelt vielleicht hinſehen, aber über die letztere wird ſie ſich nicht enthalten können das Haupt zu ſchütteln, zumal ſchon unſere Philoſophen die Frage aufgeſtellt haben: ob der Menſch mit ſeinen menſchlichen Einſichten berechtigt ſei, dem Menſchen den Hals abzuſchneiden und ihn in jeder fürdern Entwicklung zu ſtören.

Es war durchaus nicht zu verwundern, daß ſich die Ariſtokratiker bei Ausübung dieſer wichtigen Gedanken und Lebensthätigkeiten eine außergewöhnliche Würde aneigneten. In all ihren Formen hatten ſie viele Gemeſſenheit und Ruhe, denn die Macht über Beſitz, Leben und Tod kann nicht verfehlen, demjenigen, der ſie übt, einen großen Anſtand zu verleihen.

So waren ſie denn in der That in den ſtrengſten und entſchiedenſten Formen gewiegt. Manche von ihnen hatten den Anſchein, als hätten ſie Bohnenſtangen verſchlungen. Geringere Leute wollten ſogar behaupten, ſie erwieſen ſich von einer ſeltenen Grobheit und einem maßloſen Stolze. Jedenfalls aber muß dieſe Angabe auf einem Irrthum beruhen, denn jedermann konnte ſich überzeugen, daß ſie immer, wo ſie mit höhergeſtellten Mannern auftraten, äußerſt geſchmeidig und höflich erſchienen. Vielleicht iſt es eher zu glauben, daß ſie nach der Ausſage der Welt die Orden und Titel außergewöhnlich liebten. Dieſe Neigung läßt im Gegentheil auf ihren kindlichen Charakter ſchließen, der ſich auch im Alter noch gerne mit Kindereien beſchäftigte. Am meiſten aber verdient der Vorwurf zurückgewieſen zu werden, daß ſie alles nur aus Herrſchſucht vollbrachten, da es klar am Tage liegt, daß ſie immer die Meinung hegten, ſie opferten ſich für die Welt auf und beförderten nicht ihre eigene Exiſtenz, ſondern das Wohl der ganzen Menſchheit.

Sechzehntes Capitel.

Wie Banknotikus und ſeine Nachkommen lebten.

Die Geſchäftigkeit des Banknotikus, welche wir ſchon in ſeinen Kinderjahren zu bewundern Gelegenheit hatten, ging auch auf ſeine Kinder über. Es zeigte ſich bei ihnen ganz dieſelbe Luſt, Geld zu verdienen, wie bei dem Vater und ſie erwieſen ſich aus dieſem Grunde nicht minder geſchäftig und thätig, wie er ſelbſt. Sie waren meiſtens gelbſüchtige, dürre, grün- und dunkelaugige Geſtalten, die man auch wohl Filze nannte und von denen man ſagte, daß ſie das Gras wachſen ſähen und die Flöhe huſten hörten. Wohin man in der Welt kam, war es nun zufällig Krähwinkel oder Dülken oder Schöppenſtedt oder Schilda, oder war es das Hottentottenland und die Goldküſte, überall fand man die beweglichen regſamen Söhne dieſer Familie. Dabei machte es ihnen gar keinen Unterſchied, ob ſie in einen Pallaſt oder in eine kleine Schnapskneipe eintraten, wenn ſie nur gewiß waren, daß ſie einen Handel machen konnten. Zugleich war ihnen jeder Gegenſtand recht, wenn er Gewinn verſprach, denn ſie verſtanden es bald aus Dreck Geld zu machen. Das Talent, welches ſie bei all dieſen Unternehmungen begleitete, pflegten ſie den hohen Geiſt der Speculation zu nennen.

Sie bemächtigten ſich nach und nach des ganzen Handels im Lande. Kraut und Rüben, Kartoffeln und Schnaps, Wolle und Miſt, Heu und Edelſteine und tauſend andere Dinge, welche ſich jeder an den Fingern abzählen kann, bildeten die vielfachen Artikel, welche ſie an ſich brachten und wieder vergrößerten, wobei natürlicher Weiſe die Einkäufe ſehr billig und die Verkäufe möglichſt hoch erſtrebt wurden. Stand die eine oder andere Sache tief im Preiſe, ſo kauften ſie dieſelben und behielten ſie ſo lange, bis ſie auf die höchſten Preiſe geſtiegen ſind. Beſonders großartige Geſchäfte machten ſie gewöhnlich in Zeiten, wo durch Mißwachs dem Lande eine Hungersnoth drohte oder auch wirklich hereinbrach. Sie ſpeicherten alsdann eine ungeheuere Menge Getreide auf ihren Fruchtböden auf und hielten daſſelbe feſt, gleichviel ob die armen Leute von Hunger getrieben jammernd durch die Straßen liefen und nicht ſelten aus Mangel an Lebensmitteln die ſcheußlichſten Krankheiten erduldeten, ja ſogar in Folge der Noth die härteſten Todesarten erduldeten. Man nannte ſie auch wohl in Folge ſolcher Ereigniſſe Kornwucherer, was ſie indeß wenig kümmerte, da ihre Herzen dem Wohlthun und Erbarmen ganz verſchloſſen waren. In ihrer Liebe zum Gewinn gingen ſie ſogar ſo weit, daß ſie ſelbſt ihre Weiber und Töchter nicht ſchonten, denn dieſe mußten ſogar als Marketenterinnen den Soldaten nachlaufen und ihnen Wurſt, Schnaps und Brödchen verkaufen, oder als Obſtweiber mit den Früchten der Jahreszeit an den Straßenecken ſitzen, und Aepfel und Birnen, Aprikoſen und Trauben verhandeln. Merkwürdiger Weiſe wählten ſie dazu aber gewöhnlich die ſchönſten Geſichter, welche der Sage nach die beſten Verführungskünſte beſaßen, und Jedem, der etwas bei ihnen nahm, einen Kuß oder ſonſt ein Geſchenk der Unſchuld in den Kauf gaben.

Aber es blieb nicht bei dem Landhandel, denn auch der Seehandel kam bald in ihre Hände. Um denſelben gehörig treiben zu können, bauten ſie große Schiffe und rüſteten ſie mit allerlei Produkten aus. Dieſelben gingen dann in fremde Länder und tauſchten für ihre Früchte ausländiſche Erzeugniſſe ein. Zu wilden Völkerſchaften brachten ſie gewöhnlich Nürnberger Waaren und empfingen dafür Gold und Diamanten. Ebenſo holten ſie ſich dort Ochſenhäute, womit die Schuhe der armen Leute und die Knuten gemacht wurden, Kaffe, den die alten Weiber ſehr gern tranken, Cigarren, die von den jungen Leuten geraucht wurden, China, um die Fieber zu vertreiben, Gewürze, um den Magen zu verderben, und wie ſonſt alle die Dinge heißen, welche, obgleich ſie von den Wilden kamen, zur Civiliſation nöthig waren.

Ebenſo die Induſtrie oder das ſogenannte Fabrikweſen wurde von ihnen an ſich gezogen. An allen Flüſſen hörte man ihre Mühlenwerke klappern und ihre Eiſenhämmer pochen, und wo viele Leute wohnten, erhoben ſich die rauchenden Schornſteine ihrer Dampfmaſchinen. Sie ſorgten dabei ebenſo gut für das Leben, wie für den Tod, denn ſie ließen wollene Geſundheitsunterhoſen weben, welche gegen die Erkältungen dienten, und Schwerter und Meſſer ſchmieden, womit ſich die Menſchen gegenſeitig tödteten. Zu all dieſen und vielen andern Arbeiten bedurften ſie indeß eine Menge von Händen, welche ſie am beſten unter den armen Leuten fanden. Bei der Seltenheit des Geldes war es denn auch nicht ſchwer, dieſe überall zu finden, denn die ſogenannten Proletarier waren froh, wenn ſie arbeiten konnten, war auch der Lohn, den ſie dafür erhielten, noch ſo gering, denn es galt ihnen, Weib und Kind am Leben zu erhalten. Dieſe Noth wurde denn auch mit von den Banknotikern auf alle mögliche Weiſe ausgebeutet. Dieſelben mußten für einen jämmerlichen Tagelohn von Morgens früh bis Abends ſpät in den ſchlechteſten Lokalen an den ungeſundeſten Arbeiten zubringen und wenn ſie am Ende Geld haben wollten, ſo erhielten ſie Branntwein und nutzloſe Dinge, die ſie zu den höchſten Preiſen anzunehmen gezwungen waren. Dies nennt man das Druckſyſtem, das nachher zu einer großen Höhe raffinirter Ausbildung kam.

Es war deshalb kein Wunder, wenn die Welt über ihr Verfahren raiſonnirte. Um dies zu vermeiden und doch nüzlicher Weiſe den Anſchein der

Menſchenliebe zu gewinnen, ſtifteten ſie Vereine zum Wohl der Arbeiter, wobei ſie aber ſelbſt den Champagner tranken, den eigentlich die armen Leute ihnen verdient hatten. Auch gründeten ſie zum Wohle des Volkes Aktiengeſellſchaften für Eiſenbahnen, Dampfſchiffahrten, Kartoffelvereine und wie ſonſt dieſe Dinge heißen mögen, wobei ſie ſich übrigens gar nicht genirten, das Fett von der Suppe abzuſchöpfen.

Wie weit übrigens ihr Unternehmungsgeiſt ging, leuchtet aus dem Umſtande hervor, daß ſie ſogar Handel mit ihren Söhnen und Töchtern trieben, indem ſie dieſelben an die Reichſten des Landes zu bringen ſuchten, gleichviel ob dieſe Krüppel, Strohköpfe oder Nichtsnutze waren, weshalb die Archäologen auch die Hypotheſe aufgeſtellt haben, daß Judas, welcher den Herrn für dreißig Silberlinge verkaufte, ein Ur-Ur-Urahn von ihnen geweſen ſei. Ihr Spekulationsgeiſt ging überhaupt ins Unglaubliche. Wäre es möglich geweſen, ſo hätten ſie ſich von unſerm Herrgott einen Wechſel auf die ganze Erdkugel ausſtellen laſſen.

Es läßt ſich indeß nicht läugnen, daß die Banknotiker durch alle dieſe Erwerbszweige ein unvernünftiges Geld verdienten und nicht wenig ſtolz darauf waren. Und da war es denn oft luſtig anzuhören, wie die verſchiedenen Mitglieder der Familie reich geworden waren, der Eine hatte ſeinen Beutel gefüllt durch den Handel mit Schnupftabak, der Andere durch eine Unternehmung mit Stockfiſchen, der Andere durch eine Expedition in das Land, wo der Pfeffer wächſt, der Vierte durch den Verkauf von Ochſenhäuten; kurz jeder hatte einem andern Handelszweige ſein Glück zu danken. Sie wurden dadurch aber auch ordentlich verliebt in das Geld und ſchworen bei keinem andern Gott als dem Gott Mammon. Was ging ſie übrigens auch alles Andre an? Sie ſchätzten ſich deshalb nie nach ihren menſchlichen Eigenſchaften ab, ſondern nur nach ihrem Beſitz. In den großen Handelsſtädten gab es ſogar Millionen- und Hunderttauſendthalerſtraßen. Wie Ariſtokratikus nach der Ahnen Blut und wie Pietiſtikus nach den Kirchenbeſuchen und Klingelbeutelgaben und wie Büreaukratikus nach den Aemtern, Titeln und Orden die Menſchen abſchätzte, ſo wogen die Banknotiker ſie mit der Goldwage. Und dabei wurde mit ſolcher Strenge verfahren, daß keiner der eine Million im Beſitz hatte, mit einem umgehen durfte, der nur hunderttauſend Thaler beſaß.

Die natürliche Folge hiervon war, daß ſie eine entſetzliche Abneigung gegen Talent, Bildung und Stellung an den Tag legten. Ihren Verwandten, den Ariſtokraten, Pietiſtikern und Bureaukratikern zeigten ſie eine offenbare Verachtung, denn ſie hatten allmählig die Ueberzeugung gewonnen, daß ſie dieſelben mit ihrem Golde alle in die Taſche ſtecken konnten. Wollten die Erſten einen Krieg anfangen, ſo mußten ſie erſt bei den Geldmännern anfragen und wenn dann die Weiber über die unruhigen Zeiten lamentirten und klagten, ſo ſagten ſie: ſeid ruhig, es giebt keinen Krieg, denn wir geſtatten keine Anleihen. Thaten die Zweiten ſie in den Bann, ſo hieß es: wir bauen eine Kirche und löſen uns von jeder Qual, ja wir können dann ſogar heilig geſprochen werden. Prunkten die Dritten mit ihren äußerlichen Ehren, ſo bezahlten ſie: ein gewiſſes Capital, wurden adlig, hießen Kommerzienräthe und trugen Orden aller Art. Es traf ſich ſogar zuweilen, daß ſie, obgleich ſie eine ganz beſondere heidniſche Religion hatten, doch den Erlöſerſtern auf der Bruſt hängen hatten.

Um die Wiſſenſchaft kümmerten ſie ſich nur inſofern, als ſie täglich in den Haupt- und Fakturbüchern arbeiteten und ſtudirten und genau die philoſophiſchen Begriffe von Soll und Haben ergründet hatten. Sonſt wußten ſie nichts von der Geſchichte und den Völkern. Die Gelehrten benutzten ſie nur, um in ihren Intereſſen Artikel und Schriften zu verfaſſen. Was die Kunſt anging, ſo hielten ſie die Kunſtſchreiner und Anſtreicher für ebenſo gute produktive Geiſter wie die Dichter, Maler und Muſiker. Als einer aus der Familie gelegentlich in einer Geſellſchaft viel und mit Begeiſterung von einem großen Schriftſteller ſprechen hörte, ſagte er: „Ich weiß nicht was ſie immer mit dem Jean Paul haben. Ich habe ihn ſelbſt in Baireuth gekannt. Er war ein ganz armer Mann.“ Ein Anderer fragte, als man Su[illegible]tionen für Rückert ſammelte und den Zweck derſelben, nämlich ein Denkmal, das man ihm ſetzen wollte, nicht dabei ausſprach: Wie? hat der Mann fallirt? Er verwechſelte ihn nämlich mit einem Pelzhändler gleichen Namens. Ein Dritter fragte einen großen Maler, mit dem er bekannt wurde: ob er ihm wohl den Sims am Dache anſtreichen wolle? Und ein Vierter ſtellte einen Muſiker, der zufällig nicht ohne Vermögen war, mit den Worten vor: Herr Ferdinand Hiller, ein großer Muſiker, hat's aber Gott ſei Dank nicht nöthig.

Siebzehntes Capitel.

Wie Michel Teut und ſeine Nachkommen lebten.

Ganz anders lautet die Beſchreibung, die wir von Michel Teut und ſeiner Familie zu geben haben. Zunächſt muſſen wir berichten, daß ſein Haus ganz beſonders mit Nachkommenſchaft geſegnet war, und daß ſeine Brüder ſich höchſtens über die Geburt eines Sohnes oder einer Tochter erfreuten, wenn er Zwillinge oder Drillinge als neue Weltbürger zu begrüßen hatte. Seine Vaterfreude feierte bei dieſen Gelegenheiten gar immer die ſchönſten Triumphe und er ſah ſeinen Kindern ſtets mit derſelben Gutmüthigkeit in die großen blauen Augen, die ſie heiter gegen das Licht aufſchlugen, und in die friſchen Geſichter, die dem Leben entgegenlächelten, aber er fühlte auch bei dieſem Kinderſegen alle Tage mehr, wie ſchwer es ſei, ſie in ehrenwerther Weiſe in die Welt einzuführen. Wir wiſſen ſchon aus früheren Mittheilungen, daß das Erbe ihres Vaters nicht beſonders günſtig ausgefallen war, durch die überaus reiche Nachkommenſchaft wurde es noch mehr zerſtückelt. In einem Häuschen wohnten bald mehrere Familien, und ein Feldchen war bald in eine Menge von kleineren Stückchen getheilt. So kam es endlich dahin, daß ſie kaum mehr Platz zum Schlafen und kaum mehr Land zum Ziehen ihrer Feldfrüchte hatten.

Dieſes Uebel vermehrte ſich noch dadurch, daß ihnen durchaus der Sinn abging, ihr Hab und Gut in einer geregelten Weiſe in Acht zu nehmen und zu vermehren. Man kann zwar nicht ſagen, daß ſie faul und unthätig waren, im Gegentheil ihr froher Sinn und ihre thätigen Hände waren immer zur Arbeit geneigt und konnten tüchtig durchhalten. Aber es fehlte ihnen der Sinn des Eigennutzes. Wenn ſie ſatt waren, dann waren ſie froh und wenn ſie froh waren, ſo dachten ſie nicht an den morgigen Tag, ſondern lebten dem Augenblick. Man konnte wirklich keine geſelligeren, wohlgemütheren Leute finden als die Kinder Michels. Sie lebten und ließen leben. Wer gab lieber von dem was er hatte, wenn der Nachbar darbte, wer beſorgte ihn treuer in der Krankheit, wer begrub ihn mit innigerer Theilnahme und wer war luſtiger bei ſeinen Hochzeiten und Kindtaufen, wie ſeine Nachkommen? Sie hatten, wie man zu ſagen pflegt, das Herz auf dem rechten Fleck. Es war eine wahre Freude zu ſehen, wie ſie im Frühling und Sommer nach vollbrachter Arbeit an den Thüren ſaßen und ihre Lieder ſangen, wie ſie im Herbſt und Winter in ihren Spinnſtuben hockten und erzählten. Leider aber ging es bei ihren Vergnügen mitunter auch zu luſtig her. Da wurde mehr verzehrt als man beſaß, mit den Fingern verdient und mit vollen Händen weggegeben. Auch das viele Herumliegen in den Kneipen, das Springen auf den Tanzböden und das Schwärmen auf den Kirchweihen that nicht gut. Es ſtellten ſich nach und nach Schulden ein; ein Häuschen ging nach dem andern weg und ein Feldchen wurde nach dem andern verkauft, was um ſo leichter geſchehen konnte, da ſie ſehr leichtgläubig und ungelehrt waren und ſich deshalb ſehr leicht von Leuten, welche ſie ausbeuten wollten, betrügen ließen. Zu Hauſe aber trat Mißmuth ein, der Mißmuth erzeugte Unthätigkeit, eine ſchnelle Folge war die Unordnung und der Schmutz. Kurz die Söhne Michels waren bald ſo arm wie die Kirchenmäuſe.

Was blieb nun anders übrig, als Hülfe bei den ältern reichen Verwandten zu ſuchen? Allein dieſe wußten auch wo Bartel den Moſt holt, und gaben nichts umſonſt. Wenn die Kinder des guten Michel ſich an ihren Thoren zeigten und um eine Gabe anhielten, ſo ſagten ſie: „Wurſt wider Wurſt. Wir wollen euch gerne etwas verabreichen, aber ihr müßt uns mit euren tüchtigen Gliedern und euren beſondern Fähigkeiten Dienſte dagegen thun. Wir waren ſtets beſorgt, daß unſre Vermögensumſtände in guter Verfaſſung blieben. Wenn ihr nicht ebenſo verfahren ſeid, ſo iſt das euer Fehler. Umſonſt iſt der Tod. Wenn ihr aber für uns arbeiten und uns zur Hand ſein wollt, ſo ſind wir nicht abgeneigt, euch eure Mühen zu vergelten.“ Die Bittſteller hatten natürlich nichts anders zu thun, als dieſe Anträge anzunehmen, beſonders wenn ſie nicht zu Hauſe mit Weib und Kind am Hungertuche nagen wollten. Und ſo kamen ſie denn dazu, für ihre Brüder die verſchiedenartigſten Arbeiten zu unternehmen.

Bei den Ariſtokratikern dienten ſie als gemeine Soldaten, ſpielten unter ihrer Leitung Krieg und gingen auch manchmal in die Schlacht, bei welcher Gelegenheit ſie ihren Herren oft eine ſolche Treue an den Tag legten, daß ſie ſich für dieſelben todtſchlagen ließen. Auf ihren Jagden machten ſie die Treiber, Hundejungen und niedere Jäger, in ihren Ställen verſahen ſie den Dienſt als Pferdeknechte, auf den Böcken im Wagen ſaßen ſie als Leibjäger und Kutſcher, im Hauſe qualificirten ſie ſich als Bedienten, in ihren Küchen als Köche. Es gab überhaupt keinen erniedrigenden Dienſt in den Schlöſſern, den ſie nicht mit einer eigenthümlichen Selbſtverläugnung vollbrachten. Aber nicht allein um die Perſonen der Ariſtokratiker blieben ſie bemüht, ſie mußten auch für die Felder, Wieſen, Obſtgärten und Wälder derſelben ihre Kräfte anſpannen. Sie gingen für ſie als Bauern hinter den Pflügen, beſäten die Aecker, mähten das Getreide, pflanzten die Weingärten, kelterten die Trauben, ſorgten für Obſt und Gemüſe, bewäſſerten die Wieſen und pflegten die Forſten. Und bei all dieſen Gelegenheiten verdienten ſie ihr Brod im Schweiß ihres Angeſichts. Weiter hatten ſie auch nicht viel von der tagtäglichen Mühe. Denn ihr Lohn war ſelten der Art, daß ſie ſich im Stande ſahen, etwas zu erübrigen. Häufig waren ihre Verhältniſſe ſogar ſo ſchlimm, daß ſie immer und ewig die Leibeigenen ihrer Gutsbeſitzer blieben, und von dieſen wie eine Waare angeſehen wurden, die man natürlich auf jede beliebige Weiſe veräußern kann.

Weniger Beſchäftigung fanden ſie bei den Pietiſtikern. Dieſe liebten es nämlich nicht, ſich in die Karten ſehen zu laſſen und verſahen ihre Myſterien meiſtens allein. Nur zu den gröbern Handleiſtungen, wie zum Glockenläuten, zum Kirchenreinigen und zum Aufwerfen der Gräber wurden ſie wohl in Anſpruch genommen. Aber dieſe Geſchäfte mußten die Kinder Michels meiſtens um Gottes Willen verrichten. Ebenſo wurden ſie veranlaßt, die Kirchen und Klöſter ohne Zahlung zu erbauen. Deſto mehr aber waren ſie angehalten, die Kirchenſteuern und den Zehnten regelmäßig zu zahlen. Den einzigen Lohn, den ſie hierfür erhielten, beſtand zuweilen in einem Segenſpruch, einem Sündenablaß und einem Stuhle im Himmel, auf welchen ſie die Anwartſchaft haben ſollten.

Auch bei den Bureaukratikern konnten ſie wenig Dienſte thun, denn die Geſchäfte, welche dieſelben ausübten, verlangten eine Gelehrſamkeit, welche man in der Familie Michel vergebens ſuchte, weil ihr Sinn zu grad und ihre Rechtlichkeit zu klar war. Sie wurden deshalb nur zu Portiers bei den Regierungsgebäuden und Gerichtshöfen, zu Gefängnißwärtern, Polizeidienern, Pedellen und Henkern benutzt. Im höchſten Falle aber kamen ſie zuweilen dazu, den hochgelehrten Perrücken die Akten abzuſchreiben und die Schuhe zu putzen.

Bei weitem den größten Wirkungskreis aber fanden ſie bei den Banknotikern. Die vielfachen Unternehmungen, welche dieſe immer unter Händen hatten, beſchäftigten nämlich gewöhnlich eine große Menge von Menſchen. Bei dem Landhandel gebrauchten ſie Männer, welche den Wagentransport leiteten, und bei dem Seehandel Schiffer und Matroſen, welche die Fahrzeuge handhabten. Eine unendlich größere Menge von Leuten hatten ſie bei ihren induſtriellen Unternehmungen nöthig. Michels Söhne füllten bald ihre Werkſäle und hießen dann Weber, ſie hämmerten in ihren Schmieden und hießen Schmiede, ſie beſorgten ihre Mühlwerke und hießen Müller, ſie ſtiegen in ihre Bergwerke und hießen Bergmann, ſie verfertigten ihre Schlöſſer und hießen Schloſſer, ſie hobelten ihre Möbel und hießen Schreiner, ſie nähten ihre Kleider und hießen Schneider, ſie machten ihnen die Schuhe und hießen Schuſter. So ging es in allen Gewerken fort und die Spuren ſind noch gegenwärtig vorhanden, indem ſich im Volke überall dieſe Namen vorfinden. Allein auch hier hatten ſie geringen Lohn von ihren Arbeiten, während die Banknotiker mit den Produkten ihrer Hände glänzende Spekulationen machten und heilloſes Geld verdienten.

Unterdeſſen gaben ſich doch nicht alle Arbeiter zu dieſen herabwürdigenden Beſchäftigungen her. Man fand bald viele unter ihnen, welche das Thun und Treiben der Banknotiker durchſchauten, und die gierigen Kniffe derſelben zu ſehr verabſcheuten, um ſie nachzuahmen. Die geheimen Wiſſenſchaften der Bureaukratiker nebſt der Praxis, welche ſich daran band, fand bei ihnen ebenfalls wenig Zuneigung, denn was ſollten ſie mit einem Recht, deſſen Handhabung täglich den Beweis lieferte, daß es nicht auf den Geſetzen der Natur beruhte? Was ſollten ſie mit der Religion der Pietiſtiker, welche in ihrer falſchen Erklarung und Anwendung den Geſetzen der Liebe, die ihre Baſis bildete, Trotz bot? Sie fanden dagegen bald andere Wiſſenſchaften, welche ihrem Geſchmacke mehr zuſagten und welche durchaus geeignet waren, den Verſtand aufzuklären und die Menſchheit wahrhaft zu beglücken, indem ſie die Mittel in die Hand gaben, eine ſtrenge Kritik der Geſchichte und des Lebens zu üben. Es waren dies die Philoſophie und die Naturwiſſenſchaften, welche auf das Eifrigſte von Michels Söhnen getrieben wurden und zu einer ſeltenen Höhe der Entwicklung gediehen. Es dauerte ſogar nicht lange, ſo gründeten ſie Schulen für dieſe Zweige des Wiſſens, worin eine Menge von Leuten erzogen wurden, welche der Welt außerordentlichen Nutzen geleiſtet haben. Es war eine wahre Freude dieſelben ſpäter als Lehrer auftreten und Aufklärung verbreiten zu ſehen, es war eine Luſt zu betrachten, wie ſie die Geſetze des Himmels und der Sterne, den Bau der Erde, das Weſen der Pflanzen und die Natur der Thiere belauſchten, wie ſie die Stoffe zerſetzten und Würmer und Licht erforſchten, um die daraus gewonnenen Reſultate auf das Leben anzuwenden.

Aber noch mehr! Auch die Künſtler wuchſen aus ihnen hervor, welche durch ihre herrlichen Werke den Geiſt zur Schönheit und das Herz zur Liebe heranbilden. Bald gab es unter dieſen Enkeln der Germania eine Menge erhabener Dichter, welche unſterbliche Werke in das Leben gerufen haben; es gab unter ihnen Muſiker, welche durch ihre Töne die großartigſten Regungen der Seele hervorzurufen wußten; es gab endlich unter ihnen Bildner, welche die Geſchichte und das Leben in neuen idealiſchen Formen vergegenwärtigten und die entzückten Beſchauer mit Gedanken und Farben berauſchten. Noch mehr aber zündeten dieſe Männer durch ihre ſchaffenden Geiſter, denn die Art und Weiſe, wie ſie ſich zu dem Leben verhielten, machte aller Welt den Gedanken klar, daß der Menſch ſich von den äußern Dingen, von Eitelkeit, Adel, Titel, Orden, Herrſchſucht und Eigennutz befreien und ſich zur geiſtigen Freiheit und Gleichheit aufſchwingen müſſe, weil dies die einzige Lebensluft iſt, in welcher es dem innern Weſen des Menſchen wohl ſein kann.

Achtzehntes Capitel.

Wie die Schwiegertöchter der Germania und ihre weiblichen Nachkommen lebten.

Nachdem wir uns ſo gründlich über das Thun und Treiben der Männer aus dem Geſchlechte Teut unterrichtet haben, iſt es eine nicht zu verſäumende Pflicht der Galanterie, uns auch noch einmal nach ihren Frauen umzuſehen. Es wird dies um ſo angenehmer für unſre Leſer ſein, als ſie ſich gewiß noch erinnern werden, daß wir ſie in dem denkwürdigen Augenblicke aus dem Geſichte verloren haben, wo gerade die Pantoffelherrſchaft ihre merkwürdigen Einflüſſe entwickelte. Wir haben ſchon auf dieſe höchſt wichtige Zeitperiode aufmerkſam gemacht und fügen jetzt noch hinzu, daß die Frauen ſich, vermöge der kleinen feenartigen Schuhe, in deren Beſitz ſie durch die Germania gekommen waren, immer größere Gewalt anzueignen wußten. Namentlich war dies in den Häuſern der vier ältern Bruder der Fall und dieſe Vorrechte galten bald nicht mehr allein den Müttern, ſondern auch den Töchtern, die ſich ebenſo wie die Söhne ins Endloſe vermehrten. Eine natürliche Folge dieſes Zuſtandes war, daß die ſämmtlichen Weiber hierdurch von Tag zu Tag ſtolzer und übermüthiger wurden.

Noch größer aber ſollte die Umwälzung werden, als ſich eine Dame im Lande, von dem die Rede iſt, zeigte, welche unter dem falſchen Namen einer Frau Emancipation reiſ'te, vorgab, ſie ſei aus dem Frankenlande gekommen, und bei den weiblichen Mitgliedern der Familie Teut ihre Aufwartung machte. Da ſie ein äußerſt glattes und einſchmeichelndes Weſen beſaß und ſich in den leichteſten geſelligen Formen bewegte, ſo wurde ihr dies durchaus nicht ſchwer. Bei der Frau Adelgunde von Hochhinaus führte ſie ſich als eine Comteſſe ein, bei Frau Magdalene Mucker als eine Generalſuperintendentinwittwe, bei der Frau Juſtiane Kede als eine geheime Oberlandgerichtsvicepräſidentin und endlich bei Dukatchen Rothſchild als eine geſchiedene Bankiersfrau. Alle aber wußte ſie gleicherweiſe durch ihr Auftreten zu gewinnen und ihnen mit den honigſüßeſten Worten das verderblichſte Gift in die Seele zu gießen, was ihr auch auf das trefflichſte gelang. Alle ihre Verführungskünſte gingen nämlich darauf hinaus, daß die Frauen in der Zukunft auf die entſchiedenſte Weiſe ihren Männern Trotz bieten ſollten. Die Anna Maria Thorheit verſchonte ſie aber mit ihrem Beſuche, weil der Stand derſelben ihr nicht hoch genug war.

Es war nicht zu verwundern, daß es jetzt in den Häuſern von Germanias Söhnen bald anders ausſah. Bei ihrem Benehmen, das ganz außer Rand und Band ging, nahmen ſich die Frauen die Liebhabereien ihrer Männer zum Muſter. Die Sprüchwörter: „Unter den Wölfen muß man mitheulen“ und „ſchlechte Geſellen verderben gute Sitten“ fanden hier völlig ihre Anwendung. Die Ariſtokratiker verweigerten ihren Gattinen nicht länger ihre Begleitung zum Tournier und zum Steeple chase; ſie durften dafür in ihren Gewändern das Familienwappen tragen und theilten den Siegern die Preiſe aus. Juſtiane und ihre Töchter arbeiteteten mit an den Urtheilen, welche ihre Männer für die Gerichtsböſe ausarbeiteten, ſchrieben Verfügungen und nahmen die jungen Leute, welche Anſtellung ſuchten, unter ihre beſondre Protektion. Magdalena Mucker und ihre Nachkommen durften es wagen einige ſelbſterfundenen Stellen in die Predigten ihrer Pietiſtiker einzuflicken und ſpielten die Hauptrollen bei den Conventikeln, den Jungfrauenvereinen, Bibel- und Miſſionsgeſellſchaften. Endlich hatte Dukatchen Rothſchild mit ihren Töchtern die Befugniß, Wechſel auszuſtellen, Schulden zu machen, indiſche Shwals und die koſtbarſten Geſchmeide zu tragen.

Das alles wäre indeſſen noch zu verzeihen geweſen, hätte das Unweſen bei allen nicht noch größere Fortſchritte gemacht. Aber ſie kümmerten ſich nicht im Mindeſten mehr um Hausweſen, das Kochbuch wurde als eine gemeine Lectüre in die Ecke geworfen, vom Waſchen und Bügeln verſtanden ſie gar nichts, ihre Kinder trugen ſie nicht mehr an der Bruſt, weil ſie dieſe natürliche Pflicht für ordinär erachteten, ſondern überließen ſie lediglich Ammen und leichtſinnigem Geſindel, dafür aber fegten ſie von einer Geſellſchaft in die andre, wobei ſie ſich mit einer Menge von zweifelhaften und abenteuerlichen Freiern umgaben, von denen ſie die meiſten ebenſo ſchnell wieder abſchafften, wie ſie dieſelben durch ihre wohlberühmten Koketterien angeſchafft hatten. Einige ergaben ſich ſogar der falſchen großthuenden Gelehrſamkeit und prunkten mit Phraſen, von denen ſie kaum einen Begriff hatten, indem ſie Worte aus fremden Sprachen in die Unterhaltung miſchten, die ſie nicht ſelten ſogar falſch ausſprachen, weil ſie den Sinn nicht verſtanden. Manche trieben es noch weiter: ſie trugen Mannskleider und rauchten Cigarren und jagten auf den wildeſten Roſſen umher, wobei es denn allerlei ſeltſame und durchaus nicht ehrenwerthe Abenteuer abſetzte. Ueberhaupt geriethen ſie auf dieſe Weiſe auf die verwerflichſten Abwege und es kamen dadurch die mannigfachſten Verdrießlichkeiten in die Familien.

Ungleich beſſer ſah es im Hauſe des Michel Teut aus. Wo kein Luxus herrſcht, da kommen die Menſchen ſchon von ſelbſt nicht auf allzuüppige Gedanken. So ging es denn mit der Anna Maria Thorheit und ihren Töchtern einen beſſern Weg, als ihn die hochmüthigen Schwägerinnen eingeſchlagen hatten: dort gingen die Weiber in einfachen Roſakleidern umher und arbeiteten tüchtig und wenn auch mitunter ſchlechte Zeiten eintraten, ſo ſöhnte die darauf folgende beſſere ſie wieder aus. Was aber das beſte war, ſie ließen ſich durch dieſe Zuſtände nicht leicht und für lange Zeit kirre machen, ſondern erhoben ſich aus den Unannehmlichkeiten, worin ſie zuweilen durch das zu flotte ſorgloſe Weſen der Männer geſtürzt wurden, immer wieder mit friſchem Muthe, um ehrenvoll durch das Leben zu kommen.

Wie die vier ältern Brüder den ſchlichten Michel von Tag zu Tag mehr verachteten, weil er nur ihre gemeine Arbeiten verrichtete, ſo verſchmähten ihre Frauen ſchon längſt immer mehr das einfache natürliche und herzliche Weſen ſeiner Frau. In dieſer Abgeſchloſſenheit machte ſie an einem ſchönen Abend, als ſie von ihren Arbeiten ausruhend mit ihrer friſchen Kinderſchaar an der Thür ſaß, die Bekanntſchaft des wahren Fräuleins Emancipation aus dem Hauſe Natürlich, welche mit einem duftenden Veilchenſtrauß an der Bruſt beſcheiden vorüberging. Die beiden Frauen ſahen ſich von ungefähr in die großen unſchuldigen blauen Augen, begrüßten ſich, gingen auf einander zu und lagen ſich beide als unzertrennliche Freundinnen im Arm. Das rechte Fräulein Emancipation, das ſich weder für eine

Gräfin, noch ſonſt etwas, ſondern für ein gewöhnliches Menſchenkind ausgab, hatte von nun an den günſtigſten Einfluß auf den Geiſt von Michels Frau. Die geringe Eitelkeit, mit welcher ihr Weſen ausgeſtattet war, drängte dieſelbe mit Würde und Entſchiedenheit immer mehr in den Hintergrund. Sie that dabei einen Schwur, ſtets wahr, offen, gerecht und freundlich zu ſein. Von nun an kam keine Lüge mehr über ihre Lippen. Sie zeigte nach allen Seiten hin ihre Freundſchaft, wenn die Menſchen derſelben werth ſchienen, und ebenſo ihre Abneigung, wenn ſie Stolz, Falſchheit und Selbſtſucht an ihnen bemerkte. Auch hütete ſie ſich, wie ihre Schwägerinnen über die Menſchen zu läſtern und zu ſchimpfen und Dinge von ihnen zu erzählen, welche aller Wahrheit entbehrten. Dabei war ſie neckiſch, heiter, voll guter Einfälle, wenn ſie nach der Arbeit mit Andern zum Scherze zuſammenkam. Daß ſie allen eiteln Aufwand in Kleidung und Speiſe und Trank vermied, brauchen wir wohl kaum hinzuzufügen. Ihre Töchter wurden ganz in demſelben Sinne erzogen.

Michel Teut wurde durch dies Weſen ſeiner Frau und aller ihrer Kinder von Tag zu Tag glücklicher und heiterer. Sie trockneten ihm den ſauren Schweiß von der großgewölbten Stirne und küßten ihm die düſtern Sorgen von ſeinem rüſtigen Antlitz. Und ſo gingen ſie einſtmals an dem Ufer des großen Fluſſes ſpazieren. Es war ein ſchöner Sommerabend, die Luft war lau und blau, Kähne mit weißen Segeln kamen wie Schwäne über die glatte Fluth, die leiſe rauſchend an das Ufer ſchwoll, die Blumen dufteten und die Bäume ſäuſelten ihnen entgegen. Michel geſtand ſeiner Anna Maria, daß er an ihrer Seite unendlich glücklich ſei und daß er glaube, im Himmel könne das Leben nicht ſchöner ſein. Nun, ſagte ſie, ich habe ganz dieſelben Gefühle. Und da habe ich hinfort der leidigen Pantoffel nicht mehr nöthig, den ich dir ſonſt ſo oft zeigen mußte, wenn du die Hausordnung nicht hielteſt. Da du aber jetzt ſo gut biſt, tüchtig arbeiteſt, nur zu Zeiten in das Wirthshaus gehſt und ſtets nüchtern nach Hauſe kommſt, ſo wollen wir den verhängnißvollen Schuh in das Waſſer verſenken, damit er dort bei dem Nibelungenhorte liege. Dann nahm ſie den Pantoffel aus ihrer Taſche, band ihn an einen ſchweren Stein, und Michel, dem das Herz ganz leicht wurde, ſchleuderte ihn weit in die ſilberglänzenden Fluthen. Die Kinder, welche ſie auf dem Spaziergange begleiteten, thaten unter lautem Jauchzen daſſelbe und das wahre Fräulein Emancipation, geborne Natürlich, ſah mit zufriedenem Lachen dieſen ſchönen Scenen zu.

Neunzehntes Capitel.

Wie der Streit unter den Brüdern ausbrach.

Während die Nachkommen der vier ältern Brüder in derſelben Weiſe fortfuhren, nach Macht, Glanz und Reichthum zu ſtreben, bildeten ſich einzelne Mitglieder aus dem Hauſe des guten Michels immer mehr aus und ſuchten ihren Ruhm in der Ausbildung des Geiſtes. Bald gab es unter ihnen eine Menge von Männern, welche durch ihre Arbeiten in den weiten Gebieten des Wiſſens berühmter geworden waren, als ihre Verwandten mit all ihren Gütern und Privilegien, denn man nannte ſie über den ganzen Erdboden mit der ausgezeichnetſten Anerkennung. Ja, ſie wirkten durch ihren Ruf ſogar dahin, daß einzelne Söhne der andern Brüder ihre Abkunft, ihren Stand und ihr Geſchäft abſchworen, um auf denſelben Bahnen zu glänzen, auf denen die Kinder Michels ſich ſo herrlichen Namen errungen hatten. Dies geſchah um ſo eifriger, je mehr ſie ſahen, daß die Welt immer weniger Reſpekt für ihre eingebildeten Vorzüge an den Tag legte und ihnen nur diente, weil ſie die Mittel zum Bezahlen hatten, dagegen ihre tiefern Sympathien den großen Eigenſchaften in Kunſt und Wiſſen zuwandte. Es ging ſogar ſo weit, daß man dieſen großen Männern Wappen, Titel und Orden verlieh, und ſie in die ſogenannten höheren Stände verſetzte. Glücklicher Weiſe waren dieſe Schmeicheleien aber nur im Stande, Einzelne zu beſtechen und zu verblenden, während die Menge keinen Pfifferling dafür gab.

So kamen denn auch endlich die Tage, wo für Michels Nachkommenſchaft der Waizen blühte. Sie nahm aber auch mit der größten Rüſtigkeit die Gelegenheiten wahr, um der Menſchheit durch ihre Beſtrebungen nützlich zu werden. Diejenigen, welche den Studien der Natur zugewendet waren, maßen Himmel und Land, erforſchten die Beſchaffenheit der Erde und des Meeres, zerlegten Thiere und Pflanzen, beſtimmten die Geſetze der Wärme, der Schwere, des Lichts, des Schalls und förderten eine Menge von Dingen zu Tage, welche in ihrer Anwendung eine Umwälzung in das ganze Leben brachten. Zugleich unterſuchten ſie die Krankheiten und ſtrebten die Mittel aufzufinden, dieſelben zu heilen. Andre, welche mehr zur Erforſchung des menſchlichen Geiſtes geneigt waren, zerlegten das Denken und prüften die Geſetze der Geſellſchaft, indem ſie dieſelben von ihren Mißbräuchen und Vorurtheilen zu reinigen ſuchten. Unter ihnen gab es manche, welche ſich beſonders mit dem Bildungsgange der Völker und ihren Thaten beſchäftigten und dieſelben aufzeichneten. Wieder Andre, welche der Kunſt ergeben waren, erfanden Pläne zu großen herrlichen Gebäuden und ſchmückten ſie mit prächtigen Bildern und Statuen aus, während ihre Geiſtesgenoſſen dort die edelſten Werke theils ſelbſt vorlaſen, theils als Schauſpiele, theils als Muſikſtücke aufführen ließen. Wie aber der Zufall oft die ſeltſamſten Erfolge zum Vorſchein bringt, ſo waren einige unter dieſen Enkeln der Germania ſo glücklich, Entdeckungen zu machen, die nachher die allergrößten Rollen ſpielten. Einer erfand nämlich das Pulver, ein Anderer die Buchdruckerkunſt und ein Dritter die Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen, welche indeß nach andern aus dem

Kopfe eines Nachbars, Namens Johannes Bull, hervorgegangen ſein ſoll.

Alle dieſe Umſtände hatten zunächſt die Folge, daß die Söhne Michels ſich ſelbſtſtändiger und kräftiger fühlten, als es bis jetzt der Fall geweſen war. Die Anmaßungen ihrer Verwandten, die ihnen Tag und Nacht keine Ruhe ließen, wurden ihnen immer unerträglicher. Kommt erſt die Einſicht, ſo folgt auch die Beſſerung auf dem Fuße. Gegen die Unterdrückungen, welche Ariſtokratikus fortwährend ausübte, gab die Erfindung des Pulvers ein ſo treffliches Mittel an die Hand, daß der geſchickteſte Arzt es nicht beſſer hätte verſchreiben können. Aber der älteſte Bruder merkte auch den Braten und lenkte ein, denn er fühlte, daß er hinter den Thüren und Mauern ſeiner Burgen nicht mehr ſicher war. Viele derſelben, beſonders diejenigen, welche auf hohen Felſen erbaut waren, wurden ſogar ganz von ihm verlaſſen und zerfielen in Schutt und Aſche. Sein eignes Betragen ſtimmte ſich außerordentlich herunter und er war hinfort freundlicher gegen ſeine armen Vettern, was jenen ſehr gut that, aber doch deshalb keine rechte Freude hervorbrachte, weil es gezwungen geſchah. Uebrigens ſanken die Wappen und Stammbäume doch ſehr im Preiſe.

Noch großartigere Wirkungen hatte die Buchdruckerkunſt. Was lange gefühlt und gedacht worden war, konnte durch ſie in kurzer Zeit und mit großer Leichtigkeit Eigenthum Aller werden. Das geheime Schreiben litt einen gewaltigen Stoß, als das öffentliche Drucken anfing. Da blieb es nicht mehr dabei, daß die alten Bücher, welche die Mönche und Magiſter copirt hatten, geleſen wurden, denn es erſchienen von nun an auch eine Menge neuer Werke, welche ganz andre Gedanken in die Welt ſetzten. Ja, man vertheilte ſogar täglich Zeitungen, in denen Lehren vorkamen, welche man bis jetzt kaum geahnt hatte. Dieſelben waren den vier ältern Brüdern und ihren Häuſern durchaus nicht günſtig, weil ſie ſich über jeden Schein luſtig machten und nur der Wahrheit das Wort redeten. Den großen Herren war dies natürlich ſehr unangenehm und ſie thaten ſich zuſammen, und erfanden eine Maßregel, welche ſie Cenſur nannten und wodurch ſie alles unterdrückten, was ihnen nicht angenehm ſchien.

Je größer indeß dieſe Unterdrückung wurde, je kühner ſtellten ſich die Kinder Michels hin. Es iſt eine alte Erfahrung, daß Leute, welche den Geiſt gepachtet zu haben glauben, am empfindlichſten gegen jeden Angriff ſind. Die Pietiſtiker, welche ſich dem Himmel am nächſten wähnten, hielten ſich auch für die geſcheiteſten Leute der Welt. Anfangs, als die Söhne Michels ſich unterſtanden, die Wahrheiten ihrer Lehren und die Rechtlichkeit ihres Handelns zu bezweifeln, verwunderten ſie ſich nur, daß ihre Unfehlbarkeit nicht mehr überall Geltung hatte und fuhren fort wie immer. Später aber, als die Angriffe nicht aufhörten, ſondern ſogar ſtärker wurden, erzürnten ſie ſich und thaten alles Mögliche gegen die Andersgläubigen. Sie tobten und ſchimpften überall über ihre Anmaßungen und thaten ſie ſammt und ſonders in den Bann. Zugleich ſuchten ſie viele Leute von der Verworfenheit der ſchnöden Ketzer zu überzeugen und auf dieſe Weiſe Bundesgenoſſen gegen ſie zu gewinnen, was ihnen auch unter den Ariſtokratikern, Büreaukratikern und Banknotikern, die ebenfalls anfingen, die Söhne Michels zu fürchten, in vollem Maße gelang. Dieſe ließen ſich indeß nichts anhaben und nun ging ein Kampf los, den man auch wohl die Reformation genannt hat.

Unglücklicher Weiſe wurden zu jener Zeit noch alle Streitigkeiten mit den Waffen ausgemacht. That der Eine dem Andern etwas zu leid, ſo ging es gleich an ein Hauen und Stechen, bis Blut gefloſſen oder gar ein Leben zerbrochen war. Zu dieſer Art, ihre Sache abzumachen, nahmen auch diesmal die Streitenden ihre Zuflucht. Bald rückten von beiden Seiten große Heere in das Feld und es erſchollen die Kunden von den blutigſten Kämpfen. Unter beiden Partheien gab es Männer, die wie Löwen fochten; die Einen riefen: für den alten feſten Glauben! die Andern: für Glaubensfreiheit! Lange Zeit blieb die Sache unentſchieden. Zuletzt aber ſiegten die Letztern dem Gedanken nach, denn es ſiegte das edle Prinzip, daß Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden dürfe. Die Pietiſtiker exiſtirten zwar fort, aber ſie wurden doch mehr in den Hintergrund gedrängt, und wenn ſie auch noch immer von ihrer unbeſchränkten Herrſchaft ſprachen, ſo glaubte ihnen doch keine Seele mehr recht.

Nach dieſen Vorgängen blieb es wieder eine gute Weile ſtille, während deſſen die Ariſtokratiker und Büreaukratiker etwas gemaßigter verfuhren, indem ſie einſahen, daß ihre Exiſtenz doch auch nur auf dem Scheine beruhte. Im Ganzen hatten ſich

Michels Nachkommen wenigſtens nicht über ſie zu beklagen. In dem Nachbarlande aber, wo ein gewiſſer Gallus Frank wohnte, der mit Michel enge Freundſchaft geſchloſſen hatte, weil er ſich zu denſelben Grundſätzen bekannte, herrſchten dieſelben Zuſtände und zwar noch in einem höhern Grade. Dort brüſteten ſich nämlich ebenfalls Leute mit ihren Wappen und mit ihren Stellen, indem ſie glaubten, daß ſich ewige Privilegien daran knüpften. Gallus Frank wurde aber darüber ſo empört, daß er es ſeinem Freunde Michel, der die Pietiſtiker ſo ſchon zur Ruhe gebracht hatte, nachthat und dieſen Leuten die hohlen Schädel einſchlug. Man kann ſich denken, daß die Kunde davon in den Ländern der Germania einen großen Eindruck machte. Es war nahe daran, daß die Kinder ihres jüngſten Sohnes, welche die alten Unbilden ihre Brüder nicht vergeſſen hatten, zu denſelben Maßregeln geſchritten wären. Jedoch reichte ſchon ein kräftiges Schreien und ein Klappern mit den Waffen hin, um die Ariſtokratiker und Büreaukratiker über alle Maſſen artig und zahm zu machen.

Von dieſer Zeit an fügten ſich dieſelben denn auch mehr in Land und Leute. Die Erſten behielten zwar ihre Wappen und die Namen ihrer Beſitzungen und vor allen Dingen das herrliche Wörtchen „von“ bei, und man ließ ſie ihnen gern, wie man den Kindern zerbrochene Spielſachen läßt, weil ſie ſich damit am liebſten amuſiren, aber es gab doch bald ganze Landſchaften, in denen ſie keine beſondere Privilegien mehr in Anſpruch nahmen, denn ſie mußten ſich unter dieſelben Geſetze bequemen, wie ihre Verwandten, über welche ſie ſonſt zu Gericht geſeſſen hatten. Auch beſaßen ſie keine Leibeigenen mehr und verloren die alte Anwartſchaft, in den Heeren allein die Befehlshaber zu ſpielen. Nicht beſſer ging es den Büreaukratikern, die zwar auch ihre äußerlichen Titel als alte Erbſtücke bewahrten, aber doch ihrer alleinſeligmachenden Unfehlbarkeit entkleidet wurden. Denn die Söhne Michels bewieſen ihnen mit den klarſten Gründen, daß ſie keine Ausnahmsmenſchen wären, und daß auch andere Leute Beruf hätten, das Land zu verwalten und zu Gericht zu ſitzen. So mußten ſie ſich denn bequemen, bei ihren Urtheilen auch Männer aus dem „Volk“, das ſie ſo ſehr verachtet hatten, und welche den Namen Geſchworne führten, zu hören. Ebenſo wurden zum Behuf der Verwaltung des

Landes Räthe aus denſelben zu großen Verſammlungen zuſammen berufen, welche über Alles, was das allgemeine Wohl anging, ihre Stimmen abzugeben hatten. So ging es allmählig von den Fauſtkämpfen zu den edlen Kriegen des Geiſtes.

Banknotikus mit ſeinen Söhnen wollte indeß am wenigſten von ſeiner ſchnöden und verwerflichen Habſucht ablaſſen, denn ſie hatten den alten Spruch: „das Geld regiert die Welt“, nicht vergeſſen. Es gereichte ihnen zur beſondern Freude, ihre ältern Brüder ſammt der Nachkommenſchaft täglich mehr an Achtung und Einfluß verlieren zu ſehen und ſie glaubten ſich dadurch nur ſicherer und unbeſiegbarer. Scheinbar mochten ſie ſo Unrecht nicht haben, denn ſie calculirten, daß bei jenen doch nur imaginäre Eigenſchaften geherrſcht hätten, während ſie ihre Macht auf unvergängliche Metalle gebaut hatten. Sie wähnten auf dieſe Weiſe ihre Kirche noch feſter wie auf Felſen gegründet. Im Gegenſatze zu ihren Brüdern nannten ſie ſich mit ungeheuerm Stolze „Bürger“ und in ihrer Geſammtheit „Bourgeoiſie.“ Und man dachte in der That, wenn ſie auf dieſe Weiſe ihr Signalement gaben, es ſtecke noch etwas ganz anderes und viel beſſeres dahinter, als irgend ein Großmogul oder chineſiſcher Kaiſer. Uebrigens gab es in der That verflucht pfiffige Köpfe unter ihnen, die ſo rieſenhafte und halsbrecheriſche Speculationen machten, daß es den übrigen Menſchenkindern angſt und bange wurde, denn es handelte ſich um nichts weniger als ſie ſammt und ſonders arm zu machen und die aufgehäuften und erpreßten Reichthümer auf das Haus Banknotikus zu bringen. Dies gelang denn auch auf eine bewunderungswürdige Weiſe, denn wer irgend einen Beſitz hatte, mußte daran glauben. Die Rittergüter der Ariſtokratiker wie die Hütten der Familie Michel kamen in ihre Hände. Kurz ſie hatten bald Land und Leute im Sack. Ariſtokratikus konnte nicht mehr Krieg ſpielen, Pietiſtikus keine Proceſſion mehr halten und Büreaukratikus kein Gefangenhaus mehr bauen oder ſie mußten an die Thür des Banknotikus anklopfen. Innere und äußere Angelegenheiten gingen durch ſeine Hände. Uebrigens thaten ſie bei dieſer allgemeinen Herrſchaft, welche ſie führten, doch immer ſehr freiſinnig, aber die Freiheiten, welche ſie wünſchten, waren doch der Art, daß ſie dadurch ihre eigene Macht vergrößerten und begründeten. Wie oft hörte man ſie nicht von Conſtitution ſprechen, aber ſie wollten nur deshalb einen Staat, wo der Beſitz vertreten ſei, damit ſie ſelbſt ihn lenkten, ſie wollten Preßfreiheit, damit ſie den Büreaukratikern deſto beſſer an das Leder könnten. Dieſe edle Erfindung der Buchdruckerkunſt, welche ſie Michel verdankten, wollten ſie nicht gebrauchen, ſondern mißbrauchen. Auch die Dampfkraft machten ſie ſich durch Michels Hülfe zu Nutzen, indem ſie die Meere und Flüſſe mit brauſenden Schiffen durchſegelten und Eiſenbahnen durch das Land zogen, wo ſie freilich herrlichen Profit hatten, aber zugleich die Dummheit begingen, daß ſie allen Leuten Gelegenheit gaben, zu einander zu kommen und ſich über ihre habſüchtigen Beſtrebungen aufzuklären.

Hochmuth kommt vor dem Fall! Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein! Dieſe alten Sprüchwörter bewieſen auch hier ihre Wahrheit. Die Familie Banknotikus war mit der Zeit ſo entſetzenerregend kühn geworden, daß ſie von Alt und Jung, Hoch und Niedrig auf das Gründlichſte gehaßt wurde. An manchen Orten ſtieg die Wuth und der Zorn ſogar ſo bedrohlich, daß der gemeine Mann ihr die Fabrik- und Handelshäuſer zertrummerte, zumal wenn er ſah, daß ſein blutiger Schweiß ohne Belohnung blieb, und daß man ihm Steine ſtatt Brod gab. Dann aber rief Banknotikus um Hülfe, holte ſich Soldaten und ließ die Hungergeſtalten zuſammenſchießen, indem er behauptete, ſein Eigenthum, das Gott weiß wie zuſammengeſchachert war, ſei heilig und darum unantaſtbar. Die Vernünftigen und Ruhigen aus dem Volk aber hungerten lieber und hofften ſeufzend auf beſſere Zeiten, denn ſie ſahen ein, daß die Banknotiker ſich doch zuletzt durch ihre raſenden und wahnwitzigen Schwindeleien zu Grund richten mußten. Und ſie hatten in der That recht, denn eines ſchönen Morgens hieß es überall: Das Haus Banknotikus hat Bankerott gemacht.

Zwanzigſtes Capitel.

Wie die Söhne der Germania Frieden ſchloſſen.

So ändern ſich die Zeiten! Das Land der Germania, welches wir im Anfange unſrer Geſchichte als eine wahre Wüſte kennen lernten, in welcher man den Wald vor lauter Bäumen nicht ſah, hatte jetzt einen ganz hübſchen Anſtrich bekommen. In ſeinen Ebenen ſah man im Sommer die gelben Saaten wogen, in ſeinen Gründen lagen herrliche üppige Wieſen, und an ſeinen Hügeln prangten Weingärten und Obſtwälder. Dabei war es rings beſät mit Dörfern, welche aus grünen Baumgruppen hervorſahen, und mit Städten, deren weiße Mauern und ſtolze Thürme weit in die Ferne grüßten. Was aber allem noch einen ganz beſondern Reiz gab, das war das vielfältige Leben, was durch die Landſchaften und Wohnſitze der Menſchen wegte. Die Ströme waren mit Flöſſen und großen Schiffen angefüllt, welche die Erzeugniſſe und die Menſchen von einem Ort zum andern trugen. Jedes Bächlein war benutzt und trieb ein klapperndes Mühlenwerk. Dabei war das Land von einer Menge von ſchönen glatten Straßen durchſchnitten, welche knarrende Wagen trugen, und mit Eiſenbahnen bebaut, welche dampfende Züge mit einer Schnelligkeit in die Weite trugen, daß der ſchnellſte Vogel ihnen kaum beikommen konnte. Ueberall aber, wo es viele Menſchen gab, ſtiegen rauchende Schlote in die Lüfte und gaben Zeugniß einer nie ruhenden Betriebſamkeit.

So ändern ſich die Zeiten! Aber auch die Menſchen mit ihren Sitten und Gebräuchen waren nicht dieſelben geblieben. Wo war noch das alte patriarchaliſche Weſen geblieben? Wenn einer ſagte, er ſei von Gottes Gnaden dies oder das, ſo ſchuttelten die Leute die Köpfe; behauptete einer, er verkünde den alleinſeligmachenden Glauben, ſo zuckten ſie mit den Achſeln; wollte einer den Satz aufſtellen, die Geſetze, die ſeinem Kopfe entwachſen wären, ſeien allgemein gültig und dienten für alle Zeiten, ſo erblickte man auf allen Geſichtern einen leiſen Spott, und vermaß ſich ſogar einer zu ſagen, das Geld ſei der einzige Tyrann, ſo platzte alles in ein lautes Lachen. Kurz und gut, der Einzelne galt verflucht wenig mehr. Alle wußten, daß ſie Verſtand und Gefühle hatten, alle wollten prüfen und gut finden oder verwerfen. Nur was allen genügte, durfte auf einen allgemeinen Beifall rechnen.

Und dies alles hatte ſich auf eine ganz natürliche ungezwungene Weiſe gemacht. Die Glieder der verſchiedenen Stände waren in vielfachen Gelegenheiten zuſammengekommen und hatten ſich gegenſeitig in die Karten geſehen. Dabei war es denn an's Licht getreten, daß Mancher durch die Kunſt, die Mitſpieler einzuſchüchtern, ſein Spiel ſcheinbar gewonnen hatte, weßhalb man denn auch das elfte Gebot erfand, welches heißt: Laß dich nicht verblüffen. Alle Schwächen und Stärken kamen indeß bald zum Vorſchein. Man ſah am Ende, daß die Geſchichte von dem bevorzugten Blute ein eiteles Mährchen, die Idee von dem bevorzugten Glauben eine Täuſchung, die Einbildung von dem erleuchteten Geſetzgebungsverſtand, welcher dem beſchränkten Unterthanenverſtand entgegengeſetzt wurde, eine angenehme Lüge und der großartige Gedanke der Geldherrſchaft ein Rechenfehler war. Kurz, eine andre Sache war Trumpf geworden und dieſe hieß Herz, Menſchenherz. Um dabei zu gewinnen mußte, man das Herz auf der rechten Stelle haben. Aller äußere Schein wurde bald als Plunder anerkannt. Es galt nur das innere Weſen. Jeder mochte ſeine eignen individuellen Vorzüge haben und ſeine Begabung noch für dies oder das paſſen, aber um ſich eine allgemeine Geltung, eine tiefe Achtung und eine ſchöne Liebe zu erwerben, mußte er ein Menſch ſein.

In dieſem edeln und letzten Gedanken des menſchlichen Daſeins ſöhnten ſich die Kinder und Kindeskinder der Germania allmälig aus. Man fragte nicht mehr wer Einer ſei und was Einer thue, ſondern ob er es gut meine und für alle ſchaffe. Daß der Eine mehr und höhere Fähigkeit beſitze, wie der Andere, war dabei eine ausgemachte und alte Erfahrung. Aber der hoch- und tiefbegabte wurde gelobt, geachtet, geliebt, wenn er ſeinen Platz nach ſeinen Kräften ausfüllte. Die Schmach der Armuth exiſtirte nicht mehr, die Schmach des Reichthums wurde als eine fluchwürdige Sünde gebrandmarkt. Alle theilten die Arbeit und Alle theilten den Genuß und man war höchlich erfreut, bei Jedem die Fähigkeit, edel zu arbeiten und edel zu genießen auf die freudigſte Weiſe ausgebildet zu ſehen.

Und ſo kamen ſie oft zu den herrlichſten Feſten zuſammen, welche ſie die Myſterien der Brüderſchaft nannten. In großen Zügen einherſchreitend verſammelten ſie ſich an heitern reizenden Orten, wo der Frühling am hellſten prangte, die Sonne am freundlichſten ſchien, die Wieſen und Wälder am grünſten blühten, die Ströme am lockendſten rauſchten. Die Landbewohner traten mit Garben und Früchten herein und führten blöckende Heerden und muthige Roße mit ſich und trugen eine weiße Fahne, auf der als Symbol die heilige Pflugſchaar glänzte. Die Vertreter der Gewerke kamen mit vielfachen Werkzeugen und brachten herrliche Stoffe und köſtliche Erzeugniſſe, die gewebt und gehämmert waren. Und auch die Männer, die aus den ewigen Quellen des Geiſtes ſchöpften, wallten mit ernſten Geſichtern und in edlen Gewänder heran. Während die Einen von ihnen Bucher trugen, in denen weiſe Gedanken verzeichnet waren, laſen die andern erhabene Dichtungen, ſangen wunderbare Geſänge und zeigten herrliches Bildwerk. Alle aber waren ſelig, ſich in dieſer ſchönen Art vereinigt zu finden. Sie wechſelten die freundlichſten Geſinnungen, ſie tranken denſelben Wein, ſie aßen dieſelben Speiſen und fielen in dieſelben Chöre ein. Sie fühlten ſich als Brüder.

Aber Keiner hatte größere Freude an dieſer glücklichen Löſung aller Verhältniſſe, die vor nicht langer Zeit noch ſo verwirrt geweſen waren, als die gute Germania. Sie war grau und alt geworden, aber ihr Herz war jung geblieben, ja es erwachte zu neuer blühender Friſche bei dieſer ſchönen Wendung im Leben ihres Hauſes. Sie glich den ſeltnen Blumen, welche nur alle hundert Jahre blühn, dann aber in unerreichbarer Fülle in Glut und Duft ſtehen. Die Menſchlichkeit, dieſe ſchönſte und innigſte Eigenſchaft ihres Weſens, fühlte ſich zur höchſten Entwicklung geſteigert.

Sie drückte alle ihre Kinder an das Herz und gab ihnen den ſchönſten, heißeſten, ewigſten Segen.

Ende.

Oden

der

Gegenwart.

Von

Wolfgang Müller.

Düſſeldorf,
Verlagshandlung von Julius Buddeus.

1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Italien.

Italien.

Der Süden tönt in wunderbarem Klang,
Der Süden ſtrömt von feur'ger Strahlenglut,
Das brauſt ſo ſtolz wie voller Orgelſang,
Das wallet auf wie Regenbogenglut.
Auffährt die Welt, die träg und faul geruht,
Gleichwie geweckt von Frühlingsmorgenflügeln.
Woher die Luſt, die ſolche Wunder thut,
Daß rings zerweht das Zagen, Markten, Klügeln?
Sie kommt vom heil'gen Rom und ſeinen ſieben Hügeln.

Wer hat ſich deß in dieſer Zeit verſehn,
In dieſer Welt ſo müde, morſch, erſchlafft?
So trifft des Menſchheitgeiſtes feur'ges Wehn,
So ſchwillt des Völkerrufes friſche Kraft.
Ein Heiland, brach die Freiheit jede Haft,
Die Freiheit, die ſtets ſiegt im letzten Kriege.
Sie hat aus Nebel heitre Luft geſchafft,
Am Capitol ſtand oft ſchon ihre Wiege.
Heilig Symbol, mit uns dein Glück und deine Siege!

Italien erhebt ſich groß und hehr,
Italien, eben einer Leiche gleich,
Durchzuckt vom Siechthum, ſchmach- und ſchandeſchwer,
In Ketten ſchleichend, alternd, matt und bleich.
Italien brach hervor mit einem Streich.
Stadt, Berg, Gefild und Meer im Sonnenlichte,
Zeigt es ſein Antlitz ſchwärmend freudereich.
So ſehn wir in phantaſtiſche Gedichte,
Die uns der Dichter weiſt mit frohem Angeſichte.

Auf dieſem Boden, dürr und kalt und fahl,
Habt ſonſt ihr nur gewühlt in Schutt und Staub,
Ihr ſuchtet nur das kunſtgefügte Mal,
Das nicht die Zeit zerfraß als ihren Raub.
Doch der Vergangenheit ward ſtumpf und taub
Nunmehr eur Ohr. Die hellen Roſenkränze,
Des ſtolzen Lorbeers unverwelktes Laub,
Sie dienen eurer Schau als helle Grenze:
Ihr ſeht erſtaunt das Land im jungen Freiheitslenze.

Sonſt habt ihr hier nur eifrig hingeſtarrt
In der Geſchichte längſtvergangne Pracht:
Roms Freiheit ſaht ihr ſtolz und eiſenhart,
Roms ew'ge unbegrenzte Rieſenmacht,
Die Selbſtſucht Cäſars in der Heldenſchlacht,
Brutus, den Wächter auf der Freiheit Warte.
Was Raphael gemalt, Dante erdacht,
Columbus, Machiavell und Bonaparte,
Schriebt ihr als Zeichen euch getroſt auf die Standarte.

Heut aber laßt ihr alle Todten ruhn:
Die Gegenwart erbrauſt ſo freudig voll.
Ein neuer Held ergreift die Geiſter nun,
Ein Held voll Menſchenliebe jeder Zoll.
Auf jenem Thron, wo mehr der gift'ge Groll
Als wie die Herzensgüte hat geſeſſen,
Wo ſtatt des Friedens oft der Hader ſchwoll,
Der ſeine eignen Kinder hat gefreſſen,
Da ſitzt ein Mann, der kühn mit Jedem ſich darf meſſen.

Pius, dich grüß ich, echter treuer Hirt,
Der recht erfaßt der Liebe heil'ges Wort,
Vor dem ſo mancher Vorfahr ſich geirrt,
Daß alles, was er angriff, jäh verdorrt.
Sieht auch in anderm Glauben Wer den Hort,
Er giebt das Zeugniß deinem reinen Geiſte,
Daß nimmer du die Macht mit einem Mord
Beſudelt haſt, daß Jedem du die freiſte
Entwicklung ſtets gegönnt, zu zeigen was er leiſte.

Zwar ſitzeſt du auf jenem alten Stuhl,
Der in die Welt geſchleudert Fluch und Bann,
Der in des Elends troſtlos dunkeln Pfuhl
So Manchen ſtieß, der Geiſtesfreiheit ſann.
Du ſitzeſt dort, wo man die Feſſeln ſpann
Den ſtolzen Königen und weiten Landen,
Verkennend was der Heiland mild begann,
Aus freien Lehren, die man falſch verſtanden,
Zuſammenknüpfend ſchlau ein Netz von Banden.

So nimmſt du nicht der Liebelehre Heil,
Bleibſt du auch ſtrenge deiner Satzung treu,
Du haſt des Gottesglaubens beſſern Theil,
Der vor dem Umſturz heget keine Scheu.
Gebiert die Welt ſich auch in Stürmen neu,
Dir blüht der Muth, daß deine Kirche ſieget.
Drum haſt du ſelbſt geweckt den ſtarken Leu
Der Völkerfreiheit, welcher zahm ſich ſchmieget,
Wo die Gerechtigkeit mit weißen Bannern flieget.

Du weißt, es reift dem Mann die höchſte Macht,
Der treulichſt dient dem Geiſte ſeiner Zeit;
Du aber hältſt auf ihren Thürmen Wacht,
Belauſchend weiſe den Ideenſtreit.
Das treue Herz voll reiner Menſchlichkeit,
Trittſt du zum Siege ſtets nur an die Spitze,
Weil der Gerechtigkeit du dich geweiht,
Die nun von ihrem hocherhobnen Sitze
Weit in die alte Welt hinflammet ihre Blitze.

Dir jauchzt dein Rom! Erwacht aus tiefem Traum,
Denkt es des Ruhmes, den es längſt verlor!
Italien jauchzt, denn an des Himmels Saum
Glänzt ihm ein neues Morgenroth empor.
Das Volk, das ſeine Knechtſchaft längſt verſchwor,
Sucht in der Bruſt uralte Ideale.
Aus den gepreſſten Herzen brauſt hervor
Ein Freudenſchrei. In der gefüllten Schaale
Quillt ihm des Lebens Wein in üpp'gem Perlenſtrahle.

II

Es ſchauen zum erhabnen Capitol
Die Völker rings im weiten Erdenkreis.
Daß dort die Flamme brennt, iſt ein Symbol,
Ein heiliges, dem Knaben wie dem Greis.
Denn wie es ſtrahlt, ſo dient es als Geheiß
Den Völkern, nicht zur Ruhe ſich zu legen,
Ob Arbeit, Nöthen, Schlachten, Blut und Schweiß,
Bis ſie ihr Ziel erreicht auf harten Wegen:
Der Freiheit edle Luſt, der Freiheit hehren Segen.

Und weil du, Pius, ſelbſt gezeigt den Pfad,
Den Pfad, der führt in die verjüngte Welt,
So iſt dein Name Licht, Gedanke, That,
Richtſchnur und Führer, der die Herzen ſchwellt.
Du biſt der hohe Mann, der ſtarke Held,
Nach dem die Völker ihre Fürſten zeigen,
Auf daß dein Beiſpiel klar ihr Haupt erhellt,
Auf daß ſie ernſt dem Geiſt der Zeit ſich neigen
Das ſie ſich beugen vor der Völker ſtolzem Reigen.

Mich dünkt, ein ernſtes Zeichen taucht herauf!
Wo Dunkel war, wird helles Morgenroth;
Und hebt die Sonne einmal ihren Lauf,
Dann zwingt ihr Licht kein Machtſpruch und Gebot.
Wenn der Vulkan in Feuerſäulen loht,
Dann brauſt es allwärts bald in den Vulkanen.
Mich dünkt: es geht auf Leben oder Tod,
Pius, durch dich auf neue Weltenbahnen!
Die Freiheit ſchreibt der Kreis der Völker auf die Fahnen!

Ludwig Philipp.

Ludwig Philipp.

Er ſitzt auf ſeiner Königsburg, der graue Fürſt iſt bleich und blaß.
Die Wuth des Volks durchtobt die Stadt. So droht der Zorn, ſo ſchreit der Haß.
Hartnäckig war er. Ach, das thut ſo Greiſenthum wie Majeſtät!
Er ſeufzt und ſendet heim den Rath. — Doch ruft das Volk: Zu ſpät, zu ſpät!

Und wieder dröhnt der wilde Ruf. Horch Waffenlärm und Schuß auf Schuß!
Und Boten kommen, Boten gehn. Da reift ein mächtiger Entſchluß:
Selbſt dankt er für den Enkel ab, wie ihm der Freunde Zuruf räth.
Er ſchreibt — er weint — „Bringt es dem Volk!“ doch ruft das Volk: Zu ſpät zu ſpät!

Und näher wälzt es ſich zum Schloß, furchtbarer heult der mächt'ge Sturm.
Es brüllt der Volksleu durch die Stadt, Sturmglocken ſchwinget jeder Thurm:
Die Zeit der Sühne iſt vorbei, dem König ſelber droht Gefahr.
Es iſt zu ſpät: nicht lehrte ihn die Weisheit das erblichne Haar.

Umjammert von den bleichen Fraun hebt ihn die letzte Kraft empor:
Vor ſeinem Volke flüchtet er, das einſt zum König ihn erkor.
Sein Weib am Arm, im ſchlichten Kleid zieht er die Gärten raſch entlang,
Geſchützt, ach, von Soldaten nur, den einſt gewählt der Bürger Drang.

Und als er nah dem Platze ſtand, wo Ludwigs Haupt vor Zeiten fiel,
Schaut er zurück: die Königsburg iſt ſeines Blicks ſehnſüchtig Ziel.
Ach, Alles hin, »dem Unglück, Volk, ſchenk' Achtung!« tönt des Führers Wort.
Er ziehe, rief's aus dem Gedräng, wir pflegen keinen Meuchelmord!

Laßt nur den unglückſel'gen Greis! Ein kleiner Wagen nimmt ihn auf.
Fort, fort von Hauptſtadt, Thron und Reich! Fort, fort geht irr der wirre Lauf.
Doch wie er flieht und wie er zieht, ihn laſſen die Gedanken nicht.
Das folternde Gewiſſen thut getreu die ſtrenge Rächerpflicht.

Es ruft ihm zu: Gedenkſt du noch an deine grüne Jugendzeit?
Ein Bürgerſohn der Republik zogſt du für ſie zum Männerſtreit:
Bei Valmy und Jemappes da flocht ſich erſter Lorbeer um dein Haupt.
Sprich, gingſt du damals in die Schlacht für Güter, die dein Herz geglaubt?

Gedenkſt du wie dein Vaterland, das dich verbannt als Fürſtenſproß,
Dich ächtend in die Irre trieb? Du warſt des finſtern Banns Genoß.
Da ruhteſt du in Scheunen aus, die Alpenquelle trank dein Mund.
Mit falſchem Namen thateſt du in Schulen deine Weisheit kund.

Gedenkſt du, wie ein Flüchtling du bald hier bald dort das leichte Zelt
Dir aufgebaut in Süd und Nord und drüben in der neuen Welt,
Vielfach verſuchend, ſcheiternd ſtets ein Schwimmer gegen Strom und Flut?
Denn ihre Schätze findet nur, wer ſeiner Zeit den Willen thut.

Gedenkſt du, wie der Corſe fiel, er der Erobrung kühnſter Mann,
Der ſeiner Selbſtſucht fröhnend nur den Völkerkreis in Feſſeln ſpann?
Du kehrteſt heim, du fandeſt Raſt nach mancher Fahrt im Heimathland.
So ruht behaglich der Pilot, der nach dem Sturm den Hafen fand.

Gedenkſt du noch, wie Frankreichs Volk den ſchönen Frieden ſegnend pries,
Der dich im Kreis von Weib und Kind ein frommes Glück genießen ließ?
Dein war ein ſicher blühend Haus, die Schwalbe baute dran ihr Neſt,
Der Gottesvogel: Friedſamkeit, und jeder Tag ſchien dir ein Feſt.

Denkſt du der Julitage noch? Als in des Aufſtands wildem Flug
Das Volk den ſtolzen Thron zerbrach, der jenen Karl den Zehnten trug,
Da traf ſein Blick zuerſt auf dich, es gab die Leitung dir im Staat.
Du nahmſt ſie und du übteſt gleich am eignen Blute ſchnöd Verrath.

Unſel'ger Irrthum! Weil am Heerd du wie ein Bürger ſtill gelebt,
Weil du am heiß gehaßten Hof nach falſchen Ehren nie geſtrebt,
Schienſt du der Mann des jungen Staats. Doch all dein Weſen war geſchult:
Du hatteſt nur um eitle Gunſt mit deiner eiteln Kunſt gebuhlt.

Was halfen die Erfahrungen: Verbannung, Irrfahrt, Mangel, Noth?
Du wandteſt von dem Volk dich ab, das frei dir einſt die Krone bot.
Der Selbſt- und Herrſchſucht freveln Pfad gingſt du in ſchlimmem Eigennutz,
Dich ſchminkend mit der Despotie althergebrachtem hohlem Putz.

Du hörteſt nicht mehr auf dein Volk, weil du nur für dein Haus geſchafft,
Dir klang nicht nackter Armuth Schrei, weil für den Säckel du gerafft,
Verblendet warſt vom Hochmuth du wie es Tyrannenſeelen ſind:
Für jede Wahrheit warſt du taub, für jede Freiheit warſt du blind.

Sprich, traf dich Gottes Stimme nicht? Du wareſt vieler Kugeln Ziel!
Hat nicht die Vorſehung gemahnt, als jähen Tods der Sohn dir fiel,
Der rings dem Volk ein Liebling war? O große Zeichen ſind geſchehn,
In krankem Starrſinn aber haſt du nicht gelernt ſie zu verſtehn.

Der iſt ein Gegner ſeines Amts, der Ehr' und Würde d'rin verneint!
So wareſt du dem Königthum, das du erſtrebt, der größte Feind!
Du ſelber riefſt heran dein Loos. Den Herrſchern all der alten Welt
Hat als ein warnend Beiſpiel dich Geſchichte finſter hingeſtellt.

Wuthſprühend trat zu dir das Volk und nahm dir mehr als was es gab.
Ein flücht'ger Greis nun ziehſt du fort mit einem Fuße ſchon im Grab.
Was ſtark die friſche Jugend trug, das trägt dein welkes Alter nie!
Dich hat erreicht die Nemeſis in deiner dunkeln Tragödie!

Geſchieden von den Kindern all, von deinem Weib umklagt allein,
Ziehſt du verlaſſen, heimathlos, lebendig in den Tod hinein,
Von folternden Gedanken nur, Entwürfen rathlos nur umwirrt:
Und alles mahnt dich, daß du, ach, dein ganzes Leben haſt geirrt.

Kalt ſchaut die Welt dein Schickſal an und murmelt: ihm geſchah ſein Recht!
Kein Ritter zieht für dich das Schwert: dir diente Jeder nur als Knecht.
Gefallne Größe ärndtet reich, wenn Liebe ſie bei Zeit geſät.
Der Brite weint dir gaſtlich nicht. Ach, Alles ruft: Zu ſpät, zu ſpät!

Schon hörſt du im prophet'ſchen Geiſt die Zukunft, die den Stab dir bricht.
Sie zählt dich jenen Herrſchern zu in ihrem ewigen Gericht,
Die mit dem Volke Hand in Hand im blinden Geiſt zu gehn verſchmäht.
Kein Gott wäſcht dir die Tafel rein, der Himmel ſelber ruft: Zu ſpät!

An die

Republik Frankreich.

An die Republik Frankreich.

So haſt du's endlich denn vollbracht,
So haſt du's endlich denn errungen!
So haſt du aus der Knechtſchaft Nacht
Zum Freiheitsmorgen dich erſchwungen!
Du lageſt krank und matt und ſtumpf,
Vom Fluch der Selbſtſucht wüſt bezwungen.
In des gefräß'gen Uebels Sumpf
Schlug glüh der Funken der Geneſung,
Und plötzlich jauchzeſt du: Triumpf!
So wächſt der Lenz aus der Verweſung.

Dein Völkerlenz, er brach hervor!
Bacchantiſch grüßend rauſcht er allen.
Das eine Wort, den einen Chor:
Die Freiheit! läßt er laut erſchallen.
Da iſt kein Herz mehr, das nicht pocht,
Mag es in Furcht, in Wonne wallen.
Stolz hebt ſich, wen ſie unterjocht,
Feig jammert, wer gefügt die Ketten.
Das heil'ge Feuer glüht am Docht,
Das heil'ge Feuer gilts zu retten!

Sieh, Klarheit hat es rings geſchafft!
Hell wird die Luft, wenn es gewettert.
Tief aus der alten Bande Haft
Haſt du der Menſchheit Höh'n erklettert!
Wie dumpf und öde liegts im Thal!
Der Herrſchſucht Male ſind zerſchmettert.
Wie herrlich glüht's im Sonnenſtrahl
Auf deiner Berge hellen Jochen!
Zur Republik mit einem Mal
Siegtrunken biſt du durchgebrochen.

So hat die Ahnung ſich enthüllt
Von deinen Weiſen und Propheten;
So hat die Mahnung ſich erfüllt
Von deinen flammenden Poeten;
Zur Wahrheit ward, was mancher Held
Erfleht mit brünſtigen Gebeten;
O Allen blüht die neue Welt:
Der Bruderliebe Zeiten winken!
In Roſentagen, glanzerhellt,
Wird Herz an Herz beſeligt ſinken!

Wohl hebt dein Ruhm ſich licht und klar,
Seit du die Selbſtſucht haſt vertrieben.
Du nennſt dich ſchön! Jetzt erſt iſt wahr,
Was du ſo lang dir zugeſchrieben.
Die modernde Vergangenheit,
Die du verflucht, du darfſt ſie lieben:
Durch eine tauſendjähr'ge Zeit
Vor allen Ländern warſt du prächtig,
Und wenn du wahrhaft dich befreit,
Dann ſtehſt du immer rieſenmächtig.

Dein Heldenthum iſt hochgeehrt!
Du ſtaunſt nach deinen tauſend Narben,
Den Scharten am berühmten Schwert,
Den Helden, welche für dich warben.
Du rangſt mit jedem Volk und Land,
Du rangſt, wie viele für dich ſtarben,
Sie alle einmal in den Sand.
Ob hoch, ob niedrig ſie entſproſſen,
Die für ihr Mutterland entbrannt,
Du rühmſt ſie deines Ruhms Genoſſen.

Anſtaunſt du, was dein Geiſt ſo kühn
Gefördert hat aus dunkeln Schachten,
Wenn in des Wiſſens Waffenſprühn
Du fochteſt deine Geiſterſchlachten,
Wenn aus des Fühlens Flammenborn
Die Künſtler ew'ges Werk entfachten,
Wenn ſich im Lied voll Luſt, voll Zorn
Entluden edle Dichterſeelen.
Wer fragt bei Roſen nach dem Dorn,
Bei Eulen wer nach Philomelen!

Verwundert ſiehſt du ob der Macht,
Die du entlockt des Bodens Schollen,
Des Kornes und der Reben Pracht,
Die Berg und Feldern reich entquollen,
Des Handels und des Wandels Luſt,
Der Städte, vom Gewerb durchſchwollen,
Der Schiffe, die mit ſchlanker Bruſt
Zum fernſten Strande ſegelnd reiſen.
Der Selbſtſucht, die ſie ſchuf, bewußt,
Siehſt du ſie deine Kraft beweiſen.

Doch weil du ſo unfreudig ſchauſt,
Laß mahnen dich mit ernſten Sinnen:
Wie ſehr dem guten Stern du trauſt,
Fern ſiehſt du noch des Zieles Zinnen.
Eh du die Höhen haſt erreicht,
Gilt es noch Siege zu gewinnen,
Und dieſe Siege ſind nicht leicht.
Willſt du dem Glück im Arme liegen,
Flieh Alles, was im Dunkeln ſchleicht:
Dein Volk muß erſt ſich ſelbſt beſiegen!

Bedenke, wie du einſt geſtrebt,
Um dir die Freiheit zu erraffen!
Denn nicht das erſte Mal erhebt
Für ſie dein Volk die blanken Waffen:
Da ſchwoll der kühnſte Männermuth,
Bereit für's Vaterland zu ſchaffen;
Es floß das reinſte Heldenblut,
Großherzig, herrlich hingegeben;
Man ſah dich als dein reichſtes Gut
Den Freiheitskämpfern Gräber heben.

Doch ob den heil'gen Grüften hob
Sich frech der Zornmuth der Parteien,
Die Selbſtſucht wüſter Führer ſchnob,
Wo's galt, Gedanken ſich zu weihen.
Ach, Blut und Blut! das war der Ruf,
Den man erhob mit heiſern Schreien.
Zertreten von des Schreckens Huf
Sah man dein ganzes Leben wanken.
Wenn Blut auch die Befreiung ſchuf,
Die Freiheit ſchafft nur der Gedanken.

O eine große Lehre ſpricht
Aus deinem Loos. Stets wird ſie klingen,
So oft ein Volk die Feſſeln bricht,
Um ſich die Freiheit zu erringen.
Laut kündet ſie: das Endziel iſt
Mit Tod und Erz nicht zu erzwingen.
Wen wild die Leidenſchaft durchfrißt,
Der hat den klaren Pfad verloren.
Wenn ihn die kalte Nachwelt mißt,
Dann ſpricht ſie: wär er nie geboren!

Drum wandle jetzt auf andrer Bahn
Hin zu der Freiheit wahrem Lichte!
Es ſei der Geiſt das Schwert fortan,
Entſcheidend in der Weltgeſchichte.
Und der Gedanke ſei das Blut,
Hinſtrömend, daß den Kampf er ſchlichte.
Was heut die höchſten Wunder thut,
Das iſt die Menſchlichkeit vor allen.
Wahrheit, Gerechtigkeit und Muth,
Laßt ſtolz auf euern Bannern wallen!

Du haſt ein ſchweres heil'ges Amt,
Wie du es übſt, dran wird es liegen,
Ob alle Völker hochentflammt
Dir nach zu gleichen Zielen fliegen,
Ob friſch die Welt in Blüthen bricht
Zujauchzend neuen Geiſtesſiegen,
Auf daß den Fluch dir Keiner ſpricht,
Sei Bollwerk, das der Freiheit raget!
Glück auf, daß dir das Morgenlicht
Der echten Bruderliebe taget!

An Lamartine.

An Lamartine.

Sie ſprechen nüchtern kalt: Der Glauben iſt verſchwunden,
Kein Gott mehr offenbart die wundervollen Kunden,
Als Boten ſchickt er nicht den heil'gen Geiſt hinaus;
Die heut'ge Welt gehorcht den Feinen und den Klugen,
Sie klügeln aus den Bau mit Fundament und Fugen:
Uns Alle ſchützt ein künſtlich Haus.

Kleinmüth'ge ſinds! Was iſt der Menſchheit ew'ge Blüthe,
Wenn göttlich rein im Geiſt und himmliſch im Gemüthe
Sich Gottes Odem nicht der Dichtung voll erweiſt?
Ich ſag' euch ſtolz: er lebt noch in den Auserwählten,
Begeiſterten zum Sporn, zum Troſte den Gequälten:
Gott redet aus der Menſchheit Geiſt.

Es iſt der Dichtergeiſt, den Völkern eingeboren!
Die Weiſen huld'gen ihm, es ſchweigen ihm die Thoren,
Der heil'gen Wunder thut er ohne Maaß und Ziel.
Er klang in Davids Lied in ſtolzen Weiſen brauſend:
Saul geben tauſend wir, doch David zehentauſend!
Klang's aus der Jungfraun Tanz und Spiel.

Er ſchuf in Griechenland der Städte hohe Mauern,
Ihn trug mit Wonne der Delphin in Wogenſchauern,
Er riß vom Orkus kühn geſchied'ne Schatten fort,
Er quoll zu Delphi einſt und bei Dodona's Eichen
In myſtiſch heil'gem Spruch, er tönte ſonder Gleichen
Einſt in Tyrtäos Heldenwort.

Des Dichtergeiſtes Kraft war es, der fromme Schaaren
Zum Grab des Heilands trieb durch Land- und Seegefahren,
Gepanzert mit dem Muth, der ew'ge Siege ſchafft.
Er kämpfte ſpäter ſtolz im donnernden Chorale:
»Die feſte Burg iſt Gott'« und goß durch Berg' und Thale
Der Glaubensfreiheit helle Kraft.

Allons enfans! Süß iſt's für's Vaterland zu ſterben!
So ſingend brach er ſtark den morſchen Staat in Scherben,
Der aus des Königthums hochmüth'ger Selbſtſucht ſproß.
Ein Volksgedanke, der als hundertjähr'ge Blume
In helle Blüthen bricht, ihn ſchmückt mit hehrem Ruhme
Der Dichtergeiſt hehr als Genoß.

Heut blüht er wieder auf. Wo trübe Zeiten wehten,
Da fehlt nicht der Geſang der Dichter und Propheten.
So ſprüht durch's Wetter hell der rothen Blitze Pracht.
Es flammt uns auf den Pfad ihr Wort als feur'ge Wolke,
Als weiſe Rather ſtehn ſie mahnend bei dem Volke:
Zu brechen gilts des Irrſals Nacht.

O dieſer Geiſt entſtrömt auch deines Herzens Gluten!
Hellleuchtend quoll aus ihm ein Strom von Feuerfluten,
Als wärs der Menſchlichkeit ein ſonnenreicher Born.
Erquickend ging ſein Licht, lenzfröhlich Wonne regend,
In Hütte wie Pallaſt, die Herzen hold bewegend!
Stets warſt du Roſe, nimmer Dorn!

Ob du empor dich ſchwangſt auf edler Dichtung Flügeln,
Ob du nach ſtiller Schau erzählt aus Thal und Hügeln,
Ob du im Orient, im Occident geſtreift,
Ob ſinnend du durchwallt die Länder der Geſchichte,
Dein Antlitz blickte nach der Menſchheit Sonnenlichte:
In ſeiner Liebe wareſt du gereift.

Die Klugen ſagen wohl: Der Wechſel ſei dein Weſen,
Der Kirche und dem Thron ſeiſt du zu Dienſt geweſen,
Als Ueberläufer ſäh' dich heut die Republik
Kurzſicht'ge ſinds! Du haſt die Frömmigkeit und Güte
Geſucht ohne Unterlaß, bis in des Volkes Blüthe
Sie traf dein reiner edler Blick.

Schmachvoll iſts Lüge ſehn und doch der Lüge fröhnen,
Doch die erkannte fliehn, das heißt die Welt verſöhnen.
So viel die Treue gilt, mehr gilt Gerechtigkeit.
Warſt du für Papſt und Fürſt gerecht in allen Sätteln,
Man ſah doch niemals dich um feile Ehren betteln:
Dein Geiſt war freier That geweiht.

Und traf dich oftmals auch der kleinen Seelen Tadel,
Stets hat das Volk erkannt den lilienreinen Adel,
Der groß und dichteriſch den edeln Geiſt dir ſchmückt.
Drum hat es dich, Poet, als ſeine Feſſeln ſanken,
Vor allen andern laut gerufen in die Schranken:
Von deiner Liebe war es hochbeglückt.

Dich liebt und ſchätzt und rühmt es vor den Zeitgenoſſen,
Weil dich kein Makel ſchmäht, weil hell und lichtumfloſſen
Dein Geiſt dem Demant gleicht, den keine Glut verzehrt.
Das thut, weil du erkannt des Volkes ew'ge Schätze,
Gewieſen ſtets mit Stolz auf ſeine Wunderplätze
Und ſeine Menſchlichkeit geehrt.

Drum fielen ſie vor dir die feinen Staatenlenker,
Drum fielen ſie vor dir die überklugen Denker.
Sie hatten vor dem Blick des Volks auf Sand gebaut.
Was will Gewalt und Liſt? Sie können ſich nicht halten,
Wo offen, friſch und neu die Völker ſich entfalten,
Und wo die Freiheit blüht als Braut.

Was wollten ſie vor dir? Du warſt ein Liebelehrer,
Apoſtelgleich erſchienſt du wie ein Weltbekehrer,
So ſühnend, freudig, mild erklingt dein Wort mit Kraft.
Mit echter Freiheit willſt die Völker du erwarmen,
Die Gleichheit predigſt du den Dürftigen und Armen,
Du kündeſt Aller Brüderſchaft.

Es lenkt dein Liebeswort die Welt auf andre Bahnen,
Die der Gedanke längſt mit ſeinen Friedensfahnen
Einſchlug, zu finden die erſehnte neue Welt,
Wo alle Brüder im Genießen wie im Schaffen
Den Pflug begehren ſtatt der blutbeſpritzten Waffen,
Das Wiſſen ſtatt des Kampfs im Feld.

Groß iſt die Frage, groß umdüſtern ſie Gewitter,
Zu löſen heute ſie, fehlt noch vielleicht der Ritter;
Einſt aber ſchlägt der Strahl anzündend in das Holz,
Das ſchon auf dem Altar der Menſchheit aufgeſchichtet.
Erfüllung ſtrahlt der Zeit, die wir bis jetzt gedichtet
In unſern Liedern hoch und ſtolz.

Du aber harre aus, gilt es auch blut'ge Kämpfe,
Betrüben das Geſchlecht der Gegenwart auch Krämpfe,
Erliegt manch edler Mann erbarmungsloſem Tod.
Mit deines Geiſtes Glut, mit deines Herzens Milde,
Mit deinem Sühnungswort durchreite das Gefilde,
Wann die Gefahr am größten droht.

Und wenn du ſelber fällſt, in deines Geiſtes Zeichen
Erringen wir den Sieg; und gehts auch über Leichen,
Einſt röthet ſich der Tag, dann ruht das ſcharfe Erz.
Du aber wirke fort prophetenhaft begeiſtert!
Es hilft, wenn Einer noch die künft'ge Welt bemeiſtert,
Dein menſchheitliebend Dichterherz.

Den deutſchen Fürſten.

Den deutſchen Fürſten.

Traf Euch ans Ohr der Völkerſchrei,
Der übern Rhein ſich hergeſchwungen?
Dort ſiel die ſtolze Tyrannei,
Dort ſocht ein großes Volk ſich frei,
Vom Geiſt der Brüderſchaft durchdrungen!
An einem Tag, in einer Schlacht
Hat es geſtürzt des Thrones Pracht,
Hat es die eingeborne Macht,
Die niebeſeſſne, kühn errungen!

Wo blieb des Purpurs dunkle Glut?
Wo ſind ſie, die darauf geſeſſen,
Die ſchnöd in frevelm Uebermuth
Allein gemehrt des Hauſes Gut,
Das Volk verachtend kalt vermeſſen?
Wo iſt der ſtolze Königsgreis?
Wo Weib und Kind? Der hohe Kreis?
Sie alle flücht'ger Irrfahrt Preis,
Vom ſiegestrunknen Volk vergeſſen!

Ich weiß, ihr liebt nicht ſolche Schau,
Ihr nennt euch kühn von Gottes Gnaden.
Ihr wähnt, feſt wie den Weltenbau
Die Staatenburg; ihr glaubt, genau
Zieh eure Macht auf gleichen Pfaden.
Ihr ſtemmt euch auf ein altes Recht,
Ihr prüft nicht, ob es gut, ob ſchlecht!
Jedoch der Dichter iſt kein Knecht,
Er wagt, euch vor ſein Lied zu laden.

Er ſpricht: Den Ruf verſtehet wohl:
Geſchichte gab euch helle Proben:
Sie ſtempelte die Herrſchaft hohl,
Die nicht als heiliges Symbol
Die echte Menſchlichkeit erhoben.
Sie zeigt euch auf dem letzten Blatt
Das Königthum als dürr und matt,
Das an der Völkerliebe Statt
Mit eitelm Prunke ſich umwoben.

Es lohnt ſich wohl bei ſolchem Ruf
Scharfſichtig in die Zeit zu ſchauen,
Was ſie für Ewigkeiten ſchuf,
Was ſie zertrat mit ſchwerem Huf!
Wer will nicht der Geſchichte trauen?
Lag die Vergangenheit erſtarrt,
Lebendig brauſt die Gegenwart,
Gott weiß, was in der Zukunft harrt:
Stets wechſelnd gährts in ihren Auen.

Das Licht, das hold erquickt die Welt,
Gießt weit und weiter ſeine Strahlen;
Die kalten Fürſtenhöhn erhellt
Es nicht allein, zu jedem Zelt
Des Armen dringt es in den Thalen.
Wer hat die Weisheit heut allein?
Sie zieht in alle Herzen ein,
Denn der Erkenntniß goldner Wein
Trinkt Jeder aus den vollen Schaalen.

Und ſo erwuchs dem Volk der Geiſt,
Der ſelber denkt, auch ſelbſt zu rathen.
Ob Wer mit hohlen Worten gleißt,
Ihm gilt es nicht; es traut zumeiſt,
Wo es ſich ſelber baut die Staaten.
Die Mähr vom beſſern Adelsblut,
Die Mähr vom höhern Rittermuth,
Von Herrſcherkraft, die Wunder thut,
Belächelt es an ſeinen Spaten.

O hört und ſeht, o ſeht und hört:
Eins iſt des Volks und Gottes Stimme!
Wenn euch dies ew'ge Wort empört,
Dann ſeid von Schmeichlern ihr bethört,
Das nicht zu euch die Wahrheit klimme!
O wißt: es fand ein einz'ger Mann
Die Wahrheit nie; der Völkerbann
Jſts heut allein, der ſie erſann.
Mögt ihrs vernehmen auch im Grimme.

Wollt ihr bewahren Reich und Thron,
Dann tretet an der Bildung Spitze,
Dann lauſchet nicht mit argem Hohn,
Wenn aus der neuen Zeit ein Sohn
Aufflackern läßt des Geiſtes Blitze!
Prüft jedes reingemeinte Wort,
Es wird dem Vaterland ein Hort,
Wenn ungehört es nicht verdorrt
In dürren Uebermuthes Hitze,

Dem Volke wie dem Vaterland
Ein Diener muß der König wallen.
Zu ſchaun in aller Herzen Brand,
Zu lauſchen jeglichem Verſtand,
Geziemt ihm vor den Männern allen.
Und folgt er jedem guten Spruch,
Spricht keiner Offenheit den Fluch,
Hält er Verſprechen ohne Bruch,
Dann jauchzen freudig die Vaſallen.

Nur mit den Völkern ſeid ihr groß,
Machtlos von ihnen abgeſchieden!
Selbſt müßt ihr ſegnen euer Loos,
Kann euer Haupt in jeden Schooß
Sich legen zu des Schlummers Frieden,
Doch brecht ihr ſelber eure Macht,
Doch ſprecht ihr ſelber euch die Acht,
Ach, ihr verliert die letzte Schlacht,
Wenn ihr die Völker kalt gemieden.

Drum hört was Jeder laut begehrt
In dieſen Tagen der Gefahren:
Gebt freies Wort, gebt freies Schwert,
Gebt jedem Glauben gleichen Werth,
Gebt offnes Recht den weiten Schaaren!
Umſtellt euch mit dem Völkerrath,
Die Wunden heilt, die Armuth trat!
Auf, feſtigt euern alten Staat,
Und haltet fern uns die Barbaren!

Ja, die Barbaren haltet fern,
Denn ſchmachvoll iſts mit Sklaven fechten.
Die Schaale gleißt, doch fehlt der Kern.
Wir miſſen die Geſchenke gern,
Geboten uns von feilen Knechten!
Schließt Bünde nur, die ehrenhaft,
Die ruhn auf edler Völkerkraft,
Auf Freiheit, Gleichheit, Brüderſchaft,
Auf nievergeſſnen Menſchenrechten!

Und ſo bedenkt: aus eurer Hand
In dieſen drohenden Gewittern
Fällt auch der Würfel, der im Land
Entfachen kann den glühen Brand,
Vor dem die edeln Herzen zittern.
Beſchützet nur das Heimathreich,
Trifft wüſt hinein des Feindes Streich!
Kriegshelden, ach, begrüßt man bleich,
Doch Heil ruft man den Friedensrittern.

Ihr ſangt ſo oftmals vom Vertraun
Einlullend uns die alten Lieder.
Nicht leeres Wort kann Tempel baun.
Laßt das Vertraun in Thaten ſchaun,
Dann knüpft das loſe Band ſich wieder!
Wenn jeder Wunſch erfüllet ſchwieg,
Das iſt die Wahrung vor dem Krieg,
Das iſt die Loſung zu dem Sieg,
Hebt kühn der Kampfaar ſein Gefieder!

Weh aber, wenn ihr ferner ſchweigt,
Als wärt ihr rathlos, gottverlaſſen.
Rings auf am Horizonte ſteigt
Das Wetter tauſendfach verzweigt;
Schon ſprühen Blitze durch die Gaſſen.
Leer wird der Becher der Geduld.
Setzt nicht aufs Spiel des Volkes Huld!
Ihr ſelber tragt die böſe Schuld,
Könnt ihr im Sturm nicht Anker faſſen.

Mehr thut das Volk den Fürſten noth,
Als Fürſten ihrem Volke heute.
Schaut was euch die Geſchichte bot:
Ach, zwiſchen Früh- und Abendroth
Ward Frankreichs Thron dem Nichts zur Beute.
Ihr habt das Kriegs- und Friedensamt:
Obs Morgen ruht, obs feurig flammt,
Ob man euch preiſet, euch verdammt,
Ihr wißt es, was ich ahnend deute.

Schwer trifft das Wort in ſchwerer Zeit,
Selbſt hier im ehernen Gedichte.
Zu keinem Lenz giebt es Geleit,
Es führt euch hohem Ernſt geweiht
Erbarmungslos zum Weltgerichte.
Und hebt ein Saul den Speer auch auf,
Nicht fürcht ich ſeinen jähen Lauf,
Die Zukunft ruf ich kühn herauf,
Daß zwiſchen euch und mir ſie ſchlichte.

Die

Berliner Märztage.

Die Stimme des Volkes.

Genug der hohlen Phraſen,
Des eitlen Klangs zu viel!
Die farb'gen Seifenblaſen
Sind buntes Kinderſpiel!
Mach aus den Worten Thaten,
Erfüll, was du verſprachſt,
Sonſt ſehn wir uns verrathen,
Weil du Verſprechen brachſt.

Es zieht in dumpfer Schwüle
Still murmelnd durch das Land:
Es loſch zu ſchaur'ger Kühle
Der Fürſtenliebe Brand.
Es glüht nur ein Gedanke
Gewaltig raſtlos fort:
Volksfreiheit ſonder Schranke!
Das iſt das Loſungswort.

O Fürſt, was ſoll dein Zaudern?
Siehſt du das Wetter nicht?
Vor dem die Völker ſchaudern
Wie vor dem Weltgericht?
Siehſt du nicht jene Wolke,
Die blitzeſchwanger droht,
Dir ſelber und dem Volke
Mit blutig wildem Tod?

Durch alle deutſchen Stämme
Schwillt hoch der Jubelruf.
Gebrochen ſind die Dämme,
Die dumpfe Herrſchſucht ſchuf.
Die Bürger und die Fürſten
Sie gehen Hand in Hand.
Auch unſre Seelen dürſten!
O ſtill' den heißen Brand!

Die modernden Symbole
Der altvergangnen Zeit,
O opfre ſie dem Wohle
Der freien Menſchlichkeit!
Du biſt dem Haus ein Hüter,
Biſt du des Volkes Hort,
Du wahrſt die eignen Güter,
Bringſt unſre du zum Port.

Nicht lauſche den Dämonen!
Heut wird der Hochmuth faul.
Das Volk gibt alle Kronen,
Vom Volk empfing ſie Saul.
Das Volk kann wieder nehmen
Die ſtolze Majeſtät,
Drum flieh die alten Schemen,
Daß es nicht ruft: Zu ſpät.

Mißtrauen zeig nicht länger,
Daß man nicht dir mißtraut!
Schon ſchaut man bang und bänger,
Was dort im Oſten graut.
Zieht dir heran der Schwager
Mit ſeinem Sklavenheer,
Wohlan, dann ſteht dein Lager
In deinem Land nicht mehr!

Den blanken Bajonetten
Traut nur ein ſchwaches Herz.
Aus der Gefahr dich retten
Kann nur des Volkes Erz.
Doch hebt dein Volk die Lanze
Nur in der Freiheit kühn.
Auf! laßt im Morgenglanze
Die Freiheitsbanner blühn!

Schau endlich die Geſchichte
Kühn Aug' an Auge an,
Daß ſie nicht ſchnöd Dich richte,
Wie Manchem ſie gethan:
Er hatte nicht vergeſſen,
Er hatte nichts gelernt!
Weh Dir, hälſt Du vermeſſen
Dein Herz von uns entfernt!

Horch! Millionen rufen:
Nicht weiſ' uns mehr zurück!
Gib nicht des Unglücks Hufen
Des Friedens ſchönes Glück!
Wenn nur dein Heil dich kümmert,
Dein Hochmuth nur dich lenkt,
Dann ſind wir all zertrümmert,
Du biſt in Schutt verſenkt!

Der erſte Schuß.

Und in der Hauptſtadt Gaſſen
Steht auf der Volkskoloß,
Es wälzen dumpfe Maſſen
Sich vor das Königsſchloß.
Ob ſich die Plätze füllen,
Rings tönt kein einz'ger Laut.
Hört man den Leu nicht brüllen
Gleichwohl, daß Jedem graut.

Iſt Achtung hier der Meiſter?
Macht ſie die Menge ſtumm?
Gehn aus dem Schloß die Geiſter
Vergangner Zeiten um?
Denkt man der Fürſtenweiſen
Und ihrer Seelenkraft,
Die ſiegend mit dem Eiſen
Und mit dem Geiſt geſchafft?

Nein, Achtung iſts nicht heuer.
Ich ſtehe tief erſchreckt,
Ich ſeh ein glühes Feuer,
Das kaum die Aſche deckt:
Denn jedes Antlitz lodert,
Schweigt auch der ſtumme Mund.
Wer hier ein Mann iſt, fodert,
Was allen Ländern kund.

Es iſt des Volkes Stimme,
Die ſtumm beredt hier ſpricht.
Ach, daß ſie ſich im Grimme
Des Fürſtenherzens bricht!
Sieh, raſſelnde Schwadronen,
Kanonen blank von Guß!
Es tönt den Bataillonen:
Das war der erſte Schuß!

Die Salve ſät Verderben
Wüſt in des Volkes Reihn.
Das iſt ein jähes Sterben,
Ein wildgeängſtet Schrein!
Ein Jüngling unerſchrocken
Erliegt des Todes Streich,
Voll Blut die blonden Locken
Die rothen Wangen bleich.

Doch eh des Todes Strenge
Ihm Licht und Athem hemmt,
Spricht zur erſtarrten Menge
Aufs Pflaſter er geſtemmt:
Mein Loos mag euch bewegen,
Mir kommt des Lebens Schluß,
Doch bringt euch Ruhm und Segen
Aufs Volk der erſte Schuß.

Das Recht hat nicht geſchoſſen,
Das Unrecht ſchoß aufs Recht.
Draus wird die Freiheit ſproſſen
Dem künftigen Geſchlecht.
Und ſchlugen die Tyrannen,
Sie ſchlugen ſich zumeiſt.
Ohnmächt'ge! Wer will bannen
Der Zeiten heil'gen Geiſt?

71

Mein Vater hat geſchlagen
Einſt Schlachten heiß und froh,
Er focht in wilden Tagen
Bei Leipzig, Waterloo.
Daß er das Land befreie,
Schlug er ſo löwenſtark,
Jedoch der Freiheit Weihe
War ſeiner Siege Mark.

Hier ſtand ich für mein Erbe:
Mein Deutſchland frei und frank.
Da ich um Freiheit werbe,
Wird Meuchelmord mein Dank.
Ich bin nicht von den Frechen,
Ich liebe kein Geſchrei,
Doch mahnt man an Verſprechen,
Sei nicht die Antwort Blei.

Ich war nicht ſchlecht berathen:
Mein Recht war der Vertrag!
Den Flinten der Soldaten
Schlägt heut der letzte Tag!
Heut werden die Despoten
Erkannt im wahren Licht:
Es ſprechen ſtumm die Todten
Den Herrſchern das Gericht!

Wenn ſie ſich auch noch halten
Mit Lug, Gewalt und Liſt,
Es wird das Haupt geſpalten
Der Schlang' in kurzer Friſt.
Umſonſt ſchreit nicht um Rache
Zum Himmel unſer Blut:
Daß Gott uns all bewache,
Gibt mir zum Tod den Muth.

Das iſt der wahre Funken
Aus dieſem Feuerrohr,
Schon ſchlägt begeiſtrungstrunken
Die Flamme draus hervor.
Das Licht, das alle Geiſter
Für Freiheit hoch entflammt:
Das Volk beginnt als Meiſter
Sein ew'ges Herrſcheramt.

Ich ſeh im Geiſte kommen
Die künft'ge beſſre Zeit.
Und dieſer Tag wird frommen
Der Heimath nah und weit:
Stolz fliegen die Standarten
Zum dreimal heil'gen Krieg,
Und von des Himmels Warten
Seh ich des Volkes Sieg.

Die Herrſcher ſind verloren,
Das Volk allein iſt groß!
Neu wird die Welt geboren
Schon aus der Zukunft Schooß.
Die Brücken ſind zerbrochen:
Die neuen Tage wehn!
Es wird aus unſern Knochen
Ein Rächer uns erſtehn!

Rath und Verrath.

Fluch euch, ihr falſchen Räthe,
Fluch dir, o Heuchlerſchaar,
Die Gift und Hader ſäte,
Wo Lieb und Treue war!
Den König von der Gnade
Habt ihr zum Zorn empört,
Ihr habt des Rechtes Pfade
Dem edeln Volk zerſtört!

Ach, um der Fürſten Wiegen
Kriecht bleich der eitle Schein,
Und Schmeicheleien ſchmiegen
Ins junge Herz ſich ein.
Selbſt auf der Lebenszinne
Sehn ſie nicht klar und licht,
Weil Ränke ſie umſpinnen,
Weil Lüge ſie umflicht.

Fluch euch, ihr falſchen Räthe,
Fluch dir, o Heuchlerſchaar,
Die hochmuthsvoll ſich blähte
In drohendſter Gefahr,
Die ſelbſt, als dumpf und mächtig
Das Volk ſich ſchon erhob,
Den Fürſten kalt bedächtig
Mit ſchnöder Liſt umwob.

Zahllos erſchallten Bitten
In Demuth um den Thron;
Ihr habt ſie abgeſchnitten
Mit eurem ſtolzen Hohn.
Und als ſie tauſendtönig
Das Volk am Schloſſe ſprach,
Da mahntet ihr den König,
Zu dulden nicht die Schmach.

Du haſt ihm zugerufen
Du frecher hoher Rath:
An des Pallaſtes Stufen
Schau, wie es bettelnd naht!
Der Pöbel iſts! Vertrieben
Sei er von dieſem Stand!
Still iſt der Pöbel blieben!
Schriebt ihr ins weite Land.

Ihr habt zu leeren Worten
Verführt des Fürſten Mund!
Enttönt des Schloſſes Pforten,
Sind ſie dem Lande kund.
Sie ſind voll buntem Schimmer
Und doch kein echt Metall,
Weil treue Thaten nimmer
Entwuchſen ihrem Schall.

Das Volk, es gleicht den Kindern
Weichherzig, edel, gut.
Wer möcht' ihm auch behindern
Den frommen Glaubensmuth?
Es fluthet im Gedränge,
Zu danken eitelm Wort,
Und tauſendfache Klänge
Sie ſind ein Luſtakkord.

Der Jubel, der nicht endet
Er wird euch bald zu viel.
Was edle Geiſter blendet,
Scheint euch ein böſes Spiel.
Fluch euch, ihr falſchen Räthe,
Fluch dir, o Heuchlerſchaar,
Die frech die Flamme ſchmähte
Auf heiligem Altar.

Auf, ſteuert nun dem Lärme!
Tönt der Befehl vom Schloß.
Haut in die wilden Schwärme!
Schießt in den rohen Troß!
Hört ihr die Säbel ziſchen?
Die Kugeln halten Maht!
Doch lauter brüllt dazwiſchen
Das böſe Wort: Verrath!

Das Volk heult: Zu den Waffen!
Das Volk, das lange ſchwieg.
O wildes wüſtes Schaffen!
Das iſt der Bürgerkrieg!
Fluch euch, ihr falſchen Räthe,
Fluch dir, o Heuchlerſchaar,
Die Gift und Hader ſäte
Wo Lieb und Treue war!

Der Sieg des Volkes.

Das Jubeln und das Gaffen
Wie geht es andern Pfad!
Fort brauſt es: Zu den Waffen!
Fort brüllt's: Verrath, Verrath!
Der Thürme Glocken hämmern:
Die Stolzen wirds gereun!
Es wurden aus den Lämmern
Urplötzlich wilde Leun.

Den weiten trägen Gaſſen
Entflieht die lange Ruh,
Es wogen zorn'ge Maſſen
Dem grauſen Kampfe zu.
In Kitteln und in Röcken
Stellt man ſich rings zum Strauß,
Mit Steinen und mit Stöcken,
Mit Flinten gehts hinaus.

Die Kutſchen, fort mit Schaden!
Das Pflaſter häufet drum!
Das geben Barrikaden!
Man fügt ſie ernſt und ſtumm.
Seht, manches ſchöne Hundert
Erhebt ſich feſt als Wehr!
Iſt das Berlin? Verwundert
Kennt ſich die Stadt nicht mehr.

Und drauf: ſeltſame Streiter,
Kaltblütig, todtgemuth,
Studenten und Arbeiter
Mit ungezähmter Wuth!
Vor ihnen deutſche Fahnen!
Der Heimath ſind ſie hold.
Es geht auf andern Bahnen
Mit Schwarz und Roth und Gold.

Und in den Fenſterniſchen,
Da ſteht die Schützenſchaar:
Bald wirds von Kugeln ziſchen,
Wo lauter Frieden war.
Die Weiber auf den Dächern,
Sie harren mit Geſchirr:
Und Alles gilt den Schächern
Stillbrütend, heiß und wirr!

Horch, die Trompeten dröhnen,
Die Trommeln wirbeln dumpf,
Kommandoworte tönen,
Soldaten folgen ſtumpf.
Das ſind die blanken Würger,
Geſchult zu grauſem Mord,
Gehetzt nun auf die Bürger
Durch frecher Führer Wort.

Wie ſtürmet zur Attacke
Der wilde Küraſſier!
Daß er den Feind zerhacke,
Spornt er das muth'ge Thier.
Der Bajonnette Spitzen,
Ein Speerwald, wogt herbei,
Die Läufe alle blitzen,
Geſättigt ſtraff von Blei.

Herr Gott! Selbſt der Kanonen
Tiefdumpfer Donner brüllt.
Jetzt gilts nicht mehr zu ſchonen,
Der Zorn hat ſich enthüllt.
Was wirſt du, Himmel, ſenden?
Es qualmt die Stadt vom Dampf.
Wie wird ſich alles wenden
In dieſem wüſten Kampf?

Wird Bluthochzeit begangen,
Bartholomäusnacht,
Daß metzelnd angefangen
Die grauſe Bürgerſchlacht?
Die deutſchen Brüder raſen
Und geben ſich den Tod.
Sie läßt ſich nicht zerblaſen
Die Flamme, wenn ſie loht.

Der Despotie Geſchwader
Wohl ſtehn ſie kühn und ſtark;
Doch ſtolzer ſchwillt die Ader
Dort in des Volkes Mark.
Es läßt ſich nimmer kühlen
Der Freiheit ſtolze Glut:
Wie bei den Thermopylen,
So fecht das Volk in Wuth.

Glanzvolle Heldenthaten
Uebt es faſt waffenlos,
Von Führern nicht berathen,
Nur durch die Freiheit groß.
Die Weiber und die Knaben
Thun es den Männern nach,
Im Blute zu begraben
Die langgefühlte Schmach.

Beim Himmel, keinen Frieden,
Bis ganz die Rache voll!
Und iſt der Tag geſchieden,
Nicht ſchied der alte Groll.
Die Lampen an die Fenſter!
Der Mond ſtrahlt voller Pracht.
Wie, fechten hier Geſpenſter?
Iſt das die Geiſterſchlacht?

Der König bietet Sühne,
Als falb der Morgen kam.
»Nicht eher, bis die Bühne
Frei vom Soldatenkram!«
Friſch Pulver auf die Pfannen!
Hoch ſteht die Sonne ſchon.
Da zieht das Heer von dannen,
Dem Volk giebt ſich der Thron!

Reich iſt das Blut gefloſſen,
Von Leichen voll der Grund,
Doch heute ward geſchloſſen
Der neue deutſche Bund.
In alle Zeiten melden
Wird man den heil'gen Krieg:
Das Volk mit ſeinen Helden
Errang der Freiheit Sieg!

Die Sühne.

Und iſt die Schlacht geſchlagen,
Wird ſtill es im Gefild,
Hier tönt die Stadt von Klagen
Wirr, ängſtiglich und wild.
Wie Mancher ward erharret
Die lange wüſte Nacht!
Umſonſt, weil ihn erſtarret
Die heil'ge Freiheitsſchlacht.

O trübes Bild zu ſchauen!
Den Bräut'gam ſucht die Braut,
Den Männern rufen Frauen
Mit ſcharfem Klagelaut,
Die Mütter ſuchen Söhne:
Allwärts iſt Leid zur Hand.
Ausbricht in Jammertöne,
Wer ſeine Todten fand.

Es dauert bange Stunden,
Dann wirds allmählig ſtill;
Ein Jeder hat gefunden,
Was er nicht finden will.
Auf einen Wagen ſchichten
Sie ernſt der Leichen Wucht.
O düſtre Schnitterpflichten!
Heilloſe Aerndtefrucht!

Fürs Vaterland zu ſterben,
Es iſt der ſchönſte Tod.
O Segen, zu erwerben
Den Ruhm, der ewig loht!
Die Schaar mit einem Male
Sie ziehet Schicht an Schicht,
Einſtimmend zum Chorale:
Gott, meine Zuverſicht!

Wohin? Zum Friedhof bringen
Sie wohl die theure Laſt?
O nein, ſie gehn und ſingen
Zum fürſtlichen Pallaſt.
Sie halten an den Stufen,
Die Leichen ſtehn am Thor,
Urmächtig zwingt ihr Rufen:
Bleich tritt der Fürſt hervor.

Baarhaupt ſo ſtehn die Schaaren,
Baarhaupt der Fürſt davor,
Weil ſie ſo heilig waren
Die Leichen all im Chor.
Iſts der geherrſcht noch eben,
Der jetzt gehorchend ſteht?
Aufs Neu beginnt zu leben
Des Volkes Majeſtät.

O dumpfe ſchwüle Stille!
O Sieg nach grauſer Schlacht!
So wächſt des Volkes Wille,
So knickt des Königs Macht.
Still liegt es auf der Runde,
Doch ſpricht dies Schweigen klar,
Als klänge ernſte Kunde
Eintönig aus der Schaar:

Sieh, über dieſen Leichen,
Heilig dem Vaterland,
Will dir zur Sühne reichen
Das Volk, o Fürſt, die Hand.
Bei dieſen offnen Wunden,
Den Augen, ſtarr und todt,
Horch auf: es iſt geſchwunden
Der Zorn, der dich bedroht.

Den Sieger ehrt die Milde,
Ihn ehrt der Edelmuth.
Hat es gekocht, das wilde,
Kalt ward daſſelbe Blut.
Sieh, alles iſt vergeſſen:
Du ſtandeſt irrgeführt!
Doch wirſt du nun ermeſſen,
Was unſrer Zeit gebührt.

Daß deinen Schlaf nicht ſtören
Die blut'gen Leichen hier,
Im Traum dich nicht empören
Mit ihrer Wundenzier,
Laß ab von allen Stolzen,
Hüt dich vor jedem Stolz!
Das Volk nur ſchneidet Bolzen
Von echtem rechtem Holz.

Dir hat die große Lehre
Geſchichte groß geweiht:
Ihm wird die einz'ge Ehre,
Der dient dem Geiſt der Zeit.
Vergiß es, was vermodert,
Schau zu, was neu erblüht:
Der Völkermorgen lodert,
Die Freiheitsſonne ſprüht.

Die Brücken ſind zerbrochen,
Die neuen Tage wehn!
Haſt du dies Wort geſprochen,
Dann wirſt du wieder ſtehn.
Such neue Lieb und Treue,
Die dir entriß die Schlacht!
Der Frühling blüht aufs Neue:
Sieh zu, daß er dir lacht!

Todtenopfer.

Den für deutſche Freiheit gefallenen Helden

geweiht.

Todtenopfer.

Frühlingsanfang! Will der Lenz uns wieder ſeine Wunder zeigen
In den glanzbeſtreuten Auen, in den roſenhellen Zweigen,
In den balſamvollen Düften, ſteigend rings aus Blum' und Blättern,
In den Liedern, die aus Büſchen und aus Lüften jubelnd ſchmettern?

Frühling, Frühling, diesmal trittſt du trüb an eine Schaar von Leichen,
Die mit klaffend rothen Wunden ſanken des Geſchickes Streichen!
Graunvoll ſind ſie anzuſchauen mit den glanzlos ſtieren Augen,
Welche nimmer blühnden Muthes deine Sonne in ſich ſaugen.

Frühling! Ach dein helles Antlitz weint aus einer lichten Wolke:
Vor dir liegen todt die beſten Söhne aus dem deutſchen Volke,
Söhne, denen noch vor Tagen lebensfriſch die Herzen pochten,
Daß ſie für die deutſche Freiheit löwenmuthig herrlich fochten.

Frühling, wohl dir ziemt die Trauer durch die Luſt der bunten Farben,
Weil zum Heil des Vaterlandes dieſe edeln Helden ſtarben.
Heilig iſt ihr Loos, ihr frommes! Ewig leben ſie im Liede:
Sie ſind Deutſchlands Leoniden, ſie ſind Deutſchlands Winkelriede.

Gleich der Vorzeit ſtärkſten Helden haben ſie zum Schwert gegriffen;
Die Tyrannenburg zu ſtürmen auf der Zeiten ſtarren Riffen,
Standen ſie mit heiterm Muthe mordgeſchulten Kampfgeſchwadern,
Freiheitsvoll die kühnen Geiſter, freiheitsvoll die ſprühnden Adern.

An den wilden Barrikaden ſtand mit ihnen als Genoſſe
Kühn der Geiſt der Zeit. Drum prallten ab die Reiter und die Roſſe.
Hier ein kleines muth'ges Häuflein, dort geharniſcht ſtolze Maſſen!
Hier der Todesmuth der Freiheit, Heere dort von Gott verlaſſen!

Drüben drum ein bleiches Flüchten, hüben drum Triumpf und Siege!
Drüben drum der Sturz der Herrſchſucht, hüben drum der Freiheit Wiege!
Die Vergangenheit umnachtet, ihre Burgen all vermodernd,
Hier ein Bau mit blanken Zinnen in die helle Zukunft lodernd!

Nicht umſonſt hat er geſtürmet dieſer Sturm vom kühnſten Muthe,
Nicht umſonſt iſt er gefloſſen dieſer Strom vom reinſten Blute:
Denn der Lenz des deutſchen Volkes wird aus dieſen Quellen rauſchen,
Und es werden ſeinem Schwunge rings die Völker ſtaunend lauſchen!

Wie er klinget, wie er ſinget, wird die Trümmer er umgrünen.
Morſch zerſtobene Geſetze werden Menſchenrechte ſühnen.
Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe pflanzt es auf verjüngte Schollen,
Und ihr ſprecht: der wahre Frühling iſt aus dieſem Blut gequollen.

Frühling, Frühling! Nimm die Todten auf in deine grüne Erde!
Rufe auf den frühen Gräbern dieſer Helden laut dein: Werde!
Mit den farbenreichſten Kränzen ſchmücke dieſe edeln Grüfte!
Schmettre drum die hellſten Lieder, gieße drum die ſüßſten Düfte!

* * *

An Oeſtreich.

An Oeſtreich.

Biſt du es ſtolzes Oeſterreich,
So voll an Ehren, Siegen, Thaten?
Geſchichte fällte einen Streich,
Und ſieh, wohin biſt du gerathen?
Wo iſt die Kraft, wo iſt der Glanz,
Mit dem du prunkteſt auf dem Throne?
Verlaſſen, macht- und rathlos ganz
Dienſt du zum Mitleid und zum Hohne!

Was halfs, daß du dein Reich ſo hehr
Bei ſieben Völkern haſt gegründet,
Daß du Gebote klingend ſchwer
In ſieben Sprachen haſt verkündet?
Dein ſtarkes Scepter hat die Macht,
Die ſtarre, heilig ſchier geſprochen!
Da rief der Geiſt dich in die Schlacht:
Du liegſt im Staub, du liegſt gebrochen!

Woher dies plötzlich jähe Loos?
Woher dies finſtere Verderben?
Wie kommt es, daß ein einz'ger Stoß
Dich raſch zerſchellt in eitle Scherben?
Das iſt der Fluch, das iſt die Schmach
Des elenden Despotenthumes!
Da vor der Freiheit es zerbrach,
Biſt du auf einmal baar des Ruhmes!

Des fahlen Ruhmes biſt du baar,
Mit dem dich jener Mann belaſtet,
Der Richter dir und Scherge war
Und nie in dieſem Amt geraſtet,
Der deine Völker ſtets entzweit,
Um deſto grauſer ſie zu zügeln,
Der ſie beſchenkt mit Noth und Leid,
Um ſeine Macht ſich ſtark zu flügeln.

Er wars, der ſeine ſchnöde Kraft
Gefügt aus Kerkern und aus Banden.
Was er erdacht? Den Völkern Haft!
Was er erfand? Knechtſchaft den Landen!
Was ihn genährt? Der Armen Fleiß!
Was er getrunken? Blut der Armen!
Was er gemünzt? Des Volkes Schweiß!
Fluch ihm, er kannte kein Erbarmen!

Fluch ihm! Der Herzen voller Drang
War fremd ihm, wie der Schwung der Geiſter.
Sie brach mit ſeiner Herrſchaft Zwang
Der zornbeladne Kerkermeiſter.
Dem in den Schlund die Beute fliegt,
Er war derſelbe wilde Drache.
Doch nicht umſonſt! Das ewig ſiegt,
Das Schickſal ſendet ſeine Rache.

Wer hier ſein ehrner Bote war?
Die Freiheit, hoch vom Himmel brauſend,
Im Heldenfluge wie ein Aar
Den freud'gen Erdkreis überſauſend!
Was arm, gedrückt, zerknirſcht, geplagt,
Das grüßet donnernd, tauſendſtimmig;
Was an des Volkes Blut genagt,
Das flieht hinweg, verbiſſen, grimmig.

III

Wo blieb denn, Oeſtreich, dein Pilot?
Er ſcheiterte am Felſenriffe,
Und floh allein auf ſicherm Boot,
Das Volk preisgebend mit dem Schiffe.
Was ſollte nun ſein hoher Bau,
Künſtlich erklügelt, feſt erhoben?
Er liegt ein Wrack! Der Wind iſt rauh,
Und wilde Wogenberge toben.

Wohin? So mußt du armes Land
Unrettbar ins Verderben ſchwanken!
Es ſchleudert hier und dort zum Strand
Nun der Orkan ſchon deine Planken.
Zum eignen Boot wird jede Raa,
Die ſich vom Rumpfe losgeſchlagen.
Friſchkecke Völker weit und nah
Seh ich die neuen Schiffe tragen.

In ihrer Sprache jauchzen ſie
Auf ihrer Heimath freien Pfaden,
Stolz mahnt die Siegesmelodie,
In junger Freiheit ſich zu baden.
Ihr eignes Volksthum weit und breit
Hörſt du als ſtolze Loſung tönen.
Wenn es erreicht, dann werden weit
Die Brudervölker ſich verſöhnen.

Sie haben dieſen Geiſt verkannt,
Oeſtreich, die deine Leiter waren,
Drum liegt dein Schiff jetzt auf dem Sand,
Umdräut von grauſigen Gefahren.
Drum reißt dein Reich, ſo groß es iſt,
Zerflatternd hin in ſchlimme Fetzen.
Stark iſt kein Land zu dieſer Friſt,
Folgt es nicht treu des Volks Geſetzen.

Und eine Rettung bleibt allein!
Dir ſelber diene, nicht den Vielen!
Ach, ganz verloren wirſt du ſein,
Willſt du nach fremdem Gute ſchielen.
Gib frei die Völker, die du zwangſt,
Laß ſie ſich eigne Satzung geben!
Nur Eins befreit von Furcht und Angſt:
Neu mußt du auf in Deutſchland leben!

Fliegende Blätter.

Zu einem neuen Liederbuche.

Freiheit.

Hell iſt der Himmel! Horch Donner und Strahl!
Ins Capitol fuhr die Flamme zu Thal:
Rom jauchzet auf, Italien lacht.
Jetzt geht es zur neuen Geiſterſchlacht!
O ſteige herab in der ewigen Pracht,
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Das Hochland Europas folget im Lauf:
Aus den Thälern ſteiget die Stickluſt auf,
Die Büchſe knallt, der Säbel blitzt hell.
Wie beugen die Heuchler und Lügner ſich ſchnell!
Recht ſo, ihr kräftigen Söhne des Tell!
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Du ſtolzes Frankreich, wie liegſt du ſo todt!
Aufſtürmt es: Das Eiſen zerbricht die Noth!
Verbrannt iſt der marktende Julithron,
Das Scepter zerbrochen, der König entflohn.
Das ſiegende Volk nimmt den Freiſtaat als Lohn.
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Du achtunddreißigköpfiges Land,
Germania, ſiehſt du den leuchtenden Brand?
An den Barrikaden zu Wien und Berlin
Hat die Freiheit aus blitzenden Waffen geſpien,
Und die Schemen der Tyrannei entfliehn.
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Und weiter! Sein Schwert ſchwingt der Magiar
Und ſtellt ſich vor ſeiner Heimath Altar;
Der Pole die roſtige Senſe ſchleift,
Der Czeche nach Ziskas Trommel greift.
Wer weiß, was ſtill an der Newa reift?
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Gegrüßt o Schlachten, o Blut, o Dampf!
Die neue Welt ſteigt aus dem Kampf.
Und ſind erſt die Völker als Völker frei,
Dann beginnt der friſche blühende Mai,
Dann wird der Weltbund Feldgeſchrei:
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Fahnenſchwur.

Ihr Söhne Deutſchlands, auf, es gilt,
Der Tag iſt angebrochen!
Jetzt zeigt, daß Kraft das Herz durchſchwillt
Und feſtes Mark die Knochen!
Der Nebel brach,
Der laſtend lag:
Wir jauchzen in den jungen Tag
Aus blauer Luft ein Wetterſchlag!
Wir ſtürmen aus den Jochen!

Vergeſſen ſei die alte Zeit,
Die Zeit der Herrn und Knechte!
Jetzt reiſt die freie Einigkeit
Dem blühenden Geſchlechte!
Es fällt der Bann,
Den Herrſchſucht ſpann.
Für Alle ſteht, wer fechten kann!
Jetzt kämpft der echte rechte Mann
Stolz für der Menſchheit Rechte.

Entroll, du urgeborne Kraft,
Die ſchwarz = roth = goldnen Fahnen!
Wir ziehn in edler Brüderſchaft
Auf neue Lebensbahnen!
Aus Schutt erſteht,
Aus Jammer weht,
Daß es ob allen Ländern ſteht,
Stolz durch des Volkes Majeſtät,
Deutſchland, jetzt werth der Ahnen!

Jetzt haben wir, was wir gewollt
Mit Seufzen, Bitten, Hadern.
Doch weiter wird nicht mehr gegrollt!
Hoch pocht das Blut der Adern!
Frei iſt der Heerd,
Frei iſt das Schwert,
Frei iſt das Recht, wie wirs begehrt,
Und jeder Mann hat Manneswerth:
Die Gleichheit ruht auf Quadern.

Fluch Jedem, der uns fürder hemmt!
Er iſt ein Volksverräther!
Fluch, wer ſich uns entgegenſtemmt!
Er iſt ein Miſſethäter!
Mit kühnem Muth,
Mit rothem Blut
Errungen iſt das höchſte Gut!
Drum trübe keine feile Brut
Der Freiheit hellen Aether!

Wir ſchwören, Deutſchland, dir vereint!
Ihr Völker, hört die Kunde!
So ſtehn wir gegen jeden Feind,
Gleichwie ein Mann zur Stunde!
Und Siege ſchafft
Der Freiheit Kraft!
Doch bricht ein Volk die Willkürhaft,
In Freiheit, Gleichheit, Brüderſchaft
Stehn wir mit ihm im Bunde!

Wächterruf.

Und wenn auch funkelnd der Himmel loht,
Noch hat ſich aus brennendem Morgenroth
Nicht die ganze Sonne erſchwungen;
Noch brach aus der Nacht nicht der helle Tag,
Und Nachtigalllied iſt nicht Lerchenſchlag,
Der grüßend ins Licht geklungen.
Mein deutſches Volk, hab Acht, hab Acht!
Auf der Wacht, auf der Wacht
Das Schwert an die Schilde geklungen!

Noch lauert der Feind im tiefen Verſteck.
Und ſchläfſt du wieder, ſo heben ſich keck,
Die ſchlauen, die oft dich bezwungen.
Sie harren da drüben ſo ſtolz und ſtumm,
Sie locken dir hüben, ſie bücken ſich krumm
Und ſchmeicheln mit Schlangenzungen.
Mein deutſches Volk, hab Acht, hab Acht!
Auf der Wacht, auf der Wacht
Das Schwert an die Schilde geklungen!

O folg' ihm nicht, wenn er wild dich reizt
Und trügriſche Ehren durch dich ergeizt,
Wo er Aufruhrfahnen geſchwungen!
Sein Panzer iſt ſchmutzig und blutig ſein Strahl,
Die Eigenſucht führt ihn zur Schlacht ins Thal.
Wie wär ihm die Freiheit gelungen?
Mein deutſches Volk, hab Acht, hab Acht!
Auf der Wacht, auf der Wacht
Das Schwert an die Schilde geklungen!

O traue ihm nicht, wenn er morſch ſich bläht
Und die jungen rauſchenden Tage ſchmäht,
Die ihm das Scepter entrungen,
Wenn hinter Schlöſſern und Wappen er kriecht!
Sein Geiſt iſt kalt und ſein Blut verſiecht:
Stets grollen die Alten den Jungen.
Mein deutſches Volk, hab Acht, hab Acht!
Auf der Wacht, auf der Wacht
Das Schwert an die Schilde geklungen!

Veracht' ihn von Herzen, wenn träge und ſtumpf
Im Geiſte er gleichet dem ſchwarzen Sumpf,
Dem dumpfiger Nebel entſprungen!
Sein Geiz iſt endlos und eng ſein Herz,
Das Gold nur liebt er, ſonſt haßt er das Erz
Und den Säckel nur hält er umſchlungen.
Mein deutſches Volk, hab Acht, hab Acht!
Auf der Wacht, auf der Wacht
Das Schwert an die Schilde geklungen!

Hell ſei dein Auge, ſcharf ſei dein Ohr!
Und brechen auch allwärts die Feinde hervor,
Kühn heißt es die Freiheit errungen!
Mein Volk, erkenne die Majeſtät,
Die dich wie ein Königsmantel umweht,
Dann liegen die Feinde bezwungen!
Mein deutſches Volk, hab Acht, hab Acht!
Auf der Wacht, auf der Wacht,
Das Schwert an die Schilde geklungen!

Dem deutschen Reichstag.

Dem deutſchen Reichstag.

Es hebt ein rüſtig Wandern an
Vom Belt bis zu des Rheins Geſtaden.
Ihr Männer zieht auf edler Bahn!
Das deutſche Volk hat euch geladen.
Das deutſche Volk, das in der Schlacht
Die Freiheit löwenkühn erzwungen,
Es ſtellt euch auf die hohe Wacht,
Es legt in eure Hand die Macht,
Zu hüten treu, was es errungen.

Nach Frankfurt gehts der Kaiſerſtadt,
Die oft die fürſtlichen Standarten
Zur Krönung hell entfaltet hat,
Nach Frankfurt rufts euch auf die Warten.
Doch heute gilts das Scepter nicht
Und keinen Purpur, keine Krone,
Nicht Fürſtenpracht und Hofburglicht,
Das Volk, das heut die Satzung ſpricht,
Es nimmt durch euch Beſitz vom Throne.

Es nimmt durch euch Beſitz vom Thron,
Der lang verwaiſt und öd geſtanden,
Heut krönt es nicht den beſten Sohn,
Die beſten krönts aus allen Landen.
Volksherrſchaft tönt die Loſung laut,
Stolz wie vom Donnerton getragen!
Die Freiheit iſt des Volkes Braut,
Nach der es hochbegeiſtert ſchaut.
In ihrem Namen ſollt ihr tagen!

Von ihrem Geiſte hell durchweht,
Sollt ihr die neue Satzung bauen;
Denn keiner fremden Majeſtät,
Das Volk will ſeiner eignen trauen.
In dieſem Sinne ſollt ihr frei
Des Staates ſtolzen Dom beginnen,
Nicht daß er heut gerecht ihm ſei,
Nein, daß er in der Zukunft Mai
Aufrage kühn mit ſtolzen Zinnen.

Drum hebt die Häupter hoch und klar,
Die Herzen ſtolz, die friſchen, vollen!
Hier vor des Vaterlands Altar
Vergeßt der Vorzeit morſche Rollen!
Es war der Gottheit reinſter Kuß,
Als dieſe dumpfen Feſſeln ſanken.
Drum gilts des Geiſtes reinſtem Guß,
O, einen rauſchend breiten Fluß
Von tiefureigenen Gedanken!

Der Geiſt des deutſchen Volkes bebt
Zurück vor gleißneriſchen Bildern,
Die man als Muſter klug erhebt,
Um ſeine Zukunft ihm zu ſchildern.
Was andres Land und Volk beglückt,
Was anders Land und Volk beleidigt,
Uns kümmerts nicht. Sorgt unverrückt,
Daß ihr aufs Werk den Stempel drückt,
Das als das eigne ihr beeidigt.

Nachahmung iſt ein fauler Ruhm.
Wer mag um welke Kränze werben?
Doch ſchlimmer iſt das Sklaventhum,
Das neue Häuſer baut aus Scherben.
Weh Jedem! der aus feilem Drang
Den Faden ſpinnt an alt Gewebe,
Daß er für Lug, Gewalt und Zwang
Und für zerbrochner Ketten Klang
Mit ſchnödem Muth den Schild erhebe.

Greiſt in des Volkes tiefſten Geiſt,
Den ewig jungen, ſprühend friſchen,
Der mit dem Wein des Lebens kreiſt,
Ein Ganymed, an unſern Tiſchen.
Verſteht ihn wohl, wie er berauſcht
Von freier Zukunft jauchzt begeiſtert!
Seht, wie die weite Welt ihm lauſcht,
Mit der er Bruderküſſe tauſcht,
Von freier Gleichheit hold bemeiſtert!

Die freie Gleichheit ſei eur Hort,
Die Lieb und Freiheit eure Waffen!
Und ſtark im Geiſt und kühn im Wort,
So ſollt ihr feſt das Werk uns ſchaffen!
Es ſei ein Werk voll Kraft und Mark,
Der Herrſchaft Aller wahr entſproſſen,
Von Schlacken frei und frei von Quark,
Durch Aller Willen blank und ſtark,
Als wärs in ew'ges Erz gegoſſen.

Glück auf! Bedenkt, an ihrem Buch
Großherzig zeichnet die Geſchichte:
Sie ſpricht den Segen, ſpricht den Fluch.
Sorgt, daß die Nachwelt groß euch richte!
Weh, fiel umſonſt die blut'ge Maht
Der edeln deutſchen Freiheitshelden!
Heil, weckt ihr draus die junge Saat,
Daß euren Muth und euren Rath
Ruhmvoll die ſpät'ſten Enkel melden!

An das deutſche Volk.

An das deutſche Volk.

Wir ſtehen erſt am Anfang von dem Ende!
Was heut die Welt berauſcht, iſt junger Wein,
Was ſie erhellt, ſind leichte Fackelbrände.
Weh, wirkt der Trank nicht göttlich, nektarrein,
Iſt nicht die Glut der Veſtaflamme Schein!
Weh, bleibt ihr dumpf vom wirren Rauſch im Haupte;
Ein Dämon träufte Gift dem Becher ein!
Weh, wirkt das Licht, das Jeder himmliſch glaubte,
Verderbend, daß es auch den Stern des Auges raubte!

Wir ſtehen erſt am Anfang von dem Ende!
Weh, wenn ihr nicht die Freiheit frei erfaßt,
Begeiſtrungsvoll die Herzen, rein die Hände,
Wenn ihr ſtatt heilig liebet, tödtlich haßt!
Weh, läßt die wüſte Selbſtſucht euch nicht Raſt!
Weh, ſinnt ihr nur, für Hab' und Ruh zu walten!
Weh, iſt der junge Kampf euch ſchwere Laſt,
Meßt ihr der Zukunft wunderbar Entfalten
Nach der Vergangenheit, der troſtlos, ſtarren, kalten!

Wir ſtehen erſt am Anfang von dem Ende!
Wo iſt der Mann, der ſtolzer Freude voll,
Gold, Perle, Frucht und blühendes Gelände
Dem letzten Weltgedanken bringt als Zoll?
Der ſelber kühn, weil doch das Herz ihm ſchwoll,
Den Sohn gerüſtet, der zum Kampf gegangen?
Wo iſt das Weib, ſo voller Knechtſchaftsgroll,
Daß es der Freiheit opfert Ring und Spangen
Und ſelbſt das Haar, das blond die Schultern ihm umhangen?

Wir ſtehen erſt am Anfang von dem Ende!
Doch nirgends ſeh ich noch die Heldenſchaar,
Die durch das Irrſal einen Weg uns fände,
Die Fauſt wie Erz, der Geiſt gleichwie ein Aar.
Wer ſtellt ſich an des Vaterlands Altar
Und opfert ſeinen Arm den wilden Gluten?
Wer ſchwimmet nach der Seeſchlacht waffenbaar
Mit abgehau'nen Händen in den Fluten
Und beißt den Zahn ins Boot, wie ſehr die Wunden bluten?

Wir ſtehen erſt am Anfang von dem Ende!
Wo ſind die Geiſter, nüchtern doch voll Kraft,
Die jeglichen Gedankens edle Spende
Dem Volke weihen raſtlos, unerſchlafft?
Die heiß beim kühlen Waſſerkrug geſchafft,
Der Menſchheit unermüdliche Tribunen,
Die ſtets zu friſchem Werk ſich aufgerafft,
Verlebtes treffend ſcharf mit den Harpunen,
Entziffernd hoffnungsvoll der Zukunft dunkle Runen?

Wir ſtehen erſt am Anfang von dem Ende!
Noch fehlt dir, Deutſchland, jener Tugend Macht,
Die freie Völker ſchmückt. Die kräft'ge Lende
Vom Schwert umgürtet ſtehn ſie auf der Wacht.
Der Knechtſchaft Erbtheil: Feigheit und Verdacht,
Mißtrauen, Selbſtſucht ſchlingen noch die Bande
Und halten ab dich von der letzten Schlacht.
Es muß erſtehn durch deine grünen Lande
Ein neu Geſchlecht, das tief erkennt der Vorzeit Schande.

Wir ſtehen erſt am Anfang von dem Ende!
Nur aus dem Muth wächſt tauſendfach der Muth.
Daß ſie Apoſteln in die Zukunft ſende,
Gebiert die Glut ſich tauſendfache Glut.
Glückauf, es ſtirbt die knechtgezeugte Brut,
Mag ſie auch heute noch engherzig zittern,
Denn der Geſchichte niebezwungne Flut
Schwillt hoch herein aus donnernden Gewittern!
Wer ſie ausdauert ſtolz, zählt zu des Geiſtes Rittern!

Wir ſtehen erſt am Anfang von dem Ende!
Die alten Formen brechen morſch entzwei!
Daß aller Völker Leid in Luſt ſich wende,
Iſt der Gedanke, der uns heilig ſei!
Fern tönt uns ſchon der letzten Freiheit Schrei!
Mag heut euch Wen'gen erſt die Loſung frommen:
Die ganze Menſchheit Brüder, gleich und frei!
Den Helden ward noch nie der Muth benommen!
Es weiß der tiefe Geiſt: Auch unſre Zeit wird kommen!

Inhalt.

Seite.

Italien (Ende Januar.) 3
Ludwig Philipp (1 März.) 13
An die Republik Frankreich (23 April.) 27
An Lamartine (5 März) 37
Den deutſchen Fürſten (10 März.) 47

Die Berliner Märztage.

- Die Stimme des Volkes (17 März.) 62
- Der erſte Schuß (18 März 67
- Rath und Verrath (24 März) 75
- Der Sieg des Volkes (25 März) 81
- Die Sühne. (27 Mai.) 89

Todtenopfer (19 April) 97
An Oeſtreich (21 Mai.) 105

Fliegende Blätter.

- Freiheit (24 Mai.) 117
- Fahnenſchwur (20 März.) 120
- Wächterruf (23 Mai.) 124

Dem deutſchen Reichstag (6 Juni) 129
An das deutſche Volk. (19 Juni.) 137

Lorelei.

Rheiniſche Sagen.

Von

Wolfgang Müller.

Köln, 1851.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'ſchen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An Ludwig Uhland.

Mein Lied, mit leichten Flügeln
Zieh durch den Maienſchein,
Zieh hin zu Schwabens Hügeln
Vom goldig grünen Rhein!
O, ſchlag die hellſte Weiſe
In treuſten Worten an
Und töne dort zum Preiſe
Dem beſten deutſchen Mann!

Kommt warmer Hauch geflogen
Vom blauen Himmelszelt,
Blüht rings in Lenzeswogen
Die neu umgrünte Welt,
Wenn Blütenbäume ſchwenken
Die Fahnen roth und weiß,
Dann muß ich Dein gedenken,
Du edler Sängergreis!

Mein Uhland, hoher Meiſter,
Mit ſüßem Liedermund,
Wie friſche Frühlingsgeiſter
Thut Dein Geſang ſich kund.
Von Allen, die da ſingen
Im deutſchen Dichterhain,
Erhebt Dein Lied die Schwingen
So kräftig, keuſch und rein.

Du haſt mit tiefem Sinne
Gefild und Wald durchſchweift,
Holdſelig iſt die Minne
In Deiner Bruſt gereift;
Du zeigſt aus grauen Tagen
Wohl manch verſchollnen Schacht,
Hell blüht in Deinen Sagen
Verſunkne alte Pracht!

Du ſingſt von ſtarker Treue
Und kühnem Männermuth,
Du weckeſt ſtets aufs Neue
Der Heimatliebe Glut,
Du weihſt ſo hehre Lieder
Dem ſchönen Vaterland,
Gibſt friſche Hoffnung wieder,
Wo ſchier die Hoffnung ſchwand!

Heil Dir! Zu Deinem Sange
Stimmt herrlich Deine That:
Ein Greis mit Jünglingsdrange
Sprachſt Du im Völkerrath,
Du trugſt noch jüngſt die Fahnen
Der ew'gen Freiheit vor,
Da ſich auf wirren Bahnen
Manch guter Mann verlor.

Ach, die Verdrehten wehten
Wie leichte Spreu im Sturm;
Du warſt gleich den Propheten
Und warnteſt hoch vom Thurm.
Voll ſtolzer Männertugend,
Doch ſtets zur Sühne mild,
Biſt Du der deutſchen Jugend
Ein ewig helles Bild.

Was half's? Es war vergebens
Das Ringen, klar und kühn,
Hin iſt das Ziel des Strebens,
Und eitel ſind die Mühn!
Ach Gott! Wir ſtehn im Dunkeln
Nach der verlornen Schlacht,
Kaum ſehn wir Sterne funkeln
In troſtlos öder Nacht.

In ſolchen trüben Zeiten
Kehrt gern in ſich der Geiſt,
Der Dichtung Herrlichkeiten
Sie freuen ihn zumeiſt.
Ich habe Troſt und Segen
In Liedern mir geſucht, —
An längſt verlaſſnen Wegen
Fand ich manch ſüße Frucht.

Sieh her, es ſind Geſänge
Der wilden Lorelei,
Ich horchte auf die Klänge
Der wunderbaren Fei.
Was ich ihr nachgeſtammelt
Vom ſagenhaften Rhein,
Es iſt für Dich geſammelt:
Die Lieder all ſind Dein!

Dir leg' ich vor die Füße
Den friedlich bunten Strauß;
O, kämen Dir die Grüße
Willkommen hold ins Haus!
Doch, wird aufs Neu geſchlagen,
Geht es zum Freiheitskrieg —
Glück auf! in beſſern Tagen
Ziehn wir zum letzten Sieg. —

Mein Lied, mit leichten Flügeln
Zieh durch den Maienſchein,
Zieh hin zu Schwabens Hügeln
Vom goldig grünen Rhein!
Grüß ihn, der freie Geiſter
Durch Lied und That gewann,
Der Dichtung edeln Meiſter,
Den beſten deutſchen Mann!

Vom Rhein. Im Mai 1851.

Rheiniſche Sagen.

Der rheiniſche Wettſtreit.

Es lenkt der ſchweizer Ferge
Den Kahn im Sonnenſchein.
Drauß lachen Luſt und Berge,
Drin blinkt der goldne Wein.
Hei, das ſind Muſenſöhne!
Ein Wettſtreit ſind die Töne
Zum Lob dem ſchönen Rhein.

Da hört man Einen ſingen:
Ich bin vom ſchönſten Gau,
Von Mainz bis hin nach Bingen
Iſt Paradieſes-Au;
Der Wein, den dort die Reben
Vollduftig golden geben,
Iſt wahrer Himmelsthau.

Der rheiniſche Wettſtreit.

Von Jülich ſpricht der Andre:
Wie hoch dein Lob auch loht,
Durch unſre Ebnen wandre,
Die ſteuern aller Noth.
Rühmſt du die Feſtpokale —
Wir geben euch zum Mahle
Nothwendig täglich Brod!

Was, ruft ein Knab' aus Baden:
Wie magſt du nur dich mühn!
Lobſt du der Goldfrucht Schwaden,
Ich preiſ' der Wälder Grün.
Hoch rauſcht uns Eich' und Fichte,
Ihr Wuchs macht ſchnell zu nichte
Eur Reden keck und kühn.

Doch der aus Niederlande
Fährt in das Wort ihm quer:
Wir bringen ſie am Strande
Des Oceans zur Ehr,
Wir lehren ſie, als Maſten
Heimtragen Schiffeslaſten.
Hei, Reichthum bringt das Meer!

Ein Wormſer ſprach: Es kündet
Nur Sinnenreiz eur Sang;
Doch meiner Stadt verbündet
Sich Ruhm in Lied und Klang:
Von unſern Nibelungen
Ward alle Zeit geſungen,
Wird's noch Jahrhundert lang.

Da tönt des Kölners Stürmen:
Denkt ihr der alten Zeit,
Dann ſeht, mit tauſend Thürmen,
Des Domes Herrlichkeit;
Ein Denkmal, groß und mächtig
Dem Menſchengeiſt, ragt prächtig
Er in die Ewigkeit.

Von Düſſeldorf behendig
Spricht Wer: Der Stein iſt hart,
Bei uns, da blüht lebendig
Die Kunſt der Gegenwart:
Seht, ihre Jünger ſchildern
Natur und Menſch in Bildern
In wunderſamer Art.

Ein Frankfurter gerüſtet
Sich da erhoben hat:
Wenn ihr mit Geiſt euch brüſtet,
So kommt in unſre Stadt!
Mit Göthe und Bettinen
Und Börne kann ich dienen.
Dran, mein' ich, habt ihr ſatt!

Der Bonner ſingt: Poeten
Weih' ich gerechten Sold,
Tiefer das Herz umwehten
Doch Töne, ſüß und hold.
Beethoven iſt der Meiſter!
Sind ehern andre Geiſter,
Sein Geiſt iſt lauter Gold.

Der Mainzer ſchreit: Perrücken!
Die todte Welt zerſtob!
Ich will die Roſen pflücken,
Die Lenz und Liebe wob:
Den Frauen hold und ſüße
Bring' ich vielliebe Grüße,
Wie Meiſter Frauenlob.

Zuletzt da ſang der Ferge,
Es war ſo ſtolz der Klang:
Ich bin ein Sohn der Berge,
Ohn' Fürſt und Band und Zwang.
Bei uns iſt Jeder König! —
Da ſangen All' vieltönig
Der Freiheit hehren Sang.

Schweiz.

Wilhelm Tell.

Hochland Europa's, Schweizerland,
Dir klingen tauſend Lieder!
Stolz hebſt du an den Himmelsrand
Die mächt'gen Rieſenlieder.
Hell glänzet deiner Berge Schnee,
Feſt ragen deine Quadern,
Dein Auge blinkt aus manchem See,
Und Ströme ſind die Adern.

Du ſendeſt brauſend Boten aus
Im hellen Sonnenſcheine,
Du ſchickſt uns aus dem hohen Haus
Die Kunde her im Rheine:
Es klingt ihr heller, friſcher Sang
Der Freiheit recht zum Ruhme,
Vom Wilhelm Tell erklingt ihr Klang
Und ſeinem Heldenthume.

Er war allwärts der rechte Held:
Wo ſich die Felſen thürmen,
Wo kalt ſich dehnt der Gletſcher Feld,
Wo wild die Wogen ſtürmen.
Wer feſt das Ruder führen kann,
Den Bogen ſicher ſpannen,
Der fürchtet auch, ein kühner Mann,
Nicht Kerker und Tyrannen.

Er lacht des Vogts von Oeſterreich,
Wie ſehr der Geßler wüthet,
Und rings dem Bauer Streich um Streich
Zur ſchnöden Knechtung brütet;
Ob er auch ſtarke Thürme baut,
Den Geiſt des Volks zu brechen,
Der Tell, der ſtarke Tell, vertraut:
Wir werden Alles rächen.

Und ſieh, heut wandert er einmal
Nach Altorf mit dem Buben:
Was ſoll der Hut? Was ſoll der Pfahl,
Darauf ſie ihn erhuben?
„Den Hut begrüßt an Kaiſers Statt!“
So ruft ihm ein Geſelle,
„Wie es der Vogt befohlen hat,
Der herrſcht an Kaiſers Stelle!“

Tell ſpricht: „Ernſt neig' ich mich vor Gott,
Die Menſchen grüß' ich heiter,
Doch wär' der Kleider Gruß ein Spott!“ —
Und ruhig zieht er weiter.
Doch jäh umſtarrt ihn Speer an Speer,
Er iſt umringt vom Troſſe.
Wuthſprühend ſprengt der Vogt daher
Auf ſeinem ſchwarzen Roſſe.

Er ruft mit Hohn: „Der trotz'ge Tell!
Des Landes beſter Schütze!
Bringt ihn zur Burg! — Doch halt, Geſell,
Zeig', ob dein Ruf was nütze!
Verzeihung wird dir noch zu Theil,
Du ſollſt die Freiheit haben,
Schießt einen Apfel jetzt dein Pfeil
Vom Haupte deines Knaben!“

Da zittert ihm das Vaterherz,
Ihm grauſ't es irr im Geiſte;
Die Knechte höhnen ſchnöd im Scherz:
„Laß ſehen, ob er's leiſte!
Wir ſtellen dort den Knaben hin.
Ums Aug' legt ihm die Binde!
Jetzt zeige deinen feſten Sinn,
Schieß, Tell, nach deinem Kinde!“

Der Knabe ſchleudert fort das Band,
Hell ſtrahlt der Augen Schimmer:
„Die Armbruſt, Vater, nimm zur Hand,“
Ruft er, „du triffſt ja immer!“
Tell faßt zwei Pfeile: dieſen bringt
Er auf die ſtraffen Sehnen,
Und wie er ſich zum Zielen zwingt,
Steckt an die Bruſt er jenen.

Wie ſieht er wild und trotzig drein!
Dann klingt der gute Bogen,
Der Apfel fällt — der Preis iſt ſein,
Der Ruf hat nicht gelogen!
Der Knabe bringt die Stücke her,
Tell preßt das Kind zum Herzen,
Und große Thränen, dick und ſchwer,
Sie löſen ihm die Schmerzen.

Rings ſtehen alle tief bewegt,
Hier tönt's wie Gottes Stimme:
Der Vogt allein bleibt zornerregt,
Sein Auge glüht im Grimme.
Er redet ſchnöd: „Ein Mann, ein Wort!
Laß dir die Freiheit frommen!
Doch offen ſprich, warum du dort
Den zweiten Pfeil genommen?“

Da hebet Tell ſich ſtolzbewußt:
„Lag mir mein Kind getroffen,
Dann riß das Eiſen dir die Bruſt
Mit rother Wunde offen!“ —
„Hei!“ tobt der Vogt, „iſt dein Geſchoß
In ſolchem Sinn geſchliffen?
Bringt ihn zum Kerker in das Schloß,
Wir wollen heimwärts ſchiffen!“

Es warfen bald ihn auf das Deck
Die Söldnerſcharen nieder,
Der Vogt beſchaut mit Furcht und Schreck
Die kettenſchweren Glieder:
So ſieht der Wüſtenlöwe aus,
Der in das Netz gefallen.
Weh euch, bricht er das Gitterhaus,
Dann droht der Tod euch allen!

Der Ferge löſ't das Ankertau,
Die weißen Segel ſchwellen,
Der Himmel und der See ſind blau —
Doch plötzlich wogt's von Wellen;
Die Luft wird ſchwarz, das Waſſer grau,
Und Blitz und Donner ſchmettern,
Es bebt des Schiffleins ſchwanker Bau
In wüſten Alpenwettern.

Der Schiffer ahnet, was ihm droht:
„Der Tell nur kann uns retten,
Der Tell nur hilft uns all vom Tod,
O Vogt, löſ' ihm die Ketten!“
Der Geßler zittert bleich und blaß,
Er zittert vor dem Ende,
Die Todesfurcht verſchlingt den Haß:
„So löſ't ihm Fuß und Hände!“

Tell faßt das Steu'r mit feſter Hand,
Sein Blick iſt düſter, nächtig,
Doch lenkt das Schiff er mit Verſtand,
Er lenkt es kühn und mächtig.
Wohin er's führt, ſcheint Wellenruh,
Und mild und milder weht es,
Er lenkt das Boot dem Ufer zu,
Zur Felſenplatte geht es.

Die Armbruſt greift er, nah dem Strand,
Ein Sprung! — Das heiß' ich Schnellen!
Der Tell, der Tell ſteht heil am Strand,
Das Schiff iſt in den Wellen!
Sein ſtrammer Fuß ſtieß weit es fort,
Doch floh die Wuth dem Sturme,
Der Tell iſt bald an ſicherm Ort
Und nicht im finſtern Thurme!

Bei Küßnacht in dem Hohlweg liegt
Er hinter Strauch und Steinen:
Was ihm in Haupt und Herzen fliegt,
Den Vogt nur kann er meinen.
„Was ſchlugſt du wilder, grimmer Mann
Mir auch die Herzenswunde?
Bald geht, du tückiſcher Tyrann,
Von dir wohl böſe Kunde!“

Und ſieh, dort zieht's vom Thal herauf,
Die blanken Panzer blinken,
Und bei der Roſſe wildem Lauf
Die Federbüſche winken.
Da kommt der Vogt — voll Uebermuth
Weiß er aufs Neu zu ſcherzen —,
Dann gellt ſein Schrei — und rothes Blut
Entquillt dem ſtolzen Herzen.

Er ſinkt dahin, Tod iſt ſein Theil,
Es beben rings die Mannen.
Tell ruft: „Das war der zweite Pfeil,
Fluch über die Tyrannen!“
Und durch die Felſen zieht er fort,
Ihn hetzen keine Schergen.
Die Kunde geht von Ort zu Ort
In Thälern und in Bergen.

Und Freudenfeuer werden wach
Hoch auf den Felſenſpitzen,
Es klingt das Lied der Freiheit nach:
„Fluch Oeſtreichs Zwingburgſitzen!“
Man bricht die Thüren, jagt die Herrn,
Es weichen Scham und Trauern.
So kam der Schweiz der Freiheit Stern
Durch Tell, den ſchlichten Bauern.

Hochland Europa's, Schweizerland,
Dir klingen tauſend Lieder:
Sie klingen zu dem Meeresſtrand
In Süd und Norden wieder.
Das iſt ein friſcher, heller Sang,
Der Freiheit recht zum Ruhme:
Von Wilhelm Tell erklingt ihr Klang
Und ſeinem Heldenthume.

Bodenſee.

Graf Ulrich.

Graf Ulrich zieht ins gelobte Land,
Er drückt ſeinem Weib die ſchneeweiße Hand,
Er gibt auf den Mund ihr den letzten Kuß:
O weh, o weh, daß er ſcheiden muß.
Herr Ulrich, Herr Ulrich!

Es zog ein langes Jahr daher,
Da kam die Mär ſo düſter und ſchwer:
„Graf Ulrich ſiegte in mancher Schlacht,
Doch ſank er zuletzt der Uebermacht,
Herr Ulrich, Herr Ulrich!“

Da lebte die ſüße Wendilgard
Nach frommer Nonnen milder Art,
Sie ſpeiſ'te an ſeinem Todestag
Die Armen und betete und ſprach
„Herr Ulrich, Herr Ulrich!“

Doch einſt, als ſie ſpendet dem bleichen Schwarm,
Da ſtricket ein Bettler um ſie den Arm,
Er küſſet und herzet der Frauen Zier:
Sie ringet und ruft: „O, wäreſt du hier,
Herr Ulrich, Herr Ulrich!“

Die Diener kommen helfend gerannt,
Da ſtreifet der Bettler ab ſein Gewand,
Hoch pranget der todtgeglaubte Mann:
Es hat ſich befreit aus Kerker und Bann
Herr Ulrich, Herr Ulrich.

Da gab es nach Leid wohl ſelige Luſt,
Die Glücklichen liegen ſich Bruſt an Bruſt,
Hell blühet die alte Lieb' und Treu,
Jetzt feiern wir unſre Hochzeit aufs Neu,
Herr Ulrich, Herr Ulrich!

Der Knabe vom Bodenſee.

Schon wieder triebſt du den Kahn auf den See!
O, meide die Flut, ſie thut dir ein Weh,
Und bleibe daheim, mein Knabe!

„O Mutter, du kennſt nicht die Seligkeit:
Ich lieg' auf dem Rücken, und tief und weit
Schau' ich in die endloſen Lüfte,
Da gehen im lichthellen Aethermeer
Die Wolkengeſtalten phantaſtiſch umher,
Drin ragen Berge und Klüfte;
Hoch drüber im blitzenden Himmelsſchein
Da ſingen und ſpielen die Engelein —
Was weineſt du, liebe Mutter?“

Schon wieder triebſt du den Kahn auf den See!
O, meide die Flut, ſie thut dir ein Weh,
Und bleibe daheim, mein Knabe!

„O Mutter, dort ſchwillt mir ſo weit die Bruſt!
Ich ſitz' auf der Bank und ſchaue voll Luſt
Fern in die ſchneeigen Berge.
Wie Greiſengeſichter mit wallendem Bart,
Sie winken mir gut und freundlich und zart;
Sie ſenden mir Grüße durch Zwerge.
Es rauſchen dazu die Wälder vom Strand —
Die grauen Alten ſind mir verwandt! —
Was weineſt du, liebe Mutter?“

Schon wieder triebſt du den Kahn in den See!
O, meide die Flut, ſie thut dir ein Weh,
Und bleibe daheim, mein Knabe!

„O Mutter, es thut mir ſo wohl und gut,
Da blick' ich hinab in die leuchtende Flut:
Hell lieget die Tiefe den Blicken,
Im Grunde, da hebt ſich kryſtallen das Haus,
Die Nixen, die ſchwimmen dort ein und aus,
Ich ſeh' ſie mir Blumen ſchicken!
Sie ſchmiegen und wiegen ſich zierlich am Kiel,
So ſüß iſt ihr Lied, ſo reizend ihr Spiel —
Was weineſt du, liebe Mutter?“

Schon wieder trieb er den Kahn in den See!
O, mied' er die Flut, ſie thut ihm ein Weh,
Und bliebe daheim der Knabe!

Die Mutter harret, es dunkelt die Nacht.
Vergebens durchſpäht ſie des Mondlichts Pracht,
Sie höret das Ruder nicht ſchallen.
Der Knabe ſchlief in dem Nachen ein,
Es trieb ihn der See in den brauſenden Rhein,
Bis wo ſeine Fluten fallen.
Man fand ihn dort unten beim Morgenroth:
Der Kahn war zerſchellt, der Knabe war todt. —
Nun weine, du liebe Mutter!

Aargau.

Habsburgs Mauern.

Herr Radbot war ein guter Held,
Habsburgs berühmter Graf,
Den man zu Hauſe wie im Feld
Nie als in Waffen traf.

Einſt zog ſein Bruder ein ins Schloß
Mit ſeiner Reiterſchaar,
Herr Werner iſt's mit ſtarkem Troß,
Der Straßburgs Biſchof war.

Es hieß der Graf ihn in dem Saal
Willkommen mit den Herrn,
Er ſorgte für ein kräftig Mahl —
Das ſahn die Krieger gern.

Beim goldnen Weine flog am Tiſch
Die Freude golden her,
Der Biſchof hebt den Becher friſch
Und trinkt ihn fröhlich leer.

„Stoß an! Der Friede ſchirme dir
Dein gaſtlich frohes Dach,
Denn, Bruder, dieſe Mauern hier,
Im Krieg ſind ſie zu ſchwach!“

Der Graf trinkt ſtill den Becher aus
Und ſteigt zum hohen Thurm,
Er ſtößt ins Horn — vom luſt'gen Haus
Dröhnt es wie wilder Sturm.

Am andern Morgen ſtand ums Schloß
Des Landes Aufgebot,
Gerüſtet waren Mann und Roß
Zum Siege oder Tod.

Des Biſchofs helles Auge traf
Mit Staunen auf die Reihn.
„Die werden“, ſprach mit Stolz der Graf,
„Im Krieg mir Mauern ſein!“

Graf Rudolph von Habsburg.

Graf Rudolph von Habsburg ſitzet beim Mahl,
Da ſtürzt ein Bote von Zürch in den Saal:
„O, helft uns, Herr Schirmvogt und Feldhauptmann,
Der Stadt kam ein großes Unglück an!

„Der Regensberger mit ſtarkem Troß
Stieg nieder von ſeinem feſten Schloß,
Er ſengt im Gebiet, er raubt unſer Gut,
Er peinigt Bürger und Bau'r bis aufs Blut!

„Er ſelber trägt ein ſchneeweiß Gewand,
Zwölf ſchneeweiße Knechte ſind ihm zur Hand,
Auf ſchneeweißen Roſſen durchſtürmt er das Feld,
Von ſchneeweißen Rüden iſt er umbellt.

„So legt er ſich in den Hinterhalt,
So nimmt er des Kaufmanns Gut mit Gewalt,
So plündert er Dörfer, ſo droht er der Stadt,
Und wird der endloſen Frechheit nicht ſatt.“ —

„Wir legen dem Frechen das Handwerk ſchon!“
So ſpricht Graf Rudolph mit feſtem Ton.
Sich ſelbſt und zwölf Knechte kleidet er weiß,
Weiß wählt er die Roſſe und Rüden mit Fleiß.

Dann reitet er in der Zürcher Gebiet,
Das der Regensberger noch raubend durchzieht.
Er ſpricht: „Ihr Männer, nun ſtehet vereint,
Und folget mir raſch, als wär' ich der Feind!“

Und zu dem Regensberg ſtürmt er hinauf,
Nachjagt ihm ſein Häuflein in flüchtigem Lauf.
Die Bürger von Zürch ſind hinter ihm drein,
Da tönt ein Fluchen und Toben und Schrein! —

Der Thürmer der Burg erſieht ſie von fern,
Er glaubt, er ſehe den flüchtigen Herrn;
Schneeweiß ſtürmt hin der raſche Zug,
Wie der Wandervögel rauſchender Flug.

Und hinten der Zorn der Verfolger gellt!
Er ſtößt in das Horn — die Brücke fällt.
Graf Rudolph von Habsburg mit Mann und Roß,
Er reitet vermummt in das feindliche Schloß.

Ei, ei, wie ſchauen die Knechte ſo groß!
Er machte ſie alle waffenlos;
Die Zürcher beſetzen Zinnen und Thor,
Die Stadt hat wieder, was ſie verlor.

Der Regensberger ritt vor ſein Haus;
Er tobt und flucht. Der Graf ruft hinaus:
„Zieht weiter, Herr Ritter! So wird man geprellt!
Des Räubers Haus iſt die weite Welt!“

Das that als Schirmvogt der habsburger Graf,
Der ſpäter als Kaiſer viel Stolze traf,
Der das Unrecht frei von dem Rechte ſchied;
Drum lebt er hoch in Sage und Lied!

Johann von Schwaben.

Des Mondes helle Fackel brennt,
Vom Berge ragt die Habsburg kühn,
Der Prieſter mit dem Sakrament
Zieht in die Büſche, dicht und grün;
Die Kerze ſtrahlt, das Glöcklein ſchallt,
In tiefer Nacht, dann thut es noth:
Es gilt dem Klausner dort im Wald!
Der Greis will beichten vor dem Tod.

Er ſpricht: „So lang ich hier gelebt,
Blieb feſt geſchloſſen ſtets mein Mund;
Doch eh der Geiſt dem Leib entſchwebt,
Sei dir mein tief Geheimniß kund:
Ich that die grauſig ſchlimmſte That,
Die je auf Erd geſchehen kann,
Drum iſt ein Fluch mein Lebenspfad
Mein ganzes Daſein iſt ein Bann!

„Vom Kaiſer Albrecht hörteſt du,
Rudolph von Habsburgs erſtem Sproß:
Du hörteſt, wüſt ging er zur Ruh,
Weil Mörderhand ſein Blut vergoß!
Sein Neffe ſchliff für ihn den Stahl,
Weil er ihm vorenthielt das Gut;
Er ſtellte nach ihm hier im Thal,
Genoſſen ſchürten ſeine Wuth.

„Zu Baden ritten ſie vom Stein
Gen Rheinfeld, wo die Hofſtatt war:
Die Fähre zog den Fluß hinein —
Sie trug zugleich der Mörder Schaar.
Dann ging es durch geackert Feld,
Wo einſt die alte Stadt verſank;
Dort hat ihn Herzog Hans gefällt,
Im Hirn von Habſucht wirr und krank.

„Er ſtieß den Dolch ihm ins Genick,
Und Palm durchrannt' ihn mit dem Speer;
Um zu vollenden das Geſchick,
Schlug Eſchenbach aufs Haupt ihm ſchwer;
Doch Wart und Tegerfelden flohn,
Die Mörder ſtoben hin und her,
Troſtlos Verderben war ihr Lohn,
Sie ſahn ſich alle nimmermehr!

„Johann von Schwaben, ach! bin ich,
Den Mord that dieſe frevle Hand;
Die Buße trieb mich fürchterlich
Von Ort zu Ort, von Land zu Land.
Zu Piſa war ich fünfzig Jahr
Ein Mönch in ſtrenger Kloſterpflicht,
Doch in der Zell' und am Altar
Da fand ich meine Ruhe nicht.

„Den Fluchbeladnen trieb es fort,
Trotz ſeines Alters hoher Laſt,
Dämoniſch trieb's ihn zu dem Ort,
Wo einſt die Hölle ihn erfaßt.
Ich kam und wohnte hier im Forſt,
Der rings um Habsburgs Hügel grünt,
Und hab', ob auch mein Herz ſchier borſt,
Still das vergoſſne Blut geſühnt.

„Gewallfahrt bin ich immerzu,
Wo ich das Schwert als Meuchler trug:
Gebetet hab' ich ohne Ruh,
Mir war nicht Tag und Nacht genug.
Ich weiß, daß wie ein Geiſt ich war;
Der fromme Landmann wich mir aus:
Mein brennend Aug', mein flatternd Haar,
Mein ſcheuer Gang war Allen Graus.

„O doppelt furchtbar ſchwere That!
Des Kaiſers und des Oheims Mord! —
Kannſt du, o Mann aus Gottes Rath,
So nimm vom Geiſt die Sünde fort!“ —
Sein Wort verklingt, ſein Auge bricht —
Der Prieſter betet: „Sieh die Noth,
O Herr, gib ihm ein mild Gericht!“ —
Der Klausner lächelt in den Tod.

Und als im Oſt erſchien der Tag,
Da kamen ſie aus Berg und Thal:
Sie ſtaunten, daß voll Frieden lag,
Den ſie geflohn ſo manches Mal:
Und es begrub ihn fromme Hand,
Grablieder tönten hell und klar.
Doch ſpäter ging die Mär durchs Land,
Daß es Johann von Schwaben war!

Conſtanz.

Johannes Huß.

Ob ihr des Freien Leib in Ketten ſchlagt,
Ob ihr des Freien Geiſt dem Tode weiht:
Hat ſein Gedanke groß und ſchön getagt,
Dann wird er leben für die Ewigkeit.

Durchs Thor zu Conſtanz geht ein ernſter Zug,
Es ziehen Kriegerhaufen auf den Plan,
Die Trommel klingt, es weht der Fähnlein Flug,
Die ſtumpfe Menge reiht ſich blöde dran.

Und in der Mitte wankt ein bleicher Mann,
Er ſchleppt ſich hin im geiſtlichen Talar;
Sein Leib iſt ſchwach von Kerker und von Bann,
Doch flammt ſein Geiſt durch Aug' und Stirne klar.

Johannes Huß iſt's aus dem Böhmerland!
Daheim war er ein Prieſter vielgeehrt,
Als Leuchte ward geprieſen ſein Verſtand,
Und ſeine Zunge als ein ſcharfes Schwert.

Weil er das Wort der Geiſtesfreiheit ſprach,
Lud Rom ihn her zum offnen Redeſtreit;
Ihm, welcher kühn des Wiſſens Lanze brach,
Gab Sigismund, der Kaiſer, frei Geleit.

Doch haben ihn verdammt der Kirche Herrn,
Die, ach, zu oft der Kirche Knechte ſind:
Vergebens ſtrahlte ſeiner Seele Stern,
Taub ſind die Ohren und die Augen blind.

Den Weiſen, ach, verdammt man ungehört!
Ach, man verhöhnt mit herbem Spott ihn dreiſt!
Er hört ſein Urtheil, tief im Geiſt empört,
Daß ſo man ſchmäht den gottgebornen Geiſt.

Der Prieſterwürde ward er ſchnöd entweiht,
Die Ketzermütze ward ihm aufgeſetzt,
Gebrochen hat des Fürſten Wahn den Eid,
Von Schergen wird er nun zu Tod gehetzt.

Der Holzſtoß hebt ſich drüben im Gefild.
Die Knechte ſtoßen frech und ſchnöd ihn fort —
Er betet ſtill — das iſt des Heilands Bild
Auf Golgatha, am bittern Leidensort! —

Und wie er auf den Scheiterhaufen ſteigt,
Da ſchreit das Volk: — ſo tönt der Glaubenshaß.
Die Flamme leckt. Wie fromm ſein Haupt ſich neigt!
Dem Mund enttönt: „Sancta simplicitas!“

Sein einz'ges Wort: „O heil'ge Einfalt du!
Es wiſſen nicht die Blöden, was ſie thun!“
Die Flamme leckt — der Martyr geht zur Ruh,
Und rings im Feld herrſcht tiefer Frieden nun

Es iſt: die weiße Taube höb den Flug,
Die Glaubensfreiheit ſtiege aus der Glut
Und nähm' in die Jahrhunderte den Zug,
Wo nie ſie raſtet und wo nie ſie ruht.

Das Volk verläuft ſich ſtumpf, ſo wie es kam,
Es hört noch nicht der Zukunft Schlachtenhorn.
Nur ſeine Jünger ſtehn voll tiefem Gram,
Doch wandelt ſich ihr Schmerz in rothen Zorn.

Sie ſchlagen an die Schwerter nun mit Macht,
Sie kehren heim, wo Ziska's Fahne fliegt.
Der Krieg iſt für Jahrhunderte entfacht,
Sein Ende iſt: Die Geiſtesfreiheit ſiegt!

Ob ihr des Freien Leib in Ketten ſchlagt,
Ob ihr des Freien Geiſt dem Tode weiht:
Hat ſein Gedanke groß und ſchön getagt,
Dann wird er leben für die Ewigkeit!

Breisgau.

Eckhart und Tannhäuſer.

Tannhäuſer ſpricht: „Auf, reiten wir aus,
Jetzt drückt auf die Seele das laſtende Haus!
Komm, laß uns ziehen durch Berg und durch Thal,
Es ſchimmert die Welt im Maienſtrahl,
Es wehet ſo üppig die lockende Luft,
Das Feld iſt voll Lieder und Balſam und Duft!“

Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tannhäuſer ſpricht: „Der Wald iſt ſo ſchön,
Es ragen die Bäume zu rieſigen Höhn;
Es wehet darunter ein dämmerndes Licht,
Felsblöcke erſtarren rings Schicht an Schicht,
Es rieſeln die Brünnlein aus dunkelm Spalt:
Mir faßt es die Seele mit Märchengewalt!“

Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tannhäuſer ſpricht: „Und hörſt du ſie auch,
Die Töne, getragen vom ſpielenden Hauch?
Die Gipfel entlang zieht berauſchend der Klang,
Und näher und nah weht verführend der Sang:
Es flüſtern ſo lüſtern die Geigen ins Herz,
Die Flöten verſchönen mit Tönen den Scherz.“

Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tannhäuſer ſpricht: „Dort kommt es im Flug,
Dort kommt es im mächtigen, prächtigen Zug!
O ſieh nur die Fülle, o ſieh nur den Glanz!
Die Mädchen, ſie ſchlingen und ringen im Tanz;
Es flattern Gewänder mit wellendem Schein,
Es ſchwillt mir die Sehnſucht zum Herzen hinein!“

Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tannhäuſer ſpricht: „Und ſiehſt du das Weib?
Es woget in üppiger Fülle der Leib,
Es leuchten die Glieder, es woget die Bruſt.
Ihr Weſen iſt Wonne, ihr Daſein iſt Luſt! —
Sie ſchauet mich an mit bedeutſamem Blick! —
Es bindet ſich ewig an ſie mein Geſchick!“

Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tannhäuſer ſpricht: „Dort raget ihr Schloß!
Das Thor durchſtürmet ſie raſch mit dem Troß.
Er thürmt ſich von klaren Kryſtallen der Bau!
O, welche fröhliche, ſelige Schau!
Dort wohnet die Freude im roſigen Schein —
Sie werben, ſie winken — ich ſtürme hinein!“

Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tannhäuſer ſpricht: „Die Weisheit iſt Nichts!“ —
Er folget dem Strome des leuchtenden Lichts —
Frau Venus nachſtürmt er hinein in den Berg.
Für ewig verſchließet die Thüre der Zwerg.
Hinſiecht er im Arme der Leidenſchaft. —
Der treue Eckhart zerbricht nicht die Haft.

Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Wolfdieterich's Buße.

Wolfdieterich, der alte Held,
Er tritt aus ſeinem Schloſſe,
Gewappnet, wie zum Kampf im Feld,
Schwingt er ſich hoch zu Roſſe;
Noch grüßt er ſeiner Helden Chor
Und jaget durch das hohe Thor,
Wolfdieterich der Alte.

Ihm blühet Kraft, ihm glühet Muth
Noch manchen Feind zu ſchlagen,
Doch mahnt der weißen Locken Flut,
Der Weltluſt zu entſagen;
Drum macht den letzten Ritt er nun:
Im Kloſterport will Buße thun
Wolfdieterich der Alte.

Die Mönche hören ſein Begehr
Und nahn von allen Seiten,
Sie holen Fahn' und Meßbuch her,
Zur Kirch' ihn zu geleiten.
Sie beten und ſie ſingen ſchon;
Mit Unmuth ſieht's der Heldenſohn
Wolfdieterich der Alte.

„Es wollte Niemand bei mir ſein,
Als ich beging die Sünden;
Vergebung hoff' ich auch allein
Durch mich bei Gott zu finden!"
So ſpricht und treibt ſie all hinaus
Und ſchließt das hohe Gotteshaus
Wolfdieterich der Alte.

Und betend bis um Mitternacht
Verbringt er am Altare,
Und lehnt im Chor ſich wohlbedacht
Drauf an die Todtenbahre,
Dann zieht ſein Schwert, beſchwört zur Stund
Der Feinde Geiſter aus dem Grund
Wolfdieterich der Alte.

Da taucht aus kaltem Grabesſchooß
Die Schaar der Schreckgeſtalten,
Es grinzen Schädel bleich und bloß
Aus langer Kleider Falten,
Viel Hände ſind nach ihm gereckt;
Doch ficht die Geiſter unerſchreckt
Wolfdieterich der Alte.

„Wohlauf zum Kampf!“ — ſo ruft der Held,
Wild wie in jungen Tagen;
Die Mann für Mann er einſt gefällt,
Will er zugleich jetzt ſchlagen.
Da ſauſt das Heldenſchwert um ihn,
Es bringt die Geiſter ſelbſt zum Fliehn
Wolfdieterich der Alte.

Und als vom Feind die Stelle rein,
Streckt müd der Held ſich nieder,
Ein Engel löſt beim Morgenſchein
Den Geiſt vom Band der Glieder.
Und wie zur Meſſ' die Mönche nahn,
Gewahren ſie, wie Buß' gethan
Wolfdieterich der Alte.

Ortenau.

Die Geiſterhand.

Der ſchönſte Mann im ganzen Gau
Iſt von Staufenberg der Grafenſohn.
Was holt er nicht heim die reiche Frau?
Sie ward ihm verlobt in der Wiege ſchon!

Wohl mahnen die greiſen Eltern ihn
Zu holen die Tochter an ſeine Bruſt;
Sie möchten auf ihren alten Knien
Die Enkel noch wiegen in ſeliger Luſt.

Doch tönet umſonſt das dringende Wort,
Er zucket die Schulter, er ſchüttelt das Haar,
Er ſtürmt in die grünen Forſte fort,
Zu hetzen den Hirſch und zu jagen den Aar.

Liebt denn nur das Waidwerk der Geſell?
Sind drum die Glieder ſo ſchlank und friſch?
Blitzt drum ſein Falkenauge ſo hell?
Schwillt drum ſein Mund ſo verführeriſch?

O nein, es lockt ihn ein ander Geſchick!
Ihn zieht es unhemmbar fort ins Grün;
Dort harret ſeiner der ſüßeſte Blick
Und Lippen, die wie die Roſen glühn.

Dort wallt ihm entgegen die weißeſte Bruſt,
Es umrankt ihn dort der ſchwellendſte Leib,
Mit aller Erden- und Himmelsluſt
Gehört ihm dort das herrlichſte Weib.

Einſt ſah er ſie, als er durchſtreift den Wald:
Am Bronnen der Wildniß ſaß ſie allein
Und ſang ein Lied, das ſüß erſchallt
Durch den ſtillen, grüngoldenen Sonnenſchein.

Das traf ihm ſo wohl und weh das Herz,
Ganz war er Aug', ganz war er Ohr!
Ihn durchzuckte die Luſt, ihn zerriß der Schmerz
Bis er die Seele ganz verlor.

Und um Minne warb er heiß und wild,
Im Wahnſinn flog ſeine Leidenſchaft.
Sie ſchaute ihn an tiefernſt und mild,
Das hielt ihn feſter nur in Haft.

Unſel'ger! weißt du, was du verlangſt?
Die dich umſtrickt, ſie iſt eine Fei!
Und wenn du ihre Minne errangſt,
Dann gibt ſie nimmermehr dich frei!

Wenn du geliebt in das Geiſterreich,
Iſt die Erdenliebe dir ewig Verbot,
Und wagſt du ſie noch, dann kommt dir gleich
Der unabwendbare bittere Tod!

Sie verſchweigt ihm nichts: er hört ihr zu
Doch ohne Klarheit woget ſein Geiſt;
In ihren Armen nur findet er Ruh,
Er ſtürzt in das ſüße Verderben dreiſt.

Und er ſeufzet leis und er jauchzet laut,
Es brennt ſein Hirn, es kocht ſein Blut,
Das ſüße Weib wird ſeine Braut,
Und heller und heller flammt die Glut.

Kein Tag vergeht ihm in Einſamkeit,
Daß er nicht im tiefen Walde jagt.
Wohl hatte das Wild da gute Zeit:
Er ſchwelget am Herzen der treuſten Magd.

Stets iſt er von ihren Küſſen berauſcht,
Stets iſt er von ihrem Blick entzückt.
Wie wonnig er ihren Worten lauſcht!
Ach, ſel'ger hat nie die Minne beglückt!

So lebten ſie manchen Sommertag.
Der Wald umrauſchte die Hochzeitsruh,
Es grüßte ſie heller Vogelſchlag,
Und die Quellen murmelten ihnen zu.

Das war ſein Waldwerk, ſüß und werth;
Traumſelig zog er dann ins Schloß:
Doch als er einſtens heimgekehrt,
Da ſah er Ritter und Frauen und Troß.

Da hieß es: „Jetzt ſoll die Hochzeit ſein;
Die Braut iſt gekommen, der Prieſter harrt!
Kein Wort mehr, in die Kapelle hinein!“ —
Der ſchöne Grafenſohn iſt wie erſtarrt.

Die Mutter that manch herben Spruch,
Sie redet von ihrem nahen Tod:
Der Vater drohet mit ſeinem Fluch,
Da kam dem Jüngling unſägliche Noth.

Sie ziehen ihn willenlos zum Altar.
Wie ſchaut er ſo bleich beim Kerzenſtrahl! —
„Gott ſegne ſie, ſie ſind ein Paar!“ —
Dann geht's in den Saal zum duftenden Mahl.

Bei Saiten und Becher im Lichterſchein
Geht bei den Eltern die Freude um,
Die Braut ſieht ſüß und wonnig drein,
Und nur der Bräutigam bleibet ſtumm.

Ha, plötzlich gellt ein wilder Schrei! —
Wo kam er her, wer ſtieß ihn aus? —
Man forſcht umſonſt, die Luſt iſt vorbei,
Und noch größre Furcht zieht plötzlich durchs Haus.

Es erſcheint überm Tiſch eine bleiche Hand,
So ſchön, ſo hell, ſo weich, ſo mild.
Sie winket — ſie winkt in ein andres Land. —
Der Bräutigam ſitzt wie ein Marmorbild.

Er verſteht den Ruf, er verſteht den Wink,
Ach, untreu ward er der treuen Fei!
In dreien Tagen ſein Leben verging,
Ihn ließ die Unſel'ge nicht mehr frei.

Und wenn du geliebt in das Geiſterreich,
Iſt die Erdenliebe dir ewig Verbot,
Und wagſt du ſie noch, dann kommt dir gleich
Der unabwendbare bittere Tod!

Elſaß.

Die Frau von Geroldseck.

Das iſt der Herr von Geroldseck
Mit ſeinem wilden Troß,
Er reitet ſo kühn, er kehret ſo keck
In ſein altgraues Schloß.

Und als er ſitzt in dem feſten Haus
Bei ſeiner viellieben Frau,
Da zieht er die bunte Beute heraus:
Wohl gab es da reiche Schau.

Er brachte ihr Seide und Sammt und Lein,
Und Perlen und Silber und Gold,
Und ſprach: „Das hat mir manch alter Schrein
Im reichen Straßburg gezollt!“ —

Sie aber bittet mit edler Glut:
„O, laß dein rauhes Gewerb,
Denn nimmer gedeihet unrecht Gut,
Und der Seele bringt es Verderb!“

Jedoch er lacht mit wildem Scherz:
„Meine Luſt das iſt der Krieg,
Das blanke Erz macht wachſen das Herz,
Mir winket ſtets der Sieg!“

Doch kaum iſt entflohn das kecke Wort,
Da bläſt der Thürmer ins Horn;
Ein Herold hält an der Brücke dort
Und kündet der Reichsſtadt Zorn.

„Ergebet euch, Ritter, mit Mann und Roß,
Seid nicht der Mahnung taub,
Die Bürger von Straßburg reiten vors Schloß,
Sie fordern zurück den Raub!“

Doch luſtigen Spotts der Ritter ſpricht:
„Geſtrenge Herren, gemach!
Den fliegenden Spatz, den brät man nicht,
Man holt ihn erſt vom Dach!“

Und als ſich zeigt das gewappnete Heer,
Da wirft er Geſchoß und Pfeil:
Ins Gras ſinkt Mancher, verwundet ſchwer,
Und Mancher erhält ſein Theil.

Doch aus dem rothen vergoſſenen Blut
Wächſt rothe Rache auf,
Die Bürger ſammeln ſich voll Wuth
Und ſtürmen heran im Lauf.

Der Mauernbrecher dröhnt am Geſtein,
Der Feuerbrand fliegt zum Thurm,
Sie rennen die Eichenthore ein,
Sie gewinnen die Schlacht im Sturm.

Jetzt hängt, ihr Frevler, im Räuberneſt!
Jetzt findet ihr bald eur Grab!
Jetzt hält die Rache ein grauſig Feſt!
Nur die Frauen ziehen ab!

Abziehen dürfen nur die Fraun
Mit ihrem theuerſten Gut,
Damit ſie den bleichen Tod nicht ſchaun
Und nicht das dampfende Blut.

Und plötzlich ruhet Schuß und Streich.
Die Männer von Geroldseck
Sie ſtehen ſo blaß, ſie harren ſo bleich,
Wohl erfaßt ſie wilder Schreck.

Doch mitten durch die ermüdete Schaar
Da tritt ein hohes Weib,
Die Stirne ſo hell, das Auge ſo klar,
So ſüß der wonnige Leib.

Ihr Weſen durchleuchtet des Muthes Strahl,
Ihr folget das Ingeſind,
Sie trägt auf dem Rücken den Ehgemahl,
Auf den Armen trägt ſie ihr Kind.

Sie rufet: „Auf daß ihr euch treu erprobt,
O, haltet eur Wort in Hut!
Abzieh' ich, ein Weib — ihr habt es gelobt —,
Mit meinem theuerſten Gut.

„Im Schloſſe findet ihr manchen Schatz —
O, nehmet Gold und Geld —,
Doch dem Mann und dem Knaben machet Platz,
Sie ſind meine ganze Welt!"

Da ward der Feinde Führer gerührt:
Er ſprach: „Du edles Weib,
Dir iſt gewähret, was dir gebührt,
Lang blühe dir Geiſt und Leib!

„Den Knaben nimm, o, nimm den Mann!
Wohl, wo die Liebe blüht!
Du brichſt des Beſiegten Fluch und Bann
Durch dein treuinnig Gemüth!“ —

Dem Ritter kam da wohl die Scham;
Er ſprang auf den feſten Grund,
Sein hohes Weib in den Arm er nahm
Und küßte ſie auf den Mund.

Er ſprach: „Wir heißen das ſtarke Geſchlecht
Im Kriege und im Rath;
Was ſoll mir der Sieg aus manchem Gefecht?
Mein Weib that größere That!“

Und rings umarmten die Krieger ſich all,
Die eben als Feinde gekämpft;
Da gab es Trompeten- und Flötenſchall —
Aller Unmuth war gedämpft.

Es reihte ein Feſt ſich an die Schlacht,
Hell klang's im erſtürmten Bau;
Das wirkte mit treuer Liebe Macht
Von Geroldseck die Frau!

Nichts Neues!

Ein ſchwäbiſcher Junker war Herr Kurt,
Zu Straßburg thät er ſtudiren;
Da begegnet' er einſt einem heimiſchen Knecht,
Als er ging am Rheine ſpaziren.

„Du biſt es, Hans!“ ſo ruft Herr Kurt,
„Wo kommſt du hergefahren?
Was gibt es Neues denn zu Haus?
Das ſollſt du mir offenbaren!“ —

„Nichts Neues!“ ſpricht Hans; „nur eur Rabe ſtarb,
Er ſtarb vor vierzehn Tagen, —
Das ſchöne Thier, das der Jäger vor Zeit
Euch in das Haus getragen.“ —

„Das arme Thier!“ ſo ruft Herr Kurt,
„Das geht mir durch die Seelen!
So ſage mir: was mochte wohl
Dem ſchwarzen Geſellen fehlen?“ —

„Der ſchwarze Geſell“, ſpricht Hans, „verdarb
Den Magen ſich am Fraße:
Unſre ſchönen Pferde ſielen all, —
Da ſchlang er im Uebermaße.“ —

„Die ſchönen Pferde?“ ruft Herr Kurt,
„Meines Vaters prächtige Roſſe?
Wie fanden ſie denn ihren Tod?
War eine Seuche im Schloſſe?“ —

„Sie ſtarben,“ ſpricht Hans, „dieweil ſie zu ſehr
Sich in die Hitze rannten:
Sie fuhren Waſſer ohne Raſt,
Als Haus und Hof verbrannten!“ —

„Bei der heiligen Jungfrau!“ ſo ruft Herr Kurt,
„So feſt war die Burg gegründet!
Wann brachen denn die Flammen aus?
Wer hat ſie angezündet?“

„Das war,“ ſpricht Hans, „als eur Vater ſtarb!
Mit Fackeln ward er begraben;
Man nahm in der Nacht das Feu'r nicht in Acht,
Da kann man Unglück haben!“ —

„Mein Vater iſt todt?“ ſo ruft Herr Kurt.
„O kummervolle Stunde!
Hilf, großer Gott! — Nun gib mir ſchnell
Von meiner Schweſter Kunde!

„Drum hat er“, ſpricht Kurt, „ſich todt gegrämt,
Denn eure Schweſter kam nieder,
Sie hat keinen Vater zu dem Kind,
Doch der Bub’ hat friſche Glieder.“ —

„Nichts Neues ſonſt!“ fügt Hans hinzu,
„Erlaubt, daß ich weiter wandre!“ —
„Nichts Neues!“ ſeufzt der Junker leis. —
So gibt ein Wort das andre!

Mummelſee.

Märchen.

Es liegt ſo abendſtill der See
Und ſpiegelt des Weſtens bleichende Glut,
Am Ufer trinket der Hirſch und das Reh,
Und Schwäne durchkreiſen die ſtille Flut.

Der Fiſcherknabe löſet den Kahn,
Mit plätſcherndem Ruder hinaus er zieht;
So träumeriſch ſchaut ihn der Abend an,
Er weiß nicht, wie ſeinem Herzen geſchieht.

Die dunkeln Wellen umflüſtern ihn
In ſingendem Spiele weit und breit,
Vom Ufer die Wälder umdüſtern ihn
Und die träumenden Berge ſtolz und weit.

Die leiſe kühlende Abendluft
Durchſpielt ſeiner Locken goldene Pracht.
Die Uferblumen entſenden Duft
Und neigen die Häupter zum Traum der Nacht.

Nur die Waſſerroſen ſchaun noch heraus,
Doch nicken ſie ſchlummermüd ihm zu;
Sie tauchen nach ihm aus dem feuchten Haus,
Doch ruft ſie der Abend zur Wellenruh.

Da ſchwindet ſein Traum, und das Steuer ruht,
Es glühet der Blick in plötzlicher Luſt;
Er neigt ſich hinab, er greift in die Flut,
Er pflückt eine Roſe und ſteckt ſie zur Bruſt.

Doch horch! da rauſchen die Wälder laut,
Es hebt der See ſich brauſend empor,
Und plötzlich über die Hügel ſchaut
Der rothe Vollmond zornig hervor.

Und es ſpricht der See mit wogender Bruſt:
„Was ſtörſt du die Kinder in meinem Haus?“
Und es rauſchet der Wald: „Sie ſind meine Luſt,
Was führſt du die ſüßen Schweſtern heraus?“

Doch der glühende Mond blickt wild auf ihn:
„Was buhleſt du um mein Blumenlied?“
Und der Knabe in Angſt flieht rudernd dahin,
Im Haus bei der Mutter, da birgt er ſich trüb.

„O Mutter, es brauſte der See empor,
Es rauſchte der düſtere Wald mir nach,
Am Berg trat zornig der Vollmond hervor,
O Mutter, weil ich die Blumen brach!“

Murg.

Wolf Eberſtein.

Es glänzt und gleißt
Im Morgenſtrahl,
Der Feind zieht dreiſt
Herauf im Thal.
Sieh, Roß an Roß
Und Speer an Speer,
Mit Herrn und Troß —
Ein ſtattlich Heer!

Wolf Eberſtein,
Dir gilt der Sturm!
Nun rüſte ſein
Die Zinn' und Thurm!
Der Würtemberg
Iſt ſtark zur Schlacht,
Du biſt ein Zwerg
Gen ihn an Macht!

Bald ſchmettert weit
Trompetenſchall,
Es wühlt der Streit
Entlang den Wall,
Schwert klingt an Schild,
Die Funken ſprühn,
Der Kampf iſt wild,
Der Kampf iſt kühn.

Graf Eberſtein,
Was hilft dein Muth?
Ob deinen Reihn
Wogt hin die Flut,
Dein Häuflein iſt
Schon klein und licht:
So kühn du biſt,
Du ſiegeſt nicht!

Und neu Geſchoß
Schwirrt rings herauf,
Es geht das Schloß
In Flammen auf.
Dem Feinde dort
Gehört das Feld.
Jetzt flieh den Ort,
Verlorner Held!

Und Roßgeſtampf
Dröhnt aus der Burg:
Er läßt den Kampf,
Er flieht zur Murg.
O toller Muth!
Du fliegſt zum Tod,
Weil Fels und Flut
Verderben droht!

Fortſtürmt der Graf
Friſch, heiter, frei,
Der Feind hetzt brav
Mit wildem Schrei.
Bergab, bergauf,
Durch Haid' und Forſt
Er lenkt den Lauf
Zum Felſenhorſt.

Der Stein ragt ſteil,
Tief brauſt der Fluß.
Jetzt wird dein Theil
Des Lebens Schluß!
Er ſpornt das Pferd,
Durchfliegt die Luft,
Hei! unverſehrt
Kommt er zur Kluft.

Die Feinde ſchrein
Selbſt jauchzend dort,
Herr Eberſtein
Flieht jagend fort,
Und lachend dreht
Und grüßt er dann. —
Thut's nach, wenn's geht,
Dem kühnen Mann!

Speier.

Nächtliche Erſcheinung zu Speier.

Wach auf! erklingt's in des Schiffers Traum,
Wach auf, du Wächter am Strome!
Und über ihm rauſchet der Lindenbaum,
Und zwölfe ſchlägt es vom Dome.
Groß vor ihm ſteht Einer im dunkeln Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb ſchlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löſet den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben:
Viel rieſige hohe Geſtalten nahn,
Er ſieht ſie nicht ſchreiten, nur ſchweben:
Es tönet kein Wort, es rauſchet kein Kleid,
Wie Nebel durchziehn ſie die Dunkelheit:
So ſteigen ſie all in den Nachen.

Er ſieht ſie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt ſchweigend und fürchtend vom Lande,
Kaum braucht er zu rudern, es fliegt der Kahn,
Bald ſind ſie am andern Strande:
„Wir kommen zurück, da findſt du den Lohn!“ —
Gleich Wolken verſchwinden im Felde ſie ſchon,
Fern ſcheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert ſinnend zurück
Durch der Nacht ernſtfriedliche Feier,
Wo ſich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum:
Und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Buſen.

Und ſieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome.
Wohl hält er ſchlaflos heute die Wacht —
Da ſchlägt es zwölfe vom Dome.
„Hol über!“ ruft es vom andern Strand,
„Hol über!“ — Da ſtößt er den Kahn vom Land,
In ſtiller, banger Erwartung.

Und wieder iſt es die düſtere Schaar,
Die ſchwebend den Nachen beſteiget:
Der Kahn zieht wieder ſo wunderbar,
Doch jeder der Dunkeln ſchweiget.
Und als ſie ſtoßen zu Speier ans Land,
Gibt jeder den Lohn ihm behend in die Hand:
Er aber harret und ſtaunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgeſtein
Und Seiden- und Sammtgebilde;
Dann aber umhüllt ſie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchfliehn ſie die Dunkelheit
Und ſchwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit ſinnendem, tiefem Gemüthe;
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld;
Drauf glühen aus alter Zeit und Welt
Viel ſtolze Kaiſerbilder.

Wohl ſah er manchen Tag ſie an
In forſchenden, ſtillen Gedanken,
Da riefen ſie drüben um ſeinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken:
Geſchlagen war die leipziger Schlacht!
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht! —
Der Schiffer verſtand die Erſcheinung.

„Und löſtet ihr, Kaiſer, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande,
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängſteten Vaterlande,
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei,
Denn es thut noth des Wachens!“

Pfalz.

Der Hirt von Oggersheim.

Der Feind iſt noch weit, doch rüſten ſich halt
Zu Oggersheim mächtig die Bürger:
Sie wollen nicht weichen der Macht und Gewalt
Der frechen ſpaniſchen Würger.
Hei, hei! es iſt ein ſtattliches Heer
Dort auf dem Markte verſammelt,
Sie ſchleifen das Schwert, ſie ſchärfen den Speer,
Sie halten die Thore verrammelt.

Auf einmal blinkt es heran auf dem Plan,
Es nahen die feindlichen Haufen:
Jetzt fangt ihr in tödlicher Kampfluſt an! —
Doch ſeht nur, die Tapfern laufen!
Spießbürger werfen den Spieß auf den Grund,
Pfahlbürger fliehn aus den Pfählen:
Gevatter Schuſter und Schneider ſind Schund,
Auf Krämer läßt ſich nicht zählen.

Sie flüchten im allernothdürftigſten Kleid,
Durch Pförtchen und Hecken getrieben.
Wo ſind ſie in Feldern und Wäldern weit,
In Felſen und Höhlen geblieben?
Die Häuſer ſind leer, die Straßen ſind todt,
Schier hört man die Gräſer wachſen.
Ein einziger Mann nur trotzet der Noth,
Ein Mann im Haar von Flachſen.

Der göttliche Sauhirt iſt's der Stadt,
Sein Weib liegt eben in Wochen,
Und als er den Knaben geſehen hat,
Fühlt kühn das Herz er pochen.
Er küſſet das Kind, umarmt die Frau,
Die Hütte verläßt er ſchnelle,
Bald ſteht auf des Thurmes altem Bau
Der ehrenfeſte Geſelle.

Er ſtehet zwiſchen Gewehr und Geſchütz
Und ſchwenkt eine weiße Windel,
Er denkt: Vielleicht iſt Schlauheit was nütz
Bei dieſem wüſten Geſindel.
„Wir öffnen“ — donnert der Kühne hinab —,
„Wollt ſchonen ihr den Flecken,
Doch denkt ihr zu plündern, dann ſoll das Grab
Noch heute Manchen bedecken!“

Der Feldherr ſpricht: „Laß ein uns ſodann!
Wir krümmen euch nicht die Haare.“
Der Sauhirt ruft: „Ein Wort, ein Mann!“
Doch denkt er: Wohlfeile Waare! —
Er klimmt hinab und öffnet das Thor,
Die Feinde durchſtrömen die Gaſſen,
Sie ſchärfen das Aug', ſie ſpitzen das Ohr:
„Die Stadt iſt ja verlaſſen!“

„Das iſt ſie,“ ruft der kecke Hirt:
„Mein Weib hat heute geboren,
Ich bin allein hier Meiſter und Wirth,
Doch haltet ihr, was ihr geſchworen.
Die Kammer voll Wild, der Keller voll Wein —
Ihr alle ſeid geladen!
Denn morgen ſoll die Kindtauf ſein,
Und Pathe des Feldherrn Gnaden!“ —

Der Spanier ſchaut ihn lächelnd an:
„Du Schalk machſt Schelmenſtücke!
Doch gut haſt du dein Werk gethan,
Dem Städtlein iſt es zum Glücke!
Geſagt, gethan! Ein Mann, ein Wort!“ —
Zur Taufe gab's Wein und Braten. —
Wir rühmen den Sauhirt fort und fort,
Dem ſolch ein Werk gerathen.

Odenwald.

Der Feuermann.

Unheimlich finſter iſt die Nacht,
Am Himmel leuchtet kein Stern,
Hier an der Stelle nimm dich in Acht,
Man flieht ſie im Dunkeln gern!
Dort ragen die Trümmer vom alten Haus
Zerbrochen in die Luft,
Das Nachtgevögel fliegt ein und aus,
Der Marder hat drin ſeine Kluft.

Und hinten über dem ſchwarzen Teich,
Da flüſtert es leis im Rohr.
O, wären wir aus dem verfluchten Bereich!
O, wären wir fern dem Moor!
Herr Gott, da iſt der Feuermann!
Aus dem Schilfe taucht er herauf;
Er ſchaut uns mit flammenden Augen an
Und umkreiſt uns in weitem Lauf!

O, ſchlage ein Kreuz und ſag ein Gebet,
Ein Vaterunſer ſprich!
O, wie er ſich wirbelt, o, wie er ſich dreht,
Er hält nicht dem Segen Stich!
„Die guten Geiſter loben Gott!“
Schau zu, das thut ihm leid!
Noch einmal tanzt er herauf zum Spott —
Jetzt ſchwindet er blaß und weit. —

So bete ein Ave Maria noch leis,
Das ſcheuchet den Spuk uns fort!
Jetzt tritt er nicht mehr in unſern Kreis,
Jetzt ſprechen wir wieder ein Wort.
Das war ein reicher Mann vor Zeit,
Ein Bauer mit Geld und Gut;
Doch wuchert' und ſchund er weit und breit
Die Leute bis auf das Blut.

Und Nächtens, da ſchritt er durch die Flur,
Gränzſteine hat er verſtellt;
Dem Nachbar ward kleiner der Acker nur,
Doch wuchs ihm Wieſe und Feld.
Er ſtarb, ſo wie er lebte, verrucht,
So kam das Gottesgericht:
Seine Seele ward zum Wandern verflucht
In der Nacht als irres Licht.

Dem Himmel ſei Dank, nicht lockt' er uns weit
In den dunkeln Sumpf hinab! —
„Ueb immer Treu und Redlichkeit
Bis an das kühle Grab!“ —
Nun ſteigt auch der Mond am Hügel empor;
Dort liegt das Dorf auf dem Plan;
Durch die Bäume glühen die Lichter hervor,
Und die Hunde ſchlagen an.

Deutſchlands Wächter.

„Mein Vaterland, du biſt meine Luſt,
Mein Lieb, das ich ewig umfange!
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich feir' ich im brauſenden Sange;
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort —
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!“

Der Rodenſtein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genoſſen;
Es blinkte ſein Helm und es klirrte ſein Schwert,
Als ſtark er ins Weite geſchoſſen;
Er ſtürmte die Gränzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und erſang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Und ſelten nur weilt' er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt' ihm die Ruhe nicht kommen:
Er freite kein Weib, er zog keinen Sproß,
Was ſoll denn die Heimat da frommen?
Seine Raſt ſind die Schlachten in Wald und in Feld,
Sein Bett iſt der Boden, ſein Schloß iſt das Zelt,
Die Braut ſein liebes Deutſchland!

Fürs Vaterland kämpft' er als Mann und als Greis
Wohl fünfzig geſchloſſene Jahre,
Die bräunliche Locke ward ſilberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare. —
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterſchloſſe verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er geſehen.

Doch nie iſt geſtorben der mächtige Held!
Und ſind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt,
Er herrſchet noch ſtets durch die Hallen!
Und drohen dem Vaterland Krieg und Noth,
Dann dröhnt durch die Veſte des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken ſteigen empor,
Gewappnet auf ſchattigen Roſſen.
Er führt in die Lüfte ſie Nächtens empor,
Die dunkeln, wilden Genoſſen:
Dort raſet ſein Horn, dort dröhnet ſein Schild,
Dort ſchnaubet ſein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimiſchen Gauen.

So zog er voran noch jeglichem Krieg,
Den wild die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brauſenden Geiſterſchlachten.
Doch nahet der Frieden — er ſieht es voraus,
Und zieht mit dem wilden Heere nach Haus;
Doch ſtets noch brauſt es hernieder:

„Mein Vaterland, du biſt meine Luſt,
Mein Lieb, das ich ewig umfange;
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich feir' ich im brauſenden Sange;
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort —
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!“

Bergſtraße.

Die Taufe des Irrlichts.

Sie laden den Meiſter Hubert zur Nacht,
Er hat ſie ja oft ſchon dort oben verbracht:
Zu ſpät iſt die Zeit,
Der Weg iſt zu weit,
Und im Thalgrund ſpukt's in der Dunkelheit.

Was Hexen! ſo meinet der Schäferknecht,
Er iſt ja ein Mann, die Furcht ſtänd' ihm ſchlecht!
Wer gradaus ſchaut
Und auf Gott vertraut,
Dem thut es nicht noth, daß ihm ſchauert und graut! —

Bergſtraße.

Und friſch in die Finſterniß zieht er hinein,
Es blinket kein Mond- und kein Sternenſchein.
Es flüſtert im Wald,
Das Stromwehr ſchallt:
Die Stimmen der Nacht ſind mannigfalt.

Nichts ſtöret und hemmet den frommen Mann:
Er ſchreitet rüſtig durch Haide und Tann,
Durch Fels und Stein,
Längs Flur und Rain
Zieht er in die duftenden Wieſen hinein.

Doch ſieh, an den Erlen beim rieſelnden Bach
Da ſpringet ein feuriges Männlein ihm nach:
Es wechſelt den Ort,
Bald hier und bald dort,
Doch folgt es dem Schäfer immerfort.

Vergebens, daß er ausſchreitend ſich müht:
Bald ſieht er, daß vor ihm es ſprühet und glüht,
Stets flackert es reg,
Nun zeigt's ihm den Weg —
Jetzt hält's — es vertritt ihm des Baches Steg.

Er ſtehet, er ruft: „Und biſt du von Gott,
So laß mich vorbei und treibe nicht Spott:
Wenn der Hölle du biſt,
So weiche zur Friſt!“
Und er ſchlägt ein Kreuz mit gläubiger Liſt.

Da klaget ein Stimmchen verſtändlich im Wind:
„O, tauf mich, ich bin ein todtes Kind!
Gott ſei es geklagt:
Mich gebar die Magd;
Sie mordete mich, eh das Heil mir getagt.“ —

Der fromme Schäfer lauſcht mitleidsvoll —
Er greift in den Bach, der unter ihm ſchwoll,
Er taufet es gern,
Aufſchwebet es fern —
Leuchtmännchen wird hoch am Himmel ein Stern.

Er ſieht das Wunder mit Staunen an,
Da drängen ſich allwärts die Flämmchen heran;
Herab und herauf
Aufſtrahlt es im Lauf:
„Du Treuer, o, gib uns Allen die Tauf!“

Und raſtlos müht ſich der fromme Knecht,
Er gab den Kindern ihr Chriſtenrecht.
Wohl viele Mal
Flog auf ein Strahl,
Bis daß der Morgen blühte durchs Thal.

Und guten Muthes kam er nach Haus:
Die Frömmigkeit trotzet geſpenſtiſchem Graus. —
Und der Spuk verſchwand
Im Wieſenland. —
Das dankt ihr des Schäfers geweihter Hand!

Worms.

Adolph von Naſſau.

1.

„Macht auf, macht auf das Kloſterthor!“
So rufen die Lanzenknechte:
Sie brechen aus dem Walde hervor,
Sie flohen aus dem Gefechte.

Da ſcholl es heraus: „Hier iſt kein Ort
Für Ritter und für Reiter!
Dies Gotteshaus iſt den Jungfraun ein Hort —
Drum ziehet in Frieden weiter!“ —

Doch tönte die Antwort: „Die Eil iſt noth,
Drum öffnet mit gutem Willen,
Es blutet ſich ſonſt der König zu Tod,
Ihr ſollt ihm die Wunden ſtillen!“

Zur ſelben Zeit, da kam aus dem Wald
Ein flüchtiger Haufen gezogen,
Sie machten an dem Kloſter Halt,
Vor des Thores dunkelem Bogen.

Die Fackeln warfen düſtere Glut
Auf eine Bahre aus Zweigen,
Ein Krieger lag drauf im rothen Blut,
Wohl hörte man Seufzer ſteigen.

Herr Adolph von Naſſau war der Mann,
Der König vom deutſchen Reiche,
Der eine klaffende Wunde gewann
Durch des ſtraßburger Biſchofs Streiche.

Und als die Nonnen den Helden ſahn,
Da öffneten ſie die Thüren:
Den armen Leidenden zu empfahn,
Der Chriſtenpflicht will es gebühren.

Bald lag der König im trauten Gemach,
Er lag im weichen Bette,
Und weibliche Sorge ſchaffte wach
Um ſeine freundliche Stätte.

Imagina hieß die Wärterin,
Die ihm das Kloſter beſtellet,
Sie hat mit innigem, ſeligem Sinn
Ihm die trübe Krankheit erhellet.

Sie legte ihm weich das Lager zu Dank,
Sie wußte Arzneien zu miſchen,
Sie gab die Speiſe, ſie reichte den Trank,
Den ſiechen Mann zu erfriſchen.

Sie ſang ihm ins Ohr manch ſüßes Lied,
Erzählte ihm helle Sagen;
Um den ſchönen König nimmermüd
Hat ſie alle Mühen ertragen.

Und als die tiefe Wunde geheilt,
Da war eine neue im Herzen.
Einſt kam ſie Nächtens zu ihm geeilt,
Sie kam voll Aengſten und Schmerzen.

„Mein König, mein König, nun mache dich auf,
Dich hat der Biſchof erkundet;
Schon naht er dem Kloſter in kühnem Lauf,
Dich tödtet nun, der dich verwundet!“

Sie ziehet ihn durch den langen Gang,
Sie führet ihn leis durch den Garten,
Sie öffnet das Pförtchen und lauſchet bang,
Ob nicht die Feinde ſchon warten.

Bald ſind ſie am tief hinrauſchenden Rhein,
Sie zeigt ihm das Boot an der Fähre —
„Leb wohl!“ — Sie wendet ſich ſeufzend heim,
Auf daß ſie ins Kloſter kehre.

Da preßt ſie der König heiß an die Bruſt —
Sie ſind in Küſſen verloren —
Und es trägt ſie der Kahn in der Freiheit Luſt,
Neu ſind ſie dem Leben geboren.

2.

Daheim da baute der König ein Schloß
In einer grünen Wildе,
Dort ruhte der Troß, im Stall ſtand das Roß,
Dort roſteten Schwerter und Schilde.

Der einſt einherflog, der Feinde Schreck,
Der Herrſcher in deutſchen Gauen,
Er ſaß und ſchwelgte in Adolphseck
Im Arm der ſchönſten Frauen.

Imagina iſt das holde Weib,
Das ihn aus den Banden gerettet;
Mit der heißen Seele, dem blühenden Leib
Hält ſie den König umkettet.

Es floſſen ihm nie die Tage ſo hold:
Er verſenkt ſich in ihre Blicke,
Er ſpielet in ihrem Lockengold —
Nie gab es lichtere Stricke.

Er küßte ihr rothes Lippenpaar
An des Mundes ſüßer Pforte:
Er horchte, der ganz verſchollen war,
Auf ihre lieben Worte.

Er ritt mit ihr zur Falkenjagd,
Umbellt von den ſchlanken Rüden —:
Die einſt nur gebetet, die holde Magd,
Er ſah ſie nimmer ermüden!

Da ſaß er mit ihr am perlenden Bach,
Und ſchaut' in die ſprudelnde Welle,
Und ſtellt' mit der Angel den Fiſchen nach:
Der Barbe und der Forelle.

Er zog mit ihr durch Wald und Flur
In ſeligem Plaudern und Koſen.
Was treiben ſie doch für Spiele nur
An den Hecken der wilden Roſen? —

O, wie verrauſchte die helle Zeit!
Wie gingen die goldnen Tage!
Als gäb' es für alle Ewigkeit
Für ſie nicht Pein und Klage! —

So ſaßen ſie einſt auch auf der Zinne zumal,
Hoch über den Wäldern und Schlüften:
Sie ſchauten über Berg und Thal —
Es war ſo ſtill in den Lüften.

Im Weſten ſank in ein Meer von Glut
Nieder die rothe Sonne.
„Herr Gott, das iſt ſo roth wie Blut!“
So rief die junge Nonne.

Und ſchrill klang her des Thurmwarts Horn,
Er ließ die Brücke fallen;
Da gab ein Bote dem Roß den Sporn
In die lichten Königshallen.

„Mein König, mein König, die Ruh ſtell' ein,
O, ſchärfe die Schwerter und Speere!
Schon ſenget der Feind dort über dem Rhein
Mit ſeinem wilden Heere!“ —

Und Adolph hebet ſich raſch empor,
Abſchüttelnd die Liebesträume,
Und ſchwindet mit ſeinem Kriegerchor
Durch des Bergwalds mooſige Bäume.

3.

Bei Worms da tobte laut die Schlacht,
Wohl ward da heiß geſtritten,
Herr Albrecht von Oeſtreich mit ſtolzer Macht
Iſt kühn in das Feld geritten.

Der mainzer Erzbiſchof ſteht ihm bei,
Den König Adolph zu fällen,
Und Pferdegeſtampf und Reitergeſchrei
Gellt aus des Kampfes Wellen.

Doch in dem Kloſter zu Roſenthal,
Da harret die Fürſtenbuhle,
Imagina ſeufzet in Angſt und Qual
Und betet im Kirchenſtuhle.

Sie folgte dem Geliebten ins Feld,
Sie folgte ihm ohne ſein Wiſſen,
Es hat ſie ganz bezaubert der Held,
Sie kann ihn nimmer miſſen.

Sie wollte ihm folgen auch in die Schlacht,
Zu ſiegen oder zu fallen;
Mit Müh nur hat er ſie fortgebracht
In die nahen Kloſterhallen.

Dort klingt ihr zwiſchen Klag' und Gebet
Des Schlachtlärms wildes Rufen;
Sie hört, wie das Klirren der Waffen weht,
Wie es dröhnt von flüchtigen Hufen.

Und Abends endlich ruhet der Streit,
Sie ſtellten ein das Raſen,
Der Trommel Wirbel verklinget weit,
Das Horn hört auf zu blaſen.

Doch wilder pochet ihr junges Herz,
Die Ruhe will ihr nicht frommen:
Wer hat geſiegt mit dem blanken Erz? —
Wann wird der Geliebte kommen? —

Wie ziehen ſich die Minuten lang!
Wie dehnen ſich weit die Stunden!
Doch ſtille bleibt es im Kloſtergang —
Ha! hat das Geſchick ihn gefunden? —

Da ſtürmet ſie plötzlich angſtvoll fort,
Hoch zieht der Mond durch die Lüfte —,
Zum Schlachtfeld geht's — o trauriger Ort!
Es umwehen ſie Moderdüfte.

Sie ſuchet hinauf, ſie ſuchet hinab
Entlang die Leichengarben,
Die Erde rings iſt ein offnes Grab —
Ach, was da für Männer ſtarben! —

Sie findet ihn endlich — da liegt er kalt.
Mit blut'gen, verwirrten Locken,
Sie wirft ſich über die bleiche Geſtalt:
O Himmel, die Pulſe ſtocken!

Der warme Athem iſt entflohn,
Ihr Angſtſchrei bringt ihn nicht wieder:
Der Tod ſpricht ihren Küſſen Hohn,
Denn marmorſtarr ſind die Glieder.

Da faßt der Schrecken den ganzen Leib,
Sie greift zum Herzen im Krampfe,
Stumm ſtehet da das lichthelle Weib:
Ihr erloſch der Geiſt im Kampfe.

Und als die Sonne im Oſten ſtieg,
Da ſaß ſie bei ihrem Todten;
Wild ſtarrte der Blick, die Lippe ſchwieg,
Des Hauptes Gedanken verlohten. —

Sie brachten zum Kloſter Roſenthal
Des jungen Königs Reſte,
Sie legten ihn dort beim Abendſtrahl
In die letzte, beſte Veſte.

Sie legten ihn dort in die kühle Gruft,
Der jung und ruhmvoll geſtorben,
Und der in des Lebens Maienluft
Ein roſiges Treulieb erworben.

Imagina blieb ohne Speiſ' und Trank
Wohl lange, öde Tage,
Bis todt auf das Grab ſie niederſank —
Eine ſtumme, troſtloſe Klage.

Taunus.

Jung Florian.

Jung Florian ritt durch Berg und durch Thal,
Scharf ritt er vom Morgen- zum Abendſtrahl:
Nun leuchtet ſein Auge, nun wiehert ſein Roß,
Von dem ſteilen Geklipp ragt das Grafenſchloß.
Gewundenen Pfad um den Berg klimmt er an —
Was klopfet das Herz dir, Jung Florian? —

Es fällt ihm die Brücke, er reitet durchs Thor,
Dem greiſen Burgherrn ſtellt er ſich vor,
Ihm glühet die Wange im purpurnen Brand:
„Ich freie um Eures Töchterleins Hand;
Die Lieb' hat uns Beiden es angethan!“ —
So ſtammelt die Worte Jung Florian.

„Hei,“ lachet der Alte, „ein Junker wie du,
Der läßt wohl die Grafentochter in Ruh!
Doch ſieh dort die Klippen hinab in den Schlund,
Es baute die Treppe der hölliſche Hund:
Friſch, reite die ſtarrenden Felſen hinan,
Dann wirſt du mein Sohn, Jung Florian!“

Und höhnend verſchließt er dem Jüngling das Thor,
Trüb zieht er hinab, der friſch zog empor;
Wohl kam er bei Tag, nun geht er bei Nacht:
Die Hoffnung entſchwand, die hell ihm gelacht,
Es flattert verwirrt ums Haupt ihm der Wahn.
Unglückliche Brautfahrt, Jung Florian!

Es zieht ſich der Pfad in den dämmrigen Wald.
Ihm iſt, als ob hinten ſein Name erſchallt;
Er dreht ſich und ſieht nichts und denket im Sinn:
Es flüſtert der Wind durch die Blätter hin,
Ein Falk ſucht verſpätet zum Neſt ſich heran —
Doch wirklich, es tönet: „Jung Florian!“

„Jung Florian“ tönt es bald dort und bald hier,
So neckiſch durchklingt es das dunkle Revier;
Bald iſt es am Felſen, bald hinter dem Stamm
Der Eiche und Buche. Wie wunderſam,
Aus den Spalten der Erde da flüſtert's ihn an —
Ei, biſt du bezaubert, Jung Florian!

Er hält mit dem Roſſe und luget und lauſcht.
Zieh her, wie das Laub aus einander rauſcht!
Gar ſeltſam beſtrahlt ſpringt leicht auf den Pfad
Der winzige König vom Zwergenſtaat:
Mit droll'gen Geberden ſo ſieht er ihn nahn,
Verwundert erſtaunt Jung Florian.

Das knorrige Männchen trägt Bergmannskleid,
Doch prangt es in ſammtener Herrlichkeit:
Es iſt mit Demanten beſäet die Tracht,
Von Edelkryſtall iſt die Krone gemacht,
Das Scepter iſt ein goldſtufiger Span.
Er redet darauf zu Jung Florian:

„Ich habe dein Leid, o Junker, gehört,
Dort oben der Graf iſt im Sinne bethört,
Und glaubt er ſich trotzig von beſſerem Holz,
Wir helfen der Demuth, wir brechen den Stolz;
Ich ebne zur minnigen Maid dir die Bahn:
Mein Völklein baut Brücken, Jung Florian!

„Drum rüſte dich morgen zur Mittagszeit,
Du findeſt den Pfad durch die Klippen bereit!
Friſch auf, du erreiteſt dir kecklich die Braut!“ —
So ſpricht er — da tönet ein krachender Laut,
Der Grund thut ſich auf, den Zwerg zu empfahn —
Es ſtehet im Dunkeln Jung Florian.

Vertrauend ſucht Ruh er für ſich und das Roß.
Doch Botſchaft ſendet er Morgens ins Schloß:
Der Graf lauſcht ſchwellenden Hohnes voll:
„Der Junge iſt thöricht, der Junge iſt toll!“ —
Doch tritt er mit Kind und Geſind zum Altan:
„Jetzt wird er erſcheinen, Jung Florian!“ —

Es ſchaut ſich ſo grauſig zur Tiefe hinab,
Dort klaffet ein troſtlos düſteres Grab;
Es weinet die Tochter, die Knechte ſind ſtumm,
Ungläubig wandert der Burgherr herum.
„Bei Gott, da ſprengt er im Grunde heran!
Seine Rüſtung, ſein Roß, Jung Florian!“ —

Er treibt in die Felſen, er ſpornt durch's Geſtein,
Friſch klettert das Roß. — Will ein Vogel es ſein?
Hat Flügel der Held? — Er ſteiget und ſteigt —
Wie kecklich er lenkt, wie er zärtlich ſich neigt!
Den Pfad und die Maid ſieht wechſelnd er an.
„Bei Gott, es gelinget, Jung Florian!“ —

Des Weges wohl durfte er ſicher ſein:
Der Gnome klimmt vor ihm entlang das Geſtein,
Sein Völklein, das wirret durch Ritze und Spalt,
Und gibt den Blöcken dämoniſchen Halt,
Mit Rücken und Gliedern ſo lehnen ſie dran.
Schon iſt er zur Hälfte, Jung Florian.

Nun naht er dem Ziel. Vom hohen Balkon,
Da ſchmettert Trompeten- und Paukenton,
Da klinget die Flöte, da brauſet das Horn,
In Sühne verkehrt ſich des Grafen Zorn:
„Ein Held that der Junge, was Keiner gethan,
Ich hadre nicht weiter, Jung Florian!“ —

Jung Florian hält geſund auf dem Wall,
Sie jauchzen ihm zu, ſie umwirren ihn all.
Der Graf bringt ſelbſt ihm die leuchtende Braut:
„Nun holet den Pfaffen, damit er euch traut!“ —
Doch der ihm gebahnt und geebnet den Plan,
Stets dankt es dem Zwerge Jung Florian!

Mainz.

Heinrich Frauenlob.

Das iſt das Grabgeläut vom Mainzer Dom!
Entlang die Gaſſen wogt ein Menſchenſtrom,
Auf jedem Antlitz liegt der Trauer Nacht:
Denn, ach, es hat den Lebenslauf vollbracht
Der Meiſter Heinrich Frauenlob!

Er war der ſüße Sänger holder Fraun,
Drum rühmten hoch ihn Deutſchlands weite Gaun,
Drum war er Schmuck und Zier dem ſchönen Rhein.
Es war der goldnen Stadt ein Edelſtein
Der Meiſter Heinrich Frauenlob.

Drum trauert Jung und Alt und Reich und Arm,
Zum Leichenhauſe zieht der Menſchenſchwarm.
Ein prächtig Schaugepränge iſt bereit:
Es gilt der Bürger ſtattliches Geleit
    Dem Meiſter Heinrich Frauenlob!

Ernſt murmelt der Gebete dumpfer Klang.
Die Weihrauchwolken ziehn die Luft entlang.
Marſchälle tragen um die Stäbe Flor,
Hoch wallen ihm die Kirchenfahnen vor,
    Dem Meiſter Heinrich Frauenlob.

Und näher kommt's, was Rauch und Fahne barg:
Kein ſtolzer Wagen trägt den dunkeln Sarg,
Nicht Männerſchultern bringen ihn zur Gruft,
Ein ſeltſam Bild blitzt durch den Weihrauchduft
    Vor Meiſter Heinrich Frauenlob.

Sieh, Frauen ſind's im hellen Feierkleid!
Sie tragen ihn, der auslitt Luſt und Leid!
Sie haben hell und reich die Truh umkränzt,
Daß ſie von Immergrün und Roſen glänzt
    Dem Meiſter Heinrich Frauenlob.

Er ſchwebt dahin auf weißer Lilienhand,
Der ſel'ge Sänger, in das Friedensland;
Die er ſo innig hold beſungen hat,
Sie tragen ſinnig ihn zur Grabesſtatt,
Den Meiſter Heinrich Frauenlob.

Sie tragen ihn durch Platz und Gaſſen leicht —
O, wie ihr Lied ſo hell das Herz erreicht!
Es iſt ſo ſüß wie Nachtigallenſang! —
So ſenken ſie ihn ein im Kreuzesgang
Den Meiſter Heinrich Frauenlob.

Und wo er ruht, da träufen ſie hinein
Den edeln Wein vom wunderbaren Rhein:
Wer Lieder ſingt, liebt auch das flüſſ'ge Gold,
Das durch der grünen Reben Adern rollt,
Wie Meiſter Heinrich Frauenlob.

O, ſchöner ward begraben nie ein Mann,
Das war, weil Frauenlob ſein Geiſt erſann!
Noch heut umſtrömt die Stätte ſüßer Duft,
Denn ewig heilig iſt des Sängers Gruft!
O Meiſter Heinrich Frauenlob!

Sie iſt noch heute uns ein Wallfahrtsort!
Wir preiſen glücklich ihn in Lied und Wort:
Denn wer den Frauen ſeinen Sang geweiht,
Der lebet hell und rein für alle Zeit
Wie Meiſter Heinrich Frauenlob.

Er war der ſüße Sänger holder Fraun,
Drum rühmten hoch ihn Deutſchlands weite Gaun,
Drum war er Schmuck und Zier dem ſchönen Rhein,
Es iſt der goldnen Stadt ein Edelſtein
Der Meiſter Heinrich Frauenlob!

Rheingau.

Der Mönch vor Heinrich's IV. Leiche.

Der Herbſt zog finſter um die Höhn,
Der Sturm flog durch die Wolken hin,
Vom Rheine brauſte laut Geſtöhn,
Verödet lag ein Eiland drin.
Da ſtand ein Sarg auf dunkler Bahr,
Ein Mann davor im Mönchsgewand,
Mit dunklem Blick, mit grauem Haar,
Zur Leiche ſchauend unverwandt:

„So grüß' ich, Kaiſer Heinrich, dich!
Von Paläſtina trieb mich's her;
Als deine Kunde zu mir ſchlich,
Fand ich nicht Ruh in Land und Meer.
Zerriſſner, unglückvoller Mann,
Den Jeder floh in Furcht und Scheu,
In Reiches Acht, in Papſtes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!

„Dein Herz war edel, mild und gut,
Es wuchs zu kühner Thatenluſt —
Da riſſen dich mit böſem Muth
Zwei Prieſter von der Mutterbruſt:
Die Seele haben ſie verheert,
Von keuſcher Mutterlieb' gepflegt:
Den Leichtſinn hat dir Adalbert,
Die Starrheit Hanno drein gelegt.

„Als Jüngling wareſt du umſpürt
Von Wölfen rings im Lammgewand,
Die dich berauſcht, verhetzt, verführt —
Sie hielten dich in feſtem Band.
Sie machten dir das Weib verhaßt,
Das treu dir bis zum Tode blieb;
Sie haben ſchnöd mit dir gepraßt,
Bis dich ihr Trug nach Sachſen trieb.

„Dort warſt du hart und raſch und wild,
Doch warſt du auch der Falſchheit Spiel:
Dein Herz blieb ſtets verſöhnbar mild,
Bis die geliebte Harzburg fiel.
Es brach der Feind die Gräber auf
In dem verbrannten Lieblingsſchloß,
Da ſchlugeſt du im Siegeslauf
Voll Heldenzorn ihm Mann und Roß.

„Dann rief Gregor, der kühn die Macht
Des Himmels und der Erd gewann;
Dich, der ſchon in des Reiches Acht,
Traf ſtolz der Große mit dem Bann.
Zwar ſetzteſt du ihn ab in Wuth,
Doch botſt du wieder gern die Hand;
Allein mit Bertha, ſonder Hut,
Zogſt du zur Sühn in Feindesland.

„Wohl traf dich da der Winter kalt
Auf Alpenhöhen, ſtarr beeiſt,
Doch kälter jenes Manns Gewalt,
Der nie gewankt im ſtolzen Geiſt.
Du mußteſt vor Canoſſa's Schloß
Drei Tag' und Nächte büßend ſtehn
Im Winterfroſt, verhöhnt vom Troß!
Er ließ dich kaum geſühnet gehn.

„Es ſtarb Gregor, doch wuchs ſein Zorn
Treu durch der ſpätern Päpſte Herz;
Sie öffneten des Aufruhrs Born,
Die Fürſten hoben ſchnöd ihr Erz.
Du ſtandſt in alter Kaiſerpracht
Und triebſt die Gegen-Könige fort:
Es ſank dir Rudolph's Pfaffenmacht,
Und Hermann hier und Eckbert dort.

„Doch weh, die Söhne übten dann
Am eignen Vater Hochverrath!
Konrad hub frech in Welſchland an,
Und ſtarb an früh mißlungner That.
Dein Heinrich ſelbſt, dein liebſter Sohn,
Er ſteckte Aufruhrfahnen auf:
Du biſt, verrathner Greis, entflohn,
Durch Berg und Wald ging irr dein Lauf!

„Da fraßeſt du den Vaterſchmerz,
Allein, geächtet und gebannt,
Bis dich der Sohn, das Eiſenherz,
Zu Ingelheim in Feſſeln wand.
Er riß dir Kron und Purpur ab,
Du flohſt und ſtarbſt im fremden Land:
Sie gönnten dir kein ehrlich Grab,
Sie ſetzten dich auf dieſen Strand.

„So grüß' ich, Kaiſer Heinrich, dich!
Von Paläſtina trieb mich's her;
Als deine Kunde zu mir ſchlich,
Fand ich nicht Ruh in Land und Meer.
Zerriſſner, unglücksvoller Mann,
Den Jeder floh in Furcht und Scheu,
In Reiches Acht, in Papſtes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!"

Er ſprach's und hob den Leichenſang:
Die Pſalmen klangen Tag und Nacht;
Er ſang fünf lange Jahre lang —
Da ward gelöſet Bann und Acht.
Die Leiche fand zu Spei'r im Dom
Ein prächtig Kaiſergrab ſofort.
Oed blieb das Eiland in dem Strom. —
Der Mönch zog ungenannt von dort.

Pater Crescentius.

1.

Der Pfaffe an Sankt Rochus Kapelle,
Das war ein wunderlicher Geſelle.
Es hieß Crescentius der Pater,
Er war im Gau der beſte Confrater.
Im Glauben ſtand er feſt wie Eiſen,
Sankt Peter kann ſich nicht feſter erweiſen,
Doch liebt' er nach Vesper und nach Meſſen
Trinkbaren Wein und gutes Eſſen;
Er liebte, war das Brevier geleſen,
Späße und Lieder und heitres Weſen.
So war er im Rheingau wohlgelitten
Ob ſeinen tugendreichen Sitten.

Man ſah ihn oft auf Strom und Pfaden,
Denn allwärts war er als Gaſt geladen.
Heut ſaß er beim Bürgermeiſter zu Bingen.
Da ging es zu mit luſtigen Dingen:
Da ſtrotzten recht von Speiſen die Tiſche,
Da gab es Braten, Wein und Fiſche,
Da gab es ſchmackhaft ſaftig Geflügel,
Da gab's vom Scharlachberger Hügel
Den düftevollſten, herrlichſten Wein.
Crescentius mundete alles gar fein.
Er aß, als äß' er für ihrer drei,
Und war von der beſten Laune dabei.
Endlich aber ward's ihm zu viel,
Er merkte, es war ſein Magen am Ziel,
Und ſprach zu den fröhlichen Tiſchgenoſſen:
„Jetzt bin ich fertig, jetzt hab' ich geſchloſſen!“
Doch ſieh, da bot ſich am Tafelſchluß
Unvorgeſehen ein feiner Genuß:
Da kam noch indiſches Confekt
Und griechiſcher und ſpaniſcher Sekt.
Der Pater vergaß, was er geſagt,
Und aß und trank wieder unverzagt,
Er griff in die ſüßen Schüſſeln hinein,
Und ſchlürfte den Xeres- und Cyperwein.
Da riefen rings die Tiſchgenoſſen:
„Herr Pater, wir meinten, ihr hättet geſchloſſen!“
Er aber erwidert drauf in Ruh:

„Ihr habt ganz Recht, das Haus iſt zu.
Doch gehn ſolche Kleinigkeiten noch
Ganz fügſam durch das Schlüſſelloch!“ —
Da lachten die Gäſte rings im Kreiſe.
Das war ſo des Rochus-Pfaffen Weiſe!

2.

Es fuhr hinüber der bärtige Ferge
Den Pater zum Johannisberge.
Die Mönche liebten ſeine Schwänke
Und reichten ihm ſonſt ihr gut Getränke.
Doch heute, als wär' er ein blinder Ketzer,
Gab's eine Flaſche ſauern Krätzer.
Die Kutten ſahen ſich kichernd an;
Doch, als Crescenz einen Schluck gethan,
Da kam ihm das Waſſer in die Augen,
Er kniff die Lippen, der Wein thät nicht taugen.
Dann aber ſprach er friſch und heiter:
„Bonus vinus!“ und trank nicht weiter. —
Da heiſchte der Abt eine beſſre Sort.
Der Kellermeiſter lief hurtig fort
Und brachte wirklich ein ander Kraut,
In wärmerm Sonnenſchein ausgebraut.

Der Vater ſchlürfte mit tieferm Zug,
Doch war der Wein nicht heiß genug
Für guten, echten Johannisberger —
War höchſtens Ordinariusberger.
Von ſeinen Lippen ſetzt er das Glas:
„Vinum bonus“, ſprach er, „iſt das.“ —
Da rief der Abt: „Nun bringt vom beſten,
Der Vater gehört zu den liebſten Gäſten!“
Goldſiegel holte der Kellermeiſter;
Er löſte den Pfropfen — da flogen die Geiſter
Selig entfeſſelt durch die Luft,
Es ward der Saal erfüllt vom Duft.
Was unter den Kirchen der Kölner Dom,
Iſt unter den Weinblumen dies Arom.
Crescenz, der heitre, trank und trank
Mit ſelig verklärten Augen lang,
Er ſchnalzte mit der Zunge köſtlich,
Ohnmaßen war der Trank ihm tröſtlich.
Und als er geleert den tiefen Becher,
„Vinum bonum!“ rief da der Zecher.
Er rief es mit Begeiſtrung aus.
Da ſcholl ein Lachen durch das Haus.
Die Mönche drangen auf ihn ein:
„Was war das für ein ſeltſam Latein?“
Er aber meinte: „Ei, ei, ihr Hetzer!
Was botet ihr meinem Mund auch Krätzer?
Was gebt ihr mir Ordinariusberger?

Mir ziemet echter Johannisberger!
Meine Naſe iſt gut, meine Zunge fein,
Drum wie der Wein, ſo iſt das Latein!“ —
Da ſchütteln die Kutten ſich in der Runde,
Sie ſcherzten noch oft der luſtigen Stunde.
War Pater Crescenz von ihren Gäſten,
Sie ſchenkten ihm fürder ſtets vom beſten.

3.

Bei dem Dechant von Asmannshauſen
Gab es ein luſtig Kirchweihſchmauſen.
Schwarzröcke kamen auf allen Pfaden,
Sie ſind zum Feſte eingeladen.
Crescenz, der Rochus-Pfaff, ſitzt drunter:
Iſt dunkel ſein Kleid — ſein Herz iſt munter.
Vor Allen ſteht vom beſten Rothen —
Dem Pater allein iſt ſchlechter geboten.
Er aber merkt ſogleich den Spaß,
Und hebt nur dann und wann das Glas;
Doch hat er laut mit Rühmen und Loben
Den Wein bis in die Sterne erhoben.
Soll man den blühenden Worten glauben,
So trinkt er den Saft der edelſten Trauben,

So iſt der Moſt voll ausgegohren,
So hat ihn das beſte Jahr geboren! —
Der Dechant ſchmunzelt mit klugen Mienen
Und läßt ihn dann mit dem beſten bedienen;
Doch Crescenz thut, als ob er nichts merke,
Er ſpricht nicht mehr von der Blume und Stärke
Doch leert dafür er mächtig den Becher —
Viel Flaſchen trinkt der fleißige Zecher;
Er trinkt ſie ſtill und ſchweigſam hinein. —
Da fragt der Dechant: „Was ſoll das ſein?
Als ich dir ſchenkte vom geringen,
Da hört' ich dich lobende Hymnen ſingen;
Jetzt, wo ich vom beſten dir gegeben,
Hältſt du gänzlich das Maul mir eben?“ —
Da ſprach Crescenz: „Was ſoll ich ihn loben,
Der lobt ſich ſelbſt!“ — Ein lautes Toben
Und Lachen brach am Tiſche aus
Und ſchallte jubelnd durchs Pfarrerhaus.
Einſtimmig war der Schwarzröcke Sentenz:
„Crescenz verſteht ſich auf gute Crescenz!“

Neck.

Die Luft iſt mein Reich, der tanzende Mondſchein mein Leben,
Die Nacht meine Zeit! O, ſelig im Dämmer zu weben!
Ich ſchwebe durch Lager und Höfe, durch Schlöſſer und Hütten,
Vor Fürſten und Bettlern den neckiſchen Scherz zu verſchütten.
　　　　Ich übe phantaſtiſche Macht
　　　　Nach durchſchlafenen Tagen.
　　　　Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
　　　　In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Und ſeh' ich auf üppigem Pfühle den Mächtigen liegen,
Ich zeig' ihm den düſteren Traum von verlorenen Siegen,
Ich zeig' ihm zerbrochene Scepter, zertrümmerte Throne:
Verwirrende Schemen die reich' ich der Herrſchgier zum Lohne.
　　　　Ich übe phantaſtiſche Macht
　　　　Nach durchſchlafenen Tagen.
　　　　Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
　　　　In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Ich laſſe dem ſtöhnenden Geizhals im Schlummer nicht Ruhe,
Vor führ' ich ihm Diebe, erbrechend die ſtrotzende Truhe,
Verwilderte Burſchen entleeren ihm Kiſten und Kaſten —
Aufſchreckt er und ſchreit. — So ſoll mir die Habſucht nicht raſten.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Und ruht wo ein Armer, der treulich ſein Tagwerk durchrungen,
Wo ihn in erquicklichen Schlummer die Mattheit geſungen,
Ihm mal' ich die Zukunft in fröhlichem roſigem Lichte,
Ich gebe Paläſte und Gärten zu eigen dem darbenden Wichte.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Ich ſchaue dem Mädchen ins Fenſter durchs Rebengewinde,
Ausbleibt der Geliebte, es ſchläfert dem harrenden Kinde,
Und iſt ſie entſchlummert, ſo ſeufze ich leis an der Klauſe,
Sie ſpringet die Treppe hinab, — doch ich fliehe vom Hauſe.

Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Und wachet ein Dichter, erſinnend die tiefſten Geſänge,
Und träumt er erſchöpft, doch umwebt noch vom Bildergedränge,
Da ſtrömt es wie Feuer ihm noch durch die blühenden Glieder,
Ich lege ins Herz ihm die Keime zukünftiger Lieder.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Brömſer von Rüdesheim.

Es lockt ſo ſüß zur Minne
Im goldnen Abendſtrahl,
Sie ſitzen auf der Zinne,
Hoch über Strom und Thal:
Wohl weiß er hold Gekoſe,
Der junge Graf vom Rhein,
Vor ihm blüht wie die Roſe
Des Brömſers Töchterlein.

Er bittet heut aufs Neue —
So bat er ſchon ein Jahr —:
„Laß ſchwören mich dir Treue
Vorm Prieſter am Altar;
O, nimm den Hochzeitsſchleier,
O, nimm den Myrtenkranz!
Laß rüſten mich zur Feier
Geſang und Fackeltanz!“

Sie wiegt in blonden Locken
Das Haupt ſo liebevoll,
Sie lächelt ſüß erſchrocken,
Ihr junger Buſen ſchwoll,
Und dennoch hält ſie leiſe
Die Wünſche all in Haft,
Sie zügelt klug und weiſe
Des Freiers Leidenſchaft.

Nicht ohne ihren Vater
Will knüpfen ſie das Band,
Doch weilt der treue Rather
Fern im gelobten Land.
Den Heiden Tod zu bringen,
Zog er zum Streit hinab;
Er zog, um zu erringen
Des Heilands heilig Grab!

Doch kaum hat ſie geſprochen
Zum Liebſten ſolches Wort,
Da wird ſie unterbrochen:
Die Fahnen wallen dort,
Der Dörfer Glocken klingen,
Die Menge zieht zum Strom,
Und Lieder jauchzend ſchwingen
Sich bis zum Himmelsdom.

Auf ſpiegelhellen Wogen
Zieht's fern im Fluß heran,
Von Segeln weiß umflogen
Fliegt manches Schiff die Bahn.
Des Kreuzzugs Streiter kehren
Zurück vom heil'gen Krieg,
Geziert mit narb'gen Ehren,
Bekränzt mit Ruhm und Sieg.

Oft ſteu'rt ein Kahn zum Strande:
Sieh, Ritter, Troß und Roß
Ziehn durch die grünen Lande
Zum heimatlichen Schloß!
Jetzt nimmt zum Ahnenſitze
Herr Brömſer auch den Zug. —
Wie auf des Thurmes Spitze
Das Herz der Jungfrau ſchlug!

Im Geiſt des Grafen wiegen
Sich Wünſche, heiß und frei.
Jedoch die Schiffe fliegen
An Rüdesheim vorbei —
Was ſoll's? Herr Brömſer kehret
Nicht heim zum grünen Rhein? —
Wie das die Luſt verzehret! —
Da tritt ein Bote ein.

Er ſpricht: „Mit ſchlimmer Kunde
Tret' ich in eure Luſt,
Wohl ſchlägt ſie tiefe Wunde
In deine Jungfraubruſt:
Dein Vater liegt gekettet
Im heißen Mohrenland,
Im Kerker feucht gebettet
Hat ihn des Feindes Hand.

Wohl manche rothe Narben
Zeigt ſtolz ſein Männerherz.
Viel Tauſend Heiden ſtarben
Vor ſeinem ſcharfen Erz:
Du aber, Tochter, ſpende
Zur Löſung reiches Gold!
Zum güt'gen Himmel ſende
Gebete, fromm und hold!"

Ein wilder Angſtſchrei ringet
Aus ihrer Bruſt ſich auf,
Aus ihren Augen dringet
Der Thränen heller Lauf.
Der Ritter tröſtet ſtille —
Sonſt war er all ihr Glück —
Doch weiſt ihr herber Wille
Ihn feſt und ſtark zurück.

Sie will ihn nicht mehr ſchauen,
Ob er ihr lieb und werth, —
Kein Prieſter ſoll ſie trauen,
Bis daß ihr Vater kehrt.
Der Graf zieht heim verdüſtert,
Sie ſitzt verlaſſen ganz,
In der Kapelle flüſtert
Sie manchen Roſenkranz.

Ein Jahr hat ſie geweinet,
Gebetet auch ein Jahr.
Steh auf, Maid, es erſcheinet
Die Rettung wunderbar!
Dein Vater kehret wieder,
Froh wogt's im Thal empor,
Die Knappen ſingen Lieder,
Schon zieht er durch das Thor!

Sie ſtürzt ihm glüh entgegen,
Es leuchtet Stirn und Blick;
Die Sonne folgt dem Regen,
Heut ſühnt ſich das Geſchick!
Denn an des Vaters Seiten
Sieht ſie den Bräutigam,
Und ihr durchs Antlitz gleiten
Die Wonne und die Scham.

Noch höher glühn die Wangen,
Als ſie die Kunde hört:
Ihr Freier iſt gegangen
Und hat die Haft zerſtört!
Er fuhr zum Morgenlande
Durch grauſige Gefahr;
Es löſte Brömſer's Bande,
Der ihr Geliebter war.

Und jetzt ſpricht er die Worte,
Er ſpricht: „Leiht mir ein Ohr:
Ich fand des Kerkers Pforte,
Ich öffnete das Thor.
Doch nun, Herr Brömſer, fodre
Die Tochter ich als Lohn.
Sie iſt's, für die ich lodre!
Gebt ſie der That zum Lohn!“

Was wird ſo bleich der Alte!
Er bebt an Hand und Fuß!
„O Gott!“ die Junge lallte —
„Iſt das der Heimatgruß?
Du, der mich los geworben,
Du liebeſt meine Maid?
O, wär' ich doch geſtorben
Im Männerkampf und Streit!

„In meines Kerkers Enge,
Da hab' ich oft gefleht,
Und ein Gelübd voll Strenge
Das that ich im Gebet:
Wird je die Haft gebrochen,
Sprach ich mit frommem Sinn,
Dann iſt mein Kind verſprochen
Dir, Gott, als Dienerin.

„Ich fühl', was ich gelobet,
Uns allen iſt's zum Schmerz,
In heißen Qualen tobet
Mein angſtgepeitſchtes Herz.
Doch ewig iſt vernichtet,
Wer ſein Gelübde bricht.
Der Himmel hat gerichtet —
Es iſt ein ſchwer Gericht!" —

Rings ſtehn ſie in der Runde
Starr, düſter, ſchweigſam, kalt;
Es traf ſie all die Wunde
Mit tödlicher Gewalt.
Zur Seite der Terraſſe,
Da rauſchet leis der Rhein,
Es gleißt die Flut, die naſſe,
Mit goldig grünem Schein.

Des Brömſers Tochter ſchauet
So bleich und farbenlos,
Ach, keine Thräne thauet —
Ihr Unglück iſt zu groß!
Sie kann ihn nicht mehr miſſen,
Den Helden, lieb und gut.
Sie hat ſich losgeriſſen —
Sie ſtürzt ſich in die Flut.

Die wilden Wogen ziehen
Sie rauſchend kühl hinein,
Bei Nixen-Melodieen
Gibt ihr den Tod der Rhein.
Am andern Morgen tragen
Die Wellen ſie ans Land,
Wo einſam, wundgeſchlagen,
Bräut'gam und Vater ſtand.

Der Freier beugt zur Leiche
Sich weinend ſtill hinab,
Er küßt die Kalte, Bleiche,
Und fährt zum heil'gen Grab.
Der Vater, ach! bereitet
Ihr traurig ernſt die Gruft,
Die todte Maid begleitet
Chorſang und Myrtenduft.

Und Brömſer ringt die Hände:
„Die Prüfung, Gott, iſt ſchwer!
Ich nahm das Schwert zur Lende
Für dich im Kreuzesheer,
Warum kam ich nicht heiter,
Herr, deiner Schickung nach?
Ich war ein ſchwacher Streiter,
Mir folget Sünd' und Schmach!"

Bingen.

Biſchof Hatto.

Es tobt vor des Palaſtes Thor:
Das ſind die mainzer Armen!
„Herr Biſchof, öffne mild dein Ohr!
Herr Biſchof, hab Erbarmen!
Es frißt uns ſonſt die Hungersnoth.
O, gib uns Korn, o, gib uns Brod,
O, rette uns vom ſichern Tod!
Erhör uns, Biſchof Hatto!“ —

Der Biſchof horcht dem Rufe lang:
„Hei, was ſie ſich erfrechen!
Ich will dem Volk den kecken Drang,
Den frevlen Muth zerbrechen!
Ihr fordert Brod — ich gebe Stein!“
Sein gelbes Antlitz lächelt fein,
Es zuckt im Auge grimmer Schein —
Wie grinſt der Biſchof Hatto!

Und hurtig rufet er hinaus
Den aufgeregten Maſſen:
„Ich will euch vom Getreidehaus
Die Früchte reichen laſſen;
Harrt auf der leeren Tenne dort!“ —
Im Strome zieht die Menge fort,
Der Vogt verſchließt alsbald den Ort.
Hohn lacht der Biſchof Hatto.

Die Fackel nimmt er in die Hand
Und ſchleudert ſie zur Scheuer,
Dach und Gebälk beleckt der Brand,
Wild gräßlich wogt das Feuer.
Und drin des armen Manns Geſtöhn —
Ein furchtbar grauſenhaft Getön! —
„Hört an, die Kornmaus ſingt ſo ſchön!“
So ruft der Biſchof Hatto.

Doch wie in Schutt zerfällt der Bau,
Wirr wird ihm vor den Blicken;
Er ſieht der Aſche dunkles Grau
Ihm tauſend Mäuſe ſchicken;
Die folgen ihm, die faſſen ihn,
Und will er dem Geſicht entfliehn,
Sieht er ſie raſcher nach ihm ziehn!
Es grauſt dem Biſchof Hatto.

Er findet weder Raſt noch Ruh
In Kirchen und Paläſten,
Durch Stein und Eiſen immerzu
Folgt ihm das Heer von Gäſten.
Hier hilft Gebet nicht und Gewalt,
Sein Blick erſchaut ſie tauſendfalt,
Ihr Pfeifen macht ihn heiß und kalt.
Laut jammert Biſchof Hatto.

Und die Verzweiflung treibt ihn fort,
Barhaupt irrt er alleine:
Es ragt ein Thurm bei Bingen dort,
Mitten im tiefen Rheine:
„Dort ſucht mich nicht die Höllenbrut,
Die Thiere kreuzen nicht die Flut,
Dort iſt es ſicher, iſt es gut!“
So ſpricht der Biſchof Hatto.

Am Fels fährt ihn der Ferge an.
Hoch ſteht er auf dem Thurme;
Doch folgt der Mäuſe Heer der Bahn. —
Er ſtürzt hinab im Sturme;
Es ſchlingt der Rhein ihn wogend ein:
Der Tod ſchließt ſeines Wahnſinns Pein.
O, haltet eu'r Gewiſſen rein
Und denkt an Biſchof Hatto!

Sooneck.

Der blinde Schütz.

Keck raget Sooneck oben,
Drin zecht ein Ritterkreis;
Sie trinken, ſingen, toben,
Sie prahlen wirr und heiß:
„Wer iſt beim Stechen, Schlagen,
Beim Reiten im Turnier,
Wer iſt als Schütz beim Jagen
Der beſte Ritter hier?“

Da lallt der Burgherr trunken:
„Ihr Herrn, ich ſeh kein Heil
In eurem eiteln Prunken,
Ich weiß den beſten Pfeil!
Auf viele hundert Stunden
War er der Jäger Schreck;
Ich hab' ihn überwunden,
Den Schütz von Fürſteneck!

„Und bis er einſt verendet,
Rührt er nicht Schwert noch Spieß,
Er ſchmachtet mir, geblendet,
Im tiefſten Burgverließ.
Doch waget nur, ihr Stolzen,
Ich wette hoch und viel:
Der Blinde ſchießt den Bolzen
Ins aufgeſteckte Ziel!“

Da ſchallt ein wildes Schreien,
Ein Klatſchen Hand in Hand,
Bis zwiſchen Zwei und Zweien
Der Preis der Wette ſtand;
Dann gibt der Herr ein Zeichen —
Die Diener ſehen's kaum,
So holen ſie den Bleichen
Aus düſterm Kerkerraum.

Er tritt zum wüſten Kreiſe,
Ein wunderbares Bild,
In einfach edler Weiſe,
In Schönheit jung und mild;
Umſtarrt von Kettenringen,
Beraubt der Augen Schein,
Will ihn der Burgherr zwingen
Zum Schuß; doch ſpricht er: „Nein!“

Und Jener droht mit Zwange,
Mit Folter und mit Tod. —
Sieh, auf des Blinden Wange
Erglüht ein leiſes Roth:
„Gott, laß es mich erreichen! —
Wohlan, ich wag' es ſchon!
Gebt für den Pfeil das Zeichen,
Wohin ihr's ſteckt, den Ton.“

Und horch — zum Boden klinget
Ein Becher! — „Schieß jetzund!“
Der Burgherr ſpricht's — da dringet
Ein Pfeil ihm in den Mund,
Durchbohrt das Hirn inmitten,
Ein Blutſtrom quillt hervor —
Sein Leben iſt zerſchnitten,
Er ſinkt dahin, der Thor.

Der Kreis der Ritter zittert,
Und angſtvoll ſtarrt ihr Blick,
Durch jedes Herz gewittert
Das plötzliche Geſchick.
Nur Röcheln klinget wieder,
Der Blinde horchet zu,
Er ſenkt die Armbruſt nieder:
„Nun hat der Wüthrich Ruh!“

Bacharach.

Wickher.

Fern von des Rheines Heimatſtrand
Zog ins gelobte heilige Land
Mit Gottfried Bouillon, ſchlecht und recht,
Wickher, ein deutſcher Lanzenknecht.
Durch Paläſtina's Berg' und Thale
Ward's Manchem heiß im Sonnenſtrahle.
Die Rüſtung, die der Recke trug,
Drückt' ihn und ſeinen Gaul genug —
Da dacht' er an ſein Heimatdach,
Das ſtand im alten Bacharach;
Da dacht' er an den grünen Rhein
Und ſeinen kühlen, goldnen Wein.
Und wie er ſann und wie er träumte,
Kam's, daß er hinter dem Zuge ſäumte.
Er ſprach: „Die Hitze brennt zu ſehr,
Zur Nachtzeit hol' ich ein das Heer!“
Und legte ſich in die hohe Haide
Das Pferd erlabt ſich auf der Weide.

Doch will ihn kaum der Schlaf umhüllen,
Da ſtöret ihn ein furchtbar Brüllen,
Und ſieh, es ſtürzt ein mächtig Thier
Aufs Rößlein aus dem Waldrevier.
Der wackre Deutſche war nicht faul, —
Er liebte ſeinen treuen Gaul, —
War gleich bereit mit Schild und Schwert,
Zu kämpfen für das gute Pferd.
Kaum merkt das Thier den kecken Mann,
Läßt es das Roß und fällt ihn an.
Da ſieht er wehn die langen Mähnen,
Dazwiſchen den weiten Rachen gähnen,
Die Augen blitzen wie Feuer hell,
Der Leib iſt ſtark, die Füße ſchnell;
Es ſpringt an den Schild mit der Krallentatze.
„Ei,“ ruft der Knecht, „verfluchte Katze!“
Und rüſtig ſpaltet er ſogleich
Des Thieres Haupt mit einem Streich.
Voll Schmerzen brüllt's zum letzten Mal,
Und röchelnd ſtürzt es dann zuthal.
Der Deutſche ſieht's mit kaltem Blut,
Da ſcheint der Pelz ihm gar ſo gut:
Er trennt ihn ſauber mit dem Schwert
Und legt ihn hinten auf das Pferd.
Der Abend dunkelt indeß heran,
Und weiter zog der deutſche Mann.
So kam er in ein Dorf geritten.

Da liefen die Leute aus den Hütten
Und ſtaunten an die zottige Haut,
Riefen ihm zu und jubelten laut,
Sagten: nun wäre die Gegend frei,
Er hab' erlegt den großen Leu! —
Als er die Männer höret ſagen,
Daß er der Thiere König erſchlagen,
Von deſſen Muth und wilder Stärke
Man ihm erzählt viel Wunderwerke,
Da wendet ſich der Knecht fürbaß,
Der längſt den harten Strauß vergaß,
Beſieht die Haut ſich für und für:
„Eine gelbe Katze ſchien es mir!
Längſt hätt' ich gern den Leu geſehn,
Nun iſt's mir ſchier im Traum geſchehn,
Daß ich gar einen hab' erſchlagen!" —
Und ritt voran mit gutem Behagen.

Oberweſel.

Die ſieben Jungfrauen.

Im düſtern Abendgrauen
Liegt fern die Lorelei,
Und an den ſieben Jungfrauen,
Da wandr' ich ſtill vorbei.

Ich hör' es flüſternd klagen,
Das ſind die Schweſtern von Stein.
Was mag ihnen rauſchend ſagen
Der alte tiefe Rhein?

Er ſpricht: „Ich halte die Wache
In meinen blühenden Gaun,
Ihr fielet meiner Rache,
Ihr böſen, hartherzigen Fraun.

„Ihr hattet in Schönburgs Hallen
Einſt Freier, edel und gut.
Was heucheltet ihr Gefallen?
Was ſchürtet ihr die Glut?

„Als ſie von Liebe geſprochen,
Was ſpracht ihr von Liebe auch?
Was habt ihr die Treue gebrochen
Und der Schwüre heiligen Brauch?

„Sie kamen, euch zu holen,
In hochzeitlichem Zug,
Da habt ihr euch weggeſtohlen,
Ihr übtet ſchnöden Betrug!

„Auf meinen reinen Wogen
Begannt ihr die böſe Flucht,
Ich hab' euch hinabgezogen
Mit meiner Wellen Wucht.

„Ich hab' euch mit naſſen Armen
In kühler Tiefe erfaßt,
Ich gab euch ohne Erbarmen
Im Grunde die ewige Raſt.

„Ihr wurdet verwandelt in Steine
Ob euren Herzen von Stein,
Ihr ſollt im alten Rheine
Ein troſtlos Beiſpiel ſein.

„Ihr klagt ob mir voll Schmerzen —
O, klagt ob dem eignen Verrath,
O, klagt ob den harten Herzen,
O, klagt ob der ſchnöden That!

„Ich halte getreu die Wache
In meinen blühenden Gaun,
Ihr fühlet des Rheines Rache,
Ihr böſen, hartherzigen Fraun!“ —

Und an den ſieben Jungfrauen
Da wandr' ich ſtill vorbei,
Im düſtern Abendgrauen
Liegt fern die Lorelei.

Lurlei.

Lore Lei.

Es ſinget und klinget dort über den Rhein
So ſinnig und innig, gefühlig und fein,
Ernſt tönt es wie zaubriſcher Glockenklang,
Und neckiſch wie flüſternder Nixenſang:
Es weinet und lachet und jauchzet dabei:
Das ſind die Lieder der Lore Lei!

Sie iſt des Fiſchers goldlockiges Kind!
Sie ſinget bei Sonnenſchein, Regen und Wind.
Im Fenſter der Hütte da ſtrählt ſie ihr Haar,
Da ſchaut ſie blauäugig und tief und klar,
Und fahren bewimpelte Schiffe vorbei,
Sie ſtaunen und lauſchen der Lore Lei.

Es raſtet am Ruder des Fergen Hand,
Das Segel blähet ſich näher dem Strand,
Es iſt, als ſtröme dort ſtiller der Strom,
Als hielten die Wolken am Himmelsdom,
Als ſchwiege des Wandervogels Schrei,
Um ſelig zu horchen der Lore Lei.

Doch einſtmals landet ein Ritter den Kahn,
Ihm haben die Lieder es angethan;
Die Rüſtung iſt ſchwarz und bleich ſein Geſicht,
Den Blicken entſprühet unheimliches Licht,
Sein Wort iſt ſo ſeltſam, ſein Weſen ſo frei:
Er wirbt um die wonnige Lore Lei.

Er ſchleichet ſo leis, er ſchmeichelt ſo hold,
Es ſpielet ſein Finger im Lockengold;
Er flüſtert zum Herzen, umdüſtert den Geiſt,
Umwindet und bindet die Seele ihr dreiſt,
Sein Auge übt mächtige Zauberei —
Nun iſt es geſchehen, o Lore Lei!

Bald wandeln ſie ſelig durch Berg und durch Thal,
In Buchten und Schluchten im Sonnenſtrahl
Und im Mondenſchein am glänzenden Rhein,
Da flicht er ihr Kränze ins Haar hinein.
So kam ihr des Lebens ſeliger Mai:
Es gab ihm ihr Alles die Lore Lei.

Doch als ſie einmal des Morgens erwacht
Auf hohem Geſtein in des Sommers Pracht,
Da iſt ſie allein, der Ritter iſt fort!
Sie ſuchet ihn hier, ſie ſuchet ihn dort,
Doch nur das Echo antwortet dem Schrei. —
So biſt du betrogen, o Lore Lei!

Laut jammert ſie auf in entſetzlichem Schmerz,
Ihr Geiſt iſt vernichtet, zerbrochen ihr Herz!
Zu beißendem Gift wird ihr ſüßer Geſang,
Und wie Tod ihr Blick, ſo ſtierend und bang!
Oed iſt ihr die Welt und ſo einerlei!
Der Wahnſinn faßt furchtbar die Lore Lei.

Und fürder ſitzet ſie hoch auf dem Stein,
Wildſchallende Lieder entſendend zum Rhein:
Mit böſen Augen ſchaut ſie hinab,
Das tiefſtille Thal wird ein dunkeles Grab.
Sie iſt eine tödlich verderbende Fei:
Mit Blick und Geſang iſt's die Lore Lei.

Und Klippen entſteigen der brauſenden Flut,
Die Wirbel umſtrömen die Felſen mit Wuth.
Und lauſchet der Schiffer, ihm ſtarret der Blick,
Sein Kiel iſt zerbrochen, ihn trifft das Geſchick.
Verlorene Liebe gibt hölliſche Weih'!
So lebt nicht und ſtirbt nicht die Lore Lei!

Liebenſtein und Sternfels.

Die Brüder.

Sie waren ein herrliches Brüderpaar,
O Liebe!
Sie theilten Freude, ſie theilten Gefahr,
O Liebe!
Sie theilten die Jagd und den Kampf zu Roß,
Doch heute, da tanzen ſie dort auf dem Schloß:
Herr Liebenſtein und Sternfels.

Die Fackeln verglühn, die Luſt iſt verrauſcht,
O Liebe!
Zur Höhe vergebens der Fiſcher lauſcht,
O Liebe!
Sie laſſen den Saus, ſie laſſen den Braus,
Die Brüder reiten ſelbander nach Haus.
Was habt ihr nur auf dem Herzen?

„Es zieht der Morgen ins dämmernde Thal."
O Liebe! —
„„Es glühet der Gipfel im leuchtenden Strahl.""
O Liebe! —
„O ſiehe, jetzt blühen die Roſen all!" —
„„O horch, es ſingt die Nachtigall!"" —
So ſprechen ſie zu einander.

„Es iſt mir ſo hell und leicht im Gemüth."
O Liebe! —
„„Mein Herz wie die flammende Sonne glüht.""
O Liebe! —
„Es ſchwärmt mein Geiſt in Segen und Luſt!" —
„„Mir webet die Seligkeit durch die Bruſt!"" —
Ihr ſchwärmet durch gleiche Gefühle.

„Es blüht in Luſt und Leid mein Herz."
O Liebe! —
„„Mein Herz, es blüht in Pein und Scherz.""
O Liebe! —
„Es gab mir Wonne und Schmerz die Maid" —
„„Die Maid die gab mir Luſt und Leid!"" —
Sie haben ſich ſelber verloren.

„O, ſage mir an, wer dein Herz gewann!“
O Liebe! —
„„Wer dein Herz gewann, das ſage mir an!““
O Liebe! —
Sie jauchzten wie aus Einem Mund:
„Das iſt die ſüße Kunigund!“ —
O Gott, das iſt zum Leide!

Da glühten die Augen ſo roth und wild,
O Liebe! —
Sie zogen die Schwerter im Lenzgefild,
O Liebe! —
Sie trafen ſich beide bis auf den Tod —
Da wurden die Blumen von Blut ſo roth.
Ein Brudermord iſt geſchehen!

Vom Schloß kam Kunigunde herab,
O Liebe!
Und legte ihnen die Roſen ins Grab,
O Liebe!
Sie baute ein Kloſter ſich an dem Rhein:
„Um euch will ich Gottes Dienerin ſein,
Herr Liebenſtein und Sternfels!“

Lahneck.

Die Templer von Lahneck.

Zwölf Ritter ziehn auf Lahneck zu, gewappnet wie zu wildem Streit,
Auf weißem Mantel roth das Kreuz, das iſt der Tempelherren Kleid!
Sie ſehen trotzig, düſter drein, und Einer aus dem Häuflein ſpricht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Es war in jener wilden Zeit — hell lohte Scheiterhaufenbrand —,
Molei, der Ordensmeiſter, litt den Martyrtod im Frankenland;
Doch mancher Geiſt von echtem Stahl rief aus der Gluten rothem Licht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“

Es hielt der Erzbiſchof von Mainz am Rhein blut'ge wüſte Macht:
Ihr übet Schwarzkunſt, Zauberei und an der Kirche gar Verrath!
Doch all die Ritter, edel, groß, ſie blieben ſtandhaft im Gericht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“

Die Zwölfe retten ſich allein in Lahneck's feſtes Felſenſchloß,
Doch der Verfolger rückt nach mit Rittern, Reiſigen und Troß:
„Laß ſehn, du höhniſch freche Schaar, hat deine Loſung noch Gewicht:
Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht?“ —

Wohl hob da an ein heißer Kampf, wohl hob da an ein grauſer Sturm,
Die Mauer litt vom Wurfgeſchoß, es litt vom Feuerbrand der Thurm;
Zwölf Helden fochten löwenkühn, wie nur der Muth des Todes ficht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Wohl fliegt Pfeil an Pfeil heran, daß drob der Sonne Licht vergeht,
Die Gräben füllen ſich gemach; wer ſagt, wie wild der Tod hier mäht?
Hoch auf der Brücke kämpft die Schaar und ſäet Leichen Schicht an Schicht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Doch endlich ſiegt die Uebermacht, die ſtärkſte Kraft wird endlich matt,
Und Einer nach dem Andern ſinkt, er ſinkt auf ehrenvoller Statt.
Wie ſie im Leben ſtanden feſt, ſo liegen ſie im Tode dicht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Nur Einer lebt — und: „Gnade!“ ruft ins Feld der ſtörriſche Prälat,
Die Antwort tönt: „Gnad' iſt bei Gott! Ich geh' der Brüder ernſten Pfad!“
Er kämpft und fällt, und ſterbend ruft er ſeinen letzten Gruß ins Licht:
„Wenn ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“

Moſelland.

Johann von Böhmen.

Im Moſelland, da ſteht ein Stein,
Wohl deckt er einen Helden,
Von Herzen hoch, von Seele rein,
Von dem die Lieder melden.
Es weht mir durch den Geiſt ein Sang,
So groß und dunkeltönig:
Johann, dem Greiſe, gilt der Klang,
Dem blinden Böhmenkönig! —

Bei Creſſy ſtellt ſich heiß die Schlacht
Der Franken und der Britten,
Mit wildem Haß, mit ſtarker Macht
Sind ſie zu Feld geritten.
Dem Franken hilft der Böhmen Herr,
Das Herr Johann beſtellte;
Doch führt der Greis ſie ſelbſt nicht mehr,
Er ſitzet blind im Zelte.

Und wie nun raſt der Lärm vom Kampf,
Die Trommel mit dem Horne,
Der Führer Ruf, das Roßgeſtampf,
Da ſpringt er auf im Zorne:
„Ich kann, bin ich auch alt und blind,
Nicht thatenlos mich fühlen,
Das Feu'r, das durch die Adern rinnt,
Im Kampfe will ich's kühlen!

„Ich will die Waffen, Schild und Schwert,
Ich will zwei treue Knappen!
Ihr kettet mir mein edles Pferd
Inmitten eurer Rappen!
Dann hin! — es jauchzt die Schlacht empor!
Horch! Waffen, Rufen, Schnaufen!
Euch führt das Aug', mich führt das Ohr
Hin in die dickſten Haufen!“ —

Und fertig ſtehn ſie vor dem Zelt,
Feſt Mann an Mann geſchloſſen:
Dann klingt der Sporn, es dröhnt das Feld
Von drei ſturmſchnellen Roſſen.
Die Knaben fliegen froh und wild
Zum erſten Heldenritte,
Der Greis, ein hehres blindes Bild,
Ragt hoch aus ihrer Mitte.

So ſtürzen ſie zum Kampf hinan,
Mit mächt'gen Schwertesſtreichen,
Und laſſen ihre Heldenbahn
Bedeckt mit blut'gen Leichen.
Dann ſanken ſie, des Todes Preis,
Die Tod geſäet haben,
Wie Winter weiß der Königsgreis,
Wie Lenz die beiden Knaben.

„Fahr wohl, Blauhimmel, Erdenpracht,
Ihr Brüder all hienieden!
Durch ſchönen Tod in freier Schlacht
Gehn wir zum ew'gen Frieden!“ —
Der Sieger Edward ritt heran,
Der Herr vom Brittenreiche,
Und deckte weinend mit der Fahn
Des blinden Königs Leiche. —

Im Moſelland da ſteht ein Stein,
Wohl deckt er einen Helden,
Von Herzen hoch, von Seele rein,
Von dem die Lieder melden.
Es weht mir durch den Geiſt ein Sang,
So groß und dunkeltönig:
Johann dem Greiſe gilt der Klang,
Dem blinden Böhmenkönig!

Maiſeld.

Genoveſa.

1.

Es blauet in den Lüften,
Es grünt in Berg und Thal,
An Höhen und in Klüften
Da webt der Maienſtrahl:
Die Schwalben kehren wieder,
Es kommt der Storch zurück,
Es ſchwellen tauſend Lieder
Von Lenz- und Liebesglück.

Wie ſteht zu Hohenſimmern
Das Schloß in hellem Glanz!
Die weiten Gärten ſchimmern
Umher in grünem Kranz,
Die Brunnen rauſchend ſchäumen,
Steinbilder glänzen klar,
Und zwiſchen Beet und Bäumen
Wallt hin ein ſelig Paar.

Es iſt ihr Geiſt ſo trunken,
So ſüß geſchwellt die Bruſt,
Zumeiſt ſind ſie verſunken
In eigne Herzensluſt.
So leihen ſie die Sinne
Den Frühlingsſtimmen frei,
Zum Maien paßt die Minne:
Die Minne paßt zum Mai.

Mit Genovefen wallet
Graf Siegfried herrlich hin.
Wie Kuß und Flüſtern ſchallet!
Wohl blüht drin tiefer Sinn!
Sie ſehn ſo helle Tage,
Vor ſich ein Leben lang,
Sie haben keine Frage
Für ferner Zeiten Gang.

Doch zu derſelben Stunde
Da jagt ein Knecht ins Schloß,
Und bitter klingt die Kunde,
Die ſeinem Mund entfloß:
„Die Kriegesfeuer lohen
In Spanien, heiß geſchürt,
Die Sarazenen drohen,
Die Abderahman führt!

„Graf Siegfried, zieh von dannen,
Dich rufet Karl Martell!
Auf, ſammle deine Mannen,
Die Roſſe ſattle ſchnell!
Beim Flug der hellen Fahnen
Laß blinken Schwert und Speer,
Und zieh auf raſchen Bahnen
Zu deines Lehnsherrn Heer!“ —

Wohl wandte da die Wonne
Sich um in jähe Pein,
Trüb ward die Frühlingsſonne,
Dumpf ward der Maienſchein.
Des Weibes Augen floſſen
Von Thränen hell und reich,
Die kaum das Glück genoſſen,
Steht plötzlich todtenbleich.

Und Siegfried ſah ihr Leiden,
Er nahm die weiße Hand:
„Mein Weib, die ſchlimmen Heiden
Drohn allem Chriſtenland;
Wohl gilt's, daß ihr Gelüſten
An unſrer Macht zerbricht:
Zu reiten und zu rüſten
Erheiſcht die Ritterpflicht!

„Du würdeſt ſchlimm mich achten,
Vermied' ich feig den Strauß;
Wir fechten in den Schlachten
Ja für das eigne Haus!
Wenn wir nicht heim ſie trieben,
Was würd' aus unſern Gaun,
Den Unſern, die wir lieben,
Den Gütern, die wir baun?

„O, weine nicht! Im Kriege
Iſt jetzt das Heil allein!
Getroſt, wir gehn zum Siege,
Gott wird uns gnädig ſein!
Wohl thut es weh, zu ſcheiden,
Doch iſt's für kurze Friſt:
Ich reite gen die Heiden
Als Ritter und als Chriſt."

Da rief er ſeinen Knechten —
Stolz war die ſtarke Schaar —
Sie trugen, was zum Fechten
Und Reiten nöthig war.
Hell blinkten die Geſchoſſe,
Scharf blinkte Schwert und Speer,
Es wieherten die Roſſe,
Den Boden ſtampfend, her.

Das beſte ſeiner Güter
Gab er alsdann in Hut:
„Herr Golo, ſei ihr Hüter,
Bewahr das Weib mir gut!
Du biſt von ſtarker Seele,
Du biſt von reinem Geiſt,
Zeig', daß ſich ſonder Fehle
Mein Zutraun jetzt erweiſt!“

Der ſchöne Jüngling lauſchet
Nicht froh des Grafen Wort:
Wo laut die Schlachtluſt rauſchet,
Da wär' er gern am Ort.
Die helle Seele dränget
Sich friſch zum Heldenthum,
Ins öde Haus gezwänget,
Wächſt ihm nicht Kraft noch Ruhm. –

Doch küßt zu vielen Malen
Siegfried das ſüße Weib,
In Jammer und in Qualen
Bebt ſie am ganzen Leib.
Sie ſieht von hoher Zinne
Ihm nach durch Berg und Thal,
Sie grüßt in holder Minne
Ihn noch viel tauſend Mal.

2.

Was zieht er an der Halde,
Was ſtreifet er im Forſt?
Der Hirſch hat Ruh im Walde,
Der Adler Ruh im Horſt.
Mag auch die Armbruſt funken
In ſeiner ſichern Hand,
Herr Golo traumverſunken
Irrt durch das grüne Land.

Er ſoll das Roß nicht lenken,
Wo kühn die Schlacht ertönt!
Das Schwert ſoll er nicht ſchwenken,
Wo Helm und Panzer dröhnt!
Er ſoll den Muth nicht kühlen,
Nicht prüfen ſeine Kraft,
Doch fühlt er tobend wühlen
Die junge Leidenſchaft.

Und in dem Seelenſtreite
Steigt ihm herauf ein Bild,
Und gibt ihm das Geleite,
Holdſelig, ſüß und mild. —
Will ihn die Hölle necken,
Verſtricken ihm den Sinn?
Es iſt — er ſieht's mit Schrecken —
Ach, die Gebieterin!

Daß er den Zauber fliehet,
Durchirrt er Hain und Au,
Doch unabwendbar ziehet
Ihm nach die hehre Frau.
Wohl ſcheuchet er die Bilder,
Entglüht dem heißen Blut,
Doch wilder, immer wilder
Durchraſt ſein Hirn die Glut.

Und wo die Weiden ſproſſen,
Wo leis das Bächlein rinnt,
Von Felſen eingeſchloſſen,
Liegt er erſchöpft und ſinnt.
Er träumt und ſinget Lieder,
Er ſinget unbewußt,
Im Echo klinget wieder
Die ſchmerzdurchtobte Luſt.

Er wähnt in wald'ger Stille
Sich einſam, unbelauſcht,
Er merkt nicht, daß Sibylle
Durchs tiefe Dickicht rauſcht.
Sie ſchaut mit gier'gen Blicken,
Sie horcht mit falſchem Ohr, —
Jetzt wird ſie dich umſtricken,
Du wahnſinntrunkner Thor!

Bedenk; daß in der Spalte
Des Steins die Schlange hauſt!
Doch als er ſieht die Alte,
Packt's ihn wie eine Fauſt.
Sie ſpricht: „Du ſcheuſt die Amme,
Die an der Bruſt dich trug?
Das thut die brünſt'ge Flamme,
Die übers Haupt dir ſchlug!

„Was haſt du nicht Vertrauen
In meine ſchlaue Liſt?
Es wiſſen doch die Frauen,
Wie es den Frauen iſt!
Es gehen Weiberſinne
Leicht auf in wirrer Glut,
Doch will die Frauenminne
Auch rechten Männermuth!“ —

Er ſchaut ſo brennend düſter
Sein Herz iſt tief empört, —
Doch ſchont ſie kein Geflüſter,
Sie redet ungeſtört.
Sie redet ſo verſchlagen
Und ſonder Scheu und Scham,
Daß ihm zu frechem Wagen
Der Muth zur Seele kam.

Dort an den ſtillen Weiden
Wuchs er verrucht heran,
Und als die Beiden ſcheiden,
Stand feſt der ſchnöde Plan.
Sie ſäten böſe Saaten
Auf üppig reichen Grund.
Zu unheilvollen Thaten
Beſchworen ſie den Bund.

Er ging mit ſtillen Träumen —
Sich ſelber ſchier ein Schreck —
Doch zu des Schloſſes Räumen,
Da kehrt er frech und keck.
Die wilden Augen funkeln,
Die rothe Stirne brennt, —
O ſeht, wie er im Dunkeln
Zu ſeiner Herrin rennt!

Er wirft ſich vor ihr nieder,
Er faßt die weiße Hand,
Umſchlingt die ſchönen Glieder:
„O ſtille, Weib, den Brand!
Ich liebe!“ — Doch ſie wendet
Sich groß und ſtolz und kalt. —
Sein Fluch klingt nachgeſendet
Der fliehenden Geſtalt.

3.

Wie durch der Stube Stille
Die Zeit ſo lautlos rinnt!
Am Tiſche ſitzt Sibylle,
Indeß ſie emſig ſpinnt;
Doch ihre böſen Blicke
Die ſchweifen hin und her,
Es ſpinnt ihr Geiſt Geſchicke,
Er ſpinnt ſie ſchlimm und ſchwer!

Und durch die Thüre wandelt
Drago, der treue Knecht,
Der immer grad gehandelt
Auf Pfaden ſchlecht und recht:
Es gab kein ſchlichter Walten,
Wie ſeine Treu im Haus!
So war er recht der Alten,
Sie ſuchte ſchlau ihn aus.

Sie ſprach: „So wirft man Steine
Auf unſre hohe Frau:
Verleumdung trifft die Reine
In ihrem eignen Bau.
Sprichſt du nicht aus der Schule,
So künd' ich dir es an:
Es heißt, die Herrin buhle
Mit ihrem Kapellan!“ —

Wohl war es glüher Eifer,
Der in ſein Antlitz kam;
Er ruft: „Das thut der Geifer,
Der ohne Treu und Scham!
Sprich, wer beſchimpft die Hohe?
Ich geb' ihm ew'ge Ruh!“ —
Die Alte ſieht die Lohe
Und nickt ihm heuchelnd zu.

Sie meint: „Wohlan, enthülle
Die freche Gleißnerſchaar —
In ihrer Unſchuld Fülle
Steht dann die Herrin klar!
Schleich dich zu ihrer Stuben,
Sobald der Abend kommt, —
Hernach zeigſt du den Buben,
Was ihrem Läſtern frommt!“ —

Es iſt zu fein die Falle
Dem ſchlichten, biedern Mann,
Er glaubt die Worte alle,
Die ſie ſo klug erſann.
Daß er die Brut enttäuſche,
Ging er der Täuſchung nach, —
Wohl mied er das Geräuſche —
Und ſchlich in das Gemach.

In ihrer ſüßen Reine
Kommt Genovefa bald,
Im lichten Kerzenſcheine
Steht heilig die Geſtalt.
Sie ſchließt die Thüre leiſe,
Ein frommer Friede weht,
Fromm ſingt ſie eine Weiſe
Und ſpricht ein Nachtgebet.

Dann ſinkt das Kleid hernieder,
Sie löſcht die Kerze ſacht,
Schon ſtreckt ſie ſanft die Glieder
Zum keuſchen Schlaf der Nacht —
Da, horch! ein wildes Pochen, —
Ein Lärmen ſchallt empor, —
Die Thüre wird erbrochen, —
Einſtürmt ein wüſter Chor.

Wie, Golo an der Spitze! —
Er ruft: „Verruchtes Weib!
So fühlſt du hier die Hitze,
So fröhnſt du hier dem Leib!
Heraus mit dem Verräther,
Der ſeinen Herrn belügt!
Heraus den Miſſethäter,
Der Gott und Welt betrügt!“

Er riß aus dem Verſtecke
Den treuen Drago fort:
„Du frevler Hund, verrecke!“
Er hub das Schwert zum Mord —
Er ſtieß die ſcharfe Klinge
Ihm ſicher tief ins Herz.
Hei, rothes Blut, nun ſpringe! —
Raſch tödtete das Erz.

Und als die That geſchehen,
Da ſtehen Alle ſtumm —
Furchtbare Aengſten gehen
Im wüſten Kreiſe um.
Golo iſt ſelbſt erſchrocken,
Doch weiter reißt's ihn fort:
Mit aufgelöſten Locken
Liegt Genovefa dort.

Leblos wie eine Todte
Hebt er ſie auf den Arm.
Vor ſeinem Graungebote
Steht furchterſtarrt der Schwarm.
Am Himmel glutentfachet
Tobt Blitz und Wetterſturm,
Die Gräfin, ach, erwachet
Im tiefen, feuchten Thurm!

Bei ihr, die wie im Grabe
Sich fühlet, ſtarr und bleich,
Liegt auf der Streu ein Knabe:
Ach, das iſt Schmerzensreich! —
Im Thurm ans Licht ſich windend
Sah doch das Kind kein Licht. —
O, wie ſich wiederfindend
Die Mutter ihn umflicht!

Wie ſie ihn herzt und koſet!
O Mutterlieb', wie rein! —
Ha, ſieh! aufs neue toſet
Golo verwirrt herein:
„Entflieh mit mir! Dann endet
Sich unſer trübes Loos!
Ich liebe dich!“ — Sie wendet
Sich kalt und ſtill und groß.

4

Hell klingt die Siegeskunde,
Den Chriſten lacht das Glück,
Doch hält noch eine Wunde
Graf Siegfried fern zurück.
Da regt es ſich im Schloſſe,
Drauf dumpfes Schweigen lag,
Herr Golo hoch zu Roſſe
Zieht weit durch Wald und Hag.

Er ſuchet ſeinen Herren,
Er ſpornt den Renner wild,
Und Scham und Angſt verzerren
Sein ſonſt ſo ſchönes Bild.
Als er ihn aufgefunden,
Da wehrt er ſeinen Zug —
Das gab viel tiefre Wunden,
Als wie der Feind ſie ſchlug.

Die ſelbſtbetrognen Zeugen,
Sie ſagen ihren Spruch, —
Tief muß der Graf ſich beugen
Dem bittern Lebensfluch!
Er raſt in wildem Schreien,
Sein Schmerz iſt furchtbar groß:
Wie konnte Gott ihm leihen
So bitterböſes Loos!

Und Golo'n reicht als Richter
Er dann das ſcharfe Schwert:
„Auf, ſei des Weibs Vernichter,
Sie iſt nicht lebenswerth!
Ich will ſie nicht mehr ſehen,
Mit ihrer Baſtardbrut;
Was ſein muß, ſoll geſchehen!
Die Unthat fordert Blut!“ —

Bald reitet heim der Schlimme,
Ihn peinigt Lieb' und Haß:
Das Mitleid mit dem Grimme
Zerrt ihn ohn Unterlaß.
Zu weit auf ſeinem Pfade
Verlor der Freche ſich:
„O letzter Schein von Gnade
In meiner Seele, brich!“

Er holt aus ſeinen Ketten
Das unglückſel'ge Weib,
An feuchten, finſtern Stätten
Verging der ſüße Leib.
Ach, ohne Speiſ' und Schlummer
Mit ihrem armen Kind,
Da weinte ſie im Kummer
Sich faſt die Augen blind.

Er wählt zwei wüſte Schächer
Aus ſeinen Knechten aus:
„Wohlan, ſeid ihr die Rächer
Dem edeln Grafenhaus!
Ihr wißt das Beil zu ſchwingen,
Trefft denn im Walde gut!
Und heim ſollt ihr mir bringen
Die Zungen dieſer Brut!“

Er ſprach es laut, gewitternd,
Mit rauher Stimme Ton,
Doch in der Seele zitternd,
Tief fühlte er den Hohn.
Sein Inneres gleicht den Wogen,
Gepeitſcht von wildem Wind,
Indeß die Knechte zogen
Zum Walde Weib und Kind.

Erſt ſchürten ſie mit Scherzen
Glüh auf die freche Wuth,
Doch ſank den rauhen Herzen
Im ſtillen Wald der Muth.
Es ging ein heimlich Rauſchen
Wie Beten durch das Grün,
Sie fingen an zu lauſchen
Und waren nicht mehr kühn.

Die Opfer folgten ſtille,
Sie gingen gern zum Tod —
Da brach der Schächer Wille
Sich an der Unſchuld Noth.
Aus reinen, treuen Blicken
Spricht hold lebendig Gott;
Vor ihm da muß erſticken
Der Frevler wüſter Spott. —

Tief in des Waldes Gründen
Fliehn ſie den dunkeln Ort,
So meiden ſie die Sünden,
Entgehn dem grauſ'gen Mord.
Doch Genovefa ſtehet
Nun länger nicht erſtarrt,
Im grünen Wald umwehet
Sie Gottes Gegenwart.

Die Knechte wandern beide
Zur Heerde voller Graus,
Sie ſchneiden auf der Weide
Zwei Lämmerzungen aus.
Wo Golo ihrer harret,
Gehn ſie zum Schloßbereich —
Der Frevler ſteht erſtarret,
Faſt einem Todten gleich.

5.

Es ſitzt zu Hohenſimmern
Graf Siegfried ſtill im Saal.
Ihm iſt in Hof und Zimmern
So einſam, öd und kahl.
Golo umweht ihn düſter,
Sein Jugendmuth zerbrach:
Unheimliches Geflüſter
Zieht vom Geſind ihm nach.

Unlängſt verſchied Sibylle
An ſelbſt genommenem Gift.
O, wie das in der Stille
Das Herz des Grafen trifft!
Auftaucht des Weibes lichte
Und ſelige Geſtalt:
Sie fiel nicht dem Gerichte,
Sie fiel nur der Gewalt!

Und Nachts da flattern Bilder
Dem Reuigen durchs Hirn,
Sie fahren immer wilder,
Jhm pocht die heiße Stirn:
Stets ſieht die weiße Hinde
Er mit dem Wolf im Streit.
„O finſtrer Traum, entſchwinde,
Bleib meiner Ruhe weit!“ —

Und wieder ſchweißgebadet
Springt er vom Lager ſchnell,
Sein Horn durchs Fenſter ladet
Zum Waidwerk laut und hell:
Er will ſich Ruh erjagen
Durch Haide, Wald und Au —
Die Ruh, die ihm verſagen
Die Nächte, wüſt und grau.

Hall! die Rüden bellen,
Schrill tönt der Falken Ruf,
Aufſitzen die Geſellen,
Keck ſtampft der Roſſe Huf.
Hall! jetzt ſtürmen Alle
Fort durch das dunkle Thor,
Beim muntern Hüfthornſchalle
Sprengt hin der ſtarke Chor.

„Sieh, eine weiße Hinde!“
O Graf, das iſt dein Traum!
Er folget ihr geſchwinde
Fortſprengend durch den Raum.
Durch Wald und Felſenſchlüfte
Entflieht das Thier in Eil,
Doch Golo trifft die Hüfte
Mit ſeinem ſichern Pfeil.

Wohl wurden ſie vom Ritte
Schier athemlos und heiß,
Recht in des Dickichts Mitte
Führt ſie des Thieres Schweiß:
Sie brechen durchs Geäſte,
Gebell der Meute ſchallt —
Nie ſah hier ſolche Gäſte
Der uralt hohe Wald.

Doch in dem kühlen Grunde
Da hemmt ein Fels den Lauf,
Dran thut mit dunkelm Schlunde
Sich eine Höhle auf.
Dort ſtehen ſtill die Rüden,
Es wagt ſich keiner drein.
Mit Golo'n ohn' Ermüden
Steht bald der Graf am Stein.

Scharf ſchaut er durch die Pforte,
Es wird der Blick ihm klar:
Er ſieht am dunkeln Orte
Ein Bild, ſo wunderbar:
Mit ihrem ſchönen Kinde
Sitzt dort ein bleiches Weib,
Sie ſtillt das Blut der Hinde:
Wohl bebt das Thier am Leib.

Sie ſprach: „Der Fluch mag frommen
Dem Thäter, der dich traf!
Wärſt du dem Kind nicht kommen,
Es läg' im Todesſchlaf;
Du gabſt in trüben Stunden
Die Milch dem Schmerzenreich —
Getroſt, du wirſt geſunden,
Dich pfleg' ich zart und weich!" —

Und immer ſel'ger füllet
Des Grafen Herz die Schau:
Von keinem Kleid umhüllet
Ragt ſchön der Glieder Bau,
Sie wob von goldnen Haaren
Den Mantel um den Leib, —
Im Geiſt, im plötzlich klaren,
Erkennt der Graf ſein Weib.

„O Genovefa!“ klinget
Weit in die Wildniß fort,
Vom Roß er jählings ſpringet,
Er kniet am Boden dort,
Er küſſet ihre Füße
Voll Wonne und voll Leid,
Er hüllt die Edle, Süße
Wohl in ſein dichtes Kleid.

Er herzt den ſchönen Knaben
Und drückt ihn an die Bruſt. —
Ach, die er wähnt begraben,
Blühn ihm in neuer Luſt!
Er rufet ſeinem Troſſe,
Die Jagd iſt eingeſtellt,
Sie reiten nach dem Schloſſe,
Neu blüht ihm da die Welt.

Ihm iſt in Weib und Kinde
Ein neues Glück gewährt,
Es folgt dem Zug die Hinde,
Die ſeinen Sohn ernährt.
Die Wunder alle höret
Er aus dem Mund der Fraun,
Doch Golo's That empöret
Sein Herz zu Schreck und Graun.

Er ſpricht: „Wo iſt der Schlimme?
Er finde ſeinen Lohn!“ —
Doch hörend Gottes Stimme,
War er alsbald entflohn.
Dort, wo die Weiden ſproſſen,
Da fließt der Bach ſo roth:
Von Felſen eingeſchloſſen,
Gab er ſich ſelbſt den Tod.

Bald ſteht zu Hohenſimmern
Das Schloß in lichtem Glanz,
Die hohen Hallen ſchimmern,
Dort woget Feſt und Tanz.
Es wallt im reichen Saale
Frau Genovefa hehr,
Sie wallt mit dem Gemahle
Und Sohne froh daher.

Laach.

Die Lilie zu Laach.

Heut gab's ein Feſt zu Laach in der Abtei,
Da ſangen lang' im Gotteshaus die Frommen:
Dem jüngſten Bruder gaben ſie die Weih,
Der unlängſt erſt ins Kloſter war gekommen.
Doch Abends ſitzen ſie im hellen Saal,
Die Schüſſeln dampfen und die Gläſer blinken —
Da ruft der neue Mönch ins heitre Mahl:
„Jetzt laßt eu'r letzt Geheimniß vor mir ſinken!“

Und düſter wird es, wo die Luſt geblüht,
Es faßt der Ernſt die Jungen und die Alten;
Dumpf ſpricht der Abt: „Zu früh biſt du bemüht;
Doch da du fragſt, will ich zurück nicht halten.
Nicht iſt die Mär für Feſte angethan:
Gott gab dem Kloſter reiche Wundergnaden,
Im Leben zeigt er jedem Bruder an,
Will er vor ſeinen Richterthron ihn laden.

„Wer ſterben muß, der weiß es vor dem Tod:
Er findet, zieht er Morgens zur Vigilie,
Auf ſeinem Stuhl im Chor beim Morgenroth,
Ob Lenz, ob Winter herrſcht, die reinſte Lilie.
Die Blume iſt ein heilig hoch Symbol,
Wie ſie ſei deine Seele keuſch und helle!
Und blüht ſie dir, dann rüſte feſt und wohl!
Zieh edel, heilig zu der dunklen Schwelle!“ —

Dem jungen Mönche ſchauert bei der Mär,
Er fühlt es rieſeln kalt durch Mark und Glieder:
Die Brüder aber ſitzen ſtumm umher,
Die Freude kehrt dem Kreiſe heut nicht wieder!
Sie ſcheiden bald. Der Jüngling ſitzt verwirrt
In ſeiner Zelle noch beim Morgendämmern,
Ihn hat ein wacher wüſter Traum umſchwirrt —
Raſch fährt er auf: die Kirchenglocken hämmern.

Der erſte iſt er dort im Tempelchor.
Er wankt zum Stuhl im alten Heiligthume —
Wild ſtarrt ſein Blick, das Haar ſträubt ſich empor —:
Auf ſeinem Platze liegt die weiße Blume! —
„Wie, ſterben ſoll ich in der Blüthenzeit!“
So ruft er laut. „Ich will und muß noch leben!“ —
Die Lilie ſchleudert er vom Orte weit —
„Nein, einem Andern ſoll den Tod ſie geben!“

Sie ſällt — das iſt der Stuhl vom ält'ſten Greis,
Der faſt vor grauem Alter brach zuſammen.
Der Jüngling harret zitternd, todtenweiß,
Doch durch die Seele zucken heiße Flammen.
Die Kirche füllt ſich. — Sieh, der alte Mann
Erblickt die Lilie heiter, fromm, beklommen,
Und ſpricht: „Dein ſel'ger Frieden haucht mich an,
Sieh mich bereit, o Herr, du biſt willkommen!“ —

Und als verrauſcht Geſang und Orgelſpiel,
Da geht im Kloſter um die ernſte Kunde:
„In dreien Tagen iſt des Alten Ziel,
Dann fähret er hin zu der Gerechten Bunde!“
Zum Todtenamte rüſten ſie ſich ſchon,
Sie wählen ſchon des Leichenzuges Leiter,
Sie üben der Geſänge dumpfen Ton;
Doch bleibt der Greis ſo froh, ſo friſch, ſo heiter!

Der junge Bruder aber ſiecht dahin;
Wohl ſtemmt er ſich, doch muß er unterliegen:
Ein wildes Fieber trübet ihm den Sinn,
Sie hören ihn durch grauſe Träume fliegen.
Und draus verſtehen ſie die Schickung wohl. —
Bald eine Leiche liegt er in der Zelle. —
Die Blume iſt ein heilig hoch Symbol,
Wie ſie ſei deine Seele keuſch und helle!

Das Schloß im See.

Leis auf den Bergwald ſinkt die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fiſcherhütte noch wacht?
Die Flammen des Heerdes funkeln.
Großmütterchen erzählt ſo lang
In ſtiller, niederer Stube,
Die Mädchen lauſchen zitternd und bang,
Großäugig lauſcht der Bube.

Allmählich aber wird's ſtill und ſtumm,
Es ſchlafen die Jungen und Alten,
Der Knabe nur wälzt ſich um und um,
Er denkt an die Märchengeſtalten.
Und Mitternacht ſchlägt die alte Uhr,
Da hebt er ſich brennend vom Kiſſen:
„Jetzt komm' ich der Wahrheit auf die Spur,
Ich will die Wahrheit wiſſen!“

Er ſchleicht ſich vors Haus, er ſchreitet zur Flut,
Er löſt den Kahn vom Seile,
Er rudert hinaus mit erhitztem Muth
Zu des Waſſers Mitte in Eile.
Fürwahr, jetzt klingt ihm entgegen ein Chor,
Das iſt fern ſüßes Singen:
Die Harfen und Flöten tönen hervor,
Und Becher und Waffen klingen.

Er beugt ſich über des Schiffleins Rand
Und ſchaut in die ſchaurigen Tiefen,
Draus klingt es, als ob aus anderm Land
Verworrene Stimmen riefen.
„Bei Gott, dort ragt der kryſtallne Pallaſt,
Phantaſtiſch ſind Thürme und Hallen,
Mit Muſchelgärten iſt er umfaßt,
Gebüſch' und Blum' ſind Korallen!"

Der Park und der Hof ſind ſtill wie das Grab,
Doch brennt es von Lichtern im Saale,
Die Diener ſtürmen hinauf und hinab,
Es ſchweigen die Wohner beim Mahle.
Dort ſchimmert's von Früchten, dort perlt es von Wein,
Dort klingt es von rauſchenden Liedern,
Dort wirbeln im Tanze die reizenden Reihn
Mit blühenden Augen und Gliedern.

Dem Knaben iſt irr beim bunten Gewirr,
Im Grunde raſet es wilder —
O, welch ein bacchantiſches, tolles Geſchwirr
Verwilderter üppiger Bilder!
Da ſieht er ein ſeliges Mädchengeſicht,
Sie winkt ihm mit lachendem Munde.
„Großmütterchen,“ ruft er, „du logeſt nicht!“ —
Ein Sprung — und er ſinket zum Grunde. —

Es kam der Morgen ſo feucht von den Höhn,
Es ging durch den Wald ein Geflüſter,
Durchs Seeſchilf klang unheimlich Getön,
Der Fiſcher naht angſtvoll und düſter.
In der Mitte des Sees ſchwimmt leer der Kahn:
„O, furchtbare Ahnung, entweiche!“
Er zieht die geworfenen Netze an —
Drin hebt er des Kindes Leiche! —

Leis auf den Bergwald ſinket die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fiſcherhütte noch wacht? —
Es iſt eines Lichtleins Funkeln. —
Großmütterchen betet den Roſenkranz
In der ſtillen, niedern Stube,
Auf der Bahre liegt bei der Lampe Glanz
Der todte Fiſcherbube.

Sinzig.

Die Zwergenamme.

Die Frühmeß iſt aus. Es ſchreitet mit rüſtigen Schritten
Frau Kläre nach heim durch des blühenden Thalgrunds Mitten.
Der Morgen iſt hell, vollaubig grünen die Hügel,
Die goldenen Saaten durchſtreifet des Oſtwinds Flügel.

Heut iſt es ein Jahr, da gab man ihr bräutlich Geleite,
Sie kam aus der Kirche, den traulichen Mann an der Seite:
Jetzt lacht ihr daheim rothwangig der Knab in der Wiege —
Sie denkt's und beflügelt den Schritt, als ob ſie hinfliege.

Gott dankt ſie im Gehn. Bald grüßt aus fruchtbaren Bäumen
Das Häuschen, ſo blank; die Gärten, die es umſäumen,
Erreicht ſie und tritt durch die Thür zur ſonnigen Stuben,
Sie reichet dem Gatten die Hand, ſie küſſet den Buben.

Der Mann geht zur Hochmeß. Sie holt aus dem Schranke die Schürze,
Sie zündet das Feuer — ſtets war die Arbeit ihr Würze —.
Sie füllet den Topf und ſinget — bald ſchlummert der Kleine —
Die Flamme nur kniſtert. — Wie iſt ſie ſo einſam alleine!

Sie nimmt das Gebetbuch und rücket ans Fenſter hinüber.
Im Sonnenſtrahl fliegen die Tauben ſchwärmend vorüber,
Die Schwalbe am Sims holt ſich zum Neſte die Flocken,
Und fern von den Dörfern da läuten ſonntäglich die Glocken.

So feierlich iſt der Tag auf die Erde getreten!
Hochamt hält die Welt! — Es läßt ſie im Buche nicht beten!
Doch plötzlich wird es ihr kraus und bunt vor den Sinnen,
Sie höret ein Riſcheln und Raſcheln, ein Rennen und Rinnen.

O, wie ſie erſchrickt! Das iſt das Völkchen der Zwerge,
Das ſind die ſagenumdämmerten Meiſter der Berge,
Wie Knappen gekleidet! Sie ſchlüpfen durch Spalten und Ritzen,
Sie purzeln aus Wurzeln, die leuchtenden Aeugelein blitzen.

Sie ſchwirren und wirren ums Weib im irren Gewirre:
„Und folgſt du nicht eilig,“ ſo ruft es, „wir machen dich kirre!“ —
Aufjammert die Frau; ſie klettern und klimmen am Leibe,
Mit Schlingen umringen ſie rüſtig die Glieder dem Weibe.

Der ſchreiende Mund wird hurtig verpfropfet, verſtopfet.
Was hilft's, daß das Herze ihr klopfet, das Auge ihr tropfet!
Die winzigen Herren die zerren ſie ohne Erbarmen,
Durch Korn und durch Klee und durch Wald geht's raſch mit der Armen.

Sie wird in die Höhle geſchleppt und der Feſſeln entbunden:
Ach Gott, wie iſt ſie geſchunden, ſie blutet aus Wunden!
Und fern von dem Mann und dem Kinde! — Das ſchaffet erſt Jammer —.
Sie weinet, ſie ſchluchzt. — Man führt ſie zur blitzenden Kammer.

Dort kniet der Zwergenkönig im Trauergewande
An der Bahre des Weibs bei der Kerzen düſterem Brande —
Vergangene Nacht da ſtarb ihm die Frau in den Wochen —
Er klaget und ſeufzt, als wäre das Herz ihm gebrochen.

Voll Mitleid ſchaut Kläre; dann ſpricht er, zu ihr gewendet:
„Ich habe die Treuen hinaus nach der Amme geſendet:
Du ſollſt mir nähren die arme, verlaſſene Waiſe!
Man that dir Gewalt — ich lohn' dir in fürſtlicher Weiſe!“ —

Man bringt ihr den Knaben — er iſt wie Wurzel und Reiſer.
So knorrig und dürr: ſchon ſchrie er vor Hunger ſich heiſer.
Was ſoll ſie ſich weigern? An Flucht iſt nimmer zu denken:
Sie legt das Kind an die Bruſt und beginnt es zu ſchenken.

So ſaß ſie im Berg mit heißen, inbrünſtigen Thränen.
Nach Mann und nach Kind ging treulich ihr Sinnen und Sehnen:
Doch ob ſie in Seufzer zergangen, in Weinen zerfloſſen,
Sie mußte ſich fügen, ihr blieb der Ausweg verſchloſſen. —

Inzwiſchen laſſen die Zwerge Frau Klären nichts mangeln:
Nachts gingen im Forſte ſie jagen, im Fluſſe ſie angeln:
Sie brachten ihr Wildbrät und Fiſch und Früchte und Kuchen —
Nach feinerem Mahle da möchte vergeblich ſie ſuchen.

So gehen die Tage, die Wochen und Monde vergehen.
Das Zwerglein gedeiht, ſchon lernet es lachen und ſtehen
Und krähen und laufen. Die Freude kehret dem Stamme,
Sie kehret dem König: nicht länger bedarf er der Amme.

Das Jahr iſt verfloſſen. Frau Kläre erwachet am Morgen —
Ihr iſt es, ſie wäre im heimiſchen Hüttchen geborgen.
Sie reibet die Augen: ihr Mann liegt ſchnarchend im Bette,
Die Wiege des Knaben ſie ſtehet an traulicher Stätte.

Sie weckt den Geſpons, ſie umarmet den blühenden Jungen.
Wie ward ſie gekoſt, wie ward ſie geherzt und umſchlungen! —
„Wo warſt du, mein Weib? Was haſt du geſchreckt uns, o Kläre?“
Dem Staunenden gibt ſie die wunderlich ſeltſame Märe.

Sie ſehen ſich um — da ſtrotzet von Reichthum die Stube,
Schon ſpielt mit dem Gold und den Steinen der lachende Bube:
Sie ſammeln die Fülle und ſchließen ſie feſt in die Kaſten,
Dann wirken ſie fort und laſſen die Glieder nicht raſten.

Sie ſchaffen unmüde. Wohl haben ſie fleißige Hände,
Und Alles gelingt. Der Segen ſtrömet ohn' Ende:
Sie waren von Häuſern und Scheunen und Aeckern bald Meiſter,
Doch ſagt man: „Es halfen dem Paare ſtets winzige Geiſter!“

Ahr.

Schwert und Pflug.

Einſt war ein Graf, ſo geht die Mär,
Der fühlte, daß er ſterbe:
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab' und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief dann der alte Degen:
Das brachten ihm die Söhne werth —
Da gab er ſeinen Segen:

„Mein älteſter Sohn, mein ſtärkſter Sproß,
Du ſollſt das Schwert behalten,
Die Berge mit dem ſtolzen Schloß,
Und aller Ehren walten! —

„Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir ſei der Pflug gegeben;
Im Thal, wo ſtille Hütten ſind,
Dort magſt du friedlich leben!“ —

So ſtarb der lebensmüde Greis,
Als er ſein Gut vergeben:
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch ſprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schloſſe und dem Krieger?
Was ward denn aus dem ſtillen Thal,
Was aus dem ſchwachen Pflüger?

O, fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg iſt wüſt, das Schloß zerfiel,
Das Schwert iſt längſt zerhauen!

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenſchimmer,
Da wächſt und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

Altenahr.

Wo ſie am höchſten ragen,
Die Felſen an der Ahr,
Da ſtand in alten Tagen
Das Schloß von Altenahr.
Und ſeine Thürme ſchauten
Mit ihrer Kronen Rand
Gleich Helden, die ergrauten,
Ins hügelwilde Land.

Gleichwie von Neid geſchwollen,
Rauſcht unten tief der Fluß,
Und ſeine Waſſer rollen
Am jähen Felſenfuß,
Als wollt' er unternagen
Das Schloß und brechen ein;
Doch trotzt mit feſten Lagen
Das mächtige Geſtein.

Einſt hub ein ander Streiten
Sich dort von wildrer Art,
Da kam von allen Seiten
Viel Kriegsvolk, wohlgeſchaart,
Die Biſchöf' und die Fürſten
Voll argem Haß voran,
Den Mann voll Freiheitsdürſten,
Den Burgherrn, einzufahn.

Doch ragt der Fels, der wilde,
Und bietet guten Schutz,
Die Mauern ſind wie Schilde,
Sie ſtehn in ſtolzem Trutz.
Der Feind liegt Tage, Wochen,
Viel Monde, manches Jahr:
Der Muth iſt ſchier gebrochen,
Zerronnen faſt die Schaar.

Einſt ſprengt beim Morgenſtrahle
Der Graf auf hohem Roß,
Gewappnet ganz in Stahle,
Zum höchſten Wall vom Schloß.
Glüh blitzt ſein Blick von Grimme,
Wie blut'ger Abendſchein,
Die lang entwöhnte Stimme
Dröhnt laut ins Thal hinein:

„O Feind, der hier vom Schloſſe
Verderben oft gewann,
Sieh auf dem letzten Roſſe
Des Schloſſes letzten Mann.
Dem Weib, den Söhnen allen
Gab Krankheit herben Tod,
Es fielen die Vaſallen
In jäher Hungersnoth.

„Und ſind ſie nicht geſtorben
In ehrenvollem Streit,
Sie haben doch erworben
Der Freiheit Herrlichkeit.
Frei will auch ich nun ſcheiden,
Wie meiner Treuen Schaar:
Denn nie kann Knechtſchaft leide
Der ſtets ein Freier war.“ —

So hat der Greis gerufen
Und blickt zum Himmel auf,
Treibt auf den Felſenſtufen
Das Roß zu wildem Lauf,
Stürzt von der Höhe raſſelnd,
Rollt über das Geſtein
Bis in die Flut, die praſſelnd
Schlingt Roß und Reiter ein.

Wie das die Feinde ſchauen,
Erfaßt ſie Schreck und Graus,
Und aus des Todten Gauen
Ziehn ſie verſtummt nach Haus.
Das Schloß ſank auf den Höhen,
Schon längſt ein Raub der Zeit,
Und noch zwei Thürme ſtehen
Zum jähen Sturz bereit.

Doch lebt die alte Kunde
Noch ſtets im Volke fort,
Sie lehrt von Mund zu Munde,
Sie lehrt von Ort zu Ort:
„Viel beſſer als Verderben
In ſchlimmer Sclaverei
Iſt Kämpfen, Leiden, Sterben
Als Männer, frank und frei.“

Rolandseck.

Roland.

Sie ſahn ſich in blühender Jugendzeit,
In köſtlicher Maienſtunde,
Er war ein Knab, ſie war eine Maid,
Da kam ihnen ſelige Kunde,
Treu faßten ſie gegenſeitig ihr Bild,
Sie wurden ſich beide Hort und Schild,
Roland und Hildegunde.

Das war die Liebe, die ſie durchglüht,
Die jugendlich vollen Geſtalten;
In ihr begann ſich der Jungfrau Gemüth,
Des Jünglings Geiſt zu entfalten;
Sie wuchs mit Beiden wonniglich auf,
Durch der Monde Zug, durch der Jahre Lauf
Ward reicher ihr reiches Walten.

Und als er zum ſtarken Jüngling ſproß,
Da nahm er Waffen und Wehre,
Da ſchwang er das Schwert, da trieb er das Roß
In Karl's des Großen Heere;
Er wollte, eh' er die Süße gefreit,
Hinreiten, ein Mann in Kampf und Streit,
Und werben um Ruhm und Ehre.

Sie ſah ihm nach vom hohen Thurm,
Dem ſie die Schärpe geſchlungen,
Es zog durch ihr Weſen ein wilder Sturm,
Süß bitter hat ſie gerungen.
Sie ſah ihn mit Stolz, ſie ſah ihn mit Pein;
Rückſchauend ritt er hinab den Rhein,
Bis dort, wo der Pfad ſich geſchwungen.

Wohl ſaß ſie oft am Erkerrand
Und harrte an langen Tagen;
Er kämpfte kühn im Sachſenland,
Hat mächtige Wunden geſchlagen.
Er ward im Streit in Wald und Feld
Der Franken größter, herrlichſter Held. —
Wie glüht ihr Blick bei den Sagen!

Doch einmal ſchlich düſtre Mär herum:
„Herr Roland hat ausgelitten,
Der Kämpfer vor allen Kämpfern iſt ſtumm,
Er ſtarb in des Sieges Mitten.“
Da ſchritt zum Kloſter Hildegund,
Sie nahm den Schleier zur ſelben Stund,
Ihr Haar ward abgeſchnitten.

Ums Eiland rauſcht der tiefe Fluß,
Da ſaß ſie in öder Zelle.
Gott und den Heil'gen gilt ihr Gruß,
Doch ſtrömt ihres Schmerzes Quelle,
Sie ſiechet hin bei Geſang und Gebet, —
Und als einſt ihr Blick in die Berge geht,
Ihr Blick wird furchtbar helle:

Hoch auf dem ſteil aufragenden Stein
Da ſteht im Siedlergewande
Ihr Ritter, und ſchaut hinab nach dem Rhein
Und nach dem Inſellande.
Gleichwie ein Falke ſchaut er ſcharf. —
Die Nonne, die nicht mehr minnen darf,
Wie weinte ſie ihrer Bande!

Er ſaß den Tag, er ſaß die Nacht
Unmüde und unermattet,
Sie hat nicht mehr der Heil'gen gedacht,
Ihr Geiſt war dunkel umſchattet.
Es machte ſie krank der ſtäte Blick,
Sie fand im Tod ein glücklich Geſchick —
So ward die Jungfrau beſtattet.

Und als verklang der Todtengeſang,
Erhob ſich Roland zur Stunde:
„Jetzt noch einen kühnen Streitergang,
Eine tiefe Todeswunde!"
Und raſend that er die Wunder all,
Sein Horn verklang bei Roncesval
Er ſtarb ſeiner Hildegunde!

Siebengebirge.

Der bucklige Muſikant.

Da kommt der bucklige Muſikant
Den waldigen Steg herabgerannt,
Der ſich von den ſieben Bergen neigt:
Da drüben hat er zur Kirchweih gegeigt.
Der Vollmond ſteht in hellem Schein —
Ihm klingt es noch immer ins Ohr hinein,
Ihm iſt, er höre die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Mach ſchnelle, Geſelle! —

Es iſt in der tiefen Mitternacht,
Da aller Spuk im Gebirg erwacht:
Er fürchtet ſich vor geſpenſtiſchem Graus —
O, wär' er beim Weib im heimlichen Haus!
Er ſieht ſich nicht um, er eilet ſtumm.
Wie iſt doch der Weg verſchlungen und krumm!
Oft ſcheint ihm, er höre die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Lauf ſchnelle, Geſelle! —

Da kreuzet er einen Wieſenplan —
Er kennt ihn nicht — er verfehlte die Bahn —
Wie ſteigen die Nebel ſo duftig empor! —
O nein, das iſt der Elfen-Chor!
O Himmel, hier hilft kein Weiterfliehn!
Sie tanzen um ihn, ſie ſingen um ihn:
„Ei, ei! jetzt laſſe die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Spiel ſchnelle, Geſelle!“ —

Sie führen zu einem Block ihn empor,
So furchtſam nimmt er die Geige hervor.
Erſt flüſtert und flötet der Ton ſo ſacht,
Bald ſpringet und ſchwinget er ſich mit Macht,
Dann ſauſet und brauſet er kühn hervor,
Als ſpiele ein ganzer begeiſterter Chor.
Wildüppig läßt er die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Geig ſchnelle, Geſelle! —

Und vor ihm im dämmernden Mondenglanz
Da ſchlinget und ſchwinget ſich wirbelnd der Tanz:
Sie ſteigen und neigen ſich lind und leis,
Sie winden und binden den reizenden Kreis:
Nie ſah er ſo luſtige duftige Schaar,
Geſtalten entfalten ſich wunderbar.
Und rauſchender läßt er die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Streich ſchneller, Geſelle! —

Im höchſten Jubel da hält der Kreis.
Im Silbergewand, hellwallend und weiß,
Schwebt vor ihn die leuchtende Königin.
„Zum Tanz zieh ſchlank und frank dahin!"
Und leiſe berührt ſie ihn mit dem Stab. —
Der Spuk verrauſcht, ſtill wird's wie im Grab.
Nun laſſe nicht fürder die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Halt ſchnelle, Geſelle! —

Und heller leuchtet der Mondenſchein.
Wohl packet er Fiedel und Bogen ein —
Bald hat er wieder den Pfad erreicht.
Wie ſchreitet er hoch und ſicher und leicht!
Nie zog er ſo luſtig bergab, bergauf,
Nie kam er [redacted] in friſcherem Lauf,
Ließ er zur Kirchweih die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Steh ſchnelle, Geſelle! —

Beim Morgenſtrahl da iſt er im Thal.
Er klopft an der Hütte: „Biſt du es, Gemahl?"
Ein Freudengeſchrei erhebet das Weib:
„Dein Höcker iſt fort und ſchmuck iſt dein Leib!" —
„„Das that mir die Elfen-Königin!"" —
Sie aber umarmt ihn mit jubelndem Sinn:
„Nun laß die luſtigſten Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Mach ſchnelle, Geſelle!"

Die Jungfrau von der Löwenburg.

Hier von dem Thurme ſchaute ſie oft
Ins kuppen- und thälerwogende Land,
Hier hat ſie nach ihm geſehnt, gehofft,
Hier Blicke nach ihm entſandt.

Hier ſah ſie den blinkenden Ritter oft nahn,
Erbleichend in Furcht und erröthend in Luſt,
Und es wallte ihr Tuch, eine grüßende Fahn,
Und es wogte ſtürmiſch die Bruſt.

Hier zeigte ſie ſcheu ihm manch träumendes Thal
Und die Felſen und Burgen im Sonnenſchein,
Darüber der Ebene Städte zumal
Und den bläulich wogenden Rhein.

Hier ſah ſie mit ihm in den Buchenwald
Und belauſchte im Neſte das Taubenpaar,
Und im Waldthal den Hirſch, das Reh an der Hald,
In der Luft den Falken, den Aar.

Hier bot er zuerſt ihr den bräutlichen Gruß,
Hier lag ſie ihm weinend im lieben Arm,
Kurz tönte die Rede, lang tönte der Kuß,
Bruſt ſchlug an Bruſt ſo warm.

Hier ließ ſie vom warmen Herzen ihn los,
Roth glänzte ſein Kreuz auf dem weißen Gewand
Sie hörte verklingen des Heeres Getos
Fern nach dem heiligen Land.

Hier hat ſie geſeſſen ſo manches Jahr,
Den Morgen, den Tag, den Abend, die Nacht
Stillernſt gewartet immerdar,
Und nicht geweint, nicht gelacht.

Ihr dunkles Lied zog durchs dunkle Thal,
Um den glühenden Gipfel ihr glühend Gebet,
Und Grüße und Wünſche hatten nicht Zahl,
Die weit in die Lande geweht.

Die Ritter kehrten mit jubelndem Braus,
Manch Schiff flog ſegelnd den Rhein hinab. —
Ein fremder Sänger vor ihrem Haus
Sang ihres Helden Grab.

Da ſtarrte ſie ſtumm, da ſtarrte ſie bang,
Ihr löſt ſich das Haar, das Auge glüht roth.
So ſaß ſie Tage und Nächte lang,
Bis mild ſie holte der Tod.

Doch Nächtens oft klingt noch ein leiſer Sang
Durch die Berge und Thäler zum rauſchenden Rhein,
Dann ſitzt auf dem Thurm ſie erwartungsbang
Im dämmernden Mondenſchein.

Und ſie wäſcht ſich die trüben Augen klar
Und kämmt ſich die Locken, golden und lang,
Und flicht ſich den Brautkranz ins flatternde Haar
Und ſingt den dunkelen Sang.

Der Drachenfels.

Da droben hauſt er in Höhl' und Geſtein,
Er iſt der ſtärkſte Kämpe am Rhein,
Der wildeſte iſt er der Wilden an Muth:
Es dränget nach Kampf, es dürſtet nach Blut
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Und fahren bewimpelte Schiffe vorbei,
Seine Reiſigen halten ſie an mit Geſchrei,
Sie holen die Fracht und die Männer heraus,
Die Jungfraun ſind begehrlicher Schmaus
Dem Rieſen Drago vom Felſen.

Und wieder harret am Ufer die Schaar,
Da ſchwebet ein Schifflein wunderbar,
Drin klinget der Lieder heilig Getön;
Es höhnt ſie der Heide von ſeinen Höhn,
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Die Reiſigen ſtürmen hinein in die Flut,
Zu tödten die Männer, zu rauben das Gut;
Doch, horch! ein Wehruf auf ſich ringt!
Es ſieht, wie die Woge ſein Volk verſchlingt,
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Und ſelber rennt er den Felſen hinab
Und raſet: „Nun findet ihr all eur Grab!
Nun bleichet bald im Waſſer eur Bein!“ —
In den tiefen Rhein watet kühn er hinein,
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Doch ſieh, aus der Pilger ſingendem Chor
Da tritt eine hehre Jungfrau vor,
Sie hält dem Heiden ein Kreuz vors Geſicht,
Und raſch entſchwindet das Augenlicht
Dem Rieſen Drago vom Felſen.

Der Freche erliegt dem Zeichen in Gott,
Sein Muth iſt ein Spiel, ſeine Kraft iſt ein Spott,
Er findet in naſſen Wellen den Tod —
Umſonſt hat der Heide die Frommen bedroht,
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Den Leichnam ſpielen die Wogen ans Land.
Sein Volk hat ſich zum Kreuze bekannt:
Sie wurden Chriſten von Ort zu Ort. —
Die Pilger fuhren betend fort
    Für den Rieſen Drago vom Felſen.

Der Mönch von Heiſterbach.

Ein junger Mönch im Kloſter Heiſterbach
Luſtwandelt an des Gartens fernſtem Ort:
Der Ewigkeit ſinnt ſtill und tief er nach,
Und forſcht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er lieſt, was Petrus der Apoſtel ſprach:
„Dem Herren iſt ein Tag wie tauſend Jahr,
Und tauſend Jahre ſind ihm wie ein Tag!“ —
Doch wie er ſinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert ſich zweifelnd in den Wald:
Was um ihn vorgeht, hört und ſieht er nicht.
Erſt wie die fromme Vesperglocke ſchallt,
Gemahnt es ihn der ernſten Kloſterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten ſchnell.
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor:
Er ſtutzt, — doch ſieh, ſchon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach ſeinem Stuhle eilend tritt er ein —
Doch wunderbar — ein Andrer ſitzet dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte ſindet er am Ort.

Der Staunende wird angeſtaunt ringsum:
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr.
Er ſagt's. — Da murmelt man durchs Heiligthum:
„Dreihundert Jahre hieß ſo Niemand mehr!“

„Der Letzte dieſes Namens“, tönt es dann,
„Er war ein Zweifler und verſchwand im Wald:
Man gab den Namen Keinem mehr fortan.“ —
Er hört das Wort — es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr,
Man nimmt das alte Kloſterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er iſt's, der drei Jahrhunderte verſchwand!

Ha, welche Löſung! Plötzlich graut ſein Haar:
Er ſinkt dahin und iſt dem Tod geweiht,
Und ſterbend mahnt er ſeiner Brüder Schaar:
„Gott iſt erhaben über Ort und Zeit.

„Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar;
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schickſal nach!
Ich weiß, ihm iſt ein Tag wie tauſend Jahr,
Und tauſend Jahre ſind ihm wie ein Tag!“

Bonn.

Kurfürſtliche Rechtspflege.

Max Franz hält zu Bonn ſeinen Hof
Als kölner Kurfürſt und Erzbiſchof,
Führt Krummſtab und Scepter dem Volk zum Dank.
Und liebte auch Luſt und Witz und Schwank. —
Einſt, da er eben Grillen fing,
Sah er durchs Fenſter — das Fenſter ging
Grad in den breiten Schloßhof hinein —:
Dort erblickt er ein armes Bäuerlein.
Das Männchen im blauen Kittel ſtand
Gar traurig und weinte und rang die Hand.
„Da möcht' ich doch wiſſen, meiner Seele,
Was dieſem armen Teufel fehle!“ —

Er öffnet das Fenſter, ſo wie er ſprach,
Und winkte den Bauer in ſein Gemach.
Gar ängſtlich und zaghaft trat er heran.
Der Kurfürſt fragte: „Was fehlt dir, Mann?“
Und Jener nahm ſich bald ein Herz
Und klagte einfach mit bitterm Schmerz
Wohl über die Herrn auf der Kanzlei,
Und wie dort kein Recht zu holen ſei,
Wie ſie ihn ſchon ſeit Jahren und Tagen
Vertröſteten, ohne Beſcheid zu ſagen. —
Max Franz der forſchte nach dem Recht
Und ſprach: „Ja, langſam iſt das Geſchlecht.
Doch will ich ihnen Beine machen.
Sie ſollen dir ordnen deine Sachen!
Sei nur im Herzen fröhlich und munter,
Und geh gleich zu den Herrn hinunter
Und frage ſie, wie das Urtel ſteh,
Und thun ſie aufs Neu dir mit Grobheit weh,
Da rufſt du den Kanzliſten: „Marſch!“ —
Und er ſprach vier Worte: . . . .
Der Spruch war's, den Götz von Berlichingen
Einſt durch das Fenſter ließ erklingen;
Der Vater Göthe hat ihn geſchrieben,
Ich thu's nicht, weil ihn die Damen nicht lieben. —
„Ei,“ denkt der Bauer, „was der Kurfürſt ſprach,
Das geb' ich den Herrn getroſt aufs Dach.“ —
Er geht und traut ſchon ſeinem Siege. —

Max Franz folgt ihm hinab die Stiege. –
Blaukittel tritt in die Kanzlei.
Bald hört der Herrſcher drin ein Geſchrei:
„Den frechen Schurken haltet ihn feſt!“ –
Doch der geſtochen ins Wespenneſt,
Der Bauer, ſtürmt athemlos heraus,
Ihm folgen im ungezügelten Braus
Die Tintenfäſſer und Actenſtöße,
Ihm folgen mit verletzter Größe
Die Herren in Talar und Perrücken,
Sie wollen den Frevler reißen zu Stücken.
Doch wie ſie ſtürmen, poltern, fegen,
Da tritt der Herrſcher ihnen entgegen.
„Mein Gott,“ ſo ruft er, „welch ein Spektakel!
Was gibt es hier für ein Mirakel!
Wohlan, ihr Herren, gebt an den Grund!“ –
Da ſtarren ſie offen Naſen und Mund,
Der Zorn verrauchte, und Richter und Schreiber
Sie ſtehen da wie die alten Weiber.
Doch ernſter fährt ſie der Kurfürſt an:
„Ich will jetzt wiſſen, was ihr gethan!“ –
Und ſtotternd erzählte Einer da,
Was ihnen für Schimpf vom Bauer geſchah:
„Der freche Bauer war gar zu barſch!
Er ſprach vier Worte: . . . .“
Der Spruch war's, den Götz von Berlichingen
Einſt durch das Fenſter ließ erklingen;

Der Vater Göthe hat ihn geſchrieben! —
Da hat der Kurfürſt die Hände gerieben,
Und lächelnd ſprach er gleicher Weiſe:
„Ihr Herrn, hat das denn ſolche Eile?“ —
Er ſchaute herum gleich einem Fuchſe,
Doch ringsum ſchwiegen die Federfuchſe.
Auch ſagt man, es ließen die Genarrten
Den Bauer nicht mehr auf ſein Urtel warten.

Sieg.

Windeck.

Es ſprach der Graf von Windeck zu ſeiner blonden Maid:
„Dein Auge ſchwimmt in Thränen, dein Antlitz welkt das Leid,
Es ſchwillt dein Herz von Seufzern, verhält ſie auch der Mund:
Verhülle dich nicht länger, thu deinen Gram mir kund!“ —

Sie aber weint: „Du willſt es, — Gott ſei mein Leid geklagt! —
Dem Waldenfelſer Junker hab' ich mein Herz verſagt,
Doch du verboteſt ſtrenge ihm Halle und Gebiet.
O, beug' den Stolz, damit nicht ein großes Leid geſchieht!“ —

Der Alte tröſtet milde: „Brich du den ſtarren Muth!
Er iſt von niederm Stamme, in dir fließt Grafenblut!
Auch hab' ich andre Urſach, doch frage darum nicht:
Muß ich, o Tochter, ſchweigen, ſo will es Sitt' und Pflicht.“ —

Da ging in großem Jammer die Jungfrau aus dem Saal.
In ihrer ſtillen Kammer da ſchrie ſie auf in Qual —
Sie ſchlug die weißen Brüſte, ſie rauft' ihr Lockenhaar;
Der Tag ging längſt zur Rüſte, doch blieb ſie ruhebar.

Und als ſie gegen Morgen ſtimmlos und müde ſchweigt,
Iſt's ihr, als ob vom Garten ein Ruf durchs Fenſter ſteigt:
Sie kennt den Ton und zittert, ſie öffnet, ſchaut hinab:
O, wie der holde Anblick ihr neues Leben gab!

Ihr Buhle ſtehet unten im grauen Dämmerſchein,
Er ſchaut ſo liebeſelig ins Auge ihr hinein,
Er flüſtert: „Strahlt mir endlich mein Glück und Licht und Luſt!
Die Brüſtung iſt ſo niedrig, o, flieg an meine Bruſt!“ —

Sie aber ſpringt vom Fenſter, er ſchlingt um ſie den Arm.
Sie ſchauderte vor Kälte — wie ward ſie plötzlich warm!
Sie lächelte durch Thränen, ſie jubelt durch die Pein,
So glüht auf dunkeln Wettern des Regenbogens Schein.

Gott ſegn' euch, junge Seelen! Wie drängt ihr Herz an Herz!
Wie löſt in wirren Worten ihr euren tiefen Schmerz! —
Und als er ſie vernommen, ruft er, von Gram geſchwellt:
„Wohlan, ſo laß uns fliehen weit in die weite Welt!

„Iſt grauſam, ſtreng dein Vater, der Himmel iſt uns gut!
Macht dich die Heimat zaghaft, das Leben gibt dir Muth!
Der Hochmuth und die Härte ſie treiben dich hinaus —
Komm mit, die Liebe gründet ſich allwärts feſt ihr Haus! —

Er dränget und beſchwöret, er zieht ſie machtlos fort,
Durch Strauch und Beet ſich windend verlaſſen ſie den Ort.
Am Waldſaum ſteht geſattelt ſein feurig Lieblingsroß,
Mit dem er oft die Weiten in jähem Ritt durchſchoß.

Er hebt ſie in den Bügel, er ſchwingt ſich hinten auf:
Zwei Liebende ſind Eines! Das hemmet nicht den Lauf.
Er greifet feſt die Zügel, er gibt die Sporen ſcharf,
Ha, wie zu keckem Laufe der Renner da ſich warf! —

Auf grünen Waldespfaden wie iſt die Welt ſo ſchön!
Es ragen Stamm und Gipfel ſchlank in die blauen Höhn,
Tief unten dunkler Schatten, hoch oben Sonnenglut!
Das Haar vom Wind durchpfiffen — ſie jagen hin mit Muth.

Vom Lager aufgeſchrecket ſtürmt dort der Hirſch vorbei,
Der Habicht hebt vom Neſte ſich auf mit ſchrillem Schrei,
Doch aus den tiefen Schlüften ſingt ſüß die Nachtigall! —
Was wegt ſich in den Lüften? — O, das iſt andrer Schall! —

Es brauſt, es klingt, es hallet! Nein, das iſt nicht der Fluß,
Der dort das Thal durchwallet in rauſchend vollem Guß!
Waldleute ſchwingen alſo die Axt nicht an dem Stamm,
So fällt auch nicht die Eiche dort an der Berge Kamm!

„Bei Gott, ſo dröhnen Hufe! Verrathen iſt die Flucht!“ —
Sie ſchaun ſich um — da ſtürmen die Reiter durch die Schlucht.
Voran der Graf von Windeck! Laut tönt der Folger Horn!
Das Roß des Waldenfelſers zuckt blutig unterm Sporn.

„Greif aus, greif aus, mein Rößlein!“ Umſonſt iſt's, daß er hetzt,
Die Wege ſind umſtellet, die Höhen ſind beſetzt,
Und ſeitwärts ragt der Felſen ſteil überm Waldſtrom auf,
Er ziſcht in düſtrer Tiefe in eingeengtem Lauf. —

Gefängniß vorn und hinten! O grauſenhafte Noth! —
Seitwärts in klaffender Tiefe der feuchte, ſichre Tod! —
Doch lieber freies Sterben, als Scheidung, Kette, Pein! —
Sie wählen die Erlöſung: „Friſch in den Tod hinein!“ —

Sie halten ſich feſter umſchlungen. O Bild, ſo friſch und jung!
Dann bäumt das Roß gewaltig ſich auf zu jähem Sprung! —
Was fliegt dort durch die Lüfte? — Iſt es ein Zauberbild? —
Was fegt dort tief zum Thale ſo grauſenhaft und wild? —

Was ſinkt dort in die Fluten? — Aufſchäumt und ſchreit der Strom —
Dann rollt er ruhig weiter. — O ſchreckliches Phantom! —
Graf Windeck ſieht's von oben. Wie da die Angſt ihm ſchwoll!
Dann ringt ſich ihm vom Herzen ein Ruf, entſetzenvoll:

„O, rettet ſie, o rettet! hinab, hinab zum Schlund!“ —
Er ſtürmet mit den Knechten auf ebnem Pfad in den Grund,
Doch, als er kaum betreten den grünen Raſenſtrand,
Da ſpült zwei blaſſe Leichen das Waſſer an das Land.

Umſchlungen wie im Leben ſo ruhen ſie im Tod,
Den ihnen Vaterſtrenge ſo hart und jäh gebot.
So blühn zwei weiße Roſen auf einem Stengel licht,
Die beide ſterben, wenn eine der kalte Sturm zerbricht.

O düſtre Trauer im Lenze, der rings das Land durchklimmt,
Indeß in Grün und Blüthen endlos die Weite ſchwimmt,
Indeß das Lied des Sproſſers mit vollem Ton erſchallt!
Ach, zwiſchen duft'gen Blumen da liegen ſie ſo kalt!

Der Alte ſteht erſtarret, ſein Haar ſträubt ſich empor,
Der Blick ſtiert aus der Höhlung, wie wer den Geiſt verlor,
Dann wird er wieder milde, — die Thräne, ſalzig klar,
Löſt ſich aus ſeinen Augen. So ſtürzt er auf das Paar:

„Todt meine beiden Kinder! O Tochter und o Sohn!
Das iſt der Jugendſünde verdienter böſer Lohn!
Ihr durftet euch nicht minnen, Blutſchande folgte nach!
Ihr ſüßen lieben Blumen, ich bin es, der euch brach!“ —

Wohl weint und klagt er endlos, bis ihn der Tod umwebt,
Doch ſagt das Volk, daß Nächtens ſein Geiſt den Fels umſchwebt!
Im klaren Mondlicht wallt er, die Kinder ſuchend, dort —
Unheimlich glitzern die Fluten, der Wandrer flieht den Ort.

Agger.

Die Johannisopfer.

Drei Todte fordert Sanct Johann gut,
So oft im Sommer ſein Feſttag lacht:
Er holt ſie am Grund, aus der Luft, in der Flut —
Ihr Läufer, ihr Klimmer, ihr Schwimmer, habt Acht! —

So geht der Glauben im Volke umher,
So flüſtert er heute der Schloßfrau ins Ohr:
Die Herrin von Schoinrath ſinnet ſchwer,
Und plötzlich hebt ſie ſich angſtvoll empor:

„Heut' iſt Johanni, des Heil'gen, Tag!
Wo ſind die Kinder?“ — Ihr Ruf erſchallt.
Es ſpricht die Zofe: „Sie ſpielen im Hag!“
Es ſpricht der Diener: „Sie lärmen im Wald!“ —

Was wird ihr Antlitz bleich und bang?
Drei Buben ſind es ja, friſch und geſund!
Sie lauſchen draußen dem Droſſelſang,
Sie pflücken die Beeren ſich vom Grund!

So war es. Sie ſpielten ſich aus dem Haus:
Wohl freut ſie der tiefe, hochſtämmige Forſt.
Da, horch! ein Schrein! Der Falk ſtürmt heraus,
In der höchſten Eiche hat er den Horſt.

„Das iſt der Hühner und Tauben Schreck:
Ich klettre hin und hole das Neſt!“
So ruft der Aelteſte kühn und keck
Und ſchwingt ſich hinauf in das ſtarke Geäſt.

Die beiden Anderen ſchauen ihm nach:
Er ſchwankt in der Krone, ſchon greifet er zu —
Doch die Wölfin, die aus den Büſchen brach,
Sie faßt den jüngſten Knaben im Nu.

Und ſie reißt ihn mit; laut gellt ſein Geſchrei;
Der Aelteſte ſieht es vom Eichenbaum,
Ihm vergehen die Sinne, der Zweig bricht entzwei,
Er praſſelt tief in den Waldesraum.

Wie all das Unheil der Dritte geſehn,
Da ſtürmt er heimwärts, taub und blind:
Statt über die Brücke ins Schloß zu gehn,
Stürzt in den Graben das zitternde Kind.

Wohl wurden die Knaben rings geſucht,
Nach allen Seiten ſtob der Troß,
Aus dem Waſſer, dem Forſt, der wilden Schlucht
Da brachten ſie Abends drei Leichen ins Schloß.

Die Herrin von Schoinrath bebte und ſchrie,
Sie jammerte auf in unſäglicher Noth:
Ach, was ihr Glück und Freude lieh,
Das lag am ſchlimmen Tage todt!

Drei Todte fordert Sanct Johann gut,
So oft im Sommer ſein Feſttag lacht,
Er holt ſie am Grund, aus der Luft, in der Flut.
Ihr Läufer, ihr Klimmer, ihr Schwimmer, habt Acht!

Zülpich.

Chlodwig.

Heut geht's um die Herrſchaft an Neckar und Rhein,
Die letzte Schlacht wird geſchlagen,
Es ziehen ſo düſter die Schaaren herein,
So drohend die Waffen ragen.
Bei Zülpich durchraſen ſie rings das Gefild,
Da kämpfen ſo blutig und muthig und wild
Die Franken und Allemannen.

Vom Hügel ſchaut Chlodwig, der fürſtliche Held,
Hinab in das brauſende Toben:
Die Feinde überfluten das Feld,
Den Muth durch die Maſſe gehoben.
Wohl ſtark, doch zu klein iſt ſein Frankenheer,
Es hält ſich feſt, doch hält es ſich ſchwer
Vor zahlloſen Kämpferhorden.

Da ſpornt er ſein Roß, daß es kniriſchet und ſchnaubt,
Da fleuget er zwiſchen die Streiter,
Da nimmt er den Helm vom lockigen Haupt,
Der kühne, mächtige Streiter,
Da hebt er zum Schwur empor die Fauſt
Und ruft, daß es Feinden und Freunden grauſt:
„Nun höre mich, Gott der Chriſten!

„Du blaſſer Gott voll Angſt und Schmerz,
Der am Kreuze den Tod erworben,
Du Gott, dem gehört meines Weibes Herz,
Weil du für die Menſchheit geſtorben!
Und haſt du die Kraft und haſt du die Macht,
Und hilfſt du mir als Gott der Schlacht,
So laß ich mich heut noch taufen!“

Er ſchweigt; doch am Himmel wird es klar,
Die Sonne durchbricht die Wolke,
Und über dem Könige ſchwebt ein Aar —
Das Herz wächſt dem Frankenvolke;
Und Chlodewig trägt das Banner vor,
Ihm folgt ein ſiegesmuthiger Chor
In blanken Eiſenreihen.

Und mächtig wirbelt der Staub empor,
Hell tönen die Waffen der Krieger,
Dann gellt ein jauchzender Schrei ins Ohr:
Wer geht hervor als Sieger?
Die Allemannen ergreifen die Flucht
Vor der Schwerter Schärfe, der Speere Wucht. —
Im Schlachtfeld jubeln die Franken. —

Herr Chlodwig nimmt den Helm vom Haupt:
„Laßt fliehn die geſchlagenen Haufen!“ —
In Gottes Namen, an den er glaubt,
Läßt ernſt der Held ſich taufen:
Sein Volk läßt taufen ſich zugleich.
Da dehnte ſich aus der Chriſten Reich
Weit über die deutſchen Stämme.

Die Krieger hoben mit Sang und Klang
Den König hoch zu Schilde,
Und trugen ihn herrlich im Siegergang
Von Zülpichs grünem Gefilde.
Er herrſchte am Neckar- und Rheinesſtrand
Nun, wie daheim im fränkiſchen Land, —
Er herrſchte im Glauben des Kreuzes.

Köln.

Hermann Grin.

Wohl haſt du viel zu melden,
O Köln, aus alter Zeit:
An Künſtlern und an Helden
Warſt du voll Herrlichkeit;
Doch, was du auch von Sproſſen
Zum Ruhm dir mochteſt ziehn,
Hoch ragt aus den Genoſſen
Der Bürgermeiſter Grin.

Nicht geht's um ſeine Ahnen,
Nicht geht's um ſein Geſchlecht:
Er zog auf hellen Bahnen
Stets adlig, grad und recht,
Der feinſte Geiſt zum Rathen,
So rühmt man billig ihn,
Der kühnſte Held zu Thaten,
Das war der Hermann Grin!

Feſt traf er ſtets die Stolzen,
Demüth'gen ſtand er bei.
Hei! ſeiner Rede Bolzen
Die flogen ſcharf und frei!
Den Uebermuth der Pfaffen
Den bracht' er heut zum Fliehn,
Mit ſeines Geiſtes Waffen
That es der muth'ge Grin.

„Sie ſollen uns nicht ſchmälern
Das gute Bürgerthum!
Es ragt in tauſend Mälern
Des Freiſtaats alter Ruhm.
Selbſtherrſchaftlich zu walten
Hat uns das Reich verliehn —
Wir halten feſt am Alten!“ —
Laut jauchzen ſie dem Grin.

So kam der Rath zum Schluſſe. —
Er wandert heim vom Saal:
Mit Handſchlag und mit Kuſſe
Grüßt ihn das Volk zumal.
Wohl war es reine Wonne,
Was ihm vom Antlitz ſchien:
Recht üben ſtrahlt wie Sonne!
Das weiß der wackre Grin.

Doch kaum hat er zu Hauſe
Sich friedlich hingeſetzt,
Da klopft es an der Klauſe,
Wo ſich der Müde letzt.
Des Erzbiſchofes Gnaden
Im weißen Hermelin,
Er läßt zum Mahle laden
Den Bürgermeiſter Grin.

„Ich komme!“ lacht der Starke;
„Spielt ihr auch falſches Spiel,
Ich leite meine Barke
Feſt nach dem feſten Ziel!
Ihr möget ſüß ihn locken,
Bedrohen mögt ihr ihn,
Nie wird im Amte ſtocken
Vor eurem Thun der Grin.“

Mit Wamms und mit Barette,
Zur Hand das ſcharfe Schwert,
Begibt er ſich zur Stätte,
Wo man des Manns begehrt.
Am Thore ſtehn zwei Pfaffen.
Wie ſie den Mund verziehn!
Sie werden Uebles ſchaffen!
Sei auf der Hut, o Grin!

Sie mühn ſich trotz der Tücke
Zu freundlich holdem Wort,
Und bauen bald die Brücke
Zu Höllenliſten fort:
„Wir ließen einen Leuen
Im innern Hofe ziehn,
Mögt ihr das Thier nicht ſcheuen,
So ſchaut es an, o Grin!“ —

Er ſpricht: „Wohl laßt ihn ſehen,
Ich liebe ſtarke Schau!“ —
Die grimmen Prieſter gehen
Mit ihm zum innern Bau.
Raſch löſt das Schloß der Zinger,
Das feſt gefugt erſchien,
Sie ſtoßen in den Zwinger
Und ſchließen ein den Grin.

Da ſieht er ſich verlaſſen
An einem öden Ort:
Rings ragen Mauermaſſen,
Das iſt ein Platz für Mord.
Die Pfaffen ſieht er kommen
Hoch auf den Galerien:
„Laßt euch die Schau jetzt frommen,“
So ſpotten ſie, „Herr Grin!“ —

Doch ſpringt ſchon an die Katze
Mit Mähnen, gelb wie Gold.
Breitkrallig droht die Tatze,
Das glühnde Auge rollt.
Der ſcharfgezähnte Rachen
Brüllt grauſe Melodien;
Die Mönche droben lachen:
„Ein hübſches Lied, o Grein!“

Doch in der Rechten blinken
Sehn ſie das ſcharfe Schwert,
Sie ſehn, wie mit der Linken
Ins rothe Maul er fährt;
Er führt den Stoß zum Herzen:
Der Leu hat Blut geſpien.
„Jetzt mögt ihr weiter ſcherzen!“
Ruft flammenglühend Grein.

Das Thier wälzt ſich im Krampfe,
Machtlos iſt ſeine Wuth,
Es brüllt im Todeskampfe,
Der Boden quillt von Blut.
Die Falſchen ſind entflohen,
Ihr Werk iſt nicht gediehn;
Doch hört ſchon ferne lohen
Den Aufſtand Meiſter Grein.

Am Zwinger dröhnt ein Pochen,
Das Volk ſucht ſeinen Mann,
Bald liegt das Thor zerbrochen,
Zerbrochen iſt ſein Bann.
Die Bürgermaſſen drängen,
Da wird gejauchzt, geſchrien:
„Die Pfaffen, ſchau, ſie hängen
Dort an der Pfort, o Grin!“

Und im Triumphe führen
Sie ihn zum Saale ſchnell,
Die Trommeln hört man rühren,
Die Pfeifen gellen hell,
Man ſieht die Becher leeren:
„Wohl ward dir Ruhm verliehn,
Du ſchmückſt uns all mit Ehren:
Hoch lebe Hermann Grin!“ —

Wohl haſt du viel zu melden,
O Köln, aus alter Zeit:
An Künſtlern und an Helden
Warſt du voll Herrlichkeit.
Doch was du auch an Sproſſen
Zum Ruhm dir mochteſt ziehn,
Hoch ragt aus den Genoſſen
Der Bürgermeiſter Grin!

Und ſeh' ich unſre Zeiten
Voll Jammer, Noth und Bann,
Dann denk' ich: Käm' zu ſtreiten
Herein ein ſolcher Mann!
Komm alle Herrſchſucht beugen
Wo tückiſch ſie erſchien:
Komm für die Freiheit zeugen,
Komm, neuer Meiſter Grin!

Wilhelm von Holland.

„O, wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn!
Ich ritt' in die Haiden roth, in die Wälder grün;
Ich gäbe dem blumigen Frühling ein einſam Geleit,
Und fände die Hütte und fände die roſige Maid!“ —

Leis ſprach Herr Wilhelm von Holland das heimliche Wort,
Er zog nach Köln im eiſigen Winter fort,
Es glänzten um ihn die Ritter, es lärmte der Troß;
Er ritt ſtill träumend dazwiſchen auf prächtigem Roß.

Bald grüßte die heilige Stadt am brauſenden Fluß,
Drin klingen die Glocken, dem Fürſten ein freundlicher Gruß;
Er zieht in die wogenden Straßen durchs dunkele Thor,
Laut jauchzet das Volk — kaum klingt es dem Träumer ins Ohr.

Und freudig empfängt ihn der warme, glänzende Saal,
Kronleuchter ſchimmern, geſpiegelt viel tauſend Mal,
Stolz rauſcht die Muſik durch des Raumes üppigen Glanz
Und ringsum windet und bindet ſich reizend der Tanz.

Es blühet und glühet der Mädchen holdſelige Schaar,
Im Reigen umringt und umſchlingt ihn manch liebliches Paar;
Sie kommen und gehen, lächelnd im koſigen Spiel,
Sie ſingen der Lieder, ſie bringen der Blumen ihm viel.

Die Ritter nahn in der Waffen blinkendem Strahl,
Sie heben kredenzend den ſchäumenden goldnen Pokal,
Sie preiſen und rühmen; doch ihm iſt Alles zur Laſt.
Er ſpricht erinnerungsſüchtig, der fürſtliche Gaſt:

„O, wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn!
Ich ritt' in die Haiden roth, in die Wälder grün,
Ich gäbe dem blumigen Frühling ein einſam Geleit ...“
Da ſpricht ihm ins Wort ein Greis: „Der Lenz iſt nicht weit!“

Albertus Magnus iſt es. Er faßt ihm die Hand,
Tief glühet ſein Blick, weiß wallet ihm Haar und Gewand,
Er will durch wechſelnder Bilder zaubriſche Luſt
Befreien des Fürſten gedankenverdüſterte Bruſt. —

So zieht er den Kreis, ſo ſpricht er ein flüſterndes Wort,
Er ſchlägt mit dem Stab —: da wandelt ſich plötzlich der Ort;
Ein Blühen hebt an, der Frühling feiert ſein Feſt,
Hoch blauet der Himmel, warm treibet die Wolken der Weſt.

Aus zackigen Bergen ergießt ſich der Ströme Lauf,
Die Brunnen rauſchen aus Felſen kühlig herauf,
Bunt grünen Wälder und Wieſen und Fluren umher:
Es lieget das Land ein jubelndes Frühlingsmeer.

Dazwiſchen erhebt ſich der Städte bethürmte Pracht,
Mit Bannern halten die Burgen auf Felſen Wacht,
Die fliegenden Reiter blinken im Sonnenſtrahl,
Die Heerdenglocken ertönen im duftigen Thal.

Still zieht durch den klingenden Frühling der fürſtliche Held,
Ihn grüßt in den Lüften der Vogel, die Blume im Feld;
Er zieht nach der Haide und ſchwindet im Waldesraum. —
Da fliehet das Bild und des Lenzes goldener Traum.

Und wieder umrauſcht ihn im Saal die glänzende Pracht,
Er hat nicht der Schaar, nicht des mächtigen Zauberers Acht,
Denn Tänze, Muſik und Menſchen ſind ihm zur Laſt;
Er bleibt traumſelig und ſpricht, der fürſtliche Gaſt:

„Wohl mochte der Himmel blauen, die Erde blühn,
Ich ritt in die Haiden roth, in die Wälder grün,
Ich gab dem blumigen Frühling ein einſam Geleit —
Doch fehlte die Hütte, es fehlte die roſige Maid!“

Die Geiſtermeſſe.

Vom Thurme ſchlägt die Mitternacht,
Der Abt von Gereon erwacht,
Er glaubt, es töne ſchon Geläut,
Und Frühmeß will er leſen heut.

Ihm iſt's im Haupt wie Traum und Wahn,
Doch raſch zieht das Gewand er an
Und eilet durch den Kloſtergang —
Wie ſtill iſt's noch das Haus entlang!

Ihn kümmert's nicht. Dumpf dröhnt ſein Tritt,
Zur Kirche lenkt er ſchnell den Schritt:
Die Wölbung glänzt vom Kerzenſchein —
Voll Froſt und Schwindel tritt er ein.

Es iſt, als ob die Orgel klingt,
Als ob die Schaar der Beter ſingt —
Die Weihrauchwolke ſteigt empor.
Ihm dringt es wirr in Aug' und Ohr.

Den Betern ſieht er ins Geſicht,
Die Bleichen rings erkennt er nicht,
Die Andern kennt er — doch der Tod
Entband ſie längſt von Luſt und Noth.

Kalt rieſelnd blickt er auf zum Chor:
„Wer hebt die Hoſtie dort empor?“ —
Es iſt im ſchwarzen Trauertalar,
Der vor ihm Abt im Kloſter war! —

Dann ſieht er grauſend, furchtdurchbebt,
Daß ſich ein Katafalk erhebt.
Er forſchet ängſtlich, wen er barg:
Da liegt ſein Ebenbild im Sarg!

„Gott helfe!“ Furchtbar dröhnt ſein Schrei,
Und das Geſicht iſt raſch vorbei.
Die Kirch' iſt dunkel, fort der Kreis,
Das Traurgerüſt, der Prieſtergreis.

Und Kälte ſchüttelt ihm das Mark —
Kaum iſt er heimzugehen ſtark.
Und er empfängt beim Morgenſtrahl
Den Beicht'ger mit dem Abendmahl.

Und fürder ſtand er nicht mehr auf;
Er weiß: es ſchließt ſein Lebenslauf
Es hat beim dritten Abendlicht
Der Tod erfüllet ſein Geſicht.

Ein Grab in Köln.

Du ſiehſt des Kloſters weiten Hof, die Gruft deckt jener graue Stein,
In dieſer Mauern düſterm Raum lacht frühlingsgrün das Grab allein.
Es koſt ſo warm die Sonne drauf, die Wolken drüber halten ein,
Der Vogel grüßt es aus der Luft, es glühet drum der Roſen Schein.

Hier ruht, von dem ich dir erzählt, das wunderſame Brüderpaar,
Das in derſelben Schmerzensſtund' die Mutter ſchmerzenfroh gebar.
Die Kinder ſogen Eine Bruſt, Ein Prieſter tauft' ſie am Altar,
Und Eine Liebe pflegte ſie, — ſie wuchſen ſtark und wunderbar.

Mit braunem Haar, mit blauem Aug', darin des Lebens friſcher Strahl,
Verſpielten ſie die Jugendzeit im Sonnenſchein durch Berg und Thal.
An Antlitz gleich und an Geſtalt und gleich an Herz und Sinn zumal,
So wärmte Jeder ſich mit Luſt an goldner Bruderliebe Strahl.

Da rief der Krieg! Die Trommel ſcholl, die Banner wallten ſtolz hinaus,
Fürs Vaterland begeiſtert ließ das Jünglingspaar ſein Ahnenhaus.
Sie ſattelten die Hengſte ſchnell und flogen zu der Schlachten Braus,
Die Siegesfahnen trugen ſie und ſangen kühn dem Heer voraus.

So ritten ſie voll wildem Muth des Tags vereint von Schlacht zu Schlacht,
In Einem Bett verträumten ſie denſelben Traum im Schlaf der Nacht;
In Luſt und Leid hat Jeder nur des Andern Luſt und Leid bewacht;
Sie zogen treu verſchlungen heim, als nach dem Sieg der Friede lacht

Wenn Einer liebt, wenn Einer haßt, muß Jener dann daſſelbe
nicht? —
Sie ſchauten Eine Jungfrau Beid', in beiden Herzen ward es
Licht;
Sie liebten Beide tief und warm, und übten Beide Bruder-
pflicht,
Sie gönnten Beide ſich das Glück und thaten Beide ſtill Ver-
zicht.

Die Liebſte ſoll des Andern ſein! — Und heimlich zogen Beide
fort,
In heil'gem Eifer eilten ſie zugleich an einen heil'gen
Ort,
Und fanden Beid' wieder ſich in eines Kloſters Ruhe-
port;
Sie ſagten ab der frohen Welt, gelobten Beid' ihr Prieſter-
wort.

Sie kämpften froh im Heer des Herrn, wie einſt für ihrer
Freiheit Pfand;
Zur Meſſe klang die Orgel laut, die Glocken tönten durch das
Land,
Die Kirchenfahnen flatterten, es rauſchte manches Goldge-
wand,
Und Gottes ſegnend Heiligthum erglänzte in der Brüder
Hand.

Ihr Haar ward grau, ihr Leib ward alt, die Liebe blühte fort in Luſt,
Es wärmte Jeder ſich als Greis noch an des Bruders glühnder Bruſt.
Sie ſtarben an demſelben Tag, und Keiner litt des Freunds Verluſt:
Die Leiber faſſet Eine Gruft, die Geiſter Eine Himmelsluſt. —

Die Sonne ſinkt. Wie ſpielet hier ſo lind und leis die Abendluſt!
Wie glüht des Weſtens Abſchiedskuß! Wie hellen Gruß der Vogel ruft!
Es ſtehn, verſchlungen Zweig' und Laub, zwei Roſenſträuche auf der Gruft:
Sie einen hold die Blüthenglut, ſie einen hold den Blüthenduft.

Jülicher Land.

Der Vogt von Bergheim.

Der Himmel hält heuer ein ſtreng Gericht:
Im Land iſt Mißwachs, die Frucht erfror,
Das Korn ging aus, das Brod gebricht.
Die Armuth ſchreiet gewaltig empor;
Doch der harte Vogt von Bergheim ſpricht:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Und ſtolz durchwandert er Hof und Haus:
Auf dem Speicher liegt des Weizens Wucht,
Die Heerde brüllt aus den Ställen heraus.
Er denkt: „Das iſt der Sparſamkeit Frucht!
Mir fehlt es nimmer an gutem Schmaus:
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Er ſtellt ſich vor des Gehöftes Thor,
Da kommen die Armen bleich wie der Tod.
Ein Bitten und Jammern ſchallt empor:
„O, ſtillt uns den Hunger, o, ſpendet uns Brod!“ —
Die Klagen treffen ein taubes Ohr:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“ —

„Geſindel,“ ruft er, „was wart ihr ſo faul,
Als Gottes Segen befruchtet das Land!
Ihr ſperret immer auf das Maul,
Doch nimmer ſchafft die träge Hand!
Ein Thor nur füttert den lahmen Gaul!
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“ —

Doch drängender ſchreit die hohläugige Schaar,
Schon ballt ſich krampfhaft manche Fauſt,
Manch Auge ſtarrt, es ſträubt ſich manch Haar,
Daß ob den Zeichen dem Vogte grauſt:
Doch heuchelt er ſelbſt noch in der Gefahr:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“ —

Er ſchreit: „Jetzt hab' ich kein Brod im Schrank,
Kein Korn iſt auf dem Söller zur Friſt,
Und lüg' ich, ſo komme das Vieh zum Dank,
Daß es in Scheune und Speicher frißt!
Nun machet mir fürder nicht Streit und Zank —
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“ —

Da tritt ein bleiches Weib aus dem Kreis,
Sie trägt ein ſterbendes Kind auf dem Arm.
Sie ruft: „So erfülle ſich dein Geheiß!
Uns räche der Himmel, daß Gott erbarm!
Du Frevler, der nur zu ſagen weiß:
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Sie ſprach ſo herzzerreißend den Fluch
Und ſinket leblos hin mit dem Kind;
Die Bettlerſchaar ſchweigt bei dem wilden Spruch,
Der Armuth mitleidige Thräne rinnt.
Nicht mahnt mehr der Vogt, der weiß wie ein Tuch:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Er flieht in das Haus und ſchließet das Thor,
Da kommt ihm ein grauſig wildes Bild:
Von Söller und Scheune grunzt es im Chor,
Er ſieht die Säue, dort wühlen ſie wild,
Aus Augen und Maul höhnt es flammend hervor:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Ihn faßte der Wahnſinn, fort treibt es ihn dumpf,
Er kehret nicht heim; man ſuchet ihn lang —:
Da ſchwimmt ſein Hut auf dem tiefen Sumpf,
Das Antlitz der Leiche iſt krampfig bang. —
In der Liebe ſeid nicht hart und ſtumpf:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Die Siebenſchläfer.

Drei Siebenſchläfer waren einmal,
Die ſchliefen ſieben Jahr,
Sieben lange Jahre ſchnarchten ſie ſchwer,
Drum hießen ſie Siebenſchläfer umher,
Ob drei ihre Zahl auch war.

Und als die ſieben Jahre herum,
Iſt plötzlich Einer erwacht;
Er rieb ſich die Augen ſchlaferfüllt,
Er rief: „Es hat ein Ochs gebrüllt!“
Und ſchnarchte wieder mit Macht.

Sieben andre Jahre gingen vorbei,
Da fuhr der Zweite empor;
Er gähnte ſtark und ſagte dazu:
„Ei was, es hat gebrüllt die Kuh!“
Und legte ſich wieder aufs Ohr.

Sieben andre Jahre zogen ins Land,
Da reckt ſich der dritte Wicht;
Er ruft und fährt ſich durchs ſtruppige Haar:
„Was Ochs und Kuh! Warum nicht gar!
Stört einem die Ruh doch nicht!“ —

Die Siebenſchläfer waren das,
Die ſtritten um Ochs und Kuh;
Und ſind ſie noch nicht aufgewacht,
So liegen in des Schlummers Nacht
Die Schläfer noch immer zu.

Aachen.

Der Zauberring.

„Steh auf, o Kaiſer Karl, ſteh auf
Und laß uns nicht verderben!
Dein Reich, errungen im Siegerlauf,
Es bricht ſonſt eitel in Scherben!
In Spanien ſchürt der Maure den Brand,
Am Elbſtrom rüſten die Sachſen,
Die Ungarn ſtürmen im Donauland!
O, nimm das geprüfte Schwert zur Hand,
Sonſt hältſt du nicht länger den Feinden Stand,
Sie werden dich überwachſen!“

So tönt es aus dem Frankenreich,
So mahnen die Paladine,
Doch Karl, der Kaiſer, ſitzt ſtumm und bleich,
Mit trübumwölkter Miene.
Die Kunden verrauſchen in ſeinem Ohr,
Sein Geiſt geht andre Pfade:
Es ſank ſeines Lebens liebſter Flor,
Weil er ſein herrliches Weib verlor,
Das Weib, das er vor allen erkor:
Die ſüße holde Faſtrade.

Am Schreine, der die Leiche barg,
Da ſitzt er Nächte und Tage,
Und um den dunkeln, ſchwarzen Sarg
Erhebt er unnennbare Klage.
Es iſt, als lächelten ihm noch hold
Entgegen die todten Züge.
Einſt ſpielte die Hand im Lockengold;
Als die Lippe geblüht, als das Auge gerollt,
Da bettelt' er dort um minnigen Sold —
Er hat nicht des Schauens Genüge!

Vergebens formt ſich der Leichenzug,
Vergebens ſingen die Knaben,
Vergebens wallt ſchwarz der Fahnen Flug,
Das todte Weib zu begraben —:
Er ſcheuchet ſie dort mit trotzigem Wort
Die Prieſter im Kirchengewande,
Die Krieger und Weiber tobet er fort:
Er aber verharret treu am Ort,
Er bleibet bei ſeinem todten Hort:
Was kümmern ihn Scepter und Lande! —

Die Tage vergehn, die Wochen verwehn,
Schier ging ein Mond ſich neigen —
Man ſieht am Sarg den Kaiſer ſtehn,
Stets düſterer wird ſein Schweigen.
Und ſeltſam! Der Leiche Angeſicht,
Der Leiche marmorne Glieder,
Sie welken nicht, ſie verweſen nicht!
Oft ſchwillt der Mund, als ob er ſpricht,
Oft glänzt der Blick wie von Lebenslicht,
Als kehrte der Geiſt ihr wieder.

Da ſpricht der Erzbiſchof Turpin:
„Hier muß ein Zauber walten!
So lang mag, kam die Seele zum Fliehn,
Der Leichnam ſich nicht halten!“ —
Und ſtille tritt der Weiſe zum Schrein:
„Laßt forſchen uns nach dem Grunde!
Der Leib iſt blank, der Leib iſt rein!“ —
Da ſchaut er zwiſchen die Lippen hinein:
Ein Zauberring von rothgoldenem Schein
Blinkt aus der Todten Munde!

Den funkelnden Reif nimmt hurtig er fort,
Drauf glühen Runenzeichen:
Zur Todesſtunde barg ſie ihn dort —
Jetzt muß der Zauber weichen.
Dem Kaiſer fällt's von den Augen wie Nacht,
Wie Wahn fällt's ihm von den Sinnen:
„O Gott, wie hab' ich die Zeiten verbracht!
Es war mir, als klänge fern die Schlacht,
Als fehlte mir traumgefeſſelt die Macht,
Den kecken Kampf zu beginnen!

„Wie hat mir den Geiſt die Todte bethört!
Ich liebte ſie treu ergeben,
Doch gebt dem Grab, was dem Grab gehört,
Ich trete wieder ins Leben!
Es treibt mich zu dir und deiner Geſtalt,
Turpin, vor den Männern allen!“ —
So lockt ihn zum Biſchof des Zaubers Gewalt:
Der fliehet und machet am See erſt Halt,
Und in die Fluten kühl und kalt
Läßt er das Ringelein fallen.

Der Kaiſer folgt ihm wie ein Aar,
Da fangen den Blick ihm die Wogen,
Draus kommt es ſo ſeltſam wunderbar
Ihm über das Herz gezogen.
Karl und Turpin ſind in die Schau
Tiefſelig und innig verſunken:
„Wohlan, wir gründen am See einen Bau,
Und drüber ſoll in der grünen Au
Ein Dom ſich heben ins Himmelsblau!“
So redet er ahnungstrunken.

Wo Aachen liegt, da war es im Thal,
Bald wuchs der Münſter im Grunde,
Bald ragte die Pfalz in den Morgenſtrahl,
Bald hob ſich die Stadt in der Runde.
Noch oft ritt Karl in die Schlachten hinaus,
Das mächtige Reich zu mehren,
Doch ruht er zu Aachen am liebſten aus
Von Herrſcherpflicht und Kampfgebraus:
Hier wahrte er Thron und Kron' im Haus,
Den deutſchen Landen zu Ehren.

Hildegard.

Der Kaiſer Karl ritt wieder aus
Zum Heerzug in die Gauen,
Und als er ſchied von Hof und Haus,
Da grüßt er ſeine Frauen,
Er küßt die ſchöne Hildegard;
Der Abſchied war ihm ſchwer und hart
Von ſo viel Lieb' und Treue.

Er ſpricht: „Du biſt mein Kron-Demant,
Du biſt mir Gut der Güter!
Dich ſchützt mein Bruder, Herr Taland,
Treu hält die Hut der Hüter;
Er ſteht dir bei mit Muth und Schwert:
Was mir am meiſten lieb und werth,
Geb' ich in feſte Hände!" —

Fortreitend ſah er oft ſich um,
Das Weib zerfloß in Jammern:
Rings in dem Hofe ward es ſtumm,
Stumm in des Schloſſes Kammern.
Doch der ihr Hüter ſollte ſein,
Der Böſewicht, tritt glühend ein,
Jaland kommt als Verſucher!

Von ſünd'ger Lieb' iſt er entglüht
Für ſie, die er ſoll ehren,
Es pocht ſein Herz, ſein Auge ſprüht,
Sie weiß ihm kaum zu wehren:
Vergebens bleibt ſie ſtarr und kalt,
Er drohet frech ihr mit Gewalt,
Da ſie verſchmäht ſein Werben.

Klug ſinnt ſie, was zu thuen iſt,
Zu hemmen ſeine Lüſte;
Dann ſpricht zum Schlimmen ſie voll Liſt:
„Wohlauf, die Kammer rüſte!
Doch ſei ſie duftig, reich und rein,
Dann will ich dir zu Willen ſein!“ —
Hei, wie ſein Antlitz brennet!

Koſtbar baut er das Brautgemach,
Es glänzt von Seid' und Sammet.
Auf Marmorſäulen ruht das Dach,
Die Wand iſt golddurchflammet.
Drei Thore geben feſten Schluß!
So ladet er zum heißen Kuß
Hinein die ſüße Fraue.

Leis ſprach ſie: „Zeige mir den Pfad,
Ich folge deinen Schritten!“
Er aber that, was ſie erbat,
Und ging mit eil'gen Tritten:
Schon ſchlüpft er durch das letzte Thor —
Doch ging er nicht mehr draus hervor:
Schwer fielen nach die Flügel.

Es ſchloß ihn ein die kluge Frau,
Den wilden Ungefügen.
Dann rief ſie in den eiteln Bau:
„Dem Sünd'gen darf man lügen!
Jetzt ſitze mir am ſichern Ort
Und büße deine Falſchheit dort,
Bis Karl, mein Gatte, kehret!“ —

Und endlich kam die Kunde her:
„Der Kaiſer kehrt nach Hauſe!“ —
Da bat und klagte Taland ſehr
In ſeiner feſten Klauſe:
„Vergib mir, hohe Kaiſerin!“ —
Mitleiden löſte ihr den Sinn,
Sie gab ihn frei der Bande.

Der Falſche aber ritt ins Feld,
Den Bruder zu empfangen.
Da fragte ernſt ihn Karl, der Held:
„Wie blaß ſind deine Wangen?
Wie glanzlos ſtarret dir der Blick?
Sag an, traf dich ein herb Geſchick?
Hielt Krankheit dich umfangen?“ —

Der freche Heuchler aber ſpricht:
„Ich litt um deine Sache!
O, traue deinem Weibe nicht,
Da hilft nicht Hut noch Wache:
Sie trieb nur Sünd' und Buhlerei,
Und daß ich nicht im Amte ſei,
Warf ſie mich in den Kerker!“ —

Im Zorne fuhr der Kaiſer auf,
Er rief in lautem Grimme:
„Zur Hofburg eilt in raſchem Lauf,
Ihr Knechte, faßt die Schlimme!
Noch heut ſei ihres Lebens Schluß,
Und wo am tiefſten iſt der Fluß,
Sollt ihr das Weib ertränken!“ —

Sie hielten einen ſcharfen Ritt
Durch Wälder und durch Auen,
Sie riſſen aus dem Schloſſe mit
Die Zierde aller Frauen.
Still folgt ſie ihnen wie ein Lamm,
Sie iſt in Schönheit wunderſam
Holdſelig anzuſchauen.

Vor ihren treuen Augen ſchwand
Der Muth der kecken Reiter,
Der Worte ſüße Milde band
Die Wildheit der Begleiter.
Und wie die Schaar zu Sinne kam,
Da ſchmolz die Kühnheit bald in Scham:
„Wer ſchlägt wehrloſe Weiber!“

Sie fühlten ſelbſt ein tiefes Weh, —
Im Wald ließ ſie der Haufen.
Dann ſchoſſen ſie ein ſchnelles Reh,
Das durch den Tann gelaufen;
Sie ſtachen ihm die Augen aus,
Die Augen brachten ſie nach Haus
Als ihres Mordes Zeichen. —

Doch lange zog das ſchöne Weib
Durch Forſt und Haid' und Hecken,
Vom Hunger litt der holde Leib,
Der Geiſt von Angſt und Schrecken.
Wie weh auch Käl' und Hitze thut,
Doch weher thut der Frevelmuth,
Am wehſten falſche Kläger! —

Ein Jahr verging im Strom der Zeit,
Da kehrte ſie nach Aachen;
Sie war vermummt im grauen Kleid,
All ihre Roſen brachen.
Zum Dom trieb oft ſie frommer Sinn,
Sonſt wohnte, ach! die Kaiſerin
Einſam in enger Kammer.

Wie ſonſt, ſo hat ſie jetzt geübt
Die Heilkunſt, gottergeben,
Und Manchem, welcher tiefgetrübt,
Heilung und Troſt gegeben:
Aus duft'gem Kraut, aus hartem Stein
Zog ſie wohlthunde Arzenein,
Die Reich' und Armen halfen.

Weit ging ihr Ruhm durch alles Land,
Zu ihr zog's wie zum Hafen;
Doch einſtmals ſtand vor ihr Daland:
Gott wog ihm harte Strafen,
Dem Ausſatz ward ſein Leib zum Raub,
Sein Aug' war blind, ſein Ohr war taub —
Es kam ein ſchreckhaft Bildniß.

Da ſprach zu ihm die fromme Frau:
„Du biſt voll ſchlimmer Sünden!
Zum Prieſter geh, um ihm genau
All deine Schuld zu künden,
Und wenn dir Gott der Herr verzeiht,
Dann will ich retten dich vom Leid,
Ich heile deine Krankheit!" —

Und wie ſie ſprach, geſchah es auch:
Verzeihung ward dem Böſen:
Dann ging ſie, ihn vom peſt'gen Hauch,
Von Gift und Blindheit löſen;
Und wie er ſtand, ein friſcher Mann,
Da ſchritt der Kaiſer ſelbſt heran,
Denn herrlich war das Wunder.

Und als er ſah die heil'ge Frau,
Da ſtaunt er wie geblendet,
Sie ſtand im hohen Tempelbau
Gleichwie von Gott geſendet.
Er blieb verſtummt, er blieb erſtarrt.
Da warf von ſich Frau Hildegard
Die ſchlichte graue Hülle.

Sie ſprach: „Ich bin es, mein Gemahl;
Wohl litt ich ſchlimme Thaten,
Nun löſt der Himmel meine Qual,
Es iſt zum Heil gerathen!“
Dann kündet ſie ihr traurig Loos.
Er aber hebt das Schwert zum Stoß
Und will den Bruder tödten.

Da hält ſie feſt den ſtarken Arm
Und bittet für den Schlimmen,
Sie bittet edel, ſchlicht und warm:
„O, horch auf Gottes Stimmen!
Wo Gott verzieh'n, mußt du verzeih'n!“ —
Still ſchließt er in die Arme ein
Die edelſte der Frauen.

Meiſter Tancho.

Zu Aachen durch die Gaſſen
Da tönte luſt'ger Braus:
Von Mann und Weib verlaſſen
Stand öde jedes Haus.
Mit ſeinem Hofgelage
Kam ſelber Karl zur Schau:
Es war an dieſem Tage
Vollbracht des Domes Bau.

„Gott wird mit Wohlgefallen“,
Begann der Kaiſer laut,
„Bewohnen dieſe Hallen,
Die wir ihm aufgebaut.
Für unſrer fleiß'gen Hände
Vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende
Im Gotteshaus uns blühn.

„Doch fehlt der Mund, der helle,
Der uns zu kommen heißt,
Wenn ſich der Gnade Quelle
Im Heiligthum erweiſt.
Mit ihrem freud'gen Schallen
Fehlt noch die Glocke hier,
Drum bringet von Sankt Gallen
Tancho, den Gießer, mir!“ —

Der Meiſter ward gerufen,
Und Karl gab ihm zur Stund
Gediegner Silberſtufen
Dreitauſend ſchwere Pfund;
Und Kupfererz und Eiſen
Gab er in Fülle aus,
Und ließ zur Arbeit weiſen
Ihm ein gelegen Haus.

Ans Werk gab unverdroſſen
Der Künſtler ſich alsdann,
Doch ſeine Thür verſchloſſen
Hielt er vor Jedermann;
Nicht, daß die Störung ferne,
Ihm lag Betrug im Sinn:
Das Silber hätt' er gerne
Vertauſcht mit ſchlechtem Zinn! —

Und als dahin drei Wochen,
Da war das Werk vollbracht;
Die Form ward abgebrochen —
Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
Die Sprüche Zeil an Zeil,
Im Sonnenglanz die Schilder!
Dem hohen Meiſter Heil! —

Mit freud'gen Angeſichtern
Steht rings das Volk im Kranz,
Doch in des Erzes Lichtern
Merkt Keiner falſchen Glanz.
Man zieht zur Glockenſtufe
Die Glock' und fügt ſie ein,
Und frohe Jubelrufe
Erſchallen mächtig drein.

Und Karl ritt aus der Menge
Zuerſt zu läuten vor,
Er rührt die Glockenſtränge —
Kein Laut dringt in ſein Ohr:
„Nicht liegt's an meiner Stärke,
Die regte Größ'res ſchier,
Es lieget an dem Werke,
Den Meiſter rufet mir!“

Und Tancho tritt in Mitten,
Im Auge grimme Glut,
Er geht mit ſchwanken Schritten,
Er reißt am Seil mit Wuth.
Ein Praſſeln und ein Toben
Dröhnt durch die Balken dann:
Der Klöpfel fällt von oben
Und trifft den falſchen Mann.

Wie ſie ihn ſtürzen ſehen,
Und ſehn des Blutes Lauf,
Da ſtaunt das Volk, da gehen
Ihm erſt die Augen auf.
Und weitum Alles ſchweiget:
Der alte Kaiſer ſpricht:
„Wo Gottes Hand ſich zeiget,
Da reden Menſchen nicht!“

Eginhart und Emma.

Die Sterne glitzern hell und kalt,
Die ſcharfen Winde treiben,
Der Winter malet mit Gewalt
Froſtblumen an die Scheiben,
Kaum blinkt hindurch der Mondenſchein:
Doch in der Kammer reich und rein,
Da ſitzt des Kaiſers Töchterlein
Und blüht wie eine Roſe.

Ei, Emma, ſprich, was ſoll die Glut
In Augen und auf Wangen?
Hinaus, wo ſchwarz der Vorhof ruht,
Da forſcht ſie mit Verlangen.
Wie ſie dabei ſo ſinnig ſchaut,
Gleicht ſie der ſelig ſüßen Braut.
Ja, holde Mär hat ihr vertraut
Herr Eginhart, der Schreiber.

Nicht lange geht der Stunden Lauf,
Da pocht's am Pförtchen leiſe,
Sie zittert, bebt und ſpringet auf
Und öffnet ſtiller Weiſe.
Es iſt der Mann, den ſie erharrt!
O, wie er da umſchlungen ward,
Der ſchöne, blonde Eginhart,
Von weichen Lilienarmen!

Die Flamme kniſtert im Kamin,
Geſellig glühn die Kerzen,
Doch hell're Funken noch entfliehn
Den jungen, freud'gen Herzen.
Wie rauſcht von Küſſen bald der Ort!
Wie flüſtert ſelig Wort um Wort!
Es zieht ſie beide ſieghaft fort
Die himmelhelle Minne.

Wohl ward die Zeit ſo ſüß verbracht,
Erkürend und erkoren!
Sie hatten eine ſüße Nacht,
Indeß es drauß gefroren;
Doch als der rothe Morgen kam,
Als Herz vom Herzen Abſchied nahm,
Da ſahen ſie — o Gram und Scham —
Es war ein Schnee gefallen.

Wie kommt der Liebſte aus dem Haus
Und durch des Hofes Mitte?
Es plaudern das Geheimniß aus
Die breiten Männertritte!
Wenn von der Spur der Kaiſer hört,
Wie wird ſein Geiſt von Zorn empört,
Dieweil zur Liebe hat bethört
Ein Diener ſeine Tochter!

Wohl ſeid ihr ſtets erfindungsreich,
Ihr Fraun, im ſchlauen Sinne!
Die Maid erdenkt die Liſt ſogleich,
Voll Liſten iſt die Minne:
Daß man des Buhlen Fuß nicht ſeh,
Trägt ſie, thut auch die Laſt ihr weh,
Den Liebſten ſelber durch den Schnee,
Sie trägt ihn auf dem Rücken!

Sie ſetzt ihn nieder vor dem Thor,
Ein Kuß noch klinget helle —
Sie flieht, ein Reh, zum Schloß empor,
Er fliegt, ein Aar, die Schwelle. —
Doch oben hoch im Fenſter ſtand
Der Kaiſer Karl: er hat erkannt
Die Liebenden, und Wuth und Brand
Glüht ihm auf rother Stirne.

„Wo ich im Frieden glaub' zu ruhn,
Wächſt Unfug unterm Dache!
Beim Himmel, ſolch ein frevelnd Thun
Erfordert Straf' und Rache!
Das heißt die Satzung frech verhöhnt!"
Hei, wie ſein Mund von Fluchen tönt,
Hei, wie ſein Heldenſchritt erdröhnt
Hinauf, hinab im Saale!

Doch allgemach ſein Zorn verglüht,
Die Sinne werden milder,
Es ziehn ihm wieder durchs Gemüth
Verrauſchte ſüße Bilder;
Er denket holder Jugendzeit
Und friſcher Liebesſeligkeit,
Ihm pocht's im Herzen, groß und weit:
„Die Lieb' iſt nicht zu zwingen!"

Und wie er träumt und wie er denkt,
Da kommt der Rath der Krone:
Es hat ſein Ruf ſie hergelenkt,
Sie ſtellen ſich zum Throne;
Wohl ſind die Männer ernſt und alt,
Ehrwürdig Antlitz und Geſtalt!
Der Letzte, der zum Kreiſe wallt
Iſt Eginhart, der Schreiber.

Der Kaiſer ſpricht: „Wohlan, ihr Herrn,
Helft mir mit Weisheit richten,
Ich ſtehe ſelbſt dem Fall nicht fern,
Drum ſollet ihr ihn ſchlichten!
Sagt, was dem Dienſtmann wohl gebührt,
Der meines Hauſes Ehr' berührt,
Der meine Tochter hat verführt!" —
Sie rufen all: „Der Henker!"

Und Eginhart ſträubt ſich das Haar,
Bleich werden ihm die Wangen,
Sein Blick, ſonſt muthig, jugendklar,
Verräth der Seele Bangen.
Der Kaiſer faßt ihn ins Geſicht:
„Mein jüngſter Rath, du redeſt nicht?" —
Der Arme aber zitternd ſpricht:
„Den Tod verdient der Frevler!" —

Da hebt gerührt der Kaiſer an:
„Ihr zeigt die alte Treue,
Ihr ſeid mit Rechtsſinn angethan,
Streng ſeid ihr ſonder Scheue!
Doch, ſeid ihr hart, ſo bin ich weich.
Die Liebe hat ihr eigen Reich,
Die Liebe fürchtet keinen Streich,
Die Lieb' iſt nicht zu zwingen!

„Und ließ mein Kind den rechten Pfad,
So trägt auch ſie die Sünden;
Ihr Buhle ſitzt in dieſem Rath —
Ich werd' ihn bald euch künden.
Doch der Verführer iſt nicht ſchlecht,
Er ſprach den Spruch ſich, den ihr ſprecht,
Doch Minne hat ein ander Recht —
Drum laßt uns all verzeihen!“

Sie ſtimmen zu. Karl rufet laut
Sein Töchterlein zum Saale:
„Komm, Eginhart, und nimm die Braut!
Kind, nimm ihn zum Gemahle!“ —
Da wuchs aus Leid die höchſte Luſt.
Des ſelig ſüßen Glücks bewußt,
So ſinken ſie ſich Bruſt an Bruſt
Mit übervollen Seelen.

Da ſie ſich trennten liebewarm,
Wohl dankten ſie dem Vater,
Es ſchloß ſie in den Heldenarm
Des Frankenreichs Berather.
Und dann belehnt die Kaiſerhand
Sie reichlich noch mit Volk und Land,
Es lag ihr Gut am Rheinesſtrand
In ſegenreicher Fülle.

Und als die Hochzeitsluſt verhallt,
Da trugen ſie die Roſſe.
Dem Lande rief ſie: „O du Wald!“,
Und: „ſel'ge Stadt“ dem Schloſſe.
Im Odenwald zu Sel'genſtadt,
Da wurden ſie der Luſt nicht ſatt,
Bis ſie ein Grab umfangen hat. —
Heil Eginhart und Emma!

Otto III.

Dumpf liegt auf Platz und Gaſſen
Die finſtre Mitternacht,
Des Königsſchloſſes Maſſen
Stehn noch in heller Pracht:
Reich wogt es in dem Saale
Und durch den Säulengang,
Sie ſchwelgen heiß beim Mahle,
Bei Becherklang und Sang.

Doch wo die Bogen dunkeln,
Strömt's plötzlich Licht hervor,
Die rothen Fackeln funkeln
Aus dem gewölbten Thor,
Es iſt von jungen Rittern
Ein wahnerhitzter Kreis,
Im wirren Trunk gewittern
Die Stirnen flammenheiß.

Der Kaiſer Otto ſtürmet
Wild vor dem wilden Strom,
Bis wo ſich nächtig thürmet
Der alte heil'ge Dom.
Zum Kreuzgang ziehn die Frechen,
Sie ziehn zur Gruft hinab:
Der Jüngling will erbrechen
Karl's altes Kaiſergrab.

Bald klingen ſcharfe Waffen
An Mörtel und an Stein,
Es iſt ein grauſes Schaffen,
Die Wände ſtürzen ein;
Sie bringen in die Zelle,
Draus quillt ein edler Duft,
Es füllt der Lichter Helle
Des Heldenkaiſers Gruft.

Die Leiche ſitzet prächtig
Im goldigen Ornat,
Das Scepter trägt er mächtig
So wie der Krone Staat,
Er ſitzt auf ehrnem Throne
So ernſt, ſo groß, ſo mild,
Als ob noch Leben wohne
Im ſtarren, todten Bild.

Wie ſtehet rings ernüchtert
Die trunkne wüſte Schaar!
Wie harret, eingeſchüchtert,
Der frech ihr Führer war!
Das Toben iſt vorüber,
Das Schreien iſt vergellt,
Die Fackeln brennen trüber,
Hell glänzet nur der Held.

Und ſieh, die Ritter liegen
Bald knieend im Gebet.
So ward noch leicht zu ſiegen
Der todten Majeſtät!
Herr Otto läßt vermauern
Aufs Neu die Kaiſergruft,
Er tritt mit bangen Schauern
Hinaus in nächt'ge Luft.

Seit jener ernſten Stunde
Befiel das Siechthum ihn,
Man ſah von Stirn und Munde
Die Jugendroſen fliehn,
Die Augen ſah man ſterben,
Es ſank der Glieder Bau:
Ihm gab den Tod, den herben,
Des Heldenkaiſers Schau!

Bergiſches Land.

Das Ave Maria.

Der Orgeltöne voller Strom
Schwillt an zu wunderbarem Klang,
Es gilt im Altenberger Dom
Der Himmelskönigin der Sang.
Die Muttergotteslieder all
Sind voll von ſüßer Harmonie,
Hell ſelig grüßt ihr milder Schall:
Ave Marie!

Doch mitten in das heil'ge Amt
Mengt ſich ein frevelnd lauter Ton.
Wer iſt in Frechheit ſo verdammt,
Daß er der Feier miſcht den Hohn?
Es pochet laut am Kirchenthor,
Zerſtörend alle Melodie,
Zerriſſen ſchweigt der fromme Chor:
Ave Marie!

Die ſchweren Flügel ſpringen auf.
Der nie dem Kloſter Gutes that,
Hält dort ſein Roß nach wildem Lauf –
Der wilde Junker Neſſelrath.
Er hat geſpielt, gejagt, gezecht,
Er tobte, fluchte, rauſte, ſchrie,
Nie ſprach, dem nur die Weltluſt recht:
Ave Marie!

Die Mönche ſchaun ihn ſchreckhaft an,
Doch mild und ſanft ſteigt er vom Roß,
Ganz iſt zerknirſcht der rauhe Mann,
Dem hell vom Aug' die Thräne floß.
Er ziehet durch die Säulenreihn,
Beugt vor dem Altar tief die Knie,
Und ſein Gebet iſt keuſch und rein:
Ave Marie!

Dem Kloſter blieb er ſeit dem Tag
In Frömmigkeit und Einfalt treu:
Was er in Sünden einſt verbrach,
Das ſühnte täglich er aufs Neu;
Ihm war kein Mönch an Demuth gleich,
Weil Demuth ihm die Reue lieh;
Stets rief er in das Himmelreich:
Ave Marie!

Wohl lehrten ſie ihn manch Gebet,
Doch war zum Lernen er zu alt,
Im Geiſt iſt Alles bald verweht,
Nur nicht die ſeligſte Geſtalt:
Der Muttergottes keuſches Bild
Verblüht ihm Tag' und Nächte nie,
Sie füllt ihm ſeine Seele mild:
    Ave Marie!

Sein Tagewerk iſt nur ihr Lob,
Sein Nachtgedanke nur ihr Ruhm.
Zwei Worte ſind's, die er erhob
In Feld und Wald und Heiligthum.
Er ward ein altergrauer Greis
Und lebt' und webte nur für ſie,
Er ſtarb, im Munde ihren Preis:
    Ave Marie!

Sie legten traurig ihn ins Grab,
Der recht des Kloſters Zierde war,
Weil er die ſchnöde Weltluſt gab
Für Himmelsminne, fromm und klar.
Und als er lag in kühler Gruft,
Dem Gott die beſte Gunſt verlieh,
Da klang als Grablied durch die Luft:
    Ave Marie!

Und als der ſüße Frühling kam
Und Kraut und Blum' ins Helle ſchoß,
Da keimte hold und wunderſam
Aus ſeinem Grab ein Lilienſproß:
Der Stengel wuchs ſo zierlich fort,
Die Knospe ſprang, der Kelch gedieh,
Und auf den Blättern ſtand das Wort:
Ave Marie!

Die Mönche eilten all herbei
Und laſen ſtill die goldne Schrift.
Und gab die Blume auch der Mai,
Wer aber führte hier den Stift?
O, könntet ihr durchſchaun den Grund!
Ein reicher Wunder ſaht ihr nie,
Die Blum' entwächſt des Frommen Mund:
Ave Marie!

Gunhilde.

Es kniet in brünſtigem Gebet
Gunhild, die junge Nonne,
Ob durch den Raum die Nacht auch weht,
Ihr leuchtet andre Sonne.
Sie kniet vor dem Marienbild,
Es iſt ihr Troſt, ihr Hort, ihr Schild
Die heil'ge Mutter Gottes.

Doch plötzlich fährt ſie auf und bebt,
Seitwärts ertönt ein Flüſtern,
Des Kloſters Beichtiger erhebt
Die Hände dort im Düſtern.
Er iſt dem Bilde ſtill genaht,
Es ſcheint, er bittet, wie ſie bat,
Zur heil'gen Mutter Gottes.

Sie hebt ſich ſtill und läßt den Ort,
Er ſteht ihr gleich zur Seite,
Sie eilet zu der Zelle fort,
Er gibt ihr das Geleite.
Er ſpricht: „Zieh mit zum heil'gen Land,
Laß beten uns, wo einſt ſie ſtand,
Die heil'ge Mutter Gottes!“

Es klingt ſein Wort ſo keuſch und rein,
Es tönt ſo fromm ſein Locken;
Die ſüßen Bilder gehn ihr ein,
Iſt ſie auch tief erſchrocken.
Sie wird der Sehnſucht nicht mehr ſatt,
Zu beten, wo gewandelt hat
Die heil'ge Mutter Gottes.

Sie läßt in tiefer Mitternacht
Die friedlich ſtille Zelle,
Der Prieſter ſteht ſchon auf der Wacht
Dort an des Kloſters Schwelle.
Sie ziehn durch Haide und Gefild,
Indeß ihr frommes Loblied ſchwillt
Zur heil'gen Mutter Gottes.

So kommen ſie in einen Wald,
Verworren, tief, umdunkelt,
Da hält der falſche Beicht'ger bald,
Sein ſchwarzes Auge funkelt.
Gunhild umſchlingt er voller Kraft:
„O, du biſt meine Leidenſchaft,
Mehr als die Mutter Gottes!

Du wunderbares Menſchenbild
Mit deinen blonden Haaren,
Mit deinen Augen ſüß und mild,
Laß mich dir's offenbaren:
Wahnſinnig haſt du mich gemacht!
Dich betet an, der ſtets gelacht
Der heil'gen Mutter Gottes!“

Doch als er kaum das Wort geſagt,
Da liegt er todt am Grunde.
Gunhilde flieht erſchreckt, verzagt
Lang in der Wildniß Runde.
Voll Schmutz das Kleid, voll Blut der Fuß,
Doch bringt ſie ſtets aufs Neu den Gruß
Der heil'gen Mutter Gottes.

Wohl war's ein böſer, trüber Pfad
Heim an die Kloſterpforte,
Und als ſie in die Kirche trat,
Da fand ſie kaum die Worte:
Sie klagte ſich der Sünde an:
„Ach, Schmähung hab' ich angethan
Der heil'gen Mutter Gottes!“ —

Die Schweſtern hören ſtaunend zu,
So ſeltſam klingt die Märe.
Die Mutter ſpricht: „O, daß wie du
Von uns doch Jede wäre!
Doch auch die Demuth hat ihr Ziel,
Erniedrige dich nicht zu viel
Der heil'gen Mutter Gottes!

„Der falſche Prieſter wohl entfloh
Wir ſahn ihn nicht ſeit Wochen;
Doch bliebſt du treu und andachtsfroh,
Was hätteſt du verbrochen!
In Kirch' und Zelle allezeit
Haſt du dich treu dem Dienſt geweiht
Der heil'gen Mutter Gottes!“ —

Gunhilde wird es licht im Sinn:
Seit ſie entfloh dem Hauſe,
Da hat die Himmelskönigin
Gewohnt in ihrer Klauſe.
Sie ſchweiget ſtill, ihr Auge loht,
Sie betet bis zum ſel'gen Tod
Zur heil'gen Mutter Gottes!

Düſſeldorf.

Jakobe von Baden.

Zu Düſſeldorf am Rheine
Da geht es um bei Nacht,
Im blaſſen Mondenſcheine
Schleicht es am Schloſſe ſacht.
Blutrünſtig iſt geſchlagen
Der ſchöne bleiche Leib,
Es murmelt düſtre Klagen
Das unglückſel'ge Weib:

„O Gott, wann find' ich Frieden?
Zu ſtreng iſt dein Gericht!
Die längſt vom Licht geſchieden,
Treibſt nächtlich du ans Licht.
Und bin ich auch voll Sünde,
Iſt meine Schuld auch groß,
O ſprich, wer reiner ſtünde
In ſolchem grauſen Loos!

„In ſüßen Jugendtagen
Wie hat mein Geiſt geblüht,
Wie hat mein Herz geſchlagen,
Da Lieb' es hell durchglüht!
Wir haben kühn durchſchwommen
Ein Meer von Seligkeit, —
Da ward mir ſchnöd genommen
Mein Philipp Manderſcheid.

„Wohl ward er mir geſchildert
Als leicht und los von Sinn,
Indeß zog er verwildert
In grauſem Wahnſinn hin;
Er konnte nicht vergeſſen
Verrauſchte Liebesluſt.
Was man ihm zugemeſſen,
Ich hab' es nicht gewußt.

„Mich riß man in die Lande
Fern über Berg und Thal,
Hier an des Rheines Strande
Erhielt ich den Gemahl.
Ich hab' ihn ſtumm empfangen,
Mein Geiſt war öd' und kalt.
Ich ſtand ja wie gefangen,
Ich duldete Gewalt.

„O gräßliches Erwachen,
Daß ich noch ſchaudern muß!
Des Blödſinns leeres Lachen
Das war ſein erſter Gruß.
Ich hört' ihn Worte kneten,
Doch thieriſch war der Ton:
Man lehrte wohl ihn beten —
Pfui, ſolch Gebet iſt Hohn!

„Statt ſeiner thun und ſchaffen
Sah ich, die ihn gelehrt:
Es waren düſtre Pfaffen,
Die rings das Land verheert,
Die in des Fürſten Namen
Sich raubten Geld und Gut:
Die grimmig Schlauen nahmen
Auch mich in ihre Hut.

„Doch wußt' ich mich zu retten
Vor Tücke, Bosheit, Hohn,
Ich riß entzwei die Ketten,
Ich ſtieg auf meinen Thron:
Voll Wohlthun war mein Leben,
Ich heilte Noth und Schmerz,
Doch übt' ich luſtergeben
Auch Heiterkeit und Scherz.

„Ich ritt auf flücht'gen Roſſen,
Ich ſuchte Spiel und Tanz,
Ich liebte ſangdurchfloſſen
Der Säle Lichterglanz,
Gern ſah ich kühnes Streiten
Mit Speer und Schwert und Schild,
Gern mocht' ich ſelber reiten
Zur Jagdluſt ins Gefild.

Doch, ach! ſtatt Luſt und Wonnen
Fand ich Verzweiflung nur,
Mein Geiſt blieb nachtumſponnen,
Trüb blieb der Seele Flur.
Und in der Sünden Mitten
Traf mir der Tod das Herz,
Mein Leben ward zerſchnitten
Durch kaltes Mördererz.

„Doch ſtarb ich auch voll Sünde,
Iſt meine Schuld auch groß,
O ſprich, wer reiner ſtünde
Bei ſolchem grauſen Loos!
Die längſt vom Licht geſchieden,
Treibſt nächtlich du zum Licht!
O Gott, wo find' ich Frieden?
Zu ſtreng iſt dein Gericht!" —

Zu Düſſeldorf am Rheine
Da geht es um bei Nacht,
Im blaſſen Mondenſcheine
Schleicht es am Schloſſe ſacht.
Es zieht auf düſtern Pfaden
Dahin der ſchatt'ge Leib,
Jakobe iſt's von Baden,
Das unglückſel'ge Weib.

Ruhr.

Sankt Ludger.

Es klinget dumpf durchs weite Thal —
Horch! das iſt Werden's Grabgeläute! —
Wer ließ denn Erdenluſt und Qual,
Wer ward des Himmels Wohner heute? —
Doch Keiner weiß den Todesgang,
Die Mönche gehn zum Thurm erſchrocken:
O ſeht, von ſelbſt ſchwingt ſich der Strang,
Von ſelber tönt das Spiel der Glocken!

Ein Wunder iſt es, unerklärt,
Ein Wunder iſt es, unverſtanden,
Doch hat's drei Tage kaum gewährt,
Da klingt die Kunde rings den Landen:
„Jäh ſtarb in dem Weſtphalengau
Ludger, des Chriſtenglaubens Zünder,
Es nennt ihn Werden's Kirchenbau,
Es nennt Abtei und Stadt ihn Gründer!“ —

Sie pflegen lange weiſen Rath,
Sie ſenden oſtwärts ihre Boten,
Die Prieſter folgen im Ornat,
Zu holen ihren theuren Todten.
Sie finden bald des Heil'gen Gruft,
Er ward von frommer Hand begraben,
Und um die Stätte weht ein Duft
Süß balſamvoll, das Herz zu laben.

Am Grab ſteht Volk aus Münſterland,
Wo er als Biſchof ward geprieſen:
Es kamen her vom Nordſeeſtrand,
Die er bekehrt, die blonden Frieſen.
Sein nennen will ihn jeder Stamm,
Denn jedem war er Hort und Hüter:
Sie werden alle wunderſam:
Die Leiche noch iſt Gut der Güter! —

Es dau'rt der Streit die ganze Nacht.
Ein neues Wunder blüht am Morgen,
Denn als das Licht im Oſt erwacht,
Da iſt der Sarg nicht mehr geborgen.
Die Erde that von ſelbſt ſich auf,
Sie gab des Heil'gen Reſte wieder. —
Nicht weiter ging des Wettſtreits Lauf,
Denn Alle knieen betend nieder.

Auf einem Wagen, ſtierbeſpannt,
Steht bald der Sarg — ſo ward's beſchworen —
„Wohin er geht, da iſt das Land,
Das er zur Ruhſtatt ſich erkoren!“
Und ſieh, die Ochſen ziehn nach Weſt,
Sie ziehen zu des Ruhrthals Wieſen,
Doch das gegebne Wort bleibt feſt,
Heim gehn die Münſtrer und die Frieſen.

Nur Werden's Boten folgen treu,
Gebete tönen, Lieder ſchallen,
Die Stiere wandeln ſonder Scheu,
Bis wo der Ruhr Gewäſſer wallen.
Sie halten an der Fähre an,
Der Kahn löſt ſich vom andern Strande,
Kein Ferge leitet ſeine Bahn,
Er treibet ruderlos zum Lande.

Zu Schiffe ſteigt die fromme Schaar,
Das wieder ungeführet gehet
Und auf den Wellen, wunderbar,
Sich dreimal vor der Landung drehet.
Dann hält das Boot. Sie ſteigen aus,
Und fort nach Werden geht der Wagen,
Er hält am ſchönen Gotteshaus,
Dort ward der Sarg zur Gruft getragen.

Und wieder klingt's im weiten Thal:
Horch, das iſt Werden's Grabgeläute!
Doch ſtrömt es durch den Abendſtrahl
So ruh- und ſegenſpendend heute.
O ſeht, von ſelbſt ſchwingt ſich der Strang,
Von ſelber tönt das Spiel der Glocken!
Dem Heil'gen gilt ein Dankgeſang:
Es iſt ſein Ankunftsgruß Frohlocken.

Meiſter Fickfeck.

Es wohnet ein Männlein dort hinten im Berge,
Ein Sproß vom Geſchlechte verlorener Zwerge;
Zwar konnten die Dörfler es nimmer erſchauen,
Doch nennen ſie ihn ohne Fürchten und Grauen:
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Was ſoll auch die Angſt? Mit freundlichen Gaben
Beſchert er die Mädchen, belehnt er die Knaben,
Und brauchen's die Männer, die Frauen, die Greiſe,
Stets ſchafft er in unverdroſſener Weiſe.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Bedarf Wer der Gaben, ſo kriecht er zur Spalte
Und bittet hinein. Der freundliche Alte
Erhört und befreiet den Flehnden der Sorgen:
Am Berg liegt die Gabe am anderen Morgen.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Iſt Kindtauf im Ort, da gibt er die Windeln;
Will ſpinnen die Maid, ſo ſpendet er Spindeln;
Er ſchleifet dem mähenden Bauer die Senſe,
Er ſchaffet dem Pferde ſo Sattel wie Trenſe.
Hoho, Meiſter Zickeck!

Er hämmert die Pflugſchaar, am Steine zerbrochen,
Breitſtirnige Ochſen verſieht er mit Jochen,
Zur Weinleſ' macht er dem Winzer die Fäſſer. —
Wer fertigt euch alle die Werke wohl beſſer?
Hoho, Meiſter Zickeck!

Dem Kind bringt er Puppen und Kreiſel und Reife
Und Pfeile und Bogen und Trommel und Pfeife.
Mit Kleidern ziert er bräutliche Paare,
Den Alten gibt er das Tuch für die Bahre.
Hoho, Meiſter Zickeck!

Nie raſtet ſein Thun, nie ruhet ſein Schaffen,
Die Bauern ſie laſſen ihn nimmer erſchlaffen,
Doch einmal gedenken ſie's herrlich zu lohnen:
Fürwahr, jetzt blühen dir Bürgerkronen!
Hoho, Meiſter Zickeck!

Wohl war es ein langes und breites Berathen:
„Er trinkt keinen Wein, er ißt keinen Braten,
Doch wohl bedarf er des ſchützenden Kleides,
So Hoſe, wie Wamms!“ — Sie beſtimmen ihm Beides.
Hoho, Meiſter Zickeck!

Sie rufen den Schneider, ſie fragen die Preiſe,
Er muß es erſinnen in koſtbarer Weiſe,
Das Beinkleid von Seide, die Jacke von Sammet,
Und adelig ſei es von Blumen durchflammet!
Hoho, Meiſter Zickeck!

Und als es vollendet, da ziehen ſie alle
Mit Flöten und Geigen und feſtlichem Schalle,
Sie legen das herrliche Kleid an die Spalte,
Als Dank ſoll es haben der neckiſche Alte.
Hoho, Meiſter Zickeck!

Heim gehn ſie mit frohen, behaglichen Sinnen,
Um bittend alsbald aufs Neu zu beginnen.
Mit beſſerm Gewiſſen nun fordern ſie eben,
Da ſie die Kleidung dem Zwerge gegeben.
Hoho, Meiſter Zickeck!

Doch ſeltſam, es bitten die Einen und Andern,
Man ſieht ſie am Morgen zum Berg wieder wandern,
Doch was ſie verlangten, es war nicht erſchienen.
Ei, wie ſie ſo mürriſch verzogen die Mienen!
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Da rüſten ſich nochmals die Dörfler zum Gange.
Man ruft in die Höhle: „Was harrſt du ſo lange?
Wir baten um Spaten und Beſen und Hacken!“ —
Da tönt's aus der Höhle: „Ei, wollt ihr euch packen!“
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Die Bauern erſchrecken: doch redet noch weiter
Der luſtige Zwerg: „Ich bin munter und heiter!
Ich geh' jetzt in koſtbarem Kleidergeflunker,
Die Arbeit iſt aus, und ich bin ein Junker!“ —
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Der ſchwarze Hildebrand.

Des Grafen Vogt klopft am Gehöfte an:
„Zur Dienſtpflicht ſtellet morgen einen Mann!
Die Maht hebt an beim rothen Morgenſchein,
Da laßt ihn auf der großen Wieſe ſein;
Die Mäher führet auf des Grafen Land
  Der ſchwarze Hildebrand!“

So ruft er kalt. Der Bau'r mit Weib und Kind
Sitzt dort am Tiſch bei ſeinem Ingeſind;
Er fährt empor. Die Bäurin, roth und blank,
Wird bleich und holt ein Hemde aus dem Schrank
Und ſpricht zum Knecht: „Das Linnen gib zur Hand
  Dem ſchwarzen Hildebrand!“ —

Paul war ein friſcher Burſch. Er fragt: „Warum?“
Der Frage aber bleibt die Bäurin ſtumm.
Der Bauer ſpricht: „So will es hier der Brauch,
Die frühern Knechte hielten's alſo auch:
Alljährig brachten ſie das Hemd als Pfand
  Dem ſchwarzen Hildebrand.

„Er iſt ein ſtarker Kerl von ſtrammem Hieb,
Man ſagt, daß er dem Teufel ſich verſchrieb,
Und wer ihm nicht das Hemd zur Sühne bot,
Den mähte er im Wettſtreit raſch zu Tod.
Noch Keinen gab's, der trotzend widerſtand
Dem ſchwarzen Hildebrand." —

Da lacht der Knecht: „Wohlan, ich nehm' das Lein,
Doch nicht dem ſchwarzen Mann, mein ſoll es ſein!" —
Sie warnen ihn, zu meiden die Gefahr:
Er ſteht bei ſeinem Willen feſt und klar:
„Ich überwind', den Niemand überwand,
Den ſchwarzen Hildebrand!" —

Vor Morgenroth da ſteht er rüſtig auf
Und ſchwingt den Hammer auf die Senſe drauf.
Sie glänzt ſo ſcharf und hell. Tief innig fleht
Er dann in ſtillem, brünſtigem Gebet.
Er ſpricht: „Mich ſchützet Gottes ſtarke Hand,
Komm, ſchwarzer Hildebrand!"

Und wohlgemuth gelangt er an den Ort,
Die andern Knechte ſind ſchon alle dort;
Zuletzt erſcheint mit ſchwarzem Haar und Bart,
Mit düſtern Blicken, Gliedern eiſenhart,
Hoch aufgewachſen zu der Kämpfer Stand,
Der ſchwarze Hildebrand.

Sie bringen all ihm ihre Opfer dar
Und bitten leiſe: „Schone unſre Schaar!
Wir wiſſen, ſchneller mähſt du wie der Wind,
Du biſt der Baas, doch heut mach es gelind!“ —
Eilf Hemden ſind's, es prüft ſie mit Verſtand
Der ſchwarze Hildebrand.

Paul ſteht von fern. Der Dunkle herrſcht ihm zu:
„Sag an, wo bleibt denn deine Gabe, du?“ —
„Zu geben hab' ich nichts!“ ruft Jener leicht. —
„Wohlan, dann haſt du heut dein Ziel erreicht!“ —
Giftpfeile ſendet aus der Augen Brand
Der ſchwarze Hildebrand.

Er ſtellt die Mäher an. Zunächſt ihm ſteht
Der ſchlanke Knecht. „Wohlan, ihr Burſche, mäht!“ —
Er iſt ein Rieſe, doch ein Knab' iſt Paul,
Voll Kraft iſt jener, dieſer iſt nicht faul;
Faſt ſicher ſcheint's, es hat die Ueberhand
Der ſchwarze Hildebrand! —

Die Senſe rauſcht, die Schwaden fallen hin.
Der Dunkle fliegt, Paul folgt mit muth'gem Sinn,
Sie ließen längſt die Uebrigen zurück,
Doch thuen ſie ſich's gleich in jedem Stück.
Zugleich ſind beide an der Wieſe Rand. —
Hei, ſchwarzer Hildebrand! —

Es gilt von vorn. Sie dengeln neu den Stahl.
Am Steine gibt das Eiſen glühen Strahl.
Die Funken ſprühen. Eine Stunde ſchier
Gehn ſie zurück im grünenden Revier,
Und gift'ger noch zeigt ſich zum Kampf entbrannt
Der ſchwarze Hildebrand.

Es gilt von vorn. Sie heben wieder an,
Und wüthender ſtets eilt der finſtre Mann,
Der Jüngling mäht zur Seite kräft'ger nur,
Faſt eher iſt er an dem End der Flur. —
Siehſt du nun, wie aufs Mähn er ſich verſtand,
Du ſchwarzer Hildebrand?

Ha, wie ſie glühn! Jetzt kommt der dritte Gang.
Und beide wetzen ihre Senſen lang,
An einer Schlange ſchärft der Feind das Erz,
Ein frommes Lied durchſtrömt des Jünglings Herz.
„Von vorn!“ — Da hat noch einen Spruch entſandt
Der ſchwarze Hildebrand.

„Zum dritten Mal!“ — Hei, wie das ziſcht und rauſcht!
Die Schaar der Knechte ſteht und ſchaut und lauſcht.
Der Dunkle heult, ſtets blinder wird die Wuth,
Dem Mund entſtrömt der Flüche wirre Flut.
Zu gut nur hält der junge Knecht ihm Stand,
Dem ſchwarzen Hildebrand.

Nein, mehr als das! Mit friſchem Hieb und Schwung
Kommt er ihm vor. — So kräftig und ſo jung! —
Es flieget durch die Wieſe hin ſein Schritt,
Die Schwaben ſinken raſch vor ſeinem Schnitt.
Längſt vor dir iſt er an der Wieſe Rand,
Hei, ſchwarzer Hildebrand! —

Der Dunkle ſchäumt vor Rache und vor Zorn,
Erſchöpft eilt er zum nahen friſchen Born,
Er trinkt und trinkt, doch kühlt er nicht die Wuth,
Er ſinkt und ſinkt, dem Mund entſtrömt das Blut.
Todt lieget auf der ſchatt'gen Quelle Sand
Der ſchwarze Hildebrand.

Die Knechte ſtehen rings um ihn im Kreis,
In Furcht erzitternd und vor Schrecken weiß,
Der junge Paul ſteht hoch und friſch und ſchlank
Und ſagt dem Himmel ſtille ſeinen Dank.
Rings flüſtern ſie: „So traf ihn Gottes Hand,
Den ſchwarzen Hildebrand."

Der Junker von Vollmarſtein.

Zum Stegreif ritten zwei Reiter aus,
Durch Buſch und durch Haide da ging es im Braus:
„Jetzt ſtünde mir an ein keckes Gefecht,
Jetzt wäre ein fetter Fang mir recht!“
So ſpricht zu ſeinem großen Knecht
Der Junker von Vollmarſtein.

Sie kamen in einen dichten Tann,
Da höhnt er: „Hier ſchlug ich jüngſt einen Mann:
Ich that es nicht um Geld und Gut,
Ich that es aus Gift, ich that es aus Wuth,
Denn es mußte ſehen Tod und Blut
Der Junker von Vollmarſtein.“ —

Es grauſt dem Knechte. Zur Seite ſteht
Urplötzlich ein Mann. — Ob er droht, ob er fleht? —
Stumm ſtrecket er aus die magere Hand. —
„Dich hole der Teufel, ſtreich weiter durchs Land!“
So ruft, und die Augen ſprühen Brand,
Der Junker von Vollmarſtein.

„Doch halt, ein Ritter ſpendet reich!“
Ein Goldſtück wirft er ihm hin ſogleich.
Der Knecht ſieht, wie durch den Hut es gleißt,
Und ſpricht zum Ritter: „Das iſt ein Geiſt!“
Doch lachet und ſpottet keck und dreiſt
Der Junker von Vollmarſtein.

Sie bogen in eine Haide ein:
„Soll allwärts denn hier gebettelt ſein?“
Zur Seite ſteht dieſelbe Geſtalt.
Dem Knechte wird es heiß und kalt:
Doch ſchwingt nun die Peitſche mit Gewalt
Der Junker von Vollmarſtein.

Er hauet ein auf den Bauer ſcharf,
Er traf, doch ohne daß er ihn warf.
Der Knecht erſchaut: wie durch die Luft
Ging's durch den Leib. Er jammert und ruft,
Doch nennt ihn rauh einen feigen Schuft
Der Junker von Vollmarſtein.

Jetzt ging es in einen Eichenforſt,
Dem Knecht das Herz vor Furcht ſchier borſt,
Denn ſiehe, dort ſteht derſelbe Mann,
Der Mann aus der Haide, der Mann aus dem Tann.
Jetzt fühlt auch, wie ihm das Blut gerann,
Der Junker von Vollmarſtein.

Gleichwohl, er rüſtet das Schwert zum Hieb:
„Nun treff' ich dich ſicher, du Tagedieb!“ —
Doch geht in leere Luft der Stoß,
Der Bettler ergehet rieſengroß. —
Angſtvoll läßt Bügel und Zügel los
Der Junker von Vollmarſtein.

Aufbäumt ſich das Roß in wildem Sprung,
Unhemmbar war ſein mächtiger Schwung.
Es ſchwindet im waldigen Dämmerlicht. —
„O gehe, Herr, nicht ins Gericht!“
So betet der Knecht. „Er iſt ein Wicht,
Der Junker von Vollmarſtein!“ —

Sie ſuchten ihn Nachts im Waldesraum
Und fanden ihn Morgens am Eichenbaum:
Das Haupt hing auf ein Gabel-Aſt,
Das Roß floh unter ihm fort in Haſt.
So büßte der ſchnöden Thaten Laſt
Der Junker von Vollmarſtein.

Kleve.

Der Schwanenritter.

„O bittres Loos der Waiſen,
Die einſam, elternlos
Daſtehn in öden Kreiſen:
Ihr Gram iſt tief und groß!“ —
Das iſt der Gräfin Jammer
Vom ſchönen Kleverland,
Sie ſitzt in ſtiller Kammer
Und ringt die weiße Hand.

Die Augen, einſt wie Sonnen
So leuchtend und ſo hell,
Sie wurden, ach! zum Bronnen,
Zum nimmermüden Quell.
Wo einſt mit lichtem Prangen
Die Roſenglut geweht,
Da ſteht auf bleichen Wangen
Ein weißes Lilienbeet.

Und aus des Fenſters Niſche
Schaut ſie die reiche Welt:
Da glänzt in reiner Friſche
Manch farbenhelles Zelt:
Es ragen Galerieen,
Die Fahnen wallen bunt,
Den Platz des Kampfs umziehen
Die Schranken dort im Grund.

Ihr Schmerz geht tief zum Marke,
Zur Seele geht die Pein.
Da tritt der Vogt, der Starke,
In ihre Kammer ein.
Er ſollte ſie beſchützen,
Nachdem ihr Vater ſtarb,
Doch will ſein Amt er nützen,
Er iſt's, der um ſie warb.

Wie paßte ihr der Schlimme?
Wie Winter paßt zum Mai,
Wie zu des Sproſſers Stimme
Des Habichts heiſ'rer Schrei! —
Er redet ſcharf und bitter:
„Ich frag' zum letzten Mal:
Den ſtolzen ſtarken Ritter,
Willſt du mich zum Gemahl?

„Und wechſelſt du die Ringe
Nicht morgen am Altar,
Auf, trotz'ge Maid, dann bringe
Mir deinen Kämpen dar!
Wir rufen ihn zum Streite, —
Laß ſehn, was er erkriegt!
Ich ſtritt in Näh und Weite
Noch immer unbeſiegt!“ —

Das Wort im Mund bleibt ſtecken,
Es zittert bang ihr Leib;
Er läßt in Angſt und Schrecken
Das jugendſüße Weib.
Sie aber ſpricht: „Nun rette
Mich, Ringlein, goldig roth,
Löſ' mich, mein Amulette,
Getreu aus Gram und Noth!“ —

Und an dem Band von Seide,
Unſcheinbar und gering,
Zog ſie ein klein Geſchmeide:
Es war ein Schwanenring! —
In herber Todesſtunde
Gab ihn der Mutter Hand,
Sie ſprach mit bleichem Munde:
„Bewahre treu dies Pfand!

„Ein Zauber lebet mächtig
Im Kleinod, unbewußt,
O, trag den Ring bedächtig
Auf keuſcher, reiner Bruſt.
Und droht dir Bann und Zwinger,
Droht dir der Tod ſogar,
So ſteck den Ring zum Finger,
Dann ſchwindet die Gefahr!“ —

So thut ſie jetzt, die Holde,
Mit ihrem Talisman —
Da plötzlich in dem Golde
Fängt es zu leuchten an:
Dran glüht von Runenzeichen
Geheimnißvoll ein Streif,
Es blitzt ein Schwan mit reichen
Flugſchwingen auf dem Reif.

Doch ihr ward Ruh beſchieden,
Die lange ſie gemißt;
Sie harrte nun voll Frieden
Auf die geſtellte Friſt.
Wohl ſchlief ſie ohne Sorgen,
Ihr kam ein heller Traum;
Als ſie erwacht am Morgen,
Scholl vor der Burg der Raum.

Auf jedem Weg zum Schloſſe
Da flog es bunt heran,
Die Reiter und die Roſſe
Durchkreuzten rings den Plan.
Dort in des Platzes Mitten
Sah man die Ritterſchaft:
Hei, wie da glänzend ſtritten
Die Schönheit und die Kraft!

Die Gräfin aus dem Schreine
Nahm golddurchwebt Gewand,
Sie will im hellſten Scheine
Sich zeigen ihrem Land!
Sie zog ſo reich und prächtig,
So leuchtend zum Balkon —
Da ſcholl von unten mächtig
Dreifach Trompetenton.

Die Herolde beginnen
Mit Rufen, klar und laut:
„Heut gilt es, zu gewinnen
Die roſenblühnde Braut!
Wer wendet die Gedanken
Zu unſrer Herrin auf,
Der trete vor die Schranken
Zu ſtarkem Waffenlauf!“ —

Horch auf! Ein ſeltſam Klingen
Ertönet her vom Rhein,
Es trifft wie Zauberſingen,
Wie Elfen Melodein!
Sie ſchauen nach den Fluten:
„Wer bläſt das Horn ſo mild?“
Und ſehn in Sonnengluten
Ein wunderbares Bild:

Stromaufwärts kommt gezogen
Ein muſchelart'ger Kahn,
Es zieht ihn durch die Wogen
Ein ſchöner großer Schwan.
Weit ſpannet er die Flügel,
Er trägt den Hals ſo ſchwank, —
Es leitet ihn am Zügel
Ein Ritter, jung und ſchlank.

Sein Horn rief jene Töne
Süß träumend in das Thal,
Er aber blüht voll Schöne
In friſcher Jugend Strahl;
Die ſtraffen Glieder ſchwellen,
Und Stirn und Wangen blühn,
Die rothen Lippen quellen,
Die Augen ſind ſo kühn!

Friſch wehet in die Lüfte
Das blonde Wellenhaar,
Es hängt ihm an der Hüfte
Ein Schwert ſo ſcharf und klar,
Es glänzt ihm an den Händen
Ein Ring mit Edelſtein,
Es gürtet ihm die Lenden
Das Horn von Elfenbein.

So lenkt er ſeine Barke
Zum grünen Wieſenland,
Es ſpringt der junge Starke
So muthig an den Strand!
Und Schiff und Schwan ziehn weiter,
Rheinabwärts geht es ſchnell;
Dann meldet ſich als Streiter
Der ſeltſame Geſell.

Da lacht der Vogt des Jungen,
Ob ihm geheim auch graut,
Denn rings iſt laut erklungen
Ein ſtaunenvoller Laut.
„Wer mag den Kämpfer ſenden?“
Die Schaar ſie kennt ihn nicht.
Gott mög' es gütig wenden,
Der Himmel hält Gericht!

Doch wer will hier erwägen?
Schon tobt der Zweikampf wild!
Es klingt von Schwerterſchlägen,
Es funkt an Helm und Schild.
Des Vogtes Streiche ſchmettern,
Wie Donner brüllet ſchwer,
Des Jünglings Hiebe wettern
Gleich Blitzen ſprühend her.

Der Alte gleicht der Eiche,
Er ſteht ſo ſtarr und feſt;
Der Junge führt die Streiche
Wie Sturmwind durchs Geäſt.
Doch plötzlich ſtreckt die Glieder
Der kräft'ge ſtarre Baum, —
Wie kracht er fallend nieder!
Rings hallt der weite Raum.

Es liegt der Vogt im Blute,
Ihn faßt der kalte Tod,
Der Jüngling ſtrahlt im Muthe,
Als kännt' er keine Noth.
Ein lauter Schrei klingt wieder —
Dem Sieger gilt der Ruf —,
Die Jungfrau ſteiget nieder,
Der ſtark er Hülfe ſchuf.

Sie neigt ſich ihrem Streiter
So ſchämig, keuſch und rein,
Und redet leiſe weiter:
„Mein Retter, ich bin dein!
Befiehl in meinen Auen,
Gebeut in meinem Schloß,
Du haſt erſiegt die Gauen
Mit Mann und Troß und Roß!“ —

Er aber ſpricht mit Zagen:
„Dich leit' ich zum Altar,
Doch darfſt du nie mich fragen,
Woher dein Kämpfer war.
Und willſt du's dennoch wiſſen,
Dann ſchwindet alles Glück,
Dann wird das Band zerriſſen,
Mich holt der Schwan zurück!“ —

Wohl gab ſie das Verſprechen.
Der Prieſter kam herbei, —
Da floß in vollen Bächen
Die Freude, friſch und frei,
Da tönten die Geſänge,
Da gab es Wein und Mahl,
Ein hochzeitlich Gepränge
Durchwogte Hof und Saal.

Und als der Tag den Frohen
In heller Luſt verrauſcht,
Da ward der Blicke Lohen,
Der Küſſe Glut getauſcht.
Es bringt die ſchönſten Stunden
Die erſte Minnezeit, —
Sie ſtürmten glückverbunden
Durch alle Seligkeit.

Sie ſanden allwärts quellen
Der Liebe ſüßes Licht:
In Gärten, duftig hellen,
In Wäldern, dämmernd dicht.
An Flüſſen und in Wieſen,
Im herrlichen Palaſt,
Gleichwie in Paradieſen
Floh hin die Zeit in Haſt.

Manch Jahr iſt ſo verfloſſen,
Drei Knaben blühen hold,
Die Augen lichtdurchfloſſen,
Ums Haupt das Lockengold. —
Da ward die Gräfin ſtille,
Wie ihr die Seele brennt:
„Es iſt doch Eigenwille,
Daß er ſich ſelbſt nicht nennt!

„Die Buben meiner Knechte
Sie wiſſen Stamm und Stand;
Vom gräflichen Geſchlechte
Iſt Beides unbekannt!
Warum ſoll nicht erſchallen
Des Vaters Nam' dem Sohn?
Schon flüſtern die Vaſallen
Von uns in Spott und Hohn!“ —

Und einſt in ſüßer Stunde,
In üppig ſtiller Nacht,
Da fragt ſie ihn die Kunde,
Sie fraget freundlich, ſacht.
Er aber ſpricht: „Verloren
Iſt nun das ſüße Glück!
Weib, du haſt falſch geſchworen!
Mich holt der Schwan zurück!

„Ich bin von edelm Stamme,
Hochadlig iſt mein Blut,
Ich ſchürte einſt die Flamme
In frommer Tempelhut:
Fern in hiſpan'ſchen Gauen
Steht Mont Salvatſch in Pracht,
Fern iſt er zu erſchauen,
Er leuchtet Tag und Nacht.

„Aus weiten Hallen ragen
Sieht man des Tempels Schau.
Die goldnen Säulen tragen
Der Kuppel ſtolzen Bau,
Und aus der Kuppel glühet
Der Kelch durch Berg und Thal,
Im Kelche aber ſprühet
Der dreimal heil'ge Gral.

„Zu Golgatha gefloſſen,
Faßt er des Heilands Blut,
Es hüten die Genoſſen
Ihn, die Templeiſen, gut.
Und dräuen wo Gefahren,
So zeigt der Gral es an;
Vor Noth und Tod zu wahren
Entſenden wir den Mann.

„Als du den Ring des Schwanen
Geſteckt an deine Hand,
Da fing ſie an zu mahnen,
Die Glocke rief durchs Land.
Es brauſt in Näh und Weite
Wie wilder Wetterſturm,
Es bebt des Bergs Gebreite,
Es wankt der ſchlanke Thurm.

„Da ſtieg empor zum Grale
Mein Vater Parcival,
Der König las die Male,
Und er verſtand ſie all.
Die Runenzeichen lohen
Mit Lettern flammenroth:
„„Am Rhein der Waiſe drohen
Unrecht, Gefahr und Noth!““ —

„Den Sohn erwählt der Starke,
Mich wählt' der Vater aus,
Da kam die Schwanenbarke,
Sie trug mich vor dein Haus.
Du weißt, was da geſchehen!
O Weib, du kenneſt ihn!
Doch muß nun von dir gehen
Dein Gatte Lohengrin!

„Die Kinder ſind geboren
Uns für ein großes Reich,
Das iſt für ſie verloren,
Ach Gott! mit Einem Streich.
Es ſchwindet Glück und Segen
Und Seligkeit uns all,
Mich ruft zu andern Wegen
Mein Vater Parcival!“ —

Da liegt das Weib voll Leiden
An ſeiner Männerbruſt:
„O, nimmer darfſt du ſcheiden,
Du, meines Daſeins Luſt!
Was ſollt' ich wohl beginnen,
Wärſt du mir, Holder, fern?
Dein ſelig ſüßes Minnen
Iſt meines Lebens Stern!“ —

Sie führt ihn zu den Kleinen,
Sie ſchlafen friſch und roth, —
Da muß er ſelber weinen
In übergroßer Noth.
Er weckt ſie mit dem Kuſſe,
Er koſet ſie mit Huld,
Doch bleibt er treu dem Schluſſe:
„Die Strafe folgt der Schuld!“ —

Das Schwert von ſeiner Seite
Reicht' er dem Aeltſten dar,
Den Ring erhielt der Zweite
Mit Steinen licht und klar,
Das Horn hing er dem Dritten
Wohl um den ſchlanken Leib;
Dann ſchied er, taub den Bitten,
Von dem geliebten Weib.

Da kam der Schwan geſchwommen
Herauf den grünen Fluß,
Und hat ihn mitgenommen.
Das iſt der Märe Schluß! —
Sie trug in Gram und Bangen
Noch oft den Schwanenring,
Doch ewig iſt gegangen,
Der einmal von ihr ging.

Otto der Schütz.

Es flüſtert und rauſchet im dichteſten Grün:
Wie blitzend die leuchtenden Augen ſprühn!
Da ſchwillet küſſend zum Munde der Mund,
Da tönen die Schwüre zum ewigen Bund:
Des Herzogs Tochter in ſeliger Luſt
Drückt Otto der Schütz an die pochende Bruſt.

Doch hat ihn belauſchet ſein Jägergenoß,
Zum Herzog trägt er die Mär auf das Schloß,
Er kündet ihm, was er im Parke geſehn:
Der Alte möchte im Zorne vergehn:
„Es minnet mein Kind ein niederer Knecht?
Wart, Otto mein Schütz, ich geb' dir dein Recht!

„Drum ritt er zur Seit' ihr, der kecke Geſell,
Drum ſang er ihr Lieder im Walde ſo hell,
Er hegt' ihr den Falken, er trug ihn ihr frei,
Er half ihr erjagen in Lüften den Weih,
Er ſpannte den Bogen, er ſchärfte den Pfeil.
Doch, Otto mein Schütz, jetzt wird dir dein Theil!“ —

Er ſtürmt aus dem Zimmer, er fliegt durch das Thor,
Das blitzende Schwert ſchwingt er mächtig empor,
Er ſucht durch die Gärten in Wuth und in Haſt.
Doch ſieh, da ſtehet aus Heſſen ein Gaſt!
Herr Homburg iſt es, der Alte — er kniet
Vor Otto dem Schützen? — Doch Otto entflieht! —

Der Herzog von Kleve geht näher heran,
Er grüßet den lieben befreundeten Mann;
Sein Zorn iſt verrauchet mit Einem Mal,
Er führt ihn zur Burg, er bringt ihn zum Saal:
„Nun kündet, Herr Homburg, nun kündet es hie:
Vor Otto dem Schützen, da beugt ihr das Knie?

„Der Burſche iſt hübſch und der Burſche iſt keck,
Er trifft in der Scheibe den ſchwarzen Fleck,
Er holt von der Stange ſtets Stern um Stern,
Er ſchießet den Hirſch in der weiteſten Fern! —
Jetzt zielt er mir gar nach dem Töchterlein! —
Hei, Otto, es ſoll dir vergolten ſein!

„Ein Dienſtmann hebt alſo die Augen empor?
Es ſoll mir büßen die Frechheit der Thor!“ —
„Ein Dienſtmann?“ ſo fällt ihm Herr Homburg ins Wort
„Nein, Landgraf in Heſſen das iſt er ſofort!
Dem Land nahm die Peſt den älteſten Sohn,
Und Otto dem Schützen ſteht offen der Thron!

„Ihn hatte der Vater fürs Kloſter beſtimmt,
Da floh er von Marburg verbittert, ergrimmt:
Er liebte den Wald, er liebte die Jagd,
So birſchet er hier die liebliche Magd!
Herr Herzog, holet den Pfaffen herein!
Gebt Otto dem Schützen eur Töchterlein!“ —

„Ich Herzog am Rheine, in Heſſen er Graf!“
So rufet der Alte. „Der Junge iſt brav!
Es zielte noch Keiner beſſer im Land.
Wohlauf, ſo laſſet uns knüpfen das Band!
Brautkleider ziehe, mein Töchterlein, an.
Holt Otto den Schützen, ich ſtraf' den Kumpan.“ —

Doch ſucht man vergeblich in Hof und in Haus,
Vergeblich ſtreift man zum Parke hinaus,
Er war in die Weite, — ſo ſtürmet der Aar, —
Er fliehet die Kutte, er ſcheut den Altar,
Er fürchtet, Herr Homburg hol' ihn zurück!
Herr Otto kennt ſeliges Liebesglück.

„Hinaus mit den Roſſen!“ — Das ritt und das rann!
Sie fanden ihn endlich im dichteſten Tann.
Wohl ſetzte er ſich wie ein Löwe zur Wehr:
„Ins Kloſter bringt ihr mich nimmermehr!“
Doch machtlos iſt er dem ſtürmenden Troß:
„Komm, Otto, o Schütz, es geht auf das Schloß!“

Man führt ihn zum prunkenden Saal mit Gewalt.
Geknickt iſt die jugendlich hohe Geſtalt,
Die Stirne iſt heiß, die Wangen ſind bleich,
Er ſenket den Blick, denn ihm drohet der Streich. —
„Heil, Landgraf in Heſſen!“ ſo grüßt ihn der Chor.
Doch Otto der Schütz ſchaut ſtaunend empor.

Es faſſet die Hand ihm der fürſtliche Greis,
Er führt zu der Braut ihn im glänzenden Kreis.
Schon harret der Pfaffe im weiten Talar,
Er trauet in Eile das liebliche Paar.
„Das war,“ ſo tönet ihm allwärts der Gruß,
„Herr Otto der Schütz, dein glücklichſter Schuß!“ —

Es flüſtert und rauſchet im dichteſten Grün.
Wie blitzend die leuchtenden Augen ſprühn!
Da ſchwillet koſend zum Munde der Mund,
Da tönen die Schwüre zum ewigen Bund.
Des Herzogs Tochter in ſeliger Luſt
Drückt Otto der Schütz an die pochende Bruſt.

Inhalt.

Seite

An Ludwig Uhland . . . . . III—IX

Der rheiniſche Wettſtreit 3
Wilhelm Tell 8
Graf Ulrich 16
Der Knabe vom Bodenſee 18
Habsburgs Mauer 21
Graf Rudolph von Habsburg 23
Johann von Schwaben 26
Johannes Huß 30
Eckhart und Tannhäuſer 34
Wolfdietrich's Buße 38
Die Geiſterhand 41
Die Frau von Geroldseck 47
Nichts Neues! 53
Märchen 56
Wolf Eberſtein 59
Nächtliche Erſcheinung zu Speier 63
Der Hirt von Oggersheim 67
Der Feuermann 70
Deutſchlands Wächter 73

Seite
Die Taufe des Irrlichts . . . 76
Adolph von Naſſau . . . 80
Jung Florian . . . 91
Heinrich Frauenlob . . . 96
Der Mönch vor Heinrich's IV. Leiche . . . 100
Vater Crescentius . . . 105
Neck . . . 111
Brömſer von Rüdesheim . . . 114
Biſchof Hatto . . . 123
Der blinde Schütz . . . 126
Wickher . . . 129
Die ſieben Jungfrauen . . . 132
Lore Lei . . . 135
Die Brüder . . . 138
Die Templer von Lahneck . . . 141
Johann von Böhmen . . . 144
Genovefa . . . 147
Die Lilie zu Laach . . . 172
Das Schloß im See . . . 175
Die Zwergenamme . . . 178
Schwert und Pflug . . . 183
Altenahr . . . 185
Roland . . . 189
Der bucklige Muſikant . . . 193
Die Jungfrau von der Löwenburg . . . 198
Der Drachenfels . . . 201
Der Mönch von Heiſterbach . . . 204
Kurfürſtliche Rechtspflege . . . 207
Windeck . . . 211
Die Johannisopfer . . . 217
Chlodwig . . . 220

Seite
Hermann Grin 223
Wilhelm von Holland 230
Die Geiſtermeſſe 233
Ein G[illegible] Köln 236
Der Vogt von Bergheim 240
Die Siebenſchläfer 243
Der Zauberring 245
Hildegard 251
Meiſter Tancho 260
Eginhart und Emma 264
Otto III. 271
Das Ave Maria 274
Gunhilde 278
Jakobe von Baden 283
Sankt Ludger 288
Meiſter Zickeck 292
Der ſchwarze Hildebrand 296
Der Junker von Vollmarſtein 301
Der Schwanenritter 304
Otto der Schütz 319

◆

Die Maikönigin.

Die Maikönigin.

Eine Dorfgeſchichte in Verſen

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

An Karl Simrock.

Gern auf der Dichtung grünen Pfad,
Den ich als Jüngling einſt betrat,
Zieht dämmernd die Erinnerung,
Und goldne Tage, blühend, jung,
Voll Wanderluſt im Maienſtrahl
Durchträumt ſie ſchwärmend noch einmal,
Sie ſucht im Herzen manches Lied,
Das Liebe, Wein und Lenz beſchied,

Schaut nach Genoſſen und Geſtalten,
Mit denen ich es einſt gehalten.

Dort ſteheſt du vor Allen klar,
Der mir ein Freund und Meiſter war,
Als mich zuerſt des Geiſtes Flug
Zu künſtleriſchem Schaffen trug;
Du warſt es, der zur Poeſie
Anregung, Rath und Muth mir lieh,
Der mir manch Vorbild feſt und ſcharf
In ſchöngeformtem Werk entwarf:
Dein ſtilles, edles, ſtarkes Dichten
Gab Maß und Beiſpiel, mich zu richten!

Dir folgt' ich freudig! Zwar gelang
Mir nicht ein ſtolzer Heldenſang

Wie dir, deß Amelungenlied
Den Weg des ew'gen Ruhmes zieht:
Doch oft wie du hab' ich entzückt
Den Heimathſtrom im Lied geſchmückt:
Wie Sag' und Leben ihn umrauſcht,
Den Stimmen hab' ich treu gelauſcht:
Auch iſt mir wohl der Ton gelungen,
Wenn laut mein Herz am Rhein geſungen.

So bring' ich heut ein ländlich Bild,
Es ſpielt im ſonnigen Gefild,
Den Siebenbergen nicht gar fern,
Wo ich entſproß, und wo du gern
Im Sommer wohnſt. Ich webte drein
Volksleben, Sitt' und Brauch vom Rhein

Aus alter Zeit. Wie ich's gefaßt,
Dünkt mir, daß deiner Art es paßt.
O nimm — ſei's beiden uns zur Ehre! —
Dies Lied für deine Lieb' und Lehre!

I.

Die Heimfahrt.

Der Abend gießt den Purpurſtrahl
Goldflammig über Berg und Thal,
Blauduftig bebt der Hügel Rand
Sich drüben in des Himmels Brand,
Es werfen Fels und Wälder Schatten
Fern in die abgemähten Matten,
Doch hüben glüht das Feldgebreite,
Es glüht der Hügel Sonnenſeite
Mit ihren Zacken, felsgegipfelt,
Mit ihren Rücken, waldbewipfelt:
Die Farben ſpielen reich entfacht.
Der Sommer iſt's der ſterbend lacht.

Müller, die Maikönigin

Bevor der Herbſt gewinnt im Streit.
Doch tief im Grunde ſtolz und breit
Geht wie ein ſilberfarb'ger Faden
Der Strom auf ſeinen ew'gen Pfaden.
Hier wird von Schatten er umdunkelt,
Indeß er dort von Lichtern funkelt:
Ihm geben Erd' und Himmel Küſſe.
Das iſt der Rhein, der Fluß der Flüſſe.

In ſeine Fluten tief hinein
Schaut dort das Städtchen. Glüher Schein
Liegt auf den Fenſtern, deren Blinken
Die ſtillen Wogen ſpiegelnd trinken,
Indeß die Häuſer, Thürme, Zinnen
Im Fluß kein rechtes Bild gewinnen,
Und doch ſo lockend ſehn ſie aus:
Der Weinſtock webt von Haus zu Haus
Sein bunt Gewind, in's Fenſter greifen
Die Reben, dran die Trauben reifen,
Sie grüßen auf der Bank die Roſen:
Man glaubt die Pflanzen wollten koſen,

Gleichwie die Menſchen, die aus Thür
Und Garten treten für und für,
Zu plaudern zu des Tages Ziele,
Gleichwie die Kinder, deren Spiele,
In einem letzten Aufſchrei enden.
Fürwahr, es will der Tag ſich wenden!
Der Mauerſchwalben raſche Züge
Umſchwirren, ſchleunigend die Flüge,
Nachahmend ſchrillen Rufs den Sturm,
Den epheugrünen alten Thurm.
Ihr Kreiſen iſt ein Bacchanal
Recht in des Tages letztem Strahl.
Und ſeltſam friedlich ſteigt dazwiſchen
Der Rauch pfeilgrad; von frohen Tiſchen
Erzählt er und vom Vesperbrod. —
So ſieht es aus um's Abendroth.

Stromabwärts führt der Weg durch's Thor.
Zwei Frauen treten draus hervor,
Sie holten Vorrath ſich im Städtchen.
Die ſchweren Körbe trägt das Mädchen.

Den kleinen hält die ſtraffe Hand,
Den großen wiegt ſie mit Verſtand
Und mit Geſchick auf ſicherm Haupt.
Ihr Gang iſt ſchlank und friſch. Man glaubt
Kaum an die ungefüge Laſt,
Die ſie mit feſter Kraft gefaßt.
So ſchreitet Agnes vor der Alten,
Der Mutter, die kaum Schritt gehalten.
Frau Gertrud iſt ſeit langen Jahren
Auch durch das Leben ſchon gefahren,
Und Luſt nicht minder wie Beſchwerde
Trug ſie auf Gottes ſchöner Erde.

Zur Schenke lenken ſie die Schritte,
Die aus der Linden grüner Mitte
Den Giebel hebt. Sie liegt am Weg.
Stets iſt dort luſtig Leben reg.
Dort ſitzt der Ferge, der ſich letzt,
Wenn oft er über'n Fluß geſetzt,
Dort weilt der Schiffer, welcher ruht,
Bringt ſtromwärts er das Kaufmannsgut,

Der Fuhrmann hält hier mit den Wagen,
Die weit in's Land die Frachten tragen.
Es iſt ein vielbeliebter Ort,
Dem gern man zuſpricht immerfort,
Denn würzig ſind hier Trank und Speiſe,
Und munter iſt des Wirthes Weiſe,
Drum fehlt es in dem alten Schank
Niemals an Luſt und Witz und Schwank.
So tönt auch heut das Gläſerklingen
Zu bunter Lieder tollem Singen,
Indeß im Thale auf und nieder
Hinwehn die Abendglockenlieder.

Die Frauen nahen Haus und Linden
Um Sohn und Bruder dort zu finden:
Nachmittags fuhren ſie ſchon an,
Und bis ſie ihr Geſchäft gethan
Und auf dem Markt und in dem Laden
Des Hauſes Vorrath aufgeladen,
Soll ſie erwarten hier der Sohn.
Sie ſehn von fern den Wagen ſchon,

Er hält noch auf demſelben Stand,
Den er bei ſeiner Ankunft fand:
Doch ungeduldig auf der Erde
Tönt das Geſcharr der ſchwarzen Pferde.
Agnes macht gleich die Fracht zurecht,
Es hilft dabei der Schenkenknecht. —
Wo bleibt nur Franz? — Und aus dem Thor
Tritt raſch der muntre Wirth hervor. —
Wo bleibt nur Franz? — So fragt die Frau.
Der Poſſenreißer lächelt ſchlau
Und ruft: Ich hole euch den Jungen!
Und raſch iſt er hineingeſprungen.

Und Franz erſcheint. O Gott, es wankt
Sein Schritt im Gehn, ſein Körper ſchwankt,
Wirr iſt ſein Haar, ſein Antlitz loht,
Und ſeine Augen ſtieren roth. —
Schon wieder! ſpricht die Maid zur Alten,
Nie weiß er ſich im Zaum zu halten!

Ach, daß er immer ſich betrinkt! —
Die alte Mutter ſeufzt und winkt
Den Sohn bei Seite: Hört denn nie
Dein Leichtſinn auf? ſo zürnet ſie.
Gewinneſt du denn nimmer Kraft,
Zu trotzen dieſer Leidenſchaft?
Wie kannſt du uns im Trunke fahren?
Vor Unheil mög' uns Gott bewahren!
Du wirſt noch in den Tod uns rennen!
O, wie dir Stirn und Wangen brennen! —
Franz aber ſchlägt ein Lachen auf:
Laßt nur der Jugend ihren Lauf!
Ich will auch meine Freude haben!
Es ziemet einem muntern Knaben,
Daß gründlich er in's Gläschen ſieht.
Drum ſingt nicht ſtets das alte Lied!
Man heulet mit, ſo wie ihr wißt,
Sobald man unter Wölfen iſt!
Und nun zum Wagen, ich bin fertig!
Friſchauf, ſeyd ſchneller Fahrt gewärtig! —
Er ſchreit die Worte, flucht und lallt,
Indeß er mit der Peitſche knallt,

Die ihm der Schenkenknecht gereicht,
Und ſtille Scheu die Fraun beſchleicht.
Daß man Gezänk und Lärm vermeide,
Beſteigen ſie den Wagen beide,
Ob auch mit Zittern und mit Beben
Sie ſich dem Lenker übergeben.
Dem Trunknen hilft der Knecht zum Sitz
Vorn auf der Bank. Mit ſchnödem Witz
Tritt mancher Gaſt ſchon aus der Stuben
Und reizt noch mehr den flotten Buben.
Derweil die Fraun beſchämt ſich wenden,
Ertönt das Necken aller Enden.
Laß ſehn, wie du die Zügel führſt? —
Laß ſehn, wie du die Peitſche rührſt?
Kennſt du das Fahren wie das Trinken,
So wirſt du bald herunterſinken! —
Du hältſt die Rappen wohl für Schimmel! —
Du ſcheideſt nicht mehr Erd' und Himmel! —
So ſpotten ſie. Ein Alter nur
Gemahnt den Schwarm: Still Kreatur!
Wie mögt ihr doch ſo gottlos ſprechen!
Vom Zechen geht's zum Halszerbrechen!

Indeſſen rollt der Wagen fort,
Die Peitſche treibt — manch rauhes Wort
Enttönt des Führers heiſrer Kehle.
Wohl ſprechen innig ihm zur Seele
Die Mutter und Agnes. Allein
Was hilft's! Der Spötter tobend Schrein
Klingt ihm noch höhnend in die Ohren:
Im Rauſch ging die Vernunft verloren.
Er knallt und flucht. Es iſt ein Glück:
Der Weg iſt gut. Ein gutes Stück
Sind ſie zur Heimath ſchon geflogen,
Jedoch zu raſch. Geſpenſtiſch zogen
Feld, Berg und Baum im Sturm vorüber,
Und in die Nacht, die trüb und trüber
Das Erdreich deckt, ſprühn Funken licht
Vom Pferdehuf. Franz ſchonet nicht.
Es iſt ein Glück: treu ſind die Thiere,
Auch gingen oft ſie im Reviere
Denſelben Weg. Und drum vertrauen
Den Roſſen mehr wie Franz die Frauen.

Jetzt aber nahn ſie einem Flecke,
Der graunvoll iſt. Die Felſenecke
Senkt thurmhoch ſteil ſich in den Rhein.
So düſter ſchaut der ſchroffe Stein
In's ſtille Dunkel! Und die Straße
Iſt dort am Berg mit engem Maße
In ſtarrenden Baſalt gehauen;
Indeß ſich oben Säulen bauen,
Brauſt untenhin des Stromes Flut.
Sie ziſcht und wirbelt: ihre Brut
Iſt weißer Schaum. Der Schiffer nennt
Dort bodenlos das Element.
Wohl dräun Gefahren! Ein Geländer
Von Holz nur ſchützt des Weges Ränder.
Und wie ſie raſch dem Felſen nahn,
Da ruft den Sohn die Mutter an:
Hab Acht, mein Franz! die böſe Stelle
Bringt jetzt der Pfad. Treib nicht ſo ſchnelle!
Die Peitſche ſpar! In feſter Hand
Faß an die Zügel. Mit Verſtand
Reicht man am beſten drüben aus.
Auch kommen zeitig wir nach Haus.

Drum ſtürme nicht. Feſt greif und halte!
Beruhigend ſpricht ſie die Alte,
Doch wirkt ihr Wort das Gegentheil.
Franz ſchreit und peitſcht zu neuer Eil,
Aufſchnaubend greifen aus die Roſſe,
Dem Pfeile gleich, den vom Geſchoſſe
Die ſtarkgeflochtne Sehne ſchnellt.
Zugleich erſcheint am Maſt erhellt
Dort um den Fels mit einemmal
Ein Dämpfer, der in hellem Strahl
Die Funken aus dem Schlote ſpeit
Und dicke ſchwarze Wolken weit
Aufthürmet in die nächtige Luft,
Und die Maſchine dampft und pufft,
Die Räder gehn im Takte ſauſend,
Die Wellen wehn zum Ufer brauſend.
Ein Nachtgeſpenſt fliegt rieſenhaft
Stromaufwärts der Koloß in Kraft —
Da iſt's geſchehn! — In wilder Flucht
Reißt das Geſpann des Wagens Wucht,
Am Stein die Funken ſprühen wilder,
Ein wüſter Traum ziehn hin die Bilder

Am Rand des Wegs. — Es klirrt von Hufen! —
Ein Raſſeln! — Angſtvoll Weiber rufen.

Es iſt geſchehn! Links gähnt der Schlund
Des feuchten Tods. — Alles geht rund
Vor der entſetzten Frauen Blicken.
Sie müſſen ſich in's Ende ſchicken
Mit ſtierem Aug' und bleicher Lippe,
So ſitzen ſie. Nun geht's zur Klippe,
Wo ſchroff der Pfad die Wendung nimmt —
Ein Stoßgebet noch angeſtimmt! —
In ſolchem Laufe kann der Wagen
Dort nicht vorbei, er muß zerſchlagen
Die Brüſtung, und mit Mann und Roſſen
Iſt in die Tiefen er geſchoſſen —
Man wird ſie lebend nimmer ſehn —
Es iſt geſchehn! Es iſt geſchehn! —

Das iſt das ſchreckhaft grauſe Bild,
Das ſeine Marter folternd wild

Den Frauen in die Seelen ſchnellt.
Drum hat der Angſtſchrei laut gegellt:
Es iſt geſchehn! — Ein donnernd Halt!
Tönt da — Mit mächtiger Geſtalt
Springt friſch hinzu ein kühner Mann
Und hemmt das flüchtige Geſpann.
Straff faßt er in die loſen Zügel:
Die Pferde, denen eben Flügel
Gewachſen ſchienen, ſtehen feſt —
Gott, der die Frommen nicht verläßt,
Schickt ſeinen Helfer — Thränen fließen,
Und Dankgebete ſich ergießen —
Voll Rührung klinget jeder Ton —
Und nüchtern wird der trunkne Sohn. —

Die Frauen beten zu dem Herrn
Vom Himmelreich. Beſcheiden fern
Verharrt der Fremde. Freundlich ſpricht
Er zu den Rappen von der Pflicht
Der Ruhe. Die verhitzten Köpfe
Klopft er, er ſtreicht der Mähnen Zöpfe.

Und freundlich thun die Thiere auch,
Da ſie des rauhen Führers Brauch
Nicht länger in den Weichen ſpüren.
Sie laſſen ſtill und fromm ſich führen
Von jener ſchaurig wüſten Stelle,
Wo unten braust die tückiſche Welle.
Er neſtelt an dem Riemenwerke,
Verſucht der Zügel Halt und Stärke,
Prüft weislich Deichſel, Rad und Achſe,
Daß nicht auf's Neu Gefahr erwachſe –
So will er gehn. — Nun gute Nacht
Und gute Reiſe und habt Acht!
Ertönt ſein Wort im Weiterziehn. —
Da rufen erſt die Frauen ihn,
Erſt jetzt iſt ihr Gebet beendet,
Und zu dem kühnen Retter wendet
Ihr Dank ſich helle, warm und laut,
Daß kaum er ſeinen Sinnen traut.
Was er gethan — ſo meint er nun —
Daß müßt' er jedem Menſchen thun.
Doch fügen ſie zum Dank die Bitte:
Er möge in der Rettung Mitte

Sie nicht auf's Neue dem Geſchicke
Preisgeben. — Gleich mit ſcharfem Blicke
Enträthſelt er des Führers Weſen.
Und da die Frauen ihn erleſen,
Greift Peitſch' und Zügel ſeine Hand:
Ein Sprung — und auf dem Wagen ſtand
Die ſtraffe mächtige Geſtalt —
Die Roſſe ziehn — er lenkt ſie kalt,
So ſicher, feſt — Franz ſchnarchet träge
Im Stroh — und Agnes zeigt die Wege.

Und weiter öffnet ſich das Thal.
Der Mond mit ſeinem milden Strahl
Steigt auf am Berg. Auf Au und Fluß
Streut träumeriſch er ſeinen Kuß,
Und ſelig ſtille wird die Fahrt.
Was ſich an Schrecken offenbart
Löst ſüßer Frieden. Zwiſchen Wäldern
Obſtgärten, Hecken, Wieſen, Feldern
Geht es dem heimiſchen Dorfe zu.
Auf allen Häuſern liegt die Ruh,

Nur hier und dort brennt noch ein Licht:
So heimlich iſt's, und Keiner ſpricht.
Dort iſt's — wo jene Bäume ſchwellen,
Dort ſteht das Haus — die Hunde bellen —
Franz, hat die Augen aufgeſchlagen —
Am Herrenhofe hält der Wagen.

II.

Der Herrenbauer.

Der Herrenbauer hat's gehört,
Sein Herz iſt von der Mär empört,
Die geſtern er vom Weib vernahm,
Heut wandert er voll tiefem Gram
Durch Haus und Garten, Hof und Scheuer —
Ihm iſt ſein Fleiſch und Blut ſo theuer. —
Agnes und Franz ſind ſeine Sproſſen
Die einzigen — in's Herz geſchloſſen
Hat er ſie tief. Nun kam's beinah,
Daß er die Lieben nimmer ſah,
Daß mit der Mutter weit verſchlagen
Der Rhein als Leichen ſie getragen.

Ach, mit dem Weib, das fromm und treulich
Sein Leben theilt! — Furchtbar, abſcheulich! —
Er bebt, als trügen ſie die Fluten!
Er fühlt des Herzens Wunden bluten.

Doch theilt ſich mit dem Gram die Scham,
Die troſtlos herb ihn überkam,
Daß, ach, der einz'ge Sohn mißrathen.
Er ſelber ſäte böſe Saaten:
Das iſt's, was er im Herzen fühlt,
Was wie ein grimmer Wurm dort wühlt.
Seit ihm der Bub geboren ward,
Hat er in allzuweicher Art
Ihn ſtets gepflegt. Die Vaterluſt
Erfüllte ſtets ſo reich die Bruſt,
Daß er der Unart nicht geachtet.
Nur zärtlich ward der Sohn betrachtet,
Schwoll ihm der Jähzorn. Ungehütet
Hat Lüge ihm den Geiſt durchbrütet,
Vom Lehrer hat er nichts gelernt,
Weil er ſich heimlich ſtets entfernt

Von Kirch' und Schul', um im Bereiche
Des Dorfs zu treiben tolle Streiche.
Und all die wilden Werke fügt
Er ungeſtraft und ungerügt.
So wuchs in ihm die Leidenſchaft
Des Müſſiggangs. Des Willens Kraft
Verſiechte früh im wüſten Treiben.
Nur in der Schenke läßt's ihn bleiben,
Beim Würfelſpiel, beim Saufgelage
Und Zotenliede macht zum Tage
Er meiſt die Nacht. Trifft er Genoſſen,
Dann iſt zum Schwärmen er entſchloſſen.
Was ſonſt den Landmann ſchmückt, den Fleiß,
Den kennt er nicht: ihm rinnt kein Schweiß,
Ihm härten Schwielen nicht die Hand.
Der Arbeit ſegnend Glück empfand
Er nie in ſüßer Müdigkeit.
Wüſt iſt ſein Thun, leer ſeine Zeit.
Wohl treibt ihn ſpäter oft der Vater
In Mild' und Strenge als Berather,
Doch, ach zu ſpät! Des Sohns Gemüth
Iſt ſchon verödet. Wenn es glüht,

Dann kann man nur das Eiſen ſchmieden!
Und dieſe Zeit iſt längſt geſchieden. —
Gewohnt, gethan! — Dem Trunk ergeben,
Führt er ein ſchwärmend tobend Leben,
Und das iſt nun des Alten Laſt,
Daß er ſo ſchlecht ſein Werk gefaßt,
Daß er aus falſcher Elternliebe
Aufſchießen ließ die gift'gen Triebe.

Der Herrenbauer iſt ſonſt ein Mann,
Der ſeinen Geiſt beherrſchen kann.
Das ſieht man an dem hohen Bau
Des hagern Körpers. Starret grau
Das ſtrupp'ge Haar auch auf dem Schopfe,
Man ſieht am hochgetragnen Kopfe,
Am ſchlanken Rücken, daß die Kraft
Ihm blühet voll und unerſchlafft.
Die Stirne ragt ſo groß und kalt,
So ſicher übt der Blick Gewalt

Wie Falkenaugen. Enggeſchloſſen,
Als wären ſie von Erz gegoſſen,
Sind ihm die ſchmalgeformten Lippen,
Und feſt ſind ſie, als wären's Klippen,
Draus nie ein unbedachter Laut
Entfliehen kann. Bei Gott, es ſchaut
Wie Stein ſein Bild, wenn unbewegt
Er daſteht. Doch wenn er ſich regt,
Iſt ſtraff und ſicher Tritt und Gang,
Gleichwie des Manns, der nimmer bang,
Der graden Wegs zum Ziele ſchreitet
Und, was ihn hindert, kühn beſtreitet.
Er ſieht nicht aus, als könnt' er ſchwanken,
Als brächt' er weichlich den Gedanken
Zum Opfer jemals dem Gefühl.
Ja, dieſer Mann ſo klar und kühl,
Ging einmal nur auf ſchwachen Wegen,
Und doch war alles dran gelegen:
Ach, bei der Führung ſeines Jungen
Iſt ihm allein ſein Werk mißlungen,
Da hat das Herz beſiegt den Willen! —
Wie ſoll er das Gewiſſen ſtillen! —

Der Herrenbauer iſt ſonſt ein Mann
Von ächtem Schrot und Korn. Wer kann
Von ihm hinweg die Blicke wenden,
Wer möchte nicht ein Lob ihm ſpenden,
Wenn er ſein Erbgut ſtolz durchſchreitet,
Das er durch Fleiß raſtlos erweitet!
Wie herrlich er zur Hausthür tritt!
Wie ſtellt er ſich mit prallem Schritt
Dort auf die Treppe, die voll Pracht
Die breite Linde überdacht!
Wie kurz herricht er den Knechten zu!
Wie wandelt er in ernſter Ruh
Zu Scheunen hier und dort zu Ställen,
Die rings ſich dem Beſitz geſellen!
Hier prüft er die gedroſchne Frucht
Und überzählt der Garben Wucht,
Dort nach den breitgeſtirnten Stieren,
Den augengroßen braunen Thieren,
Sieht ſcharf ſein Blick, und Pferd und Fohlen,
Die ſtreichelt er. Wie macht er Sohlen
Den läſſ'gen Mägden, faulen Knechten!
Es iſt ein ſcharfes kurzes Rechten,

Das jedem Uebel Hülfe bringt.
Und dann wie ſtark und rüſtig ſchwingt
Er ſeine Hacke auf den Rücken!
So muſtert er an Beet und Stücken
Des Gartens rings. Die jungen Bäume
Nimmt er auf's Korn. Durch Heckenſäume
Stapft er in's Feld. Der Aecker Stand
Wird dort erforſcht. Ringsum ſein Land,
Weinberge, Wieſen, Buſch und Hecken
Durchwandelt er, um zu entdecken,
Ob hier und dort ein Mangel droht.
Wie merkt er's ſpitz, thut Hülfe Noth!
Und wo er nicht die Regel fand,
Da legt er an die letzte Hand.

Jetzt iſt es anders. Trübe ruht
Auf Stirn und Aug' der böſe Muth.
Wohl iſt's der altgewohnte Pfad,
Den er noch jeden Tag betrat,
Doch zieht er acht- und theilnahmlos:
Es wuchs ſein Kummer heut ſo groß,

Daß er der Wirthſchaft nicht gedenkt,
Den Blick kaum zum Geſinde lenkt,
Nicht achtet auf die muth'gen Füllen
Und Rinder, die mit freud'gem Brüllen
Ihn laut begrüßen. In Gedanken
Sieht man durch Wieſ' und Au ihn ſchwanken —
Das erſtemal! — Es kennt ihn kaum
Der Nachbar dort am Gartenſaum,
Wie er ſo traumverloren ſchlendert! —
Sein ganzes Weſen iſt geändert.

Das thut die Sorge! Fern vom Haus
Und Dorfe treibt ſie ihn hinaus. —
Franz muß mit ihm. — Sie kehren nicht
Zu Mittag heim. Von ſeiner Pflicht
Will er dem Sohn noch einmal reden
Ergreifend, tief. Des Hauſes Fehden
Gehören nicht vor's Ingeſinde.
Und drum mit dem mißrathnen Kinde
Zieht er in's Waldgebirg, um dort
An einem einſam großen Ort

Das argverhärtete Gewiſſen
Zu rühren. — Ach, wer mag es wiſſen,
Was der beſorgte Vater ſprach?
Ob er des Herzens Eis zerbrach? —
In einer Schenke tief im Wald
Da ruhten ſie — das Ave ſchallt,
Als ſie den Heimweg Abends nehmen.
Es dunkelt noch ein herbes Grämen
Starr auf des Alten Angeſicht —
Blieb Franz verſtockt? — Sie reden nicht —
Doch wenn die Leute ringsum fragen:
Was hielt euch Mittags fern? ſo ſagen
Sie von Geſchäften in der Stadt.
Vom Wege ſind ſie müd und matt.

Das thut die Sorge! — Munter friſch
Kommt ſonſt der Bauer zum Veſpertiſch,
Denn Abends hört er auf zu rechten,
Schwatzt mit den Mägden und den Knechten.
Er ſcherzt und neckt. Auf anderm Weg
Geht heut ſein Geiſt. Kein Spaß iſt reg.

Er knurrt und murrt. Bei ſolchem Winde
Bleibt ſtill und ſtumm das Ingeſinde.
Wortkarg iſt er ſogar dem Gaſt,
Den er geladen hat zur Raſt,
Solang er will, obſchon ſein Herz
Voll Dankes ſchlägt. In Luſt und Schmerz
Fühlt er dem Fremden ſich verkettet,
Der ihm ſein Liebſtes hat gerettet.

III.

Reiner.

Hochhell ſollſt du geprieſen ſeyn,
O Gaſtfreundſchaft! Du Sonnenſchein
Auf froh' und ernſtem Wanderpfade!
Du kommſt dem Waller wie die Gnade
So unerwartet, reich und friſch!
Nicht brauchſt du einen vollen Tiſch,
Nicht feurigen Wein und üppig Mahl,
Du brauchſt im milden Augenſtrahl
Nur freundlich Blicken und im Munde
Nur Worte, welche holde Kunde
Von wohlgeſinnten Herzen geben!
O nein, du brauchſt kein ſchwellend Leben,

Nur Thür und Topf und Seele offen!
Und ſo wirſt du am Rhein getroffen
Schlicht, bieder, treu. Im Bürgerhaus,
In Hof und Hütten ein und aus
Gehſt prunklos du im Alltagskleid
Und gibſt dem Fremden allezeit
Glück, Segen, Luſt. Ein trübes Herz
Das machſt du licht und hebſt den Scherz
Zu lautem Lachen. — Alſo fand
Dich an des grünen Stromes Strand
Der Fremde, der beim Herrenbauer
Jetzt raſtet von der Reiſe Dauer.

Wer iſt der Mann? — Es kennt ihn Keiner.
Sie wiſſen nur, er heißet: Reiner.
Hochkräftig iſt er aufgewachſen,
Sein Haar lichtblond gleich wie von Flachſen
Hüllt ein das Haupt in vollen Locken,
Des krauſen Bartes leichte Flocken
Umfaſſen rings des Kinnes Rund,
Das friſche Antlitz glänzt geſund,

Die Naſe raget grad gezogen
Und unter hoher Brauen Bogen
Sehn helle blaue Augen nieder
Und grüßen freundlich, treu und bieder:
Der ganze Ausdruck iſt voll Güte
Und deutet auf ein fromm Gemüthe.
Und dennoch ſieht ſo kühn entſchloſſen
Der Mann darein. Friſch unverdroſſen
Bewegt er jedes Glied. Sein Gang
Verräth der Seele tapfern Drang.

Und einſtens nach dem Abendmahl
Sitzt das Geſind im letzten Strahl
Der Sonne auf des Hauſes Treppe.
Weit werfen ihre Schattenſchleppe
Die Berge ſchon. Im Lindenbaum,
Der oben ragt, da plaudern kaum
Die Spatzen noch. Die Hühner all
Und Enten ſuchten ſchon den Stall,
Und ſeltner ſchallt der Rinder Brüllen
Und das Geſtampf von Pferd und Füllen.

Nur vor dem Haus geht's lebhaft zu,
Es hat der Menſch noch keine Ruh.
Dort ſtopft der ſtramme Meiſterknecht
Die kleine Pfeife ſich zurecht,
Der Pferdsknecht ſieht die Riemen nach,
Die er am Zeuge heut zerbrach,
Und eine Peitſche flicht der Enk,
Des nächſten Tages eingedenk.
Die knappen Mägde kommen auch
Mit Beſen, Kübel, Topf und Schlauch.
Die Eine putzet rüſtig friſch,
Die Andre lieſ't für Küch' und Tiſch
Kraut und Gemüſe, das voll Pracht
In aufgethürmten Haufen lacht,
Die Dritte macht dem Vieh das Futter.
Agnes und die betagte Mutter
Bewachen ſie. Da tritt zur Runde
Der greiſe Schäfer mit dem Hunde.
Der alte Gerhard iſt's. Die Schwelle
Wählt er zu ſeiner Ruheſtelle.
Der ernſte Herrenbauer ſteht
Dort in der Thür voll Majeſtät,

Die Hände kreuzend auf dem Rücken,
Hinſchauend ſcharf nach allen Stücken.

Es iſt ein lebenskräftig Bild,
Das ſich entrollt. In Fülle quillt
Die Rede; helles Lachen hallt,
Wenn hier und dort ein Scherz erſchallt,
Es klingt der Lärm von den Geſchirren.
Doch wie ſie bunt und friſch ſich wirren,
Ruft einer laut den Fremden auf:
Nun gebt uns euern Lebenslauf! —
Warum denn nicht? — meint Reiner ſchnell, —
Doch hat ein wandernder Geſell
Wie ich nicht wunderbare Kunde. —
Da ward es ruhig in der Runde.
Die Mägde ſchweigen, zu den Pfeifen
Sieht man die ſchmucken Knechte greifen.

Und Reiner ſpricht: Zieht ihr den Rhein
Hinab weit in's Gebreit hinein,

Wo keine Berge mehr ſich heben,
Das Land ſich ſtrecket flach und eben,
Da bietet rechts vom grünen Fluß
Mein Heimathland euch treu den Gruß.
Nicht gibt es wie der rheiniſche Gau
Im bunten Wechſel reiche Schau.
Nur ſelten heben Thurm und Thor
Uralte Städte dort empor,
Sie ſpiegeln keine ſtolzen Dome
Ehrwürdig grau im alten Strome,
Ja, ſelten ſelbſt iſt Dorf und Flecken
Entlang die weitgeplanten Strecken.
Einſam auf ſtillgehegtem Gut
Wohnt dort der Bauersmann. Das thut,
Weil einzig er den Boden pflegt,
Der Korn und Holzung wohl ihm trägt,
Und Roß und Rinder reichlich nährt,
Doch nicht ihm Wein und Frucht gewährt,
Wie ſie an dieſen Hügeln reifen.
Man ſieht ihn nicht das Land durchſtreifen,
Zu markten regſam friſch beim Handel:
Eintönig iſt der Heimath Wandel. —

Doch ob es formenlos ſich ſpannt,
Es hegt in lieber Treu das Land,
Wer dort entſproß. Die gelben Auen,
Von Früchten wogend, ſind zu ſchauen
Gleichwie ein weites goldnes Meer.
Es dehnen Wieſen ſich daher
Rings eingezäumt zur ſichern Weide
Gleichwie ein grün Smaragdgeſchmeide.
Die Eichenwälder heben prächtig
Die breiten Kronen: ſtolz und mächtig
Durchbrauſet ſie des Sturms Choral.
Selbſt in den Heiden öd und kahl
Da pocht ein Herz; verſchwiegen ſtumm
Gehn drin geſchiedne Geiſter um.
Und wie das Land, ſo ſind die Leute.
Wie's geſtern war, ſo iſt es heute
In ihren Herzen; offen grad
Schnurſtracks ſo wandeln ſie den Pfad,
Stark, feſt in dem, was ſie erfaßt,
Doch ruhig immer, nie in Haſt,
Dann aber zäh und unverdroſſen.
Der Menſch iſt dort ſo abgeſchloſſen

Faſt wie ſein Haus, das ſeine Gipfel
Einſam ausſtrecket in die Wipfel
Des Hains und aus den Fenſtern weit
Hinſieht auf Wieſ' und Feldgebreit.
Eintönig iſts! Doch traumverloren
Denkt an das Land, wer dort geboren:
Ihm zuckt voll Rührung die Geberde
Nach Land und Volk der rothen Erde.

Ein Meierhof in jener Au —
Die Höfe gleichen ſich genau
Einer dem andern — iſt die Stelle,
Wo ich mich an des Lebens Schwelle
Zuerſt gefühlt. Das alte Haus
Sieht in die Winde weit hinaus.
Aus Holzwerk iſt es aufgebaut
Stolz, ſtattlich, groß, und zahllos ſchaut
An breiten Wänden Fach an Fach.
In rothen Ziegeln ſteht das Dach.

Des Giebels Mitte zeigt ein Thor,
Hoch ragt es in den Bau empor,
Als Schuppen und als Tenne ſtreckt
Es tief in's Haus ſich, drüber ſteckt
So Heu wie Korn. Zu jeder Seite
Da liegen längs der ganzen Weite
Die Ställe mit dem reichen Vieh.
Im hintern Haus da wohnen ſie,
Die einſt mich zeugten. Küch' und Stuben
Vereinen Eltern, Töchter, Buben
Und Magd und Knecht; denn Menſch und Thier
Sie ſchützt dieſelbe Wohnung hier.
Und um das Haus da dehnen ſich
Baumhof und Gärten ſäuberlich,
Das Rindvieh weidet weiter fort
Mit Gans und Huhn im Kampe dort.
Dort brauſt's von jung' und alten Roſſen,
Die das Gehege hält umſchloſſen.
Und weiter ſieht man Wieſ' und Felder,
Darüber Heiden auch und Wälder,
Und endlich ferne blaue Hügel,
Die Grenzen für der Sehnſucht Flügel.

Ich lebte dort in jungen Tagen
Voll ſtillem freundlichem Behagen.
Es leitete mir Herz und Hand
Das beſte Elternpaar. Der Stand,
Dem ſie gehörten, ward der meine.
Den Landbau trieb ich im Vereine
Mit Allen, die belebt das Gut.
Dem Knaben gab man ſchon die Hut
Der Gänſ' und Schweine, Küh' und Pferde.
Rangmäßig ſtieg von Herd' zu Herde
Ich allgemach; dann hinterm Pfluge
Folgt' ich der Roſſe munterm Zuge.
Die Senſe ließ durch Gras und Saaten
Ich ſauſend gehn. Mit Hack' und Spaten
Schuf ich im Garten. Auch die Zucht
Der Bäume lernt' ich. Aus der Wucht
Der Garben droſch ich Korn und Samen,
Drob ſie zum weiten Speicher kamen.
Ich regelte die blanken Ställe.
Als zwanzigjähriger Geſelle
Wußt' ich den Bau des Lands ſo gut,
Wie's ſonſt ein alter Bauer thut. —

Mein Vater iſt ein reicher Mann,
Der viel geerbt und mehr gewann,
Denn keiner in der Landſchaft Kreiſe
Trieb ſeine Wirthſchaft klug und weiſe
Wie er; kein andrer Nachbar war
Gleich ihm thatkräftig, feſt und klar.
So wuchs ihm das Beſitzthum jährlich.
Auch ging es nimmer karg und ſpärlich
Im Hauſe zu. Voll Ueberfluß
Bot Küch' und Keller den Genuß.
Hell lachte dort die Gegenwart.
Doch war die Zukunft anderer Art.
Denn mehret ſich auch Gut und Land,
Das weiter ſtets den Hof umſpannt,
Der Reichthum all wird nie getheilt.
Wenn dort den Bauer der Tod ereilt,
Dann tritt der älteſte Sohn in's Erbe.
Die andern Kinder trifft das herbe
Und kalte Loos, im Dienſt zu ſtehen
Des Bruders, oder fortzugehen
In alle Welt und in den Fernen
Zu folgen gut' und böſen Sternen. —

Der Bauer macht's dort wie der Adel. —
Iſt's Recht, iſt's Unrecht? Keinen Tadel
Will ich der alten Sitte ſprechen.
Und wollt' ich's, nimmer kann ich brechen,
Was aus Urväter-Zeiten kommt,
Ob es auch ſchlimm der Nachwelt frommt.
Genug, ich bin ein jüngrer Sohn,
Jedoch zu ſtolz, um dort im Frohn
Des ältern Bruders mich zu plagen.
Mich trieb's, der Heimath zu entſagen.
Ich ſuche nun auf eignen Wegen
Aus eigner Kraft mir neuen Segen.

Ich thu, was mancher Andre that,
Der wohl auf fernen Wanderpfad
Die Freiheit ſuchte und gewann.
Mein eigner Ohm war ſolch ein Mann.
Mir ward's erzählt: von Hof und Haus
Zog weit er in die Welt hinaus,

Als noch des Vaters Vater lebte.
Warum er ging, darüber ſchwebte
Stets ein Geheimniß, denn er war
Der älteſte aus der Kinderſchaar.
Ihm fiel der Hof als Erbe zu,
Blieb er zu Haus in guter Ruh.
Doch da er verzog, ſich zu trollen
Und fern in Zeit und Welt verſchollen,
So kam das Gut mit Hof und Feld
An meinen Vater. Treu beſtellt
Hat er die Aecker, Wälder, Wieſen.
Sie werden doppelt jetzt geprieſen
Rings in der Gegend. Aber kehrt
Jemals mein Ohm, dann unverſehrt
Muß er heimgeben Haus und Land,
So wie es kam in ſeine Hand.
Gleichviel, ob jemals dieß geſchieht,
Ich erb' es nie, und darum zieht
Des Alten Beiſpiel ernſt mich nach.
Ich will mir ſuchen Dach und Fach
Aus eigner Kraft, aus eignem Muth.
Ich fühl's, glückauf, es geht mir gut! —

So endet Reiner den Bericht.
Noch herrſcht die Ruh, die Keiner bricht.
Dann ruft der Schäfer weich im Ton:
Du biſt des Hagemeiers Sohn!
Es liegt der Hof im Münſterland! —
Und herzlich reicht er ihm die Hand,
Indeß der große Schäferhund
Vergnügt aufſpringt zu Reiners Mund,
Als wollt' er bei des Alten Grüßen
Den jungen Mann zum Willkomm küſſen —
Doch Reiner ſpricht: Beim Element
Sagt, wie ihr meinen Namen kennt? —
Ich diente, ruft Gerhard, mein Sohn,
Bei deines Vaters Vater ſchon.
Gehütet hab' ich ihm die Herde.
Dich trug noch nicht die rothe Erde,
Als ich dort ſaß. Lang floß der Strom
Der Jahre hin. An deinem Ohm
Errieth ich Namen, Herkunft, Ort.
Als er entfloh, da trieb ich dort.
So magſt du dir das Räthſel löſen,
Es kommt mir ſicher nicht vom Böſen.

Wir ſtammen aus demſelben Land,
Drum drück' ich freundlich dir die Hand.

Der Herrenbauer ſah in Ruh
Dem Vorgang aus der Thüre zu,
Und als die beiden nun geendet,
Spricht er zu Reiner hingewendet:
Du ſucheſt Dienſt und wandelſt drum
Ziellos im weiten Gau herum.
Daß ich getroſt dir trauen kann,
Deß dient als Bürge dieſer Mann,
Der zwanzig Jahr mein Schäfer iſt
Und durch die ganze lange Friſt
So treu wie pures Geld mir galt.
Es häuft ſich viele Arbeit bald,
Und einen Dienſtmann hab' ich nöthig.
Biſt du zu helfen mir erbötig? —
Doch Reiner ſpricht: Mir iſt es recht!
Und ward des Herrenbauers Knecht.

IV.

Das Weinbergrecht.

Weinleſezeit! — O Zeit voll Segen,
Wenn ihre Fülle allerwegen
Die freundliche Natur geſtreut!
Nicht immer kommſt du ſo! Doch heut
Ziehſt du mit prächtigem Glanz herein,
Denn heuer giebt es guten Wein.
Süß reifen rings die üpp'gen Trauben,
Die in der Rebengärten Lauben
In duftend ſaft'gen Beeren hangen
Und nach der Ernte nun verlangen. —

Schön wird das Feſt in dieſem Jahr!
Wie lacht der Himmel leuchtend klar
Von Rand zu Rand! Der Sonnenſtrahl
Malt ſcharfbeleuchtend Berg und Thal.
So hell umgrenzt ſind Höhn und Gründe:
Man ſieht die Welt ſo licht, als ſtünde
Man dicht vor jedem Gegenſtand.
Und ſatte Farben ſind geſpannt
Auf Wald und Au, auf Heid' und Wieſe.
Nicht wie im jungen Paradieſe
Des Frühlings iſt es duftig licht:
In roth' und braunen Farben bricht
Sich das Gebreit. Dem Knaben gleicht
Der ſüße Lenz; im Herbſt erreicht
Die Erd' erſt ihre Männlichkeit.
Ernſthaft und heiter weit und breit
Liegt ſie in voller ſonn'ger Reife.
Es iſt, die letzte Fülle ſtreife
Darüber hin. Den Reſt der Tage
Des Daſeins feiert ſie ohne Klage:
Bewußt des Sterbens, aber heiter
Häuft ſie zum nahen Tod die Scheiter

Bevor ſie ſinkend muß vollenden,
Streut ſie mit voller Hand die Spenden.

Den Dörfern, weit die Thale lang,
Entklingt der Glocken heller Klang:
Das iſt der Traubenleſe Zeichen,
Und aus zerſtreuten Wohnbereichen
Zieht es hinaus auf bunten Pfaden,
Die Wagen kommen hochbeladen
Mit Tonnen an, es klingt die Erde
Vom feſten Huf der ſchlanken Pferde,
Vom breiten Gang der braunen Stiere,
Im Joche ziehen all die Thiere.
Die Menſchen, die ſich rings geſellen,
Zerſtieben bald in kleinen Wellen
Und breiten ſich im Weinberg aus.
Es iſt ein luſt'ger Augenſchmaus,
Zu ſehn das emſige Gewirre
Mit Korb und Kübel und Geſchirre
Im Thale tief, hoch an den Hängen,
Wo Büſche ſich dem Weinberg mengen.

Streng haben in des Wächters Hut
Die Hügel lange Zeit geruht:
Am Berg, der keinen Menſchen trug,
Hat ſich der Vögel ferner Zug
Allein geſenket, um im raſchen
Vorüberflug die Frucht zu naſchen;
Jetzt aber ſchmücket ihn die Menge
In fröhlich ſchwirrendem Gedränge.
Dort ſieht man bunte Tücher wallen,
Dort hört man laute Worte ſchallen,
Dort ſchwingen Lieder ſich zur Weite. —
So klingt des Herbſtes letzt Geleite.

Der Herrenbauer mit Geſind
Liegt dort, wo ſich der Hügel lind
Vom tiefen Rhein anſteigend hebt
Und gegen Süden wogend ſtrebt
Mit warmer Bruſt. Ringsum die Mark
Hegt keinen Wein ſo feurig ſtark,
Wie dieſe ſonnenfrohe Stelle,
Die ſtets ſich in des Strahles Helle

Vom Morgen bis zum Abend ſtreckt.
Wie geht die Arbeit aufgeweckt!
Am Wege unten harrt der Bauer,
Ein reger Mahner, ſcharfer Schauer.
Hoch auf dem Wagen hält er Wacht,
Auf dem die Fäſſer ſtehn. Es lacht
Sein Herz, wenn er die Leute ſieht,
Die dort am Berg bei Wort und Lied
Einſammeln die gereifte Frucht,
Wenn auf dem Haupt der Eimer Wucht
Er ſchaut die ſchmucken Mägde ſchreiten:
Den Inhalt mißt er ſchon von Weiten
Mit ſeinen klaren Falkenblicken,
Die allwärts er verſteht zu ſchicken;
Und ſind ſie da, hilft in die Bütten
Er friſch die goldnen Trauben ſchütten.
Auch lobt er, daß ihr Antlitz flammt
Vom Werk geröthet. — Recht wie Sammt,
So ſpricht er, glühen euch die Wangen!
So müßt ihr ſtets zur Arbeit langen!
Jedoch ihr brauchet nicht zu zaudern! —
Denn weislich meidet er das Plaudern.

Und ſtampfet rüſtig in der Tenne
Des reichen Herbſtes goldne Wonne.
Und während ſelbſt ihm rinnt der Schweiß,
Bewacht er treu der Leſer Fleiß.

Im Weinberg aber ohne Raſt
Geht's zu mit friſcher wackrer Haſt.
Agnes iſt dort beſtellt zur Hut,
Denn wo die Herrſchaft ſelbſt nicht ruht
Im Kreis des Ingeſinds, da fleckt
Die Arbeit doppelt. Doch ſie neckt
Und ſcherzt und ſinget bei dem Werke,
Denn Heiterkeit giebt neue Stärke
Und neuen Muth und neue Luſt.
Und ſie verſteht in jeder Bruſt
Die beſten Funken aufzuregen.
Auf ihres Schaffens frohen Segen
Schaut Reiner ſtill und tief beglückt.
Wie ſehr ihn auch das Feſt entzückt,
Das recht in vollen Strömen wallt
Und über Fluß und Berge ſchallt

Bei wolkenreiner blauer Luſt,
Viel tiefer, ſüßer, heller ruft
In ſeine Seele ſich das Bild
Des lieben Mädchens. Ernſt und mild
Giebt ſie zugleich ihm Unterricht
Im Weinbergwerk. Er ruhet nicht
Zu folgen ihr mit Ohr und Augen,
Um treu die Lehren einzuſaugen,
Die ſie ſo freundlich weiß zu geben
Mit Wort und Beiſpiel. An den Reben
Von Stock zu Stock umwebt er ſie.
So ſüße Arbeit that er nie. —

Doch ſieh! Was ſoll das Lärmen dort? —
Schrill tönt ein Ruf! Und krähend fort
Stürzt eine Dirne kreuz und quer!
Ein munterer Burſche hinterher.
Er ruft ein vielfach klingend Halt!
Halb Luſt, halb Schrecken aber ſchallt
Noch immer das Geſchrei der Magd.
Was will die ſeltſam bunte Jagd?

Das geht hinauf, das geht hinunter!
Die andern ſchaun und lachen munter
Ob dieſem wilden Zickzacklauf.
Zuletzt da ſchreit die Dirne auf,
Der friſche Burſch hat ſie erreicht,
Der nun nicht wanket und nicht weicht,
Bis ſie ihm einen Schmatz gegeben. —
Da hört man erſt ein jauchzend Leben! —

Verſtummt nur ſtehet Keiner da:
Nicht klar erſcheint ihm was geſchah.
Und Agnes fragt der fremde Knecht.
Ei, ſpricht ſie, das iſt Weinbergrecht!
Die Dirne dort ließ aus Verſehen
Dem Burſchen eine Traube ſtehen,
Da ſie am ſelben Stock geleſen.
So iſt es immer Brauch geweſen,
Wenn der zerſtreuten Läſſigkeit
Der Leſer ſeine Leſerin zeiht,
Muß ſie mit einem Kuß es büßen. —
So wirſt auch du es büßen müſſen!

Spricht Reiner, flammend im Geſicht,
Und raſch die ſchönſte Traube bricht
Vom Stock er, welche Agnes da
Von Blättern eingehüllt nicht ſah. —
Wie zittert er! — Das Mädchen loht
Auf Stirn und Wange purpurroth.

Doch wie ſie beide flammend ſtehn,
Da hört man unten Stimmen gehn.
Es fuhr ein leichter Kahn zum Strande,
Es ſprang ein junger Mann zum Lande.
Der rothe Philipp iſt's, der Sohn
Vom Mönchhofbauer, welcher ſchon
Seit Pfingſten ſich als Agnes Freier
Einfand bei jeder Thalesfeier.
Aufwärts den Rhein, jenſeits der Höhn
Liegt reich an Feld, an Bauten ſchön,
Der ſtattliche Beſitz des Alten.
Ringsum im Land wird er gehalten
Für der Gemarkung reichſten Mann.
Und der das Ufer dort gewann,

Nennt man des Vaters einz'gen Erben.
Wer alſo hinzieht, um zu werben,
Der darf mit ſtolzem Haupte kommen,
Denn freundlich wird er aufgenommen,
Von Eltern, welche Töchter pflegen,
Von Mädchen auch, die ſchon entgegen
Den reifen Blüthetagen prangen
Und nach der Haube Schmuck verlangen.

Der alte Herrenbauer ſchätzt
Den Reichthum auch -- man ſieht es jetzt —
Denn als dem Wagen Philipp naht,
Steigt er herab am hohen Rad
Und ſchüttelt ihm zum Gruß die Hand
Und zeigt in Worten ſchlau gewandt,
Dem rothen Burſchen ſich gewogen.
Doch jener ſpricht: Ich komm gezogen
Zu helfen euch beim Traubenleſen.
Der Himmel iſt ſo hold geweſen
In dieſem Jahr, daß es euch ſchier
An Händen fehlt, ſo dünkt es mir. —

Brav, ruft der Herrenbauer laut,
Daß ihr nach euern Freunden ſchaut,
Ihr ſchätzt die Noth wie ſich's gebührt! —
Und plaudernd, lachend, ſcherzend führt
Er ihn der Bruſt des Hügels zu,
Wo wieder in gewohnter Ruh
Die Leute ſchaffen und wo Reiner
Und Agnes beben. — Seht, noch Einer,
Der helfen will! ſo ruft der Alte.
Nun ſorgt, daß hübſche Ordnung walte
Vor dieſem wackern Ehrengaſt!
Drum bei der Arbeit aufgepaßt! —
Der Rothe nicket in die Runde
Und bittet gleich mit keckem Munde
Des Gaſtfreunds Maid zum Partner ſich
Beim Traubenſchneiden. — Hüte dich!
So ſpricht er dreiſt. Scharf mußt du ſehen,
Laß nicht das kleinſte Körnchen ſtehen,
Sonſt gilt die Sitte alt und echt!
Bei Gott, wir üben Weinbergrecht! —

Entrüſtet höret Keiner ihn.
Am liebſten möchte Agnes fliehn,
Sie mag den rothen Burſchen nicht,
Da all ſein Gut ſie nicht beſticht.
Sie ſieht ſein Haar ſo flammig lohen,
Sie ſieht die Augen heimlich drohen,
Doch was ſie abſtößt allermeiſt,
Das ſind die Worte frech und dreiſt,
Die in ihr reines Herz ſich bohren
Wie gift'ge Dolche. Oft verſchworen
Schon hat ſie ſein zudringlich Freien,
Weil keuſche Seelen nie verzeihen
Unzarte Selbſtgefälligkeit.
Drum wünſchet ſie den Rothen weit
In's Pfefferland. Jedoch was nützt
Das Hadern hier? Den Fremdling ſchützt
Die Gaſtfreundſchaft. Des Vaters Wille
Iſt heilig ihr. Sie folget ſtille
Und zeigt ſich freundlich unverdroſſen
Dem unbequemen Berggenoſſen.
Die Luſt, die jauchzend hat gekreiſt,
Verlöſcht indeß. Ein andrer Geiſt

Geht plötzlich bei den Winzern um.
Sie ſchaffen alle ernſt und ſtumm,
Seit Philipp ihre Arbeit theilt.
Es hat ſie ein Gefühl ereilt,
So wie es oftmals uns beſchleicht,
Wenn zwiſchen Freuden luſtig leicht
Urplötzlich die Gefahr ſich drängt;
So iſt es, wenn ein Wetter hängt
Am Himmel, welcher hell gelacht,
Und glühe Blitze jäh entfacht,
So iſt es, wenn im Waldrevier,
Wo man luſtwandelt, flugs ein Thier,
Ein wildes, aufſpringt, wenn im Kraut
Man eine gift'ge Schlange ſchaut.
Der Rothe ſcherzt, doch all ſein Scherzen
Kommt nicht aus reinem lauterm Herzen,
Der Rothe lacht, doch auch ſein Lachen
Will keine Seele heiter machen.

Was Alle fühlen, fühlt die Maid
Viel tiefer noch, um die er freit:

Unheimlich iſt ihr bei dem Gaſt,
Drum hüllt ſie in des Schaffens Haſt,
Was ſie beängſtet. Immerhin
Hält ſie das Weinbergrecht im Sinn —
Ein Kuß dem Rothen? — Welcher Schrecken! —
Er mag zerſtreuen ſie und necken,
All ſeiner ſchlaugefügten Tücke
Gibt offnen Augs ſie keine Lücke,
Denn keine Traube läßt ſie ſtehen.
Vor Aerger möcht' er ſchier vergehen,
Und zeigt zuletzt ſich ſo vergrimmt
Daß er den Ton zum Spotten ſtimmt.
Doch ſchadet ſich durch ſchnöden Hohn
Noch mehr der reiche Bauernſohn,
Der nur im Uebermuthe ſprach.
Sie ſehn ihm alle freudig nach,
Als er am Abend läßt die Stelle
Und heim zieht auf des Rheines Welle.

Die Glocke, die zum Dorfe ruft,
Durchtönt jetzt weich die dunkle Luft:

Genug, des Werkes iſt genug!
Es ſammelt ſich der Winzer Zug.
Der Herrenbauer ſteht auf dem Wagen,
Der ihn den ganzen Tag getragen,
Und lenkt das muthige Geſpann.
Wie fröhlich ſchaut der alte Mann
In ſeiner Winzerfreude drein!
Und rings umher in bunten Reihn
Ziehn hin die Mägde mit den Knechten,
Indeß ſich Rebenranken flechten
Um Korb, Gefäße, Leib und Köpfe
Und in die langgeflochtnen Zöpfe.
Die frohſten Scherze klingen wieder,
Die hellſten Kehlen ſingen Lieder,
Und ringsum tönen ſtolze Schüſſe,
Und ringsum ſprühen Flammengüſſe,
Bald hell und licht, bald purpurfarben,
Das ſind des Feuerwerkes Garben.
Und auf den Bergen rings, den hohen,
Da ſieht man Freudenfeuer lohen.
Das ganze Thal füllt ein Gelag. —
Wie wundervoll war dieſer Tag! —

Wer aber iſt das ſchlanke Paar,
Das dort nachſchleicht? — Ich glaube gar
Agnes und Reiner! — Beide zeigen
Sich in verſenktem tiefem Schweigen.
Doch endlich nimmt er ſich ein Herz —
Mein Gott, wie ernſt! — Iſt das ein Scherz? —
Das Mädchen mahnt der neue Knecht,
An das verbüßte Weinbergrecht!
Und ſieh — rings ſtrahlt Raketenguß —
Sie neigen ſich — das iſt ein Kuß! —

V.

Sankt Martinsabend.

Sankt Martin bringet trübe Zeit,
Die Erde ſchlägt ihr Winterkleid
Sich um die nackten öden Glieder,
Denn Blum' und Blätter ſanken nieder,
Der blanke Fluß geht brauſend grau
Durch die entfärbte todte Au,
Die ſchmutz'gen Bäche ziehn geſchwollen
Vom Waldgebirg, wo ſie mit vollen
Ergüſſen ſtets der Regen nährt.
Es ſtrudelt, ziſchet, braust und gährt
In den Gewäſſern, während grell
Der Sturmwind pfeift, der rauh und ſchnell

Die Luft durchraſt mit ſeinem Volke,
Das wild in Nebel, Qualm und Wolke
Nachfegt dem toſenden Genoß
Auf ſeinem flücht'gen Lüfteroß. —
Er wirbelt kraus durch Baum und Strauch.
An's Fenſter ſchleudert roh ſein Hauch
Verwelktes Laub und Zweige jach
Die Ziegel ſtürmet er vom Dach,
Es iſt ein Fegen und Geſchmetter:
Sankt Martin bringet böſes Wetter!

Gleichviel, der Bauer liebt den Tag,
Weil er jetzt endlich ruhen mag
Von all dem glühen Sommerfleiß.
Fühlt er auch heut, daß er im Schweiß
Des Angeſichts ſein täglich Brod
Verdienen mußte, Sorg' und Noth
Entſchüttelt dennoch er den Sinnen.
Denn, was das Tagwerk ließ gewinnen,
Iſt eingeheimſt. Der Segen lacht
In ſeinem Hauſe rings voll Pracht.

In weiter Scheune goldenfarben
Da thürmen ſich die reichen Garben,
Und Frucht und Samen faßt der Speicher:
Doch weiß er ſtolzer ſich und reicher
Durch ſeinen Wein, der feurig gut
Im tiefen kühlen Keller ruht.
Es reiht ſich mächtig Faß an Faß,
Drin tobt und gährt das edle Naß
Gleichwie durchzuckt von neckiſchen Geiſtern,
Die uns das Haupt ſo ſüß bemeiſtern,
Wenn ſpäter aus kryſtallnem Becher
Wir ſchlürfen als berauſchte Zecher.
Das alles überdenkt der Mann,
Der endlich gute Zeit gewann:
Drum freut er ſich an dieſem Tage,
Und mehr noch, weil er Sorg und Plage
Vergeſſen darf, denn Zins und Pacht
Hat er dem Gutsherrn heut gebracht.
Drum klingt es rings, ob die Natur
Auch ſiechend ſtirbt, ob Berg und Flur
In Nacht ſchon liegt, noch einmal auf
In Strahlenluſt, im Jubellauf. —

Schau zu, das iſt ein freudig Blitzen!
Denn hoch auf hundert Bergesſpitzen
Entlodern hundert Feuer helle.
Im Lichte ſprudelt auf die Welle
Des angeſchwellnen wilden Rheins:
Es blinkt in's Land des glühen Scheins
Lichtrothe Loh! In ihrem Glanze
Da ſpringen keck zum Fackeltanze
Die luſtberauſchten Knaben hin.
Die Schau geſtaltet ſich dem Sinn
Seltſam wie ein Geſpenſterreigen:
Geworfne Flammenbündel ſteigen
Hoch in die Luft, ein zuckend Schrein
Phantaſtiſch klingt in's Thal hinein:
Es ſieht ſo wirr und bunt und kraus
Gleich einer Hexenküche aus.
Indeſſen ziehn auf allen Pfaden
Landleute hin. Längs den Geſtaden
Schallt Lachen, Necken, Jauchzen heiter:
Zur alten Schenke wallt es weiter.
Als ſorgenloſe frohe Gäſte
Gehn ſie zum ſpäten Kirchweihfeſte.

Des Erntejahres End' iſt heute:
Drum freun ſich alt' und junge Leute.

Zur grünen Traube dort beim Wirth,
Hei wie da toller Jubel ſchwirrt!
Voll Lichtern prangt das ganze Haus
Und ſtrahlet weit in's Thal hinaus,
Laut tönt es dort ohn' Unterlaß,
Das Horn erbrauſt, es brummt der Baß,
Und Geigen klingen, Flöten girren.
Hei, wie die Tänzer wild ſich wirren!
Hei, wie die Becher luſtig klingen
Und volle Stimmen Lieder ſingen!
Es ſtampft der Fuß, es ſchwillt die Bruſt:
Auf höchſter Höhe ſteht die Luſt!

Die Alten ſitzen allzumal
In trauter Stube hinterm Saal,
Der Herrenbauer weilt dazwiſchen.
Und an den derben Eichentiſchen

Da kreist der alte goldne Wein.
Verſtändig tönt die Rede drein.
Sie ſchwatzen dort von Markt und Geld,
Von Weinberg, Wieſe, Wald und Feld,
Sie reden von verſchollnen Zeiten
Und von vergangnen Herrlichkeiten,
Und von der Jugend Uebermuth,
Die, wie ſie thaten, nimmer thut.
Und dennoch thut ſie, wie ſie thaten,
Denn nach den Vätern ſind gerathen
Die Söhne. Wie die Alten ſungen,
So pfeifen, wie man weiß, die Jungen.
Die Burſche und die Mädchen ſchwingen
Sich dort im Saal; ſie ſpringen, ſchlingen
Den ſchon jahrhundertalten Reigen
Ganz nach dem alten Klang der Geigen,
Ganz nach dem alten Gang und Takt,
Der in vergangner Zeit gepackt
Den Graukopf dort. Es ſpricht ſich gut
Von kecker Jugend Uebermuth,
Wenn bald die harten Adern ſtocken,
Wenn ſilbern graun die dünnen Locken. —

Und haben ſie nicht dennoch Recht?
Iſt nicht das jüngere Geſchlecht
Von loſern Sitten? — Plötzlich ſchweigt
Des Tanzes Maß — Ein Toſen ſteigt
Im Saale auf. — Gott, das iſt Streit! —
Was hat die Burſche nur entzweit? —
Der rothe Philipp walzet eben
Mit Agnes hin, und wie ſie ſchweben,
Ertönet rings des Witzes Lauge.
Der Burſche iſt ein Dorn im Auge
Den andern, die der knappen Maid
Erfolglos nachgehn lange Zeit.
Wie ward da bittrer Spott entboten,
Zu höhnen den verhaßten Rothen!
Wie läſtern ſie das Mädchen all!
Der Hochmuth, ruft's, kommt vor dem Fall!
Das Gänschen will zu hoch hinaus!
Sie baut auf eitel Sand ihr Haus! —
Franz, dem der Wein zu Kopf geſtiegen,
Hört ſcharf und ſpitz die Worte fliegen,
Die ihm die liebe Schweſter kränken,
Er läßt die Unbill ſich nicht ſchenken —

Wort gibt das Wort. Aufloht der Zank:
Reiner ſpringt zu von ſeiner Bank,
Wo er beim Schäfer und beim Hund,
Der knurrend ſich erhebt vom Grund,
Im plaudernden Geſpräche ſaß.
Er dringt auf Ordnung und auf Maß
Mit lautem Ruf. Jedoch die Rotte,
Sie wendet ſich zu ihm im Spotte:
Ei ſeht, ſo heißt's, der Schinkenmeier!
Der wäre wohl auch gern ein Freier!
Gemahnt' ihn nicht der Herrenbauer,
Mein Sohn, die Trauben hier ſind ſauer!

Unſcheinbar fällt ein Funken ſo
Von ungefähr in's trockne Stroh,
Er faßt und greift, und hohe Flammen
Die ſchlagen wild und wüſt zuſammen,
Bald iſt es eine Feuersbrunſt,
Die durch der Winde tückiſche Gunſt

Sich wachſend mehrt, und Haus und Scheuer
Zergehen bald in rothem Feuer,
Es ſinkt der Höfe lange Kette
Zuletzt zu öder Aſchenſtätte.
So fand in Franz der kleine Funken
Den rechten Stoff; denn wer betrunken,
Iſt leicht erregt. Es packt die Glut
Drauf Reiners friſchen zähen Muth,
Zuletzt ſtürzt Philipp auch zur Stelle,
Hell ſchimpft der garſtige Geſelle,
Es ſträubt das rothe Haar ſich grell,
Die Stimme klinget ſcharf und hell.
Rings hört man, wie es zerrt und ziſcht,
Es iſt ein wirbelnd wirrer Giſcht.
Die Dirnen drängen in die Ecken,
Sich vor dem Streite zu verſtecken,
Wie Tauben, die hoch in den Lüften
Den Habicht ſehn und zu den Klüften
Der Häuſermauern jäh ſich ſenken,
Indeß ſie ſich im Zickzack ſchwenken.
Die Alten treten in die Thüren,
Um Fried' und Ruh zurückzuführen.

Da fällt ein Fauſtſchlag! — Ha, den ſchlug
Der rothe Philipp, den der Zug
Des blinden Jähzorns übermannt!
Und wüthend wird er angerannt.
Doch ſtatt für ſeine That zu ſtehen,
Sucht er der Rache zu entgehen,
Es birgt ſich fern der feige Mann,
Wo ihn der Feind nicht finden kann.
So fordert die entfachte Wuth
Ein anderes Opfer. Voller Blut,
Das ihm aus Mund und Naſe fließt,
Stürzt Franz zu Boden, und es ſchließt
Die Ohnmacht ihm den Blick. — Jetzt droht
Dem Knechte zwanzigfache Noth
Von zwanzigfachen ſtarken Armen. —
Der Himmel ſende dir Erbarmen!

Da ſtrömt durch Reiner heiß die Kraft,
Die aufgetrotzet, rieſig ſchafft.
Ihm wächſt erſt recht die Luſt empor.
Das iſt der Zorn, der weit hervor

Das funkelnd ſprühnde Auge drängt,
Das weiche Haar zum Stehen zwängt,
Mit rothgeſchwollner Ader wild
Die tiefgefurchte Stirn durchſchwillt.
Wie wogt die breite Männerbruſt,
Des ſtärkſten Herzens ſich bewußt!
Wie bäumt ſich hoch der derbe Nacken!
Wie krampft die Fauſt hinaus zu packen!

Erſt thut er rückwärts einen Sprung
Urkräftig hoch vom ſtrammen Schwung,
Greift einen Eichenſtuhl in Eile
Und ſtampft zur Erd' ihn, daß die Theile
Hinſtieben in zerbrochnen Stücken.
Am Boden liegt Sitz, Bein und Rücken.
Dann ſchwingt er ſtraff in kräft'ger Fauſt
Ein derbes Holz. Hei, wie das ſauſt
Hoch in der Luft in ſchnellen Kreiſen!
Jetzt kann er euch die Zähne weiſen!
Und vorwärts mit gewalt'gem Satze,
Wie ſonſt ihn übt die Tigerkatze,

Geht's in's Gewühl! Dumpf ruft er aus,
Daß zitternd dröhnt das ganze Haus:
Auf, Schäfer, hüte mir die Thür!
Phylax, vom Ofen dort herfür!
Wir greifen an, und wären's tauſend,
Durch's Fenſter geht's mit allen brauſend!

Wie er ihn toben ſieht, erwacht
Im Schäfer alter Tage Pracht,
Auch er war einſt ein guter Hauer,
Bevor er diente bei dem Bauer.
Behende rafft er einen Stempel
Und ruft: Hinaus, hinaus zum Tempel!
Phylax, pack an! — Der zott'ge Hund
Springt voller Kampfluſt in die Rund.
Der alte Gerhard gleicher Weile
Verſchließt die Thür in raſcher Eile
Und ſtellt ſich wie vor Zeiten ſtolz
Als Hüter dran mit ſeinem Holz
Und ſchwingt den Stab mit ſchwerer Wucht,
Abſchneidend die bequeme Flucht. —

Indeſſen klingt's von Reiners Schlägen,
Es iſt ein dichter Hagelregen,
Wo Beulen, Schwielen, Striemen, Wunden
Die Schloſſe wirft. Zerbläut, geſchunden,
Blutrünſtig fühlt ſich bald, wer kämpft.
Wie wird des Haufens Muth gedämpft!
Denn Phylax auch, der treue Hund,
Springt manchen Starken an den Grund.
Und da Gerhard am Ausgang wehrt,
So wird, wie Reiner ſie gelehrt,
Zur Thür das Fenſter. Die Geſellen,
Bereiten ſich zur Flucht, zur ſchnellen.
Wer furchtſam iſt, der findet bald
Da draußen ſichern Aufenthalt,
Doch ſuchen auch, eh ſie's gedacht,
Die Muthigen den Schutz der Nacht,
Denn keiner hält dem Knechte Stand,
Der ſtets in hochgeſchwungner Hand
Die Waffe führt, bis, wer nicht flieht,
Am Boden liegt und dort ein Lied
Des Schmerzes jammert. Selbſt die Alten,
Sie können nicht zurück ihn halten

Durch ernſten Zuruf; nicht das Schrein
Der Weiber hält den Wilden ein.
Einmal im Trinken, trinkt der Zecher
Bis auf den Grund der Rache Becher.
So wird die reinſte Maid vertheidigt,
Die ſchnöde Burſche frech beleidigt.

Doch als der weite Kampfplatz leer,
Da ſchaut er mild und ernſt umher,
Er hilft den Feinden, die voll Wuth
Er eben ſchlug. So freundlich gut
Erklingt ſein Wort. Die rothen Flecken
Des Blutes hilft er raſch bedecken,
Er kühlt die Stellen, die geſchunden,
Und bindet zu die offnen Wunden,
Er thut's mit freundlich ſanften Tönen,
Sie müſſen ſich ihm all verſöhnen:
Und ob ſie noch ſo bitter fühlen,
Raſch weiß er jeden Zorn zu kühlen.

Voll Staunen ſehn ihm alle zu.
Nach wüſtem Wetter kehrt die Ruh
Gemach zurück; er ſchafft ſie bald,
Der eben noch mit Allgewalt
Dahingeraſt. So wild, ſo mild,
Bei Gott, es iſt ein herrlich Bild!
Bei ſeinem ſtarken ſanften Weſen,
Fällt ihnen ein, was ſie geleſen
Im Siegfriedsbuch. Er gleicht dem Helden,
Von dem die alten Lieder melden,
An rieſ'ger Kraft, an holder Güte:
Sein Muth iſt Erz, Wachs ſein Gemüthe!
Ob er die Söhne ſchlimm gerichtet,
Der Groll der Aeltern iſt geſchlichtet.
Den Mädchen, die nicht länger beben,
Schwillt's in den Seelen: all ihr Leben
Erſahn ſie nimmer ſolchen Mann.
Die Herzen ſchlug er all in Bann.
Selbſt die beſiegten Burſchen ehren
Den edeln Feind; allmählig kehren
Sie in den Saal, zuerſt voll Scham
Und Bitterkeit; doch geht der Gram,

Denn allen reicht die Hände Reiner,
Und ſieh, es trotzt und murret Keiner.

So klingen bald auf's Neu die Geigen,
Es wirrt der unterbrochne Reigen
Sich luſt'ger nur, denn aller Zank
Hat bei Sankt Martins Kirchweihſchank
Nur flücht'ge ſchnell verrauſchte Dauer.
Zu Reiner tritt der Herrenbauer,
Als er des trunknen Sohnes Wunden
Gering, bedeutungslos befunden,
Er iſt zu danken angekommen,
Weil treu der Knecht in Schutz genommen,
Des Hauſes Ehre. Seine Hand
Reicht er ihm breit zum Unterpfand.
Wie dient dieß Wort dem Knecht zum Lohne!
Es gilt ihm mehr wie eine Krone.

Und Agnes? — Ach, es blüht und glüht
So hell und ſonnig ihr Gemüth!

Nach all den Aengſten, all dem Schrecken
Iſt's ihr ſo leicht. Wie Blumen ſtrecken
Sich die Gefühle in das Licht:
Die lieblichſten Gedanken flicht
Sie in die Zukunft. Spott und Hohn
Gab man ihr unverdient. Ihr Lohn
Iſt nun ein Sieg, ſo ſtolz und groß!
Und der ihr ſchuf ſo ſchönes Loos,
Das iſt der beſte kühnſte Mann!
Sie nähm's von keinem lieber an.
So ſitzt ſie da gleich wie im Traum
Und ſtarret vor ſich hin. Der Raum
Verſchwindet rings vor ihren Blicken.
Und als ſie ſich zur Heimkehr ſchicken,
Und als ſie ſich zur Ruhe legt,
Klopft noch ihr Herz ſo ſchön bewegt:
Vor ihrem Geiſte ſtark und mild
Da ſteht das hellſte liebſte Bild.

VI.

Winterliebe.

Der Winter thront in ſtarrer Ruh.
Es deckt die müde Erde zu
Ein Leichentuch von Schnee und Eis.
Berg, Wald und Auen liegen weiß
Und kalt und ſtumm. Des Fluſſes Wogen
Sind feſt von Schollen überzogen.
Das Thal, im Lenz ein Blüthenmeer,
Im Sommer laub- und früchteſchwer
Gleichwie ein Paradies, es liegt
Als wär's vom ew'gen Tod beſiegt.
Wo einſt ſich hoben Lerchenlieder,
Da krächzen Krähen auf und nieder.

Wo einſt der Menſchen Jubel klang,
Da heult der Fuchs und Wolf entlang
Die öden Berge. Aus dem Grunde
Vom Dorf antwortend bellen Hunde.
So tönt des Thales trüber Schall,
Der troſtlos weckt den Wiederhall.

Auch auf den Dörfern liegts ſo ſtumm,
Die Menſchen gehen kaum herum.
Was ſollten ſie da draußen auch?
Das Vieh ſelbſt ſcheut den ſcharfen Hauch
Und ſtreckt behaglich ſich im Stall.
Kläng' dann und wann mit hellem Schall
Das Wiehern und das Brüllen nicht,
Das durch die ferne Stille bricht,
Erhöb' den Ruf nicht Hahn und Henne,
Vernähme man nicht von der Tenne
Der Dreſcher ſcharfe Dreitaktſchläge,
Und des Holzhauers Axt und Säge,
Dann käm' uns der Gedanken eben:
Geſtorben wäre alles Leben. —

Es iſt ein endlos tiefes Ruhn
Wie Winterſchlaf, denn kaum zu thun
Gibts für den Landmann rings umher,
Und was er thut, wird ihm nicht ſchwer,
Hat er's gethan nach kurzem Tag,
Hockt er, daß er ſich wärmen mag,
Am Feuerheerd, wo Frau und Magd
Sich kochend an den Töpfen plagt,
Am Spinnrad ſchafft, der Wäſche pflegt,
Indeß er ſelber Feuer ſchlägt,
Die friſchgeſtopfte Pfeife zündet,
Und einen trägen Sitz ſich gründet
Auf dem gewohnten Platz: nur ſelten
Läßt er das Leben draußen gelten,
Nur ſelten wandert er zur Schenke
Und ſucht die alten Eichenbänke
Und hört beim Krug die Zeitung leſen,
Wie's draußen in der Welt geweſen.

Doch auf dem Herrenhof iſt Einer
So träge nicht. Nie fühlte Keiner

So fröhliche Behendigkeit.
So thätige Lebendigkeit.
Ihm wallt und kochet friſch das Blut,
Ihm pochet freudig frei der Muth.
Vom frühen Tag, wenn er erwacht,
Bis in die tiefe ſtille Nacht
Iſt er am Fleck. — Thut das die Kraft,
Die jugendbrauſend in ihm ſchafft?
Iſt es des Herrenbauers Vertrauen?
Iſt es die Freundlichkeit der Frauen?
Iſt's weil er draußen, ſo wie drinnen
Verſtand die Herzen zu gewinnen? —
O nein, das macht wohl andre Glut,
Daß er nicht raſtet und nicht ruht!

Was Agnes zu beſorgen hat,
Beſorgt er meiſt an ihrer Statt,
Und wenn er's nicht alleine darf —
Denn ihre Mutter wachet ſcharf,
Daß treulich ſie die Pflicht erfüllt —
Dann hilft er ihr, doch klug verhüllt.

Er ſtets ſich beim vollbrachten Werke,
Daß Niemand ſeine Arbeit merke.
Wenn er im Stalle bei ihr ſteht,
Für ſie zu Küh' und Rindern geht,
Ihr Waſſer holt, des Futters Wucht
In Scheun' und Keller rüſtig ſucht,
Kaum ſieht es Einer. Doch in Haſt,
Vollbringt er jede ſchwere Laſt,
Und ob er für ſie ſchafft und räumt,
Nie kommt's, daß er ſein Werk verſäumt.

Des Mädchens liebſte Sorge iſt
Der Hühnerhof. Zu jeder Friſt
Der Enten und der Gänſe denkt ſie,
Truthähnen, Hennen, Küchlein ſchenkt ſie
Tagtäglich die beſtimmte Zeit.
Im Sommer hat die ſüße Maid
Die Glucken auf das Neſt gelegt,
Sie hat die junge Brut gepflegt,
Seitdem ſie aus dem Ei gekrochen
Und ſie geätzet lange Wochen.

Mit eigner Hand als zweite Mutter
Gab ſie den zarten Thierchen Futter.
Drum kennen ſie auch groß und klein
Die Hüterin. Welch luſtig Schrein
Ertönt, wenn ſie zur Thüre kommt
Und Futter bringt, das allen frommt!
Truthähne, wie ſie ſeltſam rennen!
Zur Schulter fliegen ihr die Hennen,
Die Gänſe watſcheln ihr am Fuß,
Die Enten ſchnattern ihr den Gruß,
Der ritterlich geſpornte Hahn
Kommt majeſtätiſch auch heran,
Ehrfurcht und Dank im ernſten Blick,
Es mengen ſich gar mit Geſchick
Die Finken und die Spatzen all
Herfliegend rings von Haus und Stall
In das Geflügel, um zu picken.
Die wilden Vögel ſelber nicken
Und zwitſchern wie zum Dank dazwiſchen.
Das iſt ein Gackern, Krähen, Ziſchen —
Und Agnes lockt und koſt und lacht. —
Wie ihr das Treiben Freude macht! —

Doch größre Freude gibt das Bild
Noch Reiner, dem die Seele ſchwillt,
Sieht er von fern die blanke Dirne
Mit rothen Wangen, heitrer Stirne
Und mit dem perldurchreihten Munde
Hell ſchwatzen vor der Vögelrunde.
Entzückend wahrlich iſt die Schau,
Wenn aus dem ſchlanken Gliederbau
Und aus dem ſüßen Angeſicht
So unſchuldsvoll die Wonne ſpricht.
Es ſteht der Knecht vor Luſt erſtarrt,
Wenn er des holden Anblicks harrt.
Auch er behütet ihre Thiere,
Den Habicht ſcheucht er vom Reviere
Des Hofs mit manchem Flintenſchuß,
Daß ſich der Räuber voll Verdruß
Zuletzt nicht mehr dem Hauſe naht.
Er ſpähet aus des Fuchſes Pfad,
Des Marders Gang, die oft bei Nacht
Zu wüſter mörderiſcher Schlacht
Das ſtille Hühnerhaus beſchleichen.
Bald jagt er ſie mit Prügelſtreichen

Zur ſchleunigen Flucht, bald ſtellt er klug
Die Falle, die auf nächt'gem Zug
Sie faſſet bei den ſchlauen Pfoten,
Und Morgens ſind ſie bei den Todten.

Iſt alſo ihm das Märchen werth,
Noch lieber ſieht er ſie beim Heerd,
Wenn Abends hell die Flamme praſſelt.
Der Küche Lärmen iſt verraſſelt,
Die Mägde ſetzen ſich zum Spinnen:
Erzählung, Lied und Spiel beginnen.
Wie lauſchet Agnes ſüßem Munde
Das Ingeſind in dichter Runde,
Wenn ſie erzählt vom Fabelweſen,
Das ſie im alten Buch geleſen!
Sie weiß von heldigen Genoſſen
Auf fliegend wilden Drachenroſſen
Und ihren Thaten zu berichten.
Sie gibt die ſchaurigſten Geſchichten
Von ſchnöd verzauberten Prinzeſſen,
Von Gnomen, die ſechs Zoll kaum meſſen,

Von holden Feen, von goldnen Bergen
Durchhöhlet von den klugen Zwergen,
Vom Hexenſchloß, drin böſe Seelen
Umſpucken, weiß ſie zu erzählen.
Und wenn ſie ſpricht, dann funkt und glüht
Seltſam ihr Blick. Das Feuer ſprüht
Und kniſtert auf dem Heerd und malt
Auf's Antlitz ihr, das dichtend ſtrahlt,
Aufflackernd Schatten bald und Lichter.
Die Mär iſt wie das Wort der Dichter —
Wie packt ſie ſtets! — Ihr trotzet Keiner,
Und doch am liebſten hört ſie Reiner.

Und wenn ſie hell ein Lied erſchwingt,
Wie es der ſchlichte Volksmund ſingt,
Ein Lied von Liebesluſt und Leiden,
Ein Lied vom Scheiden und vom Meiden,
Ein Lied, wie ſchön der Frühling iſt,
Ein Lied vom Tod, der keine Friſt
Dem Menſchen gibt, das klingt ſo rührend,
Das klingt ſo lockend und verführend

In ihrer Kehle, ihrer reinen!
Sie möchten lachen, möchten weinen,
Sie möchten jauchzen, möchten klagen,
So mächtig hat es angeſchlagen
An jedes Herz. Doch fühlt es Keiner
So innig ſinnig tief wie Reiner.

Es reibt daran ſich frohes Spiel
Und kennt an Luſtigkeit kein Ziel.
Jetzt gilt es Blindekuh zu necken,
Sich in die Ecken zu verſtecken,
Wie wirrt und ſchwirrt es links und rechts!
Ein Fliehn der Magd, ein Fliehn des Knechts!
Auf Stühlen, Bänken, unter Tiſchen,
Ein Haſchen hier, dort ein Entwiſchen!
Ein Stoßen, Drängen an einander!
Ein tolles Hin- und Hergewander!
Ein Krähen, Jauchzen, Kichern, Schrein:
Wer wird der nächſte Blinde ſein?
Und Agnes iſt die frohſte drunter:
Ihr gilt's, je luſtiger, je bunter!

Doch drängt zu ihr ſich immer Einer,
Und dieſer Ein' iſt immer Reiner.

Unſichtbar knüpft ſich je ein Band
Von Herz zu Herzen. Täglich ſpannt
Sich feſt und feſter nur die Brücke
Zu zweier treuen Seelen Glücke. —
Wer ſchafft daran? — Ach nimmer ruht
In beider Augen der Blicke Glut!
Sie ſuchen ſich, um ſich zu finden
Und ſtarke Fäden leis zu binden
Von Geiſt zu Geiſt. Und Eines naht
So oft und gern des Andern Pfad.
Wo Eines ſteht, wo Eines weilt,
Da folgt das Andre unverweilt.
Man ſieht ſie beide oft erröthen,
Hört ſeufzen ſie — Iſt das vonnöthen?
Und wenn ſie plötzlich ſich berühren,
Welch jähes Zittern ſie dann ſpüren!
Das Herz pocht beiden in die Kehle,
Ein Schleier hüllt ſich um die Seele

Wie um den Blick. Sie wiſſen kaum,
Wo ſie geweilt in Zeit und Raum,
Ob ſie durchſchwommen nur Minuten,
Ob ſel'ger Ewigkeiten Fluten,
Ob ſie die Erde noch durchzogen
Ob helle Himmel ſie durchflogen?
So ward's ſeit jenem Weinbergkuß. —
Das war der Minne erſter Gruß!

Noch fehlt das Wort, das ſchwere Wort,
Ach, der Erlöſung goldner Hort
Von ſo viel Liebesluſt und Pein,
Von ſo viel Thränen im Kämmerlein,
Von ſo viel Jauchzen, welches ſtill
Im Herzen klingt und tönen will
Und doch nicht darf. Das ſchwere Wort,
Es kann nicht über die Lippen fort,
Sie hören es in der Seele rauſchen
Und können dennoch es nicht tauſchen.
Doch endlich löſt es ſich in Schmerzen
Und Wonnen vom gepreßten Herzen.

Da iſt's! — Er nennt ſie: Liebes Kind! —
Sie nennt ihn: Guter Mann! — Es rinnt
Die Thräne dann ihr auf die Wangen,
Er hält ſie ſtürmiſch feſt umfangen.
Des Einen Bruſt pocht an der andern,
Die friſchen rothen Lippen wandern
Zum langen Kuſſe ſich entgegen —
Und rings iſt Fülle, Frieden, Segen.

So kam's noch oft, wenn ungeſehn
Sie einſam bei einander ſtehn.
Im ſtillen Stall, wo Rind und Stiere,
Die glatten, breitgeſtirnten Thiere,
Mit großen Augen ſie beſchauen,
Auf deren Schweigen feſt ſie bauen.
So kam's noch oft, dort an der Schwelle
Der Treppe, an der trauten Stelle,
Wo ſie dem gackernden Geflügel
Das Futter ſtreut. Dort fällt der Zügel,
Den ſie ſich angelegt. Was kennen
Davon die Enten auch und Hennen,

Wenn ſich zwei liebe Menſchen koſen
Mit Wangen, wie vier rothe Roſen,
Mit Augen, wie vier glühe Sonnen! —
Es trägt ſie in ein Meer von Wonnen
Die Liebe hin — Doch wiſſen ſie
Der Seelen volle Harmonie,
Der Herzen wunderbare Füllen
Feſt vor den Menſchen zu verhüllen.
Es ahnt nur, wer ſich tiefer müht,
Wie Agnes ſeltſam reich erblüht,
Wie Reiner ab den Jüngling ſtreift
Und ſchön zum vollen Manne reift.

So kam das Weihnachtsfeſt heran.
Ein tiefes Dunkel hüllt den Plan,
Der Morgen weilt noch überm Wald
Im fernen Oſt. Es wehet kalt
Und ſcharf die Luft. Die Sterne blitzen
Zahllos auf ihren ew'gen Sitzen.
Doch hallen ſchon die Kirchenglocken,
Die Beter fromm zum Feſt zu locken.

Da ſieht man auf der Gegend Steigen
Sich viele Lichter irrend zeigen,
Dem Kirchlein ſchweben ſie entgegen.
Die Träger wollen ſich den Segen
Im frühen Mettendienſte holen.
Es ſchreiten auch mit rüſt'gen Sohlen
Agnes und Reiner dort hinaus
Sich zu erbaun im Gotteshaus.
Sie ſind dem Orte nicht mehr weit,
Da grüßet durch die Dunkelheit,
Aus allen Fenſtern Licht und Helle
Ausſtrömend, ſchon die Dorfkapelle,
Tief ſtolz erklingt der Orgelton,
Es miſchen ſich zum Chore ſchon
Der Frommen Stimmen. In die Nacht
Tönt es mit wunderbarer Macht.
Es mahnt der Engel Botſchaft gleich,
Die rings dem dunklen Erdenreich
Des Heilands Ankunft hell verkünden,
Der kommt zu löſen Tod und Sünden.
Es mahnet aus dem Tönemeere:
Gott in der Höhe ſei die Ehre,

Und auf der Erde ſei der Frieden
Den guten Menſchen all beſchieden! —
So klingt's. Die Beter aber alle
Trieb's wie die Hirten nach dem Stalle,
Wo ſie am Kripplein niederknien
Erhebend Pſalmenmelodien.

Mit Allen wollen die beiden beten,
Doch wie ſie an die Thüre treten,
Iſt voll das Haus und vor der Pforte
Nur können ſie dem Segensworte
Des Herren lauſchen. Eiſig weht
Der Wind am Ort, doch ihr Gebet
Iſt heiß wie Flehn aus gläub'gem Herzen.
Sie ſtecken an der Andacht Kerzen
In ihren Seelen, daß ſie funkeln
Gleichwie das Kirchlein aus dem Dunkeln:
Die Glut auf reinem Altar flammt. —
So neigt zu Ende ſich das Amt,
Und als der Prieſter hoch zum Segen
Das Allerheil'ge hebt, da legen

Sie ineinander Hand und Hand! —
Das iſt der Treue Unterpfand,
Daß ſie ſich ewig angehören —
Er ſingt dazu in vollen Chören! —

Gott hat's geſehn! — Doch ſah es auch
Gerhard der Schäfer, der den Brauch,
Den heil'gen in der heil'gen Nacht,
Noch nie verſäumt. Die Seele lacht
Ihm ob dem jungen ſchönen Bund,
Er reibt die Hände, und ſein Hund
Springt fröhlich wedelnd an ihm hin:
So thut er ſtets, wenn froh der Sinn
Der Alten iſt. — Doch die Geſänge
Verhallen jetzt, es ſtrömt die Menge
Schon aus dem Thore voll heraus,
Die Beter kehren all nach Haus,
Indeß die Nacht ringsum noch dunkelt,
Und nur das Licht des Himmels funkelt.
Gerhard geſellt ſich zu den Beiden,
Die ihn am liebſten möchten meiden.

Wie ſehr ſie ihm gewogen ſind.
Er aber ſpricht gleichwie ein Kind
Gutmüthig ſchlau — und tief in's Mark
Geht doch ſein Wort: — Seid feſt und ſtark.

VII.

Der Eisgang.

Die Kraft des Winters iſt gebrochen,
Und leis beginnt der Lenz zu pochen
An Thür und Laden. Unwirſch zwar
Erklingt ſein Gruß, doch wunderbar
Iſt ſeine Wirkung. Dicke Tropfen
Hört man an's Fenſter plötzlich klopfen.
Das thut der Schnee, der auf dem Dach
Zerſchmilzt, Eiszapfen, die gemach
Sich löſen. Warm und wolkenſchwer
Weht fern aus Weſt der Thauwind her,
Er löst der Bäche feſte Schollen,
Die plötzlich von der Flut geſchwollen

Zu Thal ſich ſtürzen. Dunkelgrau
Streckt ſich der Erde feſter Bau
Durch lang gehäuftes ſtarres Eis,
Die Bäume ſchütteln ab das Weiß.
Zugvögel ſchwirren durch die Lüfte,
Das Raubthier ſucht die ſichern Klüfte,
Der Menſchen Athem hebt ſich frei —
Gottlob, der Winter iſt vorbei!

Zugleich kommt aus den Bergen dort
Ein Reiter an; friſch treibt er fort
Das ſchmucke Pferd, dem Regenbade
Will er auf ſchlüpfrig naſſem Pfade
So ſchnell entgehn, und auch das Thier
Fühlt ſich im thauenden Revier
Nicht heimiſch, ob auch ſeine Bruſt
Die milde Luft einzieht mit Luſt:
Sie freun ſich beide, Roß und Reiter,
Als ſich die Flächen eben weiter
Hinſpannen. Statt auf rauhen Stegen
Ziehn fort ſie auf gebahnten Wegen,

Und lautauf wiehert bald das Pferd.
Denn als der Pfad ſich plötzlich kehrt,
Liegt vor dem Blick das Ziel der Reiſe.
Es reihn ſich dort in weitem Kreiſe
Des Dorfes Häuſer. Linder Hauch
Treibt von den Heerden dort den Rauch,
Der oft hinbrütet wie verloren —
Der Reiter gibt aufs Neu die Sporen.
Der rothe Philipp iſt's — in Haſt
Trabt er zum Herrenhof als Gaſt.

Indeß beſchaut durch ſeine Scheiben
Der Herrenbauer des Wetters Treiben,
Die hohe Stirne legt ſich faltig:
Es kommt das Thauen zu gewaltig!
Der Regen mit geſchmolznem Schnee,
Schwillt auf den Rhein zum weiten See.
Wie wild der Strom die Wogen rollt,
Die gelb und ſchmutzig ſind! Er grollt
Vom Wind gepeitſcht aus ſeinem Bette.
Eisſchollen jagen um die Wette

In jäher Flucht. Schon trat er weit
Aus ſeinen Ufern; mächtig breit
Beſtrömt er Wieſen, Gärten, Auen,
Und noch kein Ziel iſt zu erſchauen,
Wie weit er's treibt. — Wird nicht ſein Sand
Verderben all das fette Land?
Sind Dorf und Menſchen nicht bedroht?
Gibt es nicht hundertfache Noth? —

Dieweil er alſo ſinnt und denkt,
Sieht er das Roß, das Philipp lenkt.
Der Rothe hält vor ſeinem Haus,
Der Alte tritt zum Gruß hinaus.
Da bittet gleich der Bauernſohn
Den grauen Mann im dreiſten Ton,
Geheim mit ihm ſich zu beſprechen.
Und ohne langes Kopfzerbrechen
Führt ihn der Alte in das Zimmer
Und ſchließt die Thür. Sie blieben immer
Ein gutes Stündchen ganz allein.
Dann kommt der Hofherr, frohen Schein

Im klaren Aug, und hold die Frau.
Sie ſchließen ſich vor jeder Schau
Und jedem Horchen wieder ab.
Wer weiß, was es je heimlich gab?
Als er jetzt öffnend kommt zur Thür,
Da tritt er ſtrahlend draus herfür,
Er rufet Agnes, hell und laut,
Die kaum beim Ruf den Sinnen traut.

Und als ſie nun mit zagem Schritt,
Zu dem Geheimnißvollen tritt,
Da ſpricht der Vater feierlich:
Philipp bewirbt ſich heut um dich.
Wir, deine Aeltern, nehmen gern
Den Antrag an, denn guten Kern
Erkennen wir in ſeinem Weſen,
Und freun uns, daß er dich erleſen.
Auch hoff' ich, ſeine Art und Sitten
Sind bei dir ſelber wohl gelitten.
Dazu nun prüfe mit Verſtand,
Daß er nicht kommt mit leerer Hand,

Um dich, mein liebes Kind, zu werben:
Er wird einſt ſchöne Güter erben,
Und wenn auch deine Hochzeitsgift
Nicht ärmlich iſt, mein Schatz, man trifft
Doch ſelten auf den Schwiegerſohn,
Der uns das Kind wie auf den Thron
In's eigene Beſitzthum führt. —
Die Mutter fügt hinzu gerührt:
Ja, Agnes, folge gutem Rath,
Und ſage zu! Philipp iſt grad
Der Mann, der trefflich zu uns paßt! —
Der Freier tritt heran und faßt
Sie um den Leib und ſiegsbewußt
Will er ſie preſſen an die Bruſt.
Nicht wahr, ſo ſpricht er keck darein,
Agnes, du willſt mein Bräutchen ſein?

Doch ruft ſie plötzlich: Nein, nein, nein!
Und ſpringt zurück mit lautem Schrein,
Indeß voll Zorn ihr Antlitz lodert:
Thut was ihr wollt, verlangt und fodert

Von mir jedwede Kindespflicht!
Doch dieſen Bräutigam nehm' ich nicht!

Wie, welcher Ton! — So kühn, ſo dreiſt? —
Was fährt ihr jählings durch den Geiſt?
Die ſonſt ſich wie ein Lamm benahm,
Iſt ihr erloſchen alle Scham?
Der Rothe zittert voller Wuth,
Daß ihm der Wurf mißlang. In Glut
Flammt auf der Mutter Stirne hell
Ob ſolchem Ausſpruch. Kurz und ſchnell
Faßt ſich allein der Herrenbauer.
Er redet ſcharf: Von kurzer Dauer,
Ich weiß es, ſind die Mädchenlaunen,
Drum macht mich dieſes Thun nicht ſtaunen.
Bedenkzeit wollen wir dran wagen:
Sie ſoll zu Abend Antwort ſagen.

Und ſtille plötzlich wird's ringsum:
Die laut geredet, ſtehen ſtumm

Und ſprachlos. — Da mit einemmal
Erklingt ein Angſtgeſchrei durch's Thal —
Wie gräßlich, ſchrill! — Der Alte ſtürzt
Ans Fenſter, öffnet unverkürzt
Und ſpäht hinaus! — Das iſt der Rhein!
Endlos wächſt er in's Land hinein,
Und bringet rieſig angeſchwollen
Des obern Thales mächt'ge Schollen.
Er führt ſie reißend ſeine Bahn
Dort auf die Hütten ſchon heran,
Die brauſend hoch die Flut umſpült,
Die ſauſend wild das Eis zerwühlt.
Hört ihr das Donnern und das Krachen
Im Wellenmeere? Rings erwachen
Schreckhafte Laute. Menſch und Vieh
Schrein brüllend auf. Ach niemals, nie
Ward ſolcher grauſe Ton gehört!
So iſt's, wenn ſich Natur empört
Zu ihren letzten größten Schrecken!
Nur ſie kann ſolche Rufe wecken,
So furchtbar, unheimlich und graß!
Nicht Menſchenthat erreichet das!

Und welch ein Flüchten, Treiben, Jagen!
Was ſieht man da nicht alles wagen!
Hier halten Kähne, drüben Flöße.
Jetzt zeigt ſich menſchlich wahre Größe,
Die für den Nachbarn in der Noth
Aufwächſt, wie die Gefahr auch droht!
Jetzt zeigt ſich ächter Männermuth! —
Der Alte ſtürzt mit Jugendglut
Sich raſch hinaus, um mitzuretten
Dort an des Unglücks wüſten Stätten. —
Doch Philipp bleibet bei den Frauen,
Um aus dem Fenſter zuzuſchauen.

Wer hat die Thaten all geſehn,
Die kühn und herrlich dort geſchehn
Aus heller lichter Nächſtenliebe? —
Es ſchlägt das Herz ſo ſtolze Triebe
Im Unglück ſtets! — Der Herrenbauer
Wie faßt er dort als alter grauer

Zerbrechlich mürber Mann noch an!
Er ſchafft und wirkt nach feſtem Plan:
Er bringet Regel in die Werke. —
Wie zeiget raſtlos Luſt und Stärke
Und kluge Geiſtesgegenwart
Gerhard in ſeiner ſchlichten Art!
Und wo er Hülf' und Troſt bereitet,
Wird er von ſeinem Hund begleitet. —
Wie wirket rüſtig jeder Knecht! —
Es iſt, als wär' ein neu Geſchlecht
Von Helden auf die Welt gekommen!
Wie muthig haben ſich benommen
Die Bauern, die in hellen Haufen
Vom Dorfe nach dem Ufer laufen!
Selbſt was verfolgt ſich und gehaßt,
Wie hat das emſig angefaßt
Am einigen Werk! Das wirkt zuſammen
Im Herzen Muth, im Auge Flammen!

Doch gilt es Feuer, Willen, Kraft,
Die alles ſchier auf einmal ſchafft,

Da iſt der beſte Mann am Ort
Reiner, der Knecht, doch immerfort.
Wie oft durchbricht er mit dem Nachen
Gethürmter Schollen furchtbar Krachen!
Wie ſteuert er, umdroht vom Tod,
Den Hütten zu, die in der Noth
Hinſchwankend beben! Und wie oft
Hebt er, die längſt nicht mehr gehofft
Auf Lebensrettung, in den Kahn
Und bringet ſie an's Land hinan!
Die Männer, Weiber, Kinder, Greiſe
Entführet er in ſtarker Weiſe
Dem ſichern Tod. Oft bis zum Dach
Sucht er dem zagen Unglück nach
In jenen Hütten, die mit Brauſen
Die Wogen eisgekrönt umſauſen.
Sogar der Armen dürftige Habe
Entreißt er kühn dem Waſſergrabe,
Ihn treibt mitleidiges Erbarmen,
Selbſt Thiere, die vernunftlos armen,
Zu retten aus der Fluten Tücke —
Und immer thut er es im Glücke. –

Gottlob, es waltet Gottes Hand!
Gerettet an des Stromes Strand
Stehn ſie, dem Daſein neu geboren.
Kein Menſchenleben ging verloren!
Faſt übermenſchlich hat geſchafft
Der Seelen Muth, der Körper Kraft! —
Und alle knieen zum Gebet —
Still iſt's ringsum. — Herr Gott, da weht
Ein neuer Lärm — ſchrill übertönt
Das Brauſen er, das flußwärts dröhnt.
Sie ſpähn und lauſchen; aus dem Haus,
Das ſich im wüſten Waſſerbraus
Am fernſten bebt und in der Noth
Allmählig einzuſtürzen droht,
Schallt das Geſchrei. — Dort bricht durch's Dach
Ein zott'ger Hund. — Es drängt ihm nach
Ein alter Mann — er winkt — er ruft. —
Auf's Neu durchheult der Hund die Luft —
Der Schäfer Gerhard iſt's, bei Gott! —
So tönt es rings. — O welchen Spott
Uebt das Geſchick! — Der ſelbſt ſo viel
Geholfen hat, ſieht ſich am Ziel —

Ein Opfer ſeines Opfermuthes. —
Als Retter kargen Armengutes
Blieb er im Hüttchen, da der Kahn
Zum letztenmal die ſchwere Bahn
Dahin geſucht. — Er ward vergeſſen. —
Als er den innern Raum durchmeſſen,
Um noch zu retten, kehrt das Schiff —
Und wie auf ſteilem Felſenriff,
Wer Schiffbruch litt, im Meere weilt,
So ſitzt er dort. Indeſſen eilt
Das Unheil an mit jähem Schritte.
Schon wanket in der Strudel Mitte
Der lecke Bau, und hier und dort
Reißt ſchon das Eis die Balken fort —
Drum winket er, drum heult der Hund. —
Vom Ufer wie aus einem Mund
Hebt gräßlich wilder Angſtruf an:
O Gott, er iſt ein todter Mann!

Doch Keiner ſpringt auf's Neu zum Kahn.
In die empörte Waſſerbahn,

Wo der gethürmten Wellen Giſcht
Sich mit den Eiskoloſſen miſcht,
Stößt er das Boot, ob auch der Tod
Ihm hundertfach Verderben droht. —
Hinaus, hinaus! — Das Schifflein ſchwindet
Den Blicken oftmals, denn es windet
Sich durch die Schollen; hinter Wogen
Iſt bald den Spähnden es entzogen.
Die Herzen forſchen pochend nach,
Ob's nicht verſank und nicht zerbrach.
Doch Reiner fährt mit ſicherer Hand,
Trotzig an Muth, kalt an Verſtand.
Er weiß das ſtarre Eis zu meiden,
Er weiß die Wellen zu durchſchneiden,
Und hält das Ziel im ſichern Blick:
Dem Muthigen hilft das Geſchick! —
Bei Gott, dort hält er an den Trümmern! —
Was kann die weitre Noth ihn kümmern,
Da Gerhard in den Nachen ſpringt —
Ihm folgt der Hund — das Werk gelingt. —
Sie rudern mit vereinten Kräften
Zum Land zurück. Die Blicke heften

Die Bauern rings mit ſtarrem Beben
Auf die Gefahr — und dann erbeben
Sie himmelſtürmend Dankgeſchrei:
Ach alle Noth iſt nun vorbei! —
Denn Beiden gilt der Gruß der Rufer,
Denn Beide ſpringen heil an's Ufer.

So blickt ein heller Sonnenſchein
Durch Wetterwolken glüh herein
Wie hier die Luſt, die freundlich licht
Durch all das wüſte Unheil bricht,
Daß ſie, die alles kühn gewagt,
Dem Tod entflohn. Ein Lichtſtrahl tagt
Selbſt durch der Armuth tiefen Gram,
Der Hab und Gut das Schickſal nahm.
Laut aber tönt der Männer Gruß
Die treu ſich halfen längs dem Fluß.
Und Reiner hat des Tages Ehre.
Sie preiſen rings mit ganzer Schwere
Sein Heldenthum, und Mann und Greis
Reicht ihm die Hand und danket heiß,

Es drückt ſie ſelbſt der Herrenbauer, —
Gerhard umhalst ihn lange Dauer. —

Und all das ſchaurig ſchöne Treiben
Sah Agnes durch die Fenſterſcheiben,
Sie ſah's in Aengſten, Furcht und Schrecken:
Ihr Mitleid iſt ſo leicht zu wecken
Bei ſolchem traurig wüſten Loos!
Sie ſah's im Herzen ſtolz und groß,
Weil der Erkorne ihrer Seele
So heldig ſchuf. Zwar in der Kehle
Steckt oft das Wort; das Blut im Herzen
Preßt ihr die Bruſt mit grimmen Schmerzen,
Als ſie ihn ſtets zu neuem Wagen,
Erſchaut vom ſchlanken Kahn getragen.
Doch als das letzte Werk gelungen
Und lauter Jubelruf erklungen,
Da fährt der Seufzer aus der Bruſt,
Da löst in reicher Thränenluſt
Sich ihr Gemüth. Sie kann nicht ſcheinen,
Was ſie nicht iſt. — Wie muß ſie weinen! —

Sie ſteht noch eine Weile ſo
So freudig trüb, ſo traurig froh,
Da kommt der Vater draußen an,
Ihm folgen durch des Feldes Plan
Unſel'ge, die das Unglück traf
Und die nicht wiſſen, wo zum Schlaf
Das Haupt ſie legen, wo ſie Brod
Auffinden für des Hungers Noth.
Der Alte kennt die Nächſtenpflicht
Und ſäumt mit gutem Werke nicht:
Es gibt euch Lager meine Scheuer,
Ihr trocknet euch an meinem Feuer,
Ihr ſollt aus meinen Töpfen eſſen!
Hier gilt es nach der Kraft zu meſſen!
Wem ich nicht Herberg geben kann,
Deß nimmt der Nachbar gern ſich an.
So warten wir auf beſſre Zeiten! —
Das war ſein Wort. Und zwanzig ſchreiten
Alsbald ihm nach. In ſeinem Haus
Da heiſchet raſch er warmen Schmaus,
Wohl greift Frau Gertrud rüſtig an,
Und Agnes hat nach Kraft gethan.

Ein muthig Wort klingt oft dazwiſchen,
Die Hungrigen gehn nach den Tiſchen,
Nachdem ſie ſich gewärmt am Herde.
Bald weicht die traurige Geberde
Dem friſchern Sinn, der ſtets ſich hebt,
Wird er gewahr, daß Gott noch lebt.
Die Kinder mit den blaſſen Wangen
Sie ſpielen wieder unbefangen,
Den Säugling pflegen neu die Frauen,
Der Greis iſt wieder voll Vertrauen,
Die Männer ſtrecken ihre Glieder
Und denken an die Zukunft wieder.
Und Gerhard mit dem jungen Knecht
Sie heben ihren Muth erſt recht
Mit treuem Blick, mit ernſtem Wort.
Nur Philipp paßt nicht an den Ort,
Im Wege ſteht er allerwärts
Und ſtarrt und ſchweigt: denn wo das Herz
Nicht regſam fühlt, da fehlt der Zunge
Die Tröſtung auch von rechtem Schwunge.
Auch iſt er nicht der Schaar verkettet:
Er zagte, wo ſie all gerettet! —

Was thut's! Es ſieht den reichen Erben
In ihm der Herrenbauer. Sein Werben
Behagt ihm drum. Er fragt ſein Kind:
Wie ſie dem Freier iſt geſinnt?
Sie aber ſpricht mit ſcharfer Stimme,
Sie ſpricht mit halbverhaltnem Grimme:
Nein, ſolchen Feigling mag ich nicht,
Der, wo ihr all der Menſchenpflicht
Geopfert habt, in träger Ruh
Dem grauſen Unglück ſchaute zu.
Wer einzig pflegt den eignen Leib,
Gewinnt mich nimmermehr zum Weib!
Wie ſollt er ſchützen, helfen, rathen?
Ich will den Mann von kühnen Thaten! –
Ihn mag ich nicht! – Der Bauer erſchreckt
Bei ſolchem Wort, denn er entdeckt,
Wie traurig wahr der Ausſpruch iſt,
Auch ſieht er ein zu gleicher Friſt,
Wie ſehr ihm ſelbſt die Tochter gleicht,
Ihm, welcher nie vom Pfade weicht,
Ihm, welcher nie den Kopf gebrochen,
Wenn einmal er mit Kraft geſprochen. –

So ſchweigt er denn. — Doch Agnes drückt,
Als ſie allein ihn bat, entzückt
Den ſtarken Reiner an die Bruſt. —
O welches Meer von Lieb' und Luſt! —

VIII.

Bauernſtolz.

Durch's Fenſter wirft der Sonnenſchein
Die Morgengrüße hell hinein.
Er malt der Scheiben richt'ge Zahl
Auf Wand und Flur mit goldnem Strahl.
Lichtweißer, flock'ger Wolkenduft
Durchzieht die reine milde Luft,
Der Buchfink draus ſucht alte Lieder
In ſeiner ſtummen Kehle wieder,
Es iſt, als tönte Lerchenſang
Das neuerweckte Thal entlang.
Da fühlet auch im Vogelbauer
Am Sims der Dompfaff Frühlingsſchauer

Und pfeift ſein Stück; es ſtreckt zugleich
Süßduftig in der Stubenreich
Der Goldlack ſeine gelben Blüten,
Den auf der Fenſterbank ſie hüten.

Indeſſen ſitzt der Alte dort
Im Lehnſtuhl am gewohnten Ort
Und bläſt aus ſeiner kurzen Pfeife
Nachſinnend Wolken bald, bald Reife.
Bald ſtarrt er in die Luft hinaus,
Bald auf das Treiben vor dem Haus,
In Hof und Garten; dennoch ſieht
Er nichts von allem, was geſchieht.
Man ſchaut es Stirn und Augen an:
Es geht ſein Geiſt auf andrer Bahn;
Man ſchaut, daß ſämmtliche Gedanken
Sich feſt um andre Dinge ranken.
Denn was ſein Weib auch zu ihm ſpricht,
Er gibt die rechte Antwort nicht. —
Was kümmert's ſie? — Sie ſitzt und näht,
Und wenn ſie aus dem Fenſter ſpäht,

Die Brille kneifend auf die Naſe
Von grünlichem geſchliffnem Glaſe,
Dann redet ſie vom Frühjahr bald,
Von Weinberg, Wieſe, Feld und Wald:
Bald auf die Frauen aus dem Ort,
Bald auf die Männer kommt ihr Wort:
Hochzeiten, Todesfälle, Taufen
Die werden im Geſpräch durchlaufen:
Erblickt ſie fern die Leute bauen,
Dann dünkt ihr ſeltſam das Vertrauen
Der Ueberſchwemmten, die trotz der Wellen
Ihr Haus auf alte Plätze ſtellen.
Stiert auch der Hofherr, ohne Zaudern
Ertönt ihr Wort — ſie muß ja plaudern.

Doch plötzlich bricht der Bauer aus:
Bei Gott, da ſteht mir Hof und Haus
Umringt mit Weinberg, Flur und Wieſen,
Von Eltern treu mir überwieſen,
Auf's Neu gebaut durch unſern Fleiß,
Endlos gemehrt durch unſern Schweiß!

Und doch iſt mir die Luſt vergällt
An Wohnung, Scheune, Stall und Feld!
Vergeblich ſind geſtreut die Saaten:
Franz iſt und bleibet, ach, mißrathen!
Wie gern ſäh ich dies ſchöne Erbe
In guten Händen, wenn ich ſterbe!
Er aber wird es ſchnöd verſchwenden,
Elend und arm wird er verenden!
Ach, wie gewonnen, ſo zerronnen! —
Das trübt mir alle Lebenswonnen!

Du denkſt des Kummers — alſo ſpricht
Die Frau — warum der Freude nicht?
Um Franz da ſorgſt du Tag und Nacht.
Den Aerger, den er dir gebracht,
Macht dich für Alles taub und blind.
Und iſt nicht Agnes auch dein Kind?
Sie iſt die Sanftmuth, Klugheit, Güte,
Klar an Vernunft, weich im Gemüthe.
Noch ſoll uns ſeit der Kindheit Tagen
Von ihr der erſte Kummer plagen! —

Du redeſt da, ruft laut der Mann,
Was mir nur ſchlimm gefallen kann.
Bedenk', wie ſtörrig ſie ſich nahm,
Als Philipp jüngſt zur Werbung kam,
Sie wies ihn ſchnöde ſcharf zurück,
Und doch war es ein großes Glück.
Auch iſt's mein heißer Wunſch geweſen,
Daß er zum Weib ſie ſich erleſen.
Wie herrlich wär's, ſie ſäße drüben,
Und unſer Franz — der führte hüben
Die Wirthſchaft einſt. Hier unſer Namen!
Und auf dem Mönchhof unſer Samen!
Ja, unſre Kinder wären Hüter
Weitum im Land der ſchönſten Güter!

Bah, Eitelkeit! ſpricht frank die Frau,
Betracht' ich mir das Ding genau,
So rechneſt du dem Reichthum nach.
Mir aber dünkt es Sünd' und Schmach,
An Geld und Gut ein Kind verkaufen!
Was helfen uns Dukatenhaufen!

Iſt rechte Liebe nicht dabei,
Dann hält ſich Agnes beſſer frei.

Nun aber tobt der Herrenbauer:
Wie lang hat Weiberwahnſinn Dauer!
So alt und doch ſo unvernünftig!
Thorheit iſt bei euch allen zünftig.
Ja freilich, ſtets iſt der Beſitz
Des Daſeins Würze, Luſt und Witz.

Was nahmſt du mich dann? ſcherzt das Weib.
Ich hatte nur den ſchmucken Leib,
Das gute Herz. Bei meiner Seelen,
Laß wie wir ſelbſt die Tochter wählen!

Ei, bricht er aus, iſt das dein Ziel?
Jetzt merk' ich erſt, welch kühnes Spiel
Du hier beginnſt. Ich weiß es lange,
Hier iſt ein heimlich Werk im Gange.

Das Mädchen liebt den fremden Knecht,
Und dir iſt dieſe Liebe recht!

Und wär' es ſo, iſt's eine Sünde?
Meint ernſt die Frau. Sag deine Gründe!
Was fehlt dem Knecht zum beſten Mann?
Sprich nur, wer beſſern Dank gewann
In unſerm Hauſe? Hat er das Leben
Nicht allen uns zurückgegeben?
Hat er des Kindes Ehre nicht
Gerettet durch ein ſtreng Gericht
Mit jener Burſchen frecher Rotte,
Die ſie geſchmäht in ſchnödem Spotte?
Und neulich bei der Waſſersnoth,
Wer hat wie er getrotzt dem Tod,
Wie er geholfen und gerungen?
Wir ſind zum tiefſten Dank gezwungen!
Zugleich that er den Dienſt wie Keiner,
Sprich, wer iſt beſſer denn wie Reiner?
Still, fleißig, raſch, uns treuergeben,
Erſchien bis jetzt ſein ganzes Streben.

Doch wie hat Philipp ſich erwieſen,
Den du ſo endlos haſt geprieſen?
Er konnte oft als Mann ſich zeigen,
Und immer war er von den Feigen.
Seitdem will er in meinen Augen
Als Schwiegerſohn mir nimmer taugen.
Sprach ich das Wort ihm im Beginn,
Führwahr, geändert iſt mein Sinn.
Mit Recht muß Agnes ihn verſchmähen
Und mag die Maid nach Reiner ſpähen,
Geb' ich dem Kinde wieder Recht.
Ja, Mann, ich ſpreche für den Knecht!

Und dennoch, ſpricht der Bauer in Wuth,
Hilft euch zu nichts der ſtarre Muth.
Ich will hier Reiner nicht begeifern,
Denn er iſt gut; doch muß ich eifern
Ob dieſem blinden Eigenſinn.
Ich ſag's ſo lang ich lebend bin,
Freit um die Tochter nur ein Mann,
Der Hab und Gut aufweiſen kann!

Als Bauer ſoll er ſeßhaft ſeyn!
Doch dringet mir ein Knecht herein,
Der lebet von der Hand zum Mund,
Dann ſchlag' ich immer grad und rund
Die Werbung ab. Das mögt ihr ſchreiben
Euch in's Gedächtniß! Länger bleiben
Kann Keiner auch nicht hier im Haus,
Er muß aus meinem Hof hinaus,
So tief ich ihn im Herzen trage,
So ungern ich ihm Abſchied ſage!
Doch wächſt das Unheil jäh hervor,
Dann ſchließen wir ihm raſch das Thor!

So tobt noch lang und breit und heftig
Der Bauerſtolz. — Da klopft es kräftig,
Gerhard der Schäfer tritt herein
Und ſtört des Herrenbauers Schrein.
Der Alte ſpricht mit ſchlichtem Wort:
Ich muß in meine Heimath fort,
Denn Botſchaft hab' ich heut vernommen,
Ich ſoll zum kranken Bruder kommen!

So kann ich denn nicht länger weilen,
Der Weg iſt wohl an fünfzig Meilen.
Doch iſt es Zeit, daß unſre Heerde
In das Gebirg getrieben werde.
Die Schäferhütte dort iſt fertig,
Der Schafe iſt der Stall gewärtig.
Wenn ich nun in der Ferne bin,
Dann denk' ich, iſt's nach euerm Sinn,
Wenn Reiner dort der Heerde Hut,
Statt meiner übt: er hütet gut
Und wird euch ſicher nichts verpaſſen.
Wollt ihr das Werk ihm überlaſſen,
So zeig' ich heut ihm die Reviere,
So übergeb' ich ihm die Thiere.

Der Antrag kommt dem herben Alten
Recht wie gerufen. Reiners Walten
Kann er vertraun. Auch hielt er gern
Ihn fürder von dem Hofe fern.
Und weil er ſich nicht mag verſünd'gen,
Dem treuen Knecht den Dienſt zu künd'gen,

So willigt er mit Freuden ein.
Doch ſchon beim rothen Abendſchein
Da wandern mit der Heerde beide
In das Gebirg zur Kräuterweide.
Der Alte zeiget das Gehege,
Die Heiden, Felder, Wälder, Wege,
Und ſcheidet gleich am nächſten Morgen. —
Keiner bleibt einſam dort geborgen.

IX.

Maiabend.

Der letzte Tag iſt's im April.
Wie öd, verlaſſen, einſam, ſtill
Hat Keiner oben Tag und Nacht
Im Waldgebirge zugebracht!
Er hat in langen ſtummen Wochen
Mit keinem Menſchen ſchier geſprochen,
Als mit dem kleinen Hirtenknaben,
Der ihm, um ſeinen Leib zu laben,
Die Speiſe bringt. Phylax, der Hund,
Der treu ihm folget alle Stund,
Seit er das Thier entriß dem Rhein,
Und ſeine Heerde ſind allein

Ihm Berggenoſſen. Jede Nacht
Hat er im Schäferhaus verbracht.
Am Tag zieht er entlang die Heide,
Den Wald, die Halde ſtets zur Weide
Inmitten hoher Felſenkegel,
Darüber ihre weißen Segel
Die Wolken ſpannen durch die Lüfte. —
Sonſt ſieht er nichts wie Bergesſchlüfte.

Nur daß der Frühling Einzug hält,
Verklärt ihm ſeine ſtille Welt.
Ihm wird ſo ſeltſam ſchwül und eigen,
Als er ihn fühlt in's weite Schweigen
Der Berge wehn. Die warme Luft,
Der friſchen Kräuter ſüßer Duft,
Der Amſel Lied aus heller Bruſt,
Das alles gibt ihm neue Luſt.
Und als rings aus des Bodens Ritzen
Aufſchießt der Halm mit grünen Spitzen,

Als ſich des Walds blattloſe Stecken
Mit Knoſpen ſchimmernd reich bedecken,
Als Blumen licht das Gras durchblühn,
Da fühlt er hoffnungsvolles Glühn.
Doch als er gar mit buntem Flügel
Den Schmetterling entlang die Hügel
Hinflattern ſieht, als aus den Hallen
Des Forſts die wilden Nachtigallen
Geſänge heben, ach, da fehlt
Ein Herz, dem ſeinen gleich beſeelt,
Um ihm von all der Wunderpracht,
Die ſo geheimnißvoll erwacht
In Heid' und Wald, ein Wort zu ſagen. —
Er muß den Lenz allein ertragen! —
Und das iſt ſchwer! — Drum ſtarrt er oft,
Weil treu er liebt, weil feſt er hofft,
Und ſchaut den leichten Wolken nach
Und lauſcht dem rauſchend wilden Bach
Und ruft den Wandervögeln zu,
Die all aus des Gebirges Ruh
Zum Thale lenken ihre Züge. —
Wie bebt ſein Herz der Sehnſucht Flüge! —

Und wie er alſo heute ſteht,
Tief fern verſunken, horch, da weht
Es wie von Stimmen aus dem Walde!
Er wendet ſich, und längs der Halde
Sieht er von Leuten einen Zug.
Die lauten frohen Stimmen trug
Ein Hauch ihm zu. — Es kommt zugleich
Ein Mann durch's ſtille Bergbereich —
Der Schäfer iſt's — Von Weitem ſchon
Ruft er ihm zu: Sieh da, mein Sohn,
Ich bin zurück! Du biſt befreit!
Du hatteſt, glaub' ich, lange Zeit,
Dafür ſollſt du den Maitag Morgen
Auch feiern ohne Noth und Sorgen.
Das junge Volk zieht dort heran
Mit Axt und Beil. Auf, ſchließ dich an!
Den Maibaum holen ſie im Wald.
Wie froh und leicht ihr Scherzen ſchallt!
Doch daß du keinen Mangel fühlſt
Und die Begier in Freuden kühlſt,
Die in der Einſamkeit dir wuchs,
Nimm dieſen Beutel. Mancher Fuchs

Glänzt mit rothgoldnem Scheine drin.
Friſch zu! Die Maienkönigin
Erwirb damit! Es iſt dein Lohn,
Daß du die Hut geübt, mein Sohn!

Zuerſt verſchmäht der Knecht das Geld,
Weil in des Herrenbauers Sold
Er hier gedient. Der Alte ſcherzt
Fort die Bedenken und beherzt
Treibt er ihn zu den muntern Jungen,
Die drüben friſch die Axt geſchwungen
Am Buchſtamm, während ihre Lieder
An harter Felswand klingen wieder.
Da macht ſich Reiner denn im Lauf
Zu den Genoſſen rüſtig auf,
Und bald ſchon zeigt ſich freudig Regen,
Als ſie ihn ſehn. Ihm tönt entgegen
Ihr laut Gejauchz. Sie ſind ihm gut
Seit Martinstag und Märzenflut. —

Und Reiner greifet wacker an:
Manch feſter Axtſchlag wird gethan
Von ſeiner Hand. Den Baum, den ſchlanken,
Sieht man bald hoch am Wipfel ſchwanken,
Die zähen Wurzeln geben nach
Und dann mit einem jähen Krach
Stürzt er zu Thal. Sie jubeln all
Aufſchreiend bei der Buche Fall.
Daß ſie als junge grüne Leiche
Vorzeitig fiel im Waldbereiche,
Daß an den glattgeſtreckten Zweigen
Die Blätter allzufrüh ſich neigen,
Die in dem warmen Sommerleben
Dem Wild noch Schatten ſollten geben,
Dem Vogel zu dem Neſt den Raum,
Bedenken die Geſellen kaum.
Sie ſoll zum Freudenfeſte dienen,
Drum lachen rings der Burſche Mienen,
Drum hauen ſie nach altem Brauch
Die grünen Maien ab vom Strauch
Der niedern Holzung. Reuelos
Fällt hier der Schlag und dort der Stoß. —

So iſt das erſte Werk vollendet.
Es geht zum zweiten. — Kräftig wendet
Die ganze Schaar ſich zu dem Baum,
Sie ſchleppen ihn zum Waldesſaum
Mit Schulter, Hebebaum und Fauſt.
Hei wie die Arbeit fleckt! Es ſauſt
So friſch und hell! Zum ſtarken Wagen
Wird hunderthändig er getragen,
Die Maien werden aufgeladen,
Und dann wallt es auf ſteilen Pfaden,
Geführt von ſtraffen kräft'gen Roſſen,
Zu Thale keck und unverdroſſen.
Es geht zum Dorf, wo hinter Hecken
Und Fenſtern Mädchen ſich verſtecken,
Um nach dem bunten Zug zu ſchauen,
Der jauchzend kommt aus Wald und Auen
Und morgen für den Maientag
Ein fröhlich klingend Tanzgelag
Dem jungen rüſt'gen Volk verſpricht. —
Ei, pochen da die Herzen nicht! —
Es dachte in der Zeit des Maien
So mancher Burſche ſchon an's Freien! —

Die jungen Bauern mit dem Baum,
Sie ziehen zu des Platzes Raum.
Es iſt, wo drüben aus den Rüſtern
Das alte Kirchlein mit den düſtern
Und grauen Mauern friedlich ſteigt,
Indeß die Schenke hier ſich zeigt
Mit lockend grünem Traubenſchilde,
Mit Giebeln, welche das Gefilde
Weithin begrüßen. In die Mitte
Des Platzes lenken ſie die Schritte.
Dort laden ab ſie Stamm und Loden,
Dort graben tief ſie in den Boden
Ein enges Loch und drin befeſten
Sie raſch den Baum, daß mit den Aeſten
Er in die Lüfte hoch ſich hebt,
Als ſtrotzte noch er friſchbelebt
Vom Saft des Frühlings. — Eitle Lüge! —
Dann weben ſie ein Kranzgefüge
Von Laub und Blumen um den Stamm,
Durchflechten glitzernd wunderſam
Von buntem Band und goldnen Flittern,
Die leis im Frühlingswinde zittern.

Indeſſen rings die Kinder ſchwärmen,
Das Spiel nachahmend laut mit Lärmen.

Spät bis zum Abend währt der Fleiß,
Dann ſind ſie fertig, und im Kreis
Verſammeln ſie ſich um den Baum,
Der ſtattlich überragt den Raum. —
Was gibt es nun? — Sie ſtehn befangen,
Hier glühn die Augen, dort die Wangen,
Der ſenkt zur Erde das Geſicht,
Der Andre hebt es frank in's Licht,
Und immer ſeltner wird das Wort,
Und immer ſtiller wird der Ort.
Dann ruft mit einmal rings der Chor:
Maiſchultheiß, tritt zum Werke vor!

Da ſtellt der älteſte Junggeſell
Des Dorfs auf einen Tiſch ſich ſchnell
Am Maibaum hin und ruft mit Macht:
Es wird hiermit bekannt gemacht —

Ihr mögt mir drum Gehör verleihen —
Daß nun beginnt das Feſt des Maien!
Dazu bedarf man hier am Platz,
Ihr Burſche, einen Maienſchatz,
Ein Mailied, Mailehn, eine Maid,
Zu jubeln in der Maienzeit.
So wollen wir — hier gilt kein Weigern —
Des Dorfes Mädchen nun verſteigern.
Die Namen nenn' ich laut und hell.
Was jeder bietet, ſag' er ſchnell,
Und wer genannt den höchſten Satz,
Dem gilt die Maid als Maienſchatz.
Sie iſt bei Tanz und Spiel ihm grün,
Bis daß die dicken Bohnen blühn.
Was der Verding einträgt an Geld,
Dafür wird unſer Feſt beſtellt:
Wein, Speiſe, Lichter, Muſikanten.
Drum bietet gut, ihr muntern Fanten.
Auch ziemet, wie hier jeder weiß,
Dem Höchſtgebot der höchſte Preis,
Und wer es thut, der wird gekrönt:
Sein Jubelruf als König tönt.

Maikönig iſt er ſtolz von Sinn
Und ſeine Maid Maikönigin.
Jetzt hört mir zu mit ſcharfem Ohr!
Wir nehmen den Verkauf nun vor!

Und wie des Dorfes Reihen ſtehn,
Hört man von Haus zu Haus ihn gehn,
Er nennt die alt' und jungen Mädchen,
Die Aennchen, Gretchen, Lieschen, Käthchen,
Die Clärchen, Röschen und Marien.
Und friſch' und welke Blüthen ziehn,
Die Reich' und Arme ſind willkommen,
Sie werden all in Kauf genommen,
Die ſchönen und die garſt'gen Schätzchen
Sie finden alleſammt ihr Plätzchen.
Das iſt ein Lachen, Witzeln, Flüſtern
So ſchalkiſch, neckiſch, kühl und lüſtern,
In hohen und in tiefen Noten —
Nur Reiner hat noch nicht geboten.

Nun geht es aus dem Dorf hinaus,
Dort liegt des Herrenbauers Haus,

Und Agnes kommt, ſein Töchterlein,
Jetzt an die Reih. — Ein Purpurſchein
Deckt plötzlich Reiners Angeſicht,
Aufglühet ſeiner Augen Licht.
Die andern Burſche bieten ſchon,
Da ruft er raſch mit lautem Ton:
Im Beutel hier iſt mein Gebot!
Und während er noch flammend loht,
Wirft er die Münzen auf den Tiſch.
Der Schultheiß nimmt und zählt ſie friſch
Und ſpricht: Das iſt ja rothes Gold,
So viel wie niemals hier gerollt,
Es iſt genug für uns zum Feſte
Und auch für alle Ehrengäſte.
Den Geber nehmt zum König hin
Und Agnes nehmt zur Königin!
Da klingt im Kreis es hunderttönig:
Heil, Reiner iſt der Maienkönig!

Vom Abendlichte angehaucht,
Das nun im Weſten untertaucht,

Glüht rings die Schaar, die Hüte ſchwenkend.
Und dann den Zug zum Dorfe lenkend,
Tönt fort ihr Ruf. Mit heißen Stirnen
Geht's vor die Wohnungen der Dirnen,
Und jeder wird ein Lied geſungen,
Das hell und weit in's Thal geklungen,
Den Wiederhall der Felſen weckend,
Die Antwort geben launig neckend.
Es iſt ſchon ſternhell lichte Nacht,
Als ſie die Ständchen all gebracht
Im großen Dorf. Dann wogt's hinaus
Noch vor des Herrenbauers Haus,
Und dort erſchallt das letzte Lied,
Dort ſcheiden ſie, wo Reiner ſchied.
Und nochmals klingt es hunderttönig:
Heil Reiner, unſerm Maienkönig!

X.

Die Maikönigin.

Das Feſtgeläut der Maienglocken
Webt durch ein Meer von Blüthenflocken.
Die rings auf allen Bäumen leuchten.
Es webet durch die morgenfeuchten
Thaufriſchen Halme auf dem Raſen,
Die ſich vergolden und verglaſen
Im Sonnenſtrahl; es drängt ſich her
Fort durch der Aehren grünes Meer,
Das der April dem Maien bringt,
Es tönt und klingt ſo leicht beſchwingt
Fort nach dem Weinberg, nach der Halde
Und weiterhin zu Fels und Walde:

Weit in die Gegend weht's hinein
Entlang dem goldig grünen Rhein.
O wunderbares Feſtgeläute!
Es grüßt der ſchönſte Maitag heute.

Und wie der weitgeſtreckte Plan
Glänzt feſtlich lichthell angethan
Das ſaubre Dorf. So blank und rein
Gehn rings die Pfade aus und ein,
Vor allen Thüren iſt gekehrt,
Es iſt gefegt an jedem Herd,
Geputzt ſehn alle Häuſer aus:
Als gält es Tauf- und Hochzeitſchmaus,
So blinken rings die kleinen Zimmer,
So ſchaut mit friſchem klarem Schimmer
All das Geräth. An mancher Thür
Drängt ſich ein friſcher Strauß herfür.
Und wo ein Mädchen wohnt, da reihen
Sich vor dem Hauſe grüne Maien,
Die dort in ſtiller Mitternacht
Verliebte Burſche hingebracht,

Damit die Dirne früh erblicke,
Wie Lenz ſo ſchöne Grüße ſchicke,
Wie ſüßre noch ſich drin verſtecken,
Die ſie beim Feſte wird entdecken.
Doch zwiſchen all dem Feierſchmuck,
Erlöſet von des Alltags Druck,
Ziehn Mädchen prall geſund von Gliedern
Mit bunten Röcken, knappen Miedern,
Gehn Burſche zierlich angethan.
Das junge Volk durchkreuzt die Bahn
Sich auf und ab. Die Aeltern ſtehen
Indeß an Thor und Haus und ſehen
Der Jugend Treiben nach in Ruh:
So ging's auch einſt bei ihnen zu.

Zur Morgenzeit ward nur geſchaut,
Gelauſcht, geflüſtert. Doch wird's laut
Sobald der Mittag über iſt.
Da hört man in gar kurzer Friſt
Geſang, Aufjauchzen, Lachen, Schwatzen,
Querſprünge ſieht man, man ſieht Fratzen.

Und aus der Schenk zur grünen Traube
Erſcheint, geſchmückt mit Band und Laube,
Der jungen Bauern heller Schwarm,
Sie ſchlingen fröhlich Arm in Arm.
Voran dem Zug mit Flöt' und Geigen
Stapft hin der Muſikanten Reigen,
Sie ſpielen ſcherzhaft luſt'ge Weiſen,
Es tönt in lauten und in leiſen
Tanztrillern, daß von Kopf zu Zehen
Bewegungen fortzuckend gehen.
Und wie der Mädchen Herzen zittern,
Wenn fern die Töne hingewittern!
Doch horch, ſie halten ſchon am Haus:
Jungfräulein komm heraus, heraus!
Auf rüſte dir zum Tanz die Sohlen,
Dein Freier kommt dich abzuholen!
Sie bebt, ſie zagt, ſie folgt zuletzt. —
So ſtrömt's von Thür zu Thüre jetzt,
Und wer ſein Mailieb ſich errungen,
Der hat um ſie den Arm geſchlungen,
Der löſt ſich von der Burſchenſchaar
Und macht mit ſeinem Schatz ein Paar.

Die Paare aber reihen ſich
Zum bunten Zuge freudiglich.
So wird der Burſche Häuflein kleiner —
Zu Haupt vor allen ſchreitet Reiner.

Maikönig und Maikönigin
Vereinen ſich zuletzt. — Nun hin
Zum Herrenhof! — Das Feſtgeleite,
Das herrlich an des Königs Seite
Hinwoget, iſt jetzt ſtattlich voll. —
Jetzt bringt der Königin den Zoll! —
Hei, wie da erſt die Töne ſpringen,
Luſtrufe hoch zur Luft ſich ſchwingen,
Als ſie in den beſonnten Auen
Den alten Herrenhof erſchauen!
Wie das von lichten Farben ſchwellt
Im bunten Zug durch's grüne Feld!
Und jubelnd halten ſie am Haus:
Jungfräulein, komm heraus, heraus!
Agnes heraus mit hellem Sinn!
Heil unſrer Maienkönigin! —

Und ſieh, das Mädchen tritt hervor! —
Iſt es ein Purpurroſenflor,
Erblüht in warmer Sommernacht,
Der in das holde Daſein lacht?
Iſt es das junge Morgenlicht,
Das auf dem Antlitz hell ſich bricht?
O nein, das iſt die ſüße Scham,
Die tief aus keuſcher Seele kam,
Weil ſie es nimmer faſſen kann,
Daß ſolche Ehren ſie gewann!
Es iſt das Glück, das reich ihr blüht,
Es iſt auch wohl, daß im Gemüth
Die Liebe ſtillverſchleiert ſitzt,
Was hell durch ihre Züge blitzt! —
Denn der ihr all die Ehre gibt,
Das iſt der Jüngling, den ſie liebt. —
O wenn im ganzen lichten Weſen,
So ſelig rein, ſo keuſch erleſen,
Der Seele Wunderſchätze funkeln
Wie Diamanten aus dem Dunkeln,
Was ſoll man da vom Leib noch ſagen!
Mag ſie auch ſchlank und leicht ihn tragen

Gleichwie ein ſchüchtern wildes Reh,
Glänzt auch wie friſchgefallner Schnee
Ihr Hand und Nacken, fällt das Haar
Wie Seide weich und wunderbar,
Iſt auch ihr Auge wie das Meer
So unergründlich räthſelſchwer,
Blüht auch der Mund gleich der Koralle,
Sind perlenweiß die Zähne alle,
Viel ſchöner iſt's, was heimlich mild
Ihr durch die tiefe Seele ſchwillt,
Was Andre ahnen, doch nicht kennen —
Nur Reiner einzig kann es nennen.

Es trägt die ſchämig ſüße Maid
Ein einfach ſchlichtes weißes Kleid,
Der Stoff iſt fein beſetzt mit Spitzen,
Der Schnitt iſt knapp, die Falten ſitzen
So lang geworfen und ſo kraus.
An ihrem Buſen prangt ein Strauß,
Von Roſenknoſpen glänzt ein Kranz
Im blonden Haar — Welch ſchlichter Glanz! —

Wie wirkt er mächtig! — Alſo ſchreitet
Sie ſcheu hinab. Die Hand entgleitet
In Reiners Hand — ſie drücken leiſe —
Die Augen grüßen ſtiller Weiſe. —
Auf's Neu durchklingt Muſik die Lüfte,
Und durch der Felder ſüße Düfte
Wallt es auf's Neu dem Dorfe zu,
Das aus der kurz gegönnten Ruh
Zum höchſten Taumel jetzt erwacht:
Der Maizug ſteht in höchſter Pracht!
Und zu der Aeltern frohem Kreiſe
Geſellen Kinder ſich und Greiſe,
Nachforſchend dem Gewirr der Klänge,
Nachſchauend dem Gewog der Menge,
Die ſich ergießet in den Raum,
Wo feſtlich ragt der Maienbaum,
Und dort beginnt im Sonnenglanz
Auf grünem Platz der muntre Tanz,
Der, wie die Töne lockend girren,
Hinwirbelt toll in buntem Wirren,
Indeß die Schwalben weite Bogen
Hinziehen auf der Lüfte Wogen. —

Es iſt dieß Feſt der Frühlingszeit
Dem friſchen Jugendgeiſt geweiht,
Drum ſtrahlt auch jegliches Gemüthe
Wie eine helle Frühlingsblüthe;
Wie Farbenglanz und Kräuterduft
Quillt Scherz und Jauchzen in die Luft;
Den Vögeln gleich in ſchwanken Zweigen,
So hüpfen ſorglos ſie den Reigen,
Und jeder pflegt beſondrer Art.
Der Eine zeigt ſich ſüß und zart,
Der Andre zeigt ſich ſcheu verlegen,
Der Dritte ſtürmt ſo keck verwegen,
Der Vierte ſcheinet ſchalkhaft ſchlau,
Dem Fünften hält es gar genau,
Er wandert grad, gemeſſen, ſteif,
Der Sechste weiß ſich altklug reif,
Der Siebente ſchlüpft leichtſinnig munter
Die Kreuz und Quer hinauf, hinunter.
Selbſt Tanz und Wein, Gelag und Spiel
Am Weſen ändern ſie nicht viel.
Da ſchaut man hier den kühnen Schwung
Und dort den tollen Narrenſprung,

Hier zimpern ſie bedächtig blöde,
Dort reißen ſie ſich wild und ſchnöde.
Doch Alles was im Strome ſchwimmt,
Das iſt auf Jugendluſt geſtimmt:
Dem fröhlichen Moment ergeben
Treibt hin das friſche frohe Leben.

Doch ernſtern Pfad zieht tief und klar
Im Rauſch des Tags ein einzig Paar.
Reiner und Agnes ſind's. Wohl meiden
Der Freude Strömung nicht die Beiden,
Sie ſind auf ihren hohen Wegen
Friſch ſelig auf- und abgeflogen,
Sie haben ſich im Tanz entzückt
Oft freudig Bruſt an Bruſt gedrückt,
Doch ſehn inzwiſchen im Geheimen
Sie oftmals nach den ſtillen Keimen,
Die treu ſie für die Zukunft hegen,
Und die ſie Herz in's Herz ſich legen.

Dann ſitzen ſie fern abgeſchieden
Vom Tanze dort im ſchatt'gen Frieden,

Hoch überdacht von jenen Rüſtern
Am alten Kirchlein. Leiſe flüſtern
Sie hier gerettet in den Port
Manch innig tiefes Liebeswort,
Indeß die Zweige oben rauſchen.
O wie ſie Furcht und Hoffnung tauſchen!
Denn wahrlich gilt's noch viel zu kämpfen!
Viel böſen Muth noch gilt's zu dämpfen!
Vom Herrenbauer droht die Noth,
Denn Agnes kennt ſein ſtreng Gebot,
Sie kennt den Kopf, der ſein Verſprechen,
Und mag es beugen rings und brechen,
Hartnäckig hält. Und gibt er je
Sein Töchterlein dem Knecht zur Eh,
Der beſſer wie ein Edelmann
Sich dünkt in ſeines Hofes Bann?
Zähmt ſeinen Stolz der Herrenbauer?
Ach, dieſe Frage macht ihr Schauer!
Doch wie es ziemt dem ſtarken Muth,
In Reiner ſchwillt mit lichter Glut
Die Hoffnung auf, denn ſein Vertrauen
Darf er auf feſten Willen bauen.

Er weiß: es hält ihn werth der Alte,
Denn oft hat er der Stirne Falte
Vor ihm geebnet, oftmals hat
Er ihm beim Werk vergnügt und ſatt
In's Aug geſehn. Die karge Hand
Hat er entgegen ihm geſpannt:
Was nie er that den andern Knechten,
Das that er ihm. Und darum flechten
Sich Hoffnungen ihm reich durch's Herz. —
So tröſtet er des Mädchens Schmerz.
Zu lichten ihre jungen Sorgen
Spricht er zuletzt: Ich trete Morgen
Zur Werbung vor den Vater hin,
Ich thu's mit frohem kühnem Sinn.
Ich trau der Kraft, ich trau dem Muth,
Ich fühl's, Glück auf, es geht uns gut!

So reden beide hier allein.
Indeß die Nacht, tief, klar und rein
Ringsum auf Dorf und Auen thaut,
Ward hier ein Liebesplan gebaut

Still, ſicher, ſtark. Doch drüben klingt
Der Feſtlärm fort. Muſik erſchwingt
Den Ton, es drehn ſich leichte Füße,
Die Lichter glühen, welche Grüße
Dort aus der Schenke Fenſtern ſenden.
Wann ſoll die Feier denn ſich enden?
Sie ſchließet erſt um Mitternacht,
Dann wird der Kehraus friſch gemacht,
Dann iſt am Ziel das Feſt des Maien,
Und wieder ſammeln ſich die Reihen
Zum hellen Zug. Es gehn voran
Die Muſikanten auf der Bahn,
Maikönig und Maikönigin
Bringt man zuerſt zur Heimath hin.
Durch Dorf und Auen ſchrillt's hinaus
Dort zu des Herrenbauers Haus.
Und hoch — ruft's wieder hunderttönig —
Maikönigin und Maienkönig!

Dann geht der bunte Zug zurück
Mit Luſt und Lied. — Sein einzig Glück

Küßt Keiner zu des Tages Schluſſe
Mit einem langen, langen Kuſſe,
Als wollt' er ſo das Siegel drücken
Auf all ſein ſeliges Entzücken.
O junge Herzen, treu erkoren,
Wohin nur habt ihr euch verloren? —
Die Erde war euch weit entſchwunden! —
Ihr habt den Himmel ſchon empfunden! —

Nun treten ſie durch Thür und Flur
Zur Stube ein. Der Vater nur
Sitzt dort beim kargen Lampenlicht.
Wie düſter iſt ſein Angeſicht!
In Falten liegt die Stirn ergoſſen,
Der Mund iſt eng und ſcharf geſchloſſen.
So ſieht man ferne Wetter drohen,
Wenn auch die Blitze noch nicht lohen.
Ihn grüßt das Paar — er grüßt nicht wieder —
Doch durch die ſtarren Augenlider
Betrachtet er ſie ſcharf und lang.
Die Tochter kennt den Blick und bang

Erzittert ſie. — Mit kaltem Grimme
Erhebt der Herrenbauer die Stimme.

Da ſeid ihr endlich, höhnt er hin,
Maikönig und Maikönigin!
Ei, das iſt ja ein neuer Brauch
Im Dorfe hier! Ich machte auch
Das Maifeſt mit in alten Zeiten
Mit allen ſeinen Herrlichkeiten,
Doch niemals war es Sitt' und Recht,
Daß ſich ein Knecht ſo keck erfrecht,
Des Dienſtherrn Tochter zu erſteigern!
Ich mochte heut mein Kind nicht weigern,
Um Lärm und Aufſehn zu vermeiden:
Doch werd' ich nimmer mich beſcheiden
Und ſolchen Unfug überſehen.
Der Knecht ſoll zu den Mägden ſtehen
Und nicht zur Tochter ſeines Herren,
Und will der Knecht ſich trotzig ſperren
Und dieſe Regel überſpringen,
Wohlan, dann bricht vor allen Dingen

Zuſammen der Vertrag. — Entſchieden
Iſt zwiſchen uns! — Wir gehn in Frieden! —
Was Recht iſt, halt ich ſtets für Recht,
Ich liebte, Reiner, dich als Knecht,
Du haſt mit Klarheit, Fleiß und Kraft
In meinem Dienſte ſtets geſchafft,
Du haſt bei mancher edeln That
Gezeigt dich von entſchloſſnem Rath
Als muthiger und ſtarker Mann.
Ich ſag es gern, mein Herz gewann
Dein friſch uneigennützig Thun.
Seit geſtern haſt du leider nun
Den Platz verkannt, auf dem du ſtehſt.
Indem du andre Wege gehſt,
Als die ich dulde, iſt mein Haus
Geſchloſſen dir, du mußt hinaus!
So magſt du für dein Bündel ſorgen,
Von meinem Hofe ziehſt du morgen. —
Was ich dir, Kind, zu ſagen habe,
Sei dir geſagt als Morgengabe.
Heut Abend iſt's zu ſpät — Wir gehn
Zur Reiſe früh! — Auf Wiederſehn! —

Und beide winkt er ſpöttiſch fort. —
Keiner hebt an. — Kein Wort, kein Wort!
So ruft der Alte donnernd laut.
Und wie ein wilder Löwe ſchaut
Er auf das Paar. Agnes zerfließt
In hellen Thränen. Bittend gießt
Ein Redeſtrom ſich aus dem Munde. —
Es war ſo ſchmerzlich tiefe Kunde,
Die ſich enthüllt. — Umſonſt iſt Alles! —
Vergebens klingt des ſüßen Schalles
Ureigner Fluß. — Iſt wer empört,
Ach, dann mißachtend überhört
Er auch des Herzens klarſte Stimme. —
Der Bauer ruft in hellem Grimme:
Hinweg, hinweg, das rührt mich nimmer! —
Und beide gehen aus dem Zimmer.

XI.

Der alte Schäfer.

Wie bang und öd dehnt ſich die Nacht,
Die man in Pein und Zorn verbracht!
Wie wüſt in fratzenhaften Bildern
All die Gedanken ſich verwildern!
Ach, wie das wogt und wallt und ſchwirrt!
Ein heiſſes dumpfes Fieber wirrt
In Haupt und Adern raſtlos hin,
Verdunkelnd düſter Herz und Sinn!
So hat ſie Keiner heut durchwühlt,
Er iſt, damit das Feuer ſich kühlt,
An's offne Fenſter oft geſprungen,
Doch, ach, es iſt ihm nicht gelungen

Trotz düſtereichem nächt'gem Hauch,
Der rings aus Pflanze, Baum und Strauch
Arome ſtiehlt ſo friſch und köſtlich. —
Gottlob, es dämmert endlich öſtlich.
Es hebt das Waldgebirg ſich blau
In's Morgenroth, dort in der Au
Erklingen leiſe Vögelſtimmen,
Sie grüßen ſchon des Lichtes Glimmen. —
Der Tag iſt Troſt. — Gelehnt am Fenſter
Scheucht Keiner nun die Nachtgeſpenſter.

Doch mit dem erſten Sonnenſchein
Tritt ſchon der Herrenbauer ein
Und ſpricht zu ihm mit kaltem Ton:
Hier in dem Beutel iſt dein Lohn.
Und nun leb' wohl und gute Reiſe! —
Und in derſelben herben Weiſe,
Zu Erz erſtarrt das Angeſicht,
Im Auge Eis, das nimmer bricht,
Entfernt er ſich, wie er gekommen,
Raſch, feſt und ſtill. Es hat beklommen

Und ſcheu ihn Keiner angehört,
Doch iſt ſo tief ſein Geiſt empört,
Daß er ſich nicht drein finden kann,
Zu reden vor dem harten Mann.
Und als ihm endlich kommt das Wort,
Iſt längſt der Herrenbauer fort.

Zugleich tönt Lärm vom Hof empor,
Des Wagens Raſſeln trifft ſein Ohr.
Er ſchaut hinaus, und vor der Thür
Hält das Geſpann. Dort tritt herfür
Der Herrenbauer zuſammt dem Weib,
Und Agnes folgt geknickt am Leib,
Mit Augen rothgeweint, verwacht,
Mit Zügen, drauf des Schickſals Macht
So bitterböſe Worte ſchrieb.
Ach Gott, des Vaters Wille trieb
Aus hellem Paradies das Paar,
Das leuchtend, glücklich, ſelig war,
Und ſchier für alle Zeit vereint
Sich wähnte. — Agnes ſchluchzt und weint —

Zum Fenſter blicket ſie verſtohlen,
Wo Keiner ſtehet. — Gott befohlen! —
So ſeufzet ſie mit raſchem Gruß,
Denn daß ſie ſich beeilen muß,
Merkt man am Vater, welcher ſcharf
Manch tadelnd Wort in's Herz ihr warf.
Er hilft den Frauen auf den Wagen:
So eilt euch doch! — Die Worte jagen
Sich ſchnell bei ihm. Den Peitſchenſtock
Nimmt er zur Hand, beſteigt den Bock,
Er ruft den Pferden zu — und munter
Und flott den Thalweg geht's hinunter.

Vom Fenſter ſchauet Keiner nach.
O wie die Pein im Herzen ſtach!
Sein Athmen, Denken, Fühlen, Sein
Verläßt ihn mit der Maid. — Allein
Steht er und ringt umſonſt die Hände:
Ach, iſt es wirklich denn zu Ende?
Iſt denn die Braut nicht zu erreichen?
Läßt ſich der Vater nicht erweichen?

Hat nicht ein mild verſöhnend Wort
Für ihn die Mutter? — Fort, ach fort! —
Die Roſſe ſelbſt, die er gepflegt
Und die ſich ſtets ſo friſch geregt
An ſeiner Hand, ſind im Complott
Und fahren ſchnell gleichwie im Spott
Ihm die Geliebte in's Gelände: —
Ach, iſt es wirklich denn zu Ende? —

Er geht hinunter ſcheu verzagt,
In Stube, Küch' und Hofraum fragt
Er leis die Leute nach der Fahrt.
Doch war es nicht des Alten Art,
Von ſeinen Plänen viel zu plaudern,
Er handelt meiſtens ohne Zaudern,
Dazu geheim. Wohin er fährt
Und wann er wieder heimwärts kehrt,
Das Alles weiß nicht Knecht noch Magd,
So viel auch Reiner jeden fragt. —
Was iſt zu thun? Er ſteigt zur Kammer
Und packt in thränenreichem Jammer

Sein Bündel. Ohne Abſchied ſchleicht
Er durch das Haus und bald erreicht
Er das Gebirg: in ſeinen Schlüften
Will er ſein Leid beim Schäfer lüften.

Schon ferne ſieht ihn Gerhard nahn.
Was treibt dich ſchon ſo früh heran?
So ruft der Alte. Hei, wie geht
Es denn des Königs Majeſtät?
Was macht die ſüße Königin? —
Doch als er raſch den trüben Sinn
Auf Reiners ernſtem Antlitz ſchaut,
Da ändert er den neckiſchen Laut:
Bei Gott, ſo ſpricht er, du haſt Gram!
So rede doch, wie das dir kam?

Und achtſam lauſcht er nun der Kunde,
Die ſtockend fließt aus Reiners Munde,
Weil er ſie gibt mit Widerſtreben.
Der Schäfer ſieht die Lippen beben
Blaß zitternd, die ſonſt friſch und roth
Das Auge, das ſonſt hell geloht,

Sieht er erbleichen, ohne Licht.
Und wie der Freund ſo troſtlos ſpricht,
Gleichwie aus trüb gebrochnem Herzen,
Da fühlt der Alte tiefe Schmerzen
Mit Reiners blut'gen Liebeswunden;
Doch dem, der ſie in böſen Stunden
Geſchlagen hat, zürnt er voll Glut.
Der aufgeſchürten Seele Wuth
Strömt über auf den Herrenbauer:
Sein Wort iſt ein Gewitterſchauer.

Dich kenn ich, ruft er, zähes Holz!
Das iſt der rechte Bauernſtolz,
So widerſpenſtich, herb und hart,
So feſtgefahren und erſtarrt,
Daß ihn kein Gott zerbrechen mag,
Und käm er mit dem jüngſten Tag! —
Was ſteckt dahinter? — Blöder Witz! —
Nur weiter Hof- und Landbeſitz! —
Warſt du ihm drum ein treuer Knecht
Und thatſt die Arbeit ſchlecht und recht?

Haſt du den Seinen drum ihr Leben
Bei jener Heimfahrt neu gegeben?
Und trotzteſt du nur drum dem Tod
Im Märzen bei der Waſſernoth?
Erſchienſt du drum allzeit als Mann,
Damit er dich mit Fluch und Bann
So ſchmählich aus dem Dienſte jagt?
Und alles, weil du es gewagt
Sein hübſches Töchterlein zu lieben? —
So haben ſie es ſtets getrieben,
Die Seinesgleichen ſind! Das hetzt
Und tobt und fluchet, ſchilt und wetzt
Die Zähne gleich! Nach Gut und Geld
Wird jedem nur der Platz beſtellt.
Wie übermüthig er ſich hebt,
Ob er auch ſelbſt am Boden klebt!
Als wenn der Menſch ein Menſch nicht wäre! —
Doch Gott gebührt allein die Ehre!

Das kann ich ſchwörend jetzt verſprechen:
Ich will den freveln Muth ihm brechen! —

Du frageſt: Wie? — In ihrer Kraft
Soll kennen er die Leidenſchaft,
An die ſein Herz nicht glaubt und denkt!
Die Tochter, die ihm Gott geſchenkt
Aus ew'ger Güte mild und hold,
Hält er wie ſchnödes Gut und Geld:
Er meint nach Willkür und Vergnügen
So dürf' er über ſie verfügen
Und über ihre Seele auch.
Das iſt ja ſo der Reichen Brauch,
Gleichviel, ob ſie auf Höfen wohnen,
Gleichviel, ob ſie in Schlöſſern thronen,
Gleichviel, ob ſie in Stätten wandeln
Und Seide ſpinnen oder handeln.
Doch hat die Lieb ihr eigen Recht
Im freien Menſchen, und der Knecht
Iſt gleich dem Herrn vor ihrem Stuhle.
Wohlan, der Bauer geh' zur Schule,
Dies Recht zu lernen. Darum auf:
Laß deinem Herzen frohen Lauf!
Hier gilt es, daß ihr einig ſeid!
Und einig biſt du mit der Maid!

Drum laß von Wirrial dich nicht rühren! —
Du ſollſt die Tochter ihm entführen!

Du ſtaunſt und ſtarrſt? — die Augen irren? —
Du glaubſt, ich wollte dich verwirren
Mit Teufelsliſt? — O nein, ich habe
Ein Recht an dich, ich alter Knabe.
Als ich zum erſten dich erſchaut
Im Herrenhof, und als du laut
Erzählt dort deines Lebens Kunde,
Hört' ich durch dich zur ſelben Stunde
Von deinem Oheim, der vor Jahren
In's weite Leben iſt gefahren.
Ich kannte ihn, wie ich dir ſagte,
Ich wußte, was ihn ziellos jagte,
Ich wußte, daß er lebt zur Friſt,
Wie lang er auch verſchollen iſt.
Doch mußt' ich von der Märe ſchweigen:
Mein tief Geheimniß blieb mein eigen.
So kam der Tag der Waſſernoth,
Wo du vom unfehlbaren Tod

Trotz deiner eigenen Gefahr
Mich retteteſt ſo wunderbar.
Da flog's mir durch die Sinne hell:
Ei, ſolchem tüchtigen Geſell
Gebührt ein beſſer ſchöner Loos,
Als daß er erſt des Glückes Schooß,
Den wechſelnden, ſich ſuchen ſoll.
Und wie mir der Gedanke ſchwoll
Und wuchs zu einem hohen Strom,
Dacht' ich an deinen alten Ohm,
Ich dachte, kommt der Greis zum Sterben,
Nie trifft er einen beſſern Erben.

Das war's, was mich von hinnen trieb,
Indeß der Heerde Hut dir blieb.
Den alten Mann gewann ich bald,
Er zog mit mir durch Au und Wald
Zum eichenreichen Heimathland,
Wo noch ihm wie vor Zeiten ſtand
Das eigne Haus, in dem dein Vater
Wirthſchaftete als emſ'ger Rather.

Der einſt als Jüngling jenen Kreis
Verließ, er kehrte heim als Greis.
Sie ſtaunten ſeiner wundervollen
Seltſamen Mär: der längſt verſchollen,
Der Bruder ſtand lebendig dort!
Hell klang zum Willkommgruß das Wort.
Das Auge flog in freud'gen Blicken,
Wer kann Geſchwiſterlieb' erſticken!
Sie brannte ſelbſt noch freudig auf,
Als in der Reden ernſtem Lauf
Der Aeltere ſein Erb gefodert,
Kein grimmer Streit iſt da entlodert.
Sie theilten friedlich ab das Gut.
Dein Vater hielt ſo ſcharf die Hut
Ob dem Beſitzthum, daß ſein Werth
Sich weit um's Doppelte gemehrt.
Was er ſo fleißig treu gewann,
Das blieb dem rüſtig wackern Mann.
Für das ererbte Haus und Feld
Erhielt dein Oheim blankes Geld
Zugleich von ihm. So war es recht,
So ſitzt im Hof dort eur Geſchlecht.

Doch ſollſt du all die Münzen haben,
Kommt einſt der Tod dem alten Knaben.
Dem Herrenbauer kannſt du damit
Voll kühnem Trotz auf Schritt und Tritt
Die Spitze bieten, denn ſo reich
Wirſt du wie er. Doch eh der Streich
Gefallen iſt, eh du die Maid
Ihm weggeführt, eh er nicht Leid
Und Reu ob ſeinem Stolz gefühlt,
Eh nicht ſein Hochmuth iſt gekühlt,
Soll deinen Reichthum er nicht wiſſen.
Erſt ſei das harte Herz zerriſſen!
So lern' der Stolz die Demuth herbe! —
Willſt du's, ſo biſt du Gerhards Erbe? —

Und Keiner, dem der Dinge Gang
So ſeltſam unerklärlich klang,
Obwohl er der Erzählung Lauf
Nicht unterbrach, ſtutzt plötzlich auf. —
Gerhard? Gerhard? ſo ruft er laut,
Und wie er tief in's Antlitz ſchaut,

Dem alten Schäfer, rinnen dort
Die dicken hellen Thränen fort,
Und zitternd durch den feuchten Strom
Spricht jener: Ja, Gerhard, dein Ohm!
Uns knüpfet Heimath, Haus und Stand,
Uns knüpft mit ſeinem heil'gen Band
Das Blut zuſammen — und noch mehr!
Als ich im Geiſte trüb und ſchwer
Den Vaterhof verließ, da trug
Mich nicht zum wirren irren Flug
Die bunte Abenteuerluſt.
Mir blutete in tiefſter Bruſt
Das Herz. Das that dieſelbe Maid,
Die wir geliebt zu gleicher Zeit —
Ich und dein Vater. — Mir ward klar,
Daß ſie ihm mehr gewogen war
Wie mir. Ich ſuchte drum die Weite. —
Mein Bruder fand an ihrer Seite
Sein einzig Glück. — Was ich ertragen,
Ich kann den bittern Schmerz nicht ſagen:
Es war, als wenn das Herz zerbricht. —
O gerne leiſtet' ich Verzicht

Drum auf des Erſtgebornen Recht
Und hütete als Schäferknecht
Hier meine ganze Lebenszeit.
Die Jahre heilten mir das Leid,
Das einſt ſo nagend mich zerfreſſen,
Es legte milderndes Vergeſſen
Sich um der Jugend trübe Tage,
Es ſchwieg im Geiſte jede Klage,
Da hört' ich dich, und wunderſam
War ich gerührt. Demſelben Stamm
Entwuchſen wir. In deinen Zügen
Fand ich mit ſchmerzlichem Vergnügen
Die Züge deiner Mutter wieder. —
Wie du ſah ſie nachdenkend nieder
Mit tiefem Blick — ſo war der Mund
Beim Reden — alſo friſch geſund
Erklang ihr Lachen — ihre Hand
Hob ſie gleich dir. Ihr Weſen fand
Ich in dem deinen, und durch's Herz
Schwoll alter nie geſtorbner Schmerz. —
Jedoch ich ſchwieg. — Ich greiſer Mann,
Der von dem Leben nichts gewann,

Was konnt' ich deiner Jugend ſein?
Ich ſchwieg. — Du warſt ſo gut und rein,
So fleißig, treu, und deine Bruſt
Flog von ſo friſcher Jugendluſt.
Mir wuchs ſo eigen das Gefühl
Für dich, und als du beim Gewühl
Den Waſſerfluthen mich entrungen,
Da fühlt' ich mich an dich geſchlungen,
Da kam in's Herz der rechte Ton:
Du warſt mir wie ein lieber Sohn!

Mein Sohn, mein Sohn! Du weißt es nun.
Mich ließ es fürder nicht mehr ruhn.
Was lange Zeit ich nicht bedacht,
Das überkam mich jetzt mit Macht.
Das preisgegebne Aelterngut
Das ward aus deines Vaters Hut
Zurückverlangt. Wie Brüder haben
Wir uns getheilt die reichen Gaben.
Den einen Theil komm ich dir ſchenken,
Behalt' ihn als ein Angedenken,

Das für dein keuſches edles Leben
Zum Lohn dein Ohm dir hat gegeben.
Ich weiß wie nützlich Reichthum iſt,
Bleib ich auch alle Lebensfriſt
Der ſchlichte Schäfer, der ich bin. —
Gott führe dich mit güt'gem Sinn!

So ſprach der Alte. Thränen floſſen
Ihm reichlich. An die Bruſt geſchloſſen
Hielt er den Neffen, der gerührt
Die tiefe Macht des Blutes ſpürt.
O wie verſchollne Liebestreu
Und Dankbarkeit, die friſch und neu,
Das Herz durchdringt, zum Bund ſich eint
Und warm wie Frühlingsſonne ſcheint!
So ſaßen ſie noch lang und lauſchten
Den Reden, die ſie ſinnig tauſchten,
Umſprungen wedelnd von dem Hunde,
Der zu verſtehen ſchien die Kunde,
Indeß ſich ringsum ruhig breiten
Des Waldgebirges Einſamkeiten.

XII.

Johannisnacht.

Es liegt ein Brunnen nah am Wege,
Wo das Gebirg anhebt. Die Stege
Gehn dort in Heid' und Wald hinauf,
Hier leiten ſie den breitern Lauf
Thalauf- und abwärts. Buch' und Eiche
Erſtrecken ſich vom Forſtbereiche
Hinab mit Strauchwerk untermiſcht.
Des Schattens Kühle dort erfriſcht,
So wie des Quells kryſtallne Ader,
Die eingefügt in feſten Quader
Aus hartem Felſenboden quillt
Und dann als Bächlein weiter ſchwillt

Mit ſanftem Murmeln. Gerne ruht
Zur Ernte bei der Mittagsglut
Der Schnitter hier am Quell im Schatten,
Entflohn den ſonnenheißen Matten.
Und aus dem Dorf in hellen Zügen
Erſcheinen Abends, mit den Krügen
Und Eimern auf den ſchmucken Köpfen,
Die Mädchen, Waſſer dran zu ſchöpfen;
Dann kommen auch die Burſche plaudern:
Bei Neckerein und Lachen zaudern
Sie oft, vergeſſend ihre Zeit.
Doch herrſcht des Tages Einſamkeit,
Dann ſieht man dort Waldvögel ſchwirren,
Man hört die Turteltaube girren:
Sie ſpielen unterm Schattendach
Der Menſchen alte Spiele nach.

Heut brach der Abend längſt herein,
Da harret Keiner ganz allein
Noch an der heimlich ſtillen Quelle
Und ſchauet in die halbe Helle

Der breiten ſommerglühnden Lande,
Darüber von des Himmels Rande
Ein zuckend Licht noch oftmals webt,
Denn auf der höchſten Stufe ſteht
Der Tage Dauer, die verſunken
Im Norden noch am Himmel funken
Entlang die Nacht. In lichtem Schein
Wallt ſtolz das Thal hinab der Rhein.
Ja ſelbſt des Kornes hohe Felder,
Der Berge laubumwogte Wälder
Erglühn zuweilen wie von Glanz.
Glühwürmchen halten ihren Tanz
Längs Felderrain und Büſcheſaum.
Die Welt liegt wie in hellem Traum.
Dazwiſchen webt ein linder Hauch
Den Duft vom wilden Roſenſtrauch,
Der dort am Hange ſüß erblüht.
Und über alles zuckt und ſprüht
Das Scheidelied der Nachtigallen. —
O tauſend Wunder blitzen, ſchallen
So durch die linde Sommernacht. —
Doch nichts von all der ſeltnen Pracht

Sieht Keiner rings. — Er lauſcht — er ſchaut —
Es klopft das Herz ihm hörbar laut
Und er, der niemals ſonſt erſchreckt,
Fährt auf, wenn ihn ein Lärm erweckt,
Der in die nachtumhüllte Raſt
Des ſommerreichen Thals nicht paßt.

Horch auf, jetzt hört er Stimmen nahn!
Zum Brunnen nehmen ſie die Bahn.
Er iſt beſtürzt und klettert ſchnell
Dort in das Buſchwerk überm Quell.
Und näher treten zwei Geſtalten,
Die heiſre Zwiegeſänge halten:
Aus wüſten Kehlen wüſte Lieder;
Es tönen garſt'ge Flüche wieder.
Keiner erkennt im trunknen Paar,
Daß es der rothe Philipp war
Und Franz, des Herrenbauers Sohn.
Wie reißet durch ſein Herz der Ton
Mißklingend! Wie durchfährt es ihn,
Daß ſie zum Herrenhofe ziehn!

Denn ſeit er dort verließ den Herd,
Und ſeit die Tochter heimgekehrt
Von ihrer Fahrt zu den Verwandten,
Wohin die Aeltern ſie verbannten,
Um ihren Reiner zu vergeſſen,
Erſchien der Rothe frech vermeſſen
Auf's Neu als Freier vor der Maid.
Drum ſchafft es Reiner tiefes Leid,
Als er die Stimmen der Geſellen
Fern nach dem Hofe hört vergellen.

Doch lange dauert nicht ſein Schmerz;
Denn wieder rauſcht's — und an ſein Herz
Stürmt hin die ſeligſte Geſtalt.
Er preßt ſie trunken mit Gewalt
An ſich in ungeſtümer Luſt:
Ihm lieget Agnes an der Bruſt.
Sie war es, die er hier erharrte,
Sie war's, um die er ſchier erſtarrte,
Als er die Trunknen kommen ſah,
Denn alle Hoffnung ſank ihm da.

Sein Lieb zu ſchaun. Er glaubte ſchon
Sie vor den beiden heimgeflohn.
Doch war bereits ſie auf dem Pfad
Und als die Wüſten kamen, trat
Sie ſeitwärts in des Saatfelds Wellen,
Verbergend ſich vor den Geſellen.
Und als das Paar vorbeigebrüllt,
Da ſprang ſie leicht und mutherfüllt,
Gleichwie ein ſchlankes braunes Reh,
Zum Brunnen, wo in tiefem Weh
Reiner auf einſam ſtiller Wacht
Von ihr geträumt, an ſie gedacht.

O ſelig ſüßer Augenblick,
Wenn ſich ein bitterbös Geſchick
Urplötzlich doch zum Guten wendet!
Wie ſchnell da Gram und Kummer endet,
Der herb die Seele hat gedrückt!
Wie ſchauet Aug' in Aug' entzückt!
Wie das ſich Herz zu Herzen drängt,
Wie das nun Lipp' an Lippe hängt! —

Sie ſahen ſich ſo lange nicht. —
Die Maid hielt des Gehorſams Pflicht
Vom Hofe fern. — Er irrte weit
In des Gebirges Einſamkeit,
Die Nacht von Gerhard aufgenommen,
Von dem die Kunde auch gekommen,
Die hier zum Quell im nächt'gen Frieden
Die beiden Liebenden beſchieden.

Sie ſitzen ſtill in's duft'ge Grün,
Indeß die Seelen beiden glühn.
Von ihrer Liebe reden ſie:
Voll iſt ſie wie die Harmonie
Der weiten ſommerſchönen Welt,
Sie blitzet wie das Sternenzelt,
Das ſtrahlenprächtig oben funkelt;
Doch, ach, ſie iſt auch tief umdunkelt
Gleichwie die Erde, die ſich weit
Verhüllet in ihr Schattenkleid.
Und dennoch iſt's, als wenn im Düſtern
Viel tröſtungsreiche Stimme flüſtern:

Dort aus des Brunnens Sträuchen ruft
Der Sproſſer ſchwungvoll in die Luft,
Aus hohem Kornfeld tönen leis
Traumlieder, die die Lerche weiß,
Es ſteigen rings in üpp'gem Strome
Der Kräuter mächtige Arome,
Rings reifet tauſendfache Frucht. —
Da reden ſie von ihrer Flucht —
Fern fort vom trauten Heimathherd,
Wo ſich ein Vater zornig kehrt
Von treuen Herzen, deren Kraft
Verſtrömt in voller Leidenſchaft. —
O Gott, die Feſſeln müſſen fallen! —
Hilf Himmel! — Fort, wir wollen wallen!

Doch ſieh, was zuckt im Grund empor?
Iſt es ein leuchtend Meteor,
Das dort zu Boden ſich geſenkt? —
Ein hellaufſtrahlend Feuer lenkt
Den Blick der Liebenden zu Thal.
Iſt es ein lichter Flammenſtrahl

Als Zeichen von des Himmels Güte,
Daß ihrer Herzen ſüße Blüthe
Einſt Früchte trägt? — Sie ſtarren lang
Hin nach der Gluten ſtillem Gang. —
Beim Himmel, ſieh! — Nun quillet auch
Dort eine Säul von braunem Rauch! —
Gott das iſt Feuer! — Rothe Flammen! —
Am Herrenhofe ſchlägts zuſammen! —

Und wilden Sprungs iſt Reiner auf:
Agnes bleib hier! — In jähem Lauf
Stürmt er gradaus durch Klee und Korn. —
Und bald ertönt das Feuerhorn,
Im Dorfe ſchon die Glocken hämmern,
Indeß im gelben Glutendämmern
Das Thal aufloht. Die Leute laufen
Dem Hofe zu in hellen Haufen.
Mit Leitern kommen ſie gezogen,
Mit Haken kommen ſie geflogen,
Brandſpritzen rollen auf den Wegen,
Es donnern von der Hufe Schlägen

Die harten Steine. Jeder Ort
Schickt eilig ſeine Helfer fort:
Das iſt ein Strömen, Rennen, Suchen,
Das iſt ein Schreien, Toben, Fluchen!
Und über alles ungeheuer
Erſchallt es: Feuer, Feuer, Feuer!

Als Reiner anlangt auf der Stelle,
Brennt es entſetzlich furchtbar helle,
Es ſprüht der ganze Bau von Flammen,
Sie flackern ob dem Stall zuſammen,
Die Scheunen ſtehn in voller Glut.
Gleichwie ein Strom hinwälzt die Flut,
So wälzen ſich die Feuerwogen
Entlang den Hof; und dumpf gezogen
Kommt aus dem Qualm der Ochſen Brüllen,
Das Schreckgewieher von Pferd und Füllen. —
Entſetzlich gellt's! Die armen Thiere
Sie wollen nicht aus dem Reviere
Der Ställe, droht auch ſichrer Tod.
Und wird aus der gewalt'gen Noth

Ein Stück befreit, dann ſtürmt's hinaus
Und brauet in's Feld in jähem Saus,
Die vollen Saaten niederſtampfend
In wilder Angſt, vom Schweiße dampfend. —
Es iſt ein furchtbar gräßlich Bild,
Schlägt ſo der Brand die Flügel wild!

Sie mühn ſich rings umher zu retten,
Es ſtellen ſich in lange Ketten
Die Menſchen hin, von Hand zu Hand
Entfliegt der Eimer. In den Brand
Klimmt auf der Waſſerſtrahlen Giſcht,
Der ſich mit ſchwarzem Rauche miſcht.
Am Dache ſuchen ſie mit Haken
Die kniſternden Balken anzupacken,
Da ſprühen auf aus Holz und Stroh
Die Funkengarben lichterloh.
Zu gute Nahrung hat das Feuer
Im Speicher und in Stall und Scheuer,
Und rieſig wächst darum die Glut,
Ob jeder ſeine Pflicht auch thut.

Dabei liegt trocken rings das Land
Tief geht der Bäche Waſſerſtand —
Der Rhein iſt weit — der ſtarken Arme
Sind wenig nur — daß Gott erbarme! —
An Werkzeug fehlt es, um zu ſchaffen.
Man ſieht die Hoffnung bald erſchlaffen.
Vergebens müht ſich das Gewimmel,
Thut nicht ein Wunder hier der Himmel.
Selbſt Reiner iſt vom Muth verlaſſen;
Hier nutzt es nicht mehr anzufaſſen!

Nur Eines gibt ihm guten Troſt.
Wie wild das Element auch tost,
Gerettet iſt der Herrenbauer
Mit ſeinem Weib. Ein freud'ger Schauer
Durchrieſelt ihn. Doch ſieht der ſtarke
Umſicht'ge Alte tief im Marke
Erſchüttert vor ihm. Sein Geſicht
Iſt blaß und ſtarr das Augenlicht,
Als müßt' er den Verſtand verlieren.
Der Frau verzerrte Züge ſtieren

Verwirrt in all den rothen Glanz,
Dann ſchreit ſie plötzlich: Agnes! Franz!
Wie herzdurchbebend gellt der Ruf,
Der wilde Angſt der Mutter ſchuf!
Das hat den Bauer aufgerüttelt,
Daß er ſich wie ein Löwe ſchüttelt.
Raſch ſtürzt er nach dem glühen Haus,
Raſch in die Thür, der qualmig graus
Der Dampf entquillt. – Was hilft Beſinnen?
Was Warnen? — Jählings iſt er drinnen! —
Was kümmert ihn auch die Gefahr? —
Des Blutes Kraft iſt wunderbar.
Der Selbſtſucht gibt er jetzt kein Recht —
Der Vater denkt an ſein Geſchlecht! —

Und plötzlich herrſchet ringsum Schweigen.
Die furchtdurchbebten Augen zeigen
All nach dem Haus. Den Athem halten
Sie ringsum bei der That des Alten. —
Dann aber ruft der Hirtenbube:
Vergeblich! dort aus Franzens Stube

Entſtieg der erſte Feuerfunken,
Mit Philipp kam er heim betrunken.
Die beiden rauchten um die Wette,
So ſah ich poltern ſie zu Bette.
Ich hielt beim kranken Ochſen Wacht.
Sie nahmen nicht das Feuer in Acht
Und ſind verbrannt. — Tief packt das Wort.
Da ſehen ſie am Fenſter dort,
Wo Agnes ſchlief, den Herrenbauer. —
Er wimmert — daß ein grauſer Schauer
Die Menge faßt: — Sie ſind verſchwunden! —
Und Glut und Rauch hält ihn umwunden. —

Da faſſet Keiner eine Leiter
Hinrennend, wo des Daches Scheiter
Verſtreuen ihren Flammenregen.
Er ſetzt ſie muthig und verwegen
An's Fenſter an und gleich der Katze
Iſt er mit einem kühnen Satze
Hinaufgeſprungen. — Neue Stille!
Und neue Seufzer! — Welcher Wille! —

Wie ehern ſtark! — In Glut und Dampf
Taucht er hinein zu ſtarkem Kampf! —
Leblos erſtarrt ſind rings die Schauer. —
Entſetzlicher Moment! — Die Dauer
Währt allzulang. — Ein Freudenſchrei
Erklinget dann! — Der Männer zwei
Sieht man am glühnden Fenſter wieder. —
Reiner ſteigt feſt und ſicher nieder,
So wie er ging, und hochgehalten
Trägt auf den Schultern er den Alten,
Dem oben Geiſt und Athem ſchwand.
Er bringt ihn glücklich aus dem Brand
Und legt mit ruhiger Geberde
Den Ohnmachtſtarren auf die Erde.
Dann ſpringt er fort mit rüſt'gen Sohlen,
Agnes vom Brunnen heimzuholen.

Doch eine dichte Gruppe drängt
Zum Herrenbauer, der verſengt
Am Boden liegt. Sie helfen dort:
Man öffnet ihm das Wamms ſofort.

Man ſprengt ihm Waſſer in's Geſicht,
Wäſcht ihn mit Wein und ruhet nicht,
Und herzzerſchneidend tönt zugleich
Das Klaggeſchrei der Frau, die bleich
Die Hände ringt. Sie wähnt am Grabe
Zu ſtehen aller ihrer Habe.
Ach Gott, die Kinder nahm der Tod,
Der nun den Gatten auch bedroht! —
Doch bald belohnen ſich die Mühn:
Der Beiſtand all, das friſche Grün,
Der Duft vom urgeſunden Grunde,
Die kühle Luft, die ſchon die Kunde
Vom Morgen bringt, der durch das Thor
Des Oſtens leuchtend ſtrahlt empor,
Das alles thut getreu die Pflicht:
Der Bauer erſchließt ſein Augenlicht.
Zum Leben iſt er neu erwacht,
Doch, ach! zu hören wie es kracht
Und ſtürzt und rings in Trümmern liegt.
Die Wuth des Feuers hat geſiegt:
Was er beſaß von Stolz einſt trunken,
Das liegt verödet und verſunken. —

O welche troſtlos wüſte Schau
Trifft hier die Sonne, die ins Blau
Des morgenfrühen Aethers ſteigt!
Wo geſtern Leben ſich gezeigt,
Sieht ſie des Brandes Aſch' und Qualm,
Sie achtet kaum den hellen Pſalm,
Den tauſend Vogelſtimmen bringen,
Die unverzagt ihr Loblied ſingen
Und unbekümmert um die Schmerzen,
Die ſcharf gepackt die Menſchenherzen. —
O, was hat eine Nacht zertrümmert! —
Gott hat's gewollt. — Doch tief bekümmert,
Durchmeſſen trübverwachte Blicke
Die Werke eiſerner Geſchicke.
Daß Franz und Philipp in den Banden
Des Trunkes hier ihr Ende fanden,
Wird furchtbar klar: Verkohlte Knochen
Sie haben Wahrheit, ach! geſprochen. —
Und Agnes, ach! wo blieb die Reine? —
Vergebens ſucht man ihr Gebeine. —

Da tönt ein neuer greller Ruf!
Iſt's Leid, iſt's Freude, was ihn ſchuf?
Er klingt von fern. — Jäh, wie der Wind,
Stürzt Agnes, das verlorne Kind,
Vom Felde her. Ihr folgen ſchnelle
Gerhard und Reiner. — An der Stelle
Des Unglücks ſchlägt's nun doch wie Luſt
An jede gramerfüllte Bruſt.
Der Vater drückt ſie an das Herz,
Die Mutter weint in tiefem Schmerz —
Agnes ſchluchzt auf. — O neu Erwarmen
In ſtürmiſch ſeligem Umarmen!
O ſchmerzlich ſchönes Wiederfinden! —
Man glaubet, wie ſie ſich umwinden,
Sie wollen nimmermehr ſich ſcheiden.
Der Liebe Luſt gießt ſich in's Leiden.
Der Sühne Thränen fließen leiſe. —
Und Alle weinen mit im Kreiſe. —

Da tritt der Schäfer ernſthaft vor,
Und heilig klingt ſein Wort empor:

Ernſt iſt das Loos und tief das Leid.
Der Himmel ſandte trübe Zeit.
Doch da er prüft mit herben Wehen,
So laßt uns in die Herzen gehen.
Fort Trotz und Stolz und böſer Muth!
Dann wird die Zukunft freundlich gut.
Hier, Herrenbauer, ſteht der Mann,
Der jedes Recht an euch gewann.
Daß er euch wahrte Weib und Kind
Schlugt ihr hochmüthig in den Wind.
Heut hat er euch, dem mürben Alten,
Das Leben, wie einſt mir erhalten.
Um eure Maid freit er auf's Neue,
Er hält im Unglück ſeine Treue.
Fürbittend ſteh' ich hier als Ohm —
Doch wie ichs bin, das wird im Strom
Der Tage klar — er hat Genügen
An Gold, den Hof euch neu zu fügen.
In dieſer Taſche iſt ſein Gut.
Schlagt ein, dann endet alles gut!
Schlagt ein, hier darf kein Mißklang tönen.
Wir wollen herrlich uns verſöhnen! —

Der Schäfer ſprach ſo voll und gut,
Es wankt des Herrenbauers Muth:
Er ruft: Mir iſt der Stolz gebrochen!
Wo Gott ſo laut und ſtreng geſprochen,
Da beugt in Demuth ſich mein Haupt! —
Die Thräne fließt — wer hats geglaubt! —
Dem harten Mann — er preßt den Knecht
An ſeine Bruſt — ſo war es recht —
Und weinend faßt er freundlich weich
Der Tochter Hand und fügt ſie gleich
In Reiners Hand. — Der Mutter Segen
Gilt Beiden. — Frohe Wünſche regen
Sich rings im Kreiſe durch die Lüfte. —
So wachſen Roſen über Grüfte! —

* * *

Doch als der Lenz aufs Neu die Flur
Des Thals beſchritt, da war die Spur
Von Gram und Elend hold verwiſcht,
Grün lagen Feld und Wald erfriſcht,

Und an der Stätte wo der Brand
So wüſt und wild gelodert, ſtand
Ein neuer Herrenhof und ſah
Mit blanken Giebeln fern und nah
Ins ſchöne Thal. Die Scheunen alle
Entwuchſen höher, in dem Stalle
Da brüllten größre Rinderſchaaren,
Die Pferde, die dort ſtanden, waren
Von ſtraffern Bau, denn Gerhards Geld
Hat alles herrlich hergeſtellt.
Der Alte ſieht ſo fröhlich drein
Und neckt in muntern Plauderein
Sich mit dem mildern Herrenbauer
Und ſeinem Weib. Die tiefe Trauer
Von beiden ſcheinet längſt geſtillt.
Es iſt als ob ein Segen quillt,
Auf alle von dem holden Kind,
Daß ſie ſo freundlich froh geſinnt,
Abwechſelnd auf den Armen tragen,
Recht wie ein Troſt den alten Tagen.
Agnes' und Reiners iſt der Knabe —
Er prägt als ſchöne Gottesgabe,

Ein Siegel auf den reinen Bund,
Der tief aus guter Seelen Grund
Gewachſen iſt. — In Luſt und Schmerzen
So prüften ſich des Paares Herzen.
Sie ſchaffen fröhlich unverdroſſen
Als beidvereinte Werkgenoſſen —
So leben ſie dort in der Grüne. —
Und rings iſt Segen, Luſt und Sühne.

Höllenfahrt

von

Heinrich Heine.

20L
BG

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Höllenfahrt

von

Heinrich Heine.

Lindnersche Bibliothek.

Hannover.
Carl Rümpler.
1856.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Caput I.

Macht auf, macht auf das Höllenthor!
Ich bin der Heinrich Heine!
Sankt Peter am Himmel wies mich ab,
Ich muß zu der dunkeln Gemeine.

Ich muß hinab in die Unterwelt,
Hab' nicht den Himmel erworben,
Vielleicht weil in den Champs Elisées
Ich einſt gelebt und geſtorben.

Mein Himmel war das luſt'ge Paris,
Lutetia war mein Leben,
Und wenn Ihr das Wort mit Koth überſetzt,
So lebt' ich im Kothe eben.

Doch ward ich geboren in Düſſeldorf,
Der erſte Mann vom Jahrhundert;
So ſagt' ich der Welt. Drum haben ſie mich
Auch allwärts in Deutſchland bewundert.

Die Jugend hab' ich herrlich verbracht
In Hamburg, Berlin und München,
In England und Italien
Ließ ich mich modern betünchen.

Manch wundervolles ſüßes Lied
Hab' ich als Jüngling geſungen,
Altmeiſter Göthe'n ſelber ſind
Nicht beſſer die Töne gelungen.

Und lyriſche Proſa ſchrieb ich auch
In funkelnden Reiſebildern,
Sie leuchten ſo duftig, lieblich, hell,
Anmuthiger kann man nicht ſchildern.

Doch Lieder machen noch nicht berühmt.
Mit Gaſſenjungenſtreichen
Gelingt es beſſer. In dieſem Fach
War mein Talent ohne Gleichen.

Zumal als die Jugendeſelei,
Die ſentimentale, geſchwunden.
Ich habe geſpottet, gezerrt, gehetzt
Und meine Rechnung gefunden.

In Philoſophie und Politik
Hab' ich unwiſſend orakelt,
Hauptſächlich aber mit Klatſcherei
Bei Kunſt und Künſtlern gemakelt.

Die Reiſebilder und der Salon
Sind oft ſchon recht nichtsnutzig,
Die Winterreiſe und Atta Troll
Erſcheinen mitunter ſchmutzig.

Im Tode muß die Wahrheit an's Licht,
Ihr feuerverſengten Genoſſen!
Im Orkus hilft das Lügen nicht,
Da enden Schwänke und Poſſen.

Verliederlicht ward die Jugendkraft,
Freund Hein kam zu Freund Heine,
Er ſaß zehn Jahre mir im Genick
Und ſchüttelte mir die Gebeine.

Ich war auf meinem Jammerbett
Voll Qualen angeſchloſſen,
Doch kokettirt ich immer noch
Unmüde und unverdroſſen.

Bald ſprach ich von Gott und aller Welt
In giftigem Spott verſehrend,
Bald ſprach ich reuig ein Gebet
Den alten Gott verehrend.

Bald ſang ich noch wie ein Engelein,
Bald grunzt' ich wie garſtige Thiere;
Stets trieb ich als das alte Genie
Mich durch die alte Schmiere.

Fauſt, Romanzero, Lutetia,
Das ſind meine letzten Büchlein,
'S iſt Krankheitsbeuleneiter darin,
Sie haben ein garſtig Gerüchlein.

Die alten Stimmen, volksliederlich, ſüß,
Die gingen gemach um die Ecke,
Nur hin und wieder weht noch ein Duft,
Doch meiſt Geſtank vom Drecke.

Ich ritt auf denſelben Pferden noch,
Auf denen ich ſtets geritten.
Herr Fallſtaff, Euer Witz wird alt,
Steif werden Eure Sitten!

Den Platen-Maßmann-Birchpfeifer-Haß
Und meine gewohnten Zoten,
Sie blieben werth dem Vaterland,
Man griff ſie mit allen Pfoten.

Es kam ſogar Herr Adolph Stahr
Und hat mich auspoſaunet
Als ſterbenden Ariſtophanes.
Da ward ich erſt angeſtaunet.

Mit Recht ward der Dichter von Athen
Herr Ariſtophanes krittlich,
Denn ſein Prinzip war zwiſchen dem Scherz
Erhaben, edel, ſittlich.

Ich war kein Charakter, doch ein Genie,
Drum kam mich der Teufel holen,
Zur Hölle, die Dante ſo herrlich beſang,
Macht ich mich auf die Sohlen.

Kurzweiliger iſt's hier jedenfalls
Als in der Glorie zu ſtrahlen,
Wie ſie die frommen Künſtler all
Dort oben in Deutſchland malen.

Sei mir gegrüßt, du hölliſche Schaar!
Seid mir gegrüßt, Ihr Lieben!
Jetzt ſag' ich Euch, wo nach dem Tod
Ich mich herumgetrieben.

Caput II.

Landsleute aus Deutſchland, Ihr fraget mich,
Ob ich daheim geweſen?
Ja freilich war ich's! Habt Ihr's denn nicht
In des Teufels Staatszeitung geleſen?

Ich hatte grad nicht große Begehr,
Die Heimath wiederzuſchauen,
Langweilig iſt es dort noch ſtets
Bei Männern und bei Frauen.

Man pflegt dort ſtets noch Rüben und Kohl,
Und ſchwärmt für Schoppen und Nudel,
Auch lebt die deutſche Treue noch,
Es iſt die Treue der Pudel.

Beſchränkter Unterthanenverſtand
Steht noch in herrlicher Blüthe,
Es duftet noch immer hold und ſüß
Das ſanfte deutſche Gemüthe.

Doch ging ich beſonders in's deutſche Land,
Dieweil die Mär erklungen,
Sogar nach Paris, in jenem Reich
Sei Nagelneues gelungen.

Das Volk, das einſt das Pulver erfand
Und das Syſtem von Hegel,
Sei außer Rand und Band vor Luſt
Vom Rheine bis zum Pegel.

Sie hätten dort eine Erfindung gemacht,
Die mehr wie mit Blitzen zu ſchreiben,
Mehr als zu malen mit Sonnenlicht
Und mit Dampf durch die Welt zu treiben.

Sie hätten das Kunſtwerk der Zukunft dort
Schon conſtruirt theoretiſch,
Wir hörten nicht, ob's im Bierhaus geſchah,
Ob hinter dem duftigen Theetiſch.

Wir hörten, daß die Künſte all
Verbinden ſich ſollten zur Einen,
Poeſie, Muſik und Bildnerei,
Sie ſollten ſich drin vereinen.

Wir hörten, die Gelehrten all'
Die hatten ſich gräßlich verpudelt,
Der Künſte heil'ge Dreieinigkeit
Sei plötzlich hervorgeſprudelt.

Was einſt Ariſtoteles geſagt,
So hieß es, ſei überflügelt.
Und wahrlich, kam er ſtatt mir hinauf,
Man hätte ihn durchgeprügelt.

Ich ging als techniſcher Commiſſar,
Zu unterſuchen den Lärmen.
Jedoch mich friert noch von der Fahrt,
Ich muß mich am Ofen wärmen!

Caput III.

Und als ich nun nach Deutſchland kam,
Da dacht' ich: wo hol' ich Berichte? —
Ich wendete gleich mich an die Büreaus
Der Literaturgeſchichte.

Ich hörte in Heidelberg wohnt ein Mann,
Das iſt der Mann der Männer,
In allen Vaterländern wohnt
Kein tieferer Bücherkenner.

Fünf Bände lagen geſchrieben vor ihm
In Proſa, ſtolz, ſteifledern,
Es fehlet ihm an Gedanken nicht,
Doch ſchrieb er mit ſtruppigen Federn.

Als ich nach dem Kunſtwerk der Zukunft gefragt
Da lächelte er ſehr ſpöttiſch —
Sonſt lächelt er nie. Was man heute ſchreibt,
Das fand er ganz hundsföttiſch.

Sonſt ſpricht man wohl von den Todten gut:
De mortuis nil nisi bene!
Doch hackt er den meiſten Verſtorbenen ſelbſt
Entſetzlich auf Knochen und Sehne.

Dem großen Geſchichtler genügen nur,
Der Shakeſpeare und der Händel,
Es hält ſeine krit'ſche Verdauungskraft
Sonſt Alles für Getändel.

Das Beſte iſt, er hat Prinzip,
Zählt nicht zu den Ohnehoſen,
Auch ſchmücket die Unfehlbarkeit
Gervinus, den großen Moroſen.

Der Vilmar und der Hildebrand,
Die ſchrieben auch Geſchichten
Der Literatur. Doch kann ich nichts
Von Kohlgärten berichten.

Da hört ich von einem geſchickten Mann
Auf dem Büchermarkt zu Leipzig,
Der kennt die neuen Autoren all',
So hieß es, und er ſchreibt ſich

Herr Schmidt, benamſet Julian,
Er iſt nicht der Apoſtate,
Geboren iſt er in Königsberg,
Das liegt im preußiſchen Staate.

Dort iſt der Verſtand ſo dick und groß
Wie Reißbrei bei den Schlaraffen.
Der hält auch wenig von unſerer Zeit
Und ihrem wirren Schaffen.

Der Kerl iſt ganz verflucht geſcheidt
In kritiſchen Kategorien
Und philoſophiſch richtet er ſtets
Nach ſittlichen Theorien.

Jedoch der feine Künſtlerduft,
Der Seele Farbenſchiller
Verſteht er ſelten. Ja ganz abſtract
Beſtimmte Prinzipien will er.

So fängt der Junge den Schmetterling;
Um ihn in Ordnung zu bringen
Tappt er ihm die bunten Flügel blaß:
Was ſollen die goldenen Schwingen?

Das Farbenſpiel im Sonnenſchein
Verderben die Hände täppiſch,
Nicht die Poeſie, die Anatomie
Gilt einzig. — Das Andre iſt läppiſch.

So lehrreich nicht, doch amüſant
Sind Gottſchalls kritiſche Tatzen,
Er liebet bei den Dichtern zumeiſt
Die Buckel und Höcker und Fratzen.

Ihn machen Nebel und Dunſt und Schwulſt
Im Kunſtwerk beſonders heiter. —
Mein Gott, nicht alle Leute ſind
Stockſteife Prinzipienreiter.

Zu Halle der dicke Pommer Prutz,
Der iſt kein Krippenbeißer
Kein brüllender Leu, kein knirſchender Wolf,
Kein giftiger Dichterzerreißer.

Er hat die pommriſche Poeſie
Erfunden und pommriſch gedichtet,
Drum kennt er die Schwierigkeit der Kunſt
Und hat ſtets milde gerichtet.

Item Herr Marggraff! — Dieſes Paar
Gehöret zu den Firmen
Von F. A. Brockhaus, welches Geſchäft
Sie allzeit freundlich beſchirmen.

Ein Andrer iſt Herr Adolph Stahr,
Der große kritiſche Schwärmer,
Stets reicher wird er an Schwärmerei
Und an Kritik ſtets ärmer.

Wie lucus a non lucendo denkt
Als Stahr er den Staar zu ſtechen.
Doch Nomen et omen ſind verwandt,
Oft ſah ich die Nadel ihm brechen.

Man ſieht dann Chaos und Finſterniß
In ſeiner Bücher Bereichen,
Mag er nun eben Italien,
Paris oder Weimar beſtreichen.

Mitunter kriegt er eine Wuth,
Einen enthuſiaſtiſchen Raptus,
Er leidet ſechs Wochen an fixer Idee,
Als wäre er mente captus.

Denn überſetzt er was hegeliſch,
Spinoziſch oder kantiſch —
Halt ein, mein lieber Adolph, halt ein,
Du überſetzeſt romantiſch!

Ich macht' auch Herrn Moriz Carriere
Zu München eine Viſite,
Der iſt ein äſthetiſcher Duſelkopf
Von echt philoſophiſchem Schnitte.

Vielredner iſt er und Sagenichts,
Ein Wortſchwallfloskelreicher,
Das Kraut und die Rüben der Weltweisheit
Trägt ſeines Hirnes Speicher.

Viel Andere könnt' ich nennen noch
Aus dieſen großen Tagen,
Jedoch was hilft es, in das Meer
Noch mehr des Waſſers zu tragen?

Ich habe neuerdings leider vermißt
Auf der Aeſthetik Markte
Manch trefflichen Kämpen, durch den vor Zeit
Das Volksgewiſſen erſtarkte.

Du Brutus Viſcher, was ſchweigeſt Du
Zu Zürich wie zu Tübingen.
Die Schönheitslehre kann mancher noch
In trockne Syſteme bringen.

Du gehörſt in den Kampf, Du gehörſt in den Streit:
Friſch auf die Ungeheuer!
Die Schlechten zermalme, den Guten hilf,
Du biſt den Guten theuer!

Caput IV.

Ihr ſchreiet: Zetermordio!
Verwirrt ſind wohl die Geiſter?
Wo blieb denn die goldene klaſſiſche Zeit
Der großen deutſchen Meiſter?

Gemach, gemach, die klaſſiſche Zeit
Hat auch verſchiedene Mängel,
Und wer geſtorben, wird, wie ich,
Auch noch nicht gleich ein Engel!

Es ſagt das alte Sprüchwort: Bleib
Im Lande und nähre dich ehrlich!
Es wurden durch lauter Ausländerei
Die Klaſſiker uns gefährlich.

Der Leſſing war ein deutſcher Mann,
Ihm quoll aus deutſchem Geiſte
Der hellſte Born. Daß Keiner ſich
Ihm zu vergleichen erdreiſte!

Jakobi, Wieland, Heinſe, die Herrn,
Sie haben ſich angelehnet
An die Franzoſen und Engländer,
Und zwar ein wenig gedehnet.

Der Goethe hätte beſſer gethan
Im deutſchen Styl zu bleiben,
Als in den griechiſchen Formen ſich
So viel herumzutreiben.

Der prächtige Schiller erhob gar oft
Das Pathos zu helleniſch,
Zumal im lyriſchen Gedicht, —
Viel beſſer ſprach er ſceniſch.

Der edle Platen, der Künſtler Stolz,
War auch im Fremden befangen,
Drum iſt er nie der Nation
In Mark und Blut gegangen.

Das waren die klaſſiſchen Genies,
Das waren die deutſchen Griechen,
Doch manchen Geſellen ſieht man heut
Auf dieſen Pfaden nur kriechen.

Geſteht nicht der lange Dingelſtedt:
Er habe das Dichten von Platen
Gelernt. 'S iſt beſſer, daß aus ſich ſelbſt
Die Dichter als Dichter gerathen.

Als Kinkel ganz unſchädlich noch
Geſchwärmet mit Blauſtrumpffraubaſen,
Da that er ſich nicht wenig zu gut
Auf klaſſiſch pathetiſche Phraſen.

Jetzt will das moderne Griechenthum
Von Berlin erobern die Länder,
Doch thun's die bloßen Formen nicht
Und die fehlenden Gewänder.

Sehr ſchön iſt's, daß ſie Gelehrte ſind,
Doch die gelehrte Dichtung
Bringt uns noch keine Erlöſung in's Land,
Sie bringt der Dichtung Vernichtung.

Paul Heyſe iſt der beſte noch,
Für den die Damen ſchwärmen,
Weil er ein hübſches Geſichtchen hat —
Nicht wegen ſeiner Hermen.

Denn ſeinen Hermen fehlt es nicht
An Händen und an Füßen,
Es fehlt der Kopf. Ich konnte ihn nicht
Als jungen Goethe begrüßen.

Auch ein antikes Puppenſtück
Schrieb er, den Meleager;
Nur ſeine Novellen ſind lebensfriſch,
Was ſonſt er ſchrieb, iſt mager.

Grimm, der einen deutſchen Vater hat,
Die Toja nimmt er zum Kleide,
Er iſt dabei romantiſch verwirrt,
Und weidet auf Wielands Weide.

Der Merkel wandert hin und her
Auf manchen antiken Pfaden,
Er nutzte nichts der Literatur,
Und wird ihr auch nichts ſchaden.

Ja was ſie auf hohen Kothurn geſchafft,
Iſt herzlich ſchlecht gediehen.
Es ſind ihre Lieder, ich ſag' es laut,
Copien von Copien.

Caput V.

Ihr meint das Kunſtwerk der Zukunft hat
Vielleicht erzeugt die Romantik?
Zum Glück hat man das confuſe Zeug
In Deutſchland bis zum Rand dick.

Den weichen Novalis vergaß man ganz,
Die Schlegel vergaß man piano,
Tieck ward vergeſſen bei Lebenszeit
Auch Arnim, Fouqué, Brentano.

Man nennt mit Ehren nur Heinrich Kleiſt
Und Eichendorff, den Sänger
Des lieben ſüßen deutſchen Liebs,
Die hat man je lieber je länger.

Ja, hin iſt hin — die lehrten einſt
Den Heinrich Heine beten
Und ſingen und dichten. — Ich hab ſie dafür
Zum Dank mit den Füßen getreten.

Caput VI.

Da kam mir's, daß in Deutſchland einſt
Das junge Deutſchland erblühte,
Doch was es gewollt, gedacht, gethan,
War unklar meinem Gemüthe.

Sie wollten des Fleiſch's Emancipation
Mundt, Gutzkow, Laube, die Trias
Mit ihren Geſellen. Sie hatten vielleicht
Erzeugt den neuen Meſſias!?

Das Heilandswerk der heiligen Kunſt,
Es war vielleicht erſtanden
Durch ihre Bemühungen friſch und keck —
Ich ſuchte ſie rings in den Landen.

O Wunder, da ſaß der Theodor Mundt
Ganz dick auf ſeinem Katheder,
Erhielt ſein Gehalt, und ſchrieb dabei
Noch ſtets mit ſchwulſtiger Feder!

Er war Profeſſor; der Zopf, den man
Schon früh bei ihm verſpüret,
War mächtig geworden, ſo wie in Pracht
Ihn gern der Deutſche führet.

Der Kühne ſaß in Leipzig ſtill,
Iſt ſtets ein Zahmer geweſen,
Man ſoll ihn nicht in Oſt und Weſt,
Im Süd und Norden nicht leſen.

Obſchon er die Europa ſchrieb —
Europa thut er nicht faſſen.
Und nännt' er das Blättchen „Grafſchaft Vaduz“
Das würde beſſer paſſen.

Freund Laube's renommiſtiſche
Und burſchikoſe Proſa,
Die leſen die Leute auch nicht mehr —
Das ſag' ich Euch sub rosa.

Sonſt iſt er ein ehrlicher kecker Kerl
Mit gradem, bravem Namen,
Und losgelöſt von der alten Schaar
Schrieb er erträgliche Dramen.

Der alten Wirthſchaft blieb nur treu
Karl Gutzkow, der vielgewandte,
Der oftmals ſchon in einem Jahr
Zwölf Bände in's Publikum ſandte.

Er wandelt kreuz und wandelt quer
Auf allen möglichen Bahnen,
Iſt epiſch, lyriſch, ſceniſch zugleich
In Gedichten, Dramen, Romanen.

Er kennet alle Redakteurs,
Geht täglich durch die Blätter,
Das iſt in Zeitung und Feuilleton
Euch ſtets ein Gutzkowwetter.

Sie wiſſen als Dichter und Philoſoph,
Als Staatsmann ihn zu loben;
Doch ob er ein echter Künſtler iſt,
Das muß die Nachwelt erproben.

Mich dünkt, er opfert zu viel der Zeit
Und ihren wirren Gelüſten,
Trinkt harmlos nicht an der Poeſie
Vollüppig ſchwellenden Brüſten.

Nimmt man die Frömmelei aufs Korn,
Dann zeigt er Herrn Tartüffen;
Der Uriel Akoſta muß
Die Judenfeinde verblüffen.

Wenn von dem Sundzoll die Rede iſt,
Wählt er den Wullenweber
Zum Trauerſpiel ſich. So kleiſtert er ſtets
Im nüchternen Zeitenkleber.

Auch glaub ich, daß er treu nachahmt
Herrn Bez am häuslichen Heerde;
Und wie er gedichtet die Ritter vom Geiſt,
Da ritt er franzöſiſche Pferde.

Was ſonſt er ſchrieb, was jetzt er ſchreibt,
Hat Niemand zu Ende geleſen.
Man ſpricht wie Rabbi Akiba ſprach:
Iſt Alles ſchon dageweſen!

Iſt es primär, iſt's ſekundär
Dies ruheloſe Schaffen,
Ich weiß es nicht, doch ſieht man nie
Die Zeit ihn verſchlaraffen.

Er iſt ein ſehr geſchickter Mann,
Und ſpeculirt gewichtig,
Und weiß, wie in der Literatur
Die Aktien ſtehn, ganz richtig.

Er iſt ein Mann von Willenskraft,
Doch lernt er ſchwerlich fliegen.
Auch hat er Goethe's Meiſterſtuhl
Bis jetzt noch nicht erſtiegen.

So ſind des jungen Deutſchlands Herrn
All' ganz beſonders praktiſch —
Und gut placirt. — Doch daß Keiner erfand
Das Kunſtwerk der Zukunft, iſt faktiſch.

Caput VII.

Was ſoll der laute Trompetenton?
Ich folgte gleich der Richtung
Und hörte ſchrein: Die Politik
Das iſt die einzige Dichtung!

Die Revolution nur iſt Poeſie
Und alles Andere Eſſig!
Großmäulig donnerten ſie das Wort,
Sie donnerten's unabläſſig.

Den Lärm begann ein fanatiſcher Schwab,
Sie hießen ihn Georg Herwegh,
Der ſang: Die ganze Menſchheit iſt
Auf dem Holzweg und dem Querweg.

Er ſang: Aus der Erde reißet das Kreuz,
Ihr müßt als Schwert es faſſen!
Er ſang: Wir haben genug geliebt,
Wir müſſen endlich haſſen!

Das klang ſo grün und unreif, man ſah,
Ihm fehlte das Schwabenalter,
Die vierzig Jahre. Drum ſchlug er auch
So hölliſch wüſt den Pſalter.

Der ſüße Sänger von Minne und Wein,
Der Hoffmann von Fallersleben,
Der hatte ſich teufelsbeſeſſen auch
Der neuen Kunſt ergeben.

Er trieb die Bänkelſängerei,
Das war ein ſeltſam Vergnügen,
Und trieb ſie vor vollen Schüſſeln gern
Und weingefüllten Krügen.

Die Kehle war ſtark, der Magen gut,
Auch erzählte er Anekdoten,
Und freute ſich ſeines Märtyrthums,
Und daß ſein Buch verboten.

So bat er ſich überall zu Gaſt
Grobröckig und nagelſchuhig.
Welch Wunder — es blieb bei ſeinem Geſang
Das ganze Deutſchland ruhig!

Da war auch der treffliche Freiligrath,
Einſt ſaß er ſo ſchön im Sattel
Hoch auf Giraffe und Dromedar
Und ſang von Palme und Dattel.

Naturgeſchichte und Geographie
Entboten die Reime ihm drollig,
Es ſtürzt ſich an's Herz des Vaterlands
Der Poet — doch ein wenig knollig.

Jetzt ſang er, als wär er ſein Mohrenfürſt,
Der plötzlich toll geworden —
Ihm ſprang die Trommel — das Trommelfell
Sprang uns vor ſolchen Akkorden.

Es ſchloß ſich ihm ein wenig an
Herr Kinkel, der Phraſendrechsler,
Er war ſein ganzes Lebenlang
Ein gewaltiger Meinungenwechsler.

Bald Chriſt, bald Pan-, bald Atheiſt,
Fürſtlich und republikaniſch.
So hat er geſungen, ſo hat er geſchwatzt
Romantiſch und puritaniſch.

Man rennt mit dem Kopfe nicht durch die Wand,
Es ſei denn, man bräche den Schädel.
Die ſämmtlichen Herren ſind ruhig jetzt,
Das iſt vernünftig und edel.

Der Herwegh hat's Schwabenalter noch nicht
Und wird es auch nie erwiſchen,
Ich höre, er treibt jetzt Zoologie
An Vögeln und faulen Fiſchen.

Der Hoffmann ſitzet zu Weimar ſtill
Altdeutſche Schmöcker ſtudirend,
Und dann und wann ein ſchönes Lied
Wie in alter Zeit tirilirend.

Der Freiligrath ſchreibt am Hauptbuch fort;
Trotz alledem iſt er prächtig,
Heißblutig ſein Hirn und gut ſein Herz
Und ſeine Bilder ſind mächtig.

Der Kinkel wird im Britenland
Vielleicht ſtabil in Treuen,
Und ſtreift er die großen Phraſen ab,
Das ſollte mich wirklich freuen.

Indeß die Herren alle ſind
Oft Dichter von echtem Schlage,
Ihr Lied erklingt mit deutſchem Klang
In fernſte deutſche Tage.

Nur werden ſeinem ſüßen Ton
Die tollen Wirbel ſchaden.
Fort, fort aus Kunſt und Poeſie
Die Gaſſenjungentiraden!

Caput VIII.

Es herrſcht viel bunter Firlefanz
In des Vaterlandes Bezirken,
Oft meint man, man wäre im Orient
Bei Perſern, Arabern und Türken.

Viel deutſche Dichter ſtolziren umher
In Kaftan und Turbanen,
Nach Juchten riechen andere ſtark,
Sie nennen ſich aber Germanen.

Herr Goethe fing mit dem Divan an:
Allah's, Mohammed's, Houris,
Suleikas und Hatems bekamen wir da,
Was gegen die deutſche Natur iſt.

Da trat Herr Rückert in die Welt
Im Mantel der Bramanen,
Oft flößt' er uns ein die Langeweil
Und ſelten die Lotos der Ahnen.

Der Platen wurde zum Araber ſchier,
Er ſpielte in Ghaſelen,
Drin muß der Gedanke oft ärmlich ſich
Durch künſtliches Reimſpiel quälen.

Herrn Leopold Schefer's weſtöſtliche Kunſt
Iſt ſehr gedankenſchwulſtig,
Des Leſers Geiſt wird fett davon,
Und ſein Gehirn wird wulſtig.

Von Weißhäuten zu Rothhäuten
Zu Indianern und Juden
Ließ uns der tolle Freiligrath
Die wilden Wege finden.

Seitdem Herr Daumer den Hafis uns
Und Mahomed überſetzet,
Iſt's eine Noth, wie Mancher ſich
Im öſtlichen Tone hetzet.

Seitdem hat uns den Mirza Schaffy
Herr Bodenſtedt wiedergegeben,
Auch macht er uns mit den Ruſſen bekannt
In löblich vielſeitigem Streben.

Schon liegen Puſchkin und Lermontoff
Vor uns in manchem Bande —
So macht bei uns der Slavenſinn
Recht wirkſame Propagande.

Herr Siegfried Kapper ſtimmt ihm bei:
Volksliederliche Serben
Führt er uns zu. Wir werden noch
Mit Schreiben die Welt erwerben.

Auch ward Firduſi's Heldengeſang
Uns national zu eigen
Durch Herrn von Schack. Man muß der Welt
Sich kosmopolitiſch erzeigen.

Paul Heyſe in ſeinen Brüdern zeigt
Die Kinderliebe chineſiſch.
Es iſt der Gipfel der Tyrannei. —
Bald werden wir japaneſiſch.

Des Kalidaſa Sakuntala
Erſchien in einem Jahre
Dreimal überſetzt. — Daß Gott uns doch
Vor all dem Fremden bewahre!

Genug, genug des Slaventhums,
Es riecht ſchon ſattſam nach Juchten
Und polniſcher Wirthſchaft im Vaterland!
Wir fahren nach andern Buchten.

Genug aus Arabien und Türkei,
Aus Kaukaſus Bergen und Thalen!
Ob Baiern oder Hannover entſtammt,
Genug der Orientalen!

Genug der Berliner Chineſerei,
Der Berliner Japaneſen!
Es handelt ſich im Herzen des Volks
Um echtes, deutſches Weſen!

Macht Studien, ſo viel ihr wollt,
Doch ſollt ihr uns nicht hetzen
Mit all dem fremden Zeug — ſonſt buhlt
Ihr wahrlich gleich den Metzen!

Caput IX.

Es wechſeln in der Literatur
Wie in den Kleidern, die Moden,
Drum findet auch die Verſimpelung
In Deutſchland guten Boden.

Als man das Revolutionchen gemacht
Von Anno Acht und vierzig,
Da wurde die Welt auf einmal fromm,
Sie fühlte angeſchmiert ſich.

Da ſchrieb ein Herr Redwitz die Amaranth;
Ach, nach dem Kampf und Blute
Ward es dem Volk ganz dämmerig,
Blau und violet zu Muthe.

Das iſt der Heiland der Poeſie!
So ward im Beichtſtuhl geflüſtert,
So rief hoch von der Kanzel herab
Der Pfaffe zornumdüſtert.

Was ſoll ich vom Heiland der Poeſie
Euch denn beſonders melden?
Er nahm Jung Walter, einen Lump,
Sich zu des Stückes Helden.

Und wahre Wunder geſchehen auch
In dieſer heiligen Dichtung,
Es haben Vögel und Blumen darin
Die religiöſe Richtung.

Sie ſprechen katholiſch wie der Papſt
Von Liebe und Leidenſchaften.
Alleinſeligmachend nur durft' es geſchehn,
Wenn ſich die Leute vergafften.

Im Märchen iſt der Tannenbaum
Der liebe Gott! Das Bächlein
Bedeutet die Menſchen, den Heiland ein Zweig!
Das ſind mir ſaubere Sächlein!

Man ſieht zum Schluß den Bach ſogar
Die Berge aufwärts laufen!
Für dieſe Waſſer- und Holzpoeſie
Schwärmt gar der einfältige Haufen.

Die lichtblond deutſchen Jüngferlein
Zerfloſſen in ſanfter Rührung;
Die deutſchen Jünglinge blieben keuſch,
Gefeit vor aller Verführung.

Der Redwitz war ein Amulett,
Sie nahmen ihn mit in den Tempel
Und hatten ihn unterm Kiſſen des Nachts
Als heiliges Exempel.

Der Sänger war als luſt'ger Student
Vor Zeit kein Koſtverächter,
Er wurde heilig geſprochen ſchier
Und ward der Dichtung Pächter.

Er wurde Profeſſor ſogar in Wien
Und hat ohne Hörer dociret.
Er ſchrieb ein heiliges Drama auch,
Doch ward es nicht aufgeführet.

Ihr Pfaffen ſeid doch ſonſt ſo geſcheidt,
Und vergaßt das Dies irae
Und all den ſtolzen Kirchengeſang
Ob redwitziſchem Geſchmiere!

Ihr habt Euch vor der ganzen Welt,
Dem Kuckuck und ſeinem Küſter
Noch nie ſolch Armuthszeugniß geſtellt! —
Jetzt macht's Euch verdrießlich und düſter.

Noch niemals hat Euch ein Atheiſt
So in die Tinte geritten
Als der Verſifex, der das Banner trug
In Eurer ſchwarzen Mitten.

Caput X.

Es machen daneben ſich dick und breit
Die Schwulſt- und Bombaſtvergeuder,
Sie brauchen des heiligen römiſchen Reichs
Gewaltige Wortſchwallſchleuder.

Sie häufen mächtig Bild an Bild
Von babyloniſchen Thürmen,
Sie puffen und toſen Wort an Wort
Wie Donnerwetterſtürmen.

Ob ſich aus all dem Mordſcandal
Auch klare Gedanken erheben? —
Mir kam es gerade nicht ſo vor,
Ich liebe die Einfachheit eben.

Und die in dieſem Artikel thun
Sind meiſtens Deutſche aus Oſten.
Hei, ihre Dichtung brennt wie Schnaps,
Man ſchüttelt ſich beim Koſten.

Und ſtöbert man lange darin herum,
Dann fühlt man eingenommen
Das klare Haupt; wie nach dem Rauſch
Glaubt Haarweh man zu bekommen.

In Oeſtreich ſind die Leute zu Haus,
In Ungarn, Schleſien, Böhmen.
O geht den Geſellen aus dem Weg,
Wenn ihre Geſange ſtrömen!

Schwärmt Ihr für Anaſtaſius Grün,
Ich kann bei Euch nicht ſäumen:
Oft ſieht man bei ſeinen Bildern nicht
Den Wald vor lauter Bäumen.

Karl Beck gehört in ihre Reihn,
Der ungriſche Sporenklirrer
Mit irr- und wirrem tollem Geſang,
Der Sinn- und Gedankenverwirrer.

Die Tſchabuſchniggs und Levitſchniggs,
Die Bach, Nordmann und Hirrſchen —
Barrockes Volk — 's iſt alles nichts —
Man muß ihre Verſe knirſchen.

Es ſollte ein braver Kerl von Talent
Wie Rudolph Gottſchall ſich ſchämen,
Von ſolchen Wortſchwallüberfluß
Das Maul ſo voll zu nehmen.

Schwachköpfige Faſelhänſe kann
Solch Weſen nur ſtaunen machen,
Geſcheidte Leute ſchütteln den Kopf,
Sie murren oder ſie lachen.

Es gilt am meiſten der Diamant
Vor allen Edelſteinen.
Das einfach, klare, edle Lied
Wird ſtets als höchſtes erſcheinen.

Caput XI.

Ich habe auch die Salons beſucht.
Beim Pluto, die ſind mächtig,
Sie ſchwellen von Seide, Sammet und Gold,
Fauteuils und Sophas ſind prächtig!

Wie freute ſich mein Dichtergeiſt
Der Bücher auf den Tiſchen
In Goldſchnitt und in Maroquin,
Und goldner Zeichen dazwiſchen!

Ihr fragt nach dem Literaturgeſchmack?
Ach, der iſt über die Maßen
Vortrefflich gut bei dieſen ſo-
Genannten gebildeten Klaſſen.

Was Eintritt in den Salen erhält,
Sei niedlich, zärtlich, zierlich,
Und puppig, artig, ſüßlich, fein,
Geputzt, geſtriegelt, manierlich.

Es ſei recht luftig, duftig, dünn
Und züchtig, innig, minnig,
Denn nur das Feingedrechſelte
Gilt heut zu Tage für ſinnig.

Es braucht der derben Schönheit nicht!
Geſund ſind auch die Bauern. —
Es darf nicht erſchüttern das Gemüth!
Sie wollen nicht mehr ſchauern.

Die göttliche Nacktheit bleibe fern!
Pariſer Moden ſind netter. —
Pfui über die jauchzende Menſchenbruſt!
Der Gleichmuth ſteht ihnen glätter.

Drum ſah ich Eure Bücher im Staub,
Ihr, deutſcher Dichtung Heroen,
In denen die Schönheit und Leidenſchaft
In mächtigen Flammen loben!

Die liebliche Süßholzraspelei
Steht herrlich in der Blüthe,
Es kam eine neue Schäferzeit
Dem deutſchen zarten Gemüthe.

Sie leſen nur Sammelſurien
Und ſanfte Muſterleſen,
Die man aus hundert Poeten ſtibitzt
Mit vorſichtsvollem Weſen.

Man ſtahl — ſo ſagt man — nur daraus
Das Edle, Züchtige, Reine,
Und heißt es »Album« und »Dichterwald«
Und »Perlen und Edelſteine«.

Emanuel Geibel liegt dabei,
Der weiblichſte von den Dichtern;
Man giebt getroſt ihn in die Hand
Backfiſchen und jungen Wichtern.

Er ſingt keine wilde Sinnlichkeit,
Wo ſollte die ihm keimen?
Blitzblaue Mondſcheinliebe ſeufzt
Aus ſeinen blitzblauen Reimen.

Den Göthe, Uhland, Freiligrath,
Den Heine, Rückert, Platen
Ahmt lieblich er nach — geſeilter noch
Iſt ihm das Lied gerathen.

Ich liebe den künſtlichen Künſtler in ihm,
Doch lieb' ich nicht die Richtung;
Denn neben der Form will ich den Gehalt,
Die Kraft und Fülle der Dichtung.

Auch Herr von Puttlitz iſt erlaubt:
»Was ſich der Wald erzählet«
Und Gänſeblümchen und anderes Kraut,
Iſt für die Jugend erwählet.

Schon ſelten kommt der Uhland vor,
Der Lenau und andre Poeten,
Dieweil ſie zu frei die Leidenſchaft
Und gar die Freiheit vertreten.

Dazwiſchen prangen in Reih und Glied
Die zierlichen illuſtrirten
Bildwerke, die vom Spekulant
Kunſthändler angeſchmierten.

Die Blätter ſagen und ſollen nichts,
Als zwiſchen Schlaf und Wachen
Geiſtloſen Unbegeiſterten
Ein flaues Gefühlchen machen.

Auch liegt dabei noch ein Journal
Auf demſelben Tiſche in Falten,
Doch ein franzöſiſch-engliſches: —
Dumm wär es, ein deutſches zu halten.

Beim Teufel, will man nach dieſem Geſchmack
Die heimiſche Bildung meſſen,
So glaubt man, Leſſing und Göthe und Kant
Und Schiller ſind längſt vergeſſen!

In eine Kleinkinderverwahranſtalt,
In Mädchenpenſionen
Meint man zu treten, oder auch
In Klöſter von alten Matronen.

Caput XII.

Ich hörte indeß, daß nach wie vor
Die Löwen und Löwinnen
Der heutigen Zeit, ſie wären all'
Den frühern gleich von Sinnen.

Sie leſen geheim noch gern den Boccace',
Sogar den Caſanova,
Die Memoiren des Faublas,
Von Crebillon das Sopha.

Man ſagte mir, ſie ſtudirten auch
Die vierzig Lebensjahre
Des deutſch-franzöſiſchen Officiers —
Das iſt keine leichte Waare.

Was mehr iſt, man ſah ſchon im Salon
Ein ſaubres Exemplärchen —
O ſchlüpfrige Scheinheiligkeit! —
Von Sternbergs braunen Märchen.

Caput XIII.

Habt Ihr ſchon von den Junkern gehört,
Den Ukermärkiſchen Granden?
Ich glaube, ſie ſtammen von Slaven ab
In jetzigen deutſchen Landen.

Sie ſind von großen Gedanken durchweht,
Von verſchimmelten Neuerungen,
Von Vollblut, Prügeln und adliger Jagd
Und Steuerfreiheit durchdrungen.

Sie wollen der Gleichheit vor dem Geſetz
Gelind den Hals umdrehen,
Vernichten Handel und Gewerb' —
Sie haben erhabne Ideen.

Sie denken bald am Ziel zu ſtehn,
Vielleicht in einigen Sommern.
Und wenn es gelingt, dann werden ſie
Ganz Deutſchland wohl verpommern.

Sie haben auch ihre Dichter ſchon,
Die dichten als klängen Sporen,
Als führe man auf dem Knüppeldamm
Im Dreck bis über die Ohren.

Der Graf von Strachwitz gehörte dazu,
Der ſang Euch ganz emphatiſch
Wider den garſtigen Krämergeiſt —
Das iſt recht ariſtokratiſch.

O Mammon, was können die Krämer dafür!
Pfeiſt aus dem letzten Loche
Der Adel, ſo iſt er es ſelber Schuld! —
Der Handel hat auch ſeine Zeche.

Ein andrer iſt der Scherenberg,
Den ſie zu den Ihren zählen,
Ich glaube, daß ſie ihm Unrecht thun,
Er gehört zu den ehrlichen Seelen.

Er malet manches kühne Bild
Und meißelt deutſche Geſtalten;
Die Verſe freilich gelingen ihm nicht,
Sie poltern, puffen, gewalten,

Sie knarren, knirſchen, kniſtern all,
Sie krabbeln, kribbeln, krachen,
Wie Holz und Knittel, Nüſſe und Blei,
Die Lärm zuſammen machen.

Auch hat die edle Kreuzzeitung
Mit ihren Wappenhelden
Soviel ich erfuhr, zu dieſer Friſt
Von keinem Dichter zu melden.

Vielleicht erfüllt ſich einſt die Zeit
Und es wird ihr Poet geboren,
Sein Kranz von Kraut und Rüben ſitzt
Als Lorbeer auf langen Ohren.

Caput XIV.

Du ſüßes tiefes deutſches Lied
Von Lenzen und Trinken und Lieben,
Du Lied aus dem ſchönen Herzen des Volks,
Wo biſt du denn geblieben?

Wir wollen echte Deutſche ſein,
Nicht Griechen, Römer, Romanen,
Nicht Slaven und Kinder Mahomeds,
Chineſen und Hindoſtanen!

Wir wollen echte Deutſche ſein
Und auf des Volksthums Grunde
Die große gewaltige Poeſie
Aus echter Dichter Munde!

So wollen wir das deutſche Lied,
Das Luſt und Leid uns ſinget,
Und das wie deutſcher Vogelſang
Sich in die Lüfte ſchwinget!

So wollen wir das Epos auch,
Deß Mären reich ſich bauen,
Wie ſie die Vorzeit hell und licht
Begann in deutſchen Gauen!

So wollen wir das Schauſpiel dann:
Es ſollen große Thaten
Erwachſen mächtig, ſchickſalsvoll
Und ſicher und feſt gerathen!

O von der Fremde laſſet ab,
Bleibt was Ihr wart, Germanen!
So leitet Ihr die Poeſie
In neue helle Bahnen!

Caput XV.

Ich zog in den deutſchen Dichterwald:
Gott grüß dich, du ſeliges Leben!
Hei, wie da klang, hei, wie da ſang,
Wem nur Geſang gegeben!

Herr Uhland ſprach die Einladung,
Rings wird nun muſiciret,
Es jauchzt, es ſchwirrt, es zwitſchert, es knarrt,
Es flötet und tirilliret.

Der Rabe krächzt, es klopft der Specht,
Es ſchnattern Elſter und Häher;
Es leben in Luft, Geſträuch und Baum
Viel ganz entſetzliche Kräher.

Wer nennt und kennt das Gefieder all?
Ich geh in die tieferen Hallen:
Da pfeifen die lieben Finken ſüß,
Da ſingen die Nachtigallen.

Da ſind ſie, denen ich Unrecht gethan,
Es ſchweigen viel liebe Schwaben,
Der Uhland, Kerner, Pfizer. Ihr Lied
Wird ſtets die Seelen laben.

O ſängen ſie ferner! Auch Mörike,
Der feinſte deutſche Dichter!
Die Plumpheit verſteht ihn nicht, doch wird
Die Zukunft ihm glänzender Richter.

Der Hermann Lingg iſt ein Genie
Mit kernigen Liedergewalten,
Urkräftig zieht er durch Welt und Zeit
Und zeigt urfriſche Geſtalten.

Der fränkiſche Platen iſt bei uns,
Doch lebt ſein Landsmann, der Rückert,
Der manchen köſtlichen Sang erhob,
Doch die meiſten zuſammengeſtückert.

In Oeſtreich ging der Lenau ins Grab,
Sie hätten drei Dutzend gegeben
Der Seidl, Frankls und Vogls dafür —
Caſtelli iſt auch noch am Leben.

Der Meißner und der Hartmann ſind
Die beſten Vögel aus Böhmen,
Doch hörte man ſie als Jünglinge nur
Verſprechende Weiſen ſtrömen.

Als hübſche Burſchen waren ſie
Vieltheuer manchem Buſen,
Die Damen liebten ſie alleſammt —
Nur ſpäter nicht die neun Muſen.

In Schleſien und im Preußenland,
Da wohnen die deutſchen Türken,
Sie dichten als tränken ſie Opium
In ihren Wäldern von Birken.

Ausnehm' ich nur den Eichendorff,
Der ſüßeſtes Lob erworben,
Und auch der Kopiſch, das luſtige Herz,
Der iſt auch jüngſt geſtorben.

Ausnehm' ich den Waldau-Hauenſchild,
Das iſt ein Kerl von Gedanken,
Die er mit Geiſt und Kraft gefühlt,
Nur kennt er nicht Formen und Schranken.

In Preußen, Pommern und Brandenburg
Gedeihen nicht Sänger und Trauben,
Das Land iſt flach und nüchtern der Menſch,
Und philoſophiſch der Glauben.

Ja, die dort kamen im Flachland ans Licht,
Die hoben alsbald die Flügel,
Der alte Arndt und der Pommer Prutz,
Die zogen in ſüdliche Hügel.

Auch Reinick, der Maler und Poet,
Der gute Bruder aus Danzig —
Jetzt iſt er todt — der nahm am Rhein
Und an der Elbe den Stand ſich.

Der Hoffmann von Fallersleben hat
In Sachſen der Lieder gepflegen
Gar ſüß und lieblich. Wie Finkenſchlag kam
Sein harmlos Lied gezogen.

Auch Geibel hat manch ſchönes Gedicht
In ſeine Form geſchlungen,
Es iſt Klaus Groth und Theodor Storm
Manch herrliche Weiſe gelungen.

Die blinden Heſſen haben uns
Den Dingelſtedt geboren.
Schad', daß er die Verhofrätherei
Sich zum Geſchäft erkoren!

Weſtphalen gab uns den Freiligrath
Und die todte Annette Droſte,
Und iſt auch dort das Schinkenland,
Ihr Lied glüht gleich dem Moſte.

Das reichſte Land, das Land des Weins,
Das liegt noch weiter dahinter
Dort ſingt: Es iſt mein Herz am Rhein!
Der Müller von Königswinter.

Der gute Meiſter Simrock formt
Dort ſeine Reckengeſtalten,
Der Kaufmann iſt ſcherzhaft, der Pfarrius ernſt,
Doch Kinkels Lieder verhallten.

Das iſt der deutſche Dichterwald,
Gott grüß dich, du ſeliges Leben!
Hei, wie da klang, hei, wie da ſang,
Wem nur Geſang gegeben!

Die höchſte Ehre der deutſchen Kunſt
Die liegt in ihren Liedern,
So herrlich hat ſie kein ander Volk
In aller Völker Gliedern.

Die deutſche Lyrik hoch und hell
Iſt alt und jung dieſelbe,
Sie grünt in Preußen und Oeſterreich,
Am Rhein und an der Elbe!

Caput XVI.

Wie ſieht es denn mit dem Epos aus?
Ich ging auf ſeinen Bahnen
Und wandte mich den Erzählern zu
In Novellen und Romanen.

Ach ſelten traf ich Goethe's Ton,
Den friſchen, ſchönen, vollen.
Wie Jean Paul, Immermann, Kleiſt erzählt,
Die Art iſt faſt verſchollen.

Sie gingen in die Schule meiſt
Bei England und Frankreichs Meiſtern,
Die Herrn, die jetzt langdrähtige
Erzählungen uns kleiſtern.

Von der franzöſiſchen Aefferei
Da laßt mich lieber ſchweigen,
Pariſer Effekte machen ſich nie
Den Deutſchen recht zu eigen.

Dem Balzac, Dumas und Eugen Sue,
Sogar George Sand's Exempel
Zog Mancher nach. So fehlte ſtets
Der originelle Stempel.

Die Zöglinge des Walter Scott
Sind noch im Ganzen die beſten.
Wenn Willibald Alexis erzählt,
Zählt gern man zu Härings-Gäſten.

Der Spindler zeichnete ſelbſt ſich aus
Durch ſeine friſche Erfindung,
Der Stoff iſt gut, jedoch ihm fehlt
Der Formen Ueberwindung.

Den Heinrich König, den deutſchen Mann,
Den würde man mehr noch loben,
Hätt' er nicht ſtets die Reflexion
So ſehr der Geſchichte verwoben.

Der Mügge iſt der rechte Held
Für deutſche Hausfrauenſeelen,
Der Otto Müller verſteht es auch
Gemüthlich breit zu ſchwehlen.

Der Robert Prutz iſt ein wenig nutz,
Der Bechſtein iſt mittelmäßig,
Noch viele ſind mittelmäßiger
Und ſchreiben doch unabläſſig.

Zieh Schimmel, zieh im Dreck an die Knie
Durch Schlamm, Moraſt und Pfützen!
So heißt das Motto von Sternbergs Manier! —
Bleibt nur nicht im Kothe ſitzen!

Der tiſtelnde Schücking, Weſtphalens Sohn,
Berichtet als Geiſterſeher:
Die klopfenden Tiſche bringen ihn
Der Wirklichkeit nicht näher.

Die Dorfgeſchichtler hoben zu Schild
Auf's Neue das heimiſche Weſen,
Wie wir es in Peſtalozzi ſchon
Und Immermann geleſen.

Der Jeremias Gotthelf erzählt
Im deutſchen Tone draſtiſch.
Und liebt er auch den Kuhſtall und Miſt,
Sind ſeine Geſtalten doch plaſtiſch.

Erquicklich giebt Berthold Auerbach
Die Schwarzwald-Dorfgeſchichten:
Friſch herbe Tannendüfte wehn
In den ländlichen Gedichten.

Gut iſt ſein Herz und ſcharf ſein Geiſt,
Er hat auch brave Sitten,
Als feiner Künſtler hat er ſein Werk
Aus ganzem Holz geſchnitten.

Der Adalbert Stifter gefällt mir auch:
In ſaubern Schildereien
Malt er die ſchöne Gotteswelt,
Ihm gab die Muſe die Weihen.

Und den ich beſonders rühmen muß,
Iſt der Schweizer Gottfried Keller,
Sein grüner Heinrich iſt Stückwerk zwar,
Doch ſchmeckt er wie Muskateller.

Er hat geſprochen, ſo ſpricht die Natur,
Die ſich poetiſch verkläret,
Es hat mir lange nichts ſolche Luſt
Wie ſein Seldwyla gewähret.

Der Guſtav Freytag der iſt auch
Ein ganzer Kerl vor vielen,
Man ſieht in ſeinem ſchönen Roman
Echt deutſches Leben ſpielen.

Seit lange iſt das beſte Werk
Sein treffliches »Soll und Haben«,
Er ſoll uns ſtets willkommen ſein,
Zu haben ihn thut uns laben!

Hackländer hier, Gerſtäcker dort,
Sind friſche kecke Geſellen.
Wir liebten ſie mehr, möcht' ihr Gebild
Nicht ſo in die Breite ſchwellen.

Der Kurz, der Höfer, der Widmann auch
Erzählen hübſche Geſchichten
Im heimiſchen Ton. Wir hören ſie gern,
Wenn ſie noch Vieles berichten.

Im Märchen iſt der Mörike groß:
Phantaſtiſche Geſtalten
Und Situationen ſieht
Buntſcheckig man ihn entfalten.

Denn rühm' ich Euch den Max Waldau noch:
Im Sitten- und Kunſtromane
Gebühret ihm ein edler Preis.
Herr Goethe iſt ſein Ahne.

Nur hüt' er den allzuſtrömenden Styl
Vor ſchwulſtigem Ueberſchwellen,
Wie er ſo häufig überſchwillt
Des deutſchen Oſtens Geſellen.

Und ſah ich ſie auch Alle nicht
Auf ungewohnten Bahnen,
So will von der deutſchen Zukunft doch
Mir allwärts Gutes ſchwanen.

Caput XVII.

Vielleicht, daß jetzt im Schauſpiel grünt
Des neuen Kunſtwerks Vater?
Drum macht' ich mich wieder jählings auf
Und ging in die deutſchen Theater.

Ich fand ſie drin, ich fand ſie draus,
In Städten und auf Auen,
Es fehlte auch an Lärmen nicht,
Viel Menſchen gab's zu ſchauen.

Die Bühnen waren ſchön gebaut,
Der Zierath hell und luſtig,
Doch was darin zum Vorſchein kam,
Das war entſetzlich ſchuftig.

Das Volk, das Leſſing und Goethe und
Den Schiller hat geboren,
Es ſaß in ſchrecklichem Mißgeſchmack
Und rathloſem Nebel verloren.

Das Volk, das erzeugt den Heinrich Kleiſt,
Den Immermann, Grabbe, Platen,
Es frißt viel lieber Rüben und Kohl
Als wie einen guten Braten.

Das Volk, dem Schlegel überſetzt
Den großen unſterblichen Briten,
Fühlt weder im Herzen noch im Kopf
Der Kunſt tiefvolle Sitten.

Nachläuft es ſtets franzöſiſchem Schund,
Der wohlfeil und gemein iſt,
Der auftiſcht ſträfliche Lüſternheit —
Nicht weil alles dem Keuſchen rein iſt.

Dazwiſchen leben Kotzebue
Und Iffland mit den Zöpfen,
Die beiden rühren noch immer den Brei
Unkünſtleriſchen Tröpfen.

Und wer die Bühne erobern will,
Muß ſchaffen in jenem Style
Verteufelter Mittelmäßigkeit —
Sehr wacker ſind ſolche Ziele.

Ich nenne von den Schülern nur
Die weinerliche Matrone
Birchpfeifer. Glaubt, ſie iſt frivol
Trotz allem Moralſermone.

Grillparzer, den edlen echten Poet,
Wer kennt ihn in Deutſchland heuer?
Man ſpottet ſeiner aus Tradition,
Und er iſt voll Kraft und Feuer.

Und ſchrieb er die blaſſe „Ahnfrau" auch,
„Der Lieb' und des Meeres Wellen",
Das iſt ein Stück, wie keiner es ſchafft
Von dieſen ſeichten Geſellen.

Ich lob den ſtatiöſen Friedrich Halm.
Wie's ihm die Natur gegeben,
So geht auf adligem Jambencothurn
Sein ganzes Thun und Streben.

Der Gutzkow auch, das laſſ' ich ihm,
Er jagt mit zähem Muthe
Nach bühniſchem Beifall. Und manches Stück
Von ihm hat manches Gute.

Dem Laube iſt das Drama Ernſt.
Und wer die Karlsſchüler geſchrieben,
Den muß zum Dank das deutſche Volk
Aus deutſchem Geiſte lieben.

Freund Benedix zeigt geſunden Sinn
In luſtigen Situationen
Des Alltaglebens. Der Freytag ſieht,
Daß Geſchmack und Feinheit ſich lohnen.

Bei Otto Ludwig blitzt Genie
In Gedanken und Geſtalten,
Und wenn er zur ganzen Klarheit kommt,
So kann er noch Großes entfalten.

Daß man den Hebbel nicht Beifall klatſcht
Und auch den Griepenkerlen,
Beweiſt nicht, daß ſie geworfen beid'
Vor blinde Säue die Perlen.

Die neue Schwulſtromantik brauſt
In ihnen zu verſchwemmen,
Ihr Miſchwerk von Dichtung und Philoſophie
Wird nie auf die Strümpfe kommen.

Wodurch die Bühne noch mehr verdirbt?
Durch die Lumpendirectoren,
Die ſich für ſchnöden Lapalienkram
Ganz gegen die Kunſt verſchworen!

Die Burſche ſind meiſtens nicht im Stand
Ein Kunſtwerk zu geſtalten,
Drum können ſie graſend von Ort zu Ort
In keiner Stadt ſich halten.

Sie denken niemals zu beſſern das Volk,
Sie wägen nur den Beutel,
Und hofft man von ihnen Beſſerung,
Die Hoffnung iſt thöricht und eitel.

Ach ſelbſt in mancher Reſidenz,
Die ſie als Metropolen
Des guten Geſchmacks ausrufen, iſt
Die Bühne zum Teufelholen.

Denn invalide Lieutenants
Und welke Kammerherren
Sind Meiſter der luſtigen Bretterwelt
Und laſſen die Kunſt verzerren.

Was Wunder, das Komediantenvolk
Beſteht aus Kuliſſenreißern,
Aus virtuoſen verlauf'nen Genie's,
Tyrannen-Herausbeißern!

Die Achtung des Dichters und des Gedichts
Geht unter im Toſen und Krachen
Der ſaubern Burſche, die ihre Perſon
Zum Centrum der Bühne machen.

So bliebe mir an die dramatiſche Kunſt
Auch nicht der leiſeſte Glaube,
Säß' nicht in Karlsruh der Devrient,
Säß' nicht in Wien der Laube,

Säß' nicht in Frankfurt der Benedix,
Der Dingelſtedt in München!
Ich wünſch' ihnen Beſen und Pinſel genug,
Auf daß ſie kehren und tünchen.

Caput XVIII.

Es ging auch große Rede im Volk
Von weiſen blauſtrümpfigen Frauen.
Ei, meint' ich, die laſſen mich vielleicht
Das Kunſtwerk der Zukunft ſchauen.

Nun war es gerade am letzten April,
Schon klangen die Maienglocken,
Da dacht' ich an die Walpurgisnacht
Und machte mich auf zum Brocken.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Ich dachte: das deutſche Weibervolk,
Die literariſchen Katzen,
Sie halten dort einen lieblichen Tanz
Mit lieblich bewegten Fratzen.

Ich irrte mich nicht. In der Dunkelheit
Durchwandert' ich weit die Föhren,
Da konnte ich in den Lüften hoch
Gar ſeltſame Stimmen hören.

Mit fliegenden Haaren, gehobenem Rock
Flog's auf den Beſenſtöcken,
Bei dieſen Attitüden empfand
Ich einen gelinden Schrecken.

Und als ich keuchend zum Tanzplatz kam,
Da fand ich ſie alle verſammelt,
Da ward gejauchzt, getobt, geſchrien,
Gezankt, geſchimpft, geſtammelt.

Sieh da, das iſt das briefwechſelnde Kind
Mit Herrn Excellenzen Goethen!
Die jugendluſtige Schäkerei,
Die ging dir lange flöten!

Die pantheiſtiſche Faſelei,
Die ſocialen Flauſen,
Die laſſen ſich im romantiſchen Styl
Nicht recht verdaulich ſchmauſen.

Es thut es nicht mehr die Schwärmerei,
Die Ahnungen und die Träumchen,
Gottlob, es iſt die Zeit vorbei
Hiſteriſcher Purzelbäumchen.

Ei, ei, da kommt im Nonnenkleid
Halb züchtig, Frau Gräfin Ida?
Und doch blieb dir der Blocksberggeſchmack?
Ich dachte, du wärſt jetzt ſolida!

Die Mainacht bleibt doch im Geblüt,
Ich will dich drum nicht läſtern:
Wer in der Jugend zu flott gelebt,
Zählt alt zu den Betſchweſtern.

Von Babel nach Jeruſalem
Aus dem Salon in's Kloſter!
Es heißt: nur immer Aufſehn gemacht,
Je bunter, deſto getroſter!

O lies mir nicht deine Romane vor,
Du gute Mathilde Raven!
Ich will den Augen geben die Koſt,
Ich will ja noch nicht ſchlafen.

Schreibſelige Ida Düringsfeld,
O Wildermuth, o Burow —
Ihr traget Bibliotheken mit,
O ſchont mich, ſchonet mich nur, o!

Da kommt auch Polko's Elischen heran
Mit ihren Gänſeblümchen!
Wer gönnet nicht dem zarten Kind
Sein ſtill unſchuldiges Rühmchen?

Potz Tauſend, Fanny Lewald auch
Trennt ſich vom Neuvermählten,
Ich dachte, ſie ging nur mit Männern um,
Begeiſtigten und beſeelten.

Jedoch trotz allen Wandlungen
Der Blocksberg wird befahren.
Wandlungen — das iſt Frauennatur
In frühen und ſpäten Jahren.

Es folget noch ein ganzes Heer
Von namhaften Namenloſen!
Sie wären alle ſo gerne gekoſt,
Sie möchten ſo gerne koſen.

O wie ſie ſich quälen mit kühnem Sprung
Und originellen Geberden!
Und wär' ich nicht des Teufels ſchon,
Ich möchte des Teufels werden.

Jedoch jetzt kommt der größte Schreck,
Das iſt Birchpfeifer's Charlotte,
Die dickſte, größte Schreibſel'ge iſt's
Der Sankt Walpurgisrotte.

Zehn Stücke ſchreibt ſie jedes Jahr
Als deutſches Theaterfutter;
Romane ſind die Väter all,
Sie iſt die glückliche Mutter.

Zehn Kinder füttert ſie jährlich groß
Mit Rührbrei und Thränenpäppchen,
Zehn Kinder wickelt ſie jährlich ein
In bunte Flitter und Läppchen.

Da hatt' ich genug Walpurgisnacht,
Blocksberg und Beſenſtecken,
Ich lief hinab, mich alſobald
Im grünen Wald zu verſtecken.

So viel ich geſehn, ich war gewiß:
Die edeln Damen in Ehren,
Sie werden das Kunſtwerk der Zukunft nicht
Dem harrenden Deutſchland gebären.

Caput XIX.

Es gelten in Deutſchland mehr als je
Zur Zeit die Ruhmfabriken.
Die Leute thun ſich zuſammen drum
Und heißen dann auch Cliquen.

Einſt hat der Goethe den Schiller gerühmt,
Und Schiller rühmte den Goethe,
Wer ſich darob verwundert hat,
Der war eine giftige Kröte.

Denn ſo war's recht. Die Schlegel und Tieck,
Novalis und Wackenroder,
Die thaten es auch, nur wurde dabei
Dem Publikum ſchon maroder.

Noch katzenjämmerlicher war's,
Wie die Jungdeutſchen ſich lobten.
Die ſpäter wie Hunde und Katzen oft
Genüber ſchnauften und tobten.

Die literariſche Aſſecuranz
Hat mächtig jetzt um ſich gegriffen,
Und lauter kleine Firmen giebt's;
Wie wird da geſchrien und gepfiffen!

Man rühmt zu Berlin den märkiſchen Sand,
In Preußen die preußiſchen Knaben,
Zu Wien heißt's: Vorwärts Oeſterreich!
Die Schwaben loben die Schwaben.

Bierlümmel rühmt man im Baierland,
Die Lerchen an der Elbe.
Vielfach erklingt die Melodie,
Doch iſt das Thema daſſelbe.

Die Kunſtblattkritiker zu Berlin,
Die Ritter zu Haupt Herrn Eggers,
Die treiben es meiſt im alten Styl
Romantiſchen Gemeckers.

Ihr wißt, die Paladine ſind
Herr Kugler, Lübke, Schnaaſe,
Paul Heyſe, Fontane, Merkel, Grimm —
Gehören alle zur Blaſe.

Das Haus Europa — Herr Kühne iſt Chef —
Macht mit Herrn Hebbel Geſchäfte,
Herr Schlönbach und andere Kraftgenies
Sind ſeine urwüchſigen Kräfte.

Herr Stahr ſtellt ſeine Wechſel aus
Auf Waldau, Niendorf, Moſen
Und andere mehr. Auch flicht er ſtets
Der Lewald Lorbeer und Roſen.

Der allgemeinen Zeitung Heer
Iſt aber ganz unzählig.
Die Sitte, den Anſtand, den feinen Styl,
So ſpricht Herr Kolb, empfehl' ich.

Doch von den Freunden nicht allein,
Sie nimmt auch gern Artikel
Von Leuten, die ſie ſcheuen muß —
Es beißen die Karnikel.

Von Münchener Kunſt ſalbadert ſie ſtets,
Sonſt liegt ihr Deutſchland ferne
Im Nebel. Mit lauter Ausländerei
Macht breit und dick ſie ſich gerne.

Zu München an der Iſar tönt
Ein Hornſtoß jeden Abend,
Der Münchner Kleindichterbewahranſtalt
Tönt er beſonders labend.

Für Dingelſtedt und Bodenſtedt,
Lingg, Geibel, Mayr und Heyſe,
Für Riehl, Kobell und andre Genies
Iſt es ruhmfütternde Speiſe.

Der Meiſter des Muſeums, Herr Prutz.
Der zählt zu den Gerechten!
Die Guten lobet er mit Maaß,
Er tadelt mit Maaß die Schlechten.

Item die alten Blätter für
Literariſche Unterhaltung —
Herrn Hermann Marggraff verdanken ſie
Langweilige Entfaltung.

Herr Gutzkow fühlt am häuslichen Heerd
Nur ſelten kritiſche Triebe —
Er muckt die Concurrenten ab,
Er thut es aus lauter — Liebe.

Die Clique der groben Grenzboten beſteht
Aus Julian Schmidt und Freytag,
Sie flicken Jedem gern am Fell
Und machen manchen Leidtag.

Sie donnern mächtig: Kritik iſt Kritik,
Und wir ſind ihre Propheten.
Syſtem iſt Syſtem. Fallt auf die Knie
Ihr Pfeifer, Bildner, Poeten!

Jüngſt hat Herr Schmidt die Erfindung gemacht,
Daß ohne Fehl und Makel
Herr Freitag der einzige Dichter ſei. —
Nun glaubt auch ſchön dem Orakel!

Das ſind die bekannten Firmen nur,
Es giebt noch viele kleine
Für Weiber und Frommen und Täppiſche,
Für Noble und Gemeine.

Doch nirgend fand ich Heimathgefühl,
Wohin ich wandte die Blicke.
Gewiß, es wächſt, was ich geſucht,
Wohl nimmer in ſolcher Clique.

Caput XX.

Wie ſteht es denn mit der bildenden Kunſt?
Ich ſuchte bei ihren Vertretern
Das Kunſtwerk der Zukunft, und fand eine Schaar
Von nüchternen Nachbetern.

Die Baukunſt ſuchte die Muſter ſich
Bei Griechen, Romanen und Gothen.
Bei mauriſch-italiſch, franzöſiſchen
Und angelſächſiſchen Todten.

Durch Irrthum kam Schinkel nach Berlin,
Er iſt von den echten Griechen,
Es wird die Mittelmäßigkeit
Umſonſt ſeine Pfade kriechen.

Wir haben heute Griechen im Frack
Mit Brillen und mit Zöpfen,
Doch paßt der Kothurn gar wunderlich
Zu den verwirrten Köpfen.

Hei, unſre Romanen im Rundbogenſtyl
Sind meiſtens ſcharf und eckig,
Hei, unſre Gothen im Spitzbogenſtyl
Sind klotzig, zuppig, buntſcheckig.

Weh über die Helden der Renaiſſance
Mit ihren Muſterkarten!
Wir wiſſen, woher das Zeug entſtammt,
Mit dem ſie uns neckten und narrten.

Es herrſchet auch in der Skulptur
Die ſchöne antike Abſtraktheit,
Es hat noch kein Moderner erreicht
Der Griechen ſinnliche Nacktheit.

Es herrſcht auch zuweilen in der Skulptur
Dürr gothiſche Abſtraktheit,
Doch dieſe ſteife Verſimpelung
Gebar die Abgeſchmacktheit.

Viel Größen bietet die Malerei,
Veit, Overbeck, Steinle, Schadow,
Sind unſre Giotto's, Fieſole's —
Wer gab Euch dieſen Rath? O!

Die dürren verzwackten Heiligen
Auf Folter und auf Schrauben,
Sie gelten uns nicht! Malt ihr ſie nicht ſchön
Dann kann ſie das Volk nicht glauben.

Und was man als hiſtoriſche Kunſt
Uns kühnlich heut geboten,
Das iſt nur Sammelſurium
Von albernen Anekdoten.

Von Anekdoten dumm und ſchal
Aus allen Völkergeſchichten.
Nicht blitzt der leuchtende Wetterſtrahl
Aus den großen Weltgerichten.

Nichts iſt es wie Kleinſchilderei
Von Briten, Italern, Franzoſen,
Von Ruſſen, Türken, ja deutſchen ſogar
Und indiſchen Ohnehoſen.

Volksleben holen die Künſtler ſich
Am liebſten in der Fremde,
Indeß die Heimath ihnen bezahlt
Trank, Speiſe, Rock und Hemde.

Seltſam! die Leute, die heuer als Hut
Die Ofenpfeifen tragen,
Den Leibrock gleich einem Affenſchwanz,
Den Vatermörder als Kragen,

Sie lieben gemalt den indiſchen Schurz
Und den Turban der Orientalen.
Die Maler denken: wir wollen ſchon
Den Herren etwas malen.

Die neueſten Landſchaftsmaler auch
Sind gar nicht patriotiſch,
Es will das liebe Publikum
Die Bilder ja exotiſch.

Nur keine deutſch geſtimmte Natur,
Schneeberge lieber und Palmen
Und Kaktus, Orangen und ſtarker Taback,
Vulkane, die ſpucken und qualmen.

Nur für das Touriſtenvolk ſind heut
Die Landſchaftspinſel befliſſen.
Wär' klug dies Geſchlecht, es fände das Zeug
Schon in den Theatercouliſſen.

Ach, wer ſtudirt noch nach der Natur?
Sie lernen nach alten Meiſtern
Mühſam zuſammengeſtümpertes Werk
Hinkleben, klatſchen und kleiſtern.

Es geht die Kunſt zumeiſt nach Brod!
Die Nacktheit der Hellenen
Wird gut an lüſterne Burſche verkauft,
Die ſich aus den Kleidern ſehnen.

Die Frommen werden reichlich bezahlt
Für Kirchenbilder und Fahnen,
Auch glauben ſie ſich damit einen Stuhl
Im Himmel anzubahnen.

Die Maler aus des Orients
Und Occidents Volksleben,
Sie malen für kurioſes Volk;
Kurios ſind ſie ſelber eben.

Landſchaften hoch aus Süd und Nord
Sind vom Touriſten erleſen,
Der preiſt die Bilder ſtolz und ſpricht:
Bin ſelber dageweſen.

Caput XXI.

Und geht die Kunſt zumeiſt nach Brod,
So giebts doch edle Geiſter,
Die treiben die Kunſt nur wegen der Kunſt
Als echte, herrliche Meiſter.

Sie ſchöpfen aus dem Weſen des Volks
Im deutſchen Vaterlande
Und kleiden den deutſchen Gedanken ſchön
In ſchöne deutſche Gewande.

Ob ich mich irre, ich weiß es nicht,
Doch ſchien mir auf meinen Gängen,
Als wollte die Baukunſt hier und dort
Auf heimiſche Bahnen ſich drängen.

Ich weiß nicht, ob das Werk gelingt,
Ich nenne auch keinen Namen,
Ich hoffe nur, es gedeiht die Frucht,
Denn allwärts keimt der Samen.

Auch ſtehen nicht mehr die Bildner allein,
Die Götterleiber aushauen,
Der liebe Ritſchel, der gute Rauch,
Sie ſchmücken die Heimathgauen.

Sie ſchufen in Marmor und in Erz
Viel heimiſche Dichter und Helden
Im deutſchen Gewand. Von ihrem Ruhm
Wird einſt die Zukunft melden.

Der prächtige Peter Cornelius,
Das iſt der beſte von allen,
Er hob die deutſche Kunſt auf den Schild
Und ließ ihre Banner wallen.

Er griff nach den Sagen des Vaterlands,
Nach Fauſt und Nibelungen,
Der Erſte war er, der es gewagt,
Der den ſpröden Stoff bezwungen.

Die Sagenkreiſe der ganzen Welt,
Der Griechen und Chriſten Geſchichten
Hat er geformt. Wie er's gethan,
Kann nur ein Deutſcher ſie dichten.

Zumeiſt gelang ihm das Heldenthum,
Doch minder die Paſſionen;
Es kann in einem Menſchenhaupt
Nicht alle Begabung wohnen.

Es folgten wackre Schüler ihm,
Der deutſchen Geſchichte Dramen,
Die brachte der Schnorr von Karolsfeld
In großer Bilder Rahmen.

Der Moriz Schwind hat ſüß verklärt
Die heimiſchen Märchen und Sagen;
Wie Lieder klingen die Bilder ſchier,
Wie Düfte vom Weſt getragen.

Der Wilhelm Kaulbach, der große Schelm,
Hat viel von Reinecke's Witzen,
Den er ſo luſtig illuſtrirt
Mit köſtlichen Geiſtesblitzen.

Er ſchlug ironiſch wie Keiner noch
Die Schnippchen vor allen Naſen,
Doch muß ich geſtehn, ich liebe nicht ſehr
Seine großen hiſtoriſchen Phraſen.

Der Leſſing iſt ein ganzer Mann.
Der deutſchen Geiſtesbefreiung
Dient ſeine Kunſt. Charaktervoll
Gab er ſeinen Helden die Weihung.

Und wie verſteht er die Natur!
Was Keiner ausgeſprochen,
Das ſpricht ſich in tiefſter Landſchaft aus.
Man hört ihren Pulsſchlag pochen.

Das ſchöne, reiche Leben des Volks
Auch ſah ich herrlich ſchildern.
O ſeht, wie ſchön des Volkes Herz
In Jakob Beckers Bildern!

Der Ludwig Richter iſt ein Poet
In lieblichen Kleinigkeiten,
Dem Jordan und Ritter folgen wir gern,
Wenn ſie an den Seeſtrand uns leiten.

An Landſchaftsmalern fehlt es nicht
An Iſar und am Rheine,
Es fehlen zwiſchen den Böcken nicht
Die Schaafe in der Gemeine.

Das Kunſtwerk der Zukunft? Ich fragte ſie all',
Sie ſagten: In feſten Bezirken
Bewegt ſich alle Bildnerei,
Drin wollen wir ſchaffen und wirken!

Caput XXII.

Ja freilich, jetzt kommen wir zur Muſik.
Das iſt Euch ein Gehudel
Auf Geige, Klavier und Flöte und Horn,
Ein ohrenzerreißend Gedudel.

Ja, Deutſchland ſpielt und Deutſchland ſingt
Auf allen Straßen und Gaſſen,
In jedem Stockwerk; bald klingt ein Lied,
Bald ſchwirren Töne in Maſſen.

Erſatz für Gedankenloſigkeit
Iſt all dies Quiriliren —
Ich flüchtete in die Hölle gern,
Zu meiden das Muſiciren.

Ja wenn es echte Tonkunſt wär
Von Bach und Gluck und Händel,
Von Mozart, Haydn und Beethoven —
Doch iſt es ausländiſch Getändel.

Dort Weber, Schubert, Mendelsſohn —
Die ſpannten die rechten Segel;
Nur Wenige ziehen heute den Weg
Der feſten heiligen Regel.

Auch hält den Schumann leider die Nacht
Des heiligen Todes umfangen,
Nur Hiller, Lachner und Marſchner ſind
Noch treue Wege gegangen.

Die Meiſten haſchen nach welſchem Tand.
Verduſelte Melodien
Und feiles Machwerk ahmen ſie nach,
Weil die am Meiſten ziehen.

Franzöſiſcher Putz, italiſcher Quark
Herrſcht heute an allen Ecken.
O nennt mir nicht den Meyerbeer,
Den eiteln ruhmſüchtigen Gecken!

Er hat mit lauter Decoration
Die gute Oper verdorben,
Um Ruhm und Orden und vieles Geld
Hat er allein geworben.

Doch zahlt' er auch viel für ſeinen Ruhm,
Er hat bis an die Bahre
Bezahlt für die Unſterblichkeit
Und drüber für einige Jahre.

Es ſchwänzelt ein ganzes Heer ihm nach,
Vor allen der Herr von Flotow,
Wohin geht dieſe entnervende Kunſt?
Es iſt eine wahre Noth! O!

Wer ſchafft das ſingende Drama auf's Neu,
Wer ſtürmt in Symphonien,
Wer baut das Oratorium
In gewaltigen Harmonien?

Kleinkinderwerk, das gilt allein,
Die Kunſt geht allwärts ins Kleine,
Es herrſcht ſtatt Tüchtigkeit Lumperei,
Statt Edelm das Gemeine.

Kleinkinderwerk, das gilt allein
Verquatſchte Prochiſche Lieder,
Dalberg's und Litolf's flachköpfiges Zeug
Klingt in der Geſellſchaft wieder.

Es gilt das Virtuoſenthum,
Das tolle, übergeſchnappte,
Die wirren Kunſtabenteurer all
Sind nur Hanswürſte, verkappte.

Seiltänzern nur vergleich ich ſie,
Ob ſie auf der Geige ſchnattern,
Ob ſie im Flicker und Siebenſprung
Durch des Flügels Taſten flattern,

Ob ſie voll Kehlenfertigkeit
Das hohe FF trillern.
Und brüllt und ſtampft man auch Applaus,
Es iſt ein falſches Schrillern.

Hier auf der Bühne, dort im Saal
Sind's Spiegelfechtereien.
O Vaterland, wann wirſt du dich
Von ſolchem Schmutz befreien?

O Vaterland, und merkſt du nicht,
Wohin dies Treiben ſich richtet?
Du wirſt verrückt, verdreht und toll,
Dir wird der Verſtand vernichtet.

Schau dich doch um, wie überreizt
Hohläugig ſind dieſe Rangen,
Die dich verführen! In's Narrenhaus
Iſt mancher von ihnen gegangen.

Das thut die Buhlerei in der Kunſt,
Die Metzenwirthſchaft in Tönen.
Wär's abgemergelte Krankheit nicht,
Ich möchte ſie bitter verhöhnen.

Mein Vaterland, und gehſt du ſo fort
Von ekeln Tönen verduſelt,
So ſchlimm iſt's, als wärſt du durch Frömmelei,
Durch Schnapps und Branntwein verfuſelt.

Verſungen, verblaſen, vergeigt den Verſtand
Und die Vernunft verklimpert!
Und hört es nicht auf, halb biſt du es ſchon,
Dann wirſt du ganz verzimpert!

Wo iſt die Freude der Wiſſenſchaft?
Wo iſt die Luſt der Thaten?
Nehmt Euch in Acht, Muſikſimpel Ihr,
Sonſt könnt Ihr in's Tollhaus gerathen!

Caput XXIII.

So war ich fertig im Vaterland
Und ſchon mein Bündel ſchnür ich,
Da hört ich, das Kunſtwerk der Zukunft erfand
Herr Richard Wagner in Zürich.

Das heißt, er erfand es in Dresden ſchon,
Vor etlichen fünfzehn Jahren,
Doch hat er dort jüngſt Barrikaden gebaut
Und mußte zur Fremde fahren.

Kompromittirt mich der Beſuch? —
Nein! — Jede politiſche Meinung
Iſt mir egal. Ich machte mich auf
Zu dieſer ſeltnen Erſcheinung.

Der Mann ſchrieb manches dicke Buch,
Das ſein Syſtem empfohlen,
Doch wenn ich den tollen Styl verſteh,
Verſteh ich wiehernde Fohlen,

Und Hunde-, Wolfs- und Katzengeſang. —
O wie er die Phraſen verfohlet!
Ich habe noch nie einen Mann gekannt,
Der ſo babyloniſch kohlet.

Gleichviel, es ward mir endlich klar
Nach vielen verſchwitzten Stunden:
Er meint, er hätte aus ſich heraus
Das Syſtem von Glück erfunden.

Seine Opern ſind aus eigner Fabrik:
Stoff, Dichtung, Verſe, Töne.
Er macht das Textbuch und die Muſik,
Daß das Werk den Meiſter kröne.

Ich ſah Tannhäuſer und Lohengrin, —
Jetzt ſchreibt er die Nibelungen —
Doch Buch und Verſe ſind ziemlich ſchlecht,
Und die Weiſen nicht gelungen.

Die Harmonien ſind kraus und verzwackt,
Man iſt ſchier todt am Enden
Des ganzen Werks. Wer es zehnmal hört,
Dem will ich 'nen Gulden ſenden.

Schön iſt allein die Decoration,
Es ſcheinet: Für die Augen
Sind heute die Opern, nicht für's Ohr. —
Weshalb ſie auch nichts taugen.

Doch hat Herr Wagner Energie,
Querköpfig geht es immer
Denſelben Pfad, und ſein Erfolg
Wird beſſer nicht, aber ſchlimmer.

Indeß, er iſt ein wahrer Held
Genüber jenen Lapſen,
Die ſich als ſeine Schüler verſchrein. —
Gott ſchütz' uns vor den Tapſen!

Sie ſagen: alle Künſte ſind
Beſtimmet unterzugehen,
Um im muſikaliſchen Drama einſt
Verjünget aufzuſtehen.

Die Dichtung ſoll dienen ihrem Quark,
Die Bildnerei ihren Grillen,
Und Nebenſache iſt die Muſik!
So wird ſich die Zukunft erfüllen.

Das alſo iſt des Pudels Kern?
Ihr armen Knirpſe und Zwerge!
Da haben wieder die Berge gebrüllt,
Und Mäuſe gebaren die Berge!

Das Drama bleibt, das Epos bleibt,
Das Lied auch bleibt beim Alten.
Wer dichtet aus innerer Nothwendigkeit,
Wird ſich als Dichter entfalten!

Die Baukunſt bleibt, es bleibt die Sculptur,
Die Malerei bleibt leben,
Und wer begabt für die bildende Kunſt,
Der wird ein Bildner eben!

Die Tonkunſt bleibt dieſelbe auch
In Opern und Symphonien,
Und wem der Klang im Buſen quillt,
Dem wird er als Lied entfliehen!

Stets blühet die ſchöne Welt der Kunſt
Von feſtem Grunde getragen!
Sie war dieſelbe zur Zeit Homer's,
Wie in den heutigen Tagen!

Sie reichet weit und groß heraus
Aus dem Gezänk der Parteien! —
Ich ſchied und wünſche dem Vaterland
Ein hoch und herrlich Gedeihen.

Das Kunſtwerk der Zukunft wünſch' ich ihm
Entſproſſen des Volksthums Geiſte.
Ihr deutſchen Künſtler treibt deutſche Kunſt,
Daß Jeder das Höchſte leiſte!

Caput XXIV.

Da ſteht Ihr Alle ſtumm umher
Und wundert Euch kannibaliſch!
Ich war im Leben nur frivol,
Im Tode bin ich moraliſch.

Ich war auf Erden ein frecher Burſch,
In der Hölle dien' ich der Wahrheit,
Der Tod wäſcht alle Fehler ab,
Giebt Reinheit, Freiheit, Klarheit.

Ich hab' entſagt der Tück' und dem Zorn,
Der Lüge hab' ich gekündigt,
Und alles thut mir im Herzen leid,
Was mein loſes Maul geſündigt.

Ich weiß, wir ſind im vierten Ring
Der Hölle des heiligen Dante,
In den Herr Mephiſtopheles
Ironiſch lächelnd mich ſandte.

Hier wandelt der große Schatten Homer's,
Pindar, Aeſchylos ſeh ich wandern
Und Sophokles, Ariſtophanes,
Virgil und Horaz unter andern!

Da iſt auch Wolfram von Eſchenbach
Und der Dichter der Nibelungen,
Und Straßburgs ſüßredender Gottfried dabei,
Und Walter, der Lieder geſungen!

Da iſt der phantaſtiſche Arioſt,
Cervantes, und Shakeſpeare, der Brite,
Der größte der Dichter. Wie geht mir auf
Das Herz in ſolcher Mitte!

Der witzige Voltaire lächelt ſo fein,
Der Rouſſeau zieht ſo bedächtig!
Auch Leſſing und Goethe und Schiller ſind hier!
O meine Freude iſt mächtig!

Ich fühle, daß ich es nicht verdient
In dieſem Kreiſe zu wallen,
Ich müßte tiefer ins Höllenrevier —
Doch laßt Euch mein Daſein gefallen!

Verzeiht mir um manches ſchöne Lied,
Das ich auf Erden geſungen,
Und das im ganzen deutſchen Volk
Vieltauſendfach wiedergeklungen!

Verzeiht mir um meine Höllenqual,
Die ich zehn Jahre gelitten,
Sie war ſo wüſt, ſo ſchlimm, ſo ſcharf,
Als hätt' ich das Fegfeuer durchſchritten!

Und hat mich auch ſtets der Teufel verſucht
Auf meinem Folterbette,
Ich hab' mich zuletzt mit der Welt verſöhnt
An jener Jammerſtätte.

Ihr Männer, die ich verhetzt und verhöhnt,
Ich biete Euch freundliche Sühne!
Auf, trinken wir aus dem Lethe jetzt,
Vergeſſen der irdiſchen Bühne!

Es kommt mir hier im Tartarus
Bei Euch die echte Klarheit.
Ich lebe mit Euch in Ewigkeit
Der Schönheit, Freiheit, Wahrheit.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Der Rattenfänger von Sankt Goar.

Rheiniſche Kleinſtädtergeſchichte

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Köln,
M. DuMont-Schauberg'ſche Buchhandlung.
1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An Berthold Auerbach.

Jetzt iſt's ein Jahr. Denkſt du der Nacht
Auf Brühls Terraſſe? Nach den Gluten
Des Tages lag des Vollmonds Pracht
Auf Stadt, Gebirg, Gebreit und Fluten,
So heimatlich war Thal und Fluß.
Wir grüßten uns mit deutſchem Gruß!
Weit wurden unſre Seelen offen.
Wir ſprachen lang vom Vaterland —
Viel gab's des Wehs — doch kräftig ſtand
Der Männermuth auf friſches Hoffen.

Wir ſprachen lang von deutſcher Kunſt,
Vom deutſchen Singen, Bilden, Dichten. —
O Buhlerei um eitle Gunſt!
Wie ſie den Blick zur Fremde richten!
Stoff ſuchen ſie in Weſt und Oſt,
In Nord und Süden weiche Koſt,
Die frömmelnd hier, dort lüſtern ſchaffen,
Als wäre unſer Volksthum todt,
Das tiefe, reiche! — O du Noth!
Wir brauchen ſehr des Geiſtes Waffen!

Es gilt, dem Krieger mit dem Schwert,
Dem Bauer, der pflügt in unſern Marken,
Dem Weiſen, der die Jugend lehrt,
Das Volksbewußtſein zu erſtarken.
Ob das mit fremdem Tand ſich thut?
Das thut ſich, wenn getreu und gut
Die Dichter gehn auf deutſchen Bahnen,
Wenn wir die Einheit baun im Geiſt.
Bei Gott, dem Künſtler frommt's zumeiſt,
Zu greifen zu den deutſchen Fahnen.

Mein Freund vom Schwarzwald, dahin ſtieg
Stets deiner Dichtung helles Streben! —
Ob dir's gelang! — Schon jauchzt zum Sieg
Die Einkehr in das Heimatleben.
Mein Schlachtruf auch iſt früh und ſpät:
Die deutſche Kunſt! Voll Majeſtät
Erſtehe ſie im Land der Eichen,
Mitbauend am ein'gen Vaterland! —
So nimm vom Freund am Rheinesſtrand
Dies deutſche Lied als Hoffnungszeichen!

Köln, Goethe's Geburtstag 1856.

W. M.

Der Rattenfänger von Sankt Goar.

I.

Das Echo.

Der Herr April thut, was er will,
Der unwirſch tolle Wetterjunge,
Bald iſt er brauſend laut, bald ſtill,
Hüpft rechts und links in jähem Sprunge,
Bald iſt er wie der Norden kalt
Und wirft im Sturmwind Eis und Schloſſen,
Und wie der Süden leuchtend bald,
Von hellem Sonnenglanz umfloſſen.
Du Sauſewind, du Brauſewind,
April, wie biſt du nur geſinnt?
Seltſamer Neckbold! — Heute träumt
Er ſtill und lautlos. Duftumſäumt
Liegt Berg und Thal; um Fluß und Auen
Webt dämmerhaftes feuchtes Grauen.
Doch pfeift der Fink, die Schwalbe ſchießt,
Die Knospe quillt, die Blüthe ſprießt,
Die Gräſerhalme ſtehn umthaut,
Rings wehen Düfte aus dem Kraut,
Ein Wachsthum brütet allerwegen:
Die Erde ſchwillt im Frühlingsſegen

Am glatten ſtillumflorten Rhein
Aufwärts die Straße zieht ein Paar
Von Mädchen. Töchter aus Sankt Goar,
Luſtwandeln ſie ins Land hinein.
Die Kleine mit der luſt'gen Miene,
Das iſt des Kronenwirths Juſtine,
Des Haares Zöpfe ſtrotzen dunkel,
Die Augen blitzen wie Karfunkel,
Ihr Mund iſt lachend, und am Kinn
Im Grübchen hüpft der Schalk dahin.
Der Leib iſt ſchmiegſam, friſch der Gang.
Wer Gäſte muß bedienen täglich,
Bedenkt ſich eben nicht zu lang.
Treppauf, treppab, das macht beweglich!
Die andre, goldblond ſchlanke Maid
Iſt Winzers Martin Adelheid.
Welch ein herzfrommes Angeſicht
Mit ſeinem Veilchenaugenlicht!
Das ganze Weſen ſchämig ſcheu;
Sie iſt ein Abbild holder Treu,
Und ſchreitet ſchüchtern ſittſam neben
Der prallen Freundin längs den Reben.

Erſt horchen ſie der Nachtigall,
Die noch nicht lange angekommen
Und ihrer Lieder ſüßen Schall
Hintönet ſchmerzlich luſtbeklommen.
Den weißen Hagdorn ſehn ſie hell
In Blüthen ſtehn. Sie pflücken ſchnell
Am Boden ein verborgen Veilchen.
Dann ſtehen ſie am Felſenquell,
Der ſchwatzend rauſchet, noch ein Weilchen.
Nun horch! Sie ſingen: „Trariro,
Der Sommer der iſt da!“ Wie froh,

Wie hell, wie licht klingt's übern Rhein!
Gern ſchlürft die Luft den Wohllaut ein.
Doch wie ſie weiter wandern, zaudern
Die Klänge, es beginnt ein Plaudern.
Sie neigen ängſtlich Mund an Ohr,
Als ob ſie nicht alleine gingen,
Als könnt' aus Buſch und Strauch hervor
Ein Lauſcher horchen. Hebt die Schwingen
Ein Vogel plözlich auf dem Aſt,
Schnellt ſich ein Fiſch empor mit Haſt
Im grünen Fluß: es macht ſie ſchrecken
Jedweder Ton im ſtillen Raum.
Was mögen ſie ſich nur entdecken
Am blühenden Holunderbaum?
Laut wird das Flüſtern, Kichern, Necken!
Es ſind, ich hör's am zagen Scherzen,
Geheimniſſe verliebter Herzen.

Juſtine kommt zuerſt in Schuß:
„Sprich, iſt es nicht Pankratius,
Der Sohn vom neuen Bürgermeiſter,
Dem dicken Stumpf, der dreiſt und dreiſter
Dir allwärts nachgeht? Gaſſe, Platz,
Tanzboden, Kirche ſcheut er nicht,
Er ſuchet ſtets dein Angeſicht!
Hat er dich nicht erwählt zum Schatz?“ —
Doch Adelheid entbrennt in Glut,
Wär's möglich, ſie gerieth' in Wuth.
Jetzt aber kommt das Wort in Fluß:
„Sprich, iſt es nicht Servatius,
Des neuen Bürgermeiſters Sproß,
Der dir nachwandelt wie dein Schatten?
Er iſt im Städtchen dein Genoß,
Dein Freier in Gefild und Matten!“ —

„Pfui,“ bricht Juſtine lachend aus:
„Der Taps iſt Schrecken mir und Graus!“
„Sein Bruder,“ rufet Adelheid,
„Iſt mir bei Gott wie Reu und Leid.“

Doch Ernſt wird endlich aus dem Scherz.
Juſtine meint: „Jetzt red' ich offen,
Ich zeige dir mein ganzes Herz,
Und daß du folgeſt, will ich hoffen!“ —
Ja, kommt der Vögel Paarezeit,
Die all von ihrer Liebe ſingen,
Da kann die Bruſt ſo Luſt wie Leid
Nicht mehr in ödes Schweigen zwingen.
Laut klopft das Herz der Freundin auf,
Und die Erzahlung nimmt den Lauf:

„Michelis war's im letzten Jahre,
Krammarkt hielt man zu Bacharach,
Mein Vater ſprach vorher: Ich fahre,
Auf, Mädel, rüſte dich gemach!
Einkäufe gilt es zu beſorgen! —
Lebendig ward's am andern Morgen,
Die Gäule wurden angeſchirrt,
Am leichten Wagen. Gäſte kamen,
Die, laut begrüßt vom Kronenwirth,
Raſch Platz auf allen Sitzen nahmen.
Der Bürgermeiſter war dabei,
Der jüngſt anlangte. Seine zwei
Unholden Söhne fuhren mit.
Mein Vater hatte ſie geladen,
Er dachte: Gut iſt ſolcher Schritt,
Ein Stein im Brett der kann nicht ſchaden!
Wer Herberg hält, ſucht allezeit
Verſtändniß mit der Obrigkeit,

Denn wo viel trinkend Volk ſich trifft,
Da ſetzt es oftmals Zank und Gift;
Und blut'ge Köpfe, blaue Flecken,
Die muß ein guter Wirth dann decken. —
Ein Herbſttag war es, kühl und klar,
So ging's hinaus. Zu Oberweſel
Verſpürte Durſt die luſt'ge Schaar,
Sie zechten ſchon im grünen Eſel.
Zu Bacharach im Eichenwald,
Da machten ſie von neuem Halt;
Man ſetzte ſich zu Tiſch und Bank
Und heiſchte Rüdesheimer Trank.
Ich ſchritt derweilen zu den Buden
Und kauft' bei Chriſten und bei Juden
Thonwaaren, Flaſchen, Porcellan, —
Im Haus war ſchrecklich viel zerbrochen
Beim Zapfen, Trinken und beim Kochen; —
Sah mir Kattun und Wollzeug an,
Lugt' nach den Ringen und Korallen:
Das Blitzen thät mir wohl gefallen,
Doch gleißend Zeug ſteht hoch im Preiſe,
Ungern ging dran vorbei die Reiſe.
Ich hielt mich auch ein Weilchen auf
Beim Marionettenſpiel der Puppen.
Sie lauſchten dort in dichten Gruppen
Hanswurſt und ſeiner Späße Lauf.
Herrn Petz, des Bären, plumpen Tanz
Betrachtet' ich, des Markttags Glanz,
Die Trommel klang, die Pfeife ſchrillte,
Grimaſſen ſchnitten garſt'ge Affen,
Das macht' der Jugend was zu ſchaffen.
Und als ſich meine Neugier ſtillte,
Kauft' ich mir noch ein Heil'genbild,
Die Schutzpatronin, Sankt Juſtine.

Die Heil'ge, welche ſüß und mild
Jetzt hängt an meines Betts Gardine.
Gottlob, ſie hat mir viel genützt
Und mich durch ihre Huld beſchützt.
Denn als ich in die Herberg kehrte,
Da war des Lärms kein End und Ziel.
Sie hatten alle ſchon zu viel,
Obgleich ein Jeder mehr begehrte.
Mein eigner Vater iſt beſpitzt,
Der dicke Bürgermeiſter ſitzt
Und keucht und ſchwitzt. Sein Umfang droht
Aus Rand und Band zu gehn. O Noth!
Im Dampfe iſt Pankratius,
Im Nebel iſt Servatius.
Die andern ringsum im Gewimmel
Sehn für 'ne Baßgeig an den Himmel.
Sie ſchreien auf: Da iſt das Mädchen! —
Wer gleicht ihr denn im ganzen Städtchen?
So rühmt mein Vater: Keine, keine! —
Servatius aber ruft: Nicht Eine!
Bei Gott, jetzt thu ich, was ich muß,
Ich geb' ihr ſchmackhaft einen Kuß. —
Er hebt ſich, rennt mir nach, ich rette
Zum Vater mich. — Was gilt die Wette,
So tönt es rings, ſie lacht dich aus! —
Das ſpornt ihn erſt. — O Schreck und Graus!
Er naht mir ſchon. — Der Vater mahnt
Dem Bürgermeiſter zu Gefallen:
Gans, zier' dich nicht! — Mir aber ſchwant
Nichts Gutes, ich entfliehe Allen,
Zur Thür hinaus, der Unhold nach,
Hinab die Gaſſe geht's zum Rhein,
Der Tölpel trunken hintendrein.
Gott! wie entrinn' ich dieſer Schmach?

Da liegt ein Kahn, ich drein vom Strand,
Nicht ſehend, hörend, Hülfe ſchreiend! —
Doch ſieh, der Nachen ſtößt vom Land,
Die Flut dazwiſchen, mich befreiend! —
Ich athme auf! Doch bleibt im Schuß
Der hitzige Servatius,
Gleich wie ein Pfeil geſchnellt vom Bogen,
Und plumps, da liegt er in den Wogen!
Hei, welch ein Rufen! Zappelnd toben
Die Glieder ihm. — Seht, Fett ſchwimmt oben
Im Rhein gibt's keinen Wein zu ſaufen!
Der macht das Waſſer überlaufen!
So tönt der Schiffer lachend Scherzen. —
Es war zum Glück nicht tief die Stelle,
Man zieht ihn triefend aus der Welle. —
Mir aber fiel ein Stein vom Herzen. —
So ſeh ich um mich, denn die Berge
Verſchieben ſich, es geht der Nachen,
Die Fluten rauſchen. — Wer iſt Ferge?
Wohl mocht' ich große Augen machen,
Denn der mich fuhr, war Valentin! —
Mir ſtieg das Blut. Ich grüßte ihn.
Wie gut ſein Wort, ſein Blick wie klar! —
Wohin, Juſtine? Nach Sankt Goar? —
Ich führe mit dem Trunknen ſchlecht.
Fahr zu, ſo rief ich, mir iſt's recht. —
Bei mir biſt du in gutem Schutz!
Sprach Valentin mit edlem Trutz.
Weit griff ſein Ruder in die Flut,
Die warm im Mittagsglanze ruht
Und leuchtend glitzert. Ferne blinkt
Schon Bacharach mit Stadt und Mauer,
Stahleck wird klein, und endlich ſinkt
Es ganz. Ich fühle keine Trauer.

Hinwegzufahren. Lieblich gleiten
Die grünen Ufer uns zu Seiten,
Weingärten, Dörfer, Schlöſſer, Wald. —
O Einſamkeit, ſo mannigfalt,
Auf ſtillen Wogen hingetragen!
Das that mir friſch und ſüß Gewalt.
Wie ſchön die Fahrt, ich kann's nicht ſagen!
Und Valentin, hilf Gott, es war
Kein Mann in jener trunknen Schaar
Ihm fern vergleichbar. Freundlich lachte
Sein Weſen voller Kraft und Luſt,
Hell klang ſein Wort aus tiefer Bruſt,
Friſch, freudig ſagt' er, was er dachte.
Wie liebt' er Handwerk, Strom und Schiff,
Wie ſprach er kühn von Sturm und Wind,
Von Eisgang, Sandbank, Fels und Riff,
Die all der Feigen Feinde ſind!
Ich zitterte, ſein Aug' war Glut,
Mein war die Furcht, ſein war der Muth.
Er ſtand ein Mann, echt, freudig, ſtark,
Sein Geiſt iſt Eiſen, Erz ſein Mark.
Zu eilig kamen wir hinunter
Bei ſeinen Reden frei und munter.
Diesſeits der Lurlei an den Weiden
Hielt er am Land. Ich ſprang zum Strand
Und dankte freundlich, um zu ſcheiden.
Treuherzig faßt' er meine Hand
Und fragte: Ohne allen Lohn?
Was bin ich ſchuldig? fragt' ich ihn. —
Den Kuß vom Bürgermeiſters-Sohn! . . . .
Sprach er in halbverlegnem Ton. —
Du ſollſt ihn haben, Valentin! —
Ich gab ihm luſtig einen Schmatz,
Er jauchzte: So iſt's richtig, Schatz!

Er ging zum Nachen, ich nach Haus. —
Doch iſt mein Stückchen noch nicht aus.
Seit jener Zeit iſt er mir gut,
Und ich bin gut der braven Haut.
Wie wohl uns das im Herzen thut.
Wir haben es uns längſt vertraut.
Zwar will mein Vater einen Herrn
Für mich zum Mann. Ihm wär' es recht.
Hätt' ich den Taps Servatius gern.
Ich aber dank' für ſolch Geſchlecht.
Den Valentin nur will ich freien!
Juchhe, bald kommt die Zeit der Maien!"

Juſtine ſchweiget. Adelheid
Hat ſtill gehorcht in Seligkeit.
„Vertrauen," ruft ſie, „heiſcht Vertrauen,
Geheimniß macht Geheimniß brechen.
Auf dich, Juſtine, kann ich bauen.
Wie drängt es mich, vor dir zu ſprechen!
Auch ich bin glücklich, ganz wie du,
Im Glücke ſonder Raſt und Ruh.
Die Rebenblüthe war vorbei,
Im Juli war's, vielleicht Auguſt,
Die Trauben wuchſen voller Luſt,
Der Vater ſchickte mich zur Lei,
Zu brechen dort die wilden Schüſſe
Im üppigen Gerank der Reben,
Um für der Sonne heiße Küſſe
Den jungen Früchten Raum zu geben.
Von Stuhl zu Stuhle, Stock zu Stock,
Band ich die Loden an den Pflock
Und ſchnitt die übergroßen Zweige.
Drei Tage blieb ich angeſpannt,
Bis ich erreicht des Weinbergs Rand.

Und ſchier des Gipfels Höh erſteige.
Nun ſchreie ich vor Freude hell:
Juhu! ins Thal. Da ſchreckt ein Rauſchen
Im Buſchwerk mich, kaum konnt' ich lauſchen,
So iſt ein Hund auch ſchon zur Stell.
Bernhard, der Förſter, folget ſchnell.
Der grüne Rock, der Federhut
Stehn ihm ſo luſtig zu Geſicht,
Sein Aug' iſt wie des Falken licht.
Ich fühlt' im Antlitz heiße Glut,
Denn oft ſchon folgt' ich mit Vergnügen
Dem freien Weſen, offnen Zügen,
Wenn Sonntags er zur Kirche kam,
Und wenn er Theil am Tanze nahm.
Hei, ſprach des Soonwalds kühner Sohn:
Voll Ungeduld wart' ich hier oben
Drei lange, lange Tage ſchon.
Heißt das die Sanftmuth nicht erproben
Bei einem Waidmann, welcher frei
Bergauf, bergab das Land durchklimmt,
Indeß die Maid der Tage drei
Sich für ſolch Maulwurfhüglein nimmt?
Doch kurz und gut, ich muß dir's ſagen,
Im Städtlein fehlte mir das Wort,
Im Tanzſaal war der Mund verdorrt,
Ich mußt' es immer weiter tragen;
Doch hier in Gottes freier Welt,
Auf Bergeshöhn, im Waldeszelt,
Da fühl' ich wieder mich zu Haus,
Da ſag' ich dir es grad heraus.
Ich hab' dich lieb! — Und er verſtummt. —
Rund ging mir Alles. Feſtgebannt
Stand ich. Ein warmer Druck der Hand,
Ein heißer Kuß! Es ſauſt und ſummt

Mir durch den Kopf. Doch als ich wieder
Aus all der Wirrniß zu mir kam,
Da floſſen meine Thränen nieder,
Indeß er in den Arm mich nahm.
Mir war ſo wohl, ſo weh, ſo weich,
Ich war ſo glücklich und ſo reich!
Was mir noch fehlte, war vollendet,
Was ich erſehnte, war beendet.
Wir ſaßen in das hohe Gras,
Von hellen Zweigen überdacht.
Uns kam das Wort zurück mit Macht,
Wir plauderten bald dies, bald das;
Das war ein ſüßes, helles Koſen
Dort unterm Buſch der wilden Roſen,
Wo wir nun manchen Sommertag
In ferner Einſamkeit verbrachten,
Und, wie das Herz es will und mag,
Erzählten, ſchwatzten, küßten, lachten.
Gott weiß, wohl war es ſchöne Zeit
Im lichten Sommerſonnenſchein,
Tief unter uns den ſtolzen Rhein,
Tief hinter uns Welteinſamkeit,
Rings um uns wilde duft'ge Blüten,
Waldvöglein ſangen, Glocken klangen,
Die goldnen Käfer auf ſich ſchwangen:
Gott möge ſolche Luſt behüten
Für jedes treue Liebespaar!
Ich ſag' es nicht, wie reich es war.
Bernhard kam Winters oft herab,
Doch war die Welt da wie ein Grab,
Schneekalt und dumpf lag ſie im Düſtern,
Wir wechſelten nur leiſes Flüſtern,
Nur raſche Worte bei dem Tanz,
Denn ſind wir uns auch einig ganz

Wir durfen nicht die Lieb verrathen.
Weil einem Herrn mich auserſehen
Die Eltern, Sippen, Muhmen, Pathen.
Doch will ich eine Naſe drehen
Dem eitlen Drängen. Sommerluſt
Führt mich zurück an ſeine Bruſt.
Pankratius mag mit rüſt'gen Sohlen
Sich anderwärts ein Liebchen holen!
Den Bernhard einzig will ich freien!
Juchhe, bald kommt die Zeit der Maien."

Und Beide ſtimmen fröhlich ein:
„So ſoll, ſo muß, ſo wird es ſein!"
Juſtine ſpricht: „Des Stromes Welt,
Die hält den Mann geſund und wahr,
Das Herz bleibt gut, die Seele klar.
Mein Schatz giert nicht nach Gut und Geld,
Drum will ich treulich eigen ſein
Dem braven Schiffer auf dem Rhein!" —
Und Adelheid hebt an: „Der Wald,
Der macht die Seele hell und grün.
Der blöde Reichthum läßt ſie kalt.
Mein Schatz iſt wild und friſch und kühn;
Mein Schatz im ſchönen Waldeszelt
Gilt mehr mir wie die weite Welt."

So tönt ihr Schwur. Dann ſchweigt das Paar.
Es iſt ein heil'ger Augenblick,
Ein Abſchnitt iſt es im Geſchick
Der jungen Herzen. Wunderbar
Stimmt zu dem Ernſte rings das Land.
Der Fluß iſt ruhig wie ein See,
Die Berge ſtarren hoch zur Höh.
Und drüben hebt mit ſteiler Wand

Die Lurlei ihre Felſenmaſſen.
Wie abgeſchloſſen und verlaſſen
Iſt hier die Welt! Des Vogels Lied,
Das aus den grünen Büſchen zieht,
Klingt in des Berges Echo wieder,
Ein Lied macht drüben viele Lieder.

„Hörſt du den Wiederhall?“ ſo ſcherzt
Alsdann Juſtine froh beherzt.
„Was denkſt du, ſollen wir's nicht wagen,
Da rings nicht Menſchen, Kähne, Wagen
Zu ſehen ſind, die lieben Freier
Dem Lurleifelſen zuzurufen,
Zu forſchen, ob der alte Schreier
Sie wiederhallt an ſeinen Stufen?
Die Andre meint: „Das ſoll geſchehn!“
Und Beide ſieht man ſtille ſtehn.
Juſtine rufet: „Valentin!“
„Bernhard!“ ſo rufet Adelheid.
Und von der alten Lurlei ziehn
Durchs Thal dieſelben Namen weit.
Die Mädchen klatſchen in die Hände,
Es iſt ein Jubel ohne Ende!

Doch horch! nun tönt ein andrer Klang
Das tiefe, weite Thal entlang,
Erſt einfach, dann verhundertfacht.
„Juſtine!“ klinget es mit Macht:
Und „Adelheid!“ in gleicher Weiſe,
Die Berge rufen's all im Kreiſe.
Die Mädchen ſchrecken jäh zuſammen,
Und fahle Bläſſe ſcheucht die Flammen,
Die auf den Wangen erſt gebrannt.
Sie faſſen ſich, ſie fragen ſich:

„Wer ruſet dich? wer ruſet mich?“
Sie forſchen allwärts hingewandt,
Da fährt ein Kahn vom Weidenſtrand,
Er trägt den Schiffer Valentin,
Ein Jäger ſteht am Felſenrand,
Der Bernhard iſt's, ſie kennen ihn
Die beiden Burſchen aber grüßen,
Und jeder Gruß gilt einer Süßen.

II.

Die Kartenſchlägerin.

Der Abendglocke frommer Klang
Verhallet Berg und Thal entlang.
Und aus des Winzers Martin Haus
Zwei Mädchen treten raſch heraus.
Die Adelheid iſt's mit Juſtinen,
Was macht ſo ernſt und ſtarr die Mienen,
Die lachenden? Scheu, Heimlichkeit
Und Argwohn liegt auf den Geſichtern.
Was fehlt den frohen, luſt'gen Wichtern,
Daß in der Stille weit und breit
So leis ſie flüſtern, um ſich ſehn,
Als wäre Wunders was geſchehn,
Als mußten ſie die Blicke meiden
Und ſich von allen Menſchen ſcheiden?

Die Gaſſe ſteigen ſie hinauf,
Die bergan führet. Raſch im Lauf
Erreichen ſie die Gartenhecken,
Die ſie in hohem Laub verſtecken.

Schier athemlos geht's auf die Pfädchen
Die ſich verſchlingen kreuz und quer.
Kommt Keiner auch des Wegs daher?
Das iſt die Furcht der beiden Mädchen.
Die heißen Hauptes weiter wandern.
Die Eine eng gepreßt zur Andern.
Sie merken nicht den ſüßen Mai,
Der ſchwärmend, ſelig, jauchzend, frei
Das Land entlang im Fluge ſtreifet.
Verſchwendriſch in ſein Füllhorn greifet
Und tauſend Blumenkelche ſtreut,
Dran in der Flur der Blick ſich freut,
Der tauſend Vögelein entläßt,
Hei! helle Kehlen, leicht Gefieder.
Die aus der Luft und vom Geäſt
Hinſchmettern ihre wilden Lieder.
Sie fühlen nicht den Abendwind,
Mit dem er in den Zweigen rüttelt,
Daß Kirſch- und Apfelbaum ſie lind
Mit roſenhellem Bluſt beſchüttelt.
Sie kennen nur ein einzig Ziel.
Der Thurm iſt's an der Mauerecke
Des Städtleins. Seit die Feſtung fiel,
Liegt er verborgen im Verſtecke
Von Nußbaumrieſen hoch und prächtig. —
Bei Gott, die Eile iſt verdächtig!

Was wollt Ihr bei dem Trümmerreſt?
Was ſucht Ihr in dem Eulenneſt?
Was führt, Unſchuld'ge, Ihr im Schilde?
Bedenkt, dort hauſt die alte Hilde!
Kennt Ihr denn ihre Tücke nicht?
Es traut kein Menſch dem Fuchsgeſicht.
Die Leute ſagen all, daß ſie

Zu Fall bringt das blankſte Vieh,
Daß ſie die Kinder ſiechen macht,
Erwachſ'nen ſelbſt den Tod gebracht
Mit böſem Blick, mit grauſen Sprüchen.
Zwar brauet ſie auch manchen Trank
Zur Mitternacht in ihrer Küchen
Und heilt damit, wer matt und krank;
Kocht gute Salben ſchlimmen Wunden
Mit Kräutern, tief im Wald gefunden.
Doch wer ſich ſelber liebt, der bleibt
Am beſten ihr aus dem Geheg,
Und wär es auf dem Kirchenweg,
Da ſie ſogar es ſeltſam treibt
Am Gotteshaus. Nie tritt ſie ein,
Steht an der Thür auf hartem Stein;
Sie ſagt, drin ſei zu dick die Luft.
Doch wer verträgt nicht Weihrauchduft?
Sie kniet nicht bei dem Sakrament,
Sie ſagt, ſie wär gelähmet ganz,
Verwirrt ſchlägt ſie das Kreuz; ſie kennt
Nicht Vaterunſer, Roſenkranz.
Und betet ſie, ſind's andre Laute,
Die wohl der Schwarze ihr vertraute.
Der Schwarze ſoll ſie Nachts beſuchen
Zu Miſtbeetkaffee, Knochenkuchen.
Er treibt's mit ihr des Nachts im Thurm,
Heult wüthend der Quatemberſturm.
Walpurgisnacht auf einem Stock
Fliegt ſie zum Blocksberg durch die Luft,
Zerriſſen iſt ihr ſchmutz'ger Rock,
Und kehrt ſie Morgens in die Schluft.
Ihr jungen Dinger, habet Acht,
Daß Ihr Euch nicht unglücklich macht!
Denn dieſes ruppige Gewächſe,

Gott ſteh' uns bei, iſt eine Hexe!
Sie wohnt im Hexenthurm! So nennen
Das Mauerwerk Alle, die es kennen.

Was hilft's? Das Predigen iſt nicht gut
Bei jungen Köpfen, tauben Ohren;
Denn Jugendblut hat Uebermuth,
Und Weisheit paſſet nicht den Thoren.
Saht Ihr Zaunkönige wohl gar
Ins rundgebackne Neſtchen hüpfen!
Wie ſie denkt Euch das Mädchenpaar
Die Thür des alten Thurms erſchlüpfen!
Sie ſind im ſchwarzverrauchten Raum,
Der einſt gedient zur Feſtungswarte
Und fahles Licht, — Tag iſt es kaum, —
Erhält durch eines Schießlochs Scharte.
Der Blick gewöhnet ſich gemach
An dieſe halbe Finſterniß,
Und ſchaut Geräthe mannigfach,
Uralt verbraucht, mit Spalt und Riß.
Hier Bett und Kiſte, Tiſch und Schrank,
Drauf alte Krüg' und Flaſchen ſtehn,
Dort Töpf' und Scherben auf der Bank,
Die ſchon ein fünfzig Jahr geſehn.
Thierknochen, Pferdeſchädel hängen
Mit Ochſenhörnern an der Mauer;
Als ſtänd' er wachſam auf der Lauer,
Schaut Epheu durch des Fenſters Engen.
Und an dem Heerd, auf dem verſunken
Nur noch zwei Aſchenkohlen funken,
Da hockt das vielverrufne Weib
Mit ſeinem welkverſchrumpften Leib
Von hundert Jahr und einer Stunde,
Mit ihrer krummen, ſpitzen Naſe,

Mit Augen, wie von grünem Glaſe
Und einem Zahn im öden Munde,
Der ſchier dem alten Thurme gleicht,
In dem ſie wohnet. Buckelnd ſtreicht
Der ſchwarze Kater Schnurremurr
An ihrem Bein, ſein Auge blitzt,
Eintönig ſpinnet ſein Geſchnurr.
Auf dem zerbrochnen Faſſe ſitzt
Herr Quackerack, der große Rabe.
Bedenklich ſieht der alte Knabe
Sie oft mit einem Auge an,
Das andre hält er zugethan.
Siſi, die Eidechs, kriecht am Heerd,
Dem warmen Feuer zugekehrt.
Doch plötzlich raſchelt ſie zur Spalte,
Der Rabe quackt, der Kater maut, —
Die Mädchen haben ſie erſchaut,
Sie ſtieben fort mit ängſt'gem Laut —
Nun wendet auch den Kopf die Alte.

„Was wollt Ihr, in ſo ſpäter Zeit?“
So kreiſcht Frau Hildens dünne Stimme.
So kreiſcht ſie ſtets, doch ſie iſt weit
Von allem Unmuth, Zorn und Grimme.
So war es einmal ihre Art,
Denn nimmer that ſie ſanft und zart.
Bald grinſt ſie freundlich: „Hei, welch Glück!“
Ein friſch blank Halbesguldenſtück
Sieht ſie in jedes Mädchens Hand.
Wie forſcht ſie ſcharf und unverwandt,
Der Elſter gleich, die nach Metalle
Hingreift mit Schnabel und mit Kralle!
„Was treibt Euch, blanke Kinder, her?
Sagt unbeſorgt und unbefangen,

Sind Liebestranke Eur Verlangen,
Sind Arzeneien Eur Begehr?“ —
„Das nicht,“ ſo ſpricht Juſtine drauf.
„Wir danken für die Hexereien,
Schlagt uns geſchwind die Karten auf,
Sagt uns, wen wir dereinſtens freien!“ —
„Ich bin zu Dienſt, du junges Blut,“
Ruft Hilde, die geſchäftig thut. —
Wie ſpitz ſie hört, wie ſcharf ſie ſchaut,
Daß kaum man ſeinen Sinnen traut!
Und wie ſie jetzt raſch humpelnd ſchleichet!
Ein Stümpſchen Unſchlitt brennt ſie an,
Dann rutſchet ſie, ſo raſch ſie kann,
Daß ſie den alten Schrank erreichet.
Flink iſt das Kartenſpiel zur Hand,
Gebraucht, beſchmutzt, gefleckt, zerriſſen,
Sie ſtellen ſich zum Tiſchesrand.
„Jetzt, Mädchen, ſollt Ihr Alles wiſſen!“
Sie miſcht, ſie legt die Blätter hin
Und wechſelt oftmals kreuz und quer,
Was da gelegen, legt ſie her
Mit tief geheimnißvollem Sinn.
Nun endlich iſt das Schickſal fertig!
Wohlauf, nun ſeid des Spruchs gewärtig!
Und mit bedeutungsſcharfer Miene
So wendet ſie ſich zu Juſtine.

„Der recht dir nachgeht, gehet nicht,
Er ſchwimmt. Ich ſeh es an dem Waſſer,
Das ſich um deine Karten bricht,
Die Karten werden immer naſſer.
Zur Flut gehn die Gedanken dein,
Die Flut iſt lang als wie der Rhein.
Herzkönig, ſieh, er ſegelt wacker.

Das Waſſer iſt ihm guter Acker.
Ei, ei, ich glaub', er führt ein Schiff,
Und meidet klüglich Fels und Riff.
Doch noch ein Andrer ſtellt dir nach,
Er ſteht am Lande auf der Lauer.
Ein Stoffel iſt der Kreuzerbauer,
Der ſchier den Hals im Waſſer brach.
Es miſcht ſich Jemand noch darein.
Der Jemand wird, dein Vater ſein.
Kreuzbauer zeigt ihm einen Sack,
Doch in dem Sacke fehlt das Geld,
Und endlich heißt es: Bauer, pack
Und geh hinaus in alle Welt!
Herzkönig kommt im Hafen an,
Herzkönigin läßt ihn nicht warten. —
Nun ſieh, ob es dir nützen kann,
Das iſt das Sprüchlein deiner Karten."

Juſtine thut der Spruch nicht leid.
Er hat ihr recht das Herz erfriſcht.
Herzbebend ſtehet Adelheid,
Indeß die Alte wieder miſcht,
Die dürren Knochenfinger regend
Und hin und her die Blätter legend.
Sie ruft: „Ei, ei!" — Die Maid wird blaß
„In dieſen Karten iſt's nicht naß,
Ich ſeh den Wald hier nicht vor Bäumen,
Ich muß durch Eichen, Linden, Buchen
Mühſam den rechten Weg mir ſuchen.
Ja, all dein Denken und dein Träumen
Iſt in der Grüne ungetheilt,
Herzkönig thut es, der dort weilt.
Er ſcheint ein wenig wild und keck,
Macht Dieſem Furcht und Jenem Schreck.

Auch noch ein Andrer wirbt um dich,
Doch auf die Dauer hält's nicht Stich.
Dein Vater knurrt, doch beißt er nicht.
Die Mutter murrt, doch reißt ſie nicht.
Am Eckſteinbub gehſt du vorbei,
Der ſich kein Anſehn weiß zu geben:
Herzkönig aber führt dich frei
In ſchönes, grünes Waldesleben.“

Die Alte ſchweiget. Adelheid
Seufzt freudig auf. O welche Wonne!
Wie wird das Herz ihr glücklich weit.
Ihr Antlitz lacht wie Luſt der Sonne!
Die Mädchen wären gar zu gern
Sich ſelig in den Arm geſunken,
Doch hielten ſie ſich glücklich fern,
Wie ſehr die Herzen freudetrunken.
Die Alte riecht am End den Braten!
Was ſollen ſie ſich da verrathen?
Doch mehr wie einen halben Gulden
Vermeinen ſie dem Weib zu ſchulden,
Denn iſt es ohne Fehl und Makel,
Bezahlt man beſſer das Orakel.
Und ſie verdoppeln raſch das Stück,
Zu lohnen ihr für all das Glück,
Das ſie geweisſagt. Alſo ſchlüpfen
Sie dankend durch das kleine Thor.
Seht wie ſie ſpringen, wie ſie hüpfen!
Schier jauchzen beide laut empor,
Da draußen ſchon die Dämmrung ſinkt.
Und Licht auf Licht im Städtlein blinkt.
Die blöd herkamen, ziehen munter,
Und kichernd Lachen ſchallt bergunter.

Die Alte ſchleichet an den Heerd,
Herr Schnurremurr, der Kater, kehrt
Vom Schrank zurück, im alten Ton
Beginnt er ſein Geſpinnſt aufs Neue,
Das bald verklinget. Quackerack,
Der Rabe ſpricht: „Fort iſt das Pack!“
Er fliegt zu ſeinem Faß in Ruh
Und ſchließt jetzt beide Augen zu;
Die Eidechs kriechet aus der Spalte
Und nähert ſich den warmen Kohlen.
„Da ſind wir wieder, Gott befohlen,
In der Geſellſchaft!“ ſpricht die Alte.

III.

Im Hexenthurm.

Ein gutes Weilchen geht herum,
Da iſt's im Thurme todtenſtumm;
Die Stille rings wird nur gebrochen
Von der Frau Eule, die erwacht
Und, ſtruppig ihrem Loch entkrochen,
Den Kriegsplan macht der nächſten Nacht,
Von dem die Mäuſe und die Ratten
Viel Gutes nicht zu hoffen hatten.
Doch ſieh, was gibt's? Die Eule flieht,
Rab, Kater, Eidechs zucken alle,
Daß ſelbſt Frau Hilde bei dem Schalle
In jede Ecke ſuchend ſieht.
Schau, an des Thurmes altem Thore,
Da ſteht die blonde Zitherlore!

„Ich bin's, Frau Hilde," ruft ſie helle.
Die Stimme iſt ſo lieblich hold,
Dem Glöcklein gleich von reinem Gold,
Das läutet in der Waldkapelle

Und mit dem wunderſüßen Klingen
Der Wildniß Herzen weiß zu zwingen. —
„Ich bin's, ich konnte lang nicht kommen,
Hätt' gerne mir die Zeit genommen,
Doch nahmen ſie mir alle Zeit:
Arbeiten mußt ich früh und ſpät.
Nun aber ſäubr' ich das Geräth
Und kehr' den Thurm. Habt drum kein Leid.
Seht her, da bring ich auch was mit,
Es iſt ein guter Bratenſchnitt,
Ein Stückchen Brod, und aus dem Keller
Ein Reſtchen Weines, Muskateller.
Greift zu, genießt! Das thut Euch gut,
Erquickt den Magen, friſcht das Blut!" —
Die Alte nimmt die Sachen hin
Und bleibet kauernd an dem Heerd,
Das Mädchen langt mit friſchem Sinn
Den Beſen ſich und putzt und kehrt,
Und reibt und poltert, wäſcht und ſchafft
Wohl eine Stunde unerſchlafft,
Und ſingt dazu mit heller Kehle,
Das iſt ein Klang der reinſten Seele.

„So bin ich fertig," lacht ſie froh
Und kauert an der Alten Füßen.
„Jetzt ſeid mir nicht mehr dumm wie Stroh,
Jetzt ſollt Ihr freundlich mich begrüßen."
Frau Hilde nickt und ſtreichelt lange
Das leuchtend lachende Geſicht
Mit rundem Kinn und rother Wange. —
Sie kauet noch, ſchlecht thut die Pflicht
Der letzte Zahn. Als ſie geendet,
Spricht ſie zu Lore hingewendet:
„Biſt ſchneller fertig, wie der Wind!

Wie ſteht's bei dir, mein friſches Kind?“
„Es geht!“ erwidert drauf die Maid.
„Gottlob, es lacht die Frühlingszeit,
Und meine Vögel ſingen wieder
Die alten, unvergeſſnen Lieder.
Die Finken, die im Winter täglich
Bei mir im Hof zu Gaſt gegangen,
Sie haben lange angefangen
Und danken allerliebſt beweglich.
Doch auch die anderen Geſellen,
Die in dem Herbſt nach Süden flogen,
Sind alle wieder eingezogen
Und laſſen ihre Sänge ſchwellen.
Rothkehlchen, Schwarzkopf, Nachtigall
Begrüßten mich im Garten ſchon,
Die Thierchen kannten mich noch all
Und huben an im feinſten Ton.
Ich thät auch fleißig für ſie ſorgen,
Plaudert' mit ihnen oft vom Morgen
Zum Abend, reichte Speiſ' und Trank
Und hatte ſtets den beſten Dank.
Die Zeit wird heuer nicht mehr ſcheinen —
Denk ich daran, ſo muß ich weinen.“

Und eine helle Thräne tritt
Der Lore in die blauen Augen.
Sie ſchluchzt, ſchier ſchluchzt Frau Hilde mit:
„Was haſt du nur? Was will nicht taugen?“
Das Mädchen klagt: „Geht Alles quer,
Seitdem die alte Geige ſchwieg;
Seitdem er in die Grube ſtieg,
Iſt keine Freud' im Hauſe mehr.
Der alte Meiſter Hyacinth,
Das war ein Mann, gut wie ein Kind

Und luſtig wie ein Fink im Hag.
Ihr wißt ja ſelber noch den Tag,
Da ich ein Findling nackt und bloß
Vor ſeiner armen Thüre lag.
Er nahm mich auf und zog mich groß,
Obgleich es ihm an Kinderſegen
Nicht fehlte. Denn er mußte ſich
Zur Kirchweihzeit elendiglich
Für ſieben wilde Rangen wegen.
Daß ich im Hauſe überflüſſig,
Ich hatt' es nimmer zu entgelten:
Nie hört ich dieſen Braven ſchelten,
Nie war er meiner überdrüſſig.
Er lehrte mich das Zitherſpiel
Geduldig ohne Maß und Ziel.
Ich gab mir Müh, das Klimpern ging,
Gewann ſein Herz, ich armes Ding,
Und da den Söhnen, die ihm wuchſen,
Trotz allem Lehren, Trichtern, Fuchſen
Dem Ohr der Ton, der Hand der Griff
Verſagt, dem Herzen auch der Schliff,
Ließ er ſie ziehen in die Fernen.
Der Letzte ging ein Handwerk lernen.
Doch ich zog mit dem Alten aus
Zu Tanz und Luſt, zu Saus und Braus.
Er ſpielt' die Geig', ich ſchlug die Zither.
Wohin es ging, zu Schenk und Linde,
Da ſchallte bald ein Luſtgewitter,
Die Bänder flogen bunt im Winde,
Der Walzer tobte, frohe Zecher
Die tranken aus dem vollen Becher,
Da jauchzt der Burſche mit der Dirne. —
Die Nacht erſt macht die Freude ſtocken! —
Wie glanzt des Alten Blick und Stirne

Inzwiſchen ſeinen weißen Locken! —
Jetzt iſt er todt. Sylveſter ſchlief
Er plötzlich ein. So ſtirbt ein Ton.
Sie gruben ihm die Grube tief
Und trugen eilig ihn davon.
Hoch lag der Schnee, kalt ging der Wind.
Schier Keiner folgte ſeinem Sarg,
Dem Sarg, der einen Guten barg,
Der Eltern, Kind und Kindeskind
An manchem Tage hell erfreute
Mit ſeinem Spiel. — So ſind die Leute! —
Iſt es nicht frevelhaft vermeſſen,
So raſch die Bravſten zu vergeſſen?
Ich hab geweinet manche Nacht,
Sein Sohn hat kaum mehr dran gedacht:
Holzſchnitzer iſt er, ſelbſt von Holz.
Daß er kein Geiger wie der Alte,
Das macht den Schnitzermeiſter ſtolz.
Kaum weiß ich, wie ich dort mich halte;
Mich hält die Frau, die gerne keiſt,
Als niedre Magd. Längſt abgeſtreift
Hab ich das ſüße Zitherſpiel.
Auch meine Vögel muß ich meiden. —
Was ihr im Leben nur gefiel,
Davon muß ſich die Lore ſcheiden.“

So endet ſie der Rede Lauf.
Da fährt die Alte plötzlich auf:
„Was fällt mir ein? Gott helfe mir.
Wär jetzt der Florens wieder hier!“ —
„Wer iſt der Florens?“ fragt das Kind.
Die Alte ſpricht: „Wie Hyacinth
Ein Geiger. Hörteſt nie davon?
Florens hieß mein Urenkelſohn!“ —

Und Lore meint: „Der Rattenfänger?
So hießen ſie ihn in der Stadt,
Der mich als Kind getragen hat.
Der In-die-fremden-Lande-Gänger!
Wo mag er ſein, der Wüſte, Wilde?“ —
„Verzeih' ihm Gott!“ ſo ruft Frau Hilde,
„Daß ihn mein Alter nicht gerührt,
Daß ihn der wilde Sinn verführt!
Seiltänzervolk hat ihn gewonnen,
Auf und davon iſt er entronnen.
Er ſpielt dem leichten Volk zum Tanz.
Zehn Jahre ſind's, vergaß mich ganz.“ —
Da ſeufzt das Mädchen: „Ja, er war
Der tollſte Bub der tollen Schaar.
Noch heut erzählt man ſeine Streiche,
Die ſind ſchier aus dem Fabelreiche.
Kein Baum ſo hoch, er klomm zum Wipfel,
Um Falkenneſter zu erhaſchen,
Kein Garten ſicher, um im Gipfel
Der alten Bäume Obſt zu naſchen.
Einſt ſah man ihn am Kirchthurmhahne,
Dort flatterte ſein Tuch als Fahne.
Einſt ſchwamm er ob der Stadt im Rhein
Ins Wirbelwaſſer keck hinein,
Das derbe Boote ſelbſt umſchiffen.
Er war in allen Felſenriſſen
Gleich wie ein wilder Luchs zu Haus.
Und prächtig konnt' er Thiere greifen,
Er lockt' ſie aus der Erd' heraus,
Er fing im Walde ſie beim Streifen,
Lebendig führt' er heim ſie oft,
Fuchs, Marder, Dachs in ganzer Koppel,
Entlang die Haide und die Stoppel!
Sie waren zahm, eh man's gehofft.

Schulmeiſter zeichnet einſt ihm ſcharf
Die Haſelgerte auf den Rücken,
Daß ihm der Zorn aufs Herz ſich warf.
Da fühlt er lauter Rachluſt zücken:
Er griff des Lehrers alte Katze
Und klebt ihr unter jede Tatze
Die Schalen einer hohlen Nuß.
Hei, wie das luſtig rappeln muß!
Nachts ſetzt er ſie zum Söller hin.
Er griff zugleich des Küſters Hund,
Und band den Schwanz mit ſchlauem Sinn
Am Hausthürklöpfel an zur Stund.
Das gab 'nen Lärm! Der Katzenfrauen
Kam vor ihr ſelbſt ein ſchrecklich Grauen.
Sie klappert mit beſchaalter Pfote
Die Kreuz und Quer in ängſt'gem Sprung.
Und konnte doch trotz Schwing und Schwung
Sich ſelbſt nicht fliehn. Als käm ein Bote
Vom Kurfürſt an, ſo klang und ſchwang
In emſ'gem, nimmermüdem Drang
Der Eiſenklöpfel an der Thür.
Schulmeiſterlein kroch ſcheu herfür
Vom warmen Bett. Er ſchaute zu.
Die Katz entſprang, der Hund war fern!
Doch klopft' und tobt' es ohne Ruh!
Da kam die Furcht dem dürren Herrn.
Weil alles Lärmens Grund gebrach,
Er kreuzigt' zitternd ſich und ſprach:
Vor Hexenwerken ſchütz' uns Gott,
Behüt' uns, Herr, vor Satans Spott!
Schulmeiſters Frau fährt auf im Jammer,
Sie kreiſcht: Es ſpukt! Wir ſind behext! —
Und was von Kindern ihnen wächſt,
Wacht auf und greinet durch die Kammer.

Die Nachbarn ſind davon erwacht.
Berühmt blieb in Sanct Goar die Nacht. —
Der Florens war ein Galgenſtrick.
Heilles halsbrechriſcher Geſell!“ —
Die Alte ſchüttelt das Genick:
„Doch ſpielt er auch die Geige hell!
Wie lacht' ob dem Urenkelkind
Das Herz dem alten Hyacinth!
Der ſprach: Der Florens wird der Meiſter,
Er geigt, als lehrten's ihn die Geiſter.
So war's. Oft ſchlief ich nicht. Dann hat
Der Burſch mich in den Schlaf geſpielt,
Der wohl an fünfzehn Stunden hielt.
Selbſt das Gethier hier ward nicht ſatt,
Zu hören ſeinen ſüßen Klang.
Der Kater ſtreckte dann ſich lang.
Die flinke Eidechs hat gelauſcht,
Der Rab, die Federn aufgebauſcht,
War wie von Stein. O, käm er wieder
Und ſpielte all die alten Lieder!“

Sie ſchwiegen. Horch, ſeltſamer Ton! —
War rings im Thurm nicht Ruhe ſchon?
Der Rabe krächzt, die Federn bauſchen,
Der Kater knurrt und ſtreckt ſein Fell,
Die Eidechs läßt die Spalte ſchnell,
Sitzt unverrückt. Die Thiere lauſchen.
Es iſt, als ob ein leiſer Klang
Die Luft durchzuckte. Angſt und bang
Wird plötzlich es der blonden Lore. —
Iſt's Spuk? — Nicht länger hält ſie's aus.
Sie ſpringet auf: „Ich muß nach Haus.
Lebt wohl!“ Sie ſchwindet in dem Thore.

Doch wie ſie vor dem Thurme ſteht,
Da ward es klar: Vom Städtchen weht
Ihr in das Ohr ein Geigenſpiel.
Sie rennet durch den Heckenpfad,
Und nimmt zum Markt die Straße grad.
Der alte Brunnen iſt ihr Ziel,
Draus Tag und Nacht die kalte Quelle
Herplaudert, kühlig, wonnig, helle.
Was ſieht ſie dort? Im Mondenſchein
Stehn rings die Mädchen mit den Krügen,
Die Burſche ſtehn in langen Reihn,
Und ernſthaft liegt auf allen Zügen
Tiefſtilles Staunen. Wie verzückt
Sind ſie, aus dieſer Welt entrückt,
Und wie in andre Welt geführt,
Beglückt, gehoben, weich, gerührt.

Und Lore naht und trippelt leis
Auf ihren Zehen in den Kreis.
Da ſteht ein Geiger in der Mitte;
Sein Kleid zeigt andrer Landſchaft Sitte.
Der ſpitze, breitgekrempte Hut
Beſchattet dunkel das Geſicht,
So ſieht man Stirn und Wange nicht;
Zwei Augen funkeln nur voll Glut,
Und ſchwarze Haare ſind wie Schlangen
In Fülle um das Haupt gehangen.
Der Sammetjacke knapper Schnitt,
Die weiten Hoſen, fliegenden Bänder,
Der ſtraffe Strumpf, das all ſpricht mit:
Der Mann gehört in fremde Länder.
Und fremd auch kommt der Töne Wogen
Phantaſtiſch wild und mild gezogen.
Bald klingt die Melodie getragen

Unendlich traurig an das Herz,
Bald ſpringt und hüpfet ſie im Scherz,
Als wollte ſie ſich überſchlagen.
Es iſt ein wunderlich Gemiſch
Von Andacht, Schauer, Luſt und Witz.
Wie Chorſang klingt's oft ſchwärmeriſch,
Und bald wie Zecherlieder friſch,
Wie Weinen weich, wie Lachen ſpitz.
Bald zuckt's, um Tänze anzuheben! —
Und doch rührt Keiner rings die Glieder,
So mächtig packen dieſe Lieder,
Daß ſchier verſtummt der Hörer Leben.

Nun kann ihn Lore hören, ſchauen,
Halb fühlt ſie Freude und halb Grauen,
Zu nahen dieſem ſeltnen Weſen.
Da reißet plötzlich ab die Weiſe,
Der Fremde ſonder Federleſen
Nimmt ſeinen Sack, als ging die Reiſe
Zu Nacht noch weiter. Rüſtig faſſen
Die Burſche in die Taſchen ſchon.
Ja, mancher Kreuzer wird ſein Lohn!
Doch will dem Spielmann das nicht paſſen;
Er lacht: „Das laßt, ich komme wieder,
Dann fiedl' ich Euch noch andre Lieder!“ —
Und raſch vorbei der blonden Lore
Lenkt er den Schritt zum alten Thore.

Jetzt kommt das Leben erſt zurück
Ringsum den Lauſchern; doppelt Plaudern
Entquillt dem Mund nach langem Zaudern:
„Das war ein Geiger, das ein Stück!
Wer mag es ſein? Vielleicht aus Böhmen,
Aus Ungarn oder Walſchland her?

Wohl ein Zigeuner? Nimmermehr
Hört man ſo eine Fiedel ſtrömen!“ —
Sie meinen dies, ſie meinen das
Und gehen heim nach ihren Räumen.
Und Lore muß ohn' Unterlaß
Des Nachts vom ſchwarzen Geiger träumen.

Und wo blieb dieſer? Ungeſehn
Sprang er zum Hexenthurm im Lauf.
Und Hilde ſieht ihn vor ſich ſtehn. —
„Mein Florens!“ ſchreit ſie plötzlich auf. —
„Urahne!“ lacht er ihr entgegen
Und nimmt die Alte in den Arm.
„Ihr lebet noch, daß Gott erbarm!
Kein Schelten, gebt mir Euren Segen!“
Frau Hilde bebt und betet laut,
Daß ſie den Jungen doch noch ſchaut.
Sie hält ihn mit der dürren Hand
Und mit dem welken Arm umſpannt.
Der Kater buckelt ſich hinzu,
Der Rabe ſchlägt die Flügel plötzlich,
Die Eidechs blinzelt her in Ruh;
Die Schau iſt allen ſehr ergötzlich:
Sie kennen ihren Spielgenoſſen
Aus Tagen, welche längſt entfloſſen.

„Nun laßt uns froh ſein,“ ruft der Junge,
„Daß wir uns endlich wiederſehn!
Doch eh ſich reget meine Zunge,
Muß Durſt und Hunger mir vergehn.
Die Urtyrannen dieſer Welt,
Der Gaumen heult, der Magen bellt!“ —
Und aus der alten Ledertaſche
Da langt er eine dicke Flaſche

Und einen wohlgenährten Haſen.
Herrn Lampe hat er ſich geblaſen,
Von grüner Haid bringt er ihn her;
Er weiß, im Thurm iſt's immer leer,
Und Schmalhans iſt der Küchenmeiſter.
„Fort Schnurremurr und Quackerack,
Eidechs Siſi! Kennt ihr mich, Pack?
Jetzt herrſchen hier bald andre Geiſter!“
Er holet Holz und häufet Scheite,
Ein flackernd Feuer flammt alsbald,
Das manche ſeltſame Geſtalt
In ſpitzer Schärfe, dicker Breite
Hinmalet an die dumpfen Mauern:
Schatten zum Fürchten und zum Schauern.
Das Häslein wird zu Spieß geſteckt,
Es dreht ſich in der Glut. Das fleckt!
Bald ziſcht und brodelt's. Kräft'ge Düfte
Erfüllen lecker rings die Lüfte;
Herr Lampe wurde raſch zum Braten.
Seht, welche Schüſſel! Flink und friſch
Iſt's fertig. Florens ruft: „Zu Tiſch!
So ſind wir endlich wohlberathen!“

Sie ſetzen ſich, die Koſt iſt gut.
Was nicht ein junger Magen thut!
Das Häslein ſchwindet, ob Frau Hilde
Auch wenig ſpeiſet. Florens läßt
Zurück nur einen kargen Reſt.
Den wirft der ausgelaſſne Wilde
Für Kater, Rab und Eidechs hin:
„Gethier, erheitert Euren Sinn!
Die Hauptſach aber kommt zuletzt!“
So ruft er, und die Flaſche ſetzt
Er auf den Tiſch, dazu ein Glas.

Das ihm im ſpitzen Hute ſaß.
„Urahne, ſchaut, das iſt ein Wein,
Deß wart Ihr lange nicht mehr froh,
Die Heimat gab ihn, nicht der Rhein,
Ha, das iſt Aliatico!“

„Wie,“ ruft verklärt die Alte aus:
„So biſt nach Wälſchland du gefahren?
Sahſt du das kleine Heimathaus,
Aus dem ich zog vor fünfzig Jahren?
Florenz? den Arno? Sprich, berichte,
Erzähl' mir deiner Fahrt Geſchichte!“ —
„Sie iſt nicht anders,“ ſpricht der Fant,
„Als die Geſchichte meiner Ahnen.
Ich laufe auf denſelben Bahnen
Und bin wie ſie ein Streich-durchs-Land.
Wir Habenichtſe, Thunichtgut,
Wir Weißnichtviel und Weithinaus,
Wir ziehen als dieſelbe Brut
Friſch durch des Herrgotts weites Haus.
Eur Enkel ſtarb, ſie ſchickten mich
Euch, den Urenkel, hier zum Thurm.
Der Alpenſchnee ging fürchterlich,
Ich kam doch an ein zäher Wurm.
Vier grüne Jahre zählt' ich kaum,
Ich wuchs mich groß am grünen Rhein,
Doch nimmer ſchwand der Heimattraum:
Oft nahm er alles Denken ein.
So träumt der Storch im Herbſt vom Süd,
So denkt die Schwalbe an den Nil:
Des fahlen Nordens ward' ich müd,
Der warme Süden ward mein Ziel.
Ich mußte fort. Seiltänzer kamen,
Die nach den Alpen mit mich nahmen.

Ich war ihr Geiger, und entfloh,
Als ſie nach Deutſchland wieder gingen.
Italia nur macht mich froh!
Dahin flog ich auf meinen Schwingen! —
Wie mir's gelang? — Ich ſchlug mich fort,
War Geiger, Diener, Händler, Sänger,
Hanswurſt, Wilddieb und Rattenfänger,
Feu'rwerk-, Quackſalbereigeſell.
Den Malern dient' ich als Modell,
War Marionettenſpieler, Hirt,
Ausläufer, Backbub. Ach, was wird
Der Menſch nicht oft ums liebe Geld!
Mit Geld durchfuhr ich ſtets die Welt,
Ein neues Stück, bis ich's vollbracht,
Bis mir die Heimat hat gelacht.
Jetzt iſt er wieder da, der Fant,
Ein Fabulant und Haſelant,
Ein Sohn des Zufalls und der Zeit,
Ein König der Gelegenheit.
Jetzt Aliatico getrunken
Und dann zur Ruh ins Bett geſunken!"

Die Alte redet wie im Traum:
„Der Apfel fällt nicht weit vom Baum!"

IV.

Florens und Lore.

Des todten Fiedlers kleines Haus
Liegt vor dem Thor die Stadt hinaus;
Sein Sohn, der Schnitzer, wohnet dort,
Seit Hyacinth der Alte ſtarb,
Der als Stadtgeiger es erwarb.
Es iſt ein luſtig heller Ort,
Obſtbäume ſtehen drum in Fülle,
Von Hagdorn iſt der dichte Zaun,
Und Roſen läßt das Gärtchen ſchaun,
So liegt das Haus in grüner Hülle.
Da Sonntag iſt, ſo ging zur Stadt
Der Baas, und ſeine Frau ging mit,
Dieweil ſie dort zu zeigen hat
Ein neues Kleid vom neuſten Schnitt.
Sie wollen auch die Neuigkeiten
Der Woche, welche zog von hinnen,
Entlocken den Gevatterinnen:
Sie waren rar in jenen Zeiten.
Die Lore muß des Hauſes warten

So wie des Kinds und ſitzt im Garten.
Die kleine Wiege ſteht daneben —
Und allwärts duftig Frühlingsleben.

Seltſamer Anblick! Rings umher
Auf Raſen, Blumen, Strauch und Baum
Wiegt ſich ein buntes Vogelheer.
Säh' man es nicht, man glaubt' es kaum!
Ja, ſelbſt auf Schulter, Haupt und Schooß
Des Mädchens flattert das Gefieder.
Hier macht ein toller Spatz ſich groß,
Grasmücke zirpt dort ihre Lieder,
Voll Luſt ſpringt Buch- und Diſtelfink,
Der Dompfaff predigt traur'ge Sachen,
Und girrend hört man Tauben lachen,
Der Zeiſig turnet putzig flink,
Die ſchwarze Amſel ließ den Wald,
Die Nachtigall den Aufenthalt
Im nahen Buſch. Welch ſeltſam Treiben,
Welch Schwirren, Flattern, Hüpfen, Bleiben!
Und drohet Lore gar dem Volke,
So ſtiebt es auf wie eine Wolke,
Drin hundert bunte Farben ſchillern,
Draus hundert andre Laute trillern.
Doch ſelten ubet ſie die Macht,
Sie plaudert, ſinget, ſcherzt und lacht
Den lieben kleinen Gäſten zu,
Sie tätſchelt dieſen, ſtreichelt jenen,
Die alle ohne Raſt und Ruh
Nach einer Schmeichelei ſich ſehnen,
Die in des Kleides bauſchige Falten
Sich liſtig ſpielend bald verſtecken,
Die, ſie zu zerren und zu necken,
Sich bald auf Arm und Haaren halten.

Seltſamer Anblick! Köſtlich Bild!
Die Lore ſitzt im grauen Kleide,
Ihr Weſen, welche Augenweide!
Das blaue Auge ſanft und mild,
Ein ſüßes Räthſel, nicht zu gründen,
Es träumet hold und will nicht zünden.
Lichtblond in Wellen fließt das Haar,
Kaum fügen ſich die dicken Zöpfe
Dem feſten Bande. Wunderbar
Stehn ſie dem lieblichen Geſchöpfe
Und ihre Züge, gleichen ſie
Nicht einem Vogelangeſicht?
Zwar ſchön geregelt ſind ſie nicht,
Doch reizevollre gab es nie.
Wie eigen regt ſie Arm und Hand!
Wie wiegt ſie ſeltſam die Geſtalt!
So leis, ſo zart, mit Sinn und Halt!
Sie hält die Thiere ſo gebannt,
Weil ſie den Vögeln abgelauſcht
Bewegung, Haltung, Art und Töne.
Hei, wie das flattert, ſpielt und rauſcht!
Wie ſitzt ſie da in milder Schöne!

Horch auf, ein ſchriller Ton erklingt!
Die Schaar der Spielgenoſſen ſchwingt
Sich plötzlich auf in Baum und Buſch.
Die Finken, Amſeln, Meiſen, huſch!
Sind alle fort. Raſch unters Dach
Die Sperlinge, Rothkehlchen nach.
Das Mädchen ſchaut ſich um. Am Zaun
Da iſt ein Angeſicht zu ſchaun.
Das Haupt trägt einen ſpitzen Hut.
Die Augen ſind wie Kohlenglut.

Wie ſchwarze Schlangen ſind die Locken.
Der Athem bleibt der Lore ſtocken.
Der Fremde kommt herein. Sie ſchaut
In ſeinen Händen eine Geige.
Schon naht er auf der Gartenſteige
Und ſpricht alsbald mit friſchem Laut:
„Gott grüß dich, Lore! Ja, ich pfiff.
So pfeift der Marder von dem Hügel,
Wenn er ſich ſuchet das Geflügel.
Es war ein Scherz, es war ein Kniff,
Du Finkendirne! Wie ſie zogen,
Die Federvölker! wie ſie flogen!
Du kenneſt eine ſchöne Kunſt,
Auch ich weiß eine, mit Vergunſt!
Ich zeig ſie dir!“ — Er pflückt ein Blatt
Vom Roſenſtrauche, friſch und glatt,
Und lockt darauf mit ziſchendem Ton,
Und bald erblickt die Maid mit Schrecken
Den Iltis in den nächſten Hecken,
Das Wieſel ſchlüpft und huſcht davon,
Es wirbeln Ratten durch das Feld,
Maulwürf und Mäuſen zugeſellt.
Lore betrachtet ſich den Mann.
So wunderlich iſt angethan
Sein ganzes Weſen. Alle Mienen
Sind ſcharfgeſchnitten, ausdruckskühn.
Die Stirn iſt klar, die Augen glühn,
Gleichwie von Blitzen oft durchſchienen.
Blaß ſind die leichtgebräunten Wangen,
Die Naſe ſcharf und ſchön der Mund,
Von Lächeln ſpöttiſch faſt umfangen,
Die Glieder edel, ſchmuck, geſund.
Sie ſteht erſtarrt, indeß er ſpricht:
„Florens bin ich! Kennſt du mich nicht,

Du kleine Vogelkönigin,
Der ich der Vierfußkönig bin?“

„Du Florens?“ — Endlich kehrt zurück
Das Wort der Lore: „Welch ein Glück
Iſt's für Frau Hilde!“ — „Auch für dich!“
So ruft der Fant. „Begleite mich,
Nimm deine Zither, komm zur Linde!
Heut Abend ſpielen wir zum Tanz
Im edeln Kleinſtadtbürgerkranz.
Die Kreuzer ſpenden wir dem Kinde,
Das bei dir in der Wiege ruht.
Der kleine Wurm, das junge Blut
Iſt Hyacinthens Enkelſohn.
Ich weiß, der Meiſter Schnitzer läßt
Nicht gerne dich zum Sonntagsfeſt,
Doch bringſt du unſern Spielmannslohn
Frau Küß-den-Pfennig, ſeinem Weib,
Da lobt ſie noch den Zeitvertreib.“ —
„Es ſei!“ ſpricht Lore, und die Wiege
Trägt ſie hinauf die kleine Stiege
Und ſetzt ſie in die Stube hin;
Sie ſuchet dann mit leichtem Sinn
Die Zither, ſpannet neue Saiten
Und ſtimmt die Töne hell und klar.
Man ſieht das Muſikantenpaar
Drauf zum bekannten Tanzplatz ſchreiten.

Es ſteht ein alter Lindenbaum
Dicht vor der Krone, ſo heißt die Schenke,
Darunter liegt ein glatter Raum,
Der Tanzplatz iſt's. An ſeinem Saum
Stehn weit im Kreiſe Tiſch' und Bänke.

Gut zapft der Wirth, ſein Wein iſt echter.
Drum ſammelt auch an dieſem Ort
Am warmen Sonntag immerfort
Sankt Goar die durſtenden Geſchlechter.
Urvater kannten ihn ſchon gut,
Urmütter haben ihn gewußt,
Urenkelvolk, dasſelbe Blut,
Zecht, tanzt, und jauchzt in gleicher Luſt.
Man meldet: Karl der Große hat
Vor Zeit gewohnt ſchon in der Stadt
Und in dem Hauſe. Eingedenk
Der Wirthſchaft gab er manch Geſchenk.
Man ſagt: es hat ein Faß der Wirth,
Das nie vom Weine ledig wird.
Iſt's wahr, es wäre wahrlich beſſer
Als wie zu Bremen alle Fäſſer
Und ſelber wie der Tonnenrieſe
Zu Heidelberg im Schloßverließe.
Drin duftet goldner Muskateller,
Es heißt: voreinſt vergaß im Keller
Der Wirth den Krahnen zuzudrehn,
Da iſt ein Wunder dort geſchehn:
Die Spinne kam und hat gewebt,
Bis daß das Spundloch war verklebt.
Man ſpricht: es hat ein ſilbern Eiſen
Auch dieſe Herberg aufzuweiſen.
Man thut den fremden Gaſt hinein
Und fragt: „Willſt Waſſer oder Wein
Zur Taufe du?“ Und ſagt er: „Waſſer!“
So lacht man laut: „Du Bleicher, Blaſſer,
Du Nuchterner!“ Ein Eimer voll
Betrieft den Heiden jeden Zoll.
Doch ſagt er: „Wein!“ Sie ſetzen dann
Die Krone ſtattlich auf dem Zecher.

Sie grüßen ihn als rechten Mann
Und reichen ihm den vollen Becher.

Auch heute ſitzen dort im Kreis
Der Mann, der Jüngling und der Greis:
Die jungen Mädchen, reifen Frauen
Sind aufgeputzt dort all zu ſchauen.
Da tönt ein Marſch. Die Zither rauſcht.
Die Fiedel jauchzt. Wie Alles lauſcht!
Der Florens und die Lore kommen,
Sie haben rüſtig Stand genommen.
Hei, was das eine Freude war
Rings in der alt und jungen Schaar!
Zum Walzer wenden ſich die Töne,
Der Freier tritt vor ſeine Schöne,
Er macht den Kratzfuß, ſie den Knix,
Und in den Reihen dreht ſich's fix.
Bald ſieht man manches Paar ſich wiegen,
Die Locken wehen, Röcke fliegen,
Die Augen leuchten, Wangen glühn.
Das iſt der Freude roſig Blühn!
Die Alten trinken eins ſo tapfer. —
Allen behagt's, zumeiſt dem Zapfer.

Florens indeß er rüſtig geigt,
Sieht luſtig rund herum im Kreiſe.
Wie iſt ſeit ſeiner wälſchen Reiſe
So viel geändert! Keiner zeigt
Sich wie vordem. Der wurde grau
Und Jener kahl. Manch alte Frau
Ward Greiſin. Aber wohlgelungen
Iſt doch das Wachsthum allen Jungen,
Mit denen er als Bub geſpielt.
Sieh, junge Männer, flotte Dirnen!

Und wie er mit den Blicken zielt,
Erkennt er Augen, Naſen, Stirnen.
Ei, Valentin im Schiſſerkleid
Walzt mit des Kronenwirths Juſtine,
Es ſchwingt des Martins Adelheid
Der grüne Bernhard! Dort die Mine,
Und Gretchen, Käthchen, Paul und Franz
Und Andre drehen ſich im Tanz. —
Doch jener große ungeſtalt'ge,
Bauchdicke Herr? Wer iſt's? Wie heißt er? —
Das iſt der neue Bürgermeiſter,
Damian Stumpf heißt der Gewalt'ge.
Der Kurfürſt ſchickte ihn von Trier,
Dreiviertel Jahr erſt iſt er hier.
Er ſtammt vom Hunsrück, wo er ſich
Gebildet fein bei groben Bauern,
Es war ſein Ehrgeiz ewiglich,
Zu herrſchen einſt in Stadt und Mauern.
Stolz trägt er den betreßten Rock,
Kaum hält die Weſte ſeinen Bauch,
Die Schuh trägt er mit Schnallen auch,
Ein ſpaniſch Rohr dient ihm als Stock:
Und krönend dieſe Meiſterſtücke
Ragt hoch die gelbliche Perrücke,
Darüber der dreieck'ge Hut,
Sein roth dick Antlitz lacht in Glut.
Die Tochter ſteht an ſeiner Seite,
Die Hunsrückblume, groß erblüht,
Pferdsroſen gleich; ein weich Gemüth
Durchhaucht den Leib von großer Breite.
Kein Ball verging ſeit fünfzehn Jahren,
Den ſie tanzluſtig nicht befahren.
Viola hieß ſie, weil der März
Den Tag des Daſeins ihr beſchien.

Doch hinterm Rucken und zum Scherz
Hieß ſie die dicke Violin.
Dem Herrn der Obrigkeit gedeihen
Zwei Söhne auch von wackerm Bau
Hochaufgehäuft, es iſt 'ne Schau,
Als wandelten zwei Thürm' im Freien.
Zwillinge ſind's, doch keine eil'gen,
Sie haben ſich zwei Tag' genommen,
Um hier auf dieſe Welt zu kommen.
Die Tage ſind's der kalten Heil'gen:
Pankratius, Servatius.
Und danach ſind ſie auch genannt,
Nach Ehren-Damian's Beſchluß.
Man heißt ſie auch im ganzen Land
Ob Umfang, ſo wie Läng' nicht minder,
Die beiden Sieben-Monats-Kinder.

Ein Dreher iſt anjetzt zu End,
Und Burſch und Mädchen, Alles rennt,
Den Geiger Florens zu begrüßen:
Die Jugendfreundſchaft iſt nicht aus.
Trieb's auch der Vogel oft zu kraus,
Der Schalk ſoll keine Schalkheit büßen.
Der Förſter Bernhard, Valentin
Der Schiffer, ſie umarmen ihn,
Sie denken alter guter Zeit
In neuer guter Herzlichkeit.
Sie fragen bald die Kreuz und Quer,
Sie reichen ihm den vollen Krug,
Das ſchwatzet hin, das ſchwatzet her,
In eil'gem Tauſch, in raſchem Flug.
Indeß die Bürgermeiſtersſöhne
Sich ſtolpernd nahn den Tänzerinnen
Und geiſtreich ein Geſpräch beginnen,

Um bei dem friſchen Klang der Töne,
Den Tanz von ihnen zu gewinnen.
Der Förſter ſieht's, der Schiffer ſchaut's:
Der Teufel hole ſolch Gebahren!
Sie flüſtern lange leiſen Lauts,
Und bald darauf ſind ſie im Klaren.

„Florens, ſpiel uns den Siebenſprung!
Die Zither, Lore, ſetz in Schwung.“
Ruft Valentin. — Mit flinken Sohlen
Sieht man ringsum die Burſche ſtürzen,
Um ſich die Tänzerin zu holen.
Das iſt ein Tanz, die Luſt zu würzen!
Die Bürgermeiſtersſöhne nehmen
Die Mädchen, die ſich herzlich grämen.
Bernhard bleibt frei mit Valentin;
Doch ordnen raſch ſie Paar um Paar,
Dann ſieht man ſie bei Seite fliehn.
Die Weiſe klingt, es hüpft die Schaar. —
Der Siebenſprung! — Das iſt kein Spaß,
Den Flicker ſchlagen ſieben Mal!
Auf manches Bein iſt kein Verlaß!
Leicht ſtürzt man aus der Luft zu Thal!
Doch wenn ein guter Sprung geräth,
Dann jauchzt es rings, und Alles dreht
Den Wirbel hin in raſchem Fluß. —
„Pankratius, Servatius,
Jetzt ſeid Ihr dran!“ Die Brüder ſtehn
Genüber ſich. Wie wird es gehn?
Sie rüſten ſich, ſie brüſten ſich,
Jetzt ſcherzt die Geig in tollem Schwung. —
Jetzt wagen ſie den vollen Sprung! —
Der Anlauf, ſeht, iſt fürchterlich! —
Hoch gilt es in die Luft zu raſen!

Doch Beide liegen auf den Raſen
Im ſelben Augenblick. — Es dröhnt
Ein ſchallend Lachen. — Rings verhöhnt,
Verſpottet heben ſie ſich wieder —
Es löſen ſich des Reigens Glieder.

Wer hat nicht ſeine Freude dran?
Nur nicht die Söhne mit dem Alten.
Der Alte flucht: „Wer hat's gethan?
Den Beiden ward ein Bein gehalten!
Ihr Fall gelang durch einen Stoß.“ —
Der Wirth und Martin glaubten groß.
Hier Bernhard und dort Valentin
Sind Schuld daran. Und möglich iſt,
Daß ſie verübten eine Liſt,
Wie's auch noch vielen Andern ſchien.
Drum rieſen laut die Väter beide —
Sie hielten's mit der Obrigkeit: —
„Ein Walzer jetzt! Macht Euch bereit!“ —
Das war den Mädchen erſt zum Leide.
Doch ob ſie murren, ob ſie grollen,
Was hilft's? Nicht wollen oder wollen?
Sie müſſen ſich aufs Neu bequemen,
Die plumpen Tänzer anzunehmen.
Die Freunde aber wechſeln dort
Mit Florens ein geheimes Wort.
Der Wirth ruft ins Gewühl hinein:
„Des Herren Bürgermeiſters Söhne,
Sie tanzen dieſen Tanz allein!“ —
Der Geiger hebt des Walzers Töne! —

Die Paare tanzen richtig an,
Doch wirbeln kaum ſie rings im Kreiſe,
Da wechſelt raſch der Fiedelmann,

Und ſchneller zuckt des Tanzes Weiſe.
Es hüpft und ſpringt und ſchwankt der Takt.
Die Tänzer kommen draus und finden
Sich nicht mehr drein, der Eine hackt,
Der Andre hopſt ganz abgeſchmackt.
Jetzt ſieht man alles Maß verſchwinden,
Und ringsum kichert neues Lachen.
Die Tapſe wollen's beſſer machen
Und machen's ſchlimmer. Athemlos
Und ſchwindeldumm die ſtruppigen Köpfe,
So halten endlich an die Tröpfe.
Rings wächſt der Jubel rieſengroß. —
Da ruft der Bürgermeiſter Stumpf:
„Ich heiße Stumpf und ſpiele Trumpf!
Ich will Euch mein Geſchlecht verhöhnen!
Wer tanzet wohl nach ſolchen Tönen?
Der Fiedler kennt ſein Handwerk ſchlecht,
Zu ſpielen hat er auch kein Recht,
Nur dem Stadtgeiger iſt's erlaubt.
Da Jener ſtarb, darf Keiner geigen.
Doch daß Ihr mich nicht grauſam glaubt,
So will ich Euch den Ausweg zeigen.
Um nicht die Luſt zu unterbrechen,
Trommler und Pfeifer holt geſchwind,
Die gute Muſikanten ſind!
Marſch, holet ſie, ich will ſie ſprechen!“

„Was!“ ruft da Einer aus der Menge:
„Katzenmuſik der Invaliden?
Die alten Knaben laßt in Frieden!“ —
Ein Andrer ſchreiet ins Gedränge:
„Steht doch nicht ringsum wie verhagelt!
Die Welt iſt hier nicht zugenagelt
Mit Brettern! Auf nach Sankt Goarshauſen!

Ganz trinkbar iſt der Wein im Kranz.
Wir halten vor der Schenke Tanz! —
Fort, fort, will man daheim uns mauſen!“ —
Raſch wird die Sache überlegt.
Es währt nicht lange, da bewegt
Sich Alles rüſtig hin zum Rheine,
Man ſteiget ein, die Ruder fliegen,
Die Kähne auf den Wellen wiegen
Im rothen Abendſonnenſcheine.
Die Geige ſingt, die Zither klingt,
Indeß das alte Lied ſich ſchwingt
Fern über Berg und Strom und Au:
„In Naſſau iſt der Himmel blau.“

Doch vor der Krone kommt die Ruh.
Der Wirth iſt ganz in Wuth verſunken:
Lang ging es nicht ſo luſtig zu,
So viel ward lange nicht getrunken!
Der beſte Nutzen iſt verloren!
Herr Stumpf wird ſchon von ihm verſchworen.
Der Winzer Martin ſchüttelt auch
Das Haupt bedenklich. Solcher Brauch
Gefällt ihm nicht. Doch will er grad
Mit ſeiner Obrigkeit nicht ſtreiten.
Er nimmt alsbald nach Haus den Pfad,
Und Adelheid muß ihn begleiten.
Der Förſter Bernhard zieht zu Wald,
Und in ſein Schiff klimmt Valentin.
Man ſieht am leeren Ufer bald
Nur Stumpf's Familienglieder ziehn.

Da tönt's auf einmal aus der Gaſſe:
Die Trommel pufft, die Pfeife ſchrillt,
Und aus der Buben lauter Maſſe

Enthüllet ſich ein neues Bild.
Sieh, Moll der Trommler, Quint der Pfeifer,
Der Eine ſteif, der Andre ſteifer!
Herr Moll iſt ſeines Zeichens Schuſter,
Herr Quint iſt ſeines Zeichens Schneider,
Und Jeder iſt für ſich ein Muſter
Im Schmuck der Stadtſoldatenkleider.
Der Schneider dünn, gelenk und putzig,
Der Schuſter bucklig, lahm und ſchmutzig.
Wie macht ſie ſtolz ihr eigner Werth! —
Herr Stumpf heiſcht aber wüthend: „Kehrt!“
Und Beide kehren. Da erhuben
Ein laut Geſchrei die Gaſſenbuben,
Die ihnen folgen. Doch Herr Stumpf
Spricht heut nicht mehr: „Ich ſpiele Trumpf!“ —
Er ruft die Sieben-Monats-Kinder,
Er ruft der Tochter auch nicht minder —
Sie gehn nach Haus. — Doch überm Rhein
Klingt Tanz und Sang die Nacht hinein. —

V.

Im Rathhaus.

Der Hexenthurm iſt lange wach,
Da hoch im Süd die Sonne blitzt.
Der Alten, die am Heerde ſitzt,
Schlich Schnurremurr, der Kater, nach,
Herr Quackerack hockt in der Scharte
Und ſchauet in die Gotteswelt,
Siſi, die muntre Eidechs, ſtellt
Den Fliegen nach rings in der Warte.
Doch Florens ruhet in der Ecke
Im tiefen Schlaf der Jugend froh,
Sein Lager iſt ein Bündel Stroh,
Ein alter Fetzen ſeine Decke.
Er hat die ganze Nacht gefiedelt,
Denn Alle haben lang gefiedelt
Zu Sankt Goarshauſen bei dem Tanz.
Bei Lied und Wein im grünen Kranz.
Jetzt ſchlürft er Ruh in langen Zügen,
Hoch hebt der Athem ſeine Bruſt;
Geſchieht's ihm ſelber unbewußt,
Es liegt auf ihm ein ſüß Genügen.
Ach, dieſes Bettlers reicher Frieden
War keinem König je beſchieden.

Frau Hilde ſchaut ſich manchmal um:
Will der Urenkel ewig ſäumen?
Doch liegt er friedlich, freundlich, ſtumm —
Sie läßt ihn gerne weiter träumen.

„Heda!“ ertönt es nun am Thor,
Halb klingt es wie im Zorn und Grimme,
Halb aber klingt es wie Humor.
Schier obrigkeitlich iſt die Stimme.
Die Alte hebet ſich am Heerd,
Indeß vom Lager Florens fährt.
Ingleichen poltert in den Thurm,
Als höbe ſich ein Wetterſturm,
Herr Wendelin, des Städtchens Büttel,
Den krummen Säbel an der Seite
Und in der Hand den Eiſenknüttel;
Phylax, der Hund, iſt im Geleite.
Halb iſt ſie komiſch und halb ſchrecklich
Die furchtgebietende Geſtalt.
Bewußt inwohnender Gewalt,
Stapft ſie mit Würde her erklecklich.
Den Eindruck hebt das Kriegerkleid,
Aus dem ein rother, dicker Kopf
Aufragt, geziert mit ſtraffem Zopf;
Das Angeſicht iſt platt und breit,
Die Naſe leuchtet von Karfunkeln,
Die ſtrahlen ſicher auch im Dunkeln.
Glotzaugen treten mächtig vor,
Der Mund gleicht einem Scheunenthor,
Man ſieht es an den breiten Lippen,
Die ſchlucken beſſer, als ſie nippen.

„Heda!“ ſo ruft der Stadtſergeant:
„Da haben wir den ſaubern Fant!

Er Ueberall-und-Nirgend-Siedler,
Landläufer, Wegelagrer, Fiedler,
Strolch, Unruhſtifter, Fabelſohn,
Der mir als Straßenjunge ſchon
Viel Naſen drehte! Noch im Bett?
Ja, Burſch, wir werden heute wett!
Potz Gift und Blitz und Gottverdammt!
Ein Schreiben bring' ich ihm vom Amt.
Aufs Rathhaus ſoll er ſich begeben
Um Punkt zwei Uhr und Antwort geben!
Ha, wird der Junge blaß vor Schrecken!
Man wird ihm bald das Handwerk ſtecken." —
Doch Florens lacht: „Zu viel der Ehre,
Wenn ich in Furcht vor Gimpeln wäre!
Ich werde kommen, Element!
Wie freut's mich, daß Ihr mich noch kennt,
Herr Wendelin! Ich dreht' Euch Naſen?
Nun, das iſt wahr! Iſt von dem Drehn
Vielleicht die Röthe drauf zu ſehn?
Doch Eins verbitt' ich mir. Dies Naſen
Mit Schimpfbeiwörtern duld' ich nicht.
Hier gilt das Hausrecht mir als Pflicht!
Jetzt raſch hinaus, wie Ihr gekommen,
Sonſt zeigt ſich, daß der Maurer noch
Für Euch gelaſſen hat ein Loch!" —
Er ſchreit's, als wär er zornentglommen
Und ſchreitet auf den Büttel los,
Der macht die dicken Augen groß,
Wirft ſtumm das Schreiben fort im Drehen,
Und länger wird er nicht geſehen.

Doch Florens kleidet raſch ſich an,
Bald ſchwatzt er mit der Mutter Hilde,
Erzählt, wie er die Zeit verthan,

Durchſtreifend Bergland und Gefilde.
Bald trällert er ein fremdes Lied,
Das ſeltſamlich den Thurm durchzieht.
Bald geiget er ein wildes Stück
Und tanzt und ſpringt voll Jugendglück:
Bald neckt er ſchelmiſch das Gethier
Durch lauter wunderlich Geziſch,
Das gibt ein Fliehn von Bank zu Tiſch,
Ein Flattern dort, ein Hupfen hier.
Lang ging es in des Thurmes Ruh
Nicht mehr ſo übermüthig zu.
Dazwiſchen ißt er trocknes Brod,
Als wären's ſeltne Leckerbiſſen,
Trinkt Waſſer, das die Quelle bot,
Als möcht' er nichts vom Weine wiſſen.

Und endlich macht er ſich bereit:
Es naht der Ladung rechte Zeit,
Er ſchlendert durch des Tages Hitze
Zur Stadt hinab, durchzieht die Gaſſen,
Die alle einſam und verlaſſen,
Und ſteht bald vor dem alten Sitze,
Der ſchon die Väter dieſer Stadt
Jahrhundertlang verſammelt hat.
Er tritt ins Rathhaus. Wendelin,
Der Straßenvogt, erwartet ihn
Und weiſt ihn zur Armſünderſtube
Und denkt: „Der Wolf iſt in der Grube!"

Es iſt ein ſeltſam alt Gemach
In dem ſich Florens nun befindet,
Holztäfelwerk bräunt Fach an Fach,
Das gothiſch Schnitzwerk reich verbindet.
Dazwiſchen ſieht in halber Helle

Er aufgethürmt Schränk' und Geſtelle,
Drin halten Aktenſtöße Raſt,
Vergilbt, beſtäubt, aus alten Tagen,
Die ſicher noch von Streit und Laſt
Raubritterlicher Zeiten ſagen.
Drauf ſteht ein ausgeſtopfter Luchs,
Ein weißer Haſe, ſchwarzer Fuchs,
So man im nahen Wald erjagt;
Es ſteht ein großer Schwan dahinter,
Der ſich im letzten kalten Winter
Ins Rheingebiet der Stadt gewagt.
Am breiten Fenſter, deſſen Scheiben
Sechseckig ſind in Blei gelegt,
Hebt ſich ein breit Gerüſt zum Schreiben,
Wo die Verwaltung ſich bewegt.
Zwei Schreiber ſitzen an dem Pult.
Der Eine mit dem kahlen Schädel
Führt ſeine Feder mit Geduld
Und malet Züge, ſteif und edel,
Hinſtarrend durch die grüne Brille.
Man hört das Kritzeln in der Stille.
Der Andre, jung, ſcheint ziemlich eitel,
Denn glattgekämmt iſt ihm der Scheitel.
Denkt er ſchon an die Freierfahrt?
Bald zupft er ſich heraus den Bart,
Bald fängt mit klapperdürrem Finger
Zum Zeitvertreib er ſich die Mücken;
Sehr ſtörend ſind die ſchlimmen Dinger
Bei Liebesſinnen und Aktenſtücken.
Dann ſteckt er hinters Ohr den Kiel
Und übet nur ſein Fingerſpiel
Durch eines Fliegenſchwarms Gewühl,
Der luſtig ſummet, weil es ſchwül
Und heiß im Raume brennt. Ein Staar.

Sonſt ein gelenker Liederſänger,
Der hin- und herhüpft immerdar,
Hilft ritterlich dem Mückenfänger.
Beſtändig Wetter kündet auch
Der grüne Laubfroſch; hoch die Naſe,
Das Aug geſchloſſen, ſitzt der Gauch
Straff auf dem Leiterchen im Glaſe.
Gar ſtill iſt ſonſt die Schreiberwelt.
Der Schein der Mittagsſonne fällt
Hell ins Gemach; die Scheiben malen
Scharf auf den Boden ihre Strahlen.
Millionen Sonnenſtäubchen fliegen
Wirbelnd im Auf- und Niederwiegen.

Des Florens Gruß hat keinen Dank.
Man heißt ihn warten kurz und trocken.
Er ſetzt ſich ruhig auf die Bank
Und folgt des Schlummers ſüßem Locken
Auf ſeinem harten Eichenſitze,
Denn ſchläfrig macht die jähe Hitze.
Vielleicht zog er in ſchönem Traum
Weit, weit hinweg durch Zeit und Raum.
Da weckt's ihn: „Steh' er auf, Geſell!
Hier liegt man nicht auf faulem Fell!“ —
Sieh, vor ihm ſteht die Obrigkeit,
Der Bürgermeiſter und der Richter,
Und Wendelin folgt als Geleit:
Erhaben ſind die Angeſichter.
Breitſpurig nehmen Platz die Herrn
Am Tiſch auf hohen Polſterſtühlen,
Wo ſie erſt recht die Würde fühlen.
Gehorſamſt hält der Vogt ſich fern.
Nachdem Herr Stumpf einmal gepruſtet,
Der Richter Dürr dazu gehuſtet,

Ruft er: „Heran, er Lauf-ins-Land,
Er hat gewagt, uns vorzugeigen?
Ich hoff', er wird uns mit Verſtand
Das gültige Patent jetzt zeigen!“ —
„Ich habe keins!“ ſpricht Florens drauf. —
„Dann zahlt die Strafe!“ pfeift der Richter,
„Und ſchließt zugleich des Schriftwerks Kauf!“ —
Der Geiger lacht. — „Ja, ſolch Gelichter“,
Schnaubt Stumpf, „kennt nicht Geſetz und Recht,
Doch wollen wir ihm Mores ſingen.
Den Burſchen und ſein ganz Geſchlecht
Werd' ich noch in den Kerker bringen.“ —
Man hört Herrn Stumpf noch lauter pruſten,
Begleitet von des Richters Huſten.
Doch Florens lächelt: „Mit Verlaub,
Nie taugen Nüſſe, welche taub,
Taub iſt Eur Zorn, wohledle Herrn!
Ich bin kein Fiedler und kein Sänger,
Zwar pflög' ich dieſe Künſte gern,
Doch ſteht zu hoch ein ſolcher Stern,
Des Zeichens bin ich Rattenfänger!“ —
„Ich weiß nicht, daß Ihr Ratten finget,“
So hüſtelt jetzt der Richter leis,
„Doch weiß ich, daß Ihr geigen ginget,
Wir ſahn Euch ſelbſt im großen Kreis.“ —
Doch Florens ruft: „Wer will es hindern,
Ich geig' und ſing' durch Gottes Welt
Am Strom, im Wald, in Stadt und Feld,
Bei allen frohen Menſchenkindern.
Ihr möchtet üben Eur Gericht,
Trieb' ich um feilen Lohn die Kunſt,
Doch kümmert ſie Euch wahrlich nicht,
Denn frei ſpend' ich der Lieder Gunſt.“ —
„Ha, welche Sprache!“ zürnt Herr Stumpf. —

Der Richter hüſtelt: „Spielt nicht Trumpf!
Denn er hat Recht. Dient ihm das Spiel
Nicht grad zum Lebensunterhalt,
Dann darf er geigen ohne Ziel.
Wir haben drüber nicht Gewalt.
Ein Andres iſt's, er muß beweiſen,
Daß er ſich ſelbſt ernähren kann,
Sonſt thun wir ihn in Acht und Bann
Und geben ihm den Paß zum Reiſen.
Da er ein Rattenfänger iſt,
So zeig' er ſein Patent zur Friſt!“ —
Herr Stumpf beginnt aufs Neu zu pruſten,
Herr Dürr begleitet ihn mit Huſten.
Es heißt: „Heraus, er Müßiggänger,
Mit dem Patent als Rattenfänger!“

Gemach führt Florens ſeine Hand
Zum Sack. Er ſuchet mit Verſtand
Und zieht heraus ein Pergament,
Das ernſt und würdig er entfaltet.
Drauf ſtehen Lettern, grosgeſtaltet
Von einem bis zum andern End.
Ein großes Siegel ragt am Rand,
Von rothem Siegellack gebrannt.
Der Bürgermeiſter ſtaunet ſehr;
Der Richter reibet raſch die Brille,
Und eine Weile herrſchet Stille
Gar zukunftsmächtig, ahnungsſchwer.
Doch Florens lächelt: „Wollt Ihr leſen?“
Verzagt ſpricht Stumpf: „Es iſt Latein!“ —
Der Richter hüſtelt: „Was mag's ſein?
Nie iſt die Brille ſo trüb geweſen —
Wahrſcheinlich von der warmen Luft,
Ich ſeh' das Schriftwerk wie im Duft!“ —

„So leſet es zu andrer Zeit!“
Erlöſet Florens dieſe Schwülen,
Die, ſtatt ihr Müthchen nun zu kühlen,
Verbergen die Verlegenheit.
„Vorläufig berg' ich Euch nicht länger,“
Spricht er in würdevollem Ton,
Als wär er Graf und Reichsbaron:
„Privilegirter Rattenfänger
Bin ich vom heil'gen römiſchen Stuhle.
O welche Ehr der deutſchen Schule!
Denn meine Studien, das iſt klar,
Die machte ich zu Sankt Goar.
Ihr ſeht in dieſem Pergament
Ein wahrhaft päpſtliches Patent!
Ihr Herren, prüft's in jedem Stück!
Ich hol' es morgen mit zurück.“

Die Obrigkeit ſitzt wie erſtarrt:
Der Fall iſt noch nicht vorgekommen.
Iſt's Wahrheit? Sind ſie gar genarrt?
Die Ueberlegung macht beklommen.
Herr Stumpf macht ängſtliche Geſichter,
Die Brille putzt noch ſtets der Richter,
Doch will das Leſen nimmer gehn.
Wie Ochſen an dem Berge ſtehn,
So ſtehen ſie vor dieſer Sache.
Der Papſt darf nicht beleidigt werden,
Sonſt nimmt der Kurfürſt arge Rache
Für unſres Herrgotts Hirt auf Erden!
Auch ließen ſie den Schelm nicht gern
So ungeſtraft das Weite ſuchen!
Bald ſchwitzen beide hohe Herrn,
Man hört ſie ſeufzen, ſchelten, fluchen,

Es gilt jetzt Weisheit, Urtheil, Gründe! —
„Ja, ja, wer nur Latein verſtünde!“

Der Florens macht ſich fort indeſſen
Und hat das Rathhaus längſt vergeſſen.
Er rannte ſpornſtreichs aus dem Thore
Und ſitzet bei der blonden Lore.
Und Vögel flattern, ſingen, ſcherzen
Um zwei beglückte junge Herzen.

VI.

Der Stier iſt los.

Das römiſch päpſtliche Patent
Macht bald im Städtchen großes Weſen.
Der Richter hat das Pergament,
Wie er behauptet, durchgeleſen,
Auch der Paſtor und Kapellan,
Die haben's gleicherweis gethan.
Ob ſie's verſtanden, weiß man nicht.
Doch auf Gewiſſen und auf Pflicht
Als Sachverſtändige bekunden
Sie wahrhaft, daß ſie nichts gefunden,
Was gegen Recht und Ordnung ſei.
So gibt dem Florens man zurück
Die Eſelshaut und wünſcht ihm Glück;
Des Unfugs ſpricht ihn Jeder frei.

Neugierig fragt ihn Alles aus
Hier auf der Straße, dort im Haus
Nach Rom und Papſt und Sündenpfuhl,
Und wie ausſieht der heil'ge Stuhl?
Wie viel Pantoffel, ſo man küßt,

Jährlich Sankt Peter ſchaffen müßt,
Und wie es möglich, daß die Ratten
Zu Rom ſo wenig Ehrfurcht hatten,
Dem höchſten Herrn auf Gottes Erden
So ſchamlos unbequem zu werden?
Und Florens wird der Held vom Tage,
Denn Antwort hat er jeder Frage,
Von Allem weiß er zu berichten,
Verhundertfacht bringt er Geſchichten.
Ob Alt und Junge nach ihm gabeln,
Für Alle hat er was zu fabeln,
Und wo er Ohren voll geblaſen,
Entzückt ſind Muhmen, Vettern, Baſen.
Doch mehr noch rühmt die Jugend ihn,
Denn ſie verſpricht zum jungen Lenze
Sich neue Lieder, neue Tänze,
Da nichts ihn hindert, auszuziehn
Und auf dem Tanzplatz aufzugeigen,
Denn richtig Zeugniß mußte zeigen,
Daß alles Tanzgeld, ihm geſpendet,
Dem Kind des Schnitzers ward geſendet.
Wie wird man in den Maientagen
Mit freiem Fuß die Erde ſchlagen!

Doch wer ſich freuet allermeiſt,
Das iſt der Kronenwirth. Im Geiſt
Berechnet er den Sonntagsnutzen,
Er will die Taſchen tüchtig putzen.
„Ich muß ihm ſchmeicheln!“ ruft er aus,
Und geht Nachmittags aus dem Haus,
Ihm folgt mit großem Korb der Knecht,
Zum Hexenthurm keucht er hinan,
Bergſteigen iſt ihm grad nicht recht —
Was thut für Vortheil nicht der Mann!

Er grüßet Florens, welcher ſtaunt,
Und redet freundlich wohlgelaunt:
„Was ich hier bringe, mit Vergunſt,
Das gilt dem Künſtler und der Kunſt.
Seht, Florens, hier aus meinem Keller
Vom allerfeinſten Muskateller!“
Und Flaſch' um Flaſche reicht er her,
Der Korb wird wahrlich nimmer leer,
Wildbraten auch und Salm und Hecht
Liegt dort auf Schüſſeln blank zurecht.
Der Geiger lachet: „Gutes Futter
Für mich und meine Urgroßmutter!“ —
„Nun aber ſpielt mir heut zum Tanz!“
So ſchmunzelt ſüß und ſein der Kluge. —
Die Antwort klingt: „Im Abendglanz
Springt man bei Euch in gutem Zuge!“
Und dankend torkelt voller Glück
Der Wirth zur alten Stadt zurück.

Am Abend folgt der Geiger nach,
Er holt ſich erſt die blonde Lore
Im kleinen Häuschen vor dem Thore,
Da ihm die Schnitzerfrau verſprach,
Den Ausgang für das Spiel zu dulden.
Sie war gedenk der blanken Gulden,
Die Lore ihrem Kind gebracht.
Doch heut hat Florens ausgemacht:
„Was wir verdienen, iſt der Maid,
Die ohne Lohn den Dienſt Euch weiht!“
Es war ihr recht. Die Beiden wandern
Entlang die Straße. Auch die Andern
Sind auf den Beinen. Aufgeputzt
Ziehn ſchon die Mädchen; zugeſtutzt
Gehn junge Männer rings zum Tanz.

Lebendig wird's auf allen Pfaden,
Denn prunkhaft hat der Wirth geladen
Zu Feuerwerk und Fackelglanz.
Der Wendelin mit ſeiner Schelle
Rief's aus an jeder offnen Stelle
Von Sankt Goar. Schau hin, da geht
Ja auch in edler Gravität
Herr Stumpf mit ſeinen mächt'gen Sproſſen.
Wie ſie in Reih und Glied geſchloſſen
Hinwallen, nehmen im Verein
Sie faſt die ganze Straße ein.
Viola blüht im Purpurkleide
Von vielgetragner rother Seide.
Es iſt ihr allerhöchſter Staat,
Und Rieſenvater, Rieſenſöhne,
Sie tragen reich ihr Sammtornat
In ſchon gewohnter Feſttagsſchöne.
Zum Markte wandeln ſie jetzt Alle
Im allgemeinen Freudenſchwalle.

Horch auf, da tönt ein dumpf Geſchrei!
Dort aus der Straße ſtrömt's herbei
Von ängſt'gen Leuten, die ſich retten;
„Der Stier iſt los, der Stier, der Stier!“ —
So ruft's. — „Weicht aus dem wüth'gen Thier!
Er brach im Stalle ſeine Ketten!“ —
Und alles läuft und flieht und rennt,
Da ſie die Angſt wie Feuer brennt.
Sie ſtürzen rings in Thür und Thor,
Erklimmen Treppen, Fenſter, Bäume,
Faſt leer ſind ſchon des Marktes Räume.
Florens und Lore fliehn im Chor.
Der Bürgermeiſter läßt die Würde
Und ſchleppt bei Seite ſeine Bürde:

Die Söhne tragen ihre Laſt
Im nächſten Nachbarhaus zu Gaſt.
Viola, die den Kopf verloren,
Nur bleibet auf des Marktes Mitte.
Ach, es verſagen ihr die Schritte!
Sie ſchreit vor Angſt. — ſie iſt erkoren
Ein Opfer für des Stieres Wuth —
Ihr Anzug iſt ja roth wie Blut! —

Schon brüllt das Thier herauf die Gaſſen
Mit feur'gem Aug: es wird ſie faſſen
Erbarmungslos aufs ſtumpfe Horn —
Es ſieht ſie — maßlos iſt ſein Zorn —
Schon ſtürmt es ſchreckhaft auf die Beute —
Aufheulend ſchreien alle Leute. —
Da ſpringet Florens ihm entgegen. —
Er donnert „Halt!“ — Wohnt ſolche Stimme
In ſolchem Körper? — Funkenregen
Blitzt aus dem Aug. — Mit welchem Grimme
Faßt er das Thier, das plötzlich ſteht! —
Dann ziſchelt er, wie Schlangen thun,
Und milde Worte ſpricht er nun.
Des Bullen Ungeſtüm verweht —
Er folgt dem Geiger wie ein Lamm —
Ein Wunder iſt's. — Rings tiefes Schweigen. —
Dann hört man Staunenslaute ſteigen,
Daß Florens ſtill und friedeſam
Das Ungethüm zum Stalle führet. —
Sie weinen Thränen ſelbſt gerühret. —
Viola aber, ſcharf bedroht
Von einer Ohnmacht, will ſchon gleiten,
Da nahn, zu helfen in der Noth,
Die Leute rings von allen Seiten.

Nun kommt von ſeinem Meiſterſtück
Der Meiſter Fiedler auch zurück.
Er ſchreitet luſtig, flott und leicht,
Als hätt' er gar nichts Rechts gethan.
So thut der echte gute Mann,
Der Großes wie im Spiel erreicht.
Als man von ferne ihn erſchaut
Wird allerwärts der Jubel laut:
„Dem Retter Heil und Heil dem Kühnen!
Das Leben ſoll ihm lachend grünen!“
Der Bernhard ſchüttelt ihm die Hand,
Und es umarmt ihn Valentin,
Ja, Mancher, der ihm nahe ſtand,
Der kußte voll Entzücken ihn.
Rings um ihn drängte ſich ein Kreis,
Erſtaunt beſehen ihn die Buben,
Es ſegnet fromm ihn mancher Greis,
Die Weiber ein Gebet erhuben.
„Das iſt auch rar der Mühe werth!“
Ruft er. „Wer Muth hat, hat das Schwert!“ —

„Platz da!“ tönt's plötzlich zu dem Kreiſe.
Er öffnet ſich. Und mächtig ſchreitet,
Von ſeinen Sproſſen ernſt begleitet,
Herr Stumpf in gravität'ſcher Weiſe.
Er nahet Florens, denn wo Alle
Ihn feiern laut im Jubelſchalle,
Gebietet ihm den Dank die Pflicht:
Denn aus dem Herzen kommt er nicht.
Er ſpricht: „Ihr habt mein Kind gerettet,
Wofür ich Euch erkenntlich bin,
Die Stadt ſah mit dankbarem Sinn,
Daß Ihr den Stier habt angekettet!“ —
Und würdig reicht er ihm die Hand.

Der Richter Dürr, der weich empfand,
Spricht hüſtelnd leis: „Mir wollte faſt
Schon für den Rattenfänger bangen!“ —
Doch Bernhard ruft in luſt'ger Haſt:
„Ihr ſeht, er kann auch Ochſen fangen.“
Und wie er's ſagt, da rauſcht gerührt
Von Florens Schönheit hold verführt,
Viola her, ihn zu umarmen:
„Dem braven Mann, was ſich gebührt!“ —
So weinet ſie und küßt den Armen,
Der hier ſich mehr zu ſträuben hat,
Als vor dem wuthentbrannten Thier.
Er ſchreit: „Ich bin des Dankes ſatt,
Laßt ab, ich hole ſonſt den Stier!“ —
Da lachen ſie ringsum mit Macht,
Im Bürgermeiſter nur erwacht
Verletzte Würde. Mächtig ſchon
Zürnt er der Tochter: Schmach und Hohn,
Daß ſie ſo ſchnöde ſich vergaß,
Umarmend einen Lumpenſohn!
Doch mehr noch gehet übers Maß
Der Unterthanen heller Spott.
Er ruft: „Jetzt gehn wir heim, bei Gott!“
Und zieht, es mag ihn Keiner hindern,
Zuſammt den drei gewalt'gen Kindern.

Doch Florens ſtreicht die Geige jetzt,
Und Lore klimpert auf der Zither.
Hei, was das helle Launen ſetzt!
Das wird ein tolles Luſtgewitter.
Die Muſikanten vor dem Zug!
Die Andern folgen friſch dem Tone,
So geht's in lautem Jubelflug
Zum alten Tanzplatz vor der Krone.

Und Valentin ſchwingt heut Juſtinen,
Und Bernhard ſchwinget Adelheid,
Und Keinem wahrlich thut es leid,
Daß die drei Stumpfe nicht erſchienen.
In Tönen, Tänzen, Feuern ſchwellen
Tief in der Nacht der Freude Wellen.

VII.

Der Rattenfänger.

Nun iſt genug der tollen Luſt,
Es gilt der Menſchheit auch zu nützen!
Vor Mäuſefraß und Rattenwuſt
Will Florens ſeine Freunde ſchützen.
Man ruft ihn hier und dort herein,
Und hüben, drüben muß er ſein,
Um wüſtes Ziefer auszurotten,
Das überall am Vorrath frißt
Und ſchier ſo ſchwer vertilgen iſt,
Wie Heimchen, Schwaben, Wanzen, Motten.
So feget er durch manches Haus
Im Keller tief, hoch auf dem Speicher,
In Stall und Scheunen ein und aus
Zieht er wie ein geheimer Schleicher;
Denn keinem Späher iſt's erlaubt,
Bei ſeinem Werk ihm zuzuſehen,
Er fordert, daß man treu ihm glaubt,
Was allerwärts auch gern geſchehen.
Gebraucht er Salben, Gift und Fallen?
Das iſt und bleibt ein Räthſel Allen.
Man hört nur, daß er pfeifend ziſcht.

Dann raſchelt's vor dem Rattenfänger,
Und bald wird's klar: ſie ſind entwiſcht
Und quälen Haus und Hof nicht länger.
Er nützet mehr, als zwanzig Katzen
Mit feur'gen Augen, ſcharfen Tatzen.

Bei Gott, er übt ſein Handwerk ſchnell,
Kein Andrer wird's ſo raſch erreichen!
Doch niemals zeiget der Geſell
Die Mäuſe- und die Rattenleichen.
Wo bleibt das heilloſe Gethier? —
Fragt dort den dicken Bürgermeiſter!
Es flüchtet all in ſein Revier
Und wird dort dreiſter ſtets und feiſter.
In Boden, Keller, Vorrathskammer,
In Küche, Scheune, Schober, Stall.
Was helfen die drei Kater all?
Nicht Giſt und Falle ſteurt dem Jammer!
Das iſt die tollſte Rattenjagd,
Das iſt das wildeſte Mäuſehetzen!
Es kündigt Köchin, Knecht und Magd,
Weil Mütze, Strumpf und Schuh in Fetzen.
Es klingt wie Spuken in der Nacht
Das Treppen-Auf- und Niederraſen.
Sie ſtürmen manchmal gar mit Macht
Den Stumpfen über Mund und Naſen.
Der würd'ge Bürgermeiſter flucht,
Die ungeſchlachten Söhne toben,
Viola, welche Tröſtung ſucht,
Hebt ſeufzend oft den Blick nach oben.
Doch fehlt die Nachtruh nicht allein,
Es fehlet auch ein lockend Eſſen,
Denn jede Speiſ' in Schrank und Schrein
Wird von den Beſtien angefreſſen.

Was iſt zu thun in dieſer Noth? —
Den Florens hört man allwärts preiſen:
Der Jedem gerne Hülfe bot,
Kann ſich auch hülfreich hier erweiſen!
Doch iſt das Haupt der Obrigkeit
Dem Rattenfänger bitter gram,
So oft ihm der Gedanke kam,
Ihn zu beſtellen, wird's ihm leid.
Doch endlich hilft kein Sträuben mehr,
Zu mächtig wächſt das wilde Heer.
Viola bittet heiß in Thränen,
Die wuthgereizten Söhne dräuen,
Es werden fürchterliche Scenen,
Die oft gefährlich ſich erneuen.
Herr Stumpf fühlt endlich mit Verdruß
Den feſten Willen ſich benommen.
Kühn faßt er plötzlich den Beſchluß
Und läßt den Rattenfänger kommen.

Florens erſcheint. Man grüßt ihn kalt.
Was ſchiert es ihn? Iſt die Gewalt
Auch bei dem würdevollen Herrn,
Sein iſt der Witz, und der iſt gut;
Er fördert mehr, als Reichthum, Blut,
Stand, Orden! Unter hellem Stern
Iſt Jeder, der ihn hat, geboren,
Ihm iſt das Leben nie verloren.
Es blitzt ein leichter Spott am Munde
Vor all den ungefügen Stumpfen,
Die um ihn ſtehn in dicker Runde.
Er denkt bei ſich: „Heut werd' ich trumpfen!“
Es findet ſelbſt ein hart Geſchick
Viola's ſchwimmend ſüßer Blick,
Ach, er verräth die Liebesſchmerzen

Von einem ſchön bewegten Herzen! —
Die Obrigkeit erforſcht darauf
Die üblichen Vertilgungspreiſe,
Und alſo ſchließen ſie den Kauf,
Geregelt recht in richt'ger Weiſe:
Drei Kreuzer für die todte Ratte,
Ein Kreuzer für die todte Maus,
Nachdem noch für das reine Haus
Der Florens feſt verbürgt ſich hatte!

Und eine Klinge dünn und ſpitz
Zieht er heraus mit ernſtem Schweigen,
Und läßt alsdann den hehren Sitz
Der Bürgermeiſterei ſich zeigen.
Sie gränzt ans Rathhaus. Würdig alt
Erheben ſich die Mauermaſſen,
Sie zeigen Räume mannigfalt
An Sälen, Kammern und Gelaſſen.
Die Gänge führen kreuz und quer,
Die Treppen gehen hin und her,
Nicht leicht erſcheint die Ueberſchau
In dieſem irr verwirrten Bau.
Doch ſieht man bald den Fänger ſtreifen
Hinab, hinauf in luſtigem Schweifen,
Man hört ihn ziſchen, huſchen, pfeifen,
Und bald ſtopft in gelaſſner Ruh
Er hier und dort die Löcher zu.
Ob er auch Einſamkeit befohlen,
So ſchleicht Viola doch verſtohlen
Ihm nach in manchen dunklen Raum —
Sie träumt den hellſten Liebestraum,
Bis Florens in die Kleider ihr
Ein zierlich kleines Mäuschen hetzt.
Am Buſen krabbelt ſchon das Thier.

Da ſchreit ſie fürchterlich entſetzt.
Da gab's im Haus ein Lärmen plötzlich!
Es war nicht ſchön, doch war's ergötzlich.

Die große Mäuſ- und Rattenſchlacht
Ward gegen Abend dann vollbracht.
Das Schlachtfeld iſt der tiefe Keller,
Wo Florens zahllos ſeinen Feind
In einem Haufen hat vereint
Als vielgeübter Kriegsliſtſteller.
Wahnſinnig ſchier rennt das Gethier,
Mehrhundertfach im Raum verſammelt,
Nachdem er ringsum im Revier
Ihm jeden Ausweg hat verrammelt.
Es funkt ſein Blick, es ziſcht die Zunge,
Im Dunkeln blitzt der ſpitze Degen,
Er trifft im Laufe, wie im Sprunge,
Und jedem Stoß iſt Eins erlegen.
Man ſieht ſie immer ſeltner laufen,
Doch vor ihm thürmt ſich bald ein Haufen
Von kleinen Mäuſen, großen Ratten. —
Die Geiſter gingen zu den Schatten.

Dem rüſt'gen Jäger lacht das Glück,
Er zählt mehr als dreihundert Stück
Und hat geendet, denn Sankt Goar
Iſt heuer aus aller Mausgefahr.
Er ſteigt die Treppe jetzt hinan;
Da klingt im Flur Gewirr von Tönen.
So hält er mitten auf der Bahn
Und lauſchet. Schelten, Schimpfen, Stöhnen
Und Toben, Weinen trifft zum Ohre. —
Bei Gott, das iſt die blonde Lore,
Die ſeufzend klaget! Horch, Herr Stumpf

Spielt laut dem armen Mädchen Trumpf.
Er wirft ihr vor, daß ſie für Geld
Jüngſt in der Krone hat geſpielt,
Und ſchwört bei Hölle, Gott und Welt,
Sie drob zu ſtrafen, ja, er zielt
Ganz deutlich ſchon auf das Gefängniß.
Die Aermſte jammert voll Bedrängniß,
Zumal die ungeſchlachten Söhne
Mitſammt Viola's dicker Schöne
Dreinpoltern. Alles rings im Kreis
Macht ihr die Hölle glühend heiß,
Und Wendelin gleichwie ein Drachen
Hilft an dem hohen Feuer ſachen,
Er hat die Arme hergebracht:
Sie iſt in des Fünfteufelsmacht!

Da ſpringet Florens her im Flug
Und ſtehet plötzlich in der Mitte.
Er donnert voller Wuth: „Genug!
Pfui,“ ruft er: „das iſt ſaubre Sitte!
Auch mich betrifft's! So ſprech ich mit,
Ich ſelbſt beſtimmte ihr den Lohn,
Sie that ihn nicht, ich that den Schritt,
Drum werft auf mich den Schimpf und Hohn!
Eur Blödſinn wird mich wenig grämen!
Doch um Euch Alle zu beſchämen,
So ſpenden wir das Geld den Armen,
Die uns noch mehr wie Euch erbarmen!
Fünf Gulden ſind's. Ihr ſollt ſie haben
Und mit dem Geld zum Pfarrer traben.
Doch ich erhalte dreizehn Gulden
Und fünfzehn Kreuzer für den Fang,
Die mir nebſt einem frommen Dank
Des Bürgermeiſters Würden ſchulden!

Die ſchenk' ich dieſem armen Kind.
Heraus das Geld, daß wett wir ſind!“

Und ringsum herrſcht ein plötzlich Schweigen,
Indem ſie All ein Staunen zeigen,
Man bringet das erlegte Wild,
Die Zahl, ſo wie der Preis ſind richtig.
Der dicke Bürgermeiſter ſchilt,
Denn all ſein Zweifeln zeigt ſich nichtig.
Der Lederbeutel muß hervor,
Die Gulden und die Kreuzer trennen
Sich ſchwer daraus. Der ſie verlor,
Fühlt heiß ſie in den Händen brennen.
Nun liegt die Summe auf dem Tiſch,
Und Florens zählt und nimmt ſie friſch,
Nachdem er jede Münz' erprobt
Und ihren Glanz und Klang gelobt.
Fünf Gulden gibt er dann zurück:
„Den Armen,“ ruft er, „Stück für Stück!
Ich werde ſelbſt in dieſen Tagen
Danach beim Herren Pfarrer fragen.“ —
Dann ſteckt er raſch den Degen ein
Und nimmt die Hand der blonden Lore,
Und Beide ſchwinden im Verein
Bald in des Städtleins altem Thore.

VIII.

Stelldichein.

Nichts iſt beſtändig wie der Wechſel!
Auf Federn geſtern, heut auf Häckſel!
Das hatten ſeit viel Tauſend Jahren
Millionen Menſchen zu erfahren.
Und dieſen alten Weltenbrauch
Merkt Stumpf, der Bürgermeiſter, auch.
Das war ein Jubel, eine Wonne,
Als er zuerſt ſich eingeſtellt,
Friſch angeſtrichen ſchien die Welt
Und funkelnagelneu die Sonne.
Entgegen ritten ihm auf Roſſen
Die Schützen all im grünen Kleid
Die allwärts mit den Büchſen ſchoſſen:
Das Echo donnert weit und breit.
Die Damen fuhren in den Wagen
Im allerreichſten Prachtgewand,
Die Kinder, Kränze in der Hand,
Die mußten rührend Verſe ſagen,
Der Stadtrath ſtand in ſtolzen Reihn
Schon an des ſtädtiſchen Amtes Gränzen.

Um ihm den duftigen Ehrenwein
Im Silberbecher zu kredenzen.
Und alle lobten auf der Fahrt
Stumpf's ſtattlich würdevolles Weſen.
Man rühmte ſeines Anſtands Art.
Sein Wort ſchien Allen auserleſen.
Der ſtarke Leib, der ſtolze Kopf,
Und die Perrücke auf dem Schopf
Erhöhte noch das Anſehn mächtig.
Dazu die großen Zwillingsſöhne,
So wie Viola's reife Schöne! —
Kurz, Alles fand man herrlich prächtig.

Ja, neue Beſen kehren gut,
Verbrauchte ſtellt man in die Ecken!
Und als verraucht die erſte Glut,
Gibt's manche Mängel zu entdecken.
Wer bei der Arbeit hat geſchwitzt
Und Abends in der Kneipe ſitzt,
Um ſeinen Schoppen auszuſtechen,
Hört manchen harten Tadel ſprechen.
Pfahlbürger wahrlich ſind nicht faul,
Sie nehmen auch kein Blatt vors Maul.
Herr Stumpf iſt Dieſem viel zu lau,
Dem Andern iſt er viel zu ſtrenge.
Man nennt ihn hitzig und genau,
Man nennt ihn prahleriſch vor der Menge,
Er kümmert Dieſen ſich zu viel,
Zu wenig kümmert er ſich Jenen:
Das Heil der Stadt iſt nicht ſein Ziel,
Nach dem ſich alle Guten ſehnen.
Er ſorgt nicht für die Reinlichkeit
Der Plätze, Straßen, Pfützen, Goſſen,
Zu dunkel kommt zu nächt'ger Zeit

Auch das Laternenlicht gefloſſen;
Er weiht dem Markt zu wenig Fleiß.
Die Schiffahrt achtet er gering,
Daß der Verkehr, ſo viel man weiß,
Schon in die Nachbarſtadte ging.
Den Armen iſt er grob wie Stroh,
Er ſchmeichelt immer nur den Reichen.
Und geht es noch ein Jährchen ſo,
Wird Sankt Goar ſich nicht mehr gleichen.
So rügen Manche: „Gottbefohlen,
Die Wirthſchaft ſoll der Teufel holen!“

Zu anderm Tadel wird geſchritten
Bei ehrbarlichen Klatſchviſiten,
Wenn die Matronen, Mädchen, Damen
Beim Kaffetopf zuſammen kamen.
Viola, die vorher ein Engel,
Wird bald ein Ausbund aller Mängel.
Sie kleidet ſich ganz ohne Grund
So farbig, fabelhaft und bunt.
Die Andern ſucht ſie auszuſtechen
Und vornehm müht ſie ſich zu ſprechen.
Nur große Leute ſind ihr recht,
Sie quält und foltert Magd und Knecht.
Sie gleicht an Geiſt der Puterhenne,
In Rede gleicht ſie Gans und Gimpel,
Und ihre Zwillingsbrüder nennen
Die Kaffeeſchweſtern täppiſche Simpel,
Die ſtatt zu reden ſtammelnd ſtottern,
Die ſtatt zu tanzen hopſend laufen,
Die ſtatt zu trinken ſchrecklich ſaufen
Und freſſen gleich unmaß'gen Ottern.
So hört von Muhmen und Gevattern
Die Stumpffamilie man beſchnattern.

Am längſten hält der Kronenwirth
Und Winzer Martin unbeirrt
Dem Bürgermeiſter noch die Stange.
Das thut, ſie ſind im ganzen Neſt
Die Reichſten und vom höchſten Range.
Solch Volk hängt an einander feſt.
Herr Stumpf entbietet alle Kunſt,
Zu zeigen ihnen ſeine Gunſt,
Um ihre Gunſt ſich zu gewinnen;
Denn er beſchloß mit klugem Sinnen,
Der großen Söhne Zwillingspaar
Mit Jener Töchter zu verbinden.
Er träumt ſie ſchon am Traualtar,
Er ſieht ſchon Myrtenkränze winden.
Die Strolche paſſen nicht fürs Amt,
Zum Lernen ſind zu hart die Köpfe;
Wie ſehr der Ehrgeiz ward entflammt,
Studiren taugt nicht für die Tröpfe.
Ein Winzer wird Pankratius,
Servatius ein Wirth! Das klappt!
Und ſind ſie nur einmal im Schuß,
Dann kommt's, daß Jeder weiter tappt.
Gott gibt das Amt und den Verſtand,
Die Mädchen leihen nur die Hand.
Geht Wirth und Winzer einſt zu ſterben,
Dann ſind die Söhne reiche Erben. —
Drum ſchwänzelt Stumpf den Vätern fuchſig,
Die Väter aber ſind nicht tuckſig,
Denn ſie entnehmen ſeinem Munde
Gar oft die glänzend helle Kunde,
Daß auf dem Hunsrück wohlgeborgen
Ein Gut ihm liegt von tauſend Morgen,
Das er den beiden Söhnen eben
Gleich nach der Hochzeit denkt zu geben.

Doch Wirth und Winzer, beide denken:
Die Vögel ſollen nicht entrinnen,
Und ſuchen ihrer Töchter Sinnen
Auf Stumpf's Entſproſſne hinzulenken.

Was Teufel! Eines Tages ſtecken
Bedenklich ſie den Kopf zuſammen
Und plaudern leis in allen Ecken,
Und ihre Augen ſieht man flammen.
Es iſt, als ſäß in ihrem Ohr
Ein Floh. Was haben beide vor?
Ein Krämer, der vom Hunsrück kam,
Ward ausgefragt nach Stumpf's Beſitz.
Die Antwort macht den Herren Gram,
Schier hätte ſich beſtraft ihr Witz.
Der Bürgermeiſter hat das Gut,
Und tauſend Morgen ſind's, doch Haiden,
Zu ſchlecht, um Schafe drauf zu weiden.
Auch ſind ſie nicht bezahlt! — O Wuth!
Sie möchten mit der Fauſt drein ſchlagen,
Daß ſie der Schlaue hat belogen!
Gottlob, noch ſind ſie nicht betrogen!
Nah ging es aber an den Kragen!
Wie plötzlich kommt der Freundſchaft Ende!
Sie geben ſich darauf die Hände.

Der Wirth quoll immer voller Zorn,
Wenn er an Valentin gedachte.
Ihm war der Burſch im Aug ein Dorn,
Weil er den Hof Juſtinen machte.
Der Schiffer war ihm zu gering.
Jetzt ſcheint ihm anders doch das Ding.
Er prüft den rüſtigen Geſellen
Mit neuen Blicken. Stattlich liegt

Sein Schiff ans Ufer dort geſchmiegt,
Geſchaukelt von des Rheines Wellen.
Die Fähnlein flattern an dem Maſt,
Rheinauf, rheinab trägt's manche Laſt
Von Baſel fährt nach Amſterdam,
Von Niederland bis in die Schweiz.
Der Eigner fleißig, arbeitſam!
Bei Gott, das Handwerk hat doch Reiz!
Stets wächſt der Handel und Verkehr.
Der Burſch hat immer vollgeladen,
Die Kaufherrn zahlen mehr und mehr,
So fährt er ſicher nicht mit Schaden.
Man ſagt, er brächte ohne Stocken
Sein Schäflein täglich mehr ins Trocken.

Der reiche Winzer hat bis jetzt
Den Förſter ſtets gering geſchätzt,
Er hielt die Jagd ſein Lebenlang
Für tagediebigen Müßiggang.
Er glaubt, es wächſt für ſich allein
Der Forſt hoch in den Sonnenſchein.
Die Baumhut ſchien ihm überflüſſig,
So wie der ganze grüne Wald,
Zumal hat er ihn überdrüſſig
Als fräß'ger Vögel Aufenthalt,
Der Amſeln, Finken, Droſſeln, Dohlen,
Die ihm die ſüßen Trauben holen.
Daß Bernhard um die Tochter freit,
Das war dem Winzer vollends leid.
Doch jetzt fällt ſtets aufs Neu ihm ein
Stumpf's Lug und Trug. Sanft wird ſein Groll.
Zu Trier der Kurfürſt ſelber ſoll
Dem Jäger ſehr gewogen ſein.
Man ſagt, er ſei beinah ernannt

Zum Oberförſter der Reviere
Des Soonwalds, weil mit eigner Hand
Er ihn beſchützt vor einem Thiere,
Das ſchier den Fürſten angerannt.
War es ein Eber auf der Pirſch,
War es ein angeſchoſſner Hirſch?
Das iſt ihm grade nicht bekannt.
Doch ſicher war's ein ſtarkes Stück.
Und dient dem Jäger wohl zum Glück.
Ein Oberförſter! — Der iſt ſchon
Ein annehmbarer Schwiegerſohn.

So denkt der Winzer und der Wirth.
Doch die Gedanken hüllt das Schweigen.
Nur Eins iſt ſeltſam: Beide zeigen
Sich nicht mehr ſtörriſch angeſchirrt.
Der Wirth erweiſt ſich Valentin
Auf einmal freundlich, offen, bieder;
Den Winzer kennt der Schütz nicht wieder,
Denn früher überſah er ihn,
Wo ſie ſich trafen. Ei, die Alten,
Wie ſie nun heiter Zwieſprach halten
Dort mit den Jungen! Zwinkernd winken
Sie ihnen auf der Gaſſe zu,
Man trifft ſie gar in guter Ruh
Den Schoppen mit einander trinken.
Sie ſchmunzeln und ſie lächeln faſt,
Sehn ſie die Burſche bei den Mädchen,
Als hätten ſie ſie nie gehaßt. —
Man plaudert bald davon im Städtchen.

Bei Gott, es ſcheint, der Bürgermeiſter
Sieht plötzlich umgehn böſe Geiſter:
Er läßt die Söhne vor ſich kommen

Und ſpricht: „Es iſt die höchſte Zeit,
Daß ihr die beiden Mädchen freit.
Sonſt ſeid Ihr Thoren drum gekommen.
Sonſt geht's vorbei Euch an den Naſen.
Drum heißt es, in das Feur geblaſen.
Man ſchmiedet, wenn es glüht, das Eiſen!
Ich hoff, das Ende kann ich preiſen."
Und Jedem reicht er ein Papier,
Drauf ſteht ein lang und breit Geſchmier
Vom echten, treuen, ew'gen Lieben.
Er ſelbſt hat den Entwurf geſchrieben.
Abſchreibend ſitzen bald die Beiden
Am ſelben Tiſch. Ein Dintenfaß
Macht ihre Gänſekiele naß.
Die Armen ſind nicht zu beneiden.
Das Werk iſt ſchwer. Die dicken Zungen
Begleiten jeden Zug der Schrift.
Die Augen ſtieren. Bis ſich's trifft,
Daß ihnen ganz der Brief gelungen,
Wird manches gute Blatt zerriſſen
Und in die Flammen hingeſchmiſſen.
Doch endlich kommen ſie ans Ziel.
Der Himmel helf', es war kein Spiel!
Punktum, ſtreu Sand drum, Siegel drauf!
Die Briefe gehen ihren Lauf.

Das iſt ja nichts wie Hohn und Spott,
Mit dem die Mädchen ſie empfangen!
Erſt kühlen ſie ihr Müthchen flott
Ganz unter ſich. Auf ihren Wangen
Spielt neckiſch Lachen. In den Augen
Da ſitzen Schelme, die nicht taugen.
Dann ziehet jede ihren Schatz
In das Geheimniß, das zerriſſen

Zuletzt die Vier gemeinſam wiſſen.
Nun hat erſt rechte Freude Platz.
Doch Valentin und Bernhard denken
Alsbald noch Florens einzuweihn,
Um ſo den Stumpfen einen Wein
Von bittrer Lauge einzuſchenken.
Geſagt, gethan! Und einen Plan
Erſinnen ſich die drei Geſellen.
„Friſchauf, Ihr Mädchen, gebt Euch dran,
Ihr ſollt die Freier heut beſtellen,
Um zehn Uhr bei den Kirchhoflinden!
Das Andre wird ſich alles finden!“

Die Briefe ſind wie baares Gold
Dem Bürgermeiſter. Süß und hold
Klingt jedes Wörtchen. Doch beklemmt
Sein Blut der Ort des Stelldicheins. —
Die Söhne hätten lieber keins,
Als auf dem Kirchhof! Mächtig ſtemmt
Dagegen ſich Pankratius,
Es weigert ſich Servatius.
Doch wild aufdonnert Vater Stumpf:
„Ihr Rangen folgt, ſonſt ſpiel' ich Trumpf!
Denn bleibt Ihr, aberwitz'ge Thoren,
Und führt Ihr jetzt nicht klug euch auf,
Dann ſind wir um den guten Kauf,
Und unſer Spiel iſt ganz verloren!“ —
Der alte Herr weiß, wuthvoll grollend,
Im Nothfall auch den Stock zu ſchmeißen,
Sie müſſen, wollend und nicht wollend,
Jetzt in den ſauren Apfel beißen!
Und als die Nacht geſunken iſt,
Da laſſen ſie zu ſelben Friſt
Des alten Bürgermeiſters Haus.

Der Vater ſtoßt ſie ſelbſt hinaus:
„Hol dich der Kuckuck, wenn du bangſt,
Und haſt du Angſt, hol dich der Geier!
Wann hatte jemals Angſt ein Freier,
Hat nicht einmal ſein Mädchen Angſt!
Ihr ſeid zu Zwein, das kommt Euch gut,
Zu Zweien hat man immer Muth!
Jetzt raſch hinauf zum Kirchhofhügel!
Von ferne folg' ich mit dem Prügel!“ —
Die Söhne, ſchweigend, drängen, preſſen
Sich an einander, unterdeſſen
Sie vorwärts taumeln. Nachtumdunkelt
Liegt ſchon das Städtchen. Selten funkelt
Ein einſam Licht. Das Käuzlein ruft
Vom Thurme klagend in die Luft.
Und als ſie nahn des Kirchhofs Bäumen,
Da hören ſie ein leiſes Rauſchen.
Unheimlich iſt's in allen Räumen,
Wenn angſtgepeitſchte Ohren lauſchen.
Die Treppe keuchen ſie hinauf,
Indeß die Herzen hörbar pochen. —
Iſt das gegangen? — Nein, gekrochen! —
Beginnt man ſo der Liebe Lauf?
Nun ſind ſie oben auf dem Plan,
Da ſtehn die alten breiten Linden,
Doch keine Mädchen ſtehen dran. —
Sie müſſen ſich ins Warten finden.

Sie ſchaun vor Schrecken ſtarr und kalt
Zum Städtchen und zum Kirchhof bald.
Heiland, welch Bild an jenem Baum! —
Die Wahrheit iſt's, es iſt kein Traum! —
Ein rieſig, himmellanger Geiſt,
Im weißen Hemd, mit weiten Falten!

Ein Todtenkopf, der Feuer weiſt
In Naſ' und Mund und Augenſpalten!
Wie regt es ſich, wie wegt es ſich!
Es naht unhörbar den Geſellen,
Die Augen rollen fürchterlich,
Das Todtenkleid wirft weite Wellen.
Nun nimmt er gar den Kopf vom Rumpfe
Und wirft ihn auf die beiden Stumpfe! —
Die ſchreien auf in wildem Grauen
Und ſtürzen angſtaufbrüllend fort.
Wenn ſie nicht hören und nicht ſchauen,
So fühlen ſie den Vater dort,
Der ſie ſchon im Nachhauſe-Stürzen
Mit ſtrammen Prügeln derb begrüßt,
Und wie den Heimweg er verſüßt,
Auch ſüß verſteht das Haus zu würzen.

Indeß ſo bei Herrn Stumpf geſchieht,
Wie ſteht's im Kirchhof? Florens zieht
Ein Leintuch ab, es hüllt die Glieder,
Und einen hohlen Kürbiß nimmt
Er von dem Boden. Ausgeglimmt
Iſt drin das Wachslicht. In den Flieder
Wirft raſch er das Geſpenſterhaupt,
Indeß er ſchier zu platzen glaubt
Vor lauter Lachen. Valentin
Und Bernhard aber treffen ihn.
Sie lagen Beide auf der Lauer
Dicht an der dunkeln Kirchhofmauer.
Zur Krone gehn ſie im Verein
Mit ihren luſt'gen Neuigkeiten,
Um den Geliebten dort beim Wein
Ein frohes Stündchen zu bereiten.

IX.

Sankt Johann's Kuß.

Zu Sankt Goar in jedem Schank,
Da lachen laut ſie ob dem Schwank,
Der traf die Bürgermeiſters-Söhne.
Das war ein Spötteln und Gehöhne:
„Ei, ei, die Brüder Unbedacht,
Schmutznikel, Tölpel, Ungeſchlacht,
Die Nimmerſatt, Vertilg-die-Schüſſel,
Steifleder, Elephantenrüſſel,
Landſchaden, Strolche, Flaſchenkeller,
Hanshaſenherzen, Leck-den-Teller,
Großmäuler, Ohne-Grund-die-Bäuche,
Jungen vom Nilpferd und Kameele,
Nachdrücke einer Vogelſcheuche,
Holzböcke ohne Geiſt und Seele!“
So hört man Nam' auf Namen krachen,
Weil Alle ſie nicht leiden können
Und jeden Schabernack vergönnen —
Und ſchließlich ſchallt ein helles Lachen.

Geſchah's aus Scham, geſchah's aus Gram,
Wer kann es ſagen? Doch iſt's ſicher,
Daß Stumpf nicht mehr zur Krone kam,
Er ſcheute wohl des Spotts Gekicher.

Er mied die Worte ſcharf und ſpitz
Von unberufnem dreiſtem Witz.
Doch Abends am Johannitage, —
Es rauſchten laute Jubeltöne. —
Da tritt er plötzlich ins Gelage,
Es folgen ihm die Zwillingsſöhne.
Wie ſtaunt man an die ſeltnen Gäſte,
Meerwundern gleich! Herr Stumpf beginnt:
„Wir fehlen heute nicht beim Feſte,
Gottlob, mein Schiff hat wieder Wind,
Ich komme wieder in die Hefte.
Das waren leidige Geſchäfte!
Ich hatte Tag und Nacht nicht Ruh.
Was aber trug indeß ſich zu?
Vernommen hab ich mit Verdruß
Die ſchnöden und verlognen Kunden,
Die, wie ich leider ſagen muß,
Nur ſchlechtgeſinntes Volk erfunden.
Was! meine Söhne nennt man feig?
Das iſt von dieſem Stamm kein Zweig!
Ich biete ſie zu allen Proben.
Das Werk muß ſeinen Meiſter loben!“

Die Guten glaubt Herr Stumpf beſchwichtet,
Er hält die Schlimmen für vernichtet.
Das Zwillingspaar erſcheint verlegen,
Ob ſich nicht ringsum Zweifel regen?
Da ſteht der Winzer Martin auf,
Den Valentin für ſich gewonnen,
Und ſpricht: „Was ſchwatzt man nicht zu Hauf!
Was wird geſtrickt, gewebt, geſponnen
Mit falſchen Zungen? Traut man allen,
Man wäre auf den Kopf gefallen!
Doch Euren Vorſchlag find' ich gut.

Die Söhne ſollen ihren Muth
Jetzt offen zeigen! Ja, man muß
Verleumdern auf die Finger klopfen
Und Lügenmäuler muß man ſtopfen,
Drum höret meines Raths Beſchluß!
Ich weiß, Eur jüngſter Zwilling warf
Ein Aug auf meine Adelheid.
Wohlan, ich geb ihm meine Maid,
Zeigt er im Kopf ſich ſtark und ſcharf.
An meines Gartens End beim Zaun
Brennt Freitag Nachts ein helles Licht;
Ein Schatz ruht an der Hecke dicht,
Kann man der alten Märe traun.
Man ſagt, daß ſeit dem Schwedenkriege
Er dort im Grund verborgen liege,
Und wer ihn richtig wolle haben,
Der müſſ' um Mitternacht dort graben.
Hebt ihn Eur Sohn, wohl. Maid und Schatz
Bekommt er auf beſagtem Platz.“

Und allwärts tönt's: „Ein Mann, ein Wort!“
Da führt der Wirth die Rede fort:
„Der Martin ſchwatzet recht und eben!
Zwar hab' ich keinen Schatz zu heben,
Doch kann der andre Sohn Juſtinen
Noch heut zur Gattin ſich verdienen.
Ich weiß, ſie iſt ihm zugeneigt,
Wenn er ſich brav und wacker zeigt.
Johanni iſt. Ihr kennt ſein Bild,
Das draußen auf dem Brunnen ſteht.
Er blickt gar freundlich, gut und mild.
Man meldet auch, daß es ſich dreht,
Zu eignem Leben aufgewacht,
Punkt Zwölfe heut um Mitternacht.

Ich glaub es nicht. Sinn und Verſtand,
Es fehlt dem Märchen Kopf und Hand.
Doch will Eur Sohn es heut erklettern,
Und in der ſchon beſagten Stunde
Den Heil'gen küſſen mit dem Munde,
So ſchwör' ich Euch bei allen Wettern,
Das Mädchen ſoll nicht ſtörriſch ſein
Und Euren muth'gen Zwilling frein."

Da ſchallt es ringsum: „Brav, es gilt!
Das heißt ein Vorſchlag in der Güte!" —
Herr Stumpf, dem neue Hoffnung quillt,
Fühlt ſich gehoben im Gemüthe:
Verborgner Schatz noch zu den Schätzen
Muß ſeine Gier in Regung ſetzen!
Er ruft: „Wohlan, wir nehmen an!"
Doch lugt er ſcheu nach ſeinen Buben.
Die ſehn ein neues Schreckniß nahn
Und wünſchen heim ſich in die Stuben.
Der Vater ſpricht: „Seid luſtig, Jungen,
Das Wagſtück iſt ſchon halb gelungen!
Ich ſeh, Ihr denkt der Lumperei,
Daß ſie zu kindiſch für Euch ſei!" —
Mißtrauiſch aber ſchenkt er ein,
Sie müſſen leeren Glas auf Glas:
Muth, überlegt er, gibt der Wein!
Doch, ach, ſie zittern bleich und blaß. —
Gott Bacchus fügt zum Leben Leben,
Doch wo nichts iſt, kann er nichts geben.

Und immer tiefer ſinkt der Tag,
Und immer höher ſteigt die Nacht,
Und lauter ſtets wird das Gelag,
Man jauchzt und ſingt und tobt und lacht.

Der Zeiger auf der alten Uhr
Rückt näher auf die zwölfte Stunde,
Zwanzig Minuten ſind es nur,
Dann ruft der Thurm mit lautem Munde
Durch Stadt und Land zwölf dumpfe Klänge
In ſtillgeheimnißvoller Länge.
Die Zecher heben ſich jetzt alle
Mit heller Luſt geſelligem Schalle.
Servatius, verzagt allein,
Er ſoll in die Gefahr hinein.
Was hilft es, daß ſie Muth ihm ſprechen!
Er möchte jäh zuſammenbrechen!
Er wünſcht ſich ſelbſt den bittern Tod,
Doch leis und ſüß und ohne Schrecken.
Weh, wie des Vaters Auge droht!
Und all die ſchlimmen Zecher necken!
Der Kronenwirth bringt eine Leiter,
Um zu dem Heiligen zu klimmen. —
„Und nun hinaus zum Brunnen heiter!“
So tönt es jetzt von allen Stimmen.
„Wir Andern bleiben. Valentin
Und Bernhard nur begleiten ihn.
Sie ſollen uns die Märe ſagen,
Die ſich am Markte zugetragen!“ —

Wie man ein Lamm zur Schlachtbank führt,
So wird der Zwilling hingeleitet:
Ein Anblick iſt's, der mächtig rührt,
Da bleich geknickt das Opfer ſchreitet.
Die Burſche haben ihn im Arm
Mit luſtig ſcherzenden Ergüſſen,
Als wär es ohne Noth und Harm,
Den heiligen Johann zu küſſen.
Sie machen ihm den beſten Muth:

„Das Steinbild hat ein ruhig Blut!
Ein Heiliger hält beſſer ſtill,
Als wie die neckiſche Juſtine;
Honig und Stachel hat die Biene,
Wenn ſie Herr Stumpf einſt küſſen will!“ —
Doch plötzlich wird ein Halt verkündet,
Wo in den Markt die Gaſſe mündet.
Die beiden Freunde bleiben ſtehn,
Sie wollen ſchaun von dieſem Stand.
Der Heiligenküſſer mag nur gehn!
Die Leiter nimmt er in die Hand,
Er zittert, ſchwankend ſind die Schritte,
Leis tappt er nach des Marktes Mitte,
Wo Tag und Nacht das Waſſer quillt,
Mit ſüßem Rauſchen, leiſem Flüſtern,
Wo Sankt Johannis ſtummes Bild
Hoch ob dem Brunnen ragt im Düſtern.

Bei Gott, Johanni Mitternacht,
Das iſt unheimlich ſchlimme Zeit,
Denn aller tolle Spuk erwacht
In Stadt und Land, Berg und Gebreit.
Da ſchlinget ihren Ringelreigen
Im Wieſenthal die Elfenſchaar
Und windet, bindet Paar um Paar
Der Tänze Kränze. Wunderbar
Iſt dieſes Kreiſes Reigen, Steigen
Durch laue Luft, auf Gräberſpitzen,
Die ſeltſamlich im Thaulicht blitzen.
Aus Bodenſpalten, Bäumewurzeln
Beginnt ein Kriechen und ein Hüpfen,
Die knorrigen Kobolde ſchlüpfen,
Man ſieht ſie ſpringen, kugeln, purzeln,
Dieweil ſie ohne Nebelkappen

Frei auf der Erde dürfen tappen.
Auch die Verzauberten gehn um
In dieſer Nacht, unſelig, ſtumm,
Und wer den Muth hat, kann ſie löſen,
Die Königstöchter ſüß zu minnen.
Wer's Glück hat, wird die Braut gewinnen!
In dieſer Nacht wächſt heilſam Kraut,
Draus wird ein ſtarker Saft gebraut,
Der thut Gethier und Menſchen gut.
Es heißt das Kraut: Johannisblut.
Auch längſt verlorne Schätze ſonnen
Sich jetzt im reinen Sternenſchein,
Und im Gebirge liegt ein Bronnen,
Der iſt ſo kühlig, hell und rein;
Wer dieſe Nacht darin ſich badet,
Iſt mit Geſundheit ſtets begnadet.

Die Märchen all, vergeſſen lang,
Ziehn ſchattenhaft ihm durch das Haupt.
Servatius iſt angſt und bang,
Weil ihn die Furcht vor Geiſtern ſchraubt.
Und langſam taumelt er den Weg:
Still iſt es allwärts im Geheg.
Er ſchaut ſich um, kaum iſt es dunkel,
Jetzt ſchläft die Sonn' nicht lange ein,
Man ſieht im Norden ihren Schein
Und matt und bleich das Sterngefunkel.
Kein Lichtlein glänzt, in tiefer Ruh
So dehnen rings ſich Markt und Gaſſen.
Dem Spiel des Brunnens ſchauen zu
Der Häuſer krauſe Giebelmaſſen.
Selbſt aus dem ſchäumigen Waſſerbecken
Hebt ſich kein Nix, um ihn zu necken.
Und auch der Heil'ge ſtill wie immer

Steht da im dämmerhaften Schimmer.
Der junge Stumpf nimmt ſich ein Herz
Und denket: „Ich gewinn beim Scherz!“ —
Er ſetzt die Leiter an entſchloſſen
Und will beſteigen ſchon die Sproſſen.

Da dröhnet einer Stimme Ton:
„Treibt man mit Heil'gen Spott und Hohn?
Unheil'ge wollen Heil'ge küſſen?
Du Taps, das wirſt du büßen müſſen!“ —
Im ſelben Augenblicke zücken
Viel Schläge derb auf ſeinen Rücken.
Säh jetzt der junge Stumpf empor!
Steht nicht der Heil'ge wuthentbrannt
Und ſchwingt den Stock in ſeiner Hand?
Die Augen funkeln wild hervor.
Doch ſinkt der Frevler in die Knie,
Denn aufzublicken wagt er nie.
„Erbarmung!“ ruft Servatius,
„Erbarmung, guter Sankt Johann!
Daß ich auf ſolche Sünde ſann,
Das iſt ja gar nicht mein Beſchluß.
Ich ward verführt durch böſe Buben,
Kreid' es mir nicht im Himmel an,
Ich will auch beten, was ich kann,
In Kirch und Haus, in Feld und Stuben!“
Er ſinkt dahin, die Kraft gebricht,
Es ſchwindelt plötzlich vor dem Blicke,
Ohnmacht umwebt ihn dumpf und dicht. —
Ihr treibt's zu toll, Ihr Galgenſtricke! —
Sieh, Florens ſpringt vom Brunnen jetzt,
Wo ihn der Heilige verdeckte,
Wo laut ſein Ruf den Armen ſchreckte,
Wo er die Schläge ihm verſetzt.

Auch Valentin und Bernhard kommen
In Haſt herbei: Raſch mit dem Quell
Beſpritzen derb ſie den Geſell:
Das kalte Waſſer muß ihm frommen.
Und endlich rühret er die Glieder,
Und endlich hebet er ſich wieder,
Und endlich ſteht er auf den Beinen.
Florens entſpringt. Doch Valentin
Und Bernhard leiten freundlich ihn,
Um ſich den Gäſten zu vereinen,
Die friſch noch in der Krone zechen,
Und die's auch in den Kronen haben.
Hei, wie ſie alle laut zum Sprechen
Auffordern den geſchlagnen Knaben! —
„Er kam und ſah und ſiegte,“ rief
Der Doktor hell, „'s gibt keine Geiſter!“ —
Ein Andrer tobt: „Ihr wickelt ſchief!“ —
Der Dritte: „Rede Hexenmeiſter!“ —
Der Vierte ruft: „Treibt keinen Spott,
Die guten Geiſter loben Gott!“ —
Und ſchließlich mahnen rings die Alten:
„Wollt endlich Ihr die Mäuler halten!“

„Wie, was? Der Heil'ge hat geprügelt?“ —
Da ſind die Zungen all gezügelt.
Welch Staunen rings! Die Einen glauben
Und klopfen reuig an die Bruſt,
Daß ſie getheilt die Teufelsluſt;
Sie fühlen ſchon der Hölle Schrauben.
Die Andern lächeln ſchlau verſchmitzt,
Sie nennen's Wahnwitz, Fabel, Flauſe,
Sie ahnen, wo die Schalkheit ſitzt —
Und endlich gehn ſie all nach Hauſe.

X.

Die Schatzgräber.

Ihr denkt, der Bürgermeiſter Stumpf,
Der ſpiele fürder nicht mehr Trumpf? —
Vorbeigeſchoſſen! — Seht den Mann
Mit Trotz und Würde angethan,
Ans Ziel zu wandern ſtets entſchloſſen,
In allen Plänen unverdroſſen,
Wenn er auf eignem Schiffe ſchifft,
Zumal wenn es ſein Heil betrifft!
Seht, wie er durch die Stube wandelt,
Die Stirne faltet, Augen rollt!
Es iſt gewiß, ſagt, was ihr wollt,
Daß er ein ſchwierig Ding verhandelt!
Die Prachtperrücke trägt der Schopf,
Und wackelnd ſchafft der dicke Kopf.
O, wie er pruſtet, ſchnauft und dreht,
Iſt er ein Bild der Majeſtät!

Er plant, was ſeinem Hauſe frommt.
Freitag iſt heut. Der Abend kommt,
Und heute gilt's den Schatz zu heben!
Schätzchen und Schatz ſoll ſich ergeben

Dem Zwillingsſohn Pankratius.
Es drangt darum der Sache Schluß.
Zwar ging bis jetzt noch Alles ſchief,
Was ſeine Kinder vorgenommen,
Drum fühlt den wicht'gen Tag er tief:
Noch bleibt die Hoffnung unbenommen!
Kein Unfall hemmt den großen Mann!
Schlagt Eins dir fehl, fang Andres an!
Was könnte der Verſuch auch ſchaden?
Zum Ziele geht's auf allen Pfaden!
Der Heil'genküſſer freilich that
Unrecht an Kirche und an Glauben.
Heut gilt's dem Teufel Eins zu rauben,
Und das geſchieht nach frommem Rath.
Der Heil'genküſſer büßte nur,
Durch eines Fiebers leichte Spur,
Dem Teufelstreiber geht's nicht ſchlimmer,
Denn ſchwerlich wirkt der Satan grimmer!
Was kann da eine Ohnmacht gelten!
Solch Schätzchen, ſolcher Schatz ſind ſelten!
Und droht auch Schwefel, Pech und Feuer,
Die Rent' iſt ſchlecht, die Zeit iſt theuer.

Punktum! Gefaßt iſt der Entſchluß!
Er rufet laut: „Pankratius!“ —
Da kommt der Junge. — „Heut iſt Freitag,“
So ſpricht er, „rüſte dich, mein Sohn!“ —
Jedoch der Sohn erzittert ſchon,
Er weiß: der Freitag iſt ſein Leidtag.
Der Alte redet ruhig fort:
„Zum Winzer Martin gehn wir heute,
Der Schatz in ſeinem Garten dort
Und Adelheid ſind deine Beute.
Ich weiß, mein Sohn, du biſt ein Mann,

Der muß und ſoll und will und kann!“ —
Dem Jungen ſträubt ſich ſchier das Haar,
Es ſtarrt ſein glotzend Augenpaar,
Er muß nicht, ſoll nicht, will nicht, kann nicht,
Er fühlt ſogar, er iſt der Mann nicht,
Um ſein viel edles, theures Leben
So leichten Kaufs aufs Spiel zu geben.
Schon fängt er leiſe an zu ſtottern,
Da faßt den Alten grimme Wuth:
Er heult: „Ihr ſeid nicht meine Brut,
Ihr ſeid Gezücht von ſcheuen Ottern.
Ich dulde keinen Widerſpruch,
Ich werde helfen bei dem Werke!
Haſt du nicht, hab ich Muth und Stärke.
Und folgſt du nicht, nimm meinen Fluch!“ —
Er nimmt Pankratius beim Kragen.
Dem ſchlug das Wetter in den Magen,
Er läßt ſich ſtoßen im Gezauſe,
Bis zu des Winzers Martin Hauſe.

Dort iſt ſchon Alles abgekartet,
Man hat die Beiden lang erwartet
Und zeiget auf die Gartenhecke:
Dort brennt ein Lichtlein an der Ecke.
Jetzt kann das große Werk gerathen!
Bereit iſt Schaufel, Hacke, Spaten,
Zwei weiße Mäntel ſind bereit,
Genäht von einem keuſchen Mädchen
Beim Mondenlicht mit Jungfernfädchen
Zur mitternächt'gen Geiſterzeit.
Mit Zauberzeichen angemalt
Liegt auf dem Tiſch ein Paar von Mützen,
Die, wenn der Schatz im Lichte ſtrahlt,
Sie vor dem Gott-ſei-bei-uns ſchützen.

So kleiden Sohn und Vater ſich.
Ein Amulet noch hängt man Beiden
Um Hals und Nacken. Seltſamlich
Stehn ſie, ein Bild, ſich dran zu weiden.
Sie üben noch die Zauberſprüche,
Dem alten Zauberbuch entnommen,
Sie zünden Licht ſich in der Küche,
Dann geht es in die Nacht beklommen,
Nach der geheimnißvollen Stelle
Bei der Laterne halber Helle.

Die Sommernacht iſt dumpf und ſchwül,
Am Himmel treibt ſich ein Gewühl
Von hochgethürmten Wolkenmaſſen,
Nur hier und dort blickt ſcheu verlaſſen
Ein einſam öder Stern hervor,
Es deckt das Land ein Nebelflor,
Und überm Rand der dunkeln Hügel
Da ſchlägt der Blitz die Feuerflügel
Und zuckt mit gelb und rothem Schein
Hinflatternd übern tiefen Rhein.
Ein Wetter iſt's, es ſteht im Weſt
Wie eine ſchwarze Mauer feſt.
Doch bald beginnt es ſeine Bahn,
Man hört ſchon rings die Bäume zittern.
So heben ſtets ſie leiſe an,
Bevor die Stürme wild gewittern.
Schon hört man dicke breite Tropfen
An die erſchöpften Blätter klopfen,
So thun ſie, eh die Wolken brechen
In Hagelſchauern, Wolkenbächen.
Unheimlich iſt des Wetters Lohen,
Wann Erd und Himmel alſo drohen! —

Sie ſtehen an des Gartens Rand,
Jedoch das kleine Licht verſchwand,
Gleich Schwefel ſtreichet ein Geruch —
Sie heben ängſtlich an den Spruch,
Der Hexen bannt. Als ſie geendet,
Ergreifen ſie die Arbeit wacker,
Und zu dem Werkzeug hingewendet
Durchwühlen ſie den trocknen Acker.
Sonſt Alles ſtill! — Horch, welch ein Schall!
Auf etwas Hartes ſtieß das Eiſen,
Der Ton erklinget wie Metall.
Jetzt wird der mächt'ge Schatz ſich weiſen!
Sind's Löwenthaler, die dort raſten,
Goldmünzen aus verſchollnen Tagen?
Iſt es ein geldgefüllter Kaſten?
Gleichviel, der Ton hat angeſchlagen.
Der Alte mit dem Jungen ſchafft,
Und Beiden rinnt der heiße Schweiß,
Es wächſt der Muth, es wächſt die Kraft,
Und Beiden wächſt des Werkes Fleiß,
Ob auch die Wetter näher rücken,
Und Blitz um Blitze heller zücken.

Zum dritten Mal derſelbe Ton! —
Jetzt muß die Löſung raſch gelingen!
Da ziſcht ein Lachen voller Hohn,
Zur Stelle ſehn ſie Einen ſpringen.
Und dieſer Eine! — Ach, welch Bild!
Es iſt ein Anblick furchtbar wild,
Glühroth iſt er von Kopf zu Fuß,
Er ſteht in einem Feuerregen,
Entſetzlich Drohen iſt ſein Gruß,
Mit ſtarrer Hand dem Paar entgegen. —
Ein Augenblick, er iſt erſchienen,

Ein Augenblick, er iſt verſchwunden —
Nur der Schatzgräber bleiche Mienen
Berichten ſeines Daſeins Kunden.
Buntzack'ger gießt der Blitz die Strahlen,
Und mächt'ger brüllt des Donners Rollen,
Antwort erdröhnt aus Berg und Thalen.
Das klinget wie des Himmels Grollen!
Der zornige Sturmwind heult und ſchüttelt,
Indeß er Baum und Strauchwerk rüttelt.
Der Regen flutend kommt geſchoſſen
Und wirft dazwiſchen dicke Schloſſen.
Vor Gottes Zorn und Satans Wuth
Entfliehn die Beiden ſchwankend, bebend,
Die Glieder ſtarr und kalt das Blut,
Kaum Menſchen noch, mehr todt, als lebend! —

Lang währt es, eh ſie zu ſich kommen. —
O Stumpfe, waret Ihr nicht Thoren!
Die Braut iſt nun dem Sohn genommen,
Ingleichen ging der Schatz verloren!
Was half der weißen Mäntel Pracht,
So keuſch genäht um Mitternacht?
Was halfen nun die Hexenmützen,
Die vor dem Teufel ſollten ſchützen?
Zum Teufel! — Regen, Wind und Schloſſen,
Sie haben nicht des Zeugs geachtet,
Vom Sturm zerfetzt, in Flut zerfloſſen,
Iſt, was als Schirmwehr Ihr erdachtet! —
Ihr erſtes Denken ein Gebet,
Ihr zweites ein verwünſchend Fluchen!
Wie raſch des Menſchen Sinn ſich dreht
Im Himmel- und im Höllenſuchen!
Doch als vertobt des Wetters Braus
Und Friede rings im Thale fächelt,

Da gehen Stumpf und Sohn nach Haus. —
Indeß der Winzer ſchalkhaft lächelt.

Eins ſchlägt vom Thurm. Sie ſind am Thor
Vom Bürgermeiſterei-Palaſte,
Zwei Männer ſtehn verhüllt davor:
Unzeitig kommen die zu Gäſte!
Wer iſt's? Sieh da, Herr Wendelin
Der Straßenvogt; an ſeiner Seite
Nachtwächter Ochs! Die Leuchte ſchien,
So kennt man Beide aus der Weite.
Was wollen ſie zu dieſer Stunde?
Nach Mitternacht noch eine Kunde?
Die muß bei Leibe wichtig ſein!
Horch auf, ſie kommen Meldung machen:
„Herr Stumpf, wir bringen ſaubre Sachen!“
So reden ſie ſchon im Verein. —
„Nur Einer ſpreche!“ ruft er ihnen, —
Sie aber eilen, ihm zu dienen.
„Nach zwölf,“ ſo gibt der Ochs Bericht,
„Als es ſo toll geſtürmt, geregnet,
Iſt mir was Seltſames begegnet.
Ich ſah im hellen Blitzelicht
Dort an des Winzers Martin Mauer
'Nen rothen Kerl vom Berge kommen,
Den für den Teufel ich genommen,
Wär ich nicht klüger und nicht ſchlauer.
Er merkte mich, da ging's ans Fliehn.
Er hatte auch noch Spießgeſellen,
Den Bernhard und den Valentin
Sah ich ſich raſch ihm zugeſellen.
Sie liefen fort. Jedoch ein Blitz
Spielt' ihnen einen ſchlechten Witz.
Die Flammen zeigten deutlich klar,

Daß Florens dieſer Rothe war.
Im Fall, Herr Stumpf, daß Ihr nun hört,
Wie man die Ruh der Nacht geſtört
Und Unfug in die Stadt gebracht,
Kennt Ihr die Leute. Gute Nacht!“ —

Nachtwächter, ſo wie Stadtſergeant,
Sie legen an den Hut die Hand
Und ziehen weiter. Doch Herr Stumpf,
Verſinkt, als ſank er in den Sumpf
Es geht ihm plötzlich auf ein Licht,
Doch iſt's kein ſüßes Licht der Sterne,
Ein Licht wie eine Stalllaterne,
Das garſtig, ſchmutzig, dumpf ſich bricht,
Wie durch ein ſtaubgeſchwärztes Fenſter. —
„Das alſo waren die Geſpenſter?
Schafsköpfe Ihr, nichtsnutz'ge Rangen,
Ins Bockshorn hat man Euch gejagt.“ —
Er wüthet. — Doch Pankratius ſagt:
„Auch Ihr ſeid in das Netz gegangen.“ —
Ja, Sünder ſind ſie allzumal. —
Noch nie litt Stumpf an ſolcher Qual!

Pankratius, bald wieder ledern
Wie immer, ſtürzt ſich in die Federn
Und ſpricht geſundem Schlummer zu.
Doch kann der dicke Bürgermeiſter,
Seit er geſehn ins Reich der Geiſter,
So raſch nicht finden Raſt und Ruh.
Zorn, Unmuth, Haß, Verdruß und Rache
Durchwühlen ihn in hoher Flut;
Aus der Perrücke gelbem Dache
Brennt roth ſein Kopf mit Purpurglut:
Die Pläne mit den Söhnen eitel,

Und er beſchimpft von Fuß zu Scheitel.
Und das von einem Bruder Putzig,
Der wirr die Welt durchſtreicht nichtsnutzig! —
Dem Florens gilt's das Fell zu gerben
Und ihn mit Haut und Haar verderben!
Fort, fort! Den Geiger, Rattenfänger,
Stierbändiger, Spukgeiſt, Sankt Johann,
Und Satan duldet er nicht länger! —
Lang ſinnt Herr Stumpf auf Acht und Bann!
Nur fehlt der Vorwand. Endlich ſchlägt
Er weiſe das Geſetzbuch auf,
Studirt und blättert, forſcht und wägt. —
Er hat's. — „Das Recht geh' ſeinen Lauf!“ —
So ſpricht er, ſtreckt ins Bett ſich nieder
Und ruht die müd zerſchlagnen Glieder.

Am andern Morgen trommelt Moll,
Quint ſpielt die Pfeife. Wendelin
Zieht von dem Rathhaus würdevoll
Mit ihnen aus. Und wie ſie ziehn,
Umgeben ſie die Gaſſenbuben,
Die oft ein laut Geſchrei erhuben.
Es geht bergan, es geht hinein
Zum Hexenthurm. Des Vogtes Naſe
Glüht mehr noch wie von rothem Schein,
Sie gleichet ſchier dem blauen Glaſe.
Er nimmt heraus ein breit Papier
Und lieſt, zu Florens hingewendet,
Daß ihn der Bürgermeiſter ſendet,
Zu reinigen das Stadtrevier:
„Vermummtes Volk iſt auszuweiſen!“
Ja, Florens iſt vermummt geweſen.
Die Schrift des Amtes muß er leſen
Und zeichnen und dann weiter reiſen. —

„Ei,“ ruft der Geiger, „das iſt prächtig,
Grad dacht' ich an das Wandern mächtig,
Auf, ſagt Herrn Stumpf, ich ſei gegangen,
Um Hunsrück-Ratten einzufangen,
Ich ſucht' auch ſeine tauſend Morgen,
Wenn ſie nicht liegen zu verborgen.“ —
Dann nickt der Fant im raſchen Gehn
Frau Hilden zu: „Auf Wiederſehn!“
Zum Rathhaus kehrt die Stadtbemannung,
Der Rattenfänger zieht zum Thore,
Weilt lang noch bei der blonden Lore,
Und ſingt dann froh in die Verbannung.

XI.

Der ſchwarze Flor, der wilde Renz.

Wo iſt er, der einſt in Sankt Goar
Der Stifter jeder Freude war?
Der Rattenfänger ſonder Gleichen,
Der Führer bei viel tollen Streichen,
Zu Spiel und Tänzen ſtets bereit,
Der Ausbund aller Luſtigkeit?
Wo ſchweift der Wilde jetzt hinaus,
Der immer ging auf Abenteuer? —
Man ſpricht von ihm beim frohen Schmaus
Und an des Heerdes ſtillem Feuer.
Fragt nur einmal die blonde Lore,
Dann glüht das Angeſicht im Flore
Der ſüßen Scham. Sie weiß es nicht?
Und glaubt ihr nicht dem ſüßen Wicht?
Sie hat zum Plaudern nicht die Zeit
Mit Menſchen! Doch den Spielgenoſſen,
Den Vögeln, ſchwatzt ſie lang und breit,
Wie ſelig ihr die Stunden floſſen!
Und wenn es ſingt und wenn es klingt
Um ſie im leichten Vogelheere,

Kommt's, daß auch ſie ein Lied erſchwingt:
„Wenn ich ein kleines Vöglein wäre!“
Sie flieht die Leute. Nur zuweilen
Sieht man zum alten Thurm ſie eilen,
Daß ſie im Raume Ordnung ſchafft.
Auch ſorgt ſie für Frau Hildens Kraft,
Geht Trank und Speiſe mit ihr theilen.
Dann lachet ſchalkhaft hell die Miene,
Sieht ſie des Kronenwirths Juſtine
Und Valentin. Ihr iſt's nicht leid,
Schaut Bernhard ſie und Adelheid.
Ja, Bernhard weiß, wo Florens iſt:
Im Soonwald wohnt der Fant zur Friſt,
Und jagt das Wild auf grüner Steige
Und ſpielt die liebe, ſüße Geige.

Sonſt gibt es Neues nichts im Ort. —
Ja doch! — Schier hätt' ich was vergeſſen.
Brautpaare feirten unterdeſſen
Erfreuliche Verlobung dort.
Der Kronenwirth hat ſeine Maid
Dem Schiffer Valentin gegeben,
Der Winzer gab die Adelheid
Dem Förſter. Hei, das war ein Leben!
Es geht von Alten wie von Jungen
Ein großes Preiſen durch die Stadt.
Sie nennen all das Werk gelungen
Und ſchwören, daß es Dauer hat.
Doch ob man ringsum rühmt und lobt,
Herr Stumpf, der Bürgermeiſter, tobt,
Daß er vergeblich all den Brei
So ſüß geſchmiert ums Maul der Väter!
Er nennt ſie Frevler und Verräther
Zu Haus mit mächtigem Geſchrei,

Doch leiſe rings auf Markt und Gaſſen.
Im Wirthshaus hat er's ganz gelaſſen.
Die Tochter und das Zwillingspaar
Sie leiden arg von ſeinen Launen,
Stets ſchlimmer wird er, als er war,
Sie ſtaunen nur, um mehr zu ſtaunen.
Wie er ſie kreuzigt, martert, ſteinigt!
Bei Gott, ſie ſind genug gepeinigt!
Seht, wie ſie aus einander fegen,
Begegnen ſie ihm auf den Wegen!

Doch Sonnenſchein und Regenſchauer
Sind nimmermehr von ew'ger Dauer.
Auf einmal kommen neue Kunden,
Das wirrt und ſchwirrt hinein, hinaus.
Der Friede iſt der Stadt geſchwunden,
Er kehrt dem Bürgermeiſtershaus.
Was gibts, daß Fraun und Mädchen all
Zum Kaffee ſtets zuſammenrennen,
Daß rings in Werkſtatt, Scheune, Stall
Die Männer auf das Wirthshaus brennen?
Was iſt's, daß ſie im Dunkeln ſich
Unheimlich umſehn an den Ecken,
Das Haus verriegeln emſiglich,
Vorſichtig Geld und Gut verſtecken?
Warum ſchimpft Stumpf nicht mehr die Sproſſen,
Die alle drei aufathmen frei?
Warum ſitzt er wie angeſchloſſen
Stets auf der Bürgermeiſterei?
Das thut, es kamen ſchlimme Zeiten,
Die Müh und Sorgen ihm bereiten.

Hoch auf dem Hunsrück, ſo berichten
Sie rings, gibt's traurige Geſchichten.

Ein wilder Rauber hauſet dort,
Zwar übt er Todtſchlag nicht und Mord,
Doch ſtiehlt er klüger noch als Fuchs
Und Elſter, die gewandten Diebe,
Stark wie der Wolf, raſch wie der Luchs,
Schlägt all und nirgendwo er Hiebe.
Er ſtiehlt die Eier aus dem Neſt,
Nicht merkt's ein brütend Vögelein,
Und legt ſie wieder recht und feſt,
Das Vöglein bleibet hocken fein.
Dem Mann, der lachend ſitzt beim Schmaus,
Zieht Hoſen er und Stiefel aus,
Ganz unbemerkt. So wie man ſpricht,
Gebricht es ihm am Herzen nicht.
Nur Reichen fällt er in die Buden,
Er mauſet nur bei geiz'gen Juden,
Er ſtiehlt das Schaf, das Schwein, den Bock,
Er ſtiehlt das Beinkleid und den Rock,
Oft nur zum Scherz. Kann er's dann geben
Dem armen Mann, das iſt ſein Leben,
Da er den Uebermuth verſchwor.
Der Räuber heißt: der ſchwarze Flor;
Von andern Leuten, die ihn kennen,
Hört man den wilden Renz ihn nennen.

Was man von ihm nicht Alles weiß!
Hier iſt's zur Schande, dort zum Preis!
Zu Bacharach ſaß er jüngſt beim Wein,
Zu Nacht kam Jung und Alt herein,
Die Stub iſt voll, und alle Reden
Die drehen ſich in langen Fäden
Zum ſchwarzen Flor. Der Eine ſagt:
„Er trägt ein grünes Jägerkleid.“
Der Andre ſpricht: „Als Spielmann wagt

Er ſich in Stadt und Dörfer weit.“
Der Dritte kennt als Fuhrmann ihn,
Der Vierte nur als Schiffermann,
Der Fünft': „Er hat 'nen Kittel an,“
Der Sechste ſah als Herrn ihn ziehn.
Der Siebente ſchaut' beim Markt ihn handeln.
Leibhaftig ſahn ſie all ihn wandeln.
Flor ruft: „Ihr kennt ihn alle nicht!
Ich bin's!“ Raſch blaſt er aus das Licht.
Er gleitet ſtill entlang den Tiſchen,
Um durch die Thüre zu entwiſchen.

Kurz drauf trank er zu Oberweſel,
Es ſaß bei ihm ein Dutzend Eſel,
Die all den wilden Renz beſprachen
Und ſich die Köpfe ſtark zerbrachen.
Der Müller von dem Morgenbach,
Der kommt zuletzt herangeritten,
Bringt ſeinen Gaul zu Dach und Fach
Und tritt zur Stub mit ſtolzen Schritten,
Und wie er von dem Räuber hört,
Der rings das ganze Land verſtört,
Spricht er: „Den Kerl möcht' ich wohl ſehen.
Doch Einer mahnt ihn gleich zur Hand:
„Malt nicht den Teufel an die Wand,
Der Schwarze ſoll nicht Spaß verſtehen!“
„Bah,“ bläſt der Müller auf die Backen,
„Mich ſoll der wilde Renz nicht packen!
Ich reite ſtets die Landſtraß hin,
Und kommt er unterm blauen Himmel
Mir an, ich bin doch, der ich bin,
Und ſitz auf meinem guten Schimmel.“ —
Aufſtand der Renz, bezahlt den Schoppen
Und denkt: Den Müller werd' ich foppen!

Er folget ſtill der Straße Spur.
Da kommt heran die Bettelfuhr.
Drauf ſitzt ein lahmer Reichsſoldat,
Den Renz um ſeine Krücke bat,
Weil er den linken Fuß vertreten,
Er möchte ſchrein bei jedem Tritte.
Sechs Batzen fügt er zu der Bitte.
Iſt Geld dabei, dann hilft das Beten.
Gleich drauf, da kommen angetrunken
Des Wegs zwei richtige Halunken,
Und ſingen durch das Buſchrevier:
„Ein freies Leben führen wir!“
Als ſie vorbei, da hängt die Krücke
Der Renz an einen hohen Aſt
Und ſetzt ſich an die Straßenbrücke,
Indeß er ruhig lauernd paßt.
Da reitet Einer. Iſt das nicht
Der Müller? Stolz iſt ſein Geſicht,
Als wollt' er rings die Bäume fragen:
„Wer kann Bewundrung mir verſagen?
Denn bin ich nicht der reiche Müller,
Der ſchöne Müller, witzige Müller?“
Er wiegt im Sattel ſich beweglich.
Da jammert Renz und bittet kläglich:
„Barmherzigkeit für einen Lahmen!
Ihr ſaht gewiß die Vagabunden,
Die mein Almoſengeld mir nahmen!
Es waren hagelvolle Kunden.
Sie raubten mir den Krückenſtab
Und ſchleuderten ihn ins Geäſt.
Dort hängt er überm Stege feſt.
Zwickt mit der Peitſche ihn herab!“ —
Der Müller ſprach: „Ich ſah die Beiden,
Wo ſich thalab die Wege ſcheiden,

Sie ſangen durch das Buſchrevier:
Ein freies Leben führen wir!“ —
Der Müller glaubt dem ſeinen Rangen,
Doch um zum Baume zu gelangen,
An den der Dieb die alte Krücke
Ins knorrige Gezweige hing,
Muß er entlang die kleine Brücke,
Die durch den Straßengraben ging.
Das aber thut ſich nicht zu Roß,
Wie weiſ' der ſchlaue Reiter ſchloß,
Drum ſteigt er ab, gibt Renz den Zügel,
Geht an den Baum und zerrt und ſchlägt.
Raſch ſchwingt der Schalk ſich in den Bügel
Und braucht die Ferſ'. Der Schimmel trägt
Ihn trabend fort, indeß er ſchreit:
„Das Wandern dien' Euch nicht zum Leid!
Kommt Ihr nach Haus auf Euren Füßen,
Mögt Ihr die Frau vom Renz begrüßen!“ —
Er ritt zur Mühle ungeſtört,
Die Räder klappern laut ins Thal,
Daß Keiner Roß und Reiter hört.
Es war im letzten Abendſtrahl.
Er bindet raſch den Gaul ans Thor
Und klimmt den Felſenſteig empor.
So hat der Renz ein mild Gemüthe
Und lohnt des Müllers Herzensgüte.
Der keucht heran und ſieht den Schimmel
An ſeiner Thür und dankt dem Himmel.

So iſt ein Dienſt des andern werth!
Doch braucht der ſchwarze Flor ein Pferd,
So leiht er's bei der Obrigkeit.
Er thut es offen, treu und ehrlich,
Wie es geſchehn vor kurzer Zeit.

Als ihm das Gehen zu beſchwerlich.
Er ließ ſich an der Moſel fangen,
Man gab ihn einem Landſoldat,
Um mit dem Dieb zur guten Stadt,
Die Kochem heißet, zu gelangen.
Der ſchwarze Flor denkt unterm Wandern
Die Zeit mit Mauſen zu vertreiben,
Er ſucht die Taſchen durch dem Andern
Und findet drin das werthe Schreiben,
Das in das Zuchthaus ihn verweiſt.
Er nimmt den Brief und iſt entſprungen,
Und da er immer hurtig reiſt,
So iſt es richtig ihm gelungen,
Vor dem Soldaten anzukommen.
Zum Schultheiß wird der Weg genommen:
Er ruft: „Herr Schulz, ich hab ein Pech,
Ich bin ein Dieb, ſoll ins Gefängniß,
Doch kam der Landſoldat mir weg,
Der mich behütet. Welch Bedrängniß!“
Und raſch reicht er das Schreiben her,
Der Schultheiß lieſt es kreuz und quer —
Zu Kochem ſind gar kluge Leute,
Man wußt' es ſonſt, man weiß es heute —
Laut zürnt der Mann: „Der böſe Feind
Verwirrt Euch! Ihr ſeid der Soldat,
Der Dieb entſprang! 'Ne ſchöne That!“
Flor ruft: „Mir recht, wenn Ihr es meint!
Dann gebet mir geſchwind ein Pferd,
Ich komm dem Flüchtling auf die Sohlen
Und bring Euch, wenn Ihr ſein begehrt,
Den Schlimmen, der ſich weggeſtohlen!“ —
Der Schultheiß ſcheut kurtrierſche Naſen
Und ſattelt ſeinen Rappen ſchnell,
Doch Flor, der luſtige Geſell,

Iſt mit dem Pferd wie weggeblaſen.
Es dauert eine kurze Weile,
Dann kommt der Landſoldat in Eile
Beim Schultheiß an und ſpricht mit Schnaufen:
„Der ſchwarze Flor iſt mir entlaufen.“

Man ſagt, es hab' auch Kameraden
Der wilde Renz auf allen Pfaden.
Die ſtahlen jüngſt dem Bauer ein Schwein,
Und als ſie heimlich es geſchlachtet,
Da kochten, brieten ſie es ein:
„Ein Gauch, der ſolch ein Fleiſch verachtet.“
Das hört der Renz und thut 'nen Fluch,
Denn Keiner ſprach ihm von dem Fange.
Er rüſtet ſich mit einer Stange
Und folgt dem lockenden Geruch;
Er klimmt aufs Dach vom alten Haus,
Zum Schornſtein luget er hinein
Und ſieht, beim rothen Feuerſchein
Bereiten ſie den leckern Schmaus.
Im Keſſel brodeln Würſt' und Rippen,
Er ſchnalzt mit Zunge und mit Lippen:
„Ich will verderben Euch den Witz!“
Er nimmt den Stecken, oben ſpitz
Und zielt hinab, hold iſt das Glück,
Holt aus dem Keſſel Stück für Stück.
Die Diebe wollen jetzt beginnen! —
Hei, das iſt Hexerei und mehr:
Der ganze große Topf iſt leer!
Die Hungrigen ſind faſt von Sinnen.
Da tritt der Flor mit ſeinem Fange,
So Wurſt wie Fleiſch, an langer Stange
Lautlachend in die Thür hinein.
Bald wird geſpendet Mahl und Wein.

Bei gutem Schmaus und ſtarken Tränken
Gibt's Luſt die Nacht auf allen Bänken.

Die Stücklein all mit vielen andern
Hört man von Mund zu Munde wandern.
Sie bringen Ernſt nach Sankt Goar,
Wo ſonſt des Spaßes Heimat war.
Drum wacht man ſtreng ob Hof und Haus,
Diebsüberfälle zu vermeiden,
Denn gar nicht weit iſt es hinaus,
Wo Flor und ſeine Bande weiden.
Der Bürgermeiſter ſinnt und denkt
Unmüde auf das Wohl der Stadt,
Die, wenn der Flor Beſuch ihr ſchenkt,
Unzweifelhaft zu leiden hat.
Die Stadtſoldaten Moll und Quint,
Sie müſſen Pfeif und Trommel üben,
Daß ſchier ſie aus dem Häuschen ſind
Und wie ob Kriegszeit ſich betrüben.
Der Straßenvogt, Herr Wendelin,
Nachtwächter Ochs und gute Bürger
Sieht man zur Waffenübung ziehn,
Ein Bollwerk gegen Flor, den Würger;
Für ſeine Herde ſucht vom Morgen
Zum Abend hin Herr Stumpf zu ſorgen.

Es war im Herbſt ein trüber Tag.
Im Rathhausſaale vor ihm lag
Ein Haufen Schriftwerk. — Horch auf, Tritte!
Zwei abgeſandte Juden kommen,
Sie neigen, beugen ſich beklommen
Und haben eine große Bitte. —
Was iſt's? — Die nächſten Tage bringen
Den großen Ochſenmarkt zu Bingen,

Und die Hebräer möchten gern
Mit der Erlaubniß ihres Herrn
Ihr ſchönes Vieh zur Stelle führen,
Da ſie ſich viel Gewinn verſprechen.
Es gilt darum, Herrn Stumpf zu rühren
Und, wenn es noth thut, zu beſtechen,
Daß er bei all dem Räuberweſen,
So ringsum herrſchet weit und breit,
Ein ſcharf bewaffnetes Geleit
Zu ihrem Schutze mög erleſen.
Am liebſten fällt ja in die Buden
Der Dieb den arggeplagten Juden.
O Gott, die Zeit der Noth iſt ſchrecklich! —
Stumpf ſpricht: „Die Sache läßt ſich hören!“
Doch heiſcht er Koſten, ſo erklecklich,
Daß ſich die Juden ſchier empören.
Mehr Jude war zu dieſer Friſt
Noch als die Juden ſelbſt der Chriſt!
Goldſtücke zwanzig ſei der Preis! —
So viel nimmt kaum der Flor, Gott weiß! —
Stumpf hält ſich ſteif: „Nicht mehr, nicht minder!“
Es ſagen: „Ja!“ die Jakobskinder.
Nach langem Hin- und Wiederſtreiten
Will ſie der Stadtherr ſelbſt begleiten
Nebſt ſeinen ſtarken Stadtſoldaten,
So ſind ſie der Gefahr entrathen!

Und als der Tag des Marktes kommt,
Da ſieht man, was Begleitung frommt!
Der Bürgermeiſter ſitzt im Wagen,
Beſtimmt, nach Bingen ihn zu tragen.
Ochs, Moll und Quint und Wendelin
Sieht man anbei zu Fuße ziehn.
Die Juden mit dem andern Vieh

Begleiten auf der Straße ſie.
Sie kommen richtig unbetaſtet,
Nachdem ſie hier und dort geraſtet,
An Ort und Stelle. Seinen Lauf
Nimmt dann der Markt bis in die Nacht,
Und ganz erſprießlich geht der Kauf;
Es wird ein gut Geſchäft gemacht.
Voll Gold und Silber ſind die Taſchen
Der Juden, und die feinſten Flaſchen
Trinkt Stumpf mit ſeinen Stadtſoldaten,
Es dampft dazu der beſte Braten.
Zur Heimkehr iſt es endlich Zeit,
Der Braune ſchnaufet vor dem Wagen,
Die Juden alle ſind bereit,
Nur das Geleit fröhnt noch dem Magen,
Da von den Tiſchen aufzuſtehn
Sie die Nothwendigkeit nicht ſehn.

Doch endlich naht der Sitzung Schluß,
Stumpf hebt ſich lächelnd voller Gnaden
Und hat nach reiflichem Beſchluß
Die reichſten Juden eingeladen
In ſeinen alten Wagenkaſten.
Geſchmeichelt folgen ſie der Gunſt,
Und jetzt beginnt des Kutſchers Kunſt.
Es handelt ſich um ſchwere Laſten.
Der Braune zieht hinaus den Pfad,
Doch wehe, die Kaleſche kracht —
Sie ſinkt — zerbrochen iſt ein Rad,
Und auf das Pflaſter ſtürzt mit Macht
Ein Menſchenknäuel. Es entluden
Zwei Chriſten ſich und ſieben Juden!
Stumpf, Kutſcher und der Handelsbund
Wirrt ſich am Boden kunterbunt.

Seht, wie das Püff und Knüffe ſetzt!
Und wie ſie ſich entknäueln jetzt,
Gottlob iſt Keiner ſchwer verletzt. —
Was iſt zu thun? — Es ſchrein nach Haus
Der Händler arg erſchreckte Maſſen!
Und bleibt der Bürgermeiſter aus,
Steht Sankt Goar, die Stadt, verlaſſen! —
Jetzt ein Entſchluß! — Er ward gefaßt:
Sie laſſen Pferd und Wagen dort,
Und gehn zu Fuße ſonder Raſt
Nach dem erſehnten Heimatort.

So ſetzt nach weiſer Ueberlegung
Der Zug ſich endlich in Bewegung.
Am Himmel glänzt der Mondenſchein,
Zur Seite fließt der tiefe Rhein,
Und das Geſpräch rauſcht wie ein Bronnen:
Was ſie verloren und gewonnen.
Dann wird es ſtiller, denn es werden
Vom Gehn die Menſchen müd auf Erden.
Dem Einen thun die Glieder weh,
Der Andre ſpürt die dicke Zeh
Im harten Stiefel, und der Dritte
Ging ſich ſchon wund und ſchont die Schritte.
Hier dieſe blaſen, jene ſchnaufen
Und Stumpf, er ſchnauft zumeiſt im Haufen.
Er hat das Gehen ſtets geſpart
Und fluchet ob der Abendfahrt,
Zumal das Haupt, das ſchwer zur Friſt,
Zu ſchwer für ſeine Beine iſt.
Auch merkt man, daß Ochs, Moll und Quint
Wie Wendel Stadtſoldaten ſind
Und auf des Landes langen Stegen
Sich nicht mit viel Geſchick bewegen.

Jetzt kommt der Straße engſte Stelle,
Tief unten brauſt des Waſſers Welle,
Hoch oben raget Felsgeſtein.
Das iſt ein ſchlimmer Platz am Rhein,
Dem Schiffer dort, vom Schiff getragen,
Und hier dem Fuhemann mit dem Wagen.
Da dröhnt ein fürchterliches: „Halt!“
Und um die nächſte Straßenecke,
Die ihr gedienet zum Verſtecke,
Springt eine flüchtige Geſtalt.
Der Kerl iſt grad nicht groß und ſtark,
Doch ſeine Stimme dringt ins Mark,
Auch trägt er eine Doppelflinte,
Die er zum ſichern Schuſſe hebt:
Wer jetzt ſich wehrt, hat ausgelebt!
Da ſaß der Haufen in der Dinte! —
Der Räuber herrſcht: „Anjetzt in Ruh
Zieht aus die Stiefel und die Schuh!“ —
Hei, ging das an ein Fußentkleiden!
Stumpf, Juden und die Stadtſoldaten,
Sie alle ſchufen ſchnelle Thaten.
Der Räuber ſchien ſich dran zu weiden.
Er läßt das Schuhwerk hoch in Haufen
Breit aufgethürmt zuſammenſtellen
Von dieſen ängſt'gen Marktgeſellen,
Die zitternd durch einander laufen.
Jetzt endlich iſt der Miſchmaſch fertig!
Er ruft: „Nun ſeid des Winks gewärtig!
Ich geb Euch Allen fünf Minuten!
In dieſer Zeit zieh jeder Mann
Sein Zeug am rechten Fuße an!
Den nicht Beſtiefelt' und Beſchuhten
Jag' ich die Kugel durch die Köpfe. —
Jetzt eilet Euch, Ihr dummen Tröpfe!“

Das gab ein Durcheinander-Irren,
Ein Lärmen, Schwärmen, Wirren, Schwirren,
Ein Holtern, Poltern, Sauſen, Brauſen,
Ein Knurren, Schnurren ohne Ende.
Sie wollen All ihr Fußwerk mauſen —
Wo ſind die Köpfe, Beine, Hände?
Wie hängt das mit dem Leib zuſammen?
Wie's in die Lüfte ſtößt und flügelt!
Wie ſich's am Boden hebt und hügelt!
Jud, Chriſt weiß nicht, woher ſie ſtammen.
Es iſt ein Menſchenrattenkönig,
Es zuckt und quieket hunderttönig.
Es werden ſchier zur Viertelſtunde
Die fünf Minuten. Laut vor Luſt
Lacht auf der Schütz aus voller Bruſt,
Er hetzt und ſchilt mit kühnem Munde.
O, wie die Schau am Zwerchfell prickelt!
Doch endlich iſt der Knäul entwickelt.
Man ſieht an eines Mannes Beinen
Hier Schuh, und Stiefel dort erſcheinen,
Hier hoch und derb, dort ſchwach und nieder.
Und ſchlotternd beben alle Glieder,
Wo Eines nicht zum Andern paßt.
Kurz war die Zeit und groß die Haſt.
Es mag geſchehn! — Der Schütz ruft laut:
„Jetzt könnt Ihr gehn, Ihr ſaubres Kraut!
Grüßt mir daheim den Meiſter Stumpf
Vom wilden Renz, vom ſchwarzen Flor!
Sagt ihm, ich ſpiel ihm nächſtens Trumpf!“ —
Und raſch klimmt er den Fels empor.

Die Juden greifen all zum Sack;
Silber und Gold blieb unverſehrt.
Ei, Schätze hat er nicht begehrt,

Der Räuber iſt nicht ganz vom Pack!
Der Bürgermeiſter bebt am längſten:
Die Drohung macht ihm tauſend Aengſten,
Zumal Ochs, Wendel, Moll und Quint
Der ungetheilten Meinung ſind,
„Florens, der Rattenfänger, ſei
Der Stifter dieſer Räuberei.“

XII.

In die Welt!

Der Florens ſitzt am Förſterhaus,
Wo Bernhard wohnt, und geigt hinaus
Weit in die grüne Waldeswelt,
Die um ihn baut ihr prächtig Zelt,
Und wer den ſüßen Klängen lauſcht,
Merkt drin des Forſtes herrlich Leben.
Horch, wie die Eich' und Buche rauſcht,
Die ihr Geäſt zum Himmel heben!
Es liegt ein duftig blauer Schein
Auf blanken Stämmen, rauhen Rinden,
Um die im Schlangenlaufe fein
Sich liebend Epheuranken winden.
Und rings im Grund, wohin man ſchaut,
Da ſteht manch würzig ſtarkes Kraut.
Der Bach, der luſtige Geſelle,
Stürzt raſch hindurch mit klarer Welle.
Es iſt ſchon Herbſt, ſonſt hörte man
Auch Nachtigall und Droſſel ſingen,
Die Taube flöge girrend an,
Und Finkenlieder würden klingen.
Jetzt tönet nur des Falken Schrei,
Des Hähers ſcheckige Plauderei,

So wie des Spechtes klopfend Hämmern
Aus grüner Zweige fernem Dämmern.
Und all dies Leben klinget wieder
Durch Florens helle Geigenlieder.

Da kommt ein Mädchen. Friſch im Gang
Zieht ſie den Waldesweg entlang,
Es folgt ihr eine Vogelſchaar,
Die nicht im Forſt zu Hauſe war,
Es iſt Geflügel, das im Thal
Bei Stadt und Dorf anſiedelnd niſtet
Und ſich mit andrer Koſt zum Mahl,
Als hier ſich beut, das Leben friſtet.
Sie folgen ohne Ruh und Raſt,
Bald vor ihr hüpfend auf dem Boden,
Bald ſchwingend ſich von Aſt zu Aſt,
Bald flatternd auf des Strauchwerks Loden.
Bald ſenken ſie auf Haupt und Glieder
Der blonden Maid ſich rauſchend nieder,
Verſuchend alte liebe Lieder.
Doch hemmt die Maid nicht ihre Haſt. —
Ihr kennt des Soonwalds neuſten Gaſt —
Die ſüße Lore iſt's! — Sie ſteht
Und horcht dem Spiel, das lieblich weht. —
Ja, ſie vernahm's ſchon lang und weit
Erklingend durch die Einſamkeit.
Dann ſchleicht ſie näher, ungeſchaut,
Der Geiger dreht ihr grad den Rücken,
Sie ſchlägt ihm auf die Schulter traut,
Er ſieht ſie! — Staunendes Entzücken!

„Du Lore hier?“ — „Ich Florens hier!“
So ſpricht ſie, „doch ich bringe dir

Heut eine böſe Trauerkunde,
Frau Hilden ſchlug die letzte Stunde.
Ich fand im Thurm ſie geſtern todt.
Gott löſte ſie aus aller Noth." —
Und eine große Thräne quillt
Aus Florens Auge. — Sanft und mild
Beginnet er: „Ich klage nicht,
Sie lebte übers Maß der Jahre.
Wenn ſo die Frucht vom Baume bricht,
Dann tobt der Schmerz nicht um die Bahre.
Sie gab dem Leben ihren Zoll,
Zu Staub wird, was dem Staub entquoll.
Sie that an mir die Mutterpflicht,
Zum Leben ſchulte ſie den Knaben,
Drum hielt mich's in der Fremde nicht,
Ich kam zum Rhein, ſie zu begraben.
Iſt dieſe letzte Pflicht gethan,
Dann folg' ich meines Sternes Bahn!" —
Das Mädchen fragt: „Was haſt du vor?"
Der Burſche ſpricht: „Wir gehn zur Stadt!" —
Das Mädchen meint: „Sei doch kein Thor!
Ein Mann, der ſolche Feinde hat,
Darf ſich daheim nicht ſehen laſſen,
Sie werden in der Stadt dich faſſen,
Da ſie dich für den Räuber halten,
Der hier im Soonwald ſoll gewalten!" —
Doch Florens lächelt: „Ei, bei Leibe,
Sie glauben wirklich die Geſchichten,
Die wir zu unſerm Zeitvertreibe,
Bernhard und ich, verſucht zu dichten?" —
„Sie glauben ſie," ſpricht Lore ernſt,
„Drum bleib im ſtillen Aufenthalt,
Daß du den Thurm nicht kennen lernſt
Und Stumpf's, des Wüthenden, Gewalt!" —

Doch Florens ruft: „Und wär's der Tod,
Der mir von dieſem Narren droht,
Ins Grab der Urahn will ich ſenden
Die letzte Scholl' aus dieſen Händen.“

Die Lore ſchmeichelt ſanft und gut,
Dann peinigt ſie den Freund aufs Blut,
Im Wald ſich fürder zu verſtecken,
Doch hilft kein Mahnen und kein Schrecken.
Florens beharrt bei dem Entſchluß,
Sein letzter Grund iſt ſtets: „Ich muß!“ —
So ſcheiden ſie vom trauten Ort
Und wandern nach dem Rheine fort.
Wie raſch entflieht im Gehn die Zeit!
Der Burſch erzählt dabei der Maid
Von ſich, von Eltern und von Ahnen.
Sie waren all Frau Hildens Sproſſen
Und ſind auf irren, wirren Bahnen
Durch Welt und Leben hingeſchoſſen.
Sie hatten alle heißes Blut
Und Kühnheit, Kraft und Uebermuth.
Nie lang gefeſſelt an die Schollen,
Sah man ſie ſtets den übervollen
Hochſchäumenden Kelch des Daſeins ſchlürfen,
Voll Plänen, Hoffnungen, Entwürfen.
Sie geigten, tanzten, ſpielten, lachten
Von Land zu Land, von Strand zu Strand,
Daß ſie ſich ſelber Freude machten
Und Luſt der Menge, die's verſtand.
Und wie ſie lebten, ſtarben ſie,
Sie ſind noch alle lebenstrunken
Ins kalte tiefe Grab geſunken —
Sie lebten, ſtarben — Poeſie. —

Und dann erzählt er ihr vom Land,
Wo ſeines Stammes Wiege ſtand.
Fern über ſtolzen Bergkoloſſen,
Den Alpen, ſtarr von Eis und Schnee,
Liegt es im Schooß der blauen See,
Von ew'gem Sonnenſchein umfloſſen.
Dort iſt es nimmer trüb und kalt,
Dort hat der Nebel nicht Gewalt,
Dort iſt der Wein ſo glühend heiß,
Dort wirbelt heiß der Tanz im Kreis,
Heiß die Muſik und heiß die Lieder,
Und heiß das Blut und heiß die Glieder,
Und heiß der Geiſt, heiß ſelbſt zum Morden,
Wenn heiß die Leidenſchaft geworden.
Wo heiße Gluten ſich erheben
Aus ſtarrer Feuerberge Bruſt,
Heiß iſt Italia's Flammenleben
Wie Feuerliebe, Glutenluſt! —
„Das Land, o Lore, mußt du ſehn!
Du ſollſt mit mir nach Wälſchland gehn!“ —
Sprachlos ſtaunt ihn das Mädchen an,
Heiß ſieht ſie ſeine Augen funkeln —
Elektriſch blitzen ſie im Dunkeln —
So führt zum Städtchen ſie die Bahn.

Man ſenkte andern Tags ins Grab
Die hundertjährige Frau hinab.
Ihr ging's wie weiland Hyacinth:
Die Armen gräbt man ein geſchwind.
Fünf nackte Bretter und zwei Brettchen,
Die dienten ihr zum Todtenbettchen,
Zwei Träger trugen ſie zur Ruh,
Kein Trauerzug geſellt ſich zu,

Der Prieſter ſprach in Eil den Segen
Und ging dann ruhig ſeiner Wegen.
Florens und Lore ließen Schollen
Dumpfklingend auf den Sarg noch rollen.
Zwei Thränen aus den Augen fließen,
Zwei Seufzer tönen aus der Bruſt.
Der Todtengräber unbewußt
Fängt an, die dunkle Gruft zu ſchließen —
Und ſieh, ein Leben iſt verſchwunden,
Als hätt' es Leben nie gefunden!

Nun gehen Florens auch und Lore,
Sie treten aus dem Kirchhofthore.
Schau zu, da ſtehet Wendelin,
Ochs, Moll und Quint begleiten ihn,
Bewehrt mit Hellebarden, Spießen,
Gewehren, Säbeln, Ketten, Stangen.
Jetzt, Florens, heißt's, gib dich gefangen,
Und laß dir Arm und Beine ſchließen!
Und wüthend gehn ſie ihm zu Leibe
Mit ihrem Waffenzeitvertreibe.
Die Lore ſchreit, der Florens lacht:
„Wohlan, ich bin in Eurer Macht,
Und folge Euch, doch thut's nicht noth
Der Kett' und Waffen, Herr Soldat!
Ich warn' Euch, wer dem Leibe naht,
Der hat davon den jähen Tod.
Ich bin kein Räuber, doch — darin
Steh Antwort ich dem Bürgermeiſter.
Und nun zum Thurm, ihr edeln Geiſter!“
Und ruhig ſchreitet er dahin! —
Es wagt ihn Keiner anzufaſſen. —
Die Lore grüßet er gelaſſen.

Hoch ob des Städtchens altem Thor
Da ragt ein ſpitzer Thurm empor.
Der Straßenvogt, Herr Wendelin,
Bewohnt im erſten Stockwerk ihn.
Darüber nahe unterm Dach
Liegt ein verödet weit Gemach.
Hoch ſchaut es über Stadt und Land,
Steil fällt zur Straße ab die Wand,
Stabwerk von dichtem Eiſen hält
Die lichten Fenſter feſt umgittert.
Nah iſt der Himmel, weit die Welt.
Doch wer hier wohnt, der bangt und zittert:
Zum Kerker dient der Raum zur Zeit,
Für Dieb und Mörder ſtets bereit.
Und Florens ſitzet drin gefangen,
Hinter der Thür von Eiſenſtangen.
Die Stunden ſchleichen, Tage ziehn:
Welch Loos wird ihm die Zukunft bringen? —
Geduld, ſein Troſt ſind Melodien,
Die er die Geige zwingt zu ſingen!

Nur Eines iſt, was ihn empört:
Warum wird er nicht gleich verhört?
Warum ſpielt Bürgermeiſter Stumpf
Nicht jetzt wie früher ſeinen Trumpf?
Ei, Stumpf iſt gleich nach Trier gereiſt,
Als man gefangen den Geſellen,
Um ſeinen kühnen Leitergeiſt
Dem Kurfürſt recht ins Licht zu ſtellen,
Als Landesretter, Wohlfahrtshüter,
Und Wächter aller höchſten Güter,
Als Freund von Ordnung und von Recht
In einer Welt, verdorben, ſchlecht.

Als ſcharfer, ſtrenger Satzungshalter,
Als Ausbund aller Amtsverwalter
Will er ſich zeigen groß und hehr.
Er hat den ſchlimmſten Dieb gefangen,
Deß Gräuelthaten dumpf und ſchwer
Wie Wetter ob dem Land gehangen.
Gottlob, die Prüfungszeit iſt hin,
Vorbei das Stehlen, Sengen, Morden.
Stumpf malt als Lohn in ſeinem Sinn
Sich Würden, Titel, Adel, Orden.
Doch ſeltſam ging's im alten Trier.
Dort weiß man nichts von allen Gräueln,
Die ſich aus ſeinem Munde knäueln.
Die Kunden all aus dem Revier
Des Hunsrücks und des Soonwalds lauten
Wie Kunden von dem ew'gen Frieden.
Die Menſchen ſind dort all zufrieden,
Die lang nicht beſſre Tage ſchauten.
Denn Todtſchlag, Mord und Raub und Brand
Sind ſchon ſeit Jahren unbekannt.
Die Märchen all von Renz und Flor
Sind längſt als Schwänke aufgeklärt,
Und Stumpf erſcheinet als ein Thor,
Als Unſinn, was ſein Mund beſchert.
Die Herren lachen all ihn aus
Und ſchicken ihn alsbald nach Haus,
Indem ſie ihm die Weiſung geben:
„Habt Eures Amtes beſſer Acht,
Sonſt kehret Ihr zum Hunsrück eben.
Ein Andrer hat ſtatt Euch die Macht!
Jetzt mögt nach Sankt Goar Ihr ſchnaufen,
Und den Gefangnen laßt uns laufen!“ —
Der Menſch bedenkt, Gott aber lenkt —
Ach, wie Herr Stumpf zur Heimat ſchwenkt!

So längte ſich ſein Leben nicht
Ein rund pausbackig dick Geſicht.

Doch was geſchah zu Sankt Goar,
Das ohne Bürgermeiſter war?
Dort ward mit Wendelin geſprochen,
Der Straßenvogt iſt bald beſtochen,
Und Florens leidet keine Noth.
Statt kühlem Waſſer, trocknem Brod
Schlüpft bald ihm Wildbrät, Fiſch und Kuchen
Zum Thurme hinter Schloß und Riegel,
Wohin auch mit uraltem Siegel
Die Flaſchen ſich die Wege ſuchen.
Die Freunde ſchicken Trank und Eſſen,
Sie halten am Genoſſen feſt,
Denn allen iſt er unvergeſſen.
So drängt ſich in das alte Neſt
Die Freundſchaft. Aber ſelbſt die Liebe
Spielt leis hinein ihr bunt Getriebe.
Ein Brieflein bringt Herr Wendelin.
Kommt es von Lore? Nein, es richtet
Des Bürgermeiſters Maid an ihn
Das holde Schreiben. Sie berichtet
Von ihren minnigen Gefühlen,
Von ihren innigen Gedanken,
Sie kann die Flammen nicht mehr kühlen,
Die kreuzweis durch die Seele ſchwanken.
Sie will ihn aus dem Thurm befrein,
Er ſoll ihr holder Gatte ſein!
Er Räuber und ſie Räuberbraut!
Wie iſt ſolch Leben lieb und traut! —
Laut lacht der Geiger durch die Hallen:
„O alter Jungfern Liebesfeuer!
Am hellſten brennt die alte Scheuer!

Am Räuber ſelbſt hat ſie Gefallen!
Viola, Jungfrau, hoch und hehr,
Mit mächtigem Körper, glotziger Miene,
Und liebt' ich dich, ich liebe mehr
Doch meine ſüße Violine,
Am meiſten aber vor dem Thore
Die liebe, holde, blonde Lore!“

So war's im Thurm, doch in der Stadt
Da ward man des Geſprächs nicht ſatt
Vom Geiger Florens. Längſt iſt's klar,
Was an den Räubermärchen war.
Stumpf, den Despot, Tyrann und Würger,
Verwünſchen alle guten Bürger,
Sammt ihren ehrbarlichen Frauen.
Man fühlet gar ein heimlich Grauen,
Hört man die jungen Herrn und Mädchen:
Die ſind erſt ſcharf im ganzen Städtchen.
Mondkälber, Ungethüme, Drachen,
So hört die Stumpfe man verlachen! —
Warum? Nun, Hochzeit ſoll ja ſein!
Die ſchönſte wird's am ganzen Rhein!
Valentin und Juſtine einen
Schon morgen ſich am Brautaltar,
Es werden als das andre Paar
Bernhard und Adelheid erſcheinen.
Die ganze Stadt iſt eingeladen,
Man ſtreut und ſchmückt auf allen Pfaden
Mit Blumenkränzen, Laubwerk, Maien:
Die Fahnen flattern ſchon im Freien.
Doch, ach, es fehlet die Muſik!
Gibt es ein ſchlimmer Mißgeſchick,
Als daß man Florens eingeſchloſſen?
Wer ſoll die Geige ſpielen morgen?

Ja, das macht wüthend und verdroſſen!
Bei Gott, groß ſind der Jugend Sorgen!

Es kommt der Tag, das Feſt hebt an,
Die Trauung iſt ſchon abgemacht.
Zur Krone lenkt der Zug die Bahn.
Dort findet Ihr der Feier Pracht.
Da ladet man zu langen Tiſchen,
Zu laben ſich am reichen Mahl,
Am feinſten Wein ſich zu erfriſchen.
Hell geht die Freude durch den Saal.
Wie fröhlich ſind die Hochzeitsleute!
Wie lieblich ſind die holden Bräute!
Die Bräutigame lachend heiter!
Und ringsum welch ein laut Gewimmel!
Das klimmt auf einer hellen Leiter
All in der Freude hellen Himmel.
Viel thut der Keller und die Küche,
Mehr thun die Lieder und die Sprüche,
Die jetzt aus hundert Kehlen klingen
Und Segen, Heil und Wonne ſingen.

Hei, tobt das luſtig, herrlich, frei!
Wer Namen hat, der iſt dabei,
Selbſt Wendel, Ochs und Quint und Moll
Sie ſitzen an der Stube Ende,
Und Kehlen ruhen nicht noch Hände,
Sie werden Speiſ' und Trankes voll.
Und wird einmal ein Becher leer,
Man ſchenkt und ſchenket immer mehr.
Dem Ochs, der ſonſt die Stunden ruft
Auf nächt'gem Umgang, fehlt die Luſt,
Moll ſieht am weiten Firmament
Nur Schuh und Stiefel ohne End.

Quint aber träumt in ſeinem Hirn
Die Erd als einen Knäuel Zwirn.
Doch unterm Tiſch im ſichern Hafen
Iſt Wendelin bereits entſchlafen.
Man ſetzt ihn an die Luft ganz leiſe.
Er ſchnarchet fort in lauter Weiſe.

Wohlauf, jetzt gilt's ein Meiſterſtück!
Dem Tapfern ſtehet bei das Glück!
Der Muthige nur kommt ans Ziel!
Lore ſteht auf vom Zitherſpiel,
Durchſchlüpft den Saal, der freudig wogt,
Sie ſucht den trunknen Gaſſenvogt
Und mauſt ihm raſch durch alle Taſchen,
Um ſeinen Schlüſſel zu erhaſchen.
Das Werk gelingt. Gleichwie im Sturm
Iſt ſie am Thor, ſteigt in den Thurm,
Wo keine Thür ihr widerſteht,
Bis ſie am letzten Schloſſe dreht.
Und alle Riegel ſind bezwungen,
Des Freundes Kerker thut ſich auf,
Sie ſtürmt hinein in raſchem Lauf:
„Florens, Florens, es iſt gelungen!“ —
Und Beide liegen Bruſt an Bruſt
Mit junger Herzen junger Luſt.

Ob Florens lange ſich bedenkt,
Da Lore ihm die Freiheit ſchenkt?
Er mag ſie Keinem lieber danken!
Hier gilt nicht lang und breites Schwanken.
Raſch geht's hinab die ſteilen Stiegen,
Man ſieht ſie durch die Straßen fliegen,
Flink hurtig Arm in Arm gepreßt,
Sie flattern nach dem Hochzeitsfeſt.

Und bald erklingt es vor der Krone
Von Florens ſüßem Geigentone.
Wie bald ward da ſein Spiel erkannt,
So ſprudelnd, luſtig, zuckend, toll,
So wunderreich und ſeelenvoll!
Wie ſind ſie All herausgerannt!
Ein Jeder will zuerſt ihn grüßen,
Zuerſt ihm ſchütteln ſeine Hand,
Sie wollen Alle ihm verſüßen,
Was er erlitt vom Unverſtand.
Das iſt ein Jauchzen, Singen, Rufen,
Hier nah, von Fenſtern dort und Stufen!
Sie bringen ihm den Ehrenwein,
Sie tragen ihn zum Saal hinein,
Auf ſtarke Schultern hingeſchwungen,
Indeß der Zug ein Lied geſungen.
Er muß mehr Ehre noch erfahren,
Als man gezollt den Hochzeitspaaren.

Zu Ende iſt der lange Schmaus:
Die Tiſche aus dem Saal hinaus,
Und angeſteckt der Lichter Glanz!
Nun, Jugend, friſch zum leichten Tanz!
Jetzt ſchürzt die Röcke, ſchärft die Sohlen!
Ihr Burſche geht die Mädchen holen!
Die Geige ſingt, die Zither klingt!
Wie Braut und Bräutigam ſich ſchwingt!
Das junge Volk iſt hintendrein,
Das iſt ein Auf- und Niederſteigen,
Hinauf, hinab, hinaus, hinein
Im jauchzend, wilden Walzerreigen!
Wie Wange ſich an Wange legt!
Wie laut das Herz am Herzen ſchlägt!
Wie Auge ſich im Auge grüßt!

Wie Athem ſich im Athem küßt!
Sie ſtürzen endlos in die Wogen,
Wo ſie im Tänzermeer verſchwinden,
Um allen Augen dort entzogen
Allein ſich Bruſt an Bruſt zu finden!
Fort jeder Druck, fort aller Zwang!
Wer folgt hier nicht der Seele Drang?
Die Seelen aber alle glühen
In heller Jugend Funkenſprühen.
Berauſchend Bild! Darüber ziehen
Die ſchönen wilden Melodieen,
Die aus den Saiten hüpfen, ſpringen,
Leis weinen, jauchzen und verklingen.
Hier hat ein Wunder ſich begeben!
Das Wunder iſt die Jugend eben!

So wird geſchwärmt die ganze Nacht,
So wird das Hochzeitsfeſt gehalten!
Doch ſieh, wie lärmt und tobt und lacht
Es plötzlich dort am Tiſch der Alten!
Was gibt's? Und luſtig geht die Kunde
Von Raum zu Raum, von Mund zu Munde:
Herr Stumpf, Herr Stumpf iſt wieder hier,
Er kam die Nacht zurück von Trier
Mit einem Dutzend langer Naſen,
Man hat ihm dort den Marſch geblaſen.
Er ſelber ging zum Thurme gleich,
Den großen Räuber zu entlaſſen,
Der Thurm iſt leer, und, welcher Streich
Der Vogt lärmt trunken durch die Gaſſen.
Kaum kann er's, doch er muß ſich faſſen,
Herr Stumpf geht ſtumpf und ſtarr nach Haus! —
Das war für Alle erſt ein Schmaus.

„Jetzt, Florens, wirſt du bei uns bleiben!
Was willſt du in der Fremde treiben?
Geendet iſt der lange Krieg!
Dein iſt der Ruhm, dein iſt der Sieg!“
Doch Florens lächelt. — Raſch aus Geigen!
Und immer toller kreiſt der Reigen.

Am Ende ſchweiget das Gelag.
Im Oſten ſteigt empor der Tag. —
„Lebt wohl!“ So rufet Florens laut.
„Ich geh mit Lore, meiner Braut!“ —
Sie ſtaunen Alle: „Macht er Spaß?
Iſt das ſein Ernſt? Was ſoll uns das?“
Jedoch er gibt der Maid die Hand
Und zieht hinunter an den Strand.
Dort liegt ein Kahn im tiefen Rhein.
Florens und Lore ſteigen ein.
Die Kette bindet raſch er los,
Thut mit dem Ruder einen Stoß —
Fort geht es in die breite Flut. —
Im Oſten ſteigt in Purpurglut
Die Sonne auf. Ein Strom von Glanz
Ergießt ſich über Thal und Wogen,
Sie wiegen fort im Rudertanz,
Von goldnen Strahlen licht umzogen.
„Lebt wohl, lebt wohl!“ ertönt's von Beiden,
„Lebt wohl, lebt wohl!“ vom Ufer dringt.
Die Geige ſingt, die Zither klingt —
Es iſt ein altes Lied vom Scheiden.

Ihr fraget mich, wo ſie geblieben?
Ihr fraget mich, was ſie getrieben?
Ich weiß es nicht. Was liegt auch dran?

Die Geiſter muthig, Sinne offen,
So haben auf des Daſeins Bahn
Sie Segen, Heil und Glück getroffen.
Sie warben nicht um Gold und Gunſt,
Der Freiheit waren ſie ergeben;
Sie kannten ja die größte Kunſt:
Zu jauchzen, ſingen, lieben, leben!

Inhalt.

Seite
An Berthold Auerbach V

1. Das Echo 1
2. Die Kartenſchlägerin 15
3. Im Hexenthurm 24
4. Florens und Lore 38
5. Im Rathhaus 52
6. Der Stier iſt los 62
7. Der Rattenfänger 70
8. Stelldichein 77
9. Sankt Johann's Kuß 88
10. Die Schatzgräber 97
11. Der ſchwarze Flor, der wilde Renz . . 107
12. In die Welt 123

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

Münchener

Skizzenbuch.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

1. In München 1
2. Die Stadt König Ludwig's 8
3. Die Architekten König Ludwig's 15
4. Die monumentalen Maler König Ludwig's 25
5. Die Bildhauer König Ludwig's 58
6. Die übrigen Künſtler der münchener Schule 64
7. Nachbildende Künſtler 68
8. Künſtleriſche Bekanntſchaften 73
9. Wiſſenſchaft und Poeſie unter König Ludwig 81
10. König Max II. und ſeine Gelehrten 87
11. König Max und ſein Dichterhof 95
12. Bairiſche Schriftſteller 105
13. Theater und Muſik 114
14. Die bildende Kunſt unter König Max 116
15. Wanderung zu den Kunſtwerken 119
16. Sitze der Wiſſenſchaft 135
17. Geſelligkeit 138
18. Ausflüge 146

1.

In München.

Es war ſpäter Abend, als die Locomotive ſauſend und pfeifend den Zug, auf welchem ich mich befand, in den Bahnhof von München brachte. Ich ſuchte meine Siebenſachen zuſammen, beſtieg einen Fiaker und ließ mich in den Bairiſchen Hof bringen, der zu den größten, aber auch zugleich zu den bequemſten und angenehmſten Gaſthöfen gehört, die ich kenne. Zu ſolcher Zeit und nach einer Fahrt, wie ich ſie eben gemacht hatte, denkt der Menſch am liebſten an die Pflege ſeines Leibes, oder mit einem Worte, er ißt und trinkt und legt ſich zu Bette; wenigſtens machte ich es ſo. Als ich am andern Tage erwachte, ſchickte mir die Sonne ihre freundlichen Grüße ins Zimmer. Es lachte ein prächtiger Sommertag, der mich bald in die Straßen lockte.

Die bairiſche Hauptſtadt war diesmal für mich nicht mehr eine terra incognita; aber es kam mir wieder etwas von jenem Gefühl, das ich einſt bei ihrem erſten Beſuch empfand. Sie hatte mich damals ſchon jahrelang gereizt, ohne daß ich dazu kommen konnte, ſie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Das deutſche Athen, das Iſar-Florenz, das neue Rom! So wurde mir der Ort oft genannt. Ob mit Recht oder Unrecht, gleichviel, ob im Ernſt oder im Spotte, auch gleichviel! Die Bezeichnung deutete jedenfalls auf eine umfangreiche Kunſtentwickelung, deren einzelne Nachbildungen in Gyps und Kupferſtich mir auch in der Ferne die Ueberzeugung beigebracht hatten, daß es ſich um ernſte und große Werke handle. Und die Kunſt! Wem pocht nicht das Herz bei ihrem holdſeligen Namen? Wer athmet nicht reinere Luft, wer fühlt nicht ein befriedigteres Leben bei ihren Schöpfungen? Unzweifelhaft befand ich mich in einer künſtleriſchen Sphäre. Das hatten mir die meiſten meiner Freunde und Leute geſagt, denen ich ein ſicheres Urtheil zutrauen konnte. Kein Wunder, daß ich damals mit friſchem Muthe meine Wanderungen antrat! Kein Wunder, daß ich Sinne und Herz mit Wohlwollen öffnete! Jetzt war es nicht anders! Ich empfand es noch als ein beſonderes Glück, daß ich diesmal nicht zu hetzen und zu haſten brauchte: konnte ich damals nur für Tage bleiben, ſo hatte ich jetzt Wochen der Muße vor mir, um Betrachtungen anzuſtellen und Eindrücke zu ſammeln.

Die Anlage der meiſten großen Städte iſt durch eine Naturnothwendigkeit bedingt geweſen, einige ſind aber auch gewiſſermaßen durch den Zufall entſtanden, bei dem beſonders die Willkür großer Herren ihre Macht geltend machte. Der bekannte Reiſende Kohl hat ſich in mehren ſeiner Werke ſehr gründlich über dieſe Angelegenheit geäußert und oft ſehr ſchlagende und treffende Beweiſe geliefert, warum ein Ort gerade an dieſer und nicht an einer andern Stelle aufgeblüht iſt. Geographiſche, geologiſche, ſtatiſtiſche, mercantiliſche und induſtrielle Erwägungen ſind aber leider nicht meine Sache. Ich muß es deshalb unterlaſſen, in Betreff Münchens über dieſe Verhältniſſe zu kohlen. Jedenfalls ſcheint aber doch die Caprice viel mehr zur Gründung der bairiſchen Capitale beigetragen zu haben als ein durch innere Bedingungen gegebenes

Geſetz. Die Stadt liegt auf einer weiten Hochebene, die überdies durchaus unfruchtbar iſt. Die Alpen ſind noch ziemlich weit entfernt, das Donauthal iſt es nicht minder. Ueberdies beſitzt ſie keinen ſchiffbaren Fluß, welcher Handel und Wandel zwiſchen dem Hochland und dem fruchtreichen Grunde des bairiſchen Hauptſtroms vermitteln könnte. So iſt ſie eine Oaſe in der Wüſte. Oaſen ſind aber immerhin liebliche Launen.

Trotz Hochebene und unfruchtbaren Umgebungen griff ich die Sache, wie ſie war, und unternahm bald auf wohlbekannten Wegen einen freundlichen Spaziergang. Es müſſen in der That ſchon ſehr verwöhnte Augen ſein, die hier nur eine traurige dürre Gegend ſehen, und auch wol ziemlich harte Herzen, die nur ein hartes Urtheil fällen. Wer wie ich ein Bewohner der niederrheiniſchen Ebenen iſt, wird ſicherlich große Freude erleben, wenn er an einem ſonnigen Tage in und um München luſtwandeln geht. Macht er es gar gleich mir und zieht die Thereſienwieſe entlang nach der Ruhmeshalle, beſteigt dort die kleine Anhöhe, auf welcher das mächtige eherne Standbild der Bavaria im blitzenden Strahle des Morgens leuchtet, dann hat er eine wahrhaft entzückende Schau vor den trunkenen Augen. Rechts nach Süden erblickt er die kecken Spitzen der Alpen, ihre phantaſtiſchen Hörner ragen mächtig in den blauen Horizont, ihr Schnee glänzt herüber, die Unterberge legen ſich in blauen Umriſſen vor ſie: Alles lockt den Flug der Sehnſucht. Links nach Norden erſtreckt ſich die Statt mit ihren Thürmen, Kirchen und Paläſten und ihren Häuſerreihen, zwiſchen denen aber allerwärts verſöhnend das Baumwerk ſeine grünen Zweige hervorhebt. Wir ſchlendern an den Vorſtädten entlang zur Iſar. Welch wildes, prächtiges, ſchäumendes Waſſer! Auf der opalgrünen Flut blitzen die luſtigen Sonnenlichter. So ſtürmt ſie munter ins Land, die kecke, friſche Tochter des Gebirgs mit ihrem grünen Weidenkranze. Die

Brücken werden gekreuzt. man wandert an den Ufern hin und gelangt unterhalb der Stadt in den Engliſchen Garten, eine ſtundenlang ausgeſtreckte Anlage mit ſo ſchöner Vegetation, daß ſie ſich auch wahrhaftig ſehen laſſen darf, wenn man nicht gerade direct aus dem verwilderten Parke des heidelberger Schloſſes kommt. Auf dieſer Strecke entwickelt das rechte Iſarufer unbeſtreitbare Reize. An ſeinen Hebungen und Vertiefungen liegen allerlei Häuſer und Gärten, die mitunter durchaus maleriſch erſcheinen und noch eigenthümlicher ausſehen, wenn die Luft ihre ſeltſamen, ſcharfen und beſtimmten Beleuchtungen, die ich noch ſelten ſo farbenreich wie hier geſehen habe, darübergießt. Aber auch an andern Orten, wo die Stadt ausmündet, iſt es ganz hübſch und einladend. Was mich beſonders anmuthete, das ſind die vielen Straßen, die von einer Reihe von Villen gebildet werden, welche recht ſommerlich und wohnlich aus den umgebenden Gebüſchen hervorſehen.

Das iſt die Umgebung. Wie ſieht es mit dem Kern aus? Das alte München hat ſich ſicherlich vor andern deutſchen Städten nicht beſonders ausgezeichnet, zumal in einer Zeit, wo die heutige Sauberkeit noch nicht herrſchte, wo das Pflaſter ſchlechter war und wo man weniger auf die reinliche und gefällige Verputzung der Außenſeiten gab. Damals mögen die innern Theile der Stadt mit ihren ziemlich winkeligen, nicht allzu breiten Straßen und hohen Giebelhäuſern nicht den heiterſten Eindruck gemacht haben, denn ſie thun es jetzt nicht einmal, wo ein kunſtgerechter Geſchmack doch offenbar manche Façade verſchönerte oder gänzlich erneuerte. Es iſt ſogar keinem Zweifel unterworfen, daß damals Augsburg, geſchweige denn Nürnberg die Hauptſtadt Baierns übertroffen haben. Gleichwol beſitzt das alte München einige ganz achtungswerthe architektoniſche Werke aus vergangener Zeit. So erhebt ſich die im ſpätern gothiſchen Stile erbaute Frauenkirche, die ſich freilich an Zierlichkeit und Geſchmack nicht mit ähnlichen Gotteshäuſern in unſern Rheingegenden meſſen kann, recht ſtolz über die neue Königsſtadt, und trotzt auch gewiſſermaßen den im kleinern Maßſtabe angelegten Werken der neuern Baukunſt. So ſtelziren ferner die Theatiner- und Jeſuitenkirche in den Formen bourboniſcher Kunſt ſo pathetiſch, daß man recht lebendig an die Alongeperücken und an die ſteifen Reifröcke denkt. Nicht minder erinnert die Alte Reſidenz, in welcher das Zeitalter der Renaiſſance repräſentirt iſt, an die frühern Tage. Vor Zeit war das Gebäude ſehr berühmt und hat als achtes Wunder der Welt gegolten, was heute aber nicht mehr der Fall iſt. Auch außerdem gibt es in dem innern Theile der Stadt noch manches Plätzchen, das einem antiquariſchen Gemüthe die behaglichſten Gefühle bereiten kann. Man braucht ſich nur auf dem Hauptplatze und in denjenigen Straßen der Stadt, welche ihn umſchließen, näher umzuſehen.

In ſolchen Theilen flüſtern uns die Lüfte auch allerlei hiſtoriſche Erinnerungen zu. Es iſt hier freilich nicht der Ort, eine Geſchichte der Stadt zu ſchreiben, aber wir wollen wenigſtens andeuten, was in früherer Zeit zum Schmuck derſelben gedient hat. Ludwig der Strenge nahm um 1255 ſeine Reſidenz in München, baute die erſte Ludwigsburg und umgab die Stadt mit Mauern und Thürmen. Ludwig von Baiern, der als deutſcher Kaiſer bekannt iſt, war der utor urbis Monachii per universum imperium, verſchönerte die Hauptſtadt durch vielfache Erweiterungen und verlieh ihr reiche Privilegien. Auch baute er eine neue Ludwigsburg, nachdem die alte abgebrannt war, nebſt der Hofkapelle zum heiligen Laurentius. Ein ſpäterer Nachfolger, Herzog Sigismund, erſcheint um 1468 als Gründer der Frauenkirche. Albrecht V. war trotz mancher Fehler ein trefflicher Fürſt für das Baierland:

denn er hielt auf Schulordnung, gründete die Bibliothek, die Gemäldegalerie, den Antikenſaal, das Münzcabinet und die Schatzkammer, und gab auf dieſe Weiſe Gelegenheit, die Architektur, Sculptur und Malerei zu pflegen; daß er auch für die Muſik ſorgte, geht aus dem Umſtande hervor, daß Orlando Laſſo ſein Kapellmeiſter war. In derſelben Weiſe fuhren ſeine Nachfolger fort; denn Wilhelm V. baute die Neue oder Marburg und ſein Sohn Maximilian führte die gegenwärtige Alte Reſidenz auf, die von gleichzeitigen Schriftſtellern als das achte Wunder der Welt geprieſen wurde. Zugleich war Peter de Witte, genannt Candid, ſein Maler, Bildhauer und Baumeiſter. Aus dieſer Zeit ſtammen denn auch eine Menge der alten, für unſern Geſchmack aber ziemlich zopfigen Werke Münchens. Der Erbauer der Theatinerkirche iſt Ferdinand Maria und der Erbauer der alten Galerie im Hofgarten Karl Theodor. Ein friſches Leben begann, als ein anderer Zweig der Wittelsbacher, nämlich das Haus Birkenfeld-Zweibrücken, mit Maximilian Joſeph auf den bairiſchen Thron kam. Die Feſtungswerke wurden geſchleift, ringsum entſtanden Vorſtädte, die unter dem Namen die Au, St.-Anna und Schönfeld bekannt ſind. Die Wiſſenſchaften erhielten vielfache Pflege und zählten Friedrich Heinrich Jacobi, Schelling, Jacobs, Thierſch, Sömmerring, Fraunhofer und Baader zu ihren Vertretern. In gleicher Weiſe begann ſich die Kunſt zu regen, die damals unter der Leitung jener Männer ſtand, die aus Düſſeldorf herübergekommen waren. Der Geiſt des neuen Deutſchland hielt ſeinen Einzug in der bairiſchen Hauptſtadt.

Das iſt die Vergangenheit in kurzen Zügen. Hätte München übrigens nur dieſe Entwickelung durchgemacht, wir glauben nicht, daß heutzutage ein Hahn danach krähen würde. Es gibt hundert Städte im Vaterlande, die ungleich reichere hiſtoriſche Denkmale und Erinnerungen beſitzen, und an denen der flüchtige Reiſende raſch und unbekümmert vorübereilt. Was bisjetzt entſtanden war, gilt nur als Vorſpiel der Dinge, die da kommen ſollten. Das alte München iſt von geringer Bedeutung, von deſto größerer iſt das neue München. Zu einem Manne, den ich gut kenne, hat König Ludwig als Kronprinz vor mehr denn 30 Jahren in Rom geäußert: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutſchland ſo zur Zierde gereichen ſoll, daß Keiner Deutſchland kennt, wenn er nicht München geſehen hat.“ Beim Himmel, das Wort iſt Wahrheit geworden! Ich habe jetzt unſer gemeinſames Vaterland zum größten Theil durchſtöbert und weiß keinen Ort, wo man ſo viele und treffliche Kunſtſachen zu ſehen bekommt. In Köln finden ſich ſchöne romaniſche und gothiſche Gebäude, in Nürnberg herrliche Werke mittelalterlichen Kunſtfleißes, Dresden und Wien beſitzen beſſere Galerien italieniſcher Werke: aber München bietet ſchöne antike Sculpturen, ausgezeichnete Gemälde aller Schulen und überdies moderne Kunſtleiſtungen, wie man ſie aus der Gegenwart wol an keinem Orte der Welt findet. Und was in dieſer Beziehung dort iſt, das wurde in 30 Jahren beſchafft und geſchaffen. Erwägt man die Sache recht, ſo findet man ſie unerhört. Es hat nie eine Epoche in der Kunſtgeſchichte gegeben, ſelbſt Florenz und Rom ſind nicht ausgenommen, wo in ſo kurzer Zeit ſo rieſenhafte Dinge geleiſtet worden ſind. Ihrer Betrachtung aber will ich meine münchener Tage widmen.

2.

Die Stadt König Ludwig's.

Der eigentliche Schöpfer des jetzigen München iſt König Ludwig I. Wir brauchen uns nicht erſt über die glänzenden Eigenſchaften dieſes geiſtvollen und feingebildeten Fürſten zu verbreiten. Jedermann weiß, daß er ein trefflicher Kenner des Alterthums und der modernen Bildung iſt, daß er noch täglich ſeine griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller lieſt, daß er ſich durch eine ſeltene Beweglichkeit des Geiſtes auszeichnet, und daß er, was als Hauptſache gelten muß, ſeine unerſchöpflichen Kenntniſſe auch praktiſch in Anwendung zu bringen verſteht. Gewiß gibt es in unſerm Vaterlande eine Menge von gelehrten Männern, aber ſchwerlich kann irgendeiner aufgeführt werden, der auf den Grund ſeiner wiſſenſchaftlichen und kunſtgeſchichtlichen Erfahrungen ſo umfangreiche und tiefſinnige Plane zu bauen im Stande iſt. Noch eigenthümlicher geſtaltet ſich die Sache dadurch, daß ein ſolcher Geiſt berufen war, auf einem Throne zu ſitzen und die reichen, ihm zugebote ſtehenden Mittel im Intereſſe der feinſten und ſeltenſten Seiten menſchlicher Beſtrebungen zu verwenden. Und was der Sache die Krone aufſetzt iſt der Umſtand, daß dieſer König es auf das glänzendſte verſteht, ſeinen Haushalt zu ordnen und zu regeln, oder mit andern Worten, daß er ein trefflicher Finanzmann iſt, der Einnahmen und Ausgaben auf das beſte in Einklang zu bringen weiß. Bei ſeinem Regierungsantritte, ſo erzählt man, kamen die Diener ſeines Vaters zu ihm und boten ihm ihre Dienſte an. Er aber entließ ſie mit den Worten: „Anziehen kann ich mich ſelbſt, und um mich auszuziehen habe ich Niemanden nöthig.“ Man wird dieſen geiſtreichen Doppelſinn verſtehen. Iſt die Anekdote wahr oder erfunden, jedenfalls iſt es notoriſch, daß er ſo einfach wie der ſchlichteſte Privatmann lebte und daß er ſeinen Kindern eine faſt bürgerliche Erziehung gab. Von Künſtlern hörte ich, daß er in Rom nicht einmal eine Equipage mit ſich führte, ſondern den erſten beſten Wagen benutzt habe. Trotz ſeiner künſtleriſchen Liebhabereien, die immer ſehr viel Geld koſteten, iſt er auch jetzt noch, wie ich aus ſichern Quellen hörte, ein ſehr reicher Privatmann. Es fehlte ihm alſo keine Eigenſchaft, um jenes Ziel zu erreichen, nach dem er ſtrebte.

Wenn auch die Städte zuweilen durch Capricen entſtehen, ſo beruht der Fortbau doch meiſtens auf Bedingungen der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit, woraus übrigens oft eine Regelloſigkeit hervorgeht, die freilich unter Umſtänden recht hübſch und maleriſch gerathen kann, meiſtens aber doch nicht ſehr zu loben iſt. Durch Machtſprüche wird gewöhnlich auch nicht viel erlangt, zumal wenn ſie nicht die Erzeugniſſe eines tiefgebildeten, reifen Geiſtes ſind. Iſt das aber der Fall, ſo können herrliche Ziele erreicht werden. In Beziehung auf München ſind in der That die erfreulichſten Reſultate zuſtande gekommen. Um den Kern der alten Stadt haben ſich neue Straßen und Plätze in anſcheinend natürlicher und doch durchaus künſtleriſcher Weiſe entfaltet. Da iſt keine peinliche Regelmäßigkeit innegehalten, wie etwa in Manheim und Karlsruhe, und doch ſieht ſich Alles geordnet und hübſch an. Die Freiheit iſt durch das Geſetz der Schönheit beſchränkt. Man kann nicht leicht durch anmuthigere Straßen wandeln. Was ihnen freilich noch fehlt, das iſt der vollſtändige Abſchluß und leider auch — die Menſchen.

In einer Hauptſtadt ſieht man ſich natürlich zuerſt nach der Wohnung des Fürſten um. Eigentlich kann man aber nicht ſagen, daß in München auf die königlichen Schlöſſer die meiſte Aufmerkſamkeit und die größten Koſten verwendet worden ſind. Man merkt hier keineswegs die Zeit der Bourbonen mit ihrem Wahlſpruch: „L'état c'est moi.“ Zu beiden Seiten der Alten Reſidenz erheben ſich neue Burgen zur Benutzung für die fürſtliche Familie. Nahe dem Max-Joſephsplatze ſteht der Neue Königsbau im Stile des Palazzo Pitti in Florenz, von Leo von Klenze aufgeführt. Derſelbe enthält im Erdgeſchoß Bilder nach den Nibelungen, in den Gemächern des Königs Bilder zu den griechiſchen, und in denen der Königin zu den deutſchen Dichtern. Die Künſtler, welche die Compoſition und Malerei geliefert haben, ſind Schwanthaler, Julius Schnorr von Karolsfeld, Clemens Zimmermann, Heinrich von Heß, Gaſſen, Karl Heinrich Hermann, Foltz, Kaulbach, Neureuther und Schwind. An der andern Seite nach dem Hofgarten hin liegt der Saalbau im ſpätern italieniſchen Stil, deſſen Plan von demſelben Baumeiſter herrührt. Derſelbe iſt ebenſo reich an künſtleriſcher Ausſtattung. Im Erdgeſchoß findet man Bilder zur „Odyſſee“ nach Schwanthaler, im obern das Gemach der weiblichen Schönheiten, die Stieler malte; den Banketſaal ſchmücken Schlachtgemälde von Peter Heß, Wilhelm von Kobell, Albrecht Adam, von Heideck und Monten; ferner enthält er die Säle mit der Geſchichte Karl's des Großen, Friedrich Barbaroſſa's und Rudolf's von Habsburg von Julius Schnorr von Karolsfeld, während der Thronſaal zwölf koloſſale vergoldete Erzſtatuen von Fürſten aus dem Hauſe Wittelsbach aufweiſt, deren Meiſter Schwanthaler iſt. Man ſieht aus dieſen Bemerkungen, daß hier das Königthum ſeinen Sitz nicht allein mit leerer Decoration, ſondern auch mit echter, würdiger Kunſt zierte. Außerdem ſind als Fürſtenſitze noch der im gothiſchen Stil durch Gärtner erbaute Wittelsbacher Palaſt, den König Ludwig nach ſeiner Abdankung bewohnt, und die Villa der Königin an der Landſtraße vor dem Siegesthor anzuführen, die denſelben Architekten zum Meiſter hat.

Eine ungleich größere Menge von Monumenten iſt dem bairiſchen Volke ſowie ſeinen Fürſten und frühern Königen gewidmet. Das wichtigſte und umfangreichſte Werk in dieſer Beziehung iſt ohne Zweifel die Ruhmeshalle, die auf einer Anhöhe über der Thereſienwieſe nach einem Plane Klenze's in altdoriſchem Tempelſtil aufgeführt iſt. Zwiſchen dem hufeiſenförmigen Gebäude erhebt ſich, von Schwanthaler entworfen, das koloſſale Erzbild der Bavaria, die in ihrer gewaltigen blinkenden Höhe indeß keines Menſchen Ruhm lauter verkündet als denjenigen ihres Gründers. Ein anderes treffliches Denkmal iſt das Siegesthor am Ende der Ludwigsſtraße, nach der Art und dem Vorbilde römiſcher Triumphbogen von Gärtner und Metzger ausgeführt. Die Sculpturen an demſelben ſind nach Modellen von Wagner in Rom und Schaller in München gearbeitet. Prächtig erſcheint auch hier wieder eine von vier Löwen gezogene Bavaria in Erzguß, die ebenfalls von Wagner herrührt und das Ganze krönt. An die genannten Arbeiten ſchließt ſich der 100 Fuß hohe eherne Obelisk auf dem Karolinenplatze in der Maxvorſtadt mit den Inſchriften: „Den dreißigtauſend Baiern, die im ruſſiſchen Kriege den Tod fanden"; „Auch ſie ſtarben für des Vaterlandes Befreiung." Und ſo iſt auch auf dem Friedhofe den tapfern Oberländern, die im Jahre 1705 aus freiem Antriebe für das Vaterland ſtarben, ein ſchönes Monument geſetzt. Andere Denkmäler beziehen ſich auf die großen bairiſchen Fürſten. So iſt das trefflich reſtaurirte Iſarthor mit ſeinen von Neher und Kögel ausgeführten Frescobildern der Verherrlichung Kaiſer Ludwig's des Baiern gewidmet. An den Kurfürſten Maximilian I. erinnert die Reiterſtatue von Thorwaldſen, an den König Maximilian Joſeph I. das ſitzende Standbild von Rauch vor dem Königsbau und dem Theater. Endlich gehört in dieſe Reihe noch die Feldherrenhalle, welche die Ludwigsſtraße nach der Stadt hin ſchließt und die Statuen des Johann Tzerklas Grafen von Tilly und des Fürſten Karl Wrede enthält. Aus ſolchen Werken kann das Volk ſeine Geſchichte theilweiſe ſtudiren. Zu demſelben Zwecke ſind in den Arcaden am Hofgarten, wo Alt und Jung luſtwandelt, die Kriegs- und Friedensthaten bairiſcher Fürſten des Hauſes Wittelsbach geſchildert. Ich wüßte keine Stadt, wo die Leute in ähnlicher Weiſe gleichſam auf der Straße gezwungen würden, ſich die Vergangenheit ihres Heimatlandes zu verkörpern.

Viele andere neuere öffentliche Gebäude ſind auch für Staats- und öffentliche Zwecke errichtet worden. Zu denjenigen, welche dem König Ludwig ihre Errichtung verdanken, gehören das neue Poſtgebäude und die Reitbahn von Klenze, der Eiſenbahnhof von Bürklein, die Bergwerks- und Salinenadminiſtration von Gärtner, die Frohnveſte von Pertſch, das Kriegsminiſterium von Klenze, das Blindeninſtitut von Gärtner und vielfache Kaſernen. Und wo hätte die Wiſſenſchaft wol glänzendere Wohnungen erhalten wie in München? Die Univerſität, unter dem Namen Ludwig-Maximilians-Hochſchule, und die Bibliothek, die beide von Gärtner entworfen wurden, gehören zu den reichſten und ſchönſten Gebäuden, die im deutſchen Vaterlande der ſtudirenden Jugend errichtet worden ſind.

Daß ein Fürſt, der überall ſo künſtleriſch verfährt, auch die Kunſt mit fürſtlicher Freigebigkeit zu pflegen verſtehe, braucht man wol kaum zu bezweifeln. Auf dieſem Felde tritt ſeine Größe erſt recht eigentlich zum Vorſchein. Doch was ſollen wir hier noch viele Worte machen! Jedermann, der München auch nur vom Hörenſagen kennt, weiß, wie es in dieſer Beziehung beſtellt iſt. Es genügt, die Namen zu nennen. In der Glyptothek, die von Klenze im ioniſchen Stile aufgeführt wurde, findet der Beſucher die antiken Sculpturen und die ſchönſten Bilder, die Cornelius gemalt hat; die letztern enthält der Götter- und der Trojaniſche Saal. Es ſind die mächtigſten Compoſitionen, welche in unſerm Zeitalter geſchaffen wurden. Der Malerei der Vergangenheit iſt die Pinakothek gewidmet, deren Plan im römiſchen Palaſtſtile gleichfalls von Klenze herrührt. Wie reich ihr Inhalt an alten Bildern iſt, brauchen wir nicht erſt zu ſagen. Nach der dresdener Galerie beſitzt ſie den größten Gemäldereichthum in Deutſchland. Einen beſondern Schmuck erhält ſie durch die auf dem Dache ſtehenden Künſtlerſtatuen von Schwanthaler und durch die in den Loggien ſich befindenden kunſtgeſchichtlichen Darſtellungen von Cornelius. In einem dritten, von Voit errichteten Gebäude, der Neuen Pinakothek, iſt die neuere Kunſt vertreten. Auch hier erſcheint die Architektur herrlich und ausgezeichnet. An den äußern Wänden befinden ſich die bildlichen Allegorien der neuern Kunſtentwickelung von Kaulbach und im Innern Oelbilder verſchiedener Zeitgenoſſen und zugleich die unvergleichlichen Landſchaften aus Griechenland von Rottmann. Ein vierter Bau, in korinthiſchem Stile von Ziebland erbaut und mit Sculpturen von Schwanthaler ausgeſchmückt, ſteht der Glyptothek gegenüber und iſt für die Kunſtausſtellungen beſtimmt. Endlich iſt noch das Gebäude zu erwähnen, welches die vereinigten Sammlungen enthält und nördlich vom Hofgarten liegt. Andere künſtleriſche Verſchönerungen durch herrliche Brunnen und Standbilder, wie durch die Statuen der Muſiker Orlando Laſſo und Gluck, des Rechtsgelehrten Kreitmayr, des Hiſtorikers Weſtenrieder und einer Nixe im Hofgarten dürfen gleichfalls nicht vergeſſen werden. Alles aufzuführen iſt indeß unmöglich.

Wir haben uns die **Kirchen** Ludwig's abſichtlich zum Schluß aufgeſpart, weil ſie das allgemeinſte Intereſſe haben und weil ſie den weiteſten Kreiſen gewidmet ſind. Auch in dieſer Richtung iſt Unglaubliches geſchaffen worden. An den älteſten chriſtlichen Stil aus dem 5. und 6. Jahrhundert ſchließt ſich die Baſilika zum heiligen Bonifacius an, deren Baumeiſter Ziebland iſt und die mit Gemälden aus dem Leben des heiligen Winfried von Heinrich von Heß, Schraudolph und Koch, ſowie mit Ornamentik von Schwarzmann geſchmückt iſt. An romaniſche Muſter erinnert die Allerheiligen- oder neue Hofkapelle von Klenze mit Sculpturen von Eberhard und Bilderſchmuck von Heinrich von Heß. Das dritte Gotteshaus erinnert an die beſten deutſchen oder ſogenannten gothiſchen Muſter. Es iſt die Mariahilfkirche in der Vorſtadt Au, von Ohlmüller und Ziebland aufgeführt und mit einer Menge kleiner Fresken von Röckel, Fiſcher, Schraudolph und Ruben geziert, während die Glasfenſter von Ainmüller herrühren. Ferner gehört hierher die Ludwigskirche von Gärtner im florentiniſchen Stile mit großen Fresken von Cornelius und Statuen von Schwanthaler. Schließlich iſt noch die proteſtantiſche Kirche von Pertſch mit einem Deckengemälde von Karl Heinrich Hermann zu erwähnen.

Welche Maſſe von Werken der verſchiedenſten Richtung! Hier iſt an keine Einſeitigkeit zu denken. Alles wurde bedacht, Alles berückſichtigt, der Plan des Ganzen umfaßt alle einzelnen Zweige der menſchlichen Beſtrebungen. Der Geſchichte der Vergangenheit, den Geſchäften des Tages, jeglichen Zweigen des Staatslebens, der Religion, der heitern Kunſt und der ernſten Wiſſenſchaft, Jedem und Allem iſt Rechnung getragen. Man folgt vergebens dem Laufe der Jahrhunderte, um einen Fürſten zu finden, der ein ſolches Werk geſchaffen hat. Das fromme Mittelalter baute Kirchen, die Zeit bourboniſcher Anſchauungen Paläſte, die lezte Generation arbeitete im Kaſernenſtil. König Ludwig iſt der erſte Bauherr, der in ſeinen Plan großartig und gedankenvoll das ganze Volksleben zieht. Mag man immerhin ſagen, daß viele dieſer Arbeiten zu haſtig entſtanden ſind; dieſes Werk lobt den Meiſter, wenn man es im Zuſammenhange betrachtet. Wir denken auch nicht daran, den Fürſten zu tadeln, weil er dieſe Werke aus militäriſchen Erſparniſſen aufgeführt haben ſoll. Mögen ſeine Soldaten immerhin nur auf dem Papiere geſtanden haben, ſeine Kunſtwerke ſtehen dafür auf Gottes Erde, und wir wiſſen, daß König Ludwig der Dichter einer einzig ſchönen Stadt iſt.

Und doch müſſen wir Eines bedauern: die Lage Münchens gefällt uns nicht recht. Warum liegt die Stadt nicht an der Stelle Bambergs? Warum erheben ſich alle dieſe Herrlichkeiten nicht in dem Herzen Deutſchlands, an den lieblichen, fruchtbaren Ufern des ſchönen Main, in einem Thale, wo es ſprichwörtlich heißt: Glockengeläute, Rebenduft und Bamberg, das iſt der Main. König Ludwig ſoll ſich einſt ſelbſt mit dem Gedanken getragen haben, die bairiſche Hauptſtadt nach Franken zu verlegen. Doch das läßt ſich mit Worten nicht mehr ändern. Freuen wir uns darum über Das, was da iſt!

3.

Die Architekten König Ludwig's.

Der Kunſtfreund hat zur Aufſtellung ſeiner Sammlungen geſchloſſene Räume nöthig, und geſchloſſene Räume findet man nur in feſten Häuſern. Ein Herrſcher wie König Ludwig, der ſich von früh auf mit den großartigſten Planen trug, fand aber in der väterlichen Hauptſtadt durchaus nicht diejenigen Gebäulichkeiten, deren er zur Verwirklichung und Ausführung ſeiner mannichfaltigen Ideen bedurfte. Er ſah ſich daher in die Nothwendigkeit verſetzt, zunächſt die Architektur in ſeine Dienſte zu nehmen. Und zu welcher Art der Baukunſt nahm er ſeine Zuflucht? Nur zu derjenigen, welche heutzutage die allgemein herrſchende iſt. Die Zeiten der Griechen und Römer ſind vorüber. Die Perioden des romaniſchen Stils haben wir hinter uns, wie die Epoche der deutſchen oder gothiſchen Architektur, geſchweige denn der Kunſt der Araber. Seit dem Tage, wo die ſogenannte Renaiſſance aufgetreten iſt, ſind wir Eklektiker auf dieſem Gebiete geworden. Weder die Conſtruction des Architravs, noch des Rundbogens, noch des Spitzbogens hat den Sieg davongetragen, ſie ſind jetzt ſammt und ſonders Sieger. Man nimmt in Organiſation der Totalität des Baus und in der Decoration ſeiner Einzelheiten was beliebt und gefällt nach Bedürfniß oder beſonderer Zuneigung. Und ſo ließ auch König Ludwig ſeine Kirchen und Paläſte nach dem Princip oder vielmehr nach der Principloſigkeit der eklektiſchen Architektur aufführen.

Unter den Männern, deren er ſich zu ſeinen Zwecken bediente, muß Leo von Klenze an der erſten Stelle genannt werden, denn er iſt der erſte Baumeiſter, den er beſchäftigte, und zugleich gehört er zu den größten Talenten in dieſem Fache. Geboren 1789 auf dem Gute ſeines Vaters im Fürſtenthum Hildesheim ſtudirte er auf dem Karolinum in Braunſchweig und beſuchte ſpäter die Bauakademie in Berlin und das Polytechniſche Inſtitut in Paris. Nachdem er von hier aus eine Kunſtreiſe nach Paris gemacht hatte, ernannte ihn 1808 der König Hieronymus von Weſtfalen zu ſeinem Hofarchitekten, in welcher Stelle er auch bis zur Auflöſung jenes Staats blieb. Als Deutſchland ſich von der franzöſiſchen Herrſchaft befreit hatte, ging er nach Wien und legte dem Congreſſe der Monarchen den Entwurf zu einem großartigen Sieges- und Friedensdenkmale vor, der indeß niemals zur Ausführung gekommen iſt. Von Paris aus, wohin ihn ſeine Geſchäfte führten, erhielt er alsdann auf Empfehlung des Kronprinzen Ludwig durch den König Maximilian den Ruf als Hofarchitekt nach München. Bereits 1819 wurde er zum Hofbauintendant, Oberbaurath und Vorſtand der Oberbaubehörde im Miniſterium des Innern ernannt. Gegenwärtig hat er auch den Titel eines bairiſchen Wirklichen Geheimraths, wobei nicht zu vergeſſen iſt, daß er ſeit 1833 in den wirklichen Adelſtand erhoben wurde. Will man Klenze's künſtleriſche Richtung im Allgemeinen charakteriſiren, ſo muß man ihn als einen Vertreter der antikiſirenden Architektur bezeichnen. Die Griechen und Römer ſowie die italieniſchen Baumeiſter, welche ſeit dem 15. Jahrhundert wieder unter den Einflüſſen der Alten ſtanden, ohne ſich indeß der romantiſchen chriſtlichen Kunſt zu entziehen, ſind ſeine Vorbilder. Er hat deshalb auch in ſeiner Art und Weiſe einige Aehnlichkeit mit Schinkel, der freilich weit genialer, aber auch einſeitiger aufgetreten iſt. Unter der Regierung Maximilian's ſehen wir unter Klenze's Leitung die Glyptothek entſtehen, welche der Kronprinz Ludwig unternahm. Dieſe ſeine erſte bedeutende Leiſtung iſt im edeln ioniſchen Stile aufgeführt und beweiſt ein tiefes Eindringen ſeiner Studien in die weichen, ſchönen und köſtlichen Formen der griechiſchen Architektur. Bald nachher folgte der Palaſt des Herzogs von Leuchtenberg, die königliche Reitſchule und eine Menge von Privathäuſern, bei deren Planen er vorzugsweiſe den ſogenannten florentiniſchen Stil in Anwendung brachte. Ungleich umfangreicher und großartiger geſtaltete ſich ſein Wirken, als König Ludwig nach dem Tode ſeines Vaters den bairiſchen Thron beſtieg; denn es wurde nunmehr das Odeon, das Kriegsminiſterium, der Palaſt des Herzogs Max in Baiern, ſowie der Bazar und die Arcaden, welche an verſchiedene italieniſche Vorbilder erinnern, in Angriff genommen. Eine Ueberſicht dieſer Gebäude kann man ſich leicht verſchaffen, da ſie meiſtens den ſüdlichen Theil der prachtvollen Ludwigsſtraße einnehmen. Zu den ſchönſten und gelungenſten Werken des Meiſters gehört die alte Pinakothek, deren Bau 1826 begann und 1836 vollendet wurde. Sie iſt im römiſchen Palaſtſtile gedacht und zeigt eine edle und ſchöne Entwickelung. Unter ſeine großartigſten Arbeiten zählen ferner die Plane der an die Alte Burg ſich anſchließenden neuen Schloßbauten. Nach Süden hin erhebt ſich nämlich von ihm aufgeführt der Königsbau in einem Stile, welcher dem Palazzo Pitti nachgeahmt iſt, und nach Norden, dem Hofgarten ſeine Fronte bietend, gewahren wir den Feſtſaalbau in der leichten und anmuthigen Manier des Palladio. Außerdem iſt in den Bereich des Schloſſes noch die im reichſten romaniſchen Stil aufgeführte Allerheiligenkapelle gezogen, welche gleichfalls als ſeine Arbeit den Beweis liefert, daß er ſich auch mit Glück in die Formen der chriſtlichen Zeit zu finden weiß. Unbedingt gehört die münchener Reſidenz zu den größten und ſchönſten Bauwerken, welche Fürſtenſitze aufzuweiſen haben. Ihren Glanz und ihre Zierlichkeit verdankt ſie hauptſächlich dem Talente dieſes Baumeiſters. Spätere Werke ſind der Obelisk, welcher dem Andenken der im Freiheitskriege gefallenen Baiern gewidmet iſt und aus Siegestrophäen beſteht; die Walhalla bei Regensburg und die Ruhmeshalle bei München, welche ſich ſämmtlich an die Conſtructionen der Griechen und Römer anlehnen. Auch die von Gärtner begonnene Befreiungshalle bei Kehlheim wird nach deſſen Tode von ihm nach einem veränderten Plane beendigt. Eine letzte Arbeit, zu welcher er dem König Ludwig den Plan lieferte, ſind die Propyläen, die ſich zwiſchen der ioniſchen Glyptothek und dem korinthiſchen Ausſtellungsgebäude zum Abſchluß jenes ſchönen Platzes der münchener Hauptſtadt und zwar im doriſchen Stil erheben. Das Feld der Thätigkeit dieſes rüſtigen und fleißigen Meiſters blieb indeß nicht auf Baiern beſchränkt. Im Jahre 1834 begab er ſich nämlich nach Griechenland, um daſelbſt der dortigen Regierung bei der Fixirung des Plans von Athen und beim Bau des Königsſchloſſes zu helfen, da die Plane Schinkel's auf unüberwindliche Terrainſchwierigkeiten ſtießen. In gleicher Weiſe lieferte er dort den Entwurf für das Nationalmuſeum. Außerdem führte er in Petersburg, wohin er 1839 berufen wurde einige großartige Werke aus. Es ſind die Iſaakskirche und der kaiſerliche Palaſtbau, der zugleich die Kunſtſchätze des Zaren enthält. Namentlich der letztere ſoll an Umfang und Pracht der decorativen Ausführung nicht ſeines Gleichen haben. Klenze hat zu gleicher Zeit ſtets ein großes Intereſſe für die Malerei an den Tag gelegt und ſich mit derſelben beſchäftigt. Beſonderes Intereſſe zeigte er für die Entwickelung des enkauſtiſchen Verfahrens, das gegenwärtig vielfach benutzt wird. Zugleich iſt er in mancherlei Broſchüren als architektoniſcher Schriftſteller aufgetreten. So ſehen wir ihn nach allen Seiten hin ſchaffen, wirken, anregen. Seine vielfache Thätigkeit hat ihn denn auch zum Mitglied der wiener und petersburger Akademie gemacht. Gleichwol fehlt es ihm nicht an Gegnern und Feinden, die ſeinen Werken allerlei Mängel vorwerfen. Aber welcher Sterbliche ſteht überhaupt erhaben über allem Tadel! Ich kenne das Fach nicht genug, um eine entſcheidende Stimme zu haben. Die Fehler werden übrigens Klenze ſo wenig abgehen wie den meiſten berühmten Männern. Gleichviel, in ſeinen Werken offenbart ſich ein ſchönes, edles und erfolgreiches Künſtlerleben. Die Kritik mag immerhin das Einzelne treffen, dem Ganzen kann ſie nichts nehmen und geben, denn es iſt ein Großes.

Die erſte Stelle neben Klenze nimmt Friedrich von Gärtner ein, in dem wir einen rheiniſchen Landsmann begrüßen; denn er wurde 1792 in Koblenz geboren, wo ſein Vater

Baumeiſter des Kurfürſten Clemens Wenzeslaus war. Derſelbe ging 1804 in bairiſche Dienſte über und der Sohn erhielt in München ſeine erſte Bildung, die er ſpäter auf Reiſen nach Paris und Italien erweiterte, wo er vier Jahre lang die Werke der Vergangenheit ſtudirte. Seine 1819 erſchienenen „Anſichten der am meiſten erhaltenen Bauwerke Siciliens" ſind die Frucht dieſer Fahrten. Nach einem Beſuch in England erhielt er 1820 die Profeſſur für Baukunſt an der münchener Akademie, und in dieſer Stellung beginnt auch ſeine praktiſche Thätigkeit. Während aber Klenze hauptſächlich den Meiſtern der heidniſchen Architektur huldigt, wendet Gärtner ſich von vornherein mit der größten Energie und Ueberzeugung den romaniſchen Vorbildern zu. In faſt allen ſeinen Werken erkennen wir eine entſchiedene Vorliebe für den Stil des Rundbogens. Nur hin und wieder, wenn ihm beſondere Aufgaben geſtellt worden ſind, macht er Verſuche anderer Art. Zu ſeinen erſten Arbeiten gehört die Reſtauration des Iſarthores, welches er nach ſeinen urſprünglichen Intentionen herſtellte. Darauf wurde ihm der Bau der Ludwigskirche übertragen, deren Plan er im mittelalterlich italieniſchen Stile entwarf. Sowie Klenze der Architekt faſt aller palaſtartigen Bauten am ſüdlichen Ende der Ludwigsſtraße iſt, ſo erſcheint Gärtner als der Baumeiſter des nördlichen Theils. All den mächtigen Häuſern, die ſich hier erheben, hat er einen Theil ſeines Geiſtes und ſeiner künſtleriſchen Principien aufgeprägt. Es ſind die prachtvolle Bibliothek, die nach der pariſer zugleich die größte in Europa iſt, das Blindeninſtitut, die Univerſität und das gegenüberliegende Georgineum, die einen großen, mit Brunnen von ſeiner Erfindung verzierten Platz zwiſchen ſich laſſen, das Damenſtift St. Anna, das Fräuleinerziehungsinſtitut und die Salinenadminiſtration. In gleicher Weiſe erſcheinen die Abſchlüſſe der prächtigen Straße als Werke ſeiner Erfindung. Im Süden erhebt ſich nämlich die Feldherrenhalle, die der Loggia de' Lanzi in Florenz nachgeahmt iſt und die der Künſtler ſein Lieblingskind zu nennen pflegte. Ob ſie wirklich dieſen Namen verdient, iſt nicht über allem Zweifel erhaben. Gegen Norden endet die Straße mit dem Siegesthore, deſſen Entwurf gleichfalls von ihm herrührt. Er ſtarb aber während des Baus, welchen Metzger zum Abſchluß brachte. Eine im Jahre 1839 unternommene Reiſe nach Italien machte Gärtner, um ſich die Friedhöfe in Piſa, Neapel und Palermo anzuſehen. Nach derſelben legte er auch den neuen Gottesacker in München an. Endlich muß er noch als Architekt des Wittelsbacher Palaſtes aufgeführt werden. Aber auch außerhalb München war er vielfach thätig. In Kiſſingen baute er den Curſaal und die Brunnenbedachung, und in Zittau das Rathhaus. Die Befreiungshalle in Kehlheim und das Pompejaniſche Haus bei Aſchaffenburg wurden gleichfalls von ihm begonnen. Auch iſt er der Wiederherſteller der Dome zu Bamberg und Speier. Schließlich dürfen wir nicht vergeſſen, daß er 1840 mit vielen Bauleuten und Malern nach Athen ging, um den dortigen königlichen Palaſt zu vollenden. Außerdem hat Gärtner bedeutend für die Glasmalerei gewirkt, indem er König Ludwig zur Errichtung jener gegenwärtig berühmten Anſtalt bewog. Nach Cornelius' Abgang wurde er auch zum Director der münchener Akademie ernannt. Er erhielt überhaupt während ſeines Lebens eine Menge von Würden, Titeln und Aemtern. Am 21. April 1847 machte plötzlich ein Schlagfluß ſeinem reichen und thätigen Wirken ein Ende. Gärtner vertritt mit Hübſch und Eiſenlohr in Karlsruhe und Laſaulx in Koblenz am entſchiedenſten die Renaiſſance des romaniſchen Stils, die meines Erachtens auch die größte Zukunft in Deutſchland hat. In faſt allen ſeinen Bauten herrſcht der Rundbogen mit ſeinen Conſequenzen vor. Sie ſind indeß nicht alle von Tadel frei. Man ſieht ihnen oft an, daß die neuaufgenommenen Beſtrebungen noch nicht völlig verarbeitet ſind, denn es fehlt ihnen die organiſche, innerlich nothwendige Gliederung. Zumal möchte dies beim Wittelsbacher Palaſt der Fall ſein, den er im deutſchen Stile aufführte und der nur Wände mit gothiſcher Ornamentik aufweiſt. Auf keinen Fall aber ſind ſeine Erfahrungen verloren gegangen. Der Samen, den Gärtner ausſtreute, wird ſicherlich noch viele gute Früchte tragen.

In der That lebt dieſe Schule ſchon jetzt in trefflichen Jüngern fort, die vielleicht den Meiſter noch überbieten. Zunächſt gehört zu ihnen der Bauinſpector Georg Friedrich Ziebland, geboren zu Regensburg 1800, in welchem wir den Baumeiſter der Baſilika zum heiligen Bonifacius kennen lernen. Die Kirche iſt nach römiſchen Meiſtern aus dem 5. und 6. Jahrhundert aufgeführt und weiſt eine ſeltene Harmonie und Einheit auf, ſodaß ſie einen wundervollen Eindruck macht. Maß und Schönheit vereinigen ſich hier in einer vollendeten Weiſe. Uebrigens hat ſich dieſer Architekt mit demſelben Glück im griechiſchen Stile verſucht, indem er den Plan zu dem nach korinthiſcher Tempelart aufgeführten Kunſtausſtellungsgebäude lieferte und deſſen Ausführung leitete. Auch dieſer Bau gehört zu den gelungenſten in München. Ferner ſetzte er den Bau der Mariahilfkirche in Vorſtadt Au nach dem Tode ihres urſprünglichen Architekten Ohlmüller fort, von der noch ſpäter die Rede ſein wird. Endlich baute er auch das Schloß Hohenſchwangau.

An Ziebland ſchließt ſich der Oberbaurath Voit, der Meiſter der Neuen Pinakothek, an. Auch dieſes Werk zeigt die Principien der romaniſchen Baukunſt in freier, neuer und ſchöner Entwickelung und macht dem Künſtler alle Ehre. In gleicher Art legt der Architekt Bürklein eine bedeutſame Begabung für dieſen Stil an den Tag: denn der von ihm errichtete Eiſenbahnhof gehört zu den ſchönſten und intereſſanteſten Bauwerken, welche die bairiſche Hauptſtadt beſitzt. Zu ſeinen Arbeiten gehört auch die neue Schießſtatt an der Thereſienwieſe. Außerdem erblickt man die Fortpflanzung der romaniſchen Baukunſt auch in einer großen Menge von Privathäuſern von verſchiedenen Meiſtern, unter denen noch Metzger, Braunmühl und Kreuter hervorzuheben ſind. Für meinen Geſchmack gebe ich jedenfalls dieſen Gebäuden den Vorzug vor andern in ältern und neuern Stilarten.

Und wie ſteht es mit der deutſchen oder gothiſchen Architektur? Auch ſie iſt vertreten, aber doch offenbar in der ſparſamſten Weiſe. Ihr ſchönſtes Denkmal hat ſie ohne Zweifel in der äußerſt zierlichen und gelungenen Mariahilfkirche in der Vorſtadt Au gefunden. Man kann dieſes reine, edle und treffliche Verſtändniß einer Kunſt, in welcher unſere Vorfahren ſo überaus ſchöne und unvergleichliche Erfolge errungen haben, nicht ohne ein Gefühl von Rührung und Dankbarkeit anſehen. Der Architekt derſelben, Daniel Joſeph Ohlmüller, welcher der Kunſt leider zu früh durch den Tod entriſſen wurde, hat hier in der That ein Meiſterwerk geliefert, das von den gediegenſten Studien und einer eigenthümlichen Vertiefung in den Geiſt vergangener Zeiten Zeugniß ablegt. Keine Art und Weiſe hat mehr innere Organiſation nöthig wie die Gothik. Und in dieſer Kirche wächſt faſt wie naturgemäß das Eine aus dem Andern. Der Schwierigkeit der Aufgabe gegenüber gehört darum dieſes Gotteshaus zu den gelungenſten Werken der Baukunſt in München, womit ich indeß nicht ſagen will, daß mein individueller Geſchmack nicht von andern Bauten mehr angeſprochen wird. Daß mir der Wittelsbacher Palaſt nicht beſonders zuſagt, habe ich ſchon bemerkt. Einige Privathäuſer, zu denen auch der Gaſthof Zur blauen Traube gehört, ſind keine übeln Variationen deutſcher Baukunſt.

So weit meine Forſchungen gegangen ſind, habe ich hier die hauptſächlichſten bairiſchen Baumeiſter aufgezählt und ihre Stilarten zu charakteriſiren geſucht. Vielleicht wird der Eine oder Andere ſagen, daß in dieſem Berichte keine neue Richtung zum Vorſchein gekommen iſt. Freilich iſt kein neuer Stil anzuführen. Aber es zeugt auch von totaler Unkenntniß der Sache, wenn man eine neue Architektur erfinden will. Das Feld der Entdeckungen auf dieſem Gebiete iſt erſchöpft. In der geraden Linie und dem Bogen, von dem der Spitzbogen nur eine Modification iſt, ſind die Formen für alle Zeiten gegeben. Die einzige Möglichkeit der Originalität liegt in friſchen Variationen und Combinationen. Und dieſe wird nur das Genie hervorbringen, das ſich zugleich möglichſt eigenthümlich auszudrücken weiß. Uebrigens hängt in der Baukunſt auch ſehr viel von der Erfahrung und Berechnung ab. Der Jüngere kann hier leichter den Fehler des Aeltern vermeiden wie in andern Künſten. Und ſo ſehen wir, daß den Nachkommen oft ihre Werke viel beſſer gelingen wie den Vorgängern, die vielleicht eine ungleich größere Naturbegabung beſaßen. Gerade in dieſem Sinne iſt in Baiern eine ganz treffliche Schule entſtanden, die es durch neue Verarbeitung der gegebenen Stoffe dahin gebracht hat, daß wir aus dieſem Lande den langweiligen nichtsnutzigen Kaſernenſtil verbannt ſehen, der in andern deutſchen Gebieten noch in der vollſten Blüte ſteht. Auch den Umſtand muß man für ein Glück halten, daß die romaniſche Architektur mit ihren modernen Modificationen vorzugsweiſe zur Entfaltung gekommen iſt, und wie es ſcheint, einer immer größern Entfaltung entgegengeht. Schinkel war vielleicht das größte Talent für die Baukunſt, welches die neuere Zeit hervorgebracht hat. Trotzdem hat er nicht glücklich organiſirend eingegriffen. Sein Hellenenthum paßte nicht für den Sand der Mark und die großen Flächen des preußiſchen Staates, und ſeine Gothik war durchaus verfehlt. Aus dieſem Grunde blieb er nicht allein wirkungslos, ſondern brachte auch in ſeine Schüler Elemente, denen alle Lebensfähigkeit abgeht. Wie vortheilhaft unterſcheidet ſich in dieſer Beziehung Baiern von den meiſten angrenzenden Ländern, denn es hat bereits eine typiſche Bauart!

4.

Die monumentalen Maler König Ludwig's.

Am eigenthümlichſten, reichſten und umfangreichſten unter allen bildenden Künſten entwickelte ſich in München die Malerei. Gewiſſermaßen liegt dies in ihrer eigenen Gegebenheit. Architektur und Sculptur haben engere Grenzen, denn ſie ſind durch die Geſetze der Linie und der Schwere bedingt. In der Malerei kann ſich der Geiſt ungleich freier, ſelbſtändiger und individueller ausſprechen. Außer der Form ſteht ihm noch die Farbe zugebote, die er zu den reichhaltigſten Gebilden anwenden darf. Es iſt ihm zugleich erlaubt, Bewegung und dramatiſchen Ausdruck in höchſter Potenz zu Hülfe zu nehmen. Der Phantaſie wird in ihren Gebilden ein viel weiterer Spielraum gegeben. Und ſo vermag denn auch der einzelne Künſtler auf ihrem Gebiete ungleich beſſer zu zeigen, wie hoch ihn der Flug ſeiner Seele trägt, weil ſie ſich gewiſſermaßen ſchon weiter von den Foderungen der mechaniſchen Wiſſenſchaften entfernt. In einer angeregten und poetiſchen Epoche wird man darum auch immer mehr bedeutende Maler finden als Architekten und Bildhauer, wie denn dieſe Erſcheinung ihre Geltung durch die ganze Kunſtgeſchichte behauptet. Unter

König Ludwig iſt es nicht anders geweſen. Die trefflichſten Talente hat er unter ſeinen Malern beſeſſen. Die Art und Weiſe, wie er dieſelben beſchäftigte, verlieh ihnen indeß ein gemeinſames Gepräge. Da er ſie zur Ausſchmückung ſeiner Hauptſtadt benutzte, ſo beſitzen ihre Arbeiten einen monumentalen Charakter, der in der fernen Zukunft ſeinen Geiſt und den Geiſt ſeiner Zeit abſpiegeln wird. Im Uebrigen hat auch ein glücklicher Stern über ihm und ſeinen Planen geherrſcht. Das Geſchick ließ große Talente gleichzeitig mit ihm entſtehen, und er hatte das Talent, ſie aufzufinden und zu beſchäftigen.

Es ſoll hier zunächſt von den monumentalen Malern die Rede ſein. Welch eine Menge von berühmten und großen Namen tritt uns hier entgegen! Keine Schule der Gegenwart hat eine ſolche Menge von Celebritäten aufzuweiſen. Wir finden darin die Vertreter eines jeden Zweiges. Die Bildner der Weltgeſchichte ſind Cornelius, Julius Schnorr von Karolsfeld, Kaulbach und ihre Nachfolger. Die Romantik iſt durch Schwind und Neureuther vertreten. Als Schlachtenmaler glänzen Monten, Peter Heß und Albrecht Adam, als bibliſche Maler treten Heinrich von Heß und Schraudolph auf, und die monumentale Landſchaft wird durch Rottmann repräſentirt. Es ließen ſich hier noch eine Menge von Namen aufführen, aber mit der Aufführung dieſer Chorführer mag es genug ſein, zumal da in ihnen die verſchiedenen Richtungen gipfeln. Was das übrige Deutſchland von Künſtlern und Kunſtwerken aufzuweiſen hat, iſt mehr genreartiger und naturaliſtiſcher Natur, der ich übrigens damit nicht ihre entſchiedene und unveräußerliche Berechtigung abſprechen will, da ihre Art und Weiſe ſogar allein im Stande iſt, die Kunſt zu erfriſchen und zu regeneriren. Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung der münchener Maler.

An ihrer Spitze ſteht dem Alter wie dem Genius nach

Peter von Cornelius. Dieſer ſeltene Mann wurde am 3. Sept. 1787 in Düſſeldorf geboren. Das Geſchick hatte ihn, wie ſo manche Männer erſter Größe, nicht in die Wiege der Ueppigkeit und des Luxus gelegt. Sein Vater war Aufſeher der Bildergalerie. Da der Knabe frühzeitige Züge von Talent bewies, ſo wurde er für die bildende Kunſt beſtimmt. Die ſchönen Vorbilder ſeiner Umgebung übten unbezweifelt einen trefflichen Einfluß auf ihn, einestheils um das Geheimniß erhabener Formen in ihm zu wecken, anderntheils um fruchtbringenden Samen auf den Boden ſeiner Phantaſie zu ſtreuen. Schon arbeitete er fröhlich im Gefühle ſeiner jugendlichen Kraft, da entriß der Tod ihm den Vater und ſtürzte ihn, den funfzehnjährigen Jüngling, mit einer zahlreichen Familie in quälende Sorgen. Damals ſtand ſeine Lebensbahn in Frage. Freunde der Familie, welche den zweifelhaften Pfad der Kunſt in materieller Beziehung für gefährlich hielten, riethen der Mutter, den Sohn das Goldſchmiedfach ergreifen zu laſſen, weil es ihm eine ſichere Zukunft bieten würde, zumal da er tüchtiger Zeichner ſei. So ſehr es der Mutter auch noththat, ihren Kindern ein ſchnelles Unterkommen zu verſchaffen, ſo widerſetzte ſie ſich doch dieſen Zumuthungen, da ſie die feſteſte Ueberzeugung von dem Talent ihres Sohnes hatte. In der That war auch dieſe Verhandlung nur geeignet, die Begeiſterung des Jünglings für die Kunſt höher zu entflammen. Seine Fortſchritte waren glänzend. Zugleich fing er mit einem ältern Bruder an, für die Familie zu ſorgen, indem er ſich nicht ſcheute, Kalenderzeichnungen, Kirchenfahnen und ähnliche Kleinigkeiten anzufertigen. Wer weiß, ob dieſe ſcheinbar harte Nothwendigkeit nicht darauf wirkte, ſeinem Geiſte jene Vielſeitigkeit zu geben, deren Ausbildung der wohlhabende Lehrling nicht ſo leicht anſtrebt. Vielleicht iſt gerade aus dieſem frühen nothgedrungenen Schaffen die Selbſtändigkeit der Zeichnung zu einer ſo hohen Sicherheit gelangt, daß man ſpäter ſprichwörtlich von ihm ſagte, er ſei ein ſolcher Meiſter in der Führung der Kohle, daß er jede Geſtalt in jeder Bewegung anatomiſch richtig mit einem Striche auf den Carton zeichnen könne. Aus der Zeit ſeiner düſſeldorfer Anfänge ſind übrigens nur wenige Spuren übriggeblieben. Wir wiſſen nur, daß er 19 Jahre alt die Kuppelgemälde in der ſchönen romaniſchen Kirche zu Neuß malte, die, wenn ſie auch noch an einer großen Jugendlichkeit leiden, doch den Beweis für ein überkräftiges Talent liefern.

Zwei Jahre ſpäter machte er ſich voller Hoffnungen auf den Weg nach Italien. In Frankfurt hielt er eine längere Raſt und zeichnete ſchon in dieſer frühen Periode die herrlichen Illuſtrationen zum „Fauſt“. Wir halten dieſe Thatſache für höchſt wichtig: in Beziehung der kunſtgeſchichtlichen Entwickelung ſehen wir darin ſogar einen Wendepunkt für Deutſchland. Wenn auch Cornelius' Vorgänger, Carſtens und Wächter, den Zopfſtil verlaſſen und ſich durch Anlehnung an die Antike und an die Natur von den conventionellen Traditionen emancipirt hatten, ſo kam doch das nationale Princip bei ihnen noch keineswegs zum Durchbruch. Und ſo iſt denn Cornelius eigentlich der erſte neue deutſche Meiſter. Er verhält ſich hier zur deutſchen Bildnerei, wie ſich Leſſing, Goethe und Schiller zur deutſchen Poeſie verhalten. Bei all dieſen Männern bricht wieder nach einer Periode der Nachahmung fremder Meiſter das Bewußtſein des eigenen Volksthums hervor. Wie mächtig dieſe neuen Ideen in Cornelius geworden waren, ſehen wir ſelbſt noch in der Siebenhügelſtadt, in welcher er 1811 eintraf. Trotz der Eindrücke, die ihm die überwältigenden Werke einer mächtigen glanzvollen Vergangenheit machen mußten, entwarf er dort die großen Illuſtrationen zu dem Nibelungenlied. Welche Fülle von Erfindung hat er in dieſen Compoſitionen, welche Kraft der Darſtellung in ihren Geſtalten entwickelt! Wie neu iſt er hier in der Behandlung! Wie vielen ſpätern Künſtlern hat er in dieſen raſchen Entwürfen den Weg gezeigt, den ſie zum Weg ihres Lebens gemacht haben! Daß dieſe Originalität aber gerade zutage tritt, wo ihm die Werke Rafael's und Michel Angelo's umgaben, iſt doppelt bewundernswerth und zeugt für den innern deutſchen Kern ſeiner poetiſchen Begabung.

In Rom fanden ſich viele bildende Künſtler zuſammen, die denſelben Drang in ſich fühlten, Oppoſition gegen das bisherige Zopfweſen in ihrer Kunſt zu machen. Daß ſich dort ein friſches und glücklich anregendes und angeregtes Leben bildete, läßt ſich denken. Friedrich Overbeck, Philipp Veit und Wilhelm Schadow ſchloſſen untereinander und mit Cornelius ein enges Freundſchaftsbündniß. Sowol ältere Anweſende wie jüngere Ankömmlinge, unter denen ich Koch aus Tirol und Fohr aus Heidelberg nenne, gehörten zu dieſem Kreiſe. Es mag ein ſchöner Bund geweſen ſein, der ſo viele jugendfrohe Talente in heller Begeiſterung für die heilige Kunſt vereinte. Uebrigens waren doch die meiſten dieſer jungen Leute vorzugsweiſe durch die romantiſche Schule in der Literatur beſtimmt worden, ihren Weg zu geben. Tieck, Novalis, die Schlegel hatten einen unverkennbaren Einfluß auf ſie geübt. Sie kamen nicht ohne eine gewiſſe Affectation zu ihren Principien. Overbeck, Veit und Schadow traten bekanntlich zur katholiſchen Kirche über. Und ſo fanden ſie auch in den Malern derſelben die beſtimmenden Vorbilder. Ihre Werke ſind deshalb auch nicht ſelten trotz allen innern Werths von einer gewiſſen Gezwungenheit. Cornelius hatte das Glück, in dieſer Beziehung auf einem ungleich unbefangenern Standpunkte zu ſtehen. Er war ein geborener Katholik. Was jene ſich als ein fremdes außer ihnen liegendes Element ſchwer und ängſtlich aneigneten, beſaß er faſt naturgemäß durch Geburt und Erziehung. Er brauchte ſich nicht krampfhaft anzuklammern, wie ſeine convertirten Genoſſen, denn er ſaß feſt und tiefer im Sattel. Darum fand man bei ihm auch jene heitere Lebensanſchauung, welche dem unbefangenen Katholicismus eigen iſt, während die Andern eine Ascetik übten, die faſt nur entſteht, wenn der Geiſt auf dem Meere der Zweifel geſchaukelt worden iſt und ſeine eigentliche Kraft und Friſche verloren hat. Ein guter Beweis von dem großen Unterſchiede in der Denkweiſe dieſer deutſchen Maler liegt darin, daß Cornelius ſtets das Haus des geiſtreichen proteſtantiſchen Niebuhr beſuchte, während die Uebrigen oft die Kreiſe des preußiſchen Geſandten vermieden. Am meiſten zeigte ſich aber der Unterſchied in der Kunſt, wo er ungleich freier und kraftvoller auftritt, als er mit ſeinen Freunden auch bibliſche Arbeiten unternahm. Für die Villa Bartholdy wurden nämlich damals altteſtamentariſche Bilder beſtellt. Cornelius übernahm die Traumdeutung Joſeph's. Hier erſchien er ſtets als der anregende Ordner und Leiter der Arbeiten. Schon war er aufgefodert, auch für die Villa des Marcheſe Maſſimi mit ſeinen Freunden Fresken zu übernehmen: Dante's „Göttliche Komödie" wurde zu den Darſtellungen gewählt; er ſelbſt hatte ſchon manche Zeichnungen entworfen: da wurde er von tiefem Heimweh ergriffen. Der Drang, fürs Vaterland zu ſchaffen, ließ ihm keine Ruhe. Vielleicht entſtand damals das folgende Stammbuchblatt, durch welches er auch ſeine poetiſche Begabung an den Tag legte.

Kehrſt du ins Vaterland zurück,
So grüße Alle, die noch mein gedenken;
Auf freien Bergeshöh'n, im heil'gen dunkeln Wald,
Beim Rauſchen deutſcher Ströme denk' an mich;
Und kommſt du einſt zum vaterländ'ſchen Rhein,

So grüß den Alten, und ruf' meinen Namen
Mit lauter Stimme in die grüne Flut.
Doch trittſt zu Köln du in den Dom
O ſo gedenke meiner vor dem Herrn,
Auch daß ich heimgelang' ins Land der Väter!

Seltſame Fügung! Er wurde in dieſer Zeit zum Director der düſſeldorfer Akademie ernannt. Koch und Veit übernahmen die angefangenen Arbeiten. Cornelius ging nach Deutſchland.

Im Jahre 1820 zog er in Düſſeldorf ein. Als Jüngling hatte er ſeine Vaterſtadt verlaſſen, als bewährter und berühmter Meiſter kam er heim. In der Schule, deren Leitung er übernahm, ſetzte er an die Stelle der Unfreiheit die Freiheit. Die alte akademiſche Pedanterie mit ihren ſpaniſchen Schnürſtiefeln verkroch ſich vor der natürlichen Entwickelung, welche er jeder Individualität überließ. Statt ſteifer Gliederpuppen galt es das friſche Leben zu benutzen. So wurden die neuen Ideale verfolgt. Eine Schar von friſchen Jünglingen vereinigte ſich bald um den geliebten Meiſter. Kaulbach, Monten, Eberle, Götzenberger, Stilke, Stürmer, Karl Heinrich Hermann und Ernſt Förſter bildeten den Stamm der jungen Schule. Aus allen Theilen des Vaterlandes waren ſie zuſammengeſtrömt. Die Werke, welche der Meiſter mit ſeinen Geſellen ſchuf, hatten indeß nicht den Zweck, die Gegenden des Niederrhein zu ſchmücken. Cornelius ließ kein Denkmal ſeiner Wirkſamkeit aus dieſer Zeit in ſeiner Heimat zurück. Nur einige Arbeiten ſeiner Schüler zeugen für ſeine Anweſenheit. Dazu gehört ein unvollendetes Jüngſtes Gericht im Aſſiſenſaal zu Koblenz und die Fresken der Aula des bonner Univerſitätsgebäudes. Der Meiſter ſelbſt war ſeit ſeiner Ankunft in Düſſeldorf durch Arbeiten gefeſſelt, die einer anderweitigen Beſtimmung entgegengingen. Der Kronprinz Ludwig von Baiern, welcher ihn in Italien kennen gelernt hatte, war ſo ergriffen von ſeinem Talente, daß er ihm die Ausſchmückung der münchener Glyptothek durch Darſtellungen der griechiſchen Mythologie und der Homeriſchen „Iliade“ übertrug. Da die Bilder al fresco ausgeführt wurden, ſo ging die Arbeit in der Weiſe vor ſich, daß der Meiſter den Winter benutzte, um die Cartons in Düſſeldorf anzufertigen, und den Sommer, um ſie zu München den Wänden in Farben zu geben. So führte er ſammt ſeinen Schülern, die ihn bei der Ausführung unterſtützten, ein Wanderleben, das gewiß nicht ohne heitere Poeſie war. Als indeß in der bairiſchen Hauptſtadt der Director der Akademie, Johann von Langer, im Jahre 1824 ſtarb, ſo war eine Stelle erledigt, die einzunehmen Niemand würdiger war als Cornelius. Er wurde berufen und verließ Düſſeldorf mit dem ganzen Kreis ſeiner beſſern Schüler. Sie zogen an den Muſenſitz der Iſar.

Und ſo haben wir denn Cornelius auf dem eigentlichen Grund und Boden ſeiner Thätigkeit. Hier in München kann man erfahren, welches Gepräge dieſer Mann der Kunſt aufdrückte. Was man aus den Illuſtrationen des „Fauſt“ und der „Nibelungen“ ahnt, das erblickt man hier in ſeiner vollen Entwickelung. Kennen wir ihn bereits als Bildner deutſcher und altteſtamentariſcher Stoffe, ſo ſehen wir ihn hier als Bearbeiter der griechiſchen Mythe. Und wie eigenthümlich, neu und großartig entfaltet er uns die helleniſche Götter- und Heldenwelt! Ich halte ſeine Arbeiten in der Glyptothek geradezu für die mächtigſten und gewaltigſten Ausſtrömungen ſeines Geiſtes. Sein Genius zeigt hier eine ſprühende Jugend, verbunden mit einer männlichen Reiſe. So ſehr er auch im Götterſaal die abſtracten Geſtalten des Olymps concret zu machen weiß, ſo werden ſie doch von den Gebilden des Trojaniſchen Saals bei weitem übertroffen. Welche hinreißende Gewalt iſt in dieſen Bildern der Iliade! Wie dramatiſch iſt der ſtets richtig erfaßte Moment gefaßt! Wie prächtig ſind die Leidenſchaften dargeſtellt! Welche koloſſalen Geſtalten! Welcher Zug der Bewegung! Welcher Rhythmus in den Linien! In der neuern Kunſt gibt es ſchlechterdings keine Arbeit von ſo rieſenhafter Genialität.

Ein anderes Werk von Cornelius' Erfindung finden wir in den Loggien der Pinakothek. Die Decken derſelben ſind nämlich mit Darſtellungen ausgefüllt, die uns durch die ganze Kunſtgeſchichte führen. Es iſt unmöglich, die einzelnen Gemälde durchzunehmen, weil uns eine ſolche Arbeit zu lange aufhalten würde. Wir müſſen es dem Beſucher von München überlaſſen, ſich ſelbſt umzuſehen und zu orientiren. Vielleicht ſind aber dieſe Malereien auch das Schwächſte, was der Künſtler geliefert hat. Sie ſind, wie es mir ſcheint, mehr geeignet, zum Studium des behandelten Gegenſtandes wie zur Poeſie anzuregen. Die Methode, die hier zu verfolgen war, hat vielleicht die Schwingen des Künſtlers ein wenig geſtutzt. Auch waren die Maßſtäbe etwas klein für Cornelius' weitausgreifende Phantaſie, die ſich gern in gewaltigen Rhythmen ergießt. Endlich kann man auch die Ausführung nicht loben, denn ſie zeigt noch ziemlich die Anfänge der Frescomalerei. Ich mache nur darauf aufmerkſam, daß wir den Meiſter hier wiederum auf einem ganz neuen Felde finden.

Seine letzte Thätigkeit in München iſt der Religion gewidmet. Die Reſultate derſelben findet man in der Ludwigskirche, deren Fresken die hauptſächlichen Symbole der chriſtlichen Lehre enthalten. In großen encykliſchen Darſtellungen enthalten ſie Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt, der im Himmel thront und das All in ſeiner Hand hält, Gott als Heiliger Geiſt mit den Chören der Patriarchen, Propheten, Apoſtel und Heiligen, und Gott als Heiland, Erlöſer und Richter der Welt, dargeſtellt in der Geburt Chriſti, in der Kreuzigung und dem gewaltigen Jüngſten Gericht. Auch hier dürfen wir wiederum nicht an eine Beſchreibung der Arbeit denken, wie man denn über einen Künſtler von dieſer Schöpfungskraft ſehr leicht ein ganzes Buch ſchreiben könnte. Wir fügen aber hinzu, daß das ganze Gewebe dieſer umfangreichen Compoſitionen aufs tiefſte durchdacht und mit der bekannten Genialität ausgeführt iſt. Nur ein Mann von gigantiſchem Geiſte konnte ſolche Gebilde erſinnen und ausführen. Wenn die Darſtellungen trotzdem kälter laſſen wie die Bilder zur Iliade, ſo liegt es wol theilweiſe an dem ſchwierigen transſcendentalen Gegenſtande. Symbolik iſt immer weniger zuſagend wie Thatſächlichkeit. Auch Cornelius ſind die concreten Stoffe allerwärts beſſer gerathen wie die abſtracten, deren Verſtändniß zugleich immer einen hohen Grad von Gelehrſamkeit erheiſcht.

Cornelius wurde im Jahre 1841, nachdem er der münchener Schule Halt, Feſtigkeit und Conſiſtenz gegeben hatte, von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach Berlin berufen, und zwar hauptſächlich um dort einen Campoſanto auszuführen, der den berliner Dom ſchmücken und den Begräbnißraum der königlichen Familie umgrenzen ſoll. Die Entwürfe ſind längſt vollendet. Mit der Ausführung der Cartons iſt der Meiſter ſeit Jahren theils in Berlin, theils in Italien beſchäftigt geweſen. Als Grundthema der Darſtellungen hat er einen Spruch des heiligen Paulus gewählt: „Denn der Sold der Sünde iſt der Tod, die Gnade Gottes aber iſt das ewige Leben in Chriſto Jeſu, unſerm Herrn.“ Die Entwickelung dieſes Thema knüpft ſich an eine Reihe von Darſtellungen aus dem Leben des Erlöſers, mit Bezugnahme auf das Alte Teſtament, die Apoſtelgeſchichte und die Offenbarung Johannis'. Auf die Seligkeit in der Vereinigung mit Gott nach den acht Seligkeiten der Bergpredigt wird dabei ſtets hingedeutet. Die ganze Anlage iſt bereits 1848 unter dem Titel: „Entwürfe zu den Fresken der Friedhofshalle zu Berlin“, von Thäter geſtochen, in Leipzig erſchienen. Sie zeigen uns allwärts den grandioſen Geiſt, die Fülle der Gedanken, den Reichthum der Geſtaltung, die wir bei ihm kennen. Wird der Künſtler dieſe Arbeit, die 20,000 Quadratfuß Carton erfodert, noch beendigen? Wird er ſie vollends in Farben an den Wänden des genannten Orts erblicken? Wer wünſcht es ihm nicht von Herzen!

Und ſo liegt denn eine kurze Skizze der encykliſchen Thätigkeit dieſes großen Bildners vor uns, in der wir es freilich unterlaſſen haben, auf einzelne kleinere Arbeiten ſeiner Hand aufmerkſam zu machen. Um indeß möglichſt vollſtändig zu ſein, wollen wir noch nachholen, daß noch neun Blätter nach ſeinen Zeichnungen zum Dante mit Erklärungen von Töllinger in Kupferſtich erſchienen ſind, daß ein Blatt des Todes von Romeo und Julie nach Shakſpeare von ihm exiſtirt, und daß er in Berlin die Zeichnung zu dem Glaubensſchilde anfertigte, welchen der König von Preußen dem Prinzen von Wales als Pathengeſchenk ſendete. Ein Oelbild, Chriſtus in der Vorhölle, das er gleichfalls in Berlin malte, hat ſich keines beſondern Beifalls zu erfreuen gehabt. Was die Farbengebung in ſeinen Arbeiten angeht, ſo iſt dieſe überhaupt nicht die ſtärkſte Seite des Meiſters: beſonders ſeine Oelmalerei iſt oft und heftig getadelt worden. Man ſollte indeß bedenken, daß Künſtler, die an die breite Art der Frescobilder gewöhnt und darin geſchult ſind, unmöglich mit dem ungleich feinern Material zurechtkommen können. In ſeinen trojaniſchen Bildern liegt aber auch eine ſeltene Kraft und ein eigenthümlicher Reiz der Farbengebung. Die meiſten ſeiner Arbeiten ſind übrigens nicht durch ihn ſelbſt, ſondern durch ſeine Schüler unter ſeiner Leitung ausgeführt worden.

Wie wäre es auch möglich geweſen, daß ein Mann ſolche umfangreichen Werke für ſich vollendet hätte! Auch die Haſt der Entſtehung, an der dem Könige Ludwig Alles gelegen war, läßt manche Mängel entſchuldigen. In der Zeichnung möchte ſich übrigens nicht leicht ein Künſtler der Gegenwart mit Cornelius meſſen.

Ueberblicken wir nunmehr die ganze Erſcheinung dieſes Malers, ſo müſſen wir vor ſeiner koloſſalen Größe wahrhaft ſtaunen. Welcher Bildner hat ſich in der Vergangenheit und Gegenwart ſo umfangreiche ineinandergreifende Stoffe zur Behandlung gewählt und wer hat ſie mit gleicher Kraft und Energie zu Ende geführt? Wer hat wie er in das Leben der verſchiedenſten Völker gegriffen und ſich überall die großartigſten Mythen zur Darſtellung geſucht? Wer hat in ähnlichen umfangreichen encykliſchen Gebilden, in Form und Farben gedichtet? Wer hat dabei eine größere Intuition, den Geiſt der auseinanderliegendſten Nationalitäten zu erfaſſen, an den Tag gelegt? Und wer iſt weiter bei all dieſen Arbeiten ſo recht in ſeinem angeborenen Volksthum geblieben? Wir behaupten ſchlechthin, daß ihm an Univerſalität der Anſchauungen kein Künſtler aller Zeiten nachkommt. Das Griechenthum hat er in dem Götterſaal und in den trojaniſchen Bildern verherrlicht, das Chriſtenthum gab er in den Gemälden der Ludwigskirche zu München und im Campoſanto zu Berlin wieder, den Italienern hat er den Dante, der ganzen gebildeten Welt die Geſchichte der Kunſt, dem Norden die Nibelungen, Deutſchland die Fauſtſage in ewigen Bildern erklärt. Und doch iſt er kein Gelehrter von Fach. Welch eine Breite des Genius iſt dazu nöthig, um von einem Stoff zum andern hinüberzugehen! Und doch erſcheint er auch wieder echt deutſch. Wie er ſeine Aufgaben löſte, konnten ſie nur in unſerm Vaterlande gelöſt werden. Wahrhaftig, es iſt keine

Kleinigkeit, in dieſer Weiſe den dichtenden Geiſt der Völker in ſeinen höchſten Schöpfungen zu erfaſſen und ihn wieder in den gewaltigſten encykliſchen Gebilden künſtleriſch zur Erſcheinung zu bringen! Und die Art und Weiſe, wie er ſeine Nachfolger und Schüler anregte, entflammte und leitete, iſt ebenfalls eine große Sache.

Die Mitglieder des künſtleriſchen Kreiſes, auf welche Cornelius durch Beiſpiel und Lehre wirkte, haben ſich bei ihren Arbeiten meiſtens auf enger begrenzte Felder beſchränkt. Betrachten wir die Talentvollſten von ihnen nach den Ideenkreiſen, in denen ſie ſich vorzugsweiſe bewegen, ſo ſehen wir in Bonaventura Genelli einen höchſt begabten Meiſter auf dem Gebiete der Antike. Derſelbe wurde in Berlin 1805 geboren. Nachdem ſein Vater, Janus Genelli, ihn auf die künſtleriſche Laufbahn geführt hatte, beſuchte er die Akademie ſeiner Vaterſtadt zwei Jahre lang und ging dann nach Italien, wo er von 1820—32 blieb und ſich hauptſächlich an Cornelius' Beiſpiel hielt. Seit jener Zeit lebt er meiſtens in München. In ſeinen Arbeiten zeigt ſich ein großer Reichthum der Erfindung. Am genialſten tritt er in ſeinen Zeichnungen auf, deren er eine große Menge geliefert hat, die über den ganzen Erdkreis zerſtreut ſind. In den meiſten bewegt er ſich auf claſſiſchem Grund und Boden. Die berühmteſten derſelben ſind der leierſpielende Hercules, der Triumphzug des Bacchus und der Ariadne, Tiger mit ihren Jungen und Liebesgöttern, die Entführung der Europa, Umriſſe zu Homer, die er ſelbſt für die Voß'ſche Ausgabe geſtochen hat, Jaſon und Medea für das Künſtleralbum, und Aeſop, der auf dem Felſen ſitzt und dem Volke ſeine Fabeln erzählt. Einzelne Darſtellungen führen uns auch in das Alte Teſtament, wie Elieſer, welcher der Rebekka die Armſpangen anlegt, Simſon und Delila, die Viſion des Ezechiel und die

Zerſtörung von Sodom. Dante's „Göttliche Komödie" hat er gleichfalls in 36 Blättern behandelt, die er auch ſelbſt im Stich wiedergab. Außerdem unternimmt er auch gern phantaſtiſche Darſtellungen, in denen er uns in die Labyrinthe des Lebens führt und die gewiſſermaßen eine Aehnlichkeit mit den Walpurgisnachtſcenen aus Goethe haben. Es gehören dahin ſeine Darſtellungen aus dem Leben eines Wüſtlings und das Leben einer Hexe. Dieſe Arbeiten haben aber zuweilen einen wildgrotesken Charakter und zeigen oft eine Kühnheit, die nicht ganz frei von übertriebener Keckheit iſt, wie ſich denn überhaupt oft etwas zu viel Sturm und Drang in ſeinen Zeichnungen offenbart. — Als Zeichner antiker Gegenſtände, die gleichfalls in Frescobildern ausgeführt ſind, müſſen wir zugleich noch Ludwig von Schwanthaler aufführen, deſſen geſammte Thätigkeit wir indeß erſt bei der Bildhauerei zu verfolgen haben.

Den Zeiten, die ſie behandeln, folgend, wenden wir uns nunmehr zu den bibliſchen Malern. Dieſelben ſtehen im Allgemeinen weniger unter den Einflüſſen des Meiſters Cornelius, ſondern lehnen ſich mehr an Meiſter der frühern italieniſchen und deutſchen Schulen an. Der älteſte und berühmteſte iſt Heinrich von Heß. Geboren am 19. April 1798 zu Düſſeldorf, ſtudirte er zuerſt unter ſeinem Vater, dann unter Langer in München. Nachdem ſein erſtes Bild, eine Grablegung, das Talent des jungen Künſtlers außer Zweifel geſetzt hatte, erregte eine heilige Familie 1817 allgemeines Aufſehen und war die Urſache, daß die Königin Karoline von Baiern ihm mehre Beſtellungen ertheilte. Nachdem er noch durch die Darſtellung einer Vesper, durch eine allegoriſche Darſtellung von Glaube, Liebe, Hoffnung, durch einen heiligen Lucas, der die Madonna malt, und durch eine Kreuzabnahme einen feſten Ruf erworben hatte, ging er nach Italien, wo wir ihn mit einem Verſuch aus der Antike beſchäftigt ſehen. Dieſes Gemälde, „Apollo und die neun Muſen“, erwarb ſich auch in der bairiſchen Hauptſtadt den lebhafteſten Beifall. So wurde er 1826 Profeſſor an der Akademie in München. Zugleich übernahm er die Direction der Glasmalerei. Seit dieſer Zeit ſehen wir ihn eine Reihe von Jahren mit monumentalen Arbeiten beſchäftigt. Zunächſt ſchmückte er die Allerheiligenkapelle mit einer Menge von trefflichen Gemälden auf Goldgrund, die dem Charakter des Gebäudes entſprechend in byzantiniſch-romaniſchem Stile aufgefaßt und durchgeführt ſind. Sie geben eine geordnete Ueberſicht der Hauptpunkte und kirchlichen Beziehungen des Alten und Neuen Teſtaments. Jehovah als Weltſchöpfer mit den vornehmſten Thatſachen des Alten Bundes und Chriſtus als Weltheiland mit den hauptſächlichſten Momenten des Neuen Bundes haben den Stoff dazu gegeben. In gleicher Weiſe iſt er Maler der meiſten Bilder in der Baſilika zum heiligen Bonifacius, deſſen Leben wir in einer großen Reihe von Darſtellungen von ſeiner Hand ausgeführt ſehen. Auch das Abendmahl im Refectorium des Kloſters, das zu dieſer Kirche gehört, iſt von ſeiner Hand und wird für ſein beſtes Werk gehalten. Zugleich ſind eine große Menge der in Glasmalerei ausgeführten Cartons durch ihn angefertigt worden. Die Fenſter des regensburger Doms, der Aukirche in München und der kölner Kathedrale, die von König Ludwig geſchenkt wurden, haben ihn gleichfalls zum Meiſter. Seit der Beendigung dieſer Werke im Jahre 1846 hat Heß ſich wieder der Oelmalerei zugewendet und unter andern ein großes Altarbild unternommen, welches König Ludwig als Gedächtnißtafel der vier von ihm in München erbauten Kirchen für die Neue Pinakothek beſtimmte. So liegt denn auch hier ein Leben voll unermüdlicher Thätigkeit vor uns, deſſen Arbeiten ſein Andenken auf ſpäte Zeiten bringen werden.

Die Werke des Künſtlers ſind von ruhiger und einfacher Anordnung in der Compoſition, von großartiger Würde in den Geſtalten und von gediegener, trefflicher Ausführung. Indeß kann man doch nicht leugnen, daß ſie im Ganzen gewiſſe traditionelle und ſtereotype Züge haben und deshalb nicht immer neu erſcheinen.

Im religiöſen Fache ſteht neben Heß ſein Schüler Johann Schraudolph, geboren zu Obersdorf im Algau 1808, am höchſten. Als Sohn eines Schreiners übte er in der Jugend das Handwerk des Vaters, beſchäftigte ſich aber mit dieſem zugleich im Zeichnen und Oelmalen, bis er 1825 die münchener Akademie bezog und unter Schlotthauer's Leitung die kirchliche Richtung der Kunſt einſchlug. Heinrich von Heß beſchäftigte ihn bald darauf an ſeinen Arbeiten für die ſchon angeführten Glasmalereien und überließ ihm verſchiedene Ausführungen in der Allerheiligenkapelle. In der Baſilika, die ſchon Vieles von ſeinen eigenen Werken enthält, finden wir ihn bereits als ſelbſtändigen Meiſter. Zwiſchenher übte er ſich auch in der Oelmalerei und zeichnete ſich in einigen Altargemälden durch eine außerordentlich große Zartheit der Empfindung aus. Sein bedeutendſtes Werk, die Ausmalung des Domes von Speier, wurde durch König Ludwig angeregt. Schraudolph begab ſich mit dieſem Auftrage 1844 nach Italien, kehrte mit ſeinen fertigen Entwürfen ſchon im folgenden Jahre zurück und begann dann das großartige Werk. Die Bilder beſtehen, im genauen Anſchluß an die Architektur, aus Scenen des Alten und Neuen Teſtaments und zeugen im hohen Grade für die ſinnige und feine Begabung des Malers, der Kraft, Phantaſie und Fülle der Form genug beſitzt, um eine Kirche, die 445 Fuß lang und 100 Fuß hoch iſt, in einer ſtets wechſelnden und intereſſanten Weiſe auszuſchmücken. Im Jahre 1853 wurden die Gemälde auf Goldgrund und 1854 auch die Decorationen durch Schwarzmann beendigt.

Außer Heß und Schraudolph ſind noch Koch und Müller, die gleichfalls in der Baſilika einzelne Bilder übernahmen, ſowie die Röckel, Fiſcher und Ruben als Mitarbeiter in der Aukirche zu nennen. Dieſelben verfolgen weſentlich einen ähnlichen Weg.

Wir wenden uns nunmehr zu den Malern der deutſchen Geſchichte und Dichtung, denn daß dieſe auch ihren ganz beſondern Cultus in München finden würden, dafür bürgte der echtdeutſche Sinn König Ludwig's. Unter den Vertretern dieſer Richtung gebührt **Julius Schnorr von Karolsfeld** eine der erſten Stellen. Dieſer Künſtler wurde am 26. März 1794 zu Leipzig geboren und erhielt ſeinen erſten Unterricht durch ſeinen Vater Veit Hans Schnorr. Seit 1811 beſuchte er die wiener Akademie und trat dort mit einigen Gleichgeſinnten zu einem Verein zuſammen, deſſen Mitglieder ſich die altdeutſche Kunſt zum Muſter nahmen, was aber von den Akademikern jener Zeit als Deutſchthümelei verlacht und verſpottet wurde. Der junge Künſtler malte damals die drei heidniſchen und die drei chriſtlichen Ritter, eine heilige Familie und die Almoſenvertheilung des heiligen Rochus. Sechs Jahre ſpäter ging er nach Italien und traf 1818 in Rom ein, wo er ſich an jenen Kreis anſchloß, von dem ich ſchon berichtet habe.

Unter den Oelgemälden, welche er damals anfertigte, ſind die Hochzeit von Kana, Jakob und Rahel, eine Madonna mit dem Kinde, Ruth auf Boas' Acker, eine Flucht nach Aegypten, „Laſſet die Kindlein zu mir kommen“, ein Cyklus von acht Bildern aus dem Leben Jeſu, an dem ſich auch Veit, Olivier und Eggers betheiligten, und die Verkündigung der Maria beſonders hervorzuheben. Außerdem malte er für die Villa Maſſimi Frescobilder nach Arioſto, den er ſich zur Darſtellung ausgewählt hatte. Im Jahre 1827 wurde er von König Ludwig nach München berufen. Er erhielt eine

Profeſſur an der Akademie und zugleich den Auftrag, im Erdgeſchoſſe der Neuen Reſidenz fünf Prunkgemächer mit Bildern aus den Nibelungen zu ſchmücken. Der erſte Saal enthält die Darſtellungen der Eingänge des Gedichts, der zweite die Hochzeit, der dritte den Verrath, der vierte die Rache und der fünfte die Klage in einer Menge von genialen Arbeiten. Daran reihen ſich im Saalbau drei große Räume, die er mit koloſſalen Bildern aus der deutſchen Geſchichte verzierte. Der eine iſt Karl dem Großen, der andere Friedrich Barbaroſſa und der letzte Rudolf von Habsburg gewidmet, deren Lebensläufe nach ihren hauptſächlichen Thaten und Erlebniſſen dargeſtellt ſind. Auch hier findet man wieder eine Menge von Gemälden voll Leben, Fülle und Talent. Außerdem hat er noch ein anderes Zimmer der Reſidenz, den ſogenannten Serviceſaal des Königs, mit Gemälden zu Homer's Hymnen geſchmückt. Mit ſo großartigen Arbeiten beſchäftigt, konnte er ſich natürlich der Oelmalerei nicht mehr in gleichem Maße widmen. Er verfertigte indeß 1832 noch für den Miniſter von Stein den Tod Barbaroſſa's in den Fluten des Kalykadnus. In ſeinen freien Stunden beſchäftigte er ſich zugleich mit Illuſtrationen. Zwei größere Werke legen noch auf dieſem Gebiete gültiges Zeugniß ab von dem Reichthum, den er an Ideen und Formen beſitzt. Das erſte ſind die bei Cotta erſchienenen „Nibelungen“, das andere iſt eine Bilderbibel, die in Leipzig bei Georg Wigand herauskommt. Schnorr iſt vielleicht derjenige von den monumentalen Malern König Ludwig's, der mit einem hohen Idealismus die individuellſte Charakteriſtik verbindet. Bekanntlich fungirt er ſeit 1846 als Director der Akademie in Dresden.

Auf demſelben Wege wandeln noch eine Menge von Künſtlern, deren Werke wir theilweiſe in der Reſidenz, theilweiſe in den Arcaden antreffen. Einer der bedeutendſten derſelben iſt

Philipp Folz, Profeſſor an der münchener Akademie, der 1805 in Bingen am Rhein geboren, ſich urſprünglich als Autodidakt ausbildete und dann zu Cornelius nach Düſſeldorf ging, dem er auch 1825 nach München folgte. Dort arbeitete er zunächſt unter Schlotthauer an den Frescobildern der Glyptothek. Seine erſte ſelbſtändige Arbeit unternahm er mit Schilgen unter den Arcaden, wo ihnen gemeinſchaftlich die Gründung der Erſtgeburt und Untheilbarkeit Baierns durch Albert IV. und dann ihm allein die Gründung der Akademie der Wiſſenſchaften durch Max Joſeph III. zufiel. Darauf erhielt er auch einige größere Arbeiten in der Neuen Reſidenz. Im Servicezimmer der Königin führte er 20 Bilder nach Bürger'ſchen und im Schreibzimmer derſelben mit Lindenſchmidt 25 nach Schiller'ſchen Gedichten aus. Außerdem hat er auch viele genreartige romantiſche Gemälde in Oel gemalt, in denen ſich Gemüthlichkeit und Anmuth offenbaren. Eine beſondere Erwähnung verdienen unter ihnen die wachehaltende Suliotin, die auf ihren Buben wartende Sennerin, die Fiſcherin am Achenſee, Jäger und Senner, der Ritter mit ſeinem Liebchen und des Sängers Fluch. Die anſprechende Innigkeit dieſer Arbeiten hat ſie meiſtens ſehr populär gemacht, denn ſie ſind faſt alle lithographirt worden.

Ein anderer Genoſſe dieſes Meiſters iſt **Chriſtoph Ruben**, geboren 1805 in Trier, der gleichfalls ſeine künſtleriſche Bildung unter Cornelius in Düſſeldorf und München erhielt. Verſchiedene Cartons zu den Fenſtern des regensburger Doms nach Heinrich von Heß waren ſeine erſte Arbeit von Bedeutung. Selbſtändig unternahm er mehre treffliche Compoſitionen, die ſich in den Glasbildern der Aukirche wiederfinden. Darauf ſehen wir ihn als Künſtler der ſämmtlichen Arbeiten auf dem Schloſſe Hohenſchwangau, wo er Scenen aus dem Burgleben der Frauen und die Sage des

Schwanenritters in vielfachen Bildern behandelte. Nach dieſer Zeit lieferte er mehre Genrebilder und die Entdeckung von Amerika durch Columbus, welches Bild ſolchen Beifall fand, daß er 1841 als Director an die Akademie von Prag berufen wurde, wo er ſich mit Entwürfen für die Wandgemälde im Schloſſe Belvedere aus der böhmiſchen Geſchichte, mit der Ausſchmückung eines Prachtſaals für den Fürſten Salm und mit Altarblättern für die Kirche in Turnau beſchäftigte. Da er zugleich ein großes reorganiſatoriſches Talent an den Tag legte, ſo wurde er 1852 als Director an die Akademie in Wien verſetzt.

An ihn ſchließt ſich ferner **Karl Heinrich Hermann**, geboren zu Dresden 1802, der zuerſt in ſeiner Vaterſtadt und dann in Düſſeldorf unter Cornelius ſtudirte, mit dem er auch nach München ging. Noch am Rhein malte er mit Ernſt Förſter und Götzenberger die Fresken der bonner Aula. In der bairiſchen Hauptſtadt unterſtützte er ſeinen Meiſter bei deſſen Werken in der Glyptothek und in der Ludwigskirche. Von ſeinen eigenen Werken ſind die Fresken nach Wolfram von Eſchenbach's „Parcival" im Königsbau, mehre Bilder aus der bairiſchen Geſchichte unter den Arcaden, ſowie das Deckengemälde der proteſtantiſchen Kirche zu nennen. Im Jahre 1844 wurde er nach Berlin gerufen, um die Entwürfe Schinkel's in der Vorhalle des Muſeums auszuführen. Er trat indeß bald von dieſer Arbeit, die ihm nicht zuſagte, zurück und malte in der Kloſterkirche 14 Fresken, welche die Apoſtel Peter und Paul, die Evangeliſten, die Erzväter und Propheten darſtellen. Ein anderes intereſſantes Werk von ſeiner Hand beſteht in einer Reihenfolge von Blättern, welche die Hauptmomente der deutſchen Geſchichte zum Gegenſtand haben und in Kupferſtich bei J. Perthes in Gotha erſchienen ſind. Hermann's Compoſitionen ſind großartig, anmuthig und ſtilvoll.

Andere minder berühmte, aber in ihrer Art gleichfalls treffliche Künſtler ſind Clemens Zimmermann aus Düſſeldorf, der Maler der anakreontiſchen Dichtungen, Gaſſen aus Trier, der Illuſtrator des Walther von der Vogelweide, und Lindenſchmidt aus Mainz, der mit Feltz an den Bildern zu Schiller's Gedichten arbeitete. Die genannten Werke befinden ſich gleichfalls in der Neuen Reſidenz. Endlich haben neben den Vorigen an den Fresken der Arcaden, welche Gegenſtände der bairiſchen Geſchichte zum Vorwurf haben, noch gearbeitet: Eberle aus Aachen, der leider zu früh geſtorben iſt, Schlotthauer, der Helfer bei den meiſten Fresken, Hiltensberger aus dem Algau, Röckel aus Schleißheim, Stürmer aus Berlin, Schilgen aus Osnabrück, Ernſt Förſter aus Münchengoſſerſtedt a. d. Saale, der ſich ſpäter als trefflicher Kunſtſchriftſteller entwickelte, und Stilke aus Berlin, der erſt als Schüler der düſſeldorfer Schule zur vollen Entfaltung ſeines Talents gekommen iſt. Faſt alle dieſe oben genannten Künſtler haben einen gemeinſamen Zug von mehr realiſtiſchem Idealismus, der bei einer großen Anzahl von Cornelius' Schülern eine gewiſſe Aehnlichkeit hervorbringt.

Wir treffen unter den monumentalen Malern aber auch einige phantaſtiſche Idealiſten an, die wir ſchlechthin nach der heute gebräuchlichen Beziehung Romantiker nennen wollen. Zugleich aber müſſen wir hinzufügen, daß dieſelben nicht der verſchwommenen Richtung angehören, die wir in unſerer Literatur als die romantiſche bezeichnen. Sie ſind im Gegentheil durchaus klar und verſtändlich. Der genialſte derſelben, der überhaupt als einer der talentvollſten Künſtler Münchens erſcheint, iſt **Moritz von Schwind**. Im Jahre 1804 zu Wien geboren, erhielt er den erſten Unterricht von Ludwig Schnorr und kam erſt 1828 zu Cornelius nach München. Seine Arbeiten in der Neuen Reſidenz und im Saalbau gehören jedenfalls zu den originellſten und eigenthümlichſten Werken, denen wir in denſelben begegnen. Man ſieht überall, daß er feſt auf ſeiner Bahn wandelt und eine entſchiedene Individualität auf entſchiedene Weiſe zu bewahren weiß. Seine Bilder zu Tieck's Dichtungen in der Bibliothek der Königin, welche zum Königsbau gehört, geben dieſelben in abgeklärter und gereinigter Art wieder, und ſein Kinderfries im Saale Kaiſer Rudolf's von Habsburg, der im Saalbau liegt, iſt eines der anmuthigſten, gediegendſten und hinreißendſten Werke dieſer Paläſte. Derſelbe zeigt Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Gewerbe aller Art, Kaufmannsſtand, Bergbau, Mechanik, Kunſt und Wiſſenſchaft in einer ſymboliſchen Reihe der lieblichſten Kindergeſtalten, deren verſchiedene Gruppen ebenſo ſinnreich wie launig erſcheinen. Im Jahre 1839 erhielt er einen Ruf nach Karlsruhe, wo er das akademiſche Gebäude und den Sitzungsſaal der Erſten Kammer mit Fresken ausſchmückte. Nachdem er von 1845—47 in Frankfurt gelebt hatte, wurde er Profeſſor in München, wo er in den letzten Jahren von dem Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach den Auftrag erhielt, die reſtaurirte Wartburg mit Fresken von ſeiner Erfindung auszumalen. Mit dieſen Arbeiten iſt er gegenwärtig zum Ziele gelangt. Als Oelmaler iſt er minder ausgezeichnet. Auf dieſem Gebiete erſcheint er nur als Coloriſt ſeiner Zeichnungen. Wie viele ſeiner münchener Genoſſen verſteht er es nicht, auch mit der Farbe zu dichten. Dagegen hat er viele wunderſchöne Zeichnungen und Aquarelle geliefert. In der Compoſition zeigt er ſtets eine ſprudelnde Erfindungsfülle und einen Formenreichthum, der immer neues Staunen und friſche Ueberraſchung bereitet.

In **Eugen Neureuther**, geboren 1806 in Bamberg, ſehen wir ein ähnliches Talent, das ſich zwar nicht mit derſelben Freiheit und Schönheit bewegt, das aber in ſinnigen Arabeskenbildern durch Innigkeit und Naivetät einen großen Reiz ausübt. Den erſten Unterricht gab ihm ſein Vater, der Zeichenlehrer war. 17 Jahre alt ging er nach München und wurde von Cornelius zu den Blumen- und Zierratheinfaſſungen des Trojaniſchen Saales benutzt, der ihn auch alsbald zu Randzeichnungen aufmunterte. So entwickelte er ſich als der Arabeskenmaler der münchener Schule und gewiſſermaßen auch der Schöpfer der deutſchen Dichterilluſtrationen. Wer kennt nicht ſeine Zeichnungen zu Goethe und andern Poeten der Heimat, die er in Lithographien und Radirungen veröffentlichte und unter denen ſich namentlich „Dornröschen" und „Aſchenbrödel" auszeichnen! Die bei Cotta erſchienene illuſtrirte Ausgabe des „Cid" iſt von ſeiner Hand und das erſte deutſche Buch dieſer Art. In gleicher Weiſe verherrlichte er mit Julius Schnorr das Nibelungenlied. Außerdem hat er ſich aber auch an den Arbeiten des Königsbaus betheiligt, in welchem er die Bilder zu Wieland's „Oberon" übernahm. Seine Welt ſind Romantik, Märchen, Blumen. Auf dem Gebiete der Pflanze iſt er beſonders zu Hauſe. Dieſer Umſtand gibt ſeinen Blättern auch einen eigenthümlich poetiſchen Reiz und iſt auch die Urſache, daß er vielfach bei baulichen Anordnungen und Auszierungen beſchäftigt und ſeit 1848 als Leiter des artiſtiſchen Theils der königlichen Porzellanmalerei angeſtellt wurde.

Aber warum habe ich Wilhelm von Kaulbach noch nicht genannt? Weil er gewiſſermaßen den Schlußſtein jener Richtung bildet, deren Grundſtein Cornelius iſt. Wie der Meiſter, ſo umfaßt der Schüler alle Gebiete der Malerei und Zeichnung. Wie jener, ſo überragt auch dieſer alle ſeine Genoſſen an Geiſt, Kraft, Vielſeitigkeit. Kaulbach iſt am 15. Oct. 1805 zu Arolſen im Fürſtenthum Waldeck geboren. Sein Vater war Goldſchmied, doch übte er auch Kupferſtecherei.

Miniatur- und Porträtmalerei, aber er konnte, wie Leute dieſes Schlages, nicht auf einen grünen Zweig kommen, auch als er ſpäter nach Iſerlohn und Mühlheim an der Ruhr überſiedelte. So war die Jugend des Knaben nicht glücklich, ſie mag ihm ſogar jene ſarkaſtiſche Bitterkeit mitgetheilt haben, die er ſpäter in ſo manchen Darſtellungen offenbarte. Ein Aufenthalt bei Verwandten in Weſtfalen machte die Sache nicht beſſer. Als er ſpäter nach Hauſe zurückkehrte, empfand er keine Luſt, die Malerei, wozu ihn der Vater beſtimmte, zu ergreifen, und nur mit Mühe konnte er veranlaßt werden, den Stift in die Hand zu nehmen. So fielen ihm eines Tages Kupfer zu Schiller'ſchen Tragödien von Schwerdgeburth in die Hand und weckten den künſtleriſchen Trieb. Alte Märchen und Geſchichten lebten in ſeiner Phantaſie auf und ermunterten ihn, ihnen Form zu geben. Als er 17 Jahre alt war, bezog er die Akademie zu Düſſeldorf, wo er unter Cornelius ſtudirte, dem er auch ſpäter nach München folgte.

Mit Ausnahme der eigentlich bibliſchen und chriſtlichen Malerei ſehen wir Kaulbach ſich weſentlich auf denſelben Feldern bewegen, die ſchon ſein Meiſter vor ihm betreten hat. Im Anfange cultivirt er denſelben Idealismus, der gleichwol auf realem Boden wurzelt. In dieſem Sinne ſind die Figuren der ſechs bairiſchen Flüſſe unter den Arcaden und Apollo unter den Muſen im Odeon, ſowie die 16 Wandbilder zur Fabel von Amor und Pſyche im Palaſt des Herzogs Max zu Baiern in München entworfen. Eine freiere Entwickelung ſeines individuellen Weſens, das in einer eigenthümlichen Miſchung von Symbolik und Idealismus beſteht, brach dann in einigen Entwürfen hervor, welche Momente aus der deutſchen Geſchichte behandeln und 1830 und 1831 angefertigt ſind. Dieſelbe Richtung äußert ſich auch in ſeinen Fresken am Königsbau, wo er die Gedichte Klopſtock's, Goethe's und Wieland's zu illuſtriren übernahm. Mit dieſen Arbeiten emancipirte er ſich entſchieden von den Einflüſſen ſeines Meiſters. Er zeigte ſich nunmehr in jener Entfaltung, die ihm ſpäter ſo viele Bewunderer zugeführt hat, da er mit einem großen Schönheitsgefühl eine tiefe Charakteriſtik und eine ganz ungewöhnliche Sicherheit der Darſtellung verbindet.

Es folgen nun auf dem idealen Gebiet eine Reihe von großartigen hiſtoriſchen Darſtellungen, in denen er die Hauptſpringpunkte der Geſchichte der Menſchheit aufzufaſſen bemüht geweſen iſt und in denen ſeine rieſige Schöpfungskraft auf wundervolle Weiſe gipfelt. Sein Princip iſt dabei die Symbolik. Das erſte Werk dieſer Art iſt die ſeit 1837 vollendete berühmte Hunnenſchlacht, in welcher die Geiſter der erſchlagenen Römer und Barbaren, ihre Führer Aetius und Attila an der Spitze, in geſpenſtiſchen Cohorten den Kampf in der Luft fortſetzen. Es iſt eine der großartigſten und originellſten Schöpfungen des deutſchen künſtleriſchen Geiſtes. Daran reiht ſich die im Winter von 1837 auf 1838 entworfene Zerſtörung von Jeruſalem durch Titus, auf welcher der römiſche Feldherr mit ſeinen Scharen hereinzieht, während der hohe Prieſter ſich am Altar den Tod gibt. Im Vordergrunde ſieht man den Ewigen Juden von Dämonen verfolgt. Die Chriſten aber verlaſſen, von Engeln begleitet und von Propheten überwacht, die Stätte und verkünden ſo gewiſſermaßen ihre Zukunft. König Ludwig ließ dieſe Compoſition durch den Künſtler in Oel ausführen und gab ſie in die Neue Pinakothek. Dieſe Arbeiten vermehrten den Ruf des Künſtlers in einer Weiſe, daß der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihm 1845 den Auftrag gab, das Treppenhaus des Neuen Muſeum in Berlin mit Fresken zu verſehen. Die erſte Arbeit, die Kaulbach zu dieſem Zweck unternahm, war der Thurmbau zu Babel, auf deſſen Stufen wir den wilden König Nimrod gewahren, während ſich zu ſeinen Füßen die Völker ſcheiden. Das zweite Bild zeigt uns die Blüte Griechenlands. Im dritten Gemälde findet man eine Wiederholung der Zerſtörung des Tempels zu Jeruſalem und im vierten die bekannte Hunnenſchlacht. Zur fünften hat er ſich den Einzug der Kreuzfahrer in Jeruſalem gewählt. Ob zur ſechsten Darſtellung die Reformation oder ein anderer Gegenſtand genommen wird, ſoll noch nicht entſchieden ſein. Außerdem vermehren und vervollſtändigen eine Menge von ſymboliſchen Figuren die Arbeit, während ein Fries die vielfachſten culturgeſchichtlichen Anſpielungen enthält. In all dieſen Darſtellungen offenbart ſich ein allegoriſirender Geiſt, der vielfache Epiſoden zu großen epiſchen Gebilden zuſammenſetzt, in denen die kühne und geniale Combination der Gedanken und Thatſachen überraſcht und ein geläuterter klarer Schönheitsſinn Gruppen und Geſtalten beherrſcht. Trotzdem iſt dieſe Art und Weiſe nicht ungefährlich. Indem ſie nicht ſelten in den Pathos und die Phraſe verfällt, entbehrt ſie des nachhaltigen Realismus. Auch läßt ſich über die Wahl der Gegenſtände ſtreiten, die wol nicht immer die treffendſten Momente enthalten, um die großen Phaſen der Geſchichte der Menſchheit zu charakteriſiren. Der Thurmbau iſt etwas zu fabulös, das Griechenthum entbehrt der Handlung, die Völkerwanderungen ſcheinen durch die geſpenſterhafte Hunnenſchlacht nicht bezeichnet und die Kreuzzüge ſind auch wol nicht der höchſte Blütenpunkt des Mittelalters. Daß ſich aber in ihnen ein Meiſter der allererſten Art erweiſt, iſt nicht in Abrede zu ſtellen.

Eine andere großartige monumentale Arbeit von Kaulbach's Hand beſitzt München. Es iſt eine Reihe von Fresken an den äußern Wänden der Neuen Pinakothek, welche die Entfaltung der Kunſtgeſchichte ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts darſtellt. Offenbar war die Aufgabe keine leichte, da wir uns in den heutigen Tagen dieſer Periode gegenüber noch nicht unbefangen verhalten. Sie iſt erſt der Kritik, aber noch nicht der Geſchichte verfallen. Und das ſieht man auch an Kaulbach's Compoſitionen, die durchaus nicht frei von perſönlichen Sympathien und Antipathien ſind. Deshalb hat ſich denn auch ein heftiger Kampf über den Werth dieſer Arbeiten entſponnen, in dem namentlich Schnorr heftig gegen ſeinen alten Collegen aufgetreten iſt. Wer fühlt ſich berufen, den Streit zu entſcheiden? Wir überlaſſen ihn beſſer der Zukunft, wobei es uns immerhin freiſteht, die Schönheiten des Werks zu bewundern, über die guten ſatiriſchen Einfälle zu lachen und die Ungerechtigkeiten zu bedauern. Ich gebe keine Beſchreibung der Bilder, weil ich mich kurz faſſen muß, und überlaſſe die immerhin intereſſanten Perſönlichkeiten aus der neuern Zeit, die hier ſchon monumental geworden ſind, der Beſchauung der Beſucher.

Kaulbach zeichnet ſich auch in genreartigen Bildern und Zeichnungen aus, in denen wir immer wieder jener ſymboliſirenden Charakteriſtik begegnen. Hierher gehört unter Anderm ſein höchſt intereſſantes „Narrenhaus", das indeß trotz aller Charakteriſtik kaum vor dem Forum der Aeſthetik ſich halten wird. Ebenſo ſchlagen manche Illuſtrationen zu deutſchen Poeten in dieſes Fach, ſowie namentlich eine Reihe von Darſtellungen zu Schiller's „Verbrecher aus verlorener Ehre" und zu Goethe's „Fauſt" ſich in dieſer Beziehung auszeichnen. Neuerdings hat er auch Zeichnungen zu Shakſpeare unternommen, die im Kupferſtich erſcheinen und über die wir uns noch kein Urtheil anmaßen können. Vielleicht iſt der Künſtler auf dem Gebiete des Genre noch genialer und darum noch intereſſanter. Eine ſo ſcharfe realiſtiſche Charakteriſtik, wie ſie dieſe Werke entwickeln, iſt in der deutſchen Kunſt noch kaum dageweſen, denn ſeine Geſtalten, die er aus dem tagtäglichen Leben und den Dichtern ſchöpft, ſind oft wahrhaft dämoniſch fortreißend. Man begreift es faſt nicht, daß ein Mann, der ſich zugleich in den pathetiſchſten Rhythmen bewegt, zugleich die Wege in das wirklichſte und wirkſamſte Gewirr menſchlicher Leidenſchaften, Triebe und Schwächen zu finden weiß. Was ihm hier aber faſt nirgends vollſtändig gelingt, das iſt die Naivetät und die Unbefangenheit, bei deren Darſtellung er meiſtens abſichtlich erſcheint.

Soll ich ſagen, wo mir Kaulbach am größten, unerreichbarſten und unvergleichlichſten erſcheint? Wohlan! Es iſt auf dem Felde des Humors, der Satire, des Witzes, der bunteſten, luſtigſten und tollſten Einfälle. Theilweiſe offenbart er dieſe Eigenſchaften ſchon in den Bildern der Neuen Pinakothek. Noch ſprudelnder, köſtlicher und muthwilliger tritt ſie uns in den Frieſen zu den Gemälden im Treppenhauſe zu Berlin hervor. Und welch ein wunderbares Buch hat er in ſeinem „Reineke Fuchs“ geſchaffen! Wie in der Dichtung, ſo ſind in allen den Illuſtrationen die hübſchen Geſchichten der Thierfabel zu einer Menge von charakteriſtiſchen Geſtalten und Thatſachen des menſchlichen Lebens benutzt. Wen dieſer friſche Humor und dieſe kecke Satire nicht zum Lachen bringt, deſſen Zwerchfell muß verknöchert ſein. Es iſt nur ein Glück, daß die Bitterkeit ſich ſo liſtig hinter das Thierbild verſteckt. Der Cenſor würde nicht fehlen, wenn viele dieſer Anſpielungen in das lebende Wort überſetzt würden. Kaulbach hat hier eine große Aehnlichkeit mit Heinrich Heine, aber an Univerſalität ſteht er über ihm. Von der ſchmuzigen Perſönlichkeit des verwandten Dichters hält er ſich frei. Dagegen ziert ihn daſſelbe Blitzen des Genies.

Rechnet man zu all dieſen großartigen und umfangreichen Arbeiten noch eine Menge von Porträts in halber und ganzer Figur, die er in Oel ausführte, ſowie viele Zeichnungen in Kohle und Kreide, und kleine Illuſtrationen, ſo hat man ein Leben voll ſolcher Fruchtbarkeit und ſolchem Fleiße vor ſich liegen, daß man billig ſtaunen kann. Was die Oelmalerei angeht, ſo kann ich übrigens nicht ſagen, daß mir Kaulbach's Art beſonders zuſagt. Er iſt kein Meiſter des Colorits im Sinne der Niederländer und Venetianer. Man ſieht auf ſeinen Tafeln zu ſehr die Einflüſſe ſeiner monumentalen Arbeiten. Seine Fresken, deren er natürlich eine Menge von ſeinen Schülern anfertigen ließ, zeichnen ſich dagegen durch friſche Farben und elegante Technik aus. Als Zeichner hat er dieſelbe Geſchicklichkeit und Vielſeitigkeit, die wir ſchon bei Cornelius bewunderten. Daß er nach Gärtner's Tode Director der münchener Akademie wurde, iſt eine bekannte Thatſache.

Wir ſchließen hier noch einige Künſtler an, die freilich nicht jene idealiſtiſche Richtung verfolgen, welche das Hauptweſen der ſchon beſprochenen Künſtler ausmacht, und die überdies keine Fresco- ſondern Oelmaler ſind. Ihr enger Zuſammenhang mit der Schule und der Umſtand, daß König Ludwig ſie gleichfalls vielfältig für ſeine Zwecke beſchäftigte, geben aber gewiſſermaßen ihren Arbeiten auch eine monumentale Bedeutung. Wir haben hier die münchener Schlachtenmaler im Auge. Betrachten wir ſie nach dem Alter, ſo iſt Albrecht Adam, geboren 1786 zu Nördlingen, der Erſte. Anfangs von ſeinem Vater zu deſſen Geſchäft als Conditor beſtimmt, widmete er ſich in der Folge 1803 zu Nürnberg der Kunſt und kam 1807 nach München. Zwei Jahre ſpäter begleitete er den Grafen von Frohberg-Montjois auf ſeinen Feldzügen gegen Oeſterreich und 1812 den Vicekönig Eugen nach Rußland, wo er große Gefahren beſtand. Zwiſchenher hielt er ſich vielfach in Italien auf. Viele ſeiner Bilder finden ſich in den Sammlungen des Königs Max von Baiern, der kaiſerlichen Familie von Rußland und des Barons Rothſchild zu Paris. Für König Ludwig malte er die Schlacht an der Moskwa. In der Neuen Pinakothek ſind die Schlachten bei Cuſtozza und Novara von ihm angefertigt. Eine Menge ſeiner Zeichnungen und Gemälde ſind in Lithographie erſchienen und zeigen Leben, Klarheit und Maß. Gleichzeitig wird er als der beſte Pferdemaler unſerer Zeit gerühmt.

Ihm folgt **Peter Heß**, geboren 1792 zu Düſſeldorf, der ſchon in ſeiner rheiniſchen Heimat mit dem Studium der Kunſt begann, das er ſpäter in München fortſetzte. Dem Generalſtabe des Fürſten Wrede folgend, wohnte er den bedeutendſten Gefechten gegen die Franzoſen bei, von denen er manche an Ort und Stelle ſkizzirte. Später ging er nach Wien, in die Schweiz und nach Italien, wo er das Volksleben ſtudirte, das er mit ſcharfem Blicke erfaßte und nachher in manchem ſchönen Bilde darſtellte. Sein Hauptaufenthalt blieb indeß immer München. Im Jahre 1833 begleitete er den König Otto nach Griechenland, wo er neun Monate blieb und die Landung der bairiſchen Truppen ſowie die Huldigung des Königs Otto malte, und im Jahre 1839 folgte er einem Rufe des Kaiſers Nikolaus von Rußland und hielt ſich in Petersburg und Moskau auf, um dort die Ereigniſſe von 1812 auszuführen. Seine Arbeiten ſind ſo zahlreich, daß wir ſie unmöglich alle durchgehen können. Was ſeine Schlachtſtücke noch beſonders intereſſant macht, iſt der Umſtand, daß ſie eine Menge von Porträts enthalten. Der Banketſaal im Saalbau zu München enthält die Erſtürmung der Feſtung Bodenbühl bei Reichenhall 1805, das Treffen bei Wörgel unweit Kufſtein 1809, und das Treffen bei Bar-ſur-Aube in der Schlacht bei Arcis in zwei Darſtellungen von ſeiner Hand, während wir in der Neuen Pinakothek einen walachiſchen Pferdefang, den Räuber Barbone, eine römiſche Scene und einen Griechenzug finden, die er gleichfalls ausführte. Peter Heß entfaltet ein merkwürdig urſprüngliches Leben in ſeinen Bildern, das von friſcher Auffaſſung und großer Kraft und Klarheit des Künſtlers zeugt.

Auch Dietrich Monten, geboren zu Düſſeldorf 1799, iſt ein ausgezeichneter Schlachtenmaler. Sein Talent entwickelte ſich ſchon auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo er die Ränder ſeines Homer und ſeine Schreibhefte mit den betreffenden Scenen verſah. Daſſelbe geſchah bei der Lectüre von Taſſo und Arioſto. Hauptſächlich aber waren es Kampfſcenen, die ſeine Phantaſie anregten. Auch als er ſeiner Militärpflicht Genüge that, hatte er durch das Soldatenleben vielfache Anregung. Nachdem er alsdann die Akademie in Düſſeldorf beſucht hatte, lockte ihn der Ruf von Peter Heß nach München, von wo aus er auch einige Reiſen nach Oeſterreich, Italien, Dresden und Berlin machte. Cornelius ertheilte ihm die Aufgabe, unter den Arcaden die Türkenſchlacht von 1717 vor Belgrad, die Schlacht von Arcis-ſur-Aube von 1814 und die Verleihung der bairiſchen Verfaſſung von 1818 zu malen. Das Gefecht bei Saarbrück im Banketſaale des Saalbaus iſt ebenfalls von ihm. Von ſeinen andern Arbeiten haben der Abſchied der Polen aus ihrer Heimat, der Tod des Max Piccolomini und der Tod Guſtav Adolf's bei Lützen großes Aufſehen erregt. Die meiſten ſeiner Schlachtgemälde knüpfen indeß an die neueſte Zeit an. Intereſſant iſt auch das militäriſche Coſtümwerk, welches er mit Schelver und Eckert unternahm, um darin das deutſche Bundesheer in verſchiedenen Gruppen wiederzugeben. Ueberhaupt beſaß er eine große Kenntniß des ſoldatiſchen Apparats. Monten, der wie Heß ſtets klar, verſtändlich und voll Leben war, ſtarb der Kunſt zu früh im Jahre 1843.

Zwei andere tüchtige Schlachtenmaler, die ſich gleichfalls an den Gemälden des Banketſaals betheiligten, ſind Wilhelm von

Kobell und Heideck. In der jüngſten Zeit pflegt Dietz, ein geborener Badenſer, das Gebiet mit Geſchick und Talent.

Es bleibt uns nun noch ein Blick auf die monumentale Landſchaftsmalerei übrig. Ihr Schöpfer und einziger Vertreter iſt Karl Rottmann, geboren 1798 in Handſchuchsheim unweit Heidelberg, der ſich zunächſt ohne akademiſchen Unterricht entwickelte, indem er ſeine Studien nach trefflichen Muſtern und nach der Natur in aquarellirten Blättern begann. Im Jahre 1822 ging er nach München und lenkte dort durch Anſichten aus dem bairiſchen Gebirge die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſein Talent. Was ſeine Arbeiten vor ſo vielen Beſtrebungen der damaligen Zeit auszeichnete, das war ſeine wahrhaft großartige weitgreifende Auffaſſung der Landſchaft, in der er hauptſächlich einen gewiſſen architektoniſchen Bau und eine Ausbildung ihrer lineariſchen Schönheit zu cultiviren ſuchte. Kein anderer Künſtler der Gegenwart hat ihn in dieſer Beziehung erreicht. Bei dieſer Neigung ſeines Geiſtes mußte ihn natürlich vorzugsweiſe der Süden anlocken. Er ging 1826 nach Italien und wurde dem König Ludwig durch eine Anſicht von Palermo empfohlen, ſodaß dieſer ihm alsbald den Auftrag gab, unter den Arcaden in München 28 italieniſche Landſchaften auszuführen, die, 1831 angefangen und 1833 vollendet, zu den trefflichſten Werken der geſammten bairiſchen Kunſtſchätze gehören. Dieſelben ſind al fresco gemalt und können alſo gerade nicht beſonders durch die Farbe wirken, die Compoſitionen aber erſcheinen von ſolcher Rundung, Schönheit und Vollendung, daß der Geiſt je mehr entzückt iſt, je mehr er ſich in ihre ruhige Anſchauung vertieft. Man kann ſtundenlang vor ihnen ſtehen und der Schau nicht ſatt bekommen. Der königliche Stifter dieſer Werke hat ſie ſelbſt mit Diſtichen verſehen. Nach Vollendung dieſer Arbeit ging Rottmann nach Griechenland, wo er in den Jahren 1834 und 1835 verweilte, um dort neue Stoſſe zu neuen Bildern zu ſammeln. Die Reihe dieſer Bilder aus Hellas ſind theilweiſe enkauſtiſch, theilweiſe in Balſamwachsmalerei auf Cementtafeln ausgeführt. Der Idealismus iſt in ihnen derſelbe, denn der Künſtler ſtrebt wieder hauptſächlich nach Großheit der Form, aber er läßt es ſich zugleich angelegen ſein, die größten Effecte in der Farbe zu erreichen. Der Wechſel der Stimmungen iſt in ihnen wirklich wunderbar. Morgen, Mittag, Abend, Sonnenſchein, Gewitter, Sturm haben überall den entſchiedenſten Ausdruck gewonnen. So geſtatten die Gemälde dem Beſchauer höchſt originelle Blicke in den ſchönen Süden Europas. Dieſelben ſind in der Neuen Pinakothek in einem Saale, dem Rottmannsſaale, aufgeſtellt, der eigens für ſie eingerichtet iſt und die Beleuchtung von oben erhält. Man gewinnt ihre Anſicht auf eine Weiſe, daß man ſelbſt im Schatten ſteht, während die Tafeln das hellſte Licht erhalten. Auf dem Gebiete der Oelmalerei iſt der Künſtler gleichfalls vielfach thätig geweſen. Seine Bilder: Monreale und der Hohe Göll in der Neuen Pinakothek können als Beiſpiele dieſer Art gelten. Im Princip bleibt er dabei Derſelbe, denn es iſt immer wieder die Schönheit der Formation, was hauptſächlich ſeinen Arbeiten einen ſo ſeltſamen Zauber gibt. Man darf es aber auch nicht überſehen, daß er darüber das Reizende des Details in der Natur einigermaßen vernachläſſigt. Das Geologiſche hat ein bedeutendes Uebergewicht über das Botaniſche. Darum ſind ſeine Vordergründe oft auch etwas zu nackt, kahl und unintereſſant. Im Guten und Schlimmen iſt ſein Einfluß auf die Landſchaftsmalerei in München von den mächtigſten und eindringlichſten Folgen geweſen. Der geniale Mann iſt leider zu früh nach Vollendung ſeiner griechiſchen Bilder 1850 geſtorben. Seine Freunde ſetzten ihm am Starnberger See auf ſeinem Lieblingsplatz ein einfaches Denkmal

Und ſo haben wir denn — mit Ausnahme des trefflichen Decorationsmalers Schwarzmann, den wir nicht vergeſſen dürfen, weil ſeine Verzierungen eine große Menge der genannten Fresken umfaſſen — die monumentalen Maler Münchens in raſchem Zuge vorübergeführt. Um ſie recht ſchätzen zu können, muß man aber ihre Werke ſelbſt ſehen. Die gewöhnlichen Reiſebücher, welche die Sehenswürdigkeiten der bairiſchen Hauptſtadt aufführen, nennen die Werke und knüpfen die Meiſter an; ich habe es verſucht die Meiſter aus ihren Werken zu entwickeln. König Ludwig aber ſteht überall im Hintergrunde. Er ertheilt die Aufgaben und gibt die Gelegenheit zur Ausbildung des Genius. Wie mancher Künſtler, den wir jetzt bewundern und hochſchätzen, wäre ohne ſeine Anregungen nicht zur Entfaltung der ihm von der Natur verliehenen Gaben gekommen!

3.

Die Bildhauer König Ludwig's.

Eigentlich hätte ich die Sculptur im Anſchluß an die Architektur behandeln müſſen; denn wenn der Baumeiſter das Haus beendet hat, ſo iſt der Bildhauer der Erſte, der hineinzieht, um das angefangene Werk fortzuſetzen. Daß ich indeß dieſen Weg nicht gegangen bin, hat ſeine guten Gründe. Meiner Anſicht nach entwickelte ſich nämlich die Bildhauerei der letzten Zeit in der bairiſchen Hauptſtadt gleichfalls an die Anregungen anknüpfend, die Cornelius' mächtiges Genie hervorrief. Die Art und Weiſe, wie dieſer Meiſter antike, alt- und neuteſtamentariſche, geſchichtliche und ſagenhafte Stoffe in der Malerei behandelte, hat in der plaſtiſchen Bildnerei einen entſchiedenen Anklang gefunden. Und das iſt denn auch die Urſache, weshalb ich erſt jetzt die Bildhauer der münchener Schule aufführe.

Das bei weitem hervorragendſte und fruchtbarſte Talent auf dieſem Boden begrüßen wir in Ludwig von Schwanthaler, der 1802 in München geboren wurde, wo ſein Vater, geſtorben 1821, gleichfalls Bildhauer war. 16 Jahre alt verließ er das Gymnaſium und arbeitete in der Werkſtätte ſeines Vaters, während er zugleich die Akademie beſuchte. Nach dem Tode deſſelben übernahm er die Geſchäfte und wurde der Ernährer ſeiner Familie. Schon bald lenkte ſich die Aufmerkſamkeit auf den jungen Künſtler und 1824 erhielt er von König Max den Auftrag, einen ſilbernen Tafelaufſatz mit Reliefs zu verzieren. Nachdem er ſich einige Zeit in Rom aufgehalten hatte, richtete er 1826 ein Atelier in München ein und wurde nun auch für die neuen Werke beſchäftigt.

Betrachtet man zuerſt die antiken Stoffe, die er behandelt, ſo findet man zunächſt zwei lange Reliefſtreifen, in denen er den Kampf des Achilles im Skamander und den Kampf bei den Schiffen in der Glyptothek darſtellte. In dieſelbe Zeit fällt der Bacchusfries im Speiſeſaal des Palaſtes des Herzogs Max in Baiern. Bei einem zweiten Aufenthalte in Rom, wo er von 1832—34 blieb, beſchäftigte er ſich mit Entwürfen zu dem ſüdlichen Giebel der Walhalla und vielen andern Plänen, die ſpäter durch ſeine Schüler zur Ausführung gekommen ſind. Nach München zurückgekehrt, begab er ſich an die Reliefs der Siegeshymnen des Pindar und an Darſtellungen aus dem Mythos der Aphrodite, die man im Königsbau findet. Außerdem hat er aber auch noch viele Zeichnungen entworfen, nach denen verſchiedene Säle der königlichen Schlöſſer mit frescoartigen Bildern aus den Sagenkreiſen und der Dichtung der Griechen ausgeſchmückt worden ſind. Dahin gehören im Königsbau der Argonautenzug nach Orpheus, die Bilder zu den Gedichten des Heſiod, die Gemälde zu den Tragödien des Aeſchylos, ſowie des Sophokles und zu den Luſtſpielen des Ariſtophanes. Ein anderes großartiges Werk von der Erfindung des Künſtlers ſind die nach ſeinen Zeichnungen ausgeführten Bilder aus der „Odyſſee“ im untern Stockwerk des Saalbaus. Am wenigſten hat ſich der Künſtler verhältnißmäßig auf dem religiöſen Gebiete bewegt. Soviel ich weiß, ſind nur die Madonna über dem Portal der Aukirche, Chriſtus und die vier Evangeliſten in der Vorhalle und Petrus und Paulus am Giebel der Ludwigskirche Werke ſeiner Hand. In gleicher Weiſe hat er eine Menge Zeichnungen für die Arbeiten am Kölner Dom geliefert, welche indeß in den Werkſtätten deſſelben mancherlei durch den Stil bedingte Veränderung erleiden mußten.

Sehr fruchtbar hat Schwanthaler ſich in einer Menge von Arbeiten erwieſen, welche Gegenſtände aus der vaterländiſchen Geſchichte behandeln. Zu ihnen gehören die 15 Geſtalten der Hermannsſchlacht an dem Giebel der Walhalla, die Medaillons aus der alten bairiſchen Geſchichte in der Loggia des Saalbaus und vor allen Dingen der großartige Fries im Barbaroſſaſaal, welcher Scenen aus den Kreuzzügen enthält und das Muſter einer romantiſch-plaſtiſchen Arbeit iſt. Eine Menge anderer Werke betreffen ſeine engere bairiſche Heimat. Ich nenne hier die koloſſalen Statuen der acht Kreiſe des Königreichs am Saalbau, die ſymboliſchen Bilder von Baiern, Pfalz, Franken und Schwaben in weiblichen Figuren an der Ruhmeshalle, ſowie die 48 Darſtellungen aus der bairiſchen Culturgeſchichte an demſelben Gebäude. Es iſt hier auch die Stelle, ſeine koloſſale Statue der Bavaria zu erwähnen, die in blankem Erzguß vor der Ruhmeshalle ſteht und weitgeſehen und weitſehend über die Gegend ſchaut. Im

Fache der Statuen iſt er übrigens auch noch in anderer Weiſe für ſeine Heimat thätig geweſen, denn er iſt der Künſtler jener zwölf Ahnenbilder des Hauſes Wittelsbach, die in reicher Vergoldung den Thronſaal des Saalbaus ſchmücken. Und ſo ſchuf er auch die Statuen Albrecht's V. und Ludwig's I. für die Bibliothek, die Bilder Tilly's und des Fürſten Wrede in der Feldherrenhalle und die Statuen Jean Paul's für Baireuth und Rudolf's von Habsburg für den Dom zu Speier.

Aber auch außerdem beſitzt München im engern und Baiern im weitern Sinne noch eine große Anzahl von Bildnereien Schwanthaler's, welche der allgemeinen Kunſt- und Literaturgeſchichte gewidmet ſind. Seine erſte Arbeit in dieſer Beziehung iſt die Bildſäule Shakſpeare's, die ſich im Theater befindet. Beſonders intereſſant ſind auf dieſem Gebiete ſeine 24 Malerſtatuen, welche die Attika der Pinakothek zieren. Leider entzieht ſie der allzu hohe Standpunkt einer genauern Betrachtung. Meines Erachtens würden ſie dem Publicum viel mehr Freude machen, wenn ſie auf dem breiten Platze um das Gebäude aufgeſtellt wären. Ferner iſt hier die Statuengruppe zu nennen, welche in ſymboliſcher Weiſe das Giebelfeld des Ausſtellungsgebäudes ſchmückt. Sie beſteht in einer Darſtellung des neuen Kunſtlebens in Baiern, das in einer Menge von Künſtlern beſteht, die ſich unter den Schutz der Bavaria ſtellen. Schließlich gehört zu ſeinen Werken für das engere Vaterland eine reizende Brunnennymphe, deren Standort im Hofgarten iſt.

Schwanthaler wurde aber auch für eine Menge von andern Werken in den verſchiedenſten Städten Deutſchlands in Anſpruch genommen. Wir wollen ſie kurzweg anführen. Es ſind acht Götterſtatuen in Sandſtein und zwei Tänzerinnen in Marmor im neuen Schloſſe zu Wiesbaden; das Denkmal für Frauenlob im Dom zu Mainz; Eliſabeth von Böhmen, Podiebrad, Ottokar II., Libuſſa und Primislaw für die böhmiſche Ruhmeshalle: der Herzog Ernſt von Koburg; die Modelle zu den koloſſalen Bronzemonumenten für die Großherzoge Ludwig von Heſſen und Karl Friedrich von Baden; die Statue Mozart's für Salzburg; eine hübſche Marmorgruppe, Ceres und Proſerpina, für Berlin; die Entwürfe zu einer Reihe Darſtellungen aus dem Befreiungskampfe Griechenlands und das Modell für Goethe's Denkmal in Frankfurt am Main.

Dieſe kurze Ueberſicht, der gleichwol noch eine Menge von kleinen Arbeiten fehlen, gibt nur einen Begriff von der unermüdlichen Thätigkeit des Meiſters. Bedenkt man, daß Schwanthaler dabei ſehr häufig leidend war, da er von heftigen Gichtanfällen geplagt wurde, und daß er nur ein Alter von 46 Jahren erreichte — er ſtarb nämlich 1848 —, ſo kann man über die Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes nicht genug ſtaunen. Es gibt in der That in der Kunſtgeſchichte nur wenige Erſcheinungen von dieſer immenſen Arbeitskraft. Ueberdies iſt ſelten ein Künſtler vom Glück in gleicher Weiſe begünſtigt worden, denn er hat faſt alle ſeine Werke ausführen geſehen, wobei ihm ſeine Schüler und namentlich ſein Vetter Xaver Schwanthaler, ein ſehr tüchtiger Praktiker, der im Jahre 1854 an der Cholera ſtarb, beiſtanden. Freilich läßt ſich auch nicht leugnen, daß die allzu raſchen Conceptionen mit unmittelbar folgender Ausführung ſeinen Werken oft eine zu große Flüchtigkeit gegeben haben. Was er in der Breite gewann, das verlor er an Tiefe. Durch ſeine allzu große Haſt erſcheint er oft mehr als Techniker und Handwerker wie als ruhig ermeſſender, ſtill wirkender Künſtler. Oft blitzt indeß der Genius mächtig hervor und zuweilen entwickelt er eine wunderbare naive Innigkeit. Seit 1835 war Schwanthaler auch Profeſſor an der Akademie. Sein Teſtament übergab ſein Muſeum, welches ſeine Modelle enthält, dem Staat, denn er ſtarb kinderlos. Ich füge noch hinzu, daß der Künſtler ſich auch vielfach mit poetiſchen Verſuchen beſchäftigte.

Außerdem beſitzt München noch eine ganze Reihe von ausgezeichneten Bildhauern. Zunächſt gehört hierher **Ludwig Schaller**, geboren zu Wien 1804, der, nachdem er in ſeiner Heimat durch einen Perſeus mit dem Meduſenhaupte den Preis gewonnen hatte, 1828 nach München kam, und dort gleich zwei Frieſe für die Pinakothek erhielt. Darauf fertigte er vier Reliefs, die Sternbilder darſtellend, für das Akademiegebäude in Karlsruhe, für welches er auch einen Fries, die Olympiſchen Spiele, anfertigte, der unter Schwind's Aufſicht gemalt wurde. In gleicher Weiſe verſah Schaller das Giebelfeld des Muſeums in Peſth mit einer reichen Compoſition, die gleichfalls in Farben ausgeführt iſt. Aber auch auf dem Gebiete der Plaſtik blieb er thätig. Der Prometheus und Phidias in der Glyptothek ſind Werke ſeiner Hand, ſowie auch die Victoria an dem Siegesthor. Eine Menge von Bildern in der Ruhmeshalle, ſowie viele kleine Dichterſtatuetten und das Denkmal Herder's in Weimar haben ihn gleichfalls zum Meiſter.

Von Schwanthaler's Mitarbeitern habe ich Xaver Schwanthaler ſchon genannt. Zu ſeinen ſpeciellen Schülern gehören Profeſſor Widnmann, der Meiſter des Orlando Laſſo, und Brugger, der Meiſter des Ritters Gluck auf dem Odeonsplatz, ſowie Kriesmeyer aus Tirol, Halbig aus Karlsruhe, Loſſow, Puille und zum Theil auch Wendelſtatt. Ferner ſind hier Fortner, Gröbmer, Entres, Sanguinetti, Schönlaub, der Verfertiger der Schnitzwerke in der Aukirche, und Habenſchaden als Thierbildhauer zu nennen. Sickingen zeichnet ſich in kirchlich-ornamentalen Werken im gothiſchen Stil aus und Voigt iſt ein trefflicher Medailleur.

6.

Die übrigen Künſtler der münchener Schule.

Haben wir bisjetzt unſere Aufmerkſamkeit ausſchließlich den Künſtlern gewidmet, welche durch König Ludwig zu monumentalen Zwecken beſchäftigt worden ſind, ſo dürfen wir doch auch ihre vielfachen Collegen nicht vergeſſen, die in anderer Weiſe thätig geweſen ſind. Ich muß indeß von vornherein bemerken, daß es unmöglich iſt, hier irgendeine Vollſtändigkeit zu erreichen. Die Gemälde und Sculpturen der Kirchen, Paläſte und öffentlichen Gebäude ließen ſich überſchauen, weil ſie feſt an den Ort gebannt und überdies leicht zugänglich ſind. Die vielfachen Werke, welche der für ſich ſtehende Künſtler vollendete, ſind dagegen meiſtens in den Beſitz des Privatmanns übergegangen und auf dieſe Weiſe in alle Welt verſtreut worden. Wie iſt es alſo möglich, ſich ein Totalbild von irgendeinem Künſtler zu machen! Ich ſpreche aus Erfahrung, denn ich habe mein Buch: „Die düſſeldorfer Künſtler“, nur deshalb ſchreiben gekonnt, weil ich beinahe zwanzig Jahre lang, wenn auch theilweiſe mit Unterbrechungen, in dieſer Stadt lebte. Es konnte nur auf den Grund lang anhaltender eigener Anſchauungen entſtehen, was man ihm freilich nicht anſieht. Mit Freude habe ich dafür auch in München die Düſſeldorfer um dieſes, wenn auch kritiſch nicht abſchließende, doch nicht unwichtige hiſtoriſche Denkmal, das ich meinem Freunde am Rhein ſetzte, beneiden hören. Ernſt Förſter und Teichlein wären freilich im Stande, die bairiſchen Künſtler in derſelben Weiſe zu beſprechen. Sie ſind aber auch, wie ich glaube, die einzigen.

Wir haben es hier namentlich mit den Malern der münchener Schule zu thun, die wir bisjetzt nicht berückſichtigen konnten. Die Architekten und Bildhauer ſind bereits geſchildert. Alſo bleiben nur die Maler übrig, deren Entwickelung weſentlich auf den von Cornelius und ſeinen Schülern gegebenen Grundlagen beruht.

Vorzugsweiſe bei den **hiſtoriſchen Malern** iſt noch jener Idealismus zu Hauſe, welcher alle von mir betrachteten Werke mehr oder weniger durchweht. Um dies zu erkennen, braucht man nur die Cartons von Kreling, einem geborenen Hannoveraner, der jetzt Director der Akademie in Nürnberg und Schwiegerſohn Kaulbach's iſt, anzuſehen. Denn ſie ſind ganz in den beſchriebenen Rhythmen der Schule und dabei mit großem Schwung erfunden. Ein anderer in weitern Kreiſen bekannter Künſtler iſt Seibertz aus Arnsberg in Weſtfalen, der die Illuſtrationen zu der Cotta'ſchen Prachtausgabe des „Fauſt“ erfunden hat und darin eine ebenſo gelehrte wie gedankenvolle Auffaſſung der Dichtung an den Tag legt. Ein raſcher und talentvoller Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter“ iſt Muttenthaler. Viele andere Künſtler kann ich eigentlich nur mit Namen nennen, weil ich ihre Werke zu wenig kenne. Es ſind Aſher, Eberhard, Echter, Endres, Fiſcher, Halbreiter, Herwegen, Koch, König, Moralt, Baptiſt Müller, Nilſen, Palme, Stanley, Strähuber. Bei Einigen, wie bei Verdelle aus Mainz, den ich von Paris und Düſſeldorf her kenne, macht ſich ſchon ein größerer Naturalismus geltend. Am meiſten und offenbar am genialſten iſt dies indeß bei Piloty der Fall, der nicht mehr wie ſeine meiſten ältern Collegen den Farbenreiz verſchmäht, ſondern bei einer durchaus natürlichen Begabung das ausgezeichnete Talent für ein ſaftiges und kräftiges Colorit an den Tag legt und ohne Zweifel viel von den Franzoſen und Niederländern der heutigen Zeit gelernt hat. Von ſeinen

Werken gewinnt man übrigens auch die Ueberzeugung, daß die monumentale Periode der münchener Schule vorbei iſt und daß ſich die dortigen Künſtler wie diejenigen der ganzen Welt nach dem Geſchmack des größern Publicums einrichten müſſen, deſſen erſte Anforderung ein brillantes und effectreiches Colorit iſt, wenn es ſich zum Ankauf von Bildern entſchließen ſoll. Da das Porträt auch eine Art Geſchichtsbild iſt, ſo füge ich hinzu, daß ſich auf dieſem Felde Bernhardt, Correns, Dürk, Gräfle, Heigel, Horſchelt, F. Kaulbach, Stieler und Thereſe Voigt eines guten Namens erfreuen. Schorn, der Maler der „Sündflut" in der Neuen Pinakothek, ein geborener Düſdorfer, ſtudirte auch in Berlin und Paris und kann kaum als Mitglied der münchener Schule angeſehen werden.

Die Genremalerei der bairiſchen Hauptſtadt iſt aus dem bairiſchen ſowie tiroliſchen und italieniſchen Volksleben, und zwar in ſehr naiver Weiſe aufgewachſen. Heß und Monten, die wir ſchon betrachteten, haben die Anfänge gemacht. An ſie ſchließt ſich Bürkel mit manchen wunderhübſchen Bildern aus Tirol, die ſich durch ſeltene Klarheit des Gedankens und Feinheit der Ausführung auszeichnen. Andere mehr oder minder gute Genremaler ſind Altmann, Bach, Biſchoff, Enhuber, Kind, Eugen Heß, Max Heß, Kaltenmoſer, Klein, Marr, Martin, Moritz Müller, Pecht, Petzl, Ramberg, Romberg, Schön, Reinhard Zimmermann. Das Colorit iſt bei den meiſten derſelben auch noch in ziemlich idealiſtiſcher Weiſe gehalten. In Gisbert Flüggen's Werken ſehen wir dagegen auch ſchon das Beſtreben, ſich der ſaftigen Farbengebung der Niederländer zu bedienen. Manche Schlachtenmaler wie Dietz gehören gleichfalls in dieſe Reihe. Ganz vortreffliche Thiermaler ſind vorzugsweiſe Benno Adam, Eberle und Voltz, denen ſich auch noch Habenſchaden, Hoſe, Karl Heß und Lotze anſchließen. Ich ſah von den Erſtern manche Arbeiten, die an poetiſcher Empfindung die berühmten Niederländer übertreffen.

Zu einer ſehr bedeutenden Entwickelung iſt endlich auch die Landſchaftsmalerei in München gekommen. Was für die geſchichtliche und romantiſche Kunſt Cornelius, das war auf dieſem Gebiete Rottmann. Er hat der Schule jenen Zug gegeben, der hauptſächlich auf eine wahrhaft ſchöne Compoſition mit edler Formation in mächtigen, entſchiedenen, ausgeſprochenen Stimmungen hinausgeht. Die meiſten derſelben holen ihre Stoffe aus dem bairiſchen und tiroliſchen Gebirge und den Abdachungen deſſelben nach der Donau und nach Italien hin. Zu den bedeutendſten derſelben ſcheinen mir Heinlein, Albert Zimmermann und Chriſtian Morgenſtern zu gehören. Nach den Bildern, die ich von ihrer Hand zu ſehen Gelegenheit hatte, iſt der Erſtere der Maßvollſte, der Zweite der Kühnſte, der Dritte der Mildeſte und Freundlichſte. Außerordentlich gefielen mir einige Waldbilder von Max Zimmermann, der mehr ins Detail eingeht wie die meiſten andern Münchener, und mich lebhaft an die Arbeiten meines Freundes Leſſing erinnert, dem es in der Schilderung eines tiefen ſtillen Naturlebens doch nicht leicht ein Anderer zuvorthut. Schleich iſt gleichfalls ein Landſchaftsmaler von außerordentlich kühnen Intentionen, den ſeine Wagniſſe aber zuweilen zu Experimenten zu führen ſcheinen, die über das Maß des Schönen hinausführen. Sehr wirkſame Bilder aus dem Süden habe ich von Bamberger geſehen, die neben großen decorativen Vorzügen auch viele Empfindung an den Tag legen. Außer dieſen ſind noch zu erwähnen Baade, Beckmann, Brodſky, Dallwig, Hueber, Kaiſer, Köbel, Lange, Laugko, Löffler, Meß, Ott, Roſenthal, Roß, Rugendas, Schertel, Scheuchzer, Auguſt und Franz Seidel, Seipel, Stademann, Stange, Steſſau, Thurau, von dem ich mitunter ſchöne Arbeiten in Köln geſehen habe, und

Richard Zimmermann. Auch beſitzt die Schule gute Architekturmaler, wie Ainmüller, Dick, Gärtner, Gail, Gerhard, Kirchner, Mecklenburg, Neher und Simon Quaglio. Bayer, der jetzt in Baden-Baden wohnt, iſt auch ein Schüler der münchener Schule.

Der Leſer wird mir verzeihen, daß ich hier nicht ausführlicher zuwerke gegangen bin. Ich ſpreche nochmals den Wunſch aus, daß einer der münchener Kunſtgelehrten ſich der freilich mühſeligen Arbeit hingebe, die geſchichtliche Entwickelung der Schule in einer getreuen Darſtellung der Meiſter und ihrer Arbeiten feſtzuſtellen und ſomit der Nachwelt ein Zeugniß von den vielfachen Beſtrebungen dieſes Kunſtlebens zu überliefern.

7.

Nachbildende Künſtler.

Wo ſich ein ſo großartiges und umfangreiches Kunſtleben entfaltet, da reichen natürlich die Kräfte der ſelbſtthätigen Bildner nicht hin, es bedarf an einem ſolchen Orte auch noch anderer Leute, die gleichſam in zweiter Reihe ſtehen und als reproducirende Künſtler die Plane der producirenden Künſtler ausführen und welche das Werk erſt zur fertigen Geſtaltung bringen, oder aber daſſelbe vermehren und dem Publicum in größern Kreiſen zugänglich machen. Auch auf dieſen Gebieten hat München eine große Reihe von Künſtlern gebildet, die theilweiſe als rüſtige Arbeiter bei den monumentalen Unternehmen halfen, theilweiſe in anderer Weiſe für die Populariſirung der Kunſt wirkten. Daß die Frescomaler und Bildhauer ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſahen, ihre Entwürfe häufig von andern Händen ausführen zu laſſen, haben wir bereits erwähnt. Außerdem ſind aber auch in München manche Anſtalten gegründet worden, die eine Menge von Kräften nothwendig machten, um wirkſam arbeiten zu können, und die deshalb vom König Ludwig ſelbſt ins Leben gerufen worden ſind. Unter dieſen dienen die Erzgießerei und Glasmalerei monumentalen, und die Porzellanmanufactur induſtriellen Zwecken. Die ſonſtigen Nachbildungen der Kunſt und ihrer Werke ſind natürlich in den Händen von Privaten geblieben.

Eine der wichtigſten Anſtalten dieſer Art iſt die königliche Erzgießerei, als deren Gründer wir Johann Baptiſt Stiglmaier, der indeß ſchon 1844 ſtarb, zu nennen haben. Eigenthümlicherweiſe verſchied er gerade am 2. März, dem Tage, an dem er die Nachricht von dem glücklichen Guß der Goetheſtatue für Frankfurt erhalten hatte. Der jetzige Inſpector Ferdinand Miller, der auch von ihm angeleitet wurde, iſt ſein Neffe. Alle jene ehernen Statuen Münchens, von denen wir ſchon geredet haben, ſind hier zur Vollendung gekommen, von der koloſſalen Bavaria und den zwölf bairiſchen Herrſchern im Saalbau an bis zu den Bildſäulen, die auf allen öffentlichen Plätzen verſtreut ſtehen. Zwiſchenher hat das Inſtitut aber auch vielfältig für Deutſchland, die entfernten Nachbarländer, ja ſogar für Amerika gearbeitet, die Statuen Schiller's in Stuttgart, Goethe's in Frankfurt, Jean Paul's in Baireuth, Herder's in Weimar, Mozart's in Salzburg, des Großherzogs von Baden in Karlsruhe, des Großherzogs von Heſſen in Darmſtadt, des Königs von Neapel in Meſſina, des Befreiers Bolivar in Bolivia, des engliſchen Miniſters Huskiſſon in London, des Königs Karl Johann in Schweden, der Libuſſa und des Podiebrad in Böhmen und des Waſhington in Amerika und viele andere haben hier ihren Erzguß erhalten. Dieſe Thatſachen reden am beſten für die außerordentliche

Vortrefflichkeit des Inſtituts, das in der That vielleicht in ganz Europa nicht ſeines Gleichen hat.

Außerdem iſt auch die königliche Glasmalerei-Anſtalt einzig in ihrer Art. Dieſelbe ſteht unter der Leitung von Max Ainmüller und liefert gleichfalls höchſt eigenthümliche Arbeiten. Von größtem Einfluß war bei der Gründung dieſes Inſtituts der Hiſtorienmaler Heinrich Heß. Früher haben ſich gleichfalls die Gebrüder Boiſſerée, unſere rheiniſchen Landsleute, für dieſen Zweig einer verlorengegangenen und jetzt mit neuem Erfolg betriebenen Kunſt intereſſirt. Was in München von Glasmalereien exiſtirt, das iſt hier zuſtande gekommen. Am beſten kann man ſich einen Begriff von den Arbeiten dieſer Art machen, wenn man die Fenſter der Aukirche betrachtet. Indeß war das Inſtitut auch vielfach für fernere Gegenden beſchäftigt, denn die Fenſter im regensburger Dom ſind hier gleichfalls entſtanden. Und der Rhein beſitzt in den neuen Glasmalereien der kölner Kathedrale, die König Ludwig durch Heinrich Heß ausführen ließ und dann der ſchönſten Kirche der deutſchen Baukunſt ſchenkte, ein treffliches Muſter dieſer Gattung des bairiſchen Kunſtfleißes.

Die königliche Porzellanfabrik, die ihre Werkſtätte in Nymphenburg und ihre Niederlage in der Kaufingerſtraße in München hat, dient zwar eigentlich nur induſtriellen Zwecken; da ſie aber zu gleicher Zeit dazu beſtimmt iſt, die Kunſt in die täglichen Bedürfniſſe des Lebens zu verflechten, ſo wird es uns erlaubt ſein, dieſelbe ebenfalls aufzuſuchen. Ihr techniſcher Vorſtand iſt Profeſſor Dr. Knapp, während der bereits genannte Neureuther ihre artiſtiſchen Angelegenheiten dirigirt. Von dieſem rühren denn auch die meiſten Entwürfe der Reliefs und Malereien, die wir in zierlicher Verarbeitung auf den verſchiedenſten Gefäßen, von Taſſen, Kannen, Krügen, Bechern, Pokalen und Vaſen finden. Freilich ſind hier die wechſelnden Moden franzöſiſcher Induſtrie nicht zu finden, für die Dauer bieten die Producte aber dem kaufenden Publicum ſicherlich mehr Freude, Genuß und Kunſtbildung. Bekannte Porzellanmaler ſind Erdmannsdörfer, Lefeubure und Wuſtlich.

Einen allerdings viel feinern und ſelbſtändigern Kunſtzweig beſitzt München in ſeiner Kupferſtecherei, deren ſich eine Menge von höchſt talentvollen Künſtlern befleißigen. Den erſten Platz verdient hier wol ohne Zweifel Schäffer, früher Profeſſor am Städel'ſchen Inſtitut in Frankfurt. Seine Arbeiten nach Cornelius, Veit und Steinle in einfacher lineariſcher Manier haben ihm ſchon früher einen guten Ruf erworben. Mit ſeiner „Madonna della Sedia", die indeß auch auf das Colorit Rückſicht nimmt, hat er ſich in die erſte Reihe geſtellt. Stiche nach Rafael und Tizian, die er in gleicher Art ausführt, und nach Kaulbach's Shakſpeare-Zeichnungen, die er lineariſch hält, werden ſeinen Ruhm noch erhöhen. Andere rühmenswerthe Kupferſtecher ſind Thäter, Merz und Schleich, die dem Publicum durch Werke nach den münchener Koryphäen bekannt wurden und die gleichfalls meiſtens in Linearmanier arbeiten. Endlich müſſen noch Gonzenbach und Schütz aufgeführt werden.

Für die Leſer, denen es vielleicht nicht gegenwärtig ſein ſollte, muß ich noch bemerken, daß die Lithographie in München erfunden worden iſt. Der Mann, der zuerſt auf den Gedanken des Steindrucks kam, war Alois Senefelder, geboren 1771 zu Prag, welcher in früher Jugend mit ſeinem Vater, einem angeſehenen Schauſpieler, nach München kam und gleichfalls dieſes Fach ergriffen hatte, das er aber ſpäter verließ, um ſich mit Planen der bildenden Kunſt zu beſchäftigen. Seine Schickſale, bis er glücklich mit ſeiner Entdeckung zuſtande und im Publicum durchgedrungen war, gehören nicht hierher. Er ſtarb 1834 in der bairiſchen Hauptſtadt, die ſeitdem eine Hochſchule für den Steindruck geblieben iſt. Als zu den beſten Lithographen der heutigen Zeit gehörend muß namentlich Franz Hanfſtängl aufgeführt werden, dem ſich noch Fleiſchmann, Hohe, Herwegen, Schäffer, Schreiner und Wölfle anſchließen. Hanfſtängl iſt auch der beſte Ausführer der von Kobell erfundenen Galvanographie. Zu gleicher Zeit iſt die Holzſchnittwerkſtätte von Braun und Schneider, aus der die bekannten „Fliegenden Blätter“ hervorgehen, nicht zu vergeſſen. Endlich werden in München auch treffliche Photographien angefertigt, unter denen die von Hanfſtängl in erſter Reihe ſtehen, und die von Löcherer gleichfalls der Erwähnung würdig ſind.

Schließlich muß ich auch noch erwähnen, daß in der bairiſchen Hauptſtadt außerordentlich viel für die Erneuerung der Frescomalerei geſchehen iſt. Im Anfang verfolgte man weſentlich dieſelben Principien, die auch bei den alten Italienern in Anwendung gekommen ſein ſollen. Später erfanden Fuchs und Schlotthauer die Stereochromie, welche es möglich machte, das Bild im Ganzen anzulegen und auszuführen, während die frühere Methode es foderte, daß der Maler ſich ſtets den Kalk für ſein Tagewerk neu auftragen laſſen mußte, ohne mehr oder weniger als das angelegte Stück fertigen zu können. Auch kam hier die enkauſtiſche Malerei und die Balſamwachsmalerei nach der Knieriem'ſchen Erfindung durch Rottmann zur Anwendung und Ausbildung.

8.

Künſtleriſche Bekanntſchaften.

Die Bekanntſchaft mit den Werken eines Künſtlers macht mich gewöhnlich neugierig auf die Bekanntſchaft ſeiner Perſon. Viele Leute wollen indeß nicht viel davon wiſſen, weil ſie durch ihre Erfahrungen nicht ſelten in ihren Erwartungen getäuſcht worden ſind. Wie oft hört man alsdann den Ausſpruch, daß man ſich den Meiſter nach ſeinen Werken doch ganz anders gedacht habe! Man hat Dies und Jenes zu bekriteln, man ſtößt ſich an Eigenheiten und Curioſitäten, an Stolz- und Eitelkeit, an Blödigkeit und Schweigſamkeit, an zu vieles Schwatzen und an zu keckes Weſen, kurz man möchte den Menſchen eigentlich ganz anders als er iſt. Wenn man zu den Vertretern der Kunſt geht, ſo ſoll man aber nicht den Maßſtab des Ideals mitnehmen, oder man kommt allerwärts ſchlecht weg. Faßt man dagegen den Künſtler wie er iſt, mit ſeinen Eigenthümlichkeiten, Ecken und Kanten, was mir das einzige richtige Princip bei ſolchen Begegnungen ſcheint, ſo wird man niemals übel fahren. Mit einem naiven Verhalten kann man bei ſolchen Gelegenheiten nur gewinnen und gefördert werden. Ich für meinen Theil zähle die Stunden, die ich mit bedeutenden Männern auf jedem Gebiete der geiſtigen Production zubrachte, nicht allein nicht zu den verlorenen, ſondern zu den befruchtendſten Momenten meines Lebens. Das geiſtige Geben iſt von ihrer Seite zwar ſelten ſchreiend, auffallend, eclatant, aber man ſteht ſich ſtets gut, wenn man bei ſolchen Gelegenheiten auch zu nehmen weiß.

Meine Begegnungen mit einem Theile der münchener Künſtler ſind leider nur ſehr vorübergehender Art geweſen. Ich war niemals lange Zeit in der bairiſchen Hauptſtadt, und wenn ich dort weilte, ſchien meiſtens die Sommerſonne und viele Maler ſtreiften auf ihren Studienreiſen durch das Gebirge; denn dieſe Sorte von Poeten hat Luft und Licht nöthig und ſtrebt ſtets leicht mit flüchtigen Sohlen hinaus, wo ſich Berg und Thal in ewig junger Schönheit vermählen. Ueberdies fielen meine Beſuche in die letzten Jahre, wo ſchon manche Celebrität aus dem gemeinſam ins Leben gewachſenen Kreiſe herausgetreten war. Cornelius wohnte in Berlin, Schnorr in Dresden. Viele Andere waren nach andern Orten gezogen. Und Einige, die zu den Beſten zählten, lagen ſchon im kühlen Boden und ſchliefen den ewigen Schlaf. Wer denkt hier nicht an Schwanthaler und Rottmann, denen die Erde leicht ſei! Merkwürdigerweiſe habe ich ſogar die erſten Koryphäen der Schule kennen gelernt, als ich die Werke ihrer Hand nicht in der urſprünglichen Form, ſondern nur hier und da in Nachbildungen geſehen hatte. Auch geſchah es nicht in München, ſondern an andern Orten.

Im Sommer 1848 wurde in Köln am Rhein das ſechshundertjährige Feſt der Grundſteinlegung des Kölner Doms gefeiert. Von allen Seiten ſtrömten damals aus Deutſchland die Begeiſterten zuſammen. Außer beim Vorparlament in Frankfurt habe ich niemals ſo viele aufgeregte Menſchen geſehen. Die Nachwirkungen der Revolution waren noch überall lebendig. Der Charakter der Feierlichkeit war mehr national wie künſtleriſch. In dieſem Sinne betrachtete man die Anweſenheit des Königs von Preußen, des Reichsverweſers Erzherzog Johann und der großen Deputation des frankfurter Parlaments. Der Ausbau des Doms durch die vereinigten Kräfte des deutſchen Volks galt als ein Symbol des Aufbaus der neuen deutſchen Einheit. Es wurden eine Menge von wohlgemeinten flammenden Reden gehalten, über deren Illuſionen wir jetzt längſt hinaus ſind. Es iſt halt Alles beim Alten geblieben, und wir können den Traum von dem einen großen ungetheilten Vaterland wieder eine gute Weile fortträumen, bis er denn endlich doch einmal zu Fleiſch und Blut wird.

In dieſen bewegten Tagen fand eine höchſt intereſſante Abendgeſellſchaft bei dem Dombaumeiſter Zwirner ſtatt, die mir jedenfalls einen thatſächlichern Eindruck zurückgelaſſen hat als das phraſenreiche Hauptfeſt; denn es war bei dieſer Gelegenheit außer einer großen Anzahl von andern Spitzen der Intelligenz auch ein Kreis von Künſtlern verſammelt, die zu den erſten Zierden der Heimat gehörten. Düſſeldorf hatte manche ſeiner Vertreter geſandt. Von Berlin war die ſchöne greiſe Geſtalt des würdigen Bildhauers Rauch und der freundliche Begas erſchienen und auch die münchener Kunſt wurde in der brillanteſten Art vertreten, denn Cornelius, der freilich damals ſchon in der preußiſchen Hauptſtadt wirkte, ſowie Kaulbach waren gleichfalls anweſend. Im Verlauf eines gemüthlichen Abends fand ich volle Gelegenheit, die beiden Meiſter zu ſehen und kennen zu lernen.

Man erzählt, daß König Ludwig, nachdem er den Thron beſtiegen, ſich am Sylveſtertage 1825 in die Glyptothek, wo **Cornelius** ſich mit ſeinen Schülern befand, begeben habe, um den Künſtler mit dem erſten Civilverdienſtorden, den er zu vergeben hatte, und der zugleich die Verſetzung des Beſchenkten in den Adelſtand bedingte, zu zieren. Er ſoll dabei geäußert haben: „Es iſt das Erſte, was ich ſeit meiner Thronbeſteigung verleihe. Man pflegt Helden auf dem Wahlplatze ihrer Thaten zu Rittern zu ſchlagen.“ Auch der König von Preußen verlieh ihm den Orden pour le mérite in erſter Reihe und ſchenkte ihm ein ſchönes Haus im Thiergarten zu Berlin. Zugleich wußte ich, daß der Künſtler Mitglied faſt aller beſtehenden Akademien iſt. Wie ſollte ich mir dieſen

Mann denken? Seine Statur iſt klein, aber kräftig, und der Kopf von einer wunderbar energiſchen Form. Die hochgewölbte Stirn, die Adlernaſe und der ſcharfe entſchiedene Mund geben ihm einen höchſt charaktervollen Ausdruck. Was ihn aber beſonders auszeichnet, das ſind ſeine ſichern Falkenaugen. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß die Augen hervorragender bildender Künſtler ſtets einen beſondern Charakter haben. Man ſieht in ihnen gewiſſermaßen eine Art von Lauſchen. Weil er ſtets ſcharf beobachten muß, ſo hat der Blick des Bildners etwas, was ſonſt mehr dem Gehörorgan eigen iſt, während man bei Muſikern häufig ſchwimmende träumeriſche Augen findet. In der Unterhaltung kam mir der große Meiſter außerordentlich einfach, natürlich und gemüthlich vor. Was er äußerte, erſchien unmittelbar und ungeſucht. Es ließ ſich allerliebſt mit ihm plaudern, zumal da alle ſeine Aeußerungen ohne jede Prätenſion erſchienen. Gleichwol hatte man ſtets das Bewußtſein des feſt in ſeinem Sattel ſitzenden Künſtlers. Bei dieſer Gelegenheit fragte ich ihn auch, in welchem Hauſe in Düſſeldorf er geboren ſei, da ich es an Ort und Stelle niemals erfahren konnte, während Jedermann die Geburtsſtätte der beiden Jacobi und Heinrich Heine's weiß. Er wußte aber nur, daß ſeine Aeltern bei ſeiner Geburt in einem Hauſe der Kurzeſtraße gewohnt hatten, deſſen er ſich indeß nicht erinnerte. Was mir übrigens, wie ich offen geſtehen will, auch beſonders wohlgefiel, war der Umſtand, daß ihm meine, des ungleich jüngern Nachkommen, Dichtungen bekannt waren. Er intereſſirte ſich eben noch ſehr für ſeinen heimatlichen Rhein.

Ungleich hervorſtechender und auffallender war die äußere Erſcheinung **Kaulbach's**. Bei ihm paart ſich mit einer kräftigen Geſtalt eine ſchöne und geiſtvolle Geſichtsbildung, der ebenfalls wieder jenes lauſchende Auge nicht fehlt. Weltmänniſche Haltung und elegante Kleidung zeigten, daß er ſich vielfach in der beſten Geſellſchaft bewegt hatte. Aus einem langen Geſpräch über künſtleriſche Dinge entnahm ich, daß ihm der Verſtand nicht minder wie das Genie zu den großen Erfolgen verholfen hat, die er erreichte. Er war ſich in der klarſten Reflexion des Ziels bewußt, zu dem er hinſtrebte. In dieſer Beziehung fehlte ihm alſo wol die Naivetät des ältern Vorgängers. Dafür äußerte er ſich aber mitunter geiſtreicher und dialektiſcher, wenn auch nicht in gleicher Weiſe harmlos, unbefangen und urſprünglich. Das Intereſſe, das man an ſeinen Anſichten haben mußte, war darum nicht geringer. Sie reizten zum Widerſpruch, ſie regten neue Ideen an, ſie waren mit einem Worte pikant, wie ſeine ganze Kunſtrichtung. Der Künſtler hatte etwas ſo Geſcheites, Schalkhaftes, Kluges, Durchdachtes und Abgemeſſenes wie ſein „Reineke Fuchs“. Ich werde den Eindruck, den er auf mich machte, mein ganzes Leben nicht vergeſſen. Leider habe ich ihn in München nicht getroffen, weil er gerade in Berlin beſchäftigt war. Dagegen fand ich in ſeinem Hauſe die liebenswürdigſte Gaſtfreundſchaft. Aber in Berlin traf ich ihn ſpäter wieder, wo er gerade an ſeiner „Hunnenſchlacht“ malte. Er war die perſonificirte Liebenswürdigkeit und entzückte mich in einer Art, daß ich ihn unbedingt für einen der intereſſanteſten, markirteſten, entſchiedenſten und in ſich fertigſten Charaktere unſerer Zeit halte.

Auf derſelben Reiſe ſah ich in Dresden ſeinen Collegen Julius Schnorr von Karolsfeld, der indeß in Betreff der Fresken an der Neuen Pinakothek ſein Gegner geworden iſt. Berthold Auerbach führte uns in das neue Muſeum, wo man gerade mit dem Umzug der Bilder beſchäftigt war. Schnorr, der dieſe Angelegenheit leitet, empfing uns mitten zwiſchen ſeinen drängenden Arbeiten und zeigte uns die bereits fertig gewordenen Säle. Seine Art und Weiſe war dabei außerordentlich lebendig, geiſtvoll und anregend. Wo er uns auf die Schönheiten der herrlichen Gemälde aufmerkſam machte, da hob ſich die große ſchlanke Geſtalt des Künſtlers, auf ſeinem Geſicht ſtand die Begeiſterung und ſein Auge leuchtete vor hoher Freude. Es war etwas von jenem Schwung in ſeinem Weſen, den man auch in ſeinen bildneriſchen Geſtalten findet. So war es ein wahrer Genuß, mit ihm die Säle zu durchwandern. Wir bedauerten Alle, daß wir ſchon ſo bald ein Ende machen mußten, denn es paarte ſich bei unſerm Cicerone mit dem Intereſſe, das er zu wecken wußte, auch eine überaus große Freundlichkeit und Humanität.

Eine andere höchſt intereſſante Perſönlichkeit des münchener Kreiſes iſt Moritz von Schwind, den ich zuerſt in Frankfurt am Main kennen lernte. Unterſetzt, derb, kräftig von Geſtalt und geſund, breit, roth von Geſicht, legt er im Aeußern eigentlich gar nicht an den Tag, welcher duftigen, lieblichen, romantiſchen Schöpfungen ſein dichteriſcher Geiſt und ſeine ſichere Hand fähig ſind. Es iſt wahrhaft luſtig, ihn in der Unterhaltung zu hören, wo er dann in einem breiten kräftigen ſüddeutſchen Dialekt die keckſten Vergleiche voll Satire, Humor und Witz auf- und abhüpfen läßt. Vernimmt man bei dieſen Gelegenheiten auch ſtets die treffendſten und richtigſten Urtheile über die Kunſt, ſo läßt er ſeine Collegen und das Publicum mit ihrem allerdings oft ſeltſamlichen Geſchmack doch keineswegs ungeſchoren. Durch die Unmittelbarkeit und Friſche ſeiner Ausſprüche hat er gewiß ſtets die Lacher auf ſeiner Seite, aber ſeine Reden machen doch auch oft böſes Blut. Gleichwol bin ich überzeugt, daß er es im Herzen gut meint, und daß er die Kunſt nur zu heben gedenkt, wenn er ihre Vertreter auch oft mit eigenthümlicher Schärfe herabſetzt. Es muß auch ſolche Kauze geben! Mich hat Schwind's ganzes Weſen ſtets intereſſirt und angezogen, ſo Viele ſich auch von demſelben abgeſtoßen fühlten.

Heinrich und Peter Heß habe ich in ihren Ateliers nicht finden können. Sie wurden mir von weitem im Hofgarten gezeigt. In Albrecht Adam fand ich einen höchſt gemüthlichen, einfachen alten Herrn und in Dietz einen ſinnvollen bedachten Mann. Neureuther ſah ich im „Stubenvoll“. Er iſt von kleinem ſinnigem Aeußern, ſodaß man ſich ſeine freundliche Vertiefung in die Pflanzenwelt denken kann, und von einer Beſcheidenheit, die mit ſeiner künſtleriſchen Richtung durchaus im Einklang ſteht. In Foltz lernte ich einen derben tüchtigen Rheinländer von kräftigem verſtändigem Weſen kennen, mit dem ſich in freundlichem Geſpräch viele Anknüpfungspunkte ergeben. Piloty bin ich gleichfalls einige mal begegnet. Er gab ſich als eine ſo klare und entſchiedene Perſönlichkeit, wie ſie ſeine Arbeiten erwarten laſſen. Bei einer frühern Gelegenheit traf ich gleichfalls mit Kreling zuſammen, der ſeit jener Zeit nach Nürnberg übergeſiedelt iſt. Derſelbe iſt ein kräftiger und lebendiger Vertreter jenes Idealiſmus, den er auch in ſeinen Cartons offenbart. Von den Landſchaftern intereſſirten mich beſonders der impoſant geſtaltete Heinlein mit ſeinem ernſten kräftigen Weſen, Schleich mit ſeiner ſtrebſamen experimentirenden Natur und Albert Zimmermann mit ſeiner großen Lebendigkeit und Empfänglichkeit. Auch des talentvollen Kupferſtechers Schäffer muß ich noch beſonders gedenken, den ich in frühern Jahren oft in Frankfurt geſehen hatte und den ich hier zu meiner großen Freude wiederfand. Er hatte ſich die alte bekannte Friſche und Begeiſterung für die Kunſt bewahrt und war wieder Feuer und Flamme, als er mir ſeine aus Italien mitgebrachten Zeichnungen nach Rafael und Tizian zeigte, deren Ausführung ihn ganz beſchäftigte.

Manche angenehme Stunden verbrachte ich auch mit Ernſt Förſter, dem trefflichen Verfaſſer der Reiſebücher für Deutſchland, Italien und München, die in dieſer Beziehung als wahre Muſterwerke gelten können. Seine großen kunſthiſtoriſchen Kenntniſſe, die er auch ſonſt in einer Menge von anerkannten Werken an den Tag gelegt hat, machen ſeinen Umgang äußerſt wünſchenswerth, zumal da derſelbe durch eine anregende Perſönlichkeit bedeutend gehoben wird. Dieſelbe Mittheilung kann ich in Betreff des Malers und Kunſtſchriftſtellers Teichlein machen, mit dem ich gleichfalls eine ſchon früher gemachte Bekanntſchaft erneuerte. Keinem aber verdanke ich in Betreff auf gute Anleitung und nützliche Weiſungen mehr wie dem trefflichen Weſtfalen Engelbert Seibertz, den ich ſchon früher als den Künſtler der Cotta'ſchen Kunſtilluſtrationen erwähnte. Ich hatte ihn bereits in Köln kennen gelernt und fand in ihm hier in München einen ebenſo gediegenen wie gefälligen Führer. Obgleich er ſich nicht mit der Kunſtſchriftſtellerei abgegeben hat, ſo beſitzt er doch völlig das Zeug dazu, denn er iſt in allen Zweigen ſeines Faches unterrichtet, wie dies auch zur Genüge aus ſeinen tiefdurchdachten Werken hervorgeht.

Mehr weiß ich für jetzt von meinen künſtleriſchen Bekanntſchaften nicht zu erzählen. Wer findet, wenn er Beſuche macht, immer alle Leute zu Hauſe? Glücklich wenn man ſchon Diejenigen trifft, die man am liebſten treffen will! Und das iſt mir doch in der Hauptſache gelungen. Eine Thatſache, die mir große Freude gemacht hat, muß ich indeß doch mittheilen. Es iſt mir nämlich aufgefallen, daß eine Menge der größten Künſtler und vielbeſchäftigten Meiſter rheiniſche Landsleute ſind. Cornelius ſteht natürlich an der Spitze, ihm folgen die beiden Heß, Monten, Ruben, Eberle, Lindenſchmidt, Rottmann und der Architekt Gärtner. Ueberhaupt ſtammt ja die ganze Schule vom Rhein. Die frühern rheiniſchen Generationen haben ſich Cornelius angeſchloſſen und ſind ihm nach Baiern gefolgt, erſt die ſpätern ſind nach Düſſeldorf zu Schadow gegangen. Wem ſollte es aber nicht beſonderes Vergnügen machen, ſeine Heimatgenoſſen anerkannt und in Ehren und Würden zu ſehen?

9.

Wiſſenſchaft und Poeſie unter König Ludwig.

Wie wir geſehen haben, waren die Neigungen König Ludwig's vorzugsweiſe der bildenden Kunſt zugewendet. Man kann indeß nicht ſagen, daß die Wiſſenſchaft unter ſeiner Regierung ſich einer gleichen Begünſtigung und Pflege erfreute. Ich will damit nicht behaupten, daß ſie im Verhältniß zu andern deutſchen Staaten vernachläſſigt worden ſei. Starke Naturen, zu denen der bairiſche Herrſcher unbedingt gehörte, pflegen vorzugsweiſe ihre Liebhabereien. König Ludwig ergänzte auch gewiſſermaßen durch die Bau- und Bildwerke, die er ſchaffen ließ, ſein eigenes Weſen. Was er ideell in Anknüpfung an eine reiche umfaſſende Bildung ſuchte, empfand, dachte, das ſtrebte er plaſtiſch durch die Kunſt zur Darſtellung zu bringen. Wir wiſſen von ihm, daß er zu den tüchtigſten Philologen der Heimat gehört und daß er noch heute in ſeinem Alter täglich in den Werken der alten Claſſiker ſtudirt. Bei einem Geiſte von dieſer Begabung und Gelehrſamkeit kann man leicht abſtrahiren, daß er ſich wenig aus den gewöhnlichen Federfuchſern und Schulmeiſtern machte, die in ihren magiſterlichen Beſtrebungen ſelten über die Anwendung der Partikeln hinauskommen, und er hatte das Recht, ſie nicht zu überſchätzen, da er die Reſultate ſeiner Studien in der Kunſt lebendig machte.

Die Beſtrebungen der Gelehrſamkeit und der Dichtung bedürfen vor allen Dingen der Freiheit. Dieſer Grund und Boden war aber eigentlich nicht vorhanden. Es läßt ſich nun einmal nicht leugnen, daß die Wiſſenſchaft in Baiern ſeit Jahrhunderten nicht auf einer beſonders hohen Stufe geſtanden hat. Seit der Reformation und dem Dreißigjährigen Kriege herrſchte in dieſen von den geiſtigen Kampfplätzen Deutſchlands entfernten, ſtillen, Ackerbau und Viehzucht treibenden Gegenden ein vollſtändiger Stillſtand. Was hier das Individuum von Kenntniſſen erlangte, quoll aus dem heiligen Born der Religion. Es fällt mir nicht ein darüber zu ſpötteln, daß die Geſchichte dieſen und keinen andern Weg gemacht hat. Im Gegentheil iſt der Spruch: „Selig ſind die Einfältigen im Geiſte“, ſehr ſchön und wahr. Aber man ſoll auch nicht umgekehrt behaupten, daß alle Erkenntniß vom Uebel ſei. Gleicherweiſe ſteht in der Bibel, daß Gott ſich mehr über einen Sünder freut, der ſich bekehrt, wie über neunundneunzig Gerechte. Selbſt Chriſtus wurde verſucht. Daraus geht hervor, daß Prüfungen ſein müſſen, denn ſie ſtärken und befeſtigen den Sieg des Geiſtes am beſten.

Von dieſem Grundſatze ging auch wol Baierns erſter König, der äußerſt freiſinnige und humane Max I. aus, als er eine Menge von auswärtigen Gelehrten ins Land rief, welche ſogar andern Confeſſionen als der katholiſchen angehörten. Unſer rheiniſcher Landsmann, der in Düſſeldorf geborene Friedrich Heinrich Jacobi, wurde damals Präſident der neugeſtifteten Akademie. Mit ihm wirkten Schelling, Thierſch und Jacobs an dieſer Anſtalt ſowie an der Univerſität. Es kamen damals ſchöne Tage für die bairiſche Hauptſtadt. Neben Jacobs und Thierſch organiſirten Niethammer und Schlichtegroll das Schulweſen. Sömmerring und Döllinger lehrten Phyſiologie; Gruithuiſen, der Erfinder des gebogenen Katheder, war ein berühmter Docent der Aſtronomie und Kosmologie; Fraunhofer erfand die achromatiſchen Fernröhre und Rieſenrefractoren; Joſeph von Baader ſtellte Modelle von Eiſenbahnen auf und Franz von Baader machte ſich um freie philoſophiſche Forſchungen verdient. Gleichwol hatte das Land keine rechte Freude an dieſem Umſchwung der Dinge. Es ſetzte ſogar böſes Blut ab, daß manche dieſer Männer nicht zur alleinſeligmachenden Kirche gehörten. Mit dem Wort von der Kanzel und der Schrift in Buch und Broſchüre verband ſich ſogar mitunter eine demonstratio ad hominem, welche von den Fäuſten ausgehend in Deutſchland Prügel genannt wurde. Dieſe norddeutſchen Proteſtanten hatten ſo ſchlimme Zeiten, daß ſie mitunter in Lebensgefahr geſchwebt haben ſollen. Ein angeblicher Mordverſuch beſtimmte Jacobs ſogar, in ſeine thüringiſche Heimat zurückzukehren. Man ſieht alſo, daß in Baiern die Wiſſenſchaft nicht mit ſich ſpaßen läßt.

Unter ſolchen Umſtänden konnten die Lockungen zur Pflege der Wiſſenſchaften nicht beſonders groß ſein. In der That ſehen wir auch, daß König Ludwig ihnen nach ſeiner Thronbeſteigung keine vorzügliche Sorge widmete. Wollte der Herrſcher ſein Volk durch ſeine Kunſtbeſtrebungen erſt aufklären und für die freie Forſchung in den gelehrten Fächern vorbereiten? War es ſein Plan, die Univerſität erſt dann gehörig zu berückſichtigen, wenn er ſeine Bauten und Bildnereien fertig hatte? Wir wiſſen keinen Beſcheid auf dieſe Fragen zu geben. Freilich verlegte er im Jahre 1826 die Univerſität Landshut nach München, doch geſchah das wol mehr, um die wiſſenſchaftlichen Anſtalten zu controliren. Das Land beſaß ja außerdem noch die Hochſchulen von Erlangen und Würzburg. Vier Univerſitäten wären zu viel für Baiern geweſen.

Außerdem fehlte es nicht an manchen Bemühungen tüchtiger Männer, zu denen Walther, Oken, Schubert, Maßmann, Görres und Möbler gehörten. Aber trotzdem entwickelte ſich kein rechtes, volles, blühendes Leben. Die Hochſchule wurde nicht unter den beſten und berühmteſten des Vaterlandes genannt, wenn ſie auch manche große Namen aufzuweiſen hatte. Die junge Pflanze konnte nicht auf einem Boden gedeihen, der für ihr Wachsthum noch nicht recht zubereitet war.

Noch ſchlimmer geſtaltete ſich die Sache durch den Ausbruch der Julirevolution von 1830. Man fürchtete die Folgen jener Principien, die ſie hervorgerufen hatten, und es zeigte ſich alsbald eine entſchiedene Reaction. Der freiſinnige Oken mußte München verlaſſen. Jene Partei aber, welche in den Jahrhunderte alten Verhältniſſen Baierns einen feſten Grund und Boden hatte und hauptſächlich confeſſionelle Zwecke verfolgte, kam jetzt in das rechte Fahrwaſſer. Die Stadt an der Iſar wurde zum Hauptſitz des deutſchen Ultramontanismus. An ihrer Spitze ſtand als gewaltiger Ritter und Kämpfer der geniale Joſeph von Görres. Der alte Parteigänger der Revolution und des Deutſchthums warf ſich auf das religiöſe Gebiet und focht hier mit jener Kraft der Rede, jener Phantaſterie der Gedanken und jenen dunkeln ahnungsvollen Prophetien, die ſeinem großen Talente in den verſchiedenſten Zeiten und zu den verſchiedenſten Zwecken dienten. Neben ihm ſtand der gelehrte Dogmatiker Möhler. Mit ihnen arbeiteten der jüngere Döllinger, der Theolog; Phillips, Arndts und Moy, die Juriſten; Höfler, der Hiſtoriker; Laſaulx, der Philolog; Ringseis, der Mediciner; Clemens Brentano und Guido Görres, die Dichter. Die von dieſem Kreiſe geſtifteten „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter“ erſchienen als ſein Organ und wurden eine Hauptmacht und Stütze der katholiſchen Kirche. Es läßt ſich nicht läugnen, daß die genannten Männer mit Talent, Geſchick und Energie ihre Zwecke verfolgten. Sie waren kühne und ſtets gerüſtete Kämpen für ihre Sache. Ob ſie aber in gleicher Weiſe dem Vaterlande nützten, das iſt eine Frage, deren Beantwortung wir der Zukunft überlaſſen wollen.

Neben dieſer einflußreichen Partei, die überdies durch eine große Anzahl von Meinungsgenoſſen getragen wurde, ſtanden die andern Männer der Univerſität leider ſo ziemlich im Schatten. Schelling, der den größten Namen an derſelben beſaß, folgte 1840 einem Rufe nach Berlin. Franz von Baader und Schubert, die in gewiſſen Beziehungen ſeine Schüler genannt werden müſſen, weil ſie vielfach von ihm angeregt wurden, behielten ihre Wirkungskreiſe, fanden aber verhältnißmäßig wenig Anklang, was ſich indeß durch ihre eigenthümlich myſtiſch-religiöſe Richtung erklärt, die ganz und gar im Gegenſatz zu der durchaus realiſtiſchen Ergründung der Philoſophie und Naturwiſſenſchaft unſerer Zeit ſteht. Walther erlitt vielfache Anfeindungen und ſoll es oft bereut haben, daß er Bonn verließ. Maßmann ging wie Schelling nach Berlin. Nur Thierſch behielt als trefflicher Philolog ſeinen altbewährten Ruf. Man kann denken, daß ſich die Univerſität München bei dieſem Stand der Dinge keines beſondern Zuzugs von andern deutſchen Univerſitäten erfreute, wie es doch bei Berlin, Heidelberg, Bonn und Göttingen der Fall war. Wer als Ausländer nach der Iſar zog, um dort Collegien zu hören, den trieben meiſtens und hauptſächlich confeſſionelle Zwecke.

Man hat mitunter die Frage gethan, warum König Ludwig, wenn er auch der Pflege der Wiſſenſchaft weniger oblag, ſich nicht in gleicher Weiſe der Dichter und der Dichtung annahm, wie er zum Patron der Bildnerei wurde. So etwas iſt indeß leichter vorgeſchlagen wie ausgeführt. Die große weimariſche Periode war vorüber, als er den Thron beſtieg. Nur Goethe lebte damals noch im hohen Greiſenthum. Im

Uebrigen ſah es in Deutſchland gerade nicht ſehr erſprießlich und erbaulich aus. Daß dem claſſiſch klaren und gebildeten Geiſte des bairiſchen Königs die ziemlich verwirrte Richtung der Romantiker, denen in jener Zeit die Heimat huldigte, nicht beſonders zuſagte, iſt eher zu rühmen wie zu tadeln. Was hätte er auch Beſonderes behabt, wenn die beiden Schlegel und Tieck in ſeine nähere Umgebung getreten wären! Dieſe Männer waren bereits verſorgt, und überdies ging es mit ihrer Schöpfungskraft, ihrem Einfluſſe und ihrer Anerkennung ſchon damals bedeutend bergab. Um ein literariſches Invalidenhaus konnte es ihm nicht zu thun ſein. Da muß man doch ſagen, daß die münchener Künſtler, die eigentlich aus derſelben Schule hervorgegangen waren, eine viel klarere, geſündere und concentrirtere Richtung eingeſchlagen und deshalb die Anerkennung des Herrſchers in ungleich höherm Grade verdienten. Zwei treffliche Poeten, die überdies bairiſche Landeskinder waren, hat er gewiß nach Kräften berückſichtigt. Platen verdankte ſeinem Könige vielfache Unterſtützungen, die ihm die Sorgen von der ſonſt gewöhnlich in materieller Beziehung nicht beſonders dornen- und peinloſen poetiſchen Laufbahn ſcheuchten, und Rückert wurde unter Ludwig's Regierung Profeſſor in Erlangen, in welcher Stellung er auch blieb, bis er durch Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen wurde. Jean Paul ſtarb in demſelben Jahre, wo König Ludwig den Thron beſtieg. Es war alſo nicht möglich, dieſem Dichter, der übrigens mit einer Menge von Vorzügen eine ebenſo große Menge von Schwächen vereinte, einen beſondern Platz anzuweiſen. Nach ſeinem Tode hat der bairiſche Herrſcher ihn genugſam geehrt, indem er ihm zu Baireuth ein Standbild errichten ließ. Eine Berufung anderer auswärtiger Talente machte deren politiſche Stellung nicht möglich, wenn ſie auch vielleicht in der Abſicht des kunſtſinnigen Fürſten gelegen hätte. Man denke an das ultramontane Terrain! Uhland wäre bei ſeinem bekannten Unabhängigkeitsſinne ſchwerlich einer ſolchen Vocation gefolgt.

Wer kann verlangen, daß Ein Menſch allen Foderungen Genüge leiſte! Ueberdies ſcheint die Erfüllung alter Wünſche in neuer Zeit zu ihrem Ziele zu kommen. Aber dieſe Angelegenheit bedarf einer weitern Auseinanderſetzung.

10.

König Max II. und ſeine Gelehrten.

Nach der Thronbeſteigung des Königs Max offenbarte ſich, daß die geiſtigen Intereſſen nicht von dem Hauſe der Wittelsbacher gewichen waren. Der Sohn trat in die Fußſtapfen des Vaters, ohne gerade dieſelben Pfade zu wandern, denn auf den Feldern, wo der Genius herrſcht, gibt es vielerlei Ziele. Vielleicht war in Baiern die bildende Kunſt ſogar zu einſeitig gut weggekommen. Friſche Elemente thaten noth. Es galt dem begonnenen Leben neue Lebenskräfte zu geben. Zu den anwachſenden Pflanzen des gepflegten Gartens mußten andere neue Arten gefügt werden. Alle Ausſchließlichkeit iſt vom Uebel. Wo die Wiſſenſchaft das Feld für ſich allein behauptet, da wird ſie ſteril, wo die Kunſt die unumſchränkte Herrſcherin iſt, da wird ſie trocken. Erſt wenn beide ſich durchdringen und ſich gegenſeitig heben und fördern, dann können auf die Dauer erſprießliche Reſultate zum Vorſchein kommen. Man denke an Berlin, welches vor lauter Wiſſenſchaft einen ſo kritiſch negativen und deshalb unerquicklichen Charakter erhalten hat, daß es der Entwickelung jedes Künſtlerthums ſchadet. In München war man nahe daran, mit der Kunſt auf einen ähnlichen Abweg zu kommen, denn er ging dort direct in die Phraſe und das hohle Pathos. So kam das Heilmittel zur rechten Zeit. Der bairiſche Herrſcher konnte nichts Beſſeres thun, als daß er ſeine hauptſächliche Aufmerkſamkeit auf die Hebung der Wiſſenſchaft und der redenden Künſte richtete. Bedenkt man übrigens, welche Schwierigkeiten es hat, in Baiern mit friſchen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen aufzutreten, ſo muß man die Intentionen und den Muth des Königs Max noch mehr bewundern.

So ſelbſtändig und beſtimmt ausgeſprochen die Neigung des Königs auch ſein mag, ſo bedarf ſie doch natürlicherweiſe helfender und fördernder Kräfte. Und eine ſolche hat ſich in dem Geheimen Legationsrath Wilhelm Dönniges gefunden, der in wiſſenſchaftlicher Beziehung dem Fürſten als trefflicher Rathgeber zur Seite ſtand und ihm auch wol trotz ſeiner ſcheinbaren Entlaſſung in Zukunft zur Seite ſtehen wird. Wir haben es hier durchaus nicht mit dem Staatsmann zu thun, wie wir denn überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten aus dieſen Blättern verbannen. Was aber die Förderung der geiſtigen Bewegung angeht, ſo dürfen wir ſeine Wirkſamkeit gewiß höchſt ſegensreich nennen. Früher Profeſſor in Berlin, hat er ſich als hiſtoriſcher und ſtaatswiſſenſchaftlicher Schriftſteller rühmlichſt bekannt gemacht. Auf dem Felde der Geſchichte bearbeitete er unter Anderm die Rathsbücher Heinrich's VII. unter dem Titel: „Acta Henrici VII“, welche er auf einer italieniſchen Reiſe in der Bibliothek zu Turin auffand. Zugleich ſchrieb er in Anknüpfung an dies Werk eine noch unvollendete „Geſchichte des deutſchen Kaiſerthums im 14. Jahrhundert“. In Ranke's „Jahrbüchern des Deutſchen Reiches unter den ſächſiſchen Kaiſern“ lieferte er ferner die „Jahrbücher unter der Herrſchaft Kaiſer Otto's I.“. Was ſeine Leiſtungen auf dem Gebiete der Staatswiſſenſchaft angeht, ſo äußerten ſie ſich in zwei Schriften, deren Titel „Das Syſtem des freien Handels und der Schutzzölle“ und „Die deutſche Schiffahrtsacte und die Differentialzollfrage“ heißen. Zugleich iſt Dönniges aber auch Dichter. Seine deutſche Bearbeitung altſchottiſcher und engliſcher Volksballaden muß in der That meiſterhaft genannt werden, ſo gewandt und originell iſt hier Vers und Sprache gehandhabt. Das letztere Werk erklärt auch am beſten ſeine Vorliebe für die Literatur und den feinen Takt, mit welchem er zu manchen der bekannten münchener Berufungen beiwirkte. Zu alledem kommt eine derbe, kräftige und entſchiedene Perſönlichkeit. Dönniges iſt ein Preuße, ſeine engſte Heimat iſt Pommern; ſo beſitzt er alle die einfachen und anſprechenden Eigenſchaften eines Volksſtammes, der in ſeiner Klarheit und Wahrheit ſo ehrenhaft iſt und der auch unſern alten, am Rhein heimiſch gewordenen Arndt hervorgebracht hat.

Wenden wir uns nun zu den Männern, welche während der letzten Jahre in München eine neue Heimat gefunden haben, ſo finden wir zunächſt den reichſten Gewinn auf dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiete der Univerſität. Natürlich kann es mir nicht einfallen, an dieſer Stelle die Leiſtungen der verſchiedenen Gelehrten zu ſchildern, da dieſelben nur ein ſpecielles Intereſſe für Männer von Fach haben. Ich will ſie nur aufführen. Und da gehört Juſtus Freiherr von Liebig an die erſte Stelle, denn er iſt ſogar derjenige Name, der zunächſt an die Seite Alexander's von Humboldt zu ſetzen iſt. Hat ſeine Wirkſamkeit doch faſt eine neue Stadt aus Gießen gemacht, wo er früher lehrte! Wollten ihn doch die Engländer über den Kanal ziehen! Wurde er doch in London von Sir Robert Peel vor dem verſammelten Parlament umarmt! Haben ihm die Briten doch erſt vor kurzem ein Nationalgeſchenk gemacht, das in einem Silberſervice beſteht, welches 1000 Pfund Sterling werth ſein ſoll. Für den Laien ſprechen ſolche Mittheilungen mehr als die Berichte über ſeine Leiſtungen in der Wiſſenſchaft. Ohne Zweifel würde ein Brief aus einem fremden Welttheil mit der Adreſſe „Dr. Liebig in Europa“ ebenſo gut an den Mann kommen, wie ein ſolcher einſt ſeinen Weg zu Humboldt fand. Eine andere ausgezeichnete Perſönlichkeit iſt der Geh. Medicinalrath von Pfeufer, einer der trefflichſten Aerzte, welche Deutſchland gegenwärtig beſitzt. Als Schüler Schönlein's wirkte er zuerſt in Zürich und ſpäter in Heidelberg als kliniſcher Lehrer, und bewies in dieſem Fache ein ſolches Talent und dabei eine ſo liebenswürdige Humanität, daß ihm die jungen Mediciner von allen Seitenzuſtrömten. Später ſind dieſen Männern noch der Anatom und Phyſiolog Karl von Siebold aus Breslau und der Phyſiker Jolly aus Heidelberg zugeſellt worden, denen man gleichfalls eine bedeutende Begabung für das akademiſche Katheder zuſchreibt.

Ein Paar andere glückliche Acquiſitionen hat München für die Aeſthetik und Literaturgeſchichte gemacht, nämlich Emanuel Geibel und Moritz Carriere. Auf den klang- und ſangreichen Dichter ſo mancher ſchöner Lieder komme ich in der Folge zurück. Seine akademiſche Wirkſamkeit iſt leider durch häufiges Unwohlſein gehindert, denn er lieſt nur im Winter. Carriere beſitzt einen großen Schatz von philoſophiſcher Gelehrſamkeit, den er auch in vielfachen Werken zutage gefördert hat. In ſeinem Buche: „Die philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit“, iſt die Uebergangsperiode von der Scholaſtik zu Carteſius aus den Quellen nachgewieſen und verfolgt und die Ueberwindung des Pantheismus und Deismus in der Anſchauung eines in Natur und Geſchichte ſich offenbarenden Gottes geſchildert. Daſſelbe Ziel ſtellen ſich die zuerſt anonym erſchienenen „Religiöſen Reden und Betrachtungen für das deutſche Volk von einem deutſchen Philoſophen“, welche den Beweis zu liefern ſuchen, daß die chriſtliche Lehre in freier Form durchaus mit den neuen Reſultaten der Naturwiſſenſchaften, der Kunſt und der Geſchichte übereinſtimmt. Frühere Arbeiten Carriere's waren die Schriften „Vom Geiſt. Schwert und Handſchlag für Franz Baader“, „Der Kölner Dom als freie deutſche Kirche“, und das Buch: „Abälard und Heloiſe.“ Das politiſche Glaubensbekenntniß dieſes Schriftſtellers offenbart ſich in einem Charakterbild Cromwell's im „Hiſtoriſchen Taſchenbuch“ von 1851. Auch als Poet iſt Carriere aufgetreten, indem er in einer Dichtung: „Die letzte Nacht der Girondiſten“, ſeine Idee von Unſterblichkeit zu verklären ſuchte. Zugleich hat er eine Menge Kritiken über Kunſt und Literatur geliefert. Sein Hauptwerk auf dieſem Felde iſt: „Das Weſen und die Formen der Poeſie“, welches ſehr viel Treffliches enthält. Als Schriftſteller zeichnet er ſich durch einen klaren und eleganten Stil aus, aber ſeine Meinungen und Ausſprüche könnten ſchärfer, beſtimmter und entſchiedener ſein. Vielleicht iſt Carriere zu human. Seine Anregungen ſind meiſt trefflich; reformatoriſch wird er aber ſchwerlich wirken. Am klarſten zeigt ſich die Folge ſeines mitunter gar zu vermittelnden Weſens auch in dem Umſtande, daß er ſich ſelbſt oftmals dem Misverſtändniß und darin den Anfeindungen der Parteien ausgeſetzt ſah, die ihn hier des Atheismus, dort allzu ämſiger chriſtlicher Beſtrebungen beſchuldigen. Seiner Kritik neuer künſtleriſcher Arbeiten auf dem Gebiete der Literatur und Bildnerei iſt namentlich ein feſteres Princip zu wünſchen. Neuerdings lieſt auch Friedrich Bodenſtedt an der münchener Univerſität über ſlawiſche Sprachen und Literatur. Seine Erfolge als Gelehrter müſſen wir abwarten.

Eine der originellſten Erſcheinungen unter den nach Baiern berufenen Gelehrten iſt ohne Zweifel der Culturhiſtoriker Wilhelm Heinrich Riehl, wie denn auch ſeine bei Cotta erſchienene „Naturgeſchichte des deutſchen Volks als Grundlage einer deutſchen Socialpolitik“, wovon der erſte Band auch „Land und Leute“, der zweite „Die bürgerliche Geſellſchaft“ und der dritte „Die Familie“ heißt, zu den intereſſanteſten und leſenswertheſten Büchern auf dieſem Gebiete gehört. Es möchte kaum einen deutſchen Gelehrten geben, der unſer Volk und ſeine Zuſtände beſſer aus eigener Anſchauung kennen gelernt hat. Riehl, ein geborener Biebericher, alſo ein rheiniſcher Landsmann, iſt nämlich der unverdroſſenſte und zäheſte Fußwanderer von der Welt. Ich erinnere mich noch mit Ergötzen des Moments, wo ich vor einigen Jahren ſeine Bekanntſchaft machte und mit ihm die Sehenswürdigkeiten von Augsburg, zu denen er mein liebenswürdiger Führer war, durchging. Mit mächtigen Schritten durchflog er die Gaſſen, Kirchen und Gebäude, ſodaß ich kaum zu folgen vermochte, was er auch mit der richtigen Aeußerung bemerkte, daß ich kein rechter Fußgänger ſei. Mit denſelben mächtigen Schritten hat er aber den Süden und Norden, den Weſten und Oſten des Vaterlandes durchſtreift. Er kennt den Bauer der Alpen und der Marſchen wie den Bürger Mitteldeutſchlands, und beſchreibt ſie Alle und ihr Leben mit mikroſkopiſcher Genauigkeit. Und ſo nimmt er in ſeinen „Land und Leute“ einen guten Theil der jetzigen Zuſtände, nämlich Feld und Wald, Wege und Stege, Stadt und Land, Volksgruppen, Staatengebilde und kirchliche Gegenſätze unter ſein Secirmeſſer, während er in der bürgerlichen Geſellſchaft die Bauern, den Adel, das Bürgerthum und den vierten Stand ſchildert. Es iſt merkwürdig, welche Fülle von Beobachtungen uns auf jeder Seite entgegentritt. Und wie prächtig iſt dies Alles dargeſtellt. Das Werk lieſt ſich wie ein Roman der ſpannendſten Art und iſt dabei überaus lehrreich. Ob aber gerade ein neues ſocialpolitiſches Syſtem daraus zu gewinnen ſein möchte, das iſt eine andere Frage. Der Verfaſſer hält ſich freilich ſelbſt in glücklichſter Weiſe von aller leidigen Syſtemmacherei fern. Vielleicht kann ihm aber mit Recht ſeine Vorliebe für die alten Gliederungen in die verſchiedenen Stände vorgeworfen werden. Mir, einem Laien, ſcheint es für die Förderung des Volkswohlſtandes am geeignetſten, überall die zweckmäßigſte Ausbeutung der Boden- und Handelsverhältniſſe ins Auge zu faſſen. Die Entfernung aller Noth entfernt auch die unruhigen Köpfe. Die ſtraffen Bauern, die patriarchaliſchen Adeligen und die ſimpeln Bürger der alten Zeit brauchen darum noch nicht wieder aufzuleben. „Was iſt, iſt vernünftig.“ Die jetzigen Volkszuſtände haben ſich naturgemäß in der Anknüpfung der wiſſenſchaftlichen Forſchungen entwickelt. Chemie, Phyſik, Mechanik, Geologie entfalten eine neue Phaſe, wie es einſt die Entdeckung von Amerika that. Kennte Riehl die induſtriellen und mercantiliſchen Verhältniſſe des Niederrhein und der Grafſchaft Mark, er würde vielleicht manche Dinge ganz anders anſehen. Das Weltleben iſt ja in einer allgemeinen Gährung begriffen. Was daraus hervorgeht, kann noch Niemand abſehen. Schließlich wird es aber ſicher ein Gutes, wie Alles, was Reſultat menſchlicher Thätigkeit iſt. Riehl ſcheint mir hier Idealiſt und Poet. Daß er aber der Letztere iſt, macht ihn mir gewiß ſo lieb und werth wie wenige Schriftſteller. Daſſelbe Element weht auch in ſeinen trefflichen „Muſikaliſchen Charakterköpfen“, in denen er als ein tiefer Kenner der Muſik und als ein reiner und edler Kritiker auftritt, dem es um die höchſte Entwickelung des Gedankens wie der Form zu thun iſt. Bei ſeinem immenſen Fleiße und ſeiner zähen Ausdauer dürfen wir von Riehl noch bedeutend fördernde und erfolgreiche Forſchungen erwarten.[1]

Das ſind die hervorragendſten Männer der Wiſſenſchaft, die König Max nach München berufen hat und die ſich den ſchon früher an der Univerſität beſchäftigten Gelehrten, wie dem trefflichen Kenner des Orients Phil. Jakob Fallmerayer und dem gelehrten Sinologen Karl Friedrich Neumann anſchließen: denn von dem Poetenkreiſe, mit dem er ſich umgab, werden wir ſpäter ſprechen. Aber außer dieſen Berufungen ſind noch andere verſucht worden, die aber nicht mit Erfolg gekrönt wurden. Simrock empfing gleichfalls eine Einladung nach München, die er aber nicht annahm, weil er zu ſehr mit dem Rheine verwachſen iſt. Daß Ranke gleichfalls einen ſo bedeutenden Wirkungskreis wie Berlin nicht gern verlaſſen wollte, ſcheint in der Natur der Dinge begründet. Jedenfalls liegt in dieſen Thatſachen aber der Beweis, daß der Fürſt ſeine Hauptſtadt noch mit vielen Berühmtheiten der Wiſſenſchaft zu zieren gedenkt. Hoffen wir, daß die Umſtände und Anſchauungen der Zeit es erlauben, Männer anzuſtellen, welche eine allzu ängſtliche Tendenzjägerei trotz aller ihrer Talente und Verdienſte zu einer ecclesia pressa ſtempelt. Die Humanität des bairiſchen Herrſchers würde es nicht fürchten, wenn es nur auch die bairiſchen Unterthanen zuließen. Auch die Opfer muß man bewundern, welche der König mit großer Freigebigkeit bringt, um die Hochſchule auf den höchſten Gipfel zu bringen. In Baiern ſind die Collegienhonorare ſehr gering, dabei werden ſie wegen der vielen Freiſtellen faſt nur zu einem Drittel bezahlt. Deshalb wachſen die Beſoldungen von Seiten des Staats im Verhältniß zu der Celebrität, die man gewinnen will. Alles in Allem genommen ſind alſo dieſe Beſtrebungen für die Wiſſenſchaft unendlich verdienſtlich und anerkennenswerth.

11.

König Max und ſein Dichterhof.

Allem Anſchein nach ſchwärmt König Max noch mehr für die Poeſie wie für die Wiſſenſchaft, denn er hat auch ein ganzes Häuflein von Poeten um ſich verſammelt, die eben nicht um etwas Anderes da ſind als um der Poeſie willen. Aber beim Apollo, wie iſt das möglich? Ein Dichterhof in unſern Tagen! Kehrt die romantiſche Zeit der provençaliſchen Troubadours zurück? Leben wir mit König René? Iſt Markgraf Hermann von Thüringen wieder von den Todten aufgeſtanden? Ach nein, die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“, iſt für immer dahin. Hier handelt es ſich durchaus nicht um einen Verſuch, das Mittelalter zurückzubeſchwören. Nun ſo handelt es ſich vielleicht um das Zeitalter des Zopfes und der Perücken, in welchem jeder kleine Dynaſt ſeine Hofpoeten hatte? Auch das nicht. In München iſt den Sängern nicht im mindeſten die Pflicht auferlegt, Oden an den Herrſcher zu dichten und ſeine Feſte, wie Kindtaufen, Hochzeiten, Bälle und Jagden in ſteifen Alexandrinern zu beſingen. Es ſoll nur der Cultus der Poeſie getrieben werden. Der König liebt die Muſen und legt dieſe Liebe rein, edel und offen an den Tag, indem er mit den Muſenſöhnen menſchlich frei verkehrt, nachdem er ihnen die Sorgen geſcheucht hat, die dieſen unpraktiſchen Menſchen ſo gern mit giftiger und heimlicher Tücke nachſchleichen. Und wer das nicht ſchön und freundlich nennt, von dem weiß ich nicht, wie man ihn ſelber nennen ſoll!

An die erſten Dichterberufungen heftete ſich zugleich ein Amt. Dingelſtedt mußte die Direction der Bühne übernehmen: Geibel erhielt eine Profeſſur und Simrock war ebenfalls für das Katheder beſtimmt, das er auch ſeit einigen Jahren bereits in Bonn beſtiegen hatte. Aber ſchon mit Geibel war es kein rechter Ernſt. Bei ihm galt es, den Dichter zu ehren, nicht den Profeſſor zu benutzen; denn der Erſtere war bereits fertig, der Zweite mußte erſt werden. Geibel ſelbſt iſt es indeß zum Ruhme anzurechnen, daß er die Stellung nicht annehmen wollte, ohne eine Stelle zu haben und auszufüllen. Die ſpätern Vocationen haben nicht mehr denſelben Charakter. Sie ſind lediglich der Poeſie zu Ehren geſchehen; denn Bodenſtedt und Heyſe erhielten ihre Einladung unter keinem beſondern Titel. Der König ſprach einzig und allein den Wunſch aus, ſie möchten in München leben, und bot ihnen zu dieſem Zwecke in liberaler Weiſe eine Penſion an. Der Verfaſſer des „Mirza-Schaffy“ hat indeß auch eingeſehen, daß man für den Herrn, deſſen Brot man ißt, oder was Daſſelbe bedeutet, für das Land etwas thun muß, und ſich um eine Profeſſur beworben, die ihm auch verliehen wurde. Dieſe Männer, vereint mit Dönniges, Carriere und Riehl, von denen ich ſchon erzählte, und mit Franz von Kobell, auf den ich noch kommen werde, bilden gleichſam das junge München. Mich hat es außerordentlich intereſſirt, in ihnen alte Bekanntſchaften zu finden und neue zu machen.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Wie anders war die Welt noch, als ich Franz Dingelſtedt im Jahre 1842 in Paris kennen lernte. Der Zufall hatte dort ein ganzes Häuflein von jungen Deutſchen zuſammengewürfelt. Gutzkow kam dahin und ſchrieb zwei Bände pariſer Briefe. Herwegh hielt ſich zum Vergnügen in der Seineſtadt auf. Dingelſtedt hatte infolge eines Anerbietens von Cotta ſeine Lehrerſtelle in Fulda an den Nagel gehängt und war nach Augsburg gegangen. Da er aber zugleich mit ſeinem „Kosmopolitiſchen Nachtwächter“ ins Feld rückte, ſo hielten es die vortigen Herren, mit denen er an der augsburger „Allgemeinen Zeitung" arbeiten ſollte, für zweckmäßig, den Mann, der ſo ungewohnte Töne ins Horn ſtieß, nach Paris zu dirigiren. Wir Neulinge ſahen uns oft untereinander und mit den in der franzöſiſchen Hauptſtadt anweſenden Deutſchen, unter denen ich Heine, Venedey, Bülau, Haller, Weill, Schindler aufführen muß. Es war eine hübſche angeregte Zeit, luſtig, humoriſtiſch, komiſch, ſchwärmeriſch, heimwehartig, zukunftſelig, ahnungsvoll, verzweifelt, und Gott weiß was nicht Alles noch ſonſt, denn wir waren eine gute Schar junger Idealiſten zuſammen, die ſich viel mit Luftſchlöſſern beſchäftigten. Zu den lebendigſten und erregteſten Erſcheinungen gehörte Dingelſtedt. Er konnte eigentlich das Vaterland und Ruf, Anerkennung, Stellung in demſelben am wenigſten verſchmerzen. Schon damals blitzte aus jedem Worte, daß er noch einmal eine Carrière machen müßte. Und er hat ſie gemacht; denn als bürgerlicher Mann und früherer Gymnaſiallehrer Intendant des königlichen Theaters in München zu werden, das will etwas heißen, zumal wenn man bedenkt, daß ſolche Stellen bisjetzt meiſtens adeligen Herren und Cavalieren naturgemäß zukamen, gleichviel ob ſie die Sache verſtehen oder nicht. In der That, dazu gehört Keckheit, Beweglichkeit, Elaſticität, Repräſentation und auch wol ein gutes Theil Glück. Wer wird ihm aber das letztere nicht gönnen, da er, wenn er will, ganz und gar an ſeiner Stelle iſt? Wenn heutzutage auf jene Bühnen die Rede kommt, wo noch echtes Kunſtſtreben zu Hauſe iſt, ſo werden Wien, Karlsruhe, Frankfurt und München genannt. Gerade der Umſtand, daß Dingelſtedt mit einer umfaſſenden Bildung, eigenem Dichtertalent und entſchiedener Lehrerbegabung die Kunſt des menſchlichen Umgangs in einem ſo hohen Maße verbindet, macht ihn trefflich für ſeine jetzige Stellung geeignet. Leider aber entfremdet ſie ihn auch gar zu ſehr der Literatur, in welcher er vielverſprechende Anfänge geliefert hat. Wir verlieren in ihm einen trefflichen Proſaiker und einen Lyriker, der, wenn auch das Pathos bei ihm vorherrſcht, viel originellere Dichtungen ſchrieb wie eine Menge ſeiner Genoſſen, die dem Geſchmack der Zeit mehr zuſagen. Möchten ihn nur auch die Repräſentationen, für die er eine kleine Schwäche hat, und die materiellen Geſchäfte, die mit einer Intendantur nothwendig verbunden ſind, nicht zu ſehr der artiſtiſchen Leitung der Bühne entziehen! Im perſönlichen Umgange iſt Dingelſtedt ganz der Alte geblieben. Man kann nicht leicht einen charmantern, liebenswürdigern und leichtlebigern Genoſſen finden.

Eine durchaus verſchiedene Perſönlichkeit tritt uns in **Emanuel Geibel** entgegen, den ich jetzt zum erſten mal ſah. Längſt hätte ich gern ſeine Bekanntſchaft gemacht, aber ein Unſtern ſtand über dieſem Wunſch. Seltſamerweiſe waren wir zu gleicher Zeit im Jahre 1835 Studenten in Bonn, hatten uns aber nie geſehen, wie es denn oft geſchieht, daß Lerngenoſſen auf der Univerſität aneinander vorübergehen, zumal wenn ſie nicht derſelben Facultät angehören. Später hoffte ich ihn in St.-Goar zu ſehen, wo er eine zeitlang mit Freiligrath zuſammenlebte; als ich aber meinen Beſuch dort machte, war er bereits abgereiſt. Und ſo ging es mir auch vor einigen Jahren in München, wo ich ihn zu finden glaubte, während er noch nicht angekommen war und gleichfalls vor meiner nicht länger zu verſchiebenden Abreiſe nicht eintraf. Endlich gelang es mir, den Mann kennen zu lernen, der durch ſeine Gedichte bei dem deutſchen Publicum einen ſo außerordentlichen Erfolg, aber bei einer gewiſſen Sorte von Literaten ſo viele neidiſche und unerquickliche Verfolgungen gefunden hat. Große Gegenſätze in den öffentlichen Aeußerungen erregen immer die Neugierde auf Den, welchen ſie treffen. Einer ſolchen Perſönlichkeit wird man unter ähnlichen Umſtänden nur mit Spannung entgegentreten. Geibel hat, wenn man die verhältnißmäßig kurze Zeit ſeines Auftretens betrachtet und die Menge ſeiner Leſer überſchlägt, jedenfalls einen unendlich viel größern Erfolg gehabt als unſer Goethe und Schiller. Selbſt Uhland und Heine, die viel ältern Poeten, ſind kaum ſo viel gekauft worden. Freilich kann man auch ſagen, daß im vorigen Jahrhundert die Lyrik eines Johann Georg Jacobi mehr Beifall fand wie Goethe's ureigenthümliche Lieder. Geibel hat nicht die ſtarke, originelle, ſelbſtändige Individualität, die wir ſelbſt bei Eduard Mörike bewundern. Seine Poeſien ſind weniger für das reife Männerthum, wie für die ſchwärmende Jugend, welcher Aeltern und Lehrer ſie unbeſorgt in die Hand geben können. Aber dieſer Umſtand iſt einigermaßen zu ſehr von der Kritik ausgebeutet worden. Man hat darüber vergeſſen, daß er, trotzdem ſeine Gedichte oftmals an dieſes und jenes Muſter erinnern, doch ſtets die Gedanken als echter Künſtler in die Form gießt. Er hat eben das allzu große Glück, das er machte, entgelten müſſen, wie es ſtets geſchieht, daß man bei den Glücklichern am liebſten die ſchwachen Seiten aufſpürt und zu ſchmähen ſucht. In ſolchen Verhältniſſen wird der Poet aber leicht ein zwieſpältiges Weſen annehmen. Die Anerkennung kann ihn zur Selbſtüberhebung, die Nergelei zur Verbitterung führen. Wie ſollte ich mir Geibel denken? Die Löſung dieſer Frage hatte für mich, der ich ſeine Werke ſchätze und ehre, zugleich ein großes pſychologiſches Intereſſe. Und Gottlob, ich habe in ihm einen trefflichen Menſchen, einen wahrhaft ſtrebenden Künſtler, einen echten Dichter gefunden, deſſen Bewußtſein nach allen Seiten feſt und ſicher in ſich ſelbſt ruht, der ſchlicht und gerade ſeinen Weg geht, der ſich über ſein Wiſſen und Können durchaus klar iſt und ſich deshalb nicht über- und unterſchätzt, der aber zugleich auch für alles Andere außer ſich das freundlichſte und liebenswürdigſte Intereſſe hat. Da iſt von jenem hetzenden und gehetzten Literatenthum, das ſich heute in ſo häßlicher Weiſe durch eine Menge von Journalen fegt und jagt, outrirt in Lob und Tadel, keine Spur. Maß, Schönheit, Gerechtigkeit ſind und bleiben die Ziele, nach denen der rechte Mann ſtrebt. Mir hat es wohlgethan, einen ſo guten und nachhaltigen Eindruck von Geibel zu empfangen.

Mit Friedrich Bodenſtedt hatte ich ſchon manchen Brief gewechſelt, ehe ich ihn ſah. Die Redaction des „Düſſeldorfer Künſtleralbum", von dem ich anfangs eine gute künſtleriſche Entwickelung hoffte, die ich freilich bald fallen laſſen mußte, weshalb ich denn auch dieſes Geſchäft kündigte, gab den erſten Anlaß zu einer freundlichen Anknüpfung. Er nahm lebendigen Antheil an einer Arbeit, die mir raſch verleidet wurde, weil ich trotz aller Mühe zu keinen vielſeitig gediegenen Beiträgen kommen konnte und weil ſich die Ausführung der Illuſtrationen nicht über die Mittelmäßigkeit erhob. Später wechſelten wir unſere neueſten Schriften aus. Unter den ſeinigen machten mir namentlich die „Lieder des Mirza-Schaffy" große Freude. Dieſelben bilden ein wahres Schatzkäſtlein. Bodenſtedt's Talent als Linguiſt, Sprachkünſtler und Dichter tritt in ihnen auch am glänzendſten zutage. Mir ſcheint, daß dieſes Buch auch ganz Er ſelbſt iſt. In der „Ada" ſteigt er als Epiker nicht auf dieſelbe Höhe, denn dieſer Erzählung fehlt trotz vieler einzelnen Schönheiten die Organiſirung, ſie iſt mehr eine Moſaikarbeit. So trefflich wie ſeine Ueberſetzungen des Lermontow und Puſchkin auch ſein mögen, ſo haben ſie eben als ſolche nur einen ſecundären Werth, wie denn auch das Verdienſt des Kupferſtechers unter dem des Malers ſteht. Den wohlbekannten, oft genannten, viel gewandten, hin- und widergebenden, Alles beſehenden, Manches erfahrenden, treu offenbarenden, abenteuernden und liederfeuernden weſtöſtlichen neuen Dichter nunmehr auch zu begrüßen, machte mir natürlich große Freude, zumal da ich in ihm eine äußerſt wohlwollende und angenehme und auch die natürlichſte Perſönlichkeit dieſes Kreiſes fand, mit der man leicht, trefflich und freundlich auskommt. Er war vorzugsweiſe anmuthig und in den angenehmſten Formen ausgiebig mit ſeinem Schatz von Erlebniſſen und Erfahrungen. Sein Sprach- oder vielmehr ſein Sprach-Sprech-Talent iſt beſonders merkwürdig und möchte wol ſchwerlich ſo leicht erreicht werden.

Paul Heyſe iſt ein ſehr hübſcher junger Mann und beſitzt eine feine und tüchtige Bildung, die ſich an die beſten Muſter unſerer und fremder Literatur anlehnt. Von dem allergrößten Einfluß ſcheint namentlich Goethe, ſeine Weltanſchauung und poetiſche Form auf ihn geweſen zu ſein. Merkt man dies in ſeinem Geſpräch, ſo ſieht man es noch mehr in den von ihm veröffentlichten Dichtungen. Freilich blitzt auch hier und dort ein anderer Poet hervor, deſſen Pfaden er nachgeht, was ſich indeß mehr aus der Art und Weiſe der Darſtellung, wie aus dem Gedankengange nachweiſen läßt. Seine „Urica" gemahnt hier und dort an Byron und Alfred de Muſſet, die „Brüder" an Platen, manche Lieder an Heine. Die meiſten Gedichte ſowie ſeine Elegien ſind aber wol durch Goethe's gleichartige Arbeiten angeregt. Nebenher bleibt ihm freilich auch ein guter und großer Theil Eigenthümliches, was aber mitunter ſeine Curioſitäten und einen gewiſſen haut goût hat, der dem Leſer nicht immer zuſagt. In der „Urica" hat die ſchwarze Heldin etwas Befremdliches; in den „Brüdern" erſcheint die allzu große Unterwerfung unter den väterlichen Willen widerwärtig, weil ſie gegen die Geſetze der Sittlichkeit verſtößt; die „Elegien" erzählen einer deutſchen Braut, wie der Dichter mit einem italieniſchen Mädchen kokettirt, ſodaß ſich dieſes in ihn verliebt, weshalb ſie etwas Zwieſchlächtiges haben. Vertragen ſich aber ſolche Probleme mit dem echten keuſchen poetiſchen Gedanken? Wirklich ausgezeichnet aber ſind einige ſeiner Novellen, nämlich „La Rabbiata“ und „Am Tiberufer“. Der Meiſterſchaft der Darſtellung muß man überhaupt bei Heyſe großes Lob ſpenden, denn er thut hierin oft Wunder. Nur wünſche ich ihm mehr Urſprünglichkeit und zwar die Urſprünglichkeit in einfachern, klarern Motiven und in Formen, die ihm der eigene Genius eingibt. Zerbricht bei ihm eine ſelbſtändige, ſtarke Individualität die Einflüſſe anderer Geiſtesheroen, ſo ſteht noch viel von ihm zu erwarten, zumal da er zu der auserleſenen Schar entſchieden ſtrebſamer Poeten gehört. Freilich ſcheint es einigermaßen bedenklich, daß Heyſe in ſeiner Jugend ſchon manchmal redet wie Goethe in ſeinem Alter.

Zu dieſen Fremdlingen an der Iſar, die Alle aus Norddeutſchland gekommen ſind, geſellt ſich als der einzige Baier der treffliche Franz von Kobell. Alle die Genannten ſind eigentlich Kunſtrichter, Kobell dagegen iſt ein natürlicher. Er ſingt wie es ihm ums Herz iſt, von Feld, Wald, Gebirge und See, von Bauer- und Jägerſchwänken, und das Alles mit einem ſo guten und geſunden Humor, daß es Einem ſtets wohl dabei ums Herz wird. Die Eindrücke ſteigern ſich noch dadurch, daß ſein Lied meiſtens im bairiſchen oder pfälziſchen Dialekt erklingt. Ich will nun gerade nicht behaupten, daß ſeine Dichtungen zugleich ſo fein und polirt gearbeitet ſind, um als vollgültige Muſter gelten zu können, im Gegentheil erſcheinen ſie nicht ſelten etwas zu derb und ſtofflich, aber es fehlt ihnen nie das friſche deutſche Herz und das reine Gemüth. Eine kernige Unmittelbarkeit iſt ihr beſter Schmuck. Und welch ein prächtiger Mann iſt dieſer echte Süddeutſche! Im Sommer und Winter Profeſſor der Mineralogie an der münchener Hochſchule, ſtreift er im Herbſt und Frühjahr durch die Alpen und jagt die Gemſe, den Hirſch und das Reh. Seine ganze Stube iſt voll Flinten, Büchſen, Hirſchfänger und

Geweihen. Dazwiſchen ſieht man Sträuße von Alpenröslein und Edelweiß. Und dabei das treuherzige, offene, biedere Weſen! Alles von echtem Schrot und Korn. Lied, Jäger, Profeſſor, Mann — derſelbe gute gediegene Guß. Wo Alles ſo durch und durch Natur iſt, da freut man ſich, Handdruck und Gruß zu wechſeln.

Das iſt der Dichterhof des Königs Max. Freilich wollen viele Leute und namentlich ſogar manche Vertreter der Literatur den Kreis dieſer Berufungen nicht recht gelten laſſen. Die Einen ſchütteln den Kopf und erinnern an die Männer, welche der Großherzog von Weimar im vorigen Jahrhundert und der jetzige König von Preußen im Beginn ſeiner Regierung zu Berlin um ſich verſammelten; die Andern halten die Auserwählten von München nicht für vollgültig und wollen ſie durch andere Perſönlichkeiten erſetzt wiſſen. Ich glaube, die Antwort auf beide Einwürfe iſt ſehr leicht. Den Erſtern kann man kurzweg ſagen: Schafft erſt einen Goethe und Schiller und Wieland und Herder, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der bairiſche Regent ſie zu erwerben ſtreben wird. Was die berliner Größen anbelangt, ſo läßt ſich noch ſehr darüber ſtreiten, ob Dichter wie Tieck und Rückert die erſten Größen jener Tage waren. Für mich ſtehen ſie überhaupt ſehr in zweiter Reihe. Zudem waren faſt alle jene Gelehrte in ihren Leiſtungen über dem Gipfel und gingen alſo bergab. Was aber die Zweiten angeht, ſo möchten wir ſelbſt die Frage aufwerfen, ob ein Uhland und Anaſtaſius Grün einen Ruf nach München annehmen? Simrock hat ſchon abgelehnt. Mörike's ſpecifiſch ſchwäbiſche Natur wird ſich auch ſchwerlich noch in andern Grund und Boden verſetzen laſſen. Die Berufung Heine's, Freiligrath's und Kinkel's dürfte man aber nach den vorgefallenen Dingen ſchwerlich fodern. Das Einzige, was ich in dieſem Kreiſe anders wünſchte, iſt, daß er nicht ſo moſaikartig zuſammengeſetzt ſein möchte. Die Ziele, nach welchen die verſchiedenen Mitglieder ſtreben, gehen zu ſehr auseinander. Man ahmt zu viel die einheimiſchen und fremden Meiſter nach. Wie ſchade, daß man nicht im Sinne König Ludwig's eine nationale Dichtung anſtrebt, die ganz an der Zeit wäre! Die münchener Bildner hatten eine ungleich größere Einheit des Strebens. Auch in dem weimariſchen Reiche war viel mehr Harmonie. Sein Grundton war die Schönheit. Die Herren in München haben etwas von den Alexandrinern. Ihr Princip ſtützt ſich viel mehr auf die Form wie auf den Inhalt. Die Eklektik gibt aber auf die Dauer ſchwerlich den feſten Halt und die ſichere Exiſtenz. Doch das wird vielleicht ſchon werden. Hoffentlich dringt die Nothwendigkeit, eine vaterländiſche deutſche Dichtung zu ſchaffen, früher oder ſpäter durch.

Jedenfalls hat aber die Art und Weiſe, in welcher ſich der König von Baiern der jungen Poeſie gegenüber verhält, etwas ſo liebenswürdig Menſchliches, daß man ſich nur darüber freuen kann, wenn man die Sache harmlos betrachtet. Er hat Hoffnungen für ſeine Talente, er wünſcht etwas aus ihnen zu machen, er erregt auf dieſe Weiſe neue Kräfte, er facht einen Wettſtreit an. Mag daraus werden was da will, dieſer Wille iſt gut, edel und auch neu. König Ludwig hat gleichfalls viele widerſtrebende Meinungen gefunden, als er ſich ſo ausſchließlich ſeiner Leidenſchaft für die bildenden Künſte hingab, und gegenwärtig wird er von aller Welt gelobt und angeſtaunt. Wer weiß, ob man über König Max nicht einmal ähnlich urtheilen wird, wenn er erſt am Ziele ſeiner Plane ſteht?

12.

Bairiſche Schriftſteller.

Es liegt hier nahe, einen Blick auf die bairiſchen Schriftſteller zu werfen. Wenn man einen Spaziergang durch die Bairiſche Ruhmeshalle macht und ſich die dort aufgeſtellten Köpfe der Berühmtheiten des Landes betrachtet, dann iſt es nicht unintereſſant, eine Vergleichung zwiſchen den Gebietstheilen anzuſtellen und die Frage aufzuwerfen, welche Partie die bedeutendſten geiſtigen Capacitäten hervorgebracht hat. Das Königreich iſt nämlich aus drei Gebieten zuſammengeſetzt, deren Einwohner verſchiedenen deutſchen Stämmen angehören. Derjenige, von dem Baiern ſeinen Namen hat, ſind die Bojoaren, wie ſie in alten Zeiten hießen. Nach den Einen von den Donaucelten, nach den Andern von eigenthümlichen germaniſchen Miſchvölkern herſtammend, wohnen ſie zwiſchen Lech und Inn und den Alpen und der Donau. Nach Weſten über dem Lech ſitzen die ſchwäbiſchen oder alemanniſchen Abkommen. Nördlich über der Donauwaſſerſcheide nach dem Main finden wir die Abkömmlinge der vom Rhein herangedrungenen Franken. Trotz des gemeinſamen Deutſchthums ſind die Sproſſen dieſer Racen durchaus verſchieden. Der eigentliche Baier iſt kräftig, derb, rauh; der Schwabe feſt, verſchloſſen, eigenſinnig; der Franke leicht beweglich, elaſtiſch, unternehmungsluſtig. Wo alſo das meiſte Talent und die vielſeitigſte Begabung zu ſuchen iſt, das braucht man nicht lange zu überlegen, zumal wenn man diejenigen Männer ins Auge nimmt, die ſich auf rein geiſtigen Gebieten ausgezeichnet haben. Wie es in der Vergangenheit war, ſo iſt es auch in der Gegenwart. Sehen wir uns einmal um, was das Land in heutigen Tagen an Poeten geliefert hat.

Die Altbaiern, welche die eigentlichen Abkömmlinge der Bojoaren ſind, haben ſich durch alle Zeiten am wenigſten in Kunſt und Wiſſenſchaft hervorgethan. Riehl vindicirt ihnen indeß eine entſchiedenere Begabung für mechaniſche und nachbildende Kunſt. Mit der Phantaſie ſcheint es aber bei ihnen nicht glänzend auszuſehen. Nur Schwanthaler machte, ſoviel ich weiß, eine ſeltene Ausnahme. Er war ein geborener Münchener und muß als eines der größten Talente für die Sculptur aufgeführt werden. Die andern Männer aus dieſem Landſtrich, denen die Pietät König Ludwig's eine Büſte widmete, können keinesfalls auf eine hervorragende Stellung Anſpruch machen. Und wie ſieht es mit der Poeſie aus? Man kann vielleicht aus der früheſten Periode der deutſchen Literatur den Wernher von Tegernſee nennen, der ein Epos aus dem Leben der Maria gemacht hat. Auch der „Helmbrecht" rührt vielleicht von einem bairiſchen Dichter her. Dann aber kommt jahrhundertelanges Stillſchweigen. Iſt heutzutage von einem Poeten dieſes Stammes die Rede, ſo hört man einzig und allein den trefflichen Franz von Kobell nennen. Seine Lieder ſind in Süd- und Norddeutſchland ſo bekannt, daß ich kaum von ihnen zu berichten brauche. Und iſt er denn auch wirklich ein Baier? Halb und halb dürfen wir ihn ſchon für das Rheinland in Anſpruch nehmen, denn er ſtammt aus der bekannten Künſtlerfamilie Kobell, die aus Manheim entſpringend faſt nur rheinfränkiſches Blut in ihren Adern hat. Hat er doch auch einen ganzen Band pfälziſcher Gedichte herausgegeben, in denen alſo der rheiniſche Dialekt vorherrſcht, den er in der Jugend von einer alten Magd erlernte und wie ein Eingeborener handhabt. Doch wir wollen nicht ſtreiten, denn Kobell iſt in München geboren.

Mit einem ungleich größern Talente für Kunſt und Wiſſenſchaft ſind offenbar die bairiſchen Schwaben begabt, obgleich ſich dennoch die Alemannen des Donaugebiets nicht in gleicher Weiſe auszeichnen wie die Alemannen des Rheingebiets: denn dieſe zählen wir zu den Söhnen des Neckar. Immerhin aber ſind die beiden in Augsburg geborenen Hans Holbein ſo hervorragend, daß ganz Deutſchland die Stadt um ein Paar ſo herrlicher Künſtler beneiden darf. Im Ganzen ſcheint indeß das praktiſche Talent der Donauſchwaben überwiegend zu ſein. Wer denkt hier nicht an die talentvollen Handelsherren der überaus wohlhabenden Freien Reichsſtadt Augsburg, deren Kaufleute einſt ſolche Schätze beſaßen, daß die Kaiſer ſie in den Grafen- und Fürſtenſtand erhoben? Ein würtembergiſcher Donauſchwabe gehört freilich auch zu den Erneuerern unſerer heimatlichen Literatur: es iſt Wieland, der am 5. Sept. 1733 zu Biberach das Licht der Welt erblickte. Ein kleines Stück Rheinſchwaben iſt aber auch im Beſitz der bairiſchen Krone. Gewiß fragt mancher Leſer, wo denn dieſes Land liegt? Nun bei Lindau am Bodenſee: denn der Bodenſee iſt nichts mehr und minder als der Rhein ſelbſt. Der jüngſte bairiſche Poet, den ich den jüngſten nenne, weil er zuletzt aufgetaucht iſt, hat aber dort ſeine Heimat. Und dieſe Entdeckung verdanken die Baiern Niemand anders als dem trefflichen Emanuel Geibel, den vielleicht Mancher als norddeutſchen Eindringling über die Schulter angeſehen hat. In der That, ſie ſollten ihm für dieſen Fund den allerbeſten Dank abſtatten, weil ein ſolches Talent ihrer Heimat zum Ruhm und zur Ehre gereicht. Hermann Lingg iſt nämlich nicht mehr jung und hat dabei in traurigen Verhältniſſen lebend bisjetzt nicht die geringſte Anerkennung und Förderung gefunden. Zeitweiſe ſoll er ſogar an tiefer Melancholie gelitten haben Und es iſt in der That nicht zu verwundern: denn ein Geiſt wie der ſeinige bedurfte des Sonnenſcheins, der aus wohlwollenden und freundlich beachteten Seelen kommt. An einen Verleger für ſeine Gedichte war nicht zu denken, was theilweiſe freilich als ein Glück erſcheint, da Geibel mit ſeinem künſtleriſchen Takte vielfach an ihnen zu feilen und meiſeln fand, bis ſie zu ihrer jetzigen Klarheit gediehen. Dadurch aber ſind wir auch um ein ſchönes und originelles Buch reicher. Ich will damit indeß kein unbedingtes Lob ausſprechen, denn manche dieſer dichteriſchen Ergüſſe leiden noch ſtets an einer gewiſſen Trübe und Dunkelheit, welche die Hand des regelnden Meiſters nicht zu lichten wußte, ohne ihnen das originelle Gepräge zu verwiſchen und zu nehmen. Wenn dagegen das Genie des Dichters in ſeiner ganzen mächtigen Fülle aufſtrahlt, dann ſind die Wirkungen oft von der ſchlagendſten und überzeugendſten Kraft. Lingg hat oft gewaltig große Viſionen, welche die ganze weite Welt und den breiten Inhalt der Geſchichte zuſammenfaſſen. Wie ſeine Muſe gern bei den Völkerwanderungen verweilt und ſich in großartigen Tropenzonen niederläßt, ſo ſind auch ſeine Poeſien gewiſſermaßen völkerwandernd und neue Welttheile entdeckend. Auf dem höchſten Gipfel ſeiner Production erwacht eine wunderbare Kraft der Plaſtik. Seine Bilder ſind dann überraſchend neu, friſch und lebendig, ſeine Empfindungen von einer ſeltenen Tiefe. Man denkt hin und wieder an Schiller und Freiligrath; aber den Erſtern übertrifft er durch ein Pathos, das durchaus unabſichtlich erſcheint, und den Zweiten durch einen quellendern Gedankenborn. Freilich iſt hier nur von Einzelheiten die Rede: an die in ſich vollendeten Dichtergeſtalten jener ganzen Meiſter, und beſonders Schiller's, kann der ganze Lingg nicht reichen. Alles in Allem muß man erſt die künftige Entwickelung des Poeten abwarten, der ſelbſt in einem wunderſchönen Sonett ausruft:

Wie lang durchblätterſt noch du dieſe Rolle,
Drauf jedes Unrecht ſteht, das du erlitten,
Das deiner Bruſt mit Haß ward eingeſchnitten
Und eingeätzt mit langgenährtem Grolle?

Es kommt die Zeit noch, die erfüllungsvolle,
Sie kommt, wo du emporgerichtet mitten
Durch deine Feinde gehſt mit freien Schritten,
Und frageſt, wer dich noch mißachten wolle?

Dann wirſt du jedes Denkmal der Entweihung,
Wirſt Grimm und Staub aus deinem Leben merzen
Und deine Seele tränken mit Befreiung.

Erlöſt von einem großen Menſchenherzen,
Wirſt du die Thränen glühender Verzeihung
Ausweinen und die lange Nacht verſchmerzen.

Kühne Rhapſodie eines kühnen Rhapſoden! Könnte ich ſie dem deutſchen Volke recht ans Herz legen, ich thäte es mit dem größten Vergnügen: denn hier iſt keiner von den falſchen Götzen, denen es ſo gern nachläuft. Lingg lebt jetzt in München: König Max hat mit freundlicher Hand die Sorgen verſcheucht, die ſeine Tage trübten. Ich hätte ihn gern geſehen, aber er wurde mir ſo ſcheu und ſeltſam geſchildert, daß ich keinen Verſuch machte, in die Zelle dieſer rara avis zu dringen.

Ohne Zweifel findet man die größte geiſtige Begabung unter den bairiſchen Franken, die freilich am obern Rhein und in den Thälern der Regnitz und Pegnitz, wie die Geſchichtsforſcher uns erzählen, vielfach mit ſlawiſchem Blute verſetzt ſind. Hier treten uns gleich eine Menge von Namen entgegen, deren Träger zu den größten und hervorragendſten Geſtalten der deutſchen Culturgeſchichte gehören. Wolfram von Eſchenbach iſt wol ohne Zweifel aus dem gleichnamigen Städtchen bei Ansbach entſproſſen. Konrad von Würzburg war auch kein geringer Mann. Und welch einer Menge von herrlichen Künſtlernaturen darf ſich das einzige Nürnberg rühmen! Man denke nur an Albrecht Dürer, den phantaſiereichſten Dichter auf dem Gebiete der bildenden Kunſt, den das alte Deutſche Reich beſaß und der ſich als Maler, Bildſchnitzer, Kupferſtecher, Holzſchneider und Zeichner in gleicher Weiſe auszeichnete. Ebenbürtig ſteht neben ihm der unvergleichliche Erzgießer Peter Viſcher, der geniale Bildner des berühmten St.-Sebaldusdenkmals. Sollen wir auch noch einen Blick auf den Bildhauer Adam Krafft und den in faſt allen bildenden Künſten erfahrenen Michael Wohlgemuth werfen, die ebenfalls zu Nürnberg geboren wurden und lebten? Es mag im Vorübergehen geſchehen. Beſonders aber dürfen wir den biedern und derben Hans Sachs nicht vergeſſen, der da war:

ein Schuh-
Macher und Poet dazu.

Auch die neuere Zeit hat in dieſem Lande wieder eine auffallende Anzahl von dichteriſch begabten Perſönlichkeiten an den Tag gefördert. Friedrich Rückert iſt ein bairiſcher Franke aus Schweinfurt am Main. An ihn ſchließt ſich Auguſt Graf von Platen-Hallermünde, der freilich von norddeutſchen, aus Hannover ſtammenden Aeltern in Ansbach geboren wurde. An dieſe ſchließt ſich dann der geniale Nachdichter des Hafis, der Nürnberger Georg Friedrich Daumer, der indeß auch manche curioſe Dichtungen publicirte. Seltſamerweiſe haben ſich alle dieſe Männer mit großer Vorliebe dem Orient zugewendet. Kommen wir endlich auf die Gegenwart, ſo finden wir hier gleich wieder einen Poeten, der wenigſtens außerordentlich weit und breit beſprochen worden iſt, wenn es auch „viel Lärm um Nichts“ war. Freiherr Oskar von Redwitz iſt nämlich gleichfalls ein bairiſcher Franke, den das Unglück getroffen hat, daß er mit engen und kleinen Kräften ausgerüſtet gleich bei ſeinem Auftreten zum Großbannerträger einer bedeutenden Partei gemacht wurde, die ihn am Ende doch fallen laſſen mußte und fallen ließ, weil ſie ſeine Unzulänglichkeit einſah. Seine Tendenzbücher, nämlich die „Amaranth“ und „Sieglinde“, ſind in der That mittelmäßig, und es iſt wirklich nicht mit rechten Dingen zugegangen, daß ſein Epos ſo großen Erfolg beim Publicum fand, welches ſich dabei in ein ziemlich blödſinniges Licht ſtellte. Wenn man dagegen, von umgekehrter Parteiſucht befangen, dieſem Poeten alles Talent abſprechen will, ſo geht man ebenfalls zu weit; denn es läßt ſich nicht leugnen, daß Redwitz manchen ſchönklingenden Liederton angeſchlagen hat. Wäre er nur ſelbſt nicht darauf hinausgegangen, der Heiland der chriſtlichen Poeſie zu werden! So kam aber der Hochmuth vor dem Fall. Wie viel eher iſt da Georg Scheurlin mit ſeinen einfachen, ſinnigen Liedern auch als einfacher und ſinniger Poet zu ſchätzen und zu achten! Die feinen Lieder dieſes Dichters verdienten in der That mehr Anerkennung, als ſie gefunden haben. Der Eine wie der Andere ſind mir perſönlich fremd, und ich kann deshalb nichts von ihnen ſagen. Dagegen iſt mir in Georg Scherer, ihrem Landsmann, eine klare, tüchtige und angenehme Erſcheinung entgegengetreten. Seine Verdienſte um das Volkslied ſind bekannt. Außerdem aber hat er hin und wieder einige Poeſien in Almanachen und Zeitſchriften veröffentlicht, die von einer großen Gedankenklarheit und trefflichen Herrſchaft über die Form Zeugniß ablegen. Schließlich nenne ich noch Auguſt May, einen geborenen Bamberger, in dem ich einen trefflichen, beſcheidenen und doch durch und durch begabten jungen Mann kennen lernte. Von ſeinem Trauerſpiel „Zenobia“, welches auf der münchener Bühne ſtets mit beſonderm Beifall gegeben wurde, iſt ſchon oft die Rede geweſen. Ich habe es freilich nicht geſehen und kann über den ſceniſchen Effect kein Urtheil abgeben. In der Lectüre aber hat es mir einen angenehmen und nachhaltigen Eindruck gemacht. Das Drama ſpielt zur Zeit Julian's des Abtrünnigen und malt den Zwieſpalt zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum in einer Weiſe, die ebenſo ſehr von tüchtigen Studien wie einem ſchönen und edeln Dichtertalent zeugt, das ſich nicht minder in erhabenen Gedanken wie in künſtleriſcher Behandlung auszeichnet. Ich weiß wirklich wenige hiſtoriſche Stücke aus der letzten Periode anzuführen, deren Haltung und Inhalt ſich dieſer „Zenobia" vergleichen ließe. Leider aber iſt das keine Koſt für ein intriguen- und thränenſüchtiges Publicum, wie wir es heutzutage faſt überall in den Häuſern der Kunſt finden. Sein mir noch unbekanntes Luſtſpiel: „Die Gäſte von Belle Eſpérance", ſoll gleichfalls Beifall gefunden haben.

Finden ſich außer den genannten Völkerſtämmen nicht an den öſtlichen Grenzen nach Böhmen hin ziemlich rein erhaltene ſlawiſche Elemente? Ich meine freilich hier dem Blute, nicht der Sprache nach. Die Hiſtoriker mögen dieſe Frage entſcheiden. Mir will es immer ſcheinen, daß Jean Paul Friedrich Richter, den wir als Baier nicht übergehen dürfen, in ſeiner oft zu ſchwülſtigen Schreibart eine Ader beſitze, welche faſt alle dem Oſten Deutſchlands entſproſſene Schriftſteller an den Tag legen und welche mehr oder weniger an die hypertrophiſche Ausdrucksweiſe des Orients erinnert. Auch einer der größten Muſiker, der Ritter Gluck, gehört dieſen Gegenden an. Da aber das muſikaliſche Talent der jenſeit der Berge wohnenden Czechen eine weltbekannte Sache iſt, ſo finden wir auch hier vielleicht ſlawiſche Anknüpfungspunkte. Meine Studien haben mich indeß nicht tief genug in die Stammbäume dieſer berühmten Männer ſehen laſſen, um ein endgültiges Urtheil zu fällen. Ich ſpreche darum dieſe Dinge nur als Hypotheſen aus. Daß auch in unſern Tagen die Kunſt bedeutende Vertreter in jenen öſtlichen Provinzen gefunden habe, iſt mir nicht bekannt geworden. Weder die Bairiſche Ruhmeshalle, noch die Geſchichte der Literatur, Muſik und bildenden Kunſt weiſt beſondere Celebritäten jener Landſtriche auf.

Weiter muß ich noch anführen, daß Melchior Meyr gute Dramen und Dorfgeſchichten, Franz Trautmann intereſſante Volksgeſchichten, Graf Franz von Pocci gemüthliche Kinderlieder mit ſinnigen Illuſtrationen, Ludwig Steub lebendige Skizzen aus Griechenland und dem Gebirge geſchrieben haben, und daß M. E. Schleich, der Herausgeber des „Münchener Punch", ein luſtiger Vogel mit allerlei guten Einfällen iſt, der überdies ein mir unbekanntes Luſtſpiel aufführen ließ, welches großen Erfolg hatte. Soviel ich weiß, ſind dieſe Alle eingeborene Baiern, aber es iſt mir unbekannt, welchem Stamme ihrer Heimat ſie das Daſein verdanken. Vielleicht wundert man ſich, daß ich ſoviel Gewicht auf die Herkunft von Bojoaren, Schwaben und Franken gelegt habe? Die Verſchiedenheit der Racen ſcheint mir aber von dem größten Einfluß auf das Individuum, weshalb ich es denn auch für äußerſt wünſchenswerth erachte, daß unſere Culturhiſtoriker dieſen Umſtand mehr ins Auge faßten, als es gewöhnlich geſchieht. Die Beſonderheiten und Allgemeinheiten, welche die Genoſſen verſchiedener oder derſelben Heimat auszeichnen, ſind überaus intereſſant und charakteriſtiſch. Freilich hat ſchon mancher Schriftſteller auf dieſe Angelegenheit aufmerkſam gemacht, aber ſie iſt doch niemals gehörig und erſchöpfend behandelt worden. So hat es mich in den ſonſt ſo tiefen und fleißigen Studien Riehl's überraſcht, daß er nicht mehr Gewicht auf die Verwandtſchaften und die Scheidungen der deutſchen Brudervölker legt. Die Bairiſche Ruhmeshalle zu München führt den Beobachter auf der Stelle zu ſolchen Vergleichungen. Da ich aber nochmals auf dieſes ſinnvolle Denkmal zu reden komme, ſo will ich doch auch nicht unerwähnt laſſen, daß in ſeinen Hallen noch eine Menge von

Büſten aufgeſtellt ſind, welche uns Männer vorführen, die an fernen Orten geboren ſind, ſich aber bei längerm oder kürzerm Aufenthalt in verſchollenen oder jüngern Zeiten um Baiern verdient gemacht haben. Daß König Ludwig ihnen an dieſem Orte Ehrenplätze einräumte, gereicht ihm zum Ruhme und zur Ehre.

13.

Theater und Muſik.

Wie der Wiſſenſchaft und Dichtkunſt, ſo hat König Max auch der dramatiſchen Kunſt ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zutheil werden laſſen. Daß Dingelſtedt der oberſte Leiter dieſer Angelegenheiten iſt und daß dieſe Wahl eine ſehr glückliche genannt werden muß, habe ich ſchon auseinandergeſetzt. Neben ihm, dem Leiter des recitirenden Drama, iſt Franz Lachner der Dirigent der Oper. Der Letztere, ein Kind des Landes, geboren zu Rain an der Donau 1804, erſcheint als ein Anhänger der alten guten claſſiſchen Schule und war noch befreundet mit Beethoven und Schubert. Seine Compoſitionen, unter denen namentlich die Inſtrumentalſätze, wie Symphonien und Quartette, hervorragen, ſind in dem ſtrengen Stil der beſten Meiſter gehalten und werden ſehr hoch geſchätzt. In dieſem Sinne leitet er auch die ihm anvertraute Anſtalt, indem er ſich beſonders um die Ausführung von wirklich claſſiſchen Opern bemüht. Daß er dabei ein höchſt umſichtiger und exacter Dirigent iſt und in dieſer Beziehung als Muſter gelten kann, iſt eine weltbekannte Sache.

Die Eindrücke, welche ich auf der münchener Bühne beſonders während der Induſtrieausſtellung im Sommer 1854 empfing, waren durchaus erfreulicher Art. Es handelte ſich dabei vorzugsweiſe mehr um gute Darſtellungen, aus denen das Werk des Dichters klar, unverſtümmelt und in echter Auffaſſung hervorging, wie um das ſceniſche Virtuoſenthum. Man kann auch nicht gerade ſagen, daß das letztere durch auffallend hervorſtechende Individualitäten vertreten wird, denn München beſitzt zwar gute, aber keine beſonders genialen Schauſpieler. Der alte Joſt gehört zu der alten guten einfachen Schule, Dahn iſt ſehr brauchbar in Heldenrollen, Haaſe erſchien mir fein in intriganten Charakteren, Lange iſt ein trefflicher Komiker und Chriſten ein friſches Talent. Von den Damen iſt Fräulein Damböck vortrefflich im Fach der erſten Liebhaberin, wobei ſie durch ein plaſtiſches Aeußere beſonders unterſtützt wird. Frau Dahn zeichnet ſich in feinen Charakterrollen aus und Frau Dahn-Hausmann liefert gute naive Darſtellungen. In der Oper verdienen der Baſſiſt Kindermann und der Tenoriſt Härtinger hervorgehoben zu werden.

Von der Concertmuſik weiß ich nur wenig zu melden, da ich nicht die Gelegenheit hatte einer ſolchen Aufführung beizuwohnen. Bei Gelegenheit des „Egmont“ hörte ich indeſſen die herrliche Muſik, welche der unſterbliche Beethoven zu dieſem Goethe'ſchen Werke componirt hat. Die Execution ließ nichts zu wünſchen übrig. Das Orcheſter löſte ſeine Aufgabe in einer Weiſe, die vielleicht nur von dem pariſer Conſervatorium übertroffen wird, ſonſt aber nur in wenigen deutſchen Städten ihres Gleichen haben mag. Von der Gediegenheit der Concert-Programme habe ich mich gleichfalls überzeugt. Es kommen in ihnen faſt nur die beſten und anerkannteſten Werke der muſikaliſchen Literatur zur Aufführung, während die ſogenannte Muſik der Zukunft mit ihrem Schwulſt und ihrer Verſchwommenheit wenig Eingang finden kann, was man auch für kein Unglück hält, da ſich die Herrſchaft dieſer neueſten babyloniſchen Verwirrung durch die Dauer nicht behaupten wird. Großes Aufſehen haben auch die Muſikfeſte, die im October 1855 im Glaspalaſt ſtattfanden, gemacht. Während dieſe Anſtalten unter der Leitung des Generalmuſikdirectors Lachner ſtehen, iſt Kapellmeiſter Hauſſer Leiter des königlichen Conſervatoriums für Muſik, welcher dieſelben claſſiſchen Principien bekennt und ſchon eine Menge von trefflichen Schülern gebildet hat.

14.

Die bildende Kunſt unter König Max.

Und wie verhält ſich der neue bairiſche Herrſcher zu der bildenden Kunſt, dem geliebten Pflegekinde ſeines Vaters? Allerdings kann hier von einem Vergleich der beiden Könige nicht die Rede ſein. Wer möchte auch auf dieſem Gebiete

den großen Unerreichlichen erreichen!

Andere Zeiten, andere Männer! Andere Umſtände, andere Nothwendigkeiten! Heute mir und morgen dir. Die Kunſt hat ihr Schäfchen im Trocknen. So iſt es recht, daß jetzt die Wiſſenſchaft als Ablöſung vortritt. Damit ſoll indeß durchaus nicht geſagt ſein, daß König Max Baukunſt, Sculptur und Malerei vernachläſſige. Im Gegentheil, er hält ſeine ſchirmende Hand über jede Art von Bildnerei, aber er thut es nicht excluſiv.

Ein lebendiges Intereſſe für die Architektur bewies ſich jedenfalls in der nicht lange nach ſeiner Thronbeſteigung ausgeſchriebenen Concurrenz für ein großartiges Schulhaus, das in München ausgeführt werden ſollte. Dieſelbe wandte ſich nicht einſeitig an die bairiſchen, ſondern in liberalſter Weiſe an alle deutſchen Bauleute. Ebenſo wurden die Preisrichter aus allen Staaten genommen. Eine Foderung des Programms erhob ſich freilich zu einer allzu großen Kühnheit, indem ſie gewiſſermaßen einen neuen Stil bedingte, der doch ſchwerlich mehr möglich iſt, nachdem faſt alle mathematiſchen und organiſchen Formen in der Architektur erſchöpft worden ſind und ſich hier als gut und dort als ſchlecht erwieſen haben. Bei der Preisvertheilung wurde dieſe Frage auch nicht weiter feſtgehalten. Gleichwol zeigt ſich hierin ein Beſtreben des Königs, die Kunſt zu erweitern und ihr neue Bahnen zu öffnen, was indeß wol ebenſo ſchwierig ſein wird als die Verwirklichung der Träume vom Kunſtwerk der Zukunft. Von ungleich größerer Bedeutung ſcheint mir in architektoniſcher Beziehung ein anderer Plan des Königs, deſſen praktiſche Durchführung bereits im vollen Werke iſt. Es handelt ſich nämlich um die Anlage einer großen neuen Maximilianſtraße, die von dem Max-Joſeph-Platz ausgehend ſich zwiſchen Theater und Poſt fortſetzt und ihre Richtung nach der Iſar und den auf dem rechten Ufer derſelben ſich erhebenden Hügeln nimmt. Dieſelbe leitet auf großartigen Brücken über den Fluß und wird an ihrem Ende auf der Höhe gleichſam von einer Akropolis gekrönt werden. Eine vielgethürmte, in maleriſcher Gruppirung aufragende Burg an dieſer Stelle, von deren Zinnen man weit über Stadt und Land hinſehen kann, wird der Capitale offenbar zur großen Zierde gereichen und beſonders eine glückliche Abwechſelung in die ſich etwas zu breit und flach entfaltenden Häuſer- und Straßenmaſſen bringen. Der König bedient ſich bei dieſem Vorhaben des talentvollen Architekten Bürklein. Zur Ausſchmückung dieſes neuen Königsbaus ſind auch ſchon eine Menge derjenigen Werke beſtimmt, die man hier und dort in den Werkſtätten der Bildhauer und Maler erblickt. Bei den Erſtern ſah ich namentlich viele intereſſante Porträtköpfe, die der König beſtellt hat, während die Letztern hier und dort mit großen

Gemälden aus der bairiſchen Geſchichte beſchäftigt ſind. Foltz und Piloty hatten bereits ſolche Darſtellungen vollendet. Foltz malte Heinrich den Löwen, der ſich weigert, dem kniefällig bittenden Kaiſer Barbaroſſa die ſchuldige Hülfe gegen die aufrühreriſchen Mailänder zu leiſten; Piloty dagegen den Herzog Maximilian von Baiern, der im Jahre 1609 zu München ſeinen Beitritt zur katholiſchen Liga erklärt, welche ihn zu ihrem Oberhaupt erklärt. Andere Beſtellungen für ähnliche Stoffe aus der Geſchichte des Landes ſind bereits gegeben, andere ſoll der König noch in Zukunft aufzutragen geneigt ſein. Wir hören, daß auch Kaulbach ſchon verſchiedene Bilder geliefert hat, von denen ich indeſſen nur das Porträt des Königs in der Tracht des königlichen Hausordens vom heiligen Hubertus zu Geſicht bekommen habe.

In Bezug auf Quantität laſſen ſich dieſe Arbeiten freilich nicht mit den unermüdlichen Beſtrebungen des Königs Ludwig vergleichen. Wer will aber leugnen, daß hier ein ſinnreicher Plan zugrunde liegt, der in der That einer großartigen Ausführung entgegengehen kann! Mich dünkt die Künſtler haben ſich nicht zu beklagen, denn im Verhältniß zu andern Staaten werden ſie in Baiern doch noch immer vollauf beſchäftigt. Uebrigens halten wir es auch an der Zeit, daß die Kunſt ſich mehr und mehr von den Fürſten und ihrer Gnade zu emancipiren ſuche. Wenn Dichtung und Bildnerei zu lange von den Höfen abhängen, ſo gereicht ihnen dies auf die Dauer nur zum Schaden. Sie werden dadurch ſtereotyp und einſeitig. Daſſelbe iſt der Fall, wo die Künſte dauernd im Dienſte der Kirche ſtehen. Man möge bedenken, daß das monumentale München eigentlich fertig iſt, und daß es ſich jetzt darum handelt, nicht mehr für einen Fürſtenſitz, ſondern für die ganze weite Welt zu wirken und zu ſchaffen.

15.

Wanderung zu den Kunſtwerken.

Zwar kann Jeder nach der Leſung der vorangegangenen Blätter, wie ich glaube, ſich einen Weg zu den Kunſtſchätzen der bairiſchen Hauptſtadt bahnen, da ich bereits die Entwickelung der Architektur, Sculptur und Malerei durchgegangen habe. Einestheils aber iſt doch mancher herrliche Schatz, den München in ſeinen Mauern beherbergt, ungenannt geblieben, und anderntheils dient es dem Reiſenden, welcher der Lectüre meiner Skizzen einige Stunden widmet, ſicherlich zur Bequemlichkeit, wenn ich mit ihm eine Wanderung zu den Kunſtwerken der Stadt anſtelle. Alſo immerhin! Wir rüſten uns mit leichten Sohlen zu einem friſchen Gange! Und nun wohl aufgepaßt, denn neben der Neugierde kann der Lernbegierige auch tüchtige Studien für die Kunſtgeſchichte machen und alſo ſeine Kenntniſſe bereichern!

Und was findet zunächſt der Freund der Baukunſt? Freilich bietet ſich ihm kein einziges Werk alter Zeit, dagegen ſind die Schöpfungen faſt aller Völker von claſſiſcher Bedeutung in muſtergültigen Arbeiten nachgeahmt. Von indiſcher, babyloniſcher und ägyptiſcher Kunſt iſt dabei natürlich nicht die Rede, es ſei denn, daß man den Obelisk hierherzählen wolle. Es handelt ſich zuerſt um die griechiſche Architektur, deren Stil bekanntlich in drei Spielarten ihren Ausdruck gefunden hat. Wer Bauten in der derben Weiſe der Dorier zu ſehen wünſcht, der wende ſich zu der Bavaria und zu den Propyläen. Der zierliche ioniſche Stil erſcheint in der Pinakothek. Die reiche Entwickelung korinthiſcher Kunſt trägt endlich das Kunſtausſtellungsgebäude und gewiſſermaßen auch das Theater zur Schau. Anknüpfungen an die römiſche Architektur bietet das

Siegesthor, das nach den Triumphbogen zur Zeit des Konſtantin errichtet iſt. Hier ſind wir aber auch ſchon mit dem Heidenthum zu Ende, um uns der chriſtlichen Baukunſt zuzuwenden, die in einer ungleich größern Anzahl von Bauwerken vertreten iſt. Sehr bedeutſam erſcheint auf dieſem Felde die Entfaltung kirchlicher Anlagen. Die Baſilika zum heiligen Bonifacius hat das Gepräge nach römiſchem Schnitte früher conſtruirter chriſtlicher Bethäuſer aus dem 5. und 6. Jahrhundert, die Allerheiligenkapelle lehnt ſich an romaniſche Tempel aus dem 11. Jahrhundert, und die Mariahilfkirche in der Au hat die deutſchen Dome aus dem 13. und 14. Jahrhundert zum Vorbilde, während die Ludwigskirche uns ſchon in die Anfänge der Renaiſſance, welche zuerſt in Florenz ausgebildet wurde, hinüberführt. Aus dieſer Zeit ſind auch die Anregungen zu dem Bau der königlichen und Kunſtpaläſte genommen. Der Königsbau, die Neue Pinakothek und die Feldherrenhalle beziehen ſich auf florentiniſche, die alte Pinakothek auf römiſche und der Saalbau auf lombardiſche Muſter. Im Wittelsbacher Palaſt tritt uns gewiſſermaßen die venetianiſche Gothik entgegen. Viele Privathäuſer ſind bald in dieſem, bald in jenem Stile aufgeführt, der ſich leicht enträthſeln läßt, wenn man ſich erſt mit den Grundformen bekannt gemacht hat.

Nicht minder ergiebige Studien kann der Freund der Sculptur in München unternehmen. Iſt er vorzugsweiſe dem Alterthum zugethan, ſo darf er ſich eine reiche Ausbeute verſprechen. Ueberdies handelt es ſich dabei nicht von nachgebildeten, ſondern von Originalwerken, deren Sammlung ſich König Ludwig beſonders angelegen ſein ließ. Dieſelbe iſt in der Glyptothek aufgeſtellt. In den erſten Sälen dieſer zugleich trefflich geordneten Antiken trifft der Blick auf ägyptiſche Werke und Incunabeln, deren typiſche Behandlung mehr Intereſſe für den Archäologen wie für den Aeſthetiker hat. Höchſt intereſſant iſt dagegen der Aeginetenſaal, deſſen Fragmente einſt zu dem Tempel des Zeus Panhellenios auf der Inſel Aegina gehörten, wo ſie im Jahre 1811 von Baron Haller von Hallerſtein, Cockerell, Forſter und Linkh aufgefunden wurden. Will man eine Parallele der antiken mit der chriſtlichen Kunſt ziehen, ſo entſprechen dieſe Arbeiten gewiſſermaßen den Werken der Bildhauer, welche unſere gothiſchen Dome mit Sculpturen auszierten. In beiden ſind der Körper und ſeine Bewegungen noch wenig ausgebildet, während Formation und Ausdruck in den Köpfen für eine eigenthümliche Naivetät und Tiefe der Empfindung zeugen. Man hat die Vermuthung aufgeſtellt, daß der genannte Tempel, deſſen Abbildung an den Wänden zu finden iſt, nach der Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.) gegründet wurde. In dem folgenden Apolloſaal befindet ſich als das merkwürdigſte Stück der Apollo Citharödus, der nach Winckelmann auch unter dem Namen der Barberini'ſchen Muſe bekannt war. Derſelbe ſoll von Ageladas, dem Lehrer des Phidias, herſtammen. Eins der herrlichſten Werke der plaſtiſchen Kunſt iſt ohne Zweifel der im Bacchusſaal aufgeſtellte Barberini'ſche Faun, welcher dem Praxiteles oder Skopas zugeſchrieben wird.

Steh auf nur, griechiſcher Götterfaun!
Kein Marmorbild, nein Fleiſch und Leben!
Biſt halb ſchon wach, man meint zu ſchaun,
Wie Haupt und Glieder dir ſich heben.

So ſingt mein alter Freund Juſtinus Kerner von dieſem wunderbaren Werke, in dem man die ruhig athmende Seligkeit des lieblichſten Weinrauſches bei einem makellos ſchönen kräftigen Götterjünglinge zu ſehen glaubt. Dieſe Statue wurde in Rom gefunden, als man den Graben um das Caſtell St Angelo ausräumte. Vielleicht vertheidigten ſich einſt die

Griechen unter Beliſar gegen die anſtürmenden Gothen, indem ſie dieſes Bildwerk von der Veſte auf die Barbaren ſtürzten. In dem folgenden Niobidenſaal befindet ſich der herrliche kniende Niobide von Skopas, der alle Geſtalten der berühmten florentiniſchen Gruppe überragt. Die Venus von Knidos, welche in der Nähe ſteht, iſt wahrſcheinlich eine alte Copie nach Praxiteles' berühmtem Werke gleichen Namens. Neben dieſen Hauptſtücken enthalten die letzten Räume noch eine Menge von mehr oder minder trefflichen Antiken aus der Blütezeit der helleniſchen Sculptur. In den Sälen der Heroen und der Römer befinden ſich meiſtens Bildnißſtatuen aus dem griechiſchen und römiſchen Alterthum, in denen der Naturalismus vorwiegt. Ganz intereſſant ſind auch ſchließlich die farbigen Bildwerke. Soviel ich weiß, kann ſich überhaupt keine Sammlung von wirklichen Antiken in Deutſchland mit den Schätzen der Glyptothek meſſen.

Aber auch die neuere Sculptur hat in Baiern die freundlichſte Beachtung gefunden. Der letzte Saal der Glyptothek iſt nämlich den modernen Bildhauern gewidmet und enthält eine Venus und einen Paris von Canova, einen Paris und das Bildniß des Königs Ludwig als Kronprinz von Thorwaldſen, und die Sandalenbinderin und das Bildniß der ſchönen Römerin Vittoria Caldoni von Rudolf Schadow, nebſt Büſten verſchiedener Celebritäten von Rauch, Dannecker und Tieck. Außerdem wurden auch Kirchen, Gebäude und Plätze von den Werken der berühmteſten modernen Bildhauer geziert. So beſitzt die ehemalige Jeſuiten-, jetzige St.-Michaelis-Hofkirche das berühmte Denkmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg von Thorwaldſen und der Wittelsbacher Platz das von Stiglmaier gegoſſene eherne Monument des Kurfürſten Maximilian I., gleichfalls ein Werk des berühmten Dänen. Auch Rauch, der treffliche Meiſter in Berlin, hat ſich in der bairiſchen Hauptſtadt verewigt; denn das Monument des Königs Max Joſeph I., welches auf dem nach ihm genannten Platze ſteht, iſt eine Arbeit ſeiner Erfindung, die gleichfalls von Stiglmaier in Erz gegoſſen wurde. Von ſonſtigen auswärtigen Bildhauern hat ſich beſonders Martin Wagner an den Arbeiten des Siegesthores betheiligt. Die große Bavaria und die Löwen, welche das Werk krönen, ſind nach ſeinen Entwürfen vollendet. Bei weitem die meiſten Sculpturen Münchens verdanken aber einheimiſchen Künſtlern ihre Entſtehung. Von der großartigen und umfaſſenden Wirkſamkeit Schwanthaler's iſt bereits die Rede geweſen. Seine Werke aus der griechiſchen Mythe mit den auf unſer Leben bezüglichen, gleichfalls in helleniſche Gewande gekleideten Allegorien befinden ſich in und an der Glyptothek, an der Bavaria, am Kunſtausſtellungsgebäude und an den Propyläen. Die wenigen Statuen, die an die chriſtliche Religion anknüpfen, trifft man an der Au- und Ludwigskirche. Seine vaterländiſchen und hiſtoriſchen Frieſe und Wandbilder enthalten die königlichen Schlöſſer und die Bibliothek, die Feldherrenhalle und einige öffentliche Plätze, und ſeine Künſtlerſtatuen überragen den Sims der Pinakothek. Von den Arbeiten Schaller's, Burger's und Widnmann's habe ich gleichfalls ſchon berichtet.

Die nächſte Aufmerkſamkeit muß der Kunſtfreund den Gemälden vergangener Jahrhunderte, welche die Pinakothek enthält, zuwenden. Dieſe Galerie gehört wiederum zu den beſten, die unſer Vaterland beſitzt. Uebertroffen wird ſie nur vom dresdener Muſeum. In mancher Beziehung iſt ihr auch das Belvedere in Wien ebenbürtig. Berlin ſteht dagegen ſchon im Schatten. Wir treffen in ihr die alte berühmte düſſeldorfer Galerie; ferner die Sammlung der Gebrüder Boiſſerée, welche viele der beſten Werke der alten niederrheiniſchen Schulen enthält, und eine

Menge von trefflichen, ſchon in München befindlichen oder neu angeſchafften Werken. Daß auf dieſe Weiſe etwas Erkleckliches zuſammenkommen konnte, läßt ſich denken. Und ſo ergeben ſich denn auch hier wieder die reichſten Mittel zum Studium der Geſchichte der Malerei. Es iſt nur zu bedauern, daß man jene muſterhafte Ordnung bei der hiſtoriſchen Aufſtellung vermißt, welche das berliner Muſeum ſo ſehr auszeichnet und in ihm auch einzig in ſeiner Art iſt.

Beginnen wir nun mit dem Mutterlande der Malerei, wie wir Italien doch wol nennen dürfen, ſo ſehen wir die Schulen dieſes Landes verhältnißmäßig am wenigſten vertreten. Dresden und Wien ſind in dieſer Beziehung viel reichlicher und auch mit vorzüglichern Bildern bedacht. Freilich fehlen die bekannten großen Namen nicht, aber die meiſten von ihnen herrührenden Arbeiten ſtehen nicht auf jener Höhe, die recht eigentlich im Stande iſt, Zeugniß für ihr Talent abzulegen. Die alte florentiniſche Schule iſt nur durch ein Abendmahl von Giotto und einige kleine Bilder von Fieſole, und die Mailänder durch eine heilige Cäcilie von Luini vertreten. Beſſer ſteht es mit den Römern. Eine Heilige Familie von Perugino iſt ſehr hübſch. Zu den Perlen der Sammlung, aber nicht des Künſtlers gehören die Heilige Familie und die Madonna del Tempi von Rafael, der auch durch einige Jugendarbeiten und Skizzen repräſentirt wird. Von den ſpätern Florentinern beſitzt die Galerie in einer Heiligen Familie des Andrea del Sarto ein treffliches Gemälde. Der Modeneſe Antonio Allegri, von ſeinem Geburtsort Correggio genannt, weiſt nur die Copie eines Amor auf. Unter den Venetianern hat hauptſächlich Tizian einige ſchöne Bildniſſe, Paul Veroneſe eine Ehebrecherin vor Chriſtus und Tintoretto eine Fußwaſchung beigeſteuert. Die größte Anzahl der italieniſchen Bilder verdankt ihren Urſprung den ſpätern Eklektikern und Virtuoſen, die über der Bravour der Darſtellung und dem Experimentiren in allerlei Manieren den idealen Inhalt aus den Augen verloren. Je ſpäter die Maler lebten, deſto häufiger werden ihre Werke. Auch lag es wol im Geſchmack der Zeit, wo dieſe Galerie entſtand, daß man das Geſpreizte dem Natürlichen vorzog, denn der Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg (1690—1716) war der Herrſcher, welcher den Grund zu der düſſeldorfer Sammlung legte. Wahrſcheinlich waren aber auch ſchon damals die Bilder von Rafael ſchwer zu haben.

Sehr vollſtändig ſind die verſchiedenen deutſchen Schulen repräſentirt. Ich habe ſchon geſagt, daß die von den Gebrüdern Boiſſerée am Niederrhein geſammelten Bilder von König Ludwig angekauft wurden. Die oberdeutſchen Meiſter ſind wol in Baiern ſelbſt aufgefunden worden. Bekanntlich iſt die älteſte Schule diejenige, welche ſich gleichzeitig mit Fieſole in Köln am Rhein ausbildete. Ihre größten Maler heißen Meiſter Wilhelm und Meiſter Stephan. Der Letztere iſt der Anfertiger der berühmten kölner Dombilder und der Madonna in der Roſenlaube. Bilder von gleichem Werthe beſitzt München nicht, aber es hat Arbeiten, welche ihn und ſeinen wahrſcheinlichen Lehrer, den Meiſter Wilhelm, erkennen laſſen. Iſrael von Meckenen fehlt in München, aber der Meiſter vom Werden oder der Lieversberg'ſchen Paſſion, der Meiſter vom Tode der Maria und der Meiſter des Thomas, den man auch wol Lukas von Leyden nennt, haben gleichfalls ihre Bilder in der Pinakothek. Dieſen folgen Mehlem und Bartholomeus de Bruyn nebſt vielen ungekannten Malern aus der niederrheiniſchen Schule. Ausgezeichnete Arbeiten beſitzt die Sammlung ferner aus der nürnberger Malerſchule. Ihre Urſprünge liegen im heutigen Baiern. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß die Hauptſtadt ſich mit dieſen Werken zu verſehen ſtrebte. Da iſt

Michel Wohlgemuth, der Lehrer Albrecht Dürer's, da iſt dieſer große tiefe deutſche Meiſter ſelbſt mit ſeinen vielbewunderten und unerreichbaren Vier Evangeliſten. Und an ihn ſchließen ſich ſeine Schüler Hans von Kulmbach, Hans Scheuffelin, Albrecht Altdorfer, Heinrich Aldegrever und Bartholemäus Beham an. Als ſächſiſche Meiſter kommen uns die beiden Lukas Cranach entgegen. Die Augsburger Burgkmaier und Hans Holbein mit ihrem Schüler, dem Nürnberger Chriſtoph Amberger, haben gleichfalls manche Arbeiten hergegeben. In gleicher Weiſe ſind der Nördlinger Herle, der Gmünder Hans Baldung genannt Grien und der Ulmer Zeitblom repräſentirt. Freilich fehlen hier noch manche Namen aus den Blütezeiten der frühern deutſchen Malerei, indeß es iſt immerhin genug des Stoffes vorhanden, um Anſchauungen aus der Vergangenheit zu gewinenn und Kenntniſſe zu erweitern.

Ihre reichſten Schätze aber hat die Pinakothek auf dem Gebiete der niederländiſchen Malerei. In dieſer Beziehung ſteht ſie ſogar über den Galerien von Dresden und Wien. Freilich muß man die beſten Arbeiten der alten Niederländer in ihrer Heimat ſelbſt ſuchen. Johann van Eyck iſt in der Pinakothek nur in Copien vorhanden. Von Roger van der Weyde, Hans Memling und Hugo van der Goes hat die Sammlung aber Originalbilder; auch von ihren Nachfolgern: Lukas von Leyden, Quintin Meſſys, Johann Mabuſe, Michael Coxis und Martin Hemskerk. Bekanntlich arbeitete die nächſte niederländiſche Generation nach italieniſchen Vorbildern, ohne indeß im mindeſten an ſie heranzureichen. Die Namen, welche uns hier die Kunſtgeſchichte nennt, ſind Lambert Lombard, Franz Floris, Franz Frank und neben noch manchen andern Octavius von Veen, genannt Otto Venius. Von ihnen beſitzt die Pinakothek, ſoviel ich weiß, nichts Beſonderes, was übrigens auch bei allem Mangel an Originalität nicht beſonders zu bedauern iſt. Deſto reichhaltiger tritt Peter Paul Rubens, deſſen kühnes und gewaltiges Genie eine neue Periode hervorrief, in einer Menge von herrlichen Kunſtſchöpfungen hervor. Dieſelben füllen mehre Säle, in denen gewiſſermaßen der Schwerpunkt der ganzen trefflichen Sammlung beruht. In gleicher Weiſe wird ſein größter Schüler Anton van Dyck durch einige bemerkenswerthe Bilder repräſentirt. Der geniale Holländer Paul Rembrandt iſt in mehren ſeiner energiſchen Porträts wiederzufinden. Auch der naturtreue Bartholemäus van der Helſt fehlt nicht. Wer könnte aber erſt all die Arbeiten der trefflichen niederländiſchen Genremaler aufführen, von denen die Pinakothek eine Menge der beſten Bilder aufweiſt! Da ſind Werke zweier Breughel, des Bauern und Höllen-Breughel, der beiden Teniers, des Adrian van Oſtade, des Adrian Brouwer, des Jan Steen, des Peter van Laar, den die Italiener wegen ſeiner verwachſenen Figur Bamboccio nannten, weshalb die Arbeiten dieſer Volksmaler nachher Bambocciaden genannt wurden. Alle dieſe Künſtler behandelten das niedere Kneipenleben, während Gerhard Terburg ſich die höhern Stände zur Ausübung ſeines Genre wählte. An ihn ſchließen ſich Gerhard Dow, Gabriel Metzu, Franz und Wilhelm van Mieris, Kaspar Netſcher, der kalte geleckte, aber elegante Adrian van der Werff und viele Andere, deren Werke ſich hier vorfinden. Dann iſt aber auch die Thiermalerei aufzuführen, welcher Rubens eine freiere Richtung gab und welche durch Snyders in Belgien und durch Paul Potter in Holland cultivirt wurde. Johann Baptiſt Weenix malte Idyllen, Niklaas Berghem Vieh mit Landſchaft und Philipp Wouwerman Pferdegruppen und kriegeriſche Scenen. Auch die Landſchaftsmaler ſind nicht zu vergeſſen. Hermann van Svanevelt, Johann Buſch, Aart van der Neer, Antonj Waterloo und beſonders Jakob Ruisdael haben herrliche Bilder geliefert, zu denen ſich noch Albert von Everdingen und die Marinemaler Ludolf Backhuyſen und Adrian van der Velde geſellen.

Auch die ſpaniſche Schule wird mit einigen Werken von Murillo, Zurbaran und Velasquez, und die franzöſiſche durch Bilder von Nicolas Pouſſin, Claude Lorrain, Bourguignon, Philipp Champaigne, Lebrun und Joſeph Vernet repräſentirt. Man hat aber auf dieſen Gebieten weniger Gelegenheit, vollſtändige Studien zu machen. Auf eine nähere Beſprechung der Bilder kann ich im Allgemeinen nicht eingehen, weil eine ſolche weit über den Zweck meiner Skizzen hinausgehen würde. Wer aber manche treffliche Worte über einzelne Bilder leſen will, den mache ich auf Georg Forſter's „Briefe vom Niederrhein" aufmerkſam, in denen ſich ein ziemlich weitläufiger und dabei überaus herrlich geſchriebener Bericht über die jetzt in der münchener Pinakothek befindlichen Hauptwerke der düſſeldorfer Galerie findet.

Der nächſte Gang des Kunſtfreundes wird ſich nunmehr den Oelbildern der modernen Kunſt zuwenden, welche ſich in der nahen Neuen Pinakothek geſammelt finden. Was hier natürlich zuerſt intereſſiren muß, das ſind einige wenige Werke jener Männer, die ſich gegen Ende des vorigen und im Anfange dieſes Jahrhunderts in Rom zuſammenfanden, und die von dort aus einen neuen Aufſchwung in die bildende Kunſt brachten. Koch hat eine Landſchaft geliefert. Von Overbeck beſitzt die Pinakothek eine Germania und Italia und das Bildniß der Vittoria Caldoni, und von W. Schadow eine Heilige Familie. Wenn Angelika Kauffmann auch hierhergerechnet werden darf, ſo müſſen wir bemerken, daß von ihr Chriſtus und die Samariterin und ein Porträt König Ludwig's als Kronprinz vorhanden iſt. Am reichſten findet ſich natürlich die münchener Malerſchule vertreten. Faſt alle Diejenigen, welche ſich mit Oelmalerei beſchäftigten, haben hier ihre

Bilder. Beſonders reichhaltig iſt die Sammlung von Kaulbach'ſchen Arbeiten, von denen die Zerſtörung von Jeruſalem, die Skizzen zu den kunſtgeſchichtlichen Werken an der Außenſeite des Gebäudes und die Porträts der Maler Monten und Heinlein im Maskencoſtüm beſonders die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Die unvollendete Sündflut von Schorn gehört zu den größten Oelbildern der Welt. Ein anderes umfangreiches Gemälde iſt das Erinnerungsbild an die unter König Ludwig aufgeführten Kirchen von Heinrich von Heß. Sonſtige hiſtoriſche Bilder ſind von Clemens von Zimmermann, Schnorr, Schraudolph und von den Schlachtenmalern Adam, Heß, Monten und Heideck vorhanden. Im Ganzen iſt aber dieſes Fach nicht in der Neuen Pinakothek, ſondern in den monumentalen Malereien der münchener Künſtler zu ſuchen. Daß die Genremaler nicht fehlen, verſteht ſich von ſelbſt. Beſonders Bürkel lieferte ſehr hübſche Sachen. Und ſo haben auch Heinlein, die Brüder Zimmermann, Schleich und Morgenſtern ihre Plätze gefunden. Ueber Alle aber ragt Rottmann hervor, dem hier ein eigener Saal gewidmet wurde, welcher mit Recht als der Edelſtein der Sammlung betrachtet wird, weil er die berühmten 23 landſchaftlichen Darſtellungen aus Griechenland enthält. Wer hier eine Naturſchwärmerei in der Kunſt halten will, der mag ſtundenlang ſeine Augen und ſein Herz laben und weiden. Die Düſſeldorfer haben im Ganzen wenig beigeſteuert. Becker, Haſenclever, Camphauſen und Artaria ſind die einzigen Figurenmaler und Achenbach und Scheuren die einzigen Landſchafter, deren Leiſtungen wir hier begegnen. Auch die holländiſchen und belgiſchen Künſtler ſind ſpärlich vertreten. Von den Erſtern ſpendete Schmidt ein Genrebild, Schelfhout und Schotel Seeſtücke und Koeckoeck eine Landſchaft. Unter den Belgiern intereſſiren uns Gallait, Leys, Brakelaer und de Keyſer. Von den Franzoſen iſt gar nichts zu berichten, als daß Robert, der eigentlich aber mehr Italien angehört, mit einem Bilde repräſentirt iſt. Auch Riedel gehört trotz ſeiner deutſchen Herkunft über die Alpen. Die Neue Pinakothek beſitzt von ihm treffliche und höchſt wirkungsvolle Bilder. Als eine beſondere Merkwürdigkeit iſt endlich die Teſtamentseröffnung des Engländers Wilkie aufzuführen. Dieſelbe gehört zu den eigenthümlichſten Bildern der Sammlung. Soviel ich weiß, iſt ſie auch das einzige Gemälde, das unſer Vaterland von dieſem geiſtreichen Briten aufweiſen kann. Daß ich eine Menge von theilweiſe trefflichen Meiſtern, deren Werken das Auge hier begegnet, nicht aufgeführt habe, liegt in der Maſſe des Stoffes.

Es bleibt uns nun noch eine Wanderung zu jenen monumentalen Werken übrig, welche König Ludwig durch ſeine Künſtler zum Schmuck des von ihm aufgeführten Gebäudes ausführen ließ. Nach meiner Meinung wird es auch hier wieder am beſten ſein, chronologiſch zu verfahren. Und ſo müſſen wir denn wiederum mit dem Alterthum anfangen, das ſeinen beſten Verherrlicher in Peter von Cornelius gefunden hat. Zwei Säle der Glyptothek enthalten ſeine hierher einſchlagenden Werke. Im Götterſaal hat er die griechiſche Mythologie und im Trojaniſchen Saale die „Ilias“ des Homer behandelt. Aber ich habe ſchon früher von dieſen Arbeiten erzählt. Andere Fresken, welche die helleniſche Sage und Dichtung behandeln, ſind im Saal- und Königsbau zu ſuchen. Der erſtere enthält die Illuſtrationen zur „Odyſſee“ nach Schwanthaler's Entwürfen, der zweite im erſten Vorzimmer des Königs den Argonautenzug nach Orpheus von Schwanthaler, im zweiten Vorzimmer Bilder aus den Gedichten des Heſiod von demſelben Künſtler, im Serviceſaal Gemälde zu den Hymnen Homer's von Julius Schnorr von Karolsfeld, im Speiſeſaal

Illuſtrationen der Gedichte Anakreon's von Clemens von Zimmermann, im Empfangzimmer Bilder zu den Tragödien des Aeſchylos, im Schreibzimmer zu den Tragödien des Sophokles und im Ankleidezimmer zu den Luſtſpielen des Ariſtophanes nach Schwanthaler, und endlich im Schlafgemach Bilder zu den Gedichten des Theokrit von H. von Heß, Röckel, Schütz und Brückmann. Man ſieht hier wieder, in welcher claſſiſchen Luft König Ludwig zu leben liebte.

Eine noch ungleich größere Thätigkeit wurde von den münchener Künſtlern der Darſtellung religiöſer Gegenſtände gewidmet. So enthält die Allerheiligenkapelle in den Fresken Heinrich's von Heß die Symbole des alten und neuen Bundes in enger Verknüpfung. Während indeß hier das Alte Teſtament eine weitere Entwickelung erhalten hat, ſehen wir in den Fresken der Ludwigskirche von Cornelius mehr die Darſtellung der eigentlich chriſtlichen Offenbarungen. Das ganze chriſtliche Dogma iſt in dieſen Bildern dargeſtellt, die alſo auch gewiſſermaßen das ganze irdiſche und himmliſche Leben ſchildern. Unter ihnen gehören die Geburt Chriſti und ſeine Kreuzigung zu den bedeutendſten Gemälden, während das koloſſale Jüngſte Gericht als eine der grandioſeſten Arbeiten unſerer Zeit das Werk im Grunde des Chors abſchließt. Gehen wir weiter zur Mariahilfkirche in der Au, ſo haben wir hier das Leben der Maria und die Hauptmomente aus dem Erdenlaufe des Heilands in mehr genreartiger Weiſe auf den Glasmalereien der Kirchenfenſter zu betrachten. Die Künſtler dieſer Compoſitionen ſind Fiſcher, Röckel, Schraudolph und Ruben. In der Baſilika zum heiligen Bonifacius beziehen ſich die Fresken auf die Legende des Heiligen, deſſen Andenken die Kirche geweiht iſt. Sein Lebenslauf iſt in einer Menge von großartigen Bildern geſchildert, welche zum großen Theil Heinrich von Heß zum Urheber haben. Mit ihm arbeitete aber auch Schraudolph, Koch und Müller. Beſondere Erwähnung verdient noch das im Refectorium des Kloſters befindliche Abendmahl von Heinrich von Heß.

Was die profane Geſchichte angeht, ſo ſind es hauptſächlich vaterländiſche Gegenſtände, deren Ausführung König Ludwig ſich angelegen ſein ließ. Wir müſſen dies zur beſondern Ehre des fürſtlichen Beſchützers der Künſte hervorheben, daß er ſich hier durch und durch als Deutſcher beweiſt. Zudem wurden von ihm nur Stoffe gewählt, in denen ſich der Geiſt des Volks erhebt und ſiegreich verklärt. In dieſem Sinne wird man die großen hiſtoriſchen Darſtellungen des Saalbaus betrachten, mit welchen Julius Schnorr von Karolsfeld drei gewaltige Räume ausſchmückte. Der erſte iſt dem Leben und den Thaten Karl's des Großen geweiht, der zweite behandelt die Geſchichte Friedrich Barbaroſſa's, der dritte den Lebenslauf Rudolf's von Habsburg. Es ſind eine Maſſe von Bildern, die wir hier unmöglich durchgehen können, welche den Stolz, die Macht und Herrlichkeit Deutſchlands in ſeinen drei größten Kaiſern widerſpiegeln. Deutſchland über Alles! Und dann kommt Baiern. Die Bilder, welche die Begebenheiten des engern Vaterlandes des Königs behandeln, ſind unter den Arcaden am Hofgarten zu finden. Dieſe Arbeiten von Förſter, Zimmermann, Röckel, Stürmer, Hermann, Stilke, Hiltensberger, Lindenſchmitt, Schilgen, Eberle, Folz, Monten und Kaulbach gehören gerade nicht zu den glücklichſten, was ſich aber auch daraus erklärt, daß ſie zu den erſten Verſuchen der neuen Frescomalerei zu zählen ſind.

Eine beſondere Abtheilung auf dieſem Gebiete bilden die Darſtellungen aus der Kunſtgeſchichte, die ſich naturgemäß in jenen Gebäuden vorfinden, welche die alten und neuen Bilverſammlungen enthalten. Die Loggien der Pinakothek ſind von Cornelius mit Bildern aus der Kunſtgeſchichte der vergangenen Zeit ausgeſchmückt. Was wir aus dem Leben der italieniſchen, deutſchen, niederländiſchen und franzöſiſchen Maler wiſſen, iſt in einer Menge von einzelnen Illuſtrationen ausgedrückt. Man kann hier, mit den Werken von Kugler und Schnaaſe in der Hand, die Entwickelung des artiſtiſchen Geiſtes aller Völker verfolgen und ſicher ſein, daß ſich nach mehrfachen Studien die Reſultate dieſes Faches dem Geiſte lebendig eingeprägt haben. In gleicher Weiſe erklären uns die koloſſalen Fresken an der Außenſeite der Neuen Pinakothek von Kaulbach die Entfaltung der neuen Kunſtgeſchichte ſeit Cornelius, Veit und Overbeck.

Schließlich ſind aber auch die deutſchen Poeten nicht vergeſſen. Die Darſtellungen, welche ihnen geweiht wurden, finden ſich faſt ſämmtlich im Königsbau. Das Erdgeſchoß enthält in vier großen Sälen die Geſchichten des Nibelungenliedes von Julius Schnorr von Karolsfeld, während auf dem erſten Stock in den Gemächern der Königin die andern Poeten erſter Größe, welche unſer Vaterland hervorgebracht hat, verherrlicht worden ſind. In dem erſten Vorzimmer derſelben ſtößt man auf Bilder nach Walther von der Vogelweide von Gaſſen und im zweiten auf Gemälde zu Wolfram von Eſchenbach's „Parcival" von Hermann. Das Servicezimmer zeigt uns Illuſtrationen zu Bürger's Gedichten von Foltz, der Thronſaal Darſtellungen zu Klopſtock von Kaulbach, und der Salon Bilder zu Wieland von Neureuther. Im Schlafſaal iſt Goethe durch Kaulbach, im Schreibzimmer Schiller durch Foltz und Lindenſchmitt und in der Bibliothek Tieck durch Schwind zur Darſtellung gekommen. Endlich enthält der zweite Stock, der dem geſelligen Vergnügen des Hofes dient, Chöre der Muſen in zwei Wandbildern und tanzende und muſicirende Geſtalten in den Frieſen von Hiltensberger und Anſchütz.

Indem ich endlich noch die italieniſchen Landſchaften von Rottmann unter den Arcaden aufſuche, welche durch Diſtichen des Königs Ludwig erklärt werden, muß ich es jedem Beſucher von München überlaſſen, in welcher Reihenfolge er ſich die aufgeführten Kunſtwerke anſehen will. Ich bin der hiſtoriſchen Entwickelung gefolgt, um die Schätze, die ſich hier vorfinden, in das klarſte Licht zu ſtellen. Es iſt aber natürlich, daß Jeder, der die bairiſche Hauptſtadt kennen zu lernen ſtrebt, ſich gleichzeitig alle diejenigen Werke betrachtet, welche das Gebäude enthält, dem er gerade ſeine Aufmerkſamkeit widmet. So wird man in der Glyptothek neben den Antiken die Bilder von Cornelius, in der Pinakothek neben den alten Gemälden die Loggien deſſelben Meiſters und die Künſtlerſtatuen Schwanthaler's, in der Neuen Pinakothek neben den neuen Bildern die Fresken der Außenſeite von Kaulbach und in den königlichen Schlöſſern die hiſtoriſchen und poetiſchen Verklärungen zu gleicher Zeit in Augenſchein nehmen. Außerdem hat der Eine mehr Neigungen für Dieſes, der Andere größere Vorliebe für Jenes. Welchen Dingen er alſo vorzugsweiſe ſeine Zeit widmen will, das muß er mit ſich ſelbſt überlegen und abmachen. Soviel iſt aber gewiß, daß der Gebildete überall die vielfachſten Anknüpfungspunkte findet, wobei wir ihm noch überlaſſen, ſich in den vielfachen Privatſammlungen und Ateliers umzuſehen, auf die wir hier nicht beſonders eingehen können.

16.

Sitze der Wiſſenſchaft.

Der Schwerpunkt Münchens liegt für den Fremden offenbar in ſeinem Kunſtleben. Es gibt aber auch viele Leute, die ein größeres Gewicht auf die Wiſſenſchaft und ihre Anſtalten legen. Deshalb will ich verſuchen, auch dieſen in aller Kürze gerecht zu werden, zumal da auch in dieſer Beziehung manche intereſſante Thatſachen mitzutheilen ſind.

An der Spitze der wiſſenſchaftlichen Inſtitute ſteht natürlich die Univerſität, die ſeit 1828 unter dem Namen der Ludwig-Maximilians-Hochſchule von Landshut nach München verlegt worden iſt. Eine bedeutende Anzahl der an derſelben beſchäftigten Männer habe ich bereits genannt, als von den neuen Berufungen unter König Max die Rede war. Ich brauche deshalb nicht näher auf dieſelben zurückzukommen. Wol aber muß ich nachtragen, daß dieſelbe noch manche andere Celebritäten beſitzt. Der Theologe Döllinger, der Hiſtoriker Söltl, die Juriſten Bluntſchli, von Beyer und Dollmann, der Nationalökonom von Hermann, die Philologen von Laſaulx und Hoffmann, der Chemiker Pettenkofer, der Botaniker von Martius, der Phyſiologe Harleß erfreuen ſich eines ſo guten Namens, daß ſie nicht vergeſſen werden dürfen. Daß München eine berühmte Akademie beſitzt, an welcher Friedrich Heinrich Jacobi, Schelling und Thierſch nacheinander Präſidenten waren, verdient gleichfalls der Erwähnung. Außerdem nenne ich die Polytechniſche-, die Kreis-, Landwirthſchafts- und Gewerbe-, die Baugewerk- und die Handelsſchule, ſowie das Taubſtummen- und das Blinden-Inſtitut unter ſolche Anſtalten, deren Richtungen bereits in ihren Benennungen bezeichnet ſind. Dabei fehlen auch die Gymnaſien und lateiniſchen Schulen nicht, welche zu den genannten Anſtalten vorbereiten ſollen.

Aber die Wiſſenſchaft iſt nicht allein im Munde der Gelehrten und Weiſen. Sie bedarf auch der mannichfachſten Hülfsmittel, um ihre Sätze und Behauptungen lebendig zu machen. Beſonders die Naturwiſſenſchaften, deren Erkenntniß erſt die neuere Zeit zu einer immer größern Klarheit gebracht hat und die ſich gerade unter König Max einer bevorzugten Pflege erfreuen, bedürfen zu ihrem Unterricht der mannichfaltigſten Zurüſtungen, Inſtrumente und Sammlungen. Und für dieſen Zweig des Wiſſens iſt in der bairiſchen Hauptſtadt gleichfalls in trefflicher Art geſorgt. Sie beſitzt unter Anderm eine Sammlung phyſikaliſcher und optiſcher Inſtrumente, welche der Phyſiker und Mathematiker benutzen kann. Das Naturaliencabinet, die Petrefactenſammlung, das Herbarium und die Geognoſtiſche Sammlung dienen dem Studium der Naturgeſchichte, welcher auch in lebendiger Weiſe der Botaniſche Garten gewidmet iſt. Wer die Wunder des Weltalls in ſich aufnehmen will, der kann auf der Sternwarte hinlängliche Gelegenheit finden. Daß das Chemiſche Laboratorium zu den beſuchteſten und berühmteſten Anſtalten gehört, verdankt es hauptſächlich ſeinem weltberühmten Lehrer Liebig. In gleicher Art wurde für das Studium der Archäologie geſorgt, die im Antiquarium, welches reich an ägyptiſchen, griechiſchen und römiſchen Alterthümern iſt, vielfache Hülfsquellen beſitzt. Dazu geſellen ſich noch die ſehr intereſſanten vereinigten Sammlungen, in denen man gleichfalls die intereſſanteſten culturgeſchichtlichen Ausflüge machen kann.

Während die vorgenannten Sammlungen nur einzelnen Zweigen des menſchlichen Wiſſens dienen, vereinigt die Bibliothek die Hülfsmittel der ſämmtlichen Wiſſenſchaften in ſich. Von der Großartigkeit des Gebäudes, in welchem ſie aufgeſtellt iſt, war ſchon die Rede. Auch haben wir bereits erwähnt, daß ſie nach der pariſer an Zahl der Werke die größte Bücherei in Europa iſt. Man erzählt, daß ſie 800,000 Bände enthalte. Außerdem beſitzt ſie 1300 Incunabeln, 30 alte Holzſchnittwerke und 22,000 Handſchriften, wobei die zahlloſen Diſſertationen und Pamphlete nicht mitgezählt ſind. Ein beſonderer Saal bewahrt in ſechs Schränken die vorzüglichſten Schätze. Dahin gehören der Codex aureus Karl's des Kahlen, welcher reich mit Edelſteinen beſetzt iſt, die Evangelien und das Missale Kaiſer Heinrich's II., die Gebetbücher Ludwig's von Baiern und Herzog Albrecht's IV., die gleichfalls mit Edelſteinen und Miniaturen geſchmückt ſind. Hebräiſche, orientaliſche, griechiſche und lateiniſche Handſchriften der ſeltenſten Art ſind ebenfalls in großer Menge vorhanden. Beſonders hervorzuheben ſind Otfried's „Evangelienharmonie" in Reimen, zwei Handſchriften des Nibelungenliedes, „Parcival" von Wolfram von Eſchenbach, „Triſtan und Iſolde" von Gottfried von Strasburg, der „Frauendienſt" von Ulrich von Lichtenſtein, denen ſich noch viele franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche, engliſche, ſchwediſche, ſlawiſche, ungariſche und eſthniſche Manuſcripte ſowie eine ſtattliche Anzahl chineſiſcher Werke, die durch Profeſſor Neumann geſammelt wurden, anſchließen. Endlich muß ich der vielfachen Autographen berühmteſter Männer gedenken, unter denen Luther, Melanchthon, Calderon, Goethe, Schiller und Jean Paul mit einzelnen Blättern oder ganzen Werken zu nennen ſind.

Kurz, der wißbegierige Wanderer wie der Mann der Wiſſenſchaft finden hier ein Feld, das ſowol der Neugierde wie dem tiefen Studium die reichſte Ausbeute bietet. Tiefer in die einzelnen Zweige einzugehen, würde nicht in den Zweck dieſer Skizzen paſſen. Der Fachgelehrte hat ja auch ſeinen eigenen Geſchmack. Möge ſich alſo Jeder dem Theile der wiſſenſchaftlichen Anſtalten zuwenden, in welchen er ſich am meiſten Befriedigung verſpricht.

17.

Geſelligkeit.

Wenn man das idealiſtiſche München eine Kunſtſtadt nennt, ſo muß das materielle eine Bierſtadt heißen. Es iſt in der That kein leerer Wahn, daß der berühmte Bierkönig, vulgo Rex cerevisiae Gambrinus, hier eine höchſt zahlreiche, ſtillbegeiſterte, ruhig trinkende Gemeinde von Verehrern beſitzt, von denen jeder je nach den ihm vom Himmel verliehenen Gaben eine Anzahl Seidel mit dem bekannten braunen Getränk vertilgt, die ſich nach Umſtänden auf fünf bis zehn Maß, mitunter ſogar noch darüber hinaus erſtreckt. Erkennt man den Engländer an der Theemaſchine, den Holländer an der weißen irdenen Pfeife, den Rheinländer am Schoppen, den Schwaben am Knödel, ſo unterſcheidet ſich der Baier von Allen durch das Seidel.

Man erzählt, daß die Nomadenvölker ihr Vermögen durch die Menge ihres Viehes bezeichnen, der amerikaniſche Anſiedler beſtimmt ſeinen Reichthum nach dem Ackerbeſtande, der Indianer nach den Skalps, die er ſeinen Feinden abnahm, und ſo berechnet innerlich der veritable Baier ſeinen Beſitz und ſein Einkommen nach den Gläſern Bier, die er ſich zu Gemüthe führen kann. Der Genuß dieſes Nationaltranks iſt ſein Hauptvergnügen. Soll er einmal ins Theater gehen, ſo fällt ihm ein, daß ein Billet ſoviel koſtet wie 10—15 Seidel Bier. Soll er eine Reiſe machen, dann überſchlägt er die Hunderte Gläſer, die er ohne ſich zu hetzen und zu haspeln, dafür verzehren darf. Will ſeine Frau ein neues elegantes Kleid haben, ſo beginnt er auch hier wieder ſeine Calculation, und das Reſultat iſt, daß der Gerſtenſaft beſſer ſei als Seide und Wollenſtoffe, die doch nur äußerlich zieren, während die Malzflüſſigkeit innerlich wohlthut. Summa Summarum, unſer guter Münchener begibt ſich nach irgendeinem „Bräuhaus“, um ſeine praktiſche Philoſophie zur That zu machen.

Man kann ſich denken, daß unter dieſen Umſtänden das Familienleben nicht zu der höchſten Blüte gelangt, ſo ſehr es auch die Blüte jedes wirklich gebildeten Volks ſein müßte. Die Frauen ſollen in vielen Fällen kein ſehr beneidenswerthes Loos haben, weshalb denn die Ehen nicht immer die glücklichſten ſein mögen. Der Gemahl muß zur beſtimmten Zeit in die Kneipe, und macht die Gemahlin eine Scene, ſo wünſcht er ſie in Gottes Namen zum Kukuk, der übrigens in vielen Fällen auch nicht ausbleibt, indem er die Geſtalt eines jener Geſellen annimmt, welche die Italiener Cicisbeo zu nennen pflegen. Ob dabei auch die Geſchichte vorkommt, die man von dem Frühlings-Propheten erzählt, der ſeine Eier in fremde Neſter legt, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Jedenfalls wird aber die Sittlichkeit der bairiſchen Hauptſtadt nicht immer in das beſte Licht geſtellt. Und das iſt eine Sache, die uns durchaus nicht gefallen kann. Ihre Gründe und Urſachen wollen wir nicht erſt erforſchen, ſondern uns freuen, daß es am Rhein und in Norddeutſchland meiſt beſſer geſtellt iſt, weil wir darin eine höhere Stufe der Intelligenz und ſittlichen Bildung erblicken. So iſt es natürlich faſt eine Unmöglichkeit, die Münchener in ihren häuslichen Kreiſen zu ſehen, weil ſie in der Regel keine ſolchen beſitzen.

Ganz anders ſteht es mit denjenigen Münchenern, welche, an andern Orten geboren und erzogen, ſpäter überſiedelten, indem ſie meiſtens als Angeſtellte, Gelehrte und Künſtler in die bairiſche Hauptſtadt kamen. Bei ihnen findet man häufig eine freundliche, lebendige, anregende und ausgedehnte Geſelligkeit. Diejenigen, deren Stellung es erlaubt, haben beſtimmte Abende, an denen man ungenirt zuſammenkommt, um ſich zu ſehen und zu unterhalten. Es geht dort zu, wie in Berlin und Paris. Man erſcheint und geht nach Belieben. Die Naturalverpflegung iſt dabei natürlich Nebenſache. Es bedarf nicht des ſchweren Geſchützes hochbeladener Tiſche, die von feinen Leckereien und koſtbaren Weinen ſtrotzen, wie es in den großen Handelsſtädten ſo oft für nöthig erachtet wird, um eine behagliche Stimmung in den Kreis zu bringen. Man verſammelt ſich eben nicht des Eſſens und Trinkens oder der Auſtern, der Leberpaſteten und des Champagners wegen, ſondern um Geiſt an Geiſt zu bilden, um Gedanken an Gedanken zu ſchleifen, um Empfindung an Empfindung zu läutern. Thee, Backwerk, Bier, Butterbrot mit Fleiſch dienen den Magen zu ſtillen, während Wein ſchon zu den seltenern Dingen gehört. Deſto üppiger quillt der Wein der Unterhaltung in dieſen noch friſchen, jugendlichen Kreiſen, die bisjetzt wenigſtens noch nicht abgeſtumpft, blaſirt und affectirt ſind. Offenbar haben die Berufungen geiſtvoller Männer der Wiſſenſchaft und Literatur, welche von König Max ausgingen, einen trefflichen Einfluß gehabt, denn dieſe Geſellſchaften ſind für München faſt alle ziemlich neu und ungekannt. Möchten ſie darum eine ſolche Dauer haben, daß ſie bei dem ſonſt gutmüthigen und wohlwollenden bairiſchen Volke Propaganda machen können.

Bei Dingelſtedt war im Sommer 1854 an jedem Sonnabend Soirée. Ich beſuchte dieſelbe zu verſchiedenen malen und traf ſtets eine höchſt intereſſante Geſellſchaft. In ihm ſelbſt, dem jetzigen Theaterintendanten, fand ich ganz den Alten wieder. Er war charmant, liebenswürdig, elaſtiſch, geiſtreich, wie er mir in unſerm Verkehr ſtets vorkam und wie ich ihn auch vor einigen Jahren verlaſſen hatte. Eine ſolche Perſönlichkeit iſt durch und durch geeignet, einen behaglichen Kreis um ſich zu verſammeln, da ihr die leichtflüſſigen Geſellſchaftsformen munter und angenehm zugebote ſtehen. In dieſem Falle kommt noch hinzu, daß er von ſeiner Gattin, welche bei dem deutſchen Publicum als Fräulein Jenny Lutzer im beſten Andenken ſteht, durch ganz ebenbürtige Eigenſchaften unterſtützt wird. Und ſo bewegte ſich in den eleganten und geräumigen Salons eine Menge von Leuten, von denen faſt jeder einen mehr oder minder bekannten Namen beſaß. Ganz intereſſant waren auch hier die Schauſpieler. Zur Erheiterung der Geſellſchaft wurden einzelne Vorträge gehalten, an denen ſich auch Franz von Kobell betheiligte. Ich halte indeß die Muſik für ein beſſeres Bindemittel ſolcher Geſelligkeit und gebe deshalb dem wunderbar fertigen und klangvollen Geſang, den Frau Dingelſtedt friſch, munter und hinreißend entwickelte, den Vorzug. Ihre Stimme beſitzt noch immer einen ſo wunderbaren Ton, ihre Volubilität iſt ſo groß, und das Feuer, mit dem ſie ſingt, ſo ſprühend, daß man bedauert, ſie nicht mehr auf der Bühne zu beſitzen: denn eine ſolche Nachtigall gehört eigentlich in die immerblühenden Frühlingsgärten der Kunſt, welche durch Theater und Concerte vertreten werden.

An Gelehrten und Schriftſtellern fehlte es auch dem Dingelſtedt'ſchen Kreiſe nicht, einige andere Geſellſchaften aber trugen mehr das Gepräge, daß dieſes Element in ihnen vorwiegend ſei. Beſonders anziehend waren in dieſer Beziehung die Soiréen des Geheimen Legationsraths Dönniges, dem die Wiſſenſchaft und Literatur in München beſonders viel zu danken hat. Und ſo ſah man bei ihm auch faſt die meiſten Perſönlichkeiten, deren Vorgänger er war, nämlich den welt berühmten Chemiker Liebig, den trefflichen Arzt Pfeuffer, den Anatomen Siebold, den originellen und geiſtreichen Socialgelehrten Riehl, den Aeſthetiker Carriere und die Dichter Dingelſtedt, Geibel, Bodenſtedt, Kobell und Heyſe, denen ſich noch manche Auswärtige anſchloſſen. Das kräftige, männliche Weſen des Wirths, dem eine feine, geiſtreiche Gattin zur Seite ſteht, belebte auch dieſen Kreis in angenehmſter Weiſe. Eine ähnliche, noch zahlreichere Geſellſchaft fand ich in den Salons des Freiherrn von Liebig, die zum Theil aus den genannten Perſonen, theilweiſe aus Künſtlern jeder Art beſtand, denen ſich noch beſonders viele Ausländer anſchloſſen. Ich kann es nicht ausdrücken, wie ſehr mir bei dieſer Gelegenheit dieſer ausgezeichnete Gelehrte auffiel. Selten habe ich eine claſſiſch edlere und in jeder Beziehung anſprechendere Erſcheinung zu Geſicht bekommen. Wer hätte nicht ſeine trefflichen Bücher geleſen und bewundert, in denen er der ſonſtigen deutſchen Gewohnheit entgegen die ſchwierigſten wiſſenſchaftlichen Probleme in einfach ſchönem Stile auseinandergeſetzt! Mit derſelben Andacht war ich am Morgen einer Vorleſung gefolgt, in welcher er ſich in ſeltener Klarheit über die Gährung ausdrückte. Und nun erſchien er als einer jener Weltmänner, denen nicht die verfeinerte Form der Geſellſchaft, ſondern die echte Humanität jene liebenswürdige, einfache Art und Weiſe verliehen hat, die uns Geiſt und Herz in gleicher Weiſe anmuthet. Er war nicht blos Fachgelehrter, wie die meiſten deutſchen Profeſſoren es ſind, er war Menſch im beſten Sinne, der ſich auch mit Kunſt und Literatur beſchäftigt, und ſich durch ihre Werke erquickt, um ſich für ſeine ſchwierigen Forſchungen zu ſtärken.

Eine andere freundliche und wohlthuende Erſcheinung iſt der Geheimrath Thierſch, bei dem ich gleichfalls einen angenehmen Abend verbrachte. Daß bei einem Manne, der ſein ganzes reiches Leben den Griechen und Römern widmete, die Humanität ihr ſicheres Aſyl gefunden habe, läßt ſich denken. In dieſem Hauſe wehte wirklich ein helleniſches Element. Und es war auch ein ganz ſüdlicher Abend. Aus dem Gartenſaale trat man zwiſchen die Gebüſche der hübſchen Anlage, die ſich hinter demſelben erſtreckte. Auf den Tiſchen brannten Lampen und beleuchteten die zerſtreuten Gruppen der Männer, Frauen und Mädchen, die ſich lebhaft unterhielten. Es war eine Art Akademie, die der würdige greiſe Philoſoph mit freundlichen Reden anregte und erfreute. Unter den Gelehrten iſt auch noch Friedrich Bodenſtedt anzuführen, bei dem ich in einer kleinen Geſellſchaft war, die „Mirza Schaffy" mit Funken ſeiner Weisheit und ſeine Frau mit Liedern, welche wie der Schlag eines Waldvogels klangen, würzten.

Im Kaulbach'ſchen Hauſe gab es gleichfalls ſehr vergnügte Abende. Obgleich der Herr deſſelben ſich in Berlin aufhielt, um dort die Ausführung ſeiner Fresken zu leiten, ſo fanden die Fremden und einheimiſche Bekannte und Freunde dort eine gaſtliche Aufnahme durch die treffliche Gattin des Künſtlers. In der That eignet ſich dieſe Wohnung auch ausnehmend gut zur Hoſpitalität. Das zierliche Haus, welches ein weiter Garten umgibt, und die ſchönen Zimmer, welche edle artiſtiſche Werke ausſchmücken, geben dem Eintretenden ſogleich eine behagliche Stimmung. Es wehte mich etwas an, was ich ſo oft in den Häuſern der düſſeldorfer Freunde empfunden hatte. Man ſah, daß es Allen vergnüglich und munter ums Herz war. Jener Ton klang, der faſt immer klingt, wenn ſich bildende Künſtler zuſammenfinden. Freilich beim nähern Zuſehen gewahrte man auch eine Menge von münchener Celebritäten. Da war Foltz, der Hiſtorienmaler, Seibertz, der den „Fauſt" illuſtrirte, Schäffer, der Kupferſtecher der Madonna della Sedia, der Schlachtenmaler Dietz, die Kunſtſchriftſteller Förſter und Teichlein und manche Andere. Die Muſik wurde durch Moſcheles, der mit ſeiner Familie aus Leipzig herüberkam, vertreten. Uebrigens fehlte es zugleich nicht an einer Menge von andern Gelehrten, die ich ſchon in den früher geſchilderten Kreiſen aufgeführt habe.

In den aus Gelehrten und Künſtlern beſtehenden Geſellſchaften der „Zwangloſen" und „Altengland" ſowie in dem Künſtlerverein „Stubenvoll" fand ich gleichfalls mannichfache Anregung und Unterhaltung. Viele andere müßige Stunden, in denen man überdies zu eſſen und zu trinken gezwungen war, „um die Begierde des Tranks und der Speiſe zu ſtillen", wurden nach der Art und Weiſe der Baiern zugebracht, d. h. man ging ins Wirthshaus, bei welchen Gelegenheiten man gleichfalls eine Menge von intereſſanten Bekanntſchaften zu machen oder die gemachten fortzuſetzen pflegte, denn München wimmelte von Celebritäten aller Art. Freilich kam man ſelten zum behaglichen Genuß der Perſönlichkeiten, man konnte ſich nicht ausſprechen, genießen, kennen lernen. Es war ein flüchtiges Begegnen, das oft mit einem raſchen Aneinandervorübergehen begann und endete, aber es hatte doch ſein Schönes und Anregendes, ſo viele Leute zu ſehen, von denen man Bücher geleſen, Bilder geſehen und Muſik gehört hatte. Die Grüße, die auf dieſe Weiſe gewechſelt wurden, waren deshalb nicht minder herzlich, denn es galt ſtets auf ein Wiederſehen in ruhigerer Zeit. Von Schriftſtellern, die in München anſäſſig ſind, begegnete ich noch May, dem Dichter der „Zenobia", und Meyr, dem Verfaſſer einer „Agnes Bernauer". Mit Hackländer, der den Tag vor meiner Abreiſe eintraf, ſah ich mich nur einige Momente. Dr. Guſtav Kolb von der „Allgemeinen Zeitung" erſchien mehre male im Theater. Beſonders reichlich war die Muſik vertreten. Von Moſcheles iſt bereits die Rede geweſen. Eine der angenehmſten Begegnungen war mir Niels Gade, der treffliche däniſche Tondichter, deſſen Muſik uns oft ſo ſeltſam anmuthig anwehte wie die uralten Märchen des Nordlandes, und den ich längſt kennen zu lernen gewünſcht hatte. Der alte treffliche Spohr aus Kaſſel und Lindpaintner aus Stuttgart wurden mir aus der Ferne gezeigt. Wie könnte ich erſt die bildenden Künſtler alle nennen, mit denen hier und dort ein Wort geredet wurde!

Daß es an ſolchen Orten, wo unſer Herrgott ſeinen Arm herausſtreckt, wie man am Rhein von den Wirthshäuſern ſagt, in München nicht fehle, verſteht ſich von ſelbſt. Glücklicherweiſe kann man auch überall hingehen, ohne ſich zu compromittiren; denn hier gibt es keine Vergnügungsorte erſter, zweiter, dritter und letzter Claſſe. Hier gilt wie im „Don Juan“ kein Stand und Namen. Der Vornehme ſitzt neben Geringen, der hohe Staatsbeamte neben dem ſchlichten Arbeiter. So ein Brau- und Bierhaus kann ſagen wie der erſte Reſtaurateur: „Kommt Alle zu mir, ich werde euch reſtauriren.“ Wer hier nach Tiſche hübſch elegant bei Tamboſi Kaffee oder Eis genommen hat, der geht nachher in den Frühlingsgarten oder in das Engliſche Kaffeehaus; um ſich am Bier zu erlaben, worauf er noch eine ſo unzählige Menge Kneipen durchmachen kann, daß es unmöglich wäre, alle gangbaren Namen in Einem Athem zu nennen. Will er fein ſchließen und im Hirſch, in der Traube, im Bairiſchen Hofe ſein Souper einnehmen, oder will er, wie wir es eines ſchönen Abends verſuchten, ein gutes Beefſteak und ein treffliches Bier im Hôtel Leberwurſt unter Gevatter Schuſter und Schneider einnehmen — gleichviel! — kein Menſch macht ihm einen Vorwurf darüber. Und das hat etwas menſchlich Hübſches.

18.

Ausflüge.

Die Kunſt iſt lang und das Leben iſt kurz. Das kann auch mit andern Worten heißen, daß die Kunſt ſo lang iſt, daß ſie das Leben kürzen kann. Zu viel iſt ungeſund, ſelbſt der Genuß der ſchönſten Dinge. Je mehr der Geiſt ſich mit intereſſanten Gegenſtänden beſchäftigt, deſto mehr wird er müde und abgeſpannt. Wenn es bei mir auch nicht gerade derart ſtand wie bei dem Dr. Detmold, deſſen Wahlſpruch war, daß auf einen gründlichen Rauſch ein gründlicher Katzenjammer folgt, ſo kamen mir während meines münchener Aufenthalts doch mitunter Stunden, wo ich der dramatiſchen und bildneriſchen Kunſt ſowie der Poeſie und Wiſſenſchaft gründlich ſatt war und wo ich gleichfalls des Fracks und der Glacéhandſchuhe, dieſer Eintrittskarten in die Geſellſchaft, gern entbehren mochte, um mich in die ſtille und heimliche Einſamkeit der Natur zu flüchten. Wer ſich ſelber kennt, deſſen treueſte Freundin iſt die Natur. Der Menſch findet ſich am beſten in ihr wieder. Und wenn ſie ſogar Gram und Kummer zu heilen weiß, dann verſteht ſie es noch beſſer, die Betäubung der Sinne zu löſen.

Es iſt ein arger Irrthum, wenn man die Umgegend der bairiſchen Hauptſtadt für unſchön und öde verſchreit. Die meiſten Leute beſuchen ſie von Augsburg her, und dieſer Weg iſt allerdings ziemlich reizlos und kahl, zumal da er ſich ſtundenlang ohne alle Abwechſelung hinzieht. Ganz anders aber wird es, ſobald man ſich der Iſar nähert; denn wo gäbe es ein Flußthal, welches nicht in der einen oder andern Beziehung eigenthümliche maleriſche Vorzüge entwickelte! Oder will man es leugnen, daß eine Fahrt nach der Bavaria, die auf der linken Seite des Fluſſes auf einer alten Ufererhöhung liegt, bei klarem Wetter allerliebſte landſchaftliche Bilder entrolle? Ich rede hier nicht von dem nördlich gelegenen München, obgleich es einen ganz hübſchen Eindruck macht. Aber gegen Süden erheben ſich über kleinen waldigen Vorbergen, die ſich vielfach übereinanderſchieben, die kühnen zackigen Hörner der Bairiſchen Alpen und bieten ein Gemälde, auf deſſen Mannichfaltigkeit der Blick gern ausruht, beſonders wenn es ihm ſelten gegönnt iſt, die Eis- und Schneeberge zu begrüßen. Ein anderer ſchöner Weg erſtreckt ſich auf dem höhern rechtſeitigen Iſarufer hinter der Vorſtadt Au nach Heidhauſen hin. Dort iſt das Land auch fruchtbar und trägt Korn und Weizen in ſchwerer goldener Fülle, was dem Auge und Herzen als Vordergrund ſo überaus wohlthut. Nach Süden rückt hier das bairiſche Gebirge noch ſtolzer und mächtiger in die Nähe. Um Sonnenuntergang hat man zugleich herrliche Blicke in die Niederung, in welcher München angelegt iſt, deſſen Thürme und Paläſte alsdann oft in einem ſeltſamen Meere von goldigen Lüften ſchwimmen, die man bei uns am Rhein und in Norddeutſchland nicht ſo leicht wiederfindet.

Doch das ſind eigentlich nur ſo ganz allgemeine Veduten, wie man ſie auch auf Stahlſtichen und Lithographien ſieht, die dem Reiſenden als Erinnerungsblätter an die berührten Orte dienen.

Unter des Laubdachs Hut,
Wer gerne mit mir ruht,
Der komme geſchwinde, geſchwinde!

Im Engliſchen Garten, der ſich faſt zwei Stunden den Lauf der Iſar entlang nach Norden dehnt, iſt das herrlichſte Waldleben zu finden. Rieſenhafte Baumgruppen wechſeln mit weiten Raſenplätzen. Hin und wieder rauſcht das wilde opalgrüne Bergwaſſer des Fluſſes in gewundenen Armen durch die tiefe Grüne, indem es unterwegs mitunter einen Weiher bildet, auf dem Schwäne kreiſen, mitunter aber auch in einem See ausruht, über welchen die Möwe hin- und widerzieht und ſchrille Töne ausſtößt. Die Vegetation beſteht freilich nicht aus den deutſchen Lieblingsbäumen, nämlich aus Buchen und Eichen, aber ich habe nie die Weiden, die Eſchen, die Silberpappeln und die Erlen in ſo rieſenhaftem, grandioſem Wuchs geſehen als in dieſem Parke, der nur Bäume zieht, die ein großes Maß von Näſſe ertragen können. Eines Tages machten wir eine Partie nach dem Aumeiſter, wie ein Vergnügungsort heißt, der eine Stunde weit in dieſer Wildniß liegt. Dort wohnt der Förſter, dem die Pflege des Parks anvertraut iſt. Profeſſor Riehl hatte eingeladen, und Geibel, Heyſe und Laſaulx waren von der Geſellſchaft. Daß es alſo nicht an guter und anregender Unterhaltung fehlte, läßt ſich denken. Da der Sommertag überaus prächtig war, ſo hob ſich die Stimmung noch ganz beſonders. Wie nah blickte man da nicht mitunter in Scenen, die ſonſt nur die Einſamkeit und Stille enthüllt! Eine Kette Faſanen rauſchte hier ins Gebüſch, dort flüchtete ein Reh in das Dickicht. Und welche kräftige, goldige Beleuchtung gegen Abend! Funkelnde Strahlen fielen durch das ſaftige Laub, das ich ſelten ſo groß entwickelt und tief gefärbt ſah. Es war eine rechte Naturſchwelgerei, die man ſo nah an einer Hauptſtadt nicht leicht wiederfinden wird.

Eine andere hübſche Fahrt machte ich mit einem rheiniſchen Landsmanne nach der Menterſchwaig. Wir hatten den ganzen Morgen in den Glypto- und Pinakotheken verbracht und ſehnten uns aus der Kunſt in die Natur. Heiße Mittagshitze brütete überall, als uns der Wagen über die Iſar und die ſüdlich ſich hebenden Höhen hinaufführte, an denen zuweilen ein leiſer Luftzug, den die Schneeberge gekühlt hatten, voll Labung dahinſtrich. Die Straße ging dann zwiſchen Fruchtfeldern und kleinen Wäldern hin, bis er rechts in eine Art von Baumgarten abzweigte. Der Kutſcher hielt, und wir befanden uns an einem der berühmteſten und vielbeſuchteſten Vergnügungsorte der Umgegend. Menterſchwaig heißt in unſerm Deutſch das Gehöfte des Menter, der ſein früherer Beſitzer war. Aus dichten Bäumen erheben ſich die traulichen Gebäude. Vor dem Hauſe verſtreuen die Linden einen erquicklichen Schatten über Tiſche und Bänke, an welchen große Geſellſchaften Platz finden können. Hier und dort ſteht auch ein Sommerhaus oder ein überdachtes Zelt, das bei Regenwetter Schutz und Schirm bietet. Zugleich hat man hier einen großartigen Blick in eine wilde und unbändig Natur; denn links im Grunde gewahrt man das breite und ſeltſam geſtaltete Bett der Iſar, die mehr als 100 Fuß in der Tiefe über Kies und Gerölle dahinfährt. Man gewinnt hier recht eigentlich das Bild eines reißenden Gebirgsſtromes, der, wenn Schnee und Eis im Frühjahr ſchmelzen, unzählige und reiche Zuflüſſe erhält, welche ihn in einer Weiſe anſchwellen, daß er ganz aus Rand und Band kommt, während er im Sommer, nur durch die Waſſer der Gletſcher genährt, ziemlich anſtändig und ruhig fortan fließt. Durch die Thauzeit aber wird der Charakter dieſes Flußbettes beſtimmt, das ſich als eine tiefausgewaſchene Rinne mitten in der Hochebene offenbart, die man nicht eher zu Geſicht bekommt, als bis man am Abgrunde ſteht. Bei großer Waſſerfülle mag es hier noch ſeltſamer ausſehen, wenn der flutende Strom in der Tiefe brauſt und ziſcht. Aber auch jetzt war es ein Gemälde voll wilder Naturkraft und Fülle, und dabei von einer Einſamkeit, daß Einem, zumal wenn man nur nach Süden ſchaut, Gedanken an die unangebauten Strecken der Neuen Welt kommen. Weithin iſt nämlich Alles mit Wald bewachſen, über dem die weißen Häupter der Alpen ragen. In dieſer Gegend wird auch die München-Salzburger Eiſenbahn über die Iſar gelegt. Wir ſahen uns den kühnen Bau an und fanden dort Hunderte von Arbeitern beſchäftigt, den mächtigen Viaduct, welcher die Ufer verbinden ſoll, aus der Tiefe heraufzuführen. Es wird ein ſtolzes Werk, in dem der Menſch ſeine Herrſchaft über die Hinderniſſe, die ihm die Natur in den Weg legt, glänzend bethätigt.

Als wir uns Alles angeſehen hatten, ſetzten wir uns zum Mittagsmahl in die Kühle der ſchattigen Bäume und erfreuten uns der trefflichen Forellen und des freundlichen Wirthes, der uns auf mancherlei Fragen verſtändige und beſcheidene Antwort gab. Der gute Mann hieß Zörnlein, aber wie lucus a non lucendo, denn er war die perſonificirte Sanftmuth. Sein Geſicht war das Wohlwollen ſelbſt. Keine Gedanken von Neugierde, Zudringlichkeit und Renommiſterei, wie ſie ſonſt dieſem Genus ſo leicht zueigen werden. Wir durften einen Blick in die Küche thun, wo die blankgeſcheuerten Gefäße an den Wänden ſtanden und wo es in den Töpfen ſott und auf den Pfannen briet; denn oben in dem Salon mit den großen Fenſtern ſollte ein Mittagsmahl ſtattfinden, zu dem die ſauberſten und reinlichſten Anſtalten getroffen waren. Es wurden ja auch Fürſten und Grafen erwartet. Unterdeß ſaßen unten die armen Flößer des Gebirges und tranken ihr Bier und aßen ihr Brot. Sie hatten ihr Holz den Strom hinab und weiter in die Donau bis nach Wien gebracht. Nun kamen ſie in Gruppen oder einzeln, die Aexte auf dem Rücken, das Ufer herauf. Die Menterſchwaig ſchien ihnen als Sammelplatz zu dienen. Die Ankömmlinge wurden jauchzend begrüßt. Bald ſaß in unſeder Nähe ein ganzer Schwarm um einen Tiſch und führte die lebendigſte Unterhaltung in einer Sprache, die wir für eine fremde halten mußten, obgleich es Oberbairiſch war. Franzöſiſch und Engliſch hätten wir beſſer verſtanden. Wir traten hinzu, um uns die Trachten anzuſehen. Da wurden wir gleich treuherzig begrüßt. Dieſe Tiroler ſchüttelten uns die Hände und ſagten uns — ſoviel verſtanden wir nämlich von den harten Kehllauten —, daß es mit dem Holzhandel ſchlecht ſtehe und daß ſie in Wien wegen des öſterreichiſchen Papiergeldes ihre liebe Noth hätten. Als wir Abſchied nahmen, fanden ſich auch die vornehmen Gäſte ein, um ſich oben an den Rheinwein= und Champagnerbatterien wohl ſein zu laſſen. Wie gemüthlich iſt doch ein ſolches Wirthshaus, wo ſich Hoch und Gering mit gleicher Behaglichkeit niederläßt! In einer ſolchen ſüddeutſchen Kneipe entfaltet ſich gleich das ganze Volksleben. Und ſo fuhren wir durchaus befriedigt nach München zurück, das ſich unten in der Niederung vor unſern Augen ausdehnte.

Die großartigſten Naturſchönheiten genoß ich indeß auf einer Fahrt nach dem Starnbergerſee, wie ihn die Münchener zu nennen pflegen; denn in den geographiſchen Handbüchern und auf den Landkarten heißt er ziemlich unpoetiſch der Würmſee. Otto von Schorn, deſſen Kunſtberichten unſere Leſer wol ſchon im „Deutſchen Kunſtblatt“ und in der „Europa“ begegnet ſind, war mein liebenswürdiger Führer. Wir mietheten uns einen Einſpänner, deſſen Lenkung wir ſelbſt übernahmen, und machten uns frühmorgens auf den Weg. Da unſer Roß kein Renner arabiſcher Zucht war, ſondern viel von einer zimperlichen alten Jungfer hatte und die Beine unbeſtimmt kreuzweiſe durcheinanderwarf, ſo hatten wir Muße genug, uns das Land anzuſehen. Anfangs ging es durch Dorf und Feld, dann gelangten wir in den Wildpark, der ſich ſtundenlang hinzog und ſchmucke Tannen und Buchen und Eichen von dem kräftigſten und herrlichſten Wuchs, aber kein Wild aufwies, obgleich mein Begleiter mir viel davon erzählt hatte. Zuletzt wurde das Land hügelig. Es ging in leiſen Windungen bergauf und bergab. In der Ferne tauchte mitunter das Gebirge mit ſeinen rieſigen Formen auf. Das Vorland war mit geſtreckten Wäldern bedeckt, aus denen hier und da unabſehbare Fruchtfelder hervorſahen. Ich empfand hier lebendig den Unterſchied zwiſchen den münchener und den düſſeldorfer Landſchaftsmalern, der nicht durch ein beſtimmtes Princip, ſondern durch die Naturumgebung bedingt iſt. Bei uns am Rhein iſt der Beſitz zerſtückelt, man ſieht überall Einzelheiten, das Detail wiegt vor, während in Baiern das Eigenthum noch zuſammengehalten und darum maſſenhaft iſt. Hier treten uns die Flächen und Erhebungen großartiger und koloſſaler entgegen. Und ſo iſt es auch mit den Beleuchtungen, die überhaupt in der Nähe der Alpen eclatanter, ſchärfer und beſtimmter ſcheinen, als in den Mittelgegenden Deutſchlands, wo ſie der Gegend indeß einen innigen, traulichen und gemüthlichen Charakter verleihen.

In Starnberg, das am nördlichen Ende des Sees liegt, hielten wir an, um zu frühſtücken. Dann ſtiegen wir in den Kahn. Der See ſchlug im Morgenwinde lebhafte Wellen. Wir ruderten nach Berg, dem Luſtſchloſſe des Königs Max, das ſich links, alſo auf der rechten Seite des Flußſees, erhebt und in keinen koloſſalen Verhältniſſen erbaut iſt. Es ſcheint, daß der Fürſt hier mehr der Idylle als der Regierung obliegen will. Den hübſchen, freundlichen Park durchwanderten wir zu Fuß und fanden lauter heimliches, trautes Naturleben. Hier und dort ſang noch ein verſpäteter Vogel, der Häher flog mit wildem Geſchrei auf, das Eichhorn huſchte an uns vorbei und erkletterte den Gipfel. Segelvögel, Schwalbenſchwänze und Schillervögel wiegten ſich von Blume zu Blume. Dann und wann plauderte ein Bächlein vom Berge den plätſchernden Wellen des Sees entgegen. So gelangten wir zu Leoni, einem hübſchen Gaſthofe am Waſſer, den ſchattiges Gebüſch und Baumwerk umgibt. Die Sonne brannte heißer, der Wind legte ſich. Alles lud zu einem dolce far niente. So beſchloſſen wir, an dieſem Orte unſere Mittagsruhe zu halten.

Wer kennt nicht das Märchen vom Mittagszauber, in dem die abgeſchiedenen Geiſter umgehen, die Nixen ſich zeigen, die Gnomen aus ihren Bergſpalten kriechen? Rings lag Alles in duftigem Dämmer, kein Blatt regte ſich. Aber wir waren keine Sonntagskinder und konnten deshalb den Spuk nicht ſehen. Und doch war es wunderbar genug. Die Fiſche ſchnellten ſich in die Höhe und machten niederfallend weite Kreiſe im Waſſer. Hier und dort ſchillerte der Sonnenſchein auf den blanken Schuppen des vorbeiſchießenden Hechtes. In der Ferne fuhren Boote. Am Himmel thürmten ſich die Wolken in phantaſtiſchen Formen. Das Gebirge lag warm verſchleiert. Und nun rollte es über den Wäldern, ein Gewitter ſtieg auf, das Waſſer wurde ſchwarz und ſpiegelte die zackigen Blitze. Die Wogen erhoben ſich mit ſchäumigen Häuptern. Doch die Unruhe dauerte nicht lange. Als das Wetter vorüber war, zeigte die Luft eine wunderbare Klarheit. Die Alpen lagen auf einmal ſo nahe, als könnte man mit der Hand hineingreifen. Ich ſah hier zuerſt die Zugſpitze. Nun ging es raſch in den Kahn. Wie geheimnißvoll lockt das Waſſer, es war wie in Goethe's „Fiſcher"! Grüngoldig ſtill und märchenhaft lag die Tiefe unter uns. Es konnte keinen beſſern Moment zum Baden geben. In paradieſiſcher Lebensluſt ſtürzten wir uns in den See, der leicht und fröhlich die Schwimmer auf ſeiner Oberfläche trug. Unter uns eine Tiefe von 300 Fuß, oben der lachende Himmel! Es war ein koſtbares, kühnes Gefühl.

Dann fuhren wir nach Poſſenhofen, dem Luſtſchloſſe des Herzogs Max in Baiern, wo einſt die Roſe blühte, die der jugendliche Kaiſer von Oeſterreich pflückte. Wir wanderten durch den Park und betrachteten das Schloß. Da kamen auch die Geſchwiſter der Kaiſerin, die Prinzeſſinnen in einem großen Wagen und die Prinzen auf kleinen Pferden. Aber wir mußten fort. Der Kahn lenkte nach Starnberg. Aus den Binſen des Ufers flogen die Waſſervögel auf. Wir paſſirten allerlei Landhäuſer von beſcheidener Bauart; denn ihre Beſitzer ſind keine frankfurter, kölner oder elberfelder Kaufleute, noch weniger mailänder Patricier, die ihre Villen am Comerſee haben. Links ſtand auch ein Schloß des Prinzen Karl. Dann landeten wir an dem Platze, von dem wir unſere Seefahrt begonnen, nachdem wir noch das eine und andere Lied aus luſtiger Studentenzeit geſungen hatten. Der Duft der Fluren, welche durch den Regen erquickt waren, quoll uns balſamiſch entgegen. Im Wirthshauſe zu Starnberg lärmte lautes Abendleben. Aber unſer Stündlein ſchlug, wir mußten zurück.

Und auch der Heimweg war ſchön. Beſonders der Wildpark entfaltete jetzt ſeine Heimlichkeit. Kaum waren wir durch das Gatter, das ihn ſchließt, ſo gewahrten wir rechts und links vom Wege auf den breiten Raſenplätzen ganze Rudel von Wild. Hier und dort ſprang ein Pärchen von Rehen. Weiterhin luſtwandelten die gelben und ſchwarzen Hirſchkühe mit ihren Kälbern, den Kopf am Boden und nur dann und wann mit klugen Augen aufblickend. Dabei fiel es ihnen nicht ein, zu entfliehen. Sie fürchteten das Fuhrwerk nicht, an deſſen Anblick ſie gewöhnt waren. Nur die jüngſten Thiere gingen zuweilen einige Schritte aus dem Wege. Mitunter aber ſahen wir auch am Rande des Waldes einen Hirſch mit hohem Geweih, der ſich indeß ſchnell verlor, weil er ſich wohl bewußt war, daß er zumeiſt als Ziel des verderblichen Rohrs der Flinte betrachtet wird. Und ſieh, auch ein paar wilde Säue rollten borſtig und grunzend über die unwillkommene Störung in das Dickicht. Dabei ragten die Bäume bewegungslos in den ſtillen Nachthimmel, ſie erſchienen als die Hüter des hundertfältigen Wildes. Was Wunder, daß wir voll Naturfrieden zurückkehrten!

Wer längere Zeit in München bleibt oder mehr Muße hat, der kann noch eine Menge von ſchönen Ausflügen machen, zu denen die nahen Alpen einladen. Ich war gezwungen, mich mit dieſen kleinern Partien zu begnügen. Das Bedürfniß des täglichen Spazierganges aber wurde im Engliſchen Garten befriedigt, von dem ich ſchon erzählt habe. In ſeinen der Stadt zunächſt gelegenen Theilen treibt ſich an hübſchen Tagen eine vergnügte Menge umher. Mitunter hört man dort die rauſchenden Klänge einer guten Militärmuſik. Scharen von zierlichen und rothwangigen Kindern ſpielen durch das Grün. Elegante Equipagen und Reiter auf muthigen Pferden fliegen vorüber. Man kann aber auch an all dieſen Dingen vorbei, um ſich in das Gebüſch zu werfen und auf einer Bank unter dem Schattendach hoher Weiden die Kühlung zu ſuchen. Auf mich übte jener einſame Platz, wo ſich ein Iſararm über Felſen in kühnem Falle hinſtürzt, ſtets einen beſondern Reiz aus.

Doch genug der Wanderungen! Ich muß in die Heimat, wo ich die ſchönen, freundlichen und genußreichen Tage in treuer Erinnerung halten werde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Anzeigen.

Georg Franz, Buchhändler in München,

Peruſagaſſe Nr. 4,

empfiehlt außer einer reichen Auswahl von Beſchreibungen bayeriſcher geſchichtlicher, architektoniſcher und artiſtiſcher Merkwürdigkeiten

Acht Tage in München für Reiſende jeden Standes.

Eine kurze Beſchreibung der in dieſer Hauptſtadt befindlichen Sehenswürdigkeiten nebſt Angabe von Ausflügen in die Umgebung.

5. ganz umgeänderte Auflage mit Plänen. 16. Geb. 48 Kr.

Münchener Tags-Anzeiger,

ein täglich erſcheinendes Blatt, welches vorzüglich das Intereſſe des Fremden bei ſeiner Ankunft, während ſeines Aufenthalts und auch bei ſeiner Abreiſe berückſichtigt. Er erſcheint täglich und gibt an was in Theatern, Concerten, öffentlichen Sitzungen ꝛc. für den Tag zu ſehen und zu hören iſt.

Preis jeder einzelnen Nummer 2 Kr.

Sammlung von Stahlſtichen

der intereſſanteſten Baudenkmale, Punkte ꝛc. ſowol von München als andern Städten und Gegenden Bayerns, welche in verſchiedenen Abtheilungen als Souvenirs und Albums abgetheilt, oder auch in einzelnen Blättern (das Blatt zu 12 und 24 Kr.) zu haben ſind.

Plan der Haupt- und Reſidenzſtadt München

mit den Plänen der Glyptothek, der beiden Pinakotheken, der Vereinigten Sammlungen, der Wiſſenſchaftlichen Sammlungen im Wilhelminiſchen Gebäude, des Hoftheaters, des Engliſchen Gartens und des Luſtſchloſſes Nymphenburg.

In Mappe 48 Kr.

Bei Unterzeichnetem iſt erſchienen:

Reiſe in Tirol
in
landſchaftlicher und ſtaatlicher Beziehung.

Von
Matthias Koch.

8. Geh. Preis 1 Fl. 36 Kr. Rh. oder 1 Thlr.

Manheim. J. Bensheimer.

Reiſe um die Welt
in den Jahren 1844—1847.

Von
Karl Grafen von Görtz.

Drei Bände.
Mit einer Karte.

Gr. 8. Geh. Preis 10 Fl. 12 Kr. oder 6 Thlr.

Die Friſche der Auffaſſung, die Lebendigkeit und die Präciſion der Darſtellung und das warme Intereſſe, das für die Natur und die Menſchen und beſonders für alles Dasjenige dieſe Schilderungen durchdringt, was, wie die Sklavenfrage und die ſittlichen und politiſchen Zuſtände der bereiſten Gegenden, jedem Menſchenfreund am Herzen liegt, halten den Leſer durch das ganze Werk hindurch fortwährend feſt, und geben ihm das Gefühl, als ob er ſelbſt den muthigen, jedem Eindruck offenen, ſcharfen Auges beobachtenden und unbefangenen Reiſenden begleitete. Dazu kommt, daß es vortrefflich, ohne eine Spur von Künſtelei geſchrieben iſt. Ein hübſch gezeichnetes Kärtchen veranſchaulicht den Reiſeweg.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Briefe
eines deutſchen Künſtlers
aus
Italien.

Aus den nachgelaſſenen Papieren von
Erwin Speckter aus Hamburg.

Zwei Theile. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Figuren.

Geſchichte, Leben und Scenerie
aus
Italien.

Von
Ferdinand Gregorovius.

8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corſica hat eine ſo glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien überſetzt worden iſt), daß gewiß auch die vorliegenden **italieniſchen Schilderungen** des ſeit vier Jahren in Italien weilenden Landsmanns auf günſtige Aufnahme ſeitens des deutſchen Publicums rechnen können. Es ſind „Blätter aus ernſten Wanderjahren“ in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weiſe des Verfaſſers. Die Schrift zerfällt in folgende Abſchnitte: Ein Beſuch auf Elba. Der Ghetto und die Juden in Rom. Idyllen vom Baltiſchen Ufer. Idyllen vom Lateiniſchen Ufer. Römiſche Figuren. Capri, eine Einſiedelei.

Kunſtwerke und Künſtler
in
Deutschland.

Von
G. F. Waagen.

Erſter und zweiter Theil. 12. 3 Thlr.

Die Theile ſind auch einzeln zu haben unter folgenden Titeln:

Kunſtwerke und Künſtler im Erzgebirge und Franken. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kunſtwerke und Künſtler in Baiern, Schwaben, Baſel, dem Elſaß und der Rheinpfalz. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lucas Cranach
des Aeltern Leben und Werke.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet
von
Chriſtian Schuchardt.
Zwei Theile. Nebſt einer Monogrammentafel
12. 4 Thlr.

Eine kunſtgeſchichtliche Monographie, die für jeden Kunſtforſcher und Kunſtfreund, aber auch für jeden Geſchichtsforſcher hohes Intereſſe hat. Der erſte Theil des Werks enthält die Lebensbeſchreibung Cranach's und ſeiner Schüler, ſowie die Urtheile verſchiedener Schriftſteller über Cranach. In erſterer iſt zum erſten male ein reichhaltigeres, aus urkundlichen, bisjetzt ganz unbekannten Quellen geſchöpftes Material benutzt und ein anſchauliches Bild von Cranach als Menſch und Künſtler gegeben worden. Der zweite Theil iſt der Beſchreibung von Cranach's Werken gewidmet; die reiche Maſſe derſelben (Originalgemälde, Aquarellmalereien, Zeichnungen, Kupferſtiche und Holzſchnitte) iſt ſtets nur nach eigener Anſchauung kritiſch beſchrieben und beurtheilt, und zum erſten male von den Werken ſeiner Söhne, Schüler und Gehülfen klar geſchieden. Das ganze Werk iſt das Reſultat eines langjährigen, mit der größten Umſicht und Sachkenntniß verfolgten Studiums.

Rafael von Urbino
und sein Vater Giovanni Santi.

Von
J. D. Passavant.
8. Mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Folio

Es iſt mehrfach der Wunſch ausgeſprochen worden, von dieſem Werke, das in der Kunſtliteratur Epoche gemacht und deſſen Werth im In- und Auslande allgemeine Anerkennung gefunden hat, den **Text einzeln** zu beſitzen, während Andere nur die **Abbildungen** wünſchten. Die Verlagshandlung hat ſich daher entſchloſſen, in der Ausgabe auf Velinpapier **den „Text“ des Werkes ohne den Atlas zu 8 Thlr., den „Atlas“ ohne den Text zu 10 Thlr.** einzeln abzulaſſen. Der Preis des ganzen Werks bleibt in dieſer Ausgabe 18 Thlr., in der **Prachtausgabe** (mit Kupfern auf chineſiſchem Papier) 30 Thlr.

Brockhaus' Reise-Atlas.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Hiervon sind erschienen:
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden.
Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen).
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen).
Die Sächsische Schweiz (mit 9 Abbildungen).
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen).
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg (mit 6 Abbildungen).
Preis eines jeden Blatts 5 Sgr.
Weitere Karten und Städtepläne werden in rascher Folge erscheinen.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Johann von Werth.

Eine deutſche Reitergeſchichte

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Köln.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'ſchen Buchhandlung.
1858.

Druck von M. DuMont Schauberg in Köln.

11

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An Karl Friedrich Leſſing.

Mein alter Freund, ſchau her, ein Bild!
Ich hab's gemalt. Im Rheingefild
Wuchs auf mein Held Johann von Werth.
Mit derbem Muthe, ſcharfem Schwert
Hat er, ſo Herz, wie Haupt voll Brand,
Gegeben ſich dem Vaterland.
Dem Kaiſer und dem Reiche treu
Stob in den Kampf er ſtets aufs Neu
In Kriegen, die mit dreißig Jahren
Wüſt durch die Heimat hingefahren.

Du kennſt die wilde, rauhe Zeit;
Du haſt ihr ſelber einſt geweiht
Den Künſtlergeiſt. Ich ſah manch Blatt,
Das deine Hand geſchaffen hat,
An deinem Heerd. Hier eine Schlacht,
Dort eine kühne Reiterwacht,
Hier ſpähend Volk im Waldverſteck,
Dort Ueberfälle dreiſt und keck!
Ich habe drauf den Geiſt gerichtet,
Als ich das Lied vom Werth gedichtet.

Und auch an dich hab ich gedacht:
Du ſchöpfeſt immer aus dem Schacht
Des deutſchen Volksthums treu und ſtark;
Die Thaten voller Kraft und Mark,
Die einſt der Stamm der Heimat ſchuf,
Die Männer, deren Ruhm und Ruf
Hellklingend in die Zeit getönt,
Haſt du durch hell Gebild verſchönt,
Du thateſt es als deutſcher Meiſter:
Rings danken dir die deutſchen Geiſter.

Oft wollt' ich ſchon ein Lied dir weihn,
Mein lieber Freund! Dies Lied ſei dein!
Ein ſtarker Ton paßt deinem Pfad:
Du liebeſt kühne Männerthat,
Hier haſt du ſie aus einer Bruſt
Voll echter treuer Heimatluſt!
Gott geb, daß mir der Sang gerieth!
So nimm dies deutſche Heldenlied!
Leb wohl und bleibe mir gewogen
Gleichwie in Zeiten, die entflogen!

Köln, 1. December 1857.

W. M.

Johann von Werth.

Erſtes Stück.

Es war am hohen Waldesrand,
Der Schwaben trennt vom Frankenland,
Da brannte durch die dunkle Nacht
Das Feuer einer Reiterwacht,
Und ſeltſam flackernd ging der Schein
Hier wieſen, waldwärts dort hinein.
Hier zeigt er weitgedehnte Auen
In nebelhaftem Wintergrauen,
Dort kahler Eichen Stämm' und Aeſte.
Es ruhten drunter bärt'ge Gäſte,
Von Pelz verhüllt, in Schlaf verſenkt.
An Zügeln, die der Reiter lenkt,
Sind Roſſe angezäumt den Bäumen;
Sie ſchnaufen oft gleich wie in Träumen.
Des Obriſt Zelt ſteht in der Ferne.
Am Himmel leuchten kalt die Sterne.

Und herrſchet rings auch nächt'ge Ruh,
Am Poſten geht es luſtig zu.
Es hocken um das warme Feuer
Die Kinder wilder Abenteuer,

Die von des Krieges Sturm und Wind
Zuſammen hier gewürfelt ſind:
Verwettert Volk! Wirr iſt das Haar,
Gebräunt die Haut, die Blicke klar,
Keckfriſch der Mund, kehlrauh die Töne.
Das ſind des Krieges wilde Söhne.
Auch ſagen die zerzauſten Trachten:
Sie ſchlugen ſich in manchen Schlachten.

Der Eine wärmt ſich Fuß und Hand,
Der Andre ſchürt den Kohlenbrand
Mit ſeiner Pik'. Der Dritte brummt,
Das Schwert abwetzend. Jener ſummt
Ein friſch tollkühn Soldatenlied.
Und dieſer kommt und Jener zieht.
Halloh! auf einmal brauſt es laut.
Ein Rudel Burſche wird erſchaut,
Die bringen Beute Pack auf Pack.
Was quiekt denn grunzend in dem Sack?
Ein Ferkel iſt's zum leckern Schmaus.
Die Andern holen Brod heraus
Und Käſ' und Eier zu Genügen.
Roth funkelt Wein in hohen Krügen.
Das alles borgten ſie beim Bauern,
Lang mag er auf die Rückgab' lauern.
Schau, in den Pickelhauben blinkt
Der Wein, den Jeder ſchnalzend trinkt.
Dann lodern kniſternd auf die Flammen.
Das ſchmort und backt und brät zuſammen.
O trefflich ſaft'ge Feldwachtküche!
Den Schläfern ſteigen die Gerüche

Zur Naſe ſelbſt im tiefen Traum.
Da füllt ſich immer mehr der Raum
Am Feuer an; denn Wein und Braten
Die locken mächtig den Soldaten.

Bald iſt geſtillt die erſte Gier,
Da ruft es dort, da ruft es hier:
„Hei, die Rekruten muß man loben,
Denn ſie beſtanden ihre Proben!
Den Imbiß ſchafften ſie zur Stund.
Wachtmeiſter Fix, thut auf den Mund
Und von dem Obriſt meldet ihnen,
Bei deſſen Fahne ſie jetzt dienen.“
Fix, der bei Seite ſaß im Rauch
Der kleinen Pfeif’ — ſo iſt’s ſein Brauch —,
Steht auf und nähert ſich dem Schwarm.
Seltſam, ihm fehlt der linke Arm,
Doch geht’s zum Kampf, ſo ficht der Rechte.
Sein Rößlein ſchult’ er zum Gefechte.
Es trägt ihn ohne Zaum und Zügel,
Die Schenkel lenken feſt im Bügel.
Schlau lächelnd tritt er in den Kreis,
Trinkt aus dem hohen Krug mit Fleiß,
Er ſtopft und brennt ſich an die Pfeife
Und dampfet runde Wolkenreife;
Aufs Rauchen iſt er ſo bedacht,
Er raucht ſogar im Sturm der Schlacht.
Jetzt läßt er in der Krieger Glieder
Auf einem Sattel ſtill ſich nieder.

Dann hebt er an: „Kreuzſchwerenoth!
Geht es zum Leben, geht’s zum Tod,

Wir ziehen mit Johann von Werth.
Das iſt der Mann mit Pferd und Schwert,
Dem nie ein Reiter glich noch gleicht,
So mancher jetzt die Welt durchſtreicht.
Er iſt der Führer unſrer Schar,
An Schnelligkeit gleich wie ein Aar,
An Kraft und Stärke wie ein Leu,
Wie lacht ſein Herz ſo froh und treu!
Sein Willen iſt ſo feſt wie Eiſen! —
Reſpekt! den wollen wir beweiſen:
Er lebe hoch!“ — Und rings entfährt
Den Kehlen: „Hoch Johann von Werth!“

Sie trinken all. Der Alte wiſcht
Den Schnurrbart ab, und neu erfriſcht
Beginnt er alſo: „Glaubt es nicht,
Was vornehm Volk hochnäſig ſpricht:
Der Obriſt ſei von altem Adel.
Es war ein Bauer ohne Tadel,
Sein Vater, der aus Friesland kam
Und ſeinen Sitz am Rheine nahm,
Denn treu hielt er am alten Glauben,
Den ſie daheim ihm wollten rauben.
Ich habe ſelbſt den Mann gekannt:
Zu Büttgen in dem jülicher Land
Setzt' er mit Weib und Kind ſich feſt.
Ich kam zur Welt in jenem Neſt.
Kam dort der Bub ins Leben an,
Hat er ſchon mitgebracht den Jan,
Ich weiß es nicht. Den Kinderſamen
Beſieht man — doch wer kennt die Namen?

Der Alte hatte ſeine Noth,
Gott gab ihm ſpärlich täglich Brod,
Doch wuchſen prächtig in der Rund
Die Burſchen fröhlich, friſch, geſund.
Johann zumal gedieh an Wuchs.
Stark wie ein Wolf, klug wie ein Fuchs
War er von Sorte ſonder Gleichen
Mit Schalkenſtücken, Schelmenſtreichen.
Doch ward er bald von Haus gethan.
Es ſteht die Burg von Schlenderhan
Unfern der Erft am Hügelhang,
Dort wohnen lange Jahre lang
Die Freiherrn Frentz. Jan kam aufs Gut
Und übte dort die Schweinehut.
So fand er rings in Wald und Haide,
In Hof und Stall, auf Feld und Weide,
Von Welt und Leben abgeſchieden,
Viel gute Tage voller Frieden.
Nur manchmal klopft ihm auf das Blut,
Es ſteigt ihm in den Kopf die Glut,
Das iſt, ſieht er das ſchlanke Gretchen,
Potz Blitz, ein ſauber luſtig Mädchen!

So hat er, was ſein Herz begehrt.
Nun brachte man der Zeit ein Pferd
Zum Ankauf nach der Freiherrn Gute,
Es war 'ne junge ſchwarze Stute,
Von feſten Gliedern, ſchlankem Wuchs,
Ihr Aug' war Feuer, und wie ein Luchs
War ſie unbändig, wild und ſtark,
Gleich Blitzen zuckt es ihr im Mark.

Doch leider konnt' ſie Keiner zähmen,
Es mocht' in Acht ſich Jeder nehmen.
Sie keilte, biß und ſchlug im Kreiſe,
Drum ſtand ſie auch gering im Preiſe.
Wer kaufet, was unbrauchbar iſt?
Da bot der Werth ſich an zur Friſt:
„Gebt mir das Roß, ich krieg' es klein!“
Und muthig ſprang er drauf hinein
Und traf's am Haupt. Da taumelt's hin,
Dann aber ſchwang mit kühnem Sinn
Der wackre Burſch ſich auf den Rücken,
Und ſieh, es folgt' in allen Stücken,
Durch ſeiner Schenkel Kraft gelenkt.
So kauft's der Freiherr. Schier geſchenkt
War ihm das Thier. Doch in die Pflege
Nahm es der Werth jetzt allerwege.
Fortuna nannte man das Roß,
Als man es an die Kette ſchloß.
Zwar durfte ihm kein Andrer nahn,
Sonſt fühlt er ſeinen Huf und Zahn,
Doch folgt's dem Jungen wie ein Hund
So zahm und fromm zum Ackergrund,
Zu Wald und Haid'! Und ſchlecht und recht
Ward nun der Werth ein Pferdeknecht,
Der hier am Pfluge, dort am Wagen
Viel Segen in das Haus getragen.
Auch wuchs im Anſehn er der Mädchen,
Zumal ſtach er ins Aug' dem Gretchen.

Indeß tobt' auf des Krieges Wuth:
Im Reiche gab es Mord und Blut.

Der neue Kaiſer Ferdinand,
Der treu zum alten Glauben ſtand,
Rief Fluch und Bann den neuen Chriſten,
Den Luther'ſchen und Calviniſten.
Da kam gar ſchlimme Jagd den Ketzern,
Die aber ſpielten Trumpf den Hetzern.
In Böhmen, Schleſien, Ungarn, Mähren
Begann im Volk ein furchtbar Gähren,
In Pommern, Brandenburg und Sachſen
Sah man den rothen Aufruhr wachſen.
Es ſengte durch das deutſche Land
Entſetzlich wüſter Kriegesbrand.
Von Oſt zum Weſt, von Süd zum Norden
Hinzogen wilde Streiterhorden.

So ritt zur Schmiede einſt ſein Pferd
Ins nahe Dorf Johann von Werth.
Wie ſeltſam ſchlug ihm auf das Herz,
Als er, umhüllt von blankem Erz,
Kriegshaufen ſah in voller Wehr!
Sie waren von Spinola's Heer,
Des Spaniers, der mit ſeinen Haufen
Nach Deutſchland ging, ſich dort zu raufen
Im Dienſt des Reichs. Das war der Mann,
Der ſchweigend ſprach im Heeresbann,
Der ſah, wenn er das Aug' geſchloſſen,
Der wachte für die Kriegsgenoſſen
Im Schlafe ſelber. Hei, wie zogen
Fußvolk und Reiter kühn verwogen
In Wamms und Panzer, Helm und Hut,
Mit Büchſ', Hellbarde, Degen gut,

Mit wehnden Federn, fliegenden Fahnen
So leicht und hell durchs Thal die Bahnen,
Indeß der Morgenſonnenſchein
Blitzt' auf die Krieger leuchtend ein!
Fortuna wieherte wie toll,
Da nun auch Feldmuſik erſcholl.
Sie ſprang und tanzte bei dem Stück.
„Solch Leben“, meint der Knecht, „welch Glück
Beim Klang von Pfeife und Trompete!“
Der Jan vergaß ſchier ſeiner Grete,
Es brennt ſein Blut, aufſtrebt ſein Haar,
Ihm iſt, er müßte mit der Schaar.

Doch ſieh, der Obriſt mit dem Troß
Lenkt auf das Schlenderhaner Schloß
Und heiſcht Quartier. Fort zog die Ruh,
Bald ging es toll, buntſcheckig zu.
Die Hauptleut' ſetzten ſich zu Tiſch.
Der Freiherr bot Wein, Wildbrät, Fiſch.
Soldaten lärmten beim Geſind
In Stub' und Stall. Es war ein Rind,
Ein Schaf, ein Schwein noch kaum genug,
Zu ſättigen den reiſ'gen Zug.
Dann ward geſungen und geſcherzt,
Den Mägden ſtellten keck beherzt
Die fremden ſchwarzen Burſche nach.
Nie ſah die Burg noch ſolch Gelag.
So fand den Lärm Johann von Werth,
Der aus der Schmiede war gekehrt.
Als er das Roß zu Stall gebracht
Und ihm die Streu zurecht gemacht,

Gelüſtet's ihm nach einem Schmatz,
Er ſucht im Kuhſtall ſeinen Schatz.

Was ſchaut er dort? — Zehn Reitersknechte
Sind mit der Grete im Gefechte.
Sie kämpfen all um einen Kuß.
Es wehrt die Maid ſich, wie ſie muß.
Backpfeifen waren da nicht theuer,
Sie kratzt und beißt. Doch Oel ins Feuer
Gießt nur der Dirne deutſcher Trutz;
Denn Weiberkraft iſt nimmer nutz
Vor zehnfach kräft'gem Männermuth.
Ach, ſie erliegt! Da faßt die Wuth
Den ſtillen Freier Jan von Werth,
Der zornig in die Burſche fährt.
Sich ſelbſt nicht kennend, faßt er an
Und ſchleudert wuchtig Mann für Mann
Raſch durch die offen ſtehende Thür.
Wie kommt denn all das Volk herfür,
Das zuckend, zappelnd mit den Armen
Und Beinen flügelnd ohn Erbarmen
Zum Hofe fährt in kurzer Friſt? —
Zehn Reiter liegen auf dem Miſt.

Der Obriſt, der am Fenſter ſtand
Und Alles ſah, kam hergerannt
Und tobt und flucht. Dann ſtaunt er an,
Daß Einer all dies Werk gethan,
Und denkt, den Burſchen möcht' er werben,
Der ſollt' ihm manchen Feind verderben
In Wald und Haid'. Gedacht, gethan!
Er fordert auf den ſtarken Jan.

Mit ihm ins deutſche Reich zu reiten
Und für den Kaiſer dort zu ſtreiten.
Doch Werth, dem noch der rothe Zorn
Im Blute kocht, trifft wie ein Dorn
Des Kriegers Wort. Er rufet laut:
„Eur Volk iſt auch das rechte Kraut!
Glaubt Ihr, ich ſei ſchon ſo verſunken?
Ich paſſe nicht zu den Halunken.
Auch bin ich nicht nach Krieg begehrlich,
Ich bleib im Land und nähr mich ehrlich.“

Doch als mit Sang und Klang die Schaar
Abends zum Rhein gezogen war,
Ging in den Klee die Gret hinaus,
Sie holte Futter für das Haus.
Nachſchlich der Werth, ein täppiſcher Junge.
Als er ihr naht, klebt auf der Zunge
Das Wort ihm feſt. Sie fragt im Scherz:
„Was willſt du?“ Und ihm kam ein Herz.
Er ſtottert: „Dich will ich zum Weib!“
Sie lacht: „Das wär' ein Zeitvertreib!
Du grüner Burſch zählſt neunzehn Jahr,
Ich einundzwanzig auf ein Haar.
Du biſt nichts, haſt nichts! Kurz und recht,
Ich mag auch keinen Pferdeknecht!“

Werth war's, als ſchläng' der Grund ihn ein,
Als ſchlüg' der Blitz ihm ins Gebein,
Dann ſprang er ſpornſtreichs fort und rannte
Zum alten Schloſſe. Jähzorn brannte
Im Haupt, ihm war das Herz zerriſſen.
Beim Mahle aß er keinen Biſſen,

Und als die Schar der Knechte ſchlief,
Schnürt er ſein Bündel raſch und lief
Zum Stall und kettet los ſein Roß,
Mit dem er in die Weite ſchoß
Nach Köln, hindurch die ſchwarze Nacht,
Und als der Morgen roth erwacht,
Zieht er durchs Thor, durchfragt die Gaſſen,
Um nicht die Spanier zu verpaſſen.
Der Obriſt hatte ſein Quartier
Im Kümpchenhofe: „Ich bin hier!“
Rief Werth ihm zu. Der ließ ihn ſchwören,
Dem Reich und Kaiſer zu gehören.
Dann ward das richt'ge Werbegeld
In blankem Gold ihm zugeſtellt.
Das ſandt' dem Freiherrn auf dem Schloß
Der Werth als Zahlung für das Roß.
Bald ſtand mit Waffen er bewehrt:
Ein Reiter war Johann von Werth.

Da ging ihm erſt das Leben auf,
Da fing erſt an ſein Lebenslauf.
Wie wir hier all zuſammen ſind,
Ward er des Krieges luſtig Kind.
Denn wenn die Welt der Sturm durchweht,
Daß wild es drunter und drüber geht,
Denn wenn ſein Gut von Tag zu Tag
Der Menſch nicht ſein mehr nennen mag,
Da zieht der echte Kerl hinaus,
Da wird ein leichtes Zelt ſein Haus,
Da wird ſein Stuhl ein raſches Pferd,
Und Pflug und Werkzeug wird das Schwert.

Sein Feld iſt Gottes Wald und Hecke
Und ſeine Kirch' des Himmels Decke.
Da muß mit ſeinem blanken Eiſen
Der Mann ſich recht als Mann beweiſen!

Es blieb Spinola in der Pfalz.
Dem Werth ſchmeckt in der Ruh kein Salz,
Er ritt, um träge nicht zu feiern,
Mit ſeinem Roß zu Max von Baiern,
Dem Liga-Haupt; das iſt der Bund,
Der glaubenstreu zum Papſte ſtund
Und feſt an Reich und Kaiſer hielt.
Nun hat nach Böhmen ihn geſpielt
Das Loos des Kriegs. Ihr wißt, es lag
Herr Friedrich von der Pfalz zu Prag.
Er war dort König einen Winter.
Doch war bei Gott nicht viel dahinter
Als Hochmuth, Wind und Eitelkeit.
Er hat entfacht den heißen Streit,
Um mit dem Scepterchen zu ſpielen.
Das dauert kurz. Liguiſten fielen
Ins Land ihm. Tilly hielt die Spitze.
Ha, welch ein Mann! — Wie glühe Blitze
Floß aus den Augen mächtig Licht,
Gelb ſchien ſein dürres Angeſicht,
Spitz war ſein Bart ſeltſam verzwickt,
Auf breitgekrämptem Hute nickt
Ihm eine rothe Hahnenfeder.
Sonſt war er ſchwach. Nicht 'mal von Leder
Trug er das Wamms. Es ſchlafft' ihm grün
Am welken Leib. Doch hielt er kühn

Und ſicher ſtets im Schlachtgewimmel
Auf ſeinem kleinen, magern Schimmel
Im Gurt ein roſtiges Piſtol.
Er rühmt als Junggeſell ſich wohl,
Daß niemals er ein Weib berührt,
Daß nie ihn Durſt zum Wein verführt,
Daß nie er eine Schlacht verloren. —
Auf Böhmens Thron ging's mit dem Thoren
Gar bald zu End. Ihm hat die Schlacht
Am weißen Berg ein End gemacht.
In dieſer Schlacht da lacht das Glück,
Da that der Werth ein Meiſterſtück,
Da fing er aus dem fliehenden Troß
Sich einen Obriſt hoch zu Roß,
Und band ſo Hand wie Fuß mit Riemen
Dem Wüth'gen, das gab blut'ge Striemen,
Legt übern Sattelknopf ihn quer
Und ritt zurück zum Siegesheer,
Wo er ihn vor den Tilly brachte.
Der alte, magre Feldherr lachte
Und hat Johann von Werth zur Hand
Wachtmeiſter Allen klar genannt.

Bald war aufs Neu der Teufel los.
Es wuchs ein Ketzeraufſtand groß
Und hell in Oberöſterreich.
Da übte manchen tollen Streich
Das wilde Landvolk. Ja, die Stiere
Und Bauern ſind dieſelben Thiere.
Doch ſchlugen ſie ſich, das iſt wahr,
Wie eine rothe Höllenſchaar;

Gewehr und Stahl war nicht ihr Schlägel,
Sie hieben nur mit Senſ' und Flegel.
Der Fadinger war lang ihr Mann,
Dann führte Wiellinger ſie an,
Zuletzt befehligt der Student.
Ich ſeh noch, wie das ſengt und brennt
Und mordend ſtürmt. Um zog der Tod,
Die blanken Ströme floſſen roth.
Wir ſtanden unter Pappenheim.
Der trug in ſich den Kriegerkeim,
Als er zuerſt ins Licht geſchrien.
Zwei blut'ge Striemen ſchmücken ihn,
Ausſehn ſie wie gekreuzte Degen.
Und reitet er im Kugelregen,
Da blitzen ſie ihm auf der Stirn,
Brand iſt ſein Herz und Feuer ſein Hirn.
Doch kaum vermocht' er auszuhalten
Der Bauern fürchterlich Gewalten,
Zumal wenn der Student ſie führte
Und ſie zu wildem Raſen rührte,
Bis ihm Johann von Werth im Ritt
Das freche Haupt vom Rumpfe ſchnitt.
Da war zerſtört die Kraft der Bande,
Dem Kaiſer huldigten die Lande.
Da hat der Wachtmeiſter erhalten
Ein Fähnlein für ſein Schädelſpalten.

Kaum ruht' am Donauſtrom der Streit,
Da ging's ins rheiniſche Gebreit,
Es ſcheute Hollands Republik
Der deutſchen Ketzer ſchlimm Geſchick.

Sie ſparte drum nicht Gut noch Geld.
Den Mansfeld ſchickte ſie ins Feld
Aufs Neu für Friedrich von der Pfalz.
Teufel, das war ein Wagehals
Voll Kraft und Liſt! Jüngſt todeskrank,
Ging er noch aufrecht. Als er ſank,
Geſchah's in voller Kriegerwehre,
Als käm' des Schlachtentodes Ehre.
Gott gnade ihm! — Ihm ſchloß ſich an
Sogleich der tolle Chriſtian
Von Braunſchweig. Zwanzig Jahre alt,
Da wollt' der Burſche mit Gewalt
Ein lutheriſcher Biſchof ſein
Zu Halberſtadt. Doch hieß es: Nein!
Und als der Kaiſer ihm's verſagt,
Da iſt er in den Krieg gejagt.
Er raubt' und plündert' in Weſtfalen.
Herr Gott, wie ſeine Leute ſtahlen
In Kirch' und Kloſter! Paderborn
Das fühlte arg des Grimmen Zorn.
Der heilige Liborius
Stand dort im Dom in einem Guß
Von purem Gold, ſchier achtzig Pfund,
Den küßte gleich der Schelm am Mund
Und nahm ihn mit. Zu Münſter drauf
Fand zwölf Apoſtel er zu Hauf
Von Silber ſchwer auf den Geſtellen,
„Fort!“ rief er, „müßige Geſellen,
Geht predigen in alle Welt!“
Er ſchlug aus dem Metall ſich Geld,
Drauf ſieht man, wie's im Lichte ſcheint,
Klar: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!“

Geheim ſtand mancher Fürſt zum Bund,
Der Heſſe that's nicht offen kund,
Doch ſah man ihn durch Weimar-Sachſen
Und Baden-Durlach mächtig wachſen.
Das Kämpfen folgte bald dem Schimpfen.
Der Tilly ſchlug bei Weinsberg, Wimpfen
Und Höchſt das Ketzerheer aufs Haupt,
Das fliehend bis nach Frankreich ſchnaubt.
Zwar ging's uns dort bei Fleury ſchlecht,
Doch in der Belau ging es recht.
Ward mir auch drin der Arm zerſchoſſen,
Wir trieben's muthig unverdroſſen.
Es iſt bei allen dieſen Thaten
Dem Werth manch kühnes Stück gerathen:
Weßhalb die Herrn nach manchen Schlachten
Den Bauern zum Rittmeiſter machten.

Doch blieb der Feind noch immer ſtark.
Herr Chriſtian von Dänemark
Brach plötzlich in das deutſche Reich.
Die Proteſtanten ſtanden gleich
Zu ihm geſchaart. Der Tilly ging,
Daß er die Herrn im Nord empfing:
Bei Stadtloo, Lutter tobt' es los,
Vor der Liguiſten Hieb und Stoß
Zerſtob der Feind. — In jener Zeit
Da ſtrahlte auf im heißen Streit
Ein neues Licht vom hellſten Schein.
Das war der Albrecht Wallenſtein,
Ich ſah ihn ſelber oft im Lager,
Er iſt von Gliedern lang und hager,

Gelb, finſter, grimm iſt ſein Geſicht
Und ſtechend ſeiner Augen Licht,
Die Stirn iſt hoch, die Haare ſteigen
Roth ſtruppig auf. Sein Wort iſt Schweigen.
Man ſagt, er habe viel ſtudirt
Und ſelbſt mit Geiſtern converſirt,
Man ſagt, er leſe in den Sternen,
Wie's ſteh' in Nähen und in Fernen.
Man ſagt auch, — ſtehe Gott uns bei! —
Daß er verſteh' die Zauberei,
Er ſei im Bund mit ſchwarzen Mächten
Und wiſſ' das Kriegsglück feſt zu flechten
An ſeine Fahnen. Sie beſchwören,
Den Hahn könn' er nicht krähen hören. —
Gleichviel, er iſt ein Mann des Kriegs,
Ein Mann des hellen heitern Siegs.
Und er iſt reich. Ertönt ſein Wort
Und klingt ſein Geld, dann ſtrömt es fort
Von luſt'gen kühnen Abenteuern,
Die all zu ſeinen Bannern ſteuern.
Er wiegt ſogar den Kaiſer auf,
Denn wer mit ihm beſchließt den Kauf
Und trotzig, wild und hurtig iſt,
Ob Bauer, ob Edelmann, dem mißt
Er gutes Maß. Den Pferdeknecht
Macht er zum Obriſt, ficht er recht.
Fortuna heißt ſein Sprüchlein fein!
Er ſoll Patron uns immer ſein.
Und dieſer Mann vom luſt'gen Glück
Kam aus dem Türkenkrieg zurück.
Bald ſtanden ſechszigtauſend Mann
Erzfeſtes Volk in ſeinem Bann.

Da hatt' der Mansfeld bald den Reſt,
Es ging der Däne heim ins Neſt.
Man konnte Stralſund zwar nicht nehmen,
Doch mußte ſich der Feind bequemen,
Allwärts den Frieden abzuſchließen.
Man hörte Freudenſchüſſe ſchießen,
Tedeum ſingen, Glocken ſchallen,
Und weiße Fahnen ſah man wallen.

Viel Ehr, viel Feind! Viel Ruhm, viel Neid!
Bald kam dem Wallenſtein das Leid:
Er ward verläſtert giftig ſchnöd.
Die Fürſten, ſonſt ſo zaghaft blöd,
Sie wurden mächtig, ihn zu ſtürzen.
Sie fürchteten, er möchte kürzen
Die Scepterchen ſo wie die Krönchen
Der Vaterland-vergeſſnen Söhnchen,
Und alle Macht und Herrlichkeit
Dem Kaiſer bringen heim zur Zeit.
Ja, Proteſtanten, Katholiken
Die wollten ihn zum Satan ſchicken.
Zu Regensburg auf dem Convent
Nahm er auch bald ein elend End.
Abſetzung traf den Wallenſtein,
Ins heimiſche Böhmen zog er ein.
Wie war das leid Johann von Werth!
Der Friedland hatt' ihn hoch geehrt.
Was half das Grollen? Es hieß reiten
Und, kam's dazu, aufs Neu zu ſtreiten.

Bald kam's dazu. Am Oſtſeeſtrand
Da ſtieg ein Schwedenheer ans Land,

Herr Guſtav Adolf war ihr Leiter.
Bei Gott, der iſt ein hoher Streiter.
Groß ſteht ſein Leib, ſein Anſtand mächtig,
Die blauen Augen glänzen prächtig,
Sein blondes Haar iſt wie von Flachſen,
Und muthig iſt ſein Herz gewachſen.
Er heißt der Leu aus Mitternacht,
Goldkönig auch. Groß war die Macht,
Die er geübt in einem Sommer.
Den Mecklenburger und den Pommer
Gewann er gleich. Beim Brandenburg
Und Sachſen ſchlug ſein Anſehn durch.
Und Frankreich ſchickte Gelder gleich,
Daß er zerbrech' das deutſche Reich.
Was that's? Der Tilly nahm zum Ziel
Sich Magdeburg. Die Veſte fiel
Und ward zu Aſch' und Schutt verbrannt.
Da ſchäumte erſt der Proteſtant,
Jetzt lohten erſt des Haſſes Flammen!
Die Ketzer thaten ſich zuſammen,
Ihr Bauernvolk ſchlug die Soldaten
Wie wild Gethier mit Hack' und Spaten.
Der Heſſen-Landgraf Wilhelm zog
Zur Gränze. Hollands Löwe flog
Gen Deutſchland, daß das Reich verende.
Es gab ein Wirrniß ohne Ende.
Bei Leipzig ſtellte ſich die Schlacht,
Dort ſtand des Schwedenkönigs Macht,
Hier Tilly, der den Kampf vermied,
Bis Pappenheim den Tag entſchied.
Er warf zu früh ſich auf den Feind,
Hin war der Sieg. Da hat geweint

Der Tilly ob dem hitz'gen Thoren.
Die erſte Schlacht hat da verloren
Der greiſe Feldherr. Gottes Wille
Geſchah. Man ſang: „Fleuch, Tille, Tille!"
Er mußte fliehn. Doch tauſendtönig
Schrie Alles: „Heil dem Schwedenkönig!"
Der macht' ſich auf mit blankem Erz
Und zog in Deutſchlands Mark und Herz.
Raſch ging es durch Thüringens Wald,
Im reichen Franken ſtand er bald,
Bamberg und Würzburg nahm er ein,
Vom gelben Main zum grünen Rhein
Flog er im Siegeslaufe fort,
Es huldigte ihm jeder Ort.
Frankfurt und Mainz, Landau und Speier,
Die Ketzer hielten allwärts Feier,
In Elſaß, Pfalz, am Neckarfluß,
In Schwaben. Baiern zum Verdruß
Ging gegen Kurfürſt Max die Fehde,
Das Haupt der Liga. Ha, der Schwede
Stand bald in Nürnberg. Wüſt getanzt
Ward dann am Lech, dort ſtand verſchanzt
Der zähe Tilly unſern Rain.
Sie brachen ihm ins Lager ein.
Da ſtarb der Alte edeln Tod.
Unſäglich ward die deutſche Noth,
Nach Augsburg zog der Feind in Braus
Und ruhte erſt in München aus.
Es waren traurige Geſchichten.
Nichts Gutes weiß ich zu berichten,
Als daß auf dieſer ſchlimmen Fahrt
Johann von Werth ein Obriſt ward.

Doch nach des zähen Tilly Scheiden
Da zeigt' ſich erſt das rechte Leiden.
Wer ſoll des Reiches Retter ſein? —
Das iſt allein der Wallenſtein! —
Der Kaiſer rief, der Feldherr kam.
Wie da der Kriegsmann Dienſte nahm!
Es lief ihm ohne Strümpf' und Schuh
Aus allem Land ein Kriegsheer zu.
Er hat's in Wien zum Schluß gebracht,
Ganz ſteht bei ihm des Krieges Macht,
Er iſt der Generaliſſimus!
So kam der Krieg aufs Neu in Fluß.
Gleich nahm er Leipzig. Im Gebreite
Von Nürnberg legt er ſich zur Seite
Des Schweden, der umſonſt verſucht,
Ihn fortzutreiben. Seine Wucht
Warf nun der Feind ins Baierland,
Zu fachen dort den Kriegesbrand;
Doch iſt mit ſeines Heeres Wogen
Der Wallenſtein zum Nord gezogen.
Wie ſchreckt den Schweden das! Er brach
Bald wieder auf und folgte nach,
Daß er nicht abgeſchnitten werde
Vom Meer und ſeiner Heimaterde.

Doch uns, die Werth'ſchen, ließ man hier,
Das ſchwäbiſch-fränkiſche Revier
Zu überwachen, denn es regen
Die Ketzer ſich jetzt allerwegen.
Es ſcheint, in Sachſen ſchlägt es los.
Oft ziehn aus dieſes Landes Schooß

Hülfstruppen hin. Schlimm geht's den Herrn.
Noch neulich ſchickt' der Oxenſtern
Beiſtand zum Rhein dem Guſtav Horn.
Hei, nahmen wir das Volk aufs Korn!
Es war kein Dutzend, das entfloh.
Dann holten wir den Hohenloh
Ein bei Herrieden. Zehn Kanonen,
Zehn Fahnen thäten uns belohnen. —
Jetzt wißt ihr, wo ihr ſteht! Beim Werth,
Rekruten, ſeid ihr eingekehrt!“

Fix hemmet ſeiner Rede Flug,
Thut aus der Pfeif' den letzten Zug
Und trinkt der Kanne letzten Schluck,
Und wie er dann mit kräft'gem Druck
Den Deckel zuſchnellt, tönet ſchrill
Trompetenſchall. Sie lauſchen ſtill.
Jetzt Feldruf: „Her, her, Alle her!“
Da greifet Jeder zu der Wehr,
Im Wald erhebt ſich's von der Erden,
Die Reiter ſtürmen zu den Pferden.
Ein Augenblick, ſie ſitzen auf,
In Reihen ſteht der feſte Hauf.
Rings Schnaufen und Geſtampf von Hufen,
Dann hört man laut den Obriſt rufen:
„Mir nach!“ — Und in das nächt'ge Dunkel
Verweht der Waffen hell Gefunkel.

Zweites Stück.

Der Ritt war friſch und wild und ſcharf,
Durch den der Werth die Reiter warf
Zur Straße, die von Ansbach ſich
Auf Nürnberg zieht. Das Dunkel wich,
Da lag in einer Waldesecke
Der Haufen ſicher im Verſtecke.
Gleich unten in der Niedrung Grunde
Bedeckt ein fettes Dorf die Runde.
Nur Poſten lauern rings verſtohlen,
Sonſt war die tiefſte Ruh befohlen;
Kein Feuer wurde angefacht,
Kein Rauch ſtieg auf, daß kein Verdacht
Im Land erſteh'. Der Froſt ging hart,
Daß Manchem Haar und Bart erſtarrt
Von eiſ'gen Zapfen. Schaurig reißend
Zog Naſen ſo wie Ohren beißend
Der Wind. Doch Keiner mocht' ſich regen:
Es war wie Frieden allerwegen.
Horch auf! vom Hügel tönen Hufe,
Geſang, Geſchwätz und Führerrufe.

Es nahn der Regimenter drei,
Fußvolk und ſchwere Reiterei.
Wie langſam ſorglos wälzt ſich's an,
Als wär' gefahrlos ganz die Bahn!
Sind's auch die Rechten? Seht im Wind
Die Fähnlein, welche ſchwediſch ſind!
Sie ſehn das Dorf, und jauchzend gellt
Ein gieriges Geſchrei durchs Feld.
Das iſt der Ruf zu Raub und Mord!
Die Schweden ſtürmen in den Ort,
Wo bald die Häuſer, Scheunen, Hecken
Helm, Lanze und Gewehr verſtecken.
„Man muß ſie warm dort werden laſſen,“
So ruft der Werth, „und ruhig paſſen!“

Doch wird der Schwede heiß. Wie hauſt
Er durch das Dorf mit frecher Fauſt,
Verthiert in Wildheit, ach, zum Schauern!
Was hilft's den angſtgepreßten Bauern,
Daß ſie die Thüren hier verrammeln
Und dort um Schonung Bitten ſtammeln!
Erſt ſtallt der Feind die Pferde ein,
Dann holt er Ochſen, Schaf und Schwein,
Es geht ans Metzgern, Sieden, Braten.
Auch kann die Mahlzeit nicht gerathen
Ohn' Wein und Bier. Wo Häuſer ſind,
Gibt's Keller auch. Da wird geſchwind
Durchſucht manch tiefer dunkler Raum.
Bald ſpritzt das Bier mit weißem Schaum,
Bald perlt der Wein in hohen Kannen,
Dann ſättigen die rauhen Mannen

Die rohe Gier. Es gilt, dem Magen
Zuerſt die Rechnung abzutragen.

Kaum gab die Mahlzeit neue Kraft,
Da zuckt und zwickt die Leidenſchaft,
Die aufgeſtürmte läßt der Haufen
Zwanglos die wilden Wege laufen.
Die ſind noch ſonder Arg und Harm,
Die von Getränk erhitzt und warm
Bei Faß und Krügen trinkend hocken,
Die Kann' um Kanne ohne Stocken
Den trocknen Schlund hinunterſtürzen,
Und, um die Zeit ſich zu verkürzen,
Laut fluchen, gurgeln, gröhlen, ſchwirren,
Bis ſich die Sinne plötzlich wirren
Und bis ſie taumelnd und betrunken
Zum Schlafe auf den Grund geſunken.

Viel andrer Burſche wüſte Brut
Treibt ungeſtüm das heiße Blut,
Es glühn voll lüſterner Begier
Die Augen ihnen. Durchs Revier
Ziehn ſie mit brüllend wilden Tönen,
Sie ſuchen nach des Dorfes Schönen.
Ach, nach den Schönen? — Nein, ſie ſtürzen
Sinnlos und frech nach allen Schürzen!
Was iſt ſolch ſchnöder Brunſt noch heilig?
Sie übermannen jäh und eilig
Die junge Unſchuld. Sicher iſt
Die Greiſin nicht zu dieſer Friſt.
Fluchwürdig heiſchet ihre Luſt
Die Mutter, die an keuſcher Bruſt

Den Säugling nährt, ſie heiſchet gar
Die Mutter, die ſonſt ein Altar
Der Ehrfurcht iſt, weil unterm Herzen
Das Kind ſie trägt. Mit üpp'gen Scherzen
Geht's an ein Rennen und ein Jagen
Hier längs den Gärten und den Hagen,
Dort durch der Hütten enge Kammern.
Und allwärts tönt ein endlos Jammern
Von ſchrillen gellen Weiberſtimmen,
Die ſchreckhaft auf zum Himmel klimmen.

Doch ſchreckhafter noch offenbart
Sich rings der Habſucht grimme Art.
Die eine Schaar erforſcht und ſucht
Der Ställe Vieh, der Speicher Frucht,
Der Keller Trank. Die Würſt' und Schinken,
Die lecker fett im Rauchfang blinken
Als Wintervorrath, halten her.
Seht, ſie beladen hoch und ſchwer
Damit die breiten Futterwagen,
Um in die Ferne ſie zu tragen,
Gab Labſal für den Mund. Es werden
Gekoppelt Schaf- und Rinderherden
Zu gleichem Raub. Die alſo ſorgen,
Die denken noch an heut und morgen
Im freſſenden Krieg. Sie ſind noch nicht
Die Schlimmſten. — Aller Menſchenpflicht
Vergeſſen ſtürmen Andre hin
Der Selbſtſucht voll im gierigen Sinn.
So ſtöbern ſie in Grund und Speichern,
Den eigenen Beutel zu bereichern.

Hält ſeine Thür ein Bauer verſchloſſen,
So wird gebrochen und geſchoſſen,
Bis Holz und Eiſen weicht. Der Degen
Und Kolben droht mit Stoß und Schlägen.
Sie mauſen ohne Ruh und Raſten
In vollen Kiſten, leeren Kaſten.
Ach, wo nichts iſt, muß doch was ſein!
Nun wird gefoltert. Furchtbar Schrein
Hört rings man in die Lüfte ſteigen.
Will Wer ſich ſtumm und ſtörriſch zeigen,
So ſchraubt man ihm die Fingerſpitzen,
Wo der Piſtolen Steine ſitzen,
Zum Eiſenhahn. Die Häupter ſengt
Das glühe Feuer. Pfui, man hängt
Geknebelt ſie an Balken feſt
Und gießet, wenn ſie enggepreßt
Daliegen, von dem Miſt die Jauche
Zum offnen Mund aus vollem Schlauche.
Das nennen ſie den Schwedentrunk.
Doch mit dem Schmerz iſt's nicht genung.
Den Andern, die zum Scherz ſie holen,
Beſtreichen ſie der Füße Sohlen
Mit feuchtem Salz. Sie bringen Ziegen
Es abzulecken. Ach, da ſtiegen
Verzweiflungsvollen Lachens Klänge,
Und wüſtaufjauchzend lacht die Menge,
Wenn Einer ſich zu Tode lacht. —
So ſtiehlt und raubt der Feind mit Macht! —

Doch was ſich nicht aufpacken läßt,
Das dienet beim Zerſtörungsfeſt

Dem Muthwill jetzt. Als hätten ſie
Noch nicht genug an Menſch und Vieh
Zu ſtechen, ſtechen ihre Degen
In Frucht und Bettwerk allerwegen.
Ins Feuer, das ſie wärmen ſoll,
Fliegt alles Hausgeräth wie toll,
Die Tiſche, Stühle, Betten, Bänke,
Die Kiſten, Kaſten und die Schränke,
Obſchon im Hof in hohen Schichten
Holzſcheite liegen. Ans Vernichten
Geht's dann der Schüſſeln und der Töpfe.
Es denken die erhitzten Köpfe
Ja nur zum heut'gen Mahl zu bleiben.
Und dann zerſchmeißen ſie die Scheiben
Und ſchmettern alle Oefen ein,
Als wollten ew'gen Sonnenſchein
Und Sommer ſie dem Land verkünden.
Was bleibt, als noch das Dorf zu zünden,
Daß tief zur Nacht die Flammengluten
Hoch in den dunkeln Himmel fluten!

Die Sonne ging zur Rüſte ſchon
Rothgoldenglutig. Horch, ein Ton!
Es ruft der Werth: „Her, Alle her!
Und ſieh, in voller wucht'ger Wehr
Geſtreckten Laufs auf flücht'gen Roſſen,
Doch enge Mann an Mann geſchloſſen,
Hoch in der Fauſt das blanke Schwert,
Mit dem Piſtol den Gurt bewehrt,
So brechen ſie ins Blachfeld ein.
Es ſtrömt der rothe Sonnenſchein

Auf Helm und Harniſch feur'ge Glut.
Ha, die Erſcheinung macht das Blut
Erſtarren und die Haare ſträuben,
Geſpenſterhaft ſieht man ſie ſtäuben
Die ſchweren raſſelnden Geſchwader,
Die ſchier wie eine feur'ge Ader
Von glühgeſchmolznen Erzesbächen
Dort aus den wald'gen Hügeln brechen.
Der ſchwarze Obriſt aber brauſt
Vor Allen hoch. Der Sturmwind ſauſt
Nicht raſender durchs Herbſtgefild.
Es iſt ein furchtbar mächtig Bild,
Rieſenkräftig die Geſtalt,
Das Haupt vom fliegenden Haar umwallt,
Ein Auge, das wie Blitze rollt,
Die Stimme, die wie Donner grollt.
Wie Ein Mann folgen tauſend Reiter. —
Der Sieg iſt ſtets mit ſolchem Streiter!

Jetzt ſind im Dorf ſie überm Feind.
Seht, überall zugleich erſcheint
Die Schaar des Werth! In Hütten, Scheunen,
In Gaſſen, Gärten und an Zäunen
Entbrennet das Gefecht. Es ſchallt
Vom Waffenklang. Es pufft und knallt
Von Flinten- und Piſtolenſchüſſen.
Dann wallt in blauen Nebelgüſſen
Der Pulverdampf, und drin verſchwindet
Der Kampf, der Mann und Mann verbindet.
Draus zucket oft ein Blitz — ein Schrei
Der Noth und Angſt. O, Stahl und Blei

Die ſchneiden ſcharf. Ein Röcheln tönt
Von Sterbenden. Ein Hufſchlag dröhnt
Von einem reiterloſen Roß,
Das zügellos ins Weite ſchoß. —
Dann wird es ſtiller. Rings der Dampf
Zergeht. Beendet iſt der Kampf:
Geſchlagen ſind die Schwedenkrieger,
Und wer nicht fiel, fängt Werth, der Sieger.

Längſt ſank die Sonne hinterm Hügel,
Da ſaß der Held noch feſt im Bügel
Auf offner Straße. Hell wie Tag
War es ringsum, denn brennend lag
Das Dorf in einem Feuermeer.
Wehklagen hoben dumpf und ſchwer
Die armen Bauern. Tief ins Herz
Traf ihn der ungeheure Schmerz.
Was konnt' er helfen? Seine Leute
Gottlob ſind friſch. Ihm lachte heute
Das rechte Glück. Zahlreicher iſt
Wie ſeine Schaar der Feind zur Friſt,
Den er gefangen. Sorglich klug
So ordnet er den Beutezug
Und zieht auf Ansbach. Spät zur Nacht
Wird in der Stadt Quartier gemacht.

Und als er warm dort ſitzt im Stern
Mit ſeiner Fähnlein wackern Herrn,
Und gut getafelt und gezecht,
Denn alſo paßt's nach dem Gefecht,

Hört unten man am Gaſthofthor
Roßſtampfen. Emſig eilt hervor
Der Wirth und Knecht mit der Laterne.
Wer kommt ſo ſpät noch aus der Ferne?
„Iſt Obriſt Werth in Eurem Haus?“
Der Hausherr ſtottert „Ja“ heraus,
Da ſtürmt auch ſchon in raſchem Lauf
Polternd ein Herr die Trepp hinauf,
Und gradaus klirren ſeine Schritte
Zur Stube Werth's. Dort in die Mitte
Der Reiterführer tritt er ſchwer:
„Wie, Spork?“ ſo tönt's, „wo kommſt du her?“

„Von Lützen komm ich aus der Schlacht!“
Erklingt die Antwort. Neugier facht
Da alle Augen glühend an:
„Wie, aus der Schlacht? Erzähl uns, Mann!“
Schreit's kreuz und quer. Spork aber ſpricht
Und ſchaut dem Werth ins Angeſicht:
„Zuerſt von mir, denn Jeder ſteht
Sich ſelbſt der Nächſte. Früh und ſpät
Dient' ich bei Pappenheim's Schwadronen,
Der wußte gut den Dienſt zu lohnen.
Er war der älteſte Reiterheld,
Drum hielt ich mich zu ihm im Feld.
Der Pappenheim iſt nun am Ziel,
Da er in Lützens Ebnen fiel!“
„Todt Pappenheim?“ ſo rufen Alle.
„Wie ging es zu bei ſeinem Falle?“
„Davon nachher!“ fährt Jener fort.
„Nach ihm iſt aller Reiter Hort

Und Schutz und Schirm Johann von Werth.
Drum hör mich, was mein Herz begehrt.
O, nimm mich auf zu deinen Fahnen
Und laß mich folgen deinen Bahnen!“
Da redet Werth und ſchlingt den Arm
Um den Genoſſen feſt und warm:
„Ich bin ein Bauernſohn vom Rhein,
Ich nenne dich von Herzen mein,
Weſtphalens Bauernſohn. Wir haben
Uns längſt gekannt als tücht'ge Knaben
In Schlacht und Krieg. Du biſt ernannt
Hiermit zu meinem Adjutant!“
Da klatſchte Hand in Hand alsbald,
Und rings zuſtimmend Jauchzen ſchallt.
Dann ging der Becher wacker um.
Man rief: „Erzählt!“ Und es ward ſtumm.

Und Spork hebt an: „Ihr alle wißt,
Wie's bis zur Zeit gegangen iſt,
Da ſich vom Schweden hat getrennt
Der Wallenſtein. Als ging's ans End
Der Welt, ſo flüchtig brach er auf:
Nach Schleſien rannt er ſchier im Lauf,
Und überall im Feindesland
Da ſchont er weder Schwert noch Brand.
Aß ſich der Schwed in Baiern ſatt,
So that es auch in Dorf und Stadt
Der Ketzer unſer Kaiſerheer.
Das war dem Guſtav Adolf quer.
Er ging uns nach und warb um Schlacht.
Doch war zu groß des Friedlands Macht,

Mit dem ſich Pappenheim verbunden.
Wir kamen grad zur rechten Stunden
Aus Böhmen. Wie zwei Adler kreiſen,
Die ſich die Krallen wollen weiſen,
Umkreiſten ſie ſich lange Zeit.
Auf einmal fegte ins Gebreit
Der Winter ſcharf mit Schnee und Eis,
Die ganze Welt lag froſtig weiß.
Auf daß man ſchone Menſch und Thiere,
Suchten die Führer die Quartiere
Der Dörfer. Mit der Kälte fiel
Vom Himmel uns des Feldzugs Ziel.
Ruh war ringsum. Der Wallenſtein
Entſandte Pappenheim zum Rhein,
Wo Köln der Holländer bedroht.
Doch folgten kaum wir dem Gebot,
Hinreitend rüſtig friſch auf Halle,
Da ſinnt der Schwede eine Falle
Und rafft zu Hauf ſein ganzes Heer
Feſt, ſicher, ſchnell. In voller Wehr
Will er den Friedland überraſchen
Und ſo den flinken Sieg erhaſchen.
Doch ward noch Keiner aufgehangen,
Man hätt' ihn denn zuvor gefangen.
Der Friedland hört zur Zeit den Plan
Und ſorget, eh die Feinde nahn,
In ſichrer Stellung ſich zu ſchützen.
Er ſtand zum Kampf bereit bei Lützen.

So kam der wilde blut'ge Tag.
Doch ſieh, ein dichter Nebel lag

Rings auf dem Feld mit dumpfer Schwere
Und ſchied die beiden wüth'gen Heere.
Sie ſahn ſich nicht, doch hörten ſie
Sich beide, wenn ein Führer ſchrie,
Wenn Trommel und Trompete klang.
Die Schweden hoben ihren Sang
Zu Hörner- und Poſaunentönen,
Als ſollt' das Weltgericht erdröhnen:
„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!“
Es ging den Deutſchen aller Spott,
So herzerhebend zog der Ton.
Sie riefen: „Jeſu, Gottesſohn,
O, ſteh uns bei! Bitt für uns Armen,
O Mutter Gottes, voll Erbarmen!“
Lang war's, als wollt' der Himmel nicht
Der Menſchen blutiges Gericht,
Da laſtend dumpf der Nebel blieb.
Erſt um die Mittagszeit vertrieb
Ein Wind den Duft. Mit aller Macht
Hub an die fürchterliche Schlacht.

Kanonen donnern auf zum Kampf,
Schlachtruf, Trompeten, Roßgeſtampf
Folgt dann mit wilden Tönen nach.
Das ehrne Heer der Schweden brach
Zuerſt der Kaiſerlichen Reihn.
Zurück warf ſie der Wallenſtein.
Dreimal wogt auf das Glück vom Krieg,
Dreimal ward zweifelhaft der Sieg.
Der Schwedenkönig naht im Ritt,
Wo man um die Entſcheidung ſtritt.

Kurzſichtig ſtürmt auf raſchem Thiere
Er in die ſchwarzen Küraſſiere.
Ein Schuß zerſchmettert ihm den Arm,
Und wie er fliehen will den Schwarm,
Fährt ihm ein zweiter in den Rücken,
Denn ſtatt des Harniſchs ſchweren Stücken
Trug er ein Wamms. Er fällt vom Roß,
Der Haufen, der ihn rings umſchloß,
Erkennt ihn nicht und raubt ihm ſchnell
Die reichen Kleider. Ein Geſell,
Der ihn als Page ſtets begleitet
Und jetzt an ſeiner Seite reitet,
Bleibt ſtumm der Deutſchen haſt'gen Fragen,
Da hören ſie den Blut'gen ſagen,
Daß er der Schwedenkönig ſei.
Zugleich ertönt ein laut Geſchrei,
Die Helfer ſind dem Wunden nah. —
O, welch ein Unheil da geſchah!
Ein ſchwarzer Reiter greift geſchwind
Nach dem Piſtol: raſch wie der Wind
Schießt er es auf den König los —
Die Schläfe traf's. — Tod war ſein Loos.“

Da ruft der Werth: „Was! durch die Schläfe?
Daß dieſen Schuft der Donner träfe!
Daß er ſich krümme in den Staub
Das iſt ja ſchnöder Mord und Raub!“
Und eine große Thräne quillt
Ihm in die ſchönen Augen mild.
„So mußte Guſtav Adolf fallen?
Er war der beſte Feind von allen,

Das macht mir wahrlich größre Pein,
Als hätt' aus unſern eignen Reihn
Manch Einer in das Gras gebiſſen.
Wir werden ſchwer ihn noch vermiſſen.
Ein edler Feind iſt auch ein Glück.
Brav, gut war er in jedem Stück,
Hell war ſein Kopf und rein ſein Herz,
Nie brauchte er ſein ſcharfes Erz,
Unmenſchlich durch das Land zu wüthen.
Er wußte Blut und Gut zu hüten.
Ich ſag's, der alten Kirche Sohn.
Er hatte wahre Religion,
Er war im Glauben echt und treu,
Voll keuſcher Gottesfurcht und Scheu.
Wie er gebetet und geſungen,
Iſt's aus der Seele ihm gedrungen,
Drum klang es auch ſo friſch geſund,
Ganz anders wie im Fürſtenbund
Abtrünn'ger Deutſcher, jener Frechen,
Die Eid und Treu dem Reiche brechen,
Der Vaterland-vergeſſnen Söhnchen,
Die nur erſtreben eigne Thrönchen,
Zerſetzend ihres Kaiſers Thron!
Gott, ihnen iſt Religion
Deckmantel für Verrätherthaten!
Ganz anders aber war berathen
Der Schwedenherr. Wie er's verſtand,
Wollt' er im großen deutſchen Land
Ein mächtig Gottesreich erbaun,
Drauf alle Völker ſollten ſchaun.
O Irrthum! An den kleinen Fürſten,
Die alle ſelbſt nach Herrſchaft dürſten,

Da wäre bald ſein Plan zergangen,
Hätt' er auch nicht den Tod empfangen.
Wir aber, Blut von deutſchem Blut
Mit deutſcher Kraft und deutſchem Muth,
Was brauchen wir der Fremden draus?
Es gilt das Recht im eignen Haus!
Wir müſſen's eigenmächtig ſetzen.
Wer dreintappt, wohl, den gilt's zu hetzen,
Woher er kam!" Da faltet Werth
Die Hände, und zum Himmel kehrt
Er ſein gebräuntes Angeſicht.
„Du großer Gott, verlaß uns nicht!
Du haſt geſtraft den Uebermuth,
Halt Deutſchland treu in deiner Hut!"

Und Andacht herrſchet rings im Kreis.
Allmählich erſt ins alte Gleis
Zieht ſich die Rede. Spork fährt fort:
„Als nun die Schweden von dem Mord
Des Königs hörten, fiel der Schrecken
Auf ſie, um neue Kraft zu wecken.
Sie flohn nicht mit geſunknem Muth,
Sie hoben doppelt ſich in Wuth.
Ein einz'ger Aufſchrei tönte: „Rache!
O, Rache, Rache, tauſendfache!"
Bernhard von Weimar, der im Feld
Uns oft begegnet iſt als Held,
Nahm den Befehl. Viel Führer drangen
Auf raſchen Rückzug. „Welch Verlangen!"
Rief Bernhard trotzig. „Zahn um Zahn
Und Blut um Blut! Drum drauf und dran!"

Da murrte ihm ein Obriſt wieder,
Den ſtach er vor dem Heere nieder.
Und voll von ſchönem Jugendzorn
Nahm er das Schwert und braucht' den Sporn.
„Vorwärts!" und raſſelnd ging es weiter.
Schon ſiegten Schwedens zähe Reiter.

Da ritten grad zur rechten Zeit
Wir Pappenheimer in den Streit.
Von Halle langten juſt wir an
In hurt'gem Ritt auf blut'gem Plan.
Wir ſchnoben in die ſiegenden Krieger,
Wir wurden dieſer Sieger Sieger.
Es war ein unnahbarer Kampf,
Mann gegen Mann im Pulverdampf.
Wir wußten nichts vom jähen Tod
Des Schwedenkönigs. Mächtig loht
Der Pappenheim, ihn zu erfragen.
Den Zweikampf wollt' er mit ihm wagen.
Zu wild durchraſt er das Gewühl,
Das ringsum tobet heiß und ſchwül.
Auf Guſtav Adolf ſtand ſein Hoffen,
Da ward er durch die Bruſt getroffen,
Zwei Kugeln ſchlugen ihm ins Herz,
Da ſank der Mann wie Stein und Erz,
Der noch des Königs Tod vernahm.
Er rief: „Jetzt ſterb ich ohne Gram!"
Sein Athem ſtockt. Es war ein Grauen,
Den todten Leichnam anzuſchauen.
Gleich ihm wohl wenig Männer ſtarben,
Ihn ſchmückten hundert große Narben. —

Noch einmal zuckt die Schlacht empor
Mit neuem Zorn. Doch es verlor
Der Feind den Feind in dunkler Nacht,
Und unentſchieden blieb die Schlacht.
So Katholik wie Proteſtant,
Sie haben Sieger ſich genannt.
Nur Wallenſtein hieß ſich geſchlagen,
Weil heut er nicht davongetragen
Den Sieg — es war zum erſten Mal.
Das gab ihm Unmuth, Wuth und Qual.
Er zog mit ſeinem Heer nach Böhmen.
Da floß das Blut in vollen Strömen.
Zu Prag hielt er ein ſtreng Gericht.
Wer ſich gezeigt als feiger Wicht
Am Lützner Tag, dem ſchlug das Blei
Das matte Haſenherz entzwei.
Doch lohnt er reich zugleich den Muth.
Auch mir, Ihr Herren, ward es gut.
Rittmeiſter bin ich da geworden
Im kaiſerlichen Reiterorden."

Da drückt der Kreis, der um ihn ſtand,
Ihm voller Herzlichkeit die Hand,
Denn ſo im Reiten wie im Streiten
War längſt berühmt in allen Weiten
Der blonde kräftige Weſtfale,
Den ſchon der Krieg durch alle Thale
Der Heimat warf und der vom Knecht,
Wie Werth, in allen Sätteln recht,
Zum Hauptmann ſich hinaufgeſchwungen,
Wie's wenigen vor ihm gelungen.

Der Becher ward aufs Neu genommen:
Es galt dem Spork ein hell Willkommen!

Dann ſaßen ſie tief in die Nacht.
Mit Reden ward ſie hingebracht:
Ob Frieden oder Kriegestage
Im Schooß die ehrne Zukunft trage,
Die nun mit fünfzehn Kriegesjahren
Durchs weite Vaterland gefahren,
Und Armuth, Elend, Noth und Pein
In Stadt und Dörfer warf hinein.
So ſtarr war keine Kriegerbruſt,
Die in die Schlacht geſauſt mit Luſt,
Die nicht gewünſcht, den holden, ſüßen,
Geliebten Frieden zu begrüßen.
Was half's? es lag die Zukunft dumpf
Ein unerquicklich ſchwarzer Sumpf! —
Dann ſtreckten ſie die Reiterglieder,
Die ſtarken, all zum Schlafe nieder.

Bald gaben Antwort jeder Frage
Erneute wüſte Kriegestage.
Der Reichstag Schwedens hat beſchloſſen
Den friſchen Feldzug. Die Genoſſen
Des Bundes ſammelte ſofort
Der Kanzler Oxenſtierna dort
Zu Heilbronn. Herzog Bernhard gleich
Dringt über Thüringen ins Reich,
Des Guſtav Horn Kriegshaufen ſchwellen
Nach Baiern von den Donauquellen,
Indeſſen Arnheim mit dem alten
Matthias Thurn in Sachſen halten.

Zu wachen ob dem alten Prag,
In dem der Friedland zürnend lag.

Und Arbeit gab's. Johann von Werth
Saß Tag und Nacht auf ſeinem Pferd,
Und zwiſchen Donau, zwiſchen Main
Ritt er landaus, ritt er landein;
Denn der Befehl war eingelaufen
Vom Kurfürſt Max, er ſoll die Haufen
Des Herzogs Bernhard haun und ſchlagen,
Daß ſie ſich nicht nach Baiern wagen
Und mit dem Horn zuſammenthun.
Fern war das Raſten und das Ruhn.
Doch treu zu ſeinem Oberſt ſtand
Rittmeiſter Spork, ſein Adjudant.
Bald zogen ſie mit ihren Schaaren
Still einſam durch die unwirthbaren
Hochwälder, Berge, Hügel, Haiden,
Bald, wo ſich große Straßen ſcheiden,
An Strömen, dann unweit den Städten.
Oft ſahn ſie wochenlang nicht Betten.
Ihr Lager war der dunkle Grund,
Die Kammer war des Himmels Rund,
Kriegsmäntel waren ihre Decke.
So brachen ſie aus dem Verſtecke
Jäh, unverhofft und kräftig wild
Durchſtürmend Flüſſe und Gefild,
Und fielen in der Feinde Mitte
Todbringend raſch auf jedem Schritte,
Den Feind zertrümmernd und zerſchlagend,
Beraubend ihn ins Weite jagend.

Es hieß, ging's alſo ins Revier:
„Heut Nacht, da ſchlagen wir Quartier!“
Und zum Quartieraufſchlagen waren
Die Meiſter ſie mit ihren Schaaren.

Von Weißenburg ſoll nach Oettingen
Ein Zug grad Lebensmittel bringen.
Den nehmen ſie mit Mann und Maus.
Dann ritt von Ebermannſtadt aus
Herr Bulach, Bernhard's General,
Dem fiel der Werth im Morgenſtrahl
Bei Breitenfurt in die Parade —
Nach Bamberg ſucht er heim die Pfade,
Denn ſchier vernichtet war ſein Haufen.
Drauf macht er aus einander laufen
Speerreuters Volk. Bei Ahrberg gar
Traf er auf Bernhard Weimars Schaar,
Dem er mit wackern wilden Streichen
Viel Volk verdarb. Doch mußt' er weichen
Der Uebermacht. So kam die Zeit,
Wo endlich zu vereintem Streit
Bernhard und Horn ſich ſtark verbanden
Zu Furcht und Schreck den deutſchen Landen.

Werth flucht, denn ändern kann er's nicht.
Stets that er treulich ſeine Pflicht,
Und als er einſt im Zelte ſchlief,
Bringt Fix ihm einen großen Brief.
Das Siegel Maxens glänzt darauf,
Er bricht erwartungsvoll es auf.
Was ſieht er? Hell durchglüht ein Strahl
Die Augen: Werth iſt General!

Und die Beſtätigung ſchickt zugleich
Kurbaiern und das deutſche Reich.
General des Kaiſers und Kurfürſten,
Danach ſtand längſt ſein Thun und Dürſten!

Er ſteht von Glück und Luſt entbrannt,
Wie freut ſich Spork, ſein Adjutant!
Werth ruft: „Jetzt hat der Bauernſohn
Der echten Treue rechten Lohn.
Nun bin ich fünfzehn Jahr geritten,
Nun hab ich fünfzehn Jahr geſtritten,
Durch Zorn und Wuth und Blut und Brand
Stritt ich fürs deutſche Vaterland,
Das große Eine. Das muß frommen!
Und wenn noch fünfzehn Jahre kommen,
Ergraut im Kampf mein dunkles Haar,
Ich werde nie der Hoffnung baar,
Daß einſt nach all dem wüſten Kriege
Aufſteht das Reich zum letzten Siege!“

Drittes Stück.

Helllachend ſtößt Johann von Werth
Zur Scheide das berühmte Schwert
Und ſpricht zu Spork: „Den Teufel auch!
's iſt wahrlich doch ein andrer Brauch,
General zu ſein. Mit derben Schlägen
Kann man da in die Feinde fegen,
Weil Leute man die Fülle hat.
Jüngſt ging's bei Koſtnitz vor der Stadt
Noch luſtig zu. Da gab der Horn
Vor unſrer Macht dem Roß den Sporn
Und floh mit ſeinem Volk zu Hauf.
Wir hoben die Belagrung auf.
Heut ging's hier zu mit guten Dingen
Bei Friedrichſingen und Möringen.
Speerreuter ſchlug ſich ſchon ein Lager,
Denn Augsburg drüben wurde mager.
Er dacht' der Bauern Scheun' und Ställe
Zu mauſen. Beute und Gefälle
Wollt' er dem Hungervolk dort ſenden.
Sein Vorſatz mußte anders enden.

Wir wuſchen ihm zu Nacht die Haut.
Wie Mancher wälzt' ſich da im Kraut!
Wer floh, den trieben wir zum Sumpf.
So ward vernichtet Stiel und Stumpf!"
Und wie er ſich ſo mächtig freut,
Spricht Spork: „Ja, wir erſtritten heut
Neun Fahnen!" — „Laß ſie zu den andern,"
Ruft Werth, „zu unſerm Kaiſer wandern!"
Dann gab es luſt'gen Reiterſchmaus
Im offnen Feld. Werth theilte aus
Die reiche volle Siegesbeute.
Da ſah man ringsum frohe Leute.
Gold, Waffen, Roſſe, Kleidungsſtücke
Gereichten manchem Mann zum Glücke,
Der ſeine Rüſtung hat verſchabt
Und Stiefel, Wamms und Strumpf vertrabt.
Die Reiter wirren ſich im Trubel,
Fern in das Land verklang der Jubel.

„Zu Pferd!" heiſcht jetzt des Führers Wort.
Sie ſtürzten zu den Roſſen fort.
Ein Wiehern ſcholl, ein Hufepraſſeln,
Ein Schreien und ein Waffenraſſeln.
Da ſtehen ſie in Reih und Glied.
„Vorwärts!" Der ganze Haufen zieht.
Es theilt in Züge ſich die Schaar,
Der Morgen leuchtet hell und klar,
Doch Staub hüllt bald die weiten Horden.
Sie ziehen wacker hin nach Norden.

Da reitet Spork dem Werth zur Seite
Und hebet an: „In Näh und Weite

Beneid' ich keinen Krieger nicht
Als dich. Und was mich zwickt und ſticht,
Das ſind drei Dinge alle Zeit:
Zuerſt des Ruhmes Herrlichkeit,
Den du erwarbſt; es iſt ſodann
Wachtmeiſter Fix, der wackre Mann,
Der treu dir regelt deinen Troß;
Zu Dritt iſt es dein feurig Roß,
Das wie ein raſcher Vogel fliegt,
Das ſtürmt ein Leu. Du haſt erſiegt
Mit ihm wohl hundertmal die Schlacht!“
Werth rufet: „Wacker ausgedacht!
Kurzum, du redeſt gar nicht ſchlecht.
Auch mir ſind die drei Dinge recht.
Doch was den Ruhm betrifft, ſo ſtammet
Er aus der Kraft, die muthentflammet
Ihn wirkt und ſchafft. Du Bruderherz
Schaffſt dir ihn einſt mit blankem Erz.
Das ſag ich deinem Thun voraus. —
Zu Zweit der Fix, das alte Haus,
Das iſt ein Kerl von echtem Schrot,
Es macht ihm wahrlich wenig Noth,
Daß er verlor den linken Arm.
Ich lag zur Zeit mit meinem Schwarm
Im Niederland. Zur Belau flog
Kundſchaftend er. Ein Dutzend zog
Mit ihm dahin. Da ſpürt er bald
Des Feindes nahen Aufenthalt.
Der Feind wollt' ſtürmen eine Brücke,
Daß er uns auf die Pelze rücke.
Fix ſandte mir zwei Knechte zu,
Und mit den andern hielt in Ruh

Er an dem Waſſer. Angeſchoſſen
Kam Volk zu Fuß ſo wie zu Roſſen.
Da knatterte ein Kugelregen
Aus hundert Röhren. Raſch erlegen
Sind Knecht und Roſſe allzumal.
Auch Fix ward pferdelos. Voll Qual
Fühlt er den linken Arm zerſchmettert,
Doch bleibt er ſtehn. Sein Degen wettert
Dort auf der Brücke rechts und links,
Und wo er einſchlägt, ſinkt es rings.
So hielt er lang den ſchmalen Steg
Ein einz'ger Mann. Quer überm Weg
Da lagen die Getroffnen fluchend,
Bis ich, mit meinem Volk ihn ſuchend,
Den Treuen der Gefahr enthieb
Und weit ins Land die Feinde trieb.
Das war ein Stück der Tapferkeit!
Doch mehr ſchmückt ihn in Luſt und Leid
Sein treues Herz. Ein ſeltner Gaſt
Iſt Treu; halt feſt, wenn du ihn haſt!
Ich halt den Fix. Doch gibt's im Heer
Noch ſolcher wackern Leute mehr.
So dünket mich, du kannſt getroſt
Feſthalten deinen Reitknecht Joſt. —
Zum Schluß beneideſt du mein Pferd,
Drin haſt du Recht. Mir ſteht's im Werth,
Daß ich kein beſſres je verlange.
Und reit' ich es auch noch ſo lange,
Ich reit' es lieber jeden Tag.
So wild es Andern ſcheinen mag,
Mir bleibt es zahm. Was thut das Kämpfen?
Sein Feuer kann die Zeit nicht dämpfen!

Als hätt' es menſchlichen Verſtand
Iſt's klug und ſchlau. Wie oft entwand
Ich drauf mich der Gefangenſchaft!
Mit ſeinen Hufen wirkt und ſchafft
Es in der Schlacht gleichwie mit Waffen,
Stets macht es blut'ge Wunden klaffen,
Oft bringt's des Todes letzte Noth.
O, möcht', eh dieſer Krieg verloht,
Gott ſchützen es in jedem Stück!
Fortuna heißt's, es bringt mir Glück.
Und daß es Glück mir bringt, das weiß
Recht gut der Feind. Um jeden Preis
Wollt' jüngſt Taupadel es gewinnen.
Da wählt er ſich mit ſchlauen Sinnen
Den allerſchlauſten Schacherjuden,
Der auf dem Markt und in den Buden
Manch Handelskunſtſtück ausgeführt.
Dem füllet er, wie ſich's gebührt,
Die Taſch' mit blinkenden Dukaten,
Und denkt, dem Schlaukopf ſoll's gerathen,
Daß er beſtechend meine Leute
Das gute Roß für ihn erbeute.
Er naht dem Fix und lobt das Pferd
Und bietet ihm den höchſten Werth.
Doch lächelnd ſtreicht der Fix den Bart
Und wedelt in beſondrer Art
Mit ſeiner Peitſch', indeß er ſpricht:
„Das Roß laſſ' ich um Münze nicht,
Doch zwickt mich grad, ich kann's nicht zügeln,
Ein ſeltſames Gelüſt, zu prügeln.
Jud, wie viel Streiche mit dem Stock
Verträgt dein Kamiſol und Rock?"

Der kreiſcht: „Ihr könnt mir hundert ſpannen,
Reit ich dann mit dem Roß von dannen!“
Fix ſpricht: „Nein, fünfzig thun es auch.“
„Vielleicht“, ſo meint der Knoblauchgauch,
Der in den alten Schacher ſchlug,
„Sind fünfundzwanzig auch genug?“
„Mir recht!“ ruft Fix. Die Launen nutzend,
Feilſcht der Hebräer: „Schlagt ein Dutzend
Und gebt den Gaul!“ „Iſraels Knecht!“
Ruft Fix, „die Hoſe ſpann zurecht!“
Bald lag der Schachrer auf der Bank.
Hei, wie mein Fix das Rohr da ſchwang
Grad auf des Hintertheiles Mitten.
Ein laut „Au waih“ hat ſchrill durchſchnitten
Die Luft weithin. Fix gab ihm Ruh
Und ſprach indeß der Flaſche zu.
„Wie thut's, Sohn Jakobs?“ lacht er dann.
„Wie thut's?“ ſprach der gebläute Mann.
„Gebt mir die andern auch, ſo bin
Ich abſolvirt.“ Nach ſeinem Sinn
Setzt Fix ihm jetzt den zweiten auf.
Da nahm erſt Wehgeſchrei den Lauf.
Lockſpeiſe ſchien der erſte Schlag,
So mächtig kam der andre nach.
Dann ging der Fix aufs Neu zur Flaſche
Und ſtand die Hände in der Taſche.
So ging's beim dritt' und vierten Streich,
Und bei den andern blieb ſich's gleich,
Bis elf dem Juden zugemeſſen.
Da fing der Aermſte an zu preſſen:
„Gebt mir den zwölften und den Gaul!“
Wachtmeiſter aber rief nicht faul:

„Lang kannſt du auf die beiden warten!“
Und Alle foppten den Genarrten. —
So ſprach der Werth. Spork lachte hell
Doch mahnet er den Kriegsgeſell:
„Hab Acht, der Teufel ſoll mich holen,
Sonſt wird das Roß dir noch geſtohlen!“

Sie legten einſt ſich hin zum Schlaf
Des Abends im Quartier. Da traf
Das Ohr des Werth ein Lärm vom Stall,
Das iſt Fortuna's Hufenprall,
Das iſt ihr Wiehern! Unverweilt
Entſpringt der Werth dem Bett und eilt
Zum Hofe hin. Wachtmeiſter Fix
Iſt auch zur Stelle. Augenblicks
Soldaten mit Laternen nahn.
Ei, was ſie nun für Kurzweil ſahn!
Das Pferd hat mit dem Maul erfaßt
Dort einen ungebetnen Gaſt,
Feſt hält es im Genick am Kragen
Mit kräftigem Gebiß den Zagen.
Wie wird er hin und her geſchüttelt!
Die Sinne ſind ihm ganz verrüttelt.
Des Pferdes Augen ſprühen Glut,
Es ſchäumt und bäumet ſich vor Wuth.
Erſt Werth gelingt's, ihn zu befrein.
Was will der Kerl? Wer mag es ſein?
Ohnmächtig liegt er lang am Grund,
Dann öffnet Auge ſich und Mund.
Er blickt verſtört, er ſpricht verwirrt:
„Der böſe Gaul! Ha, angeſchirrt

Hat ihn der Satan. Meiner Seelen,
Solch Hexenpferd läßt ſich nicht ſtehlen!“

Nach vielem Hin- und Wiederfragen,
Da will die Wahrheit endlich tagen.
Seltſam, des Pferds Geſangner war
Ein Krieger aus Taupadel’s Schaar.
Taupadel gilt als beſter Reiter
Im Heer der Proteſtantenſtreiter.
Er iſt ihr Werth. Ihm kam zu Ohr,
Welch Wunderroß ſein Feind erkor,
Er hätte Alles drum gegeben,
Wär ſein die gute Stute eben.
So ſchickt den Burſch er ſchlau gerieben,
Daß er Fortuna ſoll erdieben.
Dem Gegner grub er eine Grube
Und fiel hinein. Das merkt der Bube.

Das war für Werth und Spork ein Spaß.
Wie lachten ſie ohn Unterlaß.
Der Meiſter Fix am andern Morgen
Muß raſch ein Eſelein beſorgen.
Dem Graurock ſchreiben ſie aufs Kleid
Mit rothen Farben dick und breit
Fortuna’s Namen. Flott und frei
Sagt denn ein Brief voll Spötterei,
Den ſie ums Haupt dem Langohr ſchlingen:
Der Werth läßt hier ein Rößlein bringen,
Das trefflich für Taupadel paßt.
Drauf ſetzen ſie den fremden Gaſt
Gebunden auf des Eſels Rücken,
Und daß der Burſch ſich nicht kann drücken,

Steigt Fix mit einem Männerhaufen
Zu Pferd. Dann gibt's ein friſches Laufen.
Sie bringen luſtig Dieb und Thier
Dem Herrn Taupadel ins Quartier,
Und kehren bald nach ſcharfem Ritte
In ihrer Kameraden Mitte.

Auf Eichſtädt geht's. Der Ort iſt feſt,
Doch Niemand kennt im Heer das Neſt
Und ſeine Wälle, Schanzen, Werke,
So wie der Kriegsbeſatzung Stärke.
Wen ſenden ſie als Späher aus?
Das ſchien dem Einarm Fix ein Schmaus.
Raſch ſinnt auf Liſt der alte Fuchs
Und wählt ſich den Genoſſen flugs.
Joſt war's, der Reitknecht Spork's, ein Junge
Wie Milch und Blut mit flotter Zunge
Und derbem Mutterwitz. Der Flaum
Umkeimte ihm die Wange kaum.
Den hüllt er in ein Weiberkleid.
Potz Blitz, das gab 'ne ſaubre Maid,
Dann ſcheert der Fix den Knebelbart
Und zieht ſich an nach Bauernart.
Der Alte ſtellt den Vater vor,
Der Burſch die Tochter. Dann erkor
Fix ſich zwei Gänſe, fette Koſt,
'nen Korb mit Hühnern trug der Joſt,
Als wollten ſie zu Markt ſie bringen.
Drauf ſie nach Eichſtädt munter gingen.
Sie ſtanden bald am Feſtungsthor.
Wie ſchrie die Wach' im lauten Chor!

Die Hungerleider hatten lang
In der Belagrung argem Drang
So gut Geflügel nicht geſehn.
Hei, wie die Brücken niedergehn!
Aufknarrt das Thor. Nun ja, es droht
Von Hühnerbauern keine Noth.
Fix ſchimpft, als wär er Proteſtant,
Auf Rom und Papſt und ſchwört zur Hand,
Daß ihm ein Mann des Wallenſtein
Den Arm zerhauen kurz und klein,
Der brachte mit den Kameraden
Ihm Leib und Gut zu argem Schaden.
Auch ſticht die pralle knappe Dirne
Mit glühnden Augen, freier Stirne
Und mit dem rothen Schelmenmund
Ins Auge dem Soldatenbund.
So darf das Paar zur Veſte wandeln.
Bald gab's ein Markten und ein Handeln
Durchs ganze Neſt. Um einen Schmatz
Ging's gleichfalls oft auf Gaſſ' und Platz.
Doch wie ſie Scherz und Kurzweil machten,
Vergaßen ſie nicht, gut zu achten
Auf Mauer, Baſtion und Brücke,
Kriegsvolk, Geſchütz und Waffenſtücke.
Spät traten ſie den Rückzug an.
Da kannten ſie den Feſtungsplan,
Und blanke Münze hatten ſie
Im Sacke für das Federvieh.
Doch als im Lager ſie erſcheinen,
Iſt Alles mächtig auf den Beinen,
Laut ſchallt der Ruf: „Zu Pferd, zu Pferd!"
In voller Rüſtung prangt der Werth.

Wer zaudert da? Sie ſitzen auf,
Zur Ferne raſſelt Hauf an Hauf.
Taupadel naht. Wie brennt der Werth,
Zu meſſen mit dem Feind das Schwert!
Taupadel naht in weiten Sätzen,
Eichſtädt, die Veſte, zu entſetzen.
Er liegt in Spalt. So kam die Kunde
Durch Späher. Und zur ſelben Stunde
Stürmt Werth entlang das dunkle Land.
Er hat die Braven all zur Hand.
Wer denkt an ihn? Um Mitternacht
Ha, wie es blitzet, knallt und kracht!
Werth ſchlägt Quartier. O grimme Noth!
Die meiſten Schweden frißt der Tod,
Die andern werden all gefangen,
Nur dreizehn Flüchtlinge gelangen
Mit ihrem Führer in die Weite.
Geſiegt hat Werth nach kurzem Streite.

Doch jetzt zur Veſte raſch zurück,
Zu nützen raſch das raſche Glück.
Bernhard von Weimar ſtürmt zum Platz,
Und Kagge eilet zum Entſatz.
Jetzt hilft der Muth, jetzt hilft die Liſt!
Sieh, Spork vermummet ſich zur Friſt
Mit Leuten ſeiner Schaar in Bauern.
Man ſieht ſie bald auf Wagen kauern,
Mit Mehl und Schinken ſchwer belaſtet,
Und eine Schaar von Reitern haſtet
In Weimars Röcken hintendrein.
Da tönt am Thor ein freudig Schrein:

„Die Hülf' iſt nah! Seht Proviant,
Den Herzog Bernhard uns geſandt!“
Die Brücke fällt, die Wagen knarren,
Doch unterm Thore bricht ein Karren.
Spork ſelber riß das Rad heraus,
Und offen iſt des Feindes Haus,
Denn grad im Eingang liegt der Wagen,
Die Flügel ſind nicht zuzuſchlagen.
Auf einmal hört man Waffen lärmen,
Auf einmal ſieht man Roſſe ſchwärmen.
Es kommt der Werth, es kommt der Werth!
Und wie der Sturmwind fegt und fährt
Durchs Thor er mit den Reiterſchaaren. —
Und wieder iſt's ein kurz Gebahren
Mit Schüſſelnattern, Degenraſſeln
Im wirren Durcheinanderpraſſeln. —
Die Macht der Feinde iſt zerronnen,
Eichſtädt dem Reiche neu gewonnen.

Der Sieger ſitzt im Rathhausſaal,
Die Bürger kommen allzumal,
Zu huld'gen ihm. So will's die Sitte.
Da nahet ſich aus ihrer Mitte
Ein ſeltſam Paar. Ein ſchöner Greis
Mit Locken reich und ſilberweiß
Führt eine roſig blühnde Maid.
In ihrem einfach dunkeln Kleid
Erglänzet ſie in junger Schöne.
Und ihre Mundart, welche Töne
Sind's für den Werth! Er hört's heraus:
Die Leute ſind am Rhein zu Haus.

Und alſo iſt's. Der Alte ſpricht:
„Es treibet mich des Herzens Pflicht,
Euch, edler Herr von Werth, zu danken.
Ihr löſet hier noch andre Schranken
Wie die der Bürger. Seht, wir ſind
Landsleute. Ihr ein rheiniſch Kind,
Ein Kaufherr Kölns ich, Gerhard Beuth,
Der weiten Handels ſich erfreut
Im Norden und im Süd. Ich ritt —
Und meine Tochter nahm ich mit —
Auf Wien in eiligen Geſchäften.
Zu viel vertraut' ich friſchen Kräften
Und gutem Glück. Denn, ach, es nahmen,
Als wir zur fränkiſchen Gränze kamen,
Die Schweden unſer Hab und Gut,
Sie hielten uns in enger Hut,
Um reiches Lösgeld zu erlangen.
So ſaßen wir denn hier gefangen.
Ich hoff, Ihr habet nichts dagegen,
Daß heim wir ziehn auf raſchen Wegen.
Doch eh wir's thun, mögt Ihr gewähren,
Daß wir in Euch den Retter ehren!“
Zugleich küßt er des Kriegers Hand,
Die Tochter, welche nah ihm ſtand,
Naht auch, dem Werth die Hand zu küſſen.
Doch ſolch demüthigen Ergüſſen
Wehrt bald der Held, der ſcherzend ſpricht:
„So leicht löſt man vom Werth ſich nicht.
Landsleute ſeid Ihr und gefangen,
Da müßt Ihr noch ein Weilchen bangen.
Bevor Ihr geht, ſollt Ihr im Saal
Mitfeiern hier das Siegesmahl.

Auch will nicht meine Hand den Kuß,
Es heiſchet ihn der Mund zum Schluß!'"

Bei Gott, die Maid, ſie hieß Chriſtine,
War prächtig, ſtolz von Wuchs und Miene,
Von Herzen gut, im Geiſte fein.
So ſind die Mädchen an dem Rhein.
Wie hell ſie lacht, wie froh ſie ſcherzt!
Dem Helden hart- und feſtbeherzt
Schmilzt es im Innern. Ihn beſchleicht
Seltſam Gefühl. Verlegen ſtreicht
Er ſeinen Bart. Der kühne Blick
Wird ernſt und ſcheu. O ſchlimm Geſchick,
Daß alſobald das Mahl verrauſcht!
Er ſchaut ſie innig an, er lauſcht
So andachtsvoll auf jedes Wort.
Doch unbarmherzig rinnet fort
Die böſe Zeit. Der Abend naht.
Der alte Beuth nach gutem Rath
Will in der Frühe ziehn. O Scheiden!
Das war dem Werth ein tiefes Leiden.
Doch hat er nicht den Kuß vergeſſen.
Er darf ihn glühend ſelig preſſen
Auf rothe Lippen. O, welch Paar
Erglüht in dieſem Kuß! Es war
Ihr erſter Liebeskuß im Leben.
Es war des Kühnen erſtes Beben.
So ſchieden ſie. Von dieſer Stunde
Da brannt es glüh auf ſeinem Munde.

Doch will den ganzen Mann der Krieg.
Es gilt zu nützen ſeinen Sieg.

O, hätt er jetzt die rechte Macht,
Dem Weimar böt er an die Schlacht,
Dem jungen Helden, deſſen Stern
Ruhmvoll aufleuchtet nah und fern.
Wie brennt der Werth, das Werk zu wagen!
Doch ihm allein iſt übertragen
Kurbaierns Hut. Bernhard bricht auf
Und lenkt auf Regensburg den Lauf.
Aldringer, weh, iſt fern am Rhein,
Starr bleibt in Böhmen Wallenſtein.
Dem Baiernherzog gilt ſein Grimm.
So ſpinnt er Plane arg und ſchlimm.
Was hilft es, ob die Boten fliegen,
Wenn ſo entfernt die Heere liegen?
Ach, Regensburg fleht unverdroſſen
Um Beiſtand, doch es wird umſchloſſen.
Der Weimar weiß die Zeit zu nützen.
Bald brüllt es donnernd von Geſchützen,
Die Mauern werden ſcharf berannt,
Die Häuſer gehen auf in Brand.
Zwar naht der Werth von Straubing her,
Doch vor der Uebermacht geht's quer.
Er muß zurück, die Reichsſtadt fällt,
Und Bernhard ſieht, der junge Held,
Ganz offen Oeſtreich ſo wie Baiern.
Wie klopft ſein Herz, den Sieg zu feiern!

Schon wird die Donau überflogen,
Schon wälzt ſein Heer in vollen Wogen
Sich in des Feindes eigne Marken.
Die Iſar hemmt nicht mehr den Starken,

Er ſtürmt zum Inn. Allein der Werth,
Raſtlos unmüde ſtets zu Pferd,
Er lagert quer ihm in die Wege.
Der Werth allein iſt wachſam rege,
Den Uebergang der breiten Flüſſe
Zu hindern. Hiebe ſo wie Schüſſe
Schufen dem Feinde manchen Schaden.
Auch zwang er oft ſie, kalt zu baden.
Bei Straubing ſchlug er keck Quartier
Und putzte kämpfend Menſch und Thier
Den Schweden weg. Wie derb er ſchlug,
Er hatte niemals Volk genug.
Der Winter half zuletzt den Baiern.
Es hieß ſein Eis die Waffen feiern.

Da iſt in einem Dorf der Werth
Mit ſeinen Reitern eingekehrt,
Verdrießlich, daß ihm nicht gelang,
Was er im heißen Herzensdrang
So heiß erſtrebt. So ſaß er dann
Verdüſtert trüb, der ſtarke Mann,
Den Geiſt zur fernen Zukunft lenkend
Und neue Kriegesplane denkend.
Vielleicht durchzuckt ihn auch mild
Der lieblichen Chriſtine Bild.
Da trat ein Bote einſt herein
Und bringet ihm beim Abendſchein
Ein Bündel zu. Was liegt darinnen?
Er öffnet Siegel ſo wie Linnen.
Sieh, eine Schärpe iſt's von Seide,
Schwarz, roth und gold. O Augenweide!

Drauf glänzt des deutſchen Reiches Aar.
Wie funkt das Bild ihm wunderbar!
Kein Reiter in des Kaiſers Heer
Hat ſolchen Schmuck. Wer ſchickt ihn her?
Dies ſagt der Brief! Doch ungelehrt
Iſt der berühmte General Werth.
Er iſt im Schreiben und im Leſen
Ein Stümper immerdar geweſen.
Des Hauſens Schreiber wird entboten.
Der lieſt den Brief. O Gott, da lohten
Ihm Stirn und Blick! Chriſtine ſchickte
Die Schärpe, die ſie ſelber ſtickte
Und die mit Worten hold gewendet
Sie ihrem ſtarken Retter ſendet.

Wie ſoll antworten er der Fernen? —
Ein reifer Mann kann auch noch lernen! —
Und zu des Dorfes Pfarrhaus nahm
Er raſch den Weg voll Stolz und Scham.
Den alten Pfaff nimmt er in Pflicht.
Der gibt ihm guten Unterricht.
Man ſieht ihn Leſen ſo wie Schreiben
Mit unverdroſſnem Fleiße treiben.
Da lernt er auch noch andre Dinge.
Bald war ſein Wiſſen nicht geringe,
Denn was der harte Kopf erfaßt,
Das hält er feſt. Wie ohne Raſt
Und Ruh er ſeine Lehre führet,
Iſt er ein Bild, das hebt und rühret.
Und welcher Jubel jauchzet tief
Im Herzen, als vor ihm ein Brief,

Den er mit ſtolzer Schrift geſchrieben
Jetzt fertig liegt! Der fernen Lieben,
Chriſtinen ſendet er das Zeichen.
Jetzt kann er in die Ferne reichen,
Jetzt kann er ihren Worten lauſchen,
Und mit den Worten Worte tauſchen.
O, nach den ſchönſten Siegestagen
Hat nie ſo hoch ſein Herz geſchlagen!

Da ſchlich auf einmal böſe Kunde,
Denn plötzlich ging von Mund zu Munde
Des Wallenſtein entſetzlich Loos.
Den Feldherrn hat der Todesſtoß
Zu Eger fern im Böhmerland
Erreicht von ſchnöder Mörderhand!
Iſt's möglich? Er, der ſtets im Krieg
Gefochten ſich von Sieg zu Sieg,
Der Muſter, Vorbild, Richtſchnur war,
Der ſtets gedient dem deutſchen Aar,
Und der bis jetzt an nichts gedacht,
Als wie die deutſche Kaiſermacht
In uralt ſtolzer Herrlichkeit
Weit durch des Vaterlands Gebreit
Auf ew'gem Grunde aufzurichten?
Einſt rief er: „Wollt den Streit ihr ſchlichten,
Fort mit Kurfürſten, Fürſten, Herren,
Die all am deutſchen Reiche zerren!
Geſchieht's im Zorn, geſchieht's in Güte,
Nehmt ihnen weg die Fürſtenhüte!
Laßt's wie in Spanien, Frankreich ſein!
In Deutſchland ſteh Ein Herr allein!“

Da haben wohl die Herrn gezittert,
Da ſchwärzten ſie ergrimmt, verbittert
Den Friedland bei dem Kaiſer an,
Zumal er keinen Schritt gethan,
In ihren Ländern ſie zu ſtützen
Und ihre Thrönchen zu beſchützen.
Die Feinde wuchſen alle Tage.
Der Kaiſer glaubt zuletzt der Klage.
Wie kann der Wallenſtein da retten
Das Reich aus den verworrenen Ketten?
Wohlan, der Blitz muß endlich zünden!
Er will ein eignes Reich ſich gründen,
Zunächſt in Böhmen! — Denkt er ſchon,
Zu ſitzen auf dem Kaiſerthron?
Wer weiß es? — Doch es gehn die Kunden,
Daß mit den Ketzern er verbunden
In Eintracht iſt. Jetzt friſch zum Streiche! —
Und Wallenſtein war eine Leiche. —
Es ging ein Aufſchrei hell und ſchrill
Im Kriegsvolk um. Dann ward es ſtill.
Wohl war er groß, doch ein Verräther —
Es tönt ein Fluch dem Miſſethäter,
Doch um den Feldherrn klagen ſie:
Weh, daß verloren dies Genie!
Werth weint. Dann ruft er mächtig aus:
„Dem Reiche und dem Kaiſerhaus
Bewahren wir die alte Treue!“
Dasſelbe ſchwur der Spork aufs Neue.

Und eben kam der Lenz ins Land,
Es ſchmolz der Schnee am Alpenrand,

Die Flüſſe wälzten zorngeſchwollen
Auf hoher Flut des Eiſes Schollen.
Schon keimen Bäume, Gras und Kraut.
Und auch im Kaiſerheere thaut
Der trägen Starrheit dumpfer Bann.
Kriegsſchaaren ziehen allwärts an.
Des Friedlands Krieger werden los,
Und nahen tief aus Böhmens Schooß.
Es führet ſie Herr Ferdinand,
Des Kaiſers Sohn, und zu ihm ſtand
Gallas mit ſtark bewährtem Degen.
Es nahet von den Alpenſtegen
Der kühne Cardinal-Infant,
Der Don Fernando, raſch entſandt
Von König Philipp, ſeinem Bruder,
Der fern in Spanien das Ruder
Des Reiches führet. Auch in Baiern
Will Max mit Aldringer nicht feiern.
Jetzt gilt's die Feinde zu entmuthen:
Bernhard von Weimar, du mußt bluten!

Viel früher aber brauſt ins Feld
Herr Werth, der raſtlos friſche Held,
Sein Herz iſt heller Hoffnung voll,
Drum reitet er ſo muthig toll.
Bald iſt er hier, bald iſt er dort,
Des Baiernlandes Schirm und Hort.
Was ſind am Tag ihm zwanzig Meilen!
Wo er nur Feinde kann ereilen,
Da ſäumt er nimmer. Hei, wie trug
Bei Deggendorf in hurt'gem Flug

Verderben er in das Quartier
Der Schweden, welche ſorglos hier
Die Nacht ausruhten! Und wie traf
Er blutig ſie im feſten Schlaf!
Bei Straubing aber ſtieß er dann
Zu Aldringer. Mit ihm gewann
Er raſch beim Donner der Kanonen,
Die weder Thürm' noch Mauern ſchonen,
Das feſte Neſt. Und fröhlich zogen
Sie, wo des Kaiſers Fahnen flogen,
Auf Regensburg. Dort ward gerannt,
Geſtürmt, geſchoſſen und gebrannt,
Dem Feind die Reichsſtadt zu entreißen.
Weß ſoll der Reiter ſich befleißen
Beim Sturm der Wälle und der Schanzen?
Der Werth ſucht anderswo zu tanzen,
Fegt überall und nirgend drein
Von Heideck bis nach Hippoltſtein,
Nürnberg in wildem Flug umſtreifend,
Bis in die Vorſtadt Ansbachs ſchweifend,
Bald wieder lauernd durch das Ries.
Und wo er auf die Schweden ſtieß,
Da fing und flog und hieb er wild.
Zugleich entrafft er dem Gefild
Das Vieh, den Dörfern Korn und Frucht,
Bis mit des ganzen Heeres Wucht
Ihm Horn nachſetzt. Vergebens ſchlichen
Die Schweden an. Er war entwichen.

Sie ziehn zurück, er ſtürmet nach
Auf Aichach hin, das er erbrach,

Nachdem der Feind es kaum genommen.
Dort hört er freud'ge Kunde kommen
Von Regensburg. Es iſt gefallen.
Des deutſchen Adlers Banner wallen
Von Thürm' und Thoren! Doch es ſchallt
Zugleich der Ruf, daß mit Gewalt
Und Zorn der Feind das Land verwüſtet.
Aldringer ruft. Da zieht gerüſtet
Nach Landshut Werth auf ſtrengem Ritte
Und wirft ſich in des Feindes Mitte.
Der Kampf entloht bis in die Nacht.
In fürchterlicher Feuerpracht
Flammt auf die Stadt. Aldringer fiel,
Es ward der Schlachtentod ſein Ziel.
Auf ihn, der dunkelm Stand entſproſſen,
Hat ſich ein hoher Ruhm ergoſſen.
Der dienend ſchrieb, er ward zuletzt
Zum Baiernfeldherrn eingeſetzt.
Er hieß ein kaiſerlicher Graf,
War ſchlau, gewandt, kühn, tapfer, brav.
Bewegt ſchwur Werth an ſeiner Leiche:
„Gott helfe mir, ich thu das Gleiche!“

Da kam vom Kriegsrath Botſchaft her,
Es ſoll verſammeln ſich das Heer.
Die Spanier, Baiern, Kaiſerlichen
Ziehn an aus allen Länderſtrichen
Zum Hauptſchlag. Auch die Feinde nahn.
Bei Nördlingen ſieht man im Plan
Vier Fürſten ſtehn beim Kaiſerheer,
Das nie getrotzt in ſolcher Wehr.

Das iſt der König Ferdinand,
Das iſt der Cardinal-Infant,
Das iſt Kurfürſt Maximilian
Und Karl von Lothringen. Wohlan,
Bernhard von Weimar, Guſtav Horn,
Das gibt 'nen Tag voll Wuth und Zorn,
Voll Blut und Tod! Wohlan zur Schlacht! —
Sie brauſt, ſie toſt, ſie klingt, ſie kracht —
Bernhard entflieht, ein nackter Mann —
Sein Heer entſtiebt in Acht und Bann —
Zwölftauſend Leichen zeigt das Feld. —
Johann von Werth bringt in das Zelt
Der Fürſten einen kühnen Krieger.
Er fing den Horn, er ward ſein Sieger.
Und Ferdinand, der Kaiſerſproß,
Gibt Werth die Hand, nennt ihn Genoß,
Und er verheißt mit freud'gem Ton
Dem Helden den gerechten Lohn.

Da klangen durch das Reich die Glocken,
Da tönte Jauchzen und Frohlocken.
„Herr Gott, dich loben wir!“ ſo ſingen
Sie bei der Orgel vollem Klingen.
Aufathmet neu des Kaiſers Land:
Der Himmel hat den Sieg geſandt
Nach langer Prüfung. Ferdinand
Zieht ſtrafend hin am Neckarſtrand,
Es zieht der Cardinal-Infant
Mit Ruhm gekrönt ins Niederland.
Die kleinen Führer ſieht man ſtreichen
Hin nach des gelben Mains Bereichen.

Doch mit dem Lothringer verläßt
Der Werth das Heer, daß er dem Reſt
Der Flücht'gen, die zum Rheine ſauſen,
Noch in die Flanken möge brauſen.
Bei Kalw ereilt er eine Schaar,
Die raſch von ihm vernichtet war;
Dann ſtiebt er durch die dunkeln Tannen
Des Schwarzwalds fort mit ſeinen Mannen
Ins Kinzigthal. Dort hätt' er ſchier
Im hochbewachſenen Revier
Den fliehnden Rheingraf aufgegriffen,
Der, als die Kugeln ihn umpfiffen,
Vom ſteilen Ufer hoch zu Roß
Ins tiefe Waſſer niederſchoß
Und alſo kühne Rettung fand.
Dann ward beſiegt das Pfälzerland,
Das einſt glücktaumelnd hin ſich warf
Dem Schwedenkönig. Streng und ſcharf
War ſeine Strafe. Werth'ſche Reiter
Durchſchwärmten bald als wilde Streiter
Die Ebenen am Schwarzwaldsgrund,
Es ward der Zorn des Kaiſers kund
Den Städt' und Dörfern auf und nieder. —
So ſah der Werth den Rheinſtrom wieder.

Viertes Stück.

Das iſt der königliche Rhein!
Wie ſtrömet er im Sonnenſchein
So ſtolz, ſo breit, ſo männlich kühn,
Ein Bild der Kraft! — Die Wangen glühn,
Die Augen lohn dem ſtarken Werth,
Als er ihn ſchaut. Nach Jahren kehrt
Er an den lieben Heimatfluß,
Er ruft ihm herzlich lauten Gruß.
O Gott, er denket auch der Maid,
Die niederwärts im Stromgebreit
Zu Köln jetzt wohnt! Mit weicher Miene
Ruft er am Ufer hin: „Chriſtine!“
Ja, länger läßt's ihn nicht mehr raſten,
Er muß das ſchwere Herz entlaſten.
Ein Brieflein ſchreibet er ſofort
Mit manchem herzig ſüßen Wort,
Drin fordert er zur Braut die Maid.
Dem Boten gibt er das Geleit
Zum Poſtſchiff, das ſtromab, ſtromauf
Neutral hinfährt in freiem Lauf,

Von keinem Feinde angegriffen.
So magſt du denn nach Köln hinſchiffen,
Du theurer Brief! — O bange Stunde!
Was bringt die Antwort wohl für Kunde? —

Doch ſieh, da tritt der Spork heran
Und ſpricht: „Die Noth geht an den Mann.
Wir ſind zu weit dem Heer voraus,
Und alle Nahrung ging uns aus;
Herr Schmalhans iſt jetzt Küchenmeiſter,
Und unſer Feind, Herr Hunger heißt er.
Was hilft der Säckel voll Dukaten?
Allwärts fehlt Korn und Wein und Braten,
Verödet iſt das Land umher,
Die Städt' und Flecken all ſind leer;
Wie Kirchenmäuſe ſind die Bauern,
Die mich in ihrem Elend dauern.
Der Feind war vor uns an den Zäunen
Und hat geſäubert Ställ' und Scheunen.
Der Kaiſer hat ſein Recht verloren,
Wo nichts mehr iſt. Für Weiſ' und Thoren
Iſt klar der Spruch!" Das gab Verdruß
Dem Werth, der ſtets für Ueberfluß
Geſorgt bei ſeinen Reiterſchaaren.
Geht's von Gefahren zu Gefahren,
Von Kampf zu Kampf, da thut es noth,
Daß nicht dem Krieger Mangel droht.
Hart iſt das Handwerk ſonder Gleichen,
Drum heißt es gute Koſt zu reichen.
Und Beide gehn ſich zu berathen
Als echte Väter der Soldaten.

Da zieht den Fix beiſeit der Joſt
Und ſpricht: „Ich weiß uns guten Troſt.
Als ich heut morgen fontragirt,
Hab ich ein wenig ſpionirt
Im nächſten Dorf. Beim Teufel auch,
Dort iſt der Pfaff ein fetter Gauch,
Sein Neſt iſt gleich der Hamſterſtätte,
Er zehrt, ein Dachs, am eignen Fette,
Das er ſich eingeheimſt zur Zeit.
Sein Küſter gibt ihm gut Geleit
In Spar-, Bewahr- und Knauſerei.
Als ich am Pfarrhof ritt vorbei,
Da ſtiegen aus der offnen Küche
Zur Naſe leckere Gerüche.
Ich zog durchs Thor und rief ins Haus:
„Reicht mir 'nen Waſſertrunk heraus!"
Bei Gott, da ſah ich an der Scheuer
Den Backofen voll hellem Feuer.
Der Küſter ſchob hinein geſchäftig
Wohl zwanzig Brode. Lecker kräftig
Stieg auf der Dampf. Da kam herfür
Die Köchin watſchelnd an die Thür
Und brachte nüchtern kühlen Trank.
Gleichviel, ich ſagt' ihr herzlich Dank,
Und plaudert' mich mit ihr zum Heerd.
Luſtſame Schau ward mir beſchert.
Es thät ſich mir ein Wunder zeigen,
Es hing voll Flöten, Lauten, Geigen
Der ſchwarze Himmel. Ei, ich meine
Den Schornſtein ja. Ich ſah im Scheine
Des Flackerfeuers ſaftig blinken
Speckſeiten, Rippen, Würſte, Schinken.

Hätt' nicht der Hof die Mauerrunde,
Und lägen drin nicht große Hunde,
Und ſchadet's nicht dem Heil der Seelen,
Solch einen Pfaffen zu beſtehlen,
Dann würd' uns wohl durch einen Zug
Vorläufig Vorraths bald genug!"
„Was!" ruft der Fix, „die Noth bricht Eiſen!
Der Hunger ſtillt ſich nur durch Speiſen!"

Sie flüſterten noch lang und breit.
Doch um die ſtille Abendzeit,
Da wählten ſie ſich ſechs Genoſſen,
Bald ſaßen alle auf den Roſſen,
Und durch die weite dunkle Nacht
Entritten ſie vorſichtig ſacht
Dem Dorfe zu, wo Alles tief
Geſunden feſten Schlummer ſchlief.
Raſch ging's ans Spähen, Forſchen, Lauern.
Wer aber ſoll die hohen Mauern,
Die Hof und Gärten weit umgeben,
Erklettern? Sieh, am Kirchhof eben
Wird die gelegne Stell erſpäht.
Sie ſteigen ein. Der Fix verſteht
Zu bannen auch die großen Hunde.
Kein Laut enttönet ihrem Munde.
Mit feur'gen Augen glotzen ſie,
Doch ſchweiget wie verhext das Vieh.
So langt die Schaar am Ofen an,
Das Brod iſt gar. Herausgethan
Wird Laib um Laib. In kurzer Zeit
Liegt das Gebäck in Sicherheit

Im Beinhaus an der Kirchhofecke,
Denn ſolchem grauſigen Verſtecke
Naht ſich kein Bauer um Mitternacht,
Wo nur im Thurm die Eule wacht
Und krächzend ſchreit. Die blaſſen Geiſter
Sind dann des Ortes Herrn und Meiſter.

Drauf ziehn die rüſtigen Geſellen,
Den Schink' und Würſten nachzuſtellen,
Die Joſt in dem Kamin geſehn.
Doch mag es nicht ſo leicht geſchehn.
Durchs Fenſter kann kein Dieb gelangen.
Sie ſind mit dichten Eiſenſtangen
Vergittert alle. Doch die Reiter
Erforſchen bald die lange Leiter
Im Hof. Auch iſt ein Seil zur Hand.
So klettern ſie entlang die Wand
Das Dach hinauf, und auf dem Dach
Zum Schornſtein ſteigen ſie gemach.
Joſt, der wie eine Katze klimmt,
Alsbald den Weg zum Rauchfang nimmt.
Daheim hat er in hohlen Eichen
Sich eingeübet. Flugs erreichen
Die Füße auch die derben Stangen,
An denen all die Speiſen hangen.
Er gibt ein Zeichen, und das Seil
Fährt in den Schornſtein. Voller Eil
So löſt er Schinken, Würſte, Speck
Und bindet's dran. Doch auf dem Fleck
Geht in die Luft die fette Beute.
So üben es die Reitersleute,

Bis gründlich der Kamin gefegt
Von allem Schwein, das er gehegt.

Nach ſolchem gänzlichen Entleeren
Gedenkt der Joſt ans Licht zu kehren.
Doch weh, die Stange, drauf er harrt,
Sie zittert, beugt ſich, kniſtert, knarrt,
Sie kracht mit Macht, ſie birſt. Der Joſt
Fällt, poltert, pufft. Es ſchallt und toſt
Durchs ganze Haus, denn durch den Fall
Zerſchmettern unten überall
Die Töpfe, Keſſel und Geſchirre.
O, welch Geklirre und Gewirre!
Dem dicken Pfaffen flieht die Ruh,
Der alten Magd flieht ſie dazu.
Zwar ließ der Fix das Seil herunter,
Und Joſt erfaßt es muthig munter
Und ſchlingt es um den Leib. — Am Dach
Da zogen ſie. Doch, ach, es brach.
Was helfen jetzt die Künſte alle?
O weh, die Maus iſt in der Falle!

Jetzt gilt es Geiſtesgegenwart.
Der wackre Joſt der reibt und ſcharrt
Sich Ruß und Aſche ins Geſicht.
Urſchwarz wird überall der Wicht.
Den Bratſpieß nimmt die rechte Hand,
Die linke einen Feuerbrand,
Den Keſſelring ſetzt er als Kron
Sich auf das Haupt. Dem Höllenſohn
Gleicht er aufs Haar. Da öffnet ſich
Die Küchenthür und ängſtiglich

Tritt mit dem Licht die Köchin ein
Und ſieht den Joſt im Feuerſchein.
Der ſpringt ſie wüthig brüllend an
Und löſcht ihr Licht. So laut ſie kann,
Schreit ſie durchs Haus: „Gott ſteh mir bei,
Der Teufel iſt's!“ Und im Geſchrei
Entfliehet ſie, indeß der Joſt
Aufs Neu durch die Geſchirre toſt.

Doch eine Weile dauert's kaum,
Da tritt zum düſtern Küchenraum
Im Prieſterkleid der dicke Pfaffe,
Der Chorrock dienet ihm als Waffe
Zuſammt der Stola. Auch ein Buch
Bringt er mit dem Beſchwörungsfluch.
Zugleich hält er den Sprengel feſt,
Es folget eng an ihn gepreßt
Die Köchin mit geweihten Kerzen,
Die hält ſie flackernd vor dem Herzen,
Und der Weihwaſſerkeſſel hängt
An ihrem Arm. Von Furcht beengt
Iſt doch des Pfaffen breite Bruſt.
Es macht ihm wahrlich wenig Luſt,
Dem Teufel ſelber zu begegnen.
Erſt fängt er an ſich ſelbſt zu ſegnen,
Dann ruft er, wie die Vorſchrift heißt:
„Wer biſt du und was willſt du, Geiſt?“
Da brüllt der Joſt mit grimmen Mienen:
„Der Teufel bin ich, und erſchienen,
Um Euch die Hälſe umzudrehen!“
Doch kaum iſt dieſer Ruf geſchehen,

Da dröhnt und tönt's durch den Kamin,
Als käm das wilde Heer zu ziehn.
Als mauten Katzen, bellten Hunde,
Als wieherten Pferde in der Runde,
Bald war es wie der Schafe Blöcken,
Und wie Gemecker bald von Böcken.
Es war als ob der Eſel ſchrie,
Bald wie der Hähne Kickeriki,
Dazwiſchen klang Gekrächz von Eulen,
Der Füchſ' und Wölfe heiſres Heulen;
Und all dies Lärmen, Brüllen, Bellen
Vollführte Fix mit den Geſellen.

Zwar ließ der Pfaff ſich nicht bethören,
Den Satan mächtig zu beſchwören.
Doch Joſt, der Satan, hat indeſſen
Die ſchlimme Lage nicht vergeſſen.
Er wählt mit Klugheit und Geſchick
Und trifft den rechten Augenblick.
Als hielt die Sprüche er nicht aus,
Springt er am Pfaff vorbei ins Haus,
Geſchwind ſtreift er den Riegel auf,
Zum Garten führt ihn hurt'ger Lauf.
Dort kommen auch die Kameraden
Mit ihrer Beute reich beladen.
Die Mauer iſt im Flug erſtiegen,
Zum Beinhaus, wo die Brode liegen,
Geht es ſofort. Voll Freude zeigen
Sie ſich die Beute. Durch das Schweigen
Der Nacht erklingt der laute Sang
Des Pfaffen noch beſchwörungsbang.

Doch ſind auf ihren flücht'gen Roſſen
Die Burſche lagerwärts geſchoſſen. —

Dort gab es Jauchzen, Luſt und Lachen.
Wie ſind die leckern Beuteſachen
Den leeren Magen all zu Dank!
Schier mehr noch freuet ſie der Schwank.
Den Führern ſelber übers Maß
Behagt der luſtig tolle Spaß.
Werth ſpricht zum Spork: „Potz Blitz, der Joſt
Iſt dir wie mir der Fix zum Troſt.
Weſtfale, deß laß dich beſcheiden,
Du brauchſt mir länger nicht zu neiden
Den guten vielgeprüften Knecht.
Jedoch das Stehlen iſt nicht recht,
Iſt es auch recht, des Pfaffen Gier
Zu ſtrafen. Auf, bezahlen wir,
Was ſie ſtibitzt an Fleiſch und Brod!“
Da ſchickten ſie manch Goldſtück roth
Zum Pfarrhof hin durch Fix und Joſt.
Wie war der dicke Pfaff erboßt,
Den Teufel in Perſon zu ſchauen!
Jedoch den Geizigen erbauen
Die Münzen, die er gierig nimmt.
Leb wohl, Paſtor! — Zum Jubel ſtimmt
Der Werth'ſche Haufen. Welchem Magen
Soll nicht die fette Koſt behagen?
Als ſie's verzehrt, kommt Proviant
Durch Schwaben in das öde Land. —

Als ſolche Freude hält den Lauf,
Erſcheint das Poſtſchiff auch rheinauf.

Es bringt den Brief dem Werth zur Hand,
Den ihm Chriſtine hat geſandt.
Erglühend öffnet er den Brief,
Dann jauchzt er hoch, dann ſeufzt er tief.
Das höchſte Glück kehrt endlich ein:
Chriſtine, ſie iſt ſein, iſt ſein!
Da möcht' er gleich zu Pferd ſich ſetzen
Und fort nach Köln rheinabwärts hetzen,
An lieber Bruſt, an roſ'gen Wangen,
Von weichen Armen hold umfangen,
Vom hellſten Blicke froh gegrüßt,
Vom ſchönſten Munde heiß geküßt,
Nach all dem Kriegswerk auszuruhn,
Und von ſich Streit und Kämpfe thun!

Doch, ach, ſo ſchnell ſoll es nicht ſein!
Noch iſt vom Feind die Pfalz nicht rein.
Zu Heidelberg in Stadt und Schloß
Sitzt noch der Schwed mit frechem Troß,
Von Abel Moda kühn geführt.
Mit dem muß er, wie ſich's gebührt,
Ein Gänglein machen. Und im Lauf
Bricht er mit ſeinem Volke auf
Zum waldig grünen Neckarthal.
Dort ragt im rothen Abendſtrahl
Die rothe Burg. Bald loht der Kampf,
Bald ſprüht im blauen Pulverdampf
Das gelbe Feuer der Kanonen.
Sie ſchießen Breſchen ohne Schonen
Und ſtürmen plündernd durch die Gaſſen!
Schon geht es zu den Schloßterraſſen!

Da ſteigt vom Kaiſerſtuhle nieder
Geſchloſſen feſt in ſtarke Glieder
Ein neues Heer, das Keiner kennt,
Nicht Schwed, nicht Baier. Doch es rennt
Jäh auf die Deutſchen. Schüſſe knallen,
Die grollend durch die Berge ſchallen,
O Gott, o Gott, es ſind Franzoſen,
Die übermächtig niedertoſen! —
Es wäre Tollheit neues Streiten,
Machtlos muß Werth von dannen reiten!

Franzoſen ſind's. Bald wird es kund,
Die Botſchaft geht in Aller Mund.
Es iſt den armen deutſchen Landen
Ein neuer ſtarker Feind entſtanden.
Dem Schweden und dem Proteſtant
Ward ſtets franzöſiſch Geld geſandt,
Doch jetzt nach der verlornen Schlacht
Bat man, um die gebrochne Macht
Neu aufzurichten, um Soldaten.
Lang ward da hin und her berathen
Am Hofe von Paris. Wie gern
Sähn dort die tückiſch ſchlimmen Herrn
Das ſchöne deutſche Reich verderben,
Um ſelbſt ihr Theil dran zu erwerben!
Der ſchlaue feine Cardinal
Von Richelieu, der manches Mal
So üble Tücken angeſponnen,
Macht klarer wie das Licht der Sonnen
Ludwig dem Dreizehnten: es gilt,
Das Haus Habsburg, den Hort und Schild

Der deutſchen Einheit, zu zerſpalten
Und dann mit eiſernen Gewalten
Deutſchland bis an den Rhein gewinnen!
Das war nach des Bourbonen Sinnen.
Er nahm den Weimar in den Sold,
Verſah ihn reich mit neuem Gold
Und rüſtete zu friſcher Wehre
Des Franzenreichs berühmte Heere.

Dumpf düſter ging die Märe um
Im deutſchen Land. Es wurde ſtumm
Die Luſt der jüngſten reichen Siege.
Kaum ſchied der Däne aus dem Kriege,
Kaum iſt der Schweden Macht gebrochen,
Da droht mit neuen wilden Jochen
Schon der Franzoſe. Feinde ſind
Allwärts, ſie kommen mit dem Wind.
Da ſchwindet ſelbſt der Zwietracht Dürſten,
Gottlob, den lutheriſchen Fürſten!
Dem Bund, der einſt ſo kühn gewachſen
Zu Heilbronn, jetzt entſagt ihm Sachſen
Und Brandenburg. Es folgt in Haſt
Anhalt und Mecklenburg. Zur Raſt
Verlangen auch die Städt' in Schwaben
Ulm, Nürnberg, Augsburg, ſie begaben
Des Streites ſich. Im alten Prag
Beſchloſſen auf dem Fürſtentag
Sie mit dem Kaiſer einen Frieden. —
Weh, wer ſich anders hat entſchieden,
Wer mit dem fremden Feind will gehen,
Statt mit dem Heimatland zu ſtehen!

Hell zürnend ruft der grimme Werth:
„Gewalte denn aufs Neu, o Schwert!
Sei zwiſchen uns und ihnen Richter,
Vernichte ſie, die uns Vernichter
So gerne wären, die es immer
So gern geweſen, die uns nimmer
Zu Freunden werden! Unbill, Liſt
Und Ränke dienten jede Friſt
Zum Streitzeug euch. Voll Haß und Neid
Sah man euch ſtochen ſtets den Streit,
Um uns die Heimat zu zerſetzen.
Was aber half euch all eur Hetzen
Bei Dän und Schwed? In ſchnöde Flucht
Hat ſie geſegt die ſchwere Wucht
Der deutſchen Waffen. Seid's gewärtig,
Wir werden auch mit Frankreich fertig.
Wer ſich in unſre Sach' will miſchen,
Dem wollen wir den Rücken wiſchen.
Sind wir der Heimat rechte Stützen,
So wird uns Gott im Himmel ſchützen.“

Wie jauchzte ihm das Herz voll Luſt,
Wie füllte Kampfluſt ihm die Bruſt,
Als man die Kunden hörte ſtreifen,
Den Feind im eignen Land zu greifen!
Lothringens Herzog Karl erſchien
In Werth's Gezelt und warb um ihn
Und ſeinen Arm. Er war der Held,
Mit dem zu Nördlingen im Feld
Der Werth gekämpfet. Auf dem Throne
Der Heimat trug er einſt die Krone.

Dort ſchuf der ſchlaue Cardinal
Herr Richelieu ihm Qual auf Qual,
Verfolgend ihn mit Liſt und Ränken,
Mit Volksaufſtänden und Gezänken,
Daß er geächtet endlich floh.
Des Lebens ward er nicht mehr froh.
Entſchloſſen, kühn und tapfer ritt
Er ſtets von Schlacht zu Schlacht. Er ſtritt
Aufs Neu, die Heimat zu erzwingen.
Der Werth verſpricht, mit ihm zu ringen,
Denn auch das Kaiſerheer ſoll kommen.
Rheinüber wird der Weg genommen.

Kalt war der Winter, ſtark der Froſt,
Es ſtürmt der Rhein von Eis durchtoſt,
Doch plötzlich hört er auf zu rollen.
Im Strome ſtellen ſich die Schollen.
Da ſtürmt der Werth mit den Geſchwadern
Raſch hin auf den gefrornen Quadern,
Und ſteht vor Speier. Seiner Kraft
Ergibt ſich gleich die Bürgerſchaft,
Und in der Kaiſerſtädte Glieder
Glänzt bald aufs Neu die Reichsſtadt wieder.
Dann wird mit wilden Reiterwogen
Das ſchöne Elſaß überzogen.
Es fehlte dort für Taſch' und Mund
An Beute nicht. Dann nach Burgund
Zog ſieghaft er. Ghemar, die Veſte,
Herbergte bald die deutſchen Gäſte.
Jetzt ſtürmen nach wie zuckende Blitze
Des Kaiſers Heere. An der Spitze

Steht Gallas. Ihm, dem alten Degen,
Stellt Frankreichs Feldherr ſich entgegen,
Herr La Valette, der Cardinal.
Doch flieht er bald durch Berg und Thal,
So Wagen wie Gepäck verbrennend
Und bis nach Metz im Laufe rennend,
Wo er ſich barg. Gut iſt das Glück!
Da that manch kühnes Reiterſtück
Johann von Werth. Schier wie im Flug
Lenkt hin und her er ſeinen Zug,
Den Franzen hier den Weg verengend
Und dort ſie aus einander ſprengend,
Vieh, Futter, Wein und Früchte greifend
Und munter wieder heerwärts ſtreifend.
Und wenn ſie dann beim Mahl gezecht,
Spricht er: „Frankreich heißt's doch mit Recht.
Das Land iſt reich, wir ſind drin frank.“
Es ſetzt der Spork hinzu: „Gott Dank,
Denn ich verſteh das Sprüchlein eben,
Das heißt: wie Gott in Frankreich leben!“
Doch können's Fix und Joſt nicht faſſen,
Daß auf den Plätzen und den Gaſſen
Allwärts die allerkleinſten Buben
Franzöſiſch ihr Geſchwätz erhuben.

Wie ſo der Werth das Land durchſtrich,
Da ward ſein Name fürchterlich
Durch Frankreich nach Paris hinein
Und bis zum Hofe. Groß und Klein
Und Alt und Jung ſprach angſterregt
Vom wilden Werth, denn Niemand ſegt

Wie er, an Schnelle unvergleichbar,
An Kraft und Stärke unerreichbar,
So heftig, jählings, plötzlich, oft
So unerwartet, unverhofft
In jeden Feind. Wie herrlich ward
Da echte deutſche Reiterart!
Furchtſam geängſtet lag das Heer
Von Frankreich nun im Feld. Wie ſchwer
Wird's, rings die Faſſung zu erhalten!
Es will ſich Alles ſchlimm geſtalten.
Was ſoll ihm helfen, ſoll ihm frommen? —
Der König muß ins Lager kommen! —

Der König kam. — Wie rauſchend zog
Die Mär durchs Land! Es lief und flog
Lobpreiſend Reden bald umher,
Als ob's ein hohes Wunder wär,
Was Pflicht nur war. Ach, wenig Wolle
Und viel Geſchrei! Es litt vom Grolle
Des Königs Saint Mihel, die Veſte,
Die er belagernd heftig preßte
Und einnahm, um unſchuld'ge Bürger
Durch ſeine blutgewohnten Würger
Dem Henkertod zu übergeben.
Den Commandant, dem er das Leben
Verſprochen, ſchickte zur Baſtille
Sein hoher königlicher Wille.

Das Hauptquartier ward aufgeſchlagen
Zu Saint Mihel in jenen Tagen.
Viel Freude gab's nicht in dem Neſte,
Dem alten, düſtern. All die Feſte,

Die voller blitzend heller Pracht
Dem König in Paris gelacht,
Wo ſind ſie hin? Ach, langſam ſchleichen
Die Stunden, die ſich troſtlos gleichen!
Ein ernſt Geſicht hat ſtets der Krieg.
Auch zeigt ſich nirgend raſcher Sieg,
Wie man gehofft. Bald ſchien's fürwahr
Ein Feiertag, wenn in der Schaar
Der Generale, ſtark umgeben
Von Troß und Volk, der König eben
Den Ritt hinaus zum Thale wagt.
Manch ſtattlich altes Burghaus ragt
Am Strand der Maas. Dort eingeladen
Wird oft der Fürſt von Gottes Gnaden.
Von ſolchen Fahrten hört der Werth,
Der längſt zu friſcher That begehrt
Nach faulem Lottern. Raſch beſtimmt
Die Beſten er der Schaar und nimmt
Sie mit ſich. Bei Mihel der Wald
Dient ihm zum ſtillen Aufenthalt.
O, könnt' er zeigen jetzt den Franzen,
Wie luſtig deutſche Reiter tanzen!

Da kommt ihm Mär geheim verborgen:
Der König zieht am nächſten Morgen
Mit Bernhard und mit La Valette
Zu einem Schloſſe an dem Bette
Der Maas. Bei Gott, mit Volk und Troß
Sieht man vom Wald den Zug zu Roß!
Werth ſchleichet nach. Die Feinde alle
Betreten ſchon des Schloſſes Halle,

Da brauſt er aus dem Forſt hervor.
Der ſichern Beute naht der Chor.
Doch ſieh, ein Pflüger, der ſie ſchaut,
Spannt ab ſein Pferd und lärmet laut
Ins Schloß: „Der Feind iſt da!“ — Wie hob
Der Wirrwarr ſich! Gottlob, Gottlob
Ludwig iſt heute nicht dabei!
Er fühlt ſich krank. — O, welch Geſchrei!
Der Weimar und der Cardinal
Entflichen jäh ins grüne Thal,
Und bergen ſich an ſicherm Ort
Zu Saint Mihel. Ludwig ging fort
Um länger nicht im Krieg zu ſchwitzen.
Ja, beſſer iſt's, im Louvre ſitzen.
Werth aber kehrt voll Zorn zurück,
Daß ihm ſo neidiſch war das Glück.
Er hätte Alles drum gegeben,
Der Heimat Urfeind aufzuheben.

Nun macht er durch des Landes Mitte
Auf's Neu verzweifelt wilde Ritte,
Als ihm ins Ohr die Kunde ſchlug:
Es nahe ſich bei Toul ein Zug
Von fünfzehnhundert ſchweren Wagen,
Die Proviant für Frankreich tragen.
Er fiel hinein und nahm ſie alle.
Wer widerſtehet ſolchem Pralle?
Ob auch zweitauſend Waffenknechte
Sie ſchützen. Raſch aus dem Gefechte
Führt er ins Lager Trank und Speiſe.
Das bringt die Deutſchen recht ins Gleiſe,

Doch dem franzöſiſchen Heere droht
Bald übermächt'ge Hungersnoth.
Es zieht auf Nancy. Hintendrein
Stürzt ſich der Werth in ſeine Reihn
Und treibt gewinnend neue Beute
Mit Macht zweihundert Edelleute,
Des Heeres Nachhut, in die Wogen
Der Maas, die in den Tod ſie zogen.

Doch ob er all dies Werk vollbracht,
Was hilft's! Es meidet ſtets die Schlacht
Der ſchlaue Franzmann. La Valette
Verſchanzt ſich ſtets an ſichrer Stätte
Mit Bernhard Weimar. Gallas kann
Nie mit dem Lothringer hinan.
Da zieht der Hunger in das Heer
Der deutſchen Krieger. Ach, noch mehr
Quält ſie der Krankheit heißes Wüthen.
Wer kann vor ſolchem Feind ſich hüten!
Viel ſchlimmer geht der Tod herum
Als in der Schlacht. Er macht ſie ſtumm
Die tapfern Männer, die ſeit Jahren
Durch Sturm und Kämpfe hingefahren.

Und auch die Führer taugen nicht.
Des Rechts vergeſſen und der Pflicht,
Des Reichs vergeſſen und des Herrn,
Als wären Noth und Wirrſal fern,
So ſchwelgen ſie bei üpp'gem Mahl.
Was kümmert ſie des Hungers Qual,
Die Noth der fiebernden Soldaten,
Des Winters Zorn? Dampft nur der Braten

Auf eignem Tiſch und perlt der Wein,
Dann ſchwärmen ſie die Nacht hinein,
Wie Gott in Frankreich leben ſie.
O Pfui der Schmach! Es gab noch nie
Trunkbolde rings im deutſchen Reich,
Die's thun dem Götz und Gallas gleich.
Was hilft dem Werth da all ſein Pflegen?
Taugt's oben nicht, da fehlt der Segen.

Zu Nancy bleibt der Cardinal
Herr La Valette. Durch Berg und Thal
Zieht neue Hülfe ſtets ihm zu,
So harret er in ſichrer Ruh.
Wie kann der Deutſche ſich noch halten?
Denn mit dem Winterfroſt gewalten
Siechthum und Hunger immer ſtrenger,
Die unvermeidlich heft'gen Dränger.
Und ſoll das ganze Heer nicht ſterben
Im täglich wachſenden Verderben,
So gilt's den Rückzug anzutreten.
Da horch! es blaſen die Trompeten.
Der Gallas wälzt ſich an den Rhein
Und wirft ins Elſaß ſich hinein.
Es zieht im tiefen Eis und Schnee
Der Lothringer zur Franche Comté.
Werth aber denkt die Winterraſt
Zu nützen als der Heimat Gaſt —
Gottlob, der Tag iſt jetzt erſchienen,
Zu ſehn die Heimat und Chriſtinen.

Doch eh er in die Ferne reitet,
Iſt hohe Ehre ihm bereitet.

Es hat der Kaiſer ihn ernannt
Zum Freiherrn, und durch Ferdinand
Den König kommt ihm zu die Schrift,
Auf die ſein Falkenauge trifft
Mit Luſt und Stolz. Wie er geſtritten
Von Schlacht zu Schlacht in kühnen Ritten
Voll Heldenmuth, wie treu er ſtand
Zu Kirche, Reich und Vaterland,
Das alles ſagt das Pergament.
O, wie das ſchöne Haupt ihm brennt!
Nicht, weil er nun von Adel war,
Nein, weil ſo richtig grad und klar
Der Herr erkannt ſein deutſches Weſen,
Hat er's mit freud'gem Geiſt geleſen.
Er war ein Deutſcher ohne Tadel,
Das war ſein ſchönſter, hellſter Adel.

Doch damit iſt's noch nicht gethan,
Denn auch Kurfürſt Maximilian,
In deſſen eignem Dienſt er ſtand,
Schenkt ihm ein Schloß im Frankenland.
Werth lag einſt im Quartiere dort,
Und Bodenſtein, ſo hieß der Ort,
Von Feld und Wieſ' und Wald umgeben.
In Frieden mag er einſt dort leben,
Wenn nach dem allerletzten Siege
Zu Ende ſind die rauhen Kriege.
Schön iſt der Ruhm, ſüß ſind die Ehren,
Doch muß den Mann der Boden nähren.

Wohlan, das heiß ich ſchönen Lohn:
Wie lacht der Schlachten kühner Sohn!

Der einſt als Pferdeknecht entfloh
Der Heimat, kehrt des Glückes froh,
Das ihm des Geiſtes heitrer Muth,
Des Leibes ungeſtüme Glut
Erworben hat. Der Spork wird jetzt
Den wilden Reitern vorgeſetzt.
Sie ſchütteln herzlich ſich die Hand.
Wachtmeiſter Fix geht mit ins Land.
So reiten ſie. Sieh, dort am Strome
Hebt ſich mit ſeinem ſtolzen Dome,
Mit ſeinen hundert Thürm' und Thoren
Im Winternebel faſt verloren
Das heil'ge Köln! — Die Glocken ſchallen,
Schon fern ſieht man die Fahnen wallen.
Er zieht durchs Thor. Die Straßen lang
Wogt auf und ab der Menge Drang,
Und Alle rufen ihm entgegen:
„Johann von Werth, Heil, Glück und Segen!“

Fünftes Stück.

Unfern der Kirche Sanct Gereon
Wohnt als der Reichsſtadt treuer Sohn
Herr Gerhard Beuth. Sein ſtattlich Haus
Ragt aus den Gärten hoch hinaus
Mit blanken Giebeln. Durch die Zimmer
Glänzt ſichern Reichthums heller Schimmer.
Geſchnitztes Täfelwerk bekleidet
Die hohen Wände, und es weidet
Der Blick an Hausrath, Schreinen, Sitzen
Und Tiſch und Stuhl ſich. Allwärts blitzen
Vorhänge von Damaſt und Sammt,
Von Gold und Blumen reich durchflammt;
Sie kamen fern aus Morgenland.
Mit klüglich wägendem Verſtand
Hat Beuth ſich den Beſitz erhandelt.
Stets iſt er rechten Pfad gewandelt,
Drum iſt auch heimelnd ſüßer Frieden
Dem ſaubern ſtolzen Haus beſchieden.

Zu dieſem Hauſe lenkt der Werth
Durchs ſtraßenreiche Köln das Pferd

Mit dem Gefolge. Vor dem Thor
Hält an der Zug. Beuth tritt hervor
Und führt ihn freudig in den Saal,
Den kühnen Gaſt. O Glück und Qual!
Wo iſt Chriſtine? Ach, ſie kam
So ſchüchtern ſcheu, voll ſüßer Scham
Und ungeſtüm voll Pein und Luſt
Stürzt ihm das Mädchen an die Bruſt.
Wo bleibt das Wort? Der Blick, der Kuß,
Das iſt der Beiden Seelengruß.
Sprachlos macht ihn die Seligkeit.
Da fühlt der Werth, dem nie im Streit
Gefehlt der allerkühnſte Streich,
Das allerkühnſte Wort zugleich,
Zuerſt der Liebe ſüße Macht,
Vor der er mehr als vor der Schlacht
Nun beben muß. Sein Auge weint.
O, wie der Mann ein Kind erſcheint!
Er weiß, es kann nichts Höhres geben,
Als eines Weibes ſüßes Leben
Ans Herz zu preſſen, ſich zu tauſchen
Mit ihrem Weſen. Selig rauſchen
Die heißen Küſſe ohne Ende —
Er küßt ihr Kleid und Haar und Hände.

Lichthell entfloſſen da die Tage.
Vergeſſen ward des Feldes Plage.
Beſtäubt hängt an der Wand das Schwert,
Dem Augenblicke lebt der Werth.
Er lebt ſo ungebunden frei
Dem Lied, dem Scherz, der Plauderei,

Wie es die Liebe ſorglos hebt.
Das erſte Mal iſt's, daß er lebt,
Er lebt in ihr, der ſüßen Maid,
Die anmuthsvoll in Seligkeit,
Daß ſie den kühnſten Mann errungen,
Ihn hold umwebt. Wenn ſie umſchlungen
Ihn hält, das dunkle Haar ihm ſtreichelt,
Mit Wort und Küſſen hold ihm ſchmeichelt,
Wie ſtiebt da Ruhm und Glanz und Ehre
So nichtig hin! Sonſt zog ins Leere
So oft ſein Sinn. Nun lacht und glänzt,
Gleichwie von Roſenglut umkränzt,
Die Gegenwart und Zukunft hold.
Und wie ſo Tag um Tag entrollt,
Da lacht der alte Beuth herein:
„Iſt es Euch recht, ſo mag es ſein!
Die Glocken ſind bereit zu beiern,
Laßt uns das Hochzeitsfeſt denn feiern!“

„Ein Wort, ein Mann!“ ſo ruft der Werth.
Raſch läßt er ſatteln ſich das Pferd,
Das ſchon zu lang im Stall geſtanden.
Erſt will er ſeinen Heimatlanden
Den Gruß entbieten. Einen Kuß
Gibt er Chriſtinen. Dann im Schuß
So geht mit Fix es in die Welt.
Und ſieh, bald ſchaut er Wald und Feld,
Wo er geübt die Schweinehut,
Wo er als Knecht mit friſchem Blut
Sein Roß einſt zähmte. Hoch auf ſpringt
Fortuna, lautes Wiehern klingt.

Fortuna grüßet, denn vom Rand
Des Hügels ſchauet dort ins Land
Burg Schlenderhan, der Erft nicht fern.
Daß er beſuch' den alten Herrn,
Das ziemt ſich wohl. Sie reiten friſch
Hinauf, es läutet ſchon zu Tiſch,
Es geht zum Hof. Dort ſteht verzagt
Am Stalle eine dicke Magd.
Den ſtolzen, kecken Reitersmann
Schaut ſie mit Naſ' und Munde an.
Die Grete iſt's. Werth kennet ſie.
Sie kennet ihn. Ach, wie ſie ſchrie!
Schier fällt ſie hin. Da ſcherzt der Werth:
„Gret, wer's gethan hätt'!“ — Ihr entfährt:
„Jan, wer's gewußt hätt'!“ — Sieh, da naht
Der Freiherr Frentz im beſten Staat,
Und zieht den Hut und beugt den Rücken
Vor einem Mann aus freien Stücken,
Der ihm gedient als Schweinehirt.
Zum Saal führt freundlich ihn der Wirth.
Der ſonſt mit dem Geſinde aß
Am allerletzten Platz, er ſaß
Auf einem Ehrenplatz am Tiſch;
Der ſonſt auf einem Strohſackwiſch
Im Stalle ſchlief, ihm ſucht man aus
Das ſchönſte Himmelbett im Haus.
So ehrte man den alten Knecht.
Freilich, das war vom Freiherrn recht.
Wer kennt den Frentz in weitem Land?
Doch ward Johann von Werth genannt
Der große wilde General
Weit, weit durch Deutſchlands Berg und Thal!

Am andern Morgen dankt der Gaſt,
Er gönnt mit Fix ſich keine Raſt,
Bis er den Heimatort erritten.
Zu Büttgen, in des Dorfes Mitten,
Ward Halt gemacht. Aus jedem Haus
Da ſtürmte Alt und Jung heraus,
Den ſtolzen Kriegsherrn anzuſtaunen.
Rings hört man flüſtern, fragen, raunen:
„Wer mag es ſein?“ Denn Keiner kannte
Den Jan, der einſt das Dorf durchrannte
Ein wilder Bub. Fix iſt ſchon alt,
Auch iſt verſtümmelt die Geſtalt,
Und ſeine Jugendſpielgenoſſen
Hält meiſtens ſchon das Grab umſchloſſen.
Da nahet zu der Fremdenſchau
Noch eine blanke alte Frau
In Bauerntracht. Sie horcht und ſchaut.
Nun ſtößt ſie einen freud'gen Laut
Aus heller Bruſt: „Johann, Johann!
Mein Sohn!“ Es fliegt vom Pferd der Mann,
Der Krieger, General und Held,
Und in den ſtarken Armen hält
Er ſeine Mutter. Wie geſchwind
Kennt eine Mutter doch ihr Kind!
Wem ſoll nicht ſolcher Anblick taugen!
Das Waſſer trat in alle Augen.

Drauf ſchüttelte der Werth die Hand
Den Leuten, die er einſt gekannt
In ſeiner Jugend, und dann ging
Er in die Hütte arm gering

Mit ſeiner Mutter. Ach, der Raum
War ihm ſo heilig, denn den Traum
Der Unſchuld hat er drin geträumt,
Sorgloſe Tage dort geſäumt
Voll Glück und Frieden. Solcher Segen
Träuft auch der Armuth Jugendwegen.
Er lauſcht der Alten, die erzählt,
Wie ſie durchs Leben ſich gequält:
Der Vater ſtarb, die Brüder zogen
Hinaus, entrafft durch Kriegeswogen —
Wo treiben ſie's, nahm ſie der Tod?
Dem Werth wird weh ob all der Noth —
Da hält am Haus ein reicher Wagen,
Es ruft der Sohn: „Nach ſchlimmen Tagen
Erſcheinen gute. Mutter, friſch,
Ihr geht mit mir zu Haus und Tiſch.
Habt Ihr noch was, ſo gebt's den Armen.
Ihr ſollt im beſſern Neſt erwarmen!
Wir ziehn nach Köln!“ Die Widerworte
Sie helfen nichts. Raſch geht's zur Pforte.
Er grüßt vom Pferde, ſie vom Wagen,
Der in die Reichsſtadt ſie ſoll tragen.

Was ſoll der helle Glockenton?
Sie läuten in Sanct Gereon,
Zum Hauſe Beuth's ziehn ſchon die Gäſte.
Er lud zum heil'gen Hochzeitsfeſte
Der Tochter mit Johann von Werth,
Der mit der alten Mutter kehrt.
Wie, ſie iſt eine Bauernfrau?
Seltſam ſcheint Vielen wohl die Schau.

Jedoch die holde, ſüße Braut,
Die hell aus Edelſteinen ſchaut,
Umarmt die Mutter tief gerührt,
Und Beuth, der reiche Kaufherr, führt
Am Arme ſie. So zieht die Schaar
Zur Kirche, wo am Hochaltar
Der Abt die jungen Gatten ſegnet.
O, wie es da von Wünſchen regnet
Und ſprüht in laut und leiſer Weiſe!
Ein Jauchzen tönet durch die Kreiſe
Des Volks, das Werk und Haus verlaſſen
Und um die Kirche drängt in Maſſen.
So kehrt der Zug zum Hochzeitsmahl,
Bereitet in des Vaters Saal.
Da ging die Freude in die Runde,
Sie quoll vom Herzen laut zum Munde
Dem Brautpaar Segen, Glück und Frieden! —
Ja, wäre Frieden doch beſchieden! —

Wohl war's ein benedeites Haus!
Es ſang und lachte ein und aus
Am Hauſe Beuth's. Die Paarezeit
Das iſt der Liebe wahre Zeit,
Das iſt ihr Lenz, das iſt ihr Mai,
Süß wie der erſte Sang und Schrei
Der Frühlingsvögel, wie der Duft
Der erſten Veilchen in der Luft.
Und wie die Hoffnung ſich erſchließt,
Daß ihnen neues Leben ſprießt,
Da iſt erſt Jubel ohne Ziel,
Denn Alles iſt doch eitles Spiel

Den Menſchen, die im eignen Sproſſen
Nicht weiter blühen. Reich genoſſen
Sie ſo des Glücks. Der Vater ſchaut
Vergnüglich, daß er wohl gebaut
Für künft'ge Brut. Mit ihnen wohnt
Werth's Mutter nun, und ſie belohnt
Aus freundlich dankbarem Gemüthe
Mit frommem Beten all die Güte.

Doch währt nicht lang des Krieges Ruh:
In Lüttich geht's unliebſam zu.
Die Bürger toben, fordern, toſen,
Sie halten's dort mit den Franzoſen.
Mit ihnen trotzt des Hochſtifts Land
Dem kölner Kurfürſt Ferdinand,
Dem Bruder des Maximilian,
Werth's Waffenherrn. Der Streit hebt an.
Und Ferdinand entbietet Werth,
Zu leihen ihm das wackre Schwert,
Zu führen ſeinen Heeresbann.
Da ward er auch ein Kriegshauptmann
Im kölner Dienſt. Es gibt zugleich
Der Fürſt ein Lehn ihm groß und reich.
Das iſt das odenkirchner Schloß
Mit Wald und Feld. Bald ſchnaubt das Roß,
Bald nimmt er Abſchied von Chriſtinen,
Von Mutter, Vater. Alle Mienen
Sind trüb von Schmerz. Doch er muß reiten,
Er muß aufs Neu für Deutſchland ſtreiten.

Und an der Maas ſteht er im Flug.
Mit manchem kühnen Reiterzug

Lag er in Scheunen und in Ställen
Den frechen bäuriſchen Rebellen.
Die Reiterfähnlein, Fußvolkhaufen,
Die den Empörern zugelaufen,
Hob er in nächt'gem Ueberfall,
Auf offner Straß mit Hieb und Knall
Urplötzlich auf, daß bald das Land
Verödet ohne Menſchen ſtand.
Dann ging er auf die ſtolze Stadt,
Die mächtig ſich befeſtigt hat
Mit Thürmen, Mauern, Wällen, Schanzen.
Wohl hob da an ein wildes Tanzen,
Kanonen donnerten den Takt.
Und die Muſik, wie heulend packt
Sie ins Gehör! Die Kugeln ſchweifen
Mit ſchrillem Ton. Die Schwerter pfeifen.
Doch La Rüelle, der Bürgermeiſter,
Ermuthigt ſtets aufs Neu die Geiſter
Der fränziſchen Partei. Er ſpricht:
„Nur Muth! Frankreich verläßt uns nicht,
Es ſchickt Entſatz!“ Da ſtürmt der Werth
Mit ſeinem hocherhobnen Schwert
Den Sanct Aegidienberg voll Wuth.
Vierhundert lagen da im Blut,
Und Keiner kehrte von der Veſte
Nach Lüttich heim. Nun ſchien's das Beſte,
Zu fliehn, den Reichen in der Stadt.
Sie ziehn des Mords und Schreckens ſatt
Fort auf Namur. Jedoch es hetzt
Herr La Rüelle noch mehr. Er ſetzt
Nun tauſend Thaler auf den Kopf
Des Werth. Der aber lacht: „Du Tropf!“

Und andern Morgens hängt am Thor
Lüttichs ein Brief. Es ſteht davor
Viel leſend Volk. Wie's ſpöttiſch klingt:
„Wer La Rüelle's Kopf mir bringt
Dem wird ein Schöpſenkopf verehrt!“
Und drunter ſteht: Johann von Werth.

Doch ſieh, was glänzet auf dem Plan?
Der Piccolomini kommt an
Vom deutſchen Reich mit großem Heer.
Der Lothringer bringt gute Wehr,
Und aus dem nahen Niederland
Schickt Volk der Cardinal-Infant.
Viel Waffenwerk gab es zu ſchauen.
Warm geht der Lenz, die Lüfte blauen.
Das iſt zum Krieg die rechte Zeit!
Was ſoll noch Lüttichs kleiner Streit?
Es mögen hinter feſten Mauern
Die winzigen Bürger trotzig lauern.
Der Deutſche denkt ins Franzenland!
Friſchauf, die Waffen in die Hand!
Hoch wallen in die Luft die Fahnen!
So wogt's hinaus auf allen Bahnen
Zum warmen Weſt! — Geht es auch an?
Was ſagt Kurfürſt Maximilian?
Erlaubt er auch den Zug dem Werth? —
Doch gegen Frankreich geht's. Da kehrt
Der Werth ſich um Befehl nicht weiter.
Er iſt des großen Deutſchlands Streiter.
Der Heimat Todfeind geht's entgegen! —
Nie ſah man ihn ſo trotzig fegen. —

Blitzſchnell fuhr da durch Frankreich hin
Furchtbarer Schreck. Verwirrt im Sinn
Iſt Volk und Hof. Voll Grimm und Qual
Lauſcht Richelieu, der Cardinal,
Der jähen Mär. Das deutſche Land
Ward allerwärts vom Feind berannt,
Und dennoch hat es Muth und Kraft,
Zu brechen durch der Gränzen Haft
Und kühn in Frankreich einzufallen!
Alltäglich ſchlimmre Kunden ſchallen:
Es kommt in allgewalt'gen Wogen
Das Heer des Kaiſers angezogen
Und deckt das Land in weiter Kette,
Es nimmt die Veſten und die Städte,
Die Dörfer plündert's und die Flecken
Und treibt von fetten Weideſtrecken
Die Herden weg. Jedoch es droht
Für Frankreich noch viel ſchlimmre Noth:
Das Volk empört ſich in der Runde,
Weil es den König ſchnöd im Bunde
Mit Ketzern ſieht. Den rechten Glauben,
So ſchrein ſie laut, will man uns rauben!
Da ward zum Kriegsrath eingeladen
Im Louvre, um dem drohnden Schaden
Einhalt zu thun; und kalt und heiß
Floß all den hohen Herrn der Schweiß.
Jetzt hieß es, vor des Feinds Gewalten
Der Gränze Veſten ſtark zu halten.

Was half's? Ein Haufen Deutſcher lag
Vor Guiſe belagernd manchen Tag.

Es warf ſich eine ſpaniſche Schaar
Raſch auf Le Catelet. Da war
Kein Retten mehr. Die Beſte fiel,
Schier ohne Schuß kam man zum Ziel,
Denn ohne Breſche war die Mauer.
Werth legte allwärts ſich auf Lauer.
Er ritt in friſchem Saus und Braus
Dem ſchweren Heere ſtets voraus.
Entlang der Saone von Ort zu Ort
War bald er hier, war bald er dort.
Drei Treffen liefert er in Eile
Und ſchlug darin drei Heerestheile
Des Feinds. Jetzt gilt's! Jetzt muß es frommen!
Er ruſt: „Die Kaiſerlichen kommen,
Die Spanier folgen. Raſches Wagen
Gewinnt das Werk!" Die Kühnen-ſchlagen
Bei Braie ſur Somme die leichte Brücke.
Fußvölker, Reiter, Wagen, Stücke
Ziehn raſch hinüber. Rettend naht
Herr Puiſegur, mit kühner That
Zu ſchirmen die bedrohte Stelle,
Jedoch dem Sturm, der Wuth, der Schnelle
Des Feinds kann er nicht widerſtehn.
Er ſieht ſchier ganz zu Grunde gehn
Die Truppen, die er hergeleitet.
Es folgt der Werth, der raſtlos reitet
Bis zur Oiſe. Da erſcheint
Ihm bei Noyon ein neuer Feind,
Franzoſen ſind es, die ſich eilen
Zum Heer zu ſtoßen. Ohne Weilen
Stürmt er hinein entſetzlich brauſend,
Am Boden ſtrecken ſich an tauſend

Bürger von Roye und Mondidier.
Sie bringen ihm voll Furcht und Weh
Die Schlüſſel ihrer Stadt. Ans Thor
Von Compiegne ſchwärmt er im Chor
Der Reiterei auf hurt'gen Bahnen.
Zwanzig Kanonen, fünfzig Fahnen
Hat er, des kurzen Feldzugs Beute.
Wie jammern jetzt voll Angſt die Leute
In Land und Stadt! Sie geben ſchon
Haus, Heimat, Königreich und Thron
Ludwig's des Heiligen verloren. —
Mit Bann und Fluch wird Werth verſchworen. —

Da rief er: „Spork, nun reite mir
Zu dem Infant ins Hauptquartier.
Es wird, es ſoll, es muß gelingen!
Jetzt wollen wir den Hahn bezwingen,
Der immer ſich zum Rheine dreht
Und gern auf unſerm Dache kräht!
Sag dort, ich ließe Botſchaft ſenden:
Zeit iſt's, uns auf Paris zu wenden!
Folgt er mir nur, ich zieh voraus,
Und auf des Louvres Königshaus,
Das nun ſchon ſeit zweihundert Jahren
Von keinem fremden Feind erfahren,
Laſſ' ich des deutſchen Reiches Aar
Auf ſchwarzrothgoldnem Banner klar
Weit in die hellen Lüfte wallen!
Ruhmvoll geholfen iſt uns Allen!“

Und eilig ritt der Spork von dannen.
Doch Werth war bald mit ſeinen Mannen

Windſchnellen Rittes dort und hier.
Sie ſtreiften ſchier bis ins Revier
Von Pontoiſe und Saint Denys.
Die Edelleute zu Paris
Erbitten ſich vom Werth die Hüter
Für ihre Burgen, ihre Güter
An der Oiſe. Weh dem Land,
Das den Beſitz von fremder Hand
Beſchützen läßt! — Dort in der Mark
Jagt König Ludwig einſt im Park
Mit ſeinen Höflingen. Da ſieht
Er jenſeits in dem Flußgebiet
Ein Häuflein Reiterei. Er kennt
Nicht Waffenſchmuck und Tracht. Wer nennt
Die Krieger ihm? Wer kann ſie deuten?
Was hört er? Sie ſind von den Leuten
Johann von Werth's! O großer Gott!
Trifft Frankreich ſo unbänd'ger Spott? —
Seht nur, die drüben ſtehn und ſchaun! —
Der Werth iſt's ſelbſt. Da faßt ein Graun
Den König, der ſein Bild ſchon ſah
Und draus ihn kennt. Der Feind ſo nah?
Werth ruft: „Ging nicht der Fluß dazwiſchen,
Ihr Herren ſolltet nicht entwiſchen!“
Da ſchwand Herr Ludwig raſch im Wald,
Im feſten Louvre ſaß er bald,
Auch ließ er, wie man ſagt, das Jagen
Noch allerwärts in langen Tagen.

Doch welcher Schrecken faßt die Stadt,
Als ſie die Mär vernommen hat!

Johann von Werth, der iſt der Mann
In deſſen wildem Bild fortan
Mord, Blut und Brand und Furcht und Schreck
Aufgipfeln. Seine Thaten wecken
Furchtbare Angſt. Geſpenſterhaft
Scheint ſeine Wildheit, Schnelle, Kraft.
Man glaubet, wie im wilden Heer
So ſtürmt er in der Nacht daher,
Verhüllt von Nebel, durch die Luft;
Man meint, er könne ſich im Duft
Unſichtbar machen. Wahnwitz läßt
Ihn hieb- und ſtich- und kugelfeſt,
Durch ſchwarze Teufelskunſt gefeit,
Hintummeln ſich durch Kampf und Streit.
Will man in Furcht die Kinder jagen,
So muß man ſeinen Namen ſagen.

Was Wunder, daß da Alle bangen!
Bald hat ein Flüchten angefangen
Von matter Feigheit. Eng geſchloſſen
Ziehn Karren, Wagen und Karoſſen
Voll aufgeraffter Koſtbarkeiten
Durch alle Thore in die Weiten.
Es geht nach Orleans der Zug,
Nach Chalons drängt er ſich im Flug,
Bis zur Loire ſtreift die Flucht,
Das ferne Tours wird aufgeſucht.
Doch nicht der Cardinal-Infant,
Nicht Piccolomini's Verſtand,
Nicht Gallas Wüthen in Burgund,
Der Werth iſt aller Aengſten Grund.

Und Werth harrt täglich heiß und wild,
Daß ſie ihm folgen im Gefild,
Um Frankreichs Hauptſtadt zu zerſtören. —
Da kommt der Spork. Was muß er hören?
Sie wollen ſich noch nicht bequemen,
Sie denken Corbie erſt zu nehmen
Fern an der Saone. Er ſchreit: „Die Thoren!"
Er ſtampft: „Nun geht der Fang verloren!"

Und alſo war's. Ein Kapuziner,
Pater Joſeph, der treuſte Diener
Des Richelieu, hebt bald den Muth.
Er ſendet in die ärgſte Wuth
Des Pöbels kühn den Intendant
Von Bouillon. Sicher und gewandt
Wirft ſtolz der Rittersmann ſein Roß
In den Tumult am Königsſchloß.
Er ruft: „Pariſer, gebt uns Geld
Und Menſchen, und die ganze Welt
Iſt unſer. Ja, wir jagen gleich
Spanier und Deutſche aus dem Reich.
Den Rheinſtrom und das Niederland
Erobern wir mit Blut und Brand!"
Er ſprach's. Ihm folgt der Cardinal.
Vom Morgen- bis zum Abendſtrahl
Rollt ſtets ſein Wagen durch die Stadt,
Und wo ſich Volk gerottet hat,
Da redet er die Menge an,
Wie Bouillon es vor ihm gethan.
Wer hat den Muth in ihren Gliedern,
Der kühnen Sprache zu erwidern!

Es kehrt der Muth, es kehrt der Glauben,
Und allwärts hört man Rache ſchnauben.

Und Alle greifen zu den Waffen.
Wie ſah man da den Adel ſchaffen!
Das Parlament entbot Soldaten;
Die Rechnungskammer hat berathen
Die Kriegerzahl. Des Königs Räthe
Sie werben Reiter früh und ſpäte.
Auch die Beamten der Finanzen
Die ſorgten raſch für ſpitze Lanzen.
Und die Gewerb' und Zünfte ſtellen
Die Lehrlinge mit den Geſellen.
Paris entbot ein ſtattlich Heer,
Die Nachbarſchaft ſchickt Landeswehr.
Da waren bald voll Luſt und Flammen
An fünfzigtauſend Mann zuſammen.
Sie drängten ſich zu Muſterungen,
Sie übten ſich im Dienſt. Die Jungen
Und Alten ſchufen an den Mauern
Und Schanzen, Wällen. Alle dauern
Unendlich aus. Rings auf den Plätzen
Herrſcht buntes Leben. Mit den Schätzen
Nahn Fraun und Greiſe: Stein' und Ketten
Bringt reichlich Jeder, um zu retten
Die theure Heimat. In der Noth
Bereit zum Leben und zum Tod
Steht auf das Volk. Wie Werth es hört,
Da ruft er aus im Geiſt empört:
„O, thät in Deutſchland man das Gleiche,
Das Reich ſtänd' über alle Reiche!“ —

Die luſtige Trompete ſchmettert,
Die Trommel dröhnt. Da wogt und wettert
Das friſche Heer ins Feld. Es ſteht
Zu Haupt des Königs Majeſtät
Mitſammt dem klugen Cardinal.
Es blitzt und ſtrahlt durch Berg und Thal.
Vor ſolch entſetzlichen Gewalten
Kann nirgendwo der Feind ſich halten.
Seht, Frankreichs Lilienbanner wallen,
Wo Saone und Oiſe wallen
Durchs grüne Land. Und jede Stadt,
Wo deutſches Volk geſeſſen hat,
Wird raſch dem König überlaſſen.
Dann ziehn ſich ſeine Heeresmaſſen
Auf Corbie, das dem Spanier fiel.
Die Veſte wird aufs Neu das Ziel,
Um das man ſtreitet. Doch wer kann
Sie halten vor dem Kriegesbann,
Dem übergroßen? Alle Zucht
Iſt hin. In allgemeiner Flucht
Fliehn Deutſch' und Spanier in den Oſt,
Indeß der Feind im Rücken toſt.
O, hätten ſie gefolgt dem Werth
Zum Ueberfall mit ſcharfem Schwert,
Wohl wäre dann Paris gewonnen!
Jetzt heißt: Gewonnen und zerronnen!
Zu ſpät, zu ſpät! — Ein Augenblick
Verwandelt gut in ſchlimm Geſchick.

Der Erſter war, er bleibt der Letzte.
Mit ſeiner Nachhut fegt' und ſetzte

Sturmſchnell der Werth noch einmal drein.
Nachts fiel er furchtbar in die Reihn
Dem deutſchen Obriſt Degenfeld,
Der ſich verkauft für fränziſch Geld.
Sein Lager ſtand bei Montigny.
Hei, wie es plötzlich lärmt' und ſchrie:
„Der Werth iſt da!“ Und aufgehoben
Im Tode ächzend und zerſtoben
Sechs Regimenter! Reich beladen
Mit Beute zieht auf nächt'gen Pfaden
Der Sieger fort, und wild und ſchwer
Fällt neue Furcht auf Frankreichs Heer.
Dann ſucht der Held in friſchem Hetzen
Die Veſte Corbie zu entſetzen.
Vergebens war's, doch es gewähren
Den Spaniern kriegeriſche Ehren
Bei ihrem Abzug die Franzoſen. —
Dann hört den Schlachtlärm man vertoſen,
Denn Werth auch, dem das letzte Glück
Im Krieg gelacht, er muß zurück,
Er muß des Herrn Gebot ſich fügen,
Denn Kurfürſt Max ließ ſcharf es rügen,
Daß er auf ſeine eigne Fauſt
Ins ferne Feindesland geſauſt.

Doch voll von grimmem Mißmuth kehrt
Zum heimatlichen Rhein der Werth.
Was half nun fern von Ruh und Raſt
Sein Schaffen all? Ihm wird zur Laſt
Das rauhe Handwerk. Welche Schläge
Schlug er in Frankreich! Doch zu träge

Kriecht der Genoſſen Geiſt dahin
Für ſeinen funkenſprühnden Sinn.
Im Heer iſt's wie im Vaterland.
Wie dort die Fürſten ſich die Hand
Verweigern ſtets zu Einem Schaffen,
So iſt es draußen bei den Waffen.
Neid, Zwietracht, Spaltung allerwegen!
Ach, da zerſtiebt der beſte Segen!

So reitet er mit trübem Sinnen,
Um Köln, die Reichsſtadt, zu gewinnen.
Es heitert endlich ſich die Miene,
Daß er die liebliche Chriſtine,
Mutter und Vater darf begrüßen.
Fortuna greift mit ſchnellen Füßen
Im Fluge aus. Dort liegt das Haus,
Die Alten treten froh heraus.
Wie lieblich klingt der Gruß den Ohren:
„Die Tochter ward dir heut geboren!"

Sechstes Stück.

O Glück, wie keines reich und groß,
O Elternglück! Ein ſchöner Loos
Gibt es im Erdenleben nimmer!
Wie hegt das ſtille Wochenzimmer
So ſel'ge Welt! Der Sonne Schein
Spielt durch die Fenſter ſacht herein,
Vom grünen Vorhang leis gedämpft,
Daß Licht und Schatten dämmernd kämpft.
Verklärt vom milden Schimmer ruht
Die junge Mutter. Roſ'ge Glut
Erhöht der Freude helle Luſt,
Die all ihr Daſein froh bewußt
Und freundlich ſchmücket. Doch beineben
Da birgt das neue friſche Leben
Die ſtille Wiege. Lange Stunden
So ſitzet Hand in Hand gebunden
Mit ſeinem Weib der ſtarke Werth
Und plaudert froh. Zum Kinde kehrt
Er dann, das Vaterglück zu ſaugen,
Voll Seligkeit die hellen Augen.

Die Gabe iſt's, die Gott ihm lieh.
Wie ſchaukelt er ſie auf dem Knie,
Wie trägt er ſanft ſie auf den Armen
So innig liebevoll dem warmen,
Freudvollen Herzen angeſchloſſen!
Nie hat er ſolche Luſt genoſſen.

O lachte ſtets ſo helle Zeit!
O ſchwiege draußen Kampf und Streit!
O könnt' er jetzt zu Hauſe bleiben
Und all die ſüßen Spiele treiben,
Die Gattenglück und Vaterluſt
Auf einmal wecken in der Bruſt!
Wie weit iſt er umhergeritten,
Wie hat er überall geſtritten,
Doch blieb ihm fremd ſein eignes Weſen.
Jetzt hat verſtehend er geleſen
In ſeinem Selbſt. Jetzt wünſcht er Frieden,
Weil Frieden ſeinem Geiſt beſchieden.
Doch wie ſich auch die Wünſche lenken,
Noch darf er nicht an Ruhe denken.
Denn dunkle Kunden ziehn durchs Land:
Zu Wien ſtarb Kaiſer Ferdinand,
Und Ferdinand, der Kaiſerſohn,
Beſtieg den alten deutſchen Thron.
Er iſt der Gönner Werth's ſeit lange.
Wie darf er jetzt im Kriegesdrange
Dem Gönner ſeinen Rücken kehren?
Es gilt des Kaiſers Macht zu mehren.
Auch hat er bitter tief empfunden,
Es blutet noch aus allen Wunden

Das theure deutſche Vaterland,
Und dem gehöret Herz und Hand.
Auch fühlt er, eh es aufgerichtet,
Daß Ehre, Adel, Ruhm verpflichtet,
Noch mehr thut es das Thatenleben,
Das Alles ihm bis jetzt gegeben.

Und lange dauert nicht die Raſt.
Vom kölner Kurfürſt kommt in Haſt
Ein Bote. Auch Maxmilian
Von Baiern ruft ihn wacker an.
Nach Ehrenbreitſtein ſoll der Werth,
Wo man des Helden heiß begehrt,
Zu nehmen die berühmte Veſte.
Da muß er aus dem trauten Neſte
Von Weib und Kind! O böſe Mahnung!
Er zieht hinweg, von ſchlimmer Ahnung
Die Seele voll. Im Wintereiſe
Macht er den Rhein hinauf die Reiſe,
Und ſammelt ſeine Reiterſchaaren,
Die hier und dort zerſtreuet waren.

Da gab's der Arbeit bald genug.
Von Weſel naht ein Wagenzug:
Kundſchafter ſahen ihn. Er naht
Durch das Gebirg auf ſtillem Pfad.
Es ſind an hundertfünfzig Wagen,
Die Nahrung nach der Veſte tragen.
Sie nahen bei Neuwied dem Rhein.
Melander und Herr Durmenſtein,
Die Generale ſind in Heſſen,
Befehl'gen ſie, und kühn vermeſſen

Gedenken ſie ſchon einzutreten
In Ehrenbreitſtein. Die Trompeten
Und Trommeln gehn. Da fährt der Werth
Mit ſeinem hochgeſchwungnen Schwert,
Die Reiter nach, in ihre Flanken.
Ha, wie ſie flohen, wie ſie ſanken
Im Angeſicht der ſtolzen Mauern,
Wo trüb die Eingeengten ſchauern,
Die ſie begrüßt mit Freudenſchüſſen!
Ach, daß ſie wieder hungern müſſen!
Doch bringt mit ſtattlichem Geleit
Der Werth die Beut' in Sicherheit.

Der Werth thut nimmer halbe Werke,
Er legt ſich gleich mit ganzer Stärke
Vor Ehrenbreitſtein. Mächtig ragen
Vom unnahbaren Fels getragen
Die Thürm' und Werke ob dem Fluß.
Wer friedlich ihn erklettern muß,
Dem ſtockt der Athem. Weh dem Degen,
Der ihn im dichten Kugelregen
Dem grimmen Feind entreißen ſoll!
Nun ſitzen voller Grimm und Groll
La Saludie und Buſſy dort.
Der Platz iſt Frankreichs letzter Hort
Und letztes Bollwerk an dem Rhein,
Drum gilt's, zu halten Stein um Stein.
Und herrlich that's ihr zäher Muth.
Sie kämpften ſtets mit Löwenwuth
Bald auf der Mauer, bald am Walle,
Sie trotzten jedem Waffenpralle,

Ob ins Gemäuer die Bomben greifen,
Ob ſcharf die Flintenkugeln pfeifen.
Sie ſingen nach Franzoſenart
Ein Lied und ſtreichen ſich den Bart.
Wohl biß da mancher Mann ins Gras,
Den hier das Blei, das Schwert dort fraß.
Und ſtänd' der Hunger nicht im Bunde
Dem Feind, ſie gingen nie zu Grunde.

Doch mehr wie von des Kampfes Streichen
Sieht man vor Mangel ſie erbleichen.
Erbärmlich ſchlichen von Geberde
Sie um. Es waren ſchon die Pferde
Geſpeiſt. Dann wurden Katz' und Hunde
Schier Leckerbiſſen jedem Munde.
Bald iſt La Saludie zufrieden,
Sind Mäuſ' und Ratten ihm beſchieden
Zum ekeln Mahl. Doch einen Tag
Da gab's ein königlich Gelag.
Drei Schiffe legen an das Land,
Drauf eine Schaar von Mönchen ſtand.
Ha, Freunde ſind's! Franzoſen ſtecken
Tief in der Kuttentracht. Die Kecken
Schickt Ramian, Hanau's Kommandant.
Man ließ im mönchiſchen Gewand
Sie unbetaſtet weiter fahren.
Bald laben die bedrängten Schaaren
Brod, Fleiſch und Wein. Nun hofft am Platz
Aufs Neue Alles auf Entſatz.
Doch fern nur glänzt der Hoffnungsſtern.
Es bleibt die Rettung dennoch fern.

Sie müſſen bald auf Tod und Leben
Des Siegers Gnade ſich ergeben.
Schier wie lebendige Gerippe
Entſchwanken ſie der Felſenklippe.
Die ſtark wie ſtarke Helden rangen,
Schön wurden ſie vom Werth empfangen.
Er ließ ſie tränken, ließ ſie ſpeiſen
Und ihnen alle Ehr erweiſen.

Drauf zog zur Wetterau er ein,
Nahm Seligenſtadt am gelben Main
Und hielt bald mit den flüchtgen Roſſen
Und Reitern Hanau eng umſchloſſen.
Doch Botſchaft ſchickt Maximilian:
Es rückt der Feind vom Elſaß an,
Zu Häupten ſteht dem neuen Bund
Bernhard von Weimar. Aus Burgund,
Aus Lothringen und Franche Comté
Naht er zu neuem Gram und Weh
Dem deutſchen Rhein. Der Heimat Heere
Stehn aber fern im Reich in Wehre.
Werth, reite friſch auf Frankreich fort,
Sei wieder Deutſchlands Schild und Hort!

Auf Straßburg geht's. Er kam zu ſpät.
Am rechten Strand des Rheines ſteht
Der Weimar ſchon mit großer Macht.
Da muß er meiden wohl die Schlacht.
Werth kann mit ſeinen Reitern nur
Scharmützeln rings durch Wald und Flur.
Doch das geſchieht in alter Art.
Er überfällt auf jeder Fahrt

Den Feind. Und da vom Reich geſendet
Sich mancher Haufen zu ihm wendet,
Drängt er im Sturm auf Wittenweier
Den Weimar, dem er keine Feier
Am Rheine gönnt. Bernhard hat dort
Mit Schanzen weit und breit den Ort
Befeſtigt. Inſeln liegen viel
Im Fluß. Es iſt ſein Zweck und Ziel,
Zu ſichern hier den Uebergang,
Zu hemmen Feindesſturm und Drang.

Werth ruft: „Hier muß der Kampf entbrennen,
Die Schanzen gilt es zu berennen!“
Jetzt hat er auch des Volks genug.
Er ſtürzt voran in kühnem Flug.
O Gott, was will der Wilde wagen?
Iſt's Thorheit nicht, die Schlacht zu ſchlagen?
Doch drauf und dran! Es gilt kein Säumen!
Seht, wie die raſchen Roſſe ſchäumen!
Hört, wie die ehrnen Reiter klirren!
Seht, wie die Streiter jetzt ſich wirren!
Es ſauſt und brauſt, das Schlachthorn ſchallt,
Es kracht, es donnert, knattert, knallt;
Aus tauſend Feuerſchlünden droht
Von Wall und Schanzen ſichrer Tod.
Was ſoll's? Friſchauf, hinangeklettert,
Ob Kugelregen auch zerſchmettert
Die ſtraffen Reihen, deren Glieder
Gereiht als Leichen liegen nieder.
Wer heute ſtirbt, der brauchet morgen
Nicht um den Reitertod zu ſorgen!

Doch wird's zu viel! O weh, es fährt
Jetzt eine Kugel auch dem Werth
Tief in den Hals. Roth färbt das Blut
Die blanken Waffen. Neue Wuth
Ergreiſt die Reiter. Doch voll Leichen
Starrt rings das Feld. Mit neuen Streichen
Erreicht ihr nichts! Zurück, zurück!
Heut lachet nicht das Schlachtenglück. —
Doch lacht es wohl ein ander Mal.
Denn ſieh, es naht durch Berg und Thal
Savelli mit den Kaiſerlichen.
Geheimen Wegs kommt angeſchlichen
Der Lothringer. Jetzt ohne Scheu
Darf wagen man den Kampf aufs Neu.
Bei Breiſach kreuzen ſie den Rhein,
In Rheinau ziehen ſie hinein,
Die Veſte nehmend. Voller Zorn
Gibt Weimar ſeinem Roß den Sporn
Und ſchreit mit wilder Stimme Schall:
„Hat denn der Schwarze überall
Den ſchwarzen Werth!“ Und mit den Schaaren
Iſt plötzlich er davon gefahren
Nach Elſaß, Lothringen, Burgund.
Auch zürnet er dem fränz'ſchen Bund,
Denn Richelieu und Ludwig ließen,
Wie ſie in Treuen es verhießen,
Ihn ohne Zuzug. Doch es blieben,
Wie Bernhard feſt es vorgeſchrieben,
Volk und Kanonen auf den Wällen
Von Wittenweier. Den Geſellen
Heiſcht er, mit Macht den Paß zu halten
Ins deutſche Land. Auf einmal wallten

Die Fähnlein Werth's. Dem General
Macht noch die Wunde heiße Qual,
Im Halſe brennt die Kugel noch,
Was thut's! Er hält den Degen hoch:
„Vorwärts!“ erſchallt's. Und um die Schanzen
Erhebt ſich bald ein Waffentanzen.
Wer ſtehet heut der Reiter Drang?
Bald iſt er Herr den Strand entlang.
Dann geht es zu des Stromes Inſeln.
Durchs Kugelraſſeln tönt ein Winſeln.
Auf Pferden wird die Flut durchſchwommen,
Bald ſind die Eilande genommen.
Die weiße Fahne aber ſchwingt
Der Feind zuletzt. Die Trommel klingt,
Sie bieten jammernd den Akkord.
„Was!“ ruft der Werth: „unſinnig Wort,
Bedingungen, die ſoll ich leiden,
Wo mit dem Schwert ich kann entſcheiden?
Ergebt Euch! Nur in meiner Hand
Sind Gnad und Ungnad!“ Und vom Strand
Da rufen ſie, ſich zu ergeben.
Sie kommen feige Klag erheben
Ob ſchlechtem Kleid im Winterfroſt,
Ob Näſſe, Schnee und karger Koſt.
Wie lacht der Werth der feilen Schaar!
Er macht ſie alle waffenbar,
Mit weißen Stecken in den Händen
Läßt er zum Spott ſie heimwärts ſenden.

Da wurden raſch und ungeſäumt
Die feſten Plätze all geräumt,

Drin Frankreich ſich noch hielt am Rhein.
Von Köln bis in die Schweiz hinein
Hat Werth aufs Neu das Vaterland
Mit ſeiner ſtarken Heldenhand
Vom Feind geſäubert ohne Weilen.
Jetzt kann er erſt die Wunde heilen,
Die offen ihm am Halſe klafft.
Wohl war es Zeit. Mit Mühe rafft
Er ſich aufs Pferd und zieht nach Schwaben.
Gepflegt von Fix, dem alten Knaben,
Der treu die Sorge übernommen,
Liegt er im Bett. Wohl mag ihm frommen
Die kurze Ruh. Geſunde Säfte
Und Muth verleihn ihm friſche Kräfte.

Nicht lange dauert die Ruhezeit,
Denn Botſchaft kommt von friſchem Streit:
Der Weimar iſt aufs Neue los.
In des Burgunderlandes Schooß
Hat er geſammelt große Schaaren,
Um in das deutſche Land zu fahren.
Bei Delsberg rückt er ſchon ins Thal
Unweit von Baſel. Oed und kahl
Sind von Vertheidigern die Gränzen.
Es ſchwelgen fern bei Mahl und Tänzen
Des Kaiſers Führer. Keiner denkt,
Daß ſich ſo raſch der Kriegslauf ſchwenkt,
Daß Weimar, der erſchöpfte Held,
So trotzig wieder ſtürmt ins Feld.
Die Schweiz durchziehend leis und ſacht,
Führt ungeſehn er ſeine Macht

Aufwärts zum Bodenſee. Bei Stein
Durchkreuzet er den jungen Rhein
Und fliegt mit ſeinen Hauſen munter
Auf die vier Waldſtädte hinunter.
Bald ſind — was ſoll das Fechten frommen? —
Waldshut und Säckingen genommen.
Bei Lauffenburg ſteht er im Flug
Auf deutſchem Ufer, doch im Zug
Naht auch ſein Volk von ſchweizer Seite.
Allwärts hebt's an in heißem Streite.
Petarden ſprengen raſch das Thor
Der Brücke, und ſo zieht im Chor
Der Seinen er mit klingendem Spiel
Zur Stadt hinein. Die Veſte fiel.
Rheinfelden gilt es jetzt. Dort iſt
Der Schlüſſel in die Schweiz zur Friſt,
Die Päſſe gehen dort nach Schwaben,
Drum muß das Neſt der Weimar haben.
Doch wohlbefeſtigt iſt der Ort,
Und wackre Bürger trotzen dort.
So leicht läßt ſich die Stadt nicht putzen,
Drum heißt es, raſch die Zeit zu nutzen,
Drum heißt's zu ſchießen und zu ſengen,
Mit Pulver heißt es glüh zu ſprengen. —
Herr Gott, ein Anblick iſt's zum Schauern,
Es fliegen Thürme, Schanzen, Mauern,
Von tiefen Minen unterwühlt,
Von Pulverdampf und Glut umſpült,
Furchtbar aufkrachend in die Luft —
Die Menſchen mit. Es zuckt, es ruft,
Ein Schmerzgeſchrei gellt durch die Rund.
Es bebt der feſte Felſengrund,

Die Häuſer und die Kirchen beben,
Und dieſes grauſe wüſte Leben
Schaut Werth, der eben jetzt erſcheint.
Krank war am fernſten er dem Feind,
Doch iſt der Erſte er zur Stelle.
Er raffte auf in hurtiger Schnelle
In Schwaben die zerſtreuten Haufen,
Er läßt ſie reiten, rennen, laufen
Bis an den Rhein. Savelli hetzt
Ihm nach. Die Schwerter ſind gewetzt,
Das Loth im Rohr, Korn auf den Pfannen.
Jetzt drauf und dran, ihr deutſchen Mannen!

Wie ſtaunet Bernhard, der ſie ſah!
Er glaubte nicht den Feind ſo nah.
Doch faßt er ſich und ordnet ſchnelle
Die Schaaren an die rechte Stelle.
Da hört man ſchon die Schüſſe knallen,
Die fern im Thale wiederhallen.
Es packen Fußvolk ſich und Reiter.
Zum Knäuel wirren ſich die Streiter.
Nun brauſen in des Zornes Flammen
Der Heere Führer auch zuſammen
Wie in der alten Heldenzeit.
Den Graf von Naſſau trifft im Streit
Johann von Werth und ſchießt den Hut
Vom Kopf ihm fort. Voll Rachewuth
Streift Naſſau ihm die braune Wange
Mit ſeiner Kugel. Lange, lange
Schwankt hin und her des Kampfes Glück,
Bald wirft der Weimar kühn zurück

Die Feinde, bald iſt er gewichen
Dem ſtarken Prall der Kaiſerlichen.
Erſt gilt's der Veſte Hülfe bringen
Mit Volk und Proviant. Es dringen
Die Werth'ſchen Krieger jetzt mit Macht
In Weimars Lager. Weh, die Nacht
Sinkt plötzlich ein, es dunkelt dicht.
Es war die Schlacht entſcheidend nicht,
Doch Bernhard führt rheinauf die Krieger —
So ſind die Kaiſerlichen Sieger.

Savelli ſieht voll Glück ſie fliehn
Und ſendet Boten gleich nach Wien,
Die Siegesnachricht zu verkünden.
Doch will ſich Werth ihm nicht verbünden,
Er ruft: „Noch iſt's ein halber Sieg!
Wir müſſen tiefer in den Krieg,
Soll richtig die Entſcheidung kommen.
Viel beſſer wird's uns wahrlich frommen,
Wenn wir, ſtatt ſchon Triumph zu ſingen,
Dem Heere gute Pflege bringen,
Damit es für die künftgen Werke
Die Geiſter und die Leiber ſtärke.
Den Feldherrnſtab trägt Eure Hand,
So ſprecht: Wo iſt der Proviant?
Wo find ich ihn für meine Reiter?"
Savelli meint: „Das macht mich heiter.
Laßt ſie nur für ſich ſelber ſorgen,
Und Brod und Wein beim Bauern borgen,
Und was noch ſonſt ihr Herz begehrt!"
„Um Gottes willen!" zürnt der Werth,

„Feſthalten müſſen wir die Leute.
Wenn ſie auf fernem Gang nach Beute
Bei Trunk und Schwelgen ſich zerſtreun,
Das könnte viel zu früh uns reun!“
Der Italiener aber lacht:
„Der Ketzer hat ſich aufgemacht
Und wird ſo bald es nicht mehr wagen!“ —
Und ſieh, er läßt das Volk ſich jagen,
Wohin es will! Wie's läuft und ſchwärmt,
Wie's in den Kneipen ſäuft und lärmt!
Sich füttern ſelbſt auf Schritt und Tritten
Heißt das auf Fütterung geritten?
Vergebens hört den Werth man fluchen.
Er will Quartier im Schwarzwald ſuchen,
Des Zuzugs wartend. Tauben Ohren
Predigt ſich's ſchlecht. — O Gott, die Thoren!

Es zieht der dritte Morgenſtrahl
Grau dämmernd durch das grüne Thal.
Still iſt es rings. Der junge Rhein
Stürmt rauſchend in das Land hinein.
Herr Gott, was bricht da durch den Wald?
Die Trommel und Trompete ſchallt.
Das iſt der Feind. Des Weimars Streiter,
Kanonen, Schützen, Fußvolk, Reiter,
Sie ſtürzen aus dem Bergwald nieder.
Wo ſind des Kaiſerheeres Glieder?
Zerſtreut, verſtäubt, verſchwärmt, betrunken
Liegt Alles tief im Schlaf verſunken.
O unentwirrbare Verwirrung!
Jetzt zeigt ſich erſt Savelli's Irrung.

Den Führern fehlen die Soldaten,
Den Bomben, Kugeln und Granaten
Die Kanoniere und den Fahnen
Die Träger. O, wer konnt' das ahnen?
In dieſer Frühe iſt der Werth
Allein zur Hand. Er gab ſein Pferd
Zur Zeit, wo grade nichts zu wagen,
Um's in der Schmiede zu beſchlagen,
Dem treuen Fix. Und ſo beim Warten
Sieht er die feindlichen Standarten,
Die oben an dem Hügel wallen.
Er läßt die Lärmſignale ſchallen.
Schlimm Zeichen! Weh, Fortuna fehlt,
Auf die in jeder Schlacht er zählt!
Da nimmt er Fixens Pferd zur Hand
Und rettet von des Abgrunds Rand,
Was noch zu retten iſt. Er hält
Den erſten Anſturm ab und ſtellt
Die Feinde, bis Savelli's Schaaren
Gemach ihm hinterm Rücken waren,
Doch ach, die Stellung iſt nicht recht,
Und ſchon beginnet das Gefecht!

Des Weimar brüllende Kanonen
Entſenden dreimal ſonder Schonen
Den Tod rings in die deutſchen Reihn.
Dann bricht die Reiterei hinein.
Unwiderſtehlich iſt der Drang.
Die Schlachtenreihen weit entlang
Zerbrechen ſie des Kaiſers Schaaren,
Die jählings in die Weite fahren,

Verwirrt, zerſtreut, von Furcht zerſchlagen,
Um ſich in Hecken und in Hagen
Zu bergen. Weh, dem kühnen Werth
Durchbohrt die Kugel jäh das Pferd,
Als er den Fliehnden Einhalt thut.
Er denkt dabei: „Nun iſt es gut,
Daß ich zum Schmied Fortuna ſandte!“
Indeß er mit der Schaar ſich wandte.
Er ſtürmt zu Fuße raſch zum Wald,
Der an den Höhen grünt. Dort wallt
Noch eine treue Kaiſerfahne,
Dort ficht, als ob er noch nicht ahne
Das Unheil all, ein treuer Haufen.
Doch ach, ſie ſehn die Brüder laufen,
Des Reiches Kämpfer ſind geſchlagen,
Und ihre Führer alle tragen
Die Bande der Gefangenſchaft.
Savelli iſt in Feindes Haft.
Alles iſt hin! Klar tritt's zu Tage:
Allüberall iſt Niederlage!
Noch länger kämpfen, hieße raſen!
Sie wollen jetzt zum Rückzug blaſen.

Da naht der Werth ſich ihrem Stand.
Er faßt die Fahne mit der Hand,
Er hält noch mit fünfhundert Mann
Des Reiches Ehr, ſo gut er kann.
Er mahnt, er fleht, er flucht, er ficht,
Und Jeder thut nach ſeiner Pflicht.
Sie fallen Mann um Mann zu Grunde,
Und allwärts wachſen in der Runde

Die Feinde. Ach, umzingelt iſt
Der ganze Wald in kurzer Friſt,
Unmöglich iſt ſogar die Flucht.
Jetzt wird erdrücken ſie die Wucht.
Da läßt er endlich vom Gefechte.
Es reicht den Degen ſeine Rechte
Dem Grafen Naſſau. — Wie durchs Feld
Da wildes Freudenjauchzen gellt!
Dem ſie begegnet all mit Bangen,
Der Unbeſiegte iſt gefangen.

Wie ſtand der Weimar ſtolz und kühn!
Die jungen Heldenaugen glühn,
Die Augen blitzen. Wonne lag
In jedem Zug. Den ſchönſten Tag,
Den er erlebte, ſah er heute.
Sein iſt der Sieg, ſein iſt die Beute.
Sie gingen in die ſchlaue Falle:
Die kaiſerlichen Feldherrn alle
Sind ſein. Den er zumeiſt begehrt
Sein iſt dazu Johann von Werth,
Dort bringt man ihn, den Schlachtenleu.
Starr grimmig naht er ſonder Scheu.
Ein Mann erträgt er die Geſchicke.
Da meſſen ſich mit kühnem Blicke
Zwei Männer feſt und eiſenhart,
Von echter, kühner, deutſcher Art.
O, hätten ſie zuſammt geſtanden,
Wohl beſſer wär's den deutſchen Landen! —
Rings brauſten auf die Siegeslieder,
Und blutroth ging die Sonne nieder.

Siebentes Stück.

Die Leichen ſenkten ſie zur Gruft.
Zum Dank- und Siegesfeſte ruft
Bernhard von Weimar dann die Schaaren.
Es brauſen ſchmetternde Fanfaren,
Die Trommeln wirbeln! Rings das Heer
Erſcheint in blankgeputzter Wehr.
Die Fahnen wehn. Der Sonne Glut
Blitzt auf die Waffen. Helm und Hut
Sind hell mit Federn ausgeſchmückt.
In langgedehnten Reihen rückt
Das Fußvolk an. Auf ſtolzen Roſſen
Kommt mancher Reiterhauf geſchoſſen,
Laut raſſeln die Kanonen an,
Sie ſtellen rings ſich auf den Plan,
Die dichtgedrängten weiten Maſſen,
Die jetzt ein Viereck weit umfaſſen.

Dort hält inmitten ſeiner Streiter
Der Herzog. Seines Heeres Leiter

Umgeben ihn. Dahinter ſieht
Man aufgeſtellt in Reih und Glied
Die Helden, welche in der Schlacht
Er zu Geſangenen gemacht.
Werth iſt dabei. Zur Seite ſtehn
Die Chöre der Muſik. Es wehn
Die Märſche weit ins Land erklingend
Und über Wald und Feld ſich ſchwingend.
Dann hält ein Prieſter im Talar
Gebet und Predigt. Sein Altar
Sind Trommeln, ſeine Kanzel iſt
Ein groß Geſchütz. In kurzer Friſt
Geht dieſer Gottesdienſt zu Ende.
Dann tönt aufbrauſend ins Gelände,
Von allen Kehlen hell geſungen,
Von allen Hörnern mit erſchwungen,
Das große, ſtolze Lutherlied,
Das mächtig in die Lüfte zieht:

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böſe Feind
Mit Ernſt er es jetzt meint,
Groß' Macht und viele Liſt
Sein' grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erden iſt nicht ſein's Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,

Den Gott hat ſelbſt erkoren.
Und fragſt du, wer er iſt?
Er heißet Jeſus Chriſt,
Der Herre Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt' uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen.
Der Fürſt von dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
So thut er uns doch nicht,
Das macht, er iſt gericht't.
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn
Und kein Dank dazu haben,
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib,
Laß fahren nur dahin,
Sie haben kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!

Und Alle ſinken auf die Knie,
Das Lied mit ſeiner Melodie
Erhebt ſich wie mit Adlerflügel,
So groß, ſo ernſt, ſo tief. Die Hügel

Am Rheine tönen's nach. Der Strom
Lauſcht auf. Es klingt zum Himmelsdom.
Auch Werth weiß ſich nicht mehr zu wehren,
Er ſinkt aufs Knie, und in die hehren
Gewalt'gen Töne ſtimmt er ein,
Er ſingt, und mächtig hell und rein
Klingt ſtolz vor allen ſeine Stimme,
Er ſingt in Andacht, Stolz und Grimme.
O, wie ihn die Gefühle treiben!
Er ſingt: „Das Reich muß uns doch bleiben!“

Und wie das Lied gemach verſcholl,
Ziehn Alle ſtill und andachtsvoll
In das Quartier. In einem Thurm
Rheinfeldens ſitzt, den Geiſt voll Sturm,
Das Herz mit Wehmuth ganz beſchwert,
Der kühne Held Johann von Werth.
Bald ſtarrt er in das Feuer der Warte,
Bald durch die enge Mauerſcharte.
Draus geht die weiche Frühlingsluft.
Er hört den Buchfink, der ſchon ruft.
Sehnſüchtig ſüßes Lenzgefühl,
Du lockſt hinaus! Er denket ſchwül
An Weib und Kind. O grimme Schmerzen!
Nun möcht' er beide koſend herzen
Und iſt gefangen. Die Gedanken
Entführen ihn ins wilde Schwanken
Und Wanken neuer wilder Schlachten.
Doch, ach, vergebens iſt ſein Schmachten!
Er iſt gefangen! Mit der Hand
Greift er ans Herz. O Vaterland,

Jetzt kann er nicht mehr für dich reiten,
Jetzt kann er nicht mehr für dich ſtreiten!
Er ſchaut hinaus durch blinde Scheiben
Und ſingt: „Das Reich muß uns doch bleiben!“

Da öffnet ſich die Thür. Es tritt
Bernhard der Held mit feſtem Schritt
Zum Raume. Der Gefangne kehrt
Sich nach ihm hin. Er grüßt den Werth,
Werth grüßet ihn. Bernhard hebt an:
„Nun ſagt mir doch, gefangner Mann,
Was tragt Ihr ſtets mir ſolchen Haß?“
Doch Jener ſpricht: „Wer ſagt Euch das?
Nie haßt' ich Euch. Eur kühnes Herz
Hieß mich Euch achten allerwärts.
Eur Mannesmuth in heller Jugend
Schien ſtets mir eine ſchönſte Tugend!“
Und Weimar ruft: „Es iſt nicht Haß!
Was trieb Euch denn ohn Unterlaß?
Jüngſt ſuchtet Ihr mir ſtets zu wehren,
Aus Frankreich wieder heimzukehren,
Dem deutſchen Mann zum deutſchen Heerd!“
„Ei,“ tönt's, „ich trug des Kaiſers Schwert!
Gränzhüter war ich ſeinem Reiche.
Was ſollt' ich ſchonen da der Streiche!“
Da denkt der Herzog ihn zu ſchrauben
Und meint: „So habt Ihr meinen Glauben
In mir verfolgt? Dem Proteſtant
Seid Ihr ſo raſtlos nachgerannt!“
„O nein,“ ſpricht Werth, „mein ſchlichtes Weſen
Kann in dem Herzen nimmer leſen;

Wo Wahrheit iſt und Hohn und Spott,
Weiß einzig der lebend'ge Gott.
Es glaubet der wahrhaft'ge Mann
Nicht mehr, nicht weniger, als er kann.
Drum werf ich keinen je mit Koth,
Wer glaubt getreu bis in den Tod."
Da ruft Herr Bernhard hocherfreut:
„Ich ſah's, als wir gebetet heut,
Da ſeid Ihr mit uns hingekniet
Und habt geſungen unſer Lied.
O, kommt in unſres Glaubens Reihen,
Wir werden alle Ehr Euch weihen!"
„O," lächelt Werth, „wie Ihr Euch irrt!
Denkt Ihr, ich ſei im Geiſt verwirrt?
Ihr glaubt wohl ehrlich, treu und echt,
Wofür Ihr ziehet ins Gefecht.
Doch was wollt Ihr die Andern zwingen,
Zu hangen an denſelben Dingen?
So wie Ihr Euren Glauben tragt,
Laßt unſern uns. Das Sprüchwort ſagt:
Ein Bauer glaubt nur ſeinem Vater.
Ich bin ein Bauernſohn. Mein Rather
War meiner Jugend erſte Lehre,
Von der ich nimmermehr mich kehre.
Mir ging ins Blut der alte Glauben,
Kein Menſchenkind wird mir ihn rauben!"

Und Bernhard ſieht den ſchlichten Mann
Mit wachſendem Erſtaunen an.
Dann reicht er gütig ihm die Hand
Und ſpricht: „Was Ihr als wahr erkannt,

Will ich nicht ſtören. Schlecht und recht
Iſt Euer Wort. Eur Herz iſt echt.
Ich ehr Euch hoch und möchte gern
Zum Freunde Euch. Laßt Euren Herrn!
Wollt Ihr dem Dienſt des Reichs entſagen
Und hier mit uns die Waffen tragen,
So ſeid Ihr frei!“ — Ha, Zorn und Wuth
Färbt da mit dunkelrother Glut
Das Antlitz Werth's. Er ſtampft mit Macht,
Daß laut der moriſche Boden kracht.
„Fort, fort, Verführer!“ ruft er hell,
„Ein gottverlaſſener Geſell
Ging' wohl ins Netz. So öd und leer
Iſt Herz und Haupt nicht. Meine Wehr
Den Muth im Geiſt, das Schwert zur Hand
Weih ich dem deutſchen Vaterland.
Wohl gibt es Krieger, die von Haufen
Zu Haufen ſchmählich überlaufen,
Die heut in Euren Reihn ſich ſchlagen,
Des Kaiſers Waffen morgen tragen.
So bin ich nicht. Ich bin auch nicht
Wie Du, der als ein Söldner ficht
In Frankreichs Dienſt. Dich deutſch zu nennen
Und Dich von Deutſchland ſchnöd zu trennen!
Am uralt heil'gen hehren Reich
Zu rütteln mit verruchtem Streich!
O pfui, das thut der Herrſchaft Dürſten!
Du biſt nicht beſſer, als die Fürſten,
Die ſchnöd verläugnen ihren Herrn!
Ja, kämpft für Eures Glaubens Stern,
Doch thut's mit deutſcher Kraft. Ins Haus
Gehört kein Fremder. Werft ihn draus!

In dieſem Sinn ſang ich Eur Lied,
Drum bin ich betend hingekniet.
Ich hoff, es wird mein Schwert noch ſchreiben
Dereinſt: Das Reich muß uns doch bleiben!“

Vor ſolcher Ueberzeugung lahm
Geht Bernhard fort voll Zorn und Scham.
Und lange dauert's nicht, da reitet
Von vielen Reiſigen begleitet
In Frankreich ein der kühne Werth,
Wo König Ludwig ſein begehrt.
Er will den ungefügen Starken,
Den Helden, der in ſeinen Marken
Geſpenſtiſch, ein Gebild der Nacht,
So oft die jähe Angſt entfacht,
Er will den Werth in ſeinen Reichen
Aufführen als ein Siegeszeichen.
Er gilt dem König ſchier noch mehr
Als wie das ganze Kaiſerheer.
Zwar ungern gibt der Weimar ihn,
Er läßt ihn widerwillig ziehn.
Doch Frankreich muß er ſich verbinden,
Um ſo das Reich zu überwinden.

So wogt nach Weſten denn der Zug.
Da nahet noch in kühnem Flug
Graf Götz, der alte Kampfgenoſſe,
Mit Spork. Es folget hoch zu Roſſe
Viel Reitervolk in blanken Reihn.
Sie wollen ihren Werth befrein.
Doch, ach, die Rechnung ſtimmet nicht.
Was hilft es, ob man tapfer ficht!

Den Werth umgibt ein halbes Heer.
Den Leu zu hüten, das iſt ſchwer.
Wohl tauſend hüten einen Mann,
Der ſich den ſtärkſten Ruhm gewann.
Wer kann durchbrechen ſolch Geleit?
Verflüchtigt ſtürmen ins Gebreit
Die Deutſchen fort. Zum Feindeslande
Zieht mit dem Werth die Franzenbande.

Du ſchönes Frankreich, hell und licht
Strahlſt du in jedes Angeſicht,
Du Land voll warmem Sonnenſchein,
Voll ſaft'ger Frucht und ſüßem Wein,
Voll luſt'gem Volk! Wie anders ſieht
Mit trübem Aug' in dein Gebiet
Jetzt der Gefangne! Frank und frei
Zog jüngſt beim luſtigen Geſchrei
Der Reiter, beim Geſchnauf der Roſſe
Er hier durchs Feld. In Dorf und Schloſſe
Hielt er nach ſeinen Sinnen an,
Er ruhte auf dem ſchönen Plan,
Er brach die Frucht, er trank den Becher,
Wie's ihm beliebt, ein braver Zecher.
Jetzt muß er ſich den Hütern fügen.
Doch in des ehrnen Mannes Zügen
Zuckt erſt der Grimm, wenn er bedenkt,
Daß auf die Hauptſtadt wird gelenkt,
Die er mit Brand und Hungersnoth
Vor zwanzig Monden hat bedroht,
Ein Mann, vor welchem Alle bebten.
Bei ſeinem wilden Namen flebten

Die Zungen ſchier den Gaumen an.
Mit Zittern wurden aufgethan
Die Lippen nur. Wie wird der Feind
Jetzt jubeln, wenn er dort erſcheint!
Wie wird's dem Herzen Jammer ſchaffen,
Wenn ſie ihn hier und dort begaffen,
Gleichwie ein wildes Thier! Welch Bangen
Erfüllt ihn! Weh, er iſt gefangen!

Doch anders kam's, wie er gedacht,
Es zeigten ſich voll Glanz und Pracht
Die Städte, die ſein Weg durchlief;
Voll Achtung und voll Ehrfurcht rief
Das Volk ihm zu und allerwegen
Zog ihm der Rath der Stadt entgegen.
Der Bürgermeiſter ſchritt voraus,
Und Blumen ſchmückten jedes Haus,
Hell durch die Lüfte wehten Fahnen,
Wohin er ging, auf ſeinen Bahnen;
Denn König Ludwig hat befohlen,
Mit Ehr und Glanz ihn einzuholen.
Als zu Paris er eingezogen,
Da brauſet erſt in vollen Wogen
Das Volk. Es iſt, als ob ein Held
Heimkehre ſiegreich aus dem Feld.
Werth, Werth, der Fürchterliche naht!
Man hemmt ihm überall den Pfad.
Was iſt da Cardinal und König?
Ihm jauchzt man hunderttauſendtönig.
Es legt der Feind es an den Tag,
Was ſo ein rechter Mann vermag!

Da hört man hell die Glocken ſchallen,
Die Bürger ſtrömen zu den Hallen
Der alten ſtolzen Kathedrale
Von Notre Dame. Im Lichterſtrahle
Ergiänzen rings die hohen Bogen,
Der Weihrauch zieht in duft'gen Wogen,
Und auf dem Chore am Altar
Bewegt ſich eine Prieſterſchaar
In goldig heiterm, hellem Glanze.
Umgeben von des Hofſtaats Kranze
Kniet dort der König. Sieh, jetzt naht
Ein Kriegerhauf im reichſten Staat.
Er trägt heran zerſetzte Fahnen,
Die auf den letzten Kriegesbahnen
Der Weimar nahm. Dann kommt der Werth,
Den Blick der Erde zugekehrt.
Und alle Augen ringsum ſchauen
Nach ihm mit Neugier und mit Grauen.
Jetzt rauſchen laut der Orgel Klänge,
Jetzt brauſen hell die mächt'gen Sänge
Des Siegesfeſtes. Heiter, hell
Wie Sonnenlicht und Himmelsquell
Ertönt das altkatholiſche Lied:
Te Deum laudamus. Es zieht
Wie Jauchzen ſel'ger voller Seelen
Rings aus den reingeſtimmten Kehlen.
O, mächtig klingendes Frohlocken
Von Stimmen, Orgelklängen, Glocken!

Doch ſeltſam iſt dem Werth zu Muth,
Er denkt, wie an des Rheines Flut

Die Proteſtanten jüngſt geſungen
Ihr Lutherlied. Hier wird erſchwungen
Römiſch der Sang. Ach Gott, es ſchicken
Zum Streit mit deutſchen Katholiken
Franzöſiſche Brüder einen Ketzer,
Der Ketzer wird zum tollen Hetzer
Durch ſeines eignen Glaubens Feind.
Mit ſeines Glaubens Feind vereint
Bekämpfet er ſein Vaterland! —
Ach, das begreife ein Verſtand!
Er faſſe, daß ſie ohne Spott
Und Hohn lobpreiſen ihren Gott,
Wenn in den fürchterlichen Schlachten
Sie hunderttauſend Leichen machten!
O Eitelkeit der Eitelkeiten!
So denkt der Werth. — Nach allen Seiten
Sieht er dann heim die Menge wallen,
Doch er betritt des Kerkers Hallen. —

Im Bois de Vincennes, unweit
Paris, verdämmert Werth die Zeit,
Die ſchleichend hinfließt. Doch nicht lang
Bleibt er allein. Bald treibt der Drang
Der Neugier zu dem alten Neſte
Von Stadt und Hofe viele Gäſte.
Staatsmänner, Prieſter, Kriegeshelden,
Sie laſſen ſich im Kerker melden.
Dann fahren vor die ſchönſten Frauen,
Um ſich den Degen zu beſchauen,
Den ſie wie einen Wüſtenleu
Im Geiſt ſich malen. Doch die Scheu,

Die Furcht, der Schrecken ſchwinden bald.
Wer weidet ſich an der Geſtalt
Des ſchönen, ſtarken Helden nicht?
Das braune Kriegerangeſicht,
Wem jagt's nicht zu? Wem mag der Augen
Scharflichter Adlerblick nicht taugen?
Und fröhlich ſcherzt der heitre Mund,
Trifft Scherz das Ohr. Rings wird es kund:
Er iſt nicht ungeſchliffen roh,
Er iſt nur derb. Und gut und froh
Lacht ihm das Herz. Von ſeinem Weſen
Wird bald geſprochen und geleſen.
Werth iſt in Mode. Selbſt die Weiſe,
Wie er die Pfeife raucht, greift leiſe
Sich Platz im Volke und beim Adel.
Man ſieht ſogar es ohne Tadel,
Wie er ein wackrer deutſcher Zecher
Furchtlos zuſpricht dem vollen Becher:
Doch will es Keinem je gelingen,
Es auf das Maß des Werth zu bringen.

Bald gibt es Feſte über Feſte,
Und immer dient als Schmuck der Gäſte
Johann von Werth. Er wird geladen
Zu Schauſpiel, Ball und Maskeraden.
Es ſchmeichelt ihm des Adels Blüthe,
Ihm nahn die Prinzen von Geblüte.
Gaſton von Orleans ſogar,
Des Königs Bruder, zeigt ihm klar,
Daß er ihn ſchätzt. Hugo de Groot
So wie ſein Weib, das einſt die Noth

Des Kerkers dem Gemahl gebrochen,
Sie haben bei ihm vorgeſprochen.
Und keck, freimüthig, ungebunden
Erſcheint der Werth zu allen Stunden.
Wahrhaft und treffend quillt ſein Wort
Aus offnem Geiſt. Wen reißt nicht fort
Die Männlichkeit! So lud zum Saal
Ihn einſt der ſchlaue Cardinal,
Herr Richelieu. Iſt das die Stätte
Für lüſtern üppige Ballette?
Dort fragen ihn der Gäſte viele,
Wie ihm das leichte Spiel gefiele.
Er denkt an den Abbé Cyran,
Den er im Kerker liebgewann,
Und deſſen edler, frommer Geiſt
Ihn oft aus trübem Sinnen reißt.
So ſpricht er: „Ach, kein Schauſpiel iſt
So fremd in Frankreich mir zur Friſt:
Ich hab die Heiligen gebunden,
Im Luſtſpiel Biſchöfe gefunden!“
Wie lachten Alle in der Runde!
Es ging das Wort von Mund zu Munde.

Da will ihn auch der König ſehn,
Und Werth muß mit zu Hofe gehn.
In Glanz und Ehr wird er empfangen.
Herr Ludwig hält ihn gar umfangen,
Er hat verziehn ihm Schreck und Schauern,
Das einſt er trug an ſeine Mauern.
Er ſagt dem Helden Schmeichelworte
Und führt zurück ihn bis zur Pforte.

Werth muß das Ehrenwort ihm geben,
Nicht zu entfliehn, dann kann er leben,
Ganz wie er will. Das thut der Werth,
Der aus dem Kerker heiß begehrt.

Er zieht aus dem Gefängniß aus
Und wohnt im ſelbſtgewählten Haus.
Da erſt wird er zum Ekel ſatt
Den hohlen, eiteln Lärm der Stadt;
Ihn packt ein tiefer Heimatſchmerz,
Nach Herzen ſehnet ſich ſein Herz,
Nach Weib und Kind. Er kann ja leben,
So wie er will! So hat gegeben
Der Fürſt das Wort. Was ſoll er thun?
Er kann nicht raſten und nicht ruhn,
Bis er der holden fernen lieben
Chriſtine einen Brief geſchrieben.
Drin fleht er herzlich, ſonder Weilen
Mit ihrem Kind zu ihm zu eilen.

Wie flog ſie an! Wie ſchlang er warm
Um ſie den feſten Heldenarm!
Wie hob er voller Vaterluſt
Die ſüße Tochter an die Bruſt!
Ja, wie ſein ſchönes deutſches Weib,
So keuſch an Antlitz, rein an Leib,
Hat doch in all den ſtolzen Kreiſen
Die Fremde keines aufzuweiſen!
Und ſieh, ſein Kind, wie iſt's gewachſen,
Lichthell der Blick, blond wie von Flachſen
Das Lockenhaar. Wie's lacht und ſpringt!
Gleich eines Vögleins Stimme klingt

Sein liebes Wort. Ob es ihn kennt?
Hört nur, wie es ihn „Vater“ nennt!
Von ſeinem Bilde kennt es ihn.
Das hängt daheim ob dem Kamin
Zu Köln am Rhein im alten Saale,
Dort ſah ſie es bei jedem Mahle.

Jetzt kommen Tage hell und licht.
Sie ſahen ſich ſo lange nicht,
Was haben ſie ſich zu erzählen!
Hochaufgehäuft in beider Seelen
Liegt reicher Stoff. Nun geht's ans Tauſchen,
Nun geht's ans Reden und ans Lauſchen.
Tief wird bis in die Nacht gezaudert
Mit Ruh und Raſt: es wird geplaudert
Zum Morgen oftmals. Lange Stunden,
Als hätt er jetzt das Glück gefunden,
Spielt Werth mit ſeinem Töchterlein,
Der Irmgard. Du Waldvögelein,
Was haſt du doch nicht all zu fragen?
Nicht hundert Weiſe können's ſagen,
Was ſolch ein Ding für Antwort ſodert.
Und wie die helle Freude lodert
Im Vaterblick! Er pfeift, er ſingt,
Erzählt und lacht und kriecht und ſpringt,
Läßt reiten ſie auf Knien und Rücken,
Das kleine Weſen zu beglücken.

Dann muß ſie all der raſche Wagen
Hinaus auf Markt und Gaſſen tragen.
Werth zeigt dem Weib die Herrlichkeiten,
Die hier gethürmt aus allen Zeiten

Geſammelt ſind. Wohl ſieht Chriſtine
Die Weltſtadt mit erſtaunter Miene.
Sie ſchritte lieber durch die Gaſſe.
Das wehrt der Held. Ihn kennt die Maſſe,
Denn allwärts wird er angeſtaunt.
Sobald er kommt, da ſteht und raunt
Der Haufen rings. Wie glüht die Miene
Erſt ſtolzbewußt der Frau Chriſtine,
Sieht ſie in Buden manches Mal
Im Conterfei den General
Auf Leinwand und auf Pergament,
Den ſie den eignen Gatten nennt!

Doch laſſen Abends ſie das Haus,
Dann führt er ſie zu Fuß hinaus,
Und bei dem Scheine der Laternen
Durchwandern ſie die Näh und Fernen.
Wie iſt der Sommerabend mild
Auf dem Pont Neuf! Das Reiterbild
Heinrich des Vierten hält dort Wacht.
Wie ragt der Held in ſtolzer Pracht
Auf trotzigem Normannenroß,
Ein ehrner ewiger Koloß!
Es rauſcht dort Tag und Nacht dahin
Der Quell der Samariterin.
Beſtrahlt von Fackeln ſcharf und grell,
Singt dort ein ſeltſamer Geſell,
Ein Bänkelſänger eigner Art.
Das iſt der blinde Savoyard,
Der Philipot. Die Stimme klingt,
Daß ſie ſich bis zum König ſchwingt

Im Schloß des Louvre. Im Gedränge
Umgibt ihn lauſchend weit die Menge.
Was ſingt er nur? Zum Zeitvertreib
Naht auch der Werth mit ſeinem Weib.
Er ſelber iſt des Liedes Held,
Das mächtig in die Weite gellt.
Am Ende jeder Strophe kehrt:
Johann von Werth, Johann von Werth!
Und andern Morgens durch die Gaſſen
Da ſingen es des Volkes Maſſen,
Es ſingt's der Hof. Wie klingt der Scherz
Erſt fröhlich in des Weibes Herz!
Hier auf der fremden Hauptſtadt Plätzen
Lernt ſie den Mann als Helden ſchätzen.

Und doch wächſt nach dem Vaterland
Die Sehnſucht auf zu mächt'gem Brand.
Die Heimat fehlt doch ſtets, die traute:
Der Mutterſprache liebe Laute,
Sie fehlen ihnen. Die Geſtalten,
Zu denen ſie in Liebe halten,
Sind weit und fern. Mit jedem Tage
Erheben lauter ſie die Klage.
O, wie ſie ſchon die Kunde wandelt,
Daß man in Deutſchland unterhandelt!
Es gilt, Johann von Werth zu tauſchen
Mit Guſtav Horn. Die Mären rauſchen
Oft laut und hell, dann wieder leiſe
Auftauchend bald durch alle Kreiſe,
Und bald verklingend. Doch ſie regen
Die Herzen ſtets zu raſchen Schlägen.

Die Sehnſucht packet immer wilder,
Es gehn des Vaterlandes Bilder
Lebendiger immer durch die Herzen.
Heimweh, du ſchaffeſt tiefe Schmerzen!

Und endlich, endlich iſt es wahr,
Es wird verkündet hell und klar:
Wenn Guſtav Horn, der Schwede, kehrt,
So geht heimwärts Johann von Werth.
Wie kam die Botſchaft ihm zum Frommen!
Wie raſch hat Abſchied er genommen!
Wie mancher ſchüttelt ihm die Hand!
Im Helden haben ſie erkannt
Den echten, treuen, braven Mann,
Der auch des Feindes Herz gewann!
Bald führt er Weib und Kind zum Wagen. —
Leb wohl, Paris! — Die Roſſe tragen
Sie an den heimatlichen Rhein.
Da ſtrömt er hin im Abendſchein,
Beglüht von goldnem Sonnenbrande:
O, ſeid gegrüßt, ihr Heimatlande!

Achtes Stück.

Bei Dinglingen der Brücke nahn
Von rechts und links aus flachem Plan
Zwei Reiterſchaaren. Deutſche dort,
Franzoſen hier. Gilt's Kampf und Mord?
Nein, in der Scheide bleibt der Degen,
Die Büchſen ruhn. Man winkt entgegen
Sich mit den Fahnen. Jetzt erſchwingt
Trompetenlaut ſich hell. Es klingt
Ein Willkommgrüßen. Jeder Hauf
Weiſt einen kühnen Helden auf.
Die Deutſchen bringen hoch zu Pferd
Den Guſtav Horn. Johann von Werth
Wird von Franzoſen herbegleitet.
Zum Austauſch werden ſie geleitet.

Und auf der Brücke grüßend neigen
Die Feldherrn ſich. Ein Weilchen ſteigen
Sie dann vom Roß. Die ſchwertbereit
Sich oft begegnet einſt im Streit

Und ihre Männerkraft gemeſſen,
Sie haben heut den Zorn vergeſſen.
Sie freun ſich, daß die Haſt zu Ende,
Und ſchütteln freundlich ſich die Hände,
Denn Jeder achtet in dem Feind
Den wackern Mann. Sie ſtehn vereint
Und reden lang von alten Tagen,
Von mancher Schlacht, die ſie geſchlagen,
Wie Werth bei Nördlingen den Horn
Gefangen hat, wie Wuth und Zorn
Dem Werth bei Rheinfelden nicht nützte
Und ihn vor Weimars Mannheit ſchützte.
Dann trinken ſie den edlen Wein,
Der duftend kreiſet durch die Reihn.
Es klingt nach ritterlicher Sitte
Ein Abſchiedsgruß. In raſchem Ritte,
Beim hellen Klange der Fanfaren,
So ſcheiden ſich dann raſch die Schaaren.
Den Rheinſtrom kreuzet Horn ſogleich,
Werth reitet in das deutſche Reich.
Erſt gilt es Weib und Kind zu leiten
Nach Köln — und dann aufs Neu zu ſtreiten.

Da wirbelt Staub den Weg herauf.
Sieh da, es naht in raſchem Lauf
Ein Reitersmann! Ein Paar von Roſſen
Iſt an das ſeine angeſchloſſen.
Jetzt gellt ein lauter Freudenſchrei,
Und raſcher eilet es herbei.
Das iſt der Fix. Er weint und lacht
Und lacht und weint mit aller Macht,

Es fließen in den weißen Bart
Die Thränen, doch die Stimme paart
Schluchzen und Jubeln: „Seht, Herr Werth,
Hier iſt Fortuna, Euer Pferd.
Bei Rheinfelden hab ich's gerettet
Und es in Frieden Euch gebettet.
Der junge Hengſt hier iſt ſein Sproß.
Wir nannten Fortunat das Roß.
Der Mutter würdig iſt's von Raſſe,
Ich hoffe, daß es einſt Euch paſſe,
Wenn wir die neuen Schlachten ſchlagen.
Im künft'gen Jahre kann's Euch tragen.
Und jetzt, Herr General, zum Gruß
Gönnt mir auf Eure Hand den Kuß!"
Gerührt von ſolcher Treue ſchwingt
Der Werth vom Roß ſich. Fröhlich ſpringt
Er zu der wackern alten Haut,
Und wie im Aug' die Thräne thaut,
Umarmet er den Kriegsgenoſſen,
Der ſtets ihm diente unverdroſſen,
Der heut ihm unverdroſſen dient.
Und wie der Einarm es verdient,
Reicht ihm die Hand auch Frau Chriſtine
Und lächelt mit glückſel'ger Miene.
Das Händchen ſtreckt ihm gar das Kind,
Es kennt den alten Freund geſchwind,
Der oft es auf dem Knie geſchwungen
Und ihm manch flottes Lied geſungen.
Und als ſie lang genug gezaudert,
Geſchwatzt, gelacht, geſcherzt, geplaudert,
Da ſitzt nach langer Zeit der Werth
Zum erſten Mal auf ſeinem Pferd.

Wie er Fortuna's Mähnen ſtreichelt
Und ihr mit ſüßen Worten ſchmeichelt,
Da wiehert ſie und tanzt und ſpringt,
Daß es wie lachend Jauchzen klingt,
Und Fortunat hüpft drum im Kreiſe —
Rheinabwärts zieht ſich jetzt die Reiſe.

O, wie der Werth die Stunde ſegnet,
Da er dem treuen Spork begegnet!
Er kam als Obriſt ihm entgegen
Mit ſeinem Joſt. Auf langen Wegen
Iſt er dem Meiſter jetzt Begleiter.
Wohl floſſen ihre Reden heiter.
Werth lacht: „Jetzt ſind wir all zuſammen!
Jetzt mag aufs Neu der Kriegslärm flammen!
Gruß, Heimat, dir!“ — Sie planten viel
Von Krieges- und von Siegesſpiel,
Vom Gange der Vergangenheit,
Von Hoffnungen der künft'gen Zeit,
Und ihre Herzen ſchlugen weit
Für Deutſchlands Macht und Herrlichkeit.

Wie anders iſt ſeit jenen Tagen
Der Krieg, ſeit Werth vom Feind geſchlagen
Nach Frankreich in die Haft gezogen!
Wie ging's dem Weimar nach den Wogen
Der letzten Schlacht? Und Spork hebt an:
„Was er ſein Leben lang gethan,
War Heldenwerk. 's iſt ewig Schade,
Daß er mit uns nicht ging die Pfade!
Als er bei Rheinfelden den Sieg
Mit Glanz errang, trug er den Krieg

Alsbald rheinab, wo Freiburg fiel.
Dann nahm er Breiſach ſich zum Ziel,
Die Veſte, die am Rheinesſtrand
Als allerletztes Bollwerk ſtand,
Als Brückenkopf zum deutſchen Reich.
Es klirrte mancher grimme Streich
Um ihre Wälle. Zum Entſatz
Ward Götz geſchickt, er naht dem Platz.
Savelli auch kam ohne Feier.
Bernhard ſchlug ſie bei Wittenweier.
Den Horſt, der feſt ſich vorgenommen,
Mit Korn und Pulver einzukommen,
Wies er zurück. Bernhard focht dann
Mit Karl dem Lothringer bei Tann,
Der auch zur Hülfe angerückt.
Doch ward ihm Schaar um Schaar zerſtückt,
Der Hunger wüthete im Reſte,
So ſank zuletzt die gute Veſte.
Da wollte Frankreich ſie erſchleichen,
Die einzig fiel des Weimar Streichen.
Nun wurden Bernhard's Sinne klar,
Er ſah, was Ludwig's Abſicht war.
Was wollt' der Franze, als mit Tücken
Das weite deutſche Reich zerſtücken!
Elſaß, Burgund ſo wie Lothringen,
Dacht' er in ſeine Fauſt zu zwingen.
Der Weimar merkt' zuletzt mit Schrecken,
Daß er gedient nur fremden Zwecken.
Nun meint' er, ſelber ſich am Rhein
Ein Reich zu baun, das ſollte ſein
Thurm, Bollwerk, Feſtung, Wall und Mauer,
Trotzend dem Weſt, der auf der Lauer

Raubgierig lieget; feſt umſchloſſen
Sollt' es den lutheriſchen Genoſſen
Ein Schutzort ſein. Zu Bernhard's Quai
Vermerkt' es bald der Cardinal,
Der ſchlaue Fuchs. Es kam ein Tag,
Wo Weimar jäh im Siechthum lag.
Er ſtarb. Man ſagt, er ward vergiftet
Und Frankreich hab es angeſtiftet!“
Da ruft der Werth: „Er ruh in Frieden!
Ihm war ein heller Geiſt beſchieden,
Ein kühnes Herz. Er zählt zu Helden,
Von denen jede Zeit wird melden.
Auch mein' ich, ehrlich war ſein Glauben,
Und daß er nie ihn ließ ſich rauben,
Dran that er recht. Weh, daß die Hand
Bekämpft das heil'ge Vaterland!
Es kam die Reue ihm zu ſpät.
Weh Jedem, der ſein Land verräth!“

Und Spork fährt fort: „Nach ſeinem Tod
Da hätte ſich des Krieges Noth
Der deutſchen Brüder ſchier gedämpft.
Sie hatten all genug gekämpft,
Längſt waren Land und Dorf und Stadt,
Jetzt wurden auch die Fürſten ſatt
Der fremden Wirthſchaft. Es erkannten
Den Kaiſer an die Proteſtanten,
Dem letzten prager Frieden traten
Sie alle bei mit ihren Staaten.
Der Lüneburg nur und die Heſſen,
Sie trieben's nach wie vor vermeſſen

Und hielten's mit Franzos und Schweden,
Die jetzt allein das Reich befehden.
Wer aber ſind des Feindes Streiter,
Wer iſt ihr Fußvolk, wer die Reiter?
Es iſt Franzos und Schwede nicht,
Was jetzt im Heer des Feindes ficht,
O nein, verlottert und verdorben
Geſindel iſt's, zum Krieg geworben
In unſern eignen deutſchen Gauen.
Ich ſprech es aus mit tiefem Grauen.

Was ſoll ich von dem Kriege ſagen?
Die Tage reihten ſich den Tagen
Flau, faul, mattherzig, ſchläfrig an,
Denn nirgends ſtand der rechte Mann.
Die größten Helden lagen todt.
Wohin man ſchaute, nirgends bot
Sich Hoffnung der Entſcheidung dar.
Der Schweden letzter Feldherr war
Herr Baner. Viele wackre Werke
Schuf er voreinſt mit Muth und Stärke,
Als Guſtav Adolf ihn gelenkt.
Doch hat er längſt ſich ſchnöd verſenkt
In liederliche Leidenſchaft.
Bei Weibern welkte ſeine Kraft.
Nur jüngſt noch that er einen Streich
Von ſcharfem Muth, der ſchier das Reich
Zerbrach, im Fall er ihm gelungen.
Der Ruf des Kaiſers war erklungen,
Der hieß die deutſchen Fürſtenſchaaren
Nach Regensburg zum Reichstag fahren.

Sie tagten dort. Der Schwede zog
Mit ſeinem Heere hin. Er flog
Wie in den jungen wilden Tagen,
Und wär' der Froſt nicht umgeſchlagen,
Der raſch das Eis der Donau brach,
Er hätte dort am ſchlimmen Tag
Die alte Reichsſtadt wohl umgangen
Und alle deutſchen Herrn gefangen.
Thauwetter rettet' Reich und Thron,
Sie kamen mit dem Schreck davon.
Sonſt trieb er Krieg wie launig Spiel,
Da kam verſchlemmt er bald ans Ziel.
Er ſtarb. An ſeine Stelle trat
Der Torſtenſon. Auf anderm Pfad
Geht dieſer Mann. Jüngſt angekommen,
Hat muthig er das Heer genommen
Und ziehet durch den deutſchen Norden
Mit ſeinen neugeworbnen Horden.
Ich fürcht', er macht mit ſeinen Waffen
Dem deutſchen Reiche viel zu ſchaffen.

Als Bernhard kühl im Grabe lag,
Da folgt Graf Guebriant ihm nach,
Sein Schüler. Jede Kriegesfahrt,
Die er begann, hat Schick und Art.
Er iſt von gut franzöſiſchem Blut
Und hat den rechten Männermuth.
Doch blieb er klüglich ſtets am Rhein
Und hielt im deutſchen Nord ſich fein,
Sonſt wären ihm des Weimar Hauſen
Wohl von den Fahnen fortgelaufen.

Jüngſt ſtritt er auf dem weiten Plan
Des Niederrheins. Dort griff er an
Mercy und Lamboi. Die Schlacht
Bei Kempen zeigte ſeine Macht.
Es wurden unſre Feldmarſchälle
Gefangen. An derſelben Stelle,
Wo Du den Kerker mußteſt leiden,
Mein Werth, da ſitzen jetzt die beiden.

So wuchs dem kaiſerlichen Heere
An keinem Orte Ruhm und Ehre.
Gallas, in Schwelgerei verſunken,
Hat kürzlich allwärts mehr getrunken,
Als wie gekämpft. Man rief ihn ab,
Der Kaiſer gab den Feldherrnſtab
Drauf ſeinem Bruder Leopold.
Dem war das Kriegsglück auch nicht hold.
Als Prieſter iſt er ohne Mängel,
Sein Vater hält ihn für 'nen Engel
Und glaubt, ich ſag' es ohne Spott,
Es flöge graden Wegs zu Gott
Des Sohns Gebet. Man rühmt dabei,
Daß er der Keuſchheit Krone ſei.
Er flieht der Frauen Angeſicht
Und duldet ſelbſt die Schweſter nicht
In ſeiner Näh. Er iſt zu trocken,
Als daß der Kranz ihm in die Locken
Die luſtige Kriegesgöttin flechte.
Auch ſteht zur Seit ihm nicht der Rechte.
's iſt Piccolomini. Der ſchweift,
Streift, lauert auf den Feind, doch greift

Er ſchwer zum Schwert. O, wie beſonnen!
Hei, friſch gewagt, iſt halb gewonnen!"
„Ja!" ruft der Werth, „wer wagt, der winnt!
So iſt ein Reitersmann geſinnt!" —

Bei ſolchen Reden geht es fort
Zum Niederrhein von Ort zu Ort.
Was müſſen da die Augen ſchauen!
Sind das die ſchönen reichen Gauen
Des Vaterlands? Gäb' ihm zur Seite
Der grüne Strom nicht das Geleite,
Erkännt' er nicht der Berge Wände,
Er glaubte ſich in fremd Gelände
Plötzlich verſetzt. Wo einſt die Frucht
Hoch aufgewallt in goldner Wucht,
Da wuchert Unkraut wüſt und wild,
Wo Hügelreihen und Gefild
Die dunkeln Trauben einſt gegeben,
Erſtickt Geſtrüpp die armen Reben.
Zum Urwald iſt der Forſt verwirrt,
Den grünen Wieſen fehlt der Hirt
Mitſammt der Herde. Durch das Land
Hat hier das Schwert und dort der Brand
Vertilgt die Dörfer, Höfe, Flecken.
Verrußte Giebeltrümmer ſtrecken
Sich oft aus Gruppen alter Bäume,
Und öd ſind die verſchonten Räume.
Wo blieb das Volk, das rings geſeſſen?
O Gott, der Krieg hat es gefreſſen!

Der Krieg! Er brachte Raub und Mord.
Geſindel ſtiebt von Ort zu Ort

Und ſtiehlt und ſchändet, ſengt und tödtet.
Von Feuersbrünſten ſteht geröthet
Der Himmel Nachts. Tags raſen Waffen.
Das iſt ein wildes freches Raffen
Von Gut und Geld, Geräth und Heerden.
Die Hütten und die Schlöſſer werden
Geplündert und verbrannt im Flug,
Wie wüſt und ſchnöd ſtürmt Zug um Zug!
Bald ſind verliederte Soldaten,
Die von dem Krieg zum Raub gerathen
Als Fahnenflücht'ge; bald ſind's Bauern,
Verarmtes Volk, die tückiſch lauern
Mit Axt und Senſen an den Ecken
Der Wälder, drin ſie ſich verſtecken.
Landſtürzer und Schnapphähne ſtreichen
Rings in des Vaterlands Bereichen.

Der Krieg, er brachte grimme Peſt.
Die Peſt, ſie hielt ein grauſes Feſt
Von Ort zu Ort. Den Fieberbrand
Als helle Fackel in der Hand,
Als Ruf furchtbaren Schreckensſchrei
Enttönend kam ſie jüngſt herbei
Und zog alsbald von Heerd zu Heerd
Entſetzlich ſchreckhaft. Ach, wer wehrt
Dem unermüdlichen Vernichten?
Gründlich weiß ſie zu Grund zu richten.
Betrat ſie eines Hauſes Schwelle,
Dann geht ſie nicht mehr von der Stelle,
Bis ſie mit tückiſch gift'gen Streichen
Die Lebenden gemacht zu Leichen.

So ſchleicht ſie hin zu allen Stätten,
Wo Menſchen wohnen, ſie zu betten
In Noth und Tod. Viel Dörfer ſterben
Da gänzlich aus, es fehlt an Erben.
Die Städte werden leer. Es ſchwanden
Millionen ſchon den deutſchen Landen.

Der Krieg, er bringt noch einen Feind,
Es iſt der ſchlimmſte, der erſcheint,
Und heißet: Hunger. Fahl und blaß,
Hohläugig ſchleicht ohn Unterlaß
Er zu den Armen, die noch blieben.
Der hat erſt arges Spiel getrieben,
Denn leer iſt Scheune, Stall und Feld
Und längſt kein Garten mehr beſtellt.
Die Menſchen ſtachelt er zur Wuth.
Sie raſen, wie verthierte Brut,
So beißt und nagt er ſie. Es aß
Das Volk an Diſteln, Neſſeln, Gras.
Bald galt der Rinden dürre Koſt
Als Leckerei. Es war ein Troſt,
Daß es noch Mäuſ' und Ratten gab.
Bald ſtiegen tiefer ſie hinab.
O pfui, es ſättigte die Gier
Sich an gefallenem Gethier!
O Gott, ſie ſuchten auf die Leichen
Voll Hunger — Leichen ihres Gleichen.
Und um die Beute zu erringen,
Sah man ſie ſelbſt den Tod ſich bringen —
Der Menſch ein Thier. — Ach, Alles ſchweiget,
Wenn ſo der Krieg zum Gipfel ſteiget.

Weh, all die Pein und all der Jammer
Legt ſich wie eine enge Klammer
Von unzerreißbar feſtem Erz
Dem Werth ums ſtarke Heldenherz.
Doch was hilft weibiſch eitel Klagen?
Es gilt durch neues Haun und Schlagen
Die Noth zu wenden. — Raſcher wird
Der Ritt auf Köln. Dort ſchwirrt und klirrt
Es laut von rauhen Kriegerſchaaren.
Sie kommen allwärts angefahren,
Denn Guebriant iſt nicht mehr weit.
Der Kurfürſt mit der Geiſtlichkeit
Begrüßt den Werth. Es kniet die Menge
Um ihn in flehendem Gedränge;
Selbſt aus den Gotteshäuſern nahn
Die Beter, alle gehn ihn an,
Die alte heil'ge Stadt zu retten,
Denn der Franzoſe droht mit Ketten.
Kaum will's im Andrang ihm gelingen,
Raſch Weib und Kind nach Haus zu bringen,
Kaum kann ſein Mütterlein er küſſen,
Und kaum Chriſtinens Vater grüßen:
Nach Zons ins Lager muß der Werth!
Der ſich ſo oft und gut bewährt,
Er ſchwingt wie ſonſt den blanken Degen.
Und wieder geht's dem Feind entgegen.

Hei, ſah man da in kühnem Wagen
Ihn bald entlang die Dörfer jagen!
Es iſt die Heimat! Weg und Steg
Sind ihm bekannt. Und immer reg

Und rüſtig iſt er bei der Hand.
Wie hat er auf das Fell gebrannt
Dem Guebriant! So Roß wie Reiter
Schnitt er ihm ab, der kühne Streiter.
Zwar kam ihm ſelber manche Schlappe
Auch hier und dort wohl auf die Kappe;
Doch hat er bald zu eng gemacht
Das Land dem Feind. Man mied die Schlacht.
Der Vorrath ging den Franzen aus.
Gern geht der Gaſt, iſt leer das Haus.
Da machten ſie ſich auf die Beine
Und ſchwanden plötzlich überm Rheine,
Um beſſeres Quartier zu zwingen
Und hoch vom Nord ins Reich zu bringen.
Das heil'ge Köln war gut gebettet,
Johann von Werth hat es gerettet.

Doch bald geht es in Baiern los,
Denn aus des Sachſenlandes Schooß
Zieht Guebriant zum gelben Maine
Und Neckar eilig. Im Vereine
Mit Karl von Lothringen empfängt
Ihn Mercy dort. Da ſtürmt und drängt
Auch Werth heran mit den Genoſſen.
Und wieder wird durchs Land geſchoſſen
Hinauf, hinab. An manchen Tagen
Ward wiederum Quartier geſchlagen.
Meiſt ging es gut, mitunter ſchlecht,
Doch immer war's ein keck Gefecht,
Und immer war ſein kühner Geiſt
Im Packen und im Greifen dreiſt.

Wie Bremſen ſich den Thieren nahn
Ganz unerwartet, fliegen an
Die Werth'ſchen Reiter. Doch das Heer
Folgt ihnen mächtig, wuchtig, ſchwer.
Der Feind ſoll nicht der Ruh ſich laben,
Er fliehet allgemach aus Schwaben.

Verſtärkung holet er am Rhein
Und zieht aufs Neu ins Land hinein.
Schon iſt der Schwarzwald überſchritten,
Schon wogen ſie durch Schwabens Mitten,
Schon halten Rottweil ſie umſchloſſen,
Schon wird die Veſte heiß beſchoſſen.
Da horch, es tönen nah dem Platz
Kanonen dumpf. Es kommt Entſatz,
Und wieder iſt's der wilde Werth,
Der in die Flanken ihnen fährt.
Aufs Neu muß Guebriant entfliehn.
Es iſt ein raſches, jähes Ziehn.
Die Deutſchen ſtürmen hinterdrein,
Die Franzen müſſen übern Rhein.
Da ruhen lange die Standarten,
Der Hof läßt lang auf Hülfe warten.
Ludwig und Richelieu ſind todt,
Drum gab es Unruh, Wirrwarr, Noth
In Frankreichs Hauptſtadt. Endlich zieht
Herr Condé an. In Reih und Glied
Folgt ihm das Heer mit Macht gerüſtet.
Wie da Graf Guebriant ſich brüſtet,
Als all das Volk ihm übergeben!
Nach Deutſchland geht's mit neuem Leben.

Jetzt gilt es Alles dran zu ſetzen,
Die alten Scharten auszuwetzen,
Die Guebriant am Degen trägt!
Voll Grimm und Zorn und Ehrſucht ſchlägt
Sein tapfres Herz. Zum dritten Male
Sehn ihn des Schwarzwalds Höhn und Thale.
Er ziehet jetzt mit ſolcher Macht,
Daß er im Geiſte ſchon die Schlacht
Gewonnen glaubet. Unverkürzt
Hat er auf Rottweil ſich geſtürzt;
Iſt ihm die Veſte erſt erlegen,
So kann er ziehn auf graden Wegen
Ins Reich. Sie ſteht am Neckarſtrand
Als Schlüſſel in das Donauland.
Da hörte man mit friſchem Grollen
Bald den Kanonendonner rollen
Durchs Hügelland, indeß im Flug
Die Reiter manchen kühnen Zug
Rings unternehmen, um gleich Räubern
Land, Flecken, Stadt und Dorf zu ſäubern.

Es führte ſie der wilde Roſen,
Er führte Schweden und Franzoſen.
Wie lachten ſie der reichen Beute!
Sie lagen zu Geiſingen heute
In Schloß und Dorf. Und Speiſ' und Trank
War ihnen alſo reich zu Dank,
Daß ſie nach ſchwelgeriſchem Praſſen
Der Ruh ſich ſinnlos überlaſſen.
Das merkte Spork. Ihn ſandte Werth
Auf Kundſchaft aus. Was er begehrt,

Das iſt zur Hand. In tiefer Nacht
Fährt er dem Sturmwind gleich mit Macht
In Roſen's Ruh. Die rothen Flammen
Sie ſchlagen überm Dorf zuſammen.
Da ward ein kühnes Werk verrichtet:
Drei Regimenter ſind vernichtet
Mit Männern, Waffen, Roſſen, Fahnen.
Und Roſen läßt auf buſchigen Bahnen
Mit Wenigen den verſengten Ort
Und ſtürmt gejagt auf Rottweil fort.

O Gott, dort gab es trübe Kunde!
Dort lag an einer tiefen Wunde
Graf Guebriant bis auf den Tod.
Er war, wie es die Pflicht gebot,
Durch die Battrieen hingeklettert,
Wo es von ſchweren Kugeln ſchmettert.
Da riß ihm ein Kanonenball
Von Rottweils Thurm in jähem Prall
Vom Leib den ausgeſtreckten Arm,
Es troff ihm Blut und Leben warm,
Doch litt er ohne Schmerzenston,
Des Krieges vielgeprüfter Sohn.
Die Kühnheit bracht' ihm ſchlechten Dank.
Daß noch im Sturm die Veſte ſank,
War ſeine letzte Kriegerluſt.
Im Fieber flog die ſieche Bruſt,
Dann brach das Auge. Ach, er ſtarb.
Ein Mann, der ſich den Ruhm erwarb
Als Muſter edler Männlichkeit,
Den Ehr und Bravheit alle Zeit

Mit Glanz geſchmückt, der jeder Schaar,
Die er geführt, ein Vater war!

Er ſtarb im ſelben Augenblick,
Als ein vernichtendes Geſchick
Die dunkeln ſchweren Flügel ſpannte
Ob ſeinem Heer. O weh, es bannte
Verblendung ſeiner Führer Schaar!
Nicht ahnend dräuende Gefahr,
So hielten ſie leichtſinnig Raſt
Bei Tuttlingen. Als früher Gaſt
Hat ſich der Winter eingeſtellt.
In Eis und Froſt lag Wald und Feld.
Was hat vom Feind man zu beſorgen?
Es rieſelt ja vom frühen Morgen
Zum Abend Schnee in dichten Flocken.
Auch macht der düſtre Bergwald ſtocken
Der Roſſe Lauf, des Fußvolks Schritte.
So herrſcht in der Franzoſen Mitte
Tiefſtille Ruh. Da kommt geſchlichen
Das große Heer der Kaiſerlichen.
Wie immer iſt der Werth voran,
Er ſchuf im Walde ſich die Bahn.
Leis ziehn die Schaaren. Keine Rufe
Ertönen. Selbſt der Pferde Hufe
Verklingen im beſchneiten Feld.
Der Schnee, der immer voller fällt,
Hüllt ein die Reiter. So umſtellen
Die Stadt die nächtlichen Geſellen.
Sie nehmen raſch den Kirchhof ein.
Dort ſtehn in ſtolzen, blanken Reihn

All die franzöſiſchen Geſchütze.
Ha, heut ſind ſie den Deutſchen nütze!
Sie werden auf die Stadt gekehrt.
Sie brüllen. Kugelhagel fährt.
Geweckt von ſeinen Kriegsgeſchoſſen,
Merkt es der Feind: er iſt umſchloſſen.
Aufjammert wilder Schreckensſchrei!
Jetzt kommt Herr Mercy auch herbei.
Die Deutſchen ſtehn vor allen Thoren,
Und die Franzoſen ſind verloren.
Geſchütze, Pulver, Blei genommen!
Zu wehren ſich und zu entkommen,
Iſt jeder Ausweg abgeſchnitten.
Das iſt noch nicht genug! Es ritten
Die Werth'ſchen auf Möringen fort.
Ein Theil des Feindesheers liegt dort.
Dort liegen bald dieſelben Schlingen,
Und wer durchs Thor verſucht zu ſpringen,
Sprang bald zurück, denn feſt geſchloſſen
Stehn dort die Reiter mit den Roſſen,
Gleich einem eiſenfeſten Walle.
So ſind die Wölfe in der Falle.

Vielleicht läßt ſich's zum Guten wandeln!
Die Franzen wollen unterhandeln!
Doch heißt's: „Ihr müſſet Euch ergeben!
In unſrer Hand iſt Euer Leben!
Auf Gnad und Ungnad!“ Weh, da haben
Sechstauſend kriegsgeübte Knaben
Freiwillig das Gewehr geſtreckt.
Wie ward gelacht, wie ward geneckt!

Es ziehn des Feindes Führer all
Beim luſtigen Trompetenſchall
In deutſche Haft. Und weinend kamen
Die zierlichen pariſer Damen,
Die ihren Männern in den Krieg
Gefolgt, um bei dem großen Sieg
Sich mitzufreuen. Doch es rührten
Die Klagen wenig. Freundlich führten
Die Deutſchen ſie an Frankreichs Gränze,
Wo ſie verzichtet auf die Kränze.
Dann holte man herbei die Beute,
Dran mancher Knebelbart ſich freute
Mit lichter, funkelnder Geberde.
Man theilte Waffen, Kleidung, Pferde.
Es gab auch Geld, das luſtig rollt,
Demanten gab's, gefaßt in Gold,
Zuſammt Smaragden und Rubinen.
Da ſah man, um bei Tiſch zu dienen,
Geſchirr von Silber, ſchwer gediegen.
Das alles läßt kein Kriegsmann liegen.
Und um ſo vieles Siegesgut
Floß kaum ein Tropfen deutſches Blut.

Doch ward auch nicht der Feind vergeſſen,
Der auf den Dörfern lag, indeſſen
Sie bei den Eingefangnen weilen
Und Waffen, Gold und Fahnen theilen.
Der Spork mit raſſelnden Schwadronen
Stürzt hinterdrein. Es galt kein Schonen.
Es ward ein neuer Werth der Wilde,
Denn ringsum liegen im Gefilde

Dreitauſend Leichen. Nur der Roſen
Entkam, um traurig den Franzoſen
Zu bringen dieſe Trauerkunde.
Doch that er in der böſen Stunde
Ein Liebeswerk. Im Drang der Streiche
Des Krieges nahm er mit die Leiche
Des tapfern Guebriant und brachte,
Indeß es rings von Kugeln krachte,
Nach Frankreich ſie, damit die Truhe
In heimatlicher Erde ruhe.
So ließ allwärts der Feind das Land.
Nur noch die Veſte Rottweil ſtand.
Doch konnte vor des Feinds Gewalten
Das kleine Häuflein ſich nicht halten.
Und als ſie drinnen ſich ergaben,
War frei zum dritten Male Schwaben.

O Sieg voll Glanz und Herrlichkeit!
Sie hatten ſeit des Tilly Zeit
Sich nicht mit ſolchem Glück geſchlagen.
Wie jubelnd klangen rings die Sagen,
Daß man die Franzen hat vernichtet,
Die ſo viel Uebel angerichtet!
Doch zollet man den ſchönſten Theil
Des Siegs der Klugheit, Kühnheit, Eil
Des braven Werth. Wer thut's ihm gleich?
Drum lohnt ihm auch der Kaiſer reich.
Er ladet ihn, zu Hof zu ziehn.
So bricht er auf und ſchwenkt nach Wien.
Es reitet Spork an ſeiner Seite,
Und Fix und Joſt ſind im Geleite.

Da ſpricht zu Spork der Werth im Scherz:
„Einſt trugſt du Neid mir, Bruderherz.
Zuerſt auf Fix. Längſt weißt du's gut,
Der Joſt gleicht Fix an Muth und Blut.
Dann auf den Ruhm. Der Ueberfall
Von Geiſingen bringt überall
Dir Ehr und Preis. Für deine That
Schenk' ich dir meinen Fortunat,
Fortuna's Sproß. Reit glücklich drauf
Durch langer Jahre frohen Lauf!
Jetzt brauchſt du wahrlich meinetwegen
Nicht länger deinen Neid zu hegen!“
Das war dem Spork recht nach dem Sinn.
So ritten ſie zum Kaiſer hin.

Neuntes Stück.

O Wien, du ſchöne Kaiſerſtadt,
Die Augen ſehen ſich nicht ſatt
An deiner Größ' und Herrlichkeit!
Wie prächtig liegſt du im Gebreit,
Dich ſpiegelnd in der Donau Wogen,
Von grünen Bergen licht umzogen,
Drauf Schlöſſer aus dem Walde ragen!
Selbſt in des Krieges wilden Tagen
Haſt du dein Anſehn hell bewahrt.
Wie ragen hoch und ſtolz von Art
Rings die Paläſte glänzend, prächtig!
Wie hebt dein Stephansthurm ſich mächtig,
Ein Rieſenwächter in der Luft,
Als ob er laut nach Oſten ruft:
Achtung vor deutſchem Land und Geiſt!
Den ſollt ihr ehren uns zumeiſt!
Wie liegt dort ernſt zu ernſter Schau
Der Hofburg altehrwürd'ger Bau!
Das ſind die edeln hehren Hallen
Der deutſchen Kaiſer! Herrlich wallen

Dort deutſche Fahnen! Auf dem Throne
Liegt dort des deutſchen Reiches Krone!

Wie ſchlägt da unterm Panzererz
Dem treuen Werth das treue Herz,
Als er mit Spork zur Hofburg reitet
Und durch die weiten Gänge ſchreitet!
Die Diener nahn in reichem Kleide
Und führen jetzt die Helden beide
Zum Kaiſer in den hohen Saal.
Bei dem erhabenen Gemahl
Da ſteht die milde Kaiſerin.
Sie grüßen freudenreich im Sinn
Die edeln Krieger, die ſeit Jahren
Für ſie von Schlacht zu Schlacht gefahren,
Und rühmen ihre Lieb und Treu;
Doch beide ſtehn in ſtiller Scheu.
Dann kommt die Red' auf Krieg und Schlacht.
Da iſt das Feuer bald entfacht
Im Auge Werth's, ihm ſchwillt die Bruſt
Von ungeſtümer Reiterluſt.
Ihm flammet der Erzählung Feuer,
Als lebt' er wilde Abenteuer.
Da hebt der fromme Ferdinand
Den Roſenkranz in ſeine Hand,
Dran hängt am Kreuze Chriſti Bild,
Er ſpricht: „Jeſus war Hort und Schild.
Ich betete. Er half den Landen,
So werden nimmer wir zu Schanden!“
Doch tobt in Werth der Reitergeiſt,
„Den Teufel auch,“ ſo ruft er dreiſt,

Und raſſelnd zieht er ſeinen Degen,
„Der hat's gethan!“ — Spork iſt verlegen,
Und da ſie grad am Fenſter ſtehen,
So fährt in unvorſicht'gem Drehen
Durchs hohe Glas ſein Ellenbogen.
Die Kaiſerin denkt: Wie ungezogen!
Und ſieht mit großem Blick ihn an.
Doch in die Taſche greift der Mann
Und fragt: „Was koſtet denn das Glas?“
Da lacht die Herrin ob dem Spaß.
Mag man ihn glätten oder reiben,
Ein Bauer wird ein Bauer bleiben.

Doch wie beſchied der Kaiſer ſie?
Zum General der Kavallerie
Wird jetzt der kühne Werth ernannt.
Das iſt des Reiters höchſter Stand,
Den er erſtrebt in jeder Schlacht
Und den ihm Tuttlingen gebracht.
Doch Spork erhält ein Pergament,
Zum Freiherrn iſt es das Patent.
Er wär' zu Häupten ſeiner Horden
Viel lieber General geworden.
Und wie er's lieſt, ſieht er dabei,
Was an die hohe Hofkanzlei
Für dieſen Brief zu zahlen war.
Das iſt ihm vollends widers Haar,
Er ſieht den Kaiſer an und ſpricht:
„Geſchenkten Freiherrn kauf' ich nicht,
Gekauften Freiherrn mag ich nicht!“
Der Kaiſer lacht: „Ich thu Verzicht!

Jetzt aber will ich Euch entlaſſen.
Ihr ſollt den Krieg mir nicht verpaſſen!“

Da ließen ſie das ſtolze Wien,
Um wieder an den Rhein zu ziehn,
Denn Frankreich hat voll Zorn und Wuth
Dort neu entflammt die Kriegesglut.
Ein ſtattlich Heer iſt ausgerüſtet,
Das ſich im ſchönen Elſaß brüſtet.
Unzählig ſind die friſchen Haufen,
Die zu den weißen Fahnen laufen.
An ihrer Spitze ſtehen Helden,
Von denen alle Zungen melden.
Das iſt der tapfere Turenne,
Der ſchon im wilden Kriegsgerenne
Mit Spanien das Niederland
Und ferne überm Alpenrand
Italien durchkämpft. Sein Ruhm
Wuchs dort. In jungem Heldenthum
Naht Ludwig von Bourbon, im Land
Wird er der Condé auch genannt.
Tagtäglich wächſt der Fahnen Menge.
Heißblut'ger Krieger wild Gedränge
Schwillt mehr und mehr. Das Lagerleben,
Wie lacht und rauſcht und klingt es eben!

Der Baiernfeldherr Mercy lag
Indeß belagernd manchen Tag
Am Bodenſee bei Ueberlingen,
Und bald gelang's ihm, zu bezwingen
Das Neſt. Dann geht's auf Freiburg los.
Er nimmt die Stadt. Da bricht es groß

Und mächtig auf das Franzenheer
Und ſtürmt in derber, guter Wehr
Zahllos ins Land. Jetzt werde wett
Die alte Schmach vom Donaubett!
Mit ſolch gewaltiger Uebermacht
Wagt Mercy nicht die offne Schlacht.
Er legt ſich in des Lagers Schanzen.
Nun kommet an, ihr ſtolzen Franzen!

Wie iſt von weiten Kriegerwogen
Die ganze Ebene überzogen!
Condé ſteht mit Turenne voran,
Um auf der neuen Heldenbahn
Mit neuen Kränzen ſich zu ſchmücken.
Sie nahn ſofort dem Hügelrücken,
Wo feſt das Baiernlager droht.
Nicht Leben achtend und nicht Tod,
Flammt auf entſetzlich wilde Wuth.
Es ſteigt mit löwenkühnem Muth
Der heiße Condé auf das Pferd.
Hochſchwingend ſein berühmtes Schwert
Und auf der Stirn die Zornesader,
So führt er ſelber die Geſchwader.
Und als er auf dem ſteilen Pfad
Mit ſeinen Reihn dem Lager naht,
Da fliegt ſein Marſchallsſtab zur Schanze.
Er ruft: „Holt ihn zurück!“ Zum Tanze
Der Waffen geht's. O, welches Stürmen!
Wie hoch ſich rings die Leichen thürmen
Vom Kugelhagel, Schwerterregnen,
Drin Mann mit Mann ſie ſich begegnen!

Blut fließt wie Waſſer ſtundenlang.
Erneut wird ſtets des Sturmes Drang.
Was hilft's, daß Nacht die Streiter trennt?
Als neu der Morgen glüht, entbrennt
Die Schlacht aufs Neu. So trotzig, zäh,
So kalt, ſo heiß, ſo ſtarr, ſo jäh,
Wie Condé, dieſes Kampfes Schürer,
Entſandte Frankreich keinen Führer.
Schon prallten ihm der Kugeln zwei
Vom Harniſch, und der Pferde drei
Sind unterm Leibe ihm erſchoſſen;
Er aber brauſet unverdroſſen
In das Gewühl mit Frankreichs Söhnen,
Denn endlich muß das Werk ſich krönen!

Bei Gott, jetzt ſcheint ihm hold das Glück!
Die Baiern weichen müd zurück,
Die Schanzen werden ſchon erklettert.
Da kommt der Werth herangewettert
Mit ſeinen Reitern auf den Höhn.
Grad langt er an. Laut klingt Getön
Der Feldmuſik. Noth thut die Eil.
Doch in den Roſſen iſt kein Heil
Am ſteilen Hang. „Abſitzen!“ heißt es.
Sie gehn ans Werk. Wie keilt und ſchmeißt es!
Wie kracht und tobt es da von Schlägen!
Es ſegt der grade Reiterdegen
Dem Beſen gleich die Hügelwände.
Für heute iſt die Schlacht zu Ende,
Und Condé's kühner Trotz zerbricht.
Doch heiſcht den Baiern auch die Pflicht,

Zurückzugehn. Der Uebermacht
Wer hält ihr Stand? Sie ziehn die Nacht
Dem Schwarzwald zu, zwar unbezwungen,
Doch arg geſchwächt. Von Schmerz durchdrungen
Beweinen ſie die vielen Leiden. —
Wann ſchlug der Tod mit ſolchen Streichen?

O Gott, wie vieler Arbeit Frucht
Erlag da ſchnell der Waffenwucht
Des kühnen Condé! Neu verloren
Iſt jetzt der Rheinſtrom. An den Thoren
Von Mannheim, Philippsburg und Speier
Stand gleich er mit dem Schwert als Freier.
Auch Mainz fiel bald in ſeine Hand.
Dann ging er an den Seineſtrand
Und ließ ſich Ruhm und Ruf und Ehren
Durch klatſchende Bewundrer mehren,
Indeß Turenne Frankreichs Fahnen
Hinführt zu neuen Kriegesbahnen.

Nur langſam ſammelt ſich aufs Neu
Des Baiern Macht. In alter Treu
Geht er mit Völkern und Geſchützen,
Den ſchönen deutſchen Rhein zu ſtützen.
Vom Neckar drängen ſie heran.
Der Mercy führt. Bald iſt's gethan
Um Mannheim. Plötzlich überfällt
Der Werth die Stadt. Es ſchreit und gellt
Erſt Schreckensruf, als vor den Hieben
Die Franzen auseinanderſtieben.
Auf einem leichten Kahne flüchtet
Der Roſen übern Strom. Dann züchtet

Der Werth aufs Neue durch das Land,
Vom Neckar bis zum Mainesſtrand,
Dort nimmt er Höchſt, die Veſte, ein.
Frei wird vom Feind es rechts vom Rhein.
Links will er ſegen auch zur Stunde.
O Gott, da kommt ihm böſe Kunde!

Es rufet ihn ins Böhmerland
Der Kaiſer ſelbſt. Mit Mord und Brand
Hauſt wüthend dort der Torſtenſon. —
Der Torſtenſon! — Mit welchem Ton
Klingt dieſer Name ihm ins Herz!
Wie Donnern tönt er und wie Erz.
Nach Baner's Tod ward er geſandt
Von Schweden her ins deutſche Land.
Mit Guſtav Adolf focht er lang
In Ruhm und Glanz. Doch Krankheit zwang
Ihn, in das Vaterland zu kehren,
Verzichtend auf des Krieges Ehren.
Auch jetzt noch plaget ihm die Gicht
Den ſiechen Leib. Doch hell und licht
Iſt ihm der Kopf, und in der Glut
Des Herzens pocht ein wilder Muth.
Gelähmt noch gleichet er dem Blitze.
Gilt es die Schlacht, ſtürmt er in Hitze
Vom Nord zum Süd, vom Süd zum Nord.
Bei Schweidnitz ſäte er den Mord
Ins Kaiſerheer. Bei Breitenfeld
Da zeigt' er ſich ein ganzer Held.
Es war ihm dort das Kriegsglück hold
Gen den Erzherzog Leopold.

Auch Sachſen zwang in hurtigen Zügen
Er, ſeinem Bündniß ſich zu fügen.
Als hinter ihm ſich hob der Däne,
Ihm fletſchend zeigend ſeine Zähne,
Ihm Schiff und Zufuhr haltend an,
Da jagte gleich der heiße Mann
In Schleswig und in Jütland ein
Und nahm Beſitz. Ob hinterdrein
Auch Gallas mit den Kaiſerlichen
Nachrennet, raſch iſt er umſchlichen.
Aufs Neue führt ins Reich die Haufen
Der Torſtenſon. Gallas muß laufen.
Jüngſt hörte man, daß ſcharf auf Böhmen
Die ſieggewohnten Schweden ſtrömen.
Der Kriegslärm wird mit wildem Raſen
Im Kaiſererbland angeblaſen.

So reitet denn der Werth auf Prag,
Dreitauſend Reiter folgen nach.
Schau, welch ein luſtig Lagerleben
Sieht man im Thal der Moldau weben!
Beherrſcht nicht der Soldat die Welt?
Es bauet bunt ſich Zelt an Zelt.
Die Fahnen flattern hoch und kühn,
Die Lagerfeuer flackernd ſprühn,
Das Fußvolk eilt in blanker Wehr,
Schwer raſſeln ſtarke Reiter her.
Sie ſammeln hier ſich bald, bald dort,
Es klinget manch Kommandowort.
Bald gibt es Spiel und Zecherei,
Dann tönt Muſik in das Geſchrei.

Die Geigen nnd die Flöten klingen,
Und rings ſieht man die Paare ſpringen
Zu der Zigeuner wilden Tänzen:
Doch feurig rothen Wein kredenzen
Die prallen Marketenderinnen.
Solch Volk muß ja die Schlacht gewinnen,
Da Götz und Hatzfeld kommandiren.
Jetzt kommt auch noch zu den Quartieren
Der wilde Werth. Der Kaiſer hat
Ihn ſchon empfangen in der Stadt
Zu Prag. Dort ſah der Kaiſer licht
Im Traum ein hoffnungsvoll Geſicht:
Ihm iſt ſiegkündend in den Mienen
Die Mutter Gottes ſelbſt erſchienen.
Wohlan, das mahnt zu friſchem Wagen!
Jetzt wird der Schwede klein geſchlagen!

Hornruf erſchallt. Aufbricht's mit Macht.
Bei Jankau ſtellet ſich die Schlacht.
Jetzt, Torſtenſon, biſt du am Ziel!
Begonnen wird das rauhe Spiel.
Der Führer ſchrille Rufe tönen,
Die donnernden Geſchütze dröhnen,
Die Flinten knallen allerwegen,
Es ſchallen Lanzen, Piken, Degen.
Doch, weh, der Schwede ſpielet Trumpf!
Den Götz lockt er in Moor und Sumpf,
Wo ihm die kühnen, ſtolzen Haufen
Elend verſinken und verſaufen.
Ihr Führer ſelbſt fand in der Noth
Den wackeren Soldatentod.

Auch Hatzfeld's Fußvolk wirft mit Wucht
Der Torſtenſon; da ſtiebt zur Flucht
Weit in das Land des Heeres Kern.
Dem Feldherrn blinkt ein ſchlimmer Stern.
Er fällt in der Verfolger Hand. —
Wo iſt der Werth? Von Zorn entbrannt
Stürmt er den Schweden in die Flanken
Und haut und ſenſt. Sie flohn und ſanken.
Doch warf ſein Volk — er führt erſt heute
Die Meiſten an — ſich auf die Beute
Und ließ die Schlacht. Da kehrte bald
Der Feind und fällt ihm mit Gewalt
In ſeine Schaar. Es gab ein Streiten,
Wie nie er's ſah in allen Zeiten.

Oft kamen zehn auf einen Mann.
Wie ſtürmten ſie den Helden an!
Sie riſſen ihn von ſeinem Roß.
Hufſchmetternd in die Weite ſchoß
Fortuna. Mancher hat begehrt
Zu fangen das berühmte Pferd.
Umſonſt! Es biß und ſchlug. Am Grund
That Werth zu Fuß die Stärke kund.
Wer zählet ſie, die mit ihm rangen? —
Das war der Tag, an dem gefangen
Dreimal der Werth in Banden lag,
Das war der glorreich trübe Tag,
An dem er dreimal ſeine Haft
Zerbrochen hat. In Löwenkraft
Schwoll da ſein Leib. Es war die Fauſt
Gleich Eiſenerz. Ihm hat gegrauſt

Vor all den Leichen, die er machte.
Aufbrüllt er ſchaurig im Geſchlachte. —
Dann floh der Held, um nicht zu fallen. —
Das war die erſte Flucht aus allen
Wildblut'gen Schlachten ſeines Lebens,
Es fochten Kraft und Muth vergebens.

Noch auf der Flucht will er zurück.
Vielleicht, es wendet ſich das Glück!
Er fleht und bittet die Genoſſen.
Umſonſt! Es bleibt ihr Ohr verſchloſſen.
Zerſtreut entfliehn ſie in die Felder.
Sie bergen ſich im Schutz der Wälder.
Er ſteht allein. Deß Wort einſt Maſſen
Im Feld bewegt, er iſt verlaſſen. —
Was ſoll er thun, ein einz'ger Mann,
Entblößt von ſeinem Heeresbann? —
Raſtlos durchſchweift er öde Haiden,
Sein Herz durchzuckt von grimmen Leiden.

Doch horch, es wiehert plötzlich nah!
O, welch ein Wunder er da ſah!
Fortuna iſt's, ſein treues Thier,
Es fand durch unbekannt Revier
Die Spur des Herrn. Da lacht ihm auf
Der Geiſt. Er nimmt das Thier zum Lauf.
Er will zur Heimat jetzt geſchwind,
Er muß begrüßen Weib und Kind.
An ſolchen lieben, ſüßen Herzen,
Da läßt ſich alle Pein verſchmerzen.
Raſch iſt beſchafft ein Bauernkleid,
Das deckt die Rüſtung bauſchig weit,

Raſch iſt beſchafft an ſchlichter Speiſe,
So viel ihm noth thut auf der Reiſe.
Und wie er nun aus Böhmen ſcheidet,
O, wie er jeden Wohnplatz meidet,
Wie er den Menſchen aus dem Wege
Sich ſuchet ſtillgeheime Stege!
Es war ein ſeltſam öder Ritt.
Es nahmen ihn auf Tritt und Schritt
Die dunkeln Wälder auf. Im Flug
Ging über Haiden weit ſein Zug.
An grünen Strömen ritt er fort.
Wohl ſah er Wölf' und Füchſe dort,
Die Raben krächzen um ihn her,
Der Habicht ſchlägt die Flügel ſchwer,
Vorüber ſtürmt der Hirſch im Lauf,
Die Rehe nimmt das Dickicht auf.
Wo aber ſind die Menſchen hin? —
Ach, allwärts tritt ihm vor den Sinn
Das wundgeſchlagne Vaterland,
Das öd, verarmt, zerſetzet ſtand
Vom wilden Kriegslärm langer Jahre!
Es ſträubten ſich ihm faſt die Haare
Vor all dem Fluch. Zuweilen ſchlief
Er in den Pelz gehüllet tief
Für kurze Friſt, und ohne Säumen
Umwebt es ihn mit wilden Träumen.
Wild fährt er auf und ſchwört aufs Neue
Der deutſchen Sache deutſche Treue.

Wie glücklich war er dann, die Seinen
Zu grüßen! Seine Augen weinen,

Es bebt die Stimme einem Mann,
Dem niemals Thränen abgewann
Die blut'ge Schlacht. Heut war's ſein Glück.
Des Lebens Luſt kehrt ihm zurück
Am treuen Herzen ſeiner Frau,
An ſeines Kindes ſel'ger Schau.
Wie grüßet ihn ſo hell und traut
Der alten Mutter treuer Laut,
Wie lachen ihm des Vaters Augen!
Daheim kann er ſich Frieden ſaugen.
Wie gern er mit der Bruſt voll Liebe
In ihren ſtillen Kreiſen bliebe!
Doch erſt iſt's nöthig, ſtark zu ſchaffen,
Daß endlich frei vom Lärm der Waffen
Das Vaterland in Freiheit blühe
Und ihm und Allen Glück erglühe!

Erſt gibt dem Herzen er die Rechte.
Dann drängt es, neue Kriegesknechte
In Köln zu werben, denn er hat
Stets in der alten heil'gen Stadt
Viel tapfer luſtig Volk gefunden,
Das rings vom Land auf viele Stunden
Gar oft in hellen lichten Haufen
Zu ſeinen Fahnen kam gelaufen.
Dort in des Niederrheines Wieſen,
Da ſind die Leute groß wie Rieſen;
Zäh iſt der Schlag im bergiſchen Land,
An Wupper, Sieg und Aggerſtrand;
Raſch ſind zu Thaten die Wallonen,
Die in dem Bisthum Lüttich wohnen.

Kraft, Derbheit, Muth und keckes Feuer
Die paſſen recht fürs Abenteuer.
Zum Kampfe froh, zum Schwanke heiter!
Drum liebt der Werth der Heimat Streiter.

Friſch, laßt die Werbetrommeln rühren!
Der Werth iſt kaum am Rhein zu ſpüren,
Da kommen allwärts die Rekruten.
Seht, wie ſie her in Schwärmen fluten
Zum alten Köln! Das lärmt wie toll!
Die Schenken liegen alle voll.
Daheim iſt's leider ſchlecht beſtellt,
Leer Scheun' und Stall und brach das Feld.
Was gibt's zu Hauſe zu verlieren?
Da wollen ſie's im Krieg probiren.
Und wo ein rüſt'ger Werber ſtand
Auf Platz und Gaſſe, iſt zur Hand
Auch gleich ein Rudel kecker Jungen.
Da wird ſogleich zu Pferd geſprungen.
Die Pickelhauben ſitzen bald
Auf ſtrupp'gem Haar. Feſt angeſchnallt
Wird Degen und Piſtol. Bei Zeiten
So üben Reiten ſie und Streiten.

Die Werbung iſt nach Wunſch gerathen.
Der Werth zählt tüchtige Soldaten,
Doch eh er ſie mit gutem Glück
Hinführt zum erſten Reiterſtück,
Da gibt Kurkölns Herr General,
Graf von Geleen, ein Kriegermahl.
Es ſind viel tapfre Kameraden
Zu dem Bankette eingeladen,

Und wacker kreiſt der volle Becher
Im weiten Kreis der heitern Zecher.
Es fehlt nicht an Geſpräch und Sang,
An Luſt und Scherz. Doch plötzlich klang
Von einem Munde Spott und Hohn.
Es galt dem Werth, dem Bauernſohn:
„Man gibt der Ehr ihm viel zu viel!
Und nimmer bringt er's doch ans Ziel
Mit ſeinen lump'gen neuen Knechten!
Was weiß der Schweinehirt vom Fechten?“
Der Spötter war ein Graf Merode,
Dem gibt die Butter gleich zum Brode
Ein Werth'ſcher Obriſt. Zürnend ſpricht
Der Degen: „Schmäht den Bauern nicht,
Es klebt auf ihm nicht ſolcher Tadel,
Wie auf Merode's altem Adel.
Werth's Volk nennt man mit anderm Schall,
Wie die Merodebrüder all.
So heißt der Werth die Kernſoldaten,
Die in Merode's Dienſt einſt traten.
Ihr wißt, es ſind marode Leute,
Sie traben hinterm Heer noch heute
In Krankheit, Angſt und Bangigkeit;
Nur nach der Schlacht ſind ſie bereit,
Um rings im Land auf flücht'gen Sohlen
Die reiche Beute einzuholen!“
Da war mit Eins der Streit entfacht,
Denn grimmer Zorn iſt raſch erwacht.
Der Werth läßt Graf Merode fodern.
Alsbald ſieht man den Zweikampf lodern.
Doch gibt dem Graf der Bauernſohn
Mit kräft'gem Schlag des Spottes Lohn.

Merode ſinkt dem ſcharfen Degen
Und iſt gar bald dem Tod erlegen.
Und da's nach Brauch und Recht geſchehen,
Kann frei der Werth von dannen gehen.

Ach, trüb reißt er ſich aus dem Arm
Des Weibs! Die Tochter küßt er warm,
Er nimmt der alten Mutter Segen,
Des Vaters Lebewohl. — Dann fegen
Die Schaaren hinter ihm ins Weite.
Schon unterwegs kommt ihm vom Streite
In Oeſtreich gute Mär gezogen.
Die Schweden, die in vollen Wogen
Von Jankau raſch nach Mähren drangen
Und graden Wegs auf Wien gegangen,
Sie ſind zerſtreut und gehn zurück.
Dem Kaiſer lachet neu das Glück.
Denn auch der kühne Torſtenſon
Verließ das Heer. Seit Monden ſchon
Ward er im Siechthum krank und kränker.
Der Wrangel iſt jetzt Schlachtenlenker.
Da zieht der Werth zum Mainesſtrand,
Und bald ſchürt er den Kriegesbrand,
Da die Franzoſen wieder drohen
In Franken zu erneutem Lohen.

Zehntes Stück.

Dem Mercy hat ſich Werth geeint.
Der Gruß war freudig. Da erſcheint
Vor ihm im ſchwarzumflorten Kleid
Ein Bote aus der Heimat weit.
Werth ſieht es ihm an Blick und Munde,
Er kommt mit einer Trauerkunde.
Starb denn ſein liebes Mütterlein?
Ging ſeines Weibes Vater ein
Zur ew'gen Ruh? O nein, es droht
Noch größrer Schreck! Sein Weib iſt todt!
Der Krieg hat ihr das Sein verbittert,
Sie hat ſo oft für ihn gezittert,
Den theuren Mann! Da ward ihr krank
Das treue Herz. Es brach. Sie ſank
Jählings dahin als kalte Leiche.
Vor ſolchem unverhofften Streiche,
Den ihm das Schickſal hat geſchlagen,
Strömt er in ſchluchzend laute Klagen,
In helles Weinen. Ach, das kann
Der wund geſchlagne feſte Mann

Im ſtarken Geiſte nicht verwinden.
Wo er vermocht die Ruh zu finden
Ganz einziglich, hin iſt der Platz,
Verloren ſeines Lebens Schatz,
Der Hort, der Schirm, dem die Gedanken
Selbſt in der Schlachten wildem Schwanken
Zuflogen voller Innigkeit.
Er konnte ſelbſt ſein tiefes Leid
Nicht weinen in das dunkle Grab.
Sie ſenkten einſam ſie hinab.
Wie ſoll der ſtarke Werth ſich faſſen!
Er fühlt unendlich ſich verlaſſen.
Der einz'ge Troſt für ſein Gemüth
Iſt noch ſein Kind. Ein Röslein blüht
Es hell im Schutz der alten Ahnen! —
Fort, Werth, auf neue Kriegesbahnen! —

Mit wildem Schmerz, mit grimmer Pein
So ſtürmt er bald ins Land hinein,
Das ſich vom Main zur Donau ſtreckt,
Weil es Turenne aufs Neue ſchreckt.
Herbſthauſen iſt ſein Hauptquartier.
Werth ſchleicht mit Mercy durchs Revier,
Um raſch den Feind zu überfallen.
Sie ſehen bald die Fähnlein wallen.
Dort längs den Hügeln aufgeſtellt
Stehn die Franzoſen. Rings das Feld
Beherrſchen ſie. Doch drauf und dran!
Bald wälzt die Schlacht ſich durch den Plan.
Des Mercy kluger Männermuth,
Des Werth verzweiflungsvolle Wuth,

Zu der der ungezähmte Schmerz
Ihn ſtachelt, brechen bald das Erz
Der Feindesſchaaren. Jäh entfacht,
Entſcheidet ſich die heiße Schlacht
Im Augenblick. Reinhold von Roſen
Ward in des wirren Kampfes Toſen
Gefangen von dem raſenden Werth.
Das iſt der Mann, der hoch zu Pferd
Der Feinde beſter Streiter war
Seit Taupadel. In der Gefahr
Der Schlachten ſuchten ſich die Beiden
Oftmals. Jetzt kam es zum Entſcheiden,
Wer beſſer ſtritt. Der Feind zerſtreute
Sich bald. Da gab es reiche Beute
An Führern, Kriegern, Waffen, Fahnen.
Nachſtürmte man auf allen Bahnen.
Wie war im Heere man vermeſſen!
Turenne ruht erſt aus in Heſſen.

Die Niederlage war voll Schmach.
Hoch ſchäumte Frankreichs Zorn. Da brach
Prinz Condé auf mit neuem Heer
In friſcher Kraft und ſtolzer Wehr,
Zum Neckarthale zieht er fort.
Es kehrt Turenne aus dem Nord.
Die Feldherrn ſtehen ſtark verbunden,
Und Stadt und Dorf wird arg geſchunden.
Vorbei an Werth's und Mercy's Schaaren
Gedenken ſie ins Reich zu fahren.
Es gilt, in Baiern einzubrechen
Und dort die letzte Schmach zu rächen.

Doch ſind die Deutſchen auch bereit.
Zum Süden geben ſich Geleit
Die Feindesheere. Oft erſchallt
Ihr Waffenlärm im ſelben Wald.
Als donauwärts die Franzen kommen,
Hat Mercy ſchon den Stand genommen.

Bei Allerheim, dem Dorf nicht fern,
Steht auf den Höhn des Fußvolks Kern,
Das Mercy führet. Links vom Schloß
Da hält der Werth auf hohem Roß
Vor ſeinen Reitern. Rechts Geleen
Hat ſich den Winnenberg erſehn
Zu ſeinem Stand. Jetzt mag es toſen,
Denn feldwärts kommen die Franzoſen.
Zur Mitte nimmt Condé den Hügel,
Turenne führt den linken Flügel,
Grammont den rechten. „Alle her!“
Nun wogt die Schlacht vernichtungsſchwer.
Des Mercy Stellung iſt ſo feſt,
Daß, wie der Feind auch drängt und preßt,
Jedweder neue Sturm zerſchellt.
Da lüftet Werth, von Muth geſchwellt,
Den Hut und ruft zum Himmel auf:
„Du Lenker dort im Schlachtenlauf,
Ich komme ſelten nur mit Bitten,
Hab ſtets auf eigne Fauſt geſtritten.
Wenn heut dein Arm nicht für mich ficht,
So hilf doch auch den Feinden nicht!
O lieber Herrgott, bleib neutral!
Erhör mich nur ein einzig Mal!“

Und wie er dieſes Wort geſagt,
Da raſſelt's fort. Er ſtürmt und jagt
Mit ungeſtümer ehrner Wucht
Den Gegner Grammont in die Flucht.
Raſch hat der Sieg ſich ihm geeint,
Er ſolget mörderiſch dem Feind
Zwei Stunden lang. — Doch, weh, Geleen!
Er kann dem Condé jetzt nicht ſtehn,
Der von dem feſten Mercy ließ
Und auf den rechten Flügel ſtieß.
Rings wallet blauer Pulverdampf.
Dort wühlt ein fürchterlicher Kampf.
Geleen fällt in des Feindes Hände.
So neigt der Sieg ſich doch am Ende
Dem Condé zu. — Jetzt kehrt der Werth.
Sein iſt Grammont mit Roß und Schwert.
O Gott, er ſieht voll Wuth und Brand,
Wie ſchmählich ſich die Schlacht gewandt!
Ob er für ſich den Sieg erkoren,
Es ging der Winnenberg verloren!

Und wo iſt Mercy? Ach, der Kühne,
Der immer auf der Schlachtenbühne
Scharfſinnig, kalt und ſicher hielt,
Ihm hat der grimme Tod geſpielt
Sein letztes Stück. Die Kugel traf
Ihn jäh, er ſank zum ew'gen Schlaf.
O, welch verhängnißvoller Fall!
Es ward durch einen Flintenknall
Der Schlacht Verſtändniß ſchnöd zerſtört.
O hätten ſie ihn noch gehört,

Dann ward gezähmt die blinde Wuth
Der Führer! Toller wilder Muth
Hat viel zu weit den Werth geführt. —
Die Trommeln wurden dumpf gerührt:
Fort in des Donauſtroms Bereiche!
Sie trauern um die theure Leiche
Des wackern Mercy. Ihre Beute
Sind ſiebzig Fahnen. Doch wer freute
Sich der Trophäen? Trauervoll
Hinſchleppen ſie des Krieges Zoll.
Und auch die Herrn aus Frankreich tragen
Das Haupt nicht hoch. Es liegt erſchlagen
Ihr halbes Heer. Rings kann man hören,
Daß ſie den halben Sieg verſchwören.

Es war des Heldenwerks nicht viel,
Daß Nördlingen und Dünkelſpiel
Der Condé nahm. Entſetzlich matt
Ward auf der allerheimer Statt
Sein Muth. Er ſelber iſt verwundet.
Da zieht, daß er daheim geſundet,
Der Bourbon ab. Aufs Neu befiehlt
Turenne im Heer, jedoch er ſtiehlt
Sich gleichfalls weſtwärts. Denn es rollt,
Zu Haupt Erzherzog Leopold,
Das Kaiſerheer ins Baierland.
Werth iſt wie immer gleich zur Hand;
Den Feind verfolgend gleich dem Pfeile
Und ihn zerſetzend, mahnt zur Eile,
Zur ſturmesſchnellen, er die Leiter
Der Kaiſerlichen: „Auf, Ihr Streiter!

Laßt uns das halbe Werk ergänzen!
Wir können jetzt in Deutſchlands Gränzen
Mit einem Schlag den Feind vernichten.
Laßt uns den Sturm zum Rheine richten!“
Jedoch er predigt tauben Ohren,
Denn wiederum geht ſchnöd verloren
Die koſtbare Gelegenheit,
Zu enden dieſen langen Streit.
Als langſam ſie zum Rheine kommen,
Hat längſt der Feind ihn überſchwommen.

Ob dem geſtorbnen Weibe ſchwoll
Das Herz des Werth von Gram. Jetzt quoll
Es auch von Unmuth. Nur Mißlingen
Sieht er in allen deutſchen Dingen.
Die Jahre kommen, Jahre gehn,
Doch wann wird man am Ziele ſtehn,
Das die Entſcheidung bringt? Da hört
Er Mär, die ihn noch mehr empört.
Als Mercy ſchloß die Heldenbahn,
Da mußte ihn Maxmilian
Zu Baierns Oberfeldherrn ſetzen.
So war es recht nach den Geſetzen
Und Bräuchen, die im Heere gelten.
Er war ſchon lang in allen Zelten
Der ält'ſte General. O Schmach,
Jetzt ſtehet dem Geleen er nach,
Der jüngſt bei Allerheim erlegen,
Indeß er flog auf Siegeswegen!
O Fluch und Zorn und Grimm! Es heißt:
Zu hitzig iſt der Werth im Geiſt.

Er ſchlägt nur drein mit wüſter Macht,
Ihm fehlt die Ueberſicht der Schlacht!
Und heimlich kommen ihm die Kunden,
Die ihm noch mehr das Herz verwunden.
Der Baiernkurfürſt ſinnt ihm Rache,
Weil Werth des Reichs und Kaiſers Sache
Viel höher ſtellt, als wie der Fürſten
Selbſtſüchtig kleines Herrſchaftsdürſten.
Iſt denn des Vaterlandes Pflicht
Das höchſte Ziel des Mannes nicht? —
Ja, ſäh es nicht nach Feigheit aus,
Er ließ den Krieg und zög' nach Haus!
Jedoch das Vaterland entſcheidet,
Die Heimat fordert ihn — ſie leidet!

O weh, wie ſchleicht der Krieg den Pfad!
Ihm fehlt die Kraft, ihm fehlt die That.
Wo ſind die alten friſchen Flüge
Wie Sturm und Blitz? Langwier'ge Züge
Vom Süd zum Oſt, vom Nord zum Weſt
Aus einem in das andre Neſt
Ordnet Erzherzog Leopold.
Der Raſchheit war er nimmer hold.
Bald ſieht man ſie zum fernen Böhmen,
Bald in die Oberpfalz ſie ſtrömen,
Dann gehen ſie vom Main nach Heſſen,
Um mit den Schweden ſich zu meſſen.
Doch nicht an Eger, Main und Lahn
Stößt man auf Wrangel's wilde Bahn.
Auch folgt dem Kaiſerheer die Noth
Des Hungers; Krankheit folgt und Tod. —

Auf einmal bricht die Mär herein:
Bei Weſel hat Turenne den Rhein
Mit neuen Truppen überſchritten,
Und in des Heſſenlandes Mitten
Steht er mit Wrangel ſchon vereint.
Herbrauſend bricht der ſtarke Feind
Ins Herz des Reiches. Raſch umſchlichen
Hat ſeine Macht die Kaiſerlichen,
Die in der Wetterau ſich raſten.
Das iſt ein Rennen und ein Haſten!
Der Main wird ſiegreich überflogen,
Nach Süden wälzen ſich die Wogen
Der Gegner. Auch die Städte all
Ergeben ſich in raſchem Fall.
Der Feind hat gleich, wie er's begehrt,
Den Paß am Strom bei Donauwerth,
Bei Lauingen den Paß. Rings offen,
Was hat das Baierland zu hoffen?

Jetzt Wehe dir, Maximilian!
Auf München geht die grade Bahn.
Den Weg zog einſt der Schwedenkönig.
Es tönt der Jammer tauſendtönig.
Doch wo die Macht nicht helfen kann,
Da rettet Schlauheit. Raſch begann
Zu markten und zu unterhandeln
Der kluge Kurfürſt. Boten wandeln
Und reiten raſtlos hin und her.
Beim Schweden hilft kein Schwatzen mehr.
Drum ſpricht er ſüß bei Frankreich vor,
Das früher ſchon ihm lieh das Ohr.

Turenne fordert das Verſprechen,
Max ſoll mit ſeinem Kaiſer brechen,
Turenne gibt den Wrangel Preis,
Der ſtets zu kühn das Siegerreis
Am Hute trägt. Frankreich und Baiern
Sieht man zu Ulm den Frieden feiern.
Der Wrangel tobt, von Wuth zerriſſen,
Daß ihm entging der fette Biſſen,
Den er ſchon in den Zähnen glaubte.
Ha, wie er ſengte, brannte, raubte!

Doch edler grollt der kühne Werth
Und grimmer noch. Scharf wie ein Schwert
Fährt ihm die Nachricht in die Seele.
Es ſtockt das Wort ihm in der Kehle.
Er hat an langen trüben Tagen
Den beißend ſcharfen Schmerz getragen,
Den ihm verletzter Ehrgeiz ſchuf.
Jetzt tönt verzweiflungsvoll ſein Ruf:
„O, wo iſt Wahrheit, Scham und Scheu?
Wo iſt die alte deutſche Treu?
Zerriſſnes armes Vaterland!
O, deutſches Reich, wer hält dir Stand!“
Und betend greift er nach dem Herzen.
So findet ihn in ſeinen Schmerzen
Der treue Spork. Jetzt gilt es Thaten!
Das iſt ihr Schluß! — Und ſie berathen.

Bei Gott, es iſt ja ſonnenklar:
Wer ſtets ihr höchſter Herrſcher war!
Der Kaiſer iſt's, der Kurfürſt nicht,
Der Kurfürſt ſteht in Kaiſers Pflicht,

Vom Reich trägt er ſein Land zu Lehn
Und muß als Dienſtmann zu ihm ſtehn.
Und wenn der Fürſt den Herrn verläßt
Und an den Feind ſich knüpfet feſt,
Iſt er nicht beſſer, als ſie alle,
Die jüngſt beim lauten Waffenſchalle
Sich gegen ihren Herrn empörten
Und frech des Reiches Frieden ſtörten.
Ja, ſchlimmer iſt der Kurfürſt noch!
Hier pfeift der Wind nicht aus dem Loch
Der Glaubensfreiheit. Glaubenstrutz
Iſt nicht der Grund, nein, Eigennutz!
Maxmilian zerbricht den Eid
Dem Reich. Drum iſt es Frömmigkeit,
Nicht Sünde, ihm den Eid zu brechen
Und treu das eidliche Verſprechen,
Das ſie in ihm dem Reich geleiſtet,
Zu halten. Fluch, wer ſich erdreiſtet,
Jetzt dieſe Wahrheit zu beſtreiten!
Sie müſſen für die Heimat reiten!
Den falſchen Kurfürſt gilt's zu fliehen,
Es gilt, dem Kaiſer zuzuziehen!

Und Beide lauſchen um und um.
Auch auf dem Heere lieget ſtumm
Und ſtarr die Wuth ob ſolchem Frieden.
Geleen, der Feldherr, iſt geſchieden,
Ihm ward der Krieg zum Ueberdruß,
Auch will er nicht zum böſen Schluß
Noch bei des Reiches Feinden ſtehn.
Wer aber folget dem Geleen?

Werth wird aufs Neue übergangen
Als Oberfeldherr. Ja, es bangen
Treuloſe vor dem deutſchen Weſen.
So wird der Rauſchenberg erleſen,
Der unter ihm im Range iſt.
Doch durch die Truppen geht zur Friſt
Ein unzufrieden düſter Grollen,
Weil ſie den Werth als Führer wollen,
Und in des Helden Seele trifft
Die Nachricht wie ein freſſend Gift.

Jetzt geht im Heere um ein Werben!
Die Führer wollen leben, ſterben
Für ihren Werth. Ein jeder ſchwört
Dem Sporck, daß er dem Reich gehört,
Daß ſtark er ſtehen will zum Rechten
Und für den deutſchen Kaiſer fechten.
Bei Gott, da kommt auch noch ein Brief
Von Wien! In Klagen ſchwer und tief
Ergeht der Kaiſer ſich voll Gram,
Daß Baiern ohne Scheu und Scham
Zum Feind ſich ſchlug. Dann klingt ſein Mahnen,
Daß zu des Reiches Adler-Fahnen
Das Heer, das vielgeprüfte, alte,
In freudenreicher Treue halte.
Da ſchwindet plötzlich alles Schwanken
Aus Werth's hellglühenden Gedanken.
Er ſchickt von Paſſau, wo er ſtand,
Rings Boten durch das ganze Land,
Und läßt den Schaaren allen ſagen,
Sich Augenblicks zu ihm zu ſchlagen.

Das Fußvolk läßt die Garniſonen,
Das Feld durchfliegen die Schwadronen.
So ziehen ſie auf Weg und Stegen
Dem theuren Führer rings entgegen.

Doch, ach, in München iſt verrathen,
Wie furchtbar Werth geſät die Saaten!
Da ſieht man zu den Heerestheilen
Verrätheriſche Späher eilen.
Der Eine ſpricht: „Traut nicht dem Werth,
Der ſelber Land und Volk begehrt!
Er macht es wie der Wallenſtein,
Er haut noch auf den Kurfürſt ein!“
Der Andre ruft am andern Ort:
„Er will nach Wien mit Brand und Mord!
Vertrauend ſeinen vielen Siegen,
Denkt er den Kaiſer zu bekriegen!“
Der Dritte ſchreit als wilder Hetzer:
„O, hütet euch, er wird ein Ketzer!
Auf Erden führt er ins Verderben,
Zur Hölle geht es nach dem Sterben!“
All dieſer Stimmen tolles Wirren
Bringt in die Geiſter trübes Irren.
Was wahr iſt und was falſch daran,
Begreift nicht der gemeine Mann.
Er weiß nicht, wem er folgen ſoll,
Als noch zum Schluß der Ruf erſcholl:
„Verrath iſt's, was der Werth erſann.
Der Kurfürſt ſchleudert Acht und Bann!
Erlegt den Werth mit Schwert und Blei,
Der Werth, der Werth iſt vogelfrei!“

Was! ein Verräther iſt der Werth?
Wer kann's verſtehn? Doch Jeder kehrt
Und wendet ſcheu ſich von ihm fort.
Und bald erklingt es hier und dort:
„Der Kurfürſt lebe!“ Mancher ſtimmt
Mit in den Ruf. Er ſchwillt ergrimmt
Zum Aufruhr auf. Jetzt iſt's gethan
Um ſeinen edlen deutſchen Plan!
Ja, es iſt Zeit zur raſchen Flucht,
Denn Alles tobt und brauſt und flucht.
Es wirft der Held ſich auf das Roß,
Spork folgt als treulicher Genoß!
Greif aus, Fortuna, Fortunat,
Daß nicht der jähe Tod jetzt naht!
Ha, was iſt das! Horch, welches Knallen!
Bei Gott, der Baiern Schüſſe fallen!
Sie hören rings die Kugeln pfeifen.
Heiß preßt der Sporn. Die Roſſe greifen
Hellwiehernd aus. Die Haare fliegen
Zerzauſt im Sturm, im Sturme wiegen
Des Helmbuſchs Federn ſich zurück.
Es weiſt ſich hold das falſche Glück:
Jetzt halten ſie am Hügelrande,
Sie ſtehen frei im Kaiſerlande.

Doch hinter ihnen tobt der Haß,
Die Wuth, der Zorn. Ohn' Unterlaß
Verfolgt der Baier jetzt die Beiden.
Was hat der Werth da nicht zu leiden!
Iſts nicht genug, ihm abzuſprechen
Leben und Ehr? Max läßt ihm brechen

Ringsum in ſeine reichen Güter,
Die als der Heimat treuer Hüter
Er ſich erwarb. Man reißt ihm ein
Sein ſtolzes Schloß in Bodenſtein,
Das in der Oberpfalz ſich hob.
Des Feuers wilde Lohe ſchnob
Zu Brurain in der Pfalz durchs Haus.
Sie tilgten den Beſitz ihm aus,
Der in dem Rheingau lag. In Brand
Stand rheinhinab im Jülicher Land
Schloß Odenkirchen. Fern in Heſſen
Ward Spork's Beſitzthum nicht vergeſſen.
O Racheluſt! Wer hat's geglaubt?
Max ſetzte noch auf jedes Haupt
Den Henkerpreis. Es gilt der Werth
Zehntauſend Thaler! Wer's begehrt,
Der bring den Kopf! Wer Spork erſchlagen,
Mag tauſend in den Säckel jagen! —
O Schmach und Graun, was iſt dir gleich!
So zahlet man die Treu am Reich! —
Es brachten Fix und Joſt die Kunden,
Die ſich entfernt in nächt'gen Stunden
Aus Baiern zu den Kaiſerlichen.
Sie ſind den Herren nachgeſchlichen.

Doch ſieh, der Kaiſer Ferdinand
Bewillkommt herzlich ſie im Land.
Im Lager war's zu Wodinan,
Dort ritten elend müd ſie an,
Da ward alsbald das Heer geſchaart.
Als Männer echter deutſcher Art

Stellt ſie der Kaiſer vor die Schaaren,
Die trotz den tödlichſten Gefahren
Dem Reich die ſchönſte Treu erwieſen.
Und als er ſie genug geprieſen,
Da ruft er: „Werth, Ihr thatet brav!
Ihr ſeid von heut des Reiches Graf
Und als General der Kavallerie
Steht Ihr zu mir. Schlagt anders nie,
Als wie Ihr Euch bis jetzt geſchlagen.
Ihr habt Euch wie der Werth betragen,
Herr Spork. Ihr folgt mit Pferd und Schwert
Als General von heut dem Werth!“
Dann ſchenket er dem Werth zum Dank,
Dem all ſein Gut in Trümmer ſank,
Die reiche Herrſchaft Benatek.
So lohnt die Noth ſich und der Schreck.
Und dort erhält auch Spork alsbald
Ein Schloß mit weitem Feld und Wald.

Da kam den Augen neue Glut,
Da kam den Herzen friſcher Muth.
Es war verloren nicht die That,
Zu der die Seele ihren Rath
So feſt und ſicher hat ertheilt.
Aufhob der Kaiſer unverweilt
Des Baier-Fürſten Bann und Acht.
Dann ward im Reich bekannt gemacht:
Werth ſo wie Spork ging rechte Bahn,
Sie haben ihre Pflicht gethan!
Und die es deutſch mit Deutſchland meinen,
Die ſollen ſeinem Heer ſich einen!

Eilftes Stück.

Wer hat zu grüßen nicht begehrt
Den Schlachtenleu Johann von Werth
Im Kaiſerlager? Aus den Zelten
Strömt's nach der Heerſchau. Zu vergelten
Unrechte Schmach mit Lieb und Ehre,
Nahn all die Hauptleute vom Heere.
Rings welch Gewühl! Sieh da, es naht
Der Oberfeldherr, auch im Staat.
Melander iſt es, zubenannt
Holzapfel. Er iſt Proteſtant,
Einſt war er General in Heſſen,
Mit Oeſtreich hat er ſich gemeſſen
Im Streit für ſeines Herzens Glauben.
Doch als er ſah, daß um zu rauben
Der Däne, Schwed' und Franzmann kam,
Da ſtieg ihm in das Haupt die Scham.
Zum Kaiſer trat er hin in Reue
Und ſchwor dem Reiche Dienſt und Treue.
Noch hält er feſt an Luther's Lehren,
Und Jener hält ſie ihm in Ehren.

Bei Gott, er führt des Heeres Hut
Mit ſtrengem Geiſt und ſcharfem Muth.
Es heißt: Willſt du das Reich zerreißen,
Mußt erſt in den Holzapfel beißen.
Er kennt den Werth, der Werth kennt ihn,
Werth brachte ihn ja einſt zum Fliehn
Bei Ehrenbreitſtein. Doch jetzt reichen
Die Hand ſie ſich zum Friedenszeichen.

Nun gab es auch wohl frohe Feſte
Ringsum auf manchem Ritterneſte,
Das in der Nähe lag. Da kamen,
Den Werth zu grüßen, bald die Damen.
Den Mann, der hundert Schlachten ſchlug
Und mächt'ge Ehrennarben trug,
Den ſuchen allezeit die Frauen,
Weil ſie die Kühnheit gerne ſchauen.
Und richtet er an ſie ein Wort,
Sie preiſen's glücklich fort und fort.
Da lacht ihm manche in der Schaar,
Die ſchön, die klug, die reizend war;
Doch ſolch ein Kind gewahrt er nie,
Als wie die liebliche Marie,
Gräfin von Kuffſtein. Zu Verwandten
Kam ſie ins Land. Die Eltern ſandten
Sie von der Ens. Dort wohnt ihr Vater
Als Landeshauptmann und Berather
Des Kaiſerſtaats. Ihr ſeltſam Sein
Nimmt gleich das Herz des Helden ein.
Man ſieht im Kreiſe von den Andern
Zu ihm ſtets ihre Blicke wandern.

Bei Gott, kein Mädchen iſt ihr gleich.
Das ſtille Haus iſt nicht ihr Reich.
Sie tummelt gerne fern dem Schloß
Durch das Gebirg das muntre Roß.
Sie liebt die Jagd im tiefen Wald,
Das Hüſthorn, das den Forſt durchſchallt.
Sie liebt, in Haid und Feld zu ſäumen
Und an den Flüſſen ſtill zu träumen.
Doch wenn ſie aus der Weite kehrt,
Da naht ſich ihr der kühne Werth,
Da muß er ihr von ſchnellen Ritten,
Von Schlachten, die er einſt geſtritten,
Von Städten, die er eingenommen,
Erzählen, und ſie lauſcht beklommen.
Es blitzt ihr Auge, wenn er ſiegt,
Sie zittert, wenn er unterliegt,
Sie weinet, bluten ihm die Wunden;
Und liegt er trüb in Haft gebunden,
Dann küßt ſie ihm die breite Hand
Und ſtreichelt ihm das Haar. So band
Gemach die ſtille Lauſcherin
Des Helden ſturmgewohnten Sinn.
Ihm wird das Herz ſo ſeltſam weit,
Wie in verrauſchter Jugendzeit.
Werth, hüte dich, die Funken drohen
In lichte Flammen aufzulohen!

Und als ſie all ſein Leben weiß,
Da plaudern ſie oft laut und leis
Durch Schloß und Garten, Wald und Au.
O welche prächtig kühne Schau

Iſt ihr der ſchöne braune Mann!
Wie hält ſie ſtets ſein Aug in Bann,
Die jugendblühende Geſtalt!
Ihn trifft hinreißend mit Gewalt
Der dunkle Blick aus ſchwarzen Locken.
Er bebet jugendlich erſchrocken,
Daß Zauber ihm das Herz bewegt
Und ihm den Geiſt in Feſſeln ſchlägt.
Doch einſt hebt ſich ſein Wort mit Schwung:
„Ach, ich bin alt, und Ihr ſeid jung!“
Dann hält er plötzlich ein das Wort,
Als wär die Zunge ihm verdorrt.
Sein Aug iſt wirr. Das Mädchen ſpricht:
„Ei was, die Helden altern nicht!
Wenn je ein Mann mein Herz gewinnt,
Iſt er geſchaffen und geſinnt
Wie Ihr. Es muß ihm leuchtend glänzen
Das Haupt von grünen Ehrenkränzen!“
Ha, was iſt das? Ihn pack’ ein Sinnen:
Der Kühne kann die Braut gewinnen.

Und ſcheidend denkt er, was ihm frommt.
Doch als er in das Lager kommt,
Iſt ſchlimme Botſchaft eingelaufen.
Der Wrangel zieht mit ſeinen Haufen
Auf Böhmen. Ha, des Torſtenſon
Nachfolger geigt den alten Ton.
Als Max den ulmer Frieden ſchloß,
Da jagte er mit ſeinem Troß
Verheerend durch das ſchöne Schwaben.
Bei Kempten ſchlugen ſeine Knaben

Die wilden Schaaren rauher Bauern,
Die rings an allen Pfaden lauern,
Dann ging's an den gedehnten Strand
Des Bodenſee's. Ihm ward bekannt,
Das Gold und Gut aus jedem Hauſe
Sei dort in der Bregenzer Klauſe
Verborgen und verſcharrt. Nicht taub
Iſt er der Nachricht. Welcher Raub
Ward da vollbracht! O welche Schätze
Erwieſen die geheimen Plätze!
Mit Gold und Edelſtein beladen,
Fegt bald er auf denſelben Pfaden
Dem Norden zu. Denn voller Wuth
Droht der Tyroler zäher Muth.
Es ſtellen auf den Alpenwegen
Sich ſelbſt die Weiber ihm entgegen.
Ein Schwedentrupp ward da am Lech
Durch eine Mädchenſchaar aus Egg
Bis auf den letzten Mann vernichtet.
Drum ward's im Dorf dort eingerichtet,
Daß in der Kirch zur rechten Seite
Die Frauen ſitzen. Solchem Streite
Entflieht der Schwed. Wie ein Komet,
Der ſprühend durch die Räume weht,
Sieht man ihn flugs nach Franken rennen.
Und ſeine Wege zeigt das Brennen
Der Dörfer und der Städte an.
Rings ſchlagen Flammen himmelan.
Rauchſäulen ſteigen in die Lüfte.
Das Land zeigt Trümmer, Schutt und Grüfte
Der Wrangel, ach, der wilde Wrangel
Wirft jetzt ins Böhmerland den Angel!

Schon hält mit Wehr, Kanonen, Roſſen
Und Kriegsvolk Eger er umſchloſſen.

O, wie der Werth die Kunde ſegnet!
Dem Wrangel iſt er nie begegnet
Im Männerkampf. Ihm zuckt die Rechte,
Zu treffen bald ihn im Gefechte.
Ihm brennt die Seele, um zu zeigen,
Wie er ſo ganz dem Kaiſer eigen.
Schon gellt im Lager laut Geſchrei,
Zu Kugeln gießen ſie das Blei,
Und rings mit Jubeln, Rufen, Pfeifen
Hört man ſie Dolch und Schwerter ſchleifen.
Auch putzen allwärts ſie Geſchoſſe,
Und ſchon geſattelt ſtehn die Roſſe.
Und wie nun die Trompeten tönen,
Da bricht mit weitem, breitem Dröhnen
Das Heer zur Ferne. Höhn und Thale
Durchwoget es im Sonnenſtrahle.
Doch weh, als ſie nach Eger kommen,
Da iſt die Veſte ſchon genommen!
O doppelt Weh, vor wenig Stunden
Hat erſt der Feind ſie überwunden!

Es ſtehn auf einen Büchſenſchuß
Des Feindes Zelte überm Fluß.
Gleich lagern auf der Gegenſeite
Die Kaiſerlichen ſich zum Streite.
Da geht ein toll Scharmützeln an;
Hoch auf den Höhen, tief im Plan
Beginnt der kleine Krieg ſein Necken
Mit plötzlich unverhofften Schrecken.

Von Ufer hin zu Ufer grollt
Kanonendonner, und es rollt
Manch ehrne Kugel kreuz und quer
Von einem in das andre Heer.
Es gibt auch kecke Reiterſtücke.
Was braucht's der Kähne und der Brücke?
Was braucht es ſtets der feſten Erde?
Sie ſitzen nächtlich auf die Pferde
Und überſchwimmen raſch den Fluß.
Für ſolchen kecken Reitergruß
Iſt Werth der Meiſter. Hei, ein Regen
Von Hieben ſtürmt von ſeinem Degen!
Die Beute nimmt er gleicher Weiſe,
Dann tobt er fort in hurt'ger Eile.
Doch einſt bekommt es ſchlecht dem Werth.
Als heim vom Ueberfall er kehrt,
Da praſſelt hinter drein ein Wettern.
Kanonenkugeln ſind's. Sie ſchmettern
Rings in die Schaar, und eine ſtreift
Des Helden Wangen; mächtig greift
Sie ihm ins Fleiſch. Ohnmächtig ſinkt
Vom Pferd er hin. Der Boden trinkt
Sein rothes Blut, es ſtrömt wie Quellen.
So tragen ihn die Kriegsgeſellen
Erſtarrt und leichenhaft ins Zelt.
Und allerwärts heißt todt der Held.

Selbſt zu den Schweden dringt es hin,
Das iſt dem Wrangel nach dem Sinn.
Da ward ein Anſchlag gleich gemacht:
Es rüſtet für die nächſte Nacht

Sein Vetter Helmold kecke Reiter.
Er war wie Werth ein ſtolzer Streiter.
Und da nun Erd' und Himmeldom
Im Dunkel liegt, kreuzt er den Strom.
Am Kaiſerlager wie der Blitz
Nimmt er den Poſten in Beſitz.
Wem er begegnet hin und wieder,
Den wirſt in jähem Tod er nieder.
Denn ſeget er mit Saus und Braus
Im Lager um. Dort ſteht das Haus,
In dem der deutſche Kaiſer ruht.
Er ſäbelt raſch mit frechem Muth
Die Wachen um. Jetzt gellt ein Schrei
Voll Schreck und Angſt und löſt das Blei
Des Schlafs. Du großer Gott, es gilt
Des Kaiſers Leben! Wüſt und wild
Lärmt ſchon der Schwede vor der Thür
Des Herrn. Der ſpringt vom Bett. Herfür
Will er im Nachtkleid fliehn. Es droht
Gefangenſchaft ihm oder Tod!

Da kommt heran in Wuth und Haſt
Barhaupt und ohne Kleidung faſt,
Hochblank das Schwert in krampf'ger Fauſt,
Johann von Werth herangebrauſt.
Sein Antlitz iſt noch roth von Blut,
Die Augen ſprühn in Fieberglut,
Die Haare ſträuben ſich ihm wild.
Das iſt das fürchterliche Bild
Des Schlachtengotts! So fährt er drein,
So mäht er in die Schlachtenreihn.

Der einz'ge Mann macht Alle weichen
Mit ſeinen unnahbaren Streichen.
Es folgen bald ihm mit einander
Hauptleute und der Herr Melander.
Der Feind entflieht. Jedoch es faſſen
Ihn rings die aufgeſchreckten Maſſen,
Die raſch zu Schwert und Lanzen griffen.
Umſonſt ward nicht der Stahl geſchliffen.
Da ſtürzten viele in die Flut,
Die Andern ſanken roth im Blut,
Die Meiſten wurden eingekettet.
Doch der den Kaiſer hat gerettet,
Das war, der tödlich lag im Zelt,
Das war der wunde kranke Held,
Der todtgeglaubte Werth! Er ſiegt
Selbſt, wenn er tief im Siechthum liegt.
Erſt als der Feind von dannen rennt,
Da fühlt er, wie die Wunde brennt.
Der Kaiſer danket ihm von Herzen.
Dann ſuchet er das Bett in Schmerzen.

Wie ſehr ihn auch der Streit erſchlafft,
Bald wuchs ihm friſche neue Kraft,
Und luſtig ging's mit altem Feuer
Bergauf, bergab zum Abenteuer.
Bald iſt er hier, bald iſt er dort,
Bald geht's nach Süd und bald nach Nord.
Und oft im flücht'gen Ueberfall
Gibt's blut'ge Köpfe überall.
Was hilft's, vor Eger trüb zu liegen?
Ein Reiter muß die Welt durchfliegen! —

Gibt's keine Schlacht, ſucht er Gefecht.
Einſt ging es ſchier dem Helden ſchlecht.
Da ritt mit Spork er auf Partei,
Auch iſt der Fix und Joſt dabei.
Und wie ſie Haid und Wald durchſtreifen,
Da hören ſie die Kugeln pfeifen.
Der Schwede liegt im Hinterhalt
Mit Uebermacht, der Schlachtruf ſchallt.
Sie müſſen fliehen. Abgeſchnitten
Vom Heer ſind ſie zu weit geritten.
Sie werfen drauf ſich in ein Schloß
Und bergen ſich mit Mann und Roß
Dort zwiſchen hohen feſten Mauern.
Die können wohl im Sturme dauern.
Auch iſt von Gräben es umgeben,
Darauf Zugbrücken ſich erheben.
Wohl böt' es ſichern Schirm und Schutz,
Wohl böt' es lange Monde Trutz,
Doch fehlt ihm Eins. Dies Eins iſt Alles,
Es fehlt im Drang des Waffenſchalles
Der Proviant, denn öd und leer
Stehn Stuben, Scheunen, Ställ' umher.
Ein Hüter wohnt im Hof allein.
Dem eine Kuh, ein Bock, ein Schwein
Von abgefallner magrer Zucht,
So wie ein kleiner Sack mit Frucht
Zu eigen ſind. — Gleichviel! Zu halten
Gilt's hier ſich vor des Feinds Gewalten.

Ja, theuer iſt jetzt guter Rath,
Das hört man, als der Abend naht.

Da ſtehn im Dunkel an der Mauer
Geheim der Werth und Spork auf Lauer.
Wachtmeiſter Fix und Joſt zugleich
Die hören reden überm Teich:
Ein Schwede raunt dem andern zu:
„Bald haben vor dem Werth wir Ruh.
Er muß mit Mann und Maus ſich geben,
Denn ohne Speiſ' kann er nicht leben.
Im Schloß der Bock, die Kuh, das Schwein,
Die werden bald gegeſſen ſein!“
Da ruft der Spork: „Verdammte Falle!“
Es flucht der Werth: „Die offne Kralle
Der Teufelskerle ſeh ich ſchon!“
Doch meint der Fix mit munterm Ton:
„Am Galgen hangen wir noch nicht,
Wie auch den Feind der Hafer ſticht.
Was gilt's, wir drehn ihm eine Naſe.
Die Pferde nähren ſich vom Graſe,
Das in den Höfen wächſt. Doch wir,
Wir müſſen ſchonen das Gethier
In dieſem Stall. Die Mäuſ' und Ratten,
Die kommen unſrer Noth zu Statten,
Und deren gibt's genug im Haus.
Auch wachſen Neſſeln für den Schmaus.
Wollt ihr vertrauen meiner Weiſe,
So geht der Feind bald auf die Reiſe!“
Die Führer, welche ihm vertrauen,
Verlangen ſeine Kunſt zu ſchauen.

Am andern Morgen holt er ſchlau
Aus ihrem niedern Stall die Sau.

Sie grunzet laut, er grunzet mit
Bald hoch, bald tief auf jedem Schritt,
Denn aller Thiere Ruf und Schreien
Ahmt nach er, grad als ob ſie's ſeien.
Nun kniet er auf den Hals ihr feſt.
Welch Quieken ſchallt! Jedoch er läßt
Ein gleiches Quieken laut erſchallen.
So vielfach hört den Ton man hallen,
Man glaubt, daß eine ganze Herde
Von Schweinen hingeſchlachtet werde.
Es denkt der Feind: „Ein Schwein ſoll's ſein,
Sie ſchlachten wahrlich ganze Reihn!“
Doch iſt das Werk vollendet kaum,
Da ſteiget Fix zum Speicherraum,
Dort hangen trocknend auf den Stöcken
Die Häute von den todten Böcken,
Die man geſchlachtet hat vor Zeit.
Draus macht er manchem Knecht ein Kleid.
Auch Joſt wird eingehüllt in Felle.
Dann geht hinaus es an die Wälle.
Es müſſen graſen gleich den Thieren
Die Burſche dort auf allen Vieren.
Doch ſitzt der Fix im Hintergrund
Und ſtößt aus dem geſchickten Mund
Ein Meckern aus. — „O welches Blöken!
Sie haben ja ein Heer von Böcken!“
So ruft der Feind. Wie aber ſteigt
Noch die Verwundrung, als ſich zeigt,
Daß täglich ſie die Schweine fällen,
Und daß die Böcke auf den Wällen
Alltäglich graſen! Doch in Ruh
Nimmt Fix zuletzt die einz'ge Kuh

Und füttert mit dem letzten Korn
Das Vieh. Dann hängt er ihr ans Horn
Ein Brieflein voll von derbem Hohn.
Drauf ſteht: „Wollt ihr den Werth zum Lohn,
Da müßt ihr andre Kerle ſein!
Fällt euch denn nicht das Sprüchlein ein:
Zu Nürnberg pflegt man nicht zu hangen,
Man hätte denn den Mann gefangen!“
Dann fällt die Brücke raſch herunter,
Man ſieht die Kaiſerlichen munter
Ins Lager ihrer Feinde jagen
Das Thier, als wär' ihr eigner Magen
Mit Leckerbiſſen angefüllt.
Horch, wie die Kuh beim Schlachten brüllt!
Da ſieht der Feind den Wanſt voll Speiſen
Und denkt wahrhaftig an das Reiſen.
Es heißt: „Der Teufel fang' den Werth!
Stets hat er, was das Herz begehrt!“
Zudem hat man die Mär vernommen,
Daß auch die Kaiſerlichen kommen,
Den Werth im Schloſſe zu entſetzen.
Da geht's ans Jagen und ans Hetzen.
Es ſtiebt der Schwed' mit Macht ins Weite,
Das Schloß wird frei nach jeder Seite.
Und in das deutſche Lager kehren
Der Werth und Spork mit neuen Ehren.
Doch danken Haupt ſie, ſo wie Mütze,
Dem Fix und ſeiner derben Grütze.

Sonſt aber kommt es nicht zur Schlacht,
Denn keiner der Parteien lacht

Zeit und Gelegenheit. Zu flicken
Dem Feind am Fell, will ſich nicht ſchicken.
Allwärts iſt nichtiges Beginnen,
Sie können ſich nichts abgewinnen.
Man ſieht die Schweden immer gehn,
Sobald die deutſchen Schaaren ſtehn;
Die Deutſchen gehen, wenn die Schweden
Sich ſtellen. Jeder meidet Jeden.

Einſt ruht der Werth im alten Prag,
Wo grad mit ſeinem Hofe lag
Der deutſche Kaiſer Ferdinand.
Was hört er da? Des Krieges Stand
Verändert ſich. Maximilian
Schließt wieder ſich dem Reiche an.
Sein Abfall hat ihn längſt gegrämt,
Es fordern auch zu unverſchämt
Die frechen Schweden Kriegserſatz
Aus ſeinem längſt erſchöpften Schatz.
Was hilft auf dem Papier der Frieden,
Der auch dem Bruder nicht beſchieden?[1]
Denn ihn, den Kurfürſt Kölns, umpreſſen
Mit ſchnödem, keckem Raub die Heſſen.
Auch redeten wohl dienſtbefliſſen
Die Prieſter ſcharf in Max Gewiſſen,
Daß er der Kirche Freunden kündet
Und ihren Feinden ſich verbündet.
Was ſind's dabei für mächt'ge Laſten,
Sein Heer in faulem, trägem Raſten
Zu halten! Sold und Koſt ſind theuer.
Auch wollen lieber ſie ins Feuer

Die kriegsgeriebenen Geſellen,
Als wie zu ruhn auf faulen Fellen.
Kurzum, er löſ't den jüngſten Bund
Und gibt dem Kaiſer plötzlich kund,
Er will zum Reich ſich wieder wenden
Und ihm das Heer nach Böhmen ſenden.

Wen freute ſolche Botſchaft nicht?
Auch Werth ſtrahlt auf in hellem Licht,
Denn blüht dem Reiche Glück und Heil,
So iſt's, als wär's ſein eigen Theil.
Doch ach, mit tiefem Schmerze hört
Er, daß der Baier noch empört
Ihm maßlos zürnet. Ausbedungen
Hat er in ſeinen Forderungen
Sogar, daß Werth und Spork nicht weiter
Zum Kampfe führen ihre Reiter.
Es kündet Kaiſer Ferdinand
Ihm trüb die Mär. Er gibt die Hand
Dem Werth und fraget: was er meint.
Da ruft der Werth: „Es gilt, den Feind
Vor Allem aus dem Land zu ſchlagen.
Das aber thun in dieſen Tagen
Zwei Heere ſchneller, als das Eine.
Herr Kaiſer, das iſt, was ich meine:
Ihr müßt mit Baiern Euch vertragen.
Nach mir und Spork iſt nicht zu fragen.
Der Himmel möge Segen geben!
Der Kaiſer und das Reich ſoll leben!"

Er wendet tief gerührt ſich fort,
Und läßt mit ſeinem Roß den Ort.

Doch wie er in die Lande reitet,
Seltſame Schau, da ſchwebt und gleitet
Marie von Kuffſtein's helles Bild
Vor ſeinem Geiſt. Sie lächelt mild
Ihm zu aus Wald und Au und Haide.
O, welche ſüße Augenweide!
Es iſt die freundliche Geſtalt,
Der Mund, die Augen; mit Gewalt
Nimmt ſie ihm die Gedanken weg.
Im Herzen wird die Sehnſucht reg.
So lenkt er nicht nach Benatek,
So lenkt er um zum Süden keck,
Er lenkt zur Ens, und manchen Tag
Durchreitet er Gebirg und Hag.
Da blinkt vor ihm ein hohes Schloß,
Da fraget er von ſeinem Roß.
Das ſind des Grafen Kuffſtein Güter!
Der Alte iſt der Landſchaft Hüter.

Und raſch durchziehet er das Thor.
Die Diener ſtürzen raſch hervor,
Sie bringen ihm das Roß zu Stall
Und führen ihn zur hohen Hall.
Dort ſtehen zum Empfang bereit
Die Eltern und dort ſteht die Maid.
O, wie ihr über das Geſicht
Tief purpurnes Erröthen bricht!
Sie ſucht ein ruhig Wort zu heben,
Doch ihre Stimm erſtickt im Beben.
Laut ruft ſie dann: „Johann von Werth!“
Wie ward da hoch der Gaſt geehrt,

Der trotzig kühne wilde Mann,
Der allwärts Ehr und Ruhm gewann!
In dieſem Bergthal weltverloren
Klang laut ſein Ruhm in alle Ohren.

Fern liegt ihm hier des Krieges Plage,
Ihm kommen helle ſüße Tage
Voll reichem ſeligem Gefühl,
Wie ſie das wirre Weltgewühl
Nicht geben kann. Wie herrlich lacht
Der Berge unberührte Pracht!
Das Thal mit ſeinem ſtillen Lauſchen,
Der Fluß mit ſeinem friſchen Rauſchen!
Und da die Liebe Alles krönt,
Iſt raſch das ſtarre Herz verſöhnt.
Das Mädchen liebt ihn ohne Ende,
Den treuen Mann, und ihre Hände
Erheben ſegnend auch die Alten.
Jetzt mag die Zukunft ſich geſtalten
Schön, reich und hell! Das ſchöne Paar
Eint dann die Trauung am Altar.

Doch endlich muß geſchieden ſein!
Wie gerne zög der Werth zum Rhein,
Um bei der Mutter nach Gebühren
Die neue Tochter einzuführen!
Denn kindlich treu iſt er geſinnt.
Auch möcht' er Irmgard, ſeinem Kind,
Die friſche junge Gattin zeigen.
Wie heiß dahin die Wünſche ſteigen,
Er darf die Heimat nicht betreten,
Er darf im kölner Dom nicht beten.

Es hat ihn Baiern ja gebannt,
Und unten in des Kurſtifts Land
Herrſcht Maxens Bruder. Ließ er dort
Sich ſehn, ihm drohte Kett und Mord.
Was ſoll er machen? Ei, wo iſt
Wachtmeiſter Fix zu dieſer Friſt?
Er zog ja auf das neue Gut
Und hält es ſicher treu in Hut.
Sie finden ihn zu Benatek,
Dort ſitzt er ſicher im Verſteck,
Da heißt es: „Alter Knebelbart,
Jetzt mach dich rüſtig auf die Fahrt!
Du ſollſt anjetzt mit flinken Sohlen
Werth's Mutter und Werth's Tochter holen!“

Der Alte macht ſich auf. Potz Blitz,
So iſt es recht! — Werth nimmt Beſitz
Von dem geſchenkten Kaiſergut.
Es iſt ihm wonniglich zu Muth,
Wie er mit ſeinem ſchmucken Weib
Ins Schloß einzieht. An Zeitvertreib
Fehlt es ihm nicht. Viel iſt zu thun,
Er kommt vom Schaffen kaum zum Ruhn.
Es gilt die öden einfach ſchlichten
Gemächer freundlich einzurichten,
Es gilt die Felder zu beſtellen,
Es gilt den dichten Wald zu fällen,
Es gilt zu züchten gute Pferde,
Der Rinder und der Schafe Herde
Gilt's in den Ställen, auf den Weiden
Auf fetten Feldern oder Haiden

Mit Fleiß zu warten. Auch die Jagd
Bedarf der Hut. Auf Knecht und Magd
Muß man mit ſcharfen Augen ſehn,
Damit ſie ſtets zum Rechten ſtehn.
Wer fahren will mit guten Segeln,
Der muß ſtets richten und ſtets regeln.

Und als gemach die Ordnung kommt,
Die jeder guten Wirthſchaft frommt,
Da fühlt ein friſches Glück der Werth,
Der ganz zum Landmann ſich bekehrt.
Wie macht's ihn froh, mit ſeiner Frau
Hinauszuwandern in die Au,
Zu Wieſen- und zu Waldbezirken!
Wie freut ihn das geſunde Wirken
In Hof und Stall! Bei ſeinen Pferden
Wie ſteht er ſtolz! Der glatten Herden
Aufblühendes Wachsthum ſcheint ihm prächtig.
Oft prüft das Paar auch klug bedächtig
Den Hühnerhof. Da kräht der Hahn,
Die Hennen laufen gackernd an,
Und Gänſe watſcheln, Enten ſchnattern
Gleich den Frau Baſen und Gevattern.
Der Taubenſchwarm umfliegt das Dach.
Die Schwalbe baut am Sims gemach.
Der Storch ſetzt auf das Haus ſein Neſt.
Dies all zu ſehen iſt ein Feſt.
Hier in der Sonne, dort im Schatten,
So freuen ſich die beiden Gatten.
Froh ruft der Werth: „Das beſte Leben,
Das Gott den Menſchen nur mag geben,

Das iſt, die eigene Scholle bauen,
Und rings in Wieſen, Forſten, Auen,
Das Keimen, Wachſen, Blühen, Reifen
Mit frommer Seele zu begreifen,
Und in des Angeſichtes Schweiß
Zu ſchaffen mit raſtloſem Fleiß,
Dann Gott zu danken für den Frieden,
Den ſtets er der Natur beſchieden!“

Und endlich krönet ſich das Glück.
Wachtmeiſter Fix kommt auch zurück.
Er bringt das alte Mütterlein,
Er bringet Irmgard. Hold und ſein
Wuchs auf das Kind. Als Jungfrau ſchier
Tritt ſie ins böhmiſche Revier.
Sie weinet erſt voll Gram und Noth:
Großvater Beuth erlitt den Tod.
Dann lächelt ſie dem Vater zu
Und ſucht an ſeinem Herzen Ruh.
Werth's junges Weib weckt neue Luſt,
Und lichthell wird nun jede Bruſt.
So ſitzen Abends ſie beim Mahl.
Doch Werth ſeufzt manches liebe Mal:
„Schließt Deutſchland jetzt den Krieg mit Ehren,
Dann will ich nimmer mehr begehren.“

Zwölftes Stück.

Gaſtfreier iſt im Land kein Haus
Wie Benatek, denn ein und aus
Gehn dort alltäglich viele Gäſte.
Als reihten Feſte ſich an Feſte,
So leben ſie dort froh und friſch.
Von guten Speiſen dampft der Tiſch,
Es hegt der Keller edle Weine
Aus Böhmen, Ungarn und vom Rheine.
Und Keiner klopft vergebens an.
Dort lacht das Herz dem Edelmann,
Dem Kaufherrn lacht's, der mit den Waaren
Zum Handeln kommt des Wegs gefahren,
Es lachet auch dem ſchlichten Reiter,
Der als ein braver deutſcher Streiter
Alt und gelähmt mit ſchart'gem Schwert
Vom Schlachtfeld in die Heimat kehrt.
O, wie im Saal und in den Stuben
Sie Lieder und Geſpräch erhuben!
Herrſchaft und Ingeſinde haben
Da Scherz und Luſt, die ſtets ſie laben

Und zwiſchen derber Arbeit Mühen
Als rothe Freudenroſen glühen.

Spork, der in nächſter Nachbarſchaft
Des Werth als wackrer Landwirth ſchafft,
Spornt oft den Fortunat gar keck
Und weilt im Schloß von Benatek.
Dann kommen gute, frohe Stunden,
Wenn dort in Einigkeit verbunden
Des Krieges alte Kameraden,
Die ſchier auf allen wilden Pfaden
Zuſammenfochten, bei dem Mahle
Sich freuen in dem alten Saale.
Sie wandern dann auch in die Welt,
Umſchauend ſich in Wieſ' und Feld,
Sie ziehen oft zur Jagd im Wald,
Wo ſcharf und hell die Büchſe knallt.
Es gilt dem Eber und den Hirſchen,
Auf die bergauf, bergab ſie pirſchen.
Der Flintenknall gemahnt an Kriege,
Der Fall des Wildes mahnt an Siege.

Aus alten Zeiten mannigfach
Wird die Erinnerung dann wach,
Und fröhlich lebt die Hoffnung auf
Auf freudenreichrer Zeiten Lauf.
Das Herz ſehnt ſich nach guten Tagen,
Auf daß ſie nicht umſonſt geſchlagen
Die Schlachten, daß ſo edles Blut
Umſonſt nicht floß, ſo reiches Gut
Umſonſt nicht fiel in Schutt und Brand.
Und in Gedanken fährt die Hand

Zur Seite; doch die Schwerter prangen
Daheim am Wandknauf aufgehangen.
Oft iſt's wie Mahnen und wie Ahnen,
Als ob zu neuem Krieg die Fahnen
Des Kaiſers ſie noch einmal riefen,
In ihrer Seelen ſtillen Tiefen.
Es iſt, ſie müßten nochmals reiten,
Um für das Vaterland zu ſtreiten.

Zumal der Spork hat keine Ruh.
Er ſpricht vom Kriege immerzu.
Er hat ſich jünger wie der Werth
Noch nicht der Scholle zugekehrt
Und dem Bedürfniß ſtiller Tage.
Ihm ſpukt wie eine alte Plage
Die Schlachtenluſt noch durch die Glieder.
Und ziehet er und kehrt er wieder,
So iſt mit Kunden er belaſtet,
Wie draußen ſich der Kriegslärm haſtet.
Doch immer mahnt der Werth zur Ruh
Und ruft beſänftigend ihm zu:
„Ich will, bei Gott, nicht mehr begehren,
Schließt Deutſchland Frieden nur mit Ehren!“

Doch ach, die Kunden ſind nicht gut,
Es raſt aufs Neu der Feind in Wuth,
Und die Franzoſen mit den Schweden
Sie führen glücklich ihre Fehden.
Zwar iſt dem Heer der Kaiſerlichen
Zuerſt der Wrangel ausgewichen.
Kein Heil wollt' ihm in Böhmen wachſen,
Da zog er nordwärts ſich durch Sachſen

Und Thüringen zum Weſerſtrand.
Es folgte ihm, den Sieg zur Hand,
Melander mit dem Kaiſerheer,
Ihm einte ſich mit Baierns Wehr
Der Feldherr Gronsfeld. Und ſofort
Gab es in Heſſen Brand und Mord.
Die Rache ſchwoll Melander's Herz,
Drum ſchont er weder Feuer noch Erz
Im Land der Fürſtin, deren Fahnen
Er einſt geführt. Auf ſolchen Bahnen
Hielt er zu lang ſich auf. Der Feind
Hat unterdeß ſich neu geeint.
Und plötzlich ſieht man die Franzoſen
Und Schweden friſch zum Süden toſen.
Und wie ſie ſcharf das Schwert gezückt,
Da ward das deutſche Heer gedrückt
Zum Donauſtrom. Bei Susmarshauſen
Begann die wüthige Schlacht zu brauſen.
Die Völker trafen wild einander.
Da ſank der Feldherr, Herr Melander,
Und ſtarb in Augsburg an den Wunden.
Das Glück hat ſich dem Feind verbunden.
Sein war der Sieg! Die Deutſchen flohn.
Baiern iſt offen und ſein Thron
Aufs Neu gefährdet. Die Gefahr,
Sie droht den Kaiſerlanden gar.
Nach Salzburg floh Maximilian
Mit Hof und Schatz. Es ſchloß ſich an
Ihm Alt und Jung. Die Alpenthale,
Sie nehmen auf mit einem Male
Der flüchtigen Wohner weite Maſſen.
Rings ſtehen Haus und Hof verlaſſen. —

Und auch verlaſſen iſt das Heer:
Es rühmt ſich keines Führers mehr:
Melander todt, Gronsfeld in Haft,
Denn feige, ſonder Muth und Kraft
Entwiſchte er in hurt'ger Flucht.
Wer ordnet jetzt der Krieger Zucht?
Wer ſoll im Zaum die Raubluſt halten?
Wer ſoll des Drangs der Feinde walten?
Wie ſchlimm auch je die Zeiten gingen,
Nie ſtand es ſchlimmer mit den Dingen
Des deutſchen Reichs. Wo iſt der Mann,
Der jetzt die Noth zerbrechen kann?
Es knirſchen wüthend mit den Zähnen
Der Werth und Spork. Sie ſehen gähnen
Den Abgrund, der das Reich verſchlinget,
Das troſtlos im Verderben ringet.

Da reitet jäh ein Bote an,
Ein Bote von Maximilian.
Nun Wirrniſſe ihn rings umpreſſen,
Will er verzeihen und vergeſſen.
Er ruft den Werth und Spork zum Heere.
Als ob da zu verzeihen wäre!
Sie thaten ſtets nach Recht und Pflicht
Und denken an die Rache nicht.
Es ſeufzt das Vaterland in Noth,
Zu helfen ihm, iſt das Gebot
Der trüben Zeit. Wer will da hadern?
Heißmuthig ſtrömt in ihren Adern
Das deutſche Blut. Wohlan, es gilt,
Aufs Neu der Heimat Hort und Schild

Und Schirm und Schutz und Wehre ſein!
Ein zürnend Grollen wär' zu klein.
Und Beide langen von der Wand
Das Schwert. In ſauler Ruhe ſtand
Der Panzer und der Helm zu lang.
Sie ſchnallen friſch in jungem Drang
Die Waffen um. Jetzt raſch zum Stall!
Fortuna hebt mit freud'gem Schall
Ein laut Gewieher. Fortunat
Begleitet ſie. Nun auf den Pfad
Des rauhen Kriegs! Raſch gilt's zu ſcheiden:
„Auf Wiederſehn nach kurzem Meiden!
O, lebet wohl, Weib, Mutter, Kind!
Und weinet nicht!“ — Und wie der Wind
So ſitzen beide hoch zu Roſſe
Und fliegen raſſelnd aus dem Schloſſe.

Erſt auf dem Ritt beſicht der Werth
Den Boten ſich. Und ſeltſam fährt
Es durch den Geiſt ihm wie ein Licht,
Ihm iſt, er kenne das Geſicht:
Es gleicht den Frentz von Schlenderhan.
Da geht alsbald ein Fragen an.
Bei Gott, das iſt des Freiherrn Sproſſe,
Dem er gehütet einſt die Roſſe.
Der Junge war noch nicht geboren,
Als er den Reiterdienſt erkoren,
Doch ſah den Knaben er vor Jahren,
Als er am Schloß vorbei gefahren.
Sein Nam' iſt Winand. Keck und dreiſt
Iſt ihm das Herz und klar der Geiſt.

Er iſt ein junger Reitersmann
Und möchte gern im Heeresbann
Des Werth die Sporen ſich verdienen.
Da lächeln froh des Helden Mienen.
Dem Sohne ſeines alten Herrn
Gibt er die erſte Leitung gern.
Er reicht ihm dar die breite Hand,
Dann reiten weiter ſie ins Land.
Mit hellem Muth und heitrer Zunge
Erfreut ihn oft der friſche Junge.

Nach Baiern wird der Weg genommen.
Dort iſt im Lager angekommen
Der Piccolomini, der klug
Wie Keiner Schlachten mied und ſchlug.
Er hat die Ordnung hergeſtellt,
Es hebt ſich wieder Zelt an Zelt,
In Reihen iſt das Heer geſchloſſen,
Verſehn mit Waffen und mit Roſſen,
Und durch der Truppen weite Glieder,
Da herrſchen die Hauptleute wieder.
Dem Reiche kehrte das Vertrauen,
Voll Hoffnung darf's zur Zukunft ſchauen.
Der Piccolomini grüßt Werth:
„Ich danke, daß Ihr wiederkehrt!
Seid, was Ihr wart, des Heeres Fauſt!
Und nun heißt's in den Feind gebrauſt.“

Kaum ſteht der Werth bei den Standarten,
Da läßt Gelegenheit nicht warten,
Da gab es bald am Iſarfluß
Manch klingend ſcharfen Reitergruß

Oft zeigt der Feind mit ſauren Mienen
Und blut'gen Köpfen, daß erſchienen
Der Werth im Feld, denn allerwegen
Stürzt er hinein mit blankem Degen,
Den Spork und Winand Frentz zur Seite.
Auch Fix und Joſt ſind mit im Streite.
Bald iſt das Iſarland gefegt.
Und Piccolomini bewegt
Sich mit dem ganzen Heere nach.
So ſtehn die Feinde ſcharf im Schach.
Nun hat der Werth mit ſeinen Schaaren
Auch bald die Iſar überfahren.
Er hört, die Schweden mit den Franzen
Stehn nah bei Dachau in den Schanzen.

So iſt's. Turenne lieget dort
Mit Wrangel. Wär nur nicht der Ort
Langweilig ohne Maß und Ziel!
Sie ſehnen ſich nach Luſt und Spiel.
Da kommt die Kunde ins Quartier,
Es liegt ein mächtig Jagdrevier
Ganz nah der Stadt und voll von Hirſchen.
Und Wrangel ruft: „Auf, laßt uns pirſchen!"
„Ja," ſpricht Turenne, „friſch zum Jagen
Im hohen Forſt, in tiefen Hagen!"
Doch meint Douglas, der General:
„Wir halten beſſer Fuß beim Mahl
In Feindes Land. Wer kennt die Wege?
Auch iſt der Werth, ihr wißt's, nicht träge!"
Da höhnt der Wrangel: „Was Bedenken!
Es gilt den Tag der Jagd zu ſchenken!

Vorpoſten ſend' ich gleich ins Feld,
Von Fußvolk ſei der Wald umſtellt!"
Sie brachen auf in luſt'gem Flug.
Den hellen Schall der Hörner trug
Der Wind ins Land. Hei, wie der Wald
Da bald von Schüſſen knatternd hallt!
Es zucken hell der Büchſen Blitze.
Und alle kommen in die Hitze,
Aufjauchzet mancher Jagdgeſelle,
Denn reichlich iſt das Wild zur Stelle.
Da ſcheint's: ins Blaſen, Schießen, Schaffen
Erklinget fern der Lärm der Waffen.
Die Jagdluſt ſchweigt, ſie horchen leis,
Sie ſammeln ſich zum dichten Kreis.
Nun kommt ein blut'ger Mann gelaufen
Und ſchreiet ängſtlich in den Haufen:
„O, rettet euch! Die Höll' iſt los,
Der Werth iſt da! Die Noth iſt groß!
Hier kann die raſche Flucht nur frommen!"
Bei Gott, da ſehn ſie ihn ſchon kommen!
Er hat der Jagdluſt Mär erſchlichen
Und iſt dicht an den Wald geſtrichen.
Kein Späheraug hat ihn erreicht.
Der Poſten ſchwache Kette weicht
Gebläut zurück. Was half das Hadern!
Denn mit den raſſelnden Geſchwadern
Brauſt graden Wegs er ins Gewühl,
Manch warmes Leben wurde kühl.
O, welch Gewirr! Er naht dem Strand,
Wo Wrangel und Turenne ſich fand.
Satan, jetzt werden ſie gefaßt!
Hinten der Feind, vorn der Moraſt!

Gefangenſchaft, die hinten droht,
Doch vorne droht der naſſe Tod!
Verfluchte Jagd, verfluchter Platz! —
Doch ſieh, da ſtürmt in kühnem Satz
Mit hocherhabenen Geweihen,
Um aus der Jagd ſich zu befreien,
Ein Hirſch zum Sumpf, und er erreicht
Das Ufer. Dieſe Furt iſt ſeicht!
Friſch! wo das Thier hindurchgeſetzt,
Da läuft und rennet, tobt und hetzt
Es jetzt hindurch auf hohen Roſſen!
Wie wird der ſchwarze Moor durchſchoſſen!
Hoch ſpritzte auf der dunkle Koth.
Wo iſt der Kleider Weiß und Roth?
Sie ſaßen tief bis an die Ohren
Im Schmutz und ſahen aus wie Mohren.
Herr Wrangel ließ im Stich den Degen
Dort in den naſſen Waldgehegen,
Turenne ließ den Hut im Sumpf. —
Das war ein ſchöner Jagdtriumph!
Laut lacht der Werth da hintendrein
Und ſendet in die fliehenden Reihn
Noch manche Kugel. Auch erfreute
Er ſich im Walde reicher Beute,
Nur möcht' es beſſer ihm behagen,
Hätt' er die Herrn in Haft geſchlagen.

Doch ſieh, den Deutſchen lacht das Glück!
Es weichen mehr und mehr zurück
Die Feinde. Wenn ſie Futter holen,
So ſtürmt der Werth zum Platz verſtohlen

Und hindert's. Und voll grimmer Wuth,
So ſchleudern ſie des Feuers Glut
Rings in die Dörfer und die Flecken.
O allbarmherz'ger Gott! da ſtrecken
Rauchſäulen rings ſich in die Luft.
Voll Jammer, Furcht und Schrecken ruft
Die laute Noth. So ſengt und brennt
Der Feind, der ſich aus Baiern trennt,
Um überm Lech im Schwabenlande
Zu wüthen fort mit Schwert und Brande.

Nachfliegt der Werth. Als flücht'ger Gaſt
Hält er im alten Augsburg Raſt,
Da hört er die Poſaunen tönen,
Die hoch von allen Thürmen dröhnen,
Da hört er alle Glocken läuten.
Was hat das Lärmen zu bedeuten?
O Gott, es kam zu dieſer Stunde
Ins Land des Friedens erſte Kunde!
Zu Münſter und zu Osnabrück
Ward er geſchloſſen. Welches Glück!
Es eilen bei dem Freudenſchalle
Zur Kirche raſch die Bürger alle.
Da hört man rings die Katholiken
Zum Himmel manch Tedeum ſchicken.
Aus Proteſtantenkirchen zieht
Das alte ſtolze Lutherlied:
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott! —
Johann von Werth ruft ohne Spott:
„Ich werde nimmer mehr begehren,
Schloß Deutſchland Frieden nur mit Ehren!“ —

Doch als er die Artikel hört,
Da iſt ſein Herz von Zorn empört:
„O,“ ruft er, „welcher ſchnöde Streich
Traf das uralte deutſche Reich,
Das Reich, bei dem ſeit Römerzeit
War alle Macht und Herrlichkeit,
Das Reich, das iſt Europa's Herz,
Und das mit dem berühmten Erz,
Dem feſten Geiſt, voll treuem Lieben
Den Völkern Recht, Geſetz geſchrieben!
O, haben wir es drum gehalten
Seit dreißig Jahren, trotz dem Walten
Der innern Feinde, trotz dem Schaffen
Der äußern, die mit allen Waffen
Der Schlauheit und der frechen Fauſt
Durch unſre Auen hingebrauſt?
Ward es trotz Abgrund und Verderben,
Trotz Hungersnoth und wüſtem Sterben
Drum treu gehütet und gerettet
Vom Tod, der oft es angekettet
An traurig dunkele Geſchicke?
Wohin wir wenden unſre Blicke,
Da bröckelt ſich ein koſtbar Theil
Dem Feinde zu! O, ſchnöde Eil!
Elſaß, Burgund, Lothringen hin!
Frankreich nahm ſie mit gier'gem Sinn.
Die Schweiz und Holland abgeſchnitten!
Der Rhein zertrennt in ſeiner Mitten,
Zerlegt die Füße und das Haupt!
Das Pommerland iſt uns geraubt
Vom frechen Schweden. Böſer Stern!
Kurfürſten, Fürſten, Grafen, Herrn,

Sie herrſchen ganz nach eignem Willen!
Wer wird den Uebermuth jetzt ſtillen?
Wer kann ſie regeln, ordnen, ſchulen,
Die jetzt nur mit der Fremde buhlen!
Ach, Alles ſchmilzt elend in Kleinheit!
Dahin, dahin iſt Deutſchlands Einheit!"

Der Jammer drückt den ſtolzen Mann
Am Herzen wild. Wie Fluch und Bann
Senkt es ſich düſter auf ſein Leben.
Er kann ſich nimmer drein ergeben,
Daß all die Hoffnungen vernichtet,
Auf die ſein Leben war gerichtet.
Wen tiefe Schmerzen ſo durchwehn,
Wie mag der wohl zu Hofe gehn?
Er meidet München, meidet Wien.
Was ſoll er hin zum Kaiſer ziehn?
Was ſoll er ſich dem Kurfürſt neigen?
Er bräche dort das tiefe Schweigen,
Das hohe Herren von ihm fodern,
Um laut in Zornmuth aufzulodern,
Ob dieſem ſchimpflich ſchlechten Frieden,
Für den die Weiſen ſich entſchieden!
Und von Verſtecke zu Verſteck
Begibt er ſich nach Benatek,
Vom jungen Winand Frentz begleitet,
Der ſtill an ſeiner Seite reitet.

Daheim begrüßt er Weib und Kind
Und Mutter, treu und lieb geſinnt,
Wie alle Zeit. Doch auf der Feier
Des Wiederſehens ruht ein Schleier.

Marie erkennet kaum den Mann,
Der einſt ſo kühn ihr Herz gewann.
Die Mutter kennet kaum den Sohn,
Den ſie in Blick, Bewegung, Ton
Stets munter ſah. Wo iſt die Luſt,
Die aus der breiten Männerbruſt
So hell auflachte? Selbſt beim Mahl
Und Wein umſchleicht ihn tiefe Qual.
Ihn freut nicht mehr das reiche Gut,
Er führt nicht mehr der Wirthſchaft Hut.
Was kümmern ihn die ſchönen Pferde!
Umſonſt brüllt ihm die glatte Herde.
Er ziehet nicht mehr aus zum Jagen
Fern in Gebirg zu Forſt und Hagen,
Er iſt kein Wirth mehr frohen Gäſten,
Und nimmer ladet er zu Feſten.
Sich ſelbſt kennt er im Trübſinn kaum,
Sein Leben iſt wie ſchwerer Traum.
Das thun in dem zerriſſnen Herzen
Ums Vaterland die herben Schmerzen.

Irmgard, ſein ſchmuckes Töchterlein,
Das nun in Schönheit hell und rein
Als Jungfrau blüht, liebt Winand Frentz.
Sie liebet ihn. Der helle Lenz
Der Minne lacht den jugendhellen
Geſtalten ſüß. Die Beiden ſtellen
Sich vor ihn hin. Die Herzen ſchlagen
So hoch, als ſie dem Vater ſagen,
Daß ſie in Liebe ſich gefunden. —
Da kam ihm nach viel trüben Stunden

Doch eine frohe: „Geht zum Rhein!"
So ruft er, „glücklich dort zu ſein!
O Gott, wie iſt der Rhein ſo ſchön
Mit ſeinen Ebnen, Thälern, Höhn!
O Gott, jetzt weiß ich, was mir fehlt!
Mir fehlt der Rhein. Ja, es beſeelt
Und kräftigt, an die Heimat denken.
Ach, ich bin krank. Wir alle lenken
Zum Rhein den Zug, ihr theuren Weſen!
Am Rheine werd ich bald geneſen!"

Er ſendet gleich zum Schloßkaplan.
Der kleidet ſich im Kirchlein an,
Daß er den Bräutigam und die Braut
Noch heute am Altare traut.
Und ſo geſchieht's, dann ruft das Mahl
Sie alle in den hohen Saal.
Lang war kein Tag ſo hell und rein:
In Strömen floß der goldne Wein,
Hoch trank man zu dem jungen Paar.
Wen gab's, der heut ſo fröhlich war
Wie Werth! Das helle Auge glüht,
Die Stirn iſt klar, die Lippe ſprüht
Von Witz und Luſt. Marie ſchaut
Aufs Neu ihn an wie eine Braut.
Wie freut ſie ſich! Ja, er ward Meiſter
Der trüben und unholden Geiſter!
Und als das Feſt zu Ende iſt,
Da heißt er noch zur ſelben Friſt
Fortuna ſatteln. Seine Kraft,
Die ihm im Trübſinn iſt erſchlafft,

Will üben er zu neuer Stärke,
Er kehrt zurück zum Männerwerke.

Er jagt in Muth, die Augen funkeln:
„O, kehre bald, die Berge dunkeln!“
Er hört die Mahnung nicht im Saus.
Fort geht's. Er bleibet lange aus.
Im Schloß packt ſie die Furcht mit Macht.
So harren ſie bis Mitternacht,
Da naht ein Reiter hoch zu Roß
Im Fackelglanze ſich dem Schloß.
Das iſt der Spork, der Werth iſt's nicht.
Doch hinter ihm im Fackellicht,
Von ernſten Männern ſanft getragen,
Da liegt, ein Anblick zu beklagen,
Auf einer Bahr von grünen Zweigen
Johann von Werth. Weh! ſeltſam eigen
Strahlt ihm der Blick. Blut klebt im Haar,
Ihm kam ein Unfall, das iſt klar,
Auf ſeinem nachtumhüllten Stege.
So fand ihn Spork an ſeinem Wege,
Der raſch nach Benatek gekommen,
Weil von der Hochzeit er vernommen.
Treu bei dem Wunden ſtand das Roß.
O, welcher Jammer ging durchs Schloß!

Bald liegt im Bett der kranke Mann.
Ach, wie die Hoffnung jäh zerrann,
Daß er geneſe! Fiebernd fliegen
Die Pulſe ihm. Kaum kann er liegen.
Er zuckt, er brennt. In Phantaſien
Hört man die Sinne raſtlos ziehn.

Die Schlachten all, die er geſchlagen
In alten und in jungen Tagen,
Entſteigen grimm geſpenſterhaft
Aus der Erinnrung feſter Haft:
Er ficht am weißen Berg bei Prag,
Aufſteigt bei Nördlingen der Tag,
Bei Tuttlingen geht's ins Quartier,
Bei Jankau ſtürmt er im Revier,
Bei Allerheim und Dachau fällt
Er in den Feind. Dann ſieht der Held
Aufſteigen ſie, die er gekannt
Als Krieger durch das deutſche Land:
Tilly, Aldringer, Wallenſtein,
Lothringen, Mercy treten ein,
Doch Guſtav Adolf, Torſtenſon
Und Bernhard grinzen ihm mit Hohn.
Sieh, Ferdinand, Maxmilian!
Er ſtarrt mit hohlem Blick ſie an.
Wie groß liegt's ihm im Augenlichte!
Entſetzlich furchtbare Geſichte! —

Dann hebt er ſich und ſchreit entbrannt:
„Verrathet nur das Vaterland!
Zerſetzt ihm Haupt und Hand und Glieder!
Einſt kommt der Tag, da hebt ſich's wieder
In Kraft und Macht und Herrlichkeit,
Und raget fern in alle Zeit
Ob allen Völkern hoch erhoben,
Und alle Völker werden's loben.
Lang dauert's noch, doch muß erſcheinen
Der Tag, wo ſich die Deutſchen einen.

Dann iſt kein Reich dem deutſchen gleich!
Heil dir, du einig deutſches Reich!“

Er ſinkt zurück, es iſt die Noth
Am Ziel. Der Werth iſt todt.
Die Mutter rauft das greiſe Haar,
Das junge Weib ſchreit ſchrill und klar.
Die Tochter mit dem neuen Sohn,
Sie weinen hin in leiſem Ton.
Fix drückt ihm bleich die Augen zu,
Und ſehnt ſich auch nach ew'ger Ruh.
Leis ſpricht der Spork: „In Gottes Namen!
Was er geſagt, geſchehe! Amen!“
Sie ſenkten fern der Heimatluft,
Die er geliebt, zur tiefen Gruft.
Was ſoll auf ſeinem Grab der Stein?
Sein Mal ſoll aufgerichtet ſein
In deutſchen Herzen treu und offen,
Die auf die deutſche Zukunft hoffen!

Anhang.

Die neuere Geſchichtsforſchung hat viele verſchollene und vergeſſene Geſtalten der Vergangenheit zu neuem Leben erweckt. Zu ihnen gehört ohne Zweifel Johann von Werth, der von Schiller in ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Krieges noch als ein Abenteurer und Parteigänger angeſehen wurde und dem erſt die letzten Decennien als einem bedeutenden Heerführer ſeiner Zeit gerecht geworden ſind. Augenblicklich kennt ihn ganz Deutſchland. In ſeiner Heimat am Niederrhein aber hat die Erinnerung an ihn zäh und feſt fortgedauert. Seit den Zeiten des Mittelalters iſt keine Perſönlichkeit ſo volksthümlich geblieben, wie gerade dieſer Reiter-General. Geiſtliche und weltliche Fürſten treten gegen ihn entſchieden in den Hintergrund. Alt und Jung in unſeren Gegenden weiß von ihm noch eine Menge von eigenthümlichen Zügen zu berichten. Viele dieſer Anekdoten binden ſich an Köln und ſeine Umgebungen. An der unteren Erft iſt er bereits zu einer ſagenhaften Geſtalt geworden. Ich habe ſelbſt meine Knabenzeit in jenen Flächen verlebt und in der Kinderſtube eine Menge von Geſchichten gehört, die ſich auf ihn beziehen. So ergaben ſich mir ſchon früh poetiſche Anregungen, die ſpäter zu geſchichtlichen Studien führten. Mit großer Freude und Genugthuung gewahrte ich bald einen Stoff für die Dichtung, der dem Sucher nach heimatlichen und dabei nationalen Geſtalten höchſt willkommen erſcheinen mußte. Nachdem ich ſchon früher einige Balladen aus Werth's Leben behandelt hatte (Lorelei 3. Aufl. S. 320), ging ich im vorigen Jahre an die vorliegende Dichtung.

Was meine Quellen angeht, ſo muß ich hier vor allen anderen die Monographie: Johann von Werth ꝛc. von Friedrich Wilhelm Barthold (Berlin, 1826), anführen. Dieſer fleißige und treffliche Geſchichtſchreiber hat ſich der mühſamen Arbeit unterzogen, die überall zerſtreuten Notizen über Werth zu ſammeln und zu einem lebenvollen Bilde zu geſtalten. Während er ſelbſt faſt überall ſeine Quellen angibt, iſt er von Spateren vielfach nach- und abgeſchrieben worden, die ihm dieſe Gerechtigkeit nicht widerfahren ließen. Ich nehme mit Freude die Gelegenheit wahr, ihm an dieſer Stelle herzlich zu danken für den Vorſchub, den der Hiſtoriker dem Poeten an die Hand gegeben hat. Außerdem dienten mir des Freiherrn F. E. v. Mering Burgen, Rittergüter, Abteien, Klöſter in den Rheinlanden ꝛc. (Köln, 1836—42.) Die Benedictiner-Abtei Gladbach von D. Gottfried Eckertz (Köln, 1853), Graf Johann v. Spork, von Georg Joſeph Roſenkranz (Paderborn, 1854), General Spork von Franz Löher (Göttingen, 1854), einige Feuilletons der Kölniſchen Zeitung aus dem Jahre 1846, ſo wie eine Sammlung ungedruckter Urkunden, im Beſitze des Herrn Jakob Merlo in Köln, die ſeitdem in den Annalen des hiſtoriſchen Vereins für den Niederrhein, II. Jahrg. 2. Heft, S. 266 (Köln, 1857) veröffentlicht worden ſind, um ihnen einzelne Notizen zu entnehmen. Ein Vergleich mit dieſem angeführten Materiale wird den Beweis liefern, daß ich mich in Betreff des Kriegslebens des Johann von Werth durchaus treu an die Geſchichte gehalten habe.

In Beziehung der Familiengeſchichte mußte ich mir dagegen einige Freiheit erlauben. Zunächſt iſt die Herkunft Werth's noch ein ſtreitiger Punkt. In der neueren Zeit hat es nämlich nicht an vielfachen Verſuchen gefehlt, den Adel des kühnen Helden aufrecht zu erhalten. Allerdings wird in dem Freiherrn-Diplome vom 4. April 1635 ein „Alt Rittermeſſiges Geſchlecht und Herkommen Unſres und des Reiches lieben getreuen Johann de Werdt, indeme ſeine Vorfahren ihr Stammhauß von den Staaten Hollands eingenomen“ (ſ. Mering a. a. O.) angeführt. Dies will aber nicht viel heiſſen, zumal Kaiſer Ferdinand nicht gern den Adel gab und gleichſam ſelbſt eine neue Creirung auf dieſe Weiſe entſchuldigen mochte. Uebrigens konnte ſich der Hof auch ſelbſt irren, indem er das niederdeutſche „van“ für adelig hielt oder ſogar falſch berichtet war. Daß Werth's Verwandte Soldaten, Geiſtliche und Beamte waren, wie es in den Feuilletons der Köln. Zeitung von 1846 nachgewieſen wurde, kann gleichfalls nicht viel entſcheiden, weil ein ſo angeſehener Kriegsmann allerdings im Stande ſein mußte, ſeine bäuerlichen Familien-Mitglieder zu ſchützen und zu befördern. Gegen den Adel aber ſprechen viele ſchriftliche Zeugniſſe der Zeit. Der paderborner Fürſtbiſchof Ferdinand von Fürſtenberg ſagt in den Monument. Paderborn. pag. 58: „Quippe duo semper caesarei belli fulmina Joh. Werthius et Joh. Sporkius uterque tamquam Cincinnati aetatis nostrae ex agro ad exercitus ducendos hostesque fatigandos evocati.“ Nach dem oben genannten Roſenkranz befinden ſich auf der Gymnaſial-Bibliothek zu Paderborn ferner die ungedruckten, bis 1650 fortgeführten Annalen des Jeſuiten Heinrich Turk (geb. 1607) über die niederrheiniſche Provinz in ſieben Folio-Bänden, in denen mitgetheilt iſt, daß Werth aus einem ungefähr eine Meile von Neuß gelegenen Dorfe Büttgen ſtammte und der Sohn geringer Bauersleute war. Dieſer Turk lebte in Köln während des dreißigjährigen Krieges und kannte, wie er erzählt, ſehr gut das Geburtshaus des Helden, welches er ein casam rusticanam nennt. Seiner genauen Beſchreibung nach hat er Werth ſelbſt geſehen, der nach ihm zu Schlenderhan beim Freiherrn v. Frentz als Knecht diente. Sollte ſich auf den Bauernſtand nicht auch eine Stelle im Simpliciſſimus beziehen, die von dem Helden ſagt: er werde ein neuer Johann von Werth! denn Simpliciſſimus ſtammt ja auch, ſo viel er bis dahin weiß, von Bauern ab. Im Philander von Sittewald wird erwähnt: als man die Mutter Werth's nach Sr. Excellenz gefragt habe, ſei die naive Antwort erfolgt: ihr Sohn heiße nicht Lenz, ſondern Jan. Alſo auch bei dieſen Zeitgenoſſen taucht das Bauernthum wieder auf. Wäre die Dame adelig geweſen, ſo hätte ſie wohl gewußt was Excellenz ſagen will. Außerdem war Werth's erſte Frau ſicherlich und die zweite wahrſcheinlich bürgerlich. Dazu kommen nun noch die vielen Volksſagen, die unſeren Helden als Schweinehirten und Pferdeknecht nennen. So lange alſo nicht die authentiſche Urkunde einer adeligen Herkunft der Familie entdeckt iſt, wird man das bäuerliche Blut nicht ganz wegläugnen können. Freilich ſteht es dem Poeten frei, ſich um dieſe Frage gar nicht zu kümmern und die Thatſachen zu nehmen, wie ſie zu ſeinem Zwecke taugen. Ich kann aber doch nicht umhin, zu ſagen, daß ſich die Wahrſcheinlichkeit viel mehr auf die Seite meiner Annahme neigt. Den Punkt wegen des Geburtsortes Werth's habe ich unentſchieden gelaſſen. Man ſtreitet ſich in dieſer Beziehung wie um die Wiege Homer's. Turk läßt ihn in Büttgen geboren ſein. Werth ſagt in ſeinem Teſtament aus, daß er dort in ſeiner Jugend gelebt habe, und macht deßhalb eine fromme Stiftung, nach welcher der Felſerhof jährlich eine beſtimmte Anzahl Wecken backen und in der Kirche an die Armen vertheilen muß. Auf dem Grabſteine des Helden heißt es ferner von ihm: Natus ex terra iuliacenſi. Bin ich nun in dieſen Beziehungen auch meiner Anſicht nach den geſchichtlichen Daten gefolgt, ſo war dies in Beziehung ſeiner verſchiedenen Ehen unmöglich. Werth iſt nämlich ſicherlich dreimal, vielleicht ſogar viermal verheirathet geweſen. Vier Frauen eines Mannes laſſen ſich aber poetiſch nicht bewältigen, es ſei denn wie im Blaubart-Märchen. Ich habe darum auch mit der erſten und letzten fürlieb genommen. Die erſte Frau aber hieß Chriſtine Beuth und kommt in einer Urkunde von Merlo a. a. Orte vor. Die zweite wird in den kölniſchen Schreinsbüchern und anderen Urkunden Gertrud Jentten, in einer Urkunde auf Haus Schlenderhan aber Gertrud von Genth zu Coenen geſchrieben. Die bürgerliche Bezeichnung ſcheint indeß häufiger zu ſein. Als dritte Gemahlin wird bei Barthold eine Gräfin Spaur genannt, die ich aber urkundlich nicht finden konnte. Die letzte endlich iſt wieder urkundlich nachgewieſen und heißt Gräfin Marie von Kuffſtein. Werth's Tochter mit Chriſtine Beuth, Irmgard Lambertine, heirathete den Freiherrn Hieronymus Winand Raitz von Frentz zu Schlenderhan. Ein Sohn aus unbeſtimmter Ehe und einer aus der Ehe mit der Gräfin von Kuffſtein ſind früh geſtorben.

Große Ausbeute für meine Dichtung fand ich in der Volksſage. Hieher gehört die Anekdote von Jan und Griet, die ſich an verſchiedene Orte knüpft. Man ruft noch heut den Bauern, die mit ihren Frauen auf einem und demſelben Pferde über Land reiten, gewiſſer Maßen typiſch nach: Jan und Griet. Daß Werth als Pferdeknecht einſt zu Schlenderhan Reiter aus dem Stalle auf den Miſt warf, hörte ich von dem verehrten Ernſt Moriz Arndt. Die Bitte an Gott, ſich in der Schlacht neutral zu halten, wird anderwärts vom alten Deſſauer erzählt. Hier am Rhein erzählt man ſie von Werth und in Weſtfalen von Spork, wie wir aus Löher's Dichtung wiſſen. Ihr Urſprung ſoll franzöſiſch ſein. Der Schwank, welcher ſich bei der Belagerung von Eichſtädt zuträgt, habe ich Löher's Spork entnommen. Die urſprüngliche Quelle, wenn eine ſolche exiſtirt, kann ich nicht angeben.

Um ſo ſehr wie möglich das Gepräge der Zeit zu erreichen, habe ich dann ferner Epiſoden aus anderen Büchern, welche im dreißigjährigen Kriege entſtanden ſind, in mein Gedicht verflochten. Ich muß hier vor Allem den berühmten Roman Simpliciſſimus nennen, den ich einestheils für den Ueberfall eines Dorfes im zweiten Geſange und anderntheils für die luſtige Diebsgeſchichte, wo die Soldaten die Brode aus dem Backofen und die Schinken aus dem Kamin eines Dorfpfarrers holen, benutzte.

Hin und wieder habe ich denn auch, um das wilde Gewirre der Schlachten und Züge zu beleben, Einzelnes erfinden müſſen. In dieſer Beziehung führe ich namentlich die Pferde-Geſchichten und die Figur des Fix an. Auch die Bekanntſchaft Werth's mit ſeiner erſten Frau bedurfte einer abenteuerlichen Begründung. Daß ich den von Löher zu ſeinem Sport erfundenen Joſt wieder vorgeführt habe, wird, wie ich glaube, dem trefflichen Manne nicht unangenehm ſein.

Was ich bis jetzt angeführt habe, bildet den Vordergrund meiner Bilder. Es handelt ſich mir auch noch um den zweckmäßigen Hintergrund. Dieſer kann aber in nichts Anderm als im Laufe des ganzen dreißigjährigen Krieges gefunden werden. Ich habe denſelben denn auch in ſeinen Gründen und Urſachen, Ereigniſſen und Thaten, Staatsmännern und Kriegern nach den beſten Quellen am Geiſte des Leſers in möglichſt kurzen Zügen vorüber geführt, weil mein Held dieſe traurige Zeit des Vaterlandes von Anfang bis zu Ende thatend und rathend durchgerungen hat. Es ging mir nämlich darum, ein in ſich und durch ſich verſtändliches Gemälde zu liefern. Nicht allein der Gebildete, der die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges in Schulen und Büchern ſtudirt hat, ſondern auch der gemeine Mann, der jene Zeit nur dem Namen nach kennt, ſoll die Dichtung verſtehen können. Kurz und gut, es war meine Abſicht, für das Volk zu ſchreiben.

Man wird mir überall die Schwierigkeit meiner Aufgabe zugeſtehen müſſen. Es iſt in der That kein leichtes Werk, einen ſo gewaltigen Krieger in einer ſo gewaltigen Zeit während des Laufes von dreißig Jahren in einer Weiſe hinzuſtellen, daß ſich die Ereigniſſe und Geſtalten lebendig und intereſſant gruppiren, daß die Staatsgeſchichte nicht zu viel Raum einnimmt, daß die Schlachten ſich nicht zu bunt auf einander folgen, daß die culturgeſchichtlichen Elemente durchleuchten und daß man das Bild des Helden nie aus den Augen verliert. Ueberdies fehlt es für eine ſolche Dichtung ganz an epiſchen Muſtern. Man hat wohl einzelne hiſtoriſche Züge poetiſch behandelt, aber eine ganze Periode deutſcher Geſchichte iſt noch nie in einem Bilde zuſammengeſetzt worden. Bei meinem Gegenſtande wurde die Aufgabe noch ſchwieriger durch die äußerſt complicirten Staats- und Religions-Verhältniſſe der damaligen Zeit. Gleichviel, ich hab's gewagt!

Was die Form angeht, ſo habe ich die Versart gewählt, deren ſich die deutſchen Dichter des Mittelalters meiſtens zu ihren epiſchen Gedichten bedienten, mit dem einzigen Unterſchiede, daß ich die Verſe nicht nach Hebungen, ſondern nach Silben zählte. Warum ich keine ſtrophiſche Form wählte? Die Nibelungenſtrophe hätte für die Zeit nicht gepaßt. Eine andere hiſtoriſch-epiſche Strophe iſt bis jetzt bei uns nicht erfunden. Einen Wechſel in den Versarten, wie die Romantiker ihn aufgebracht und wie ihn auch Lenau und Meißner angewandt haben, ſcheint mir zu balladenartig und für den epiſchen Fluß der Erzählung ſtörend. Freilich mögen meine acht- und neunfüßigen Verſe, die Reim um Reim bringen, den heut zu Tage ſo viel verbreiteten Freunden der Kunſtdichtung nicht behagen; ich habe aber entſchieden das Ziel im Auge gehabt, eine ſchlichte Volksdichtung zu liefern. Es iſt mir darum ganz recht, wenn man mein Werk eine Reimchronik nennt. Wäre es nur auch eine recht lebendige Reimchronik!

Der Leſer ſieht, daß ich ſelbſt meine gerechten Bedenken über den Johann von Werth habe. Eine Thatſache aber wird Jedermann anerkennen müſſen, nämlich daß ich ernſt und redlich beſtrebt geweſen bin, einen echt deutſchen Gegenſtand mit echt deutſchem Geiſte zu behandeln. Ich habe verſucht, einen Mann zu ſchildern, der in den trübſten Zeiten, welche mit Blut, Brand, Zerſtörung und Vernichtung über die Gaue des Vaterlandes hingezogen ſind, ein treuer, braver Streiter für Deutſchlands Einheit, Größe und Ehre war, der, jedem Glaubensbekenntniſſe gerecht, feſt und ſicher ſeinem nationalen Ziele zuſteuerte und der endlich, als er die höchſten Güter, für die er ſein Leben lang geſtritten und gekämpft hatte, in dem zerriſſenen und zerſpalteten Vaterlande verloren ſah, an gebrochenem Herzen ſtarb, aber noch im Sterben ſeine Hoffnung für eine große neue Zeit nicht fallen ließ. In dieſer Beziehung möchte mein Johann von Werth das Alter erquicken und die Jugend entflammen. Was aber ſonſt das Gedicht angeht, ſo will ich herzlich zufrieden ſein, wenn ich jüngere Kräfte anrege, denſelben Weg nationaler Dichtung einzuſchlagen. Mögen ſie bald kommen und unſerem Volke beſſere Werke bieten!

Köln, 1. December 1857.

W. M.

In der M. DuMont-Schauberg'ſchen Buchhandlung erſchienen von demſelben Verfaſſer:

Lorelei.

Rheiniſches Sagenbuch.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweite,
ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.
Prachtvoll gebunden Preis 2 Thlr. 20 Sgr.
Broſchirt 1 Thlr. 25 Sgr.

Wolfgang Müller's Lorelei, dieſer friſche Sagenkranz aus den Gebieten des herrlichen Stromes, den Jung und Alt im lieben Vaterlande mit Stolz den deutſchen nennt, hat bereits in erſter Auflage eine entſchieden günſtige Aufnahme gefunden. Um die Hälfte erweitert und ſchön ausgeſtattet, **ein Feſtgeſchenk der beſten Art,** liegt das in Heimat und Fremde beliebt gewordene Buch jetzt in zweiter Auflage vor uns. Der „rheiniſche Dichter“, deſſen Werke überall einen guten Klang haben, wo der Sinn für Natürlichkeit in der Auffaſſung und für eine männlich edle poetiſche Richtung vorhanden, bietet hier in reicher Fülle die Hauptmomente der Heldenſage, Nixen-, Gnomen- und Zwerggeſchichten, luſtige Schwänke und ernſte hiſtoriſche Bilder, die in kräftigen Zügen aus der deutſchen Kaiſer- und Volksgeſchichte uns entgegentreten. Beigefügte Anmerkungen über Quellen ꝛc. bilden dazu die wiſſenſchaftlichen Belege.

Prinz Minnewin.

Ein Mittesommerabendmärchen.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweite Auflage.

Sehr elegant in engl. Leinen mit Goldvignetten gebunden.
Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Der

Rattenfänger von Sankt Goar.

Rheiniſche Kleinſtädtergeſchichte.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Prachtvoll gebunden Preis 1 Thlr.
Broſchirt 16 Sgr.

Der Rattenfänger von Sankt Goar, eine rheiniſche
leinſtädtergeſchichte in köſtlichen Verſen, durchwürzt
m lachendem, humoriſtiſchem Rhein-, Wein-, Lied-, und
ebesleben, führt uns ein heiteres und naturwahres Bild
us dem Volke vor Augen. Wie des Verfaſſers früher
ſchienene „Prinz Minnewin“ iſt auch dieſe Dichtung
n rechtes Kind des Rheinlandes, eine unterhaltende Gabe
r luſtige und traurige Leute und wird bald eben ſo viele
reunde als Leſer finden.

In demſelben Verlage ſind ferner erſchienen:

Sonette

von

Heinrich Bone.

Kl. 8. Sehr elegant broſchirt 24 Sgr.
Fein gebunden in engl. Leinen 1 Thlr.

Die Waldlieder

von

Guſtav Pfarrius.

Zweite,
ſtark vermehrte Ausgabe in Taſchenformat.
Preis broſchirt 15 Sgr.
Elegant in Cambric gebunden mit allegoriſcher Deckelvergoldung 25 Sgr.

Früher erſchienen:

Die Waldlieder

von

Guſtav Pfarrius.

Mit Illuſtrationen von **Georg Oſterwald.**
Royal-Octav. Cart. 1 Thlr. 15 Sgr.

Beide hübſch ausgeſtatteten Ausgaben eignen ſich ganz beſonders zu Feſtgeſchenken und werden den Freunden der Natur und ihrer Wunder eine willkommene Spende ſein.

Erzählungen

eines

Rheiniſchen Chroniſten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Karl Immermann

und ſein Kreis.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.
1878

Univ. Bibl.
München

AD
BIBL. UNIV.
[illegible]

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung ins
Engliſche, Franzöſiſche und andere fremde Sprachen vor.

Den kölner Freunden

J. Bürgers, H. Claessen, G. Jung,
C. Matzerath, E. Mayer, G. Mevissen,
D. Oppenheim

gewidmet.

Ich habe mir die Aufgabe geſtellt, in den „Erzählungen eines Rheiniſchen Chroniſten“ eine Reihe von culturgeſchichtlichen Bildern zu liefern, welche die Entwickelung der Poeſie und Kunſt an den Ufern unſeres heimatlichen Stroms in novelliſtiſcher Form, aber durchaus auf dem Grund und Boden der wirklichen Thatſachen ſchildern ſollen, und gedenke in denſelben nach und nach die bedeutendſten Dichter, Bildner und Muſiker, die entweder am Rhein geboren ſind oder gewirkt haben, in ihren Charakteren und Lebensſchickſalen vorzuführen.

Vorläufig werden zwei Bände erſcheinen. Der erſte enthält die Novelle „Karl Immermann und ſein Kreis“, der zweite „Aus Jakobi's Garten“, worin ich das Leben in Pempelfort und Goethe's erſten Beſuch bei Friedrich Heinrich Jakobi wiedergegeben, ſo wie „Furioſo“, worin ich die Jugendgeſchichte Ludwig's van Beethoven in Bonn darzuſtellen verſucht habe.

Geſtatten es Zeit, Muße und Theilnahme des Publikums, ſo hoffe ich dieſe Arbeiten und ihre

Veröffentlichung fortzuſetzen. Eine Novelle, in welcher Heinrich Heine die Hauptrolle ſpielt, iſt bereits vollendet, eine andere, welche die Romantiker Clemens Brentano, ſeine Schweſter Bettina, Achim von Arnim und ihren Kreis ſchildert, befindet ſich unter der Feder. Auch fehlt es nicht an ferneren Plänen.

Die kölner Freunde, deren Namen ich an die Spitze meines Buchs ſchreibe, haben mir ſeit einer zwanzigjährigen Bekanntſchaft, die in heiterer, wohlwollender und ungetrübter Stätigkeit dahinging, die vielfachſte Aufmunterung und Anerkennung zu Theil werden laſſen. Möge ihnen die kleine Gabe Freude gewähren!

Köln, 31. October 1860.

W. M.

Karl Immermann und ſein Kreis.

Erſtes Kapitel.

„Zum Drachenfels“, ſo hieß gegen die Mitte der dreißiger Jahre eine Weinſchenke, die zu Düſſeldorf in der Rheinſtraße lag. Das Haus, welches einen dreifenſterigen Giebel hatte, wie man ſie im Anfang des achtzehntes Jahrhunderts zu bauen pflegte, zeichnete ſich an der Außenſeite nicht im mindeſten aus, und auch das Innere bot keine hervorſtechenden Eigenſchaften. Man gelangte auf einigen Schwellen in den engen Flur, in dem ſich gleich rechts eine Thür zu den Gaſtzimmern öffnete, von denen das eine nach der Straße, das andere nach dem düſtern Hofe lag. Die Einrichtung der beiden wenig geräumigen Stuben war ſehr einfach. Schlichte Tiſche von Eichenholz, mit Weinkarte und Speiſezettel belegt, und umgeben von Rohrſtühlen, ſtanden hier und dort an den Wänden oder in der Mitte der Räume und gewährten in ihrer größern oder kleinern Ausdehnung zahlreichern oder geringern Geſellſchaften Gelegenheit, ſich am Genuſſe des Weins und der Unterhaltung zu erfreuen. Die Wände des erſten Zimmers erſchienen ſehr nüchtern. Eine Reihe von eiſernen

Haken, zum Aufhängen der Mäntel, Stöcke und Regenſchirme, dienten mit einigen Landkarten, Poſt- und Dampfſchiffahrtsplänen als einziger Schmuck der öden Flächen. Ungleich beſſer war dagegen das zweite Zimmer bedacht, denn hier erblickte man an den Wänden bunte Rheinlandſchaften, die, wenn ſie auch flüchtig hingeworfen waren, doch auf Meiſterhände, die ihnen Leben und Daſein gegeben hatten, hindeuteten. Dazwiſchen ſah man geiſtvolle Caricaturen, welche, auch ohne daß man die Leute kannte, welche ſie vorſtellen ſollten, zum Lachen reizten. Ueberdies ſtand in der Ecke eine kleine Hausorgel. So wehte in dieſem Raume eine eigene Luft. Man fühlte gleichſam aus den Umgebungen, daß ſich hier eine geniale, buntſcheckige Geſellſchaft umhertreiben müſſe. In der That war das erſte Zimmer ein Sammelplatz für Alltagsgäſte, die man in unſerm Vaterlande auch Philiſter zu nennen pflegt, während das zweite einem Kreiſe lebensluſtiger, heiterer Künſtler zum allabendlichen Aufenthaltsorte diente.

Es war im Jahre 1834, an einem der erſten Tage des Monats December, abends gegen acht Uhr, als drei Männer in die noch leeren Stuben der Schenke Zum Drachenfels eintraten. Sie zeigten alle eine gewiſſe Unſicherheit und Verlegenheit in ihrem Weſen. Ihre Schritte waren nicht feſt, ihre Blicke ſuchten ſcheu in der Runde. Ohne Zweifel hätten auch die Geſichter den Ausdruck der Befangenheit aufgewieſen, wenn die Beleuchtung nicht ſo ſpärlich geweſen wäre. Aber die großen Lampen, die von der Decke herab in das Zimmer hingen, waren noch ſo tief herabgeſchraubt, daß rings eine unbeſtimmte Dämmerung herrſchte, in welcher kaum der kleine Kellner ſichtbar wurde, der in der Ecke hinter dem Ofen eingeſchlafen war.

Wir ſind richtig die erſten, ſprach der jüngſte des Kleeblatts, ein hoch aufgeſchoſſener, magerer, bartloſer, blonder Menſch, der etwa einundzwanzig Jahre zählen mochte.

Die Stammgäſte ſind noch alle im Theater, fügte ein kleiner dicker Mann hinzu, deſſen Geſicht eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Mopshunde hatte. Ja, ja, im Theater, der liederliche Wirth mit ſeinen liederlichen Kunden.

So laßt uns ſchnell das Machwerk des nichtsnutzigen Haſenclever aufſuchen, über das ſie einen ſo unmäßigen Spectakel in der Stadt machen, flüſterte der dritte, ein Mann in den beſten Jahren, deſſen plattes, gewöhnliches Geſicht einen auffallenden Gegenſatz zu den langen Haaren, dem ſchwarzen deutſchen Sammtrocke und dem umgeſchlagenen großen Hemdkragen bildete.

Sie gingen alle drei auf den Fußſpitzen an dem ſchlafenden Jungen vorbei in das hintere Zimmer. Der lange Blonde mußte dort die Lampe in die Höhe ſchrauben, die alsbald ein helleres Licht an die Wände warf und ſowol die Rheinlandſchaften wie die Zerrbilder beleuchtete.

Da iſt das Schandſtück, rief plötzlich der Mann mit dem gewöhnlichen Geſichte und dem Sammtrock, deſſen Augen am geübteſten zu ſein ſchienen.

Die ſchändlichen Schurken! rief der ältliche Weſtfale, indem er nach der Caricatur ſuchte.

Und was ſteht darunter? fragte der lange Blaſſe.

Sie nahten ſich alle einer Caricatur, welche friſch auf die Wand gezeichnet war. Unter derſelben las man die Worte: „Die drei verkannten Genies.“ Es war ſeltſam mit anzuſehen, wie verſchiedenartig ſich Zorn, Entſetzen, Wuth und Verachtung auf den Zügen der drei Männer abſpiegelten. Hätte aber ein Zuſchauer im Zimmer geſtanden und die drei lebendigen Geſtalten mit den im Zerrbilde dargeſtellten verglichen, ſo wäre es ihm ſofort klar geweſen, daß hier die Originale ſich vor den freilich ſcharf, draſtiſch und humoriſtiſch überſetzten Porträts befanden. Die Aehnlichkeit jedes einzelnen war unverkennbar. Freilich traten vorzugsweiſe die Ecken und Kanten der Individualitäten an das Tageslicht, wodurch natürlicherweiſe eine höchſt komiſche Wirkung entſtand.

Am aufgebrachteſten ſchien offenbar der kleine Weſtfale, Namens Lübke, denn ſein Temperament war Zorn, Groll, Misſtimmung, Zerfallenheit mit der ganzen Menſchheit. Wie er äußerlich mit ſeiner dicken unterſetzten Geſtalt und ſeinem breiten Kopfe, an dem die geſpaltene Naſe und der trotzige großlippige Mund beſonders hervorſtechend waren, einem Bullenbeißer glich, ſo offenbarte ſich auch jetzt in ſeiner heiſern, hölzernen Stimme eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Geſchlechte der Hunde. Die Laute, die er von ſich gab, glichen den rauhen Tönen eines Mopſes. Sie erinnerten an ein verhaltenes Bellen, das protzend, pruſtend und ſtrudelnd aus der Kehle kam, ohne ſich zu einem artikulirten Laute zu bilden. Offenbar hatte die liebende Mutter Natur Herrn Lübke mit ganz beſondern Gaben ausgeſtattet, als er zuerſt das Licht der Welt ſah. Aber die Erziehung, welche ihm das Leben gab, trug auch nicht wenig dazu bei, dieſe Gaben zu pflegen und zu entfalten. Als es nämlich galt, eine Laufbahn im praktiſchen Daſein zu erwählen, da trieb ihn ſein Talent in das Zollfach, in welchem er ſich bald als ſchnüffelnder, forſchender, ſchnauzender, ſchmollender Menſch dermaßen auszeichnete, daß er zum Steueraufſeher ernannt wurde. Dieſes Amt verſah er vierzig Jahre lang mit unveränderter Pflichttreue, indem er bald die Säcke und Kiſten der Fuhrleute, bald die Körbe und Bündel der Marktweiber, und bald den Inhalt der in den Magazinen anlangenden Kaufmannswaaren gewiſſenhaft unterſuchte, wobei ſich denn die angeborene Knurr- und Murranlage in aufſteigender Reihe ausbildete, ſodaß er wirklich einzig in ſeiner Art war. Daß Herr Lübke bei dieſem Naturell keine Neigung für das ſchöne Geſchlecht empfand, welches übrigens ebenſo wenig Neigung für ihn zu empfinden ſchien, kann wohl kaum verwunderlich ſein. Dennoch war ſein Herz nicht ohne Liebe. Dieſe Liebe galt aber der Muſe der Dichtkunſt, welche merkwürdigerweiſe ſeine Leidenſchaft vergalt. Kein Menſch kannte eigentlich recht die innere Geſchichte des ſeltſamen Mannes. Man vermuthete indeß, daß der dichteriſche Wahnſinn erſt in ſpätern Jahren über ihn gekommen ſei, nachdem er einſtmals eine poetiſche Gratulation zu dem Dienſtjubiläum eines Steuerdirectors verfertigt hatte. Er wagte es nun auch, den Landesvater und die Landesmutter an ihren Geburtstagen zu beſingen.

Selbſt der Frühling, der Sommer, der Herbſt und der Winter erhielten mit der Zeit ihren Antheil an ſeiner Versmacherei. Da er bei fortſchreitender Entwickelung vielen Schauſpielern und Schauſpielerinnen Oden und Epoden widmete, die er, wie alle andern, in einem Wochenblättchen abdrucken ließ und ſpäter in einem Bändchen ſammelte, das er auf Subſcription herausgab, ſo entſtand der dringende Verdacht, daß er ſich nicht mehr mit dem leichtern lyriſchen Singſang begnüge, ſondern auch dem mächtigen dramatiſchen Kothurn zugewandt habe, und daß er ſich durch ſein Anſingen der Bühnenmitglieder den Weg auf die Bretter, welche die Welt vorſtellen, zu eröffnen gedenke. In der That hatte der große Mann ſeit ſeiner Verabſchiedung aus dem Staatsdienſt, die vor einigen Jahren erfolgt war, Gelegenheit, ſeine ganze Zeit und Muße der Poeſie zu widmen. Was er in ſeinen ſtillen Stunden Großes und Erhabenes ſchuf, wußte das Publikum, das nach ſeiner Anſicht mit entſchiedenem Unrecht an ihm zweifelte, nicht. Lübke ſtrafte aber dieſes Publikum für ſeine Zweifelſucht rechtſchaffen. Auf ſeinen Spaziergängen ſah er jedermann, der ihm einen harmloſen Blick zuwarf, mit wüthenden Glotzaugen an, und auf dem Kaffeehauſe war nicht ſein drittes, ſondern ſein erſtes und letztes Wort eine Grobheit, ſobald er einmal ſprach. Wie er früher mit Fuhrleuten, Sackträgern und Marktweibern umgegangen war, ſo ging er jetzt mit anſtändigen Menſchen um. Daß man ihm hin und wieder die Thür gewieſen hatte, machte ihn, ſtatt gefügiger, nur noch trotziger. Auf der Straße ziſchte und ſtrudelte er dabei vor jedem Geſichte, das ihm nicht gefiel. Freilich mußte er ſich auf dem Kaffeehauſe, wo er die Blätter las, beſſerer Manieren befleißigen. Aber hier konnte er es doch nicht unterlaſſen, ſeinen Zorn an den Zeitungen auszulaſſen. Gefiel ihm irgendeine Stelle nicht, und es gefiel ihm eigentlich nichts anderes, als was er ſelbſt geſchrieben hatte, ſo beſpritzte er ſie im wahren und engern Sinne des Worts mit ſeinem Geifer. Unter dieſen Umſtänden kann man ſich alſo denken, daß der verkannte Dichter in den allerfurchtbarſten Zorn gerieth, als er ſein Zerrbild entdeckte. Es ging ihm ſchier wie den Hunden, die ihr Conterfei im Spiegel ſehen, ſich unbändig über ſich ſelbſt gebaren und ſich zum Kampfe mit ſich ſelbſt rüſten.

Der Mann mit dem platten gewöhnlichen Geſichte, ein Maler, Namens Winkler, ſchien die Sache leichter zu nehmen, weil er ſchon früher von ſeinen Genoſſen carikirt worden war. Seine kleinen phlegmatiſchen Schweinsaugen ſchoſſen keine ungewöhnlichen Blitze. Seine Wellenhaare ſchüttelten ſich nicht, ſondern hingen in gewohnter Ruhe über dem umgeſchlagenen Kragen. Was ſollte er ſich auch ärgern? Er hatte es ja nicht nöthig, denn er befand ſich in einer durchaus günſtigen Lage. Als er dreißig Jahre alt geworden war, ſchien es ihm, daß er mit der Kunſt keine Schätze ſammeln könne. Er nahm deshalb die Gelegenheit wahr, ſich auf anderm Wege eine gute Zukunft zu ſichern. Nun ſtarb zu jener Zeit ein reicher Junggeſelle, der ſeiner Köchin, die ihm auch wol noch anders als in der Küche dienſtbar geweſen war, ſein Vermögen hinterließ. Winkler miethete ſich bei der Erbin, welche mindeſtens zehn Jahre älter als er ſelbſt war, im Hinterhauſe ein. Maler und Magd fanden Gefallen aneinander. Sie verlobten ſich und traten vor den Altar. So gelangte der Künſtler auf einmal in ſehr gute Verhältniſſe. Er lebte wie ein Fink im Hanfſamen. Er, ſeine Frau und ein Knabe, der ihm bald darauf geboren wurde, waren fortan ſeine beſten und bald darauf auch ſeine einzigen Kunden ſowie Modelle, indem er ſeinen Hausſtand bald einzeln, bald in Gruppen mit einigen der Familie angehörigen Thieren abconterfeite. Solche Bilder, an denen die Zimmer bald reich und reicher wurden, erhielten dann von ſeinen Freunden und Beſuchern ſpöttiſcherweiſe den Namen von Viehſtücken. Winkler glaubte indeß dennoch ſteif und feſt, es ſtecke ein großer Maler in ihm. Ja, er behauptete, daß Cornelius, unter dem er die erſten Studien auf der Akademie gemacht hatte, ihn ſeinen beſten Schüler und das vielverſprechendſte Talent der rheiniſchen Akademie genannt habe, und ſo ruhig er ſich auch innerlich empfand, ſo machte er dieſen Ausſpruch doch äußerlich oft in ziemlich heftiger und dabei drolliger Art geltend. Da aber in dieſem Augenblick Lübke, der Dichter, ſeine Wuth unverhohlen an den Tag legte, ſo bemühte ſich auch der Maler, ſo zornig zu erſcheinen, wie es ihm eben möglich war.

Der lange Blaſſe, ein halber Muſikus und halber Schriftſteller, der Hirtzfeld hieß und der ſein Haupt wie eine Trauerweide auf die Seite hangen ließ, ſtieß mit hoher Discantſtimme nur einige vernehmliche Seufzer aus. Dieſer Jüngling blies die Flöte und ſchien dieſes

Inſtrument auch beim Sprechen nachzuahmen. Zudem hatte er einige Lieder geſchrieben, die er ſtets in Fiſteltönen vor ſich hin zu ſingen pflegte, weil er in ihnen die Grundſteine ſeines künftigen Ruhms gelegt zu haben glaubte. Ueberdies war er der Verfaſſer einer Novelle, zu welcher er den Schluß noch nicht finden konnte. Auf dieſe verſchiedenen Werke ſeines Genius ſammelte er gegenwärtig Subſcribenten, denen er zugleich das Verſprechen gab, er würde ſeine Werke von den erſten düſſeldorfer Malern illuſtriren laſſen und dieſe Erfindungen der bildenden Kunſt ſeinen Arbeiten gratis beigeben. Hirtzfeld alſo ſeufzte einmal über das andere mal.

Die ſchändlichen Schurken! rief der Dichter Lübke, indem ſein Bellen und Bläffen auf einmal in Worte überging. Zugleich begann er das Zerrbild aus Leibeskräften anzugeifern.

Sollen wir es nicht vertilgen? fragte der lange, blaſſe Hirtzfeld, indem er ein noch miſerableres Armſündergeſicht zurecht ſetzte.

Herunter mit dem ſchimpflichen Schandſtück! rief der Weſtfale, der wirklich Miene machte, die Zeichnung herunterzureißen.

Um Gottes willen, fuhr aber der Maler dazwiſchen. Laßt das! die Zeichnung iſt von Haſenclever. Da hat ſie immer unter Brüdern einen Werth von zwei bis drei Friedrichsdor.

Was Friedrichsdor, keinen Schilling iſt ſie werth! rief Lübke zwiſchen ſeinem Strudeln. Herunter mit dem Schwindel!

Denken Sie doch, daß Sie in einem fremden Hauſe ſind! mahnte der Maler. Das Geſetz verbietet ſolche Eigenmächtigkeit.

Wer mich ſchlägt, den ſchlage ich wieder, rief der Dichter, der in immer größere Wuth gerieth. Hier gilt die Nothwehr, die Burſchen beſchimpfen uns.

Und ſchon wollte der kleine breite Mann mit ſeiner fetten Pfote zugreifen, um das Bild zu zerſtören, als ein ſtärkerer Arm die ausgeſtreckte Hand feſthielt und ihm ein gewaltiges Halt! in die Ohren donnerte.

Alle drei ſahen ſich von Schrecken ergriffen um. Meiſter Stange, der Gaſthalter zum Drachenfels, ſtand vor ihnen. Der ſchlaue Wirth, der trotz ſeiner dicken Geſtalt im Sturm eingetreten war, hatte ohne Zweifel die böſen Abſichten des erzürnten Weſtfalen durchſchaut. Dennoch ließ er ſich durch das bevorſtehende Zerſtörungswerk nicht zum Zorne reizen. Wie es geſchickte Leute ſeines Handwerks nöthig haben, machte er gute Miene zum böſen Spiele, denn es mußte ja ſeine Politik ſein, wie es die Politik all ſeiner Collegen iſt, nicht die Gäſte abzuſtoßen, ſondern anzuziehen. So ſuchte er denn mit raſcher Geiſtesgegenwart den Ernſt in Scherz zu verkehren.

Das iſt ja ſchön von Ihnen, rief er aus, daß Sie mein Haus beſuchen, um ſich das neueſte Werk unſers Haſenclever zu beſchauen. Aber ich kann mir denken, daß es Sie freut, zu ſehen, wie der geiſtreiche Künſtler Sie dargeſtellt hat.

Freuen? rief der erſtaunte Dichter. Freuen über dieſe ſchöne Beſcherung?

Freuen? ſeufzte der lange, blaſſe Flötenſpieler.

Hol' der Teufel die Freude! ſprach der Maler.

Mein Gott, rief Stange, Sie müſſen ſich dieſe Zeichnung zur Ehre rechnen.

Eine ſchöne Ehre! entgegnete Lübke, der gute Luſt hatte, ſeine geübten Geiferwerkzeuge wieder in Gang zu bringen.

Hol's der Teufel! rief der Maler.

Der Flötenſpieler begnügte ſich mit einem Seufzer.

So laſſen Sie mich doch reden, erhob Stange ſeine Stimme mit gewaltigem Pathos. Sie wiſſen, daß ich kein gewöhnlicher Wirth bin. Habe ich nicht ganz regelrecht das Gymnaſium abſolvirt? Bin ich nicht ein Triennium auf der Univerſität geweſen? Iſt es mir nicht gelungen, mein philologiſches Examen cum laude abzulegen? Habe ich nicht drei Jahre lang den Hauslehrer bei meinen drei jungen Grafen geſpielt? Ja, ſelbſt der Ars poetica ſind meine Mußeſtunden gewidmet geweſen. Leſen Sie die Almanache und Wochenblätter, Sie finden meinen Namen in denſelben. Warum aber bin ich jetzt Wirth hier in der Taberne Zum Drachenfels? Während ich die ſchönſten Hoffnungen hatte, einſt der Director eines Gymnaſiums oder ordentlicher Profeſſor einer Univerſität zu werden, bin ich doch den Wiſſenſchaften untreu geworden, weil ich mich nicht in die Oeden der Eifel oder des Weſtfalenlandes ſchicken laſſen wollte. Was ſollte ich auch Penäler einpauken, der ich mit den erſten Geiſtern der Zeit zu leben verlangte? Und wo ſind dieſe erſten Geiſter? Hier in Düſſeldorf. Wie konnte ich in ihre Kreiſe kommen?

Tag und Nacht ging mir der Gedanke durch den Kopf. Endlich fand ich den Ausweg. Fort das Philologenthum, und eine Schenke mit gutem, reinem Wein zu billigen Preiſen angelegt, ſo dachte ich, und du fängſt mit Geiſt die Geiſter. Geſagt, gethan! das Werk iſt gelungen. Hier meine Weinſtube iſt der Sammelplatz für viele der erſten Lichter des deutſchen Vaterlandes.

Aber was hat denn dieſe ſchreckliche Geſchichte von einem umgeſattelten Candidaten mit unſerm Schimpf und Schande zu thun? fragte Lübke ungeduldig.

Und mit der Ehre, die wir von dem Zerrbilde haben? flüſterte die flötenſpielende Trauerweide.

Und mit der Freude, die wir empfinden ſollen? Hol's der Teufel! brummte Winkler.

Ich wollte Ihnen zunächſt meine Berechtigung, hier eine Rede zu halten, an den Tag legen, fuhr Stange mit Gleichmuth fort. Alſo, bei mir hier im Drachenfels hat ſich die feine Akademie gebildet. Hier verkehren Philoſophen aller Schulen, Peripatetiker, die von einem Wirthshaus in das andere gehen, Stoiker, die mit dieſer Halle fürlieb nehmen, Epikuräer, die lieber guten als ſchlechten Wein trinken, Schüler des Plato, die nur keine platoniſche Liebe leiden können, Zöglinge des Diogenes, die am liebſten in einem Weinfaß wohnen möchten. Der Wahlſpruch aller heißt: Es lebe die Freiheit, es lebe der Wein! Der Wein, das verſteht ſich von ſelbſt, denn dieſer Ort iſt abſichtlich angelegt, um die Gaben des Bacchus zu verzapfen. Aber die Freiheit! da kommen wir auf den rechten Punkt. Freiheit der Weisheit und der Thorheit! Freiheit des Ernſtes und des Scherzes! Freiheit des Pathos und des Humors! Das iſt es, was wir hier pflegen. In dieſem Sinne darf hier jeder reden und ſingen, was er will. In dieſem Sinne haben unſere Künſtler alle jene Zerrbilder geſchaffen, welche uns von den Wänden dieſes Heiligthums anlachen.

Oder verſpotten und verhöhnen! rief der Weſtfale.

Hol's der Teufel! murrte der Maler.

Der Flötenſpieler ſeufzte das hohe F.

Jetzt komme ich darauf zurück, daß dieſe Zeichnung Ihnen, meine Herren, zur Freude und Ehre dienen muß, nahm Stange aufs neue das Wort. Müſſen Sie nicht geſtehen, daß Sie ſich in der beſten Geſellſchaft von der Welt befinden? Ja, wenn Sie allein an dieſem Orte carikirt wären, dann könnten Sie ſich mit Recht beklagen. Aber Sie haben eine Menge der edelſten Vorgänger. Sehen Sie ſich nur um! Da haben wir Immermann, unſern Dichter, da ſteht Mendelsſohn, unſer Muſikdirector, da iſt Schadow, das Haupt unſerer Malerſchule! Dann folgen die Dii minores gentium, alle dahingezettelt von unſern luſtigen Wildfängen. Glauben Sie nun, daß einer von dieſen Männern, wenn er hierher käme, ſein Zerrbild beſpucken würde? — Hier hielt er bedeutungsvoll inne und that einen überraſchenden Seitenblick auf Lübke.

Nein, fuhr er, gewaltig ſeine Stimme erhebend, fort. Jeder von ihnen würde ſich freuen, von einer Meiſterhand dargeſtellt zu ſein. Und ſo iſt es denn klar, daß Sie ſich dieſer Umgebung nicht zu ſchämen haben. Noch klarer iſt es, daß Sie eine aufrichtige Freude empfinden müſſen, und am klarſten, daß Ihnen dieſe Zerrbilder zur Ehre gereichen.

Das iſt freilich ein anderer Geſichtspunkt. Hol's der Teufel! ſprach Winkler.

In der That, lispelte der Flötenſpieler, indem er zugleich den Anfang eines ſeiner unſterblichen Lieder in Fiſteltönen anhub.

Lübke allein ſah ingrimmig darein und bellte und knurrte in ſich. Indeß dieſe Töne wurden doch immer leiſer und leiſer und verhallten zuletzt wie das Gebrumme eines abziehenden Kettenhundes.

Wollen die Herren nicht Platz nehmen? rief jetzt Meiſter Stange, indem er ſeinem fetten Geſichte das freundlichſte Lächeln aufprägte. Was befehlen Sie? Ohne Zweifel vierunddreißiger feinſten Moſel! Köſtlicher Brauneberger! Vor acht Tagen angekommen! Lockend, prickelnd, geiſtreich!

Die verkannten Genies nahmen in der That mit ſauerſüßen Mienen Platz. Stange rief: Stängelchen! So nannten nämlich die Gäſte den kleinen Kellner, der von dem lauten Reden längſt erwacht war. Stängelchen, drei Schoppen Brauneberger!

Stängelchen ging. Stange aber ſprach: Bis gleich, meine Herren. Ich muß noch den letzten Act von Calderon's „Leben ein Traum“ genießen. Herrlich, köſtlich, ausgezeichnet! Ich habe den Zwiſchenact benutzt, um mich einmal zu Hauſe umzuſehen.

Raſch, wie er gekommen war, ging er zur Thür hinaus. Die drei Verkannten nahmen Platz um den Tiſch und tranken ihren Wein. Der blaſſe Flötenſpieler ſchaute in die Luft und ſang wieder ſein unſterbliches Lied, wobei er an ſeinen zukünftigen Ruhm dachte. Der Maler ſagte nichts und ſchien auch nichts zu denken. Lübke ſchimpfte zuerſt in ſeiner polternden Art über den leichtſinnigen Wirth, der, ſtatt ſeine Gäſte zu bedienen, den Schöngeiſt ſpiele. Als ihm aber niemand antwortete, nahm er ein Zeitungsblatt, in dem ihm keine einzige Zeile zu gefallen ſchien, denn er ziſchelte unaufhörlich hinein. So glichen denn dieſe drei Genies ganz auffallend der Caricatur, welche an der Wand hing. Einige Stammgäſte, die nach und nach eintraten, ſchienen dies auch zu merken und warfen der ſeltſamen Gruppe ſpöttiſch lächelnd eigenthümliche Blicke zu.

Zweites Kapitel.

Das Stillleben der Wirthsſtube verwandelte ſich zwiſchen neun und zehn Uhr, wo das Theater zu Ende ging, in ein lautes brauſendes Getümmel. Es war nämlich an dieſem Abend „Das Leben ein Traum“ gegeben worden, welches faſt die ganze ſogenannte gebildete Bewohnerſchaft der Stadt in den Räumen des Schauſpielhauſes am Markte verſammelt hatte. Nach dem Schluſſe des Stücks ſtrömte es in vollen Zügen über den Platz, auf dem die eherne Bildſäule des Kurfürſten Johann Wilhelm auf gewaltigem Normannenroß, gewaffnet vom Kopf bis an die Zehen und geziert mit der mächtigen Alongeperrüke, ſteht. Der Markt war eine Weile ganz ſchwarz von Menſchen, die ſich in die Bolkerſtraße, nach dem Burgplatz und in die Marktſtraße verloren. In die letztere bog auch ein Haufen junger Leute, der alsdann den Weg zur Rheinſtraße nahm und ſich beeilte, die Thür der Weinſchenke Zum Drachenfels zu erreichen. In einem Augenblicke füllten ſich die Gaſtzimmer. Beſonders beliebt ſchienen die Sitze in der hintern Stube, die im Sturm von einer Schar junger Künſtler eingenommen wurden, welche ſich in ihren Sammtröcken, ſpaniſchen Mänteln, langen Bärten und Haaren wunderlich genug ausnahmen. Junge Beamte und Aerzte folgten. Bald ſchloſſen ſich die Schauſpieler an. Alles rief nach Wein und Eſſen. Es war ein tolles Durcheinander, welches ſich erſt nach und nach ebnete und ordnete.

Es unterlag keinem Zweifel, daß ſich eine erhöhte und freudige Stimmung des ganzen Kreiſes bemeiſtert hatte. Auch konnte man die Urſache der Begeiſterung leicht erkennen. Die große Calderon'ſche Tragödie war an dieſem Abend in einer Weiſe über die Bretter gegangen, wie man es in Düſſeldorf nimmer erlebt hatte. Wenn auch in frühern Zeiten wol irgendein berühmter Gaſt die Rolle des Prinzen zur Bewunderung des Publikums geſpielt hatte, ſo war das Stück im ganzen und großen eitel Stümperei geblieben. Heute aber trat das koloſſale Werk des Dichters in ſeiner ganzen Größe lebendig ins Daſein. Durch einen deutſchen Dichter war der ſpaniſche Dichter mit tiefſtem, größtem Verſtändniß, mit edelſter Liebe und Hingabe, mit dem zäheſten Fleiße und der grenzenloſeſten Ausdauer einſtudirt worden. So kam denn kein Stückwerk, ſondern ein ganzes, in ſich vollendetes Gebilde zum Vorſchein. Wer mußte da nicht die mächtigſten Aufregungen empfinden? Keiner hatte das Theater verlaſſen, ohne die verſchiedenartigſten Eindrücke zu empfangen und nach Hauſe zu tragen. Der Gebildete ſuchte ſich mit Bewußtſein über die erlangten Genüſſe klar zu machen.

Selbſt der Rohe, bei dem nur eine inſtinctive Einwirkung ſtattfand, konnte ſich der überwältigenden Eindrücke nicht entſchlagen. Was Wunder, daß der Spanier Glut und Brand in die gährenden Gemüther einer Künſtlerſchaft warf, die erſt im Werden und Entwickeln begriffen war! Der Dichter ſagt:

Ein Werdender wird immer dankbar ſein.

Die junge düſſeldorfer Bühne, welche erſt vor etwa einem Monate, nämlich 28. October 1834, als ein in ſich beruhendes Inſtitut unter der Leitung Karl Immermann's eröffnet worden war, konnte ſich alſo kein beſſeres Publikum wünſchen als eine mit jungen künſtleriſchen Elementen vermiſchte Bewohnerſchaft, die ſelbſt voll Leben und Bewegung, Leben und Bewegung in die ſtarren Maſſen brachte.

Natürlich entfaltete ſich an den verſchiedenen Tiſchen eine durchaus zerſplitterte Unterhaltung. An der einen Seite hörte man von dem Dichter und der Dichtung reden. Ein Hauptkerl, ſo hieß es, ein Hauptſtück! Dann wurde dieſe und jene Scene beſprochen. Freilich waren die äſthetiſchen Gründe und Gegengründe nicht tief, aber die Anſchauungen bewieſen ſich doch als gerad und geſund.

Genug mit den Redensarten! rief da plötzlich ein junger braungelockter Mann, den ſeine Gefährten Haſenclever nannten, und in dem wir den Verfertiger der beſprochenen Caricaturen kennen gelernt haben. Wir ſind doch nur elende Faſeler, wenn wir es wagen, über Calderon zu ſprechen, der uns alle überragt, wie der Elefant eine Milbe, der Chimboraſſo den Grafenberg und der Ocean den großen Teich im Hofgarten. Freilich iſt er ſchon dreihundert Jahre todt, aber er ſoll doch leben, ewig und ewig, der ewige Calderon!

Die ganze Geſellſchaft erhob ſich und ſtieß mit den Gläſern an, indem ſie zugleich in ein Jubelgeſchrei auf den Dichter ausbrach.

Kaum aber war der Lärm verklungen, als ſich an einem andern Tiſche, an dem auch einige Schauſpieler Platz genommen hatten, der Theaterkritiker eines Lokalblatts, der ſogenannte Doctor Iſegrimm, der ein kleiner dürrer Geſelle war und ſich namentlich dadurch auszeichnete, daß er das Augenlid an der rechten Seite nicht über den Augapfel ziehen konnte, erhob und ausrief: Was iſt der Maler ohne Pinſel, der Muſiker ohne Inſtrument, der Dichter ohne Sprache? Was iſt Calderon ohne Schauſpieler? Wer aber hat ſeine Pflicht jemals beſſer gethan als unſere Darſteller des „Leben ein Traum?“ Sie leben hoch!

Und mit demſelben Lärm, mit dem Calderon zugejauchzt worden war, wurde jetzt den Schauſpielern zugejubelt.

Nun aber entſtand an einer andern Seite eine neue Bewegung. An dem Tiſche, der dort ſtand, ſaßen junge Leute, welche nicht ſo excentriſch und phantaſtiſch gekleidet waren wie die meiſten Friſchlinge der Künſtlerſchaft. Robert Reinick, der liebenswürdige Maler und Liederdichter, war unter ihnen. Er erhob ſich, und ſeine Stimme ſuchte ſich im Getümmel geltend zu machen.

Reinick will ſprechen! tönte es ringsum. Ruhe! Ruhe!

Als ringsum Stille eingetreten war, ſprach er mit erhobenem Glaſe: Aller guten Dinge ſind drei. Wir haben in unſerer Dreieinigkeit jenes Element vergeſſen, das die Seele des Ganzen iſt. Wer hat die junge Bühne ins Leben gerufen? Wer hat ſie gerichtet und ſchicklich gemacht? Wer hat die Glieder geformt, die ihr Daſein gegeben? Wer iſt der Schöpfer dieſer Glieder? Wer denkt, ſchafft, arbeitet unermüdet, daß wir die großen Werke der dichteriſch ſchaffenden Geiſter der Menſchheit tadellos, groß, mächtig vor uns erſtehen ſehen? Ihr wißt es alle! Ihr ſtimmt alle ein in den Ruf: Es lebe Karl Immermann!

Seltſamerweiſe aber war die Begeiſterung, die dieſem Trinkſpruch folgte, unverhältnißmäßig gering. Nur die Jugend war laut, wie ſie es immer iſt. Hier und dort blieben ganze Tiſche ſitzen, ohne in den Ruf einzuſtimmen. Der junge Redner ſetzte ſich befangen nieder und ſchaute verdutzt vor ſich.

Durch die verlegene Stille, welche folgte, kollerte auf einmal ein ſeltſam tönendes, bellendes Lachen auf, das mit jedem Stoß ſtärker wurde. Alle ſahen nach der Stelle, wo die Töne erſchallten. Es war der Dichter Lübke.

Er hat einen Versfuß verſchluckt, den er nicht herauf- und hinunterwürgen kann, rief der eine.

Nein, ſchrie der andere, es iſt ein Knochen vom Neidhammel, der ihm in der Kehle ſitzt.

Helft ihm, Doctor, meinte ein dritter, ſonſt verrenkt er ſich das Zwerchfell.

Der angeredete Arzt erwiderte: Der iſt nicht von der Sorte, die ich curire. Schickt zum Viehdoctor.

Ein wieherndes Gelächter ſchallte durch die Stube, während Lübke ſeine bellenden Töne einſtellte, blaß wie der Tod wurde und wieder in gewohnter Weiſe zu ziſcheln anfing. Zugleich machte er einige vergebliche Verſuche, zu ſchimpfen, die aber in dem allgemeinen Lärmen vertönten.

Ruhe! dröhnte nun mit einem male die gewaltige Baßſtimme des Wirths. Unſer Meiſter Haſenclever hat das Wort!

Haſenclever erhob ſich: Meine Herren! ſagte er mit komiſchem Pathos, erſt in dieſem Augenblicke gewahren wir durch einen glücklichen Zufall, der einem bellenden Gelächter zugeſchrieben werden muß, was wir überſehen haben, weil wir uns im Dampfe der Begeiſterung und im Nebel der Hingeriſſenheit befanden. Wir haben nämlich einen Mann in unſerer Mitte, einen Mann, ja, einen Mann im Superlativ. Ein Dichter, ein Dichter, ja, ein Dichter im Superlativ! Wenn er könnte, was er wollte!

Gelächter.

Oder vielmehr, wenn er wollte, was er kann! Da ſollten Sie Ihr blaues Wunder ſehen: aber er kann nicht, was er will.

Neues Gelächter.

Nein, nein, ich habe mich verſprochen, er will nicht, was er kann. Wir kennen und ſchätzen ſeinen Werth und haben uns lange nach ihm geſehnt. Wüßte er, wie populär er iſt, wie wir ihn lieben, er käme öfter hier zu uns in unſere Akademie. Gleichwol haben wir ihn im Bilde bei uns aufgenommen, nicht im ernſten, ſondern im ſcherzhaften, wie es an dieſem Orte Regel und Brauch iſt. Mit ihm haben wir den großen Winkler, ſeinen Freund, verewigt, den eminenten Thiermaler, von dem Cornelius behauptet hat, er verſpreche Unglaubliches. In der That, er hat noch mehr verſprochen, als er gehalten.

Wiederum Gelächter.

Ich wollte ſagen, er hat noch mehr gehalten, als verſprochen. Und da iſt ferner unſer Hirtzfeld, der Flötenſpieler, Componiſt und Novellenſchreiber, deſſen künftiger Ruhm noch geheim verborgen iſt — in dem Rohr ſeines Inſtruments, den Federkielen der Gänſe und den Lumpen, die zur Papierfabrikation dienen, und vermittelſt deren er einſtmals ſeine unſterblichen Werke aufzeichnen wird. Auch ihn haben wir hier im Conterfei abgezeichnet. Nun wiſſen Sie aber alle, wenn man den Teufel an die Wand malt, ſo kommt er. Wir haben die verkannten Genies — ich ſpreche hier nicht im Scherz, ſondern im Ernſt, denn ich halte und erkläre dieſe drei Männer vor aller Welt für Genies, und fordere jedermann öffentlich auf, der etwas dagegen hat, damit ich ihm gebührend entgegentrete. — Wer hat etwas dagegen?

Niemand! Niemand! rief die ganze Verſammlung.

Ich ſage alſo, fuhr Haſenclever fort, wir malten dieſe verkannten Genies an die Wand, und ſiehe — ſie kommen. Hoffen wir, daß ſie noch oft kommen. Sie ſind Künſtler, Landsleute, Mitbürger. Hoch Lübke, hoch Winkler, hoch Hirtzfeld! Dreimal drei iſt neune!

Der Lärm, welcher dieſe Rede theilweiſe begleitet hatte und ihr in erhöhtem Maße beim Schluſſe folgte, war ungeheuer. Lübke, der ſich noch nie in einer ähnlichen Lage befunden hatte und deshalb auch nicht im Stande war, den Spott von dem Ernſt zu unterſcheiden, fühlte ſich in der That auf das höchſte geſchmeichelt und ſtieß freundlich bläſſernd mit all den alten und jungen Geſellen an, die ſich mit ihren Gläſern an ihn herandrängten. Der Flötenſpieler ſeufzte in den höchſten Tönen ſo freundlich als möglich, um die Herzen ſeiner Umgebung recht empfänglich für ſeinen künftigen Ruhm zu machen. Nur Winkler, der die zweifelhafte Redeweiſe des Redners ſchon öfter erprobt hatte, murmelte zwiſchen den Zähnen: Dummes Zeug! ohne indeß einen großen Kummer zu empfinden.

Lübke klopfte an ſein Glas.

Ueberall rief es: Ruhe, Lübke will reden!

Als endlich Ruhe erzwungen, in die hin und wieder noch das Kichern eines verhaltenen Mundes tönte, ſtotterte er folgende Rede in der reinſten weſtfäliſchen Mundart: Faſt muß ich mich ſchämen über die ſchönen und ſchmeichelhaften Lobſprüche, mit denen ich beſchert worden bin. Sie haben mich als Dichter hingeſtellt. Ja, ich bin ſtolz, ein deutſcher Schriftſteller zu ſein. Meine Gedichte ſind nicht mühſam zuſammengeſtoppelte, künſtlich gedrechſelte Arbeiten eines überbildeten Kopfes. Nein, es ſind ſprühende friſche Funken des Genies.

Gleichwol bin ich ein ſchlichter Mann, der ſchlecht und recht ſeinen Weg geht. Es iſt nicht ſchnöde Vornehmthuerei, daß ich nicht öfter zu Ihnen gekommen bin. Ich werde in der Folge ſchon öfter erſcheinen. Meine Geſundheit fordert es aber, daß ich um zehn Uhr zu Bett gehe. Wünſche allerſeits wohl zu ſchlafen!

Damit trank er ſein Glas aus, nahm ſeinen Hut und ging der Thür zu. Winkler und Hirtzfeld folgten.

Einige junge Künſtler riefen: Auf, bringen wir Lübke, den großen Dichter zur Ruhe!

Eine Menge der übermüthigen Geſellen ſtürmte aus der Thür. Man hörte ſie fern ein luſtiges Lied ſingen.

Herr Lübke und Conſorten würden ohne Zweifel noch lange der Gegenſtand der Geſpräche bei den Zurückgebliebenen geweſen ſein, wenn in die ziemlich geleerte Stube nicht eine neue unerwartete Erſcheinung getreten wäre.

Norbert Burgmüller! rief auf einmal Will, ein junger Mann, der mit Reinick und ſeinen Freunden die Sitze am Ecktiſch behalten hatte, ſprang auf und lag dem Freunde in den Armen.

Norbert Burgmüller — tönte es hier und da.

Der Eintretende nahm eine alte Mütze ab und wickelte ſich aus ſeinem großen blauen Mantel heraus. Ein ziemlich großer, ſchlank gewachſener junger Mann kam zum Vorſchein. Seine äußere Erſcheinung bot durchaus keine auffallenden Eigenſchaften. Im Gegenſatz zu einigen jungen Malern, die noch in der Runde ſaßen, erſchien er äußerſt einfach gekleidet. Er trug einen ſchlichten Rock nach dem Schnitte der damaligen

Mode, eine gewöhnliche Halsbinde und eine alltägliche Kopfbedeckung. Seine Bewegungen hatten etwas Loſes und Schüchternes, die Glieder hingen nicht recht ineinander, er ſchien derſelben ſogar nicht Meiſter zu ſein. Auch an ſeinem Kopfe bemerkte man keine hervorſtechenden Züge. War auch die Stirn hoch und frei, ſo fehlte es doch der flachen Naſe und dem dicken Munde an aller Zierlichkeit. Leider wurden die wirklich ſchönen blauen Augen, die tief in den Augenhöhlen gleichſam ſchwammen, wie dies oftmals bei Muſikern der Fall iſt, durch eine Brille bedeckt. Bei einem ſo nüchtern ausſehenden Menſchen konnte der überaus herzliche Empfang, der ihm von allen Seiten zu Theil wurde, mit Recht verwunderlich ſcheinen. Alles drängte ſich begrüßend an ihn.

Wie prächtig du ausſiehſt! rief Will, das Landleben hat dir gut gethan.

Wann biſt du angekommen? fragte Haſenclever.

Du haſt viele ſchönen Genüſſe verſäumt, meinte Robert Reinick.

Und wirſt noch viele haben! fügten die andern hinzu.

Burgmüller konnte erſt gar nicht zu Wort kommen. Dann erzählte er mit einer überaus wohlklingenden, ſanften Stimme, die wie ſein Auge ſofort zum Herzen ſprach, daß er eben erſt von Ehreshoven, dem Gute ſeines edeln Gönners und Beſchützers, des Grafen von Neſſelrode, ankomme, daß er der gräflichen Familie vorangegangen und vor wenig Augenblicken aus dem Poſtwagen geſtiegen ſei und den Weg zum Drachenfels genommen habe: denn ich dachte, ſo ſchloß er, daß ich die Vögel noch im Neſte finden würde.

Den toſenden und brauſenden Scenen des Abends folgten bald ſtille und gemüthliche Mittheilungen, durch welche Burgmüller, der ſeit September entfernt geweſen war, mit der Geſchichte der Stadt bekannt gemacht wurde. Man ſprach von der Eröffnung des Theaters unter Immermann und von den großartigen Leiſtungen, welche derſelbe bereits geliefert hatte. Auch die Ereigniſſe in der Schenke Zum Drachenfels wurden erörtert, bis zum heutigen Abend und dem Scherz, den man mit den verkannten Genies getrieben hatte, und deſſen verklingenden Lärm Burgmüller vor ſeinem Eintritt in das Haus in der Ferne vernommen hatte.

Aber nun ſagt mir doch, fragte Will, als die Unterhaltung an einem Ruhepunkte angekommen war, warum hat denn Reinick's Trinkſpruch auf Immermann ſo wenig Anklang gefunden?

Weil Immermann nicht beliebt iſt! riefen mehrere Stimmen.

Und warum iſt er nicht beliebt? forſchte der Fragende weiter. Iſt er nicht ein Mann, der unſerer Stadt, der Provinz und dem ganzen Vaterlande zur größten Ehre gereicht? Was er denkt und dichtet, iſt der höchſten Beachtung werth. Was er thut und ſchafft, und hier rede ich beſonders vom Theater, das übertrifft alles, was wir in Deutſchland kennen.

Aber er kann nicht mit den Menſchen umgehen, rief jetzt der Wirth, der ſich dem Tiſche genähert hatte. Zu uns Rheinländern paßt er nun gar nicht. Statt des

Abends vernünftig in der Kneipe zu hantieren, ſitzt er in den Theecirkeln. Statt mit Männern geht er mit Damen um oder mit männlichen Weſen, die auch nicht beſſer als Frauenzimmer ſind. Allen Reſpect vor dem Dichter und Bühnenlenker, aber er iſt und bleibt uns fremd, ein kalter Norddeutſcher.

Auch bei uns am Gerichtshofe mag man ihn nicht recht, ſprach jetzt ein Referendar. Er ſteht zu all ſeinen Collegen in einem kalten und kühlen Verhältniß. Rechtlich iſt er freilich im höchſten Grade, ſonſt aber ſteif und ſtarr. Wer hat ihn jemals einen Scherz machen hören? Er kommt und geht, ohne ein Wort mehr zu ſprechen, als er nöthig hat. Solange er hier wohnt, iſt er allen Mitgliedern des Gerichts fremd geblieben, bis auf diejenigen, die gleiche literariſche Intereſſen mit ihm haben. Mit Dichtern mag er leben können, mit andern Leuten kann er's nicht.

Davon weiß unſer Reinick ein Lied zu ſingen, ſprach ein Maler. Mich wundert es überhaupt, daß du ihm einen Toaſt ausgebracht haſt.

Willſt du wol ſchweigen, rief Reinick. Gerade in dieſem Augenblick, wo Immermann getadelt wird, paßt die Erzählung meiner Begegnung mit ihm durchaus nicht.

Aber die Geſchichte iſt doch höchſt bezeichnend und amuſant, rief der junge Mann, der eben auf Reinick hingedeutet hatte. Du ſollteſt nur immerhin den Bericht geben, denn jedermann weiß, daß du ein harmloſer und guter Menſch biſt, der keinem Inſekt ein Leid anthun kann.

So erzähle doch! tönte es in der Runde.

Reinick aber wollte ſich nicht bereden laſſen.

Nun ſo werde ich erzählen! rief der Maler, der zuerſt geſprochen hatte.

Dann will ich es doch lieber ſelbſt übernehmen, meinte Reinick, denn du möchteſt die Farben leicht etwas zu dick auftragen!

Bravo! ſchallte es rings, bravo!

Ihr wißt es alle, meine Freunde, begann nun der Dichter und Maler, daß ich mein Leben zwei Muſen gewidmet habe. Schon in meiner Kindheit, die ich in meiner Vaterſtadt Danzig verlebte, beſchäftigten die Poeſie und die Bildnerei meine jugendliche Phantaſie. Als ich die Schule durchmachte, wo die Dichtkunſt mir in den Werken der Alten und Neuen näher lag, ſehnte ich mich immer nach zeichnender Darſtellung, während ich ſpäter, als ich mich der Malerei gewidmet hatte und in Berlin bei Meiſter Begas in der Werkſtätte mit Pinſel und Palette wirthſchaftete, ſtets von einem geheimnißvollen Drang zur Poeſie hingetrieben wurde. Neben meinen bildneriſchen Entwürfen entſtanden meine kleinen Lieder. Ich ſuchte in gleicher Weiſe meinen Umgang bei Malern und Dichtern. So kam die Zeit, wo ich den Entſchluß faßte, nach Düſſeldorf überzuſiedeln. Natürlich war ich äußerſt geſpannt, jenen Künſtlerkreis kennen zu lernen, der ſich unter Schadow's Führung geſammelt hatte und mit ſeinen Werken, welche der romantiſchen Zeitrichtung folgten, ſich die allſeitigſte Anerkennung erwarb. Nicht minder aber freute ich mich auf Immermann's Bekanntſchaft, deſſen eigenthümliches, einſames und zähes Streden alle diejenigen in hohem Grade anzog, welche dem leiſen Gang ſeiner ſich ſtets mehr und mehr entwickelnden Dichtung Beachtung widmeten. So ſuchte ich mir denn eine Empfehlung an ihn zu verſchaffen, was mir auch mit Leichtigkeit in Berlin, wo meine Lieder gefallen hatten, gelang. Kaum hatte ich mich in Düſſeldorf eingerichtet, als ich mich auf den Weg nach Derendorf machte, wo der Dichter ja noch heute auf Kollenbach's Gut wohnt. Wer mich kennt, der wird mir glauben, daß ich nicht daran dachte, mich bei Immermann als Collegen geltend zu machen. Ja, ich war nicht im mindeſten der Anſicht, es könne eins meiner kleinen Lieder zu ſeinen Ohren gedrungen ſein. So führte ich mich denn harmlos und unbefangen bei ihm ein. Er empfing mich mit der größten Freundlichkeit, denn er war, was er allerdings nicht immer iſt, trefflich aufgelegt. Daß ich ſeine vorzüglichſten Werke kannte und darüber zu reden wußte, that ihm wohl. Noch mehr freute er ſich, als ich ihm erzählte, daß die befreundeten Kreiſe, die ich verlaſſen hatte, ſeiner dichteriſchen Thätigkeit mit der größten Theilnahme folgten. Wir kamen einen langen Abend lang, wo ich bei einem Glaſe Wein und kalter Küche in ſeiner Geſellſchaft blieb, aus einem Geſpräch in das andere. Ich fühlte mich ſo behaglich und zufrieden, daß ich mich kaum angenehmerer Stunden erinnere. So nahte die Mitternacht. Es war die höchſte Zeit zum Aufbrechen. Unterdeſſen hatte ſich aber das klare Wetter des Herbſttags in einen fürchterlichen Regen umgeſetzt. Das Waſſer ſtrömte in unendlichen Fluten vom Himmel herab. Es ſtand mir ein kaltes Bad von oben und ein

Schmutzbad von unten bevor. Ein Wagen war in dieſer Entfernung von der Stadt nicht zu haben. Aber Immermann wußte Rath. Bei der einſamen Lage ſeiner Wohnung war er gegen Sturm und Regen gerüſtet. Mit emſiger, heiterer Geſchäftigkeit holte er Regenſchirm und Regenmantel und überdies ein Paar gewaltiger Waſſerſtiefel herbei, und half mir, indem er mir auseinanderſetzte, wie oft er dieſen Apparat mit Nutzen gebraucht habe, meinen Anzug vollenden. Dabei erfreute er ſich des ſeltſamen Ausſehens ſeines Gaſtes mit lautem Gelächter. Wir nahmen den freundlichſten Abſchied. Ich ging in die dunkle Regenwelt hinaus und kam ſo unbeſchädigt und warm zu Hauſe an, ja, ich fühlte mich ſo eingenommen von dem Dichter und ſo angeregt von ſeiner heitern Art und Weiſe, daß ich mich noch in derſelben Nacht hinſetzte und einige Verſe in der Art des Tulifäntchen niederſchrieb, die ich ihm als Dank mit den Waſſerſtiefeln und den ſonſtigen Schutzkleidern am andern Morgen zurückzuſenden gedachte. In der folgenden Frühe feilte ich noch etwas an meinem Machwerk herum, ſchrieb es ſauber ab und ſchickte den Brief mit den geliehenen Sachen an den Dichter ab. Seiner Einladung folgend, wiederholte ich auch bald meinen Beſuch, fand ihn aber mehreremal nicht zu Hauſe. Als wir uns ſpäter in einer Geſellſchaft wiederfanden, wo ich ihn zu begrüßen eilte, war er auffallend kühl gegen mich. Es ſchien faſt, als erinnere er ſich meiner kaum. Von meinem poetiſchen Scherze war gar nicht die Rede. Ich konnte ſeitdem nicht mehr auf einen guten Fuß mit ihm kommen.

Reinick ſchwieg; der junge Maler aber fügte hinzu: Weil er es für eine Anmaßung hielt, daß du dich durch die Zuſendung des Gedichts als einen Geiſtesgenoſſen zu erkennen gabſt.

Ich lege es ihm nicht ſo übel aus, ſprach der ſanfte Reinick. Man darf die Menſchen nicht gleich ſo ſchlimm beurtheilen. Wer weiß, was er für Gründe hatte!

Ja, wenn er immer Gründe hätte! meinte nun der Maler. Mit den Genoſſen unſerer Gilde ſteht er aber auch nicht auf dem beſten Fuße. Als die junge Schule ſich bildete, da war freilich alles Ein Glanz und Eine Herrlichkeit. Immermann kam mit unſern Leuten alle Tage zuſammen. Es gab Vorleſungen, Bühnenſpiele und Partien ohne Ende. Zwiſchen dem Dichter und den Malern war Ein Herz und Eine Seele. Wie iſt das nun anders geworden! Die Künſtler haben ihm wahrhaftig nichts zu Leide gethan. Trotzdem drückt er ſich offenkundig über die Richtung unſerer Kunſt und über die Talente ziemlich geringſchätzig aus. Zuvorkommend iſt er ſelbſt nicht gegen die genialen Vertreter der Malerei. So ſind ihm denn auch faſt alle entfremdet. Nur einer oder zwei laufen noch mitunter nach Derendorf. Dieſe aber vergehen charakterlos in blauer Bewunderung vor dem Poeten, der doch auch ſeine Fehler hat, der ſich aber für unfehlbarer hält als der Papſt zu Rom.

In der That ſcheint mir viel Wahres an dieſer Schilderung, nahm Wilhelm St., ein junger Muſiker, das Wort. Zu unſerer Kunſt und ihren Jüngern verhält er ſich auch ziemlich ablehnend. Er läßt oft genug durchblicken, daß er die Tonkunſt nur für eine untergeordnete Gattung hält. Selbſt mit unſerm Felix Mendelsſohn, um deſſentwillen wir, ſeine Schüler, hier ſind, damit wir ſeine Lehre und ſein Beiſpiel nutzen, ſteht er nicht mehr, wie er geſtanden hat. Wenn mich nicht alle Anzeichen trügen, ſo ſteht eine Kataſtrophe bevor.

Von verſchiedenen Seiten erhoben ſich Fragen, was denn eigentlich vorgehe. Der junge Mann war aber nicht zu bewegen, mehr zu ſagen, als ihm ſchon unvorſichtigerweiſe aus dem Munde entflogen war.

Was habt ihr Burſche da zuſammengeſchwatzt, nahm Burgmüller das Wort, als eine Pauſe eintrat. Man ſollte faſt glauben, wir befänden uns in einer Klatſchgeſellſchaft. Es zeigt ſich hier wieder das alte Elend, daß jedermann jedermann gerade ſo zugeſchnitten haben will, wie er ſelbſt iſt. Unſer luſtiger Wirth wünſcht in Immermann einen rheiniſchen Schenkbruder zu begrüßen. Die Beamten wollen ihn als einen Beamten vom reinſten Waſſer. Die Maler möchten einen Kenner von jedem Pinſelſtrich und jeder Farbenmiſchung aus ihm machen. Die Muſiker ſtellen die Forderung, daß er ein Tonkünſtler und Generalbaßkenner ſei. Aber der Mann muß doch vor allem Mann ſein. Immermann iſt immer Mann. Daß er ſo feſt in ſich gerundet und gefertigt daſteht, das gilt mir gerade als ein höchſtes Lob für ihn. Vor allen Dingen geht er dem Ziele nach, das er ſich erkoren hat. Er dichtet, und er dichtet gut. Er macht auf dem Theater die Dichtungen der größten Meiſter volksthümlich, und er thut es gut. Er iſt ein

Beamter, und er macht ſeine Sache gut. Alſo doppelt und dreifach gut. Wer aber nach ſo vielen Richtungen hin ſchafft, und gut ſchafft, der hat wahrhaftig keine Zeit an Hans und Kunz zu verzetteln. Er kann nicht in der Schenke lungern, nicht mit den Collegen auf dem Gericht ſaalbadern, nicht mit Malern über Farben und Skizzirungen faſeln und nicht mit den Muſikern in die Tiefen des Contrapunkts hinabſteigen. Solche Forderungen ſind ja reiner Unſinn. Wer ewig mit andern hantiert und haſelirt, der wird in ſich nie fertig. Immermann iſt aber in ſich fertig. Er verdankt dieſe Fertigkeit ſich ſelbſt. Und ein fertiger Mann darf über jeden andern Zweig des Lebens, wozu ich auch die Künſte zähle, ein ſtrenges, ſcharfes Urtheil fällen. Nur ein Hans Narr wird es übel nehmen, wenn er als Dichter die Dichtkunſt am höchſten hält. Ihr Maler haltet die bildende Kunſt der Poeſie ebenbürtig. Wir Muſiker ſind in gleichem Falle mit der Tonkunſt. Ich denke, alle Künſte haben daſſelbe Recht an das Daſein in dieſer Welt, die ſie verſchönen und verherrlichen. Damit baſta! Werdet nur keine Philiſter und laßt nur den Dichter zu Derendorf in ſeiner männlichen, zähen, ſtarken Abgeſchloſſenheit. Ich wiederhole es, der Immermann iſt immer Mann.

Dieſe Worte ſchlugen durch, denn ſie vertheidigten das Recht der Individualität. Reinick und Will ſtimmten lebhaft bei. Die andern, welche ſich gegen Immermann ausgeſprochen hatten, ſaßen in einiger Verlegenheit da. Unterdeſſen ſchlug es Mitternacht auf der Wanduhr im Gaſtzimmer.

Es iſt Zeit zum Nachhauſegehen! ſprach Burgmüller. Auch bin ich gehörig müde, denn ich habe den ganzen Tag im Poſtwagen geſeſſen.

Die Geſellſchaft brach auf und ging vor der Thür nach verſchiedenen Richtungen auseinander.

Will begleitete Burgmüller und ſprach ihm aufs neue ſeine Freude über ſein gutes Ausſehen aus. Ohne Zweifel, fügte er hinzu, bringſt du auch einige neue Compoſitionen mit?

Ich denke, antwortete der Freund, indem er dem Genoſſen die Hand gab, die beſte, welche ich jemals gemacht habe. Rath' einmal!

Sind es Lieder? fragte Will.

Nein!

Eine Sonate?

Auch nicht.

Ein Quartett?

Noch weniger, du mußt höher hinaus.

Vielleicht gar eine Symphonie!

Ja, es iſt ein ſymphoniſches Werk, ſprach Burgmüller mit auffallender innerer Bewegung. Ich hoffe, ein Werk für Zeit und Ewigkeit.

Du redeſt ja merkwürdig geheimnißvoll von deiner Arbeit, ſagte der Freund.

Nun, ſo höre denn, rief der junge Muſiker, ich habe mich verlobt.

Und mit wem? fragte Will.

Mit Joſephine Collin!

So gratulire ich.

Die Freunde umarmten ſich.

Das Nähere morgen. Um elf Uhr bin ich an deinem älterlichen Hauſe, um dir zu erzählen.

Dann eilte er raſch von dannen durch die nächtlichen Straßen, in denen hier und dort die Laternen ſchon erloſchen waren.

Drittes Kapitel.

Zwiſchen Burgmüller und Will, welcher ſich den Studien widmete und allen Künſten mit begeiſterter Liebe zugethan war, herrſchte ſeit einiger Zeit ein inniges Freundſchaftsverhältniß. Der junge Componiſt gab in dem älterlichen Hauſe des Studenten Unterricht und war auch zu jeder andern Stunde in demſelben ein gern geſehener Gaſt. Gleichviel, ob er am frühen Morgen, am Nachmittage oder am ſpäten Abend kam, er fand immer willkommene Aufnahme bei den Aeltern und Geſchwiſtern des jungen Mannes, der ſich, verhältnißmäßig viel jünger als der Componiſt, demſelben mit einem Gefühle von hingebender Freundſchaft näherte, welche der ältere Muſiker um ſo lieber annahm, als ſie beide das gemeinſchaftliche Ziel künſtleriſcher Begeiſterung vor Augen hatten, und als ſich in ihren Empfindungen und Anſchauungen viele Einigungspunkte zeigten. So beſaß Burgmüller denn in dieſem Hauſe gewiſſermaßen eine zweite Heimat. Wenn er ſeinen Unterricht ertheilt hatte, blieb er oft lange Stunden auf dem Sofa des Familienzimmers ſitzen, plaudernd, ſchweigend, träumend, leſend, ſinnend und denkend, während die Hausgenoſſen ſich gerade ſo viel um ihn kümmerten, als es ihre Beſchäftigungen erlaubten. Mochte es dann oft laut, und bald ſtill in der Stube ſein, der Künſtler fühlte eben in dieſem bequemen und uneingeengten Sichgehenlaſſen ſein Behagen. Er war oft kränklich, faſt immer ſchwächlich, durch Arbeiten, wenn er ſie ernſtlich vornahm, ſtets abgeſpannt. Man kannte ihn aber in Will's Hauſe und ließ ihn freier gewähren als anderwärts. Es war ihm wohl, daß er ſich keinen Zwang anzuthun brauchte, und er belohnte die Nachſicht, die man ihm ſchenkte, mit der aufrichtigſten Zuneigung.

Als der Muſiker ſich am andern Tage bei Will eingefunden und ſeinen gewohnten Platz auf dem Sofa eingenommen hatte, und als er darauf von den verſchiedenen Mitgliedern der befreundeten Familie begrüßt und über ſein gutes, geſundes Ausſehen mit Herzlichkeit beglückwünſcht worden war, ſtrahlte ſein ganzes Weſen von einer Zufriedenheit und einem Vergnügen, wie man es ſonſt niemals an ihm wahrgenommen haben wollte. Man fragte ihn neckiſch, wo denn der gewohnte melancholiſche Zug ſeines Geſichts geblieben ſei, und ſprach die Hoffnung aus, daß er nun auch einmal heitere Lieder componiren werde. Als er vollends ſein Geheimniß verrathen, welches Will den Seinigen verſchwiegen hatte, da war des Jubels kein Ende. Er wurde zum Erzählen gedrängt, und er erzählte.

So ſchilderte er mit einer ungewohnten Lebendigkeit den Landſitz ſeines gräflichen Gönners. Das Schloß

Ehreshoven, das in dem ſchönen, grünen Waldthale der Agger liegt und ſeine hohen Thürme und Mauern in einem breiten Weiher ſpiegelt, tauchte, an den waldigen Berg gelehnt und umgeben von weiten Gärten, vor den Blicken der Zuhörer auf. Der treffliche Graf, der ein freiſinniger Freund der Kunſt war und namentlich die Muſik ſchätzte, wurde, umgeben von ſeinen ſchönen Kindern, gemalt. Auch die andern Hausgenoſſen, der Lehrer, der Geiſtliche und der Rentmeiſter, die mannichfache humoriſtiſche Seiten boten, mußten herhalten. Dann ſchonte Burgmüller auch ſeiner, des Muſikmeiſters, nicht, als einer komiſchen Figur, die meiſt melancholiſch, mundfaul, ſchweigſam, düſter, weder das rechte Wort zu finden, noch die rechte Bewegung zu machen wiſſe, da ihm jedes Compliment zu einer Grobheit und jeder Kratzfuß ſchier zu einem Fall auf die Naſe werde, wenn er ſich in einer Umgebung befinde, in der er ſich zuſammennehmen müſſe. Trotz all ſeiner Ungeſchicklichkeit habe dennoch die kleine franzöſiſche Gouvernante mit ihren ſchwarzen, durchdringenden Augen bemerkt, daß er ſie gern ſehe. Sie ſei ſogar durch all ſein täppiſches Weſen, das ſich in ihrer Gegenwart noch unbeholfener geſtaltet habe, nicht abgeſchreckt worden, ſeine Geſellſchaft aufzuſuchen, und habe ihm überdies noch franzöſiſchen Unterricht gegeben. In ihrer freundlichen Heiterkeit ſei ſie ihm, der doch ſchon ſo manches Trübe und Düſtere erlebt habe, ein wahrer Augen- und Herzenstroſt geworden. Die franzöſiſchen Stunden wären denn auch immer erfolgreicher und belebter geworden. Er habe aimer conjugiren gelernt, dann ſei er zum embrasser übergegangen, und den Schluß habe lancer gemacht. Damit ſei vorläufig der Unterricht geſchloſſen worden, um ſobald wie möglich wieder mit marier zu beginnen.

Alle Anweſenden freuten ſich ſeines guten Humors und ſtanden in hellem Gelächter in der Stube, als plötzlich der junge Muſiker Wilhelm St. mit aufgeregtem Geſichte in die Stube trat und laut ausrief: Da haben wir die Beſcherung! Mendelsſohn hat ſich mit Immermann überworfen! Er iſt von der Direction der Oper zurückgetreten.

Schade, jammerſchade! ſagte Burgmüller.

Daß doch die hoffnungsvollſten Unternehmungen gleich im Anfang ſcheitern! meinten die andern.

Aber wie iſt das denn hergegangen? fragte Will.

Wollen wir nicht ſelbſt zu Mendelsſohn hingehen und ihn fragen? ſchlug Wilhelm St. vor. Ich gehöre zu ſeinen Schülern und bin ihm einen Beſuch ſchuldig. Auch die andern Freunde wollen ihn heute ihrer Theilnahme verſichern, da müßt ihr auch mit. Alſo wenn es beliebt, ſo kommt.

Burgmüller und Will waren gleich entſchloſſen, der Einladung zu folgen. So machten ſich die drei jungen Leute gemeinſam auf den Weg zu Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der damals auf dem Steinweg im Hauſe des Directors Schadow wohnte.

Dort angelangt, fanden ſie die ganze Stube voll von ältern und jüngern Verehrern des Meiſters, denen der Ruf von dem plötzlichen Ereigniß zu Ohren gekommen war und die ſich beeilten, dem verehrten Manne ihre Theilnahme an den Tag zu legen. Außer ſeinen Schülern hatten ſich auch viele Maler und Männer aus andern Kreiſen eingefunden. Der junge Muſikdirector aber, dem der Beſuch galt, war ſelbſt nicht zugegen. Da indeß der Bediente meinte, ſein Herr werde ſehr bald von ſeinem Spaziergange zurückkehren, ſo wollte keiner ſcheiden, ohne ihn an einem ſo denkwürdigen Tage begrüßt zu haben.

Mendelsſohn lebte und wirkte nun ſchon ſeit 1833 in der ſchönen Gartenſtadt. Wer die Ufer des Rheines kennt, der hat auch ſicherlich die Erfahrung gemacht, daß in dem Volksſtamm, welcher ſie bewohnt, eine unzweifelhafte muſikaliſche Begabung lebt. Es gibt ſchwerlich einen Strich in Deutſchland, wo mehr geſungen wird. Nach vollbrachtem Tagewerk iſt noch jede Kehle, ſo müde die Glieder auch ſein mögen, zum Geſang aufgelegt. Nirgendwo haben die alten deutſchen Volkslieder in ſolcher Fülle und Verſchiedenheit ihre alte Macht über die Seelen bewahrt wie in dieſen geſegneten Ländern. Durchzieht man abends die Märkte und Straßen der Städte oder die Wege der Dörfer, ſo hört man ſie in vollen Chören ertönen. Sie klingen in den Schenken, wo die Männer zuſammenſitzen, und in den Spinnſtuben, wo die Mädchen ſich mit ihren Rocken und Rädern verſammeln. Der Bauer ſingt hinter dem einſamen Pflug, der Holzhauer im Walde, der Winzer im Weinberg, der Handwerksburſche auf der Landſtraße, der Schiffer auf dem Strome. Wie iſt es alſo anders möglich, als daß ſich die Liebe für muſikaliſche Unterhaltung auch in den gebildeten Ständen wiederfindet? Seitdem die Pflege der Muſik überhaupt eine regelrechte und faſt wiſſenſchaftliche Richtung im ganzen Vaterlande genommen hat, ſchenkten ihr die Bewohner des Rheines ihre beſondere Aufmerkſamkeit. In allen Städten bildeten ſich Geſang- und Muſikvereine, welche die lebendigſte Theilnahme fanden. Selbſt die Söhne und Töchter der erſten Familien rechneten es ſich zur Ehre an, in gemeinſamen Aufführungen mitzuwirken. Und dann entſtanden auch jene großen Muſikfeſte, zu welchen ſich namentlich die großen Städte des Niederrheines vereinigten. Zu der Zeit, wo man wie der Dichter ſagen konnte:

> Pfingſten, das liebliche Feſt, war gekommen,

da begannen die Muſikfreunde aus Köln, Aachen, Düſſeldorf und Elberfeld ihre Wanderungen, denen ſich die kleinern Städte anſchloſſen, und kamen in einem dieſer Vororte zuſammen. Chöre und Orcheſter zählten nach Hunderten in den größten Sälen, die man auftreiben konnte, oder auch in den Theatern. Patriarchaliſche Gaſtfreundſchaft brachte die Pfleger der Tonkunſt in der freundlichſten Weiſe unter. An der Spitze der Aufführungen aber erblickte man die größten Meiſter des Vaterlandes: Spohr aus Kaſſel, Schneider aus Deſſau, Ries aus Bonn. Die lauſchenden Gäſte waren unzählbar. Mochte man auch an andern Orten, wo die Muſik mit bezahlten Kräften ausgeübt wird, feinere und gefeiltere Leiſtungen hören, die Kraft, die Fülle, die Begeiſterung, die bei den rheiniſchen Muſikfeſten herrſchten, und der brauſende Jubel, mit dem ſie vom Publikum aufgenommen wurden, wieſen nicht ihresgleichen auf.

Düſſeldorf hatte ſich ſchon ſeit langen Jahren einen wohlverdienten Ruf bei dieſen großen Muſikfeſten errungen. Seitdem der alte Burgmüller, Norbert's Vater, den Grund zu einer geregelten muſikaliſchen Bildung gelegt, war der Eifer für die Tonkunſt ſtets im umfangreichſten Sinne thätig geweſen. Die vielen Annehmlichkeiten, welche die ſchöne freie Stadt mit den umgebenden Gärten, Parks und Teichen bot, und die durch eine ungemeine Heiterkeit und Leichtigkeit des Lebens der Bewohnerſchaft erhöht wurden, machten die Pfingſttage, wenn ſie nach je vier Jahren wieder an dieſem Orte gefeiert wurden, beſonders anmuthig. Nun war auch ſeit dem Jahre 1826, in welchem Schadow mit ſeiner jungen Künſtlerſchar einzog, ein neuer Kreis entſtanden, welcher dem Leben friſche Reize verlieh. Ueberdies hatte die Poeſie, die ſeit den Zeiten Jacobi's keinen Sammelplatz am Rhein mehr gehabt, in Karl Immermann einen gewaltigen, wenn auch einſamen Pfleger erhalten. Unter dieſen Verhältniſſen kam Felix Mendelsſohn auf einer Reiſe nach Paris zum Beſuch in die rheiniſche Kunſtſtadt. Er war von Berlin aus mit Schadow und einigen ſeiner Schüler befreundet. Die Bekanntſchaft mit Immermann wurde angeknüpft. Man ſprach von einer Oper, die man gemeinſam bearbeiten wollte. In der Ferne wurde auf Theaterprojecte hingedeutet. Es gefiel dem jungen Componiſten, deſſen Stern eben im Aufgehen war, in dieſem jungen friſchen Weben und Streben. Als er Abſchied genommen hatte, behielten ihn die alten und neuen Freunde im Auge. Die Stadt entbehrte gerade eines Muſikdirectors. Man lenkte die Aufmerkſamkeit auf den talentvollen jungen Mann, der ſich als Componiſt und Klavierſpieler einen Namen im ganzen Vaterlande gemacht und der als Dirigent einer kleinen Kapelle in ſeinem reichen älterlichen Hauſe das unverkennbarſte Talent als Orcheſter- und Chorleiter an den Tag gelegt hatte. Es wurde erſt in Düſſeldorf hin und her verhandelt. Als ein Beſchluß feſtſtand, ſchrieb man an Mendelsſohn, der ſich alsbald bereit erklärte und nach Jahr und Tag als Muſikdirector in Düſſeldorf einzog.

Er fand indeß mehr Arbeit, als er erwartet hatte. Statt der geregelten und ſaubern Verhältniſſe, an die er in dem Privatkreiſe ſeines älterlichen Hauſes gewohnt war, ſtieß er namentlich im Orcheſter auf eine verwilderte Bande, in welcher ſeit des alten Burgmüller Tode alle Zucht und Ordnung abhanden gekommen war und in welcher alſo jeder auf ſeine Fauſt eigenen und perſönlichen Gelüſten nachging. Mit dem Chor, der aus beſſern und gebildetern Elementen zuſammengeſetzt war, hatte er dagegen nicht die geringſte Noth. Gleichwol ſtellte es ſich als kein leichtes Werk dar, alle Köpfe unter Einen Hut zu bringen. Die erſten Concerte machten ihm eine namenloſe Mühe. Erſt als die verſchiedenen Leute, welche mithelfen mußten, Freude am Gelingen des Unternehmens und Achtung vor dem unermüdlichen Fleiße ihres Leiters empfanden, kam die Sache in ein beſſeres Gleis. Eine entſchiedene Genugthuung aber ſollte Mendelsſohn in der begeiſterten Aufnahme des Publikums finden, das nach einer langen Oede wieder wirkliche Muſik hörte und ihm ſeine Dankbarkeit in dem hellſten Beifalle zeigte. Zu dieſen Geſchäften war nun in der letzten Zeit noch die Leitung der Oper bei dem neuen Theaterunternehmen gekommen. Auf beſonderes Dringen Immermann's, der die halbe Hoffnung des Gelingens in den jungen Freund ſetzte, hatte er auch dieſe ſchwierige und zeitraubende Beſchäftigung über ſich genommen.

Felix Mendelsſohn-Bartholdy war damals im wahren Sinne des Worts ein Liebling der ganzen Stadt Düſſeldorf. Wenn er auch ſeine Neider hatte, ſo ſtanden dieſe doch zu ſehr im Hintergrunde, als daß ſie auf irgendeinige Geltung Anſpruch machen konnten. Der leuchtende Ruhm, der ihn ſchon in ſo jungen Jahren ſchmückte, denn er zählte erſt eben dreiundzwanzig, mußte jedermann in die Augen ſtechen. Dazu kam die ſeltene und zähe Kraft, mit welcher der junge Componiſt, ſeine Plane verfolgend, nie das Ziel aus den Augen ließ und die ſchwierigſten Dinge erreichte. Aber auch in ſeinem perſönlichen Verhalten entwickelte er eine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit. Im geſelligen Verkehr war er ſtets munter, beweglich, geiſtreich, zuvorkommend gegen alle Leute, mit denen er zuſammentraf. Seine umfangreiche Bildung erſchien dabei im Kleide der Beſcheidenheit. Da er zugleich gern mit den Menſchen zuſammenkam, ſo diente er jeder Geſellſchaft, in welcher er erſchien, zur Zierde und zum Schmuck. Er gab überall mehr, als er nahm. Er regte an und belebte. Zugleich hatte die Natur ihm ein glückliches Aeußeres gegeben. War ſeine Geſtalt auch nicht imponirend, ſo machte ſein geiſtvoller, von dunkeln Locken umgebener Kopf und ſein höchſt bewegliches Geſicht mit den ſchönen braunen Augen doch den Eindruck, daß er einem bevorzugten Weſen angehöre. Beſonders anmuthend war er am Dirigentenpulte, wenn er ſeine Concerte einſtudirte, noch anmuthender, wenn er vor dem Flügel ſaß und ſein tiefes prächtiges Spiel entrollte, am anmuthendſten aber faſt für ſeinen engern Freundeskreis, wenn er ſcherzte und plauderte. Daß er zugleich von einer reichen und angeſehenen Familie abſtammte und ſich gehäbiger und geordneter Vermögensverhältniſſe erfreute, diente ihm neben all ſeinen andern Eigenſchaften noch zum beſondern Vorzug, der namentlich von den Vätern und Müttern heirathsluſtiger Töchter beachtet und geſchätzt wurde.

So war es denn kein Wunder, daß ſich an dieſem Morgen eine große Menge von Freunden und Verehrern bei ihm eingefunden hatte. Es dauerte auch nicht lange, daß Mendelsſohn eintrat. Jeder drängte ſich heran, um zu fragen, ſich zu überzeugen, zu tröſten, wobei freilich viele ungeſchickte Worte zum Vorſchein kamen.

Der Angeredete aber, deſſen Angeſicht durchaus fröhlich und heiter war, wunderte ſich nicht wenig über ſo viele unnöthige Beſorgniſſe. Als er nach allen Seiten hin ſeinen herzlichen Dank für die allgemeine Theilnahme ausgeſprochen hatte, gab er die Erklärung ab, daß er allerdings die Direction niedergelegt habe. Mit Immermann, fuhr er fort, bin ich aber keineswegs in Zwiſt gerathen, wenn es auch wahr iſt, daß in Betreff der Aufführungen, die der eine beſchränkt, der andere vervielfacht, und wegen der Proben, die einer vermehrt und der andere vermindert haben wollte, Worte gewech ſelt worden ſind. So viel iſt aber gewiß, daß er mir in der Hauptſache nichts zu Leide gethan hat. In gleicher Weiſe hoffe ich, daß er ſich nicht durch mich beleidigt fühlt. Das Wahre an der Sache iſt, daß mir die Arbeit über den Kopf wuchs. Jedermann weiß, wie viel ich mit den Concerten zu thun habe. Allerdings wurde ich in einem ſchwachen Augenblick zu dem Verſprechen hingeriſſen, die hauptſächlichſten Opern zu leiten, weil meine Freunde mich dazu drängten. Nun bin ich aber zu der Einſicht gelangt, daß ich mehr verſprochen habe, als ich leiſten kann. Ich verliere mich und meine Compoſitionen über all dem Schaffen und Wirken in der Außenwelt. Da nun auch mein Freund Julius Rietz, den wir für die Direction der Oper im allgemeinen von Berlin berufen haben, ſich überaus wacker und tüchtig erweiſt, wie ich es nicht anders erwartete, und da ich alſo durchaus überflüſſig geworden bin, ſo hielt ich es für an der Zeit, mich zurückzuziehen, um an meinem Oratorium Paulus zu arbeiten. Ein Künſtler, der etwas vor ſich bringen will, darf ſich eben nicht zu ſehr zerſtreuen. Ich habe bisjetzt noch zu wenig geleiſtet. Mit meinen Liedern und Klavierſtücken iſt erſt der Weg zu einzelnen Herzen gebahnt. Mit meinem neuen Werke hoffe ich mir das Volk zu gewinnen, ſo Gott will.

Die Freunde ſchienen durch dieſe Erklärungen beruhigt. Die einen ſprachen zwar ihr Bedauern darüber aus, daß der Componiſt jetzt künftig dem Theater fehlen werde, die andern aber hegten die Hoffnung, daß dieſer Verluſt durch die künftigen Schöpfungen des

Meiſters, der nun ungeſtörter arbeiten könne, reichlich aufgewogen würde. Dann entfernte ſich der eine nach dem andern.

Burgmüller, der in Kreiſen, in denen er nicht ganz und gar bekannt war, ſeine angeborene Scheuheit nicht abzulegen vermochte und ſich deshalb auch beſcheiden in der Ferne gehalten hatte, war mit Will der letzte, welcher das Zimmer verließ. Erſt jetzt wurde Mendelsſohn ſeiner gewahr. Er grüßte den Collegen mit herzlichſter Zuthunlichkeit und ſprach, indem er ihn mit dem Freunde zurückhielt, ſeine Freude über Burgmüller's Heimkehr vom Lande und das gute Ausſehen, das er ſich fern von der Unruhe der Stadt erlangt habe, aus. Dann pries er den jungen Mann glücklich, daß er, durch kein Amt gefeſſelt und eingeengt, in freier ſchöner Muße ſeinem künſtleriſchen Dichten und Trachten nachgehen könne und fern von jenen Wirren lebe, in welche er ihn ſelber noch ſoeben verſtrickt geſehen habe. Mendelsſohn erſchien in allen ſeinen Worten ſo offen und gerad, daß an ſeiner Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln war.

Mendelsſohn meint es gewiß gut, ſprach Burgmüller zu ſeinem Freunde, als ſie Abſchied von dem jungen, vom Glück begünſtigten Meiſter genommen hatten und ſich auf der Straße befanden, aber er hat ſchon gut reden, denn er iſt nicht allein ein Günſtling der Götter, er iſt auch reich. Wie bitter das Stundengeben unſereinem wird, weiß er nicht. Gleichviel, ich wünſche ihm alles Glück, denn er verdient es wegen ſeines Talents und ſeiner Herzensgüte. Gottlob, daß der Neid in meiner Seele ein fremder Gaſt iſt!

Ich verſtehe dich nicht recht, ſagte Will.

Nun, ſo wiſſe denn, lautete die Antwort, Mendelsſohn nimmt die Stelle ein, welche ich ſelber einſt anzutreten hoffte.

Das haſt du mir ja nie erzählt, meinte der Freund voller Verwunderung. Freilich, das Reden war nie deine ſtarke Seite.

So iſt es, ſprach der junge Muſiker ſeufzend.

So rede doch jetzt zu mir, ermunterte ihn Will.

Ach! ich bin ein rechter Taps geweſen, lächelte dann Burgmüller. Als ich meine Lehre in Kaſſel vollendet hatte, kam ich mit den beſten Hoffnungen in die Heimat zurück. Seit dem Tode meines Vaters war die Muſikdirectorſtelle unbeſetzt geblieben. Was durfte ich mir Beſſeres wünſchen, als einen Platz einzunehmen, den ein ſo geliebter und verehrter Mann innegehabt hatte? Aber zum Reden konnte ich mich nicht entſchließen, viel weniger zum Handeln. Meine Freunde und Gönner ahnten vielleicht meine Wünſche und öffneten mir den Weg in die Oeffentlichkeit. Sie ordneten eine Aufführung an, in der ich vor das Publikum treten ſollte. Ich ſollte mein Klavierconcert ſpielen. Ort und Zeit wurden anberaumt, alle muſikaliſchen Kräfte der Stadt waren aufgeboten. Vor der erſten Probe ging ich mit mehreren Mitwirkenden in den grünen Laubgängen des Becker'ſchen*) Gartens, wo das Concert ſtattfinden ſollte, ſpazieren. Ich dachte nicht anders, als daß die Direction mir zufallen würde, hatte aber wieder, wie immer, den Mund gehalten. Und nun kommt das Komiſche von der Sache. Der alte Kreuzer, der ein tüchtiger Geiger war und den ich ſchon im Geiſte als Leiter der erſten Geige am Pult ſitzen ſah, brach plötzlich einen Aſt von einem Baume, den er ſich ſofort zum Dirigentenſtabe umformte, denn er wollte, da er ſonſt auch wol das Orcheſter führte, das ſüße Recht der Herrſchaft nicht verlieren. Ich war in dem entſcheidenden Augenblick zu blöde, um zu ſprechen, und ſchwieg, damit der gute Fortgang der Sache nicht geſtört werde. Bei einer andern Gelegenheit ging es mir nicht beſſer. Unter dem Mäcenat des Regierungsaſſeſſors von W., der zugleich unſer Tenoriſt war, ſollte eine Liedertafel gegründet werden. Ich dachte nicht anders, als daß man mich zum Dirigenten wählen werde, zumal da keine andere paſſende Perſönlichkeit vorhanden war. In der That hatte man auch nur von mir geſprochen. Nun traf ich in dieſer Zeit einmal mit dem Mäcen zuſammen. Er erwartete, daß ich ihm von der Sache reden werde. Aber wiederum wollte mir das Wort nicht über die Lippen. Mein Schweigen brachte ihn auf, und als die entſcheidende Wahl ſtattfand, meinte er, ich ſei zu jung und blöde und ermangele der Kraft, die eine ſolche Stellung erfordere. Kurz, man nahm einen andern Dirigenten. Im Geſangverein traf mich ſpäter daſſelbe Geſchick. Ich pflegte dieſe Geſellſchaft, die wöchentlich in ihrem alten gutgemeinten Schlendrian fortgeführt wurde, fleißig zu beſuchen und im Baß mitzuſingen. Beſondere Umſtände hinderten eines Tages unſern Dirigenten, der, wie du weißt, ein Dilettant war, zu erſcheinen. Die Mitglieder hatten ſich indeß verſammelt, und man wollte nicht gern unverrichteter Sache auseinander gehen. Außer mir war niemand im Stande, den Platz am Flügel auszufüllen. Man bat mich um dieſe Gefälligkeit, die ich gern übernahm. Ein Händel'ſches Oratorium wurde aufgelegt, und wir gaben uns friſch ans Werk. Du weißt, wie verſchieden die muſikaliſchen Tempos in dieſen Werken genommen werden. In Düſſeldorf neigte man zu einer allzu großen Eile. Ich nahm ſie in jenem gewichtigen Sinne der Alten, der uns durch Tradition überkommen iſt. Man hatte die Chöre aber ſchon verſchiedene male geſungen und erſtaunte über die Langſamkeit des Taktes. Beſonders unſer Aſſeſſor-Tenoriſt, der ſich gern wichtig machte, ſuchte ſich durch raſches Aufſtampfen mit den Füßen bemerklich zu machen und mich am Piano in eine ſchnellere Bewegung zu bringen. Seine Bemühungen ſcheiterten aber an meinem entſchiedenen Feſthalten an dem angefangenen Zeitmaß. Der Aſſeſſor aber, deſſen Ehr- und Eigengefühl höchſt beleidigt war, gehörte zum Vorſtand des Vereins, und wenn er mir auch anfangs beifällig zugelächelt hatte, ſo durfte ich doch nicht daran denken, die Direction weiter zu behalten. Leider war ich auch hier wieder zu blöde, um meine Anſichten zu erklären. O über dieſe unſinnige Schweigſamkeit! Sie läßt mich allen Leuten, die mich nicht kennen, als einen Taps erſcheinen. Sie hat mir meine Stellung ganz und gar verdorben. Ich bin durch ſie um alle Hoffnungen gekommen.

---

*) Jetzt Geisler's Garten.

Hoffentlich wird dich die Liebe und Joſephine ſowie die Sorge, die du ihrer und deiner Zukunft ſchuldig biſt, zum Reden bringen, tröſtete der Freund.

Das wolle Gott! ſprach Burgmüller.

Sind das nicht die Wagen deines Grafen? fragte Will, plötzlich aufſehend.

Wirklich flogen zwei ſchwere Reiſewagen, von Extrapoſtpferden gezogen, raſſelnd über das Pflaſter. Im erſten erblickte man die würdige Geſtalt eines großen ſtarken Mannes mit einer verſchleierten Dame. Im zweiten ſaßen Kinder und zwei junge Mädchen, von denen eine kleine ſchwarzäugige Brünette mit dem Taſchentuch aus dem Fenſter winkte.

Sie ſind's, ſprach Burgmüller, indem ſich ſein blaſſes Geſicht vor heller Freude röthete.

Er erwiderte die Grüße. Dann rollten die Wagen um die nächſte Ecke, und die jungen Leute trennten ſich nach verſchiedenen Seiten.

Viertes Kapitel.

An einem klaren, ſchönen Decembertage ſchlenderte die ungefüge Geſtalt eines jungen Mannes in den Mantel gehüllt durch die Gänge und Alleen des düſſeldorfer Hofgartens. Ein weißer Pudel umſprang ihn, bald vorwärts eilend, bald zurückbleibend. Sowol der Herr wie der Hund ſchienen ſich in einiger Unruhe zu befinden, denn der erſtere wandte den Kopf bald hierhin und bald dorthin, indeſſen er zuweilen ſeine Brille von der Naſe nahm und ſie wiſchte und dann dem letztern, der ihn mitunter aus klugen, treuen Augen anſah, zurief: Such Nero! worauf das Thier mit dem Kopfe nickend, gleichſam zum Zeichen des Einverſtändniſſes, ſeine Bemühungen, irgendeinen Gegenſtand zu finden, erneuerte. So war unſer Paar bis in die große Ulmenallee gelangt, die zum Jägerhof führt. Dort begann Nero plötzlich zu bellen. Seinen Herrn vergeſſend, ſtürzte er ſich in ein Gebüſch. Aber auch der Gebieter ſchlug mit offenbar zufriedenem Geſichte den nächſten Seitenweg in der Richtung ein, die der Hund genommen hatte. Und ſo gab es denn bald ein fröhliches Wiederſehen. Der Pudel hatte ſich einer Gruppe allerliebſter Kinder zugewandt, die ihn mit lauten, fröhlichen Stimmen begrüßten und ſich ſo ganz und gar mit ihm beſchäftigten, daß ſie plötzlich die umgebende Welt vergaßen. Unterdeß aber erwartete die Begleiterin der Kleinen den in immer eiligern Schritten ankommenden jungen Mann.

Vous voilà, mon cher Norbert! rief ihm eine helle und lachende Stimme entgegen, während aus den dunkeln Augen feurige Strahlen flogen und um den Mund, der eine Reihe der ſchönſten, weißeſten Zähne zeigte, ein anmuthiges Lächeln ſpielte.

Oui, je voilà! antwortete der Muſiker und reichte der allerliebſten Franzöſin die Hand.

Me voilà! rief ſie. Vous commencez par des fantes!

Commencer! antwortete er, das heißt, ſoviel ich weiß, anfangen. Ja wohl, ich fange mit den Pfoten an. Bei uns nennt man das aber Hände. Verdiene ich nicht eine Patſchhand, nachdem ich dich ſo lange nicht geſehen habe? Aber, nicht wahr, der Hund iſt gut abgerichtet? Leider hat er faſt alle ſeine Künſte vergeſſen, ſeit ich ihm die Kunſt beigebracht habe, dich und die Kinder aufzuſpüren.

Mais parlez français, rief Joſephine dazwiſchen, je ne comprends rien!

Le chien, ſtotterte nun Burgmüller, cherche — toi — les enfants . . . bon! n'est-ce pas?

Il l'a fait parfaitement bien, lachte das Mädchen. Je lui sais bonne grâce, et les enfants le caressent pour moi.

Caresser — ah bon, verſuchte der Muſiker ſich aufs neue. — Je — aussi — caresser.

Comment? Ici dans le jardin? rief die Gouvernante mit einem Entſetzen, das ihr nicht Ernſt war, indem ſie lebhaft zurückſprang. Nous sommes entourés de témoins. Que diraient les enfants!

Thut nichts, ſagte Burgmüller. Toujours caresser, même embarasser.

Ce serait fort embarassant, verwies das Mädchen.

Vous voulez — embrassant, radbrechte der junge Mann.

Nun lachte Joſephine laut auf, als ſie merkte, daß der Geliebte die Worte nicht verſtehe. Burgmüller, der an ſolche Scenen gewohnt war, ſtimmte von Herzen ein, als ſie ihm ſeinen Irrthum erklärte. Dann aber drang er heftiger darauf, daß ſie ihm einen Kuß geben müſſe, denn es ſei nun ſchon über acht Tage, daß er dieſen Genuß entbehren müſſe.

M'avez vous été fidèle? fragte das Mädchen aufs neue.

Fidel, o non! lautete die Antwort, très unfidel.

Quoi, pas fidèle? ſagte ſie nun, indem ſie ernſtlich böſe wurde. C'est bien méchant.

Non pas fidèle, betheuerte er, très triste, très melancholiſch.

Es dauerte wieder einige Zeit, das neue Misverſtändniß zu löſen. Dann lachte ſie aufs neue, und Burgmüller drängte wieder um ſeinen Kuß. Sie meinte, es wäre impossible, er aber vermaß ſich, es possible zu machen, und begann den Hund ſeine Kunſtſtücke vor den Kindern aufführen zu laſſen. Das Thier mußte ſprechen, wie der Hund ſpricht, auf den Hinterpfoten ſitzen, ein Tänzchen machen und zuletzt apportiren. Die Kinder wandten unter lautem Jubel ihre ganze Aufmerkſamkeit dem drolligen Gebaren des kunſtreichen Pudels zu. Burgmüller aber, der eben einen Stock recht weit hinausgeworfen hatte, benutzte die Gelegenheit, wo die Kleinen dem Hunde mit offenem Auge und Munde folgten, und raubte dem neben ihm ſtehenden Mädchen ganz unerwartet und unverhofft den verlangten Kuß.

Dann ſagte er mit trockenem Ton, aber voller Zufriedenheit: Embrasser non embarassant.

Als er auf dieſe Weiſe das Wiederſehen mit ſeiner Geliebten gefeiert hatte, nahm er Abſchied, rief ſeinen Nero und wandte ſich der Stadt zu, während ſeine lächelnden Züge das innere Vergnügen, das er empfand, freundlich widerſpiegelten und ſeine Lippen noch zuweilen wie vom ſüßen Nachgeſchmack des glücklich geraubten Kuſſes zuckten.

Sicherlich wäre er, ohne nach rechts oder links zu ſehen, zu ſeinem Hauſe gelangt, hätte nicht auf der Bolkerſtraße vor dem Zweibrücker Hofe eine ſeltſame Scene ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Die mächtige Geſtalt Immermann's erſchien nämlich in der Thür des Gaſthofs. Sein ſicheres, feſtes Auftreten bildete einen merkwürdigen Gegenſatz zu dem Weſen eines Mannes, der, bleich und blaß im Geſicht und ſeiner ganzen Erſcheinung nach kränklich ausſehend, mit ſchwankenden Füßen auf das Pflaſter ſtapfend, hinter ihm drein ſchritt.

Die umhüllenden Winterkleider verhinderten eine ſchärfere Beobachtung. Immermann rief mit ſeiner vollen, klangreichen Stimme: In die Ritterſtraße zu Frau Andrieſen! Darauf hin ſetzte ſich, von einem kräftigen Laſtträger geſchoben, ein Karren mit Koffer und Mantelſack, auf den ein Degen geſchnallt war, in Bewegung und lenkte nach der angegebenen Richtung. Immermann und ſein Begleiter, der nur ſchlecht Schritt zu halten vermochte, folgten.

Burgmüller erging ſich in Vermuthungen, wer der ſonderbare Fremdling ſein könne. Zu einem friſchen Mitgliede der Bühne ſchien ihm die Geſtalt nicht zu paſſen, an der ſich auch keine einzige Eigenſchaft entwickelte, welche auf den Brettern zu glänzen verſprach. Ein anderer dienſtbarer Geiſt für das neue düſſeldorfer Theater konnte ſie noch viel weniger ſein. Wie hätte ſonſt der ſtolze Dichter ſich herabgelaſſen, den Führer abzugeben! Auch an eine Verwandtſchaft der beiden Männer durfte man nicht denken, denn ſie waren zu verſchieden geartet. Der junge Muſiker folgte von weitem der Gruppe aus einem gewiſſen dunkeln Drang von Neugierde, die ihm ſonſt gerade nicht eigen war.

Der Karren und die beiden Männer hielten vor einem ſchlichten Hauſe der Ritterſtraße, an deſſen Thür eine ſaubere alte Frau trat, um ſie zu empfangen. Burgmüller ſchritt vorüber und hörte, wie Immermann die Pflege des Fremden der Wirthin ganz beſonders ans Herz legte; dann verſchwanden ſie alleſammt eine Weile im Flur, in den auch die Reiſeeffecten getragen wurden.

Der Muſiker ging in Gedanken ſeines Wegs, als er ſich plötzlich von hinten angerufen hörte. Die mächtige Stimme Immermann's nannte ſeinen Namen. Der Dichter erkundigte ſich, wann er zurückgekehrt ſei und ob er viele Compoſitionen mitgebracht habe. Es offenbarte ſich in jedem Worte eine große Theilnahme für den jungen Tonkünſtler.

Burgmüller gab ihm beſcheidene Auskunft, dann aber konnte er die Frage nach dem Fremden nicht unterdrücken.

Immermann ſah ihn ſcharf durch die Brille an, indem er ihn vom Kopf bis zu Fuß maß. Dann ſprach er: Bis zu dieſem Augenblick habe ich keinem Menſchen etwas von dem Ankömmling geſagt. Wenn meine Ahnung mich nicht trügt, ſo ſind Sie aber der Mann, der mit ihm befreundet ſein wird. Sie haben beide etwas Weltfremdes, Einſiedleriſches, Kindliches. Ja, man merkt Ihnen beiden auf den erſten Blick an, daß Sie mit den Bräuchen des Lebens nicht beſſer bekannt ſind wie Kinder. Nehmen Sie's nicht übel. Ich will damit nichts Böſes ſagen. Wie viel Vertrauen ich zu Ihnen habe, muß Ihnen ja auch aus dem Umſtande klar werden, daß ich Sie zuerſt über meinen Neuling aufkläre.

Burgmüller lächelte verlegen und ſtammelte, daß der Dichter ganz recht habe.

Immermann aber hub an zu erzählen *): Es mögen vielleicht zwei Wochen ſein, als ich an einem Tage, der abwechſelnd Sturm, Sonnenblicke und Schneegeſtöber

---

*) Karl Immermann's Memorabilien (Hamburg 1841), II, 5 fg.

brachte, einen Brief aus Frankfurt am Main, datirt vom 18. November, empfing, deſſen Verfaſſer, nachdem er mir die übliche Titulatur gegeben hatte, ſich alſo vernehmen ließ:

Der Dichter nahm einige Papiere aus der Taſche und las das erſte:

„Verzeihen Sie, wenn ich auch im Titel irre. Sie ſind bekannt genug, und die Adreſſe wird jedenfalls an ihren Mann kommen.

„Ich habe Zutrauen zu Ihnen und hoffe auf Sie. Ich glaube nämlich, ich und eine alte Mutter ſind verloren, wenn Sie mir nicht zu helfen ſuchen.“

Nun folgt die Erzählung unglücklicher perſönlicher Verhältniſſe, über denen der Schleier ruhen mag, warf Immermann dazwiſchen. Dann lautet der Brief weiter:

„An Buchhändler wende ich mich nicht, denn ich verſtehe den Schacher zu ſchlecht. Helfen Sie alſo mir, und könnten Sie mir auch ein Stübchen ſchaffen und etwa (was Ihnen nicht ſchwer fallen kann) juriſtiſche oder nichtjuriſtiſche Abſchreibereien gegen ein Billiges. Auch hätte ich etwas für einen Buchhändler, wovon ſo recht noch niemand weiß. Mein Hannibal iſt faſt vollendet. Wenn Sie mir zu ſo einem auch hülfen, hätt' ich wol was Winterkoſt für meine unglückliche Mutter bei zu.

„Daß mich die Zeit drängt und ich umgehends Antwort wünſchte, bitte und erwarte, brauch' ich wol nicht zu ſagen. Wer weiß, wo Ihr Brief mich ſonſt träfe, denn hier in Frankfurt kann ich nicht mehr lange exiſtiren. Meine Adreſſe iſt: im 5. Quartier Lit. E Nr. 103 auf der großen Bockenheimer Gaſſe, 3 Stiegen hoch.

Ich Ihr Grabbe.“

Das war alſo Grabbe! rief Burgmüller verwundert aus, der Verfaſſer der „Hundert Tage“, des „Don Juan und Fauſt“ und vieler andern excentriſchen Werke?

Er iſt es, ſprach Immermann. Aber hören Sie weiter. Ich wußte, daß Grabbe in Detmold zwar nicht in glänzenden, aber doch in feſten auskömmlichen Verhältniſſen gelebt hatte. Dieſe waren von ihm aufgegeben, und, was das Schlimmſte war, Haß und Widerwille gegen die nächſten Bande, die er geknüpft, ſchienen ihn geſtachelt zu haben, ſich ſo vermeſſen in die Luft auf unſichere Spitze zu ſtellen. Auch muß ich frei geſtehen, daß ich einige Scheu empfand, mich mit einer ſo excentriſchen Natur in die nächſte Gemeinſchaft, die von ihm begehrt ward, einzulaſſen. Meine Obliegenheiten überwältigten mich faſt ſchon; es konnte gerathen ſcheinen, keine neuen Verwickelungen heranzuziehen, welche immer das Gefolge der Heimatloſen, Unſteten zu ſein pflegen. Ein Verhältniß beſtand zwiſchen uns nicht; unſeres flüchtigen, halbſtündigen Zuſammentreffens in Weſtfalen im Jahre 1831 iſt in meinen Reiſejournalen Erwähnung geſchehen; dort und ſonſt noch, wo es die Gelegenheit gab, hatte ich von ihm mit der Achtung, die ich für dieſes ſonderbare Naturell empfand, geredet; übrigens war zwiſchen uns bisher weder Wort noch Brief gewechſelt worden. Alle Zweifel und Bedenklichkeiten mußten jedoch vor der Betrachtung der Noth weichen, in welcher ſich ein Talent und eins von den wahrhaften befand. Ich antwortete ihm daher, bot ihm, was ich ihm bieten konnte, und verſchaffte ihm den Buchhändler Schreiner als Verleger, ſodaß ſeine Exiſtenz wenigſtens für die erſte Zeit geſichert war. Bald darauf erhielt ich ein zweites Schreiben von ihm. In demſelben hieß es:

„Ich komme. Binnen wenigen Tagen bin ich da. Meine Menſchenkenntniß betrog mich nicht. Ich hielt Sie für ernſt, feſt und treu nach Ihren Werken, nach Ihrem Geſicht. Hinter ſolchen Mauern wohnt gerade der Edelſinn. Mit dem Stübchen und ſechs bis ſieben Thalern monatlich bin ich zufrieden. Nein, ich bin mehr als das, ich bin erfreut, und da entſtehen jedesmal neue Ideen bei mir, faſt Blumen unterm Maiſchauer. Nämlich: Sie, Uechtritz und ich, ſollten wir nicht nach Art der alten Engländer und der neuen Franzoſen (Shakſpeare und Johnſon, Fletcher und Beaumont, Scribe und Conſorten) gemeinſchaftlich eine Komödie oder gar Tragödie bilden können, worin jeder ſeine Partien und Charaktere ausmalte, jedoch unter der Bedingung, uns wechſelſeitig zu kritiſiren und auszubeſſern? Dieſes Triumvirat würde gefallen, auch von Verlegern und vom Theater belohnt werden. Dem Ernſten, was jeder für ſich behalten will, oder ebenſo dem Komiſchen, was auch oft eine Maske, wohinter ein trauriges Geſicht ſteckt, iſt, ſchadet's nicht. Es wird in der Stille deſto beſſer ausgearbeitet, um zum Wetteifer mit dem Gemeinſchaftlichen verglichen zu werden.

„Der Buchhändler Schreiner wird wol mit meinem Hannibal zufrieden ſein. Ich kann ihm denſelben aber nicht überſchicken, weil ich keine Zeit habe, ihn abſchreiben zu laſſen. Ich bringe ihn mit. Schlecht muß er nicht ſein, quia mir zwei Scenen draus geſtohlen ſind, und man ſtiehlt doch keine Kröten, ſondern eher Geld.

Frankfurt, 28. November 1834. Ihr Grabbe."

Geſtern Abend nun, da ich zwiſchen den Couliſſen ſtand, wurde mir folgender Zettel zugeſtellt, ſprach der Dichter, indem er ein drittes Papier entfaltete.

„Ich bin im Zweibrücker Hofe abgeſtiegen, aber nicht ſo hülflos, daß wir uns nicht ruhig beſprechen könnten, ohne des Pecuniären zu gedenken.

„Achten Sie mich! Wann und wo ſprech' ich Sie? Und zwar ſobald wie möglich!

„Ich habe mancherlei mitzutheilen und halte beim Wort, nach welchem Sie ſich für mich intereſſiren.

Ihr ergebenſter ex und doch guter Grabbe.

„N.-S. Dieſer Klecks kommt von ungewohnter Tinte."

Heute Morgen nun ging ich nach Grabbe's Gaſthof und fragte den Oberkellner nach der Zimmernummer meines Ankömmlings. An dem Lächeln des Menſchen konnte ich abnehmen, daß der Gaſt ihn wunderſam bedäuchte, auch ſchien er zu Erläuterungen nicht abgeneigt, denen ich mich indeſſen entzog. Ich ſtieg die Treppe hinauf, klopfte an und vernahm von drinnen ein heftiges „Herein!" Eintretend ſah ich eine hagere kümmerliche Geſtalt im Hemd auf dem Bette liegen, obgleich es ſchon elf geſchlagen hatte. Das Zimmer war ungeheizt, auch kein Ofen in demſelben, die Kälte groß. Man hatte ihn wegen Ueberfüllung des Hauſes mit Beſuch, oder aus was weiß ich welchem Grunde, in dieſes dürftige Gemach eingeſpundet. Er reichte mir die vor Froſt zitternden Hände; ſeine Zähne klapperten. Er verſicherte mir zu wiederholten malen: er ſei gr[illegible], ſehr gut, woran ich noch keinen Zweifel geäußert hatte, und forderte mich auf, ihn zu achten und zu lieben, was ich ihm gern zuſagte. Vor der Hand lag mir nun freilich hauptſächlich daran, ihn entweder unter die Decke, denn er lag trotz des Froſtes auf derſelben, oder in die Beinkleider zu bringen, damit die grimmige Kälte ihm nicht ein Uebel zuziehe. Allein er verweigerte anfangs beides ſtandhaft und behauptete, nur der mittlere Grad des Erkaltens, das Ziehen oder Fröſteln, ſei unangenehm, der heftige, zähneſchüttelnde Froſt dagegen ſetze wieder in eine Empfindung um, behaglich, wie die Wärme. Ich war ſchon über dieſe unnützen Reden, die mit einer Kolik endigen konnten, einigermaßen verdrießlich geworden, als er raſch aufſprang und die Stube in ſeiner Bekleidung, unter welcher es für den menſchlichen Körper keine mehr gibt, durchſchreitend zornig ausrief: Die Hunde! denken ſie, ſie dürfen mir ein ungeheiztes Zimmer bieten? Ich bin Auditeur geweſen und habe meinen ehrenvollen Abſchied bekommen, man muß mich in jeder Geſellſchaft Herr Auditeur nennen. So muß man. Da hängt meine Uniform, und da ſteht mein Degen! Sie lachen? Da hängt ſie, da ſteht er! — Endlich hatte ich ihn durch Zureden dahin gebracht, daß er in die nothwendigſten Kleider fuhr und ſich zu einigen ruhigen und geordneten Reden herbeiließ, als ihm plötzlich wieder Gedanken durch den Kopf ſchwirrten, wir müßten zur Feier ſeiner Ankunft auf den Abend ein Punſchfeſt mit einigen Gleichgeſtimmten veranſtalten. Ich konnte nun keineswegs wünſchen, daß die düſſeldorfer Zuſtände von ihrem Beginnen an einen ſo hohen Schwung nehmen möchten, worauf er, nachdem ich ihn von jenem Vorſatz abgebracht, mich aufforderte, wenigſtens mit ihm zu frühſtücken. Der Kellner brachte auf ſein Geheiß Brot und kalte Küche, wurde aber grimmig angefahren, warum das Brot nicht mit Butter bedeckt ſei. Der Burſche verſetzte gelaſſen: Sie haben blos Brot befohlen und keine Butter. Brot? Was? rief Grabbe ereifert: Soll ich, wenn ich ein Pferd miethe, auch noch ausdrücklich den Schwanz dazu miethen? Butter gehört zum Brot, und Brot zur Butter, wie der Schwanz zum Pferde und das Pferd zum Schwanze. Ich ſagte: Wir wollen jetzt Butter Butter, Brot Brot, Schwanz Schwanz und Pferd Pferd ſein laſſen und in das Quartier einziehen, befahl dem Kellner, die fahrende Habe zuſammenzupacken, und hielt dem andern Rock und Weſte zum Anziehen hin. Er ſah mich mit den wunderbaren erſchrockenen Augen groß an, und brach dann in ein ruckweiſes Lachen über ſich, über mich, über den emſigen Kellner, endlich über die ganze Welt aus, indem er vor ſich hin murmelte: Das ſoll wol hier eine Suppe werden!

Burgmüller mußte über dieſe komiſche Schilderung laut auflachen.

Immermann fuhr fort: Unſern Don Quixotiſchen Zug, der ſich aus dem Gaſthofe langſam in Grabbe's Quartier bewegte, haben Sie geſehen. So iſt denn in unſer elegantes, ariſtokratiſches, geradliniges Düſſeldorf jemand eingeſchwärzt, der wol in allen dieſen drei Beziehungen der guten Stadt als Contrebande gelten kann. Im eigentlichen Sinne findet hier Schmuggelei ſtatt, denn ich habe jedermann ein Geheimniß aus der Ankunft des Dichters gemacht, um das Aufſehen nicht zu ſteigern, welches, wie ich ahne, ohnehin ſeine Perſönlichkeit bald erregen muß. Sie ſind der erſte, dem ich dieſe Eröffnung mache. Zum Dank dafür ſollen Sie mir helfen.

Und wie kann ich das? fragte Burgmüller.

Indem Sie ſich des Fremdlings annehmen, ſprach der Dichter. Sie wiſſen wie eingeengt meine Zeit iſt. Ich glaube aber, Sie beide werden ſich ineinander ſchicken. Die Gründe habe ich Ihnen ſchon mitgetheilt. Auch liegt mir daran, daß er mit anſtändigen Leuten zuſammenkommt. Unſere Stadt beherbergt allerlei Geſindel, das unter dem Schein von literariſchem und künſtleriſchem Intereſſe den troſtloſeſten Klatſch hinter Weintiſchen und Bierbänken treibt. Solche Burſchen könnten ſich leicht Grabbe's bemächtigen, der, wie es ſcheint, leider zu ſehr dem Wirthshausleben fröhnt, und auch in ſeinem irrlichterirenden Charakter keinen feſten Halt hat. Wollen Sie mir beiſtehen?

Von Herzen gern, erwiderte der Muſiker, ſo gut es in meinen Kräften ſteht.

Wohl, ſo machen Sie mir die Freude und kommen morgen Nachmittag zu mir, bat Immermann. Grabbe wird ſich einfinden. Ueberdies gedenke ich einige Freunde einzuladen, um ſie mit unſerm Fremdling bekannt zu machen.

Burgmüller ſagte zu.

Der Dichter gab ihm die Hand zum Abſchied. Sie gingen nach verſchiedenen Seiten auseinander.

Burgmüller beſuchte am Abend das Theater. Nicht weit von ihm im Parterre ſaß der neue Ankömmling, den er mit ſcharfer Aufmerkſamkeit betrachtete. Nichts ſtimmte in dieſem Körper zuſammen. Fein und zart — Hände und Füße von ſolcher Kleinheit, daß ſie faſt unentwickelt ſchienen — regte er ſich in rohen, eckigen Bewegungen. Die Arme wußten nicht, was die Hände thaten. Oberkörper und Füße ſtanden nicht ſelten im Widerſtreite. Dieſe Contraſte erreichten in ſeinem Geſichte ihren Gipfel. Die Stirn hoch, oval gewölbt, wie man ſie nur in Shakſpeare's freilich ganz unhiſtoriſchem Bildniſſe von ähnlicher Pracht ſieht, darunter große, geiſterhaft weite Augenhöhlen, und Augen von tiefer, ſeelenvoller Bläue, die zierlich gebildete Naſe, das alles war, das dünne fahle Haar, welches nur einzelne Stellen des Schädels bedeckte, abgerechnet, ſchön. Doch von da hinunter erſchien alles häßlich, verworren, ungereimt, der Mund ſchlaff, verdroſſen über dem Kinn hängend, das Kinn kaum vom Halſe ſich löſend, der ganze untere Theil des Geſichts kroch überhaupt ſo ſcheu zurück, wie der obere ſich frei und ſtolz hervorbaute. Auch die Kleidung war wunderlich genug. Die Hoſen mit rothen Streifen, die weiße Weſte mit aufſtehendem Kragen, die ſteife Halsbinde gehörten dem frühern Soldaten, während der abgeſchabte Rock an das Civil erinnerte. Alle Kleidungsſtücke ſchlafften ihm um die magern Glieder. So war es kein Wunder, daß er die Aufmerkſamkeit der Leute auf ſich zog. Beſonders aber wurde die Neugierde der Näherſitzenden erregt, zumal da der Fremde ſich um niemand kümmernd in tiefer Verſunkenheit der Darſtellung folgte, und ſeinen Beifall oder Tadel oft durch Zucken mit den Armen, durch Blitze in allen Zügen und durch abgeſtoßene unartikulirte Laute zu erkennen gab.

So fragte man denn hier und dort, wer der Fremde ſein könne. Burgmüller löſte den Fragenden das Räthſel.

Es war Grabbe.

Grabbe! Wer war Grabbe für die meiſten, die ſich erkundigten? Das deutſche Publikum kümmert ſich meiſtens nur um Schriftſteller und Künſtler, welche das Glück haben, eine beſondere Zeitrichtung zu treffen. Denn auch die Schöpfungen des Geiſtes ſind der Mode unterworfen. Was wußte man aber von einem Dichter, der in ſeltſam genialer, freilich auch fremdartiger Weiſe, in die größten Ereigniſſe der Weltgeſchichte griff und ſie zu formen trachtete? Nur hin und wieder betrachtete ſich ein Eingeweihter in die Myſterien der Poeſie mit Theilnahme und Achtung die eigenthümliche Geſtalt.

Fünftes Kapitel.

Karl Immermann wohnte in den Tagen, deren Ereigniſſe wir erzählen, in Derendorf, welches ſich, gleich nordwärts von Düſſeldorf gelegen, an den Hofgarten anſchließt und zu beiden Seiten der Landſtraße erſtreckt, die nach der Ruhr führt. Man nannte ſeine Wohnung, die ſich links vom Wege in einem größern Garten erhob, der in ſeinem Beginn eine kleine engliſche Anlage aufwies, nach ihrem Beſitzer gewöhnlich „Kollenbach's Gut“. Das Haus nahm ſich hinter den Gebüſchen, welche es zur Hälfte bedeckten und zur Hälfte ſehen ließen, freundlich genug aus. An einer ziemlich breiten, räumlichen Ausdehnung fehlte es nicht, aber die Stuben waren eher klein als groß und zeigten alle ziemlich niedere Decken. In der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Düſſeldorf hatte der Dichter in einem einſamen Hauſe hinter dem Napoleonsberge gewohnt. Später zog er hinaus nach Derendorf, wo er auch die längſte Zeit ſiedelte. Seine meiſten und beſten Dichtungen haben auf Kollenbach's Gut das Licht der Welt erblickt.

Der Dichter war im Jahre 1827 als Landgerichtsrath nach Düſſeldorf gekommen. Geboren am 24. April 1796 in Magdeburg, hatte er ſeine Schulbildung in ſeiner Vaterſtadt und ſeine akademiſche Bildung in Halle erworben. Mitten aus ſeinen Studien wurde er durch die großen Ereigniſſe der Freiheitskriege in den Sturm und Drang der Zeit hineingeriſſen. Er machte den Feldzug nach den Niederlanden mit, der gegen Napoleon gerichtet war, als der gewaltige Corſe zum Kampfe der Hundert Tage von der Inſel Elba nach Frankreich zurückkehrte. Nach dem herrlichen Siege bei Waterloo zog der junge Student mit den Verbündeten nach Paris; dann kehrte er in das Vaterland zurück und bereitete ſich für die juriſtiſche Laufbahn vor. Als er ſeine unterbrochenen Studien in Halle vollendet hatte, ging er nach ſeiner Heimat, wo er die Praxis erlernte. Dann wurde er Auditeur in Münſter, wo er einige Jahre blieb, um dann, nachdem er wieder einige Zeit in Magdeburg als Richter gelebt hatte, die Stelle in Düſſeldorf anzutreten.

Die ſtraffe, norddeutſche Natur Immermann's trat um ſo ſchärfer hervor, als er ſich unter Menſchen befand, welche ſich in ihrer friſchen Beweglichkeit mehr den Bewohnern Süddeutſchlands nähern. Als ein Sproſſe des Sachſenſtammes mußte er unter den Rheinfranken auffallen. Uebrigens war ſein Blut, wie er ſelber oft zu erzählen pflegte, ſogar mit nordiſchem gemiſcht. Als ſeinen Urältervater nannte er nach einer glaubwürdigen Tradition, die der Vater des Dichters in ſeinem Hausbuche aufgezeichnet hatte, einen Peter Immermann, der als Sergeant mit der Armee des großen Schwedenkönigs Guſtav Adolf über die Oſtſee gekommen und der erſte des Namens in Deutſchland war. Derſelbe hatte bei Lützen mitgefochten für deutſche Gewiſſensfreiheit, wie gleichfalls im Hausbuche ſtand, und ſich dann in Deutſchland zu bleiben entſchloſſen. Darauf hatte er eine durch den dreißigjährigen Krieg wüſt gewordene Bauerſtelle im Dorfe Elgersleben unweit Magdeburg in Beſitz genommen, eine Bäuerin Namens Ilſe geheirathet, und war ſo der Stammvater der Familie geworden, welche ſich durch Landleute, Handwerker, Schullehrer und Prediger verbreitete, bis ſie in Immermann's Vater zu einem, nach dem Maßſtabe früherer beſcheidener Zeiten, hochgeſchätzten Anſehen gelangte. Derſelbe wurde nämlich königlicher Rath und ſtand bei der magdeburgiſchen Kriegs- und Domänenkammer. Blickte man im Immermann'ſchen Hauſe nun nicht mit geringem Stolz auf einen ſolchen Vorfahren, ſo wurde dieſes Gefühl noch dadurch erhöht, daß derſelbe ein Dienſtmann jenes Königs geweſen war, den man in dieſem Kreiſe als den Vorfechter eines Glaubens verehrte, welchem alle Mitglieder mit inniger Ergebenheit anhingen, denn die Immermann's gehörten zu den echten, harten Proteſtanten. Wenn nun aber der Proteſtantismus ein Hauptlebenselement der Familie genannt werden mußte, ſo war es nicht minder das gute alte Preußenthum. Der Vater des Dichters, der 1758 geboren war, hatte als Auditeur in der Armee des alten Fritz, wie man Friedrich den Großen im älterlichen Hauſe zu nennen pflegte, gedient. Wie mächtig die Verehrung dieſes Mannes für den großen Helden war, ging aus einer Mittheilung des Dichters hervor, nach welcher ſein Vater geäußert hatte, wenn Friedrich die Fronte heraufgekommen, ſo ſei es in lautloſer Stille einem jeden geweſen, als komme der liebe Gott, weshalb der Sohn als Knabe denn auch keinen Unterſchied zwiſchen dem großen Könige und dem lieben Gott zu machen wußte. Der alte Herr nannte Friedrich auch noch lange nach deſſen Tode ſchlechtweg den „König", während er den König Friedrich Wilhelm II. als den „Dicken" oder „Höchſtſeligen", und Friedrich Wilhelm III. als den „Jetzigen" bezeichnete. Dabei wehte am heimiſchen Herde der Athem der Fridericianiſchen Aufklärung, während der Offenbarungsglaube weniger Geltung hatte. Dies traf denn wieder mit der deutſchen Gewiſſensfreiheit, für die der Ahnherr unter Guſtav Adolf gefochten hatte, zuſammen. Eine andere bezeichnende Eigenſchaft von Immermann's Vater war jener unverbrüchliche Rechtsſinn, welcher das preußiſche Beamtenthum ſo achtungswerth macht. Er war der ſtrengſte Freund von Regel und Ordnung geweſen. Ernſt, ſcharf, beſtimmt in allen wichtigen Dingen, fand man ihn ſelten zum Scherz aufgelegt. In dieſem Sinne hatte er auch die Erziehung ſeiner Kinder geleitet.

Alle dieſe Einflüſſe waren bei unſerm Dichter nicht verloren gegangen. Man erkannte in ihm ſofort den Norddeutſchen, den Preußen, den Proteſtanten, den Beamten. Hatten auch humane, äſthetiſche, geſchichtliche und philoſophiſche Studien die Ecken und Kanten, die in einer frühern Generation ohne Zweifel viel ſchärfer und ſchartiger ans Licht traten, abgeſchliffen, ſo war die harte, herbe Art doch noch zu erkennen. Wer in Immermann's Stube trat, der ſah den Geiſt gediegener Ordnung, die ſich aber nicht in engherziger Kleinlichkeit, ſondern im Ganzen und Großen bekundete. Und wie man es im Aeußern ſah, ſo war es auch in ſeinem Innern beſtellt. Seine Kenntniſſe zeichneten ſich durch ſichere Feſtigkeit aus. Sein Wort ging ebenſo auf ein beſtimmtes Ziel hin wie ſeine That. Man hatte nie über eine Zweideutigkeit zu klagen. Alles ungewiſſe Weſen war ihm verhaßt. Wie er es aber bei ſich ſelbſt nicht duldete, ſo konnte er es bei andern nicht ertragen. Er trat der Unſicherheit ſogar ſchroff, hart und grob entgegen, und entfremdete ſich auf dieſe Weiſe viele Menſchen. Neigte er ohnehin zur Einſamkeit, in der er alles für ſich verarbeitete, ſo ſtellte er ſich durch dieſe Eigenſchaften noch einſamer hin, zumal in einem Lande, wo alles auf Gemeinſamkeit, Geſelligkeit und Genuß drängt.

An dem Nachmittage, wo er Burgmüller zu ſich gebeten hatte, fühlte er ſich beſonders froh angeregt, denn er ſah mitunter gern die wenigen Freunde, die ihm mit Geiſt und Herz zugethan waren. Ueberdies hatte er das frohe, befriedigende Gefühl, an dem unglücklichen Grabbe eine gute That vollbracht zu haben. Freilich ließ ſich der Ausgang bei der launenhaften Natur des Ankömmlings nicht abſehen. Aber es war ein edles Werk geſchehen. Es mußte deshalb dem Dichter doppelt wohl thun, daß er aus ſeiner zähen Abgeſchloſſenheit herausgetreten war und alſo gleichſam einen Sieg über ſich ſelbſt erfochten hatte. So begrüßte er denn die eintretenden Freunde mit der herzlichſten Zuvorkommenheit. Auf ſeiner hohen, breiten Stirn, die von ſeltener Schönheit war, lag eine offenbare Heiterkeit, ſeine ſcharfen grauen Augen blitzten freundlich unter der Brille her, ſein ſcharfgeſchnittener ernſter Mund quoll von lebendigen Worten, welche die prächtige, volltönende Stimme heute beſonders klingend emportrug.

Der kleine Kreis war endlich verſammelt. Burgmüller hatte ſich frühzeitig eingefunden. Nur Grabbe fehlte noch. Alle waren neugierig auf ihn. Immermann machte die Anweſenden noch neugieriger. Da faſt keiner ſich ein rechtes Geſammtbild von ſeiner literariſchen Thätigkeit verſchafft hatte, ſo bemühte ſich der Wirth, die Erſcheinung, welche eben eintreten ſollte, in ein klares Licht zu ſetzen.

Grabbe, ſprach er, iſt der ſeltſamſte, bizarrſte, launenhafteſte, kühnſte Dichter, den die deutſche Literatur aufzuweiſen hat. Sein Geiſt iſt rieſenhaft, aber es fehlt ihm das Maß. Er erſcheint wie ein Gigant, der den Himmel ſtürmen will, aber er geht darüber zu Grunde. Er hat die Kraft, aber ihm fehlt die Einſicht. Alles wird bei ihm Ueberfülle. Will er einen Funken zünden, ſo entſteht verheerender Brand. Soll ein leiſer Regen träufeln, ſo wird es ein überſchwemmendes Sturmwetter. Denkt er ein Säuſeln zu erregen, ſo tritt ein Orkan ein. Und dennoch iſt er überall intereſſant, wenn er auch aufregt, wo wir angeregt ſein wollen. Sagen und Mären, wie ſie ſich traditionell durch den literariſchen Cirkel Deutſchlands zu ziehen pflegen, waren ſchon früher von einem gewiſſen Grabbe erklungen, der den Zuſammenkünften Uechtritz', Heine's, Köchy's und anderer, die um 1821—22 in Berlin ihr poetiſches Weſen trieben, beigewohnt. Mir iſt der Zug aus jener mythiſchen Zeit noch erinnerlich, daß nach ſeinem erſten Auftreten in dem berliner Dichterkreiſe ernſthafter Streit gewaltet haben ſoll über die Frage: ob dieſer Menſch verrückt oder ein Genie ſei. Als Held erſchien er erſt nachher. Wie ein Dämon tauchte der Autor plötzlich aus der Erde. Niemand hatte ihn angekündigt, niemand ihn empfohlen. Von keiner literariſchen Coterie war für ihn gewirkt worden. So war er plötzlich da; er hatte niemand um die Erlaubniß gefragt, ob er kommen dürfe, und alle Welt verwunderte ſich. Er gab im Jahre 1827 zwei Bände dramatiſcher Dichtungen heraus, welchen er, wie er verſicherte, durch Geſchäftsleben und wiſſenſchaftliche Studien längſt fremd geworden ſei. Der poetiſche Ruhm, ſagte er in der Vorrede, ziehe ihn nicht an; der Verleger ſetzte hinzu, er habe mit Bewilligung des Verfaſſers die anſtößigſten Stellen theils leiſer ausgedrückt, theils geſtrichen. Ein Brief Tieck's über das Hauptwerk der Sammlung, für die öffentliche Bekanntmachung gewiß nicht geſchrieben, war dem Buche, antikritiſch vom Dichter gloſſirt, vorgedruckt.

Iſt nicht „Gothland“ ſeine erſte Arbeit? fragte einer der Anweſenden.

Richtig, erwiderte Immermann. „Herzog Theodor von Gothland“ heißt das erſte Stück der Sammlung. Es iſt ein Trauerſpiel. Wenn ich aber den Inhalt näher bezeichnen ſoll, ſo kann ich nur ſagen: es iſt ein Trauerſpiel der menſchlichen Natur überhaupt. Wir ſehen in demſelben einen tugendhaften, großgeſinnten Helden und

Feldherrn infolge eines Betrugs, der mit ihm geſpielt wird, zum Feinde des Vaterlandes, Verräther, Kronenräuber, Gottesleugner und Völkervertilger werden. Die Fabel, wenn man eine Reihe unmotivirter Ereigniſſe ſo nennen will, rollt unter Blut, Mord und Greueln ſich ab. Es iſt ein fürchterliches Nachtſtück, in dem alles rauh, felſigt, kaum geformt erſcheint. An den Weltſchmerz unſerer ſchwächlichen Zerriſſenen erinnert nichts. Das grauenvolle Thema iſt mit ungeheuerer Energie behandelt. Dennoch ermüdet es, wie auch zu lange fortgeſetzte Schmerzen das Gefühl abſtumpfen. Als Grabbe's Erſtlingswerk, worin noch alles kocht und gährt, wird der „Gothland“ immer eine merkwürdige Urkunde unſerer Poeſie bleiben. Auch iſt einiges darin von ungemeiner pathetiſcher Schönheit. Im ganzen aber hat ſich noch nie das Chaos, welches in jedem jungen deutſchen Dichtergeiſte über Geburten brütet, hervorgemacht wie in dieſer Erſcheinung. Was ſind ſelbſt alle Exceſſe in Schiller's „Räuber“ gegen den „Gothland“!

Was halten Sie von „Marius und Sulla“, unterbrach ein anderer die eintretende Pauſe.

Dieſes Fragment bildet einen großen Gegenſatz zu dem erſten Werke. Der Verfaſſer hat es auf nichts anderes angelegt als auf die Schilderung der damaligen aufgelöſten römiſchen Welt, um welche die beiden Gewaltherrſcher, der eine ein wilder, demagogiſcher Held, der andere ein hochſtehender, tiefblickender Staatsmann, bis zur Vernichtung kämpfen. Alle Verzweigungen dieſes Kampfes, das krauſe Wühlen untergeordneter Leidenſchaften und Menſchen auf beiden Seiten, die marianiſche Soldatenwelt, die Liſt der Volkstribunen, das wirre Getreibe des Pöbels, die hohlen Entzweiungen des Senats, alles dieſes iſt dem Dichter klar geworden, ſein Blick ſchwebt über Afrika, Griechenland, Italien. Nicht ein einzelnes Factum, dem ſich das Uebrige beugen mußte, nicht ein Charakter für ſich, zu deſſen Füßen ſich die Gruppe der andern lagert, hat ihn angeregt, nein, der Geiſt der Geſchichte ſelbſt iſt ihm erſchienen und hat ihm manches Wort zugeflüſtert. Der „Gothland“ iſt lyriſch, „Marius und Sulla“ von maßloſer, epiſcher Weite. Im erſtern herrſcht viel Schwulſt und Phraſe, im letztern eine gediegene, körnige Sprache. Schade, daß er dieſe Tragödie nicht vollendete. Sie ließ Gewaltiges hoffen.

Und haben ſeine andern Leiſtungen die Erwartungen, die man von ihm hegte, erfüllt? fragte ein dritter.

Er hat Beſſeres und Schlechteres geliefert, meinte Immermann. „Gothland“ und „Marius“ bezeichnen übrigens für alle fernern Hervorbringungen Grabbe's die beiden Pole. Im ganzen aber hat er ſich mehr der Geſchichte zugewandt. Der Gothlandiſchen Richtung angehörig und ihr Nachklang war die Tragödie „Don Juan und Fauſt“, die 1829 erſchien. Der Gedanke, die beiden Extreme des Männlichen nach der ſinnlichen und geiſtigen Seite zu in tragiſcher Verknüpfung zu produciren, kann fruchtbar erſcheinen, jedenfalls aber erforderte es einen Moment der glücklichſten Erfindung und die reichſte Durchbildung. Beides hat hier gefehlt; die Handlung iſt roh und ungelenk. Es fehlt an Phantaſtik und poetiſchem Witz. Indeß auch die beiden Hohenſtaufen-Tragödien kann ich nicht beſonders loben, obgleich ſie uns wieder auf das Feld führen, auf dem der Dichter am glücklichſten iſt. Sie heißen „Barbaroſſa“ und „Heinrich VI.“. Der erſtere erſchien 1829, der zweite 1830. Grabbe ſcheint zu realiſtiſch für dieſe romantiſchen Geſtalten, welche zwiſchen Sage und Hiſtorie ſchweben. Dieſe Kaiſer und Könige, Fürſten und Herren reden, als hätten ſie ſich erſt aus einem Compendium kennen gelernt. Es iſt da nichts Urſprüngliches und Angeſchautes. Die hiſtoriſche Reflexion herrſcht durchaus vor. Doch ſind im „Barbaroſſa“ ſchöne und große Einzelheiten. „Heinrich VI.“ iſt dagegen ganz verblichen und gemacht. Muß ſich mein Urtheil über dieſe Dramen ſo zweifelhaft hinſtellen, ſo habe ich an „Napoleon oder die Hundert Tage“ dagegen faſt nur zu loben. In dieſem Wagſtücke hat der Dichter das Beſte, was ihm ſeine hiſtoriſche Begeiſterung zuführte, gegeben, er hat darin vielleicht das Höchſte, wozu ſein Talent überhaupt beſtimmt iſt, erreicht. Von wunderſamer Originalität ſind die Schlachten. Dergleichen Bataillenſtücke waren vor Grabbe in der deutſchen Poeſie noch nicht da. Um ſie zu dramatiſiren, läßt man kämpfende Helden gern die Honneurs des allgemeinen Kampfes machen. Grabbe hat es dagegen verſtanden, die Taktik und Strategie ſelbſt zu poetiſiren; er belebt die trockenſten Märſche, Manöver, Evolutionen, Chargen zu draſtiſchen Momenten. Dabei verfährt er mit einer ſo genialen Leichtigkeit, daß man ihn einen Blücher der Poeſie nennen kann, gedenkt man des Wortes, welches in den Kriegsjahren über den alten Helden herumgetragen ward: er habe mit dem Schleſiſchen Heere manövrirt wie mit einer Huſarenſchwadron.

Sie haben uns noch nichts über ſein Luſtſpiel geſagt! rief nun einer aus der Geſellſchaft.

Ja, ja, ſprach Immermann. Es heißt Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Der Teufel ſpielt dabei eine luſtige Rolle. Die Arbeit hat manche geſunde, derbe Späße, beſonders über ſchwächliche Literaturerzeugniſſe. Aber es fehlt der Seele des Dichters die freie Lieblichkeit, wodurch das Komiſche erſt durchſichtig wird, und die Grazie des Gemüths, welche es in die Sphäre der Poeſie rückt. *)

Seht, dort kommt Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung! rief jetzt einer aus, indem er mit den Fingern durch die Scheiben deutete.

Alle ſchauten durch das Fenſter. An der Gartenpforte ſtand eine Dienſtmagd, welche ſich verlegen nach jemand umſah, der ihr Auskunft geben ſollte. Etwas weiter wurde ein Mann ſichtbar, der, wie es ſchien, nicht recht wußte, woran er war. Immermann öffnete, um das Mädchen zu beſcheiden.

Wohnt hier der Herr Landgerichtsrath Immermann? fragte ſie.

Ich bin's, ſagte der Dichter.

Da iſt der Herr Auditeur Grabbe, ſprach ſie dann, und bedeckte das erröthende Antlitz vor den lächelnden Mienen der Herren im Zimmer mit der Schürze. Ach,

---

*) Vgl. Memorabilien, II, wo dieſe Urtheile vorkommen.

ich ſchäme mich, daß ich einen ſo großen Herrn bei Tage über die Straße führen muß.

Grabbe kam nun heran.

Himmelſapperment! rief er, in das Zimmer tretend, mit einer hölzernen, hohlklingenden Stimme, welche die Worte ruckweiſe förderte und deshalb faſt abſtoßend wirkte. In der Geſchichte und Literatur kenne ich nicht allein die großen Landſtraßen, ſondern auch die kleinen Schleichwege, aber es iſt mir unmöglich, mich in Stadt und Land zurecht zu finden. Der Ortsſinn iſt mir von unſerm Herrgott in ſchrecklich vernachläſſigter Art gegeben worden.

Immermann ſtellte ihm die Anweſenden vor.

Als dieſer Act vorüber war, ſagte Grabbe dem kleinen Kreiſe, daß ſein Perſonengedächtniß ebenſo ſchlecht wie ſein Ortsgedächtniß ſei. Auch hätte ſein Geſicht nicht die gehörige Schärfe. Man möchte ihn alſo entſchuldigen, wenn er die Herren bei ſpätern Zuſammenkünften nicht ſofort wiedererkenne.

Da es Immermann zunächſt darum zu thun war, den Ankömmling ſeinen Freunden als Dichter vorzuführen, ſo brachte er denſelben auf ſein neueſtes Werk.

Grabbe ſprach mit einer Begeiſterung über ſeinen „Hannibal“, daß man ihm anmerkte, wie er mit allem Sinnen und Denken in die Dichtung verſunken war. Seine Ausſprüche zeigten einen aphoriſtiſchen, epigrammatiſchen Charakter. Dabei hatten ſie etwas grotesk und koloſſal Bildliches. Wenn er in ſeinen Dichtungen die Donnerſchläge rumorende Ohrwürmer, die Himmelsbogen gekrümmte Würmer, die Zeit eine Krankheit und den Menſchen eine Grille des Schickſals nennt, ſo gingen auch hier ſeine Vergleichungen häufig in das Incommenſurable.

Alles, was ich bisjetzt geſchrieben, meinte er, iſt nichts gegen den „Hannibal“. Er iſt dreimal beſſer als der „Napoleon“. Karthagos Aſche weht vielleicht noch heute ins weite Meer, ich bin wenigſtens mit Gewalt daran. Erz leuchtet dem Hannibal aus den Augen. Bei Zama muß er vor dem Stahlſchild der Karthager gar etwas blinzeln. Und der junge Scipio ſoll ein Kerl werden, menſchlich, römiſch, groß, kindlich und doch ein Guß. Der alte Cato iſt ſicher ſo geweſen, wie ich ihn ſchon jetzt geſchildert. Der Conſul und ex post Dictator Fabius Maximus mit dem Beinamen Cunctator erhält auch ſein Theil. Beſonders freue ich mich auf die bekannte Ochſengeſchichte im Thal Caſilinum. Karthagos Mädchen waren berühmt wegen ihrer Schönheit; ſie waren die erſten, welche die ungeheuere Stadt anzündeten. Ich denke, ſie ſind würdig repräſentirt.*)

Da Grabbe dieſe Ausſprüche nicht im Zuſammenhange that, ſo fehlte es nicht an Zwiſchenbemerkungen, und es entſtand eine lebhafte Unterhaltung, worin der Dichter ſeine tiefen Studien und großen Blicke in die Geſchichte an den Tag legte.

Als man ihn fragte, ob er noch fernere Plane habe, äußerte er: Ein Luſtſpiel „Aſchenbrödel“ habe ich ungefähr fertig mitgebracht. Bin ich mit dieſen Arbeiten im Reinen, ſo gehe ich an die Hermannsſchlacht. Es muß ein Gedicht von Eichen und Eiſen werden. Meine waldgrüne Heimat im Sachſenland und das geharniſchte Volk der Welteroberer von Rom, die im Teutoburgerwald den erſten Stoß zu ihrem Verderben erhalten; ſolche Gegenſätze, das wird eine Luſt. Darauf kommt der Eulenſpiegel, ein tolles, luſtiges Thier. Und dann im edelſten Versmaß Alexander der Große und dann, leb' ich noch ſo lange, in ſicher erhabener Art: Chriſtus.*)

---

*) Stellen aus Grabbe's Briefen an Immermann. Memorabilien, II, 61 fg.

Gegen Abend trennte ſich der Kreis. Burgmüller übernahm es, Grabbe heimwärts zu führen. Immermann ging nach dem Theater, wohin ihn verſchiedene Geſchäfte führten. Die meiſten ſeiner Freunde begleiteten ihn. Bei allen erwies ſich der Eindruck, welchen der Ankömmling hervorgebracht hatte, als höchſt mächtig und ſiegreich. Niemand konnte ſich der Gewalt dieſer ureigenen Natur, die mit den gewöhnlichen, zierlich gefalteten Literatoren der Zeit nicht in Reihe und Glied zu ſtellen war, entziehen. Dennoch mußte ſich jeder geſtehen, daß er keine Liebe, keine Sehnſucht aufgeweckt hatte. Es war eigentlich bei allen das Gefühl der Verwunderung rege. Da man zugleich von ſeinen traurigen Lebensverhältniſſen gehört hatte, ſo kam auch das Mitleid hinzu. Jedenfalls war er die letzte Stunde entlang der Mittelpunkt des Intereſſes geweſen. Ja, man beſchäftigte ſich noch lebhaft mit ihm, nachdem er längſt gegangen war, ohne daß jemand in gemüthlicher Weiſe nach ihm verlangte.

---

*) Vgl. Karl Ziegler, „Grabbe" (Hamburg 1855), S. 157.

Burgmüller aber führte Grabbe an demſelben Abend in die Schenke Zum Drachenfels, wo der Kreis, den wir bereits kennen gelernt haben, den Gaſt mit der äußerſten Spannung empfing.

Sechstes Kapitel.

Norbert Burgmüller wohnte mit ſeiner Mutter im zweiten Stock eines Hauſes der ſtillen und geräuſchloſen Baſtionsſtraße. Die vier Zimmer, welche ſie innehatten, waren höchſt einfach und beſcheiden. Zwei kleinere Räume, die nach der Straße hinaus lagen, dienten ihm und ſeiner Mutter zu Schlafkammern, während ein größerer Raum nach der hintern Seite als Wohnſtube eingerichtet war, an welche ſich noch ein kleines Schrank- und Verrathszimmer ſchloß. Die Wohnſtube machte einen freundlichen Eindruck. Ihre Fenſter, welche nach Mittag ſahen, boten eine allerliebſte Ausſicht in die Anlagen, die ſich ſüdwärts um die Stadt ſchlingen. Dort dehnten ſich vor dem Blick grüne Baumgruppen, Alleen, Wieſen und Gebüſche, in denen zur ſchönen Frühlingszeit zahlloſe Nachtigallen ſangen, und Teiche, auf welchen weiße Schwäne ihre ſtillen Kreiſe zogen. Im übrigen war die Einrichtung äußerſt ſchlicht. An den Wänden merkte man indeſſen, daß hier kein gewöhnlicher Menſch hauſe, denn dort hingen die Bildniſſe großer Componiſten und Dichter. Einige werthvolle Gemälde, welche befreundete Künſtler dem jungen Muſiker als Andenken verehrt hatten, deuteten zugleich darauf hin, daß er bei ſonſt faſt ärmlichen Verhältniſſen doch koſtbare Geiſtesfreundſchaften beſaß. In der Ecke ſtand ein alter fünfoctaviger Flügel und neben demſelben ein Geſtell, welches Bücher, Muſikalien und Manuſcripte enthielt. Seltſamerweiſe herrſchte in dieſer kleinen einfachen Künſtlerwirthſchaft eine ungewöhnliche Ordnung und Regel.

So ſchmucklos und ſchlicht auch dieſe Räume waren, ſo bewährten ſie doch eine große Anziehungskraft für die Freunde ihres Bewohners; denn nicht ſelten fanden hier kleine Verſammlungen ſtatt, bei denen es ſich um nichts anderes handelte als um die heilige Tonkunſt. Burgmüller war nämlich ſeinen Genoſſen, welche ſich wahrhaft für Muſik intereſſirten, ein eifriger und liebenswürdiger Leiter in die Geheimniſſe ſeiner Kunſt und machte ſie gern mit den Meiſtern der Vergangenheit und Gegenwart bekannt. Freilich erſchien der alte Flügel, deſſen ſich ſein Vater noch bedient hatte, als ein höchſt ärmliches und elendes Inſtrument, dennoch vermittelte er einer leicht befriedigten Jüngerſchar die Meiſterwerke der alten Italiener, ſowie Bach's, Händel's, Gluck's, Beethoven's und Mozart's. Da Burgmüller zugleich äußerſt gefühlvoll und tief ſpielte, ſo half der Geiſt die mangelnden Mittel verdecken. Aber auch in ſeine eigenen Werke wurden hier die jungen Freunde eingeweiht. Hier ſang er ihnen mit leiſer, aber ſeltſam harmoniſcher und eindringlicher Stimme ſeine ſchönen, innigen Lieder, hier machte er ſie mit dem Klavierconcert bekannt, welches er ſchon in Kaſſel componirt hatte, und das von

Spohr und Hauptmann das höchſte Lob erwarb; hier ſpielte er ihnen ſeine erſte Symphonie vor, die er gleichfalls faſt vollendet in die Heimat mitbrachte, und hatte die Freude, daß ſeine innige Art, die eine entſchiedene, in ſich beruhende künſtleriſche Individualität offenbarte, den Genoſſen des kleinen Kreiſes mehr und mehr einging.

An einem trüben, düſtern Decembernachmittage zwiſchen Weihnachten und Neujahr, wo der Himmel ſich mit einer ſtarren, feſten Decke von dicken, undurchdringlichen Nebelwolken umgeben hatte, die ſchwer bis auf die Erde laſteten, ſaß Burgmüller in ſeinem Zimmer und blätterte in einer Mappe mit alten Manuſcripten. Auf ſeinem Geſichte lag eine tiefe Melancholie, welche durch die trübe Stimmung des Tags hervorgerufen und genährt ſein mochte. Dann ruhte ſein Auge lange auf einem vergilbten Notenblatte, das ein Lied enthielt und die Ueberſchrift „Ophelia!“ trug. Eine Thräne trat in ſein Auge. Seine Hände zitterten und zuckten. Aber er faßte ſich und legte das Blatt auf den Flügel. Dann griff er in die Taſten und ſang nach einem Vorſpiel, in deſſen Tönen der tiefſte Schmerz klagte und weinte:

Liebe, die ſonſt ſtets mit Myrten krönet,
Hüllt in düſtre Schwermuth meinen Sinn;
Armes Herz, das ſich nach Ruhe ſehnet,
Hoffe nicht, ſie iſt für dich dahin.

Als er geendet hatte, liefen ihm helle Thränen über die Wangen, die er aber eilig abwiſchte, denn es klopfte plötzlich an die Thür.

Zwei Geſtalten traten ein. Es waren Grabbe und Will.

Hier bringe ich den Freund! rief der junge Mann. Ohne die Magd hätte er den Weg nicht gefunden. Die Magd muß aber für die Feſttage putzen, deshalb habe ich ihn hierher geleitet.

Wer kann auch in dieſem Wetter, wo ein Stück des alten Chaos in Zipfeln über der Erde hängt, die Wege und Stege finden! brummte der Dichter.

Burgmüller begrüßte die Freunde.

Wie ſiehſt du aus? rief Will, und was haſt du für ein Lied geſungen? Wer iſt der Componiſt?

Ich bin es, ſprach Burgmüller, der ſeine Bewegung noch nicht bemeiſtern konnte.

Seltſam! erwiderte der andere. Und ich kenne es nicht, während ich mir einbildete, alle deine Werke gehört zu haben. Dahinter ſteckt etwas Beſonderes.

Wahrſcheinlich eine traurige Geſchichte! warf Grabbe dazwiſchen. Eine Novelle aus dem Herzen. Ja, die verfluchten Weiber machen einem etwas zu ſchaffen. Ihr Lied hat uns verrathen, daß Sie auch davon zu erzählen wiſſen.

Du ſollteſt uns die Geſchichte des Liedes mittheilen, bat Will, der ſelber noch nicht viel erfahren hatte und deshalb den Glauben hegte, daß jede Zunge ſich leicht löſe.

Nicht gleich mit Sturm in die Segel geblaſen, junger Menſch! mahnte der Dichter. Bei mir kocht der Topf zwar immer gleich über. Ich ſchnattere von meinen eigenen mislichen Angelegenheiten ins Maßloſe. Aber unſer Muſikus hat in ſeinem Weſen etwas von den Wüſten Afrikas. Er ſchweigt in ſieben Sprachen. Ein andermal müſſen Sie mir aber doch Ihre Geſchichte erzählen, lieber Burgmüller, wobei Sie immer die Ereigniſſe, die ſich an das Lied knüpfen, verſchweigen können. Soviel ich weiß, ſteht Ihre Biographie noch nicht im „Converſations-Lexikon“. Man muß aber doch wiſſen, mit was für Leuten man umgeht.

Ich will jetzt gleich anfangen, ſprach Burgmüller mit einem plötzlichen Entſchluſſe. Bin ich auch ſchweigſam, ſo bin ich doch nicht verſchloſſen. Was hätte ich auch für Geheimniſſe? Armes Herz, hoffe nicht, ſie iſt für dich dahin!

Dann erzähle aber auch alles, ſprach Will, du haſt es mir längſt verſprochen.

Ein Licht wurde angezündet, denn es war bereits dunkel geworden; das Triumvirat nahm Platz auf dem Sofa und den Stühlen.

Mein Vater, begann Burgmüller, war in Magdeburg geboren. Er widmete ſich der Muſik und kam nach mannichfachen Schickſalen als Director eines Theaterorcheſters an den Rhein. Sowol die große Tüchtigkeit in ſeinem Fache, als die heitere, freie Art und Weiſe, mit der er ſich im Leben zu nehmen wußte, machten ihn allerwärts beliebt und verſchafften ihm in Düſſeldorf die Stelle eines ſtädtiſchen Muſikdirectors. Natürlich war das Amt nicht reich genug dotirt, um davon zu leben. So mußte er ſich denn auch bequemen, Muſikunterricht zu geben. Er kam als Lehrer in das Haus des Freiherrn von Sandt, wo er den Töchtern

Klavierſtunde ertheilte. Zu der jüngſten faßte der lebendige, feurige Mann eine leidenſchaftliche Neigung, die von dem adelichen Fräulein erwidert wurde. Das Paar war bald einig, einen Bund für das Leben zu knüpfen. Wie aber durfte die Geliebte, die einer der älteſten Familien des Landes angehörte, auf die Einwilligung der Aeltern hoffen, welche nicht allein vom reinſten Adel, ſondern auch der katholiſchen Kirche mit ſtrenger Anhänglichkeit zugethan waren, während der Geliebte dem Bürgerſtande entſtammte und ſich zum Proteſtantismus bekannte? Als man im Hauſe des Mädchens von dieſer ſchrecklichen Herzensangelegenheit hörte, herrſchte dort die größte Empörung. Dem Muſiker wurde die Thür gewieſen, die Tochter ſchickte man in ein Kloſter, um in ſtiller Einſamkeit ihre Wunden zu heilen. Aber dieſe gezwungene Trennung hob das geheime Einverſtändniß nicht auf. Der Muſiklehrer entführte das Fräulein von Sandt. So wurde das Jawort der Aeltern erzwungen und die Hochzeit gefeiert. In dieſem Paare aber verehre ich Vater und Mutter.

So weit ging alles gut. Erſcheint aber die Geſchichte der Liebe in einem heitern Lichte, ſo iſt dies von der Geſchichte der Ehe nicht in gleichem Maße zu ſagen. Trotz aller gegenſeitigen Neigung und Achtung des Paares war keine rechte Ordnung in das Hausweſen zu bringen. Gute Künſtler ſind ſelten gute Wirthe. Mein Vater lebte am liebſten frei, froh, uneingeengt. Es fiel ihm nie und nimmer ein, ſeine Einnahmen mit ſeinen Ausgaben durch eine geſunde Rechnung in Einklang zu bringen. Meine Mutter war gleichfalls nicht für die

Führung einer Wirthſchaft erzogen, denn ſie ſtammte aus einem zu vornehmen Hauſe, um ſich mit ſo tagtäglichen Dingen zu befaſſen. Bald fehlte es auch nicht an Nachkommenſchaft. Es ſtellten ſich allmählich drei Söhne ein, die heranwachſend noch mehr Unruhe, Laſt und Regelloſigkeit ins Haus und an den Herd brachten. Daß unſere Erziehung nicht die größte Sorge der Aeltern war, brauche ich wol kaum zu ſagen. Sowol in Betreff der Pflege des Leibes wie des Geiſtes ging es mit wahrhaft genialer Leichtigkeit zu. Wir aßen und tranken, was da war. Gewöhnlich diente uns allen derſelbe Topf und dieſelbe Flaſche. Teller und Gläſer wurden für Ueberfluß gehalten. Im übrigen thaten wir, was wir wollten. Da mein Vater im Anfange ſeiner Ehe die Direction der Oper beibehalten hatte, und da die Theatergeſellſchaft im Sommer in Aachen und im Winter in Düſſeldorf ſpielte, ſo befanden wir uns abwechſelnd in dieſen beiden Städten. Mitunter aber wurden wir für ganze halbe Jahre hier im Ort der Obhut fremder Leute übergeben. An eine tüchtige Schulbildung war natürlich nicht zu denken, zumal da auch die Mittel nicht ſelten fehlten. Nur in der Muſik erhielten wir ernſtlichen Unterricht. Mein älteſter Bruder Franz iſt gewiß theilweiſe an dem Fehler dieſer Erziehung zu Grunde gegangen, obgleich es ihm bei einem wirklich guten Gemüthe nicht an Talent mangelte. Nach verfehlten Gymnaſialſtudien ging er zur Artillerie über. Da er aber nicht gewohnt war, gründlich zu erfaſſen, ſo nahm er ſeinen Abſchied und wanderte nach Griechenland, wo er Kriegsdienſte nahm und vor kurzem geſtorben iſt. Die Muſik allein hat meinen Bruder Friedrich gerettet. Er lebt als Muſiker in Paris, wo er als tüchtiger Pianiſt Stunden gibt, moderne, beliebte Muſik arrangirt, auch hin und wieder mit eigenen Compoſitionen auftritt und ein ſorgloſes Leben führt. Ich endlich bin der jüngſte Sohn.

Trotzdem, daß mein Vater unſere Jugend nicht in wünſchenswerther Weiſe behütete und beſchützte, denke ich nur mit der größten Liebe an ihn. Vor allen Dingen iſt er mein Vater, dann aber auch muß ich ihn als einen wirklich guten Menſchen rühmen. Ein trefflicheres Herz ließ ſich nicht finden. Er war ein Muſikant, klug, toll, luſtig aus der frühern debauchirenden Schule. Ueber die Erziehung, die ihm die damalige Zeit und ſeine vielſeitigen Schickſale gegeben, konnte er nicht hinaus. Man hat mir geſagt, daß er ſogar für Wilhelm Heinſe das Vorbild des Lockmann in der „Hildegard von Hohenlohe" geweſen ſei. In ſeiner Jugend ſoll er ſich durch ſeine Schönheit ausgezeichnet haben. Später iſt er aber eine komiſche Figur geworden. Selbſt ich, ſein Sohn, kann mich nur mit Lächeln ſeines Ausſehens erinnern. In allen Rheinſtädten, wo ich von ihm reden hörte, iſt er noch im ergötzlichſten Andenken. Sein Bild hängt im Kupferſtich dort an der Wand.

Die Freunde ſahen nach der bezeichneten Stelle.

Bei Gott, rief Grabbe, die Backen gleichen zwei Pfannenkuchen, an denen die Butter nicht geſpart iſt, friſch aus dem Tiegel, die Augen ſind ihm vor Fett bis auf die ſchmale Spalte zugewachſen.

Wie man mir ſagte, fügte Will hinzu, hat er auch Waden beſeſſen über das Maß der Sterblichkeit hinaus.

Die echte Muſik, fuhr Norbert fort, und die echten Muſiker liebte er über alles, aber faſt nicht minder liebte er die guten Gaben Gottes, die für den Reiz des Gaumens wachſen. Er konnte in gleicher Weiſe darüber weinen, daß der Himmel muſikaliſche Genies und Champagner und Auſtern gedeihen läßt. Man hat mir in beiden Beziehungen luſtige Anekdoten über meinen Vater erzählt. Freilich ſind ſie zumeiſt überſinnlich grotesk. Aber was ſoll ich ſie verſchweigen, denn ſie ſind wahr und kennzeichnen den Mann! Ich will ja auch nicht ſchön malen, ſondern ſcharf zeichnen. Von Zelter's Beſuch weiß ich noch aus meiner eigenen Erinnerung zu berichten. Der Freund Goethe's trat herein, als wir gerade am Mittagstiſche ſaßen und katholiſche Freitagskoſt, nämlich Stockfiſch und Erdäpfel verzehrten, und ſagte in ſeiner lakoniſchen Weiſe: Ich bin der alte Zelter. Mein Vater war äußerſt freudig überraſcht. Mit Thränen in den Augen ſprang er auf und begann Zelter's Lied „So ſehen wir uns wieder“ zu ſingen und dann ihn herzlich zu umarmen. Der verehrte, willkommene Gaſt mußte ſich mit an den Tiſch ſetzen, der freilich keine beſſere Koſt, wohl aber den beſten Wein, der im Keller lag, erhielt. Und ſo waren ſie bald Ein Herz und Ein Sinn. Die muſikaliſche Begeiſterung meines Vaters konnte übrigens ebenſo ſchnell in muſikaliſche Wuth übergehen. So begab er ſich eines Abends aus der Schenke nach Hauſe. Zwei Offiziere, die eine Weile nach ihm die Stube verließen, fanden ihn noch auf der

Straße, wie er mit dem Fuße eifrig auf der Erde umherſcharrte. Sie fragten, was er ſuche. Er antwortete: Einen Stein. Zu gleicher Zeit hörten ſie im zweiten Stocke des nächſten Hauſes die Töne eines ſehr verſtimmten Klaviers und einen jämmerlichen mehrſtimmigen Geſang. Einer der jungen Leute fand einen gewaltigen Pflaſterſtein und gab ihn dem dicken Manne, der ihn ſofort mit der größten Sicherheit in das hellerleuchtete Fenſter des Zimmers warf, aus dem die Töne erklangen. Die Scheiben klirrten zerbrochen in die Straße, und oben ließ ſich eine Menge von Judenſtimmen in den ängſtlichſten Klagetönen vernehmen. Mein Vater aber rief ihnen mit phlegmatiſcher Geiſtesruhe zu, ſie möchten ihr Klavier ſtimmen laſſen, und ſchlenderte nach Hauſe.

Norbert's Zuhörer lachten herzlich über dieſen Genieſtreich ſeines Vaters.

Dann erzählte er weiter: Nun aber zu den Anekdoten, die ſich auf Speiſe und Trank beziehen. Seine Zunge war ebenſo ſein organiſirt wie ſein Ohr. Man konnte ihm neben einem muſikaliſchen Genuſſe keine größere Freude machen als eine gaſtronomiſche Sitzung. Seine Verehrer und Bekannten wußten um dieſe Schwäche und luden ihn nicht allein zu Gaſtereien, ſie ſandten ihm auch wol allerlei Leckerbiſſen ins Haus, die dann gleich in Angriff genommen wurden. So erinnere ich mich noch ſelbſt, daß eines Morgens nach einem gelungenen Concert ein Korb mit Auſtern und Champagner eintraf, den ein reicher adelicher Herr geſchickt hatte. Die ganze Familie lag noch im Bette. Kaum aber hatte mein Vater die Freudenmär vernommen, als wir alle aus den Federn mußten. Kaffee wurde für dieſen Tag nicht gekocht. Erſt vergnügten wir uns langſam an den feinen Sachen, ja, wir hatten vor, uns recht lange Tage daran zu vergnügen. Aber der Appetit kommt während des Eſſens, das Loch im Korbe wurde immer größer. Mein Vater that ſein Beſtes, um Breſchen zu machen. Freunde kamen zufällig hinzu und ſetzten ſich bei, und ehe Mittag läutete, hatte der immer wachſende Kreis in der behaglichſten und gemüthlichſten Stimmung die ganze Sendung vertilgt. Ein andermal war er von einem Freunde zu Schellfiſch und Kartoffeln eingeladen. Von ſeinem Teller verſchwanden rieſige Maſſen des beliebten Gerichts. Er rechtfertigte ſeinen Ruf und hatte ſich einmal von Herzen ſatt gegeſſen. Da erſchienen nachträglich und ganz unerwartet Auſtern und Rheinwein. Das war nun der Gipfel ſeiner gaſtronomiſchen Wünſche. Aber der Magen trug ſchon zu ſchwer an der geladenen Laſt. Er mußte auf das neue Gericht verzichten. Im Schmerze über dieſe Entbehrung liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen. Es war kein Wunder, daß man ſich unter dieſen Umſtänden luſtig über ſein Eßvermögen machte. Er dachte nicht daran, es übel zu nehmen, denn er fand die Vorliebe für alle gute Gaben Gottes zu tief in der menſchlichen Natur begründet. So hatte ihn einſt ein anderer Freund zum Mittageſſen gebeten. In den kleinen Räumen, die derſelbe bewohnte, waren die Flügelthüren geöffnet, als mein Vater leicht und bequem hereintrat. Nach Tiſche ging die Bewegung ſchwerer von ſtatten. Als er ſich verabſchieden wollte, konnte er nicht durch die Thür, während der Freund ihm zurief: Ei Männchen, da haſt du dich einmal feſt gefreſſen! Der Schrecken des erſten Augenblicks löſte ſich indeſſen, als es klar wurde, daß der eine Flügel während des Eſſens unvermerkt geſchloſſen worden war. Wie ſehr ſeine Phantaſie auf die Producte des Küchenherdes gerichtet war, erwies ſich auch einſt in einem gräflichen Hauſe, wo er der jungen Frau Unterricht gab. Wenn er dort zur Stunde erſchien, ſo wurde ihm gewöhnlich ein Imbiß vorgeſetzt, der nicht ſelten in einem kalten Braten oder Schinken beſtand, von denen ſein rieſenhafter Appetit ſelten etwas übrig ließ. Nun war er eines Tages gerade mit einer Kalbskeule fertig geworden, als die Hausfrau eine Sonate beendigte, und rief: Nun, Gnädige, da capo mit dem Kalbsbraten! Die Gräfin lächelte, ſtand auf und klingelte. Mein Vater fragte, was ſie befehle. Ei, rief ſie, Sie wünſchen ja den Kalbsbraten da capo, worauf er ſeinen Irrthum verlegen berichtigte und die Aufklärung gab, er habe die Wiederholung der Sonate gewünſcht.

Welch eine originelle Figur! rief Grabbe. Ich hätte den muſikaliſchen Elefanten ſehen mögen!

Unſer Norbert gleicht ihm wenig, fügte Will hinzu.

Freilich ſtehe ich, was den Leib angeht, hinter ihm zurück, ſprach der Muſiker. Aber geiſtig bin ich ſein echter Sohn. Ja, noch mehr, ich bin ſein Schüler. Er hatte ſchon ſehr früh große Freude an meiner Begabung. Die Hauptlehrſtunden erhielt ich von ihm, ſie waren ſelten, kurz und herb, aber gründlich und von nachhaltiger Wirkung. Es ſchien ihm ziemlich gleichgültig, daß ich die praktiſchen Schwierigkeiten auf dem Piano und der Geige mit Leichtigkeit überwand und als Knabe bereits Concerte auf dieſen Inſtrumenten vortrug. Aber daß ich als Knabe ſchon artige Compoſitionen lieferte, das machte ihm oft das Waſſer in die Augen treten. Wenn er mir Unterricht gab, ſo wechſelte ſein Weſen oft ſeltſam. Hatte er bisweilen gezürnt, gepoltert und geſcholten, ſo wurde er ebenſo ſchnell gut und freundlich bis zum Weinen, wenn ich meine Sache doch ſchließlich gut machte. Ich werde ihn nie vergeſſen. Als Componiſt hat er manche ſchöne Lieder geſetzt, die mit ihrem klaren melodiſchen Fluß und mit ihrer ſüßen Harmonie an Mozart erinnern, doch war er am ausgezeichnetſten als Orcheſter- und Chordirigent. Den ſchönſten Nachruhm hat er von den rheiniſchen Muſikfeſten, zu deren Hauptſtiftern er gehörte. Er wurde uns durch einen raſchen Tod entriſſen. Dieſes Ereigniß wirkte ſchrecklich auf mich. Es war mir damals zu Muthe, als wenn die Welt in öden Trümmern läge.

Hier hielt der junge Mann eine Weile inne. Seine Augen waren feucht. Die beiden Freunde ehrten ſeinen Schmerz durch tiefes Stillſchweigen.

Unſere Familienverhältniſſe, die ohnedies ſchon zerrüttet waren, wurden noch verwickelter, fuhr Norbert nach einer Pauſe fort. Meine Mutter wußte ſich nicht zu rathen noch zu helfen. Sie iſt ſehr gut, aber ihr Charakter iſt ſchwach. Gleichwol ſchickte ſie ſich in die Noth, und da ſie ihr Klavierſpiel nicht vergeſſen hatte, ſo gab ſie Stunden, was um ſo nothwendiger war, da ihre Familie nichts für ſie that. Alte Freunde ſtanden ihr im übrigen bei. Leider wollte es mit Franz nicht vorwärts, Fritz aber ging in die Fremde. Die Muſik hat ihm eine ehrenhafte und einträgliche Stellung verſchafft. Für mich ſorgte der edle Graf von Neſſelrode-Ehreshoven, der als feiner, begeiſterter Muſikkenner ſchon meinem Vater ein treuer Freund geweſen war. Er ſandte mich nach Kaſſel zu Spohr in die Lehre. Mit dieſer Zeit beginnen meine eigentlichen Lehrjahre. Unter Spohr's und Hauptmann's Leitung trieb ich meine theoretiſchen Studien mit Fleiß und Ordnung. Ohne mich zu rühmen, darf ich wohl ſagen, daß mein Talent für die Compoſition bald hoch geſchätzt wurde. Die Meiſter liebten mich und gaben ſich beſondere Mühe mit mir. Auch meine Mitſchüler zeigten mir Neigung und Achtung. Spohr übergab mir während der letzten Zeit meines kaſſeler Aufenthalts im Geſangvereine die Direction am Flügel. Ja, als einſt ein Fremder den Meiſter beſuchte, bei dem ich mich gerade befand, und ihn fragte, ob ich das Piano ſpiele, antwortete er: Nein, er ſpielt Partitur. Ich habe Spohr ſehr lieb. Hier will man nicht viel von ſeiner Muſik wiſſen. Ich vertheidige ihn aber nach allen Kräften, und oft ſitze ich ganze Tage vor ſeinen Werken, die mir die angenehmſten Rückerinnerungen an alte Zeiten erwecken. Auch mit Hauptmann ſtand ich vortrefflich. Er iſt ein Charakter von der zarteſten Liebenswürdigkeit, wenn man die etwas ſtarre Außenſeite durchbrochen hat. Leider bin ich mit beiden nicht recht in Verbindung geblieben. Das Schreiben iſt eben meine Sache nicht. Aber ich werde meiner Wohlthäter ſtets gedenken. Mein erſtes größeres Werk, das Klavierconcert, widme ich meinem Grafen Neſſelrode, die erſte Symphonie meinem Spohr, und die zweite ſoll mein Hauptmann haben.

Dann trat wieder eine Pauſe ein. Die Freunde ermunterten ihn, ſeine Erzählung wieder aufzunehmen.

Ein andermal von dem Lied und von Ophelia, antwortete Burgmüller. Die Erinnerungen quälen mich. Ich leide durch ſolche Berichte.

Will ſprach ihm Muth zu. Grabbe ſchloß ſich an. Endlich ſchwankte der Muſiker, ob er fortfahren ſollte.

Da klopfte es an die Thür. Ein Lohndiener brachte ein Billet.

Von wem? fragte Norbert.

Sie werden es ſehen, antwortete der Menſch, der ſich ſofort entfernte.

Burgmüller erbrach das Billet und wurde blaß wie ein leinenes Tuch.

Was haſt du? rief Will.

Nichts! nichts! ſprach der Componiſt. Aber ich bin nicht wohl. Ich war es ſchon, als ihr kamet, drum wollte es auch nicht mit der Erzählung vorwärts. Entſchuldigt mich! Bringe Grabbe nach Hauſe, lieber Will, und dann komme zurück. Vielleicht habe ich den Arzt nöthig. Meine Mutter iſt aus. Ich bin allein.

Er ſprach dieſe Worte bittend und in abgeſtoßenen Sätzen. Der kalte Schweiß war ihm auf die Stirn getreten. Die Freunde verließen ihn, als er ſich erſchöpft auf das Sofa warf.

Siebentes Kapitel.

Als Will den Dichter in ſeiner Wohnung auf der Ritterſtraße abgeſetzt hatte, eilte er, ſo raſch er konnte, zu Burgmüller zurück. Welcher Schrecken befiel ihn, als er die Zimmerthür öffnete! Der Muſiker lag beſinnungslos auf dem Boden. Eine der Kerzen auf dem Tiſche war umgefallen und hatte das Holz entzündet. Der Tiſch kohlte, die Glut wollte ſich ſchon zur Flamme erheben, und ein erſtickender Dampf füllte die Stube. Der junge Mann ſuchte zuerſt den beginnenden Brand zu löſchen. Dann öffnete er das Fenſter, damit der Rauch ſich verziehe. Jetzt erſt konnte er ſich mit dem Freunde beſchäftigen. Zu ſeiner großen Freude gewahrte er, daß die Bruſt ſich in tiefen Athemzügen hob. Auch der Puls ging. Nur mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte gelang es ihm, den ſtarren Körper in eine bequeme Lage auf das Sofa zu bringen. Dann gewahrte er das Billet. Er hob es vom Boden auf und las es unwillkürlich. Darin ſtanden die mit zitternder Hand geſchriebenen Worte:

„Norbert, ich bin hier, die Deine wie immer, verloren und wiedergefunden. Du mußt mir verzeihen, oder ich ſterbe. Ophelia.“

Ophelia! das war der Name, den Burgmüller in Verbindung mit dem Liede genannt hatte. Das Lied lag noch auf dem Flügel. Will nahm ein Licht und leuchtete hin. Richtig, auf dem Manuſcript ſtand: Ophelia!

So öffnete ſich dem Freunde ein weites Feld für Vermuthungen. Aber es war jetzt keine Zeit, ſich dieſen Gedanken zu widmen. Vor allen Dingen mußte dem Kranken geholfen werden. Es ſchien Will am nothwendigſten, einen Arzt herbeizuſchaffen. Schon eilte er nach der Thür, um ſich bei den Zimmernachbarn nach einem Boten umzuſehen. Noch einmal ſah er nach Norbert hin. Da ſchlug dieſer die Augen groß und matt auf und rief, in eine Ecke ſtarrend: Ha, die Schlange, dort flieht ſie!

Komm zu dir, mahnte Will.

Wo bin ich? fragte der Muſiker.

In deiner Stube, antwortete der Freund. Was haſt du?

Der Kranke richtete ſich auf und ſtarrte mit irren Blicken umher. Du biſt's, Will? ſprach er. Welch ein Rauch? Was iſt geſchehen?

Will zeigte ihm die Brandſtelle und erzählte in kurzen Worten, wie er das Zimmer bei ſeinem Eintritte gefunden habe.

Fürchterlich! ſtammelte Norbert. O, dieſe Krankheit!

Ich will den Arzt rufen, ſagte der Freund.

Nein, nein! war die Antwort. Es hilft zu nichts.

Dann ſuchten ſeine Augen auf dem Tiſche, wo das Papier lag.

So iſt es wirklich wahr, jammerte er und verfiel in ein heftiges Schluchzen und Weinen.

Um Gottes willen, beruhige dich, mahnte der Freund, der einen neuen Anfall fürchtete.

Mehr ſprach er nicht. Ein ſo heftiger Schmerz läßt ſich nicht beſprechen. Das Weinen dauerte lange fort, in immer leiſern Tönen verklingend. Zwiſchendurch murmelte er: Sie iſt hier, Ophelia! Unſeliges Geſchöpf! Wiedergefunden? Nein, ewig verloren!

Als er endlich ruhiger wurde, ſagte Will: Norbert, ſei vernünftig! Sei ſtark, du biſt ein Mann! Kann ich dir helfen?

Helfen? antwortete er. Das iſt es gerade. Darum ſollteſt du zurückkommen, um mir beizuſtehen.

Aber ich weiß nicht, worin, erwiderte der andere.

So bin ich alſo doch dazu verdammt, murmelte Burgmüller, heute meine Geſchichte zu Ende zu erzählen. O, der Kelch iſt bitter!

Warte lieber bis morgen, ſprach Will.

Nein, nein, es eilt! rief der Muſiker heftig. Höre! höre!

Und nun erzählte er in haſtigen, abgebrochenen Worten die Geſchichte ſeiner erſten Liebe.

Als ich von Düſſeldorf nach Kaſſel kam, begann er, war ich ein Kind, wenn auch nicht nach meinen Jahren, doch nach meinem Weſen. Die traurige, blöde Scheuheit, welche mir noch jetzt ſoviel zu ſchaffen macht, war mir damals in noch höherm Grade eigen. Zu Hauſe hatte ich nur mit meinen Aeltern und Geſchwiſtern innig verkehrt, mich aber ſonſt befangen von Menſchen und Dingen zurückgehalten. Die Muſik, welche ſonſt ſo zugänglich und geſellig macht, hatte dieſen Einfluß nicht auf mich ausgeübt. Ich lebte nur im Reiche der Tonkunſt. Selbſt in Concert und Theater, wo ich im Orcheſter mitwirkte, und in Privatgeſellſchaften war ſie mir kein Mittel geworden, um mich den Leuten, die bei dieſen Gelegenheiten zuſammenkommen, näher zu bringen. Außer meiner Kunſt hatte mir auch eigentlich nichts im Leben eine rechte Freude bereitet. Zu geſelligen Feſten, wo die jungen Leute ſich die Zeit mit Spiel und Tanz vertrieben, fühlte ich nicht den mindeſten Drang, weil ich ihnen geiſtig fern ſtand und vielleicht, weil es meinem Körper an jener leichten Gelenkigkeit fehlte, die zu dieſen Vergnügungen der Jugend nöthig iſt. Auch im Theater, deſſen Beſuch mir bei der Stellung meines Vaters freiſtand, hatte ich nur ſchwache Eindrücke empfunden, da die Aufführungen in der Regel nie die rechte Höhe erreichten. So war ich eigentlich mitten im Leben ein Einſiedler geblieben. Die Einſamkeit, in welcher ich in der erſten Zeit in Kaſſel lebte, entſprach ganz und gar meinen Wünſchen. Rund um mich her war nur eine muſikaliſche Atmoſphäre, die dem Geiſt und Herzen wohl that. Was mich aber ſonſt noch zu intereſſiren anfing, das war die Bühne, die in dieſer fürſtlichen Reſidenz ungleich vollendetere Darſtellungen bot, als ich ſie bisjetzt gewohnt geweſen war. Da ich auch in Kaſſel wieder im Orcheſter mitgeigte, ſo fehlte es nicht an Gelegenheit, dieſe neuen Genüſſe zu verfolgen.

Eines Abends wurde nun „Hamlet“ gegeben. Die Rolle der Ophelia ſollte von einem jungen Mädchen geſpielt werden, welches ſich erſt vor kurzem der Bühne gewidmet hatte, und von deſſen Talent man ſich Wunder erzählte. Als Tochter des Polonius trat ſie zuerſt vor das Publikum, welches das Haus in ungewohnter Weiſe füllte. Ihre Geſtalt und die Art und Weiſe ihres höchſt natürlichen, einfachen Spiels riß bei ihrem Erſcheinen alle Anweſenden zu maßloſer Bewunderung und den lebhafteſten Zeichen eines rauſchenden Beifalls hin. Das allgemeine Staunen wuchs mit jeder neuen Scene. In dem Auftritte, wo ſie als Wahnſinnige die Bühne betrat, durchſchauerte jeden das Gefühl, daß hier eine unvergleichliche Leiſtung ans Licht getreten ſei. Jungfräuliche Reinheit und Keuſchheit, umwoben von einem Zuge lüſterner Sehnſucht und leiſen Verlangens, konnte nicht meiſterhafter wiedergegeben werden. Hatte mich das ganze Stück in ſeiner eigenthümlichen fremden Größe ergriffen, wie ich nie ergriffen worden war, ſo wurde ich noch durch nichts tiefer gepackt, gerührt und durchzittert, wie von dieſer wunderbaren Ophelia. Ich konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen. Mich von einer Seite auf die andere werfend, ſah ich im umgebenden Dunkel ſtets die glänzende, ſchöne Geſtalt. Mein Blut pochte. Mein ganzes Daſein drängte ſich dem ſchönen Bilde entgegen. Von dieſer Zeit an hatte ich nur Einen Gedanken, und dieſer Gedanke hieß: Ophelia.

In der Folge ging ich nur ihretwegen in das Theater. Ich ſah ſie bald noch in andern Rollen. Sie war in jeder eigenthümlich, urſprünglich, ganz ſie ſelbſt. Bisheran hatte ich nie für ein weibliches Weſen tiefer empfunden. Jetzt wußte ich mit Einem Schlage, was die Liebe ſei. Ich liebte Ophelia. Ich liebte ſie leidenſchaftlich, unendlich, ewig. Sie war das Ziel meiner Wünſche, Gedanken und Gefühle, die ſich in wilden und zärtlichen muſikaliſchen Gebilden Bahn brachen. Gleichwol hatte ich ſie nie geſprochen. Nur einigemal war ich ihr außer dem Theater im gewöhnlichen Kleide begegnet. Nur einigemal hatte ich ſie des Abends nach den Vorſtellungen aus dem Eingange für die Schauſpieler an mir vorbeigehen laſſen. Das Herz klopfte mir dann bis in die Kehle, zumal eines Abends, als mich an der Theaterthür ihr Kleid ſtreifte.

Da geſchah es einſt, daß Spohr mich fragte, ob ich nicht einer Schauſpielerin ein Lied einſtudiren wolle. Ich war natürlich gern bereit und fragte nach dem Namen der Dame. Er nannte meine Ophelia. Ich fühlte, daß ich blutroth wurde. Ob der Meiſter es merkte oder nicht, ich kann es nicht ſagen. Er machte mir wenigſtens keine Bemerkung. Vielleicht ſchrieb er mein befangenes Weſen auf Rechnung meiner bekannten Schüchternheit. Wir ſprachen das Nähere ab, und ich begab mich in ſeinem Auftrage zu der jungen ſchönen Künſtlerin. Es lag mir wie Blei in den Gliedern, als ich mich auf den Weg begab. Ich ging einigemal vor dem Hauſe auf und nieder, ehe ich mir ein Herz nahm und eintrat. Auf der Treppe wäre ich faſt umgekehrt. Vor der Thür konnte ich mich lange nicht entſchließen anzuklopfen. So ſchwer mir aber alle Schritte geworden waren, ſo leicht wurde mir zu Muthe, als ich bei Ophelia im Zimmer ſtand und als ſie mir mit der leichteſten und heiterſten Anmuth das harte Werk erleichterte. So kindlich, natürlich und unbefangen war mir noch nie ein weibliches Weſen entgegengetreten. Es ſchien mir, als athmete ich mit Einem male eine reinere Atmoſphäre. Alle Schwere war von mir gefallen. Ein ſeliges Behagen ging mir auf, zumal da ſie mir ſagte, daß ſie ſchon von mir gehört habe, und daß ſie ſelbſt einige meiner Lieder kenne.

Wir gaben uns ans Werk. Sie ſollte das Gretchen im „Fauſt“ ſpielen und wünſchte leichte Melodien zu den Liedern, die Goethe dieſem wunderbaren Mädchen in den Mund gelegt hat. Für den König von Thule ließ ſich die Zelter'ſche Melodie verwenden. Das Lied „Meine Ruh' iſt hin“ ſuchte ich für ſie in recitirender Weiſe zurecht zu machen. Sie zeigte ſich überaus geſchickt und anſtellig. Sie machte es mir ganz zu Dank, und auch ich ſchien es ihr zu Dank zu machen. Aber mit Einer Sitzung war unſere Arbeit nicht zu Ende. Ich ging und kam. Ihre Mutter, mit welcher ſie zuſammenwohnte, ließ uns gewähren. Wir ſahen uns mehr und mehr. Auch als die Aufführung des „Fauſt“ vorüber war, wiederholte ich meine Beſuche. Ich nannte ſie bald Ophelia.

In köſtlichen Stunden, die von Muſik und Poeſie durchwebt waren, ſchloſſen wir uns immer näher aneinander. Sie war freilich nicht Sängerin, ſondern Schauſpielerin, aber ich componirte Lieder für ſie, die ſie allerliebſt ſang. Dieſe Lieder waren Erklärungen meines Herzens. Das Ziel all meiner Wünſche war, ſie mein zu nennen. Und dieſes Ziel blieb nicht aus. Wir lagen uns eines Abends Herz an Herzen. Wir weinten und lachten miteinander. Wir fanden endlich das löſende Wort und ſchworen uns ewige Liebe und Treue.

Nun kam eine Flucht von ſchönen und hellen Tagen, wo wir uns jeden Abend ſahen, ſprachen, herzten und koſten. Wer kann all das Glück beſchreiben! Sie war ein ſchönes, prächtiges Weib und dabei gut, herzlich gut, munter, ernſt, wie es der Augenblick gab. Mitunter erſchien ihre Leidenſchaft faſt in das Kleid des Wahnſinns gehüllt. So ſaßen wir einſt in entfeſſelter Liebesbegierde zuſammen, denn es war der Vorabend eines Tages, an dem ſie auf längeres Gaſtſpiel aus der Stadt gehen ſollte. Faſt wäre ein Unheil geſchehen. Da ſprang ſie auf und nahm einen Dolch vom Tiſch, ritzte eine Ader an dem ſchönen weißen Arm und ließ einige Tropfen Blut in das gemeinſchaftliche Glas, das mit edelm Weine vor uns ſtand, fließen. Sie mahnte mich, das Gleiche zu thun. Ich folgte ihr im Rauſche des Augenblicks. Sie trank die eine Hälfte, ich trank die andere. Jetzt ſind wir auf ewig aneinander gezaubert, rief ſie, das iſt Liebeszauber. — — Es war eine unſelige Zauberei. —

Wir nahmen am andern Tage ſchmerzlichen Abſchied, denn ich ſollte ſie monatelang nicht wiederſehen. Ihre Mutter, die in unſer Verhältniß eingeweiht war und die es nur mit halbem Widerwillen billigte, begleitete ſie. Wir wechſelten die leidenſchaftlichſten Briefe. Sie ſchrieb mir von ihren Triumphen, ich ſchrieb ihr von meinen Studien und Arbeiten, aber das Hauptthema war unſere Liebe. In den öffentlichen Blättern verfolgte ich ihre außerordentlichen Erfolge. So kam ſie nach einer großen Stadt in Norddeutſchland, wo die Bewunderung für ihr Talent kein Maß und Ziel hatte. Dort ſchwieg ſie plötzlich. Ich wartete Poſttag um Poſttag vergebens auf ein Lebenszeichen der Geliebten. Ich lief ſelbſt in die Bureaux, um Nachfrage anzuſtellen. Es fand ſich kein Brief vor. Ich bat und flehte um Nachricht. Ich fürchtete eine Krankheit und ſchrieb an die Mutter. Alles vergebens. Da ging plötzlich das Gerücht durch die Stadt, ſie habe ſich mit einem reichen Freiherrn verlobt und werde ſich von der Bühne zurückziehen. Ich befand mich gerade in der Orcheſterprobe, als ich die Nachricht vernahm. Es war mir fürchterlich zu Muthe. Meine Glieder zuckten, der kalte Schweiß trat mir in das Geſicht, mein Herz krampfte ſich zuſammen. Dann verging mir das Bewußtſein. Aber es war mir im Traum, als hätte ſich eine Schlange an meine Bruſt geſetzt und erſticke mich, indem ſie mir das Blut ausſauge. Es war ein langer, ſchrecklicher Traum. Als ich erwachte, fand ich mich in meiner Stube im Bett. Der Arzt ſaß neben mir und ſagte, ich habe einen heftigen Herzkrampf gehabt.

Armer Junge, unterbrach Will den Bericht, was haſt du nicht alles gelitten!

Wäre es nur gleich der Tod geweſen! rief Burgmüller. Das Leben, das jetzt folgte, war ſchlimmer als ein plötzliches Sterben. Daſein, Kunſt, Muſik, alles dahin! Rings um mich her lag es öde und leer. Ich verlangte nichts ſehnlicher als mein Ende. Der Arzt hatte den Anfall für gefährlich erklärt und warnte vor jeder geiſtigen und körperlichen Unruhe, damit ſich das Uebel nicht wiederhole. Ich wünſchte ſeine Wiederholung und damit den Tod. So ſtürzte ich mich in ein wildes, unordentliches Leben, um zugleich im Rauſch wüſter Tage und Nächte die Pein und den Jammer zu vergeſſen, die mir keinen Augenblick Ruhe ließen. Unter den jungen Leuten, die ſich der Muſik und der Bühne gewidmet hatten, gab es manche, die einen guten Theil ihrer Zeit und Kraft verſchwelgten. Verzweiflungsvoll ſchloß ich mich ihnen an. Ich ergab mich in ihrem Kreiſe dem Genuß geiſtiger Getränke. Ich verlor, von ihnen geleitet, die Unſchuld meiner Seele. Der Arzt hatte nicht vergebens gewarnt. Mitten in meinen Orgien kam oft die Strafe über mich. Das Bild Opheliens trat dann plötzlich wie leb- und leibhaft vor mein geiſtiges Auge. Ich begann zu zittern und zu zucken. Der kalte Schweiß trat mir auf die Stirn. Mein Bewußtſein ſchwand, und ich fühlte in jenem bekannten fürchterlichen Traum die Schlange an meinem Herzen. Wenn ich nachher aufwachte, ſo ſagten mir meine Genoſſen, ich hätte wieder meinen Herzkrampf gehabt.

Schrecklich! murmelte Will.

Noch ſchrecklicher war es, fuhr der Muſiker fort, daß ich mein Ziel nicht erreichte. Statt den Tod zu finden, untergrub ich nur meine Geſundheit. Endlich ſank ich auf das Krankenlager. Ein langes Fieber durchſchüttelte meinen zerrütteten Leib. Ich ſtürmte durch die gräßlichſten Phantaſien. Man erwartete meinen Tod. Aber die Kraft der Jugend widerſtand dem Vernichtung drohenden Uebel. Ich überlebte die Kriſe, die ſich zum Guten wandte. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich unendlich ſchwach, matt und elend. Daß ich wieder beſſer geworden war, ſah ich als einen Fingerzeig Gottes an. Er wollte mich nicht ſo niedrig enden laſſen. Ich gelobte mir, wieder ein vernünftiger Menſch zu werden. Einige Genoſſen meiner Kunſt, die nicht zu meinen Verführern gehörten, hatten mich in meiner Krankheit mit treuer Aufopferung gepflegt. Sie knüpften meinen Geiſt nun auch wieder an die Kunſt, die ich einſt ſo ſehr geliebt hatte, indem ſie mich, als meine Kräfte gewachſen waren, mit Muſik erheiterten. Die erſten Töne, die ſie mir vorſpielten, erweichten das verhärtete Gemüth. Ich zerfloß in Thränen und ſchwor, wieder ein getreuer Jünger der Kunſt zu werden.

Gottlob! rief der Freund.

Gottlob! rufe auch ich, ſprach Burgmüller. Die Kunſt hat mich wieder mit dem Leben verſöhnt. Durch ſie iſt meine Verzweiflung gelöſt worden. Sie eröffnete mir wieder heitere Ausſichten in die Zukunft. Aber die Spuren der Vergangenheit ſind nicht in mir zu tilgen. Nicht vergebens habe ich Opheliens Blut getrunken. Ihr Blut iſt in meinem Blute. Ich ſpüre es noch jedesmal, wenn ich an ſie erinnert werde. Meine Krankheit iſt das Kainsmal, das jedesmal aufflammt, wenn ſich ihre Geſtalt in mein Leben drängt.

So haſt du noch oft von ihr erfahren? fragte Will.

Nein, erwiderte der Muſiker, perſönlich nicht, nur durch das Wort und die Nachrichten anderer. Wie heute iſt ſie mir nicht mehr genaht. Aber heute — da, lies den Brief.

Will nahm das Billet, das er nochmals durchſah, und fragte: Und was willſt du machen?

Ich kann und mag ſie nicht ſehen, ſprach Burgmüller. Sie iſt durch ihre Untreue von mir getrennt. Ich bin es Joſephinen ſchuldig, ihr nicht mehr zu begegnen. Wozu könnte es auch helfen?

So iſt es, beſtärkte ihn Will, die Verhältniſſe haben euch getrennt, ihr ſeid wett.

Und nun kommt meine Bitte, mich zu unterſtützen, ſagte Burgmüller.

Rede, ich bin zu allem bereit! rief der junge Mann.

Gehe zu Ophelia in ihren Gaſthof, bat nun Norbert, und ſage ihr, was du willſt. Ich könne nicht kommen, ſie dürfe mich nicht ſehen, ich ſei krank. Mein Kopf iſt ſchwach. Erfinde, was du willſt . . .

Ich gehe auf der Stelle, ſprach der Freund, laß mich nur machen.

Dann nahm er raſch Mantel und Hut und entfernte ſich.

Burgmüller ſetzte ſich erſchöpft, aber offenbar beruhigt, in die Ecke des Sofas. Die angreifenden Erlebniſſe der vorhergehenden Stunde hatten ihn ſo ſehr durchſchüttert, daß er die Augen ſchloß und ſtumpf gegen alles war, was ſich draußen im Hauſe regte und wegte. So mochte er auch ein dreimaliges leiſes Klopfen an der Thür in ſeiner innern Erſtarrung nicht vernommen haben. Plötzlich hörte er den Namen „Norbert". Er zuckte zuſammen und blickte auf.

Vor ihm ſtand eine große, dunkle Geſtalt. Der lange Mantel und der von einem dichten Schleier umhüllte Hut, aus dem eine ſchöne blonde Locke hervorquoll, deuteten auf eine Dame.

Ophelia! rief Norbert, indem er entſetzt aufſprang.

Du kennſt mich wieder? rief das Weib.

Wie könnte ich jemals die Locke vergeſſen, die ich ſo oft um meine Finger wickelte! ſprach er dumpf.

Du kennſt die Locke, ſo kennſt du auch mich! rief ſie aus.

Es jauchzte eine ſeltſame Freude in ihrer Stimme. Die gepreßten Töne, mit denen ſie begonnen hatte, verloren ſich in plötzlichen Jubel. Sie warf den Hut vom Kopfe und den Mantel von den Schultern. Und nun enthüllte ſich ein wunderbares Weib von den ſchönſten Körperformen und den edelſten Geſichtszügen. Der prächtige Kopf, der auf dem ſchlankſten Halſe und der ſchönſten Bruſt ſaß, war von einer Fülle der üppigſten blonden Locken umhangen. Auf der Stirn lagerte ernſte Angſt, die feinen Lippen ſuchten zu lächeln, in den tiefen blauen Augen lag ein innig bittender Ausdruck.

Du kommſt nicht, mich zu ſuchen, rief ſie mit voller, ſchöner Stimme, ſo komm' ich, dich zu ſuchen und die alte Liebe.

Norbert machte eine abwehrende Bewegung: dann ſprach er dumpf: Vorbei!

Vorbei? fragte ſie grell aufſchreiend: Vorbei! Nie und nimmer! Sie iſt ewig, denk' an den Liebeszauber.

Ich habe ihn nicht, du haſt ihn gebrochen! ſprach er mit zitternder Stimme.

Gebrochen? rief ſie. Nimmermehr! Ich kann ihn nicht brechen, und du kannſt ihn nicht brechen. Er iſt für eine kurze Zeit unterbrochen worden. Und daran iſt meine Mutter ſchuld geweſen. Ihr Sinnen und Trachten ging von je darauf hinaus, mich mit Glanz und Pracht zu umgeben. So hat ſie ſtets gegen unſere Liebe geredet. Sie that es, als wir uns in Kaſſel verlobt hatten, ſie that es noch mehr, als wir die Stadt verließen. Auf unſern Reiſen war ich bald von Anbetern umgeben. Es boten ſich ſogar glänzende Partien. Als aber der reiche Freiherr von A. mich zur Frau verlangte, da ließ es ihr keinen Augenblick Ruhe. Tag für Tag gab es die widerwärtigſten Scenen. Meine und deine Briefe wußte ſie abzufangen. Sie ſchilderte dich endlich als treulos, und ſie brachte ſicheres Zeugniß, daß du ein verlorener Menſch wäreſt. Ich wurde krank und ſchwach davon und gab ihr endlich in einer müden Stunde nach. Ich wurde dem Freiherrn verlobt. Wir ſollten bald heirathen, aber ich ſuchte noch allerlei Gründe um Aufſchub, jahrelang, denn ich konnte dich nicht vergeſſen. Jüngſt kamen wir wieder nach Kaſſel. Dort hörte ich, daß das Gerücht meiner Verlobung viel eher verbreitet worden war, als dieſelbe wirklich ſtattfand. Dort hörte ich, wie du um mich krank geworden biſt. Es ging mir wie Schwerter durch die Seele. Unſer Weg führt uns durch die hieſige Gegend. Wir reiſen nach Aachen, wo ich mich mit dem Freiherrn vermählen ſoll. Meine Mutter iſt in Köln. Ich habe ſie verlaſſen, um dich zu ſehen und zu ſprechen. Norbert, du ſiehſt mich hier vor dir, wie ich dich verlaſſen habe, reinen Herzens und reinen Leibes.

Zu ſpät, zu ſpät! rief er ſchmerzlich.

Du willſt mir nicht verzeihen? ſchrie ſie auf und warf ſich vor ihm auf die Knie. Ich war ſchwach, aber jetzt bin ich wieder ſtark.

Ich verzeihe alles. O Gott! ſprach er und hob ſie auf.

Und du liebſt mich noch? ſagte ſie halb mit beengter, halb mit jauchzender Stimme.

Ich darf nicht mehr.

Warum? Was hindert dich? rief ſie leidenſchaftlich, an ſeinem Halſe hangend. Ich will ja nichts mehr von dem Freiherrn hören. Ich will meine Mutter laſſen um dich. Wenn ich nur dich habe!

Aber Norbert wehrte ſie dennoch ab und ſchwieg.

Was haſt du, daß du mich zurückſtößeſt? rief ſie angſtgefoltert.

Ich bin verlobt! erwiderte der junge Mann.

Verlobt! ſeufzte ſie, den Kopf neigend.

Und nicht leichtſinnig genug, fuhr er fort, beſchworene Treue zu brechen.

Welch hartes Wort! ſprach das Mädchen. Aber die Strafe iſt gerecht.

Dann fuhr ſie plötzlich hart und ſtreng empor. Ihr

Geſicht war wie Marmor, ihr Blick ſtarr wie Stahl. Sie ſah aus wie eine Meduſe. Sie rief verzweiflungsvoll: O, der Liebeszauber! Wir konnten nur miteinander glücklich ſein. So werden wir auch miteinander verderben. Bis zum Tode, Norbert!

Eben trat Will in das Zimmer. Er ſah das leidenſchaftliche Weib von dannen eilen und Norbert in einem neuen Krampfanfall zuſammenbrechen.

Achtes Kapitel.

Seit langen Jahren hatte Grabbe ſich nicht ſo behaglich gefühlt wie in ſeinem ſtillen Hinterſtübchen auf der Ritterſtraße. Er äußerte oft mit der größten Zufriedenheit, daß er jetzt ein neues Leben angefangen habe. Seine juriſtiſchen Beſchäftigungen hatten ihm nie zugeſagt. In den heimiſchen häuslichen Verhältniſſen war er ſeinen höchſt geraden, bis zur Wunderlichkeit offenen Ausſagen gemäß durchaus unglücklich geweſen. Hier in Düſſeldorf aber konnte er ungehemmt jenen Neigungen und Arbeiten nachgehen, welche ihm immer die liebſten geweſen waren. Auf Immermann's ſtets wiederholtes ſorgliches Anordnen unterzog ſich die freundliche Witwe Andrieſen, ſeine Hauswirthin, mit der treulichſten Aufmerkſamkeit der Pflege des Dichters. Sie beſorgte ihm nicht allein das Zimmer, das er bewohnte, er hatte auch ſeinen Tiſch bei ihr. So verlangte er gegen ſeinen ſonſtigen Brauch in Detmold, wo ihn alte Gewohnheit und ein misliches Familienleben jeden Abend in die Wirthshäuſer trieb, gar nicht hinaus. Er ſaß faſt den ganzen Tag halbangekleidet unter Büchern vergraben, die er las oder benutzte, zwiſchen Papieren, auf denen fertige Arbeiten ſtanden und an denen er corrigirte, oder bei Papierſchnitzeln, auf denen er ſeine guten und barocken Einfälle verzeichnete, an ſeinem Tiſche, oder lag auf ſeinem Bette.

So war es auch an einem hellen Januarabend des Jahres 1835, als Immermann, der ihn faſt alle Tage, wenn auch nur im Vorübergehen, beſuchte, in die Stube trat, um nachzuſehen, wie es mit dem ſeltſamen Gaſte gehe.

O Herr Gott! polterte er und ſprang auf, o Gott!

Bleiben Sie ruhig an der Arbeit, ſagte der Eintretende.

Ich bin an den Theaterartikeln, ſprach Grabbe. Es ſoll eine brave Broſchüre werden, die der Welt zeigen wird, was hier vorgeht. Wie mich aber auch Ihre Leiſtungen feſſeln! Wie ſie in mir nachwirken! Wie ſie lauter neue Gedanken aufwirbeln! „Hamlet“, „Das Leben ein Traum“, ſelbſt „Töpfer“ waren köſtlich.

Darf ich hören, was Sie geſchrieben haben? fragte Immermann.

Grabbe nahm das Blatt, das vor ihm lag und auf dem die friſchglänzende Tinte den Beweis lieferte, daß er eben daran gearbeitet hatte, und las*): „Solche Einheit im Spiel, ſo viel durchgreifendes Neues und Gutes konnte unmöglich aus der Geſellſchaft ſelbſt ſich herausgebildet haben; denn nennt man die nach aufgezogenem Vorhange ſichtbare Bühne die Welt im kleinen, ſo nenne man das Treiben hinter den Couliſſen nur zehnmal eher ſo mit dem Beiſatz: «und die Hölle im großen.» Der Schauſpieler ſoll Künſtler ſein, es gehören aber zur Aufführung eines Kunſtwerks manche ſolcher Leute. Woher die vielen Genies oder auch nur Talente erhalten? Und je unberufener ein Pſeudokünſtler, deſto eitler und unlenkſamer. Denn es iſt eine beſondere Gnade der Vorſehung, daß ſie die ſeichteſten Wichte durch das größte Selbſtgefühl ins Gleichgewicht bringt. Schwerlich vier erbärmliche Statiſten, von denen nicht jeder dächte: Unterdrückte und chicanirte man mich nicht, und hätt' ich nur jene prächtige Rolle zu agiren, ich ſpielte ſie tauſendmal beſſer als der beklatſchte Darſteller da. Sodann muß der Schauſpieler auf den Brettern ſeine Perſönlichkeit verleugnen, was ein ſaurer Apfel. Unzählige, die ihre Rollen benutzen, um ſich ſelbſt zu ſpielen. Und noch mehr fatale Eigenſchaften beian! «Ich muß ſo ſpielen, weil der und jener berühmte Künſtler die Rolle auch ſo genommen, — dieſe Rolle ſpiel' ich nicht, ſie gehört nicht in mein Fach, iſt mir zu niedrig.» Zum Glück üben ſich bei uns die Schauſpieler in allen Fächern, kleinen und großen, und ihre Anlagen gedeihen dabei vielfältig. Endlich tritt bei keinem Künſtler ſo unmittelbar als bei dem gegen vorausbedungene Gage arbeitenden Schauſpieler das pecuniäre Intereſſe ein. Wo das eintritt und ſeiner Natur nach in das Uebermaß ausartet, iſt's mit der Kunſt gar leicht vorbei. In Düſſeldorf ſcheinen dieſe Hemmniſſe beſeitigt. Ich ahnte eine kunſterfahrene ſtarke und fremde Hand, die am Rhein den Ruf des frühern Manheim erneute. Fremd muß ſie ſein, weil alle durch Mitſchauſpieler gebildeten Directionen jammervolle Erfolge haben. Schröder's und Iffland's Leiden ſind die Belege. Ich wußte, daß Immermann —“

---

*) S. Grabbe, „Das Theater in Düſſeldorf“ (Düſſeldorf 1835), S. 19 fg.

Genug, fiel hier der Genannte ein. Ich verſtehe, wo Sie hinaus wollen.

Nein, Sie müſſen den Schluß hören, ſprach Grabbe. Was ſoll ſich der rechte Mann des gerechten Lobes ſchämen! Dann fuhr er fort zu leſen: „Ich erfuhr, daß Immermann es ſei, der dieſe geharniſchten Vorſtellungen bewirkte und für alle ſchlechten oder trägen Schauſpieler das Mene, Mene, Tekel an die Wand ſchreibe. Außerdem begierig zu erfahren, wie gerade in dieſer Mittelſtadt ein Theater entſtand, welches als eine Muſteranſtalt gelten kann, forſcht' ich nach den Mitteln, wodurch das möglich geworden. Ich fand zwei, an die mancher Haupt- und Großſtädter nicht denkt: Geiſt und kräftigen Willen.“

Immermann reichte ihm die Hand und ſprach: Sie gehören zu den erſten, welche die Eigenthümlichkeiten der werdenden Bühne erkennen und begreifen, worauf es mir ankommt, welche Mittel ich wähle, meine Ueberzeugungen durchzuführen. Sie mäkeln nicht an dem Gelungenen und ſehen auch zuweilen mehr, als ich wirklich bereits erreicht habe. Aber dieſer Glaube und dieſes Zutrauen, welches in der Knoſpe ſchon die aufgeſchloſſene Blüte erblickt, iſt gerade das, was ich bedurfte und was jeder bedarf, der an einem ſchwierigen Werke nicht erlahmen ſoll.*)

Grabbe war ſichtlich erfreut über die Zufriedenheit des Mannes, der ihn zu ſo vielem Dank verpflichtet hatte. Nun aber, rief er aus, brauche ich neuen Stoff. Sie müſſen mir erzählen, wie das Theater entſtanden iſt.

Da muß ich Ihnen zuerſt einen Blick in mich ſelber öffnen, ſprach Immermann. Als ich hierher kam, war die Bühne in einer Verfaſſung, die mich anwidern mußte und mich auch in einem Grade zurückſtieß, daß ich das Theater nicht beſuchte. Dagegen fand ich anderwärts mancherlei ſceniſche Anregungen. Aus dumpfer Arbeitsſchwüle trat ich in den heitern Kreis der hieſigen Künſtler, deren Arbeit auf die Schönheit ging, und hatte ſelbſt Muße. Das Schadow'ſche Haus war der Mittelpunkt der höhern Geſelligkeit, ich wurde drin als Freund willkommen geheißen und habe eine Zeit lang ſeine Leiden und Freuden mitgemacht. Ein zweites Studentenleben führten wir damals, aber kein rüdes, ſondern ein phantaſievolles. An andern Orten leben die Menſchen ihrem bürgerlichen Berufe oder der Gelehrſamkeit, der Reiz des Daſeins wird als Nebenſache betrachtet. In unſern Anfängen dagegen war das Streben, das Feinſte, Geiſtigſte, die Spiele der Imagination, Laune, Witz und ſelbſt die Grille zur Praxis zu machen, oder, da dies zu abſichtlich klingen mag, wir bildeten uns ein, das Leben ſei Spiel und könne in

---

*) Immermann, Memorabilien, II, 51.

Impromptus ausgegeben werden. Was gab es da für Feſte, feierliche Gelegenheiten! Wer zählt die Maskenſpiele, die Attrapen, die Pantomimen jener erſten fröhlichen Jahre? Alles wurde dramatiſirt, Eigenheiten, Anekdoten, Spitznamen verarbeitete die Erfindung des Augenblicks, und wenn auch nicht alles brillant vom reinſten Waſſer wurde, ſo konnte man doch mit dem Vicar von Wakefield ſagen: Was an Witz fehlte, wurde durch Gelächter erſetzt. Zu allen dieſen luſtigen, feierlichen, curioſen Dingen hatten wir ein Publikum empfänglicher Männer und Frauen, nicht ſelten nahm die halbe Stadt an unſern Schönbartsſpielen theil. Die Muſen waren damals in dieſen hohen und höchſten Kreiſen durch uns Mode geworden, ſie wurden zur Geſellſchaft gerechnet, Vorleſungen, lebende Bilder, Geſpräche über dies und das löſten einander auf dem glatten Parquet in gedrängter Folge ab.*) Die dilettantiſchen Verſuche halfen in dem exclusiven Kreiſe den Sinn für das Dramatiſche erregen, der ſich nur um ſo eller von den Komödianten abwandte, da die Liebhaber dem Bedürfniſſe, wenn auch keine künſtleriſch zubereitete Speiſe doch etwas natürlich Geiſtreiches boten. Meine Vorleſungen kamen dazu. Dieſe neue Art, ein dramatiſches Gedicht zu recitiren, iſt von Tieck erfunden und zu einer Kunſt gemacht, Holtei und andere ſind ihm gefolgt; ich ſchloß mich gleichfalls ſolcher Richtung an, und hin und wieder iſt mir der charakteriſtiſche Vortrag eines Werkes gelungen. Es bleibt freilich immer eine Zwitterkunſt, und der Geſchmack daran kann ſich nur in Zeiten finden, denen die Partitur entkommen iſt. Doch waren die halböffentlichen Vorleſungen, die ich zwei Winter hindurch vor einem großen Kreiſe hielt, der Theaterſache förderlich. „Iphigenie“, „Blaubart“, „Wallenſtein“, „König Johann“, „Romeo“, „Leben ein Traum“, „Standhafter Prinz“, „Däumchen“, „Hamlet“, „Prinz von Homburg“, „Geſtiefelter Kater“, „König Oedipus“ und „Oedipus in Kolonos“ gingen an einigen hundert Menſchen, die nach und nach meine Zuhörer waren, in lebhafter Hörbarkeit vorüber. Hin und wieder kam ich nun auch mit dem Theater in Berührung. Meinen „Hofer“ ſtudirte ich der Truppe ein, als ſie das Stück geben wollte, ebenſo nachher „Clavigo“ zu Goethe's Todtenfeier. Eines Sommers nun zogen Maurer und Zimmerleute in die ſcheußliche Rumpelkammer ein, deren Gerüſt in Düſſeldorf die Welt bedeuten ſollte. Man that hier, was man an vielen Orten letzthin gethan: man baute ein neues Theater. Die ganze Stadt intereſſirte ſich, wie das immer in ſolchem Falle geſchieht, auf das lebhafteſte für das entſtehende Werk. Daran, was denn nun ſich in den neuen Räumen zutragen ſollte, dachte freilich niemand, wie das auch meiſtentheils in ſolchem Falle zu geſchehen pflegt. Ich ging auch viel ab und zu, ohne zu denken, was mir da noch alles begegnen ſollte. Eines Tages war ich ganz allein im Gebäude. Auf einmal und blitzartig that ich mir die Frage: Soll denn hier nun abermals das hübſche Gefäß gemacht worden ſein, aus demſelben aber der alte ſauere Krätzer immer und immer wieder ausgeſchenkt werden? Es kam mir ſo albern vor, meine Seele gerieth in eine große Bewegung. Ohne nachzudenken über Hinderniſſe oder mögliche üble Folgen, faßte ich den Entſchluß, etwas zu ſtiften, was ſo hübſch ſei wie die Säulen, die Decorationen, die Vergoldungen und Arabesken. Wenn ich daran zurückdenke, ſo muß ich ſagen, es war der abenteuerlichſte Einfall, denn ich war fremd am Rhein, dem Publikum ſo gut wie unbekannt, bei der Bühne ohne Hebel und Handhabe, und manches, was ich andere lehren wollte, das ſollte ich ſelbſt erſt noch kennen. Indeß, ſolche Entſchlüſſe kommen uns wie durch eine verborgene Nothwendigkeit.

---

*) Immermann, Memorabilien, III, 248 fg.

So iſt es beim Dichter und Propheten, warf Grabbe dazwiſchen, aber nimmer beim Philiſter.

Noch an demſelben Abende, fuhr Immermann fort, berief ich einige Freunde zuſammen. Sie gingen mit Feuer auf meinen Vorſchlag ein, ſagten mir jeden Beiſtand zu, und wir ſtifteten einen Theaterverein. Der ſollte das Organ der Gebildeten bei der Bühne ſein, den Director und die Truppe in Schule und Regel nehmen. Die ehrſamen Väter der Stadt, mit denen denn doch die Sache als eine ſtädtiſche verhandelt werden mußte, machten die erſtaunteſten Geſichter über dieſe von einem zum andern Tage hervorgetretene Oligarchie von zum Theil ganz einflußloſen Leuten. Im Demos erhob ſich eine Oppoſition unter den Freunden des Alten. Wir ſelber begingen in dem neuen Geſchäfte Fehler, ich nicht die kleinſten. Alles das war aber noch nichts gegen die Hemmniſſe, die ſich aufhäuften, als der Impreſario mit ſeiner Truppe anlangte. Zwar in

Univ. Bibl.
München

Worten mußte er ſich willfährig bezeigen, denn wir bezweckten ja auch das Heil der Kunſt, welches er auch im Munde zu führen hatte. Aber im Herzen hegte er den innigſten Abſcheu gegen ſo aufdringliche Veredelungsverſuche, und ſelten ſind wol die Muſen jemand ſo durchaus fatal geworden, als wie ſie unſere ergrauten Schüler machten.

So ſind die Burſchen alle, rief Grabbe.

Wir ließen uns durch nichts abſchrecken, erzählte Immermann weiter. Gelder wurden geſammelt, um Prämien an die Willfährigen vertheilen zu können, und ich ſetzte mich mit den Schauſpielern in Verbindung. Mein Gedanke war, ein Experiment anzuſtellen. Die Roſe bricht auf, wenn wir ſie zu erziehen wiſſen, das Haus muß gebaut werden, damit es ſtehe, die Kunſt kehrt zurück, wenn Kunſtwerke nicht anbefohlen, ſondern geliefert werden. Von dieſer Praxis in meinen Gedanken ausgehend, entſtand nun der Vorſatz, mit den Schauſpielern eine Reihe von Aufgaben an bedeutenden Werken praktiſch zu löſen, ſo vollkommen, als es möglich ſei. Dieſe Verſuche waren nun der Nerv der ganzen Sache. So entſtanden in zwei Wintern die Vorſtellungen, welche wir Subſcriptionsvorſtellungen nannten, das Publikum nannte ſie Muſtervorſtellungen, und die Schauſpieler hießen ſie Kunſtvorſtellungen, wodurch ſie vielleicht andeuteten, daß in den andern die liebe Natur walte. Es waren aber folgende: „Emilia Galotti“, „Stille Waſſer ſind tief“, „Der ſtandhafte Prinz“, „Prinz von Homburg“, „Don Juan“, „Egmont“, „Nathan“, „Der Waſſerträger“, „Die Braut von Meſſina“, „Andreas

Hofer". So folgten ſie ſich der Zeit nach, und in den Wintern 1832 und 1833 wurden ſie gegeben. Seydelmann nahm an „Nathan" theil, Weymer an der „Braut" und an „Hofer". Uechtritz, der ſich ſehr warm für das Unternehmen intereſſirte, ſtudirte „Stille Waſſer ſind tief" ein und unterſtützte mich mit Rath und That. Felix Mendelsſohn lieferte die beiden Opern. Mir fielen die übrigen Stücke zu.

Ich habe jüngſt von dem Eindrucke gehört, den dieſe Vorſtellungen machten, ſprach Grabbe. „Emilia Galotti", die erſte Ihrer Vorſtellungen, war ein Ereigniß für die Stadt. Alles war wochenlang darauf geſpannt, man wußte nicht, was bei dem Dinge eigentlich herauskommen ſollte. Man erfand damals auch das Spottwort: die gelehrte Bühne. Das Auditorium war gedrückt voll. Der Vorhang rollte auf. Anfangs ſaßen die Leute ganz erſtaunt darüber, daß die da droben nicht ſo ſchrien, predigten, durcheinander ſtrudelten und ſtolperten wie ſonſt, ſondern wie Menſchen ſprachen und ſich betrugen, und zwar wie Menſchen, welche die Handlung, die ſie vorſtellten, etwas anging. Nichts rührte ſich im Publikum. Bald aber entzündeten ſich die Zuſchauer. Nun fiel Scene für Scene und Rede für Rede der Applaus, der endlich bis zu dem Jubel ſtieg, in dem alle hervorgerufen wurden. Sie traten heraus, und ihr Sprecher erkannte Ihnen die Ehre des Abends zu. Dieſer Vorgang hat ſich bei jeder Vorſtellung wiederholt.*)

---

*) Vgl. Immermann's Memorabilien, III, 313—327, welche die vorſtehenden Stellen enthalten.

Es iſt merkwürdig, daß ſolche künſtleriſche Thaten nicht durch ganz Deutſchland widerhallten.

Darüber ließe ſich vieles ſagen, ſprach Immermann ſchmerzlich lächelnd. Laſſen Sie uns bei der Sache bleiben. Aus dem Intereſſe an dieſen Vorſtellungen ging nachmals das düſſeldorfer Stadttheater hervor, welches ich gegenwärtig leite. Denn es trat auch hier in dem Schönheitsgefühle einer großen Menge wenigſtens ein glücklicher Moment ein, indem dieſe Menge nichts als das Gute, Feine und Würdige zu ſchauen begehrte, was denn eben die Anſtalt realiſiren ſollte. Und ſo will ich Ihnen denn die Grundzüge unſers jetzigen Theaters mittheilen.

Erlauben Sie, daß ich mir gleich die thatſächlichen Notizen aufzeichne, ſprach Grabbe, der zu Papier, Feder und Tinte griff.

Durch die rühmlichen aufopfernden Bemühungen der hieſigen Kunſtfreunde geſtaltete ſich die Anſtalt um Mitte des vorigen Jahres ſo: Die Privatdirection ward aufgegeben, durch Actien aber, jede zu zweihundertfünfzig Thalern, bald eine Summe von zehntauſend Thalern für das Theater zuſammengebracht. Außer dieſem ward jeder Theaterfreund der Stadt, welcher keine Actien übernommen, aufgefordert, einen jährlichen Beitrag zum Fonds zu leiſten, und falls der Beitrag fünf Thaler oder mehr betrug, wurde der Zahlende Ehrenmitglied des Vereins mit berathender Stimme in deſſen Generalverſammlungen. Die nähere Leitung des Theaters übertrug man einem Verwaltungsrathe. Dieſer beſteht aus dem Oberbürgermeiſter, vier vom Actienverein erwählten

Actionärs, zwei von dem Stadtrath erwählten Mitgliedern dieſes Körpers, dem Intendanten und dem Muſikdirector. Dieſer Verwaltungsrath leitet und beaufſichtigt das Ganze, verfügt nach Stimmenmehrheit. Für die erſten beiden Jahre ſollen die Mitglieder inamovibel ſein, nachher finden neue Wahlen ſtatt, doch ſind die frühern Mitglieder wieder wählbar. Die unmittelbarſte, oberaufſichtlichſte, äſthetiſch-techniſche Leitung des ganzen Theaterweſens hat der Intendant, neben ihm der Muſikdirector die Direction der Oper. Auch nur von dieſen beiden geht die Initiative über äſthetiſch-techniſche Dinge und über die Compoſition der Geſellſchaft aus, wobei der günſtige Impuls zunächſt ihnen, den unmittelbarſt dabei Betheiligten, Pflicht iſt. Entſteht zwiſchen ihnen Colliſion, ſo entſcheidet der Verwaltungsrath. Gaſtrollen, Engagements, Bauten u. dgl. haben der Intendant und der Muſikdirector dem Verwaltungsrath zur Prüfung vorzuſchlagen, und über alles wird in den jährlichen Generalverſammlungen des Vereins Rechenſchaft abgelegt. Das ſind die Grundzüge unſers Statuts.

Sie entſprechen den Erforderniſſen der Kunſt, und, wie ich glaube, auch denen der Finanzen, ſprach Grabbe.

Das erſtere gebe ich zu, erwiderte Immermann. Das letztere müſſen wir abwarten. Auf dieſer Grundlage baute ich die Anſtalt. Es handelte ſich zunächſt um eine neue Truppe. Ich behielt die beſſern Mitglieder der frühern Geſellſchaft und füllte die Lücken mit einer guten Anzahl anderer Schauſpieler, die ich mir, nachdem ich mir einen dreijährigen Urlaub von meinem

Amte nachgeſucht und erhalten hatte, auf einer Reiſe durch Deutſchland zuſammenſuchte. Natürlich durfte ich bei unſern Verhältniſſen nicht an die größten Talente denken. Ich mußte mich mit dem Mittelgut begnügen.

Es iſt wunderbar, daß Ihre Miſſion nicht an dem Mangel eigentlicher Künſtler geſcheitert iſt, ſprach Grabbe. Wie machen Sie nur, ohne die vortrefflichſten Leute zu beſitzen, ſolche Vorſtellungen möglich, wie wir ſie ſehen und hören?

Ich muß ins Theater, ſprach Immermann. Kommen Sie mit mir und überzeugen Sie ſich durch den Augenſchein.

Grabbe fuhr, ſo raſch es ihm bei ſeinen ſchlotternden Gliedern möglich war, in die Kleider und begleitete den Freund, der ſich unterwegs alſo vernehmen ließ: Des Dichters Werk, denke ich, entſpringt aus Einem Haupte. Deshalb kann die künſtleriſche Reproduction deſſelben vernünftigerweiſe auch nur aus Einem Haupte hervorgehen. Der Satz von der künſtleriſchen Freiheit der Individuen iſt zwar nicht ganz zu vernichten, darf aber nur eine ſehr beſchränkte Anwendung finden. Das Ueberwuchern jenes falſchen Princips hat die Verwilderung und Verluderung der Bühne herbeigeführt. Ich bin nun in dem Falle, der hier vorliegt, durch Zufall und Vertrauen das Haupt geworden, und im Gefühle dieſer Miſſion handle ich daher. Ich hoffe, es wird Ihnen klar werden, daß mit mittelmäßigen Subjecten, die Einem Haupte folgen, ſich correcte Darſtellungen liefern laſſen, die den wahren Kunſtfreund zu erfreuen im Stande ſind, während wir anderer Orten das Gedicht durch große Talente zerfleiſchen ſehen. *)

Und wie werden Sie mit der Truppe fertig? fragte Grabbe.

Gut, übel, friedlich, kriegeriſch, heute ſo, morgen ſo, verſetzte der Gefragte. Das Schauſpielervölkchen hat noch niemand erſchöpfend beſchrieben, man muß mit ihm zu thun bekommen, um es kennen zu lernen. Das Sonderbarſte iſt, daß ſeine Launen wirklich nach beſtimmten Naturgeſetzen zu entſtehen ſcheinen. Denn auch bei Dilettanten, wenn ſie Komödie ſpielen, zeigen ſich unverzüglich alle Nücken und Tücken ihrer Collegen vom Fach. Meine Acten ſind luſtig zu leſen. Jeden Tag erhalte ich wenigſtens drei Billets, denn die Schauſpieler geben alles ſchriftlich von ſich. Da widmet mir heute einer brieflich ſeine „ungeheuchelte Verehrung“, der wenige Blätter ſpäter mir rund heraus erklärt, ſeine Nerven litten von meiner Behandlung. Die Liebhaberin ſchmollt und wird wieder gut, der Held poltert, ſtreckt ſich aber doch nach der Decke; der Intriguant und Böſewicht iſt im ganzen der Vernünftigſte und meine beſte Stütze. Alle ſchreien über Ungerechtigkeit, und zuletzt thut jeder ſeine Schuldigkeit. **)

Unter dieſen Geſprächen waren ſie an das Theater gekommen. Vor dem Hauſe und unter den Säulenhallen ſtanden verſchiedene Gruppen von Männern und Damen, die ſich faſt alle durch ein anſtändiges und zurückhaltendes Ausſehen von den gewöhnlichen Mitgliedern der deutſchen Bühnen unterſchieden. Immermann und ſein Begleiter wurden freundlich und gemeſſen begrüßt. Dann drängte ſich die Truppe in den Leſeſaal. Die Vorleſung des Stücks, das am heutigen Tage vorgenommen wurde, hatte ſchon ſtattgefunden. Immermann hielt ſie immer ſelbſt. Heute unternahm er mit dem einen oder andern Specialleſeprobe, welcher dann die allgemeine Leſeprobe folgte. Wo noch Disparitäten des Ausdrucks ertönten, da wurden die ſchadhaften Stellen ſo lange ausgebeſſert, und wenn nichts anderes half, vorgeſprochen, bis das Ganze in der Recitation als fertig gelten konnte. Als dieſe Arbeit beendet war, hielt der Intendant noch einige Schauſpieler zurück und ließ dieſelben, um Grabbe ein Bild des fortſchreitenden Vorgehens beim Einſtudiren zu geben, eine Zimmerprobe abhalten, indem er ſie einzelne Scenen darſtellen hieß.

---

*) Memorabilien, III, 322 fg.

**) Ebend., III, 347. 348.

Dies geſchieht, flüſterte er dem Freunde zu, damit der Darſtellende in den nackten, nüchternen Wänden ſeine Phantaſie um ſo mehr anſpannen lernt und die falſchen Geiſter, die jetzt durch jeden Theaterraum flattern, die Dämonen der geſpreizten, rhetoriſchen und der hohlen Handwerksmäßigkeit, nicht verwirrend auf ihn einwirken. Steht das Gedicht ſo, ohne alle illuſoriſche Nothbrücke, fertig da, dann gehe ich mit den Leuten erſt auf das Theater. Gegeben wird das Stück nicht eher, bevor jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, eine Sache wenigſtens ſo gut macht, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend geſtatten.*)

Als die Schauſpieler, mit denen Immermann ebenſo ſtreng wie männlich und würdevoll verfuhr, entlaſſen waren, erklärte Grabbe dem Freunde, daß er erſtaunt ſei über die Zweckmäßigkeit ſeiner Methode und eine ſolche praktiſche Thätigkeit bei einem Dichter kaum vermuthet habe.

Was man will, das kann man auch, ſprach der Angeredete. Und eine andere Methode gibt es nicht für die Bühne. Uechtritz verfuhr ebenſo und Mendelsſohn in ähnlicher Art mit ſeinen Opern. Alle drei waren wir nicht im Beſitz einer Geheimlehre, aber wir hatten alle drei Sinn und Begeiſterung für das Ganze eines Werks und den feſten Muth, unſern Sinn durchzuſetzen. Und ſo habe ich nur von meinen Verſuchen die Grille abſtrahirt, daß die Palingeneſie der deutſchen Bühne, wenn ſie noch einmal erfolgen ſoll, keineswegs von einer neu zu entdeckenden Weisheit, ſondern von Entſchließungen moraliſcher Natur abhängig ſein möchte. Die Mittel ſind ganz einfach, und Intendanten und Schauſpieler führen ſie beſtändig im Munde, aber die Ausführung iſt ſchwer, denn ſie widerſpricht dem Leichtſinn, dem Egoismus, der natürlichen Trägheit der Menſchen, und darum unterbleibt ſie.**)

Ich beneide Sie um Ihre männliche Feſtigkeit, ſprach Grabbe, als ſie ſich auf dem Rückwege befanden, und

---

*) Memorabilien, III, 323 fg.
**) Ebend., III, 325 fg.

um die Freude, die Sie am Gelingen Ihrer Thaten haben.

Stände ich jetzt nur nicht ſchon allein an der Spitze einer Anſtalt, die mit doppelten Kräften begonnen wurde! meinte Immermann mit ſchmerzlichem Tone. Mit Mendelsſohn's ſo frühzeitigem Rücktritt von der Bühne iſt für mich eigentlich ſchon die Blüte von dem Unternehmen abgeſtreift, ehe ſeine Knospen noch hatten aufbrechen können. Der Sache wegen hatte ich mich ihr gewidmet, ich ſah ganz neue eigenthümliche Reſultate, Beſtätigungen im ſtillen gehegter Ahnungen voraus; dennoch konnte mir die Beſorgniß nicht fehlen, daß auch das Erreichte mit vielen Mängeln behaftet erſcheinen und daß über den Wegen, die ich gebahnt, denn doch immer bald wieder Gras wachſen würde. Aber das geiſtig-künſtleriſche Zuſammenwirken mit einem befreundeten Talente war mir lieb und reizend erſchienen, auf dieſes gemeinſame Ringen und Schaffen hatte ich mich gefreut.

Eine ſeltſame Weichheit klang in ſeiner Stimme. Die eingetretene Nacht verhinderte Grabbe, ſein Angeſicht zu erforſchen. Auch waren ſie vor der Wohnung des letztern in der Ritterſtraße angekommen.

Unterſtützen Sie meine Beſtrebungen für die deutſche Kunſt, ſprach Immermann dann mit feſter Stimme, reichte die Hand zum Abſchied und verſchwand im Dunkel der Straße.

Am folgenden Abende fand eine jener Aufführungen ſtatt, für welche Immermann alle Kraft zuſammengenommen, um ſie als ein Muſter der höhern Kunſt hinzuſtellen. Da Grabbe die Bitte ausgeſprochen hatte, ihn auch bei einer ſolchen Gelegenheit ſeine Thätigkeit in der Nähe ſehen zu laſſen, ſo holte der Intendant den Freund ab und nahm ihn mit ſich hinter die Couliſſen. Wie verwundert war aber der Fremdling, als er gewahrte, daß Immermann gar keine Anordnungen mehr zu treffen hatte. So ſtreng er in den Proben aufgetreten war, ſo mild und freundlich zeigte er ſich jetzt. Man ſah, daß er das Werk ſo weit gebracht hatte, wie er es überhaupt bringen konnte. Die wenigen Worte, die er ſprach, waren Ermunterungen für dieſes oder jenes Mitglied der Bühne. So begann das Stück, ſo ging es zu Ende. Immermann ſtand da wie der König ſeines Staats.

Neuntes Kapitel.

Immermann und Grabbe ſahen ſich in den erſten Monaten des Jahres 1835 faſt täglich. Bald war es in dem ſtillen Hinterſtübchen der Ritterſtraße, bald auf Kollenbach's Gut, wo ſie in lange Unterredungen vertieft nebeneinander ſaßen. Wo und wie ſie ſich trafen, es kam immer gleich das lebhafteſte Geſpräch in Gang. Wenn Grabbe bei guter Laune war, ſo jagte ein toller Witz den andern, die barocken Einfälle überſtürzten ſich. Er gehörte zu den Menſchen, die über nichts gleichgültig die Lippen bewegen können. Die unbedeutendſten Dinge, die gewöhnlichſte Tagesrede, eine Wetterbemerkung ſetzten ſich ihm in ſein eigenſtes Leben, in Fleiſch und Blut um. Am tiefſten aber zeigte ſich dieſe Mitleidenſchaft des Menſchen bei dem, was die Hauptnahrung ſeines Geiſtes ausmachte, bei der Geſchichte. Sehr genau mit ihr bekannt, ſtreckenweiſe ſelbſt mit ihren einzelnſten Dingen vertraut, lebte und litt er mit den hiſtoriſchen Perſonen, auf welche eben ſein Blick fallen mochte. Sein Mittheilungsbedürfniß war grenzenlos. Trotz der häufigen Zuſammenkünfte mit Immermann ſchrieb er ihm täglich noch einmal, auch wol zweimal über ſeine Arbeiten, ſeine Lectüre, aber auch über das Geringfügigſte, über einen Zank mit der Wirthin, oder was ihm ſonſt einfiel.

Seine Tragödie „Hannibal“, die ihm beſonders am Herzen lag, bildete natürlich zuerſt einen Hauptgegenſtand der gegenſeitigen Unterhaltung. Das Manuſcript hatte er faſt vollendet mitgebracht. Er zeigte es ſchon in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft Immermann, der die Dichtung im ganzen der Manier des „Marius und Sulla“ naheſtehend, indeß die Behandlung noch weit knapper fand. Der Freund, dem der Athem der Größe aus dem Werke entgegenwehte, hatte Gelegenheit, ihm manchen guten Rath zu geben. Da er den Vers auf eine Weiſe gehandhabt ſah, gegen welche die Licenzen des „Gothland“ noch für Formenſtrenge gelten konnten, oder da das, was als Jamben geſchrieben war, gar kein Vers, ja nicht einmal rhythmiſche Proſa genannt werden konnte, ſo rieth er ihm, dieſe Poeſie aufzulöſen und das Stück in wahre Proſa, welche ihm überhaupt für Grabbe das gemäßeſte Ausdrucksmittel zu ſein ſchien, umzuſchreiben. Dieſer Rath wurde gern angenommen. Dann ſchlug Immermann ihm vor, um von der Arbeit ſelbſt den Schein eines ſogenannten regelmäßigen Dramas zu entfernen und ſie auch äußerlich als das zu bezeichnen, was ſie iſt: eine Reihe bedeutender Bilder aus jenem Kampfe zu geben. Auf dieſe Weiſe erhielt der erſte Act die Bezeichnung: „Hannibal ante portas“; der zweite: „Numantia und Capua“; der dritte: „Abſchied von

Italien“; der vierte: „Gisgon“; der fünfte: „König Pruſias.“ Weniger eingehende Unterhaltungen wurden über das Luſtſpiel „Aſchenbrödel“, das Grabbe gleichzeitig vollendete, gepflogen, weil es beide Männer weniger intereſſirte. Zugleich ſchrieb Grabbe, dem ein täglicher Platz im Theater geſichert war, Kritiken über die hervorragendſten Darſtellungen der düſſeldorfer Truppe, die in der damals erſcheinenden und von Dr. Martin Runkel redigirten Zeitſchrift „Hermann“ erſchienen und welche er zu jener Broſchüre beſtimmte, von der ſchon die Rede war. War es ihm bei dieſer Arbeit hauptſächlich darum zu thun, ein Inſtitut, an deſſen Spitze ſein Schirmer und Gönner ſtand, in das rechte Licht zu ſetzen, ſo fühlte er ſich in gleicher Weiſe gedrungen, für die Popularität der Werke Immermann's, die ihm vom Verfaſſer geſchenkt worden waren, zu wirken. „Da ich Ihre Werke jetzt ſo vor mir habe“, ſchrieb er an Immermann, „wundert's mich, daß unter ſo vielen Urtheilen noch kein tüchtiges Urtheil darüber erſchienen iſt. Die Zeit ſitzt wie die gefangenen Juden am Bächlein zu Babylon und ahnt nicht die großen Dichtungen und Ströme, worein die kleinen zerfließen. Ich will ſie einmal gründlich zu kritiſiren verſuchen. Sie willigen wol ein, daß ich die Kritik publicire.“ *) Sie müſſen mir aber Rath dazu geben. Sollte denn der Poet nicht das Recht haben, das jeder Fabrikant hat, ſeiner Sachen Eigenthümliches bemerklich zu machen?“ **) So war es kein Wunder, daß ſich zwiſchen dieſen beiden Männern täglich neue bedeutende Anknüpfungspunkte fanden.

---

*) Memorabilien, II, 78.

**) Ebend., II, 93.

Am 11. Februar trat Grabbe, wie gewöhnlich von ſeiner Magd geführt, in Immermann's Wohnung. Unter ſeinem Arme trug er eine Rolle. Es war das fertige Manuſcript des „Hannibal“, den er bereits am 30. Januar beendigt hatte und der nun in ſauberer Abſchrift vorlag.

Da bringe ich Ihnen mein Werk, ſprach er zu dem Dichter.

Dieſer nahm das Heft und blätterte darin. Auf der erſten Seite fand er die Worte:

„An Karl Immermann!

„Immermann ſchaffte mir zur Vollendung des «Hannibal» die Muße und ſtand mir bei mit dem treffendſten Rathe. Mache das Stück ihm und Leſern Freude.

Düſſeldorf, 11. Februar 1835. Grabbe.“

Immermann gab ihm die Hand und dankte.

Darf es ſo gedruckt werden? fragte Grabbe.

Es gereicht mir zur Ehre, erwiderte der Freund.

Dieſe Widmung iſt die gerechteſte, die jemals geſchehen iſt, verſicherte der andere. Durch Sie iſt die Umſchmelzung des „Hannibal“ zehnmal beſſer geworden, als er ohne meinen hieſigen Aufenthalt und Ihre Andeutungen geworden wäre.

Welch freudiges Gefühl müſſen Sie heute haben, ſo am Ziele eines Werkes zu ſtehen!

Gerade im Gegentheil! rief Grabbe. Ich fühle mich jetzt endlos abgeſpannt. Die Macht der Poeſie muß mich in meinem letzten Lebenswirrwarr gehalten haben, ſie muß mein Troſt geweſen ſein, ohne daß ich es ahnte; ſonſt müßte der Karthager kläglich ausſehen, und das thut das Stück im ganzen nicht. Eigenlob ſtinkt! Auch bei den „Hundert Tagen“ ging mir's ſeltſam. Ich habe ſie ohne Glauben, ohne Liebe und ohne Hoffnung in kalter Lebensverachtung geſchrieben.

Unmöglich! rief Immermann.

Und doch wahr! ſprach Grabbe. Welch ein unglückliches Daſein habe ich geführt! Seit langen Jahren habe ich mir Tag für Tag den Tod gewünſcht.

Immermann ſchwieg. Er wollte den Schützling nicht um eine Erzählung ſeiner Schickſale bitten, um nicht zudringlich zu erſcheinen. Eine Aufforderung war indeß auch nicht nöthig, denn Grabbe fing von ſelber an, ſeine Erlebniſſe zu berichten, was er überhaupt gern und mit einer unerhörten Offenheit that, und wovon ihn bisjetzt anderweitige Unterhaltungen abgehalten hatten. Polternd, ruckweiſe in abgeſtoßenen Sätzen kam nach und nach ein Lebensbild zum Vorſchein, das man in der That traurig, düſter, unſelig nennen mußte.

Ich wurde, ſprach er*), am 11. December 1801 in Detmold, der Hauptſtadt des Fürſtenthums Lippe-Detmold geboren. Die Stätte, an welcher ich das Licht der Welt erblickte, entbehrte ganz und gar aller Heiterkeit und Anmuth, denn meine Wiege ſtand im Zuchthof des Orts, und zwar in Zimmern, über und neben denen ſich die Zellen der Verbrecher erſtreckten und in welche man erſt gelangte, wenn man an Schildwachen und mit eiſernen Stangen verriegelten Thüren vorbeigegangen war.

---

*) Vgl. Ziegler's „Grabbe“ (Hamburg).

Freilich bin ich nicht der Abkömmling eines Räubers oder Diebes, denn mein Vater war Zuchtmeiſter und Leihbankverwalter und ein braver, guter Mann, welcher, dem wohlhabenden kleinen Bürgerſtand angehörend, bei allen Leuten geachtet und wohlgelitten, in beſtem Anſehen ſtand. Aeußerlich friedlich, ruhig und gelaſſen, war er doch innerlich zäh und hartnäckig, wie wir Weſtfalen es oft ſind. In ſeiner Jugend hatte er dem Archivrath Kloſtermeier als Schreiber gedient. Da fehlte ihm denn eine lackirte Bildung. Aber ſein Kopf war klar, ſeine Anſichten geſund. Er las gern ein gutes Buch, ſchrieb einen geläufigen Brief, in dem er ſich deutlich ausdrückte, und ſchwatzte vernünftig über die Verhältniſſe und Menſchen, die er kannte. Meine Mutter, die noch lebt, iſt eine ſtarke, hochgebaute Frau. Sie muß in der Jugend ſchön geweſen ſein. Noch jetzt ſind ihre Züge ausdrucksvoll und ihre Augen ſcharf und hell. In ihrem Weſen zuckt etwas Leidenſchaftliches und Haſtiges. Wunderliche Gedanken und Einfälle kreuzen ihr oft den Kopf und bringen Entſchlüſſe hervor, die ſie mit heftiger Beharrlichkeit verfolgt. Für die Bildung ward ihr Geiſt nicht geſchliffen. Aber im Hauſe iſt ſie ſtreng und ſcharf im Schaffen und Zuſehen und draußen rückſichtslos, gerad und offen bis zur Grobheit. Und rechtſchaffen iſt ſie auch, wie ſolch ein Charakter ſein muß; dabei hülfreich und mitfühlend, wo es noth thut.

Ich bin ſolcher Aeltern richtig Kind. Gutes und Schlechtes in meiner Natur habe ich aber zumeiſt von meiner Mutter, wie faſt alle Poeten. Nun kam ich aber erſt auf die Welt, als meine Aeltern ſchon acht Jahre verheirathet waren und kaum mehr auf Nachkommenſchaft hoffen durften. Leider bin ich auch der einzige Sproß geblieben. Lieb' und Güte hab' ich für ein Dutzend gepflückt, ohne daß ich die Strafe und Prügel für einen einzigen erhielt. Und das war ſchlimm. Da ich die Weichheit meines Vaters und die Launen meiner Mutter mitbekommen hatte, ſo war die Miſchung dieſer Anlagen für das ſpätere Leben ſchlecht gerathen. Zudem ließ mein Vater mich gehen. Er erzog keine Männlichkeit in mich hinein. Meine Mutter aber hätſchelte in mir mehr ihre eigenen Fehler als ihre Tugenden. Da ich überdies ein ſchwächlicher Knabe war, ſo ließ man mir in allem den freieſten Willen. So bildete ſich in mir ein Ueberſchuß von bunten Launen, bizarren Einfällen, plötzlichen Sprüngen aus dem Hundertſten ins Tauſendſte, denen der freieſte Spielraum geboten war. Dazu kam noch mein abgeſchloſſenes Jugendleben in einem Hauſe, das von der Außenwelt beſtimmt abgegrenzt war, und unter Menſchen, die mit der geordneten Geſellſchaft im entſchiedenſten, ja in feindlichem Gegenſatz ſtanden. Geſindel und Nichtsnutze waren die erſten Leute, die ich ſah. Die fröhliche Kinderwelt ſchaute ich nur von fern; in meinen Jugendjahren kamen keine Spielgenoſſen in das Haus, und ich durfte nicht hinaus, weil meine Mutter, die keine Dienſtboten hielt, mich ſelbſt behütete. Was ſoll aber aus einem Menſchen werden, deſſen erſter Gedanke beinahe iſt, einen alten Mörder in freier Luft ſpazieren geführt zu haben!

Als ich in die Schule ging und einen offenen Kopf zeigte, bildete ſich bei meinen Aeltern der Gedanke aus, mich für die Studien zu erziehen, zumal da ſie ſich in einer langen kinderloſen Ehe ein kleines Vermögen erſpart hatten, mit dem ſie die Koſten beſtreiten konnten. Meine Mutter beſonders legte es als ihren Lieblingswunſch an den Tag, daß ihr einziger Sohn dereinſt von der Kanzel herab die Herzen ſeiner Mitbürger rühren möge. So ſollte es denn gleich hoch hinaus mit mir. Man ſetzte mir nicht allein hochfahrende Ideen in den Kopf, man ſtrebte auch danach, mich in Geſellſchaft von Kindern höher ſtehender und vornehmer Familien zu bringen. Die Folge war, daß ich oft von oben herab behandelt wurde. Meine künftige Laufbahn, meine Abkunft, mein Aufenthaltsort wurden verhöhnt und verſpottet, was ich ganz gut verſtand. So ſetzte ſich Haß, Zorn, Mistrauen früh in meiner Seele feſt. Fühlte ich mich daheim nicht frei, offen, unbefangen, ſo war dies draußen noch weniger der Fall. Da es mir nun auch nicht an Geiſt fehlte, ſo fand meine ironiſche Anlage ſchon in früher Zeit Gelegenheit, ſich auszubilden. Ich erwiderte den Spott mit beißenderm Spott und hatte manches darüber zu leiden. Wer erinnert ſich nicht der großen Kriegszüge aus der damaligen Zeit? Die Kinder des Städtchens, wie Kinder denn Affen ſind, ſpielten die große Komödie im Kleinen nach und zogen mit hölzernen Degen, papierenen Tſchakos und Epauletten im Spiel durch die Straßen. Ich verhöhnte dieſe

Lappalien, die meiner frühreiſen Natur zuwider waren, und mußte alsdann nicht ſelten die ſpaßigen Waffen in ernſthafter Weiſe auf meinem Rücken fühlen. So wurde der Niederſchlag aus meinen erſten Lebensbewegungen bittere Galle.

Ein anderes Uebel kam noch hinzu. In der Luſt jener Zeit, worin mein Geiſt zu eigenem Bewußtſein erwachte, wehte der Drang nach Wunderlichkeit und Seltſamkeit. Man wollte das Leben originell und abenteuerlich geſtalten und wurde darüber nicht ſelten formlos, barock und lächerlich. Seit der Sturm- und Drangperiode in unſerer Literatur hat dieſe Richtung ſtets einzelne Anhänger behalten. Sie iſt aber erſt ganz in das Mark und Blut der Nation übergegangen, als die romantiſche Schule mit ihren launenhaften und capriciöſen Erfindungen die ſogenannten Gebildeten zu beherrſchen anfing. Tieck, Clemens Brentano, Achim von Arnim, und in höchſter Potenz der tolle Hoffmann ſchrieben das excentriſchſte Zeug. Wenn dies nun aufregend und verwirrend auf erwachſene Leute wirkte, wie viel mehr mußte es bei der Jugend der Fall ſein! Wir laſen alles wirr und kraus durcheinander, die Räuber- und Rittergeſchichten der alten Zeit und die geſpenſtiſchen Producte der letzten Tage. Die Folge davon war, daß wir es den fabelhaften Geſtalten, die an unſerer Seele vorübergingen, gleichthun wollten. Da bei mir die Phantaſie ſehr thätig war, ſo trieb ich es bald wie dieſes, bald wie jenes Original. Ich war nach der Reihe ein Hamlet, ein Falſtaff, ein Fauſt, ein Don Juan. Es riß zugleich ein ungebundenes Leben bei uns ein, welches in

Rauchen, Trinken und Kartenſpiel unzeitige und verderbliche Genüſſe erſtrebte. Leider entwickelte ſich bei mir eine Leidenſchaft für geiſtige Getränke. Ich ging häufig mit meinen Genoſſen aufs Land, wo wir uns in irgendeinem Kruge ſo viel ſtarken Grog zurecht brauen ließen, daß wir den Rückweg in gerader Richtung nicht wiederzufinden vermochten. In ſolchen Kreiſen lärmender Brüder fühlte ich mich behaglich und wohl, zumal da ſie meinen Witz, der ſie nicht ſelten verhöhnte, nicht allein gelten ließen, ſondern auch bewunderten. Mit meinem Anſehen wuchs mein Trotz und meine Keckheit. So erinnere ich mich, daß ich mich einſt mit meinen Genoſſen in einem Conditorladen befand, deſſen Beſuch den Schülern verboten war, als einer der Lehrer hereintrat, um einen Einkauf zu machen. Alle ſchraken zuſammen, ich aber ließ mir in eitler Renommiſterei ſechs Gläſer Liqueur geben, die ich ſofort in Gegenwart des Lehrers hinunterſtürzte. In ſolcher die Geſundheit untergrabenden Weiſe trieb ich mit aller Gewalt Genialität.

Trotz dieſer Beulen und Auswüchſe in meinem Leben blieb ich in der Schule im ganzen nicht zurück. Freilich nahm ich den Antheil an der Lehre in meiner eigenen Weiſe. Die alten und neuen Sprachen intereſſirten mich nur ſo weit, als ſie mir Kenntniſſe von fernen und nahen Stoffen vermittelten. Ihre Formen und das kleinliche Studium derſelben war mir widerlich. Für Naturforſchung habe ich nie die Sinne gehabt. Geſchichte und Geographie aber trieb ich mit Vorliebe. Die großen Thaten der Menſchheit zu erkennen und mir die Orte, wo ſie geſchehen, klar zu machen, das war meine Liebhaberei. Ganze Nächte konnte ich auf dieſe Studien verwenden, und meine Mutter mußte mir, wenn ich ſo recht in ein Buch vertieft war, ſtarken Kaffee kochen, damit ich nicht in den Schlaf fiel. Ich lag dann oft auf der Erde über meinen Karten. Selbſt die Schlachten ſuchte ich mir plaſtiſch darzuſtellen. Zu dieſem Zweck nahm ich, wenn ich Beſchreibungen von Kriegszügen ſtudirte, Bohnen, die ich in Haufen vertheilte. Dieſelben ſtellten die Armee mit ihren Führern dar, die ich alsdann allerlei Manöver machen ließ. So gewann ich, ohne daß mir einer Anleitung gegeben hätte, Kunde von den Schlachten Alexander's, Cäſar's, des großen Friedrich und Napoleon's. Mitunter kam über ſolchen Beſchäftigungen einer meiner Kameraden zum Beſuch, was mich dann immer verſtimmte. Ich rief ihnen mit der größten Aengſtlichkeit zu, ſie möchten mir meine Bohnen in Ruhe laſſen, und wies ihnen ſogar die Thür. Den Sinn der Sache hielt ich zugleich ganz geheim, weshalb ſich denn die Buben den Kopf über meine Seltſamkeiten zerbrachen. Ueberhaupt ließ ich mir in Betreff meiner Studien nicht gern in die Karten ſehen. Mitunter arbeitete ich nämlich recht tüchtig, aber da ich vor meinen Mitſchülern den falſchen Schein haben wollte, als käme mir alles durch das Genie, ſo verheimlichte ich die Mühe und den Fleiß. Saß ich ſo hinter meinem Cäſar, Livius, Horaz und Homer, um mir die fehlenden Wörter im Lexikon zu ſuchen, und es trat der eine oder andere hinzu, ſo warf ich die Bücher zur Seite, griff nach irgendeinem abgeſchmackten Roman und that, als ob ich nur ſolche Lectüre triebe.

In gleicher Weiſe wie die Geſchichte intereſſirte mich die Literatur, über die ich mir bald eine große Ueberſicht verſchaffte. Die Declamation machte mir ſchon in frühen Jahren Freude, und ich begnügte mich keineswegs mit einem mechaniſchen Herſagen der aufgegebenen Gedichte, ſondern bemühte mich im Gegentheil, ihnen einen ſehr pathetiſchen Ausdruck zu geben. Auch auf die deutſchen Aufſätze verwandte ich ſtets großen Fleiß. Kein Schüler brachte ſie in ſolcher Ausdehnung wie ich. Dabei war es meine Schrulle, das Geſchreibſel ſo originell wie möglich zu halten. Wie ich im Geſpräche gern von einem Gegenſatz in den andern verfiel, ſo übte ich auch hier dieſe launenhafte Art, ſodaß der Lehrer nicht ſelten den Kopf ſchüttelte und mich mit Anerkennung meines Talents zu Ordnung und Regel mahnte. Einmal mußten wir ein Märchen als deutſchen Aufſatz liefern. Die andern Schüler brachten gewöhnliches Zeug. Ich aber hatte ein wunderliches Ding zuſammengeſchmiedet. Es war in der That ein Gedicht. Der Lehrer fuhr mich an, als habe ich einen alten Schriftſteller geplündert, ja er ſprach von Shakſpeare und Calderon. Ich konnte mit gerechtem Stolze ſagen, daß ich ſelbſt der Verfaſſer ſei, und fuhr nun fort, für mich allerlei poetiſche Verſuche zu machen, die in das lyriſche, epiſche und dramatiſche Fach hineinſpielten. Auch die Bühne fing an, mich gewaltig zu intereſſiren. Mein Taſchengeld wurde zum Theaterbeſuch verwandt; da es aber nicht hinreichte, um mir oftmals dieſen Genuß zu verſchaffen, ſo machte ich mir einen Stadtmuſikus willig, der mir nunmehr ſeine Flöte anvertraute, die ich, als ob ich zur Kapelle gehörte, vor ihm her in das Orcheſter trug, wo ich in einem verborgenen Winkel hocken blieb. So ſah ich in früher Jugend eine Menge von Stücken, die ich ſchon damals in meiner rückſichtsloſen Art in mir und vor andern kritiſirte. Sogar ein Trauerſpiel wurde begonnen, wüſt, wirr, kraus, titanenhaft, das den Pelion auf den Oſſa thürmte, und aus dem ich nachmals manche Stellen in meinen „Gothland“ verpflanzt habe. Bei all dieſen Eigenheiten kann es nicht verwunderlich ſein, daß ich in jungen Jahren durch unſere kleine Reſidenz, in welcher jeder Hans jeden Kunz kennt, als ein Meerwunder auspoſaunt wurde. Gleichwol floh ich die Annäherung aller feiner gebildeten Leute, die mich heranziehen wollten, und blieb ein einſiedleriſcher, bärbeißiger Geſelle, der ſich höchſtens mit ſeinen Kameraden herumtrieb. Ich verachtete gewiſſermaßen die gute Geſellſchaft und ihre Formen. Täppiſch und linkiſch, wie ich war, ſuchte ich mich nicht einmal im Tanzen, Fechten und Reiten auszubilden. Ich war ſogar nicht zu bewegen, den Archivrath Kloſtermeier, den Vorgeſetzten meines Vaters, zu beſuchen, der ſich, nachdem er von meinem Talent gehört, in der freundlichſten Weiſe erboten hatte, meine Erziehung zu beſorgen.

Allmählich kam die Zeit, wo ich mit meinen Gymnaſialſtudien fertig wurde und die Univerſität beziehen ſollte. Zum Verdruß meiner Mutter konnte ich mich nicht entſchließen, ein Kanzelſchläger zu werden. Ich erwählte die Rechtswiſſenſchaft und ging um Oſtern

1820 auf die Univerſität nach Leipzig. Ich belegte ſofort ſattſam juriſtiſche Collegien, aber das Ableiern, das ich bei den Herren Profeſſoren fand, behagte mir entſetzlich ſchlecht. Das Beſte hatte ich ja auch immer aus mir ſelbſt gelernt. Bald hing ich wieder ganz und gar meinen alten Liebhabereien nach. Ich las Geſchichte, ſtudirte Literatur, beſuchte das Theater und brütete über Dichtungen. Anfangs geſchah das alles in der tiefſten Einſamkeit. Allmählich brachte mich aber die Schriftſtellerei und die Bühne in mancherlei Geſellſchaft. Mit den Studenten zu gehen, den Fechtboden zu beſuchen, in der Kneipe nach verroſteten Formen zu trinken, abgedroſchene Witze zu machen und dumme Lieder zu ſingen, ſowie an Pfeife und Mütze bunte Farben zu tragen, war ein für allemal nicht meine Sache. Dafür fand ich in der großen Buchfabrik- und Makulaturpapierſtadt ein Häuflein von nichtsnutzigen Literaten, die zu allem feil waren. An ihnen konnte ich mein Müthchen kühlen, indem ich meinem Witze freien Lauf ließ, der ſie verhöhnte und verſpottete, wie es einſt mit meinen Schulgenoſſen geſchah. Mit ihnen feierte ich meine Orgien, die in noch erhöhtem Maßſtabe fortgeſetzt wurden. Daß meine geiſtige und körperliche Geſundheit darunter litt, erwies ſich als natürliche Folge. In meiner Seele war alles zerriſſen, ſprunghaft, unbeſtändig. Ich fühlte mich ſtets aufgeregt, oft um den Himmel zu ſtürmen, oft um in das Nichts zu verſinken. Mein abgeſpannter Körper konnte nur durch neue Genüſſe zu neuen Schwingungen gereizt werden.

Dennoch entſtand in dieſem tollen Treiben meine

Tragödie „Gothland". Ueber dieſer Arbeit drängte ſich mir ein anderer Gedanke auf. Da ich immer tiefer in das literariſche Leben gerathen war und einen wahren Abſcheu vor der praktiſchen Laufbahn eines Juriſten empfand, ſo erwachte in mir der Plan, mich zum Schauſpieler auszubilden. Ich theilte dieſe Idee dem Profeſſor Amadeus Wendt mit, der mir freundlich entgegenkam. Auch mit dem Schauſpieler Jerrmann knüpfte ich Verhandlungen an. Man ſtellte Proben mit mir an. Die Folge davon war, daß ich wegen meiner Declamation, meiner Stimme und meiner Körperhaltung ausgelacht wurde. Und ſie hatten recht, dieſe Männer. In der Selbſtkenntniß war ich in der That noch weit zurück. Aber ich hatte doch den Vortheil von dieſen Beſtrebungen, daß mein „Gothland" den genannten Männern bekannt wurde und mir kein geringes Anſehen bei ihnen und in weitern Kreiſen einbrachte. Bald war ich in der höhern literariſchen Geſellſchaft Leipzigs eingeführt und von den bedeutendſten Männern, wie von Profeſſor Pölitz und dem Oberhofgerichtsrath Blümer, geſchätzt. Ich fing ſogar an, mich eines geregelten Lebens zu befleißigen. Ja, ich träumte, daß ich bald den Gipfel des Dichterruhms erklimmen und daß ganz Deutſchland ſeine Augen auf mich richten werde.

In dieſem Glauben ſiedelte ich um Oſtern 1822 nach zweijährigem Aufenthalte in Leipzig nach Berlin über, indem ich an dieſem Sammelplatze vieler bedeutenden Erſcheinungen in Kunſt und Literatur mehr Förderung und Befriedigung für meine literariſchen Beſtrebungen zu finden hoffte. Dort legte ich nochmals Hand an meinen „Gothland", deſſen Ungeheuerlichkeit den jungen Dichtern, Philoſophen und Kritikern, mit denen ich nach und nach bekannt wurde, gewaltig imponirte. Bald umgab mich eine Menge von Friſchlingen, die mich hier- und dorthin einlud, mir Eſſen und Trinken bot, mich mit Freibillets für das Theater verſah und mir Verbindungen mit Buchhändlern verſchaffen wollte. Dabei wurde ich zur Theilnahme an Zeitſchriften und Tagesblättern eingeladen. Trotzdem blieb ich meiner bärbeißigen Manier treu, die überall polternd dreinſchlug. Die Bewunderung, die ich erregte, trieb mich aber zugleich zu neuem Schaffen. Bald nach dem „Gothland" entſtand das Luſtſpiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", in dem ich es vielfach darauf abgeſehen hatte, die damalige Literatur und ihre Vertreter zu geiſeln. Dann folgte das tragiſche Spiel: „Nanette und Marie", das ich freilich beſſer nicht geſchrieben hätte. Auch mein Aufſatz über die Shakſpeare-Manie hat damals das Licht der Welt erblickt. Schließlich muß ich aber noch aus dieſer Zeit die Grundlage zu „Marius und Sulla" herleiten.

Mein Leben wurde in Berlin leider nicht geregelter, als es in Leipzig geweſen war. Die wüſte Luſt wüſter Orgien war mir mit der Zeit in Mark und Blut übergegangen. Ich gerieth aufs neue in den Kreis einer wilden Jugend, denn ich fühlte mich bei ältern und ordentlichen Leuten nie wohl. Ich und meine Genoſſen bildeten gewiſſermaßen die Ablöſung für den phantaſtiſch überſpannten Hoffmann und ſeine Conſorten in der Weinſtube von Lutter, wo wir die tollſten Nachtſtücke wilder Schwärmerei aufführten. Freilich waren alle andern viel zahmer und milder als ich, der eine Ehre dareinſetzte, groteske Redensarten zu erfinden und tolle Streiche auszuführen. Wenn ich mir ein paar von meinen borſtigen Haaren abſchnitt und ſchwur, ich würde mit dieſen Spießen neunundneunzig Poeten und Literaten todt ſtechen, dann gab es wildes Gelächter. Ging ich, die Hände in den Taſchen meiner blauen Hoſen, die langen Straßen hinunter und umwandelte mit der Miene eines Pagoden wie ein alter Hexenmeiſter einen Brunnen, ſodaß mich die Leute für einen entlaufenen Tollhäusler hielten, ſo fand man eine ſolche Dummheit genial. Was ich that und ſprach, ging in meinen Kreiſen von Mund zu Mund. Je toller es war, deſto beſſer wurde es gelobt. So närriſch mir das alles heute erſcheint, ſo ſteigerte es doch meine Eitelkeit. Bei meinem Hochmuth war ich aber zugleich höchſt empfindlich. So grob ich oft gegen andere war, ſo wenig konnte ich es vertragen, wenn mir Maß für Maß gemeſſen wurde. Ueber meine berliner Sprünge und Poſſen iſt übrigens in literariſchen Kreiſen vielfach geredet worden. Heine, Uechtritz, Ludwig Robert, Köchy, Guſtorff und von Berch haben mir alle näher oder ferner geſtanden.

Um Oſtern 1823 war mein Triennium beendet. Ich hätte nun nach der Heimat zurückkehren und die praktiſche juriſtiſche Laufbahn antreten müſſen. Aber mein Sinn ſtand nicht auf das ſtille Detmold. Ich hatte mich daran gewöhnt, in einer großen Stadt zu leben, und meine Phantaſie war gefüllt mit Triumphen auf der Bühne und mit Verbindungen der großen Welt.

So tauchte in meinem Hirn aufs neue der Plan auf, Schauſpieler zu werden, und ich wandte mich ſogar an den Kronprinzen von Preußen, in einem Briefe, der unſchicklich genug abgefaßt war, denn ich ſchrieb ihm, daß ich auf dem Punkte ſtehe, unterzugehen, wenn der fürſtliche Herr ſich meiner nicht annehme. Ich fühle einen Drang zur Bühne, er möge mir deshalb ein Engagement vermitteln, die Leute ſagten, ich ſei ein Genie, zwar wiſſe ich nicht, was daran ſei, aber ich fühle, daß ich eins mit dem Genie gemein habe, nämlich den Hunger, und ich ſei wegen Geldmangels genöthigt, dieſen Brief mit einem Span zu ſchreiben. Natürlich blieb ich auf ein ſolches Schreiben ohne Antwort. So ließ ich mir denn Briefe an verſchiedene Theatervorſtände geben und verließ die preußiſche Hauptſtadt.

Anfangs dachte ich nach Kaſſel zu gehen. Von Leipzig, das ich auf der Reiſe berührte, führte mich mein Stern indeß nach Dresden. Ich hatte nämlich Ludwig Tieck im letzten Herbſte meinen „Gothland“ geſchickt und jenen Brief von ihm erhalten, welcher dem erſten Theile meiner Schriften vorgedruckt iſt. Durch ihn hoffte ich nun eine Stellung beim Theater zu erhalten. Ich meinte, daß ich wenigſtens einen guten Regiſſeur abgeben und daß es mir auf dieſe Weiſe gelingen würde, meine Dichtungen auf die Bühne zu bringen. Tieck war anfangs freundlich mit mir. Ich lernte durch ihn die Vorſtände des Theaters, namentlich den Herrn von Könneritz kennen. Meine ſtürmiſchen Erwartungen verſiegten indeß bald im Sande. Mein Vorleſen wollte nicht gefallen, und für die Regie hielt man mich nicht tauglich.

Darüber beſchlich mich mein altes Mistrauen. Ich wurde unmuſtern und unwirſch, beleidigte Tieck und Könneritz und zog von Dresden nach Leipzig, wo ich mich noch einige Zeit in der alten Weiſe mit frühern Bekannten umhertrieb. Hier wollte mir der Rath Blümer, der mich lieb gewonnen hatte, eine Stelle verſchaffen, aber ich war des literariſchen Vagabundirens müde und ſehnte mich in die Heimat. Mit zerriſſenem Gemüth fuhr ich in die grüne Waldſtadt Detmold, wo mir der herzliche Empfang des braven Vaters und der treuen Mutter, die mich nach wie vor über alles liebten, einen tiefen Eindruck machte.

Nach dem erſten Wiederſehen hörte ich, daß ich meinen Aeltern viel verſtudirt hatte, was mir übrigens auch ſchon in manchem Briefe mitgetheilt worden war. Es zeigte ſich alſo die Nothwendigkeit, mir eine bürgerliche Stellung zu gründen. Ich meldete mich zum Examen und beſtand die Prüfungen am 2. Juli 1824. In unſerm Ländchen beginnt die juriſtiſche Laufbahn mit der Advocatur. So wurde ich denn Sachwalter. Aber ſo gut meine Vorſätze für die Zukunft waren, ſo ſcheiterte ich doch mit meinen Abſichten an der Erbärmlichkeit der Geſchäfte. Ich hatte zunächſt nur kleine und ſchlechte Sachen zu vertreten. Wie konnte es mir, der bisjetzt ſich faſt ausſchließlich mit den großen Thaten der Menſchheit und mit ihrer Geſtaltung in Form der Dichtung abgegeben hatte, genügen, arme Bürger und ſchäbige Bauern zu vertheidigen, und mich für Wegegerechtigkeiten, Erdlöcher und Plackſchulden herumzuzanken? Ein ſolches Leben wurde mir bis zum Ekel widerlich. Dabei fehlte es mir an allen geſellſchaftlichen Anregungen in meinem kleinen Neſte. Die höhern Kreiſe aufzuſuchen, konnte ich mich nicht entſchließen, denn ich ſah überall hochnäſiges Beamtenthum. Für die kleinern Leute hielt ich mich in verſtarrtem Stolze zu gut. Ich hatte nicht vergeſſen, daß ich der Sohn des Zuchtmeiſters war. So trieb ich es aufs neue als einſiedleriſcher Sonderling. Ich war ſogar zu verdroſſen, um die Briefe alter Bekannten, die mir aus Berlin und Leipzig zukamen, zu beantworten, ja um ſie zu öffnen.

In dieſer traurigen Lage öffnete ſich mir die Ausſicht, als Gehülfe beim Archiv und bei der Bibliothek angeſtellt zu werden. Der Archivrath Kloſtermeier, der mein Gönner geblieben war, that alles, um mir dieſe Stelle zu verſchaffen. Von der Literatur wußte ich genug, um mich in der Bibliothek nützlich zu machen; ich bemühte mich nun auch um archivaliſche Kenntniſſe und ſtudirte alte Handſchriften und Drucke. Dann ſchrieb ich mein Geſuch und reichte es ein. Von Kloſtermeier wurde der Antrag lebhaft unterſtützt. Aber der Regierungschef hatte bereits ſeinen eigenen Candidaten, der mir, obgleich er weniger wußte als ich, ſofort vorgezogen wurde. Daß mir eine ſolche wiſſenſchaftliche Stellung entging, brachte mich faſt zur Verzweiflung, denn in dieſem Fache hätte ich meinen Liebhabereien nachhangen können. Jetzt aber mußte ich wieder in die Advocatur zurück. Es fehlte nicht viel, daß ich mir eine Kugel vor den Kopf geſchoſſen hätte. Ich wünſchte mir den Tod. Am liebſten wäre es mir geweſen, wenn ich nie gelebt hätte.

In dieſem gänzlichen Ueberdruß am Daſein, das mir faſt erwürgend auf der Seele ſaß, ging mir mit einem male ein neuer Stern auf. Zunächſt erhielt ich nämlich eine Anſtellung als Auditeur beim lippeſchen Militär. Der frühere Auditeur war nämlich gegen das Ende 1826 bedenklich krank geworden, ſodaß er ſeine Geſchäfte nicht mehr beſorgen konnte und eines Stellvertreters bedurfte. Die Regierung aber hatte, beſonders auf Verwendung des Archivraths Kloſtermeier, die Anordnung getroffen, daß ich die Arbeiten dieſes Mannes beſorgte. Derſelbe ſtarb 1827, und ich trat in ſein Amt. Freilich wäre ich viel lieber beim Archiv angeſtellt geweſen. Aber ich hatte doch nicht mehr mit elenden Handwerkern und Bauern zu thun, ſtand im Dienſte des Staats, war angemeſſen beſoldet und nahm eine ehrenvolle Stellung ein.

Noch günſtiger aber wirkte ein anderes Ereigniß auf meine Stimmung ein. Ich hatte nämlich bei meinem leipziger Aufenthalt einen jungen Buchhändler Namens Kettembeil kennen gelernt. Dieſer ſchrieb mir eines Tags, daß er die Hermann'ſche Buchhandlung in Frankfurt am Main angetreten habe und meine Dichtungen zu verlegen wünſche. Ich ging auf ſeinen Vorſchlag ein und machte ihm die zwei erſten Bände zurecht, welche denn auch 1827 erſchienen. Ich darf wol ſagen, daß ſie eine allgemeine Verwunderung, wenn auch keine gleichmäßige Bewunderung im deutſchen Publikum erregten. Man beſprach ſie, als wäre ein Meteorſtein in die damalige Literatur gefallen. Mir war das gerade recht; bei meinem Weſen, das ſich in den koloſſalſten

Gegenſätzen gefiel, konnte ich dieſe Stimmung über mich und meine Werke nur mit Freude bemerken. In der Stadt ſah man mich ſeit dieſer Zeit mit andern Augen an. Man ſuchte mit mir zu reden und mich einzuladen. Ich ging nun auf Bälle, in Concerte und ins Theater — wo man auf mich hinwies wie auf eine ungewohnte Naturerſcheinung.

Da ſich unter Umſtänden ſowol durch mein Amt wie durch das vom Buchhändler empfangene Honorar meine Verhältniſſe gebeſſert hatten, ſo richtete ich mich beſſer ein, indem ich mir eine hübſche Wohnung miethete, die ich mit guten Geräthen verſah. Zugleich erwachte die Luſt zu neuen poetiſchen Geſtaltungen. Manche Plane, die mir formlos durch den Kopf gegangen waren, gewannen Fleiſch und Blut. So arbeitete ich im Sommer 1828 meine Tragödie „Don Juan und Fauſt“ aus. Daran reihten ſich alsbald der „Barbaroſſa“ und „Heinrich VI.“ im Jahre 1829, und 1830 „Napoleon oder die Hundert Tage“.

Hier ſchwieg Grabbe.

Immermann aber nahm das Wort und ſprach: Sie hören gerade an dem Punkte auf, wo Sie ſich der Anerkennung einer Nation erfreuen. Wie können Sie ſich da den Tod wünſchen?

Die Weiber, o die verfluchten Weiber! fuhr jetzt der Auditeur auf und ſtampfte mit dem Fuße auf die Erde. Aber ich kenne ſie ja eigentlich nicht, fuhr er dann fort. Ich weiß nur von Einer. Und die war ein Satan, der mir das Leben zur Hölle gemacht hat. Stille davon! Die Frau, die den Menſchen erlöſt und ihn in den

Himmel hebt, ich habe ſie nie geſehen. Und dennoch weiß ich, daß ſie leben muß, denn die Dichter haben ſie geſchildert. Und was die Kunſt bildet, das hat innere Wahrheit.

Immermann ſah nachdenklich in die Luft. Ein Diener trat ein und fragte, ob die Herren nicht den Thee bei der Frau Gräfin einnehmen wollten. Der Dichter lud Grabbe ein, ihm zu folgen.

Ich habe noch eine Bitte an Sie, ſprach Grabbe. Früher bat ich Sie einmal um Abſchreibereien. Ich bedarf jetzt einer ſolchen Arbeit, damit ich nicht in dumpfes Brüten über mein unglückliches Leben verfalle.

Was denken Sie? antwortete Immermann. Sie können ſich mit Lectüre beſchäftigen. Ich werde Sie, der eben einen „Hannibal“ geſchaffen hat, doch nicht zum Copiſten machen!

Wenn ich Ihnen aber ſage, daß eine ſolche Abſchreiberei eine Arznei für mich ſein wird? erwiderte der andere.

Ei, ſo ſchreiben Sie doch etwas von Ihren eigenen Werken ab, meinte der Dichter.

Das geht nicht, das ekelt mich an, rief Grabbe. Ich muß durch die Arbeit eines andern gefeſſelt werden, denn ich mag die eigenen Gedanken nicht wiederkauen.

Immermann lächelte und ſprach: Sie ſind ein ſeltſamer Kauz. Aber da habe ich gerade „Hermann und Dorothea“ von Töpfer liegen, das ich eben zum Theatercopiſten ſchicken wollte. Iſt es Ihnen wirklich Ernſt mit der Abſchrift, ſo mögen Sie's meinetwegen mitnehmen.

Schon gut, ſprach Grabbe, nahm das Manuſcript und ſteckte es in die Taſche.

Dann verließen die beiden Männer die Stube, ſchritten durch den Flur und ſtiegen die Treppe hinan. Der Diener öffnete dort eine Thür, und ſie traten in die Gemächer des erſten Stocks.

Zehntes Kapitel.

Die Zimmer, welche im Schimmer einer ſanften Lampenbeleuchtung die beiden Dichter empfingen, konnten ſich keineswegs mit den feinen und eleganten Räumen der heutigen großen Welt vergleichen. Es fiel dem Auge ſogleich auf, daß die Decken ſehr niedrig und die Fenſter und Thüren auffallend klein waren. Auch das Geräthe, das ringsum ſtand, gehörte in ſeinen Formen nicht dem neueſten Geſchmack an. Gleichwol erſchien die Wohnung äußerſt anmuthend und heimelnd. An der Art und Weiſe, wie Tiſche, Stühle, Seſſel, Sofas, Schränkchen und Spiegel geordnet waren, bemerkte man den feinen Sinn, welcher die regelnden Hände lenkte. Noch mehr wurde der Reiz der Stuben erhöht durch die allerliebſten Gruppen von Blumen und Rankengewächſen, welche hier eine Ecke, dort eine Fenſterniſche ausfüllten. Auch auf den Tiſchen ſtanden trotz der frühen Jahreszeit Vaſen mit zarten Blumen, welche die Räume durchdufteten. Fand das Auge nun allerlei Gegenſtände, an denen es ſich labte und erquickte, ſo bot ſich doch auch dem Geiſte, ſobald man eine genauere Nachforſchung hielt, vielfältige Nahrung; denn an den Wänden zeigten ſich nicht allein Bücherſchränke, welche eine ausgewählte Bibliothek enthielten, man fand an denſelben auch Bildniſſe berühmter Männer, Kupferſtiche, Gemälde und Zeichnungen aufgehängt und in Büſten aufgeſtellt. Ueberall wehte dem Beſchauer der Gedanke des hiſtoriſch Gewordenen entgegen. Wer dieſe Wohnung eingerichtet hatte, der that es ſicher mit innigſter Hingebung an tauſend ſchöne Erinnerungen, die lachend und traurig, heiter und düſter geweſen ſein mußten. Daß hier vorzugsweiſe eine weibliche Hand ihre Thätigkeit entwickelt hatte, konnte dem forſchenden Blicke nicht entgehen. Wie man ſagt: Der Stil iſt der Menſch, ſo kann man auch wol behaupten: Die Wohnung iſt das Weib. Die Gebieterin dieſer Wohnung aber war die Gräfin Ahlefeldt, die Freundin Immermann's.

Eliſa Davidia Margaretha, Gräfin von Ahlefeldt-Laurwig*), wurde im Jahre 1790 den 17. November an dem Geburtstage ihres Vaters auf dem Schloſſe Traunkijör auf Langeland geboren. Ihr Vater, Graf Friedrich, war einem altadelichen Geſchlechte entſproſſen, das 1665 von Kaiſer Leopold I. in den Reichsgrafenſtand und 1672 vom König von Dänemark in den däniſchen Grafenſtand erhoben und mit der Grafſchaft Langeland belehnt wurde. Rang, Macht und Reichthümer verliehen ihm ungewöhnliches Anſehen. Er war Offizier und Kammerherr des Königs Friedrich VI. von Dänemark, der ihn als einen kräftigen, ſtattlichen Mann, welcher Jagd und frohes Leben liebte, ganz beſonders bevorzugte. Sowol ſein Gebieter wie die andern Mitglieder des königlichen Hauſes kamen als Gäſte nach dem Trannkijörſchloſſe, das ſich unweit des Meeres einer prächtigen Lage erfreute, und wo ſeine Gattin Luiſe Charlotte, geborene von Hedemann aus Holſtein, eine ſchöne, feine, verſtändige Frau von der edelſten Sinnesart, neben ihm Gaſtfreundſchaft übte. Ein Sohn, welcher der Erbe eines reichen Beſitzes geworden wäre, ſtarb gleich nach der Geburt. Eliſa blieb ohne Geſchwiſter.

---

*) Vgl. Ludmilla Aſſing, „Gräfin Eliſa von Ahlefeldt“ (Berlin 1857).

Die Erziehung, die man der jungen Gräfin zu geben bemüht war, ließ nichts zu wünſchen übrig. Ihre Leiterin in Leben und Wiſſen war Marianne Philippi aus Hamburg, welche ſich beſtrebte, die von der Natur reich und ſchön begabte Zöglingin in jeder Weiſe an Geiſt und Gemüth zu heben. Da auf dem Schloſſe zugleich die weiteſte Gaſtfreundſchaft herrſchte, weshalb es faſt nie an gebildeten Menſchen aus allen Ständen fehlte, ſo lernte ſie auch frühzeitig die Welt kennen, beobachten und in ihren einzelnen Mitgliedern lieben oder verachten. Freundlichkeit und Wohlwollen waren indeß bei weitem die vorwiegenden Eigenſchaften ihres Charakters. Da ſie ſich aber nicht allein geiſtig, ſondern auch körperlich auf das glücklichſte entwickelte, und ſich namentlich durch die ſeltenen Reize anmuthvoller Weiblichkeit auszeichnete, die immer ſchwerer wiegen, als vollendete, aber nicht ſeeliſch durchdrungene Schönheit, ſo übte ſie ſchon in früher Jugend einen entſchiedenen Eindruck auf die Herzen der Männer aus. Selbſt ein Mann von ſo ausgezeichneter Stellung wie der damalige hannoveriſche Oberſt Karl von Alten, der ſich durch kriegeriſche Thaten in Portugal und Spanien und in der Schlacht von Belle-Alliance hervorthat, als General in den Grafenſtand erhoben und durch ein Standbild auf dem Waterlooplatze zu Hannover verewigt wurde, empfand für das zwölfjährige Mädchen eine ſo tiefe Neigung, daß er ihr drei Jahre ſpäter ſeine Hand anbot, die ſie aber ausſchlug, weil ſich für den einundvierzigjährigen Soldaten kein Gefühl in ihr regte. Ja, einen ſchlichten Matroſen, der ihr bei einem Aufenthalte in Hamburg begegnete, bezauberte ſie ein Jahr ſpäter durch ihren friſchen, roſigen Eindruck auf der Straße in einer Art, daß ſich der dreiſte Burſche nicht entſchlagen konnte, ſie in die Höhe zu heben und ſie zu ihrem größten Schrecken zu küſſen, worauf er vergnügt weiter eilte und in der Menge verſchwand.

Leider wurde aber ihre Jugend durch traurige Mißhelligkeiten im älterlichen Hauſe getrübt. Ihr Vater, vergnügungsſüchtig, leichtſinnig und nicht gewohnt, ſich einen Genuß zu verſagen, machte nicht allein einen Aufwand, der über ſeine glänzenden Verhältniſſe hinausging, er hatte auch, da er auf ſeinem Schloſſe Theater ſpielen und Concerte halten ließ, allerlei Liebesverhältniſſe angeknüpft, welche die Mutter in der tiefſten Seele kränkten und verletzten. Die Gräfin Ahlefeldt, die eine Trennung für nöthig hielt, welche ſpäter eine Scheidung zur Folge hatte, verließ deshalb mit der Tochter die Heimat. Sie brachten den Winter in Ludwigsburg zu und gingen 1808 in das Bad Renndorf, welches damals ſehr beſucht war und den Damen namentlich zu einer Bekanntſchaft Gelegenheit bot, die für Eliſa's Leben entſcheidend war. Sie ſaß nämlich eines Tags bei Tiſch neben einem franzöſiſchen Offizier, der im Eifer der Unterhaltung ihre ſchöne weiße kleine Hand erfaßte, was ihr einen ſo unangenehmen Eindruck machte, daß ſie ſofort nach der vor ihr ſtehenden Waſſerflaſche griff und vor aller Augen die Finger begoß und abwuſch. Einige an der Tafel ſitzende preußiſche Offiziere, welche den Vorgang anſahen, glaubten darin ein Zeichen glühender Vaterlandsliebe und heftigen Haſſes gegen Napoleon, der damals Deutſchland mit gewaltiger Hand unterdrückte, zu gewahren. Sie ſuchten die Bekanntſchaft der Gräfin und ihrer Tochter, welche ſich indeß in Betreff ihres voreiligen Benehmens bei dem Fremden entſchuldigt hatte, und wurden freundlich aufgenommen. Unter ihnen befand ſich Adolf von Lützow.

Dieſer ſechsundzwanzigjährige Hauptmann hatte bereits die Kriege am Rhein mitgemacht, in der Schill'ſchen Freiſchar ſowie bei der Vertheidigung Kolbergs mit Auszeichnung gefochten, wofür er den Orden pour le mérite erhielt, und pflegte jetzt, nachdem er in jener traurigen Zeit den Abſchied genommen hatte, in Renndorf die vernarbten Wunden. Sein Aeußeres war weder ſchön, noch geiſtreich, noch bedeutend. Aber in ſeinen Zügen lebte eine angenehme Gutmüthigkeit. Beſonders ſeine großen blauen Augen trugen den Ausdruck von Treue, Wohlwollen und Bravheit. Das runde Geſicht war von ſchlichten, blonden Haaren umgeben, ein blonder Bart bedeckte die Oberlippe. Das Kinn zeigte ſich kurz und etwas vorſpringend. Der Wuchs war von mittlerer Größe. Mit einem offenen männlichen Weſen und einem Zuge ſoldatiſcher Munterkeit mußte er Jedermann einnehmen. Was aber Eliſen beſonders an ihm gefiel, war ſeine warme Liebe für das Vaterland, dem er gern Blut und Leben geopfert hätte, für welches er bereits ein tapferer Streiter geweſen war, und dem er auch ſeine Zukunft widmen wollte. Als er Eliſen zum erſten mal ſah, war ſeine Abreiſe bereits für den folgenden Tag feſtgeſetzt. Nun aber blieb er von Woche zu Woche. Die Herzen der jungen Leute öffneten ſich einander, ohne daß ein entſcheidendes Wort gefallen wäre. Sobald ſie ſich aber getrennt hatten, ließ die Werbung des jungen Offiziers nicht auf ſich warten. Eliſa verlobte ſich ihm. Einer raſchen Verbindung ſtellten ſich indeß die mächtigſten Hinderniſſe entgegen, denn ihr Vater, der Graf Ahlefeldt, verweigerte ſeine Einwilligung hartnäckig. Es bedurfte eines faſt zweijährigen Kampfes, bis Lützow mit ſeiner Braut am 20. März 1810 vor den Altar trat. Das junge Paar ſiedelte ſich in Berlin an, wo Eliſa eifrig an der Fortbildung ihres Geiſtes arbeitete und im Theater ſowie durch verſchiedene Größen der damaligen Zeit mannichfache Förderung erhielt. Zwei Jahre ſpäter verlor ſie leider ihre geliebte Mutter, zu welcher ſie denn auch, um ihre letzten Stunden zu erheitern, in die Heimat eilte. Die arme Frau erlag dem Kummer, den ihr das ausſchweifende Leben ihres Gemahls bereitet hatte.

So begann das Jahr 1813 und mit ihm jene denkwürdige Zeit unſerer Geſchichte, die jedem Deutſchen unvergeßlich bleiben wird. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, rief: „Die Jugend meines Volkes rüſte ſich zum Schutz des Vaterlandes!“ Sein Wort zündete wie der Blitz. Die Begeiſterung der Nation ſchlug in hellen Flammen empor. Niemanden aber drang die neue Kunde freudenreicher und ergreifender zum tiefſten Herzen als Lützow, der in thatenloſer Stille ſein Daſein dahingequält hatte und der nur durch den Beſitz ſeiner Eliſa mit der ſchlimmen Zeit verſöhnt worden war. Er fand in ſeiner däniſchen Gemahlin zum Glück ein deutſches Weib, das ſich in alle Noth und Freude des Vaterlandes hineingelebt hatte. Beide begaben ſich ſofort nach Breslau, wohin die kampffähige Jugend eilte, um Kriegsdienſt gegen den fremden Eroberer zu nehmen. Dort begann Lützow ſeine Freiſchar zu bilden. Aus dem Hörſaal, der Kirche, vom Lehrſtuhl, aus der Gerichtshalle ſtrömte es ihm von allen Seiten zu. Der Student war der Nebenmann des jungen Geiſtlichen, Aerzte, Künſtler, Lehrer, Naturforſcher, hochgeſtellte Beamte fanden ſich ein. Jetzt erſt zeigte ſich das Talent des kühnen freiſinnigen Lützow von der ſchönſten Seite, denn er hielt dieſe wunderſame Genoſſenſchaft feſt und heiter zuſammen. Eliſa ſtand ihm begeiſternd und ermuthigend bei. War ihr Gemahl durch Geſchäfte behindert, ſo nahm ſie in ärmlichen Bierſtuben die Anmeldungen der Helden des Freiheitskampfes an. So ſammelte ſich um das edle Paar eine Schar von Männern, unter denen Frieſen, Graf zu Dohna, Reil, Vietinghoff, Eckſtein, Palm, Thümmel, Dorow, Beuth, Helmenſtreit, Ennemoſer, Kruckenberg, Petersdorf, Jahn, Berenhorſt, Meckel, Förſter und Theodor Körner aufzuführen ſind. Mit Recht nennt der Dichter dieſe Freiſchar: die Poeſie des Heeres. Sie gingen alle in Schwarz. Der Todtenkopf ſchmückte ihre Kopfbedeckung. „Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.“

Als es in Kampf und Streit ging, hielt Eliſa ſich ſtets in der Nähe des Kampfplatzes. So kam ſie mit den beſten und edelſten Männern der Zeit unaufhörlich zuſammen. Zu den Kriegern, welche ſie ſelber zu Breslau in einem elenden Kruge angeworben hatte, gehörte auch Theodor Körner, der von Wien aus herbeigeeilt war. Als er im Dorfe Rogau bei Zotten den Eid der Treue unter dem Geſange eines von ihm gedichteten Chorals ablegen ſollte, war ſeine Uniform nicht fertig. Eliſa half den Schneider anfeuern, das Kleid wurde zur rechten Zeit abgeliefert, und der Held von der Nadel nähte ſich ſelbſt eine andere Montur und trat in die Freiſchar. Zu dem ſchönen, blonden Friedrich Frieſen mit den feinen, faſt mädchenhaften Zügen, welcher von allen, die ihn kannten, heiß geliebt wurde, „Leib und Seele ohne Fehl, voll Unſchuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfriedsgeſtalt von großen Gaben und Gnaden“, wie ihn Jahn beſchreibt, „ein lichter Schönheitsſtrahl“, wie Arndt von ihm geſungen, fühlte ſie ſich beſonders in ſchwärmeriſcher Freundſchaft hingezogen, denn beide waren ihrem ganzen Weſen nach verwandt. Niemand iſt wol inniger von ihr beklagt worden als dieſer Jüngling, der früh von meuchleriſcher Hand in den Ardennen fiel, und deſſen Reſte von ſeinem Freunde Vietinghoff im fremden Lande aufgeſucht, aus der Erde geſcharrt und jahrelang in einer gläſernen Truhe umhergeführt wurden. War er ihr doch auch in der Nacht vom 15. März 1814, wo er den Tod erlitt, mit einer tiefen Wunde im halben Schlafe am Bett erſchienen. Auch den edeln Dichter Max von Schenkendorf lernte ſie kennen, als ſie ſich auf ihren Fahrten zu Kleve bei der Mutter Beuth's aufhielt und auf der alten Ketſchenburg, unweit der Stadt, in dem kleinen traulichen Zimmerchen wohnte, welches ſcherzend die Schiffskajüte genannt wurde. Wie ſie ſelber ſagte, hätte ſie der Beſuch eines Königs nicht ſo glücklich gemacht wie die Erſcheinung des prächtigen Ernſt Moritz Arndt, den ſie zu anderer Zeit in Düſſeldorf ſah.

In der Schlacht bei Leipzig hatte Lützow das Unglück, in franzöſiſche Gefangenſchaft zu fallen, die aber nicht lange dauerte, da das Glück ſich bald auf die Seite der Alliirten wandte, Frankreich beſiegt und Napoleon geſtürzt wurde. Unter dem Jubel des ganzen Vaterlandes kehrte Lützow mit ſeinem Weibe nach Berlin zurück. Dort erhielt er den Befehl, ſich mit ſeinem Regiment nach Königsberg zu begeben. Eliſa folgte dem Manne und freute ſich mit alten Bekannten, wie Petersdorf, Helmenſtreit und Palm, in Oſtpreußen zuſammenzutreffen, ſowie in Johanne Motherby, der geiſtreichen Frau eines geachteten Arztes, eine treue Freundin für das Leben zu finden. Wie aber die Ruhe im

Militärſtande ſelten lange Zeit dauert, ſo wurde Lützow ſchon im folgenden Jahre nach Poſen und von dort wieder ſogleich als Brigadegeneral nach Münſter verſetzt, wo er im Juli 1817 mit ſeiner Gemahlin anlangte.

Die junge Generalin von Lützow war zu ſehr an den Umgang mit den lebendigſten, geiſtreichſten und begeiſtertſten Männern der damaligen Zeit gewöhnt, um in dem ſtillen, ſteifen und kleinlichen Münſter und ſeinem iſolirten Leben rechtes Gefallen zu finden. Mit ihrer eingeborenen Anmuth und ihrem anregenden, geſelligen Talent gelang es ihr zwar, einen kleinen Kreis von gleichgeſinnten Menſchen um ſich zu verſammeln, die ihre Neigungen und Beſtrebungen theilten. Wo aber waren die Dichter und Helden des Freiheitskriegs, mit denen ſie ſo viele ſchöne Tage und Stunden verlebt hatte? Es konnte um ſo weniger verwundern, daß ſie ſich nach vergangenen Zeiten ſehnte, da auch Lützow ihr keinen Erſatz für die vergangenen Erlebniſſe und Begegnungen bot. Sie gewahrte von Tag zu Tag mehr, daß ihr Gemahl ein trefflicher Haudegen im Kriege geweſen war, daß ihn aber der Friede geiſtesträge und unintereſſant machte. Zu Thaten mit der Fauſt war er gerecht, aber nicht zu Thaten des Geiſtes. Sein Leben ging bald in ſoldatiſchen Formen auf. Hatte er ſeinen Dienſt abgethan, ſo erfreute er ſich in oberflächlichſter Unterhaltung mit ſeinen Genoſſen über Dinge, für die ſein Weib keine Anlagen beſaß. Was konnten ihr auch Uniform, Soldaten, Pferde, Lederzeug und nebenbei etwas Klatſch über Beförderungen und Zurückſetzungen gelten? Zugleich liebte er einen guten Trunk und den Spieltiſch für den Abend. Die einzige Aufmerkſamkeit, die er ihr ſchenkte, beſtand dann und wann in einem Ritt durch die Stadt und über Land. In ihrem ſo engen Freundeskreiſe, wo die höhern Intereſſen des geiſtigen Lebens verhandelt wurden, und der von Henriette von Paalzow, der nachherigen Romanſchriftſtellerin und Schweſter des Malers Wilhelm Wach, von dem Geſchichtſchreiber Friedrich Kohlrauſch und dem Oberconſiſtorialrath Möller, einem freiſinnigen Geiſtlichen, beſucht wurde, fühlte er ſich ſtets gelangweilt.

So vergingen zwei Jahre ihres Lebens, als im Sommer 1819 ein junger Mann nach Münſter kam, der als Auditeur für die dortige Garniſon beſtimmt war. Er hieß Karl Immermann. Sein Dienſtverhältniß in der Armee führte ihn in das Lützow'ſche Haus. Die Generalin lernte ihn kennen. Sie erfuhr, daß er in der Schlacht von Waterloo als neunzehnjähriger Jüngling mitgefochten hatte und daß er Dichter ſei. Gleiche Erinnerungen an eine große, mächtige Zeit und gleiche Zuneigung zur Poeſie verknüpften bald die Seelen, die gleichmäßig erfreut waren, ſich zuſammenzufinden und in Geſprächen zu begegnen, deren Inhalt die höchſten Intereſſen der Menſchheit betraf. Da Frau von Lützow zugleich Rechtsſtreitigkeiten in ihren Vermögensangelegenheiten zu ſchlichten hatte, ſo wählte ſie den jungen Juriſten zu ihrem Beiſtande. Auf dieſe Weiſe entſtand eine Vertraulichkeit nach allen Seiten hin, daß das Verhältniß ſich nicht enger geſtalten konnte. Immermann war faſt täglich in dem Lützow'ſchen Hauſe. Er las der Generalin ſeine eigenen und fremde Dichtungen vor. Sie unterhielten ſich über Poeſie und Geſchichte. Sie ſchwärmten für die Ideale der Schönheit und die Größe des Vaterlandes. Mitunter galt es auch ernſte, geſchäftliche Verhandlungen zu führen. Für Eliſa ging ein neues Leben auf. In gleicher Weiſe war für Immermann ein neues Leben aufgegangen, denn die Frau, mit der er ſtets zuſammen war, wurde ſeine Muſe. Sie begeiſterte ihn zu neuen Dichtungen. Sie war der Inhalt ſeines Daſeins, denn ſie legte jenes zarte, feinfühlende Verſtändniß für Welt und Menſchen an den Tag, das in weiblicher Paſſivität den wahrhaften Mann und Dichter über alles anzieht und bezaubert.

Dieſes ſtets inniger werdende Verhältniß dauerte fünf ſchöne Jahre. Da traf mit einem male ein Schlag in das Lützow'ſche Haus. Der Vater der Generalin, welcher trotz aller Bedrängniſſe in ſeinen Vermögensangelegenheiten das frühere tolle Leben fortſetzte, wurde in einer Geſellſchaft, die er am Geburtstage des Königs von Dänemark um ſich verſammelt hatte, vom Schlage getroffen. Bald darauf verließ Immermann, der als Criminalrichter nach ſeiner Vaterſtadt verſetzt worden war, den münſteriſchen Kreis. Daran ſchloß ſich die plötzlich ins Werk geſetzte Scheidung Lützow's und ſeiner Gemahlin. Ueber die Urſachen und Gründe dieſes Ereigniſſes legte ſich indeß ein undurchdringlicher Schleier. Eliſens Freunde, welche die ihnen allen ſo theuere Frau in Schutz nahmen, gaben dem derben Gatten die Schuld, der es doch, wie er ſich ſelbſt geäußert, auf nichts anderes als auf eine reiche Frau abgeſehen und ſeine Täuſchung, nachdem Eliſens Vater das Vermögen in der tollſten Weiſe vergeudet, klar ausgeſprochen hatte. Andere behaupteten ſogar, er ſei willens geweſen, eine andere reiche junge Dame, deren Neigung er ſicher zu ſein glaubte, zu heirathen, und er habe Eliſen zuerſt deshalb beſtimmt, ſich von ihm ſcheiden zu laſſen. Von Lützow's Freunden wurde dagegen alle Schuld auf die Frau geworfen. Sie behaupteten, daß zwiſchen ihr und Immermann ein Liebesverhältniß beſtehe, welches den Bruch der Ehe veranlaßt habe. So viel ſchien indeß gewiß, daß die Scheidung auf gütlichem Wege bewerkſtelligt wurde. Es fiel kein hartes und leidenſchaftliches Wort zwiſchen den beiden Gatten. Sie trennten ſich als Freunde und blieben auch noch in lebendigem Briefwechſel, ſelbſt als Eliſa Münſter verlaſſen hatte und Lützow ſich ſpäter wieder verheirathete, was indeß nicht mit der genannten jungen reichen Dame, ſondern mit der Witwe ſeines Bruders Ferdinand geſchah.

Die Generalin verließ die Stadt, in der ſie ſoviel Heiteres und Trübes erlebt hatte, im Sommer 1824 und ging für den Winter nach Dresden. Während ihres dortigen Aufenthalts wurde die Scheidung gerichtlich ausgeſprochen mit den Gründen: „Obgleich dieſe Ehe anfänglich glücklich war, ſo ward doch der eheliche Friede ſpäterhin durch verſchiedene Anſicht von der Welt und dem menſchlichen Leben geſtört. Keinem Theil iſt ein Uebergewicht der Schuld beizulegen, beiden Theilen die Wiederverheirathung in unverbotenem Grade geſtattet.“ Eliſa ging im folgenden Sommer nach Ems und

Schlangenbad. Dann begab ſie ſich nach Magdeburg, um in Immermann's Nähe zu leben, mit dem ſie fortwährend durch häufigen Briefwechſel in der innigſten Verbindung geſtanden hatte. Zwei Jahre blieben ſie ſich nahe. Dann wurde der Dichter im Jahre 1827 zum Landgerichtsrath in Düſſeldorf ernannt. Auch jetzt folgte Eliſa, die bereits wieder den väterlichen Namen Gräfin Ahlefeldt angenommen hatte, und bezog mit ihm das Landhaus in Derendorf, welches noch jetzt von beiden bewohnt wurde.

Es war die Gräfin Eliſa von Ahlefeldt, welche den beiden Männern in den von ihnen betretenen Räumen entgegentrat. Immermann ſtellte Grabbe vor. Die Dame empfing den kurzſichtigen, barocken Auditeur mit einem Gruße voll eigenthümlicher Liebenswürdigkeit und Grazie. Es war ein Gruß der ganzen Perſon, in dem der Hauch einer ſchönen und edeln Seele lag, und der gleichmäßig im Blick des Auges, in den Zügen des Mundes, der Beugung des Kopfes, der Bewegung der Hand, kurz, in der ganzen hohen, edelgeformten und anmuthigen Geſtalt ſichtbar wurde und den vollen bezaubernden Ausdruck der Freude wiedergab. Grabbe, der ſich bisjetzt niemals in beſonders bevorzugter weiblicher Geſellſchaft befunden hatte, fühlte ſich von ihrem Gruß überraſcht, denn ihre Art und Weiſe, aus der eine gewiſſe Inbrunſt des Herzens ſprach, legte eine Art Verpflichtung auf, mit ihr nur gut und freundlich zu ſein und nur Schönes und Edles zu leiſten. So betrachtete er ſie mit einer gewiſſen Andacht. Obgleich ſie nicht ſchön war, ſo imponirte doch ihr helles, blaues, ſeelenvolles tiefes Auge, ihre hohe, ſchlanke, auch in ihren Jahren noch jugendlich anmuthige Geſtalt. An ihr Alter dachte man nicht.*) Daß ſie ſechs Jahre mehr als Immermann zählte, konnte man kaum glauben.

Sie führte die beiden Männer an den Theetiſch, auf dem man gleichfalls eine feinordnende weibliche Hand gewahrte. Dort ſaßen verſchiedene Männer und Frauen, welche den kleinen Freundeskreis des Hauſes ausmachten. Alle betrachteten Grabbe mit äußerſter Neugier. Es trat darüber eine peinliche Pauſe ein, welche die Gräfin ſogleich durch ihr angeborenes Talent, der Unterhaltung die rechte Wendung zu geben, endigte.

Sie haben eine lange Verhandlung miteinander gehabt, ſprach ſie, als Immermann mit dem Fremden Platz genommen hatte. Ohne Zweifel ſind intereſſante Dinge da unten beſprochen worden, die uns auch hier oben Stoff zur Unterhaltung bieten.

Immermann ſchwieg nicht ohne einige Verlegenheit, denn er hielt ſich nicht für befugt, die Mittheilungen des unglücklichen Mannes zu wiederholen.

Grabbe aber nahm unbefangen das Wort und ſagte: Wir ſprachen von dem Leben des Dichters, das meiſtens verfehlt und unſelig iſt. Ach ja, der Poet erfreut ſich ſelten eines glücklichen Daſeins. Eine unzeitige überſpannte Reizbarkeit bringt ihn ſtets in Conflicte mit ſeiner Umgebung. Die Liebe, welche ihn heben ſoll, ſtürzt ihn gewöhnlich aus allen Himmeln.

---

*) Dieſe Beſchreibung gab Feodor Wehl in den „Jahreszeiten“. Vgl. Ludmilla Aſſing, „Gräfin Eliſa von Ahlefeldt“, S. 187 fg.

Sollte das nicht meiſt an den Perſönlichkeiten liegen? fragte einer der Anweſenden.

Und ſind nicht auch die Zeitſtörungen daran ſchuld? warf ein anderer ein.

Damit war der Unterhaltung ein weiter Stoff gegeben. Man ging die einzelnen Dichter der Heimat durch und fand, daß im ganzen das häusliche Leben der Männer aus der claſſiſchen Periode nicht viel zu wünſchen übrig laſſe. Klopſtock, Wieland, Herder, Schiller waren in ihrer Familie nicht unglücklich und unbefriedigt geweſen. Man kam überein, daß ſie in der Dichtung wie im Leben ſtets einen feſten Halt gehabt hatten. Wie ihre Richtung eine in ſich fertige war, ſo hatte auch ihr Charakter eine innere, ſichere Abgeſchloſſenheit erhalten. Was Goethe anbetraf, ſo waren die Stimmen getheilt. Die einen nannten ihn einen ſeligen Liebling der Götter, während die andern ihm ein unbefriedigtes Daſein zuſchreiben wollten. Und ſo blieben denn auch die Meinungen über dieſe geniale Natur, die weitaus über alle Zeitgenoſſen an breiter und tiefer Weltanſchauung hervorragte, verſchieden. Am härteſten ſprach man ſich unbedingt über die Romantiker aus. Bei ihnen fehlte es faſt überall an Harmonie zwiſchen dem äußern und innern Leben. Auguſt Wilhelm Schlegel, der den größten Theil ſeiner kräftigen Tage mit der Frau von Staël umhergezogen, war nie in ein fröhliches Hausweſen gelangt. Sein Bruder Friedrich hatte die Frau Veit entführt. Tieck fand nach einer gleichgültigen Ehe erſt bei einer Freundin ſpäte Ruhe. Achim von Arnim mochte auch mit Bettina Brentano nicht die heiterſten Tage erlebt haben, denn der eben erſchienene „Briefwechſel eines Kindes mit Goethe“, der ſo übertrieben offene Enthüllungen enthielt, ließ gleichfalls nicht auf ein ebenmäßiges Verhältniß ſchließen. Von Clemens Brentano wußte man, daß ſeine zweite Ehe durchaus unglücklich geweſen war. Heinrich von Kleiſt endlich hatte ſich und ſeiner Geliebten den Tod gegeben. Wie konnte ſich ſoviel gleichmäßiges Unglück bei ſo vielen Dichtern derſelben Zeit geſtalten?

Die ganze Richtung taugt nichts, rief Grabbe, denn ſie war launiſch, capriciös, fremdartig und dem Geiſt und Weſen der germaniſchen Völker widerſprechend. Anregend, ja, das waren die Romantiker, maßgebend durften ſie nimmer werden, ſonſt wäre die Ausnahme Regel bei uns geworden. Wie es aber dieſer Dichtung an einem feſten Kern gefehlt hat, ſo fehlte es auch ihren Vertretern an einem ſittlichen Halt- und Stützpunkt. Zerfloſſene geiſtige Arbeit wird ſtets ein zerfloſſenes Leben des Individuums zur Folge haben. An dieſem Mangel ſind viele ſchöne Talente zu Hauſe und im Publikum zu Grunde gegangen. Wir wollen keine fremde Literatur, können auch keine haben, wir wollen deutſches Wort und deutſche Schrift. Wir können und ſollen alle übrigen guten Werke ſtudiren und benutzen, aber wir müſſen auf eigenen Füßen ſtehen bleiben, die Nahrung in eigenes Blut verwandeln. Das deutſche Volk will möglichſte

Einfachheit und Klarheit in Wort, Form, Handlung ſeiner Dichtung, es will eine ungeſtörte Begeiſterung fühlen, es will treue und tiefe Empfindung finden, es will nationale Lyrik, Epik und Dramatik, es will in der Kunſt das Ideal erblicken, welches ſich im Leben nur ahnen läßt, es will keine fremden, es will deutſche Charaktere. Und wie die Kunſt, ſo will es auch die Künſtler. Sie ſollen vor allen Dingen geſunden Menſchenverſtand haben, poetiſche und moraliſche Kraft entfalten, ein reines Gefühl und blitzartig einſchlagenden Witz an den Tag legen. Echte Menſchen bilden echte Dichtung, echte Dichtung bildet echte Menſchen. So reinigten ſich auch die Verhältniſſe zu voller Geſundheit. So würde Dichter, Dichtung, Leben eine gute Einheit.

Wir armen Epigonen! rief Immermann.

Jede große Zeit hat ihr Epigonenthum, ſprach Grabbe; aus jedem Epigonenthum kann wieder eine große Zeit entſtehen. Ich wenigſtens hoffe und wünſche Dichter, welche nicht mit fremder Nachahmung und Buhlerei zufrieden ſind, ſondern, indem ſie Fortſchritte der Zeit in ſich aufnehmen, alle frühern überbieten. Hat ſich ein ſolches Talent noch nicht gezeigt, ſo iſt das kein Beweis, daß es nicht kommen kann. *)

Sie haben recht, ſprach Immermann. Ich behandle daſſelbe Thema in einem Roman, den ich die Epi-

---

*) Vgl. Grabbe, „Dramatiſche Dichtung: über die Shakſpearemanie“, II, 381 fg. Was der Dichter über die dramatiſche Dichtung ſagt, iſt hier auf die Poeſie im allgemeinen angewandt.

gonen nenne, mit Anwendung auf alle Lebensverhältniſſe. Hoffentlich kommen wir bald aus den krankhaften Kriſen unſerer Zeit heraus, um ein neues, geſundes deutſches Leben anzutreten. Alles muß anders werden.

Es war ſpät geworden, die Gäſte brachen auf. Man nahm herzlichen Abſchied. Grabbe, der von Immermann die Stiege hinunterbegleitet wurde, flüſterte dieſem zu: Ich glaube jetzt die Frau geſehen zu haben, die den Menſchen erlöſt und in den Himmel hebt. Wie wenig ihr Mund ſpricht, es redet ihr ganzes Weſen. Wie regt ſie an, wie erräth ſie die Gedanken, wie verſteht ſie die Gefühle! Es wird einem bei ihr, als wäre es Feiertag, ſo ſtill, maßvoll, geregelt iſt alles in ihrem Auftreten. Wahrhaftig, ich wäre ein anderer Menſch geworden, hätte ich eine Freundin, wie ſie Ihnen ward in der Gräfin Ahlefeldt.

Immermann drückte ihm die Hand. Grabbe ſchlotterte in die dunkle Nacht hinein, wo ihn einer der Geſellſchaft in Empfang nahm, um ihn heimzugeleiten. Auch Immermann ging trotz der kühlen Winterluft mit bloßem Haupte und im dünnen Kleide einigemal heftigen Schrittes im Garten auf und ab.

Wo bleiben Sie? fragte Eliſa, als er wieder in das angenehm erwärmte Zimmer trat.

Alles muß anders werden! rief er in höchſter Aufregung aus. Alles, alles!

Was haben Sie nur? ſprach die Frau erſchreckt.

Fort mit dem Epigonenthum! erwiderte er in gleicher Weiſe. Bisjetzt war ich ſelber ein Epigone. Ich war es in der Dichtung und habe es hundertmal gefühlt. Ich war es im Leben. Auch unſer Verhältniß gehört zum Epigonenthum. Bei Gott, wir ſind in nichts von jenen Romantikern verſchieden, die in unſerer heutigen Unterhaltung die richtige Würdigung erhielten. Ich hätte vor Scham vergehen mögen, als von all dieſen zweifelhaften zwitterartigen Ehen und Freundſchaften die Rede war, denn auch unſere Lage in der Geſellſchaft iſt grundfalſch und ſchief. Nachdem uns die Leidenſchaft einmal dahin geführt hat, uns zu vergeſſen, wie wir uns nie und nimmer vergeſſen durften, iſt es unſere Pflicht, uns vor der Welt zu dem zu machen, was wir vor Gott ſind, zu Mann und Weib. Eliſa, ich wiederhole die oſtmals ausgeſprochene Bitte: Geben Sie mir Ihre Hand vor dem Altar.

Stehen Sie doch endlich von dieſem Verlangen ab, ſprach die Frau, die ganz blaß geworden war.

Laſſen Sie doch endlich Ihren zähen Widerſtand fallen, drängte der Dichter noch heftiger. Zittern wir nicht bei jedem Worte, das über halbe und mißliche Verhältniſſe zwiſchen Mann und Frau geſprochen wird? Iſt es heute nicht wieder in der peinlichſten Weiſe der Fall geweſen? Gegen das ſittliche Gefühl, das aus den Geſetzen und Bräuchen der Geſellſchaften erwächſt, gibt es keine tauben Ohren. Die Stimme des Gewiſſens iſt allerwege laut. Hegen Sie doch nicht die Meinung, Sie ſeien zu alt für mich. Die eigentliche Jugend iſt doch nur die Jugend des Geiſtes. Sprechen Sie mir nicht wieder davon, daß die meiſten Ehen unglücklich ſind. In uns ſelber liegt die Kraft, die unſerige als das Gegentheil hinzuſtellen. Sagen Sie nicht weiter, daß Sie und alle, die mit Ihnen in Berührung kommen, vom Schickſal beſtimmt ſind, in der Ehe zu leiden. Es gibt kein blindes Schickſal. Der Menſch macht ſich ſelbſt ſein Los. Darum aus der Krankheit in die Geſundheit. Fort mit den Epigonen!

Eliſa erhob ſich und ſprach mild, aber ernſt: Eine Ehe hat nur die rechte Bedeutung, wenn ſie durch Kinder geſchmückt wird. Durch Nachkommenſchaft bildet ſich das Band in alle Zukunft. Sie wiſſen, mir hat die Natur dieſes Glück verſagt, nach dem Sie ſich vielleicht dereinſt ſehnen werden. Gäbe ich Ihnen heute nach, ſo müßte ich vielleicht nächſtens ein zweites Bündniß ſcheiden.

Nimmer, nimmermehr! rief Immermann heftig.

Wo iſt der Menſch, ſprach die Gräfin, der die Geſinnungen der nächſten Stunde, viel weniger des nächſten Jahres vorherweiß?

Habe ich mich jemals verändert? fragte der Dichter.

Sie ſind gerade in der Veränderung begriffen! antwortete ſie.

Ihnen bleibe ich ſtets derſelbe! rief er.

So bleiben Sie mein Freund! Ihr Weib kann ich nicht werden! Eine Stimme in meiner Seele will es nicht! ſchloß ſie mit hervorbrechendem Weinen.

Dann entfernte ſie ſich raſch in ein Nebenzimmer, deſſen Riegel ſie ſchloß.

Der Dichter ging in ſeine Wohnung hinunter und ſchritt noch bis in die tiefe Nacht im Zimmer auf und ab. Dann rief er, ſich entkleidend und ins Bett legend: Wir Narren! Als ob wir mit einem Sprunge aus unſerer Zeit und unſern Verhältniſſen als neue Menſchen in neue Tage gelangen könnten! Und doch muß alles anders werden!

Elftes Kapitel.

Die Aeußerung Grabbe's, daß er nach jeder vollendeten Arbeit in eine verdrießliche, unruhige Stimmung gerathe, bewies ſich als vollkommen wahr. Allerdings beſchäftigte ihn zunächſt die Abſchrift von „Hermann und Dorothea“, die er ſich von Immermann ausgebeten hatte, aber ſie beſchäftigte ihn nur mechaniſch und war auch bald fertig. Die beabſichtigte Cur wurde alſo nicht erreicht. Sein alter Drang, ſich im Wirthshauſe herumzutreiben, erwachte wie eine Gewohnheit, die ſich nicht ausrotten läßt. So ließ er ſich denn zuweilen von ſeiner Magd in den Drachenfels führen. Da er aber dort Burgmüller nicht fand, der ihn eingeführt hatte und für den er eine entſchiedene, unbewußte Neigung empfand, ſo behagte es ihm nicht unter den andern Gäſten, die ſich allabendlich in der Schenke zu verſammeln pflegten, und die ihn noch ſtets wie ein Meerwunder betrachteten. Zu Hauſe hatte er vollends keine Ruhe. Er blieb wieder jeden Morgen über Gebühr im Bette, und war er aufgeſtanden, ſo nahm er bald ein

Buch, in dem er nicht las, und ſuchte bald nach Papieren, die er nicht finden konnte.

Eines Tages gegen elf Uhr ſtand er auf und ſtöberte, ohne ſich anzukleiden, in der Schublade einer Kommode, welche allerlei beſchriebene Blätter enthielt. Hin und her forſchend und die Haufen hundertmal durcheinander werfend, blieb er wol eine halbe Stunde in dieſer Situation, indem er mitunter einen kurzen Fluch ausſtieß und dabei vor Froſt an allen Gliedern zitterte. Dann rannte er an die Klingel und ſchellte in kurzen Pauſen wol zwanzigmal, bis die beſtürzte Magd in das Zimmer trat. Dieſe gewahrte ihn im Hemde, hielt ſich die Hände vor das Geſicht, that einen kurzen Schrei und verſchwand ebenſo ſchnell, wie ſie gekommen war. Grabbe aber ließ neue Kreuzſchwerenoths und Sackerments ertönen und begann ſeine Klingelei von vorn.

Die Thür öffnete ſich von neuem, und Burgmüller, den er ſeit Wochen nicht geſehen hatte, trat ein.

Sieh da, brummte er dieſem entgegen, ich meinte, Sie wären ſchon längſt geſtorben.

Noch nicht, aber beinahe, antwortete der Muſiker in trockener, lakoniſcher Weiſe. Dann ſetzte er ſich in eine Ecke des Sofas, deſſen andere Ecke er ſeinem Nero anwies, und nachdem er ſich's bequem gemacht hatte, fragte er den Dichter, der mitunter klingelte, mitunter in den Papieren ſtöberte: Was machen Sie denn für einen entſetzlichen Lärm?

Räuber, Diebe, Spitzbuben! kollerte nun Grabbe; meine Papiere ſind geſtohlen! Der Roman iſt fort und die Anfänge der „Hermannsſchlacht“!

Wer wird Papier ſtehlen? lachte Burgmüller.

Papiere, antwortete Grabbe, Papiere von mir beſchrieben! Das ſind Schätze! Literariſche Schufte ſind hier hinter meinem Rücken eingedrungen, um mir meinen Ruhm zu ſtehlen und mich um meine Gedanken zu betrügen. Geſindel, das die Wirthin eingelaſſen hat. Ein ſauberes Weib und eine ſaubere Wirthſchaft! Die Magd iſt ſchon vor lauter Schrecken, daß ich alles entdeckt habe, davongelaufen! Teufel und Hölle!

Sie wird vor Ihrer Donquixotengeſtalt im puren Hemde ausgeriſſen ſein, ſagte der Muſiker. Ziehen Sie doch erſt Hoſen an, oder gehen Sie wenigſtens ins Bett, dann können Sie mit dem Frauenzimmer ſprechen.

Grabbe betrachtete ſich ſelbſt und ſchien nicht im mindeſten über ſeine paradieſiſche Tracht verwundert.

Was liegt denn hier unter meinem Nero? fragte jetzt Burgmüller, der einen Pack Papiere aus der Ecke des Sofas nahm. Es ſcheint, der Hund hat eine gelehrte Unterlage.

Gott, o Gott! rief jetzt Grabbe, das ſind ja die verlorenen Papiere!

Er nahm ſie und legte ſich aufs neue ins Bett.

Nun kam die Wirthin ſelbſt und fragte: Was befehlen Sie, Herr Auditeur?

Gott, o Gott! ſprach er, gar nichts. Ich weiß jetzt, daß hier keine Räuberhöhle iſt, ſondern ein ordentliches Haus.

So bitte ich Sie, ſprach Frau Andrieſen, daß auch Sie den Anſtand aufrecht erhalten und der Magd nicht klingeln, wenn Sie im Hemde durchs Zimmer ſpazieren. Damit ging ſie ruhig von dannen.

Tolles Zeug! murmelte Grabbe.

Apropos, ſprach er dann zu Burgmüller, ich bin jetzt fertig mit dem „Hannibal“ und dem „Aſchenbrödel“. Aber Sie ſehen ja ganz verflucht ſchlecht aus.

Ich war krank und bin ſechs Wochen lang nicht aus dem Hauſe gekommen, erwiderte dieſer.

Zum Glück aber nicht geſtorben, brummte Grabbe. Nun, da müſſen wir uns ſtärken. Klingeln Sie, daß die Magd das Frühſtück bringt. Ich hab's auch nöthig, denn ich bin pferdemäßig abgearbeitet.

Burgmüller beſtellte die Magd, und Grabbe, der jetzt im Bette liegen blieb, befahl das Frühſtück.

Nun zu dem, was ich ſagen wollte, fuhr der Dichter fort. Wollen Sie eine Oper?

Mit Vergnügen! lautete die Antwort.

So ſchreibe ich Ihnen einen großen heroiſchen Text in fünf Acten! rief Grabbe. Wir wollen Auber, Meyerbeer und all das Geſindel todt ſchlagen.

Welchen Stoff haben Sie gewählt? fragte der Componiſt.

Den Cid! erwiderte der Dichter.

Gut, ſchreiben Sie mir den Cid, ſprach Burgmüller, und möge er ſo ſiegreich alles vor ſich niederwerfen wie der ſpaniſche Held.

Jetzt klopfte es aufs neue. Immermann trat ein. Burgmüller ſtand ehrerbietig auf und gab ſeinem Pudel einen Stoß, daß er vom Sofa flog. Grabbe haspelte ſein gewohntes: Gott, o Gott! aus dem Bette.

Ich muß mit Ihnen reden, ſprach der Landgerichtsrath, denn es ſind mir Briefe aus Ihrer Heimat zugekommen. Sie haben aber Beſuch. Wir ſehen uns ein andermal.

Ich habe auch Briefe aus der Heimat! rief Grabbe. Dort in der Schublade liegt ein ganzer Pack. Ich hüte mich aber, ſie zu öffnen, denn ſie enthalten nichts wie Verdruß. Uebrigens habe ich vor keinem Menſchen in der Welt Geheimniſſe, am wenigſten vor dem Muſikanten und ſeinem Pudel.

Nun, die Briefe ſind von Ihrer Frau, ſprach Immermann.

Hat das verfluchte Weib auch an Sie geſchrieben? fuhr der Auditeur auf. Was will der Satan?

Ich ſoll Sie zur Gütertrennung bewegen, ſprach der Landgerichtsrath.

Himmelſapperment! ſchrie Grabbe. An der Sache liegt nichts. Aber daß Sie mit meinen Lumpenangelegenheiten behelligt werden, da ſoll doch ein Donnerkeil dreinſchlagen!

Beruhigen Sie ſich, mahnte der Dichter. Ich habe das Schreiben ohne Antwort und Commentar zurückgeſchickt.

Das war eine gute Idee! rief Grabbe aufathmend. In welchen Zorn bin ich gerathen! Das iſt aber die rechte Stimmung, Ihnen die Geſchichte meiner Ehe zu erzählen, die ich neulich abbrach, denn ich war weich geworden, und wenn mein Herz mild iſt, dann will es nicht in Haß und Bosheit überſpringen. Setzen Sie ſich und hören Sie zu.

Immermann nahm Platz neben Burgmüller.

Ich habe, begann Grabbe*), ſchon früher häufig den Namen des Archivraths Kloſtermeier genannt. Er war der Vorgeſetzte meines Vaters und intereſſirte ſich für mich und meine Studien. Seine Theilnahme wuchs, als meine Schriftſtellerei nach meiner Rückkehr in die Heimat ruchbar wurde, denn er hatte ſich ſelbſt im hiſtoriſchen Fache verſucht. Von ihm ging ja auch der Gedanke aus, mich zum Archivgehülfen zu machen. So oft ich ihm begegnete oder mit ihm zuſammenkam, lud er mich ein, ihn und ſeine Familie zu beſuchen, wovon ich aber durch einen geheimen Widerwillen gegen alle geſellſchaftlichen Formen abgehalten wurde. Erſt im Jahre 1828, nachdem ich Auditeur geworden war, führten Dienſtgeſchäfte mich in das Kloſtermeier'ſche Haus. Mein Vorgänger nämlich, der verſtorbene Rottberg, war ein Anverwandter des Archivraths, der die Hinterlaſſenſchaft deſſelben aufbewahrte. Dieſe Beſuche brachten indeß kein näheres Verhältniß zu Stande. Engere Beziehungen knüpften ſich erſt im Jahre 1829. Um dieſe Zeit ſtarb der alte Kloſtermeier. Ich machte der Witwe einen Beileidsbeſuch. Bei dieſer Gelegenheit ſprachen mich Mutter und Tochter um ihren Beiſtand an. Namentlich baten Sie mich, ein Bittgeſuch um eine Penſion an den Fürſten zu entwerfen. Ich kam bald öfters ins Haus und erfreute mich ſtets des freundlichſten Empfanges. Mancherlei Aufmerkſamkeiten wurden für mich erſonnen, die meiner Eitelkeit ſchmeichelten. Wenn ich des Abends zum Thee erſchien, ſo lagen alle möglichen Bücher und Zeitſchriften zu meiner Unterhaltung bereit. Der gebildete Ton, der bei dieſen Zuſammenkünften herrſchte, und der mir bis dahin eigentlich fremd geweſen war, zog mich gleichfalls an. Fräulein Kloſtermeier war eine Art Blauſtrumpf. Sie hatte ſich durch ihren Vater verſchiedene Kenntniſſe erworben, denn ſie mußte ihm im Archiv helfen und wußte ihres Vaters Abhandlung: „Wo Hermann den Varus ſchlug“, auswendig. Ich merkte damals noch nicht, daß Lucie den Stoff für ihre Unterhaltungen eigentlich nur aus dem „Converſations-Lexikon“ geſchöpft hatte. Uebrigens waren ihre Geſpräche klug und ſtets verſchieden. Sie verſtand nach Umſtänden die Quellen trefflich zu benutzen und that es mit Geiſt und Lebendigkeit. Mein Name war damals gerade überall vortheilhaft genannt worden. Sie ſchien ſtolz darauf, mit dem Dichter des „Gothland“ zu verkehren. Es gelang ihr mir zu imponiren. Noch mehr aber als ihr Geiſt imponirte mir ihre wirklich prächtige Erſcheinung. Obſchon ſie über die erſte Jugendblüte hinaus und fünf Jahre älter als ich ſelber war, ſo beſaß ſie doch blendende körperliche Vorzüge. Ihr Auge war ſchön, ihre Stimme lockend, ihr Wuchs üppig. Sie bot äußerlich den größten Gegenſatz mit mir. Les extrêmes se touchent. Das Heroiſche in ihrem Weſen zog mich vielleicht am meiſten an. Ich hielt ihre Freundlichkeit zu mir für Leidenſchaft und verliebte mich bis über die Ohren in ſie. Raſch war ein Entſchluß gefaßt. Ich warb bei der Mutter um die Tochter und bei letzterer um ihre Hand. Zu meiner großen Verwunderung fiel die Antwort ausweichend aus; daß die untergeordnete Stellung meines Vaters und die niedrige Herkunft in Betracht kommen könnten, fiel mir nicht ein. Ich glaubte als Dichter zu hoch zu ſtehen und ſah hinter der Weigerung nur die Abſicht, mich nur noch zu heftigerer Leidenſchaft zu reizen. So beſuchte ich das Haus nach wie vor und wurde in der That immer ungeſtümer und wilder, theils weil meine Gefühle aufgeſtachelt waren, theils weil es mir gefiel, ein wenig Komödie zu ſpielen. Bald flehte ich flüſternd und lispelnd, bald forderte ich tobend und fluchend, bald war ich weich zum Weinen, bald heftig wie im Wahnſinn. Einmal brachte ich ſogar Piſtolen mit und drohte, ſie und mich zu erſchießen. Natürlich wurde ich bald zur Ruhe gebracht. Ich ging wie ein Verzweifelter von dannen. Dieſe Scene ging des Morgens vor ſich. Gegen Abend hatte ich Lucie, meine Liebe und die Piſtolen ganz und gar vergeſſen und machte mit einigen lockern Freunden von dem Gaſthauſe aus, das in der Nähe des Kloſtermeier'ſchen Hauſes lag, eine Wagenpartie. Bei der Ausfahrt muß ich wol ein beſonders heiteres Geſicht gemacht haben, denn am andern Morgen erhielt ich einen höchſt beleidigenden Abſagebrief von meiner Geliebten.

---

*) Vgl. Ziegler's „Grabbe“.

Die beiden Männer konnten ſich bei dieſer Erzählung des Lachens nicht enthalten.

Halb aus Trotz, halb aus Verdruß über die mislungene Liebesgeſchichte, fuhr Grabbe fort, ſpann ich gleich darauf ein anderes Verhältniß an. Das leichtbegonnene Spiel rächte ſich aber in ſeinen Folgen fürchterlich bitter, denn es iſt mir niemals eine Angelegenheit ſo ſehr zu Herzen gegangen wie dieſe Neigung. Ich pflegte nämlich mit einigen jungen Leuten morgens bei einem kleinen Kaufmanne vorzuſprechen, um dort eine Erfriſchung einzunehmen und bei dieſer Gelegenheit die Tagesneuigkeiten zu beſprechen. Bei dieſen Zuſammenkünften bediente uns Henriette, die Schwägerin des Hausherrn, die ſich, wenn ſie uns das Getränk vorgeſetzt hatte, beſcheiden in den Hintergrund des Zimmers zurückzog und unſern Geſprächen lauſchte. Das Mädchen war ſehr ſchön. Ihr lachendes Geſicht blühte wie der Morgen, die Stirn war hell und heiter, die Augen leuchteten wie funkelnde Kohlen, die Lippen mit den friſchen Zähnen waren wie Korallen und Elfenbein. Sie war zwar nicht hoch gewachſen, aber leicht und beweglich wie ein Reh. Daß ſie das beſte Herz beſaß, ſah jedermann, der ihr nur einen Blick zuwandte. Gegen uns zeigte ſie ſich ſo gefällig, daß es eine Freude war. Wie hell lachte ſie bei einem harmloſen Scherz! Wie lieblich erröthete ſie, wenn ihr eine Schmeichelei geſagt wurde! Dabei bewies ſie bei den Kindern, die mitunter in der Stube ſpielten, eine himmliſche Geduld und ein endloſes Wohlwollen. Dieſe heitere, unbefangene Natur im bürgerlichen Kleide machte mir einen ganz andern Eindruck als die aufgeblaſene Lucie Kloſtermeier. Bald dachte ich nur an Henriette, wenn ich an ein Glück denken wollte. Ich ging Tag für Tag in das Haus und fand in ihrer Gegenwart einen Frieden, wie ich ihn noch nie gefunden hatte. Aus dieſem Gefühle ſprach ich auch zu ihr. Ich weiß, daß mir die Gabe der ſchönen Rede nicht gegeben iſt, aber damals habe ich auch ſchöne, tiefe, innige Worte gehabt, an die ich mich wie an einen lieben Traum erinnere. Und meine Worte verfehlten auch nicht ihre Wirkung. Henriette neigte ſich allmählich meinen Bitten und Wünſchen. Sie wurde meine Braut. Gott, o Gott! Nun iſt es aber mein unſeliger Charakter, der immer von einem böſen Dämon geſtachelt wird, ſobald ich ein Ziel erreicht habe. Kaum fühlte ich mich glücklich im Beſitze des trefflichen Mädchens, als ich anfing, mein Glück zu zerrupfen und zu zerſtören. Ich zeigte mich bald wieder unwirſch, ungezogen, verdrießlich. Heute tadelte ich dies, morgen das. Bald gefiel mir ihre Kleidung nicht, bald nicht ihr Ausdruck, bald nicht ihre kleinbürgerlichen Manieren. Sie verlor darüber auch den feſten Halt ihrer harmloſen Natur, ſie wurde gereizt und aufgeregt und gab mir manche heftige Antwort. Statt ſie zu beſchwichtigen, trieb ich es nur noch toller. In der Meinung, den Helden und Herrn der Schöpfung darzuſtellen, ſuchte ich ſie zu verſchüchtern. Nun aber trotzte ſie noch mehr und beſtand auf ihrem Kopfe, worauf ich lächerlicherweiſe tobte und den Unglücklichen ſpielte. So kam ich auch einſt auf einem Spaziergange in Zwiſtigkeit mit ihr. Wir wandelten am Schloßgraben vorbei. Ich drohte ihr, ins Waſſer zu ſpringen. Sie wandte ſich verächtlich ab und ſprach kein Wort mehr. Auch als ich ſie nach Hauſe gebracht hatte, blieb ſie ſtarr und ſtumm, begab ſich in ihr Zimmer und kam nicht mehr zum Vorſchein. Am andern Tage erfuhr ich, daß Henriette nach Stolzenau zu ihren Verwandten gereiſt ſei.

Als ich dieſe Nachricht erhielt, warf mich der Schrecken faſt zu Boden. Ich war mir bewußt, daß ich die ganze Schuld trug. Scham und Reue ließen mir keine Ruhe. Ich wollte um jeden Preis das Geſchehene ungeſchehen machen und ſchrieb ihr Briefe über Briefe, in denen ich mein Unrecht geſtand, ſie an die alte Liebe und Treue gemahnte und um Verzeihung und neue Neigung bat. Gott, o Gott! Die Briefe blieben alle unbeantwortet. Da demüthigte ich mich ſogar, ein langes Promemoria aufzuſetzen, in dem ich dem Schwager Henriettens den Stand des Verhältniſſes auseinanderſetzte, ihn um ſeine Vermittelung anging und ſchließlich die Drohung ausſprach, daß ſonſt das Aeußerſte geſchehen und mein Blut über ihn und meine treuloſe Geliebte kommen werde. Ich war in der That damals entſchloſſen, mir ſelbſt den Tod zu geben, und wurde nur durch meinen Jugendfreund Petri, dem ich mich anvertraut hatte, von dieſem unſinnigen Schritte abgehalten. Dieſer verſprach, für mich zu unterhandeln, und ſtimmte mich zu ruhigern Anſichten. Endlich kam er mit der Nachricht, daß Henriette ſich in Stolzenau anderweitig verlobt hätte. Ich gerieth in die äußerſte Verzweiflung. Erſt auf einer Reiſe an den Rhein und nach Straßburg gewann ich allmählich meine Ruhe wieder. Aber es war doch das einzige weibliche Weſen verloren, das ich mit reiner Seele geliebt hatte.

Er hatte dieſe Worte mit einem eigenthümlichen, weichen Tone geſprochen. Man ſah ihm an, daß die traurige Geſchichte ihm ſchmerzlich ans Herz rührte. Immermann und Burgmüller betrachteten den zertrümmerten Menſchen, der jetzt geknickt und ſchwach auf dem Bette ſaß, mit dem größten Mitleiden.

Ich wankte nun lange freud- und friedlos durch die Welt, nahm Grabbe ſeine Erzählung wieder auf. Da erhielt ich eines Tags ein Billet von Lucie Kloſtermeier, die mir einige Gedichte von Ferdinand Freiligrath ſchickte, der gleich mir in Detmold geboren iſt, wo ſein Vater in früherer Zeit Unterlehrer am Gymnaſium war. Der junge Dichter kannte das Fräulein und hatte ihr die Arbeiten eingeſchickt, um ſie von mir kritiſiren und einem geleſenen Blatte empfehlen zu laſſen. Ich beſchloß, die Unterhandlung mündlich zu führen. So kam ich wieder in das Kloſtermeier'ſche Haus und ſah Lucie, die unterdeſſen ihre Mutter verloren hatte, aufs neue. Sie ſchien die alten Mishelligkeiten vergeſſen zu haben und zeigte ſich liebenswürdiger als jemals. Vielleicht lag ihre mildere Stimmung auch an dem Umſtande, daß ſie der Altjungferſchaft immer hoffnungsloſer ins Auge ſah. Vielleicht bedachte ſie, daß mein Vater, der frühere Zuchtmeiſter, geſtorben ſei, deſſen Schwiegertochter ſie nicht werden wollte. Als ich daher halb aus Laune, halb aus Ernſt meine Anträge erneuerte, fand ich ſie unvermuthet raſch willig. So feierten wir Ende März 1833 unſere Hochzeit, und ich zog zu meiner Frau in ihr älterliches Haus. Anfangs ſchien ſich alles nach Wunſch zu geſtalten. Lucie machte mir meine neue Heimat wohnlich und angenehm und ſorgte für Tiſch und Kleidung, wie ich es bisjetzt kaum gewohnt geweſen war. Ich bemühte mich, mein Aeußeres ſauber zu erhalten, und beſuchte die Geſellſchaft der alten Bekannten ungleich ſeltener. Faſt glaubte ich ſelbſt, in den Hafen des Friedens und der Ruhe eingelaufen zu ſein. Nun vermochte ich aber doch nicht ganz von meinen Gewohnheiten abzulaſſen und nur am häuslichen Herde zu hocken. Mitunter that mir eine Zerſtreuung noth, die ich mir denn auch erlaubte, indem ich in das Wirthshaus ging oder Freunde mit nach Hauſe brachte. Bei ſolchen Gelegenheiten ſetzte es bald ſauere Geſichter. Von den böſen Mienen kam es zu böſen Worten und dann zu hellem, lautem Streit. Ich bemerkte bald zwei Eigenſchaften im Charakter meiner Frau, die nun und nimmer zu mir paſſen konnten, nämlich Herrſchſucht und Geiz. Herrſchſüchtig war ich ſelbſt; den Geiz haßte ich von ganzer Seele. Zunächſt ſollte ich nach Luciens Pfeiſe tanzen und meine Lebensweiſe nach ihren Befehlen einrichten. Dann wollte ſie mir nicht die Ausgabe eines Groſchens zu meinem Vergnügen geſtatten. So ging denn der Tanz los. Blieb ich ihr zu lange im Wirthshauſe, ſo kam ich vor verſchloſſene Thüren. Um ſie zum Oeffnen zu zwingen, brachte ich dann in ſpäter Stunde meine Bekannten mit und vollführte einen Heidenlärm, bis ſie mir endlich den Schlüſſel aus dem Fenſter herabwarf. An eine weitere Schonung war dann nicht zu denken. Der Keller mußte ſeinen beſten Inhalt abgeben, das Haus dröhnte die ganze Nacht von unſerm Geſchrei und Geſang. Am andern Morgen fehlte es natürlich nicht an Vorwürfen von Lucien. Dieſe reizten mich aber nur um ſo mehr. Ich lud ſogleich neue Geſellſchaft ein, die ich mit Wein, Rum, Bier und Taback regalirte. Denn nichts war mir ſchrecklicher als der Gedanke, die Leute könnten glauben, ich hätte mich unter den Pantoffel begeben. Meine Frau wurde aber täglich wüthender über meine Verſchwendung. Um Geld und Geldverhältniſſe hatte ich mich mein Leben lang nicht gekümmert. Was ich beſaß, theilte ich ſtets gern mit Freunden. Jetzt ſollte ich auf einmal zum Knicker und Geizhals werden. Eine ſolche Zumuthung empörte mich aufs äußerſte. Ich warf deſto wilder das Geld zum Fenſter hinaus. Was gab es da nicht alle Tage für entſetzliche Scenen, die ſofort ſtadtkundig wurden, denn aus unſerm Hauſe ſchallte ſtets der Lärm ehelichen Streits! Ueberdies trug Lucie die Kunde davon zu ihren Freundinnen, und ich konnte im Wirthshauſe auch nicht hinterm Berge halten. Den meiſten Hader brachten die Vermögensangelegenheiten. Das Weib wollte unter keiner Bedingung mit mir in Gütergemeinſchaft leben. Sie berieth ſich deshalb mit einem Rechtsanwalt, der ihr eine Schrift aufſetzte, in der ich zu ihren Gunſten auf das Vermögen verzichten ſollte. Sie legte mir dieſelbe zur Unterſchrift vor, ſie ſchickte mir den Act durch die Magd und andere Perſonen, wobei es dann immer einen neuen Skandal abſetzte. Denn ich wäre vor Eigenſinn lieber in die Hölle gefahren, als daß ich ihr noch einen Gefallen gethan hätte. Hatte es mich ſchon verdroſſen, daß in dieſer Angelegenheit von ihr Rath bei andern Leuten geſucht worden war, ſo verſetzte es mich wahrhaft in Wuth, daß ſie ſich ihr Geld von dem Manne einer Freundin verwahren ließ. Namentlich war dies mit einer Summe von dreihundert Thalern der Fall, die zum Einſatz in eine Witwenkaſſe beſtimmt waren, die aber nicht verwandt werden konnten, weil das Zeugniß über meinen Geſundheitszuſtand ungenügend befunden wurde. Ich gerieth über dieſes Mistrauen in den fürchterlichſten Zorn, der mich ſo blind machte, daß ich dachte, ich könne all dieſer Quälerei nur ein Ende machen, wenn ich mir durch ein heroiſches Weſen und durch Wehr und Waffen Achtung zu verſchaffen ſuchte. Thörichterweiſe forderte ich den Bewahrer des Geldes auf Piſtolen, wurde aber natürlicherweiſe nach Hauſe geſchickt. Darauf fing ich an im Hauſe zu rumoren. Als ich des Abends heimkam, leuchtete ich in alle Ecken, hinter Kiſten und Kaſten und ſelbſt unter die Betten und ſtieß dabei mit meinem Degen, den ich zur Hand genommen hatte, überall hin, indem ich ausrief: Wo ſitzt der Schatzmeiſter? Iſt er wieder im Hauſe? Holt er ſich wieder Geld? Im Anfang machte dieſes Gebaren Eindruck. Lucie ſchrie. Ich aber ſchrie noch lauter: Ich will ihn ſchon faſſen, ich ſteche ihn todt! Ein andermal entſtand ein Streit über einen Siegelring, der einſt ihrem Vater gehört und den ſie mir geſchenkt hatte. Sie forderte nun aus purer Habgier den Ring zurück. Wir geriethen wieder in Streit. Ich griff aufs neue zu Degen und Piſtolen und verfolgte ſie, bis ſie ſchreiend aus dem Hauſe lief. Sobald ich meine Dummheit eingeſehen hatte, ging ich ihr nach und flehte um Gottes willen, ſie möge zurückkommen, ich hätte ihr ja nichts zu Leide thun wollen. Gleichwol wiederholte ich auch ſpäter den Unſinn dieſer heroiſchen Komödie. Nun aber kam ich ſchlecht an. Sie hatte allmählich eingeſehen, daß ich doch nicht im Stande geweſen wäre, ihr ein

Haar zu krümmen, und ſchlug jedesmal, wenn ich zu toben begann, ein höhniſches Gelächter auf. Ja ſie trieb ihre Poſſen mit mir, indem ſie andere Leute daran theilnehmen ließ. Einſtmals, als ich wieder in gewohnter Weiſe mit den unſchädlichen Waffen umhertobte, fingirte ſie eine ängſtliche Flucht. Ich ließ ſie nämlich ſchon längſt gehen, wohin ſie wollte. Als ich einige Stunden ſpäter nach ihr fragte, ſagte mir die Magd, meine Frau, die ihr auf der Straße begegnet, ſei ſpornſtreichs nach der Poſt gelaufen und habe den Weg nach Manheim zu ihren Verwandten eingeſchlagen. Ich ſprang auf, als hätte mich die Tarantel geſtochen, klagte und lamentirte und eilte an den Schreibtiſch, um ſie durch einen Brief voll der zärtlichſten Redensarten zurückzurufen. Ich ſchickte die Magd, ſie ſollte einen Kurier nachſchicken. Seltſamerweiſe trat aber Lucie gleich darauf in das Zimmer. Da ſie im Reiſemantel war, ſo ging ich ihr entgegen und bat ſie um Verzeihung. Ihre Antwort war ein ſchallendes Lachen. Sie ſpottete über meinen Brief, den ſie oben in der Bodenkammer erhalten hatte. Ich wäre vor Scham beinahe in den Boden geſunken. Seit dieſer Zeit war mein Spiel ganz und gar verloren, denn ich hatte mich lächerlich gemacht. Sie wußte nun, daß meine Stärke nur Affectation geweſen war, und behandelte mich ferner wie einen Menſchen, von dem nichts zu fürchten war. Ich hatte im Gegentheil bald Urſache, mich vor ihr zu fürchten. Einmal lag ich nämlich nachts in der Kammer neben meiner Wohnſtube, denn wir hatten ſchon bald nach unſerer Heirath verſchiedene Quartiere bezogen, und konnte wie gewöhnlich nicht ſchlafen. Ich war dabei elend von Fieberanfällen und heftigem Reißen in den Gliedern. Zugleich zog ein furchtbares Gewitter über die Stadt. Der Donner rollte ſchrecklich, Blitz auf Blitz ſchoß in die dunkle Nacht. Ich quälte mich mit den bitterſten Gedanken über mein eigenes elendes halbes Weſen, über die Freunde, die mich verließen, über das Weib, das mir die Erde zur Hölle machte. Ein heller Blitz erleuchtete wieder den Raum. Da ſtand vor meinem Bette eine weiße Geſtalt. Ich erſchrak heftig. Nun rief es aber: Ich bin Lucie, dein Weib. Ein neuer Wetterſtrahl bezeugte die Wahrheit. Ich war zuerſt erſtaunt über dieſen ſeltenen Beſuch und dachte, die Angſt habe ſie heruntergetrieben. Aber ſie ſchien ſich nicht im mindeſten zu fürchten, denn ſie ſprach keck und beherzt, ſetzte ſich freundlich und liebkoſend zu mir aufs Bett und nahm meine Hand in die ihrigen, indem ſie mich ſtreichelte und mir zuſprach. Ich wurde wirklich weich und gerührt über dieſe ungewohnte Güte. In meinen Schmerzen that mir ihre Theilnahme doppelt wohl. Aber plötzlich ſprang ſie jubelnd auf und lief von dannen, indem ſie ausrief: Da hab' ich ihn, da hab' ich ihn! Das verruchte Weib hatte nämlich meine Krankheit und die Gewitternacht benutzt, um mir jenen Siegelring, den ſie täglich mit Verdruß an meinem Finger ſah, abzuſtreifen. Seit dieſer Zeit fühlte ich ein heimliches Grauen vor ihr. Ich legte mich ſtets mit Furcht zu Bette, denn ſie war ſtark, und ich war ſchwach. Gott, o Gott!

Schrecklich! rief Immermann entſetzt.

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier, reißt der ſchöne

Wahn entzwei, fügte Burgmüller mit einem Tone ſchneidender Ironie hinzu.

Ich wurde über dieſen kleinen Leiden, die doch die größten Leiden ſind, weil ſie das Gemüth von Minute zu Minute foltern und wund machen, körperlich und geiſtig todmüde, ſprach der Dichter, nachdem er Athem geſchöpft hatte. Im Hauſe würgte mich das widerwärtige Weſen meines Weibes, draußen die Misachtung der Menſchen, die ſich allgemach ſcheu von mir, wie von einem Verpeſteten, abwandten. An Arbeiten war nicht mehr zu denken. Was lag mir an der Poeſie, die ich doch immer geliebt hatte! Für Ruhm und Ehre war meine Seele ſtumpf geworden. Am ſchlimmſten aber war es, daß meine Dienſtgeſchäfte ganz und gar vernachläſſigt wurden. In die Acten und Geldangelegenheiten kam die ſchrecklichſte Verwirrung. Ich fühlte dabei nicht die Kraft, Ordnung und Regel herzuſtellen. Von der Regierung trafen tadelnde Zurechtweiſungen ein, infolge deren ich mich auf Grund eines ärztlichen Atteſtes krank meldete und einen Urlaub forderte. Mein Verlangen wurde gewährt, ein Stellvertreter ſollte mein Amt interimiſtiſch übernehmen. Ich hing nun allerlei Gedanken nach. So ſpann ich auch den wunderlichen Plan aus, als Offizier in die Armee zu treten. Da ich Schlachtenſcenen zu ſchreiben verſtand, ſo meinte ich auch Schlachten liefern zu können. Als Poet hatte ich mir einigen taktiſchen Ruhm erworben, ich glaubte mir als Soldat noch größern zu verdienen. Dazu ſehnte ich mich vom Pulte fort in ein Leben voll friſcher, freier Bewegung. Ich ging ſogar ſo weit, ein ausführliches

Geſuch um eine Hauptmannsſtelle bei dem Fürſten einzureichen, das natürlich abſchlägig beſchieden wurde. Als mein Urlaub ungefähr abgelaufen war, fühlte ich mich noch ſo kraft- und muthlos, daß ich um eine Verlängerung bat. Dieſe wurde mir verweigert. Ich bekam Worte mit dem Militärreferenten und bat um den Abſchied, der mir ſogleich bewilligt wurde. Die Scene, die ich nach dieſem Vorgang mit meinem Weibe hatte, brauche ich nicht zu beſchreiben. Ihr lag mehr an meinem kleinen Gehalte, das ich jetzt verlor, als an mir. Der Aufenthalt in Detmold wurde mir nun unerträglich. Ich dachte in die weite, weite Welt hinaus. Meine Wahl fiel auf Frankfurt, wo Kettembeil meine bisherigen Werke gedruckt hatte. Ohne Abſchied von meinem Weibe zu nehmen, weil ich ihn nicht nehmen konnte, ſetzte ich mich am 4. October des vorigen Jahres auf die Poſt. In Frankfurt ging's mir nicht nach Wunſch, denn ich kam mit meinem Verleger in Uneinigkeit. So wandte ich mich nach Düſſeldorf, wo Sie mein Retter geworden ſind. Gott, o Gott!

Er fing bei den letzten Worten an zu weinen. Dann riß er heftig einen Ring von ſeinem Finger, den er leidenſchaftlich an die Lippen preßte, und rief: Aber von dieſer Locke, von ihrer Locke trenne ich mich nie, ſie ſoll mich bis ins Grab begleiten!

Die beiden Männer blieben ſchweigſam auf dem Sofa ſitzen und ſahen dem halb wahnwitzigen Gebaren voll Mitleiden zu.

Doch jetzt iſt's genug, ſprach Grabbe. Teufel, ich habe Hunger und Durſt! Wo iſt mein Frühſtück?

Die Magd hatte ſchon ſeit langer Zeit ein großes Glas mit hellem Getränk und einem Brot hereingebracht, das auf dem Tiſche vor ſeinem Bette ſtand. Er bemerkte es und ſprach: Ah, da iſt es!

Wie, Sie trinken klares Waſſer? fragte Immermann verwundert über das nüchterne Mahl.

Waſſer, freilich, lautete die Antwort, aber gebranntes Waſſer. Zugleich goß er das Getränk in großer Maſſe hinunter.

Pfui! ſprach der Landgerichtsrath, ſchämen Sie ſich nicht? Sie ruiniren Ihre Geſundheit.

Gott, o Gott! rief Grabbe, das verfluchte Weib iſt daran ſchuld. Es leben die Ratten! Dann trank er mit einem zweiten Schluck das Glas aus.

Ein ordentlicher Mann ſoll aber auf ſich ſelbſt ſtehen und ſich keine ſchlechten Gewohnheiten aufzwingen laſſen, ſprach Immermann, den dieſe neue Entdeckung in tiefſter Seele anwiderte. Verſprechen Sie mir.

Dieſe mit dem größten Ernſt geäußerten Worte verfehlten ihren Zweck nicht.

Grabbe rief: Ich will alles, alles thun, was Sie wollen. Sie ſind ja mein Retter. Dank, Dank, tauſendmal Dank auch, daß Sie das Weib heimgeſchickt haben.

Immermann nahm jetzt unter dem Vorgeben dringender Geſchäfte raſchen Abſchied.

Noch eins! rief Grabbe, dort auf dem Tiſche liegt die Abſchrift von „Hermann und Dorothea“.

Der Intendant nahm die Blätter und fand eine deutliche, ſchöne Copie des Töpfer'ſchen Stücks, die er ſofort einſteckte. Ich danke Ihnen! Sie ſind ein ſeltſamer Menſch! rief er und entfernte ſich.

Als Grabbe mit Burgmüller allein war, ſprang er aus dem Bett und polterte, indem er in die Kleider fuhr: Der hat gut reden, er ſitzt wie ein Fink im Hanfſamen! Die gebratenen Tauben kommen ihm ins Maul geflogen; aber er benimmt ſich brav. Auch laſſe ich ihn gern in meiner Privatwirthſchaft den Vormund ſpielen, denn ich ſehe, er iſt nutz und meint es gut, und die Poeſie iſt weit genug für meine Launen. Beherrſchen laß ich mich nicht, aber ſolange ich guten Weg ſehe, folge ich dem Führer.

Als er endlich, freilich in höchſt unbeholfener Weiſe, mit ſeinem Anzug fertig geworden war, rief er: Jetzt wollen wir Hausandacht halten.

Er klingelte. Burgmüller wußte nicht, wo er hinauswollte.

Die Magd kam. Grabbe nahm mit der ernſthafteſten Miene die Bibel und gab ſie dem Mädchen in die Hand, indem er heiſchte, ſie ſolle ihnen ein Kapitel vorleſen. Das arme Ding wurde über und über roth und entſchuldigte ſich, ſie verſtehe das nicht, ſie leſe zu ſchlecht, ſie genire ſich vor den Herren. Der Auditeur wurde darauf immer dringender. Als das Mädchen ſich entſchieden weigerte, nahm er ſeine Piſtolen, tobte und fluchte und that, als ob er ſie erſchießen wollte. So gab es einen neuen Lärm, dem Burgmüller nur mit der größten Mühe ein Ende machen konnte.

Als das geängſtigte Kind die Stube verlaſſen hatte, verfiel Grabbe in ein tolles, hohles Lachen. So lagen die Gegenſätze bei dieſem ſeltſamen Menſchen nebeneinander. Burgmüller aber ging voll tiefen Mitgefühls von dannen. Er ſah hier ein Schickſal, das ihn an das eigene erinnerte.

Zwölftes Kapitel.

Wenige deutſche Städte haben das Glück gehabt, in ihren Mauern ein ſo vielſeitig angeregtes geiſtiges Leben innerhalb eines verhältnißmäßig geringen Zeitraums zur Entfaltung kommen zu ſehen, wie Düſſeldorf. Die junge Malerſchule, welche ſich ſeit dem Jahre 1827 unter Schadow's Leitung hier anſiedelte, und Männer wie Leſſing, Sohn, Bendemann, Hübner, Hildebrand, Schrödter und Schirmer aufwies, hatte mit ihren Leiſtungen, deren Charakter weſentlich der romantiſchen Dichtung entſprach, recht in den Mittelpunkt des damaligen Geſchmacks getroffen. Dazu kam eine neue friſche Pflege der Muſik, die ſeit dem Muſikfeſte von 1833, welches von Felix Mendelsſohn dirigirt wurde, einen neuen Aufſchwung gewann, zumal da ſich dieſer ausgezeichnete Componiſt als Muſikdirector gewinnen ließ, und auch eine Schar von bedeutenden Schülern heranzog. Eine andere Seite der Kunſt wurde dagegen von Immermann in der Weiſe gepflegt, wie wir es aus ſeinem eigenen Munde gehört haben. Man kann ſich alſo denken, daß es in jenen Tagen nicht an einem bunten, farbigen Weſen und Treiben fehlte. In dieſem Winter aber ſtand alles gerade in der ſchönſten Blüte. Sie war wie ein Glück über jedes Herz gekommen, das für die Erhebung des Geiſtes und des Gemüths ſchlug. So bildete ſich unter den begabten Menſchen eine ſeeliſche Verwandtſchaft. Jeder ſtrebte, dem andern beizuſtehen, alle ſuchten ſich zu helfen und zu fördern. Die bildenden Künſtler gaben ſich in den Dienſt der Bühne und der Muſik. Muſik und dramatiſche Kunſt unterſtützten die Maler. Es hat wol ſelten ein ſchöneres und neidloſeres Neben- und Miteinandergehen gegeben als in jenen Tagen. Und ſo ſchuf denn auch jeder für ſich und für den nächſten, die Dichter in ihrer ſtillen Stube und auf dem Theater, die Maler auf der Akademie, die Muſiker im Orcheſter. Es war ein ſchönes, heiteres Daſein den Winter entlang, bis der Frühling die Bühne und den Concertſaal ſchloß und auch die Maler aus ihren Werkſtätten in das friſcherwachte Leben der Natur hinausdrängte, die in den Gärten, welche die ſchöne Muſenſtadt licht, hell und heiter umgeben, ein ſo freundliches und einladendes Geſicht zeigt.

Unter den Geſtalten, welche wir bisjetzt unſern Leſern vorgeführt haben, war keiner, der zwiſchen den vielen äußerlichen Freuden ſich innerlich ſo tief ergriffen und bitter verſtimmt fühlte wie Norbert Burgmüller. Sein Glaube, daß er mit ſeiner Vergangenheit gebrochen habe und ein neues Leben in Liebe und Kunſt beginnen könne, war falſch geweſen. Ein Weib, das ſich einſt verhängnißvoll in ſein Schickſal gedrängt und ſeine jungen Tage vergiftete, war aufs neue vor ihn getreten und hatte ihm bewieſen, daß das Schickſal noch nicht machtlos geworden und daß das Gift noch fortwirkte. Die frühere Krankheit, die er für ein vorübergehendes Uebel gehalten, hatte ſich mit erneuter Heftigkeit geltend gemacht. Dunkle Schatten ſchwebten über ſeinem Haupte und trübten ihm die Tage und Nächte. Was wurde nun aus all jenen hochfliegenden künſtleriſchen Planen, die er auf dem Schloſſe des Grafen zu Ehreshoven im ſchönen Aggerthale unter dem ſanften Lichte einer neuen und zärtlichen Leidenſchaft erſonnen hatte? Sie waren Samenkörner, die nicht aufgingen, Keime, die nicht zur Entfaltung gedeihen wollten. Selbſt auf ſeiner ſchönen, reinen Liebe zu Joſephine Collin ruhte ein dicker Nebel. Er begegnete ihr mit einer gewiſſen Befangenheit, die ſie aber bald mit ihrem heitern, anmuthigen Naturell zu entfernen wußte. Von ſeinen jüngſten Erlebniſſen hatte ſie durch ihn nichts erfahren. Was ſollte er auch das harmloſe Mädchen mit düſtern Geſpenſtern quälen? Sie kannte ihn überdieß aus früherer Zeit als einen ſchweigſamen, mundfaulen Geſellen, und glaubte, die Stadtkrankheit der Hypochondrie habe ſich aufs neue um ſein ſo gutes und treues Herz gelegt. So ließ ſie es ſich harmlos und unbefangen angelegen ſein, ihn aus den Banden der Verdrießlichkeit zu löſen, was ihr denn auch ſtets nach kürzerer oder längerer Zeit gelang.

Je mehr er ſie ſah und ſprach — und dies gelang in den ſchönen Maitagen im Hofgarten vermittelſt ſeines Pudels, der nach wie vor die gräflichen Kinder erfreute, häufiger als im kalten Winter — deſto mehr reiſte in ihm der Entſchluß, bei Joſephine ein beſcheidenes, aber ruhiges, helles, ungetrübtes Glück zu ſuchen, wofür ihm die lachende, fröhliche Art der kleinen Franzöſin die beſte Gewähr gab. Der Frühling und die Liebe, dieſe Hoffnung anregenden Gaben des Himmels, riſſen ihn allmählich wieder aus ſeinem dumpfen Brüten und Sinnen. Er begann aufs neue an die verlaſſene Kunſt zu denken und baute dazwiſchen Plane für die Zukunft. Die letztern beſprach er faſt einzig und allein mit ſeinem Freunde Will, den er in deſſen väterlichem Hauſe, bei ſich und auf Spaziergängen faſt alle Tage ſah. Ohne Zweifel hätte er beſſer gethan, ſich an reifere Männer zu wenden, denn von einem blutjungen Burſchen konnte er unmöglich Rath und Beiſtand erwarten. Aber ſeine Abneigung, ſich an einflußreiche Männer heranzudrängen und Schutz und Schirm zu ſuchen, blieb nach wie vor fortbeſtehen. Dabei hatte er in Will einen treu ergebenen Freund, der nichts anderes wie Freundſchaft von ihm verlangte. Und ſo wurden denn zwiſchen den jungen Leuten vielerlei Geſpräche gepflogen, deren Anfang und Ende aber meiſtens in der Luft hing.

Eines Tages, als Norbert componirend am Flügel ſaß, ſtürzte Will athemlos in die Stube.

Haſt du ſchon die große Neuigkeit gehört? rief er dem Freunde zu.

Ich bin nicht aus dem Hauſe gekommen, lautete die Antwort.

Mendelsſohn geht fort, ſprach der junge Mann.

Mendelsſohn geht fort? fragte der Muſiker erſtaunt. Mendelsſohn? Warum und wohin?

Warum? erwiderte Will; es iſt ihm ein weiterer Wirkungskreis angeboten worden. Wohin? Er geht nach Leipzig.

Weißt du etwas Näheres? forſchte Norbert.

Soviel ich erfahren habe, iſt man dort ſchon ſeit längerer Zeit lüſtern nach ſeinem Beſitz, erzählte der Freund. So wurde denn der Wunſch ausgeſprochen, ihn für das Muſikleben der Stadt zu gewinnen. Einige der angeſehenſten Mitglieder der Univerſität hatten zuerſt den Gedanken, eine Profeſſur der Muſik zu gründen, und hielten Mendelsſohn, deſſen hohe wiſſenſchaftliche Bildung ihnen bekannt war, für geeignet, dieſe Stellung zu bekleiden. Es wurde deshalb bei ihm angefragt. Er ſchrieb zurück und lehnte, indem er höflich für die Ehre dankte, die Vorleſungen ab. Nachdem einmal die Sache angeregt war, wurde ihm von derſelben Seite die Direction der leipziger Gewandhausconcerte angetragen. Da er aber nach ſeinem Vertrage die hieſige Stelle nach zwei Jahren wieder aufgeben darf, ſo iſt er auf die leipziger Vorſchläge eingegangen. *)

Und wann geht er fort? fragte Burgmüller.

Schon in dieſem Sommer, erwiderte Will. Dann fragte er: Was denkſt du davon?

Es thut mir herzlich leid! ſagte der Muſiker.

---

*) Lampadius, „Felix Mendelsſohn-Bartholdy“ (Leipzig 1848), S. 43.

Und weiter denkſt du nichts? fuhr der Freund verwundert fort.

Gibt der Schmerz im erſten Augenblick nicht genug zu denken? erwiderte Norbert.

Fällt es dir denn nicht ein, daß jetzt eine Stelle für dich offen wird? rief der junge Mann.

Ja, ſo! ſprach der andere.

Jetzt heißt es doch in der That, die wortkarge Blödigkeit ablegen, mahnte Will. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſolange es noch heiß iſt.

Burgmüller fand es überaus ſchwierig, einen ſolchen Schritt zu thun. Nach einer längern Unterhaltung verſprach er indeß, die Herren, die den muſikaliſchen Dingen vorſtanden, zu beſuchen und ſie für ſich zu gewinnen.

Will kam in der Folge nicht mit dem Freunde zuſammen, ohne ihn zu fragen, was er ausgerichtet hätte. Burgmüller aber gab jedesmal den Beſcheid, daß er noch nicht Zeit gefunden habe, ſeinen Vorſatz auszuführen, daß die Angelegenheit nicht dränge, daß er aber bald ans Werk gehen werde. Immer von neuem trat jene Eigenſchaft hervor, welche die Welt als Phlegma oder Theilnahmloſigkeit auslegte, die aber eigentlich nichts anderes war als ein Gemiſch von Blödigkeit, die ſich vor der Begegnung mit Menſchen ſcheut, und von Stolz, der ſich ihnen nicht aufdrängen will, woraus denn allerdings eine große Ungeſchicklichkeit in geſchäftlichen Dingen entſteht. Endlich machte er ſich indeſſen doch auf den Weg. Nun hatte er aber das Unglück, den einen nicht zu Hauſe zu treffen und dadurch die

Entſchuldigung zu gewinnen, daß er ihn auch ein zweites mal nicht finden werde. Bei den andern, die er nicht verfehlte, und welche ihn, da ſie ſein ſchönes und reiches Talent anerkannten, mit der größten Freundlichkeit empfingen, kam das Geſpräch eher auf alle andern Angelegenheiten als auf ſeine Bewerbung. So verging die Zeit der Beſuche, ohne daß er das entſcheidende Wort geſprochen hatte. Er machte nirgendwo den Eindruck eines Mannes, der nach einer Anſtellung ſtrebt.

In gleicher Weiſe verhielt er ſich gegen Felix Mendelsſohn, mit dem er öfter zuſammenkam. Ohne Zweifel wäre die Empfehlung des bisherigen Muſikdirectors von der größten Wichtigkeit für Burgmüller geweſen. Norbert war aber bei ihm nicht im Stande, von ſeinen Wünſchen zu reden. Allerdings legte er es darauf an, dieſe Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Er begann ſogar mehreremal mit einer ungewohnten Beredſamkeit, den Abgang des trefflichen jungen Meiſters zu beklagen. Weiter aber kam er nicht. Mendelsſohn machte ihm bei dieſen Gelegenheiten die liebenswürdigſten Freundſchaftsverſicherungen und verſprach, ſich in Leipzig für die Arbeiten des jungen Rheinländers zu intereſſiren und dieſelben in ſeinen Concerten aufzuführen. Daß bei Burgmüller noch ein anderer Gedanke im Hintergrunde liege, ſchien er nicht zu vermuthen. Mendelsſohn dirigirte in demſelben Frühjahr das Muſikfeſt zu Köln, an dem auch Norbert lebhaften Antheil nahm. Selbſt in jenen Tagen, wo der düſſeldorfer Director ſo große Anerkennung gewann und wo ſein Herz, wie alle andern Herzen, durch die Kunſt ſo ſchön geöffnet wurde, trat der ſchweigſame Componiſt nicht mit ſeinen Wünſchen hervor.

Am 2. Juli 1835 leitete Mendelsſohn ſein letztes Concert in Düſſeldorf. Die ganze gebildete Welt hatte ſich verſammelt, um dieſem Feſte beizuwohnen; jedermann empfand mit herzlicher Dankbarkeit, was man dem trefflichen jungen Meiſter ſchuldig war. Selbſt diejenigen, welche ihn als einen fremden Eindringling angeſehen und ihm manchen Verdruß bereitet hatten, ſchienen verſöhnt und bemühten ſich, alle frühern Unbilden durch eine größere Zuvorkommenheit gut zu machen. So war der feſtlich geſchmückte Saal überfüllt. Die Muſik gelang bei der erhöhten Stimmung, die gleichmäßig im Chor und Orcheſter wie im Publikum herrſchte, in einer Weiſe, daß die ſchönſte und hellſte Begeiſterung hervortrat. Als aber Mendelsſohn gleichſam perſönlich durch ſein reizendes Klaviercapriccio in H-moll von Düſſeldorf Abſchied nahm und ſein herrliches, mächtiges Spiel zum letzten mal einen hinreißenden Zauber in alle Herzen goß, da war des Jubels und zugleich der Trauer kein Ende. Jeder Mund tönte von lautem Zurufe, aber auch in vielen Augen glänzten die hellen Thränen. Blumenſträuße und Kränze flogen in das Orcheſter und fielen über den Meiſter, der ſich mit neuem Ruhm bedeckt hatte. Ein junges, ſchönes Mädchen ſetzte dem trefflichen Meiſter einen Lorberkranz auf, der ihm wohlverdient das lockige, von Freude ſtrahlende Haupt ſchmückte.

Als Mendelsſohn einige Tage ſpäter ſeine Abſchiedsbeſuche machte und auch zu Burgmüller kam, traf er

Will in der Stube. Die beiden Freunde waren eben wieder auf die Muſikdirectorſtelle gekommen, und Will hatte Norbert heftige Vorwürfe gemacht, daß er nicht reden wolle.

Nach den erſten Begrüßungen äußerte Will halb im Ernſte, halb im Scherze gegen Mendelsſohn: Nun, Ihr Nachfolger wird wol Burgmüller werden!

Der angeredete Componiſt ſah erſtaunt auf und fragte: Wie, Burgmüller?

Allerdings, ſagte Will. In der Kunſt gilt zwar das Erbrecht nicht, und wenn es auch gälte, ſo würde ich es nicht vertreten. Da aber Norbert's Vater Muſikdirector in Düſſeldorf war, und da ſein Sohn ein womöglich noch beſſerer Meiſter in ſeinem Fache iſt, ſo meine ich, daß es recht und billig wäre, wenn das Amt in dieſem Falle auf ihn überginge.

Und machen Sie ſich wirklich Hoffnung? fragte Mendelsſohn, zu dem Muſiker gewandt.

Norbert erröthete und ſchwieg.

Das verſteht ſich! rief Will, für den Freund das Wort nehmend.

Aber warum haben Sie denn nie ein Wort geäußert? fragte Mendelsſohn.

Das iſt ja eben das Elend, daß er nicht reden kann! antwortete Will für Burgmüller.

Laſſen Sie mich Ihnen reinen Wein einſchenken, ſagte dann der Muſikdirector. Die Frage über meinen Nachfolger iſt vielfach beſprochen worden. Bei den Verhandlungen iſt auch von Ihnen die Rede geweſen, und es wurden bei dieſer Gelegenheit dieſelben Gründe geltend gemacht, die ich eben aus dem Munde Ihres Freundes gehört habe. Andere Mitglieder des Vorſtandes behaupteten aber, Sie ſelber hätten keine Gedanken auf die Stelle, ſonſt würden Sie wol bei dem einen oder andern einen Wunſch geäußert haben. Ihre Neigungen gingen vielmehr auf eine vollkommene Freiheit hinaus, um frei Ihren Schöpfungen nachgehen zu können. Sie hätten ſchon oft gute Stunden abgewieſen, was den deutlichen Beweis liefere, daß Sie nicht gebunden ſein wollten. Auch ſprach man von Ihrer Schwächlichkeit.

Seine Gegner! rief Will.

Die Löwen brüllen gut, ſeufzte Norbert bitter.

Kurz und gut, fuhr Mendelsſohn fort, die meiſten traten dieſer Meinung bei. Ich muß Ihnen übrigens auch offen ſagen, daß es mir lieber iſt, Sie nicht in dieſer Stellung zu ſehen. Sie ſind in der That zu fein organiſirt. Sie gehen nicht keck und friſch genug aus ſich heraus. Sie können nicht mit ordentlichen Flüchen dazwiſchenfahren, was alles bei einem Dirigenten nöthig iſt. Es reibt ſchon den Menſchen auf, ſich viel mit Muſik zu beſchäftigen, aber es tödtet faſt, ſich mit Muſikern, wie ſie hier am Orte ſind, abhaspeln zu müſſen. Sie hielten es nicht aus, das glauben Sie mir. Freilich, der Muſiker muß einen Wirkungskreis haben, der ihm ein ſorgloſes Leben ſichert, wenn es ſonſt nicht geſichert iſt. Wiſſen Sie, was für Sie paßte? Eine Organiſtenſtelle! Da hätten Sie einen guten Halt und Hort. Und wie könnten Sie dabei in Ruhe und Frieden Ihr herrliches Talent ausbilden! Es thut mir leid, daß ich nicht länger hier bleibe, um dafür wirken zu können. Aber denken Sie ſelbſt daran!

Wenn er nur reden könnte! ſprach Will.

Burgmüller ſchwieg.

Und wer wird Ihr Nachfolger ſein? fragte Will.

Ich darf noch nicht davon reden, bis der Stadtrath ſeine Einwilligung zu der Wahl des Vorſtandes gegeben hat, ſprach Mendelsſohn.

Dann wurde herzlicher Abſchied genommen.

Einige Tage ſpäter, als Mendelsſohn mit ſeinen Aeltern, die ſeit dem Muſikfeſte zu Köln den Triumphen ihres Sohnes am Rhein beigewohnt hatten, abgereiſt war, ging die Kunde durch die Stadt, der neue Muſikdirector in Düſſeldorf ſei Julius Rietz. In der That konnte man dieſe Wahl nur billigen, denn dieſer junge Muſiker und Freund Mendelsſohn's hatte bei dem Theater die glänzendſten Eigenſchaften als Dirigent an den Tag gelegt.

Burgmüller aber empfand tief die Wahrheit des alten Sprichworts: Der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande.

Dreizehntes Kapitel.

Meiſter Stange, der verdorbene Philologe und Wirth Zum Drachenfels, ſaß an einem heißen Auguſtabend gebrütet und brütend in ſeiner einſamen Gaſtſtube. Trotzdem, daß die Tage ſchon viel kürzer und die Nächte ſchon viel länger geworden waren und daß er noch eine Menge guten und kühlen Vierunddreißigers gegen die herrſchende Hitze in ſeinem Keller liegen hatte, wollten ſich die Gäſte nicht in der gewünſchten Weiſe einſtellen. Daß dem dicken Geſellen, der den ganzen Sommer lang in eigener Perſon ſein beſter, wenn auch nicht ſein einträglichſter Kunde geweſen, über dieſer Erfahrung allerlei ſeltſame Gedanken kamen, war nicht verwunderlich. Wenn er auch äußerlich ruhig und gefaßt erſchien und ſich alſo, was die Bewegungen des Gemüths anging, zu der ſtoiſchen Schule hinneigte, ſo machte ſich doch innerlich eine gewiſſe Unruhe geltend.

Die Reflexionen, welche Meiſter Stange bei dieſer und ähnlichen Gelegenheiten aufſtießen, mochten, in Worte gefügt, ungefähr folgendermaßen heißen: So herrlich und erhebend es auch ſein mag, mit den erſten Geiſtern zu verkehren, ſo hat es doch auch ſeine ſchlimmen Seiten, zumal wenn das Ziel vermittelſt einer Weinſchenke erreicht werden ſoll. Unſere Poeten, Bilder- und Tonkünſtler ſind nämlich im ganzen ein höchſt leichtfüßiges, hin und her wanderndes, bald hier und dort weilendes Geſchlecht. Wie der Geiſt, der flutet und ſprudelt und ziſcht und dampft, ſich nicht gern an einen beſtimmten Ort binden läßt, ſo laſſen ſich auch die Vertreter des Geiſtes nicht gern an die Scholle feſſeln, was der Lateiner glebae adscriptus nennt. Glebae adscripti esse non amant. Wo ſind jetzt meine Maler, die mich den Winter über ſo zahlreich beſuchten? Alle treiben ſich in der weiten Welt umher. Die Herren von der Landſchaft ſchweifen an Rhein, Moſel und Ahr und trinken den Wein an der Quelle. Die Herren vom Genre marſchiren mit ihren Malkaſten, Sonnenſchirmen und Torniſtern über den Weſterwald, um ſich neuen Stoff zu holen, obgleich ſie dabei Schwarzbrot und klares Waſſer und höchſtens einen Pfannenkuchen verzehren können, was auch ein ſchlechtes Vergnügen iſt. Die Herren von der Geſchichte beſchauen ſich die Galerien in den großen Städten und tragen als ſchlechte Patrioten das Geld außer Landes. Thäte all das Volk nicht beſſer, ſich hier bei mir zu verſammeln? Denn warum habe ich mir die ſchönen Landſchaften in Waſſerfarben an die Wand malen laſſen, als damit ſie die Natur da draußen nicht nöthig haben? Gibt es hier in der Stadt nicht die herrlichſten Philiſter, welche ſich trefflich zur Verwendung bei Volksbildern eignen und die ich mir die Mühe gebe, in den Drachenfels zu ziehen? Und verhandeln wir nicht bei unſern Sitzungen die größten Probleme der Weltgeſchichte für die Hiſtorienmaler? Mit den Muſikern iſt's auch nicht beſſer beſtellt. Seit Mendelsſohn fort iſt, ſind auch ſeine Schüler zum Teufel. Unſer Burgmüller aber ſitzt in Ehreshoven und thut ſchön mit ſeiner kleinen Franzöſin. Nur auf die Poeten will ich nicht ſchimpfen. Grabbe kommt noch täglich und iſt der Löwe vom Drachenfels. Er zieht mir jetzt allein noch einige Gäſte ins Haus. Wenn es aber mit all dieſem Gelichter ſchon windig genug ausſieht, ſo iſt es noch windiger mit ſeinen Taſchen beſtellt. Die meiſten unter ihnen leiden in dieſer Beziehung an einer Leerheit, daß ſie das Rad durch die ganze Rheinſtraße ſchlagen könnten, ohne daß ein Pfennig, viel weniger ein Silbergroſchen daraus fiele. Die Haare ſträuben ſich mir, wenn ich an all die unbezahlten Rechnungen denke. Die Kreide, deren ich bedarf, iſt beinahe ſo koſtſpielig wie der Nutzen, den meine Wirthſchaft abwirft. Bei Gott, ich fange jetzt an, den Werth des Philiſters zu ſchätzen. Der Philiſter iſt zwar zäh, grob, langweilig, ohne Witz und Humor, er ſpricht nicht von Kunſt und Wiſſenſchaft, er ſieht nicht weiter als ſeine Naſe lang iſt, er raiſonnirt höchſtens über das Wetter und über Gevatter Schneider und Handſchuhmacher. Aber der Philiſter bezahlt, was er vertilgt, wenn ſein Vertilgungsſyſtem auch enge Grenzen hat. Und ſchließlich iſt für einen Wirth das Bezahlen doch die Hauptſache. In der That, da ſollte es unſereinem doch am liebſten und zuträglichſten ſein, ſo eine große Stube dick und ſatt voll von runden, langweiligen Philiſterköpfen mit guten, zahlbaren Beuteln vor ſich zu ſehen.

Ueber ſolchen Gedanken kamen dem dicken Meiſter Stange gewöhnlich die hellen, klaren Schweißtropfen aus allen Poren auf die Stirn. Sein Organismus verlor eine Menge von Waſſer, das er durch Wein zu erſetzen pflegte. Er rief dann den kleinen Kellner Stängelchen und ließ ſich nach und nach einige Schoppen bringen, die auch allmählich die günſtige Wirkung hatten, daß ſie ſein aufgeregtes Syſtem in Ruhe brachten.

Am heutigen Tage ſchien Meiſter Stange ganz beſonders von unbehaglichen Gefühlen, zu denen ſich noch die Hitze geſellte, beſtürmt zu werden; denn wie er Schoppen um Schoppen trank, hatte er es ſicherlich darauf abgeſehen, ein unabſehbar tiefes Loch in ſeinen Keller zu machen.

Endlich that ſich die Thür auf. Einige unbekannte Geſichter ließen ſich in der Stube ſehen.

Was iſt den Herren gefällig? fragte Meiſter Stange, indem er aufſtand und den Fremden entgegenging.

Iſt hier nicht das Haus, wo der Dichter Grabbe den Abend zubringt? fragte der eine. Man hat uns viel von ihm erzählt. Wir ſind fremd in Düſſeldorf; da wir aber gerade hier verweilen, ſo möchten wir uns das Genie einmal betrachten.

Sie ſind an die rechte Adreſſe gewieſen, antwortete der Wirth.

Aber die Stube iſt leer, fiel ein anderer ein. Er kommt wol heute nicht. Da wollen wir lieber wieder gehen.

Der Löwe vom Drachenfels ſucht erſt um neun Uhr ſeine Höhle, ſprach Stange. In einer halben Stunde iſt er hier.

Die einen ſchienen ihm nicht zu trauen, die andern aber zeigten Luſt zu bleiben.

Nehmen Sie nur Platz, meine Herren, ermunterte der Wirth. Ich garantire Ihnen, daß er kommt. Bis dahin erzähle ich Ihnen von dem Dichter der „Hundert Tage“, denn es iſt wol der Mühe werth, daß jeder, der dieſes Genie ſehen will, vorläufig auf ſeine Erſcheinung vorbereitet wird.

Der eigenthümlichen Wirthsſtubenberedſamkeit des Meiſters Stange gelang es in der That, die Gäſte zu feſſeln.

Sie thun wohl daran, rief er, einen Mann zu ſehen, der gegenwärtig in Deutſchland die koloſſalſten Witze macht. Wie geiſtreich rief er jenem detmolder Offizier zu, der ſich etwas Beſonderes auf ſeine Uniform zugute that: Hören Sie einmal, Herr Hauptmann, ob wol der liebe Gott auch Gamaſchen an den Füßen hat! Wie eigenthümlich charakteriſirte er den Geſang einer Primadonna, von der er ſagte, ihre Töne wären ſo ſüß, daß ſie ſtänken! Wie effectvoll bezeichnete er die Predigt eines pietiſtiſchen Paſtors, von dem er behauptete, ſeine Worte ſeien ſo ſcharf, daß er die Bärte der Kirchenbeſucher damit raſire!

Stange erreichte ſeinen Zweck, die Fremden zu feſſeln, die in der That neugierig wurden und noch neue Anekdoten verlangten, mit denen der Wirth, der eine ganze Sammlung beſaß, aufwarten konnte.

Iſt er im Leben eine ganz merkwürdige Erſcheinung, ſprach er, ſo hat er ſich nicht minder in der Literatur als ein ſonderbarer Kauz gezeigt. Mitunter wurde er von Leuten beſucht, die ſein ſchriftſtelleriſcher Ruhm neugierig auf ſeine Bekanntſchaft gemacht hatte. Von Schriftſtellerei war dann aber ſelten die Rede. Er unterhielt ſeinen Beſuch meiſtens durch groteske Witze, und zwang ihn in der tollſten Weiſe zum Trinken und Rauchen, wobei es denn oft dem einen oder andern ganz übel zu Muthe ward. Seine Thees, wobei hauptſächlich Rum getrunken wurde, nannte er ſeine Gloriathees. Er hielt ſie übrigens auch oft mit ſeinen detmolder Bekannten, und es ging dabei ſo bunt wie möglich zu. Ebenſo pflegte er ſeine Beſuche höchſt ſeltſam zu entlaſſen, indem er ihnen unter dem Schein, mit einem Kuſſe Abſchied zu nehmen, in die Wangen biß und ihnen verſicherte, dies ſei ein Zeichen ſeiner Hochachtung. Seine bizarren Streiche übte er auch ſonſt, ohne Unterſchied des Orts und der Zeit. So hatte er im Winter 1830 auf einer Schlittenpartie den Arm gebrochen und ließ ſich in der Wohnung ſeiner Aeltern auf dem Zuchthofe heilen, wohin man ihn gebracht hatte. Dort beſuchten ihn nun auch ſeine Bekannten, die ſich eines Abends zahlreich eingefunden hatten und um den großen, altmodiſchen, runden Tiſch neben dem Ofen ſaßen, der wie ein Vorgebirge in der Stube ragte. Hinter der Geſellſchaft ſtanden zwei große Gardinenbetten mit hoch aufgethürmten Kiſſen. Grabbe's Mutter ſchenkte den Thee. Heitere Geſpräche gingen durch die Runde. Endlich bot der Dichter auch Cigarren an. Einer der Anweſenden dankte und neckte ihn, daß er zu geizig mit dem Taback ſei. Darauf nahm er ärgerlich das ganze Bund und zerrieb es, um zu zeigen, daß er dieſen Vorwurf nicht verdiene, weshalb er denn gehörig ausgelacht wurde. Unterdeſſen war die Hauskatze auf den Tiſch geſprungen und leckte mit der rothen Zunge in der Milchkanne. Grabbe, der noch gereizt und beſchämt war, und vielleicht gern die Aufmerkſamkeit nach einer andern Seite gerichtet hätte, nahm das Tintenfaß und ſchüttete es auf die Katze, die nun, von der naſſen, ſchwarzen Brühe getroffen, äußerſt erſchreckt entfloh, auf die Betten ſprang und Leinwand und Decken in arger Art beſudelte. Seine Mutter gerieth in heftigen Zorn, daß ihre ſaubern Sachen ſo zu Schaden kamen. Wat ſint dat för Narrenſtreiche, rief ſie in ihrem plattdeutſchen Dialekt, diu biſt en ganz unkläuken Jungen! Er aber machte der alten Frau eine Taſſe Thee mit Zucker und Rum zurecht und rief: Diu aule Katte, Katte, Katte, drink auß mol! Ja, ja, ſo machte er es zu Hauſe. Im Dienſte als fürſtlicher Auditeur trieb er dieſelben Eulenſpiegeleien. Als nach dem unruhigen Jahre 1830 das lippeſche Bataillon nach Luxemburg marſchiren ſollte, hatten ſich zwei junge Juriſten, mit denen Grabbe befreundet war, zu Offizieren gemeldet und mußten beeidigt werden. Sie kamen deshalb morgens gegen elf Uhr auf die Stube des Auditeurs und trafen ihn am Arbeitstiſche in der Unterhoſe und einem kattunenen, rothgeſtreiften Kamiſol. Das erſte, was er that, war, ihnen ein Glas Rum einzuſchenken. Trinkt euch Courage, rief er aus, ich gehe mich unterdeſſen ein wenig ankleiden. Damit trat er in die Kammer, aus welcher er nach wenigen Augenblicken in einem höchſt ſeltſamen Coſtüm herauskam. Ueber ſeine weiße Unterhoſe hatte er ein Paar ſchwarze ſeidene Strümpfe, die ihm bis über die Knie reichten, und über ſeine rothgeſtreifte Nachtjacke einen ſchwarzen Frack angezogen, während um den nackten Hals eine ſchwarze Cravatte geſchnallt war und ſeine Füße Pantoffeln trugen. Als er ſich in dieſem Aufzuge mit ernſter Miene, die Kriegsartikel und die Landesverordnung in der Hand, vor die jungen Leute ſtellte und begann: „Der Eid iſt eine feierliche Handlung. Jungens, denkt an Gott!“ ſchlugen die beiden ein helles Gelächter auf. Er aber lachte mit und rief: Es iſt alles dummes Zeug. Ihr wißt, was ihr wollt. Leiſtet mir nur den Eid und trinkt euern Rum. Damit war die feierliche Handlung beendet. Auch nach ſeiner Heirath hatte er noch die tollſten Schrullen. Daß er eine höchſt unglückliche Ehe geführt hat, kann man täglich und ſtündlich von ihm ſelber hören. Nun hatte er ſich aus Gott weiß welcher ſeltſamen Laune eine Eule und zwei Enten angeſchafft, von denen er ſtets viel Weſens machte. Jedesmal, wenn Bekannte ihn beſuchten, führte er ſie hinab in den Hof, um ihnen ſeine Menagerie zu zeigen. Vorher holte er aber Fleiſch in der Küche, unbekümmert, ob etwas für den Mittagstiſch übrig blieb. Dann ging es in den Holzſtall zum Käfig, in dem die Eule ſaß, die er nunmehr herausnahm. Seht einmal, was der Satan für Augen macht, gerade wie meine Frau. Komm, Frau, komm, ſüßes Kind, ich will dir zu freſſen geben. Und nun ſtopfte er ihr das Fleiſch drückend und nachdrückend in den Hals. Zugleich ſprang er vor Vergnügen. Seht den Satan! Wie funkelt es in den Blicken! Ha, Frau, gelt, ich kann dich zwingen, rief er und ſchlug das Thier. Dann zerrte er es an der Schnur und zwang es, ſpazieren zu gehen. Gleich nachher holte er eine Ente. Jetzt wollen wir ſie copuliren, ſprach er, und citirte in carikirter Art eine Heirathsformel, wobei er die Ente aufforderte, ſie ſolle „Ja“ ſagen. Das Thier gackerte Krack. Hört ihr, meinte er dann, das iſt ein Stich auf mich. Grabb! Grabb! Verfluchte Beſtie! Ich will dich lehren. Zur Strafe aber ſperrte er die beiden Thiere in das Bauer, wo die Eule über die Ente herfiel und ſie ſchrecklich zerrupfte. So geht's bei uns zu, ſchloß er dann. Eine jammervolle wilde Ehe, die der Paſtor je eher, je beſſer wieder trennen müßte. *)

Als Stange dieſe Anekdoten beendet hatte, trat in der That der Löwe vom Drachenfels ein. Der Wirth zeigte ihn ſofort den Gäſten. Er ſah noch zerfallener und ſchlechter aus als früher, und ſein Gang war noch ſchlotternder geworden. Es folgten ihm der Doctor Iſegrimm, der Flötenſpieler Hirtzfeld und der Maler Winkler.

Da haben wir einen Genuß gehabt, fiſtulirte der blaſſe Flötiſt.

Hol's der Teufel, famos, famos! brummte der Maler hinterher.

---

*) Dieſe Anekdoten finden ſich bei Ziegler, „Grabbe's Leben“.

Grabbe hat uns aus ſeiner „Hermannsſchlacht“ vorgeleſen, erklärte der Kritikaſter. Das Ding gebt über den Dudelſack hinaus.

Die Ankömmlinge ließen ſich nieder und beſtellten ſich Wein.

Eine Flut von ähnlichen Lobſprüchen ergoß ſich unterdeſſen über die Lippen der drei Geſellen, für welche Grabbe halb Wohlgefallen, halb Verachtung an den Tag zu legen ſchien.

Freilich bin ich ein anderer Kerl wie die andern, murmelte er, aber ihr alle ſeid doch im Grunde genommen nicht viel beſſer wie das liebe Vieh.

Ja freilich, ein anderer Kerl wie Immermann, ſprach Doctor Iſegrimm. Euere Dramen verhalten ſich zu den ſeinigen wie der große Lambertus-Pfarrthurm zu einer Stecknadel. Ich glaub', er fühlt es ſelbſt. Wann habt Ihr ihn das letzte mal geſehen?

Er hat mich im Frühjahr gebeten, ihn im Sommer nicht zu beſuchen, weil er an ſeinen „Epigonen“ arbeiten will, ſprach Grabbe.

Vorgeſtern iſt er verreiſt, fiſtulirte Hirtzfeld, ich hörte es von einem Schauſpieler.

Daß dich der Kukuk, ſchrie Iſegrimm, und ohne Grabbe geſehen und ihm ein Wort geſagt zu haben, das finde ich ſtark!

Hol's der Teufel! Aber wie ſo? fragte Winkler.

Das ſeht ihr nicht ein? ſagte der Kritiker kreiſchend: Neid und nichts wie Neid! Wem verdankt das düſſeldorfer Theater ſeinen Ruhm? Doch nicht dem Herrn auf Kollenbach's Gut, der ein ſchlechter Landgerichtsrath geweſen und ein ſchlechter Theaterdirector geworden iſt. Wäre er doch das erſtere geblieben! Denn ich bleibe dabei, die Bühne iſt nur gut durch die guten Schauſpieler.

Und Sie bilden die Schauſpieler durch Ihren Gänſekiel im Butterblatt, fügte Grabbe ironiſch ein.

Ihr ſagt's, Meiſter, ſprach Iſegrimm. Das heißt: Ihr habt auch durch Euere Kritiken mitgeholfen. Doch was ich ſagen wollte: Neid, lauter Neid! Die Oellampe kann die Sonne nicht vertragen, darum geht Immermann ohne Abſchied von Grabbe.

Immermann, Immermann, flötete Hirtzfeld, indem er eine falſche Quinte nachahmte.

Hol's der Teufel, ich verſteh', ſprach Winkler.

Neid, purer Neid, erhub der Kritiker ſeine Stimme noch heftiger, als er merkte, daß ſeine Argumente Anklang fanden. Warum läßt der große Dichter von Derendorf denn nicht auch einmal ein Stück von unſerm Freunde aufführen? Da heißt es immer, es ſtänden einer ſolchen Aufgabe zu große Schwierigkeiten entgegen. Nun, Tieck's „Blaubart" bietet auch Schwierigkeit genug. Aber da wird kein Geld und keine Mühe geſpart, um dem Herrn Hofrath in Dresden ein Vergnügen zu machen und auf dieſe Weiſe mit dem „Hofer" und dem „Alexis" vielleicht den Weg auf das ſächſiſche Hoftheater zu finden. Freilich, Grabbe iſt nur ein ſimpler Auditeur. Sind aber die Tieck'ſchen Märchen nicht Albernheiten gegen den „Napoleon" und den „Hannibal"? So wiederhole ich denn: Neid und nichts wie purer Neid.

So reden alle vernünftigen Leute, ſprach Winkler.

Ich habe Immermann nie dieſen Wunſch ausgeſprochen, ſprach Grabbe; wenn ich ihn auch wirklich gehegt habe.

Das Genie wird überall verfolgt, ſeufzte der Flötenſpieler mit deutlicher Beziehung auf ſich ſelbſt, und intonirte wieder eins ſeiner Lieder.

Aber noch ſchlimmer als der Neid, fuhr Iſegrimm aufs neue hinein, iſt die Abſicht der Erniedrigung, die Immermann an unſerm großen Freunde verſucht hat. Iſt es nicht eine wahre Schmach und Schande, ja ein Flecken für das Jahrhundert, daß er dieſes Genie ein Manuſcript für das Theater abſchreiben ließ?

Halt, rief Grabbe, ich habe ihn ſelbſt darum erſucht.

Freilich thatet Ihr das, rief der Kritiker, aus Beſcheidenheit, aus jener Beſcheidenheit, die den wahrhaft großen Geiſt ziert. Um ſo weniger aber durfte er dieſem Antrage nachgeben. Grabbe ein Abſchreiber? Es ſchwindelt mir, dieſen Gedanken zu verfolgen. Noch mehr, welches Stück ließ er Euch abſchreiben? Wäre es noch eine Tragödie von Goethe oder Schiller geweſen. Aber Töpfer's „Hermann und Dorothea“. Eine Dummheit! Ein Nichts! Hätte der Landgerichtsrath für ſeine ſchlechten Verſe nicht reichlich die Hölle verdient, er müßte für dieſe Unthat brennen, denn er hatte offenbar nichts anderes vor, als Euere große Seele zu verdummen.

Das hätte ja ſchrecklich werden können, murmelte der Maler, hol's der Teufel!

Criminell, pfiff Hirtzfeld im hohen F.

Beim Satan! rief nun Iſegrimm in ungeheuerm Pathos. Der Dichter von Derendorf athmet den großen Goethe in allen ſchlechten, egoiſtiſchen Eigenſchaften vortrefflich, aber in allen guten miſerabel nach, möge er nun ein Opus ans Tageslicht fördern oder den Theaterdirector ſpielen. Der Witz, den ſein Freund Heine über ihn gemacht hat, iſt höchſt charakteriſtiſch. Er nennt Immermann einen Gipsabguß von Goethe.

Kerls, wenn ihr noch weiter in der Art ſchwatzt, rief jetzt Grabbe, ſo werde ich, da man unter den Wölfen mitheulen muß, unter euch die Diſteln mitfreſſen.

Gleichwol merkte man, daß all dieſe Anſchuldigungen Immermann's bei dem argwöhniſchen Dichter, der in der That den Umgang des Winters entbehrte und die ſommerliche Abgeſchloſſenheit übel genommen hatte, nicht auf dürren Boden fielen. Der Umſtand, daß er, ſeinem großen Mittheilungstriebe folgend, aus Mangel an beſſerm Umgange in dieſe ſchlechte Geſellſchaft gerathen war, und daß er den Mann, der ſich als ſein entſchiedener Wohlthäter bewieſen hatte, nicht beſſer vertheidigte, ließ darauf ſchließen, daß ſeine Verehrung für Immermann ihrem Untergange entgegenging. Wirklich hatte er auch einige Angriffe jener Anſchuldigung, die der Kritiker ſo herb und hart ausſprach, ſelber hervorgerufen; nun aber erhielten ſie, in dieſe ſchroffe Form gegoſſen, die Folge, daß er ſich noch mehr gegen Immermann verbitterte.

Indeß gewann das Geſpräch doch bald eine andere Wendung, denn Lübke, der frühere Zöllner und jetzige Dichter, trat ein. Die dicke, unterſetzte Geſtalt war noch dicker und unterſetzter geworden, was ſich daraus erklären ließ, daß er in ſeinen verſchiedenen Taſchen ſeine ſieben Manuſcripte verborgen hatte. Zwei, nämlich diejenigen, die er für die ſchlechteſten hielt, ſaßen in den Rockſchößen; zwei andere nahmen die Seitentaſchen ein, und drei füllten die Bruſt aus und ſaßen als die Lieblinge ſeines Buſens über ſeinem Herzen. Das Bullenbeißergeſicht ſah dabei heute wirklich etwas menſchlicher aus.

Ha, da kommt der biedere Weſtfale! rief Iſegrimm, das neue Genie!

Und wird uns eine Vorleſung halten, pfiff der Flötenſpieler.

Hol's der Teufel! brummte Winkler. Noch einen Schoppen wegen dem Einſchlafen.

Lübke packte mit einem Blicke, in dem es von hellen Triumphen ſtrahlte, ſeine Manuſcripte aus, die ſich zu einem hohen Haufen auf dem Tiſche thürmten.

Gott, o Gott! rief Grabbe.

Was bringt Ihr, großer Mann? fragte Iſegrimm.

Mit der Beſcheidenheit, die den wahren Dichter ſchmückt, erwiderte Lübke, mopſig bellend, breche ich hier ein tiefes Geheimniß. In ſtillen Stunden ſchuf ich dieſe geiſtentquollenen Schöpfungen. Es ſind ſieben Trauerſpiele, deren Stoffe ich aus meiner eigenen Phantaſie ſchöpfte oder aus der Geſchichte nahm. Das erſte heißt: „Der rothe Mönch“; das zweite: „Die Räuber vom Hundsrück“; das dritte: „Der Kazike von Peru“; das vierte: „David und Bethſabel“; das fünfte: „Pichegru“; das ſechste:

„Schinderhannes und ſeine Genoſſen“, und das ſiebente: „Der Heringsfänger“.

Großer Mann! rief der Kritiker und warf ſich an die Bruſt des Zöllners, der unterdeſſen viel dünner geworden war.

Was ſoll ich zuerſt leſen? fragte Lübke.

Zuerſt Nummer Eins, dann Zwei, und ſo weiter, bis alle geleſen ſind, ſprach Iſegrimm. Alle unſere künftigen Abende ſind Ihnen gewidmet.

Lübke ſetzte ſich zurecht und begann den „Rothen Mönch“. Machten ſeine hölzerne Stimme und ſein falſches Pathos ſchon an und für ſich einen höchſt komiſchen Eindruck, ſo ſteigerte ſich der lächerliche Eindruck noch bedeutend durch den vollkommenen Blödſinn, den er vortrug. Die Anweſenden nebſt dem Wirth hielten ſich indeß möglichſt ernſt und fielen faſt nach jeder Phraſe mit den übertriebenſten Lobeserhebungen ein. Ein Vortrefflich, Ausgezeichnet, Unerhört klang über das andere, dazwiſchen wurde mit den Gläſern angeklungen. Das bullenbeißeriſche Geſicht Lübke's verklärte ſich in freudiger Röthe.

So ging ein Act zu Ende. Grabbe rief: Iſt kein Lorber da?

Nein, ſprach der Wirth.

So holt grüne Blätter. Macht eine Krone für ihn, mahnte Iſegrimm.

Stange eilte hinaus und holte, wie es ſchon verabredet worden war, einen Kranz von Kohl.

Grabbe krönte den Dichter des „Rothen Mönch“.

Lübke war außer ſich vor Freude. Er wollte weiter leſen. Aber alle behaupteten, daß ſie zu angegriffen wären und auch für die nächſten vier Wochen zu angegriffen bleiben würden, um aufs neue ſo ergreifende und erſchütternde Eindrücke auszuhalten.

Vierzehntes Kapitel.

Norbert Burgmüller verlebte indeſſen wieder einen ſchönen Herbſt in dem prächtigen Waldthale der Agger, die zu jenen ſchönen Gebirgsflüſſen gehört, welche dem Rhein aus dem bergiſchen Lande zuſtrömen. Nichts erquickt den weltmüden Menſchen mehr, als der Umgang mit einer friſchen, prächtigen Natur. Dieſen Umgang aber konnte der junge Componiſt an ſeinem Aufenthalt in vollem Maße haben. Aus den Fenſtern ſeines Zimmers auf dem gräflich Neſſelrode'ſchen Schloſſe Ehreshoven erſchaute er allerwärts die liebe, freie Gotteswelt mit Berg, Forſt, Fluß, Au und Wieſen. Hatte er den Kindern des Hauſes die wenigen Stunden gegeben, zu denen er verpflichtet war, ſo ſtand es ihm frei, ſich nach Belieben in Thal und Höhen umherzutreiben. So ſtreifte er denn heute in die Ferne, wo der Strom ſeine friſchen Waſſer, in denen die Forelle ihr fröhliches Spiel treibt, unter ſchattigen Bäumen bald rieſelnd und ſchäumend, bald tief und ſtill hintreibt, und morgen in die Laub- und Tannenwälder der Berge bis hinauf in die rothen Heiden. Noch häufiger aber ſaß er an irgendeinem reizenden Platze in dem Garten, der an das Schloß anſtößt, oder in den Alleen, welche ſich hier- und dorthin erſtrecken. Zuweilen auch ließ er ſich von dem Kahne ſchaukeln, der auf dem Weiher ſchwamm, in dem ſich die beiden Fronten und Thürme des mächtigen adelichen Sitzes beſpiegelten. Vor allzu großer Einſamkeit hatte er ſich dabei keineswegs zu ſcheuen. Meiſtens beſuchte er ſeine Lieblingsplätze übrigens nicht aus reinem Wohlgefallen an der Natur. Er hatte ſich ſogar häufig bald hier und bald dort ein Stelldichein mit ſeiner kleinen ſchwarzäugigen Joſephine gegeben, die ſich demnach mit den Kindern an dem Orte einfand, wo ſie ſich zu treffen verabredet hatten. Leider fehlte bei dieſen Gelegenheiten der geſchickte Pudel Nero, der in Düſſeldorf in der Pflege von Burgmüller's Mutter geblieben war, mit ſeinen Sprüngen und Kunſtſtücken, und es hatte mitunter ſeine Schwierigkeit, die Kinder in einer Weiſe zu beſchäftigen, daß ſie die Liebkoſungen des Brautpaars nicht gewahrten. Den Bewohnern des Schloſſes wurden dieſe Zuſammenkünfte gewöhnlich verheimlicht. Geſchah es aber das eine oder andere mal, daß man die jungen Leute zuſammenfand, ſo hieß es allemal, Burgmüller nehme in peripatetiſcher Weiſe franzöſiſche Stunden bei der kleinen Franzöſin.

Daß übrigens die Fortſchritte, die Norbert in der fremden Mundart machte, nicht zu den reißendſten gezählt werden konnten, bewies ſich zu verſchiedenen malen. Die Herzen verſtanden ſich jedenfalls beſſer als die Geiſter; denn durch Händedrücken und Küſſe konnten ſie ſich einander ohne alle Schwierigkeit viel deutlicher machen als durch Worte. Beſonders längere Mittheilungen ſtießen gewöhnlich auf bedeutende Hinderniſſe. Und ſo ging es auch, als Burgmüller ſich einſt in einer verſteckten Gartenlaube mit einem höchſt vergnügten Geſichte einfand und ihr einen Brief aufwies, den er eben erhalten hatte.

Vous paraissez très gai! rief ſie ihm entgegen. Vous avez reçu une lettre? Elle vous a porté sans doute de bonnes nouvelles.

Ah oui, ſtotterte Norbert, une lettre.

De qui? fragte Joſephine.

De mon frère Fritz! lautete die Antwort.

De Frédéric? de Paris? rief ſie. Quest-ce qu'il écrit!

Venir! radbrechte er.

Il veut venir? C'est bien.

Non, je — venir.

Toi, et me quitter?

Tu, aussi venir.

Comment, il m'invite, c'est drôle, cela n'est pas convenable, lachte ſie laut auf.

Non comprendre. Je parler, ſagte er verlegen.

Parlez donc!

Nous marier — Je et tu! Aller en France, ſuchte er ſich zu erklären.

La belle France, la douce France! rief ſie voll Begeiſterung in die Hände klatſchend. O ma patrie cherie!

Burgmüller aber ſtotterte weiter: Vivre à Paris.

C'est mon plus grand désir! warf ſie mit Lebhaftigkeit dazwiſchen.

Faire musique là pour les concerts — aber er konnte ſich doch nicht recht erklären. Vorläufig mußten wieder ein paar herzliche Küſſe das Siegel auf die Unterhaltung drücken. Dann wurde der Brief durch die herangewachſenen Kinder des Hauſes verdolmetſcht.

So ergab ſich denn, daß Norbert noch vor ſeiner Abreiſe von Düſſeldorf an ſeinen Bruder Fritz geſchrieben und ihm ſeine verfehlten Hoffnungen, in ſeiner Heimat feſten Grund und Boden zu gewinnen, mitgetheilt hatte. Der Brief war unter dem Eindruck ſeiner Zurückſetzung abgefaßt worden und enthielt allerlei bittere Betrachtungen. Die Schwierigkeiten, mit denen ein junger Künſtler in Teutſchland zu kämpfen hat, wenn er nicht gerade der augenblicklichen Zeitſtrömung folgt, oder von einer einflußreichen Partei gehoben wird, wurden in verzweifelter Weiſe beklagt. Den Schluß aber bildete die muthloſe Behauptung, daß er in ſeiner Heimat untergehen werde. Friedrich Burgmüller, der ſich in Paris eine geachtete und einträgliche Stellung erworben hatte, indem er ſein Talent, das freilich nur zu der Mittelſorte gehörte, zum Stundengeben und Arrangiren beliebter neuer Melodien anwandte, ſandte ihm eine tröſtliche Antwort, in welcher er den Bruder einlud, nach Paris überzuſiedeln und dort ſein Glück zu verſuchen. In der That begann damals die deutſche Muſik ſich eine große Achtung bei dem franzöſiſchen Publikum zu erwerben. Man ſchwärmte für Haydn, Mozart und Beethoven. Sogar Mendelsſohn hatte

Zutritt in den claſſiſchen Concerten des Conſervatoire gefunden. Dabei war es manchen jungen deutſchen Tonkünſtlern gelungen, ihr Glück in der franzöſiſchen Hauptſtadt zu machen. Warum ſollte dies nicht in gleichem Maße einem ſo talentvollen Componiſten wie Norbert gelingen? So ſchlug ihm denn ſein Bruder vor, ſeine Verhältniſſe in Düſſeldorf, die doch nichts Rechtes ſeien, zu brechen und zu ihm zu kommen. Er möge die erſte Zeit mit ihm zuſammen wohnen und ſich an ſeinen Arbeiten betheiligen, welche raſch und leicht gemacht und ihm einen ſichern Unterhalt abwerfen würden. Im übrigen müſſe er der Zukunft und ſeinem guten Glücke vertrauen.

Wenn Burgmüller durch dieſe Nachrichten ſchon an und für ſich freudig überraſcht wurde, ſo machten ſie ihm noch mehr Vergnügen, weil Joſephine, die nichts Höheres wünſchte, als mit dem Geliebten in ihre eigene Heimat zu ziehen, ganz außer ſich über ſolche ſchöne Hoffnungen war. So kam denn eine neue, friſche Arbeitsluſt über ihn. Alte Werke wurden durchgeſehen, friſche Werke wurden entworfen. Er gab ſich jetzt mit aller Macht an ſeine zweite Symphonie, mit deren Plan er ſich ſchon lange getragen hatte. Bald ſtürmte er hinaus, um die Melodien und Harmonien, die ſeine Seele durchwogten, in der ſchönen, freien Natur wachſen und reifen zu laſſen, bald ſaß er vor dem Flügel, um die gefundenen und fertigen Gedanken auf das Papier zu fixiren. Das helle Liebesleben, das er zugleich lebte, gab ſeiner Arbeit Friſche und Fülle. Er hatte ſelten eine ſolche Spannkraft des Geiſtes empfunden.

Als es endlich Zeit war, den trüben, naſſen Herbſttagen zu weichen und in die Stadt zu ziehen, da fühlte er ſein Werk und ſich ſelber durch daſſelbe mächtig gefördert.

Norbert's erſter Gang nach ſeiner Ankunft in der Heimatſtadt war zu ſeinem treuen Will gerichtet. Dort hörte er die düſſeldorfer Neuigkeiten. Daß die Muſik unter der tüchtigen Leitung von Julius Rietz in dem Sinne gedieh, wie Mendelsſohn es beabſichtigt hatte, vernahm er mit neidloſem, frohem Herzen. In gleicher Weiſe machte es ihm die größte Freude, daß Immermann ſein großartiges Talent in der Bühnenführung nicht allein in der alten Weiſe an den Tag legte, ſondern daß ſeine Kraft und Energie eher zu- als abnahm. Dagegen gab es ihm einen Stich ins Herz, als Will erzählte, daß Grabbe in Ermangelung eines beſſern Umganges in die Hände der verkannten Genies gefallen ſei und eine faſt feindliche Stellung gegen Immermann, der ihn mit Freundlichkeit und Wohlthaten überſchüttet, angenommen habe. Zugleich theilte ihm freilich der Freund mit, daß ſie beſchloſſen hätten, dieſes unnatürliche Bündniß noch an demſelben Tage gründlich zu brechen, und veranlaßte Burgmüller, ſich zu der gewohnten Stunde im Drachenfels einzufinden.

In der That fand Norbert, als er gegen neun Uhr in die bekannte Schenke trat, ein ganz ungewöhnliches Leben. Er wurde laut und hell von einer ſo großen, jubelnden Menge friſcher Künſtler empfangen, wie er ſie noch nie in den verhältnißmäßig engen Räumen verſammelt gefunden hatte. Daß ſie faſt alle, wie er ſelber, neues, geſundes Leben draußen in der freien Natur geſucht hatten, ſah man an ihren blühenden Geſichtern und hörte man an ihren lauten Stimmen. Meiſter Stange eilte dabei mit der freundlichſten Geſchäftigkeit, die ſeine frühere melancholiſche Stimmung nicht mehr ahnen ließ, zwiſchen den Tiſchen umher und bediente mitſammt ſeinem Adjutanten Stängelchen die Gäſte. Wenn er auch heute wieder mehr Schoppen trank als gewöhnlich, ſo geſchah es nicht, weil er Vergleichungen zwiſchen den Künſtlern und den Philiſtern anſtellte, ſondern, weil er ſich der rauſchenden Gegenwart erfreute. Wiederholt ſtellte er ſich eine Flaſche in eine Ecke, an der er mitunter ſchweißtriefend ſchlürfte, indeß ihn die jungen Geſellen neckten: Seht, er küßt die Kanne hinter der Thür.

Burgmüller ſuchte nach Grabbe, der in die äußerſte Ecke geſetzt worden war und den er zu ſeinem Leidweſen ſehr verfallen wiederfand. Man machte dem Muſiker an demſelben Tiſche Platz. Dort ſaß auch Will.

Das laute Schreien und Rufen, welches die Stuben füllte, wurde endlich durch das Eintreten der drei verkannten Genies, denen ſich der Doctor Iſegrimm angeſchloſſen hatte, unterbrochen. Faſt alle Anweſenden betrachteten ſich mit verhaltenem Lachen und verſtändnißvollen Blicken das ſeltſame vierblätterige Kleeblatt.

Wo iſt Grabbe? rief Iſegrimm. Wir ſetzen uns zu ihm.

Er ſitzt heute bei andern Bekannten, ſprach der Wirth und wies die Ankömmlinge an den einzigen leeren Tiſch in der Mitte. Ich habe Ihnen dieſe Sitze aufbewahrt.

Aber Grabbe muß bei uns ſein, der Poet bei dem Poeten! bellte Lübke.

Hol's der Teufel! brummte Winkler.

Er iſt ja der Unſerige, fiſtulirte der Flötenſpieler.

Setzt euch! rief es jetzt von allen Seiten. Das Lied, das neue Lied!

Die Verkannten nebſt dem Kritiker wollten ſich anfangs nicht ſo leicht gefangen geben und bemühten ſich, noch Grabbe als den Ihrigen zu requiriren. Sie wurden aber von dem donnernden „Setzt euch!“ der ganzen Schenke ſo vernehmlich niedergeſchmettert, daß ſie ſich endlich in ihr Los fügten.

Kaum aber war einige Ruhe eingetreten, als Haſenclever ſich erhob und den Verſammelten verkündete, ein junger Dichter habe ein Lied gedichtet und ſei bereit, daſſelbe vorzuſingen.

Das Lied, das Lied! brüllte es rings.

Nun erhob ſich Will und ſang nach einer Melodie, welche bei den jungen Künſtlern bekannt war, folgende Ballade:

Der Dichterruhm iſt hohes Ziel,
Ju, ja, hohes Ziel,
Der Zöllner Lübke griff zum Kiel.

Zugleich er das Papier ſich nahm,
Ju, ja, Papier ſich nahm,
Darauf er in die Tinte kam.

Er ſchrieb ſieb'n Jahre mit Geduld,
Sieb'n Trau'rſpiel' lagen in dem Pult.

Sucht ſieb'n Jahr' einen, der ſie druckt,
Doch dieſes iſt ihm nicht geglückt.

Sucht' ſieb'n Jahr', der ſie leſen ſollt',
War keiner, der ſie hören wollt'!

Er ward vor Aerger blau und blaß,
Da rufet er den Satanas.

Der Teufel kam, fragt': Was beliebt?
Sprach Lübke: Wer Gehör mir gibt!

Der Schwarze meint: Verſchreib' dich mir,
So wag' ich es und lauſche dir.

Lübke verſchrieb mit ſeinem Blut
Die Seele. Satanas ſpricht: Gut!

Da Lübke nun ſein Stück begann,
Der Teufel fing zu gähnen an.

Und als ein Act kam an das End,
Hat Satan hundertmal gegähnt.

Beim zweiten Act rann ihm der Schweiß,
Ihm war's nie in der Höll' ſo heiß.

Beim dritten Act Herrn Satanas
Kohlſchwarzer Leib ward kreideblaß.

Beim vierten kam Kinnbackenkrampf,
Es droht Ohnmacht und Todeskampf.

Vorm fünften Act hat er genug,
Fegt durch den Schornſtein fort im Flug.

Herr Lübke aber zornig ganz
Greift ihn im Fliehen raſch beim Schwanz.

Ha, Satan, flieg', ha, Lübke, reiß'! —
Der Dichter rupft ihm aus den Steiß.

Den Steiß, den hält er in der Hand,
Der Satan iſt zur Höll' gerannt.

Herr Lübke thut mit argem Fluch
Den Schwanz als Zeichen in das Buch.

Und die Moral von dieſer Mär,
Ju, ja, dieſer Mär:
Fürcht' Satan ſehr, doch Lübke mehr!

Der Jubel, der dieſem Geſange folgte, deſſen raſche Melodie und aus allen Kehlen mitgebrüllter Rundreim keine Unterbrechung zuließ, war ganz ungeheuer. Man merkte aber in dem Beifalle, daß jedermann ſich über die Demüthigung des unverſchämten Lübke freute, der, ſeitdem ihm der Kohlkranz von Grabbe aufgeſetzt worden war, vollends kein Ziel und Ende ſeiner Anmaßung wußte. In demſelben Maße aber, wie hier die Jugend ihrem freilich allzu derben Vergnügen nachgab, gerieth der frühere Zollmenſch in Feuer und Flammen. Er ſtand mit rothangelaufenem, zornangeſchwelltem Geſichte auf und verſuchte, die bellende Stimme geltend zu machen. Als er aber merkte, daß ſeine Anſtrengungen vergeblich ſeien, ſpuckte er nach allen Seiten hin aus, indem er zugleich zornſprühende Blicke ſchleuderte. So rannte er nach Hut und Mantel, um ſich zu entfernen.

Als er ſchon nahe der Thür war und nun eine Stille eintrat, welche die Neugier, ob der Scheidende auch wol noch etwas ſagen werde, hervorgerufen hatte, wandte er ſich um und ſagte mit ziſchenden Lauten: Herr College Grabbe, verlaſſen Sie mit mir die ſchimpfliche Geſellſchaft dieſer ſchnöden grünen Jungen.

Der Angeredete aber antwortete ihm polternd: Herr Langohr, der Diſtelfreſſer iſt Ihr College.

Ein neues brüllendes Gelächter erhob ſich, unter welchem das verkannte Genie die Stube verließ.

Laſſen wir ihn in die dunkle Nacht hinaustreten und im Hundetrab die Straßen durcheilen und von dieſer Stunde an ein durchaus einſames Leben führen. Der arme Kerl, der ſich ſo unmäßig überhoben hatte, war gezwungen, nun ganz und gar von der Welt Abſchied zu nehmen. Selbſt die Kaffeehäuſer und Weinſchenken wurden ihm von den Wirthen verboten, die bei ſeiner Anweſenheit Skandal und unangenehme Scenen zu fürchten hatten. So mußte er ſich ſelbſt das langgeübte Vergnügen verſagen, die Zeitungen zu begeiſern. Es ſchien, daß der Hohn und Spott, der ihm zugefügt worden, ſogar bei der Straßenjugend bekannt wurde, denn man ſah ſpäter nicht ſelten, wie freche Burſchen, die aus der Schule kamen, ihm in hellen Haufen nacheilten und das Lied ſangen, welches die Künſtler auf ihn gemacht hatten.

Der zurückgebliebenen zwei verkannten Genies bemächtigte ſich nach dieſem Vorgange eine tiefe Beſchämung. Sie wagten es mit keinem Worte, den arg beleidigten Genoſſen zu vertheidigen. Im Gegentheil, ſie ſaßen ſtill und ſtumm und ſahen in ihre Gläſer. Der perfide Doctor Iſegrimm aber warf ihm noch einigen Koth nach. Trotz ſeines langjährigen Umgangs mit Lübke nannte er ihn einen unerträglichen alten Schafskopf, kritiſirte das Lied als höchſt geiſtreich und hieß die Art und Weiſe, wie man dem Zöllner die Thür gewieſen hatte, vollkommen gelungen.

Gleichwol blieb die Strafe nicht aus. Als der Kritiker ſich mit dem Flötenſpieler und Winkler in einem gewiſſen unheimlichen Gefühle entfernte, eilte Meiſter

Stange ihnen nach und ſprach: Herr Doctor, ſie ſchulden mir jetzt gerade ſiebenundvierzig Thaler, ſiebzehn Silbergroſchen und ſechs Pfennige. Ihre Schuld, Herr Hirtzfeld, beträgt fünfunddreißig Thaler fünfundzwanzig Silbergroſchen. Ich habe Ihnen die Rechnung ſchon oftmals zugeſandt. Sie haben aber nichts von ſich hören laſſen. So bin ich denn gezwungen, Sie mündlich zu mahnen. Ich frage Sie demnach: wann werden Sie bezahlen?

Nächſtens, nächſtens, ſprach der Doctor eilig.

Sobald ich einen Verleger für meine Lieder und meine Novelle habe, flüſterte der Flötiſt.

Auf „Nächſtens“ und „Sobald“ laſſe ich mich nicht ein, rief jetzt Stange, indem er grob und gröber wurde. Ich muß entweder Geld oder einen Bürgen haben. Hier Ihr Freund, der Herr Winkler, iſt mir gut.

Aber Herr Winkler hatte kaum das Wort vernommen, ſo rief er: Meine Frau kommt dieſe Nacht mit Zwillingen nieder, die Hebamme hat es mir geſagt. Da kann ich mich nicht aufs Leihen einlaſſen. Dann verſchwand er in der rabenſchwarzen Nacht und ward nicht mehr geſehen. Man hörte an ſeinen eiligen Tritten, die auf dem Pflaſter widerhallten, daß er in dieſem Augenblicke das Laufen dem Gehen vorzog.

Effugit, evasit, erupit! rief jetzt Stange mit fürchterlichem Ernſt. Er iſt dahin, alſo merken Sie ſich, meine Herren, ſolange Sie nicht bezahlt haben, wird der Drachenfels Ihnen keinen Tropfen Herzſtärkung mehr liefern.

Damit trat er in das Haus zurück. Der Kritiker und der Flötenſpieler waren auch in ihrer Weiſe vor die Thür geſetzt, und wandten ſich mit dem bittern Gefühl, daß das Genie ſelbſt von einem philologiſch gebildeten Wirthe nicht anerkannt werde, heimwärts.

In der Schenkſtube trieb indeß eine junge Künſtlerſchar ihren fröhlichen Witz und Humor bis in die tiefe Nacht.

Burgmüller und Grabbe waren unter den letzten zur Stelle.

Wie froh bin ich, ſagte der Dichter zum Muſiker, daß ich die Geſellſchaft dieſer zudringlichen Burſchen los bin, die ſich mir wie Ungeziefer in den Pelz geſetzt haben! Freilich ging es grob genug zu. Aber beſſer dieſes Ende als keins. Zumeiſt aber freut es mich, daß Sie zurück ſind. Jetzt habe ich doch wieder einen Menſchen.

Dann gab er die Hand dem Freunde, der ihm ſchweigſam lächelnd zunickte.

Sie ſaßen noch eine Weile, ohne ein Wort zu reden, beieinander und tranken ihre Schoppen. Dann rief Grabbe dem Muſiker zu: Fort mit der kläglichen reflectirenden Stimmung! Ich habe lange keine Muſik mehr gehört. Setzen Sie ſich an die Orgel.

Und was ſoll ich Ihnen ſpielen? fragte Burgmüller.

Einen Aufſchrei der hellſten Lebensluſt! Spielen Sie Mozart's: „Treibt der Champagner das Blut erſt im Kreiſe.“

Burgmüller leiſtete dem Auftrag Folge. Bald erklangen die Taſten des kleinen Inſtruments in immer hellern Tönen. Ein Lied folgte dem andern. Grabbe forderte ſich noch die Marſeillaiſe und das Ça ira marchons, die er nicht aus Revolutionsgelüſten, ſondern als hiſtoriſche Lieder liebte. Bis in die tiefe Nacht hinein brauſte die lauteſte Jugendluſt. Dann führte der Muſiker den Dichter nach ſeiner Wohnung in der Ritterſtraße.

Funfzehntes Kapitel.

Das ganze Weſen Norbert Burgmüller's war nicht frei, offen, zugänglich und herausfordernd genug, um ſich mit Einem Schlage eine Menge von Freunden zu machen. Er ging eigentlich nur neben den Menſchen her, die ihn erſt dann beachteten, wenn ihre Aufmerkſamkeit auf den jungen Mann gerichtet worden war. Wie aber die Welt iſt, ſo pflegt ſie nur denjenigen zu ſuchen, der ſie ſelber ſucht. Ueber den beſcheidenen und anſpruchsloſen Menſchen ſieht ſie weg, wenn ſie ihn auch kennt; und ruft er ſich ihr nicht täglich ins Gedächtniß, ſo vergißt ſie ihn. Je weniger es nun dem jungen Künſtler gelang, die Augen in weitern Kreiſen auf ſich zu richten, deſto treuer hingen diejenigen ſeiner Freunde an ihm, die neben ſeinem ſchönen Talente auch ſein treffliches, gutes und treues Herz kennen gelernt hatten. Man konnte ſich keine lebhaftere und tiefere Trauer denken als diejenige, welche ſich allenthalben über ſeinen Entſchluß, Düſſeldorf zu verlaſſen und nach Paris zu gehen, offenbarte. Keiner wollte gern den

Freund verlieren, zu dem jeden ein wahres Herzensbedürfniß hinzog. Freilich durfte auch niemand das Vorhaben des Muſikers tadeln oder bekämpfen. Man ſah ein, daß in der Heimatſtadt ſeines Bleibens nicht ſei, weil ihm für die nächſte Zukunft ein wirklich erfolgreicher Wirkungskreis verſchloſſen war.

Nachdem ſeine Freunde den erſten Schmerz über dieſe traurige Nachricht überwunden hatten, ſtieg in vielen derſelben der Wunſch auf, Norbert möge vor ſeiner Abreiſe ein Abſchiedsconcert geben. Dieſer Gedanke fand bei allen Bekannten gleiche Zuſtimmung. Sie einigten ſich, den Freund zu einem Entſchluſſe zu beſtimmen, was auch nicht ſchwer wurde. Einestheils gedachte man ihm auf dieſe Weiſe eine namhafte Summe zu verſchaffen, anderntheils aber hegte man die Abſicht, das treffliche Talent vor ſeinen Landsleuten noch einmal in das rechte Licht zu ſtellen und ihnen zu beweiſen, daß ſie ſich viel zu gleichgültig und paſſiv gegenüber einem hochbegabten Geiſte, der zugleich ein Kind der Stadt war, verhalten hätten. Und nun war es bald eine Freude, zu ſehen, wie ſie mit ihm ſchafften und arbeiteten und ihn nach allen Seiten hin unterſtützten. Nachdem man das Programm feſtgeſtellt hatte, ſorgte der eine für die Abſchreiberei der Muſikalien, der andere verhandelte mit den Orcheſtermitgliedern, der dritte ermittelte ein paſſendes Lokal, der vierte verſchaffte die Eintrittskarten, und die übrigen bemühten ſich um Unterſchriften, damit der Saal recht beſetzt werde. Freilich fehlte es nicht an mancherlei Hinderniſſen, die jedoch alle, zwar nicht ſehr eilig, aber doch ſicher aus dem Wege geräumt wurden.

So kam denn nach Carneval das Concert Norbert Burgmüller's zu Stande. Das Publikum ſtrömte gegen Abend in ungewohnter Menge zu der Leſegeſellſchaft, welche damals auf dem Markte zwiſchen dem Rathhauſe und dem Theater lag und dem jungen Muſiker ihren großen Saal hergegeben hatte. Der weite hellbeleuchtete Raum war ganz mit Menſchen angefüllt, denn es hatte ſich doch jedem Gebildeten das Gefühl aufgedrängt, er müſſe dem Componiſten als einem geborenen Düſſeldorfer die letzte Ehre vor ſeiner Abreiſe erweiſen. Norbert beſtieg das Dirigentenpult, und das Concert nahm ſeinen Anfang. Das Programm erwies ſich nur aus Compoſitionen des Künſtlers zuſammengeſetzt. Es war ſogar für eine gewiſſe Reihenfolge geſorgt, in welcher die aufmerkſamen Zuhörer die Fortſchritte des Meiſters verfolgen konnten. Eine Ouvertüre, ſein Klavierconcert, Theile ſeiner erſten Symphonie und einzelne Nummern einer Oper, die „Dionys“ hieß und von einem Schauſpieler Seidel nach Schiller's „Bürgſchaft“ verfaßt worden war, aber Burgmüller zuletzt ſo wenig mehr zuſagte, daß er ſpäter von der Durchführung abſtand, bildeten die vorzüglichſten Nummern. Zugleich wurde noch ein Quartett geſpielt, und einige Lieder kamen zum Vortrag. Jedes Stück erhielt den verdienten Beifall, denn die ganze Zuhörerſchaft lauſchte mit ungewöhnlicher Andacht. Die Jugendwerke erſchienen noch einigermaßen dunkel und entfalteten einen noch ſuchenden düſtern Sinn. Die erſte Symphonie zeichnete ſich durch eine Fülle von Melodien und Harmonien aus, aber es war die Fülle zu brauſend ſtürmender Jugend. In der Oper hatte er vielleicht der Zeit zu große Conceſſionen gemacht, die vorgetragenen Stücke erwieſen ſich zwar verſtändlich, aber vielleicht auch gewöhnlicher als ſeine übrigen Tonſätze, obſchon mancher berühmte Mann der Zeit wahrſcheinlich froh geweſen wäre, hätte er ſich als den Erfinder nennen können. Von wunderbarer Tiefe waren dagegen die Lieder, die nirgends ein declamatoriſches Pathos enthielten, ſondern auf ſtrophiſcher Melodienbildung beruhten. In dem Quartett hatte man die ſichere runde Arbeit eines ſchon vollendeten Meiſters zu bewundern, denn es gehörte zu ſeinen letzten Werken. Wie ſehr aber auch alle die Tondichtungen der ruhig horchenden Menge die Ueberzeugung beibrachten, daß ihr Schöpfer zu den vielverſprechendſten Geiſtern des Vaterlandes gehörte, ſo ſteigerte ſich doch die Bewunderung noch unendlich, als Burgmüller zum Schluſſe die beiden erſten Sätze ſeiner zweiten Symphonie dahintönen ließ. Uebte ſchon das wild dahinbrauſende Allegro des erſten Satzes einen mächtigen Zauber, ſo ſchmeichelten ſich die ſüßen, weichen, verſöhnenden Töne des Andante der Seele ſo reizend und anmuthig ein, daß in manches Auge die Thränen der Rührung kamen. Wie beſtimmt und plaſtiſch traten die ſchönen Motive auf, wie reich und geiſtvoll waren ſie modulirt und variirt! Hier zeigte ſich die Klarheit, die man bei Mendelsſohn gewohnt war, aber es brach zugleich eine individuelle Eigenthümlichkeit hervor, die über dieſen noch hinausſtrebte. Feine Sentimentalität, tiefſinniger Schmerz, jauchzender Humor hatten ſich zuſammengethan und ein höchſt originelles Werk geſchaffen, von dem man nur bedauerte, daß es nicht abgeſchloſſen war.

Als die letzten Töne verrauſchten, ſcholl ein unermeßlicher Beifall durch den Saal. Ein Regen von Sträußen und Kränzen fiel auf den jungen Muſiker nieder, der ſich zum erſten mal in weitern Kreiſen anerkannt und von Herzen glücklich fühlte. Es war ein liebenswürdiger Anblick, ihn halb zufrieden und halb befangen über die Begeiſterung der Menge in jünglinghaftem Erröthen daſtehen zu ſehen.

Bei den Leuten, die ſich entfernten, wurden allerlei ſeltſame Reden laut. Der eine war erſtaunt, daß ein ſolches Talent in Düſſeldorf exiſtirte, von dem man doch ſo wenig gehört hatte, der andere verwunderte ſich, daß in dem ſtillen, hagern und blaſſen Menſchen eine ſolche künſtleriſche Kraft ſtecke, der dritte bedauerte, daß der Componiſt ſo herrlicher Tonſtücke für die Stadt verloren gehe, wobei denn eine Menge von Perſonen die Meinung ausſprachen, es ſei doch nicht recht, daß man Burgmüller nicht Mendelsſohn's Stelle gegeben habe. Mancher, der dem jungen Muſiker fern geſtanden hatte, trat nun an ihn heran und ſchüttelte ihm für die gebotenen Genüſſe dankend die Hand.

Dann aber wurde er von ſeinen Freunden begrüßt, die ſich am Fuße des Orcheſters verſammelt hatten, um ihm über den großen Erfolg, den er errungen, Glück zu wünſchen. Zunächſt ging er zu ſeiner alten Mutter, die ihn mit Thränen in den Augen umarmte und ihm ſagte: Hätte doch dein Vater dieſe Freude erlebt! Auch Will, Reinick, Grabbe ſtanden in der Runde. Er ſah überall in freudige Augen und Geſichter, und hörte überall fröhlich theilnehmende Worte.

Laßt mich euch danken für euere Liebe! rief er aus. Jetzt aber muß ich gehen. Wir ſehen uns nachher im Drachenfels.

Damit eilte er fort und drängte ſich durch die Menge nach der Thür, wo er verſchwand. Er hatte ſich bald Hut und Mantel verſchafft und ſtürzte ſo raſch er konnte auf den Markt. An der ehernen Bildſäule des Kurfürſten Karl Theodor ſtand eine in einen Mantel verhüllte Geſtalt, von einem Bedienten begleitet.

Joſephine! rief er leiſe.

Mon cher Norbert! antwortete das Mädchen, das eben aus dem Concert gekommen war und, beſchützt von einem Diener des gräflichen Hauſes, auf ihn wartete. Sie drückte ihm die Hand mit heftiger Leidenſchaftlichkeit. Er fühlte, daß ſie am ganzen Leibe zitterte. Quel succès! fügte ſie mit gepreßter Stimme hinzu.

Comment, contente? radbrechte er.

Plus que contente! rief ſie. Tu es un grand artiste. Je te croyais jusqu'à présent un homme bon, brave, fidèle, comme il faut. Mais quelle joie, tu es un génie! Tu as un grand avenir. Mon coeur me l'a dit ce soir. O quel bonheur, que tu es à moi!

Er verſtand kaum die Hälfte dieſer mit der größten Zungenfertigkeit geäußerten Worte, aber er ahnte den Inhalt aus dem ſüßen, innigen, gemüthlichen Ausdruck, der aus ihrem ganzen Weſen ſprach. So ließ er ſie die fremden Worte plaudern, die ihr Weſen offenbar zu erleichtern ſchienen, denn ſie hatte ja niemand mit ſich gehabt, dem ſie ihr freudenvolles Herz ausſchütten konnte. Was hätte es auch geholfen, ſie zu langſamerm Reden zu gemahnen? Er würde doch die zärtlich leidenſchaftlichen, dem tiefſten Herzen entſproſſenen Liebes- und Schmeichelworte nicht gefaßt haben. Es war genug, daß ſie Arm in Arm dahinſchritten, daß ſie ſich aneinander preßten und drängten und daß ſie ſich die Hände zitternd drückten. Als ſie vor dem Neſſelrode'ſchen Hauſe angelangt waren, ſtanden ſie ſtill. Dort fiel ſie ihm um den Hals. Ihre Lippen berührten ſich in einem langen Kuſſe. Dann verſchwand ſie, ihm noch hundert liebkoſende Zeichen zuwerfend, über die Treppe in der Hausthür, vor der jetzt auch die gräfliche Equipage vorfuhr.

Norbert trat in das Dunkel der Straße zurück und beeilte ſich, in den Drachenfels zu gelangen, wo ſich ſeine Freunde bereits verſammelt hatten und ihn mit Glückwünſchen empfingen, die jetzt nicht mehr den rhapſodiſchen Charakter der Gratulation im Concertſaale aufwieſen, ſondern ſich in gemüthlicher Breite entwickelten und gehörig motivirt auftraten.

Am eigenthümlichſten war jedenfalls Grabbe's Begrüßung. Er zupfte Norbert leiſe am Arm und zog ihn beiſeite, indem er ihm zuflüſterte: Du biſt ein ganzer Kerl. Auf Du und Du! Ja, auf Smollis! Aber nicht in der gewohnten Weiſe. Es wäre zu profan, wollten wir es wie die Studenten machen. Auf Du und Du im Weine des unſichtbaren Geiſtes!

Burgmüller gab ihm lächelnd die Hand und antwortete: Auf Du und Du!

Grabbe umarmte und küßte ihn gerührt. Dann griff er in die Taſche und holte ein Bündel Papiere heraus.

Hier haſt du auch die Oper, ſprach er, aber ſie läßt ſich leider nicht componiren. Es iſt ein tolles Ding geworden. Bewahre ſie als Andenken.

Norbert nahm das Manuſcript und dankte. Es war jene ſeltſame Verhöhnung der Operntexte, die Grabbe unter dem Namen „Der Cid“ gedichtet hatte.

Dieſe Scene war kaum beendet, als ſich ihm ein himmellanger Menſch mit ſeltſam dunkeln Augen und glänzendem, lockigem Haupte vorſtellen ließ. Es war ein Baron von Ferber aus Mecklenburg, der ſich nach Düſſeldorf begeben hatte, um dort Malerei und Muſik zu treiben. Er ſprach in merkwürdig floskelhaften Redensarten, welche er ſeinem Lieblingsſchriftſteller Jean Paul entlehnt zu haben glaubte. Nachdem er ſich unendlich über die Ehre gefreut hatte, den Componiſten kennen zu lernen und ſich in einer ſo ausgeſuchten Geſellſchaft zu befinden, bat er ſich die Ehre aus, die Anweſenden als ſeine Gäſte betrachten zu dürfen, wogegen keiner etwas einzuwenden hatte, zumal da der adeliche Herr reichlich mit irdiſchen Gütern geſegnet zu ſein ſchien. In der That beſtellte er ſogleich Champagner, der in blinkenden Batterien auf die Tiſche geſetzt wurde, was offenbar Meiſter Stange unendliche Heiterkeit bereitete.

Der Baron nahm an Burgmüller's Seite Platz und fragte ihn nach dem Entſtehen der zweiten Symphonie und nach dem Zeitpunkt, wann die beiden letzten Nummern vollendet ſein würden.

Der Muſiker erzählte, daß er die Motive zu den drei erſten Sätzen zu Ehreshoven im Genuſſe eines ſchönen, friſchen Landlebens gefunden habe. Das Allegro und Adagio waren darauf in Düſſeldorf inſtrumentirt worden. Das Scherzo, das im Entwurf fertig ſei, könne er gleichfalls jeden Tag in derſelben Weiſe behandeln. Nur mit dem Finale vermöge er noch immer nicht ins Reine zu kommen. Er habe ſchon hundert Motive aufgenommen und ſie ſämmtlich wieder verworfen, denn er ſetze keine Note hin, um ſie daſtehen zu haben, jeder Ton müſſe durch eine lebendige Nothwendigkeit erzeugt werden; lieber laſſe er etwas unvollendet, als daß er ſich mit herkömmlichen, nicht empfundenen Weiſen beſchwichtige.

Könnte ich nur wieder einmal ruhig und fröhlich in ſchöner Natur weilen! ſo ſchloß er.

Und wo glauben Sie die richtige Stimmung finden zu können? fragte Ferber.

Ich denke mir, Aachen iſt der rechte Ort, ſprach der Muſiker. Ich erinnere mich aus meiner Jugend an den Frankenberger See, wo die Sage von Karl dem Großen und Faſtrade ſpielt. Dort iſt es ſo zauberhaft heimelnd.

Wohl, ſo machen Sie mir die Freude und gehen Sie mit mir dahin, ſprach Ferber. Sie müſſen mein Gaſt ſein. Ich würde es mir zur Ehre und zum Stolz anrechnen, wenn ich dazu beitragen könnte, daß Sie Ihr ſo prächtig angefangenes Werk zum Schluſſe führen. Was denken Sie? Wir bringen die Walpurgisnacht dort zu. Zu Pfingſten, wenn das Muſikfeſt ſtattfindet, ſind wir wieder hier.

Es ſei! rief Burgmüller, wenn ich bis dahin mit dem Finale nicht zu Stande gekommen bin.

Die beiden gaben ſich die Hand.

Sechzehntes Kapitel.

Daß der junge Muſiker ſich noch in den Tagen nach ſeinem Concert äußerſt gehoben und freudig fühlte, lag in der Natur der Dinge. Wohin er kam, hörte er theilnehmendere Worte, als er bisjetzt in ſeiner lieben Vaterſtadt gewohnt geweſen war, wo ſich die meiſten Leute faſt ganz und gar nicht um ihn bekümmert hatten.

Er feierte ſogar den Triumph, daß einige Mitglieder des Vorſtandes für die muſikaliſchen Angelegenheiten ſich alsbald nach der Aufführung ſeiner Werke bei ihm einfanden und ihn baten, er möge doch auch eine kleine Arbeit hergeben, um ſie bei Gelegenheit des bevorſtehenden Muſikfeſtes dem Publikum vorzuführen. So ſehr er ſich über dieſe Anerkennung freute, ſo ſah er ſich doch genöthigt, eine abſchlägige Antwort zu geben. Seine frühern Werke, lautete ſein Beſcheid, hätten nicht die innere Vollendung, um einem ſo großartigen Feſte wahrhaft zum Schmucke zu dienen. Die zweite Symphonie, die vielleicht der Ehre der Aufführung werth wäre, ſei noch unvollendet und müſſe auch wol, wenn er ſie zum Schluſſe gebracht, ihrer Ausdehnung wegen vor den großen Meiſtern der frühern Zeit zurückſtehen. Zu einer neuen kurzen Arbeit könne er ſich nicht entſchließen. Er arbeite langſam und wolle für einen ſo ſchönen Zweck nichts aus dem Aermel ſchütteln. Dafür erachte er die Pfingſtfeſte zu edel und heilig. Ueberdies dürfte er vor Vollendung der Symphonie nicht an neue Unternehmungen denken, weil er mit dieſem Werke den erſten Grundſtein zu ſeiner zukünftigen künſtleriſchen Stellung zu legen hoffe, die er jetzt in Paris beginnen wolle. Er wünſche zunächſt die fertige Tondichtung nach der franzöſiſchen Hauptſtadt mitzunehmen.

Unter der Deputation befand ſich aber gerade jener Aſſeſſor, der ihm ſchon früher im Geſangvereine und ſpäter noch, nach Mendelsſohn's Abgang, am meiſten entgegen geweſen war. Dieſer meinte mit überaus pfiffig freundlichem Lächeln: Hoffentlich werde es doch gelingen, den jungen Componiſten ſeiner Heimat zu erhalten. Mendelsſohn habe ſich ſchon bei ihm für Burgmüller's Anſtellung intereſſirt und ihm noch neuerdings in dieſer Angelegenheit geſchrieben. Er ſolle ſich nur gedulden bis zu Pfingſten, dann komme Felix, und ſie würden ſogleich das Werk fördern. Es möge ihm vorläufig erlaubt ſein, die Sache wie ein Geheimniß zu behandeln. Norbert verſtand indeß dieſe Andeutungen vollkommen. Es konnte von nichts anderm die Rede ſein als von der Organiſtenſtelle. Freilich wunderte er ſich im ſtillen, daß die Anregung zu dieſer Angelegenheit von außen gegeben werden müſſe, und daß ſeine Landsleute nicht die Kraft hätten, ſelbſtändig zu handeln.

Da, dem Sprichwort gemäß, nach vollbrachter Arbeit gut ruhen iſt, ſo kam Burgmüller mit ſeinen Freunden beſonders häufig zuſammen. Er ſah ſie bei ſich, in ihren Wohnungen, auf Spaziergängen und im Drachenfels. Bei dieſen Gelegenheiten machte ihnen die Lectüre des komiſchen Operntextes des „Cid“ nicht wenig Freude, der eigentlich nichts anderes war als eine formloſe Satire, in welcher zunächſt die Liebe des berühmten ſpaniſchen Volkshelden zu Ximene verſpottet wird, die bald als hiſtoriſche Geſtalten und bald als Schauſpieler erſcheinen. Dann aber reden außer den handelnden Perſonen auch die Dichter, Muſiker, Recenſenten und das Publikum fortwährend mit. Eine große Rolle iſt ſogar einem blökenden Schafe übertragen. Die Hauptſache ſind natürlich Seitenhiebe auf die Componiſten und Literaten der Zeit, die oft mit brillantem Witz den Nagel auf den Kopf treffen.

Natürlich ſtand Burgmüller mit Grabbe ſeit jenem Concertabend, wo ſie ſich zu duzen anfingen, auf dem vertrauteſten Fuße. Sie hatten ſich gegenſeitig ihre Schickſale mitgetheilt und pflogen mancherlei ernſte Geſpräche. Norbert nahm nun auch kein Blatt mehr vor den Mund. Indem er den in ſich zerriſſenen und im tiefſten Gemüth verödeten Dichter mit der Welt zu verſöhnen trachtete, warf er ihm nicht ſelten ſein Mistrauen und ſeine Verachtung gegen die Menſchen vor und gemahnte ihn namentlich an ſein undankbares taktloſes Benehmen gegen Immermann, den er ſelber freilich für einen herben und harten Charakter, dabei aber für einen durchaus edeln und trefflichen Menſchen hielt. Er ſtürmte ſo lange auf den Freund ein, bis dieſer ihm verſprach, die Schrullen, die ihm von andern Leuten in den Kopf geſetzt worden waren, zu vergeſſen, einen Beſuch in Derendorf zu machen und ſein Unrecht einzugeſtehen. Norbert bot ſich ſogar an, ihn ſelber zu Immermann zu führen, was aber von Grabbe abgelehnt wurde, der mit einem gewiſſen Trotz behauptete, er ſei Manns genug, um ſelbſt ans Werk zu gehen.

Der Baron von Ferber, der ſeit dem Concertabende in den Kreis der Freunde aufgenommen worden war, und dem man ſein freilich oft excentriſches und confuſes Weſen wegen ſeiner großen Herzensgüte und Gefälligkeit verzieh, fragte Norbert bei jeder neuen Begegnung, wie es mit dem Finale der Symphonie ſtehe, worauf allemal dieſelbe Antwort erfolgte, die er auch in halb komiſcher und halb rührender Weiſe jedem andern Frager gab: Es iſt immer noch nicht da! So drängte denn der lange Herr von Tag zu Tag mehr zu der Reiſe nach Aachen, welche der Muſiker anfangs für Scherz gehalten hatte, die ſich aber allmählich zu vollem Ernſt geſtaltete. In der That wurden gegen Ende April die Koffer gepackt, Norbert nahm von Joſephinen und ſeinen Freunden heitern Abſchied auf ein fröhliches Wiederſehen zum Muſikfeſte, und ſetzte ſich am letzten April mit Ferber auf die Poſt, um nach der alten Kaiſerſtadt zu gehen, in deren Thore ſie noch an demſelben Abend einfuhren.

Nachdem das Quartier beſorgt und das Gepäck untergebracht war, machte Burgmüller mit Ferber einen Spaziergang, auf dem ſie ſich zunächſt dem Frankenberger See zuwandten. Es war ein ſeltſam ſchöner Abend. Die Luft war feucht, drückend, warm bis zur Schwüle. Am Himmel zogen jene maſſigen und doch leichten Flüchtlingswolken hin, in denen das Licht der ſcheidenden Sonne ſein ſeltſames Spiel trieb, indem es hin und wieder durch die Oeffnungen brach und hier und dort tiefe Schatten ließ, dabei aber alle Ränder röthete und vergoldete. Man fühlte es, daß heute Tauſende und aber Tauſende von Knoſpen brechen müßten. Die Schwalben, die aus dem Süden in den Norden gekehrt waren, wo ſie in leicht an den Sims geklebten Neſtern das Licht erblickt hatten, ſchoſſen wie Pfeile hinauf und hinab, kreuz und quer. In den nahen Büſchen ſchlug die leidenſchaftliche Nachtigall, und über den fernen Feldern ſang die Lerche ihr frommes Lied. Auf Burgmüller machte die Stimmung, die der ſo plötzlich hervorbrechende gewaltige Frühling hervorbringt, einen tiefen Eindruck. Er ſchritt ſchweigſam neben dem plaudernden Gefährten hin, deſſen Worte kaum ſein Ohr, geſchweige denn ſeine Seele erreichten. Alte Zeiten ſtiegen vor ihm auf, in denen er einſt als ſtiller, aber glücklicher Knabe ſich an dieſen Orten umhergetrieben hatte. Verſchollene Erinnerungen an ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Brüder, an ſeine erſten künſtleriſchen Verſuche nahmen wieder Geſtalt und Farbe an. Er dachte auch an Ophelia.

Mit dem Gedanken an die ungetreue Geliebte gelangte er an den See, über den das Abendroth in ſeltſamen Lichtern ſpielte.

Ophelia! — Er ſchrak plötzlich heftig zuſammen, denn in ſeiner Nähe, an einen Baum gelehnt, ſah er die leibhaftige Geſtalt ſeiner erſten Geliebten. War es ein Schatten, der vor ſein Auge trat? Welch ein wundervolles Weib, welche herrliche Formen, welcher prächtige Kopf mit den edelſten Geſichtszügen und den üppigſten blonden Locken! Nur ſah ſie jetzt ſo bleich, ſo elend, ſo leidend aus. Sie rührte ſich nicht. Sie ſtand wie eine Bildſäule, ſtarr, feſt, das glänzende Auge in das prächtige Schauſpiel, das der warme Frühlingsabend gab, verſenkt. Burgmüller glaubte eine Erſcheinung zu ſehen. Er zitterte und bebte durch den ganzen Leib.

Ophelia! — Nein, ſie lebte, denn ſie bewegte ſich plötzlich. Ein Mann im feinſten Anzuge trat hinter dem Baume hervor und reichte ihr den Arm, indem er ihr zurief: Es wird Nacht, wir müſſen heim.

Sie nahm den Arm und ließ ſich ſchweigſam fortführen. So kam das Paar an Norbert und ſeinem Begleiter vorüber. Sie ſah den alten Freund und zuckte vor ſeinen Augen merklich zuſammen.

Was haſt du? fragte ihr Begleiter, dem Muſiker hörbar.

Ich ſtieß mit dem Fuße an und erſchrak, lautete die Antwort.

Ophelia! Ja, ſo klang ihm auch einſt ihre Stimme. Norbert war jetzt tief überzeugt, daß er ſich nicht geirrt hatte. Mit dieſem Tone hatte nur ein einziges Weſen an ſein Herz geredet.

Der junge Muſiker kam in eine fürchterliche Aufregung. Um ſein ſeltſames Weſen bei dem freundlichen Ferber zu entſchuldigen, klagte er auf dem Heimwege über Unwohlſein. Er gab vor, die Ausdünſtungen des Waſſers müßten ihm auf den Leib gefallen ſein, er habe am Ufer des Sees einen plötzlichen Schauder empfunden, der ihn noch fortwährend durchfröſtele. Der beſorgte Freund kehrte ſo raſch wie möglich mit ihm in den Gaſthof zurück und beſtellte den heißeſten Burgunder, um den Muſiker zu erwärmen. Wie aber ſollte der Wein ein altes Gift, das an der Seele fraß, ſchadlos machen!

Norbert that die ganze Nacht kein Auge zu. Tauſend wirre Gedanken ſprühten ihm durch das Hirn. War er darum nach Aachen gegangen, um das ſchickſalsvolle Weib wiederzufinden, dem er auf immer zu entgehen gewünſcht hatte? Wie kam ihm auch bei Ferber's Anerbieten der wunderliche Gedanke, den Frankenberger See zu ſehen? Warum mußte ihm gerade hier die frühere Geliebte begegnen, die lauter Unheil und Jammer über ihn gebracht? Dazwiſchen gedachte er ihres Abſchieds in Düſſeldorf und der Drohungen, die ſie gegen ihn geſchleudert hatte. Sollte der Liebeszauber ſich wirklich als wahr erweiſen? Sollte ihr Blut in ſeinem Blute ewig nachwirken? Konnten ſie nur miteinander glücklich ſein? Mußten ſie durch einander verderben?

Er fühlte plötzlich, daß ihm das Bewußtſein ſchwand. Ein neuer Krampfanfall hatte ihn in tiefer Nacht befallen.

Als er halb und halb erwachte, dämmerte der Tag in die Scheiben. Er hörte im Nebenzimmer ſeltſames Lärmen. Es waren ſchmerzlich ſtöhnende Laute. Er glaubte ſeinen Namen zu vernehmen. Norbert, Norbert! klang es ihm wieder mit einer Stimme ins Ohr, deren Ton ihn an Ophelia erinnerte. So ſchien es ihm, denn die andern Worte, die geredet wurden, überſchallte das leiſe Aechzen. Er hörte Stühle rücken, Betten verſetzen, Thüren gehen. Und dann wieder: Norbert, Norbert! Wie gern wäre er aufgeſprungen, um ſich von dem Vergang zu überzeugen! aber er war zu müde und matt. Alle ſeine Glieder fühlten ſich an, als wären ſie zerſchlagen. Er vermochte mit dem beſten Willen nicht ſich zu erheben.

So ward es allmählich ſtill in ſeiner Nachbarſchaft, der Lärm hatte ſich verzogen. Der Tag ſtrahlte immer heller. Endlich war Norbert im Stande aufzuſtehen und zu klingeln.

Der Kellner kam und fragte nach ſeinem Begehr. Was war das für ein Lärm im Nebenzimmer in dieſer Nacht? fragte Burgmüller.

Der Burſche ſagte, er wiſſe nichts, denn er habe keinen Dienſt gehabt, er wolle ſich aber erkundigen gehen. So verließ er das Zimmer und kam nach einer Weile wieder, um Nachricht zu bringen. Die Auskunft lautete, daß eine Dame, die mit ihrer Mutter im Nebenzimmer gewohnt habe, plötzlich ſo heftig erkrankt ſei, daß der Wirth genöthigt geweſen, ſie in einem andern Hauſe unterzubringen. Man fürchte nämlich, daß das Nervenfieber eintrete, und daß dieſes Uebel bei der herannahenden Badeſaiſon die Gäſte aus dem Gaſthofe verſcheuchen werde. Auf Norbert's Frage nach dem Namen der Kranken wußte der Kellner keine genaue

Auskunft. Soviel er erfahren hatte, war die Dame aber mit dem Freiherrn *** gekommen und ſcheine deſſen Geliebte oder Braut zu ſein.

Genug! rief Norbert, der allerdings genug wußte. Um ſeine Bewegung zu verbergen, fügte er hinzu: Bringen Sie mir das Frühſtück!

Als Ferber bei dem Muſiker eintrat, fand er deſſen Züge fahl, blaß, verzerrt. Auf die theilnehmenden Erkundigungen des Barons erzählte Norbert von ſeinem Krampfanfall und von dem traurigen Vorgang im Nebenzimmer, indem er ihn, ohne die nähern Beziehungen zu enthüllen, bat, er möge ſich doch bei dem Wirth erkundigen, wohin man die Dame gebracht habe.

Der Baron entſprach ſogleich ſeinem Begehren. Die Nachrichten, die er zurückbrachte, waren höchſt unvollſtändig. Die Leute im Hauſe wollten alle nicht wiſſen, wo die Kranke gegenwärtig weilte. Man ſah aber, daß hier ein Wirthshausgeheimniß waltete. Eine ernſtliche Krankheit wurde ſogar nicht einmal zugegeben. Der eine ſprach von Abreiſe, der andere von einem Umzug in die Stadt, der dritte von einer Ueberſiedelung in ein Landhaus der Umgebung. Trotz den Widerſprüchen blieb jeder bei ſeiner Behauptung. Der Wirth hatte ſeine Leute trefflich inſtruirt. Es galt, den Flecken irgendeiner anſteckenden Krankheit von einer beſuchten Herberge abzuwenden.

Burgmüller fühlte ſich zu angegriffen, um auszugehen. Seine Gedanken waren derart, daß es ihm unmöglich ſchien, mit Menſchen zuſammenzutreffen. Ferner ging deshalb in die Stadt und miethete einen Flügel, den er auf die Stube des jungen Muſikers bringen ließ. Aber auch für die Muſik war ſein Geiſt zu ſtumpf und ſich ſelbſt fremd. Der Begleiter ſuchte ihn vergebens zu erheitern. Die gebrochene und geknickte Geſtalt ſaß meiſt in der Ecke des Sofas und ſtierte in einen Winkel. Er malte ſich düſtere, traurige Bilder vor die Seele. Erſt gegen Abend, als der Freund einen Spaziergang unternahm, ſetzte er ſich an den Flügel und ſang:

Liebe, die ſonſt ſtets mit Myrten krönet,
Hüllt in düſtre Schwermuth meinen Sinn.
Armes Herz, das ſich nach Ruhe ſehnet,
Hoffe nicht, ſie iſt für dich dahin!

Am Schluſſe des Liedes löſte ſich der Schmerz in einen Thränenſtrom. Er weinte lange und viel.

Auch die folgenden Tage kam Burgmüller nicht aus ſeinen peinigenden Gefühlen heraus. Wie brannte es in ihm, zu wiſſen, wo Ophelia war! Aber auf all ſeine erneuten Fragen erhielt er dieſelben wirren und ungewiſſen Antworten, die es ihm unmöglich machten, die Geliebte ſeiner Jugend aufzuſuchen und den Bann ihrer Krankheit, wenn es ſich durch gute und verſöhnende Worte thun ließ, zu brechen. Was hätte er nicht gern geleiſtet, um ihre Leiden zu mildern und ihr Leben zu retten! Denn das fühlte er durch alle Misverſtändniſſe, durch Untreue und Verlaſſenheit doch im tiefſten Herzen, daß ihre leidenſchaftliche Liebe nicht erloſchen ſei. Er hatte es ja eben erſt am Frankenberger See erfahren. Ophelia!

Endlich ſchien ſich doch eine friedlichere Stimmung einzuſtellen. Nachdem es Ferber gelungen war, ihn am vorhergehenden Abende zu einem Spaziergange zu bewegen, worauf eine ruhige Nacht folgte, ſaß er am 7. Mai den ganzen Morgen am Flügel. Zum erſten mal konnte er ſich wieder mit Muſik beſchäftigen. Er äußerte ſogar, daß ſie ihm wohlthue. Aber die Wahl der Stücke erwies ſich doch ſeltſam traurig. Er ſpielte immer wieder aufs neue die Todtengräberlieder von Franz Schubert. Ferber, der ihm anfangs mit Andacht zugehört hatte, fand endlich, daß dieſe Töne doch zu melancholiſch ſeien, und veranlaßte ihn, aufzuhören und heute wieder mit an den Gaſttiſch zu gehen. Vielleicht in der Hoffnung, etwas von der Kranken zu hören, ließ er ſich bewegen. Die Freunde nahmen gemeinſchaftlich das Mittagsmahl ein und beſuchten den Louisberg, um dort Kaffee zu trinken. Die Ruhe auf dem reizenden Hügel, der einen weiten Blick über die im Keſſel liegende Stadt mit ihrem bunten Leben, den ſchwarzen Schloten und hoch aufſteigenden Rauchſäulen, und in die Ebene, die im vollen Blütenſchmuck lag, ſowie in die Waldberge, die ſich zu begrünen anfingen, geſtattete, that ihm unendlich wohl. Er ſchlürfte die friſche, helle Frühlingsluft mit vollen Zügen und fühlte ſich ſo merklich geſtärkt, daß er ſelber darauf drang, einen längern Spaziergang zu machen. Sie brachen auf und wanderten zwecklos durch die Feld- und Gartenwege dahin, welche die Umgebungen der Stadt nach allen Seiten durchkreuzen.

So kamen ſie von ungefähr in die Nähe eines Landhauſes, das in einem wohlgepflegten Garten lag. Sie wären vielleicht, ohne der Anlage die mindeſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken, vorübergegangen, aber plötzlich tönte ein wilder Schrei aus dem Innern des Gebäudes hervor. Burgmüller glaubte aufs neue ſeinen Namen zu hören. So ſtand er erſchreckt ſtill und lauſchte.

Norbert, Norbert! ſo tönte es wirklich. In demſelben Augenblicke ſtürzte eine hohe Geſtalt im Nachtkleide aus der Thür. Ihr Gewand flog; ihr langes, mächtiges, blondes Haar wogte wie ein Mantel im Sturme um ſie her.

Norbert, rief ſie aufs neue. Dein Blut iſt in meinem Blute!

Wie vom Sturm getrieben, ſtand ſie plötzlich vor den beiden Männern. Sie riß die glaſigen Augen groß und weit auf, und einen unausſprechlichen Blick auf Norbert richtend, rief ſie faſt ſingend: Auf den Tod, Norbert!

In demſelben Moment ſtürzte ſie ohnmächtig zuſammen.

Es kamen Leute aus dem Hauſe, die ſie aufnahmen und wegtrugen. Burgmüller glaubte unter ihnen ihre Mutter zu erkennen. Freilich war er zu aufgeregt, um klar zu ſehen.

Ferber fragte die Leute aus dem Hauſe nach der Wahnſinnigen. Er hörte, daß die Dame am Nervenfieber leide und in ihren wilden Phantaſien entſprungen ſei.

Sah ſie nicht gerade aus wie Ophelia? fragte der Baron den Muſiker.

Sie war Ophelia! ſprach Norbert.

Der junge Componiſt zitterte ſo erſchreckt, daß er kaum zu gehen vermochte. Seine Glieder bebten, ſeine Knie ſchlotterten. Ferber bot ihm, ohne den rechten Zuſammenhang zu verſtehen oder zu errathen, den Arm.

Als ſie in den Gaſthof zurückkamen, äußerte ſich Ferber: Lieber Burgmüller, Sie ſollten ein Bad nehmen, denn Sie leiden an den Nerven. Die warmen Quellen werden die übergroße Spannung dämpfen. Aber vielleicht ziehen Sie es vor, einen Arzt zu conſultiren.

Nein, Ihre Idee iſt gut, ſprach Burgmüller. Warme Bäder ſind mir auch ſchon früher in ähnlichen Zuſtänden verordnet worden und haben mir gut gethan.

Soll ich bei Ihnen bleiben? fragte der Baron.

Warum nicht gar! antwortete der Muſiker.

So gingen ſie in die Bäder und ließen ſich zwei Stuben anweiſen, die nebeneinander lagen. Während des Auskleidens und bis zum Betreten der Wanne wechſelten ſie noch Reden durch die dünnen Wände. Da hörte Ferber plötzlich einen ſeltſamen, ächzenden Ton aus Burgmüller's Zelle herausdringen. Er rief ſogleich; aber es kam keine Antwort. Der geängſtete Freund ſprang aus dem Waſſer, umhüllte ſich mit dem Nothwendigſten und eilte an die Thür der benachbarten Klauſe. Sie war verſchloſſen. Auch jetzt erfolgte kein Zeichen. Da machte Ferber Lärm, indem er zugleich das Schloß ſprengte. Die Leute des Hauſes waren unterdeß herangekommen. Welcher Schrecken für Ferber! In der Wanne lag die Leiche Norbert Burgmüller's, den weder Rufen noch Reiben, noch die herbeigeeilten Aerzte ins Leben zurückrufen konnten. Er war und blieb todt.

Siebzehntes Kapitel.

Während ſich dieſes traurige Ereigniß in Aachen zutrug, war Felix Mendelsſohn in Düſſeldorf eingetroffen, um die vorbereitenden Proben zum Muſikfeſte einzuleiten. Die alten Freunde empfingen ihn mit der bewährten Herzlichkeit. Sein erſtes großes Oratorium, der herrliche „Paulus", den er zum größten Theil bei ſeinem Aufenthalt in der anmuthigen Gartenſtadt componirt hatte und der dann in Leipzig vollendet worden war, ſollte bei dieſer Gelegenheit zuerſt zur Ausführung kommen. Bei ſeiner Ankunft hörte er mit großer Genugthuung, daß ſein Werk bereits bei den erſten Proben den allgemeinſten Beifall der Mitwirkenden erhalten hatte. Als er ſelber zuerſt in den Singverein kam, wurde er mit wahrer Begeiſterung empfangen. In der That durfte er auch mit Recht ſeine höchſte Zufriedenheit ausſprechen, nachdem er Platz am Flügel genommen hatte und ſeine Chöre von Hunderten friſcher und kräftiger Stimmen getragen dahinrauſchten. Seine Behauptung, daß man nirgends große Geſangwerke mächtiger und ſchwunghafter ſinge als an den Ufern des Rheins, fand eine neue Beſtätigung. Aber man ſang nicht allein begeiſtert, man ſang auch exact. Julius Rietz, der die Vorproben geleitet hatte, erwies ſich als einen tüchtigen Meiſter und als ſeinen würdigen Nachfolger. So konnte der junge Componiſt ein in jeder Beziehung gelungenes Feſt erwarten.

Zu den erſten Erkundigungen, welche Mendelsſohn einzog, gehörte die Frage nach Burgmüller. Trotz der vielfachen Anordnungen, die vor ſeiner Abreiſe nach Leipzig im letzten Sommer getroffen werden mußten, hatte er ſich doch noch mit dem Gedanken beſchäftigt, den jungen Collegen ſeiner Vaterſtadt zu erhalten. Der Plan, ihm eine Organiſtenſtelle zu verſchaffen, ſchien ihm, je mehr er darüber nachdachte, deſto zweckmäßiger. Wie er aber alles, was ihm am Herzen lag, kräftig und raſch anzufaſſen pflegte, ſo ging er auch hier zu Werke und ſetzte ſich ſofort mit einigen einflußreichen Leuten in Verbindung. Der Zufall wollte es, daß der Organiſt an der St.-Lambertus-Pfarrkirche ein alter, verſchliſſener Mann war, den man, ohne die Billigkeit zu verletzen, penſioniren konnte. Dieſe Stelle wurde für Norbert in Ausſicht genommen. Mendelsſohn empfahl den jungen Düſſeldorfer auf das wärmſte bei denjenigen Männern, die in dieſer Angelegenheit ihren Einfluß geltend machen konnten. Man verſprach ihm allerſeits, die Sache nach ſeinen Wünſchen zu ordnen. Als er nun aber in Düſſeldorf eintraf, erfuhr er zu ſeinem höchſten Verdruſſe, daß wieder einmal gar nichts geſchehen war. Ja, er hörte, daß Burgmüller, der ſich augenblicklich in Aachen befinde, die feſte Abſicht habe, die Heimat zu verlaſſen und nach Paris überzuſiedeln. Dieſe Nachricht berührte ihn vollends unangenehm. Verwies man hier nicht wiederum ein großes Talent, weil man zu bequem war, ihm ein auskömmliches Daſein zu ſchaffen, aus dem Vaterlande in die Fremde, wo es doch am Ende einem ungewiſſen Loſe entgegenging? Aber auch für den Fall, daß ſich für Burgmüller eine glänzende Laufbahn erſchlöſſe, war es nicht eine doppelte Schmach für die Heimat, die ihm keine Gelegenheit bieten wollte, ſich in ruhiger Behaglichkeit zu entfalten? Durfte man dem Auslande den Ruhm laſſen, einen Künſtler ſeiner vollen Entwickelung entgegenzuführen? In dieſem Falle kam noch hinzu, daß es ſich um einen kränklichen, ſchwachen Menſchen handelte, dem die leibliche und geiſtige Ruhe doppelt nöthig war. Dieſe Betrachtungen waren für Mendelsſohn hinreichend, um in aller Eile neue Schritte zu thun. Er ſuchte die betreffenden Männer alsbald auf, erinnerte ſie an frühere Verſprechungen und ließ ſich neue Verſicherungen eines raſchen Handelns geben, damit Burgmüller bei ſeiner bevorſtehenden Rückkehr von Aachen die ganze Angelegenheit geordnet finde und nicht nöthig habe, ſein Brot in der Fremde zu ſuchen.

So war alles in den beſten Gang gebracht, als plötzlich die unerwartete Nachricht von Burgmüller's jähem Tode nach Düſſeldorf kam. So trifft Blitz und Donner aus heiterer Luft. Vor die Freunde des Verſtorbenen, die jetzt ſo ſtolz auf die öffentlichen Erfolge des

Genoſſen waren und die ihn mit tiefſter Dankbarkeit gegen Mendelsſohn und deſſen raſtloſe Bemühungen der Stadt erhalten wähnten, trat der entſetzliche Verluſt wie ein dunkles Geſpenſt. Sie kamen jammernd zuſammen. Man wollte der düſtern Kunde keinen Glauben ſchenken. bis Ferber's ausführlicher Brief alle Täuſchungen zerſtreute. Welch ein trauriges Geſchäft war es, der alten Mutter und der friſchen Braut die gräßliche Nachricht mitzutheilen! Die erſtere erſtarrte vor Schmerz, die zweite brach in die peinvollſten Trauertöne aus. Will, der ſeinen erſten Freund verloren hatte, ſchloß ſich die erſten Stunden in ſein Zimmer ein und wollte keine Menſchen mehr ſehen. Ihm war eine ideale Jugendfreundſchaft zerbrochen. Die andern Genoſſen des Kreiſes pflogen allmählich bedächtigen Rath. Da meinten denn die meiſten, ſie dürften die Leiche des Freundes nicht im fremden Boden vermodern laſſen. So beſchloſſen ſie, ihn dort zu begraben, wo er geboren war, wo ſeine Aeltern gelebt hatten, wo er in die Kunſt trat, wo er den erſten Lorberkranz erhielt, wo er ſelbſt geliebt hatte und ſo herzlich geliebt worden war.

Einige Freunde, unter denen ſich auch Will befand, boten ſich an, den Todten in Aachen abzuholen. Sie nahmen ſofort einen Wagen und begaben ſich auf den Weg. Als ſie in der alten Kaiſerſtadt anlangten und vor dem Gaſthofe hielten, hörten ſie zu ihrem Schrecken, daß Burgmüller's Leiche vor wenigen Minuten zum Begräbniß auf den Kirchhof gebracht worden ſei. Sie nahmen einen Führer, der ſich zum Kutſcher ſetzen mußte, und eilten nach. Auf der letzten Ruheſtätte erreichten ſie den Leichenzug, der nur von Ferber und einigen aachener Muſikern begleitet wurde. Seltſamerweiſe waren ſich an zwei nachbarlichen Gräbern zwei Trauergeleite begegnet, denn während Burgmüller von der einen Seite hingefahren wurde, war von der andern Seite ein ähnlicher Zug erſchienen, hinter dem ein einziger, in tiefes Schwarz gekleideter Herr von elegantem Aeußern als Leidträger dahinſchritt. Zwei Särge waren aus den beiden Leichenwagen gefördert worden und ſtanden auf dem grünen Raſen, der im friſcheſten Frühlingsgrün glänzte. Auf dem Sarge Burgmüller's lag ein Lorberkranz, auf dem andern Sarge erblickte man ein Gewinde von weißen Roſen.

Die beiden düſſeldorfer Ankömmlinge verſtändigten ſich mit Ferber und dem begleitenden Geiſtlichen über ihre Abſicht, den todten Freund in die heimatliche Erde zu verſenken. So wurde denn Burgmüller's Leiche in den von Düſſeldorf mitgebrachten Wagen gebracht.

Unterdeſſen wurde der andere Sarg in den Boden geſenkt. Burgmüller's Freunde ſtellten ſich mit an die Grube und lauſchten der kurzen Rede des Geiſtlichen, aus der ſie vernahmen, daß die Verſtorbene: Fräulein Roland, eine frühere Schauſpielerin und die jetzige Braut des anweſenden Freiherrn ***, in wenigen Tagen von einem heftigen Nervenfieber dahingerafft worden war. Als die Schollen mit dumpfem Ton auf den Sarg fielen, entfernte ſich der Leidtragende mit einer hellen Thräne im Auge. Die Todte hatte ihm als Braut angehört.

Aber ſie hatte auch einſt Norbert Burgmüller als

Braut angehört, denn ſie war ſeine Ophelia geweſen. Seltſames Schickſal! Die Freunde des Componiſten hörten von Ferber die letzten eigenthümlichen Begegnungen des jungen Componiſten. Will ſchauderte. Er ſah als Vertrauter Norbert's ſogleich den Zuſammenhang ein und machte auch den Gefährten die erſten Mittheilungen. So war dem Geſchiedenen alſo dieſe Liebe doch zum Verhängniß geworden! Aber auch ſie hatte davon den Tod gehabt. Seltſames Schickſal! Waren ſie durch ihr Blut, das ſie vereint fließen ließen und tranken, für dieſes Leben unlösbar aneinander gekettet worden?

Es lag nahe, daß den verſammelten Freunden gemeinſame Bedenken kamen. Die frühern Verlobten waren an demſelben Tage geſtorben. Der eine ſchien von dem andern den Keim des Todes erhalten, ihr Wiederſehen ſchien ſie gleichmäßig vergiftet zu haben. Sie ſtarben an demſelben Tage und in derſelben Stunde. Ihre Leichenzüge begegneten ſich in derſelben Minute, und ihre Gräber lagen durch den Zufall nachbarlich geöffnet. Schien es da nicht der Wille des Schickſals, daß ſie auch Sarg an Sarg den ewigen Schlaf in der Mutter Erde ſchliefen?

Nein, und abermals nein! rief endlich Will. Sie haben dennoch mit der Liebe ein ſündiges und heidniſches Spiel getrieben. Ihre Leidenſchaft war kein ſtillglühendes Opferfeuer, wie man es in den heiligen Orten aufbewahrt, es war eine freſſende Flamme, die Zerſtörung und Vernichtung brachte. So ſind ſie denn auch daran zu Grunde gegangen. Und waren ſie nicht auch ſchließlich durch anderweitige Gelöbniſſe gebunden? Sie wurde die Braut eines zweiten Bräutigams, er der Bräutigam einer zweiten Braut. Für unſern Norbert nehme ich überdies eine neue, reine und edle Liebe in Anſpruch, die er zwiſchen der Geliebten und der Kunſt theilte. Möge er alſo auch dort ruhen, wo ſein Geiſt und ſein Herz in den letzten Tagen daheim war! Ich halte es für unſere Pflicht, daß wir nicht das blinde Schickſal, ſondern eine weiſe Ordnung walten laſſen.

Dieſe Worte entſchieden. Die Freunde waren in dem Entſchluſſe beſtärkt, die Leiche Norbert's mitzuführen.

In Düſſeldorf waren unterdeſſen alle Anſtalten zu einem großartigen und feierlichen Begräbniſſe getroffen worden. In Will's älterlichem Hauſe hatten ſich Norbert's Schülerinnen mit ihren Freundinnen verſammelt, um Kränze zu winden, welche den Sarg des theuern Geſchiedenen ſchmücken ſollten. Seine Freunde übten Trauerlieder, um ſie an ſeiner Gruft zu ſingen. Man ſorgte für ein Muſikcorps, das Todtenmärſche blaſen ſollte. Darüber langten die Freunde mit dem Trauerwagen aus Aachen an. Burgmüller's Leiche wurde im Franciscanerkloſter niedergeſetzt. Alt und jung, hoch und gering zog dahin, den Mann im Tode zu beſchauen, den ſie im Leben faſt alle ſo gründlich überſehen hatten. Als ſich am folgenden Tage ſein letztes Geleite formte, zeigte ſich eine ſolche Theilnahme, wie ſie in Düſſeldorf kaum dageweſen war. Der Zug der Begleiter war unzählbar. Künſtler, Beamte, reiche und arme Bürger ſchloſſen ſich in unabſehbaren Reihen an.

Eine Menge von Wagen folgte. Und hier zeigte ſich auch wieder ein rührendes Zeichen von Mendelsſohn's herzlicher Theilnahme, denn neben dem herrlichen Trauermarſche von Beethoven ertönte, während der Zug ſich durch die Straßen nach dem Friedhofe bewegte, auch ein Marſch des jungen Meiſters. Trotz ſeiner vielen Beſchäftigungen für das Muſikfeſt hatte er noch Zeit gefunden, dem Geſchiedenen in dieſer neuen Compoſition ein ehrendes Andenken zu widmen. So fand Norbert Burgmüller die Ruheſtätte, über die hinaus es keine andere für den ſterblichen Menſchen mehr gibt.

Grabbe konnte dem Verſtorbenen den letzten Freundſchaftsdienſt nicht leiſten. Er war ohnehin ſchon von Tag zu Tag lebensmüder und hinfälliger geworden. Der Tod Norbert's hatte ihm ein neues Stück vom Leben geriſſen. So brachte er die Trauertage einſam und ſtill als Einſiedler in ſeiner Wohnung auf der Ritterſtraße zu. In der traurigſten Stimmung von der Welt ſchrieb er dort folgenden Nachruf, den die Blätter in den nächſten Tagen brachten:

Norbert Burgmüller.

Noch ſind es kaum acht Tage, wo er mich Podagriſten gutmüthig abends aus dem Theater nach Hauſe führte und ſagte, er reiſe morgen zu einem Muſikfeſt oder Concert (ich erinnere mich nicht genau, wie er es nannte, ich hätte ſeine Worte ſchwerer genommen, wußt' ich, daß es die letzten wären, die ich von ihm hören ſollte) nach Aachen und werde in vierzehn Tagen zurückkommen. — Norbert, du haſt dein Wort ſchlecht gehalten, biſt weiter gereiſt, kommſt nicht wieder, ſtarbſt am 7. Mai, welcher diesmal für jeden, der dich kannte, kein Wonnemond iſt. — Der dich kannte! — Ja, du warſt ganz was anderes als manche Leute, die bei näherer Betrachtung immermehr von dem Gloriendunſt verlieren, in den ſie ſich verhüllen. Von manchem im Pöbel wardſt du, weil du beſcheiden warſt, nur verkannt. — Ich pauſire. Ich liebe keine Thräne, doch es fällt mir hier eine aufs Papier, und ich muß ſie löſchen, was ſchwer und gefährlich iſt. Eine Menge ihrer Gefährtinnen ſitzt mir hinter den Augen und möchte nachkommen. — Burgmüller's Compoſitionen ſind beſſer als tauſend Opern, Lappalien und Spectakelmuſikalien der heutigen Zeit, die nach alten abgenutzten Texten erfunden und von oft bezahlten Journalen betrillert und beſchrieen werden. Er hatte bei ſeinen Compoſitionen nur Einen Fehler: er that des Guten gern zu viel. Stimme und Inſtrumente werden oft von ihm überladen, daß ſie all das Gute kaum ausführen können, ohne zu brechen. Er war noch jung, und Ueberbrauſen iſt da zu entſchuldigen. Das iſt beſſer als leer ſein und nichts zum Ueberbrauſen haben. Man gährte ſonſt nicht auf und aus, weil das Material zur Größe fehlte. — Man warf dem Norbert zuweilen vor, er ſei zu wenig fleißig. Hätten die Tadler einen reizbaren, leicht durch Alltäglichkeiten geſtörten, behinderten Genius zu ſchätzen gewußt, Krampfanfälle und drückende Verhältniſſe zeitig erwogen, ſo würden ſie geſtehen müſſen: Norbert that, was er unter Umſtänden konnte. — Es ſollen noch viele Manuſcripte von ihm vorhanden ſein. Gebe man doch dieſe Reliquien in Druck! Sie ſind ſicherlich gut. Und wie ſollt' es anders ſein? Nie ſagte er, ſoviel ich mit ihm geſprochen habe, ein unwahres Wort, vielmehr dachte er ſtets bei Fragen und Antworten erſt reiflich nach. Die Wahrheit iſt aber die rechte, die beſte Kunſt, und alles Streben tüchtiger Geiſter geht nur auf ſie. — Es vergeht, es ſtirbt ſo manches Treffliche — man könnte bisweilen wünſchen, auch in der Geſellſchaft zu ſein, beizu auch deshalb, weil die Todten ſtumm ſind und nicht klatſchen und verleumden. Grabbe.

Ja, Grabbe hatte den letzten treuen Freund, den er fern der Heimat beſaß, verloren. Ueberdies war er mit ſeinem Gelde zu Ende und ſah den troſtloſeſten Tagen entgegen. Was Wunder, daß ihn die Verzweiflung beſchlich! Er ging mit den ſchwärzeſten Planen um. Endlich raffte er ſich doch auf und ſchrieb an den Kanzleirath Petri in Detmold *): er habe an einen Sprung in den Rhein gedacht, dazu ſei er aber doch zu gut, nun wolle er in der Heimat ſein Ende abwarten, das nicht lange mehr ausbleiben werde, Petri möge ihm ſechs Louisdor ſchicken und in Detmold ein Stübchen miethen, dann denke er ſich mit Abſchreiben ſeine geringen Bedürfniſſe zu verdienen. Seine bisherigen Bekannten unter den Advocaten würden ihm wol dazu helfen. Er hatte nicht umſonſt gebeten, denn Petri ſchickte ihm mit umgehender Poſt das verlangte Geld. Grabbe ſandte die Magd ſofort, um ſich ein Fahrbillet in die Heimat holen zu laſſen.

Zugleich aber dachte er an ein gegebenes Ver-

---

*) Ziegler's „Grabbe", S. 160.

ſprechen. Was er Burgmüller'n im Leben gelobt hatte, das wollte er ihm im Tode nicht brechen. So machte er ſich am Nachmittage auf, um Immermann zu beſuchen und ſich mit ihm zu verſöhnen. Halb zu ſeinem Verdruß, halb zu ſeiner Zufriedenheit traf er ihn nicht zu Hauſe. Es fehlte ihm an Zeit und Kraft, den weiten Weg nach Derendorf zu wiederholen. Als er wieder auf ſeiner Stube ſaß, griff er deshalb zu Papier und Tinte und nahm Abſchied. In dem Briefe erkannte er Immermann's Verdienſte um ſich in dankbarſter Weiſe an und bat ihn wegen ſeines ungefügen Benehmens um Verzeihung, indem er ſich in Betreff ſeines unſeligen, durch Naturanlage und Erziehung mistrauiſch gewordenen Charakters zu entſchuldigen ſuchte. Auch von ſeiner letzten Arbeit ſprach er ein paar Worte: Die „Hermannsſchlacht“, hieß es, iſt gegen „Hannibal“ ein Koloß. Sie iſt fertig. Ich feile nur noch, ſinke auch wol an ihr nieder, wenn ſie vollendet iſt — auf ewig. *) Am folgenden Tage verließ er Düſſeldorf, wo er viel Freudiges und viel Trübes erlebt hatte, um in die Heimat zu kehren, in der ihm Gott weiß was alles noch bevorſtehen ſollte.

So war plötzlich ein Kreis geſprengt worden, der noch vor wenigen Wochen behaglich, heiter, humoriſtiſch und witzig ſein Weſen trieb. Aber wer empfand den Tod des jungen Muſikers lange nach als die Mutter, die Braut und ein paar Freunde? Wer trauerte vollends um die plötzliche Abreiſe Grabbe's, der den meiſten

---

*) Memorabilien, II, 173.

Menſchen, die ihn kannten, am Ende doch nur wie ein curioſes Phänomen vorgekommen war? In der menſchlichen Geſellſchaft hat eben nur das Leben recht. Gott verlieh uns das Vergeſſen als ein heiliges Geſchenk. Wie könnten wir uns ſonſt von ſo manchem herben Schmerz löſen? Er hat uns auch die innige Freude an der Gegenwart, wenn ſie freudig iſt, als eine ebenſo heilige Gabe zugedacht. Und da in jenem Frühlinge, von dem wir erzählen, ein ſchönes Feſt in Düſſeldorf gefeiert werden ſollte, ſo war die Trauer bald vor der hereinbrechenden Luſt in den Hintergrund getreten.

In der That ſtrömten in den nächſten Tagen von allen Seiten zu dem bevorſtehenden Muſikfeſte, das wie immer in den Pfingſttagen abgehalten wurde, die Tonkünſtler, Sänger und Sängerinnen aus den benachbarten Städten herbei. Ihnen folgten die Fremden, die ſich aus Nord und Süd, aus Weſt und Oſt zuſammenfanden. Der liebe Frühling hatte ſein Beſtes gethan, um die hübſche Stadt, die ſich beſonders in den ſüßen Maitagen ſo friſch und anmuthig in ihrem Kranze von Gärten ausnimmt, auszuſchmücken. Der Hofgarten mit ſeinen Alleen und Gebüſchen, die im dichteſten Laubwerk wogten, mit ſeinen Raſenplätzen, auf denen zahlloſe Blumen emporſproßten, und mit ſeinen Teichen, auf deren im Sonnenſchein glitzerndem Spiegel weiße Schwäne hinſegelten, war wie zu einem Feſte angezogen, zumal da tauſend Vögel zugleich ein Concert gaben, in welchem die Soli der Nachtigallen um die Wette den Preis zu verdienen ſtrebten. Auch die Stadt hatte ein luſtiges, buntes Anſehen, denn in allen Straßen wehten bunte Fahnen, um den Fremden gleichſam den Gruß zu ſagen und ſie zu überzeugen, daß die Bewohner ſich der Gäſte freuten.

Am 22. Mai, dem Pfingſtſonntage des Jahres, abends um 6 Uhr, begann das erſte Concert des Muſikfeſtes mit dem Oratorium „Paulus“ von Mendelsſohn, das hier zuerſt in die Oeffentlichkeit trat, im ſogenannten Becker'ſchen Saale, der die zudrängenden Menſchen kaum faſſen konnte. Welcher unendliche Jubel ſtrömte aus tauſend Kehlen, als die Aufführung des Werks beendet war! Seit Johann Sebaſtian Bach, Händel und Joſeph Haydn hatten die Meiſter der Tonkunſt dieſe Form verlaſſen. Mozart widmete ſich hauptſächlich der Oper und Beethoven der Symphonie. Wenn auch von einem oder dem andern ein neuer Verſuch im Oratorium gemacht worden war, ſo hatte doch keiner ein nachhaltiges Werk geſchaffen. Nun aber ſchlug in einer mittelgroßen Stadt am Niederrhein mit Einem Schlage ein junger, ſechsundzwanzigjähriger Componiſt durch. Die Art und Weiſe des Beifalls, die nicht gemacht und nicht gezwungen war, brachte jedermann die Ueberzeugung bei, daß der „Paulus“ ſeinen Weg gehen würde, wie er es ſpäter gethan hat. Mochte man immerhin die ehernen Geiſter der frühern Oratoriencomponiſten vermiſſen, ſo lag doch hier ein Kunſtwerk vor, das, aus dem reinſten Gemüthe entſproſſen, ſich namentlich durch das ſchönſte künſtleriſche Ebenmaß auszeichnete. Wurden auch am zweiten Tage Beethoven's neunte Symphonie und deſſen erſte Ouvertüre zu „Leonore“, ſowie Mozart's „Davidde penitente“ und ein großer Pſalm von

Händel gegeben, und kamen bei einer dritten improviſirten Aufführung, wo der junge Componiſt mit dem Geiger Ferdinand David die A-moll-Sonate von Beethoven zum größten Entzücken der Anweſenden vortrug, die reizendſten Solo-Leckerbiſſen zur Ausführung, Felix Mendelsſohn blieb doch der Held des Feſtes, an den die freundlichſten Worte gerichtet und dem die wärmſten Blicke zugewandt wurden. Wer nahm nicht die anmuthigſten Erinnerungen an dieſe ſchönen Tage mit ſich in die Heimat? Der junge Meiſter wurde von dem Feſtcomité noch in beſonderer Weiſe geehrt. Wie es dem Charakter einer Künſtlerſtadt angemeſſen war, ließ daſſelbe ein Prachtexemplar des „Paulus“ mit trefflichen Handzeichnungen illuſtriren, an denen namentlich Adolf Schrödter, Julius Hübner, Eduard Steinbrück und Heinrich Mücke, ſowie des Componiſten Schwager, der Hofmaler Henſel, theilnahmen. Dieſes Werk wurde dem Helden des Feſtes feierlich überreicht. Freilich das Erfreulichſte, was er aus Düſſeldorf mit ſich nahm, das war der feſtſtehende Ruhm, das beſte Oratorium ſeit Händel geſchaffen zu haben.

Das erſte Werk, welches Mendelsſohn nach ſeiner Abreiſe von Düſſeldorf vornahm, war ein Liebeswerk. In Frankfurt am Main war nämlich ſein Freund Schelble, der Dirigent des Cäcilienvereins, erkrankt und auf den Rath der Aerzte zur Herſtellung ſeiner Geſundheit in ein Seebad gegangen. Damit dieſe treffliche muſikaliſche Geſellſchaft nicht aus der Uebung komme, bot Mendelsſohn ſich an, die Proben fortzuführen. Er ging alſo dahin und hatte auch in der That große

Freude an den vielen ſchönen Stimmen, die der Verein aufwies, ſowie an der großen Sicherheit, mit welcher die Mitglieder ſelbſt die ſchwerſten Motetten und Fugen von Sebaſtian Bach ausführten. Zugleich machte die Stadt mit ihren reizenden Umgebungen einen ſo angenehmen Eindruck auf ihn, daß er ſich in der heiterſten Seelenſtimmung befand. Jedoch es ſollte nicht allein dabei bleiben, daß er dem Dienſte der heiligen Cäcilia, der Beſchützerin der Tonkunſt, huldigte, er begann auch bald einer irdiſchen Cäcilia zu huldigen. Daß man den jungen berühmten Componiſten überall mit Freuden aufnahm, war nicht zu verwundern. Zu ſeinen vielfachen Bekannten gehörte auch die Familie Jeanrenaud. Cäcilia, die jüngſte Tochter des Hauſes, eine reizende Blondine, feſſelte ihm Geiſt und Seele. Sie ward ſpäter ſeine Gattin. Er führte mit ihr eine Ehe, von der ſich nicht viel ſagen läßt, weil ſie alles Glück in ſich ſchloß. Sicherlich hat die echte Liebe ihn geführt. Und doch war es auch ein Glück für ihn, daß er ſein Weib aus einem friedlichen, geordneten Bürgerhauſe nahm. Wie mancher Künſtler iſt nicht dadurch unſelig geworden, daß er, blinder Leidenſchaft folgend, über ſeinen Stand hinausſtrebte, unter ſeinen Stand hinabſtieg, oder ſich an ein Weſen hängte, das in irgendeiner Kunſt glänzte, aber im ſtillen heimelnden Hauſe, wo doch ſchließlich das Glück der Ehe liegt, nicht daheim war!

Launenhaftigkeit der Gegenſätze! Von dem Mai 1836 ſchrieb ſich Mendelsſohn's Ruhm. Er hatte eine glückliche, reiche Jugend gehabt, ſein Talent entwickelte ſich ruhig, harmoniſch, freundlich, ſeine Kunſt wuchs in ſeinen heitern Verhältniſſen, getragen von guten Freunden, vermehrt durch Reiſen, deren Koſten er nie zu ſcheuen hatte: mit ihr ſtieg ſein Ruhm, ſicher ſich mehrend, empor. Stellen und Auszeichnungen wurden ihm entgegengetragen. So war ſein Los beneidenswerth, denn ſein Leben ging in ſich rund und fertig abgeſchloſſen dahin. In demſelben Mai war ein anderes Talent plötzlich zu Grunde gegangen, gegen welches ſich Geburt, Leben, Erziehung, Umgebung, Leidenſchaften und Schickſale von vornherein verſchworen zu haben ſchienen, das die heftigſten Kämpfe durchmachte, ohne ſich ans Ziel zu ringen, welches alle kleinen Leiden und Widerwärtigkeiten durchwallen mußte, ohne vor neuen behütet zu ſein, welches ſich durch eine tiefe Verſtimmung, die der Kunſt nie gedeihlich iſt, durcharbeiten mußte, und endlich, als ihm klarere und glücklichere Verhältniſſe zu tagen ſchienen, plötzlich inmitten der Laufbahn für immer dahinſank. Armer Norbert!

Achtzehntes Kapitel.

An einem wundervollen Maiabend fuhr die Poſtkutſche, in welcher Grabbe in ſeine Heimat kehrte, durch die Thäler und über die Höhen des Teutoburger Waldes. Es war ein unſaglich ödes und leeres Gefühl, das auf der müden Seele des Dichters laſtete und das durch die Pracht der ihn umgebenden Natur nur noch vermehrt wurde. Wie herrlich und friſch ſtanden rings die mooſigen Eichen und blanken Buchen, wie flüſterte es in den vollbelaubten Zweigen, wie rauſchten die Bäche fröhlich an ihm vorüber! Einſt war er ſo kühn geweſen, heimlicherweiſe die ewige Jugend dieſes forſtenreichen Landes mit ſeinem eigenen Geiſte zu vergleichen. Jetzt durfte er nicht mehr daran denken. Der Wagen hielt zufällig an einer ſtolzen Eiche. Wie beneidete er ſie um ihre geſunde Fülle! Ein Hirſch ſetzte unten durch das Wieſenthal. Wie wünſchte er ſich ſeine flüchtige Schnelligkeit! Ein Raubvogel ſchwebte über die Schlucht, um ein Wild zu erhaſchen. Ach, hätte er auch einen ſolchen Flug wagen können! Ueberall regte ſich neues

Leben. An ſeinem Leben nagte der Tod. Er fraß es fort, wie jetzt die Nacht den Tag verſchlang. Endlich fuhr der Wagen in die dunkeln Straßen von Detmold. Als er einſt den Ort verließ, da regten ſich doch noch Wünſche und Plane in ſeiner Seele. Heute hatte er nur noch den Wunſch zu ſterben. Mit den Planen war es ganz und gar zu Ende. Nun hielten die Pferde vor der Poſt. Die Paſſagiere ſtiegen aus. Er ließ ſeine Sachen in den Gaſthof zur Stadt Frankfurt bringen, wo er auch Quartier nahm.

Der erſte Ausgang, den er am andern Morgen unternahm, war nicht ſeinem Weibe, er war ſeiner Mutter geweiht, welche nach dem Tode ihres Mannes den Zuchthof verlaſſen hatte und ſehr eingezogen bei einer entfernten Verwandten wohnte, deren ſie ſich vor Zeiten annahm. Der Schrecken der alten Frau, als ſie ihren Sohn erblickte, war entſetzlich. Hatte er ſchon bei ſeinem Abſchiede kränklich und abgemagert ausgeſehen, ſo glich er jetzt einem Menſchen, der aus dem Grabe aufgeſtanden iſt. Sein Gruß klang wie immer rauh und kurz, obgleich ſie die einzige Perſon auf der Welt war, für welche er eine wirkliche Zärtlichkeit beſaß, die freilich unter einer ſehr herben Schale verborgen war.

Iſt es wahr, polterte er dann heraus, daß Henriette, meine frühere Braut, geſtorben iſt?

Sie iſt todt, antwortete die Mutter.

Da fiel er der alten Frau weinend um den Hals und rief: Gott, o Gott!

Sicherlich war es keine rechte Liebe, die ihn jetzt ſo weich und gerührt gemacht hatte, ſondern ein Aufſchrei des allgemeinen Elends, in dem er ſich befand. Sein troſtloſer Zuſtand wurde durch jede ſchöne Erinnerung noch troſtloſer, weil er ſich aus der bitterböſen Gegenwart fortſehnte.

Seine Mutter, die ihn nie in ſo verzweifelter Stimmung geſehen hatte, ſuchte ihn zu beſchwichtigen. Er hörte, ſtier und ſtarr in einer Ecke ſitzend und auf die Erde ſchauend, ihre Worte nicht. Als er endlich hörte, brach er auf.

Dummes Zeug! rief er, alle Kraft zuſammennehmend, und wankte von dannen.

Er ging jetzt zu ſeinem alten Freunde, dem Kanzleirath Petri, den er aber nicht zu Hauſe traf; dann wandte er ſeine Schritte der Reſſource zu. So hieß nämlich das Geſellſchaftshaus, in welchem die höhern Stände zu ihren Vergnügungen zuſammenkamen. Am heutigen Tage ſollte gerade eine Landpartie auf die Höhen des Teutoburger Waldes ſtattfinden. Vor der Thür ſtand eine Menge von Wagen. Herren und Damen hatten ſich an dem Hauſe verſammelt.

Da hieß es plötzlich: Dort kommt Grabbe! Alle ſchauten die Straße hinunter. Bald ſcholl es von allerlei Bemerkungen: Mein Gott, wie ſieht er aus! Ja, er iſt geſtern Abend zurückgekommen, aber nicht bei ſeiner Frau, ſondern im Gaſthofe abgeſtiegen. Das wird wieder Skandal abſetzen. Das tolle Weib zwingt ihn mit dem kleinen Finger. Sie wird ihm die Thür verſchließen. Er hat ſicher die Schwindſucht. Er lebt keinen Monat mehr. Der verfluchte Rum! Und welcher

Anzug! Sein Verhältniß zu Immermann iſt ſicher eine Lüge geweſen! Er kann nie in gute Geſellſchaft gekommen ſein! So floß es ſchonungslos über die böſen Zungen.

In der That war es auch ein trauriger Aufzug, in dem der Dichter heranſchritt. Seine Kleidung ſchien ſehr abgetragen und ſaß äußerſt nachläſſig. Der braune Frack war an den Ellenbogen ziemlich weiß geworden, die weite, ſchwarze Hoſe wehte ihm ſchlaff um die dünnen Beine, ſeine grobe Halsbinde ließ keinen Kragen ſehen, die dunkle Weſte war bis unter den Hals zugeknöpft, auf dem Kopfe trug er eine alte graue Mütze. Er ſchwankte in einer Weiſe, daß man faſt befürchten mußte, er möge umfallen. Ein paar Gaſſenjungen kamen des Wegs, ſtaunten ihn an und zogen die Mützen. Als er den Gruß erwiderte, konnte man wahrnehmen, daß ſein Kopf faſt kahl geworden war.

Als er ſich dem Geſellſchaftshauſe näherte, gingen die meiſten frühern Bekannten aus dem kleinen Städtchen, wo eben jedermann den andern kannte, beiſeite. Sie ſchämten ſich des unglücklichen Mannes, den ſie vielleicht vor Zeiten bewundert und mit dem ſie manche Stunde zuſammengeſeſſen hatten. Er ſah gar zu arm und dürftig aus.

Nur einige junge Leute traten mit kecker Neugierde an ihn heran, boten ihm den Gruß und fragten: Nun, Grabbe, machſt du mit?

Aber wie ſollte er mit der fröhlichen Jugend Hand in Hand gehen? Er ſah, wie die Herren und Damen die Wagen beſtiegen. Vorauf zog ein Muſikcorps, das fröhliche Hörnertöne erſchallen ließ. Dann ging der rauſchende, brauſende Zug in die ſchöne Frühlingswelt. Wie fühlte er ſich alt und einſam! Er hatte jetzt auch keine Luſt, ſich in die Stube zu ſetzen oder in die Journale zu ſehen, und ſchlich grollend in den Gaſthof zurück.

Dort ſaß er auch am Abend auf ſeinem Zimmer, als die detmolder junge Welt wieder mit Sang und Klang und unter aufſteigenden Raketen aus den Wäldern in das Städtchen einzog. Die Herren brachten die Damen nach Hauſe und fanden ſich, da ſie zu fröhlich angeregt waren, um ſchon die Ruhe zu ſuchen, in der Stadt Frankfurt ein. Das Gaſtzimmer füllte ſich mit lebensluſtigen Geſellen, die eine allgemeine Heiterkeit mitbrachten und ſich aufs neue ans Trinken, Würfeln, Singen und Jubiliren begaben. Der Lärm lockte den Dichter herunter, der wie ein Geſpenſt in die laute Geſellſchaft trat.

Seht da, Banquo's Geiſt! rief man.

Ça ira, antwortete er, ſich zu ſeinen frühern Späßen zwingend. Ich liebe auch den Geſang. Und mit ſo lauter Stimme, als ihm möglich war, begann er das Revolutionslied: Marchons, ça ira! das er immer ganz beſonders geliebt hatte.

Aber es wollte nicht recht voran. Nur wenige ſtimmten ein, und dieſe vermochten, war es nun Unluſt, Unkenntniß oder Verlangen nach andern Dingen, die Melodie nicht zu Ende zu bringen.

Es geht nicht! rief er hohnlachend. Was ſollte auch gehen, wenn ich es anfange!

Was haſt du jetzt unter der Feder? rief ihm einer der Geſellen zu.

Die „Hermannsſchlacht“, antwortete er mürriſch, ein vaterländiſches Stück.

Als dieſer und jener weiter forſchte, kam er doch ins Feuer und ſprach über ſeine letzte Arbeit in haſtiger Aufgeregtheit. Im Hermann iſt der uralte ſächſiſche Volksgeiſt verkörpert! rief er. Und ſeine Thusnelda wird wie die Meierfrau vom Sültehofe. Das rollt hinunter, als wäre es erſt geſtern geſchehen. Alle lebensfriſch von unſerm Grund und Boden. Detmold kommt auch drin vor, und wahrhaftig auf brillante Art. Die Studien zu dieſem Nationaldrama haben mich fürchterlich erſchüttert, ihretwegen ward ich ſo krank. Ja, der „Hermannsſchlacht“ unterlieg' ich faſt. Wer kann das Ungeheuere, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu ſterben! Wär' ich todt! Im Leben ehrt man Großes und hat's nicht. Mich tröſten die Sterne. Man hat ſie auch nicht, ſo arg ſie glänzen.*)

Laß uns doch das Ding hören, tönte es aus der Schar der Leute, die in ſeiner Nähe ſaßen.

Iſt's Ernſt oder Spaß? fragte er.

Verſteht ſich, Ernſt! war die gleichzeitige Antwort von einigen ſchon ſchweren Zungen.

Nun hoffte der matte Mann, der, wie er es ſelbſt fühlte, durch ſeine Lebensweiſe faſt zum Spott geworden war, ſich durch ein Werk ſeines Genies wieder in Achtung zu ſetzen. Voll von dieſem Gedanken, ſah er nicht ein, daß die Leute, welche augenblicklich ihr wildes Spiel in der Runde trieben, nicht in der Verfaſſung waren, eine Dichtung zu genießen. Er ſchien nicht zu überlegen, daß ihn lauter halbberauſchte Menſchen umgaben und daß es faſt Mitternacht war.

---

*) Eigene Worte bei Ziegler und Duller, S. 75—76.

So will ich das Manuſcript herunterholen, ſprach er. Als er ſich erhob, waren ſeine Schritte ſo unſicher, daß ihm ein junger, kräftiger Mann beiſprang.

Warte, Grabbe, rief er, ich trag' dich die Treppe hinauf.

Gut, antwortete der Dichter, ſo reite ich à la Freiligrath auf einem Kameele.

Alles lachte. Der Betroffene nahm den Scherz nicht übel, ſondern zog den Kranken, der freilich eine leichte Laſt war, auf die Schultern und trug ihn unter dem Jauchzen der Anweſenden hinaus.

Nach einer Weile kamen die beiden zurück. Grabbe brachte ſeine „Hermannsſchlacht“, ließ ſich die Lichter zurecht rücken und begann ſo laut und declamatoriſch zu leſen, als es ſein ſchwindendes Organ zuließ. Man hörte, es war ihm darum zu thun, daß er einen impoſanten Eindruck mache. Anfangs lauſchte ihm auch eine Gruppe von jungen Leuten, die aber bald immer kleiner und kleiner wurde. Hatte man ſich auch aus einer gewiſſen Achtung vor dem unglücklichen Dichter verhältnißmäßig ruhig verhalten, ſo kam doch der Lärm bald wieder in ſein altes Gleis. An einem andern Tiſche wurde mit Würfeln geſpielt. Dort tönten die Worte: Wie hoch? Elf! Zehn! Dreizehn! Nun komme ich! Ich hab's! Wer hält's! Ich halt's! Wer hat die

Vorhand? aus Kehlen, die mit jedem Augenblicke rauher wurden. In einer Ecke flog ein Champagnerſtöpſel knallend in die Höhe, worauf man mit den Gläſern aneinander klang. Hier ſcholl ein lautes, wieherndes Gelächter, dort verſuchte einer mit lallender Stimme ein neues Lied.

Die wenigen, die ſich treu an Grabbe und ſeiner Vorleſung gehalten hatten, ſteckten die Köpfe immermehr aneinander, um ſeine Worte zu hören. Mitunter rief auch einer den Lärmenden zu, ſie ſollten ſtill ſein. Aber Detmold war kein Griechenland und der Dichter kein Homer, dem die Männer Ioniens athemlos lauſchten.

Dummes Zeug! antworteten die Spielenden, kommt her und verſucht euer Glück mit den Würfeln.

Dummes Zeug! riefen die Trinkenden. Jetzt iſt keine Zeit zum Vorleſen. Spart's auf ein andermal.

Zugleich brachte einer der letztern Grabbe ein Champagnerglas und forderte ihn auf, zu trinken.

Der Dichter nahm den Wein und ſagte kleinmüthig mit dumpfer Stimme: Es iſt wahr, heute geht's nicht. Aber in kurzer Zeit lad' ich euch alle in mein Haus, da ſollt ihr hören.

Dann brach er plötzlich ab, ſchlug die Blätter zu, knöpfte das Manuſcript unter ſeinen Rock, und ſaß da, unendlich trübſelig vor ſich hinſtarrend. Er hatte auf geiſtige Einwirkung gehofft und neben das Ziel geſchoſſen. Ihm war es wie einem, dem im Waſſer der Boden unter den Füßen ſchwindet und der rettungslos ertrinken muß.

Am andern Tage beſuchte ihn ſein Freund Petri, der ſich über die traurige Erſcheinung in gleicher Weiſe entſetzte, wie die Mutter es gethan hatte. Die Begrüßung war die herzlichſte, der Händedruck der innigſte.

Das iſt doch wieder einmal der Gruß eines Freundes, rief Grabbe, der die Rechte ſeines Jugendgenoſſen krampfhaft feſthielt; Gott, o Gott! Dieſer Händedruck iſt mir lieber wie die ganze Welt. All meine Schreiberei iſt doch nichts als Quark. Ich wollte, daß ich todt wäre!

Dann fing er laut an zu weinen.

Schäme dich, Grabbe, mahnte Petri. Ich kenne dich nicht wieder. Fort mit dieſer verzweifelten Stimmung. Haſt du erſt neue gute Pflege, ſo wirſt du dich erholen. Dazu gehört aber, daß du aus dem Wirthshauſe ziehſt. Du mußt zu deiner Frau zurück. Sie iſt verpflichtet, dich aufzunehmen. Das Haus und das Vermögen gehört dir ſo gut wie ihr, und zwar nach Recht und Geſetz!

Ein Schurke, der das Gegentheil behauptet, polterte er auffahrend. Ha, meine Frau! Gott, o Gott! Aber ich fürchte mich vor dem gewaltſamen Weibe.

Komm, ich führe dich zu ihr, ſprach Petri.

Sie begaben ſich auf den Weg und gelangten vor das Haus. Alles war verſchloſſen. Man klingelte und pochte lange. Endlich erſchien eine Magd und öffnete die Thür. Auf die Frage, ob die Frau Auditeur zu Hauſe ſei, antwortete das Mädchen, die Dame ſei ausgegangen. Als Petri forſchte, wann ſie heimkehren werde, hieß es, das ſei ungewiß, übrigens habe ſie den Auftrag, niemand vorzulaſſen, wenn ſie auch im Hauſe weile. Der Kanzleirath bedeutete der Magd, die noch neu im Dienſte war und Grabbe offenbar nicht kannte, ſein Begleiter ſei der Hausherr, und forderte, daß ſie ihm eine Stube anweiſe. Da ergab es ſich aber, daß die Thüren alle verriegelt waren. Die beiden Männer wußten nun, daß hier die entſchiedene Abſicht vorlag, Grabbe auszuſchließen. Petri dachte daran, einen Schloſſer holen zu laſſen und den Einzug mit Gewalt zu erzwingen. Nach reiflicher Ueberlegung hielt er indeß für beſſer, vorläufig auf gütlichem Wege eine Verſöhnung einzuleiten. So gingen ſie in den Gaſthof zurück. In der That verſuchte auch der Freund an den folgenden Tagen, mit der feindſeligen Frau zurecht zu kommen. Seine Verhandlungen ſcheiterten indeß an ihrer ſtarrſinnigen Hartnäckigkeit, die aus dem heftigſten Haſſe gegen den Gatten hervorging.

Unterdeſſen wurde aber auch der Wirth des Dichters müde. Wenn er auch gerade nicht fürchtete, er könne um die Zeche geprellt werden, ſo traten doch andere Umſtände ein, die ihn wünſchen ließen, der Gaſt möge den Gaſthof verlaſſen. Die Reiſenden nämlich, welche in der Stadt Frankfurt über Nacht blieben und in der Nähe von Grabbe's Stube wohnten, wurden gewöhnlich um den Schlaf gebracht. Sie hörten, wie er aus dem Bette ſprang und dann wild in der Stube auf und ab rannte. Zugleich ſprach er laut mit ſich ſelber und ſtieß die ſchrecklichſten Verwünſchungen und Flüche aus. Er rief den Tod und die Hölle an, und indem er ſich umzubringen drohte, griff er nach den Piſtolen, ſpannte den Hahn und drückte ihn ab, ohne daß freilich ein Knall erfolgte. Darauf ſchmiß er das Gewehr an die Erde, warf ſich über das Bett und heulte und ſchluchzte ganze Stunden. Solche unheimliche nächtliche Scenen mußten natürlich die Gäſte in die peinigendſte Unruhe verſetzen. Sie klagten bei dem Wirthe, dem es nur darum zu thun ſein konnte, dieſem Unweſen ein Ende zu machen.

So blieb denn nichts anderes übrig, als daß die Polizei ſich ins Mittel ſchlug. Dieſe Behörde ſandte einen ihrer Diener zu Frau Grabbe mit dem Bedeuten, daß ſie ſofort ihren kranken Mann, der unmöglich mehr lange leben könne, in ihr Haus aufnehmen müſſe. Wolle ſie aber ferner in der Abſicht verharren, ihn, ſtatt ihm Pflege zu gewähren und ſeine letzten Tage zu erleichtern, unter fremden Händen ſterben zu laſſen, ſo würde man ſie zu ihrer Pflicht zwingen. Einer ſolchen handgreiflichen Mahnung ſetzte ſie ſchließlich keine weitern Widerſprüche entgegen.

So zog denn der Dichter, polizeilich eingeführt, wieder in das Haus. Sein Weib ſah ihn vom Fenſter des erſten Stockes die Straße heraufkommen, ſie ging ihm aber nicht entgegen, ſondern ſchickte die Magd zu ſeinem Empfang. Von ihr wurde er zunächſt in ſeine frühere Stube zu ebener Erde gebracht, wo er ſich erſchöpft auf das Sofa niederließ und ſchweigend die Räume betrachtete, in denen er ſchon ſo viele unſelige Begegnungen und Erlebniſſe gehabt hatte. Die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen. Das mitleidige Mädchen redete ihm zu, er möge doch auf den obern Stock zu ſeiner Frau gehen. Willenlos ließ er ſich die

Treppe hinaufleiten. Als er das Wohnzimmer betrat, war Lucie fort. Sie trat, als die Magd mehreremal laut nach ihr gerufen hatte, lachend herein. Er ging ihr entgegen und begrüßte ſie, ſie reichte ihm kaum die Fingerſpitzen. Dann ſetzten ſie ſich und verharrten ſtumm einander gegenüber. Endlich brach er auf und ſuchte die Stube mit der Kammer am Hausflur auf, welche er auch früher bewohnt hatte.

Freilich war es kein lockender Ort. Das Wohnzimmer ſchien noch ziemlich erträglich, obgleich keine Gardinen an den Fenſtern hingen und die Tiſche und Stühle beſtaubt daſtanden, aber die Schlafkammer erwies ſich als ein enges und feuchtes Loch. Sie enthielt ein großes eichenes Himmelbett ohne Vorhänge, deſſen Pfeiler ſtumpf und einſam in die Luft ragten und neben dem ein Paar alte Lehnſeſſel ſtanden. Indeß hier öffnete ſich doch eine Stätte zum Sterben. In der That brach in dieſem Raume der Dichter auch nach all ſeinen fürchterlichen Aufregungen zuſammen. Er verließ die Wohnung nur noch in den erſten Tagen zu kleinen Spaziergängen. Bald hatte er nicht mehr die Kraft auszugehen. Er ſtreckte ſich auf ſein Lager, um darauf dem Tod entgegenzuſiechen.

Hier beſuchten ihn auch die wenigen Freunde, die ihm aus guten Tagen treu geblieben waren. Aber welch einen traurigen Eindruck machte er auf ſie! Sein Geſicht fing an zu ſchwellen, die dünnen matten Arme lagen kraftlos über der Decke. Wenn er die magern kleinen Hände mit den knochigen Fingern erhob, geſchah es ſo ohnmächtig, als ob ſie gleich wieder hinfallen müßten. Alles welkte und ſtarb ſichtbarlich dahin. Nur ſein helles blaues Auge blitzte noch immer unter der hohen prächtigen Marmorſtirn. Wirklich war auch ſein geiſtiges Leben noch einmal erwacht, weil er wenigſtens ein ruhiges Eckchen gefunden hatte und wußte, wo er ſein Haupt hinlegte, mochte es auch immerhin ein unbehagliches Lager ſein. Wer zu ihm kam, der fand ſein Bett und die in die Nähe gerückten Stühle mit Büchern, Papieren, Federn und Tintenfaß bedeckt. Auch die Gefäße mit geiſtigen Getränken fehlten nicht, denn über der Arbeit war er ſtets gewohnt geweſen, etwas zu ſich zu nehmen. Selbſt auf dem Sterbebette konnte er von dieſer Gewohnheit nicht laſſen. Zugleich arbeitete er aber doch auch. Er feilte noch ſtets an ſeiner „Hermannsſchlacht". Zwiſchenher ſchrieb er noch mancherlei Gedanken auf, die in andere Werke gefügt werden ſollten. Manche Stunde vertrieb er ſich auch mit Leſen. Wenn der eine oder andere ihn beſuchte, leuchtete ihm immer die Freude in den Blicken. Am liebſten ſprach er dann von Dichtern und Dichtungen, und es that ihm offenbar wohl, wenn die Bekannten ihn auf ſeine eigenen Werke brachten. Wie ſtets diejenige Arbeit, mit welcher er gerade beſchäftigt war, ihn am meiſten intereſſirt hatte, ſo that es jetzt die „Hermannsſchlacht", die er augenblicklich für ſeine beſte Dichtung hielt, und über die er viel zu berichten wußte. Mitunter kam er noch auf neue Plane. Ja, er dachte alles Ernſtes an die Ausführung eines Luſtſpiels „Till Eulenſpiegel", zu deſſen Abfaſſung er ſich ſogar das alte Volksbuch hatte kommen laſſen, das ſtets in der Nähe ſeines Kiſſens lag. In mittheilſamen Stunden erzählte er mitunter von ſeinem düſſeldorfer Aufenthalte, von Immermann, der ihm jetzt in einem hellern Lichte erſchien und deſſen er faſt nur mit Ehrfurcht gedachte, von der luſtigen Schenke Zum Drachenfels und von Norbert Burgmüller, bei deſſen Andenken er ganz weich wurde, ſodaß er dann ſtets ausrief: Norbert, du biſt weit weggereiſt! Hätteſt du mich doch mitgenommen. Gott, o Gott!

Nur wenn er auf ſeine Frau zu reden kam, fiel der alte Unmuth über ihn. Sie ließ ihn in der That ein ſo klägliches Daſein auf dem Krankenbette führen, daß er die Armen und Siechen in den Hoſpitälern zu beneiden Urſache hatte. Wenn ſie ihn auch mit den nothwendigſten Dingen verſorgte, ſo geſchah es doch in ſo kalter, theilnahmloſer Art, daß es ihm eher zum Schaden als zum Nutzen diente. Wie wohlthuend ſind nicht für den Kranken die zarten Liebesdienſte einer ſorglichen Frau! Dem Lager des Dichters aber nahte keine weibliche Hand, die ihm dann und wann die Kiſſen zurecht rückte oder die ihm eine Labe bot. Seine Pflege ward als ein nothwendiger Dienſt betrachtet, welcher der Magd, die freilich ihr Beſtes that, oblag. Mitunter trat die Auditeurin wol an das Bett des Gatten, aber ſie erſchien ſtets kalt wie Eis, ſie ließ ihn ſelbſt deutlich fühlen, wie gänzlich er ihr entfremdet ſei. Der Kranke erfuhr ſogar in ſeinem troſtloſen Zuſtande, daß ſie eine Scheidungsklage gegen ihn betreibe. Der Drang, von ihm getrennt zu ſein, war ſo ſtark, daß er ſie für die Krankheit blind machte. Sie wollte noch an das Gericht, weil ſie ſich nicht von ſeinem nahen Ende überzeugen konnte. Mußte dem Dichter ſchon aus all dieſen

Gründen ihre Erſcheinung das entſchiedenſte Misbehagen erregen, ſo geſchah es auch noch beſonders durch den Umſtand, daß das Weib ſogar ſeiner Mutter die Beſuche bei dem Sohne unterſagt hatte. Sie haßte nämlich Grabbe's Mutter mit dem bitterſten Haſſe. Warum? Weil der Sohn der alten Frau ihr Mann war. Einen andern Grund konnte kein Menſch angeben und auffinden. Und doch ſehnte ſich der Sohn nach der Mutter, der er Leben, Daſein und das meiſte Herzliche und Gute verdankte, was er unter der Sonne genoſſen hatte, und die ihn trotz aller ſeiner Launen, Schwächen, Tollheiten und Ausſchweifungen ſtets wieder als ihr echtes, rechtes Kind ins Herz ſchloß. Und wie ſehnte ſich die Mutter nach dem Sohne, der ihr Einziges und letztes Liebſtes auf der Welt war! Mußte man es nicht die fürchterlichſte Grauſamkeit nennen, dieſe Menſchen ſo kurz vor dem letzten Abſchiede auseinander zu halten?

Als die von Tag zu Tag ſinkenden Kräfte des Dichters auf ein nahes Ende ſchließen ließen, auch da ſandte die Auditeurin noch nicht zu der alten Frau Grabbe. Aber auf einen chriſtlichen Tod ihres Gatten war ſie bedacht, weil man ſie ſonſt vielleicht in der Stadt eine ſchlechte Chriſtin genannt hätte. Sie ließ deshalb den Pfarrer zu ihm bitten, der den Kranken auch ſofort beſuchte. Als der Geiſtliche eintrat, kam ein großer Schrecken über Grabbe. Er ſah ein, daß ſeine Umgebung an ſeinem Aufkommen verzweifelte. Gleichwol antwortete er auf die Frage des Paſtors nach ſeinem Befinden: Wie mir's geht? Wie, ich? O, ich bin kerngeſund. Mir fehlt nichts, wahrhaftig, mir fehlt nichts!

Der Pfarrer, der ein vernünftiger Mann war, begann ein Geſpräch über gleichgültige Dinge, dem der Dichter, der hier im Angeſichte des Todes noch einmal ſeine ſprunghafte Geſprächsmanier aufnahm, um die ernſthafteſten Gedanken, die ihn durchſchüttelten, nicht merken zu laſſen, die tollſten Wendungen gab. Endlich hielt der Geiſtliche es für angemeſſen, an die Tröſtungen der Religion zu erinnern und dem irdiſchen Leben das himmliſche Leben entgegenzuſetzen. Da zeigte es ſich aber, daß es mit der Kraft des Dichters zu Ende ging. Die Aufregung war zu gezwungen geweſen. Sie wirkte jetzt auf das Hirn zurück. Der Kranke fing an zu phantaſiren: Ja, ja, der Himmel! rief er. Herr Paſtor, wiſſen Sie, wie es im Himmel ausſieht? Ob wol die Ochſen, Eſel und Kameele auch in den Himmel kommen? Ich glaub' es, denn ſie haben Seelen. Das wird einmal ein Leben im Himmel ſein! Welch ein Gekrächz und Gekrabbel, wenn das alles durcheinander kratzt und beißt und ſtößt und ſchlägt, die Menſchen und alle die andern Gethiere! — Dann ſprang er plötzlich auf und rief: Meine Mutter, meine Mutter! Bringt mir meine Mutter! Ich brauche zunächſt irdiſchen Troſt, hernach will ich auch den himmliſchen annehmen. Aber jetzt meine Mutter! Ihr ſeid ja Chriſten! Wohl, ſo ſeid auch barmherzig!

Der Geiſtliche ging und begab ſich ſofort zu der alten Frau Grabbe, um ſie dem Kranken zuzuſenden. Wie groß iſt die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde! Wie ſchrecklich war ihr die Nachricht! So nahe hatte ſie das Ende ihres Sohnes doch nicht geglaubt. Sie lief, wie ſie ſtand, von dannen. Vor der Thür des Hauſes traf ſie mit dem Arzte zuſammen. Im erſten Augenblicke hatte ſie nicht an ihre Feindſchaft mit der Schwiegertochter gedacht. Jetzt war es ihr lieb, den alten, ehrwürdigen Herrn zu treffen, in deſſen Schutz ſie ſich begab, um in das Haus zu gelangen. Als ſie in die dunkle Kammer trat und den verzweifelten Zuſtand des Sohnes ſah, rang ſie die Hände und ſetzte ſich ſtill weinend an das Bett. Während ſie ſo verharrte und der Arzt ſeine Anordnungen traf, kam die Auditeurin herein. Kaum aber hatte ſie die Mutter ihres Mannes erblickt, als ein förmlicher Wuthausbruch erfolgte, in dem ſie die alte Frau als die Verführerin und Verderberin ihres Gatten beſchuldigte und beſchimpfte. Dabei wies ſie ihr in ſo heftiger Art die Thür, daß der Arzt es zumal für den Kranken nöthig fand, die Frauen auseinander zu bringen. So führte er an ſeinem Arme die Mutter vor die Thür. Aber wie ſollte ein Mutterherz auf dieſe Weiſe beſchwichtigt werden? Die alte Frau ſetzte ſich weinend auf die Schwelle und lauſchte nach Flur und Fenſter hin, ob ſie den Kranken höre. Die Leute blieben mitleidsvoll ſtehen. Endlich gelang es einigen Bekannten, ſie nach Hauſe zu bringen. Am andern Morgen in der Frühe ſaß ſie wieder an derſelben Stelle und in derſelben Weiſe. Wer aus- und einging, mußte ihr Kunde bringen, die Magd, der Arzt, die Freunde. Endlich kam auch der Kanzleirath Petri. Er fragte, was ſie hier draußen mache, ſie gehöre hinein. Sie erzählte ihm, was vorgefallen war. Er gerieth in die äußerſte Aufregung, hob die alte

Frau von den kalten Steinen auf und nahm ſie unter ſeinem Schutze ins Haus. Kaum hatte die Auditeurin vernommen, daß ihre Schwiegermutter zurückgekehrt ſei, ſo ſtürzte ſie in das Krankenzimmer und wiederholte dieſelbe Scene. Petri war nicht länger ſeines Zornes Meiſter. Er nahm das wüthende Weib beim Arme und führte es vor die Thür.

Bin ich hier nicht in meinem Eigenthum? rief ſie.

Das ſind Sie, ſprach Petri.

So ſteht es mir auch frei, der Alten und Ihnen zugleich die Thür zu weiſen, kreiſchte ſie noch lauter.

Aber es ſteht Ihnen nicht frei, einem Sterbenden, der noch dazu Ihr Gatte iſt, Lärm in die Ohren zu trompeten, antwortete der Kanzleirath. Wer ſeinem Nächſten Schaden bringt, der wird eingeſteckt. Wenn Sie noch ein Wort ſagen, ſo gehe ich auf die Polizei, die Sie ohne Zweifel als Ruheſtörerin irgendwo anders unterbringt. Dann wollen wir ſehen, ob die Mutter nicht zu ihrem Kinde kann, wie es denn auch alle göttlichen und menſchlichen Geſetze nicht allein erlauben, ſondern fordern.

Die Auditeurin ſtutzte über eine ſo ernſte Anrede.

Wohl, ſo laſſen Sie die Frau hier, ſprach ſie.

Nein, das ſoll ſie nicht, antwortete Petri. Ich werde mit ihr aus dem Hauſe gehen, und Sie ſollen ſie dann rufen laſſen. Dieſe Genugthuung ſind Sie einer in den Tod gekränkten Mutter ſchuldig. Handeln Sie nicht nach dieſer Vorſchrift, ſo ſeien Sie verſichert, daß mein erſter Gang auf die Polizei iſt.

Darauf ging er in die Stube und forderte die alte

Frau Grabbe auf, ihm zu folgen. Sie verließen das Haus. Die Auditeurin hatte ſich bedacht und ſchickte die Magd auf der Stelle nach, um die Mutter zu dem Sohne zu bitten.

Als Grabbe, der ſchon in halber Erſtarrung dalag und nicht mehr Meiſter ſeiner Zunge war, die Mutter aufs neue eintreten ſah, winkte er ſie ängſtlich mit der todmüden Hand von ſich ab. Der Armſelige fürchtete eine Erneuerung der ſchrecklichen Scene. Erſt als man ihm geſagt hatte, daß ſein Weib die Erlaubniß zu dem Beſuche gegeben habe, wurde er ruhiger. Die alte Frau ſetzte ſich zu ihm ans Bett. Sie ſuchte ihm eine gute Lage zu bereiten, reichte ihm zu trinken, wiſchte ihm den Schweiß ab und ſprach ihm Troſt zu. Dann hielten Mutter und Sohn lange die Hände ineinander. Sein ſterbendes Auge wandte ſich nicht von ihr ab. Mit Worten konnte er nicht mehr danken, er dankte mit den Blicken. So wurde ſein Athem ſchwächer und ſchwächer. Endlich ſtand das Leben ſtill. Die Mutter, die ihn einſt in die Welt geführt hatte, ſie führte ihn auch hinaus. Weinend drückte ſie ihm die Augen zu.

Dietrich Chriſtian Grabbe ſtarb, noch nicht fünfunddreißig Jahre alt, am 12. September um drei Uhr nachmittags im Jahre 1836. Als die Leiche in den Sarg gelegt wurde, ſchmückte ſeine Witwe das Haupt mit einem Lorberkranze, denn er war ja ein berühmter Dichter geweſen. Wie viel beſſer wäre es ihm geworden, hätte ſie ſein Leben mit den Roſen der Liebe geziert! Wie ſchön war er im Tode mit der klaren, leuchtenden, gewaltigen Stirn, von welcher ein junger Dichter, Ferdinand Freiligrath, der auch in Detmold geboren war, wenige Tage ſpäter ſang:

> Du loderndes Gehirn,
> So ſind jetzt Aſche deine Brände?
>
> Wachtfeuer ſie, an deren ſprühnder Glut
> Der Hohenſtaufen Heeresvolk geruht,
> Des Corſen Volk und des Karthagers.

Am 16. September des Morgens um acht Uhr wurde die irdiſche Hülle zur Gruft beſtattet. Die Freunde und Verehrer des Verſtorbenen hatten ſich vor ſeinem Hauſe verſammelt. Es war nur ein Häufchen von funfzehn bis zwanzig jungen Männern. Die erſten Leute der Stadt, die ſonſt wol ihren Ort mit dem Ruhme des Dichters ſchmückten, waren daheimgeblieben. Nur wirkliche Freunde weinten ihm eine Thräne nach und warfen ihm eine Scholle auf den Sarg. Selten ging wol ein gequälteres Menſchenherz zur Ruhe ein. *)

So ſtarb ein deutſcher Dichter, der wahrlich nicht zu den ſchlechteſten gehört. Als Immermann in Düſſeldorf ſeinen Tod erfuhr, rief er ſchmerzlich aus: Er war eine Natur in Trümmern, aber dieſe Trümmer waren von Granit und Porphyr. Dadurch unterſchieden ſie ſich von ſo manchem Gebäck der Gegenwart, welches heil und ganz ausſieht, und doch nur aus Holz, Stroh und Kalk zuſammengeleimt iſt. Grabbe gehört zu den Verſchrieenen, und Männlein und Weiblein meinen, wenn

---

*) Vgl. Ziegler's „Grabbe", dem ich dieſe Daten verdanke.

er nur gewollt hätte, er hätte ſchon anders ſein können. Ich aber ſage: Er konnte gar nicht anders ſein als er war, und dafür, daß er ſo war, hat er genug gelitten. Die Pflicht der Lebenden aber iſt es, die Todten über der alles nivellirenden Flut des mittelmäßigen Redens und Meinens emporzuhalten.

Neunzehntes Kapitel.

Am 31. März 1837 hatte die letzte Vorſtellung auf dem düſſeldorfer Theater unter Immermann's Leitung ſtattgefunden. Sie war mit einem Epilog geſchloſſen worden, welchen der Dichter zu dieſem Zwecke geſchrieben hatte und welcher neben tiefem Schmerz ein hohes Gefühl der Befriedigung ausſprach. Er hieß:

Zum letzten male hob der Vorhang ſich
Von dieſem Schauplatz, der des Lebens Bilder,
Die heitern wie die ernſten, wechſelvoll
Seit dreien Wintern euch entgegentrug.
Die Stunden eilen, und es naht die trübe,
Die unſer Bündniß löſt. Nach allen Winden
Zerſtreut das Schickſal, was, geſellt im Fleiß,
Einträchtig ſchaffend hier zuſammenſtand.

Das iſt das Leben! Plötzlich küßt ein Hauch
Des Glücks die volle Knospe auf. Die Blüte
Erſchließt ſich, lacht und — welkt!
So war auch unſer Glück, in eurer Mitte
Uns unſrer bunten Thätigkeit zu freuen,

Nur ein Moment. Kaum glich ſo manches Schroff-
Mistönende der erſten Zeit ſich aus,
Kaum fügten ſich zu einem Bau die Steine
Harmoniſch ineinander, alſobald
Zerſchlägt die Noth das Werk mit rauher Hand.

Doch auch das Trübſte ſei an dieſem Orte,
Von dem der Druck des Lebens fern ſich hält,
Mit Heiterkeit betrachtet! Wenn die Bühne
In ihrer Kraft und Friſche, jugendlich
Dem Dienſt der Göttertochter Poeſie
Sich weih'nd hier untergeht,
Iſt's nicht im Grund ein Heil? Der Tod galt ſtets
Noch für den glücklichſten, der an die Kraft,
Die ungeſchwächte, raſch die Sichel legt,
Der trifft, noch eh das Leben allgemach
Bewußtſein, Muth und Sinne ausgelöſcht.

Sei dieſer Tod ein Gleichniß unſers Falls!
Und dieſes Gleichniß beut uns ſanften Troſt.
Noch kämpfte, wagte, ſtrebte hier ein jeder,
Noch waren viele Kränze aufgeſteckt
Und nicht erſiegt, noch hatte nicht der Alltag,
Nicht das Gemeine, dem der Menſchen Werk
Im Lauf der Jahre leicht verfällt, entſtellend
Die Scene überwuchert. — Fehler, wer verneint ſie?
Manch Ungeſchick, wer wagt es abzuleugnen? —
Allein das ſprechen wir mit Zuverſicht
Und Wahrheit aus: — ward hier geirrt, ſo irrte
Der Eifer, nicht gleichgült'ge Läſſigkeit.

So ſchlöſſe ſich vielleicht zu rechter Zeit
Das Haus! So gingen unter günſt'gen Sternen wir
Von hinnen! — Gebt die Hoffnung unſern Schritten
Als Reiſeſegen mit, daß nicht ans Ziel

Vor euerm Blick gelangt, ihr uns im Geiſt
Vordringend, wachſend, ſtrebend ſchauen wollt,
Daß ihr der Dichtung Traum, aus dem wir jetzt
Erwachen müſſen, ſtill in der Erinn'rung
Verſchämt, verklärt zu Ende träumen wollt.

Die Hoffnung geht mit uns, der Dank bleibt hier.
Im Namen aller bring' ich allen Guten,
Die freundlich uns auf unſerm Pfad begleitet,
Aus voller Seele beſten, reinſten Dank.
Des Dichters Wort, des Künſtlers Red' und Zeichen.
Erſtehen erſt zum vollen, ganzen Leben,
Wenn ſie die ew'ge Melodie erwecken,
Die in dem Buſen jedes Edeln ſchläft.
Für jeden Abend, wo ihr uns ins Daſein
Bedeutende Gebilde rufen halft,
Bleibt unſer Herz euch immerdar verbunden,
Und ſo im Nachgefühle froher Stunden
Hört unſern Ruf des Abſchieds: — Lebet wohl! *)

Dann hatten ſeine Schauſpieler von ihm Abſchied genommen. Den meiſten ſtanden in der harten Stunde die Thränen in den Augen. Dem Antrag der guten Leute, die ſich durch den Dichter unendlich gefördert ſahen, das Theater als ein gemeinſames Unternehmen auf gemeinſamen Gewinn und Verluſt fortzuführen, wollte er nicht entſprechen, denn er hatte dieſer Angelegenheit, die eine Herzensſache bei ihm war, ſelber große Opfer gebracht, von denen er aber nicht ſprach.

---

*) Adolf Stahr, „Immermann“, S. 104. In „Unſere Zeit“, von Karl Gutzkow.

Die Verantwortung, daß auch die Bühnenmitglieder Schaden leiden ſollten, konnte er nicht übernehmen. So gingen ſie denn nach Oſt und Weſt, nach Süd und Nord auseinander. Er ſelber aber ſaß wieder einſiedleriſch in Derendorf und wandte ſich aufs neue den juriſtiſchen Geſchäften zu. Den Untergang ſeiner Bühne vermochte er nie zu verſchmerzen. — —

Während er den Sommer über nur mit ſeinen alten Freunden Friedrich von Uechtritz und Karl Schnaaſe und im Hauſe des Geheimraths von Sybel, deſſen geiſtvolle Gattin ihm beſonders nahe ſtand, verkehrte, machte er im Herbſt eine Reiſe, welche ihn wieder in lebendigen Verkehr mit den Menſchen brachte. Er ging über Frankfurt den Main hinauf, durchfuhr den Speſſart, ſah Würzburg, Bamberg, Baireuth, Wunſiedel, das Fichtelgebirge und wandte ſich dann nach Thüringen, um Jena und Weimar zu beſuchen. Er genoß die Freude, überall Leuten zu begegnen, die ſeiner geiſtigen Thätigkeit mit Intereſſe gefolgt waren, und die Befriedigung zu fühlen, daß er nicht umſonſt gearbeitet hatte. Auch an neuen Freunden fehlte es nicht. Beſonders aber machte ihm die Muſenſtadt an der Ilm einen mächtigen Eindruck. Der Boden, wo die erſten Geiſter der deutſchen Nation, Wieland, Goethe, Herder und Schiller gewandelt hatten, war ihm heilig. Als er in Goethe's Haus kam, ſchrieb er an Eliſa von Ahlefeldt: „Hierher ſoll man junge Leute führen, damit ſie den Eindruck eines ſoliden, redlich verwandten Daſeins gewinnen. Hier ſoll man ſie drei Gelübde ablegen laſſen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Conſequenz.“ *) In der That ſchien er hier ſelbſt neue Entſchlüſſe gefaßt zu haben. Das Leben bietet ja ſo verſchiedene Seiten, hat der Menſch eine Richtung erſchöpft, ſo erſchließt ſich ſofort eine andere. Immermann gab ſich innerlich das Wort, nach ſeiner Heimkehr die frühere Abgeſchloſſenheit zu verlaſſen und Leben im Leben zu ſuchen.

Und ſo ward es denn auch ſeinen nächſten Freunden nicht ſchwer, ihn nach ſeiner Ankunft in Düſſeldorf wieder mit den alten Bekannten in einem weitern Kreiſe zuſammenzubringen, als es in den letzten Jahren geſchehen war, wo das Theater faſt die ganze freie Zeit des Dichters verſchlungen hatte. Immermann ging mit Vergnügen auf die Idee ein. Man berieth über die Zuſammenſetzung der Geſellſchaft. Schon am 2. November fanden ſich die beſten und aufgeweckteſten Köpfe Düſſeldorfs in einem Gaſthofe abends zuſammen, wohin ſie durch ein Circular geladen worden waren. Außer dem Dichter und ſeinen Freunden Schnaaſe und Uechtritz waren die Maler Schadow, Leſſing, Sohn, Schrödter, Hildebrand, Schirmer, Reinick und der Muſiker Julius Rietz zur Theilnahme aufgefordert worden, denen ſich noch die Sybel'ſche Familie, ſowie einige weniger namhafte Perſonen anſchloſſen. Auch die Frauen, Söhne und Töchter gehörten zur Geſellſchaft. Man begrüßte ſich in der herzlichſten Weiſe, denn es machte ſich überall in der Stille das Bewußtſein geltend, daß man den Mittelpunkt für neue geiſtige Wintervergnügungen gefunden

---

*) Immermann, Memorabilien, III, 170: „Fränkiſche Reiſe.“

habe. Beſonders freundlich trat Immermann auch zu Reinick, dem er eine alte Schuld gut zu machen hatte. Der Maler-Dichter bereitete nämlich ſeine Lieder mit den Illuſtrationen zur Herausgabe vor. Immermann hatte viel Rühmliches davon gehört und gratulirte nun dem ſinnigen Lyriker, deſſen Ruf von Tag zu Tag mehr wuchs.

Als die Geſellſchaft beieinander war, entfernte ſich der Dichter für eine Weile. Gleich darauf aber trat er verwandelt wieder ein. Eine thurmhohe Mütze bedeckte ſein Haupt, um das Kinn hing ein langer Flachsbart, über das Haar war eine greiſe Alongeperrüke geſtürzt, und den Leib umgab ein langes, faltiges, myſtiſches Prieſtergewand. Er ſtellte ſich als Saraſtro vor und verkündigte, daß er gekommen ſei, in Düſſeldorf für den Orden der zweckloſen Geſellſchaft zu werben. Wollt ihr Verſammelten, ſo ſchloß er, nun dieſem hochweiſen Vereine beitreten, ſo hört denn die geheimen Geſetze des Ordens, welche folgendermaßen lauten:

Erſter Titel. Von den Zwecken des Ordens. §. 1. Der Zweck des Ordens der zweckloſen Geſellſchaft iſt, keinen Zweck zu haben.

Zweiter Titel. Von den Graden und Abſtufungen im Orden. §. 2. Die Mitglieder des Ordens theilen ſich in zwei Grade oder Abſtufungen. Der erſte oder niederſte Grad iſt der der Seelen. Der zweite oder höhere Grad iſt der der unbekannten Obern. Dieſen beiden Graden ſchließen ſich als integrirende Beſtandtheile an: 1) die Genien, 2) die Keime.

Dritter Titel. Von den Seelen. §. 3. Wer in

Stadt oder Land das Bewußtſein in ſich trägt, ohne Zwecke zu handeln, kann ſich bei den unbekannten Obern zur Aufnahme in den Grad der Seelen melden. Die unbekannten Obern prüfen ſeine Qualificationen und verfügen erforderlichenfalls ſeine Aufnahme. §. 4. Die Seelen haben das Recht, den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften des Ordens beizuwohnen, ſie dürfen jedoch keine Keime einführen. §. 5. Eine Seele iſt ferner von allen Geheimniſſen des Ordens ausgeſchloſſen.

Vierter Titel. Von den unbekannten Obern. §. 6. Die unbekannten Obern führen alle Geſchäfte des Ordens; ſie dürfen Keime einführen, jedoch jeder unbekannte Obere nicht mehr als höchſtens zwei. Ueber die einzuführenden Keime muß Einſtimmigkeit, und zwar ſowol unter den unbekannten Obern alß unter den Seelen herrſchen. §. 7. Die unbekannten Obern ſind im Beſitze aller Ordensgeheimniſſe.

Fünfter Titel. Von den Genien. §. 8. Die Gemahlinnen, die leiblichen Töchter und Schweſtern der unbekannten Obern ſind die Genien des Ordens. Sie bekommen die benöthigten Flügel gratis aus den Ordensmitteln geliefert. Sie wirken bei den Aufnahmefeierlichkeiten mit. Ihre Obliegenheiten werden durch eine beſondere Geſchäftsordnung näher beſtimmt werden.

Sechster Titel. Von den Keimen. §. 9. Die eingeführten Gäſte heißen Keime. §. 10. Ein Keim hat Sitz, aber keine Stimme.

Siebenter Titel. Von dem myſtiſchen Oberhaupte Saraſtro. §. 11. Das myſtiſche Oberhaupt Saraſtro iſt das myſtiſche Oberhaupt Saraſtro. §. 12. Seine

Verrichtungen fallen in das Gebiet der Myſtik, und ſeine Wahl geſchieht aus der Mitte der unbekannten Obern auf myſtiſche Weiſe. §. 13. Für jede geſellſchaftliche Zuſammenkunft des Ordens findet die myſtiſche Wahl eines neuen myſtiſchen Oberhaupts Saraſtro ſtatt. §. 14. Das myſtiſche Oberhaupt Saraſtro wird bei der geſellſchaftlichen Zuſammenkunft, für welche es erwählt worden iſt, vom Orden in Eſſen und Trinken auf myſtiſche Weiſe freigehalten. §. 15. Sollte wegen der letztern Beſtimmung ein Andrang von Candidaten zu dem Poſten des myſtiſchen Oberhauptes entſtehen, ſo entſcheidet unter ihnen das Los, welches ein unſchuldiges Kind zieht.

Achter Titel. Vom Avancement. §. 16. Wer vom Grade einer Seele in den Grad der unbekannten Obern avanciren will, muß letztern ſchriftlich auf einem Stempelbogen von fünf Silbergroſchen wenigſtens drei Thatumſtände aus ſeinem Leben namhaft machen, bei welchen er ohne allen Zweck und ohne irgendeine Abſicht gehandelt hat. Die Prüfung ſeines Anſpruchs erfolgt in nächſter Plenarverſammlung in Form eines Plaidoyer. Aus dem Grade der Seelen wird ihm ein Opponent ernannt, und nachdem die Debatten geſchloſſen ſind, fällen das myſtiſche Oberhaupt Saraſtro und die unbekannten Obern das Urtheil. Findet ſich auch nur in einem der drei Thatumſtände die geringſte Spur von vernünftigem Zweck oder verſtändiger Abſicht, ſo kann die aſpirirende Seele nicht in den Grad der unbekannten Obern aufrücken, und eine ſolche abgewieſene Seele muß drei Monate warten, ehe und bevor ſie ſich wieder zum Avancement melden kann.

Neunter Titel. Von den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften des Ordens. §. 17. Die geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte finden der Regel nach alle vier Wochen des Abends ſtatt. In denſelben werden Compoſitionen vorgelegt, Vorleſungen gehalten und Muſikſtücke vorgetragen. Die Dauer einer Vorleſung darf eine halbe Stunde nicht überſteigen. Der Zeitpunkt der Verſammlung wird auf ſieben Uhr, das Ende auf elf Uhr abends beſtimmt. Auf die oben erwähnten Unterhaltungen folgt ein geſellſchaftliches Mahl. Grundgeſetz der Mahlzeit iſt die Frugalität. Es wird nur eine Schüſſel und ein gewöhnlicher Tiſchwein verabreicht. Wer gegen dieſe Geſetze fehlt, geräth in den Zuſtand der Verdammniß, welcher darin beſteht, daß er das nächſte mal den ganzen Orden in Champagner freihalten muß.

Zehnter Titel. Von dem Geſetzbuche des Ordens. Entſtehende Streitigkeiten und ſonſtige zweifelhafte Fälle werden aus dem Textbuche der „Zauberflöte“ von dem myſtiſchen Oberhaupte Saraſtro und den unbekannten Obern entſchieden. Die Seelen, welche in ſich eine beſondere Erleuchtung verſpüren, können dazu ihre berathende Stimme geben.

Elfter Titel. Von dem Allerſeelentage. §. 20. Alljährlich wird der Allerſeelentag als Stiftungstag des Ordens gefeiert.

Zwölfter Titel. Von den Behörden und der Portofreiheit. §. 21. Für dieſes Statut wird die Beſtätigung der höhern Behörden eingeholt, und für die Correſpondenz des Ordens die Portofreiheit erbeten werden.

Gegeben im Tempel der Iſis und des Oſiris im Jahre 4380, 326, 754, 518, 111 vor dem Untergange der Welt.

Saraſtro und die unbekannten Obern des
Ordens der zweckloſen Geſellſchaft.

Nachdem dieſes Actenſtück zu großer Heiterkeit der Verſammelten verleſen war, begann Saraſtro die Discuſſion über die einzelnen Punkte, an welcher die Seelen ſich mit großer Lebhaftigkeit betheiligten, wodurch denn gleich das Kreuzfeuer einer luſtigen und witzigen Unterhaltung zu Stande kam. Manche Dame konnte ſich freilich nicht gleich in die ſeltſamlichen Verhandlungen finden. Daß die benöthigten Flügel gratis geliefert werden ſollten, brachte bei einigen ſchönen Kindern keine geringe Verlegenheit hervor, denn ſie vermochten ſich nicht recht das Bild zu vergegenwärtigen, wie ſie den Federſchmuck anlegen und ſich darin gebaren würden. Und ſo waren denn auch einige Neophyten bei den komiſchen Reden, die nach dem Muſter der „Zauberflöte“ gehalten wurden, trotz aller Komik nicht aus ihrem Ernſte zu bringen.*)

Da einige der nähern Freunde des Dichters bereits mit dem Plane der Geſellſchaft bekannt gemacht waren, ſo fehlte es ſchon in der erſten Sitzung nicht an ſolchen, welche die Aufnahme in den Kreis der geheimen Obern anſtrebten. Und ſo hatte denn der eine und andere bereits ſchriftlich drei Thatumſtände aus ſeinem Leben namhaft gemacht, bei welchen er ohne allen Zweck und ohne irgendeine Abſicht gehandelt hatte, die bald im prunkvollen Gewande der Poeſie, bald aber auch im ſchlichten Kleide der Proſa auftraten. Daß es bei dieſer Gelegenheit nicht an allerlei ergötzlichen Ereigniſſen fehlte, die ebenſo ergötzlich vorgetragen wurden, war bei der verſchiedenartigen Compoſition der Geſellſchaft nicht zu verwundern. Es öffnete ſich hier dem großen Kreiſe der dummen und luſtigen Streiche, wie ſie jeder Lebenslauf bietet, Thür und Thor. Je weniger man es manchem ernſten und geſetzten Manne angeſehen hatte, daß er auch ſeinerzeit zu den Tapſen und Strolchen gehörte, die gelegentlich auf die Naſe fallen, Rippenſtöße erhalten und ausgelacht werden, deſto fröhlicher hob ſich die Stimmung in der Runde.

---

*) Brief Immermann's an O. L. B. Wolf in Freiligrath's „Gedenkbuch an Immermann“.

Mit derſelben Heiterkeit, welche ſich immer lichter und heller entwickelte, ſetzte ſich die Geſellſchaft ſpäter an das frugale Mahl. Immermann's Mund floß von Scherz und Humor über, denn er ſpielte an dieſem Abende die Rolle des Saraſtro weiter, die aber für die nächſte Zuſammenkunft auf denjenigen übergehen ſollte, welcher ſich bei der Prüfung der eingegangenen Anträge am würdigſten erwieſen hatte, um aus dem Stande der Seelen in den Stand der geheimen Obern überzugehen. Einen namhaften Beiſtand fand er zugleich an Julius Rietz, der als langjähriger Operndirector den Text der „Zauberflöte“ trefflich innehatte und über der Tafel das Geſetzbuch in wichtigſter Weiſe handhabte, indem er bei jeder Gelegenheit die drolligſten und ſeltſamſten Stellen anzog. In gleicher Weiſe ſuchten aber alle ihr

Scherflein zu der Geſelligkeit beizutragen. Jeder gab ſein Beſtes. Wie konnte es da fehlen, daß die Geſellſchaft gelang!

Hatten ſich die Zwecklosen mit einem Gefühle froher Hoffnung zuſammengefunden, ſo ſchieden ſie mit dem Gefühle vollſtändiger Befriedigung. Als ſie ſich die nächſten male wieder vereinigten, fehlte kein einziges Mitglied. Bei allen war die Sehnſucht lebendig geweſen, der Feſttag möge recht bald wieder erſcheinen. In der That boten auch alle folgenden Vereinigungen den intereſſanteſten Stoff. Freilich blieb es nicht mehr beim bloßen Scherze. Auch der Ernſt erhielt ſein Recht. Die muſikaliſchen Mitglieder der Geſellſchaft begannen den Abend gewöhnlich mit einem Tonſtück, wobei Julius Rietz vorzugsweiſe behülflich war. Darauf folgte gewöhnlich eine Vorleſung, die meiſtens von Immermann ausging, der bald eine eigene Arbeit brachte, bald auch die Werke anderer Dichter vortrug. Neben ihm waren Robert Reinick und Adolf Schrödter, der erſte auf dem Felde des Liedes, der andere auf dem Gebiete der Humoriſtik thätig. War auf dieſe Weiſe durch das Ohr für geiſtige Unterhaltung geſorgt, ſo fehlte es auch nicht an derſelben durch das Auge, denn die Maler brachten ihre neueſten Zeichnungen mit, welche alsdann der Betrachtung offen lagen. Der Ruf der Zweckloſen verbreitete ſich ſogar weiter ins Land, ſo daß auch bedeutende Männer aus den Nachbarſtädten zu den Zuſammenkünften herüberkamen und die bunten fröhlichen und geiſtvollen Abende mitmachten, die faſt allen Theilnehmern mit der Zeit nur den Fehler zu haben ſchienen, daß ſie zu ſelten erſchienen, während manche Leute, die vergebens Zutritt zu erlangen ſtrebten, ſie verketzerten und verklatſchten.

Aber auch auf Immermann übte die Geſellſchaft der Zweckloſen die beſte Wirkung. Er ward wieder ſeiner Freunde und ſeine Freunde wurden ſeiner froh.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die düſſeldorfer Künſtler feierten im Jahre 1838 den Carneval, wie ſie es ſeit Jahren gewohnt waren, im Geisler'ſchen Saale. Die düſſeldorfer Künſtler ſind, wie ein Schriftſteller *) aus jenen Tagen berichtet, geiſtige Nomaden. Sie binden ihr Rößlein heute an dieſen Pfahl, morgen an jenen Strauch. Sie malen nicht nur, ſie verkleiden ſich auch, machen Knittelreime, oder gelegentlich Ottaven, extemporiren Schnurren oder führen geſchriebene Komödien auf. Wie auf der Univerſität, wächſt in der akademiſchen Stadt jährlich eine friſche Jugend nach. Wie aber nicht auf der Univerſität, bleibt mit wenigen Ausnahmen der alte Stock und Stamm. Der Student wird mit ſeinem Triennium ein Philiſter, den Künſtler erhält die Kunſt länger grün. Die Dreißigjährigen, zum Theil ehrſame Gatten und Väter, ver-

---

*) Immermann, Memorabilien, III, 173. Auch das Folgende iſt vielfach den dort abgedruckten Maskengeſprächen entnommen.

ſchmähen nicht, die kurzen bunten Lumpen um des Lebens arge Blöße zu ſchlagen, die Egmont mit der rührenden Bitte in Anſpruch für ſich nimmt. Der Darſtellungstrieb der düſſeldorfer Künſtler erlebt im Carneval ſeine Blüte. Der italieniſche Carneval iſt ein Impromptu toller Volksluſt, der kölniſche ſchmeckt etwas nach Abſicht und Berechnung, die Faſtnachtsſcherze unſerer Künſtler ſind eine Fête, welche eine geiſtreiche Kaſte ſich und ihren Anhängern gibt.

Und ſo hielten ſie es auch in dieſem Jahre. Das geräumige, den Vergnügungen der Städter gewidmete Haus, das oſtwärts vom Thore zwiſchen Gärten ruht, hatte ſeinen weiten Saal erſchloſſen und ſtrahlte im Lichte heller Lampen. Die Maler hatten ihre Freunde, die erſten der Stadt und den Hof hineingeladen. Die bunten Masken kamen eine nach der andern an, man begrüßte ſich, man ſuchte ſich zu enträthſeln, Poſſen und Anſpielungen flogen durch den Saal.

Plötzlich ertönte ein Zeichen hinter dem Vorhange der am Ende des Raumes aufgeſchlagenen Bühne. Die mythiſchen, romantiſchen, exotiſchen Geſtalten ordneten ſich ſtill auf den Sitzen, die Gardine hob ſich, das Stück begann, und eine Zeit lang vergaß der zuſchauende Türke ſeinen Turban und der ſchlanke, ſchöne Minneſänger, welch ein hübſches Mädchen vom Peloponnes in ſeiner Nachbarſchaft ſaß. Man gab „Wallenſtein's Lager“. Die Jacken, Koller, Hoſen, Schärpen und Harniſche der Kriegsleute, alten Waffenbüchern genau nachcopirt, und mit künſtleriſcher Klugheit zum lebhafteſten Farbenbilde zuſammengeſtellt, verfehlten ihre Wirkung nicht; mit der nöthigen Gravität ſprach der Wachtmeiſter, dieſer Feldherr in Holzſchnittmanier, feurig und keck der Jäger, in einer eigenen komiſch rührenden Erhabenheit der Wallone:

Der nie erfahren, wer er ſei?
Sie ſtahlen ihn ſchon in jungen Jahren.

Das Reiterlied verklang, der Vorhang fiel.

Aber der Vorhang wurde auch gleich wieder aufgezogen. Nun geſtaltete ſich der Platz vor den Zelten der Pilſen ſozuſagen zur vornehmſten Frontloge. Denn eine Reihe der geſchmückteſten Damen nahm dort bei dem Kochfeuer Platz, zwiſchen denen die Guſtel von Blaſewitz und ihrer Schweſter Kind aus dem Reich den Melnecker umhergeſchenkt hatte. Dieſer und jener Spanier, mancher glänzende Ritter trat zu den Damen hinter die Stühle, ein gekröntes Haupt, ein weiſer Meiſter ſtellte ſich ein, und ſo gewann das Ganze da droben auf der kleinen Bühne das Anſehen eines Artushofes, der freilich aus contraſtirendem Rahmen vergnüglich auf das Getümmel mitten im Saale niederſchaute, das für ein paar hundert verſammelte Masken groß genug war. Der Jubel des Tages begann. Perſerinnen, Gärtnermädchen, Fiſcherinnen, Nonnen, Fürſtinnen aus Rußland und Polen ſchwangen ſich mit den Wallenſteinern und andern in Sammt und Seidenzeug im Cirkel umher, dazwiſchen hüpfte der Zwerg, ſchnitt der rothe Pickelhering mit Kolben und Gugel ſeine Geſichter. Die braune Wahrſagerin fand in einem Winkel aufmerkſame Zuhörer für ihre Prophezeiungen, die alle glücklich klangen. Selbſt der arme Gelähmte war an ſeinen Krücken luſtig und maß allerhand Gelegenheitsreime den Begegnenden mit der Elle zu. Da aber der Verſtand bei der Poeſie nicht fehlen darf, ſo umſäumte dieſe heitern Tänze und Spiele ein Kreis ernſthafter und beſcheidener Dominos.

Unter ihnen befand ſich ein ſchwarzer, dem von allen Seiten Complimente gemacht wurden. Es hatte nämlich verlautet, daß er alte Regiſſeurkünſte geübt und das „Wallenſtein'ſche Lager" einſtudirt habe. Mit dieſer Vorſtellung war man aber ausnehmend zufrieden. Der ſchwarze Domino bekam daher vieles zu hören. Er ſchien indeß von dieſen Freundlichkeiten nicht ſonderlich gerührt zu ſein, und ſich denſelben eher zu entziehen, ſoweit dies die Rückſichten zuließen, welche ihm die gute Abſicht ſeiner Gönner auferlegte. Er erwiderte, daß nicht ihm, ſondern den geſchickten Darſtellern die Ehre gebühre, daß die Nachſicht der Zuſchauer bei ſolchen Gelegenheiten die Unvollkommenheiten des Verſuchs ergänze, und was dergleichen noch mehr war. Als nach einiger Zeit das Aufſtampfen einer Reihe von ſchönen Paaren im Mazurka die Augen der Umſtehenden feſſelte, benutzte er dieſen Moment, ſich ſtill zurückzuziehen. Er entwich in ein Nebenzimmer, wo einige ältliche Herren ſich beim Glaſe des ſtillen Geſprächs erfreuten. Der ſchwarze Domino war aber niemand anders als Karl Immermann.

Die dramatiſche Aufführung, welche eben ſtattgefunden hatte, leitete zu Rückblicken auf die frühere düſſeldorfer Bühne, die der Dichter geleitet hatte, und welche nur drei Jahre ihr Leben friſten konnte. Man bedauerte ihren Untergang, man ſehnte ſich nach einem neuen Unternehmen.

Wenn's ſich nur machen ließe! rief da ein blauer Domino mit Feierlichkeit. Unſere Bühne iſt in einen Verfall gerathen, der . . .

Oh, oh, oh! fiel ihm der ſchwarze Domino ins Wort. Lieber, ich bitte dich, nichts von dem Verfall der deutſchen Bühne weiter! Die Reden über dieſes Elend ſind mir faſt unleidlich geworden, wie das Elend ſelbſt es mir iſt. Macht's beſſer, aber hört endlich mit dieſen Jeremiaden auf. Genießt wenigſtens das Gute, wo es ſich wieder einmal emporringt, fördert es dankbar, vertheidigt es tapfer. Aber ihr thut's ja nicht. Düſſeldorf hat drei Jahre lang eine Bühne beſeſſen, deren Mängel und Schwächen wahrhaftig ich, dem ſie ſehr wohl bekannt ſind, nicht ableugnen werde. Aber die Wahrheit iſt, und deshalb darf ich ſie ausſprechen: die düſſeldorfer Bühne hatte Tendenzen, wie ſie mir auf keinem andern deutſchen Gerüſte neuerdings erſichtlich geworden ſind, und was menſchliche Kraft vermag, iſt aufgeboten worden, den Tendenzen nachzukommen. Und hat ſich eine kräftige Feder bewegt, iſt ein beredter Mund laut geworden, die Gunſt des Hofes, die Ambition unſerer Reichen und Vornehmen rege zu machen, daß ſie von ihrem Ueberfluß etwas abgäben, um das Inſtitut zu erhalten? Mit nichten. Man hat uns gelaſſen und gleichgültig fallen laſſen.

Den Untergang unſerer Bühne möchte ich weit mehr von innern Urſachen ableiten, erwiderte der blaue Domino.

Ganz gewiß, wenn du dich nur aufrichtig prüfen willſt, ſtandeſt du einer gewiſſen Ermüdung und Blaſirtheit über die Sache nahe. Und du warſt doch die Feder in der Uhr.

Es iſt mir lieb, daß ich mich über dieſen Punkt einmal offen ausſprechen darf, ſagte der ſchwarze Domino. Ja, man hat dies verbreitet und drucken laſſen. Es iſt aber nicht wahr. Ich habe die Bühne nicht überſchätzt und bin nicht der Meinung, daß Deutſchland untergehen müſſe, weil es ſeit Decennien keine mehr beſitzt. Ich weiſe der Bühne aber allerdings eine Stelle im Culturleben eines Volkes an, und bin der Meinung, daß dieſe nicht vom Pietismus, nicht von der Philoſophie, nicht vom Commerziellen oder vom Bilderbeſehen oder von hundert andern Dingen, womit die Leute ſich jetzt beſchäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden kann. Weil ich mich denn alſo nicht in einem trunkenen, ſondern mit einem nüchternen liebevollen Blick an die Bühne machte, ſo habe ich ihre Leitung als ein ernſtes Geſchäft angeſehen, bei dem man bekanntlich das Vergnügen nicht in einem wollüſtigen Kitzel, ſondern nur darin ſucht, daß man ſieht, man bringe die Sache vorwärts. Da nun die Reſultate meiner Arbeit augenfällig waren und ſich im Verlauf des Geſchäfts nicht minderten, ſondern ſteigerten, ſo hatte ich als guter Arbeiter meinen Lohn, fühlte mich in meinem Berufe friſch, und verſpürte keinerlei Ermüdung.

Aber die Schauſpieler, ſprach der Blaue.

Dieſen muß ich das Zeugniß ehrenhaften Fleißes bis zuletzt geben, antwortete der Dichter. Ich habe meinen Schauſpielern nie geſchmeichelt, ich habe ihnen Anſtrengungen zumuthen müſſen, wie ſie ſonſt nirgendwo den Leuten auferlegt werden, ſie haben mir auch durch ihre Tracaſſerien und Grillen tauſendfachen Verdruß gemacht, aber in der Hauptſache, in der Luſt und Liebe zum Dinge, in der Ausdauer und Beharrlichkeit ſind ſie Kerntruppen zu vergleichen geweſen, welche ſich noch ſchlagen, wenn auch kein Sieg mehr zu hoffen iſt und die Milizen längſt davongelaufen ſind. Damit du aber nicht ſagſt, ich brüſte mich nur mit ihnen, ſo erinnere dich gefälligſt, daß die düſſeldorfer Bühne am letzten März 1837 aufhörte, und daß ein Vierteljahr vorher dem ganzen Perſonal gekündigt war. Es war alſo eine Zeit eingetreten, in der ſonſt die Kräfte eines Inſtituts erlahmen, weil die Gedanken, ohne Intereſſe an der Nähe, in der Ferne umherſchweifen. Und da haben die düſſeldorfer Schauſpieler im März den „Egmont“, den „Julius Cäſar“, „Iphigenie“ und „Griſeldis“ neben der kurzen Tageswaare vortrefflich geliefert. Meine Behandlung war demnach, wie ich meine, richtig. Dieſe beſteht aber nicht im Cajoliren und Ordonniren vom Cabinet des Intendanten aus, ſondern darin, daß ihnen nicht in hohlen Worten, ſondern in der That und in der Wahrheit das Bewußtſein werde von einem in tüchtigem Sinne unternommenen Wirken, daß der Intendant geſtaltend, ordnend, erfindend bis in das Kleinſte eingreife, daß er, um es kurz zu ſagen, das Feuer des Geſchäfts nicht ſcheue. Muth und Geſchick wird er freilich dazu haben müſſen, wenn er ſelbſt von der Klinge iſt. Man macht Rechner zu Finanziers, Juriſten zu Richtern, Maler und Bildhauer zu Directoren der Akademien, aber im Gebiete der ſchwierigſten Kunſt macht man Hofleute zu Intendanten. Es iſt ein Widerſinn, der kaum widerſinniger gedacht werden kann.

Wenn ich dir auch alles das zugeben will, ſo würde doch das Verſiegen des Repertoire der Sache ein Ende gemacht haben, ſagte der blaue Domino.

Leben ruht auf ſich ſelbſt, wird durch ſich ſelbſt verbürgt, weiß ſeine Zuflüſſe zu öffnen, rief der Schwarze. Ueber einem Inſtitut voll Kraft und Blut waltet ſein Stern. Ich weiß nicht, was ich noch alles hätte geben laſſen ſollen, meine Projectenzettel enthalten manches ſeltſame, phantaſtiſche, poetiſche, gewagte Problem verzeichnet. Da fallen mir eben beiſpielsweiſe „Fortunat“, „Manfred“, „Drei Vergeltungen in einer“, „Demetrius“, den ich fortſetzen wollte, „Almanſor“, verſteht ſich etwas zugeſtutzt, Grabbe's „Napoleon“, ſcenenweiſe, phantasmagoriſch, tableauartig behandelt, „Oedipus Rex“ ein. Denn auch an die alte Tragödie wollte ich mich wagen. Was davon mislungen, was geglückt wäre, wer weiß es? Die Bühne aber würde fortgelebt haben in dem neuen, alles hazardirenden Geiſte. Konnte mittlerweile nicht ein friſches Talent erblühen und ſeine Kraft zu einem Theater hingezogen fühlen, welches ihm mehr Chancen für den Erfolg origineller Gedanken anbot als ein anderes? Du ſiehſt alſo, Freund, wie ſich die Sache eigentlich verhält. Die düſſeldorfer Bühne iſt nicht an einem innern Leiden, ſondern einzig und allein daran untergegangen, daß die mehreren Millionen, welche das Kapital unſerer hieſigen Optimaten bilden, nicht ein ferneres jährliches Subſidium von viertauſend Thalern mehr abwerfen wollten, denn ſoviel etwa bedurfte ſie zu ihrem Fortbeſtand. Ich will dieſes Factum weder loben noch tadeln, aber conſtatirt muß es endlich doch einmal werden. Ferner iſt es factiſch, daß wegen jener mangelnden viertauſend Thaler ein Inſtitut in Trümmer ging, welches beſtimmt zu ſein ſchien, in die Reihe der rheiniſchen Culturanſtalten mit einzurücken.

Während dieſe bedeutenden Geſpräche geführt wurden, hatten ſich mancherlei Maskengeſtalten in der Nähe des Tiſches aufgeſtellt, die alle begierig ſchienen, den Dichter über eine Sache reden zu hören, welche einſt von der größten Wichtigkeit für die Stadt geweſen war.

Man hört dir an, rief plötzlich eine Stimme, welche ſich bemühte, ironiſch zu reden, daß du nicht allein Dichter und Schauſpieldirector warſt, ſondern daß dir auch der Juriſt noch leiblich durch alle Glieder ſpukt.

Alle ſahen ſich um. Es war ein Mephiſtopheles in vollſtändigſter Maske.

Was hinkt der Kerl auf einem Fuß! rief Immermann. Erkläre dich näher.

Du haſt geſchwatzt wie ein Advocat! rief der Rothe mit der Hahnenfeder. Sag' aber, was du willſt, es war dir doch ſchließlich recht, daß das Theater zu Grunde ging, und daß du dich wieder zur Poeſie wenden konnteſt. Bei den Komödianten fühlteſt du dich nie recht geheuer. Uebrigens ſollte ein Kerl, der ſelbſt etwas machen kann, nicht für lange die Machwerke anderer dem Publikum vormachen laſſen.

Deine Anſicht iſt mir ſchmeichelhaft, erwiderte der ſchwarze Domino. Du biſt der Geiſt, der ſtets verneint; da du alſo mich und meine Arbeit nicht ſo ganz zu verwerfen ſcheinſt, bin ich ganz zufrieden.

Deſto mehr habe ich an dir auszuſetzen, ſprach Mephiſto.

Der Menſch übt ſeine Kritik an den Göttern, warum ſollte der Teufel nicht die Menſchen kritiſiren! rief der Dichter. Nur zu! Jetzt will ich wieder einmal recht den Teufel machen!

Biſt du wirklich wie Fauſt und fürchteſt weder Hölle noch Satan, ſo möchte ich dich wirklich einmal in mein infernaliſches Feuer führen! ſprach die Maske.

Nur zu! erwiderte der Domino.

Wohl, ſo parire den! rief der Rothe. Du haſt einmal eine Broſchüre geſchrieben, welche den Titel trug: „Der im Irrgarten der Romantik taumelnde Cavalier.“ Biſt du nicht eigentlich ſelbſt dieſer Ritter geweſen, als du in Münſter jene abſtruſen Dramen zu Papier brachteſt, welche du das Luſtſpiel: „Die Prinzen von Syrakus“, und die drei Trauerſpiele: „Das Thal von Ronceval“, „Edwin“ und „Petrarca“, nannteſt, und als du den Roman: „Die Papierfenſter eines Eremiten“, dann „König Periander und ſein Haus“ und „Das Auge der Liebe“ ſchriebſt? Ich will nicht leugnen, daß drin etwas von eigenem Naturell ſpukt, was ſtark und tüchtig war. Im ganzen aber trateſt du als ein ſo romantiſch verworrener Geſelle auf, wie es ein Ausläufer jener Periode ſein konnte. All das Zeug war ein Ragout von Tieck-Brentano-Arnim'ſchem Gehackſel, das mit einer Shakſpeare-Sauce übergoſſen war. Was ſagſt du zu dieſen Sünden?

Ich gebe ſie zu, Mann mit dem Pferdefuß, ſprach der ſchwarze Domino. Wenn aber eine Spottgeburt wie du den Schwefelgeruch nicht verleugnen kann, wie ſollte ich, ein armer Sterblicher, der Zeit, die mich gebar, Trotz bieten? Weißt du, was die Jugend iſt und welchen Einflüſſen ſie unterworfen iſt? Aber du haſt ja nie eine Jugend gehabt. Die Ironie kommt gleich fertig auf die Welt. Mir ging's anders. Ich fühlte ſtarkes Leben. So wehte mich auch Leben an. Die Leute, die anno 1813 zuerſt die Naſe in die Welt ſteckten, waren ein wunderbares Geſchlecht. Die Reflexion hatte uns noch nicht abgeſtumpft, an keinen ſtarken Eindrücken früherer Tage hatten wir uns übernommen. Wir empfingen von dem Kriegs- und Weltſturm für die ganze Zukunft unſere Wanderbriefe. Während die Lehre der Jugend das Faßliche bot, die Familie ſie lyriſch ſtimmte, die Literatur ſie an tugendhafter Hand in das Weite führte, riß das Größeſte, das Unfaßbarſte ihre Seele auseinander, brachte die ſchneidende Skepſis die wunderlichſte Curve hinein. Das Leben in einer ſeiner ungeheuerſten Entfaltungen half die damalige Jugend miterziehen. So war keine frühere, ſo iſt die ſpätere Jugend nicht erzogen worden. Die damalige Jugend lebte mehr in ſtarken Vorſtellungen als in umfaſſenden, mehr in Gefühl und Entſchluß als in Verſtand und Betrachtung. Ihr Durchſchnittszuſtand war eine edle Barbarei. Wie konnte da von einer Kunſtentfaltung die Rede ſein? Dazu kamen noch Einflüſſe der harmloſen romantiſchen

Schule. Wir ſchwärmten in mondbeglänzter Zaubernacht durch die wundervolle Märchenwelt. Da war es einem Menſchen wie mir unmöglich, gleich das rechte Recept des Maßes zu finden. Meine erſten Verſuche ſind deshalb Irrungen. Ich halte ſelbſt nichts mehr davon, und daß ich es nicht thue, beweiſt die Sammlung meiner Schriften, in welche ich alle die Stücke, die du eben nannteſt, nicht aufgenommen habe.

Gut und nicht gut, rief Mephiſto. Gut, weil du ſoviel Kraft über dich ſelbſt haſt, den Quark einzuſehen; nicht gut, weil ein tüchtig Stück Eitelkeit dahinterſteckt. Ungeſchrieben kannſt du das Zeug doch nicht machen. Und künſtleriſcher Sünden hat man ſich am Ende auch nicht ſo ſehr zu ſchämen.

Du haſt nicht unrecht, ehrlicher Teufel, lachte der Dichter, aber was ſoll ich als Mann die Welt mit meinen Knabenſtreichen beluſtigen?

Was das letztere angeht, ſo gelingt dir das Amuſement auch nicht gerade ſo ganz durch deine ſpätern Arbeiten, ſpottete der Rothe. „Cardenio und Celinde“, die du in Magdeburg dichteteſt, ſind auch noch kein Meiſterwerk. Nun kommen die erſten düſſeldorfer Arbeiten: Das „Trauerſpiel in Tirol“, „Kaiſer Friedrich II.“ als Tragödien, und die „Verkleidungen“, „Die ſchelmiſche Gräfin“ und „Die Schule der Frommen“ als Luſtſpiele. Dann noch das Myſterium „Merlin“ und die Trilogie „Alexis“. Zu viel, zu viel! Nonum prematur in annum. Aber bei dir war alles Haſt. Drum werden ſich dieſe Werke auch nicht als das halten, wofür du ſie gegeben haſt. Dazu noch eine Sammlung Gedichte! Nun, die

Verſe ſind dir eigentlich niemals gelungen. Auch iſt die Lyrik nicht dein Feld. Daran ſchließt ſich das „Tulifäntchen", das Heine den Kolibri der Poeſie genannt hat. Kolibris ſind exotiſche Vögel, wie dein romanzirendes Gedicht. Ein deutſcher Adler wäre mir lieber geweſen. Und noch die Novelle: „Der Carneval und die Somnambule." Alles das in noch nicht vier Jahren.

Du wirſt am Ende nichts Gutes an mir laſſen, ſprach der ſchwarze Domino mit einiger Verſtimmung.

Allerdings, meinte Mephiſto, und zwar etwas recht Gutes, was dich vor den meiſten Zeitgenoſſen auszeichnet. Wollen mir auch deine Kunſtwerke nicht ſo ganz zuſagen, ſo biſt du doch ein Kerl von echtem Schrot und Korn. Deine Natur iſt aus ganzem Holz geſchnitten; du haſt geſtrebt, gerungen, gekämpft wie wenige. Und etwas iſt dir gelungen wie keinem aus unſern Tagen.

Du machſt mich neugierig, ſprach der Dichter, indem ſeine Züge heiterer wurden.

Ich rede von deiner Proſa. So markig und kernig wie du haben wenige das deutſche Wort geredet. Iſt die Periode auch nicht immer gebaut wie ſie ſein ſoll, ſo fehlt ihr doch nie der kräftige Inhalt. In der Proſa haſt du bisjetzt dein beſtes Werk geſchaffen. Es ſind die „Epigonen". In ihnen biſt du auf deinem wahren Felde, dem Roman. Seit Goethe hat auch kein Menſch in Deutſchland einen ſolchen Wurf gethan. Freilich fehlt ihm die Heiterkeit und das Licht. Es iſt viel Herbes, Bitteres, Düſteres darin. Aber das Leben der Gegenwart ſelbſt in ſeinen räthſelhaften Verſchlingungen iſt auch nicht anders. Dabei ſteckſt du ſelbſt in dieſem Werke, während du in all deinen andern Arbeiten weniger zugegen biſt. Albernes Volk hat zwar behauptet, du hätteſt nach Goethe'ſchen Schablonen geſchaffen. Die Dummköpfe wiſſen nicht, was ſie ſagen. Du haſt durchaus in eigener Weiſe der Zeit und ihren ſocialen Lebensfragen ins Antlitz geſchaut und ihren Elementen Ausdruck und Geſtaltung verliehen.

Das ſieht ſchon beſſer aus! rief der Schwarze.

Nun noch eins! mahnte Mephiſto. Sieh fürder, wenn du etwas anderes ſchaffſt, der Zukunft deines Volks mit freudigen Augen entgegen. Male kein zerfallendes, ſich zerfreſſendes Leben mehr. Schildere das ewige Daſein der deutſchen Nation. Greif zu in die freudigen Geſtalten. Das iſt die ewige Poeſie ſeit Homer.

Du fällſt aus deiner Rolle, Mephiſto! rief der Dichter; du biſt nicht mehr negirend, ſondern ſehr poſitiv.

Warum nicht? ſcherzte der Rothe. Keine Regel ohne Ausnahme. Erzähle uns hier ein wenig von dem Feſte, das du neulich in Köln mitgemacht haſt, zum Beweis, daß du dich beſſern wirſt. Ich weiß, du haſt eine Rolle dabei geſpielt und Stoff genug mit nach Hauſe gebracht.

Ja, erzähle uns von dem Feſte der Freiwilligen in Köln am Rhein! erhoben ſich mehrere Stimmen.

Mephiſto, wandte ſich der Dichter an den Rothen, du biſt ein geſcheidter Kerl. Du haſt den richtigen

Inſtinct, wo unſere Literatur hinaus ſoll. In der That, ich habe dem Herumflattern in allerlei fremden Stoffen entſagt und in meiner Poeſie Einkehr in die Heimat gehalten.

Weißt du nicht, was ich im „Fauſt“ ſage? entgegnete der Angeredete:

Ich ſag' es dir, ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Heide.
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt grüne Weide.

Wer macht im Carneval Reflexionen? Erzähle lieber.

Was ſoll ich euch von dem Feſte ſelbſt berichten, nahm Immermann das Wort. Von Köln iſt der Antrieb ausgegangen. Dort und in Koblenz war ſchon ſeit längerer Zeit bei mehreren der Gedanke rege geworden, dem dritten Februar ſein Recht zu geben. Eine Anzahl alter Kameraden aus den Befreiungskriegen trat zuſammen. Dr. Eberhard von Groote, der ſich auch durch Herausgabe von alten Dichtungen und eigener Poeſie ein Verdienſt erworben hat, verfaßte die Einladung, in welcher er hervorhob, daß an dieſem Tage vor fünfundzwanzig Jahren jener herrliche Aufruf des Königs erlaſſen wurde, welcher beginnt: „Die Jugend meines Volkes rüſte ſich zum Schutze des Vaterlandes!“ und durch welche alle diejenigen, die in den großen Befreiungsjahren 1813, 1814 und 1815 ſich als Freiwillige unter die Fahnen der vaterländiſchen Krieger ſtellten, in brüderlicher Einladung zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubelfeſtes jener bedeutungsvollen Zeit am 3. Februar 1838 nach Köln zuſammenberufen wurden. Dieſer Aufruf ging durch die ganze Rheinprovinz. Er galt auch mir, denn ich war mit bei Waterloo und habe Paris geſehen. Von der ſchönen Ausſchmückung des Caſinoſaales und der Mittagstafel, an der wir ſaßen, kann ich billig ſchweigen. Aber es war eine Freude, die Verſammlung anzuſehen, die einſt zuſammen auf den Schlachtfeldern gefochten hatte. Alle Stände, alle Abſtufungen der bürgerlichen Geſellſchaft hatten ihre Boten zu dieſer Schar geſandt. Prinz Max zu Wied, ehemaliger Freiwilliger des Brandenburgiſchen Huſarenregiments, Beamte höchſten Ranges, Geiſtliche, Subalternen, Gelehrte, Richter, Offiziere, Kaufleute, Gutsbeſitzer, Patricier ſtanden ſo vermiſcht, wie ich eben ihre Bezeichnungen gebe, im Namen des Vaterlandes zuſammen. Auch von den vielen Reden, die gehalten wurden, will ich jetzt nicht erzählen. Da mir der ehrenvolle Auftrag geworden iſt, eine Urkunde über dieſen Tag aufzuſetzen, ſo verweiſe ich auf meine Schrift, die nächſtens die Vorgänge näher beleuchten wird.*) Heute kann ich nur ſagen: Wir haben ein Feſt gefeiert, welches nicht die Freude über das Gelingen eines einzelnen Lebenszweckes, über den Gewinn ſinnlicher Güter, über den Beſitz von Dingen, welche auch wol zu entbehren ſind, ausſprechen ſollte; ſondern der Gedanke an die Summe aller Lebenszwecke, der irdiſchen wie der geiſtigen, der Gedanke an die heilige Habe, ohne welche ein ehrlicher Mann nicht zu leben vermag, mit Einem Worte, der Gedanke an ein Vaterland führte uns zuſammen. Daß wir ein Vaterland wiedererrangen, nachdem es uns verloren gegangen war, darüber haben wir uns gefreut. Wir haben ein Feſt der Erinnerung gefeiert. In jedem war das Auge des Geiſtes nach der Vergangenheit zurückgewandt, aus deren Wehen die gegenwärtige Weltepoche geboren iſt. Dieſe hiſtoriſche Stimmung aller Verſammelten war ein charakteriſtiſches und unterſcheidendes Zeichen des Feſtes. Was hat Deutſchland nicht in jenen Tagen, deren Andenken wir feierten, von dem kühnen, großen, frechen Corſen geduldet! Er war ein Menſch aus Gut und Böſe gemiſcht und weit mehr von der Macht übergewaltiger Umſtände zu maßloſen Thaten entboten, als dieſer Macht ſelbſt gebietend. Dazu ſtellte der Sohn und Held der Revolution in ſeinen Unbilden, ſoweit ſie nicht ſeinem rachſüchtigen Ingrimm entſprangen, doch nur den Egoismus und Stolz des Volkes, welches ſeit lange für das erſte gelten zu wollen ſich angewöhnt hatte, im größten Maßſtabe vor. Indem uns aber der Eroberer alle Rettungsmittel abſchnitt, hatte er Eins überſehen. Zum Glück iſt es das Sicherſte: Die Kraft großer, ſittlicher Entſchlüſſe. Der König umgibt ſich mit Räthen, würdig des Vertrauens, welches der reine Wille der Majeſtät in ſie geſetzt hat, und gewachſen jener äußerſten Kriſis des Staats. Er beginnt nun etwas, was in ſolcher Ausdehnung unter ſolchen Schwierigkeiten gelungen, ohne Beiſpiel ſein möchte. Einem geſchlagenen Heere wird ein würdiges Bewußtſein eingehaucht, die Ausländer verſchwinden, der Gedanke der Landesbewaffnung kommt auf, und weil nur Vierzigtauſend unter Waffen ſtehen ſollen, ſo wandern nach und nach, indem man immerfort entläßt und aushebt, Hunderttauſende in Bauer- und Bürgerröcken umher. Dem Lande wird zugleich eine neue Ordnung gegeben. Das Eigenthum wird in fleißige Hand gelegt, die morſch gewordene Feſſel der Zünfte geſprengt, dagegen dem wichtigſten Herd des neuen Lebens, der Stadt, zeitgemäße Geſtalt und Gliederung zertheilt. In die Aemter kommt der tüchtigſte, ſo oder ſo geboren. Die Hochſchule der Hauptſtadt entſteht. Fichte hält mitten unter den Gewalthabern in Berlin ſeine Reden an die deutſche Nation. Der Feind, deſſen Heerſäulen das Land durchziehen, merkt nicht, was Männer wie Stein, Hardenberg, Scharnhorſt, Boyen ſchaffen, an welche ſich die Ausbeute des erhabenen Werkes in ihrer ungetheilten Fülle knüpft. Die Zeit iſt eiſern, der goldene Schmuck verſchwindet, und eherne Zierathen tragen Frauen und Jungfrauen. Aber wie jeder einzelne leidet und darbt, er ſieht, daß ſein Monarch in würdevollem Dulden, in opfernder Entſagung allen das glorreichſte Beiſpiel gibt. Der letzte Schlag, an dem ſich dieſe Tugend bewähren ſoll, bricht über das Haupt des Königs herein. Die Königin ſtirbt, als der Ueberwältiger nach dem Feldzuge in Oeſterreich, auf dem Gipfel ſeiner Macht ſtehend, nur noch ſchlecht verhehlt, daß er die völlige Vernichtung des ihm widerwärtigen Preußen ſinne. Endlich war der Zorn des Geſchicks verſöhnt. In allen den aufgehäuften Brennſtoff heißer Wünſche, heftiger Vorſätze, geheimer Zurüſtungen, verborgener

---

*) Memorabilien, II, 275: „Das Feſt der Freiwilligen in Köln.“

Vorbereitungen, wagemuthiger Bündniſſe fiel wie ein zündender Funke die Poſt von dem ungeheuern Ereigniſſe in Rußland. Die Wirkung war eine magiſche. Wunderbare Bilder ſchwebten den Menſchen vor, ſeltſame Träume umſpannen ſie, die Welt war wie von einem Fieber geſchüttelt, aber in den Schauern dieſes Fiebers ſpürte jeder die Entſcheidung des langen Uebels. Alles erwachte, regte ſich, fühlte die Zuckungen der von Grund aus nahenden Verwandlung. Am 3. Februar 1813 ſagt der Kanzler im Namen ſeines Herrn uns, daß der Staat in Gefahr ſei, und ruft die Freiwilligen auf. Am 7. Februar ſpricht der König ſelbſt zu ſeinem Volke. In dieſer Anrede, die nie vergeſſen werden wird, ſind die Worte Thaten, weil in jedem Worte nur eine Wahrheit laut vom Throne herab verkündet wird, welche Millionen ſchon ſeit ſechs Jahren ſich zugeraunt hatten. Es geht auf die Schlachtfelder von Groß-Görſchen, Katzbach, Groß-Beeren, Dennewitz unter Scharnhorſt, der fällt, unter Blücher, der lebt, wie je einer lebte. Die Landwehr bewährt ſich. Die Tage von Leipzig und Waterloo entſcheiden.

Das Vaterland iſt ja gerettet!

Der Corſe war vernichtet. Sein Reich empfing die neue Ordnung von ſeinen Siegern. Deutſchland war Eins, ſein guter Name hergeſtellt, und dazu hatte ein jeder Blut, Gut oder Gaben, Rath und Fleiß beigeſteuert, ein jeglicher nach Vermögen. In dem Gefühle des allgemeinen Glücks ſchloſſen ſich alle Wunden. Vor dieſem ſtarken Geſammtbewußtſein wichen alle Zweifel zurück.

Ueber den Gräbern unſerer Tapfern iſt Gras gewachſen, ihr Blut hat in Halmen und Blumen vor dem Antlitz der Sonne geſchwankt, und Halm und Blume ſind auch immer wieder Staub geworden. Aber die Erinnerungen ſind geblieben. Aus ihrem Schatze iſt unſer Feſt entſtanden.

Der Dichter hatte voll tiefer Begeiſterung geſprochen. Sein Auge glühte, auf ſeiner imperatoriſchen Stirn lag der Ausdruck edelſten Ernſtes.

Bravo! tönte es rings aus der Schar, die ihm andächtig gelauſcht hatte.

Gebt ihr euch einmal für Poeten, ſo commandirt die Poeſie in dieſem Sinne! rief Mephiſto hinein. Nicht allein das deutſche Leben, auch die deutſche Dichtung muß aus dem Volke erſtehen!

Immermann wollte ſich an den noch immer maskirten Rothen wenden, aber dieſer war in demſelben Augenblicke in der Schar, die ſich immer dichter um den Redner verſammelt hatte, verſchwunden. Ueberdies wurde er auch nun von dieſem und jenem angeredet, der ſich verpflichtet hielt, ihm ſeinen perſönlichen Beifall auszudrücken.

Endlich war er des Redens müde und brach die Geſpräche ab, indem er ausrief: Laßt mich einen Augenblick nach Mephiſto ſehen. Ich muß wiſſen, wer er iſt.

Da er indeß in ſeiner Umgebung den Mann mit der Hahnenfeder nicht finden konnte, ſo eilte er in den Saal und ſah ſich allen Gruppen zuwendend nach dem ſeltſamen Kritiker um, der ihm ſoviel Böſes und Gutes geſagt hatte. Seine Bemühungen erwieſen ſich indeß als vergeblich. Weder im Saale, noch hinter den

Couliſſen, noch in den Eckzimmern des Hauſes konnte er des Geſuchten habhaft werden. Endlich ſetzte er ſich mismuthig an die Thür des Saales, wo die Masken am meiſten ab- und zugingen, und wo er den Satiriker zu erhaſchen wähnte.

Dort nahte ſich ihm eine hohe Geſtalt in langem, braunem Gewande, mit myſtiſchen Zeichen und einem gewaltigen Bart und Haarwuchs.

Da iſt ja mein Dichter aus Derendorf, ſprach die Maske.

Wer biſt du? fragte Immermann.

Merlin, der Zauberer! lautete die Antwort in hohlem, ernſtem Tone. Kennſt du mich nicht? Du haſt mich ja ſelbſt beſungen.

Du Merlin? rief der Dichter, der Sohn des Satans, welcher dich zeugte, um ein Gegengewicht gegen den Heiland auf die Erde zu ſetzen, der aber fromm ward, weil er eine fromme Mutter hatte? Du biſt der Mann aller Weisheit und aller Wunder, der ſich am Ende doch von einem Mägdlein nasführen ließ, das ihm das Zauberwort entlockte und ihn in die Weißdornhecke verhexte? Wie biſt du nur herausgekommen? Hat Niniane dich entlaſſen? Iſt ſie mit dir?

Gott bewahre uns vor den Weibern! ſprach Merlin in derſelben würdigen Weiſe.

Ja, die Weiſen werden zu Thoren, wenn ſie unter den Pantoffel kommen, lachte Immermann.

Dieſer Spruch läßt ſich auch trefflich auf manche deutſche Dichter anwenden, rief nun der Weiſe, indem er ſein graues Haupt bedenklich ſchüttelte.

Deine Weisheit geht den Weg der Allgemeinheit, rief der ſchwarze Domino.

Wohl, ſo beziehe die Allgemeinheit auf deine ſpecielle Perſon, meinte der Zauberer. Biſt du eigentlich nicht ganz im Falle, in dem ich mit Niniane war?

Der Dichter wollte auffahren. Er rief: Wo ſoll das hinaus?

Auf Maskenfreiheit, Freund, flüſterte der Alte, ihn haltend. Hat Mephiſto öffentlich Kritik an dir geübt, ſo nimmt Merlin dich unter vier Augen vor. Merlin liebt dich aber ſehr, ſonſt ſpräche er nicht in dieſer Weiſe. Und ſo höre, daß du mir in deinem häuslichen Leben noch viel zu romantiſch biſt. Da hockeſt du auch verzaubert hinter der Weißdornhecke. Ziemt ſich das für einen Mann, der bei Waterloo mitgefochten hat, der in Amt und Würden ſitzt, der einen Roman wie die „Epigonen“ geſchrieben hat, in dem er das eheliche Leben als das Ziel und Ende einer guten Geſellſchaft hinſtellte? Freilich, es mag ſüß ſein, von den Weibern verhätſchelt und geſtreichelt zu werden, es mag lockend ſein, dem Ruhme nachzugehen und ihn durch gute Dichtungen zu gewinnen, aber ich weiß doch noch was Beſſeres. Dieſes Beſſere iſt, ſich als feſter Mann ein Haus zu gründen, ein kräftiges, blühendes Weib in treuer Liebe zu freien und zu beſitzen und ſchöne Kinder in die Welt zu ſetzen. Das heißt dem Vaterlande dienen, das heißt das eigene Herz befriedigen. Herrlich erhaben iſt es, in geiſtigen Werken fortzuleben. Menſchlich ſchön und ſüß iſt es aber, ſein Blut und Bein fortzupflanzen und ſo in die Zukunft zu leben. Alter Romantiker, denke an die Welt und ſchwebe nicht immer in den Lüften. Du wirſt alt, und es wäre ſchade, wenn deine imperatoriſche Fratze ſich nicht fortſetzte.

Merlin, du biſt Mephiſto! rief Immermann. Die Maske herab! Alles iſt demaskirt! Ich muß dich kennen, denn du ſprichſt mir ans Herz.

Aber Merlin war durch die Thür in dem Strome, der eben aus einem Zimmer in das andere wogte, verſchwunden. Der Dichter eilte aufs neue durch die Räume, um die verlorene Geſtalt zu entdecken. Seine Augen ſuchten und ſein Mund fragte indeß allerwärts vergebens. Den Mephiſtopheles hatten die meiſten geſehen und gehört. Man nannte ihn hier einen geſcheidten, feinen Kerl, dort einen frechen Burſchen. In der That hatte er gerade den hervorragendſten Mitgliedern der Geſellſchaft die härteſten Nüſſe zu knacken gegeben. So war für die einen Grund zum Lachen, für die andern Urſache zum Aerger vorhanden. Seltſamerweiſe hatte man ihn aber nirgendwo erkannt, denn er war in der Zeit, wo ſich alle ihrer Masken entledigten, aus dem Saale geſchieden. So blieb denn ſeine Erſcheinung ein ungelöſtes Räthſel. Ueber Merlin konnte Immermann noch weniger erfahren. Zwar hatten einige Anweſende in der letzten Stunde die Geſtalt eines Zauberers durch den Saal ſchleichen geſehen. Er war auch von dieſem und jenem angeredet worden, hatte aber keinem Rede und Antwort geſtanden, ſodaß man ihn für eine geiſtloſe, ſcheue Maske, wie deren oft bei Gelegenheit von Maskenbällen umherwandeln, halten mußte. Immermann hatte freilich das Gegentheil erfahren.

Nachdem das Feſt bis in die Morgenſtunden hineingedauert hatte, wurde es Zeit zum Aufbruch. Einzelne Gruppen verloren ſich. Die Wagen rollten vor die Thür und brachten die Masken nach verſchiedenen Seiten in die Stadt. Der Saal begann ſich zu leeren. Auch der Dichter dachte daran, ſich nach ſeiner Wohnung zu begeben. Er ließ ſich in der Garderobe Mantel und Hut reichen und trat in die dunkle Nacht. Das Wetter war ſchön, die Luft ging kalt, der Himmel glänzte von tauſend Sternen. So verſchmähte er, ſich in einen Wagen zu ſetzen, zumal da er der Kühlung bedurfte. Er trat ſeinen Heimweg zu Fuß an. Aber die tiefe beruhigende Stille der lautloſen Februarnacht war nicht im Stande, die Aufregung ſeines Gemüths zu dämpfen. Was hatte er nicht alles gehört! Wie vieles gab das Gehörte ihm zu denken! In Betreff ſeines dichteriſchen und bürgerlichen Lebens waren ihm ſelbſt oft harte Zweifel aufgeſtoßen. Es war ihm aber kaum eingefallen, daß auch die andere Welt dieſe Zweifel theilen und eine ebenſo herbe Kritik üben würde, wie er ſelbſt that. Nun hatte er erfahren, daß das Gottesgericht in ſeinem Innern auch als das Gottesgericht der Menſchen ſich herausſtelle. Aufs neue rief er durch die nächſten ſchlafloſen Stunden bis in die Morgendämmerung hinein: Alles muß anders werden!

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Im Herbſt des Jahres 1838 ſtieg ein ſtattlicher Paſſagier auf dem Poſthofe von Magdeburg aus dem Wagen, der von Bremen angekommen war. Nachdem er einem Packknechte die Beſorgung ſeines Koffers anempfohlen hatte, ſchritt er durch die Straßen, in denen er ſich hin und wieder wie ein alter Bekannter umſah, der nach verſchollenen Erinnerungen und befreundeten Geſichtern ſucht. Es war nämlich niemand anders als Karl Immermann, welcher heute nach langen Jahren in ſeine Vaterſtadt einkehrte. In der That mochten ihn allerlei ſeltſame Gefühle beſchleichen. Hier hatte er ſeine Jugendzeit zugebracht, hier waren ſeine erſten dichteriſchen Verſuche entſtanden, dann weilte er längere Zeit auswärts und kehrte als Richter heim, um ſpäter wieder für noch längere Jahre zu ſcheiden. Was war ſeit jenen Tagen nicht alles mit ihm vorgegangen! Was hatte er gelebt, geſtrebt, errungen! Als ein unbekannter junger Menſch zog er einſtens von dannen, als ein berühmter Dichter betrat er wieder den heimatlichen

Boden. Aber wer ſah es ihm an? Die Leute gingen an ihm vorüber. Sie kannten ihn nicht mehr. Jedoch er hatte keine Zeit, ſich in dieſen Reflexionen zu ergehen. Bald hielt er vor einem Hauſe. Er klingelte, man öffnete. Er trat in einen ſaubern bürgerlichen Haushalt.

Mein Bruder! rief plötzlich eine laute Stimme im Flur, und ein Mann lag ihm in den Armen.

Schwager Karl! Willkommen! klang der freundliche Gruß einer Frau, die dem Manne folgte.

Ferdinand, ſei gegrüßt, ſei gegrüßt, Schwägerin, erwiderte der Dichter.

Das iſt herrlich, daß du kommſt, um unſern Kleinen taufen zu helfen! rief die Schwägerin.

Und wie prächtig ſiehſt du aus! fügte der Bruder hinzu.

Gottlob! ſprach Immermann, es geht mir auch alles nach Wunſch. Ich habe mich nie ſo wohl und friſch gefühlt.

Der Dichter ſprach in der That ein wahres Wort. Er blühte in der vollſten geiſtigen und körperlichen Geſundheit. Der letzte Sommer hatte ihm allerlei liebe Ereigniſſe gebracht. Zu ſeiner großen Freude war ihm aus hundert kleinen und großen Zeichen klar geworden, daß er ſich nunmehr in der Literatur einen feſten und ſichern Platz gewonnen hatte. Bei ſeinen vielfachen frühern Verſuchen war ſein Talent mehr bezweifelt als anerkannt worden. Hatte man ihn wegen ſeiner frühern Dichtungen auch hin und wieder in kräftiger Weiſe gelobt, ſo neigte ſich die Wagſchale bei der Mehrheit ſeiner Beurtheiler doch meiſtens auf die Seite des Tadels. Mit den „Epigonen“ war dagegen ſein Spiel entſchieden gewonnen. Iſt die Welt einmal ins Loben gerathen, ſo lobt ſie auch gern fort und fort. Und ſo hatte auch ſeine Schrift: „Das Feſt der Freiwilligen zu Köln am Rhein“, einen großen und mächtigen Beifall errungen. Bei einer nähern Prüfung dieſes plötzlichen Wohlwollens konnte der Dichter ſich nicht darüber täuſchen, daß er ſich daſſelbe hauptſächlich deshalb erworben, weil er, die Schule der Romantiker verlaſſend, deutſches Leben dichteriſch und hiſtoriſch zu ſchildern verſucht hatte. Und was die Hauptſache war, der Verſuch erwies ſich als gelungen. Sein Geiſt hatte die Früchte auf einem Felde geerntet, wo er daheim war und wo jeder eigentliche und wol jeder künftige Dichter ſeine Lorbern ſuchen muß. Zugleich war freilich auch der Ruhm der düſſeldorfer Bühne für den Ruf ihres Leiters in weitern Kreiſen von nicht geringer Bedeutung geweſen.

Hatte der Dichter nun bis zu dieſer Zeit eine eigenthümlich einſame Stellung behauptet, die er trotzig, wie er war, gegen die ſpröde Kritik und das noch ſprödere Publikum einnahm, ſo gewann er mit einem male eine auffallende Popularität. Selbſt ſeiner beamtenartigen, altpreußiſchen, abſolutiſtiſchen Individualität, für welche in jenen Tagen wenig Neigungen herrſchten, zollte man eine entſchiedene Anerkennung, weil er in dieſen Grundſätzen feſt, männlich und entſchloſſen beharrte. Aeltere und jüngere Poeten und Schriftſteller waren nach Derendorf gepilgert, um Immermann in ſeiner ſtillen Klauſe zu beſuchen. Während er in frühern Zeiten nur mit Wilhelm von Normann und Michel Beer, die zum Beſuche kamen, und mit Uechtritz und Schnaaſe, welche in Düſſeldorf wohnten, verkehrte, hatten ſich ihm jetzt auch Ferdinand Freiligrath und die jungen rheiniſchen Dichter angeſchloſſen. Zugleich waren Beſuche aus entfernten Gegenden erſchienen. Adolf Stahr und Theodor von Kobbe hatten Einkehr an ſeinem Herde gehalten. Höchſt erfreulich war ihm zugleich die Ueberſendung des Doctordiploms von ſeiten der philoſophiſchen Facultät zu Jena geweſen. Bisher hatte er die Facultätsgelehrten als ſeine Gegner angeſehen, und deshalb freute er ſich doppelt dieſer Befreiung von ſeinem Wahne. Ueberdies ſchien auch ſein letztes Drama, „Die Opfer des Schweigens“, Anerkennung zu finden, denn es war bereits in Berlin aufgeführt worden und wurde in Weimar vorbereitet.

Im frohen Gefühle, endlich doch das vorgeſteckte Ziel zu erreichen, hatte er ſich nun im Herbſte auf eine Erholungsreiſe in das nördliche Deutſchland begeben Zugleich folgte er der Einladung ſeines Bruders Ferdinand, der ihn gebeten, bei ſeinem jüngſten Kinde Pathe zu werden. Da auch die Gräfin Ahlefeldt zu ihren Verwandten gehen wollte, ſo hatte er dieſelbe nach Hamburg begleitet. Dort war er mit Karl Gutzkow und Ludwig Wienbarg zuſammengetroffen, die ihn mit der größten Anerkennung empfangen hatten. In Bremen, welches er gleichfalls berührte, hatte er ſich mit Theodor Kobbe und Adolf Stahr, die von Oldenburg herüberkamen und alte Bekannte waren, ein Stelldichein gegeben. Nicht nur durch den großartigen Weltverkehr der

Hanſeſtädte, auch durch die genannten literariſchen Perſönlichkeiten war er in der wohlthuendſten, friſcheſten Weiſe angeregt worden. *) So ſaß er mit den Freunden noch vor wenigen Tagen abends im weltberühmten Keller, und beim Feuerwein, der Roſe aller Roſen, klangen ihre Gläſer zuſammen. Dieſe Reiſe, hatte Immermann ausgerufen, wird einen bedeutenden und, wie ich hoffe, wohlthätigen Einfluß auf mein poetiſches und praktiſches Verhalten üben und mich in grauen Haaren immermehr dahin führen, im Leben und Schaffen alles Negative, alle Ver- und Entſagung, ſowie alles das mir vom Leibe zu halten, was mir weder Förderung noch Genuß bereitet. Es lebe die Jugend! **) „Es lebe die Jugend!“ ſo hatten die Freunde eingeſtimmt.

Wirklich ſchien dieſe Jugend, die nicht die erſte jünglinghafte, ſondern eine zweite ſchönere, reifere, männliche, ſein ganzes Weſen anzufüllen. Die lieben Verwandten erſchauten ſie mit dem Blick und erlauſchten ſie mit dem Ohr. Eine ſolche Friſche, wie die ganze Erſcheinung ſie bot, hatten ſie bei dem gereiften Manne nicht erwartet. Aber auch den Dichter muthete das einfache, ſchlichte Weſen des wackern Bürgerhauſes äußerſt wohlthuend an. Der Bruder, ein trefflicher Schulmann, war ein Bild der Ehrenhaftigkeit, Zucht und Sitte. Sein Weib ſtand ihm als eine echte deutſche Hausfrau zur Seite. Die blühenden Kinder, welche den Oheim begrüßten, ſchienen Muſter guter und ſtrenger Erziehung.

---

*) Karl Gutzkow, „Vermiſchte Schriften“, Bd. 3.

**) A. Stahr, „Immermann“, S. 112, in „Unſere Zeit“.

Dabei war auch das Haus behaglich, ſauber, anſprechend. Ueberall zeigte ſich Ordnung und Regel, die ja auch, wenn ſie im ſchlichteſten Kleide erſcheinen, freundlich auf Geiſt und Herz wirken.

Als die erſten Begrüßungen vorüber waren und eine ſchreiende Kinderſtimme in das Zimmer drang, gedachte der Dichter, der an ſolche Klänge nicht gewöhnt war, an den Zweck ſeiner Reiſe.

Hoho! rief er. Das iſt wol der kleine Heide, der ſeinen Ohm und Pathen ſehen will. Da darf ich nicht verſäumen, ihm gleich meine Aufwartung zu machen.

Aber du mußt dich in der Kinderſtube nicht umſehen, mahnte die Schwägerin.

Warum nicht gar! rief Immermann. Im Hauſe des Bruders werde ich doch nicht den Blinden ſpielen ſollen!

Die ganze Geſellſchaft begab ſich alsbald nach dem Zimmer, welches die Mutter mit dem Kinde innehatte. Dort bot ſich dem eintretenden Dichter ein allerliebſtes Bild, denn ein junges Mädchen mit ſchwarzen Haaren und großen braunen Augen hatte den kleinen Schreihals aus der Wiege gehoben und ſaß nun, ihn mit zärtlichem Zuſpruch und fröhlichem Lächeln beſchwichtigend, am Fenſter. Da der Bruder und die Schwägerin vor Immermann herſchritten, ſo hatte er eine Weile Zeit, die reizende Scene zu betrachten, denn das Mädchen wurde in ſeinem Spiele durch die eintretenden Aeltern nicht geſtört. Es ſchüttelte die langen Locken und rief dem Kinde lauter Liebesnamen zu. In der That ſchien auch dem Kleinen die Stimme und das Spiel der Haare und

Blicke außerordentlich zu gefallen, denn er verſuchte ſein erſtes Lächeln.

Raſch, raſch! rief jetzt das junge Mädchen, dann ſeht ihr, daß er ſchon lachen kann. Mich hat er aber zuerſt angelacht.

Zugleich erblickte ſie den Fremden, wurde blutroth im Geſichte und ſah ſcheu beiſeite.

Sei nicht ängſtlich, ſagte die Mutter. Wir bringen den Bruder Karl.

Wer iſt das Mädchen? fragte Immermann leiſe ſeinen Bruder.

Kennſt du ſie nicht mehr? antwortete dieſer, es iſt Marianne Niemeyer.

Wir ſind ja alte Bekannte aus dem Hauſe meiner Mutter, wo Sie als kleines Mädchen zwiſchen uns Ihre Spiele trieben, ſprach Immermann zu Marianne. Faſt ſind Sie mir aus den Augen gewachſen.

Marianne nickte und gab verlegen der Mutter das Kind in die Arme.

Warum halten Sie das Kleine nicht? fragte der Dichter. Das Kind war Ihrer froh. Es war ein ſchönes Bild. Ich liebe ſie ſo ſehr, die Madonnenſcenen.

Das Mädchen wurde noch verlegener.

Immermann, der es merkte, wandte ſich nun der Mutter zu und betrachtete das Kind, das ihn mit großen Augen anſchaute. Ein prächtiger Junge! rief er. Möge er, geſund an Geiſt und Gliedern, zu einem kräftigen deutſchen Manne emporwachſen!

Dann ſchaute er ſich in der Wochenſtube um, wo ihn alles anheimelte, ſo fein, hübſch und ſauber ſah es an allen Geräthen aus. Und dennoch überkam ihn innerlich ein trauriges Gefühl. Was hätte er nicht darum gegeben, in ſeinem eigenen Hauſe ein Heiligthum dieſer Art zu beſitzen! Wie ſehr ſehnte er ſich in dieſem Augenblicke nach dem Glücke, ſelbſt Vater von blühenden Kindern zu ſein! Aber er hielt mit ſeinen Gedanken an ſich. Wozu hätte es auch genützt, in Klagen auszubrechen? Er war einen andern Weg gegangen. Daß er dieſen Weg wählte, lag als Schuld auf ihm. So gab er ſich lieber einer äußern Betrachtung hin und rief zu ſeiner Schwägerin gewandt: Hier ſollte ich mich nicht umſehen, wo alles ſo wohnlich, behaglich und lockend iſt?

Das danke ich unſerer lieben Marianne, ſprach die Schwägerin. Sie hat mich hier gehegt und gepflegt, und in meinem kleinen Zimmer lauter Gutes und Liebes geſtiftet. Ich und das Kind müſſen es ihr immer gedenken, wie ſie mit uns war, denn ſie hat geſchaffen, daß es uns beiden ſo gut geht. Wie ſie verſteht nicht leicht ein junges Mädchen die Wirthſchaft. Wer ſie heimführt, der kann ſagen, daß er ein gutes, braves Weib gewonnen hat.

Willſt du wol ſchweigen! rief Marianne, die aufs neue erröthete und fortlief.

Der kleine Kreis fand ſich bald in der Wohnſtube zuſammen, wo man ſich die Neuigkeiten der Familie und der Bekannten der Stadt mittheilte. Marianne nahm an dieſen Geſprächen wenig theil, denn ſie war meiſtens in der Wirthſchaft beſchäftigt, wo ſie die Hausfrau erſetzte, welche noch angegriffen vom Wochenbette erſchien. Der Dichter, der ſie mit feinen Augen beobachtete, hatte ſeine wahre Herzensfreude an ihrem ſtillen geräuſchloſen und doch tiefeingreifenden Wirken. Mit noch größerm Vergnügen gewahrte er, daß ſie ſich entſchieden für geiſtige Dinge intereſſirte. Sie hatte nämlich das Haus ſowol an dieſem wie an den folgenden Tagen ſo früh wie möglich beſorgt, und kam dann mit ihren Handarbeiten zu den Hausgenoſſen, deren Unterhaltungen gegen Abend, wenn ſie in Ruhe zuſammenſaßen, ſtets eine bedeutende, auf das Gebiet geiſtiger Angelegenheiten führende Richtung nahmen. Was wurde da nicht alles beſprochen: Poeſie, Geſchichte Vaterland, Deutſchland, Preußen! Für Marianne öffneten ſich hundert neue Ausſichten in das Leben, über das ſie nie ſo friſch, groß und hinreißend wie von dem Dichter reden gehört hatte.

Bruder und Schwägerin wandten ſich bei dieſen Gelegenheiten auch an das berühmte Vorleſertalent des Dichters, der gern bereit war die Probe abzulegen, daß er die alte Uebung nicht verloren hatte. So griff man nach Shakſpeare, Calderon, Goethe und Schiller, deren mächtige Geſtalten nun, durch Immermann eingeführt, ihren Beſuch in dem freundlichen Bürgerhauſe abſtatteten. In ſolchen Stunden war Marianne ganz außer ſich vor Vergnügen und innerer Befriedigung. Dichter und Dichtung waren ihr ſelbſt auf der Bühne niemals ſo nahe getreten, als wie durch den Vortrag eines Mannes, der hier die Gebilde der Kunſt bis auf den letzten Nerv bloßzulegen und an das Licht zu bringen wußte. Kam man dann endlich zur Unterhaltung über die vorgetragenen Stücke, ſo wußte niemand ſo fein und ſinnig ihr Urtheil abzugeben wie das Mädchen, das dem Dichter mit jedem Augenblicke einen tiefern Eindruck machte.

Zu andern Stunden fragte ſie ihn über Düſſeldorf.

Wie ſchön muß das Leben dort ſein! rief ſie aus.

Ja, ich habe dort die beſten Tage gelebt, antwortete der Dichter.

Erzählen Sie mir doch von dem Kreiſe der Künſtler, bat Marianne.

Wollen Sie vom Beginn hören, oder ſoll ich Ihnen die jetzigen Zuſtände ſchildern? fragte Immermann.

Fangen Sie lieber von vorn an! ſagte Marianne.

Düſſeldorfer Anfänge!*) rief der Dichter. Wohlan! das iſt der wahre Name. Im Jahre 1827 begannen ſie. Schadow war Ende 1826 eingetroffen und hatte die Akademie übernommen. Leſſing, Sohn, Hildebrandt, Mücke, Hübner waren ihm gefolgt. Bald trat Bendemann hinzu, und Schirmer gründete die Landſchaft. Eine Colonie mit Coloniſten aus Oſten und Weſten auf rheiniſchem Boden! Coloniſten ſuchen naturgemäß Schutz und Schirm. Schadow ſchloß ſich und ſein Häuflein excluſiv dem Hofe, den Vornehmen an. Der Hof war jung und auch noch neu auf dieſer Erde, die Vornehmen noch nicht recht ſicher in ſich. Katholiſch, wie ſie war, fühlte dieſe Kategorie ſchon deshalb eine ſtille

---

*) Immermann, „Memorabilien“, III, 247 fg.

Vorliebe für den katholiſch gewordenen Künſtler. Beide aber waren unterhaltungsbedürftig. Gemälde waren etwas Neues geworden, da die Baiern ſchon zwanzig Jahre früher die Galerie entführt hatten; die inhaltreiche Converſation des Künſtlers, der Menſchen, Werke, Welt geſehen hatte, war auch etwas Neues. All dieſes Neue erhielt einen pikanten Zuſatz durch die Figuren der jungen hübſchen beſcheidenen Künſtler, welche bloße Hälſe und lange Bärte trugen, und von denen der Meiſter mit Sicherheit den ſpätern Ruhm vorherſagte. Es konnte nicht an mannichfachen Sympathien hinüber und herüber fehlen. Die Repräſentation nahm die Kunſt unter ihre Flügel, die Kunſt durfte der Repräſentation ſich anſchmiegen, denn dieſe war unſchuldig, harmlos, damals ſelbſt noch poetiſch, wenigſtens poetiſch coſtümirt. Ich fand dieſe Allianz ſchon ziemlich feſt, als ich 1827 hinkam. Ich hatte gerade den „Hofer“ geſchrieben in der alten Geſtalt, die ich nachmals verworfen habe. Dieſe Helden der jüngſten Vergangenheit, zu denen mich ein unwiderſtehlicher Trieb gedrängt hatte, machten mir, als ſie auf dem Papier ſtanden, bange; ganz mich vergriffen zu haben, meinte ich. Welches frohe Erſtaunen, als Holtei, der uns kaum vierzehn Tage nach meiner Ankunft beſuchte, und dem ich das Stück im ſchönſten Frühlingswetter vorlas, ſich hoch erfreut darüber zeigte! Er nahm es mit nach Berlin, recitirte es dort vor mehreren hundert Perſonen. Als es erſchien, erhielt es Beifall. Mein Name wurde allgemein genannt, ich fühlte mich ſelbſt anders als zuvor. Denn freilich umſpielte mich auch eine andere Atmoſphäre. Aus dumpfer Arbeitsſchwüle trat ich in einen heitern Kreis, deſſen Arbeit auf die Schönheit ging, und hatte ſelbſt Muße, aus formloſen Umgebungen unter ſolche, denen unter den Händen alles zur Form wurde, nicht allein ihr geiſtiges Leben und Weben, ſondern auch der Alltagsernſt, Scherz, der geringſte Einfall. Das Schadow'ſche Haus war der Mittelpunkt der höhern Geſelligkeit, ich wurde darin als Freund willkommen geheißen, und habe eine Zeit lang ſeine Leiden und Freuden mitgemacht. Die Mittel waren dort vorhanden, geiſtige und leibliche, einen ſolchen Centralpunkt zu bilden, und da die letztern mit Sparſamkeit verwaltet wurden, ſo hatte die Sache Dauer. Ein zweites Studentenleben führten wir damals, aber kein rüdes, ſondern ein phantaſievolles. An andern Orten leben die Menſchen ihrem bürgerlichen Berufe oder der Gelehrſamkeit, der Reiz des Daſeins wird als Nebenſache behandelt. In unſern Anfängen dagegen war das Streben, das Feinſte, das Geiſtigſte, die Spiele der Imagination, Laune, Witz, und ſelbſt die Grille zur Praxis zu machen, oder, da dies abſichtlich klingen mag, wir bildeten uns ein, das Leben ſei ein Spiel und könne in Impromptus ausgegeben werden. Mit Schadow hatte ich ein ganz eigenes Verhältniß. Wir waren polariſch entgegengeſetzte Naturen, aber ein Zug tiefer Innigkeit wachte dennoch ſchnell auf und ließ die Sorge nicht aufkommen, wenn ſie unter der Hand von der Mislichkeit eines ſolchen Bündniſſes flüſterte. Freilich fühlte ich bald, daß ich, um verſtändlich zu ſein, in ſeinem Idiom mit ihm reden müſſe, und das that ich denn auch, weil ich ihn liebte, nicht aus Verſtellung. Wie oft belauſchten die Kaſtanien des ſchönen Hofgartens, in denen die Nachtigall flötete, oder die Wellen des Rheins, wo ſie wie geſchmolzenes Gold im Abendroth majeſtätiſch durch die grüne Wieſe ſchlendern, unſere wunderliche Unterhaltung vom Fegfeuer oder von den lieben Heiligen! Ich täuſchte ihn wahrhaftig nicht, wenn ich mich ganz ernſthaft darauf einließ; ich war ihm gut und wollte ihm ſagen, was ihm lieb war. Es iſt ſonderbar mit ſolchen Neigungen. Jener Zug der Innigkeit will mir noch nicht weichen, wenn ich ihm begegne, obgleich uns Leben und Grundſätze weit auseinander geſtellt haben, und wir beide wiſſen, daß wir nichts mehr miteinander theilen können. Er führte mir einige ſeiner Lieblingsſchüler zu, durch ihn erhielt ich ſie, die nachmals meine Freunde geworden ſind. Mit Entzücken belauſchte ich das Sproſſen der werdenden Kunſt in den weiten Ateliers der Akademie; ſie hörten, was bei mir entſtand, von Kritik war gegenſeitig nicht die Rede, uns erquickte ein naives Empfangen und Genießen. Wenn die Mitternacht bei Schwank und Gedicht, das oft aus dem Stegreif entſtand, herangekommen war und die Gläſer zum letzten male aneinander klangen, dann zerſtreute ſich die muntere Horde, aus dem Garten heimgehend, unter den Bäumen mit muthwilligem Liede. Oder das Geſtein wurde befahren und in ſeinen buſchigen Klippen, deren Fuß das Bächlein tief unten ſo heimlich wäſcht, ſtieg, gehalten, fröhlich, vierſtimmiger Geſang auf.

Wie prächtig muß das geweſen ſein! rief Marianne mit funkelnden Augen.

Ja, alles war gut und wohl, erwiderte der Dichter, ſolange alles jung war. Wir haben in Düſſeldorf Großes werden ſehen.*) Ein Mann kam vor zehn Jahren daher, gefolgt von fünf Schülern, die recht hübſche Sachen gemacht haben, doch aber noch völlig unfertig ſind. Er betritt ein fremdes Terrain, ohne mächtige Verbindungen zu haben, er muß ſich alles erſt ſchaffen. Sein Gouvernement unterſtützt ihn wol, jedoch nur mäßig; keines Königs mächtiger Arm hält ihn, ſtellt ihm die geniusflammenden Aufgaben. Einen Namen bringt er mit, genannt allerdings in der Kunſtwelt, keineswegs aber mit der Glorie allgemeiner Berühmtheit umgeben. Und nach zehn Jahren ſteht er an der Spitze einer Anſtalt, worin die Hunderte nun faſt nach der urſprünglichen Einheit zählen. Die Räume ſind zu eng für den Andrang, der Ruf der Anſtalt geht durch ganz Europa und zieht die Lehrlinge aus allen Landen her, bis zum hohen Norden herbei. Die Werke der Schule zieren Kaiſer- und Königspaläſte, die Erben großer Reiche beſuchen den Chef und treten zum Theil unter ſein Dach. Die Schule ſendet Colonien nach Frankfurt und Dresden. Was aber noch mehr, das Haupt wurde längſt von den Gliedern überflügelt. So iſt der Organismus der düſſeldorfer Schule entſtanden. Wer die Jahre her geſehen hat, wie Schadow feſt und klug, nie ſeine Abſichten aus dem Auge verlierend, Charaktere und Schwächen berechnend und behandelnd, zur rechten Zeit ſich ſchmiegend und im günſtigſten Augenblicke imponirend, ſein Reich gründete und führte, der hat etwas Merkwürdiges geſehen. Mit einer ſolchen Perſon kann man aber im Werden beſſer fertig werden, als nach dem Gewordenſein. Ich unterſcheide in Schadow zwei geſchichtliche Perſonen: den vor der italieniſchen Reiſe im Jahre 1830 und den nachher. Jener hatte wirklich die allſeitigſte Empfänglichkeit, er war gutmüthig, wohlwollend, konnte ſelbſt naiv ſein. Zwar war er auch damals chriſtkatholiſch in ſeinem Künſtlerherzen geſinnt, er malte außer Porträts auch Heiligenbilder und nannte die religiöſe Kunſt das Höchſte. Aber alles das war doch nur mehr Privatliebhaberei. Dabei war er der humanſte Patron der Landſchaft, des Humors, des Genre, ſelbſt wenn dieſer bis zu Kegelbahnen und Trinkſtuben hinabſtieg. Er gab Rath, kritiſirte, emendirte treu, fleißig, einſichtsvoll, wie an Engelsflügeln und Madonnenköpfen. Mit Literatur, Poeſie hielt er ſich in Berührung, abweichende Meinungen brachten ihn nicht auf, machten ihn nicht ſtumm. In Italien aber wachten die alten Reminiſcenzen auf, die große religiöſe Kunſt hatte ihm von neuem ſo imponirt, daß er zurückkam, nicht als ein Halbverwandelter, wie man ihn früher genannt hatte, ſondern als ein Geblendeter, oder, wenn man im Bilderkreiſe ſeiner Kunſt bleiben will, mit übermaltem Geiſte. Die Uebermalung ſetzte eine immer dickere Kruſte an. Krankheiten, Verſtimmungen mögen mit eingewirkt haben. Die Schüler wurden berühmter als er, und wodurch wurden ſie berühmt? Nicht durch Himmelfahrten und heilige Familien, ſondern durch die Landſchaft, durch das Genre, das romantiſche ſowol als das reale. Wer wird ihn ſchelten, wenn ſelbſt etwas Gereiztheit ſich ſeiner Empfindung beigemiſcht hat? Genug, es ſoll nun mit aller Gewalt eine religiöſe Schule am Rheine erblühen. Das hatte zur Folge, daß eine ſtille Entfremdung ſich zwiſchen ihm und den meiſten Herren der Anſtalt allmählich einſchlich. Niemanden hat er abſichtlich gekränkt und zurückgeſetzt. Die Dinge wirkten, und ſie ſind immer mächtiger als jede Abſicht.

---

*) Immermann, Memorabilien, III, 253 fg.

Wie ſchade! rief Marianne.

Und iſt denn nun das ganze düſſeldorfer Leben auseinander? fragte der Bruder.

Das verhüte Gott! antwortete der Dichter. Aeußerlich ſieht es ſich noch ganz erträglich an. Schadow ſteht für die Uneingeweihten wie früher an der Spitze. Nur innerlich iſt der alte Zuſammenhang verloren gegangen. Während ich ihm in der Geſellſchaft artig begegne, ſind wir uns im Herzen entfremdet. Dafür ſtehe ich aber ſeinen beſten Schülern Leſſing, Hildebrandt, Schrödter und Sohn deſto näher.

Wie viel Förderung mag da der Dichter vom Maler und der Maler vom Dichter erhalten! ſprach Marianne.

Ich habe mich nie kritiſch in die Arbeiten der Künſtler gemiſcht, und auch eigentlich keine ſpeciellen Antriebe von ihnen erhalten. Unſere gegenſeitigen Anregungen waren mehr allgemeiner Natur. Zwei andere Männer, welche Düſſeldorf beſitzt, traten mir ungleich näher, wurden meine Freunde und ſind es geblieben, nämlich Friedrich von Uechtritz und Karl Schnaaſe.*) Uechtritz iſt der Verfaſſer von „Alexander und Darius“, in dem das junge Griechenthum mit dem alternden, an ſich ſelbſt ſiechenden Perſerthum zuſammenſtößt. Ein wahrer großer Gedanke lebt auch in ſeinen ſpätern Dramen. Der Conflict zwiſchen zwei ſolchen Geſtalten, Mann und Weib, wie Alboin und Roſamunde, dieſer Kampf von Haß und Liebe, dann in den Babyloniern das Prophetiſche, Vormeſſianiſche und Falſchmeſſianiſche, das ſind gewiß Griffe und Blicke, des Dichters würdig, und nur dem Dichter möglich. Freilich trennt etwas den Dichter von ſeinen Geſtalten, und wir können es nicht anders nennen als Reflexion. Aber gerade dieſes Vermögen des Reflectirenden in Uechtritz gab unſern etwas bunten Anfängen einen heilſamen Gegenſatz. Sein Wiſſen, ſein ganzes Weſen mahnte zum Nachdenken, zur Sammlung. Viel und mancherlei wurde gleich im Beginn unſers Umgangs verhandelt, wenn wir bei hellem Tageslicht mit gewaltigen Schritten unſern Spaziergang begannen, nur eine halbe Stunde miteinander ſein wollten, und uns verwundert nach langen, ſelbſtvergeſſenen Geſprächen im Abenddüſter zwiſchen fremden Hügeln und Büſchen ſahen. Er hat mich über ganze Strecken der Erkenntniß aufgeklärt, mehreres, was in den „Epigonen“ ſteht, iſt wörtlich früher ſo von uns abgeſprochen worden. Zu den Malern trat er bald in eine große Vertraulichkeit. Er kam ganz anders mit ihnen zu ſtehen als ich, ſeine geordneten Kenntniſſe, beſonders in der Hiſtorie, machten ihn auf natürlichem Wege zu ihrem Lehrer. Ich konnte ſie nichts lehren, denn ich wußte ſelbſt nicht viel Poſitives. Er hat ihnen weſentlich genützt, und das ſollten ſie nie vergeſſen! Seine Freundſchaft mit Leſſing war mir immer eine ſchöne Erſcheinung. Gar herrlich iſt eine ſolche begeiſterte Vertiefung des einen Geiſtes in einen zweiten.*) Durch Schnaaſe, den Verfaſſer der „Niederländiſchen Briefe“, erhielt die Praxis der Kunſt in Düſſeldorf ihr Complement, die Theorie. Er gehörte zu den echten Kunſtforſchern unſerer Tage, und ich bin überzeugt, daß die Literaturgeſchichte ihm unter ihnen einen ehrenvollen Platz anweiſen wird. In ihm haben Kunſtgefühl und Kunſterkenntniß die natürliche Geſchichte erlebt. Von dem Intereſſe an der Architektur, von ihrem Studium iſt er zu dem der übrigen Künſte vorgedrungen. So hat die älteſte Kunſt in ſeinem Bewußtſein auch das älteſte Datum. Dieſer natürliche Entwickelungsgang, den er, unterſtützt von einem ungemeinen combinatoriſchen Scharfſinne und von einem ſehr ausgebreiteten Wiſſen, gegangen iſt, gibt ſeinen Unterſuchungen die Tiefe und Unparteilichkeit, ihren Reſultaten die ausgiebige Fülle und Reinheit, welche jene Briefe aus Niederland ſo ſehr charakteriſiren. Was ſie am meiſten in meinen Augen adelt, iſt, daß der Scharfſinn nie zum Pikanten und Witzelnden verführt, ſondern immer nur nach Wahrheit in ihrem ernſten und ſchlichten Ausdrucke ſtrebt. Ich halte dieſes Buch für ein Haupt- und Grundbuch*), ſowie ich den Verfaſſer ſelbſt für einen ausgezeichneten Mann halte, von dem ich die vielfachſte Förderung und Anregung empfing. Die Maler, von denen ich früher geſprochen habe, verbunden mit Uechtritz und Schnaaſe, und mit einem Kreiſe, in welchem einige geiſtvolle Damen leben und weben, bilden eine Geſellſchaft, in der ich mich, trotzdem, daß die düſſeldorfer Anfänge aufgehört haben, höchſt glücklich fühle.

---

*) Immermann, Memorabilien, III, 267.

---

*) Uechtritz hat ſeit der Zeit noch einen bedeutenden Roman, „Albrecht Holm“, herausgegeben.

Wie reizend Sie das alles ſchildern! äußerte Marianne.

Möchten Sie in Düſſeldorf leben? fragte Immermann, das junge Mädchen mit einem ſcharfen Blicke fixirend.

Ich würde es für das ſchönſte Glück halten, mich in ſolchen Umgebungen zu befinden! erwiderte Marianne mit tiefem Erröthen.

Am folgenden Tage fand die Kindtaufe ſtatt. Sie ging vorüber, wie ſolche Acte ſtets vorübergehen. Dann dachte der Dichter an ſeine Abreiſe. Als ſie am Vorabende wieder in dem ſchlichten häuslichen Kreiſe zuſammenſaßen, rief Immermann aus: Wie glücklich ihr hier ſeid! Vielleicht beneidet mich der eine oder andere um den Ruf, den ich mir erworben habe. Und doch, was iſt Ruhm und Reichthum, verglichen mit dem Leben in der Familie?

---

*) Schnaaſe's ſpäter erſchienene Kunſtgeſchichte rechtfertigt vollſtändig dieſes Urtheil des Dichters.

Aber das könnten Sie ja auch alles haben! platzte Marianne heraus. Dann ſchien ſie zu merken, daß ſie etwas Unpaſſendes geſagt habe und ſprang plötzlich auf, um ſich an einem Schranke zu thun zu machen und ihre Verlegenheit zu verbergen.

Es iſt aber keine Kleinigkeit, das Weib eines Dichters zu ſein, ſprach Immermann. Ein Poet iſt eine ſeltſame Pflanze, ein Kräutchen „Rühr mich nicht an“. Wenn es über ihn kommt, daß er ſchaffen muß, dann iſt er der Welt entrückt, nur mit ſeinem Gegenſtande beſchäftigt, empfindlich, gereizt, launiſch, wie es die Stunde bringt.

Nun, dann kann ihn eine Frau am beſten pflegen und ihm auch, wenn es noth thut, den Kopf waſchen! rief die Schwägerin.

So iſt es, ſprach Marianne, indem ſie an ihren Platz zurückkehrte und ſich über ihre Arbeit beugte.

Immermann war in der nächſten Frühe zur Abreiſe bereit. Seine Verwandten ſtanden alle um ihn, der Bruder, die Schwägerin, die Kinder, um ihm herzlich eine glückliche Reiſe zu wünſchen. Nur Marianne fehlte.

Wo iſt Marianne? fragte der Dichter. Ich kann nicht ohne Abſchied von ihr gehen.

Sie meint, ſie könne den Kleinen nicht in der Kinderſtube allein laſſen, erwiderte die Schwägerin.

So gehe ich zu ihr, ſprach Karl.

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ſtürmte er in das Zimmer, in dem er das Mädchen bei ſeiner Ankunft zum erſten male geſehen hatte. Sie ſaß wieder an derſelben Stelle und hatte das Kind auf dem Schooße, das ſie mit langen Blicken betrachtete. Ihre ſchönen Augen waren roth geweint, ihre Züge blaß und leidend, ſie ſchien eine ſchlafloſe Nacht gehabt zu haben. Hatte ſie um des Dichters Abſchied geweint? Es fuhr ihm wie ein Blitz durch die Tiefen der Seele.

Leben Sie wohl! rief er Mariannen.

Leben Sie wohl! antwortete ſie mit erloſchener Stimme.

Sie gaben ſich die Hände. Der Druck zuckte ſeltſam durch Mann und Weib. Dann ging er raſch von dannen, umarmte die Seinigen noch mit faſt leidenſchaftlicher Herzlichkeit und ſtürzte aus dem Hauſe.

Als er im Poſtwagen ſaß, um dem Rheine zuzufahren, tauchten allerlei Gedanken in ſeiner Seele auf, betrübte und heitere. War es nicht betrübt, daß er ſich ſagen mußte, ſein bürgerliches Leben habe bisjetzt eine verfehlte Richtnng gehabt? Statt ſich ein tüchtiges, geſundes Hausweſen zu gründen, wie es die Pflicht jedes kräftigen Mannes iſt, der dem Vaterlande dient, hatte er ſich mit dem ſchriftſtelleriſchen Ruhme zufrieden gegeben. Und leider war dem zweiundvierzigjährigen Manne ſchon die beſte Zeit zum Aufbau eines Herdes und Hofes verſchwunden. Aber war es denn überhaupt ſchon zu ſpät? Er ſtand in der Fülle ſeiner männlichen Kraft! Sein Geiſt fühlte ſich ſo friſch und jung wie möglich! Er hegte die Ueberzeugung, daß er noch ſtets im geiſtigen Wachsthum begriffen ſei. Konnte er da den Fehler nicht beſſern und den verſäumten Schritt nachholen? In ſolchen Gedanken trat ihm immer von neuem Mariannens Bild vor die Seele. Bei ſeiner Ankunft und bei ſeinem Abſchiede hatte er ſie mit dem Kinde geſehen. Er malte ſie ſich als ſein Weib und das Kind des Bruders als ſein Kind. Er überſetzte ihre jungfräuliche Freude an dem kleinen Gottesgeſchöpf in mütterliche Freude. Sie hatte beim Abſchied geweint. Wie lieblich müßte es ſein, das eigene Weib in dieſer Lage um den Abſchied des Mannes trauern zu ſehen!

Aber es drängte ſich zugleich ein dunkles Geſpenſt zwiſchen ſeine Gedanken in der Geſtalt der Gräfin Eliſa von Ahlefeldt. War ihre Liebe zu ihm auch mehr Freundſchaft zu nennen, ſo hatte ſie ihm doch lange, lange Jahre eine uneigennützige Anhänglichkeit geſchenkt. Kein Menſch auf Gottes Erde war ſo treu, ſinnig und andächtig den Bahnen gefolgt, die ſein ſchöpferiſcher Geiſt einſchlug. Sie hatte ihn nach allen Seiten gehegt und gepflegt und Leid und Freude mit ihm getheilt durch gute und böſe Tage. Es beſtand gewiſſermaßen ein ſtillſchweigendes Uebereinkommen zwiſchen ihnen, daß ſie ihr Leben zuſammen fortführen würden. Durfte er gegenüber dieſem feſten Verbande einer plötzlich auftauchenden jungen Leidenſchaft nachgeben?

Und dennoch, ſo oder ſo, das Verhältniß mußte anders werden!

Der Dichter hatte mit Eliſen abgeſprochen, daß ſie unterwegs zuſammentreffen und gemeinſam die Heimreiſe machen ſollten. Als ſie ſich wirklich trafen, war Immermann ſeltſam befangen. Gleichwol begann er unter dem peinlichen Druck ſeiner getheilten Gefühle, ſeinen frühern Antrag zu wiederholen. Mit eigenthümlicher Heftigkeit warb er aufs neue um Eliſens Hand. Aber er fand ſie ebenſo entſchieden in ihrer Weigerung, wie ſie es ſtets geweſen war. Selbſt als er ihr heute zuerſt vom Schickſal ſprach, das ihren Bund trennen könne, blieb ſie bei ihrem Entſchluſſe ſtehen.

So war es kein Wunder, daß die Rückreiſe in keiner heitern Stimmung vor ſich ging. Der Dichter ließ es an allen jenen muntern Mittheilungen fehlen, die ihm ſonſt nach ſeinen deutſchen Fahrten zu ſtrömen pflegten. Es ſchien mächtig in ſeinem Innern zu gähren. Auf der ſtolzen Stirn lag ein gewaltiger Ernſt. Sein Auge blitzte nach innen. Oft war es, als wollten ſich Worte über ſeine zuckenden, ſcharfen Lippen bewegen, die indeß ungeſprochen blieben. Eliſa, die ihn oft beim Dichten in ähnlichen Stimmungen geſehen hatte, ließ ihn in Ruhe. Sie blieb ſanft, mild, freundlich wie immer.

Als ſie in Derendorf eingezogen waren, dauerte das brütende Weſen noch einige Tage fort. Dann ſaß der Dichter einſt in der Mitternacht an ſeinem Arbeitstiſche. Vor ihm lag ein langer Brief, an dem er lange geſchrieben hatte. Die Adreſſe lautete an Marianne Niemeyer.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die zweckloſe Geſellſchaft fand ſich auch im folgenden Winter wieder zuſammen, wie ſie es im vorigen gethan hatte, und es kamen aufs neue die geiſtvoll angeregten Abende zu Stande, nach welchen ſich jedes Mitglied des Vereins den ganzen Sommer über geſehnt hatte, und die auch jetzt wieder die allgemeinſte Befriedigung hervorriefen. Immermann aber war, wie er es geweſen, die Seele des Ganzen, ja er war es noch im erhöhten Maße, denn er hatte ſeinen „Münchhauſen“ vollendet, den er nunmehr in den Haupttheilen den verſammelten Freunden mitzutheilen im Stande war. Und wie wirkte dieſes neue Erzeugniß ſeines Geiſtes? So groß die Erfolge auch geweſen ſein mochten, die er früher bei Mittheilung ſeiner Dichtungen errungen hatte, ſo mußten ſie doch weit hinter den Beifall zurücktreten, den dieſes neueſte Werk ſeines Talents hervorrief. Da es bei der verhältnißmäßigen Seltenheit der Zuſammenkünfte eine Unmöglichkeit geweſen wäre, den ganzen Roman vorzutragen, ſo hatte er freilich mehr die poſitiven, als die negativen Stellen des Buches zur Leſung gewählt. Es war alſo nicht das weite Feld der Satire, auf welches er ſeine Zuhörer führte, ſondern der Kern der Geſchichte, welche ſich auf dem Oberhofe des alten prächtigen Schulzen und zwiſchen Oswald und Lisbeth abſpielt. Wie mächtig packte aber dieſes wundervolle Idyll, aus dem es den Zuhörern entgegenquoll, gleich als ob ſie der friſche Duft der umgeworfenen Erdſcholle anwehte, wie er ſelbſt einſt ſo treffend geſagt hatte! Hier war eine Fülle und Kraft, die Goethe ſelbſt in „Hermann und Dorothea“ nicht erreicht hatte, wenn dieſes ſeine Epos auch ſchöner und durchſichtiger genannt werden mußte. Alles erſchien wie Nerv, Muskel, Stein und Erz, neu, urſprünglich, friſch geboren. Die Hörer lauſchten ihm mit hingebender Andacht. Und als das Werk endlich in ſeinen hauptſächlichſten Zügen vor den Geiſtern der Zweckloſen hingebreitet lag, da ſcholl ihm von allen Seiten die deutliche Zuſtimmung entgegen: Das iſt prächtig, das iſt echt, das iſt deutſch, hier iſt der rechte Weg gefunden! Einen ſolchen Weg ſollten fortan alle Dichter deutſcher Nation einſchlagen!

Selten hatte Immermann eine ſolche innere Genugthuung empfunden als an dieſem Abende. Als er von den Glückwünſchen ſeiner Freunde begleitet durch die dunkle Mitternacht nach ſeiner einſamen Wohnung zu Derendorf wanderte, war es ihm trotz der ſcharfen Luft wunderbar warm und behaglich im Herzen; denn er ahnte, daß er heute wol aus dem Kleinen auf das Große ſchließen dürfe, und daß die Anerkennung, die er eben bei ſeinen Freunden gefunden hatte, ſich auf das ganze weite deutſche Vaterland ausdehnen müſſe. Was er bei den Planen und Entwürfen dieſes Werks im Auge gehabt und was er bei der Ausarbeitung im tiefſten Herzen gefühlt, das ſchien nun auch außer ihm wirkſam zu werden. Er wollte mit dieſer Dichtung ſo recht an das Herz klopfen. Allem Anſchein nach aber ſchien er diesmal mehr als je an das Ziel zu kommen. Freilich hatte er bisjetzt erſt bei einem Bruchtheile ſeines Volks angepocht, aber man konnte nicht freudiger und lebendiger zum Eintritt laden, als es hier geſchehen war. Sollten nicht viele Hunderttauſende von gebildeten Deutſchen der Genoſſenſchaft der Zweckloſen nachfolgen? Er ahnte, hoffte und erwartete es. Und deshalb empfand er ein ſo wunderbar wohlthuendes, warmrieſelndes Gefühl in ſeinem Herzen trotz der kalten Winternacht.

In der behaglichſten Stimmung von der Welt betrat er ſeine Wohnung und die noch erwärmte Stube. Der Diener, der ihm öffnete und Licht machte, bedeutete ihn, daß noch ſpät abends ein eilender Brief angekommen ſei. Er fand das Schreiben auf ſeinem Arbeitstiſche. Die Adreſſe ſchien von einer beſtimmten, ſichern Damenhand herzurühren. Das Poſtzeichen ließ den Namen Halle leſen. Es durchzuckte ihn wie ein Blitzſtrahl. Er wartete bis der Diener ſich entfernt hatte, ehe er das Siegel öffnete. Bei Gott, der Brief war von Marianne Niemeyer, die ſeit kurzem wieder in Halle bei ihrer Großmutter weilte. Der ſtarke, rieſige Mann zitterte am ganzen Leibe, ſein Athem ſtockte, ſeine Züge waren erwartungsvoll geſpannt, ſein Auge ſtierte auf die Lettern, die vor ſeinen Augen tanzten. Er las und las wiederholt Zeile um Zeile. Endlich kam er doch zum Schluſſe. Dann athmete er tief auf und fiel, ſelig lächelnd, auf den Seſſel, der am Tiſche ſtand, alle Glieder löſten ſich, eine Thräne trat in ſein Auge, und er flüſterte vor ſich hin: Sie iſt mein!

Ja, Marianne war ſein! Sie verſprach ſich ihm in dieſen Zeilen, die Braut dem Bräutigam. Sie die Braut, er der Bräutigam! Es war ihm ſeltſam zu Muthe. Der ſtarke, ſchroffe, herbe Mann wurde mit einem male ein weicher Jüngling. Als er im „Münchhauſen“ von Oswald und Lisbeth geſchrieben, hatte er ſtets an ſie und ſich gedacht. Jetzt war es geworden, wie er es geſchildert in prophetiſcher Vorahnung. So blieb er ſitzen und ſtierte in das Helle und in das Dunkel, wo er überall den lieblichen Lockenkopf zu erblicken wähnte, und träumte und lächelte und weinte. In Leben und Dichtung waren ihm Sonnen, Sterne und Wolken genug aufgegangen, jetzt ſtrahlte ein neues, ſchönes, ungekanntes, wunderbares Licht in ſeine Tage. Sie die Braut und er der Bräutigam! Auch jetzt blieb er wieder die ganze Nacht ſitzen. Aber wie anders war ihm zu Muthe als damals nach dem Maskenballe, wo er mit hundert Aengſten und Zweifeln rang und ausrief: Alles muß anders werden! Es war jetzt alles anders geworden. Die Löſung war ſchön, licht, freundlich, ſelig. Beſſer konnte er ſie nimmermehr erwarten.

Am Morgen ſtürmte er barhaupt und in leichten Kleidern durch die Gänge des Gartens auf und ab. In ſeinem Blute glühte und ſprühte es ſo mächtig, daß er die ſcharfe Winterzeit nicht gewahr wurde. Durch ſein Haupt wogte es von lenzgeſchmückten, jungen Gedanken. Da öffnete ſich plötzlich ein Fenſter in dem erſten Stocke der Wohnung, und eine ſanfte Stimme rief herab: Immermann, was machen Sie nur wieder? Wer läuft denn in ſolchem Wetter ſo leicht gekleidet in der kühlen Morgenluft umher? Sie werden ſich eine Krankheit holen!

Die ſanfte Stimme traf ihn wie ein Donnerſchlag. Er ſtand plötzlich ſtill und fand keine Antwort.

Kommen Sie doch herauf und erzählen Sie mir von geſtern Abend. Wie hat's mit dem „Münchhauſen“ gegangen? ſprach Eliſa in demſelben liebenswürdigen, freundlichen Tone, denn es war niemand anders als die langjährige Freundin.

Ich muß meine Mittheilungen auf eine ſpätere Stunde verſparen, antwortete jetzt der Dichter, denn es iſt Zeit, daß ich nach dem Landgericht gehe, wo ich Geſchäfte habe. Noch eins, ich komme nicht zu Tiſch, ich eſſe im Gaſthofe, weil die Sitzung zu lange dauern wird. Alſo bis nachher.

Und mit einer ſeltſamen, ungewohnten Haſt ſtürzte er in das Haus, nahm in ſeinem Zimmer Mantel und Hut und verließ eilig ſeine Wohnung.

Aber er ging nicht nach dem Gericht. Der offene, gerade Mann, der niemals eine Lüge geſagt hatte, brauchte zum erſten male bei Eliſen einen Vorwand. Schlug er auch zunächſt den Weg nach der Stadt ein, ſo begab er ſich doch bald auf Seitenpfaden in das Feld, und von da in den Wald und nach den Hügeln, die ſich oſtwärts von Düſſeldorf erſtrecken. Eliſens Stimme und ihr freundlicher Zuruf hatte ihn mit einem male in ein Chaos von neuen wirren Gedanken geſtürzt. War ihm die altbekannte Geſtalt der treuen Freundin durch Mariannens friſches, jugendliches Bild zunächſt verdrängt worden, ſo trat ſie jetzt deſto lebhafter wieder vor ſein geiſtiges Auge. Was hatte er ihr nicht alles zu danken! Seit einer Reihe von Jahren war ſie die Vertraute geweſen. Sie hatte den lebhafteſten Antheil an ſeinen entſtehenden Werken genommen. Sie war in manchen Lagen des Daſeins ſeine Ratherin geweſen. In trüben Stunden, wo er ſich gekränkt, verletzt, zurückgeſetzt glaubte, hatte ſie ihm freundlichen Troſt geſpendet. Es war faſt nichts unter ſeiner Feder entſtanden, vom größten Roman bis zum flüchtigſten Briefe hin, was er ihr nicht mittheilte. Und ſo kam auch faſt keine Zuſchrift ins Haus, die nicht von ihr geleſen wurde. Sie war auf dieſe Weiſe eins mit ihm geworden in Empfinden, Fühlen, Denken. Und er hatte ſie ja auch einſt geliebt! Die Freundſchaft war erſt der Liebe gefolgt!

Und jetzt verbarg er plötzlich ein Geheimniß vor Eliſen! Mit einem male ſah er einen Abgrund zwiſchen ſich und ihr liegen. Welcher Zwieſpalt klaffte nun auch jählings in ſeiner Seele! Ja, er mußte die tiefſten Gewiſſensbiſſe fühlen, und er fühlte ſie. Je gerader, rechtlicher, edler ſeine Natur angelegt war, deſto größer war die innere Beſchämung, die ihn durchdrang. Hätte er zu den gewiſſenloſen Menſchen gehört, die mit leichtſinniger Beſchwichtigung des eigenen Gemüths über jeden

Betrug an ſich und andern weggeben, weil ſie in egoiſtiſcher Selbſtſucht nur den Nutzen oder das Vergnügen im Auge haben, dann hätte er den Dingen den Lauf gelaſſen, den ſie einmal nehmen mußten. Nun aber machte er ſich die heftigſten Vorwürfe. Warum hatte er Eliſen nicht ſeine Leidenſchaft zu Mariannen mitgetheilt? Was ging er ſie nicht um Rath an? Sie war jedenfalls die erſte, die alles wiſſen mußte. Und doch entſchuldigte er ſich dann wieder vor ſich ſelbſt: ſie hat ja nicht anders gewollt, ſie hat meine Hand verſchmäht, ſie hat mich zu der neuen Leidenſchaft durch ihre kalte Abwehr gedrängt. Freilich, freilich! — Aber ein dunkler Punkt blieb doch in der Angelegenheit. Er war gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit nicht gerade und offen zu Werke gegangen. Er hatte die klare, reine, edle Freundſchaft verletzt.

Wer möchte nicht gern den Mann, der ſich in einer ſolchen Lage befindet, entſchuldigen? Das Herz geht mit dem Kopfe ſo oft durch. Wo die heiße Leidenſchaft brauſt, da fehlt ſo häufig die kalte Ueberlegung. Je ſtärker der Geiſt iſt, deſto zaghafter zeigt er ſich in den geheimnißvollen Regionen der Angelegenheiten des Herzens. Je reiner die Seele liegt, deſto mehr ſcheut ſie vor der Offenkundigkeit zurück, wenn es ſich um ihre Heiligthümer handelt. Aber von all dieſen Entſchuldigungen wollte der Dichter nichts wiſſen. Sein Unrecht erſchien ihm doppelt ſchwarz, dunkel, unbegreiflich. Alle Kräfte ſeines Geiſtes drängten ihn dahin, die Unbill wieder gut zu machen. Aber wie ſollte er die Sache angreifen? Welchen Weg mußte er wählen, um Eliſen auf die zarteſte Weiſe die geſchehenen Dinge, die er nicht ungeſchehen machen konnte, und die auch nicht ungeſchehen gemacht werden ſollten, beizubringen? Denn daß Marianne ſeine Braut ſein und ſein Weib werden mußte, das ſtand über allem Zweifel erhaben. Aber er wollte ſich auch die Freundin erhalten. Was hatte er nun zu thun?

Es tauchten Plane auf Plane herauf, die ihn aus dieſem Labyrinth führen ſollten. So rannte er den ganzen Tag umher durch das kalte Land, deſſen öde Felder und todte Wälder ihm keinen rettenden Gedanken beizubringen vermochten. Kaum gönnte er ſich in einer entfernten, einſamen Schenke die Zeit, um ſich an einem warmen Trunke zu erfriſchen. Hundertmal glaubte er den rechten Ausweg zu finden, hundertmal zweifelte er wieder an der richtigen Wahl des erſonnenen Pfades.

Dunkel, verwirrt, unentſchloſſen, wie er gegangen war, kehrte er auch wieder heim. Eliſe empfing ihn mit jener milden weiblichen Beſorgniß, die ihrem Weſen einen ſo eigenen Reiz verlieh. Als ſie ihn ſtill und mürriſch fand, entſchuldigte er ſich mit laſtenden Geſchäften. Nur mit Mühe gelang es ihr, den Dichter zum Bericht über die Aufnahme des „Münchhauſen" bei den Zwecklosen zu veranlaſſen. Endlich hatte er ihr doch mancherlei Erfreuliches über den geſtrigen Abend erzählt. Sie drang nicht tiefer in den Freund, denn ſie wußte genugſam von der reizbaren Poetennatur, auf welche ſie auch die heutige Verſtimmung ſchob. Endlich begab ſich Immermann in ſeine Stube. Er war höchſt unzufrieden mit ſich ſelbſt, daß er wieder nicht geſprochen hatte.

Und doch ſprach er auch an den folgenden Tagen nicht. Wenn er mit Eliſen zuſammen war, ſo laſtete es wie Blei auf ſeinem Innern. Jedesmal, wenn er das befreiende Wort ausſtoßen wollte, war es ihm, als würde ſeine Kehle zugeſchnürt. Endlich merkte es die Freundin, daß etwas Beſonderes mit ihm vorgegangen ſein müſſe. Aber ſie fragte ihn nicht, dafür war ſie zu ſtolz. Hatte er ihr nicht ſonſt alles, was er dachte, fühlte, erfuhr, unaufgefordert mitgetheilt? Gleichwol las er ſtille Vorwürfe in den ſanften blauen Augen. Sie waren ihm unerträglich, weil ſie ihn in das tiefſte Herz trafen. So fing er an, ihre Gegenwart zu ſcheuen und zu vermeiden. Unter allerlei nichtigen Vorwänden blieb er mehr als ſonſt in ſeinen Zimmern, wo er ſich erſt wieder frei fühlte, wenn er Briefe voll ſprühender Leidenſchaft an ſeine geliebte Marianne ſchrieb und ihre hoffnungsvollen Antworten las.

So fand er ſich nur zu leicht mit ſeinem Gewiſſen ab. Statt, ſeiner urſprünglichen Abſicht gemäß, Klarheit in die Verhältniſſe zu bringen, wiegte er ſich allmählich in den Gedanken ein, Eliſa würde die veränderten Umſtände noch früh genug erfahren. Wie ſehr die arme Freundin, deren ganzes Weſen nach der Gegebenheit der weiblichen Natur in ihm aufging, unterdeſſen litt, dafür hatte er kein Einſehen. Eines Tages aber wurde er höchſt unangenehm aus ſeiner Ruhe aufgeſcheucht. Es kamen nämlich unvermuthet ſeine nächſten Freunde und theilten ihm mit, daß in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitet ſei, er habe ſich mit einer Enkelin des bekannten Kanzlers Niemeyer in Halle verlobt. Die Nachricht ſei durch Briefe aus den ſächſiſchen Provinzen gekommen und trage durchaus das Gepräge der Wahrheit. Immermann erſtarrte. So hatte alſo doch ſein Geheimniß, das er an den Ufern der Elbe und Saale verwahrt glaubte, den Weg zum Rheine gefunden. Er konnte nicht leugnen und leugnete nicht. Die Freunde wünſchten ihm Glück und entfernten ſich.

Nun war es die höchſte Zeit, ſich mit Eliſen auseinanderzuſetzen. Statt zum lebendigen, verſöhnenden Wort griff er aber zu Papier und Feder. Er ſchrieb einen langen, langen Brief und legte denſelben, während die Freundin auf einem Spaziergange begriffen war, auf ihren Schreibtiſch. Dann begab er ſich wieder in ſeine Stube, um dort den Ausgang zu erwarten.

Eliſa kehrte gegen Abend zurück. In ſeiner Unruhe, die ihm keine Muße zu irgendeiner Arbeit ließ, ſah er ſie durch den Garten kommen und das Haus betreten. Ihr ebenmäßiger Tritt tönte durch den Flur und die Treppen hinauf. Die Thüren ihrer Gemächer öffneten und ſchloſſen ſich. Dann folgte eine lange Stille. Und nun erhob ſich über ihm plötzlich ein gellender Schrei, dem ein dunkler, dumpfer Schall folgte.

Eine ungeheuere Angſt ergriff den Dichter. So raſch er konnte verließ er ſeine Stube und flog die Treppe hinauf. Als er in das Gemach der Freundin trat, fand er ſie ohnmächtig am Boden liegen. Sie hielt ſeinen Brief noch in der krampfhaft geſchloſſenen Hand. Immerman hob die theuere Geſtalt auf und trug ſie auf das Sofa Dann ſtand er mit verzweifeltem Geſichte vor ihr. Gram, Kummer, Entſetzen ſtanden auf all ſeinen Zügen.

Endlich ſchlug ſie die Augen auf und ſah ihn mit einem unausſprechlichen Blick an, in dem ſich Milde, Liebe, Haß und Zorn zu einem fürchterlichen Vorwurfe einigten.

Der Dichter ſtürzte vor ihr auf die Knie, faßte ihre Hand, die er mit hundert Küſſen bedeckte, und rief, indem ihm die Thränen in die Augen traten: Theuere Eliſa, Verzeihung, Verſöhnung, Vergeſſen!

Ich verzeihe Ihnen, flüſterte ſie mit matter Stimme, indem ſie ſich erhob.

Und Verſöhnung! flehte Immermann von neuem.

Auch das, ſprach ſie.

Und dann noch Vergeſſen! erhub er von neuem die Bitte.

Wer kann da vergeſſen! brach ſie in Thränen aus. Das Glück war mein, nun iſt es das Unglück! Es ginge über die menſchlichen Dinge hinaus, in allen künftigen trüben Stunden nicht an die vergangenen hellen und lichten Zeiten zu denken.

Sie ſind, was Sie waren, meine beſte Freundin, und müſſen es fürder ſein! rief Immermann.

Wer hat die Freundſchaft gebrochen? ſprach ſie. Nicht ich, ſondern Sie! Auf Ihrer Seite war die Heimlichkeit, das Mistrauen, die Verſchloſſenheit, nicht auf meiner.

Das alles wird ſich wieder löſen. Ja, ich trage die Schuld und mache ſie wieder gut. Aber verſprechen Sie mir, meine Freundin und bei uns zu bleiben.

Nimmermehr! erwiderte Eliſa. Unſere Freundſchaft war derart, daß ſie keine Falſchheit duldete. Jede Unbill mußte ſie zerſchellen. Wie ich nie Ihre Gattin ſein konnte, ſo kann ich auch jetzt nicht mehr Ihre Freundin ſein. Wir ſind von dieſer Stunde an geſchiedene Leute.

Der Dichter bat, flehte, ſchmeichelte immer wieder. Eliſa blieb, wie ſie es ſtets gethan hatte, bei dem einmal gefaßten Entſchluſſe. Endlich, als ſie ruhiger geworden war, ſchied der Freund, indem er ſich vorbehielt, ſie in den nächſten Tagen aufs neue anzugehen.

Und er kam noch oft mit der Bitte, Eliſa möchte als Freundin bei ihm und ſeiner jungen Gemahlin bleiben. Sie war indeß nicht wankend zu machen. In ſtiller Ergebenheit ordnete ſie ihre Sachen und Angelegenheiten und äußerte die Abſicht, nach Italien zu gehen.

Als die beſſere Jahreszeit eintrat, war ſie in der That reiſefertig. Mit welchen Gefühlen verließ ſie ihren heitern ländlichen Wohnort Derendorf, das ſtille Haus und die ſchattigen Gärten, wo ſie zwölf Jahre ihres Lebens zugebracht hatte! Auf immer! Unſäglicher Schmerz laſtete auf ihrem Herzen.

Immermann begleitete ſie nach Köln. Auch hier machte er noch einen Verſuch, die Freundin zu halten.

Wir müſſen ſcheiden, rief ſie entſchloſſen. Die Freundin weicht der Gattin. Möge die Gattin Ihnen dereinſt eine Freundin werden, wie ich es war! Leben Sie wohl, auf immer!

Dann gingen ſie auseinander.

Am 2. October 1839 trat Karl Immermann mit Marianne Niemeyer zu Halle, wo ſie bei ihren Verwandten weilte, vor den Altar und empfing den ehelichen Segen durch den Mund des Prieſters.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

So war denn mit Immermann alles anders geworden. In der Dichtung hatte er ſich mit offenem, männlichem Geiſte der nationalen, freien, freudigen Richtung angeſchloſſen, die für die Zukunft mächtige Entwickelungen Deutſchlands und der Deutſchen hoffte, und im Leben hatte er ſich eine Familie gegründet, die er ſchon längſt als das einzig richtige Werk eines auf ſich ſtehenden, feſten Mannes anerkennen mußte. Selbſt äußerlich ſchien er gewiſſermaßen mit ſeiner Vergangenheit gebrochen zu haben, denn ſeit ſeiner Verheirathung war ſein ländlicher Aufenthalt in Derendorf verlaſſen worden. Einestheils mochte ihm das weitläufige Haus für ſeine kleine neue Wirthſchaft zu groß und zu koſtſpielig ſein, anderntheils aber waren es gewiß die Erinnerungen an Eliſa von Ahlefeldt, die ſich an dieſen Ort knüpften und ihm mit ihrem heitern und bittern Inhalt ſchmerzliche Gefühle aufregten, welche er am liebſten mied. Er hatte deshalb eine kleine Wohnung in der Stadt gemiethet, in welche er ſein junges reizendes

Weib nach der Heimkehr einführte, und die von den Händen ſeiner Verehrer und Verehrerinnen, trotz der vorgerückten Jahreszeit, zierlich und reichlich mit Blumen und Gewinden ausgeſchmückt war. Der Empfang, den die Freunde dem jungen Paare angedeihen ließen, konnte nicht herzlicher ſein. Wer hatte dem Dichter nicht aus tiefſter Seele gewünſcht, daß er endlich in den Hafen der ruhigen Häuslichkeit einlaufen möchte! Dies war nun geſchehen. Allem Anſcheine nach durfte man aber eine beſte Zukunft von dieſer Ehe hoffen, denn wenn auch das Paar durch ſeine Jahre mächtig auseinander ſtand — der dreiundvierzigjährige Mann hatte nämlich eine noch nicht zwanzigjährige Frau heimgeführt —, ſo ließ doch Mariannens umſichtiges, gereiftes und klares Weſen ſich an, als wäre ſie ganz für den Gatten geſchaffen. Und mußte man nicht auch von Immermann, der ſich ſtets kräftiger und mächtiger entfaltet hatte, und der in rüſtigſter, blühendſter Geſundheit daſtand, jene ewige Jugend erwarten, welche die Götter dem Künſtler, als ihrem Lieblinge, mit auf den Weg geben?

In der That geſtaltete ſich das Leben in dem neugebauten Neſtchen ganz allerliebſt, heiter, behaglich und vergnüglich. Immermann's Schwägerin hatte von den häuslichen Talenten Mariannens nicht zu viel geſagt. Die junge Frau legte in allen Dingen einen äußerſt praktiſchen Sinn an den Tag. Der Dichter hatte ſeine wahre Freude daran, wenn er ſie in den Räumen der Wohnung Ordnung und Regel beſorgen und bei dieſen kleinen Beſchäftigungen einen auffallenden Geſchmack für hübſche Aufſtellung der verſchiedenen Geräthe und Schmuckſachen an den Tag legen ſah. In gleicher Weiſe war ſie in der Küche mit Rath und That bei der Hand und zeigte dabei eine kindiſche Freude, wenn ihrem Gemahl die eine oder andere Speiſe zuſagte, an deren Bereitung ſie ſelber geholfen hatte. Immermann war bis dahin in dieſen Dingen ziemlich verwöhnt geweſen. Jeden tiefern Einblick in das Hausweſen hatte ihm vor Zeiten die Sorge ſeiner Freundin erſpart. Jetzt aber, da dieſe Angelegenheiten von ſeinem jungen Weibe geordnet wurden, weckten ſie ſeine Theilnahme. Je neuer ihm das Gefühl des Hausvaters war, der unmittelbaren Antheil an den Erlebniſſen daheim nimmt, deſto angenehmer wurde es ihm dabei zu Muthe. So vergnügt hatte er nie ſeine Mahlzeiten eingenommen wie jetzt. Am freudigſten aber ward es ihm im Herzen, wenn ſich die alten treuen Freunde, wie es zuweilen geſchah, zu einem fröhlichen Abend bei ihm verſammelten.

Selbſt die Sorge nahte ihm in der anmuthigſten Geſtalt, denn leider ſollte dieſe treue Gefährtin der meiſten Poeten auch ihm nicht fehlen. Als einzelner Mann war er bisjetzt mit ſeinem beſcheidenen Richtergehalte und ſeinem literariſchen Einkommen trefflich ausgekommen, zumal da die Gräfin Eliſa ſtillſchweigend, und ohne jemals Gerede zu machen, einen großen Theil der gemeinſchaftlichen Haushaltung getragen hatte. In dieſen ſorgloſen Verhältniſſen war es dem Dichter niemals eingefallen, auf Erſparniſſe zu denken, die er übrigens auch ſchwer hätte machen können. Auch hatte er, wie Leute ſeines Schlags, allerlei Liebhabereien, welche im graden Gegenſatze zur Kargheit und Enge ſtehen. Beſonders wenn er Freunde bei ſich ſah, mußte das Mahl und der Wein lockend ſein. Bei der Anſchaffung von Büchern und kleinen Kunſtgegenſtänden kannte er gleichfalls keine Beſchränkung. Da ihm nun auch ſeine Theaterleitung namhafte Summen gekoſtet hatte, an deren Zurückerſtattung gar nicht zu denken war, ſo ſah es mit ſeinen Finanzen gerade nicht ſehr glänzend aus, weshalb denn das Hausweſen mit verhältnißmäßig geringen Mitteln beſtritten werden mußte. Natürlich litt er ſelber darunter, daß er nicht in einen großen Beutel zu greifen vermochte, er litt namentlich wegen Mariannens, während dieſe ſich nicht ſelten in der größten Verlegenheit befand, weil ſie mit dem beſtimmten Monatsgelde nicht auslangte. So kamen denn Augenblicke, wo ſich die Ehegatten in Betreff der kleinen Leiden des menſchlichen Lebens zu verſtändigen hatten, und die für beide eine Weile peinigend und laſtend waren, die aber durch den guten Willen und Humor von Mann und Weib eine befriedigende Löſung erhielten. Uebrigens ſollte auch ſchon die nächſte Zukunft ein beſſeres Los bringen. Immermann hatte nämlich ſeit kurzem das beſtimmte Verſprechen erhalten, in die erſte freie Stelle an dem Appellationsgerichtshof zu Köln, deſſen Beamte ungleich beſſer beſoldet waren als die Landgerichtsräthe, einzutreten. Es ſtand alſo in dieſer Beziehung eine entſchiedene Förderung vor der Thür.

Auch auf dem Gebiete der Kunſt und Poeſie hatte der Dichter ſich nicht in ſeinem jungen Weibe geirrt.

Ihre feine empfängliche Seele war jeder Anregung offen. Sie legte für alle lebendigen Thätigkeiten des Geiſtes eine unverkennbare Theilnahme an den Tag. So wurde ſie bald eine treffliche Zöglingin des Dichters, der ſie, die freilich durch eigene Strebſamkeit ſchon den meiſten Damen ihres Alters voranſtand, mit Freude in ſeine Anſchauungsweiſe eingehen ſah. Wie gereichte es ihm zur Genugthuung, wenn ſie ſeine Lieblinge in der Dichtung gerade ſo auffaßte, wie er ſie aufzufaſſen pflegte! Wie erquicklich war es ihm, daß ſich ihr Geſichtskreis mit jedem Tage erweiterte! Beſonders glücklich aber machte es ihn, als ſie ſeine eigenen Schriften mehr und mehr durchmachte und ſich durch ſie allmählich in ſeine eigene Seele hineinlebte. Er hatte dabei noch die beſondere Freude, daß er in ihr, ihrer Lectüre und den an dieſelbe geknüpften Geſprächen ſeinen eigenen ſchriftſtelleriſchen Pfad noch einmal durchwandern und jetzt wieder einen lebendigen Ueberblick über ſeine ſeit Jahren entſtandenen Arbeiten zu gewinnen vermochte. Alte und junge Zeiten tauchten farbig vor ſeinen Sinnen auf. Er durfte ſich dabei zu ſeinem Glücke geſtehen, daß er an jugendlicher Spannkraft eher zu- als abgenommen habe. So war er auch von dieſer Seite glücklich in ſeiner jungen Liebe.

Da konnte es nicht wunder nehmen, daß ihm auch ein Lied der Liebe gelang. Er hatte ſchon vor ſeiner Verlobung im Mai von Triſtan und Iſolde, die vor Zeiten der ſüßredende Mund Gottfried's von Strasburg ſang, in neuer deutſcher Weiſe zu ſingen begonnen. Und als er ſich nun verlobte, da unterbrach er gleich jubelnd den erſten Geſang mit einem hohen Liede:

Ich muß das Abenteuer unterbrechen,
Weil mir der Buſen zu gewaltig klopft,
Um fremd Geſchick und Glücke zu beſprechen,
Indeß das Heiligthum der Seele tropft
Vom Thränenguß aus heil'ger Wonne Bächen.
— — — — — — —
Die Lieb' iſt Demuth — —
— — — — — —
Und — jubelt plötzlich in den weichſten Armen.
— — — — — —
Zwei weichſte Arme halten ſanft umfangen
Die größte Welt, die Welt, die ewig ſchön,
Zwei Augen ſind wie Sonnen aufgegangen
Ob dieſer Welt! Wie glänzt, wie blüht ſie ſchön!
Des Mädchens Odem fächelnd kommt gegangen
Gleich Gottes Hauch in dieſe Welt ſo ſchön,
Sechs Tage g'nügten kaum dem Schöpfungstriebe,
Ein Augenblick erſchafft die Welt der Liebe!
— — — —
Ich habe ihn erlebt.

Aber dieſe Leidenſchaft war nicht wie ein Blitz, der nur einen Augenblick erhellte und dann wieder verzuckte, ſie war eine heilige Flamme im Heiligthume des Hauſes, ähnlich jenen Tempelfeuern, die durch geweihte Jungfrauen erhalten werden; deshalb vermochte er es auch, ſeinem neuen Liede „Triſtan und Iſolde" jene wunderbaren wärmenden Gluten einzuhauchen, welche dieſe Dichtung ſo eigenthümlich durchweben. Mit welcher Innigkeit ſaß er über dem jungen Werke die Tage und Nächte lang! Seine Feder ſchien durch das Gefühl des Glücks beflügelt, ein Geſang nach dem andern entſtand in unglaublicher Schnelle und wurde von dem Kreiſe der Freunde, denen er ſie mittheilte, mit freudiger Begeiſterung begrüßt.*) Wohl hatte er Urſache, ſich über dieſen Beifall zu freuen, denn er lieferte ihm den Beweis, daß er in ſolchen Verhältniſſen angelangt ſei, die zu ſeinem ganzen Weſen paßten. Wie wäre er auch ſonſt im Stande geweſen, die alten Bekannten, die ihm bei frühern Arbeiten ihre Ausſtellungen nicht erſpart hatten, ſo unbedingt fortzureißen? Und über etwas anderes hatte er auch noch ſeine ungetheilte Freude. Marianne legte ihm nämlich das neuentſtehende Gedicht, Geſang um Geſang, in einer ſaubern Abſchrift von ihrer eigenen Hand vor Augen. Warum ſollte ſie auch nicht, denn ſie fühlte ja durch den geliebten Mann ihre gegenſeitige Liebe auf die herrlichſte Weiſe gefeiert! So war es keine todte, es war eine lebendige Arbeit für das glühende Weib.

Auch auf Immermann's bürgerliche Stellung übte ſeine Ehe den günſtigſten Einfluß aus. Als Freund der Gräfin Ahlefeldt hatte er den weitern Kreiſen der Stadt freilich zu fern geſtanden, als daß dieſes Verhältniß beſondern Geſprächen ausgeſetzt geweſen wäre. Aber man hatte ihn doch als einen ſchroffen, einſamen Charakter behandelt, der andere Wege ging als die meiſten Menſchen. Wie viel freundlicher wurde er dagegen allerwärts angeſehen und begrüßt, als man von ihm wußte, daß er wie die andern Sterblichen Haus und Herd gegründet hatte! Sobald man gewahrte, daß er ſich als Haupt einer Familie den Menſchen, die nicht Dichter und Künſtler ſind, gleichſtellte, da legte man auch dem Dichter einen höhern Werth bei. Wo er erſchien, bemühte man ſich, ihm und ſeiner jungen Gattin doppelt freundlich zu ſein. So hatte er neue Urſache, Mariannen an das Herz zu drücken. Er führte ſie ſogar, der ſonſt kein großer Freund vieler Geſelligkeit geweſen war, gern in die Geſellſchaft, die, gemiſcht mit künſtleriſchen, beamtlichen und ſoldatiſchen Elementen, ihren alten Reiz in Düſſeldorf beibehalten hatte und in welcher die junge Frau ſich von Tag zu Tag wohler zu fühlen begann.

---

*) K. Schnaaſe in Immermann's Nekrolog, kurz nach deſſen Tode in der „Preußiſchen Staatszeitung“ erſchienen.

Und ſo brachte er ſie auch zu dem Künſtlerballe, der in dieſem Jahre bei Gelegenheit des Carnevals ſtattfand, wie er in jedem Jahre ſtattzufinden pflegte. Die bekannten Räume beherbergten aufs neue ein buntes Maskengewühl, das ſich an Tanz und Spiel, Scherz, Witz, Humor und Intriguen erfreute. Wie anders war ihm heute zu Muthe, wenn er den Abend mit demjenigen verglich, welchen er vor zwei Jahren hier zugebracht und an dem ihm ſo viele zweifelhafte Dinge geſagt worden waren! In Dichtung und Leben hatte ſich ſo mancher Zwieſpalt gelöſt. Er war ſich bewußt, und die Nation hatte es ihn auch fühlen laſſen, daß er ſich nunmehr im deutſchen Schriftſtellerthum auf dem rechten Pfade befand. Ueberdies aber hatte er ein treffliches, liebenswürdiges Weib errungen, deſſen Beſitz ihn erſt recht in das menſchliche und bürgerliche Daſein einfügte.

Wie früher in den ſchwarzen Domino gehüllt, führte er mit innerer Luſt ſeine Marianne, die in ihrem Anzuge an Lisbeth erinnerte, am Arme durch die bunten bewegten Gruppen des Mummenſchanzes.

Sieh da! rief plötzlich eine bekannte Stimme hinter ihm, der Einſiedler von Derendorf! Alſo haſt du doch die Klauſe verlaſſen? Ja, ja, es iſt eine der ſchönſten Himmelsgaben, ſo ein lieb jung Ding im Arm zu haben.

Immermann wandte ſich um. Mephiſtopheles ſtand vor ihm und ſeiner Gattin. Es konnte kein Zweifel bleiben, er war derſelbe an Wuchs, Haltung und Stimme, der ihn vor zwei Jahren angegangen hatte.

Ha, da biſt du wieder, Geſelle, und kommſt, wie ich denke, ein Flüchtling der Hölle! rief Immermann.

Nun du weißt es ja, ſcherzte der Rothe in freundlichem Tone, ich bin für dich doch ein zeimlich gemüthlicher Teufel, der das Gute auch als Gutes gelten läßt.

Und biſt du denn ein wenig zufrieden mit mir? fragte der Dichter.

Soll ich nicht zufrieden ſein, wo alle zufrieden ſind? erwiderte Mephiſto. In deinem „Münchhauſen“ haſt du in der That ein friſches, ureigenes Werk gegeben, ſo wie es nur einer zu ſchaffen vermag, der ganz und Immer-Mann iſt. Ich gewahre in ihm zuerſt, daß du dich von allen Vorklängen und Vorbildern losgelöſt haſt. Freilich kann ich dir nicht verheimlichen, daß du in dem ſatiriſch-ironiſchen Theile doch noch ſtark an deinen alten Unarten leideſt. Deine Spöttereien ſind an und für ſich ganz gut, aber ſie gehören nicht in einen Roman, der aus Einem Metall gegoſſen ſein ſoll. Du hätteſt beſſer gethan, ſie in ſatiriſchen Briefen oder in einer ähnlichen Form zu verwerthen. Sie wären dann für die Nachwelt ein trefflicher Spiegel unſerer Zeit geweſen. Alle die Verhältniſſe und Perſonen, über welche du dich heiter und ſchalkhaft genug luſtig machſt, ſind aber zu klein und geringfügig, um in ein geſchloſſenes Kunſtwerk zu gehören. Was haben hölzerne Kerls wie Raupach, Hanswürſte wie der Verſtorbene, Geiſterſeher wie Juſtinus Kerner, der übrigens ein trefflicher Lyriker iſt, und ſoviel andere Spreu mit unſerm Welt- und Volksleben zu thun! Sie ſind nur Flecken an der Sonne. Und die Sonne ſcheint doch. Du haſt die Flecken überdies größer gemacht, als ſie eigentlich ſind, und deshalb dein Licht mit ihnen verdunkelt. Ich weiß wol, die Idee des Don Quixote iſt dir dabei durch den Kopf gegangen. Aber in dem Don Quixote verhält es ſich noch anders. Sein Grundgedanke iſt der Kampf eines Ritters, der die Vergangenheit in der Gegenwart und Zukunft lebendig machen oder, mit andern Worten, der die Todten auferwecken will. Dieſe Tendenz läuft durch die ganze Weltgeſchichte. Darum hat ſie immer Kraft, obſchon ſie die Zeichen der Verweſung an ſich trägt. Es iſt das alte Spiel mit dem todten Löwen. Du ſpielſt aber gewiſſermaßen mit todten Haſen, die des Spiels nicht werth ſind, mag auch das Spiel an ſich anmuthig ſein. Darüber ſind dir nun auch manche Geſtalten herzlich ſchlecht gelungen. Alle die Träger deiner ironiſch-ſatiriſchen Ausflüge ſind eigentlich verblaſene, unnatürliche, ich möchte ſagen, chemiſch und nicht organiſch erzeugte Homunculi, an deren Spitze der große Windbeutel Münchhauſen ſteht. Wie viel glücklicher biſt du dagegen in dem herrlichen Idyll auf dem Oberhofe geweſen! Da iſt alles ſtrotzendes, kühnes, großes Daſein. Haſt du es nicht aus dem Beifall deines Volks bemerkt, daß es ſich unendlich nach ſolchen aus ſeinem Mark und Bein entſproſſenen Geſtalten ſehnt? Die Zeit wird es lehren, daß du mit dieſer Partie den Vogel abgeſchoſſen haſt. Ein Heer von Nachfolgern muß dir erſtehen, das in die Schichten der Nation herunterſteigt und ſeine Schöpfungen in Wald, Feld, Berg und Thal ſucht. Mancher wird dich vielleicht an künſtleriſcher Geſtaltung überbieten, an Kraft, Fülle, Geſundheit aber thut es dir ſo leicht niemand gleich.

Was du da ſagſt, rief der Dichter mit zufriedener Miene, macht mich herzlich froh. In der That, ich habe es auf das Volk abgeſehen. Glück, Umſtände, Fürſten, Gelehrte und Kunſtrichter haben mich eigentlich immerdar rechtſchaffen ignorirt.*) Was thut's! Alle Protection neigt ſich ihrem Ende zu, und jegliches, was da iſt oder ſich vorbereitet, wird ſich auf das Volk verlaſſen müſſen, natürlich auf das Volk im höchſten und beſten Sinne. Dieſes Volk will keine Schmeichelei, es will keine Sophiſten- und Sykophantenkünſte, es achtet nur die Schriftſteller, welche ihm Zeugen der Wahrheit ſind, ernſte, einfache, unbeſtochene Zeugen. Für dieſes Volk will ich in Zukunft nicht mehr verbittert, auch nicht ſatiriſch-ironiſch mehr, ſondern heiter humoriſtiſch ſchaffen.

---

*) Brief Immermann's an O. L. B. Wolff vom 2. Juni 1836.

Quod felix faustumque sit! rief Mephiſto.

Sie ſchwiegen eine Weile ernſthaft.

Du ſchreibſt jetzt an „Triſtan und Iſolde", begann dann der Rothe aufs neue. Ich habe die beiden erſten Geſänge im „Rheiniſchen Taſchenbuch" geleſen. Sie ſind prächtig, wären aber noch prächtiger, wenn du dich beim Versmachen etwas mehr der Regel befliſſeſt. Du ſchüttelſt die Strophen zu leicht aus dem Aermel. Iſt die Sprache auch urfriſch, ſo iſt ſie doch oft nicht deutſch. Uebrigens wünſche ich im ganzen, du hätteſt dir einen andern Stoff gewählt. Die reizenden Situationen haben dich verführt. In der ganzen Compoſition der alten Sage herrſchen viel zu viel unſittliche Anſchauungen, die der keltiſchen Sage überhaupt eigenthümlich ſind. Dieſes Volk ſtrotzte von einem rauhen Heidenthum, deſſen die chriſtliche Anſchauung nicht Meiſter werden kann. Ich bin neugierig, wie du den ſpröden Stoff ausführen willſt.

Ich hoffe, die Liebe kann alles, ſprach der Dichter mit einem innigen Blicke auf ſeine Gattin.

Die Liebe, ach, die Liebe hat dich ſo weit gebracht! rief der Rothe mit leiſer Ironie. Aber da fällt mir ein, daß ich dich von Merlin grüßen ſoll. Er wünſcht dir Glück und ſpricht die Hoffnung aus, daß du dich nicht in die Weißdornhecke verzaubern oder, mit andern Worten, daß du dich nicht unter den Pantoffel bringen läßt.

Ich werde es mir merken, lachte der Dichter; du biſt Mephiſto und Merlin in Einer Perſon. Aber nun ſage mir auch, wer du als Menſch biſt.

Du würdeſt mich doch kaum kennen! rief der Rothe. Aber weißt du was? Eben beginnt ein Walzer, laß dein reizendes Weib einen Dreher mit mir machen, dann will ich ihr ſagen, wer ich eigentlich bin.

Von Herzen gern würde ich es thun, aber der Arzt hat Mariannen das Tanzen verboten.

Ah, ſteht es ſo! lachte Mephiſto und wandte ſich zu Marianne:

Und unter deinem Herzen
Regt ſich's nicht quillend ſchon,
Und ängſtigt dich und ſich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Das junge Weib erröthete. Der Held mit der Hahnenfeder ſparte ihm die Verlegenheit des Betrachtens. Mit einem leichten Sprunge war die geſchmeidige Geſtalt in dem Gewirr der Masken verſchwunden. Immermann ſtellte neue, vergebliche Nachforſchungen an über den Geſellen, der ihn nun ſchon zum zweiten mal in geiſtvoller Weiſe intriguirte. In der That hatte Mephiſto auch an dieſem Abend wieder allerlei Unfug getrieben und die Neugierde verſchiedener bedeutender Perſönlichkeiten rege gemacht. Schließlich leiteten die Erkundigungen auf die Spur, als ſei es des verſtorbenen Norbert Burgmüller alter Freund Will geweſen.

Der Dichter hatte übrigens alle Urſache, ſowol mit dieſer als mit vielen andern Begegnungen zufrieden zu ſein, denn er mußte mancherlei ſchmeichelhafte Dinge hören und kehrte mit ſeinem jungen Weibe, das vor Glück und Seligkeit ſtrahlte, vergnügt in die trauliche Häuslichkeit zurück.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Der Sommer verging dem jungen Paare in den freudigſten Hoffnungen, denn Immermann ſah dem Vaterglück, Marianne dem Mutterglück ſelig bewegt entgegen. Welche ſüße Wonne über ein Weib kommt, das ſich geſegnet fühlt, wer weiß es nicht? Solche Bilder begegnen uns ja tagtäglich im Leben. Viel ſeltener iſt der Dichter zu ſchauen, der auf Nachkommenſchaft hofft. Am ſeltenſten aber möchte ein Fall eintreten wie bei Immermann, der erſt in reifern Jahren den Grund zu einer Familie gelegt hatte. Ein anderer durch Erfahrungen und Erlebniſſe geprüfter Mann würde einem ſolchen Ereigniſſe vielleicht mit entſchiedener Geiſtesruhe entgegenſehen und in kühler Beſchaulichkeit abwarten, was die Stunde bringt. So ſtand es aber bei unſerm Dichter nicht. Je ſpäter der Funken gezündet hatte, deſto mächtiger ſchlugen die Flammen empor. Je gereifter er in die Ehe getreten war, deſto haſtiger und heftiger gingen alle ſeine Wünſche darauf hinaus, ſein Haus durch Kinderſegen zu Schluß gebaut und feſt errichtet zu ſehen. Wie ſchön und neu waren ihm alle Gefühle, die er jetzt erlebte! Er hatte ſich ſo oft mit poetiſcher Ahnung in die verſchiedenſten Situationen, Leidenſchaften, Gedanken hineinringen müſſen, wenn er dieſe und jene Dichtung ſchuf. Das ahnende Aelterngefühl hatte er nie beſchrieben, und er hatte es auch nirgendwo ſonſt ſo recht nach ſeinem Herzen beſchrieben gefunden. Und doch war es ſo reizend und lockend, an das Kind zu denken, das, ihm und dem liebſten Weibe entſproſſen, jetzt bald ſein Daſein ſchmücken ſollte. Er fand tauſendfache holde Scherzworte, die er in einſamen Stunden ſeiner Marianne luſtig vorplauderte und vor denen ſie ſanft erröthete. So verſchämt, verſtohlen, heimlich, vergnügt, in ſich zufrieden, hoffnungsvoll hatte er nie vor den Bekannten von den Kindern ſeines Geiſtes geredet, wie vor der Frau von dem künftigen Sproſſen aus ihrem eigenen Bein und Blut. Er ſah ſie an den Sachen für den Säugling nähen und ſtricken. Auch die Freunde und Freundinnen brachten Geſchenke für den kleinen Ankömmling, gefertigt von weicher Wolle und weißem Linnen. Sonſt hatte der Dichter es ſtets mit Freude empfunden, wenn ſeine Bibliothek oder ſeine kleinen Kunſtſammlungen einen Zuwachs durch dieſes oder jenes Geſchenk erhielten. Jetzt waren ihm die winzigen Bekleidungsſtücke, die auf die Ankunft eines geliebten unbekannten dritten bei dem Paare deuteten, ungleich lieber und werther. Er konnte lange und lange vor dem Korbe ſtehen, der dieſe Sachen enthielt, und die verſchiedenen Stücke durch die Hände gehen laſſen, indem er ſich ſchon im voraus der kleinen Glieder freute, die einſt aus dieſen Umhüllungen in das Licht ſehen würden. Wie bei allen Gelegenheiten, ſo quoll auch hier ſeine tüchtige Natur mächtig empor. Jünglingshaft pochte ihm das Herz, daß er Vater ſein würde.

In der That durfte er auch der Ankunft des Kindes mit ſorgenloſer Freude entgegenſehen, denn er ſollte bald im Stande ſein, ihm eine glückliche Zukunft zu bereiten. Am Rheiniſchen Appellationsgerichtshofe zu Köln war nämlich eine Vacanz eingetreten. Von befreundeter Hand war ihm mitgetheilt worden, daß er unbezweifelt zu dieſer Stellung berufen würde. Er durfte aber um ſo mehr darauf hoffen, als im Juni 1840 ein Regierungswechſel ſtattfand. Gewiß hatte nicht leicht ein Preuße den Tod Friedrich Wilhelm's III. tiefer und inniger betrauert als Immermann. Seine Klagen ſetzten ſeine Freunde in Erſtaunen. Der Dichter ſang dem verſtorbenen Herrſcher ſogar ein langes Trauerlied in die Gruft. Er war gleichſam mit der Geſtalt dieſes gerechten und mäßigen Herrſchers, mit ſeiner langen, ſchickſalsreichen Regierung und durch die Gemeinſamkeit des Erlittenen und Errungenen verwachſen. Zugleich fühlte er, daß in ihm nicht allein der redlichſte Mann des Landes, der lebendige Anhalt für unſere hiſtoriſchen Erinnerungen, ſondern auch eine ganze Zeit zu Grabe ging. Und darin zeigte ſich erſt recht der edle Sinn des deutſchen Dichters, denn ſeine Lage als Beamter war unter der Regierung des beklagten Herrſchers durchaus keine günſtige geweſen, was Immermann allerdings mit Recht nicht dem Könige, ſondern ſeiner Regierung zuſchrieb. Mit dem beſten Gewiſſen konnte er ſich das Zeugniß geben, daß er trotz ſeiner umfaſſenden ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen ſein Amt keineswegs vernachläſſigt, ſondern auch in ſeinem ſtaatsdienſtlichen Verhältniſſe bei dem Collegium, welchem er angehörte, ſich als gewiſſenhafter Arbeiter die allgemeinſte Achtung erworben hatte. Nichtsdeſtoweniger war er zwölf Jahre lang ohne Erhöhung ſeines Ranges und Gehaltes in ſeiner Stellung gelaſſen worden. Seinen mehrmaligen Geſuchen um Beförderung in den Rheiniſchen Appellationshof hatten immer Hinderniſſe oder bevorrechtete Bewerber im Wege geſtanden. Ohne Zweifel aber waren gerade ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſeiner Beförderung entgegen geweſen. Manche Partien der „Epigonen“ und des „Münchhauſen“, in denen er ſich mit männlichem Freimuth über politiſche und Standesverhältniſſe ausgeſprochen hatte, konnten ihm gerade nicht zu einer beliebten Perſönlichkeit ſtempeln. Sich aber zu Erklärungen, Widerrufen und Abbitten herbeizulaſſen, dafür trug er das Haupt zu hoch in gerechtem Mannesſtolz. Dennoch hatte er den Tod des Königs, unter deſſen Regierung er ſo gründlich überſehen worden war, mit tiefſter Erſchütterung hingenommen, obgleich er unter Friedrich Wilhelm IV., dem er perſönlich bekannt war und deſſen Anweſenheit er in Düſſeldorf durch Feſtſpiele von ſeiner Arbeit gefeiert hatte, eine ungleich größere Berückſichtigung erwarten durfte.

Gegen Mitte Auguſt nahten Immermann’s Weibe die ſchweren Stunden, in denen er, während ſie körperlich die heftigſten Schmerzen durchmachte, geiſtig durchſchüttelt und durchzittert an ihrem Bette ſaß. Aber bald führte die tiefe Pein zur lichteſten Wonne. Marianne hatte ihm eine Tochter geboren. Durch die müden Züge der Mutter glänzte milde, ſanfte Freude. Das Kind war kräftig, geſund, blühend an allen Gliedern. Seine Züge erſchienen ein verjüngtes Spiegelbild von dem Antlitz des Vaters. Die Anweſenden waren erſtaunt über die Aehnlichkeit mit dem Dichter. Ja, ſie ſoll Karoline heißen, rief Marianne, als ſie das Töchterchen ſah, Karoline nach ihrem Vater Karl. Der Vater war vor Entzücken ſtumm und ſtill geblieben. Dann jauchzte er ſelig auf in voller Vaterfreude. Eine Thräne trat ihm ins Auge. Er umarmte ſein Weib, er küßte ſein Kind. Solche tiefinnerſte Befriedigung war noch nimmer bei ihm eingekehrt. Dann ging er wie ein Träumender umher. Er fühlte, daß er jetzt den Gipfel des Glücks erreicht hatte. Sein Dichterruhm ſtand feſt. Nun war er auch Gatte und — Vater. Das Kind glich ihm im auffallendſten Naturſpiel. Er ſchauderte faſt, von der Höhe zu ſchauen, auf der er ſich befand. Es war ihm mitunter, als wäre er auch körperlich ſchwindelig.

Nun kamen auch ſeine zahlreichen Freunde und wünſchten ihm Glück zu dem lieben Ereigniſſe. Sie mußten ſich alle geſtehen, daß ihnen nie ein freudenreicherer Mann vorgekommen war. Hatte er in ſeinem Innern ihren guten Worten ein raſches Gehör gegeben und ihnen in aufgeregter Weiſe gedankt, ſo trieb es ihn ſtets wieder aufs neue in die Wochenſtube. Dort ſaß er bald bei ſeinem Weibe und drückte ihr die weißen Hände, bald ſtand er auf und ging an die Wiege, deren grüne Vorhänge er leiſe zurückſchob, um das neue Wunder, das die Liebe geſchaffen hatte, zu betrachten. Das war alſo ſein Kind, ſein eigenes Fleiſch, Blut, Leben! Ja, es war ſein Ebenbild, und doch ſah er immer neues in dem kleinen Geſichtchen und in den zarten Gliedern. Dann kam er ſich ſelber zuweilen vor wie ein ſpielendes Kind. Er ſchämte ſich ſeines Spiels und kehrte doch immer wieder zu der gleichen Beſchäftigung zurück.

Ueber ſolchen Tändeleien hätte er beinahe vergeſſen, die Nachricht von ſeiner erſten Vaterſchaft in die Ferne den Verwandten und Freunden zu ſenden. Nur mit Mühe gelang es ihm, ſich zuſammenzunehmen und dieſer Pflicht zu genügen. Endlich ſaß er doch an ſeinem Arbeitstiſch und hatte bald eine Reihe von Briefen an ſeine Brüder und an Mariannens Verwandte beendet. Auch die Freunde wurden nicht vergeſſen, deren Häuflein von Jahr zu Jahr durch das ganze deutſche Vaterland beträchtlich gewachſen war. Und dann dachte er der alten Freundin, er dachte an Eliſa von Ahlefeldt. Mußte er ihr nicht auch die Anzeige ſchicken? Er ging ernſthaft mit ſich zu Rathe. Seltſame Bilder vergangener Tage gingen träumeriſch an ſeinem Geiſte vorüber.

Da bemächtigte ſich plötzlich ſeiner ein gewaltiger Froſtanfall, der ihm den Leib wie ein Sturmwind durchſchütterte. Seine Glieder zitterten, ſeine Lippen und Hände wurden blau, durch ſein Haupt flog ein wirrer Schwindel. Sofort fühlte er, daß ihn eine heftige Krankheit befallen wolle. Er eilte ins Bett und ließ den Arzt holen, der auf der Stelle die nöthigen Mittel anwandte. In der That kehrte ihm unter den umhüllenden Decken die Wärme zurück. Bald ward es ihm leichter, und wenn er auch keines ruhigen Schlafes genoß, ſo fühlte er ſich doch am andern Tage ungleich beſſer. Seine rieſenſtarke Natur ſchien wirklich eine baldige Geneſung zu verbürgen. Hatte er doch zu jeder Zeit Anſtrengungen aller Art mit Leichtigkeit ertragen. In den letzten Jahren war er ſchon wiederholt von heftigen Krankheitsfällen heimgeſucht worden, aber ſein Organismus wurde ſtets Herr darüber, eine ſcharfe Kriſis pflegte ihn ſtets ſchnell zu befreien. Bei einer ſorgfältigen, den ſpätern Jahren angemeſſenen Diät ſchien er auf ein langes Leben mit Sicherheit rechnen zu können.*) Diesmal entſchied ſich indeß das Uebel nicht ſo ſchnell, denn es blieb eine Schwäche zurück, und der Kopf wurde nicht frei, wie es ſonſt der Fall geweſen war. Gleichwol ſtellte ſich kein bedenkliches Symptom ein. Man ſchob die Unfriſche den vorausgegangenen Aufregungen zu.

Acht Tage ſpäter aber brach ein heftiges Fieber aus, das die Aerzte für ein Wechſelfieber hielten und möglicherweiſe für eine heilſame Kriſe erklärten. Der Anfall kam und ging. Dann aber brach er mit erneuter Heftigkeit hervor. Der Kranke verfiel in die wildeſten Phantaſien. Das Nervenſyſtem war offenbar in der heftigſten Weiſe angegriffen. Die hinzugerufenen Wärter vermochten es kaum, den Dichter zu halten. Dann ſank er plötzlich zurück wie vom Schlage getroffen. Er war eine Leiche. Dieſer traurige, unverhoffte Tod fand am 25. Auguſt, an Herder's Geburtstage, ſtatt. Ueber die Art des Todes herrſchten verſchiedene Anſichten. Die einen nannten die Krankheit ein Nervenfieber, die andern ein perniciöſes Wechſelfieber.

---

*) Schnaaſe, Nekrolog.

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Trauerkunde durch die Stadt. Seine Freunde fühlten ſich bei der Nachricht wie gelähmt. Aber auch bei den Fernſtehenden erregte ſie unnennbares Entſetzen. Man hatte den Dichter eben erſt auf dem Gipfel ſeiner Wünſche gewußt. Und nun lag er ſchon zerſchmettert im Abgrunde. Es war ein fürchterliches Erlebniß. Kaum wußte einer etwas von ſeiner Krankheit, und ſchon war er der Vernichtung verfallen. Die meiſten wollten dem Gerücht keinen Glauben ſchenken, bis ſie ſich von ſeiner Wahrheit überzeugen mußten. Da hörten ſie denn, daß dieſe deutſche Eiche, in der Wurzel, Stamm, Gezweig und Laub, und in der Sang und Klang ſo echt vaterländiſch geweſen, vom Blitzſtrahl des Geſchicks, der aus wolkenleerem Himmel zuckte, niedergeſchmettert war. Ach, er hatte ſelbſt einſt ein Lied „An einen blitzgetroffenen Baum“ *) geſungen und darin einen Wunſch ausgeſprochen, der ſich gerade an ihm erfüllen ſollte:

Der Sänger aber ſang bei dem Geſichte:
Bin ich durch deine Wärm', o Lieb', entfaltet,
Spielt um mich Luft der Freiheit, wenn ich dichte,

Hat mich der Schönheit göttlich Licht geſtaltet:
So woll' auch mich, Geſchick, wie den zerſchmettern,
Bevor mein allerbeſtes Theil erkaltet!

---

*) Immermann's Schriften, I, 154. 174.

Damit ich friſch und froh in heil'gen Wettern,
Von meiner Kraft, von meiner Fülle trunken,
Ein Jünglingsſtern auftauche zu den Göttern.

Am 28. Auguſt, dem Geburtstage Goethe's, ſammelte ſich am nördlichen Ende der Allee, wo die Ratingerſtraße in dieſe einmündet, ein zahlreiches Trauergeleite, denn in dem vorletzten Hauſe derſelben, linker Hand vom Thore her, das ihm von der Familie von Sybel zur Benutzung übergeben worden war, wohnte Immermann in jenen Tagen, um von hier aus nach Köln überzuſiedeln. Obgleich nur wenige Einladungen ergangen waren, ſo fand ſich doch die ganze Künſtlerſchaft ein, die den Dichter vorzugsweiſe zu ihrer Gilde zählte. Auch die Beamten kamen heran. Außerdem waren alle gebildeten Leute von Düſſeldorf bemüht, dem Verſtorbenen die letzte Ehre zu erweiſen. Da Frau Immermann noch auf dem Wochenzimmer lag und die Trauerkunde gar nicht erhalten hatte, ſo ging alles in der lautloſeſten Stille zu. Als der Leichenwagen den Sarg aufgenommen hatte, ſetzte ſich der zahlloſe Zug, dem eine Menge von Kutſchen folgte, in Bewegung. Es ging hinaus in den Hofgarten. Dort erklangen die mächtigen Töne des Beethoven'ſchen Trauermarſches, von einem Muſikcorps auf Hörnern geblaſen, in die Alleen und Büſche, zwiſchen denen der Dichter ſo oft hingegangen war, das Haupt voll heißer Gedanken und das Herz voll heißer Gefühle. Der große Muſiker hatte dieſes Tonſtück auf den Tod eines Helden gedichtet — hier wurde ein Held des deutſchen Schriftenthums, der ſtark, treu und ehrlich gerungen hatte, bei den ernſten

Klängen zur ewigen Ruhe geleitet. Sie haben wol kaum einem werthern Manne getönt. Auf dem Kirchhofe, der ſich auf dem hohen Ufer längs dem Rhein hinzieht, wurde der Sarg dem Wagen enthoben. Freundliche Frauenhände hatten ihn mit üppigen Blumengewinden umkränzt. Zu Häupten des Todten lag der verdiente Lorberkranz. Dann ließ die Künſtlerliedertafel ernſte, erhabene Geſänge von italieniſchen und deutſchen Meiſtern erklingen. Der Geiſtliche hielt eine Abſchiedsrede. Und nun fielen die Schollen dumpf auf das letzte Bretterhaus, das eine Hülle beherbergte, in der einſt ein ſchönes, volles, edles Leben gepocht hatte. Wem kamen da nicht die Thränen in die Augen! Die Menge ging, wie ſie gekommen war, ernſt, bewegt, beengt, voll wahrer Trauer.

In die Stadt zurückgekehrt, warf aber jeder einen ſtillen, erbarmenden Blick auf das Haus in der Ratingerſtraße, wo des Dichters junges Weib nach einer nicht jährigen Ehe Witwe und wo ſein zehntägiges Töchterchen Waiſe geworden war.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Lange Jahre waren verfloſſen ſeit den Tagen, deren Schilderung die vorſtehenden Blätter enthalten. Ein wunderſchöner Maiabend lag über der Erde. Die Luft ging weich und ſanft, die Bäume wogten in vollſtem Laubwerk. Wo es blühte, da blühte es in ſtrotzender Fülle. Die Halme der Wieſen und Felder ſchienen zuſehends zu wachſen. Aus allem Wachsthum, das die Erde gedeihen ließ, quoll wohliger Duft. Aus den Lüften ſtreuten die Lerchen ihre Lieder, im Baume rief der Finke ſein kurzes Lied, und in den Büſchen ſchlugen die Nachtigallen. So war es um die Wohnungen der Lebendigen, und ſo war es auch um die Wohnungen der Todten auf dem Friedhofe zu Düſſeldorf. Der Friedhof von Düſſeldorf iſt aber ein ſchöner Ort. Nordwärts von der Stadt gelegen, dehnt er ſich an dem hohen Ufer hin, das ſich über dem Rhein erhebt. Aus ſeinen Gängen ſieht man über eine Wieſe hin den breiten majeſtätiſchen Fluß ſeine Waſſer dem Ocean entgegenrollen. Weithin darüber hinaus erſtreckt ſich die niederrheiniſche Ebene. Ringsum aber erheben ſich neben den Lindenalleen Grabmäler, welche von Trauerweiden und Cypreſſen beſchattet werden, und kleine Hügel, die mit Ephen, Immortellen und Roſen bepflanzt ſind. Das Angedenken der Lebenden an die Todten iſt überall wach. Die Liebe hört nimmer auf.

Eine Gruppe von einigen jüngern und reifern Männern durchſchritt, vom Todtengräber geführt, die Gänge des Friedhofs. Nur in einem einzigen der kleinen Schar begegnen wir einem bekannten Geſichte. Es iſt Will, der Freund Norbert Burgmüller's. Er hat den Begleitern eben aus den vergangenen Tagen die Ereigniſſe mitgetheilt, welche wir oben erzählten, und iſt nun im Begriffe, ihnen, die ihm mit Andacht gelauſcht haben, auf ihre Bitten die Gräber der Todten zu zeigen, denn alle legen das lebendigſte Intereſſe für die Entfaltung des deutſchen Geiſtes in jenen Männern an den Tag, deren Geſchichte er ihnen berichtete. So halten ſie es auch für ihre Pflicht, die Stätte zu beſuchen, wo ein deutſcher Ringer und Streber den ewigen Schlaf ſchläft. Ihren Mundarten nach ſind die verſchiedenen Männer aus den verſchiedenſten Gauen des Vaterlandes. Man hört den breiten Dialekt des Norddeutſchen, die gezogenen Klänge des Kurſachſen, die kräftige Laute des Oberrheins, die gurgelnden Töne der Süddeutſchen. Der Zufall hat ſie nach Düſſeldorf zuſammengewürfelt, das ſie als einen Vorort der deutſchen Kunſt beſuchen, und wo ſich Will ihrer als freundlicher Führer und Erklärer annimmt.

Nichts iſt ſeltſamer, ſprach Will, indem ſie die Todtenſtadt durchwanderten, als das Los der Menſchen. Es gibt nicht leicht eine Stadt im Vaterlande, in welcher, nach Verhältniß ihrer Größe und Einwohnerzahl, ſo viele bedeutende Menſchen geboren wurden. Aber wo die Wiege geſtanden hat, da erſchließt ſich ſelten das Grab. Johann Georg Jacobi liegt am Fuße des Schwarzwaldes zu Freiburg im Breisgau begraben. Für ſeinen Bruder Friedrich Heinrich hat ſich zu München am Strande der Iſar das Grab geöffnet. Varnhagen von Enſe iſt zu Berlin an der Spree in der Erde geborgen worden. Heinrich Heine ruht im fremden Lande zu Paris. Und Cornelius, der Adler der bildenden Kunſt? Gottlob! er ſitzt, ein friſcher Geiſt, im alten Rom. Daß er je dieſe Heimat wiederſieht, iſt nicht wahrſcheinlich. Unſere Todten aber, die wir hier ſuchen, ſind meiſtens freiem Boden entſproſſen.

Der Todtengräber hielt jetzt ſtill und wies auf ein einfaches eiſernes Kreuz. Auf demſelben ſtanden die Worte:

Karl Immermann,
geboren 24. April 1796, geſtorben 25. Auguſt 1840.

Die kleine Schar ſtellte ſich im Kreiſe umher. Alle entblößten ihre Häupter. Will aber nahm ein Blatt aus der Taſche und las mit gehobener Stimme:

Grün liegt die Gruft, ernſt ragt das Mal, von frommer Hand liegt drauf ein Kranz!
Ach, eine hohe Marmorſtirn, ein Blick von friſchem Lebensglanz,
Ein ſcharfer Mund voll kühnem Witz, und Züge menſchlich, edel, rein,
Ein ſtolzer, kräft'ger Gliederbau ruht unter dieſem ſtummen Stein.

Ein Dichter war er, der hier ſchläft, der treu im Herzen, klar im Geiſt,
Ein weißer, liederreicher Schwan ob ſeiner Mitwelt einſt gekreiſt,
Dem, als ob unſern Häuptern hehr, ſein Sang ſo brauſend friſch gerauſcht,
Mit Stolz, daß er ein Deutſcher war, das weite Vaterland gelauſcht.

Er ſtand, ein rechter Sohn der Zeit, ſo wie ſie ihm vor Augen lag:
Von alten Tagen träumend bald, und bald vom Auferſtehungstag,
Verſtimmt oft im Entwicklungswerk, dann auf errungne Bildung ſtolz,
Gab ſie ſein Lied. Er ſchnitt mit Kraft die Bolzen ſtets aus ganzem Holz.

Den Alten ſang er manches Lied aus fernem duft'gen Sagenkreis,
Doch hell, ureigen, blühend klang's, ein wahrer Dichter ſang er heiß:
Die Jugend jauchzte froh mit ihm ins Feld lebend'ger Gegenwart,
Er gab Gedanken frei und groß, Geſtalten hold und eiſenhart.

Ihr ſprecht: doch hat er oft geirrt! Er irrte durch die Zeit erkrankt,
Als, ſuchend hin und her das Ziel, das ganze deutſche Land geſchwankt.
Propheten gab's, ſie waren falſch, er aber ſtand des Volkes Bild.
Hat er gleich ihm geirrt, erſtrebt hat er die Wahrheit ernſt und mild.

O, ſtänd' er mit uns, wo wir ſtehn, an neuer Zeiten goldnem Thor,
Er trüg' uns ſieghaft, wie er war, ein Held, das weiße Banner vor.
Wo das Jahrhundert muthig ſucht auf friſchen Bahnen freien Ruhm,
Er ſänge dort als ein Prophet der Zukunft helles Menſchenthum.

Ach, daß in blühnder Männerkraft, im beſten Muth ihn traf der Tod,
Da aus dem Vaterlande ziehn Mistrauen, Zwieſpalt, Kleinheit, Noth,
Da wir in der Geſchichte Feld voll Hoffnung neuen Samen ſtreun!
Wie würd' er friſcher Arbeit ſich, wie blühnder Kampfgenoſſen freun!

Wir müſſen ſtolz gedenken ſein. Er that nach ſeines Geiſtes Kraft!
Wie zog er muthig g'rad geſinnt, wie ſchuf er ernſt und ehrenhaft!
Wie war er ganz und immer Mann! So hat er ſchönſtes Lob erreicht,
So trägt ſein reines Bild die Welt. Dem Todten ſei die Erde leicht!

Alle waren gerührt über dieſe nachträgliche kleine Todtenfeier. Alle kamen überein, daß Immermann's Entwickelung, ſoviel man menſchlicherweiſe ermeſſen konnte, unvollendet geblieben ſei, und daß man, nach ſeinen Fortſchritten zu urtheilen, erſt ſeine bedeutendſten und abgeklärteſten Werke zu erwarten hatte.

Wie gemahnt es mich an dieſer Stelle an die Freundin des Dichters! rief nun ein junger Mann in der berliner Mundart. Ich habe die Gräfin Eliſa von Ahlefeldt gekannt und war häufig in ihrem Hauſe. Nach ihrer italieniſchen Reiſe wählte ſie die preußiſche Hauptſtadt zu ihrem Wohnorte. Sie übte, nachdem ſie längſt über die Grenzen der Jugend hinaus war, durch ihr mildes, zartes und durchgeiſtetes Leben eine merkwürdige Anziehungskraft aus. Alle, die ſie kannten, waren voll von Achtung und Hochſchätzung für ſie. Sie verkehrte mit allen berühmten Männern der Zeit. Und jeder fühlte ſich wohl und behaglich in ihrer Nähe, die ſo mild und ſanft anregte. Von Immermann ſprach ſie nur ſelten und, wenn ſie es that, mit der größten Schonung. Sie hat die Tage wol nie vergeſſen, die ſie mit ihm verlebte, ſie hat ſeinen Verluſt auch wol nie verſchmerzt. Nach ſeinem jähen, frühzeitigen Tode war alle Pein, die er ihr bereitet, ausgelöſcht und verſöhnt. Es ſoll ſie tief gerührt haben, daß der Lorberkranz, den man dem todten Dichter um die kalten Schläfe flocht, von einem Bäumchen herrührte, das ſie ihm einſt ſelber zum Geſchenk gemacht und das Marianne treulich fortgepflegt hatte. Sie blieb auch zu der Familie des Geſchiedenen in den freundlichſten Beziehungen. Zu ſeiner Witwe und dem hinterlaſſenen Töchterchen trat ſie in das ſchönſte Verhältniß. Schon gleich nach dem Tode des Freundes hatte ſie ſeinem Weibe und Kinde einen Aufenthalt in ihrem Hauſe angeboten. Die kleine Karoline wurde von ihr durch mannichfache ſinnige Geſchenke und namentlich durch das Bild des Vaters erfreut. Faſt in jedem Sommer pflegte ſie eine Reiſe zu machen. Bald ging ihr Weg zu den lieben Verwandten in Holſtein, bald in ein Bad. So beſuchte ſie Gaſtein, Karlsbad und Teplitz, denn ſie war in ihren letzten Jahren heftigen und ſchmerzvollen rheumatiſchen Leiden unterworfen. Gleichwol wollte ſie mit ihrem ergebungsvollen Gemüthe nie von ihrer Krankheit geredet haben. So ſchwand ſie allmählich dahin. Sie ſelbſt fühlte ihr Ende herannahen. Beſonders vor dem Monat März hegte ſie eine Abneigung, er hatte ihr Vater und Mutter entriſſen, und auch Frieſen, das Jugendbild aus den Freiheitskämpfen, für den ſie die reinſte Neigung ihres Lebens empfunden. Der böſe Monat ſollte ihr dennoch das Verhängniß bringen. Sie ſtarb am 20. März 1855, an dem Tage, an dem ſie einſt mit Lützow vor den Altar getreten war.*)

Während dieſer Mittheilung war der kleine Kreis vorangeſchritten, um das Grab Norbert Burgmüller's aufzuſuchen. Will erinnerte ſich halb und halb der Stelle, die nach dem Begräbniß durch ein kleines hölzernes Kreuz bezeichnet worden war, das man durch ein würdiges Denkmal zu erſetzen gedachte. Aber alle Forſchungen waren vergebens. Das Kreuz war verſchwunden. Nirgends verkündete ein Zeichen, daß ſich noch irgendeine Seele des ſo früh verſchiedenen Componiſten erinnere. Auch der Todtengräber vermochte den Hügel, der Norbert's Hülle barg, ohne die Gräberkarte nicht aufzufinden.

Iſt es nicht traurig, rief Will, daß für ein ſo eigenthümlich organiſirtes Leben nicht einmal ein Merkmal hingeſtellt wurde? Welch Herz hat unruhiger und durch die verſchiedenſten Schickſale gepeinigter geſchlagen, als das Herz dieſes Todten? Nun liegt er unter den andern ohne alle Auszeichnung. Er iſt in der Allgemeinheit untergegangen, der ſich ſo ſeltſam im eigenſten Daſein von den meiſten Menſchen unterſchied.

---

*) Ludmilla Aſſing, „Gräfin Eliſa von Ahlefeldt“.

Seinem Freunde und Genoſſen, dem Dichter Grabbe, iſt es nicht beſſer ergangen, ſprach jetzt einer im Dialekte des Weſerlandes. Sein Weib, das, im ſchreiendſten Widerſpruche mit ihrer Handlungsweiſe im Leben, dem Todten einen Lorberkranz auf die kalte Stirn gedrückt hat, ſchmückte ſein Grab auch mit Cytiſus und Centifolien, Epheu und Immergrün. Wahrlich hätte ſie beſſer ſein Daſein mit den Blumen der Liebe geziert. Sie iſt aber ſelbſt ſchon ſeit Jahren dahin. Der Hügel liegt verwildert. Auch dort zwiſchen den grünen Bergen des Teutoburger Waldes zeigt kein Mal die Stelle an, wo einer der begabteſten Söhne des Landes ſein gebrochenes Herz zur Ruhe gelegt hat.

Ihr Leben war wie ein plötzlicher Sturm, der ſich jäh erhebt, jäh vorüberbrauſt, jäh ausgetobt hat, meinte Will. Ihre Geiſter haben wie Blitze einen Augenblick gezuckt. Es waren herrliche Blitze. Jedermann, der ſie ſah, war erſtaunt von der flammenden Feuerlohe. Aber ſo raſch, wie ſie ſich zeigten, ſind ſie auch verſchwunden. Nur dieſer und jener denkt noch an das Schauſpiel, das ſie gaben! Nicht einmal ein Denkſtein! Ach, es ſcheint faſt, daß der Menſch auch ein regelmäßiges Daſein geführt haben muß, wenn die Zeitgenoſſen ſeine letzte Ruheſtätte mit einem Zeichen zieren ſollen!

Wir haben noch das Grab eines Mannes aufzuſuchen, fuhr er weiter wandelnd fort, der gleichfalls in meinen Erzählungen eine Rolle geſpielt hat. Auch Johann Peter Haſenclever liegt hier begraben. Er war zu Remſcheidt im bergiſchen Lande geboren. Sein Vater, der zu der dort anſäſſigen Klaſſe der Meſſerſchmiede und Schwertfeger gehörte, ſchickte ihn, als der Junge Neigung zur Kunſt verſpürte, auf die hieſige Akademie, um ſich dem Baufach zu widmen. Aber er wurde, was Gott aus ihm machen wollte, ein Maler, und zwar ein recht luſtiger, freundlicher, humoriſtiſcher Darſteller des deutſchen Philiſters. Wer kennt nicht ſeine Bilder aus der „Jobſiade“? Wer hat ſich nicht an ſeiner Weinprobe, an ſeinem Leſecabinet, an ſeinen Bauern, die das große Los gewinnen und in einer Schenke zechen wollen, und an ſeiner Dorfſchule erquickt und erfreut? Er war ein fröhlicher, lachender Künſtler, der dem Daſein überall die heiterſten und komiſchſten Seiten abgewann. Und wie er in der Kunſt ſcherzte und jubelte, ſo jubelte er auch gern im Leben. Man konnte nicht leicht einen Menſchen ſehen, der behaglicher in der Schenke ſaß, der ſeinen Wein mit ſichtlicherm Vergnügen trank, und der harmloſer und offener zu allen Scherzen lachte. Wer ihm in ſein heiteres, wohlwollendes Antlitz ſchaute, dem mußte es auch heiter zu Muthe werden. Man muß nur darüber erſtaunt ſein, daß der Tod ſich in ſeine Nähe wagte, weil ſich dieſer kalte, öde Geſell doch nothwendigerweiſe vor dem friſchen, gutmüthigen Künſtler fürchten mußte. Und dennoch geſchah das Unerhörte, dennoch legte ſich der gute Haſenclever eines Tages unpaß zu Bette. Anfangs ſchien das Uebel unerheblich, dem Kranken war es ſelber lächerlich zu Muthe, daß die Krankheit, von der er bis dahin nichts gewußt hatte, ihn auf einmal beim Schopfe packte. Bald aber entwickelte ſich ein nervöſes Fieber, dem er ſchnell und unverhofft erlag. Seht, dort liegt er unter dem Boden.

Der Hügel war mit einem einfachen romaniſchen Kreuze von weißem Marmor geſchmückt, das auf einem kubiſchen Sockel ruhte und in goldenen Lettern die Inſchrift zeigte:

Hier ruht J. P. Haſenclever,
geboren 18. Mai 1810, geſtorben 16. December 1853.
Gewidmet von ſeiner Gattin.

Die Umſtehenden betrachteten das Grab und gedachten eines Künſtlers, der durch manche luſtige deutſche Darſtellung manches laute Gelächter hervorgerufen hatte.

Will fragte den Todtengräber jetzt auch nach dem Grabe Stange's, aber er konnte keine Auskunft erhalten.

Ja, ſprach er dann zu den Bekannten, auch der luſtige Wirth Zum Drachenfels iſt den Weg alles Fleiſches gegangen. Der Tauſch der Wirthſchaft mit der Philologie iſt ihm doch ſchließlich ſchlecht bekommen. Schenkwirthe, die fortkommen wollen, müſſen auf das ſolide Philiſterthum und nicht auf vagabundirende Künſtler bauen, die bald dieſe, bald jene Geſellſchaft aufſuchen und von Haus zu Haus flattern. Als er ſeine Stuben veröden ſah, verſcheuchte er ſeine Melancholie immermehr durch ſeinen eigenen Wein. Zuletzt trank er ganz allein, und als der Keller leer war, da war auch der Beutel leer, und es war ein Glück für ihn, daß er von dannen ging aus dieſer Welt. Leider konnte er nicht einmal das Zeitliche ſegnen, denn das Zeitliche war für ihn in alle Winde gegangen.

In Betreff des Dichters Lübke fielen die Antworten des Todtengräbers auch durchaus unbefriedigend aus. Wie ſeine Gedichte in Maculatur, ſo waren ſeine irdiſchen Reſte in Staub übergegangen. Verſunken und vergeſſen! Die Fremden erkundigten ſich auch nach den beiden andern verkannten Genies, und es ergab ſich, daß der Maler Winkler, nachdem er die Zahl ſeiner Kinder auf ſieben gebracht hatte, nach Amerika ausgewandert war, wo er eine Kunſtſchule ſtiften wollte, weil ihn das Vaterland nicht anerkannte. Man hatte zuletzt die Nachricht erhalten, er ſei Photograph geworden. Hirtzfeld, der Flötenſpieler, befand ſich als Mitglied eines kleinen Orcheſters in Paris. Der Doctor Iſegrimm aber, der kein Doctor, ſondern ein entlaſſener Poſtſecretär war, diente als Lohnſchreiber dem Junkerthum, das ihn bald nach Berlin, Breslau und Elberfeld ſchickte, um in ſeinem Sinne zu klatſchen und zu verleumden.

Die kleine Geſellſchaft nahm jetzt Abſchied von dem Friedhofe. Im Weitergehen äußerte der Sachſe von der Weſer: Wie ſeltſam ſind doch die Wege des Genius! Wie oft führt er zur Regelloſigkeit! Wie wenig vermag er es, in ruhige geordnete Verhältniſſe einzulenken! Es ſcheint faſt, daß eine zu geſegnete Phantaſie ſich niemals in die kleinen Plagen und Leiden des menſchlichen Lebens einfügen lernt, und deshalb den Beſitzer aus Rand und Band bringt, ſodaß er ſelten ein wahrhaft glücklicher irdiſcher Menſch wird. Alle die Männer, von denen wir eben geſprochen haben, lieferten den deutlichſten Beweis für dieſen Satz.

Um Vergebung, wandte ein Leipziger ein. Wer ſich hier in Düſſeldorf nach den Berühmtheiten der vergangenen Zeit umhört, dem wird auch der Name Mendelsſohn genannt. Auch in unſern Geſprächen iſt Mendelsſohn häufig genug vorgekommen. Ich habe ihn in Leipzig beobachtet lange Jahre. Sein Leben war durchaus regelrecht und tüchtig, deshalb iſt er auch ein glücklicher Menſch geworden. Wie maßvoll, überlegt und ſicher ſchritt er durch das Daſein! Mit ſeinem Talent hat er Haus gehalten wie kein anderer. Es iſt ihm deshalb auch gelungen, ſeine Gaben zur höchſtmöglichen Entfaltung zu bringen. Daß er ſich innerlich fertig gemacht hat, beweiſen ſeine zahlreichen Compoſitionen. Jedes ſeiner Werke trägt den Stempel jener Vollendung, deren er überhaupt fähig war. Dieſelbe ruhige Entwickelung, die er als Tondichter durchmachte, hat er als Dirigent innegehalten. Als Leiter von Chor und Orcheſter iſt ihm in unſerer Zeit nicht leicht jemand voranzuſtellen. So war er in allen Dingen eine durchaus harmoniſche Natur. Die Harmonie ſeines Innern wirkte aber auch äußerlich fort. Deshalb war ſeine Erſcheinung als Menſch und als Künſtler, wo er auch auftreten mochte, eine überaus wohlthätige. Er mußte alſo ſtets ſeines Erfolges ſicher ſein. Es hat wol wenige Leute gegeben, die ſich einer ſolchen Anzahl von wahrhaſt ergebenen Freunden zu verſichern wußten. Männer und Frauen ſchwärmten in gleicher Weiſe für ihn. Und welcher Künſtler hat ſo eine glückliche Ehe geführt? Unter dieſen Umſtänden mußte er ſich ja die ganze Welt gewinnen, nicht ſtürmiſch, wild, ungeſtüm, worüber ſich die Siege leicht in Niederlagen verwandeln, nein, ruhig, ſicher, aber feſt zum Ziele, was ja auch den längſten Beſtand hat. Es iſt wahrhaft unerhört, was dieſer junge Mann in ſeinem kurzen Leben für Ehrenbezeigungen erhielt. Man hat ſeine Tonwerke, das eine um das andere, ſowie ſie ins Licht ſahen, in Deutſchland, Holland, Schweiz, England und Frankreich gegeben. Nach allen Seiten hin wurde der Componiſt zur eigenen Leitung ſeiner Compoſitionen aufgefordert. In Leipzig hatte er eine Stellung, die, was Anerkennung angeht, faſt unerhört war. Friedrich Wilhelm IV. machte ihn zum Generalmuſikdirector in Berlin. Er erhielt den Orden pour le mérite. Alſo gibt es auch Künſtler, die mit dem Maß und der Regel an das vorgeſteckte Ziel gelangen.

Leider iſt er aber doch früh geſtorben, ſprach der Mann von der Weſer. Das iſt das Kainsmal der Poeſie.

Daß er ſich zu ſehr überarbeitet hat, kann ich nicht leugnen, erwiderte der Leipziger.

Erzählen Sie uns doch von ſeinem Tode! rief Will.

Er war im letzten Jahre ſeines Lebens oft leidend, ſprach der Gefragte, denn er hatte ſein Nervenſyſtem zu ſehr angeſpannt. Mitunter wurde er von heftigen Kopfſchmerzen befallen. Im Mai 1847 gab ihm der Tod ſeiner Schweſter Fanny, der Gattin des Hofmalers Henſel, einen argen Stoß, denn er war mit dieſer Schweſter in der feinſten, geiſtigſten Weiſe verknüpft. In früherer Zeit hatte er gemeinſchaftlich mit ihr componirt, ſodaß man noch heute nicht genau weiß, welche Lieder der erſten Sammlung von ihm oder von ſeiner Schweſter ſind. Die geiſtige Verwandtſchaft, welche die leibliche noch unendlich erhöhte, beſtand bis zu ihrem Tode, der echt künſtleriſch erfolgte, denn ſie wurde mitten in einer Probe zur Fauſtmuſik, die ſie ſelbſt componirt hatte, von einem Nervenſchlage getroffen, der ſofort ihrem Leben ein Ende machte. Mendelsſohn ſoll bei dieſer Trauerkunde laut aufgeſchrien und einen heftigen Schmerz im Kopf geſpürt haben, als ob ihm dort etwas zerſpringe. Freilich erholte er ſich und fing wieder an zu arbeiten. Man warnte ihn, aber er wollte, wie er ſelbſt ſagte, die kurze Friſt, die ihm gegeben ſei, benutzen. Eine Reiſe nach Interlaken mit ſeiner Familie ſtärkte ſeine Kräfte. Als er nach Leipzig zurückgekehrt war, brachte er eines Tages ſeiner Freundin Livia Frege, welche ſeine Lieder wahrhaft bezaubernd ſang, ſeine letzte Compoſition, das Nachtlied von Eichendorff: „Vergangen iſt der lichte Tag.“ Man erzählte damals, er habe dieſen Geſang im Angedenken an ſeine Schweſter geſetzt und auch einem Freunde das Manuſcript in ſeltſamer Vorahnung mit den Worten überreicht: Hier, nimm, es iſt mein letztes. Die Freundin mußte ihm das Lied vorſingen. Da wurde er plötzlich blaß, fühlte ſich von einem ohnmachtartigen Schwindel ergriffen und mußte nach Hauſe und zu Bett gebracht werden. Indeß auch dieſer Anfall ging vorüber. Als er aber einige Wochen ſpäter mit ſeiner Gattin einen Spaziergang gemacht hatte, überkam ihn daſſelbe Uebel mit erneuter Heftigkeit. Er wurde bewußtlos. Der Arzt erklärte die Krankheit für einen Nervenſchlag. So gefahrdrohend der Zuſtand war, ſo trat doch dann und wann eine Erleichterung ein. Das Bewußtſein kehrte zurück. Neue Hoffnungen tauchten auf. Aber bald rief eine kleine Gemüthsbewegung einen dritten Anfall hervor, und am 4. November 1847, Abends nach 9 Uhr, war er ſanft und ſchmerzlos entſchlafen. In demſelben Maße, wie man ihn allerwärts geliebt hatte, zeigte man ihm im Tode die allgemeinſte Achtung. Sein Leichenzug war unermeßlich. Im ganzen Vaterlande hielt man ihm eine Todtenfeier nach der andern. *)

Für einige Augenblicke trat ein Stillſchweigen in der kleinen Schar ein, das dem trefflichen Hingeſchiedenen galt.

Dann nahm ein Mann in der dresdener Mundart das Wort: Für Robert Reinick, den Malerdichter, äußerte er, muß ich gleichfalls ein durchaus geordnetes und geregeltes Leben in Anſpruch nehmen. Wer ihn gekannt hat, der weiß, daß er kein Schnellſegler und Geſchwindrenner war, weder in der bildenden Kunſt noch in der Poeſie. In beiden pflegte er ſeine Gedanken lange gähren und kochen zu laſſen. Eigentlich konnte man ihn einen angenehmen Duſeler nennen. So hat er in Berlin und Düſſeldorf gelebt, und ſo hat er auch

---

*) Vgl. Lampadius, „Felix Mendelsſohn-Bartholdy“.

Italien durchſtreift. Nicht anders war er als Präſident der Künſtlergeſellſchaft von Ponte Molle in Rom. Der Grundzug ſeines Weſens war wie in ſeiner Kunſt die Gemüthlichkeit. Gemüthlich, als quöllen ſie aus dem Herzen des Volks, ſind ſeine Lieder, die man jetzt allerwärts im Vaterlande ſingt, wo frohe Menſchen zuſammen ſind. Im Leben aber ging er ſtets den geraden, braven Weg. Es fiel ihm nie ein, Kreuz- und Querſprünge zu machen. Darum hat er ſich auch ſo unzählige Freunde und keine Feinde erworben. Darum iſt es ihm gelungen, nach ſeiner Heimkehr aus Rom in ſeiner Nichte Marie Berendt ein treffliches Weib zu gewinnen, mit dem er die glücklichſte Ehe führte. Sein Hausweſen in Dresden, das er 1844 zu ſeinem Wohnorte wählte, war das angenehmſte und zufriedenſte, das man ſich denken konnte. Dabei malte er, dichtete neue Lieder, feilte an den alten und machte Kinderbücher. Leider war ſeine Geſundheit nie kräftig und widerſtandsfähig geweſen. Nervöſe Leiden quälten ihn oft in heftiger Weiſe und verurſachten viele ſchlafloſe Nächte. Sie wurden von Jahr zu Jahr ſchlimmer und warfen ihn endlich auf das Krankenlager. Glücklicherweiſe dauerte ſein Todeskampf nicht lange. Am 7. Februar 1852 ging er ſeinem Ende entgegen. Eine geſprungene Pulsader hatte ſeinem ſchönen harmoniſchen Leben ein Ziel geſetzt. Unter den Klängen des Mendelsſohn'ſchen Trauermarſches, die in die Frühlingsluft hinaustönten, gefolgt von zahlreichen Freunden und Genoſſen, wurde die Leiche nach dem ſogenannten Weiten Kirchhofe begleitet. Schon zwitſcherten in den Lüften die Frühlerchen, als man am offenen Grabe ſtand und als ein Sängerchor die von Reinick ſelbſt gedichteten Lieder anſtimmte. Nachdem der begleitende Prieſter in ergreifender Rede die innige Reinheit des Dahingeſchiedenen geſchildert, ſprach ein Lehrer den Dank aus im Namen der Kinder und Kinderfreunde. Dann redeten zwei Collegen und Freunde, Theobald von Oer, der Maler, und Berthold Auerbach, der Dichter, dem von ganzer Seele Geliebten Abſchiedsworte. Und wieder unter hellem Liederſchall und ganz überdeckt mit Blumen wurde der Sarg in die Erde geſenkt. Die Welt war um einen wahrhaft guten, mit unendlicher Liebe begabten und von unendlicher Liebe geſegneten Menſchen ärmer geworden. *)

Die Geſellſchaft der Friedhofbeſucher war unter dieſen Geſprächen wieder in den Hofgarten gelangt, über dem eine träumeriſche Mainacht leuchtete. Rings ſtieg ein üppiger Duft aus Laub und Blumen. Auf den Teichen, in denen ſich die dunkeln Bäume ſpiegelten, zogen Schwäne hin. Die Nachtigallen ſchlugen aus allen Zweigen. Will lud die Freunde auf den Ananasberg, wo ſie ſich an einem Tiſche niederließen. Dann beſtellte er den edeln rheiniſchen Wein. Als die Gläſer gefüllt waren, erhob er ſich und rief: Es gilt den Todten, die vor uns geſtrebt und gerungen haben. Ihr Angedenken iſt uns heilig. Aber es gilt zugleich der Heimat und ihrer Zukunft in Kunſt und Wiſſen. Noch

---

*) Vgl. „Lieder von Reinick mit der Lebensſkizze von Berthold Auerbach“ (vierte Auflage, Berlin 1857).

heiliger iſt uns das Wachsthum des deutſchen Geiſtes im deutſchen Vaterlande!

Alle ſtießen an und rieſen trinkend: Die Todten und die Lebendigen, die für Deutſchland gewirkt haben, wirken und wirken werden!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Erzählungen

eines

Rheiniſchen Chroniſten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Aus Jacobi's Garten.

Furioso.

Aus Beethoven's Jugend.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche, Franzöſiſche und andere fremde Sprachen vor.

BIBL. UNIV.

Univ. Bibl.
München

Aus Jacobi's Garten.

Erſtes Kapitel.

An den düſſeldorfer Hofgarten, der mit ſeinen alten Linden- und Ulmenalleen, ſeinen verſchlungenen durch Wieſen und Gebüſche leitenden Pfaden, ſeinen blitzenden Teichen und ſeinen künſtlichen Hügeln den Bewohnern der Stadt wie ihren Gäſten ſtets die anmuthigſten Spaziergänge bietet, ſchließt ſich landeinwärts nach Oſten das Dorf Pempelfort. Das ſtattlichſte Gebäude dieſer Ortſchaft iſt der ſogenannte Jägerhof, ein hübſches Luſtſchloß mit anliegendem Parke, das einſt den Fürſten aus dem Hauſe Pfalz zum Sommerſitze diente und das ſeitdem auch von verſchiedenen Mitgliedern der hohenzollernſchen Herrſcherfamilie bewohnt worden iſt. Südwärts von demſelben liegt eine Fabrik, an welche ſich eine Beſitzung ſchließt, die von hohen Mauern umgeben mächtige Baumkronen ſchauen läßt. Fragt man die Spaziergänger nach dieſer Anlage, ſo nennen ſie dieſelbe ſchlecht und recht den Jacobi'ſchen Garten. Sowol die Fabrik wie die ländliche Beſitzung wurde von Johann Konrad Jacobi, einem im Jahre 1766 aus dem Hannöverſchen eingewanderten Kaufmanne, kurz nach ſeiner Ankunft in Düſſeldorf angelegt.

In dieſem Garten wanderte im Frühling des Jahres 1774 ein ſtattlicher Mann von ſchlankem Wuchs und feinem, vornehmem Weſen, das durch die ſaubere Kleidung, die in einem Leibrock mit blanken Knöpfen, kurzen Hoſen, enganliegenden Strümpfen und Schuhen mit Schnallen beſtand, ſowie durch die ſorgfältige Friſur mit Zopf und Puder noch gehoben wurde. Seine Bewegungen waren geſchmeidig und elegant. So hatte denn die ganze Erſcheinung das Gepräge vornehmer Gefälligkeit. Noch mehr feſſelte aber bei genauerer Betrachtung die freundliche Milde ſeiner vortheilhaften Geſichtszüge und ſeiner innigen blauen Augen, über welchen oft ein liebenswürdiges Lächeln ſichtbar wurde, wenn er das Wachsthum der Pflanzen betrachtete, an deren neuer Entfaltung er offenbare Freude zu haben ſchien. Mitunter redete er auch mit dem Gärtner und ſeinem Burſchen, die hier und dort beſchäftigt waren, und ließ alsdann eine Stimme ertönen, die wie ſein Aeußeres angenehm zum Herzen ſprach. Nach einer längern Wanderung durch die Gänge längs der Düſſel, die in der Mitte der Anlage in einem Teiche ausruht, und durch die Gemüſegärten, ſetzte er ſich unter hohen Buchen auf eine Bank und ſtarrte träumend in das neue Frühlingsleben, das Tauſende von Knospen erſchloſſen, Tauſenden von Blumen die Kelche geöffnet und Tauſende von Vögeln zu Liedern erweckt hatte, unter denen die Nachtigall in den nahen Sträuchern ſich das Recht der erſten Sängerin nicht nehmen ließ.

Nach einer Weile fühlte er ein leiſes Klopfen auf ſeiner Schulter. Er ſah ſich um und erblickte eine ſchöne volle Frauengeſtalt, die mit ihrem ſtattlichen blühenden Körper und ihrem freundlichen offenen Geſichte, in dem Stirn, Auge und Mund ewig lachter, einen überaus günſtigen Eindruck machte.

Du biſt es, Betti? rief er mit freudeſtrahlenden Augen.

Träumt mein Fritz denn ſo verſunken, ſprach ſie hell und munter, daß er nicht einmal die Ankunft ſeiner Frau ahnt? Nun wie war es mit deiner Reiſe?

Laß mich zumeiſt an das Ende derſelben denken, erwiderte der Mann, der niemand anderes war als Friedrich Heinrich Jacobi, welcher ſich ſpäter als deutſcher Philoſoph eines berühmten Namens erfreute. Das Beſte von meiner Reiſe war jedenfalls meine Heimkehr in den geliebten Kreis der Meinigen.

Du biſt doch hoffentlich nicht unzufrieden, daß du das Beamtenthum mit dem Handelsſtande vertauſcht haſt? fragte die beſorgte Gattin.

Wohin denkſt du, meine Liebe? tönte die beruhigende Antwort. Ich kann Gott nicht genug danken, daß ich ein Geſchäft verlaſſen habe, für das ich nun einmal nicht geſchaffen bin. Die Arbeiten auf dem Comptoir haben mir nie gefallen. Schon in Genf, wohin mein Vater mich ſchickte, um den Handel zu lernen, empfand ich einen geheimen Widerwillen gegen den Stand, für den ich beſtimmt war. Deshalb habe ich mich auch dort an Le Sage angeſchloſſen, mit dem ich noch immer in wiſſenſchaftlichem Verkehr ſtehe. Die Erfolge meines

Bruders Georg in der Dichtkunſt machten in mir nach meiner Heimkehr aufs neue den Wunſch rege, gleichfalls eine wiſſenſchaftliche Laufbahn zu betreten. Eigentlich haſt du und deine Familie in Baels und in Aachen meine Zweifel für einige Zeit zur Ruhe gebracht. Ihr Clermonts ſeid eben durch und durch Kaufleute. Ich liebte dich, ich wagte um dich zu werben. Als deine Aeltern mir deine Hand gaben, trat aber der lebhafte Wunſch hervor, mich dem Handel zu erhalten. So übernahm ich denn das Geſchäft meines Vaters und führte es auch pflichtgetreu bis in mein neunundzwanzigſtes Jahr, wo mir der Statthalter Graf von Goltſtein eine Stelle als Rath bei der Hofkammer anbot. Da konnte ich unmöglich mehr der Lockung widerſtehen. Das Amt war ehrenvoll und gewährte mir zugleich Zeit und Muße zu jenen Arbeiten, die ich vor allen andern liebe. Ich bekleide es jetzt ſeit zwei Jahren und fühle mich durchaus befriedigt. Freilich ſind die Arbeiten im Zollweſen und die damit verbundenen Reiſen nichts weniger wie poetiſch. Und deshalb mag ich auch nicht davon erzählen. Wie viel ſchöner verrinnen mir die Stunden, wo ich frei von Staatsgeſchäften dem Drange des Geiſtes folge! Wie viel Schönes und Gutes haben ſie uns, mir und dir, ſchon eingetragen! Denke nur an den Umgang mit unſerm Bruder Georg, deſſen ſchöne Lieder jetzt überall geſungen werden. Denke an unſere Verbindungen mit Sophie von Laroche in Ehrenbreitſtein und ihrem Freunde Wieland, die wir vor zwei Jahren kennen lernten. Denke an ſo manche neue Verhältniſſe, die uns noch bevorſtehen und uns geiſtig befruchten werden, denn im Umgange edler Seelen ſchließt ſich das eine an das andere.

Gottlob! daß du zufrieden biſt, ſprach Frau Betti.

Er nahm mit einem innigen Blicke ihre Hand und fuhr fort: Mehr aber als alles freut es mich, daß ich mich in meinem neuen Stande ſo recht an allem, was mein iſt, freuen kann. Ich brauche jetzt nicht mehr mit der Zeit zu kargen, die ich dir und den Kindern widme. Wie froh bin ich meines Hauſes und Herdes! Hier bei euch iſt es mir, wenn ich zurückkehre, nicht anders, als wäre ich am Orte aller verflogenen Kräfte meines Lebens und ſie empfingen mich in himmliſchen Tänzen. Meine freundliche Wohnung, die alle Blicke jedes Lichtes einläßt, mein lieber Garten, alles, alles entzückt mich und je länger, je mehr. Ich überſehe unaufhörlich meine Habe und kann ſie nicht ermeſſen. Mein iſt die ganze Welt. Selbſt der Mond und die Sonne am hohen Himmel, ſie ſcheinen auf ſo eigene Weiſe auf meinen Platz, daß es mir immer mehr vorkommen muß, als gehörten ſie nur dazu, als wären ſie mein, wie der Boden da, wie die Bäume, die ich gepflanzt habe. Selbſt im Herbſt, wenn ſchon meine Blumen verwelkt ſind und meine Bäume längſt entblättert, wenn ſchon dicker Nebel mir Luft und Boden verderbt und von dem kurz gewordenen Tage die Hälfte raubt, bin ich dennoch immer froh und ſehe in den allem nur das Jahr, das ſich mir raſcher wenden will, und den nahen Frühling, der mir immer ſchöner wiederkommt.*) So wird mir hier durch dich und die Kinder mein Herz freier, offener, muthiger und beſſer.

---

*) Worte Jacobi's in einem Briefe. Werke, I, 348.

Er hatte dies mit leuchtenden Augen geſagt. Seine Frau drückte ihm innerlich befriedigt die Hand. Sie ſaßen eine Weile ſchweigend aneinander gedrungen.

Dann ſtanden beide auf, und während ſie dem Hauſe zuwanderten, erhob Frau Betti ihre klare Stimme: Du haſt dich eben mit dem Garten und den Pflanzen, die du pflegſt, beſchäftigt. Laß mich dich an einen Gegenſtand erinnern, der in noch höherm Grade der Beachtung werth iſt. Ich will dir nämlich von den Pflanzen reden, die uns im Hauſe gedeihen. Es handelt ſich um unſere Kinder, die nun immer mehr den Tagen entgegenwachſen, wo man ihnen unnütze Zweige abſchneiden und gute Loden einimpfen muß. Mir ſcheint es, daß es die höchſte Zeit iſt, den Unterricht mit ihnen anzufangen.

Ich habe ſchon oft im ſtillen darüber nachgedacht, antwortete Fritz Jacobi, und bin mit mir zu Rath gegangen, ob wir ſie in die Schule ſchicken oder ihnen einen Privatlehrer geben ſollen. Mit dem erſten Gedanken habe ich mich nicht befreunden können. Die Schulen ſind nicht das, was ſie ſein ſollen. Auch tritt ihnen dort das Leben zu rauh und ungefällig entgegen, was um ſo übler iſt, da nicht ein wahrhaft guter Unterricht die unebenen Einflüſſe entkräftet. Ich möchte deshalb vorziehen, ſie im Hauſe belehren zu laſſen.

So ſprichſt du einen Gedanken aus, fiel ihm die Frau ins Wort, der auch der meinige iſt. Freilich iſt der Umgang der Kinder mit andern Kindern, zumal was die Knaben angeht, wol in Anſchlag zu bringen. Sie ſchleifen ſich ab, indem ſie ſich aneinander reiben. Das hilft denn auch mit zur allgemeinen Bildung. In der Schule finden ſich aber leider viel mehr rohe wie feine Elemente. Von dieſen möchte ich mein eigenes Fleiſch und Blut am liebſten fern halten.

Ich meine, erwiderte Jacobi, dieſen Bildungsproceß können wir auch getroſt für ſpätere Jahre abwarten. Eine andere Schwierigkeit liegt in der Auffindung eines guten Lehrers. Zunächſt müſſen wir bedenken, daß dieſe Art des Unterrichts bei weitem die koſtſpieligſte iſt. Wenn wir nämlich einen Hofmeiſter nehmen, ſo ſcheint es mir wünſchenswerth, daß derſelbe nicht für einzelne Stunden komme, ſondern daß er den ganzen Tag gegenwärtig ſei und gleichſam als Glied der Familie angeſehen werde. Ich liebe in dieſer Beziehung patriarchaliſche Verhältniſſe. Ferner aber handelt es ſich um die Perſon.

In dieſem Augenblicke trat aus dem Hauſe, welches ſie ungefähr erreicht hatten, ein Mann in buntem Sommerfrack und grauem Flockenhut mit einem Pack Papier unter dem Arme. Die Aehnlichkeit im ganzen Weſen ließ ihn ſogleich als einen Verwandten Fritz Jacobi's erkennen. In der That war es deſſen Bruder, Johann Georg Jacobi, der ſich ſchon früh den Wiſſenſchaften gewidmet hatte, durch Klotz Profeſſor der Philoſophie zu Halle und 1769 auf Gleim's Vermittelung mit einer einträglichen Präbende Kanonikus am Bonifacius- und Mauritiusſtift zu Halberſtadt geworden war und als lyriſcher Dichter eines großen Rufes im ganzen Vaterlande genoß. Gegenwärtig hielt er ſich zum Beſuche in

Pempelfort auf, um in Düſſeldorf die Herausgabe ſeiner Zeitſchrift „Iris“ zu überwachen. Er ſchien große Eile zu haben, denn er ſtürzte an dem Paare vorüber.

Frau Betti rief ihn an: Bruder Georg, du ſiehſt ja ganz wie ein Sommervogel aus. Die Nachtigall im Gewand des Schmetterlings.

Ach was, antwortete der Angeredete, der plötzlich ſtill ſtand, mit verdrießlichem Geſichte, der ſchöne Frühling wird einem ganz verdorben. Ich habe da eben ein Manuſcript abſchreiben laſſen, das von lauter Fehlern wimmelt. Daß man hier nicht einmal einen ordentlichen Copiſten für theueres Geld haben kann! Ich will in die Stadt, um einen tauglichern Mann zu finden.

Nun ſo bring uns doch einen Hauslehrer mit, ſprach Frau Betti, wir ſind auch am Suchen.

Fritz, weißt du mir nicht einen guten Abſchreiber? fragte nun Georg.

Das Gute findet ſich auch in den geringſten Fächern nicht auf der Straße, erwiderte der Bruder.

Und ſo wird denn der Herr Georg einen vergeblichen Gang thun, fügte die Frau hinzu.

Georg ſah beide mit großen Augen an.

Was die Herren Poeten doch für praktiſche Menſchen ſind! rief jetzt Frau Betti. Das kocht und ſiedet gleich. Da muß im Augenblicke alles beugen oder brechen. Als wenn es mit dem Abſchreiben wäre, wie mit dem Dichten! Nein, ſo ein Copiſt iſt ein praktiſcher Menſch; einen praktiſchen zu finden, das muß auch praktiſch betrieben werden. Uebrigens iſt jetzt die Zeit der Theeſtunde. Wer ſeinen Thee haben will, muß hier bleiben. Alſe jetzt in die Laube, die ich für dieſen Abend als Sammelplatz beſtimmt habe. Dort mögt ihr denn auch die Sache praktiſch bereden.

Der Dichter war durch das heiter anmuthende Weſen ſeiner Schwägerin bald auf andere Gedanken gebracht. Fritz und Betti Jacobi traten für einen Augenblick in das Haus. Er ging in ſein Studirzimmer. Man hörte ſie mit dem Schlüſſelbunde die Runde machen. Dafür ſprangen die Kinder aus der Thür und verſuchten an dem Oheim heraufzuklettern, der allmählich mit ihnen in ein tolles Spiel gerieth. Nach einer Weile fanden ſich auch die jungen Stiefſchweſtern des Hauſes, Lotte und Helene, ein, die lachend und laufend den Kreis vermehrten. Die Diener brachten dann die dampfende Theemaſchine und das zugehörige Geräth, ſowie Butter und Brot in die nahe Geißblattlaube, die in duftenden Blüten ſtand. Und als nun auch der Vater und die Mutter des Hauſes erſchienen, nahmen alle Platz um den breiten Tiſch „und ſie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle“.

Während die beiden Brüder und Frau Betti ſich aufs neue mit der Hauslehrer- und Copiſtenfrage, an denen jetzt auch die beiden Mädchen Lotte und Lene theilnahmen, beſchäftigten, ſpendete die alte Magd Katharine den Kindern Milch und Brot, das mit funkelnden Augen und ſchnalzenden Lippen in aller Stille und Schweigſamkeit verzehrt wurde. Da knarrte plötzlich das Gartenthor in ſeinen Angeln. Die Aeltern überhörten den Ton, aber die Buben ſprangen ſofort von ihren Sitzen und riefen laut auf: Der Onkel Roſt. So verſchwanden ſie hinter den Büſchen und kehrten bald mit einem kleinen jungen rundköpfigen Männchen zurück, welches den Kopf etwas geneigt nach einer Schulter trug und dabei mit ſchalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene*) um ſich blickte, indem es den Kindern, die es umſprangen und umjubelten, allerlei wunderliche Geſichter ſchnitt. In dieſer Weiſe begleitet trat der Ankommende an die Theegeſellſchaft heran, und es koſtete einige Mühe, bis die lärmende Jugend auf Befehl der Aeltern den Fremdling losließ.

Willkommen Roſt, rief ihm die Hausfrau mit ſeinem Spitznamen entgegen.

Der Angeredete war aber der bekannte Wilhelm Heinſe, der in Halberſtadt im Gleim'ſchen Kreiſe ſo genannt worden war, weil er einſt in Quedlinburg unter dieſem Namen Hauslehrer bei einer Familie geweſen, in der man nicht wiſſen ſollte, daß er der Dichter ſei, und dieſe Bezeichnung ſeiner Perſon auch mit nach Düſſeldorf gebracht hatte, wohin er vor wenigen Wochen überſiedelte, um Johann Georg Jacobi bei der Herausgabe ſeiner Zeitſchrift „Iris" zu unterſtützen. Er küßte der Dame die Hand und nahm lächelnd, aber ſchweigſam an ihrer Seite Platz.

Wie gefällt's Ihnen in Düſſeldorf? fragte jetzt Fritz Jacobi.

Vortrefflich, Herr Hofkammerrath! lautete die Antwort. Ich bin faſt alle Tage auf der Galerie. Welche

---

*) Jung-Stilling beſchreibt Heinſe auf dieſe Weiſe in ſeinem Leben.

Genüſſe zwiſchen dieſen Bildern! Wer wird bei ſolchen Anregungen nicht productiv! Ich habe ſchon angefangen, Künſtlerbriefe zu ſchreiben, die ich unter dem Titel „Ueber einige Bilder der Düſſeldorfer Galerie“ herauszugeben gedenke. Auch ſpukt mir bereits ein Kunſtroman im Kopfe umher, deſſen Held Ardinghello heißen ſoll. Aber es kann einige Zeit dauern, bis ich damit zu Stande komme. Ach wer doch Italien geſehen hätte!

Kaum ſind Sie hier, rief nun Georg Jacobi etwas beleidigt, und ſchon denken Sie wieder weg. Was ſoll da aus unſerer „Iris“ werden, für die Sie doch auf meinen Wunſch von Halberſtadt herübergekommen ſind.

Und die ich auch keineswegs ſobald im Stiche laſſen werde, Herr Kanonikus, fuhr Heinſe ihm ins Wort, indem er in die Taſche griff und einen Correcturbogen herauszog, den er dem Dichter übergab.

Georg Jacobi's Züge heiterten ſich auf, als er den erſten Druck der neuen Unternehmung vor Augen hatte. Das iſt ja hübſch, rief er aus.

Mit dem Hübſchen hat es ſeine guten Wege, erwiderte Heinſe mit leiſer Ironie. Mit unſern unſterblichen Gedichten, die hier zum erſten male durch die Preſſe gehen, mag es ſchon recht hübſch ausſehen. Aber welche ſchrecklichen Setzer und erſt welchen entſetzlichen Corrector haben wir hier am Orte! Die Rechtſchreibung der Officin iſt wenigſtens hundert Jahre alt. Da ich durchaus nicht die richtigen Augen und überdies keine Uebung beſitze, ſo müſſen wir uns in der That alle Mühe geben, einen Menſchen zu finden, der die Correctur beſorgt.

Ich ſehe, rief jetzt Frau Betti mit lachendem Munde, daß heute ein Tag des Suchens iſt.

Was ſuchen Sie denn? fragte Heinſe.

Wir ſuchen einen Hauslehrer, ſprach Fritz Jacobi.

Ich ſuche einen Abſchreiber, fuhr der Kanonikus fort.

Und Sie einen Corrector, ſagte die Hausfrau. Nun werde ich wieder einmal wie Saul unter die Propheten kommen und die Praxis bei der Theorie vertreten. Wie wäre es, wenn wir dahin ſtrebten, dieſe drei Würden in einer Perſon zu vereinigen? Der Hauslehrer für ſich, der Abſchreiber für ſich und der Corrector für ſich, das macht dreifache Koſten, cumuliren wir aber die beſagten Aemter, die ſich ja auch wol ihrer innern Natur nach vertragen und wol kaum einen ganzen Menſchen beſchäftigen, ſo iſt uns allen geholfen.

Der Vorſchlag läßt ſich hören, ſprach Fritz Jacobi. Aber die Perſon?

Ja, die geeignete Perſon! fügte Georg hinzu.

Allerdings iſt dieſe Frage nicht ſo leicht zu löſen, ſchloß Heinſe.

Die Männer ſanken in ein tiefes Nachſinnen.

Es ſcheint, daß ich euch Philoſophen und Dichtern wieder helfen muß, rief die unerſchöpflich heitere Frau. Neulich war der Hauptmann Acton, der Bruder des ſiciliſchen Miniſters, hier und ſprach mir, wie ein Haudegen von einem Gelehrten zu reden pflegt, von einem Unteroffizier ſeiner Compagnie, deſſen ſeltene wiſſenſchaftliche Begabung er mir mit einem ſolchen Gemiſch von Achtung und Hohn beſchrieb, daß er mich ganz neugierig machte. Dieſer junge Mann ſoll zwiſchen dem ordinären Gamaſchendienſt Latein und Griechiſch ſtudiren, Philoſophie und Poeſie treiben und ſelbſt ſchriftſtelleriſche Verſuche an den Tag fördern.

Was verſteht aber ein Soldat von ſolchen Dingen? warf Georg mistrauiſch hinein.

So viel doch wol, ſagte Betti, daß er beurtheilen kann, ob ein Unteroffizier für den Dienſt oder für etwas anderes paßt. Der junge Krieger ſoll dabei nichts ſehnlicher wünſchen, als eine wiſſenſchaftliche Laufbahn einzuſchlagen. Vielleicht könnten wir ihn brauchen.

Ich kenne den Hauptmann, ſprach Heinſe, und will mit ihm ſprechen.

Haſt du den Namen behalten? fragte jetzt der Hofkammerrath ſeine Frau.

Wenn ich mich recht erinnere, ſo heißt er Schenk, antwortete Betti. Sein Vater iſt auch Unteroffizier.

Dann bin ich mit ihm in die Schule gegangen, meinte Fritz ſich beſinnend. Er war in den unterſten Klaſſen, als ich die oberſten beſuchte, und mag fünf Jahre jünger ſein. Ich hörte früher von der großen Intelligenz des Knaben reden.

Dieſer Gegenſtand wurde noch weiter beſprochen. Lotte und Lene wollten nichts davon wiſſen, daß man einen Unteroffizier ins Haus kommen laſſe, was zu allerlei Scherzen über die ariſtokratiſchen Gelüſte der jungen Mädchen Anlaß gab. Heinſe erhielt aber ſchließlich den Auftrag, Erkundigungen einzuziehen.

Darüber wurde es Abend. Die Stimmen der Kinder waren im Hauſe verſchollen. Ein leiſer Duft legte ſich mit der angehenden Dunkelheit über den Garten, deſſen Bäume in dunkeln Maſſen emporſtrebten. Der Mond ging nun auch im Oſten auf. Die Blumen dufteten ſtärker und die Nachtigall ſang in ſchmetternden Tönen. Die Geſellſchaft erhob ſich, um noch einen Gang durch den Garten zu machen. An dem Teiche angekommen, beſtiegen ſie den Kahn und ließen ſich von den Wellen treiben. Georg Jacobi aber legte das Geſtändniß ab, daß er geſtern in gleicher Stimmung an dieſem Orte ein Gedicht gemacht habe. Man bat ihn um die Mittheilung, und er ſprach:

Bei der ſtillen Mondeshelle
Treiben wir mit frohem Sinn
Auf dem Bächlein ohne Welle,
Hin und her und her und hin.

Schifflein! gehſt und kehreſt wieder,
Ohne Segel, ohne Maſt.
Bächlein! trägſt uns auf und nieder,
Spielend mit der kleinen Laſt.

Nichts zu fürchten, nichts zu meiden,
Iſt, ſo weit das Auge ſieht.
Flüſtert leis, ihr jungen Weiden,
Mädchen, ſingt ein Abendlied!

Später trennte ſich Heinſe von dem kleinen Kreiſe, indem er den Mädchen noch neckend zurief: er hoffe ihnen einen recht hübſchen Unteroffizier zu bringen.

Zweites Kapitel.

Auf dem Heimwege durchwanderte Heinſe die dunkeln Gänge des Hoſgartens. Der prächtige Frühlingsabend erſchien ihm in der Einſamkeit noch lockender wie im Kreiſe der Freunde, die er eben verlaſſen hatte. Eine Bank am Rande des Teiches lud zum Sitzen ein. Das ruhige blanke Waſſer ſpiegelte die Scheibe des Mondes, zwei Schwäne zogen ihre ſtillen Kreiſe durch die Flut, ringsum ſchlugen die Nachtigallen. Die Stimmung der Natur war tiefberuhigend und doch überwältigend aufregend. Der junge Dichter dachte an eine Stelle in ſeiner „Laidion“, die eben damals erſchienen war, und murmelte vor ſich hin: So komm denn, du wohlthätige Nacht, und umarme die Griechen mit deinen ſanften Fittichen, aber von dem Abendſtern und Monde und den hellleuchtenden Sternen des Himmels allen aufgeheitert, Roſendüfte athmend mit den ſüßeſten Göttern der Träume und Phantaſien und mache ſie ſo glückſelig als du kannſt.

Freilich waren es keine Griechen, die den jungen vom Hellenenthum begeiſterten Poeten umgaben, aber an deutſchen Liebespaaren, welche der ſchöne Abend herausgelockt hatte, fehlte es keineswegs. Heinſe achtete ihrer nicht, er ließ ſie flüſternd vorüberziehen und ſchwelgte weiter in den reizenden Naturbildern der dämmernden Nacht. Plötzlich aber wurde ſeine Aufmerkſamkeit von dem Weiher und ſeinem geheimen Leben abgezogen, denn in ſeiner Nähe hielt ein junger Soldat mit ſeinem Schatz und declamirte vernehmlich folgendes Lied:

Komm, Liebchen, es neigen
Die Wälder ſich dir,
Und alles mit Schweigen
Erwartet dich hier.

Der Himmel, ich bitte,
Von Wölkchen wie leer,
Der Mond in der Mitte,
Die Sternlein umher.

Der Himmel im glatten
Umdämmerten Quell,
Dies Plätzchen im Schatten,
Dies andre ſo hell.

Im Schatten der Liebe
Dich lockendes Glück,
Dies flüſternd: Es bliebe
Noch vieles zurück.

Es blieben der ſüßen
Geheimniſſe viel,
So feſtes Umſchließen,
So wonniges Spiel.

Da rauſcht es! Da wanken
Auf jeglichem Baum
Die Aeſte, da ſchwanken
Die Vögel im Traum.

Dies Wanken, dies Zittern
Der Blätter im Teich —
O Liebe, dein Wittern!
O Liebe, dein Reich!

Das Lied iſt ganz hübſch, ſagte das Mädchen, welches den jungen Krieger begleitete, aber doch ein wenig künſtlich und ſüß. Mir gefallen unſere Lieder, die das ganze Volk ſingt, beſſer. Denk' einmal an: „So viel Stern' am Himmel ſtehen.“

Du magſt recht haben mit deinem Gefühl, meinte der Soldat; aber es hat noch ſeine beſondere Bewandtniß mit den Verſen. Sie ſind nämlich von einem Landsmann von uns.

Wer iſt es? fragte das Mädchen.

Ein Herr Johann Georg Jacobi, der ältere Bruder des Hofkammerraths, der im Winter in dem großen Hauſe am Flingerthor und im Sommer in dem prächtigen Garten zu Pempelfort wohnt. Ja, das ſind treffliche und dazu gelehrte und berühmte Leute, zu denen auch die Fremden kommen, um ſie zu beſuchen. Noch jüngſt iſt ein junger, berühmter Dichter eingetroffen, der täglich mit ihnen verkehrt und Wilhelm Heinſe heißt.

Heinſe war äußerſt überraſcht, hier in der tiefen Einſamkeit von einem ſchlichten Soldaten ſeinen Namen nennen zu hören. Er hielt den Athem an, um mehr zu erlauſchen. Aber das Pärchen ging ſeines Weges. Der Poet erhob ſich und folgte ihm im Schatten. Alle Bemühungen, die weitere Unterhaltung zu hören, waren indeß vergebens.

Die Liebenden kamen, noch ſtets von dem neugierigen Poeten verfolgt, allmählich in die Nähe der Stadt. Beide hatten gleichmäßig das ſchützende Dunkel der Bäume aufgeſucht. Nun ging es mit einmal in den hellen Mondſchein hinaus. Kaum aber war der Soldat mit ſeinem Schatz auf den lichten Weg getreten, als ſich ein dicker Mann vor ſie ſtellte und ſie mit zorniger, aber unterdrückter Stimme anfuhr: Iſt es alſo doch wahr, daß ſich meine Tochter von einem Unteroffizier verlocken läßt? Pfui, Gertrud, ſchämſt du dich nicht? Sind das deine abendlichen Beſuche bei deiner Freundin, die du vorgeſchützt haſt, um dich leichtſinnigerweiſe mit einem Liebhaber vor der Stadt herumzutreiben? Und Sie, Herr Soldat, daß Sie es nicht mehr wagen, dem Mädchen zu nahe zu kommen! Meine Tochter iſt zu gut für einen Menſchen, der es höchſtens zum Feldwebel bringen kann.

Damit nahm er die Tochter bei der Hand und riß ſie von dannen.

Der Soldat aber ſagte mit Ernſt und Beſtimmtheit: Freilich bin ich nur ein Unteroffizier. Aber ich ſchwöre dir hiermit, Gertrud, ich will mir eine Stellung ſchaffen, daß dein Vater einſt ſtolz ſein wird, dich mir zu geben. Bleibe mir treu, wie ich dir treu bleibe! Auf baldiges Wiederſehen!“

Damit ſchlug er ſich raſch ſeitwärts. Der erzürnte

Vater aber ging mit dem weinenden und ſchluchzenden Mädchen nach dem Thore zu. Heinſe folgte aufs neue, um zu ſehen, wohin ſich der Tyrann mit ſeinem Kinde wende, denn der ganze Vorgang hatte ihn intereſſirt. So führte ihn der Weg durch das Flingerthor, die Volkerſtraße hinab und dann links in die Kapuzinergaſſe, wo die beiden in einem Hauſe verſchwanden, welches im Erdgeſchoß einen Metzgerladen aufwies.

Dann wandte ſich der Dichter nach ſeinem Quartier, das auf der Kurzenſtraße lag und in einem Zimmer des erſten Stockes beſtand, an welches ſich ein Alkoven zum Schlafen anſchloß. Ohne weiter über ſein Abenteuer nachzudenken, legte er ſich zu Bette und ſchlief einen geſunden Schlaf. Am andern Tage arbeitete er den Morgen, ging zu Tiſch und lenkte dann ſeinen Gang zum Hauptmann Akton, bei welchem er die nähern Erkundigungen über den Candidaten für die Hauslehrerſchaft, die Abſchreiberei und Correctur einholte. Alle Mittheilungen in Betreff der wiſſenſchaftlichen Strebſamkeit, der pünktlichen Ordnungsliebe und der moraliſchen Führung lauteten ſo vortrefflich und auch die Entlaſſung aus dem Militär ſchien ſo leicht zu bewerkſtelligen, daß er ſofort beſchloß, den Unteroffizier Heinrich Schenk, wie derſelbe mit ſeinem vollen Namen hieß, aufzuſuchen.

Nachdem er die weitläufigen Gebäude der Kaſerne erreicht, einige Höfe durcheilt und mehrere Corridore durchfragt hatte, fand er endlich die Stube, in welcher er Schenk antreffen ſollte. Er klopfte an die Thür und betrat auf ein lautes Herein! ein ziemlich geräumiges, aber düſteres Zimmer, in welches das Licht nur ſpärlich durch ein mäßiges Fenſter fiel. Alle Geräthſchaften, Bett, Tiſch und Stühle waren von jenem einfachen und ſchlichten Geſchmack, wie er in militäriſchen Wohnungen angetroffen wird. Nur ein großer mit Büchern und Schriften reich beſetzter Schreibtiſch, der in der Nähe des Fenſters ſtand, unterbrach die proſaiſche Nüchternheit des Gemachs. An demſelben ſaß ein junger Mann in Militärkleidern, der ſich mit mürriſchen Mienen nach der Thür umſah und das Buch heftig auf die Platte warf, als wäre es ihm höchſt unwillkommen, in dieſem Augenblick geſtört zu werden. Kaum aber hatte er Heinſe erblickt, als der trübe Ausdruck von dem Geſichte wich und einem mächtigen Erſtaunen Platz machte. Ueber ſeine Züge flammte ſogar eine dunkle Röthe, er ſtand ſofort auf und trat ehrerbietig vor den Ankömmling hin.

Sind Sie Herr Heinrich Schenk? fragte der Dichter.

Zu dienen, Herr Heinſe, lautete die faſt geſtammelte Antwort.

Sie kennen mich alſo? ſprach Heinſe. So brauche ich mich nicht erſt vorzuſtellen.

Wie ſollte ich einen Dichter nicht kennen, erwiderte der Unteroffizier, deſſen Werke augenblicklich im ganzen Vaterlande geprieſen werden. Sobald ich hörte, daß Sie ſich in Düſſeldorf befinden, habe ich nicht geruht, bis man Sie mir gezeigt hatte.

Viel Ehre, lächelte der andere. Ich habe in der That nicht geträumt, in dieſer Kaſerne einen Verehrer zu beſitzen. Bin ich doch hier am Orte ſchon oft genug mit Ihren Vorgeſetzten, den Herren Offizieren, ſowie mit Beamten und Kaufleuten zuſammen geweſen, die nicht im mindeſten wußten, daß ich jemals einen Federſtrich gethan habe.

Iſt es möglich? ſprach Schenk. Nun dann lieben die Leute auch nicht die Poeſie wie ich.

Schadet auch nichts, rief Heinſe. Es iſt gut, daß Gott verſchiedene Koſtgänger hat. Aber wie kommen Sie nur dazu, den Soldatenſtand zu erwählen?

Was ſollte ich machen? erwiderte der Soldat mit geſenkten Augen. Mein Vater iſt auch Unteroffizier. Eine ſolche Beſtallung läßt nicht zu, daß man Schätze ſammelt. Sie reicht kaum zum täglichen Brot für den häuslichen Herd. Wie gern hätte ich mich den Wiſſenſchaften gewidmet! Aber dazu gehört Geld und Zeit. Das erſtere fehlte mir immer, und die letztere mußte ich ſehr bald benutzen, um mir ein Daſein zu ſchaffen. So bin ich denn den Weg meines Vaters gegangen. Es iſt ein ſchmerzliches Daſein, das mir in dieſer Weiſe von der Nothwendigkeit aufgezwungen wird.

Aber Sie haben doch, wie ich höre, die Studien nicht ganz und gar verlaſſen? forſchte der Dichter weiter.

Wie könnte ich mich je von der Wiſſenſchaft ſcheiden! rief Schenk. Leider bin ich aber nur ein Autodidakt.

Laſſen Sie doch ſehen, was Sie leſen, fragte nun Heinſe, der ſich dem Schreibtiſch näherte und das Buch in die Hand nahm, mit welchem der Soldat ſich beſchäftigte. Es war der Tacitus. Dann muſterte er die andern Bände. Er fand zu ſeiner großen Verwunderung eine Menge von lateiniſchen Claſſikern in freilich ſehr geringen Ausgaben. Auch an franzöſiſchen Autoren fehlte es nicht. Sogar eine griechiſche Grammatik und der Herodot und Xenophon waren vorhanden.

Leſen Sie dieſe Werke? fragte Heinſe.

Lateiniſch und franzöſiſch verſtehe ich flüſſig, lautete die Antwort. Mit dem Griechiſchen will es noch nicht flott, aber in ein paar Monaten hoffe ich fertig damit zu werden.

In ein paar Monaten! meinte der Dichter. Nun, das iſt ſtark.

Ich habe ein treffliches Gedächtniß, ſprach Schenk; das Franzöſiſche lernte ich in wenig Wochen, obgleich wir damals vielen Dienſt hatten, vollkommen leſen und verſtehen. Mit dem Sprechen geht's aber ſchlecht, denn ich habe keine Uebung.

Heinſe ſchlug dem Unteroffizier vor, ihm eine Probe zu liefern. Derſelbe war gleich bereit und überſetzte ihm beliebige Stellen aus dem Tacitus, aus Voltaire und ſogar im Herodot legte er überraſchende Kenntniſſe an den Tag. Dann verlangte der Dichter auch ſchriftliche Arbeiten zu ſehen und erhielt ein ſauberes Heft, in welchem er Ueberſetzungen aus verſchiedenen Claſſikern fand, die nicht allein trefflich ſtiliſirt, ſondern auch mit der ſchönſten, klarſten Hand geſchrieben waren.

Aber Sie ſind ja ein wahrer Gelehrter und könnten überall Profeſſor werden, rief jetzt Heinſe aus.

Sie ſollten nicht ſpotten, ſprach der Soldat demüthig und faſt flehend.

Ich rede durchaus im Ernſt, erwiderte der Dichter.

Ja ich habe jetzt einen ſolchen Reſpect vor Ihnen, daß ich es nicht wage, Ihnen die Anträge zu machen, welche ich beabſichtigte.

Schenk ſah ihn mit großen Augen an. Statt der Ironie, die er in dem Geſicht des Schriftſtellers geſucht hatte, fand er aber den entſchiedenſten Ernſt.

Ich bitte Sie, rief er dann aus, wenn Sie eine Art und Weiſe wiſſen, wie ich aus dieſem traurigen Stande loskommen kann, der mir nicht die mindeſte Ausſicht auf Beförderung bietet, weil die Laufbahn des Unteroffiziers diejenige des Offiziers ausſchließt, ſo theilen Sie mir es mit.

Wie gern möchte ich Ihnen helfen, ſagte Heinſe; leider aber fürchte ich, daß Ihnen meine Anträge zu gering ſind.

So reden Sie doch, drängte der Soldat.

Wenn Sie nicht anders wollen, ſprach der Dichter, ſo hören Sie denn, daß wir einen Corrector für unſere Zeitſchrift „Iris“ ſuchen.

Dies Geſchäft, das mir überdies die Ehre verſchafft, zuweilen in Ihre Nähe zu kommen, könnte ich ja leicht in meinen Nebenſtunden beſorgen, meinte der Unteroffizier.

Ferner wünſcht der Dichter Georg Jacobi einen guten Abſchreiber, fuhr der andere fort. Ich würde nun wol einen ſolchen in Ihnen gefunden haben, aber ein ſo geringes Geſchäft paßt nicht für einen Gelehrten.

Schreibt er ſehr viel? fragte Schenk.

Hin und wieder ein kleines Lied, lächelte Heinſe.

So werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, ihm dieſe Arbeiten zu beſorgen, rief der Soldat. Schon der Umſtand, in ſeine Nähe zu kommen, wird mir als hinreichender Lohn dienen. Aber das ſind leider keine Beſchäftigungen, die mich aus dem Kriegsdienſt löſen können.

Endlich habe ich Ihnen noch mitzutheilen, ſprach jetzt Heinſe weiter, daß der Hofkammerrath Jacobi einen Hauslehrer für ſeine Kinder ſucht. Wir wünſchten dieſe drei Stellen zu vereinigen und auf eine und dieſelbe Perſon zu übertragen. Es würde damit ein ganz anſtändiger Gehalt und freie Wohnung und Koſt im Hauſe des Hofkammerraths verbunden ſein. Aber Ihnen kann ich nicht zumuthen, ſich mit kleinen Kindern abzuarbeiten. Ich habe mich ſelbſt einſt in Quedlinburg mit großen herumgehaspelt. Da weiß ich, was das für eine Quälerei iſt. Je kleiner aber die Kinder, je toller die Sorge.

Trotz dieſer abkühlenden Redensarten ſtand der Soldat mit funkelnden Augen vor ihm und rief aus: Ich beſchwöre Sie, Herr Heinſe, wagen Sie den Verſuch mit mir! Alles werde ich thun, um Ihrer Empfehlung Ehre zu machen und dem Herrn Hofkammerrath und ſeiner Familie zu genügen. Welch ein Glück wäre es für mich, fort aus den troſtloſen mechaniſchen Dienſtleiſtungen dieſer Umgebung in einen Kreis zu kommen, deſſen Lebensaufgabe darin beſteht, den Geiſt und das Gemüth zu erheben und zu verklären! Aber ein ſolcher Traum wäre gar zu ſchön! meinte er zweifelnd. Sie ſollten mir keine Hoffnungen erregen, die ſich am Ende doch nicht verwirklichen laſſen.

Steht es ſo mit Ihnen, mein Lieber, fiel ihm der Dichter ins Wort, ſo machen Sie ſich fertig, um mit mir nach Pempelfort zu gehen.

Schenk wollte noch immer nicht recht an die Vorſchläge des freilich ſtets etwas ironiſch lächelnden Heinſe glauben. Dieſer aber ſetzte ſich auf einen Stuhl und mahnte zur Eile. Der Unteroffizier war in einem Augenblick fertig. Dann begaben ſie ſich auf den Weg, auf dem Heinſe ſich noch allerlei von dem Leben des Soldaten erzählen ließ, und erfuhr, daß derſelbe nur ein Jahr älter ſei wie er ſelber. Von ſeinen Aeltern berichtete Schenk mit der größten Liebe und Anhänglichkeit. Der Dichter, der in ihm den Soldaten vermuthete, welcher geſtern im Dunkeln das Abenteuer mit dem Mädchen gehabt hatte, wollte ihn auch auf ſeine Herzensgeſchichte bringen, ohne daß er zum Ziele gelangte. Nun kamen ſie aber an der Stelle vorbei, wo Heinſe auf der Bank am Teiche die Declamation des Gedichts belauſcht hatte.

Ich habe geſtern Abend nach acht Uhr auf jener Bank geſeſſen, ſprach der Dichter, und dort einen jungen Soldaten ſeinem Schatz ein Gedicht von Jacobi vorſagen hören.

Schenk erröthete.

Dann fuhr der andere ſtill ſtehend und ihn fixirend fort: Ich folgte dem Pärchen, das mich wegen ſeiner poetiſchen Ergüſſe intereſſirte, und ward leider Zeuge einer betrübten, unfreiwilligen Trennung.

Um Gottes willen, rief nun Schenk voll Entſetzen aus, ſchweigen Sie davon, nicht meinetwegen, ſondern wegen des Mädchens. Sie iſt das bravſte und beſte Geſchöpf von der Welt.

Und ſie iſt die Tochter? fragte Heinſe.

Des Metzgers in der Kapuzinergaſſe, lautete die Antwort.

Gewiß wollen wir den Mund halten, beruhigte ihn der Dichter. Die draußen in Pempelfort dürfen nichts davon wiſſen, denn ſie ſind trotz aller Gefühle doch ein wenig ariſtokratiſch, was übrigens auch nicht zu verwundern iſt, da ja ſelbſt der Metzgermeiſter ſich zu vornehm dünkt, als daß er ſeine Tochter einem Unteroffizier geben dürfte. Ja, unſereiner verſteht ſich beſſer auf die Leidenſchaft. Ich, der Pfarrersſohn zu Langenwieſen in Thüringen, habe die Welt ſchon früh in der Nähe angeſehen. Bei meinen Fahrten durch Land und Feld und Wald erfuhr ich, der Schule entlaufen und unbekümmert um die Tendenzen und Principien langweiliger Magiſter und Profeſſoren, daß der Menſch überall Menſch iſt. So hab' ich auch ſchon früh geliebt. Lieben Sie desgleichen in unbefangener Freudigkeit!

Ueber dieſen Reden, welche dem Soldaten ein entſchiedenes Zutrauen zu dem Schriftſteller einflößten, erreichten ſie den Jacobi'ſchen Garten. Sie fanden Frau Betti links in dem großen Zimmer des Hauſes, umgeben von ihren Kindern. Der Hofkammerrath und ſein Bruder Georg wurden gerufen, die ſich alsbald in ein langes Geſpräch mit Schenk einließen, bei dem ſie Heinſe in ſeiner gewöhnlichen ſchweigſam lächelnden Art und Weiſe gewähren ließ. Die leiſe Ironie ſeines Geſichts wurde nur etwas eindringlicher, als ſich auch Lotte und

Lene einfanden und den Unteroffizier ſchier wie ein wildes Thier betrachteten. Die Mädchen wußten offenbar noch nicht recht, wie ſie ſich gegen den Neuling des Kreiſes verhalten ſollten. Auf die Männer machte Schenk unterdeß einen durchaus günſtigen Eindruck, denn ſeine reichen und verhältnißmäßig gediegenen Kenntniſſe ſetzten die beiden Brüder in Erſtaunen. Bei Frau Betti hatte er noch leichteres Spiel, weil ſeine Entſchiedenheit, die ſich ſtets in ein beſcheidenes Kleid hüllte, ihrem in ſich gerundeten Weſen zuſagte. So wurde denn auch die neue Stellung beſprochen. Der junge Soldat erklärte ſich mit Freuden zu dem Poſten als Hauslehrer, Secretär und Corrector bereit, und als man gegen Abend auseinander ging, entließ Fritz Jacobi ihn mit dem Verſprechen, ſich ſofort für ſeine Entlaſſung aus dem Heeresdienſt zu bemühen.

Schenk war in der freudigſten Stimmung, als er durch den Hofgarten wandelnd in die Stadt zurückkehrte. Wie traurig hatte der geſtrige Tag geſchloſſen, wie fröhlich endete der heutige! Er ſchlich ſich in die Kapuzinergaſſe, wo ſeine liebe Gertrud wohnte, und wandelte eine Zeit lang im Schatten der Häuſer auf und ab, um vielleicht ſeine Geliebte zu ſehen und ihr einige Worte zuzuflüſtern. Aber ſeine Bemühungen waren vergebens. In den Fenſtern des erſten Stockes brannte ein Licht. Es war das Zimmer, wo ſie zu arbeiten pflegte. So unterlag es keinem Zweifel, daß die Aeltern ſie in ſtrenger Hut hielten. Deshalb zog er ſich denn auch nach einiger Zeit zurück und begab ſich in die Kaſerne auf ſein Zimmer, wo er ſich ein Lämpchen anzündete und einen langen Brief an Gertrud ſchrieb, in welchem er ihr die Ereigniſſe des Tages erzählte, ſeine Freude über die glückliche Wendung ſeines Geſchickes ausdrückte und ſie zu treuem Ausharren ermahnte, indem er nochmals verſicherte, er wolle ſich eine Stellung ſchaffen, daß ihr Vater einſt ſtolz ſein werde, ihm die Tochter zur Frau zu geben.

Drittes Kapitel.

Schon nach einigen Tagen vertauſchte Heinrich Schenk den Soldatenrock mit dem bürgerlichen Kleide und bezog im Jacobi'ſchen Hauſe ein Zimmer des Nebengebäudes, in welchem ſich die Remiſen befanden. Einige Stunden des Tages wurden nunmehr dem Unterrichte der Kinder gewidmet. Hin und wieder gab es auch ein Gedicht für Georg Jacobi abzuſchreiben und einen Bogen der „Iris“, welche der genannte Dichter und Heinſe redigirten, durchzuſehen. In demſelben Maße, wie dieſe Arbeiten ihm ſelber Freude machten, erwarb er ſich die Zufriedenheit des Kreiſes, in welchen er auf ſo unerwartete Weiſe eingetreten war. Fritz und Betti Jacobi fanden, daß die Kinder bei dem klaren und anregenden Unterrichte ungewöhnliche Fortſchritte machten. Georg hatte nicht mehr über fehlerhafte Abſchriften zu klagen, Heinſe brauchte fürder nicht über die miſerable Orthographie der Setzer zu hadern. Sie liebten Schenk dabei alle wegen ſeines ſchlichten, geraden und biedern Weſens. Und auch die Kinder, in deren Neigungen und Art er trefflich einzugehen, deren Fähigkeiten er friſch zu wecken und deren Fehler er milde zu beſeitigen wußte, waren ihm von Herzen zugethan. Sogar Lotte und Lene, die ſich anfangs am wenigſten mit dem Gedanken an die Gegenwart eines geweſenen Unteroffiziers vertraut zu machen wußten, vergaßen ihre Vorurtheile. Die erſtere ließ ihn allmählich gelten, die andere verfolgte ihn ſogar häufig mit längern Blicken, als es die Nothwendigkeit erforderte.

Schenk war übrigens auch ein ganz hübſcher Mann. Sein wohlgebauter Körper zeichnete ſich namentlich durch jene feſte und ſichere Haltung aus, die man ſich beim Militär anzueignen pflegt und die bei ihm ohne jeden ſteifen Zwang erſchien. Dabei waren ſeine Züge frei und offen wie ſeine Rede, in welcher er ſich zugleich durch Kürze, Sicherheit und Entſchiedenheit auszeichnete. In ſeinem Anzuge, der freilich ſchlicht und einfach gewählt wurde, zeigte er ſich ſtets ſauber und knapp. Die Art und Weiſe ſeiner Thätigkeit, welche ein Muſter von Regel und Ordnung genannt werden mußte, entſprach ganz und gar ſeiner äußern Erſcheinung. Verzieh er ſich nun nicht die geringſte Nachläſſigkeit in ſeinen Pflichten, ſo ſetzte er die neuen Bekannten doch am meiſten durch die Fortſchritte in Verwunderung, welche er in den Sprachen, der Philoſophie und Geſchichte machte. Es konnte nicht leicht jemand die Anregungen beſſer verwerthen, als der Hauslehrer dies in den neuen Umgebungen that. Alles, was beſprochen wurde, nahm er nicht allein mit einer ſeltenen Gedächtnißkraft, ſondern auch mit einem ſcharfen Urtheilsvermögen entgegen. In den abendlichen

Zuſammenkünften, welche ihm ſtets zugänglich waren, überraſchte er durch ſeine gediegenen Reden und guten Einfälle, ſodaß Fritz Jacobi den Seinen oftmals in ſeiner excentriſchen Weiſe zuflüſterte: Wir haben in ihm einen Edelſtein gefunden! was denn beſonders auf die junge Lene einen immer gefährlicheren Eindruck machte.

Da Schenk auch ein gutes, wohlklingendes Organ beſaß und ſich zugleich eine ſcharfe, beſtimmte Art des Vortrags angeeignet hatte, die niemals in pathetiſche Declamation überging, ſo wurde er auch bald zum Vorleſer des Kreiſes erkoren. Natürlich fehlte es in der damaligen Zeit nicht an mannichfachem Stoff, denn es lachten die ſchönen Tage, in denen ein neuer Geiſt durch das deutſche Vaterland ging, welcher Kunſt und Wiſſenſchaft in wunderbarer Weiſe belebte. Nachdem die Felder der Dichtung faſt jahrhundertelang brach und öde gelegen hatten, tauchten wie von einem Volksfrühling geweckt mit einem male alle jene großen Männer auf, welche Deutſchland zum ewigen Ruhme gereichen werden. Klopſtock und Leſſing ſtanden bereits auf dem Gipfel ihres Ruhmes. Der erſte hatte gewaltige Weiſen in lyriſchen und epiſchen Geſängen angeſchlagen, in welchen er Gott und Chriſtenthum, Vaterland und Volk in neuen, ungewohnten Tönen verherrlichte. Dem zweiten war es gelungen, auf der einen Seite durch eine ſcharfe, ſtrenge Kritik und auf der andern durch muſtergültige Dichtungen für die Bühne den Geſchmack in reine Bahnen zu leiten. Zu ihnen geſellte ſich Wieland, der im Geiſte der Franzoſen mannichfache muntere Erzählungen ſpann, die ſich, obgleich ſie das nationale Element nicht pflegten, dennoch eines großen Beifalls und vieler Leſer erfreuten. Dabei gab Herder auf theologiſchem, philoſophiſchem und poetiſchem Gebiete mannichfache Anregungen in jenem ſchönen freien, humaniſtiſchen Sinne, welche die Periode ſo ſehr auszeichnete. Und auch Goethe's wunderbarer lichter Stern war eben am Horizonte aufgegangen. Sein „Götz von Berlichingen“ hatte die Nation in alle Schichten hinein gepackt. Man theilte ſich ſeine reizenden lyriſchen Gedichte, die wie Klänge aus dem Volksmunde gemahnten, und ſeine kecken, wilden Satiren mit. Faſt jeder Tag brachte ein neues Erzeugniß. So war denn in dem Jacobi'ſchen Kreiſe Stoff für Vorleſungen ſtets vollauf vorhanden.

Als nun eines Abends, der mit düſtern Regengüſſen über die Erde zog, Fritz Jacobi, ſeine Gattin, ſein Bruder Georg und ſeine Schweſtern Lotte und Lene mit Heinſe und Schenk in der großen Familienſtube links vom Hausgang um die geſellige Lampe ſaßen, brachte die alte Magd Katharine ein Packet, das mit der Poſt von Frankfurt gekommen war. Der Hofkammerrath nahm die Sendung in Empfang, löſte das Siegel und wickelte eine kleine Broſchüre nebſt einem Brief aus dem umhüllenden Papier.

Er ſah ſich das Schreiben eine Weile an und ſprach: Die Tante Johanne Fahlmer ſchreibt aus Frankfurt. Dabei liegt ein Brief von Goethe an die Tante nebſt ſeinem neueſten Opus.

Das iſt ja prächtig, rief Frau Betti.

Laßt uns gleich an die Lectüre gehen, fügte Lotte mit leuchtenden Augen hinzu.

Ich würde rathen, daß die Männer es erſt prüfen, warf Heinſe mit ſeinem ſchlauen, ironiſchen Lächeln dazwiſchen.

Ei was, er macht nur Gutes, ſagte Betti.

Ich weiß nicht, was ihr für einen Narren an dem Goethe gefreſſen habt, fuhr der Kanonikus nicht ohne Bitterkeit auf. Ich halte ihn für einen übermüthigen jungen Burſchen, bei dem man noch nicht unterſcheiden kann, was Keckheit und was Genie iſt.

Freilich, meinte jetzt Fritz, wir haben gerade keine Urſache, ihm freundlich geſinnt zu ſein. Gegen unſern Kreis hat er ſich nie beſonders ſchonend bewieſen. Wir ſind von ſeinem jugendlichen Uebermuth oft genug betroffen worden. Es iſt aber nichts leichter, wie abſprechend zu ſein.

Ach was, rief jetzt Lotte, ihr kennt ihn nicht. Er iſt durch und durch ein guter Menſch.

Und Lotte ſagt, meinte jetzt die junge Lene etwas kleinlaut, er wäre zugleich der ſchönſte Mann, den ſie jemals geſehen hat.

Willſt du wol ſchweigen, rief ihr die ältere Schweſter zu, deren Züge in lichterlohen Flammen zu ſtehen ſchienen.

Heinſe ſchmunzelte mit ſtechenden Blicken nach den Mädchen hinüber, die ihre Geheimniſſe harmlos verriethen.

Ja, rief Frau Betti jetzt ernſthaft in die drohende Pauſe. Lotte hat recht. Goethe iſt in der That ein guter Menſch. Wir lernten ihn im letzten Herbſt in Frankfurt kennen. Da hat ſein tüchtiges, freies, redliches Weſen aus jedem Worte und jeder Handlung zu uns geſprochen. Freilich Jugendblut hat Uebermuth. Aber iſt das denn ein Uebel? Ich glaube ſelbſt, daß der junge Mann noch viel zu toll in die Welt rennet, aber dafür wird er ſich auch die Hörner ablaufen, denn es iſt ja dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Fragen wir zugleich nach unſern eigenen Fehlern! Es läßt ſich vielleicht nicht leugnen, daß wir hier zu viel Gefühlsſchwärmerei treiben. Hat nun unſer Bruder Georg das Recht, in ſeinen Liedern eine weiche Stimmung zu verfolgen, ſo ſteht es doch auch andern zu, die aus feſterm Stoffe gemacht ſind, dagegen zu proteſtiren. Das hat auch Goethe gethan, freilich etwas derb, aber doch auch ſicher wahrhaftig. Ich ſage euch, er iſt eine freie Seele ohne alle Heuchelei.

Ich will jedes Wort unterſchreiben, was Betti eben geſagt hat, meinte Lotte.

Was die Damen nicht alles ausſprechen dürfen, murmelte Heinſe für ſich, der ſich wie gewöhnlich neckend verhielt.

Leſen Sie den Brief Goethe's an die Tante Fahlmer vor, ſprach jetzt Fritz Jacobi, der das Schreiben Schenk übergab.

Schenk las: „Ich muß Ihnen melden, gute Tante, daß ein gewiſſes Schand- und Frevelſtück «Götter, Helden und Wieland» durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der erſte ſein wollen, Sie davon zu benachrichtigen, daß, wenn Sie etwa darüber mit dem Verfaſſer zu brechen willens wären, Sie's de bonne grâce thäten, und ohne weiter zu brummen und zu mutzen ihm einen Tritt vor'n Hintern geben und ſagten: Schert Euch zum Teufel, ich habe nichts gemein mehr mit Euch.“*)

Iſt das eine Sprache? rief der Kanonikus. Welche ordinäre Redensarten für die Ohren einer Dame! Und „Götter, Helden und Wieland“ heißt es. Da werden wir wieder etwas Sauberes zu hören bekommen.

Laßt uns erſt abwarten, ſprach Betti. Iſt das Werk ſchlecht, ſo gewinnt ihr, indem ihr uns zu euerer Partei herüberzieht, iſt es gut, ſo gewinnt ihr auch, denn ihr werdet für einen Mann gewonnen, den zwei von uns zu ſchätzen alle Urſache haben.

Man ſprach noch lange für und gegen die Vorleſung. Georg Jacobi blieb zuletzt als einziger Opponent übrig und. ergab ſich mit Murren in ſein Los. Der Sieg wurde hauptſächlich durch die Damen errungen, denn Fritz hielt ſich ziemlich neutral, Heinſe lächelte nur und Schenk war zu beſcheiden, um ſeine Meinung zu äußern. Und ſo begann der letztere denn die Lectüre des verhängnißvollen Machwerks.

Man ſah bald, wo Goethe mit ſeinem „Götter, Helden und Wieland“ hinauswollte. Mercurius kommt an das Ufer des Cocytus und ruft den Charon, der ihn nebſt einem Literaten mit ſeiner Geliebten überſetzen ſoll. Charon macht den Gott aufmerkſam, daß man drüben nicht gut auf ihn zu ſprechen ſei, weil er ein Geträtſch mit einem gewiſſen Wieland habe, den Mercur aber gar nicht einmal kennen will. Am andern Ufer treten ihm auch in der That Euripides, Admet und

---

*) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi, S. 14.

Alceſte entgegen, die ihm die heftigſten Vorwürfe machen, daß er drüben mit Kerls zu thun habe, die keine Ader griechiſch Blut im Leibe haben. Der Literat erklärt, daß ſich die Rede auf die Zeitſchrift „Mercur“ beziehe, welche Herr Wieland herausgebe. Es ergibt ſich ferner, daß derſelbe Wieland eine „Alceſte“ geſchrieben hat, die er für beſſer ausgibt als diejenige des Euripides. Der griechiſche Dichter iſt darüber empört, Admet und Alceſte beklagen ſich, daß ſie als Püppchen dargeſtellt ſind. Nun wird Mercurius das Gerede müde und citirt den Schatten Wieland's aus dem Schlafe, ſodaß er in der Nachtmütze in die Verſammlung tritt, wo alsbald ein Kreuzfeuer von Reden losgeht, in denen der arme Dichter gehörig herunterkapitelt wird. Mercurius wirft ihm vor, daß er ſeinen ehrlichen Namen proſtituirt, die andern nehmen ihn von der äſthetiſchen Seite ins Gebet, und ſchließlich kommt auch noch Hercules, der ihn vom moraliſchen Geſichtspunkte lächerlich macht, bis Pluto endlich dem Skandal, der ſich in der Unterwelt erhoben hat, mit heftigem Schelten ein Ende macht.

Der Eindruck war ein ſehr verſchiedener auf die anweſenden Perſönlichkeiten. Die Damen verhielten ſich am unbefangenſten und belachten die derben Späße am meiſten. Freilich entging ihnen auch manches; beſonders die Mädchen vermochten nicht alles zu verſtehen. Einmal ſogar zuckten auch ſie zuſammen, denn die Stelle, wo Wieland träumend mit den Worten auftritt: „Laſſen Sie uns, mein lieber Jacobi“, wo dann Euripides bemerkt: „Man ſieht aber doch, mit welchen Leuten er umgeht“, und wo ſchließlich Mercurius ruft: „Es iſt hier von keinen Jacobis die Rede", bezog ſich auf das Haus. Georg ſchnitt krampfhafte Geſichter, Fritz zeigte eine offenbare Verlegenheit in ſeinen milden Zügen, indeß Heinſe in gewohnter Weiſe lächelte. Schenk fragte ſogar, ob er aufhören ſolle, was der Hofkammerrath aber nicht zugeben wollte. Glücklicherweiſe kam denn auch kein weiterer Angriff auf die Anweſenden zum Vorſchein. Die Harmloſen begannen aufs neue zu lachen. Die beiden Brüder aber fühlten ſich fortwährend in der Seele ihres Freundes Wieland verletzt.

Nach Beendigung der Broſchüre trat eine Pauſe des Stillſchweigens ein.

Die Satire, ſprach jetzt Heinſe, iſt ſo lucianiſch bitter, daß es Wieland das Herz abſtoßen wird. Ich ſelbſt ärgere mich über Goethe's Muthwillen aus Gutherzigkeit für Wieland.*)

Und nun begann eine lange Verhandlung, in welcher Georg Jacobi, der eine gewiſſe Eiferſucht gegen den jungen Lyriker empfand, ſich am heftigſten gegen Goethe ausſprach. Er verſchwieg es ſogar nicht, daß er ihn für einen unverſchämten und frechen Menſchen hielt. Auch der weichen Natur des Fritz Jacobi ſagte die derbe Weiſe des frankfurter Doctors nicht zu. Er meinte, man müſſe alle Schärfe und Grobheit aus den literariſchen Beziehungen verbannen. Gleichwol erkannte er die Genialität der Schrift offen an. Der Streit wurde aber von den Damen fortgeführt, wie er angefangen worden war. Sie ſtellten ſich trotz der Anfeindungen des Familiennamens, die ſie nicht hoch anſchlugen, auf Goethe's Seite. Dies hatte nun die Folge, daß der Kanonikus immer heftiger wurde und ernſtlich davon ſprach, man müſſe offen auf Wieland's Seite treten und eine Gegenſchrift verfaſſen, die nach dem Sprichwort: „Auf einen groben Klotz gehört ein noch derberer Keil“, Goethe zum Schweigen bringe und vernichte.

---

*) Vgl. Heinſe's „Sämmtliche Schriften", Bd. 1, S. CIV.

Da konnte denn auch ſchließlich Schenk ſeine Meinung nicht zurückhalten. Wenn es mir erlaubt iſt, ſo ſprach er mit erglühendem Geſicht, ein Wort zu reden, ſo möchte ich doch zum Frieden gemahnen. Ich glaube, daß ich hier der einzige bin, der auf neutralem Boden ſteht und der deshalb dieſe Angelegenheit ohne ein beſonderes Vorurtheil in Betrachtung ziehen kann. Offenbar ſind die Damen für den jungen Dichter eingenommen, mit dem ſie perſönlich verkehrten und der ihnen manche Freundlichkeiten erwieſen hat. Sicherlich ſtehen ihnen auch gute Gründe zur Hand, um Goethe hold zu ſein. Aug' in Aug' verſteht man eben eine Individualität oft beſſer, als dies in der Ferne der Fall iſt. Von der andern Seite mögen von ihm die Männer unſers Kreiſes, die theilweiſe ſelbſt angegriffen ſind, ſich theilweiſe in ihrem Freunde Wieland beleidigt fühlen, zu ſtreng urtheilen. Eine Frivolität Goethe's läßt ſich nach meiner Anſicht in keiner Art nachweiſen. Wo er poſitiv ſchöpferiſch aufgetreten iſt, da zeigt er ſich überall von dem Geiſte der Freiheit, der Wahrheit, der Liebe und der Menſchlichkeit durchdrungen. In dieſem Sinne iſt ſein „Götz von Berlichingen“ concipirt und ausgearbeitet, der denn auch das ganze Volk ergriffen und begeiſtert hat. Ebenſo zauberhaft haben des Dichters eigenartige Lieder die Geiſter durchklungen. Solchen Erfolg erringt aber nie und nimmer ein frivoler Menſch. Indeß auch in ſeinen negativen Dichtungen, in denen der Uebermuth der Satire weht, ſcheint er mir durchaus gerechtfertigt dazuſtehen, weil er es nie mit Perſönlichkeiten, ſondern nur mit der Sache zu thun hat. Sehen wir ihn nicht auch in dieſem letzten Werk: „Götter, Helden und Wieland“, hauptſächlich mit den Ideen im Kampf? Freilich macht er den Dichter der neuen „Alceſte“ zum Mittelpunkt ſeiner Polemik. Weil Wieland der thatſächliche Autor iſt, konnte er nicht anders. Nun fragen Sie ſich einmal, ob er mit den Ausſtellungen nicht ganz recht hat? Und wenn Sie dies zugeſtehen, ſo müſſen Sie ihm auch ſeine draſtiſche Form verzeihen. Der Satiriker kann eben nur dadurch wirken, daß er ſtarke Schatten und Lichter aufſetzt. Nun möchte ich Sie aber vor einem Gegner, der ſich ſo trefflich auf das geiſtige Waffenwerk verſteht, wie er es hier an den Tag legt, warnen. Ich halte es deshalb für die beſte Rache an dem ungezogenen Liebling der Muſen, wenn diejenigen, denen er am Zeuge flickt, ihn durch ſolche Werke beſchämen, vor denen er ſich beugen muß.

Das nenne ich einmal verſtändig geſprochen, rief Frau Betti mit großer Selbſtzufriedenheit über den Tiſch.

Ich wäre neugierig, ſetzte Lotte in gleicher Stimmung und mit einem ſchnippigen Ausdruck hinzu, ob es wol möglich wäre, ein Werk von Goethe in der Weiſe zu zerſetzen, wie es hier mit Wieland’s „Alceſte“ geſchehen iſt.

Aber vergeßt ihr denn ganz und gar, rief der Kanonikus, der ſeine Verſtimmung nicht los werden konnte, daß er auch über uns herfällt?

Nun, das iſt gerade nicht ſo arg, beſänftigte der milde Fritz in begütigender Art.

Es iſt ſchon ſpät, ſprach jetzt Heinſe, der aufſtand und nach Hut und Stock griff. Vor dem Nachhauſegehen aber will ich Ihnen noch meine Meinung ſagen. Thun Sie nichts in der Sache und warten Sie ab, was Wieland thun wird.

Allerdings möchte das am beſten ſein, meinte Frau Betti, der ſich die Mädchen und Fritz anſchloſſen.

Man ſtand auf. Heinſe ging. Auch die andern Mitglieder des Kreiſes ſehnten ſich zur Ruhe und brachen auf. An dieſem Abend gab Lotte zum erſten mal Schenk, der ſich auf ſeine Stube begab, die Hand. Lene ſchloß ſich mit glühenden Wangen an. Ihre Hand zitterte, als ſie dieſelbe dem jungen Manne hinreichte.

Nachdem die Mädchen in dem gemeinſchaftlichen Gemache ſich zu Bett gelegt und das Licht gelöſcht hatten, ſagte Lotte: Wer hätte das hinter dem Unteroffizier geſucht? Wie trefflich hat er den ſchönen, guten Goethe vertheidigt!

Ach ja, ſagte die zerſtreute Lene ſeufzend. Er iſt ſchön und gut.

Sie dachte dabei freilich an einen ganz andern wie an den Verfaſſer von „Götter, Helden und Wieland“.

Viertes Kapitel.

Heinrich Schenk hatte bald nach ſeinem Eintritt in das Jacobi'ſche Haus die Männer für ſich gewonnen. Sein klarer Kopf und ſein maßvolles, ebenſo beſcheidenes wie entſchiedenes Weſen, das ſich nie überhob, aber ebenſo wenig in niedriger Weiſe demüthigte, mußte ihnen Achtung in der That um ſo mehr einflößen, da er ſich alles, was er wußte, ſelbſt verdankte. Frau Betti ſchätzte ihn bald in derſelben Weiſe, denn er hegte, pflegte und förderte die Kinder in der liebevollſten und eingehendſten Art. Welche Mutter vermöchte es auch, einem Wohlthäter ihrer Sproſſen die freundlichſten Geſinnungen zu verwehren? Seit jenem Abend, wo Schenk ſich mit ſo gutem Erfolge zum Vertheidiger Goethe's aufgeworfen, war nun gleichfalls aus der Seele der Mädchen jegliches Mistrauen in den frühern Unteroffizier geſchwunden. Eigentlich hatte nur Lotte zunächſt jenen Widerwillen gegen die Aufnahme eines aus ſo niedrigem Stande Entſproſſenen gehegt. Lene, die noch zu jung war, um ſelbſtändig zu ſein, folgte ihr mehr mit Worten als mit dem Sinne. Sie ſprach der ältern Schweſter, welche den größten Einfluß auf ſie ausübte, nach, während ſich in ihrem Herzen allerlei zu Gunſten des neuen Hauslehrers regte. Hauslehrer ſind eben in den meiſten Kreiſen gefährliche Hausgenoſſen für die jungen Töchter der Familien. Nun hatte aber Lotte, während ſie im letzten Herbſte mit ihrer Schwägerin einen Beſuch in Frankfurt machte, eine heimliche Neigung zu dem ſchönen genialen Dichter Goethe gefaßt. Da war es denn kein Wunder, daß ſie Schenk, nachdem er ſo wacker eine Lanze für den Liebling ihres Herzens gebrochen, auf einmal mit andern Augen anſah. Sie hatte von nun an nur Lob und Anerkennung für ihn, den ſie noch vor kurzem nur tadelte und bemäkelte. Lene folgte ihr auch in dieſer neuen Tonart. Ja, der Funke, der in ihrer jungen Seele glühte, ſchlug mit einem male zu mächtigen Flammen empor.

Das junge anmuthige Kind mit ſeiner freundlichen und heitern Beweglichkeit fühlte ſich auf dieſe Weiſe mächtig zu Schenk hingezogen und ließ der Neigung, ſich in ſeiner Nähe zu befinden, ganz harmlos die Zügel ſchießen. Die Gelegenheit, beieinander zu ſein, wenn man es eben will, kann bei Leuten, die unter demſelben Dache wohnen, nicht fehlen. So beſuchte denn Lene auch oft mit ihrer Handarbeit die Unterrichtsſtunden. Machte der Hauslehrer mit den Kindern Spaziergänge im Garten, wo er in gymnaſtiſchen Uebungen die Körperkraft derſelben zu entwickeln ſtrebte, ſo ſchloß ſich das Mädchen gleichfalls der kleinen Geſellſchaft an. Dabei war ſie ſtets überaus freundlich und zuthunlich mit ihm.

Ja, ſie pflückte dem jungen Mann wol mitunter einen Blumenſtrauß, ſie brachte ihm einen guten Biſſen, den ſie ſich in der Vorrathskammer verſchafft hatte, und war ſelbſt mit der Anfertigung einer Geldbörſe beſchäftigt, welche ſie ihm nach der Beendigung zu verehren gedachte. Daß ſie ihm auch mit ihren friſchen lebendigen Augen mehr als billig folgte, wer wird daran zweifeln. Schenk ſah in all dieſem Gebaren freilich nichts anderes als ein freundliches gutes Herz. Er hielt Lene für ein Kind, was ſie auch eigentlich noch war, und behandelte ſie deshalb mit jenem unbefangenen Wohlwollen, welches man ſolchen Geſchöpfen angedeihen läßt.

Der junge Mann hatte nämlich in den neuen Umgebungen keineswegs ſeine Leidenſchaft für Gertrud vergeſſen. Befand er ſich auch im Hauſe eines kurfürſtlichen Hofkammerraths, ſo blieb doch der Herd des bürgerlichen Metzgermeiſters in der Kapuzinergaſſe treu in ſeinem Gedächtniſſe ſtehen. Verkehrte er auch mit Männern und Frauen, welche zu den gebildetſten und namhafteſten des ganzen Vaterlandes gehörten, ſo blieb er doch jenes Mädchens in ſinniger Anhänglichkeit gedenk, welches die erſten Gefühle einer tiefen und nachhaltigen Leidenſchaft in ſeinem Herzen geweckt hatte. Ja, er ließ es an keiner Anſtrengung und Mühe fehlen, trotz des rauhen und heftigen Abſchieds, den ihm der Vater Gertrud's gegeben hatte, die Geliebte aufs neue zu ſehen und ſie ſeiner unverbrüchlichen Treue zu verſichern. Zunächſt geſchah dies durch Briefe, welche er an ſie richtete und welche eine gemeinſame Freundin beſorgte. Dann bemühte er ſich, die Mutter der Geliebten in ſein Intereſſe zu ziehen, was auch um ſo leichter geſchehen konnte, als ſie einestheils weicher und zugänglicher wie der derbe und heftige Vater, und als es anderntheils ihrer Eitelkeit ſchmeichelte, daß ein junger Mann, der in einer der vornehmſten und angeſehenſten Familien der Stadt verkehrte und wohnte, ein Auge auf ihre Tochter geworfen hatte. So ließ ſie ſich denn auch bald gewinnen, ihren ſpröden Gemahl bei paſſender Gelegenheit ins Gebet zu nehmen und ihm eindringliche Vorſtellungen zu Gunſten der beiden Liebenden zu machen.

Unter dieſen Umſtänden erlangte Schenk ſogar den Zutritt in das Haus ſeiner Geliebten. Freilich wußte vorläufig nur die Mutter Gertrud's davon, denn es wurde ihm nur geſtattet zu kommen, wenn der Vater über Land war, um ſeine Ochſen- und Rindereinkäufe auf den umliegenden Dörfern oder bei Gelegenheit der Viehmärkte zu machen. Bei dieſen Zuſammenkünften knüpfte ſich indeß der faſt gelöſte Knoten aufs neue, und zwar in noch feſterer Art als bis zu dieſer Zeit. Die beiden Liebenden geſtanden ſich, daß ſie ſich niemals aufgegeben hatten, und wechſelten friſche Schwüre ihrer unwandelbarer Neigung und Treue. Von einer baldigen Verbindung konnte nun freilich noch nicht die Rede ſein, denn Schenk's Stellung als Hauslehrer verbot vorläufig die Ehe. Der junge Mann baute aber um ſo mehr auf eine glückliche Zukunft, da der Hofkammerrath bereits das Verſprechen gegeben hatte, ihm vermöge ſeines Einfluſſes den Eintritt in den Staatsdienſt auf die eine oder andere Weiſe zu vermitteln. So lebten denn die jungen Leute in froher Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Gertrud war aufs neue ſelig in dem Gedanken an ihren biedern, ſtrebſamen Heinrich; Heinrich war in Gedanken an ſeine Gertrud doppelt fleißig und arbeitsſam, um Kenntniſſe zu erringen und ſich mit dieſen Kenntniſſen ein vortheilhaftes und einträgliches Amt zu ſichern.

Am 20. Juli des Jahres 1774 war Frau Betti zum Beſuche ihres Vaters, des angeſehenen Kaufherrn Johann Adam von Clermont, nach Vaels bei Aachen gereiſt. Kaum aber hatte ſie das Haus verlaſſen, als ein Brief von Jung-Stilling, der damals in Elberfeld als Augenarzt lebte und als ein Freund des Hauſes die Pempelforter auch öfters zu beſuchen pflegte, an Fritz Jacobi anlangte. Der Hofkammerrath gerieth bei dem Leſen in eine ſichtbare Aufregung. Er ſchickte ſofort zu ſeinem Bruder Georg und zu Heinſe, um ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Als die beiden ſich in ſeiner Stube einfanden, meldete er ihnen, Jung-Stilling ſchreibe ſoeben, daß am 20. Juli Lavater in Elberfeld eintreffen würde und daß er ſie einlade, in die Wupperſtadt zu kommen, um dieſen berühmten und verehrten Mann kennen zu lernen. Der züricher Prediger, der durch ſeine myſtiſch-theologiſchen Schriften als Gottesgelehrter, durch ſeine Schweizerlieder als Dichter und durch ſeine eben beginnenden Studien über die Phyſiognomik, welche er zu einer Wiſſenſchaft zu formen ſtrebte. einen bedeutenden Namen erworben hatte und in allen geiſtvollen Kreiſen vielfach beſprochen wurde, übte natürlich auf die pempelforter Freunde eine große Lockung aus. Die drei verſammelten Männer faßten ſofort den

Beſchluß, der Einladung zu folgen. Nach der Art der damaligen Zeit, kurze Reiſen zu Pferde abzumachen, wurde auch diesmal verfahren. Man beſtellte ſich Roſſe, die auch alsbald geſattelt vor das Haus geführt wurden, und ritt nun denſelben Nachmittag die Landſtraße den Grafenbergen zu, um ſich durch dieſe Hügel nach dem ſechs Stunden entfernten Elberfeld zu begeben.

Als ſie fort waren, ſaß Schenk in der Unterrichtsſtunde bei den Kindern, welche der liebende Vater ihm noch beſonders ans Herz gelegt hatte. Lene nahm wie gewöhnlich ihren Platz in dem kleinen Kreiſe ein, indeß Lotte während der Abweſenheit ihrer Schwägerin das Hausweſen verſah und ſich mit dem klappernden Schlüſſelbunde bald in der Küche ſehen ließ, bald in den großen, mit Leinwand und Geräthen reichgefüllten Schränken herumkramte und bald in den vielfältigen Stuben des weitläufigen Hauſes Ordnung zu halten bemüht war, in denen ſie hier die Möbel abſtäubte und dort die Stühle, Tiſche und Kupferſtiche an den Wänden zurecht rückte.

Während dieſer Beſchäftigungen wurde ſie plötzlich durch die alte Katharine abgerufen. Unten iſt ein Mann, ſprach die Magd, der Sie ſprechen will. Er hat zuerſt nach dem Herrn Hofkammerrath gefragt. Als er hörte, daß derſelbe verreiſt ſei, wollte er die Frau Hofkammeräthin ſprechen. Und da auch dieſe nicht zu Hauſe iſt, ſo wünſcht er mit Mademoiſelle zu reden.

Kennſt du ihn nicht? fragte Lotte.

Es iſt der Metzger aus der Kapuzinergaſſe, antwortete Katharine.

Er wird ſich empfehlen wollen, meinte das Mädchen.

Dies iſt nicht der Fall, erwiderte die Magd, ich habe ihn deshalb gefragt.

So laß dir ſagen, was er will, warf Lotte hin.

Er behauptet, daß er es nur der Herrſchaft mittheilen kann, lautete die Antwort.

So heiß ihn wieder nachfragen, wenn mein Bruder zurück iſt, ich habe keine Zeit.

Er will ſich aber nicht abweiſen laſſen.

Ueber dieſe zudringlichen Leute, rief nun Lotte ärgerlich, jedoch ich will gleich kommen.

In der That erſchien ſie nach einer Weile und fand im Vorhaus einen dicken Mann in ſchlichten, aber ſaubern Bürgerkleidern.

Mit Erlaubniß, ſprach dieſer, Mademoiſelle, ich wollte mich erkundigen, ob ein gewiſſer Heinrich Schenk bei Ihnen als Hauslehrer dient.

Er unterrichtet die Kinder meines Bruders, ſagte das Mädchen, aber er dient nicht. Was ſoll es damit?

Ich wollte gern wiſſen, ob der Herr Hofkammerrath ihm wirklich ein Amt verſprochen hat, fragte der Fremde weiter.

Davon weiß ich nichts, ſprach Lotte. Sie müſſen meinen Bruder ſelbſt fragen. Aber warum ſtellen Sie dieſe Nachforſchungen an?

Ja ſehen Sie, ſagte nun der Mann, der ihr gegenüberſtand, mit einiger Verlegenheit: Ich bin der Metzger aus der Kapuzinergaſſe und ſtehe mich recht gut. Da hat nun der Heinrich Schenk, als er noch Unteroffizier war, eine Liebſchaft mit meiner Tochter Gertrud angefangen.

Eine Liebſchaft mit Ihrer Tochter? rief Lotte mit zornigen Augen.

Ja wohl, mit der Gertrud, fuhr der Mann fort. Es ſcheint, daß Sie ſo etwas auch nicht billigen, ich bin gleichfalls dagegen geweſen, denn wie kann ein Unteroffizier es wagen, ſich an ein ehrſames Bürgermädchen zu machen? So ein Menſch iſt nichts, wird nichts und hat nichts. Da habe ich geglaubt, es ginge ihm nur um meine geſparten Thaler. Nun hat mir aber meine Frau geſagt, daß er hier Hauslehrer wäre, und daß der Herr Hofkammerrath ihm ein Amt verſchaffen wollte, und daß ich mich nur hier bei Ihnen erkundigen möchte. Umſtände verändern die Sache. Wenn das wirklich der Fall wäre, ſo würde ich vielleicht meine Abneigung fallen laſſen.

Genug, genug! rief Lotte mit unterdrückter Stimme. Ich weiß nichts davon. Kommen Sie, wenn mein Bruder zurück iſt, er wird Ihnen Beſcheid geben.

Sie drehte ihm den Rücken. Der Metzger ging erſtaunt von dannen. Man ſah ihm an, daß er mit der Auskunft durchaus nicht zufrieden und deshalb ſehr geneigt war, zu Hauſe ein neues Donnerwetter loszulaſſen.

Lotte aber ſchritt heftig erregt in dem Wohnzimmer auf und ab. Das iſt mir eine ſaubere Geſchichte, ſagte ſie in abgebrochenen Sätzen. Nicht allein, daß er früher Unteroffizier war, er hat auch eine Liebſchaft mit einer Metzgerstochter. Leute von gemeiner Herkunft laſſen nicht von gemeinen Neigungen. Und die arme kleine Lene geht hin und wendet ihm ihr Herz zu in der Hoffnung, daß er noch einmal etwas Ordentliches werde, was ihr auch unvorſichtigerweiſe von dem Bruder in den Kopf geſetzt worden iſt! Wie fatal, daß im Augenblicke dieſer entſetzlichen Entdeckung Fritz, Betti und Georg abweſend ſind! Denn es muß hier gehandelt werden! Ja, gehandelt muß werden! Wenn ich nur gleich wüßte, was ich thun ſollte!

Sie ſtand eine Weile ſtill in Gedanken, indem ſie zuweilen mechaniſch murmelte: Ein Unteroffizier bleibt doch ein Unteroffizier! Dann rief ſie plötzlich mit flammenden Blicken: Ich hab's!

Und nun eilte ſie ſo raſch wie möglich an den Schreibtiſch, griff zu Feder, Papier und Tinte und ſchrieb folgendes Billet:

„Herr Schenk! Ich höre ſoeben von dem Metzgermeiſter in der Kapuzinergaſſe, daß Sie eine Liebſchaft mit ſeiner Tochter haben. Unter dieſen Umſtänden können Sie, ſolange ich mit meiner Schweſter allein im Hauſe bin, nicht hier bleiben. Ich erſuche Sie deshalb, uns ſofort zu verlaſſen.

Charlotte Jacobi."

Sie faltete das Papier, verſah es mit Siegel und Adreſſe und gab es der alten Katharine, um es in die Studirſtube zu bringen, wo Schenk ſich mit den Kindern und Lene befand.

Der junge Mann nahm das Briefchen, öffnete und las es. Eine Todtenbläſſe ging über ſein Geſicht. Er ſeufzte tief auf. Lene erſchrak heftig, indem ſie ſeinen Bewegungen und Mienen folgte.

Was haben Sie? rief das Mädchen.

Nichts, ſprach er, aufſtehend und taumelnd.

Er nahm ſich zuſammen und ſah die Kinder mit einem langen, wehmüthigen Blick an. Dann küßte er, indem ihm die Thränen in die Augen traten, jedes einzelne, reichte dem Mädchen die Hand, indem er ſagte: Leben Sie wohl, Lene! griff nach ſeinem Hute und ſtürzte, ſo raſch er konnte, von dannen.

Lene zitterte am ganzen Leibe, als ſie an das Fenſter eilte und bemerkte, daß er durch den Garten dem Thore zurannte und aus dem Bereiche des Gutes verſchwand. In ihrer Angſt lief ſie in das Haus, um Lotte zu finden.

Was iſt mit Schenk? fragte ſie dieſe.

Der Schändliche hat eine Liebſchaft mit einer Metzgerstochter in der Kapuzinergaſſe, lautete die zornige Antwort.

Lene fiel in einen Lehnſtuhl, bedeckte ihr Geſicht mit den Händen und weinte und ſchluchzte.

Lotte verſuchte ihr vergebens die Schritte zu erklären, die ſie für nothwendig erachtet und dann auch ſofort gethan hatte. Die Schweſter hörte und ſah nicht. Auch für die Tröſtungen fehlte ihr das Ohr. Endlich weinten die beiden Mädchen miteinander. Aber an eine rechte Beruhigung war doch nicht zu denken. Selbſt die Kinder, welche mit ihren unſchuldigen Geſichtern herantraten und ihnen zuredeten, ſie möchten nicht traurig ſein, vermochten den Jammer nicht zu ſtillen. Lene wachte leidend, Lotte mitleidend die ganze Nacht.

Fünftes Kapitel.

Welch einen ſchrecklichen Moment hatte der arme Schenk erlebt! Wie bleiern laſtete der trübe Abend, wie troſtlos verging ihm die öde, finſtere Nacht! Er hatte zuerſt ſeinen Schmerz hinaus in Wald und Feld getragen, dann war er mit der beginnenden Dunkelheit in die Stadt zurückgekehrt, wo er verſuchte, Gertrud oder ihre Mutter zu ſprechen, um ihnen die traurige Wendung ſeines Schickſals mitzutheilen. Leider ſcheiterten ſeine Bemühungen, denn der alte Metzgermeiſter war zu Hauſe. Er ſah ihn ſogar mit einem äußerſt grimmigen Geſichte in ſeinem Laden ſtehen, als er in der Dunkelheit an der Thür vorbeiſchlich. Die Frau und Tochter kamen gar nicht zum Vorſchein. So begab er ſich ſpät in die Kaſerne, um bei ſeinen Aeltern zu übernachten. Man fragte ihn dort, durch ſein düſteres Weſen aufmerkſam gemacht, nach dem Grunde ſeines ungewöhnlichen Erſcheinens. Er bat, ihm Ruhe zu gönnen. Der beſorgte Vater und die treue Mutter, die ihm vertrauten, forſchten nicht weiter. In Ermangelung eines Bettes wählte er eine harte Bank zu ſeiner Ruheſtätte, aber der Schlaf floh ſeine müden Augen, mit denen er troſtlos in das Dunkel ſtarrte. Erſt gegen Morgen fand er einen kurzen Schlaf, aus dem er durch ein Lied ſeiner Mutter aufgeweckt wurde. Sie erhob den ſchönen Troſtgeſang von Paul Gerhardt:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreuſten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.

Die herrlichen Worte ſpendeten ihm einige Sühne in das Herz. Aber er ging früh, ohne daß er etwas zu ſich genommen hatte, wieder hinaus, um aufs neue eine Wanderung anzutreten, auf der ihn zwiſchen allerlei Planen und Entwürfen ſtets wieder der Gedanke überkam, daß er aus allen Himmeln gefallen ſei.

So wanderte er gegen acht Uhr am Gaſthof Zum Prinzen von Oranien vorüber, ohne nach rechts oder links zu ſehen, da ſtürzte aus der Thür ein junger Mann auf ihn zu und fragte: Können Sie mir das Haus des Hofkammerraths Jacobi in der Neuſtraße zeigen?

Ich gehe des Wegs, ſprach Schenk, und werde Sie begleiten.

Schönen Dank, ſagte der Fremde.

Der verbannte Hauslehrer, dem die ſchöne volle Stimme zu Herzen drang, betrachtete den Frager jetzt näher. Neben ihm ſchritt der ſchönſte Jüngling mit ſtolzer Haltung und munterm Schritt dahin. Sein ganzes

Weſen hatte etwas Vornehmes und Entſchiedenes. Die Kleidung war elegant und ſauber. Vor allem aber imponirte das ſchöne regelmäßige Geſicht mit der hohen Stirn, der kühnen Adlernaſe und den braunen Augen, die mächtig durchdringende Blicke ſchleuderten.

Nach einigen gleichgültigen Fragen, welche die Stadt und ihre Verhältniſſe betrafen und die Schenk beſtimmt und ſicher beantwortete, befanden ſie ſich vor einem großen Hauſe.

Das iſt die Wohnung, die Sie ſuchen, ſprach Schenk.

Der Fremde dankte, ſprang die Treppe hinauf und klingelte. Sein bisheriger Führer mußte ihm unbewußt nachſehen, ſo ſehr feſſelte ihn das Weſen des Gefährten.

So ſtand er denn noch, als ſich die Thür öffnete. Die alte Katharine, welche von Pempelfort in die Stadt geſchickt worden war, trat auf die Schwelle.

Mein Gott, der Herr Doctor Goethe, rief ſie, daß Schenk es vernahm.

Kennſt du mich noch? rief der Fremde freundlich.

Wie ſollte ich mich Ihrer nicht von Frankfurt, wo ich mit der Frau Hofkammerräthin und Mademoiſelle Lotte war, erinnern? Aber die Frau iſt in Baels, der Herr in Elberfeld. Wie leid wird's ihnen thun, Sie zu verfehlen! Lotte, Lene und die Kinder ſind jedoch in Pempelfort.

So gehe ich nach Pempelfort, rief der junge Mann, und ſprang die Treppe hinunter.

Schenk trat ihm entgegen und ſagte: Erlauben Sie mir, daß ich Sie nach Pempelfort führe.

Mit dem größten Vergnügen, lautete die Antwort.

Aber welchem Umſtande verdanke ich dieſe Freundlichkeit?

Die alte Katharine, erwiderte der andere, hat Sie „Goethe“ genannt.

Kennen Sie mich? rief der junge Mann lächelnd.

Wie ſollte ich nicht den Verfaſſer des „Götz von Berlichingen“ kennen? Welche ſchönen Lieder haben Sie geſungen? Und neulich habe ich erſt die Ehre gehabt, im Jacobi'ſchen Hauſe „Götter, Helden und Wieland“ vorzuleſen.

Und was haben ſie für Geſichter gemacht? fragte Goethe, indem er ihn mit den großen mächtigen Augen anblitzte.

Schenk erzählte ihm, indeß ſie weiter ſchritten, die Vorfälle und Reden des Abends. Dann rief der Dichter aus: Pah, ich werde die gefühlvollen, ſchwärmeriſch überfließenden Herzen ſchon herumkriegen!

Und nun ließ er ſich über Frau Betti erzählen. Die große Heiterkeit der Frau Jacobi, ſprach er, hat meinen Geiſt längſt nach dieſen Gegenden geleitet, nachdem uns dort oben am Rhein die Tante Johanne Fahlmer durch die große Zartheit ihres Gemüthes und die ungemeine Bildung ihres Geiſtes ein ſchönes Zeugniß vom Werthe dieſer düſſeldorfer und pempelforter Geſellſchaft abgelegt hatte. Dieſe treffliche Dame beſchämte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unſerer grellen oberdeutſchen Manier, ſie lehrte uns Schonung, indem ſie uns fühlen ließ, daß wir derſelben auch wol bedürften. Nun kamen aber im vorigen Herbſte auch Frau Betti und Lotte. Welche prächtige Frau iſt das! Sie hat mich erſt recht für ſich eingenommen. Ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, ſich munter ausdrückend iſt ſie eine herrliche Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Weſen an die Rubens'ſchen Frauen erinnert.*) Und die Lotte iſt auch ein gutes treuherziges Ding, das alles gleich ſagt, was es denkt, wenn es auch oft etwas heftig herauskommt.

Schenk wurde bei dieſer Anſpielung über und über roth. Goethe merkte es nicht. Er ſah ſich um und um und freute ſich der ſchönen Anlagen, durch die ſie jetzt wandelten.

Sein Begleiter brachte das Geſpräch wieder auf den Jacobi'ſchen Kreis, indem er ſagte: Sie werden auch Wilhelm Heinſe finden.

Das iſt mein Mann, rief nun Goethe; er hat Hunderten das Wort vom Munde weggenommen. Eine ſolche Fülle hat ſich mir nicht ſo leicht dargeſtellt. Ich halte dafür, daß ſich nichts über ihn ſagen läßt. Man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern. Wer etwas anderes thut oder ſagt: ſo und ſo! der iſt eine Canaille. „Laidion" iſt ein ſchönes Ungeheuer. Ich hätte nicht gedacht, daß ſo viel Grazie in dieſem jungen Faun verborgen läge. Viele ſeiner Stanzen ſind unſäglich ſchön, ja man muß ihn bewundern, der verſteht's.**) Iſt Heinſe denn in der Stadt?

Nein, ſprach Schenk, er iſt mit nach Elberfeld.

---

*) Vgl. Goethe, „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung" (Ausgabe in 40 Bänden), XXII, 214.

**) Heinſe's „Sämmtliche Schriften", Bd. 1, S. LIV, LX.

Schade, ſchade!

Unter dieſen und ähnlichen Reden waren ſie in die Nähe der Jacobi'ſchen Beſitzung gekommen. Schenk wies dem jungen Dichter das Thor in der Ferne und wollte ſich verabſchieden.

Wollen Sie mich denn nicht hinbegleiten? fragte Goethe. Sie ſind ja ein Freund des Kreiſes.

Ich hoffte es zu werden, ſagte der junge Mann mit traurigen Mienen, aber das iſt jetzt vorbei.

Der Dichter wurde aufmerkſam und ſah ihm ſcharf ins Geſicht. In Schenk's Augen glänzten Thränen: Wer ſind Sie und was haben Sie? rief er mit der wohlwollendſten Theilnahme. Wenn Sie können und dürfen, ſo ſagen Sie mir alles. Sie ſind ſo gut gegen mich geweſen. Vielleicht kann ich Ihnen zu Dienſt ſein.

Dieſe Worte wurden mit einem ſo tiefen Bruſtton menſchlichen Mitgefühls ausgeſtoßen, daß Schenk ſeine Hand ergriff und ſie herzlich drückte. Das Herz kam ihm auf die Zunge vor dem unwiderſtehlichen Weſen dieſes gottgeſandten Jünglings. Er rief: Ich glaube, das Geſchick hat Sie geſandt, um mich Ihnen begegnen zu laſſen. Dann theilte er ihm ſeine Geſchichte kurz und ſchlicht mit, indeß ſie noch einen Umweg durch verſchiedene Laubgänge machten. Anfangs lag ein tiefer Ernſt auf dem Geſichte des Dichters. Als indeß die Schlußſcene mit den Mädchen zum Vorſchein kam, blitzte über ſeine Züge ein ironiſches Lächeln. Die kleine Lotte! rief er aus. Wer hätte gedacht, daß ſie ſolch ein Köpfchen aufſetzt! Aber die Geſchichte iſt ja durch und durch komiſch, lächerlich, kunterbunt! Laſſen Sie, armer Schelm, ſich doch darüber kein graues Haar wachſen.

Und damit nahm er Schenk's Kopf zwiſchen ſeine beiden Hände, ſtreichelte, rüttelte, ſchüttelte ihn und gab ihm einen ſcherzhaften Stoß.

Erwarten Sie mich hier, ich gehe hinein, ſprach er, indem er ſich raſch zum Gehen wandte.

Aber ſagen Sie um Gottes willen den Damen kein Wort, rief ihm Schenk nach, daß Sie etwas wiſſen.

Beileibe nicht, rief Goethe. Das ſind Sachen für Männer, aber nicht für junge Mädchen, die eben aus der Schule kommen. Zugleich aber ſchlug er in neckiſcher Weiſe ein Schnippchen.

Dann ſtürzte er wie toll von dannen und verſchwand in dem Gartenthor. Mit derſelben Eile rannte er dem Wohnhauſe zu, vor dem die Kinder ſpielten. Er nahm ſie auf den Arm, herzte und küßte jedes, ſodaß ſie ihn halb erſtaunt und halb furchtſam anblickten. Mit den Aengſtlichen ſchalt er, mit den Kühnen ſcherzte er. So gab es hier Heulen und Kreiſchen, dort Lachen und Jubeln. Aber er ruhte nicht, bis er ſie alle durch ſeine Späße und Grimaſſen in die luſtigſte Heiterkeit verſetzt hatte. Ja, er gerieth ſo ſehr in das Spiel mit den Kleinen, daß er ſich ſelber, den Zweck ſeines Daſeins und die verrinnende Zeit vergaß.

Da hörte er vom Hauſe her plötzlich einen lauten Schrei: Goethe, mein Gott, der Doctor.

Es war Lotte, die in die Thür getreten war und in einen Ruf der Ueberraſchung ausbrach.

Freilich, rief er mit einem Kratzfuß; der nichtsnutzige

Doctor Johann Wolfgang Goethe aus Frankfurt am Main, augenblicklich ſich in Düſſeldorf und Pempelfort befindend. Berge und Thäler kommen nicht zuſammen, aber die Narren vom Oberrheine beſuchen die Narren vom Niederrheine. Und ohne einen Kuß geht es diesmal nicht ab.

Sie ſind und bleiben doch immer ein unverſchämter Menſch, meinte Lotte hocherröthend.

Goethe ſtürzte auf ſie zu und rief: Wenn ich es bin, ſo will ich es auch beweiſen.

Sie floh in das Haus. Der junge Mann flog ihr nach. Sie kamen in ein Zimmer, wo Lene mit verweinten Augen auf dem Sofa lag. Hinter demſelben verbarg ſich das verfolgte Mädchen.

Wer iſt denn das? fragte Goethe.

Es iſt die Lene, antwortete Lotte.

Sie hat geweint, ſcherzte der Dichter, dann komme ich zu rechter Zeit. Wir wollen ſie tröſten. Raſch heraus, was hat ſie?

Die beiden Mädchen ſchwiegen verlegen.

Ihr ſchweigt, ſprach er nun höchſt ernſthaft. So wißt: Weinen iſt das Zeichen der Trauer. Trauer entſteht aber dadurch, daß man eine Schuld auf ſich hat, oder daß ein anderer ſich an uns eine Schuld verdiente. Wie ſteht es nun hier?

Die Mädchen wurden noch verlegener.

Ihr ſchweigt wieder? rief er nun. Das iſt ſehr verdächtig. So wißt denn, was ich bereits in der Stadt gehört habe. Die Schuld iſt euer. Ihr habt euern Hofmeiſter fortgejagt. O Gott, der arme Junge!

Hat er ſich ein Leids angethan? fragte Lene mit neuem Schluchzen.

Solch ein Narr wird er doch nicht ſein, lautete die Antwort. Aber warum macht ihr auch einen ſolchen Skandal? Schickt man denn einen Menſchen weg, weil er in ein Mädchen verliebt iſt?

Aber eine Metzgerstochter, ſprach Lotte.

Iſt auch ein Menſchenkind, fiel Goethe ein, welches das Gefühl der Leidenſchaft einflößen kann, wie denn auch ja ſchon mancher Hauslehrer von Töchtern vornehmer Leute geliebt worden iſt.

Die letzten Worte äußerte er mit bezeichnendem Blicke auf die kleine Lene, denn er hatte aus dem Betragen des Mädchens mit ahnendem Scharfſinne eine junge Leidenſchaft geleſen.

Aber man weiß doch in der Stadt noch nichts von dieſer Geſchichte? fragte Lotte, welche die Anſpielungen verſtand, mit offenbarer Angſt.

Was weiß ich, rief der junge Mann. Indeß ihr müßt bedenken, was man daraus folgern könnte. Böſe Zungen dürften vielleicht ziſcheln, was geht es die Jacobi'ſchen Schweſtern an, wenn ſich zwei Leute, gleichviel welchem Stande ſie angehören, lieben? Sollte ſich am Ende eine von ihnen in den Heinrich Schenk vergafft haben? Iſt er vielleicht aus Eiferſucht fortgeſchickt worden? Seltſam, daß ein ſolcher Schritt gethan wird, während die Herren vom Hauſe fern ſind! Aber wenn die Katzen heraus ſind, dann tanzen die Mäuſe über die Tiſche und Bänke. Freilich wird niemand von euch ſo thöricht ſein, einen Mann zu lieben, der eine andere liebt, meinte er mit einem bezeichnenden Seitenblicke auf die junge Schweſter. Das wäre ja ein wahrer Blödſinn. Jedoch ihr ſeid offenbar recht unvorſichtig geweſen.

Lotte wollte den Dichter ausforſchen, woher er das alles wiſſe. Aber er rief: Genug davon! Ich bin des trockenen Tones ſatt. Auch hab' ich keine Zeit, jetzt hier zu bleiben. Die alte Katharine im Stadthaus hat mir geſagt, daß Frau Betti in Aachen und daß euere Brüder in Elberfeld ſind. Ich will noch heute in das Wupperthal, um Fritz und Georg zu ſehen. Dann komme ich zurück und bleibe noch eine Weile bei euch, und wir leben einige Tage in Sturm und Drang rauſchender, brauſender Jugend. Lebt wohl!

Damit ſtürmte er ſo raſch, wie er gekommen war, von dannen. Den jungen Mädchen war es, als hätte ein Meteor vor ihren Augen vorübergeblitzt. Sie ſtarrten ihm nach. Lotte rief: Goethe, Goethe! So bleiben Sie doch! Stärken Sie ſich! Löſen Sie uns doch die räthſelhaften Worte! Aber alles war vergebens. Der junge Mann kam nicht zurück und ließ Lotte in hundert Zweifeln, die er in ihre junge Seele geſtreut hatte.

Vor der Thür traf er wieder mit Schenk zuſammen, der ihn getreulich erwartet hatte. Wollen Sie heute Morgen mein Begleiter und bei Tiſch mein Gaſt ſein? rief er ihm entgegen.

Es wird mir zur beſondern Ehre gereichen, lautete die Antwort. Wohin ſoll ich Sie jetzt führen?

Natürlich zur Galerie, ſprach Goethe.

Sie machten ſich auf den Weg zum alten Schloß, an welches ſich die Gebäude der Kunſtſammlungen anreihten. In der Natur, wie in den Sälen, die von herrlichen Bildern prangten, blieb der Dichter ſich gleich an unverwüſtlicher, herrlicher Lebenskraft, mit welcher er die Eindrücke raſch, friſch und mächtig ſammelte und genial, feurig und ſprudelnd wiedergab. Als es gegen Mittag ging, kehrte er voll von neuer, ſchöner Begeiſterung über all die gewaltigen Werke, welche der ſchöpferiſche Geiſt der Menſchheit zu Tage fördert, mit Schenk in den Gaſthof zurück. Dort beſtellte er ſogleich zwei gute Reitpferde für den Nachmittag und den folgenden Tag. Dann gingen ſie einen Augenblick auf Goethe's Zimmer, wo er ſofort zu einer Schreibmappe griff, um an Betti Jacobi zu ſchreiben.

Mit fliegender Hand warf er folgende Zeilen aufs Papier:

„Sie erwarten keinen Brief von mir, am wenigſten datirt:

Düſſeldorf, 21. Juli 1774,

gegen zwölf mittags in dem Gaſthofe Zum Prinzen von Oranien, kommend von der Galerie, die meines Herzens Härtigkeit erweicht, geſtärkt und folglich geſtählt hat.

„Vor acht heut früh lief ich nach Ihrem Hauſe in der Neuſtraße ans Flinger- oder Flinderthor (deswegen geh' ich ſo ins Detail, daß Sie ſich dort überzeugen, daß ich hier bin, da ich es ſelbſt kaum glaube:) Katharine machte auf und große Augen und ſtutzte, erkannte mich und ſchien vergnügt zu ſein. Das Haus war leer. Die Herrſchaft verreiſt, die andern in Pempelfort. Ich hinaus nach Pempelfort. Lottchen, Lenchen, die Kinder ꝛc.

„Daß mir's weh thut, Sie nicht zu treffen, fühlen Sie — juſt jetzo, eben jetzo.

„Was weiter wird? Steht in der Götter Hand.

Goethe.“ *)

Er ließ ſich von Schenk die Adreſſe ſagen. Dann wurde der Brief zur Poſt geſchickt. Beide aber gingen nunmehr zu Tiſch, zu dem eben die Glocke läutete. Goethe entwickelte einen trefflichen Appetit. Auch der verſtoßene Hauslehrer wurde von Moment zu Moment munterer durch den hinreißenden Humor des Dichters. Als die Tafel beendet war, meldete man, daß die Pferde geſattelt vor der Thür ſtänden. Die beiden jungen Leute ſchwangen ſich auf den Rücken der Thiere und ſchlugen die Landſtraße nach Elberfeld ein.

---

*) Vgl. Briefwechſel zwiſchen Goethe unb Jacobi, S. 20, 21.

Sechstes Kapitel.

Am andern Morgen klingelte es in aller Frühe an der Wohnung des Herrn Doctor Heinrich Jung, genannt Stilling, zu Elberfeld, der im Jahre 1740 zu Im-Grund bei Siegen im Naſſauiſchen geboren, viele wunderbare Schickſale erlebt hatte. Seine Aeltern waren ſo arm, daß er in ſeiner früheſten Jugend beſchloß, Kohlenbrenner zu werden. Er erlernte dann das Schneiderhandwerk, beſchäftigte ſich aber zwiſchenher mit höhern Dingen und ſuchte ein Schullehreramt in ſeiner Heimat zu erhalten. Leider blieben aber ſeine Bemühungen ohne Erfolg. So kehrte er zu ſeinem Handwerke zurück, von dem er indeß bald wieder abgerufen wurde, um eine Hauslehrerſtelle anzutreten. Nachdem er einiges erſpart hatte, ſtudirte er in Strasburg Medicin, wo er auch mit Goethe näher bekannt wurde. Nach Beendigung ſeiner Studien ließ er ſich in Elberfeld nieder und übte dort die praktiſche Arzneikunde. Und hier war es auch, wo er ſich als Augenarzt und beſonders als Operateur des grauen Staars einen großen Ruf erwarb.

Der Doctor Jung ſaß gerade mit ſeiner Chriſtel, die er ſchon als Student geheirathet hatte, beim Frühſtück und las nach ſeiner frommen Art mit lauter Stimme ein Kapitel aus der Heiligen Schrift. Als aber die Klingel ging, ſprang er auf und ſteckte den Kopf durchs Fenſter. Unten ſtand ein Hausknecht, der auf ſeine Frage antwortete: Im Zweibrücker Hofe ſei ein Gaſt eingekehrt, der über Nacht krank geworden wäre und den Herrn Doctor um einen ſchleunigen Beſuch bitte. Das Frühſtück wurde nun ſo raſch wie möglich beendet. Die weitere Lectüre der Bibel mußte unterbleiben. Jung-Stilling eilte ſeiner Berufspflicht zu genügen.

In dem Gaſthauſe angelangt, wurde er ſogleich in das Schlafzimmer des Patienten geführt. Der Kranke lag mit einem dicken Tuche um den Hals und den Kopf mit Binden umwickelt unter der Decke des Bettes, die ihn ſo dicht und feſt umhüllte, daß man kaum die Naſe erblicken konnte. Jung gab ſich als den Doctor zu erkennen und fragte nach dem Befinden des Fremden. Dieſer ſtreckte ſeine Hand aus den Hüllen und redete ihn mit ſchwacher und dumpfer Stimme an: Herr Doctor, ich bin gar krank und ſchwach.

Der Arzt ſetzte ein ernſthaftes Geſicht auf und fühlte den Puls.

Seltſam! ſagte er dann, der Pulsſchlag iſt ganz ruhig und regelmäßig und die Temperatur durchaus in der Ordnung.

Der Kranke ſeufzte.

Haben Sie lokale Schmerzen? fragte Jung.

Da hob es ſich plötzlich im Bette, der Patient riß die Binden ab, er warf die Decke beiſeite und ſprang zum größten Schrecken des Arztes in das Zimmer.

Kennſt du mich noch, Jung? rief er aus.

Goethe*), du hier? ſtotterte der erſtaunte Doctor.

Freilich, ich bin's, erwiderte dieſer und eilte auf den alten Freund zu.

Die Jugendgenoſſen lagen ſich in den Armen. Ihre Freude war unbeſchreiblich. Auch Schenk, der in der Nebenſtube die komiſche Scene belauſcht hatte, trat jetzt hinzu. Goethe ſtellte ihn Jung vor und verfiel dann wieder in jene ungebundene Laune, die ihm auf der Reiſe eigen war. Er erinnerte den Freund während dem Anziehen an ihren ſtrasburger Aufenthalt und rief, als er mit der Toilette fertig war: Jetzt wollen wir deine Chriſtel beſuchen. Sie wird uns hoffentlich einen guten Kaffee ſpenden.

Und ſo gingen ſie denn, von Schenk begleitet, zu Jung's Hauſe, deſſen Frau ſie auf das freundlichſte empfing. Als ſie am Tiſche ſaßen, traf auch Heinſe ein. Goethe's Freude, ihn kennen zu lernen, war außerordentlich. Zeigte ſich für Jung mehr jenes Gefühl, das auf gemeinſam verlebten Tagen beruht, ſo fand er in dem Dichter der „Laidion“ einen Mann, mit dem er die vielfachſten geiſtigen Berührungspunkte hatte. Heinſe ging mit ſeiner derb ſinnlichen Empfindungsweiſe aus der Sentimentalität und blaſſen Weichlichkeit, welche die Zeit beherrſchte, heraus. So verſtand er ihn denn auch von vornherein beſſer, als die Jacobi, Jung-Stilling und Lavater dazu im Stande waren. Sein ironiſches Lächeln und ſein ironiſches Stillſchweigen ſchienen Goethe nicht wie den andern Mitgliedern des Kreiſes ein unlösbares Räthſel. Deshalb fehlte es auch nicht an den mannichfachſten Anknüpfungspunkten. Heinſe aber wurde ganz Feuer und Flamme und ſchien im Innerſten aufgelöſt, als der Verfaſſer des „Götz" ihm auch heute mit der wärmſten Anerkennung jene Lobſprüche wiederholte, die er bereits geſtern bei Schenk geäußert hatte.

---

*) Die Beſchreibung dieſer Scene und des ſpäter folgenden Gaſtmahls findet ſich in „Heinrich Stilling's häusliches Leben“, S. 53 fg. Auch Heinſe ſchreibt am 13. October von dem elberfelder Gaſtmahl, vgl. Heinſe's „Sämmtliche Schriften“, Bd. 1, S. LVI.

Zwiſchen dieſen Reden erhielt Jung-Stilling eine Einladung zu den Brüdern Vollrath, in deren Hauſe ſich Lavater und die beiden Jacobi befanden.

Die Jacobi ſind da? rief Goethe. Wohl, ſo gehe ich mit.

Der Arzt wurde verlegen. Es ſind doch eigenthümliche Leute, ſprach er. Du wirſt dich nicht in die Geſellſchaft finden können.

Und warum nicht? fragte der Dichter.

Sie gehören zu den Pietiſten, meinte Stilling, und du —

Du meinſt, ich würde da wieder Teufelsdinge vollführen, lachte Goethe. Ei was, dummes Zeug. Je nachdem der Mann, je nachdem die Wurſt. Ich werde mich, fuhr er mit meckernder Stimme im Predigertone der Frommen fort, der äußerſten Salbung befleißen, welche der Herr ſeinen Auserwählten ertheilt, denn wie paßte ein Böckelein unter die Lämmelein?

Die Anweſenden lachten laut auf. Goethe mußte aber allen Ernſtes verſprechen, ſeinen Muthwillen zurückzuhalten. Heinſe erhielt nun den Auftrag, voranzugehen und den beiden Jacobi die Ankunft des Dichters im geheimen beizubringen.

Er erſchien denn auch bald mit glühendem Geſichte in dem verſammelten Kreiſe und nahm die pempelforter Freunde beiſeite, indem er ihnen zuflüſterte: Goethe iſt da. Der ſchönſte Junge, den ihr euch denken könnt. Vom Wirbel bis zur Zehe Genie, Kraft und Stärke, ein Herz voll Gefühl, ein Geiſt mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo. Er iſt ein Meiſterſtück der Natur. Ich kenne keinen Menſchen in der ganzen gelehrten Geſchichte, der in ſolcher Jugend ſo rund, ſo voll von eigenem Genie geweſen wäre wie er. Da iſt kein Widerſtand. Er reißt alles mit ſich fort, und ſeine „Götter, Helden und Wieland“, eigentlich doch ein Werk von herculiſcher Stärke, wenn man's recht und Zeile vor Zeile durchdenkt und durchſucht und wofür unſer Freund Wieland immer ſeine „Muſarion“ geben würde, wenn er es vernichten könnte, kommt in keine große Betrachtung, wenn man ihn perſönlich reden hört.*)

War er in Pempelfort? fragte Georg Jacobi.

Er hat euch dort vergebens geſucht, lautete die Antwort, Schenk führte ihn her.

Wo iſt er? forſchte der Hofkammerrath in großer Aufregung.

Er kommt her mit Stilling, ſprach Heinſe.

---

*) Heinſe's „Sämmtliche Schriften“, Bd. 1, S. LVIII.

Aber um Gottes willen, riefen die Brüder zugleich, was ſoll er in dieſem Kreiſe?

Indeß die Thür öffnete ſich. Jung-Stilling führte Goethe und Schenk herein und ſtellte ſie den Verſammelten vor, die beſonders den frankfurter Doctor, von dem die meiſten trotz ihrer ausſchließlich theologiſchen Richtung doch wol gehört haben mochten, mit theilweiſe höchſt mistrauiſchen Geſichtern anſchauten. Dann ſetzte man ſich wieder gemeinſam um den großen ovalrunden Tiſch, der zugleich auf elberfelder Art mit Speiſen beſetzt war.

Das Gaſtmahl wurde eigentlich zu Ehren Lavater's abgehalten, deſſen Ruf als Theologe aus der Schweiz bis zum Land der Berge vorgedrungen war. Da er einen guten Theil von Selbſtgefälligkeit beſaß, ſo fühlte er ſich in ſeiner Rolle ſehr wohl und ſpielte ſie auch mit einer gewiſſen Virtuoſität. Uebrigens war ſein feines und ſinniges Geſicht, das Jung-Stilling „ein Evangeliſten-Johannes-Antlitz nannte, welches alle Herzen mit Gewalt zur Ehrfurcht und Liebe hinriß", wohl geeignet, einen günſtigen Eindruck zu machen. Auch legte er einen muntern geſelligen Witz und einen lebhaften unterhaltenden Humor an den Tag, wodurch er diejenigen Anweſenden, denen die Luſtigkeit und das Lachen nicht unter die verbotenen Dinge gehörte, unterhielt. Neben der Theologie galt aber ſeine Reiſe auch phyſiognomiſchen Zwecken. Die Menſchen und ihre Geſichter zu erforſchen, galt ihm ſogar mehr oder weniger als Hauptſache, weshalb er denn auch überall geſchäftig ſeine Fühlhörner ausſtreckte. Aus dieſem Grunde führte er einen jungen

Maler, Namens Schmell, mit ſich, der ihm überall die Köpfe berühmter oder charakteriſtiſcher Männer abconterfeien mußte.

In der That fehlte es an dieſer Tafel auch nicht an höchſt ſeltſamen Exemplaren der Menſchheit, über die ſich Goethe, der neben Jung ſaß, nähere Auskunft erbat.

Wer iſt der Kranich, fragte er, der oben am Tiſche ſitzt?

Jung erwiderte: Es iſt Deſchenmacher, ein alter durch den Ruf von Lavater's praktiſcher Gottſeligkeit herbeigelockter Terſtegianer*) voll ſanfter Züge, ruhig im Blick, und nach den Grundſätzen der Myſtik äußerſt behutſam und ängſtlich zart. Er ſieht mitunter mit freundlicher Unruhe um ſich und ſpricht auch wol zuweilen heimliche Ermahnungsworte, da er hier im Kreiſe Geiſter anderer Geſinnung wittert.

Da mag der Kranich recht haben, ſprach der Freund. Wer iſt denn dort der Rabe? Sein düſteres Geſicht ſcheint Lavater's ganzes Syſtem erſchüttern zu wollen. Bös und widrig iſt er nicht, aber er zeigt auch nichts, was auf wahre Seelengröße deutet.

Nun, meinte der Arzt, ich denke, aus des frommen Doctor Collenbuſch, meines Collegen, Geſicht, das freilich ſehr von den Blattern entſtellt iſt, leuchtet doch eine geheime ſtille Majeſtät hervor, und ſeine mit dem ſchwarzen und grauen Staar kämpfenden Augen ſowie ſein zwei

---

*) Ueber den Myſtiker Gerhard Terſtegen zu Mühlheim an der Ruhr 1697—1769 vgl. Hagenbach, „Kirchengeſchichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts", I, 142 fg.

Reihen ſchöner weißer Zähne zeigender Mund ſcheinen die Wahrheit welträumeweit herbeiziehen zu wollen. Auch feſſelt ſeine höchſt gefällige einnehmende Sprache, verbunden mit einem hohen Grade von Artigkeit und Beſcheidenheit, jedes Herz, das ſich ihm nähert.

Ich bitte, das meinige auszunehmen, Jung, meinte Goethe, du haſt wirklich ſeltſame Schönheitsbegriffe. Aber weiter, Mann, nenne mir jetzt den Dompfaff, jenen hektiſchen hagern Geſellen mit dem länglichen Geſichte, der ſpitzen Phyſiognomie und dem — außer für mich — ſehr ehrfurchterweckenden Geſichte.

Es iſt der Prediger Haſenkamp, erwiderte der Gefragte, ein ſehr feiner Kopf. Jedes Wort von ihm iſt ein Nachdenken und Wohlgefallen erregendes Paradoxon. Er ſtimmt ſelten mit dem Syſtem überein. Sein Geiſt ſucht überall Luft und ängſtet ſich in ſeiner Hülle nach Wahrheit, bis er die Hülle zerſprengt und mit einem lauten Halleluja zur Urquelle des Lichts emporpfliegt.

Ach was, flüſterte Heinſe von der andern Seite Goethe ins Ohr: Glauben Sie den Unſinn nicht. Es ſind ganz nichtswürdige Pietiſten.

Genug, ſprach nun Goethe zu Jung-Stilling. Die andern ſind, wie ich merke, Lückenbüßer.

Wirklich ergab ſich bald die Gelegenheit, die Geſinnungen der wupperthaler Rädels- und Redeführer näher zu erkennen. Als nämlich die Sprache auf Klopſtock's „Meſſiade“ kam, hielt Haſenkamp ein ſtrenges ſcharfes Strafgericht über dieſes profane Buch. Er wollte das Leben des Herrn nur in der Darſtellung der Bibel und nannte jeden Verſuch, den ein anderer Sterblicher in

Betreff der Behandlung eines ſolchen Stoffes wagte, eine Entheiligung. Deſchenmacher und Doctor Collenbuſch ſtimmten ihm in der entſchiedenſten Weiſe bei. Seltſamerweiſe wagte es kaum einer aus dem Kreiſe, ſich der Dichtung und des Dichters anzunehmen. Hielten ſie es für überflüſſig, mit dieſen Zeloten zu kämpfen, weil ſie dieſelben doch nicht zu glimpflichen Meinungen bringen konnten, oder ſchämten ſie ſich des Zuſammenſeins mit ſolchen Leuten, kurz, die beiden Jacobi ſchwiegen, und Lavater ſaß mit unſchuldigem Lächeln auf den verführeriſchen Lippen da, indem ſein ganzes Geſicht den Ausdruck der Ueberzeugung trug, er hege doch eine ganz andere Meinung von dem Dichter, den die Deutſchen zu jenen Zeiten als ihr größtes Licht verehrten.

Aber Goethe ſprang mit zornigen Blicken auf und rief: Larifari! Jeder Menſch hat das Recht, ſich ſelber die Art und Weiſe, in der er die Welt und die Dinge aufnimmt, ſo zu geſtalten, wie es ihm von der Natur gegeben iſt. Alles iſt mein, was den Kreis meiner Wirkſamkeit erfüllt.*) So darf ich das Heilige und das Profane geben. Das war auch das Recht Klopſtock's, als er den „Meſſias“ ſchuf. Und das iſt auch mein Recht, indem ich mich in dieſer ernſten Geſellſchaft äußerſt heiter fühle und dieſer Heiterkeit den Ausdruck gebe, der mir jetzt durch die Glieder ſpukt.

Damit ſprang er auf und tanzte wie toll im Kreiſe umher. Dazwiſchen faßte er ſeine Freunde an die Köpfe, ihnen Wangen und Kinn ſtreichelnd und ſie an den

---

*) Vgl. Goethe's „Prometheus“.

Zöpfen rupfend, und ſchoß gleichſam mit großem hellem Blick die Pietiſten danieder, die ihn mit ſtarren, bemitleidenden Augen anſahen. Alle, die ihn und ſeine Weiſe kannten, meinten vor Lachen zu platzen, bis zu dem frommen Jung, den Orthodoxen aber fing es an bang zu werden.

Der iſt vom Satan beſeſſen, flüſterte Haſenkamp.

Gott ſei bei uns! ſprach Collenbuſch.

Höllenwerk! rief Deſchenmacher.

Es iſt wahrhaftig weit gekommen, fuhr nun der wilde Dichter des „Götz“ auf, nachdem er noch einigemal tanzend um die Tafel geſprungen war, denn ich, der Heide, muß Klopſtock, den Chriſten, vertheidigen.

Ein Heide! rief Haſenkamp wüthend aufſpringend. Dann müſſen ſich die Auserwählten Gottes entfernen.

Ein Heide! erhob Collenbuſch mit Entſetzen die Stimme. Fort von dieſer Stelle!

Ein Heide! ſchrie Deſchenmacher. Apage Satanas! Iſrael geht zu ſeinen Zelten.

Und ſo drängten ſie ſich gleichzeitig zur Thür, ſo ſehr ſie auch die Hausherren zurückzuhalten ſtrebten. Wäre es möglich geweſen, die Haare der Perrüken hätten ſich geſträubt. So wackelten nur die Zöpfe hinter ihren erhitzten Geſichtern. Sie verſchwanden den Blicken in einer Wolke von Puder, der, von den Bewegungen erregt, emporſtob.

Lavater und Jung, die wenig erbaut von dieſer Störung waren, machten Goethe einige Vorwürfe über die von ihm verurſachte Scene, indem ſie ihm ſein Heidenthum verwieſen, das ſie nicht verſtehen wollten, und ihn mit Anklagen, Gründen und Zeugniſſen beſtürmten.

Der Dichter aber nahm plötzlich nach ſeiner tollen Ausgelaſſenheit eine ebenſo ernſte Miene an und rief: Glaubet mir, es wird die Zeit kommen, wo wir uns verſtehen werden. Ihr redet von mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewieſen haben will, der nicht erfahren hat. Und von dem allen iſt gerade das Gegentheil der Fall in meinem Herzen. Bin ich nicht viel reſignirter im Begreifen und Beweiſen als ihr? Habe ich nicht eben das erfahren als ihr? Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich euch nicht den Gefallen thue, mich mit euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimentalphyſiologie mein Innerſtes euch darlege, daß ich ein Menſch bin und daher nicht anders ſentiren kann als andere Menſchen, daß alles, was unter uns Widerſpruch ſcheint, nur Wortſtreit iſt, der daraus entſteht, weil ich die Sachen unter andern Combinationen ſentire und darum, ihre Relativität ausdrückend, ſie anders benennen muß, was aller Controverſien Quelle ewig war und bleiben wird. Und daß ihr mich immer mit Zeugniſſen packen wollt! Wozu die? Brauch ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? Nur ſo ſchätze, lieb', bet' ich die Zeugniſſe an, die mir darlegen, wie Tauſende oder einer vor mir das gefühlt haben, das mich kräftiget und ſtärket. Und ſo iſt das Wort der Menſchen nur Gottes Wort, es mögen Pfaffen oder H— geſammelt und zum Kanon gerollt oder es als Fragmente hingeſtreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals:

Moſes, Prophet, Evangeliſt, Apoſtel, Spinoza oder Machiavell. Darf aber auch zu jedem ſagen: Lieber Freund, geht's dir auch wie mir. Im einzelnen ſentirſt du kräftig und herrlich; das Ganze ginge in deinen Kopf ſo wenig als in meinen.*)

Dieſe Rede für das Recht der Individualität übte den entſchiedenſten Eindruck aus. Lavater und Jung beruhigten ſich und wurden wieder freundlich. Gleichwol verließen ſie bald das Zimmer. Und da auch mehrere andere Lückenbüßer fortſchlichen, ſo entſtanden wirklich Lücken in der Reihe am Tiſche, aber nicht in den Reden. Uebrigens ward es bald Zeit zum Aufbrechen. Die Pferde hatten ſich allmählich vor der Thür eingefunden. Man verabſchiedete ſich bei den Gaſtfreunden und ritt weſtwärts durch die Berge der Ebene des Rheinthals zu.

Georg und Fritz Jacobi fanden bald Gelegenheit ſich zu überzeugen, daß Heinſe nicht übertrieb, wenn er ſagte, Goethe ſei unwiderſtehlich. Hatte ſein dämoniſches Weſen von ferne die Geiſter gepackt, ſo feſſelte er in der Nähe auch die Gemüther. Man merkte vor allen Dingen in jedem Zug und Wort ſein unverbrüchliches Gefühl für Wahrheit und Freiheit. Freilich war er keck und übermüthig, aber er zeigte ſich ebenſo innig und liebevoll. Seine Anerkennung für alles Gute und Edle quoll begeiſtert hervor. Und ſein Spott überſchritt nie die liebenswürdige Anmuth. Ja er ſpottete oft am herbſten über ſich ſelbſt und hatte für ſich und ſeine Schöpfungen die geringſte Nachſicht. Das iſt aber nur die Tugend eines in ſich freien Menſchen. Wie herrlich drückte er ſich dabei aus über Natur, Kunſt, Dichtung! So hatten die Genoſſen der Fahrt noch niemand reden gehört. Die unmittelbare Urſprünglichkeit ſeines Ausdrucks war bezaubernd. Seine Reden rauſchten dahin, wie jene ſüßen, ſtrömenden Gedichte, welche, von ihm geſungen, in die Welt gingen und die Menſchen bezauberten.

---

*) Dieſe Worte finden ſich in einem Briefe Goethe's an Pfenninger. Vgl. Lewes' „Goethe", überſetzt von Freſe, S. 229, 230.

Man fragte ihn auf dem Ritt, der bald in friſchem Trab und bald in ruhigem Schritt dahinging, nach den neuen Werken, mit denen er beſchäftigt war. So erzählte er denn von „Werther“ und „Clavigo“. Zum erſten hatte ihm der Tod des jungen Jeruſalem und ſeine Bekanntſchaft mit der reizenden Charlotte Buff in Wetzlar Anlaß gegeben. Der letztere dankte einem geſellſchaftlichen Scherze ſeinen Urſprung. In ſeinem frankfurter Kreiſe wurde nämlich von einer Anzahl von Freunden und Freundinnen das Spiel getrieben, daß die anweſenden unverheiratheten jungen Leute zeitweiſe als Mann und Frau verloſt wurden, wobei dann der Freund der Freundin alle Aufmerkſamkeit des Gatten ſchenken mußte. Anna Sibylla Münch wurde Goethe's Geſpielin. Sie gab ihm die Aufgabe, die bekannte Anekdote aus Beaumarchais' Memoiren dramatiſch zu behandeln. Im Uebermuth machte er ſich anheiſchig, binnen acht Tagen das Stück zu bringen. Und ſo geſchah es auch. Freilich taugt das Ding nicht viel, ſchloß er. Aber Gelegenheit macht Diebe. Gelegenheitsdichtung iſt die wahre.

Alle ſtaunten über ſeine leichte Art und Weiſe. Man beneidete ihn, daß er ſo friſch in das Menſchenleben zu greifen verſtehe und daß er ſich frank und froh lebendigen Stoff aus der unmittelbaren Gegenwart ſchöpfe.

Ja wohl, rief er aus, man muß nur die rechten Augen mitbringen und nicht über die Grenzen desjenigen, was ſich von ſelbſt bietet, in das Blaue hinausſtarren. Auch jetzt auf meiner Reiſe habe ich wieder einen trefflichen Stoff zu einer kleinen Novelle gefunden.

Alle baten ihn um die Mittheilung, zumal da ſie die Pferde augenblicklich an den Grafenbergen abwärts Schritt gehen ließen. Vor ihnen lag die Rheinebene in gewaltiger Breite ausgeſtreckt. Im Weſten ging die Sonne unter. Die Fläche mit dem ſilbernen Faden des ſchönen Stroms ſchwamm in goldenen Gluten.

Goethe aber begann, indem das Abendroth ſein ſchönes Haupt beſtrahlte, folgendermaßen: So höret denn, was mir ein Fremder jüngſt auf dem Schiffe rheinabwärts erzählte. Freilich theile ich nur das Gerippe der Thatſachen mit. Die poetiſche Einkleidung bleibt dem künftigen Dichter überlaſſen.

Die umgebenden Perſonen lenkten ihre Pferde recht nahe aneinander.

Der Freund ſprach mit gehobener Stimme: In einer mäßig großen Stadt, ich glaube ſie liegt in Südfrankreich an der Rhone, lebte eine wohlhabende zahlreiche Familie, die, aus lauter guten Menſchen beſtehend, patriarchaliſche Sitten pflegte, denn außer den Großältern lebten mehrere Söhne und Töchter mit ihren Gattinnen und Gatten unter demſelben Dache. Auch unverheirathete Kinder waren vorhanden. Es fehlte ſogar nicht an einer beträchtlichen Enkelſchar, die ſich in jugendlicher

Fröhlichkeit durch das weite Haus und die umfangreichen Gärten herumtummelte und auch eines gemeinſamen Unterrichts genoß. Um ſie nämlich nicht in die öffentlichen Schulen zu ſchicken, hatte man einen jungen Mann als Hofmeiſter in das Haus genommen, der ſeinen Pflichten mit der größten Geſchicklichkeit und Unverdroſſenheit nachkam und ſich der allgemeinen Liebe und Achtung erfreute. Nun geſchah es aber, daß die gefällige Geſtalt, das liebenswürdige Weſen, der klare Geiſt und das tiefe Gemüth des jungen Mannes großen Eindruck auf eine der unverheiratheten Töchter der Familie machte, ſodaß ſie in heller Leidenſchaft zu ihm entbrannte. Das Mädchen gab ſich, wie es die unerfahrene Jugend zu thun pflegt, rückſichtslos ihren Hoffnungen hin, ohne daran zu denken, daß der Hauslehrer, über deſſen vergangenes Leben man wenig oder gar nichts wußte, auch wol anderwärts gebunden ſein könnte. Leider war dies aber wirklich der Fall. Eines Tags nämlich, als alle ältern Mitglieder der Familie eine kurze Reiſe in die Nachbarſchaft angetreten hatten, um dort Vermögensangelegenheiten zu ordnen, bei denen ihre perſönliche Gegenwart in der Behauſung eines Rechtsgelehrten nöthig war, entdeckten die Daheimgebliebenen durch ein Ungefähr, daß der Hauslehrer eine Liebſchaft mit einer hübſchen Metzgerstochter habe. Es hatte ihn nämlich einer der jungen Söhne des Abends bei einem Stelldichein in zärtlicher Umarmung mit ſeiner Geliebten an der Thür ihres älterlichen Hauſes erblickt. Er brachte dieſe Nachricht mit einigem Hohn und Spott an den heimatlichen Herd. Die Schweſter, welche dem Hauslehrer im Herzen zugethan war, begann laut aufzuſchluchzen und zu weinen. Eine andere Tochter des Hauſes, welche um dieſe geheime Leidenſchaft wußte, konnte die Gefühle der Empörung nicht unterdrücken. Aber ſie hütete ſich, den wahren Grund zu geſtehen, ſondern nannte es mit zornigen Mienen beſonders ſtrafbar, daß der junge Mann eine ſo plebejiſche Neigung habe und daß er alſo eine gemeine Sinnesart an den Tag lege. Die verſchiedenen Aeußerungen gegen den ruchloſen Hausgenoſſen führten zu einem kleinen Familienrath unter den jungen Leuten, welche den Beſchluß faßten, trotz der Abweſenheit der Aeltern, den Unglücklichen ſofort aus dem Hauſe zu entfernen. Geſagt, gethan. Man ſetzte einen Brief auf, der dem Hauslehrer heiſchte, den Ort, wo er ſich doch vielfach nützlich gemacht hatte, ſogleich zu verlaſſen, was dieſer denn auch mit traurigem Herzen that.

Hier machte der Dichter eine Pauſe. Schenk, der gleich von vornherein verſtand, daß es ſich um ſeine eigene Geſchichte handelte, ritt beiſeite und war äußerſt verlegen. Auch Heinſe ſchien eine Ahnung von der Abſicht des Erzählers zu haben, denn er kannte die Neigung des Hauslehrers, die er aber weislich für ſich behalten hatte. So ſpielte denn wieder das ironiſche Lächeln über ſeine Züge.

Als Goethe aber nach langem Schweigen den Faden nicht wieder aufnahm, meinte Fritz Jacobi: Die Geſchichte kann doch noch nicht zu Ende ſein.

Das iſt ſie auch nicht, rief Goethe. Mein Reiſender hatte gerade die Stadt verlaſſen, als die Ereigniſſe bis zu dieſem Punkte gediehen waren. So konnte er mir alſo auch den Ausgang nicht mittheilen.' Aber ſagen Sie mir, was würden Sie der Begebenheit für einen Schluß geben, wenn Sie eine Novelle daraus machen ſollten?

Nun, die Löſung liegt meines Erachtens auf der Hand, ſprach Georg Jacobi. Die Alten kommen heim, ſehen den dummen Streich der jungen Leute ein und rufen den verbannten Hauslehrer zurück.

Und das junge Mädchen, fügte Fritz hinzu, bekehrt ſich von ſeinem Irrthum und betrachtet ſpäter die Geſchichte als ihre erſte Liebe, die doch nun einmal in der Regel unglücklich endet.

Bravo, rief Goethe, das iſt auch meine Meinung. Nur fehlt noch die hübſche Metzgerstochter, die nun auch herbeigeholt und mit dem Geliebten verlobt wird, welchem der alte angeſehene Hausherr in der Folge eine einträgliche Stelle verſchafft. So wollen wir die kleine Novelle ſchließen.

Unter dieſen muntern Reden hatten ſie den Jacobi'ſchen Garten erreicht. Goethe mußte natürlich als Gaſt mit den Brüdern in das Haus. Schenk, der dem Dichter heimlich die Hand drückte, übernahm es, die Pferde in die Stadt zu bringen und den Reiſekoffer des geiſtvollen Frankfurters hinausſchaffen zu laſſen. Und ſo ſaßen die trefflichen Brüder nebſt Lotte und Lene denn bald mit dem neuen Freunde, dem ſich alle Herzen lebendig ergaben, in dem heimelnden Hauſe zu Pempelfort.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen, der herrlich und golden über der ſommerlichen Erde aufgegangen war, verſammelte ſich der Kreis unſerer Freunde in einer Laube vor dem Hauſe, in welcher Lotte und Lene das Frühſtück aufgetragen hatten. Ringsumher dehnten ſich die herrlichſten Blumenbeete. Schöne Orangenbäume ſtanden, Blüten und Früchte zugleich tragend, in der Runde und ſtrömten Wohlgerüche aus. Lotte ſtrahlte von Vergnügen, den frankfurter Gaſt bei ſich zu haben. Auch Lene ſchien freier, in ihrem Weſen, obgleich ſie noch nicht recht mit ſich ſelbſt fertig werden konnte. Georg und Fritz Jacobi ſchwärmten in neuem Entzücken über den Freund, der ihnen bald eins ſeiner Lieder vorſagte und ſich bald in allerlei intereſſante Geſpräche mit ihnen vertiefte.

Nun kam auch der Poſtbote und brachte einen Brief an den Doctor Goethe. Es war bereits eine Antwort der Frau Betti aus Baels. Sie ſchrieb folgendermaßen:

„Freilich, Herr Doctor, konnte ich keinen Brief von

Ihnen, noch weniger aus Düſſeldorf erwarten. Mein Erſtaunen darüber war ſo groß, daß ich in einem Herjemine ausbrach, welches meiner Mutter die Brille von der Naſe fallen machte. «Was habt Ihr, Tochter?» O nichts, Mama. Goethe iſt in Düſſeldorf und ich juſt nicht. «Wer iſt Herr Goethe?» Ach, nun kratzte ich mich hinter den Ohren, antwortete aber, ein guter Bekannter aus Frankfurt. Die Antwort war nicht hinlänglich. Die guten Alten fragen gern, und hätte ich nicht geſagt, Sie wären ein geſchickter Advocat, ſo hätte ſie meine obige Exclamation verüblet. Ein Poeten-Herr-Doctor ſteht hier in jämmerlichem Anſehen. Daß es mir indeß leid thut, daß ich nicht mit Ihnen in unſerer herrlichen Galerie herumwandere, iſt wahr, und daß es Ihnen ebenfalls leid thut, daß ich nicht dort bin, will ich zu meinem Vergnügen glauben. Wäre ich und alles was ich liebe in Düſſeldorf geweſen, ſo ſollte unſere altdeutſche ehrliche Bewirthung Sie nicht misvergnügt haben abreiſen laſſen. Sind Sie oder ſind Sie nicht mehr daſelbſt? Wo Sie ſind, folge Ihnen Glück, Freude und Vergnügen. Das wünſcht von ganzem Herzen

Betti Jacobi."*)

Nach beendigtem Frühſtück gingen die Männer nach der Stadt, um einige Stunden in der Galerie zu verweilen, wo es denn wieder nicht an bedeutenden und fruchtbaren Mittheilungen fehlte. Dieſelben anregenden Geſpräche wurden auch bei der Mittagstafel fortgeſetzt.

---

*) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi, S. 21, 22.

Fritz Jacobi mit ſeiner receptiven Natur fühlte ſich jeden Augenblick mehr und mehr zu Goethe hingezogen. Er hörte und ſah faſt nichts anderes mehr als den Gaſt. Selbſt für die Hausordnung hatte er kein Auge. Erſt als die Geſellſchaft beim Deſſert ſaß, hörte er den unbändigen Lärm der Kinder vor dem Hauſe und wurde dadurch zuerſt auf Schenk's Abweſenheit aufmerkſam, der ſonſt das kleine wilde Heer in Ordnung zu halten pflegte.

Aber wo iſt denn Schenk? fragte er Lotte, ich erinnere mich nicht, ihn beim Frühſtück und beim Eſſen geſehen zu haben.

Die beiden Mädchen wurden über und über roth und ſchwiegen verlegen.

Goethe, der ſich mit Heinſe bereits in Einverſtändniß über die geſtern erzählte Novelle geſetzt hatte, winkte dem letztern beiſeite. Beide verließen das Zimmer und begaben ſich in den Garten. So blieben denn die Familienmitglieder zuſammen.

Nun, wo iſt denn Schenk? wiederholte Bruder Fritz ſeine Frage an die Schweſtern.

Lene fing an zu weinen. Lotte erzählte den Vorgang des vorgeſtrigen Tages. Das Erſtaunen der beiden Brüder wuchs mit jedem Augenblicke, denn ſie hörten nun dieſelbe Geſchichte, die Goethe ihnen auf dem Wege von Elberfeld nach Düſſeldorf mitgetheilt hatte. Fritz war ſehr aufgebracht.

Taktloſes Mädchenvolk! rief er mit dem höchſten Zorne aus, deſſen ſein ſanftes Weſen fähig war. Was geht es euch an, wenn ein junger Menſch die Tochter eines Metzgers liebt? Hat ſein Herz nicht ſein eigenes Recht? Spricht es nicht für ihn, daß er in einer beſſern Stellung der Neigung ſeiner Jugend treu bleibt? Ich ſchätze den braven guten Jungen nur deſto mehr. Pfui, daß ihr, die ihr euch durchaus nicht zu ſeinem Richter aufwerfen durftet, ihn auf ſolche Weiſe behandelt. Aber das ſoll in aller Eile geändert werden. Komm, Georg!

Die Brüder verließen das Zimmer und trafen im Garten mit Goethe und Heinſe zuſammen.

Was machen Sie, Goethe? rief Fritz Jacobi. Sie nehmen ja den Stoff zu Ihren neuen Novellen hier aus dem Hauſe.

Wahrheit und Dichtung, ſprach der Gaſt mit feinem Lächeln. Ich wollte nur die Entſcheidung der Alten über den Schluß, den die Sache nehmen ſollte, hören. Denken Sie heute noch wie geſtern? Soll Schenk zurückkommen? Wird der Conflict geebnet werden?

Wir haben unſere Meinung nicht geändert, antworteten die Brüder.

Schön, rief Goethe. So laſſen Sie mich und Heinſe die Kataſtrophe herbeiführen.

Niemand würde dazu beſſer geeignet ſein wie Sie, ſprach der Hofkammerrath.

Ich hätte dann aber den Wunſch, daß die Mädchen für den Abend entfernt würden, zumal wenn ſie es ſelber wünſchen. Es ſcheint mir nämlich, daß der arme Schenk ſo ungebührlich vor die Thür geſetzt worden iſt, daß er mit Ehre wieder einziehen muß.

Sie ſind wirklich ein guter Menſch, mein lieber

Goethe, ſprach Fritz Jacobi mit tiefer Rührung. Dabei gab er ihm die Hand, die Georg gleichfalls ſchüttelte. Dann fuhr er fort: Ich will mit den Schweſtern reden und ſie noch den Abend zu Freunden in Gerresheim ſchicken, wo ſie die Nacht bleiben ſollen. Jetzt holen Sie uns den Schenk, deſſen eigentlicher Patron Sie in dieſer Angelegenheit geworden ſind.

Und darf ich dabei auch einigen theatraliſchen Hokuspokus machen, der zugleich in dieſem Kreiſe eine kleine Ueberraſchung bietet? fragte der Dichter.

Thun Sie, was Sie wollen, erwiderte der Hausherr, Sie haben freies Spiel. Jetzt aber müſſen Sie mich für eine Weile entſchuldigen; ich habe auf dem Zollamte zu thun.

Deſto beſſer können wir überlegen, ſprach Goethe, der ſich nun mit Heinſe entfernte, während Georg auf ſein Zimmer ging und der Hofkammerrath ſich zu ſeinen Schweſtern verfügte, mit denen er eine längere Unterredung hatte, und dann nach ſeinen Bureaux in der Stadt begab.

Es begann bereits zu dunkeln, als Fritz und Georg Jacobi ſich in der bekannten Geſellſchaftsſtube links vom Hausflur einfanden, um verabredetermaßen Goethe und Heinſe zu erwarten. Auf dem gedeckten Tiſche, der für die Abendmahlzeit bereitet war, brannte eine große Lampe und ſandte freundliche Strahlen durch den mit ſchönen großen Kupferſtichen ausgeſchmückten traulichen Raum. Aber die Gäſte ließen eine Viertelſtunde nach der andern auf ſich warten. Plötzlich hörte man einen Wagen am Gartenthor vorfahren. Die Brüder dachten natürlich an die erwarteten Freunde. Wie groß war daher die Ueberraſchung, als ſtatt ihrer Frau Betti eintrat.

Sie flog ihrem geliebten Fritz an den Hals, fragte aber in demſelben Athem: Wo iſt Goethe?

Ei, ei, ſprach der Gemahl, ſeinetwegen biſt du von Baels zurückgekommen. Da hätte ich alle Urſache, eiferſüchtig zu ſein.

Nun ja, meinte die ſchöne Frau, ich geſtehe, daß ich für ihn ein Freundſchaftsgefühl hege wie für keinen andern Sterblichen.

Und du haſt recht, erwiderte Fritz, er iſt der herrlichſte Menſch, den ich je geſehen habe.

So wie er iſt, habe ich ihn mir nicht gedacht, fügte der Kanonikus hinzu, der jetzt auch der Schwägerin die Hand reichte.

Seht ihr es nun, ihr Kleingläubigen! rief ſie triumphirend aus. Habe ich es euch nicht immer geſagt, daß er euch ſelbſt bekehren würde? Aber iſt er denn ſchon wieder nach Frankfurt?

Nein, er iſt in Pempelfort, rief jetzt eine volltönende Stimme hinter ihr, und bringt der allerbeſten Frau Betti ſeine beſten Huldigungen an ihrem Herde.

Es war Goethe, der das Zimmer leiſe betreten hatte, ſich vor der Hausfrau kniete und ihre Hand küßte.

Dann rief er zu Fritz Jacobi gewandt: Da bringe ich Ihnen auch Ihren verbannten Schenk zurück.

Die Brüder traten zu dem Hauslehrer und ſchüttelten ihm die Hand, indem ſie ſich wegen des heftigen Schrittes der Schweſter entſchuldigten. Frau Betti, welche auf der Stelle merkte, daß etwas Ungewöhnliches geſchehen ſei, erhielt auf ihre Frage einen kurzen Beſcheid, der ihr alsbald klare Einſicht in die Verhältniſſe geſtattete. Natürlich ſtellte ſie ſich gleich auf die Seite der Männer und lobte ſie nicht wenig, daß ſie auf Goethe's ſinnreiche Veranlaſſung die Angelegenheit in das rechte Gleis gebracht hatten.

Kaum aber war eine Verſtändigung der Anweſenden erzielt, als ſie ſammt und ſonders mit Ausnahme von Goethe alle Urſache hatten, in ein neues Erſtaunen zu gerathen. Heinſe trat nämlich herein und brachte drei Leute mit ſich, welche der anſtändigen Bürgerklaſſe angehörten. Anfangs dachte man an eine Mummerei. Aber es war unmöglich, aus der Verkleidung bekannte Perſonen herauszufinden. Ueberdies benahmen ſich die Eintretenden äußerſt blöde und verſchämt. Der dicke Mann mit dem fetten Geſichte und den fleiſchigen Händen ſammt der ſchlanken Frau in hoher Mütze wußten weder ihre Schritte ſicher zu ſetzen, noch ihre Glieder recht zu laſſen. Das Mädchen, welches ſie begleitete und in der einfachen Tracht eine auffallende Schönheit an den Tag legte, ſuchte mit ängſtlichen Blicken den Boden, während Schenk mit glühendem Geſichte im Hintergrunde ſtand. Heinſe ſprach kein Wort der Erklärung, er lächelte wieder mit höchſt ironiſcher Miene.

Nach einer kleinen Pauſe, in welcher auch auf Goethe's Zügen eine leiſe Satire ſpielte, trat dieſer endlich vor und ſagte: Meine Freunde, ich ſtelle Ihnen hier den Metzgermeiſter aus der Kapuzinergaſſe nebſt ſeiner Frau und Tochter vor. Jungfer Gertrud iſt die Geliebte unſeres Schenk. Wie ich hoffe, wird ſie heute Abend ſeine Braut. Will der Herr Hofkammerrath das Verſprechen halten, ſeinem jetzigen Hauslehrer mit der Zeit eine Anſtellung im Staatsdienſt zu verſchaffen, ſo hat der Vater nichts gegen dieſe Verbindung.

Was in meinen Kräften ſteht, ſprach jetzt Fritz Jacobi, werde ich mit Vergnügen thun.

Dann habe ich nichts wider dieſe Verbindung, meinte der ehrliche Metzger.

Ich bin immer dafür geweſen, fügte die Mutter hinzu.

Bravo! rief Frau Betti.

Bravo! ſprach Heinſe. Aber Sie müſſen auch ihr Bravo dazu ſagen, Herr Kanonikus, wandte er ſich an Georg, denn ich, der ſchon längſt um dieſe Neigung wußte, habe unſern Schenk noch als Unteroffizier im Hofgarten belauſcht, wie er ſeiner Geliebten den Hof mit Ihren Verſen machte. Es war das Lied:

Komm, Liebchen, es neigen
Die Wälder ſich dir,
Und alles mit Schweigen
Erwartet dich hier.

Bravo! ließ ſich nun auch der Dichter vernehmen.

Da wir denn alle übereinſtimmen, nahm jetzt Goethe das Wort, ſo wollen wir die Verlobung feiern. Damit faßte er Schenk, führte ihn zu dem Mädchen und legte ihre Hände ineinander. Und nun auch noch einen Kuß, fügte er hinzu.

Aber die jungen Leute waren äußerſt verlegen. Sie wußten ſich nicht zu nehmen. Indeß der Dichter ließ nicht nach mit Scherz und Humor, bis der Kuß gegeben war.

Jetzt iſt's fertig, rief Goethe. Gottlob! das nenne ich eine vollſtändige Verlobung. Wir gratuliren mit Pauken und Trompeten.

Alle drängten ſich an das Paar und ſchüttelten ihm und den Aeltern des Mädchens die Hände.

Während dieſes Vorgangs öffnete ſich die Thür aufs neue. Welche Ueberraſchung war es für die Mitglieder der Familie ſowie für Goethe und Heinſe, als Lotte und Lene, die man über alle Berge glaubte, nun doch hereintraten! Freilich hatten ſie dem Bruder das Verſprechen gegeben, nach Gerresheim zu fahren, und dem Anſchein nach auch den Wagen beſtiegen. Aber ſie waren gegen Abend wieder in den Garten geſchlichen und hatten, im Geſträuche verborgen, die Verſammelten allmählich eintreten ſehen. So ahnten ſie denn auch ganz richtig, worum es ſich handelte. Lotte hatte der Schweſter Muth eingeſprochen, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Und da nun einmal die Dinge nicht zu ändern waren, ſo fühlte Lene mit einem male einen ungewöhnlichen Heldenmuth. Die Mädchen pflückten ſogar ein paar Sträuße, die im Mondſchein leidlich gut geriethen. Sie ſchritten mit ihren Blumen auf das Brautpaar zu, dem ſie beide in der herzlichſten Weiſe Glück wünſchten. Lotte bat ſogar Schenk mit lauter Stimme um Verzeihung.

Jetzt heißt es aber Braviſſimo, jubelte Goethe. Haben wir's gut gemacht, ſo machen's die Mädchen doch noch beſſer. Wer ſich ſelbſt beſiegt, der iſt der größte Sieger.

In den Kreis kam nunmehr die fröhlichſte Stimmung. Selbſt die arme Lene fühlte eine bitter-ſüße Befriedigung. Frau Betti drängte darauf, die guten Bürgersleute heute Abend zu bewirthen. Bei Tiſch ging es äußerſt luſtig zu und Goethe ließ es ſich nicht nehmen, dem Paare, das eigentlich durch ihn ſo raſch und glücklich zuſammengekommen war, einen fröhlichen Trinkſpruch auszubringen. So war es denn kein Wunder, daß die Bewohner der Kapuzinergaſſe höchſt befriedigt heimkehrten. Wer aber war glücklicher als Heinrich Schenk und ſeine Gertrud, daß auf das trübe Wetter ſo bald ein Sonnenſchein gefolgt war, den ſie lebenslang dem ſchönen jungen Dichter aus Frankfurt danken mußten! Jedoch auch auf Lene übte die gewaltſame Cur eine raſche Heilung. Die Kriſe war heftig, aber dafür auch entſcheidend.

Am folgenden Tage war für Goethe, der ſeine Reiſe ſchon über die beſtimmte Friſt ausgedehnt hatte, die Zeit zum Aufbruch gekommen. Er verabſchiedete ſich bei Frau Betti und den Mädchen, von denen Lotte ihm mit Thränen in den Augen nachſah, und bei den Kindern in der herzlichſten Weiſe. Georg und Fritz Jacobi begleiteten ihn mit Heinſe rheinaufwärts. Sie beſuchten das bergiſche Luſtſchloß Bensberg, wo ſie die herrliche Ausſicht ins Rheinthal und Gemälde von Weenix bewunderten. Dann gingen ſie nach Köln, deſſen herrlicher Dom einen unausſprechlichen Eindruck auf Goethe machte. Auch die andern wundervollen Bauwerke aus früherer Zeit verfehlten nicht, eine großartige Wirkung auf ſein Gemüth auszuüben. Einen lebendigen Begriff von dem Leben vergangener Tage erhielt er in dem alten bürgerlichen Hauſe der Familie Jabach, in dem auch jenes berühmte figurenreiche Porträtbild, das gegenwärtig Eigenthum des berliner Muſeums iſt, ihn mächtig intereſſirte. Gegen Abend aber ſaßen die Freunde in einer Laube des am Ufer des Rheins gelegenen Gaſthofs Zum heiligen Geiſte.*) Vor ihnen in den Römern perlte der goldene Wein, der an den Hängen des ſchönſten Stroms der Welt wächſt. In der Ferne über dem Siebengebirge ſtieg der Vollmond auf. Die Waſſer des Fluſſes blitzten in dem Kuſſe ſeiner leuchtenden Strahlen. So genoſſen die Freunde noch ſchöne herrliche Stunden in gemeinſamem Austauſch ihrer Gedanken. Endlich ſchlug es Mitternacht von den alten Thürmen der Stadt. Es war Zeit zum Scheiden, denn Goethe wollte ſchon in aller Frühe auf das Marktſchiff, das ihn in die Heimat tragen ſollte. Alle brachen auf, um ſich zur Ruhe zu begeben. Goethe aber hielt Fritz Jacobi, der durch ſein ſchönes rein menſchliches Weſen den größten Eindruck auf das Gemüth des Dichters gemacht hatte, zurück und warf ſich ihm in der Dunkelheit an die Bruſt.

Auf treueſte Freundſchaft, rief er, mein Bruder. Auf Du und Du, mein Fritz!

Auf ewige Brüderſchaft, antwortete Fritz Jacobi, dem die Augen naß wurden. Ich bin und bleibe der Deine.

So wurde hier ein Bund für das Leben geſchloſſen.

Einige Tage ſpäter langte ein Brief des Reiſenden an Betti Jacobi in Pempelfort an, der folgendermaßen lautete:

---

*) Jetzt Der königliche Hof.

„Ihr Fritz, Betti, mein Fritz. Sie triumphiren, Betti, und ich hatte geſchworen, ihn nie zu nennen vor ſeinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte und nun nenne. Und ſo willkommen, tauſendmal willkommen, die geſperrte Schifffahrt geöffnet, Handel und Wandel im Flor, und gnade Gott den ſchelſüchtigen Nachbarn. Wie ſchön, wie herrlich, daß Sie erſt nicht in Düſſeldorf waren, daß ich that, was mich das einfältige Herz hieß. Nicht eingeführt, marſchallirt, excuſirt, grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Wir waren ſchon, eh noch ein ſchweſterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir ſein ſollten und konnten. Adieu, liebe Frau. Küſſen Sie mir die Buben und die Mädchen.“*)

---

*) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi, S. 22, 23.

Achtes Kapitel.

An einem ſchönen Auguſtabende des Jahres 1805, alſo einunddreißig Jahre nach den Ereigniſſen, die wir in dieſen Blättern geſchildert haben, ſaß in einem Seſſel ſeines Wohnzimmers der Geheime Staatsreferendar Heinrich Schenk*) zu München im Kreiſe der Seinigen und freute ſich der milden Luft, die, durch die offenen Fenſter ſtrömend, draußen über die Erde ging und einen wundervollen Sommertag hervorgezaubert hatte. Auf dem Sofa hatte Frau Gertrud ihren Platz genommen. Um den Tiſch waren ſeine Kinder verſammelt. Nach dem Wunſch ſeines Sohnes Eduard, eines ſiebzehnjährigen Jünglings, der ſich ganz beſonders für die deutſche Literatur intereſſirte und auch ſpäter als Dichter einen rühmlichen Namen erwarb, hatte der Vater der Familie in den Schatz ſeiner reichen Erinnerungen gegriffen und den

---

*) Die folgenden Data ſind der Schrift von Friedrich Roth: „Zum Andenken Heinrich Schenk's" (München 1813), entnommen.

Kindern ſeine Begegnungen mit den Brüdern Jacobi, Goethe, Heinſe und andern Freunden des pempelforter Kreiſes mitgetheilt, unter denen jene Erlebniſſe, die wir eben erzählt haben, die hauptſächlichſte Stelle einnahmen.

Aber nun erzähle uns doch auch, ſprach ſein älteſter Sohn, ein junger tüchtiger Arzt, der ſich noch mehr für das Leben des Vaters wie für dasjenige ſeiner Freunde intereſſirte, wie es dir und der Mutter weiter ergangen iſt?

Der gute Hofkammerrath Jacobi, fuhr nun der Alte fort, hat nach ſeiner treuen Weiſe das gegebene Wort gelöſt. Nachdem ich in ſeinem Hauſe ſowie auf Reiſen, auf denen ich ihn begleitete, noch viele vergnügte Stunden erlebt und eine Menge der intereſſanteſten Menſchen unſerer Zeit, nämlich Klopſtock, Leſſing, Herder, Hamann, Hemſterhuis, die Fürſtin Gallitzin, Claudius, die Grafen Stolberg, Georg Forſter, den Freiherrn von Fürſtenberg, Dohm, Schloſſer und Johannes von Müller kennen gelernt hatte, verſchaffte er mir zunächſt eine Stelle im Zollweſen. Wir waren dann auch lange Zeit Nachbarn, denn ich habe meiſtens in Pempelfort in jenem Hauſe gewohnt, das durch eine Gaſſe von dem Jacobi'ſchen Garten getrennt, mit ſeinen Fenſtern in den Hofgarten ſieht. In meinem neuen Amte machte ich im Jahre 1779 mit meinem treuen Beſchützer eine Reiſe nach München, wohin man Jacobi in einer wichtigen Sache berufen hatte. Hier wurde ich mit dem Freiherrn Franz Karl von Hompeſch bekannt, der damals Finanzminiſter war, und hatte das Glück, ſeine Theilnahme zu erregen. Nach Düſſeldorf zurückgekehrt, führte ich nun auch im

Jahre 1780 meine liebe Gertrud als Braut vor den Altar und von demſelben als Gattin in das neueingerichtete Haus. Wir waren in der ſchönſten Ehe ſo glücklich, in euch vier geſunde kräftige Söhne zu erhalten. Der Weg in die Aemter des Staats iſt nicht der ſchnellſte, aber er iſt ein ſicherer, wenn man ihn nicht ohne Talent, Fleiß und Pflichttreue einſchlägt. Der Freiherr Hompeſch gab mir die Stelle als Militärökonomierath. Als ſolcher habe ich, wie ich mit Selbſtbewußtſein behaupten kann, viel Gutes geſtiftet. Zugleich machte ich damals manche Reiſen, welche mich die Welt kennen lehrten, denn meine Geſchäfte führten mich nach Paris und nach Raſtadt, wo ich viele nützliche und lehrreiche Bekanntſchaften anknüpfte und Förderung nach allen Seiten erhielt. Im Jahre 1799 aber, als unſer trefflicher Kurfürſt Maximilian Joſeph den Thron beſtieg, wurde ich auf den Vorſchlag meines alten Gönners, des Staatsminiſters Freiherrn von Hompeſch, zum Staatsreferendar ernannt. So verließ ich die alte Heimat am Rhein. Gott hat meine Wege geſegnet. Ich bleibe ihm dankbar ewiglich.

Wie iſt es aber Jacobi und ſeiner Familie ergangen? fragte jetzt Eduard.

Der Dichter und Kanonikus Georg Jacobi, ſprach Schenk, wurde 1784 Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften in Freiburg, wo er ſich friedlicher und freundlicher Zuſtände erfreut. Dagegen hat der brave, treffliche Fritz Jacobi viele herbe Schickſale erlebt. Zwar wurde er im Jahre, wo ich mit ihm nach München ging, jülichbergiſcher Geheimrath und Miniſterialreferent über das geſammte Zollweſen, er fiel aber, als er ſich damals zu

Gunſten des Freihandelſyſtems der Ausdehnung der bairiſchen Mauth über die Herzogthümer Jülich und Berg widerſetzte, in Ungnade, und zog ſich alsdann in das Privatleben zurück, um ſich ganz und gar den Wiſſenſchaften zu widmen. So verbrachte er denn im Umgange mit den erſten Geiſtern des Jahrhunderts in ſeinem ſchönen Pempelfort ein genußreiches Leben, zu dem ihm auch ſein bedeutendes Vermögen alle Mittel an die Hand gab. Goethe blieb ſein treuer Freund. Auch meiner gedachte er ſtets mit Wohlwollen. Ja, er hat mir ſeine Schrift über Spinoza gewidmet. Leider traf ihn aber damals der harte Schlag, ſeine treffliche Gattin zu verlieren. Doch damit war es noch nicht genug. Als die Bewegungen der Franzöſiſchen Revolution über den Rhein drangen und ihm zugleich einen großen Theil ſeines Beſitzes nahmen, zog er mit ſeiner Familie im Jahre 1794 nach Holſtein, wo er ein unſtetes Wanderleben führte. Er mußte ſogar ſein geliebtes Pempelfort veräußern. Glücklicherweiſe iſt indeß dieſe anmuthige Stätte wieder in die Hände der Familie gekommen, denn ſein Sohn Georg Arnold Jacobi, mein früherer Schüler, hat ſich in zweiter Ehe mit Luiſe Brinkmann, der Tochter eines bedeutenden Arztes in Düſſeldorf vermählt, der das pempelforter Gut nach Jacobi beſaß und es dem Schwiegerſohn aufs neue übergab. Jacobi ſelbſt aber iſt bisjetzt noch nicht zu einer neuen Heimat gelangt.

Und geſchieht denn nichts, um ihm eine ſolche zu ſchaffen? fragten die Söhne.

Ich habe meine Freundſchaft für den edeln Mann, dem ich das Glück meines Lebens verdanke, nicht vergeſſen, ſprach Schenk, und hoffe, daß ſich ſeine Wohlthaten an mir lohnen werden.

In demſelben Augenblicke hörte man draußen einen Wagen über das Pflaſter rollen, der vor dem Hauſe anfuhr. Die Söhne eilten an das Fenſter.

Eduard rief: An der Thür hält eine hochgepackte Kutſche.

Wohnt hier der Geheime Staatsreferendar Schenk? fragte draußen eine milde Stimme aus dem Wagen den öffnenden Bedienten.

Er iſt's, ſprach Schenk, der ſich raſch aus ſeinem Seſſel erhob und an die Thür eilte.

Die Seinigen folgten ihm.

Ein alter Mann mit einem feingeſchnittenen, milden Geſichte und grauen Locken ſtieg eben aus. Ihm folgten zwei Damen, die um weniges jünger erſchienen.

Schenk und der Ankommende fielen ſich in die Arme.

Gottlob! daß Sie da ſind, mein lieber Jacobi, rief der Hausherr. Willkommen, willkommen, Lotte und Lene!

In derſelben herzlichen Weiſe empfing Frau Schenk die Gäſte, die nun gleich in das Haus geführt und mit den Söhnen bekannt gemacht wurden. Die letztern umſtanden und begrüßten mit Achtung und Ehrfurcht den Mann, von deſſen Geiſt, Güte und Liebenswürdigkeit ihnen der Vater erſt eben ſo erhebende Dinge erzählt hatte. Die Abſicht Jacobi's, ſich an der Thür nach einem paſſenden Gaſthof zu erkundigen, wurde auf der Stelle vereitelt. Da die Fremdenzimmer immer in Bereitſchaft ſtanden, ſo wurde das Gepäck von den Söhnen und Dienſtboten abgeladen und in das Haus gebracht. Nach einem kurzen Wirrwarr, den jeder Beſuch mit ſich zu bringen pflegt, traf ſich die Geſellſchaft im Wohnzimmer, wo nun auch allerlei Erfriſchungen aufgetragen wurden.

Nun aber ſagen Sie, fragte jetzt Frau Schenk die Ankömmlinge, was ſchafft uns das Vergnügen, Sie hier zu ſehen?

Wie, das wiſſen Sie nicht? rief Lotte.

Das hat Ihnen Schenk nicht geſagt? fügte Lene hinzu.

Der edle Mann, ſprach jetzt Jacobi, der dem Freunde die Hand reichte, indeß ihm große Thränen aus dem Auge fielen. Ihr Gatte iſt es, liebe Frau Schenk, der nicht gerastet und geruht hat, bis er mir bei Ihrem trefflichen, geiſtvollen, freiſinnigen Kurfürſten eine Stelle in der Akademie ausgewirkt hat. Durch ſeine Bemühungen ſind die Umſtände, unter denen ich hier einziehe, ſo glänzend ausgefallen, wie ich ſie nur wünſchen kann. Ich komme alſo hierher, um mir ein Haus zu gründen. Durch Schenk habe ich nach langen unſteten Wanderjahren wieder eine Heimat gefunden.

Aber warum haſt du mir denn davon gar nichts geſagt? fragte die Hausfrau.

Thaten ſind beſſer wie Worte, ſprach der Geheime Staatsreferendar. Ueberdies wollte ich dir gern eine angenehme Ueberraſchung bereiten.

Man ſollte kaum glauben, wie es möglich iſt, fiel nun Lotte ein, denn die Correſpondenzen über dieſe Angelegenheit ſind doch faſt ein ganzes Jahr lang geführt worden.

Ja, ſo iſt es, er thut das Gute immer im ſtillen, ſprach die gerührte Frau.

Was iſt denn dabei beſonders Gutes, ſagte Schenk. Ich löſe nur ein kleines Theilchen der Dankbarkeit, die ich einem Manne ſchuldig bin, der mich in einen glücklichen Lebenspfad geleitet hat. Ueberdies aber ernte ich den größten Gewinn von der Ueberſiedelung meines Freundes. Wir haben unſere jungen Tage in wechſelſeitiger Anregung verbracht, ich denke, unſere alten Tage ſollen das Gegenbild dazu abgeben.

Das ſollen ſie, ſprach Jacobi mit einem Blick gen Himmel. Amen!

Der Abend verfloß natürlich in der heiterſten Weiſe. Tauſend alte Erinnerungen tauchten auf. Jacobi, der auf ſeiner Herreiſe auch Weimar beſucht hatte, brachte die beſten Grüße von Goethe, welcher jetzt, nachdem Schiller im Frühjahr geſtorben war, den deutſchen Dichterthron in unantaſtbarer Größe einnahm. Der fröhlichen Tage und des Abenteuers bei Schenk's Verlobung mit Frau Gertrud hatte er ſich lebhaft und freudig erinnert, zumal da er vernahm, daß der früher protegirte Hofmeiſter jetzt den protegirenden Hausherrn in ſeinen Schutz und Schirm nahm. Von dem Widerwillen der Jacobi'ſchen Schweſtern gegen die Metzgerstochter aus der Kapuzinergaſſe war keine Spur mehr zu merken. Hatte ſie einſt in der Jugend der verſchiedene Rang mehr oder weniger auseinander gehalten, ſo legte ſich das Alter verſöhnend über die vergangenen Misverhältniſſe. Frau Schenk überhob ſich nicht als die Gattin eines der erſten bairiſchen Beamten, und Lotte und Lene ſchienen die Herkunft der Dame vergeſſen zu haben. Sie lebten fürder herzlich und freundlich zuſammen, wenn den ältlichen Damen, die unvermählt geblieben waren, vielleicht auch innerlich oft der Gedanke auftauchte, daß der Menſch ſich nicht gegen den Menſchen ſträuben ſoll, weil er nicht weiß, in welchen Lagen der eine dem andern in der Zukunft noch begegnen kann.

Die beiden alten Freunde lebten ihr Alter vielfach zuſammen und zugleich mit manchen ausgezeichneten Männern, welche der hochſinnige Max Joſeph, der im Jahre 1806 König von Baiern wurde, zur Hebung der Wiſſenſchaft in ſeinem Lande vereinigt hatte. Cajetan Weiller, Johann Michael Sailer, Friedrich Immanuel Niethammer, Friedrich Jacobs, Thierſch, Sömmerring, Schlichtegroll und andere bildeten den Kreis, in dem ſie ſich hauptſächlich bewegten. Heinrich Schenk, den ſein König ſtets mit dem unbedingteſten Vertrauen beehrte und den er „einen ſeiner verdienſtvollſten Diener, einen bewährten Freund und einen rechten Ehrenmann“ nannte, erwarb 1808 zu ſeinem Amte auch den Titel eines Wirklichen Geheimraths und wurde überdies 1810 Generaldirector der Finanzen. Friedrich Heinrich Jacobi aber erhielt das Amt eines Präſidenten der Akademie und eröffnete am 27. Juli 1807 dieſes neugeordnete Inſtitut mit einer Rede „über Geiſt und Zweck gelehrter Geſellſchaften“. Zwiſchen mancherlei Anfeindungen, welche die Fremden in der neuen Heimat zu dulden hatten, verfloß ihr Leben doch im weſentlichen heiter und vergnügt. Schenk hatte eine thatenreiche Vergangenheit hinter ſich, die zwar nicht die glänzende Laufbahn eines bedeutenden

Dichters oder Philoſophen war, die ihn aber in praktiſcher Thätigkeit, welche mit geiſtigen Beſtrebungen Hand in Hand ging, von Staffel zu Staffel immer höher führte. Auf Jacobi's Daſein ſenkte ſich nach einer glücklichen Jugend, die durch herbe Schickſale abgelöſt wurde, der ſchöne goldene Sonnenſchein eines ruhigen Lebensabends. Schenk ſtarb am 1. Mai 1813, fünfundſechzig Jahre alt, eines ſchnellen Todes. Jacobi's Ende fiel nach einer achttägigen Krankheit auf den 10. Mai 1819 im vierundſiebzigſten Jahre. Wer die nachbarlichen Gräber dieſer beiden Männer auf dem großen Gottesacker zu München in dem dritten Gange zur linken Hand des Eintretenden aufſucht, denkt mit Rührung der Segnungen einer edeln, reinen, treuen Freundſchaft.

Furioſo.

Erſtes Kapitel.

An einem ſchönen warmen Junitage des Jahres 1785 ging durch den tiefen Wieſengrund des Siebengebirges, der ſich von Königswinter nach dem Oelberge zieht, ein hochgewachſener ſchlanker junger Mann in jener Kleidung der damaligen Zeit, welche den Studenten oder Muſenjünger erkennen ließ. Auf ſeinem Haupte trug er ein dreieckiges Hütlein, hinten im Nacken baumelte der gebräuchliche Zopf, ein brauner Rock mit aufſtehendem Kragen, kurze gelbliche Hoſen, farbige Strümpfe und Schuhe mit Schnallen bildeten den Anzug. Darüber hinaus aber hatte er ſich mit einer Botaniſirbüchſe belaſtet, welche an einem grünen Bande um die Schulter hing. Auch war er mit einem Schmetterlingsnetze und mit einer Inſektendoſe ſowie mit einem Fläſchchen voll Spiritus verſehen. Dieſe Gegenſtände ſchien er öfter zu gebrauchen, denn er bückte ſich bald an den Boden, den er nach allen Richtungen mit ſcharfen Augen beſchauend durchſchritt, um eine Pflanze zu pflücken, die er ſofort in dem Blechkaſten barg, bald haſchte er einen ſich am ſaftigen Grün der Sträucher oder auf einer ſüßen Honigblume wiegenden Schmetterling, den er mit der Nadel ſpießte und in der Doſe aufſteckte, bald fing er einen Käfer, dem er in dem Fläſchchen den Tod gab, um ihn ſpäter ſeiner Sammlung einzuverleiben. Man ſah ſofort, daß der junge Mann der Naturforſchung ergeben war.

So emſig der Student nun auch ſeinen Beſchäftigungen oblag, und ſo bedachtſam und vorſichtig er jedem neuen Gegenſtande, der ihm in die Hände fiel, ſeine Aufmerkſamkeit zuwendete, ſo gewahrte man doch, daß er nicht blos ein Auge für die beſondern Dinge hatte, die er eben einſammelte. Sein Geiſt ſchien auch den allgemeinen Schönheiten der ihn umgebenden Natur geöffnet, denn er ſtand mitunter in den Anblick des herrlichen Laubwaldes verſenkt, der ſich von den beiderſeitigen Bergwänden bis an den Rand der Wieſen erſtreckte, durch die ſich ſein Weg hinſchlängelte, und er hielt nicht ſelten an einer Windung des Pfades, wo ſich ihm eine neue Ausſicht in die junge friſche Ueppigkeit der herrlichen Waldnatur erſchloß, die damals noch unangetaſteter in dieſem herrlichen Gebirge prangte und lachte, wie heute, wo man den hohen Forſt der Halden faſt ganz und gar vernichtet hat. In ſeinen kleinen klugen Forſcheraugen blitzte mitunter eine helle Freude, die ſich alsdann auch den langgezogenen Zügen mittheilte, welche ſich beſonders durch eine gebogene Naſe und einen ſcharfen Mund auszeichneten, wenn er ſeitwärts am Wege das volle Lied der Nachtigall klingen hörte und wenn er auf einem neu ſich erſchließenden Plane ein Rudel Hirſche oder Rehe, die ihn erblickt hatten, im Forſt verſchwinden ſah. Es wurde alsdann klar, daß ihm nebenbei die poetiſche Auffaſſung der Natur nicht mangelte. Drängte ihn auch ſein Fach, manches Thier zu tödten und manche Pflanze zu vernichten, ſo geſchah es doch nicht in blindem Uebermuth, ſondern im Dienſte der Wiſſenſchaft.

Die Wanderung des jungen Mannes hatte ſchon mehrere Stunden mit kurzen Unterbrechungen gedauert, in denen er am Saum des kleinen Bächleins oder auf einem Raſenplatze ausruhte und mit ſeinem botaniſchen Handbuche die geſammelten Pflanzen zu beſtimmen ſuchte, als ſich der anſtrebende ſteinige Kegel des Oelberges vor ihm erhob. Dieſe mächtige Kuppe zu erſteigen, welche ſtolz über alle Höhenzüge des Mittelrheins emporragt und einen unendlichen Blick in die umliegenden Lande geſtattet, lag allerdings in der Abſicht des Studenten. Er bemerkte indeß eine plötzliche Veränderung in der Luft. Der Wind war aus dem Oſten in den Weſten übergeſprungen. Die Sonne, welche hell und leuchtend in den duftigen Glanz des Morgens geſchienen und die Blumen zur Blüte und die Vögel zum Singen gelockt hatte, barg ſich mit einem male in den Wolken. Die blaue duftige Färbung der Landſchaft ging in eine graue Stimmung über. Das Grün verlor ſeinen Glanz, die Falter, die auf allen Blumen hingen, ſuchten Schutz in Laub und Kraut, und die tauſendſtimmigen Lieder der Waldſänger verſtummten. Und da ſich nun auch der Wind erhob und immer dichtere und geballtere Wolken herantrieb, ſodaß ein Gewitter zu fürchten war, blieb der Student gewiſſermaßen ſtutzig ſtehen, ſah ſich nach allen Seiten um und ſchien zu überlegen, ob er von dem Vorſatze, den Berg zu erklettern, nicht ablaſſen ſollte.

So drohend ſich das Wetter indeß auch anließ, ſo war doch bald ein Entſchluß gefaßt; brach der Regen los, ſo mußte er ſich bei der Entfernung aller menſchlichen Wohnungen in das unvermeidliche Geſchick, einmal gehörig naß zu werden, fügen. Die oben an der Kuppe des Oelberges hervortretenden Felſen boten ihm in ihren Ritzen und Spalten einen beſſern Schutz als die Eichen und Buchen des Waldes, an denen der Blitz ſogar zuweilen vorzugsweiſe gern herabzüngelt. Deshalb zögerte er denn auch nicht lange, ſondern ſchritt weitausholend mit den langen Beinen gegen die Bergſpitze an, indem er ohne den kleinen Fußſteig innezuhalten quer durch das Geſtrüpp und über das Geröllе, das nicht ſelten unter dem flüchtigen Fuße wich, zum Gipfel eilte. Je höher er ſtieg, deſto heftiger wehte der Wind, der in einen Orkan umſchlug, Geſträuch und Geſtrüpp peitſchte und ziſchende und heulende Stimmen erſchallen ließ. Nun fing es auch in der Ferne an zu donnern. Ein dichter Nebel zog heran und hüllte eine graue Decke um die Ferne! Selbſt die nähern Gegenſtände fingen an ſich zu verdunkeln. Der junge Wanderer war unterdeß der Spitze des Berges immer näher gekommen; dort ſuchte er nach einem ihm ſchon von frühern Beſuchen bekannten Felſen, den er auch unweit des Gipfels erreichte und hinter deſſen ſchützender Wand er den gewünſchten Zufluchtsort fand.

Kaum aber hatte er ſich dort niedergekauert, als das

Wetter in der vollſten Wucht zum Ausbruch kam. Wenn auch die Wuth des Windes, der von den Wolken gedrängt ihnen vorangegangen war, ſich einigermaßen legte, ſo machten ſich jetzt die Wolken ſelbſt in höchſt unangenehmer Weiſe mit ihrem feuchten, naſſen Inhalt geltend. In mächtigen vollen Tropfen quoll der Regen aus der Höhe, dabei zitterte es ſo unaufhörlich von Blitzen, daß die Luft ſich wie in einem Zuſtande von ununterbrochenen Zuckungen befand, die von den Schreckenslauten eines unaufhörlichen Donners begleitet wurden. Der Student hatte das Gefühl, als befinde er ſich mitten im Bereich der Blitze, die herüber- und hinüberſchießend und dröhnend hier um den Gipfel des Berges ihr grauenerregendes Spiel trieben. Es war ihm in dieſer verlorenen Einſamkeit recht unheimlich und grauſig zu Muthe. Er hatte manches ſchlimme Wetter aus dem ſichern Hauſe und hinter geſchloſſenen Fenſtern im Kreiſe verwandter und befreundeter Menſchen angeſchaut, ohne jemals ein Gefühl von Angſt oder Furcht zu haben. Hier aber, wo er ſich, ein einzelner Menſch, abgeſchieden von allen lebenden Weſen in den Streit der Elemente verſetzt ſah, ging ihm der Athem ſchneller und klopfte ihm das Herz heftiger.

Eben hatte ſich wieder ein gewaltiger Schlag entladen, deſſen Echo in den umliegenden Schluchten mächtig und langſam verrollte. Da dünkte dem jungen Mann, als höre er von der Höhe des Berges eine Stimme in ein lautes Bravo, Braviſſimo ausbrechen. Er ſchaute über ſich nach dem Gipfel und ſah dort eine kurze gedrungene männliche Geſtalt, deren lange dunkle Haare ſowie Kleider alle weit im Sturme dahinflatterten. Der wilden ihn anprallenden Gewalten des Wetters hatte der ſeltſame Menſch nicht Acht. Es ſchien dem Studenten im Gegentheil, daß der Bravorufer ſich ſehr wohl fühlen müſſe, denn er bewegte ſich oben auf ſeinem einſamen Standpunkte hin und her, ſchüttelte ſich wie vor innerer Wonne und warf ſeine Arme oft wie im Uebermuth in die Luft. Oder wollte er mit der jetzt regelmäßig hin- und herfahrenden Hand, die einen Stock führte, den Takt zu dieſer muſikaliſchen Aufführung des Himmels ſchlagen? Es hatte in der That den Anſchein, denn er rief jetzt plötzlich: Nun ein Allegro! Ein Blitz folgte und ein in abgebrochenem Geknatter tönender Donner ſchloß ſich an. Adagio maeſtoſo, klang es von neuem. Und wirklich folgte ein gleichmäßig lang dahingrollender Donner. Preſtiſſimo furioſo! ſchrie dann der Wetterdirector, und gerade als ob der Himmel ſich nach ſeinen Forderungen richte, erdröhnte jetzt wieder ein Gemiſch von Blitzen und Schlägen, die einem wilden ſymphoniſchen Satze entſprachen, wo eine Stimme die andere und ein Inſtrument das andere zu übertoben ſucht. Dem Studenten grauſte es vor dem geheimnißvollen Wetterbeſprecher, der ihm im Licht der letzten Blitze gleichſam Feuer auszuſprühen ſchien.

Seltſamerweiſe klärte ſich jetzt die obere Schicht der Luft ganz plötzlich. Der Himmel über ihm wurde blau, und die Spitze des Berges hob ſich wie eine Felſeninſel aus dem Meere der Wolken, die zu ſeinen Füßen das ganze Gebirge bedeckten. Der Student ſah nunmehr die Geſtalt oben auf dem Berge, die ſich ruhig niederſetzte, in klarem Lichte, und rief in lautem Staunen aus: Der tolle Junge!

Dann ſtieg er den Gipfel empor und ſprach: Furioſo, tolles Kind, Ludwig, was machſt du für Zeug?

Der Burſche, an den dieſe Worte gerichtet wurden, ſtand dem Alter nach zwiſchen dem Knaben und Jüngling und zeichnete ſich durch ein höchſt ungewöhnliches Aeußere aus. Die Geſtalt war feſt und gedrungen und zeigte einen vorzugsweiſe ſtarken Knochenbau. Auf den verhältnißmäßig breiten Schultern ſaß ein ſtarker Kopf, deſſen dunkles dichtes und nach allen Seiten kühn aufſtehendes Haar ihm einen ganz beſondern Charakter verlieh. Bei näherer Prüfung erſchienen aber auch die Züge des Geſichts höchſt intereſſant. Wenn die etwas breite Naſe hinderlich war, um eine feine Schönheit entfalten zu laſſen, ſo imponirte doch die breite Stirn, die mächtig unter dem Haare hervorquoll, nicht weniger wie die von ſeltenem Feuer leuchtenden Augen, die bald wunderbar aufblitzten und dann wieder wie in ſtiller Träumerei in die eigene Seele zu ſchauen ſchienen. Auch um die trotzig aufgeworfenen Lippen zuckte ein wechſelndes Leben.

Du ſpielſt wieder einmal den Furioſo, meinte der Student näher tretend, denn der Knabe hatte ihm bisjetzt nicht geantwortet, ſondern ſchaute tiefverſunken dem abziehenden Gewitter nach.

Das war einmal eine Symphonie aus dem Herzen Gottes, rief er dann aufſpringend. So etwas kann doch weder Haydn noch Mozart machen. Sie ſind ſchön, reizend, anmuthig, neckiſch in ihren Schöpfungen. Aber ich meine, es fehlt ihnen die Leidenſchaft, die durch Welt und Menſchen tobt und die noch irgendeiner, ohne ſich an das Wort des Dichters anzulehnen, in ſelbſtändigen Tönen erſchließen muß.

Du gehſt, wie es ſcheint, mit ſehr himmelſtürmenden Planen um, ſprach der Student.

In der Einſamkeit fahren einem allerlei Gedanken durch das Hirn, antwortete der Junge. Gott, welche Einſamkeit!

Und beide Hände ausſtreckend, zeigte er mit ſtarren Augen um ſich.

Es war in der That ein eigenthümlicher Moment, den die beiden jungen Leute erlebten. Der Gipfel des Berges, der nun im hellſten Sonnenſchein lag, war das einzige Stück Erde weit und breit. Faſt ſchien er eine verlorene Klippe im weiten Ocean oder ein ſteinernes Schiff, das durch die Luft fliegt. Die übrigen Kuppen des Gebirges, die Waldthäler, die fernen weiten Ebenen, wo waren ſie geblieben? Das Auge traf fernhin nur auf ſchwere graue Nebelmaſſen. Welt und Menſchen waren weit, weit weg.

In ſolcher Einſamkeit ließe ſich ein Werk zu Stande bringen! murmelte der Knabe vor ſich hin.

Ich lobe mir den Zuſammenhang mit der Erde und ihren Bewohnern, antwortete der lange Jüngling, ſieh da, gottlob! Land, Land!

Er zeigte nach der Gegend des Rheins hin, wo ſich die Wolken vom Winde getragen zuweilen öffneten und ſolche Lücken ließen, daß man hier und dort ein Stück der unten liegenden Landſchaften erblicken konnte. Es waren raſch wechſelnde Bilder, die wie im Kaleidoſkop kamen und verſchwanden. Bald war es ein Berg, bald ein Stück Wald und Feld, bald ein Dorf oder eine Burg, die ſich flüchtig dem Blicke bot, um ſofort wieder einer andern Anſicht Platz zu machen.

So iſt's auch ſchön, wenn man nur wie durch ein Fenſter auf die Erde ſchaut, ſprach der Junge wie in Träume verſinkend.

Aber es war bald aus mit der geliebten Einſamkeit. Ein friſcher Hauch wehte immer luſtiger in die Nebelmaſſen und zerrte zunächſt den Gebirgshäuptern die grauen Mützen von den Scheiteln, auch die Thäler fingen an ſich zu hellen, die Landſchaft im Oſten ſtrahlte bald im lichten Sonnenſchein, während das Wetter immer weiter im Weſten verſchwand. Nur noch in einzelnen Schluchten des Gebirges krochen lange ſchlangenartige Gewölke fort, die aber auch in kleinen Flocken verdampften, ſodaß die Luft allerwärts ihre frühere Klarheit und die Landſchaft allerwärts ihren frühern Reiz wiedergewann. Wie prächtig war dies Gebirge mit ſeinen Kuppen und Thälern, auf die ſie von ihrer Höhe herabſchauten, während ſich darüber hinaus die glänzendſten Fernſichten boten.

Die jungen Leute wechſelten noch hin und wieder ein Wort über die Naturerſcheinungen. Der Student betrachtete die Landſchaft wiederum mit den Augen des Forſchers, der alles, was ſich ſeinen Sinnen bietet, ſorgſam zergliedert. Die Bemerkungen des Knaben ließen auf eine allgemeine poetiſche Auffaſſung ſchließen.

Aber wie kommſt du nur hierher, Ludwig? fragte der Student, der die Rede auf andere Dinge bringen wollte.

Weiß ich's? antwortete der andere. Als ich dieſen Morgen aufwachte, lachte die Sonne ſo hell ins Zimmer. Ich ſprang auf, warf mich in die Kleider und lief an den Rhein. Es trieb mich hinaus.

Und wohin? forſchte der andere weiter.

Ein Fiſcherjunge, den ich kenne, löſte gerade den Kahn am Ufer, er fragte, ob ich mit ihm wollte? Ich ſprang in das Boot, wir fuhren von Bonn nach Beul. Dort lief ich ihm fort und ging nach dem Gebirge.

Und welchen Weg haſt du genommen?

Gar keinen Weg, erwiderte Ludwig. Ich mache mir ſtets meine Wege ſelbſt. Zuerſt beſtieg ich den Ennert, dann ging es weiter, immer über die Spitzen durch Wald und Geſtein bis hierher! Auf die höchſte Höhe hat mich's gedrängt. Ja, es drängt mich immer nur ſo auf die höchſten Höhen! ſchloß er mit einem eigenthümlich begeiſterten Aufblick.

Und wer hat dir die Richtung gezeigt? fragte der Student.

Mein eigener Kopf, ſprach der Knabe auf ſeine breite Stirn zeigend.

Zugleich aber ſchüttelte er ſich vor Kälte, denn ſeine Kleider waren völlig durchnäßt und der friſche Wind wehte hindurch.

Du biſt kalt und wirſt dir noch eine Krankheit holen, meinte der Naturforſcher. Welcher Unſinn, ſich ſo leichtſinnig dem Wetter preiszugeben!

Ich muß ſchauen und leben, war die Antwort, was kann ich mich da um die Außendinge kümmern. Ihr beſchaut und erlebt nur aus ſicherm Hinterhalte. Ich muß im Mittelpunkte ſtehen. Ihr betrachtet alles von außen. Ich ſtürze mich hinein.

Du biſt ein närriſcher Burſche, immer derſelbe Furioſo, wie ſie dich ſchon in der Schule nannten. Aber haſt du denn auch gefrühſtückt?

Ludwig bedachte ſich.

Ich bin noch nüchtern, ſagte er dann lächelnd.

Unpraktiſches Kind, rief der Student. Zugleich aber holte er aus einer Abtheilung ſeiner Botaniſirbüchſe eine kleine Flaſche Wein und ein Stück Brot. Beides reichte er dem Knaben.

Da iß und trink, fuhr er fort, aber zugleich laß uns gehen, damit dir die naſſen Kleider keinen Schaden thun. Denk an deine Mutter, deren Troſt und Hoffnung du biſt.

Dieſes Wort wirkte wie ein Zauber auf den Knaben. Er nahm den Wein und das Brot, ſetzte ſich in raſche Bewegung den Berg hinunter und genoß im Gehen, indem er mit vollen Backen kaute und in langen Zügen ſchlürfte.

Es ſcheint denn doch, daß auch die Himmelſtürmer, die es ſtets zu den höchſten Höhen treibt, nicht ohne irdiſche Nahrung fertig werden, rief ihm der Gefährte mit gutmüthigem Spott zu.

Glaube nicht, daß ich mich überheben will, entgegnete der Knabe, der ſich von Moment zu Moment behaglicher fand und nun auf dem ſteilen Weg neben dem Studenten hinſchritt. Es iſt nun einmal meine Natur, ſo und nicht anders zu fühlen und zu denken. Wer kann gegen ſeine Natur an? Dieſe Natur macht mich nicht einmal glücklich. Wie viel beſſer haſt du es? Du gehſt den Weg der Wiſſenſchaft, der ein klarer und ſicherer Weg iſt. Dir ſteht ein beſtimmtes Ziel in greifbaren Dingen vor Augen. Wo iſt mein Ziel? Ich ahn' es, aber ich ſehe es nicht. Ach, die Kunſt, ſie thut ſo wohl und ſie thut ſo weh.

Ich verkenne die Schwierigkeiten eines künſtleriſchen Daſeins nicht, entgegnete der Student, aber ein höchſter Mann der Kunſt ſteht auch vermöge ſeiner aus dem Geiſt entſpringenden Schöpfungskraft höher als ein höchſter Mann der Wiſſenſchaft.

Wer auf einen ſolchen Gipfel gelangte! rief Ludwig. Werde ich es trotz alles meines Strebens dahin bringen? Denke doch nur an die äußern Verhältniſſe. In meinem väterlichen Hauſe hat die Armuth ihren Sitz aufgeſchlagen.

Ich bin auch nur der Sohn einfacher Bürgersleute, tröſtete der Student.

Aber die Wiſſenſchaft führt dich gleich in die erſten und angeſehenſten Lebenskreiſe, ſprach der Junge. Die Bildung öffnet alle Thüren und Thore. Wie ſteht es aber mit uns? Man betrachtet mich als ein Muſikantenkind. Muſikanten und Vagabunden ſind im Sinne der Welt faſt einerlei. Wie oft bin ich als ſolcher behandelt worden! Das hat mich ſcheu und blöde gemacht. Ich fürchte mich beinahe, mit gebildeten Menſchen zuſammenzukommen, denn es regt ſich ſofort bei mir das Mistrauen, daß ſie mich doch nur für einen armen Schlucker anſehen, den ſie aus Mitleiden gelten laſſen. Auch meine ich immer, daß die Leute, die mein Klavierſpiel bewundern, weniger einem bewußten Kunſtgefühl als dem

Staunen über die Ueberwindung techniſcher Schwierigkeiten, alſo dem rein Aeußerlichen der Kunſt folgen.

Solche altklugen Grübeleien paſſen durchaus nicht für einen Kindskopf wie du biſt, rief der Student. Man muß die Welt nehmen, wie ſie iſt, und in ſich ſelbſt erſtreben, was die Seele zu leiſten vermag. Aber genug davon. Sieh, dort im Thale liegt die Abtei Heiſterbach. Wir wollen den Mönchen einen Beſuch abſtatten. Sie haben immer einen guten Imbiß und eine leckere Flaſche für ein paar fahrende Schüler.

Das Geſpräch erhielt eine andere Wendung. Der Student erzählte dem jungen Muſiker nunmehr die Geſchichte des alten Kloſters, inſofern ſie ihm bekannt war. Seine Kunden aber lauteten dahin, daß ein Ritter, Namens Walter, ſich im Anfange des zwölften Jahrhunderts als Einſiedler auf dem Stromberge niedergelaſſen habe. Derſelbe rodete den Wald auf dem Gipfel, baute eine Zelle und Kapelle und zog noch mehrere Brüder an. Das beginnende Kloſter wurde dem heiligen Petrus geweiht. So erhielt der Berg auch den Namen Petersberg. Aber die Mönche wanderten ſpäter nach Reußrath in das Sülzthal, und der kölner Erzbiſchof Philipp von Heinsberg zog nunmehr Ciſtercienſer an die verlaſſene Stätte. Dieſe Ciſtercienſer waren wie ihr ganzer Orden kluge Männer, die nicht allein beteten und faſteten, ſondern auch die Arbeit ſuchten und, wo ſie eine Niederlaſſung gründeten, das Land bebauten und Feld, Weinberg und Wald pflegten. So gefiel es ihnen denn auf dem hohen, kalten, ſteinigen und waſſerarmen Berggipfel nicht, und ihr Abt, der Hermann hieß, erbat ſich von ſeinem Kirchenfürſten die Erlaubniß, in das Thal von Heiſterbach hinunterzuziehen. Dies geſchah im Jahre 1191. Dort begann, umgeben von den Bergwänden des ſogenannten Heiſterbacher Mantels, ſich ein neues Leben in dem Grunde zu entfalten, welches im Laufe der Jahrhunderte die ſchöne und reiche Abtei hervorgebracht hat. Aber auch die Wiſſenſchaften wurden in dieſem reizenden weltverborgenen Thale gepflegt. Es hat hier ſogar einer der berühmteſten Schriftſteller des Mittelalters gelebt und manche Bücher verfaßt. Sein Name iſt Cäſarius von Heiſterbach. — Derſelbe war um 1180 in Köln geboren und wurde, da er keine ſtarke Geſundheit hatte, dem geiſtlichen Stande beſtimmt, weshalb er im Andreasſtifte ſeine Studien begann und ſpäter in die Einſamkeit des Siebengebirges ging. Seine Werke ſind lateiniſch geſchrieben und enthalten außer manchen ernſten religiöſen Schriften viele kurzweilige und luſtige Erzählungen und Darſtellungen, die für die Culturgeſchichte von großer Bedeutung ſind, denn ſie ſchildern das Ritter-, Mönchs- und Volksleben der alten Tage.

Aber auch die Kunſt hat hier mitunter einen Zufluchtsort gefunden, ſchloß der Student ſeine Mittheilungen, was für unſere Aufnahme, wie mir dünkt, ein gutes Vorzeichen iſt, denn zu Zeiten des Kaiſers Rothbart kehrte hier einſt ein Mann ein, der machte prächtige lateiniſche Verſe und hieß Walter von Mappes. Das Volk nannte ihn aber den Erzpoeten. Nun kam er einſt unter dem Namen Nikolaus arm und krank ins Kloſter und that, als ob er Kloſterbruder werden wollte. Die Mönche pflegten ihn an Leib und Seele, ſodaß er alsbald genas. Kaum aber fühlte er eine friſche neue Geſundheit, ſo warf er die Kutte von ſich und lief lachend in die lockende Welt hinaus und ſang und trank aufs neue. Von ihm iſt aber das ſchöne Studentenlied: „Mihi est propositum, in taberna mori.“ („Ich habe mir vorgeſetzt, in der Schenke zu ſterben.“)

Und der Naturforſcher erhob nun das Lied, daß es weit in den Wald tönte.

Während dieſer Unterhaltungen hatten ſie ſich der Abtei mehr und mehr genähert. Es war in der That eine ſtattliche, herrliche Niederlaſſung, welche die Mönche im Laufe der Jahrhunderte in dieſem ſtillen, grünen Thale am Fuße des Strom- oder Petersberges angeſiedelt hatten. Als die jungen Leute aus dem tiefen Forſt traten, gewahrten ſie zur Rechten in dem Grund, der nach dem Rhein zieht, weite Fruchtfelder und Wieſen. Am Rande des Forſtes waren große Fiſchweiher angelegt. Dann führte der Weg an einer langen, aus Bruchſteinen errichteten Mauer vorbei, welche das Kloſter mit ſeinen Gärten und ſeinem Park umſchloß. So kamen ſie an den Thorbau, deſſen Glocke der Student ſofort anzog. Der Bruder Pförtner erſchien und ſchaute durch das Gitter, und als er die jungen Leute erblickte, beeilte er ſich zu öffnen, indem er ihnen auf die Bitte um eine Herzſtärkung freundlich zunickte und ſie nach dem Kloſter im Hintergrunde wies. Sie ſchritten durch die Allee dem prächtigen Gebäude zu. Rechts lag die Oekonomie, im Mittelgrunde erhob ſich die Abtei mit zahlloſen Fenſtern, links ragten die Thürme der ſchönen romaniſchen Kirche empor. Zwiſchen den verſchiedenen Häuſern erſtreckten ſich freundliche Plätze mit Blumenbeeten und Baumgruppen, Springbrunnen rauſchten hier und dort empor, und überall ließen ſich die Vögel von den Zweigen hören. Es war ein Ort ſchönſter und hellſter Beſchaulichkeit.

Die wiederholte Bitte um einen Trunk und Imbiß fand ſofort durch einen Mönch, der ihnen aus der Abtei entgegenkam, Gewährung. Der Bruder Kellermeiſter und der Bruder Küchenmeiſter waren gewohnt, die hungerigen und durſtigen Gäſte nicht darben zu laſſen. Bald ſtand auf einem Steintiſche zwiſchen den Blumen kalte Küche und eine Flaſche guten Menzenbergers. Der Abt und der Lector kamen ſelbſt, die Fremden zu begrüßen und ſie einzuladen, den reichlich gebotenen Gaben zuzuſprechen. Da nun der Student ſich als ein Schüler der Akademie zu erkennen gab, fragte der Abt: Quid novi ex Bonna? (Was gibt es Neues in Bonn?)

Der junge Naturforſcher legitimirte ſich ſofort in flüſſigem Latein über ſeine Studien und ſprach namentlich mit Begeiſterung über den neuen Kurfürſten Max Franz, der ein großer Freund der Wiſſenſchaften ſei, und der nun auch in nächſter Zeit die ſchon von ſeinem Vorgänger Clemens Auguſt beabſichtigte Univerſität ins Leben rufen werde. Der Abt und der Lector theilten das Lob, das der junge Mann ihrem kirchlichen Oberherrn ſpendete; von der Gründung der Univerſität ſchienen ſie aber nicht viel zu halten, indem ſie die Meinung ausſprachen, daß die alte ehrwürdige Schule von Köln alle Bedürfniſſe erfülle und namentlich deshalb die größte Achtung verdiene, weil ſie ſich von dem verderblichen Geiſte der neuen Anſchauungen freihalte und getreu bei der Lehre bleibe, welche die heilige katholiſche Kirche als ewige Wahrheiten verkünde.

Da Ludwig an dieſem Geſpräche keinen Theil nehmen konnte, ſo fragte der Abt: Quis juvenis ille? (Wer iſt der junge Mann?)

Ein junger Muſikus, antwortete der Student, der, wenn Ew. Gnaden ihm die Kirche öffnen laſſen wollen, gewiß ein herrliches Stück auf der Orgel zum beſten geben wird.

Dafür möchte er doch wol zu jung ſein, erwiderte der Abt mit zweifelndem Geſichte.

Wagen Ew. Gnaden nur den Verſuch, ſprach der Naturforſcher.

Der Abt ließ nun den Bruder Sakriſtan holen und auch die übrigen Kloſterbrüder in die Kirche laden. Dann begab man ſich nach den geöffneten Hallen, in welchen immer mehr Patres eintrafen. Auch der Bruder Orgelſpieler kam, aber nicht ohne einen mistrauiſchen Blick auf den ſtruppigen Kopf des vermeſſenen Kunſtjüngers zu werfen.

Der Knabe ſetzte ſich frei und frank vor die Taſten des mächtigen Inſtruments und begann, als er ſich von der Kraft der Blaſebälge überzeugt hatte, in leiſen Tönen zu intoniren. Aus den einfachen Klängen entwickelte ſich eine ſonnighelle, ſchöne Melodie, die er mit den feinſten Harmonien umkleidete und wunderbar variirte. Er ſah dabei mit verklärtem Auge gegen Himmel, dann fing es mit einem male in ſeinem Auge an zu leuchten, ſeine Brauen zogen ſich zuſammen, ſein Haar ſchien emporzuſteigen. Und jetzt erhob ſich ein wildes Thema, das ſich in einer ſeltſamen Tonfolge, die dem Blitz und Donner nicht unähnlich war, entlud. Der ganze ſchön gewölbte Bau der edeln Kirche war mit einem Meer von Tönen gefüllt, die bald majeſtätiſch grollend, bald wild auf- und niederzuckend dahinwogten. Die Mönche ſahen ſich erſtaunt an. Nur an die ruhig dahinfließenden Melodien der Pſalmen, Matutinen und Vigilien gewöhnt, hatten ſie nie ein ſo leidenſchaftlich durchbebtes Werk in dieſem Gotteshauſe vernommen. Auf dem höchſten Gipfel der Raſerei angelangt, wandte ſich die Muſik indeß wieder in ſanftere Bahnen. Der junge Künſtler ſchloß friedlich wie er angefangen hatte, indem er ſeine Töne in einer alten kirchlichen Hymne aushauchen ließ, die wie ein erhabenes Lob Gottes klang.

Das iſt ja ein wahrer Meiſter! rief der Abt.

Wer hätte ein ſolches Genie in dem kleinen Burſchen vermuthet? ſchloß ſich der Lector an.

Der Pater Orgelſpieler ſchwieg. Er war ſehr ernſt geworden.

Der Student ſchien ſelber erſtaunt. Er hatte dem Kinde eine ſolche Kraft und Fülle der Phantaſie nicht zugetraut. Als Ludwig im Kreiſe der Kloſterbrüder zu ihm kam, drückte er ihm herzlich die Hand und flüſterte ihm zu: Furioſo, wenn du einen Freund brauchſt, ſo denk' an mich.

Einen Freund, erwiderte der Knabe leidenſchaftlich. Ja, den ſuch' ich. Ich halte dich beim Wort.

Nachdem der Abt und die Mönche dem Knaben noch manches lobende und theilnehmende Wort geſagt hatten,

Univ. Bibl.
München

verabſchiedeten ſich die jungen Leute, um dem Rhein und ihrer Heimatſtadt Bonn zuzuwandern.

Noch eins, rief ihnen der Abt nach: Ich wünſche den Namen des Herrn Studioſus zu erfahren.

Franz Gerhard Wegeler, antwortete der lange junge Mann.

Und wie nennt ſich der junge Künſtler? fragte der Abt.

Ich heiße, rief der Knabe im Fortgehen, Ludwig van Beethoven.

Zweites Kapitel.

Die Stadt Bonn beſaß in den Tagen, aus denen wir erzählen, noch nicht jene ſtattliche Ausdehnung, welche ſie erſt in den letzten Jahrzehnden gewonnen hat. Von den glänzenden Häuſerreihen, die ſich vor dem Koblenzer Thore an der gleichnamigen Straße längs der Poppelsdorfer Allee und ihren Seitengängen ſowie vor dem Sternenthore angeſiedelt haben, war noch keine Spur vorhanden. Bonn wird unter den Veſten aufgeführt, welche die Römer von den Alpen bis an das Meer längs dem ſchönſten deutſchen Strome gründeten, der zugleich ihre Grenze gegen Germanien bildete. Als die kühnen Eroberer jenſeit der Alpen zurückweichen mußten, ward es eine fränkiſche Feſtung, die in der Folge an das Erzſtift Köln kam und keine beſondere Rolle in der Geſchichte ſpielte. Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, im Jahre 1267 unter Engelbert von Falkenſtein, aber nahmen hier die aus Köln vertriebenen Erzbiſchöfe und ſpätere Kurfürſten ihren Sitz. Von der mächtigen Bürgerſchaft der größten deutſchen Stadt am Niederrhein gezwungen, durften ſie nur mit beſonderer Erlaubniß des Rathes in jenem Orte übernachten, welcher dem Lande den Namen gegeben hatte. Ueber ihren frühern Palaſt gibt die Geſchichte nur geringe Auskunft. Bonn behielt lange Zeit ſeinen mittelalterlichen feſtungsartigen Charakter bei. Derſelbe bekundet ſich noch heute in den Mauern und Gräben der Weſtſeite. Als aber die Bourbonen in Frankreich ihre ſtolzen Schlöſſer bauten, und die großen und kleinen deutſchen Fürſten ihnen nachzukommen beſtrebt waren, wuchſen auch in und um Bonn alle jene weitläufigen Gebäude empor, die wir noch in unſern Tagen mit Staunen und Bewunderung betrachten. Der Kurfürſt Joſeph Clemens, der von 1691—1723 regierte, begann das große Reſidenzſchloß, das jetzt die Univerſität, die Klinik und die Bibliothek enthält, und das von ſeinem Neffen und Nachfolger Clemens Auguſt, der von 1723—1761 auf dem Throne ſaß, vollendet wurde. Dieſer üppige und verſchwenderiſche Herr baute ferner die Galerie vom Schloſſe bis zum Koblenzer Thor, dieſes Thor und die Reihe der Gebäude bis zum Alten Zoll, ſodaß von ihm die Südſeite der alten Stadt geſchloſſen wurde. Außerdem entſtanden durch ihn Schloß Clemensruh und der Clemenshof in Poppelsdorf, die Vinea Domini vor dem Koblenzer Thor, die prachtvolle Auguſtusburg mit dem herrlichen Park in Brühl, das jetzt verſchwundene Schloß Herzogsluſt oder Röttchen im Kottenforſt, die Schlößchen Falkenluſt bei Brühl und Entenfang bei Berzdorf, ſowie auch die Reſidenzſchlöſſer in Arnsberg und Paderborn und das Jagdſchloß Clemenswerth im Emslande. In gleicher Weiſe wurden damals der Hofgarten und die Alleen um die Stadt angelegt.

Alle dieſe Anlagen gaben der Stadt das Gepräge einer fürſtlichen Reſidenz, der es überdies nicht an einem bunten, mannichfaltigen Leben fehlte. Der zahlreiche Hofſtaat mit ſeinen vielen Bedienſteten, die Geſandten, der Adel des Landes, der die Nähe des Herrſchers aufſuchte, bewegten ſich in und um das Schloß, und auch der kleine Bürger durfte hier mit Behaglichkeit in der Umgebung der Stadt luſtwandeln und ſpazieren. Außer den öffentlichen Parks und Alleen gab es aber auch kleine Gärten, deren eingefriedigter und abgeſchloſſener Beſitz beſonders den wohlhabenden Bürgern und Beamten wünſchenswerth erſchien. Dieſelben lagen meiſtens vor dem Koblenzer Thore nach dem Rhein hin und waren mit Laubgängen von Reben und kleinen Sommerhäuſern geſchmückt, die vorzugsweiſe auf dem hohen Ufer des breiten Stromes errichtet wurden, weil ſich hier eine reiche und anmuthige Ausſicht auf den ſtets von Schiffen belebten Fluß, auf die gegenüberliegende Ebene und auf die herrlich geſtaltete Kette des im Hintergrunde ruhenden Siebengebirges bot. In unſern Tagen hat dieſe Gegend eine beſondere Berückſichtigung gefunden, denn es ſind hier eine Menge von Häuſern errichtet worden, die Landſchaft iſt aber dieſelbe geblieben. Berg, Thal, Fluß und Ortſchaften ſehen ſich heutzutage gerade ſo an wie damals. Es iſt das herrliche Bild, das der Einwohner der Stadt wie der Reiſende ſo gern auf dem Alten Zoll betrachtet.

In einem dieſer Gärten ſtand an einem der folgenden Tage gegen Abend die Frau Hofräthin von Breuning vor einem Tiſche, der unmittelbar am Ufer des Rheins unter einem großen Apfelbaume errichtet war, und beſchäftigte ſich mit der Aufſtellung von Flaſchen, Gläſern und Tellern ſowie von Brot und kalter Küche, was ſich alles auf dem blanken Linnen äußerſt ſauber und lockend ausnahm. Ein Diener und eine Magd, welche dieſe Dinge aus einem großen Korbe gepackt hatten, brachten zum Schluß auch noch einen großen Suppennapf zum Vorſchein.

Während ſie die letzte Hand an ihr Werk legte, ſchallte aus dem Hintergrunde des Gartens nach der Straße hin eine laute Kinderſtimme: Mutter, Mutter, hier bringe ich den Grafen von Waldſtein.

Die Frau ſchien verlegen zu werden und murmelte: Das närriſche Kind, was macht es nun wieder für Streiche.

Aber ſchon im nächſten Augenblicke brachte ein junges, etwa dreizehnjähriges Mädchen einen feinen und vornehmen Herrn, den es mehr nachzog als führte.

Ihr Töchterchen, ſprach der Eintretende, ſchleppt einen ungebetenen Gaſt heran, gnädige Frau! Verzeihen Sie mir, aber ich vermochte mich nicht zu wehren. Als ich an der Thür des Gartens vorbeiging, ſtürzte das Kind hervor und lud mich ſo eindringlich ein, ja ſie nahm mich bei der Hand und zerrte und riß, daß ich nicht anders als ihr folgen konnte.

Lore, Lore! verwies die Mutter dem Kinde.

Aber wir haben ja Gäſte, ſprach das Mädchen, die

Brüder haben ſich jeder einen Freund gebeten, da darf ich auch einen Freund bitten.

Ich muß für das vorlaute Ding um Entſchuldigung bitten, ſprach die Mutter zu dem Grafen gewendet.

Warum nicht gar, antwortete Waldſtein, die kleine Lore hat das Herz auf dem rechten Flecke. Laſſen Sie mich immerhin als ihren Freund gelten.

Wenn es Sie nicht langweilt, ſprach die Hofräthin, ſo bitte ich Sie Platz zu nehmen. Meine Söhne haben ſich einige Freunde eingeladen. Die jungen Leute werden bald hier ſein. Ich ſuche meine Kinder ſo ſehr wie möglich ans Haus zu feſſeln und geſtatte ihnen unter meinen Augen einen ausgedehnten und möglichſt heitern Umgang, denn ich glaube ſie auf dieſe Weiſe am beſten vor Abwegen zu bewahren. Der Vater iſt ihnen unglücklicherweiſe zu früh geſtorben. Da ich ihnen als Witwe draußen nicht folgen kann, ſo iſt es mein Beſtreben, ſie in meinem Geſichtskreiſe ſich durchaus frei bewegen zu laſſen.

Und Sie verfolgen damit ein vortreffliches Princip, erwiderte der Graf. Da ich mich aber unter der friſchen Jugend ſtets wohl befinde, ſo mache ich gern von Ihrer Erlaubniß Gebrauch, eine Weile zu bleiben und die Sproſſen einer ſo würdigen Mutter kennen zu lernen. Nur bitte ich, daß Sie ſich durch meine Anweſenheit in Ihren Vorbereitungen nicht weiter ſtören laſſen.

Und ſo nahm er neben der Dame Platz, die ſich wieder dem Tiſche zuwandte und nach dem Suppennapfe griff, indem ſie dem Töchterchen zurief: Lore, haſt du auch an die Kräuter gedacht?

Gewiß, Mutter, erwiderte das Kind, und ſchüttete aus ſeiner Schürze einen kleinen Haufen verſchiedener zarter Pflanzen.

Es gibt hier am Rheine doch mancherlei eigenthümliche Sitten, ſprach der Graf, die wir in Süddeutſchland nicht kennen. Um dieſe Zeit nimmt man bei uns keine Suppe.

Die Suppe iſt gar nicht ſo übel, antwortete die Hofräthin, ich denke, ſie wird Ihnen munden, wenn ſie fertig iſt.

Und dann legte ſie auf den Boden des Gefäßes einige dicke Stücke Zucker, bedeckte ſie mit einem Haufen Kräuter, die aus feinen Stengeln und ſternförmig um dieſelben ſtehenden glänzenden länglichen Blättern beſtanden, und ſchnitt eine Apfelſine in Scheiben, die ſie gleichfalls darüber fallen ließ. Dann aber goß ſie den Wein der nebenſtehenden Flaſchen in hellen Strahlen in den Napf. Bald erhob ſich ein feiner Duft aus dem Gefäße.

Das iſt allerdings ein eigenthümliches Gebräu, machte der Graf ſeine Bemerkungen, der bald auf Kaltſchale und bald auf andere Dinge kam. Aber die Hofräthin ließ ihn hin- und herrathen, indem ſie ihn bat, ſich nur eine Weile zu gedulden, während ſie zugleich den Inhalt des Napfes wacker durcheinander rührte. Schon nach wenigen Minuten reichte ſie ihm ein volles Glas und fragte: Nun, wie ſchmeckt Ihnen die Suppe?

Vortrefflich, vortrefflich, rief er aus, nachdem er gekoſtet hatte. Welch ein duftiger Trank! Wie nennen Sie ihn?

Maitrank, ſprach die Hofräthin, es iſt eine rheiniſche Zuſammenſetzung. Wir trinken ihn in jedem Jahre am Ufer dieſes Stromes und ſind froh und heiter dabei. Meine Jungen haben heute eine Maitrankspartie.

Der Graf erkundigte ſich nun nach der Zubereitung. Sie nannte ihm den Waldmeiſter, die Apfelſine und den Zucker als die Ingredienzen. Er ſchwärmte für den Gedanken, den Trank in ſeine öſterreichiſche Heimat zu verpflanzen.

Unterdeß kam ein Häuflein friſcher Jünglinge in luſtigem Geſpräch in den Garten. Es waren die Söhne der Hofräthin, Stephan, Chriſtoph und der kleine Laurenz, der gewöhnlich Lenz genannt wurde, mit ihren Studiengenoſſen, unter denen auch die Geſtalt des jungen Mannes ſichtbar wurde, den wir bereits als Franz Gerhard Wegeler kennen gelernt haben. Als die akademiſchen Schüler indeß den Grafen von Waldſtein erblickten, verſtummten einigermaßen die lauten Klänge, die erſt eben ſo ungehemmt den Kehlen entfahren waren, denn ſie erkannten in dieſem Deutſchordensritter den Liebling und beſtändigen Begleiter des jungen Kurfürſten Max Franz. Und ſo nahmen ſie denn auch nicht ohne eine gewiſſe ſcheue Zurückhaltung Platz auf den um den Tiſch geſtellten Stühlen. Der Graf wußte indeß als feiner Weltmann die Zungen zu löſen. Die jungen Leute verloren bald ihre Befangenheit und es erhob ſich nunmehr ein leichtes und fröhliches Geſpräch in der Runde.

Wie iſt es Ihnen denn bei Ihrer Naturforſcherexpedition im Siebengebirge ergangen? fragte die Hofräthin den langen Studenten.

Wegeler hat eine neue Naturerſcheinung entdeckt, rief Stephan, der älteſte Sohn der Hofräthin.

Ja wohl, ein Wunder, ein Phänomen, einen neuen Stern, fiel Chriſtoph, der zweite Sohn, ein.

Ihr mögt ſpotten, wie ihr wollt, antwortete Wegeler, ich ſtehe und falle mit meiner Behauptung.

Dürfen wir nicht auch Kenntniß davon erhalten? fragte der Graf.

Erzähle, erzähle, riefen nun die jungen Leute im Kreiſe.

Wegeler aber berichtete nun von ſeinem Zuſammentreffen mit Beethoven, der das Phänomen und Wunder ſein ſollte. Seine Erzählung war lebendig und erſchöpfend, ſie übte auf die verſchiedenen Hörer indeß die verſchiedenſte Wirkung aus. Die jungen Akademiker meinten, der Freund habe ſicherlich aus zu begeiſterten Augen geſehen und bringe Schwindelei und Aufſchneiderei vor. Und ſo ließ denn bald der eine, bald der andere ein zweifelndes Gelächter erſchallen. Am eigenthümlichſten wurde offenbar der Graf berührt, der am Schluſſe die Meinung äußerte, daß hier doch allerdings eine außergewöhnliche Erſcheinung vorhanden ſein müſſe.

Ich habe ſchon früher von dem Knaben gehört, ſprach jetzt Frau von Breuning. Als er elf Jahre alt war, hat er dem verſtorbenen Kurfürſten drei Sonaten von eigener Compoſition gewidmet, welche mit ſeltſam pomphaften Worten eingeleitet waren, die freilich von ſeinem Meiſter herrührten. Man hat damals viel von ihm geredet. Die einen nannten ihn ein Wunderkind, die andern zuckten über dieſe frühreife Entwickelung die Achſeln. Seitdem ſind die Geſpräche über ihn ziemlich verſtummt. Ich glaube, die Familie befindet ſich in ſchlechten Verhältniſſen. Der Vater ſoll ein Trunkenbold ſein.

Gerade aus dieſem Grunde, rief Wegeler, ſcheint es mir die Menſchlichkeit zu gebieten, daß man dem armen Jungen hilft, zumal da er es nicht weniger ſeines Herzens, wie ſeines Talentes wegen verdient.

Theilen Sie uns doch etwas aus ſeinem Leben mit, ſprach der Graf.

Mit großem Vergnügen, antwortete der Student. Sie können ſich übrigens auch auf die Wahrheit der Thatſachen, die ich aus Ludwig's eigenem Munde habe, verlaſſen, denn wir ſind Nachbarskinder. Ich bin fünf Jahre älter wie er, und habe ihm auf Bitten ſeiner Mutter einige lateiniſche Stunden gegeben. Die Kunden über die Familie gehen nicht über ſeinen Großvater hinaus, der wie der Enkel Ludwig hieß, unter dem Kurfürſten Clemens Auguſt Baſſiſt war und ſpäter unter Maximilian Friedrich Kapellmeiſter wurde. Derſelbe ſtammte wahrſcheinlich aus Maſtricht und ſoll ein kleiner kräftiger Mann mit äußerſt lebhaften Augen geweſen ſein. Aus ſeiner letzten Stellung ergibt ſich übrigens, daß er mehr wie ein gewöhnlicher Sänger, ſondern vielmehr ein tüchtiger Muſiker war. Man rühmt ihn noch heute als Darſteller in dem Singſpiel „L'Amore artigiano" und im „Deſerteur von Monſigny". Er ſoll aber auch ſelbſtcomponirte Opern auf die Bühne gebracht haben. Zugleich ſcheint er in guten und auskömmlichen Verhältniſſen gelebt zu haben, denn es exiſtirt von ihm noch ein gar ſtattliches Bildniß, welches der Hofmaler Radoux gemalt hat. Der Sohn dieſes Mannes, Johann van

Beethoven, den wir als kurfürſtlichen Tenoriſten kennen, verheirathete ſich gegen Ende der ſechziger Jahre mit Helene Keverich aus dem Thal Ehrenbreitſtein gegenüber Koblenz, welche die Witwe des frühern kurfürſtlichen Kammerdieners Nikolaus Laym war, und führte ſeine Frau in die väterliche Wohnung ein, denn Vater und Sohn wohnten damals zuſammen im Hinterhauſe Nr. 515 der Bonngaſſe. Das erſte Kind dieſer Ehe, ein Knabe mit Namen Ludwig Maria, ſtarb ſchon in den erſten acht Tagen nach ſeiner Geburt. Am 17. December 1770 erſchien aber ein zweiter Sproſſe, bei deſſen Taufe der Großvater Pathe und eine Nachbarin, Gertrud Müller, Pathin wurden. Es war unſer Ludwig van Beethoven.

Der alte Kapellmeiſter, fuhr dann Wegeler nach einer Pauſe fort, ſtarb, als Ludwig drei Jahre alt war. Mit ihm verlor die Familie ihre beſte Stütze. Ueberdies mehrten ſich die Sorgen, als noch zwei Söhne geboren wurden, von denen der ältere Karl, der jüngere Johann heißt. Das Einkommen des Vaters war zu gering, um das gewohnte Leben fortzuſetzen. So wurde denn das kleine Erbe bald verzehrt, zumal da der Tenorſänger die ſchlechte Gewohnheit des Trinkens angenommen hatte, die er auch noch heute in einer Weiſe fortſetzt, welche ihm die Achtung aller tüchtigen Menſchen benimmt. Seine Frau iſt dagegen eine vortreffliche und kreuzbrave Mutter und Hauswirthin, die ſich alle mögliche Mühe gibt, ihre Kinder gut zu erziehen und rein und ſauber zu halten. Leider muß ſie nur oft mit dem größten Mangel kämpfen. Ihr hat es der Sohn hauptſächlich zu danken, daß er auf dem Wege iſt, ein ordentlicher und tüchtiger Menſch zu werden.

Hat der Knabe ſchon früh Talent zur Muſik gezeigt? fragte der Graf.

Im Muſikantenſtande erbt das Gewerbe des Vaters faſt noch mehr vom Vater auf den Sohn wie anderwärts, erwiderte der Student. Ein Wunderkind wie Mozart iſt er aber keinesfalls geweſen. Den erſten Unterricht in der Muſik erhielt er von ſeinem Vater, der ihn mit der größten Strenge ununterbrochen vielfältige Uebungen machen ließ, weil er ſich in dem Knaben ſobald wie möglich eine neue Erwerbsquelle heranziehen wollte. Es läßt ſich denken, daß der Junge unter dieſen Umſtänden gerade nicht gern an die Arbeit ging und oft an das Inſtrument getrieben werden mußte. Zum Violinſpiel hatte er meiſtens noch weniger Luſt. Ungleich mehr Freude gewährten ihm die Stunden, welche ihm ſpäter der Muſikdirector und Hautboiſt Pfeiffer gab, der als ein trefflicher Künſtler und genialer Mann bekannt iſt. Im Orgelſpiel erhielt er dann ferner vom Hoforganiſten von der Eder Unterweiſung. Endlich war der Muſikdirector und Hoforganiſt Neefe ſein Lehrer in der Compoſition. Derſelbe hat ihn aber, wie er behauptet, oft durch eine allzu harte und ſcharfe Kritik abgeſtoßen. Was die ſonſtige Erziehung des Knaben angeht, ſo iſt dieſe weder auffallend vernachläſſigt noch beſonders gut. Leſen, Schreiben, Rechnen und etwas Latein hat er in der öffentlichen Schule gelernt.*)

---

*) Vgl. Dr. F. G. Wegeler und Friedrich Ries, „Biographiſche Notizen über Ludwig van Beethoven“ (Koblenz 1838), S. 1 fg.

Aber in all dieſen Mittheilungen iſt ja nicht das Mindeſte, was auf ein beſonderes Menſchenkind rathen läßt, warf Stephan von Breuning ein.

Ein ganz gewöhnlicher Lebenslauf, fügte Chriſtoph hinzu.

Um ſo mehr iſt es anzuerkennen, daß der Junge ſich dennoch ſo eigenthümlich entwickelt hat, entgegnete der junge Naturforſcher. Was er geworden iſt, das iſt er aus ſich geworden. Und meiner Anſicht nach iſt er auf dem Wege, etwas höchſt Bedeutendes zu werden. Ueber ſeine muſikaliſchen Leiſtungen will ich mir kein Urtheil anmaßen, denn ich bin zu wenig in die Geheimniſſe dieſer Kunſt eingeweiht. Ich habe nur die ſichere Ahnung, daß er auf dieſem Gebiete eine außerordentliche Kraft entwickeln wird, vorausgeſetzt, daß die Natur ihn wirklich mit dem nothwendigen Talente ausgeſtattet hat. Ein Talent aber auszubeuten, dazu iſt er der Mann, mag er auch noch ein Junge ſein. Niemals habe ich einen Menſchen mit ſolcher Zähigkeit und Ausdauer arbeiten ſehen. Wenn er ſich den Uebungen, die ſein Vater mit ihm anſtellen wollte, entzog, ſo drängte er ſich zu Aufgaben, die er ſich ſelber ſtellte. Dieſer Knabe leiſtet nur in der Freiheit etwas, im Zwang wird er mürriſch und unwirſch. Ueberdies aber beſitzt er eine erſtaunenswerthe Klarheit in Betreff der Ziele, die er ſich geſtellt hat. Ueber ſeine Kunſt ſpricht er Dinge, die er nirgendwo gehört hat, ſondern nur aus eigener Seele ſchöpft. Und dieſe Aeußerungen haben ſtets einen eigenthümlichen Zuſchnitt. Alles das macht mich ſicher, daß er ein großer Mann werden muß.

Sagen Sie uns doch auch, was Sie von dem Gemüthe des jungen Menſchen halten, fiel ihm der Graf ins Wort. Bei Geiſtern von ſo entſchiedenem und ſcharfem Gepräge iſt es häufig ſchlecht damit beſtellt. Ohne Herz kein Künſtler!

Er hat die reichſte Fülle, rief Wegeler mit gehobener Stimme. Sein Gemüth flößt mir gerade die innigſte Theilnahme für ihn ein. Wenn mich die geiſtigen Seiten ſeines Weſens im höchſten Grade intereſſiren, ſo ziehen mich die Eigenſchaften ſeines Herzens doch mehr an. Als wir jene Gänge durch das Siebengebirge machten, von welchen ich Ihnen erzählt habe, fühlte ich gewiſſermaßen unbewußt die tiefe Einſamkeit heraus, in welcher ſich der anſtrebende Künſtler befindet. Sein Gebaren auf der Spitze des Berges im Gewitter, ſeine abgeriſſenen Mittheilungen, ſein Orgelſpiel in der Kirche zu Heiſterbach hatten mir mehr verrathen, als er mir ſagen wollte und geſagt hatte. So bot ich ihm meine Freundſchaft an. Er drückte mir leidenſchaftlich die Hand. Als wir aber am Abend in einem Kahne von Dollendorf aus auf dem mondbeſchienenen Rheine nach Bonn fuhren, kam eine weiche Stimmung über ihn, er ergriff aufs neue meine Hand, die Thränen ſtanden ihm im Auge, während er mit gepreßter Stimme zu mir ſprach: So habe ich denn einen Freund! Auf den du ſtets vertrauen kannſt, antwortete ich ihm; aber nun ſchütte mir dein Herz aus. Ich ſehe dir an, daß dir allerlei auf der Seele laſtet. Er erwiderte: Ich habe mich entſetzlich allein in meinen Verhältniſſen gefühlt. Jetzt weiß ich doch einen Menſchen, mit dem ich über alles reden kann und der mir in meiner Fortbildung nützen und frommen wird. Von ſeinen Verhältniſſen theilte er freilich trotz alledem wenig mit. Ich kannte ſie aber von dem häufigen Verkehr in ſeinem Hauſe her. Wenn er ſich keine Beſchuldigungen gegen die regelloſe und verderbliche Lebensweiſe ſeines Vaters erlaubt, ſo fühle ich doch aus allem heraus, daß ſie ihm in tiefſter Seele zuwider iſt. Daß er ſeiner frommen, ſanften Mutter eine ſchwärmeriſche Liebe widmet, hörte ich aus manchem Worte. Er ſucht ſogar heimlich ihre traurige Lage zu beſſern, indem er Stunden bei kleinen Bürgersleuten gibt, deren Ertrag er in der zarteſten Weiſe dem Haushalt zuwendet, ohne je einen Heller für ſich in Anſpruch zu nehmen. Auch für ſeine kleinern Brüder hat er eine eigenthümliche verhaltene Liebe. So trotzig und wild der Junge ausſieht, ſo ſchwillt ſein Herz doch ſtets in einem Sturm von leidenſchaftlichen Gefühlen. Freilich verbirgt er ſich nach außen hin. Er iſt ſcheu und verſchloſſen. Und daran ſind zumeiſt die traurigen Verhältniſſe des Hauſes ſchuld. Weil ſein Vater keines Anſehens genießt, glaubt er ſich auch misachtet und gemieden. Und ſo führt denn der begabte Knabe ein trauriges Daſein, auf deſſen Abänderung wohlwollende und freundliche Menſchen denken ſollten.

Die Hofräthin und die jungen Leute waren allmählich doch von Wegeler's Schilderung ergriffen und ſaßen ſchweigend in der Runde umher. Der Deutſchordensritter aber meinte: Wenn die Freundſchaft Ihnen nicht zu lebhafte Farben an die Hand gibt, ſo handelt es ſich iher allerdings um eine ganz abſonderliche Natur.

Das iſt er, ſprach der Student, ich glaube nicht zu übertreiben.

Und wie meinen Sie, daß man dem jungen Künſtler nachhelfen kann? forſchte der Graf weiter. — Vielleicht — —

Als Ludwig's Freund habe ich darüber nachgedacht, fiel ihm Wegeler ins Wort. Vor allen Dingen möchte ich Sie bitten, nicht zunächſt an materielle Unterſtützungen zu denken, denn ſie könnten den reizbaren und mistrauiſchen Geiſt eher erkälten und befremden, als ihm zur Freude gereichen. Nachdem ich geſehen habe, wie wohl ihm der Umgang eines höher ſtrebenden Menſchen thut, denn dafür halte ich mich, iſt es mir zur Gewißheit geworden, daß ihn nichts mehr fördern und höher heben würde als der Verkehr in einem gebildeten Kreiſe edler Männer und Frauen. Ich will geſtehen, daß ich hierbei hauptſächlich an das Haus unſerer vortrefflichen Wirthin gedacht habe, dem auch ich ſo vielfache Veredlung des Herzens und Geiſtes verdanke.

Aber braucht es denn dazu ſo vieler Worte? rief die Hofräthin. Bringen Sie mir doch Ihren jungen Freund.

Ich danke Ihnen, ſprach der Student, und hoffe Sie werden den Zuwachs, den dieſer junge Kreis in dem Muſiker gewinnt, nicht bereuen. Da Ihre Söhne ſelbſt die Kunſt treiben, in die auch ich mit meinem Violoncell ein wenig pfuſche, ſo werden unſere Trios und Quartette gewiß ihren Vortheil davon haben.

Aber wir müſſen doch auch daran denken, die Lage der Mutter und der kleinern Geſchwiſter zu erleichtern, erhob der Graf das Wort. Die Welt und die menſchliche Geſellſchaft ſind nun einmal in einer Weiſe eingerichtet, daß man ohne Mittel nicht leben kann.

Wenn Frau von Breuning den jungen Beethoven einmal kennen gelernt hat, meinte Wegeler, ſo hege ich die Hoffnung, daß ſie ſich vielleicht entſchließt, ihm den Unterricht des kleinen Lenz und der kleinen Lore anzuvertrauen. Die Kinder ſollen ja ohnehin bald mit den Anfangsgründen des Klaviers beginnen. Ich bin überzeugt, Ludwig wird ſeine Sache gut machen.

Wenn er mir ſonſt gefällt, ſo habe ich nichts dagegen, erwiderte die Hofräthin.

Aber ich möchte doch auch gern etwas für den jungen Künſtler thun, fiel der Graf ein. Ich liebe die Muſik über alle maßen und würde es für ein Glück halten, wenn ich einem begabten Jünger dieſer Kunſt weſentlichen Vorſchub leiſten könnte.

Dem ſteht ja nichts entgegen, rief der Student. Ich hielt es für meine Pflicht, die erſten Wege für den jungen Freund zu ebnen. Nachdem dies in wünſchenswerther Weiſe geſchehen iſt, will ich gewiß niemand abhalten, ſich in anderer Art für ſein Fortkommen zu intereſſiren. Ich bitte Sie im Gegentheil, ſich den jungen Beethoven anzuſehen. Wie die Sachen jetzt ſtehen, werde ich nicht zögern, ihn recht bald bei der Frau Hofräthin einzuführen, wo Sie ihn dann betrachten und ſein Talent prüfen mögen.

Das ſoll geſchehen, ſprach der Graf, aber ich habe mich hier bei Maitrank und Künſtlerſchickſalen ſchon über meine Zeit aufgehalten, die Dienſtpflicht ruft mich zum Kurfürſten. Nehmen Sie meinen beſten Dank für die liebenswürdige Gaſtfreundſchaft und die intereſſanten Mittheilungen. Und auch dir den beſten Dank, kleine Lore.

Er wollte ſich eben entfernen, als ein kleiner Mann in den Garten trat, der ſich durch ein paar lebendige Augen und ſehr bewegliche Züge auszeichnete und dabei in ſeinem ganzen Weſen eine entſchiedene Energie aufwies.

Ei da iſt auch der Kapellmeiſter, der Lehrer, der Profeſſor, riefen die jungen Leute.

Gut, daß Sie kommen, mein lieber Ries, übertönte ſie die Stimme Wegeler's. Legen Sie noch raſch ein Zeugniß ab: Was halten Sie von Ludwig van Beethoven?

Er iſt ein Genie, ſprach Ries. Geht er den rechten Weg und hat er Glück, ſo wird er einer der größten Meiſter ſeiner Kunſt.

Bravo! rief der Student.

Sorgen wir alſo, daß er den rechten Weg gehe und auch ein wenig Glück habe, ſchloß der Graf mit feinem Lächeln. Dann verabſchiedete er ſich in verbindlicher Weiſe bei der Hofräthin, drückte der kleinen Lore die Hand, verbeugte ſich gegen die Herren und verließ, von den Söhnen der Dame begleitet, den Garten.

Als der Gaſt und dann auch die Hofräthin mit dem Muſikdirector Franz Ries gegangen waren, brach in dem Kreiſe der Jünglinge ſofort das durch ſeine Gegenwart unterdrückte Leben deſto entfeſſelter empor. Sie ſprachen dem köſtlichen Tranke zu, jauchzten und ſangen, daß es bis an den ſpäten Abend über Fluß und Land klang. Keiner aber ſchien vergnügter als der treue Wegeler. Es war ihm eben ein ſchönes Freundſchaftswerk gelungen.

Drittes Kapitel.

Der kurfürſtliche Tenoriſt Johann van Beethoven hatte nach ſeines Vaters, des Baſſiſten und Kapellmeiſters Tode die Bonngaſſe verlaſſen und bewohnte mit ſeiner Familie ein paar beſcheidene Zimmer in dem Hauſe Nr. 934 der Rheingaſſe. In die Thür dieſes hochgegiebelten Gebäudes trat am Nachmittage des folgenden Tages der Studioſus Wegeler, durchſchritt den Gang und taſtete ſich die dunkle Treppe hinauf bis an die Wohnung, in welcher er den jungen Componiſten aufzuſuchen beabſichtigte.

Als er auf dem Flur angelangt war, wo ſich das Quartier des Sängers befand, hörte er durch die Spalte der angelehnten Thür eine Unterhaltung, die er weniger aus Neugierde als aus Beſcheidenheit nicht ſtören wollte. So hielt er die Schritte an und wurde Zeuge eines Geſpräches, das von einem Manne und einer Frau geführt wurde.

Nein, nein, ließ ſich eine ſanfte weibliche Stimme vernehmen. Ich kann das Geld nicht annehmen. Es iſt zu viel, es iſt zu viel.

Ich ſage Ihnen aber, erwiderte der Mann, daß ich eine alte Schuld löſe. Wenn ich ein tüchtiger Muſiker geworden bin, ſo verdanke ich es hauptſächlich dem alten Kapellmeiſter, Ihrem Schwiegervater. Er hat mir jahrelang Stunden im Generalbaß ertheilt und ſich unſägliche Mühe mit mir gegeben. Ich war damals ein armer Schelm und konnte ihm all die Arbeit nicht vergüten. Jetzt aber bin ich in guten Verhältniſſen, habe ein einträgliches Amt bei der Kapelle und dazu noch Stunden vollauf. Es würde mein Gewiſſen bedrücken, wenn ich nicht den frühern Verpflichtungen nachkäme. Da nun der alte Herr geſtorben iſt, ſo zahle ich natürlich die Schulden an die Nachkommen.

Wenn ſich auch alles ſo verhält, wie Sie ſagen, ſprach die Frau, ſo haben Sie mir mit der Zeit doch ſchon ſo beträchtliche Summen in das Haus gebracht, daß ſie ſicherlich die möglichen Forderungen, die der Schwiegervater an Sie haben konnte, überſteigen.

Aber Sie werden mir doch glauben, tönte die ärgerliche Antwort.

Ehe ich noch etwas von Ihnen annehme, muß ich meinen Mann fragen, erwiderte jetzt wieder die Frau mit einer tiefen Weichheit. Er muß wiſſen, ob Sie nicht zu viel thun.

Daß Sie mir nur nicht eine ſolche Thorheit beginnen, rief nun der andere. Sie wiſſen, ich will nichts mit ihm zu thun haben in dieſer Angelegenheit.

Ach Gott, ſeufzte die Frau.

Wozu ſollen wir uns etwas weismachen, ſprach darauf der Mann tröſtend. Er trägt ja all ſeinen Verdienſt in die Schenke. Sie leiden ein ſchweres Schickſal.

Und Sie wollen dieſes Schickſal durch Almoſen erleichtern, ſchluchzte ſie unter Thränen.

Kommen Sie doch nicht immer darauf zurück, ſondern vertrauen Sie mir, ermuthigte der andere.

Es wird mir zu ſchwer, nehmen Sie das Geld wieder mit, bat jetzt die Frau. Wenn der Kapellmeiſter Ihnen Unterricht ertheilt hat, ſo vergelten Sie es ja hundertfach an meinem Ludwig, der es Ihnen allein verdankt, daß er die Geige, von der er ſonſt nichts wiſſen wollte, liebt, und daß er, wie Sie ſagen, gute Fortſchritte im Spiel macht. Laſſen Sie alſo Schuld um Schuld aufgehen.

Ei, wer behauptet denn, daß ich ihm das Honorar ſchenken will, ſiel ihr der Mann ins Wort. Glauben Sie nur, ich ſchreibe jede Stunde an und nicht etwa in den Kamin, ſondern ſchwarz auf weiß gebucht. Sobald er im Stande iſt, ſoll er alles zahlen. Der Ludwig iſt ein tüchtiger Burſche und wird ſicherlich ein trefflicher Muſiker. Da bekommen Sie gute Tage und ich meinen Lohn. Aber ich muß in die Stunde. Hier liegt das Geld auf dem Tiſch und nun leben Sie wohl!

Wegeler hörte raſche Tritte im Zimmer. Er trat in eine dunkle Ecke, um den Anſchein, als habe er den Lauſcher gemacht, zu meiden. Hätte er nicht ſchon die Stimme des Redenden erkannt, ſo würde ihm der Anblick des an ihm vorbeiſtürmenden Mannes keinen Zweifel über deſſen Perſon gelaſſen haben.

Der Ries iſt doch ein trefflicher Menſch, ſprach er für ſich. Er weiß ſeine Wohlthaten in der beſten Form anzubringen. Die Muſikanten ſind in der That nicht ſo ſchlimm, wie die Welt ſie oft machen möchte.

Nach einer Weile klopfte er an die Thür und trat ein. Ludwig's Mutter barg eben etwas in der Taſche. Sie hatte noch die Thränen in den Augen und ſtellte ſich gegen das Licht, um ſie zu verbergen.

Wegeler that, als ob er nichts ſehe, und fragte nach dem Sohne.

Er iſt in der Kammer, ſprach die Frau.

Der Student ſchritt in eine Stube, die nach dem Hofe hinaus gelegen war und ein äußerſt einfaches Anſehen bot. Ein ſchlichtes Bett von rohem Holz und mit den gewöhnlichſten Einlagen ſtand in der Ecke und bewies, daß man ſich in einem Schlafzimmer befand. Dagegen zeugte ein altes Klavier, das ſeinen Platz an der Wand, und eine Geige, die auf demſelben ruhte, ſowie ein wackeliger mit Noten und Büchern belegter Tiſch dafür, daß hier zugleich ein Aſyl für muſikaliſche Arbeiten war. Ueber dem Klavier aber hing ein ſtattliches Porträt in Oel, das den alten Kapellmeiſter Ludwig van Beethoven in ſauberer und reicher Kleidung darſtellte. Außerdem waren noch manche Kupferſtiche, mit den Köpfen berühmter Tonſetzer, an den Wänden zu ſehen.

In dieſer kleinen Welt hauſte der Knabe Ludwig van Beethoven. Mit glühendem Haupte und wirren Augen ſaß er mit einem Beine auf einem alten Stuhle, indem er mit dem andern zum Aufſtehen bereit war.

Vor ihm lagen verſchiedene Notenblätter, auf die er eben in raſcher Eile eine Menge von Noten warf. Er ſchien ſo vertieft in ſeine Arbeit, daß er den eintretenden Freund nicht merkte. Wegeler ſchritt denn auch an ihm vorüber und ſetzte ſich ans Fenſter, indem er dem eigenthümlichen Gebaren des Knaben zuſchaute, der bald an das Klavier lief und dort ein paar Accorde griff, dann eine abgebrochene Tonreihe mit rauher Stimme ſang, und ſchließlich wieder an ſeinen Tiſch ging, um die gefundenen Melodien und Harmonien zu fixiren. Bei dieſer Beſchäftigung zitterte, zuckte und bebte ein eigenthümliches Feuer und Leben durch den Jungen, deſſen Beobachtung den jungen Naturforſcher in einer Art intereſſirte, daß er jede Bewegung mied und faſt den Athem anzuhalten ſuchte.

Endlich rief Ludwig: Fine! und machte einen großen Kratzfuß unter ſeine Noten.

Nun, Furioſo, was haſt du fertig gebracht? fragte der Student.

Ein Trio in Es dur für Pianoforte, Violine und Violoncell. Es iſt einer der höchſten Verſuche in der freien Schreibart und enthält ein Scherzo, etwas ganz Neues, das vielerlei Nachahmung haben wird.*)

Kennſt du auch das Sprichwort: Eigenlob — — ſprach der Student ironiſch.

Pah, erwiderte Ludwig, ſelbſt iſt der Mann. Ich weiß, was ich weiß, und ſag es auch dreiſt.

---

*) Vgl. Schindler, „Biographie von Ludwig van Beethoven“ (dritte Auflage, Münſter 1860), S. 10.

Willſt du es drucken laſſen? fragte Wegeler.

Wenn ich einen Verleger hätte, gewiß, antwortete der Knabe, aber wer wird etwas von mir nehmen? Dazu gehört ein Name. Nun, ich werde mir einen Namen machen.

Und dann wirſt du viel Geld verdienen, mein Furioſo! fügte Wegeler trocken hinzu.

Geld wie Heu, ſprach der Knabe, aber zunächſt geht es um den Ruhm.

Nun, ſo laß dein Trio doch aufführen, rief der Freund, da kommt der Ruhm geflogen.

Als ob mir das einer aufführte, lautete die trotzige Antwort. Ich bin den Leuten noch zu jung. Man lacht mich aus. Die meiſten Muſiker ſind Neidhämmel, aber es wird die Zeit kommen, wo ich ſie auslache. Du ſollſt es erleben.

So werde ich dir die Compoſition aufführen laſſen, ſagte der andere.

Wie wollteſt du das machen?

Das iſt meine Sache, ſprach Wegeler ſehr beſtimmt. Haſt du das Trio abgeſchrieben?

Die Stimmen ſind eben fertig geworden, antwortete der Componiſt.

So gib ſie mir, ermunterte der Freund; aber du mußt das Klavier ſpielen.

Mir iſt's recht, erwiderte der Knabe, indem er ihm einige Notenblätter übergab.

Noch eins, ſagte jetzt Wegeler, ich habe Ausſicht, dir in einem vornehmen Hauſe Stunden zu verſchaffen, haſt du Luſt dazu?

Gewiß, wenn mir die Leute gefallen. Wo ſoll ich ſie geben? forſchte Beethoven.

Bei einer Familie, erklärte der Student, wo du nicht allein Lohn für deine Mühe, ſondern auch Förderung und Erhebung für Geiſt und Herz finden wirſt, denn ein anregender bildender Umgang thut dir vor allem noth.

Der junge Beethoven ſah ihn mit freudigen Augen an und ſprach: Du guter Franz!

So mach' dich fertig, ordne deinen Anzug und komme mit mir, gemahnte der andere.

Wohin? fragte der etwas erſtaunte Knabe.

Folg' und vertrau' mir, erwiderte der Student, ich werde dich einen guten Weg führen.

Es ſei! ſchloß der Künſtler lachend. Dann ordnete er ſein wirres Haar, wuſch ſich in einer Ecke und zog ſeine beſten Kleider an, in denen er gleichwol noch immer ſtruppig genug ausſah. Unterdeß trat auch die Mutter in das Zimmer und fragte, wohin er gehe? Wegeler that geheimnißvoll wie vorher. Die gute Frau meinte aber, daß ſie ihm den Sohn vertrauensvoll übergeben dürfe. Dann verließen die jungen Leute das alte Haus und ſchritten durch verſchiedene Gaſſen über den Markt dem Platze zu, an welchem das ſchöne im romaniſchen Stile erbaute Münſter ſeine ſchlanken Thürme und Wölbungen in die Luft hebt.

Dieſer herrlichen Kirche quer gegenüber an der nordöſtlichen Seite des Platzes erhebt ſich ein ſtattliches Gebäude aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, das tiefer in die Häuſerreihe hineingerückt iſt und einen hofartigen Vorplatz beſitzt, der durch ein eiſernes Gitter mit einem in der Mitte eingefügten Thore geſchloſſen wird. An dieſem Thore hielt Wegeler mit ſeinem Begleiter und läutete die Glocke. Ein Bedienter kam aus dem Hauſe und öffnete. Der Student ſchritt wie ein alter Bekannter, ohne irgendwelche Erkundigungen einzuziehen, in den Hof und dann in das Haus, wo er an eine Thür klopfte und, faſt ohne ein Herein abzuwarten, eintrat, indem er den etwas ſcheuen Muſiker an der Hand hinter ſich herzog.

Da bringe ich meinen jungen Freund Ludwig van Beethoven! rief Wegeler. Und dann ſtellte er dem Knaben die Anweſenden vor. Es waren aber die Mitglieder der Familie von Breuning, nämlich die Hofräthin, ihre Söhne Stephan, Chriſtoph und Lenz und die Tochter Leonore. Die würdige Frau empfing den Neuling, dem man anſah, daß er ſich noch wenig in der Geſellſchaft bewegt hatte, mit der wohlwollendſten Freundlichkeit und ſprach die Hoffnung aus, daß er wie Wegeler ein Freund ihrer Kinder werden würde. In derſelben treuherzigen Weiſe begrüßten ihn die Kinder. Die beiden ältern Söhne, welche ihn an Jahren überragten, reichten ihm die Hand. Lenz, der ihm im Alter am nächſten ſtand, und Lore ſahen ihn aus leuchtenden Augen an. Der junge Künſtler wurde durch dieſen Empfang in der freundlichſten Weiſe berührt. War er auch wegen ſeines Klavierſpiels in dieſes oder jenes Haus gerufen worden, ſo hatte man ihn doch immer entweder als Wunderkind oder als etwas Abſonderliches betrachtet und danach behandelt. Hier fand er dagegen ein ſo rein menſchliches Verhalten, daß ſich ſein Herz freudig öffnete.

In dem großen Zimmer, das in ſeinen maſſiven Möbeln, in den an den Wänden hängenden Bildern und einem ſchönen Flügel ſowie andern muſikaliſchen Inſtrumenten die Zeichen der Wohlhabenheit ſeiner Beſitzer an den Tag legte, befanden ſich noch verſchiedene andere Perſonen, in denen Beethoven ſofort ſeinen Lehrer, den Violoniſten und Kapellmeiſter Franz Ries, und einige Mitglieder der kurfürſtlichen Kapelle erkannte, die ihn nunmehr auch bewillkommneten. In zwei Fremden ſtellte Ries, der auf dem vertrauteſten Fuß mit dem Schüler ſtand, den Violoniſten Andreas und den Violoncelliſten Bernhard Romberg vor, die ſich als Virtuoſen eines äußerſt vortheilhaften Rufes erfreuten. Mit den übrigen Anweſenden kam Ludwig vorläufig nicht in Berührung. Er hatte ihrer auch kaum Acht. Nur eine hübſche Blondine mit langen fliegenden Locken und hellen blauen Augen, die oft in leichten anmuthigen Bewegungen durch das Zimmer flog, um hier und dort etwas zu beſorgen, und ihm im Vorübergehen einen muntern Blick zublitzte, machte ihm jedesmal, wenn er ſie ſah, einen tiefen Eindruck.

Es handelte ſich in dieſer Geſellſchaft, wie ſich bald zeigte, um einige muſikaliſche Aufführungen. Abgeſehen davon, daß Frau von Breuning die Muſik als geiſt- und herzbildende Kunſt in ihrem Hauſe hegte und pflegte, ſuchte ſie auch bei ihren Söhnen den Fleiß und Ehrgeiz anzuregen, indem ſie dieſelben bei ſolchen Gelegenheiten mitwirken ließ. Der Mutter war es nicht darum zu thun, ihre Kinder zu Virtuoſen zu erziehen, denn ſie wußte, daß dazu eine ganz beſondere Begabung gehört, aber ſie wußte auch, daß zur Einſicht in das Weſen einer Kunſt nichts förderlicher iſt als eine liebevolle Beſchäftigung mit derſelben, und daß ferner jede Beſchäftigung in dieſem Sinne der allgemeinen geiſtigen Bildung zugute kommt.

Und ſo gab es denn einige Aufführungen von Quartetten und Trios, bei denen Stephan und Chriſtoph ſowie auch Wegeler, der ein wenig Violoncell ſpielte, in zweiter Reihe thätig waren, während die Mitglieder der Kapelle die erſten und ſchwierigen Stimmen ſpielten. Beethoven aber erhielt den Platz am Klavier und entledigte ſich ſeiner Aufgabe zur größten Zufriedenheit.

Nun wurde auch die anmuthige Blondine zum Vortrag einiger Lieder herangezogen. Ludwig ſollte ſie begleiten und Frau von Breuning ſtellte ſie dem jungen Muſiker als Fräulein Jeannette d'Honrath aus Köln vor. Wie faſt alle jungen Mädchen, wenn ſie zu einer muſikaliſchen Leiſtung herangezogen werden, zierte ſie ſich zuerſt eine Weile, indem ſie über eine kleine Heiſerkeit und dann über eine Gemüthsſtimmung, die nicht zum Singen paſſe, klagte, dann aber griff ſie doch nach den Liederheften und blätterte bald in dem einen, bald in dem andern die Kreuz und Quer, während ſie behauptete, dieſes liege ihr zu hoch und jenes zu tief. Endlich wollte ſie es denn doch mit einem verſuchen, das ſie ſich über den Flügel gebeugt noch einmal anſah und durchlas, wobei ihre Locken bald die Blätter, bald die Schultern des jungen Muſikers ſtreiften, und ihr Hauch durch ſeine Haare ging. In einer ſolchen Lage hatte ſich der Knabe noch nie befunden. Es wurde ihm heiß und kalt bei dieſer anmuthigen weiblichen Koketterie, die ihn wie ein neues Leben umflatterte.

Endlich begann ſie zu ſingen. Sie hatte eine ſchöne, klare Stimme, deren Töne hell und kräftig den Saal durchklangen. Auch wußte ſie der Melodie und den Worten des Dichters einen eigenthümlichen Ausdruck zu verleihen. Beethoven begleitete vortrefflich, er ſchmiegte ſich ihrem Geſang an und verſtand ſie gleicherweiſe mit ſich fortzureißen. Als das erſte Lied unter dem allgemeinen Beifall der Anweſenden beendet war, folgten ungebeten eine Reihe anderer. Von der belegten Stimme und den unpaſſenden Tonlagen war keine Rede mehr. Im Rauſche der Anerkennung verſchwanden alle Bedenklichkeiten. Das ſchöne Mädchen ließ mit lachendem Nicken einen Theil des Lobes dem trefflichen Begleiter zukommen. So ſteigerte ſich die Begeiſterung beider. Sie ſahen ſich, um das rechte Einverſtändniß zwiſchen Melodie und Accompagnement herzuſtellen, ſtets häufiger in die Augen. Dem jungen Muſiker klopfte das Herz laut auf, als ſie, ihn aus den hellen, leuchtenden Augen betrachtend, ein damals bekanntes Lied ſchloß:

Mich heute noch von dir zu trennen,
Und dieſes nicht verhindern können
Iſt zu empfindlich für mein Herz.*)

Als das Lied unter erneutem Beifalle beendet war und dem jungen Ludwig noch alles vor den Augen ſchwamm, trat Wegeler auf ihn zu und flüſterte ihm zu: Paß auf, jetzt wird dein Trio aufgeführt. Verrath' dich nicht. Keiner darf merken, daß die Arbeit von dir iſt. Ich hab' es dem Grafen von Waldſtein gegeben. Er iſt dir ſehr gewogen. Alſo mach' deine Sache gut!

---

*) Wegeler, a. a. O., S. 42 fg.

In demſelben Augenblicke trat der Graf, der erſt vor kurzem in die Geſellſchaft gekommen war, zu den Muſikern mit den Worten: Die Frau Hofräthin hat mir von Ihrer Anweſenheit in ihrem Hauſe geſagt. Nun habe ich gerade ein Trio zugeſchickt erhalten, das mir ſehr gerühmt wird. Da ich aber hier ſo vortreffliche Kräfte zuſammenfinde, ſo würde es mich außerordentlich intereſſiren, und ich glaube, daß es für Sie ſelber nicht minder intereſſant ſein wird, das Werk zu hören.

Von allen Seiten hörte man zuſtimmende Worte erſchallen, wobei zugleich die Frage nach dem Meiſter laut wurde und ſich hier und dort die Anſicht äußerte, der Graf, der in der That ein geſchickter Tonſetzer war, werde ſelber der Componiſt ſein.

Ich denke, wir laſſen den Verfaſſer vorläufig beiſeite und halten uns an das Werk, meinte Waldſtein mit feinem Lächeln. Wir wollen dann ſehen, ob wir aus der Arbeit den Künſtler erkennen.

Auch dieſer Vorſchlag fand allgemeinen Beifall. Der Graf aber bat die beiden Romberg und den kleinen Beethoven, die Aufführung zu übernehmen, welche ſich denn auch gleich zu den Inſtrumenten ſetzten und das Stück begannen, das, obgleich ſie es prima vista oder vom Blatte ſpielten, voll und gediegen zur Ausführung kam und bei den Zuhörern einen entſchieden günſtigen Eindruck machte. Beſonders das Scherzo überraſchte durch ſeine originellen und neuen Wendungen. Man ſpendete dem unbekannten Componiſten reichliches Lob.

Nun und wer iſt der Meiſter? fragte jetzt Waldſtein.

Von Haydn kann es nicht ſein, dafür iſt es zu leidenſchaftlich, ſprach der ältere Romberg.

Auch Mozart hat es nicht verfaßt, ſetzte ſein Vetter Bernhard hinzu, einige dunkle Stellen und Abſonderlichkeiten im Satze ſprechen dagegen.

Jedenfalls iſt es ein Mann, der ſeine Sache trefflich verſteht, meinte Ries.

Herr Graf, treten Sie doch aus dem beſcheidenen Dunkel hervor, wandte ſich jetzt die Hofräthin an den Deutſchordensritter.

Ja, ich will Ihnen das Räthſel löſen, ſagte der Graf. Der Componiſt des Trios iſt hier dieſer junge Ludwig van Beethoven.

Auf allen Geſichtern, mit Ausnahme von Waldſtein und Wegeler, der übrigens mit freudigen Augen auf den jungen Freund ſah, lag das offenkundigſte Erſtaunen. Die anweſenden Muſiker, ſelbſt Ries nicht ausgenommen, hatten das Anſehen, als fielen ſie aus den Wolken. Nach den erſten Ausrufungen der Verwunderung begann eine allgemeine Gratulation für den genialen Knaben, bei der die Mitglieder der Breuning'ſchen Familie die größte Herzlichkeit an den Tag legten und der ſich ſelbſt die Muſiker, wenn es auch bei dem einen oder andern mit einem gewiſſen Misbehagen geſchah, nicht entziehen konnten. Wegeler drückte den Freund an ſich. Der Graf war voller Wohlwollen und Zuvorkommenheit für den jungen Muſiker. Als ihm aber auch Jeannette d'Honrath die Hand reichte, durchzuckte ihn ein heißes Gefühl bis an das Herz hinan.

Frau von Breuning nahm in Begleitung von Wegeler den Muſiker beiſeite und fragte ihn, ob er den jüngern Kindern des Hauſes Unterricht auf dem Klavier geben wollte. Im Gefühle der Dankbarkeit für eine Familie, wo er gleich von vornherein ſo ſchöne Stunden verlebt hatte, ſagte er ſofort zu, und Lenz und Lore, die nun zu Bette gehen ſollten, wurden herbeigeholt und lächelten den jungen Lehrer vergnüglich an.

Unterdeß nahm Waldſtein den Kapellmeiſter Ries in eine Ecke des Saales und fragte: Aber warum iſt dieſer junge Menſch nicht Mitglied der Kapelle?

Ich hätte ihn längſt vorgeſchlagen, lautete die Antwort, wenn ich unſere Muſiker nicht kennte. Unter den Leuten der Harmonie iſt leider die Disharmonie zu Hauſe. Neid und Misgunſt haben kein Ziel und Ende. Was würden die alten Knaſterbärte zu der Anſtellung eines ſolchen jungen Fants ſagen? Er wäre ſeines Lebens nicht ſicher.

Das wollen wir doch einmal ſehen, rief der Graf. Der Junge iſt koſtbar. Er wiegt ihrer ein Dutzend auf. Ich werde mit dem Kurfürſten reden.

Die Geſellſchaft ſammelte ſich nun um einen großen Tiſch, auf dem ein einfaches Mahl bereitet war, und blieb noch lange in heiterer Stimmung beiſammen. Ludwig ſaß mit funkelnden Augen neben Jeannette d'Honrath. Viele Worte ſtanden ihm freilich nicht zu Gebote. Als endlich aufgebrochen wurde, taumelte er voller Glück und froher Hoffnung für die Zukunft neben Wegeler nach Hauſe.

Viertes Kapitel.

Der junge Beethoven war in der Breuning'ſchen Familie bald wie Kind im Hauſe. Die Stunden, welche er Lenz und Lore gab, und die ihm, da ſowol der Knabe wie das Mädchen Talent und Luſt an den Tag legten, Freude machten, führten ihn faſt jeden Tag in die Wohnung am Münſterplatze. Da für den Unterricht aber der ſpäte Nachmittag gewählt war, ſo blieb er nachher auch gewöhnlich den Abend, wo ſich die verſchiedenen Mitglieder des Hauſes im Familienzimmer verſammelten und je nach den Umſtänden ernſte oder heitere Dinge trieben.

Was die ernſten Seiten angeht, ſo öffneten ſich hier dem jugendlichen Künſtler mancherlei neue Geſichtspunkte. Als Gegengabe für ſeine muſikaliſchen Leiſtungen erhielt er durch die jungen Akademiker, denen ſich Wegeler mit ſeiner Strebſamkeit und vielſeitigen Bildung anſchloß, manche Einſichten in Literatur und Wiſſenſchaft, welche nicht wenig zu ſeiner geiſtigen Förderung beitrugen. Als

Grundlage der damaligen Bildung galt die Kenntniß des Alterthums. Da Ludwig nun nicht im Stande war, die Schriftſteller der Vorzeit in der Urſprache zu leſen, ſo ſorgten ſeine Freunde, daß er ihre Werke wenigſtens in der Ueberſetzung kennen lernte, die denn auch nicht ſelten gemeinſchaftlich vorgeleſen wurden. Welche Freude eröffneten ihm aber die Irrfahrten des klugen Odyſſeus, die der alte Vater Homer ſo herrlich beſungen hat und die damals ſchon in der ſchönen Ueberſetzung von Voß vorlagen! Wie erhoben und begeiſterten ihn ferner die Lebensbeſchreibungen der großen Männer, deren Hiſtoriker der treffliche Plutarch geworden iſt, und die ihm mit einem male als nachahmungswürdige Vorbilder auftauchten! Er lernte ſchon damals die Bücher kennen und lieben, die ſpäter die Begleiter ſeines ganzen Lebens geworden ſind. Aber auch in die gleichzeitige Literatur des Vaterlandes, die ſich mit einem male zu einer vollen ungeahnten Blüte erſchloß, wurden reiche Blicke gewonnen, denn die junge Leute beſchäftigten ſich mit Leſſing, Klopſtock, Herder und Goethe, deſſen Stern bereits ſtrahlend aufgegangen war. Wegeler ſowie Stephan und Chriſtoph von Breuning verſuchten ſich dabei ſelbſt in Gedichten, die ſie ſich gegenſeitig mittheilten und zu denen Ludwig mitunter Melodien lieferte. So fehlte es denn nicht an mannichfachen Anregungen.

Daß auch Scherz und Spiel nicht verbannt war, wie es die unbeſorgte Jugend liebt, welche noch wenig vom Ernſt des Lebens kennt, brauchen wir wol nicht zu ſagen. Und es kennt auch jeder ihre Art und Weiſe, denn Scherz und Spiel haben allerwärts den gleichen

Zuſchnitt. Sie ſind koſtbar für den, der hineinverwickelt iſt, und gleichgültig für den, der ſie von fern anſchaut. Aber es bildeten ſich im Breuning'ſchen Hauſe auch Verhältniſſe, die über die gewöhnlichen Dinge jugendlicher Geſelligkeit hinausgingen. Die jungen Herzen befanden ſich nämlich in dieſer Zeit in keiner geringen Aufregung. Den Grund und die Urſache zu vielfachen Gemüthsbewegungen gab aber niemand anders als Jeannette d'Honrath. Außer Wegeler waren eigentlich die Jünglinge und Knaben ſämmtlich angebrannt. Und das konnte allerdings nicht zu verwunderlich ſein. Das Mädchen glänzte durch eine friſchentblühte anmuthvolle Schönheit, durch einen überaus muntern und heitern Geiſt, wie durch Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit des Weſens. Freilich war ſie verhältnißmäßig viel zu alt für die jungen Burſchen. Aber wer von ihnen dachte an die große Hauptſache, die dem Knaben, deſſen Herz zu pochen beginnt, eine geringfügige Nebenſache iſt? Faſt jedes junge männliche Herz beginnt mit einer Leidenſchaft, deren Gegenſtand eigentlich nur ruhige mütterliche Gefühle zu dem ſtürmiſchen, heftigen Liebhaber hat. So mochte es auch hier ſein. Jeannette hatte aber zugleich eine kleine Neigung zur Koketterie. Da ſie merkte, daß die Akademiker Stephan und Chriſtoph, der Gymnaſiaſt Lenz und der Muſikus Beethoven ihr zugethan ſeien, ſo hielt ſie alle in Athem, gab dem einen und andern ein gutes Wort und Beethoven ſüße Lieder mit ſchmachtenden Blicken:

Mich heute noch von dir zu trennen,
Und dieſes nicht verhindern können
Iſt zu empfindlich für mein Herz.

Nun hatte ſie dem Jüngling-Knaben auch eines Abends zugeflüſtert, daß ſie die Hoffnung hege, er werde ihr doch auch bald einmal ein Lied von ſeiner Compoſition bringen, welches ſie ihm dann ſo ſchön wie möglich vorſingen wolle. Ludwig war hochroth im Geſicht geworden. So ſehr ihn aber der Auftrag beglückte und entzückte, ſo beſtand ſeine Antwort doch nur in einigen unartikulirten Tönen, welche die lächelnde Jeannette indeß vollkommen gut verſtand.

Schon am folgenden Tage ſchleppte Beethoven, der gerade nicht über eine große Bibliothek zu gebieten hatte, ſich aus dem Breuning'ſchen Hauſe und der Wegeler'ſchen Studirſtube ſo viele poetiſche Bücher zuſammen, als er nur auftreiben konnte. Er hatte nämlich die Abſicht, in denſelben irgendein Gedicht zu ſuchen, welches die leidenſchaftliche Erregung ſeines Herzens widerſpiegelte, und welchem er ein leidenſchaftliches muſikaliſches Kleid geben wollte, um auf dieſe Weiſe dem Mädchen ſeine Gefühle zu offenbaren.

Und ſo blätterte er denn mit emſigem Fleiße in den verſchiedenen Gedichtſammlungen. Aber die Sache ging nicht ſo leicht von ſtatten, wie er gedacht hatte. Er konnte den Drang ſeiner ſtürmiſchen Gedanken in keinem einzigen Liede wiederfinden. Die meiſten waren ihm zu flau und nichtsſagend. Andere, in welchen ein Anklang an ſeine Gefühle hauchte, paßten nicht zu der Lage, in welcher er ſich befand. Er fing an, höchſt verdrießlich über die deutſchen Dichter zu werden, von denen kein einziger ihm eine zweckmäßige Unterlage für ſeine Compoſition bot.

Da trat plötzlich Stephan von Breuning in ſeine Stube. So lieb der Freund auch Beethoven geworden war, ſo empfand er doch in dieſem Augenblick ſeine Gegenwart als eine Störung und zeigte wenig Luſt, mit ihm anzubinden. Aber auch Stephan ſchien einigermaßen befangen. Die erſte Begrüßung wollte ihm nicht recht flott über die Lippen.

Guten Tag, Beethoven, ſprach er mit halber Stimme.

Was gibt's? fragte Ludwig.

Ich kam gerade des Weges, lautete die ſtotternde Antwort, da wollte ich einmal nach dir ſehen.

Der Muſiker gab keinen Beſcheid und blätterte in dem Buche, das vor ihm auf dem Tiſche lag, weiter.

Eine kleine Pauſe folgte, in der Stephan auf und ab im Zimmer ging und ſich die Bilder betrachtete. Dann fragte er: Wer iſt der Mann, den das Porträt über dem Klavier vorſtellt?

Ludwig that, als ob er nichts höre, und träumte über ſeinen Gedichten.

Du ſcheinſt ja in ſehr ernſte Studien vertieft, meinte der Student. Was ſuchſt du? Kann ich dir vielleicht helfen?

Blitz und Donner! rief jetzt der Tonkünſtler und warf das Buch in eine Ecke. Was die Poeten doch für dumme Kerls ſind. Da ſitze ich nun ſchon ſtundenlang und ſuche mir ein Gedicht für die Compoſition, ohne daß ich drei vernünftige Strophen zu finden vermag. Es iſt ein Jammer um die verdorbene Zeit.

Vielleicht kann ich dir ein paſſendes Gedicht geben, rief jetzt Stephan mit einem leiſen Erröthen.

Laß ſehen, entgegnete Ludwig.

Du könnteſt mir ſogar einen Gefallen damit thun, — — wenn du mir eine Melodie zu dem Texte machen wollteſt, fuhr der junge Breuning muthiger, aber noch immer ſtotternd fort. — Das Gedicht iſt von einem Freunde von mir — — einem Akademiker — — der in ein hübſches Mädchen verliebt iſt. — — Er möchte ihr damit eine Erklärung machen. — — Willſt du vielleicht?

So laß doch ſehen, rief Beethoven aus.

Ich darf es nicht aus den Händen geben — — der Freund hat es verboten — — aber ich will es dir vorleſen.

So lies meinetwegen.

Stephan nahm ein Papier aus der Taſche und erhob die befangene Stimme:

Du pochſt ſo heiß, du junges Herz,
O Herz, was ſoll das geben?
Du biſt voll Luſt, du biſt voll Schmerz,
O Herz, welch neues Leben!

Das thut, ein blaues Augenpaar,
Ein Mund in roſ'gen Wangen
Und helles, blondes Lockenhaar,
Die halten mich gefangen.

Ach, ſchüttelt ſie die Locken licht
Und blitzt ſie mit den Augen,
Wenn ſie aus ſüßen Lippen ſpricht,
Da will kein Fliehen taugen.

Du pochſt ſo heiß, du junges Herz,
O Herz, was ſoll das geben?
Du biſt voll Luſt, du biſt voll Schmerz,
O Herz, welch neues Leben!

Als er geendet hatte, ſprang Beethoven auf und rief: Junge, das iſt juſt, was ich ſuche. Ich will es componiren. Gib her.

Ich darf es nicht ausliefern, aber ich will es dir abſchreiben, ſprach Stephan.

So nimm Feder und Tinte, fiel ihm der Freund in das Wort und reichte ihm die Schreibmaterialien.

Beethoven war ſo vergnügt in dem Gedanken, das richtige Lied zu beſitzen, daß es ihm gar nicht einfiel, Stephan könne ſelbſt der Dichter und ſeine Erzählung nur eine leere Ausflucht ſein. Daß der Freund auch für Jeannette ſchwärme, lag ihm vollends fern. Die erſte Liebe denkt überhaupt nur an ſich ſelber. Als er das Lied auf dem Papiere erblickte, nahm er es, legte es in eine Mappe und rieb ſich vergnügt die Hände, indem er ausrief: Vortrefflich, vortrefflich, du biſt ein kapitaler Junge!

Und wann ſoll ich mir die Compoſition holen? fragte jetzt Stephan.

Morgen früh, erwiderte Ludwig, deſſen Weſen mit einem male ganz verändert war. Aber jetzt nimm Platz. Laß uns plaudern, denn da ich des leidigen Suchens in den Büchern überhoben bin, habe ich Zeit vollauf. Du wollteſt ja wiſſen, wen das Porträt vorſtellt?

In dieſem Augenblicke traten auch Chriſtoph und Lenz mit Wegeler ein. Stephan hatte einen Spaziergang mit ihnen gemacht und war ihnen entronnen, um, wie er ſagte, einen Augenblick beim Furioſo vorzuſprechen.

Beethoven ließ ſich durch die Ankommenden nicht ſtören und rief, nach dem Bildniß zeigend: Nicht wahr, ein ſtattlicher Mann. Es war mein Großvater. Leider iſt er uns zu früh entriſſen worden. Er ſtarb, als ich drei Jahre alt war, aber ich habe die vollſte und reinſte Erinnerung an ihn und denke ſeiner alle Tage. Seine Stimme iſt noch in meinem Ohr und der Glanz ſeiner Blicke iſt noch in meinen Augen. Wie herzlich konnte er mit dem Enkel lachen, ſcherzen und ſpielen! Ich beſaß ſein ganzes Herz! Außer von meiner Mutter habe ich von keinem Menſchen das Gefühl der Liebe ſo lebendig empfunden wie von ihm. Und er war auch ein tüchtiger Mann, der einen wackern Lebenslauf hinter ſich hatte, und durch ſich ſelbſt aus einem Sänger zum Kapellmeiſter wurde. Ich will ihm nachſtreben mein ganzes Leben lang. Das Bild iſt mir unendlich lieb. Ich vertauſche es nicht mit der ſchönſten Galerie. Wenn das Haus abbrennte, ſtürzte ich durch die Flammen, um das Bildniß meines Großvaters zu retten.

Der Knabe ſah ganz begeiſtert aus und hatte in dieſem Augenblicke gewiſſermaßen ein impoſantes Anſehen.

Wegeler reichte ihm die Hand und rief: Furioſo, du biſt ein tüchtiger Kerl.

Die jungen Leute plauderten noch eine Weile über eins und das andere und forderten Ludwig auf, ſie nach Hauſe zu begleiten, wozu auch die Mutter, welche mittlerweile hereingetreten war, ihn anſpornte, weil er ſich ohnedies zu wenig Bewegung in friſcher Luft machte. Der Sohn lehnte aber alle dieſe Lockungen entſchieden ab, indem er vorgab, er müſſe noch eine dringende Arbeit beendigen.

Die Freunde entfernten ſich von Frau Beethoven begleitet. Der Muſiker ſetzte ſich an das Klavier, auf deſſen Pult er das Lied gelegt hatte, und phantaſirte lange Zeit. Dann brachte er die Compoſition, die ſich allmählich entwickelt hatte, auf das Papier.

Als Stephan von Breuning am andern Morgen wieder in die Stube trat, übergab der Freund ihm eine Abſchrift des fertigen Liedes. Der Akademiker dankte und bat ihn, die Geſchichte von dem Schüler, der das Lied gemacht habe, und dem Mädchen, das dieſer Schüler liebe, niemand zu erzählen. Als Ludwig ihm das Verſprechen gegeben hatte, verließ er das Haus.

Am Nachmittage aber begab ſich der junge Muſiker mit einer ſaubern Rolle, die gleichfalls eine Abſchrift des Liedes enthielt, auf den Weg nach der Breuning'ſchen Wohnung. Sein Herz klopfte hoch auf, denn er hatte keine andere Abſicht, als die Compoſition der ſchönen Jeannette d'Honrath zu übergeben. Da er ſie aber allein zu treffen wünſchte, ſo wählte er eine Stunde, in welcher ſeine Freunde gewöhnlich die Collegien zu beſuchen pflegten.

Als er die Klingel zog, kam es ihm vor, als hörte er im Innern des Hauſes die Melodie ſeines Liedes ertönen. Aber der Lärm der Straße hinderte ein ſcharfes Lauſchen. Auch erſchien der Bediente ſofort, um zu öffnen. Auf dem Flur horchte er von neuem, aber alles war ſtill. So mochte denn ſeine Vermuthung auf einer Gehörtäuſchung beruhen. Er klopfte an die Thür des Wohnzimmers und ſah im Eintreten Jeannette, die am Klavier ſaß und ein Notenblatt fortlegte. Sie war allein. Beſſer konnte er es nicht treffen.

Mit vollendet knabenhafter Scheuheit ſtapfte er nun in die Nähe des anmuthigen Mädchens und übergab mit denſelben unartikulirten Tönen, unter denen er den Auftrag zu dem Liede in Empfang genommen hatte, die Rolle. Jeannette nahm und entfaltete ſie und fand auf dem Titel die Worte: „Lied, componirt und Fräulein Jeannette d'Honrath zugeeignet von Ludwig van Beethoven."

Das Mädchen las den Titel und ſchaute in die Noten. Dann knixte es mit eigenthümlich ſpöttiſchem Lächeln ſeinen Dank.

Aber niemand zeigen! ſtotterte der Knabe verlegen.

Gewiß nicht, betheuerte Jeannette.

Wollen Sie es nicht verſuchen? fragte Beethoven.

Mit dem größten Vergnügen!

Sie legte das Blatt auf und ſtellte ſich an das Inſtrument. Der Muſiker nahm Platz auf dem davorſtehenden Stuhle und präludirte. Dann nickte er ihr mit dem Kopfe und ſie ſang das Lied, als hätte ſie es ſchon hundertmal geſungen. Beethoven lauſchte mit Wonne den Tönen, die dem reizenden Munde entquollen. So ſchön hatte er ſie ſich ſelber nicht gedacht.

Du pochſt ſo heiß, du junges Herz,
O Herz, was ſoll das geben?
Du biſt voll Luſt, du biſt voll Schmerz,
O Herz, welch neues Leben!

Das thut, ein blaues Augenpaar,
Ein Mund in roſ'gen Wangen,
Ein helles, blondes Lockenhaar,
— — — — — — — —

Plötzlich verwirrte ſie ſich in den Tönen und ſchüttelte ihre Locken, dann brach ſie in ein helles Lachen aus und lief ſpornſtreichs zur Thür, die ſie hinter ſich zuwarf.

Was war das? Ludwig ſprang auf und ſah ſich nach allen Seiten um, damit er die Urſache dieſes jähen Zwiſchenfalles erblicke. Hatte ſich im Zimmer etwas Komiſches begeben? Er befand ſich ganz allein. War auf der Straße etwas paſſirt? Er ſchaute vergeblich zum Fenſter hinaus, um einen auffälligen Vorgang zu entdecken. Auch im Hauſe vermochte er nichts Abſonderliches zu erlauſchen. Er ging an das Klavier zurück. Dort fiel ſein Blick von ungefähr auf das Blatt, welches Jeannette beiſeite gelegt hatte. Er nahm es in die Hand. Seine Augen erſtarrten, ſein Haar ſträubte ſich. Es war ſein Lied von anderer Hand geſchrieben und trug, als er endlich näher zuſah, die Dedication: „Lied, gedichtet und Fräulein Jeannette d'Honrath gewidmet von Stephan von Breuning.“

Das Räthſel war gelöſt. Er griff nach ſeiner Mütze und eilte voller Wuth und Entſetzen aus dem Hauſe, das er ſich in dieſem Augenblicke nie mehr zu betreten vornahm. Auf der Straße begegneten ihm Stephan und Chriſtoph, die eben aus der Vorleſung heimkehrten. Er maß den erſten mit einem wilden Blicke und ſtürzte vorüber. Wahrſcheinlich hatte er unbewußterweiſe das Gefühl, daß er zu Hauſe keine Ruhe finden würde. So lief er aus dem Thore, wie er oft zu thun pflegte, wenn ſein Gemüth aufgeſtürmt war, rannte quer durch das Feld nach den Bergen, die ſich hinter Poppelsdorf erſtrecken, und vertiefte ſich dort in Buſch und Wald. Zerriſſene Gedanken durchflatterten ihm das Haupt. Er klagte Jeannette an, daß ſie ihn verſpottet habe. Aber Stephan hatte es doch noch ſchlimmer gemacht. Von ihm war er mit Lug und Trug umſtrickt worden. Warum verſchwieg ihm der falſche Freund, daß er ſelber das Lied gedichtet, daß er Jeannette liebe und es ihr in der Compoſition übergeben wolle? Welcher Verſtoß gegen alle Offenheit! Hätte der junge Freund die Wahrheit geſagt, ſo würde er ihm ja die Muſik nicht geweigert haben. Ja, er wäre ſelber in edelmüthiger Freundſchaft zurückgetreten. Jetzt konnte nichts mehr wie Kampf und Streit zwiſchen ihnen ſein. Er ſchwor dem ruchloſen Geſellen ewigen Haß. Und dieſen Haß übertrug er auf das Breuning'ſche Haus, wo man ihn nur angezogen hatte, um ihn zu verſpotten und zu verhöhnen. So erſann er ſich in kindiſcher Verſtocktheit eine Reihe von falſchen Schlüſſen, deren Reſultat ſchließlich darauf hinausging, daß er ſich abmühte, Jeannette wiederum zu entſchuldigen. Nachdem Stephan ihm mit der Ueberreichung des Liedes zuvorgekommen war, konnte ſie ja nicht anders als über die zweite Ueberreichung lachen. Vielleicht hatte ſie ſogar über Stephan gelacht. Welcher jugendliche Geliebte ſucht nicht den Gegenſtand ſeiner jungen Liebe immer wieder in das hellſte Licht zu ſtellen?

Es begann ſchon dunkel zu werden, als er in ſeine älterliche Wohnung zurückkehrte. So ſehr ihm auch das Haupt von wirren Gefühlen und Entſchlüſſen ſauſte, ſo hatte er doch bald allen Anlaß, ſich mit andern Gedanken zu beſchäftigen; denn als er in das Wohnzimmer trat, fand er ſeine Mutter in hellen Thränen. Er konnte aber die gute Frau, die ihm nichts wie Liebe und Güte in ſeine jugendlichen Tage gewebt hatte, nicht weinen ſehen. So ſehr er auch daran gewöhnt war, ſie bei der unglücklichen Leidenſchaft des Vaters, die dem Hauſe faſt ununterbrochen Leid und Kummer brachte, in Trübſal und Verwirrung zu gewahren, ſo gab ihm doch jede erneute Scene dieſer Art einen Stich ins Herz.

Mutter, Mutter, was haſt du? rief er aus, indem er ſie heftig umfaßte.

Sie antwortete nicht, ſondern wies mit der Hand nach der Stube des Sohnes, in welcher derſelbe jetzt ein Hämmern und Krachen vernahm.

Ludwig eilte durch die Thür und ſtand alsbald in ſeinem Zimmer. Staunen und Schrecken ergriffen ihn, denn er ſah dort einen Mann, in dem er den Beſitzer der benachbarten Schenke Zum Karpfen erkannte, mit Hammer und Zange beſchäftigt, das Bild ſeines Großvaters, welches er den Freunden erſt geſtern mit dem gerechteſten Stolze gezeigt hatte, von der Wand zu löſen.

Zuerſt konnte er vor Entrüſtung keine Worte finden. Dann rief er: Was geht hier vor?

Der Wirth drehte ſich einen Augenblick um und maß mit einem verächtlichen Blicke den kecken Sprecher, dann fuhr er ruhig in ſeinem Werke fort, indem er ſagte: Was hier vorgeht? Nun, der junge Herr ſieht es ja! Ich hole mir das Bild!

Wer hat Euch die Erlaubniß gegeben?

Ich bin zwar dem Burſchen keine Rechenſchaft ſchuldig, lautete die Antwort, aber auf ein paar Worte mehr oder weniger kommt es nicht an. Der Herr Tenoriſt Johann van Beethoven hat mir das Bild verpfändet. Nun will er auch wol wiſſen, wie das zugegangen iſt? Auch damit kann ich aufwarten. Von dem Herrn Papa iſt nach und nach ein großes Loch in meinen Keller getrunken worden, und da er mich trotz aller Mahnungen im Guten nicht bezahlt, ſo muß ich mich im Böſen bezahlt machen. Sintemal aber kein Geld in der Kaſſe iſt, ſo bin ich gezwungen, mich mit Geldeswerth zu entſchädigen. Es iſt noch eine Gnade von mir, daß ich nicht den Plunder von Möbeln auf den Markt bringen und dort verſteigern laſſe. Drum nehm' ich das Bild als Pfand, das ich nicht etwa für ein gutes Stück halte, von dem ich aber denke, daß es noch zuerſt eingelöſt werde, weil es doch eine Schande wäre, wenn ein Sohn das Porträt ſeines Vaters in fremden Händen ließe.

Ich leid' es nicht, ich leid' es nicht, rief jetzt der junge Menſch in aufflammendem Zorn.

Soll ich etwa den Gerichtsboten ſchicken und Betten und Tiſche und Stühle und Küchengeräthe holen laſſen? fragte der Wirth in ſpöttiſchem Tone.

Ihr werdet mir das Bild nicht forttragen, ſchrie der Knabe aufs neue.

Er hatte in der That die Abſicht, ſich auf den Wirth, der eben ſeine Arbeit vollendete und das Gemälde in der Hand hielt, zu ſtürzen, als ſeine Mutter, die ihm gefolgt war, ihn zurückhielt, indem ſie laut klagend ausrief: Ludwig, Ludwig, was thuſt du? Laß ihn, laß ihn, damit nicht noch größeres Unglück über uns komme.

Dieſe bittenden, klagenden Töne der ſanften, milden und doch leidenſchaftlichen Stimme, in denen ſich das Unglück mit der Sorge für den Sohn ſeltſam verbanden, übten eine zauberhafte Wirkung auf den Knaben aus. Die ſtarren Züge Ludwig's milderten ſich, ſein blitzendes Auge wurde ruhig, ſeine ſich ſträubenden Haare ſanken zurück. Er fiel ſeiner Mutter weinend in die Arme, während der harte Gläubiger ſeine Beute von dannen trug. Der gegenſeitige Schmerz löſte ſich erſt allmählich in leiſer werdendem Schluchzen verklingend und fand Ruhe in dem ſichern Bewußtſein treuer unveränderlicher Liebe.

Fünftes Kapitel.

So wenig Frau von Breuning es ſich auch merken ließ, ſo hatte ſie doch für alles, was in ihrem Hauſe vorging, ein ſehr ſcharfes Auge. Dies war aber noch in erhöhtem Maße der Fall, wenn es ſich um Angelegenheiten handelte, welche ihre Angehörigen betrafen. Nun ſtrebte ſie freilich dahin, ſich die Herzen ihrer Kinder offen zu halten, was ihr auch, da ſie nie eine zu große Strenge oder gar Schroffheit zeigte, in der Regel vollſtändig gelang. Es kommen indeß Zeiten im Jugendleben, wo es in der Natur des Menſchen liegt, daß er ſich verſchließt und heimlich thut. Wer weiß nicht, daß hier jene Tage gemeint ſind, wo der Knabe ſich zum Jüngling und wo das Märchen ſich zur Jungfrau entwickelt. Tritt einmal die junge Liebe im Herzen auf, ſo iſt es ihr Weſen, daß ſie ſich in ein ſcheues Geheimniß hüllt.

Die Hofräthin war auf dieſe Zeit vorbereitet und hatte ſich gerüſtet, ſie bei ihren Söhnen gehörig zu überwachen. Was ſie nicht ſelber beobachten und belauſchen konnte, das ſuchte ſie auf anderm Wege in Erfahrung zu bringen. Und hier war ihr der junge Wegeler von dem weſentlichſten Nutzen. Als ihre Söhne ihn vor Jahren zu fröhlichen Spielen ins Haus brachten, hatte ihr der Knabe ſofort einen günſtigen Eindruck gemacht, und ſie war trotzdem, daß er einem geringeren Stande entſproſſen war, bemüht geweſen, ihn an ihr Haus zu feſſeln, denn er erſchien klug, verſtändig und zeigte ein braves gerades Herz. Nach und nach wurde ſie ihm ſogar eine mütterliche Freundin, die er über alles fragte, was ihn betraf, und die ihm mit Rath und That zur Seite ſtand. Was Wunder, daß er ihr über alle maßen zugethan war. Zugleich aber beſprach ſie mit ihm das Wohl ihrer Kinder, als erhole ſie ſich Raths bei ſeiner Einſicht, was auch in gewiſſer Art der Fall war, denn er ſtand etwas höher im Alter und hatte überdies mehr Lebenserfahrung als Stephan und Chriſtoph. Da er nun die Freundſchaft der Breuning'ſchen Söhne beſaß und um alle ihre Geheimniſſe wußte, ſo diente er in dieſer Beziehung der beſorgten Mutter oft als vermittelndes Organ bei der Erziehung.

Und ſo hatte ſie denn auch bald heraus, daß etwas im Hauſe vorgefallen ſei, was nicht in der Ordnung war. Sie merkte einestheils Stephan's Befangenheit, anderntheils ſchien es ihr auffällig, daß Beethoven plötzlich ſeine Stunden ausſetzte und ſich auch ſonſt nicht blicken ließ. Wegeler wurde ins Gebet genommen. Er lockte Stephan's Geheimniß heraus und theilte es der Mutter mit. Die Mutter ſprach mit Jeannette, die den Vorfall wie ein geſetztes Frauenzimmer, das den Knaben eine

Lection geben wollte, ganz offen und harmlos behandelte und darüber lachte. Dann redete die Mutter aber mit dem Sohne, als habe ſie die Sache von Jeannette, und meinte, er ſolle ſich doch keine Einbildungen in den Kopf ſetzen, denn das Mädchen ſpiele nur mit ihm und halte ihn im Punkte der Leidenſchaft ſchließlich doch für einen unreifen Schulbuben, über deſſen Ideen man ſich ungeſtraft luſtig machen könne, worüber denn der Jüngling, der ſich ſchon Wunders was dünkte, ſo erzürnt wurde, daß er ſeine erſte Liebe für ewig abſchwor und von dieſem Augenblicke an Jeannette keines Blickes mehr würdigte.

Durch die Unterredung mit Jeannette hatte die Hofräthin natürlich auch Beethoven's erſte leidenſchaftliche Aufwallungen kennen gelernt. So lächerlich die Sache an ſich war, ſo hielt ſie doch ſchon ſo viel auf den jungen Trotzkopf, daß ſie ihm ihre Leitung nicht gern entziehen wollte, wie ſie denn überhaupt edeln weiblichen Gefühlen folgte. Es handelte ſich alſo darum, die vorhandenen Unebenheiten auszugleichen und die frühern angenehmen Verhältniſſe wieder zurückzuführen. Auch hier mußte ihr Wegeler als Mittelsmann dienen. Nach einer längern Unterhaltung ſagte ſie ihm: Holen Sie den Jungen wieder ins Haus, denn er verdient unſere Theilnahme. So ſind nun einmal die Künſtlernaturen: Er hat einen Raptus.

Der Geſandte begab ſich, da Jeannette in dieſen Tagen zu ihren Aeltern nach Köln zurückkehrte, auf den Weg zu dem jungen Muſiker, indem er lächelnd in die Worte ausbrach: O irascibile genus poetarum! (O zornmuthiges Geſchlecht der Künſtler.)

Als er in Ludwig's Zimmer trat, blickte dieſer ihn mit einer düſtern und höchſt ernſten Miene an.

Nun, du haſt wieder einen Raptus, Furioſo? fragte der Freund.

Keine Antwort erfolgte.

Du biſt mir ein ſauberer Geſelle, erhob nun Wegeler das Wort. Ich biete dir meine Freundſchaft, du nimmſt ſie mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit an, wir ſchwören uns auf dem Rheine einen Bund fürs Leben, und ich meine, es iſt nun keine Heimlichkeit und Verſchloſſenheit, ſondern reine, gerade, offene Wahrheit zwiſchen uns. Kaum aber ſind einige Wochen darüber hingegangen, ſo haſt du wieder alles vergeſſen, du thuſt nicht allein fremd, als hätten wir uns lebenslang nicht geſehen, du machſt mir ſogar ein entſchieden feindliches Geſicht.

Ludwig ſah ihn erſtaunt an und fragte mit einer gewiſſen Verlegenheit: Wie ſo?

Wie ſo? fiel der andere ein, das iſt gerade die Frage, die ich dir zu ſtellen habe. Ich meide dich nicht, ich gehe dir nicht aus dem Wege, ich zeige dir kein übelwollendes Weſen. Gerade umgekehrt thuſt du alles gegen mich. Alſo friſch heraus, was haſt du, damit ich ſehe, ob wir uns gänzlich ſcheiden oder wieder zuſammenkommen können.

Dieſe derbe und entſchiedene Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht, zumal das freimüthige Weſen Wegeler's ſein inneres Wohlwollen offenbarte. Gleichwol ſchämte ſich Ludwig, den Vorfall mit Jeannette, aus dem ſein Zorn gegen Stephan von Breuning und das ganze Haus entſtanden war, zu erzählen. So wies er denn mit der Hand nach der leeren Stelle, auf welcher das Bild ſeines Großvaters gehangen hatte, und berichtete in abgebrochenen Sätzen den unangenehmen Vorfall.

Als Wegeler ihn mit ernſter Theilnahme angehört hatte, ſprach er: Das iſt in der That eine traurige Geſchichte. Aber du thuſt ſehr unrecht, wenn du darüber den Kopf verlierſt. Iſt dir der Beſitz des verehrten Gemäldes wirklich ſo viel werth, wie du ſagſt, dann thuſt du doppelt unrecht, in nutzloſer Unthätigkeit darüber zu brüten. Wäre ich an deiner Stelle, ſo würde es mein Beſtreben ſein, das Bild ſobald als möglich wieder zurückzuerwerben.

Aber wie iſt das möglich? fragte der Muſiker.

Wie iſt das möglich? rief der Freund. Das nenn' ich eine praktiſche Frage. Durch Fleiß und Thätigkeit! Du ſprichſt ja gerade, als verdienteſt du noch kein Geld. Ich bin leider kein Kröſus, der dir mit Schätzen aushelfen kann. Wer weiß übrigens, ob ich es thäte, wenn ich ein reicher Mann wäre. Es iſt gar keine ſo üble Sache, wenn man ſich um das Leben mühen muß. Alſo ſuche dir etwas von deinen Unterrichtshonoraren zu ſparen. Ich will mit dir zum Wirthe gehen und ihm verſchlagen, daß er gegen die ſpätere Rückgabe des Bildes Abſchlagszahlungen annimmt.

Ludwig's Züge leuchteten auf. So weit hatte er nicht gedacht. Dann ſagte er: Ich ſehe doch, daß du es gut meinſt.

Freilich mußt du es dann aber anders einrichten wie jetzt, fuhr der Student fort. Wenn du auf der faulen Haut liegſt und Grillen fängſt, ſo wirſt du ſchlecht ans Ziel kommen. Ich höre, daß du ſeit einigen Tagen keine Stunden mehr gibſt. Warum läſſeſt du dich nicht mehr bei Breunings ſehen?

Der Muſiker blickte ſcheu beiſeite.

Ich muß mich ja vor den Leuten ſchämen, ſprach Wegeler. Auf deine Freundſchaftsverſicherungen bauend, habe ich dich dort als meinen Freund eingeführt. Was mögen ſie von mir und meinen Anſichten über ein ſolches Verhältniß denken! Wie werden ſie mich nach meinen Freundſchaften abſchätzen! Wer etwas übernimmt, der hat auch die Pflicht, es durchzuführen.

Ich kann nicht mehr in das Haus gehen, ſprach Beethoven, indem er über und über erröthete.

Ei, was iſt denn los? fragte Wegeler, als wäre er aus den Wolken gefallen.

Das kann ich nicht ſagen.

Dann muß es ja ein entſetzliches Ereigniß ſein.

So iſt es.

Und du weigerſt mir die Mittheilung?

Ich weigere ſie.

Nun, ſprach Wegeler mit kaltem Tone und erhob ſich von ſeinem Stuhle, ich ſehe, daß wir nicht zuſammen paſſen. Deine Freundſchaftsverſicherungen waren nichts wie leerer Wind. Wir wollen unſern Bund löſen. Mag es dir wohl gehen.

Damit wandte er ſich zur Thür.

Der Muſiker ſprang auf und ſprach: Halt und höre!

Ich will mich nicht in dein Vertrauen drängen, rief der Student. Nur eine freiwillige Mittheilung — —

Aber ich rede ja aus freiem Willen, rief Ludwig.

Wegeler nahm aufs neue Platz und ſah den jungen Menſchen ernſthaft forſchend an. Theilweiſe machte es ihm Vergnügen, daß derſelbe mit ſchweren Worten nach der Darſtellung des Ereigniſſes rang, theilweiſe aber hatte er auch einen Erziehungspunkt im Auge. Er wollte Beethoven reden laſſen, dieſer aber ſtotterte nun ſeine Begegnung mit Jeannette heraus, indem er ſchließlich die heftigſten Anſchuldigungen auf Stephan von Breuning warf.

Alſo das iſt die Mordgeſchichte? ſprach der Student, nachdem der Muſiker geendet hatte. Das weiß ich ja alles.

Warum läßt du mich denn erzählen? rief Ludwig mit einer neuen Aufwallung von Zorn.

Aus verſchiedenen Gründen, lautete die Antwort. Zunächſt, damit du dich übſt, offen gegen einen Freund zu ſein, und dann, damit du die Sache, die dir das Herz mit Groll füllt, aus dem Herzen ſprichſt. Sag' ſelbſt, ob du dich jetzt, nachdem du gebeichtet haſt, nicht leichter fühlſt.

Beethoven konnte es nicht verneinen. Du magſt recht haben, ſprach er, aber hat ſich Stephan nicht ſchändlich benommen?

Wo iſt denn die Schändlichkeit? rief Wegeler erſtaunt. In der That, ich ſehe bei ihm nicht im mindeſten ein Verbrechen, wie ich es bei dir nicht ſehe. Mich dünkt, der eine iſt ſo ſchuldig oder ſo unſchuldig wie der andere. Du ſpürſt etwas von Neigung zu dem jungen Mädchen, er gleichfalls. Er macht dich nicht zu ſeinem Vertrauten, du ihn nicht, was euch beiden freiſteht. Er erzählt dir eine fingirte Geſchichte, die ihn ſelbſt betrifft, die er aber einem andern aufbürdet, du erzählſt ihm gar keine Geſchichte. Er liefert dir ein Gedicht, du lieferſt ihm die Muſik dazu. Ich finde, ihr ſteht euch in dieſen Thatſachen ganz gleich.

Aber er hat mich lächerlich gemacht, fuhr Beethoven auf, indem er mir zuvorkam.

Wäreſt du ihm zuvorgekommen, ſo hätteſt du ihn lächerlich gemacht, ſprach Wegeler. Hier hat nur der Zufall geſpielt. Uebrigens habt ihr euch alle beide lächerlich gemacht, der eine etwas früher, der andere etwas ſpäter. Wie könnt ihr edle Jünglinge, die ihr euch erſt eine Stellung im Leben gewinnen müßt, an Liebeleien denken? Das iſt die wahre Lächerlichkeit von der Sache.

Beethoven ſah verſchämt vor ſich.

Und nun will ich dir noch etwas ſagen, fuhr Wegeler fort, was dir beweiſen wird, daß Stephan doch kein ſo ſchändlicher Menſch, ſondern ein viel beſſerer Freund iſt wie du, denn ich habe die ganze Geſchichte von ihm ſelber, und zwar hat er mir ſie unaufgefordert erzählt.

Ludwig ſah ihn groß an.

Ich will dir deine Heimlichkeit indeß nicht länger vorhalten, ſprach der Freund, du wirſt dich beſſern. Jetzt aber mach dich fertig und komm mit zu Breunings.

Beethoven ging zweifelhaft im Zimmer auf und ab. Dann fragte er: Und iſt Stephan mir nicht böſe?

Dazu hat er nicht die geringſte Urſache, lautete die Antwort. Er wird dir wie früher die Hand reichen, jedes andere Verfahren wäre ja auch Unſinn. Uebrigens hat er auch ſeine thörichte Leidenſchaft zu Jeannetten, die zudem heimgekehrt iſt, darangegeben.

Sie iſt heimgekehrt und er hat ſie darangegeben? rief der Muſiker, dem eine neue Hoffnung aufflackerte.

Vollſtändig, bekräftigte der Student.

Und die Hofräthin? weiß ſie —, fragte Ludwig.

Sie hat beſſere Dinge zu thun, als ſich um eure Dummheiten zu kümmern. Du wirſt alles beim alten finden, warf Wegeler leicht hin.

So will ich mit dir gehen, ſprach Beethoven und begann ſofort ſeine Kleider in Ordnung zu bringen, dann rief er plötzlich in einer leidenſchaftlichen Erregung aus: In was für einem abſcheulichen Bilde haſt du mich mir jetzt gezeigt. O, ich erkenne es, ich verdiene deine Freundſchaft nicht.*)

Und er brach in helle Thränen aus, warf die Kleider auf die Erde und wollte wieder zu Hauſe bleiben.

Wegeler hatte alle Mühe, den neuen leidenſchaftlichen Ausbruch zu beruhigen. Erſt allmählich gelang es ſeiner Ueberredungskunſt, den Freund zum Mitgehen zu bewegen.

Es war gegen Abend, als ſie das Breuning'ſche Haus betraten, wo ſie die Mutter mit ihren Kindern in gewohnter Weiſe im Familienzimmer verſammelt trafen. Beethoven war voller Befangenheit, die ſich aber bald legte, weil er das frühere herzliche Entgegenkommen fand. Stephan, der dem Ankömmling ſofort die Hand zum Gruß geboten hatte, bemühte ſich, ihm mit doppelter

---

*) Wegeler, a. a. O., S. 32.

Freundlichkeit zu begegnen. Und ſo entflogen ihm denn alle Zweifel über die Böswilligkeit, die allerdings auch nur in ſeinem eigenen mistrauiſchen Gemüthe als ein nichtiges Geſpenſterbild entſtanden war. Es wurde wieder geplaudert und geſcherzt wie früher, man las ſich ſchöne Stellen aus edeln Schriftſtellern vor, und man hatte nun auch eben zu muſiciren angefangen. Beethoven ſaß am Klavier, um, den Bitten der Anweſenden folgend, eine freie Phantaſie, wie er ſie ſchon damals in überraſchender Art vortrug, ertönen zu laſſen, da trat der Graf von Waldſtein raſch in die Thür und rief, nachdem er ſich gegen Frau von Breuning verbeugt hatte: Nur nichts Trauriges heute, ich bitte um etwas recht Fröhliches, denn ich bin ſehr munter geſtimmt.

So geben Sie mir ein Thema, ſprach Beethoven.

Nun, dann variiren Sie mir Mozart's „Treibt der Champagner das Blut erſt im Kreiſe“.

Ludwig griff muthig in die Taſten und ließ die wilden bacchantiſchen Töne dieſer Melodie des üppigſten Lebensrauſches unendlich friſch und muthig erklingen, und als er fertig war, da wiederholte er ſie in den kühnſten Variationen, ſodaß ein Meer von vollen prächtigen Tönen durch den Raum auf- und niederwogte.

Vortrefflich, vortrefflich, junger Meiſter, rief der Graf, als er geendet hatte. Dafür ſollen Sie aber auch eine Belohnung haben, die Ihnen, wie ich hoffe, Freude machen wird.

Und zugleich griff er in eine Seitentaſche ſeines Rockes und zog einen großen Brief hervor, den er dem jungen Muſiker überreichte.

Beethoven betrachtete das Papier. Die Adreſſe auf der einen Seite trug ſeinen Namen, auf der andern erblickte er ein mächtiges Siegel. Aber einen ſo großen Brief hatte er kaum geſehen, geſchweige denn erhalten. Er lächelte verlegen und wußte nicht, was er damit anfangen ſollte.

So öffnen Sie doch, ermunterte der Graf.

Der Muſiker ſah ihn von neuem ungläubig an. Faſt vermuthete er einen Scherz und wollte die Schrift zurückgeben.

So laſſen Sie die Frau Hofräthin öffnen, ſprach der Deutſchordensritter.

Zugleich nahm er den Brief und überreichte ihr Frau von Breuning.

Soll ich? fragte die Dame den Muſiker.

Thun Sie es, erwiderte dieſer.

Sie erbrach nunmehr das Couvert, indem ſie ſprach: Das iſt ja das kurfürſtliche Siegel.

Dann entwickelte ſie ein Blatt, unter dem gleichfalls ein großes Siegel ſtand, und las:

„Wir Maxmilian Franz von Gottes Gnaden Kurfürſt und Erzbiſchof von Köln p. p. ernennen durch dieſe Urkunde den Muſiker Ludwig van Beethoven zu unſerm Hoforganiſten — — — —“

Die Anweſenden ſahen ſich ſtaunend an.

Der Jüngling wußte nicht, wie ihm war. Es wurde ihm ganz taumelig im Haupte.

Alle ſchwiegen.

Ja, es iſt ſo, rief der Graf, ich bin erfreut, ſagen zu dürfen, daß ich zu dieſem Entſchluß mitgeholfen habe.

Und dann nahm er das Blatt ſelbſt in die Hand und las die ganze Urkunde, die wir hier in ihren herkömmlichen Formen nicht mitzutheilen brauchen, vor.

Darauf reichte er Beethoven die Hand, um ihm zu gratuliren. Dieſer ergriff ſie leidenſchaftlich. Heiße Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Er hatte in der Fülle ſeiner Gefühle bei den Glückwünſchen der übrigen Anweſenden kein Wort. Er ſtand ſtarr und ſtumm.

Plötzlich ergriff er das Papier und rief: Dank, tauſend Dank! und ſtürzte ohne ſeinen Hut zu nehmen die Thür hinaus.

Was mag er vorhaben? fragte der Graf.

Er hat wieder einen Raptus, lächelte die Hofräthin.

Ohne Zweifel will er zu ſeiner Mutter, ſprach Wegeler. Er wird der armen guten Frau ihren Kummer durch die fröhliche Botſchaft erleichtern wollen. Ich eile ihm nach, fügte er hinzu und nahm Beethoven's Hut, der noch auf einem Stuhle lag.

So bringen Sie ihn, wenn es möglich iſt, nachher in den Zehrgarten, rief Waldſtein dem Davoneilenden nach.

So ſehr Wegeler ſich auch beeilte, war er doch nicht im Stande, den Flüchtling einzuholen. Er fand ihn erſt in ſeiner Wohnung. Dort lag er an der Bruſt der Mutter, welcher er eben ſein Glück mitgetheilt hatte.

Der armen Frau lieſen die Thränen über die Wangen.

Aber warum weinſt du denn noch, Mutter? rief der Sohn heftig, lache doch, lache doch! Es iſt ja jetzt alles gut. Wir ſind aus unſerer Noth und aus unſerm

Elende. Jetzt kann ich dir und den Brüdern helfen. Jetzt kommen gute Tage.

Gott ſegne dich, du guter, guter Sohn! rief ſie und lächelte durch Thränen und drückte ihn an ſich und legte die Hände wie zum Segen auf ſein dunkles Haar.

Wegeler konnte ſich der Rührung nicht enthalten. Er blieb eine Weile ungeſehen in der Thür ſtehen. Als Mutter und Sohn ſich endlich beruhigten, trat er ein und erhielt auch ſeinen Dank, weil er Ludwig in das Breuning'ſche Haus geführt und ihn auf dieſe Weiſe mit dem Grafen Waldſtein, ſeinem Wohlthäter, bekannt gemacht hatte.

Ich muß dieſe Anerkennung ablehnen, rief der Student, der eine muntere Stimmung hervorrufen wollte. Unſer Furioſo verdankt ſeine Anſtellung ſeinem Talente, das ihn hoffentlich noch zu andern Würden und Ehren leiten wird. Aber hier, fuhr er den Hut in die Höhe haltend fort, er hat ſeinen Hut zurückgelaſſen, den bringe ich eben. Es wundert mich, daß er nicht auch den Kopf verloren hat, den ich wol nicht ſo leicht zurückgebracht hätte.

Ja, ſo iſt es, ſprach die Mutter, ihren Sohn aufs neue an ſich drückend.

Was liegt an dem Hut? fiel Ludwig ein.

An dem Hute liegt viel, ſcherzte der Student, denn du mußt heute Abend noch in Geſellſchaft. Man kann wol ohne Kopf, aber nie ohne Hut zu anſtändigen Leuten gehen.

Ich bleibe bei meiner Mutter, rief der Sohn.

Darüber ſoll Frau Beethoven entſcheiden, wandte

Wegeler ein. Der Graf von Waldſtein wünſcht nämlich, daß ich ihn mit in den Zehrgarten bringe.

Wenn der Graf es wünſcht, ſo mußt du gehen, ermahnte ihn die Mutter.

Und ſo ward es denn auch beſchloſſen. Die jungen Leute begaben ſich nach einer Weile auf den Weg.

„Zum Zehrgarten“ hieß in der damaligen Zeit und heißt noch jetzt eine auf dem Markt zu Bonn gelegene Schenke, die, wenn man vom Schloſſe kommt, zur linken Hand ſteht und eine alterthümliche Fronte mit einer Thür und drei Fenſtern hat. Iſt man eingetreten, ſo erſtreckt ſich rechts eine lange, ſchmale Stube, an welche ſich nach dem Hofe hin noch eine kleine anſchließt. Beide ſtanden voll von Tiſchen, an welchen ſich die gebildetſten Leute der Stadt abends bei einem Glaſe Wein zu verſammeln pflegten. Alle Stände waren hier gleichmäßig vertreten, denn die humaniſtiſchen Anſchauungen jener Tage hatten die Unterſchiede zwiſchen hoch und niedrig, arm und reich in einem ungleich höhern Grade verbannt, als es heutzutage der Fall iſt. Hier ſaßen die erſten Hofcavaliere und Beamte neben den Kaufleuten und Bürgern, und die Lehrer der Akademie neben den Muſikern, die an der Kapelle, und neben den Sängern, die an der Bühne angeſtellt waren. Zugleich fehlte es nie an einer Schar von heitern Geiſtlichen, die ſich hinter ihrem Schoppen Bleichart, den man in ihrem Stande am Rheine für beſonders zuträglich hält, vergnügten. Dabei gab es in dieſem Hauſe ſtets Scherz, Heiterkeit, Lachen bei einem unbefangenen und anregenden Geſpräche, das nie ausging und wozu die Wirthin, Frau Koch, die ſtets für einen guten Keller und eine ſchmackhafte Küche ſorgte, ſowie ihre allerliebſte kleine Tochter Barbara, welche die Gäſte bedienen half, nicht wenig beitrugen. Ueberhaupt fand der einheimiſche und auswärtige Gaſt in dieſer Schenke eine wahrhaft rheiniſche Muſterwirthſchaft.

Nach der Thür des Zehrgartens lenkten nun die beiden jungen Leute ihre Schritte. Ludwig machte große Augen, als er in die Gaſtſtube trat, denn es war das erſte mal, daß er ein Weinhaus beſuchte. Auf der einen Seite fühlte er ſich durch den Eintritt in den Raum den Jahren der Männlichkeit näher gerückt, auf der andern Seite konnte er eine gewiſſe Scheu nicht bewältigen. Aber auch verſchiedene Stammgäſte machten große Augen, denn es wollte dieſem und jenem nicht billig ſcheinen, daß ein ſo junger Burſche, der überdies von einem gerade nicht ſehr angeſehenen Vater abſtammte, ſchon das Wirthshaus betrete. Da ihm aber der ſchon anweſende Graf von Waldſtein entgegenging und ihn an ſeine Seite nahm, ſo verſtummte ſofort aller Tadel. Der Deutſchordensritter führte den neuen Organiſten an den Tiſch, an dem die Mitglieder der Bühne und Kapelle ſaßen, ließ ihn dort mit Wegeler Platz nehmen und beſtellte eine Flaſche Champagner, indem er ihm zurief: „Treibt der Champagner das Blut erſt im Kreiſe, dann gibt's ein Leben herrlich und ſchön.“

Zu der Tafelrunde, in welcher ſie ſich befanden, gehörte Ries, der Kapellmeiſter, der Ludwig freundlich begrüßte, dann aber auch der Sänger Keller, der nebſt einigen andern Muſikern dem jungen Menſchen keinen Blick gönnte, weil ſie es ihrer künſtleriſchen Stellung nicht für angemeſſen erachteten, mit einem Grünling der Muſik anzubinden. Außerdem hatten ſie auch wol vernommen, daß der Graf von Waldſtein ihn beſchütze, und fühlten deshalb einen kleinen Neid auf den bartloſen Knaben. Der Deutſchordensritter bemerkte nicht ohne eine gewiſſe ſchelmiſche Freude das ſeltſame Gebaren dieſer Jünger der edeln Frau Muſika.

Als deshalb der Wein perlend in den hohen Spitzgläſern funkelte, ſagte er zu den Herren: Ich will Ihnen eine Neuigkeit mittheilen. Sie haben einen Collegen erhalten und ich denke, Sie trinken mit mir auf ſein Wohl. Der neuangeſtellte Organiſt ſoll leben!

Die Anweſenden beeilten ſich, mit dem Lieblinge des Kurfürſten anzuſtoßen, indem die meiſten den kleinen Beethoven wieder gründlich überſahen.

Alſo wir haben einen neuen Organiſten, fragte Ries. Wer iſt es?

Seine kurfürſtliche Hoheit werden ſicher einen gewiegten und würdigen Mann angeſtellt haben, bekräftigte Keller.

O, das unterliegt keinem Zweifel, fügten einige andere hinzu.

Darf man denn nach der Perſönlichkeit fragen, Herr Graf? forſchte jetzt Keller.

Hier ſehen Sie ihn, ſprach Waldſtein, es iſt Ludwig van Beethoven.

Man konnte nicht leicht einen verſchiedenartigern Ausdruck in den Geſichtern ſehen, als es in dieſem Augenblicke an dem muſikaliſchen Tiſche der Fall war. Nur Ries ſprang vor Freude auf und umarmte ſeinen Schüler mit den Zeichen der aufrichtigſten Freude. Auch einige andere gutmüthige und phlegmatiſche Mitglieder der Kapelle ſchienen kein Arg bei der Anſtellung zu haben, die meiſten aber zeigten bitterböſe Mienen. Der eine wurde blaß, der andere roth, dieſer machte ein langes, jener ein knolliges Geſicht, der eine ſah ſauer, der andere mindeſtens ſüßſauer drein. Rings erſcholl es: So, ſo! Ei, ei!

Keller ſchaute nach der Wirthshausuhr und ſprach: Es iſt Zeit, ein Sänger muß ſeine Stimme ſchonen, und ging von dannen. Dieſer folgte unter dem Vorwande, daß ſeine Frau ihn erwarte, jener, daß er noch in eine andere Geſellſchaft müſſe. Andere hatten andere Ausflüchte. Es dauerte nicht lange, ſo war der Tiſch leer.

Die Kunde von der Anſtellung eines funfzehnjährigen Knaben war unterdeß auch zu den übrigen Gruppen des Raumes gedrungen und erregte überall die lebhafteſte Verwunderung, die ſich je nach den Leuten wieder ſehr verſchiedenartig äußerte. Die Philiſter ſprachen ſich misbilligend über die überſtürzenden Umwälzungen der neuen Zeit aus. Die Freunde eines friſchen Lebens, wie es jene Tage zeigten, waren voll Vergnügen, daß das Talent ſich Bahn breche und daß die Perrükenwirthſchaft für immer ein Ende nehme. Frau Koch begrüßte den jungen Ludwig und erzählte ihm, daß ſein Großvater oft in ihrem Hauſe geweſen ſei. Zugleich bat ſie ihn, ihrem Töchterchen, das den jungen Löwen des Tages aus ſeinen ſchönen Augen neugierig anſchaute, Stunden im Klavierſpielen zu geben, worauf er auch ſofort einging.

Und ſo ſaßen denn der Graf, Ries, Wegeler und Beethoven noch lange fröhlich beiſammen.

Als ſie ſchieden, fühlte ſich der junge Muſiker mächtig in das Leben gewachſen, und als er ſich zu Bett gelegt hatte, ſchwebte ihm auch Jeannettens Bild wieder vor. Er ſtellte ſich die Frage, was ſie jetzt wol von ihm, dem kurfürſtlichen Organiſten, ſagen werde?

Sechstes Kapitel.

Solange Menſchen leben und miteinander verkehren, hat es Parteien unter ihnen gegeben, von denen die religiöſen, ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Fragen in verſchiedener Art und Weiſe angeſchaut und behandelt wurden. Die einen ſind die Anhänger der Vergangenheit, die andern die Kämpfer der Zukunft. Man nennt die erſten auch conſervativ, die andern liberal. Je nachdem die kirchlichen oder ſtaatlichen Dinge bei dieſen Streitigkeiten in den Vordergrund traten, ſind ihnen noch viele andere Namen beigelegt worden, die auch wiederum nach den Zeiten und Völkern wechſeln. Wer hat nicht von Deiſten, Pantheiſten und Atheiſten auf dem Felde der Religion und von Altgläubigen und Proteſtanten im Gebiete der Kirchen gehört? Wer kennt nicht die Royaliſten und Ariſtokraten, ſowie die Conſtitutionellen, Demokraten und Republikaner in Sachen der Regierungsformen? Wer hörte nicht von den Vertheidigern der Standesunterſchiede und den Socialiſten und Communiſten in

Angelegenheiten der Geſellſchaft? Und wie viel andere Bezeichnungen gibt es nicht für ähnliche Beſtrebungen!

In den Tagen, von denen wir erzählen, herrſchte aber gerade ein Streit zwiſchen den Anhängern des Alten und des Neuen, der mit Heftigkeit und Erbitterung von beiden Seiten geführt wurde. Der Grund ſolcher Kämpfe beruht zumeiſt in faulen und verrotteten Weltzuſtänden, in denen der Geiſt der freien Forſchung auftritt und eine ſcharfe Kritik ausübt. Seine Führer ſind anfänglich gewiſſermaßen philoſophiſch und theoretiſch. Je verwirrter und verkommener aber die Welt iſt, deſto größer wird ihr praktiſcher Erfolg. Die Zuchtloſigkeit der in despotiſchen Formen erſtarrten alten Welt verſchaffte dem Chriſtenthume einen ſo glänzenden und raſchen Erfolg. Als ſich im funfzehnten Jahrhundert eine Menge von Misbräuchen in der Kirche feſtgeſetzt hatte, waren für die Reformation alle Wege geöffnet, ſodaß ſie wenigſtens bei den germaniſchen Völkern eine umfangreiche Theilnahme gewann. Ueberall aber hatte der Streit mit der philoſophiſchen Kritik angefangen, die auf den Forſchungen der Humaniſten beruhte, welche die neue freie Forſchung ſeltſamerweiſe aus dem Alterthume entnahmen, gegen welche das Chriſtenthum den Sieg erfochten hatte. In England waren mit den kirchlichen Kämpfen die ſtaatlichen zuſammengefallen. Die freien Formen des dortigen Lebens leiſteten den Philoſophen und ihrer weitern Forſchung mächtigen Vorſchub. Sie lehrten den Deismus und ſogar den Atheismus. An ſie ſchloß ſich die philoſophiſche Schule der Franzoſen des vorigen Jahrhunderts. In jenem Lande lag ungeheuerer

Stoff für die Kritik, zumal was die politiſchen Verhältniſſe anging, deren Grundſatz das bourboniſche Wort „l'état c'est moi" war. So despotiſch der Hof indeſſen auch an der Spitze aller Angelegenheiten ſtand, ſo hatte er doch Reſpect vor dem esprit. Der esprit war damals Mode. Man ließ ihn mit einer eigenthümlichen Galanterie gewähren, indem er beſchäftigt war, den freilich in ſich unterhöhlten Thron zu untergraben und zu ſtürzen. Die Leute des Abſolutismus hielten ſich mit ihrer Gottesgnadentheorie für unfehlbar und ewig.

Wie die Engländer auf die Franzoſen gewirkt hatten, ſo wirkten die Franzoſen auf die ganze Welt. Voltaire, Montesquieu, Diderot und J. J. Rouſſeau wurden überall geleſen und ſtudirt. Es war eben Brauch. Je höher die Lebenskreiſe lagen, deſto mehr hielt man ſich für verpflichtet, dieſe brillanten Schriftſteller, die in aller Munde lebten, zu berückſichtigen. Seltſame Gegenſätze! Die Fürſten regierten despotiſch, ſie hielten Hofhaltungen mit unermeßlichem Luxus, bauten Schlöſſer von koloſſalen Dimenſionen, alles nach dem Beiſpiele der Bourbonen, und zugleich laſen ſie die Bücher, in denen die Gedanken keimten, welche dieſes überſchwengliche Daſein zerſtören ſollten. In Italien und Spanien fanden die Ideen der ſogenannten Schule der franzöſiſchen Encyklopädiſten, wie ſie nach ihrem philoſophiſchen Lexikon genannt wurde, Eingang. Katharina von Rußland ward eine Freundin dieſer Philoſophen. Und auch in Deutſchland bekannte ſich deſſen größter Fürſt, Friedrich der Große, der als Staatsmann und Kriegsheld im allerhöchſten Anſehen ſtand, zu den Ideen jener Männer.

Und alle andern deutſchen Dynaſten, ob ſie nun Könige waren wie der preußiſche Herrſcher, oder Kurfürſten, Fürſten, Herzoge, Reichsgrafen und Reichsbarone, folgten der Strömung der Zeit. Neben Friedrich dem Großen übte ſpäter Kaiſer Joſeph II. den weiteſten Einfluß, der mit einem male die großartigſten Neuerungen begann, indem er die Macht der Geiſtlichkeit beſchränkte, deren Uebergriffe in ſtaatliche und ſociale Verhältniſſe er hemmte, deren Güter er zum Theil einzog und von denen er verſchiedene Genoſſenſchaften ſogar verbannte. In gleicher Weiſe änderte er den langſamen Gang der Gerichtsbarkeit, führte er ein anderes Steuerweſen ein, nach dem die größten Laſten nicht mehr auf dem gemeinen Mann ruhen ſollten, und demüthigte er den ſtolzen Adel, indem er Ahnen und Wappen für mäßige Preiſe verkaufte und ſich der liebenswürdigſten Bürgerfreundlichkeit befliß. Freilich zeigte er in all dieſen Beſtrebungen, die ſicherlich aus einem guten Herzen kamen, eine allzu große Haſt und Eile. Bei einem Volke, das für ſolche Reformen nicht vorbereitet iſt, können ähnliche Ueberſtürzungen nur ein ſchlimmes Ende nehmen. Joſeph II. machte aber, wie Friedrich der Große ſehr geiſtreich bemerkte, immer den zweiten Schritt, bevor er den erſten gemacht hatte. Die Reaction blieb nicht aus. Jeder Fortſchritt mußte für ihn einen Rückſchritt nach ſich ziehen. Wenn er auch an die Freiheit gedacht hatte, ſo hatte er ſie doch als Despot behandelt. Aber auch die Despoten der Freiheit taugen nicht. Widerruf folgte auf Widerruf. Er ſtarb am gebrochenen Herzen.

Selbſt die geiſtlichen Fürſten, die in den Kurſtaaten Mainz, Trier und Köln ſaßen, konnten ſich der allgemeinen und ſogenannten Aufklärung nicht entziehen. Sie machten alle Neuerungen mit, die ſie nur eben mitmachen konnten. Es wurden ſogar Proteſtanten zu den verſchiedenſten Aemtern verwandt. Georg Forſter, der Naturforſcher, war damals Profeſſor und Wilhelm Heinſe, der Dichter, Vorleſer des Kurfürſten von Mainz. Aehnliche Verhältniſſe fanden ſich am kurtrierſchen Hofe zu Koblenz. Zu Bonn aber führte Max Franz das kurkölniſche Scepter. Und Max Franz war ein Bruder Joſeph's II. Er hatte deſſen Neuerungen in Oeſterreich mit eigenen Augen angeſehen und den lebhafteſten Antheil an denſelben genommen. Aber auch ohnedies hätte ihn der Gang der damaligen Ereigniſſe auf dieſelbe Bahn gebracht. Da er nun außerdem in jungen Jahren mit friſchem muthigen Herzen an die Regierung kam, ſo fehlte es nicht an Veränderungen im Staatsweſen. Freilich ging er nicht mit dem maßloſen Ungeſtüm ſeines kaiſerlichen Bruders vor. Er gehörte nicht zu den Encyklopädiſten und Illuminaten, aber er war von der Humanität, welche trotz allen andern Auswüchſen das ſchönſte Wahrzeichen jener Zeit iſt, ganz und gar durchdrungen. In dieſem Sinne ſorgte er für Verbeſſerungen im Gerichtsweſen; dann führte er eine redliche und ſparſame Verwaltung der Finanzen ein. In einem ſeiner Briefe findet ſich die Stelle: „Es mögen ſich die drei geiſtlichen Kurfürſten mit Hintanſetzung der bis hierhin gehabten Prachtemulation auf eine ihrem geiſtlichen Stande und

Einkünften angemeſſene eingeſchränkte Haushaltung einrichten.“ Und dann ſpricht er ſich dagegen aus, daß ſeine Collegen, um den Königen ähnlich zu ſein, mit den Ihrigen alle Einkünfte verpraſſen. An einer andern Stelle ſagt er: „Ich bin feſt entſchloſſen, keine Land und Leuten verderbliche Schulden zu machen, ſondern vielmehr nach Maßgabe der Einkünfte ſtets meine Ausgaben einzuſchränken.“ Während er auf der einen Seite ſparte, ſuchte er auf der andern die Einkünfte des Landes zu heben, indem er der Induſtrie, dem Handel und dem Landbau allen Vorſchub leiſtete und Bürgern und Bauern die größte Achtung ſchenkte. Der Fleißigſte und Redlichſte galt ihm auch als der beſte Mann. Von dem Adel, der in leeren Formen beſtand und nicht auch das Herz auf der rechten Stelle hatte, mochte er wie Kaiſer Joſeph nichts wiſſen. Das alte Feudalthum mit ſeinen Anmaßungen war ihm eine Lächerlichkeit. Der Kunſt und Wiſſenſchaft bewies er ſich als ein eifriger Förderer mit ſtets offenen Händen, wie dies einerſeits ſeine Kapelle, in der er treffliche Muſiker, und andererſeits die Akademie, in der er ausgezeichnete Profeſſoren beſaß, deutlich bewieſen. Dieſen Männern ließ er aber ſtets die menſchenfreundlichſte Behandlung angedeihen. Der beſte Beweis, daß es ihm in geiſtigen Dingen ernſt war, liegt wol in dem Umſtande, daß er die im zweiten Stocke des Rathhauſes befindliche Leſegeſellſchaft täglich beſuchte. Er war übrigens auch die Seele ſeines Staats. Im Staatsrath führte er den Vorſitz, nahm Einſicht in alle Gerichts- und Verwaltungsſachen und hatte für den geringſten ſeiner Unterthanen in täglichen Audienzen ein offenes Ohr.*)

Daß ein Geiſt, der überall im Sinne der neuern Zeit ſelbſtthätig auftrat, auch eine neue Bildung heraufbeſchwören würde, ließ ſich mit Recht vermuthen. In der That wendete Max Franz eine vorzügliche Aufmerkſamkeit auf die Lehranſtalten. Bekanntlich befand ſich die Landesuniverſität ſeit langen Jahrhunderten in Köln. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert hatten an ihr Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Duns Scotus gelehrt. Damals ward ſie als eine Leuchte des Wiſſens geprieſen. Im ſechzehnten Jahrhundert aber ſaßen an ihr jene Männer, gegen die Ulrich von Hutten und ſeine Genoſſen die „Epistolae obscurorum virorum“, d. h. „Briefe der Dunkelmänner“, richteten. Seit jenen Tagen hatte ſich die Univerſität der alten heiligen Stadt ſtets den Ruf der ſtrengſten Orthodoxie erhalten. Sie war faſt kirchlicher wie der Papſt. Dieſer Geiſt paßte nun wenig zu dem Weſen der jungen Zeit, das auch am kurfürſtlichen Hofe ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Unter dem Vorwande, daß die höhere Schulanſtalt eingeſchläfert ſei, die Wiſſenſchaft nicht mit der nöthigen Energie treibe, auch keine ausgezeichneten Lehrer mehr beſitze, die anweſenden Profeſſoren aber ſich meiſt in nichtige und erfolgloſe Zänkereien verlören, weshalb denn die Jugend des Stiftes vielfach andere Hochſchulen Deutſchlands beſuche, hatte ſchon Max Friedrich im Jahre

---

*) Vgl. Dr. L. Ennen, „Frankreich und der Niederrhein“, Bd. 2, Kap. 19.

1777 eine Akademie geſtiftet, die aus einer philoſophiſchen, einer juriſtiſchen und einer theologiſchen Facultät beſtand und ſpäter auch eine mediciniſche erhielt. Die Fundationen der Anſtalt wurden aus den Gütern der 1773 aufgehobenen Jeſuiten gebildet. Außerdem forderte man die Klöſter auf, entweder lehrfähige Männer anzuſtellen oder deren Unterhalt zu beſtreiten. Gegen dieſe letzten Punkte trat der Klerus auf, der mit der kölner Univerſität hielt. Die Sache kam an den Reichshofrath in Wien. Dieſer gab dem Kurfürſten recht, der nunmehr am 13. März 1784 bei Kaiſer Joſeph um ein Univerſitätsdiplom einkam. Allein Max Friedrich ſtarb einen Monat nachher am 15. April.

Max Franz war der Erbe dieſes Gedankens und ſuchte ihn ſofort nach ſeinem Regierungsantritt auszuführen. Nachdem die Beſtätigungsurkunde der bonner Hochſchule von Wien eingetroffen war, ließ der neue Kurfürſt ſich angelegen ſein, von allen Seiten her ausgezeichnete Lehrer nach Bonn zu berufen, was ihm auch in erwünſchter Weiſe gelang. Als Curator der neuen Hochſchule war ein Freiherr Spiegel zum Deſenberg beſtellt. Der Senat wurde gewählt. Es ergingen Einladungen an die meiſten deutſchen Univerſitäten, die ſofort auch Deputationen zu ſenden verſprachen. Nur Köln hatte ſich in biſſigen Redensarten, aus denen verhaltener Haß und Neid gegen die neue Rivalin hervorging, entſchuldigt. Zum Tage der Einweihung wurde nunmehr der 20. November 1786 beſtimmt.

Für die kurfürſtliche Reſidenzſtadt und ihre Bewohner war dieſer Tag ein großes Ereigniß. Man hatte monatelang von der neuen Univerſität geredet, von welcher man ſich die mannichfachſten Vortheile verſprach. Und ſo ließ es auch die Bürgerſchaft nicht an großartigen Vorbereitungen fehlen. Während der ganzen Woche, welche dem feierlichen Tage vorherging, wurde in allen Häuſern gefegt und geputzt, gekocht und gebraten, geſchmückt und geziert bis auf die Außenſeite der Wohnungen hin, die mit Guirlanden von Tannengrün und Teppichen behängt erſchienen, denn man erwartete von allen Seiten her eine Menge von eingeladenen und angeſagten Gäſten. So zeigte ſich Bonn denn am Vorabende des Feſtes in einer wahrhaft pomphaften und glänzenden Stattlichkeit, denn nun wurden auch aus den Giebelfenſtern Fahnen herausgelaſſen, die luſtig in die Gaſſen flatterten. Auf dem Markte aber hatte der Rath und die Bürger Bonns eine gewaltige Ehrenpforte errichtet, die reichlich mit Sinnbildern und Inſchriften verziert war. Und nun begannen auch alle Glocken in den Thürmen der Kirchen ein mächtiges Geläute, und die Studirenden brachten mit klingender Muſik dem edeln Kurfürſten, den Profeſſoren und den im Laufe des Tages eingetroffenen hohen Fremden einen prächtigen Fackelzug.*)

An dieſer Feierlichkeit nahmen auch die jungen Leute, die wir kennen gelernt haben, einen lebhaften Antheil. Wegeler und die beiden älteſten Breunings, die an dieſem Tage aus akademiſchen Schülern zu Studenten geworden waren, hatten den Zug mitgemacht. Der folgende Tag aber ſah ſie in dem ſogenannten Thurmſaal des Schloſſes, wo die Gründung der Univerſität verkündet werden ſollte. Es war eine höchſt anſehnliche und würdige Verſammlung, die ſich in den weiten und herrlich ausgeſchmückten Räumen verſammelte. Das Domkapitel in Köln, der Grafen- und Ritterſtand, die Städte des Erzſtiftes, das Herzogthum Weſtfalen und die Grafſchaft Veſt hatten ihre Abgeſandten hierher entboten. Außerdem waren eine bedeutende Anzahl von deutſchen Univerſitäten, namentlich Bamberg, Heidelberg, Mainz, Münſter, Trier und Würzburg vertreten. Viele andere hatten es nicht an verbindlichen Gratulationen fehlen laſſen. Als alle verſammelt waren, erſchien von ſeinen Würdenträgern umgeben der Kurfürſt im Feſtornate, beſtieg den Thron und hielt eine Rede, in welcher er den Lehrern jeder Facultät ihre Pflichten an das Herz legte und alsdann dem Curator Freiherrn Spiegel zum Deſenberg das kaiſerliche Diplom, die Statuten und die Inſignien der Univerſität überreichte. Die Würde des Kanzlers behielt der Kurfürſt für ſich.

---

*) Vgl. Kaspar Anton Müller, „Geſchichte der Stadt Bonn“, Kap. 12.

Nachdem der Curator in einer kurzen Rede geantwortet hatte, begab ſich die ganze Verſammlung in die Hofkapelle, um dort dem Hochamte beizuwohnen, in welcher der junge Beethoven vor der Orgel ſaß und ihre vollen Töne durch den Raum klingen ließ.

Nach Beendigung der Meſſe läuteten alle Glocken und erdröhnte der Donner der Kanonen, und es begann nun der große Zug vom Schloſſe nach der Univerſität, welcher damals die Gebäulichkeiten des jetzigen Gymnaſiums angewieſen worden waren. Während die kurfürſtliche Garniſon im Paradeaufzug vor der Reſidenz ſtand und die Bürgerſchaft ein doppeltes Spalier durch die Stockenſtraße und über den Markt bildete, bewegten ſich der Kurfürſt mit ſeinen Würdenträgern und Beamten, die Deputationen, die Profeſſoren und die Studenten durch die von der Stadt erbaute Ehrenpforte nach dem Sitz der Hochſchule, wo der Rector und die Profeſſoren in knieender Stellung dem Herrſcher den Eid der Treue ablegten. Auch bei dieſer Gelegenheit fehlte es nicht an verſchiedenen Anſprachen. Dann folgte ein feierliches Tedeum in der Univerſitätskirche. Und nunmehr bewegte man ſich wieder nach dem Schloſſe, wo der Schöffenbürgermeiſter Kaufmann im Namen der Bürgerſchaft dem Kurfürſten eine Dankrede für die Erhebung ihrer Stadt zum Sitz einer Hochſchule hielt, die mit den Worten ſchloß: „Unvergeßlich wird dieſer Freudentag dem glücklichen Bonn ſein und heilig auf immer der theuerſte höchſte Name Maximilian Franz."

Zu den Gaſtereien, die ſowol des Mittags als des Abends am Hofe ſtattfanden, und die hauptſächlich für die hervorragenden Fremden und Profeſſoren beſtimmt waren, hatten unſere jungen Freunde natürlich keine Einladungen erhalten. Dafür ſpielten die Studenten aber am folgenden Tage auch ihre Rolle in den feierlichen Vorgängen. Während des Morgens fanden nämlich öffentliche Disputationen der vier Facultäten in den Räumen der Univerſität ſtatt, bei denen die beiden Breunings ſich an philoſophiſchen und juriſtiſchen Fragen betheiligten, während Wegeler eine von ihm ſelbſt verfaßte

Diſſertation: „De respiratione et usu pulmonum“, d. h. „Ueber das Athmen und den Gebrauch der Lungen“, in ſo vortrefflichem Latein vertheidigte, daß er ſich die allgemeinſten Lobſprüche erwarb und ſogar die Aufmerkſamkeit des Kurfürſten auf ſich zog, der ihn vor ſich kommen ließ und ihn aufforderte, in ſeinen Beſtrebungen fortzufahren, indem er zugleich ſeine Freude ausdrückte, daß die Reſidenzſtadt unter ihren Bürgersſöhnen ſo wackere Studenten beſitze.

Am Abend deſſelben Tages fand ein großer Ball im ſogenannten Engliſchen Hauſe*) ſtatt, an dem nicht allein der Hof, die Abgeordneten und Gelehrten, ſondern auch ihre Frauen, inſofern ſie ſolche beſaßen oder mitgebracht hatten, ſowie die ganze Bürgerſchaft der Stadt mit ihren Gäſten den lebhafteſten Antheil nahm. In dem großen Saale, der feſtlich aufgeputzt war, tönten die Geigen und Flöten, die Bäſſe und Clarinetten in luſtig wogenden Weiſen, nach deren Takt die beflügelten Paare leicht und fröhlich dahinſchwebten. Ueberall ſah man fröhliche und leuchtende Geſichter, welche die Freude und Luſt des Tages widerſpiegelten.

Auch Wegeler, die beiden Breunings und Beethoven waren anweſend, aber ſie tanzten nicht, denn ſie hatten dieſe edle Kunſt noch wenig geübt und glaubten ſich ihrer jungen Jahre wegen zu dieſem Vergnügen nicht berechtigt. So ſtanden ſie denn, bald den vorüberſauſenden Paaren nachſehend, bald mit eigenen Geſprächen beſchäftigt in einer Ecke. Hin und wieder wurde namentlich Wegeler vom einen oder andern begrüßt und beglückwünſcht wegen des Erfolgs, den er am Morgen gehabt hatte.

---

*) Jetzt die Weber'ſche Buchhandlung.

Wie bedauere ich, ſprach Stephan von Breuning nun auch zu dem Mediciner, daß ich während deiner Disputation bei der Juriſtenfacultät aushalten mußte. Es hätte mir große Freude gemacht, dich in deiner Glorie zu ſehen und zu hören.

In der That, du mußt bewunderungswürdig geſprochen haben, fügte Chriſtoph hinzu. Wärſt du nicht unſer guter bewährter Freund, ſo würde ich dich beneiden. Nun aber nehme ich den herzlichſten Antheil an deinem großen Erfolge.

Wahrhaftig, fiel nun Beethoven ein, das Latein floß ihm wie Waſſer aus dem Munde. Leider habe ich kein Sterbenswort davon verſtanden. Und ich will es nur geſtehen, daß ich recht ärgerlich war, denn ich bin ein Strohkopf, der nichts gelernt hat, und muß mich ſchämen, da ich nicht daran denken kann, die Verſäumniſſe nachzuholen.

Es iſt gar nicht ſo weit her, erwiderte Wegeler, dem gleichwol ein zufriedenes Selbſtgefühl auf dem Geſichte geſchrieben ſtand. Du, Furioſo, verſtehſt von der Sache nichts. Jeder nach ſeiner Art. Deine Art iſt nun die Muſik. Dazu bedarf man kein Latein und Griechiſch. Ich meine auch, daß du uns alle in deinem Fach dereinſt überragen wirſt. Ihr aber, Stephan und Chriſtoph, wollt Beamte werden, und habt gleichfalls keine lateiniſche Beredſamkeit nöthig.

Und brauchſt du ſie etwa als Arzt? fragte Stephan.

Ja, ich möchte auch wiſſen, wozu ſo ein Menſchenſticker ſie anwenden will? fügte Chriſtoph hinzu.

Höher hinaus, ihr Jungen! rief Wegeler, höher hinaus! Wißt denn, ich habe beſchloſſen, Profeſſor an dieſer Univerſität Bonn zu werden.

Hoho! riefen die Brüder Breuning.

Bravo! ſagte Ludwig.

In demſelben Augenblicke hielt ein Paar vor der Gruppe, auf das ſich die Blicke der jungen Leute wendeten. Sobald Stephan die Dame erblickte, entwich er in ein Nebenzimmer. Beethoven wurde purpurroth im Geſichte und ſchien wie an den Boden geheftet. Es war nämlich Jeannette d'Honrath, die in ſtrahlender Schönheit und Jugend vor ihnen ſtand. Sie tanzte mit einem ſchmucken jungen Offizier in hechtgrauer öſterreichiſcher Uniform. Das reizende Mädchen führte mit ihrem Tänzer eine lebhafte Unterhaltung. Als ſie ſich zufällig umſah und die jungen Leute erblickte, nickte ſie ihnen harmlos und unbefangen zu und legte die Abſicht an den Tag, mit ihnen zu reden, aber der Offizier hatte ſie eben zu einem neuen Walzer umſchlungen, und ſo ſtürzte ſich das hübſche Paar denn auch raſch in die Wellen des Reigens.

Beethoven folgte ihr, wie erſtarrt daſtehend, mit brennenden Blicken, bis plötzlich die Muſik ſchwieg, die Tänzer einhielten und ein allgemeines Gewirre durch den Saal rauſchte. Der junge Muſiker war noch immer wie feſtgebannt. Er bemerkte nicht, daß Wegeler und Chriſtoph von Breuning ſich entfernten. Plötzlich ſtand Jeannette vor ihm.

Ei, wo ſind denn die andern Freunde? rief ſie. Ich bin ganz zufällig von Köln herübergekommen. Wir haben uns im letzten Augenblicke entſchloſſen, dem Ball in Bonn beizuwohnen, und ſind mit unſern Bekannten hierher gefahren. Nun fehlt es uns aber am Ende an Tänzern. Wo ſind Stephan und Chriſtoph? Wo iſt Wegeler?

Sie werden ſchwer zu finden ſein, ſtotterte der verlegene Ludwig.

Auch Sie müſſen mit mir tanzen, Beethoven, ſprach ſie weiter.

Ich kann nicht, erwiderte der Muſiker.

Ei was, Sie können nicht, lachte das Mädchen. Das wäre ſchön. Ich höre, Sie ſind jetzt ein Mann in Amt und Würden. Da müſſen Sie auch in die Welt und in das Leben. Und dazu iſt Tanzen das beſte Mittel.

Wenn ich es nur verſtände! war die Antwort.

Denken Sie an das Lied, ſcherzte ſie weiter:

Mich heute noch von dir zu trennen
Und dieſes nicht verhindern können,
Iſt zu empfindlich für mein Herz.

Sie ſah ihn dabei aus ihren hellen Augen ſo ſchalkhaft an, daß es ihm heiß und kalt den Rücken hinunterlief.

Er konnte nicht antworten.

Aber ſo geben Sie mir doch den Arm, fuhr ſie fort, Sie Bär.

Er gab ihr den Arm in unbehülflicher, ſtockiger Weiſe. Sie führte ihn, ſtatt daß er ſie führte.

Wenn ich nur könnte! wiederholte er.

Nun ſo führen Sie mich wenigſtens zu den Meinigen, ſprach das Mädchen. Und daß Sie mir bei nächſter Gelegenheit keinen Korb geben! Es iſt ja unerhört, daß eine Dame einen Herrn zum Tanz auffordert und abgewieſen wird.

Sie war bei den Ihrigen angekommen, ließ Beethoven's Arm los und machte ihm einen neckiſchen Knix. Der blöde Muſikus ging in den Saal zurück. Er ſah die prächtige Geſtalt noch oft mit dem Offizier dahinſchweben, und wiederholte ſich nachdenklich ihre Worte: „Es iſt ja unerhört, daß eine Dame einen Herrn zum Tanz auffordert.“

Siebentes Kapitel.

Das Verhältniß zu dem Grafen von Waldſtein geſtaltete ſich für den jungen Beethoven von Tag zu Tag erfreulicher und erfolgreicher. Der edelherzige Gönner ließ dem jungen Muſiker manche freundliche Einladung in ſeine Wohnung zukommen, wo derſelbe ein treffliches Inſtrument und eine vorzügliche muſikaliſche Bibliothek vorfand, welche alsdann gewünſchte Gelegenheit zu mancherlei künſtleriſchen Verſuchen und Aufführungen boten. In der That entwickelte ſich Ludwig's Talent auch immer reicher und gewaltiger. So verſchaffte er dem Grafen vielfache Genüſſe, indem er ihm bald die Werke älterer Meiſter vorführte und bald den eigenen Genius in freien Phantaſien und Variationen gegebener Themas ergoß, in denen er ſich mit Recht mehr und mehr die Bewunderung aller derjenigen erwarb, die ihn hörten. Zugleich fand ſich dann und wann auch Muße zu kleinern und größern Tondichtungen, welche dem Künſtler aufgetragen und alsbald ins Werk geſetzt wurden.

Dies war nun beſonders im Carneval des folgenden

Jahres der Fall, wo der Adel zur Erhöhung der in dieſer Zeit ſtattfindenden Luſtbarkeiten ein Ritterballet*) bei Hofe zur Aufführung bringen wollte. Graf Waldſtein, der ſich, wie bereits erzählt worden iſt, in allerlei Künſten verſuchte, erfand die Handlung und holte bei der Inſceneſetzung den Tanzmeiſter Habich aus Aachen zu Hülfe. Den muſikaliſchen Theil mußte Beethoven übernehmen. Die Sache gelang denn auch ganz nach Wunſch und machte als eine originelle Arbeit kein geringes Aufſehen. Ein Minnelied, ein Trinklied und ein deutſches Lied des jungen Künſtlers erfreuten ſich des allgemeinen Beifalls.

Wenn nun das Ballet auch auf Beethoven's eigenen Wunſch als eine Arbeit Waldſtein's angeſehen wurde, ſo war doch die Kunde von der Beihülfe des jungen Componiſten im Publikum nicht unbekannt geblieben. Gereichte ihm dieſe Theilhaberſchaft bei allen andern vernünftigen Leuten zum Lob, ſo entſtand bei vielen ſeiner Collegen in der Kapelle, welche ſich noch nicht über die Anſtellung eines ſo jungen Burſchen beruhigen konnten, neuer Neid und neue Misgunſt, die denn auch bei manchen Gelegenheiten, und namentlich in den gemeinſamen Proben zum Ausbruch kamen. Bekanntlich hat Beethoven in ſeinen Compoſitionen vielfach die bis zu ſeiner Zeit geltenden muſikaliſchen Grundregeln umgeworfen. Er begann dieſe reformatoriſche Kühnheit aber ſchon in ſeinen früheſten Jahren und brachte, wenn er an der Orgel ſaß, Accorde zum Vorſchein, welche von den andern Muſikern des Inſtituts als Verſtöße erklärt und in hämiſcher Weiſe verketzert wurden. Freilich wurde der Organiſt durch ſolche Einwendungen nicht irre, und fuhr, ohne ſich einſchüchtern zu laſſen, auf dem Wege fort, den er ſich in der Kunſt bahnte.

---

*) Wegeler, a. a. O., S. 16.

Als er nun einmal in der Kirche an ſeinem Inſtrument ſaß und einige reine Quinten ertönen ließ, die von den Meiſtern des Generalbaſſes verpönt waren, rief der Sänger Keller: Falſch, falſch!

Und was iſt denn falſch? fragte Beethoven.

Sie haben zwei reine Quinten geſpielt, lautete die Antwort, und die ſind verboten.

Ja, ja, ſie ſind verboten, fielen mehrere andere Muſiker ein.

Beethoven wiederholte den Satz und wandte ſich an Ries: Klingt er nicht gut?

Es klingt in dieſem Zuſammenhange vortrefflich, erwiderte der Kapellmeiſter, aber die reinen Quinten ſind allerdings nach den erſten Grundregeln verboten.

Freilich ſind ſie verboten, rief nun Keller, habe ich es nicht gleich geſagt?

Die andern ſtimmten aufs neue ein.

Nun, ſo erlaube ich ſie*), rief der junge Mann, indem ſein Auge blitzte, und indem er ſein Haar ſchüttelte.

Sie ſind ein unverbeſſerlicher Trotzkopf, warf ihm Keller mit zornigem Geſicht entgegen.

Und Sie verſtehen nichts von der Sache, ſprach Beethoven.

---

*) Ries, a. a. O., S. 87.

Was, ich verſtehe meine Sache nicht? fuhr nun der beleidigte Sänger in gewaltiger Wuth auf. Ich verſtehe meine Sache ſo gut wie irgendeiner. Wenn ich mir auch nicht anmaße, eine neue Generalbaßſchule zu ſchreiben, ſo kenne ich doch die vorhandenen Regeln. Und ſonſt bin ich meiner Sache auch ſicher, und zwar ſicherer wie Sie der Ihrigen ſind. Ich gebe mich nur für einen Sänger aus, und rühme mich als ſolcher einer ſolchen Feſtigkeit, daß kein Menſch im Stande iſt, mich aus Takt und Melodie zu bringen.

Das käme auf einen Verſuch an, ſprach Beethoven mit ſpöttiſchem Lächeln.

Wer hat mir jemals einen Fehler nachweiſen können? rief der Sänger und ſchaute ſich um.

Keiner, keiner, ſtimmten die umſtehenden Mitglieder der Kapelle ein, die entſchieden Partei für Keller nahmen.

Was nicht iſt, kann noch werden, meinte der Organiſt.

Wie wollen Sie das behaupten? ſchrie nun der Sänger, bei dem die Leidenſchaft, trotzdem daß ſie heftig genug war, noch nicht auf den höchſten Gipfel geſtiegen zu ſein ſchien.

Gilt's eine Wette? erwiderte Ludwig, ich bringe Sie heraus.

Ich gehe darauf ein! tobte Keller. Was ſetzen Sie ein?

Zu Schaden will ich Sie nicht bringen, ſagte der andere, denn ich bin meiner Sache auch gewiß. Wenn ich meine Aufgabe gelöſt habe, ſo ſetze ich der geſammten Kapelle einen Anker Wein. Dafür muß es mir aber freiſtehen, dem ſichern Mann vor einem ganzen Publikum zu zeigen, daß er ſich überſchätzt.

Ich bin es zufrieden! ſprach der Sänger mit zitternder Stimme, als ihm ſeine Collegen zuriefen, er möge das Anerbieten annehmen.

Die Gelegenheit ließ nicht auf ſich warten. In der Hofkapelle zu Bonn wurden nämlich während der drei letzten Tage der Charwoche die Lamentationen des Propheten Jeremias geſungen. Dieſe beſtehen aber bekanntlich aus kleinen Sätzen von vier bis ſechs Zeilen und kommen nach einem gewiſſen Rhythmus als Choral zum Vortrag. Der Geſang beſteht nämlich aus vier aufeinander folgenden Tönen, wobei immer auf der Terz mehrere Worte, ja ganze Sätze abgeſungen werden, bis dann einige Noten am Schluß in den Grundton zurückführen. Der Sänger, der dieſe Muſik kurz nach dem erwähnten Vorfalle auszuführen hatte, war Keller. Beethoven aber begleitete ihn. Anfangs ging die Sache vortrefflich. Die Töne kamen rein und hell zum Vorſchein. Der Vortragende war ſeiner Leiſtung um ſo gewiſſer, da ſie nur wenige Schwierigkeiten bot. Nun aber, rief der Organiſt den nahe ſtehenden Muſikern zu: Aufgepaßt! dann begann er plötzlich einige Ausweichungen im Accompagnement, und ungeachtet er den von Keller anzuhaltenden Ton mit dem kleinen Finger fortdauernd oben anſchlug, ſo kam der Sänger doch plötzlich aus dem Ton, ſodaß er den Schlußfall nicht mehr finden konnte.*)

Das unverhoffte und unerwartete Ereigniß war eingetreten. Die Muſiker ſahen ſich erſtaunt an. Manche lächelten, manche waren verſtimmt. Keller ſtand mit zorngeröthetem Kopf. Es war ein Glück, daß Beethoven ſich nicht ſtören ließ, ſonſt hätten auch die Beſucher der Kirche den Unfall bemerkt. Er half dem armen Sänger ſogar wieder in Text und Melodie, die denn auch, ſo gut es ging, zu Ende geführt wurden.

---

*) Wegeler, a. a. O., S. 14.

Als der Gottesdienſt zu Ende war, ſtürzte Keller ſofort mit der Drohung, daß er dem Kurfürſten eine Anklage gegen den nichtsnutzigen Organiſten überbringen werde, von der Orgel weg. Beethoven aber lud die Mitglieder der Kapelle zu dem verſprochenen Wein, den er dieſen Abend im Zehrgarten ſetzen wollte. Welcher Muſikant aber hätte jemals einen guten Trunk verſchmäht? Selbſt die Gegner des jungen Organiſten folgten einer ſo lockenden Einladung.

Und ſo gab es denn in der luſtigen Schenke am Markte zu Bonn bald ein buntes und fröhliches Leben, zu dem Beethoven auch ſeine Freunde Wegeler und die Brüder Stephan und Chriſtoph von Breuning herbeigeholt hatte. Während der duftige Wein in den grünen Römern perlte, wurde der Vorfall aufs neue durchgeſprochen, und man ſtellte ſich die Frage, was der wüthende Sänger beim Kurfürſten ausrichten würde, wobei die einen die Sache ſehr leicht nahmen, die andern dagegen ernſte und bedenkliche Geſichter machten.

Ei was, rief Wegeler in die ſich widerſtreitenden Meinungen. Der Kurfürſt iſt ein guter Herr, der bei vielfachen Gelegenheiten bewieſen hat, daß er Spaß verſteht, und daß er ſtets einen einfachen, geraden Sinn gegen Hochmuth und Ueberhebung zu vertheidigen weiß. Wenn die Freunde es wünſchen, ſo will ich ihnen eine Geſchichte erzählen.

Alle waren geſpannt auf die Erzählung, und Wegeler begann:

Kurfürſtliche Rechtspflege.

Herr Max Franz hält zu Bonn ſeinen Hof
Als kölner Kurfürſt und Erzbiſchof,
Führt Krummſtab und Scepter dem Volk zum Dank,
Und liebt auch Luſt und Witz und Schwank. —
Einſt, da er eben Grillen fing,
Sah er durchs Fenſter — das Fenſter ging
Grad' in den breiten Schloßhof hinein; —
Dort erblickt' er ein armes Bäuerlein.
Das Männlein im blauen Kittel ſtand
Gar traurig und weinte und rang die Hand.
Da möcht' ich doch wiſſen, meiner Seele,
Was dieſem armen Teufel fehle! —
Er öffnet das Fenſter, ſowie er ſprach,
Und winkte den Bauer in ſein Gemach.
Gar ängſtlich und zaghaft trat er heran.
Der Kurfürſt fragte: Was fehlt dir, Mann?
Und jener nahm ſich bald ein Herz
Und klagte einfach mit bitterm Schmerz
Wol über die Herr'n auf der Kanzlei,
Und wie dort kein Recht zu holen ſei,
Wie ſie ihn ſchon ſeit Jahren und Tagen
Vertröſteten, ohne Beſcheid zu ſagen. —
Max Franz der forſchte nach dem Recht
Und ſprach: Ja langſam iſt das Geſchlecht,
Doch will ich ihnen Beine machen.
Sie ſollen dir ordnen deine Sachen!

Sei nur im Herzen fröhlich und munter,
Und geh' gleich zu den Herr'n hinunter
Und frage ſie, wie das Urtel ſteh',
Und thun ſie aufs neu' dir mit Grobheit weh,
Dann rufſt du den Kanzliſten: Marſch!
Und er ſprach vier Worte: . . . .
Der Spruch war's, den Götz von Berlichingen
Einſt durch das Fenſter ließ erklingen;
Der Vater Goethe hat ihn geſchrieben.
Ich thu's nicht, weil ihn die Damen nicht lieben. —
Ei, denkt der Bauer, was der Kurfürſt ſprach,
Das geb' ich den Herr'n getroſt aufs Dach. —
Er geht und traut ſchon ſeinem Siege. —
Max Franz folgt ihm hinab die Stiege. —
Blaukittel tritt in die Kanzlei.
Bald hört der Herrſcher drin ein Geſchrei:
Den frechen Schurken, haltet ihn feſt! —
Doch der geſtochen ins Wespenneſt,
Der Bauer ſtürmt athemlos heraus,
Ihm folgen im ungezügelten Braus
Die Tintenfäſſer und Actenſtöße,
Ihm folgen mit verletzter Größe
Die Herren in Talar und Perrüken,
Sie wollen den Frevler reißen in Stücken.
Doch wie ſie ſtürmen, poltern, fegen,
Da tritt der Herrſcher ihnen entgegen.
Mein Gott, ſo ruft er, welch ein Spectakel!
Gibt's Sündflut, Erdbrand, Aufruhr, Mirakel?
Wohlan, ihr Herren, gebt an den Grund! —
Da ſtarren ſie, offen Naſen und Mund,
Der Zorn verrauchte, und Richter und Schreiber
Sie ſtehen da wie die alten Weiber.
Doch ernſter fährt ſie der Kurfürſt an:
Ich will jetzt wiſſen, was ihr gethan! —
Und ſtotternd erzählte einer da,

Was ihnen für Schimpf vom Bauer geſchah:
Der freche Bauer war gar zu barſch,
Er ſprach vier Worte: . . . .
Der Spruch war's, den Göz von Berlichingen
Einſt durch das Fenſter ließ erklingen;
Der Vater Goethe hat ihn geſchrieben! —
Da hat der Kurfürſt die Hände gerieben,
Und lächelnd ſprach er gleicher Weile:
Ihr Herr'n, hat das denn ſolche Eile? —
Er ſchaute herum gleich einem Luchſe,
Doch ringsum ſchwiegen die Federfuchſe.
Auch ſagt man, es ließen die Genarrten
Den Bauer nicht auf ſein Urtel warten.

Auf den Vortrag dieſes Schwankes folgte ein allgemeines Gelächter. Da das Gedicht ſich aber eines großen Beifalls erfreute, ſo bot ſich Wegeler an, gleich eine andere gereimte Anekdote folgen zu laſſen, mit welcher er auch ſofort anhub:

Der Bauer und die Cavaliere.

Max Franz, der Kurfürſt, macht einen Gang
Bei Poppelsdorf die Felder entlang,
Es folgen ihm im Sommerreviere
Die ſchön geputzten Cavaliere.
Es ſcherzet luſtig die bunte Schar,
Der Abend iſt herrlich, der Himmel klar,
Warm geht die balſamvolle Luft,
Aus Korn und Klee ſteigt ſüßer Duft,
Die reifenden Saaten wogen wie Gold,
Und drüber ſinget die Lerche hold.
Da kommt des Weges ein Bauer gut
Im blauen Kittel, dreieckigen Hut,

Den hält der Kurfürſt freundlich an:
Nun ſprich, wie iſt's mit dem Feld gethan?
Wie ſteht es mit der Früchte Segen?
Gehn wir gedeihlicher Ernte entgegen?
Da zieht der Bauer ein ſauer Geſicht
Und meint: Wie man's wünſchet, iſt es nicht,
Seht ſelber auf Roggen und Weizen hin,
Es ſtehen zu viel Cavaliere drin.
Cavaliere? ſo murmeln die Herren umher,
Dem Dummkopf ſteht das Hirn wol quer;
Das rechte Wort fällt ihm nicht ein!
Was haben wir mit der Ernte gemein?
Doch lächelnd der luſtige Kurfürſt ſpricht:
Mein Sohn, die Herren verſtehen dich nicht.
Willſt du nicht den Vergleich erklären?
Da ſagt der Bauer: Seht nur die Aehren,
Wie ſie allzu ſchlank und allzu grad
Die Häupter heben aus der Saat!
Sind ihrer zu viel, haben's doch im Kopf
Und doch entſetzlich wenig im Schopf.
Drum nennt ſie im rheiniſchen Reviere
Der Landmann allwärts Cavaliere! —
Da lodert hell der Herren Zorn,
Als brennt' ſie ein Feuer, als ſtäch' ſie ein Dorn.
Sie wollen dem unverſchämten Geſell
In Haar und Kittel, an Kragen und Fell.
Weh Bäuerlein, jetzt wirſt du geprügelt!
Doch hält ſie der Blick des Fürſten gezügelt.
Er ſpricht: Seht, daß vom geringen Mann
Der Adel noch etwas lernen kann!
Auf ſorget dafür, es ſchadet nicht,
Wenn man euch ein beſſres Urtheil ſpricht.
Sind Aehren und Häupter gut geladen,
Wird nie dem gemeinen Weſen ſchaden.

Als auch dieſe Erzählung in gleicher Weiſe durchgeſchlagen hatte, rief der junge Mediciner: Wohlan, noch eine dritte.

Der Vicar von Wallportsheim.

Die Sommertage ſind drückend ſchwül.
Max Franz, der Kurfürſt, zog nach Brühl,
Um zwiſchen des Parkes dichten Bäumen
Die heiße Jahreszeit zu ſäumen.
Und wie er einſt im Laubgang war,
Tritt ihm entgegen der Vicar.
Da ruft der Fürſt: Mein Gott, was iſt
Mit Euch geworden zu dieſer Friſt?
Wo blieb das friſchrothe Angeſicht?
Wo blieb der Augen muntres Licht,
Die leuchtende Naſe, der fette Mund,
Die ſtramme Wade, das Bäuchlein rund?
Ihr waret ja ſonſt ſo kuglig blank!
Sprecht doch, mein Liebſter, ſeid Ihr krank? —
Wie ward das Pfäfflein ſo verlegen!
Es kann die Augen kaum bewegen,
Die Worte bleiben im Munde ſtocken.
So ſtottert er: Das thun die Glocken!
Es macht mich krank das brühler Geläute,
Drum lieber als morgen ſchickt mich heute
Auf meine alte kleine Stelle!
Dort läutet's ſo lieblich in der Kapelle.
Laßt mich dort halten mein Leben lang
Den Meſſen- und den Vespergeſang! —
Ei, ruft der Fürſt, ein ſeltſamer Fall!
Wo iſt denn ſo freundlich der Glockenſchall?
Doch noch verworrener ſpricht der Vicar:
Zu Wallportsheim iſt's an der Ahr!

Zwar bringt die Stelle wenig ein,
Die Leute ſind arm, das Gehalt iſt klein. —
Jedoch, ſo nimmt Max Franz das Wort,
Es wächſt ein herrlicher Rother dort.
Den Wein, den könnt Ihr nicht entbehren,
Drum ſteht nach Wallportsheim Eu'r Begehren.
Heut aber verwechſelt Ihr Glocke und Spund,
Es thut's nicht das Ohr, es thut's der Mund,
Der Euch gebracht in dieſe Noth!
Mein Freund, ich will nicht des Sünders Tod,
Nein, Ihr möget leben und Euch bekehren.
Auch ſprach Sanct-Paulus ja in Ehren:
Ihr ſollt um Eurer Schwäche willen
Den Durſt erquicklich mit Weine ſtillen!
Jetzt rüſtet Eure Siebenſachen,
Um Euch zu den alten Glocken zu machen. —
War keiner ſo froh als wie der Vicar,
Er ging nach Wallportsheim an die Ahr:
Friſch roth ward wieder ſein Angeſicht
Und munter hell der Augen Licht,
Die Naſe leuchtend, fett der Mund,
Die Wade ſtramm, das Bäuchlein rund.
Gefiel ihm das Glöcklein in der Kapelle,
Viel beſſer ſchmeckt ihm der Rothe zur Stelle.*)

Und auch zum dritten male erntete Wegeler den vollſten Beifall. Dann rief er aus: Ja, ſo iſt unſere Durchlaucht. Was ſoll der Furioſo von einem ſo menſchenfreundlichen Manne zu fürchten haben?

Aber in demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thür der Wirthsſtube. Ein kurfürſtlicher Bedienter trat ein und fragte nach dem Herrn Organiſten van Beethoven. Ludwig erhob ſich und ſchritt auf ihn zu. Der Lakai übergab ihm ein Billet und ſagte, daß er auf Antwort warten müſſe. Der Muſiker öffnete das Siegel und entfaltete das Papier, das folgende Zeilen enthielt: „Ich erſuche Sie ſofort, wie Sie ſtehen und gehen, zu mir zu kommen. Der Kurfürſt will Sie ſprechen. Waldſtein.“

---

*) Dieſe drei Schwänke finden ſich in Wolfgang Müller's „Lorelei. Rheiniſches Sagenbuch“ (dritte Auflage, Köln 1856).

Die Geſellſchaft, welche rings an den Tiſchen ſaß und in ein plötzliches Stillſchweigen verſunken war, beobachtete den jungen Muſiker ſcharf. Einige wollten ihn erbleichen ſehen.

Was iſt's? fragte Wegeler.

Ich muß zum Kurfürſten, war die Antwort.

Dann griff Beethoven nach ſeinem Hute und folgte dem Diener, während die Zurückbleibenden ſich den Kopf über die bevorſtehenden Ereigniſſe zerbrachen und ihre mehr oder minder beſorglichen Meinungen auswechſelten.

Es mochte ſchon neun Uhr ſein, als der Muſiker an der Wache vorbei in die hier und da erleuchteten Gänge des Schloſſes trat. Er wollte nunmehr den Weg nach den Zimmern des Grafen von Waldſtein einſchlagen. Der Lakai bedeutete ihn aber, daß der Deutſchordensritter ſich augenblicklich nicht in ſeiner Wohnung befinde, und daß der Organiſt ſich deshalb ſeiner Leitung zu dem Grafen anvertrauen ſollte.

Darauf führte er ihn durch mehrere Gänge und hieß ihn in ein Gemach treten und einen Augenblick warten, worauf er ſich durch eine Seitenthür entfernte. Der

Muſiker befand ſich in keiner geringen Spannung; da er dieſen Theil des Schloſſes nie betreten hatte, ſo wußte er nicht recht, wo er ſich befand.

Nach einer Weile kam indeß der Bediente durch dieſelbe Thür zurück, durch welche er verſchwunden war, und bat ihn zu folgen, was Ludwig nicht ohne Zagen that.

Seine Befangenheit wuchs aber ſofort zu keinem kleinen Schrecken. Als er in den hellerleuchteten Raum trat, ſah er an einem Schreibtiſche den Kurfürſten Max Franz, deſſen ſtarke Geſtalt, obgleich er ihm den Rücken zuwendete, unverkennbar und aus Hunderten von Menſchen herauszufinden war. Der Diener entfernte ſich. Der Regent ſchrieb weiter, ohne ſich umzuſehen. Beethoven ſtand wie auf heißen Kohlen.

Es mochte eine Weile von fünf Minuten vergangen ſein, welche dem gepeinigten Muſiker zu ebenſo vielen Stunden anzuſchwellen ſchienen, ehe der Kurfürſt ſich umwendete. Als er endlich einen vor ihm liegenden Brief beendet und die Feder weggelegt hatte, ſah er ſich um, maß den jungen Mann mit einem langen Blicke und ſprach: Sie ſind der Organiſt Ludwig van Beethoven?

Ich bin es, ſprach der Muſiker.

Der Sänger Keller hat Sie bei mir verklagt, nahm nun der Fürſt das Wort. Was iſt zwiſchen Ihnen vorgefallen? Ihn habe ich gehört, ich will nun auch Sie hören, denn Eines Mannes Rede iſt Keines Mannes Rede, man ſoll ſie hören billig beide.

Die wohlwollende Art, mit welcher dieſe Worte geäußert wurden, gaben dem jungen Manne ſeinen Muth zurück. Er begann mit einer ungewöhnlichen Sicherheit die Thatſache auseinanderzuſetzen.

Als er fertig war, fragte der Kurfürſt, der ihn durch keine Zwiſchenfrage beirrt hatte: Und halten Sie Ihr Verfahren für recht?

Dem herausfordernden Benehmen des Sängers gegenüber bin ich mir keines Fehls bewußt. Dagegen bedauere ich inſofern meine Unvorſichtigkeit, als ich die Kirche nicht zu meiner Rache benutzen durfte.

Es iſt mir angenehm, ſprach der Fürſt, daß Sie die Angelegenheit in dieſer Weiſe anſehen. Hätten Sie Ihrem Gegner an jedem andern Orte gezeigt, daß ſeine Ruhmredigkeit übertrieben war, ſo konnte ich nichts dagegen haben. Daß Sie aber Ihrem Rachegefühl im Gotteshauſe den Lauf ließen, iſt ſtrafbar, und ich werde Ihnen die Strafe nicht erſparen.

Beethoven ſtand wie vernichtet. Max Franz überließ ihn eine Weile ſeinen Zweifeln. Dann ſagte er: Wie ſoll ich Sie ſtrafen?

Euer kurfürſtliche Gnaden werden gerecht ſein, lautete die Antwort.

Nun, ich werde Sie nicht zum Tode verurtheilen, und Sie auch nicht ins Gefängniß werfen laſſen, aber ich werde Sie verbannen.

Ein neuer Schrecken fuhr dem jungen Muſiker durch die Glieder. Er begann zu zittern und zu beben.

Der Kurfürſt aber ſtand auf und ſchritt mit freundlichem Lächeln auf ihn zu.

Treten Sie näher, ſprach er, es iſt ſo ſchlimm nicht, was ich mit Ihnen vorhabe. Ich verbanne Sie auf einige Monate nach Wien.

Nach Wien? athmete Beethoven auf.

Wien iſt die Heimat der heutigen Muſik, ſprach der Herrſcher, dort leben Gluck, Haydn und Mozart. Nirgends ſteht die ſchöne Kunſt der Töne auf einer höhern Stufe und in beſſerer Achtung. Nun geht aber übermorgen der Graf von Waldſtein in meinen Geſchäften nach der öſterreichiſchen Hauptſtadt. In ſeinem Wagen iſt noch ein leerer Platz, den Sie benutzen können. Sie werden ſich dieſem Manne um ſo lieber anſchließen, da er Ihr aufrichtiger Freund und wohlwollender Beſchützer iſt. Er hat mir viel Treffliches von Ihrem Talente geſagt. Auch der Abt von Heiſterbach war gut auf Sie zu ſprechen. So habe ich Ihnen denn ſchon früher trotz Ihrer Jugend die Organiſtenſtelle verliehen. Heute aber biete ich Ihnen Gelegenheit, den Vorort Ihrer Kunſt zu ſehen.

Aber das iſt ja keine Verbannung, das iſt ja eine Belohnung, rief Beethoven begeiſtert.

Gleichwol ſagen Sie Ihren Collegen, ſprach der Fürſt, daß Sie verbannt ſind. Und nun noch eins, fügte er hinzu, indem er den Brief, den er eben geſchrieben hatte, vom Tiſche nahm: Hier iſt ein Brief, der Sie meinem Bruder, dem Kaiſer Joſeph, empfiehlt.

Der Künſtler war außer ſich vor Freude. Er ergriff die Hand des Kurfürſten und wollte ſie küſſen. Max Franz hinderte es. Genug, ſagte er, wenn Sie zurückkommen, ſo laſſen Sie ſich bei mir melden.

Dann machte er eine Bewegung, daß Beethoven ſich entfernen ſollte.

Der Jüngling taumelte durch die Thür von dannen. Im Vorzimmer begegnete er dem Grafen Waldſtein, der ihm lachend entgegenrief: Nun, was ſagen Sie von Ihrer Strafe?

Sie iſt herrlich, erwiderte der Tonkünſtler, ſchöner konnte ſie nicht erſonnen werden.

Aber wie ſieht es denn mit den Finanzen aus? fragte der Graf, ich hoffe, der Beutel iſt tüchtig geſpickt, denn Wien iſt ein theueres Pflaſter.

Beethoven ſah ihn mit verwunderten Augen an. Wie gewöhnlich hatte er wieder nicht an die Hauptſache gedacht. Dann freilich! murmelte er vor ſich hin.

Waldſtein ließ ihn einige Augenblicke in ſeiner Verlegenheit. Darauf ſprach er: Nun, wollen Sie denn nicht Ihre ausſtehenden Gelder einziehen?

Ich und Gelder! ſprach der andere kleinmüthig. Ich habe nichts ausſtehen.

Kennt der junge Herr am Ende nicht einmal ſeine Schuldner? meinte Waldſtein wie misbilligend.

Der Muſiker ſchaute ihn groß an, um zu ſehen, ob er im Ernſt oder Scherz rede, aber Waldſtein zog ein hübſches Röllchen Gold aus der Taſche und ſagte: Es iſt ein Glück, daß Ihre Schuldner ehrliche Leute ſind. Haben Sie uns nicht das Ballet componirt? Bisjetzt aber blieb Ihre Mühe noch unbelohnt. Hier iſt das Honorar.

Beethoven wollte die Rolle nicht annehmen.

Nein, das geht nicht, ſprach er, dieſe kleine Arbeit hat mir die größte Freude gemacht. Ueberdies war es mir lieb, daß ich Ihnen für die vielen Beweiſe Ihrer Güte und Ihres Wohlwollens einen geringen Dienſt leiſten konnte.

Es ſcheint, daß Sie mich für den Spender halten, bedeutete ihn der Ritter. Das iſt nun keineswegs der Fall. Sie haben Ihre Compoſition freilich auf meine Vermittelung hier für den Kurfürſten gemacht. Der Kurfürſt aber läßt ſich nichts ſchenken. Er iſt es, der Ihnen dieſes Geld überſendet, das Sie alſo anzunehmen ſich nicht zu ſcheuen brauchen.

Beethoven kamen die Thränen in die Augen, als er die Rolle in ſeiner Hand hielt. Er rief: Der gute treffliche Herr!

Ja, das iſt er, ſagte der Ritter mit Nachdruck. Umſonſt war er nicht der Lieblingsſohn der ſchönen, edeln, liebenswürdigen Kaiſerin Maria Thereſia, und umſonſt iſt er nicht der Bruder des herrlichen Kaiſers Joſeph. Nun aber leben Sie wohl und machen Sie, daß Sie am Oſtermontag früh um ſechs Uhr mit Ihren Reiſeeffecten in meiner Wohnung eintreffen. Es heißt pünktlich ſein und den Poſtillon nicht warten laſſen, denn es iſt eine weite Reiſe quer durch die deutſchen Lande vom Rhein nach der Donau.

Der Künſtler verſprach ihm, ſeine Sachen ſo raſch wie möglich zu ordnen, dankte ihm nochmals und verließ das Schloß, in welchem der vor der Thür wartende Diener ihm viel bereitwilliger als vorher den Weg zeigte, denn er hatte wahrſcheinlich ein wenig gelauſcht und bei dieſer Gelegenheit in Erfahrung gebracht, daß der junge Menſch ſich einer ſehr guten Gönnerſchaft erfreute.

Ludwig's erſter Weg war nach dem Zehrgarten, weil er dort ſeine Gäſte ſitzen hatte, die er anſtändigerweiſe doch nicht ganz und gar im Unklaren über ſein Schickſal laſſen durfte. Er trat mit ſtrahlendem Antlitz in die Stube. Alle ſahen ihn an.

Nun, es hat gut gegangen, ſprach der Kapellmeiſter Ries. Er macht ein frohes Geſicht.

Alſo Keller richtete doch nichts aus? fragte Freund Wegeler.

Allerdings hat er etwas ausgerichtet, antwortete Beethoven.

Und was denn? riefen viele durcheinander.

Ich habe eine ganz gehörige Strafe erhalten, lautete die Antwort.

Glücklicherweiſe biſt du noch auf freien Füßen, ſagte Stephan.

Weder gefangen noch gehangen, ſetzte Chriſtoph hinzu.

Aber verbannt, erwiderte Beethoven ernſt. Macht nur keine großen Augen, ich bin aus der Stadt verbannt und zwar für einen Monat.

Unglaublich, er macht uns was weis, er ſieht gar nicht danach aus, tönten mehrere Stimmen durcheinander.

Ich kann es euch ſchwören, daß ich für dieſe Zeit nach Wien verbannt bin und zwar weil ich Keller in der Kirche gehänſelt habe. Nicht das Hänſeln, ſondern der Ort macht das Verbrechen. Uebrigens thut es mir ſo weh nicht. Trinkt euern Wein aus und wenn ihr noch Durſt habt, ſo bin ich bereit, einen neuen Anker anfahren zu laſſen. Jetzt aber bitte ich um Entſchuldigung, denn ich muß meine Mutter mit meinem Schickſal bekannt machen.

Und ſo rannte er wieder zur Thür hinaus und lief ſeiner Wohnung zu. Die Freunde und Bekannte aber ergingen ſich noch in allerlei Vermuthungen, bis ſie die Löſung des Räthſels am nächſten Tage vernahmen.

Achtes Kapitel.

Als Beethoven am folgenden Morgen aufgeſtanden war und ſich angekleidet hatte, fiel ihm ſeine Geldrolle in die Hände, die er nunmehr öffnete, was ihm aber in ſo ungeſchickter Weiſe gelang, daß die verſchiedenen Stücke den Fingern entglitten und nach allen Richtungen durch das ganze Zimmer rollten. Im erſten Verdruß ſtieß er einen Fluch aus und hatte gute Luſt, das eitle Metall liegen zu laſſen, wo es lag. Daran hinderte ihn indeß ſeine Mutter, welche eintrat und mit ſchreckhaftem Erſtaunen die blanken Münzen auf der Erde verſtreut ſah. Die gute Frau hatte, nachdem ſie ihrer Verwunderung Luſt gemacht, nichts Eiligeres zu thun, als die Thür abzuſchließen und zwar wol aus dem Grunde, daß ihr Mann ſie nicht bei einem in dieſem Hauſe ebenſo ſeltenen wie gefährlichen Anblick überraſche, und ſich alsdann an ein emſiges Aufleſen der Koſtbarkeiten zu begeben, wobei Ludwig ihr zu helfen ſich alsbald bequemte, denn für ſeine Mutter war er im Stande, alles Mögliche zu thun, mochte es ihm auch noch ſo läſtig ſein.

Dieſes Geſchäft dauerte übrigens eine ganze Weile, denn manches Stück hatte ſich unter Bett, Schrank, Tiſch und Klavier und ſogar in die etwas allzu breiten Ritzen des Holzbodens verlaufen. Als das ſämmtliche Geld endlich auf dem Tiſche lag, zählte Frau Beethoven dreißig Karolinen. Einen ſolchen Haufen Gold hatte ſie nie zuſammengeſehen. Dann lächelte ſie und blickte ihren Sohn mit einem unbeſchreiblichen Blick voll Bewunderung und Liebe an und fragte: Und das haſt du verdient, Ludwig?

Verdient? antwortete der Sohn, das glaub' ich kaum, aber ich hab's.

Du biſt ein reicher Junge! machte ſie ihre weitern Betrachtungen.

Halb und halb, ſprach Ludwig.

Biſt du noch nicht zufrieden? fragte die Frau.

Ueber alle maßen, war die Antwort, aber ich bin halb reich und du ſollſt es auch ſein.

Damit theilte er das Geld, ohne es zu zählen, in zwei gleiche Haufen, von denen er den einen der Mutter hinſchob und den andern für ſich nahm.

Ich würde dir alles laſſen, Mutter, ſagte er dann, aber ich reiſe mit Waldſtein nach Wien und das Reiſen koſtet Geld, wie mir der Graf ſagt. Mit der Hälfte habe ich indeß genug. Ich hoffe ſogar noch ein gutes Theil wieder heimzubringen. Die andere Hälfte brauche für dich und die Brüder.

Die erſtaunte Mutter hielt weinend einen Zipfel der Schürze vor die Augen. Du gutes Herz, ſagte ſie.

Freilich habe ich noch ein Anliegen, fuhr nun der

Sohn fort, es betrifft das Bild des Großvaters, ich möchte es gern auslöſen. Heute geht es leider nicht, denn es iſt Oſterſonntag, aber morgen oder übermorgen. Im Fall das Geld ſonſt reicht, wäre es mir lieb, wenn du dich darum bekümmern wollteſt. Wie gern ginge ich ſelbſt zu dem Karpfenwirth, aber ich muß morgen fort.

Ich werde deinen Wunſch erfüllen, ſprach die Mutter. Gewiß, gewiß, geh' ohne Sorgen, wenn du zurückkehrſt, ſoll das Bild wieder über deinem Klavier hängen.

Wie werd' ich mich freuen, rief der Sohn, der Mutter die Hand reichend. Und nun noch eins: Ich habe noch verſchiedene Abſchiedsbeſuche zu machen und werde über Mittag ausbleiben, vielleicht ſogar bis ſpät in die Nacht. Du wirſt es mir nicht übel nehmen.

Thu' wie du willſt, ſprach die Mutter, die nunmehr ſeine Kleidung muſterte, den Rock bürſtete, die Haare ordnete und ihn dann mit erneuter Zärtlichkeit entließ.

Ludwig ſtürmte aus dem Hauſe, und er ſtürmte auch aus der Stadt durch das Thor, das nordwärts liegt und auf die Straße nach Köln führt. Während er ſich in den Gaſſen von Bonn überall ſcheu umgeſehen hatte, ob er auch einem Bekannten begegne, der ſeinen Gang verrathen könne, ſetzte er ſich draußen in eine ungewöhnlich raſche Bewegung. Weder nach rechts noch nach links ſchauend rannte er an den Leuten und Gefähren vorbei, die ihm begegneten, und durch die Dörfer, die auf dem Wege lagen. Hätte Frau von Breuning ihn auf dieſem Gange zu Geſicht bekommen, ſie würde lächelnd ausgerufen haben: Er hat wieder einen Raptus. Endlich nach einem faſt fünfſtündigen Laufe, auf dem er kein einziges mal geraſtet hatte oder eingekehrt war, lagen die Thürme der alten Reichsſtadt Köln vor ſeinen Blicken. Und ſo betrat er denn durch das Severinsthor den Bann der heiligen Stadt.

Und hier machten ſich nun die Rechte des irdiſchen Menſchen geltend. Der junge Mann bedurfte einer kurzen Ruhe, ſein Leib forderte eine Stärkung durch Trank und Speiſe. Er trat in ein Wirthshaus, das an der Straße lag, forderte ein Glas Wein und ein Stück Brot und genoß beides mechaniſch an einem Fenſter ſitzend und in die Luft hinausſtarrend. Als er ſeinen Imbiß zu ſich genommen hatte, erfragte er vom Wirth den Weg nach dem Neumarkt und lief wieder in die Gaſſen hinaus.

Köln hatte damals noch ein anderes Anſehen wie heutigen Tages. Um den Kern der Stadt, in dem ſich auch noch in der Gegenwart der Mittelpunkt des Geſchäftslebens befindet, legte ſich ein Gürtel von weiten Gärten, in denen ſich einzelne weitläufige und hier und da mit Thürmen verſehene Patricierhäuſer ſowie Klöſter mit Kirchen und Kapellen erhoben und zwiſchen denen einſame und öde Gaſſen hinführten. Solche Wege hatte Beethoven von der Severinsſtraße nach dem Neumarkte zu durchſchreiten. Er gerieth mehreremal in die Irre und es koſtete ihm Mühe bei der Verlaſſenheit dieſer Gegenden, in denen ihm nur dann und wann eine menſchliche Geſtalt zu Geſicht kam, die Richtung innezuhalten.

In den Nachmittagsſtunden kam er denn doch an das gewünſchte Ziel, zu dem ſchließlich die hochaufragenden Thürme der herrlichen Apoſtelkirche ihm als Leiter gedient hatten. Und ſo wandelte er denn unter den Bäumen des ſchönen und großen Platzes umher und beſchaute ſich mit brennenden Blicken die anliegenden Häuſer, von denen hauptſächlich die größern Gebäude ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Augenſcheinlich ließ er ſeine Blicke zumeiſt an den Fenſtern umherſchweifen, ohne daß ſeine Begierde geſtillt wurde.

Da öffnete ſich an der Seite, die gegen Norden ſieht, plötzlich das Thor eines ſtattlichen Hauſes*) und verſchiedene Geſtalten traten hervor. Es waren ältere und jüngere Leute. Und eine Frauengeſtalt erkannte er ſogleich. Die Art, wie ſie das Haupt trug, ſodaß die blonden Locken um die Schultern fielen, die volle ſchöne Büſte, die ſtolz dahinwandelnde Figur, das alles war nur das unveräußerliche Eigenthum Jeannette d'Honrath's. Ludwig's Herz klopfte hoch auf.

Die Gruppe ſchritt der Schildergaſſe zu und nahm dann den Weg über die Hochſtraße nach dem Dom hin. Der junge Muſiker folgte unbewußt, er folgte auch in die hohen Räume des herrlichen Chors der mächtigen Kathedrale, der damals der einzige fertige Theil der unvergleichlichen Kirche war. Sicherlich gab ſich hier die beſte Gelegenheit zur geiſtigen Erhebung. Aber was ſah Beethoven von dem kühnen zierlichen Säulenbau, der ſchlank gegliedert das Spitzbogengewölbe trug? Was ſah er von den Heiligenbildern, die von den Pfeilern herabſchauten, von den Biſchofsgräbern, die in den Kapellen ſtanden, von den Bildern, welche die Altäre ſchmückten? Was ſah er endlich von den bunten Fenſtern, durch welche die Sonne eben ihre letzten Strahlen hineinſandte, die ein ſeltſames Licht durch die Hallen goſſen? Er hatte nur Augen für das ſchöne Mädchen, das vor ihm dahinſchritt. Selbſt ihre Umgebung überſah er, ſonſt hätte er auch wol den ſchlanken öſterreichiſchen Offizier bemerkt, der in Bonn ſo eifrig mit der jungen Dame getanzt hatte und der ſich auch jetzt wieder viel mit ihr zu ſchaffen machte.

---

*) Das jetzige Haus des Herrn Bauraths Biercher, Neumarkt Nr. 19. Vgl. Wegeler, a. a. O., S. 42.

Die kleine Geſellſchaft, in welcher ſich Jeannette befand, wohnte eine Weile der Vesper bei, denn während die ernſten Klänge der Orgel die Räume durchtönten und die Domherren und Chorknaben ihre Reſponſorien ſangen, trat eine kleine Ruhe ein, in welcher die Unterhaltung aufhörte. Indeß rüſtete man ſich bald wieder zum Aufbruch. Als Beethoven bemerkte, daß die Zeit der Andacht vorüber ſei, ſtellte er ſich an der Thür auf.

Jeannette gewahrte ihn und nickte ihm lächend zu. Er erröthete über und über. Dann ſprach ſie eine Weile mit den Ihrigen. Das Geſpräch mußte ihn betroffen haben, denn ſie trat ihm nun raſch entgegen und ſprach: Sie ſind hier, Herr Ludwig? Wie kommen Sie denn nach Köln?

Er murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, daß er morgen nach Wien gehen werde, daß man ihn dort nach Köln und dem Dom fragen werde, wo die heiligen drei Könige begraben ſeien, und daß er die Fahrt nicht antreten wolle, ohne die alte heilige Stadt mit eigenen Augen geſehen zu haben.

Aber Sie werden uns doch auch beſuchen? fragte ihn das Mädchen.

Ein neues verlegenes Murmeln, das aber eine unverkennbare Zuſtimmung enthielt, folgte.

Im Heraustreten aus der Kirche ſtellte Jeannette nun den jungen Muſiker ihren Aeltern und einigen andern Leuten des kleinen Kreiſes vor. Vater und Mutter des Mädchens luden ihn ein, ſie nach Hauſe zu begleiten. Wie gern war er dazu bereit!

Man begab ſich auf den Heimweg nach dem Hauſe auf dem Neumarkt und trat in einen breiten Thorweg. Es öffneten ſich hübſche und große Zimmer, in denen die gediegene Wohlhabenheit einer angeſehenen Patricierfamilie in Geräthen und Bilderſchmuck ſichtbar wurde. Ueberdies wehte in dieſen Räumen der Hauch einer angenehmen Gaſtlichkeit, denn als die Geſellſchaft Platz genommen hatte, wurden durch die Sorgfalt der Hausfrau ſofort verſchiedene Erfriſchungen geboten. Gleichwol verlor der junge Organiſt ſein ſcheues und blödes Weſen nicht. Es war ihm nicht gegeben, ein Geſpräch herbeizuführen, es hielt ſogar ſchwer, Antworten aus ihm herauszubringen. Nur ſeine Augen ſprachen und ſie ſprachen nur zu der ſchönen Tochter des Hauſes. Er kam den neuen Bekannten wie ein recht curioſer Gaſt vor. Es ſchien nicht an ſcharfen Bemerkungen zu fehlen, die indeß Jeannette zu widerlegen ſuchte, indem ſie flüſterte: Er muß nur Muſik machen, dann werdet ihr anders urtheilen.

Wollen Sie uns nicht etwas zum beſten geben? rief ſie dann auf Beethoven zutretend.

Mit Vergnügen, antwortete ihr dieſer.

Sie gingen an den Flügel, den Beethoven öffnete, während ſie ein Blatt herausſuchte. Als er ſich geſetzt hatte und auf das Pult ſah, lag ſein Lied auf demſelben. Es wurde ihm ſchwarz und blau vor den Augen.

Ich kann es jetzt beſſer und werde es gut ſingen, ſprach das Mädchen. Hoffentlich haben Sie mir doch meine Unart verziehen?

Der junge Künſtler griff in die Taſten und präludirte. Dann ſang Jeannette mit leidenſchaftlichem Ausdrucke:

Du pochſt ſo heiß, du junges Herz,
O Herz, was ſoll das geben?
Du biſt voll Luſt, du biſt voll Schmerz,
O Herz, welch neues Leben!

Alle Hörer waren entzückt, als die beiden geendet hatten. Man fragte nach dem Componiſten. Das Mädchen zeigte mit Befriedigung auf Ludwig. Es fehlte nicht an den vielfachſten Beifallsbezeigungen. Jeannette aber rief: Sie müſſen ihn erſt ſpielen hören. Nicht wahr, Herr van Beethoven, Sie phantaſiren uns jetzt über das Thema des Liedes.

Der junge Muſiker begann aufs neue und ließ die Melodie in den reichſten Variationen bald mild und ſanft, bald heiß und wild in den vielfachſten Harmonien erklingen. Alles war erſtaunt über die hinreißende Kraft und Gewalt, die der Jüngling in dieſen Tönen entfaltete. Jedermann drückte ihm ſeine Bewunderung aus. Selbſt der junge, hübſche Offizier, der ſich bisjetzt fern gehalten hatte, reichte ihm die Hand, Jeannette ſchien äußerſt erfreut, daß das Eis gebrochen war. Sie erlebte einen wahren Triumph mit ihrem Schützling.

Und bald brach auch das Eis in der Unterhaltung. Beethoven begann nunmehr hin und wieder ein kühneres Wort. So wurde es ſpäter und ſpäter. Da ſtreifte plötzlich ſein Blick die Uhr, die eben neun ſchlug.

O Gott, ich muß nach Hauſe, rief er und ſtand auf.

Sie können jetzt nicht mehr nach Bonn zurück, ſprach man ringsum.

Sie bleiben die Nacht bei uns, Ihr Bett iſt ſchon bereit, fügte die Hausfrau hinzu.

Ich kann nicht, der Graf von Waldſtein erwartet mich morgen früh ſechs Uhr, um die Reiſe nach Wien anzutreten.

Man redete noch viel hin und her. Beethoven blieb bei ſeinem Entſchluſſe, dankte für die Gaſtfreundſchaft und ſchickte ſich an, das Haus zu verlaſſen.

Der Hausherr und die Hausfrau ſowie Jeannette begleiteten ihn an das Thor. Man nahm Abſchied. Das Mädchen flüſterte ihm zu: Glückliche, glückliche Reiſe! Leben Sie heitere Tage und wenn Sie zurückkehren, dann ſingen wir erſt recht:

O Herz, welch neues Leben!

Und dann ſtürzte er in die dunkle Nacht hinaus und erreichte mit Hülſe eines Knaben, den er als Führer warb, das Thor der Stadt. Bald war er draußen auf dem Felde. Der kalte Hauch kühlte ihm nicht das heiße

Haupt, in dem es von wirren Gedanken gährend tobte. Er hatte einen glücklichen Tag gehabt, der ihm den Traum zukünftigen Ruhmes in die Seele gab. Aber weit darüber hinaus ragte der Gedanke, daß ſeine junge Leidenſchaft zu Jeannette gekrönt werde. Er dachte an ihre Abſchiedsworte:

O Herz, welch neues Leben!

Hochfahrende Plane wogten ihm im Geiſte. Ueber den Raum, den er durchſchritt, hatte er kein Bewußtſein. Was that es, daß er ſich an Steine ſtieß und in Löcher trat. Er ſchwamm in einem Meere von Seligkeit.

So kam er mitten in der Nacht nach Bonn. Seine Mutter erwartete ihn an der Thür. Sie zitterte und bebte voll Aufregung und Kälte. Bei der kleinen Lampe, die im Flur ſtand, ſah er kaum, daß ſie blaß und bleich war.

Biſt du endlich da? Es iſt dir doch kein Unfall begegnet? fragte ſie.

Ich bin froh und glücklich, antwortete er mit leuchtendem Geſichte.

Gottlob! ſprach ſie.

Sie ſtiegen die Treppe hinauf. Oben in der Wohnung angekommen, ſah er ſie an und merkte, daß ſie ſich geängſtet hatte. Du biſt doch nicht in Sorgen geweſen, rief er, ſich an ſie ſchmiegend.

Es iſt jetzt alles gut. Aber wo warſt du denn ſo lange? fragte ſie, ihn liebevoll anblickend.

Ich erzähl' es ein andermal, antwortete er, ich bin ſo müde und möchte gern noch eine Stunde ſchlafen. Aber ich habe ja noch nicht gepackt.

Die Mutter zeigte auf einen kleinen Koffer und ſprach: Alles iſt beſorgt. Geh' jetzt zu Bette.

Er warf ſich über ſein Lager und genoß bald eines tiefen Schlafes. Die arme gute Frau ſetzte ſich neben ihn und betrachtete ihn voll Glück und Wonne. Gegen ſechs Uhr mußte ſie ihn wecken. Als er aufſtand, fand er ſein Frühſtück gerüſtet. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Eine Unterhaltung kam kaum mehr zu Stande. Als er ſeinen Kaffee getrunken hatte, nahm er zärtlichen Abſchied, lud ſeinen kleinen Koffer auf und eilte zu Waldſtein's Wohnung.

Und bald ſaß er mit ſeinem Gönner im bequemen Reiſewagen. Der Poſtillon blies, die Pferde zogen an. So ging es zum Thor hinaus durch die ſchönen Auen, Berge, Thäler, Dörfer und Städte des deutſchen Vaterlandes. Es iſt nicht unſere Aufgabe, dieſe Fahrt zu beſchreiben und den wechſelnden Eindrücken zu folgen, welche der Jüngling, der an Waldſtein einen trefflichen Interpreten aller merkwürdigen Dinge und Vorkommniſſe hatte, in ſich aufnahm. Er ſah viele Menſchen, Städte und Länder und empfand, wie es die Gelegenheit mit ſich brachte, allerlei Anregungen, bis er nach einer längern Reiſe munter und heiter durch die Thore der alten und berühmten Kaiſerſtadt an der Donau einfuhr.

In Wien gab es für den Componiſten viel zu ſehen und zu hören. Der edle Graf von Waldſtein machte auch hier wieder den Schützer und Leiter. Da er aber wegen ſeiner Geſchäfte nicht im Stande war, den jungen

Mann ſelber zu führen, ſo ſorgte er, daß Ludwig entweder die gehörige Anleitung erhielt, um ſich umzuſehen, oder daß er ihm einen Diener an die Hand gab, welcher ihm im Gewirre der großen Stadt Wege und Stege zeigte. Und ſo lernte der Muſiker nicht allein die Reſidenz, ihre Schlöſſer, Kirchen, Gärten und ihre Umgebungen kennen, er erhielt auch allmählich eine genaue Ueberſicht in ihre künſtleriſchen Leiſtungen, denn er beſuchte Concerte, Opern und Theater, und war nicht wenig erſtaunt und entzückt über die Mittel, welche bei muſikaliſchen Aufführungen verwendet werden konnten. Wie pries er Gluck, Haydn und Mozart, welche hier ihre Werke aufführen ließen! Wie beneidete er Salieri, der ein ſolches Orcheſter leitete! Und welch ein trefflicher Geſchmack machte ſich in dem durchweg gebildeten Publikum geltend! Er hörte hier zuerſt die Opern von Gluck und Mozart. Und wie vollendet traten ſie durch Sänger und Orcheſter getragen zur Erſcheinung! Die Haydn'ſchen Symphonien hatte er nie mit ſolcher Feinheit und Meiſterſchaft aufführen gehört. Es war bald ſein ſehnlichſter Gedanke, in Wien zu leben.

Wie gern hätte er nun auch jene Meiſter kennen gelernt, die der Muſik einen ſo mächtigen Aufſchwung gegeben und die Stadt zum Mittelpunkt der damaligen Kunſt und Töne gemacht hatten! Waldſtein, der mit Gluck, Haydn und Mozart bekannt war, hätte ihm gern beigeſtanden, Gluck war aber leider krank und Haydn verreiſt. Dagegen vertröſtete ihn der Graf auf einen Beſuch bei Mozart, der indeſſen wegen verſchiedener Hinderniſſe immer wieder hinausgeſchoben werden mußte.

Der Deutſchordensritter ermahnte Beethoven dagegen jetzt ſehr dringlich, daß er ſein Empfehlungsſchreiben an Kaiſer Joſeph abgeben ſolle. Der Muſiker verſprach es, obgleich er eigentlich lieber die Fürſten im Reiche der Tonkunſt kennen gelernt hätte.

Und ſo begab er ſich denn eines Tages in ſeinem beſten Anzuge und mit dem Briefe des Kurfürſten Max Franz nach der Hofburg, um ſich beim Kaiſer melden zu laſſen. Wenn er ſeit jener Zuſammenkunft mit ſeinem Herrſcher zu Bonn auch einigermaßen die Furcht vor einer Unterhaltung mit hohen Herren verloren hatte, ſo blieb doch der Gedanke, daß er dem Haupte des Deutſchen Reichs begegnen ſolle, nicht ohne Wirkung auf ſein Gemüth. In der That war es keine Kleinigkeit, mit dem deutſch-römiſchen Kaiſer zuſammenzutreffen.

Als er in das Thor, das zu der Wohnung des Kaiſers führte, trat und ſich überlegte, was er denn eigentlich der Majeſtät ſagen ſollte, begegnete ihm ein Mann in einfacher Kleidung, dem die ſeltſame Kopfbildung des jungen Muſikers, welcher überdies ſeinen Brief offen in den Händen hielt, auffallen mochte.

Wohin wünſchen Sie? fragte der Heraustretende ſehr höflich.

Beethoven betrachtete den Frager, um zu erforſchen, ob derſelbe ſich vielleicht einen Scherz mit ihm machen wolle. Aber der ganze Ausdruck im Weſen des ſchönen, ſchlanken, nicht über die Mittelgröße gebauten Mannes war freundlich ernſt. Sein längliches Geſicht gewann durch ein helles himmelblaues Auge, aus dem geiſtvolle, heitere und einnehmende Blicke ſchoſſen, und durch einen lieblichen Zug um den Mund eine eigenthümliche Anziehungskraft. Die Stirn war hoch gewölbt, die Naſe etwas gebogen. Hin und wieder ſah man Pockennarben, die aber das Geſicht nicht im mindeſten entſtellten. Offenbar gefiel der Mann dem Künſtler. Er antwortete: Zum Kaiſer!

Haben Sie eine Bittſchrift?

Nein, einen Empfehlungsbrief.

Von wem, wenn ich fragen darf?

Von des Kaiſers Bruder, dem Kurfürſten Max Franz zu Bonn.

Laſſen Sie doch einmal ſehen!

Beethoven zeigte den Brief. Der Fremde fand Adreſſe und Siegel richtig.

Und was ſind Sie? fragte der Herr weiter.

Ich bin Muſikus.

Muſikus, ſprach der Fremde nach einigem Nachdenken. Dann fuhr er fort: Der Kaiſer iſt nicht zu Hauſe. Aber Sie können ihn dieſen Abend um ſieben Uhr in ſeinem Häuschen im Augarten treffen.

Kennen Sie den Kaiſer? fragte Ludwig.

O ja, ſprach der andere.

Sie bekleiden vielleicht ein Amt bei ihm? meinte der Künſtler.

Ich raſire ihn bisweilen, lautete die Antwort.

Iſt er gut oder ſtreng? fragte nun der Künſtler zutraulich.

Er iſt nicht ſo übel, lächelte der andere. Aber als Muſiker iſt er freilich ſtreng. Fürchten Sie nicht, daß er Sie ins Gebet nimmt?

Ich weiß, daß er recht gut Klavier ſpielt, auf dem Violoncell nicht ungeſchickt iſt und ſogar Sonaten componirt, antwortete Ludwig, aber mit der Muſik der großen Herren iſt's gewöhnlich nicht weit her. Neulich hat er dem Mozart eine Sonate gezeigt und ihn gefragt: wie er ſie fände? Der Mozart hat darauf geſagt: Die Sonate iſt wol gut, aber der ſie gemacht hat, iſt doch noch viel beſſer.*)

Das iſt ja eine hübſche Geſchichte, lachte der Fremde, aber ich muß fort. Gehen Sie alſo um ſieben Uhr nach dem Augarten.

Als Beethoven Waldſtein von dieſer Begegnung erzählte, lächelte dieſer und gab ihm den Rath, dem Fremden zu folgen, was denn auch, als es Abend geworden war, geſchah. Mit dem Glockenſchlage befand der Künſtler ſich im Augarten, der ſich mit dem erſten Grün des Frühlings zu ſchmücken begann, und ſchritt rüſtig auf das Häuschen zu. Vor der Thür ging ein Diener auf und ab, dem er ſein Begehren meldete und der ihn ſofort mit einem eigenthümlichen Lächeln die Stufen hinauf in den kleinen niedlich ausgemalten Salon führte, deſſen Wände über und über mit illuminirten Kupferſtichen, Ruinen und Landſchaften, bedeckt waren. Links daran ſtieß ein langes, ſchmales Zimmer mit zwei Canarienhecken in den Ecken und einem dazwiſchenliegenden Stufenabſatz voller Vaſen, in denen duftige Blumen ſtanden. Rechts von dieſem Zimmer lagen zwei Zimmer von mittlerer Größe, von denen das eine als Wohn-, das andere als Schlafſtube diente.

---

*) Vehſe, „Geſchichte des öſterreichiſchen Hofes“, VIII, 302.

In das erſtere wurde Beethoven geführt. Dort ſtanden zwei Herren. In dem einen erkannte er den Mann, der Kaiſer Joſeph zuweilen barbierte. Der andere hatte eine kleine Statur und ein überaus gutes und wohlwollendes Geſicht, in dem die freundlichen Augen und eine hervorragende Naſe beſonders hervorſtachen. Sollte das der Kaiſer ſein? Beethoven hatte ſich denſelben nach der Beſchreibung viel größer gedacht. Wahrſcheinlich war's keiner von beiden, denn der Barbier konnte es natürlich nicht ſein. Sollte er die beiden anreden? Doch das war nicht gleich thunlich, denn die Männer befanden ſich mitten in einer Unterhaltung. So blieb er denn in der Thür ſtehen.

Das iſt mir eine ſchöne Geſchichte, ſprach nun der größere Herr zu dem kleinern. Alſo ein neuer Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen. Es handelt ſich freilich diesmal nicht um Land und Leute, aber doch um einen Mann, der uns faſt eine Provinz werth iſt. Man bietet Ihnen in Berlin dreitauſend Thaler Gehalt, während Sie in Wien nur achthundert Gulden erhalten. Freilich der König Friedrich Wilhelm II. iſt ein prachtliebender Herr, gegen den Kaiſer Joſeph in ſeiner Einfachheit und Aermlichkeit nicht auftreten kann, denn er muß für ſein Volk ſparen und deshalb auf den Kreuzer ſehen, weil in früherer Zeit zu viel Luxus getrieben worden iſt. Nun, ich kann's Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie den Ruf annehmen wollen. Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Auch haben Sie ja für Weib und Kind zu ſorgen. Ihr Ruhm wird überdies keine Einbuße erleiden, er wird im Gegentheil wachſen, wenn Sie ſich auch im Norden der deutſchen Lande zeigen. Gehen Sie alſo mit Gott! Ich kenne Ihr Herz und weiß, daß Sie doch eine treue Anhänglichkeit für Ihre Heimat bewahren werden. Ja, das treuherzige Volk von Oeſterreich, ſeine Luſt und Heiterkeit, die es in den Städten, auf dem geſegneten Lande und in ſeinen ſchönen Bergen in Lied und Wort ausdrückt, werden Sie nicht vergeſſen.

Die Worte wurden mit einer ſolchen liebenswürdigen Wärme geſprochen, daß dem kleinen Mann die Thränen in die Augen kamen und daß er gerührt ausrief: Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, ich bleibe![*])

Ew. Majeſtät? hatte der kleine Mann geſagt. Beethoven zuckte bei dem Worte zuſammen. Alſo das war nicht der Barbier des Kaiſers, ſondern der Kaiſer ſelbſt. Er dachte an das Geſpräch von heute Morgen und daß er ihm die Anekdote von Mozart mitgetheilt hatte. So ſah er kaum, daß der Herrſcher von Oeſterreich dem kleinen Mann herzlich die Hand ſchüttelte und ihm mit liebevollen Worten für ſeinen Entſchluß dankte.

Nun aber wandte ſich Joſeph zu dem jungen Muſikus und ſprach mit derſelben Leutſeligkeit: Da ſind Sie ja!

Beethoven ſuchte nach einigen Worten der Entſchuldigung, die ihm indeß kaum über die Lippen gingen: Ew. Majeſtät — ich bitte um Verzeihung — Majeſtät ſagten mir, daß Sie bisweilen den Kaiſer — —

---

[*]) Vehſe, a. a. O., VIII, 3[illegible]3.

Ja, ich raſire mich ſelbſt, lachte Joſeph und erzählte dem kleinen Herrn ſeine Begegnung mit dem Künſtler. Dann fuhr er fort: Nun geben Sie mir den Brief!

Er las das Schreiben und ſprach wiederum zu dem kleinen Herrn gewendet: Mein Bruder Max Franz in Bonn empfiehlt mir den jungen Mann als einen talentvollen Muſiker, der beſonders trefflich phantaſiren ſoll. Ich denke, wir laſſen ihn gleich die Probe ablegen.

Der kleine Mann nickte.

Sind Sie einverſtanden, Herr van Beethoven? fragte der Kaiſer.

Mit Vergnügen! antwortete der Muſiker.

So gingen ſie zu dem Flügel, der im Zimmer ſtand und bereits geöffnet war.

Haben Sie ſchon Muſik von Mozart geſpielt? fragte jetzt Joſeph, indem er dem kleinen Manne mit den Augen nickte.

Wie ſollte ich nicht! antwortete der Jüngling.

Und was halten Sie von ihm?

Daß er der melodiſchſte, anmuthigſte und unerſchöpflichſte Meiſter iſt, den die Welt jemals geſehen hat, ſprach Beethoven. Vielleicht ſteht Johann Sebaſtian Bach höher in der Kirchenmuſik, Händel im Oratorium, auf der Bühne überragt der ſalzburger Componiſt aber ſelbſt Gluck an Vielſeitigkeit und charakteriſtiſcher Darſtellung von Individuen und Situationen.

Kennen Sie ſeine Sachen auswendig? forſchte der Kaiſer, der vergnügt mit dem Kopfe nickte.

Verlangen Ew. Majeſtät, was Sie wollen, erwiderte der Muſiker.

Joſeph bedachte ſich einen Augenblick, dann ſprach er: Spielen und variiren Sie mir die Arie des Saraſtro:

In dieſen beil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht.

Der bonner Organiſt ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte die Weiſe mit einer Klarheit und Fülle des Ausdrucks, daß ſowol der Kaiſer wie der kleine Herr in ein ſichtliches Erſtaunen geriethen, welches ſich noch mehr ſteigerte, als er nach Beendigung des Themas in eine freie und ſelbſtändige Behandlung der Variationen überging, in denen er einen unglaublichen Formenreichthum und eine faſt dämoniſche Kraft der Harmonien entfaltete.

Bravo, Braviſſimo, rief der kleine Herr mit plötzlichem Feuer, als Ludwig geendet hatte. Vortrefflich, aber jetzt bitte ich auch um eine eigene Compoſition.

Der junge Rheinländer willfahrte dieſer Aufforderung ſofort und ſpielte eine Klaviercompoſition, über welche ſich der kleine Herr dahin ausſprach, daß ſie nicht allein ausgezeichnet, ſondern auch durchaus neu und urſprünglich in originellem Melodiengange und in ungewöhnlichen, faſt unerhörten Harmonien ſei.

Und was halten Sie denn ſchließlich von dem jungen bonner Muſiker? fragte der Kaiſer den Kleinen.

Er wird zu den erſten Meiſtern der Kunſt gehören, ſprach dieſer ernſt und getragen und reichte Beethoven die Hand.

Und wiſſen Sie auch, wer Ihnen dies Urtheil ſpricht? wandte der Kaiſer ſich an den Jüngling.

Ludwig betrachtete den kleinen Mann. Er kannte ihn nicht und antwortete: Nein!

Es iſt Wolfgang Amadeus Mozart! ſagte der Kaiſer mit Nachdruck.

In Beethoven's Seele jauchzte es laut auf.

Und nun folgte noch eine Unterhaltung, bei welcher der Kaiſer Mozart und Beethoven auf den im Gemach ſtehenden Stühlen Platz nehmen ließ. Joſeph fragte den Jüngling, ob er nicht Luſt habe nach Wien überzuſiedeln. Freilich fehlte es ihm nicht an Luſt, aber die Pflicht rief ihn zurück. Er ſprach mit Rührung von ſeiner guten Mutter und ſeinen kleinen Brüdern und mit Dankbarkeit von ſeinem edeln Gönner und Herrn, dem Kurfürſten Max Franz. Zugleich dachte er auch der Jeannette d'Honrath, aber von ihr ſprach er nicht. So zog ihn der Rhein zurück.

Als der Kaiſer ſeine beiden Gäſte verabſchiedete, ſchenkte er dem bonner Organiſten einen Ring zum Andenken. Es war einer der ſchönſten Tage in Ludwig's Leben. Er hatte den größten Herrſcher im deutſchen Lande und den größten Herrſcher im Reich der Töne geſehen.

Neuntes Kapitel.

Es war gegen Ende des Frühlings, als Beethoven mit dem Grafen von Waldſtein wieder in die Thore von Bonn einfuhr. Welch eine reiche Fülle von Erinnerungen brachte er in die Heimat zurück! Wenn er an die Zeit dachte, wo er ſeine Reiſe angetreten hatte, und ſie mit der gegenwärtigen verglich, ſo war er damals ein armer Junge geweſen und jetzt ein reicher Mann geworden. Er hatte eine Reihe der ſchönſten Landſchaften geſehen, er war durch Hunderte von Städten und Ortſchaften gefahren, viele deutſche Volksſtämme gingen ihm an den Augen vorüber, und was die Hauptſache war, auch in der Kunſt hatte ſich ihm eine Menge von neuen Einſichten erſchloſſen, die ihm für ſeine zukünftigen Beſtrebungen förderlich ſein mußten. Wer erwirbt nicht, wenn er hinausgezogen iſt, um Land und Leute zu ſehen, den vielfachſten Gewinn von ſeinen Fahrten? Und das war auch bei dem jungen Componiſten der Fall. Seine beſte Errungenſchaft beſtand aber in der Klarheit, die er über ſeine Kunſt erlangt hatte. Er maß nicht mehr mit dem

Maßſtabe ſeiner Vaterſtadt, er maß mit dem Maßſtabe der kaiſerlich öſterreichiſchen Metropole, wo die Muſik gerade auf ihrer höchſten Höhe ſtand. Allerdings wurde in Wien ungleich beſſere Muſik gemacht wie in der kurfürſtlichen Reſidenz. Und er ſelbſt? Trotz den ungleich weitern Geſichtspunkten, die ſich zur Vergleichung boten, fiel die Meſſung zu ſeinen Gunſten aus. Er fühlte dabei ein wohlthuendes Selbſtbewußtſein, das ſich gleichwol von jeder eiteln Uebertreibung frei hielt. Er war reifer, aber darum nicht ſtolz oder gar eingebildet geworden.

Und ſo ſtürzte er ſich auch als treuer liebender Sohn an das Herz ſeiner guten und frommen Mutter. Die kleinen Brüder überſchüttete er mit Herzlichkeit. Sein Vater war wie gewöhnlich nicht zu Hauſe, aber er hätte auch nur die Freude des Wiederſehens geſtört, denn Ludwig war gewöhnlich kalt und gemeſſen gegen ihn, während er ſelber den Sohn zu vermeiden ſchien, ſei es, daß er kein gutes Gewiſſen hatte, ſei es, daß er den kühn aufſtrebenden und allerwärts geprieſenen jungen Mann beneidete.

Bald war eine lebendige Erzählung im Fluß, bei welcher Mutter und Sohn bis in die ſpäte Nacht um die beſcheidene Lampe der Wohnſtube ſaßen, während die Brüder im Nebenzimmer zu Bett gebracht worden waren. Wie freudig nahm die gute Frau die Kunden ihres Lieblings entgegen! Sie hatte mit ſtarren, faſt unheimlich leuchtenden Blicken und mit fieberhaft gerötheter Wange ihm gegenüber Platz genommen und konnte ſich nicht ſatt ſehen und hören. Es ging aber wie ein Lächeln ſeliger Verklärung über ihre Züge, als er nun auch von ſeiner Zuſammenkunſt mit Kaiſer Joſeph und Mozart berichtet hatte. Mozart's Worte über ihren Sohn wiederholte ſie nach dem Himmel ſchauend, faſt wie prophetiſch: Er wird zu den erſten Meiſtern der Kunſt gehören.

Ludwig war aufgeſtanden um zu Bette zu gehen. Seine Mutter aber blieb in der eben angenommenen Stellung ſitzen, ſie faltete die Hände, ihre Lippen bewegten ſich, es war, als ob ſie betete. Der Sohn, der es in ſeiner Seele fühlte, daß ihr Gebet ſeinem Lebenswege galt, ſchaute ſie mit inniger Liebe an. Plötzlich aber zuckte es ihm durch alle Glieder. Mit einem male ſchien es ihm, als ſei die Mutter ganz entſetzlich verändert. Ihre Geſtalt dünkte ihm viel ſchwächlicher, ihre Züge magerer, ihr Blick geiſterhafter. Hatte er das alles nicht beachtet? Ach nein, durch die Freude des Wiederſehens wurden ihr nur für wenige Momente Roſen der Freude auf das Geſicht gepflanzt.

Mutter, es iſt ſpät, wir wollen zu Bette gehen, rief er aus, das lange Wachen iſt nicht gut für dich.

Das Wachen? lächelte ſie ſchmerzlich, ich bin daran gewöhnt. Der Vater iſt auch noch nicht zu Hauſe.

Der Vater, ſeufzte Ludwig in ſich.

Sie nahm die Lampe und leuchtete Ludwig in ſein Zimmer, das er bisjetzt noch nicht betreten hatte.

Der Sohn ſah ſich in dem ſchlichten, aber trauten Raume um, dann heftete er die Blicke auf die Stelle, wo das Bild des Großvaters gehangen hatte.

Und das Bild? fragte er mit gerunzelter Stirn, aber ſanfter Stimme.

Der Karpfenwirth hat es nicht herausgegeben, erwiderte Frau Beethoven mit niedergeſchlagenen Blicken.

So haſt du das Geld anderwärts nöthig gehabt, ſprach der Sohn.

Ach nein, antwortete die Frau, deren Geſicht todtenblaß geworden war. Der Wirth nahm es für die neuen Schulden in Anſpruch. Es ſtand dort wieder eine große Rechnung für Getränke — —

Ludwig ſtampfte mit dem Fuße und ſtieß einen unartikulirten Laut aus.

Frau Beethoven weinte.

Genug, genug, rief der Sohn und nahm ſie in die Arme. Genug, genug! Ich werde ſchon andere Mittel zu finden wiſſen.

Dann führte er die Mutter an ihr Bett, nöthigte ſie ſich niederzulegen und ſetzte ſich zu ihr, indem er ihr ſanfte Tröſtungen zuſprach. Später aber öffnete er ſelber ſeinem Vater, der aus dem Wirthshauſe kommend an der Thür klopfte. Der Empfang war kalt wie immer. Der Tenoriſt befand ſich überdies nicht in einem Zuſtande, um ihm beſonders freundlich zu begegnen. Die Nacht war ſchon weit vorgerückt, als es endlich ſtill im Hauſe wurde.

Ludwig konnte trotz der Müdigkeit, die er nach einer wochenlangen Reiſe im Wagen mitbrachte, nicht den gewünſchten Schlaf finden. Je heller und reiner er draußen in Welt und Menſchen geblickt hatte, deſto mehr betrübte ihn das Bild der jetzt wieder unmittelbar vor ſeine Blicke tretenden geſtörten Häuslichkeit. Wie ein Alp legte ſich der Gedanke, daß er ſeinen Vater nicht achten könne, auf ſeine Seele. Zugleich aber durchzitterte ihn eine entſetzliche Angſt über die arme Mutter, deren gebrochene

Geſtalt und deren kranke Geſichtszüge ihm eine jähe und unerwartete Beſorgniß einflößten. Dunkle, trübe Bilder umflatterten ihn, in denen er endlich einen peinigenden und unruhigen Schlaf fand, der mit denſelben wüſten Vorſtellungen, die ihm vor dem Einſchlafen gekommen und die ſich zu Träumen geſtalteten, verwebt war.

Es ſchien ihm, er habe ſchon lange geſchlafen, als er ſich plötzlich heftig gerüttelt fühlte. Und doch war er eben erſt entſchlummert. Ringsum herrſchte noch tiefe Nacht. Sein Vater aber ſtand mit einem Stümpfchen Licht im Nachtkleide vor ihm und rief: Ludwig, Ludwig, ſteh' auf.

Der Sohn fuhr erſchreckt empor über die ungewohnte Störung, und erſchreckte noch mehr über das blaſſe Geſicht des Vaters, der mit entſetzten Zügen und ſtieren Augen ihn zu ermuntern ſuchte.

Was iſt? rief Ludwig.

Du mußt raſch zum Doctor, erwiderte der Tenoriſt, deine Mutter iſt ſehr krank.

Der Sohn ſprang auf und fuhr ſo raſch es möglich war in die Kleider. Darauf ging er für einen Augenblick an das Bett der Kranken, die ſchwer athmend auf dem Kiſſen lag, ihm aber trotz ihrer Leiden ein mildes Lächeln entgegenſandte. Und dann ſtürzte er in die Straße, über welche jetzt der Morgen des hohen Sommertages hereindämmerte. Der Arzt war bald herausgeklopft und zu der leidenden Mutter geführt, wo er ſein Krankenexamen begann. Ludwig hing mit peinlicher Angſt an den Zügen des Mannes, der hier ein Urtheil über Tod und Leben abgeben ſollte; aber er vermochte den entſcheidenden Spruch nicht zu leſen. Faſt ſchöpfte er Faſſung und Muth, denn er hörte die Beruhigung, daß es wol bald beſſer gehen werde. Dann kamen Verhaltungsmaßregeln an die Reihe und ein Recept wurde geſchrieben, mit dem Ludwig ſofort in die Apotheke laufen wollte.

Noch ein Wort, rief da der Doctor, der zugleich ſeinem Vater winkte, ihm in das andere Zimmer zu folgen.

Als ſie ſich in der Wohnſtube befanden, ſagte der Arzt: Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß der Zuſtand der Kranken gefährlich iſt. Soviel ich weiß ſind Sie katholiſch. Ich bitte Sie alſo den Geiſtlichen kommen zu laſſen.

Ludwig wäre vor Schrecken faſt zu Boden gefallen. Der Vater ſah ſtier und öde drein. Der Arzt forderte den Tenoriſten auf, zu ſeiner Frau zurückzukehren und ihr mitunter einen Trunk zu reichen. Dem Sohne trug er die beiden Sendungen zum Pfarrer und Apotheker auf, die derſelbe denn auch in eiliger Haſt vollbrachte.

Aber weder die Arznei noch der geiſtliche Zuſpruch brachte eine Aenderung in dem Zuſtande der armen Frau hervor. Das Fieber ſtieg zu einer mehr und mehr bedenklichen Höhe, während zugleich die Kräfte von Stunde zu Stunde abnahmen. Die Kranke lag bald todtenblaß, bald mit gerötheten Geſichte auf dem Lager, von dem ſie ſich nicht mehr zu erheben vermochte. Dabei flog ihr Geiſt in wirren Phantaſien dahin, in denen ſie bald ihren Mann zur Nüchternheit mahnte und von ihren Kindern ſprach, und bald mit dem Karpfenwirth und dem Bildniß des alten Kapellmeiſters zu thun hatte. Zuweilen aber murmelte ſie auch den Namen Ludwig's mit wohlgefälligem Lächeln, und flüſterte dann wie ſtill zufrieden: Er wird zu den erſten Meiſtern gehören.

Ihr Mann ſchien den traurigen Anblick nicht ertragen zu können. Es waren wol Gewiſſensbiſſe, die ihn aus der Nähe ſeines Weibes, dem er faſt nichts wie Kummer und Aergerniß bereitet hatte, vertrieben. Er ging bald unſtet durch die Stuben und verließ bald das Haus, wo er nie längere Zeit auszudauern vermochte. Ludwig dagegen wich nicht vom Lager der kranken Mutter, welcher er trotz ſeiner Ungelenkheit alle Dienſte zu verſehen ſtrebte, und die für ihn ſtets ſelige Blicke hatte. Er verließ ſie nur für kurze Stunden, in denen der beſorgte Arzt ihn Luft ſchöpfen hieß, und in denen freundliche Nachbarinnen die Pflege der Leidenden übernahmen.

Auf den verordneten Spaziergängen fand er indeß auch keine Ruhe. Als er den erſten Ausgang machte, der gerade nicht den Zweck hatte, ſeiner Mutter eine Hülfsleiſtung zu verſchaffen, eilte er den treuen Wegeler aufzuſuchen, der ihm ſchon in manchen trüben Lagen ſein wackeres Herz bewieſen hatte und bei dem er auch jetzt wieder Troſt zu finden hoffte. Leider aber traf er den Freund nicht mehr in Bonn. Die Aeltern deſſelben theilten ihm mit, ihr Sohn habe durch ſeine vorzüglichen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften die Aufmerkſamkeit einiger hohen Gönner auf ſich gezogen, durch welche er mit reichlichen Mitteln und den beſten Empfehlungen ausgeſtattet, nach Wien geſandt worden ſei, um dort ſeine mediciniſchen Studien fortzuſetzen und die Doctorwürde zu erlangen. So war Ludwig denn, aus der öſterreichiſchen Hauptſtadt heimkehrend, an dem beſten Freund ſeiner Jugend vorbeigereiſt. In gleicher Weiſe fand er das Breuning'ſche Haus leer, in dem er ſonſt ſo oft eine Zufluchtsſtätte gefunden hatte. Die Hofräthin war nämlich mit ihren Kindern nach Kerpen an der Erft gegangen, wo die Familie ein Landgut beſaß. Nur der treffliche Kapellmeiſter Franz Ries vermochte ihm in ſeiner Verlaſſenheit einigen Troſt zuzuſprechen.

Unterdeſſen verſchlimmerte ſich der Zuſtand der kranken Mutter mehr und mehr. Die geringen Hoffnungen, die in einzelnen Momenten auftauchten, ſchwanden ebenſo ſchnell, wie ſie kamen. Empfand der Sohn nun über die gefahrdrohenden Erſcheinungen, die ſich vor ſeinen Augen entwickelten, oft eine entſetzliche Angſt, ſo beſchlich ihn auch zugleich mitunter der Gedanke, er ſelber habe, wenn auch ohne Schuld, eine jähe Entfaltung des Uebels veranlaßt. In ſolchen peinigenden Grübeleien machte er ſich Vorwürfe, daß er ſie überhaupt verlaſſen, daß er ihr während ſeiner Abweſenheit die Sorge für das Bild aufgetragen, und daß er ſie bei ſeiner Rückkehr zu ſehr aufgeregt habe. Nach all den herrlichen Genüſſen in der Fremde erlebte er in der Heimat ſchreckliche Tage.

Endlich kam der armen Frau der Augenblick, der jedem einmal kommen muß. Sie hauchte ihre letzten Athemzüge langſam und ſtill aus. Ein vielfach geängſtetes Leben war zu Ende gegangen, und auf dem Geſichte der Todten lag mit einem male ein Frieden, der im Leben dort keinen Platz gefunden hatte. Der Mann brach in ein lautes Weinen und Schreien aus. Was half es? Er konnte der Geſchiedenen nimmer gut machen, was er ihr an Unbill und Pein zugefügt hatte. Ludwig ſaß ſtier und ſtumm an der Leiche, die er wie verſteint betrachtete. Es hielt ſchwer, ihn aus der Stube zu bringen, als man der Todten die Leichenkleider anziehen wollte.

Und ſo ging er auch bleich und ſtarr hinter der Leiche, als die Freunde und Nachbarn ſie zur letzten Ruheſtätte brachten. Sein Vater hatte Thränen vollauf. Mit ihm weinten die andern Kinder, der dreizehnjährige Karl und der zehnjährige Johann. Und doch warf niemand mit tieferm Schmerz die letzte Scholle auf den tönenden Sarg der lieben, treuen, frommen Mutter als Ludwig.

Auf dem Heimwege vom Friedhofe nach der Stadt traten mit einem male Stephan und Chriſtoph von Breuning an ihn heran und ſprachen ihm ihre herzliche Theilnahme über ſeinen harten Verluſt aus, indem ſie ihm zugleich mittheilten, daß Ries an ihre Mutter geſchrieben, und daß dieſe ſie in die Stadt geſendet habe, um an dem Begräbniß theilzunehmen und ihr den mutterloſen Sohn nach den ſchweren Tagen zur Erholung mit auf das Land zu bringen. Ludwig dankte, aber er konnte ſich doch nicht gleich entſchließen, dieſer Einladung zu folgen. So begleiteten ihn die Freunde nach Hauſe, wo er ſich auf Zureden von Ries und einigen guten Nachbarsleuten, die ein Auge auf die Brüder zu halten verſprachen, zu der kleinen Fahrt entſchloß.

Der Empfang, den er in Kerpen fand, wohin der bereit ſtehende Wagen die jungen Leute in einigen Stunden trug, konnte nicht herzlicher und freundlicher ſein. Frau von Breuning bot ſich an, dem mutterloſen Jüngling den herben Verluſt, ſo gut es ihr möglich ſei, zu erſetzen. Sie bat ihn um ein ſtets offenes Vertrauen, und verſprach ihm in allen Lebenslagen zur Seite zu ſtehen. Hatten Stephan und Chriſtoph ſchon unterwegs das zarteſte Benehmen an den Tag gelegt, ſo kamen ihm die jungen Geſchwiſter Lenz und Leonore nicht minder theilnahmvoll entgegen. Und ſo wehte ihn denn unter den alten bewährten Bekannten aufs neue ein Gefühl des Behagens an, das ihm äußerſt wohlthat.

Ein herber Schmerz läßt ſich nicht beſprechen. Nur die Zeit iſt im Stande, ihn allmählich zu beſchwichtigen und auszuheilen. Deshalb wirkte die Hofräthin dahin, den jungen Mann mit wohlthuender Freundlichkeit zu umgeben, ihn aber im übrigen ſeinen Gefühlen und Gedanken zu überlaſſen. Die guten Wirkungen einer ſolchen Behandlung ließen nicht auf ſich warten. Ludwig machte bald einſame Spaziergänge in der freilich ſehr einfachen und ebenen Gegend, die indeß im Schmucke grüner weiter Wieſen und reicher üppiger Fruchtfelder der ſommerlichen Reize nicht entbehrte. Bald aber ſaß er auch am Klavier und ſtrömte alles, was ihm das Herz bedrängte, in Tönen aus, die ihn offenbar erleichterten. Unter ſolchen Beſchäftigungen fühlte er ſich allmählich wohler und zufriedener. Die Natur war immer ſeine tröſtende Freundin geweſen. In der Kunſt aber weinte er ſich gewiſſermaßen ſeinen Schmerz aus der Seele.

Nach und nach wich denn auch die Schweigſamkeit, die ihm Lippen und Zunge gefeſſelt hielt. In den heitern Zuſammenkünften, welche morgens, mittags und abends die verſchiedenen Familienglieder an der gemeinſamen Tafel verſammelten, folgte er dem allgemeinen Drange der Mittheilung und erzählte von ſeiner Reiſe und ihren Erlebniſſen, die natürlich von dem größten Intereſſe für die Freunde waren; man ſprach auch wieder von dem Leben in Bonn, von dem guten Kurfürſten Max Franz, von dem edeln Grafen von Waldſtein, von der neuen Univerſität und von — Jeannette d'Honrath. Und Jeannette, deren Name, wenn er nur erwähnt wurde, immer eine tiefe Röthe auf Ludwig's Geſichte hervorrief, fing plötzlich an, einen neuen Zauber auf das Gemüth des Jünglings auszuüben.

Freilich hatte er ſeit jenem Abend in Köln oft genug an ſie gedacht. Ihr Bild geleitete ihn auf ſeiner ganzen Reiſe nach der großen Donauſtadt. Faſt jedesmal, wenn er etwas Neues, Schönes oder Großes ſah und hörte, war der Wunſch in ihm aufgeſtiegen, daß ſie das alles mit ihm ſehen und hören möge. So war es geweſen, wenn die Natur ihm einen erhabenen Genuß bot, wenn das Leben ihm neue unerwartete Seiten eröffnete und wenn er in den Geheimniſſen der Kunſt ſchwelgte. Auf ſie hatte er ja auch ſeine Gedanken gelenkt, als er von der Zuſammenkunft mit Kaiſer Joſeph und Mozart zurückkehrte. Und ſo war er auch mit ihrem Bilde beſchäftigt wieder in die Heimat eingekehrt. Allerdings verdrängte die Krankheit und der Tod der theuern Mutter alle dieſe heitern Vorſtellungen. Je mehr aber die verlorene Ruhe in ſein Herz einzog, deſto mehr kam das geliebte Bild wieder zum Vorſchein.

An ſie gedenkend ſaß er auch, an einem ſchönen Sommermorgen vor Tiſch in der ſonnigen Stube am Klavier und ließ eine heitere Phantaſie erklingen, welcher die verſammelten Freunde mit Vergnügen horchten. Alle waren dermaßen in ſeine Töne vertieft, daß ſie nicht hörten, wie draußen vor der Thür ein Wagen anfuhr.

Als Ludwig aber geendet hatte, öffnete ſich die Thür. Alle, außer dem Muſiker, der noch in ſeine Klänge vertieft ſchien, ſprangen auf. Vielleicht hätte ihn auch dieſes Geräuſch kaum aus ſeinen Phantaſien geweckt; da aber hörte er mit einmal eine Stimme, deren Ton ihm tief durch das Herz zuckte.

Es war Jeannettens Stimme, welche die Hofräthin begrüßte.

Er ſah ſich um. In der That, ſie ſtand in der Thür voll Jugend, Schönheit, Lebensluſt. Welch ein lachendes, helles Bild! Es wurde ihm ganz ſchwindelig vor den Augen.

Seien Sie mir herzlich gegrüßt, meine liebe Frau Hofräthin, rief ſie aus. Ich habe mich geſtern verlobt und bringe Ihnen hier meinen Bräutigam, den königlich-kaiſerlichen Hauptmann Karl Greth.

Zugleich trat der junge, ſchmucke Offizier, den wir ſchon kennen, neben Jeannettens Mutter in das Zimmer alle bewillkommnend, von allen bewillkommnet.

Auf Ludwig's Seele fiel die Nachricht wie ein Donnerſchlag. Er war wieder wie verſteint und hörte nicht, wie man ſich die Geſchichte von der Liebe der ſchönen jungen Kölnerin und dem kräftigen öſterreichiſchen Offizier, der in der alten Reichsſtadt Soldaten anwarb, erzählte. Zerſchmettert und geſchlagen ſchlich er beiſeite. Frau von Breuning entſchuldigte ihn mit der Trauer über den Verluſt ſeiner Mutter.

Der arme Junge hatte aber noch einen andern Verluſt zu beklagen: Es war vorbei mit ſeiner erſten Liebe!

Zehntes Kapitel.

Wer den jungen Muſiker im folgenden Winter in Bonn wiederſah, der kannte ihn kaum wieder. Von dem ſtark gegliederten, trotzigen und auffahrenden Jünglinge, den ſeine Bekannten einſt Furioſo zu nennen pflegten, war keine Spur mehr vorhanden. Alle die traurigen Erlebniſſe des letzten Sommers hatten ihm tief in das Leben geſchnitten und ſeine jugendlichen Blüten für eine lange Zeit geknickt. In der That war er auch körperlich leidend. Er konnte oft ganze Nächte nicht ſchlafen, denn es hatten ſich aſthmatiſche Anfälle bei ihm eingeſtellt, die ihm das Daſein zuweilen unerträglich machten. Seine Freunde fürchteten ſogar ein ernſtliches Bruſtleiden und gemahnten ihn, ſich zu ſchonen. Aber wie konnte er an Schonung denken? Da ſein Vater trotz der erlittenen Schickſale nach wie vor der Leidenſchaft zum Trunke fröhnte und den geringen Verdienſt in den Schenken und Krügen vergeudete, ſo lag es ihm ob, für ſeine kleinern Geſchwiſter zu ſorgen. Mochte es auch noch ſo unangenehm ſein, er gab Stunden, ſoviel er konnte, und verwendete den ziemlich kärglichen Erwerb für die Nahrung und Erziehung der Kinder, welche ihre Mutter leider zu früh verloren hatten. In dieſen edeln Beſtrebungen beſtärkte ihn aber vorzüglich Frau von Breuning, in deren Hauſe er nach wie vor faſt täglich verkehrte und die er ſeinen Schutzengel nannte. Uebrigens hatte die Hofräthin auch in dieſer Zeit ſelten Gelegenheit, von Beethoven zu ſagen: Er hat wieder einen Raptus.

Zugleich verſenkte er ſich auf das lebhafteſte in die Studien und Arbeiten der vielgeliebten Kunſt. Allzu große Aufregungen wirken allerdings zerſtörend auf den Geiſt. Ein gewiſſes Maß aber regt ihn zu neuen Gefühlen und Gedanken an. Und iſt nun der Geiſt ein ſolcher, der zu künſtleriſchen Schöpfungen drängt, ſo erwächſt ihm gerade aus fröhlichen und traurigen Erlebniſſen ſowie aus leidenſchaftlichen Begegnungen vielfacher Stoff, der ſich trefflich bearbeiten läßt. In dieſem Sinne war die Seele des jungen Muſikers durch die heitere Reiſe nach Wien, durch den jähen ſchmerzlichen Tod ſeiner Mutter und durch die plötzliche Zertrümmerung einer erſten Liebe befruchtet worden. Und ſo entſtanden denn in der Stille und Zurückgezogenheit ſeiner heimlichen Stube eine Menge von Compoſitionen, welchen er Schmerz, Pein, Sehnſucht, verlorene Liebe in den verſchiedenſten Formen einhauchte und in denen ſich ſeine Meiſterſchaft mehr und mehr entfaltete.

Zu ſeiner großen Freude und Genugthuung erhielt auch das öffentliche muſikaliſche Leben durch die Fürſorge des Kurfürſten Max Franz einen lebendigern Aufſchwung.

Zu den vorhandenen wurden neue Kräfte geworben. Neben dem trefflichen Franz Ries waren auch die beiden Romberg, welche früher nur zuweilen von Münſter aus zum Beſuch kamen, für das bonner Orcheſter gewonnen worden. Andreas Romberg war am 27. April 1767 zu Vechte im Niederſtift Münſter geboren und hatte zum Vater den Gotthard Heinrich Romberg, der als Muſikdirector und Virtuoſe auf der Clarinette zu Münſter wohnte. Der Sohn aber war ein glücklicher Componiſt und vortrefflicher Violinſpieler, während ſein Vetter Bernhard ſich ausſchließlich dem Violoncell gewidmet hatte, auf dem er ſich vor allen Zeitgenoſſen als Meiſter auszeichnete. Auch dieſer, geboren am 11. November 1770 zu Dingklage in Weſtfalen, ſtammte von einem auf dem Fagott berühmten Künſtler Namens Anton Romberg, dem Bruder des obengenannten Muſikdirectors. Ueberhaupt ſtand die Familie damals in großem künſtleriſchem Anſehen.

Mit dieſen Männern zuſammenzuwirken war aber eine Hauptfreude für den jungen Mann. Wenn das Sprichwort ſagt: Die Künſtler verderben die Kunſt, ſo kann dieſes Wort nur von den ſchlechtern gelten, denn die guten werden ſie ſtets heben. So war es auch hier. Man übte die Meiſterwerke Haydn's und Mozart's, um ſie in öffentlichen Concerten aufzuführen, und man ſpielte die Quartette und Trios der beſten Muſiker in den kleinen Geſellſchaften des Kurfürſten, bei welchen Gelegenheiten denn auch einzelne Verſuche Beethoven's zum Vortrag kamen, und nicht ſelten durch ihre Eigenthümlichkeit und Neuheit die größte Ueberraſchung hervorbrachten.

Der Graf von Waldſtein aber erwies ſich allezeit als beſonderer Gönner und Beſchützer des jungen Muſikus, der es dieſem edeln Mann auch vorzugsweiſe verdankte, daß er zum Kammermuſikus ernannt wurde und eine beträchtliche Erhöhung ſeines Gehalts erhielt.

Nicht mindere Fortſchritte machte Ludwig im Laufe ſolcher ruhigen Tage in Betreff ſeiner allgemeinen humanen Bildung, die faſt unbewußt durch den Umgang mit den genannten Männern, mit den Freunden im Breuning'ſchen Hauſe und in den Zuſammenkünften mit verſchiedenen Mitgliedern der Univerſität wuchs, deren abendlicher Verſammlungsort die fröhliche Schenke des Zehrgartens war. Wenn er auch daheim ſeine Lectüre in Homer's Odyſſee und den Lebensbeſchreibungen Plutarch's fortſetzte und in dieſen ſchönen Büchern Troſt und Erhebung für das Leben ſchöpfte, und wenn ihm bei ſeinen Freunden Stephan und Chriſtoph die Literatur der Gegenwart näher trat, ſo kamen bei der gelehrten Gilde der jungen Hochſchule namentlich jene Beſtrebungen der deutſchen Wiſſenſchaft und Kunſt zur Rede, welche den damaligen humaniſtiſchen Anſchauungen entſprachen.

Unter den jungen Gelehrten, welche den Zehrgarten beſuchten, war einer der lebhafteſten und begeiſtertſten der Profeſſor des Natur- und Völkerrechts Bartholomäus Fiſchenich, welcher vorzugsweiſe für Friedrich Schiller, den großen Dichter, der damals das deutſche Volk in Flammen ſetzte, ſchwärmte und mitunter deſſen neue Arbeiten vortrug. Mit welcher Wonne erfüllte aber Beethoven das in jener Zeit in der „Thalia“ erſchienene Gedicht „An die Freude“! Als er dieſen prächtigen

Geſang zum erſten mal hörte, ſchien aller alter Kummer aus ſeinem Herzen gewiſcht, und zum Troſt und zur Stärkung ſeines Herzens rief er oft vor ſich hin:

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmliſche, dein Heiligthum!
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode ſtreng getheilt,
Alle Menſchen werden Brüder,
Wo dein heil'ger Flügel weilt.

Seid umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein.
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund,
Doch wer's nie gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus dieſem Bund.

Freude trinken alle Weſen
An dem Buſen der Natur,
Alle Guten, alle Böſen
Folgen ihrer Roſenſpur.

Küſſe gab ſie uns und Reben,
Einen Freund geprüft im Tod,
Wolluſt ward dem Wurm gegeben
Und der Cherub ſteht vor Gott.

Ihr ſtürzt nieder, Millionen,
Ahneſt du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt,
Ueber Sternen muß er wohnen!

Froh wie ſeine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmliſche, dein Heiligthum.

Das waren ſeine Lieblingsſtellen der Schiller'ſchen Hymne, die in einer Weiſe mit den Gefühlen und Gedanken der damaligen Zeit zuſammentrafen, daß ſofort eine Menge von Componiſten ſich daranwagte, ſie in Muſik zu ſetzen. Auch Beethoven kamen dieſe Verſuche zu Geſichte, aber er ſchüttelte den Kopf und rief: Nichts wie eitle Stümperei. Ich werde dieſes erhabene Lied auch in Töne bringen, aber ich will warten, bis ich auf der Höhe meiner Kunſt ſtehe.

Unter ſolchen Umſtänden klärte ſich allmählich die verdüſterte Stimmung, die auf dem Gemüthe des jungen Tonkünſtlers gelaſtet hatte. Er konnte ſich ſagen, daß er gewiſſenhaft für das Haus und wacker für die Kunſt geſchaffen, und alſo ſeinen Pflichten mit Treue nachgekommen war. Und auch in allgemeiner menſchlicher Bildung fühlte er ſich mächtig gefördert. So kehrte ihm denn auch die Geſundheit, die durch die erlebten Aufregungen gelitten hatte, zurück, und er ſehnte ſich wieder einmal hinaus in andere Gegenden und unter andere Menſchen.

Nun traf es ſich aber, daß der Kurfürſt Max Franz, als Hochmeiſter des Deutſchen Ordens, ſeine Reſidenz, das Schloß Neuhaus bei Mergentheim, einem Städtchen im würtembergiſchen Jaxtkreiſe, beſuchen und bei dieſer Gelegenheit ſeine geiſtlichen Brüder, den Kurfürſten von Trier, der zu Koblenz, und den Kurfürſten von Mainz, der zu Aſchaffenburg reſidirte, begrüßen wollte. Dieſe Reiſe, die einen repräſentativen Charakter haben ſollte, beſchränkte ſich indeß nicht allein auf den Fürſten und ſeine nächſte Umgebung, es ward im Gegentheil beſchloſſen, daß der ganze Hofſtaat ihn begleite, wozu denn auch die Kapelle gehörte. Es wurden alsbald umfaſſende und großartige Vorbereitungen getroffen, von denen man in Bonn mit dem größten Intereſſe ſprach. Beſondere Aufmerkſamkeit erregten namentlich einige Jachtſchiffe, die am Ufer des Rheins lagen und die reichlich mit Wein und Speiſen verproviantirt wurden, indem ſie den hohen Herrn mit ſeinem Gefolge aufzunehmen beſtimmt waren; denn in der damaligen Zeit kannte man noch nicht die raſche Art und Weiſe des Reiſens wie heutigen Tages, man war im Gegentheil gewohnt, es mit der Zeit nicht ſo ſcharf zu nehmen, und ließ ſich, wenn es ſtromaufwärts ging, gemüthlich auf Schiffen, die von Pferden gezogen wurden, alle Krümmungen des Fluſſes entlang ruhig hinaufbefördern. Eine der bereit liegenden Jachten aber wurde für die bonner Kapelle beſtimmt.

Es war ein wundervoller Sommertag, als ſich die kleine Flotte in Bewegung ſetzen ſollte. Tauſende von Menſchen eilten an das Ufer des Rheins, um ſich den Anblick der bewimpelten und mit Segeln ausgeſtatteten Schiffe zu verſchaffen. Hier und dort nahmen Freunde und Bekannte Abſchied voneinander. Und als nun alle Mitreiſenden an Bord waren und die Anker gelichtet wurden, ertönte noch ein lauter Ruf, der dem Kurfürſten und ſeinen Begleitern eine glückliche Fahrt wünſchte. Die Pferde zogen an und die Boote fuhren gemach den Strom hinauf, indem ſie ſich freundlich und heiter gegen das rheinaufwärts gelegene Siebengebirge abſetzten.

Mochte nun auch auf allen Fahrzeugen eine fröhliche Stimmung herrſchen, wie dieſe denn ſtets in der Umgebung des heitern und lebensfrohen Max Franz zu finden war, ſo erreichte ſie doch ſicherlich ihren höchſten Gipfel in dem Schiffe, das die luſtige Muſikantencompagnie trug. Auf ſeinem Deck erhob bald der eine, bald der andere Sänger die fröhliche Stimme, daß ſie weit über den Strom ertönte. Galt es an einem Berge oder Felſen ein Echo zu wecken, ſo mußte der Horniſt ſein Inſtrument zur Hand nehmen, um ihm getragene Klänge zu entlocken, welche alsdann das Thal doppelt oder dreifach widertönte. Mitunter gab es auch eine gemeinſame Muſik, bei welcher einzelne oder alle mitwirkten, denn ſelbſt der Kapellmeiſter Ries, die beiden Romberg und Beethoven ſchloſſen ſich nicht aus, wenn es darauf ankam, ſich und allen andern eine Freude zu bereiten.

Allmählich organiſirte ſich auf dem Fahrzeuge der Kapelle ſogar ein kleiner Staat, zu deſſen König der damals bekannte und beliebte Sänger und Komiker Lux einſtimmig ernannt wurde, weil er ſich durch ſeinen luſtigen Humor am beſten zu dieſer Rolle paßte. Das Sprichwort ſagt: Cantores amant humores, das heißt auf deutſch: Die Muſikanten lieben die Feuchtigkeiten, aber es kann auch, wenn man es als Küchenlatein betrachtet, heißen: Die Sänger lieben den Humor. Humor und gute Leibesgenüſſe ſind Schweſter und Bruder. In dieſem Sinne wurden von dem König Lux die Hofämter und Würden erwählt und vertheilt. Da er aber ſelber neben dem Könige zugleich den Hofnarren machte, ſo war es ihm zumeiſt um ſolche Leute zu thun, welche gute Tafel-, Teller-, Flaſchen-, Keller- und Küchenmeiſter abgeben konnten.

Beethoven und Bernhard Romberg ſchienen nicht geſchickt genug, um gleich zu den höhern Stufen emporzuſteigen. Sie erhielten deshalb auch nur das Amt als Küchenjungen. Als indeß in der Gegend von Oberweſel einer der ernannten Köche den Erwartungen, die man auf ihn geſetzt hatte, nicht entſprach, wurde ein Reichsrath gehalten, welcher die Abſetzung des untauglichen Speiſekünſtlers zur Folge hatte und die Beförderung eines neuen Aſpiranten in Ausſicht ſtellte. Und ſo faßte man denn Beethoven ins Auge, der ſich gerühmt hatte, daß ihm ein ausgezeichneter Eierkuchen gelingen würde.

Wenn man ſich nun auch noch ſo ſehr in die Reize der Fahrt vertiefen wollte, ſo fehlte es doch keineswegs an verwendbarer Zeit, denn die Pferde zogen die ſchweren Schiffe gerade nicht als ob ſie mit einem leichtrollenden Wagen über eine gutgeebnete Straße galopirten. Es handelte ſich alſo darum, eine vernünftige Probe anzuſtellen. Man fragte Beethoven, ob er ſich einem Examen ausſetzen wolle, und als er auf dieſe Zumuthung einging, wurde ihm der Ofen der Kajüte zu Gebote geſtellt und Eier, Milch, Mehl und Butter nach Bedürfniß überwieſen, damit er auf dieſe Weiſe ſein Meiſterſtück machen könne.

In der That ſtand denn auch der junge Muſiker bald zum Koch umgewandelt vor den Augen des Lux'ſchen Hofſtaats. Auf ſeinem ſtruppigen dunkeln Haar ſaß eine weiße leinene Mütze, er trug ein weißes leinenes Kamiſol, weiße leinene Beinkleider und eine weiße leinene Schürze wurde ihm vorgebunden. Und nun war es auch bald merkwürdig zu ſehen, wie er die ſchon aufgeführten Ingredienzien eines Eierkuchens in gewaltig großer Schüſſel vermittelſt eines großen Beſens durcheinander rührte und klopfte, ſodaß ſich allmählich ein gelber Brei bildete, den er auf die mit Butter verſehene Pfanne brachte, um ihn zu einem regelrechten Gebäcke zu geſtalten.

War es nun Zufall oder tiefere Combination, ſo viel iſt gewiß, daß der Kuchen zum größten Erſtaunen der Zuſchauer über alle maßen gerieth. Er hatte ein ſo gutes Anſehen, wie ſich deſſen je ein Eierkuchen rühmen konnte. Und auch die herbeigerufenen Sachverſtändigen, welche König Lux zu Rathe zog, erklärten ſich dahin, daß niemals eine anſehnlichere Omelette aus Hühnerſamen verfertigt worden ſei, ſodaß der Herrſcher im Reiche der Muſikanten voll tiefer Rührung ausrief: So iſt es denn wahr, daß oft ein blindes Huhn eine Perle findet. Wer hätte unſerm Furioſo ſolche Ueberlegung zugetraut? Er phantaſirt und componirt nicht allein gut in Tönen, ſondern auch in Eierkuchen. Wir ernennen ihn hiermit zum Wirklichen Geheimen Küchenrath unſers Reiches und werden ihm die Urkunde zuſammt dem Siegel koſtenfrei zuſtellen laſſen.

Wie es ſchon hin und wieder an ſchönen Orten geſchehen war, ſo ging die Geſellſchaft auch bei Rüdesheim an das Ufer. Von hier aus wurde der Niederwald beſtiegen, der jene herrliche unvergleichliche Ausſicht auf das Land bietet, in deſſen Boden die duftreichſten Weine der ganzen Welt wachſen. Welcher Anblick für unſere luſtigen Muſikanten! Ringsumher boten die rüdesheimer Hügel, der Johannisberg, Markobrunn und Steinberg ihre Weingärten dem Kuß der warmen Südſonne. Da wurde denn am Rande des herrlichen Buchenwaldes im Angeſichte des Stromes, der zwiſchen ſmaragdenen Ufern und Inſeln dahinfließt und ſeines weitgeſtreckten Thales, das mit Städtchen, Dörfern, Kirchen und Schlöſſern überſäet iſt, ein wackeres Fäßlein, deſſen Inhalt in dieſen Bergen gewachſen war, angeſtochen und ausgeleert. Und bei dieſer Gelegenheit erhielt unſer Beethoven auch ein gewaltiges Diplom, das ihn zum Koche erſter Klaſſe ernannte, und dem das im Deckel einer Schachtel in Pech abgedrückte Siegel, welches durch einige aufgetrennte Fäden eines Schiffſeils befeſtigt war, ein gar ehrenfeſtes Anſehen gab.*)

Man kann ſich denken, daß ſolche heitere Spiele des

---

*) Vgl. Wegeler, a. a. O., S. 17. 18, der dieſes Diplom 1796 bei Beethoven ſah.

Scherzes einen überaus wohlthätigen Einfluß auf den jungen Componiſten ausübten. Aber auch die Kunſt gab ihm hin und wieder große Befriedigung. Dies war namentlich der Fall, als Max Franz zuſammt dem Gefolge in Aſchaffenburg an das Land ſtieg, um dem dort in ſeinem Sommerſchloſſe reſidirenden Kurfürſten von Mainz einen Beſuch abzuſtatten. An dem Hofe dieſes geiſtlichen Herrn verweilte einer der berühmteſten Klavierſpieler der damaligen Zeit, der ſich Sterkel nannte. Beethoven war natürlich ſehr neugierig, dieſen Meiſter in einer Kunſt, die er ſelber übte, zu hören. Ries, Simrock und die beiden Romberg aber erboten ſich, ihn zu demſelben hinzuführen, wobei ausgemacht wurde, daß Beethoven vorläufig nicht mit dem Virtuoſen bekannt gemacht werden ſollte, was auch um ſo leichter thunlich war, als eine Menge von Mitgliedern der Kapelle ſich den Beſuchenden anſchloſſen. Sterkel war offenbar ſehr geſchmeichelt durch die Anerkennung, welche ihm die bonner Gäſte ausſprachen, und ſetzte ſich, den vereinten Bitten willfahrend, an ſein Inſtrument, indem er ihnen vorher die Mittheilung machte, er werde ein höchſt ſchwieriges Stück vortragen, von dem er glaube, daß der Componiſt, den er übrigens nicht kenne, kaum im Stande ſei, es mit gleicher Fertigkeit zu ſpielen. Wie wunderbar aber wurde es Beethoven zu Muthe, als mit einmal ſeine eigenen Variationen über „Vieni amore", ein Thema von Righini, aus den Saiten emporrauſchten! Der Pianiſt ſpielte in der That ſehr leicht, höchſt gefällig, aber wie die Bonner ſich innerlich ſagten, etwas damenartig. Beethoven ſtand in der geſpannteſten Aufmerkſamkeit neben ihm. Als Sterkel geendet hatte, erhielt er von allen Seiten die lebhafteſten Lobeserhebungen. Aber die Bonner forderten nun auch ihren Collegen auf, ſich an das Klavier zu ſetzen. Der junge Componiſt weigerte ſich zuerſt, als aber der Aſchaffenburger in ſeiner Eitelkeit behauptete, er fürchte keinen Concurrenten, nahm Beethoven den Platz am Inſtrumente ein und trug aus dem Kopfe nicht allein die bereits geſpielten Variationen vor, ſondern phantaſirte auch ſofort noch eine Anzahl neuer und womöglich noch ſchwierigerer hinzu und ſetzte dadurch ſeine Zuhörer um ſo mehr in Erſtaunen, als er zugleich ein ungleich mächtigeres und hinreißenderes Feuer entwickelte, ſodaß ſich ſelbſt Sterkel von dem jungen Meiſter beſiegt erklären mußte.*)

In Mergentheim erlebte Beethoven einen noch größern Triumph. Max Franz, der es auf ſeiner Reiſe überhaupt darauf abgeſehen hatte, ſich als einen der erſten Fürſten des Deutſchen Reichs zu zeigen, ließ an dieſem höchſten Sitze des Deutſchen Ordens eine Reihe von Feſten veranſtalten, zu welchen die vornehmſten Familien der umliegenden Gegenden und viele angeſehene Fremde eingeladen wurden. Außer den üblichen Mahlen und Bällen gab es auch dann und wann ein Concert. Zu einer dieſer muſikaliſchen Aufführungen hatte Beethoven auf den Wunſch ſeines Herrn und des Grafen von Waldſtein eine Cantate componirt, welche wegen einer Menge von Schwierigkeiten zahlreicher Proben bedurfte, ſodaß die Muſiker faſt an der Ausführbarkeit zweifelten, welche endlich aber doch in einer Weiſe gedieh, daß der Vortrag beſchloſſen werden konnte. Am Abend, wo das Concert ſtattfinden ſollte, trafen eine Menge von Gäſten im Schloſſe Neuhaus ein, die ſich denn auch vor dem Anfange des Concerts in dem feſtlich geſchmückten Saale verſammelten. Beethoven war in keiner geringen Aufregung, daß ſein Werk vor einer ſo ſtattlichen Geſellſchaft zuerſt in das Daſein treten ſollte, aber der Erfolg erwies ſich über alle maßen günſtig. Ein rauſchender Beifall ſchallte durch den Raum und wollte kein Ende nehmen. Der Kurfürſt, der die Mitte der erſten Reihe der Zuſchauer einnahm, ließ den jungen Componiſten vor ſich beſcheiden und fragte, ob kein Kranz zur Stelle ſei. Waldſtein wandte ſich an die in der Nähe ſitzenden Damen. Und nun trat eine wunderſchöne junge Dame heran, welche ein Gewinde von friſchen Blumen in den dunkeln Haaren trug, das ſie ſofort vom Haupte löſte, um es dem Kurfürſten zu reichen. Max Franz aber meinte, daß der Künſtler von keiner ſchönern Hand geſchmückt werden könne als von der reizenden Spenderin. Wie ſehr ſie ſich auch weigerte, ſie mußte zuletzt den dringenden Bitten nachgeben und dem Componiſten den Kranz auf das glühende Haupt ſetzen. Wie hoch ging die Seligkeit, die der jugendliche Meiſter in dieſem Augenblicke fühlte! Wie groß aber auch ſein Entzücken war, daß er ſeine Kunſt anerkannt und gekrönt ſah, ſo machte ihm der Anblick des reizenden, anmuthvollen Mädchens doch noch einen größern Eindruck. Er empfand wieder jenes ſüße, wilde Beben des Herzens, das er einſt bei dem Anblicke Jeannettens empfunden. Hätte er doch dieſen hellen Moment feſthalten können, der leider mit der Schnelligkeit eines Blitzſtrahls kam und verſchwand. Gleichwol füllte er ihm die Seele noch lange, lange Zeiten. Selbſt als er gegen den Herbſt wieder in der Vaterſtadt angekommen war, konnte er die wundervolle Kranzſpenderin nicht vergeſſen.

---

*) Wegeler, a. a. O., S. 16. 17.

In Bonn lachte ihm aber auch noch eine andere Freude. Als er wieder einmal nach gewohnter Weiſe das Breuning'ſche Haus beſuchte, fand er dort unverhofft ſeinen geliebten Wegeler, der nach langer Abweſenheit von Wien zurückgekehrt war. Derſelbe hatte dort am 1. September 1789 die mediciniſche Doctorwürde erlangt und darauf vom Kurfürſten eine Anſtellung als Profeſſor der Arzneiwiſſenſchaft an der heimatlichen Univerſität erhalten, die er auch ſofort im November antrat. Ludwig umarmte den Freund, den er oft ſo ſehr entbehrt hatte, mit leidenſchaftlicher Wärme. Es folgten die herzlichſten und umfangreichſten Mittheilungen von beiden Seiten. Es herrſchte das fröhlichſte Behagen. So war denn der alte vertraute Kreis wieder zuſammen.

Kann ich nun endlich auch ein Wort anbringen, fragte Frau von Breuning, als das lebhafte Geſpräch gar keine Pauſe zulaſſen wollte.

Alle lauſchten und fragten: Was es gebe?

Ich habe, ſagte nun die Hofräthin, ein Billet vom Grafen Weſtphal, dem öſterreichiſchen Geſandten erhalten. Er theilt mir mit, daß eine junge Verwandte von ihm angekommen ſei, für welche er den Unterricht Beethoven's wünſcht.

Das hat aber doch wol Zeit, fiel ihr der Muſiker ins Wort.

Im Gegentheil, erwiderte die Dame, die Sache eilt. Wenn es lohnende Arbeit gibt, ſo muß der Mann immer zur Hand ſein.

Sie laſſen mich ja nicht einmal des eben heimgekehrten Freundes froh werden, murrte der Muſiker, indem der alte Trotz auf ſeine Züge trat.

Dafür wird es ſpäter nicht an Zeit und Gelegenheit fehlen, meinte die Hofräthin.

Ich muß Ihnen geſtehen, rief dann Beethoven mit einiger Heftigkeit, daß ich das Stundengeben ganz und gar ſatt habe. Es macht mich müde und verödet mir den Geiſt, ſodaß ich darüber an meinen Compoſitionen einbüße, die doch am Ende die Hauptſache in einer echten künſtleriſchen Laufbahn ſind.

Mit den Compoſitionen verdienen Sie aber vorläufig nicht Ihren Lebensunterhalt, lautete die Antwort. Wenn Sie einmal als Tonſetzer zu großer Geltung gekommen ſind, dann mögen Sie machen, was Sie wollen. Bisjetzt war es Ihnen recht, daß ich Mutterſtelle an Ihnen verſah und Ihnen in allen Dingen meine Herzensmeinung ſagte. Soll dieſes Verhältniß aufhören?

Beethoven ſah ſie groß an.

Reden Sie! ſprach die Hofräthin mit dringlichem Ernſt.

Nein, rief jetzt der Muſiker, ihr die Hand reichend. Bleiben Sie mir gut.

Wohl, ſo denken Sie an Ihre Brüder und machen ſich auf den Weg! gemahnte die Dame.

Sie ſollten mir nur Zeit bis morgen laſſen, bat jetzt Ludwig.

Ich gebe Ihnen keine fünf Minuten mehr, ſchloß ſie beſtimmt und feſt.

Beethoven griff, wenn auch widerwillig, nach ſeinem Hut und verließ die Stube.

Wir wollen doch ſehen, was er thut, lächelte nun die Hausfrau und trat ans Fenſter. Die Ihrigen und Wegeler folgten ihr. Man ſah von dieſem Platze aus das an der weſtlichen Seite gelegene ſtattliche Haus des Grafen Weſtphal.*)

Wirklich hatte Beethoven die Brenning'ſche Wohnung verlaſſen und ſchritt auf den Münſterplatz hinaus. Er wandte ſich nach rechts, aber an ſeinem ungleichen, ſchwankenden Gange konnte man bemerken, daß ſein Entſchluß keineswegs feſtſtand. Indem er weiter ging, machte er verſchiedene Kreuz- und Querzüge, die immer größer wurden, je mehr er ſich dem Weſtphal'ſchen Palaſte näherte.

Die Hofräthin mit den Ihrigen mußten über die ſeltſame Irrfahrt lachen.

Wegeler ſprach den Horaziſchen Vers: „Ut iniquae mentis asellus" („Wie ein übellauniges Eſelein").

Jetzt iſt er am Thore, rief Stephan.

---

*) Jetzt dem Grafen von Fürſtenberg-Stammheim gehörig.

Und jetzt greift er an die Klingel, fügte Chriſtoph hinzu.

Aber nein, er machte plötzlich kehrt, drückte den Hut in den Kopf und begab ſich auf den Rückweg.

Er hat wieder einen Raptus, erhob nun die Hofräthin ihre Stimme. Geſchwind, Wegeler, Stephan, Chriſtoph, fangt ihn auf und führt mir den Geſellen dahin, wohin ich ihn geſchickt habe!

Die drei jungen Leute ſtürzten ohne Kopfbedeckung hinunter auf den Münſterplatz und eilten dem Muſiker entgegen.

Furioſo, Furioſo, rief Wegeler, was machſt du wieder für dummes Zeug?

Zurück, zurück! ſprach Stephan.

Nolens, volens! fügte Chriſtoph hinzu.

Beethoven mußte ſelber lachen über die komiſche Scene und erwiderte: Laßt mich, laßt mich, ich will dem Willen der Mutter folgen.

Und dann eilte er mit feſten Schritten dem Hauſe des Grafen Weſtphal zu, wo er jetzt einen ſtarken und raſchen Zug an der Klingel that. Die Freunde aber blieben in einiger Entfernung ſtehen und bewachten ihn, bis ein Bedienter geöffnet hatte und der Muſiker in der Pforte verſchwunden war.*)

Beethoven ließ ſich nun bei dem öſterreichiſchen Geſandten melden, der ihn auch ſofort empfing und, nachdem er einige Worte mit ihm gewechſelt hatte, in das

---

*) Wegeler, a. a. O., S. 18. 19.

Familienzimmer geleitete, wo er die Gräfin von Weſtphal fand. Die edle Dame entſandte einen Diener, um ihre Nichte zu beſcheiden, und knüpfte dann eine Unterhaltung mit dem jungen Muſiker an.

Da öffnete ſich plötzlich eine Thür. Ein wundervolles Mädchen trat in das Gemach. Beethoven wäre ſchier der Athem vergangen, denn vor ihm ſtand die Kranzſpenderin aus Mergentheim.

Elftes Kapitel.

Im Jahre 1789 tobte ein Sturm in die Welt, wie er kaum jemals im Leben der Völker vorgekommen iſt. Die fürchterlichſte Gewalt des Unwetters entlud ſich über Frankreich, wo Blitz und Donner ſich Schlag auf Schlag folgten. Wer zweifelt noch daran, daß wir hier von der franzöſiſchen Revolution reden, die in ihren Folgen auch verhängnißvoll für die benachbarten Länder und für die meiſten Nationen Europas wurde und allerwärts die gewaltigſten und gewaltſamſten Umwälzungen hervorbrachte? Wie aber jedes Gewitter ſich durch gewiſſe Vorboten ankündigt, die, wenn ſie auch der Leichtſinnige überſieht, dem ſcharfen und gewiſſenhaften Beobachter nicht entgehen können, ſo war dies auch in ganz Europa der Fall geweſen. Gegenüber dem herrſchenden Abſolutismus, der auf den fürſtlichen Thronen ſaß, hatte ſich die Lehre von der Freiheit des Menſchen in religiöſen und politiſchen Dingen erhoben und einen Kampf veranlaßt, der ihren glorreichen Waffen einen allgemeinen

Sieg verhieß. Daß die Einflüſſe der neuen Lehre, welche von Humaniſten, Rationaliſten und Encyklopädiſten ausging, auch am Rheine ihre unverkennbare Macht geltend machten, haben wir bereits bei Gelegenheit der Stiftung der bonner Univerſität geſehen, welche gerade dem ſtrengen orthodoxen Glauben der kölner Hochſchule entgegenwirken ſollte. In dem benachbarten Köln hatten aber ſchon vorher vielfache Streitigkeiten zwiſchen dem Rath und der Bürgerſchaft ſtattgefunden, in denen die letztere größere Rechte in Anſpruch nahm.

Als nun an der Seine der Kampf unverhohlen ausbrach, wirkte derſelbe auch mächtig an die Ufer des Rheins herüber. Die kleinen Fürſten in Deutſchland hatten die Bourbonen ſo trefflich nachgeahmt, daß nun auch ihre Unterthanen nicht zurückblieben, ſondern ein ähnliches Spiel trieben, wie es jetzt die Franzoſen begannen. Daß es in allen Schichten der Geſellſchaft gährte, konnte keinem klaren Auge verborgen bleiben. Hier und dort ſetzte es ſogar Unruhen ab, die gefährlich zu werden drohten. Da jener Zeit der Gedanke des Vaterlandes faſt ganz und gar abhanden gekommen war und da ein ſeichter Kosmopolitismus die Oberhand in der Weltanſchauung gewonnen hatte, ſo dachte man bei vielen deutſchen Stämmen ſogar an einen Anſchluß an Frankreich, wobei es nicht einmal jemand einfiel, daß man damit dem ſchmählichſten Verrathe an dem uralten deutſchen Volke fröhnte. So wurde denn laut und leiſe, offen und geheim für den Umſchwung der Dinge in Frankreich geredet, gelärmt und geſchwärmt. Wer weiß, ob ſich nicht ſchon von vornherein Volksaufläufe und

Aufſtände gebildet hätten, wenn nicht eine große Armee von Oeſterreichern, Preußen und andern Deutſchen geſammelt worden wäre, welche die Bewegungen in Frankreich beobachten ſollte, und deshalb in der Nähe des Rheins aufgeſtellt wurde.

In Bonn herrſchte im Verhältniß zu andern Orten keine beſondere Unzufriedenheit. Jedermann hatte die Ueberzeugung, daß auf dem kurfürſtlichen Throne ein Mann ſitze, der das Beſte aller Unterthanen, gleichviel ob ſie hoch oder niedrig waren, wollte und wünſchte. Bürger und Bauer waren dem edeln Max Franz ganz beſonders zugethan. Die größte Aufregung herrſchte ohne Zweifel bei den gebildeten Klaſſen, deren Geiſter durch die Ideen der damaligen Zeit mehr oder weniger angeſteckt wurden. Die unruhigſten Köpfe befanden ſich jedenfalls unter den Gelehrten und beſonders unter den Mitgliedern der Univerſität, an denen die Lehren der Freiheit und Gleichheit nicht unbeachtet vorübergingen. Im ganzen aber machte ſich doch mehr ein ideales wie praktiſches Beſtreben geltend, um die alten überlebten Zuſtände der menſchlichen Geſellſchaft in neue und beſſere Bahnen hinüberzulenken. Jeder Idealismus pflegt ſeine edeln Seiten zu haben. Es gibt nur ſelten einen gemeinen Schwärmer. Freilich kam es auch hin und wieder zu ärgerlichen Auftritten, die von nichtswürdigen Menſchen, welche immer vorhanden ſind und in unruhigen Zeiten zumeiſt auftauchen, angezettelt wurden.

Zu den wahrhaft edeln und begeiſterten Freunden einer freien menſchlichen Entwickelung gehörte aber der Kreis, deſſen einzelne Mitglieder unſere Erzählung aufgeführt. Sie verſammelten ſich unter der Fahne des ſchönen Schiller'ſchen Liedes, in dem das herrliche

Alle Menſchen werden Brüder

vorkommt, nicht ſelten im Zehrgarten und beſprachen dort an einem gemeinſchaftlichen Tiſche die Begebenheiten der Zeit. Außer Ries, Wegeler, Beethoven und den beiden Brennings, die nun zu Männern herangereift waren, ſaß hier auch der Profeſſor Fiſchenich, der durch ſeine milde ſchöne Erſcheinung ſowie durch ſeine höchſt anziehende, warme und geiſtvolle Redeweiſe die Aufmerkſamkeit aller Menſchen, mit denen er in Berührung kam, auf ſich zog. An demſelben Tiſche aber nahm auch zuweilen Barbara Koch, die zu einer wunderſchönen Jungfrau heranblühte, ihren Platz, um dem ſtets lehr- und inhaltreichen Geſpräche der jungen Männer zu lauſchen. Da dieſelben aber ſämmtlich unverheirathet waren, ſo wählte ſie ihren Sitz gewöhnlich an der Seite des bereits verheiratheten Grafen Belderbuſch, der als kurfürſtlicher Rath diente und ſie in ſeinen beſondern Schutz nahm, worüber denn nicht ſelten geſcherzt wurde, indem der Graf ſich ihren Ritter und Hüter nannte.

Es mochten wol noch viele Beſucher der Schenke den ſtillen Wunſch hegen, dieſer Tafelrunde anzugehören. Indeß die Gäſte des Zehrgartens waren meiſt höchſt anſtändige Leute, die ſich nicht aufzudringen pflegten. Nur der Profeſſor der griechiſchen Sprache und Grammatik, Eulogius Schneider, machte eine nicht im mindeſten lobenswerthe Ausnahme, denn er verſuchte zu verſchiedenen malen, ſich in die Tiſchgeſellſchaft einzuniſten. Er war aber allen eine ſo widerwärtige Erſcheinung, daß ſie ihn ſtets aus ihrer Nähe fortzuſchweigen pflegten.

Dieſer Eulogius Schneider war 1756 zu Wipfeld bei Würzburg geboren. In der letztern Stadt hatte er auch die Univerſität beſucht und ſchon früh ein unverkennbares Talent für die Poeſie an den Tag gelegt, das er indeß nur zu leichtfertigen Verſen auf Mädchen und in Trinkliedern benutzte. Da er ſich zugleich anſtößigen Ausſchweifungen hingab, ſo traf ihn in Würzburg die akademiſche und in ſeiner Heimat die polizeiliche Ausweiſung. Er trat darauf, anſcheinend um Buße zu thun, mit zwanzig Jahren zu Bamberg in den Franciscanerorden und erhielt einige Zeit ſpäter die Stelle als Lector für die jüngern Brüder. Zugleich trieb er Schriftſtellerei, in welcher indeß der Geiſt des frivolſten Indifferentismus wehte, ſodaß er ſich mehrfache Zurechtweiſungen von ſeiten ſeiner Obern zuzog, das Kloſter verließ und als Weltgeiſtlicher nach Augsburg ging. Sein offenkundiges Talent für mündlichen Vortrag verſchaffte ihm ſpäter eine Anſtellung als Hofprediger in Stuttgart, wo er den Ruf nach Bonn erhielt. In dieſem neuen Amte ſchloß er ſich ſofort der äußerſten Partei an, welche in einem ſteten Kampfe mit der orthodoxen Univerſität Köln begriffen war. Gleich in ſeiner Antrittsrede, welche die Hinderniſſe der ſchönen Literatur in Deutſchland behandelte, ergoß er ſich in Hohn und Spott über die katholiſche Kirche. Dann gab er ſeine Gedichte heraus, die von Schlüpfrigkeiten ſtrotzten, weshalb ſie denn auch vom Kurfürſten verboten wurden. Ganz vor kurzem aber hatte er einen Katechismus erſcheinen laſſen, der unter dem Vorgeben, das Chriſtenthum zu lehren, dieſe Religion geradezu bekämpfte, und deshalb eine Unterſuchung über ſein Haupt verhängte. Nach dieſer neueſten Publication wurde er ſogar von ſeinen Freunden und Vertheidigern preisgegeben und verlaſſen. Schneider's cyniſche, ſinnliche und verderbte Natur war nachgerade jedem zum Ekel geworden.*)

Gleichwol trat er gerade in dieſen Tagen an den Tiſch, den unſere Freunde einnahmen und an dem auch die ſchöne Wirthstochter ſaß, die er längſt mit gierigen Augen verfolgt hatte, und wandte ſich an das Mädchen:

Es ſcheint, rief er mit einem ſpöttiſchen Blick auf die Anweſenden aus, daß unſere anmuthige Hebe ſich ganz der platoniſchen Schule ergeben hat.

Was iſt das? fragte Barbara.

Die platoniſche Schule lehrt, daß man alles auf geiſtigem Wege abmacht, antwortete der Profeſſor.

So iſt es eine ſchöne Lehre, meinte das Mädchen, der ich mein ganzes Leben folgen will.

Es gibt aber noch viel ſchönere Schulen, ſprach der Gelehrte. Für ein hübſches Mädchen taugt die Philoſophie nichts. Die Poeſie gedeiht ſchon beſſer, denn bei ihr kommt nicht allein der Geiſt, ſondern auch der Leib ins Spiel. Warum wenden Sie ſich nicht der Schule des Anakreon zu?

Und was lehrt Anakreon? fragte die Wirthstochter.

Trinken, rief Schneider und leerte ſein Glas, und dann lehrt er das Küſſen.

---

*) Vgl. Dr. L. Ennen, „Zeitbilder“ (Köln 1857), S. 157 fg.

Zugleich neigte er ſich und machte Miene, ihr einen Kuß zu rauben, wobei ſich ſein Geſicht in widerwärtiger Weiſe verzerrte.

Barbara wurde über und über roth und wandte ſich an den Grafen Belderbuſch, indem ſie ausrief: Sie ſind mein Ritter, alſo ſchützen Sie mich vor dieſem Menſchen.

Der Graf ſprang auf, ſtellte ſich vor das zitternde Kind, das er mit der Linken umſchlang, indem er die Rechte drohend gegen den frechen Gelehrten erhob und donnerte: Sie ſollten ſich als Geiſtlicher ſchämen, ſolche zuchtloſe Redensarten vor einem unſchuldigen Mädchen hören zu laſſen.

Unſchuldig? lachte Schneider höhniſch, warum nicht gar. Ich denke, ich bin hier nicht unverſchämter wie Sie ſelber, da Sie als verheiratheter Mann der jungen Dame wahrſcheinlich noch ganz andere Dinge in die Ohren flüſtern. Ich trete wenigſtens öffentlich auf. Was Sie geheim treiben, das wiſſen die Götter. Ihrer Frau Gemahlin werden Sie es auch nicht ſagen.

Belderbuſch konnte ſeine Wuth nicht bezwingen.

Unterdeß aber waren alle Gäſte der kleinen Tafelrunde aufgeſprungen, und es ſchallte ein allgemeines: Hinaus mit dem unflätigen Menſchen!

In der That griffen auch die jungen Leute zu. Es gab einen kurzen Tumult, in dem der freche Profeſſor in wenigen Augenblicken aus der Stube und dem Hauſe auf die Straße geworfen wurde.

So klar und offen dieſer Auftritt auch geweſen war, ſo hatte er doch bereits in den folgenden Tagen ſeine ſchlimmen Folgen. Durch die ganze Stadt ging das Gerede, der Graf Belderbuſch mache der ſchönen Wirthstochter im Zehrgarten den Hof. Was half es, daß Schneider, der Urheber ſolcher Klatſchereien, ſich wegen ſeiner Zuchtloſigkeit den ſchlechteſten Leumund erworben hatte und daß er ſogar an einem der nächſten Tage bei nächtlicher Weile entfloh, weil er nach Köln in das geiſtliche Correctionshaus abgeführt werden ſollte, um dort die verdiente Strafe für ſeine leichtfertige und freche Schriftſtellerei abzubüßen; die elenden Schwätzereien dauerten fort, zumal da der Graf ein hochgeſtellter Mann und da Barbara ein wunderſchönes Mädchen war. Dazu kam aber auch noch, daß Belderbuſch's Frau, eine geborene Walpurgis von Wamboldt aus Mainz, ſich nach nicht gar langer Zeit von einem in Bonn weilenden Freiherrn von Lichtenſtein entführen ließ. So wenig dieſes Verhältniß auch mit einem Fehltritt des Gemahls zu ſchaffen hatte, denn es war von den leichtſinnigen Menſchen, deren es damals viele gab, ganz auf eigene Fauſt eingefädelt worden, ſo warf es doch einen neuen Schatten auf den Vorgang, der im Zehrgarten ſtattfand. Man redete wieder laut und leiſe von einem ungebührlichen Verhältniß zwiſchen dem Grafen und der ſchönen Wirthstochter.

Und dennoch war Barbara's Ehre ſo rein wie das Licht der Sonne. Unter den Mitgliedern der kleinen Tafelrunde befand ſich keiner, der dies im mindeſten bezweifelte. So galt es ihnen denn insgeſammt, dem liebenswürdigen und weit über ſeinen Stand hinaus gebildeten Mädchen eine Genugthuung zu verſchaffen. Dieſe aber beſtand darin, daß Barbara auf Veranlaſſung der gemeinſamen Freunde in das Haus der Frau Hofräthin von Breuning eingeführt wurde, denn wer im Kreiſe dieſer edeln, ſittenreinen Frau verkehrte, der mußte ſelber edel und ſittenrein ſein. Das wußten der Hof, der Adel, die Beamten, die Gelehrten und die ganze Stadt. Als deshalb die ſchöne Wirthstochter aus dem Zehrgarten öffentlich mit Frau von Breuning erſchien, ſchwiegen mit einmal alle trüben und beleidigenden Gerüchte.

Barbara wurde aber auch in den höhern Schichten, welche ſie jetzt betrat, eine wahre Zierde der Geſellſchaft. Frau von Breuning erkannte ſofort ihren edeln und feinen echt weiblichen Charakter und freute ſich nicht wenig, ihrer Tochter Eleonore, die nunmehr zu einer ſtattlichen Jungfrau herangewachſen war, eine an Gemüth und Geiſt gleich treffliche Freundin geben zu können. In der That knüpfte ſich zwiſchen den jungen Mädchen ſehr bald ein trauliches und inniges Verhältniß. Faſt noch mehr intereſſirten ſich die Männer, welche den Kreis des Breuning'ſchen Hauſes bildeten, für das liebenswürdige Kind. Chriſtoph und Stephan, die Söhne des Hauſes, die beiden Romberg, die Zwillingsbrüder Kügelchen, welche als junge talentvolle Maler nach Bonn gekommen waren, Profeſſor Fiſchenich und viele andere Männer, die ſchon damals in Anſehen ſtanden oder ſpäter zu Rang und Würde gelangten, ſchwärmten in ihrer Art für Barbara, die eigentlich alle Köpfe verdrehte und alle Herzen bewegte. Nur der junge Profeſſor Wegeler machte eine Ausnahme, denn es hatte ſich allmählich zwiſchen ihm und Eleonore ein zartes Verhältniß entſponnen, das ſeine wie ihre Augen für alle andern Menſchen blind machte.

Und Ludwig van Beethoven? Stand er ſchon den beiden Mädchen als Lehrer beſonders nahe, ſo wurde er auch ihr Freund, mit dem ſie plauderten, lachten und ſcherzten, wenn er frohen Sinnes war, und deſſen trübe Launen, wenn ſie ſich geltend machten, ſie gleichfalls ertrugen und ſo gut es ging zu verſcheuchen ſuchten. Wer wüßte ſich auch beſſer in die wechſelnden Stimmungen eines aufgeregten Künſtlers zu fügen, als zarte Frauennaturen? Und die waren Barbara und Eleonore im höchſten Grade. Außerdem aber fühlten ſie auch gleichſam unbewußt die Wucht des Geiſtes, der in dem jungen Muſiker waltete und der durch ſein oft ſtörriſches und gewaltſames Weſen dennoch ſtets in unverkennbarer Größe hervorbrach. Wie aber edle weibliche Seelen ſtets einen beſänftigenden und mildernden Einfluß auf den rauheſten Mann, wenn er innerlich tüchtig und brav iſt, ausüben, ſo war es auch hier der Fall. Beethoven mochte noch ſo eingenommen und widerſpenſtig in ihre Geſellſchaft treten, es fanden ſich ſtets Mittel und Wege, den aufgeſtürmten und raſtloſen Geiſt zur Ruhe zu bringen.

Dieſen Freundinnen trug er auch am liebſten ſeine Compoſitionen vor. Während er ſich aber früher meiſtens mit Inſtrumentalmuſik beſchäftigt hatte, kamen in der letzten Zeit auch dann und wann Lieder zum Vorſchein, die ſich durch eine ſeltſame Leidenſchaftlichkeit auszeichneten. Einſt ſaß er am Klavier und machte ſie mit dem Goethe'ſchen Liede bekannt, das er herrlich in Töne geſetzt hatte:

Herz, mein Herz, was ſoll das geben,
Was bedränget dich ſo ſchwer?
Welch ein neues fremdes Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr!
Weg iſt alles, was du liebteſt,
Weg, warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh'!
Herz, wie kamſt du nur dazu?

Ein andermal ſang er ihnen die „Adelaide“ von Matthiſſon:

Einſam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten. —

Und dabei hatte er jedesmal ein eigenthümlich hingeriſſenes und verſunkenes Anſehen.

Er war offenbar durch eine neue Leidenſchaft erfaßt worden. Wem aber galt dieſe neue Liebe? Daß er weder Eleonore noch Barbara im Herzen trage, wußten die Mädchen, die er niemals verlangend und ſehnſüchtig betrachtet hatte. Sein ganzes Verhalten gegen ſie war ſtets das Verhalten eines Freundes geweſen. Um ſo mehr durfte ſich bei ihnen die weibliche Neugierde kund geben, welche gern ſein Geheimniß errathen hätte. Und ſo fehlte es denn hin und wieder nicht an kleinen Ausforſchungen und Neckereien.

Aber wer hat denn „das neue fremde Leben“ in Ihnen hervorgerufen? fragte einſt Barbara.

Sie müſſen uns Ihre „Adelaide“ nennen, fügte Eleonore hinzu.

Beethoven wurde blutroth im Geſichte und murmelte: Dummes Zeug!

Die jungen Mädchen ließen ihn indeß ſo raſch nicht los. Sie nannten ihm alle die jungen Schönen der Stadt, auf die er vielleicht ein Auge geworfen haben könnte. Bei dem einen Namen brach er in ein helles Gelächter aus, bei dem andern machte er eine wegwerfende Miene oder Bemerkung. Die Freundinnen waren nicht im Stande, den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft, die er überhaupt ganz und gar in Abrede ſtellte, zu errathen.

Laß ihn doch, rief endlich Eleonore, dem Beethoven iſt nicht zu rathen und nicht zu helfen.

Und wie gut könnten wir ihm rathen und helfen, ſchloß Barbara ſchelmiſch die Unterhaltung.

Der Muſiker entfernte ſich in tiefen Gedanken. An einem der nächſten Tage aber, wo er die Mädchen allein fand, zog er plötzlich eine ſauber geſchriebene Notenrolle und einen verſiegelten Brief aus der Taſche und murmelte in der höchſten Verlegenheit: Sie wollten mir helfen?

Und was haben Sie, fragte Barbara. Am Ende erklärt ſich jetzt doch „das neue fremde Leben“.

Was bedrängt Sie ſo ſehr? lachte Eleonore.

Beethoven aber gab die ſtotternde Erklärung: Ja, ich liebe — die „Adelaide“ iſt die Nichte des Grafen Weſtphal. Schon ſeit mehr als zwei Jahren trage ich dieſe Leidenſchaft im Herzen, aber ich habe keine Gelegenheit gehabt, mich zu erklären. Das Mädchen iſt nie allein. Wenn ich ihr Stunde gebe, ſitzt ſtets die Gräfin oder die Gouvernante im Zimmer, deshalb —

Da er ſtockte, fragte Barbara ermuthigend: Nun deshalb?

Sie wollten mir helfen, fuhr der Muſiker fort, deshalb bringe ich die Lieder und den Brief, damit Sie ihn übergeben.

Ich kenne das Mädchen nicht und habe auch keine Gelegenheit ſie zu ſehen, antwortete Barbara.

Aber Fräulein Leonore — ſtotterte Ludwig. —

Was denken Sie, rief dieſe aus. Wir haben geſagt, daß wir Ihnen auch rathen wollten. Haben wir Ihnen aber einen ſolchen Rath gegeben? Nimmermehr! So können wir Ihnen auch nicht helfen. Ueberdies bedenken Sie Ihre Stellung und die Stellung der jungen Dame. Die Familie des Grafen iſt vom höchſten Adel und überaus ſtolz.

Beethoven ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden und zerknitterte voller Wuth die Rolle und den Brief in ſeinen Händen. Dann rief er: Hochmuth, nichts wie Hochmuth. Ihr ſeid alle von demſelben Stoff!

Und ſofort ſtürzte er im hellſten Zorne zur Thür hinaus, lief nach Hauſe und ſchloß ſich in ſeiner Stube ein, wo er Schmerz und Enttäuſchung in raſchen lauten Schritten hin- und herwandernd austobte.

In dieſer Stimmung kam ihm das wiederholte Klopfen, das ſich erſt leiſe, dann ſtärker und immer ſtärker an ſeiner Thür hören ließ, nicht zu Ohren. Endlich trommelte dort einer mit beiden Fäuſten, indem er zugleich rief: Beethoven, ſo machen Sie doch auf.

Es war die Stimme des Kapellmeiſters Franz Ries, dem der Muſiker denn auch mit dem düſterſten Geſichte, das er aufzuſetzen vermochte, öffnete.

Raſch, raſch, rief Ries, kommen Sie, kommen Sie!

Ich bin nicht in der Laune.

Unten vor dem Hauſe hält der Graf von Waldſtein in der kurfürſtlichen Equipage. Der Dienſt ruft.

Sagen Sie, daß ich krank ſei.

Der Graf wird ſich ſelbſt davon überzeugen wollen und ſehen, daß Sie die Unwahrheit ſprechen. Alſo keine Widerworte. Die Sache eilt.

Aber was haben Sie denn?

Das werden Sie von Waldſtein erfahren.

Dieſe Unterredung wurde ſo eilig und ſtürmiſch geführt, daß jedes Nachdenken unmöglich war. Der Kapellmeiſter zog den Hofmuſikus willenlos mit ſich und drängte ihn in den Wagen, aus welchem Graf Waldſtein dem Kutſcher jetzt zurief, er möge ſo raſch wie möglich fahren.

Es ging zum Koblenzer Thor hinaus. Beethoven, der noch immer übelgelaunt und zornig ausſah, erhielt auf ſeine Fragen ausweichende Antworten, bei denen der Graf und Ries ſeltſam lächelten, weshalb er ſich denn endlich verdroſſen in eine Ecke ſetzte und in die Luft ſtierte, während ſich ſeine Gefährten heiter unterhielten. Endlich hielt der Wagen in Godesberg, wo der Kurfürſt Max Franz ſeit wenigen Jahren eine reizende Anlage geſchaffen hatte, die noch heutigen Tages den Kern aller jener eleganten Häuſer bildet, welche ſeit jener Zeit an dieſem herrlichen Orte erbaut worden ſind.

Wer den Rhein kennt, der hat auch ſicherlich die Burg geſehen, welche ſich an ſeinem linken Ufer auf der letzten aus dem Gebirge ragenden Baſaltkuppe erhebt und welche vor Jahrhunderten eine ſtarke Feſte des Kurſtaats war. Man genießt von ihrer Höhe eine weite Ausſicht in die nördlich ſich erſtreckende Ebene, in der man die Thürme von Köln und Bonn erblickt, und nach Mittag einen noch reichern Blick in das herrliche Rheinthal, das einerſeits von dem Rolandseck und andererſeits von der ſchönen Linie des Siebengebirges geſchloſſen iſt. Südlich unterhalb des Godesberges hatte nun Max Franz Grundſtücke angekauft, die er zu hübſchen Gärten geſtalten ließ und in die er ein Geſellſchaftshaus baute, welches die Redoute *) hieß und außer einem mächtigen Saale eine Menge von andern Räumen enthielt. Daran ſchloß ſich ferner ein kleines Theater. **) Zugleich wurde die weſtwärts entſpringende ſtahlhaltige Quelle Draiſch gefaßt. In dieſen Umgebungen aber fanden meiſtens die Sommervergnügungen der Bonner und Kölner ſtatt. die ſich an dem reizenden Orte zu Bällen, Bühnenaufführungen und Spiel einfanden.

Als die drei Ankömmlinge den Saal der Redoute betraten, fanden ſie dort bereits die ganze Kapelle verſammelt, auf dem gedeckten Tiſche war aber ein trefflicher Imbiß bereitet, der aus kalten Speiſen und feinen Weinen beſtand. Dabei erblickte man rings im Saale kurfürſtliche Bedienten zum Serviren bereit. Daß es ſich hier um eine Gaſterei handeln ſollte, machte Beethoven noch verdrießlicher. Er wünſchte ſich jetzt zweifach und dreifach in ſeine häusliche Einſamkeit zurück. Als man ſich zu Tiſche ſetzte, hatte er ſich kaum umgeſehen, wer zugegen ſei, und noch viel weniger gefragt, was denn dieſes improviſirte Feſt bedeuten ſolle.

---

*) Jetzt Beſitzthum des Herrn Victor Wendelſtadt aus Köln.

**) Jetzt Beſitzthum des Herrn Karl von der Heydt aus Elberfeld.

Wie erſtaunt aber war er, als der Graf Waldſtein nach einiger Zeit an ſein Glas klingelte, ſich erhob und das Wort nahm, indem er auseinanderſetzte, daß der Kurfürſt dieſe Mahlzeit angeordnet und die Mitglieder der Kapelle eingeladen habe, um einen Gaſt zu feiern, der eben von London anlangend, wo er den höchſten Ruhm erworben, nach ſeiner jetzigen Heimat Wien zurückkehre, und der gegenwärtig als der gefeiertſte Meiſter im Reiche der Tonkunſt geprieſen werde, und daß jener Gaſt niemand anderes ſei als der in dieſem Kreiſe weilende treffliche, liebenswürdige, große Joſeph Haydn.

Während alle Anweſenden die Gläſer erhoben und ein lautes Hoch anſtimmten, ſah Beethoven mit einem Gefühl freudigen Erſtaunens auf und erblickte, ſich gerade gegenüber an Waldſtein's Seite in der Mitte des Tiſches, ein kleines graues Männchen mit einem überaus freundlichen und wohlwollenden Geſichte und äußerſt muntern und lebendigen Augen, in deſſen ganzem Weſen ſich Wohlwollen, Scherz, Schelmerei und Kindlichkeit paarten. Die trüben Gedanken des jungen Muſikers machten nun doch, wie ſchwer ſie ihm auch das Herz belaſteten, einer freundlichen Stimmung Platz, und Waldſtein fand auch bald Gelegenheit, den ältern Meiſter mit dem jüngern bekannt zu machen und beide in ein vertrautes Geſpräch zu verwickeln.

Als die Mahlzeit aufgehoben wurde, hatten ſich Haydn und Beethoven durch eine lange Unterhaltung über die Kunſt, welche beider Ziel und Ende war, befreundet, und der junge Meiſter zeigte ſich ſofort bereit, ſein Klavierſpiel auf einem im Nebenzimmer ſtehenden Flügel hören zu laſſen. In der That entwickelte er auch diesmal wieder eine Kraft und Fülle von phantaſtiſchen Gedanken, daß der alte Muſiker in die lebhafteſten Lobſprüche ausbrach.

Gott ſei gedankt, rief Haydn, die Kunſt iſt ewig. Gluck, der herrliche Meiſter, iſt todt, Mozart, der Liebling der Götter, ging den Weg alles Fleiſches. Ich bin ein alter Mann, deſſen Tage ſich zu Ende neigen. Aber es iſt ein neues Genie aufgeſtanden, das uns, wenn es will, alle in den Schatten ſtellen wird.

Und dann umarmte und küßte er den jungen Mann.

Beethoven konnte tiefgerührt, wie er war, nicht antworten.

Als das Feſt ſpät am Abend zu Ende ging und Haydn, der ſchon in der Frühe des andern Tages abreiſen wollte, Abſchied von dem jungen Meiſter nahm, ſprach er: Kommen Sie zu uns nach Wien! Wenn ich Ihnen noch mit meinen alten Kräften nützen kann, ſo ſtehe ich herzlich gern zu Dienſt. Muſik kann ich Sie nicht lehren, denn Sie haben die Muſik. Aber in Betreff der Form bin ich doch im Stande, Ihnen nützliche Anweiſung zu ertheilen. Wir bedürfen nach den großen Verluſten, die wir erlitten haben, und wenn ich ſelbſt einſt ſcheide, neue und friſche Kräfte. Alſo auf Wiederſehen in Wien!

Und dann gingen ſie auseinander. In Beethoven's Seele aber hatte dieſe Begegnung eine Menge von neuen Gedanken angeregt. Er grübelte um ſo mehr darüber nach, ſeine Heimat mit der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt zu vertauſchen, als die Zuſtände im Kurfürſtenthum immer bedenklicher und zweifelhafter wurden. Die Revolution, welche ſchon im dritten Jahre das benachbarte Frankreich nicht zur Ruhe kommen ließ, hatte von Tag zu Tag eine drohendere Wendung genommen. Man war nicht bei der neuen Verfaſſung von 1789 ſtehen geblieben. Die Girondiſten hatten ſich der Herrſchaft bemächtigt. Ihnen folgten die Republikaner. Der Adel Frankreichs war ausgewandert und ſaß in den rheiniſchen Städten, wo er Verſchwörungen gegen die Heimat anzettelte. Oeſterreich, Preußen und andere deutſche Staaten waren mit einem Heere ins Feld gezogen, um die neue Ordnung der Dinge zu ſtürzen. König Ludwig XVI. hatte ſeine Hauptſtadt verlaſſen, war aber auf der Flucht eingeholt und mit ſeiner Familie in den Kerker geworfen worden. Und nun entbrannte der Kampf der deutſchen Verbündeten gegen die junge Republik. Im Oſten Frankreichs und in den Niederlanden tobte der Schlachtlärm und drohte ſich an den Rhein zu verziehen. Unter dieſen Umſtänden wurde es auch in Bonn äußerſt unruhig. Der Kurfürſt hielt ſich nicht mehr für ſicher in ſeiner Reſidenz und beſchloß, nach dem Bisthum Münſter, wo er ebenfalls die Herrſchaft führte, überzuſiedeln, um dort den Ausgang der Ereigniſſe abzuwarten. So wurde denn im Schloſſe, in den Archiven, in den Kanzleien gepackt. Die Wagen und Pferde ſtanden bereit, um in jedem Augenblicke den Rhein überſchreiten zu können. Die Beamten hegten allerwärts eine nur zu wohlbegründete Beſorgniß über ihre Stellung. Wie viel mehr hatte alſo die Kapelle, die man als ein Luxusinſtitut betrachtete, zu fürchten!

Außerdem machte ſich eine ſtets wachſende Gährung in den Gemüthern geltend. Je näher die Ereigniſſe des Weſtens an das Rheinufer rückten, deſto unruhiger wurden jene Geiſter, die von der Zukunft mehr erwarteten, als die Gegenwart ihnen bot. Man ſprach überall von den gleichen Rechten aller Menſchen, man wollte nichts mehr von bevorzugten Ständen wiſſen, man ſehnte ſich danach, den Adel wie in den Nachbarländern abgeſchafft zu ſehen. Was Wunder, daß auch unſer junger Componiſt von dieſen Ideen, die er allerwärts beſprechen hörte, angeſteckt wurde. Hatte doch auch ſchon der herrliche Schiller geſungen:

Alle Menſchen werden Brüder!

Sollte er, der Tonkünſtler, dem Mozart und Haydn das glänzende Zeugniß einer großen Zukunft gegeben, in einer Zeit, welche die neuen Anſchauungen der Welt auch in das Leben hinüberführten, nicht das Recht haben, um ein junges Mädchen aus dem Adel zu werben? Es tauchten kühne, verwegene Gedanken in ſeiner Seele auf, die ihm, ſo oft er ſich damit beſchäftigte, das Blut in die Stirn jagten, Feuer in den Blick gaben und einen wilden Trotz um den Mund legten.

In einer ſolchen Stunde begab er ſich einſt in das Weſtphal'ſche Haus zu ſeiner Schülerin, die ihm „ein neues fremdes Leben“ eingehaucht und die er in dem wunderſchönen Liede „An Adelaide“ beſungen hatte. Als er in das Zimmer trat, in welchem er ſeine Stunden zu geben pflegte, fand er daſſelbe gegen die ſonſtige Gewohnheit leer. Weder das ſchöne Mädchen, noch die Gräfin, noch die Geſellſchaftsdame waren im Raume. So ſetzte er ſich an den Flügel und vertiefte ſich in ein Meer von Melodien und Harmonien, die bald ſehnſuchtsvoll, bald zornig, bald klagend, bald tobend erklangen und ein getreues Spiegelbild ſeiner aufgeſtürmten Seele boten. Faſt ſchien es, als wiſſe er nicht mehr, wo er ſei. In der That, er hatte den Ort und die Urſache, warum er ihn betrat, vergeſſen. Er war ganz in ſeiner Kunſt aufgegangen.

Endlich hörte er in einem ſchrillen, wehvoll-ſchmerzlichen Accord auf. Seine Hände fielen von den Taſten. Er ſah düſter vor ſich hin.

Da erklang eine ſüße Stimme: Das war ſchön.

Er ſah um ſich. Das Mädchen ſtand neben ihm. Er blickte ſie mit einem unausſprechlichen Blicke an. War ſie nicht das Ziel all ſeiner Gedanken? Und ſie war allein. Sein Herz klopfte, daß ihm der Athem vergehen wollte.

Er ſprang hoch erröthend auf und faßte mit der Hand nach der Stirn, als wollte er ſich auf das rechte Wort beſinnen. Aber Zunge und Lippen verſagten ihm den Dienſt. Alle ſeine Glieder zitterten. Dann ſtürzte er vor ihr nieder auf die Knie, griff die Hand des Mädchens, die er mit Küſſen bedeckte, und ſtieß in dumpfen Tönen ein einziges Wort aus. Das Wort hieß: Liebe!

Die junge Gräfin ſchrie vor Schrecken laut auf und wollte ihm die Hand entziehen, die er in der Raſerei der Leidenſchaft feſthielt, wie ſehr ſie ſich ſträubte.

Da öffnete ſich plötzlich die Seitenthür. Der Graf und die Gräfin traten ein und ſahen die Scene, die ſie in ſchlimmſter Weiſe deuteten.

Der Graf donnerte dazwiſchen: Raſender, fort, fort aus dieſem Hauſe!

Beethoven raffte ſich auf. Er war todtenblaß. Kein Wort der Vertheidigung kam aus ſeinem Munde. Sein ſittliches Gefühl und ſein Stolz waren zu ſehr beleidigt, als daß er eine Verantwortung für nöthig gehalten hätte. Er warf noch einen leidenſchaftlichen Blick auf das Mädchen, das er geliebt hatte. Dann eilte er hinaus. Er begrub eine neue junge Liebe.

Von dieſem Augenblicke an dachte er nur daran, der Mahnung Haydn's zu folgen und nach Wien zu gehen. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſtand ſein Plan feſt. Und ſo begab er ſich denn eines Tages zu ſeinem alten Freunde Wegeler, den er in der letzten Zeit auffallend vernachläſſigt hatte, und theilte ihm die gefaßten Entſchlüſſe mit.

Der Freund hörte ihn voller Erſtaunen an, konnte aber nichts gegen ſein Vorhaben ſagen. Die Zuſtände des Kurfürſtenthums befanden ſich eben in einer großen Verwirrung.

Und nun mußt du mir noch einmal mit deiner alten Freundſchaft helfen, ſprach Beethoven, indem er dem jungen Profeſſor herzlich die Hand reichte.

Was ich thun kann, ſoll dir nicht fehlen, lautete die Antwort.

Ehe ich fortgehe, muß ich für meine Brüder ſorgen, ſprach der Muſiker. Dieſe Sorge iſt ein Erbe meiner guten todten Mutter. Karl iſt jetzt achtzehn Jahre alt und ein tüchtiger Klavierſpieler geworden. Ihm werde ich meine Stunden übergeben. In Betreff des fünfzehnjährigen Johann rechne ich aber auf deinen Beiſtand. Er hat Luſt, Apotheker zu werden. Du biſt Arzt. Du weißt vielleicht Mittel und Wege, ſeinen Wünſchen entgegenzukommen.

Ich werde mich nach einer Stelle umſehen, erwiderte Wegeler, und kann dir ſchon heute einen ſichern Erfolg verſprechen.

Darauf nahm der Componiſt eine Rolle Geld aus der Taſche und bat Wegeler, mit dieſem Erſparniß das Bild des Großvaters bei dem Karpfenwirth einzulöſen.

Auch das verſprach der Freund.

Und dann noch eins, fuhr Beethoven mit unterdrückter Stimme fort. Verſöhne mich mit Breunings!

Ich weiß nicht, daß Breunings dir zürnen, entgegnete der Freund.

So hat Eleonore nichts geſagt? fragte der Muſiker erſtaunt.

Kein Wort! ſagte Wegeler. Was haſt du denn mit ihr?

Ja, es ſind gute Leute, rief Beethoven gerührt aus.

Und dann erzählte er in ſeltſamer Offenheit die Geſchichte ſeiner zweiten Liebe. Wegeler hörte ihn mit Theilnahme an, er konnte ſich aber nicht enthalten zu ſagen: So hat Leonore doch ſchließlich recht gehabt, als ſie dich vor den ſtolzen Adeligen warnte.

Das hat ſie, erwiderte der Künſtler mit geſenktem Blick.

Sie gingen nun beide zu Breunings, wo ſie die Hofräthin im Kreiſe der Ihrigen und auch Barbara Koch trafen. Es wurde kein Wort über die vorangegangenen Irrungen und Misverſtändniſſe gewechſelt.

Schon nach einigen Tagen hatte Wegeler Beethoven's Bruder Johann als Lehrling in der Hofapotheke untergebracht und beim Karpfenwirth das Porträt des Ahnen eingehandelt. Der Muſiker, der dieſe Kunden voll Dankbarkeit vernahm, führte darauf ſelbſt ſeinen Bruder Karl als ſeinen Stellvertreter in alle diejenigen Häuſer ein, in denen er Stunde gab. Und dann rüſtete er ſich zur Fahrt nach der deutſchen Kaiſerſtadt, nachdem er ſich vorher noch mit ſeinem Vater, der in der letzten Zeit kränklich war, in der herzlichſten Weiſe verſöhnt hatte.

Als er ſich bei ſeinem edeln Herrn, dem Kurfürſten, und bei ſeinem Gönner und Beſchützer, dem Grafen von Waldſtein, ſowie den übrigen Freunden verabſchiedet hatte, brachte er die letzten Stunden, die er in ſeiner Vaterſtadt verweilte, im Breuning'ſchen Hauſe zu, wo ſeine engern Freunde bei einem kleinen Mahle verſammelt waren.

Gegen Leonore äußerte er, indem er ſie beiſeite nahm: Wie verabſcheuungswerth erſcheint mir jetzt mein Betragen gegen Sie und wie viel gäbe ich dafür, wäre ich im Stande, meine damalige mich ſo ſehr entehrende, ſonſt meinem Charakter zuwiderlaufende Art zu handeln, ganz aus meinem Leben tilgen zu können. Ihr guter und edler Charakter, meine liebe Freundin, bürgt mir dafür, daß Sie mir vergeben haben. Aber man ſagt, die aufrichtige Reue ſei dieſe, wo man ſein Vergehen ſelbſt eingeſteht. Dieſes habe ich gewollt. *)

Das Mädchen antwortete mit Rührung: Sie bitten immer mehr ab, als Sie gefehlt haben.

Als er ſich von Frau von Breuning verabſchiedete, ſprach er mit Thränen in den Augen: Sie haben es verſtanden, die Inſekten von den Blüten abzuhalten. **)

An Wegeler, Stephan und Chriſtoph von Breuning, die ihn mit ſeinem Vater und ſeinen Brüdern an die Poſt begleiteten, wandte er ſich mit den Worten: Mein Vaterland, dieſe ſchöne Gegend, in der ich das Licht der Welt erblickte, bleibt mir immer deutlich vor Augen. Ich werde die Zeit, die ich mit euch verlebte, nie vergeſſen und den Augenblick als einen der glücklichſten meines Lebens betrachten, wo ich unſern Rhein wieder begrüßen kann. Wann werden dieſe Tage kommen? So viel will ich euch nur ſagen, daß ihr mich nur recht groß wiederſehen ſollt. Nicht als Künſtler ſollt ihr mich größer, ſondern auch als Menſch ſollt ihr mich beſſer, vollkommener finden, und dann ſoll meine Kunſt ſich nur zum Beſten der Armen zeigen. *)

---

*) Vgl. Wegeler, a. a. O., S. 55. Briefe an Eleonore von Breuning.

**) Vgl. Schindler, a. a. O., S. 17.

Darauf umarmte er ſeine ſämmtlichen Begleiter heftig und leidenſchaftlich und ſtieg in den Wagen. Als der Poſtillon blies, brachte ein Diener noch einen Brief von Waldſtein. Dann ging es fort. Ludwig's Augen ſtanden voller Thränen. Er hing in langen Träumen an der Heimat. Später öffnete er den Brief des Deutſchordensritters und las folgende Zeilen:

„Lieber Beethoven! Sie reiſen jetzt nach Wien zur Erfüllung Ihrer ſo lange beſtrittenen Wünſche. Mozart's Genius trauert noch und beweint den Tod ſeines Zöglings. Bei dem unerſchöpflichen Haydn fand er Zuflucht, aber keine Beſchäftigung, durch ihn wünſcht er noch einmal mit ihm vereinigt zu werden. Durch

---

*) Vgl. Wegeler, a. a. O., S. 22.

ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie Mozart's Geiſt aus Haydn's Händen.

Bonn, 29. October 1792. Ihr wahrer Freund
Waldſtein." *)

Nach einer langen Fahrt zog in die Thore von Wien der einundzwanzigjährige Ludwig van Beethoven.

---

*) Vgl. Schindler, a. a. O., S. 18.

Zwölftes Kapitel.

Es war im Auguſt des Jahres 1845, alſo faſt dreiundfünfzig Jahre nach der Zeit, von welcher wir erzählt haben, als die Stadt Bonn ein Feſt feierte, wie ſie ſeit Menſchengedenken kein ähnliches gefeiert hatte. Von allen Seiten ſtrömten die Gäſte in hellen vollen Scharen herbei, indem ſie bald die Eiſenbahn benutzten, welche von Köln aus die Stadt erreichte, bald auf den Dampfern, die den Strom auf- und abwärts befahren, heranbrauſten, und bald auf Wagen, die aus der Umgegend kamen, in die Thore fuhren. Wohin man ſah, erblickte man lauter fröhliche und heitere Mienen. Aber auch der anmuthige Muſenſitz hatte ſein freundlichſtes Feiertagsgeſicht aufgeſetzt.

Man brauchte nur die Bewohner von Bonn anzuſchauen, um allwärts ihre Freude und ihren Stolz zu gewahren. Außerdem aber waren ſie auch bemüht geweſen, Straßen und Plätze in der heiterſten Weiſe auszuſchmücken. Rings an den Häuſern hingen Fahnen, Teppiche und Kränze heraus und überdies erſchienen noch hier und da nach Gelegenheit oder Gutdünken Ehrenpforten errichtet. Und wem galten denn all dieſe feſtlichen Anſtalten? Hätte man ein Kirchenfeſt gefeiert, ſo würde es wohl der eherne Mund der Glocken berichtet haben. Wäre ein hoher Fürſt triumphirend eingezogen, ſo hätte man mehr Uniformen und officielle Geſichter geſehen. Wäre eine politiſche Demonſtration gemacht worden, ſo würde die Aufregung und Verwirrung größer geweſen ſein. Aber von ſolchen Dingen war keine Rede. Es handelte ſich darum, den größten Sohn der Stadt zu feiern, der einſt als ein Kind armer Aeltern in ihren Mauern geboren wurde, hier in dürftigen Verhältniſſen ſeine Jugend verlebte, und ſpäter ein erſter Meiſter in der Kunſt wurde. Es handelte ſich um nichts anderes, als um eine Feier für den großen Tondichter Ludwig van Beethoven.

Ludwig van Beethoven war am 24. März 1827 in Wien geſtorben. Hatte er ſich ſchon während ſeines Lebens einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen gehabt, ſo fiel ihm nach ſeinem Tode eine noch größere Verherrlichung zu, die überdies von Jahr zu Jahr ſtieg. Schon gegen Ende der dreißiger Jahre dachten ſeine Verehrer daran, ihm ein Denkmal zu ſetzen. Es entſtanden Vereine, die ſich nicht umſonſt an das deutſche Volk wandten. So kam allmählich die benöthigte Summe zuſammen. Franz Liſzt war einer der vorzüglichſten Beförderer der Sache geweſen. Bei einer für die Anfertigung der ehernen Statue ausgeſchriebenen Concurrenz trug der Bildhauer Ernſt Hähnel in Dresden den Preis davon. Im Frühjahr 1845 war aber das Werk ſo weit gediehen, daß man im Sommer an eine Aufſtellung des Erzbildes denken konnte.

Natürlich durfte dieſe Aufſtellung nicht in der Stille bewerkſtelligt werden. Am Rheine liebt man laute und große Feſtlichkeiten und iſt in ihrer Zurichtung geübt. Hier nahm man aber um ſo lieber die Gelegenheit wahr, als es ſich um einen wahrhaft großen und mächtigen Geiſt handelte, der überdies an den Ufern des ſchönſten deutſchen Stroms das Licht der Welt erblickt hatte. Und auch die Mittel, vermöge deren das Feſt gefeiert werden konnte, waren naturgemäß zur Hand, indem man nur zu den muſikaliſchen Werken des Meiſters zu greifen brauchte, deren Aufführung ſchon an und für ſich eine Menge von Menſchen herbeilocken mußte. Darum wurde der Entſchluß gefaßt, mit der Aufſtellung der Statue ein großes Muſikfeſt zu verbinden, zu deſſen Leitung Franz Liſzt um ſo eher die Anwartſchaft erworben hatte, als er mehr wie irgendein anderer für das Denkmal bemüht geweſen war. Er begab ſich denn auch ſofort nach Bonn und ließ dort, da ihm das für die Concerte gewählte Lokal nicht gefiel, in der größten Eile eine neue baſilikenartige Tonhalle aus Holz bauen, leitete die Proben und machte die ganze Angelegenheit bis zur beſtimmten Stunde, wo die Feier beginnen ſollte, fertig.

Und ſo wurde denn am 11., 12. und 13. Auguſt das Beethovenfeſt mit einigen mächtigen Concerten gehalten.

Da eilten ſchon früh die Sänger und Sängerinnen ſowie Muſiker aller Art, um ihre Plätze auf dem Orcheſter einzunehmen, und die ganze Halle füllte ſich alsdann mit Einheimiſchen und Fremden, unter denen eine Menge der erſten Namen der deutſchen Heimat und der Nachbarländer glänzte.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammenkamen?

Sogar herrſchende Häupter verſchmähten es nicht, dem Feſte beizuwohnen, das einem Fürſten auf dem Gebiete der Kunſt galt. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte damals die Freude, die britiſche Königin Victoria und ihren Gemahl, den Prinzen Albert, in ſeinen rheiniſchen Schlöſſern zu Brühl und Stolzenfels zu bewirthen. Beide Regenten aber nahmen die Einladung nach Bonn an. Wie konnten ſie auch einer ſinnigeren Feier beiwohnen als der Verherrlichung eines Genius, der ſeine Kunſt zur Ehre des Vaterlandes geübt und dadurch dem deutſchen Namen einen neuen Glanz verliehen hatte? So rauſchten die Tage dahin im Sinne Schiller'ſchen Liedes und der in herrlicher Weiſe zur Aufführung kommenden Beethoven'ſchen Symphonie:

Freude, ſchöner Götterfunken!

Gleichwol verlaſſen wir auf eine Weile den Strom, in dem alles in Luſt und Jubel zu ſchwimmen ſchien, und folgen einem kleinen Kreiſe von Leuten, unter denen ſich zwei Geſtalten durch ihr hohes Alter auszeichneten.

Der eine war ein kleiner Greis mit ſchneeweißen Haaren und einem ſehr gerunzelten aber doch friſchen Geſichte, der andere dagegen hatte eine hohe Geſtalt mit länglichem Geſichte, in dem die Habichtsnaſe, der ſcharfe Mund und die ſelbſt unter der Brille noch ſuchenden und forſchenden kleinen Augen beſonders hervorſtachen. Alle andern waren mehr oder weniger jüngere Leute, von denen die einen Künſtler und die andern Gelehrte ſein mochten. Die ganze Geſellſchaft aber nahm ihren Weg zu der uns bekannten Weinſchenke Zum Zehrgarten wo ſie ſich niederſetzte, den beſten Rheinwein forderte und dann mit einem gewiſſen heiligen Ernſt auf das Angedenken Ludwig van Beethoven's trank.

Nunmehr aber baten die jüngern Leute die beiden alten Herren, ihnen doch von der alten Zeit zu erzählen, in der ſie mit Beethoven zuſammengelebt hatten, denn der kleine Greis war der frühere kurfürſtlich kölniſche Kapellmeiſter Franz Ries, welcher ſein neunzigſtes Jahr erlebt hatte, und der große war der frühere Profeſſor an der von Max Franz ins Leben gerufenen Univerſität, Franz Gerhard Wegeler, der jetzt in ſeinem achtzigſten Jahre ſtand. Sie hatten den Jugendfreund lange überlebt und ſahen nun noch im hohen Alter ſeine Glorification in der gemeinſamen Vaterſtadt. Und ſo tauchten denn nach und nach alle jene Erinnerungen auf, die in unſerer Erzählung enthalten ſind.

Und Sie haben Beethoven nicht mehr geſehen, nachdem er den Rhein verlaſſen hatte? fragte einer der Anweſenden den alten Wegeler.

Allerdings lebten wir noch zwei Jahre lang zuſammen in Wien, lautete die Antwort. Ich kam infolge der politiſchen Ereigniſſe der damaligen Zeit nach der öſterreichiſchen Hauptſtadt. Es waren nämlich keine leeren Befürchtungen, die zur Zeit von Beethoven's Abreiſe alle Gemüther in die lebhafteſte Bewegung ſetzten. Ich wurde im Jahre 1794 Rector der Univerſität und unterſchrieb als ſolcher einen Senatsbeſchluß, welcher den Studenten verbot, die von den Oeſterreichern nach Bonn geführten franzöſiſchen Gefangenen perſönlich zu beſuchen, weil ſie den Anſteckungsſtoff des Typhus mit ſich brachten, und welcher ſie anwies, die den Kriegern beſtimmten Almoſen durch namentlich zu dieſem Geſchäfte bezeichnete Geiſtliche zu überſchicken. Dafür wurde ich nach zehn bis zwölf Tagen im „Monitenr" als ein wüthender Feind des Volks und der Freiheit geächtet. So blieb mir nichts übrig, als beim Einbruch des franzöſiſchen Heeres im October auszuwandern, was mit Erlaubniß des Kurfürſten geſchah. Ich ging wie geſagt nach Wien und ſah Beethoven faſt alle Tage, ohne daß ich mich eines hervorragenden Erlebniſſes erinnere. Es war eben für ihn wie für mich eine ernſte Zeit der Arbeit und der Studien. Später habe ich mit ihm in einem ſtets herzlichen, aber ziemlich ſeltenen Briefwechſel geſtanden. Schrieb er mir doch ſelbſt mitunter, daß die Correſpondenz nicht ſeine Sache ſei. Auch hat er mir mehrfach ſein Bildniß und manchen Pack ſeiner Muſik geſchickt, die ich noch als theuere Andenken bewahre.

Erzählen Sie uns doch auch etwas von den übrigen Mitgliedern Ihres Kreiſes.

Um galant zu ſein, muß ich mit den Damen beginnen, antwortete der alte Herr, Jeannette d'Honrath wurde die Frau des Werbehauptmanns Karl Greth, der als kaiſerlich öſterreichiſcher Feldmarſchalllieutenant und Commandant von Temesvar am 14. October 1827 ſtarb. Von Beethoven's „Adelaide“, wie er die Nichte des Grafen von Weſtphal nannte, weiß ich nichts zu berichten, denn ſie iſt mir aus den Augen gekommen. Barbara Koch wurde ſpäter die Gattin ihres Hüters und Schützers, des Grafen von Belderbuſch. Sie war eine Dame, welche von allen Perſonen weiblichen Geſchlechts, die ich in einem ziemlich bewegten Leben kennen lernte, dem Ideal eines vollkommenen Frauenzimmers am nächſten ſtand.*) Der Breuning'ſchen Familie aber bin ich ſelbſt durch innige Verwandtſchaft nahe getreten. Eleonore habe ich als Weib an den Altar geführt und durch lange ſchöne Jahre in Freud und Leid als daſſelbe treffliche Weſen erkannt. Die alte gute Hofräthin iſt 1838 in Koblenz in unſern Armen aus dem Leben geſchieden. Stephan von Breuning folgte 1800 Beethoven nach Wien und ſtand bis zu ſeinem Tode mit ihm in treueſter Freundſchaft. Er ging kurz nach dem Künſtler als kaiſerlich königlicher Hofrath zur Ruhe. Chriſtoph von Breuning lebt und iſt Geheimer Reviſions- und Caſſationsrath in Berlin. Lenz ſtarb früh nach beendigten ärztlichen Studien im Jahre 1798. Ich beſitze noch ein Stammblatt, das Beethoven ihm ſchrieb und auf dem die Worte ſtehen:

---

*) Vgl. Wegeler, a. a. O., S. 58.

Die Wahrheit iſt vorhanden für die Weiſen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz.
Sie beide gehören für einander.

Ich ſelber kehrte 1796 nach Bonn zurück und nahm, da die erſte Revolutionswuth vorüber war, meine Stelle wieder ein. Allein ſchon im folgenden Jahre wurde die Univerſität aufgelöſt, und eine Centralſchule nach franzöſiſchem Muſter trat an ihre Stelle. Ich fungirte an ihr als Lehrer der Geburtshülfe. Im Jahre 1807 wurde ich nach Koblenz verſetzt als referirender Arzt bei der Verwaltung. Als aber die Deutſchen wieder den Rhein gewannen, ernannte mich die preußiſche Regierung im Jahre 1816 zum Regierungsmedicinalrath und 1825 zum Geheimrath, was ich dem Titel nach noch bin, denn ich habe aus Altersrückſichten ſchon längſt meinen Abſchied genommen. Ries mag ſelbſt über ſich die gewünſchte Auskunft geben.

Was ſoll ich von mir ſagen, ſprach jetzt das alte Männchen. Ich bin ein einfacher Mann, der wenig mehr erlebt hat. Nachdem der kurfürſtliche Hof Bonn verließ, war es mit der Kapelle am Ende. Ich blieb aber in der Heimat und lebte dort von Stundengeben. Indeß wir ſprechen ja von Beethoven. Ich habe ihn nicht wiedergeſehen, aber ich habe ihm ſpäter im Jahre 1800, da er ſchon als der erſte und größte Muſiker galt, meinen Sohn Ferdinand in die Lehre geſchickt, dem er die Stunden, die ich ihm ſelber ertheilte, reichlich vergolten hat. Auf einen Brief, den ich dem Sohne mitgab, erhielt ich keine Antwort von ſeiner Hand, aber er ließ mir ſagen, daß er nicht vergeſſen hätte, wie ich mit ſeiner Mutter geweſen wäre. In der That hat er dem Ferdinand, der ein tüchtiger Muſiker geworden und leider nun auch ſchon ſeit dem 13. Januar 1838 todt iſt, nichts wie Güte und Liebe und Freundſchaft bewieſen.

Eine kleine Pauſe folgte den Mittheilungen der beiden Greiſe, welche darauf einen Wiener, der ſich der kleinen Geſellſchaft angeſchloſſen hatte, um Beethoven's Leben in Bonn kennen zu lernen, aufforderten, nunmehr auch ſeinerſeits über den Aufenthalt des Meiſters in der öſterreichiſchen Hauptſtadt zu berichten.

Derſelbe begann: Beethoven iſt ganz und gar derſelbe geblieben, wie er mir aus dem Bilde entgegentritt, das uns ſeine erſten bonner Freunde entworfen haben. Wahrheit und Schönheit waren, wie jenes Stammblatt für Lenz von Breuning offenbart, die Ziele ſeines Strebens. Wahrheit im Leben, Schönheit in der Kunſt, ſie haben ihn ſein Daſein entlang begleitet. Vielleicht wurden ſie mitunter durch eine allzu große und mächtig dahinſtürmende Leidenſchaft getrübt, die ſich dann und wann ſogar zur Leidenſchaftlichkeit verzerrte. Aber auch ſelbſt im Drange der aufgeregten Gefühle zeigte ſich ſtets eine große, edle, herrliche Seele. Erſchien er zuweilen ſchroff, ja mistrauiſch, zornig, im Grunde ſeines Gemüths offenbarte ſich der beſte Menſch. Naturen von ſolchem Gefüge ſind ſelten glücklich im Leben. Indem ſie alles auf ihre Ideale beziehen, finden ſie fortwährend Störungen und Hemmniſſe. Menſchen und Umſtände entſprechen ſelten ihren Erwartungen und Hoffnungen. Sie ziehen ſich immer mehr auf das enge Gebiet zurück, auf dem ſie ſich heimiſch fühlen. Dies Gebiet war bei unſerm Meiſter die Kunſt. Er wurde eigentlich, worauf ſeine Individualität ſchon von vornherein angelegt war, ein Einſiedler in der Kunſt.

Was kann aber ein Einſiedler viel erfahren? Er lebt und webt nur in ſich und in ſeinen Gedanken. Seine Welt iſt die Welt, die er ſich ſelbſt in der Phantaſie aufbaut und welcher die wahre Welt wenig oder gar nicht entſpricht. In dieſer Weiſe ſahen wir ihn ſeine Jugend verleben. Als er nach Wien gekommen war, iſt er nicht anders geworden. Von großen Erlebniſſen und intereſſanten Begegnungen kann kaum die Rede ſein. Wo er mit den Menſchen zuſammenkam, iſt er immer originell und ſeltſam geweſen. Er hat nie ſeinen Charakter verleugnet. Aber ſeine hauptſächlichen Thaten ſind und bleiben doch immer ſeine Werke. Er iſt ein Einſiedler in der Kunſt geweſen.

Gewiß hat es ihm auch außer jenen Männern, die ihm von ſeiner Heimat her nahe ſtanden, nicht an Freunden gefehlt. Selten wurde ein Genie ſo früh und allgemein anerkannt wie das ſeinige. In der öſterreichiſchen Hauptſtadt gewann er ſich ſofort die Herzen aller wahrhaft edeln Muſiker. Daß ihn neidiſche Künſtler verfolgten und zu verkleinern ſuchten, iſt nicht zu verwundern, denn elende Menſchen gibt es überall. Selbſt in den höchſten Ständen gewann er ſich die größte Anerkennung. Fürſten und Grafen bemühten ſich gleichſam um ſeine Freundſchaft, luden ihn in ihre Häuſer und gaben ihm Jahrgehalte, ſodaß die ſonſt immerhin precäre Laufbahn des Künſtlers ſicher geſtellt war. Fürſt Lichnowsky ſetzte ihm ſchon früh ein Jahrgeld von ſechshundert Gulden aus. Als er 1809 einen Ruf an den Hof des Königs Jérôme nach Kaſſel erhielt, traten ſogar der Erzherzog Rudolf und die Fürſten Lobkowitz und Kinsky zuſammen und gaben ihm ein Gehalt von viertauſend Gulden. Seine beſte Freundin gehörte dem hohen Adel an. Es war die Gräfin Marie Erdödy, die er ſeinen „Beichtvater“ zu nennen pflegte. Aber auch das große Publikum, dem er ſeine Werke zur Erhebung und zur Erheiterung übergab, nannte bald ſeinen Namen mit der unbedingteſten Achtung. Mochte hier und dort eine ungerechte Kritik als ein falſches Verſtändniß der einen oder andern Compoſition ſich geltend machen, die Summe aller Urtheile fiel ſtets zu ſeinen Gunſten aus. Dennoch fühlte er ſich nie auf die Länge wohl unter den Menſchen, mochten es auch die beſten ſein. Bald war ihm hier eine Perſönlichkeit und dort ein Erlebniß zuwider, daß er im Zorne aufbrauſte und ſich ganz und gar in die Kunſt flüchtete. Er war eben ein Einſiedler.

Nicht anders verhielt es ſich, wenn ſein Herz ins Spiel kam, denn ſeine Liebſchaften in Bonn ſind keineswegs ſeine letzten geweſen. Er ſah überhaupt ſehr gern ſchöne Frauengeſtalten und war faſt niemals ohne eine kleine Neigung. Mitunter ſoll ſeine Leidenſchaft ſogar heftig angefacht geweſen ſein. Klare Thatſachen liegen nicht vor. Es iſt in dieſer Beziehung viel phantaſirt und gefabelt worden. Man weiß nur, daß er eine Gräfin Guilietta Guicciardi liebte, die aber einen Grafen Gallenberg heirathete. Er hat ſogar hin und wieder, wie das ja auch aus ſeinen Briefen hervorgeht, an das Heirathen gedacht, ohne daß etwas daraus geworden iſt. Seine eigentliche Geliebte war ja auch die Kunſt, zu der er ſich immer wieder von allen irdiſchen Geliebten, die ihn nur für Augenblicke feſſelten, zurückwandte. Auch hier finden wir den Einſiedler wieder.

Was ihn aber noch mehr zur Einſamkeit ſtimmte das waren die Verdrießlichkeiten, welche ihm ſeine Brüder bereiteten. Er hatte dieſe Menſchen, denen er die uneigennützigſte Liebe widmete, nach ſeines Vaters Tode, der bereits 1792 im December erfolgte, nach Wien gezogen. Karl war Kaſſenbeamter an der öſterreichiſchen Nationalbank, Johann Apotheker und ſpäter Speculant geworden. Beide benutzten den Künſtler in der unzarteſten Weiſe, indem ſie ſich in ſeine Geldangelegenheiten miſchten und beträchtliche Summen ſeiner allerdings bedeutenden Einnahme für ſich in Anſpruch nahmen. Nicht mindern Kummer bereitete ihm ſein Neffe Karl, der Sohn ſeines ältern Bruders, der nach dem Tode deſſelben unter Beethoven's Vormundſchaft ſtand. Der arme Künſtler wurde in Beziehung auf dieſe Angelegenheit von ſeiner Schwägerin, die ihm den Knaben entziehen wollte, in einen Proceß verwickelt, der ihm jahrelang das Leben verbitterte. Trotz dieſer und anderer Mishelligkeiten brach oft die größte Zärtlichkeit ſeines Gemüths gegen die keineswegs liebenswürdigen Verwandten an den Tag, die ſich noch heute in einem Teſtamente, das an ſeine Brüder gerichtet iſt, und in Briefen, die er ſeinem Neffen geſchrieben hat, in der rührendſten Weiſe offenbart. Man ſieht hier den einſamen Menſchen, der ſein volles, reiches Herz ſo gern an einen geliebten Gegenſtand klammert und der das Gefühl der Blutsverwandtſchaft mit eigenthümlicher Leidenſchaft geltend macht. In der That iſt es nicht verwunderlich, wenn er, mishandelt und zurückgeſtoßen, noch mehr zum Einſiedler wurde.

Dazu kam noch, daß ihn ſchon in frühen Jahren ein Uebel befiel, welches von Jahr zu Jahr wachſend, leider auch die ihm inwohnende Natur noch mehr zur Abgeſchloſſenheit drängte. Beethoven fing nämlich ſchon mit ſiebenundzwanzig Jahren an, das Gehör zu verlieren. Alle angewandten Mittel, dieſes Leiden zu entfernen, ſchlugen fehl. Es ſteigerte ſich von Jahr zu Jahr, ſodaß er allmählich nicht mehr im Stande war, ſeine eigenen Werke zu hören. Welches tragiſche Schickſal! Ein Tonkünſtler, dem das Organ, welches ſeine Kunſt mit der Außenwelt vermittelt, mangelt! Je höher aber der Meiſter ſteht, deſto empfindlicher berührt der Fehler! Man kann ſich ſeine Angſt, ſeine Noth, ſeine Pein bei dieſem ſich ſtets mehrenden Uebelſtande denken. Wie rührend ſind die Klagelaute, die er 1802 in ſeinem Teſtamente an ſeinen Bruder richtet! „O ihr Menſchen“, ruft er aus, „die ihr mich für feindſelig, ſtörriſch und miſanthropiſch haltet oder erklärt, wie unrecht thut ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Urſache von dem, was euch ſo ſcheint. Mein Herz und mein Sinn waren von Jugend an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbſt große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenkt nur, daß ſeit ſechs Jahren ein heilloſer Zuſtand mich befallen. Mit einem feurigen lebhaften Temperament geboren, ſelbſt empfänglich für die Zerſtreuungen der Geſellſchaft, mußte ich mich früh abſondern, einſam mein Leben zubringen. Ich bin taub! — Aber wie wäre es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben ſollte, den ich einſt in einer Vollkommenheit beſaß, wie ihn wenige von meinem Fache gehabt haben! O ich kann es nicht! Darum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen ſeht, wo ich mich gern unter euch miſchte. Ganz allein, faſt, nur ſo viel als es die höchſte Nothwendigkeit fordert, darf ich mich in Geſellſchaft einlaſſen. Wie ein Verbannter muß ich leben. Nahe ich mich einer Geſellſchaft, ſo überfällt mich eine heiße Aengſtlichkeit, in Gefahr geſetzt zu werden, meinen Zuſtand merken zu laſſen. Welche Demüthigung, als neulich jemand neben mir ſtand und von weitem eine Flöte klingen und einen Hirten ſingen hörte, und ich nichts vernahm! Es brachte mich zur Verzweiflung, es fehlte nicht wenig, und ich endigte mein Leben. Nur ſie, die Kunſt hielt mich zurück.“*) In dieſer Weiſe ungefähr drückt er ſich aus, der arme Meiſter, der alſo immer mehr und mehr zum Einſiedler werden mußte.

Erwägt man alle dieſe Umſtände im richtigen Zuſammenhange, ſo findet man in ihnen, wie ich glaube, den Schlüſſel zu den vielen Abſonderlichkeiten des Meiſters, die in zahlreichen Anekdoten wiedererzählt werden. Wer weiß nicht, wie oft Beethoven ſeine Wohnungen wechſelte. In der Regel beſaß er ein Quartier in der Stadt und ein anderes auf dem Lande. Es gab aber eine Zeit, wo er ſogar vier verſchiedene Wohnungen gemiethet hatte und bezahlen mußte. Natürlich fehlte es nicht an Gründen, warum ihm die eine oder andere nicht gefiel. Hier ſchien ihm die Sonne nicht freundlich genug in die Stube, dort war ihm der Flur und die Treppe zu dunkel, hier ſchmeckte ihm das Brunnenwaſſer nicht, dort misfielen ihm die Leute. Eines Sommers bewohnte er die reizende Villa von Pronay in Hetzendorf, er verließ ſie aber, weil der adelige Beſitzer ihn jedesmal, wenn er ihn ſah, mit tief abgezogenem Hute grüßte, was ihm den Fluß der muſikaliſchen Gedanken hemmte. Ein andermal wandte er ſeiner Stube in Penzing den Rücken, weil die Fremden, die unter dem Hauſe über die Wienbrücke gingen, neugierig nach ſeinen Fenſtern hinſchauten, wodurch er gleichfalls geſtört wurde. Es ließen ſich hier noch viele ähnliche Dinge erzählen, in denen uns wieder der alte Einſiedler entgegentritt.

---

*) Vgl. Schindler, a. a. O., S. 86 fg.

Gleichwol liebte er es, zuweilen mit Freunden zuſammen zu ſein, denn man durfte ihn nicht gerade menſchenſcheu nennen. Die Menſchen waren ihm nur nicht jederzeit angenehm. Er konnte bei ſolchen Gelegenheiten ſogar in die ausgelaſſenſte Munterkeit verfallen und Scherze und Poſſen treiben, die er mit einem unauslöſchlichen Gelächter begleitete. So liebte er es auch, mitunter Freunde zu Tiſche bei ſich zu ſehen, namentlich des Freitags, denn er aß gern Fiſche und ließ ſie vorzüglich zubereiten. Als aber einſt ſeine Köchin ſchlecht gekocht hatte, ſtellte er ſich ſelbſt an den Herd und machte mit vorgebundener Schürze, wie einſt bei der Fahrt nach Mergentheim, den Speiſekünſtler. In Betreff des Mittagsmahles verſtand er übrigens keinen Spaß. Als Ferdinand Ries einſt mit ihm im Schwan ſpeiſte, brachte der Kellner ein Gericht, das der Muſiker nicht beſtellt hatte. Es fehlte nicht an Vorwürfen, die der Burſche in grober Weiſe beantwortete. Da warf ihm Beethoven den Braten ins Geſicht, daß ihm die Brühe den Kopf und Leib herunterlief. Der Anblick war ſo lächerlich, daß der Meiſter lachen mußte und den Kellner durch ein gutes Trinkgeld beſänftigte. Ein anderes mal ſchickte er einer Dame, die eine Locke von ihm zu beſitzen wünſchte, ein Büſchel Haare aus dem Barte eines Bockes, das ſofort wie eine Reliquie aufbewahrt wurde. Natürlich kam die Wahrheit bald ans Licht. Die Dame war ſehr erbittert, ihr Gemahl ſchrieb heftige Worte, worauf Beethoven den Fehler gut machte und ſie durch eine wirkliche Locke von ſeinem Haupte verſöhnte.

Aehnliche Vorfälle ſtehen aber ſehr vereinzelt da. Meiſtens lebte Beethoven ſehr zurückgezogen von aller Welt, zumal je älter er wurde und je mehr ſein Gehörleiden zunahm. Dafür war er aber ein deſto größerer Freund der Natur, die er tagtäglich und ohne je zu ermüden durchſchwärmte. Für die Schönheiten in Berg und Thal ſowie in Feld und Wald hatte er ein feines Auge. Er kannte und liebte die Spiele aller Jahreszeiten über der Landſchaft. Dabei waren ihm Licht und Luft Bedürfniſſe, die er nicht entbehren konnte. In der freien Gotteswelt kamen ihm auch ſtets die beſten Gedanken zu neuen Tonwerken. Bei ſeinen ſich täglich wiederholenden Promenaden an den Nachmittagen trug er ſtets ein Skizzenbuch in der Hand, in dem er ſeine Ideen aufzeichnete. Freilich vertiefte er ſich oft dermaßen in ſeine Arbeit, daß er nicht auf Wind und Wetter merkte. Man ſah ihn nicht ſelten mitten im Gewitter dahinrennen und durchnäßt und ohne Hut heimkehren. Solche Unbill nahm er der Natur nicht übel. Sie war und blieb ſeine beſte Freundin. Er war ihr Einſiedler.

Und er war auch ein echter treuer Freund der Freiheit. Wie ſein Charakter ſich gegen jeden Zwang ſträubte, ſo liebte er gleichfalls die Völker und Menſchen, die ſich zu freier Größe entfalten. In politiſcher Beziehung ging ihm keine Nation über das engliſche Volk. Als Helden hatte er einſt Napoleon Bonaparte geliebt. Ihm wollte er auch ſeine „Sinfonia eroica" widmen. Als der Erſte Conſul aber den Kaiſertitel annahm, zerriß er die

Dedication und trat ſie mit Füßen. In dem damaligen Oeſterreich war, die freie Rede gefährlich, denn ſie konnte Kerker und Verbannung nach ſich ziehen. Beethoven hat ſich nie geſcheut, als freier Mann frei die Wahrheit zu ſagen.

Ja er liebte die Wahrheit und die Schönheit, dieſer wunderbare Einſiedler der Kunſt. Was er aber in der Kunſt geleiſtet hat, das weiß jedermann im deutſchen Vaterlande, wo er als einer der größten Geiſter gilt, und noch weit darüber hinaus. Und wer es nicht weiß, der kann es in dieſen Tagen in ſeiner Heimat ſehen.

Der Wiener hatte geendet. Da erhob ſich ein junger Rheinländer und ſprach folgende Strophen:

Beethoven, großes Herz! Das iſt dein Haupt,
Das deine Züge, die ſich hier entrollen,
Dein Bild urmächtig, wie ich's ſtets geglaubt:
Gewitterdrohend iſt die Stirn entquollen,
Das Auge wie von dunkelm Blitz erhellt,
Auf trotz'gen Lippen ein verwegnes Grollen,
Und jedem Zug die Liebe doch geſellt!
Sei mir gegrüßt, der Töne größter Meiſter,
Der im Geſang erfaßt die ganze Welt,
Und im Geſang ſie gießt in unſre Geiſter!

Es haben andre wol vor dir gelebt,
Getränkt durch der Natur gewalt'ge Brüſte,
Daß ſie in Anmuth, Fülle, Kraft geſtrebt;
Doch ſuchend nach der ſel'gen Inſel Küſte,
Erreichten nimmer ſie den goldnen Strand:
Sie waren nur wie Stimmen in der Wüſte.

Du biſt der Heiland, der das Ufer fand,
Dir flüſterte der Geiſt geheime Kunden,
Du führteſt uns, die Leier in der Hand:
Der Töne Himmel ward durch dich gefunden!

Beethoven, großes Herz! Des Dankes Zoll,
O nimm ihn hin, der mir die Bruſt erweitert!
Wenn himmeljauchzend mir die Seele ſchwoll,
Die hellſte Luſt haſt heller du erheitert:
Du gabſt mir Troſt, wähnt' ich auf ödem Meer
An Schmerzensklippen meinen Geiſt geſcheitert;
Du löſteſt jedes Leid, wenn ſcharf und ſchwer
Die Leidenſchaft durch meine Seele brannte,
Weil ich in deinen Liedern, brauſend hehr,
Das größre Leid, die größre Luſt erkannte.

Oft ſucht' ich ſie, die treue Mutter, auf,
Die göttliche Natur, in Luſt und Schmerzen,
Die jede Wonne ſpornt zu raſcherm Lauf,
Die Balſam gießt in alle wunden Herzen.
Ihr gleicht dein Geiſt, ſie ſpiegelt drin mit Luſt
Ihr ernſtes Zürnen und ihr jauchzend Scherzen,
In dir iſt ſie ſich froh und ſtolz bewußt
Des glutbeſeelten mächtigen Propheten,
Dem Gottes Urhauch einſt belebt die Bruſt,
Als noch des Paradieſes Lüfte wehten.

Drum kommt's bei deinen Liedern über mich
Wie ſüßer Lenz! Ich fühl' ihn froh erſchrocken:
Die Schwalbe ſchießt, die Lerche hebet ſich,
Es ſtreut der Frühlingsbaum mir Blütenflocken,
Mailieder wehn, es prangt die tiefſte Kluft,
Die breiten glanzbeſtreuten Ströme locken,

Wo fern die Landſchaft ſchwimmt in leiſem Duft;
Du baueſt vor des Geiſtes innres Fühlen
Gebirge, Eb'nen, Seen in die Luft. —
Fata-Morgana, komm, die Glut zu kühlen!

Bald ziehſt du durch der Länder hellen Glanz,
Der Liebe biſt du hold und ſüß verfallen,
In deiner Hand erblüht ein Blumenkranz,
Dein Herz durchklingen tauſend Nachtigallen;
Bald ſchwimmt dein Lied in tiefen Seufzern fort,
Wir hören deine Thränen ſchluchzend fallen;
Bald jauchzeſt du des Zaubers Löſungswort,
Du ſchwärmſt auf Bergeshöhn in Roſenlauben
Mit deinem Lieb'; wir ſehn dich hier und dort
Umarmungen beſtehn und Küſſe rauben!

Dann ſtreifeſt du in der Genoſſen Schar. —
Hinaus, hinaus! Es gilt ein freud'ges Leben!
Wie ſind die Stirnen frei, die Augen klar!
Es ſtrotzt eu'r Lockenhaar von Sommerreben!
Ihr ſetzt euch an der Freude vollen Tiſch:
Wir ſehn euch ſchäumende Pokale heben,
Den ſprudelnden Humor erhebſt du friſch,
Den Saal durchklingt ein Lachen, Jubeln, Singen;
Doch oft iſt's mir, ich hörte träumeriſch
Hinein ein ſtillverhalltes Weinen klingen.

Und wieder ſtimmſt du unſre Seelen um:
Wir hören plötzlich Elemente toben.
Seht der Natur umfriedet Heiligthum
Von Wetternacht getrübt, vom Sturm umſtoben!
Die zack'ge Alpe trotzt den Himmel an,
Der Blitze Feueraugen leuchten oben,

Laut durch den Urwald peitſchet der Orkan,
Hoch im Gebirge kracht die Eiche fallend,
Wild um die Klippen heult der Ocean,
Als wollt' er alles Land verſchlingen wallend.

Doch tief durch dieſen wilden Marterſchrei
Ertönt wie eines Donnergottes Stimme
Dein eigner Schmerz: Du raſeſt wild und frei,
Als flöheſt du die Welt in wirrem Grimme,
Als triebeſt du in finſterm Menſchenhaß,
Auf daß es ſcheiternd in dem Meer verſchwimme,
Dein Lebensboot. Wir ſehn dich bleich und blaß,
Ein rieſig Bild am finſtern Abgrund ringen;
Die Angſt durchzittert uns ohn' Unterlaß,
Es möchte dich die tiefe Kluft verſchlingen.

Doch nein, die Sühne folgt! Es ſiegt dein Geiſt,
Du kehreſt um in holden Melodien:
Wie Gott im Hauche ob der Schöpfung kreiſt,
So hören flüſternd wir im Lied dich ziehen,
Wie nach der Fiebernacht ein ſüßer Traum,
Nach Winterſtarre Frühlingsphantaſien,
Erquickſt du uns. Bald unterm Blütenbaum
Ruhn wir beglückt, bald unter Märchenzelten,
Bald ſchweben wir mit dir im Aetherraum
Wie ſel'ge Geiſter zwiſchen Sternenwelten.

Dort ſtimmſt du plötzlich an das Siegeslied,
Das ſchwillt, als wollten alle Gräber klüften;
Ha! wie ein Bacchuszug, ſo rauſcht und zieht
Es lebenweckend über allen Grüften!
Dämonen fliehen in der Tiefe Schlund,
An dem du ſtandſt; es jubelt in den Lüften:

Der Haß, der Zorn, der Neid ſtürzt in den Grund,
Du läßt die Liebe ob den Welten thronen,
Begeiſtert tönt es wie aus einem Mund:
Triumph! o „ſeid umſchlungen, Millionen!“

Der Päan iſt's der neuen goldnen Zeit,
Das tauſendjähr'ge Reich weiſſagt ſein Tönen;
Wir haben überlebt den alten Streit,
Die Völker nahn, die Wahrheit hell zu krönen.
O hört: die Welt iſt Gott und Gott die Welt,
Die alten und die neuen Zeiten ſöhnen
Im Bruderkuß ſich aus, und glanzerhellt
Erſteht das letzte Reich in lichter Klarheit.
Wir bauen auf, was keine Macht zerſchellt,
Die ew'ge Welt der Liebe, Freiheit, Wahrheit!

Stürmſt du uns ſo zur ſtolzen Liederſchlacht,
Die wogt im Formenwechſel tauſendflutig,
Wie faſſen uns die Weiſen ſtets mit Macht,
Wie wächſt der Geiſt ſo ſtark, ſo feſt, ſo muthig!
Du treibeſt rings die bleiche Selbſtſucht aus,
Und iſt das Herz von hundert Wunden blutig,
Dir jauchzt es taumelnd zu im Tönebraus;
Entflammt von Liebe, lernt es groß entſagen,
Für Freiheit fordert es den Tod heraus,
Kühn wie von Adlerfittichen getragen.

Beethoven, großes Herz, ſiegſtolzer Held,
Du Bannerträger künft'ger edler Zeiten,
Folgt heut ein kleines Häuflein dir ins Feld,
Einſt werden ſich die Völker um dich breiten.
Du eilteſt unſrer Bildung mächtig vor:
So hilfſt du ſtolz ans Ziel die Menſchheit leiten,

Prophetiſch hör' ich ſchon vom Völkerchor
Dein „Alle Menſchen werden Brüder!“ ſauſen! —
Mein Lied, mein Lied, wie wagſt du dich empor?
Des Meiſters Lob laß ſeine Lieder brauſen!

In dieſem Gedanken, ſchloß er, wollen wir noch einmal die Gläſer füllen und rufen: Heil, Ruhm, Ehre dem Unſterblichen!

Und alle ſtießen miteinander an und tranken aus. Dann gingen ſie in ernſter, heiliger Stimmung von dannen.

Am andern Tage aber fanden ſich die beiden Greiſe Ries und Wegeler mit ihren Bekannten auf dem Münſterplatze ein. Die Sommerſonne lachte hell vom Himmel über die ſtolze Kirche, die benachbarten Häuſer und die grünen Linden. Nirgendwo prangten die Fahnen und Blumengewinde reicher wie hier. Auf dem Platze ſtanden Tribünen, welche die Chöre und Orcheſter einerſeits und die Gäſte andererſeits aufnahmen. Ringsumher wogte eine zahlloſe Menge, während alle Fenſter und Dächer bis in die höchſten Höhen hinauf von Männern und Frauen ſtrotzten. Auf dem Balcon des gräflich Fürſtenberg'ſchen Palaſtes, wo einſt der Graf von Weſtphal gewohnt hatte, erſchienen der König Friedrich Wilhelm IV. und ſeine Gemahlin, die Königin Victoria und der Prinz Albert mit reichem Gefolge.

Alle Blicke aber waren auf einen Punkt gerichtet. In der Mitte des Münſterplatzes ſtand, umgeben von den beſchriebenen Zurichtungen, ein Gerüſt, um welches lange Tücher flatterten.

Franz Liſzt, der Dirigent des Feſtes, erhob den Stab, und Chor und Orcheſter führten nun eine Hymne aus, die zu Ehren Beethoven's gedichtet und in Muſik geſetzt war.

Und dann verhallten die Töne.

Die flatternden Tücher ſanken und aus ihnen enthüllte ſich, blinkend im hellen Sonnenlicht, ein ehernes Standbild:

Beethoven, großes Herz! Das iſt dein Haupt,
Das deine Züge, die ſich hier entrollen,
Dein Bild urmächtig, wie ich's ſtets geglaubt:
Gewitterdrohend iſt die Stirn entquollen,
Das Auge wie von dunkelm Blitz erhellt,
Auf trotz'gen Lippen ein verwegnes Grollen,
Und jedem Zug die Liebe doch geſellt!
Sei uns gegrüßt, der Töne größter Meiſter,
Der im Geſang erfaßt die ganze Welt
Und im Geſang ſie gießt in unſre Geiſter.

Und ringsum füllte ein lauter jauchzender Jubelruf die Lüfte.

Nachwort.

Indem ich den vorliegenden zweiten Band meiner „Erzählungen eines Rheiniſchen Chroniſten“ zum Abſchluß bringe, glaube ich den Freunden und Forſchern der Literaturgeſchichte noch einige Aufklärungen über die Quellen, aus denen ich geſchöpft habe, ſchuldig zu ſein. Ich bin nämlich nicht allein ſchriftlichen Urkunden aus den Kreiſen, welche ich zu ſchildern verſuchte, ſondern auch mündlichen Traditionen und eigenen Anſchauungen und Erlebniſſen gefolgt. In Beziehung auf die erſtern brauche ich kein Wort mehr zu verlieren, denn ich habe ſie jedesmal gewiſſenhaft angegeben. Was die letztern betrifft, ſo werden einige kurze Mittheilungen nicht unwillkommen ſein.

Den Mittelpunkt der Novelle „Aus Jacobi’s Garten“ bildet die Liebesgeſchichte H. Schenk’s, die bisjetzt, ſoviel ich weiß, ganz unbekannt geblieben iſt. Ich habe dieſe Epiſode nun von dem verſtorbenen Geheimen Regierungsrath Fasbender in Düſſeldorf gehört, der ein großer Freund der Literatur, Beſitzer einer umfangreichen trefflichen Bibliothek, ſowie ein höchſt liebenswürdiger humaner alter Junggeſelle war und vieles aus der alten Zeit Düſſeldorfs zu erzählen wußte. Er ſelbſt, ein Studiengenoſſe und naher Freund meines Vaters, hatte freilich nicht mehr in dem Jacobi'ſchen Kreiſe verkehrt, aber er wußte mancherlei Thatſachen aus dem Munde des alten Kupferſtechers und Profeſſors Thelott, der viel in Pempelfort geweſen war und dieſe Anekdote miterlebte. Thelott ſoll ſeiner Mittheilung oft ein anderes Erlebniß hinzugefügt haben. Er befand ſich nämlich eines Abends in Pempelfort; da es ſehr kalt wurde, lieh Fritz Jacobi ihm ſeinen Ueberrock. Auf der Heimkehr kaufte der Kupferſtecher ſich am Flingerthor in einer dort ſtehenden Bude ein Stück kalte Küche, das in einem gebratenen Hahn beſtand. Plötzlich bildete ſich an dieſer Stelle ein Soldatenauflauf, der in eine heftige Prügelei ausartete. Der Künſtler ſteckte den Mundvorrath entſetzt in die Taſche und begab ſich nach Hauſe, ohne weiter an ſeinen Einkauf zu denken. Am andern Morgen ſchickte er das geliehene Kleidungsſtück zurück, das der Beſitzer ſofort anzog, um ſich an den Hof zu begeben. Mitten in der Unterredung mit einem Miniſter fühlte er plötzlich den fremden Körper in der Taſche und entwickelte voll Schrecken den gebratenen Hahn, wodurch nun eine komiſche Scene entſtand.

Außerdem darf ich wol behaupten, daß ich meine Erzählung auf lokale Anſchauungen begründet habe, denn ich kam ſchon als Knabe in das Pempelfort'ſche Haus und war mit den zwei jüngſten Enkeln Fritz Jacobi's bekannt. Rudolf Jacobi iſt jetzt Arzt in Elberfeld, Romuald ſtudirte Jura und ging ſpäter nach Amerika, wo er geſtorben iſt. Der letztere war ein äußerſt humoriſtiſcher Menſch. Wir beſuchten zuſammen das Gymnaſium und die Univerſität. Um das Jahr 1830 fanden mitunter muſikaliſche Aufführungen der Knaben in dem Raume ſtatt, in welchem verſchiedene Scenen meiner Geſchichte ſpielen. Auch ſpäter habe ich Haus und Garten noch oft beſucht. Bekanntlich iſt das Gut gegenwärtig Beſitz der Künſtlergeſellſchaft Malkaſten.

Für den „Furioſo“ boten ſich in Bonn hinreichende lokale Studien, denn ich habe auf der rheiniſchen Hochſchule ſtudirt und bin auch ſpäter ſehr häufig dahin zurückgekehrt. Außerdem ergab ſich mannichfache Gelegenheit, von alteingeſeſſenen Einwohnern die Traditionen der Vergangenheit zu erlauſchen. Aber noch mehr, ich habe auch die Jugendfreunde Beethoven's gekannt. Als ich im Herbſt 1835 nach Bonn kam, traf ich den Kapellmeiſter Ries in verſchiedenen befreundeten Häuſern, wo er als hochbejahrter Greis noch Stunden ertheilte und wegen der Klarheit ſeines Weſens ſowie wegen der Lauterkeit ſeines Charakters hoch geſchätzt war. Geboren am 10. Nov. 1755, überlebte er das Beethovenfeſt noch um mehr als ein Jahr. Er ſtarb am 1. Nov. 1846 allgemein geſchätzt und betrauert, faſt einundneunzig Jahre alt. Seinen Sohn Ferdinand, den Schüler Beethoven's, ſah ich gleichfalls einmal in einer Geſellſchaft, wo er uns durch ſein treffliches Spiel erfreute. In gleicher Weiſe lernte ich bei Gelegenheit eines Beſuchs in Koblenz den Geheimen Medicinalrath Wegeler kennen, der noch der Lehrer meines Vaters auf der Hochſchule zu Bonn geweſen war und mich auf deſſen Empfehlung hin freundlichſt empfing. Der alte Herr ſtand als Beamter in trefflichem Rufe und ward auch als geiſtvoller, munterer, geſelliger Mann geſchätzt und geliebt. Sein Haus hielt er bis in das höchſte Alter hinein allen Künſtlern und Gelehrten geöffnet, welche die Stadt beſuchten. Manche Gedichte, die noch in ſeiner Familie bewahrt werden und mir theilweiſe von ſeinem Sohne, dem Medicinalrath Dr. Julius Wegeler in Koblenz, mitgetheilt worden, zeigen eine geſunde humoriſtiſche Anlage. Im Geſpräch war er reich an glücklichen Einfällen und draſtiſchen Anekdoten. In dieſer Weiſe kommt er auch im Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſel vor, denn Zelter machte einmal eine längere Poſtwagenfahrt mit ihm. Das Breuning'ſche Haus und ſeine Beſucher, namentlich Barbara Koch, habe ich vorzugsweiſe nach den Mittheilungen des Dr. Julius Wegeler geſchildert.

Während ich mich bei den genannten Erzählungen hauptſächlich neben den ſchriftlichen Mittheilungen auf die Traditionen berufen muß, habe ich eine Menge von Thatſachen aus „Karl Immermann und ſein Kreis“ aus eigener Anſchauung. Ich darf wol behaupten, daß ich in den meiſten Dingen Augenzeuge der dargeſtellten Kataſtrophen war. Immermann, Grabbe, Mendelsſohn, Reinick, Haſenclever, haben mir vor Augen geſtanden, wie ich ſie zu zeichnen verſuchte. Norbert Burgmüller war mein erſter Freund. Ich habe auf Robert Schumann's Bitte ſchon im Jahre 1840 ſeine Biographie für eine muſikaliſche Zeitſchrift verfaßt. An dieſe lehnen ſich meine Mittheilungen. Nur bei ſeiner Begräbnißſcene hat die Phantaſie die Ereigniſſe geſteigert. Fräulein Roland war ſchon früher in Aachen geſtorben, aber es iſt buchſtäblich wahr, daß Norbert und ſie in nachbarlichen Gräbern ruhen ſollten. Auch Stange und Lübke wurden nach dem Leben gemalt, während Will, Hirtzfeld und Winkler fingirte Figuren ſind, in denen man indeß Anklänge an frühere Düſſeldorfer finden mag. Ich habe eben geſucht, nur ſolche Perſonen in die Erzählung aufzunehmen, die bereits hinübergegangen ſind. Mit der Gattin Immermann's mußte ich freilich eine Ausnahme machen. Ich ſehe die Verwegenheit dieſes Schrittes vollkommen ein, hoffe aber auf Entſchuldigung bei denen, welche wiſſen oder erfahren, daß bereits früher eine Novelle erſchienen war, in welcher die vortreffliche Frau eine Rolle ſpielt. Sie iſt indeß in derſelben ganz und gar verzeichnet und auch die Verhältniſſe ſind durchaus falſch hingeſtellt. Ohne dieſen Vorgang, der freilich pſeudonym erſchien, aber ſo gehalten war, daß man mit Fingern auf die betreffenden Perſonen gewieſen wurde, hätte ich wol kaum die Kühnheit gehabt, meine Erzählung zu beginnen, die ich einestheils eine Berichtigung nennen darf und die anderntheils das Andenken an einen herrlichen Dichter und ſeine Umgebung neu aufgefriſcht hat. So viel ſteht wenigſtens feſt, daß nach dem erſten Erſcheinen meiner Arbeit in der „Kölniſchen Zeitung“ meine rheiniſchen Landsleute wieder lebhaft nach den Werken Immermann's und Grabbe's griffen. Wie oft wurde ich ſelbſt um die betreffenden Bücher angeſprochen! Wie oft hörte ich das Bedauern ausſprechen, daß die geſammelten Werke dieſer Dichter noch immer nicht in einer Volksausgabe vorlägen!

„Ich hab's gewagt!“ Mag man hin und wieder das Wagniß tadeln, ſo entſchädigt mich dafür der Beifall des Publikums und der Kritik, den die Erzählungen „Aus Jacobi's Garten“ und „Furioſo“ bei ihrer Veröffentlichung in „Weſtermann's Deutſchen Illuſtrirten Monatsheften“ und „Karl Immermann und ſein Kreis“ bei ſeiner zweifachen Publication erhalten haben. Auch wo man dieſe Art der Erzählung wegen des allzu nahe liegenden Stoffes bedenklich gefunden hat, iſt mir das Lob gewiſſenhafter Darſtellung nach guten Quellen geſpendet worden. Allerdings war es nicht darauf abgeſehen, hiſtoriſche Romanfabrikarbeit nach neueſtem Schnitt zu liefern, wie ſie der Welt jetzt als Leſefutter geboten wird. Ich bin beſtrebt geweſen, getreue Culturbilder zu malen, in denen ſich Ganzes und Einzelnes aus wahrhaftigen Ueberlieferungen entwickelt. In dieſem Sinne habe ich erfunden, was zur Herſtellung des Zuſammenhanges erfunden werden mußte. Selbſt in der Chronologie wird man mir nicht leicht einen Fehler nachweiſen. Allerdings hätte ſich in den Beſprechungen eine tiefere Beachtung des ſittlichen Inhalts meiner Erzählungen gewünſcht.

Auf die Frage, warum ich nicht lieber, namentlich in Bezug auf Immermann, eine biographiſche Arbeit geſchrieben habe, antworte ich, daß mir das vollſtändige Material nicht zu Händen war, und man in Deutſchland nicht gern Biographien lieſt, wenn ſie nicht etwa die allergrößten Männer der Menſchheit behandeln. Aus dieſem Grunde habe ich denn auch die Form gewählt, die heutzutage populär iſt.

W. M.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vier Burgen.

Erſter Band.

Vier Burgen.

Deutſche Adelsgeſchichten

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Meinen lieben Schwiegerältern,

Eduard Schnitzler

und

Wilhelmine Schnitzler-Stein

gewidmet.

Inhalt.

Seite
I. Haus Bullenheim. 1857. 1
II. Schloß Wildenau. 1857. 175

I.

Haus Bullenheim.

Erſtes Kapitel.

Dort, wo die breite, reiche Stromebene ſich von den leis aufſtrebenden Hügeln ſcheidet, zeigen ſich viele Dorfſchaften, die alle mehr oder weniger das Gepräge der Wohlhabenheit an den Tag legen. Die Fruchtbarkeit der Fläche, in welcher der Strom vor Jahrtauſenden ſeine fetten Bodentheile abgeſetzt hat, hört mit dem Beginn der Höhenzüge keineswegs auf. Die ſchönen Korn-, Weizen- und Samenfelder ſchwingen ſich auch die Hänge hinan, an deren Fuße man bald einen ſchlanken Kirchthurm und ſpitze Häuſergiebel aus Gruppen von hohen Obſtbäumen ragen ſieht, und bald ein größeres Bauergut vereinzelt zwiſchen ſeinen gedehnten Fluren gewahrt. Hin und wieder liefert ein altes Burghaus den Beweis, daß auch der Adel es nicht verſchmäht hat, ſich in der geſegneten Landſchaft anzuſiedeln. Manche Gebäude dieſer Art ſtrecken, von den fernen Tagen des Mittelalters zeugend, ihre alten Thürme und Erker aus den Büſchen und Wäldern, welche noch die Gipfel der Bergrücken bedecken; andere aber, die den Renaiſſance- und Rococoſtil an der Stirn tragen und alſo in ſpätern Zeiten errichtet ſind, erheben ſich, an das Gebirge geſchmiegt, in der Thalebene. Man kann die Eindrücke, welche dieſe Landſchaft auf die Sinne des Wanderers macht, gerade nicht großartig nennen, aber ſie bietet Bilder der Freundlichkeit, Milde und Anmuth in Hülle und Fülle.

Zu den beträchtlichſten und umfangreichſten Ortſchaften der Gegend gehört das Dorf Bullenau, welches nicht allein durch die Fruchtbarkeit ſeiner Felder und Wieſen, ſondern auch durch den Umfang und die Lebendigkeit ſeines Verkehrs groß und blühend geworden iſt. In der Mitte deſſelben kreuzen ſich nämlich mehrere Pfade, denn von hier aus ziehen gutgehaltene Wege ſüdwärts und nordwärts längs den Höhen hin. Außerdem aber führt aus der Stadt, die am Ufer des fernen Stroms liegt und gleichſam der Hafen für den Handel und Wandel iſt, in die tiefern Theile des Gebirges eine vielbeſuchte Straße, deren Anlage ſich ganz naturgemäß gegeben hat, weil an dem Dorfe vorbei ein aus den höchſten Theilen des Bergrückens kommender friſcher, klarer und breiter Bach vorbeirauſcht. Dieſe Straße iſt täglich mit Laſtwagen und Karren aller Art und nicht ſelten mit Reiſegefährten bedeckt. Freilich dehnt ſich der Felderreichthum nicht weit in die Schluchten und Höhen hinein. Aber der Boden beſitzt hier eine ſeltene Fülle von Kupfer, Eiſen und Blei, und hat deshalb zur Anlage von vielfältigen Bergwerken Veranlaſſung gegeben. Außerdem wird in den weiten Wäldern viel Kohlenbrennerei getrieben. Auch fehlt es nicht an trefflichen Steinbrüchen, deren Erzeugniſſe ſich wegen ihrer Härte und Dauerhaftigkeit ganz beſonders für den Häuſerbau eignen und die allerwärts im Flußthal einen erwünſchten Abſatz finden. Dieſer mannichfache Verkehr verleiht dem Dorfe ein beſonderes Leben, zumal daſſelbe gleichſam einen Mittelpunkt für die hin- und hergehenden Transportmittel abgibt. An den Wirthshäuſern füttert der große und kleine Fuhrmann und der Poſtillon. Hier kehrt der ſchäbige Schacherjude und der reiche Handelsherr ein.

Was aber vorzugsweiſe zur Belebung der Gegend beiträgt, iſt ein großes Eiſenwerk, welches man ſchon von weitem, aus der Ebene herankommend, links vom Dorfe gewahrt. Dort reiht ſich nämlich Bau an Bau mit hohen ſchwarzen Schornſteinen, aus denen bei Tage unaufhörlich ein ſchwarzer Rauch dringt, während ſie bei Nacht Tauſende von Funken in die dunkle Nacht ſenden. Die Waſſerkraft arbeitet hier mit der Dampfkraft um die Wette. Der Ofen ſchmilzt das zähe Metall, das erſt in Formen gegoſſen und dann mit dem Hammer gereckt wird. Des Rauſchens, Pochens, Ziſchens und Kniſterns iſt kein Ende, zwiſchen dem große und kleine rußige Geſtalten in emſiger Geſchäftigkeit umhereilen. Man ſagt, daß hier täglich an fünfhundert Menſchen zuſammenkommen, die des Morgens in der Frühe, wenn ſie zur Arbeit gehen, und des Abends, wenn ſie in die Heimat kehren, alle Wege zu den umliegenden Dörfern bedecken. Außerdem ſieht man ſtets Karren einherkrachen, die Kohlen und Erzſtein heranbringen und die das fertige Eiſen in die Weite tragen. Da es aber heute Sonntag iſt, ſo ruht die friſche und bewegliche Geſchäftigkeit und man hat alle Muße, ſich in der Umgebung umzuſehen. Beſonders ergehen ſich die Blicke ſeitwärts nach dem eleganten Hauſe, das ſich in der Mitte von zierlichen Gärten erhebt und von den ſeltenſten Pflanzen umblüht iſt, zwiſchen denen ſchöne Marmorſtatuen ſtehen und klare Springbrunnen rauſchen. Dort wohnt der Beſitzer dieſer reichen Anlage, Herr Friedrich Reimbold.

Aus dieſem Hauſe trat in die Sonntagsmorgenſtille ein junger Mann in eleganter Sommerkleidung und ſah ſich halb wie ein Wohlbekannter, halb wie ein Neuling nach allen Seiten um, als wüßte er noch nicht, wohin er ſeinen Fuß ſetzen ſollte. Aber er ſagte bald der fernen blauenden Ebene, die in einem leiſen Morgennebel verſchwamm, Lebewohl, um den Weg durch das Dorf zu verfolgen. Während er mit Behagen weiter ſchritt, traten ihm zwiſchen Häuſern, Gärten und Obſtbäumen gleich allerlei hübſche Bilder entgegen. Die erſte Scene, die ihm auffiel, ſchien von guter Vorbedeutung, denn dort an dem verborgenen Häuschen im kleinen Fenſter, welches der Flieder mit ſeinem zierlichen Laubwerk umſchattete, aus dem ſaftige rothe Beeren hervorſchauten, lag eine hübſche Bauerdirne, deren Geſicht nicht umſonſt geröthet war, da ihr ein ſchlanker friſcher Burſche allerlei Süßigkeiten im derben Dorfgeſchmack zuflüſterte. Aber der junge Herr verſtand ſich auf Discretion. Was ſollte er die jungen Schwätzer verlegen machen? So ging er weiter, wo ſeine Blicke bald am Brunnen auf einer Kindergruppe ruhten. Die Kleinen liefen, der alten ländlichen Sitte folgend, herbei, um dem Herrn ihre ſchmuzigen Hände zu reichen, die er denn auch trotz der Sauberkeit ſeines Coſtüms lächelnd annahm. Bald war er der Kirche nicht mehr fern, welche in der Mitte des Dorfs zwiſchen alten Linden lag, unter deren Schatten ſich die Leute der Gemeinde verſammelt hatten, um in die Hochmeſſe zu gehen, die bald beginnen ſollte. Alt und jung trieb ſich dort in bunten Gruppen umher. Der bejahrte Bauer mit dem dreieckigen Hute, der kurzen Hoſe und den Schnallen auf den Schuhen plauderte mit der greiſen Matrone, deren runzeliges, vergilbtes und verbräuntes Geſicht in einem ſeltſamen Gegenſatz zu dem weißen, ſorgſam gefalteten Kopftuch ſtand. Bei den jungen Burſchen war aber trotz des bevorſtehenden Gottesdienſtes, der eigentlich zur ernſten Betrachtung anregen ſollte, alles Luſt und Gekuckel und Gelächter, denn ſie dachten offenbar mehr an den Tanz des Abends als an die Feier des Morgens. Hier und dort machten ſich indeß die Leute doch auf unſern jungen Wanderer aufmerkſam. Die Männer zogen ehrfurchtsvoll den Hut und die Weiber verſuchten einen Knicks. Dann tönte plötzlich das Geläute in dem Thurm und klang weit in die helle Luft. Alles drängte ſich in die Thore der alten Dorfkirche.

Auf dem weitern Wege begegneten dem jungen Manne noch einige verſpätete Kirchgänger. Der Förſter war darunter, der übrigens auch nicht allzu große Eile hatte, denn er blieb eine gute Weile bei unſerm Spaziergänger ſtehen, um mit demſelben eine Jagd auf die nächſte Frühe zu verabreden. Endlich ſchieden ſie. Der junge Mann ging weiter, und es klang ihm bald aus nicht allzu weiter Ferne ein Lied entgegen, das, gerade nicht zum Sonntag paſſend, von einem Chor rauher Stimmen geſungen, luſtig genug in den friſchen Morgen ertönte.

Aus der
herausſcher flotten jauchzenden Melodie konnte er die Worte
ſchälen:

Es ſteht ein Wirthshaus an dem Rhein,
Da kehren alle Fuhrleut' ein,
Frau Wirthin ſitzt am Ofen,
Die Fuhrleut' ſitzen um den Tiſch,
Den Wein muß jeder loben.

Er
blauen kam bald in die Nähe der Wirthſchaft Zum
weitläufi Trompeter. Sie lag da als ein ſtattliches,
Bruchſteinſiges Giebelhaus, deſſen Erdgeſchoß aus derben
ſich in pleinen aufgebaut war, während der obere Stock
anſätzen phantaſtiſchem Fachwerk mit Erkern und Thurm-
den alte erhob. Zwiſchen den geſchnörkelten Balken ſtan-
dem Lärne fromme Sprüche, deren Inhalt ſehr wenig zu
mit dem rm der Wirthſchaft ſtimmte, während das Schild
gut logiret blauen Trompeter und der Inſchrift: „Hier iſt
des Gebäiren zu Pferd und zu Fuß“, ſchon die Bedeutung
die großebäudes richtiger bezeichnete. In der That waren
die im Szen mit weißen Tüchern überzogenen Frachtwagen,
GegenſtänSonnenſchein vor der Thür ruhten, die einzigen
der Thür ände, welche den Sonntag mitfeierten. Auch in
denn dortr und auf der hohen Treppe wirrte es lebendig,
um alsdaprt berichtigten Reiſende dem Wirth ihre Zeche,
die Schulpann weiter zu wandern und neuen Staub auf
Der uhe zu ſammeln.
aber den Wirth ſah ihnen noch winkend nach; als er
er herunter herankommenden jungen Mann erblickte, ſprang
lichkeit. ter und begrüßte ihn mit einer pfiffigen Freund-
Freut

t mich ſehr, Herr Ernſt Bracht, rief er aus, Sie wiederzuſehen. Ei, was ſind Sie für ein großer, ſtarker, ſchöner junger Mann geworden, ſeitdem wir uns nicht mehr geſehen haben. Ich kannte Sie aber doch auf der Stelle wieder. Ja, der Peter Butz vergißt die Menſchen nicht, die ihm ans Herz gewachſen ſind. Ich habe gehört, daß der Herr Oheim, der alte Herr Reimbold, ſich von den Geſchäften zurückziehen will und daß Sie für ihn eintreten. Bei dieſer Gelegenheit erlaube ich mir, mich Ihrem Wohlwollen beſtens zu empfehlen.

Ernſt Bracht, der dem Wirth gerade nicht ſehr gewogen ſchien, lächelte gleichwol freundlich. Freilich, rief er, ich werde jetzt bald Euer Mitbürger.

Nun, fuhr der Wirth verſchmitzt lächelnd fort, wollen hoffen, daß dann auch bald eine ſchöne Mitbürgerin einzieht.

Das hat Zeit, antwortete der junge Mann, bis ich ein Haus finde. Wiſſen Sie mir eins? fragte er geheimnißvoll, denn er wollte jetzt dem zudringlichen Patron die Meinung beibringen, als wäre er ſchon verlobt.

Aber das Landhaus des Onkels? fragte Butz.

Er wird es zu ſeinem Sommeraufenthalte benutzen, ſprach Ernſt. Doch wie ſteht es mit dem Schloß? Ich höre, die Verhältniſſe des Barons ſind ſchlecht. Käme es zum Verkauf, ich gäbe auf der Stelle ſechstauſend Thaler dafür, denn ich bin ein Freund von Antiquitäten geworden.

So, ſo, meinte Butz verwundert, Ei, ei! Ein Freund von Antiquitäten? Er machte ein ſehr bedenkliches Geſicht.

Ernſt rief ihm noch zu: Hören Sie etwas davon, ſo denken Sie an mich!

Dann ſchritt er weiter, indem er ſich freute, dem neugierigen Wirthe Stoff zu allerlei Vermuthungen gegeben zu haben. Allmählich erreichte er das Ende des Dorfs, deſſen letzte Häuſer bis in das Thal, aus dem der kleine Fluß kommt, reichten. Sie boten allerlei hübſche Bilder, wie ſie der Volksmaler ſo gern zu ſeinen Gemälden verwendet. Alte Giebel mit Strohdächern ragten aus Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen hervor, während in den kleinen Gärten die Stockroſen und Aſtern, die der Landmann gern als Zierde ſeines kleinen Eigenthums anwendet, an den Zäunen blühten. Hier und dort ſtand auch ein Bienenſtock, um den ſich ein leiſes Geſumme erhob. Dann aber wurde der Weg ganz ſtill und einſam, weil der Feiertag ihm Ruhe gönnte, und führte bald durch ſchattige Baumgärten, unter denen das Gras trotz des nahenden Herbſtes ſeine friſche Farbe in auffallender Weiſe bewahrt hatte, und bald an Feldſtücken hin. Seitwärts aber rauſchte der Bach glitzernd zwiſchen Weiden über Kieſel, während ihm von den näher tretenden Bergen die Büſche zuſchauten, die ſchon das braune und rothe Kleid der ſpätern Jahreszeit anzuziehen begannen. Mitunter hörte man das letzte Lied eines Vogels. Eine Amſel raſchelte quietſchernd auf, und eine Ringeltaube erhob ſich vom Rande des Waſſers, wo ſie getrunken hatte, um in ſchwirrendem Flug den Wald zu erreichen. Ernſt fühlte ſich auf einmal in eine andere Welt verſetzt. Lebendiges Weben und Treiben der Menſchen und tiefſtille

Einſamkeit der Natur lagen hier ſeltſam und wunderlich nebeneinander.

In tiefe Träume verſenkt, zu denen der junge Mann durch die Erinnerung an ſeine Jugendzeit geführt wurde, ſchritt er weiter das Thal hinauf, das indeß durchaus nichts Abſonderliches darbot, ſondern in einem Waldgrund beſtand, wie man ſie überall antrifft. Nach einer viertelſtündigen Wanderung aber trat er um eine Ecke, und ſein Auge begegnete in der vor ihm liegenden Weitung einer Scene, die ihn durch ihre Eigenthümlichkeit jetzt doch wieder überraſchte, obgleich er ſie vor Jahren oft genug geſehen hatte. Er befand ſich nämlich in einer großen, faſt ganz runden, von gleichmäßigen, bewachſenen Hügeln umgrenzten Lichtung des Thals. Während der Fahrweg und Bach an der linken Seite blieben, führte rechts über das Waſſer eine breite, ſteinerne Brücke, an deren Ecken in Marmor gehauene liegende Löwen Wacht hielten. An dieſelbe reihte ſich eine dichte Lindenallee, die, mit prächtigen, uralten Stämmen aus der Wieſe aufragend, ſich wol an zweihundert Schritte ausdehnte. Im Grunde derſelben aber erhob ſich aus hohen Baumgruppen ein phantaſtiſches altes Burghaus mit einem bedeutenden Mittelbau und drei über denſelben hinausragenden Thürmen, deſſen graue gothiſche Formen ſich ſeltſam gegen den grünen Berg im Hintergrunde abſetzten. Die duftige Beleuchtung des Herbſtmorgens erhöhte jedenfalls noch den Zauber in den Augen des jungen Mannes. Er ſchlug, ohne eigentlich zu wiſſen, was er dort wollte, den Weg in die Lindenallee ein, am Ende derſelben aber ſtand er vor einem tiefen Graben mit ſchwarzem Waſſer. Die Zugbrücke, die den Wanderer hätte hinüberleiten können, war aufgezogen. Er murmelte: Ganz wie vor Jahren!

Das Bild paßte trefflich zu der ganzen Landſchaft. Bei näherm Zuſehen gewahrte man aber allerdings einen gewaltigen Unterſchied zwiſchen hüben und drüben. Wie ſauber war dieſſeits die Allee gehalten, wie ſammtartig führte der Weg unter den Linden hin, wie wohlgepflegt dehnten ſich die Wieſen mit ihren zierlichen Waſſergräben! Während ſich hier überall das Bemühen kund gab, dem Boden und ſeinen Erzeugniſſen den größtmöglichſten Nutzen abzugewinnen, wuchs jenſeits alles ins Kraut und ins Unkraut. Schon das Waſſer war an ſeinen Rändern mit dichtem hohen Schilf bewachſen, auf manchen Stellen lag eine Decke von glänzendem Grün, hier und da ſah man ſogar die wilde Taucherente aufrauſchen und wieder verſchwinden. Das Weidengebüſch hing mit dichten Zweigen über den dunkeln Weiher, der in weitem Viereck die Gärten und Gebäulichkeiten umgab. Auf dem Lande ſah es nicht beſſer aus. Brenneſſel und Diſtel wuchſen dort mit dürren und friſchen Grashalmen durcheinander. Die Obſtbäume waren ins Wilde geſchoſſen und mit Rankengewächſen umflochten. Die Taxushecken nahmen ſich ſonderbar ſteif und zopfig dazwiſchen aus. Durch das wirre Grün hindurch aber ſchaute das verwitterte alte Burghaus, deſſen Formen und Linien übrigens dem Baumeiſter, der es vor Jahren errichtete, das Zeugniß eines entſchiedenen künſtleriſchen Talents ausſtellten. Doch wohin war die alte Herrlichkeit? Hin und wieder erſchienen die Fenſterſcheiben eingeſchlagen von Zeit, Regen und Wind. Am Söller und in dem oberſten Geſchoſſe fehlten ſogar hin und wieder die Rahmen. Das Mauerwerk war faſt überall eingebröckelt und ſchadhaft. Rothſchwänzchen und Spatzen hatten ſich in den Ritzen und Löchern eingeniſtet, und Halme und Federn, die ſie hingetragen, flogen im Lufthauche. Am Dach, dem an manchen Stellen die Schiefer mangelten, ſah man das Holzwerk morſchen Schutz gewähren. Aus den Scharten der alten Thürme aber lugten dann und wann die neugierigen Köpfe der Dohlen. Mitunter auch ſchlüpften ſie hervor und erhoben ſich zu einem kurzen Flug, indem ſie die Burg umkreiſten oder eine Fahrt in den Wald machten und dann wieder zurückkehrten. Sonſt hörte man keinen Sterbenslaut. Man konnte nicht leicht ein anziehenderes Bild gefallener Pracht in üppigſter Naturverwilderung finden. Hier ſchien der Menſch ſchon lange aus-, und Zerſtörung, Vergeſſenheit und Verödung eingezogen zu ſein.

Ernſt ſtand lange in der Betrachtung des alten Ritterſitzes, der ihn wie ein Gruß der Romantik gemahnte. Dann lächelte er halb traurig und halb ſcherzhaft: Du wunderlicher Baron von Bullenheim zu Bullenau!

Damit kehrte er auf die Landſtraße zurück und ſchritt weiter ins Thal, das ſich bald wieder zu einer Schlucht verengte. Dort begegnete ihm ein alter Mann zu Pferde.

Wie, Oheim, rief er, hier finde ich Sie?

Ja wohl! antwortete Herr Reimbold. Ich nehme Abſchied von der Gegend. Bevor ich gehe, muß ich meine Lieblingsplätze noch einmal beſuchen. Jetzt will ich auf den Rabenſtein, um das ganze Land zu überblicken und ihm meinen Segen zu geben. Willſt du mit?

Sehr gern, rief der junge Mann, vorausgeſetzt, daß ich Sie nicht in Ihren Betrachtungen ſtöre.

Sie ſchlugen einen Bergpfad zur rechten Seite ein. Der Reiter und ſein Gefährte verſchwanden im Gebüſch.

Zweites Kapitel.

Einige Zeit nachdem die Meſſe in Bullenau zu Ende war, hörte man laute und luſtige Stimmen den Thalweg heraufſchallen. Dunkle und bunte Kleider glänzten durch das Grün. Es waren die Kirchgänger, welche, weiter im Gebirge wohnhaft, von ihren einſamen Gehöften zum Dorfe gegangen und nun den Heimweg antraten. Alle ſchritten an der Brücke und Lindenallee vorüber, ohne auch nur einen Blick nach dem Hauſe Bullenheim zu werfen. Zuletzt aber kam eine Gruppe von vier Menſchen, die den Weg nach dem verwitterten Gebäude einſchlugen und ſich durch ihr Aeußeres wie durch ihre Tracht ebenſo ſehr von den friſchen Geſtalten der Bauern auszeichneten wie die alterthümliche Burg von den Wohnungen, die man ſonſt in dieſen Gegenden anzutreffen pflegt. Betrachtete man dieſe große ſtattliche Frau, die zugleich einen nicht geringen Körperumfang beſaß, mit den langaufgeſchoſſenen drei Knaben oder Jünglingen, die an ihrer Seite gingen, ſo bildete das Schloß im hiſtoriſchen Sinne einen faſt ganz richtigen Hintergrund zu dieſen Geſtalten, oder, wenn man es anders ausdrücken ſoll, ſie waren die eigentliche Staffage zu dem landſchaftlichen Gemälde, welches ſich den Blicken öffnete. In der That, man konnte glauben, daß man um ein Jahrhundert in der Zeitrechnung zurückgegangen ſei.

Je mehr beſonders die Kleidung der Dame ſich von der Mode der heutigen Zeit entfernte, deſto mehr mußte ſie die Aufmerkſamkeit feſſeln. Wuchs ſchon die Geſtalt über alles Maß einer zierlichen Weiblichkeit hinaus, ſo trugen die weiten bauſchigen Kleider noch beſonders dazu bei, ihre Länge und Breite in das gehörige Licht zu ſetzen. Das abgebleichte großgeblümte Damaſtkleid, deſſen Stoff ſchon ein Jahrhundert zählen mochte, ſchloß zwar eng um ihre breiten Schultern und gewaltigen Arme, war aber mit allerlei Schleifen beſetzt, die den Eindruck von kleinen Flügeln und Auswüchſen machten. Beſonders umfangreich zeigte ſich der rieſige Reifrock, der, obgleich die Dame ihn vorſichtsvoll aufhob, doch allerwärts an den Grashalmen und den Wurzelzweigen der Linden rauſchte. Wäre das Haar auch nach der alten Mode gepudert und zugerichtet geweſen, ſo hätte dies den alterthümlichen Eindruck nur vermehren können. Aber hier fehlte offenbar die Kunſt der Ueberlieferung, denn die hin und wieder grau werdenden Locken waren in natürlicher Weiſe geordnet, während der graue Filzhut mit der alten Straußfeder, die ſich zu mauſern ſchien, wieder an frühere Tage gemahnte. Dabei erſchien ihre Haltung ſo ernſt und würdevoll, daß man ſich des Gedankens an eine gemachte Steifheit nicht enthalten konnte. In den Zügen, die in jugendlichen Jahren nicht einer gewiſſen Friſche entbehrt haben mochten, ſpiegelte ſich ein entſchiedenes Wohlwollen.

Der Schnitt an den Anzügen der drei jungen Leute führte zwar nicht hiſtoriſch richtig in frühere Jahrhunderte zurück, aber er war doch fremdartig und ſeltſam genug, um ihre Kleidung als Phantaſiecoſtüme erkennen zu laſſen. Dabei wich ſie bei keinem von der des andern ab. Auf dem Kopfe trug jeder einen breitkrämpigen Filzhut über den ſchwarzen Haaren, die ſchlicht und lang herabfallend die Geſichter einrahmten. Um den Hals ſchloß ſich eine Art von Krauſe. Die grünen Röcke waren den Waffenröcken der alten Zeit nicht unähnlich. Leider aber ſpielte das grelle Sonnenlicht über manche verſchabte und fadenſcheinige Stellen. Nur die Hoſen, die aus grauem Leinen beſtanden, erinnerten an die neuere Mode, da ſie bis auf die Schuhe hinabfielen. Freilich merkte man, daß die jungen Herren ein wenig über das Maß gewachſen waren, denn Arme und Beine ſahen ziemlich lang aus den Kleidungsſtücken hervor. Vielleicht machte das allzu bedeutſame körperliche Gedeihen einige Oekonomie nöthig, denn hätte man auch die Kniehoſen und Strümpfe der alten Zeit nachgeahmt, ſo wären die jugendlichen Recken wol noch eher aus den betreffenden Gewändern in die Höhe geſchoſſen. Gewahrte man nun ſchon in der Aeußerlichkeit die Abſtammung aus derſelben Familie, ſo konnte ſich die Blutsverwandtſchaft noch weniger verleugnen, wenn man die Geſtalten und Geſichter näher betrachtete. Ein gewiſſer ungeſchlachter Körperbau mit übrigens ernſten und gehaltenen Bewegungen der Glieder fand ſich bei jedem der Brüder. Noch mehr aber ließ die Aehnlichkeit der knorrigen Köpfe, der hervorragenden Habichtsnaſen und der dicken breiten Lippen auf dieſelbe Abſtammung ſchließen. Sah man ſie von vorn oder von der Seite an, ſo war es daſſelbe Geſicht. Nur in der Größe fand ein kleiner Unterſchied ſtatt. Der älteſte mochte ſiebzehn, der zweite ſechzehn und der dritte fünfzehn Jahre zählen. Der Umſtand, daß ſie alle drei ein dickes Gebetbuch unter dem Arme trugen und die Bedeutung des heiligen Sonntags auch ſonſt nicht vergeſſen hatten, indem ſie ſich eines äußerſt gleichmäßigen und anſtändigen Ganges befliſſen, legte auch hier in der freien uneingeengten Natur, wo ſonſt junge Leute von dieſem Alter zu ſpringen, zu laufen, zu pfeifen und zu ſingen pflegen, ein Zeugniß für ihre geregelte Erziehung ſowie für die zur Folgſamkeit geſchulten Gemüther an den Tag.

Die Unterhaltung, welche die Mutter mit den Söhnen gepflogen hatte, war ganz dem Sinne des Kirchwegs entſprechend, denn ſie behandelte das Thema, welches der Pfarrer zu ſeiner Sonntagspredigt gewählt hatte. Die Dame leitete das Geſpräch und wog ihre Worte ebenſo gemeſſen und vorſichtig, wie die Söhne ſich ernſter und der Würde des Gegenſtandes entſprechender Worte zu befleißigen ſtrebten. Wie heißt alſo der Text der Predigt? fragte ſie, indem ſie in die Allee eingebogen.

Alle drei aber ſagten, indem Wort für Wort gleichmäßig den ſechs Lippen entquell, wobei man auch in den Stimmen dieſelbe auffallende Familienähnlichkeit erkannte: Liebet euch untereinander. Verzeihet denen, die euch haſſen. Thut wohl denen, die euch verfolgen.

So iſt's recht! fiel die Mutter ein. Behaltet es gut, damit ihr dem Vater Rede und Antwort ſtehen könnt.

Es trat eine kleine Pauſe ein. Dann ſagte der Aelteſte: Der Pfarrer hat aber doch eins im Unklaren gelaſſen. Bezieht ſich der Spruch auf die ganze Menſchheit oder nur auf die verſchiedenen Stände, ſodaß ſich nur die Adelichen, Bürger und Bauern untereinander lieben ſollen?

Felix, erwiderte die Dame, welche Frage! Er bezieht ſich auf alle Menſchen.

Felix ſchwieg nachdenklich; aber jetzt nahm der Kleinſte das Wort und meinte: So etwas läßt ſich gut ſagen. Wir lieben aber die Bauerbuben gar nicht und können ſie auch nicht lieben, denn ſie verfolgen uns zu oft mit ihren Neckereien, indem ſie ſich über unſer Haus, unſere Sitten und unſere Kleider luſtig machen, obgleich wir gar nicht mit ihnen ſprechen und auch nicht ſprechen dürfen.

Prosper, ermahnte die Mutter ganz ernſt: Verzeihet denen, die euch verfolgen.

Das iſt unmöglich, rief jetzt der Zweite, mich juckt es jedesmal in den Fingern und Fäuſten, wenn ich den höhniſchen Burſchen im Walde begegne, und wir haben neulich ein paar Rangen gehörig die Kleider ausgeklopft.

Schämſt du dich nicht, Fortunat? verwies die Dame ihm das Wort: Thuet wohl denen, die euch haſſen!

Ja, wenn nur alle Leute dieſe Lehren befolgten, rief jetzt ermuthigt Prosper, der Jüngſte, aus, in dem die natürliche Anſchauung ſich Bahn brach. Ich habe eigentlich auf keinen Menſchen einen Zorn, aber der gnädige Papa macht es auch anders, wie es im Evangelium ſteht. Haßt er nicht einen Mann, der uns allen wohlthut? Gnädige Mama, denken Sie doch einmal an den Herrn Reimbold, der immer ſo gut und freundlich mit uns iſt. Der gnädige Papa würdigt ihn keines Wortes und keines Blickes, und dennoch bleibt er ſtets wohlwollend. Wo er uns ſieht, ſpricht er uns an und drückt uns die Hände. Wir gehen nicht an ſeinem ſchönen Garten vorbei, ohne daß er uns hereinruft und zu ſeinen feinen Obſtbäumen führt, uns Wein oder Leckerbiſſen vorſetzt, die wir zu Hauſe ſelten zu ſehen bekommen. Und wenn er verreiſt, bringt er uns jedesmal etwas Hübſches mit. Von ihm ſind unſere Flinten, unſer Fiſchzeug, unſer Bolzenſpiel. Ich werde dem gnädigen Papa einmal auseinanderſetzen, was der Herr Pfarrer geſagt hat, und wie es danach nöthig iſt, daß er ein anderes Weſen gegen den lieben Herrn Reimbold, der überdies ein ſo gutes und freundliches Geſicht hat, annehme.

Prosper, rief die Dame, was vermißt du dich da? Kinder haben vor ihren Aeltern zu ſchweigen. Weißt du denn, was dein Vater für Gründe zu ſeiner Handlungsweiſe hat? Du biſt noch viel zu jung, um ſolche Dinge zu verſtehen.

Der Junge ſchwieg erſchreckt vor der mütterlichen Autorität. Auch die übrigen verhielten ſich ſtill. Indem ſie die Lindenallee durchſchritten, dachten ſie nach über die eigenthümliche Bedeutung des Spruchs: Liebet euch untereinander!

So waren ſie an dem ſchwarzen Graben angekommen. Felix, der Aelteſte, zog aus ſeiner Rocktaſche eine kleine kurze Pfeiſe, auf der er einen ſcharfen gellen Pfiff that. Man hörte darauf das rauhe Gebell einiger Hunde aus den Mauern des alten Burghauſes antworten, und gleich darauf erſchell aus derſelben Richtung der Stoß einer falſchen alten Trompete, in welcher der Ton, der nicht feſtgehalten wurde, ſeltſame Purzelbäume ſchlug, ſodaß er ganz komiſch durch die Landſchaft ſcholl, in welcher das Echo der Berge mitlachte.

Wer genauer durch das dichte verwachſene Grün zu ſehen vermochte, erblickte in dieſem Augenblick im Thore der Umfaſſungsmauer einen ſeltſam ausſehenden Geſellen, der das zerknitterte Inſtrument von ſeinen hochaufgeblaſenen Backen nahm, dem Waſſer zuwanderte und eine Kette löſte, an welcher ſich die Zugbrücke mit knarrendem Geraſſel herabſenkte. Dann ſtellte er ſich in gebückter Stellung zur Seite und erwartete die ankommenden Herrſchaften. Er glich dabei in gewiſſer Beziehung einem alten rothen Papagai, wozu beſonders die Kleidung beitrug. Dieſe zeigte nämlich ſo ziemlich den Schnitt, der bei den galonirten Bedienten ſich ſeit etwa einem Jahrhundert nicht geändert hat. Er trug einen rothen Frack mit einem ſteif hinausſtehenden Schwanze, wodurch er namentlich dem obenbeſagten Vogel ähnlich wurde. Die kurzen Hoſen ſowie die an den Knien geknöpften Gamaſchen trugen das Gepräge derſelben Mode.

Nur die an den Füßen befindlichen Holzſchuhe fielen einigermaßen aus dem Stil. Am wenigſten aber wollte der ganze Menſch in das Kleid, das übrigens nur aus rothgefärbter grober Sackleinwand beſtand, paſſen. Der Burſche war nämlich gründlich garſtig. Den dicken und eckigen Schädel, der ausſah, als könne man Wände damit einrennen, bedeckte ein brandrothes ſtruppiges Haar, das den Schweinsborſten nicht unähnlich war, und unter dieſem Waldwuchs quoll ein fettes purpurnes Geſicht hervor, welches deutlich an einen gut und üppig aufgegangenen Buchweizenpfannenkuchen erinnerte, in dem die platte Naſe wie eine Blaſe und die beiden kleinen Augen wie ein paar an die Oberfläche gerathene Korinthen erſchienen. In derſelben Weiſe war die Geſtalt breit, ungeſchlacht, formlos, denn die langen Arme und die an den Knien zuſammenſtrebenden Beine entſprachen ebenſo wenig dem Ideal der Schönheit, wie die breiten Füße mit den rieſigen Holzſchuhen und die tappigen Hände mit den dicken Fingern, deren Farbe ſich nur wenig von dem Türkiſchroth der Livree unterſchied.

Wo iſt mein Mann? fragte die dicke Dame, als ſie mit ihren Söhnen die Brücke überſchritten hatte.

Der Diener erhob ſich aus ſeiner devoten Stellung und ſtotterte mit einem freundlich lächelnden Geſichtsausdruck, in dem trotz aller Häßlichkeit die gutmüthige Seele nicht zu verkennen war: S—ſ—ſ—einer Gna—Gna—Gnaden der Herr—r—rr Baron von Bu—Bu—Bu—Bullenheim zu Bu—Bu—Bu—Bullenau befinden ſich in ſeinen Ca—Ca—Ca—Cabinet und erwa — wa — arten ſeine gnä — gnädige Fa — Fa — Fa — Familie im R — R — Ritterſaal.

Gut, Chriſtoph! nickte die Dame. Sie bedeutete ihre Söhne, ſtatt der Sonntagsröcke die Hausjacken anzuziehen, und ſchritt durch den krauſen und wirren Garten nach dem Schloſſe, indeß die Sproſſen ehrfurchtsvoll wie immer folgten. Die Frau Baronin von Bullenheim zu Bullenau begab ſich ſofort zu ihrem Manne, um ihm den guten Rath zu geben, die Söhne heute lieber nicht über die Predigt des Pfarrers zu examiniren, ging dann auf das Schlafzimmer, um ſich des Damaſtkleides zu entledigen und es ſauber gefaltet an die Stelle zu legen, wohin es ſchon die Urältermutter des Hauſes geborgen hatte, und trat ſchließlich in die Küche, um das Sonntagsmahl zu beenden. Die Söhne aber thaten gleich nach ihrem Befehl.

Chriſtoph ſtellte ſich unterdeß an die Kette in eine ziehende Stellung, wobei verſchiedene Fäden ſeiner Livree ein leiſes Kniſtern und Krachen hören ließen, zog die Brücke mit demſelben Knarren und Geraſſel in die Höhe, mit dem ſie gefallen war, und folgte der gnädigen Herrſchaft, indem er ſeinen Mund verſchiedenemal in unbeſchreiblicher, faſt ſcheunenthorartiger Weite zu einem minutenlangen Gähnen aufthat, welches an der Brücke anhub und noch nicht beendet war, als die Thür ihn aufnahm.

Drittes Kapitel.

Haus Bullenheim wies alle Beſtandtheile auf, welche zu einer mittelalterlichen Burg nöthig ſind. Trotz der Umgebung von jenen tiefen, ſchwarzen Weihern, welche wir ſchon kennen gelernt haben, und die ihr Waſſer aus dem am Berge vorüberrauſchenden Bache erhielten, beſaß es doch noch in der nächſten Nähe die üblichen Umfaſſungsmauern. War man durch den verwilderten Garten, in dem Chriſtoph, ohne ſich um die feinere Küchenkunſt zu kümmern, Kraut und Rüben in der ungeregeltſten Weiſe geſäet hatte, und wo man ſich bald in den Bohnen, bald in dem Kohl befand, durch das Thor getreten, deſſen Seitenwände noch einige zerſtörte Schießſcharten zeigten, ſo hatte man die alten Gebäulichkeiten, die dem 15. Jahrhundert anzugehören ſchienen, in ſeiner ganzen Ausdehnung vor den Augen.

An den Umfaſſungsmauern, die mit ihren dicken Bruchſteinwänden von der maſſiven Kraft, mit welcher unſere Ahnen zu bauen pflegten, Zeugniß ablegten, waren Ställe und Schuppen angelegt, die zum größten Theil dem entſchiedenſten Verfall entgegengingen. Durch die offene Thür eines weiten Raums erblickte man ein altes, mageres Roß, an deſſen Hüftknochen man möglicherweiſe Hüte und Mäntel aufhängen konnte. In einem andern Gelaß ſtanden eine Kuh und eine Ziege, denen gleichfalls nicht eine zu fette Fütterung die Gelenkigkeit der Glieder genommen hatte. Ein offener Schuppen, der gelegentlich von Regen, Schloßen und Sturm heimgeſucht wurde, enthielt die Ruine eines alten Korbwagens, der nur bei höchſt feſtlichen Gelegenheiten in Gebrauch gezogen wurde. Im übrigen aber ſtand in dieſem Bereiche die Ordnung und Regel ganz auf derſelben Stufe, wie wir ſie ſchon im Garten kennen lernten. Hier galt ebenſo gut die Herrſchaft Chriſtoph's wie draußen. Heu- und Strohfetzen, alte Stücke Leders, Holzfragmente, Karren und Pflüge, gebrochene Räder, zerriſſene Ketten, die indeß aus keiner Tyrannenzeit herrührten, verwitterte Seile, Leitern, die Schaden genommen, lagen in ſo maleriſcher Unordnung umher, als erwarte der rothköpfige Diener einen Künſtler, der dieſe Gegenſtände zu einer Studie benutzen würde. Nur der Kuhſtall war von ſeinem Verwaltungskreiſe ausgenommen, denn in demſelben ließ ſich die alte einäugige Magd Apollonia das Scepter nicht nehmen. Uebrigens pflegte das weibliche Princip nach denſelben Grundſätzen zu handeln wie das männliche. Beide ließen alles gehen, wie es ging.

Umgeben von dieſem Chaos des Hofes erhob ſich nun der eigentliche Bau, der von allen Hausbewohnern nach der guten derben Bezeichnung des Mittelalters, die überhaupt in der Wohnung des Barons von Bullenheim zu Bullenau ihre ganze Bedeutung behalten hatte,

„der Bergfriede“ genannt wurde. Dieſer Bergfriede gliederte ſich aber in drei Stockwerke von verſchiedener Höhe. Das Erdgeſchoß enthielt links die Küche und die Geſindeſtube und wurde durch kleine Thüren, die vom Hofe hineinleiteten, erreicht. Rechts ſah man ſchartenartige Oeffnungen, welche in kellerartige Gewölbe führten, von denen die Hausbewohner indeß nur das kleine Gelaß betraten, in dem Wein, Brot und andere Vorräthe aufbewahrt wurden. Die übrigen Räume waren mit eiſernen Gittern verſchloſſen. Man glaubte, daß ſie in alten Zeiten als Kerker gedient hätten, und da man Gerippen und Geſpenſtern in denſelben zu begegnen fürchtete, ſo hatte keiner ein beſonderes Verlangen, ſie zur nähern Durchforſchung zu betreten. In der That ließen ſich auch des Nachts oft ſeltſam polternde Getöſe und krächzende Töne darin vernehmen, deren Entſtehung man aber weder den Ratten noch den Eulen, an denen ſonſt die Burg nicht arm war, zuſchreiben wollte.

Ueber der Küche und dem Keller erhob ſich das langgezogene Viereck der Burg mit ihrem breiten Thurm zur linken und den beiden kleinen zur rechten Seite. Zum erſten Stock, welcher nach mittelalterlicher Sitte „Palas“ genannt wurde und der mit ſeinen hohen, ſtattlichen Fenſtern durch den ganzen Bau ging, führte eine ſteinerne Treppe vom Hofe aus. Man trat durch einen breiten Eingang in das Vorhaus und erblickte eine Reihe alter Thüren von gebräuntem und geſchnitztem Eichenholz, über denen große Hirſchgeweihe ragten, welche aber nicht allein der Zahn der Zeit, ſondern auch der

Zahn der Ratten und Mäuſe benagt hatte. Im Hintergrunde leitete eine ſteinerne Wendeltreppe mit bedeutend ausgeſchliſſenen Trittlingen ſowol in das Erdgeſchoß wie in das oberſte Stockwerk, welches eine Anzahl von Zimmern und den Söller enthielt, und die „Kemenate“ hieß. Eigentlich verdiente es dieſen Namen aber nicht mehr, denn das Leben der Familie und der Frauen, welches zur Zeit der hohenſtaufiſchen Kaiſer in den alſo genannten Räumen der alten Burgen zu herrſchen pflegte, war ſchon längſt zu Bullenheim auf den Palas hinuntergezogen. Oben aber ſtob der Wind und Regen durch jene zerbrochenen Fenſter und Scheiben, die der Wanderer ſchon von weitem ſah, obgleich es hier manch heimliches Verſteck gab, wo die Eulen ihre Jungen ausbrüteten und die Katzen ihre Wochenbetten in ruhiger Beſchaulichkeit abhielten.

Verhältnißmäßig am beſten war der Palas gehalten. Während man unten und oben und ringsum faſt nur auf Zeichen des Verfalls und der Verödung ſtieß, herrſchte hier ungewöhnliches Maß und gute Ordnung. Rechts vom Treppeneingang lagen die Schlafzimmer, die mit ihren alten breiten Pfoſtenbetten, um welche Gardinen von altem vergilbten Damaſt hingen, und mit ihren rieſigen verſchnörkelten Schränken und Geräthen ganz abſonderlich ausſahen. Geradeaus trat man in die ſogenannte Imbißkammer, und links erſtreckte ſich der Ritterſaal mit dem anliegenden Thurmgemach, in welchem der Schloßherr ſein Cabinet aufgeſchlagen hatte.

Man gelangte von der Imbißkammer durch eine kleine Thür in das Cabinet des alten Barons von Bullenheim. In dieſem runden verrauchten Zimmer ſtieß man auf die Einrichtung eines echten Edelmanns aus der alten Zeit. Auf einem Schreibtiſch lagen alte gelbe Papiere in Bündel geſchnürt, welche die höchſt wichtigen archivaliſchen Schätze des Hauſes enthielten. In einem Büchergeſtell erblickte man alte vielgeleſene Folianten, welche Geſchichtswerke, Reiſen, Genealogien, Romane und Legenden enthielten. Alle neuern Werke ſchienen dagegen verbannt. Rings an den Wänden aber hingen Flinten und Büchſen, Hirſchfänger und Jagdmeſſer, Wildtaſchen und Peitſchen, Pulverhörner und Schrotſäcke, Waldhörner und Hundepfeifen neben alten Jagdſtücken in Kupferſtich von Riedinger. Ueberdies fehlte es nicht an Pfeifen, die bald lang und bald kurz waren, und Köpfe von Meerſchaum, Maſern und Porzellan aufwieſen. Auch bezeugte eine faſt immer durch die Luft auf- und abſchwebende Rauchwolke, die den ſpecifiſchen Geruch des Tabacks nicht verleugnen konnte, daß der feudale Beſitzer der modernen Erfindung des Knaſtergenuſſes nicht abgeneigt war.

Das Hauptprachtſtück, welches Schloß Bullenheim beſaß, war aber ohne Zweifel der ſogenannte Ritterſaal, denn hier entwickelte ſich die verſinkende Pracht der Vorzeit in der auffallendſten Weiſe. Dieſer Saal ging durch zwei Stockwerke und war deshalb von beträchtlicher Höhe. Der Boden verrieth Spuren von früherm Täfelwerk. An dem untern Theil der Wände ſah man Schnitzereien in altem braunen Eichenholz, das jetzt noch ſchön genannt werden mußte. Die ledernen geprägten

Tapeten mit durchſcheinendem Gold und bunten Farben waren zwar hin und wieder eingeriſſen, daß die Fetzen herunterhingen, aber ſie verfehlten doch nicht den Eindruck des Ungewöhnlichen zu machen. Auf einer Wand hing der gewaltige Stammbaum des Hauſes, der mehr wie vierundſechzig Ahnen aufzählte, während an den andern Wänden die Bildniſſe der Vorgänger des Geſchlechts prangten, bei denen ſich allerwärts, gleichviel ob ſie den Helm, das Baret oder die Alongeperrüke trugen, jene knorrigen Köpfe, jene hervorragenden Habichtsnaſen und jene dicken und breiten Lippen zeigten, die wir ſchon bei den jüngſten Sproſſen der Familie ſo auffallend fanden.

Und auch jener Mann, der jetzt aus dem Thurmgemach in den Ritterſaal trat, war ein unverkennbarer wahrhaftiger Abkömmling der geharniſchten und ungeharniſchten Ritter, die im Conterfei von den Mauern herabſahen. Ein Naturhiſtoriker hätte hier intereſſante Studien machen können. wie der Typus des Geſchlechts aus den älteſten Zeiten der Malerei bis in das 19. Jahrhundert ein und derſelbe bleiben kann, und wie ſich der alte Satz bewährt, daß die Väter den Kindern die Form geben. Man durfte faſt glauben, daß irgendeine Geſtalt aus dem Rahmen getreten ſei und Fleiſch und Blut angenommen habe, um nun eine Weile im alten Saale luſtwandeln zu gehen, denn bei dem eintretenden Manne gewahrte man denſelben ſchlanken aufſtrebenden Körper mit derbem Knochenbau und ſtraffen Gliedern, dieſelbe Steifheit der Bewegungen, denſelben knorrigen Kopf mit langem ſchlichten Haar, das indeß ſchon ganz grau geworden, dieſelbe hervorſtechende Habichtsnaſe, die das Alter noch ſchärfer hervortreten ließ, und dieſelben dicken und breiten Lippen, die freilich ſchon mehr zuſammengeſchrumpft waren, wie bei den meiſten gemalten Ahnen. Ueberdies aber lag hier wie dort ein gewiſſer Zug beſchränkten Eigenſinns auf allen Mienen, der auch beſonders in den fanatiſchen grauen Augen ſeinen Ausdruck fand.

Der Eintretende war aber niemand anders als Seine Gnaden, der Herr Baron Florentinus von Bullenheim zu Bullenau. Seine Stirn erſchien gerunzelt, ſein Auge flammte düſter und ſeine Lippen kniff er, ſo ſehr es für ihre Dicke und Breite möglich war, zuſammen. Dann ging er einigemal auf und ab, trat hier und dort an ein Fenſter, ohne daß die ſchöne, friedliche Natur des grünen Thals den Sturm ſeiner Seele beſchwichtigen konnte, und murmelte in leiſem Selbſtgeſpräch: Was braucht der Paſtor auch von der Nächſtenliebe zu predigen, wenn meine Kinder in der Kirche ſind. Freilich iſt das Chriſtenthum ein altes und ehrwürdiges Inſtitut, an dem ich wie an allem Alten und Ehrwürdigen mit ganzer Seele hänge. Aber der Adel iſt noch älter wie das Chriſtenthum. Und an dem Adel ſoll er mir nicht rühren.

Dann ſtampfte er mit dem Fuße, daß der Staub in weitem Umkreis aufſtieg, woraus denn hervorging, daß dies demokratiſche Element ſich nicht geſcheut hatte, die adeliche Nähe zu ſuchen. Nach dem einſamen Monolog aber traten die drei Sproſſen von oben bis unten in Leinen angezogen in den Saal und ſprachen einſtimmig: Wir wünſchen dem gnädigen Herrn Papa einen frommen Sonntagsgruß!

Der alte Herr erwiderte mit Salbung: Gott grüß euch, Felix, Fortunat und Prosper. Aber wo iſt denn Felicitas? ſetzte er fragend hinzu.

Die gnädige Frau Mutter hat ſie im Dorfe noch zur Poſt nach dem Gelde geſchickt, antwortete Felix reſpectvoll. Sie ſollte uns nachkommen, hat uns aber nicht mehr eingeholt.

Sie wird ſich wieder mit ihrem leichtſinnigen Plappern zu lange aufgehalten haben, verſetzte der Baron in mürriſchem Tone.

Die Söhne hatten unterdeſſen drei Stühle um einen Seſſel, der am Fenſter ſtand, zurecht geſetzt, in denen ſie Platz nahmen, während der Alte ſich gemeſſen in den Lehnſtuhl niederließ. Alle erwarteten, daß er ſie, wie dies ſonntäglich geſchah und wie er es als chriſtlicher Familienvater für ſeine Pflicht hielt, über die Predigt examiniren würde, und jeder erinnerte ſich dabei mit einem gelinden Schrecken an die Zurechtweiſungen der Mutter, nach denen ihre Auffaſſung des Bibeltextes offenbar eine falſche geweſen war. Der Gedanke, neue Fehler zu machen, lag nicht fern, und ſo ſehnte ſich heute kein einziger nach den Fragen des geſtrengen Herrn Vaters, der bei dem Katechismus des Sonntags nicht zu ſpaßen pflegte. Man ſah denn auch wirklich, wie die drei Söhne den Athem, der ſchneller wie ſonſt ging, zurückzudrängen ſtrebten.

Wie freudig war daher die Ueberraſchung, als der Alte ſprach: Felix, erzähle mir die Legende, die wir geſtern zur Vorfeier des Sonntags vorgeleſen haben. Fortunat und Prosper fahren fort, wenn ich ihre Namen nenne Sie. Nun beginne.

Da die jungen Leute ſich an den Vortrag mannichfacher erbaulicher Geſchichten in der Einſamkeit ihrer Burg gewöhnt hatten, ſo fehlte es der nun folgenden Mittheilung nicht an Fluß. Auch war die Legende anziehend, naiv und voll von Wundern, wie ſolche Erzählungen es immer ſein mußten, wenn der Baron ſie würdig halten ſollte, um ſeiner Kindererziehung zu dienen. Ihr Titel hieß: „Die Herzogstochter von Lützelburg“, und ihr Inhalt führte dem Hörer einen armen, aber höchſt gottſeligen Ritter vor, der mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern dem äußerſten Elend entgegenging, weil Krieg und Unfug das Land, und zumal ſeine Güter, verheert hatten. Da traf es ſich, daß der gute Mann eines Tages im Walde bei tiefdunkler Nacht ein Wimmern hörte. Er ſtieg vom Roß, das er an einen Baum band, und folgte der Stimme in das Gebüſch. Dort fand er ein neugeborenes Kind, das er in ſeinen Mantel wickelte, mitnahm und trotzdem, daß er mit den Seinen Noth und Mangel litt, in chriſtlicher Demuth und Frömmigkeit erzog. Es folgte nun eine Zeit der Drangſale und Prüfungen, welche das alte Buch recht herzzerreißend erzählt hatte. Aber je größer die Noth, je näher die Hülfe: Gott verläßt die Seinen nicht! Denn ſchließlich erſchien ein Zug von glänzenden Rittern, welche das verlorene Kind des Herzogs von Lützelburg ſuchten. Die Findel war, wie es aus allen Zeichen hervorging, die Tochter des Fürſten, der nun den armen

Ritter zum erſten Mann an ſeinem Hofe erhob und ihn mit Reichthümern und Gütern überſchüttete.

Während der Erzählung lichteten ſich die dunkeln Züge des Barons in auffallender Weiſe. So lohnt Gott denen, rief er aus, die auf ihn vertrauen! Dann ſtand er auf und die Söhne folgten ſeinem Beiſpiele. In der That war es aber auch Zeit, denn plötzlich ließ ſich der ſchrille Ton einer gebrochenen Glocke hören, die vor dem Hauſe an der Treppe hing und mit welcher der Diener Chriſtoph die Mittagsſtunde anzeigte.

Sie gingen in die Imbißkammer, wo die Frau Baronin ſchon den oberſten Platz eingenommen hatte. Chriſtoph brachte die Suppe, indem er einen alten Topf in ſeinen dicken Fingern wiegte. Alle ſetzten ſich. Dann ſah der Baron plötzlich den leeren Platz und rief: Iſt das Hausordnung? Wo bleibt Felicitas?

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür. Es rief: Hier iſt ſie! und leuchtend und friſch wie ein duftiger Maimorgen ſprang ein wunderſchönes junges Mädchen herein. Man konnte kein reizenderes Bild des Lebens, der Jugend und der Fülle ſehen. Blonde wallende Locken flogen um das ſanft geröthete Geſicht, deſſen Farbe einen Wettſtreit mit der ſich öffnenden Roſenknoſpe eingehen durfte. Die blauen Augen leuchteten von übermüthiger Munterkeit. Der Mund lachte freundlich mit kirſchrothen Lippen und blendendweißen Zähnen. Ja eigentlich lachte das ganze Geſicht. Dabei blühte die nicht allzu große, aber in ſchönſtem Gleichmaß gebildete Geſtalt in reizender Fülle. Jede Bewegung war Anmuth. Man hatte ein ſchönes, helles Jugendbild vor Augen. War man nun aber über das erſte Erſtaunen hinaus, ſo kam die Vergleichung an die Reihe und man mußte ſich fragen, ob denn dieſes Mädchen, das ſo ganz anders ausſah, eine Tochter des Barons und der Baronin und eine Schweſter ihrer Söhne ſei? Auch die Kleidung ging vollſtändig aus dem Stil des Schloſſes hinaus, denn Felicitas trug ſich nach der Sitte der Zeit. Freilich waren die Stoffe ihrer Gewandung vom allereinfachſten Gewebe, aber das roſa Kleid mit der weißen Chemiſette, und der Strohhut, den ſie an einem grünen Bande im Arm hängen hatte, ſtanden ihr ganz allerliebſt. Der ganze Anzug paßte zu der Erſcheinung.

Hier bin ich, rief Felicitas und nahte dem Baron, dem ſie einen Geldbrief übergab, und bringe dem gnädigen Herrn Papa den gewünſchten Brief.

Dem Himmel ſei Dank! rief die Baronin, indem ein Strahl der Freude über ihr Antlitz leuchtete.

Gott verläßt die Seinen nicht, fügte der Baron hinzu, der den Brief annahm und denſelben ſeiner Frau reichte. Dann wandte er ſich an Felicitas: Aber wie biſt du denn in das Schloß gekommen? Ich habe Chriſtoph's Hornſtoß nicht gehört.

Ja, es gibt auch noch andere Wege, lachte das Mädchen, während die andern erſtaunten.

Und dieſe Wege ſind? forſchte der Baron.

Wiſſen Sie denn nicht, daß der letzte Sturm eine Pappel am Graben gegen den Berg hin umgeworfen hat? ſprach Felicitas. Sie iſt über das Waſſer gefallen und ich habe ſie als Steg benutzt.

Unvorſichtiges Kind, brauſte der Baron auf. Und wenn du mitſammt dem Geldbrief in das Waſſer gefallen wäreſt?

Nun, an mir liegt ja nichts, rief die Kleine neckiſch. Wie oft haben Sie geſagt, daß Hopfen und Malz an meiner Wenigkeit verloren iſt. Und der Brief da hätte doch eben geſchwommen.

Welche Thorheiten du wieder in Einem Athem klapperſt, zürnte der Schloßherr weiter, und welche Thorheiten du erſt vollführſt, aber ich merke, wir ſind noch nicht am Ende. Rede, warum du unſinnigerweiſe, ſtatt der Straße zu folgen, den kleinen Fußpfad an der andern Seite des Bachs einſchlugſt.

So düſter der alte Herr auch dreinſchaute, ſo behielt Felicitas doch ihre freundliche Haltung und erzählte in ſo raſchem Zuge, daß ſich keine Lücke fand, um ein zorniges Wort hineinzuwerfen: Als ich den Brief geholt und aus dem Dorfe trat, war der Morgen ſo ſchön und die Luft ſo hell, daß ich raſch einmal auf den Rabenſtein gelaufen bin, der ja gleich hinter dem Schloß liegt. Im Walde war es mir ſo recht munter und leicht zu Muthe, daß ich heute trotz allem Zürnen heiter bleiben werde.

Querköpfiges Geſchöpf, brummte der Alte wieder, wenn dir jemand begegnet wäre und dir den Brief abgenommen hätte.

Ei, ich bin auch jemand begegnet, rief das Mädchen, das leicht erröthete, ja, noch mehr wie einem, ſogar zweien. Es waren aber keine Räuber.

Wer war es? fragte der Alte. Ich hoffe nicht, daß du wieder mit Leuten, die unter unſerm Stande ſind, angebunden haſt.

Allerdings habe ich mit ihnen angebunden, klang die Antwort, und indem ſie dann den Ton mit beſonderer Innigkeit erhob, ſagte ſie: Denn ich habe dort den guten, lieben, treuen Herrn Reimbold getroffen. Und mit dem muß ich reden, denn das Herz will es.

Mit dem verfluchten Herrn Reimbold! tobte nun der Alte, indem er wüthend vom Stuhle ſprang. Wenn ich doch von dem nicht mehr hören ſollte. Genug!

Aber Felicitas ſchwieg nicht und ſagte: Der Pfarrer hat heute in der Kirche über einen ſehr ſchönen Spruch gepredigt. Derſelbe heißt: Liebet euch untereinander. Verzeihet denen, die euch haſſen, und thut wohl denen, die euch verfolgen.

Eine ſo kecke Sprache hatte der Baron noch nicht gehört. Seltſamerweiſe aber brachte ſie ihn gänzlich zum Schweigen. Er ſetzte ſich ſogar ganz ſanftmüthig nieder. Wer weiß, ob Gottes Wort ſo ſtark war, ſeinen Zorn zu bändigen, oder ob er vor dieſer geſunden Natur zurückſcheute.

Wer war noch mehr oben? fragte er gegen Ende des höchſt einfachen Mahls.

Ernſt Bracht, antwortete das Mädchen ernſthaft niederſchauend, der Vetter des Herrn Reimbold, der vor Jahren als Junge bei ihm war und der uns immer die ſchönen Spielſachen und die Vögel und Blumen brachte. Er iſt ſehr groß geworden und —

Sie ſtockte. Der Baron fürchtete am Ende ein Geheimniß und fragte: Du biſt doch hoffentlich nicht der Herren wegen hinaufgegangen?

Da erhob ſich das Mädchen zornroth und rief:

So wahr mir Gott helfe, ich ging aus andern Gründen. Und wenn Sie es denn wiſſen wollen, gnädiger Papa, ſo will ich Ihnen geſtehen, daß mich allerdings eitle Thorheit verleitet hat. In der vorigen Nacht habe ich ganz lebhaft geträumt, ich hätte oben ſtill und verlaſſen geſeſſen und es wären dort ſchöne Ritter in blanker Rüſtung herangezogen, und als ſie mich geſehen, da wäre ein lauter Ruf erſchollen: Seht, da iſt ſie wiedergefunden, die Herzogstochter von Lützelburg.

Die Herzogstochter von Lützelburg! rief der Alte und ſtand halb erſtaunt und halb beängſtigt auf. Wer ſollte denn die Herzogstochter ſein?

Ei, ich ſelber wurde ſo begrüßt, lachte Felicitas, und neben mir ſtand ein ſchöner Bräutigam, ſetzte ſie erröthend hinzu. Nun wiſſen Sie, warum ich hinaufgegangen bin. Von all der Herrlichkeit habe ich nichts gefunden als den Berg.

Der Alte hob die Tafel auf, indem er zerſtreut das Tiſchgebet ſprach, und ſchritt äußerſt nachdenklich in das Cabinet. Die Söhne holten ſich das Bolzenſpiel, das ſie als echt ritterliche Uebung den Nachmittag im Garten trieben. Felicitas half der Mutter bei Wiederherſtellung der Ordnung. Dann ging ſie in ihr Zimmerchen, das in einem der kleinen Thürme nach dem Berge hin lag. Rings war es tief ſtill, einſam im Waldesgrund. Sie ſah hinauf nach dem Rabenſtein und ſang:

Mein Herz iſt ſo leicht und ſo froh und ſo frank,
Nie hat mir ſo hell das Leben gelacht,
Mir iſt, als hätte ein Zaubertrank
Mich überſelig trunken gemacht.

Wie drängt es! Ich ſehe die Erde ſo grün,
Frei friſch die See, tief blau die Luft.
Was glänzend und hoch, was klingend und ſchön,
O wie es die Seele mir lockt und ruft!

Mir iſt, als wüchſen Flügel dem Geiſt,
Als flög' er hoch und weit und wild
Wie der Falke, der durch die Lüfte kreiſt,
Hoch über Strom und Wald und Gefild.
Ihr Thoren, was iſt euch vom Himmel bewußt?
O harrt auf die ewige Seligkeit!
Ich trage den Himmel in meiner Bruſt:
Sei gegrüßt, du ſüße Liebeszeit!

Viertes Kapitel.

Die Herzogstochter von Lützelburg! murmelte der Baron vor ſich hin, als er in ſein Cabinet eingetreten war. Er ging einigemal auf und nieder. Dann griff er nach einer Pfeife, die er mechaniſch ſtopfte und anzündete, ſetzte ſich in den Lehnſtuhl und hüllte ſich wie Jupiter in blaue Wolken, in welche er mit ſtarrem Haupt und ſtieren Augen hineinſchaute, als ſähe er Geſtalten und Ereigniſſe in denſelben auftauchen.

Der Baron Florentinus von Bullenheim zu Bullenau gehörte in der That zu den ſeltſamen Menſchen, die wir auch wol Originale zu nennen pflegen. Er war ein Original des Adels, wie ſeine ganze Familie zu den Originalfamilien dieſes Stammes gehörte. Ueber den alten Urſprung derſelben konnte nicht der leiſeſte Zweifel herrſchen, denn man fand ihre Namen in den gelben Urkunden aus der Zeit der ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſer. Auch ihre Beſitzthümer in Bullenheim und Bullenau waren durch die alten Pergamente der Archive erwieſen. Die Ueberlieferungen der Geſchlechter enthielten ſogar Sagen von Tapferkeit, Edelmuth und Treue aus den Kreuzzügen. Die Familie ſchien indeß früh befriedigt mit dem Ruhme ihrer Ahnen geweſen zu ſein und auf den Lorbern geruht zu haben, welche die Thaten der Väter für ſie geſammelt hatten. In den Chroniken der letzten Jahrhunderte wurden ihre Mitglieder wenigſtens nicht mehr als ſolche genannt, die zu den Ergebniſſen der Geſchichte mitwirkten. Sie führten vielmehr ein beſchauliches ländliches Leben und gingen durch Leid und Freude der Zeitläufe, ſo gut ſie konnten, ohne indeß jemals den Werth und die Würde ihres alten Stammbaums und würdigen Wappens aus den Augen zu laſſen.

Da es uns nicht vergönnt war, die Annalen der Familie einzuſehen, ſo müſſen wir uns auf die Mittheilungen der Tradition verlaſſen, die wir im Lande ſelbſt geſchöpft haben. Wenn dieſe aber die Wahrheit redet, ſo waren die Häupter der Hauſes aus den drei letzten Generationen mehr Edelleute der Theorie als der Wirklichkeit. Sie erſchienen mehr als Kenner ihrer Geſchichte und ihrer Inſignien, denn als Träger derſelben. Sie dachten und redeten mehr über die Trefflichkeit ihres Standes, als daß ſie in ſeinem Sinne ſchafften und wirkten. Demgemäß dürfte es wol richtig ſein, daß jeder derſelben in ſeinen Anſichten wenigſtens um hundert Jahre zurück war. Sie möchten alſo wol adeliche Antiquare zu nennen ſein, die ihr Heil eher in den Formen der Vergangenheit ſuchten, wie in Fortſchritten der Zukunft. Alte Leute der Gegend ſollen behauptet haben, daß das Vermögen des Urgroßvaters ſchon keineswegs mehr zu den bedeutendſten gehörte, und daß die

Familie nicht mehr Anſpruch darauf machen konnte, wie in frühern Zeiten zu den reichſten des Landes gezählt zu werden. Die Lebensjahre des Vaters aber ſielen in die unglücklichen Revolutions- und Napoleoniſchen Kriege, wo ſich den Tendenzen des Hauſes gemäß das Einkommen bei den fortwährenden Heerzügen und Einquartierungen nicht vermehren konnte. Dieſe Zeiten hatte der Schloßherr als Knabe miterlebt, aber ſie waren nicht im Stande geweſen, ihn von der Denkungsart der Barone von Bullenheim zu Bullenau zu revolutionären Anſichten zu bekehren. Im Gegentheil, er blieb ſeines Vaters echter Sohn.

In ſeiner Jugend hatte er eigentlich noch glänzende Zeiten geſehen. Damals ſtand das Schloß in unangetaſtetem Glanze. Die Gärten ringsumher lagen in hübſcher und wohlverſorgter Ordnung, die Ställe waren mit breitſtirnigem, ſchwer hinwandelndem Hornvieh und großen Schafheerden verſehen, und kräftige Acker- und gelenke Wagen- und Luxuspferde dienten den adelichen Herren zu jeder Stunde und Minute. Dabei war das Burghaus noch in allen ſeinen Räumen bewohnbar und bewohnt. Küche und Geſindeſtube waren ſtets voll von Leuten, die in Aeckern, Wieſen, Hof und Haus zu ſchaffen hatten. Der Palas, der ganz und gar dem geſellſchaftlichen Verkehr diente, wurde vielfach von dem Adel der Umgegend beſucht, und auf der Kemenate reihte ſich ein Schlafzimmer an das andere zur Aufnahme für die ſtets wechſelnden Gäſte, die zu Feſten, Gelagen, Jagd und Fiſcherei kamen. Uebrigens beruhte dies ſtets ſich erneuernde muntere Leben auch auf einer durchaus geſunden Grundlage, denn einige tauſend Morgen Ländereien und Wälder im Umkreis um das Schloß gehörten zu dem Beſitz des Barons. Als nun die unglückſeligen Kriegsjahre mit allen ihren ausſaugenden Unfällen und Drangſalen kamen und überdies die Privilegien des Adels abgeſchafft wurden, ſchmolz der Güterbeſtand durch Verkäufe auf eine traurige Art ein. Das Holz verſchwand aus dem Walde, der Wald wurde hintendrein veräußert, Acker um Acker, Wieſe um Wieſe gingen zu Spottpreiſen in fremde Hände über. Daß ſich allmählich auch die Reihen der Heerden und der Pferde lichteten und daß das zahlreiche Geſinde verabſchiedet werden mußte, war eine naturgemäße Folge der eintretenden Ereigniſſe.

Aber der Vater des Barons war ein gottesfürchtiger frommer Mann mit felſenfeſtem Gottvertrauen. Er hatte als Freiherr von Gottes Gnaden die ſichere Ueberzeugung, daß der Adel ſeine große Beſtimmung in der Weltgeſchichte nicht verlieren, ſondern ſtets wie der Phönix aus der Aſche wieder auferſtehen würde. Selbſt in der ſchlimmen Zeit, wo das Volk um die Freiheitsbäume tanzte und Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proclamirte, hielt er an ſeinem Glauben feſt und ſprach ihn mit der größten Tapferkeit des Gemüths aus, was freilich um ſo gefahrloſer geſchehen konnte, als der Lärm der Umwälzungen die Bewohner der ſtillen Gegend wenig berührte. Wenn auch hier und da ein unruhiger Kopf zu den Gelüſten einer vorüberziehenden Gegenwart ſtimmte, ſo verzieh er doch gern dem curioſen, aber gutmüthigen Baron, der keinem

Menſchen etwas zu Leide that, ſeinen eingewurzelten Sparren: denn es war ja in der ganzen Gegend landkundig, daß die Herren von Bullenheim zu Bullenau ihre ganz abſonderlichen Schrullen und Töne in den ſeltſam geformten knorrigen Schädeln mit den vorſtehenden Habichtsnaſen und den dicken, breiten Lippen hegten und pflegten.

In dieſem Sinne leitete der alte Herr auch die Erziehung ſeiner beiden Kinder, eines Sohnes und einer Tochter. Der alte Schloßkaplan, der des Sonntags in einer jetzt verlaſſenen, im Palas gelegenen Kapelle die Meſſe für die Bewohner des Schloſſes celebrirte, unterrichtete dieſelben im Chriſtenthum, im Lateiniſchen, der Geſchichte, der Geographie, während der Baron ſich ſelber damit beſchäftigte, ihnen die echte und unverfälſchte Wiſſenſchaft vom Adel beizubringen. Die Tochter hatte nun freilich nicht nöthig, ſich einer beſondern Gründlichkeit zu befleißigen. Auf die Ausbildung des Junkers ſuchte man aber mit unerbittlicher Strenge einzuwirken. Zudem wurde er in alle ſogenannten nobeln Paſſionen eingeweiht. Waffenübungen, die aber nur im friedlichen Spiele, nicht im wilden Kriege angewandt werden ſollten, wechſelten mit einem gediegenen Studium der Jagd, auf deren Kunſtſprache beſonders viel gegeben wurde, der Fiſcherei und des Schachſpiels. Außerdem hielt man auf Muſik und ließ den jungen Herrn ſich auf dem Waldhorn vervollkommnen, welche Kunſt ihm ein berühmter Trompeter aus dem Gebirge beibringen mußte. Am Leſen guter Bücher, die in alten kühnen Rittergeſchichten und frommen Legenden beſtanden, fehlte es gleichfalls an den langen Winterabenden nicht. Kurz, man fand hier ausſchließliches Leben des Adels, an dem auch die hin- und herziehenden Einquartierungen, die das Schloß berührten, wie an einem unſchuldigen Vergnügen theilnahmen, das wol im Stande war, ihnen auf der kurzen Raſt einige Veränderungen zu bereiten. An den Ernſt der Zeiten wurde ſo gut wie gar nicht gedacht. Selbſt als der wüſten Epoche der Revolution und der Napoleoniſchen Eroberungsfahrten die große gewaltige Erhebung des deutſchen Volks folgte, deren Ziel und Zweck die Abſchüttelung des Joches der Fremdherrſchaft war, ſprach man im Schloſſe Bullenheim nicht von der Vaterlandsliebe, die überall mit Gut und Blut eintrat. Man träumte höchſtens dabei von der endlichen Wiederherſtellung des Adels und ging dem altgewohnten Tagewerk der Väter nach.

Aber ein Ereigniß hatte während jener wirren Zeit doch eine mächtige Erſchütterung im Schloſſe hervorgebracht, und dies Ereigniß beſtand in einer Thatſache, die man als eine Schmach und Schande der Familie brandmarkte, wie ſie ſeit ihrem nunmehr tauſendjährigen Beſtehen nicht vorgekommen war. Die Tochter Adelheid nämlich, welche vielleicht fünf Jahre älter als der Sohn ſein mochte, näherte ſich bereits dem zweifelhaften Alter, wo die Mädchen zur alten Jungfer werden, ohne daß ein Mitglied der Ritterſchaft ſich um ihre Hand beworben hätte. Gewiß war ſie ein treffliches, braves, gediegenes Geſchöpf, und dabei von einer zweifelloſen geſunden Schönheit. Aber welcher Graf und Freiherr dachte an eine Partie in dieſer Familie, die, ſoviel man ermeſſen konnte, den Krebsgang in ihren Vermögensverhältniſſen eingeſchlagen hatte? So ging ſie denn ſchon in ihr ſechsundzwanzigſtes Jahr, als ein Offizier bürgerlichen Standes und von deutſcher Herkunft mit einem Schuß im Arme in das Schloß kam und wegen ſeiner Wunde länger liegen blieb, als ſonſt nöthig geweſen wäre. Der gutherzige, brave Krieger lernte die Vorzüge des adelichen Fräuleins ſchätzen, ſowie ſie die trefflichen Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüths an dem Pflegling bald herauszufinden wußte. Es entſtand eine Neigung, die keineswegs eine leicht vorübergehende Jugendtändelei blieb, ſondern in eine auf gegenſeitiges Erkennen begründete Leidenſchaft überging. Sie erklärten den Aeltern, daß ſie ein Bündniß für das Leben gegründet hätten. Aber mit welchem Grimm und Hohn wurde ihr Verlöbniß aufgenommen! Es folgten ſchreckliche Scenen. Dem Krieger wurde die Thür gewieſen. Adelheid weinte Tag und Nacht. Dann trat allmählich Ruhe ein, aber mitten in dieſer Ruhe war die junge Baroneſſe eines ſchönen Morgens verſchwunden. Man ſuchte ſie überall, man ſandte Boten nach allen Gegenden aus, um ſie zu erkunden. Alle Forſchungen blieben vergebens. Dem alten Baron aber nagte der Gram über den verletzten Adel in einer Weiſe an der Seele, daß er krank wurde. Man fand ihn eines Morgens todt im Bette. Der Nervenſchlag hatte ihn gerührt.

Nachdem man das Begräbniß in hergebrachter Weiſe gefeiert hatte, lebte der junge Baron mit ſeiner Mutter in der Weiſe des Alten auf dem Schloſſe. Die Zeit heilt alle Wunden und ſie heilte auch die über den höchſt unſtandesmäßigen Schritt der Tochter, von welcher man durch Briefe erfuhr, daß ſie mit dem Offizier verheirathet ſei, daß dieſer den Kriegsdienſt wegen ſeines lahmen Arms verlaſſen mußte, daß er aber mit Armeelieferungen betraut worden war und ſich ſehr glücklicher Verhältniſſe erfreue. So liebevoll und freundlich auch Adelheid um Verſöhnung und Vergeſſen ihrer gezwungenen Handlungsweiſe bat und flehte, die Mutter hatte für ſie kein Wort des Entgegenkommens. Alle Briefe blieben unbeantwortet. Man ſprach nicht mehr von der unwürdigen Tochter des würdigen Geſchlechts. So ſtarb auch gegen Ende der Napoleoniſchen Kriege die Mutter, ohne ſich mit dem entführten Kinde verſöhnt zu haben. Jetzt aber erſchien der bürgerliche Schwager des Barons, um das Erbe zu theilen, wozu er durch die veränderten Geſetze berechtigt und durch die herbe Unverſöhnlichkeit des Bruders ſeiner Frau geſtachelt war. Es gab böſe Scenen. Streit und Hader erneuten ſich. Aber die Gerichte ſprachen ihren Spruch. Der Baron verlor den Proceß und lud allen Haß, deſſen er fähig war, auf den nach ſeiner Meinung und nach dem alten Standesherkommen höchſt unbefugten Prätendenten.

Die Vermögensverhältniſſe des Hauſes erlitten dadurch einen neuen Stoß und der Baron that nichts, um ſie zu heben. Er lebte ſich weiter in ſeine Illuſionen hinein, daß ſein Adel dennoch glorreich auferſtehen werde. Ueberdies beſchäftigte ihn in ſeiner Einſamkeit ſehr lebhaft der Gedanke, daß er als das letzte Glied des Hauſes den Namen ſeiner Familie nicht ausſterben laſſen dürfe. Dieſe Idee ſowie der Gegenſtand ſeiner Wahl durchbrachte er mehrere Jahre ſehr gründlich, und als er ſchon an das vierzigſte Jahr ging und auf eine reiche und junge ritterbürtige Braut verzichten mußte, entſchloß er ſich, ein braves, wenn auch nicht mehr junges Fräulein der Nachbarſchaft heimzuführen. Hätten in jener Zeit die Klöſter noch beſtanden, ſo würde dieſelbe ſich vielleicht ſchon längſt entſchloſſen gehabt haben, den Schleier zu nehmen, um unter dem dunkeln Nonnenkleide ein ſicheres Unterkommen zu finden. So aber blieb das Fräulein Sabine von Pfaffenhauſen zu ihrem Glücke ledig und wurde Baroneſſe von Bullenheim zu Bullenau. Sie war eine brave und wackere Schloßfrau und gebar ihrem Manne kurz hintereinander drei Söhne, denen die Aeltern in ehelicher Uebereinſtimmung die Namen der Glücklichen: Felix, Fortunat und Proſper, gaben. Der Baron, der nämlich das Latein des längſt im Grabe ruhenden Schloßkaplans nicht vergeſſen hatte und ſtets die alten Römer bewunderte, daß ſie drei verſchiedene Namen für den Glücklichen hatten, war auf dieſen ingeniöſen Gedanken gekommen. Uebrigens wurden auch allen ſeinen Vorfahren bedeutſame lateiniſche Bezeichnungen beigegeben, zu denen gleichfalls ſein eigener Name Florentinus gehörte. Felix, Fortunat und Proſper aber waren jene jungen Leute, deren Bekanntſchaft wir bereits gemacht haben. In demſelben Sinne war Felicitas als ein Kind der Glückſeligkeit getauft worden.

Aber Glück und Glückſeligkeit waren trotzdem nur dem Namen nach in das alte Schloß eingezogen. Freilich fehlte es nicht an Familienfreuden, aber Wolſtand und Fülle blieben nach wie vor aus. Gleichwol führte der Baron ſein früheres Leben in der größten Sorgloſigkeit fort, als wäre es eine Unmöglichkeit, daß eine Familie, die einen ſchier tauſendjährigen Adel aufweiſen könne, dem Verderben entgegengehe. Was kümmerte es ihn, daß ſchon zweimal die Schuldenlaſten, die er jedesmal in einer Friſt von je ſieben Jahren auf ſich geladen hatte, ihn in die Nothwendigkeit verſetzten, die meiſten derjenigen Grundſtücke zu verkaufen, welche ihm nach dem Tode ſeiner Mutter und aus der Theilung mit ſeinem Schwager übrig geblieben waren! Er meinte allen Ernſtes, daß es ungleich wichtiger ſei, das Seelenheil in den Ideen des Adels und ſeiner Wiſſenſchaft zu retten. Deshalb bekümmerte er ſich auch niemals um das Wachsthum in Feld und Wald, es ſei denn das Wachsthum der Rehe, Haſen und Rebhühner geweſen. Statt der Ackerpferde und Geräthſchaften betrachtete er ſeine Reit- und Wagenroſſe und ſeine Equipage, ſolange er ſie beſaß; die Knechte und Mägde, welche für die Wirthſchaft ſorgten, hörten nie eine Mahnung von ihm. Dagegen beſtrebte er ſich, nach der Sitte ſeiner Väter jene rittermäßige Lebensordnung im Schloſſe zu erhalten, von der wir ſchon einige Proben geſehen haben. Die herabgelaſſene Zugbrücke, der Hornſtoß bei Ankunft von Fremden, das Geläute mit der Glocke zu jedem Imbiß, und hätte er aus trockenen Kartoffeln beſtanden, ſowie die höckerigen Bücklinge und gemeſſenen Redensarten des ſtotternden Chriſtoph durften nicht fehlen, wenn nicht der Zorn des Barons in der heftigſten Weiſe auflodern ſollte. Außerdem aber führte er ſeine Söhne in das echte und wahrhaftige ritterliche Leben ein, indem er ihnen die Kunden der Familie, die Kenntniß der Heraldik, die Kunſt der Jagd, der Fiſcherei, des Büchſenſchießens, des Fechtens ſowie des Schachſpiels beibrachte. Daß er auf die Beibehaltung der alten Schloßeinrichtung und auf eine dem Stande gemäße Kleidung bei Frau und Kind gleichfalls ein beſonderes Gewicht legte, durfte unter dieſen Umſtänden nicht wunder nehmen.

Wir haben bereits Blicke genug in das Schloß gethan, um es begreiflich zu finden, daß der Baron trotz ſeines alten Adels und ſeines Gottvertrauens dennoch mitunter anfing, in nachdenkliche Stimmungen zu gerathen. Das Territorium zwiſchen den vier ſchwarzen Gräben mit dem immermehr zerfallenden Schloſſe war ſeit dem letzten Verkaufe ſein einziges Beſitzthum geblieben. Rings in der Gegend hatten ſich im Laufe lange anhaltender Friedensjahre die adelichen Beſitzer mächtig von ihren Kriegsſchäden erholt, ohne daß er von ſeinem Hauſe daſſelbe ſagen konnte. Auch jene Wunder, die er mit ſeinen Kindern in erbaulichen Büchern las, ſchienen im Leben der Gegenwart gar nicht mehr vorzukommen, trotzdem er ſicherlich auf eine ſolche Begebenheit geharrt hatte.

Unter dieſen Umſtänden war es ein großes Glück für die Familie, daß jeden erſten Tag des Monats auf der Poſterpedition zu Bullenau ein Geldbrief mit der Adreſſe des Barons ankam, welcher jahrein und jahraus fünfzig Thaler enthielt, was alſo im Jahre eine Summe von ſechshundert Thalern ausmachte. Der Poſtſtempel zeigte ſtets den Namen der Hauptſtadt des Landes. Irgendein Brief war nicht beigelegt. Als dieſe Sendungen zuerſt erſchienen, dachte der Schloßherr an einen alten unbekannten Schuldner ſeiner ſeligen Aeltern, der auf dieſe Weiſe frühere Verpflichtungen löſen wollte. Indeß die Sache dauerte dafür zu lange, weshalb der Gedanke in ihm auftauchte, daß ihm dieſe Summe von der Regierung als irgendeine Entſchädigung zukomme. Jedenfalls war ihm das Geld ſtets höchſt erwünſcht, denn wenn der große Garten auch allenfalls Gemüſe und Heu für Menſchen und Vieh aufbrachte, ſo hätte man doch ohne daſſelbe die andern Bedürfniſſe der Küche, des Kellers und der Kleidung ſowie den Lohn der Diener nicht herbeizuſchaffen gewußt. Im übrigen dachte er ſpäter gar nicht mehr daran, wo eigentlich die Quelle dieſer Zuſchüſſe zu ſuchen ſei. Es war genug, daß das Brünnlein floß. Er brauchte nur am beſtimmten Tage auf die Poſt zu ſchicken, wo dann der Brief für ihn bereit lag.

Nun war aber das letzte mal dieſer Brief ausgeblieben, was keine kleine Verlegenheit im Schloſſe bereitete. Beſonders die Frau Baronin hatte darüber eine mächtige Aufregung verſpürt und auch nicht ermangelt, dem gnädigen Herrn Gemahl, deſſen Anſichten von ihrem hohen Stande ſie ſonſt höchſt ſympathiſch theilte, ihre eindringlichen Bedenken zur gehörigen Erwägung mitzutheilen. Der guten Hausfrau wurde es ohnehin mächtig ſchwer, mit den geringen Mitteln das Hausweſen zu erhalten. Wie ſollte es ergehen, wenn es dieſen Briefen einmal einfiel, überhaupt ganz und gar auszubleiben! Welche Sorgen konnten in Bullenheim erwachſen! Der Schloßherr wußte ſeiner Schloßfrau nun freilich keinen beſonders klaren Beſcheid zu ertheilen. Der allbekannte köſtliche Spruch: „Gott verläßt die Seinen nicht“, mußte in gewohnter Art herhalten. Im Grunde der Seele empfand der Baron aber doch eine peinliche Unruhe und quälende Aengſtlichkeit, bis Felicitas denn heute richtig, aber acht Tage ſpäter, die erwünſchte Rettung aus der Noth brachte. Das Wunder war wieder geſchehen. Was brauchte es da noch des beſondern Nachforſchens? Man pflegte auf Bullenheim Gott einen guten Mann ſein zu laſſen.

Dennoch lag der Baron mit einem allem Anſchein nach höchſt bedeutſamen Nachdenken in ſeinem Lehnſtuhle und blies unaufhörlich blaue Rauchwolken in die Luft. Schier eine Stunde lang mochte er eine Pfeife nach der andern ſtopfend und anbrennend verharrt haben, indem er mitunter murmelte: Die Herzogstochter von Lützelburg! als er plötzlich aufſtand und in ſeinen Papieren ſuchte. Ein Schubfach ſeines Tiſches nach dem andern durchblätternd, hob er dann plötzlich ein gelbes Papier in die Höhe und las: „Hochwohlgeborener Herr Baron von Bullenheim zu Bullenau! Nehmen Sie ſich dieſes Kindes an, wie es Menſchen- und Chriſtenpflicht heiſcht. Die Aeltern können es ohne Gefahr für ſein junges Leben nicht aufziehen. Das Mädchen iſt noch ungetauft. Hoffentlich ſchenkt Gott den Seinigen die Gnade, daß ſie es zurückholen, wenn die Zeit kommt. Der Himmel ſegne Ihr frommes Werk!“

Die Herzogstochter von Lützelburg! murmelte der Baron aufs neue. Dann ſuchte er das Blatt auf und ab, hielt es gegen das Licht, um ein Zeichen oder Wappen zu entdecken, und wiſchte dabei hin und wieder, ohne jedoch irgendeine neue Spur auffinden zu können.

Er war noch lebhaft mit ſeinen Forſchungen beſchäftigt, als ſich draußen Chriſtoph's Hornſtoß vernehmen ließ. Die Störung war ihm unwillkommen. Er trat an das Fenſter, um zu ſehen, wer angemeldet wurde. Die Brücke aber knarrte bereits nieder und der Paſtor von Bullenau trat auf das Gebiet der Burg. Wie gern hätte er ihn abgewieſen! Aber der würdige Geiſtliche war ihm nicht allein in allen Lagen des Lebens behülflich geweſen, er verdankte demſelben auch einen guten Theil der Erziehung ſeiner Kinder. Es wäre das erſte mal geweſen, daß er ihn nicht vorgelaſſen hätte. Ueberdies beſaß der Pfarrer das ganz beſondere Recht, unangemeldet einzutreten, von dem er auch in dieſem Augenblick Gebrauch machte. Der Baron hörte bald Schritte in der Imbißkammer, dann klopfte es an die Thür und der Geiſtliche trat in das Thurmzimmer.

Als die beiden Männer ſich begrüßt hatten, fragte der Baron, ob der Gaſt ſich vielleicht zu einer Partie Schach einfinde.

Für diesmal muß ich danken! erwiderte der Paſtor mit tiefer, klangvoller Stimme, und dann fuhr er fort mit einem bedeutſamen, faſt ſtrengen Blick aus ſeinen wohlwollenden Augen: Ich komme in einer ernſten Angelegenheit. Es gilt Frieden zu ſtiften zwiſchen Ihnen und einem Manne, auf den Sie einen ungerechten Haß geworfen haben. Herr Reimbold will ſeines hohen Alters wegen ſein Geſchäft in andere Hände legen, die

Gegend wenigſtens für den Winter verlaſſen und in die Stadt ziehen, aber er mag nicht ſcheiden, ohne mit Ihnen Erklärungen gewechſelt zu haben. Dieſe Angelegenheit iſt ihm eine Gewiſſensfrage. Ich hoffe, Sie werden dieſelbe in gleicher Weiſe auffaſſen und ſich nicht weigern, auf ſeine Wünſche einzugehen.

Der Baron verzog ſein Geſicht, als hätte er Gift getrunken. Ich kann, mag und will ihn nicht ſehen! klang die ſcharfe Antwort.

Bedenken Sie, was Sie ſagen, Herr Baron, mahnte ernſt und mild der Geiſtliche. Herr Reimbold iſt ein Ehrenmann, den die ganze Gegend liebt und achtet, weil ſie voll iſt von ſeinen Wohlthaten. Was er gegen Sie geſündigt hat, iſt längſt geſühnt. Stehen Sie ihm an Ehrenhaftigkeit nicht nach. Liebet euch untereinander! Ihnen galt meine heutige Predigt. Leider waren Sie nicht in der Kirche.

Sie werden doch keinem Edelmann Lehren geben wollen! rief der alte Herr eifrig.

Vermöge meines Amtes muß ich jeden Chriſten in meiner Gemeinde auf den rechten Weg führen, verſetzte der Pfarrer ernſt.

Der Baron ging mit ſich im Kampfe auf und ab. Dann rief er: Ich will mich bedenken!

Es iſt keine Bedenkzeit zu geben, ſprach der Paſtor. Herr Reimbold iſt auf dem Wege hierher.

Da tönte ein neuer Hornſtoß. Der Baron ſprang ans Fenſter und ſah einen eleganten Wagen an der Brücke, in dem Herr Reimbold mit jenem jungen Manne ſaß, den wir bereits als ſeinen Neffen kennen gelernt haben. Er wollte das Fenſter aufreißen und hinunterrufen: Chriſtoph, ich bin nicht zu Hauſe! aber der Pfarrer wehrte ihm.

Wenn Sie ſich nicht verſöhnen, rief er mit lauter Stimme, ſo hört meine Seelſorge auf. Vor Gott gelten nicht Worte, ſondern Werke. Der Menſchen Feind iſt nicht Gottes Freund. Wer die gebotene Hand zurückſtößt, der ſtößt die Barmherzigkeit und Verzeihung des Himmels von ſich.

Die ernſte Sprache des greiſen Mannes verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Baron war religiös und fürchtete nichts mehr wie den Bann der Kirche, dem er nach jenen Aeußerungen entgegenzugehen fürchtete. Als Chriſtoph in ſeiner ſtammelnden Art die Gäſte anmeldete, bedeutete er ihn, ſie in den Ritterſaal zu führen und Frau und Kinder gleichfalls zu rufen. Als die Familienglieder, die ſich raſch wieder in die Sonntagskleider geworfen hatten, im Thurmzimmer verſammelt waren, traten ſie alle mit dem Paſtor in den Saal, wo die beiden Fremden bereits warteten.

Der Empfang von ſeiten des Barons war äußerſt kalt und gemeſſen. Die Baronin aber zeigte ſich wohlwollend wie immer. Wahrhaft freudig aber leuchteten die Augen der Söhne, daß ſie den Mann, dem ſie ſo herzlich ergeben waren, endlich einmal im Hauſe ihres Vaters begrüßen durften. Und wie ſtrahlte erſt das friſche Weſen der blonden Felicitas! Sie ſprang dem alten Herrn an den Hals und gab ihm einen herzlichen Kuß, was ihr der Vater in dieſem Augenblicke nicht einmal verwies.

Herr Reimbold hatte das Haus ſeines Todfeindes allerdings mit einer gewiſſen Beklemmung betreten. Nach dieſem freudigen Empfange aber löſte ſich ihm das Herz auf der Stelle. Er wiederholte, was wir bereits aus dem Munde des Paſtors erfahren haben, daß er ſich von den Geſchäften zurückziehen und in die Stadt gehen wolle, und ſtellte nunmehr ſeinen Begleiter und Neffen Ernſt Bracht als ſeinen Nachfolger vor, indem er zugleich die Hoffnung ausſprach, daß die Bewohner des Schloſſes Bullenheim gute Nachbarſchaft mit ihm halten würden. Nachdem aber dieſe einleitenden Worte vorüber und die Burgbeſitzer ſich verneigt hatten, ſprach er: Sie, Herr Baron von Bullenheim, bitte ich nun um eine Unterredung unter vier Augen!

Der Baron warf einen fragenden Blick auf den Geiſtlichen, den derſelbe ernſt und feſt erwiderte. Dann machte er eine Verbeugung gegen Herrn Reimbold, mit der Bedeutung, ihm zu folgen, und beide verſchwanden in der kleinen Thür der Thurmſtube.

Fünftes Kapitel.

Da ſtanden ſich nun zwei Männer gegenüber, die ſeit mehr als dreißig Jahren als Nachbarn nebeneinander wohnten und die ſich dennoch während dieſer Zeit kein einziges mal in der Nähe geſehen und geſprochen hatten. Herr Reimbold war nämlich der Beſitzer jener großartigen Anlagen und Eiſenwerke, die wir ſeitwärts vom Dorfe Bullenau an den Abhängen der Hügelkette wahrgenommen haben. Nur um einige Jahre älter als der Baron — er mochte wol ſeine fünfundſechzig zählen — machte er dennoch einen viel ältern Eindruck. Auf ſeinem Geſichte lag eine harte und lange Arbeitszeit, auch die Spuren mancher Leiden und Prüfungen traten daraus hervor, aber ſiegreich über alles zeigte ſich in den klaren blauen Augen und dem milden Munde des greiſen Mannes eine unzerſtörbare Menſchenfreundlichkeit. Die Geſtalt war nicht ſo hoch und ſchlank gewachſen wie die ſeines adelichen Gutsnachbars, aber ſie war breit und kräftig und zeugte von ſelbſtbewußter Haltung, und die Bewegungen durften noch rüſtig genannt werden, wenn auch eine Steifigkeit im linken

Arme ſie mehr oder weniger behinderte. Wie konnte der Baron für einen ſolchen Mann eine ſo tödliche Feindſchaft hegen? Freilich hatten ſie ſich in fünfunddreißig Jahren nicht geſprochen, aber vor dieſer Zeit waren ſie wol zuſammengekommen und ſeitdem hatten ſich die Fäden ihres Lebens oft und feindlich gekreuzt.

Was wünſchen Sie von mir? begann der Baron mit kaltem und mistrauiſchem Blick.

Herr Baron, erwiderte der andere im wärmſten Herztone, es iſt endlich Zeit, daß wir uns ausſprechen und ausſöhnen. Ich bin ein alter Mann und gehe dem Grabe mit jedem Schritte näher und näher entgegen. Auch Sie ſind kein Jüngling mehr. Wer weiß, wie bald uns die letzte Stunde ſchlägt? Darum thut es noth, daß wir miteinander abrechnen und die Schuld, die auf uns beiden liegt, tilgen. Ich komme, Ihnen die Hand zum Frieden zu bieten.

Er bot dem Baron die Hand. Dieſer blieb ſteif und ſtarr ſtehen. Er kämpfte mit ſich ſelbſt und antwortete nicht.

Hat die Zeit für Sie denn kein Vergeſſen? fragte Herr Reimbold mit innigem Tone.

Sie haben an meinem Hauſe einen unauslöſchlichen Frevel begangen! fuhr jetzt der Baron düſter empor, indem er ſich in der Erinnerung vergangener Tage ſchüttelte.

Einen Frevel? ſprach der andere. Dürfen Sie das einen Frevel nennen? Brandmarkt das Geſetz meine Handlungsweiſe als einen Frevel? Wird ſie ſo von der Mehrzahl der Menſchen genannt? Mir iſt nichts davon bekannt. Ich kam vor fünfunddreißig Jahren als ein verwundeter Krieger in Ihr Haus und fand dort freundliche und gute Pflege, wofür ich Ihnen noch heute meinen beſten Dank ſage. Damals lernte ich Ihre Schweſter kennen. Sie war das trefflichſte Geſchöpf, das mir auf meinem Lebenswege begegnet iſt. Sie war eines Fürſten würdig. Warum wählte ſie nicht ein Mann des Adels? Ich mußte ſie lieben; ich, der Bürgerliche, fand ungeſuchte und unverdiente Gegenliebe. Unſere Herzen wählten ſich aus innerer Nothwendigkeit. Wir ſind offen und frank zu Werke gegangen und haben uns vor Ihren ſeligen Aeltern erklärt und ihnen geſagt, daß wir zu ewigem Bunde zuſammentreten wollten. Sie wiſſen, auf welche Hinderniſſe wir geſtoßen ſind. Die Anſichten Ihres Hauſes und Ihres Standes widerſtrebten unſern Anſichten. Es waren ſchreckliche Kämpfe, die wir beſtanden. Nur auf eine Weiſe konnte der Sieg errungen werden. Wir wählten dieſen Ausgang. Wir verbanden uns heimlich.

Und Adelheid ſtieß durch dieſen Schritt ihren Vater ins Grab, fügte der Baron hinzu.

Sie hat blutige Thränen darüber geweint, ſprach der andere. Aber kann denn eine Anſicht, die nur die Anſicht eines Standes und nicht der ganzen Welt iſt, über das Los zweier Leben entſcheiden? Glauben. Sie mir, Herr Baron, wir beide ſind glücklich geweſen. Gott hat unſere Wege geſegnet. Als mein ſteifer Arm mir die Laufbahn im Heerdienſte ſchloß, mußte ich mich gezwungen andern Geſchäften ergeben. Ich übernahm Lieferungen für die Armee und gewann ſo viel, daß ich, nachdem mir auch die kleine Erbſchaft meiner Frau —

Wie konnten Sie dieſe Erbſchaft nachſuchen und antreten? fiel der Edelmann in ſcharfer Weiſe ein. Dieſe Theilung des Guts hat mir unendlich geſchadet.

Das hätte ſie nicht gethan, erwiderte der Mann des Gewerbes, wenn Sie gleich mir gearbeitet hätten! Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armuth nicht hinein.

Arbeit iſt nicht die Sache unſers Standes, ſprach der Schloßherr. Wir halten unſere untheilbaren Majorate heilig. Sie haben Ihre Hand nach dieſem Beſitz ausgeſtreckt.

Das war ich meiner Frau und meinem Sohne ſchuldig, antwortete Reimbold, weil ich damals noch nicht genug beſaß, um die Zukunft der Meinigen geſichert zu wiſſen. Freilich haben ſich nachher meine Beſitzthümer durch meine Thätigkeit unendlich vermehrt. Wir ſind ſehr wohlhabend geworden und ich darf wol ſagen, daß ich den Meinigen gute Tage bereitet habe. Als die Wirrſale der erſten Zeiten unſerer Ehe ſich löſten, haben wir glückliche, frohe Jahre verlebt.

Aber hat nicht Gott Ihre Unthat an Ihrem eigenen Sohne geſtraft? fragte der Baron. Haben Sie an ihm nicht daſſelbe Schickſal erlebt, das Sie einer alten Familie zugefügt? Ja, ſind Sie nicht noch ſchlimmer gezüchtigt worden? Sie ſtehen als alter Mann kinderlos da!

Ja, leider Gottes, kinderlos bin ich. Ich habe meinen Adolf verloren, klagte Reimbold erſchüttert und eine Thräne trat ihm in die Augen. Er ſchwieg.

Sie haben an ihm denſelben Fall erlebt, ſprach ſein Gegner, der ſich an ſeinem Schmerze zu weiden ſchien.

Er liebte unter ſeinem Stande, es war nur ein einfaches, von Ihnen angenommenes Waiſenkind, Ihres verſtorbenen Förſters Tochter, dem er ſein Herz zugewandt hatte. Sie wollten ihm die Heirath nicht geſtatten. Da hat er ſich heimlich mit dem Mädchen in die weite Welt gemacht. Keiner hat mehr von ihm gehört. Er iſt verſchollen. Wer weiß, wo ihn Wind und Wellen verdorben haben? Hier dieſes Haus blüht wenigſtens in ſeinen Sproſſen fort, das Ihrige ſtirbt mit Ihnen aus.

Leider ſind die Thatſachen, die Sie anführen, wahr, erhob jetzt Reimbeld das Wort. Nur liegen die Gründe anders. Ich hatte nichts gegen das Mädchen. Der Stand des Vaters war mir ganz recht, denn ich weiß recht gut, daß wir alle von demſelben Menſchenpaare ſtammen. Aber durfte ich einem Jungen von achtzehn Jahren erlauben, ſich mit einem Mädchen von ſechzehn zu verheirathen? Das forderte der Trotzkopf von mir, und als ich ihm die Erlaubniß verweigerte, da brach ein Unglück aus, das ich unmöglich zu verhüten vermochte. Wie können Sie dieſen Fall mit unſerer Verbindung vergleichen, die in reifen Jahren mit vollſtem Bewußtſein geſchloſſen wurde?

Gleichviel! ſprach der Baron, es war Gottes Strafe. Auch Ihre Frau iſt darüber zu Grunde gegangen, wie mein ſeliger Vater über den Verluſt ſeiner Tochter.

Und doch konnte ich als braver Mann nicht anders handeln, entgegnete der alte Herr zerknirſcht. Mag aber der Himmel gerichtet haben, ſo hat ſein Spruch mich härter getroffen wie Sie und Ihr Haus. Es iſt genug des Unheils geſchehen. Das Gras wächſt jetzt ſchon manches Jahr über den Gräbern. In dem letzten Grabe aber ruht mein Weib, das zugleich Ihre leibliche Schweſter war. Laſſen Sie uns Frieden darüber ſchließen! Es wird für Sie und für mich zum Heile ſein.

Aufs neue ſtreckte er die Hand aus. Der Baron ſchien auch bewegt. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann ſtellte er ſich vor den Schwager und ſprach, indem er die Hände auf dem Rücken zuſammenlegte: Ich habe noch mehr Klagepunkte. Zweimal kam ich in den Fall, liegende Gründe zu verkaufen. Sie haben die Aecker, Wälder und Wieſen angeſteigert, und wie es mir ſcheint, nicht weil Sie dieſelben nöthig hatten, denn ich weiß, daß der Gewerbs- und Kaufmann ſein Geld beſſer anlegen kann, ſondern weil Sie ſich mir zum Hohn und Spott in Beſitz all jener Liegenſchaften ſetzen wollten, die einſt zu Haus Bullenheim gehörten.

Und wenn nun gerade das Gegentheil der Fall wäre? rief jetzt Reimbold. Wenn ich die Abſicht gehabt hätte, das Gut nicht zerſtückeln zu laſſen, was ſonſt ohne Zweifel der Fall war? In der That habe ich aus Liebe zu meinem Weibe die Beſitzthümer Ihrer Familie angekauft, und ich bin auf der Stelle bereit, das erworbene Gut wieder an die Familie abzutreten, wenn Sie es zurückerwerben wollen, Herr Baron.

Dieſes Anerbieten überraſchte den Baron. Es konnte darin kein Hohn auf die zerrütteten finanziellen Verhältniſſe des Schloßherrn liegen, weil das Geſpräch einen zu ernſthaften Lauf genommen hatte. Tauſend Gedanken blitzten ihm durch den Kopf, die ihm die

Möglichkeit vorſpiegelten, wie das Erbe ſeiner Väter wieder zu ſeinem alten Glanze zu führen ſei. Aber wie war hier an einen Rückkauf zu denken? Er verlor ſich ſchweigend in ſeine Gedanken, aus denen ihn der nicht anerkannte Schwager aufweckte.

Laſſen Sie mich Ihnen auf den Weg helfen, Herr Baron! ſprach dieſer. Ihre Söhne ſind die Neffen meiner ſeligen Frau. Wenn Sie auch wollten, Sie können dies verwandtſchaftliche Verhältniß nicht in Abrede ſtellen. Geben Sie mir die Kinder, die brav, tüchtig und gutmüthig ſind, daß ich ſie in meine Geſchäfte einführe, zu denen ich noch eine Menge von Kräften gebrauchen kann, denn dieſelben haben eine größere Ausdehnung, als Sie wiſſen und vermuthen.

Wie können Sie denken, rief der Baron entrüſtet, daß ich die Erben meines Namens dem Gewerbe widmen werde?

Auch nicht, fragte Reimbold weiter, wenn ich, der kinderloſe Mann, mich verpflichte, ſie nach meinem Tode zu Erben desjenigen Grundbeſitzes einzuſetzen, der einſt zu Schloß Bullenheim gehörte?

Nie und nimmermehr! klang die entſcheidende Antwort. Der Schuſter bleibt bei ſeinem Leiſten. Adel iſt Adel!

Trotz dieſem beleidigenden Beſcheid blieb Reimbold liebevoll und ließ ſich zu neuen Vorſchlägen herbei. Sie mögen Ihre vollbegründeten Anſichten in Betreff des Standes haben, ſprach er ſanft, aber das müſſen Sie mir doch geſtehen, daß jeder tüchtige Menſch eine fruchtbringende Beſchäftigung ſuchen muß. Auch für den Adel unſerer Zeit gibt es ehrenhafte Arbeit genug in Staat und Heer, denn Jagd, Fiſcherei, Fahren und Reiten, Schieß- und Schachſpiel kann ich nur als gelegentliche Vergnügungen anſehen, welche die leeren Stunden ausfüllen. Entſchließen Sie ſich alſo, daß Ihre Söhne ſich der Verwaltung oder dem Kriegsdienſte widmen. Ich bin alsdann gern bereit, ihnen die Mittel an die Hand zu geben, um eine ſolche Laufbahn einzuſchlagen. Auch werde ich in meinem Teſtament nicht vergeſſen, daß ſie die Neffen meiner ſeligen Frau ſind. Aber darauf muß ich dringen, daß ſie zu nützlichen, arbeitſamen Menſchen erzogen werden, denn was ich ſauer erworben habe, kann und darf ich nicht in die Hände von Menſchen geben, deren Kopf nicht Maß und Regel weiß.

Aber auch dieſe Lockung übte keinen Einfluß auf die ſtarren Anſichten des Edelmanns, der von Jugend auf in andern Grundſätzen aufgezogen war. Er nahm ſogar ein überlegenes Lächeln an und erwiderte: Sie mögen aus Ihren Erfahrungen ganz richtige Principien für bürgerliche Exiſtenzen geſchöpft haben. Ich will ſogar Ihr Wohlwollen nicht in Abrede ſtellen, aber Sie werden mir erlauben, an denjenigen Principien feſtzuhalten, welche ich durch mein ganzes Leben gepflegt habe. Dem Freiherrn geziemt eine andere Erziehung wie dem Handelsmann. Auch würde es einem adelichen Hauſe ſchlecht anſtehen, ſich von einem bürgerlichen Manne beihelfen zu laſſen, was ich übrigens — und hier accentuirte er jedes Wort — auch gar nicht nöthig habe.

Sie weiſen alſo auch die Erbſchaft von der Hand? fragte Reimbold.

Der Baron bedachte ſich, dann ſprach er zögernd: Ich weiſe ſie von der Hand, ſoweit ich über die Zukunft der Kinder zu beſtimmen habe.

Wohl, ſo verlieren wir kein Wort mehr über dieſe Sache! erwiderte der Gewerbsmann. Aber vielleicht entſchließen Sie ſich, mir Felicitas zur Verſorgung zu geben?

Felicitas? ſagte der Baron erſtaunt. Dann murmelte er vor ſich hin: Die Herzogstochter von Lützelburg!

Reimbold fuhr fort: Ich weiß nicht, wie es iſt, aber das Mädchen hat ſich mir in wunderbarer Weiſe ins Herz geſchlichen. Wenn ich ſie ſehe und höre, kommt eine ſeltſame Rührung über mich. Sie iſt ſo froh, ſo hell, ſo munter. Ich liebe das Kind unendlich. Sie aber haben Ihre Laſt mit einem Charakter, der nicht zu Ihnen paßt und paſſen wird.

Woher wiſſen Sie das? rief der Schloßherr.

Ich weiß noch mehr, lautete die Antwort. Das Mädchen iſt gar nicht Ihre Tochter.

Der Baron war erſtarrt vor Staunen.

Freilich gilt ſie, fuhr Reimbold fort, als Zwillingsſchweſter Ihres Felix. Aber ſie wurde Ihnen nur in der Nacht, als die Frau Baronin des Knaben genas, vor die Thür gelegt. Dort haben Sie das Kind ſelbſt gefunden und ſelbſt aufgehoben. Und dann haben Sie es zu Ihrer Gemahlin gebracht und mit ihr berathen, was Sie mit dem älternloſen Wurm anfangen ſollten. Bei Gott, es war ein ſchöner Zug Ihres Herzens, daß Sie übereinkamen, der Findel vor der Welt ehrbare

Aeltern und einen guten Namen zu geben! Das war mehr als adelich, das war menſchlich.

Und woher wiſſen Sie das? rief der erſtaunte Edelmann.

Das laſſen Sie mein Geheimniß ſein, ſprach der Gewerbsmann. Genug, daß ich es weiß. Gott wird Ihnen die gute That ſegnen.

Faſt hätte jetzt der Baron laut aufgerufen: Die Herzogstochter von Lützelburg! Er zerdrückte das Wort im Munde, aber ſeine Augen ſtrahlten.

Haben Sie denn nie etwas von Felicitas' Herkunft gehört? forſchte jetzt Herr Reimbold.

Niemals! ſprach der Baron.

Geben Sie mir das Mädchen! bat der Greis.

Was Gott mir verliehen hat, will ich behalten! ſprach der Edelmann entſchieden, aber nicht etwa, weil er das Kind, das ihm wirklich mit ſeinem offenen, freien und unbefangenen Weſen Sorge machte, beſonders liebte, ſondern weil er immermehr an eine wunderbare Auflöſung zu glauben anfing.

So ſind denn alle meine Bitten vergebens? forſchte Herr Reimbold mit einem Seufzer. Haben Sie aber ſonſt kein Anliegen an mich? Sie wiſſen, daß ich die Gegend verlaſſe. Kann ich Ihnen vor meiner Abreiſe in irgendeiner Weiſe dienen? Bedürfen Sie meiner Hülfe, meines Beiſtandes? Haben Sie Geld — —

Reden wir nicht von ſolchen Dingen! entgegnete der Baron ernſt. Ich habe alles genug!

So erſuche ich Sie, daß Sie ſich wenigſtens an mich wenden, wenn Sie einen Wunſch haben.

Uns trennt eine zu hohe Scheidewand, ſagte der Edelmann, ſich mit Stolz erhebend.

Die hoffentlich nicht ſo groß iſt, daß wir uns die Hand hinüberreichen, ſchloß der Greis mit ſo innigem Ausdruck, daß der Baron ihm nicht widerſtehen konnte.

Er ergriff die zum dritten mal gereichte Rechte des alten Herrn und ſagte: Sie ſind ein Ehrenmann, aber unſere Wege müſſen ſich ſcheiden.

Reimbold verließ das Thurmzimmer, ohne daß der Baron, auf den dieſe ungewohnte Unterhaltung einen tiefen Eindruck gemacht zu haben ſchien, ihm folgte, und trat in den Ritterſaal, wo er die ganze Geſellſchaft gerade ſo wiederfand, wie er ſie verlaſſen hatte. Der würdige Paſtor war bemüht geweſen, eine flüſſige Unterhaltung herbeizuführen, was ihm auch in dem Maße gelungen war, wie es überhaupt bei Leuten, die ſo abgeſchloſſen und abgeſchieden von der Welt lebten, in der Thunlichkeit lag. Die Baronin wußte in der That nicht recht, wie ſie ſich bei andern Leuten benehmen ſollte, da ſie ſeit ihrer faſt zwanzigjährigen Ehe nur mit ihren nächſten Angehörigen und Dienſtboten und höchſtens noch mit dem Geiſtlichen geredet hatte. Ernſt Bracht hielt es unter dieſen Umſtänden auch für das Beſte, eine gewiſſe Zurückhaltung zu bewahren. Er bewunderte und durchforſchte nur die Alterthümer des Gemachs, da er wirklich der antiquariſchen Liebhaberei ergeben war. Zwiſchenher aber verwendete er faſt kein Auge von der hübſchen blonden Felicitas, die ſich allein friſch, luſtig und munter geben ließ. Nach Herrn Reimbold's Eintritt bewegte ſich die Unterhaltung noch einige Zeit in dem gewohnten Gleiſe fort, ohne Gegenſtände zu berühren, die in den Lauf unſerer Geſchichte eingriffen. Dann empfahlen ſich die beiden Herren mit dem Geiſtlichen. Herr Reimbold und der Paſtor beſtiegen den Wagen, der noch immer an der Lindenallee vor der Brücke hielt, und flogen im Fluge über den graſigen Boden. Ernſt zog einen Spaziergang nach Hauſe vor. Er blieb ſtehen, bis unter Chriſtoph's Händen die Zugbrücke heraufgeknarrt war, und ſah ſich noch einmal nach dem Schloſſe um, wo Felicitas am Fenſter ſtand. Dann ſchlenderte er träumend durch das Thal und dem Dorfe zu.

Nun, wie ſind Sie mit dem adelichen Starrkopf fertig geworden? fragte der Paſtor den alten Herrn auf der Fahrt.

Wir haben uns zum Schluß die Hand gereicht, verſetzte der Gefragte.

Und Ihre Vorſchläge? forſchte der Geiſtliche weiter.

Sie wurden ſammt und ſonders in den Wind geſchlagen! antwortete Reimbold.

Ja die Bullenheimer und Bullenauer ſind eigenſinnig wie die Bullen, heißt ein Sprichwort in der Gegend, ſcherzte der Schwarzrock.

Laſſen wir ihm Zeit zum Nachdenken, meinte der Alte. Sie haben wol die Güte, ihn über acht Tage noch einmal zu erforſchen. Vielleicht haben ſich bis dahin ſeine Anſichten geändert.

Schwerlich, ſchwerlich! erwiderte der Geiſtliche kopfſchüttelnd.

Und dann vergeſſen Sie ja nicht, noch einmal recht genau nach Felicitas zu fragen, ſagte Herr Reimbold. Sie wiſſen, warum und wie ſehr es mir darum zu thun iſt, etwas Näheres über den Urſprung des Kindes zu wiſſen.

Ich fürchte, daß auch in dieſer Beziehung jede Nachfrage ſich in undurchdringliches Dunkel verliert, war die Meinung des Pfarrers. Je älter der Adel, je zäher der Junker.

In der That begab ſich der treffliche Geiſtliche am nächſten Sonntag in das Schloß zu dem Baron und nahm diesmal die proponirte Schachpartie an. Der Schloßherr ſiegte im Spiel und war in ſo trefflicher Laune, daß der Geſandte ſeine diplomatiſchen Fäden knüpfte. Durch den guten und braven Mittelsmann, der es auch an wohlwollenden Ueberredungen nicht fehlen ließ, wurden alle die Vorſchläge wiederholt, die wir bereits kennen, und ebenſo unbarmherzig verworfen. Auch über Felicitas war nichts weiter zu erfahren. Der Baron wollte in Gedanken an „die Herzogstochter von Lützelburg“ ſogar von dem Briefe, von dem der Paſtor erfahren hatte und der vielleicht als Aufklärungsmittel dienen konnte, nichts wiſſen. Die Kleidungsſtücke, in denen das Kind gebracht wurde, waren vollends nicht mehr aufzutreiben. Herr Reimbold ſah ein, daß fernere Schritte vergeblich ſein würden, und reiſte nach der Stadt. Die alte Todfeindſchaft war verſöhnt, aber der Abgrund zwiſchen dem adelichen und bürgerlichen Schwager klaffte ſo tief wie immer. Der Pfarrer hatte recht gehabt: Je älter der Adel, je zäher der Junker.

Sechstes Kapitel.

Nach einem ſo ereignißreichen Tage, wie er ſeit Jahren auf Schloß Bullenheim nicht mehr vorgekommen war, ſtellten ſich wieder ſtille Zeiten ein. In den meiſten Fällen, wo des rothköpfigen Chriſtoph ſtotternder Hornſtoß erklang, befand ſich ein Bewohner des Schloſſes vor dem Graben, um das Herunterfallen der ſtets in denſelben Tönen knarrenden Brücke zu erwarten. Mitunter freilich erſchien auch der würdige Pfarrer von Bullenau, um einen Beſuch bei dem Baron zu machen und eine Partie Schach zu ſpielen. Zu drei verſchiedenen malen war aber auch ein Fremder die Lindenallee hinaufgewandelt und hatte vor dem Eingang ſeine Anweſenheit durch allerlei Zeichen bemerkbar gemacht, bis das verhängnißvolle Horn erklang. Der Diener, der übrigens an Werktagen nicht in einer rothen, ſondern in einer grauleinenen Livree erſchien, hatte ihn dann angemeldet, ohne die Brücke herunterzulaſſen, und jedesmal, obgleich der Frager ſeine Beſuche zu den verſchiedenſten Zeiten machte, den Beſcheid gebracht:

D — d — d — die gnä — gnä — gnädige Herr — rrſchaf — ſchaf — ſchaft i — iſt nicht zu Hauſe!

Dieſer Fremde war aber niemand anders als Herr Ernſt Bracht. Nach der Abreiſe ſeines ſogenannten Oheims, der übrigens nur entfernt verwandt mit ihm war, hatte er es für ſeine Pflicht gehalten, ſeine Beſuche in Bullenheim zu erneuern, um den Beweis zu liefern, daß er geneigt ſei, gute Nachbarſchaft zu halten. Als er aber dreimal vergeblich dieſen Verſuch erneuert hatte, ohne zum Ziele zu gelangen, hielt er es für anſtändig, zunächſt den Gegenbeſuch des Barons abzuwarten und zu ſehen, wie derſelbe ſeine Abſichten aufgenommen habe. Freilich ließ dieſer ihn lange warten. Unterdeß unternahm der junge Mann aber ſtets neue Wanderungen in das einſame Waldthal, das ſogar nach und nach das Ziel aller ſeiner Ausflüge wurde. Ob ihn die bloße Freude an dieſer ſtillen Natur hierher trieb oder ob er in der That die um das Schloß liegenden Wälder und Wieſen, welche Eigenthum ſeines Oheims waren, zu inſpiciren hatte, läßt ſich ſo genau nicht entſcheiden. Jedenfalls warf er aber zwiſchenher manchen Blick nach den Fenſtern des Schloſſes, wo indeß niemand auf ihn Acht zu haben ſchien als ein junges blühendes Mädchengeſicht, das in dem Fenſter einer der kleinen Thürme bei der Handarbeit ſaß und mitunter jenes ſchmetternde Lied, das wir ſchon kennen, in das Thal ſang, dem der junge Mann dann auch wol eine Weile zu lauſchen pflegte. Kurz darauf unterſuchte er dann aber wieder äußerſt emſig den Stand der Saaten, der Wieſen und der Bäume.

Ernſt Bracht war keineswegs ein Neuling in der Gegend. Als Knabe hatte er ſchon ſeit längern Jahren die Ferien auf dem Gute ſeines Oheims zugebracht. Obgleich fünf Jahre älter als der älteſte Sohn des Barons, war er doch gern und oft mit den jungen Edelkindern in Wald und Feld zuſammengetroffen und hatte mit ihnen die Spiele der Jugend getheilt. Die kleinen Junker durften nämlich, bevor ſie in das Jünglingsalter traten, manche Ausflüge machen, welche die älterliche Zucht ihnen ſpäter unterſagte. Kinder aber fragen, geſellig wie ſie ſind, nicht nach Rang und Stand, und auch verſchiedenes Alter trifft ſich gelegentlich zuſammen. So fanden ſich denn die Buben, ſuchten im Frühling Vogelneſter, fingen im Sommer Schmetterlinge und zündeten im Herbſte Kartoffelfeuer an. Ernſt brachte Obſt und andere Leckereien aus ſeines Oheims Garten und Küche und war beliebt bei den jungen Baronen und der kleinen Felicitas, die damals die Fahrten der Knaben mitmachte. Ja er nahm die Schloßkinder zuweilen mit auf das Eiſenwerk, wo Herr Reimbold ſie ſtets reichlich mit hübſchen und ſogar werthvollen Spielſachen beſchenkte. Daß Ernſt ſelbſt niemals in das Burghaus hineingeführt wurde, fiel ihm in ſeinem jugendlichen Alter weiter nicht auf.

Aber aus Kindern werden Leute. Das mußte auch der junge Bracht erfahren. Die Lehre wurde immer ſtrenger. Er hatte die Aufgabe, die höhere Schule zu abſolviren, und wurde für längere Jahre auf eine Akademie für Handel, Gewerbe und Landwirthſchaft in eine entfernte Stadt geſchickt. Daran reihten ſich größere

Reiſen in das Ausland, von denen er erſt zurückkehrte, als er in Bullenau eintraf, um ſich in die Geſchäfte einzulernen. Freilich war dort alles im beſten Gange. Die Bureaux und Werkſtätten wurden von erprobten Führern geleitet. Der junge Mann hatte alle Muße, um ſich in die große Thätigkeit zu finden. Uebrigens zeigte er ſich überaus geſchickt und anſtellig für jede Arbeit. Dabei wußte er bald, was er wollte, und legte überall neben einer großen Geiſtesklarheit einen entſchiedenen Willen an den Tag. Was ihn noch beſonders beliebt machte, war ſeine große Menſchenfreundlichkeit. Die erſten und letzten Leute auf dem Eiſenwerke liebten und ſchätzten ihn wegen der trefflichen Eigenſchaften ſeines Herzens. Daß er dabei groß und ſchlank gewachſen war und in ſeinen Geſichtszügen jenes liebenswürdige Wohlwollen ſeines Oheims beſaß, gereichte ihm noch zu beſonderm Vortheile.

Der junge Mann hatte an einem ſchönen Herbſtabende wieder einmal eine Wanderung in die Gegend des Schloſſes vorgenommen. Die Luft ging friſch und erquicklich und der Himmel war von jener dunkeln Bläue, welche die Tage des September mit ſich bringen. Der Wald ſtand ſchon gebräunt und geröthet die Hügel entlang und fing immermehr an zu glühen, je tiefer im Weſten, der im weichen goldenen Glanze leuchtete, die Sonne unterſank. Als Ernſt in die Lindenallee einbog, hatte er alle Urſache, die vor ihm liegende Scene zu bewundern. Der Berg und das Schloß ragten im rothen Abendſcheine vor ihm. Aus allen Fenſtern blitzten ihm flammende Sonnenlichter entgegen. Er ſchwenkte links in die Wieſe, um den ſeltſamen Effect der Beleuchtung anzuſchauen. Sonſt pflegte er ſich wol an dieſer Stelle auf dem Boden zu thun zu machen, indem er bald ein Unkraut ausrupfte, bald einen Maulwurfshaufen vertilgte. Heute feſſelte ihn die umgebende Natur, die wie mit einem Heiligenſcheine übergoſſen vor ihm lag. Ob er auch mitunter nach dem Thurmfenſter ſah? Wohl that er es, aber ſein Spähen war umſonſt. Die Sonne ging unterdeß hinter dem Berge unter. Das Licht im Thal wurde matter. Er umkreiſte das Schloß und trat in den Wald, welcher ſich hinter demſelben erhob. Dort verfolgte er den Fußpfad, der ſich längs den Gräben der Burg nach dem Dorfe zog.

Anfangs führte der Weg bequem zwiſchen Wieſe und Wald hin, aber wo der Schloßweiher begann, klemmte er ſich eng zwiſchen den ſteil anſtrebenden Berg und das tiefe, dunkle Waſſer. Ernſt konnte ſich eines ſeltſam fremden Gefühls nicht erwehren, denn er befand ſich an einem unheimlichen Orte, zumal da ſich die Dämmerung immer geltender machte. Links flüſterte es im Walde, rechts liſpelte es in dem hohen Schilfe, das dürre Laub rauſchte unter ſeinen Füßen. Aus dem Weiher und aus dem Forſte ſah ihn die Finſterniß mit ſchwarzen Augen an. Es drängte ihn zu raſchern Schritten, da kam ihm mit einem mal eine helle Geſtalt in den Büſchen entgegen. Er erſchreckte, dann dachte er: Sei doch kein Narr! und ging friſch draufzu, indem er ſich bemühte, recht kräftig aufzutreten. Mit einem mal ſtand ein junges Mädchen vor ihm. Es war Felicitas.

Das Herz des jungen Mannes klopfte faſt hörbar bei dieſer ſo oft gewünſchten und jetzt ſo unerwartet eintretenden Begegnung. Mit Mühe ſuchte und fand er Worte: Wie, Fräulein Felicitas, Sie wandern noch ſo ſpät im Buſche und an dieſer unheimlichen Stelle? Faſt hätten Sie mich erſchreckt. Ihre Erſcheinung ſchwebte durch das Geſträuch wie eine Waldfrau!

Sie ſtand in ihrer ganzen jugendlichen Anmuth und Lieblichkeit vor ihm. Das Geſicht war leicht geröthet. Hatte ihr die Wanderung das Blut in die Wangen getrieben oder brachte die Begegnung mit dem jungen Mann eine Bewegung in den Saft, der ſeinen Sitz im Herzen hat, wir wiſſen es nicht. Aber ſie lachte hell auf und ſprach, daß es klang wie das Lied einer Walddroſſel: Ja, ich bin auch ſo eine Art Waldfrau oder vielmehr ein Waldmädchen. Nur treibe ich keine Spukereien, und Furcht iſt am allerwenigſten am Platze. Uebrigens wundert es mich ſehr, mein Herr Ernſt, daß du mich Sie nennſt. Wir ſind ja alte Spielkameraden. Du warſt mir immer ſo gut. Wie konnteſt du nur ſo fremd thun, als wir uns neulich ſahen. Kein Wort haſt du mit mir geſprochen, als wäre die Erinnerung an die Jugendzeit dir ganz durch den Kopf gegangen. Ich habe ſie nicht vergeſſen. Vor allen Dingen mußt du mich wieder Du nennen.

Es lag eine ſo unſchuldige Jugendlichkeit und eine ſo friſche Natürlichkeit in dieſen Worten, ſie klangen ſo frei von aller geſchminkten Koketterie, daß Ernſt ein wahrhaftes Entzücken fühlte. Wenn ich das darf, Felicitas, rief er aus, an mir ſoll's nicht fehlen. Wohl denke ich der Jugendzeit. Was warſt du für ein liebes munteres Geſchöpf! Gottlob, du biſt es noch. Nimm die Hand zu neuer Freundſchaft und —

Sie reichten ſich die Hände. Was hatte er da in ſeiner großen Hand für ein kleines, zierliches Händchen. Die Berührung durchzuckte ihn. Er hielt ſie feſt. Er konnte ſich nicht trennen von der lieben, ſchönen Hand.

Wo kommſt du denn her? fragte er das Mädchen.

Ei, vom Rabenſtein! war die Antwort. Aber du ſollſt es niemand ſagen, denn kein Menſch darf es wiſſen. Im Schloſſe iſt es immer ſtill und düſter. Da hört und ſieht man ja kein Sterbenswörtchen von der Welt da draußen, die doch ſo ſchön iſt und lacht und redet und glänzt. Sie wollen mich auch gar nicht hinauslaſſen. Da muß ich denn zuweilen durch die Hecken und Zäune brechen und mir heimlich einen Weg in das Leben ſuchen. Heute iſt der Vater mit den Brüdern auf der Jagd und die Mutter hat allerlei in der Wirthſchaft zu thun. Da bin ich denn fortgeſchlüpft und habe ein wenig in die Welt geſehen, von der man oben auf dem Rabenſtein ein gutes Stück überſchauen kann.

Und gehſt du oft auf den Rabenſtein? fragte Ernſt, dem das Herz wieder heftig klopfte.

So oft ich kann, erwiderte Felicitas. Sind der Vater und die Brüder draußen auf der Jagd, beim Vogelherd und Fiſchfang, und hat die Mutter mir keine beſondere Beſchäftigung gegeben, dann fliegt der Vogel aus dem Käfig und hat erſt Ruhe auf dem höchſten Berge der Gegend, deſſen Gipfel glücklicherweiſe nur ein Viertelſtündchen von der Burg liegt und zu dem ich den nächſten Weg durch das Gebüſch weiß.

Wie aber kommſt du denn über dieſes tiefe ſchwarze Waſſer? forſchte Ernſt weiter.

Sie wollte gerade antworten, als auf der andern Seite des Schloſſes der Hornſtoß erklang, deſſen Bedeutung wir kennen und der in dieſer Stunde die Rückkehr des Barons mit ſeinen Sproſſen verkündete. Felicitas riß ihre Hand aus der des jungen Mannes und rief: Jetzt iſt es die höchſte Zeit! Leb wohl! Auf Wiederſehen!

Sie ſchlüpfte durch das Gebüſch nach dem Rande des Weihers, ging an demſelben eine Strecke entlang, indeß Ernſt ſie mit ſeinen Blicken verfolgte. Dort gewahrte er eine alte Pappel, die der Sturm jenſeit des Grabens gebrochen hatte und deren Stamm nun wie ein Steg über das Waſſer lag. Das Mädchen wählte denſelben zur Brücke. Raſch, leicht und ſicher betrat ſie den gefährlichen Weg. Ernſt zitterte, als er die lichte Geſtalt über den ſchwarzen Weiher ſchweben ſah, aber ſie trippelte dahin, wie die Bachſtelze über einen dünnen Zweig läuft, und erreichte glücklich das entgegengeſetzte Ufer, wo ſie ſich gegen den Jugendfreund umwendete, ihm noch einen Gruß zuſandte und dann zwiſchen den Bäumen verſchwand.

Ernſt blieb noch eine Weile wie erſtarrt im Nachſehen ſtehen. Dann ſchlug er den Weg nach dem Dorfe ein. Was kümmerte ihn jetzt weiter das Flüſtern im Walde, das Liſpeln des Schilfs und das Rauſchen des dürren Laubes unter ſeinen Füßen. Er hatte keine Augen mehr für die ſchwarzen Augen der Finſterniß. Durch ſeine Seele floſſen quellende Ströme von goldenem Licht, die ihn zu einem andern Menſchen machten. Es war ein Wunder geſchehen. Aber wie ſollte er dies Wunder nennen? Er konnte ihm nicht Worte, Sprache, Begriff, Geſtalt geben. Wie er nach Hauſe gekommen war, er wußte ſich keine Rechenſchaft zu geben. Er verſchmähte Speiſe und Trank. Er ſchlief die ganze Nacht nicht einen Augenblick. Und doch war er nicht leidend und krank. Die Fülle des friſcheſten Lebens durchglühte und durchpochte ihn. Er hatte die dunkeln Stunden in ſchöner Helligkeit verbracht.

An den folgenden Tagen bezeichnete eine ſeltſame Haſt all ſein Thun und Treiben. Was ihm oblag, das vollbrachte er faſt athemlos. Dann ſtierte er in die Luft und war zerſtreut, bis ſich die Geſchäftigkeit ſeiner Umgebungen wieder mächtig an ihn herandrängte und ihn zu erneuter Heftigkeit in der Arbeit drängte. Er verdämmerte und wirkte den Tag aber nur für den Abend. Sobald ihm das Pflichtgefühl nur halb ſagte: Jetzt iſt es genug! ſo nahm er den Hut und ſtürmte hinaus. Er umſchlich das Dorf von der Ebene her, denn er wollte ſich aus einer gewiſſen Scheu und Scham nicht im Dorfe zeigen, und verlor ſich im Walde. Auch dort folgte er nicht den gebahnten Wegen, ſondern lenkte den Schritt kreuz und quer durch Stämme und Sträuche, aber immer bergan. Das Ziel all dieſer wirren athemloſen Fahrten war der Rabenſtein.

Drei Abende hintereinander hatte er ſtundenlang dort geſtanden. Sonſt beſtieg man dieſen Berg, der mit ſeiner Baſaltkuppel hoch aus der Hügelkette heraufragte, um ſich der weiten freien Ausſicht zu erfreuen. Sein

Auge war blind, ſein Ohr war ſtumm für die ferne Welt. Er lauſchte und forſchte nur in die Nähe. Wo ein Hauch das Gezweig bewegte, war ſein Geſicht, wo ein Vogel durch die Blätter huſchte, war ſein Gehör. Aber Zweige und Vögel ſchienen ihn zu verhöhnen. Die tiefe dunkle Nacht fand ihn dreimal oben auf dem Gipfel. Dreimal taſtete er ſich über Wurzeln und Steine den Pfad hinab nach dem heimiſchen Hauſe.

Aber er ging doch auch zum vierten mal. Hinter dem Dorfe begegnete ihm der Schäfer mit ſeiner Heerde. Weiterhin ſchritt er durch ein Kleefeld und ſein Auge fiel von ungefähr auf ein Vierblatt. Als er durch den Wald die freie Höhe erreicht hatte, klang ihm das Geſchrei der Kraniche ins Ohr. Er ſah in die Luft und fand den Zug, der von links nach rechts in den Süden zog. Das alles waren gute Zeichen aus dem Volksglauben. Er ſetzte ſich auf einen Stein. Da raſſelte es ſeitwärts durch den Buſch. Es waren regelmäßige menſchliche Tritte. Ein helles Kleid glänzte durch die Zweige. Im nächſten Augenblicke erreichte Felicitas den Gipfel.

Ei, da biſt du ſchon! rief ſie ihm entgegen.

Haſt du mich denn erwartet, Felicitas? fragte Ernſt verwundert, der ihr wieder die Hand bot und ihre Rechte feſthielt wie unten am Weiher.

Freilich habe ich dich erwartet, antwortete ſie. Wir haben uns ja ſoviel zu erzählen. Wir wollen überhaupt wieder gute Freundſchaft halten. Ich muß etwas anderes ſehen und hören als das alte Schloß. Komm, wir wollen uns ſetzen!

Sie nahmen auf einem vorſpringenden Steine Platz und legten Hand in Hand. Der Faden des Geſprächs war bald gefunden. Sie machte überhaupt die Unterhaltung leicht, denn ſie plauderte allerliebſt. So vertieften ſie ſich in die unſchuldigen Spiele ihrer dämmernden Kindheit. Sie ſchaute hinab in das Land und ſuchte die Ortſchaften, die Kirchen, die Schlöſſer in der Ferne. Dann machte ſie dem jungen Manne Mittheilungen aus dem ernſten, einförmigen Leben in ihrer Familie. Ernſt aber mußte von ſeinen Lehrjahren und ſeinen Reiſen in fremde Länder erzählen. Wie raſch verfloß die Zeit, bis der Abend dunkelte und bis ſie zur eiligen Heimkehr in das Schloß aufbrach! Da erreichten ſie denn auf einem ſteilen Wildpfad in wenigen Minuten den Weiher, wo ſie in zierlichſter Eile über die alte Pappel in den Garten glitt.

So kamen glückliche Tage für beide, denn ſie ſahen ſich jetzt an den hellen, goldenen Herbſtabenden öfter auf dem Rabenſtein. Bald wußten ſie alles von einander. Keiner hatte dem andern eine Falte der Seele verſteckt. Zwei gute, reine Kinderherzen lagen voreinander offen.

Da lehnte ſie einmal ihr blondes Lockenköpfchen an die Schulter des Freundes und ſagte: Weißt du auch, Ernſt, daß ich dich vor allen Menſchen am liebſten habe?

Im Innern des jungen Mannes jauchzte es laut auf. Er legte ſeinen Arm leidenſchaftlich um das ſchöne Kind und rief: Und ich liebe dich über die Erde und den Himmel hinaus.

Sie hielten ſich feſt umſchlungen und ihre Lippen fanden ſich zu einem langen Kuß.

Wer zählte die Händedrücke, die Umarmungen, die Küſſe, die geſtammelten ſüßen Worte, die ſich jetzt folgten! Zwei Kinder traten darin in das Bewußtſein des Lebens. Dies Leben war das Paradies.

Weißt du noch, rief ſie dann, wie wir uns das erſte mal wiederſahen? Du warſt mit deinem Onkel auf dem Rabenſtein. Wir hatten aber im Schloſſe den Abend vorher die Geſchichte von der Herzogstochter von Lützelburg geleſen. Und ſie erzählte ihm in der Eile den Inhalt, dann aber fuhr ſie fort: Ich träumte nun in der Nacht, ich ſäße auf dem Rabenſtein und es kämen ſchöne Ritter und begrüßten mich als Herzogstochter von Lützelburg. Mein Bräutigam aber ſtand neben mir. Voll von dem Traume lief ich am andern Tage aus der Kirche hier auf den Berg und da fand ich dich mit deinem Oheim.

Wie ſchön du träumen kannſt, du liebe Herzogstochter von Lützelburg! rief Ernſt, ſie an ſich ſchließend.

Und wie wahr die Träume ſind! ſprach das Mädchen. Das gab neue Urſache zu Liebkoſungen.

Dann wollte er, ſie ſolle das Lied ſingen, das er oft aus ihrem Fenſter tönen gehört habe. Aber ſie meinte, ihre Stimme ſei zu ſtark, ſie würde in das Schloß dringen und ihre Abweſenheit verrathen. Nur den Text theilte ſie ihm mit. Er mußte nachſprechen. Wie ſelig riefen ſie da zum Schluß: Sei gegrüßt, du ſüße Liebeszeit!

Aber ſie vergaßen ſich diesmal ſelber darüber. Sie koſten über die Stunde der Heimkehr. Plötzlich ſah Felicitas, daß die feine Sichel des Mondes durch die Zweige der Eichen blinkte. Sie ſprang auf, wie ein ſcheues Reh. Ernſt folgte. Sie erreichten den Weiher athemlos. Glücklicherweiſe erhellte das junge Licht ihren Pfad und es zeigte dem Mädchen auch den gewohnten Steg.

Um Gottes willen, nimm dich in Acht, rief der Liebende, indem er ihr zum Abſchied einen letzten Kuß gab.

Sei unbeſorgt! flüſterte ſie und betrat den Baum, auf dem ſie vorſichtig voranſchritt. Sie war bis über die Mitte gegangen, da erſchien in den Büſchen des entgegengeſetzten Ufers die lange hagere Geſtalt des alten Barons. Was treibſt du für Unfug, Felicitas? rief er mit dröhnender Stimme aus.

Und Felicitas ſchwankte, ſtieß einen grellen Schrei aus, ſtürzte in die ſchwarze Flut und verſchwand unter dem Waſſer, das nach allen Seiten aufziſchte.

In demſelben Augenblick ſprang Ernſt in den Graben, ſchwamm mit ein paar Stößen zu der Stelle, wo das Mädchen geſunken war, und tauchte unter.

Der Baron aber ſtand die Hände ringend am Ufer und ſchrie: Weh, die Herzogstochter von Lützelburg!

Siebentes Kapitel.

Ernſt Bracht erwachte am andern Morgen in dem weichen trefflichen Bette ſeines eleganten Schlafzimmers. Er that die ſchönen blauen Augen groß auf und ſchaute verwundert um ſich, denn es wurde ihm nicht leicht, nach dem langen tiefen Schlummer gleich zum vollen Bewußtſein zu kommen. Freilich, er hatte auch am geſtrigen Tage ſo viel Neues und Ungewohntes erlebt, daß die Erinnerungen ſich zu maſſenhaft thürmten. Freude, Seligkeit, Luſt und Schrecken, Ernſt, haarſträubendes Entſetzen lagen dicht nebeneinander. Es überlief den jungen Mann heiß und kalt, als er ſich die Reihe der Bilder ſeit dem Sturze des Mädchens in das dunkle ſchwarze Waſſer am Geiſte vorüberführte.

Dem kühnen, muthigen Schwimmer war es glücklicherweiſe gelungen, Felicitas, die noch einmal auftauchte, zu erfaſſen. Er ruderte mit der bereits Ohnmächtigen unter verzweiflungsvoller Anſtrengung aller Kräfte dem Ufer zu, wo der alte Baron mit ſchreckensſtarren Mienen harrte. Ernſt griff nach den vorſtehenden Baumzweigen und hielt den leichenartigen Körper der Geliebten über dem Waſſer. Jetzt erſt merkte der Edelmann, daß er helfen könne. An den Rand des Weihers tretend, zog er das von Waſſer triefende Mädchen hinauf und legte es auf den Raſen. Der junge Mann war mit einem Sprunge an ihrer Seite. Er ſtieß einen ſchrecklichen Schrei aus. Dann warf er ſich über die Geſtalt, die ſich nicht regte, und rieb ihr Hände, Stirn und Augen. Er hauchte ſie an, er rief wie wahnſinnig lauter Schmeichelworte durcheinander. Mein Herz, mein Kind, mein Stern, mein Engel, erwache! Er bückte ſich über den Mund und küßte ihn. Da ging ein leiſes Athmen durch die Bruſt, ſie ſchlug die Augen auf, ſie lächelte den Geliebten, der über ihr hing, ſelig an. Sie lebte. Er jauchzte und drückte ſie leidenſchaftlich an ſein Herz, das mit ſeinem Pochen ſchier die Bruſt zerhämmern wollte.

Und auch jetzt in der Erinnerung jauchzte er noch einmal laut auf.

Den Baron hatte während dieſer Zeit der Schrecken gelähmt. Jetzt lähmte ihn das Staunen über die Scene, die ſich vor ſeinen Augen entwickelte. Aber er fand keine Worte. Völliges Schweigen feſſelte ihm Zunge und Lippen. Er ließ es ſogar zu, daß Ernſt das Mädchen aufhob und dem Schloſſe zuführte, während er ſteif und zögernd folgte. Erſt an der Thür hatte ſich der alte Herr gefunden und geſprochen: Hier werden Sie mir erlauben, die Pflege meiner Tochter ſelbſt zu übernehmen!

Lag in dieſen Worten nicht ein beleidigender Sinn? Heute wollten ſie dem jungen Träumer nicht gefallen.

Geſtern aber in einem Momente der höchſten Aufregung hatte er nichts Arges darin gefunden. Auch fühlte er gerade die Wirkung des kalten Bades in dem kalten Herbſtwinde und verlangte nach warmen Kleidern. So hatte er Felicitas nochmals zum Abſchiede geküßt, dem Baron eine Verbeugung gemacht und war, von Chriſtoph geleitet, während die erſchreckte Baronin und die Söhne das Mädchen mit Lichtern auf der Treppe empfingen, der Zugbrücke zugeſchritten, über die er im raſchen Laufe der Heimat entgegeneilte. Er hatte ſich dann ins Bett geworfen, ein paar Gläſer heißen Punſch getrunken und wie ein junger Gott in den Tag hineingeſchlafen.

Und als er erwachte, da war er erſt recht im Himmel. Freilich peinigten ihn die kalten Worte des Barons. Auch der Umſtand, daß er mit keinem Worte in das Schloß geladen wurde, fiel ihm auf. Dann aber ſchlug er ſich dieſe Gedanken aus dem Kopfe. Er entſchuldigte die Verwirrung mit der Aufregung des Moments. Seine Bedenken konnten nur Nachtgeſpenſter ſein. Ja, alles mußte gut und glücklich werden. In ſeinem Innern jubelte es: Triumph! Das Bewußtſein, nicht allein ein liebes, ſüßes Herz ſein zu nennen, ſondern dies Herz auch aus dem ſichern Tode in ein neues Leben zurückgeführt zu haben, machte ihm die Seele voll, froh und hell. Dadurch hatte er ſich die verſchloſſenen Thüren des Schloſſes ſiegreich geöffnet. Es war ihm ein unverwerfbares Anrecht auf den Beſitz des lieblichen Edelkindes erworben. In der That ſchien das der Baron auch einzuſehen, denn er hatte ja mit keinem

Worte Einſpruch gethan, als den Jüngling die Liebe und Leidenſchaft übermannte, daß er ſich zu Küſſen und Liebkoſungen hinreißen ließ. Es waren lauter weltſtürmende Gedanken, die das junge Haupt dachte.

Mit dem ſeligſten Gefühle ſprang er auf, öffnete das Fenſter, durch welches die friſche Morgenluft eindrang und ihm das Haupt kühlte, und warf ſich in die Kleider, um ſobald wie möglich nach Bullenheim zu eilen. Dann klingelte er dem Bedienten, der ihm mit dem Frühſtück ein Billet überbrachte. Er brach es auf und las:

> „Herr Ernſt Bracht! Ich danke Ihnen für die Rettung meiner Tochter, aber ich verachte Sie, weil Sie das Herz des Kindes zu bethören wagten. Unterſtehen Sie ſich nicht, weitere Schritte zu verſuchen, ſonſt wird Ihnen die angemeſſene Züchtigung angedeihen laſſen
>
> der Baron von Bullenheim
> zu Bullenau.“

Ein adelicher Dank! rief der junge Mann, indem er zornig mit dem Fuße ſtampfte. Er fiel plötzlich aus allen Himmeln. Er hätte in die Luft ſpringen mögen. Wüthend wie ein erzürnter Löwe ſchritt er durch das Zimmer.

Und nicht einmal ein Wort fügte der Alte hinzu, wie Felicitas ſich befinde. Hatte ihr der Unfall nicht geſchadet? War ſie nicht krank geworden? Die ſchwärzeſten Gedanken kamen über ihn. Er hatte nicht Raſt und Ruhe. So lief er durch das Haus, warf ſich über die Seſſel, legte ſich in die Sofas. Dann ſtürmte er in den Garten hinaus, ſtarrte in die Teiche und Springbrunnen, zerrupfte die herrlichen Blumen und lief dann wieder wie wahnſinnig hin und her. Freilich, jugendliche Liebe geberdet ſich wild in Luſt und Leid. Nachricht von der Geliebten mußte er aber um jeden Preis haben. Sollte er einen Boten ſchicken? Sollte er den Arzt bitten, das Mädchen zu beſuchen? Beide konnten abgewieſen werden. War es nicht ſogar zweckmäßig, mit einigen handfeſten, rüſtigen Arbeitern aus dem Eiſenwerke vor das Schloß zu rücken und den Eintritt gewaltſam zu erzwingen? Hatte er nicht um ſo mehr das Recht hierzu, als der alte Baron durch ſeine Unvorſichtigkeit das Unglück herbeigeführt hatte, während er ſelber der Retter des Mädchens wurde, wodurch ihm doch ihr Leben mit angehörte? Erſt zuletzt dachte er an den Pfarrer von Bullenau. Das war denn der richtige Gedanke. Er eilte ſpornſtreichs in das Pfarrhaus. Der Geiſtliche konnte ſeinen Auftrag nicht eilig genug erfüllen. Er begleitete und erwartete ihn von Angſtſchweiß triefend am Eingang in die Lindenallee. Endlich kam der würdige Herr aus dem Schloſſe zurück. Alles ſtand nach Wunſch. Felicitas war friſchauf. Ernſt dankte ihm tauſendmal, jedoch dem Baron ſchwur er Vergeltung und Rache.

Wie ſtand es aber mit Felicitas? In der That war ſie mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Das kalte Bad und die darauffolgende Beſinnungsloſigkeit hatten ihr keinen Schaden gethan. Durch das warme Bett und einen erregenden Thee war die friſche jugendliche Kraft ſchon am andern Morgen wieder in das Gleichgewicht gebracht werden. Und auch der ſonſt ſtrenge und engherzige Vater legte eine ſo außergewöhnliche Milde an den Tag, daß ſie ſich nicht genug wundern konnte. Freilich hatte er durch Chriſtoph gleich die Brücke des Pappelbaums über den Graben vertilgen laſſen. Alsdann fielen auch harte Worte gegen den bürgerlichen Freund, ſie ſelbſt aber wurde in auffallender Weiſe geſchont. Wäre Felicitas wirklich ſein eigenes Fleiſch und Blut geweſen, ſo würde er ſchon anders aufgetreten ſein. Seit ihrem Traum von der Herzogstochter von Lützelburg betrachtete er ſie aber als ein Wunderkind, von deſſen Schickſalen er das Heil und Glück des Hauſes abhängig glaubte. Wäre dieſer Traum nicht geweſen, wer weiß, ob er ſie nicht dem Herrn Reimbold abgetreten hätte, der ja doch um das Geheimniß wußte, denn er liebte ſie eigentlich nicht, ſie ſtieß ihn im Gegentheil ab. Neben ſeinem religiöſen Glauben hatte nämlich der Baron durch die Erziehung, die er erhielt, auch ein gutes Theil von Aberglauben eingeſogen, denn die Legenden und Wundergeſchichten, mit denen ſeine jugendliche Phantaſie genährt worden war, ſtanden ihm als zweifelloſe Thatſachen feſt, was er namentlich dadurch bewies, daß er ſeine Söhne in denſelben Grundſätzen zu unterrichten ſtrebte. Nun hatte Felicitas aber dieſen Traum auch an einem ereignißvollen Tage geträumt. Sie war es ferner geweſen, welche den ſchon faſt verloren gegebenen Geldbrief brachte. Selbſt in dem Sturz ins Waſſer und der eigenthümlichen Rettung ſah er ein neues Wunder. Alles ſchien darauf hinzudeuten, daß ſie ein Kind noch vornehmern Standes war als desjenigen des Barons. Ja ſie mußte neuen Segen in das zerrüttete Haus bringen! Er theilte ſeiner Frau noch in derſelben Nacht dieſe Anſichten mit und traf in ihrem frommen Gemüth dieſelbe Gläubigkeit. So ließ ſich denn das milde Verfahren gegen das Mädchen auf natürlichem Wege erklären. Aber zugleich wurden in dieſer Nacht ſehr entſcheidende Entſchlüſſe gefaßt. Vor allen Dingen galt es jetzt, über Felicitas die ſtrengſte Hut zu verhängen und ſie nie mehr aus den Augen zu laſſen. Denn, geſetzt den Fall, daß ihre vermeintlichen hohen Aeltern erſchienen, um ſie zurückzufordern, welche Verantwortlichkeit hätte dann auf den Bewohnern von Schloß Bullenheim gelegen, wenn ſie das Kind nicht rein und unangetaſtet zurückgeben konnten! Es ſchien aber um ſo mehr nöthig, auf der Wacht zu ſtehen, als wirklich ſchon ein niedriger Verführer es verſucht hatte, die Sinne des Mädchens zu verwirren. Arme Felicitas! Da ſaß ſie denn feſt und ſicher in wohlverſorgtem Käfig. Die Frau Baronin von Bullenheim zu Bullenau, welche mit ihrem gütigen Herzen ſonſt dem Mädchen, dem ſie in der That herzlich gewogen war, den freieſten Spielraum gelaſſen hatte, entwickelte in ihrem Hüteramte jene Eigenſchaften der Geduld und Zähigkeit, die ſie überhaupt als Hausfrau auszeichneten. Felicitas durfte nicht von ihrer Seite. Des Tages hockte ſie mit dem Kinde im Thurme oder ließ ſich von der Tochter durch das Haus begleiten. In der Nacht wurde das Thurmgemach, welches ihr zum Schlafzimmer diente, zugeſchloſſen. Verlangte das Mädchen nach einem Spaziergange in die friſche Luft, ſo führte die Mutter ſie in den dumpfigen Garten hinaus. Welch ein ſchrecklicher Unterſchied war zwiſchen den Stunden, die ſie mit Ernſt auf dem Rabenſtein verbrachte, und denen, wo ſie die enge Haft des Hauſes, das wie ein Kerker drückte, ſpürte! Nach dem grellen Lichte brach tiefdunkler Schatten herein. Sie wurde ſtill und magerte ab, denn keine Botſchaft von dem Geliebten kam herein, keine Botſchaft an den Geliebten flog hinaus. Aber zweifeln konnte ſie doch gottlob! nicht. Wenn die Mutter ihre Blicke der Handarbeit zuwandte, ſo flogen die ihrigen oft durch die Ritzen der verhangenen Fenſter, und da geſchah es denn nicht ſelten, daß ſie den Geliebten über die Wieſen oder am Rande des Waldes ſchreiten ſah. Einmal, als die Baronin das Zimmer verlaſſen hatte, fand ſie ſogar Gelegenheit, das Fenſter zu öffnen und mit dem weißen flatternden Tuche leidenſchaftliche Grüße hinabzuwehen, die Ernſt bemerkte und mit lebendigen Zeichen erwiderte.

Auch der Baron ſpielte den gelegentlichen Wächter des armen Mädchens, indem er zuweilen ein ſtrenges Examen anſtellte, bei dem Felicitas ſich aber ſo kühl und vorſichtig zu benehmen wußte, daß er beinahe die Hoffnung ſchöpfte, ſie habe den leichtſinnigen Verführer vergeſſen. Im übrigen lag er mit ſeinen Söhnen jenen Vergnügungen ob, welche der Herbſt mit ſeinen friſchen Tagen dem wahren Edelmann in ſo reicher Fülle bietet. Das edle Weidwerk und die feine Fiſcherei waren jetzt an der Tagesordnung. Zu dem erſtern gaben die wildreichen Wälder des umliegenden Gebirges, zu der letztern die fiſchreichen Bäche, welche durch die Thäler rauſchten, und die ſtillen Weiher, die hier und dort in den Gründen lagen, die beſte Gelegenheit. Und ſowol der Alte wie ſeine Sproſſen legten für die edeln Paſſionen nicht allein ein großes Talent an den Tag, ſie waren auch bis zu dem letzten Sohne hinunter perfecte Meiſter ihrer Kunſt. Der alte Florentinus und die jungen Felix, Fortunat und Prosper ſchoſſen ſelten ihre Flinten ab, ohne daß ſie ein Wild erlegten. In gleicher Weiſe waren ſie glücklich mit den Angeln, die ſie bald in größern Partien des Nachts in die Teiche ſenkten, und mit denen ſie bald am Laufe der Bäche die kaltblütigen Waſſerbewohner an die Luft ſchnellten.

Dieſe Beſchäftigungen machten den Herbſt für die Burgbewohner entſchieden zu der angenehmſten Jahreszeit. Nicht allein daß die männlichen Mitglieder auf ſolche Weiſe einen friſchen und fröhlichen Zeitvertreib hatten, auch die Frauen und Dienſtboten theilten die Früchte dieſer Tage. War in andern Jahreszeiten oft Schmalhans Küchenmeiſter, ſo fehlte es vom September bis in den Winter hinein durchaus nicht an einer üppig beſetzten Tafel, auf welcher das Reh, der Haſe, das Reb- und Haſelhuhn regelmäßig mit dem Hecht, der Forelle und dem Karpfen wechſelten. Ja, es wurde meiſtens eine ſo reiche Jagd- und Fiſchereibeute erzielt, daß man mit dem überflüſſigen Wilde noch einen einträglichen Handel treiben konnte. Denn ſo ſehr der Baron auch gegen den Krämerſtand eingenommen war, gleichviel ob er ſich der Seide, dem Metall, dem Kaffee und Käſe widmete, ſo fand er doch durchaus nichts Verfängliches in dieſem Erwerbszweige. Er wußte, daß Könige und ſonſtige Fürſten den Ertrag ihrer Jagden und Fiſchzüge abließen. Was ſollte ſich alſo ein Edelmann daran ſtoßen?

Zu dem Vermittler dieſes Handels aber hatte er den Wirth und Handelsmann Peter Butz im Blauen Trompeter auserſehen, der in dem Dorfe Brunenau neben ſeinem Gaſthofe einen Kaufladen beſaß, in dem nicht weniger als alle Artikel vertreten waren. Derſelbe war nun auch der Lieferant des Schloſſes, dem er den Bedarf von Kaffee, Thee, Gewürzen, Wein, Brot, Kleidungsſtoffen und was ſonſt zum Leben nöthig iſt, beſorgte. In der Jagd- und Fiſchzeit aber hatte der Schloßherr mit dem regſamen und geſchäftigen Gaſthalter und Kaufmann, der nebenbei auch als Pfänderleiher und Wucherer bekannt war, den Vertrag geſchloſſen, daß er ihm die überflüſſige Beute zukommen laſſe, welche derſelbe durch Fuhrmannsgelegenheit in die nächſten Städte ausführte, während dafür die Haushaltungsgegenſtände verabreicht wurden. Schließlich fand denn eine Abrechnung ſtatt, bei welcher es ſich alljährlich herausſtellte, daß der Baron ein ganz gutes Geſchäft gemacht habe, indeß der Schlaukopf von Wirth ohne Zweifel noch viel beſſer davongekommen war. Man ſah Herrn Peter Butz wenigſtens im Herbſte mit ganz ungewöhnlicher Geſchäftigkeit zwiſchen dem Schloſſe und dem Dorfe hin- und herwandern, um jede andere Anknüpfung von ſeiten des Schloßherrn zu verhindern.

Nun bot aber die Jagdzeit heuer ſo glückliche Ausbeute, wie es ſeit langen Jahren nicht der Fall geweſen war. Ein trockener Sommer hatte dem Wilde die günſtigſte Gelegenheit zu einer vollen Entwickelung gegeben. Selten hatte man größere Ketten von Feldhühnern und eine unerſchöpflichere Fülle von Haſen geſehen. In gleicher Weiſe durfte man in den Teichen und Bächen auf ſtets reichliche Beute rechnen. Man kann ſich denken, wie ſehr dadurch der Eifer der Edelleute angeſpornt wurde. Vater und Söhne lagen faſt den ganzen Tag in der freien Natur, und wenn ſie zu Hauſe waren, ſo wurden die Flinten geputzt und das Fiſchwerk nachgeſehen und geflickt. Dabei unterrichtete der alte Herr ſeine Nachkommen in der wahrhaftigen und von Urzeit her gebräuchlichen Jägerſprache, gegen deren falſche Anwendung er durchaus keinen Spaß verſtand. Wer von den Jünglingen von dem Ohr eines Haſen ſprach, der wurde bei den Löffeln geſchüttelt; wer ihm Beine anzuſetzen wagte, der fühlte, wie ihm in die Läufe gekniffen wurde. Und ſo hatte jeder andere Fehler ſeine entſprechende Strafe.

Es war am erſten October, dem Tage des heiligen Remigius, als der Baron ſich mit ſeinen Söhnen ſchon in der Morgendämmerung auf den Weg begab. Die kleine Schar erſchien im vollen Jagdanzuge von zwar groben Stoffen, aber phantaſtiſchem Schnitt. Die Flinten hingen über den Rücken, die Jagdſäcke mit den Fuchspelzen, von dem lange Schwänze herunterflogen, an den Seiten. Der Alte hatte einen Hirſchfänger und die Knaben hatten breite Meſſer im Gürtel. Ueberdies trug Felix ein großgewundenes Jagdhorn. Vor ihnen her ſprangen zwei Hühnerhunde mit luſtigem Gebelle.

Hinter ihnen aber ſchritt der rothköpfige Chriſtoph, der Netze und Angelſtöcke trug und drei Dachshunde an langen Stricken hielt. Ein Maler hätte ein ganz hübſches Bildchen aus dieſer Gruppe und dem alterthümlichen Schloſſe im Hintergrunde machen können. Der Nebel, der durch das Thal ſtrich und die Jagdgenoſſen umwehte, gab der Scene noch einen beſondern Reiz. Diesmal erfüllte die alte Magd Chriſtoph's Geſchäfte. Sie ließ die Zugbrücke herunter, über welche die Weidmänner polternd fortſchritten und im Dunſte verſchwanden; und zog ſie auch wieder pflichtmäßig in die Höhe.

Unſer vierblätteriges Jägerkleeblatt, dem Chriſtoph gleichſam als Stiel anhing, ſchritt ohne Zögern durch die feuchte, kühle Morgenluft, die offenbar die Tritte beflügelte. Aus den Geſprächen, die der Baron mit ſeinen Söhnen führte, ging hervor, daß ſie heute alle auf einen beſonders guten Tag rechneten, denn ſie hatten den geſtrigen Abend damit zugebracht, um Angeln für Fiſche und Schlingen für Krammetsvögel auszulegen. Ueberdies war auf dem Vogelherd alles zum Fange eingerichtet. Schließlich aber ſollte auch das edle Weidwerk noch ſeine beſondern Früchte tragen. In die Vorbereitungen zu den erſten Theilen der Vergnügungen hatten ſich die Söhne getheilt, indeß der Alte ſich im Revier nach einem Rehbock umſah. Während er nämlich ſonſt dieſen Zweig der Jagd nur für ſich in Anſpruch nahm, wollte er heute den Söhnen zeigen, wie man einen Bock vermittelſt der Bracken jage und ſchieße. So ſtanden denn Vergnügungen aller Art bevor.

Sie waren mit den froheſten Hoffnungen bald an einem großen, hauptſächlich für die Fiſchzucht angelegten Teiche angekommen. Hier befanden ſie ſich in Felix' Revier. Der alte Herr forderte deshalb ſeinen Erſtgeborenen auf, die Stäbe am Ufer aufzuſuchen, an denen die Angelſchnüre befeſtigt worden waren, nachdem er ſie mit den Steinen weit in das Waſſer hinausgeworfen hatte. Die Stäbe ſtanden alle in der richtigen Ordnung, aber welcher Frevel war hier geſchehen! Wohin ſie auch kamen, überall fehlten die Schnüre. Offenbar war ein Dieb vor ihnen zur Stelle geweſen. Das bewieſen die Fußtritte, die man noch im thaufeuchten Graſe gewahrte und die ſicher von einem Stabe zum andern führten. Und dieſer Dieb hatte ſich nicht einmal damit begnügt, die Fiſche zu ſtehlen, er war ſogar ſo frech geweſen, ſich des Fiſchzeugs zu bemächtigen. In der Eile hatte er nicht einmal Zeit gefunden, die Knoten der Schlingen zu löſen, ſondern die Leinen mit ſcharfem Meſſer durchgeſchnitten. Der Alte ließ ein Donnerwetter nach dem andern los. Aber es lagen in der Nähe in den Seitenthälern noch zwei andere kleine Teiche. Dort dachte man glücklicher zu ſein. Sie brachen ſo eilig wie möglich auf, um den Spitzbuben, der ihnen dieſen Schabernack geſpielt hatte und der möglicherweiſe ſein Werk noch fortſetzte, zu überraſchen. Leider fanden ſie aber daſſelbe Zerſtörungswerk, ohne den Thäter zu erwiſchen. Der Baron kam ganz außer ſich vor Zorn durch dieſe unvergleichlich freche That, in der er ſeinen Stand auf das tödlichſte verletzt glaubte. Das kommt davon, rief er aus, daß man die Menſchen alle gleich machen will. Zu Zeiten meiner

Väter — denn er vermied den Namen der Revolution — wo die Bauern uns dienſtpflichtig waren, hätte kein Menſch einen ſolchen Frevel gewagt, weil er ſonſt geſuchtelt und mit Hunden gehetzt worden wäre. Statt daß wie früher den Bauern das Haberſtroh gehört, lehren ſie einen Mores.

Was war zu thun? Es hieß den Muth nicht verlieren und nach den gefangenen Krammetsvögeln ſehen. Sie ſtiegen ſammt und ſonders in den Wald, in deſſen Durchgängen Fortunat und Prosper geſtern Abend mit der größten Vorſicht die Schlingen aufgehängt hatten. Wirklich ſchien hier eine ähnliche verbrecheriſche Hand wie an den Fiſchteichen gewüthet zu haben. Nirgendwo blinkten die rothen Vogelkirſchen und Wachholderbeeren aus den Dohnen, durch welche ſich ſonſt dieſe kleinen Fangwerkzeuge ſogleich dem Auge bemerkbar machen. Noch viel weniger war ein gefangener Vogel zu erblicken. Der alte Herr kam in einen Koller, der gar nicht mehr aufhörte, und ſogar die ſonſt ſo wohlerzogenen ſtillen Söhne ließen die verdr[illegible]ſten Worte hören. Doch was konnte am Ende das Klagen und Schimpfen helfen? Vielleicht war es möglich, die Thiere, die hier verloren gegangen, auf dem Vogelherde zu erſetzen. Sie ſtiegen die Halde hinauf, die ſich an der Kante eines Hügels hinzog. Und in der That, es war ein Morgen, wie gemacht für den Strich der Krammetsvögelſchwärme. Sie zogen hier und da mit ſchwirrendem Flug in ganzen Wolken vorüber. Die erſehnte Stelle war bald erreicht. Aber Jammer über Jammer! Auf dem Vogelherde fand ſich erſt recht ein

Werk der Zerſtörung. Die Hütte für die Vogelſteller, die Büſche für die anziehenden Thiere, die Plätze für die Netze, alles war ſo unmenſchlich vertilgt, daß an eine Herſtellung gar nicht gedacht werden konnte. Der Baron ſchrie einmal über das andere: Teufelswerk, Satansliſt, Höllenkunſt! Iſt es denn auch im tiefen Walde am Ende mit der Autorität? Hat man keinen Reſpect mehr vor alten ehrwürdigen Einrichtungen? Will man auch die Vogelherde in die Rumpelkammer verweiſen? Wo iſt die Idee des Adels?

Die Luſt zur Jagd war der Schar, die ſo rüſtig ans Werk geſchritten, beinahe verleidet. Aber Entmuthigung iſt nicht die Sache des wahren Edelmanns. So führte der alte Herr ſeine Kinder dennoch in den Wald, um ihnen ein Meiſterſtück der Rehjagd zu zeigen. Sie ſchritten eine Weile durch den hochſtämmigen Forſt. Chriſtoph mit den drei Bracken wurde angeſtellt, dann gingen die vier Jäger weiter in das Revier, wo der Wald durch angrenzende Felder lichter wurde und wo ſich gleichſam eine dünne Brücke zu einem weiter liegenden Forſte bildete. An dieſer Stelle mußte aller Wahrſcheinlichkeit nach das Wild wechſeln. Dort verbarg der Baron ſeine Söhne und zuletzt ſich ſelbſt hinter hohen Stämmen und Erdaufwürfen. Dann ertönte ein ſchriller Pfiff als Signal, daß Chriſtoph die Hunde loslaſſen ſollte. Eine Weile blieb es ſtill in dem tiefen, ſchönen Wald. Bald jedoch ließ ſich ein fernes Hundegebell vernehmen. Die Spur des Wildes war von einer Bracke aufgefunden; die beiden andern ſtimmten ein. Man hörte bald nach rechts, bald nach links die rauhen Stimmen ertönen. Endlich kam der Lärm immer näher.

Und nun entwickelte ſich bald eins jener reizenden Bilder, die der Weidmann auf ſeinen Gängen zu den köſtlichſten Augenblicken zählt. Ein Trupp von zierlichen Rehen trippelte dem Platze, wo der Baron ſich mit ſeinen Söhnen verſteckt hielt, entgegen. Der ſtattliche Bock, der die kleine Schar anführte, war bald voraus, bald hinten. Einmal ſchaute er nach den drängenden Thieren, dann ſpähte er vor ſich in den Wald, ob ſich kein Feind zeige. Offenbar ſchien er viel unruhiger wie die Ricken und Kälber, die der Jäger zu ſchonen pflegt. Es war, als kennte er die Gefahr, die ihm vorzugsweiſe drohte. Ach, die argen Hunde kamen ihm und ſeiner Waldfamilie immermehr auf die Spur. Die anmuthige Heerde ſchien die Nothwendigkeit, ſich aus dem kleinen Forſt in den größern zu retten, lebendig zu fühlen. Als die Hunde ganz nahe waren, ſetzte der Bock zu kühnen Sprüngen an und flog auf die Jäger, die ungeſehen hinter den Bäumen ſtanden, zu. Die andern Thiere folgten im raſcheſten Laufe.

Ein Blitz, ein Knall, der Pfiff einer Kugel! Und das ſchöne ſchlanke Thier brach im hohen Sprunge zuſammen. Trotz aller Verdrießlichkeiten hatte den alten Schützen die bewährte Sicherheit nicht verlaſſen. Die jungen Herren erhoben ein lautes Freudengeſchrei und eilten, während die Rehkuh und Kälber einer unbeſtrittenen Sicherheit entgegenrannten, der reichen Beute entgegen, die plötzlich alle Unfälle vergeſſen machte. Sie waren bald an der Stelle, wo das Wild lag.

Wie hübſch die Hörner ſind! rief Felix.

Gehörn heißen ſie, verbeſſerte der Baron.

Welche ſchönen braunen Augen! fügte Fortunat hinzu.

Du mußt Lichter ſagen! rief der Baron.

An der Schulter iſt er getroffen! Seht nur, dort quillt das Blut, ſprach Prosper.

Der Baron gerieth in Eifer, daß ſeine Söhne in dieſer freudigen Erregung die Jagdſprache vergaßen. Faſt wüthend rief er: Was Schulter! Blatt mußt du's nennen, und das Blut heißt Schweiß.

Nun kam auch Chriſtoph heran und brachte nach Jägerſitte den Tannenzweig, den der Schütze eines Rehbocks erhält, und ſteckte das Grün ſtillſchweigend mit ſeinen plumpen Fingern auf den Hut ſeines Herrn.

Da ließ ſich plötzlich hinter ihnen eine tiefe und entſchiedene Stimme hören: Das iſt Jagdfrevel! Meine Herren, verſuchen Sie keine Widerſetzlichkeiten. Sie jagen auf fremdem Revier. Wenn ich bitten darf, Ihre Flinten.

Eine ſolche Ueberraſchung hatte der Freiherr noch nie erlebt. Er ſah ſich um. Vor ihm ſtand ein kecker kräftiger Jäger mit drei Burſchen. Alle hatten ihre Büchſen zum Anſchlag bereit. Man ſah die geſpannten Hähne.

Wer wagt mich in ſo unverſchämter Weiſe anzuſprechen? rief der Alte in höchſter Entrüſtung.

Wenn Sie mich nicht kennen, ſo wiſſen Sie, daß ich der neue Förſter des Herrn Reimbold bin. Ich war den Wildfrevlern ſchon lange auf der Spur. Endlich habe ich ſie gefunden.

Wildfrevlern? rief der Alte mit empörtem Herzen. Ich bin der Baron von Bullenheim zu Bullenau.

Baron hin, Baron her, ſprach der Förſter. Dieſe Jagd gehört dem Herrn Reimbold. Kein anderer Menſch hat das Recht, ſie zu benutzen. Oder beſitzen Sie vielleicht eine ſchriftliche Erlaubniß?

Der Edelmann verneinte.

So bitte ich um Ihre Flinten, ſagte der Förſter. Endlich muß dem Unfug ein Ende gemacht werden, denn auch die Teiche und Bäche ſind in unverſchämter Weiſe beſtohlen worden. Der Fiſchmeiſter wird gleichfalls ſeine Maßregeln treffen. Wollen Sie die Flinten willig geben?

Er rückte dem Baron mit ſeinem Rohre näher. Der Alte kochte vor Wuth. Er hätte ſich gern vertheidigt, aber er war der einzige Mann, auf den ſich zählen ließ. Der knorrige Rothkopf war zu ungeſchickt zum Kampfe und ſeine Söhne beſaßen nicht die Kraft, ihren Mann zu ſtehen. Hatte er auch mit den Seinigen die Ueberzahl, der Förſter hatte die Uebermacht. Knirſchend heiſchte er den Kindern, die Gewehre abzugeben. Er ſelber reichte ſeine Büchſe hinterdrein. Die Burſchen nahmen die Waffen mit höhniſchem Lachen. Ebenſo bemächtigten ſie ſich des gefallenen Bocks.

Als der Förſter ſein Werk vollendet hatte, wandte er ſich an den Baron. Ihre Schießgewehre werde ich dem Stellvertreter des Herrn Reimbold, nämlich dem Herrn Ernſt Bracht zuſtellen. Derſelbe wird auch zu entſcheiden haben, ob Sie vor den Richter geladen werden. Haben Sie ſich über mein Verfahren zu beklagen, ſo müſſen Sie meinen Herrn in dem Eiſenwerk in Bullenau aufſuchen.

Damit machte er eine Verbeugung und verſchwand mit ſeinen Geſellen in den Wald.

Was hier geſchehen war, das war allen Rechtens geſchehen. In der That gehörte das Revier mitſammt der Jagd dem Herrn Reimbold. Der alte wohlwollende Herr hatte ſich aber nie entſchließen können, dem Baron trotz ſeines feindſeligen Verhaltens das gewohnte Vergnügen auf jenem Grund und Boden zu unterſagen, der von ſeinen Vätern jahrhundertelang durchſtreift wurde, und der ſeltſame Edelmann, der, wie wir wiſſen, ſeine eigenen Anſichten hatte, nahm dort nach wie vor ein Recht in Anſpruch, wo er eigentlich um die Erlaubniß bitten mußte. Ja er war ſo von dem Vorurtheil eingenommen, er dürfe die Liegenſchaften bejagen, daß er ſich den eigentlichen Stand der Sache niemals klar gemacht hatte. Somit ſtand er in der That als Wilddieb da und ſpielte ganz die Rolle der Bauern, über deren unbefugtes Einſchreiten in das ariſtokratiſche Vergnügen er erſt vor kurzem ſeinen ganzen Zorn ergoß. Mit der Verwaltung Ernſt Bracht's wäre am Ende auch kein anderes Princip eingetreten, hätte der Baron dem jungen Manne nicht ſo barſch die Thür gewieſen. Warum ſollte dieſer aber gelind mit dem ungelinden Nachbar umgehen! Ueberdies dachte Ernſt den Gegner durch dieſe Maßregel auf verſöhnlichere Gedanken zu bringen.

Doch je älter der Adel, je zäher der Junker. Das war ein rechtes Wort des Paſtors geweſen. Solch eine Schmach dem Sproſſen eines tauſendjährigen Geſchlechts angethan, konnte ſchlechterdings nicht geſühnt werden. Der Baron von Bullenheim zu Bullenau wie der gemeinſte Wilddieb behandelt, das war zu viel für ſein Verſtändniß! In ſeinem Leben hatte er keinen ſchlimmern Tag gehabt. Was war dagegen die Entführung ſeiner Schweſter! Hier wurde nicht allein der Adel, ſondern auch die Perſon beleidigt. Und nun auch ohne Waffen nach Hauſe ziehen zu müſſen! Sein Grimm fand keine Worte! Die Sproſſen folgten ihm in tiefem Schweigen durch den ſchönen, friedlichen Wald. Selbſt Chriſtoph und die Hunde ſchienen die entwürdigende Lage zu erkennen und zu empfinden, daß mit dem heutigen Tage die Herrlichkeit der Jagd ein Ende habe. Der rothköpfige Diener mochte dabei auch an die Haſen und Feldhühner denken, die künftig dem Tiſche fehlen würden. Der Zug, der hoffnungsvoll ausgegangen war, ſchlich in ſtiller Verzweiflung heimwärts.

Und auch dort ſah es nicht gut aus. Heute war der Tag, wo der Geldbrief einlaufen ſollte. Die Frau Baronin hatte ſich mit Felicitas zur Poſt bemüht. Aber weder Brief noch Geld fanden ſich vor. Sie waren mit leeren Händen zurückgekommen. Dieſe erneute Unregelmäßigkeit gab zu denken. Wenn das Krüglein der Witwe ſich nicht mehr füllte, wie ſollte es da werden! Grimm, Niedergeſchlagenheit, Zorn, Angſt, Wuth, Zweifel herrſchten in Schloß Bullenheim.

Achtes Kapitel.

So viele verhängnißvolle Momente man auch ſchon in der freiherrlichen Familie erlebt hatte, niemals war die Lage kritiſcher geweſen. Dennoch machte ſich der Baron nicht klar, welch ein guter Nachbar der alte Reimbold ihm geweſen war, ſolange er in der Gegend weilte. Die ſtillen, unberufenen und unbeſchrienen Wohlthaten, die er aus dem Beſitze des verhaßten, in Stand und Rang unter ihm ſtehenden und deshalb nicht anerkannten Schwagers erhalten hatte, waren ihm noch nicht zum Bewußtſein gekommen. Seine gutmüthige und milder denkende Hausfrau, der er die Unterhaltung mit dem Nachbar ſowie deſſen großherzige Anerbietungen mitgetheilt, machte einige leiſe Verſuche, ihren Gemahl zu beſtimmen, ſich in dieſen Verdrießlichkeiten an den alten freundlichen Herrn zu wenden. Kaum aber hatte das Geſpräch dieſe Richtung genommen, ſo wies er ein ſolches Anſinnen mit der größten Entrüſtung zurück. Wie ſollte er, der Enkel eines ſo alten Geſchlechts, von ſeiner Höhe herabſteigen, um bei dem Bürgerlichen zu bitten!

Seine Söhne, deren Anſichten, Meinungen und Willen ſonſt nur als ein getreuer Abklatſch des väterlichen Geiſtes erſchienen, fanden jetzt die Stimmung ſo trüb, daß ſie ſich auf einmal mit eigenen Gedanken beſchäftigten. Sie beſprachen ſich untereinander und kamen wirklich dazu, den möglichen Ausweg aus der Patſche zu ſehen, ja ſie hielten es ſogar für nöthig, dem Alten eine Mittheilung darüber zu machen. Unterthänig und pflichtgehorſamſt wie immer ſuchten ſie denn auch den Vater, deſſen Haar in der letzten Zeit viel greiſer und deſſen Züge viel ſchärfer und eckiger geworden waren, in ſeinem Thurmgemach auf, wo er mit ſorgenvollem Geſicht in den blauen Tabackswolken ſaß und über die Schwierigkeiten der Gegenwart nachdachte. Zeugte nun der Eintritt der drei Jünglinge ſchon von der tiefſten Unterwürfigkeit, ſo erſchienen die gutmüthig an den Vater gerichteten Worte erſt recht den Reſpect auszudrücken, der ſich vor dem Haupte der Familie ziemte. Felix meinte, er wiſſe wol ein Mittel, wie man wieder zu den ihnen abgenommenen Flinten gelangen könnte; Fortunat fügte hinzu, daß das Mittel ihnen ſicherlich wieder die Jagd erſchließen würde, und Prosper platzte dann in ſeiner noch knabenhaften Weiſe aus: ſie wären die Jugendfreunde des Herrn Ernſt Bracht und wollten zu ihm eilen und ihn verſöhnen. Aber wie hatten ſich die guten Söhne, welche doch nur darauf bedacht waren, den Vater aus ſeiner düſtern Stimmung zu reißen, geirrt! Er ſprang zornig auf, verwies den Rangen ihre höchſt unadeliche Geſinnung und zeigte ihnen kurz und herb die Thür, durch welche ſie ſich denn auch ſo raſch wie möglich entfernten.

Nach den aus dem Verluſt der Jagd und Fiſcherei hervorgegangenen Nachtheilen für das Schloß, dem dadurch, wie wir wiſſen, eine mächtige Lebensader abgeſchnitten war, ſetzte der Baron ſeine letzte Hoffnung auf den ſonſt ſo regelmäßig mit dem erſten Tage jeden Monats erſchienenen Geldbrief. Aber bei dem Gedanken an denſelben beſchlich ihn nunmehr ein leiſes Zittern, zumal da ſeine Frau ihm auch täglich mit großer Aengſtlichkeit davon ſprach. Jeden Morgen begab ſich der eine oder der andere nach der Poſterpedition, ohne die erwünſchte Antwort zu erhalten. Da das Geld im letzten Monat am achten doch noch nachträglich erſchienen war, ſo herrſchte an dieſem Tage eine beſonders aufgeregte Spannung in den Gemüthern, die den Baron ſammt ſeiner Gemahlin ſogar veranlaßte, eine gemeinſchaftliche Anfrage im Dorfe zu ſtellen. Aber welcher Schrecken! Auch diesmal wurde die faſt ſichere Erwartung getäuſcht. Und ſo ging es Tag für Tag bis zum fünfzehnten. Der Geldbrief blieb aus. Dabei erſchöpften ſich die Vorräthe. Der Tiſch wurde immer magerer und ſchmaler. Was aber am bedenklichſten war, der Wirth und Ladenbeſitzer Peter Butz, der kein Wild und keine Fiſche mehr erhielt und bei dem gleichfalls die noch ſtehende Forderung auszugleichen war, begann Schwierigkeiten in Betreff neuer Lieferungen und Leiſtungen zu machen.

Und doch war am ſiebzehnten October der Tag des heiligen Florentinus, den der Baron als ſeinen Namenstag von früheſter Jugend an feierlich zu begehen pflegte. Die Feſtlichkeiten, die alsdann auf dem Schloſſe gefeiert wurden, waren in der ganzen Gegend bekannt. Sollte man dieſe ſchöne fromme Sitte fallen laſſen und den Bewohnern in der Runde damit den Beweis liefern, daß es mit den Verhältniſſen des Edelmanns plötzlich bergab gehe? Nein, eine ſolche Blöße durfte man ſich nicht geben. Im Gegentheil, der Baron war der entſchiedenen Meinung, er müſſe den Leuten durch eine recht deutliche Kundgebung an den Tag legen, daß der Gelbſchnabel auf dem Gute ſeines Nachbars nicht im Stande ſei, ſeinen guten Humor herabzuſtimmen und ſeine Verhältniſſe zu verderben. Er hatte reiflich über die Schritte der nächſten Zeit nachgedacht und ſeine Plane auch weit in die Zukunft gebaut. Dabei war auf die Herzogstochter von Lützelburg, die ja noch ihre ſichern Früchte tragen mußte, nicht Rückſicht genommen, weil das Erſcheinen ihrer Aeltern ja doch nur vom Zufall abhängen konnte. Was aber zunächſt noth that, das war die Anleihe einer großen Summe Geldes.

Als am fünfzehnten October alle Hoffnung auf die Ankunft des Geldbriefs geſchwunden war, ſchickte er gegen Abend ſeinen Chriſtoph, der diesmal, um recht ſtattlich auszuſehen, ſogar ſeine rothe Livree anziehen mußte, was er, nebenbei geſagt, gar nicht gern that, weil alt und jung ihn bei dieſen Gelegenheiten zu necken pflegte, in das Dorf zu Peter Butz mit der Bitte, derſelbe möge ſich doch noch heute auf das Schloß bemühen, weil Seine Gnaden ihm eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Schon ſeines abſonderlichen Anzugs wegen ſchlich der würdige Diener auf möglichſt verborgenen Seitenpfaden dem Orte zu. Hätte er aber gewußt, was ihm bevorſtehe, er würde ſich möglicherweiſe unſichtbar gemacht haben. Schon der erſte Bauer, der ihn erblickte, rief ihm zu: wie denn im Schloſſe der Rehbock geſchmeckt hätte? Da dies mit lautem Gelächter geſchah, ſo wurden die Leute in der Nachbarſchaft aufmerkſam, und das rothe Kleid lockte die Männer, Weiber, Greiſe und Kinder aus den Gärten und Höfen an die Thüren und aus den Stuben in die Fenſter. Der eine nannte ihn einen aufrecht gehenden geſottenen Krebs, der andere einen Rothſpecht, der dritte den Papagai von Bullenheim. Aber das waren Ausdrücke, an die der viereckige Burſche ſich längſt gewöhnt hatte. Viel ſchlimmere Spöttereien betrafen den unglücklichen Jagd- und Fiſchtag. Habt ihr die Hechte gekocht oder geröſtet, die an den abgeſchnittenen Angeln hingen? Wie viel gebratene Krammetsvögel ſind dir im Walde am Maul vorübergeflogen? Nicht wahr, der todte Rehbock hat der ganzen Geſellſchaft einen Stoß gegeben, an die ihr euer Lebtag denkt! Was meinſt du, welche Farbe iſt beſſer, das Roth des Barons oder das Grün des Förſters? Vor dem Grün iſt es euch ganz blau vor den Augen geworden! So klang der Hohn allerwärts und durch noch andere Spiel- und Tonarten. Aber Chriſtoph war ein pflichttreuer Geſandter. Er machte gute Miene zum böſen Spiel, verbarg ſeinen Zorn in einem grinſenden Lachen und redete nicht, weil er ſonſt noch mehr geſtottert hätte, weshalb ihm auch einer zurief: früher habe er die Worte nicht finden können, jetzt aber wäre ihm gar die Sprache verloren gegangen. Kurz er ging geradeaus in den Blauen Trompeter und richtete ſeinen Auftrag aus. Peter Butz nahm ihn beiſeite und ſagte ihm, daß er, ſobald er könne, erſcheinen werde. Chriſtoph ſchien warten zu wollen, bis er mitgehe, um ſich neben ihm gehend durch ſeine Gegenwart gegen erneute Schimpfreden zu ſchützen. Das ſtand aber dem Wirthe nicht an, denn erſtens fühlte er ſich nicht berufen, neben der curioſen Figur zu paradiren, zweitens wollte er ſeinen Mitbürgern und Stammgäſten nicht das Vergnügen entziehen, an dem rothen Burſchen ihr Müthchen zu kühlen, und drittens ſchien es ihm nicht zweckmäßig, den Verdacht auf ſich zu laden, daß er nach den neulichen Vorfällen noch mit dem Baren in Verbindung ſtände. Kurz er buchſtabirte den Geſandten zur Thür hinaus, weil er erſt ſpäter frei werde.

Peter Butz war nämlich ein durch und durch geriebener Schlaukopf. Man konnte ihn wol den Allerweltskerl des Dorfes und der ganzen Umgegend nennen. Ein Sohn armer Aeltern hatte er ſich vom gewöhnlichen Knecht durch die Klarheit ſeines Verſtandes, durch ſeine fuchsartige Klugheit und ſeine nie ermüdende Thätigkeit zu einem der wohlhabendſten Leute des Thales heraufgeſchwungen. Alle dieſe Eigenſchaften lagen übrigens auf ſeiner äußern Erſcheinung ausgeprägt. Auf der kräftigen Geſtalt, die in ihren Bewegungen ſtets dieſelbe zähe Beweglichkeit behielt, ſaß ein dunkles Haupt mit langen, ſchlichten Haaren und einem lauernden Geſicht, deſſen ſcharfe Naſe und blitzende kleine Augen genugſam den ſchlauen Bauer bezeichneten, während er ſeine Beobachtungen und Gedanken trefflich hinter einem gutmüthigen, nie ausgehenden Lächeln zu verbergen wußte. So trieb er ſeine Wirthſchaft, indem er in der Gaſtſtube ſelbſt alle möglichen Dienſte verrichtete; ſo ſchaffte er in ſeinem Laden, deſſen tauſend Artikel ſein ſcharfer Blick und gutes Gedächtniß kannte und auf der Stelle herausfand; ſo handelte er im Großen mit Frucht, Vieh, Kohlen, Holz und Gott weiß, was ſonſt noch. „Bei der Hand!“ war ſein Wahlſpruch inwendig und auswendig, denn er pflegte damit auch ſeine Rede zu beginnen und zu ſchließen.

Bei der Hand! ſagte er auch diesmal, aber inwendig, als der Bote Chriſtoph die Treppe hinunterſtolperte und von einer Maſſe ſchreiender Dorfjugend umgeben das Haus verließ, ohne die neuen Scherze der Alten recht zu verſtehen, weil die Rotte um ihn her zu viel Lärm trieb. Wie gemeldet dachte Peter Butz: Bei der Hand! denn er ſchien ſchon zu merken, daß auf dem Schloſſe Holland in Noth ſei. Denn erſtens — Peter Butz pflegte nämlich ſeine Gründe ſtets an den Fingern abzuzählen — war es ihm ganz und gar bekannt, in welcher kläglichen Verfaſſung die Vermögensverhältniſſe des Barons ſich befanden; zweitens hatte die Feindſchaft mit Ernſt Bracht nebſt der ihm entzogenen Jagd und Fiſcherei ihn noch mehr ruinirt, und drittens erhielt derſelbe ſeit dieſem Monat, wie er es auf der Poſt ganz richtig ausſpionirt, keine geheimnißvollen Subſidiengelder mehr. Außerdem aber, und dieſen Grund zählte er nicht an den Fingern, ſondern hielt ihn im tiefſten Verbergniß ſeines berechnenden Geiſtes, kannte er einen Alterthumsfreund, der ſechstauſend Thaler für das alte Schloß und die alten Möbel hergeben wollte. Und dieſer Alterthumsfreund war niemand anders als Ernſt Bracht, der durch ſein Benehmen in der Jagdangelegenheit ja auch deutlich zu erkennen gab, daß er den Baron verderben wollte, um in den Beſitz der Burg zu gelangen. Als es dunkel war, zog Peter Butz ſeine Jacke aus und einen Rock an und verließ das Haus, indem er ziemlich deutlich murmelte: Bei der Hand!

Er ſtand bald darauf nach den gebräuchlichen Formen, die den Eingang in das Schloß öffneten, von Chriſtoph geführt in dem Thurmgemach des Barons, auf deſſen Tiſche diesmal nur ein kleines Talglicht brannte: Bei der Hand, Euer Gnaden! rief er aus. Was iſt zu des Herrn Barons Befehl?

Butz, ſprach dieſer, als hätte er einen Vaſallen vor ſich ſtehen, ich bin in einer kleinen Geldverlegenheit. Die Summen, die ich erwartete, ſind ausgeblieben. Ihr ſollt mir fünfhundert Thaler leihen!

Fünfhundert Thaler! rief Butz, als hätte ihn ein wildes Thier gebiſſen.

Ja, da ich höre, daß Ihr Geld ausleiht, fuhr der Schloßherr fort, habe ich mich an Euch gewandt.

Euer Gnaden ſind falſch berichtet, meinte der Wirth. Um Gottes willen! Erſtens, ich und Geldausleihen das wären zwei; zweitens, was ich beſitze, das ſteckt in der Wirthſchaft und im Handel. Freilich habe ich mir etwas erübrigt, aber drittens, das iſt in Grundſtücken angelegt. Nichts iſt flüſſig. Mit Geld kann ich nicht dienen.

Der Baron war verwirrt durch die Beſtimmtheit dieſer Ausſagen, denn er hatte trotz allen Verlegenheiten noch nie mit Geldwucherern verkehrt.

Wiſſen Sie was, Herr Baron? fuhr der Schlaukopf fort. Ich würde Ihnen rathen, ſich an einen Juden zu wenden. Das ſind die Leute für ſolche Geſchäfte. Erſtens der Sohn, zweitens der Itzig.

Schweigt mir, rief der Edelmann. Davon will ich nichts wiſſen. Alſo Ihr könnt mir nicht helfen?

Jetzt hielt es der Wirth für nöthig, einen andern Weg einzuſchlagen, zumal da er fürchtete, der Baron möchte ohne ſeine Vermittelung zu den Iſraeliten gehen, die ihn am Ende viel wohlfeiler bedienen würden, denn er war in dieſem Punkte mehr Jude als die Juden ſelbſt. Freilich, meinte er, wenn Euer Gnaden es wünſchen, ſo könnte ich der Verſchwiegenheit halber eintreten und für den Herrn Baron bei den Juden borgen.

Wenn Ihr das thun wollt, ſagte der Alte, ſo ſoll mir Euer Dienſt willkommen ſein.

Wenn nur die Racker, ließ Butz einfließen, ſich nicht ſo viele Procente bezahlen ließen. Das Geld iſt rar, unter fünfundzwanzig thut es keiner. Herr Baron, können Sie die Geldſendung, die Ihnen bevorſteht, nicht abwarten? fragte er treuherzig. Erſtens ſind die Juden zäh, zweitens kommen vielleicht beſſere Zeiten, drittens —

Nein, ich kann nicht warten, fuhr der Baron ihm in die Rede.

Aber da müßten Sie ja ſiebenhundertundfünfzig Thaler zurückbezahlen, wo Sie nur fünfhundert Thaler erhalten, ſagte er ganz entrüſtet. Das iſt zu toll. Euer Gnaden ſollten ſich noch gedulden.

Was gedulden! brauſte der Baron auf. Ich ſage Euch ja, daß ich die Summe brauche.

Butz lachte innerlich. Er hatte den Fang in der

Taſche und ſprach: Nun, wenn es Euer Gnaden abſoluter Entſchluß iſt, ſo will ich mich erſtens mit meinem guten Namen in den Riß ſtellen und zweitens auch noch dazu den böſen Schein eines Schuldenmachers auf mich nehmen, was denn in Rückſicht auf die alte Kundſchaft geſchehen mag. Drittens —

Genug, bringt mir das Geld, ſagte der Baron, welcher der peinlichen Scene ein Ende machen wollte.

Erlauben Euer Gnaden, fuhr der Wirth geſchmeidig dazwiſchen: Wir haben noch nicht von den Bedingungen geſprochen.

Nun, ich will mich anheiſchig machen, ſiebenhundertundfünfzig Thaler für fünfhundert zu zahlen, entſchloß ſich der Edelmann.

Bis zu Neujahr? Anders werden mir die Geizhälſe nichts geben, forſchte Butz.

Meinetwegen! ſagte der Schloßherr kleinlaut. Aber das iſt doch entſetzlich!

Entſetzlich oder nicht; ich bekomme es nicht anders, ſagte der Wirth.

Nun, ſo macht, daß Ihr mir das Geld bringt, aber ich muß es noch dieſen Abend haben, wollte der verlegene Edelmann ſchließen.

Dieſen Abend! Unmöglich! rief Butz.

So iſt es nichts mit dem Handel, ſagte der Schloßherr kalt. Ich will mich anderwärts umſehen.

Nun, wir wollen ſehen, was zu thun iſt, ſchloß der Wirth. Aber um fünfhundert Thaler muß ich ſicher die ganze Judenſchaft aus den Neſtern klopfen. Dafür hoffe ich aber auch, daß Euer Gnaden meine Dienſtfertigkeit ſowie die Aufopferung, mit der ich mich in den Riß ſtelle, in der Zukunft zu würdigen wiſſen.

Er entfernte ſich, und der Edelmann glaubte nach dieſen Worten wunder, in welchem Reſpect er noch ſtehe und wie die Leute ſeine Zukunft zu ſchätzen wüßten. Noch zufriedener aber war er, als der Wirth wirklich in ſpäter Stunde die Summe brachte und ſich zugleich einen Schein unterſchreiben ließ, der jene obenerwähnten Bedingungen enthielt. Nach Vollendung dieſes Geſchäfts und nach Butz' Entfernung gab er dann Chriſtoph den Auftrag, morgen um fünf Uhr anzuſpannen.

In der Frühe des nächſten Tages konnte man vor dem Schloſſe das romantiſche Schauſpiel genießen, den Baron mitſammt ſeinen drei Söhnen den Korbwagen beſteigen zu ſehen. Die vier Edelleute hatten über jene Kleider, die wir bereits kennen, noch lange bis auf die Füße reichende Mäntel mit Pelzkragen gezogen, die ſämmtlich die Zeichen eines hohen Alterthums an den Tag legten. In gleicher Weiſe ſchien die im Flechtwerk vielfach durchlöcherte Carroſſe ſchon manches Jahrzehnd mitgemacht zu haben, denn auch die Räder waren in den Speichen und am Eiſenbeſchlag gewiſſermaßen gefährlich ſchadhaft, was ſich auch aus dem Umſtande vermuthen ließ, daß mon ein vielfaches Krachen hörte, als die vier Geſtalten allmählich ihre Sitze einnahmen. Chriſtoph reichte dem alten Baron den Zügel und ſetzte ſich in ſeiner bekannten rothen Livree auf den Rückſitz, wo er ſich faſt ausnahm wie ein Pavian in Uniform. Dann ſchwang der Schloßherr die Peitſche und jenes ſpindeldürre, alterslahme Roß, welches wir einmal durch die Spalte der Stallthür erblickt haben, zog mit Macht an der Kaleſche, die es lendenlahm und ſteifgliederig nur mühſam von der Stelle brachte. Die Baronin winkte von der Treppe mit dem Tuche, als die Geſellſchaft langſam über die Brücke in die Lindenallee verſchwand.

Nach dem Princip: „Eile mit Weile!“ ging die Fahrt in die Stadt. Der Baron war ſowol in den Dörfern wie in der Stadt ein zu ſeltener Gaſt, um mit den Seinigen nicht die Aufmerkſamkeit aller ländlichen und bürgerlichen Einwohner auf ſich zu ziehen. Allerwärts gab es offene Naſen und Mäuler unter den vor Staunen ſtarren Augen der Sehenden, die nicht wußten, ob hier ein Geſpenſt der Vergangenheit oder Zukunft vorüberfahre. Auch die Gaſſenjugend kam überall ſehr lebendig auf die Beine und ließ es an obligatem Geſchrei nicht fehlen. Daß der alte Herr den erſten Gaſthof aufſuchte, verſtand ſich von ſelbſt. Hatte ihn dort der frühere Wirth gekannt, ſo war dies bei dem neuen nicht der Fall. Der Oberkellner und die Unterkellner wußten ſammt dem Portier und Hausknecht nicht, ob ſie dieſe Geſellſchaft wirklich in den Salon einführen ſollten. Endlich geſchah es doch. Und wunderbar, der ſchäbige alte Herr beſtellte zu dem angerichteten Diner den feinſten Rheinwein und Champagner in Eis, was denn freilich auf adeliche Manieren ſchließen ließ. Nach Tiſch ließ er ſich von einem Hausknecht begleiten, der bald mit Chriſtoph reich bepackt zurückkam, denn bei dem Delicateſſenhändler waren die feinſten Dinge eingekauft worden. In gleicher Weiſe ſchickte der Weinhändler eine Sendung von den beſten Sorten. Der Hausknecht wurde dabei gefragt, ob das alles auch bezahlt ſei, und antwortete lakoniſch: „baar!“ Später erſchien dann der Baron mit ſeinen Söhnen; ſie hatten ſich alle im Kleidermagazin mit neuen Anzügen verſehen. Ueberdies trugen ſie ſämmtlich anſehnliche Doppelflinten auf den Rücken. Der Vater hatte ſich eine elegante Doppelbüchſe gewählt. Die Zeche wurde berichtigt, Trinkgelder fehlten nicht, und da Chriſtoph wieder die Kaleſche vorgeführt, ſo ging es heimwärts. Zu Bullenau fuhr der Freiherr abſichtlich an der Anlage des Herrn Reimbold vorbei, um dort zu zeigen, daß er ſich einen neuen Jagdapparat zu verſchaffen gewußt hatte.

Am andern Tage aber war Sanct-Florentinus, der Namenstag des Barons von Bullenheim zu Bullenau. Seit langen Jahren wurde dies Feſt nicht ſo glänzend gefeiert wie heuer. Der Ritterſaal erſchien mit Blumen und Guirlanden geſchmückt, zu deren Verfertigung die Baronin, Felicitas und ſelbſt die alte Magd Apollonia ihre Hände geliehen hatten. In der Höhe des Morgens gab es eine rührende Gratulationsſcene. Dann hielt man auf der feinſten Leinwand und auf den beſten Geſchirren, die das Schloß beſaß, ein wirkliches tadelloſes Mahl, zu welchem die geſtern herbeigeſchafften Weine und Leckereien den bedeutſamſten Beitrag bildeten und an dem auch, ſtaunend über den unbegreiflichen Luxus, der würdige Pfarrer theilnahm, der jährlich mit ſeinen Glückwünſchen eintraf. Nach Tiſch aber wurden die Armen des Dorfs, die Chriſtoph noch beſonders beſtellen mußte, geſpeiſt und mit einem nicht unanſehnlichen Almoſen verſehen, worauf ſie vergnügt in ihre

Hütten heimkehrten, nachdem ſie unterwegs noch von den Wundern auf dem Schloſſe erzählt hatten. Was der Baron bezweckte, die Herſtellung ſeines Rufs, war bei den Bauern faſt entſchieden und bei den andern Leuten annähernd erreicht. Hat er eine Erbſchaft gethan? fragten die einen. Hat er einen Schatz gefunden? fragten die andern. Einige aber bekreuzten ſich, indem ſie fürchteten, er habe ſich dem Teufel verſchrieben. Etwas Wunderbares war jedenfalls an der Sache, das ſah man an dem Kopfſchütteln und Achſelzucken. Nur Peter Butz, der ſchlaue Wirth, ſchüttelte den Kopf nicht und fand auch nichts Abſonderliches an der Geſchichte. Er wußte, was er wußte und ſprach in ſich: Bei der Hand!

Neuntes Kapitel.

Man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, der Baron habe alle jene Einkäufe in der Stadt gemacht, um damit nur an dieſem einzigen Tage zu glänzen. Seine Plane gingen, wie wir bemerkt haben, in die Weite. Durch die Verdrießlichkeiten der letzten Zeit war ihm der klare Beweis geliefert worden, daß er viel zu ſehr von ſeinen Standesgenoſſen zurückgezogen lebte. Gegenüber den Familien von gleichem Alter hatte er ſeiner zerrütteten Verhältniſſe wegen eine gewiſſe Scheu empfunden, und gegenüber dem niedern und neuen Adel hatte er eine zu große Zurückhaltung an den Tag gelegt. Er ſah ein, daß er zu weit gegangen war. Kamen nicht ſonſt überall der höhere und niedere Adel geſellſchaftlich zuſammen? Mußten es aber nicht die kleinen Edelleute der Umgegend, die im Augenblick nämlich gar keine alten Geſchlechter mehr beſaß, nicht als eine beſondere Gunſt anſehen, wenn er ſie ſeines Umgangs würdigte? Später konnte er dann aufs neue mit den wahrhaft würdigen Stämmen anbinden. Vorläufig aber galt es die erſtern Verbindungen zu ſuchen, ihr Intereſſe zu gewinnen und in der Aſſociation Mittel und Wege zu finden, ſein Haus wieder geltend zu machen und in die Höhe zu bringen. Der Baron wob dabei freilich meiſtens nur Träume, er handelte nach Gefühlen. Ein beſtimmtes Ziel lag außer ſeinen Anſchauungen.

Um dieſe neuen Unternehmungen auszuführen, mußte Chriſtoph in der nächſten Zeit nicht ſelten den alten Gaul an die alte Kaleſche ſpannen. Aber auf dieſen Fahrten wurden nicht die Söhne, ſondern die Frau Baronin mitgenommen, die ſich deshalb in ihren Sonntagsſtaat warf, der, wie wir wiſſen, in jene mverblaßten alten Damaſtkleide und dem Filzhute mit der mauſerigen Straußfeder beſtand. Während der Abweſenheit des Aelternpaares hatten die drei Glücklichen: Felix, Fortunat und Prosper, Felicitas zu überwachen, daß nicht ein neuer Unfug mit einem Geſchöpfe getrieben werde, von welchem der Baron ſo viel für die Zukunft hoffte. Hatte ſich nun die männlich beſetzte Carroſſe ſchon eigenthümlich genug ausgenommen, ſo war dies bei der gemiſchten Geſellſchaft, welche der grüngekleidete Baron, die vergilbt geblümte Frau Baronin und der rothe Chriſtoph bildeten, und in der ſie ſich wie ein bunter Blumenſtrauß ausnahmen, noch viel ſeltſamer. Wer ſie ſah, der mußte ſich geſtehen, daß ſie bei jedem Mummenſchanz ein heiteres und humoriſtiſches Bild abgegeben hätten.

Der erſte Beſuch wurde einem Edelmanne zugedacht, von dem der Baron mit ziemlicher Sicherheit wußte, daß ſchon ſein Urgroßvater den Adel erhalten hatte. Derſelbe war ein guter Landwirth, ein enthuſiaſtiſcher

Viehzüchter und nebenbei ein tüchtiger Mühlen- und Brauereibeſitzer. Alle dieſe Geſchäftszweige betrieb er mit Liebhaberei und Kenntniß und darum auch mit Erfolg, und zwar ſchon lange Jahre, denn er war noch um etwas älter wie der Baron. Als dieſer mit ſeinem Korbwagen in den Hof vor dem Burghauſe anfuhr, ſtand der Beſitzer gerade in einem Kittel und in großen beſchmuzten Waſſerſtiefeln bei der Schweinemuſterung, indem er mit einem Viehhändler über den Preis einiger zu verkaufenden Vierfüßler verhandelte. Die Ankunft der Gäſte ſtörte ihn auch nicht im mindeſten. Er machte ſein Geſchäft in aller Ruhe ab und trat dann heran, um nach dem Begehren der Fremden zu fragen. Der Baron ſtellte ſich und ſeine Gemahlin vor und bemerkte, daß ſie ſich die Ehre geben wollten, den Herrn von Martens zu beſuchen, und dachte wunder, was ſein Name für einen unauslöſchlichen Eindruck machen würde. Aber der Beſuchte fragte kalt: ob er derſelbe ſei, der auf der Burg zu Bullenheim wohne? und da dies bejaht wurde, bedeutete er die Fremden, er ſelbſt habe bei ſeiner Ankunft in dieſer Gegend vor mehreren dreißig Jahren den Schloßherrn aufzuſuchen ſich die Ehre gegeben, er ſei aber weder angenommen noch wiederbeſucht worden; den Grund könne er nicht angeben, aber er wolle dafür auch keinen Grund angeben, warum er auf einen Gegenbeſuch verzichte, der ihm in ſeiner Jugend ganz angenehm geweſen, der ihm aber jetzt nur Unbequemlichkeiten verurſache. Damit machte er eine Verbeugung und ging zu der Schweineheerde zurück. Der Baron aber ſchlug vor Grimm auf das Pferd und rief zu ſeiner Gemahlin gewendet: Bereits drei Ahnen und doch noch ein vollſtändig verbauerter Patron! da ſieht man, was es heißt von echtem Blut ſein!

Gleichwol ging es zum zweiten Beſuch. Der Herr von Breitbach hatte noch weniger Ahnen, er ſtammte nur von einer angeſehenen Beamtenfamilie. Eine ſehr freiſinnige Erziehung, die in eine Zeit fiel, wo man politiſch, religiös und philoſophiſch die unbefangenſten Anſichten haben durfte, hatte ihm ein für den Staatsdienſt, dem er ſich gleichfalls widmete, nicht wohl paſſendes Unabhängigkeitsgefühl beigebracht. Er kam mit ſeinen Vorgeſetzten in Conflicte und gab eine Laufbahn auf, die ihm von vornherein ſo viele Hinderniſſe in den Weg legte, daß er es vorzog, ſich mit mäßigen Mitteln in einer anmuthigen Natur anzuſiedeln, um ſich ſeinen Studien zu widmen. Wenn auch er mit ſeiner einfachen und liebenswürdigen Gemahlin über die ſeltſame Erſcheinung der Beſuchenden ſtaunte, ſo nahmen beide dieſelben doch mit jener Freundlichkeit auf, die eine humane Weltanſchauung faſt immer ihren Pflegern verleiht. Sie nöthigten die Fremden ins Haus und boten ihnen Stühle an. Leider aber kam der Baron gar zu bald dazu, ſein Steckenpferd zu reiten und ſeine Genealogie auszukramen. Herr von Breitbach, der indeß ganz entgegengeſetzte Anſichten hatte, fing an, ihn freundlich aber entſchieden zu bekämpfen, indem er den Satz aufſtellte, der wahre Adel der Gegenwart ſei die wahre Menſchlichkeit. Das nahm der Baron krumm und empfahl ſich mit der Frau Baronin kurz und kalt. Die beiden Gatten ſahen dem Paare mitleidig lächelnd nach. Unſer alter Herr aber fand dieſe Anſichten noch verwerflicher wie die Grobheit des Herrn von Martens, eben weil es Anſichten wären, in denen das verderbliche Gift der Zerſtörung für altehrwürdige Einrichtungen liege.

Herr von Fuckert, dem der dritte Beſuch galt, war erſt von ſeinem nächſten Vorfahren her adelich. Sein Wappen und Titel rührte ſogar aus der fatalen Zeit der Fremdherrſchaft, unter welcher ſein Vater, ein überaus reicher Seidenhändler, ſich als begeiſterter Anhänger des franzöſiſchen Kaiſers ausgezeichnet hatte. Die Familie, welche im Winter in der Stadt wohnte, diesmal aber ausnahmsweiſe länger in der freien Natur blieb, hatte ſich ein reizendes Landhaus auf dem Gebirge gebaut und daſſelbe mit dem größten Luxus ausgeſchmückt. Das Gut mit ſeinen reichen Gemächern und ſaubern Gärten machte den Eindruck eines wahren Schatzkäſtleins. Als das altadeliche Ehepaar von den reichgalonirten, aber hinter ihren Rücken Grimaſſen ſchneidenden Bedienten eingeführt wurde, mußten ſich beide geſtehen, daß ſie in ihrem Leben nichts Reizenderes geſehen hatten. Sie fanden ſich in eine wahre Wunderwelt verſetzt. Aber ſie hatten faſt ihre Mühe, durch die Zimmer zu kommen, denn auf den ſchlüpfrigen Parquetböden glitten ſchier ihre Füße aus. Ueberdies bellten ihnen kleine Hunde entgegen, die wahrſcheinlich ſolche Geſtalten noch niemals erblickt hatten. Endlich gelangten ſie in einen Salon, in dem eine große Geſellſchaft feingekleideter Herren und Damen verſammelt war. Alle wandten ſich voll Erſtaunen nach den Eintretenden, als wollten ſie fragen, ob der Hausherr durch dieſe Maskerade eine Ueberraſchung bereiten wolle. Da nannte der Baron ſeinen Namen und ein leiſes Gelächter erſchell aus allen Kehlen. Das iſt ja der Baron, der neulich in der Stadt ſo viel von ſich ſprechen gemacht hat! Die Damen huſchten in die Ecken zuſammen und kicherten miteinander. Die Herren verbargen ſich mit verbiſſenen Lippen in die Fenſterniſchen. Der Hausherr, der in möglichſt ſchlichter Weiſe die Scene verheimlichen wollte, führte die Fremden in ein anderes Zimmer. Aber der Baron und ſeine Frau hatten deutlich bemerkt, daß man ſie ausgelacht habe. Der Umſtand, daß ſie aus der Geſellſchaft weggeführt wurden, ſchien ſogar darauf zu deuten, daß man ſich ihrer ſchäme. Es kam kein Geſpräch zu Stande. Man empfahl ſich. Als der durchlöcherte Korbwagen, geſchmückt mit dem grünen Baron, der damaſtenen Baronin und dem rothen Chriſtoph und gezogen von dem knochigen Gaul, von dannen zog, ſah man an den Fenſtern eine Menge von Köpfen, die ihren Humor gar nicht zu bändigen vermochten. O über dieſe Frivolität! rief der Baron empört: Die Unechten verhöhnen die Echten! Weiter verlor er kein Wort. Sie fuhren, da das Roß höchſt ermüdet war, ſehr langſam und ſchweigſam nach Hauſe.

Nein, bei dem jungen Adel war kein Heil zu holen, man mußte ſich den alten ritterbürtigen Geſchlechtern anſchließen. Und Eile that auch noth, das heiſchten die Verhältniſſe. Darum erhielt Chriſtoph die Weiſung, an einem der nächſten Tage wieder anzuſchirren. Diesmal aber galt es eine weite Fahrt in das weite Land, wobei weder Frau noch Kind nützlich ſein konnten. Es beſtand nämlich im Lande eine ritterbürtige Ritterſchaft, deren Mitglieder alle wenigſtens ſechzehn Ahnen hatten und die durch ein Statut zuſammengebunden wurde, das den Grundſatz feſtſtellte, die Majorate zu ſtützen, das Grundeigenthum zuſammenzuhalten, Adelsſchulen zu ſtiften, Klöſter zur Aufnahme unverheiratheter Töchter zu gründen, Wappen und Familie rein zu halten und ſchließlich die Regierung des Landes in die Hände der Ariſtokratie zu bringen. War irgendwo eine Zuflucht, ſo mußte dieſe Gemeinſchaft ſie bieten. Der Baron von Bullenheim zu Bullenau, der dieſem Verein bei ſeiner Stiftung aus bekannten Gründen nicht beigetreten war, hatte den Beſchluß gefaßt, ſich zu dem Haupte derſelben, dem Ritterhauptmann Grafen von Degenhart, zu begeben, um ſich mit demſelben zu benehmen.

Nach einer Fahrt von zwei kalten feuchten Novembertagen, an denen Schnee und Regen unabläſſig in den offenen Korbwagen niederrieſelte, war er am Abend vor dem Schloſſe des Grafen angelangt. Dort aber hatte die müde Kaleſche das Ziel ihres mühſeligen Daſeins erreicht. Bei der letzten Anſtrengung, das Gefähr vernehmlich in den Schloßhof rollen zu laſſen, krachte die morſche Achſe entzwei und der Beſitzer nebſt ſeinem rothröckigen und rothhoſigen Burſchen konnten von Glück ſagen, daß ſie bei dieſer Gelegenheit auf dem harten Pflaſter nicht den Hals zerbrachen, ſondern nur mit einigen ſchwarzen und blauen Malen davonkamen. Bei dem Lärm, den dieſer Bruch verurſachte, eilten Diener mit Windlichtern aus dem hohen, ſtolzen Schloſſe, um den Verunglückten beizuſtehen. Auch der Hausherr, ein zwar viel kleinerer und jüngerer Mann wie der Baron, der aber in ſeinem feſten, ſcharfen Geſichtsausdruck und ſeinen entſchiedenen Bewegungen deutlich zeigte, daß er wußte, was er wollte, erſchien und bot Hülfe und Troſt. Trotz dieſes wenig verſprechenden Omens erſuchte der Baron den Ritterhauptmann um eine vertrauliche Unterredung.

Er wurde hineingeführt und fand in den hohen und von uraltem Reichthum zeugenden Gemächern, in denen ſich der ſchwerfällige, aber gediegene Luxus vergangener Zeiten blicken ließ, eine Behaglichkeit, die er ſeit zwei Tagen unter Gottes freiem Himmel und in ſchlechten Wirthshäuſern ganz und gar vermißt hatte. In der That, hier wehte ein unverkennbarer Hauch guter, echter Ritterſchaft. Man fühlte ein wohlthuendes, adeliches Patriarchenthum, und vor dem ebenbürtigen Mann kam dem alten Baron auch gleich das rechte Wort. Hier ging er zum erſten mal nicht auf Stelzen, hier hatte er nicht zu verkleiſtern und zu ſchminken, hier wickelte ſich die ganze und volle Wahrheit von ſeiner Zunge. Und ſo ſetzte er dem Ritterhauptmann alle ſeine Verhältniſſe auseinander, deren Aufzählung wir uns indeß ſparen, weil wir genugſam in dieſelben eingeweiht ſind. Zeigte ſich irgendeine Lücke, ſo that der Graf beſtimmte Fragen. Das Leben des Barons lag ihm bald vor Augen wie ein offenes Buch.

Und nun begann eine ſcharfe Strafpredigt, bei welcher ſich der lange, ſtarke Baron dem kleinen, ſchnurrbärtigen Grafen gegenüber ſehr ſeltſam ausnahm. Herr Baron, rief dieſer aus, bei Ihnen bewährt ſich das verhängnißvolle: Zu ſpät! Da ſieht man wieder einmal recht die Folgen einer falſchen Scham. Sie mußten doch den Abgrund vor ſich ſehen. Nichtsdeſtoweniger ſind Sie hineingerannt und ſo tief, daß Ihnen die Wellen über dem Kopfe zuſammenſchlagen. Und erſt beim Ertrinken rufen Sie um Hülfe. Warum haben Sie nicht zeitig zum Rechten geſehen, ſtatt das rettende Seil im Moment des Untergangs zu erwarten?

Des Untergangs? fragte der Baron betroffen.

Wer ſoll und wer kann Ihnen denn helfen? forſchte der Graf.

Die Ritterſchaft! meinte der Geſuchſteller.

Die Ritterſchaft iſt eine Corporation, bedeutete der Hauptmann derſelben, die aus Rittern beſteht, die auch die ritterſchaftlichen Eigenſchaften beſitzen, nämlich neben dem Adel auch Vermögen. Das letztere aber fehlt Ihnen ja ganz und gar. Unſer Inſtitut ſoll erhalten, aber nicht erſchaffen. Wo nichts iſt, da kann es auch nichts machen. Freilich ſind Fälle wie dieſer uns ſchon oft vorgekommen! Aber ein Geſchlecht wie das Ihrige iſt kein Glück, ſondern ein Unglück für den Adel.

Der Baron ſah ihn ſtarr an.

Erſtarren Sie nur nicht, fuhr der andere fort. Mit dem Beſitz ſollte auch der Adel aufhören. Sie hätten am beſten gethan, Ihren Titel abzulegen, wie es früher auch wol von tüchtigen Männern geſchehen iſt, die dann im Bürgerſtande etwas Ordentliches geleiſtet haben.

Dem auf dieſe Weiſe verarbeiteten Freiherrn verging die Sprache. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen.

Der Graf fuhr fort: Allerdings haben wir bei uns keine Geſetze in dieſer Beziehung. Auch fehlt uns die bei andern Völkern gebräuchliche Sitte, daß nur der Majoratsherr den adelichen Titel beibehält und daß die jüngern Söhne in den dritten Stand zurücktreten. Sie können alſo auf Ihrem Adel beſtehen.

Was ich auch bis an mein Lebensende thun werde, ſprach der Baron mit einem unterdrückten Seufzer.

Und was ich Ihnen nicht übel nehmen will, ſetzte der Ritterhauptmann hinzu. Für dieſen Fall hat die Ritterſchaft einen Unterſtützungsfonds errichtet, aus dem ſie nothleidende Adeliche unterſtützt und ihre Kinder erzieht.

Der Baron athmete auf.

Wenn Sie wollen, hieß es dann weiter, werde ich der Ritterſchaft Vorſchläge in Betreff Ihrer und der Ihrigen machen.

Euer Excellenz werden mich ſehr verbinden, meinte der Alte, dem ein Stein vom Herzen fiel.

Die Unterſtützung wird in einem kleinen Jahrgehalt für Sie und Ihre Frau Gemahlin beſtehen. Ihre Söhne aber werden wir in die Ritterakademie aufnehmen und ſie für das Heer und die Kirche ausbilden. Ihre Tochter ſchicken wir ins Kloſter. Dafür müſſen Sie ſich entſchließen und uns darüber eine ſchriftliche Urkunde ausſtellen, daß Sie Ihr väterliches Gut verlaſſen und mit einem Ihnen anzuweiſenden Aſyl fürlieb nehmen.

Herr von Bullenheim fiel bei den letzten Worten aus all ſeinen Himmeln. Das Schloß meiner Ahnen ſoll ich verlaſſen?

Allerdings, ſprach der Graf entſchieden. Glauben Sie vielleicht, die Ritterſchaft beſitze die Mittel, Ihnen ein koſtbares Wohnhaus mit allem, was dazu nöthig iſt, zu erhalten?

Das kann nun und nimmermehr geſchehen, rief jetzt der Baron. Wo meine Väter gewohnt haben und begraben ſind, da will auch ich leben und ſterben.

Ich gebe Ihnen Bedenkzeit bis morgen, ſchloß der Ritterhauptmann die Unterredung.

Er klingelte. Ein Bedienter trat ein, dem er den Auftrag gab, den Herrn auf ein Fremdenzimmer der Manſarde zu führen und ihm das Abendbrot zu beſorgen; dann machte er eine Verbeugung gegen den Gaſt und entfernte ſich.

Der Baron ſtieg bis unter das Dach, wo er in eine einfache Stube geführt wurde. Der Diener erzählte ihm, während er ihm reichliche Speiſen und guten Wein auftrug, die vornehmſten Mitglieder der Ritterſchaft ſeien heute bei Seiner Excellenz dem Herrn Grafen verſammelt. Das gab dem alten Mann einen neuen Stich ins Herz. Sein Stammbaum war ungleich älter als diejenigen aller dieſer Herren. Und dennoch wurde er nicht gewürdigt, in ihren Kreis eingeführt zu werden! Alſo auch in der Ritterſchaft galt das Vermögen jetzt mehr als der echte Adel! In ſeinem tiefen Mismuth rührte er Speiſe und Trank kaum an. Als er allein war, warf er ſich auf das Lager, konnte aber keinen Schlaf finden. Er rief einmal über das andere, indem er ſich hin- und herwälzte: Ich fürchte, die Idee des Adels iſt der Welt abhanden gekommen!

Als er nach einer durchwachten Nacht ſein Frühſtück ohne allen Hunger und Durſt zu ſich genommen hatte, ließ er ſich dem Ritterhauptmann melden und erklärte demſelben, daß er auf ſeine Vorſchläge nicht eingehen könne. Der Graf erwiderte, daß der Wille des Menſchen frei ſei und daß es nicht in der Abſicht und Macht der Ritterſchaft ſtände, Zwang auszuüben. Die beiden Standesgenoſſen ſchieden mit einer kalten Verbeugung.

Als der grüne Baron, der noch bleicher ausſah wie ſonſt, den rothen Chriſtoph, der ſich hier an den Fleiſchtöpfen Aegyptens gütlich gethan, gefunden hatte, wurde die Rückreiſe überlegt. Der Wagen, deſſen zertrümmerte Reſte bereits zu dem Abfall geworfen waren, mußte zurückgelaſſen werden. Der Diener holte das Roß aus dem Stalle, das ſich gleichfalls bei ungewöhnlicher Fülle von Hafer und Heu gefallen, und legte eine Decke darüber. Der alte Herr beſtieg den Klepper und ſo ging es, während Chriſtoph nebenher ſchritt und die Bedienten des Grafen hinter ihnen ein lautes Gelächter erhoben, aus dem Thore. War die Herfahrt ſchon nicht erquicklich geweſen, ſo ſchien der Rückritt wahrhaft unerträglich. Der Gaul konnte auf den eingeweichten Wegen kaum vorwärts. Der Diener, der ſtets bis an die Knie im Koth ſteckte, verdarb ſeine glühende Livree in Grund und Boden; dabei ſprach keiner ein Wort, der Baron aus Ingrimm, der Burſche, weil er nur ſtottern konnte. Statt zwei Tagen brauchte man diesmal drei. Am Abend des letzten erreichten die Reiſenden endlich das heimatliche Schloß, das verdrießlich grau aus dem Nebel ragte. Die Brücke fiel. In dem ſchlechten Wetter kam ſogar niemand zum Empfang auf die Treppe. Der Baron ritt das todmüde Thier direct in den Stall. Es verſuchte noch ein leiſes Wiehern, dann brach es von der Anſtrengung, die in keinem Verhältniſſe zu ſeinen Kräften ſtand, zuſammen und lag verendet am Boden. Vielleicht hatte es auch die Freude getödtet, die es über das Wiederſehen der theuern Heimat empfand.

Zehntes Kapitel

Je größer die Bedrängniſſe, deſto beſſer kann der Mann ſeinen Muth beweiſen. Dieſen Grundſatz bewährte in den traurigſten Tagen der Baron. Nachdem es ihm deutlich geworden war, daß er ſich in einer verzweifelten Lage befand, entwickelte er eine ſo zähe Thätigkeit und unverwüſtliche Unverdroſſenheit, daß man den alten Träumer, der ſonſt die Welt gehen ließ, wie ſie ging, nicht mehr wiedererkannte. Nach all jenen vergeblichen Verſuchen, auf denen wir ihn begleitet haben, dachte er ſogleich daran, neue Pfade und Wege zur Erhebung ſeines Hauſes einzuſchlagen, denn er konnte ſich doch wieder nicht in die Anſicht finden, daß die Idee des wahren Adels der Welt verloren gegangen ſei. Nun ſah er freilich ein, daß er von den Menſchen ſeiner Umgebung nichts zu erwarten habe. Auch war ihm ja Pferd und Wagen, mit denen er ſie anſtändigerweiſe erreichen konnte, zu Grunde gegangen. Was das geſprochene Wort aber nicht erreichte, war vielleicht durch das geſchriebene zu erlangen. Man ſah in der nächſten Zeit den bleichen Mann mit den abgemagerten Zügen faſt Tag und Nacht am Schreibtiſche mit der Feder beſchäftigt ſitzen und arbeiten.

Ja, der Baron hatte ſein Pulver noch nicht verſchoſſen. Der kleine Adel war ihm nicht entgegengekommen; der große Adel hatte ihm nicht aus ſeiner Verlegenheit geholfen, aber es gab noch deutſche Fürſten, bei denen die Idee des Adels nicht verloren gegangen ſein konnte. Und dieſer Fürſten gab es mehr als dreißig im weiland Heiligen Römiſchen Reich. Bei ihnen war nicht allein die Rettung möglich, ſie war unzweifelhaft, denn die durften es nie und nimmer zugeben, daß eine Familie, deren Ahnen ihren Stammbaum faſt bis zu den Karolingern hinaufführten, elendiglich zu Grunde ginge. Nun konnte freilich der alte Herr keine Reiſen an die verſchiedenen Höfe machen, weil die Reſidenzen ſammt und ſonders etwas zu weit aus dem Wege lagen. Aber ſchriftliche Geſuche beſorgte die Poſt zu jeder Stunde, ſowie ſie auch Geſuchsbewilligungen an die betreffenden Perſonen beförderte. Chriſtoph war dann, als dieſer Gedanke feſtſtand, eigens in die Stadt geſchickt worden, um das feinſte Papier und den reinſten Siegellack zu holen. Der Baron aber bediente ſich dieſer Utenſilien, wie wir gemeldet haben, mit der raſtloſeſten Ausdauer.

Zuerſt wurde ein Entwurf niedergeſchrieben, in dem von dem großen Inſtitute des Adels die Rede war und von dem Schutz, in welchen derſelbe den verkehrten Beſtrebungen der neuern Zeit gegenübergeſtellt werden müſſe. Darauf folgte eine kleine Auseinanderſetzung der Geſchichte von Bullenheim zu Bullenau von den älteſten Tagen bis auf die Gegenwart. Die Drangſale des würdigen Hauſes wurden dann in zarter und ſchicklich verhüllter Weiſe entwickelt. Zum Schluß aber ſtellte der Baron die unterthänigſte Bitte um die Beſtallung in ein Hofamt, ſei es nun, daß der betreffende Regent ihn zum Oberjäger-, Oberſtall- oder Oberceremonienmeiſter zu ernennen geruhe, zu welchen ſämmtlichen Aemtern er nicht allein das Talent und den Beruf, ſondern auch die Kenntniſſe beſitze. Daß dieſes Schriftſtück in jenem ſelbſtbewußten Stile abgefaßt war, welcher den Charakter des Schreibers bezeichnete, braucht kaum beſonders erwähnt zu werden. Es wurde dann ſowol durch ihn ſelbſt wie durch ſeine Söhne in ſolcher Zahl abgeſchrieben, als Deutſchland Fürſten beſitzt, und ſofort mit den nöthigen Adreſſen an die betreffenden Majeſtäten, Hoheiten und Durchlauchten verſehen. Darauf erhielt jeder Brief ſein Couvert mit dem wohl ausgeprägten Siegel des freiherrlichen Hauſes. Und ſo ging endlich die Sendung auf die Poſt, wo der Baron alle Urſache hatte, ſich darüber zu wundern, daß man an regierende Herren die Briefe für viel ſchwereres Geld freimachen mußte, als die Materialien zu denſelben gekoſtet hatten.

Nachdem dieſer Schritt in der Mitte des November geſchehen war, verlief der Reſt des Monats ſowie der ſich anreihende Anfang des December in der freudigen Erwartung baldiger günſtiger Nachrichten. Wenn ſich auch die frühern monatlichen Geldſendungen nicht wieder blicken ließen, ſo ſcheute man doch nicht, mit allen Händen nach der Anleihe des Peter Butz zu greifen.

Was konnte es auch verſchlagen, ob ſich die Kaſſe jetzt einen Tag früher oder ſpäter leerte, da die Anſtellung des alten Herrn ohne allen Zweifel erfolgen mußte? Uebrigens hatte der Schloßherr auch in Betreff des künftigen Amts die Umſtände ſehr wohl erwogen. Er war demnach zu dem Entſchluß gekommen, die Anträge der ſämmtlichen Monarchen abzuwarten, die Gehalte, die ihm geboten wurden, zu vergleichen und diejenige Stelle anzunehmen, die am meiſten einbrächte oder die nach der Größe der verſchiedenen Höfe die beträchtlichſten Beförderungen verſprach.

Die Kaſſe wurde indeß immer leerer, die Tage wurden immer kürzer und das Jahr ging ſeinem Ende entgegen, als nach und nach Antwortsſchreiben aus den Kanzleien einiger Regenten eintrafen. Merkwürdigerweiſe waren dieſe Herrſchaften ſchon alle mit Oberjäger-, Oberſtall- und Oberceremonienmeiſtern verſehen. Freilich diejenigen Höfe, wo dieſe Stellen beſetzt waren, konnten, wie der Baron ganz richtig ſchloß, ſehr bald einen Beſcheid geben. Andere aber, welche die Sache in Bedacht nahmen, mußten ſchon länger warten. Man merkte indeß, daß in den Kanzleien im ganzen eine große Ordnung und Regelmäßigkeit herrſche, zumal wo es galt, abſchlägige Antworten zu ertheilen, denn es verging nun kein Tag mehr, wo nicht auf der Poſt ein oder mehrere große Schreiben mit gewaltigen Dienſtſiegeln ankamen, die überdies trotz der alten Familie und den Vorzügen des Barons auch noch unfrankirt geſendet wurden. Am Sylveſter- und Neujahrstage war endlich das halbe Schock voll. Die Fürſten hatten alle antworten laſſen, und bei keinem war eine Stelle, wie der Baron ſie wünſchte, frei. Nirgends konnte er für ein künftiges Hofamt notirt werden. Auf die Geſchichte der Familie aus den alten Zeiten bis auf die Gegenwart hatte man gar kein Gewicht gelegt. War es denn menſchenmöglich, daß man ſo wenig Rückſicht auf den Antrag des letzten Freiherrn von Bullenheim zu Bullenau legte? Jetzt erſt fühlte der alte Herr recht, daß es wahr war, was er einſt in der Verzweiflung ausgerufen hatte: Die Idee des rechten Adels iſt der Welt abhanden gekommen!

Und diesmal mangelte ihm ſogar die rechte Zeit, um über dieſen Satz ruhige Betrachtungen anzuſtellen. Am zweiten Januar machte ſich nämlich ein Mann vor der Brücke bemerklich. Chriſtoph's ſtotternder Hornſtoß erklang, nachdem er ſich in der letzten Zeit ſehr ſelten hatte vernehmen laſſen. Peter Butz erſchien am Schloſſe und ließ ſich melden. Die Antwort war: der Baron ſei nicht zu Hauſe. Peter Butz meinte, dann wolle er auf ſeine Rückkehr warten. Nach einigen Stunden hieß es, der Baron ſei zwar zurück, aber er müſſe Toilette machen. Der Beſitzer des Blauen Trompeter wollte ſich bis zur Vollendung derſelben getröſten. Dann brachte Chriſtoph die Nachricht, der Baron habe dringende Geſchäfte. Auch diesmal erklärte der Wirth von Bullenau, daß er eine gute Portion Geduld beſitze. Was war zu thun? Der Schloßherr ſah ſich endlich genöthigt, den Gläubiger zu empfangen.

Bei der Hand! rief Butz, als er in das alte Gemach des Freiherrn eintrat, der mit düſterm Angeſicht in einem Seſſel lag. Ohne ſich den Anſchein zu geben, als hätte er die trüben Züge des Schloßherrn geſehen, fuhr er fort: Ich komme, Euer Gnaden meinen Schuldſchein zu präſentiren und mir die ſiebenhundertfünfzig Thaler zu holen. Dabei ſtreckte er, eine Verbeugung machend, das Papier aus.

Die erwarteten Summen ſind noch nicht eingelaufen, verſetzte der alte Herr kurz.

Noch nicht eingelaufen! rief der Wirth, indem er ſeine Miene zum plötzlichen Schrecken verſtellte. Dann fuhr er lächelnd fort: Der Herr Baron ſollten doch mit einem gemeinen, einfältigen Mann keinen Scherz treiben, denn erſtens iſt es in ſolcher Angelegenheit nicht chriſtlich, zweitens iſt es nicht menſchlich und drittens paßt es nicht — er wollte ſagen für einen Edelmann.

Ich rede die reine Wahrheit, unterbrach ihn der Baron.

Die reine Wahrheit, wiederholte jetzt Butz, indem ihm das Wort auf der Zunge zu erſtarren ſchien. Dieſe reine Wahrheit wird doch wol um aller vierzehn heiligen Nothhelfer willen falſch ſein, denn erſtens muß der Edelmann doch ſein gegebenes Wort halten, zweitens muß er wiſſen, was er verſpricht, und drittens kann er doch einen ehrlichen Menſchen, der ſeine Laſt hat, ſich mit Frau und Kindern durchzuſchlagen, nicht in Grund und Boden ruiniren wollen?

Wer will Euch denn ruiniren? rief Herr von Bullenheim finſter.

Wollen oder nicht wollen, fing jetzt der Wirth an, indem er einen wahrhaft heulenden Ton annahm. Sie thun es. Erſtens halten ſich die Juden an mich, zweitens bin ich der Mann, der Geld ſchaffen muß, drittens bin ich ruinirt. Oder wollen mich Euer Gnaden vielleicht dazu zwingen, was ich gewiß nicht mit meinem Willen thun werde, wozu ich aber nothwendigerweiſe ſchreiten müßte, das Schloß mit gerichtlichem Beſchlag zu belegen?

Gebt mir noch einigen Ausſtand, beſänftigte der Baron den entſetzten Mann.

Aber wer gibt mir Ausſtand? fuhr der Wirth fort, der jetzt wirklich einige Thränen aus den Augen drückte.

Nun die Juden! meinte der Alte in einem zweifelhaften Tone.

Die Juden, die unſern Herrn und Heiland geſchlachtet haben, werden auch mich ſchlachten, heulte Butz.

Verſucht es wenigſtens! Bietet ihnen gute Zinſen, aber ſchont mir das Schloß, bat Herr von Bullenheim.

Und wollen Euer Gnaden den Wucherern denn aufs neue ſo leichtſinnig gutes chriſtliches Geld in den Hals jagen? rief Butz empört. Nein, Herr Baron, bezahlen Sie. Es iſt beſſer für Sie und für mich.

Ihr hört aber, daß ich nicht zahlen kann, ertönte die ungeduldige Antwort.

Um Gottes willen, ſchrie der Wirth. Das Volk wird bis zum März wieder ſeine fünfundzwanzig Procent haben wollen. Das iſt ja gottesläſterlich.

Verſprecht ſie ihnen! rief der Baron.

Das iſt leicht geſagt, meinte Butz, der ſich eine Weile bedachte. Für den Fall, daß Euer Gnaden aber auch im März nicht die erwarteten Summen erhalten haben, wie wird es dann werden? Der Herr Baron muß einſehen, daß ich mich wol für eine Zeit lang in den Riß ſtellen, daß ich mich aber nicht ruiniren kann. Ich bin alſo genöthigt, die Bedingung zu ſtellen, daß mir Euer Gnaden Eigenthum für die beſagte Summe haftet.

In Gottes Namen! ſeufzte der alte Herr. Ich will Euch den Schein in dieſer Weiſe ausſtellen.

Er ging an ſeinen Schreibtiſch. Peter Butz lachte inwendig: Bei der Hand! Er hatte noch ganz andere Dinge vor, denn er dachte an den Antiquitätenliebhaber Ernſt Bracht. Vorläufig aber ſchied er mit einem Schuldſchein von tauſend Thalern, der am erſten März ablief, indem er den Schloßherrn noch treuherzig aufforderte, einen armen Bauer nicht dem ſichern Untergang entgegenzuführen.

So war allerdings wieder ein heftig drängender Störenfried für einige Zeit beſchwichtigt und beſeitigt, aber es ſtellten ſich bald andere ein, die zwar nicht mit lauten Worten um ſich warfen, die aber deſto eindringlicher in zäher ſchweigſamer Nothwendigkeit auf die Schloßbewohner einſtürmten. Bei der Verwirrung aller Zuſtände hatte die Hausfrau weder die Umſicht noch auch die Mittel gehabt, um Keller und Küche mit Vorrath für den Winter zu verſorgen. Gemüſe war nur in geringer Fülle vorhanden, Fleiſch gab es ſelten, Fiſche hatten zwar die jungen Herren in den Schloßgraben gefangen, aber dies Geſchäft wurde nun auch durch das kalte Wetter, das dicke Eisdecken über das Waſſer legte, verhindert. Die ſchwindenden Thaler der

Kaſſe konnten nur noch angewandt werden, um den Brotbedarf anzuſchaffen. Dazu kam der Uebelſtand, daß die magere Kuh und die knochige Ziege bei dem Mangel an Futter keine Milch mehr gaben. Was war alſo zu thun, als dieſe Wiederkäuer zu ſchlachten, um das Fleiſch wenigſtens zu verwerthen? Das geſchah denn auch ohne Aufſchub, indem man die zerhackten Theile der treuen Hausthiere durch Pöckeln haltbar zu machen ſuchte. Zum Glück fehlte es wenigſtens nicht an Holz zur Feuerung, da ſowol der alte Garten als auch die Rumpelkammer noch immer Abfall die Menge enthielten, um die Kamine zu ſpeiſen.

Unter dieſen Umſtänden war es kein Wunder, daß die alten Dienſtboten ſich ihre eigenen Gedanken machten, die ſie denn auch in der Stille der Küche, wo die gnädige Frau gegenwärtig wenig zu thun hatte, allmählich auszutauſchen anfingen. Die Ergebniſſe ihrer wechſelſeitigen Betrachtungen, Mittheilungen und Beſchlüſſe kamen eines Abends zum Vorſchein, nachdem ſowol die Magd Apollonia lange an ihrer alten geblümten Holzkiſte, dem einzigen Eigenthum, das ſie auf dieſer Welt beſaß, gekramt, und nachdem ſich der rothköpfige Chriſtoph geheimnißvoll mit der Anfertigung eines kleinen Bündels in Sackleinwand beſchäftigt hatte. Beide ſtiegen gemeinſam die Treppe im Erdgeſchoß hinauf, ſchlichen durch die Imbißkammer und klopften dann am Thurmgemach. Der alte Freiherr war nicht wenig erſtaunt, die getreuen Vaſallen vor ſich erſcheinen zu ſehen, wozu er übrigens um ſo mehr Urſache hatte, da der Burſche ſeine Livree nicht am Leibe, ſondern über dem Arme trug, im übrigen aber in einem alten blauen Kittel erſchien, in dem er als Bauer gar nicht ſo ſeltſam und ungeheuerlich ausſah wie als galonirter Bedienter. Auch der Umſtand, daß Apollonia eine hohe Sonntagsmütze auf dem Haupte trug, war jedenfalls ein ungewohntes Zeichen.

Was wollt ihr? rief der Baron den beiden zu, von denen weder der eine noch die andere das Wort finden konnte.

Die Kuh und die Geiß ſind todt, begann jetzt die Magd verlegen.

U — u — nd d — d — das Pf — Pf — Pf — Pferd iſt auch gefa — fa — fa — fallen, ſetzte der Rothkopf hinzu, wobei er diesmal ins Unendliche ſtotterte.

Und da wollen wir uns bedanken, fuhr die Magd fort.

Ja, ja, ja, be — be — beda — da — danken, ächzte Chriſtoph.

Bedanken, daß ſie todt ſind? fragte der Baron, der nicht wußte, wo die Sache hinauswollte.

Im Gegentheil, ſagte Apollonia, weil ich die Thiere nicht mehr zu füttern habe.

Und ich den Ga — Gau — Gaul, war Chriſtoph's ſich daranſchließende Meinung.

Nun das iſt ja daſſelbe — murmelte der alte Herr.

Und auch dafür, das Fleiſch der armen Geſchöpfe zu verzehren, ſagte nun die Köchin, indem ſie die Schürze an die thränenden Augen führte. Ich habe die Lieſe und die Zick ſo lange gepflegt, wie kann ich die vor Liebe aufeſſen.

Und ich das Pſ—Pſ—Pferd, fügte Chriſtoph voll tiefer Rührung hinzu. Freilich meinte er nicht, daß er das Thier aufgegeſſen, ſondern daß er es gepflegt habe.

Als der Baron die beiden noch immer erſtaunt anſah, fuhr Apollonia fort: Und von Kartoffeln und Rüben allein kann man auch nicht leben.

Chriſtoph aber ſprach: Ohne Er—Er—Erb—bſ bſ—bſ—en und Sau—Sau—Sauerkraut —

Ueberhaupt iſt es mit dem Vorrath bald zu Ende und wir dürfen doch unſere Herrſchaft nicht aufeſſen, demonſtrirte Apollonia.

Und ich ha—ha—habe i—i—immer erſchre—ſchre—ſchre—ſchrecklichen Hunger, erklärte der Rothkopf.

Und deshalb wollen wir uns bedanken, ſagte die alte Magd.

Ja be—be—bedanken, ſchloß Chriſtoph.

Alſo ihr wollt nicht mehr in meinen Dienſten bleiben? fragte der Baron düſter.

Es iſt nicht deswegen, weil die Leute uns ausſpotten und ſagen, wir dienten bei einem Wilddieb und Strauchritter, ſagte Apollonia begütigend, und Chriſtoph fügte hinzu: Nein, ſo wahr Gott iſt!

Die Magd aber fing laut an zu weinen und zu ſchluchzen, in welches der Diener eine Octave tiefer einſtimmte.

Es iſt ja doch aus, kreiſchte ſie in heulender Verzweiflung.

A—a—aus! ſchloß Chriſtoph noch lauter einſtimmend.

So komiſch ſich auch dieſe Scene ausnahm, ſo machte ſie doch einen entſetzlichen Eindruck auf den Baron.

Es iſt aus! das war ihm noch von keinem Menſchen geſagt worden; er ſelbſt hatte es ſich nie eingeſtehen wollen. Und jetzt wagten es ſeine eigenen Dienſtboten, ihm dieſe Wahrheit ins Geſicht zu ſagen. Dieſe Dienſtboten aber waren die ſchlichteſten, einfältigſten und gutmüthigſten Geſchöpfe, die es auf der Welt gab. Auch geſchah es ja nicht aus böſem Willen, daß ſie ſich den Abſchied holten. Keine vorhergegangene heftige Scene hatte die harmloſen Menſchen zu dieſem Schritte gezwungen. Sie thaten ihn ſogar gegen ihr Gefühl, denn ſie verließen nicht gern das Haus, in dem ſie faſt ſeit ihrer Jugend im beſten Einverſtändniſſe mit der Herrſchaft gelebt hatten, nein, ſie thaten ihn gewiſſermaßen in einem frommen Sinne, denn ſie wollten die letzten Biſſen dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau mitſammt den gnädigen Kindern nicht aus dem Munde wegeſſen. Ueberdies weinten und heulten ſie in wahrhaftiger Trauer, daß ſie nun in ihren Jahren in die Welt ziehen ſollten, ohne zu wiſſen, wohin ſie ihr Haupt legen würden. Darauf bezog ſich ihr: Es iſt ja doch aus! Und der Baron murmelte das Wort auf ſich beziehend: Ja, es iſt aus!

Dann erhob ſich der alte Herr und ſprach, indem er alle ſeine Kraft zuſammennahm: Ihr ſeid entlaſſen. Freilich bin ich euch noch Lohn ſchuldig, ich werde ihn euch zukommen laſſen, ſobald ich im Stande bin. Gern geb ich euch das Zeugniß, daß ihr mir treu, redlich und fleißig gedient habt. Lebt wohl!

Apollonia nahm ſeine Hand und küßte ſie nach alter Vaſallenart. Chriſtoph aber legte die rothe Livree über einen Stuhl und that daſſelbe. Aus den alten Augen liefen die hellen Thränen über die knochigen Finger des Schloßherrn, der bebend und zitternd daſtand, aber dennoch die Blicke trocken hielt, weil er es wollte. Die beiden zogen ab und nahmen auch Abſchied von der gnädigen Frau, von den Söhnen und Felicitas. Ueberall erneute ſich dieſelbe Scene. So laut war es lange nicht im Schloſſe geweſen, aber es klangen nur ſchreckliche Jammer- und Schmerzenstöne.

Dann nahm Apollonia die buntgeblümte Kiſte auf das alte Haupt, und Chriſtoph ſchleuderte ſein Bündel über den höckerigen Rücken. Das letzte Geſchäft des alten Knechts war, daß er die Brücke niederließ. Beide ſchritten hinüber. Es war ein ſehr kalter Wintertag. Gleichwol merkten beide nichts von dem beißenden Froſt, ſo heiß war ihnen der Abſchied geworden. Wohin ſie gingen, ſagt die Geſchichte nicht. Aber im Schloſſe ward es immer ſtiller. Keiner zog mehr die Brücke in die Höhe und bald hatte der Froſt ſie ganz feſtgebacken. Der ſtotternde Hornſtoß ſchien für immer verklungen. Ja, es war entſetzlich traurig im Schloß.

Elftes Kapitel.

Am Heiligen Dreikönigstage ſaß im Pfarrhauſe zu Bullenau der würdige Seelſorger der Gemeinde, nachdem er die Frühmeſſe geleſen hatte, bei ſeinem dampfenden Kaffee mit friſchem Brot und Butter und freute ſich, daß er aus der kalten eiſigen Kirche, wo ihm beim Dienſte die Finger ſchier erfroren waren, in die warme und heimelnde Stube gekehrt war. Die ſaubere Haushälterin mit der blanken weißen Sonntagsſchürze hatte ihm, während er mit dem Rücken gegen den Ofen ſtand und die Hände an der kniſternden Glut wärmte, das reinliche Frühſtück auf den Tiſch geſtellt, die Zeitung und einen Brief, der eben mit der Poſt gekommen war, neben die Taſſe gelegt und ſich, nachdem der Geiſtliche auf ihre Frage, ob er noch etwas zu beſtellen habe, verneinend geantwortet hatte, entfernt. Der Pfarrer nahm dann Platz in ſeinem Lehnſtuhl, ſtärkte ſich erſt an Trank und Speiſe und ſetzte nunmehr die große goldene Brille auf, um die Neuigkeiten des Tages aus der Zeitung zu erfahren, als ihm der Brief in die Hand fiel. Nachdem er die Adreſſe betrachtet hatte, murmelte er: Von Herrn Reimbold, löſte das Siegel und vertiefte ſich ſo ſehr in die Lectüre und ein auf dieſe Lectüre folgendes Nachdenken, bei dem er auf die weißen Blumen ſtarrte, die der Winter an die Fenſter malte, daß er ganz vergeſſen zu haben ſchien, wie die Völker fern in der Türkei auseinander ſchlagen.

Er ſaß noch in tiefem Brüten verloren, als es an die Thür klopfte. Ernſt Bracht trat haſtig und aufgeregt hinein und ſprach: Herr Paſtor, ich muß mit Ihnen über die Bullenheimer ſprechen.

Aus ſeinen Reden ging hervor, daß er die Geſchichte der Schloßbewohner mit aufmerkſamen Augen verfolgt hatte. Er wußte ſogar, daß die Dienſtboten abgezogen waren und daß Noth in der Familie herrſchte. Dann ſchloß er: Es iſt alſo die höchſte Zeit zu helfen, damit kein Unglück geſchehe.

Der Paſtor, der ihm geſpannt zugehört hatte und der ihn auch ruhig bis zu Ende reden ließ, erwiderte bedächtig: Eile mit Weile, mein junger Herr! Ich habe in dieſer Angelegenheit auch eben einen Brief von Ihrem Oheim erhalten, deſſen Meinungen ganz mit den meinigen übereinſtimmen. Sie wollen auf einmal, daß der Oheim der Familie zunächſt mit einer beträchtlichen Summe aushelfe. Sie wollen ferner dem Baron die Erlaubniß zur Jagd wieder ertheilen. Sie wollen drittens, daß ich für Sie Zuſammenkünfte mit Felicitas vermitteln ſoll, weil Sie geſonnen ſind, das Märchen zu heirathen. Dagegen läßt ſich allerlei einwenden. Was den Punkt des Helfens angeht, ſo will ich von dem ſchweigen, was in dieſer Beziehung ſchon geſchehen iſt. Würden Sie es wagen, dem Baron ein Almoſen zu bringen, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß er Sie noch einmal vor die Thür ſetzte. Wählen Sie aber den Weg, ihm auf anonyme Weiſe Summen zu übermachen, ſo wird er ſolche Zuflüſſe für Wunder erachten, aber niemals an die rechte Quelle denken. Auch möchte die Anwendung nicht die beſte ſein, indem er das Geld wieder in ſeinem nichtsthueriſchen, ideellen, mit Adelsflauſen durchwirkten Leben verzehrte, ſtatt es durch Fleiß und Nachſehen zu vermehren. In Beziehung der erneuten Jagderlaubniß muß ich Sie auf Ihre eigene Handlungsweiſe zurückführen. In einer vielleicht zu aufbrauſenden Art, zu der Sie auch wol ein übereiltes Rachegefühl trieb, haben Sie dem alten Herrn das unbefugte Handwerk gelegt. Ihr Oheim ſchreibt mir nun, daß er nie und nimmer zu dieſem Schritte übergegangen ſein würde. Da es aber einmal geſchehen ſei und da das Recht für ihn wäre, könne er ſich nicht entſchließen, aufs neue dem Unrecht Thür und Thor zu öffnen, weil die verkehrten Anſchauungen des Barons dadurch nur erhärtet werden möchten und weil er dann aufs neue eine Beſtätigung ſeiner lächerlichen Standesvorurtheile erhalten würde. Endlich aber theilt Ihr Oheim meine Meinung wegen Ihrer Liebe zu Felicitas. Die Jugend iſt veränderlich in ihren Leidenſchaften und ihr Geſchmack geht heute nach Nord und morgen nach Süd. Wer weiß wie bald Sie das kleine Ding ſatt hätten, und da ſtände ich denn als eine Art Kuppler von der ſchlechteſten Sorte.

Aber Herr Paſtor, fiel ihm jetzt Ernſt, der bis dahin ſtill geſchwiegen hatte, heftig in die Rede. Wie können Sie an der Heiligkeit meines Gefühls zweifeln?

Es mag ſo heilig ſein, wie es will, erwiderte der Geiſtliche. Ich darf mich nicht in dieſe Sache miſchen. Der Baron von Bullenheim iſt zudem Herr und Meiſter über das Mädchen. Er aber will nichts von Ihnen wiſſen. Soll ich, der ich Frieden zu ſtiften habe, nun Streit entfachen? Soll ich, der ich über das vierte Gebot zu predigen habe: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt auf Erden“, die Kinder gegen die Aeltern aufwiegeln? Nimmermehr! Gehen Sie in dieſer Sache Ihren eigenen Weg, lieber Ernſt. Ich will Sie nicht hindern. Daſſelbe darf ich von Ihrem Oheim ſagen, der Sie für einen ehrlichen und vernünftigen jungen Mann hält.

Aber die Lage dort iſt ja entſetzlich! rief Ernſt aus.

Und wodurch iſt ſie entſetzlich? fragte der Pfarrer. Einzig und allein durch den Baron. Hat Ihr Oheim ihm nicht vor ſeiner Abreiſe die ſchönſten Anerbietungen in der liebevollſten Art gemacht? Hat er nicht echt brüderlich gehandelt? Aber der zähe Freiherr wies den Schwager, den er nicht anerkennt, kalt und ſtarr zurück. Als ihn dann die Noth drängte, hat er voll von Illuſionen, wie er iſt, die Rettung bei Rittern und Fürſten geſucht, die ihn laufen ließen. Iſt eine Heilung möglich, ſo bringt ſie das Leben hervor. Hier muß es beugen oder brechen. Gebeugt hat er ſich nicht, alſo mag der Bruch erfolgen. Dann kommt wieder ein Moment der Rettung.

So bedenken Sie ſeine Frau und ſeine Kinder! rief Ernſt mit verzweifelter Miene. Sie leiden ja Hunger und Noth!

In demſelben Augenblicke hörte man ein Geräuſch vor dem Hauſe. Eine Menſchengruppe brachte aus der gegenüberliegenden Kirche, wo der Vicar gerade das Hauptamt abhielt, eine ohnmächtige Geſtalt nach dem Pfarrhauſe. Ernſt entfärbte ſich, denn es war niemand anders als Felicitas. Felix, Fortunat und Prosper ſtanden mit bleichen Geſichtern, in denen ſich der Schrecken mit dem Mangel einte, der armen Schweſter bei. Das Mädchen wurde raſch in das Zimmer gebracht und auf das Sofa gebettet. Die Haushälterin holte Wein und Eſſig. Man rieb die Füße der Ohnmächtigen. Ernſt kniete mit verzweiflungsvollen Lauten am Boden und ſuchte die ſtarren Hände zu erwärmen. Endlich konnte er ſich nicht mehr halten. Er bedeckte ihr bleiches Antlitz mit Küſſen und gab ihr die ſüßeſten, liebſten Namen. Da ſchlug ſie wieder die Augen auf, ſelig lächelnd, daß ſie den Geliebten erblickte. Es war ein Moment wie damals, wo er ſie aus dem Waſſer geholt hatte.

Wir haben uns wieder! rief der junge Mann voll Entzücken aus.

Liebſt du mich denn noch? fragte Felicitas.

In Ewigkeit! jauchzte Ernſt.

Aber der Pfarrer wollte ſolche Erklärungen in ſeinem Hauſe nicht zugeben. Er bat den jungen Mann dringend, das Zimmer zu verlaſſen, was derſelbe auch unwillig genug that, indem er ſich in die anliegende

Stube begab. Dann ſchickte der Geiſtliche die Brüder, welche ſich erſt ſtärken mußten, nach Hauſe, um dort zu melden, was vorgefallen war, indem er hinzufügte, daß er Felicitas ſelbſt heimbringen würde.

Als der alte Herr ſich mit dem Mädchen, von deſſen Geſtalt und Antlitz übrigens die frühere Friſche ganz entſchwunden war, allein befand, begann eine weitläufige Beichte, in welcher ſie ihm die troſtloſen Zuſtände im Schloſſe eindringlich ſchilderte. Wahrhaftig, es hatte ihr nicht an Bedrängniſſen gefehlt. Dieſelben waren ſogar nicht die geringſte Urſache an der Ohnmacht, welche ſie in der Kirche befiel. So ſehr ſie aber auch die Sorgen der Aeltern bedauerte, den größten Kummer hatte ihr doch der Glaube bereitet, daß Ernſt ihrer nicht mehr zu gedenken ſchien. Ernſt aber ſtand lauſchend vor der Thür. Er hörte ihre kindlichen, naiven Aeußerungen und ſchwor ihr mit jauchzendem Herzen unverbrüchliche Treue. Als er genug wußte, ſchlich er ſich von dannen, um vorläufig wenigſtens der drängenden Noth ein Ziel zu ſetzen. Der Pfarrer aber brachte am Nachmittag das Mädchen, das er erſt noch bei ſich zu Tiſche behalten hatte, nach dem Schloſſe.

So kam denn doch wieder jemand in das alte Neſt, dem ein Stern der Hoffnung aufgegangen war. Denn während die Bewohner der Burg ſich all ihren traurigen, verdrießlichen Stimmungen überließen, zuckte ein neues Leben auf in dem jungen, ſo leicht zur Fröhlichkeit geſtimmten Gemüthe des liebenswürdigen Kindes. Nun wußte ſie doch einmal wieder, woran ſie lange gezweifelt hatte, daß Ernſt ſie noch immer liebe. Er hatte es aufs neue geſagt, es hatte in ſeinen Augen geleuchtet und in ſeinen Küſſen gebrannt. Merkwürdigerweiſe machte ihr auch der Vater diesmal keinen Vorwurf, denn die Brüder hatten ihm nichts von Ernſt's Anweſenheit im Pfarrhauſe mitgetheilt, um den ohnedies gebeugten und gereizten Mann nicht noch mehr zu erzürnen. Sie konnte ſich alſo ganz ihren ſeligen Träumen überlaſſen und lauſchte des Abends im Familienkreiſe nicht einmal der erneuten Vorleſung der „Herzogstochter von Lützelburg“ und den Schickſalen des alten armen Ritters, aus denen die Schloßbewohner ſich Muth und Troſt holen wollten. Mit einem Gefühle ſeliger Befriedigung ging ſie auch in ihr ſtilles Thurmkämmerlein, um ſich zur Ruhe zu legen. So kalt es war, ſo öffnete ſie doch noch das Fenſter und ſchaute empor in den prächtigen Sternenhimmel der blitzenden Winternacht. Da hörte ſie in der Nähe ſingen. Der Ton ſcholl von der Stelle, wo einſt die Pappel über den Teich lag. Es war ihr Lieblingslied:

Mein Herz iſt ſo leicht und ſo froh und frank,
Nie hat mir ſo hell das Leben gelacht.

Das war offenbar die Stimme Ernſt's, der ohne Zweifel Licht in ihrem Fenſter bemerkt hatte. Sie aber antwortete:

Ich trage den Himmel in meiner Bruſt,
Sei gegrüßt, du ſchöne Liebeszeit.

Da löſte ſich aus dem Walde eine Geſtalt, die über den Schnee und den dichtgefrorenen Teich glitt und dem Thurme, in dem ſie ihr Schlafzimmer hatte, zueilte. Ja, es war Ernſt. Er flüſterte ihr hinauf, daß er unten am Thurme etwas hingeſtellt habe, ſie ſolle es morgen holen. Der Korb ſei für alle, obendrauf aber liege ein Brief für ſie, den ſie niemand zeigen dürfe. Ueber dieſem Flüſtern wurde ein Hund unruhig und fing mächtig an zu bellen. Ernſt entfloh ſo raſch, wie er gekommen war. Felicitas aber ſchloß faſt die ganze Nacht kein Auge.

Am nächſten Morgen, als es Tag war, verließ ſie vor allen andern das Haus und fand unten an ihrem Thurm einen Korb, deſſen Deckel ſie aufhob, um den obenliegenden Brief zu erhaſchen und ihn in ihrem Buſen zu verſtecken; dann hob ſie die ſchwere Laſt auf und trug ſie die Treppe hinauf nach der Imbißkammer.

Dort hatten die Aeltern mit den Söhnen in ernſtem Geſpräch geſeſſen und ſich berathen, ob ſie ſich in der gegenwärtigen Noth nicht doch am beſten an die Güte des verſöhnlichen Herrn Reimbold wenden ſollten. Die Baronin zeigte bei dieſer Gelegenheit, daß ſie große Luſt verſpürte, ſich von ihren bisherigen ariſtokratiſchen Anſichten zu trennen. Der alte Herr aber konnte ſich noch immer nicht zu einem ſolchen Schritte entſchließen, der, wenn er auch nützlich war, doch nicht adelich genannt werden durfte. Gleichwol war er in einem innerlichen Kampfe begriffen. Da trat Felicitas ein, die alle Mühe hatte, den ſchweren Korb fortzuſchleppen.

Was bringſt du, Kind? fragte die Mutter.

Einen Korb, ſagte die Tochter, den ich dieſen Morgen vom Fenſter aus unten an meinem Thurm ſtehen ſah.

Alle fielen darüber her. Und welche erſtaunten Geſichter gab es erſt, als der Inhalt ſich entwickelte! Zwiſchen dem Geflecht lagen ein Hahn, Hühner, Würſte, ein Schinken, Brot, Kaffee, Reis, Zucker und noch ſonſtige Eßwaaren neben Flaſchen, die mit altem, ſtarkem Wein gefüllt waren. Der Vorrath konnte reichlich für eine ganze Woche dienen. Seit langer Zeit fingen die Augen der Anweſenden wieder einmal an zu ſtrahlen, ſeit langer Zeit ſtellte ſich wieder zum erſten mal ein Gefühl von Behaglichkeit und Zufriedenheit ein. Während des Auspackens riethen die Söhne hin und her über den wahrſcheinlichen Spender der Gaben. Als aber der Korb ganz und gar geleert war, fand ſich auf dem Boden ein Zettel mit den geheimnißvollen Worten: „Der Herzogstochter von Lützelburg Glück zur baldigen Erlöſung! Die Gabe wiederholt ſich alle acht Tage, wenn der Vorwitz das Siegel des Geheimniſſes nicht zu löſen trachtet!“

Der Baron war ſtarr vor Staunen. Sein alter Wunderglauben tauchte wieder lebendig auf. Wie ſeltſam ſpielte ſogar der Zufall, da ſie erſt geſtern Abend die Geſchichte aufs neue geleſen hatten. Gleichwol fragte er die Kinder aus, ob ſie andern Leuten davon geſprochen hätten. Felicitas wurde noch beſonders zur Rede geſtellt. Sie verleugnete aber ſtandhaft die Mittheilung ihres Traumes. So wollte er denn auch nichts davon wiſſen, daß der Paſtor die Gaben geſchickt habe

An Herrn Reimbold, der in der Ferne war, und an Ernſt Bracht, der ſich ſo feindlich gegen die Familie geſtellt hatte, wurde gar nicht gedacht. Der alte Herr bildete ſich deshalb wieder ſteif und feſt ein, daß nächſtens ein Fürſt erſcheinen und Felicitas als ſeine Tochter holen, und daß er ſelbſt dann wieder reich, angeſehen und mit Aemtern belohnt werden würde. Und ſo lehnte er die erneute Anfrage ſeiner Gemahlin, ob ſie nicht dennoch die Güte des Herrn Reimbold in Anſpruch nehmen ſollten, entſchieden ab.

Traten nun auf einmal beſſere Zeiten für die freiherrliche Familie ein, ſo begannen für Felicitas wahrhaft goldene Tage. Ernſt hatte ihr in dem Briefe ſein ganzes Herz ausgeſchüttet. Und es war ein reiches, heißes, gutes Herz, das ihr in Glanz und Reichthum, wie in Leid und Armuth zugethan blieb und das, wie die Zeiten auch gehen würden, ihren Beſitz als Zweck und Ziel des Daſeins anſah. Er gab ihr zugleich einen hohlen Baum in der Lindenallee an, wo ſie ihre Antwort verbergen ſolle, damit er ſie ſicher finde. Auf dieſem Wege entſpann ſich nun ein heimlicher Briefwechſel. Es verging faſt kein Tag, wo nicht Billets in das Loch der Linde wanderten und daraus geholt wurden. Zugleich war aber auch wieder der Mangel aus dem Schloſſe geſchwunden, denn der Korb füllte ſich durch unſichtbare Hände alle Sonntage an der bewußten Stelle. Es durfte dabei nach des abergläubiſchen Barons Befehl kein einziges Auge den Bringer zu entdecken ſuchen. So entſchwanden die zwei letzten Wintermonate, die ſo überaus kalt und hart waren, daß der Froſt faſt nicht aufhörte, zwar in Spannung, aber unverhältnißmäßig heiterer wie die letzte Zeit des verfloſſenen Jahres.

Am erſten März aber war der unſelige Tag, wo Peter Butz wieder auf dem Schloſſe erſcheinen ſollte. Und der ſchlaue Gläubiger ließ nicht auf ſich warten. Er führte ſich wieder in jener Weiſe bei dem Baron ein, die wir bereits kennen. Erſt zahm wie ein Ohrwurm, fiel er bald in einen lamentabeln Ton, daß der alte Herr ihm das Geld nicht geben könne und daß er ein ruinirter Mann ſei, und endlich hatte er neue Vermittelungsvorſchläge, die diesmal aber auf nichts anderes hinausgingen, als daß er dem Baron Zeit geben wollte bis Ende Mai. Würde aber alsdann die Zahlung von funfzehnhundert Thalern nicht geleiſtet, ſo ſollte das Schloß mitſammt den Mobilien ohne weiteres an den wucheriſchen Wirth abgeliefert werden. In dieſem Punkte hatte er ſich aber bei dem Schloßherrn, den er um die Finger wickeln zu können glaubte, verrechnet, denn derſelbe konnte den Gedanken, ſich von ſeinem Familienſitze zu trennen, ebenſo wenig faſſen wie den Verluſt ſeines Adels. Kurz, er wies den Wucherer, der ſeinerſeits an einen Verdienſt von wenigſtens viertauſend Thalern dachte, wenn er das Schloß an Ernſt verkaufte, mit bariſchen Worten ab, und als derſelbe gar mit Gericht und Verurtheilung drohte, warf er ihn mit ſeinem alten feudaliſtiſchen Hochmuth aus der Thür.

Als Peter Butz ſich aber in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſah, kam eine entſetzliche Wuth über ihn. Da er nun auch wirklich der Mann war, zum Aeußerſten zu ſchreiten, ſo lief er ſpornſtreichs zum Richter, um den Proceß gegen den Baron einzuleiten. Alle Verſuche, den heftigen Mann zu gelindern Maßregeln zu beſtimmen, ſcheiterten an deſſen Hartnäckigkeit. Der Richter, welcher den Schuldſchein richtig befand, ſah ſich zuletzt gezwungen, ſeinen Spruch zu thun und einen Verhaftsbefehl gegen den nicht erſchienenen Beklagten auszuſtellen und einen Termin für den Verkauf des Gutes feſtzuſetzen, wenn die bewußte Summe nicht erlegt würde. Die Sache war bald ruchbar zu Bullenau. Sie kam auch an den Baron, der ſich mit der größten Energie äußerte, er würde ſich mit den Seinigen auf Tod und Leben wehren und lieber eines ehrlichen Todes bei der Vertheidigung des Schloſſes ſterben, ehe er ſich dem niedrigen, betrügeriſchen Wirth ergebe. Ein neuer Schrecken ging durch das Schloß: Felicitas aber theilte die Lage der Dinge ihrem Geliebten mit, der ihr in einer raſchen Antwort Vorſchläge über ihr Benehmen zukommen ließ. Ernſt war auch jetzt noch einmal zu dem Pfarrer gegangen und hätte ihm von einer Bürgſchaft, die er ſtellen wollte, geſprochen. Aber der geiſtliche Herr war ihm wieder mit ſo triftigen Gründen entgegengetreten, daß der junge Mann ſich in den Willen deſſelben ergab.

So kam denn der verhängnißvolle Tag, an dem die Verhaftung des Barons vor ſich gehen ſollte. Der alte Herr aber, der von dem bevorſtehenden Ereigniß Kunde erhalten hatte, war nicht müßig geweſen. Das Schloß befand ſich im Vertheidigungszuſtand. Die Zugbrücke am Weiher, die in den letzten Zeiten ſtets niedergelaſſen hing, war frei vom Froſt, und er hatte nicht verſäumt, ſie mit ſeinen Söhnen in die Höhe zu ziehen. Außerdem waren von ihm und ſeinen Sproſſen die in der Stadt gekauften Gewehre eingeſchoſſen worden. Es befand ſich noch Pulver aus früherer Zeit im Schloſſe. Kugeln wurden aus dem Blei der alten Söllerfenſter gegoſſen und lagen in blanker Fülle vor ihnen. Ueberdies hatte man den Verſuch gemacht, die Thür zu verrammeln, und die Fenſter gewählt, aus denen man im Nothfalle auf die Eindringlinge ſchießen könne. Es ging auf Tod und Leben. Man war auf ein mächtiges Blutvergießen gerüſtet und gefaßt.

Als der zornmüthige Peter Butz mit den Gerichtsdienern in der Lindenallee erſchien, knallten einige Schüſſe aus der Burg, die den Willen der Schloßbewohner, ſich mit aller Anſtrengung zu vertheidigen, anzeigen ſollten. Gleichwol nahten die Ankommenden dem Graben, deſſen Zugbrücke ſie aufgezogen fanden. Sie ſtellten eine Forderung um Einlaß, wurden aber von dem Baron mit der entſchiedenen Antwort abgewieſen, daß er ſeine Freiheit nur mit dem Leben laſſen würde. Was war da zu thun? Butz zog ſich nach einer kurzen Unterredung mit den Gerichtsdienern zurück, aber um ſchon an demſelben Nachmittage mit einigen Landreitern und einem Trupp Bauern, die allerlei Geräthſchaften trugen, zurückzukehren. Die Aufforderung wurde nochmals wiederholt und in gleicher ablehnender Weiſe beantwortet. Da blieb denn nichts anderes übrig, als den hartnäckigen Schuldner mit Gewalt zu ergreifen. Butz hielt eine tapfere und feurige Rede, in welcher er auseinanverſetzte, daß er den Räuber fangen müſſe, und wenn es ihn noch einmal ſoviel Geld koſte als die Summe, um die er betrogen werden ſei. Zugleich ließ er es nicht an Branntwein fehlen, um die Häupter des Belagerungsheeres in eine möglichſt tapfere Stimmung zu verſetzen.

Und ſo begann die regelmäßige Beſtürmung, welche ein Landreiter leitete. Da es vor allen Dingen nöthig war, den Graben zu überſchreiten, ſo wurden die Bauern angewieſen, die langen Balken, welche ſie mit gebracht hatten, über den Weiher zu ſchieben, um auf dieſe Weiſe eine Brücke oder ein Floß zu ſchaffen. Zugleich verſuchten die Soldaten vermittelſt ſcharfer Schüſſe die Kette der Zugbrücke zu ſprengen, was aber nicht gelingen wollte. Da nun der Baron ſah, daß die Sache wirklich ernſt wurde, ſo wollte er den mit dieſen Arbeiten beſchäftigten Leuten zwar den Beweis liefern, daß er ſowol wie ſeine Söhne zu treffen wüßten, daß er aber auch geneigt ſei, ſie zu ſchonen, wenn ſie nicht das Aeußerſte wagten. Er heiſchte deshalb ſeiner kleinen heiligen Schar, neben die Leute ins Waſſer zu ſchießen. Acht Schüſſe donnerten plötzlich in das Thal, an deſſen Hügelwänden das Echo laut und mächtig widerklang. Um die Arbeitenden aber warf das Waſſer plötzlich Wellen von den hineinziſchenden Kugeln. Alſo war es dem alten Manne doch Ernſt! Das hatten die Leute nicht erwartet. Die Belagerer ſchreckten in der That eine Weile zurück und verſteckten ſich hinter den Bäumen, die in der Runde ſtanden. Peter Butz war der erſte, dem das Herz in die Hoſen ſank. Mit blaſſen Mienen rief er aus: Da habt ihr's! Der alte Baron iſt nicht allein ein Räuber, er iſt auch ein Mörder. Gott ſteh uns bei! Er muß an den Galgen! Es wollte indeß keiner mehr heran. Selbſt den Landreitern verging der Muth. Mittlerweile aber hatte ein junger, kecker Burſche, der Peter Butz und ſeine Getreuen als Freiwilliger begleitete, von Schilf und Geſtrüpp verborgen, einen Kübel in den Teich gebracht und ungeſehen von den Kämpfern im Schloſſe die Tiefe überrudert. Dann war er am jenſeitigen Ufer hinaufgeklettert, hatte ſich wie eine Katze geheimerweiſe an die Kette der Zugbrücke geſchlichen und dieſelbe gelöſt, ſodaß ſie plötzlich raſſelnd niederſtürzte. Ein Jauchzen der Belagerer erklang, denn ſie meinten die Feſte ſei jetzt genommen.

Und ſie war auch ſo gut wie in den Händen des Feindes, denn als der Baron und ſeine Söhne nach dem Schreckſchuß wieder laden wollten, bemerkten ſie zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß ihnen das Pulver ausgegangen war. Und doch hatten ſie ihre Flinten noch ganz gut verſorgt, nachdem am Morgen Peter Butz mit den Gerichtsdienern erſchienen und wieder ſeinen Abzug gehalten hatte! Es erinnerte ſich ſogar ein jeder, daß am Morgen ſein Pulverhorn noch gefüllt war. Der Baron ſchritt nun voller Verdruß dazu, die Krüge zu ſuchen, in denen er den übrigen Pulvervorrath aufbewahrte. Aber auch dieſe waren nicht mehr vorhanden. Bei Gott, das ſchien nicht mit rechten Dingen zugegangen zu ſein! Jedoch wer hatte jetzt Zeit, die Sache zu ergründen! Schwerlich wäre ihnen auch der Gedanke gekommen, daß Felicitas auf den

Rath, den Ernſt ihr im letzten Briefe gab, die gewaltigen Streiter kampfunfähig gemacht habe, indem ſie die Krüge ins Waſſer warf und die Pulverhörner aus dem Fenſter leerte. So war guter Rath theuer. Indeß der Baron wußte einen Ausweg. Er bewaffnete ſich und ſeine Söhne mit den Schwertern, Helmen und Panzern des Ritterſaals und ermuthigte ſeine Kämpen zum männlichen Zweikampf, wobei er es an Fluchen und Beſchwören nicht fehlen ließ. Als die Rüſtung beendet war, rief er zum Fenſter hinaus: Heran ihr Schurken! Schießen können wir nicht mehr, weil wir kein Pulver haben. Aber ihr ſollt die Schärfe unſerer Schwerter erproben!

Der Feind war, nachdem er keine Kugeln mehr pfeifen hörte, aus ſeinen Schlupfwinkeln hervorgetreten. Auf die Einladung des Barons antwortete er mit einem lauten Gelächter, zumal die behelmten Häupter und die langen roſtigen Schwerter ſich an den Fenſtern in der That ziemlich komiſch ausnahmen. Vorläufig war die Brücke paſſirt und der Garten des Barons ohne Blutvergießen genommen. Die Belagerer ſchöpften daraus die gerechte Hoffnung, daß ſie auch ohne Blutvergießen Herren und Meiſter der Burg werden würden. Peter Butz, der ſich als Familienvater bei dem Knallen der Gewehre am ſicherſten zu ſchützen geſucht hatte, aber ſehr gut wußte, daß alle roſtigen Degen in der Weite keinen Schaden thun, begann aufs neue die Landreiter und Bauern zu friſchen Heldenthaten anzuſpornen, zumal da der Sieg der großen Schar gegen einen alten Mann und drei Knaben ganz unzweifelhaft erſchien.

Außer den Waffen der Soldaten ſollten jetzt auch die Heugabeln, Aexte und Senſen zum Streit gebraucht werden.

Und ſo wurde denn, nachdem man durch die Umfaſſungsmauern gedrungen war, ein Angriff auf die große Treppe unternommen. Die kühnen Belagerer kletterten mit dem Muth der Verzweiflung die unbeſtrittenen Stufen hinan und begannen ſchon an der verrammelten Thür zu rütteln, als ſich hinter ihnen ein entſetzliches Halt! hören ließ. Alle glaubten ſich im Rücken angefallen und wandten erwartungsvoll die Häupter, um den gewaltigen Rufer zu erblicken. Dieſer war aber niemand anders als Ernſt Bracht mit einigen zerlumpten armen Bauern, bei deren Anblick Peter Butz ſich entfärbte. Der junge Mann rief dem Wirth zum Blauen Trompeter gebieteriſch, er möge näher treten, was dieſer auch auf der Stelle that. Die Stürmenden ruhten. Ernſt und Butz traten beiſeite, und der erſtere ſagte dem letztern: er habe die Beweiſe, daß er ein Wucherer ſei, in den Händen, die Zeugen befänden ſich bei ihm. Der Wirth möge auf der Stelle von der Verhaftung des Barons abſtehen, oder Ernſt würde die gerichtliche Verfolgung gegen ſeine Vergehen veranlaſſen, die ihm jedenfalls mehr Schaden thun würde, als ihm ſein jetziges Unternehmen Nutzen bringe. Der Wucherer, der bei dieſer Erörterung wie ein Eſpenlaub zitterte, war auf der Stelle bereit, Folge zu leiſten. Er erklärte dem Gerichtsdiener und den Landreitern laut, ſein Recht auf anderm Wege ſuchen zu wollen. Alle erſchienen zufrieden, mit heiler Haut abzuziehen, was ſie auch auf der Stelle zur Ausführung brachten. Keiner aber war mehr verwundert über die plötzliche Beendigung der Belagerung, wie der mit ſeinen Söhnen bis auf die Zähne gewaffnete Baron.

Zwölftes Kapitel.

Den Bewohnern des Schloſſes ſchien die Ruhe, welche dieſer heftigen Scene folgte, faſt räthſelhaft. Peter Butz, die Landreiter, die Bauern und Ernſt Bracht waren verſchwunden, ohne daß man weiter von ihnen hörte. Ja es ließ ſich außer dem Gerichtsdiener, der aber jedesmal von den Söhnen abgewieſen wurde, kein Feind ſehen, trotzdem die Ketten der Zugbrücke, welche von dem heftigen Falle derſelben bei der Belagerung zerſchmettert worden waren, nicht mehr geflickt wurden. Es durfte jetzt jedermann ungeſtört das Eigenthum des Barons betreten, und doch fiel es keinem Menſchen ein, ſeinen Fuß hineinzuſetzen. Da überdies die wöchentliche Füllung des Korbes für die Herzogstochter von Lützelburg vor ſich ging, ſo konnte auch die Begierde der Speiſe und des Tranks geſtillt werden. Man lebte in der That faſt ſo ruhig und heiter wie im Märchen. Schier wollte es ſcheinen, als wäre die Zeit der Wunder doch noch nicht ganz vorüber. Nur einmal wurde der Baron aus dem behaglichen Gefühle, dem er ſich hinzugeben begann, geweckt. Und das war an dem Tage, wo ſeine Söhne ihm eines Morgens die Nachricht brachten, daß an der Schloßthür ein verfängliches Papier hinge. Er ging hinaus und las, daß das Haus Bullenheim auf Antrag des Peter Butz in Bullenau am fünfzehnten Mai gerichtlich verſteigert werde. Da wurde es aber doch dem Baron plötzlich grün und gelb und blau vor den Augen.

Der Grund, warum der Beſitzer durch dieſe Thatſache ſo überaus überraſcht wurde, lag hauptſächlich in dem Umſtande, daß er alle gerichtlichen Ladungen unberückſichtigt gelaſſen und keinen einzigen Termin beſucht hatte, bei welchen Gelegenheiten er denn allerdings wol klar über die Lage ſeiner Verhältniſſe hätte werden können. In gleicher Weiſe war auch der Gerichtsdiener jedesmal von ihm abgewieſen worden, denn er wollte weder auf deſſen Wort hören, noch die Papiere, welche derſelbe brachte, in Empfang nehmen. Und dies geſchah nicht etwa aus böſem Willen, ſondern weil der alte Herr des guten Glaubens lebte, ein Edelmann ſtehe heutzutage gerade ſo wie in alten Zeiten unter einer exceptionellen Gerichtsbarkeit und es ſei nicht allein eine Anmaßung, ſondern auch ein unverzeihlicher Irrthum, daß der Richter ſich erlaube, ihn vor die Schranken zu rufen. Mitunter kam ihm ſogar der Gedanke, daß die Leute, welche ihm ſo oft Aufträge und Acten brachten, nur ihren Poſſen mit ihm trieben. Da er auch nach der Leſung der Verkaufsanzeige bald wieder von dieſen Anſichten erfaßt wurde, ſo begann er ſich zu beruhigen. Aber auch geſetzt den Fall, es könne ihm in der That etwas Unangenehmes begegnen, ſo hatte er in der letzten Zeit doch wieder ſo viele ſeltſame an das Wunder ſtreifende Erlebniſſe durchgemacht, daß er auch diesmal in vollem Gottvertrauen darauf baute, es werde in der Stunde der Noth irgendein unvorhergeſehenes Ereigniß eintreten, welches alle Wirren ſeiner verdrießlichen Angelegenheiten löſen müſſe.

Und ſo ließ er denn den fünfzehnten Mai mit einer ſeltenen Geiſtesruhe herankommen. Seine Gemahlin und ſeine Söhne theilten aber keineswegs dieſelben Gefühle. Sie ahnten nicht allein, daß der Schiffbruch bevorſtehe, ſie waren auch voller Sorge über den Zuſtand des Schloßherrn, über den eine ungewöhnliche Abſpannung und Erſchlaffung kam, ſodaß ſie für ſeine Geſundheit fürchteten. In der letzten Zeit hatte die Baronin noch mehreremal das Geſpräch auf die Anerbietungen des Herrn Reimbold gebracht, und bei dieſen Gelegenheiten wagten es ſogar die Söhne, ſich den Wünſchen der Mutter anzuſchließen und dem Vater vorzuſtellen, daß ſie gern bereit wären, ſich in der weiten Welt ein ehrliches Unterkommen zu ſuchen, damit ſie ſich einſt im Stande befänden, den alten Aeltern beizuſtehen. Aber er lehnte ſolche Anerbietungen regelmäßig ab, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſeine alte Heftigkeit verloren hatte und daß er jetzt ſtets in milder Weiſe ſeinen Beſcheid ertheilte. Die Seinigen vermochten natürlich ſeine Sorgloſigkeit in dem gefährlichſten Zeitpunkte nicht zu begreifen. In der That lag auch ein ſeltſamer Unterſchied in den gramvollen Geſichtern der Frau und der Kinder und dem faſt lächelnden Ausdruck des alten Mannes. Nur Felicitas theilte ſeine Stimmung. Sie ſah wieder friſchblühend und jugendlich heiter aus. Bald ging ſie träumend, als erblickte ſie im Geiſte eine ſelige Zukunft, bald ging ſie ſingend:

Mein Herz iſt ſo leicht und ſo froh und ſo frank, —

durch das Haus. Sie wußte eben, was ſie wußte. Und der alte Herr betrachtete das luſtige Kind oft mit zufriedenen Augen. Es war, als ob er aus ihrer fröhlichen Erſcheinung Beruhigung ſchöpfe.

Der Frühling war unterdeſſen in wunderbarer Friſche, Fülle und Schönheit über das Land gekommen. Das Thal lag in grüner ſchimmernder Helligkeit. Die Wieſen ſtanden voller Blumen. Um das alte Schloß blühten die Obſtbäume. Die Vögel ſchmetterten von allen Zweigen. Es war als ſollte hier ein Auferſtehungsfeſt gefeiert werden. Man konnte ſich aber keinen lichtern Tag denken als jenen, der für die freiherrliche Familie der dunkelſte werden ſollte. Was hörten und ſahen denn auch von all dem ſüßen, ſchwellenden, überſtrömenden Maijubel die Schloßbewohner, als ſie von allen Seiten am Morgen die Leute der Gegend ihrem Stammſitz entgegenwandern ſahen! Ein ſolcher Verkaufstag iſt nämlich auf dem Lande eine Art von Feſt, an dem ein jeder ſich zur Theilnahme herandrängt. Die einen werden von der Neugierde getrieben, die in dieſem Falle um ſo größer war, als ſie ein altes, ſeit Urzeiten im Lande anſäſſiges Haus in Trümmer gehen ſehen wollten, und als ſie in den letzten Wochen noch allerlei Wunderdinge über die Vorfälle zu Bullenheim gehört hatten; die andern aber glauben bei ſolchen Gelegenheiten einen wohlfeilen Kauf zu thun, was hier um ſo mehr zu erwarten ſtand, als das Schloß eine Menge von alten Geräthen barg, die der Wohlhabende nicht ſucht, die aber dem ſchlichten Landmanne noch manchen Dienſt leiſten können. Und ſo kamen denn ganze Scharen von Bauern aus den umliegenden Dörfern und Gehöften, welche ſammt und ſonders den Weg durch die neuergrünte Lindenallee einſchlugen und über die ſonſt ſo wohl verſorgte, ſeit der Belagerung aber herabgelaſſene Brücke eintraten.

Der Raum innerhalb der Umfaſſungsmauern war bald ganz ſchwarz von Menſchen, die ſich hier und dort den alten Praſſel, der umherlag, anſchauten. In das Schloß wagte keiner einzudringen. Von einem ſo kühnen Verſuch hielt auch die Keckſten diesmal ein Gefühl alter Achtung vor dem ſonſt braven und menſchenfreundlichen Beſitzer und das Mitleid mit dem Unglück ab. Erſt als die Herren vom Gericht erſchienen und erbarmungslos geradeswegs die Treppe erſtiegen, ging die Menge nach. Die ganze Schar drängte ſich in den Ritterſaal, wo der Baron mit den Seinigen den Richter, den Notar, die Schreiber, Amtsdiener und Landreiter empfing. Peter Butz, der leider ſeinen Handel mit Ernſt Bracht vereitelt ſah, ſchloß ſich mit ſeinem ſchlauen, aber augenblicklich durchaus nicht freudigen Geſichte an. Zugleich wurde dem Schloßherrn ein Act vorgeleſen, aus dem hervorging, daß das Gut auf den Schuldſchein des Anklägers Peter Butz zum Verkauf ausgeſtellt werde und daß das Gericht zu dieſer Entſcheidung übergegangen wäre, weil der Baron keiner einzigen gerichtlichen Vorladung Folge geleiſtet und auch ſonſt keinen Einſpruch erhoben habe. Der alte Herr hörte der Vorleſung ſchweigend und ſogar theilnahmlos zu. Und ſo konnte denn der Verkauf vor ſich gehen.

Das Schloß mit dem umgebenden Garten ſowie mit ſeinen ſämmtlichen Geräthen wurde jetzt im Ganzen ausgeſetzt zu ſechstauſend Thalern. Peter Butz, der ſich mit lauernden Blicken umſah und zu ſeiner Freude bemerkte, daß keiner der Anweſenden im Stande war, ihm den Beſitz ſtreitig zu machen, that das erſte Gebot zu tauſend Thalern. Es blieb lange ſtill. Der Ausrufer erhob ſeine Klingel und rief, ob niemand beſſer biete? Butz ſchleuderte unheimliche Blicke durch die Verſammlung: er dachte wieder an den Handel mit dem jungen Herrn. Die Frage, mit der Klingel begleitet, wurde wiederholt. Da trat der Paſtor durch die offene Thür. Tauſend iſt geboten, ſcholl es ihm entgegen, niemand beſſer? Der Geiſtliche rief: Zweitauſend. Daſſelbe Verfahren wiederholte ſich. Endlich tönte die Klingel zweimal. Da rief Butz wüthend: Zweitauſendeinhundert! Jetzt erſchien Ernſt Bracht und erhöhte die Summe gleich auf viertauſend. Der Wirth wurde kreideweiß und ſetzte ſich wüthend nieder. Gleichwol fügte er noch hundert hinzu. Aber kaum hatte er die Zahl ausgeſprochen, da vernahm er aus dem Munde des Herrn Reimbold, der in den Saal drängte: Sechstauſend Thaler! Gleich hinter ihm folgte ein ſchlanker fremder Herr mit einer eleganten tiefverſchleierten Dame und zwei ſchönen friſchen Knaben. Sein Gebot lautete auf zehntauſend Thaler. Hatten ſchon die frühern Summen die Leute veranlaßt, ihre

Köpfe zu den neu Erſchienenen umzuwenden, ſo war dies jetzt noch mehr der Fall. Zugleich ging ein lautes Murmeln durch das Gemach. Der Preis erſchien nach den höchſten Schätzungen um die Hälfte zu hoch. Des Fragens war kein Ziel und Ende; aber keiner vermochte dem Nachbar Aufſchluß über die Leute zu geben. Unterdeß verfolgte der Ausrufer mechaniſch ſein Geſchäft. Er klingelte und fragte: Niemand beſſer? Er klingelte zweimal und wiederholte die Frage nach einem höhern Gebot. Endlich klingelte er dreimal: das Schloß war zugeſchlagen.

Der Notar fragte nach dem Namen des Käufers. Der Fremde trat vor und ſprach: Der neue Eigenthümer iſt der Baron Florentinus von Bullenheim zu Bullenau. Dann ſchritt er auf Felicitas zu, die er an das Herz drückte. Das überraſchte Mädchen, das nicht wußte, wie es ſich die Sache deuten ſollte, ließ es ruhig geſchehen. Die fremde Dame entſchleierte ſich und lachte und weinte vor Freude, als ſie gleichfalls das ſchöne reizende Geſchöpf umarmte und es mit tauſend Küſſen und Schmeichelworten liebkoſte. Der Paſtor, Herr Reimbold und Ernſt umſtanden die Scene in ſtiller Rührung. Die Herren vom Gericht verharrten in ſtaunendem Schweigen. Das Geſicht des alten Barons ſpannte ſich in ängſtlicher Erwartung. Seine Frau zitterte und ſeine Söhne begriffen nichts von der Scene. Das Volk im Kreiſe verhielt ſich ſtill wie in der Kirche.

Laſſen Sie mich Ihnen die Löſung des Räthſels geben! ſprach dann der Fremde zu dem Richter und

Notar. Dieſes Märchen iſt meine Tochter. Ich habe ſie dem Herrn Baron zur Erziehung anvertraut. Er hat das Kind wie ſein eigenes gehalten und geheißen. Dafür ſchulde ich ihm mehr als den Preis, den ich für das Schloß bot. Ich werde mich mit dem alten Herrn abzufinden wiſſen. Hier aber deponire ich die Summe, ſprach er, indem er das Geld in Papieren überreichte. Zahlen Sie die Schuld, die auf dem Gute laſtet, und händigen Sie den Reſt dem Eigenthümer ein.

Alle dieſe Worte konnten die allgemeine Ueberraſchung nur ſteigern.

Der Fremde aber fuhr, auf den Baron zutretend, fort: Ihnen aber, verehrter, würdiger Mann, laſſen Sie mich meinen unausſprechlichen Dank ſagen.

Er wollte den Baron umarmen. Dieſer aber ſtürzte unter der Laſt der Eindrücke zuſammen, indem er noch ſtotterte: Die Herzogstochter von Lützelburg. Er lag ſprachlos mit ſtieren Augen am Boden.

Auf die ungewöhnliche Freude, die der ganze Kreis, außer Peter Butz, theilte, folgte ein jäher Schrecken. Vor allen Dingen galt es, dem armen Kranken, den die Freude niedergeſchmettert hatte, Beiſtand angedeihen zu laſſen. Er wurde zu Bett gebracht. Man rieb ihn mit Wein und koſtbaren Eſſenzen, mit denen die fremde Dame aushalf, und brachte ihn allmählich ins Leben zurück. Da ihm aber die Sprache noch immer verſagte, ſo wurde ein geſchickter Arzt herbeigeholt, der ihn mit der größten Umſicht und Sorgfalt pflegte, während ihm Herr Reimbold alles in das Haus ſchickte, was zu ſeinem Behagen und ſeiner Belebung diente.

Die plötzliche Unterbrechung, welche die Erklärungen des Fremden durch den Unfall des Barons erlitten, ſchickte ſowol die Herren vom Gericht wie die Leute der Umgegend mit einem halbgelöſten Räthſel nach Hauſe. Die gänzliche Klarheit deſſelben ließ aber nicht lange auf ſich warten. Der Vater der Felicitas war nämlich niemand anders als Adolf, der verſchollene Sohn des Herrn Reimbold, mit ſeiner Frau und ſeinen Söhnen, von dem wir bereits wiſſen, daß er als achtzehnjähriger Jüngling, gegen den Willen der Aeltern, das hübſche Waiſenkind entführte, mit welchem er auf- und davonging. Der jugendliche Trotzkopf, der ſich geſchworen hatte, aus eigener Kraft etwas zu werden, hielt ſich zunächſt faſt ein Jahr lang in der Nähe des Vaters verborgen, ohne daß er Ausſichten gehabt hätte, ſeine Plane durchzuſetzen. So gerieth er denn von Tag zu Tag in größere Bedrängniſſe, als ſich ihm plötzlich die Gelegenheit bot, eine kaufmänniſche Stelle in Oſtindien zu erhalten. Nun aber kam ſeine Frau gerade in Wochen, als ſein Vertrag ihn abrief. Ohne ſein Weib wollte er nicht in die Ferne, aber das Töchterchen, das auf der langen Seereiſe den ſchlimmſten Zufälligkeiten entgegengehen konnte, entſchloſſen ſich die jungen und noch leichtfertigen Aeltern im Lande zu laſſen. Sie beriethen hin und her, bis ſie zu dem Entſchluſſe kamen, das Kind vor dem Schloſſe Bullenheim auszuſetzen, wo, wie ſie wußten, auch in der nächſten Zeit die Geburt eines Sohnes oder einer Tochter bevorſtand. Die Wahl war um ſo gerechtfertigter, da ſie den Baron und ſeine Gemahlin als ehrenhafte Leute kannten. Zudem war er ja auch der Oheim des jungen Reimbold. Und ſo geſchah denn, was wir bereits wiſſen. Das junge Paar ſegelte darauf in das ferne Land, wo es noch mit mancherlei Hinderniſſen zu kämpfen hatte, bis es dem zähen und ſtarrſinnigen Adolf erſt in den letzten Jahren gelang, ſich ſelbſtändig zu machen. Nun wurde aber auch in kurzer Zeit ein großes Vermögen erworben und dann erſt der Beſchluß gefaßt, in die Heimat zurückzukehren, denn der junge Reimbold blieb ſeinem Schwure, nicht als Bettler heimzukommen, getreu. Seine Liegenſchaften wurden zu Geld gemacht, und ſo zog er mit ſeiner Frau, die ſich in allen Bedrängniſſen des Lebens als ein treues, ſtarkes Weib bewährt, und mit zwei ſchönen blühenden Knaben, die im fernen Lande das Licht der Welt erblickt hatten, in die Heimat.

Man kann ſich die Freude des alten Vaters denken, der ſeinen Sohn für verloren hielt, weil der Trotzkopf ihm in ſeinen ſchlimmen Verhältniſſen nicht ſchreiben wollte und weil er, als es ihm endlich gut ging, die Zeit abzuwarten beſchloß, wo er perſönlich mit den Seinigen in Bullenau erſcheinen könnte. Herr Reimbold war erſt ſeit einigen Tagen wieder auf ſeinem Landſitz angekommen, als Adolf mit den Seinigen in einem großen, eleganten Reiſewagen vorfuhr. Der alte Herr dachte ſo wenig an ein ſolches Ereigniß, daß er aus dem kräftigen, energiſchen Manne den ſtörriſchen Jüngling von früher kaum herauskennen konnte, als dieſer ihm an der Bruſt lag und ſeinen Namen nannte. Dann aber war des Jubels und Jauchzens kein Ende.

Als der erſte Rauſch vorübergezogen, fragte Adolf auch nach der ausgeſetzten Tochter, die er beim Baron von Bullenheim zu finden glaubte. Da zerfloß der Alte erſt in Thränen der Rührung, denn es hatte ihn immer ſo ſeltſam zu dem Mädchen hingezogen, in dem er faſt verwandtſchaftliches Blut vermuthete und in dem er jetzt ſeine Enkeltochter erkannte.

Faſt waren ſie ſchon im Begriff nach Bullenheim zu fahren, als man an den Verkauf dachte, der am nächſten Morgen dort ſtattfinden ſollte. Herr Reimbold theilte dem Ankömmlinge die Geſchichte der Schloßbewohner mit, und es wurde nun jener Plan entworfen, den der Paſtor und Ernſt, die auch an dem frohen Erkennungsfeſte theilnahmen, zur Ausführung bringen halfen. Da wir dieſe Scene miterlebt haben, ſo brauchen wir nur noch hinzuzufügen, daß Felicitas, nachdem man den alten, kranken Baron verſorgt wußte, im Triumph nach dem Landhauſe des Großvaters gebracht wurde, der nicht müde wurde, die von Schönheit und Glück ſtrahlende Enkelin zu koſen. Und welche Fülle von Liebe fand ſie dann auch bei den lange vermißten Aeltern, die ſich an dem reizenden, anmuthigen Mädchen nicht ſatt ſehen konnten, und bei den friſchen Brüdern, die erſt jetzt der Freude, eine Schweſter zu beſitzen, theilhaftig wurden! Aber von allen pochte doch keinem das Herz ſo ungeſtüm ſelig, als wollte es geradeswegs in den Himmel fliegen, wie Ernſt, der nunmehr ohne Hinderniß und Hemmniß die über alles Maß und Ziel geliebte Felicitas ſeine liebe, holde, ſüße Braut nennen durfte.

Im Uebermaß der Freude vergaßen die verſtändigen Männer aber auch nicht, dem wucheriſchen Peter Butz ſeine Strafe zukommen zu laſſen. Er wurde zu dem Zwecke vor Herrn Reimbold, ſeinem Sohn Adolf, Ernſt und dem Pfarrer auf das Landhaus beſchieden, wo man ihm ſeine verderbliche Gier mit lebhaftem Tadel verhielt. Herr Reimbold erklärte ſich zwar einverſtanden, ihm die tauſend Thaler, auf welche ſein Schuldſchein laute, nicht zu verkürzen. Dafür mußte er ſich aber anheiſchig machen, all den armen Leuten, die er durch übermäßige Zinſen betrogen und aufs Blut gequält hatte, ihr Eigenthum zurückzuerſtatten. Für den Fall, daß er ſich weigere, wurde ihm eine Anklage in Ausſicht geſtellt, die ihm nicht allein eine große Geldbuße, ſondern auch einige Jahre Gefängniß auf den Hals laden konnte. Anfangs ſuchte ſich der Schurke zwar mit Beſchwörung ſeiner Unſchuld herauszulügen. Als ihm aber eine Menge von Zeugen aufgeführt wurden, die bereit waren, ſeine Schuld zu beſchwören, und über deren Wahrhaftigkeit er ſich nicht täuſchen konnte, nahm er die Vorſchläge an und bat um Gnade. Die Drohung, daß man ihm bei ſeinen künftigen Lebenswegen ſcharf auf die Finger ſehen werde, erhielt er zum Schluß noch mit auf den Weg.

Dann aber machte die bei Reimbold verſammelte Geſellſchaft häufige Beſuche auf dem Schloſſe, wo zwar der alte Baron, dem es erſt allmählich beſſer ging, das Bett hüten mußte, wo aber die Baronin mit ihren Söhnen von nun an die liebevollen Gäſte ſtets in der freundlichſten Weiſe empfing. Freilich hatte ihr das

Wohlwollen des alten Reimbold, trotz dem Eigenſinn ihres Mannes, ſchon oft das Herz gerührt. Als ſie aber von dem Pfarrer vernahm, wie viele Wohlthaten der gute Mann ihrem Hauſe im geheimen gethan, da floß ihre Seele von Dankbarkeit über. Jetzt erſt ergab es ſich, daß der Paſtor, der in das Geheimniß des Findelkindes eingeweiht war, Herrn Reimbold die Auffindung der Felicitas mitgetheilt und ihn von den zurückgehenden Verhältniſſen der Schloßbewohner unterrichtet hatte, worauf von dem ſo ſchnöde behandelten Schwager dem Baron monatlich eine Summe von fünfzig Thalern in dem anonymen Briefe zugeſchickt worden war. Auch daß er dem Schloßherrn vor Zeiten die Jagd und Fiſcherei ſtets in ſo freundlicher Weiſe freiſtellte, kam nunmehr in das rechte Licht. Nur durch die ſich ſtets wiederholende Zähigkeit und den unleugbaren Eigenſinn des Edelmanns war der brave Schwager endlich zu andern Maßregeln geführt worden, die aber auch nur bezweckten, ſeiner Frau und ſeinen Kindern eine beſſere Zukunft zu ſchaffen.

Und dieſe wurde denn auch geſchafft. Durch die Hülfe des trefflichen Verwandten, den die Baronin, die nun doch ſchließlich im bürgerlichen Stande die beſten Herzen fand, jetzt auf einmal ihren treuen, lieben Schwager, und den die Söhne ihren herzenstheuern Oheim nannten, kam ein neuer Geiſt in das alte Haus. Zunächſt wurden Chriſtoph und Apollonia aufgeſucht, um die gewohnten Dienſte zu übernehmen, dann aber zogen Handwerker aller Art ein, die den zerbröckelten Bau aufrichteten. Der Garten ſtand bald wieder in fruchtbringender Ordnung. Im Stalle fanden ſich aufs neue Kühe und Pferde ein, denn der Schwager verband den umliegenden Grund und Boden mit dem Schloſſe. An den nöthigen Knechten und Mägden fehlte es gleichfalls nicht. Aber auch die Söhne wurden jetzt zu ordentlichen, nützlichen Menſchen erzogen. Bei ihnen galt bald der Grundſatz des alten Gewerbherrn: „Nur Arbeit macht das Leben ſchön." Leider kam der Baron nicht mehr dazu, die Früchte dieſer glücklichen Umwandelung mit Bewußtſein zu genießen, denn ſeine Verſtandeskräfte blieben ſeit jenem Anfall gelähmt. Zwar ſah er mit lächelnder, freudiger Miene um ſich, als alles ſich erneute, aber er vermochte ſich nicht darüber auszuſprechen Nur zuweilen glaubte man ihn die Worte ſtammeln zu hören: Die Idee — des Adels — nicht verloren! Und wenn Felicitas ihn zu begrüßen kam, ſo nickte er vergnügt und ſtotterte: Die Herzogs — tochter — von Lützelburg. Zu der Einſicht, daß alle ſeine ariſtokratiſchen Beſtrebungen zu gar nichts geführt hatten, daß aber ein einziges menſchliches Werk, nämlich die Annahme eines Findelkindes, ſein Haus vor dem Untergange rettete, iſt er wol nicht mehr gekommen. Seine Familie erkannte aber freudig an, daß die wahre Menſchlichkeit auch der wahre Adel ſei.

Ernſt und Felicitas wurden bald ein ſeliges Paar, das der würdige Pfarrer in der Dorfkirche zu Bullenau traute. Dann wohnten ſie mit den Aeltern und dem Großvater zuſammen auf dem Landgute am Eiſenwerke, das bald eine noch größere Ausdehnung erhielt, und das nicht allein Adolf, der ſich raſch in alle Geſchäfte zu finden verſtand, ſondern auch Ernſt lebhaft beſchäftigte. Die Vettern, wie die drei jungen Barone jetzt hießen, wurden ebenfalls in dem Werke verwendet und ſchwangen ſich bald zu Theilhabern hinauf. In der Folge brachte auch jedes Jahr eine Kindtaufe, bei welcher wieder der bekannte Geiſtliche fungirte. Herr Reimbold wiegte noch lange Jahre ſchöne Enkelkinder auf dem Schoſe. So war zu Bullenau und zu Bullenheim Glück und Segen.

II.

Schloß Wildenau.

Erſtes Kapitel.

Auf der Landſtraße, welche ſich von Oſten nach Weſten durch das Waldgebirge zieht, rollte an einem warmen Sommerabend ein offener Wagen dahin, der wenig bepackt war und deshalb von den raſchen Pferden leicht fortgezogen werden konnte. Der Poſtillon, ein kräftiger, verwetterter Burſche, machte nur einen mäßigen Gebrauch von der Peitſche und den anfeuernden Zurufen, denn er war ſeines Handwerks und ſeiner Thiere ſicher. Nicht ſelten aber nahm er das Horn zur Hand, an deſſen luſtig ſchmetternden Tönen, die ſeltſam durch das grüne Revier klangen, indem ſie hier und dort den Widerhall weckten, er ſelber ſeine Freude zu haben ſchien, zumal da ihm eine ungewohnte Fülle von Melodien zu Gebote ſtand. Auch der junge Mann, der träumend in der Ecke des Wagens ſaß und ſeine Augen zuweilen forſchend durch die ſtolzen Eichen und Buchen gehen ließ, die den Weg zu beiden Seiten begrenzten, nahm dieſes Treiben nicht übel. Im Gegentheil, er ermunterte den Roſſebändiger nicht ſelten zu einem neuen Stücke. Unterdeß wurden die Schatten immer länger und die Lichtſtrahlen ſielen immer ſparſamer durch das grüne Revier.

Schwager, wie weit haben wir noch nach dem Städtchen? fragte der junge Mann.

In kurzer Zeit ſind wir am Rande der Berge, antwortete der Poſtillon. Dort windet ſich die Straße wol noch eine Stunde im Zickzack bis ins Thal. Aber es führt auch ein gerader Fußſteig hinab, auf dem man in kürzerer Zeit die Stadt erreicht. Die Fremden beſuchen den Weg ſehr gern, weil er ſchöne Ausſichten bietet. Wenn Sie ſich vielleicht etwas vertreten wollen —

Könnt Ihr mir den Weg zeigen? fiel der andere ein.

Es iſt nicht möglich ihn zu verfehlen, hieß die Antwort. Die Herren vom Schloß haben ihn vor alters gebaut. Er führt direct an den Park. Schloß und Park aber liegen gleich unterhalb der Stadt. Sie finden ſich dort von ſelbſt.

Gut, ſprach der junge Mann. Laßt mich ausſteigen, wenn es Zeit iſt.

Nach einer Weile hielten ſie am Rande des Berges, wo der Fußpfad ſich von der Straße, die jetzt ihre Windungen begann, abzweigte. Der Poſtillon ſprang vom Bock, um den Fremden ausſteigen zu laſſen. Dann empfing er von demſelben die Weiſung, ihm im Gaſthof Zur Poſt eine Stube zu beſtellen, ſein Gepäck dorthin beſorgen zu laſſen und auf ſeine Ankunft zu warten, damit er ihm ſein Trinkgeld einhändigen könne. Der Burſche verſprach mit vergnüglichem Lächeln, daß er alles beſorgen werde.

Und ſo wollte der Fremde denn den Eingang links in den Pfad, der ſich zwiſchen dichten Büſchen verlor, einſchlagen, als plötzlich in der Ferne ein Schuß fiel, den er ſicherlich wenig beachtet hätte, wäre ihm nicht unmittelbar ein ſcharfer, geller Schrei gefolgt, welcher von einer weiblichen Stimme herzurühren ſchien.

Was war das? rief der Fremde dem Poſtillon zu, der ſich bereits wieder auf ſeinen hohen Sitz geſchwungen hatte.

Nun, was wird es geweſen ſein? antwortete dieſer, ein Frauenzimmer, in deſſen Nähe ein Gewehr losging. Das Weibervolk quietſcht ja immer, wenn es einen Knall gibt.

Damit gab er den Roſſen lachend die Peitſche und fuhr ſeines Weges.

Der junge Mann blieb noch eine Weile ſtehen, weil ihm der Ruf in der That wie ein Ruf des Schreckens und der Angſt ertönte. Aus welcher Gegend er gedrungen war, darüber konnte er gleichwol nicht ins Klare kommen, da er nur einen Augenblick dauerte. Auch reihte ſich kein neuer Lärm an. So mochte allerdings der Poſtillon recht gehabt haben. Als er noch eine Weile gelauſcht hatte, ohne etwas zu vernehmen, ſchlug er den angewieſenen Weg ein.

Bald hatte er alle Urſache, nicht weiter über den Schuß und den Schrei zu grübeln und ſich andern Gedanken zuzuwenden, denn er trat nun an der Ecke eines am Abhang ragenden Felſens aus den Büſchen und erblickte ein landſchaftliches Bild vor ſich, das ihn ganz eigenthümlich berührte. Da ihm aber durch einzelne vorragende Bäume die Ausſicht hin und wieder gehemmt erſchien, ſo ſah er nach dem Felſen hinauf, deſſen Höhe ihm ohne Zweifel einen noch freiern Anblick geſtatten mußte. Es boten ſich an demſelben Vorſprünge genug, um mit einiger Gewandtheit auf die Spitze zu klettern. So bedachte er ſich nicht lange, den Verſuch zu machen, und erreichte in kurzer Zeit den Gipfel, auf deſſen Platte er ſich niederſetzte. In der That hatten ihn ſeine Vermuthungen nicht getäuſcht. Vor ihm lag eine Waldlandſchaft, wie ſie die reichſte Phantaſie des kühnſten Künſtlers nicht ſchöner, anmuthiger und romantiſcher zu dichten vermochte.

Rechts von dem Felſen, der die Kante eines Hügelrückens bildete, erhob ſich dichtes Gebüſch, links von demſelben zog ſich eine Wieſe nach einem kleinern Seitenthale, durch welches ein friſcher Bach in die Tiefe rauſchte. Er ſchaute aber über beides hinweg in den Grund, den ein breiter Waldſtrom durchrauſchte. Ueber den Büſchen nach rechts verloren ſich die blauen Schieferdächer und Giebel des alten Städtchens, aus dem eine gothiſche Kirche mit zierlich durchbrochenem Thurm hervorragte, ſtromaufwärts. Die Häuſer ſchichteten ſich terraſſenförmig und verwirrt übereinander. Man ſah die Brücke, die ſich kühn über den wilden Fluß ſchwang. Ein blauer Rauch hielt den Ort umfangen. Geradeaus über der Wieſe aber lag ein weiter Park, aus deſſen Mitte ſich ein ſeltſam geformtes, aus den Zeiten der Renaiſſance ſtammendes Schloß mit geſchnörkelten Giebeln, Erkern und Thürmen erhob. Man konnte keine ſchönern Bäume ſehen als dieſe alten Eichen und Ulmen. Grün wie das Thal war auch der gegenüberliegende Bergrücken, der gleichfalls mit hohem Forſt bewachſen erſchien. Nur auf der Höhe ragte ein einzelner Bau aus den umgebenden Eichen und Buchen. War es eine Förſterwohnung? Keiner konnte es dem jungen Manne ſagen, der übrigens auch wol kaum gefragt hätte. Weiter hinab machte das Thal, das ſich nirgendwo erbreitete, eine Schwenkung. So weit er ſehen konnte, gewahrte er nichts als tiefe ſchöne Waldeinſamkeit, über welcher das golden funkelnde Licht eines heißen Sommerabends leuchtete.

Aber es war nicht allein das reizende Bild dieſer wundervollen Gegend, was den Fremden ſo ſeltſam überraſchte. Es kam ihm vor, als kenne er dieſe Landſchaft von Jugend auf. Und doch hatte er niemals dieſe Theile ſeines Vaterlandes beſucht. Es war das erſte mal, daß er ſo weit nach Weſten drang. In ſeiner Erinnerung ging er alle ſeine frühern Reiſen durch. Sollte er nicht irgendwo eine ähnliche Landſchaft geſehen haben? Auch das war nicht der Fall. Hatte er das Bild geträumt? Doch wie ſoll man ſo lebhaft träumen? Plötzlich fuhr es ihm wie ein Blitz durch das Gedächtniß. Als er noch ein kleiner Knabe war, hatte er einmal eine Schublade in dem Schlafzimmer ſeiner Aeltern, welche ſeine Mutter ſtets ſorgſam verſchloſſen hielt, offen gefunden. Da er ohne Zeugen war, ſo konnte er ungeſtört der kindlichen Neugier folgen, was denn auch ſo fröhlicher und eifriger geſchah, als das verborgene Fach unter allerlei Schmuckſachen, welche die Mutter niemals trug, einige bildliche Darſtellungen enthielt, die ſeine Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch nahmen. Er traf dort auf kleine Bildniſſe in altmodiſchen Kleidern, an denen er eine kindliche Freude empfand, da ſie ihm in den ungewohnten Coſtümen ſo ſeltſam komiſch und doch wieder eigenthümlich bekannt vorkamen. Nichts aber intereſſirte ihn mehr als eine Landſchaft mit einem Schloß, einem Städtchen und lauter Wald in der Runde, über welche der Abend ſeine rothen Gluten ergoß. Dieſer Anblick hatte ihn damals ſo mächtig überraſcht, daß er einmal über das andere mal in die kleinen Hände klatſchte und freudig aufſchrie, ſodaß die Mutter herbeieilte und ſeinen vorwitzigen Forſchungen mit ſtrengen Verweiſen ein Ende machte, worauf ſie das Schubfach verſchloß, von deſſen Inhalt er nie wieder etwas erblickte. Wie lange hatte er nicht mehr an dieſe Scene gedacht! Vielleicht ſeit ſeinen Knabenjahren nicht. Und jetzt dehnte ſich die Landſchaft, die er damals im Bilde geſehen, in der deutlichſten Wirklichkeit vor ihm aus.

Er lag lange in Gedanken und Vermuthungen vertieft, als er ſeitwärts auf dem Wege, den er gekommen war, ein Rauſchen vernahm, das ſich von Zeit zu Zeit hören ließ und dann wieder verſtummte. Zu gleicher Zeit bewegten ſich die Zweige. Ein regelmäßig voranſchreitender Wanderer hätte die Aufmerkſamkeit des Fremden wol kaum erregt. Dieſe durch Pauſen unterbrochenen Bewegungen machten ihn aber neugierig. Er legte ſich auf den Felſen und ſtreckte den Kopf über den Rand dem Wege zu. Da ſah er plötzlich die dunkle und verwilderte Geſtalt eines ſchwarzen Jägers unſicher und unheimlich heranſchleichen, der eine Büchſe an der Seite trug, deren reich mit Elfenbein beſetzter Kolben ihm beſonders ins Auge fiel. Die Kleidung des Mannes war von einer eigenthümlichen braunen Farbe. Derſelbe lauſchte und forſchte nach allen Seiten. So trat er auch an den Fels, um deſſen Ecke er luchsartig auf die Wieſe hinausblickte. Dann rief er kurz und ſcharf mit fremdem Accent: Teufel, der Hirt! und prallte zurück ins Gebüſch. Ueber die ganze Erſcheinung des Mannes, der ein Wildſchütz zu ſein ſchien, konnte ſich der junge Mann kein klares Bild machen, weil er ihn nur aus der Höhe und faſt ſtets von Gebüſchen verdeckt geſehen hatte. Aber der Ausdruck der Wuth, mit dem er jene Worte flüſterte, der grimmige Blick, den ſein Auge ſchleuderte, die Verzerrung des Angeſichts und der raſche Sprung zur Seite, alles das ſchien ihm höchſt unheimlich. So dachte der junge Mann ſich die Art des Tigers.

Als die Erſcheinung ſpurlos verſchwunden war, ſchaute der Fremde nach der Wieſe, um den Gegenſtand zu gewahren, der dem Schleicher einen ſolchen Schrecken beigebracht hatte. Und welch friedliches Bild begegnete ſeinen Augen! Dort kam ein Schäfer mit ſeiner Heerde, die ſich weidend über die vor ihm liegende Wieſe verbreitete, indeß der große, ſchwarze Hund ſie zuſammenhielt und die Thiere namentlich von den Rändern des Waldes zurückholte. In der That ſchien Phylax ſo gut geſchult, daß er kaum der Leitung ſeines Herrn und Meiſters bedurfte. Dieſer nämlich, ein großer, hagerer Mann in langem Rock, kurzen Hoſen und Gamaſchen, die ſämmtlich aus weißem Leinen beſtanden, und einem breiten, dreieckigen Hut, deſſen Ränder ihn vor der Sonne ſchützten, ſchritt mit ſeinem langen Schäferſtabe quer über die Wieſe dem Felſen zu. Als er näher kam, wurde der Fremde nicht allein durch den ſtolzen, ſtraffen Gang, ſondern auch durch die langen, gelben, flächſenen Haare und durch die eigenthümlichen blaßblauen, aber ſcharfen Augen, welche unter dichten, buſchigen Brauen hervorſahen, überraſcht. Noch mehr aber erſtaunte er, als der Hirt plötzlich ſtill ſtand, mit ſtarren Augen auf das Thal herniederblickte und, während er den Stab fallen ließ, die Arme langſam mit vorgeſtreckten Händen in die Luft hob. Mit einem mal ertönte nun eine helle, kraftvolle Stimme von eigenthümlichem Ausdruck und ſprach folgende Worte: Wehe dir, du ſtolze Burg! Du ſtandeſt wie eine Königin in den Wäldern und wie eine Fürſtin an den Strömen. Einſt warſt du hell und rein wie eine keuſche Jungfrau. Damals wohnten noch die Guten und Frommen in dir. Aber in Sünde und Schmach und Schande biſt du verfallen. Drum hat der Herr dich mit ſeinem Zorn überſchüttet. Er hat deine Herrlichkeit aus dem Himmel auf die Erde geſchleudert, denn du biſt eine Höhle für die Gottloſen und ein Zelt für die Böſen. So iſt der Bogen gegen dich geſpannt. Der Herr iſt dir gleichwie ein Feind. Er wird dich vertilgen, deine Hallen wird er verwüſten, deine Thürme wird er zerbrechen. Schon naht ſich der Tag in flüchtiger Eile, wo er die ſauſenden Flammen auf dich wirft. Ich ſehe dich im Geiſte die Feuerſäulen in die nächtigen Lüfte ſtrecken, der Dampf umwirbelt dich, die Lohe ſprengt deine Bogen, und das Gericht erreicht die Frevler, die dich verunreinigt haben. Der Tag des Grimms und des Zorns wird keinen übrig laſſen von denen, die der Gerechtigkeit Gottes getrotzt haben! Wehe dir, du ſtolze Burg! Amen!

Dieſe Worte, die im bibliſchen Stile und im Tone prieſterlicher Rede geſprochen wurden, machten auf den fremden Zuhörer keinen geringern Eindruck als die ernſte, ſeherartige Stellung des blonden Mannes, der überdies von den rothen Abendſtrahlen beleuchtet wurde. Faſt graute ihm vor der Erſcheinung. Vor den Augen des jungen Mannes verſchwand der einfache Schäfer. Er glaubte einen Propheten des Alten Teſtaments zu hören, ſo erhaben klang das Wort und ſo ergreifend war die Geſtalt. Er wandte kein Auge von ihm. Als der Hirt ſeine Rede vollendet hatte, ließ er die Hände ſinken, und die begeiſtert geſpannten Züge ſowie die blitzenden Augen nahmen allmählich einen ruhigen, freundlichen Ausdruck an; dann griff er nach ſeinem Stabe und ſah nach den Thieren, die, vom Hunde bewacht, ungeſtört in der Runde weideten. Er war mit einem mal ein anderer Menſch. Jetzt erſt kamen dem Fremden einige Zweifel über den ſeltſamen Auftritt. Spielte dieſer flachshaarige Schäfer eine Scene? Aber vor wem hätte er ſie denn geſpielt? Denn es war nicht glaublich, daß der junge Mann auf dem Felſen von ihm bemerkt worden war. Vielleicht ſtand auch ein ländlicher Phantaſt vor ihm, der einige hochklingende Bibelſtellen in ſeinen Kopf gepfropft hatte, mit deren lauter Declamation er ſich hier in freier Luft die Zeit vertrieb? Dann aber war die Anwendung auf das Schloß wenigſtens ſeltſam genug.

Der Fremde ſtieg den Felſen hinab und ſchritt die Wieſe entlang, wo er auf dem Pfade, der in die Tieſe ging, an dem Schäfer vorbeikam. Er war im Zweifel, ob er ihn anreden ſollte, denn er fühlte doch eine Art von Grauſen vor dem ſeltſamen Manne. Als er aber näher kam, zog der Hirt demüthig den Hut und ſah ihn äußerſt gutmüthig aus den ſanften Augen an. Jetzt konnte er der Lockung nicht widerſtehen, mit ihm zu ſprechen.

Bin ich auf dem rechten Wege nach Wildenau? fragte er den Schäfer.

Sie brauchen nur dieſem Steig zu folgen, antwortete der Gefragte, wobei er ſeltſamerweiſe nicht wie früher ein reines und tadelloſes Deutſch, ſondern entſchieden den nordweſtdeutſchen Dialekt ſprach.

Dient Ihr unten im Schloſſe? fragte der Fremde jetzt weiter.

Nein, ſagte der Hirt, ich bin ein Mann des Barons von Eckartsberg.

Und was habt Ihr denn dem Schloſſe dort jetzt eben gewünſcht? fuhr der Fremde fort, nachdem ihn die einfache Weiſe des Schäfers zu dieſer Frage ermuthigt hatte.

Was ſoll ich ihm gewünſcht haben? ſagte der Hirt. Nichts. Aber es möge ihm gut gehen!

Ei, Ihr habt ja eben Vernichtung und Brand auf das Schloß herabgerufen, meinte der junge Mann.

Das behüte Gott! rief nun der weißgekleidete Schäfer mit frommem Geſichtsausdruck. Ich bin nicht ſo unchriſtlich. Aber — doch nein. Ich muß heim mit der Heerde, denn es wird dunkel.

Ein ſeltſamer Geſell! dachte der Fremde und ging, indem er Guten Abend wünſchte, ſeines Weges, denn er fürchtete faſt, er habe es mit einem halben Wahnſinnigen zu thun, der am Ende wol im Stande wäre, eine Heerde zu hüten, aber nicht mit vernünftigen Menſchen zu ſprechen. Uebrigens begann auch die Dämmerung ſtärker zu werden, ſodaß es Zeit war, von dem engen, ſteilen Bergpfad auf eine breite Straße zu kommen. Er eilte deshalb durch die Büſche hinab und ſah ſich bald an einem Thore, das einen großen, dichten und ſchönen Park ſchloß. Da ihm weder ein Gitter noch ein Hüter den Eingang wehrte, ſo ſchritt er in die hochſtämmige Allee, die nach der Mitte der Gärten zu führen ſchien. Bald umgab ihn eine prächtige Wildniß, durch welche wohlgehaltene Wege leiteten. Aus dem geraden Pfade lenkte er die Schritte in einen Seitenweg, wo eine Nachtigall in tiefgezogenen Tönen lockte. Er ſtand lange und horchte dem einſamen Geſange dieſer ſüßen Stimme der Nacht. Darüber wurde es faſt ganz dunkel; denn wenn es auch gerade die Zeit der kürzeſten Nächte war, in denen das Licht kaum vom Himmel ſchwindet, ſo wurde es unter dieſen Baumrieſen mit ihrer dichten Blätterdecke doch kohlrabenſchwarz. Nur mit Mühe fand er wieder eine Allee auf, die allem Anſchein nach auf das alte Schloß führte. Wenigſtens ſchien ihm in der Ferne ein einſames Licht in einem Thurme zu ſchimmern. Er folgte dem Scheine und gelangte auch bald an eine Lichtung. Vor ihm dehnte ſich ein Raſen, in der Mitte deſſelben ſpiegelte ſich die Luft in einem Weiher, aus dem ein hoher Springbrunnen ſeinen Strahl rauſchend und flüſternd in die Höhe ſchoß. Auf dem Waſſer aber ſchwammen ein paar blendend weiße Schwäne, die ſchimmernd durch das Dunkel leuchteten. Ringsumher ſtanden Marmorbilder in den Blumengruppen. Im Hintergrunde aber ſetzten ſich die phantaſtiſchen Formen des Schloſſes auf der Luft ab, indem ſie ſich zugleich in dem die Mauer umgebenden Waſſer ſpiegelten. Der junge Mann blieb wieder in ſtiller Betrachtung ſtehen. Alles ſchien ihm ſo groß und ſeltſamlich, wie dies denn gewöhnlich der Fall iſt, wenn zur nächtlichen Zeit unbekannte Gegenſtände in unbeſtimmten Umriſſen vor uns auftauchen. Der Bau und die Bäume wuchſen ihm ins Ungeheuerliche empor.

War aber bisjetzt ſein Auge wunderbar überraſcht geweſen, ſo ſollte dies bei ſeinem Ohr noch mehr der Fall ſein; denn plötzlich tönte aus dem dunkeln Gebäude, in dem er kein Licht mehr erblicken konnte, ein fürchterlicher, ſchrecklicher Ruf: Au, au! rief eine wilde, weibliche Stimme.

Ein unbeſtimmtes Gewirr von Tönen folgte. Er ſah nach allen Seiten hin, ohne etwas gewahren zu können. Nur zuweilen tönte derſelbe Ruf.

Da ſtürzte plötzlich aus einem der Seitenthürme auf die Galerie, welche balconartig längs dem erſten Stock zu dem andern Seitenthurme führte, eine weiße Geſtalt mit fliegendem Haar, die allem Anſchein nach ſchon in den mittlern Jahren ſtand; ſie trug eine Fackel in der vorgehaltenen Rechten und ſchrie aufs neue: Au, au! Ich muß Feuer ſehen! Feuer! Feuer!

Hinter ihr drein wirrte ſich ein Knäuel von einigen Menſchen, der ſie zu verfolgen ſchien.

Haltet ſie feſt, rief der eine.

Sie wird das Schloß anſtecken, folgte der andere.

Weh, daß ſie los iſt, die Wahnſinnige! ließ ſich ein dritter hören.

Au, au! ſchrie die weiße Geſtalt, ſich umkehrend. Wagt es nicht, zu nahen. Ich verbrenne euch bei lebendigem Leibe. Ich muß Feuer ſehen! Feuer! Feuer!

In der That fegte ſie jetzt mit der Fackel in die Verfolger, die vor der weißen Frau auseinander ſtoben.

Wo mag Irinyi ſein? rief nun einer. Irinyi allein kann ſie bändigen.

Alle aber ſtimmten in denſelben Ruf ein: Irinyi! Irinyi!

Da ſchlüpfte aus dem Gebüſch an dem Fremden vorbei eine lange, ſchwarze Geſtalt und eilte dem Schloſſe zu. Der junge Mann mußte unwillkürlich an den Jäger, den er oben am Felſen geſehen hatte, denken, ohne daß er im Stande war, die Figur zu muſtern. Dieſe eilte dem Gebäude zu, warf dort etwas zu Boden, das wie Holz und Metall klang. Es tönte eine donnernde Stimme, die wieder an den Jäger erinnerte: Halt, Luciane! Dann lief es über die Brücke und ſchwand im Portale.

Die weiße Frau, die allem Anſchein nach eben im Begriff geweſen war, die Fackel durch ein offenes Fenſter in das Schloß zu ſchleudern, ſtand plötzlich wie eine

Marmorſäule an die Stelle gebannt. Man hätte ſie für ein Bildwerk, das einen großen Raum mit einem Feuerbrand zu erleuchten beſtimmt iſt, halten können. Es dauerte nicht lange, ſo nahte ſich ihr auf der Galerie der ſchon erwähnte Mann mit feſtem Schritt: Luciane! rief er ihr zu, tolles Weib! willſt du Ruhe geben! Dann nahm er ſie bei der Hand und ſchleuderte ſie dem Thurme zu, aus dem ſie gekommen war. Sie ließ ſich alles von ihm gefallen. Als ſie wieder ſtill ſtand, trat er vor ſie, ſtreckte den Arm nach hinten und flüſterte: Mir nach! Sie folgte ihm Schritt für Schritt, als würde ſie durch eine magnetiſche Kraft nachgezogen. So verſchwanden beide im Thurme.

Dann wurde es plötzlich ſo ſtill wie vorher. Dem jungen Mann, der dieſer unverſtandenen Scene zugeſehen hatte, grauſte es bis in die tiefſte Seele. Er fühlte die Haut am Körper ſtarr und kalt. Das Flüſtern in den Bäumen und das Rauſchen des Springbrunnens ängſtigte ihn. Er fürchtete, die Marmorbilder möchten ſich beleben. So ſchlich er in möglichſter Eile an dem geheimnißvollen Schloſſe hin; dort, wo die Geſtalt zuerſt den Ruf: Halt, Luciane! erſchallen ließ, ſah er eine Büchſe am Boden liegen, deren fremde Form ſich ihm ſeltſam einprägte, denn ſie hatte einen faſt weiß mit Elfenbein eingelegten Kolben. Er eilte dann nach der Gegend, wo er dachte, daß das Städtchen liege. Glücklicherweiſe täuſchte er ſich nicht. In kurzer Zeit war er am Ende der Gärten und nahte ſich den erſten Häuſern des Orts, aus deren Fenſtern ihm die abendlichen Lichter geſellig entgegenſtrahlten. Bald fand er auch Leute, die ihm auf ſeine Frage den Gaſthof Zur Poſt zeigten, der ſich, wie es ſchien, in der Mitte des augenblicklich ſehr belebten Städtchens angeſiedelt hatte. Wenigſtens ſah er ringsum viele Menſchengruppen.

Auf der Treppe des Hauſes traf er den Poſtillon, der ihm berichtete, daß alles beſtens beſorgt ſei, und der dann ſein Trinkgeld erhielt. Ein Kellner kam ihm mit Licht entgegen und führte ihn auf das beſtellte Zimmer, wo er ſein Gepäck in beſter Ordnung aufgeſtellt ſah. Auf die Frage, ob er auf der Stube oder unten im Wirthshauſe ſpeiſen wolle, antwortete der Fremde, er würde ſich im Gaſtzimmer einfinden. Wirklich war es ihm oben zu einſam. Die ſeltſamen Vorfälle der letzten Stunden hatten ihn unheimlich und ſchauerlich berührt. Er fühlte die Nothwendigkeit, ſich wieder unter Menſchen zu befinden.

Zweites Kapitel.

Die Poſt in Wildenau war der beſte Gaſthof auf viele Meilen in der Runde. Da das Städtchen überdies ſowol in dem Flußthale wie in der weiten Waldgegend den Mittelpunkt bildete, ſo fehlte es ihm ſelten an zahlreichem Beſuch. Die Fremden liebten aber auch die Station, weil der Wirth für eine treffliche Tafel ſorgte, auf welcher das ſchmackhafte Wild der umliegenden Forſte und die köſtlichen Fiſche des Stromes niemals ausgingen. Man war hier ſicher, wie es die Zeit brachte, ſtets Reb-, Haſel- und Birkhühner, Reh und Wildſchwein ſowie Hecht, Forellen und Lachs zu finden. An guten Weinen fehlte es gleichfalls nicht. Freilich war das Mobiliar nicht ſo koſtbar, wie man es ſonſt in der neueſten Zeit in den großen Gaſthöfen, in welchen die elegante Welt abſteigt, anzutreffen pflegt. Betten, Sofas, Tiſche und Stühle hatten noch einen ſtark patriarchaliſchen Zuſchnitt. Nur ſo entbehrte auch die große Gaſtſtube jeden feinern Luxus. Die Geräthe waren von derbem Eichenholz, die Gardinen einfach und die Spiegel klein. Auch die Lampenbeleuchtung hätte heller ſein können, aber wo das Licht hinfiel, da ſtrahlte es auf ſaubere Leinwand und reines Geſchirr. Es war nämlich an dieſem Abend ſchon alles für die Nachtgäſte hergerichtet, als der junge Mann von ſeinem Schlafzimmer in den Speiſeſaal trat.

Dennoch fand er nicht jene erwartete Behaglichkeit, die er vermuthet hatte. Nur hin und wieder ſaß ein einſamer Gaſt am Tiſche vor ſeinem Schoppen. In einigen Fenſterniſchen ſtanden einzelne Gruppen von Männern, die geheimnißvoll miteinander ſprachen. Die Thür ging häufig auf und zu. Bald trat einer ein, um gleich wieder zu verſchwinden, bald ſteckten ſich einzelne neugierige Köpfe herein. Ueberall ſchien Unruhe. Der Fremde trat für eine Weile an das Fenſter. Auch dort ſah er unheimliches Hin- und Herrennen. Bald bildete ſich hier, bald dort ein Kreis. Es ſchienen Laute der Verwunderung, des Mitleids und Abſcheus zu ertönen.

Endlich ſetzte der junge Mann ſich an den Tiſch. Jetzt kam der Wirth, der ein ſehr aufmerkſamer Mann war, in die Stube und begrüßte den Fremden, indem er ſich zugleich nach ſeinen Wünſchen erkundigte.

Sie werden entſchuldigen, ſprach er, wenn Sie heute nicht die gewohnte Ordnung finden. Es iſt eine allgemeine Verwirrung in die Köpfe gekommen.

Mir ſcheint allerdings große Unruhe hier zu herrſchen! erwiderte der Gaſt. Ich hoffe nicht, daß die Bewohner dieſer friedlichen Waldſtadt eine Revolution machen wollen!

Ach, nein, ſprach der Wirth und Poſthalter, es iſt ein entſetzliches Unglück geſchehen, an dem die ganze Bewohnerſchaft den tiefſten Antheil nimmt.

Und was gibt es denn? forſchte der Fremde.

Da Sie mit der Extrapoſt, die im Hofe ſteht, angekommen ſind, haben Sie vielleicht oben am Rande des Berges, an dem Ihr Weg Sie hinführte, das Förſterhaus bemerkt, welches auf der entgegengeſetzten Seite aus den Eichen ragt. Der Oberförſter Behling, welcher es bewohnte und hier in der Gegend als einer der bravſten und trefflichſten Männer geſchätzt wurde, iſt heute von verruchter Hand im Walde erſchoſſen worden.

Iſt die That in der Nähe ſeines Hauſes geſchehen? fragte der Gaſt.

Nein, war die Antwort des Poſthalters. Der Mord ging nicht weit von dem Wege vor ſich, den Sie heruntergekommen ſind.

So war er nicht allein! rief der Fremde.

Sind Sie ihm vielleicht begegnet? fragte der Wirth.

Das nicht, lautete die Antwort. Aber ich habe einen Schuß gehört, als ich aus dem Wagen ſtieg, um den Fußpfad einzuſchlagen. Der Poſtillon hörte ihn gleichfalls. Unmittelbar darauf folgte der helle Aufſchrei einer Frauenſtimme.

In der That, erklärte jetzt der andere, der alte Herr wurde von ſeiner Tochter begleitet. Wer hätte das gedacht! Eine Stunde vorher ſah ich die beiden noch an meinem Hauſe vorüberreiten. Ich ſtand auf der Treppe, und wir haben freundliche Grüße getauſcht, denn wir ſind ſtets gute Nachbarn geweſen. Geſtern Abend hat der alte Herr noch hier am Tiſche ſeinen Schoppen getrunken. Nur jetzt iſt er todt. Leider Gottes wurde der Unfall nicht einmal gleich bemerkt, denn es war kein Menſch in der Nähe.

Hätte ich das ahnen können! rief der Fremde dazwiſchen. Hätte ich doch nicht auf den Poſtillon gehört, der meinte, daß ein Frauenzimmer blos über den Knall ſchreie!

Die arme ſchöne Herwig! ſeufzte der Wirth. Sie mag einen fürchterlichen Schrecken gehabt haben, denn ſie iſt ohnmächtig vom Pferde geſtürzt. Leute, die eine Weile ſpäter des Weges kamen, fanden den Alten todt und das Mädchen ſtarr vor Entſetzen.

Und der Thäter? fragte der junge Mann, der an die Erſcheinung am Felſen dachte.

Ich hörte ſoeben, daß man ihn zur Haft gebracht hat. Der ſchwarze Franz ſoll es ſein, der frechſte, kühnſte, verwegenſte Wildſchütz der ganzen Gegend, den der Oberförſter ſchon lange auf das Handwerk paßte und dem er noch jüngſt die härteſten Strafen angedroht hat.

In dieſem Augenblick traten eine Menge von Herren in das Gaſtzimmer, unter denen ſich die Spitzen der Behörden, welche im Städtchen reſidirten, befanden. Wenigſtens hörte man den einen als Herrn Bürgermeiſter, den andern als Richter, den dritten als Notar, den vierten als Amtsſchreiber und den fünften als Phyſikus tituliren. Die andern mochten Kaufleute und Gewerbtreibende ſein. Jeder ſchritt nach ſeiner gewohnten Stelle. Die Pfeifen wurden angebrannt. Die Schoppen ſtanden bald auf dem Tiſche. Auch die übrigen Gäſte nahmen Platz auf entfernten Sitzen. Auf der Straße ſchien gleichfalls der Lärm verſtummt. In der Gaſtſtube war allmählich jene Ordnung eingetreten, die dort jeden Abend zu herrſchen pflegte.

Natürlich drehte ſich das Geſpräch einzig und allein um die ſo jäh und unerwartet geſchehene Mordthat, von deren Einzelheiten man im ganzen nicht mehr wußte, als der Wirth bereits dem Fremden mitgetheilt hatte. Auch über den Thäter herrſchte die eine entſchiedene Meinung, das es niemand anders ſei als der ſchwarze Franz. Der Oberförſter und der Wildſchütz waren ſo lange heftige und geſchworene Feinde; der erſtere hatte dem zweiten ſo oft gedroht, er werde ihn unſchädlich machen und für Lebenszeit ins Zuchthaus bringen, und von dem zweiten waren dagegen ſo häufige Aeußerungen im Wirthshauſe gefallen, er werde dem Grünrock noch einmal das Lebenslicht ausblaſen, wenn er ihn nicht ungeſchoren laſſe, und dieſe Vorfälle ſchienen ſo allgemein bekannt, daß man nicht den mindeſten Zweifel mehr hegte. Dazu kam noch ein anderer Umſtand. Nachdem nämlich die Leiche des Oberförſters aufgefunden war, hatte man gleich durch Landreiter auf den ſchwarzen Franz gefahndet, indem man ſeine Hütte, die am Rande des Berges lag, auf dem die That geſchehen war, umſtellte. Der freche Burſche war nicht zu Hauſe. Die Häſcher hatten ſich darauf verſteckt. Nach einer Weile ſchlich der Wilddieb aus den Gebüſchen. Man griff ihn und fand in ſeinen Kleidungsſtücken die Beſtandtheile eines Gewehrs, das ſich nach Umſtänden raſch zuſammenſetzen und auseinander nehmen ließ, und das noch von dem losgebrannten Pulver eines friſchen

Schuſſes geſchwärzt war. Dieſe Waffe wurde in Beſchlag genommen und der Thäter in das Gefängniß abgeführt. Daß der Burſche Stein und Bein ſchwor, er wiſſe nichts von dem Tode des Förſters, konnte natürlich nichts entſcheiden. So lag er denn jetzt mit den ſchwerſten Ketten im Thurme angeſchloſſen.

Der Fremde, der dieſe Unterhaltung aufmerkſam verfolgte, war mehreremal im Begriff geweſen, ſich hineinzumiſchen und von jener Begegnung zu reden, die ihn oben an dem Felſen ſo unheimlich berührte, dann ſchien ihm aber die Gaſtſtube doch nicht der geeignete Ort zu Enthüllungen und Meinungsäußerungen über eine ſo ernſtliche Angelegenheit. Vielleicht hatte er ſich auch über die Perſon getäuſcht. Möglicherweiſe konnte der Schleicher ganz unſchuldig ſein. Und die Hauptſache war am Ende doch, daß der eigentliche Mörder, wie alle ſteif und feſt behaupteten, im Gefängniß lag. So hielt er denn ſeine Gedanken für ſich, aber man ſah ſeinem Geſichte an, daß ihn die ſchauerliche That in der tiefſten Seele packte. Wie fröhlich hatte er noch den Abend in den ſchönen hohen Wald geſehen, in welchem der Poſtillon ſeine luſtigen Lieder erklingen ließ! Und wie ernſt und düſter verſunken ſaß er jetzt in der Stube!

Bald aber nahm die Unterhaltung eine Wendung, die aufs neue ſeine Aufmerkſamkeit im höchſten Grade in Anſpruch nahm.

Iſt es denn wahr, fragte einer aus der Geſellſchaft, daß der Oberförſter ſeinen Tod vorausgewußt hat?

Allerdings ſoll er, fuhr ein anderer hinein, in der letzten Zeit oft von ſeinem nahen Ende geſprochen haben.

Dummes Zeug! rief der Phyſikus, er hat nur darüber geſcherzt.

Man ſagt, der Schäfer Bernhard, ſprach jetzt der Amtsſchreiber, habe oben auf dem Berge ein Vorgeſicht gehabt und den Tod des Oberförſters verkündet.

Wie kann man denn ſolchen Unſinn glauben und nachſchwatzen? tobte der Arzt entrüſtet. Vernünftige Menſchen ſollten ſich ſchämen, ſolche Ammenmärchen aufzutiſchen!

Es ſind keine Ammenmärchen, Herr Phyſikus, redete der Notar, ein ernſter Mann, der ſelten und wenig geſprochen hatte, der aber dieſe Worte mit beſonderm Ausdruck ſagte, daß alle nach ihm hinſchauten.

Allerdings! rief der Arzt. Alteweibergewäſch! Es ſei denn, das Sie mir den Beweis vom Gegentheil lieferten, Herr Notar.

Es handelt ſich hier nicht um Beweiſe, ſprach der Angeredete ernſt und würdig. Solche Dinge ſind und bleiben in der letzten Inſtanz Glaubensſachen. Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als euere Schulweisheit ſich träumt. Sie können mir ebenſo wenig beweiſen, daß das Zweite Geſicht nicht exiſtirt, wie ich, daß es ſeine Richtigkeit mit demſelben habe. Hören Sie nur, was mir begegnet iſt mit dem Schäfer Bernhard und dem Oberförſter.

Alle ſahen ihn mit ſtaunenden Mienen an. Der Doctor, der noch einige Bemerkungen machen wollte, wurde zur Ruhe verwieſen, und der Notar begann ſeine Mittheilung.

Es war im vergangenen März, ſprach er, als ich eines Geſchäfts wegen zum Baron von Eckartsberg ritt. Ich traf daſelbſt mit dem Oberförſter zuſammen, und wir verließen ſpäter gemeinſchaftlich das Haus. Der Oberförſter wollte noch in die Reviere, ich gedachte in die Stadt zurückzukehren. Sie wiſſen, daß der Weg von Haus Eckartsberg zunächſt durch die von Wald umgebenen Felder führt. Erſt am Buſch trennt er ſich in die Pfade, von denen der eine in das Gebirge, der andere hier in das Thal führt. Den erſten Weg wollte der Oberförſter, den zweiten mußte ich einſchlagen. Mein Gefährte ritt aber ſchon lange, bevor wir an die Scheideſtelle kamen, voraus, weil ihn die Uhr belehrt hatte, daß er keine Zeit verlieren dürfe, wenn er noch frühzeitig nach dem Forſthauſe kommen wolle. Er war ein trefflicher Reiter, während ich nur für das Geſchäft auf dem Gaul hange; dabei hatte er ein heißblutiges Thier, während ich meine Gewohnheitsmähre ritt, und ſo ließ ich ihn denn von dannen ziehen, indem ich langſam meinen Weg verfolgte. Er war eben im Walde verſchwunden, als ich mich der Kante näherte und den Schäfer Bernhard gewahrte, der aus dem Gebüſch trat, an deſſen Rand ſeine Heerde weidete. Der Hirt blickte dem Oberförſter nach und nahm eine ganz ſeltſame Stellung an. Indem ich mit meinem Pferde nahe an ihn herankam, ſah ich, wie er nach der Richtung hin, die der Förſter genommen, ſeine Arme mit ausgeſtreckten Händen erhob, ſein Auge war ſtier und ſtarr, und alle

Muskeln ſeines Geſichts erſchienen in krampfhafter Spannung. Von dem blonden, einfachen, gutmüthigen Manne war nichts mehr zu erkennen. Er ſah ordentlich geſpenſterhaft und unheimlich aus. Dann rief er mit gehobener Stimme und im reinſten Deutſch ungefähr folgende Worte: „Wehe dir, du armer, guter, braver Mann! Da gehſt du den Weg, auf dem dir einſt der Pfeil in das Leben geſchleudert wird, auf daß dein Herz aufhört zu pochen und deine Seele fortzieht von dieſer Erde. O, daß du dich vor dieſem Wege hüteteſt! Der Gottloſe rüſtet ſchon das Werkzeug, mit dem er dich ermordet. Ach, und ich ſehe dich in deinem Blute liegen. Der Saft des Herzens färbt dieſes grüne Gras. Dein Röcheln verklingt in dem Flüſtern des Gezweigs. Wehe dir, du Braver, Guter, in deſſen Herzen Gott wohnt!“ Doch ich kann die Worte nicht mehr wiedergeben. Ich weiß nur, daß ſie ſeltſam ergreifend waren und daß der Schäfer vor mir ſtand wie ein Prophet. Gleichwol rief ich ihm zu, aber er hörte mich nicht. Erſt langſam kam er zu ſich. Seine Arme ſanken, er griff nach ſeinem Stabe und ſeine Mienen nahmen wieder einen natürlichen Ausdruck an. Als er mich erblickte, wurde er verlegen, wie einer, der aus einem tiefen Schlaf erwacht. Dann grüßte er ehrerbietig. Ich aber fragte, was er geredet habe. Er wußte von nichts, aber er ſagte mir, daß die Leute behaupteten, er habe Geſichte, von denen er übrigens nachher ſelber niemals etwas wiſſe.

Die Männer ſahen ſich erſtaunt an. Wunderbar, ſeltſam, unglaublich! erſcholl es rings im Kreiſe. Nur der Doctor murmelte kleinlaut: Dummes Zeug!

Der Notar fuhr fort: Ich habe dieſe Thatſachen keinem Menſchen mitgetheilt, ſondern ſie als ſtrenges Geheimniß für mich gehalten, denn ich gehörte bis dahin ſelbſt zu den Ungläubigen des Zweiten Geſichts. Auf keinem Gebiete iſt ja auch dem Geſchwätz mehr Thür und Thor geöffnet als gerade in dieſen unerforſchlichen Geſchichten aus dem Geiſterleben. „Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.“ Ich wußte lange nicht, was ich mit den Worten des Schäfers machen ſollte. Damals dachte ich aber, es könnte doch dem Oberförſter eine Gefahr drohen, von welcher der Schäfer wiſſe und die zu vermeiden wäre. Ich hielt es deshalb für meine Pflicht, unſerm ſeligen Freunde mein Erlebniß mitzutheilen, um ihn möglicherweiſe zu warnen. Die Folge davon war, daß der alte Herr mich auslachte, was ich ihm aber nicht übel nahm, weil ich in gleichem Falle daſſelbe gethan hätte. Wahrſcheinlich hat er ſogar, an dieſe Eröffnungen anknüpfend, über ſeinen baldigen Tod geſpottet. Heute wiſſen wir leider, was wir wiſſen. Der Oberförſter iſt auf derſelben Stelle erſchoſſen worden, wo der Schäfer ihm damals, wie ich es mit meinen eigenen Ohren gehört habe und worauf ich einen heiligen Schwur thun kann, ſeinen Tod vorausverkündete.

Ringsum blieb es nach dieſer Erzählung ganz ſtill. Selbſt der zweifelnde Arzt ſchien durchſchauert zu ſein. Keiner aber war in ſich aufgeregter und von ſeltſamern Gedanken durchſtürmt wie der junge Fremde. Hatte er nicht heute eine ähnliche Scene erlebt? Wer konnte der

Schäfer Bernhard anders ſein als jener Hirt, der auf der Wieſe am Berge den Untergang des Schloſſes prophezeit hatte! Die Art und Weiſe, wie der Notar die Bewegungen und die Sprache des Sehers, und wie er den Zuſtand nach der Exaltation ſchilderte, ſtimmte ganz und gar mit dem Bilde überein, das vor ihn getreten war.

Als ſich die Unterhaltung wieder zu regen begann, erzählte bald der eine und bald der andere eine Geſchichte, welche die Gabe des Zweiten Geſichts bei dem Schäfer Bernhard erhärten ſollte. Dieſer wußte, wie er einem Poſtillon, der auf ſeinem Pferde ſitzend ein luſtiges Liedlein in den Wald blies, vorausgeſagt, daß er in einer Stunde den Hals brechen würde, und wie der Burſche auch alsbald im Schlaf vom Pferde gefallen ſei und ſein Ende gefunden habe. Jener erzählte, daß der Schäfer aus dem Hauſe eines Bürgers von Wildenau bei nächtlicher Weile einen Leichenzug ziehen ſah, deſſen kerngeſunder Beſitzer alsbald erkrankte und in kurzer Zeit ſtarb. Ein dritter theilte mit, daß er einem auf dem Fluſſe vorbeifahrenden Flößer, der ſingend das Waſſer hinuntertrieb, gleichfalls ein baldiges Ziel des Lebens verkündet habe, und daß denn in der That die Nachricht gekommen wäre, der beſagte Mann ſei weiter unterhalb im Fluſſe ertrunken. Wenn eine Geſellſchaft aber einmal ans Erzählen kommt, ſo geht der Stoff nicht ſobald aus. Und ſo folgten ſich denn unverweilt die verſchiedenartigſten Geſchichten.

Endlich trat eine Pauſe ein, welche der Fremde dazu benutzte, ſich nach der äußern Erſcheinung des Schäfers zu erkundigen. Er knüpfte daran an, daß er allerdings gehört habe, in den nordweſtdeutſchen Ebenen käme das Zweite Geſicht ebenſo vor wie in Schottland. Dagegen aber habe er nie vernommen, daß die Sehergabe in dieſer Gegend zu Hauſe ſei. Dann fragte er ferner, ob der beſprochene Schäfer auch wol jene körperlichen Eigenſchaften an den Tag lege, wie ſie bei den weſtfäliſchen ſogenannten „Spoikenkiekern" beſchrieben würden. Auch jetzt nahm der Notar wieder das Wort und beſchrieb ihm die Erſcheinung des Hirten. Da hörte er denn, daß ſeine Kleidung gewöhnlich in weißem Leinen und einem breitgekrämpten dreieckigen Hut beſtehe. Die Geſtalt wurde als hager und knochig, das Haar als lang, flächſen und gelblich und die Augen als blaßblau und mit dichten Brauen überzogen bezeichnet. Uebrigens ſei der Schäfer auch in der That nicht im Lande geboren, ſondern ein echter Sohn der rothen Erde, von wo ſein Herr ihn ſich verſchrieben habe. Im gewöhnlichen Leben ſpreche er noch entſchieden den Dialekt ſeiner Heimat. So konnte denn der Fremde nicht mehr über die Identität der Perſonen zweifeln.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als die Geſellſchaft aufbrach. Der junge Mann forderte ſich ein Licht, indem er nicht ohne ſchauerliche Gefühle der Nacht entgegenging. Der Wirth bemerkte ihm, daß er ihm morgen früh das Fremdenbuch vorlegen würde, weil er heute wol zu müde ſei. Dann ſtieg er die Treppe hinauf und tappte ſich auf einem langen, einſamen Gange nach ſeinem Zimmer, das am Ende des Hauſes lag. Gleichzeitig hörte er noch ein Pferd vor der Hausthür auf dem

Pflaſter anſprengen. Kräftige Schritte ſtürmten die Treppe herauf. Er ſah ſich um. Da tönte fern aus dem Dunkel eine Stimme: Herr Aſſeſſor Dietrich!

Das war ſein eigener Name. Wer konnte ihn denn hier kennen? Er hatte ſich nicht eingeſchrieben, auf ſeinen Koffern ſtand, weil es gegen ſein Princip war, nicht einmal ſeine Chiffre. Dem Poſtillon hatte er abſichtlich ſeinen Stand und Namen verſchwiegen. Wer mochte alſo von ihm wiſſen? Wer konnte ihn ſogar ſuchen? So traf ihn nach all den Ueberraſchungen der letzten Stunden eine neue. Er blieb wie feſtgebannt ſtehen.

Ein Reitknecht ſtand vor ihm und ſprach: Der Herr Baron von Eckartsberg laſſen den Herrn Aſſeſſor Dietrich freundlichſt erſuchen, morgen nicht eher auszugehen, als bis der Herr Baron bei ihm geweſen ſind.

Woher kennt der Herr Baron mich? fragte Dietrich erſtaunt.

Das weiß ich nicht, war die Antwort des Reitknechts.

Wie haben Sie mich denn ausfindig gemacht? forſchte der junge Mann weiter.

Er ſagte mir, ich würde Sie auf dem Zimmer Nummer 15 finden, ſprach der Diener. Unten der Kellner bedeutete mich, daß der Herr von Nummer 15 eben hinaufgegangen ſei.

Ich werde den Herrn Baron erwarten! erwiderte der Aſſeſſor, worauf der Reitknecht ſich zurückzog und auf dem harten Pflaſter von dannen ſchoß.

Der junge Mann trat in ſein Zimmer. Sein Kopf brannte, ſeine Adern pochten. So viele ſeltſame und unerhörte Dinge hatte er noch nie in dem Zeitlauf weniger Stunden erlebt. Was ſollte er aus all den Ereigniſſen machen, die ſich wirr und kraus an ihn herangedrängt hatten? Kaum konnte er ſie in die rechte Reihenfolge bringen. Der Schuß, der den Oberförſter tödtete, der Schrei, der darauf gellend in ſein Ohr traf, klangen ihm wieder. Er ſah die blitzenden Tigeraugen des Jägers am Felſen. Dann trat die prophetiſche Erſcheinung des Schäfers vor ihn, der ein Flammenmeer auf das Schloß beſchwor. Darauf befand er ſich im Park und bebte vor der ſchreienden weißen Frau, die mit ihrer Fackel über die Galerie wüthete. Nun ging er die Eröffnungen durch, die ihm in der Gaſtſtube gemacht wurden. Schließlich aber ſchickte ihm, der ſich unerkannt wähnte und der auch unerkannt bleiben wollte, ein Mann Botſchaften, deſſen Namen er niemals vernommen hatte. Das war zu viel für ſein Faſſungsvermögen. Er ging unruhig die halbe Nacht auf und ab. Die Lichter brannten immer tiefer. Schon dämmerte der helle Tag, als er ſie ausblies, ohne das Bett berührt zu haben.

Erſt jetzt entkleidete er ſich, warf ſich auf das Lager und hüllte ſich in die Decken. Draußen fing das Gezwitſcher der Frühlingsvögel an, die Hähne krähten, die Hühner gackerten. Als es endlich helles Licht war, kam Ruhe vor den Nachtgeſpenſtern über ihn. Er ſchlief ein, aber es war ein wüſter, wirrer Schlaf, in dem alle die Scenen, die er am vorigen Tage erlebt, und alle die Geſtalten, die an ihm vorübergegangen, aufs neue in heftigen und unruhigen Träumen auf- und niederwogten.

Bald ſchrak er auf vor der weißen Frau im Schloſſe, bald vor der hagern, prophetiſchen Geſtalt des Schäfers, bald vor den Tigeraugen des Jägers, bald vor dem todten Oberförſter, der blutig im Walde lag, und bald klang ihm der ſchrille Schrei ſeiner Tochter gellend in das Ohr, die Form eines ſchönen unbekannten Mädchens ſchwebte vor ihm mit verweinten, bittenden Augen, als erſuche ſie ihn, den Vater zu rächen. Er warf ſich von einer Seite auf die andere und ſprach, ſtöhnte und fluchte im Traume.

Drittes Kapitel.

Es war ſchon hoher Tag, als unſer Schläfer durch ein Geräuſch in ſeiner Stube erwachte. Er ſchlug die Augen auf und erblickte an ſeinem Bette einen großen, ſchon ältlichen, aber ſchönen Mann, deſſen ganze Erſcheinung und Haltung darauf hindeutete, daß er einſt Soldat geweſen war. Unter der breiten Stirn, über welcher ſich der haarloſe, mächtige Schädel erhob, leuchteten ein paar lebendige, aber ernſte und faſt melancholiſche Augen, die Habichtsnaſe ſtreckte ſich gebogen aus dem Geſicht. Der Mund war ſcharf geſchnitten. Der Eindruck, welchen die Mienen machten, erſchien ebenſo ſtreng wie wohlwollend.

Ich bin der Baron von Eckartsberg, ſagte der Eintretende, und irre mich wol nicht, wenn ich in Ihnen den Herrn Aſſeſſor Rudolf Dietrich zu finden glaube.

Der junge Mann wollte ſich entſchuldigen, daß der Fremde ihn noch im Bette finde.

Machen wir keine Umſtände, erwiderte der Baron. Sie haben eine große Reiſe gemacht und ſind müde geworden. Die Jugend liebt den Schlaf und hat ihn nöthig. Ich kenne das aus meinen frühern Jahren und aus dem Kriegsleben.

Alle dieſe Worte wurden ſo menſchlich freundlich geäußert, daß ſie dem Aſſeſſor gleich eine gute Meinung von dem Redenden beibrachten.

Gehen wir alſo gleich an die Sache, fuhr Herr von Eckartsberg fort. Die Regierung hat Sie hierher geſandt, um die Forſten der Umgegend zu inſpiciren. Ich war bereits von Ihrer Ankunft unterrichtet und wußte Sie auf der Reiſe. Nun hat ſich hier ein großes Unglück zugetragen, von dem Sie vielleicht ſchon wiſſen.

Ich habe von dem Morde des Oberförſters geſtern im Wirthszimmer gehört, fiel Dietrich ein.

Dann kann ich mir die nähere Erzählung ſparen, ſprach der Baron. Ich habe infolge dieſes traurigen Ereigniſſes gleich nach der Hauptſtadt telegraphirt und Sie als proviſoriſchen Stellvertreter des Oberförſters vorgeſchlagen, denn die Stelle iſt wichtig und darf nicht unverſorgt bleiben. Die Antwort hat nicht auf ſich warten laſſen. Der Beſcheid der Regierung lautete, daß Sie bereits geſtern Abend hier eingetroffen ſein müßten. Ein vorüberfahrender Poſtillon, dem ich begegnete und den ich nach ſeinen Paſſagieren fragte, gab mir eine Beſchreibung von Ihnen, daß ich Sie für den erwarteten Forſtaſſeſſor halten durfte. Ich habe deshalb noch ſpät nach Ihnen geſchickt, um Sie von meinem heutigen Beſuch unterrichten zu laſſen.

Er zog darauf ein Papier aus der Taſche, das er dem jungen Mann überreichte. Es war eine telegraphiſche Depeſche, in welcher der Baron den Auftrag erhielt, dem Aſſeſſor Rudolf Dietrich vorläufig die Geſchäfte des ermordeten Oberförſters anzuvertrauen.

Als der Beamte das Papier geleſen hatte, ſagte ihm der Baron: Sie werden gleich alle Hände voll haben, denn die Verwaltung der Reviere erfordert viel Zeit und Mühe. Zugleich hoffe ich, daß Sie ſich mit mir bemühen, den noch durchaus nicht klaren Unfall aufzuhellen. Ueberdies aber werden Sie Gelegenheit finden, der Witwe und Tochter des Verſtorbenen, welcher einer der trefflichſten Menſchen war, die ich gekannt habe, in einer Weiſe bei ihrem harten Loſe beizuſtehen, wie es die Pflicht jedes edeln und menſchenfreundlichen Mannes iſt.

Seien Sie verſichert, Herr Baron, rief der junge Mann, daß ich mein Beſtes thun werde.

Das iſt brav geſprochen, erwiderte der alte Herr und reichte ihm die Hand. Hier die Rechte darauf. Wir wollen einen Bund ſchließen.

Der Aſſeſſor drückte ihm die Hand.

Und nun ſtehen Sie auf und nehmen Ihr Frühſtück ein, ſprach der andere. Ich habe noch einige Angelegenheiten im Städtchen zu beſorgen. Bis ich wiederkomme, ſind Sie fertig. Wir fahren dann zuſammen in das Forſthaus.

Damit verabſchiedete ſich der Freiherr kurz und bündig. Rudolf ſprang aus dem Bett und zog ſich raſch an, dann klingelte er nach dem Frühſtück und hing während deſſelben ſeinen Gedanken nach. Die Erſcheinung des Barons hatte ihm ſehr wohl gethan. Nach den geſtrigen Ereigniſſen war er ſich in der Geſellſchaft der Gaſtſtube ſo fremd und verloren vorgekommen. Hier aber trat ihm plötzlich und unverhofft ein Mann entgegen, der offenbar wußte, was er wollte, was ſich namentlich in ſeiner raſchen und entſchiedenen Handlungsweiſe bekundete. Ueberdies bildete er ein Mittelglied zwiſchen den Behörden, denen er angehörte, und der neuen Stellung, in welche er eintrat. Das bewies ihm die telegraphiſche Depeſche. Schließlich durfte er nach allem in ihm nicht allein einen kräftigen Beiſtand, ſondern auch ein edles und männliches Muſter für ſeine Thätigkeit erwarten, was ihm um ſo gelegener kam, als er nun zuerſt eine Probe ſeines Talents und ſeiner Geſchicklichkeit ablegen und als er unerwartet eine Stelle ſelbſtändig verwalten ſollte.

Es dauerte nicht lange, als er den Wagen vor dem Hauſe anfahren hörte. Ein Kellner meldete ihm, daß der Baron unten halte und den Herrn Aſſeſſor erwarte. Rudolf ſetzte mit einigen Sprüngen die Treppe hinunter und nahm an der Seite des Barons Platz. Sie fuhren in der entgegengeſetzten Richtung, welche er geſtern gekommen war, das Städtchen hinaus und in die waldumgrünten Berge hinein. Anfangs ging es die Schlangenwindungen der Landſtraße hinauf, dann lenkte der Wagen nach links in einen Seitenweg und fuhr unter hohen Eichen und Buchen dahin, bis er am Rande der Hügel vor einem alten ſteinernen Hauſe hielt, das ſeine Giebel hoch in die ſtille, grüne Waldeinſamkeit ſtreckte. Der Aſſeſſor erinnerte ſich jetzt, dieſen Bau ſchon geſtern von dem Felſen aus geſehen zu haben. Alles war ſtill in der Runde. Die Hunde ſelbſt ſchienen zu trauern.

Ein Jägerburſche trat ernſt und düſter in die Thür. Der Baron ſtieg mit dem jungen Manne aus und führte denſelben rechts in die Arbeitsſtube des verſtorbenen Oberförſters, indem er ihm deſſen Bücher und Schreibereien überwies. In dem Zimmer links vom Flur, ſo bedeutete er ihn, lag die Leiche des Verſtorbenen. Dann entfernte er ſich und ſtieg die Treppe hinauf. Bald hörte Rudolf oben im Hauſe ein lautes Weinen von zwei Frauenſtimmen und dazwiſchen die tröſtenden Worte des Barons. Es überkam ihn eine äußerſt betrübte Stimmung.

Gleichwol begab er ſich an die Arbeit, die immer das beſte Mittel gegen die Abſchweifungen der Phantaſie iſt. Die Bücher unterrichteten ihn über die Beſtände der Forſte, über die Holzſchläge, die in der nächſten Zeit vorgenommen, und über die neuen Saaten und Pflanzungen, die eingeleitet werden ſollten. Alles war in der beſten Ordnung. Nur fiel es ihm auf, daß verhältnißmäßig wenig Correſpondenzen zu beſorgen waren. Als der Baron nach einiger Zeit eintrat, bemerkte ihm der junge Mann dieſen Umſtand. Er erhielt die Antwort, daß der Oberförſter kein Freund von vielen Schreibereien geweſen wäre und daß er ſich am liebſten des lebendigen Wortes und des Zuſchauens mit eigenen Augen bedient hätte. Unter dieſen Umſtänden war es allerdings ſchwer, die laufenden Arbeiten fortzuführen. Herr von Eckarteberg erinnerte ſich nun eines kleinen Kalenders, den der Verſtorbene ſtets als Tagebuch mitgeführt habe. Der Jägerburſche wurde gerufen, um dieſe Notizen herbeizuſchaffen. Dieſelben fanden ſich auch in dem Rocke, welchen der Ermordete bei ſeinem Tode getragen hatte. Rudolf ſah darin nicht allein die Geſchäfte der vergangenen Zeit, ſondern auch die Arbeitsplane für den künftigen Monat verzeichnet.

Handeln Sie danach! rief der Baron. Laſſen Sie ſich ein Pferd ſatteln, hängen Sie eine Büchſe um und ziehen Sie mit dem Burſchen in die Reviere. So werden Sie ſich in kurzer Zeit die nöthige Ueberſicht erwerben.

Dem jungen Manne war dieſer Vorſchlag äußerſt angenehm, denn die Luft des Leichenhauſes laſtete ſchwer auf ihm. Nachdem der alte Herr Abſchied genommen hatte, zog Rudolf mit dem Forſtgehülfen in den Wald.

Am nächſten Morgen holte der Baron den Aſſeſſor wieder am Gaſthofe ab. Die Fahrt ging aufs neue nach dem Forſthauſe, wo die gerichtliche Unterſuchung der Leiche ſtattfinden ſollte. Die beiden fanden dort den Richter, den Bürgermeiſter und den Arzt, die Rudolf ſchon im Gaſthofe geſehen hatte. Herr von Eckartsberg führte den jungen Mann zu dem Raume, wo der Ermordete ausgeſtreckt lag. Er hob das Tuch von dem bleichen Geſichte und zeigte dem Begleiter mit einer Thräne im Auge die reinen, edeln Züge, die das Gepräge eines braven, geraden und ſtrengen Charakters aufwieſen. In dieſem Moment ſtürzten ſich zwei Frauen in tiefſchwarzer Kleidung weinend und aufſchreiend in die Stube.

Ich muß ihn noch einmal ſehen! rief die ältere Dame, den lieben, guten Mann!

Laßt mich zu dem treuen, theuern Vater! fiel das Mädchen ein.

Beide warfen ſich ſchluchzend über den blaſſen Todten, den ſie mit allen Klagen und Küſſen nicht aufwecken konnten. Es war eine ſchauerliche Scene, die noch durch die grüne, von dem dichten Walde in der Runde ausgehende Dämmerung erhöht wurde. Rudolf ſtand zurückgezogen in einer Ecke. Der Baron ſuchte die Frauen zu beruhigen.

Ach, wie ſoll ich mich beruhigen! weinte das Mädchen. Wenn Sie mir nur glauben wollten, das Blei war mir zugedacht. Ich ritt vor dem Vater; ja, ich verdeckte ihn. Ein plötzlicher Sprung des Pferdes in dem Augenblicke, wo der Schuß losging, ſtellte ihn bloß. Die Kugel, die, wie ich es in mir fühlte, auf mich gezielt war, pfiff an meiner Bruſt vorüber und traf ihn. Gewiß, er hat für mich den Tod erlitten, der treue, gute Vater!

Wie willſt du aber ſo etwas beweiſen, liebe Hedwig! ſprach der Baron. Was haſt du mit Wilddieben zu thun?

O, ich weiß, was ich weiß, klagte das Mädchen. Warum fehlte das Blei? Ich bin doch nichts nütze auf der Welt, und er war ſo vielen alles.

Das herzzerreißende Weinen erneute ſich. Es gelang dem Baron nur mit Mühe, die Frauen nach einem ſchmerzlichen Abſchiede zu entfernen. Er brachte ſie nach ihren Zimmern. Der Aſſeſſor aber ging mit dem Forſtgehülfen in die Wälder.

Darauf begannen die Herren vom Gericht ihr traurige[s] Geſchäft. Die Unterſuchung der Leiche ergab, daß der Schuß die Bruſt von rechts nach links durchbohrt und das Gewebe der Lunge in einer Weiſe zerriſſen und zerſchmettert hatte, daß der Tod ſchon dadurch erfolgen mußte. Ueberdies fand man die große Kugel in der Wandung des Herzens. Eine ſolche Verletzung führte naturgemäß den augenblicklichen Tod herbei. Das verhängnißvolle Blei wurde herausgenommen und ſorgſam verſiegelt, um als Beweismittel zu dienen, denn es entſtand hier die entſcheidende Frage, ob die Kugel auch in das Rohr, durch welches der Mord vollbracht worden war, paßte. Dann wurde die Leiche gereinigt und in das Todtenhemd gekleidet. Jene Stelle aber, wo die Wunde klaffte, ließ man dem Blicke offen.

Ehe nämlich das Gericht das Todtenzimmer verließ, galt es noch ein ernſtes Werk. Der ſchwarze Franz, den man für den Mörder hielt, ſollte vor die Leiche geführt werden, um aus der Art und Weiſe, wie er ſich dort geberdete, auf ſeine Schuld oder Unſchuld ſchließen zu laſſen. Die Herren von der Unterſuchungscommiſſion ſtellten ſich auf die Nachricht von der Ankunft des Wildſchützen mit ernſten Mienen in die Runde. Dann hörte man vor der Thür die Ketten des Gefeſſelten erklingen. Einige Landreiter führten einen jungen, ſchönen Burſchen mit dunkelm, lockigem Haar, tiefliegenden ſchwarzen Augen, brauner Geſichtsfarbe und äußerſt kräftigem, gedrungenem Gliederbau in die Stube. Man ſah in dem ganzen Weſen des Mannes, in dem wir den ſchwarzen Franz kennen lernen, zwar Trotz, Waghalſigkeit und kecken Uebermuth, aber auf eigentliche

Bosheit ließen ſeine Züge nicht ſchließen. Er trat ſogar mit einer gewiſſen Bewegtheit zu der Bahre.

Der Richter redete ihn feierlich an: Betrachtet Euch dieſen ehrwürdigen Todten und ſagt mir, ob die Wunde hier an der Bruſt Euer Werk iſt.

Der ſchwarze Burſche betrachtete die Leiche mit ſicherm Blicke. Dann ſchaute er auf den Richter und hob die mit Ketten belaſtete breite Hand auf den Todten, indem er zugleich ernſt und feierlich ſprach: So wahr mir Gott helfe, ich bin unſchuldig an dem vergoſſenen Blute!

Bedenkt, was Ihr ſagt! mahnte der Richter. Die Wahrheit kommt endlich an die Sonne. Den Schuldigen trifft die Strafe des Himmels!

Möge ſie tauſendfach auf mein Haupt fallen, ſagte der Wildſchütz, wenn ich ein falſches Wort geſprochen habe!

Je härter die Lüge, je ſtrenger das Urtheil! rief der Richter noch einmal.

Herr Richter, ſprach Franz, hier will ich es bekennen, daß ich ein ſchlimmer Wildſchütz bin. Ich kann einmal nicht anders. Es liegt mir im Blut. Aber Gott verhüte, daß ich mich an einem Menſchen vergreife. Und dieſem Manne hätte ich erſt recht kein Haar krümmen können. Er war mein Meiſter im Schießen. Ich ſtrebte ihm nach wie einem Muſter. Wehe der gute Oberförſter! — In der That trat dem Burſchen eine Thräne in das Auge, aber er wiſchte ſie raſch ab und fuhr fort: Beſtrafen Sie mich wegen meiner Wilddiebereien. Ich will ſie ſelbſt eingeſtehen. Aber hier fühle ich mich ſchuldlos. Ich ſehe unbeſorgt der ſtrengſten Unterſuchung entgegen.

Und dann ſtand er feſt und trotzig da. Der Richter befahl den Landreitern, ihn in das Gefängniß zurückzuführen. Dieſer Auftritt hatte auf alle einen eigenthümlichen Eindruck gemacht.

Am nächſten Tage fand das feierliche Begräbniß des Oberförſters ſtatt. Nicht allein die Bewohner des Städtchens, auch die ganze Umgegend nahm den lebendigſten Antheil. Alle Forſtleute des Amts hatten ſich eingefunden. Acht ſtämmige Förſter trugen abwechſelnd den Sarg, während ihnen die hellen Thränen über die gebräunten Wangen liefen. Der Zug, der ſich anſchloß, um dem Todten das letzte Geleite zu geben, wollte kein Ende nehmen. So ging es zu dem Friedhof, der die alte gothiſche Kirche des Orts umgab. Der Pfarrer hielt eine rührende Rede über die trefflichen Eigenſchaften des Verſtorbenen, in welcher kein Wort übertrieben war, denn man konnte die ſchlichten Tugenden des Todten nicht übertreiben. Als der Sarg ſich in die Erde ſenkte, und als die dunkeln Schollen dumpf darüberrollten, war kein Auge trocken. Dann zerſtreute ſich die Menge ſtill und lautlos.

Der Baron fuhr darauf mit Rudolf Dietrich nach dem Forſthaus und ſtellte den jungen Mann der Witwe und ihrer Tochter als den Nachfolger des Oberförſters vor, indem er zugleich ſeine Meinung ausſprach, es ſei am beſten, daß der Aſſeſſor ſein

Quartier im Forſthauſe nehme, weil er dort ſein Bureau habe und überdies den Damen als Schützer dienen könne. Schon gegen Abend zog Rudolf mit ſeinen Sachen aus dem Gaſthofe in das Haus im Walde.

Viertes Kapitel.

Rudolf Dietrich hatte ſich bald in ſeiner neuen Wohnung zurecht gefunden und begann ſich behaglich zu fühlen. Freilich konnte er nicht gleich die düſtere Stimmung vergeſſen, unter welcher das Haus ſtand, als er es zum erſten mal betrat. Aber ſeine Zimmer, die in dem Bureau, einer hinter dieſem gelegenen Wohn- und der daran ſich reihenden Schlafſtube, die ſonſt für den Fremdenbeſuch diente, beſtanden, lachten in der That ſo freundlich, dehnten ſich ſo hell gegen den lichten Sonnenſchein des Morgens und waren ſo durchklungen von Vogelſang, daß er die durch den Flur getrennten Räume, in welchen die Leiche des Förſters gelegen hatte, bald darüber vergaß. War er auch am erſten Tage mit unheimlichen Gedanken eingeſchlafen, ſo erwachte er doch mit einem verſöhnten Gefühle, weil der Morgen ihn ſo gar ſchön und friſch begrüßte. Auch die begonnenen Arbeiten, die er in vollſter Selbſtändigkeit beſorgte, machten ihm Vergnügen. Zunächſt ſaß er einige Zeit am Schreibtiſche, dann ging er in die Wälder, die in dieſer Gegend wirklich von unvergleichlicher Schönheit waren.

Mit den Hinterlaſſenen des Oberförſters kam er vorläufig wenig zuſammen. Zunächſt meinte er, daß der Schmerz heilig ſei, daß er die Einſamkeit liebe und vor der Berührung mit der Außenwelt zurückbebe. Dann aber war er die meiſte Zeit aus dem Hauſe. Unter dieſen Umſtänden nahm er auch ſein Mittagsmahl meiſtens in benachbarten Dörfern oder auch im Gaſthofe des Städtchens, wo er gleichfalls oft nach ermüdenden Dienſtfahrten des Abends einkehrte, um ſich zu ſtärken. Größtentheils beruhte nun dieſe Zurückhaltung auf einem gewiſſen Zartgefühle, was Frau Behling, denn ſo hieß die Oberförſterin, auch zu empfinden ſchien, denn ſie machte ihm gelegentlich allerlei Anerbietungen in Betreff des Mittags- und Abendtiſches. Er lehnte dieſelben aber mit dem Bedeuten ab, daß er augenblicklich noch zu viel draußen zu thun habe, daß er aber ihre Güte in Anſpruch nehmen werde, ſobald er die Forſten und Beamten gehörig kenne. Und ſo kam es nur ſelten vor, daß er ſich einen kleinen Imbiß forderte.

Befand er ſich aber des Abends in ſeiner Stube, ſo geſchah es zuweilen, daß der Baron, der alle Tage das Forſthaus beſuchte, zu ihm eintrat und die dienſtlichen Angelegenheiten mit ihm beredete, wobei er nicht allein mannichfache Kenntniſſe von dem Forſtſache an den Tag legte, ſondern dem jungen Beamten auch manchen guten Rath ertheilen konnte. Zum Schluſſe aber lud er ihn jedesmal ein, ihn zu den Damen auf dem erſten Stocke zu begleiten, wo alsdann gemeinſchaftlich der Thee eingenommen wurde. Im Beginn dieſer Beſuche fiel die Unterhaltung meiſtens noch auf den Mord des Oberförſters. Allmählich aber kam die Rede auch auf andere Gegenſtände, indem man die Verhältniſſe und Perſönlichkeiten der Umgegend erörterte. Das Geſpräch wurde beſonders von dem Baron und der Frau des Oberförſters geführt. Hedwig, welche gewöhnlich zu ſchweigen pflegte, widmete ihre Aufmerkſamkeit hauptſächlich kleinen häuslichen Angelegenheiten, die ſie mit einer ſeltenen Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in der geräuſchloſeſten Weiſe verſah. Der Aſſeſſor aber hatte noch nicht genug von Land und Leuten geſehen, um ſich entſcheidende Urtheile zu erlauben. Er that nur gelegentlich kurze Fragen, auf welche lange Antworten gegeben wurden. So begann er denn allmählich die Gegend und ihre Bewohner kennen zu lernen. Nur in Beziehung auf das Schloß Wildenau konnte er nicht zur Klarheit kommen. Er forſchte am Theetiſch einigemal nach den dortigen Verhältniſſen, aber der Baron gab dann immer dem Geſpräch eine neue Wendung. Auch außer dem Forſthauſe waren ſeine Fragen gleichfalls niemals klar beantwortet worden. Man bedeutete ihn bei dieſen Gelegenheiten mit zweifelhaftem und faſt ironiſchem Ausdruck, er ſei ja mit dem Herrn von Eckartsberg bekannt und könne von demſelben die beſte Aufklärung erhalten. Dann hatte er auch wieder von dem Baron als einem Sohne dieſes alten Geſchlechts reden hören. Und doch hieß er nicht Wildenau, wie die dortigen Bewohner. Sollte dahinter nicht auch ein

Geheimniß ſtecken? Außerdem war ihm der Baron in manchen andern Beziehungen eine räthſelhafte Perſon. Dahin gehörte, daß er nie von ſich ſelbſt ſprach. Schließlich ſchien dem jungen Manne die Freundſchaft in dem Hauſe des Oberförſters nicht recht erklärlich.

Als der alte Herr eines Tags mit Hedwig auf einem längern Spaziergange begriffen war, wie dies häufig zu geſchehen pflegte, nahm Rudolf die Gelegenheit wahr und machte der Frau Oberförſterin einen Beſuch. Nach den erſten einleitenden Worten trat er gleich offen und klar auf, indem er ihr mittheilte, daß er bei dem Baron in Betreff des Schloſſes Wildenau vielleicht ungeſchickte Fragen gethan habe, und ſie um Auskunft bat, ob in dieſer Beziehung vielleicht Geheimniſſe obwalteten, ſodaß er den Namen des Schloſſes nicht in den Mund nehmen dürfe. Freilich habe er auch an andern Seiten Aufklärungen geſucht, er ſei aber bei dieſer Gelegenheit mit mistrauiſchen Blicken an den Baron verwieſen worden.

Es iſt gut, erwiderte die Dame, daß Sie ſelbſt dieſes Geſpräch ſuchen. Ich wartete nur auf die Gelegenheit, Sie einmal allein zu ſehen, um mit Ihnen über dieſe Dinge zu reden; denn ich habe es deutlich bemerkt, daß Sie von den Verhältniſſen zu Wildenau, die allerdings für den Baron peinlich ſind, nichts wiſſen. Uebrigens iſt die Geſchichte des Schloſſes durchaus kein Geheimniß. Jedermann hier im Lande kennt ſie, ja, ſie wird vielfach übertrieben dargeſtellt. Wenn man vor Ihnen geſchwiegen hat, ſo iſt es wahrſcheinlich aus dem Grunde geſchehen, weil man Sie oft in der Geſellſchaft des Barons ſieht und deshalb vielleicht glaubt, Sie ſuchten die Leute zu beſtimmten Zwecken auszuholen.

Beide nahmen Platz, und die Dame erzählte dem jungen Manne folgendermaßen: Die Grafen von Wildenau gehören zu den älteſten Adelsgeſchlechtern des Landes. Noch vor einem Jahrhundert wurden ſie gleichfalls den reichſten beigezählt, denn ſie rühmten ſich eines unermeßlichen Grundbeſitzes, der ihnen ein ſo großes Einkommen abwarf, daß ſie im Stande waren, jenes reiche und koſtbare Schloß zu bauen, welches Sie heute unterhalb des Städtchens aus dem mächtigen Parke aufragen ſehen. Als nun in jenen leichtfertigen Tagen, wo die Bourbonen auf dem franzöſiſchen Throne ſaßen, eine entfeſſelte Sittenloſigkeit als höchſter Ruhm des Adels galt, trafen die zuchtloſen Anſichten der Zeit in den Sproſſen des wildenauer Geſchlechts nur auf zu offene Ohren und willige Geiſter. Der eine ging nach dem andern an die Höfe und verſchwendete in Luxus, Spiel, Feſten und Lüſternheit das ererbte Vermögen. Schmolzen auf dieſe Weiſe die Güter ſchon bedeutend zuſammen, ſo erhielten ſie durch den Urgroßvater des jetzigen letzten Sproſſen den erheblichſten Stoß. Dieſer Mann lebte faſt als Greis zur Zeit der Franzöſiſchen Revolution. Er verkehrte mit den Flüchtlingen des dortigen Adels, machte Umtriebe und lieh ihnen Geld, bis er ſelbſt in große Noth kam und ſtarb.

Sein Sohn heirathete eine Freiin von Eckartsberg, die ein mäßiges Vermögen beſaß, ſodaß wenigſtens das

Stammgut erhalten werden konnte. Da ſie zugleich eine ausgezeichnete und haushälteriſche Dame war, die ihren Mann auf gute Wege brachte, ſo hob ſich die Familie und genoß bald wieder eines allgemeinen Anſehens im Lande. Dieſe würdige Frau lebt noch in hohem Greiſenalter auf dem Schloſſe. Sie iſt die Stammmutter des jetzt beſtehenden Geſchlechts. Die Geſchichte des letzten Paars der gräflichen Familie von Wildenau läßt ſich in der Geſchichte ihrer Nachkommen zuſammenfaſſen. Sie erfreuten ſich nämlich dreier Kinder, zweier Knaben und einer Tochter, die alle ganz ſeltſame Geſchicke erlebt haben. Ich werde Ihnen das Nähere in der Kürze mittheilen.

Der älteſte Sohn, Edmund, war ein an Geiſt und Körper ſchwächlicher Knabe. Seine Jugend verging unter Leiden und Krankheiten der mannichfachſten Art. Nur der unbeſchreiblichſten Sorgfalt und Pflege der Mutter, welche die Kinder über alles liebte, gelang es, ihn im Leben zu erhalten. Er wurde, was man früher nie erwartet hatte, einer von jenen ſchönen, weichlichen Jünglingen, denen es zwar an aller Kraft und Energie fehlt, die aber in der Geſellſchaft ein gewiſſes Intereſſe für ſich rege machen, was hier um ſo mehr der Fall war, da er als Stammherr eines alten und berühmten Hauſes auftrat. Sein Vater, der mit Vergnügen wahrnahm, daß man Gefallen an ihm fand, hatte bald keinen andern Gedanken, als ihm eine reiche Erbin zur Gemahlin zu geben und auf dieſe Weiſe den Glanz des Geſchlechts herzuſtellen. Er hörte und ſah ſich nach allen Seiten um und vernahm nun die Kunde von einer Erbtochter des Grafen von Grimberg. Das junge Mädchen, welches Luciane hieß, mußte ohne Zweifel in den Beſitz eines unermeßlichen Vermögens kommen. Graf Wildenau machte eine Reiſe nach den entfernten Gütern ihrer Aeltern, bei denen er ſich als Standesgenoſſe leicht einzuführen wußte, und fand in der Tochter mehr, als er erwarten konnte. Das Mädchen zeigte nämlich in ſeinem Aeußern eine entſchiedene Schönheit, die indeſſen einen eigenthümlich wilden Charakter hatte. Sie war hoch und ſtolz gewachſen, das blonde, dicke Haar wogte in einer kaum zu bewältigenden Fülle, das Geſicht hatte einen ernſten und leidenſchaftlichen Ausdruck und in den Augen glühte ein unheimliches Feuer. So ſehr ſich nun auch ihre Erſcheinung empfahl, ſo gingen doch über ihren Geiſt die ſeltſamſten Gerüchte um. Sie ſtand nicht allein in dem Rufe einer ungebändigten Starrſinnigkeit, man erzählte auch, ſie ſei eine Nachtwandlerin und fühle zu Zeiten eine unwiderſtehliche Luſt, Feuer zu ſehen. Ja, es wurden ſogar einige Feuersbrünſte in der Nähe ihres väterlichen Schloſſes, deren Grund und Urſache man verheimlicht hatte, mit dieſem Triebe des Mädchens in Verbindung geſetzt. Graf Wildenau mochte wie die meiſten Adelichen, von denen manche ihre Söhne ſogar von dem ſonſt imponirenden Erbfräulein zurückhielten, gerade nicht erbaut über dieſe Gerüchte ſein, aber ſeine Begier, den frühern Reichthum des Hauſes wieder aufzurichten, war doch größer als ſeine Bedenken. Ohne ſeiner Frau, die gewiß unter den obwaltenden Umſtänden von einer Verbindung ihres geliebten Edmund mit einem unheimlichen

Geſchöpfe zurückgeſchreckt wäre, die geringſte Mittheilung zu machen, knüpfte er Unterhandlungen mit dem Grafen Grimberg an, der eine Bewerbung von ſeiten Wildenau's, deſſen Adel viel älter als der ſeinige war, mit Vergnügen annahm. Die jungen Leute wurden zuſammengebracht. Der kraftloſe Edmund hatte keinen Willen, während Luciane ſich danach ſehnte, ihre eigene Herrin zu werden. So ſtand der Verlobung nichts entgegen. Drei Wochen ſpäter fand die Hochzeit ſtatt, und hier ſah die Mutter des jungen Mannes zuerſt ihre Schwiegertochter, von deren verdächtigem Seelenzuſtande ihr Mann klüglich geſchwiegen hatte.

Das junge Paar zog nach Wildenau, und hier zeigte ſich, daß die Gerüchte nicht auf Unwahrheit beruhten. Die junge Frau legte nicht allein einen unbezwinglichen Starrſinn an den Tag, ſie war auch mondſüchtig, ſie hatte den Feuertrieb und befand ſich bei dieſen Gelegenheiten in einem faſt wahnſinnigen Zuſtande. Sie können ſich denken, daß es nicht an gräßlichen Scenen fehlte. Man vermochte das wilde Weſen nicht genug zu hüten. Die alte brave Gräfin hatte unſägliche Leiden, denn ſie ſah ihren Sohn dahinſchwinden. Zu dieſer Zeit kam ein Jäger in das Schloß, der aus den ungariſchen oder ſlawiſchen Ländern der Donau entſproſſen war und ſich nicht allein durch eine rieſenhafte Stärke, ſondern auch durch einen wahren Baſiliskenblick auszeichnete. Man nahm ihn in Dienſt, um als Hüter über Luciane zu wachen, die faſt niemand mehr zu bändigen wußte und welche ſchon zu verſchiedenen Zeiten Verſuche gemacht hatte, das Schloß in

Brand zu ſtecken. Irinvi, ſo hieß der Jäger, that bald Wunder. Sobald er ſeine Stimme ertönen ließ und ſie mit ſeinen faſcinirenden Blicken verfolgte, wagte ſie ſich nicht mehr zu rühren. Seltſamerweiſe wurde Luciane, obſchon ſie bereits ſeit Jahren verheirathet war, ohne daß ſich Nachkommenſchaft eingeſtellt hatte, guter Hoffnung, während ihr Mann, der täglich mehr und mehr hinſchwindende Edmund, einer zehrenden Krankheit unterlag. Einige Monate nach ſeinem Tode brachte ſie einen Sohn zur Welt, dem der Name Edmund gegeben wurde. Daß es unter dieſen Umſtänden nicht an den mislichſten Gerüchten fehlte, lag auf der Hand.

Das zweite Kind des alten gräflichen Paares war eine Tochter, auf deren Namen ich mich augenblicklich nicht beſinne. Auch an Edmund's Schweſter erlebten die Aeltern keine Freude. Sie wuchs gerade zur Jungfrau heran, als die Wirren, welche die Ehe des Stammherrn herbeiführte, auf ihrer Höhe ſtanden. Ihre einzige Zerſtreuung waren die Bedrängniſſe und Verdrießlichkeiten des Hauſes, weshalb denn von einer glücklichen Jugend keine Rede ſein konnte. Dabei mag es ihr an der gehörigen Aufſicht gefehlt haben. Auch hat ſie wol eine tiefe Sehnſucht, den Qualen ihrer Heimat zu entgehen, ergriffen. Kurz, ſie machte die Bekanntſchaft eines jungen Forſtbeamten, der als Oberförſter in dieſem Hauſe wohnte, — wie er hieß, weiß ich nicht. Es entſtand eine jähe, ſchwärmeriſche Liebe. Der junge Mann ſuchte eine Verſetzung nach und entführte plötzlich die unbewachte Gräfin, die er zu ſeinem Weibe gemacht haben ſoll. Auf dem Schloſſe wurde nicht mehr von dem entarteten Kinde geſprochen. Aber ſie war doch der Liebling des alten Grafen geweſen, dem ihre Flucht ſo heftig zuſetzte, daß er erkrankte und ſtarb.

Alfred, das dritte Kind, wurde dem Heerdienſt gewidmet. Als nachgeborener Sohn mußte er ſich ſelbſt ſeinen Weg ſuchen. Er war ein kräftiger, energiſcher junger Mann, der ſich mit Muth und Geſchick in ſein Loos fügte, und den der frühe Anblick all des Unglücks in ſeinem älterlichen Hauſe zu einer andern Anſchauung der menſchlichen Verhältniſſe gebracht hatte. Seine Anſichten waren nichts weniger als ariſtokratiſch. Und ſo faßte der junge Offizier auch eine heftige Neigung zu einem Mädchen bürgerlichen Standes. Zu ſeinem Unglück war aber dieſes Mädchen bereits mit einem andern verlobt. Er konnte dieſen Gedanken nicht ertragen. Er wollte mit der Geliebten nicht dieſelbe Luft einathmen. So nahm er ſeinen Abſchied und trat in engliſche Dienſte, die ihn nach Indien führten. Zum Lohn ſeiner Tapferkeit und ſeines Talents erhielt er bald Aemter und Reichthümer. Nach langen Jahren trieb ihn die Sehnſucht in die Heimat, nachdem er in der Fremde Gelegenheit gehabt hatte, eine Menge der einflußreichſten Bekanntſchaften zu machen. In der Hauptſtadt von England angelangt, hörte er auf der Geſandtſchaft ſeines Landes, daß ein vor kurzem verſtorbener Oheim ihn zum Erben beträchtlicher Güter eingeſetzt hatte mit der Bedingung, daß er auch deſſen Namen annehme. Was lag ihm an ſeinem eigenen Namen, auf dem in der letzten Zeit ſo mancher Flecken haftete? Er eilte in die Heimat. Arm war er geſchieden, er kam reich zurück. Auf ſeinem Erbe angelangt, bekleidet er kein Amt, aber er iſt ein Mann, der überall gute Thaten ſäet, der den Edelſinn unterſtützt und das Verbrechen verfolgt. Mit einem Wort, der frühere Graf Alfred von Wildenau iſt der jetzige Baron von Eckartsberg, den Sie kennen und lieben müſſen.

Der Aſſeſſor horchte hoch auf. Alſo der Baron! rief er. Jetzt fange ich an, ſeinen Widerwillen gegen die Erwähnung von Wildenau zu begreifen.

Nachdem ich Ihnen die Geſchichte dieſer Generation mitgetheilt habe, fuhr die Dame fort, bleibt mir noch übrig, von dem Sohne Lucianens zu reden. Der junge Graf Edmund, der Erbe — —

In dieſem Augenblicke trat der Baron mit Hedwig, die von ihrem Spaziergange zurückkehrten, in das Zimmer. So wurden denn die Mittheilungen der Oberförſterin unterbrochen, die ſie ohnehin wol in der Gegenwart der Tochter nicht wieder aufgenommen hätte. Das Geſpräch wandte ſich bald andern Dingen zu. Rudolf blieb zerſtreut und nachdenklich. Er faßte ſich erſt wieder zuſammen, als der Baron die Damen und ihn für den nächſten Tag zum Mittageſſen zu kommen bat. Dieſe Einladung wurde angenommen. Und ſo ſchieden die Mitglieder des kleinen Kreiſes.

Fünftes Kapitel.

Haus Eckartsberg, die Beſitzung des Barons, welche rechts von jener Straße, die Rudolf in das Städtchen herabkam, im tiefen Walde lag, gehörte keineswegs zu den alten Stätten feudaler Herrlichkeit. Von grauen bemooſten Thürmen, Zinnen und Erkern war hier nicht die Rede. Sowol das Wohnhaus wie die umgebenden Gärten deuteten auf eine neuere Zeit. Allerdings hatte hier vor zwanzig Jahren noch ein altes Burghaus geſtanden, von dem aber nichts als der Name übrig geblieben war. Als der Oheim des Barons eingeſehen hatte, daß er das morſche Gebäude nicht erhalten könne, ohne jährlich den Maurer und Zimmermann zu beſchäftigen, faßte er den kühnen Entſchluß, das Schloß ſeiner Väter niederzuwerfen und ſich eine neue, bequemere Wohnung im Geiſte des neunzehnten Jahrhunderts zu bauen. Dem raſchen Beſchluß folgte die raſche That. Als ein Mann von Geſchmack, der ſich tüchtig in der Welt umgeſehen hatte, verſchmähte er, architektoniſche Experimente zu machen, zumal da er wußte, daß ſeine Zeit noch weit davon entfernt war, einen ſichern Weg zu irgendeinem maßgebenden Bauſtil zu geben. Er wählte ſich deshalb den Plan eines alten italieniſchen Meiſters und folgte ihm getreu beim Bau ſeines Landhauſes, das er nicht mit weichlichem Luxus, aber mit männlichem Ernſte und Geſchmack auszierte. Der alte Herr von Eckartsberg hatte ſich aber zugleich als ein tüchtiger Landwirth hervorgethan, dem es nicht um ſogenannte Standesintereſſen, ſondern um ein geſundes, tüchtiges und arbeitſames Leben zu thun war. In dieſen Grundſätzen zum Manne gereift, ſuchte er keine ariſtokratiſchen Cirkel auf, über deren Narreteien und Schrullen er lachte, ſondern trieb den Feldbau als die erſte, edelſte und ſchönſte Beſchäftigung, welche die Erde bietet. Und ſo deuteten denn auch die Höfe, Scheunen, Ställe, ſowie die gedehnten Gärten, Obſtalleen und Felder auf dieſe praktiſche Thätigkeit. Von dem Oheim war der Beſitz aber in gute Hände gekommen. Der Neffe theilte ganz und gar die Lebensanſchauungen, die der alte Herr hier in ſeinen Werken verfolgt hatte.

In einem der Geſellſchaftszimmer des Landhauſes ſaß der Baron, der ſeine Gäſte erwartete, und blätterte in einem Buche, als er einen Wagen vor der Thür rollen hörte. Er ſtand auf und ging an das Fenſter, in dem ſichern Glauben, die Damen aus dem Forſthauſe würden mit dem Aſſeſſor ankommen. Aber er hatte ſich getäuſcht und eilte, ſo raſch er konnte, an die Thür.

Wie, meine Mutter, du biſt es? rief er einer alten ehrwürdigen Dame mit reichen grauen Locken und einem überaus anſprechenden edeln Geſicht zu. Welche Freude!

Gott grüß' dich, Alfred! rief ſie ihm freundlich entgegen.

Er half ſogleich der gebrechlichen greiſen Frau mit der größten Sorgfalt aus dem Wagen und führte ſie ins Zimmer, wo er ihr den bequemſten Seſſel zurecht machte.

Was verſchafft mir denn einen ſo unerwarteten Beſuch? fragte er mit der liebevollſten Theilnahme.

Mein lieber Sohn, antwortete ſie, du haſt mich ſchon oft aufgefordert, meine Wohnung bei dir aufzuſchlagen. Sieh, ich komme, das Ende meiner Zeit bei dir zu bleiben.

Gott ſei Lob und Dank, rief der Baron erfreut, daß du endlich zu deinem einzigen Kinde einziehſt! Es iſt ja auch faſt unnatürlich, daß du unter den Fremden weilſt. Und noch lange Zeit wollen wir zuſammenbleiben und uns Liebe angedeihen laſſen.

Sie reichte ihm ſchweigend die alte runzelige Hand, die er mit Innigkeit küßte.

Dann fragte er: Es iſt doch nicht wieder ein Unheil geſchehen? Luciane —?

Sie bedroht uns täglich mit Brand, ſprach die alte Dame. Indeß dagegen konnte noch Rath geſchafft werden. Irinvi hat uns vor dem Feuer geſchützt.

Wie beruhigt es mich, ſprach der Sohn, daß du jetzt endlich in ein ſicheres Haus eingehſt.

Und doch hat es mir ſchwere Kämpfe gekoſtet, ſeufzte die Gräfin. Ich war die einzige Perſon, die rechtmäßig auf Wildenau ſaß. Die Unrechtmäßigen ſind dort zurückgeblieben. Der Unrechtmäßigſte aber wird erſt einziehen.

Wie, Edmund? rief der Baron.

Edmund hat geſchrieben, daß er noch heute mit ſeiner Gemahlin eintrifft, erzählte jetzt die Dame. Er bringt den Prinzen Adolf als Gaſt mit. Sie wollen hier in den Wäldern jagen, weshalb ſie von einem großen Gefolge begleitet werden. Ueber alle Zimmer des Schloſſes iſt verfügt. Man wollte mich in eine Manſarde verweiſen. Soll ich, die ich die einzige rechte Beſitzerin bin, mir das gefallen laſſen? Nein! Soll ich in meinen alten Tagen einen Streit beginnen? Abermals nein! Mögen ſie thun, was ſie wollen. Ich rette mich aus der Fremde in meine Heimat. Es iſt mir ſchwer geworden, einen Ort zu verlaſſen, wo die Geſchichte meines Lebens liegt; aber es wird mir leicht, ſeit ich weiß, daß ich hier auf ein friedliches Ende harren kann.

Der Baron küßte die alte Frau ernſt und doch freundlich auf die Stirn. Du haſt wohl gethan, ſprach er; ich danke dir von Herzen. Gott fügt alles zum Beſten.

Vor der Thür hielt jetzt der Wagen des Hauſes, der die erwarteten Gäſte abgeholt hatte. Die Oberförſterin und ihre Tochter traten in tiefer Trauerkleidung ein und wurden von der alten Gräfin auf das herzlichſte begrüßt. Dieſelbe entſchuldigte ſich, daß ſie nicht ſelber in das Forſthaus gekommen ſei, um der Witwe und ihrer Tochter ihre Beileidsbezeigungen zu überbringen; ihr Herz habe ſie wol dazu gedrängt, aber leider hemme das Alter ihre Glieder, ſodaß ſie ſolche Ausflüge nur ſelten machen könne. Die ankommenden Damen dankten ihr mit jener Wehmuth, die man ſtets bei gefühlvollen Menſchen gewahrt, welche einen ſchweren Verluſt erlitten haben. Dann ward auch Rudolf als der Forſtaſſeſſor und proviſoriſche Nachfolger des Oberförſters der alten Gräfin vorgeſtellt. Seltſamerweiſe nannte der Baron bei dieſer Gelegenheit nicht ſeinen Familiennamen Dietrich, ſondern den Vornamen Rudolf. Da er dies aber vielleicht aus einer gewiſſen Zerſtreutheit auch zum öftern im Geſpräch that, ſo fiel es dem jungen Manne nicht auf.

Daß die greiſe Gräfin das Intereſſe des jungen Mannes in ganz ungewohnter Weiſe in Anſpruch nahm, konnte um ſo weniger auffallen, als ihm erſt geſtern die verwirrten Geſchicke ihres ſchmerzreichen Lebens mitgetheilt worden waren. Welche Prüfungen hatte ſie durchgemacht! Welche Schläge hatte ihr das Schickſal bereitet! Wie mußte der Kummer an ihrem Daſein genagt haben! In der That ſpiegelten ſich die ernſten Loſe, die ſo viele trübe Jahre lang auf ihr laſteten, in ihren ernſter, gramgefurchten Zügen. Dennoch blickte aus ihren ſchönen großen und klaren Augen ein feſtes Gottvertrauen. Und ſo nahm ſie ſich denn in ihrem Kleide von ſchwerem ſchwarzen Atlas, dem ſaubern Spitzenkragen am Halſe und der feinen Haube, aus welcher die greiſen Locken in mächtiger Fülle hervorquellen, wie eine echte adeliche Stammmutter aus.

Je mehr der junge Mann ſie betrachtete, deſto mehr nahm ihr Bild ihm die Gedanken ein. Es war ihm, als kenne er die Züge. Dieſe Stirn und dieſer Mund kamen ihm ſo befreundet vor. In ſolche Augen meinte er ſchon früher geſehen zu haben. Selbſt die Bewegungen waren ihm nicht fremd. Unwillkürlich mußte er an den Abend denken, wo er jüngſt in dieſe Gegend kam und das Schloß Wildenau erblickte. Jetzt glaubte er auf die richtige Fährte zu kommen. Hatte er nicht unter den Miniaturbildern jenes ſorgſam verſchloſſenen Schubfaches ſeiner Mutter ein weibliches Porträt erblickt, das dieſer alten Frau glich? Nein, er konnte ſich doch nicht ſo genau darauf erinnern wie auf die Abbildung des Schloſſes. Er ſah ſich an den Wänden des Zimmers um, in dem ſich die Geſellſchaft befand. Dort gewahrte er auch das große in Oel gemalte Bildniß der Gräfin. Ihr gegenüber hing ein Mann, der, wie er hörte, ihr Gemahl geweſen war. Hatte er nicht auch dieſe Geſtalt im Abbilde geſehen? Faſt glaubte er es. Aber ſchließlich wirrten ſich die alten Eindrücke mit den neuen durcheinander. Er vermochte es nicht, mit ſeinen Erinnerungen ins Reine zu gelangen.

Bei Tiſch verlangte die alte Dame zwiſchen Rudolf und Hedwig zu ſitzen. Sofort wandte ſie ſich mit milden Worten an den jungen Mann und fragte ihn nach ſeinen Familienverhältniſſen. Rudolf erzählte ihr von dem Vater, der in frühen Jahren als Forſtrath geſtorben und ſeine Mutter und ihn, einen unmündigen Knaben, in den traurigſten Verhältniſſen zurückgelaſſen habe. Sie ſeien dann in eine große Stadt des deutſchen Oſtens gezogen, wo er auf dem Gymnaſium und auf der Univerſität ſeine Studien vollendete. Die theilnehmenden Mienen der Gräfin löſten ihm die Seele in einer Weiſe, daß er ſich mit der größten Innigkeit und Liebe über ſeine gute und treue Mutter ausſprach, welche um ſeinetwillen alle Entbehrungen ertrug und ſtets zu den höchſten Opfern bereit war, um für die Zukunft einen tüchtigen und nützlichen Mann im Staat und in der menſchlichen Geſellſchaft aus ihm zu bilden. Und wie hell und rein drückte er die Freude aus, daß er jetzt endlich ſo weit ſei, um ihr die endloſen Sorgen zu vergelten und ſie aus einem Leben voll Mangel und Elend in ein behagliches Daſein hinüberzuführen, denn ſeiner Ausſage gemäß hatte er die Abſicht, die Mutter in der kürzeſten Zeit, ſobald nämlich ſeine öffentliche Stellung fixirt ſei, zu ſich zu holen und mit ihr einen kleinen Hausſtand zu beginnen.

Sie ſind ein braver Sohn, ſprach die Gräfin mit weichem Tone und reichte ihm die Hand, während ihr die hellen Thränen in den Augen ſtanden.

Auch jetzt wurde es ihm wieder ſeltſam zu Muthe. Woran erinnerte ihn denn dieſe Stimme, die wie ein fernes Echo herauftönte?

Während er ſich eine Weile in dieſen Gedanken verſenkte, begann die alte Dame ein Geſpräch mit Hedwig, aus welchem er entnahm, daß das junge Mädchen ſich vor dem Tode ſeines Vaters vielfach damit beſchäftigt hatte, einige Kinder der ihrem Vater untergebenen Forſtleute zu unterrichten. Die Förſterstochter erwiderte, ſie ſei von dem ſchmerzlichen Erlebniß ſo tief ergriffen geweſen, daß ſie die Unfähigkeit gefühlt habe, ſich aus ihren trüben Gedanken zu reißen und mit andern Dingen zu beſchäftigen. Es war nun aber eine Freude zu hören, wie die alte Gräfin das arme Kind mit dem freundlichſten Zuſpruch aufzurichten und zu den früher geübten Thätigkeiten zurückzuführen ſuchte, indem ſie aus eigener

Erfahrung darthat, daß es kein beſſeres Mittel gegen die Verſunkenheit des Gemüths gebe als ſolche Arbeit, und daß namentlich der Umgang mit unſchuldigen kindlichen Geſchöpfen dem Herzen einen unendlichen Troſt gewähre. Sie ließ ſich ſogar von Hedwig das Verſprechen geben, je eher je lieber den abgebrochenen Unterricht wieder aufzunehmen.

Hatte Rudolf ſich ſchon früher von dem echt menſchlichen Verhalten des Barons in erhebendſter Weiſe angezogen gefühlt, ſo geſchah es jetzt nicht minder durch die feine Weiblichkeit ſeiner Mutter. Er empfand ein ſchönes und reines Behagen in dieſen edeln Umgebungen.

In der Folge kam auch die Rede auf den Schäfer Bernhard, und das Geſicht, welches er von dem Tode des Oberförſters gehabt haben ſollte, wurde beſprochen. Jeder äußerte ſeine Meinung über die Sehergabe. Man ſchwankte zwiſchen Glauben und Unglauben. Der Baron wußte nicht, wie er ſich die Sache erklären ſollte, aber er konnte ſie auch nicht in Abrede ſtellen. Rudolf war mehreremal im Begriff geweſen, ſeine Begegnung mit dem Schäfer am Felſen zu erzählen. Schließlich hielt er ſie aber doch zurück. Wozu ſollte er in den reizbaren Gemüthern der Damen eine neue Spannung erregen? Gelangte der Bericht ſeines Erlebniſſes in weitere Kreiſe, ſo konnten überdies die Bewohner im Schloſſe in einen heftigen Schrecken gerathen. Vielleicht hätte ihn der Baron auch wegen ſeines Aberglaubens verſpottet. Er hielt es demgemäß für beſſer, den Weg des Notars zu gehen und zu ſchweigen. Auf ſeine Frage, wie Herr von Eckartsberg an dieſen Dienſtmann gekommen ſei, hörte er, daß er einen Freund in Norddeutſchland, der bekannt und berühmt wegen der Zucht ſeiner Heerden ſei, um einen verläßlichen Schäfer gebeten habe, worauf ihm dieſer Bernhard zugeſchickt worden wäre. Der Baron ſchilderte den blonden Weſtfalen als einen überaus einfachen, harmloſen, frommen und kindlichen Charakter, der wenig ſpreche, viel in der Bibel leſe, die Kirche regelmäßig beſuche, ſonſt aber nur für die ihm obliegenden Geſchäfte beſorgt ſei und von allen Leuten in ſeinen Dienſten geliebt werde.

Der junge Mann äußerte nun, daß er allerdings den Schäfer ſchon geſehen, ja, daß er ſich einmal durch denſelben habe zurecht weiſen laſſen, daß er aber den Wunſch hege, denſelben näher kennen zu lernen. Dabei ſtellte er die Meinung auf, daß die Damen ſich aber wol hüten würden, einer ſo unheimlichen Perſönlichkeit gegenüberzutreten, weil es doch immer möglich wäre, daß er während einer Unterhaltung in einen prophetiſchen Paroxysmus verfallen könne. Das letztere wurde indeß allgemein beſtritten. Der Seher hatte nie eine Unterhaltung unterbrochen, im Gegentheil, er war ſtets mit regen Sinnen bei der Hand geweſen. Seine Geſichte kamen ihm nur in der Einſamkeit. Man hatte ſie nur belauſchen, aber nie hervorrufen können. Die Oberförſterin bot ſich ſogar an, Rudolf im Laufe des Nachmittags zu dem Schäfer zu bringen, was derſelbe mit Dank annahm.

Während der Baron mit Hedwig der alten Gräfin Geſellſchaft leiſtete, ſuchten die beiden in der That den ſeltſamen Schäfer auf. Rudolf hatte auf dem Wege volle Gelegenheit, ſich von dem trefflichen Zuſtande der Wirthſchaft ſeines Gönners zu überzeugen. In den Höfen, um welche ſich die Pächterwohnungen mit den Ställen und Scheunen legten, herrſchte die muſterhafteſte Ordnung. Die Felder, welche, rings von Wald umgeben, die Gebäulichkeit in weitem Kreiſe umſchloſſen, ſtanden in der üppigſten Fülle. Man konnte keine reichern Korn-, Weizen-, Samen- und Kleefelder ſehen. An allen Wegen, welche das Beſitzthum kreuzten, ſtanden die kräftigſten und geſundeſten Fruchtbäume aller Art, die eine vielverſprechende Ernte angeſetzt hatten. Den Schäfer fanden die beiden am Rande des Waldes. Während der Hund die Heerde in Ordnung hielt, lag er in das Kraut geſtreckt und las in ſeiner Bibel. Er begrüßte die Oberförſterin wie eine alte Freundin. An Rudolf, der ihn einſt am Abhange nach dem Wege gefragt hatte, erinnerte er ſich auf der Stelle. Bald war ein unbefangenes Geſpräch angeknüpft, in dem der Seher eine ſeltene gutmüthige Heiterkeit entwickelte. An dem eigenthümlichen Manne war nichts ſeltſam als ſein Ausſehen, das entſchieden an die Beſchreibung alter Schriftſteller von den ſächſiſchen Urſtämmen erinnerte. Er ſprach über ſein Geſchäft, ſeine Heerde, ſeinen Hund und die ihn ſtets umgebende Natur mit Klarheit und Liebe. Rudolf's unheimliche Anſichten von dem Geiſterſeher wurden bedeutend herabgeſtimmt. Beim Abſchied reichte der Schäfer der Oberförſterin und dem neuen Bekannten ſeine rieſenhafte breite und ſchwielige Hand.

Auf dem Rückwege erinnerte der Aſſeſſor die alte

Dame an den Schluß ihrer Erzählung, den ſie ihm noch ſchuldig geblieben war.

Es unterliegt wol keinem Zweifel, hob Frau Behling an, daß der junge Graf Edmund, der, wie wir gehört haben, heute auf dem Schloſſe erwartet wird und den Sie wol in dieſen Tagen zu ſehen Gelegenheit haben werden, kein echter Sohn des Geſchlechts iſt. Die kinderlos gebliebene Ehe ſowie der Umſtand, daß ſein angeblicher Vater, der ſchwächliche und kraftloſe Graf Edmund von Wildenau, ſchon im höchſten Grade an der Schwindſucht litt, als Luciane in andere Umſtände kam, erregten ſchon an und für ſich heftige Zweifel über ſeine reine Abſtammung. Die Volksſtimme bezeichnete bereits vor ſeiner Geburt den Jäger Irinvi, mit dem die Gräfin ſtets zuſammen war, als den Vater des künftigen Sprößlings. Noch zweifelloſer aber trat dieſer Verdacht auf, als der Knabe wirklich das Licht des Tags erblickte und bei ſeinem Wachsthum ſowol äußerlich wie innerlich ein ſeltſames Gemiſch ſeiner wahrhaftigen Aeltern an den Tag legte. Das Kind kam groß und kräftig auf die Welt, aber die Natur hatte ihm zwei böſe Zeichen mit auf den Lebensweg gegeben. Er hatte nämlich brandrothes Haar, in dem ſich das Blond und Schwarz von Vater und Mutter mengte, und einen Klumpfuß. Sie wiſſen, daß das Volk ein Sprichwort beſitzt, welches heißt: „Hütet euch vor den Gezeichneten!“ Und in der That hatte man ſich bald vor dem Gezeichneten zu hüten. Als der Knabe wuchs, zeigte ſich, wie ſeine ſcharfen Geſichtszüge und ſeine dunkeln, lauernden Augen andeuteten, eine Härte, Tücke und Bösartigkeit im Gemüth, die leider auf keine Milderung hoffen ließen. Die Gegenſtände, die ihm zum Spiel gegeben wurden, die Thiere, in deren Nähe er kam, die Kinder, die man ihm zur Unterhaltung holte, mußten die Wildheit und Starrſinnigkeit des Knaben erfahren. Alles ging ihm aus dem Wege, der Jäger Irinyi nur vermochte ihn, wie ſeine Mutter, zu bändigen. Er erzog ihn zu einem Schützen, zu einem Reiter, zu einem Schwimmer, obgleich der Knabe nie eigentlichen Muth bewies. Er wurde in dieſen Dingen geſchickt, aber er trieb ſie nicht wie der Löwe, ſondern wie die Katze. Kühnheit und Offenheit zeichneten ihn nicht aus, wol aber Liſt, Verſchlagenheit, Tücke. Er wuchs zu einem Menſchen auf, der nur die augenblickliche Herrſchaft der Sinne anerkennt. Von einer tüchtigen Bildung konnte gar keine Rede ſein. Als er die erſte Jugend hinter ſich hatte, vertrieb er ſich die Zeit auch noch mit Spiel und Buhlerei, zu denen ihn ſeine ungezügelte Leidenſchaft hintrieb.

Luciane und der Jäger waren die einzigen, die ihre Freude an dem Knaben, Jüngling und jungen Manne hatten. Der Inſtinct, nicht die Einſicht leitete ſie. Sie ſahen in dem Wildfang alle diejenigen Anlagen aufs neue hervortreten, welche in ihnen ſelber ruhten. Sie freuten ſich an ihm, wie die Raubthiere ſich an ihren Jungen freuen. Aber welche Qualen ſchuf der junge Wüſtling der alten Gräfin mit ſeiner unbezähmbaren Gierigkeit und mit ſeinen unverzeihlichen Streichen! Sie konnte nicht einmal etwas ändern. Dabei war er nicht ihr Enkelſohn, für den er in Zukunft gelten ſollte. Allerdings tauchte damals der Gedanke in ihr auf, an die

Gerichte zu geben, um die Unechtheit des Burſchen nachzuweiſen und ihr Haus von der zugefügten Schande zu befreien. Aber die alte Frau ſtand ganz allein. Ihr Sohn, der einzige, der ihr mit Rath und That beiſtehen konnte, war in der Ferne. Und überdies, welchen Skandal mußte ein ſolches Verfahren herbeiführen? Wie würde ſich der Vater Lucianens geberden? Welche Gegenmine war er im Stande ſpringen zu laſſen? Die Gräfin gerieth in ein Schwanken, das ſie jahrelang nicht mehr verließ.

Als Edmund erwachſen war, ſtarb ſein Großvater, der Graf von Grimberg. Die reiche Erbſchaft ſollte auf den Enkel übergehen. Nun aber wurde Luciane von den eigenen Verwandten bedroht. Eine Schweſter ihres verſtorbenen Vaters, welcher die Gerüchte von der unechten Geburt Edmund's längſt zu Ohren gekommen waren, begann gegen den Baſtard einen Proceß, mit deſſen Beginn blos gewartet worden war, bis der alte Grimberg die Augen geſchloſſen hatte. Was die würdige Gräfin von Wildenau zu vermeiden ſtrebte, obgleich der unechte Enkel ſie eigentlich gar nichts anging, das unternahm nun deſſen Großtante. Es wurden Rechtsgelehrte conſultirt, dieſe fanden indeß den Ausgang eines richterlichen Verfahrens durchaus zweifelhaft, weil es überaus ſchwer ſein werde, den Beweis in einer ſo unklaren Sache beizubringen. Zugleich hatte man auch wol von beiden Seiten die unangenehme Aufregung im Auge, welche einem ſolchen ſkandalöſen Proceß folgen würde. Man ſprach ſogar davon, daß der Fürſt, der ein entſchiedener Feind aller Unſittlichkeit des

Adels iſt, eine ſcharfe Mahnung an die ſtreitenden Parteien gelangen ließ, in welcher er ſie mit ſeinem gerechten Zorn bedrohte. Darauf hin fingen die beiden Familien an, ſich zu nähern. Es wurden Unterhändler hin- und hergeſchickt, um die garſtige Angelegenheit auf dem einen oder dem andern Wege zum Austrag zu bringen. Und ſo iſt denn ſchließlich ein Auskunftsmittel gefunden worden. Der ſogenannte Graf Edmund von Wildenau hat eine Enkelin ſeiner Großtante, welche ihm anfangs die Erbſchaft ſtreitig machen wollte, geheirathet. Auf dieſe Weiſe wurde der Streit geſchlichtet.

Welche Verderbtheit! rief Rudolf entrüſtet. O, welche Abgründe gibt es in dieſer ſo gleißend und glänzend ausſehenden großen Geſellſchaft! Aber wie ſteht es denn mit dieſer nicht entſtandenen, ſondern gemachten Ehe?

Darüber hat bisjetzt ſo gut wie gar nichts verlautet, ſprach die Dame. Die Familie Grimberg wohnt im äußerſten Oſten des Landes. Dort iſt auch die Hochzeit gefeiert worden. Dort wohnt das neue Paar. Die junge Frau ſoll eine ausgezeichnete Schönheit ſein.

Heißt ſie auch Grimberg? forſchte Rudolf.

Ich weiß den Namen nicht, lautete die Antwort. Aber wir werden ja alles bald näher erfahren, da die jungen Leute ſchon heute eintreffen. Wer weiß! vielleicht haben die neuen Verhältniſſe dem Charakter des jungen Mannes eine beſſere und glücklichere Wendung gegeben.

Rudolf ging lange in Gedanken verſenkt neben der

Oberförſterin. Nur dann und wann entſchlüpfte ihm eine Bemerkung. Wie bedauernswerth, ſprach er, iſt eigentlich der Stand, der ſich ſo gern den erſten in der menſchlichen Geſellſchaft nennt und nennen hört! Die Hauptſache alles Lebens fehlt ihm, nämlich die Freiheit. Das Individuum iſt hier allerwärts beengt durch die Feſſeln, welche die Kaſte als ihre Regeln angenommen hat, oder es kommt mit der Kaſte in unlösbare Conflicte! Jeder andere Menſch iſt freier als der Adeliche.

Sie kamen unterdeß an das Landhaus zurück. Durch die offenen Fenſter klang, von einer tiefen Altſtimme in ergreifendſter Weiſe und mit künſtleriſcher Vollendung geſungen und von den Tönen eines trefflichen Flügels begleitet, folgendes Lied:

Ach, wenn du durch die fremden Scharen gehſt,
Wie traurig iſt's, daß du alleine ſtehſt!
Du fühlſt, die Jugendwunder ſind vergangen.
Die treuen Augen, die dich einſt beglückt,
Die ſüßen Stimmen all, die dich entzückt,
Sie ſind dir fern, das Grab hält ſie umfangen.

Ziehn ſchönere Geſtalten auch vorbei,
Du kennſt ſie nicht, dir iſt es einerlei,
Ihr ſonnig Lächeln macht dein Herz nicht pochen;
Ihr ſprühnder Blick brennt andre Seelen wund,
Zu andern Ohren ſingt ihr blühnder Mund,
Du aber fühleſt doppelt dich gebrochen.

Und wenn auch einer freundlich zu dir ſpricht,
Die alten guten Herzen ſind es nicht,
Die einſt du ſahſt mit dir ins Leben ſteigen.
Oft klingt ein Seufzer klagend aus der Bruſt.
Du fragſt: Wo ſind ſie, Freunde, Jugend, Luſt?
All deine Antwort iſt ein dumpfes Schweigen.

Und zaubert Bilder ſelbſt die Phantaſie,
Der Jugend Leichen, ach! belebt ſie nie.
Du ſtarrſt auf todte Lippen, Augen, Wangen,
Kein Segenſpruch ertönt dir, wie du flehſt!
Wie traurig iſt's, daß du alleine ſtehſt!
Du fühlſt, die Jugendwunder ſind vergangen!

Als das Lied zu Ende war, ſtand dem jungen Manne, der wie angezaubert geſtarrt hatte, eine Thräne in dem Auge. Er zitterte und bebte. Nur mit Mühe fand er das Wort: Wie, Fräulein Hedwig iſt eine Sängerin? Ich höre ſie zum erſten mal. Und welch ein Vortrag, welch ein Lied!

Sie traten ein. Der Baron und die Damen führten die weitere Unterhaltung. Rudolf blieb ſtill. Nach einer Weile fuhr der Wagen vor, der die Gäſte in das Forſthaus bringen ſollte. Der junge Mann bat ſich die Erlaubniß aus, zu Fuße nach Hauſe zu gehen, weil der Abend ſo ſchön ſei. So nahm man Abſchied. Die Damen flogen im Wagen über den Fahrweg. Rudolf ſchlug ſich in die Wälder.

Sechstes Kapitel.

Für den jungen Forſtmann, der entſchieden zu den ſcheuen und zurückhaltenden Naturen gehörte, war die Zeit ſeiner Anweſenheit in der Gegend von Wildenau ſo ereignißreich wie möglich geweſen. In keiner Periode des Lebens hatten ſich ſo viele verſchiedene Erlebniſſe und ſo viele verſchiedene Perſönlichkeiten an ihn herangedrängt. Aber alles, was er ſah und hörte, lag gewiſſermaßen außer ihm. Es waren fremde Geſchicke, Leiden und Freuden, die ihn berührten, es waren ihm neue Menſchen, für welche er ſich intereſſiren mußte. Heute verhielt es ſich anders. Seine eigene Seele wurde plötzlich in ihren tiefſten Tiefen aufgeſtürmt. Die Mittheilung der Oberförſterin hatte ihn an ſich ſelbſt gemahnt. Und da flatterten denn lauter wirre Erinnerungen in ihm auf, mit denen er weder auf ſeinen Streifereien im Walde noch nach der Heimkehr in ſeiner ſtillen Stube fertig werden konnte. Sie verfolgten ihn bis in die Träume der Nacht. Sie ſtanden am andern Morgen mit ihm auf.

Und was hatte denn dieſen Sturm ſo mächtig in ſeiner Seele aufgeregt? Die Verkuppelung des Grafen Edmund mit einem Mädchen, das derſelbe vielleicht früher nie geſehen und das den jungen Wüſtling unmöglich lieben konnte, erinnerte ihn an ſeine erſte und einzige Liebe, denn er hatte auch die Auserkorene ſeines Herzens durch den harten Zwang und Machtſpruch der Aeltern, die das ſchöne Geſchöpf einem reichen Manne gaben, verloren. Und dieſe Liebe war ſo hell und reich geweſen! Sie war der einzige Lichtpunkt in einem jungen, ernſten und arbeitsvollen Leben. Sie hatte ihm das mühevolle Daſein, das ſich ſonſt in trüber Einſamkeit dahinzog, einzig und allein erhellt und beſtrahlt. So traurig auch das kurze Glück endete, ſo war es doch ein Glück geweſen, das er heilig gehalten hatte. Mochte ihm auch nachher auf ſeinem Wege manche Freude lockend entgegengetreten ſein, er verſagte ſich ihren Genuß, denn er dachte in ſeinem verſchloſſenen Sinne, es wäre doch unmöglich, daß jener poetiſche Zauber, welcher ſeine junge Herzensgeſchichte umfloſſen hatte, noch einmal die Erde ſtreifen könnte. So verſchmähte er es, jemals in ein ſchönes Auge zu ſehen. Er empfand lange Zeit jene Stimmung, die Hedwig's Lied ausgedrückt hatte:

Ziehn ſchönere Geſtalten auch vorbei,
Du kennſt ſie nicht, dir iſt es einerlei.

In ſeiner Einſamkeit rief er oft aus:

Du fühlſt, die Jugendwunder ſind vergangen!

Und dabei tauchten die Jugendwunder ſo recht lebendig in ſeinem Gedächtniß auf. Er träumte ſich wieder in die alte Stadt, wo ſeine Mutter, die Forſträthin Dietrich, nach dem Tode ihres Mannes den Wohnſitz aufſchlug, weil dort die Schule gerühmt wurde und weil die Univerſität daſelbſt eine unmittelbare Fortſetzung der Studien möglich machte. Die Lage, in welcher ſie ſich damals befanden, war äußerſt eng und beſchränkt, denn der Forſtrath, der als ausgezeichneter Beamter geprieſen wurde, hatte nichts hinterlaſſen. Ihre Wohnung beſtand aus einem kleinen Quartier, und ihr Hausſtand wurde durch ein geringes Witwengehalt mühſelig und kümmerlich beſtritten, denn der Staat hat für die Hinterbliebenen ſeiner treuen Diener nur mäßige Unterſtützungen. Unter dieſen Umſtänden war es kein Wunder, daß Frau Dietrich den jungen Rudolf täglich zu angeſtrengtem Fleiß ermahnte, damit er ſeine Studien ſobald wie möglich vollende und für ſich und die Mutter eine feſtere Stellung im Leben erobere. Und ſie predigte auch keinen tauben Ohren. Der Knabe war ſtill und ernſt und dabei thätig und lernbegierig, ſodaß ihn ſeine Lehrer zu ihren beſten Schülern zählten. Er ſtieg regelmäßig von Klaſſe zu Klaſſe, hatte von jedem Jahre die trefflichſten Zeugniſſe aufzuweiſen und ging nun der Prüfung entgegen, welche über ſeine Befähigung zur Univerſität entſcheiden ſollte.

Da die raſtloſen Anſtrengungen ſeine Geſichtsfarbe bleich und blaß gemacht hatten, ſo bat ihn die ſorgſame Mutter, doch häufiger Spaziergänge zu unternehmen und ſich in der freien Luft zu erfriſchen. Er folgte dieſen liebevollen Vorſchlägen und wählte die vor dem Thore gelegenen Anlagen zu ſeinen Ausflügen, auf denen er ſich aber ſtets von einem Buche begleiten ließ, aus dem er das eine oder andere repetiren wollte. Indeſſen wurde ſeine Aufmerkſamkeit bald in anderer Weiſe in Anſpruch genommen. Als er einſt mit ſeinem kleinen Horaz auf einer Bank ſaß und in die Lectüre des alten trefflichen Lateiners vertieſt war, nahmen zwei Damen neben ihm Platz. Sie ſprachen franzöſiſch. Er blickte auf und gewahrte ein wunderſchönes Mädchen, das von einer Franzöſin, die ſeine Gouvernante zu ſein ſchien, begleitet wurde. Das junge Ding war keck und freundlich und ſah ihm luſtig mit großen Augen ins Geſicht. Dieſer Blick traf ihn bis in die tiefſte Seele. Geſchah es, weil er hier eigentlich das erſte mal ein ſo lebendig reizendes Geſchöpf in der Nähe ſah, oder hatte ihr Weſen wirklich ſo anziehende Seiten? Dieſe Stunde aber war entſcheidend für ſeine nächſte Zukunft. Sein Geiſt wurde verwirrt. Er ſah, hörte und dachte nichts mehr als das ſchöne Kind und war von nun an täglich in den Anlagen, wo er auch faſt nie vergebens auf eine Begegnung hoffte. Trotz ſeiner Scheuheit und Blödigkeit verfolgte er die beiden Damen ſogar bis an ihre Wohnung, die in der Nähe des Thores lag und in einem großen herrſchaftlichen Hauſe beſtand. In der Folge ſah er das Mädchen dort ſtets an einem beſtimmten Fenſter, wenn er ſeine Schritte vorbeilenkte. Zumal des Abends war dies der Fall, wo die Sonne gerade dem Hauſe gegenüber niederging und ihre Strahlen um das ſchöne, braune Lockenköpfchen flocht; denn das Mädchen hatte auch den hübſchen Jüngling bemerkt und folgte ihm mit hellen, neugierigen Augen.

Es war ein Glück für Rudolf, daß die Prüfungen ſchon in den erſten Tagen nach dieſen Begegnungen ſtattfanden. Wer weiß, wie kraus es in ſeinem Haupte ausgeſehen hätte, wäre die junge Leidenſchaft ſchon früher zur Blüte gekommen! So war er wenigſtens im Stande, ein gutes Examen zu machen und ein rühmliches Zeugniß heimzubringen. Nun aber hatte er auch plötzlich den Homer und Horaz, den Sophokles und Virgil, den Plato und Cicero, den Thucydides und Tacitus vergeſſen und trieb ſich nur draußen herum. Seine Mutter meinte, er pflege der Geſundheit, aber die Spaziergänge galten nur den erſten aufbrauſenden Gefühlen eines bis dahin eingeengten und verſchloſſenen Herzens. Und deshalb erholte er ſich auch nicht, im Gegentheil, er wurde täglich bläſſer. Hatte er doch auch ſogar des Nachts keine Ruhe, denn er ſaß alsdann an ſeinem Schreibtiſche bei der dunkeln Lampe und ſchmiedete Sonette an die Geliebte, deren Namen er nicht einmal wußte. Durch dieſe Verſuche gelang es ihm endlich, ein Bündel Lieder zuſammenzubringen, die er ſauber abſchrieb und in ſeinen Horaz legte, mit der beſtimmten Abſicht, dieſe Ergüſſe in die Hände des reizenden Mädchens zu bringen. Die Gelegenheit ließ nicht auf ſich warten. Am nächſten Tage wandelte er durch einen Gang in den Gebüſchen; die Geliebte mit der Gouvernante folgte. Da öffnete er den Horaz, den er in der Hand trug, die Verſe fielen nieder, er ging ſeines Weges. Aber wie pochte ihm das Herz, als er ſich bei der nächſten Wendung des Pfades umkehrte und ſeine Gedichte in den Händen des jungen Mädchens ſah, das fröhlich lachte und hüpfte!

Er kam in eine ſo gewaltige Aufregung und fühlte Haupt und Wange ſo glühend brennen, daß er ſich vorläufig nicht entſchließen konnte, nach Hauſe zu gehen, denn er fürchtete alles Ernſtes, ſeine Mutter würde ihm ſein Wagniß auf der Stirn leſen. So ſtieg der Abend herauf, ehe er heimkam. Und noch jetzt war ihm alles Blut aufgeſtürmt. Aber ſeine Mutter hatte anderes zu thun, als zu ſchmählen. Sie ſagte ihm, daß der Director der Schule nach ihm geſchickt habe und daß er ſich ſchleunig dahin begeben möge, denn die Angelegenheit eile. In ſeiner noch nicht verlorenen Schülerangſt glaubte er faſt, der Lehrer wiſſe bereits um ſeine Streiche und wolle ihm den Text leſen. Gleichwol ging er hin. Aber auch dort handelte es ſich um andere Dinge. Der Director theilte ihm nämlich mit, daß der Baron von Braunitz einen jungen Mann ſuche, der ſeinem kleinen Sohne während der Ferien in einigen Fächern, die der Junge vernachläſſigt habe, nachhelfe. Dann fragte er Rudolf, ob er wol dieſes Geſchäft übernehmen wolle, und verſicherte ihm, daß er gut honorirt werden würde. Auch ſetzte er noch hinzu, daß die Familie im Begriff ſtehe, auf ein Landgut zu gehen, das in der ſchönſten Gegend der Provinz liege, und daß er ſie dahin begleiten müſſe. In der Vorausſetzung, der junge Mann werde die Stelle annehmen, hatte der Director bereits einen Brief geſchrieben, der ihn als den Empfohlenen vorſtellen ſollte. Unter andern Umſtänden hätte Rudolf gewiß zugegriffen. Jetzt aber feſſelte ihn das angeknüpfte Abenteuer, und er meinte, daß er erſt mit ſeiner Mutter Rückſprache nehmen müſſe. Natürlich war der Schulmann damit einverſtanden, er ſchlug ihm aber vor, das Schreiben beizuſtecken und gleich morgen in der Frühe Gebrauch davon zu machen. Eine Antwort wünſchte er nur für den Fall, daß ſeine Mutter eine entgegengeſetzte Beſtimmung treffe.

Zu Hauſe wurde die Angelegenheit von Mutter und Sohn berathen. Die erſtere rieth ihm entſchieden zur Annahme, zumal da ſie für ihr Kind freie Bewegung in friſcher Luft wünſchte. Der letztere konnte ſich nicht recht entſchließen und hatte allerlei Einwendungen gegen das untergeordnete Amt eines Hauslehrers. Zuletzt kamen ſie überein, Rudolf ſolle ſich die Familie anſehen und erſt dann einen Entſchluß faſſen. Und ſo machte er ſich des andern Morgens auf den Weg, um die Wohnung des Barons von Braunitz aufzuſuchen. Er ſah ſich nach der Adreſſe, der Straße und der Hausnummer um. Wie ſeltſam berührte es ihn, als es dieſelbe Straße war, in welcher das unbekannte Mädchen wohnte! Und wie ſtieg erſt ſein Erſtaunen, als er die Hähſer entlang ſuchte und mit ſeiner Nummer plötzlich vor dem Hauſe ſtand, an dem er oft in beſtimmter Abſicht vorbeigegangen war! Er hatte die Klingel noch nicht in der Hand, als ſein Beſchluß, mit dieſer Familie aufs Land zu gehen, feſtſtand. In der nächſten Viertelſtunde hatte er den Baron kennen gelernt, der Vertrag wurde gemacht, ſein künftiger Schüler herbeigeholt, und den andern Morgen fuhren einige

Reiſewagen durch das Thor, in welchen ſich auch Rudolf befand.

Und draußen auf dem Schloſſe des Barons kamen nun die ſchönſten Tage, die Rudolf erlebt hatte. Wenn er ſich ſeit Jahren in Luſt und Wehmuth verſenken wollte, ſo rief er ſich die Bilder aus jenem lieblichen Thale ins Gedächtniß zurück. Aber er erinnerte ſich dabei nicht des dicken Schloßherrn, der die Tafelfreuden ſo harmlos liebte, auch nicht der langen, hagern Schloßfrau, welche den ganzen Tag Romane las und ſich für ein Muſter der Weltweisheit ausgab, aber nicht im mindeſten auf ihre Kinder achtete, und die ihre leichtſinnige Gouvernante für ein Beiſpiel von Sittſamkeit hielt, obgleich dieſelbe ein faſt offenes Verhältniß mit dem Förſter hatte, dem zu Liebe ſie auch allerlei Ausflüge in die Gegend einzurichten wußte; ja, er erinnerte ſich nicht einmal ſeines frühern Schülers, dem er ſo manche Stunde den Cornelius Nepos, die griechiſchen Zeitwörter und den Pythagoräiſchen Lehrſatz vergeblich beizubringen geſucht hatte; er erinnerte ſich dann einzig und allein an die ſchöne, reizende, neckiſche Leonie.

Welche Seligkeit gibt eine ſolche erſte aufdämmernde Liebe! Als er ihr zuerſt auf dem Schloſſe nahte, hatte er nicht den Muth, mit ihr zu reden. Nachmittags ſpielten ſie im Garten Blindekuh. Da ließ er ſich von ihr fangen, und ſie ließ ſich von ihm greifen. Am Abend wurde ein Tanz verſucht, da drückte er ihr die Hand, und ſie erwiderte den Druck. Dann ſchwebten ſie wild im Takt der rauſchenden Töne dahin. Am andern Tage machten die jungen Leute einen Spaziergang nach einem Berggipfel, der eine weite Ausſicht bot. Oben auf der Fläche lagerten ſie ſich. Rudolf war in der Nähe Leoniens, und es dauerte nicht lange, ſo fanden ſich ihre Hände unter dem hohen Heidekraute ineinander. Den dritten Tag wurde eine Spazierfahrt unternommen. Man kam erſt im Dunkel zurück. Da trennten ſich die Hände der Kinder ſchon gar nicht mehr. Später ritt das ſchöne Mädchen einmal mit hinaus. Rudolf führte ihr das Pferd. Sie glitt von dem Rücken des Thieres herab, doch ſie that keinen Schrei, denn ſie war ſicher, in die Arme des jungen Mannes zu fallen. Er hielt ſie plötzlich umſchlungen. Ihr weiches, braunes Haar hatte ſich dabei gelöſt. Sie ſah aus wie eine Fee in den grüngoldenen Lichtern des Waldes. Und einmal, als ſie ſich in dem Ritterſaale des Schloſſes vor den Bildern der Ahnherren des Geſchlechts geſucht und ungeſucht fanden, da warfen ſie ſich Bruſt an Bruſt, da brannten die Lippen im erſten Kuß zuſammen. Was gab es aber erſt ferner ein Küſſen und Koſen! Sie ſuchten ſich im Garten, ſie fuhren auf die Teiche hinaus, ſie fanden ſich in den Galerien. Endlich ging die ſchöne Zeit vorüber. Wie wurde da in der Frühe, als noch alles im Schloſſe ſchlief, geweint und geklagt! Rudolf gab Leonie, Leonie gab Rudolf eine letzte Roſe des Herbſtes. Wie ſchön war dieſes Leben in der Gegenwart geweſen! Wie poetiſch dämmerten die Bilder erſt in der roſigen Erinnerung! Rudolf ging in ſein neunzehntes, Leonie in ihr ſechzehntes Jahr.

Gegen das Landleben ſtach das Stadtleben grau und düſter ab. Dort herrſchte Freiheit, hier war alles Gebundenheit. Die Stunden hörten auf. Rudolf machte zwar Beſuche in dem Hauſe des Barons, aber er wurde meiſt abgewieſen. Leonie ſah er nur von weitem. An eine Unterhaltung war nicht mehr zu denken. Endlich verſchwand ſie ganz und gar. Sie befand ſich, wie er hörte, in einer entfernten Erziehungsanſtalt, in welcher ſie einige Jahre bleiben ſollte. Nun fing für Rudolf wieder eine Zeit der angeſtrengteſten Studien an. Er widmete ſich dem Forſtfache und that Wunder des Fleißes. Nicht allein auf der Univerſität, ſondern auch in den Collegien und bei der praktiſchen Wirkſamkeit in den Wäldern zeichnete er ſich in einer Weiſe aus, daß er alle ſeine Genoſſen überflügelte und bald der jüngſte Forſtaſſeſſor war. Und das geſchah alles, weil er nur Ein Bild im Haupte hatte, nämlich das Bild der geliebten Leonie, und weil er nur Einen Gedanken verfolgte, nämlich ſich durch eigene Tüchtigkeit des Mädchens würdig zu machen. So kehrte er nach ſeinen letzten Arbeiten in den Forſten zur Stadt zurück. Es war Winter. Er hoffte nun als gemachter Mann dem Mädchen zu begegnen. Aber er fand das Haus des Barons verſchloſſen. Er wanderte täglich vorbei, aber er ſah niemals die Thüren und Fenſter geöffnet. Endlich zog er Erkundigungen ein. Es hieß, Herr von Braunitz bleibe dieſes Jahr auf ſeinem Schloſſe, weil er ſeine Tochter Leonie verlobt habe und in kurzem verheirathen werde. Rudolf glaubte ſich von einem Keulenſchlage getroffen.

Was war zu thun? Nichts. Sie hatten ſich wie Kinder geliebt. Er vermochte noch nicht wie ein Mann zu handeln. Er hatte nur von ſeinen ſüßen Bildern geträumt, und er blieb auch in dieſem Traum befangen. Es war ihm genug, daß Leonie einen reichen Adelichen zum Manne erhielt, nach deſſen Namen er ſich nicht einmal erkundigte. Wie konnte er, der arme Bürgerliche, mit einem Grafen in die Schranken treten? Liebte das Mädchen ihn noch? Er ſuchte nicht nach Klarheit. Er gefiel ſich in einem träumeriſchen, ſchmerzlichen Hinbrüten, wenn er ſeine Geſchäfte, die er übrigens ausgezeichnet verſah, beſeitigt hatte. Ueber dieſe Kinderliebe konnte er nicht hinaus. Er nahm die frühern Bilder, die er heilig hielt, mit ſich. Auch nach Wildenau hatten ſie ihn begleitet. Und darum war er durch Hedwig's Lied ſo tief ergriffen worden und wiederholte wie oft den Vers:

Und zaubert Bilder ſelbſt die Phantaſie,
Der Jugend-Leichen, ach! belebt ſie nie,
Du ſtarrſt auf todte Lippen, Augen, Wangen.
Kein Segenſpruch ertönt dir, wie du flehſt!
Wie traurig iſt's, daß du alleine ſtehſt!
Du fühlſt, die Jugendwunder ſind vergangen!

Eine ganze Nacht und einen ganzen Tag hatte er ſich einmal wieder mit dieſen Gedanken herumgetragen. Ja, ſie hatten ihn lange nicht mehr ſo innerlich durchbebt. Und doch zuckte mitunter ein anderer Blitz dazwiſchen: in dieſem Blitze aber ſah er das Bild der Sängerin, deren Lied ſich ſo wunderbar in ſein Herz geſchmeichelt hatte. Wie kam er denn nur dazu, an die ſchlanke, ſchöne Geſtalt mit dem edeln, ruhigen Geſichte und den tiefen Augen zu denken, die den ſeltſamſten Gegenſatz zu der neckiſchen, lebendigen Leonie machte! Er gab auf ſich ſelbſt Acht. Er fing an, ſich zu beunruhigen.

Als er gegen Abend aus dem Walde in das Forſthaus zurückgekehrt war, hörte er durch das offene Fenſter ſeines Zimmers vom Garten her eine Menge von freundlichen Kinderſtimmen. Er ſah hinaus und erblickte Hedwig inmitten einer anſehnlichen Schar kleiner Mädchen in zwar ärmlichen, aber ſaubern Kleidern, welche ſie eben ihre Handarbeiten zuſammenpacken ließ. Die Kinder drängten ſich in anmuthiger Gruppe um die reizende Förſterstochter, die ihm mit ihrem hell lächelnden Antlitz niemals ſo anmuthig vorgekommen war, und wollten alle eine Patſchhand und die Erlaubniß haben, bald wieder auf das Forſthaus zu kommen, was ſie ihnen auch mit der wohlwollendſten Stimme geſtattete. Dann ſtellte ſie die Kleinen in Reihen und ließ ſie ein Kinderlied anſtimmen, unter deſſen Tönen ſie alsdann alle den Garten verließen und in das Städtchen zurückkehrten.

Als der Geſang im fernen Wald verklungen war, verſuchte auch Hedwig ihre Stimme in einigen hellen Läufen, die weit in das grüne Revier klangen. Es ſchien, daß ſie ſich aufs neue der vergeſſenen Muſik zuwandte, denn plötzlich tönte durch das offene Fenſter, an dem der junge Mann, hinter dem Laubwerk verborgen ſtand, in mächtigen, muthigen und geſunden Tönen folgendes Lied:

Und wird dir falſch ein liebes Herz,
Will dir ein Freund entſagen,
Ach, blut'ge Thränen weint der Schmerz,
Doch darfſt du nicht verzagen!
Du mußt im Leben ſüße Luſt
Und freud'gen Segen ſehen.
Laß Muth und Hoffnung nie der Bruſt
Verwehen, ja, verwehen.
Der Geiſt erſchafft
Voll Kraft, voll Kraft
Ein neues Auferſtehen.

Und mit einmal floß es wie goldene Sonnenſtrahlen um ihn. Er fühlte, daß er ein Traumleben geführt hatte. Das Daſein war für ihn noch nicht geſchloſſen, es ſollte ſich erſt öffnen. Er mußte erſt zum Manne reifen.

Plötzlich ließ ſich vor ſeinem Fenſter Pferdegeſtampf hören. Ein junger Mann mit rothen Haaren, ſcharfen Zügen und wilden Augen, der ebenſo alt wie er ſelber ſein mochte, ritt heran und ſteckte, ohne den Hut zu ziehen, den Kopf faſt in das Zimmer.

Ah, Oberförſter, rief er in übermüthigem Tone, gut, daß ich Euch finde!

Die Art und Weiſe war für Rudolf ſo verletzend, daß er aufſprang und ebenſo kurz angebunden antwortete: Ich bin der Forſtaſſeſſor Herr Rudolf Dietrich! Das „Herr“ betonte er beſonders.

Nun denn, Herr Forſtaſſeſſor Rudolf Dietrich, accentuirte der Fremde ironiſch, wir wollen in den nächſten Tagen in den fürſtlichen Forſten jagen!

Ich habe keine Anweiſung erhalten, antwortete Rudolf beſtimmt, irgendjemand dort die Jagd zu geſtatten.

Ich bin der Graf von Wildenau, ſagte der andere mit imponirender Miene.

Und ich erhalte meine Befehle von der Regierung, erwiderte Rudolf.

So ſollen Ihnen dieſelben morgen durch den Prinzen Adolf zukommen, der mein Gaſt ſein wird, rief der junge Mann, welcher auf ſolche Antworten nicht gefaßt ſchien und ihm wüthende Blicke zuſchoß.

Fürſtliche Befehle werden pünktlich ausgeführt, ſprach der Aſſeſſor.

Die Entſchiedenheit Rudolf's imponirte dem Grafen offenbar. Um ſeine Verlegenheit zu verbergen, kniff er ein Glas in die Augen, ſchaute ſich um und ſah die Oberförſterin mit ihrer Tochter in der Laube.

Charmant, rief er, charmant! Ei, die kleine Hedwig! Sie iſt zum Küſſen! — Seine Augen durchzuckte ein wildes Feuer.

Hedwig verließ ihren Sitz bei dieſen unpaſſenden Worten und eilte ins Haus.

Rudolf wollte eben dem Grafen ſeine Unſchicklichkeit verweiſen, als dieſer hinter ſich ſah und ausrief: Leonie, haſt du das hübſche Gänschen geſehen?

Der junge Mann war überraſcht von dem Namen. Er ſchaute nach der Richtung hin. Dort hielt eine

Dame mit ihrem Pferde. Leonie war es ſelbſt, an die er heute ſo viel gedacht hatte! Es wurde ihm ſchwindelig vor den Augen. Was ſie ferner ſagten, hörte er nicht. Er ſah nur die Gräfin von Wildenau mit ihrem Gemahl von dannen reiten.

Siebentes Kapitel.

Am andern Tage erhielt Rudolf in der That von ſeiner vorgeſetzten Behörde die amtliche Anzeige, daß der Prinz Adolf in dem ihm anvertrauten Reviere einige Jagden abhalten wolle. Zugleich wurde er angewieſen, dieſem Verwandten des Fürſten jeglichen Vorſchub zu leiſten und ſich ſeinem Dienſte zu widmen. Daß der Prinz auf dem Schloſſe Wildenau bei dem Grafen ſein Abſteigequartier nehmen würde, war gleichfalls vermerkt. Da es ſich hier um die Ausführung einer dienſtlichen Maßregel handelte, ſo hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ſeine Unterbeamten in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie ſich noch denſelben Abend bei ihm einfinden ſollten, um die nöthigen Anordnungen in Empfang zu nehmen.

Nachdem er auch auf dem Schloſſe nähere Erkundigungen eingezogen und vernommen hatte, der Prinz ſei bereits eingetroffen, begab er ſich zu dem Wohnſitze des Grafen, um ſich bei deſſen Gaſte melden zu laſſen und ſeine Wünſche zu hören. Der Prinz ließ ihm ſagen, daß er bereits für den künftigen Tag eine Hirſchjagd zu unternehmen gedenke. Rudolf erblickte im Schloſſe nur

Diener, aber kein einziges Mitglied der Herrſchaft. Nach der Gräfin Leonie ſah er ſich vergebens um. So begab er ſich denn in das Forſthaus, um ſeinen Leuten, die ſich unterdeß verſammelt hatten, die betreffenden Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen.

Vor dem Schloſſe tummelte ſich am andern Morgen ein bewegtes und lebendiges Treiben. Rudolf, der zu Pferde ſaß, war mit ſeinen Förſtern zeitig zur Stelle. Ringsum wimmelten die Bauern, welche als Treiber dienen ſollten. Die Hunde bellten in die friſche Morgenluft. Für den Prinzen, den Grafen und einige geladene Edelleute der Nachbarſchaft ſtanden muthige Roſſe bereit. Ein ſchöner Schimmel war für eine Dame geſattelt. Die vornehmen Herren traten allmählich aus dem Hauſe und ſetzten ſich zu Pferde. Der junge Forſtbeamte ſtellte ſich dem Prinzen vor und theilte ihm den Plan der Jagd mit. Unterdeß war auch der Schimmel in Beſchlag genommen. Als Rudolf ſeine Unterhaltung mit dem Fürſten beendet und ſich umwandte, gewahrte er, daß die Dame ihn mit prüfendem Blick betrachtet hatte. Aber ſie wandte ihr Haupt in dem Augenblick mit einer kecken Bewegung um. Es war Leonie. Sie ſchien an den Tag zu legen, daß ſie ihn nicht kennen wolle.

So ging denn der Zug in den ſchönen, grünen Wald. Man hatte ein gutes Stück Weges zu reiten, ehe man in das Revier, welches bejagt werden ſollte, gelangte. Rudolf ritt den hohen Herrſchaften voraus, wobei ſich hinlänglich Gelegenheit bot, ihre Art und Weiſe zu beobachten, ihren Geſprächen zu lauſchen und ihre Denkungsart zu erkunden. In der That fand er bei den ſämmtlichen Herren nichts weniger als jene edeln Geſinnungen, welche erſt den rechten Adel verleihen. Der Prinz, der im ganzen Lande nicht des beſten Rufs genoß, entſprach ganz und gar den Gerüchten, die man über ihn ausgeſtreut hatte. Seine Reden waren durchaus nicht fein, ſeine Späße derb, ſeine Witze ſchlüpfrig. Daß es ihm unter den Edelleuten nicht an Lachern fehlte, dafür bürgte ſeine hohe Stellung. Manche dieſer Geſellen erſchienen wahrhaft widerwärtig und ekelhaft. Aber ſie wurden doch alle überboten von dem Grafen Wildenau, der in ſeinen Geſprächen eine Keckheit an den Tag legte, die an Unverſchämtheit grenzte, und der ſich dabei in ſo anſtößigem Gebaren erging, daß es alles Maß überſchritt.

Rudolf, den dieſe Leute wirklich anwiderten, achtete während des Zugs hauptſächlich auf Leonie. Wie hatte ſie ſich geändert! Wie ſcharf und hervorſtechend waren ihre ſonſt ſo jugendlichen und vollen Züge geworden! Ihr munterer Frohſinn hatte ſich in einen ſichern Trotz, ihre Naivetät in kokettirendes Bewußtſein verwandelt. An der Kälte, mit der ſie die Reden der Geſellſchaft aufnahm, bemerkte er, daß ſie dieſe Leute verachtete. Dennoch ließ ſie ſich allem Anſchein nach gern von ihnen den Hof machen. Die Huldigungen des Prinzen thaten ihr ſogar offenbar wohl. Nur für ihren Gemahl ſchien ſie eine unſägliche Geringſchätzung zu haben. Denn ſobald er ſprach, zeigte ſich um ihren Mund ein Zug von lauter Spott und Hohn. Der junge Forſtmann hörte ſogar einmal, wie der Graf ihr wüthend zuflüſterte, ſie ſolle ihr Betragen ändern, worauf ſie ihm aber lächelnd zur Antwort gab: er ſei ein alberner Narr! Es ſchnitt ihm in die tiefſte Seele. So unglücklich war das Weſen geworden, dem er ſeine erſte Liebe gewidmet hatte!

Man war allmählich an die Stelle gelangt, wo den Jägern ihre Plätze angewieſen wurden. Da rief der Prinz: Herr Aſſeſſor, die beſte Stelle für die Gräfin! Sie ſelber ſollen ihr zur Seite ſtehen.

Rudolf verbeugte ſich und ſagte, daß er zu Seiner Hoheit Befehl ſei. Er bat die Dame, ihm zu folgen. Während ein Unterbeamter die andern Jäger anſtellte, führte er ſie an einen ſtillen Waldplatz.

So brachte der Zufall zwei Menſchen zuſammen, die ſich einſt unendlich nahe geſtanden und zwiſchen denen ſich jetzt eine unendliche Kluft aufgethan hatte. Der junge Forſtmann fühlte ſich tief bewegt, denn es war ihm klar geworden, daß ſie grenzenlos unglücklich ſein müßte. Die Gräfin aber würdigte ihn keines Blickes. Sie ſah hierhin und dorthin in den Wald. Ihre Züge erſchienen hochfahrender als je. Aber war das nicht Verſtellung? Kämpfte ſie nicht innerlich einen harten Kampf! Koſtete es ihr nicht unſägliche Mühe, dieſe Faſſung zu bewahren? Arme Leonie!

Das waren Rudolf's Gedanken. Er konnte nicht mehr an ſich halten: Leonie! rief er aus, wollen Sie mich nicht mehr kennen?

Wer wagt, mich Leonie zu nennen! lautete ihre ſcharfe Antwort. Ich bin für jeden andern als meinen Mann die Gräfin von Wildenau.

So ſehen Sie, mich doch an! rief Rudolf.

Sie betrachtete ihn mit feſtem Blick und ſprach: Ich kenne Sie nicht.

Sie kennen Rudolf Dietrich nicht mehr? fragte er.

Rudolf Dietrich? ſprach ſie lächelnd, wie nach Erinnerungen ſuchend; ach, der junge Mann, der einſt meinen Bruder unterrichtet hat!

Und den Sie für werth hielten ... fiel Rudolf ein.

Um kindiſche Spiele und luſtigen Zeitvertreib mit ihm anzuſtellen, fuhr ſie fort. Dann lachte ſie laut auf: Ja, jetzt erinnere ich mich halb und halb. Es waren närriſche Zeiten. Ich zählte fünfzehn Jahre.

Sie ſollten nicht ſpotten! rief der junge Mann mit ernſtem Ausdruck, Frau Gräfin, Sie ſind nicht glücklich.

Ich nicht glücklich? Wer ſagt Ihnen das? entgegnete ſie ſcharf. Dann fuhr ſie düſter fort: Und wenn ich auch nicht glücklich wäre, wer gibt Ihnen das Recht, ſich in meine Angelegenheiten zu miſchen? Gehören Sie vielleicht zu einer idealiſirenden Rettungs- und Weltverbeſſerungsgeſellſchaft?

Ich beſchwöre Sie! ſprach jetzt Rudolf, nehmen Sie die Sache nicht ſo leicht. Was zwiſchen damals und jetzt liegt, iſt vergeſſen. Bedürfen Sie der Hülfe eines feſten Mannes, ſo wenden Sie ſich an mich.

Sie ſind ein Thor! rief jetzt das Weib, das ſich wirklich erzürnte. Wenn ich einen Ritter nöthig habe, ſo ſtehen mir hundert zu Gebote, und zwar echte Edelleute, keine armſeligen — —

Da hatte Rudolf genug. Er ſchwieg. Sie ſaß wieder kalt wie ein Marmorbild auf dem Schimmel. Die Jagd kam näher, und ſie ſtand wirklich an der beſten

Stelle. Ein Hirſch näherte ſich gerade dem Platze. Sie hob ihre leichte Büchſe, zielte und ſchoß. Da brach das edle Thier plötzlich zuſammen. Dann rief ſie Rudolf höhnend zu: Habe ich einen Ritter nöthig?

Die Jagdhörner klangen. Die Jäger eilten der Stelle zu, wo die Gräfin das Thier erlegt hatte. Die Edelleute ſagten ihr die ſchmeichelhafteſten Dinge. Sie aber rief dem Prinzen zu: Hoheit, das nächſte mal nehme ich Sie an meine Seite, dann werden Sie eher zu Schuß kommen. Ich habe Glück!

Rudolf verſtand den Wink. Sie wollte ihn nicht länger als Jagdgefährten.

Ja, dich laufen die Hirſche an! ſagte Graf Wildenau.

Um ſich die Hörner abzuſtoßen! höhnte ſie, ihren Mann und Rudolf fixirend.

Man rede nicht von Hörnern! lachte der Fürſt, das iſt immer bedenklich.

Die Jagd nahm ihren Fortgang. Bei dem nächſten Treiben vermied Rudolf die Gräfin, denn er war fertig mit ihr. Wie hatte er ſich getäuſcht! Er handelte nach menſchlichen, ſie nach ſtändiſchen Principien. Das waren Gegenſätze, die ſich nicht verſöhnen ließen. Daß ſie ihn ſo hochfahrend ariſtokratiſch behandelt hatte, darüber wäre er unter andern Umſtänden noch fortgekommen, aber wie höhniſch hatte ſie auch über eine Jugendliebe weggeſprochen, die von ihm wie ein Heiligthum angeſehen worden war! Wie frevelhaft faßte ſie eine reine Vergangenheit auf, die wie eine fromme Hymne in ſeiner Seele nachgeklungen hatte! Er zweifelte noch immer nicht, daß ſie tief unglücklich war. Dafür zeugte ihre Bitterkeit, ihr Hohn, ihr Spott, die offenbar aus dem Gefühle der Hohlheit und Leerheit ihrer Seele hervorbrachen. Aber ſie war auch leichtfertig, ſie war entſittlicht, ſie war verächtlich. Denn wie konnte ein wahres Weib ſich in dieſen Verhältniſſen und Umgebungen gefallen? Warum flüchtete ſie nicht ihr Frauenthum in reinere Regionen? Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Er hatte ſich nicht in ſeiner erſten Liebe, aber in dem Gegenſtande derſelben geirrt. Seine Seele ſchüttelte ſich, ſie ſchüttelte einen jahrelangen Irrthum von ſich. Und es kam jetzt nicht etwa ein weiches, ſondern ein ſtarkes, kräftiges, männliches Gefühl über ihn. Es war ihm, als wäre erſt jetzt der Mann in ihm gewonnen. Ja, er war fertig mit Leonie.

Als er ſich nach dem Ende der Jagd bei dem Prinzen beurlaubt hatte und mit ſeinem Pferde auf einſamen Wegen durch den hohen, prächtigen Forſt der Heimat zuſtürmte, ſchien er in der That ein ganz anderer Menſch zu ſein. So frei und männlich hatte er niemals in ſeiner Seele gefühlt. Das neuerlangte Bewußtſein innerer Sicherheit verlieh ihm auch äußerlich eine entſchiedenere Haltung. Noch nie hatte es ihm ſo vieles Vergnügen gemacht, das Roß in ſcharfem Zügel und mit feſtem Druck der Schenkel zu meiſtern. Auch das Thier ſchien ſich des Reiters zu freuen, denn es eilte in zierlichen Sprüngen dahin. Es war in der That ein ſchönes Bild, den Jäger durch die grüne Wildniß, in welcher die goldenen Strahlen der Nachmittagsſonne zitterten, dahinfahren zu ſehen. Wie raſch auch die Flucht an den ſchlanken Buchen und mooſigen Eichen vorüberging, ſo zeigte ſein ſchönes Antlitz doch die vollkommenſte Ruhe und ſein Auge ſtrahlte in heller Klarheit. Man konnte ihm faſt anſehen, daß er einen Sieg über das Leben errungen hatte.

In raſchem Galop kam er vor das Forſthaus. Dort hätte er ſchier ein Unglück angerichtet, denn er ritt noch ganz in Gedanken verſunken in einen Schwarm von kleinen Mädchen hinein, welche mit ängſtlichem Geſchrei dem Hauſe zueilten. Kaum aber hörte er Rufen und Lärmen, als er mit kräftiger Hand das Pferd im ſtrengſten Laufe zum Stehen brachte.

Herr Aſſeſſor, wie unvorſichtig! rief ihm plötzlich Hedwig zu, die bei ſeinem raſchen Heranſprengen das kleinſte Mädchen auf ihren Arm genommen hatte, während die andern ſich hinter ihr, als ſei es ihre Schutzheilige, verkrochen.

Entſchuldigen Sie mich, mein Fräulein, erwiderte der junge Mann herzlich bittend. Wie konnte ich auch an dieſem ſonſt ſo ſtillen Orte all die kleinen Weſen vermuthen!

Dann ſprang er vom Pferde, das er an den nächſten Baum band, und näherte ſich dem ſchönen Mädchen.

Wie reizend ſah ſie aus! Wie ſchlank und edel erſchien ihre Geſtalt in dem einfachen ſchwarzen Hauskleide! Wie glühte das ſchöne, reine Antlitz in ſüßer Scham, denn das kleine Kind auf ihren Armen hielt mit ſeinen Händchen ihren Hals umſchlungen und verbarg das Köpfchen an ihrem Buſen, als wäre es die Mutter, die hier Schutz und Schirm biete. Und wie anmuthig geſtaltete ſich die Gruppe, denn auch die andern Kinder drängten ſich alle an die freundliche Förſterstochter heran. Nie hatte er eine lieblichere und lichtere Scene häuslichen Lebens geſehen. Er dachte an Leonie. Wie durfte er ſie nur mit Hedwig vergleichen!

Aber wie kommen Sie denn zu dieſer kleinen Geſellſchaft? fragte er das Mädchen.

Es ſind die Kinder der Forſtleute, war die Antwort. Wenn die Väter auf den großen Jagden im Walde ſind, halte ich hier meine Jagd mit den Kindern, die doch auch ihr Vergnügen haben müſſen. Ich ſpiele noch ſo gern die Spiele der Kindheit.

Und wollen Sie mir nicht erlauben, theilzunehmen? ſprach Rudolf.

Sie werden zu müde ſein, erwiderte Hedwig.

Nicht im mindeſten.

Auch fürchte ich, daß die Kinder Angſt vor Ihnen haben?

Warum nicht gar, rief der Aſſeſſor, ich werde ihnen ſchon die Furcht zu nehmen wiſſen, denn ich bin ja kein Barbar.

Er wandte ſich raſch zu dem Pferde, das er in den Stall brachte, entledigte ſich dann im Hauſe ſeines Jagdapparats und trat unter die Jugend, mit welcher Hedwig ſich in luſtiger Munterkeit umhertrieb.

Es zeigte ſich bald, daß Rudolf durchaus kein ungefüges Glied des Kreiſes war. Er wußte trefflich auf die Vergnügungen einzugehen und die Sprache der Kinder zu reden, die, wenn ſie auch im Anfange noch einiges Befremden gegen den erwachſenen Genoſſen begten, doch bald Vertrauen zu ihm faßten und ihm unbefangen an den Kleidern zupften und Schläge austheilten. In der That war es ihm auch lange nicht ſo wohl geworden. Beim Nachlaufen, Verſtecken und Blindekuhſpiel fühlte er ſich faſt wieder wie ein Kind und jauchzte und hüpfte in fröhlichſter Jugendluſt. Daß er aber mit der anmuthigen Förſterstochter gemeinſam die heitern Spiele trieb, trug ſicherlich nicht am wenigſten zu ſeiner behaglichen Stimmung bei.

Als die Kinder gegen Abend das Forſthaus verließen, begab er ſich mit Hedwig in das Wohnzimmer der Mutter, die bereits den Thee zubereitet hatte, zu dem ſich nun auch der Baron einfand. Seltſamerweiſe herrſchte heute mit einem mal ein anderer Geiſt in dem kleinen Kreiſe, den offenbar Rudolf's freieres und unbefangenes Weſen hervorrief. Während er ſich früher immer leidend verhalten hatte, bemächtigte er ſich jetzt der Unterhaltung. Er erzählte von der Jagd, von den Perſonen, welche ſie mitgemacht, von der Art und Weiſe, wie ſie Scherz und Ernſt getrieben, und machte manche treffliche, geſunde und theilweiſe beißende Bemerkung, welche eine allgemeine Munterkeit hervorriefen. Je mehr es ihm gelang, Leben zu verbreiten, deſto mehr Mühe gab er ſich. Seine Freunde fingen an, ihn mit ganz andern Augen zu betrachten. Auch Hedwig nahm den lebendigſten Antheil an der Unterhaltung. Wie vorher bei dem Spiel mit den Kindern, ſo blitzten auch jetzt die Funken eines in ſich zur Fröhlichkeit angelegten Charakters aus der bis vor kurzem in Traurigkeit befangenen Seele des Mädchens. Aber hatten ſich die jungen Leute nicht auch gegenſeitig angeregt? Wenn man Kinderſpiele miteinander treibt, ſo tritt man ſich wunderbar nahe.

So verging der Abend in der behaglichſten Weiſe. Als der Baron das Forſthaus verließ, reichte er Rudolf, der ihn an den Wagen begleitete, die Hand und ſprach: Gehen Sie oft zur Jagd, es thut Ihnen gut!

Freilich, antwortete der Aſſeſſor: das Weidwerk reiſt den Mann.

Dann ging er in ſeine Stube, wo ihn zwei Frauengeſtalten noch lange beſchäftigten: Leonie und Hedwig! Wer trug wol den Sieg davon?

Achtes Kapitel.

Als der junge Mann am andern Morgen aufwachte, mußte er ſich ſagen, daß er lange nicht ſo gut geſchlafen habe. Er pfiff und ſang durch ſeine Stuben. Zwiſchenher lugte er durch die Fenſter, um die Damen zu erblicken, und als er ſie ſah, begrüßte er ſie friſch und heiter. Es wurden freundliche Worte gewechſelt. Dann ging er an die Arbeit, die in dieſen Tagen nicht gering war; denn neben den gewöhnlichen Geſchäften machten ihm auch die Jagden mit dem Prinzen viel zu ſchaffen. Gegen Abend aber wanderte er auf das Schloß, wohin er beſchieden worden war, um mit dem hohen Herrn die Plane zum nächſten Weidmannsvergnügen zu entwerfen.

Es war in der Dämmerung, als er dort anlangte und ſich anmelden ließ. Ein Diener führte ihn auf den erſten Stock, hieß ihn in ein großes Zimmer treten und bat ihn, zu warten, denn die Herrſchaften ſeien noch an der Tafel. Zuerſt langweilte er ſich eine Zeit lang, auf einem hohen gepolſterten Stuhle ſitzend, dann machte er einige Gänge durch das Zimmer und ſchaute nach den Schildereien, die in die alte Tapete gewebt waren und deren Darſtellungen er zu enträthſeln ſuchte. Als es immer dunkler in dem weiten, öden Gemache wurde, trat er an die Fenſter, um Luft zu ſchöpfen. Er öffnete einen Flügel und bemerkte, daß es eine Thür war, die auf jene Galerie hinausführte, welche am ganzen Schloſſe vorbeileitete und auf der er damals die weiße Frau mit der Fackel umherfegen ſah, bis ſie durch die dunkle Geſtalt gebändigt wurde. Da hier Licht und Luft war, ſo trat er hinaus, ſchritt ein wenig auf und ab und lehnte ſich an die ſteinerne Brüſtung, indeß ſeine Augen in den wunderbar ſchönen Partien des dichten, prächtigen Gartens umherſchweiften.

Als er eine Weile geſtanden hatte, hörte er in ſeiner Nähe Stimmen. Nicht fern von dem Orte, wo er weilte, ſchimmerte ein Licht durch die herabgelaſſenen Vorhänge. Was wunder, daß ihn der Gedanke des Lauſchens überkam! Wenn er auch unter andern Umſtänden jeden Verſuch dieſer Art mit Verachtung abgewieſen hätte, ſo waren ihm doch gerade hier ſo räthſelhafte Dinge erſchienen, daß ſeine Neugierde Verzeihung verdiente. Ueberdies ertönten die Worte aus einem der nächſten Räume. Er ſchlich an den Pfoſten des Fenſters, deſſen Flügel geöffnet waren. Aber die Vorhänge hinderten ihn, die Perſonen zu ſehen. Gleichwol blieb er nicht lange zweifelhaft über die Redenden. In dem einen erkannte er wenigſtens mit Beſtimmtheit die laut ſchallende Stimme des jungen Grafen. Der andere ſchien in der fremden Mundart und mit jenem ſcharfen Accent zu ſprechen, deren er ſich von dem unheimlichen Jäger am Felſen und dem Bändiger der weißen Frau erinnerte.

War ſchon dieſer Umſtand ganz und gar geeignet, ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln, ſo geſchah dies bald noch in einem höhern Grade durch das Geſpräch ſelbſt.

Ich ſage dir, rief der Graf, ich muß das Mädchen beſitzen, es koſte, was es wolle!

Was wird deine Frau dazu ſagen? fragte der andere ſpöttiſch lachend.

Was geht mich meine Frau an? ſprach Edmund. Glaubſt du, ich hätte mich verheirathet, um jedem andern Genuß zu entſagen? Wäre ich ein echter Graf, ſo hätte ich die ſcharfe, biſſige Leonie wahrhaftig nicht genommen. Eine Gans wäre mir lieber geweſen. Leider war ich in die Nothwendigkeit verſetzt.

Jeder hat ſein Päckchen zu tragen, lautete die Antwort.

Genug davon, fiel der Graf ein. Sage mir lieber, ob du mir das Mädchen nicht in die Hände liefern kannſt?

Ich? wo denkſt du hin! erwiderte die andere Stimme. Wer ſollte dann deine tolle Mutter behüten, daß ſie uns das Schloß nicht über dem Kopfe anſteckt? Ha, ha, ha! Es iſt übrigens eine wahnſinnige Idee, daß du mich, deinen Vater, zu deinem Kuppler beſtellen willſt.

Ich ſage dir, knirſchte der Graf, ich brenne im ganzen Blut. Es ſtecken tauſend Teufel in mir. Ich ſtehle ſie der Mutter aus dem Hauſe.

Dann rathe ich dir aber, mahnte jetzt der Mann, der ſich den Vater des Grafen nannte, daß du dich vor deinem geſtrengen Herrn Onkel, dem Baron von Eckartsberg, in Acht nimmſt. Er weiß das Vöglein zu hüten. Auch wohnt jetzt der Aſſeſſor im Hauſe, der nicht ſpaßen ſoll. Wie weit es aber mit deinem Heldenmuth geht, das wiſſen wir.

Den lauſchenden Rudolf überzog ein kalter Froſt. Es war alſo hier von Hedwig die Rede.

Schade, lachte jetzt mit heiſerer Stimme der Jäger, daß die Kugel fehl gegangen iſt. Beinahe wäre dir deine Gier geſpart worden.

Welche Kugel? fragte der Graf.

Die ich für das Förſterskind beſtimmt hatte, tönte die grimmige Antwort.

Was, eine Kugel für das Förſterskind? rief Edmund.

Ha, du weißt es noch nicht, erwiderte der andere, daß der ſaubere Eckartsberg, dein Oheim, der ſogar ſeinen alten Namen Wildenau abgelegt hat, dich, ſeinen Neffen, enterben und dem Mädchen ſein Vermögen hinterlaſſen will.

Woher weißt du das? forſchte der Graf haſtig.

Er hat dieſen Plan hier im Schloſſe mit der alten Gräfin beſprochen, lautete die Antwort. Ich ſtand indeß auf der Galerie und habe ſie belauſcht. Faſt glaube ich, daß Hedwig ſein Kind iſt.

Unſinn, Unſinn! rief Edmund.

Gleichviel, mich faßte mächtige Wuth, daß dir die Erbſchaft entgehen ſoll, und ich lauerte ihr im Walde bei Eckartsberg auf, den ſie mit ihrem Vater durchritt. Sie kamen auch wirklich des Wegs. Ich ſtand ſicher geborgen, ich zielte ſo ſcharf wie nie. Aber in demſelben Augenblick, wo ich losdrückte, zuckte das Pferd des Mädchens. Die Kugel ging an ihrem Herzen vorbei und traf die Bruſt des Alten. Ich hatte die unrechte Perſon kalt gemacht.

Und die rechte iſt in des Satans Namen warm für mich geblieben, lachte der Graf. Vorläufig iſt's gut, daß ſie lebt.

Du ſiehſt, wie dein Alter für dich ſorgt, lachte die andere rauhe Stimme.

Die Haare ſträubten ſich Rudolf empor. In dieſem Moment meldete ein Bedienter den Prinzen. Es tönten Schritte. Der Vater des Grafen ſchien ſich zu entfernen.

Gleich darauf konnte der Aſſeſſor der Unterhaltung des Prinzen und Edmund's lauſchen.

Auf Ehre, rief der Prinz, lieber Wildenau, Ihre Gemahlin iſt bezaubernd, ſuperbe, unwiderſtehlich! Wie ſie zu Pferde ſitzt! Wie ſie im ſchärfſten Ritte dahinfliegt, ſodaß ihr unſere kühnſten Cavaliere und Offiziere nicht nachfolgen können! Eine fabelhafte Geſchicklichkeit! Und wie ſie mit der Büchſe umzugehen weiß! Der Hirſch war doch ganz regelrecht auf das Blatt getroffen. Eine unerhörte Geſchicklichkeit! Und welche Converſation, das blitzt und funkelt nach allen Seiten hin von Witz und esprit. Haben Sie nicht bemerkt, daß eine Menge Ihrer Gäſte ganz ſtumm geworden ſind. Ich bin wahrhaftig ganz bezaubert. Was wäre das für eine Eroberung!

Warum erobern Eure Hoheit nicht? lachte der Graf, ich habe nichts dagegen.

Ach, die Feſte iſt unnahbar, ſeufzte der Fürſt. Was gäbe ich für einen ſolchen Sieg!

Was wollen Sie denn geben? fragte Edmund.

Alles, was Sie wollen! ſprach die Hoheit.

Nun, Hoheit, wir wollen einen Handel machen! ſagte der Graf nach einigem Nachdenken. Sie helfen mir zu dem Beſitze der Förſterstochter, von der ich Ihnen geſagt habe. Ich helfe Ihnen bei der Belagerung die Feſtung gewinnen, über die ich Herr und Meiſter bin.

Vortrefflich ausgedrückt! rief der Prinz.

Vorausgeſetzt, fuhr der Graf fort, daß Eure Hoheit Folgendes thun.

Alles, alles will ich thun, erwiderte die Hoheit.

Alſo, ſprach der Graf weiter, Sie bitten die Witwe des Oberförſters mit ihrer Tochter zu ſich, um ihr — nun ja — um ihr im Namen des Fürſten das Beileid über den Tod ihres Mannes auszudrücken, wobei Sie vielleicht etwas von einem Witwengehalt einfließen laſſen können. Die Damen müſſen erſcheinen. Sie werden hier im Mittelzimmer des Schloßflügels empfangen. Ihr Diener wird beauftragt, nur die Mutter zu Ihnen in die Gemächer nach rechts zu führen. Iſt die Tochter allein, ſo laſſe ich dieſelbe in die Gemächer nach links führen. Und für das Uebrige will ich ſorgen.

Wenn es weiter nichts iſt, rief der leichtfertige Prinz Adolf, das iſt ja eine wahre Kleinigkeit. Hier haben Sie die Hand darauf.

Der Graf rief: Abgemacht!

Rudolf kochte vor Wuth. Er ballte die Fauſt und rief in ſich: Warte nur, du teufliſcher Böſewicht! Ich will dir das Handwerk legen!

Es tönten neue Worte. Er lauſchte wieder. Der Fürſt äußerte, daß ihm eben einfalle, der Aſſeſſor ſei noch da, um wegen der morgenden Jagd zu reden. Rudolf ſprang raſch an die offene Thür des Balcons zurück und ſchlüpfte in den Saal. Einen Augenblick nachher trat der Prinz aus den Zimmern des Grafen, um ſich in ſeine an der andern Seite des Vorſaals gelegenen Gemächer zu begeben. Rudolf ging ihm entgegen. Die Jagdangelegenheit war mit wenigen Worten erledigt. Die Hoheit verlor ſich durch die Seitenthür. Der Forſtmann blieb noch eine Weile in dem Vorſaal ſtehen, der unterdeß erleuchtet worden war, um ſich die Lokalitäten genau anzuſehen. Ein Bedienter, der vor der Thür ſtand und der ihm auf ſeine harmlos ſcheinenden Fragen offen und unbefangen antwortete, beſtätigte ihm die Anſichten, die er ſich über die Wohnung des Grafen und ſeines hohen Gaſtes gebildet hatte.

Dann ging er nach Hauſe. Welche dunkeln, ſchwarzen Dinge hatte er gehört! Die Wucht der Geheimniſſe laſtete centnerſchwer auf ſeinem Geiſte. Was er von dem Morde des Oberförſters denken und wie er ſich gegen den Mörder verhalten ſollte, wußte er vorläufig noch nicht. Ja, er dachte nicht einmal recht auf eine raſche Entſcheidung. Die That war ja auch geſchehen und konnte nicht rückgängig gemacht werden. Aber die Unbill, die ein frecher Bube der Tochter des Todten zudachte, ſtand erſt bevor. Sie ſollte und mußte verhindert werden. Es grauſte ihm in der tiefſten Seele, wenn er ſich die Gefahr vergegenwärtigte, die jenem ſchönen, reinen und unſchuldigen Mädchen von einem gewiſſenloſen Schurken angedroht wurde. Und je häßlicher ſich das Bild des Grafen vor ſeinen geiſtigen Augen ſchwärzte, deſto lichter, heller und reiner ſtrahlte ihm Hedwig's reizende Geſtalt durch die aufgeregte Seele. In dieſer dunkeln Nacht wurde es ihm klar: er liebte Hedwig, er war bereit, für ſie zu leben und zu ſterben, drum mußte er ſie retten. Dieſer Gedanke ließ ihn nicht mehr los.

Neuntes Kapitel.

Während der großen Jagd des folgenden Tags hatte Rudolf hinlänglich Zeit und Gelegenheit, über ſeine letzten Erlebniſſe nachzudenken und die nothwendigen Plane zu rüſten. Er fragte ſich zunächſt, ob es nicht zweckmäßig ſei, dem Baron von Eckartsberg ſeine Geheimniſſe mitzutheilen und ſich von ihm bei den nöthigen Schritten unterſtützen zu laſſen. Dabei kam ihm aber das Bedenken, daß der Baron mit ihm nie ein Wort über die Verhältniſſe zu Wildenau geſprochen, daß er im Gegentheil jedesmal bei vorkommender Gelegenheit die Unterhaltung abgebrochen habe. Es mochte alſo vielleicht gar nicht einmal rathſam ſein, ihm von dieſen Angelegenheiten zu reden, weil er ſich möglicherweiſe jede Einmengung in die Verhältniſſe des jungen Grafen verbitten konnte. Auch war es ihm ja völlig unklar geblieben, in welchem Verhältniß der Baron eigentlich zu der Förſtersfamilie ſtand. Dagegen empfand er mit entſchiedenem Bewußtſein, daß er Hedwig liebe und daß er deshalb das Recht habe, als ihr Schützer aufzutreten. Vor allen Dingen aber lockte ihn der Wunſch, diesmal ſeinen eigenen Weg zu gehen und ſelbſtändig zu denken und zu handeln. Er fühlte ſich erſt zu kurz als Mann, um ſchon gleich wieder ſeine Zuflucht zu andern zu nehmen. Endlich aber trieb ihn das Gefühl, daß er jetzt mit Einem Schlage alles gewinnen könne.

Als er am nächſten Morgen noch nichts von einer Einladung der Damen in das Schloß vernahm, wollte er es nicht unterlaſſen, nähere Forſchungen in Betreff des Mordes zu beginnen. Es war ihm aber nachträglich eingefallen, daß der Jäger, der ſich den Vater des Grafen nannte, ſich doch möglicherweiſe ſeinem Sohne gegenüber mit falſchen Federn geſchmückt haben könne, indem er ſich als den Mörder des Oberförſters darſtellte. Rudolf hatte ſo viel Lüge und Falſchheit bei dieſen Leuten geſehen, daß auch dieſer Erzählung vielleicht eine falſche Eitelkeit und Ruhmſucht zu Grunde lag. Der Jäger, der doch immer abhängig vom Grafen war, in welchen Verhältniſſen ſie auch ſonſt ſtehen mochten, beabſichtigte vielleicht, ſich durch ſeine Mittheilungen noch mehr einzuſchmeicheln, um den einen oder andern Vortheil zu erringen. Ueberdies aber war Rudolf über die Perſon nicht ins Klare gekommen, denn er hatte die Sprechenden nicht zu erblicken vermocht, ſoviel Mühe er auch darauf verwandte. Wäre er ſicher geweſen, daß der Jäger mit dem Tigerblick am Felſen und der Erzähler eine und dieſelbe Perſon geweſen, ſo würde ſein Zweifel bedeutend abgenommen haben. Jetzt aber hielt man noch einen berüchtigten Wilddieb für den Mörder des Oberförſters. Soviel er wußte, war dieſer Verdacht noch keineswegs erſchüttert oder gar vernichtet. Er hatte alſo Gründe genug, in dieſer Sache vorſichtig zu handeln.

In der erſten freien Stunde begab er ſich in das Städtchen zum Richter, theilte demſelben ſeine Begegnung mit dem Jäger am Felſen mit und bat ihn um Zutritt zu dem Gefängniß des ſchwarzen Franz, weil ſein Zeugniß vielleicht bei den bevorſtehenden Verhandlungen ein Gewicht in die Wagſchale legen könne, wenn er in dem Gefangenen die verdächtige Perſon, die er ſelber nach der That geſehen hatte, wiedererkenne. Der Richter, dem es ſehr darum zu thun war, womöglich neue Anhaltspunkte zu erſpüren, fand ſich gleich bereit, den Aſſeſſor zu begleiten. Auf dem Wege aber erzählte er ihm, daß die Beweiſe, welche gegen den ſchwarzen Franz geltend gemacht würden, auf ſehr ſchwachen Füßen ſtänden. Die Unterſuchung habe feſtgeſtellt, daß die Kugel, die man in der Leiche des Oberförſters gefunden habe, viel zu groß ſei, um in die Flinte des Wilddiebes zu paſſen. Ueberdies ſeien Köhler aus dem Walde erſchienen, welche unaufgefordert und freiwillig das Zeugniß abgelegt hätten, der ſchwarze Franz habe ſich zur Zeit des Schuſſes auf den Oberförſter, den ſie ſelbſt gehört haben wollten, in ihrer Hütte befunden. Schließlich aber hatte ſich der angebliche Verbrecher ſteif und feſt bei ſeiner Ausſage gehalten, daß er unſchuldig an dem Morde wäre.

Unter dieſen Reden erreichten ſie den alten Thurm, in dem der ſchwarze Franz ſaß. Der Schließer öffnete mehrere dicke Thüren mit ſchweren Schlöſſern. Endlich traten ſie in ein düſteres Gelaß, wo der ſchöne, ſchwarze

Burſche, der bleich und mager geworden war, in ſchweren Ketten ſaß. Als der Richter ihm zuſprach, er ſolle bekennen, tobte er wild, man möge ihn doch endlich einmal in Ruhe laſſen und ihn vor ein ordentliches Gericht ſtellen, damit ſeine Unſchuld, die Gott im Himmel ſehe, an das Licht komme, und damit er, der an den grünen Wald und die freie Luft gewöhnt ſei, nicht in dieſem feuchten, düſtern Loche dahinſterbe. Und aufs neue rief er mit fürchterlichen Worten die Strafe des Himmels auf ſein Haupt, wenn er der Mörder eines Menſchen, den Gott geſchaffen habe, ſei. Rudolf war überraſcht von der Wahrhaftigkeit, die in jedem Worte dieſes geketteten Mannes lag.

Als die beiden Männer den Thurm verließen, fragte der Richter: Nun, iſt es der Mann, den Sie geſehen haben?

Er iſt es nicht, rief Rudolf. Es war ein anderer.

Und wer kann es ſein? fragte der Richter.

Laſſen Sie mich danach forſchen, antwortete der Forſtmann.

Die beiden nahmen auf der Straße Abſchied. Rudolf hatte jetzt faſt die ſichere Ueberzeugung, daß er den Mörder kenne. Aber bevor er mit einer Anklage auftrat, wollte er ſich von der Identität der Perſon überzeugen. Die Büchſe und ihre Kugeln konnten alsdann die nähern Beweiſe liefern. Indeß wie war es möglich, den Jäger Irinyi zu ſehen? Wie konnte es ihm gelingen, den Fuchs, der ſich ſelten oder gar nicht am hellen Tage blicken ließ, aus ſeinem Bau zu treiben! Denn es war bekannt, daß ihn ſeit Jahren außer den

Bewohnern des Schloſſes kein Menſch zu Geſicht bekommen hatte.

Als er voll von dieſen Gedanken an das Forſthaus trat, ſtand ein gräflicher Bedienter vor der Thür. Die Frau Oberförſterin kam in demſelben Augenblick die Treppe herunter. Rudolf hörte nun, wie ſie eine Einladung erhielt, ſich mit ihrer Tochter gegen Abend im Schloſſe bei Seiner Hoheit dem Prinzen Adolf einzufinden, der ihr die beruhigendſten Nachrichten vom Fürſten zu bringen hätte.

Die Frau war in Verlegenheit und fragte den Aſſeſſor, den ſie beiſeite nahm, was ſie antworten ſolle. Dieſer meinte, daß ſie wol nach dem Wortlaut der Nachricht nicht anders als dieſem Rufe folgen könne. Zugleich erbot er ſich, die Damen zu begleiten. Offenbar hätte Frau Behling auch gern den Baron in dieſer Angelegenheit um Rath gefragt. Derſelbe kam aber erſt gegen Abend, und es war ſchicklich, einen raſchen Beſcheid zu geben. Sie nahm alſo das Anerbieten des Aſſeſſors an und ſagte dem Bedienten, daß ſie mit ihrer Tochter der gütigen Einladung Seiner Hoheit Folge leiſten würde.

Als die Sonne ſich zum Untergang neigte, verließen Mutter und Tochter in tiefen Trauerkleidern mit dem Aſſeſſor das Forſthaus und wandelten durch das Städtchen dem Schloſſe zu. Auf ihre Anmeldung hin wurden ſie ſämmtlich in das Gemach geführt, das Rudolf kannte. Das Herz hatte ihm bis dahin heftig gepocht. Wären ſie in ein anderes Zimmer geführt worden, ſo würde er die Mutter noch im letzten Augenblicke gewarnt haben, die Tochter nicht von der Seite zu laſſen. Nachdem er auch bei einer nähern Prüfung, von welcher die Damen nichts merkten, die Balconthür offen gefunden hatte, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Hedwig ſtand unter ſeinem treuen Schutze.

Es wurde bald klar, daß man die Damen erwartet habe, denn es kam ein Diener, welcher der Oberförſterin meldete, daß der Prinz ſie zunächſt allein zu ſprechen wünſche. Sie folgte ihm in die Gemächer nach rechts. Dann kehrte derſelbe Burſche, der vortrefflich angeleitet war, zurück und bat Hedwig, in ein Zimmer zur Linken zu treten, wo er ſie abholen würde, wenn Seine Hoheit es beföhlen. Das harmloſe Mädchen kam der Aufforderung nach. Sie war aber kaum verſchwunden, als Rudolf die Balconthür öffnete, auf die Galerie ſchlüpfte und jenen Platz einnahm, auf dem er ſchon einmal geſtanden hatte. Er ſah wieder Licht in der Stube, der Vorhang war heruntergelaſſen, das Fenſter erſchien angelehnt. Er war ſchon zur Stelle, als ſie die Thür des Zimmers öffnete. Da er wieder nichts ſehen konnte, ſo ſtrebte er, deſto ſchärfer zu lauſchen.

Er hörte den Grafen aufſpringen, ihr hinkend entgegengehen und rufen: Wie, Fräulein Hedwig, Sie machen mir einen Beſuch? Das iſt ja ſchön von Ihnen.

Verzeihen Sie, Herr Graf, ſprach das Mädchen ängſtlich, es beruht wol nur auf einem Irrthum. Ich bin falſch geführt worden.

Falſch geführt! ſcherzte Edmund, nein, recht geführt ſind Sie, mein Schatz.

Ich ſollte zum Prinzen, ſtotterte Hedwig.

Und Sie gerathen nur zu einem Grafen, lachte der freche Wüſtling. Was thut das? Wir ſind alle Menſchen und fühlen für die Kinder des Menſchen, beſonders wenn ſie ſo hübſch ſind wie du, kleine Hedwig.

Der Hinkende ſchien ſich ihr zu nähern.

Herr Graf! rief ſie entrüſtet.

Wer wird ſich denn zieren, antwortete er, wenn man ein wenig in die Wange gekniffen wird! Nimm diesmal mit einem Grafen fürlieb. Komm her, einen Kuß!

Sie ſchien zu fliehen und rief voller Angſt: Laſſen Sie mich, ſonſt rufe ich Hülfe!

Hülfe? ſpottete der Graf, Hülfe wollen alle Mädchen rufen, ehe ſie ſich ergeben. Uebrigens kann nur ich dir hier in dieſem Bereich helfen, mein Täubchen, mein Engel!

Zum letzten mal, Herr Graf, ſagte ſie außer Athem, laſſen Sie mich in Ruhe!

Wer wird ſich denn ſo gegen die Süßigkeiten der Liebe wehren! An meine Bruſt!

Da that ſie einen hellen Schrei, der ſchrillend in die Ferne klang. Und dieſer helle Schrei hieß: Rudolf!

Rudolf überrieſelte es, aber es jauchzte auch in ihm, daß ſie in ihrer Noth ſeinen Namen ausſtieß. Er that einen mächtigen Schlag gegen die Fenſterflügel, ſprang auf die Brüſtung, ſchob den Vorhang zurück und ſtand mit Einem Satze im Zimmer. Der Geier war über die Taube hergefallen. Sie konnte ſich kaum mehr wehren.

Halt ein, Schurke! rief Rudolf donnernd.

Der Graf ließ ſeine Beute fahren und wandte ſich erſchreckt und zitternd um. Hedwig war frei. Sie ſprang auf und ſuchte Schutz hinter Rudolf.

Wer wagt es, ſich in mein Eigenthum zu drängen? rief der Graf zornſprühend, indeß ſein rothes Geſicht und ſein rothes Haar ſich in ihrer verſchiedenen Glut ſeltſam ausnahmen.

Ich halte es für meine Pflicht, die Unſchuld überall zu ſchützen, wo man ſie antaſtet, entgegnete Rudolf. Den Ehrenräuber ſucht man auch in ſeiner Höhle zu ertappen.

Der Graf lief hinkend nach der Wand und riß an einer Klingel. Zugleich bewaffnete er ſich mit einem Degen, der in der Ecke ſtand, und brüllte: Zu Hülfe! Räuber! Mörder!

Dann ſtürzte er, ſo raſch es ſein lahmer Fuß erlaubte, mit der Spitze des Degens auf Rudolf an. Dieſer aber zog ein Piſtol aus der Bruſttaſche und hielt es dem Wüthenden entgegen.

Elender Bube! rief er, wage noch einen Schritt und meine Kugel verſpritzt dein Hirn an die Wände dieſes Schloſſes!

Edmund ſtand plötzlich erſtarrt wie eine Bildſäule. Sein rothes Haar ſträubte ſich wild empor. Die Augen waren ſtarr vor Schrecken.

So harrten die Gegner eine Weile gegenüber. Da ertönte Lärm im Vorzimmer. Die Thür wurde geöffnet, und eine Schar von Leuten ſtürmte herein. Es waren Bediente, Jäger und Knechte, die ſich bewaffnet hatten. Zuletzt erſchien der Prinz mit der Oberförſterin, welche das Schreien und Toben aus den gegenüberliegenden Zimmern herbeiführte.

Hedwig war in Ohnmacht geſunken. Die Mutter ſah ihr Kind auf der Stelle in dieſem Zuſtande und warf ſich weinend über ſie.

Was iſt geſchehen? fragte der Prinz, der den Vorgang errieth und über die Folgen ſeines Leichtſinns erſchreckt war.

Ein Mörder iſt hier eingedrungen, tobte der Graf, der in der Mitte der ihn umgebenden Leute bald ſeine Unverſchämtheit wiedergewann.

Hoheit, ſprach Rudolf ernſt und würdig, gegen den Prinzen gewandt, Sie werden nicht glauben, daß ein fürſtlicher Beamter ein Mörder iſt. Ich gebe mich in Ihre Hand. Laſſen Sie mich verhaften, denn ich ſehe ein, daß der Schein gegen mich ſpricht. Ich werde meine Unſchuld vor dem Gerichtshofe, deſſen Urtheil ich hiermit verlange, an den Tag legen. Aber ich fordere zugleich im Namen des Fürſten, daß Sie dieſe Damen ſchützen.

Er übergab ſein Piſtol einem Adjutanten des Prinzen.

Der Prinz, der ſich offenbar in der größten Verlegenheit befand, wurde durch die Aufforderung des Aſſeſſors noch beſtürzter. Wären nicht ſo viele Zeugen bei dieſer Scene zugegen geweſen, dann hätte er ſicher verſucht, den Streit in milderer Art beizulegen. Aber er wurde hier in Gegenwart ſeiner Begleitung und der ganzen Dienerſchaft des Grafen als Verwandter des regierenden Herrn angeredet. Man mahnte ihn als einen Vertreter des Staatsoberhaupts an Recht und Geſetz. So konnte er ſich unmöglich dieſer Aufforderung entziehen. Ohnehin ſtand er mit dem Fürſten, einem durchaus rechtlichen Manne, der bei ſeinen Angehörigen am allerwenigſten den Leichtſinn und die Liederlichkeit vertragen konnte, weil ſie Thron und Krone nur beſudeln, nicht auf dem beſten Fuße. Er mußte deshalb zu den vielen frühern Zurechtweiſungen auch neue tadelnde Vorwürfe fürchten. Um ſo mehr galt es jetzt, den Aufforderungen des Aſſeſſors, die ganz und gar der Billigkeit entſprachen, nachzukommen. Auch wußte er ganz gut, daß ſeine Adjutanten gerade in der Abſicht gewählt worden waren, um ihn zu überwachen.

Er übergab deshalb dem einen ſeiner Begleiter den Gefangenen mit der Weiſung, ihn dem Richter des Städtchens zuzuführen und denſelben zu veranlaſſen, daß der Aſſeſſor Dietrich in Gewahrſam gebracht werde, bis die Unterſuchung ſein Schickſal näher beſtimme.

So zog Rudolf ab. Er wandte einen letzten Blick auf Hedwig, die eben ihre Augen aufſchlug, ihn dankbar anſah und dann in ein lautes Weinen an der Bruſt ihrer Mutter ausbrach. Es durchbebte ihn, es beruhigte ihn. Im Corridor zuckte er zuſammen. Er ſah dort die Geſtalt, die er am Felſen geſehen hatte; es war daſſelbe grimmige Geſicht, es waren dieſelben Tigeraugen, es ſchien ihm daſſelbe braune Kleid. Er murmelte in ſich: Das iſt der Mörder des Oberförſters!

Der Prinz übertrug die Sorge für die Damen dem andern Adjutanten. Der Offizier, welcher dieſelben mit der zarteſten Rückſicht behandelte, ließ, nachdem ſie ſich einigermaßen erholt hatten, einen Wagen anſpannen und geleitete ſie nebſt einigen Leuten des Prinzen zurück in das Forſthaus.

Als Graf Edmund allein war, nahm er einen Schlüſſel, den er ſorgſam einwickelte und nebſt einem Billet ſorgſam verſiegelt an den Prinzen ſchickte. Dann flog er auf den oberſten Stock und ging durch einen langen Corridor, aus deſſen Grunde ihm ein lautes Au, au! entgegentönte. In dem Thurmgemach am Ende des Schloſſes war ſeine Mutter eingeſchloſſen. Sie hatte gerade ihre ſchlimme Zeit, denn es war junges Licht am Himmel, das ihr ſtets die fürchterlichen Brandgedanken weckte. Irinyi ſaß im Dunkel bei ihr, um ſie zu bewachen.

Ich bin geprellt, Irinyi, flüſterte Edmund ihm zu. Für mich braucht das Mädchen nicht mehr zu leben.

Der Jäger lachte höhniſch. Alſo jetzt wünſcheſt du das rothe Gold der Erbſchaft mehr als das roſige Fleiſch der Erbin.

Dann ſaßen ſie lange flüſternd zuſammen; dazwiſchen tönte das langgezogene grauſige: Au, au! der Gräfin Luciane, an das ſie beide gewöhnt ſchienen. Nach einer Weile ſchlich der Alte ſich durch die Thür. Der Sohn aber blieb als Hüter bei der Mutter, denn außer Irinyi war er der einzige Menſch, der ſie mit ſeinem Blick und ſeinem Wort bändigen konnte.

Zehntes Kapitel.

Als die Oberförſterin mit Hedwig in das Forſthaus zurückkehrte, ging der Baron von Eckartsberg unruhig vor dem Hauſe auf und nieder. Die Nachricht, daß die Damen auf das Schloß zum Prinzen gegangen wären, hatte ihn nicht wenig erſchreckt. Seine Beſtürzung ließ auch nicht nach, als er ſie von einem Offizier begleitet zurückkommen ſah. Er leiſtete ihnen mit düſterm, ernſtem Geſicht Hülfe beim Ausſteigen und führte ſie, als der fürſtliche Wagen von dannen fuhr, nach ihren Wohnzimmern. Die lüſterne Natur des Prinzen war ihm nur zu gut bekannt, als daß ſie ihm nicht in Betreff Hedwig's die ernſteſten Beſorgniſſe eingeflößt hätte.

Um Gottes willen! rief er auf der Treppe aus, wie konnten Sie, ohne mich um Rath zu fragen, einen ſolchen Schritt thun?

Die Oberförſterin erklärte ihm die ſchleunige Einladung und die ſchleunige Antwort, die ſie mit dem Aſſeſſor berathen habe.

Was weiß der Aſſeſſor von ſolchen Dingen! ſprach der Baron. Er iſt noch ein Kind. Mein Gott! rief er dann, indem er Hedwig betrachtete, das Mädchen iſt ja ganz blaß. Biſt du krank, mein Kind? Was iſt geſchehen?

Sie nahmen Platz. Frau Behling begann die Erzählung ihrer Erlebniſſe in dem Schloſſe. Mit jedem Worte wurde das Geſicht des Barons bläſſer, bewegter und düſterer. Nur mitunter zuckte es um ſeine Lippen. Aus ſeinen Augen blitzten die Funken des Zorns. Aber das Gewitter kam nicht zur Erſcheinung, es grollte, tobte und brauſte nur in ſeiner Seele. Endlich konnte er nicht mehr an ſich halten. Das iſt die Ernte der giftigen Saat! rief er aus. So wuchert aus einem Korn hundertfaches Verderben. Aus faulen Dingen wächſt nur Fäulniß. O über dieſe falſche Schonung in ſich verdorbener unſittlicher Verhältniſſe! Warum wurde dieſer Baſtard nicht gleich ſo behandelt, wie er behandelt werden mußte? Warum hat man ihn nicht in Welt, Wind und Wetter hinausgejagt, woher ſein Vater ſtammte? Warum wurde die Mutter, die dem Wahnſinn verfallen iſt, nicht ins Irrenhaus geſchickt? In geſunden bürgerlichen Verhältniſſen wäre zum Rechten geſehen worden. Hier hat man ſich ſelbſt belogen und betrogen, hier hat man geſchminkt und gefärbt, hier hat man verſchoben und hingezogen, bis das Unglück Schlag auf Schlag fällt und mit jedem Moment größer wird. Und leider muß ich mich ſelber anklagen. Auch ich habe ſtets geſchwiegen über dieſes verruchte Schloß Wildenau. Auch ich war zu feig, das rechte Wort zu ſprechen. Warum habe ich Rudolf nicht in alles eingeweiht? Er hätte das Unglück verhütet! Aber, gottlob! er hat es auch ſo verhütet, der brave Junge! Nun aber iſt das Maß voll! Kein Gedanke von falſcher Schonung mehr! Warte nur! rief er, die Hand nach der Gegend des Schloſſes ausſtreckend, du giftige Brut, ich will dich zertreten!

Als der Sturm ſich allmählich legte, fiel ſein Auge auf Hedwig, welche in einer Ecke des Sofas ſaß und mit einem Tuche die hellen Thränen aus ihren ſchönen Augen wiſchte.

Warum weinſt du, mein Kind? fragte der Baron das Mädchen.

Es iſt ja alles noch gut gegangen, tröſtete die Mutter, du mußt dich zu beruhigen ſuchen.

Aber der Aſſeſſor! ſchluchzte die Tochter.

Wir haben jetzt an andere Dinge zu denken, fiel Herr von Eckartsberg ein.

Nein, das haben wir nicht, rief das Mädchen heftig. Von mir wäre es wenigſtens die größte Undankbarkeit. Hat er mich nicht aus den Händen des Böſewichts gerettet? Bin ich ihm nicht meine Ehre und mein Leben ſchuldig? Und nun ſitzt er im Kerker und leidet und duldet für mich.

Das wird ja nicht lange dauern, verſetzte der Baron. Schon morgen ſoll er auf freien Füßen ſein und wieder ins Forſthaus einziehen.

Aber ich bitte, daß Sie ihn noch heute befreien, bat Hedwig in den innigſten Tönen. Warum ſoll er um meinetwegen die lange Nacht im Gefängniß zubringen?

Was macht das für einen jungen Mann, antwortete der Baron, zumal wenn er das Gefühl der Unſchuld in ſich trägt und überdies das ſchöne Bewußtſein hat, eine edle That vollbracht zu haben. Außerdem iſt aber eine Löſung der Haft in dieſem Augenblick nicht ſo leicht. Da er ſich einmal in den Händen des Richters befindet, ſo müßteſt du als die Hauptzeugin bei dem Vorfall mit an das Gericht, um Zeugniß abzulegen. Iſt es dir recht, noch in nächtiger Stunde das Haus zu verlaſſen, ſo will ich dir gern mit meiner Bürgſchaft beiſtehen.

Ich will alles, was der Moment erfordert, rief das Mädchen mit plötzlicher Leidenſchaftlichkeit und rüſtete ſich, mit dem Baron zum Richter zu gehen.

Da krachte ein Schuß. Eine Fenſterſcheibe klirrte. Die Kugel ſchlug in das Zimmer ein. Die Damen und der Baron ſchauten einander beſtürzt an. Gottlob! es war keiner getroffen. Herr von Eckartsberg lief nach der Thür und ſtürzte die Treppe hinunter.

Die Hunde los! rief er dem Jägerburſchen zu, der verwundert vor das Haus gelaufen war. Hetzt ſie dort in den Wald. Er zeigte nach der Richtung hin, wo der Schuß gefallen war.

Er ſelber und der Burſche löſten die Thiere von den Ketten. Sie ſtürzten ſtill und ſuchend von dannen. Da tönte nicht fern ein heftiges Bellen.

Das iſt der Wolfshund! rief der Burſche. Ich kenne die Stimme, der packt ſicher.

Fackeln her! befahl der Baron.

Das Gebell des Hundes ging in ein Geheul über. Er ſchien in einem harten Kampfe begriffen. Endlich kamen die Fackeln. Der Baron und der Jäger hatten nach Büchſen und Hirſchfängern gegriffen und zogen mit den Feuerbränden der Gegend des Waldes zu, wo der Lärm ſich hören ließ. Plötzlich verſtummte der Hund. Nur noch ein Röcheln tönte. Die Spürthiere halfen auf die Fährte. Man fand den Platz, wo die Dogge in ihrem Blute lag, ein Stich hatte ſie durchbohrt, aber in ihrem Maule und in der Runde fanden ſich Fetzen braunen Tuchs. Seitwärts ſtand eine hohe knorrige Eiche, deren Gezweig bis auf den Boden ging. Allem Anſchein nach hatte der Schütz ſeine Kugel aus den Aeſten des Baumes abgeſandt, deſſen Gipfel ſich mit Leichtigkeit erklettern ließ. Der Baron ließ die Stücke der Kleidung durch den Burſchen ſammeln. Dann kehrten ſie in das Haus zurück.

Die Damen hatten unterdeß nach dem Ort geſucht, wo das Blei eingeſchlagen war. An den Wänden der Stube hing ein in Oel gemaltes, ſehr ähnliches Bild Hedwig's in nicht allzu großer Höhe. Daſſelbe war von der Lampe beſchienen geweſen, als der Schuß fiel, während die Damen und der Baron, von der Wand gedeckt, draußen nicht ſichtbar ſein konnten. Die Kugel hatte die Stirn des Porträts in der Mitte durchbohrt.

Offenbar galt der Schuß meinem Kinde, rief die entſetzte Oberförſterin, welche an allen Gliedern zitterte und bebte.

Da ſehen Sie einen neuen Verſuch, der auf mein Leben abgeſehen war! fügte Hedwig hinzu, als der Baron den Riß betrachtete. Habe ich es nicht immer geſagt, daß der Vater ſtatt meiner ſich verblutet hat? Die Kugel, die ihn tödtete, hat mir gegolten.

Der Baron ſchwieg, aber er dachte an die Verfügung über ſeine Hinterlaſſenſchaft. Sollte Graf Edmund davon gehört haben? War er bei dieſem Mordverſuch im Spiele? Gleichwol verhüllte er ſeine Gedanken.

Eine Sache liegt hier außer allem Zweifel, ſprach er nach einer Weile. In dieſem Hauſe iſt keine Sicherheit für dich und deine Mutter. Rüſtet die nothwendigen Kleidungsſtücke. Ich bringe euch noch dieſen Abend nach Eckartsberg.

Aber Rudolf? gemahnte Hedwig, die eine merkwürdige Ruhe an den Tag legte, aufs neue.

Er muß ſich bis morgen gedulden, erwiderte Herr von Eckartsberg. Wer weiß, welche Ereigniſſe hier noch drohen. Vor allem muß ich dich und deine Mutter in gutem Schirm und Schutz wiſſen.

Aber ich bitte Sie! flehte das Märchen.

Der Baron beſann ſich eine Weile. Dann ſprach er: Alles, was ich in dieſem Augenblicke thun kann, iſt, daß ich noch mit dem Richter rede. Ich werde ihn erſuchen, zu mir zu kommen. Gebt mir Schreibzeug.

Er ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb zwei Billete, das eine war an den Richter, das andere an den Notar gerichtet. Als ſie geſiegelt und mit Adreſſen verſehen waren, händigte er ſie dem Jägerburſchen ein, um ſie ins Städtchen zu tragen.

Alle weitern Widerſprüche und Einwendungen der Damen, die in der größten Eile einige Kleider und

Wäſche zuſammenraffen mußten, halfen nichts. Dann geleitete der Baron die Oberförſterin und Hedwig zu ſeinem Wagen und rollte mit ihnen in der größten Schnelligkeit durch die dunkle Nacht nach ſeiner Beſitzung, wo er ſie ſeiner Mutter, welche die Ankommenden mit der größten Freundlichkeit empfing, zur ſorgſamſten Pflege übergab.

Was iſt nur geſchehen? fragte die alte Gräfin ihren Sohn, als die beiden Gäſte ſich nach den für ſie in Bereitſchaft geſetzten Gemächern begeben hatten.

Der Baron erzählte ihr in der Eile die Ereigniſſe des Abends und ſchloß: Das Maß des entarteten Baſtards iſt jetzt voll. Die Zeit, wo der Schlange das Haupt zertreten werden muß, iſt gekommen. Ich darf nicht länger ſäumen, damit nicht ein neues Unglück geſchehe.

Die alte Dame ſchickte einen Blick zum Himmel und ſeufzte: Gott möge alles zum Beſten wenden.

Nun ließen ſich der Richter und der Notar melden, die auch ſofort vorgelaſſen wurden.

Den Richter bat der Baron unter Mittheilung der vorgefallenen Thatſachen um eine freundliche Behandlung für Rudolf, für deſſen Leben und Sicherheit er ihn zugleich bei dem gewaltthätigen Charakter des Grafen Edmund verantwortlich machte.

Mit dem Notar ſchloß er ſich eine Weile ein, um denſelben ſeinen Letzten Willen nach den Forderungen des Geſetzes aufſetzen zu laſſen. Es kann mir bei dieſen Mordverſuchen, die ich um mich her erfahre, gleichfalls etwas Menſchliches geſchehen, rief er aus. Da ſoll denn über meine letzten Beſtimmungen kein Zweifel herrſchen.

Als er auch dieſes Geſchäft abgemacht hatte, ließ er die Diener des Hauſes und die Knechte der Gehöfte vor ſich kommen und empfahl ihnen, ſein Gut für die nächſten vierundzwanzig Stunden in gewohnter Treue zu hüten und keinen Einbruch zu dulden, von welcher Seite er auch kommen möge. Er ſtellte ihnen ſogar ſeine Waffen zur Verfügung und verordnete bis zu ſeiner Rückkehr Wachen, die ſich regelmäßig ablöſen ſollten.

Unterdeſſen hatte der Kutſcher friſche Pferde angeſpannt und hielt mit dem Wagen an der Hausthür. Der Baron fuhr in der tiefen Nacht von dannen und gelangte noch zeitig zu der nahe gelegenen Station der Eiſenbahn, wo er den nächſten Zug nach der Hauptſtadt der Provinz benutzte. Dort angelangt, hatte er eine lange Unterredung mit dem Gouverneur, der ein Bruder des regierenden Fürſten war und der alsbald verſchiedene Boten mit telegraphiſchen Depeſchen an den Landesherrn ſandte.

Elftes Kapitel.

Schon am andern Nachmittage war der Baron nach Eckartsberg heimgekehrt, wo er mit frohem Herzen ververnahm, daß die Ordnung nicht geſtört worden war. Aber es ließ ihm doch keine Ruhe. Nachdem er einen kleinen Imbiß genommen und ſich in ſeine Uniform geworfen hatte, begab er ſich mit dem Wagen, den der Kutſcher gar nicht ausſpannen durfte, nach dem Städtchen und hielt am Hauſe des Richters. Es bedurfte nur weniger Worte und der Vorzeigung eines Schreibens, das eine Vollmacht enthielt, um die Befreiung Rudolf's zu erlangen.

Als er den Aſſeſſor erblickte, dem im Gerichtshauſe ein Zimmer angewieſen worden war, umarmte er ihn mit einer Thräne im Auge und rief: Sie ſind ein braver Junge.

Beide begaben ſich nach dem Forſthauſe, wo ſie eine lange geheime Unterredung miteinander hatten, in welcher Rudolf dem Baron hauptſächlich mittheilte, daß er jetzt den Mörder des Oberförſters zu kennen glaube. Dann traten ſie, nachdem auch der Aſſeſſor ſeine Dienſtkleidung angezogen hatte, aus der Thür und ſetzten ſich in den Wagen. Zunächſt wurde der Richter requirirt, der Platz bei den beiden Männern nahm, während einige Landreiter zu Pferde folgen mußten. Und ſo ging es denn in dieſem Aufzuge, der ſowol im Städtchen wie bei den Schloßbewohnern kein kleines Aufſehen erregte, nach dem alten Sitze der Grafen von Wildenau.

Der Baron fragte, nachdem ſie ausgeſtiegen und in das Schloß getreten waren, und nachdem ſich einige Landreiter an den vier Ecken des Gebäudes aufgeſtellt hatten, nach dem jungen Grafen Edmund.

Die Diener antworteten, er ſei bei Tiſche und laſſe ſich um dieſe Zeit nicht ſprechen.

So meldet ihm, rief der Baron, daß ein Beauftragter der Regierung und das Gericht ihn in dieſem Augenblicke ſehen wollen!

Darauf hin ſtürzte der Diener die Treppe hinauf. Der Baron mit ſeinen Begleitern aber ging hinterdrein und ſchritt geradeswegs auf den Speiſeſaal zu, durch deſſen Thür ſie zu nicht geringer Verwunderung der Geſellſchaft, die aus dem Prinzen, dem Grafen Edmund, der Gräfin Leonie und einer Menge von Gäſten beſtand, ohne weitere Entſchuldigung eintraten.

Der Baron trat vor, machte eine ernſte Verbeugung und ſprach: Ich komme im Auftrage des Gouverneurs der Provinz, um Ihnen, Herr Graf Edmund von Wildenau, zu melden, daß ich dieſen jungen Mann, den Aſſeſſor Rudolf Dietrich, auf freien Fuß geſetzt habe und daß die Unterſuchung in Ihrer Streitigkeit mit demſelben alsbald ihren Gang nehmen ſoll. Dann fordere ich Sie auf, mir den in Ihren Dienſten befindlichen Jäger Irinyi auszuliefern.

Edmund wurde blaß und zitterte am ganzen Leibe. Kaum konnte er ſich halten. Ich weiß nicht ... ſtotterte er.

Sie ſelber ſtehen in Gefahr, verhaftet zu werden, rief der Baron, wenn Sie nicht ſofort ſeinen Aufenthalt angeben.

Das Geſicht des Grafen fing an zu zucken. Er ſtand in einem entſetzlichen Kampfe.

Wollen Sie reden, rief der Baron, oder ...

Er iſt — er iſt — ſtammelte Edmund unzuſammenhängend, er iſt im Thurme, oben den Corridor rechts hinunter.

Man hole ihn! befahl der Baron.

Ein Diener begleitete einige Landreiter, dann herrſchte eine lange, ſchaurige Stille.

Endlich hörte man ein Ziſchen und Schreien aus dem Thurm herübertönen. Es war das verzweiflungsvolle Rufen eines ſich heftig wehrenden Mannes. Allmählich kam es näher. Die Landreiter ſtießen Irinyi in das Zimmer, der ſich wie ein Tiger im Kreiſe umſah.

Herr Graf, ſprach der Baron zu Edmund, wagt dieſer Menſch es, ſich Ihren Vater zu nennen?

Edmund glotzte und ſprach: Daß ich nicht wüßte.

Wie könnte auch der Sohn ſeinen Vater verrathen! fiel Herr von Eckartsberg mit Entrüſtung ein, indem er den Jäger ſcharf beobachtete.

Dieſe Bemerkung verfehlte ihre Wirkung nicht.

Was! rief der Jäger wuthſchnaubend, Edmund hat mich verrathen?

Der Graf hat Sie in die Hände der Gerechtigkeit geliefert, ſprach der Baron.

Dann hat der Sohn ſeinen Vater verrathen! tobte Irinyi. Schämſt du dich nicht, du Feigling? Leider, leider biſt du mein Sohn! Was hat der Schurke von mir geſagt?

Nichts anderes, als daß Sie ſich oben im Thurme befänden, ſprach der Baron.

Der Jäger ſtarrte ihn an. Er glaubte, es hätte ſich um andere Dinge gehandelt, er fürchtete, er wäre zu weit in ſeinem eigenen Geſtändniſſe gegangen.

Jetzt reden Sie, Herr Aſſeſſor Dietrich, ſprach der Baron.

Rudolf trat vor und nahm das Wort, indem er mit der Rechten auf Irinyi zeigte. Ich halte dieſen Mann für den Mörder des Oberförſters, denn ich habe ihn gleich nach der That verdächtigerweiſe mit Waffen den Wald durchſtreifen ſehen. Ferner habe ich ihn vor einigen Tagen durch Zufall hier auf der Galerie belauſcht. Er ſprach in dem Zimmer des Grafen, mit dem er als Sohn verhandelte, und erzählte demſelben die That gerade ſo, wie ſie geſchehen war. Ich konnte ſeine Geſtalt nicht erſchauen, aber ich bin bereit, zu ſchwören, daß es dieſelbe Stimme war, die ich jetzt höre. Ueberdies glaube ich, daß der Schuß, der den Förſter tödtete, aus einer Büchſe mit einem in Elfenbein eingelegten Kolben geſchehen iſt; denn ich habe denſelben Abend, wo der Mord vor ſich ging, in dem Park vor dem Schloſſe einen Mann an mir vorüberhuſchen ſehen, der ein ſolches Gewehr trug und der, wie es mir ſchien, dieſer Jäger war.

Auf allen Geſichtern lag eine tiefe Entrüſtung. Ueberall herrſchte Schweigen.

Jetzt trat der Richter vor und wies ein Stück braunes Tuch auf. Herr Graf! fragte er, iſt dieſes nicht das Tuch von der Livree Ihres Dieners?

Edmund erkannte das Tuch als ſolches an.

So iſt es wahrſcheinlich ein Diener Ihres Hauſes geweſen, der geſtern Abend eine Kugel auf Fräulein Hedwig Behling abſandte, ſprach der Richter. Ich erſuche Sie, die Kleider und die Büchſen des Jägers Irinyi holen zu laſſen, damit wir über die Perſon des Thäters ins Reine kommen. Geſchieht es nicht, ſo muß ich eine allgemeine Hausſuchung anſtellen.

Der Graf zögerte wieder. Der Richter mahnte aufs neue. Da entſandte Edmund einen Diener nach den verlangten Gegenſtänden.

Rabenſohn! rief nun Irinyi, du ſtößeſt alſo den eigenen Vater in den Tod.

Er wollte mit der Wuth eines Raubthiers auf Edmund eindringen. Nur der vereinigten Kraft der Landreiter und der Diener gelang es, den Raſenden zurückzuhalten. Es blieb nichts anderes übrig, als ihn zu feſſeln.

Da rief er mit unausſprechlichem Grimme aus: Nun wohl, ich will geſtehen. Ich bin der Mörder des Oberförſters und ich habe auch geſtern auf ſeine Tochter geſchoſſen. Und warum that ich es? Aus purer thieriſcher

Affenliebe! Dieſer Baron von Eckartsberg, deſſen Güter der entartete Edmund erben ſollte, beſtimmte ſeine Hinterlaſſenſchaft der Tochter des Oberförſters. Ich wollte ihm Gut und Geld retten, darum ſchoß ich auf das Mädchen, ja, ich ſchoß zweimal darauf, einmal traf ich den Oberförſter, geſtern Abend traf ich ſie ſelbſt.

Ihr Bildniß! rief der Baron.

Nun, deſto beſſer, tobte der Jäger, denn dieſer Feigling von Sohn verdient noch mehr den Galgen als ich ſelbſt.

Als er dieſe Worte geſprochen hatte, brachten die Diener die Büchſe und die Kleidung Irinyi's; die erſtere wurde von Rudolf anerkannt. Der Rock aber zeigte Spuren eines Kampfes, denn er war vielfach zerriſſen. Die Farbe ſtimmte genau. Bei der nähern Unterſuchung fand man, daß die Fetzen, die der Baron hatte ſammeln laſſen, in die einzelnen Löcher paßten.

Unter dieſen Umſtänden konnte kein Zweifel mehr obwalten. Der Richter ließ den Gefangenen abführen, der ſeinem Sohne noch einen fürchterlichen Fluch zuſchleuderte. Verderben! Galgen! Vernichtung! Tod! Brand über dich jämmerlichen Burſchen! rief er.

Als der Richter mit ſeinen Leuten und dem Verbrecher verſchwunden war, trat die Gräfin Leonie, auf deren Geſicht Entſetzen und Schmerz mit Hohn und Zorn gekämpft hatten, vor und ſprach: Ich bin ſchändlich betrogen worden! Daß ich mit einem Manne, der ſich einen falſchen Titel anmaßt und der überdies der Sohn eines Mörders iſt, nichts zu thun haben kann, bedarf nicht der Erklärung. Hoheit, ich ſtelle mich unter Ihren

Schutz und bitte, daß Sie mich von dieſem Orte fortbringen.

Der Prinz gab ihr den Arm und wollte ſie hinausbegleiten.

Euer Hoheit werden erlauben, hielt ihn jetzt der Baron von Eckartsberg feſt. Ich bringe Ihnen einen Brief des Gouverneurs, der eine eilige Erledigung nothwendig macht.

Der Prinz hielt ein, nahm, öffnete und las das Schreiben. Er entfärbte ſich; denn es wurde ihm bedeutet, daß der Landesherr ihn für einige Jahre in das Ausland verwies.

Wollen Sie mit nach Italien? fragte er die Gräfin mit einem bittern Lächeln.

Wohin Sie wünſchen! tönte die Antwort.

Man rüſte alles zur Fahrt! herrſchte er ſeinen Dienern zu. Wir reiſen noch dieſen Abend fort.

Alles ſtob auseinander. Keiner dachte an einen Abſchiedsgruß für Edmund, der mit dem Baron und Rudolf übrig blieb.

Jetzt noch ein Wort mit Ihnen, hob der Baron zu Edmund an. Es liegt am Tage, daß Sie kein echter Sproß des Hauſes Wildenau ſind. Schon deshalb iſt hier kein Bleibens für Sie. Aber noch mehr! Sie ſtehen in Gefahr, als Mitſchuldiger des Jägers Irinyi zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Ich rathe ihnen deshalb zur eiligen Flucht.

Herr Baron, rief jetzt der Graf, es geht Ihnen darum, mich zu verderben! Sie wollen mich aus meinem Beſitzthum treiben!

Junger Mann, ſprach der Baron, es handelt ſich darum, daß Ihnen ein Weg des Lebens und der Beſſerung übrig bleibt. Allerdings wünſche ich, daß der Familie ein ſchmählicher Proceß erſpart werde. Und ſo erkläre ich mich bereit, Ihnen eine Summe auszubezahlen, damit Sie ſich andern Pfaden zuwenden können. Auf Wildenau haben Sie kein Anrecht, denn Sie ſind kein Wildenau. Was Sie von Ihrer mütterlichen Familie zu hoffen haben, das müſſen Sie ſelbſt ermeſſen. Das Familiengeſetz beſtimmt dort, daß nur die echten Söhne erben und nicht die Baſtarde. Alſo beſchließen Sie, wollen Sie das Geld nehmen und fliehen?

Ich will es! rief Edmund zähneknirſchend.

Nun wohl, ſchloß der Baron. Sie haben Zeit, bis morgen hier zu weilen. Bewachen Sie unterdeß Ihre Mutter, für deren Unterkommen ich am frühen Morgen ſorgen werde. Zu gleicher Zeit ſende ich Ihnen eine Summe von fünftauſend Thalern, mit der Sie am beſten über dem Meere den Verſuch machen können, ob noch ein ordentlicher Menſch aus Ihnen wird.

Er ging mit Rudolf hinaus. Im Schloßhof war ein überaus lebendiges Leben, denn die Gäſte ſuchten das Weite, als ſei die Peſt ausgebrochen, und der Prinz und die Gräfin beſtiegen dieſelbe Carroſſe und fuhren von dannen. Der Baron und Rudolf flogen in ihrem Wagen nach dem Städtchen. Als ſie an dem Thurm vorbeikamen, entließ der Richter gerade den ſchwarzen Franz aus dem Kerker. Der ſchöne Burſche geberdete ſich wie ein Toller vor lauter Freude, daß er endlich wieder Gottes freie Luft athmete. Er begrüßte die Sterne, die Bäume, die Menſchen, die an ihm vorübergingen.

Der Baron, der ſeine Freude an dieſem unbändigen Naturkinde hatte, rief ihn heran und fragte ihn: Willſt du mein Jäger werden?

Von Herzen gern! tönte die Antwort.

So ſetze dich gleich hinten auf und gehe mit nach Eckartsberg, daß du dich ſtärkſt und erholſt, rief er freundlich.

Der Burſche gehorchte und that einen Schrei vor lauter Vergnügen.

So! ſcherzte der Baron. Jetzt ſind meine Forſten beſſer geſchützt als vorher.

Freilich! rief Franz, ich werde von dieſer Stunde an der größte Feind der Wilddiebe.

Nun ging die Fahrt nach Eckartsberg. In dem Wagen ſaßen trotz der ſchaurigen Ereigniſſe, welche vorhergegangen waren, lauter befriedigte Leute. Der Baron war äußerſt beruhigt, daß ſich die jahrelangen Familienwirren endlich größtentheils gelöſt hatten. Was ihm morgen noch übrig blieb, erſchien ihm als eine Kleinigkeit. Auch Rudolf empfand ein Gefühl kräftigen Behagens, denn er hatte ſeine erſten Thaten vollbracht. Wer weiß aber nicht, wie erhebend und ſtärkend ein ſolches Bewußtſein iſt? Und wie freute ſich erſt der ſchwarze Franz! Faſt hätte er laute Lieder geſungen, daß ſeine Unſchuld anerkannt war und daß um ihn her der liebe, tiefe, befreundete Wald rauſchte.

So kamen ſie aus den Bäumen auf das Feld, in deſſen Mitte das Landhaus des Barons lag. Die Herren im Wagen ſaßen in tiefe Geſpräche verſunken. Franz aber ſchaute ſich nach allen Seiten um.

Herrgott! rief er plötzlich, das Schloß Wildenau brennt!

Die Männer ſprangen auf und wandten den Blick nach hinten. In der That ſtieg über dem Walde eine dunkle Rauchſäule gegen den Himmel auf, aus welcher die lichterlohen Flammen emporwirbelten. Zu gleicher Zeit ertönten in dem Städtchen die Brandglocken. Aus ſeinen Gaſſen klang Schreien und Rufen in die dunkle Nacht.

Wende die Pferde! rief der Baron dem Kutſcher zu. So raſch wie möglich nach dem Schloſſe zurück!

Der Wagen kehrte und flog durch den Wald und das Städtchen. Dort war alles in der größten Aufregung. Die Bewohner liefen in hellen Scharen hinaus. Die Brandſpritzen raſſelten über das Pflaſter. Unheimliche Rufe ertönten. Zwiſchendurch dröhnte das Geheul der Glocken, die nun auch von den benachbarten Dörfern vielfache Antwort erhielten.

Je näher man kam, deſto entſetzlicher geſtaltete ſich der grauſig ſchöne Anblick des brennenden Schloſſes. Seine alten ſcharfen Formen ſtanden in lichter Glut. Rings die Baumgruppen waren ſo hell erleuchtet, daß man jedes Blättchen erkennen konnte. Das Waſſer in den Teichen gab die furchtbaren Bilder wieder.

Als der Baron in die Nähe kam, ſtellte er gleich Nachforſchungen an. Glücklicherweiſe war die Dienerſchaft des Schloſſes gerettet. Die armen Leute ſtanden zitternd und zagend auf dem Hofe. Nur die Gräfin Luciane und Edmund waren zurückgeblieben. Und in der That ſah man die Wahnſinnige in weißen Kleidern und aufgelöſtem Haare mit einer Fackel auf der Galerie herumtanzen, während ſie einmal über das andere mal ſchrie: Au, au, Feuer! Feuer! Hochzeit! Hochzeit! Wie ſchön das iſt! Feuer! Feuer!

In das Schloß wollte kein Menſch. Alles fürchtete ſich. Auch ein Verſuch, den der Baron mit Rudolf machte, mislang vollſtändig, denn als ſie durch die Thür getreten waren, fanden ſie überall ein wildes rothes Meer von Flammen. Man überlegte, ob man die Wahnſinnige nicht erreichen könne, indem man Leitern an die Galerie ſetzte. Das Waſſer, welches das Schloß umgab, war indeß hinderlich. Zuletzt gelang es durch ein mit großer Mühe im Waſſer angebrachtes Floß. Der kühne ſchwarze Franz ſtieg hinan. Aber Luciane ſchlug die Fackel dem Anſteigenden entgegen. Er konnte ohne Gefahr, ſelbſt in Brand zu gerathen, nicht heran. Endlich erloſch der Feuerbrand, den die Wahnſinnige hielt. Jetzt ſchöpfte man Hoffnung, ſie zu erreichen. Aber ſie ſprang, nochmals ihr wildes Au, au — ihr Feuer! rufend, in die brennenden Gluten des Gebäudes. Weiter ward ſie nicht mehr geſehen.

Kaum aber war ſie verſchwunden, als ein neuer ſchrecklicher Vorgang die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden in Anſpruch nahm. Oben in dem Thurme, wo Luciane in der Regel gehütet wurde und wo die Fenſter mit Bretern vernagelt waren, tönte ein lautes Klopfen und Hämmern. Der Verſchlag gab endlich nach und fiel krachend unten in den Weiher. In der Oeffnung aber erſchien Edmund, hülferufend, händeringend, ſchreiend und weinend. Sein Geſicht war kreideweiß, in ſein rothes Haar ſpielte der Schein des grellen Feuers ſo ſeltſam, als wären dort Flammen in den Flammen. Es war ein entſetzliches Bild. Doch wer konnte ihm in ſolcher Höhe Beiſtand leiſten? Er ſah ſelber ein, daß er im Schloſſe verbrennen würde, da erſtieg er die Brüſtung und ſprang hinunter. Es gab einen dumpfen Fall ins Waſſer. Er verſchwand und kam nicht wieder in die Höhe. Man eilte mit einem Kahn an die Stelle, aber der Körper war durch die Höhe des Sturzes und durch die eigene Schwere tief im Schlamme des Grabens verſenkt. Es war nicht möglich, ihn herauszuziehen.

Die Trümmer des Schloſſes, das nicht zu retten war, fielen allmählich Stück um Stück. Die Menge ſchaute, nachdem ſie manche vergeblichen Löſchverſuche angeſtellt hatte, müßig zu. Dem Baron und Rudolf war die Urſache des Brandes auf der Stelle klar geworden. Edmund hatte ſeine Mutter nicht gehörig bewacht, weil er nur an ſich und ſein Los dachte. Die Wahnſinnige war aus ihrem Zimmer geſchlichen, ſie hatte den Sohn eingeſchloſſen und dann ihrer Feuergier Folge geleiſtet. So war das Unglück gekommen, das ſie ſelber vernichtete und den Sohn gleichfalls, denn nach langen Bemühungen fiſchte man die Leiche deſſelben in der Dämmerung aus dem Schlamme des Weihers.

Erſt gegen Morgen entfernten ſich die Menſchen.

Als der Baron und Rudolf durch das Städtchen gingen, kam ihnen der Richter entgegen, um zu melden, daß Zrinyi ſich in der Nacht im Thurme aufgehängt hätte. Auch der Verbrecher todt! Es war ein fürchterliches Strafgericht ergangen.

Zwölftes Kapitel.

Trotz dieſen ſchauerlichen Vorgängen, welche in der ganzen Gegend Schrecken und Entſetzen verbreiteten, empfand niemand ein wahres Mitleiden. Ueberall ſagte man: Es iſt ihnen recht geſchehen, ſie hatten genug der Schmach auf ihre Häupter geladen, Gott verhängte die verdienten Strafen. Auch in dem Hauſe des Barons von Eckartsberg fing man an aufzuathmen, ſobald man nicht mehr unter dem unmittelbaren Einfluß der Ereigniſſe ſtand. Jeder hatte lange vorher das Gewitter, das in der Luft ſchwebte, empfunden. Jeder hatte ſich vor dem Augenblick gefürchtet, wo es losbrechen würde. Aber es war ja ein Wetter, das nicht vorüberziehen konnte, ohne ſich zu entladen. Und wer mußte nicht auf fürchterliche Zerſtörungen gefaßt ſein? Nun hatte es gedonnert und geblitzt, gezündet und gebrannt, zerſtört und vernichtet. Und das alles war mit raſender Schnelligkeit geſchehen. Dafür hatte ſich aber auch die Luft gereinigt und der Himmel erhellt, man durfte wieder auf ſonnige Tage hoffen, die in dumpfer Oede und Sorge ſo lange vermißt worden waren.

Die alte Gräfin und ihr Sohn, der Baron, fingen an friſch aufzuleben. Freilich war ihr Stammſchloß niedergebrannt, aber das Feuer, in welchem es unterging, hatte auch die ſchmachvollen Flecken von der Familie vertilgt. So ſah die alte würdige Frau denn doch noch ruhigen Tagen für das Ende ihres Lebens entgegen. Der treffliche Sohn pflegte ſie mit der ſorgfältigſten Freundlichkeit. Ueberdies trugen die Oberförſterin und Hedwig, die ſeit jenem verhängnißvollen Abend im Forſthauſe Eckartsberg nicht verlaſſen hatten, nicht wenig zur Erfriſchung und Erheiterung des Lebens in dem reizenden Landhauſe bei. Je mehr die Wunde über den Verluſt des Mannes und Vaters bei dieſen Frauen heilte, deſto mehr trat die innere Tüchtigkeit der wackern Frau und die liebenswürdige Munterkeit der ſchönen Hedwig hervor. Rudolf, der ſehr häufig vom Forſthauſe herüberkam, war allen ſtets, ein willkommener Gaſt. Mit dem Baron hatten ihn die letzten gemeinſamen Unternehmungen in der engſten Weiſe verbunden. Die Gräfin betrachtete ihn mit einem beſondern Wohlgefallen und zeigte ihm eine faſt mütterliche Zärtlichkeit. Die Oberförſterin wußte es ihm aber nie genug zu danken, daß er die Ehre ihres lieben Kindes ſo ſtark und männlich gerettet hatte.

Und Hedwig? Man ſah ſie oft am Fenſter ſtehen, wenn Rudolf kommen ſollte. Sie erröthete, wenn er unverhofft eintrat. Sie ſtrahlte auf, wenn er ſich recht lange und angelegentlich mit ihr unterhielt. Sie war ſtill und träumeriſch, wenn er ſich über die Zeit nicht blicken ließ. Aber Rudolf ließ ſich faſt öfter ſehen, als man es bei ſeinen Geſchäften erwarten konnte. Wäre er wol nur der drei alten Leute wegen ſo häufig gekommen? Hätte er ihnen ſeine langen Abende gewidmet? Wer möchte das glauben? Aber es wäre ja auch ein Wunder geweſen, wenn zwei junge Leute, die beide gut, hübſch, liebenswürdig und noch nicht anderwärts an Geiſt und Herz gefeſſelt und gebunden waren, ſich nicht angezogen hätten, nachdem der eine mit ſeinem Leben für die Ehre der andern eingetreten. Ja, das war ein mächtiges Band. Sie hatten beide zuſammen einen fürchterlichen Moment erlebt. Daraus mußte eine Leidenſchaft hervorſchießen. Und ſie war ſchon längſt hervorgeſchoſſen bei Rudolf, als er in Hedwig den Gegenſatz von Leonie ſah. Und bei Hedwig? Hatte ſie nicht in dem fürchterlichen Momente, wo ihre Ehre bedroht war, den Namen des jungen Mannes ausgerufen?

Trotzdem hatten ſie ſich kein Wort des Verſtändniſſes geſagt, obgleich ſie ſich oft genug abgeſondert von dem kleinen Kreiſe zuſammenfanden. Bald geſchah es in den Zimmern, bald im Garten, bald in Feld und Wald. Und da war kein Hüter, der ſie bewachte, kein Aufpaſſer, der ſie hinderte. Dennoch flüſterten ſie und ſahen ſich oft ſcheu um, als wäre es nicht recht, was ſie thaten. So iſt eben eine aufkeimende Liebe, die ſich noch nicht erklärt hat. Einſt ſaß ſie am Klavier und ſang. Er trat hinter ſie, ohne daß ſie es bemerkte, und lauſchte. Es war daſſelbe Lied, das ihn einſt ſo tief ergriffen hatte. Sie ſchloß:

Du fühlſt, die Jugendwunder ſind vergangen.

Das iſt ein recht falſches, nichtsnutziges Lied! rief er plötzlich aus, daß ſie zuſammenſchrak.

Sie ſprang erröthend auf und fragte: Warum?

Ei, weil dem echten Menſchen die Jugendwunder nie vergehen. Ich laſſe eine ſolche Stimmung für den Augenblick gelten, aber längere Zeit taugt das Verſenken nicht. Ja, wenn Sie wüßten, was Sie mit dieſem Liede angerichtet haben!

Und was iſt es? fragte das Mädchen.

Ich war auch ein Menſch voll Flauſen und eingebildeten Narreteien, erzählte nun Rudolf. Ich bildete mir in weicher Selbſtbeſpiegelung auch ein, daß die Jugendwunder vergangen wären. Da hörte ich Sie ſingen. Es war jenes Lied. Zuerſt verfiel ich noch tiefer in meine gefühlsſelige Duſelei, dann habe ich mich erhoben und bin erſt recht ein Mann geworden, und zwar durch Sie. Oder irre ich mich?

Sie ſind mein Retter, dem ich ewigen Dank widme, ſprach Hedwig, indem ſie ihm die Hand reichte.

Schenken Sie mir doch ſtatt des Dankes die Liebe, die Sie von mir längſt beſitzen! rief Rudolf. Er flammte auf. Unvorbereitet hatte er das rechte Wort getroffen.

Das ſchöne Mädchen ſenkte von Purpur übergoſſen den Blick. Sie ſchwiegen beide lange.

Hedwig! rief er plötzlich.

Sie ſah ihn tief, ſeelenvoll an. Dann ſtürzte eine Thräne aus ihren Augen.

Er hatte geſiegt, er riß ſie an ſich, drückte ſie ſtürmiſch an das Herz — ſie gaben ſich den erſten Kuß.

Nun wurde alles gut. Sie waren eins und fanden auch bald den Muth, zu der Mutter zu gehen, um ihr den jungen Bund mitzutheilen. Die kleine Geſellſchaft des Landhauſes trank im Garten den Thee. Sie zogen hinaus und konnten ſich noch nicht entſchließen, gerade auf die Laube hinzuwandeln. So wurde ein Umweg eingeſchlagen. Sie wollten die Geſellſchaft umgehen. Als ſie hinter der Laube waren, hörten ſie die Stimme des ſchwarzen Franz, der treuherzig an den Baron herantrat.

Was willſt du? fragte dieſer den Burſchen.

Nehmen Sie nicht ungütig, Herr Baron, ſprach der Jäger, aber denken Sie, wie ich eben aus dem Walde trete, da ſehe ich den Schäfer Bernhard in Verzückung ſtehen, und hinten im Felde geht der Herr Aſſeſſor Rudolf auf das Haus zu.

Rudolf und Hedwig zuckten zuſammen. Sie dachten an die unheimlichen Geſichte des Hirten. Auch die Gräfin und die Oberförſterin ſchienen durchaus nicht angenehm berührt.

Der Baron rief: Dummes Zeug! Ich will von all den ſchauerlichen Geſchichten und Ahnungen nichts wiſſen.

Aber, Herr Baron, rief Franz, es iſt gar nichts Schreckhaftes, ſondern was Luſtiges.

So rede! riefen die Frauen.

Freilich kann ich die Worte nicht wiederholen, ſagte jetzt der Burſche, denn der Bernhard ſprach accurat wie ein Paſtor, aber er redete ſo ungefähr, und zwar zu dem Aſſeſſor: Eile dich, eile dich, denn die Braut harret ſchon. Bald gibt es Kränze und Feſte und Lieder, und was er ſonſt noch für confuſes Zeug redete.

Wol kaum ſo confus wie du, lachte jetzt der Baron.

Die Damen ſtimmten in das Gelächter ein.

Da trat Rudolf mit Hedwig um die Hecke. Sie hatten Hand in Hand und glühten vor Scham, Luſt und Liebe.

Hier iſt das Brautpaar ſchon zuſammen, rief Franz ſo laut er konnte.

Endlich! rief der Baron. Ich hatte es viel früher erwartet.

Hedwig ſtürzte in die Arme ihrer Mutter. Auch die Gräfin küßte ſie. Der Baron umarmte den jungen Mann nicht anders, als wäre er ſein Sohn. Keiner war mit dem Ereigniß unzufrieden. Man brachte den Abend ſo vergnügt und munter wie möglich zu. Es war allen, als hätte es nicht anders kommen können. Bevor Rudolf nach Hauſe ging, forderte er ſich noch Schreibzeug, um ſeiner Mutter die Verlobung mitzutheilen. Wie wird ſie ſich freuen! Könnte ſie doch hier ſein! Der Baron ſagte, er müſſe doch morgen in die Hauptſtadt und wolle den Brief mitnehmen, um ihn von dort aus in Rudolf's Heimat zu ſenden.

Und ſo geſchah es. Herr von Eckartsberg reiſte ab und blieb länger aus, als man vermuthete. Das junge Brautpaar zählte die Tage ſeiner Abweſenheit nicht. Was ging ſie in ihrer jungen Seligkeit die Zeit an! Dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde. Als aber noch immer keine Antwort von der Mutter des jungen Mannes ankam, wurde er doch unruhig und ging mit dem Gedanken um, ſich Urlaub zu fordern und zu ihr hinzureiſen, zumal da er auch mit ihr die bevorſtehende Ueberſiedelung berathen wollte.

Da rollte eines Abends ein Wagen vor das Haus. Nicht lange nachher öffneten ſich die Thüren. Der Baron von Eckartsberg trat mit einer ältlichen Dame ein. Alle Blicke waren nach der Fremden gerichtet.

Meine Mutter! rief Rudolf.

Meine Tochter! weinte die Gräfin.

Meine Schweſter! bedeutete der Baron die Oberförſterin und ihre Tochter.

Es war eine ergreifende Scene. Rudolf's Mutter war jene geborene Gräfin von Wildenow, von der wir bereits wiſſen, daß ſie während ihrer damaligen Jugend die Bekanntſchaft des Oberförſters [illegible] gemacht hatte, mit dem ſie entfloh, weil ſie nie hoffen durfte, die Genehmigung der Aeltern zur Ehe zu erhalten. Ihr Mann war bis zum Forſtrath emporgeſtiegen, aber früh geſtorben. Sie hatte darauf mit der treueſten Hingebung die Erziehung ihres Sohnes geleitet, ihre adeliche Abkunft aber ſtets verheimlicht. Rudolf meinte ſogar, ſie hieße Wildenow. Jetzt konnte er ſich freilich jene Bilder erklären, welche er als Kind in dem verborgenen Schubfach geſehen hatte und die das Schloß ihrer Aeltern ſowie ſeine Großmutter darſtellten. Daß ſie alle Verbindungen mit ihrer Familie aufgegeben hatte, lag ſowol an dieſer wie an ihr und ihrem verſtorbenen Mann. Der Forſtrath wollte ſie nun einmal als bürgerliches Weib. Trotzdem hatte ſie eines Tages ſchriftlich ihren Vater, als dieſer noch lebte, um Verzeihung gebeten, aber von dem eingefleiſchten Adelichen keine Antwort erhalten. Endlich war ſie fern im Oſten des Landes wohnend ganz außer Verbindung mit den Ihrigen gekommen.

An den jetzt völlig veränderten Verhältniſſen aber war der Baron ſchuld. Das Leben hatte ihn geſchult. Er war nicht allein ein adelicher Mann, ſondern auch ein edler Menſch. Als er mit reifen Erfahrungen und einem freundlichen Herzen aus der Fremde kam, hatte er die ohnehin zur Milde geſtimmte Mutter bald ganz zu Gunſten der verlorenen Tochter gewonnen. Ihr Aufenthalt war durch ſeine vielfachen Verbindungen bald ermittelt. Er hörte von ihrer Treue, Bravheit, Einfachheit. Er vernahm von ihrem trefflichen Sohne. Auf ſeine Verwendung bei der Regierung kam Rudolf in die Gegend, wo er ſich zu ſeiner Freude in harten Geſchicken zum fertigen Mann bildete. So war alſo noch mehr Grund dazu vorhanden, ihn zu fördern und zu unterſtützen. Die Dinge hatten ſich denn endlich geſtaltet, wie wir ſie kennen. Es fehlte nur noch die Mutter. Die alte Gräfin weinte Freudenthränen, daß ſie die Tochter wiederſah. Sie ſchloß den braven Enkel an das Herz. Sie koſte und herzte ſeine liebliche Braut.

Und der Baron hatte ſo recht ſeine Freude an der neuen Geſtaltung der Verhältniſſe. Wie vergnügt plauderte er mit der Mutter, der Schweſter, dem Neffen! Aber nicht minder vergnügt war er mit Hedwig. Und hier bleibt uns noch ein Räthſel zu löſen. Die Mutter des Mädchens, das er wie eine Tochter hielt, war die Geliebte ſeiner Jugend geweſen, die er nicht heimführen konnte, weil ſie ſchon verlobt war, als ſie ſein Herz entflammte, und weil ſie trotz des Intereſſes, das ſie für den jungen Mann fühlte, das gegebene Wort heilig hielt. Er verließ darauf das Land. Der Zufall wollte, daß er die Jugendgeliebte als wackere Frau im Forſthauſe wiederfand. So entſpann ſich eine treue, echte Freundſchaft.

Als die Trauerzeit für die Oberförſterin und Hedwig vorüber war, führte Rudolf ſeine Braut vor den Altar. Ob an dieſem Tage das Glück auf dem Hauſe lag? Wer zweifelt daran! Der Baron aber legte eine Urkunde in die Hände der jungen Gatten, in denen er ſie als die Erben von Eckartsberg bezeichnete.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vier Burgen.

Zweiter Band.

Vier Burgen.

Deutſche Adelsgeſchichten

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

OTHECA
A.
ENSIS.

Inhalt.

Seite

III. Burg Rodeck. 1857. 1

IV. Vogtei Bohlenhauſen. 1859. 175

III.

Burg Rodeck.

Erſtes Kapitel.

Wer kennt nicht jene eigenthümliche Stille, welcher wir in allen ländlichen Beſitzungen begegnen, wenn der September mit ſeinen klaren Tagen über die Erde geht? Das fröhliche Getümmel der Erntezeit iſt vorüber. Man ſieht nicht mehr Wagen auf Wagen mit hoch aufgeladenen Garben und umgeben von den gebräunten Schnittern und heißen Schnitterinnen den Gebäuden zuziehen. Die Schätze der Felder befinden ſich in den hochgegiebelten Scheunen, deren Thore verſchloſſen ſind. Statt des fröhlichen Hin- und Herwanderns gewahrt man nur die Knechte mit den Pflügen früh morgens und nach Tiſche in die Felder gehen, um erſt beim Geläut der Mittags- und Abendglocke zum heimatlichen Dache zurückzukehren. Die Mägde ziehen vereinzelt hinaus, um das Futter einzuholen. Auf dem Hofe aber wäre faſt alles Leben erſtorben, hörte man nicht hin und wieder aus den Ställen das Gebrüll der Kühe und auf dem Miſthaufen das Klucken der Hühner und das Gackern der Enten, und ließe ſich die Haus- und

Küchenmagd nicht mitunter mit Geſchirren vor der Hofthür ſehen.

So war es auch an dieſem Nachmittage auf dem Dellenhofe. Von der harten Bank in der Geſindeſtube erhob ſich, als die Uhr zwei ſchlug, der Meiſterknecht Thomas, der dort ſeine Einuhr, wie man den einſtündigen Nachmittagsſchlaf auf dem Lande nennt, gehalten hatte. Er rieb ſich ſitzend die verſchlafenen Augen, erhob ſich mit einem kurzen Schütteln und reckte dann mit einem letzten Gähnen die Arme weit in die Luft. Und dann war er ein wacher Mann, der ſeine Glieder und Sinne wieder vollkommen zurecht hatte. Er trat mit ſichern Schritten durch das breite, verrußte Vorhaus, deſſen hintere Ausbuchtung zugleich als Küche diente, ging an der ſpülenden Magd vorüber und ſtand bald auf der kleinen Treppe, von welcher er den ganzen Hof mit ſeinen umgebenden Ställen und Scheunen überſehen konnte. Dort fand er ſchon alles zum Aufbruch in die Felder bereit. Die Knechte hatten die Pferde angeſchirrt und die Mägde ſtanden mit ihren Sicheln und Krauttüchern umher. Er gab kurz und ſicher ſeine Anordnungen kund, denn er war ein beſtimmter und treuer Hüter des Hauſes, der ſcharf und entſchieden auf Regel und Ordnung ſah. Dem einen ſchärfte er ein, er möge die Furchen in gerader Linie ziehen; dem andern, er ſolle die Steine aus dem Felde auf den anſchießenden Weg werfen; die Mägde aber gemahnte er, daß ſie den Klee recht nahe an der Wurzel ſchneiden ſollten. So verließen die Leute den Hof hier- und dorthin in die Weite wandernd. Als aber die vorige Stille zurückgekehrt war, ging er in den Schuppen und holte ſich dort eine Axt, die er, obgleich er ſie ſcharf genug fand, noch einige Minuten an einem Stein wetzte.

Dann ſchritt er in das Haus zurück und trat vor die vordere Hausthür, wo er den Weg hinab- und hinaufſah, der ſich zwiſchen Hecken und Obſtbäumen als Hauptverbindungsſtraße durch das Thal zog. Man konnte in all ſeinen Bewegungen die Ungeduld des Wartens erblicken; denn bald ſtand er, die Axt auf den Boden geſtemmt, auf der erhöhten Schwelle des breitgeſtreckten Hauſes; bald ging er, das Inſtrument über der Schulter, durch den kleinen Garten, der die Wohnung von der Straße trennte, und betrachtete die Stockroſen und Aſtern, welche in bunter Fülle auf den mit Buchsbaum eingefaßten Beeten wucherten, oder auch die feinen Aepfel und Birnen, die an den Obſtbäumen reiſten. Hin und wieder riß er zugleich ein Unkraut aus dem Boden oder vernichtete eine Raupe. Ueberhaupt vergaß er über ſeiner innern Unruhe nicht die Ordnung allerwärts, wo es ihm nöthig ſchien, herzuſtellen. Der Meiſterknecht ſchien eben einen inſtinctiven Sinn für Regel und Maß zu haben, den auch die Gedanken, mit denen ſeine Seele beſchäftigt war, nicht zu verſcheuchen vermochten.

Endlich klatſchte in der Ferne eine Peitſche, man hörte das Rollen eines kleinen Fuhrwerks und den ſchwerfälligen Trab eines Pferdes auf dem harten Kiesweg durch die Bäume erſchallen. Thomas nahm ſeinen Stand auf der Schwelle und reckte den Hals in die

Höhe. So gewahrte er denn, was er gewahren wollte. Ein kleiner ländlicher Einſpänner, der auf zwei Rädern ging und bei jedem Schritte des Gauls auf- und abrüttelte, ließ ſich alsbald ſehen und hielt vor der Hecke an dem Gitterthor. Zwei Männer ſaßen im Grunde des Gefährs. Der alte, dicke, behagliche Mann mit dem runden, wohlgenährten Geſicht und der ungeſchlachten Figur, die ſich nur langſam aus dem Spritzleder entwickelte, war der Dellenbauer Lücker, der Beſitzer des Hofes. In dem andern, einem jungen Manne in ländlicher Tracht, der hurtig an der andern Seite herabſprang und dem Alten in auffallender Weiſe glich, lernen wir deſſen älteſten Sohn Jakob kennen.

Der Meiſterknecht näherte ſich den Ankommenden, ohne große Eile zu verrathen. Auch ſchien er nicht geneigt, ſich dienſtfertig zu erzeigen, was indeß unter ähnlichen Umſtänden bei den Bauern, wo jeder ſeine eigene Arbeit hat, nicht Sitte iſt. Ueberdies bedurfte der ruhige Gaul keines Wächters, denn er ſtand feſt wie eine Mauer und folgte erſt auf die Mahnung des Dellenbauers ungeführt den drei Männern durch den ſeitwärts gelegenen Thorweg in den Hof, wo ſie ſich gleichmäßig bemühten, Pferd und Wagen auseinander zu ſchirren und in Stall und Schuppen zu bringen. Während dieſer Arbeit fehlte es aber auch nicht an den gegenſeitigen Mittheilungen.

Nun, wie ſteht es denn mit der Linde am Waſſer? war die erſte Frage des Meiſterknechts.

Du willſt wol ſchon mit deiner Axt an den alten Baum? antwortete der alte Lücker.

So oder ſo! erwiderte Thomas, ich habe mir das Eiſen geſchliffen.

Sachte, ſachte, meinte der Hofherr, mach' keine tollen Streiche. Wir müſſen uns dem Geſetze fügen.

Und das Geſetz iſt für uns, rief jetzt Jakob. Laß dich nicht irren, Thomas. Das Gericht hat ſich zu Gunſten der Mühle ausgeſprochen.

Nun Junge, das freut mich, rief der Knecht. Wie hat es denn zugegangen?

Wir danken den guten Spruch hauptſächlich dem Advocaten, ſprach Jakob. Das iſt ein Mann, der hat Grütze im Kopfe und Haare auf den Zähnen. Er hat es ſonnenklar aus alten Urkunden bewieſen und durch eine Karte, die er ſich vom Feldmeſſer machen ließ, dargethan, daß der Streifen oberhalb des Mühlengrabens vom Wege bis an den Ort, wo die Schanzenbrücke über den Fluß führt, zur Mühle gehörte. Dabei hat er ſich beſonders darauf geſteift, daß dieſer Weg, der dann das Thal entlang führt, ſeit uralten Zeiten der Waſſerweg heißt. Alles Land aber von dieſem Waſſerwege an gehört zu dem älterlichen Gute meiner Braut. Sein Gegner, der Advocat des Rodeckers, wollte zwar nach wie vor behaupten, der Fluß ſelbſt ſei der Waſſerweg. Aber er iſt durchgefallen und das Gericht hat uns die langjährige ärgerliche Sache gewinnen laſſen. Kurz und gut, der Rodecker hat den Proceß verloren. Die Linde gehört uns.

Thomas rieb ſich die Hände, ergriff die Axt wie zum Hauen und rief mit bedeutſamem Blick: Gut, dann liegt ſie bald an der Erde.

Sachte, ſachte! ſprach der Dellenbauer aufs neue.

Und der Landrath, fuhr Jakob hinein, hat auch ſein Gutachten vor Gericht abgegeben. Wir hatten ihn als Schutzzeugen laden laſſen. Da meinte er denn, der Baum ſei, wie er ſich durch den Augenſchein belehrt habe, ſo morſch und alt, daß ihn der erſte beſte Sturm umwehen könne. Geſchehe dies aber vor dem kommenden Winter und füge es der Zufall, daß er in den Fluß falle, ſo werde er durch ſein breites Gezweig der Holzflößerei, die jetzt bald beginne, nicht allein Hinderniſſe, ſondern auch Gefahren in den Weg legen. Ueberdies werde er den Strom des Waſſers auf die andere Seite wenden, wodurch der Eingang in den Mühlgraben leicht verſanden könne und alſo den Beſitzern der Mühle großer Schaden erwachſen müßte. Er wolle deshalb auch an die Regierung berichten, daß die Fällung der Linde nothwendig ſei.

Gottlob! rief der Meiſterknecht, es iſt doch noch Recht und Ehrlichkeit auf der Erde. Was denkſt du, Jakob, wenn ich dem Baum noch heute den Garaus machte?

Meinetwegen magſt du's thun, ſprach der Gefragte.

Ich rathe dir aber, es zu laſſen, meinte der alte Bauer bedenklich. Das Gericht hat zwar für die Müllersleute geſprochen, aber das Urtheil iſt noch nicht in ihren Händen. Der Rodecker mit ſeinem Förſter —

Hol' der Teufel den einäugigen Schurken! fiel Thomas dazwiſchen.

Sind böſe Gegner, fuhr der Dellenbauer fort. Drum iſt meine Anſicht, daß Ihr kein Haar von der geſetzmäßigen Form abgeht. Das merkt Euch!

Mit Euern ewigen Bedenklichkeiten! murrte jetzt Thomas. Das Recht iſt auf ſeiten der Mühle. Ueberdies hat der Landrath dargethan, daß der Zuſtand des Baumes gemeingefährlich ſei. Was iſt da noch zu überlegen? Liegt der Baum im Waſſer, dann haben wir die Beſcherung. Wer weiß, ob das Waſſer nicht ſchon in den nächſten Tagen ſteigt, wo alsdann die Flößerei beginnt, denn Holz iſt genug da oben in den Bergen gefällt. Und denkt doch auch daran, daß der Mühle, an welcher Euer Sohn als künftiger Erbe ſein Theil hat, beträchtlicher Abbruch geſchehen kann! Ein paar Dutzend tüchtige Hiebe mit meiner Axt, und die Linde liegt, wo ſie liegen muß, und ohne daß ſie irgendeinem Menſchen Schaden thut.

Eile mit Weile! verwies der Hofherr.

Das Sprichwort paßt hier nicht, erzürnte ſich der Meiſterknecht. Hier heißt es: Geſchwind, eh' die Katz' ein Ei legt!

Ich ſollte auch meinen, ſprach jetzt Jakob, wie die Sachen ſtehen, ſollten wir raſch vorgehen und uns ſelbſt helfen.

Selbſthülfe taugt nichts bei ſolchen Gegnern, mahnte der Dellenbauer aufs neue.

Nun, Meiſter, rief jetzt Thomas, den das Geſpräch mehr und mehr erhitzte, ich will's Euch nur geſtehen. Als Ihr geſtern Abend nach der Kreisſtadt gefahren waret, bin ich im Mondſchein hinausgegangen und habe die ganze Nacht an der Linde gearbeitet, trotzdem daß mir der Baum und die Stelle ſo unheimlich ſind. — Er ſagte dies mit düſterm Ausdruck in Geſicht und Stimme. Dann fuhr er fort: Und es iſt mir auch gelungen. Ich habe die friſchen Hiebe mit Grund und Moos bedeckt und verwiſcht. Fällt meine Axt noch zehnmal in die wunde Stelle, ſo liegt der Baum wohlgerichtet den Fluß entlang. Er ſoll und muß nun einmal fallen. Ihr wißt, warum?

Thomas, fuhr jetzt Lücker auf, es ſcheint, du verfällſt wieder in die tollen Streiche deiner wilden Jugend.

Gethan iſt nun gethan, rief jener. Ich kann es nicht ungeſchehen machen. Heute aber kommt der Wind aus Norden. Hebt er ſich zum Sturm, ſo liegt morgen die Linde im Fluß, deshalb muß und ſoll ſie noch dieſen Abend längs dem Ufer hinſtürzen.

Und ich waſche meine Hände in Unſchuld, fügte der Dellenbauer hinzu.

Was kommt, kommt auf mich, ſchloß Thomas, indem er die Axt mit einer kühnen, entſchiedenen Geberde durch die Luft ſauſen ließ.

Unterdeß war das Gefähr zum Schuppen und das Pferd zum Stalle gebracht.

Ich gehe nach der Mühle, ſagte jetzt Jakob, um meiner künftigen Schwiegermutter Nachrichten zu bringen.

Und um zu Marianne, deiner Braut, zu kommen, fügte der Knecht hinzu. Du kannſt dir wegen der Tändelei den Weg ſparen. Dein Mädchen iſt unten auf der Wieſe bei Cilli. Sie ſind noch am Waſchen und Bleichen. Und rathet einmal, wer noch mehr dort iſt?

Nun, wer iſt's? fragten die beiden.

Der Student iſt dieſen Morgen gekommen, ſprach Thomas.

Heinrich? rief der Dellenbauer erſtaunt.

Niemand anders als Heinrich, ſchloß der Knecht.

Gut, ich gehe den Bruder begrüßen, rief Jakob, ſchritt aus dem Hofe und wandte ſich zwiſchen den Hecken und Obſtgärten dem Fluſſe zu.

Der Hofbauer trat in das Haus, um ſich an Speiſe und Trank zu ſtärken. Der Knecht folgte und ſtattete ihm Bericht über die Wirthſchaft ab, während der Alte ſich das ländliche Mahl ſchmecken ließ und mitunter zum Fenſter hinausblickte und nach Heinrich fragte. Dieſer Heinrich war nämlich ſein zweiter Sohn, der ſich den Studien gewidmet hatte und von der Univerſität in die Ferien gekommen war.

Als er das Mahl beendet hatte, rief er: Der Junge muß doch jetzt durch Jakob wiſſen, daß ich daheim bin, dennoch kommt er nicht. So bleibt mir nichts übrig, als daß ich ihn aufſuche.

Damit brach er auf. Thomas griff aufs neue nach der Axt, die er in eine Ecke geſtellt hatte, und begleitete ihn. Sie verließen das Haus, gingen eine Strecke den Weg entlang, auf dem das Gefähr angekommen war, und bogen dann in einen Fußpfad, der längs einem kleinen, mit Erlenbüſchen umgebenen Bache, welcher am Hofe vorbei thalwärts rieſelte, in die Wieſen führte. Es war ein überaus anmuthiger Gang. Der Boden dehnte ſich in friſcheſtem Grün. Allerwärts gewahrte man kleine Rinnen, durch welche das Waſſer des Baches klar und hell dem Fluſſe zulief, indem es zugleich dem Boden Feuchtigkeit genug gab, um ſtets einen friſchen Graswuchs zu befördern. Und ſo verſprach auch dieſer Herbſt wieder eine reichliche zweite Heuernte. Was aber dieſen Wieſen noch einen beſondern Reiz verlieh, das waren die üppigen Apfelbäume, welche in weiten Reihen durch das ganze Revier ſtanden und voll von goldenen und rothen Früchten hingen. Das Sonnenlicht ſtreifte dabei ſo glänzend über die lieblichen Wieſengründe, daß das Bild überaus freundlich und lachend vor den Augen lag. Gleichwol ging der Dellenbauer in Gedanken verſenkt des Wegs dahin. Es war, als hätte er ſeine abſonderlichen Gedanken.

Thomas, der auf dem engen Pfade hinter ihm herſchritt, brach endlich das Schweigen. Meiſter, ſprach er, ich glaube, es drückt Euch das Herz, daß der Student nicht gleich gekommen iſt, um Euch zu begrüßen.

Allerdings iſt mir's nicht angenehm, erwiderte der Bauer. Die Kinder ſollt' es immer am meiſten zu den Aeltern hinziehen.

Und ihn zieht es immer am meiſten zu der Schweſter Cilli, ſagte der Knecht.

Allerdings, ſprach der Vater, indem er bedenklich die Stirn runzelte.

Nehmt mir's nicht übel, begann dann der Knecht wieder nach einigem Schweigen, aber ich meine, der Junge hat kein Blut zum Geiſtlichen. Er iſt zu lebendig für den Altar und die Kanzel.

Seine ſelige Mutter, deren Ebenbild er iſt, hat ihn dafür beſtimmt, meinte der Alte.

Und Ihr laßt es dabei, ſprach der Knecht.

Er hat ihr auf ihrem Todesbett das Verſprechen gegeben, lautete die Antwort. Was mich angeht, ſo kann er auch das Lehrfach ergreifen, zu dem er ebenſo gut Studien macht wie für die Gottesgelahrtheit.

Und ich ſage Euch, fuhr jetzt der Knecht heftiger heraus, ein Falk thut kein gut im Taubenſchlag! Der Student iſt nicht wie Ihr und Jakob. Er hat keinen Tropfen ruhig Blut. In ihm gärt und kocht es wie in ſeiner Mutter, Gott habe ſie ſelig. Es iſt mir unbegreiflich, wie die Frau ihm ſolch ein Gelöbniß, das ganz gegen die Natur iſt, abverlangen konnte.

Nun, nun, beruhigte ihn der Bauer, es gibt auch heftige Geiſtliche. Haben wir nicht oft in alten Büchern geleſen, daß die Diener des Herrn nicht allein das Meßbuch, ſondern auch das Schwert zu handhaben verſtanden?

Das will ich ja auch nicht leugnen, rief Thomas. Wär's blos das Schwert? Aber habt Ihr denn keine Augen, Meiſter? Seht Ihr nicht, wie es ihn zu den Weibern hinzieht?

Zu den Weibern? fragte der Bauer erſchrocken.

Ja wohl, zu Cilli, bekräftigte der Knecht.

Cilli iſt ſeine Schweſter, erwiderte der Alte in unbeſtimmtem Tone.

Schweſter hin, Schweſter her, ſagte der andere. Glaubt mir, ich kenne die Menſchen auch. Ihr hättet nur einmal ſehen ſollen, wie er nach den Wieſen ſtürmte, wohin ich ihn begleitete, als er vor Tiſch eintrat, wie er das Mädchen an ſich drückte, wie er es herzte und koſte. Nach Euch hat er gar nicht gefragt, als er zur Mahlzeit kam, und uns hat er mit keinem Blicke angeſehen. Nur für ſie ſchien er Augen und Worte zu haben. Er ließ ihre Hand nicht aus der ſeinigen. Was half's, daß ich ihm ſagte, Ihr würdet nach Tiſch zu Hauſe ſein. Es war ihm nur darum zu thun, mit dem Mädchen wieder fortzukommen. Sie mußte aufs neue an die Wäſche da unten, und ſo gingen ſie Hand in Hand von dannen. Was verbirgt ſich aber unter all dieſem Gebaren, als der Drang zum Weibe? An andern kann er's nicht auslaſſen, ſo thut er ſchön mit der Schweſter.

Der Alte wurde bei dieſen Reden unruhig. Ich werde ihn nicht hindern, ſagte er, ein anderes Fach zu ergreifen.

Und ich rath' Euch, ſprach der Knecht, ihn zu einem andern Fach zu drängen. Sonſt thut's nicht gut.

Sie ſchwiegen wieder eine ganze Weile.

Dann fing Thomas aufs neue an zu plaudern: Freilich, meinte er, das Mädchen iſt ein ganz abſonderliches Geſchöpf. Wem hat ſie es nicht angethan? Mir altem Kerl iſt es auch immer ganz wunderlich, ſobald ich das Kind erblicke. Wo hat es jemals ein muntereres und doch melancholiſcheres Ding gegeben? Jetzt hüpft und ſpringt und ſingt ſie wie ein Waldvogel; dann ſitzt ſie ſtill und traurig und in ſich gekehrt wie eine Eule, als ſchaute ſie mit ihren Augen nicht hinaus in die Welt, ſondern in die eigene Seele, und als wären dort dunkle, ſchwarze Abgründe. Und was hat ſie doch ein gutes, menſchenfreundliches Herz!

Wenn die ganze Welt ihr zugehörte, ich glaube, ſie gäbe es dem erſten beſten, und ſich ſelber obendrein. Ja, es iſt ein gefährlich Ding. Mich hat ſie nun ganz und gar verhext. Mein Gott, Meiſter, habt Ihr es Euch denn nie klar gemacht, was die Cilli für Augen hat? Freilich, Ihr ſeid der Vater, und ein Vater hat dafür kein Verſtändniß. Aber wie ſeid Ihr denn, um Gottes willen, an das Mädchen gekommen? Soll ich Euch die Wahrheit ſagen? Die Leute in der ganzen Umgegend glauben nicht, daß ſie Euere Tochter iſt. Ich habe ſie ſchon oft munkeln gehört, daß die Elfen dies Kind eingetauſcht haben. Das rechte Mädchen, heißt es, ſei Euch von ihnen geſtohlen worden, und ſie hätten Euch ein Weſen aus ihrem Geſchlecht ins Haus gebracht. Seltſam iſt's ſicherlich, denn Cilli gleicht gar nicht in Euere Familie. Ihr und Jakob, Ihr ſeid breite, ſtämmige Geſtalten, Euere Frau und der Student ſind hager. Und allzuſammen habt Ihr blonde Haare und blaue Augen. Aber die Cilli —

Still! ſagte der Hofbauer, der immer unruhiger zu werden ſchien.

Sie nahten einem Stege, der über den Bach führte; durch die Hecken ſah man auf dem Raſen eine Menge weißer Wäſche ausgelegt. Weiterhin dehnte ſich das ſteinige Bett des Fluſſes, über deſſen Brücke eben Jakob mit Marianne der tiefer unten im Thale liegenden Mühle zuſchritt. Ganz in der Nähe aber ſtand Heinrich mit Cilli, und neben dem Mädchen lag Caro, der große, ſchwarze Hofhund, am Boden. Der

Hofbauer winkte dem Knecht nochmals, ruhig zu ſein, und ſchlich an der Hecke hin, um ſich eine Lücke zum Spähen aufzuſuchen. Als der paſſende Platz gefunden war, ſtanden die beiden Männer ſtill und waren lange an die Stelle gebannt.

Zweites Kapitel.

Auf dem Lande iſt es Brauch und Sitte, daß ſich die Frauen der Höfe ſelbſt um die Wäſche, die bei wohlhabenden Familien gewöhnlich nur im Frühjahr und im Herbſt vorkommt, bemühen. In der alten Zeit haben ſogar Königstöchter dies Geſchäft nicht verſchmäht, wie wir es aus den herrlichen Geſängen des Vater Homer wiſſen, in welchen der göttliche Dulder Odyſſeus von der anmuthigen Nauſikaa gefunden wurde, als ſie das Leinenzeug der väterlichen Burg in Ordnung brachte. Auch in Shakſpeare's „Die luſtigen Weiber von Windſor" finden wir den Beweis, daß die Damen des luſtigen alten England es nicht unter ihrer Würde hielten, ſich in eigener Perſon um dieſe wirthſchaftlichen Angelegenheiten zu bekümmern. Sollte alſo eine deutſche Bäuerin ſich ſchämen, das Geſchäft der Wäſche zu übernehmen? Früher hatte die Frau des Dellenbauers dieſe Arbeit mit gerechtem Stolze überwacht, denn ſie war ſich bewußt, daß nicht leicht eine Nachbarin auf weite Stunden in der Umgegend eine ähnliche Fülle von ſelbſtgeſponnenem Linnen aufweiſen konnte. Sie hatte ſtets mit freudigem Geiſte vor der großen Fläche geſtanden, welche ihr Weißzeug auf der grünen Wieſe einnahm. Seit ſie aber vor einigen Jahren geſtorben war, beſorgte Cilli dieſe Angelegenheit, welche ſie freilich weniger wegen des vorhandenen Reichthums wie wegen des beweglichen und fröhlichen Lebens in den üppigen Wieſen und unter Gottes herrlichem, reinem Himmel liebte. Die eigentliche Wäſche war nun ſchon an den vorigen Tagen mit Hülfe der Mägde und anderer helfender Frauen aus dem nahen Dorfe vor ſich gegangen. Gegenwärtig handelte es ſich mehr um die Hut derſelben, welche am Tage meiſtens von Cilli, des Nachts aber durch die Knechte des Hofes abgehalten wurde.

Heute nun hatte das Mädchen einen ganz beſonders vergnüglichen Tag gehabt. Am Morgen war der Bruder, früher als ſie ihn auf dem Hofe erwarteten, angekommen und gleich hinaus zur Schweſter gegangen, um ihr Geſellſchaft zu leiſten. Da fehlte es denn nicht an Stoff zur Unterhaltung. Der Student berichtete ihr von der Univerſitätsſtadt, von ſeinem Leben, von ſeinen Studien, und ſie gab ihm dafür die Neuigkeiten aus der nahen und weiten Heimat. Für den Nachmittag hatte die Marianne aus der Mühle, die Verlobte des Bruders Jakob, ihren Beſuch zugeſagt, wie es denn Sitte iſt, daß die Kinder des Landes ſich bei ſolchen Gelegenheiten zueinander finden, um die einſamen Stunden zu verplaudern. Freilich war ihre Anweſenheit heute nicht ſo nöthig, denn der Student hatte auch nach Tiſche wieder die Schweſter hinausbegleitet.

Aber da ſie einmal mit ihrer Handarbeit gekommen war, ſo ſaßen ſie lange zuſammen im grünen Gras und vertrieben ſich die Zeit, während der Student hin- und herſtreifte, um Blumen zu pflücken. Endlich kam auch noch Jakob in die Wieſe, um ſeine Braut aufzuſuchen. Da hatte denn das Zuſammenſein keinen langen Beſtand mehr. Der Bräutigam zog es vor, mit der Braut allein zu ſein, und entführte Mariannen, um ſich mit ihr über die Brücke der Mühle zuzuwenden, nachdem die Brüder ſich vorher noch die Hände geſchüttelt hatten. Das Brautpaar war ſchon eine Weile fort, als der alte Dellenbauer mit Thomas ſich auf die Lauer ſtellte.

Heinrich ließ nunmehr von ſeinem unſteten Herumtreiben ab. Als ſein Bruder mit Mariannen ihm aus dem nächſten Geſichtskreiſe geſchwunden war, eilte er nur noch einmal an die nahe Hecke und holte aus dem dichten Grün einen prächtigen Kranz, den er aus allerlei Blumen, wie ſie auf der Wieſe und in den feuchten Niederungen des Flußbettes wuchſen, geflochten hatte. Das Gewinde war ein wahres Prachtwerk, dem man ſeinen ſchlichten Urſprung nicht anſah. Mit dem Kranze nahte er der Schweſter. Und da ſah man denn, daß er ein Jüngling von ſeltener, eigenthümlicher Schönheit war. Seine Geſtalt erſchien hoch und ſchlank und dabei überaus geſchmeidig und frei in den Bewegungen. Wenn ſeine Züge auch keine vollkommene Regelmäßigkeit zeigten, ſo mußten ſie doch entſchieden intereſſant genannt werden. Die Stirn war hoch und die Naſe gebogen. Der hauptſächliche Reiz ſeiner Mienen aber lag in den klaren, blauen und ſchwärmeriſchen Augen und dem blühenden Munde. Das ganze Geſicht erſchien dabei von dichten und langen blonden Haaren eingerahmt. Die ländliche Abſtammung des jungen Mannes verrieth nichts in ſeinem ganzen Auftreten. Er war eine durchaus poetiſche Erſcheinung.

Sieh, was ich dir bringe, Cilli, rief er mit leuchtenden Augen. Der Kranz iſt für dich. Zugleich wollte er dem ſitzenden Mädchen das Gewinde auf das Haupt fügen.

Aber ſie ſprang auf und entfloh, indem ſie rief: Laß doch den Unſinn! Kränze mögen für die Damen der Stadt paſſen, aber ſie ſind nicht für die Mädchen vom Lande. Soll ich mich von den Leuten auslachen laſſen?

Indeß, er lief ihr nach und bat und flehte, ſie möge ſich mit den Blumen ſchmücken. Es war ein anmuthiges Bild, wie ſie immer wieder entſchlüpfte und ſich hinter den Apfelbäumen barg, und wie er ihr mit fliegendem Haar nachſtürmte, um ſie zu erhaſchen. Beiden rötheten ſich die Wangen während des zierlichen Spiels. Endlich ſchien das Mädchen zu ermüden. Und ſo gab ſie denn halb gezwungen ſeinen Ueberredungskünſten nach. Glaube mir, rief der junge Mann zum Schluß, keine Königin iſt würdiger, dieſen Kranz zu tragen.

Damit hatte er ſeinen Zweck erreicht. Er ſtand voll ſtrahlenden Entzückens vor der reizenden Schweſter und betrachtete ſie, wie man eine Geliebte betrachtet. Aber ſie verdiente auch dieſe Bewunderung, denn ſie war ein wunderſchönes, ſeltſames Menſchenbild. Die Geſtalt erſchien nicht groß und auffällig, aber ſie zeigte in ihrer jugendlichen Fülle, in ihrem anmuthsvollen Ebenmaß und in ihren faſt ſchlangenartigen Bewegungen eine Eigenthümlichkeit, wie man ſie nur ſelten antrifft. Zu dieſen Eigenſchaften des Körpers paßte der Ausdruck des Kopfes in erhöhtem Maße. Das dichtſchwarze Haar, das an Glanz mit dem Ebenholze wetteiferte, hob ſich in dunkeln Wellen über der Stirn und war am Hinterhaupte in mächtige Zöpfe geflochten. Die Augen glühten wie funkelnde Kohlen, und über den beweglichen, friſchen Zügen blitzte es von den verſchiedenſten Ausdrucksweiſen. Daß die Naſe eigentlich nicht ſchön, daß die Augenbrauen zu dick und daß die Form des Geſichts nicht ſchlank genug war, vergaß man vor dem reizenden Lachen, bei welchem hinter den kirſchrothen Lippen ſtets eine Reihe blendend weißer Zähne zum Vorſchein kam. Dabei mußte man auch ihre Kleidung abſonderlich nennen. Freilich trug ſie ſich nach der Art des Landes, aber ſowol der Schnitt wie die Wahl der Farben gaben ihrem Mieder und Rock ein fremdartiges Anſehen.

Nun, iſt dir's jetzt recht? rief ſie halb vor ſich ſelbſt erröthend, halb im Spotte aus.

Ja, athmete Heinrich tief auf, es iſt mir recht. Jetzt ſiehſt du aus wie eine Sirene, wie eine Nixe, wie eine Fee.

Wie eine Sirene? fragte Cilli.

Ja, eine Zauberin, lautete die Antwort, die den Leuten den Kopf verdreht.

Und ſogar eine Nixe? lachte ſie weiter.

Eine Hexe, betheuerte der junge Mann, die den Menſchen das Herz verwirrt.

Dummes Zeug, ſpottete das Mädchen. Und auch noch eine Fee. Was bringſt du mich denn mit all den alten Geſchichten zuſammen?

Die Feen beglücken die Menſchen, rief Heinrich aus. Und weil du mich beglückſt, ſo biſt du meine Fee! Sieh, wie ich dir huldige!

Er ließ ſich dabei auf das Knie nieder, ergriff die Hand der Schweſter und drückte einen heißen, leidenſchaftlichen Kuß darauf.

Aber ſie entriß ihm die Hand und gab ihm einen leiſen Schlag auf die Wange, indem ſie ihn zwar wohlwollend, doch warnend anſchaute.

Was machſt du nur für Geſchichten, Heinrich? rief ſie in tadelndem Tone, du willſt ein Geiſtlicher werden; da müßteſt du doch eher von Gott und ſeinen Heiligen reden als von Sirenen, Nixen und Feen. Und was ſollen deine Händedrücke und Küſſe? Wenn du auch mein Bruder biſt, ſo wollen ſie ſich doch ſchlecht paſſen. Junge, Junge, ich fürchte, du haſt ganz andere Gedanken im Kopfe als die Kirche. Du möchteſt gewiß lieber mit einem Schatz vor den Altar, als im Chorrock an den Altar treten.

Ja, rief Heinrich aus, das könnte der Fall ſein! Wenn du nicht meine Schweſter wäreſt, ſo müßteſt du meine Braut ſein. Zugleich flammte in ſeinen Augen ein aufloderndes Feuer. Cilli, Cilli! rief er dann aus. Ich liebe dich über alles, du ſüße Schweſter.

Ich bleibe dem Gelübde treu, das ich meiner ſterbenden Mutter gegeben habe, aber nicht wahr, wenn ich einmal Prieſter bin, ſo ziehſt du mit mir in mein künftiges Pfarrhaus? Ohne dich könnte ich ja doch nicht leben. Unſer Alter muß ſein, wie unſere Jugend war. Wir wollen zuſammenbleiben.

Das Mädchen ſah ihn erſtaunt an, denn die hellen Thränen liefen über ſeine Wangen. Sie gab ihm die Hand und fragte bewegt: Was haſt du, Heinrich?

Ich habe alles, wenn ich dich habe, antwortete der Jüngling. Verſprich mir —

In demſelben Augenblicke trat der Dellenbauer mit Thomas hinter der Hecke hervor. Die Männer hatten die ganze Unterredung belauſcht. Dem Vater ſchien es nothwendig, dieſe eigenthümlichen Erklärungen zu ſtören. Indeß hielt er es doch nicht für paſſend, an dieſelben anzuknüpfen. Wollte er nicht kund geben, daß er den Späher gemacht hatte, war es ihm unangenehm, dem geliebten Sohne durch Schelten einen unfreundlichen Empfang in der Heimat zu bereiten, oder hatte er noch ſeine beſondern Gedanken, jedenfalls ließ er mit keinem Worte merken, daß er die eben vorgefallene Scene für unpaſſend hielt. Aber auch der Student ſchien kein ganz reines Gewiſſen zu haben, denn er ließ die Hand des Mädchens fahren, ſobald er die Ankommenden bemerkte, und ſtrebte mit aller Kraft, ſeine Faſſung zu bewahren. Zugleich nahm Cilli den Kranz, ſo raſch ſie es vermochte, aus den Haaren.

Nun, Heinrich, rief ihm der Vater zu, es ſcheint, daß du nicht zu deinem Alten, ſondern zu Cilli in die Ferien gekommen biſt.

Der Sohn eilte auf den Vater zu und bot ihm die Hand. Sein einziges Wort war: Gott grüß' Euch!

Nach einem verlegenen Eingang kam nun doch bald ein warmer Empfang zu Stande, in welchem man deutlich bemerkte, wie ſehr der Sohn dem Vater ans Herz gewachſen war. Der Alte betrachtete nämlich ſeinen jüngſten Sproſſen mit großen Augen, in denen Glück und Zufriedenheit mit jedem Moment wuchſen. Dann lud er ihn ein, ihn auf ſeinem Gang durch die Felder, wo er noch mancherlei nachzuſehen hätte, zu begleiten.

Der Vater ſchlug ſich mit dem Sohne ſeitwärts in die Wieſen. Thomas aber blieb bei Cilli.

Nun, du kleine Hexe, ſagte der Meiſterknecht, auf den Kranz, der im Graſe lag, hinweiſend. Willſt du dir das Ding nicht wieder auf den Kopf ſetzen?

Du brauchſt nicht zu ſpotten, antwortete das Mädchen.

Ich ſpotte nicht, ſchmunzelte der Knecht. Thu's, ich bitt' dich, es ſtand dir prächtig.

Damit bückte er ſich auf den Boden und hob das Blumengewinde auf. Das Mädchen wollte ſich den Schmuck aber nicht gefallen laſſen.

Närriſches Geſchöpf, rief der Alte. Und warum willſt du nicht? Ja, wenn ich noch ein junger Burſche wäre, da ſtände die Sache anders. Aber ſieh einmal mein greiſes Haar. Und dann ſchlägt mein Herz ja auch für dich, als wäreſt du mein eigen Kind. Wer ſieht aber ſein Kind nicht gern mit ſolchem Staat ausſtaffirt?

Freilich, Vater Thomas, antwortete ſie, du biſt mir gut. Und wenn du ſagſt, ich wäre dein Kind, ſo ſag' ich dir dafür, daß ich dich als meinen Vater halte.

Sie ließ ſich darauf von den rauhen, harten Händen des Alten den Kranz auf das Haupt ſetzen. Sein ganzes Weſen lachte, als er ſie in ſolcher Jugendfriſche vor ſich ſah. Hexe, rief er aus, was biſt du für eine ſchöne Hexe! Dann aber wurde er ernſt und ſprach väterlich mahnend: Und daß du mir den Kranz immer ſchön bewahrſt!

Sie verſtand ihn nicht und ſagte: Was fabelſt du, du weißt doch, daß die Blumen verwelken!

Er merkte, daß er keine weitern Erklärungen geben durfte, und ſprach: Komm, begleite mich dorthin nach dem Fluſſe hinunter!

Sie rief dem großen Hunde, der neben ihnen herſchritt, und ſo wandten ſie ſich der Thalſohle zu. Allein zu weit durfte ſich das Mädchen nicht von der Wäſche entfernen. Unten am Saume der Wieſe, wo das ſteinige Bett des Fluſſes anhub und wo zugleich ein Weg mündete, der ſich hier einer Furt des Fluſſes zuwendete, durch welche die Landleute mit ihren Karren zu fahren pflegten, wenn ſie auf dem andern Ufer zu thun hatten, nahmen die beiden Abſchied voneinander. Thomas ſagte dem Mädchen noch, daß er in kurzer Zeit zurückkehren werde, um ſie als Wache auf der Bleiche abzulöſen, damit ſie zeitig nach Hauſe und zu dem heimgekehrten Studenten käme.

Cilli ſetzte ſich auf den Grenzſtein zwiſchen der Wieſe und dem Wege, die bis dahin durch eine Hecke getrennt waren, indeß Caro ſich zu ihren Füßen ſtreckte. Sie konnte von dieſer Stelle, wenn ſie ſich rückwärts wendete, die Wäſche überſehen, indeß ſie zugleich einen weiten Blick den Strom hinauf und hinab hatte. So freundlich und anmuthig auch das Thal erſchien, wenn man von den umliegenden Höhen in die Tiefe ſchaute, oder wenn man durch die hübſchen Dörfer, reichen Felder und über die mit Obſtbäumen beſetzten Wege wanderte, ſo zeigte es hier doch das Gepräge einer tief-melancholiſchen Einſamkeit. Das Bergwaſſer des Fluſſes pflegte nämlich mitunter im Herbſt und Frühjahr in mächtiger Weiſe aufzuſchwellen und alsdann einen gewaltigen Raum einzunehmen, weshalb ſich die Dörfer denn auch nicht unmittelbar am Waſſer, ſondern mehr nach den Bergen hin, wo ſie ſicher vor dem Andrange der Fluten waren, angeſiedelt hatten. Um dieſelben und an den Wieſen entlang, die das Flußbett begrenzten, erhoben ſich aber hohe, ſeit alten Zeiten angepflanzte Bäume, welche die Dörfer, Felder und Wieſen gänzlich verbargen. So lag denn hier vor dem Blicke eine öde Steinwüſte, durch welche der Fluß ſeine kryſtallhellen Waſſer in unregelmäßigem Laufe ergoß und ſich faſt in jedem Jahre eine andere Höhle grub. Hin und wieder ſtanden auch Lachen von altem, mit dichtem Grün überzogenem Waſſer in den frühern Betten, welche von Schilf und allerlei Blumen umgeben waren.

Aber die Landſchaft war nicht allein melancholiſch, ſondern ſie hatte ſogar ihre ſchauerlichen Seiten. Gerade gegenüber Cilli's Sitze erhob ſich nämlich auf dem andern Ufer des Fluſſes ein ſchroffer Felſen von zackigem Schiefergeſtein, zwiſchen dem allerlei Geſtrüpp aufwucherte. Auf ſeiner Höhe lag ein altes Schloß mit Zinnen und Thürmen, das indeß, wie der dort aufſteigende Rauch ſowie die im Abendſcheine blinkenden Fenſterſcheiben kund gaben, noch bewohnt war. Auch hin und wieder auf den Klippen gewahrte man die Reſte des alten Mauerwerks, das wahrſcheinlich in vergangener Zeit zu Vertheidigungsplätzen gedient hatte. Ein grauer Wachtthurm ſtand ſogar von Gebüſch umgeben unten am Berge nicht weit von dem Wege, der zwiſchen dem Felſen und dem Fluſſe angelegt war. Sahen ſich Burg und Berg, die Redeck hießen und dann und wann von Rabenſchwärmen umflogen wurden, nun ſchon finſter genug an, ſo wurde dieſer Eindruck noch erhöht durch das Waſſer des Fluſſes, welches am Fuße des Felſens in weiter Ausdehnung tief, ſchwarz und düſter dalag. Während die Flut nämlich auf- und abwärts luſtig rauſchte, hatte ſie ſich unter der Steinwand einen tiefen, ſtillen Behälter ausgehöhlt. Das Volk, dem dieſe Stelle ohne Zweifel unheimliche Gefühle erregt hatte, nannte die Tiefe das Hexenloch.

Gleich oberhalb dieſes Hexenloches führte aber eine Brücke für Fußgänger über den Fluß, welche in der Art und Weiſe conſtruirt war, wie man ſie bei ähnlichen Gebirgsſtrömen öfter findet und wie die Landleute ſie ſich ſelbſt zu bauen pflegen. In dem Waſſer ſtanden nämlich winkelige Holzböcke, welche durch Querbalken verbunden und mit Reiſigbündeln und Raſenſtücken belegt waren. Freilich können dieſe leichten Arbeiten nur in der guten Jahreszeit, wo das Waſſer klein iſt, dem Verkehr dienen. Aber auch dann wandelt man auf dem ſchwankenden Wege unſicher über den Fluß dahin. Die Stürme des Herbſtes und Frühjahrs reißen das luſtige Machwerk nur zu oft in leichtem Strudel von dannen.

Thomas folgte dem Wege, der zu dieſer Brücke führte, und ſang folgendes ſchöne Volkslied:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie ſind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Haus und Hof,
Es wußt's weder Vater noch Mutter.

Sie ſind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie ſind verdorben, geſtorben.

Die getragenen, langgezogenen Töne der einfachen Melodie, welche das Echo aus dem Felſen weiter klingend nachſang, tönten eigenthümlich durch den weiten Raum. Sie paßten ganz und gar in die melancholiſche Stimmung der Landſchaft. Cilli ſchien auch in der tiefſten Seele davon berührt, denn ſie ſaß unbeweglich auf ihrem Steine und ſchaute unter ihrem Blumenkranze dem Freunde nach. Dabei waren ihre Augen nicht mehr hell lachend wie vorher. Ihr Blick hatte eine düſtere Starrheit angenommen und ihr Mund lispelte unbewußt dieſelben Worte und Töne begleitend, die ihr aus der Ferne zuklangen.

Thomas ſchritt unterdeß die Axt über der Schulter mit ſichern Schritten über die ſchwankende Brücke und nahm den Weg links den Fluß hinunter, indem er dem Gedanken nachging, daß er ſich jetzt auf dem ſogenannten Flußweg befinde, der das Eigenthum des Rodeckers, wie ſie den in der Hauptſtadt wohnenden Beſitzer der Burg, den Baron von Blanc, in der Gegend nannten, und das Eigenthum der eine Viertelſtunde tiefer im Thale wohnenden Müllersleute voneinander trennte. Der alte Knecht ließ ſeine Blicke muſternd umherſchweifen, um die Rechtsbegriffe aus dem Proceſſe recht körperlich zu erfaſſen. Rechts der alte Thurm, der von dichtem Gebüſch umgeben am Fuße des Felſens lag, gehörte noch zur Burg, links der Streifen aber, der ſich an der ſchauerlichen, tiefen Stille des Hexenloches hinzog, gehörte der Mutter Mariannens. Und auf dieſem Streifen ſtand auch die alte Linde, von welcher er bereits eines Weitern mit dem Dellenbauer und ſeinem Sohne Jakob verhandelt hatte. Dicht unterhalb derſelben aber zweigte ſich aus dem Hexenloche der Graben ab, der die Mühle trieb. Und hier führte auch von dem Flußweg ein Fahrweg rechts in die Höhe, der ſich um den Berg wand und zu dem alten Schloſſe leitete.

Zunächſt ſah ſich der Meiſterknecht mit ſeinen ſcharfen, grauen Augen vorſichtig nach allen Seiten um. Es war kein menſchliches Weſen in der Umgegend zu ſehen außer Cilli, die mit dem Hunde noch an derſelben Stelle ſaß. Dann näherte er ſich dem Baume, der in Betreff der Krone ein wahres Meiſterſtück der Natur war. Man konnte nicht leicht ein ſchöneres, dichteres Gezweig und ein üppigeres Laubwerk ſehen. Die Nähe des Waſſers ſchien ihm dabei eine merkwürdige Friſche erhalten zu haben. Leider aber ſtand er auf ſchwachen Füßen. Der Stamm des Baumes war nämlich nicht allein ausgehöhlt, er hielt ſich auch nur noch mit drei verhältnißmäßig ſchwachen Pfeilern, die das Alterthum bedeutend angefreſſen hatte, im Grunde. Allerdings war der erſte beſte Sturm im Stande, ihn auf den Boden zu legen. Dem forſchenden Blick konnten die Axtſchläge der letzten Nacht nicht entgehen, es ſchien faſt ſchon, als neigte er ſich, um ſeitwärts auf den Raſen zu fallen, denn Thomas hatte ihm weislich dieſe Richtung gegeben. Der Meiſterknecht betrachtete mit Befriedigung ſein Werk und erhob das neugeſchärfte Inſtrument, um dem Baume den Todesſtoß zu verſetzen. Sein Axtſchlag ſcholl bald weit in die Landſchaft. Es ſchien eine übermäßige Kraft in dem ſtarken, feſten Gliederbaue des breitſchulterigen Bauern zu wohnen. Die Splitter flogen weit in die Luft. Kaum aber hatte er ein Dutzend Hiebe geführt, als ein gewaltiges Krachen und Praſſeln in dem Stamme und in den Zweigen begann. Der Baum ſtürzte und lag als eine Waldleiche längs dem Strome.

Thomas ſchaute ſeinem Werke, auf die Axt geſtützt, triumphirend zu. Da fühlte er ſich plötzlich von hinten angegriffen. Ein Sack flog ihm über das Haupt. Er konnte nicht mehr ſehen. Wie hätte er ſich zur Wehr ſetzen können? Die Axt war ihm beim erſten Stoß entfallen. Vergebens ſchlug er mit den Fäuſten um ſich.

Er wurde an den Beinen zu Boden geworfen. Starke Hände hielten ihn feſt, zwei Männer knieten auf ihm und knebelten ihm die Arme. Dann wurde er weggeſchleppt. Er wußte ſelbſt nicht, wohin.

Cilli ſah der Scene von fern zu. Sie ſprang auf und rief Hülfe, ſo laut ſie konnte. Dann wollte ſie mit Caro nach der Stelle hin, wo die That geſchehen war. Aber ſchon im nächſten Augenblick verſchwanden die beiden Geſellen mit ihrem Gefangenen im Geſträuch. Was war zu thun? Sie lief nun ſo raſch, als es ihr die Füße erlaubten, dem väterlichen Hauſe zu. Die Abenddämmerung war darüber eingebrochen, und der Dellenbauer mit Heinrich und die Knechte kehrten vom Felde zurück.

Zu Hülfe, zu Hülfe! rief ſie. Der rodecker Förſter mit ſeinem Burſchen hat unſern Thomas an der Linde überfallen. Zu Hülfe, zu Hülfe!

Hab' ich es mir doch gedacht, daß ein Unglück geſchehen würde, ſprach der alte Bauer bedenklich. Was iſt da zu thun?

Was da zu thun iſt? rief das erhitzte Mädchen, deſſen Buſen wogte und deſſen Glieder zitterten, wir müſſen ihn befreien, Ihr wißt ja, daß der Förſter ſein Todfeind iſt. Ihr werdet ihn doch die Nacht nicht in dem alten Neſte laſſen?

Gemach, gemach, Kind, rief Lücker, wir wollen die Sache überlegen.

Mit Euerm Ueberlegen, ſprühte Cilli mit dem Fuße ſtampfend, die beſte Ueberlegung iſt baldige Rettung.

Gleichwol hielt der Alte Rath mit den Seinigen.

Heinrich war für Cilli's Plan. Auch die Knechte ſowie der während der Berathung heimgekehrte Jakob ſprachen für eine gewaltſame Befreiung, wie denn die Bauern faſt noch überall zu heroiſchen Thaten aufgelegt ſind. Schließlich wurde beſchloſſen, man wollte gemeinſam auf die Burg ziehen und den Förſter zunächſt in Güte auffordern, den Meiſterknecht herauszugeben, um dann weiter zu ſehen, was ſich thun ließe. Sie bewaffneten ſich nun alle, ſo gut es in der Schnelligkeit gehen konnte. Der eine holte eine Flinte, der andere ein Piſtol, der dritte einen Säbel hervor, während die Knechte Aexte und Gabeln auf die Schulter nahmen. Und ſo ging es denn in die dunkle Nacht hinaus, während Cilli nicht nachließ, ſie zu ermahnen, daß ſie alles zur Rettung des Meiſterknechts aufbieten müßten. Sie machte ſogar Miene, mit ihnen auf das Schloß zu ziehen. Aber von einem ſolchen Vorhaben wollte der Dellenbauer nichts wiſſen. Er hieß ſie mit Entſchiedenheit zur Wäſche zurückzugehen. Und ſo blieb ſie denn, während die kampfluſtige Schar den Weg zu der Flußbrücke einſchlug, an derſelben Stelle, wo ſie den Ueberfall des Meiſterknechts durch den rodecker Förſter geſehen hatte, unter dem Schutze des Hofhundes zurück.

Die Schritte der Leute vom Dellenhofe waren längſt verklungen. Cilli lauſchte und ſtarrte ſchnell aufathmend in die dunkle Nacht hinaus. Es war ihr, als müßte ſie jeden Augenblick den Beginn des Kampfes an der Burg hören. Plötzlich erhob der Hund ein lautes Gebell, indem er ſeinen Kopf zurückwandte. Das Mädchen ſchaute nach der Richtung hin und erblickte dort ein paar Männer mit brennenden Pechfackeln, welche einem hinter ihnen herkommenden eleganten Wagen den unebenen ſteinigen Weg beleuchteten. Cilli gebot dem Hunde, der aber ein unterdrücktes Knurren fortſetzte, Ruhe. So nahte ſich die Kutſche dem Platze, wo ſie ſtand.

Hier müſſen Sie ausſteigen, Herr Baron, rief jetzt einer der Fackelträger, denn es iſt zu gefährlich, weiter mit dem Wagen zu dringen. Den Schloßberg können Sie vollends in der Nacht nicht hinauf.

Wenn es nicht anders iſt, erſcholl eine wohllautende Stimme aus dem Gefähr, ſo muß ich mich fügen. Bringt den Wagen ins Dorf zurück. Ich will ſpäter ſchon ſorgen, daß die Wege fahrbar werden.

Mit dieſen Worten ſprang einer aus dem Wagen. Es war ein ſchlanker, eleganter, junger Mann, der plötzlich vor Cilli ſtand. Beide ſahen ſich in grellſter Fackelbeleuchtung. Das Mädchen hatte im Gewirr der letzten Ereigniſſe ſeinen Kranz vergeſſen, der ihm noch in üppiger Fülle über dem erhitzten Antlitz prangte.

Iſt das ein Zauber? rief der junge Mann voll freudigen Erſtaunens.

Er wollte ſich Cilli nähern, aber der große, ſchwarze Caro ſtellte ſich knurrend und mit feurigen Augen zwiſchen ihn und das Mädchen.

Herr Baron von Blanc, ſagte jetzt einer der Fackelträger, es iſt des Dellenbauers Tochter Cilli.

Ich höre, Sie ſind der Herr von Rodeck, ſprach jetzt das Mädchen. O ſo eilen Sie auf Ihre Burg und verhüten Sie das Unrecht, das Ihr Förſter unſerm braven Thomas heute angethan hat. Ich bitte und beſchwöre Sie, gehen Sie hinauf.

Wenn ich Ihnen damit dienen kann, ſo ſoll es gleich geſchehen, rief der junge Mann mit freundlichem Ausdruck. Aber ſagen Sie mir doch, was iſt denn vorgefallen?

Das werden Sie oben hören, drängte Cilli. Die Sache verträgt keinen Aufſchub mehr, es kann ſich ein Unglück ereignen.

Damit rief ſie ihrem Hunde und verſchwand in dem Dunkel der Wieſe.

Der Baron aber ſetzte mit ſeinem Bedienten, der die nöthigſten Sachen aus dem Wagen nahm, und mit den Fackelträgern ſeinen Weg über die Brücke und den Schloßberg hinauf fort. Vor ſich in der Dunkelheit ſah er überall das lichte Bild des Mädchens.

Drittes Kapitel.

Thomas, der Meiſterknecht, hatte bei dem Ueberfalle an der Linde in den erſten Augenblicken wirklich das Bewußtſein verloren, was bei der Blendung durch den über ſeinen Kopf geworfenen Sack, bei ſeinem Sturz auf den Boden und den Püffen und Stößen, die er von vier harten Fäuſten erfuhr, nicht zu verwundern war. Als er wieder zu ſich kam, lief ihm ein Froſt über die Glieder. Es war ihm, als befinde er ſich an einem feuchten und kalten Orte. Seine verbundenen Augen hinderten ihn noch immer zu ſehen, ſeine gefeſſelten Hände verboten jede Bewegung. Nur im halben Taumel hörte er in der Nähe ein Geräuſch, als ob man Feuer ſchlage. Dann glaubte er auch Funken und endlich ein Licht zu ſehen. Er rief in ſeinem Sacke ſo laut er konnte nach Hülfe.

Keine Antwort erfolgte. Aber es nahten ſich ihm alsbald Schritte. Man griff ihm unter die Arme, hob ihn auf die Beine und bedeutete ihn durch Stöße, vorwärts zu ſchreiten. An neuen Schlägen und Mishandlungen fehlte es auch jetzt nicht. Im übrigen aber ging alles lautlos zu. Thomas verſuchte, ſich mit neuerwachtem Bewußtſein nochmals zu befreien. Er wand ſich in den Banden, daß die Seile Wunden ins Fleiſch riſſen. Er ſtemmte ſich ſeinen Quälern entgegen, aber alles war vergebens. Seiner Arme und ſeiner Augen beraubt, konnte er unmöglich einen wirkſamen Widerſtand geltend machen. Endlich ergab er ſich in die eherne Nothwendigkeit, indem er ausrief: Verfluchter Schurke von Rodeck, ich kenne dich wieder! Solche Hinterliſt kannſt du nur ausüben, alter Wolf. Aber warte, wir werden wieder abrechnen, und du wirſt dabei wie immer zu kurz kommen.

Und nun ſchritt er, als alles ſtill blieb, des Weges dahin, um fernere Mishandlungen zu vermeiden. Es ſchien ihm dabei, als ſähe er vor ſich ein Licht durch die dicke Leinwand des Sackes ſchimmern. Der Weg ging allmählich in die Höhe. Dann reihte ſich Trittling an Trittling. Es war unzweifelhaft, daß er jetzt eine Treppe hinaufſtieg, deren Stufen ſich ins Endloſe fortſetzten, ſodaß die drei Männer mitunter eine Pauſe machten, um Athem zu holen. Und immer aufs neue fühlte Thomas, daß ihm kalte Schauer über die Haut liefen. Es war ihm, als umgebe ihn eine moderige Kellerluft. Er empfand ganz entſchieden, daß er ſich nicht mehr unter Gottes freiem Himmel befinde. Auch ſeine Verletzungen fingen an ihn zu ſchmerzen. Wer hätte ſich unter ſolchen Umſtänden eines unheimlichen, ſchreckhaften Gefühls erwehren können? Thomas aber, der ein feſtes, ſtarkes Männerherz beſaß, litt in dieſem Augenblicke noch viel mehr von dem Zorn, der ihm in wilder Macht durch die Seele ſchwoll. Daß er ſo hinterliſtig und feige ergriffen worden war, ohne daß er ſich im mindeſten zur Wehre ſetzen konnte, war ihm entſetzlich, aber noch entſetzlicher, daß ihn ein Geſelle überfiel, dem er ſonſt ſiegreich entgegengeſtanden hatte. Und dieſer Geſelle war gar ſein Todfeind.

Endlich knarrte eine Thür. Die drei Männer traten wieder auf ebenen Boden. Thomas merkte gleich, daß er ſich in einer andern Luft befinde. Hier ließen ihn die Geſellen allein, indem ſie ſich wol für eine Stunde entfernten. Ringsum war es ſchaurig ſtill. Nur zuweilen ſchien eine Ratte durch den Raum zu raſcheln. Es war offenbar abgeſehen, ihn mit dieſer blinden Einſamkeit zu ängſtigen. Endlich hörte er wieder Schritte. Eine Thür ging auf. Thomas, der keinen Schritt von der Stelle gethan hatte, glaubte wieder ein Licht ſcheinen zu ſehen. Dann wurde ihm der Sack vom Kopfe genommen. Er befand ſich in einem gewölbten Gemache und vor ihm ſtanden zwei Männer, die ihn hohnlachend betrachteten, als wollten ſie ſich an ſeiner Ohnmacht und Wuth ergötzen.

Der eine derſelben war, wie Thomas richtig vermuthet hatte, der Förſter Krott, der andere ſein Burſche und Gehülfe Stroßky. Man konnte in der That nicht leicht ein paar widerwärtigere Geſichter erblicken. Krott mit ſeiner hohen hagern Geſtalt, an der alles Knochen, Sehne und Muskel war, zeigte ſich in ſeinen Bewegungen, trotzdem er wenigſtens in den Fünfzigen ſtand, leicht und lebendig, wie man es bei Leuten ſeines Standes ſehr häufig findet. Auch ſein Geſicht war lang und ſchmal. Wenn ſchon die ſcharfe, ſpitze Naſe und die gekniffenen Lippen ihm einen unheimlichen Ausdruck verliehen, ſo wurde dieſer noch dadurch erhöht, daß ihm ein Auge fehlte und daß das andere tückiſch aus enggeſchlitzten Lidern hervorſchaute. Der ſchwarze Bart und das lange, in ſchlichten Zipfeln herabhängende Haar vollendeten das Bild. Die ganze Erſcheinung hatte etwas von der Schlange und dem Tiger, dagegen war der Förſterburſche Stroßky unterſetzt, breitſchulterig und wohlgenährt. Seine borſtigen, blonden Haare, ſeine dicken, fleiſchigen Züge, ſeine plumpen Bewegungen und ſeine gierigen Augen ließen ſich nicht einmal einem intereſſanten Thiere, ſondern höchſtens einem bösartigen Eber vergleichen, der ohne Sinn und Liſt in blindem Ungeſtüm Verderben bringt.

Thomas betrachtete ſie aus ſeinen ſcharfen Augen mit einem Blicke unendlicher Verachtung. Wollt ihr euch vielleicht den Galgen an mir verdienen? ſprach er dann kalt und entſchieden. Iſt's auf mein Leben abgeſehen, ſo macht's kurz. Solche hinterliſtige Feiglinge, die nicht den Muth zu offenem Kampfe haben, ſind zu allem fähig. Die Strafe wird euch nachher nicht fehlen.

Spaß beiſeite, höhnte der Förſter. Wir haben blos einen Holzfrevler gefangen.

Einen Holzfrevler, Schurke? rief der Knecht. Der alte Thomas hat nie einen Span geſtohlen. Was ich that, das that ich im Recht. Das Gericht hat heute in der Stadt den Baum da unten den Müllersleuten als Eigenthum zugeſprochen. Die Müllersleute aber haben mir den Auftrag gegeben, die Linde zu fällen, damit er die Flößerei nicht ſtöre und den Mühlgraben nicht verſande.

Erfindungen, rief der Förſter, um hier loszukommen! Gleichwol ſchien ihm die Nachricht nicht angenehm. Dann fuhr er fort: Nun ſo zeig' mir das geſchriebene Urtheil!

Das wird die Müllerin thun, ſprach Thomas. Aber wenn ich auch wirklich ein Holzfrevler geweſen wäre, ſeit wann iſt es denn Sitte, daß man einen Walddieb blendet, knebelt und blutrünſtig mishandelt?

Aug' um Auge! und Zahn um Zahn, rief jetzt der Förſter. Du warſt mir noch von früher in der Kreide. Haſt du mich nicht einäugig gemacht? Dafür biſt du noch viel zu wenig geknufft worden.

Halunke! fuhr jetzt Thomas auf, wer trug damals die Schuld? Du haſt den Streit geſtocht, der dir dein halbes Augenlicht koſtete. Und das iſt in offenem Kampfe geſchehen. Es war keine Tücke dabei. Auch hat mich das Geſetz dafür beſtraft. Aber warte nur, das Geſetz ſoll dich für deine Gewaltthat auch in Beſſerung nehmen. Die wilden Zeiten der Jugend ſind vorbei. Wenn du unrecht thun willſt, ſo thu's auf deinen Kopf. Ich halte nicht mehr mit, denn ich weiß, daß Ordnung, Regel und Maß in der Welt ſein müſſen. Gott behüte mich vor dem Wüthen blinder Leidenſchaft, die einſt Gewalt über mich gehabt hat. Daß du mich, der ich die alte wüſte Zeit vergeſſen und ein friedlicher Menſch geworden bin, mishandelt haſt, dafür ſollſt du nicht mir, ſondern dem Richter Rede und Antwort ſtehen.

Der Förſter wollte antworten. Da hörte man in der Ferne ein lautes Klopfen am Thore. Zugleich ſchlugen die Hunde im Hofe an.

Was iſt das? rief der Förſter.

Es werden die Leute vom Hofe ſein, die mich holen kommen! ſprach der Knecht.

Larifari, antwortete Krott. Es hat niemand geſehen, wie wir dich fingen.

Da könnteſt du dich doch irren, meinte Thomas. Die Cilli war in der Nähe und hat mich nicht aus den Augen verloren.

Das Klopfen wiederholte ſich.

Geh und ſieh, wer draußen iſt, Stroßky, rief der Jäger jetzt ſeinem Burſchen zu, der ſich auch alsbald aus der Thür ſchlich.

Als ſie allein waren, ſprach der Förſter: Komm her, ich will dir die Bande löſen.

Das kannſt du machen, wie du willſt, lautete die Antwort des Knechts. So wie ſo, das Seil hat mir tief genug ins Fleiſch geſchnitten, um damit Zeugniß vor dem Richter abzulegen.

Der Förſter beeilte ſich, die Hände des Knechts zu befreien. Als er die Wunden ſah, aus denen das Blut rieſelte, wurde es ihm doch unheimlich, denn mit dem Gericht hatte er nicht gern zu thun. Seine Gewaltthat konnte Urſache werden, daß das Geſetz ſeinem Brotherrn verbot, ihn weiter im Dienſt zu halten. Und ſeine Stelle wollte er nicht verlieren.

Thomas, ſagte er, laß uns jetzt wett ſein!

Wir ſind längſt wett, rief der Knecht, und das Recht ſoll ſeinen Lauf gehen.

Gegen dieſe kalte Beſtimmtheit war nicht anzukommen. Da ging dem Förſter der Gedanke durch den Kopf, den frühern Jähzorn in Thomas zu entflammen. Wie die Sachen jetzt ſtanden, ſprach alles gegen ihn. Er und ſein Burſche hatten nicht das geringſte Zeichen von Mishandlungen aufzuweiſen, während Thomas offenbar von ihnen beſchädigt worden war. Er hätte jetzt alles drum gegeben, den Knecht zu Gewaltthätigkeiten gegen ihn zu reizen.

Und ſo zog er denn ſein Jagdmeſſer aus dem Gürtel und ſchwang es über dem Gegner, indem er rief: Kerl, wenn die Sache nicht unter uns bleibt, ſo ſchneide ich dir die Gurgel ab!

Aber der Knecht blieb ſo kalt, wie er geweſen war, er hob keine Hand zur Gegenwehr, er ſtand wie ein Fels und rief mit einer Stimme, in welcher der Ernſt und die Gefaßtheit einer zum Frieden gekommenen Seele tönte: Thu', was du willſt. Verdiene dir den Galgen an mir. Gott ſieht dich und mich. Gott wird deiner That ihre gerechte Strafe angedeihen laſſen.

Thomas' Haltung und Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Förſter. Er hatte geglaubt, einen Raufbold vor ſich zu ſehen, und fand einen Mann, der wie ein Heiliger redete. Die Hand mit der Waffe ſank. Er ſteckte das ſcharfe Meſſer an ſeinen Platz.

Jetzt kam auch der Burſche zurück und meldete, daß der Dellenbauer vor der Burg ſtände und mit dem Förſter zu reden wünſche.

Die beiden Burgbewohner verließen das Gemach. Krott war mit ſich im Unklaren, welche Wendung er der

Angelegenheit geben ſollte. Da er gehört hatte, daß Cilli den Ueberfall mit angeſehen, ſo konnte er nicht ableugnen, daß er den Knecht eingefangen habe. Am beſten wäre es vielleicht geweſen, Thomas ſogleich zu entlaſſen. Aber dagegen ſprachen allerlei Gründe. Einestheils hätte er dann nur Spott und Hohn für ſein unnützes Unternehmen eingeerntet, anderntheils lag die Gefahr nahe, daß ſeine Mishandlungen zur Anzeige beim Richter kamen und daß er ſich eine ſchlimme Strafe zuzog. Nach einiger Ueberlegung hielt er es fürs beſte, die Sache hinzuziehen, den Dellenbauer zu beſchwichtigen und nach dem Abzug deſſelben einen neuen Verſöhnungsverſuch bei Thomas zu machen.

In dieſen Gedanken ſchritt er zum Thore. An demſelben befand ſich ein kleiner hölzerner Schieber hinter einem Eiſengitter, den er öffnete. Er ſpähte mit ſeinem einen Auge hinaus. Draußen ſtand eine dunkle Geſtalt, in deren Umriſſen er mit ſeinem ſcharfen Blick den Dellenbauer erkannte. Die andern Begleiter deſſelben hatten ſich in dem Gebüſch, von welchem der Zugang umwachſen war, verſteckt.

Wer iſt da? rief er hinaus.

Lücker, der Dellenbauer! tönte die Antwort.

Was wollt Ihr von mir? fragte Krott.

Ihr habt meinen Meiſterknecht eingefangen, ſagte der alte Bauer ſo ruhig wie möglich.

Weil er Holz auf dem Eigenthum meines Herrn gefrevelt hat, antwortete der Förſter trotzig.

Es iſt nicht das Eigenthum des Barons von Blanc, klang die Erwiderung. Der Richter hat es heute den

Müllersleuten zugeſprochen. Ihr habt dies nicht gewußt. Thomas war alſo in ſeinem Rechte, denn er handelte nach dem Willen der rechtmäßigen Beſitzer.

Die Beſtätigung dieſer Nachricht von einem ſo braven Manne fiel dem Förſter ſchwer auf die Seele. Aber er durfte ſich nicht gefangen geben. Das kann jeder ſagen! rief er.

Bin ich Euch nicht als ein wahrheitsliebender Mann bekannt? fragte jetzt der Bauer.

Ich habe nichts gegen Euern Charakter, meinte Krott, aber ich weiß nicht anders, als daß der Baum meinem Herrn gehört und daß ich ihn ſchützen muß. Habt Ihr das Urtheil des Richters bei Euch?

Das nicht, antwortete der andere, aber ich ſtelle Euch einen Zeugen, der bei der Verhandlung war. Komm heraus, Jakob!

Jakob trat zu dem Vater.

Ich bin der künftige Schwiegerſohn der Müllerin, ſprach der Sohn, und war für ſie am Gericht. Alles verhält ſich, wie Ihr's gehört habt.

Aber ich bin hier nicht der Richter, meinte Krott. Zeigt mir das Urtheil oder ich behalte den Frevler.

Wohl, ſo wollen wir für ihn bürgen, aber gebt den Thomas heraus! ſprachen nun beide.

Ich ſage nochmals, daß ich nicht der Richter bin! äußerte der Förſter. Auch habe ich nicht das Recht, Bürgſchaften anzunehmen.

Zum Teufel! rief nun Jakob, ſind wir Schurken oder ehrliche Leute?

Laßt uns hier den Streit unter uns ſchlichten, fügte der friedſame Vater hinzu.

Nun trat auch der Student hervor und rief: Ihr ſagt, daß Ihr nicht der Richter ſeid, und macht Euch doch dazu. Die Linde und das Land lag im Proceß. Ihr thut aber, als ob es Euerm Herrn gehört. Alſo macht Ihr Euch zum Richter in eigener Sache. Ihr faßt einen braven, ehrlichen Mann an, der den Beſitz für andere rechtlich in Anſpruch nimmt, und hantiert alſo wiederum, als ob Ihr der Richter wäret. Ja noch mehr, Ihr behandelt ihn wie einen Vagabunden, der er doch nimmermehr iſt, und nehmt ihn gefangen, wo Ihr ihn nur zur Anzeige bringen durftet. Alſo machtet Ihr wiederum den Richter. Wenn das nicht den Richter ſpielen heißt, ſo weiß ich nicht, was noch mehr dazu gehört. Alſo kurz und gut, gebt uns den Mann auf der Stelle heraus!

Wollt ihr wol die Mäuler halten! rief jetzt der Förſter, den ſein alter Zorn übermannte.

Laßt uns ihm das alte Caſtell einrennen! tobten auf einmal die Knechte, die aus den Gebüſchen heranrannten. Der Teufel hole den einäugigen Spitzbuben!

Noch eine Drohung, ſchrie darauf der Förſter, und ich ſchieße euch mit meiner Doppelflinte die Geſichter voll Schrot!

Ruhe, Ruhe, gebt Frieden! beſchwichtigte der Dellenbauer.

Aber es begann ein Schreien und Toben, in dem man kein Wort mehr verſtehen konnte. Die Knechte ſtießen mit ihren Waffen an das Thor. Der Förſter eilte in das Haus, um ſeine Flinte zu holen und den Burſchen Stroßky aufzufordern, mit ihm das Schloß zu vertheidigen. So bedächtig man die Unterhandlungen begonnen hatte, ſo ſchnell vergaß man die gelobte Ruhe und ging zu einer Leidenſchaft über, welche ſelbſt der ruhige Dellenbauer nicht zu beſchwören vermochte.

Da ſtrahlte plötzlich Fackellicht durch den Wald und beleuchtete das alte Thor mit den dahinterliegenden Mauern und Thürmen. Dieſer unerklärliche Schein überraſchte die lärmende Schar, welche das angedrohte feindliche Werk wirklich auszuführen ſich anſchickte. Alle wurden plötzlich ſtill und ſchauten um ſich. So gewahrten ſie die Fackelträger und den jungen Baron von Blanc, der, begleitet von einem reichgalonirten Bedienten, eben vor dem Thore ankam. Wie es häufig der Fall iſt, daß unerwartete Erſcheinungen aufgeregten und erhitzten Leidenſchaften eine andere Wendung geben, ſo war es auch hier. Was ſonſt wol ein Platzregen bei Volksaufläufen vollbracht hat, das vollbrachte hier ein junger eleganter Mann, der unangekündigt, umgeben von einem leuchtenden Glanz aus dem dunkeln Walde in phantaſtiſcher Weiſe an die Schar herantrat, die ſich vor dem alten Ritterneſte erhitzte.

Was gibt es denn hier? rief der junge Mann, vor dem die Leute vom Dellenhofe ſcheu und ehrerbietig zurückwichen.

Der alte Bauer trat vor und gab, indem er ſeine Mütze abnahm, einen kurzen Bericht über die Dinge, die vorgefallen waren. Der Baron hörte ihm mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu und gab mitunter Zeichen des Misſallens über die Handlungsweiſe ſeines Förſters zu erkennen, wodurch er ſich ſogleich eine gute Meinung in den erregten Gemüthern bereitete. Als die Erzählung aber beſchloſſen war, äußerte er mild und wohlwollend, er hoffe, die Sache ſogleich zu ſchlichten.

In demſelben Augenblicke erſchien der Förſter wieder an dem Schieber, in dem zugleich zwei Flintenrohre ſichtbar wurden, und rief: Nun wagt es noch einmal, Hand an dies Haus zu legen, und wir wollen ſehen, wer recht hat, ihr, indem ihr gleich Räubern und Mördern ankommt und brennen und zerſtören wollt, oder ich, indeß ich den Beſitz meines Herrn beſchütze!

Euer Herr iſt ſelbſt zugegen, ſprach jetzt der junge Mann. Macht auf, ich bin der Baron Alfons von Blanc. Mein Vater ſchickt mich hierher, um mich von dem Zuſtande der Güter zu überzeugen. Ich freue mich, daß ich in einem Augenblicke ankomme, wo ich Frieden bringen und den guten Leuten der Nachbarſchaft den Beweis liefern kann, daß die Herren eine freundlichere Geſinnung haben wie die Diener, die oft in misverſtandenem Eifer zu weit gehen.

Der Förſter Krott wurde durch dieſe Erſcheinung höchſt unangenehm überraſcht. Er erkannte im Licht der Fackeln ſogleich ſeinen jungen Herrn, da er ihn in der Stadt oftmals geſehen hatte. Die Flintenrohre verſchwanden auf der Stelle. Der Förſter machte gute Miene zum böſen Spiel und ſagte demüthig: Euer Gnaden ſind willkommen!

Der junge Baron lud die ganze Schar ein, in den Hof zu treten. Der Hofbauer meinte aber, dies ſei nicht anſtändig. Wenn der freundliche Herr erlaube, ſo wolle er ihm den Grund dieſes Streits näher auseinanderſetzen. Er bedeutete die Seinigen, ſie ſollten ihn erwarten, und folgte dem Herrn von Blanc in das alte Caſtell, indem der Förſter verlegen grinſend mit ſeinem Burſchen hinterdrein ſchritt.

Viertes Kapitel.

Auf dem Hofe des alten Schloſſes ſtand eine Frau, welche den Eintretenden mit einem Lichte entgegenging und ſie in eine Stube, welche mit allerlei Jagdgeräthen und Geweihen von Hirſchen und Rehen ausgeſchmückt war, eintreten ließ.

Alfons, rief ſie aus, indem ſich das blaſſe, leidensvolle Geſicht röthete. Sie ſind es, junger Herr!

Ach, da iſt Gertrud, meine alte Wärterin, ſprach der Baron, die Freundin meiner erſten Jugend. Kennen Sie mich denn noch? Wir haben uns ſeit zwanzig Jahren nicht mehr geſehen.

Wie ſollte ich Sie vergeſſen haben! ſprach die Frau gerührt. Sie ſind ja Ihrer Mutter wie aus dem Geſicht geſchnitten. Was war das für eine liebe, gute Frau!

Der junge Mann gab ihr freundlich die Hand und verkündete ihr, daß ſie ihn jetzt auch wieder einmal für einige Zeit pflegen ſolle, denn er habe die Abſicht, den Herbſt und die Jagdzeit auf dem alten Schloſſe zu bleiben.

Als die Empfangsſcene vorüber war, fragte Alfons den Förſter, wie er denn dazu gekommen ſei, ſo rauh und hart mit dem Meiſterknecht zu verfahren. Krott ließ es natürlich an Entſchuldigungen nicht fehlen, die hauptſächlich darauf ausgingen, Thomas anzuſchwärzen. Er ſchilderte ihn als einen gewaltthätigen Menſchen, den er auch im Verdacht habe, daß er Wild in den Wäldern des Barons gefrevelt habe. Aber der Knecht ſei ein zu ſchlauer Fuchs, um ſich ertappen zu laſſen. Aus dieſem Grunde habe er es für nöthig erachtet, ſich beim Fällen der Linde ſeiner Perſon zu verſichern. Dies ſei freilich in etwas zu unebener Weiſe geſchehen. Thomas aber beſitze eine rieſenhafte Stärke und vier Männer wären kaum hinreichend, um ihn zu werfen. Er ſelber habe einſt im Kampfe mit demſelben ein Auge eingebüßt. Von der Entſcheidung des Proceſſes ſei ihm nichts bekannt geweſen. Uebrigens hege er auch noch gegenwärtig die feſte Ueberzeugung, daß nicht allein der Baum und das Grundſtück, auf dem er geſtanden habe, ein Eigenthum des Schloſſes ſei, ſondern daß auch noch der Fluß mitſammt der Fiſcherei, die jetzt der Dellenhof in Anſpruch nehme, dem Burgherrn gehöre.

Alle dieſe Dinge brachte der Förſter nicht allein ziemlich verwirrt, ſondern auch ſo leidenſchaftlich an den Tag, daß ſich in ſeinem Gebaren ein perſönlicher Haß gegen Thomas offenbarte. Der würdige Dellenbauer äußerte deshalb zu dem Baron, daß es ſich hier um Dinge handele, die urſprünglich nicht den Förſter und den Meiſterknecht, ſondern ſie beide als die Beſitzer verſchiedener Gerechtſame angingen, und daß er deshalb den jungen Mann um ein Geſpräch unter vier Augen bitte. Alfons war damit einverſtanden, indem er die Umſtehenden erſuchte, das Zimmer zu verlaſſen, und dem Förſter noch beſonders anempfahl, alle Sorge für den Gefangenen zu tragen und denſelben, ſobald er es befehle, vorzuführen.

Als ſie allein waren, begann der Dellenbauer: Was den Proceß um das Stück Land mit der alten gefällten Linde und um die Fiſcherei angeht, ſo kann ich denſelben füglich übergehen. Ich glaube, Ihr Herr Vater ſowie ich ſind vernünftige Männer, welche die Entſcheidung dieſer Angelegenheit dem Spruche der Gerichte anvertrauen. Wir werden es deshalb nicht leiden dürfen, daß ſich die Leidenſchaft unſerer Angehörigen in ſolche Dinge miſche.

Ich bin ganz Ihrer Meinung, warf Alfons dazwiſchen, und mein Vater wird es nicht minder ſein.

Die Leidenſchaft unſerer Angehörigen, fuhr nun der Bauer fort, iſt aber älter als mein Beſitz, ſie benutzen unſere Angelegenheiten nur, um ſich aneinander zu reiben. Um deshalb den ganzen Streit verſtändlich zu machen, müßte ich Ihnen eigentlich die Geſchichte dieſer Männer erzählen. Freilich geſtehe ich auf der einen Seite, daß dieſelbe ſich etwas lang dehnt, auf der andern Seite aber glaube ich, daß ſie ſeltſam genug iſt, um Ihre Aufmerkſamkeit zu ſpannen. Es fragt ſich nur, ob ich Ihnen jetzt oder ein anderes mal den Bericht übermache.

Nein, mein Freund, rief der junge Mann, lieber jetzt gleich. Ich verlange danach, daß wir Frieden ſtiften. Nehmen Sie Platz und laſſen Sie hören.

Die beiden ſetzten ſich in ein paar alte Lehnſtühle und der Bauer begann folgende Geſchichte:

Meinem Meiſterknecht Thomas iſt es nicht an der Wiege geſungen worden, daß er einſt das harte Brot eines Knechts eſſen müſſe. Sein Vater war der frühere Eigenthümer des Dellenhofs und er ſelbſt in ſeiner Jugend mein Vorgänger im Beſitze des genannten Guts. Noch heutzutage werden ſeine Aeltern von den alten Leuten der Gegend als die rechtſchaffenſten und gutthätigſten Menſchen das Thal hinauf und hinab genannt. Ihr Wohlſtand, der im ganzen Lande bekannt war, gab ihnen auch alle Mittel an die Hand, ſich Freunde unter den Reichen und Armen zu machen, denn den erſtern erzeigten ſie Gaſtfreundſchaft und den letztern Hülfe und Beiſtand, wenn es noth that. So gingen denn bei ihnen Befreundete täglich ein und aus und kein Bettler wurde unbeſchenkt von der Thür entlaſſen.

Leider hatten die braven Leute nur einen einzigen Sohn. Dieſer Sohn war Thomas, der ihnen von einer beträchtlichen Kinderzahl übrig blieb. Wenn ich nicht irre, ſo hatten ſie früher ſieben Sprößlinge beſeſſen. Eine hitzige Krankheit aber nahm ſie ihnen alle weg, außer dem letzten, auf den ſich nun die ſiebenfache Sorge und Liebe der hartgeprüften Aeltern niederſenkte. Das war denn zu viel des Guten. Ein ſiebenfaches Herz für die Kinder taugt nicht, wenn nicht auch der Kopf ſiebenfach über Unart wacht und hütet. Bei Kindern, die man recht liebt, muß man auch recht ſtrafen;

denn wir ſind einmal alle ſo geſchaffen, daß wir auch viele böſe Neigungen und Triebe mit auf den Weg des Lebens bekommen. Und erſt wenn man dieſe ſcharf und gehörig aus uns herauszüchtigt, ſind wir im Stande, ordentliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft zu werden.

Der junge Thomas hatte nun von Grund aus gute und redliche Gaben. Wie wäre er ſonſt der Sohn ſeiner braven Aeltern geweſen? Aber Vater und Mutter hielten ihn zu ſanft und weich. Wie ſie ſelbſt es thaten, ſo mußte jedermann auf dem Hofe dem einzigen Sohne nach den Augen ſehen. Was er ſchaffte und trieb, wurde gutgeheißen. Seine Ungezogenheiten fanden allerwärts Entſchuldigung. Streiche, für die er die Ruthe verdient hätte, pflegte man zu belächeln. Dadurch bildete ſich bei dem Knaben ein ſtarrer Eigenſinn aus. Weil er keinen Widerſtand fand, ſo mußte alles, was er wollte, geſchehen. Und geſchah einmal etwas nicht nach ſeinem Willen, ſo erfolgten bald Ausbrüche einer Heftigkeit, die ſich zum ausgeſprochenſten Jähzorn ausbildete. Daß dabei an eine regelmäßige Lehre, wie ſie dem Kinde noth thut, und an eine Arbeitsfreudigkeit, wie ſie der rechte Mann nie entbehren kann, nicht zu denken war, läßt ſich annehmen. Was er that, das that er zu ſeinem Vergnügen, wie der Augenblick es ihm eingab. Als er größer wurde, ließen ihn die Aeltern überdies viel zu früh den Vergnügungen der Welt zulaufen. Da es ihm nie an Geld fehlte, ſo beſuchte er ſchon als Jüngling die Wirthshäuſer mit ihren Gelagen und die Kirmeſſen mit ihren Tänzen. Ja, die

Aeltern hatten ſogar ihre Freude daran, wenn ſie den jungen Burſchen ſo recht wild herumhantieren ſahen und wenn ihnen die Leute ſagten: Seht einmal den Thomas, der iſt doch ein Hauptjunge, er wird es einſt allen zuvorthun! Und wirklich war er auch ein hübſcher, prächtiger Geſelle von einer rieſigen Geſundheit, von einer wahren Bärenkraft und von einer Lebensluſt und Fülle, die man hätte loben können, wäre ſein Weſen nicht oftmals durch ſeinen Uebermuth und Jähzorn befleckt worden.

Es kam nun jene Zeit, wo unter der Herrſchaft der Franzoſen in dieſem Lande die eingezogenen geiſtlichen Güter in unſern Gegenden verkauft wurden. Ihr Vater, Herr Baron, erwarb bei dieſer Gelegenheit das Schloß Robeck und die anliegenden Wälder, welche vor mehr als hundert Jahren von dem letzten Beſitzer, der ohne Nachkommen ſtarb, der Kirche vererbt worden waren. Als Verwalter dieſer Beſitzung aber wurde der Förſter Krott auf die Burg geſetzt, der damals als ein junger verwegener Menſch bald allerlei Bekanntſchaften in der Gegend anknüpfte. Obgleich er älter wie Thomas war, wurden die beiden doch bald in den Trinkſtuben, bei Gelagen und Tänzen bekannt und ſchloſſen ſich in einer Freundſchaft zueinander, daß es den Schein hatte, als könnte der eine nicht ohne den andern ſein und leben. Für den Sohn des Dellenbauers eröffnete ſich bald eine Reihe von neuen Vergnügungen. Der Förſter war ein trefflicher und glücklicher Jäger und Fiſcher und fand in Thomas ſogleich einen lernbegierigen Schüler, der es in kurzer Zeit ſo weit brachte, daß der Meiſter ihn als einen ebenbürtigen Schützen und Angler erkennen mußte. Die beiden lagen ganze Tage im Walde und am Fluſſe, während ſie die Nächte gemeinſam in der Schenke bei erhitzenden Getränken zubrachten. Zugleich waren ſie die gefürchtetſten Burſche der Gegend: Wo ſie erſchienen, ging es gewöhnlich nicht ohne Händel her, und wo ſie den Streit anfachten oder ſich hineinmiſchten, da blieben ſie in der Regel als Sieger auf dem Platze. Freilich übten ſie auf dieſe Weiſe die Kraft des Leibes, daß ihnen niemand ſtandhalten konnte, aber in ihren Seelen wuchs zugleich eine Verwilderung, die nichts Gutes weiſſagte. Jetzt ſahen nun wol auch die Aeltern ein, daß ſie dem Jungen eine verkehrte, ſchlechte Erziehung gegeben hatten. Sie ließen es nicht an Worten und Klagen fehlen, aber vergebens, das Unkraut war zu hoch und üppig aufgeſchoſſen. Je mehr ſie auf Beſſerung drangen, je weniger ließ ſich Thomas bei ihnen ſehen. Daß ſie ihm die Mittel zu ſeinen Schwärmereien entzogen, entflammte ſeine Begierde nur noch heftiger. Die alten Leute härmten ſich ab, und als endlich das Kriegsfieber in die Gegend kam, ſtarben ſie kurz nacheinander.

Bei dieſem harten und jähen Trauerfall ſchien der verlorene Sohn in ſich zu gehen, denn die angeborene Güte ſeines Herzens war doch niemals ganz und gar verſchwunden geweſen. Er hatte wüſt gethan, ſolange alles gut und geſund ſtand. Dies Strafgericht des Himmels ließ ihn eine Schau über ſich ſelbſt halten. Ein Einblick in das Erbtheil ſeiner Aeltern lehrte ihn zugleich, daß ſeine wüſte Lebensweiſe die Verhältniſſe des Dellenhofs zurückgebracht hatte und daß er ſein

Gut bei ſeinem bisherigen Treiben raſch aufzehren müſſe. So unterließ er die Schwärmereien, bekümmerte ſich wieder um Hof und Haus und brachte eine Ordnung in alles, die keiner ihm zugemuthet hatte. Mit dem Förſter blieb er auf freundlichem Fuße, aber an dem tollen Leben, das dieſer nach wie vor führte, nahm er fürder nicht theil.

Da begab es ſich, daß ein untergeordneter Zollbeamter des Kaiſerreichs, von der Regierung geſchickt, in dem nahen Dorfe dort unten ſeinen Sitz nahm. Derſelbe hatte eine Tochter von wunderbarer Schönheit, die Thomas in der Kirche ſah. Auf ſein beruhigtes Gemüth machte das Mädchen einen Eindruck, dem er nicht widerſtehen konnte. Es ſprach ſchon während der Meſſe in ihm: Entweder die oder keine wird deine Frau. An demſelben Sonntag beſuchte er die Schenke im Dorfe, die er lange gemieden hatte. Er band mit dem Vater des Mädchens an, den er dort nicht umſonſt aufſuchte. Der reiche Bauersſohn fand leicht Zugang zu dem Hauſe des armen Beamten. Aber er traf dort zu ſeinem Verdruſſe ſchon einen andern Freier, der niemand anders war als der Förſter Krott.

So kam er denn mit ſeinem frühern Spießgeſellen wieder zuſammen. Aber ſie gingen diesmal nicht Hand in Hand, ſondern ſie ſtanden ſich gegenüber, denn ſie begannen nun einen Wettſtreit um das Mädchen, bei dem der junge Dellenbauer, vielleicht um ſeine Kraft, ſeinen Muth und ſein Vermögen, überhaupt ſeine Mannheit dem Förſter gegenüber in ein glänzendes Licht zu ſtellen, wieder in jene alten Thorheiten verfiel, welche ihn einſt mit dem Nebenbuhler vereint hatten. Während er ſein Hausweſen aufs neue vernachläſſigte, trieb er ſich wieder in den Schenken umher, wo er vor dem Vater des Mädchens großzuthun ſuchte. Dabei fehlte er auf keinem ländlichen Tanze, wo er nicht ſelten die ganze Geſellſchaft freihielt, was ihm denn ſtets ein großes Geld koſtete, und wo er Händel hervorrief, um den Reſpect zu zeigen, deſſen ſeine Fäuſte genoſſen. Da der Jäger ihn nicht mehr mit auf die Jagd nahm, ſo pachtete er ſich ein Revier, auf dem er jetzt tagelang zubrachte, um das erlegte Wild dem Hauſe der Geliebten zuzuwenden. In gleicher Weiſe ſah man ihn als Fiſcher ſich an dem Fluſſe herumtreiben. All dies ungemäße Thun, wodurch er den Förſter in den Schatten zu ſtellen gedachte, ſollte ihm das Herz des Mädchens erwerben. Wirklich ſchien ihm die Tochter des Zollbeamten auch gewogen. Aber er hätte ſicherlich viel beſſer das Ziel erreicht, wäre er ein ordentlicher Bauer geweſen.

Und dies mochte auch ohne Zweifel der Förſter glauben, der ſich mit einem mal bemühte, ein ordentliches und ſittſames Leben zu führen oder wenigſtens zu heucheln. Man ſah ihn nicht mehr wie ſonſt bei allen Gelagen, er mied jeden Streit, ſogar ſeine rauhen Worte ſchien er vergeſſen zu haben. Auch gegen das Mädchen war er auffallend zurückhaltend, gleich als ob er wiſſe, daß ſie dem Thomas mehr gewogen ſei wie ihm. Deſto mehr aber näherte er ſich ihrem Vater. Es war faſt wahrſcheinlich, daß er den Alten vor dem wüſten jungen Bauer warnte, der ſein Vermögen ohne

Sinn und Verſtand in die Schanze ſchlage. Der Zollbeamte wurde wenigſtens immer kälter und zurückhaltender gegen Thomas, den er früher offenbar begünſtigt hatte.

Eines Tages aber, nachdem Thomas um die Tochter angehalten hatte, war dieſe plötzlich verſchwunden. Kein Menſch wußte etwas über ihr Verbleiben. Der Alte ſchwieg, der Förſter lächelte höhniſch. Thomas war außer ſich und ſuchte ſeinen Schmerz über die verlorene Geliebte, welche ihm alle Gedanken einnahm, in einem noch wildern Leben zu betäuben. Da hieß es denn auf einmal, auch der alte Zollbeamte habe den Ort verlaſſen. Und nun ergaben ſich bald die Spuren, wohin er gegangen war. Man berichtete nämlich, er ſei um den Abſchied von ſeiner ſchlecht beſoldeten Staatsſtelle eingekommen, um Verwalter auf einem der großen Güter Ihres Vaters, Herr Baron, zu werden. Daran knüpfte ſich die Erzählung, ſeine Tochter ſei in Ihrem älterlichen Hauſe in der Stadt als Pflegerin Ihrer kranken Mutter und als Ihre Hüterin untergebracht. Thomas ging alsbald fort und machte alle möglichen Verſuche, die Geliebte zu erreichen. Aber ſeine vielfältigen Schritte waren vergebens. Er kam voll Zorn und Wuth zurück. Man höhnte ihn hier und dort. Er führte nun noch ein tolleres Leben wie zuvor und ging dem Rande des ſittlichen Verderbens mehr und mehr entgegen. Allein er betäubte nicht nur ſeinen Schmerz, er tödtete auch ſein Vermögen. Seine Felder verwilderten, ſeine Ställe und Scheunen verödeten, ſein Haus wurde leer. Im Verlauf zweier wüſten Jahre war er ein armer Mann, dem Hof und Haus verkauft werden mußte.

Nun irrte er wie ein zerlumpter Bettler durch die Gegend, er ſchlief des Nachts in den Scheuern oder im Walde. Die alten Liebhabereien, die ihn zum Wild- und Fiſchdieb gemacht hatten, gaben ihm einen dürftigen Lebensunterhalt. In dieſem Zuſtande hörte er eines Tags, daß der Förſter Krott ſich in der Stadt verheirathet hätte und daß ſeine Frau die alte Geliebte, nämlich die Tochter des frühern Zollbeamten, ſei. Denn das Mädchen, zu welchem er jene unſelige Leidenſchaft trug, iſt niemand anders als die Frau Gertrud, die Sie, Herr Baron, ſoeben als Ihre frühere Wärterin begrüßt haben.

Seltſam, ſehr ſeltſam, unterbrach ihn der junge Mann, den die Geſchichte in der That auf das äußerſte ſpannte.

Was in der Zeit geſchehen iſt, fuhr Lücker fort, wo das Mädchen fern war, welche Gründe ſie hatte, den armen Geſellen nicht mehr zu ſehen, darüber liegt für ihn und mich, dem er ſeine Geſchichte erzählt hat, ein undurchdringliches Dunkel. So viel aber iſt gewiß, er haßte den Förſter jetzt noch heißer und blutiger. Um ihn zu erzürnen, wurde er jetzt erſt recht zum Wildſchütz. Tag und Nacht lag er im Walde Ihres Vaters und ſuchte dem Wildſtand allen möglichen Abbruch zu thun. So oft ihn der Todfeind auch zu ertappen ſtrebte, alle Bemühungen waren vergebens. Endlich aber trafen die beiden doch aufeinander. Krott ſchoß ſeine Flinte auf ihn ab und verletzte ihn an der Schulter. Zum Mörder wollte nun Thomas doch nicht werden. Er verſchmähte es, Kugel mit Kugel zu tauſchen, aber verwundet, wie er war, ſtürzte er auf den Jäger los, faßte ihn, warf ihn zu Boden und ſchlug ihm mit jener Stärke, welche ihn der ganzen Gegend gefährlich gemacht hatte, das rechte Auge aus, mit dem nach ihm gezielt worden war.

So kamen beide auseinander. Nach dieſem Rachewerk ſtellte ſich Thomas dem Gericht und bekannte ſich nicht allein zu dieſer That, ſondern auch zu den vielfältigſten Waldfreveln. Die Strafe blieb nicht aus, obſchon ſie verhältnißmäßig gering ausfiel, weil die Richter annahmen, daß er vielfach gereizt worden ſei. Das Urtheil lautete auf ein Jahr Zuchthaus.

Der Dellenhof wurde während dieſer Zeit verſteigert und ich habe ihn an mich gebracht, denn er war mir, der ich früher zwanzig Stunden von hier in den Gebirgen wohnte, als ein frucht- und rentbares Gut geſchildert worden. Ich trat alsbald in den Beſitz ein. Bei der gänzlichen Verkommenheit der Gebäude und Felder gab es viel zu thun. Ich mußte wegen Arbeiter und Pflanzungen mancherlei Gänge machen. Eines Tags kam ich von der Mühle herauf, wo ich ein Geſchäft beſorgt hatte, und nahte mich, um das Gebüſch tretend, jener Linde, um welche heute aufs neue der Streit entbrannt iſt. Dort ſehe ich einen Mann in zerlumpten Kleidern ſtehen, der einen Strick aus der Taſche zieht. Ich bleibe halb verborgen, um zu erſpähen, was er vorhat. Er hängt den Strick an einen Aſt, klimmt an dem Stamme empor, ſteckt den Kopf in die Schlinge und zu meinem größten Schrecken ſehe ich mit einem male, daß er baumelt. Er hatte ſich erhängt.

So raſch mich meine Füße trugen, lief ich hinzu, indem ich unterwegs mein Meſſer aus der Taſche zog. Im nächſten Augenblicke war ich zur Stelle. Glücklicherweiſe konnte ich den Strick erreichen. Ich ſchnitt ihn durch. Der Erhängte fiel gleichwol wie eine Leiche zu Boden. Ich ſtürzte an den Fluß und ſchöpfte meine Mütze voll Waſſer, mit dem ich ihn übergoß. Zugleich rieb ich die Bruſt, und ſchon war ich bereit, ihm eine geſchwollene Ader der Stirn zu öffnen, als er plötzlich aufathmete. Ich athmete ſelber nicht mit tiefern Zügen. Er bewegte die Glieder, dann ſchloß er die Augen auf.

Wo bin ich? rief er.

In der Welt, wohin du gehörſt, antwortete ich ihm.

Hol's der Teufel! Verflucht, ſtöhnte er, kann man denn nicht einmal ordentlich ſterben?

Lebe erſt ordentlich, antwortete ich ihm voll Zorn, daß Gott dich in Frieden zu ſich hole.

Das waren meine einzigen harten Worte. Dann ſuchte ich ihm zum Herzen zu ſprechen. Ich redete ihm von Gott, der Troſt für alle Pein habe, und von den Menſchen, denen es zieme, ſich nie von der rechten Mannheit loszuſagen. Darüber fing er an zu weinen wie ein Kind. Ich bot ihm nun an, ihn mitzunehmen. Er war es zufrieden, wenn ich ihm verſprechen wollte, nie von dem verſuchten Selbſtmord zu reden. So gingen wir auf den Dellenhof zu. Da empfand er eine neue Pein, die ich nicht begriff, weil ich nicht wußte, wer er war. Als ich es hörte, redete ich ihm neuen

Muth zu und verſprach ihm, für ihn zu ſorgen und ihn bei mir zu halten, wenn er ordentlich werden wollte. Er brach aufs neue in Thränen aus, fiel vor mir auf die Knie und küßte meine Hand, indem er rief: So gibt es doch noch gute Menſchen!

Seine Reue war ſo aufrichtig, daß ich nicht an ihm zweifelte und mir vornahm, ihn wieder mit der Welt und dem Leben zu verſöhnen. Und das iſt mir denn auch gelungen. Ich habe ihn bei mir behalten und ihn geprüft. Als ich ihn würdig fand, iſt er von Stufe zu Stufe aufſteigend mein Meiſterknecht geworden. Wenn ich etwas niemals bereut habe, ſo iſt es dieſe That. Aus dem wildeſten iſt der ſanfteſte, aus dem übermüthigſten der demüthigſte, aus dem gottloſen iſt ein frommer Mann geworden. Kein Menſch hat ſich mehr in der Gewalt wie er. Solche Ehrlichkeit, Bravheit und Treue iſt mir nie vorgekommen.

Nur eins hat ihn immer aufgeregt, und das war der Baum, an dem er ſich das Leben nehmen wollte; deshalb war es jahrelang ſein Wunſch, ihn fortzubringen. Als er das Urtheil des Richters hörte, ließ es ihm nicht Raſt und Ruh, dieſes Mal ſeiner Schande zu entfernen. Ich glaube, der Baum kam ihm vor wie ein lebendiger Galgen.

Sehr ſeltſam, rief der Baron aufs neue, aber tauſendmal verzeihlich.

Nun noch eins, Herr Baron. Sie ſind der erſte, dem ich die Geſchichte von dem Selbſtmorde erzählt habe. Ich hoffe, Sie geben mir das Wort, keinen Gebrauch davon zu machen.

Hier die Hand darauf, rief der junge Mann.

Ich danke Ihnen, ſchloß der Bauer. Wie die Sachen ſtehen, war dieſe Mittheilung nöthig, um Ihnen den Charakter meines Meiſterknechts zu erklären. Und jetzt haben Sie die Güte, die Frau Gertrud hereinkommen zu laſſen. Eines Mannes Rede iſt keines Mannes Rede. Sie iſt die Frau von Thomas' Gegner. Sie müſſen ſie über den Feind ihres Mannes hören.

Der junge Mann erklärte dem Bauer, daß er ihn für völlig glaubwürdig halte. Aber dieſer gab ſich nicht zufrieden und rief die Förſterin ſelbſt in die Stube.

In der That fiel das Zeugniß über alle Erwartung günſtig aus. Der bleichen armen Frau rötheten ſich die Wangen und glänzten die Augen, als ſie über den Geliebten ihrer Jugend ſprach, während bei Erwähnung des Förſters ihre Züge kalt und ſtarr wurden. Soweit ſie die Geſchichte des Knechts kannte, ſtimmte Thatſache um Thatſache mit der Erzählung des alten Lücker.

Und ſo wurden denn auch die andern vor den Baron beſchieden. Der Förſter, welcher Thomas hineingeleitete, wollte aufs neue ſeine Rede beginnen, aber der Baron heiſchte ihm zu ſchweigen. Den Knecht betrachtete er dagegen mit der größten Theilnahme; ſein ruhiges, feſtes Weſen machte ſogar, trotz der Einfachheit ſeiner Kleidung, einen mächtigen Eindruck auf ihn.

Ihr ſeid von meinem Förſter mishandelt worden, ſprach der junge Mann. Ich hoffe, daß Ihr ihm verzeiht.

Ich will ihm ſchon verzeihen, Herr, ſprach der Knecht, aber hat er nicht in mir die Menſchheit beleidigt? Was er mir that, das kann er jedem andern Friedfertigen und Frommen thun; drum, mein' ich, muß er vor den Richter.

Er hat recht, ſagte der Baron. Förſterin, bittet ihn für Euern Mann.

Frau Gertrud war offenbar verlegen, dann faßte ſie ſich und ſprach: Vergebt ihm, Thomas. In ihm iſt die alte Zeit noch nicht erloſchen wie in Euch.

Der Knecht ſah ſie mit unendlicher Milde an und antwortete: Das iſt ein Wort zur Zeit. Ich gelobe hiermit Vergeſſenheit.

So wollen wir uns denn in Frieden trennen, ſagte der junge Mann. Es freut mich, daß dies unebene Werk ſo freundlich ſchließt. Laſſen Sie uns gute Nachbarn ſein, ſchloß er, zu dem Dellenbauer gewendet, indem er ihm die Hand reichte.

Der Hofherr zog mit Thomas von dannen. Beide wurden am Thore von den Ihrigen mit Jubel empfangen. Der Förſter ſchaute ihnen grimmig in das Dunkel nach. Frau Gertrud aber leuchtete den jungen Baron in die alten Gemächer des obern Stocks.

Fünftes Kapitel.

Als Alfons mit ſeinem Wagen aus der Stadt über die Landſtraße rollte, um nach Rodeck zu fahren, wo er, wie wir ſchon wiſſen, den Herbſt zubringen, das Gut kennen lernen und ſich in den weiten, umliegenden Wäldern die Zeit mit dem edeln Weidwerk vertreiben wollte, empfand er keine geringe Neugierde, das alte Schloß zu ſehen, wo er bisjetzt noch niemals geweſen war. Sein Vater, der ſeine zahlreichen Güter ſehr häufig beſuchte, hatte ihn ſonſt überall hin mitgenommen, um den einzigen Sohn mit dem künftigen Erbe bekannt zu machen. Nur Rodeck blieb bei dieſen Gelegenheiten unberückſichtigt. So oft Alfons den alten Baron zu einer Fahrt aufmunterte, ſo fehlte es regelmäßig an Zeit oder es waren andere, dringendere Angelegenheiten zu erledigen. Auf dieſe Weiſe wurde der Beſuch von einem Jahre in das andere verſchoben. Zuletzt bat ſich der Sohn die Erlaubniß aus, einmal auf ſeinen eigenen Kopf hinauszugehen, um ſich in dem Caſtell, deſſen Wälder durch ihren Wildreichthum berühmt waren, an der Jagd zu erfreuen, die er ganz beſonders liebte.

Wer kennt nicht die träumeriſchen Stimmungen, die den phantaſiereichen Menſchen überkommen, der einſam in einem Wagen ſitzt und in die Welt hinausrollt? Er ſtarrt in die Landſchaft hinaus, er ſchaut in den blauen Himmel, ſein Auge folgt den geballten Wolken, und es tauchen ihm dabei Bilder der Vergangenheit und Zukunft auf. Es iſt, als ob das Rütteln des Gefährs und die ewig wechſelnden Gegenſtände am Horizont tauſend flimmernde Bilder in der Seele aufweckten. So war es auch mit Alfons, deſſen weiche Natur ſich leicht in Bildern und Phantaſien verlor. Was wunder, daß er dabei an ſeinen nächſten Aufenthalt dachte! Wie ſollte er ſich das Schloß vorſtellen? Und mit einem mal tauchten ihm alle Erinnerungen ſeiner Kindheit auf, an die er ſeit langen Jahren nicht mehr gedacht hatte. Es waren Erzählungen ſeiner Wärterin Gertrud, deren er ſich aufs neue ganz deutlich erinnerte. Sie hatte ihm das Thal, in dem ſie lange Zeit anſäſſig geweſen war, geſchildert. Er wußte von dem Dorfe, das im Grunde lag; er wußte von dem Fluſſe, der in der Tiefe dahinrauſchte; er wußte von dem unheimlichen Hexenloch in demſelben und von dem Felſen, der ſich unmittelbar darüber erhob und das alte Schloß mit den grauen Mauern und gezinnten Thürmen auf ſeiner Spitze trug; er wußte von den Wäldern, die ſich hinter demſelben endlos in das Land dahinzogen.

Und nun gingen ihm auch wieder die alten Märchen und Sagen am Geiſte vorüber, welche Gertrud in ihren Erzählungen an dieſe Stellen geknüpft hatte. Im Geſtein des Berges, auf dem Rodeck lag, ſollten ſich unterirdiſche Gänge befinden, in denen die kleinen Zwerge und Heinzelmänner ihr Weſen trieben. An dem Fluß und beſonders im Hexenloch wollten die Leute die badenden Waſſerjungfrauen geſehen haben. Aber das alles hatte er ja auch von andern Orten gehört, denn die Natur gibt nicht leicht einem Platze eine beſondere Geſtaltung, ohne daß der Menſch ihn zugleich mit phantaſtiſchen Weſen belebt, die zu der Art und Form des Platzes paſſen. Dagegen gedachte er an eine andere Geſchichte, die dem Schloſſe eigenthümlich war. Es hieß nämlich, einer der frühern Beſitzer habe den Frevel begangen, aus einem benachbarten Kloſter eine wunderſchöne Nonne zu entführen, ſie nach Rodeck zu bringen und dort in verbotener Liebe mit ihr zu leben. Lange Zeit gelang es den Liebenden, ihr rechtloſes Verhältniß vor der Welt verborgen zu halten. Die Nonne genas eines Knäbleins. Man hörte das Weinen des Kindes aus den Mauern und die Lieder der Mutter, die es zur Ruhe ſang. So wurde der Aufenthalt der Entflohenen entdeckt, das Kloſter ſtellte eine Klage beim Biſchof an, der Biſchof verklagte den Ritter bei der heiligen Feme. Der Geliebte wurde gefaßt und verurtheilt; das unglückliche Weib ſollte die Strafe des Einmauerns erdulden. Aber als die Häſcher kamen, floh ſie durch einen unterirdiſchen Gang an den Fluß und ſtürzte ſich mitſammt dem Knäblein in das Hexenloch, wo ſie den Tod fand. Der Ritter that jahrelange Buße im Kerker, er vermählte ſich nie, ſondern ſtarb ohne Nachkommen und vererbte das Gut der Kirche. Oft aber tauchte noch, wie die Leute ſich erzählten, in nächtlicher Stunde der Geiſt der Nonne, mit dem Kinde auf dem Arme, aus dem Fluß. Sie ſchwebte dann den Berg hinauf und ging auf dem Thurm und den Mauern um und ſang jene Wiegenlieder, welche einſt ihre ruchloſe Leidenſchaft verriethen.

Der junge Mann empfand auf ſeiner Fahrt ein geheimes Grauen, daß er nun in jenem Schloſſe wohnen ſolle, wohin der Volksglaube eine ſo ſchaurige Geſchichte verſetzte. Er konnte das Bild nicht mehr los werden, obgleich er ſeine Aufmerkſamkeit an andere Gegenſtände zu heften ſtrebte, bald ein Lied zu ſingen und zu pfeifen anhub, in die Landſchaft hinausſchaute und die Vorüberziehenden freundlich grüßte. Bei dieſer Gelegenheit merkte er, daß die ferne Hügelkette immer näher trat. Bald lenkte die Straße auch in ein Thal ein, deſſen Vorberge erſt weit auseinander liegend nach und nach näher zuſammenliefen. Dort aber, wo die Berge zuerſt ein eigentliches Flußthal bildeten, erhob ſich links ein Fels mit alten Thürmen und einem angrenzenden, weiten Forſt. Ueber das wirkliche reizende Landſchaftsbild legte ſich das Abendroth. Das mußte Rodeck ſein. Er ließ den Kutſcher halten, fragte einen Mann, der am Wege arbeitete, und erhielt beſtätigende Auskunft für ſeine Vermuthungen. Wie es ihm weiter erging, bis er in das väterliche Beſitzthum eingezogen war, haben wir ſchon erfahren.

Als ihn Frau Gertrud in die alten Gemächer gebracht hatte, nahm er noch ein Stück kalte Küche und einen Trunk Wein, die er vorſorglich mit ſich führte, während der Förſter und ſeine Frau bei ihm ſtanden und ihm noch allerlei Fragen beantworten mußten. So wurde es ziemlich ſpät und Zeit zum Schlafengehen. Er entließ die Hausbewohner und den Bedienten, kleidete ſich aus und warf ſich in das altmodiſche Bett, das mit dichten, damaſtenen Vorhängen ausgerüſtet in dem anliegenden Gemache ſtand und das die Förſterin in der Eile mit friſchem Leinen überzogen hatte. Seine natürliche Müdigkeit hätte ihm unter andern Umſtänden gewiß bald den Schlaf gebracht. Und doch gelang es ihm nicht, die erquickliche Ruhe zu finden. Der ungewohnte neue Aufenthalt, die Erlebniſſe bei ſeiner Ankunft, das Geſpräch mit dem alten Bauer, die Geſchichte des Thomas und des Förſters, das Bild des Mädchens mit dem Kranze, welches er unten am Waſſer getroffen hatte, und die alten Märchen und Sagen vom Schloſſe gingen ihm mit wirren Bildern durch die Phantaſie. Dabei hörte er im Mauerwerk das Geſchrei der Eulen und im Walde das Gebell der Füchſe. Es war ihm ſeltſam zu Muthe. Nur das Bewußtſein, daß er eine gute That vollbracht hatte, gab ihm durch alles unheimliche Denken hindurch ein Gefühl von Befriedigung. Endlich ſiegte doch die junge Natur. Der Schlummer erhielt ſein Recht. Aber es war ein unruhiger Schlaf, in dem ihn die Nonne mit dem Kinde und die Geſtalt des bekränzten Mädchens unabläſſig verfolgten und ſich eigenthümlich ineinander wirrten, ſodaß ſie ihm faſt wie dieſelbe Perſon vorkamen.

Als er erwachte, ſtand die Sonne hoch am Himmel. Er fühlte anfangs ſein Haupt etwas taumelig von all den wirren Träumen der Nacht. Dann aber ſprang er raſch aus ſeinem Bett, warf ſeinen Schlafrock um, eilte an das Fenſter und riß beide Flügel auf. Eine friſche, ſtärkende Luft ſtrömte ihm entgegen und zerſtreute die Wolken, die ihm vor der Stirn hingen. Und welch ein liebliches, helles Landſchaftsbild entrollte ſich zugleich vor ſeinen Augen! Aus ſeinem Fenſter ſah er jäh unter ſich den Fluß mit der Brücke, über welche er geſtern Abend gekommen war. Weiterhin dehnte ſich nach rechts und links das Thal in lieblichen Windungen mit den maleriſchen Gebirgsvorſprüngen. Hin und wieder lagen in dichten Baumgruppen hübſche Dörfer zerſtreut. Links erhoben ſich weiter in das Land hinein bewaldete Berge und rechts erging ſich der Blick in die fruchtbare Ebene, durch welche ſein Weg ihn nach Rodeck geführt hatte. Und das alles mit ſeinen Einzelheiten lag im hellſten Sonnenſcheine. Das Herz des jungen Mannes öffnete ſich empfänglich heiter der Schönheit dieſer neuen Welt.

Er klingelte. Der Bediente kam und brachte ihm das Frühſtück, das er mit dem beſten Appetit verzehrte. Nun ließ er den Förſter und ſeine Frau rufen, um ſich in ihrer Begleitung den alten Bau anzuſehen. Die Merkwürdigkeiten waren indeß bald erſchöpft. Wie alle dieſe Ritterneſter aus längſtverſchollener Zeit, ſo bot ſich auch hier nur ein krauſes Gewirr von Treppen, Gängen und Gelaſſen, die, ohne Zuſammenhang aneinander gefügt, der Bequemlichkeit und den Bedürfniſſen der heutigen Zeit nicht im mindeſten entſprachen. In den unterſten, niedrigen Räumen, die ſich nach dem Hofe öffneten, wohnte die kinderloſe Förſterfamilie mit dem Jägerburſchen in einigen Stuben, an die ſich auch Küche und Keller reihten. Die Thürme ſchienen blos den Raben und Eulen zum Aufenthalt zu dienen. Gegen den Fluß hin erhob ſich zwiſchen zwei Thürmen der bedeutendſte Flügel des Hauſes, und in dieſem befanden ſich auf dem erſten Stocke die ſogenannten Herrenzimmer, welche Alfons beherbergten. Das Thor der alten Feſte ſtand dieſem Bau gegenüber an der Waldſeite, und der Weg, der ſich nicht weit von demſelben trennte, führte einestheils in den Forſt, anderntheils in das Thal. Auf dem Hofe ragte eine alte Eiche, um welche einiges Federvieh ſpazierte, während man rings an den Wänden hölzerne Häuschen gewahrte, deren Inſaſſen aber als Jagdhunde und Bracken vor den Thüren lagen.

Offenbar enthielt das Quartier des jungen Mannes nicht allein die beſten, ſondern auch die einzigen guten Stuben des Hauſes. Es war deshalb kein Wunder, daß er ſich bald wieder dahin zurückſehnte. Hatte er bisjetzt die ganze Einrichtung nur eines flüchtigen Blicks gewürdigt, ſo begann er jetzt eine neue Unterſuchung. Die Möbel rührten noch aus den Tagen her, wo ſein Vater die Burg an ſich gebracht hatte. Derſelbe war nämlich in der Abſicht, Rodeck zur Zeit der Jagd häufiger zu beſuchen, auf den Gedanken gekommen, ſich hier ein Abſteigequartier zu gründen. So wurden denn in aller Eile Wände und Böden, die dem gänzlichen

Verfall entgegengingen, hergeſtellt und Zimmergeräthe herbeigeſchafft. Offenbar hatten ſich die Leute aber damals in allem vergriffen. Wie paßte auch der Stil des Kaiſerreichs in eine alte deutſche Burg! Alfons, der ſich auf ſeinen Reiſen mit Vorliebe der Betrachtung von Kunſtgegenſtänden aus den verſchiedenſten Zeiten gewidmet hatte, ſah auf der Stelle, daß ſich hier eine eigenthümliche Schöpfung herſtellen laſſe. Sowol das ganze Caſtell wie die Stuben konnten mit verhältnißmäßig geringen Mitteln im Geiſte der frühern Zeit erneuert werden. Und was brauchte auch der reiche, junge Mann Rückſicht auf die Koſten zu nehmen? Er machte ſofort Plan um Plan zur Verſchönerung eines Ortes, der ihm ganz ausnehmend gefiel, und ſah bald im Geiſte das neue Ritterſchloß mit hergeſtellter Façade, Zugbrücke und gebahnten Wegen ins Thal hinein glänzen. Hätte er ſchon die gehörige Ruhe gehabt, er würde ſich gleich hingeſetzt haben, um ſeinem Vater ſeine Abſichten mitzutheilen und die nöthige Erlaubniß zur Umänderung des Baues einzuholen.

Vorläufig aber trieb ihn das Ungewohnte und Neue aller ſeiner Umgebungen von dem einen zum andern. Die Förſtersleute, die er wiederholt aufſuchte, mußten ihn nun auch mit der nächſten Umgebung bekannt machen. Er fragte ſie, am Fenſter ſtehend, nach den Dörfern und Straßen. Er ließ ſich die Städtchen in der Ebene zeigen. Zuletzt gingen ſeine Forſchungen auch nach den einzelnen Gehöften hin. Und wo wohnt denn der Dellenbauer? ſo lautete ſeine Frage. Man zeigte ihm das Gut an den Wieſen links vom Wege, den er hergefahren war. Dann erzählte er der Frau Gertrud, an die er ſich überhaupt lieber zu wenden ſchien als an ihren Mann, von dem Mädchen mit dem Hunde, das ihn ſchon unten am Waſſer auf den Vorfall in der Burg vorbereitet habe. Als ſeine lebendige Schilderung beendet war, meinte die Förſterin, das ſei des Dellenbauers Tochter Cilli geweſen, indem ſie hinzufügte, das Kind ſei ganz verrückt mit dem Meiſterknecht und liebe ihn, wenn nicht mehr, doch ebenſo gut als ihren Vater. Thomas habe das Mädchen aber auch ſtets auf den Händen getragen. So ſehr das Landleben es geſtattete, wären die beiden unzertrennlich. Der junge Mann erging ſich in großen Lobeserhebungen über Cilli's eigenthümliche Schönheit, denen der Förſter mit einem höhniſch grinſenden Ausdruck zuhörte.

Nachdem der junge Mann ſich auf die Weiſe im Schloſſe umgeſehen und auch das Thal aus der Vogelperſpective kennen gelernt hatte, gelüſtete es ihn nach einer Fahrt in den Wald. Wenn es auch mehr um einen leichten Spazier- wie um einen ernſten Weidgang zu thun war, ſo hängte er ſich doch ſeine Flinte um, der Förſter that daſſelbe, und der Burſche folgte ihnen mit den Hunden. Wie freute ſich auch jetzt wieder das empfängliche Herz des Edelmanns über die prächtige Waldeinſamkeit zwiſchen den hohen Eichen und Buchen, die er in zahlloſer Fülle mit dicken Stämmen und breiten Kronen allerwärts antraf! Er ſprach mit dem Förſter über die Baumzucht und die verſchiedenen Arten der Jagd, indem er ſich über allerlei ihm unbekannte Dinge zu unterrichten ſuchte. Zwiſchenher aber lenkte er das Geſpräch ſo häufig auf den Dellenbauer und ſeine Tochter, daß es dem ſchlauen Krott klar wurde, das Mädchen müſſe einen mächtigen Eindruck auf den jungen Herrn gemacht haben. Je unbefangener Alfons bei dieſen Geſprächen zu erſcheinen ſuchte, je ſicherer wurde der Führer in ſeinem Glauben, der zuletzt zu einer feſten Ueberzeugung anwuchs. War von etwas anderm die Rede, ſo offenbarte der junge Mann die entſchiedenſte Zerſtreutheit. Und auch im Schießen zeigte er lange nicht die Sicherheit, deren er ſich gerühmt hatte. Kam einmal ein Wild zum Schuß, ſo fehlte er fortwährend und verwunderte ſich dabei über ſein ſchlechtes Schießen, während dem hinter ſeinem Rücken lächelnden Förſter die Urſache durchaus klar zu ſein ſchien.

Mit der einbrechenden Dunkelheit kehrten ſie nach Robeck zurück. Alfons begab ſich auf ſeine Zimmer und nahm das für ihn bereitete Mahl zu ſich. Dann ſuchte er in ſeinen Koffern, die ihm vom Wagen auf das Schloß nachgebracht worden waren, in den Büchern, welche er für die Herbſtabende mit ſich geführt hatte. Er nahm mehrere vor, um darin zu leſen, aber heute übten die geſchriebenen Gedanken keine Macht über ſein Gemüth. Vielleicht gelang ihm das Schreiben beſſer. Er wandte ſich deshalb zu ſeinen Mappen und legte ſich Feder, Tinte und Papier zurecht, um dem Vater ſeine glückliche Ankunft zu melden und ihm zugleich die Plane auseinanderzuſetzen, die er ſich in Betreff der neuen Anlagen auf Robeck ausgedacht hatte. Waren aber dieſe Gedanken noch nicht zur völligen

Reife gediehen, oder wurde es ihm zu ſchwer, ſie in die rechte Form zu bringen, er kaute erſt eine Zeit lang an der Feder, um ſie alsbald ganz hinzuwerfen und die Mappe zuzuklappen. Dann legte er ſich in das Fenſter.

Das Thal lag in weiter, tiefer, dunkler Ruhe, während am Himmel zahlloſe Sterne blitzten. Er hörte den Fluß leiſe heraufrauſchen. Im Grunde entdeckte er hier und dort ein Licht. Er ſuchte den Dellenhof und hatte ihn der Richtung nach entdeckt. Von dorther kam auch der Abendwind herüber und trug auf den Flügeln der Luft ein Lied ihm zu, das von zwei Stimmen, einer jugendlichen weiblichen und einer tiefern männlichen, geſungen wurde. Mit den Tönen tauchte auch jetzt wieder eine blaſſe, ferne Jugenderinnerung auf. Gertrud hatte das Lied oft geſungen, als ſie ſeiner wartete. Melodie und Worte kamen ihm faſt unbewußt ins Gedächtniß. Er ſang leiſe mit:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie ſind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Haus und Hof,
Es wußt's weder Vater noch Mutter.

Sie ſind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie ſind verdorben, geſtorben.

Aber das Lied erreichte noch andere Ohren und Seelen. Unterhalb Alfons' Fenſter war nämlich das

Fenſter an der Förſterwohnung offen. Dort im Zimmer ſaß Frau Gertrud bei ihrer Handarbeit. Als ſie die Töne hörte, liefen ihr die Thränen über die Wangen und ihr Schluchzen klang laut durch die Stube.

Der Förſter, der über eine Bank gelagert war, bemerkte es und fragte: Was haſt du wieder, altes weinerliches Weib?

Ich habe das alte Lied gehört, lautete die Antwort, was der Thomas und Cilli immer da unten im Dellenhofe ſingen.

Krott ſprang auf und warf das Fenſter höhniſch zu, und er rief: Das iſt auch der Mühe werth, über ein ſolches Gewimmer in Heulen und Jammern zu verfallen!

Ich kann nun einmal nicht anders, ſprach die Frau mit mildem, duldendem Tone. Wir haben das Lied in unſerer Jugend geſungen. Es erinnert mich an die Zeit, wo ich rein und unſchuldig war, und auch an die Zeit, wo ich ſo unglücklich wurde.

Dein Unglück iſt nichts wie Einbildung, entgegnete ihr der Mann, haſt du nicht dein Leben lang in einem warmen Neſte geſeſſen und iſt dir jemals Speiſe und Trank abgegangen? Und das iſt doch die Hauptſache im Leben. Wie wäre es dir denn mit dem Vagabunden ergangen, der Hof und Gut verſchlemmte?

Mein Herz wäre rein und meine Seele unbefleckt geblieben, ſprach die Frau.

Wenn du doch nur einmal von Herz und Seele ſchweigen wollteſt, tobte der Förſter. Nichts iſt dummer als ſolche Bemerkungen, die in der Luft hängen.

Frau Gertrud ſchwieg.

Freilich, fuhr Krott fort, ich weiß auch ein Ding, das Herz heißt, und ich verſtehe darunter die Leidenſchaft, die Sinnlichkeit, die Liebe. Und ſoll ich dir einmal etwas ſagen, grinſte er lächelnd, der junge Baron hat auch ein Herz. Ja wohl, das junge Blut kocht ihm ſchon ganz gewaltig. Und weißt du auch, für wen es brennt? Er hat des Dellenbauers Cilli geſtern Abend nicht umſonſt geſehen in dem hübſchen Blumenkranze. Heute im Walde hat er nur an ſie gedacht und nur nach ihr gefragt. Immer mehr und mehr wollt' er von der Dirne wiſſen.

Das wirſt du ihm doch ausgeſprochen haben, rief jetzt die Frau voller Angſt.

Nun, es hat ſich noch nichts auszuſprechen, höhnte Krott. Ich werde doch nicht mit der Thür ins Haus fallen. Solch ein Fünkchen muß man hübſch fein und vorſichtig anblaſen, damit es nicht ausgeht, ſondern rechtzeitig in Flammen auflodert.

Du wirſt doch nicht; denk' an die ehrlichen Leute, bat Frau Gertrud, denk' an das Gewiſſen des jungen Mannes!

Pah, rief der Förſter, ich denke nur an mich. Der junge Fant hat einen Pick auf mich wegen des Thomas, und da muß ich ihn auf andere Weiſe wieder zu gewinnen ſuchen. Und als die redliche Frau deines Mannes ſollteſt du mir füglich helfen.

Abſcheuliche Brut! ſagte die Frau. Nie und nimmermehr. Meinſt du, ich ſollte ein Mädchen zur Metze machen, wie du mich zur Metze gemacht haſt? Im Gegentheil, ich werde die Leute warnen.

Unterſteh' dich zu warnen, rief der Förſter. Ich ſtelle dich von heute unter die Hut meines getreuen Stroßky. Der wird dir, wenn ich nicht da bin, auf der Kappe ſitzen. Gehen wir aber zuſammen aus, ſo wirſt du eingeſchloſſen, du altes, weinerliches Weib. Hörſt du?

Die Frau weinte laut auf. Das ſchien die Wuth des Mannes nur noch mehr zu ſtacheln. Ja, rief er, ich bin offen, ich ſage dir alles gerad aus. Dem alten Dellenbauer, den ich wie die Peſt haſſe, ſoll ein Kukuksei ins Neſt gelegt werden. Den Thomas, der in die Dirne vernarrt iſt, will ich toll machen. Für den Baron gibt es ein vorübergehendes Plaiſir und für mich eine Höllenfreude.

Die Frau ſank ohnmächtig hin.

Alfons hatte oben im Fenſter liegend nach dem Schluſſe des Liedes die Wechſelreden, die unter ihm gepflogen wurden, als verworrene Stimmen gehört. Die dicken Mauern der Außenwände und die Wölbungen, welche den obern Stock von dem Erdgeſchoß trennten, ſetzten dem Ton ein dichtes Bollwerk entgegen, ſodaß kein beſtimmter Laut zu ihm heraufdrang. Uebrigens war er auch nicht neugierig genug, um den Geſprächen ſeiner Hausbewohner beſonderes Gewicht beizulegen. Als der Lärm, der nicht lange dauerte, verrauſcht war, ſchaute er wieder in träumeriſcher Hingebung in das Thal, über dem eben der Vollmond aufging. Seinem für poetiſche Stimmungen empfänglichen Geiſte gab das neue Bild, das ſich vor ſeinen Augen entwickelte, Gelegenheit zu einer ſich lange fortſpinnenden Träumerei.

Sechstes Kapitel.

Der Förſter hielt an den folgenden Tagen ſeine Frau in der That eingeſchloſſen. Als Alfons nach ſeiner alten Wärterin fragte, wußte Krott ihm mit bedauerlichem Geſicht eine ganze Geſchichte von dem krankhaften Zuſtande der armen Gertrud zu erzählen. Sie ſiecht ſchon ſeit langen Jahren, ſprach er, und zwar nicht allein am Leibe, ſondern auch am Hirn. Beſonders um die Zeit des Vollmonds ſind ihre Nerven heftig angegriffen. Sie leidet alsdann an Zuckungen und Krämpfen, und es geht ſo weit, daß ſie im ſchlafenden Zuſtande durch die Burg, längs den Mauern und auf den Thürmen nachtwandelt und uns ſchon oft Angſt und Furcht eingejagt hat. Diesmal iſt das Uebel aber beſonders ſchlimm aufgetreten, weil die Aufregungen des vergangenen Abends auf ſie eingewirkt haben. Der Arzt hat mir bei frühern ähnlichen Fällen gerathen, daß ich ſie einſchließen müſſe und daß ſie alsdann keine Menſchen ſehen dürfe. In der That haben auch neue Eindrücke in dieſer Zeit immer ſehr ſtörend auf ihre Geneſung gewirkt und dieſelbe oft wochen- und monatelang verzögert. Und ſo bat er denn den jungen Mann, der keinen Grund hatte, an der Wahrhaftigkeit dieſer Mittheilungen zu zweifeln, jeden Verſuch, das Leiden der Kranken zu mildern, lieber zu unterlaſſen, weil es eher eine entgegengeſetzte Wirkung ausüben würde.

An den folgenden Tagen bot der Förſter alles Mögliche auf, um dem Gaſt der Burg die verſchiedenſten Zerſtreuungen zu bereiten. Bald wurde eine Treib- und bald eine Brackenjagd veranſtaltet, bei welchen Gelegenheiten es nicht an Hirſchen, Rehen, Haſen, an Knall und Schall und an Frühſtücken und Abendgelagen fehlte, welche immer mit einer vernünftigen Jagd verbunden ſein müſſen. Man kehrte nach ſolchen Fahrten bald hier und bald dort in der Umgegend ein, und Alfons hatte eine große Freude daran, denn dieſe Lebensweiſe erfriſchte ihm Geiſt und Leib. Zugleich lernte er Land und Leute kennen. Und da hörte er denn auch nicht ſelten von den jungen Geſellen des Thals über das eigenthümliche Weſen der Tochter des Dellenbauers reden, deren ſeltene Schönheit ſie alle bewunderten, vor deren Geiſt ſie aber alle einen heilloſen Reſpect zu haben ſchienen. Selbſt die Kühnſten hatten niemals den Muth gehabt, ſich ernſtlich an das Hexenmädchen, wie man ſie nannte, heranzumachen. War einer einmal ſo dreiſt geweſen, ihr ein freieres Wort zu äußern, ſo hatte ſie entweder ein lautes, höhniſches Gelächter erhoben oder düſtere, ſtrafende Blicke entſandt, indem ſie ſich ſtarr und feindſelig entfernte. Der Förſter wußte ſehr oft und ohne ſich den Anſchein zu geben, als geſchehe es abſichtlich, die Rede auf Cilli zu bringen, indem er bald den einen, bald den andern mit den Worten neckte, welche das wilde Mädchen als Trumpf geboten hatte. Da hieß es denn ſtets: Ja, die hält ſich zu gut für uns Landbewohner. Sie wartet auf einen Fürſten oder Grafen.

Alfons hatte ſchon mehreremal davon geſprochen, dem Dellenbauer einen Beſuch zu machen, wobei es ihm freilich am meiſten darum zu thun war, die vielbeſprochene Schöne des Thals in der Nähe zu ſehen. Krott wußte aber ſtets eine Ausflucht, welche ein Verſchieben veranlaßte. In der That war es ihm hauptſächlich darum zu thun, dem Baron eine Gelegenheit zu verſchaffen, Cilli zunächſt allein zu ſprechen, denn er hoffte, daß die beiden jungen Leute in ſolcher Weiſe einen tiefen Eindruck aufeinander machen würden. Dieſe Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten. Er hatte bald ausſpionirt, daß die Müllersleute unterhalb des Schloſſes ihre Herbſtwäſche hielten. Mariannen war die Hut derſelben anvertraut. Sie mußte tagelang auf der Wieſe am Mühlgraben zubringen. Cilli's Beſuch, die dann den bekannten Weg vom Dellenhoffe über die Brücke am Hexenloch nehmen mußte und, wie die Mädchen auf dem Lande, unbegleitet war, konnte der Jugendfreundin und künftigen Schwägerin nicht ausbleiben. Eines Tags lag der alte Fuchs auf der Lauer und hatte Cilli richtig des Weges kommen ſehen. Er trat ſogleich in die Stube des Barons und forderte denſelben auf, ſich mit ihm an den Felſen im Thale zu begeben, um dort einigen Fiſchweihen aufzulauern, die ſich im Geſtein der Burgfelſen niedergeſenkt haben ſollten, um dort ihre Raubzüge gegen den Fluß zu unternehmen. Alfons ließ ſich zu einer für ihr neuen Art von Jagd nicht zum zweiten mal auffordern. Sie griffen zu den Büchſen, begaben ſich auf den Weg und nahmen ihren Stand in den Gebüſchen unweit des Hexenlochs. Stunde um Stunde verging, aber es war kein Weihe zu ſehen. Schon neigte ſich die Sonne dem Untergange in der Ebene zu, da flüſterte der Förſter zu dem Baron: Die Raubvögel ſind nicht zu erreichen, aber ſehen Sie dort die Taube. Verſuchen Sie, ob Sie das Wild gewinnen!

Alfons ſchlug mit der Büchſe an und ſpähte nach der Richtung, die der Förſter ihm anzeigte. Aber welches Staunen ergriff ihn! Die Taube war Cilli, welche, begleitet von dem großen Hunde, unten den Weg entlang kam.

Friſch zu ihr, rief Krott, der in demſelben Augenblick zwiſchen dem Gebüſch und den Felſen plötzlich verſchwand.

Alfons' Herz klopfte ihm hörbar bis in die Kehle. Er warf das Gewehr, deſſen Hähne er abgeſpannt hatte, über die Schulter und trat auf den Weg, auf welchem er dem Mädchen entgegenging. Der Hund ſprang ihn feindlich bellend an. Cilli rief ihn zurück und wies ihn hinter ſich.

Gottlob! rief der junge Mann, daß Sie nicht ſo böſe gegen mich geſinnt zu ſein ſcheinen, wie der ſchwarze Caro, ſonſt müßten wir hier einen Kampf beginnen.

Der Hund iſt mein Freund und Hüter, antwortete das Mädchen, die Wächter lieben es aber, immer zu brummen und zu ſchmollen. Er wird ſtets unwirſch, wenn einer an mich herantritt. Bei Ihnen, denke ich, hätte er es nicht nöthig, denn ich habe alle Urſache, Ihnen dankbar zu ſein.

Wie ſo? fragte Alfons.

Nun, Sie haben mir ja meinen lieben, alten Thomas aus den Händen des garſtigen Förſters befreit. Und wie menſchenfreundlich ſind Sie dabei geweſen! Der Vater kann gar nicht aufhören, davon zu reden. Die Ohren müſſen Ihnen geklungen haben, ſo iſt Ihr Lob auf dem Hofe geſungen werden. Der Vater, Thomas und die Brüder ſind auch mehreremal oben auf dem Schloſſe geweſen, um Ihnen ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, aber Sie waren dann immer auf der Jagd. Ich ſelbſt wäre gern mitgekommen, denn der Thomas iſt mir wie ein Vater und das beſte Herz auf der Welt. Aber da hieß es, das ſchicke ſich nicht für ein Mädchen. Nun hier unter Gottes freiem Himmel darf ich Ihnen ſchon danken.

Zugleich reichte ſie ihm mit dem Ausdruck der reinſten jungfräulichſten Unbefangenheit die Hand.

Die Hand nehm' ich, rief er, indem ſeine Augen aufleuchteten, aber den Dank verdien' ich nicht. Mein Gott, iſt es denn ſo abſonderlich, etwas rein Menſchliches zu vollbringen?

Es mag nichts Abſonderliches ſein, lautete die Antwort, aber die Wenigſten thun es.

Der junge Mann hielt die Hand des Mädchens feſt. Der Hund knurrte dazu. Da wendete ſie ſich mit reizender Anmuth zu dem Thiere und ſprach: Warte, du Brummbär, du ſollſt dem Baron auch danken. Setz' dich auf die Hinterpfoten und mach dein Compliment.

Das Thier konnte ſich nicht entſchließen, ſein Kunſtſtück auszuführen; aber der Widerſtand half nichts. Wollen oder nicht wollen, endlich fügte es ſich den wiederholten Befehlen. Da ſchmeichelte und ſtreichelte ihm des Mädchen in ausgelaſſener Freude das große, ſchwarze Haupt. Caro ſchien verſöhnt und ſchaute ſie mit treuen, melancholiſchen Augen an, als wäre es doch nicht zufrieden mit dieſer Begegnung der beiden jungen Leute.

Sehen Sie, nahm Cilli dann wieder das Wort, dort liegt der Baum. Warum der Thomas nur ſo darauf verſeſſen war, ihn umzuhauen? Er hatte doch eine ſo ſchöne, breite Krone und warf einen ſo mächtigen Schatten. Ich habe oft darunter geſeſſen und dort in das tiefe Waſſer des Hexenlochs geſchaut. Die Leute nämlich nennen dieſen Platz das Hexenloch. Sie ſagen auch, daß der Fluß hier keinen Grund und Boden hat. Und die todte Nonne ſteigt hier aus der Tiefe und ſchwebt nach der Burg hinauf. Aber das iſt alles dummes Zeug. Ich habe nie daran geglaubt. Das weiß ich nur, daß es ſich ganz ſeltſam in das Waſſer ſieht. Man kann da ſo ſtundenlang ſitzen, und da blitzt und glänzt die Oberfläche, und es wallt und kräuſelt ſich, und aus dem Grunde ſteigen Blaſen auf und zwiſchen den Wolken, die ſich drin ſpiegeln, ſchwimmen die Fiſche herauf und herunter. Es iſt, als ob es einem das Herz herunterzöge.

Sie plauderte nicht allein allerliebſt, ſie ſprach auch allerlei dichteriſche Gedanken aus. Alfons war erſtaunt und fiel in die Worte ein:

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer,
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau,
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gem Thau?

Sie lauſchte dieſen mit weicher, wohlklingender Stimme geſprochenen Worten. Ja, es iſt wunderſchön, rief ſie, dieſes Lied von Goethe.

Kennen Sie das Lied? fragte der junge Mann.

Freilich, rief ſie, mein Bruder Heinrich, der Student, hat mich noch viele ſchöne Gedichte gelehrt.

O ſo ſagen Sie's! bat Alfons.

Warum nicht, lachte ſie, indem ſie ſich auf einen Aſt der umgehauenen Linde ſetzte. Und dann begann ſie den „Fiſcher" herzuſagen, indem ſie ſtarr in die Tiefe blickte und die wohllautenden Worte in tiefem Klang über die ſchönen Lippen tönen ließ.

Der Edelmann ließ ſich voll Bewunderung neben ihr nieder, verſunken in ihr Bild und in ihre Laute.

So blieben ſie ſitzen und plauderten bald dies und das. Die harmloſeſte Unbefangenheit herrſchte zwiſchen den beiden jungen Weſen.

Endlich läutete die Abendglocke im Dorfe. Sie ſprang auf, um nach Hauſe zu gehen.

Eins muß ich Ihnen aber doch noch ſagen, ſprach ſie, ich habe mir die vornehmen Leute ganz anders gedacht.

Vornehm? ſprach er. Wer iſt vornehm? Ich denke, die Menſchen ſind ſich gleich. Wer vornehm ſein will, iſt meiſt gemein, und die wahren Guten ſind die wahren Vornehmen. Hoffentlich gehören wir beide dazu. Und ſo laſſen Sie uns Freundſchaft miteinander ſchließen.

Er bot ihr mild und freundlich die Hand. Sie ſah ihn erſt zweifelnd, dann vertrauend an und ſchlug ein.

Und nun laſſen Sie mich mit Ihnen nach Hauſe gehen, ſagte er, um Ihren Leuten meinen Gegenbeſuch zu machen.

Sie war es zufrieden. Auf dem Wege über die Brücke und durch die Wieſen ſetzte ſich ihre plaudernde Unterhaltung fort. Er war erſtaunt über ihr naives, klares Weſen. Sie empfand einen entſchiedenen Eindruck von ſeiner milden, menſchlichen Haltung. So fein in der Form und doch der Natur ſo nahe ſtehend hatte ſie noch keinen Menſchen geſehen. Es begann, ſich etwas in ihrer Seele zu regen, von dem ſie bisjetzt keine Ahnung gehabt hatte. Faſt ſchämte ſie ſich der Begleitung des eleganten Jägers, was früher wol ſchwerlich der Fall geweſen wäre, denn ihr offenes, mitunter bis zum Trotz freies Weſen hatte ſich bisjetzt vor keinem Menſchen geſcheut.

Siebentes Kapitel.

Es war ſchon entſchiedene Dämmerung, als ſie durch die Hausthür des Dellenhofs eintraten. Cilli führte den Baron in die Fremdenſtube und ging, den Hofherrn und ſeine Söhne herbeizuholen. Eine Magd kam herein, um die Lichter anzuzünden. Der junge Mann gewahrte, daß er ſich keineswegs in einer rohen Bauernwirthſchaft befand. Die Einrichtung war reichlich ſo gut, wie er ſie in manchen Bürgerhäuſern der Stadt geſehen hatte. Alles deutete auf Wohlſtand, Ordnung und Sauberkeit. Auf dem Tiſche lagen Bücher, unter denen er griechiſche und römiſche Claſſiker fand. Cilli hatte ihm von dem Studenten geſagt, und er war deshalb nicht verwundert über einen ſolchen Fund.

Endlich kam der Beſitzer des Hofs mit ſeinen beiden Söhnen und Cilli. Thomas folgte hintendrein. Der Baron wurde von allen mit offenbarer Freundlichkeit und Theilnahme empfangen. Der Dellenbauer und Thomas dankten ihm nochmals herzlich für ſein Auftreten an jenem verhängnißvollen Abend. Nur Heinrich erſchien ſo auffallend zurückhaltend, daß man ihn faſt für mistrauiſch halten mußte. Die Worte, welche Alfons vertraut und liebevoll an ihn richtete, beantwortete er kalt und trocken, ſodaß der Fremde, mochte er dies Benehmen nun für Abſicht oder Schüchternheit halten, von ihm abließ. Der Student ſetzte ſich ſogar, als die Anweſenden Platz um den Tiſch genommen hatten, in eine Ecke, um den Baron aus der Ferne zu beobachten. In der That beurtheilte er das Zuſammentreffen des jungen Adelichen mit ſeiner Schweſter und ihr gleichzeitiges Erſcheinen im Hofe nicht von dem harmloſen Standpunkte eines Landbewohners. Er kannte die ſtädtiſchen jungen Herren und hatte genug von ihren leichtſinnigen Streichen gehört, um in dieſem Falle nicht die edelſten Abſichten zu vermuthen. Damit verband ſich jener Stolz und Trotz, den der gebildete Mann von geringer Herkunft gegen den hohen und reichern Vornehmen in der Bruſt fühlt. Der Student war überdies eine leidenſchaftliche Natur, die ſich ſchlecht zur Demuth bequemen konnte, wenn er ſich auch dem verſöhnenden Amte eines Seelenhirten widmen wollte.

Während die andern harmloſe Geſpräche führten, bei denen ſich der Baron durch ſein freundlich beſcheidenes Weſen, das ſich eher unterordnete als überhob, auszeichnete, wuchs Heinrich's Verdruß von Moment zu Moment, denn er beobachtete, daß der Gaſt ſich vorzugsweiſe an Cilli wandte und daß dieſe unabläſſig an ſeinen Worten und Blicken hing. Hatte ihn ſchon oft eine Unruhe und Angſt erfaßt, daß er jemals die leidenſchaftlich geliebte Schweſter verlieren könnte, ſo trat ihm hier dieſe Gefahr faſt lebendig und augenſcheinlich gegenüber. Darüber würde ihm jeder Gaſt unerträglich geworden ſein. Daß nun aber gar ein Adelicher, der es unmöglich ehrlich mit einer Bauerstochter meinen konnte, das Herz der Schweſter beunruhigen möchte, verſetzte ihn in die peinlichſte Stimmung. Er rückte mit ſeinem Stuhle hin und her und zeigte unmuthige, düſtere Mienen. In das Geſpräch ſich zu miſchen fand er keinen Anlaß.

Als es Zeit zum Abendeſſen wurde, lud der Dellenbauer den Gaſt ein, mit dem ländlichen Mahle fürlieb zu nehmen. Alfons nahm beſcheiden an. Er wollte mit Freuden bleiben, wenn er die gewohnte Ordnung nicht ſtöre. Die Geſellſchaft begab ſich durch die dunkle Küche, in welcher das Geſinde an einem großen Tiſche vor dampfenden Schüſſeln ſaß und an deſſen oberſter Stelle der Meiſterknecht Thomas in gewohnter Weiſe Platz nahm, trotzdem daß der alte Bauer ihn für heute an ſeine Tafel einlud. Dann gelangte man in das Wohn- und Eßzimmer der Familie. Dort war ein Tiſch mit reinlichem Linnen gedeckt, der ein einfaches Gericht aufwies. Jakob holte heute vom beſten Wein. Alfons erinnerte ſich wol vieler feinen Mahle, aber kaum eines einzigen, das ihm beſſer gemundet hatte.

Während des Eſſens kam die Rede auf Thomas' entſchiedene Weigerung, ſich an den Tiſch ſeines Herrn zu ſetzen. Alle nannten es Eigenſinn. Es wurde geltend gemacht, daß er früher als Beſitzer des Guts in dieſer Stube ſein Mahl eingenommen habe und daß er gegenwärtig ſo gut wie ein Glied der Familie ſei, denn ſie liebten ihn wie einen Bruder und Vater, was er denn auch durch ſeine Bravheit, Feſtigkeit, Treue und Liebe zum Hauſe im beſten Sinne verdiene. Wenn Alfons bei dieſer Gelegenheit die freiſinnigſten Gedanken über die gleiche Berechtigung der Menſchen äußerte, ſo wollte er damit nicht im mindeſten kokettiren, denn ſolche Ideen waren in der That aus ſeiner innern Natur aufgewachſen und hatten in der Erziehung, die er ſich eigentlich mehr gegeben, als daß ſie ihm von außen gekommen wäre, einen mächtigen Hebel gehabt. Da nun hier Grundſätze aufgeſtellt wurden, ſo miſchte ſich auch Heinrich in das Geſpräch und bekämpfte die Anſichten des Gaſtes in der entſchiedenſten und ſchärfſten Weiſe, indem er darzuthun ſuchte, daß die Welt nur dann in ihren Fugen bleiben könne, wenn jeder einzelne als Glied des Ganzen ſeine Stellung begreife und dieſelbe weder von oben noch von unten gefährden laſſe.

Die jungen Leute bemächtigten ſich nun des Geſprächs, dem die andern zuhörten, und führten es mit hiſtoriſchen, religiöſen und philoſophiſchen Waffen, die bei ähnlichen Streitigkeiten, welche ſeit dem Beginn der Welt dauern und erſt bei ihrem Untergange enden werden, der einen wie der andern Partei reichlich zu Gebote ſtehen. Der Student entwickelte dabei in ziemlich vermeſſener Weiſe die Glut jenes Fanatismus, der aus ſeinem leidenſchaftlichen Temperament hervorquoll, während der Baron ſich die liebenswürdige Art humaniſtiſcher Ausgleichung zu bewahren wußte. Auf die Zuhörer machte der Kampf einen verſchiedenen Eindruck. Der Dellenbauer, Jakob und beſonders Cilli neigten ſich auf die Seite des Edelmanns. Nur Thomas, der ſich nach beendetem Mahle in der Küche am Herrentiſche eingefunden hatte, hielt dem Studenten die Stange. Freilich kam die Sache, wie immer bei dieſen Meinungsſpaltungen, nicht zur Entſcheidung. Die Anſichten des einen wie des andern Streiters beruhten ja auf dem menſchlichen Herzen und dem Glauben, der ihm innewohnt.

Endlich war es Zeit zum Scheiden. Der Baron erhob ſich und reichte Heinrich die Hand, indem er ſagte: Wir kommen nicht unter Einen Hut. Aber ſchließlich handelt es ſich nur darum, ob wir brave und tüchtige Leute ſind. Das gebe nun Gott! Nur auf eins muß ich Sie aufmerkſam machen. Sie halten mich für einen Ariſtokraten und ſich für ein Kind des Volks. Heute aber hat ſich das Gegentheil herausgeſtellt, denn Sie ſind der Ariſtokrat und ich bin das Kind aus dem Volke! Und nun leben Sie wohl!

Er grüßte alle freundlich. Mit Cilli wechſelte er längere Blicke. Sie ſchien ihm mit den Augen beſondere Zuſtimmung zuzuwinken. Thomas und Jakob ließen es ſich nicht nehmen, den Gaſt im Dunkel der Nacht auf das Schloß zu begleiten, weil er der Wege noch nicht kundig genug war.

Als der Alte mit dem Studenten und Cilli allein war, rief das Mädchen: Nun, Heinrich, heute biſt du einmal recht unartig geweſen.

Hüte dich, rief er ihr mit flammenden Augen zu: die Roſen bergen mitunter Schlangen.

Sie erröthete bis in das dunkle Haar hinein, nahm ein Licht und ging in ihre Schlafſtube.

Der Student ſchritt heftig auf und ab im Zimmer.

Der alte Bauer ſchaute ihm mit beſorgten Blicken nach und ſchüttelte ſein weißes Haar. Dann ſtand er auf und ſchloß die Thür ab.

Heinrich, ſprach er ihn dann an, ſetze dich her, ich habe mit dir zu ſprechen.

Der junge Mann blieb ſtehen und ſchaute ihn groß an; dann nahm er dem Vater gegenüber Platz und fragte: Was ſoll's?

Heinrich, ſagte nun der Alte bedeutungsvoll, du liebſt die Cilli.

Ueber alles, antwortete der Student.

Du kannſt nicht leiden, daß ſie einer anſieht? fragte der Vater weiter.

Ich kann's nicht leiden, lautete die faſt grimmige Antwort.

Du würdeſt es nicht ertragen, wenn ein anderer ſie heirathete? forſchte der Alte.

Nimmermehr, ſprach der Student, wenn ich einſt Pfarrer bin, ſoll ſie zu mir.

So liebſt du ſie nicht, wie man eine rechte Schweſter liebt, rief nun der Dellenbauer.

Heinrich erſchrak vor dem Gedanken und fand kein Wort der Erwiderung.

Nein, wie eine Schweſter liebſt du ſie nicht, fuhr der greiſe Mann fort, ſonſt würdeſt du dieſe Eigenſucht nicht kennen, die nach nichts anderm ſtrebt, als das Kind dem Glücke des Lebens, dem Glücke des Hauſes und dem Glücke der Familie, was ſie alles haben könnte, zu entziehen und ſie in die Einſamkeit zu feſſeln, an welche dein eigener Stand dich bindet.

Keiner iſt gut genug für ſie, rief der Sohn trotzig aus, am wenigſten dieſer Baron.

Und biſt du denn gut genug für ſie? fragte der Vater in ſcharfem Tone. Du ſollteſt demüthiger von dir denken. Prüfe dich einmal recht und tief.

Es folgte eine Pauſe, in welcher Heinrich beſchämt vor ſich ſchaute.

Du liebſt Cilli, nahm der Alte das Wort aufs neue, aber du liebſt ſie nicht als Schweſter. Warum das der Fall iſt, ſollſt du jetzt hören, denn es iſt ein Gemüthszuſtand bei dir eingetreten, wo ich dir ein Geheimniß anvertrauen muß, um welches ſeit dem Tode deiner guten ſeligen Mutter niemand weit und breit etwas weiß wie ich. Bevor ich aber rede, mußt du mir verſprechen, keinem Menſchen etwas davon zu ſagen, ehe ich dir die Erlaubniß gebe.

Der Alte redete ſo feierlich, daß der Sohn ihn mit ernſten Blicken anſchaute.

Willſt du das verſprechen? fragte der Vater.

Nicht unbedingt, rief der Sohn. Nur im Fall ich die Erlaubniß habe, von dem Geheimniß Gebrauch zu machen, wenn ich damit Gutes ſtiften oder Böſes verhüten kann. Du kennſt mich und weißt, daß ich durch keine unnütze Schwatzhaftigkeit getrieben werde.

Unter dieſen Umſtänden gebe ich dir die Befugniß, erwiderte der Vater.

So verſpreche ich es, ſagte Heinrich, indem er die Hand gegen den Himmel erhob.

So wiſſe, ſagte der Alte. Als wir noch dort oben als mittelloſe Leute zu Elsdorf im Gebirge wohnten und der Himmel uns deinen Bruder Jakob und dich als Söhne beſchert hatte, da ward deine Mutter zum dritten mal geſegnet und ſchenkte mir ein Töchterchen, das uns nicht wenig Freude machte. Als das Kind nun fröhlich in das Leben geſchrien hatte, da trieb es mich, in die ſchöne Sommernacht hinauszugehen und Gott unter freiem Himmel für die neue Gabe zu danken. Aber wie eigenthümlich wurde ich überraſcht! Kaum war die Kinderſtimme hinter mir im Hauſe verklungen, ſo hörte ich eine gleiche Kinderſtimme vor mir vom Raſen herauf, der an unſerm Häuschen grünte. Ich bückte mich, und ſiehe da, vor mir lag in einem zierlichen Körbchen ein neugeborenes Geſchöpf. Was war da zu thun? Gottes Segen war im Hauſe über mich gekommen, er verfolgte mich draußen. Ich hob das Kind auf und fand bei dieſer Gelegenheit ſeitwärts in dem Körbchen einen Brief, den ich zu mir ſteckte, denn die Hebamme war noch drinnen und das Schreiben konnte Nachrichten enthalten, die nicht für jedermann waren. So trug ich das Kind hinein. Deine Mutter nahm den Neuling mit jener Herzensgüte auf, welche ſie niemals verlaſſen hat. Wir öffneten die Tücher und fanden ein Mädchen, dem wir dieſelbe Pflege widmeten wie dem eigenen Fleiſch und Blut. Die Hebamme wurde beſtochen, daß ſie überall ausſage, es wären uns Zwillinge beſchieden worden. Sie iſt mit dem Geheimniß geſtorben. Du ſelber wirſt dich noch aus deiner erſten Kinderzeit der beiden Mädchen erinnern. Eins hat uns der Himmel wieder genommen. Es war deine rechte Schweſter. Die Findel blieb uns. Es iſt Cilli.

Und das muß ich jetzt erſt hören? rief Heinrich, der leidenſchaftlich aufſprang.

Wir mußten aus vielen Gründen ſchweigen, ſprach der Alte. Zunächſt geſchah es aus dem menſchlichen Bedenken, weil die Leute unſerer Gegend ein Findelkind faſt wie die Frucht eines Verbrechens anſehen. Was ſollten wir dem lieben Mädchen den Kummer bereiten, daß man in der Schule, in der Kirche und auf der Straße mit den Fingern darauf zeige? Dann legte auch jener Brief uns Stillſchweigen auf, denn er enthielt die Andeutung, daß das Kind von den Aeltern wieder abgefordert werde. Wir hatten zugleich alle Urſache, vorſichtig zu ſein, weil wir unter den Aeltern ſehr vermögende Leute vermuthen mußten, denn es waren dem Schreiben zehntauſend Thaler in Staatspapieren beigelegt, die uns zu beliebigem Gebrauche geſchenkt wurden. Ich habe mit dieſem Gelde den Dellenhof angekauft. Das Gut hat mir reiche Früchte getragen, denn ich bin jetzt ein ſehr wohlhabender Mann. All unſer Glück verdanken wir Cilli.

Und ich jetzt all mein Unglück, fuhr Heinrich auf. Nun verſteh' ich, warum ich ſie ſo und nicht als Schweſter liebe.

Das hat auch deine Mutter ſchon in früher Jugend gefühlt, ſprach der Bauer bewegt. Du thateſt immer anders mit dem Kinde, wie es Geſchwiſter untereinander ſind. Wie du ſo unzertrennlich von Cilli warſt, wie du dich nur mit ihr beſchäftigteſt, wie du ihr alles ſchenkteſt, wie du ihre Strafen übernehmen wollteſt, wie du ſie herzteſt und küßteſt, da meinte die brave Frau, es könnte aus dieſer Leidenſchaft nichts Gutes entſtehen. Zugleich war ſie nicht frei von den Vorurtheilen des Volks. Sie wollte nicht, daß du ein Findelkind zur Frau bekämſt. Auch der Gedanke, das Mädchen ſei von vornehmer Herkunft und paſſe nicht für dich, ging ihr durch die Sinne. Kurz, ſie fühlte, daß ſie kein Recht an dem Kinde hatte; deshalb ängſtigte ſie ſich unſäglich über dich und das Kind. Die Furcht hat ihr ſogar am Leben gefreſſen. Fromm wie ſie war, wünſchte ſie zugleich einen geiſtlichen Sohn zu haben. Zuletzt meinte ſie, hier eine Löſung für den Knoten zu finden. Sie verſuchte es, dich zum Prieſter zu beſtimmen. Ja ſie nahm dir in der Todesſtunde ſogar das Gelöbniß ab.

O daß ich es nie gegeben hätte! rief der Sohn, indem ihm die Thränen über die Wangen liefen. Ich gab es ja faſt nur, um mit Cilli vereint zu bleiben. Jetzt könnte ich ganz anders mit ihr zuſammenkommen. Und nun iſt es vorbei!

Sei ruhig, Heinrich, tröſtete ihn der Vater, deine ſelige Mutter hat mir das Recht gegeben, das Gelübde zu löſen, wenn ſich die Verhältniſſe danach geſtalteten. Und faſt ſcheint es mir, daß ſie ſich danach geſtalten. Darum rede ich mit dir. Nur eins mußt du mir verſprechen. Das Mädchen muß erſt großjährig werden, ehe ſie etwas von ihrer Herkunft erfährt. Dann mag ſie nach dem Recht über ſich ſelbſt beſtimmen. Vorher haben dem Briefe gemäß die Aeltern über ihr Los zu entſcheiden. Alſo Ruhe, Geduld, Faſſung bis dahin, Heinrich!

Der Sohn fiel dem Vater weinend um den Hals.

Er konnte kein Wort des Dankes finden. Der Alte fühlte aber den Dank in der Bewegung des Jungen.

Und nun habe ich dir alles geſagt, ſchloß der Bauer. Geh in dich und berathe mit deinem Geiſte. Bitte Gott, daß er dir hilft. Du magſt dir einen Stand wählen, den du willſt. Ich bin mit jedem zufrieden. Und dann prüfe Cilli und dich, ob ihr zueinander paßt. Du liebſt ſie, liebt ſie aber auch dich? Haſt du dir dieſe Frage wol vorgelegt? Sonſt zögere nicht damit, und darfſt du ſie bejahen, dann wirke und ſchaffe, daß du ein nützlicher Mann fürs Leben wirſt. Nun aber nochmals Geheimniß! Und dann Geduld und Prüfung.

Der Alte gab ihm die Hand, die der Sohn herzlich drückte, dann ging er zu Bett. Der Student aber ſtürmte aus dem Hauſe und trug ſeine heißen Gedanken in die kühle Nacht. Erſt gegen Morgen ſchlich er in das Haus zurück.

Achtes Kapitel.

Wenn die Erlebniſſe des letzten Abends auf die Gemüther der drei jungen Leute überhaupt einen entſchiedenen Einfluß ausübten, ſo war dies doch bei keinem mehr der Fall als bei dem Studenten. Die Eröffnungen des alten Bauers warfen ihn mit einem male aus den gewohnten Gleiſen ſeines Lebenspfades. Vor allen Dingen wurde er ſich jetzt der Leidenſchaft zu Cilli klar bewußt. Er begriff, daß er ihr nie wie einer Schweſter, ſondern wie einer Geliebten zugethan geweſen war. Es ſchien, als ob er in frühern Tagen inſtinctiv geahnt hätte, daß hier keine Blutsverwandtſchaft ſtattfand, welche nur die ſanftern freundſchaftlichern Gefühle aufkommen läßt, ſondern daß eine Wahlverwandtſchaft waltete, die ſchon längſt in ſeltſamen feurigen Flammen brannte. Ja, er liebte das wunderbare Mädchen und er durfte es lieben, wenn er ſein Herz fragte. Er hätte darüber jauchzen können. Und doch hegte er auch wieder die ernſthafteſten Bedenken. Hatte er nicht ſeiner Mutter in ihrer Todesſtunde das Verſprechen gegeben, ſich dem Altare zu widmen? Durfte er dies Verſprechen vergeſſen und brechen? Konnte ihn ſein Vater davon erlöſen? That er es nur, um den Sohn nicht für ſpätere Zeiten unglücklich zu machen? Durfte er ſich aber in dieſem Sinne von ſeinem Gelöbniß befreien laſſen? Auch über die unbeſtimmte Herkunft Cilli's machte er ſich allerlei Gedanken. Er erwog die Vorurtheile gegen ein Findelkind. Er ermaß, ob die Aeltern das Mädchen nicht zurückfordern und ihm verweigern würden.

Es war eine lange, lange Nacht, in welcher er fieberhaft erhitzt im Gewirre dieſer Gedanken durch Berg und Thal lief und zu keiner Löſung der Aufgabe gelangen konnte, die ihm das Leben geſtellt hatte, denn Heinrich war nicht allein leidenſchaftlich, er war auch gewiſſenhaft. Ruhig und ernſt in gewöhnlichen Angelegenheiten, erſchien er heftig und aufgeregt, ſobald ſich Dinge an ihn herandrängten, welche eine ungeſtüme Betrachtung und Behandlung erforderten. Wie hätte er aber bei dieſen Wirrniſſen ſogleich ins Klare kommen können, zumal da ſein Herz im Spiel war? Sein Inneres ſiedete, kochte, glühte. Solch ein Sturm ließ ſich nicht ſo leicht beſchwichtigen. Als er des Morgens heimkehrte, war er in ſeiner Seele noch ebenſo aufgeregt wie des Abends, da er hinausſtürmte. Nur äußerlich ſchien er Meiſter ſeiner Gefühle, er hatte getobt, geweint, gebetet. So war er wenigſtens zu dem Beſchluſſe gekommen, die Dinge abzuwarten und dem Rathe ſeines Vaters gemäß eine Prüfzeit in ſich und mit den andern durchzumachen.

Eine unbeſtimmte Ahnung hatte in ihm auf der Stelle die Eiferſucht auf den jungen Baron hervorgerufen, als er vernahm, daß die vermeintliche Schweſter von demſelben nach Hauſe geleitet worden war. Sicherlich trat dies Gefühl vor der Hand viel zu heftig auf. Daß er ſich von vornherein ſo rauh und herb gegen Alfons geberdete, konnte eigentlich nicht gerechtfertigt werden. Und dennoch lag auch hier eine richtige Ahnung zu Grunde, welche in der Art und Weiſe, wie der Edelmann das Mädchen im Laufe des Abends betrachtete und einzunehmen ſtrebte, einen ſichern Halt fand. Kein Wunder, daß Heinrich deshalb grollte und ſchmollte, denn er hatte die Abſicht, die geliebte Schweſter für ſich zu behalten. Wie viel mehr wuchs erſt dieſes Gefühl, als er das Mädchen plötzlich in ein ganz anderes Licht geſtellt ſah! Er gewahrte mit einem male einen Nebenbuhler in dem Fremden. Seine Zweifel erhielten die beſtimmte Geſtalt der Eiferſucht. Es trieb und drängte ihn zur Beobachtung und Erforſchung der Abſichten des Rivalen und zur Hut und Bewachung des Mädchens. Freilich tauchten auch ſtets aufs neue die religiöſen Bedenken über ſein Gelöbniß auf. Hauptſächlich aber war die Leidenſchaft ſein Sein und Leben. Sie waltete in ihm mit jener jugendlichen Kraft und Macht, wie wir ſie in gewaltſamen Naturen anzutreffen pflegen.

Und was in ſeinem Innern loderte, das trat auch in die äußere Erſcheinung. Wie er in ſeiner Seele grollte, ſo grollte er auch in der Welt. In dieſem heftigen Gemüthe konnte ſich nichts verbergen, alles mußte an das Tageslicht. Er war ein offener Fanatiker. In den nächſten Tagen vermied er das Mädchen, dem er bei ſeiner Ankunft noch die hellſten Beweiſe ſeiner tiefen Neigung gezeigt hatte. Er ſuchte ſie nicht mehr in Feld und Wieſe, Garten und Haus. Er brachte ihr keine Kränze und Sträuße mehr. Ja, er hatte kaum mehr ein freundliches Wort für Cilli. Wenn ſie ihn um ſein düſteres Weſen fragte, ſo verwies er auf neubegonnene Studien, die ihn ganz und gar in Anſpruch nehmen ſollten. Aber von wirklichen Studien war gar keine Rede. Er ſtierte in ſeine Bücher, ohne zu leſen, er ſaß über ſeinen Heften, ohne zu ſchreiben. Zwiſchen dieſen ſcheinbaren Beſchäftigungen hatte er ein ſcharfes Auge auf das Mädchen. Er ſchaute ihr nach, wo ſie es nicht merkte, er beobachtete ſie aus der Verborgenheit, wo ſie ging und ſtand, er ließ ſie nie und nimmermehr aus den Blicken.

Am meiſten aber ſchärfte er ſeine Sinne, wenn Alfons auf den Hof kam. Und dies geſchah jetzt allerdings ſo oft, daß es faſt auffallen mußte. Jeder Unbefangene ſtellte ſich die Frage, ob denn der junge Edelmann in Wahrheit eine ſolche Theilnahme für die ſchlichten Landleute empfinde, um ſie ſo häufig mit ſeiner Geſellſchaft zu beehren. In der That ging es ihm eigentlich auch nur um Cilli. Freilich war er mit allen liebenswürdig und freundlich, aber das ſchöne Mädchen war doch der Mittelpunkt ſeiner Blicke und Worte. Ob er ſich unter andern Verhältniſſen in gleicher Weiſe zu ihr hingezogen gefühlt, ob ſie ihn von einer gebildeten feinen Geſellſchaft Gleichſtehender abgezogen, ob er ſie in den ſtädtiſchen Kreiſen bemerkt hätte, wer kann es ſagen? In der ländlichen Einſamkeit bilden ſich oft eigenthümliche Zuſtände. Ihre Einförmigkeit wirkt auf die Bildung ausnahmsweiſer Neigungen. So war es auch hier, denn das Mädchen wurde ihm zum einzigen Stern, der wenigſtens für den Augenblick hell in ſein Leben ſchien. Wer weiß indeß, wie lange dieſe Gefühle gedauert hätten, wenn ſie von andern Intereſſen abgeleitet worden wären! Denn Alfons war nichts weniger als eine feſte und entſchloſſene Natur. Das mußte jeder, der die Menſchen ein wenig kannte, bald erkennen. Er zeigte ſich freundlich, ſchmiegſam, biegſam in Lebensart, Wort und That. Anmuthig von Formen, weich von Herzen, und im Grunde auch edelmüthig von Geiſt, gewann er mit ſeinen, von humaniſtiſchen Anſchauungen angehauchten, im Grunde aber oberflächlichen Reden die Hörer im leichten Siege. Aber feſt auf einer Meinung zu beſtehen, hartnäckig eine Thatſache zu behaupten, zäh eine Handlung auszuführen, das war eigentlich nicht ſeine Sache. Nie verletzend, nie anſtoßend, nie beleidigend, gab er lieber nach, wendete ſeine Meinung und ging nach den Zielen anderer. Er war eigentlich ein äußerſt bequemer Menſch.

Heinrich, der in allen Dingen ſein Gegenſtück genannt werden mußte, der ſicher, feſt und zäh dachte und handelte, ſuchte dieſe Schwächen von Tag zu Tag mit Ueberlegenheit auszubeuten. So oft der Baron auf dem Hofe erſchien, gab es Unterhaltungen, in denen ſich das Wiſſen des Studenten ſiegreich in den Vordergrund drängte. Man hörte ſeinen Reden an, daß er viel mehr gelernt und gedacht hatte als der junge Edelmann. Aber er legte die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und Charakters meiſt in zu ſchroffen und herben Formen an den Tag. Man merkte dann den Bauersſohn in ihm.

Als Hauptſpruch und Hauptſentenz ſagte er häufig, gleichſam in Beziehung auf den Gegner: Ganz iſt alles, halb iſt nichts. Und auch hinterher, wenn Alfons den Kreis wieder verlaſſen hatte, hielt er mit ſeinen ſcharfen Anſichten über den feinen und glatten, aber oberflächlichen Gegner nicht zurück. Er grollte dann über leeres Formenweſen, das nur leiſe an den Dingen vorüberſtreife, über halbe Bildung, die das Weſentliche vernachläſſige und mit dem Unweſentlichen zu glänzen ſuche, ſowie über Anſichten, denen die wahre Sittlichkeit fehle. Daß er ſolche Aeußerungen mit beſonderm Nachdruck ausſprach, wenn Cilli zugegen war, braucht kaum bemerkt zu werden.

Ob er aber mit dieſer Politik das Ziel erreichte, das iſt eine andere Frage. Statt das Mädchen durch eigene Tüchtigkeit für ſich zu gewinnen, ſuchte er ſie gegen ſeinen vermeintlichen Nebenbuhler einzunehmen. Das weiche weibliche Herz nimmt aber mit ſeinem angeborenen Edelmuth nur zu gern Partei für den Schwachen. Je entſchiedener Heinrich gegen den Baron auftrat, deſto mehr intereſſirte ſich Cilli für denſelben. Sie hätte ja auch ſonſt nicht eine ſo naive und unverdorbene Natur ſein müſſen. Ueberdies ſprach für Alfons manches, was Heinrich nicht beſaß. Gerade die Formen, gegen welche der Student ſo gern ſeinem Spotte freien Lauf ließ, ſtanden dem Edelmanne als die beſten Waffen zur Seite. Durch Formen ſind aber die Frauenherzen ganz beſonders zu rühren. Was vermochte des Studenten Geradheit, Rauhigkeit und Derbheit gegenüber der ſtets freundlichen und liebenswürdigen Milde des Barons?

Wie vortheilhaft zeichnete der letztere ſich überdies vor allen Menſchen aus, welche ſich rings in dieſer ländlichen Umgebung befanden! Und dieſer hervorſtechende Mann würdigte Cilli nun auch noch vor allen andern ſeiner Aufmerkſamkeit! Er gab ihr ſogar zu erkennen, daß er ſie ſchöner, reizender, natürlicher, liebenswürdiger finde als die Damen, mit denen er bisjetzt verkehrt hatte. In der That, es wäre ein Wunder geweſen, wenn ſie weniger an ſeinen Worten und Blicken gehangen hätte, wie ſie that!

Was halfen da alle Gründe des Studenten? Sie verſtand eben die Gründe nicht, ſie hielt ſich an das äußere Weſen. Heinrich kam ihr ſogar übertrieben prahleriſch vor, was er doch eigentlich nicht war. Ja, ſie fing an zu glauben, daß er neidiſch ſei. Und das konnte man ihm auch wahrhaftig nicht nachſagen. Was er gegen Alfons vorbrachte, hätte er nicht minder als Bruder wie als Werber des Mädchens geäußert. Noch weniger Eindruck machten die gelegentlichen Warnungen des alten Dellenbauers und des Meiſterknechts Thomas, welchen das Verhältniß der jungen Leute gleichfalls nicht unbedenklich erſchien. Beide gingen freilich mehr von dem Standesunterſchied aus, der zwiſchen dem Schloßherrn und den Hofleuten herrſchte, und den man nie aus den Augen verlieren müſſe. Daß eine wirkliche Neigung zwiſchen dem Baron und Cilli beſtehen könne, davon war nie die Rede. Der vorliegende Fall blieb unberührt und unerörtert. Es war aber nicht gut gethan, daß man ſich nur auf allgemeine Andeutungen einließ. Das Mädchen beachtete ſie nicht, weil es keinen Arg hatte.

So ſtand es mit dieſen drei jungen Herzen. Die Tage ſchwanden und kamen, und die Keime ſchoſſen immer mächtiger auf. Der Student ging ſeinen Weg mit Bewußtſein, Cilli und Alfons trieben unbewußt auf dem Strome weiter. Der Baron jagte noch bisweilen und ſaß auch wol auf ſeinem Zimmer, das er ſobald nicht zu verlaſſen gedachte, und für welches er bereits allerlei Beſtellungen im mittelalterlichen Stile gemacht hatte; aber er ging doch am häufigſten auf den Dellenhof. Der Förſter ſah es mit grinſender Befriedigung, die Förſterin wurde von ihm noch immer unſichtbar hinter Schloß und Riegel gehalten. Alfons forſchte zuletzt kaum mehr nach ihr. Dafür aber fragte Krott den jungen Herrn oft mit lächelnder Miene, wie weit er denn mit dem Mädchen ſei, wobei derſelbe über und über roth wurde.

So kam das Ende des October, wo Jakob mit Marianne aus der Mühle Hochzeit machen ſollte. Für dieſe Gelegenheit, der alten Sitte gemäß, war ein großes Feſt beſtimmt, zu welchem die erſten Leute der ganzen Gegend geladen werden mußten. An den Vorbereitungen hatte man bereits lange Zeit vorher gearbeitet. Der Hausſtand des jungen Paares, das in ſeiner Bravheit, Einfachheit und Güte vortrefflich zueinander paßte, war allmählich beſorgt worden. Das Linnen, die Kleidung und die Geräthe hatte man in der Stille zuſammengeſchafft. Nun kam aber auch die Rede auf die Speiſen und Getränke, welche bei dem großen Mahl verabreicht werden ſollten. Alfons behielt ſich aus, da er ſchon ſo manchmal an dem Herde des Dellenbauers geſeſſen hatte, den Tiſch mit Wild, welches er durch eine große Treibjagd zu beſchaffen gedachte, und mit dem Wein, den er aus der Stadt verſchreiben ließ, zu beſtellen. Der alte Hofherr dankte zwar für ein ſolches Anerbieten, da aber auch ſchon einige Vorſchläge zu ländlichen Feſten, zu welchen der Baron eingeladen, von ihm verſchmäht worden waren, ſo konnte er ſchließlich nicht widerſtehen. In der That ging die Jagd auch vor ſich, an welcher Thomas theilnehmen mußte. Der Meiſterknecht, von welchem jetzt ſeit faſt zwanzig Jahren keine Flinte mehr losgeſchoſſen worden war, bewies aber, daß er die alte Kunſt nicht verlernt habe. Keiner ſeiner Schüſſe ging fehl. So waren Haſen und Rehe die Hülle und Fülle vorhanden, und auch der beſtellte Wein ließ nicht auf ſich warten.

Nun mangelte es aber noch an Fiſchen, deren der Fluß die ſchmackhafteſten und ſchönſten bot, die man finden konnte. Die Fiſcherei aber gehörte, wie wir bereits wiſſen, zum Dellenhofe. Und hier war Thomas der Meiſter, wie es Krott in den Wäldern über dem Schloſſe war. Er ſorgte dafür, daß zwei Tage vor der Hochzeit ein großer Fang veranſtaltet wurde, der auch dem jungen Baron ein neues Vergnügen bieten ſollte. Mit den Netzen hatte man bereits bei hellem Tageslichte im Hexenloch gewirthſchaftet und einen Hecht gefangen, der, über zwanzig Pfund ſchwer, ein Prachtſtück der Tafel bilden mußte. Jetzt handelte es ſich aber noch um die kleinen Sorten für die Schüſſeln. Und zu dieſem Zwecke zog die ganze Bewohnerſchaft, ſammt Alfons, am ſpäten Abend unten an den Fluß, wo die Mühle lag, um einen nächtlichen Zug gegen die Bewohner des Waſſers zu unternehmen.

Als ſie am Ufer angekommen waren, ſtand Marianne bereits auf der gegenüberliegenden Seite, um auf ihren Bräutigam zu warten. Sie ſprang in den Kahn, der zur Mühle gehörte, und ſtieß ſich mit einem Haken über den Fluß. Es war nämlich verabredet worden, daß das Brautpaar, der Baron und Cilli den Zug der Fiſchenden auf dem Lande ſtromaufwärts begleiten ſollten. Deshalb kam denn die hübſche Müllerin, welche das Fahrzeug wirklich trefflich zu lenken vermochte, um ihren Bräutigam, der ſich ſo kurz vor der Hochzeit nicht erkälten und aus dieſem Grunde bei der Fiſcherei nicht mitwirken durfte, und die beiden andern abzuholen. Während die kleine Geſellſchaft trockenen Fußes überſetzte und bei der Mühle ausſtieg, um von dort aus das Ufer hinaufzuwandeln, rüſteten ſich der immer noch kräftige Dellenbauer und der Student nebſt drei Knechten unter Thomas' Leitung zu ihrem Zuge. Der Hofherr und ſein Sohn hatten hohe Waſſerſtiefeln an, indeß die andern mit nackten Beinen, wie die neapolitaniſchen Fiſcher, einherſchritten. Während die rechten Hände der Hofleute und des Meiſterknechts mit ſogenannten Geren bewaffnet waren, die dem Dreizack des Neptun glichen, alſo gewiſſermaßen ſtehende Harpunen bildeten, mit deren Spitzen die Fiſche getroffen werden mußten, trugen die drei Knechte kleine Netze, in denen die getroffenen Thiere aufgefangen wurden. Als jeder mit ſich und ſeinen Werkzeugen in Ordnung war, erhielt die Gruppe indeß erſt ihre wahre Beleuchtung. Jeder nahm in die linke eine

Pechfackel, die er anbrannte, und nun ſchritten alle vorwärts in den Fluß, ſodaß ſich im ſtillen Thale ein eigenthümliches Nachtſtück von höchſt maleriſcher Wirkung entwickelte. Die von rother Glut umgebenen Männer, welch kühn und kräftig in das rauſchende Element traten und mitunter, wenn ſie eine Beute erblickten, ihre Spieße zum Stoß erhoben, und die Spiegelbilder, welche die Oberfläche des Stroms in unbeſtimmten verſchwommenen Formen und Linien, Schatten und Lichtern erſcheinen ließ, machten einen höchſt phantaſtiſchen Eindruck und wären ſo recht ein Gegenſtand für einen Künſtler geweſen.

Indeß die Fiſcher ſich in dem ſeichten Flußbette gegen das Hexenloch hinaufzogen, gingen der Baron und Cilli mit dem Brautpaar das Ufer entlang. Alle legten anfänglich eine große Aufmerkſamkeit für das farbenreiche Nachtſtück an den Tag. Am meiſten wirkte es auf Alfons, der zuerſt einem ſolchen Fiſchfange beiwohnte. Jakob und Marianne hatten ſich aber bald an dem oft erſchauten Gemälde ſatt geſehen, und da ſie ſich, wie junge Liebesleute, noch mancherlei zu ſagen hatten, ſo ſchlugen ſie ſich ſeitwärts und ließen den Baron mit Cilli in der Dunkelheit zurück. Dem jungen Manne wurde es eigenthümlich zu Muthe, als er ſich mit dem Mädchen ſo allein befand. Seit ihrer erſten Begegnung hatten ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen geſehen und geſprochen. Tauſend verhaltene Gefühle wurden in ihm lebendig. Es drängte ihn mächtig an ſie heran. Er bot ihr mit Herzklopfen den Arm, den ſie ſelber in Befangenheit annahm. Er redete nicht, das Herz ſchlug ihm zu laut, aber er drückte ihre Hand an ſich. Es war, als ob ſie den Druck erwiderte. Dann ſprach er mit gepreßter Stimme über gleichgültige Dinge. Zwiſchenher aber fuhren ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. Sollte er dem Mädchen ſeine Liebe geſtehen? Sein Gewiſſen warnte ihn, denn er durfte ja doch ſeines Standes wegen nicht mit Ernſt an eine ſolche Verbindung denken. Und zum loſen leichtſinnigen Spiel war Cilli zu gut. Zwiſchenher aber fuhr es ihm durch die Sinne, daß der Student ihm ſo oft mit perſönlicher Beziehung von der Halbheit geſprochen hatte. Jetzt hätte er ein Ganzer ſein können. Dann trat ihm auch das lächelnde Geſicht des Förſters vor die Augen, der ihn fragte: Wie weit er denn mit der Tochter des Dellenbauers ſei? Hier aber bot ſich die Gelegenheit, vorwärts zu kommen. Unter ſolchen Gedanken preßte er den Arm des Mädchens heftiger. Mehreremal ſchien es ihm auch, als ſähe er nicht gar weit beim Scheine der Fackeln Jakob und Marianne in liebender Umarmung. Da trieb es ihn weiter. Er ſchlang ſeinen Arm um die Begleiterin, ſie ließ es ſchweigend und zitternd geſchehen.

Nun ſchritten ſie, den Zug der Fiſcher zurücklaſſend und in einiger Entfernung von dem Brautpaare haſtiger voran und kamen in kurzem an die alte Linde, deren große Zweige noch längs dem Rande des Hexenlochs lagen. Sie ſetzten ſich dort auf einen der Aeſte nieder.

Hier haben wir uns eigentlich zuerſt geſehen, ſprach er. Wiſſen Sie noch, Cilli, wie Sie damals ſo hübſch von dem Spiel des Waſſers erzählten?

Und wir erfreuten uns an dem ſchönen Gedicht, antwortete das Mädchen.

Wiederholen Sie es mir jetzt, bat er, ſie leiſe umſchlingend.

Sie ſagte das Lied faſt mechaniſch, aber mit weicher klingender Stimme.

Als ſie beendet hatte, rief er: Und nun deuten Sie mir das Gedicht!

Das kann ich nicht, ſprach ſie beſcheiden.

Er aber flüſterte ihr bedeutungsvoll ins Ohr: Das Waſſer iſt die Liebe, du biſt das Weib, du haſt mich hineingelockt. Ich lebe nur in dir.

Zugleich preßte er ſie heftig an ſich und drückte ihr einen langen, langen Kuß auf die bebenden Lippen. Ihr ganzes Weſen zitterte dem ſeinigen entgegen. Sie hatte ſich ihm ergeben mit ihrem vollen jungen Leben.

Als ſie aus ihren Verzückungen aufwachten, ſahen ſie ſcheu um ſich. Noch war niemand in der Nähe. Cilli ſah in den Fluß.

Gott, wie ſchwarz das Waſſer jetzt iſt, rief ſie aus. So wird die Liebe doch nicht ausſehen.

Nun riefen Jakob und Marianne nach Cilli. Die beiden ſprangen erſchreckt auf und eilten getrennt zu den Suchenden. Die Nacht umſchattete die glühenden Angeſichter mit erbarmendem Dunkel.

Die Fiſcherei war unterhalb des Hexenlochs, wo die Seichtheit des Stroms aufhörte, zu Ende. Man verſammelte und freute ſich der reichlichen Beute, die ganze Körbe füllte. Es fielen allerlei muntere und ſcherzhafte Reden, an denen Alfons und Cilli, ſo gut es ging, theilnahmen. Dann trennte ſich die Geſellſchaft. Die Leute vom Hofe gingen heim. Jakob begleitete Marianne nach der Mühle. Der Baron ſtieg in tiefen Träumereien den jetzt gewohnten und bekannten Weg am Schloßberge hinauf.

Wie fremd war es ihm mit einem male zu Muthe! Er fühlte ſich wie ſo aus ſich ſelber herausgerückt. Auf der einen Seite erfüllte ihn ein verlegenes Unbehagen, eine verödete Reue überkam ihn, denn er hatte doch eigentlich gewiſſenlos gehandelt. So ſchön, gut und reizend das Mädchen war, ſo konnte er doch nicht daran denken, ſie als Weib in ſein väterliches Haus einzuführen. Was würde der Vater von einer ſolchen Schwiegertochter ſagen? Es fiel eine unheimliche Stimmung über ihn. Auf der andern Seite aber war es ihm, als hätte er einen Triumph errungen. Galt Cilli nicht als die Blume des Thals? Und war dieſe Blume nicht ſein? Wie konnte er jetzt das Lächeln des Förſters ſiegreich entgegnen, denn er war ja weit genug mit dem Bauerkinde! Auch die Halbheit, die der Student ihm vorwarf, hatte er widerlegt. Nun war er einmal ganz geweſen. Freilich empfand er dieſe Ganzheit dem ſtraffen Charakter Heinrich's gegenüber doch nicht mit allzu großer Tapferkeit. In ſolchen Gedanken erreichte er das Schloß, verbrachte er die Nacht, lebte er den andern Tag. Einigemal ſtellte er ſich die Frage, ob er nicht beſſer von der Hochzeit wegbleiben und überhaupt das leichtſinnig begonnene Verhältniß drangeben ſolle. Aber dann ſtürmte es ihm wieder im Blute, und als der Tag des Feſtes anbrach, begab er ſich im feinſten Anzug auf den Dellenhof.

Solch eine Hochzeit iſt immer eine Hauptaction für eine Gegend. Die Bauern ſprechen davon einen ganzen Winter oder Sommer und darüber hinaus. Und wahrhaftig, auf dem Dellenhofe und in der Mühle gab es der Dinge und Menſchen genug, um die Augen und Ohren aufzuthun. Schon früh hörte man im Dorfe das Beiern der Glocken und das Schießen der kleinen Böller, deren Knall das Echo in den Bergen wiedergab. Dann kamen auf allen Wegen die vornehmen Bauern mit ihren Frauen und Töchtern angefahren. Die jungen Leute aber ritten auf den Roſſen, die ſonſt im Pflug gingen, heran. Bei der Müllerin und bei dem Dellenbauer wurde, ſowie die Sippen dem einen oder andern Hauſe näher ſtanden, derb und luſtig gefrühſtückt. Dann ging es nach der Kirche, wo beſonders die Frauen ihren mächtigen Staat in bauſchigen Kleidern entwickelten. Hier gab der Pfarrer das jugendliche, kräftige Paar durch den Segen am Altar zuſammen. Dann verſammelten ſich die Theilnehmer im großen Saale des Wirthshauſes zum Grünen Kranze, der zu der Mahlzeit und dem Tanze gemiethet worden war, weil die Räume bei den Aeltern der Brautleute nicht im Stande geweſen wären, die zahlreiche Menge der eingeladenen Gäſte zu faſſen. Man tafelte lange an großen überfüllten Tiſchen, deren Schüſſeln trotz dem guten Appetit, welcher allerwärts entwickelt wurde, kaum eine Abnahme zeigten. Ein Gang folgte dem andern, bis endlich die Nacht hereinbrach und das junge Volk zum Tanze mahnte.

Ein guter Beobachter konnte hier gründliche und anziehende Studien über das Bauernleben machen. Auch

Alfons wäre hierzu befähigt geweſen, wenn er außer der Sache geſtanden hätte. Aber er war recht hineinverwickelt und ſah darum von all der verrauſchenden Feſtlichkeit ſo gut wie gar nichts. Man hatte ihm den Ehrenplatz neben dem Paſtor gegeben, der ein kluger Mann war und ſich die größte Mühe gab, den Gutsherrn zu unterhalten. Doch was hörte er von all den Worten des Geiſtlichen? Seine Fragen und Antworten waren zerſtreut. Er hatte nur Sinn für Cilli, die ihm niemals ſo ſchön vorgekommen war wie heute. Wie eigenthümlich nahm ſie ſich in der einfachen ländlichen Kleidung aus! Dabei glühte und blühte ihr Weſen in gehobener Holdſeligkeit. Ihr Auge war ſo feucht glänzend und leuchtend, und aus dieſem Auge ſtreifte ſo mancher ſehnſüchtige, hingebende Strahl zu ihm herüber. Es ſchien ihr in ihrer Umgebung zu gehen wie ihm in der ſeinigen. Sie hatten beide keine Sinne für ihre Nachbarſchaft, ſondern nur füreinander. Es ſtrömte wie ein unſichtbarer warmer Feuerſtrom zwiſchen ihnen her.

Endlich wurden die Tiſche abgeräumt und entfernt. In den von Geräthſchaften geleerten Saal traten die Muſikanten. Die Geigen, Flöten und Hörner begannen ihr berauſchendes Spiel. Die Paare einten ſich. Wer zweifelt daran, daß mit dem erſten Jauchzen der Muſik Alfons und Cilli in die ſeligen Wellen hinausbrauſten. Ja ſie ließen nun ſobald nicht wieder voneinander. Und wie wild, heiß, verlockend war all das Aneinanderdrängen, Drücken und Schmiegen! Auch das Wort flog kühn von Mund zu Ohr. Es war ein bacchantiſches Paar, das auf dem Meere der Luſt ſorglos hinausfuhr. Ihre Sorgloſigkeit war ſogar zu ausgelaſſen und darum auffällig. Man fing hier und dort an, die Köpfe zuſammenzuſtecken und darüber zu flüſtern. Was kümmerten die beiden aber die Bewegungen, die ſie nicht merkten, die Reden, die ſie nicht hörten, die Blicke, die ſie nicht ſahen? Und es kümmerte ſie auch nicht, daß in einer Ecke ein blonder junger Mann mit leidenſchaftlichen, wilden Augen und geſchwollenen Adern ihre Tänze ſcharf und unerbittlich verfolgte.

In dem Saale wurde es heiß und heißer. Alfons lud das Mädchen zu einem Gange in den Garten. Warum ſollte ſie nicht mitkommen? Sie wäre ja mit ihm an das Ende der Welt gegangen, ſo harmlos vertrauensvoll war ihre Seele. Sie flogen die Gänge hinauf und hinab. Es war erſt, als bewegten ſie ſich noch auf den Rhythmen der Tänze. Dann gingen ſie ruhiger Arm in Arm gedrängt. Welche Luſt wäre es, ſo miteinander durch das Leben zu tanzen und in die Ewigkeit hinein! Aber ſo einſam, ſtill, fern von anderm Gewirre durch den Garten zu wandeln, das lockte doch noch mehr! Und ſich dann Herz an Herz zu preſſen und — ſo ſagten ſie zueinander — in einen langen Kuß zu verſinken!

Und ſie küßten ſich lang und heiß.

Da tönte plötzlich eine laute Stimme hinter ihnen: Was treibſt du, Cilli?

Die Liebenden fuhren auseinander. Heinrich ſtand vor ihnen. Er nahm das Mädchen bei der Hand und ſchleuderte es beiſeite.

Schämen Sie ſich nicht, Herr Baron? rief er dann zu Alfons gewendet. Warum üben Sie Ihre Verführungskünſte nicht mit Dirnen? Daß Sie eine ſo falſche Handlungsweiſe in einen Kreis tragen, der Ihnen Gaſtfreundſchaft bietet, dafür ſollen Sie mir Rede ſtehen.

Was wiſſen Sie von meinen Abſichten? rief der Edelmann ergrimmt. Freilich, ein angehender Prieſter kann nicht anders, als in den Predigerton verfallen!

Der Prieſter iſt abgethan, ſprach Heinrich mit edler Würde. Ich widme mich dem Lehrerfache. Das iſt ſeit heute in mir beſchloſſen. Morgen gehe ich zurück nach der Univerſität. Sie liegt nicht weit von der Stadt, die Sie bewohnen. Ich werde Ihnen von dort meine Forderung zuſchicken. Sie haben dann zu beſtimmen, wo, wann und mit welchen Waffen wir dieſe Sache ausfechten.

Alfons fuhr zuſammen. Dann faßte er ſich und ſprach: Bis wann darf ich Ihre Botſchaft erwarten, damit ich zur Stelle bin?

Ich brauche einige Zeit zur Löſung meiner bisherigen Verhältniſſe, ſprach der andere. Alſo bis zum erſten December.

Es ſei, antwortete der Baron.

Damit nahm Heinrich Cilli, die in ihrer Betäubung nichts gehört hatte, an der Hand und führte ſie ſchweigend, ohne die Hochzeitsgäſte weiter zu berückſichtigen, nach dem Dellenhofe.

Der Baron ging noch für eine Weile in das Haus; da er wußte, daß von ſeinem Abenteuer nichts verlautet hatte, ſo nahm er von den Bekannten Abſchied, denen er mittheilte, daß er morgen in die Stadt zurückgehen werde. Dann kehrte er auf die Burg zurück. In ſeinem Gemüthe klaffte es von lauter Abgründen.

Neuntes Kapitel.

Außer für die drei jungen Leute, deren Begegnungen wir näher verfolgt haben, war das Hochzeitsfeſt, das bis in die tiefe Nacht hinein dauerte und nicht nachließ mit Trinken, Tanzen und Jauchzen, zu aller Zufriedenheit abgelaufen. Erſt gegen Morgen erloſch die allgemeine Luſt. Die Gäſte gingen auseinander und entfernten ſich auf den Wegen, die auf- und abwärts in das Thal und in die Ebene und hüben und drüben in das Gebirge führten. Hier und dort ertönte noch ein Aufſchrei der Luſt. Das Brautpaar hatte ſich ſchon bei Zeiten nach der Mühle begeben, wo Jakob vorläufig im Hauſe ſeiner Schwiegermutter wohnen und dem Vater von hier aus bei ſeinen Geſchäften auf dem Hofe beiſtehen ſollte. Nun kehrten auch die Leute vom Dellenhofe nach Hauſe, um der Ruhe zu pflegen. Der Bauer und Thomas waren die letzten, welche den Grünen Kranz verließen. Sie hatten beide ſo viel mit der Hochzeit zu thun gehabt, daß ſie nach all dem brauſenden Lärm naturgemäß in ein langes Schweigen verfielen. Und ſo lag denn auch der nächtliche Frieden über dem ländlichen Gute.

Ueber alle ſenkte ſich der Segen des Schlummers, außer über Heinrich und Cilli, deren Lider der freundliche Genoſſe der Nacht nicht zu ſchließen vermochte. Das Mädchen wühlte und weinte in der Dunkelheit lange Stunden, indem ſie ſich bald in ihre Decken hüllte, bald auf dem Rande des Bettes ſaß. Daß ſie nicht recht gehandelt hatte, dafür bürgte ihr das Benehmen des Bruders, deſſen ſtrengerm Gefühl für Sittlichkeit und Anſtand ſie vollkommen traute. Nur konnte ſie nicht recht begreifen, worin ſie gefehlt haben mochte. Die Liebe war doch ſo frühlingshell und ſonnenlicht über ſie gekommen. Alfons hatte ſich in jedem Wort ſo gut, lieb und herzig erwieſen. Sie wußte nicht wo hinaus! Sie ſchwebte zwiſchen Angſt, Furcht, Licht und Dunkelheit, Erwartung und Hoffnung.

Auf Heinrich's Zimmer aber erloſch dieſe Nacht das Licht nicht. Er hatte ſich nicht entkleidet, ſondern während der dunkeln Stunden den Raum durchwandelt oder am offenen Fenſter geſeſſen, um ſich durch die friſche Nachtluft das heiße Haupt kühlen zu laſſen. Der Grund ſeiner innern Kämpfe und Schmerzen war die mächtige Leidenſchaft zu Cilli, welche auch die von ihm belauſchte Scene nicht zu verdrängen vermochte. Seine Eiferſucht, welche ſich bisjetzt an Vermuthungen genährt hatte, wurde durch Thatſachen gefeſtigt, daß es wie Gift in ſeiner Seele fraß. Aber noch viel mächtiger war in ſeiner Seele das Erbarmen mit dem ſchönen Kinde, das er an einem Abgrunde wandeln ſah, in welchen es jeden Augenblick ſtürzen konnte. Wie ließ ſich dieſes Verderben abwenden? Die Verhältniſſe im

Hauſe lagen im Unklaren. Cilli wußte nicht, wer ſie war. Hätte ſie jemals erfahren, daß ſie nicht auf den Namen einer Tochter des Hauſes Anſpruch machen dürfe, ſondern daß ſie als ein Findelkind an den Herd des Dellenbauers kam, ſo würde ſie ſich an Heinrich gehalten haben und nie an den Baron gedacht haben. Waren auch die Abſichten des Edelmanns in Betreff des Bauermädchens redlich, ſo mußte er doch vor einem Findelkinde zurückbeben. Heinrich prüfte und erwog, ſo heftig ſeine Gefühle erregt waren, die Sache doch mit kaltem Verſtande. Er ſah ein, daß die Geheimnißkrämerei ſeines Vaters das Uebel herbeigeführt hatte. Es war der Fall eingetreten, wo es die Pflicht heiſchte, ſein Verſprechen zu brechen, um Wahrheit und Klarheit in die verworrenen Umſtände zu bringen.

Als der Morgen dämmerte, klopfte er an Cilli's Zimmer. Das Mädchen, das keinen Schlaf finden konnte, hatte ſich bereits angekleidet und öffnete ihm mit rothgeweinten Augen. Heinrich grüßte ſie mild und freundlich, denn ihre Erſcheinung, die matt und trüb war, flößte ihm das tiefſte Mitleid ein.

Kommſt du, mich aufs neue zu quälen? fragte ſie.

Nein, antwortete er, ich will dich tröſten, ermuthigen und auf den rechten Weg weiſen! Dabei gab er ihr herzlich die Hand.

Sie ſchlug die Augen ſenkend ein.

Cilli, ſprach er dann mit Wärme und Ernſt, es waltet hier im Hauſe ein Geheimniß, deſſen Mittelpunkt du biſt. Man hat es dir verſchwiegen, um dich zu ſchonen. Eine längere Schonung wäre Sünde, denn du könnteſt dadurch verdorben werden. Meine Eröffnungen werden dich ſchmerzlich berühren. Haſt du den Muth, ſie zu hören?

Das Mädchen zitterte und bebte. Dann ſagte ſie: Ich habe den Muth.

Wohlan, fuhr er fort mit Weichheit und Milde: Du biſt nicht das Kind dieſes Hauſes, nicht die Tochter meines Vaters, nicht unſere Schweſter! Du biſt ein Findelkind!

Sie fuhr heftig zuſammen und ſah ihn mit ſtarren Augen an. Dann fiel ſie geknickt auf einen Stuhl nieder. Heinrich erfaßte ihre Hand und erzählte ihr, während ſich ihr krampfhafter Schmerz in ein lautes Weinen löſte, alles, was ihm der Vater mitgetheilt hatte.

Alſo ich habe keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder, keine Heimat! brach ſie aus, als Heinrich geendet hatte. Dann fielen ihr alle die Reden ein, die ſie über die auf dem Lande noch unehrlich gehaltenen Findelkinder gehört hatte. Ach, ich bin nur ein Schandfleck in dieſer Welt! klagte ſie herzzerreißend.

Du biſt ein Kind Gottes, ſprach Heinrich, wie alles, was menſchliche Formen gewonnen hat. Du biſt ein Ebenbild deines Schöpfers! Aber du mußt bedenken, daß die Welt falſche Anſichten hat. Du mußt dir klar machen, daß du nicht an Alfons denken darfſt. Hört er je von deiner Abkunft, und er muß davon hören, ſo wird er dich verlaſſen. Sorge dafür, daß nicht Schmach und Reue über dich kommt!

Sie weinte wieder lange und bitterlich. Dann ſagte ſie ſchmerzhaft: Und du biſt nun nicht mein Bruder und willſt es nicht mehr ſein?

Cilli, rief er aus, und die Leidenſchaft blitzte aus ſeinen Zügen, ich will dir mehr als Bruder ſein; ich will, wenn du es magſt, dein Gatte werden und dir Hort, Schirm und Schutz durch das Leben leihen. Erſt ſeit wenig Tagen weiß ich um das Geheimniß. Der Vater hat es mir mitgetheilt, aber auch nur mir. Kein Menſch anders, ſelbſt nicht Jakob, erfuhr davon. Auch mir iſt Verſchwiegenheit auferlegt. Aber es iſt nothwendig, daß Klarheit werde. Drum ſage ich es dir. Jetzt weiß ich auch erſt, daß ich dich nicht wie eine Schweſter, ſondern wie eine Geliebte im Herzen trage. Ich habe deshalb beſchloſſen, den geiſtlichen Stand zu verlaſſen. Ich will ein Volkslehrer werden. Heute iſt nicht der Moment, um dir ein Verſprechen abzulocken. Du biſt heute mit deinem Geiſte auseinander. Ich laſſe dir alle Bedenkzeit. Sammele dich! Prüfe dich und faſſe deine Beſchlüſſe!

Das Mädchen warf ſich wie eine Schweſter an ſein Herz. Sie ſchwiegen lange. Dann löſte er ſich ſanft aus dieſer freundſchaftlichen Umarmung.

Nun lebe wohl, ſprach er, ich gehe noch heute in die Univerſitätsſtadt. Was ich dir geſagt habe, war für dich. Willſt du andere zu Rathe ziehen, ich will es nicht hindern. Ich glaube aber, du thuſt am beſten, das Geheimniß in dir zu bergen. Halte dich an Gott, er wird dir gute Eingebungen verleihen. Schreibe an mich, wenn du zweifelſt, ich werde die Spaltungen deiner Seele zu löſen ſuchen. Den Vater würde es vielleicht kränken, wenn du mit ihm über die Sache ſprächeſt. Die andern würden dich möglicherweiſe fliehen. Uebrigens weiß kein Menſch außer mir, was geſtern im Garten geſchehen iſt. Alſo kämpfe in dir, ſei ſtark und feſt und lebe wohl!

Er riß ſich von ihr los, die weinend in der Kammer blieb. Dann ſuchte er ſeinen Vater auf, dem er den Wechſel der Lebensplane mittheilte. Der Alte, der dieſe Veränderung kommen geſehen hatte, war völlig einverſtanden. Der Sohn kämpfte noch in ſich, ob er mit dem Vater nicht von ſeinem Geſpräch mit Cilli ſprechen ſollte, aber er ſchwieg, weil er längere Erklärungen fürchtete und weil er glaubte, das Mädchen würde mit ſich ſelber fertig werden. Dann ging er wieder auf ſeine Stube, um ſeine Sachen zu packen. Als er fertig war, erſchien er zum Frühſtück, bei dem er allen Hausbewohnern Lebewohl ſagte. Dann fuhr das Gefähr am Hauſe vor, mit dem er das nächſte Städtchen erreichen wellte, wo die Poſt vorbeifuhr, die ihn nach der Univerſitätsſtadt brachte. Als er einſtieg, erſchien auch Cilli auf der Schwelle des Hauſes. Sie war wunderbar gefaßt und lag ihm noch zum herzlichen Abſchied an der Bruſt. Sie ſchien es zu fühlen, daß Heinrich von allen im Hauſe ihr am nächſten ſtand und daß ſie den treueſten Freund weggehen ſehe. Und ſo fuhr der junge Mann einem neuen Ziele entgegen.

Cilli fühlte ſich mit einem mal unendlich einſam. Der Gedanke, ein Findelkind zu ſein, das Gott weiß wie und woher in die Welt geſchneit ſei, nahm ſie ganz in Anſpruch. Sie dachte an einen kleinen Jungen, der mit ihr in die Schule gegangen war und der von den Kindern oft heftig geneckt wurde, weil er keinen Vater hatte. Sie erinnerte ſich, daß einſt ein junges hübſches Mädchen im Dorfe diente, welches überm Gebirge daheim war, und daß ein begüterter Burſche ſich heftig in die Fremde verliebte und ſie heimführen wollte. Das Verlöbniß war bereits gefeiert und man dachte an die Hochzeit. Als aber die Papiere aus der Heimat des Mädchens einliefen, ergab es ſich, daß auch hier der Vater fehlte. Die Aeltern des Burſchen verſagten darauf hin dem Sohne die Einwilligung zu der Ehe, und das Verhältniß zerſchlug ſich. Auch von einem Findelkinde hatte ſie gehört, das vor langen Jahren in einem Dorfe im Walde ausgeſetzt worden war und von dem es ſich ſpäter herausſtellte, daß es von Räubern und Vagabunden abſtammte, welche die That im Gefängniſſe eingeſtanden. So ſtellte das arme gepeinigte Kind Vergleiche an. Nirgends fand es einen Anhaltspunkt. Alles umher war untröſtlich.

Und doch hätte ſie ſo gern einen Troſt gehabt. Sollte ſie nicht den alten Dellenbauer fragen? Aber Heinrich, der ihr jetzt viel zu raſch abgereiſt war, hatte ihr abgerathen. Thomas, Jakob und ſeine Frau wußten nichts von dem Verhältniſſe. Bei dieſen konnte ſie vielleicht Nachforſchungen halten, ohne auf ihre eigenen Verhältniſſe einzugehen, ob denn alle Findlinge ehrlos wären. Sie überlegte hin und her, wie ſie die Sache zur Sprache bringen könne.

Nachdem ſie mit dieſen Gedanken lange in der Stube geſeſſen hatte, kam es ihr in den Sinn, Thomas zu ſuchen, um ſich im Geſpräch Erleichterung zu verſchaffen; der Weg führte ſie durch die Küche, wo die alte Magd am Herde beſchäftigt war. Das Mädchen vergaß den Gruß, den ſie ſonſt immer ſo hell geboten hatte. Da rief ihr die Magd nach: Nun, ſchon ſo hoffärtig, weil Ihr den ganzen Abend mit dem Baron getanzt habt? Da erſt grüßte Cilli, hoch erröthend. Einem Knechte, der im Hofe mit den Pferden beſchäftigt war, bot ſie einen lauten „Guten Morgen“. Der Burſche aber ſagte: Noch nicht ſtolz geworden nach all dem Tanzen mit dem Herrn vom Schloſſe? Dummes Zeug, antwortete ſie in neuer Verlegenheit und fragte nach Thomas, der hinter der Scheune im Garten beſchäftigt war.

Sie nahte dem alten Freunde ihrer Jugend ſcheu und ſchüchtern. Thomas hatte ſoeben wieder ſein Lieblingslied angefangen, das er ſehr häufig, wenn er allein war, ſang:

> Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
> Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
> Sie ſind verwelket, verdorret.

Cilli fiel das Lied unendlich traurig in die Seele. Sie unterbrach ihn, indem ſie ſeinen Namen nannte. Er drehte ſich ernſthaft um und ſah ſie ſo durchdringend an, daß ihr angſt und bang wurde. Sie hätte jetzt nicht das erſte Wort gewagt.

Cilli, Cilli, rief er mit drohendem Finger, was machſt du für Geſchichten? Kind, Kind!

Was hab' ich denn gethan? fragte ſie, den Blick niederſchlagend.

Du ſiehſt vor dich, lautete die Antwort, das bezeugt kein gutes Gewiſſen. Ziemt es ſich für ein Bauermädchen, ſo ſeine Leute und Sippen zu vergeſſen, um den ganzen Tag mit einem Edelmanne, der es doch unmöglich gut meinen kann, herumzuwirthſchaften?

Er ſprach noch eine Weile in dieſem Tone fort. Da kam auch der Dellenbauer heran, dem es gerade recht war, in ein gleiches Schelten einzuſtimmen. Nur that er's noch heftiger und ärger.

Es iſt gut, rief er zum Schluß, daß der junge Herr Baron heute nach Hauſe geht. Weiß Gott, man müßte dich ja wie eine Taube vor den Falken hüten, wenn er bliebe.

Dieſe neue Mittheilung fiel wie ein Schlag auf Cilli. Alfons fort? Er hatte ihr kein Lebewohl geſagt. Was ſollte ſie dazu denken? Die weitern Reden der beiden Männer umſummten ſie wie ein unverſtändliches Gewirr von Worten. Sie hob die Schürze vor die Augen und ging weinend in die Stube zurück, wo ſie zu arbeiten ſuchte.

Bei Tiſche war ſie ganz allein. Der alte Lücker war mit Thomas hinaus in das Land, wo ſie einen Fruchtverkauf abſchloſſen. Ihre Einſamkeit ſchien ihr unerträglich; ſie fühlte ſich der Verzweiflung nahe. Ihre Natur bedurfte der Geſelligkeit. Sie mußte Menſchen ſehen. Deshalb ſprang ſie den Nachmittag mit einem male auf, legte alles, gegen ihre ſonſtige Gewohnheit, ordnungs- und regellos beiſeite und lief, ſelbſt ihren treuen Begleiter Caro vergeſſend, der Mühle zu, um mit Jakob und Marianne zu reden. Ganz in ſich verſunken, ohne auf irgendetwas zu achten, ſchritt ſie durch die Wieſen, über die Brücke, längs dem Hexenloche den Waſſerweg hinunter. Nur mit einem wehmüthigen Blick ſchaute ſie die Burg hinauf. So kam ſie faſt athemlos in der Mühle an.

Jakob und Marianne ſtanden vertraulich in der Thür, als Cilli heranſtürmte.

Da kommt ja die Baronin! rief der junge Ehemann.

Sieh da, die gnädige Frau vom Schloſſe, fügte ſeine Frau höhniſch hinzu.

Cilli fühlte, daß es ſie kalt überlief. Aber mit dieſen bittern Begrüßungen war es noch keineswegs zu Ende, denn es begann jetzt eine Predigt, gegen welche alle Worte des Dellenbauers wie des Meiſterknechts nur Kinderſpiel geweſen waren. Hier ſprach nicht mehr das reiſe Alter, welches die Dinge gewöhnlich im gemilderten Lichte betrachtet, ſondern die Jugend, die überall ſcharf ſieht und herb urtheilt. Hochmuth thut nimmer gut; Hochmuth kommt vor dem Fall; wenn Hochmuth aufgeht, geht Glück unter; Hoffart war nie guter Art. Alle dieſe Sprichwörter mußten mit unendlichen Variationen und ſtets unter Beziehung auf den vorliegenden Fall herhalten.

Was hatte Cilli ſolchen Reden entgegenzuſtellen? Ich komme euch nicht angenehm, ſprach ſie, und will lieber wieder heimgehen.

Und dann geh in dich, ſprach Jakob, der ſie mit keinem Worte zurückhielt, um ſeinen Strafreden erſt das rechte Gewicht zu geben.

Sie ſchluchzte: Gute Nacht! und ging in die beginnende Dämmerung hinein.

Warum haſt du den Hund nicht bei dir, rief der junge Ehemann ihr noch nach. Aber es thut nichts. Der Raubvogel von der Burg iſt ja heute fortgeflogen, ſetzte er hohnlachend hinzu.

Dann umſchlang er Mariannen und ging mit ihr in das Haus, wo die alte Müllerin gerade die Lampen anzündete. Sie ſuchten ſich in der traulichen Stube einen angenehmen Platz, und während draußen die Mühlräder tüchtig klapperten, plauderten ſie von ihrem jungen Glück, muſterten die Hochzeitsgeſchenke und bauten Plane für die Zukunft.

Mehrere Stunden waren vergangen, da ſcholl es von der andern Seite des Fluſſes mehreremal: Hol' über.

Das iſt der Vater und Thomas, ſprach Jakob, ſie wollen uns beſuchen.

Damit ſprang er hinaus an den Fluß, um den Kahn zu löſen und die beiden abzuholen.

Und kaum hatten die Wartenden ſeine Geſtalt im Dunkel gewahrt, als ſie beide mit beſorgter Stimme und wie aus Einem Munde fragten: Iſt Cilli bei euch in der Mühle?

Sie war hier, antwortete Jakob, iſt aber in der Dämmerung nach Hauſe gegangen.

Um Gottes willen, wo kann ſie denn ſein? rief Thomas laut herüber.

Sie iſt nicht auf den Hof zurückgekehrt, fügte der Alte hinzu.

Nachdem der Kahn ſie herübergebracht, ſtanden ſie alle mit entſetzten Geſichtern in die Mühle. Es war jedem, als müſſe dem Kinde ein Unglück geſchehen ſein. Jeder hatte das Gefühl, daß er ſie zu hart behandelt habe. Sie klagten ſich untereinander und ſich ſelber ihrer harten Reden gegen das Mädchen an.

Was hilft das Schwatzen, rief endlich Thomas, hier heiſcht es die Pflicht, daß wir uns Gewißheit verſchaffen und helfen und retten, wenn es noch möglich iſt.

Was ſollen wir thun, fragte der Bauer.

Jakob, geh auf die Burg, traf Thomas ſeine Anordnungen, und ſieh, ob du dort etwas erfährſt. Aber ſei vorſichtig, du weißt, warum? Marianne mag ſich im Dorfe und bei dem Herrn Pfarrer erkundigen. Ich nehme den Waſſerweg mit dem Vater. Der Caro ſoll mit. Liegt das Mädchen unterwegs, ſo wird der Hund ſie finden. Aber gebt mir Fackeln, es müſſen noch welche vom Fiſchfang übrig ſein.

Die Fackeln waren ſchnell herbeigeſchafft. Alle ſchlugen ſofort die Richtungen ein, wie es ihnen geheißen war. Marianne ſetzte mit dem Kahne über und ſchlug den Weg zum Dorfe ein. Jakob ſtürmte auf das Schloß. Die beiden Alten nahmen beim Lichte der Fackeln den Weg das Thal hinauf, indem Thomas dem Hunde zurief: Caro ſuch', Cilli verloren!

Das Thier ſchnupperte und ſchien bald die Spur gefunden zu haben, denn es rannte ſpornſtreichs den Waſſerweg hinauf. Die Alten eilten ihm mit kräftigen Schritten nach, dann hörten ſie plötzlich ein wildes Heulen und Schreien, das Caro ausſtieß. Thomas lief jetzt, was ihn ſeine Beine tragen konnten. Der Bauer folgte in gleicher Weiſe. Endlich erreichten beide das kläglich jammernde Thier am Ufer des Hexenplatzes. Als ſie mit der Fackel kamen, ſaß Caro auf den Hinterbeinen an der Linde. Vor ihm lag ein Tuch. Es war das Tuch Cilli's.

Sie hat ſich ein Leid angethan! rief Thomas.

Dann gab er dem Bauer die Fackel und warf ſeine Kleider von ſich. So kalt die Nacht war, er ſtürzte in das Waſſer und tauchte in die Tiefe, um das Mädchen zu retten. Als trefflicher Schwimmer und Taucher blieb er lange unter dem Waſſer. Dreimal hatte er den Verſuch wiederholt, dreimal war alles vergebens geweſen.

Nun kam auch Jakob von der Burg. Der Förſter und ſein Burſche folgten ihm. Ihren Mittheilungen nach hatte der Baron in der Frühe die Burg verlaſſen. Krott ſagte, daß er ihn durch den Wald begleitet habe, wohin der Wagen beſtellt werden ſei, um den jungen Herrn nach der Stadt zu bringen. Abends ſei er ſelbſt durch das Thal zurückgekehrt und hier an der Stelle vorbeigekommen. Er habe Cilli auf den Aeſten der Linde ſitzen geſehen und ihr Weinen gehört. Da er aber bei den Leuten auf dem Dellenhof nicht beliebt ſei, ſo wäre er ſtill vorübergeſchritten, um die Burg zu erreichen.

Nun rief Thomas, ſie ſollten Netze und Stangen holen, wobei der Förſter und Stroßky eifrig halfen. Er ſelbſt ſetzte, trotzdem er am ganzen Leibe vor Froſt zitterte, ſeine Fiſcherei fort, bis die gewünſchten Werkzeuge ankamen. Dann leitete er aufs neue die traurige Arbeit, bei welcher jeder und überdies noch viele Neugierige, die aus dem Dorfe herbeiſtrömten, ihre Pflichten thaten. Es war eine traurige Nacht, aber bis zum Tagesanbruch ließ der treue Knecht nicht nach in ſeinen übermenſchlichen Anſtrengungen. Die Abergläubiſchen behaupteten, daß die Tiefe nicht zu ergründen ſei. Andere meinten, die Leiche wäre längſt den Fluß hinuntergetrieben. Kurz, Cilli war nicht aufzufinden.

Auch weiter hinunter wurde jetzt der Fluß durchſucht. Man ſchrieb Belohnungen aus, die ſich auf den Strom ausdehnten, in welchen das Thalwaſſer mündete. Heinrich, der aus der Univerſitätsſtadt zurückkehrte, gab ſich gleichfalls die größte Mühe, ohne indeß einen Erfolg zu erringen. Tage, Wochen und Monate vergingen. Cilli war und blieb verſchwunden. Der Dellenbauer, Heinrich, Jakob und Marianne legten Trauer an, als wäre ein echtes Kind des Hauſes geſtorben, denn auch jetzt erfuhren die beiden letzten nicht, daß das Mädchen ein Findelkind geweſen war. Thomas trug ſeine Trauer im Herzen. Er hatte das Mädchen wie ein Kind geliebt. Nichts konnte ihm den Verluſt erſetzen.

Zehntes Kapitel.

Der erſte December war einer jener nebelhaften düſtern Tage, wie ſie der Spätherbſt häufig in ſeinem Gefolge mit ſich bringt. Der Himmel hatte ſich mit einer ſchweren, undurchdringlichen Decke umhüllt und aus der Luft rieſelte eine kalte Feuchtigkeit, welche den Boden näßte und ſich an allen erhabenen Gegenſtänden zu ſchweren Tropfen verdichtete. Solche Tage, in denen weder Licht noch Schatten herrſcht, legen ſich in entſetzlich öder Eintönigkeit auf alles Leben. Selbſt die heiterſten Gemüther ſind nicht im Stande, ſich auf die Länge ihrem Einfluſſe zu entziehen. Wer aber ohnedies ſchon zur Traurigkeit neigt, dem ſteigern ſie erſt recht die melancholiſchen Stimmungen. Es ſind Tage, von denen man mit Recht ſagt: Sie gefallen uns nicht!

An dieſem Tage ſchritt durch die Stadt, deren Atmoſphäre durch den niederſchlagenden Rauch unzähliger Kamine noch dicker war und ſich noch enger um jede Bruſt legte, ein junger Mann in jenem langen, ſchwarzen Gewande, wie es die Zöglinge der katholiſchen Prieſterſeminare zu tragen pflegen. Das Kleid beſtand in einem ſchlicht über die Hüften herabhangenden und bis auf die Füße reichenden, ſchwarzen Rocke, der über den Hüften durch einen breiten Gürtel mit abgehenden Zipfeln gehalten wurde. Um die Schulter hing ein einfacher Mantel von derſelben Farbe, und den Kopf bedeckte ein dreieckiger Hut, um den als Zeichen der Trauer ein Streifen Flor gewunden war. Die Haltung des jungen Mannes war ſo entſchieden, daß man ſie faſt ſtolz nennen konnte. Sein feſter Schritt führte ihn ſicher an den Vorübergehenden, denen er nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit ſchenkte, vorüber. Wol aber mochte manches Auge auf dem eigenthümlich ſchönen, jungen Geſichte ruhen. Mancher mochte ſich verwundern, daß eine ſolche Perſönlichkeit, die der Welt und Geſellſchaft zur Zierde gedient haben würde, ſich in Einſamkeit geiſtlicher Zucht und Regel zurückzog.

Er lenkte jetzt in eine breite Straße ein, die faſt nur aus großen palaſtartigen Gebäuden beſtand, welche hier von geringerm, dort von größerm Alter eine Menge verſchiedener Stilarten an den Tag legten. Die gothiſche, Renaiſſance- und Rococokunſt wechſelten in den Façaden miteinander ab. Viele dieſer weitläufigen Häuſer beſaßen anliegende, von hohen Mauern umgebene Gärten. Standen die einen ihrer ganzen Länge nach an den Straßen, ſo gab es andere, die in die Gärten zurückgebaut waren. Einzelne derſelben zeigten einen vergitterten Hofraum, in deſſen Grunde dann das Hauptwohnhaus ſich erſtreckte, während es den Hof mit Flügeln einſchloß. Die Sorgfalt, welche man der äußern Erſcheinung dieſer Paläſte zuwandte, war offenbar ſehr verſchieden. Die meiſten Beſitzer ſchienen nicht viel auf das Aeußere zu geben. Hier wohnten nämlich die Adelichen des Landes, wenn ſie ſich in der Stadt befanden. Da ſie indeß meiſtens den Aufenthalt auf ihren ländlichen Schlöſſern vorzogen, ſo legten ſie wenig Werth auf das Anſehen der ſtädtiſchen Häuſer. Vielleicht gedachten ſie ſich ſogar auf dieſe Weiſe von den ſaubern Wohnungen der Emporkömmlinge durch Handel und Gewerbe auszuzeichnen.

Nur ein einziger Palaſt dieſer Straße zeichnete ſich durch außerordentliche Eleganz aus. Augenſcheinlich gehörte er nicht zu den alten Gebäuden, ſondern war erſt in der neueſten Zeit errichtet. Aus einem Mittelbau und zwei Flügeln beſtehend, trug er den Charakter der Renaiſſanceperiode. Die reichen Steinhauerarbeiten an Portal, Thüren, Fenſtern, Simſen und Krönungen, der ſorgfältige Bewurf und neue, gelbe Anſtrich, die ausgezeichneten Schnitzereien am Holzwerk, die großen Spiegelſcheiben, die in jedem Fenſterflügel aus einem einzigen Stücke beſtanden, das feine Eiſenwerk an den Gittern, welche den Hof einſchloſſen, und das ſaubere Pflaſter in dieſem Raume ließen auf einen durchaus neuen Urſprung ſchließen. Ueberdies waren hier im Gegenſatz zu den benachbarten Gebäuden, welche düſter, verſchloſſen und öde ausſahen, alle Fenſter offen und zeigten ſeidene und ſammtene Vorhänge und weiterhin die reichſte Zimmerpracht in Kronleuchtern, Uhren und Gemälden an den Wänden.

Hier wohnte der Baron von Blanc. Von dieſem Manne gingen in der Stadt die verſchiedenartigſten Gerüchte. Nur in Einem Punkte ſtimmten dieſelben ſammt und ſonders überein. Man hielt ihn nämlich für den reichſten Mann der Stadt und des ganzen Landes und glaubte, daß er mehr Güter beſitze als die älteſten Adelichen auf weite Meilen in der Runde. Ueber ſein Herkommen konnten ſich aber die verſchiedenen Stimmen nicht einigen. Seine Freunde und Schmeichler, deren der Reichthum nie ermangelt, behaupteten, er ſei vornehmer Herkunft. Dagegen wollten andere behaupten, ſein Titel und Wappen hätten einen höchſt zweifelhaften Urſprung, er ſtamme von gewöhnlichen Leuten aus einer entfernten Gegend Deutſchlands und er habe ſich zur Zeit der Kriege durch Lieferungen bei der Armee, die mit Schlauheit und Liſt, aber ohne Ehrlichkeit vorgenommen worden wären, ein Vermögen erworben. Mit dieſem Vermögen habe er dann eine Menge von Kloſtergütern angekauft, die unter der Fremdherrſchaft zu den niedrigſten Preiſen verſchleudert wurden und deren Ankäufe die wahrhaft ehrlichen Leute vermieden hätten. Dieſe Beſitzungen wären durch geringe Holzſchläge in ihren Wäldern ſofort bezahlt gemacht worden und dann gewiß um das Zwanzigfache im Werthe geſtiegen. Zu jener Zeit habe er ſich nun auch den Adel im Auslande erkauft. Seine Unternehmungen aber hätten ſich jedoch auch in der Folge nicht auf dieſe Erwerbungen beſchränkt. Auch allerlei andere Plane auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe wären ihm ausnehmend geglückt. Er beſitze großartige Zucker- und Tabackfabriken, die ihm jährlich einen außerordentlichen Gewinn eintrügen. Ueber ſeinen Charakter verlauteten dabei nicht die günſtigſten Urtheile. Die Volksſtimme bezeichnete ihn als einen hartherzigen Mann, der auch den Pfennig berechne und ſeine Beamten, Pächter und Arbeiter bedrücke und auf das Blut quäle. Man wollte ſogar wiſſen, daß er mit ſeiner verſtorbenen Frau einem armen adelichen Fräulein von ſanftem, freundlichem Weſen, ſehr unglücklich gelebt habe, weil nebenbei ſtets Liebſchaften mit andern Weibern von ihm gepflogen worden wären. Darin nur kamen alle Leute überein, daß ſein größter Vorzug in einem ungeheuern Reichthum beſtehe, den er auch, wenn er ſich vor den Leuten zeigen wollte, im weiteſten Umfange an den Tag legte. Niemand beſaß eine reicher ausgeſchmückte Wohnung, glänzendere Carroſſen und ſchönere Pferde; niemand konnte bei Feſtlichkeiten mehr Pracht an goldenen und ſilbernen Geſchirren vor den Gäſten prangen laſſen; niemand umgab ſich mit einer ſolchen Schar von reichgekleideter Dienerſchaft. Was ſeine Geſelligkeit anging, ſo traf ſich in ſeinem Hauſe der hohe Adel mit der reichen Kaufmannswelt. Er war gegen beide ausnehmend artig. Zu der letztern zogen ihn ſeine ſtets fortgehenden Geſchäftsverbindungen hin, zu den erſtern der Ehrgeiz und Stolz, als ihresgleichen zu gelten. Deshalb mochte denn auch ſein Haus ſo ausgeſtattet ſein, wie es der Fall war; denn er wollte in Betreff der eleganten Einrichtung den Geldleuten und in Betreff des adelich abgeſchloſſenen Wohnſitzes der Ritterſchaft nicht nachſtehen.

Zu dieſem Hauſe lenkte der angehende Geiſtliche, den wir eben durch die Straßen geleitet haben, ſeine

Schritte. Er zog an der Klingel, eine große Glocke ertönte und der Thürhüter mit ſeinem breitſchößigen, betreßten Rock bewegte ſich, den großen Stock mit dem übergoldeten Knopf in der Hand, an die Pforte.

Iſt der junge Baron von Blanc zu Hauſe? fragte der junge Mann feſt und ſicher.

Wen ſoll ich melden? fragte der andere.

Bringen Sie ihm dieſe Karte! ſprach der Theologe.

Der Thürhüter ließ ihn in den Hof treten und entfernte ſich mit der Karte. Einige Minuten ſpäter kam er in voller Würde aus dem Hauſe zurück und winkte dem Harrenden, einzutreten. Sie ſchritten durch eine Vorhalle, die auf marmornen Säulen ruhte, eine marmorne Treppe hinauf, die mit Teppichen belegt war, während rings an den Wänden ſchöne Sculpturen und üppige Bilder prangten. Oben auf dem Corridor fand ſich dieſelbe Pracht vor. Der Pförtner lenkte durch einen Seitengang in einen Flügel des Palaſtes, öffnete eine Thür, dann ging es noch durch mehrere Vorzimmer. Endlich wies er den jungen Mann auf ein Gemach im Grunde und entfernte ſich.

Der Theologe klopfte. Eine Stimme rief: Herein! Die Thür ging auf. Es war das Zimmer des jungen Barons Alfons von Blanc, der bleich und angegriffen in einem Lehnſeſſel ſaß.

Sie ſind es, Heinrich, rief Alfons aufſpringend, und kommen, Rechenſchaft von mir zu fordern. Ich bin bereit.

Der Eintretende war in der That niemand anders als der Student, der ſich ernſt und würdevoll dem jungen Edelmann gegenüberſtellte.

Herr Baron, ſprach er, Sie werden von dem Unglück gehört haben, das unſer Haus betroffen hat.

Ich habe davon gehört, ſprach Alfons, am ganzen Leibe zitternd und noch blaſſer mit dem glanzloſen Auge hinausſtarrend wie vorher.

Nun wohl, ſprach Heinrich weiter. Den Gegenſtand, über den unſer Streit entloderte, deckt das Grab. Ueber den Gräbern ſoll kein Zank ſein, ſondern Friede. So bringe ich denn Frieden. Auch mein Kleid iſt ein Kleid des Friedens und der Verſöhnug. Für einen Augenblick wollte mich die Welt zurücklocken von einem Wege, den ich mir gewählt und den ich meiner ſterbenden Mutter angelobt hatte. Als ich im Begriff war, den gegebenen Schwur zu brechen, hat der Himmel ein ſtrenges Strafgericht geſandt. Dadurch ſind mir die Augen geöffnet worden. Ich bin wieder in meine eigene Seele eingekehrt und habe aufs neue den Pfad betreten, der mir beſtimmt war. Ich will ein Diener des Herrn werden; daß ich es werden will, hielt ich für meine Pflicht, Ihnen perſönlich zu zeigen. Sie ſehen, daß ich mich nicht hinter der Feigheit verkrieche, ſondern daß ich der Wahrheit fröhne.

Ich ſehe es, ſagte Alfons mit klangloſer Stimme.

Und ſo bitte ich Sie denn um Verzeihung. Ich weiß es jetzt, daß ich zu heißblütig und ſcharf gegen Sie war. Ich habe Sie beleidigt. Vergeben Sie mir über dem Grabe der Todten.

Er reichte dem jungen Edelmanne die Hand, während ihm eine große Thräne in die lichten blauen Augen trat.

Alfons ſchlug ein, aber es wurde ihm faſt ſchwindelig. Wie ohnmächtig ſank er in den Seſſel, in deſſen Polſtern er ſeinen Kopf vergrub.

Heinrich aber trat zu ihm und beſänftigte ihn. Sie leiden mit über das liebe todte Mädchen. Sie ſind nicht ohne Schuld an dem traurigen Ereigniß. Aber der größere Theil der Schuld liegt an mir und den Meinigen. Wir alle haben Cilli zu hart behandelt. Mein Vater, mein Bruder und Thomas ſind zu ſcharf gegen ſie aufgetreten. Am härteſten aber muß ich mich ſelbſt anklagen. Ich büße dafür täglich in meinem Gewiſſen. Leider läßt ſich das Geſchehene nicht ändern. Ihre Theilnahme freut mich, doppelt aber freut mich die Verſöhnung. Ich kehre jetzt ermuthigt in die ſtille Zelle zurück. Laſſen Sie uns das Andenken Cilli's heilig bleiben. Und jetzt leben Sie wohl.

Heinrich faßte weinend die Hand des jungen Mannes und eilte raſch aus dem Zimmer. Alfons hörte ſeine ſcheidenden Tritte und die Thür öffnen und ſchließen. Er ſprang auf und eilte nach. Warten Sie, warten Sie! rief er. Die Stimme verſagte ihm. Er wollte rennen. Seine Füße waren zu ſchwach. Er wankte. Es war zu ſpät; durchs Fenſter ſah er, daß Heinrich ſchon die Straße erreicht hatte. Er ſtand ein ſtarres Bild des Schreckens im Zimmer.

So fand ihn ſein Vater, der kurze Zeit nachher eintrat.

Du ſiehſt ja aus wie die Noth Gottes, rief ihm der große ſchlanke Mann mit dem gelben Geſichte, dem ſchwarzen Schnurrbart und der ſtolzen Haltung, die durch den feinen Anzug noch erhöht wurde, entgegen. Was haſt du?

Nichts, nichts, ſprach der junge Mann. Ein kleiner Froſtanfall. Ich muß mich geſtern auf dem Rückwege von Rodeck erkältet haben. Vielleicht iſt's auch das Fieber, das mich ſo oft in der feuchten Stadt befällt.

Er griff nach einigen feinen Eſſenzen, rieb ſich damit die Stirn und die Hände; die Lebensgeiſter ſchienen ihm dann, als er ſich geſetzt hatte, zurückzukommen.

Auf Rodeck war ich ſo friſch, ſprach er dann, wie ein Fiſch im Waſſer, wie ein Vogel in der Luft. Die Spaziergänge, das Jagen und Fiſchen hatte mir wohlgethan. Ich habe mich nie ſo geſtärkt gefühlt.

Es ſcheint dir faſt wie deiner verſtorbenen Mutter zu gehen, ſagte der Baron höhniſch. Sie war auch ein Landfräulein und konnte die Stadt nicht vertragen.

Wenn es mir nicht beſſer wird, erwiderte der Sohn, ſo will ich noch für eine Zeit zurück.

Daraus kann nichts werden, äußerte der Vater. Es handelt ſich um andere Plane mit dir.

Ich habe genug Reiſen gemacht und will die Welt nicht weiter ſehen, antwortete Alfons, die Augen niederſchlagend. Ich möchte jetzt lieber im Lande bleiben.

Und in der Stadt dazu, rief der Alte, ſollſt du dich aufhalten. Ich habe eine Heirath für dich im Auge, und zwar eine ſolche, die weniger dein Vermögen als unſern Stand erhöht. Es iſt nämlich die Gräfin Scharfenſtein. Du weißt, daß es mit unſerm Stammbaum nicht weit her iſt. Aber dem einzigen Sohne des Barons von Blanc, welchen man mit Recht den reichſten Mann im Lande nennt, wird die alte Gräfin ihre einzige Tochter nicht weigern, nachdem ſich ihr Mann, der ſtolze Narr, welcher dir ſein Kind nie und nimmer gegeben haben würde, zu ſeinen Vätern verſammelt hat. Sie leben in bedrängten Verhältniſſen, jedoch das Mädchen iſt ſchön und gut. Als Hauptſache aber gilt, den Grafentitel der einzigen Erbin des Namens auf unſer Geſchlecht übertragen zu laſſen. Vielleicht iſt dieſer Ehrgeiz eine Thorheit, aber ich habe einmal dieſe Thorheit. Hahaha! der Bauersſohn Blanc aus dem Elſaß, Graf von Blanc-Scharfenſtein! Aber um Gottes willen, was haſt du, mein Sohn?

Der Alte hatte die Rede in ſich hineingeſprochen. Als er plötzlich aufſah, erblickte er Alfons mit blauen Lippen, ſtarren Augen und klappernden Zähnen von einem heftigen Fieberfroſt erfaßt.

Das Fieber, das Fieber, ſtammelte der Sohn.

Der Alte war im höchſten Grade beſtürzt, denn Alfons war ſein Einziges und Alles. Er hatte für ihn geſchafft, gearbeitet, erworben. Alle ſeine Plane gingen dahin, dies einzige Kind im höchſten Glanze zu wiſſen. Er eilte ſo raſch wie möglich an die Klingel und rief den herbeieilenden Bedienten: Der Arzt ſoll auf der Stelle kommen.

Alfons wurde zu Bett gebracht, wo er ſich allmählich erholte. Der Arzt kam alsbald und hielt den Froſtſchauer für einen Anfall von Wechſelfieber. Der Kranke befand ſich bald beſſer und ſprach ſtets aufs neue die Sehnſucht nach Nodeck aus, und da ſich zuweilen das Zittern in einem geringen Grade wiederholte, beſonders wenn der Vater auf die Heirathsplane zu ſprechen kam, ſo hielt der Arzt auch dafür, der Sohn ſolle noch für eine Zeit lang auf das Land gehen und den Beſuch ſo oft wiederholen, bis ſich die Geſundheit wieder vollkommen geſtärkt habe. Was konnte der Vater gegen ſo ſchwerwiegende Gründe einwenden, zumal da es ſich um die Geſundheit ſeines einzigen Sohnes handelte? Er gab zuletzt ſeine Zuſtimmung und leiſtete überdies das Verſprechen, nicht eher wieder von der Verlobung zu reden, bis Alfons als ein kräftiger und geſunder Freier auftreten könne, da es doch einem Kranken ſchlecht anſtände, um eine Braut zu werben, die zudem einen ſo hohen Rang in der Geſellſchaft einnehme. Und ſo fuhr denn Alfons mit neuerblühendem Leben an einem ſchönen klaren Wintertage, wo der Froſt den Boden und die Flüſſe in Banden gefeſſelt und Baum und Fenſter mit Froſtblumen angemalt hatte, nach ſeiner geliebten Einſamkeit auf Nodeck.

Elftes Kapitel.

Es war ſchon eine geraume Zeit in das Land gegangen ſeit dem Tage, wo man Cilli vermißt hatte und ſie verunglückt glaubte. Der Winter war gekommen und geſchieden, der Lenz hatte die Erde mit Grün und Blumen und Vogelliedern belebt und dem Sommer, der Garben und Früchte brachte, das Reich gegönnt; die Ernte des Herbſtes war eingeheimſt worden und wieder war es Spätherbſt geworden. Wer dachte noch viel an den Trauerfall auf dem Dellenhof? Kam einmal die Rede darauf, ſo ſprach der alte Lücker: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Jakob und Marianne meinten, es wäre doch noch beſſer, daß der Himmel Cilli habe zu ſich eingehen laſſen, als daß ſie Schmach und Schande über ihr Haus gebracht hätte. Heinrich aber, der im October die Prieſterweihe erhalten hatte und dem alten Pfarrer im Dorfe als Vicar beigegeben worden war, in welcher Stelle er, von allen Pfarrgenoſſen in feierlicher Weiſe eingeholt, ein edles und ſegensreiches Wirken begann, ſchwieg bei dieſen Gelegenheiten ganz und gar.

Nur Thomas konnte das gute Mädchen, das ihm ſeine im Grunde genommen recht traurigen Tage erheitert hatte, wie ein Geſchöpf, das vom Böſen nichts weiß und nur das Gute übt, nun und nimmermehr vergeſſen. Seine Geſtalt war welk, ſeine Züge blaß, ſein Haar grau geworden. Man kannte den alten guten Geſellen kaum wieder. Es ſchien, als ob die Lebensluſt und der Sonnenſchein ſeinem Daſein fehlte. Wo er ging und ſtand, im Hauſe und auf dem Felde, in den Wieſen und am Fluß, da dachte er an das Kind, das ſeine Arbeiten umſpielt, das ſeine Reden angehört, das ſeinen Liedern gelauſcht hatte. Selbſt des Nachts erſchien ſie ihm in ſeinen Träumen. Es wollte ihm gar nicht einleuchten, daß das Mädchen wirklich todt ſei. Wäre ſonſt auch wol jede Spur verloren gegangen? Und doch wagte er es nicht, irgendeine Vermuthung auszuſprechen. Wenn ſie lebte, ſo konnte ſie ja nur in der Schande leben. Wenn ſie verborgen gehalten wurde, ſo konnte nur der junge Baron ſie verborgen halten. Wie oft ſtand er ſtarr wie eine Bildſäule und ſchaute und lauſchte, wenn ihn niemand ſah, nach Rodeck hinauf! Aber dort war alles beim alten. Die Burg lag noch immer wie ein verwünſchtes Caſtell oben auf ihrer einſamen Höhe. Wie ſonſt gelangte niemand in das graue Neſt. Der Förſter und ſeine Geſellen hielten es feſt verſchloſſen. Die Förſterin kam wie früher Sonntags hinab in die Kirche, um die Meſſe zu hören, und ſah von Woche zu Woche bleicher und abgehärmter aus. Von Zeit zu Zeit erſchien auch der junge Baron in der Gegend und blieb dann ſtets für einige Wochen auf der Burg. Man hörte ihn zuweilen in den Forſten hinter dem Schloſſe jagen, wo Knall auf Knall in die Thäler dröhnte. Abends waren dann auch die Fenſter der Zimmer, welche er bewohnte, erleuchtet. Aber mit den Bewohnern der Gegend hatte er allen Verkehr abgebrochen. Der Vorfall bei der Hochzeit des Jakob und der Marianne ſchien ihm die Luſt benommen zu haben, ſich auf dem frühern vertrauten Fuße mit den Landleuten zu halten. Auch führte er all die Plane, die er in Betreff eines neuen Aufbaues des Schloſſes und der Anlegung von guten Wegen den Berg hinauf ſo oft geſprochen hatte, nicht aus. Kurz, Rodeck war und blieb in ſeiner alten Vereinſamung.

Als aber das Frühjahr wieder begann und die Tage länger und die Lüfte lauer wurden, da gingen mit einem mal unheimliche Geſchichten von Mund zu Mund. Einige Bewohner der Gegend wollten bei nächtlicher Weile im Mondenſchein den Geiſt der todten Nonne, die auf dem Rodeck ſpuken ſollte, auf den Zinnen des Schloſſes geſehen haben. Ja, ſie ſchworen hoch und theuer, die Geſtalt habe ein kleines Kind in ihren Armen gewiegt und bis ins Thal vernehmliche Lieder geſungen. Die Vernünftigen hatten gut reden, daß ſolche Erſcheinungen unmöglich wären. Was halfen ſelbſt die Beruhigungen des alten Paſtors und Heinrich's, welche den Leuten erklärten, Gott würde nun und nimmer ſolche Gauklerkunſt zulaſſen? Der Einfältigen waren immer noch mehr als der Verſtändigen. Die Volksſtimme ließ ſich nicht beſchwichtigen, und das neue Wunder machte einen ſo großen Eindruck, daß man oft Scharen von Menſchen des Abends nach dem Schloſſe ſchauen ſah. Dabei kam denn freilich nichts heraus. War die Erſcheinung wirklich geſehen worden, ſo zeigte ſie ſich wenigſtens nicht aufs neue.

Auf niemand aber machte dieſe Erzählung einen tiefern Eindruck wie auf Thomas. Er äußerte ſich zwar nicht darüber, aber er ging, ſeitdem das Gerücht aufgetaucht war, jetzt auffallend oft hinunter nach dem Fluſſe, indem er ſich ſtets von dem ſchwarzen Caro, Cilli's altem Freunde, begleiten ließ. Angeblich war er jedesmal mit der Fiſcherei im Hexenloch beſchäftigt, in der That nahm er auch Angeln und Netze mit. Aber er ſah, wenn er auch dieſer alten Liebhaberei fröhnte, doch ebenſo oft nach dem Schloſſe hinauf wie nach dem Waſſer. Und ſo ſaß er denn auch wieder eines Abends am Ufer des Fluſſes und hatte wirklich ſein Netz eben in die Flut getaucht, als er den Hund plötzlich ohne Bellen und Geſchrei aufſpringen und dem alten Thurme zulaufen ſah. Er wendete ſich um und erblickte dort eine weiße Geſtalt, die eben aus dem Gebüſche trat, aber in demſelben Augenblick, wo ſie das Thier anrennen ſah, wieder im Dickicht, welches das alte Mauerwerk umgab, verſchwand. Ein jäher Schrecken faßte ihn. Als Caro an die leere Stelle kam, erhob er ein lautes Heulen und Winſeln. Dann eilte er in das Gebüſch, und nun tönte ſein Bellen aus dem Thurme freudig und hell, wie er es früher auszuſtoßen pflegte, wenn er ſeine Gebieterin erblickte. Nun wurde es eine Weile ſtill. Thomas lockte das Thier, aber es kam nicht. Der Knecht ging näher und rief ſtärker, da kehrte es, wie es ſchien befriedigt und mit dem Schwanze wedelnd zurück.

Thomas ſagte keinem Menſchen etwas von dieſem Vorfall. Als er aber am nächſten Tage erkundet hatte, der Förſter ſei in die Stadt, wo er mehrere Tage bleibe, um mit ſeinem Herrn wegen der Forſtverwaltung abzurechnen, und Stroßky befinde ſich im Walde, nahm er gegen Abend wieder ſein Fiſchzeug und wanderte, von Caro begleitet, nach dem Fluſſe. Es war ſchon ziemlich ſpät, als er nach dem alten Thurme ſchritt und ſich zwiſchen dem Geſtrüpp den Eingang ſuchte. Dort zündete er eine Laterne an und ging in das Gewölbe. Eine kalte Luft wehte ihm entgegen. So war es ihm geweſen, als der Förſter und ſein Burſche ihn geblendet und geknebelt nach dem Fall der Linde fortgeführt hatten. Er zweifelte nicht mehr, daß er in dies Loch geſchleppt worden war. Eine weitere Unterſuchung zeigte ihm eine verſchloſſene Thür. Er ſtieß mit Steinen darauf. Sie ſprang aus dem Schloß und er fand nun eine Treppe, die hinauf in den Berg führte. Der Hund wedelte wieder freudig. Freilich war dieſer Weg unheimlich, er konnte ſogar gefährlich ſein, aber der Knecht war ein Mann, der bei keinem Werk, das er begann, auf dem halben Wege ſtehen blieb. Er ſtieg Schritt vor Schritt, den Hund vor ſich, die in den Berg gehauene Treppe hinan. Der Weg dehnte ſich in dieſer tiefen, öden Verlaſſenheit endlos lang, aber Thomas legte ihn muthig voll Gottvertrauen zurück. Endlich ſtand er aufs neue vor einer Thür. Sie war nur angelehnt. Da trat er in das Gewölbe, in dem ihm der Förſter einſt den Sack von den Augen genommen hatte.

Nun wußte er den Weg. Von hier aus ging es in den Hof, den er mit ſeinem Caro betrat. Mit einem male ertönte jetzt das Bellen aller Hunde im Schloſſe. Aber er war weit genug. Mit einem Sprunge befand er ſich an der Stube des Förſters. Er drehte die Klinke auf, er öffnete die Thür. Vor ihm in dem erleuchteten Raume ſaß die Förſterin und bei ihr Cilli mit einem ſchönen Kinde im Schoſe.

Es war ein Augenblick der Ueberraſchung, der Verwunderung, des Schreckens, der Freude. Die Förſterin that einen lauten Schrei; Cilli ſaß blaß mit weitgeöffneten Augen. In dem Geſichte des Meiſterknechts miſchten ſich Freude und Staunen. Der ſchwarze, große Hund bellte und wimmerte zu den Füßen der jungen Mutter.

Thomas, Thomas, wie kommſt du her? rief die Förſterin.

Gott! Gott! ſprach Cilli mit bebenden Lippen.

So iſt es doch wahr, was ich vermuthet habe? entpreßte der Knecht ſeinen Lippen. Doch ich komme nicht zu rechten und zu richten, ich komme zu helfen und zu retten, denn die Wahrheit muß doch einmal an den Tag. Dankt Gott, wie ich ihm danke, daß kein anderer als ich dieſes Räthſel löſt. Er hat mich den Gang durch den Berg finden laſſen.

Gottlob, daß mein Mann nicht hier iſt! ſprach das arme blaſſe Weib.

Ich wußte es, drum komme ich jetzt, sagte der Knecht.

Dann ging er weinend und lachend zu Cilli und gab ihr die Hand. Alle drei zerfloſſen in Thränen.

Als die Bewegung einigermaßen vorüber war, begann ſich der Schleier, der über Cilli's Geſchichte lag, zu lüften. Die beiden Frauen erzählten in abgebrochenen Worten, was geſchehen war. Thomas erfuhr jetzt zunächſt von den Begegnungen des jungen Barons mit dem ſchönen Landmädchen. Er hörte von jener erſten Umarmung während des Fiſchzugs vor der Hochzeit und von jener heftigen Scene, welche Heinrich dem liebenden Paare im Garten machte. Und nun erſt wurde er zu ſeinem größten Erſtaunen damit bekannt gemacht, daß das Mädchen nicht die Tochter des Dellenbauers, ſondern ein Findelkind war, und daß der Student es ihr an jenem betrübten Morgen nach der Hochzeit mitgetheilt hatte. Darauf folgten alle die Scrupel und Zweifel, für welche Cilli ſich Troſt bei Thomas und bei den Geſchwiſtern in der Mühle holen wollte. Leider aber ſtieß ſie überall auf Grollen und Schmollen, auf Vorwürfe und Verweiſe. Und ſo verließ ſie, das Herz voll Qual und Trübſal, die Mühle und ſtürzte in die Dämmerung hinaus und kam bis an das Ufer am Hexenloch. Hier war die Stelle, wo ihre Liebe mit Alfons, der nun auch in die Stadt zurückgekehrt ſein ſollte, begann. Sie fühlte ſich entſetzlich müde und abgeſpannt. Uebte auch der Ort ſeinen alten Zauber? Genug, ſie ſetzte ſich auf denſelben Aſt, auf dem ſie den erſten Kuß mit dem jungen Manne getauſcht hatte, und brach in ein lautes ſchluchzendes Weinen aus.

Als ſie nun in ſolcher Troſtloſigkeit und Vernichtung eine Zeit lang geſeſſen hatte, da tönte ſeitwärts ihr Name. Sie wandte ſich um und erblickte Alfons, den ſie längſt in der Weite glaubte. Die unverhoffte Erſcheinung that ihrem Gemüthe unendlich wohl; noch mehr that es die milde Art, mit welcher der Geliebte ſich ihr nahte. Er ſprach ihr zu, umarmte und küßte ſie aufs neue und entſchmeichelte ihr all ihr Leid. Dann tröſtete er ſie wegen der Vorwürfe, die man ihr allerwärts gemacht hatte, und als ſie ihn dann plötzlich abwehrte, indem ſie ihm mittheilte, daß ſie ein Findelkind ſei, da fand ſie auch keinen Schrecken und kein Erſtaunen, wie ſie es erwartet hatte. Der junge Mann beruhigte ſie im Gegentheil, er koſte ſie noch mehr und bekräftigte ihr, ſie möge drum kein Leid haben, denn nun liebe er ſie noch heftiger; es wäre ihm gerade recht, daß der Dellenbauer keine Macht über ſie habe, und er werde jetzt alles daranſetzen, ſie ſein zu nennen.

Mitten in dieſen Geſprächen kam der Förſter, der am Gebüſch des Thurms auf der Wache geſtanden hatte, und flüſterte, ſie möchten ſich verbergen, es kämen Leute, die wahrſcheinlich Cilli ſuchten. Das Mädchen wurde nun von Alfons nach dem Thurme gezogen. Sie folgte halb mit, halb gegen ihren Willen. So traten ſie in das Gewölbe. Es wurde Licht gemacht und ſie gingen durch den Berg dem Schloſſe zu. Das arme Kind wehrte ſich mehreremal, weiter zu ſchreiten. Sie fühlte eine unendliche Angſt. Aber es wurde ihr zugeredet, als wären die Verfolger ihnen auf dem Fuß. So gelangten ſie in die Burg, wo ſie die Nacht blieb.

Ihr Tuch, das man am Hexenloch fand, vermißte ſie gleich. Sie meinte, der Förſter habe es ihr von der Schulter geſtreift.

Und das haſt du gelitten, Gertrud? unterbrach hier Thomas die Erzählung. Um Gottes willen, alte Frau, ſolch eine Schändlichkeit konnteſt du zugeben?

Ich wußte nichts davon, ſprach die Förſterin. Und dann erzählte ſie, wie ihr Mann ſie eingeſchloſſen habe, damit ſie ſeine Plane bei dem jungen Baron nicht kreuzte.

Der Schurke! rief Thomas.

Was noch von Cilli's Geſchichte übrig blieb, war bald erzählt. Die Nacht auf dem Schloſſe hinderte ihre Rückkehr nach dem Dellenhof. Solche Erfolge hatten die Ränke des Förſters. Alfons hielt ſich zunächſt in beſcheidener Ferne, wie denn ſein weicher Charakter keine Gewaltthätigkeiten erſann. Er hatte nur nach den Eingebungen des Verführers gehandelt. Aber die jungen Leute waren in der öden Einſamkeit allmählich viel zu viel zuſammen, um ſich nicht immer näher und näher zu kommen. Und ſo geſchah, was geſchehen mußte. Das Mädchen fiel. Alfons kam und ging, er weilte bald kürzer, bald länger. Endlich genas Cilli des Knaben, der ihr im Schoſe lag. So war das Räthſel mit der Erſcheinung der Nonne auf den Zinnen erklärt. So wurde es offenkundig, daß ſie unten am Thurme erſchienen war. Es drängte ſie nämlich die Sehnſucht, wieder einmal das Thal zu betreten und an jener Stelle zu raſten, wo all ihr Glück und ihr Unglück ſeinen Anfang genommen hatte.

Jetzt wußte Thomas alles. Die drei ſaßen eine Weile in tiefem Schweigen. Dann fragte der Meiſterknecht: Und nun?

Cilli ſenkte den Blick auf den Boden. Die Förſterin wiederholte zweifelnd: Und nun?

Ei, ich hoffe doch, rief der Alte entſchieden, daß dieſes unreine Verhältniß nicht fortdauert. Ich hoffe doch, daß der Baron die begangene Sünde am Altar gut macht.

Für Cilli war eine ſolche Wendung peinlich. Das Kind auf ihrem Schoſe erwachte und fing an zu weinen. Sie benutzte dieſen Umſtand und entfernte ſich mit dem Knaben, den ſie im Schlafzimmer zur Ruhe bringen wollte.

Als ſie die Stube verlaſſen hatte, ſtand die Förſterin auf und näherte ſich dem Meiſterknecht und flüſterte ihm ins Ohr: Thomas, Thomas, das größte Unglück ſoll erſt kommen! Dann brach ſie in neues Weinen aus.

Was gibt es? fragte der Alte, der ſie zu beruhigen ſuchte.

Der Baron Alfons iſt gut und er liebt die Cilli auch von Herzen; aber es fehlt ihm der feſte Charakter, dieſe Angelegenheit, die er, von meinem Manne verführt, ſo leichtſinnig begonnen hat, zu einem guten Schluß zu bringen. Krott ſagte mir, daß der alte Baron ſeinen Sohn mit einer Gräfin Scharfenſtein zu verloben gedenkt und daß er in dieſer Angelegenheit immer dringender und dringender wird. Bisjetzt hat der junge Mann allerlei Aufſchub erſonnen, weil er ſich wirklich nicht von Cilli trennen will. Aber er hat nicht den Muth, dem Alten ſeine Liebſchaft einzugeſtehen, weil er weiß, daß es das Hauptſtreben deſſelben iſt, ſich mit dem hohen Adel zu verbinden. Wer weiß, was nun über lang oder kurz geſchieht. Ich fürchte —

Hölle und Teufel! rief nun Thomas, mit dem Fuße auf den Boden ſtampfend. Das wird doch bei Gott nicht wahr ſein, oder es iſt keine Gerechtigkeit mehr unter der Sonne.

Wenn mein Mann mir die Wahrheit geſagt hat, ſprach das arme, zitternde Weib, ſo wird ſogar in dieſen Tagen die Verlobung gefeiert. Als er geſtern in die Stadt ging, meinte er höhniſch, wenn er zurückkomme, ſo würde er wol die Nachricht mitbringen, daß alles in Richtigkeit wäre. Man könnte dann die Cilli mit dem Kinde zurück auf den Dellenhof ſenden, wo der alte Lücker gewiß eine grimmige Freude an dem Enkel und du eine himmliſche Luſt über die Rückkehr deines Lieblings haben werdeſt.

Der alte Knecht gerieth bei dieſer Rede in einen Zorn, wie er in der Jugend wol über ihn gekommen ſein mochte. Seine Haare ſträubten ſich, aus ſeinen Augen ſtrömten Funken, ſeine Adern ſchwollen in dem gerötheten Geſichte und ſeine Fäuſte ballten ſich.

O, ihr Wölfe und Schufte! tobte er, die Fauſt in die Luft ſtreckend. Aber das kannſt du nicht wollen, großer Gott im Himmel! Gib mir noch einmal Kraft. Hier muß gehandelt werden.

Ums Himmels willen, was willſt du, Thomas? ſprach die erſchreckte Frau.

Erſt will ich bitten, rief er, und wenn's nicht hilft, will ich richten.

Er nahm ſeine Laterne, rief dem Hunde und ging denſelben Weg, den er gekommen war, durch den Berg zurück. Aber diesmal wußte er nichts von Vorſicht und Aengſtlichkeit. All ſeine Gedanken waren in das Gewirr von Ränken und Schlechtigkeiten verſunken, in welches er das arme Mädchen mit tauſend Fäden verſtrickt ſah. Die kalte Luft im Innern des Felſens konnte die Glut ſeines Hauptes nicht kühlen. Er trat ohne einen Unfall aus dem Thurme und eilte dem Dellenhofe zu. Es ging auf Mitternacht. Alles war in Ruhe, außer der alten Küchenmagd, die noch auf ihn wartete. Dieſer theilte er mit, er müſſe in die Stadt, wohin ihn ein eiliges Geſchäft rufe. Sie möge es dem Hofherrn morgen mittheilen. Dann begab er ſich in den Stall, ſuchte ſich das beſte und ſtärkſte Pferd aus, legt ihm Decke auf und Zügel an und ritt im Galop von dannen, während der Hund ihm folgte und während die alte Magd, über ſeine Schrullen den Kopf ſchüttelnd, nachſah und murmelte: Der alte Tollkopf ſteckt doch noch in ihm!

Thomas ritt die ganze Nacht hindurch. Unterwegs fiel es ihm ein, daß es doch am Ende ſchwer ſein möchte, den jungen Baron zu erreichen. Wenn Krott, der augenblicklich in der Stadt war, ihn erblickte, dann würde ihm dieſer die Thür verſchließen und alles wäre vergebens. Er ſann hin und her um Auskunft. So erreichte er endlich das Thor. Er ſtellte ſein Pferd und den Hund in ein geringeres Wirthshaus und mengte ſich im erſten Gaſthofe, an dem er viele Wagen, Kutſcher und Bedienten erblickte, unter das Geſinde. Dort hörte er denn zu ſeinem Schrecken, daß die Verlobung des jungen Barons heute gefeiert werde und daß deshalb viele Edelleute zu einem großen Feſte eingeladen wären. Dieſe Nachricht machte ihn faſt muthlos. Wie konnte er hoffen, bei Alfons zugelaſſen zu werden? Aber es war, als ob der Himmel ihm helfen wolle, denn jetzt trat ein Bedienter heraus, der einen Laſtträger ſuchte, um das Brautgeſchenk ſeines Herrn zu dem jungen Baron von Blanc zu bringen. Thomas bot ſich an zu dieſer Sendung und wurde oben in die Zimmer des Fremden geführt. Sein Ausſehen und ſeine Weiſe gefiel. Man wies ihm einen Verſchlag, der am Boden ſtand, und gab ihm eine Karte, um ſich nach dem Blanc'ſchen Palaſte zu begeben. Er nahm die Laſt leicht und ſicher auf den Rücken und verließ das Haus. Draußen drückte er die Mütze ſo tief wie möglich in das Geſicht und ſtand bald vor der Wohnung des Bräutigams.

Der Pförtner mit dem großen Stocke und dem betreßten Rocke ließ ihn auf die Karte ein und führte ihn nach Alfons' Zimmer. In den Gängen ſchien es ihm, als ginge Krott an ihm vorüber. Sein ohnehin bedecktes Haupt verbarg er auch noch hinter der Kiſte, welche auf ſeiner Schulter ruhte. So gelangte er mit Herzklopfen in das Gemach des jungen Herrn, der wieder blaß wie damals, wo Heinrich ihn beſuchte, im Seſſel ruhte.

Hier iſt ein Brautgeſchenk, rief der Pförtner, der die

Karte überreichte und ſich entfernte. Thomas ſetzte die Kiſte nieder. Alfons ſah ihn nicht an und ſuchte nach einem Geldſtück, das er dem Träger überreichen wollte.

Ich will kein Geld, ſagte der Knecht, der die Mütze abnahm.

Der junge Mann ſah auf und erkannte Thomas. Ein heftiges Zittern überkam ihn. Thomas! rief er.

Ja, Thomas, ſprach der Alte. Ich komme von Cilli.

Von Cilli, rief Alfons, es iſt ihr doch kein Unglück geſchehen?

Kein anderes, entgegnete der ſchlichte Mann, als was Sie ihr bereitet haben. Aber ich höre, daß hier ein neues Unglück geſchehen ſoll. Und dieſes Unglück abzuwenden, bin ich hergekommen.

Alfons gab ſich die Miene, als wäre es ihm unbekannt, warum es ſich handele. Ich weiß nicht, was Ihr andeutet.

Das wiſſen Sie nicht? rief nun der Knecht entrüſtet, indem jener heilige Eifer über ihn kam, der, dem ſittlichen Gefühle entſprießend, auch den gemeinen Mann erhaben und groß machen kann. Das wiſſen Sie nicht? Sie ſind vor Gott der Mann des Mädchens. Sie haben ihr Herz mit Schwüren gewonnen. Die Eide, die Sie binden, ſind heilig. Oder ſind Sie nur ein elender Verführer?

Das bin ich nicht, rief Alfons erregt, ich liebe Cilli.

Und dennoch wollen Sie hier eine andere Verlobung eingehen? fuhr der Knecht fort. Sie wollen Ihre Eide vergeſſen? Sie wollen ein Verbrecher werden?

Aber, mein Vater! — warf der junge Mann dazwiſchen.

Was Vater? zürnte Thomas weiter. Der Mann ſteht für ſich. Ein Mann, ein Mann, ein Wort, ein Mann! Wer abhängig iſt, der darf nicht ſelbſtändig handeln. Das aber haben Sie gethan. Wie Sie's angefangen, müſſen Sie's zu Ende führen.

Ich werde meinen Vater krank machen! entſchuldigte ſich der andere.

Und Sie werden Cilli mitſammt ihrem Kinde tödten, ſprach Thomas. Wo neigt die Wahl ſich hin, wenn es ſich zwiſchen einem Vater handelt, den der Stolz aufbläht, und Weib und Kind, welche die Liebe heiſchen? Wo ſind Ihre Pflichten? Fragen Sie doch Ihr Gewiſſen! Wenn Sie ein Gewiſſen haben, ſo wird es Ihnen die Hölle in die Seele geben ob einer ſo ſchnöden, frechen, unnatürlichen Handlungsweiſe. Gottes Fluch über —

Haltet ein, rief der junge Mann, als er den alten Mann prophetenartig mit ausgeſtreckten Armen vor ſich ſtehen ſah. Es war ihm, als läſe er das Gericht in dieſen Blicken und als ringelten ſich Schlangen von den ſtarren Fingern ab, um ſich ihm ans Herz zu ſtürzen. Haltet ein, rief er, ich will ja alles thun, was Ihr wollt. Aber wie ſoll ich es anfangen?

Gott ſei Dank! rief der Alte, daß dein Sinn ſich wendet. Ich wäre um Cilli an dir zum Verbrecher geworden. Ich hätte dich gemordet.

Er ſprach dieſe Worte mit einer ſo unerbittlichen

Strenge, daß ſein Entſchluß, das Aeußerſte zu wagen, bei dem jungen Edelmanne zur Ueberzeugung wurde.

Was ſoll ich thun? rief der geängſtete Alfons ihm aufs neue zu, indem er ſeine Hand ergriff.

Du gehſt hier die Verlobung nicht ein, ſprach Thomas. Aber du ziehſt mit mir noch heute nach Rodeck und läßt dich mit dem Mädchen trauen, das du verführt haſt.

Ich will es, erklang die matte Antwort.

Sie redeten nun ab, daß Alfons am Abend, bevor die Verlobung veröffentlicht werde, die Räume verlaſſe und in einem bereit gehaltenen Wagen nach Rodeck fahren ſolle. Mit Thomas wollte er am Thore zuſammentreffen. Der Knecht ließ ſich unter neuer Androhung tödlicher Rache einen Eid ſchwören. Dann verließ er, in ſeine Mütze gehüllt, das Gemach und den Palaſt.

Gegen zehn Uhr hielt er auf ſeinem Pferde und mit Caro an der Stelle, die zur Zuſammenkunft beſtimmt war. Ein Wagen rollte heran. Alfons hatte Wort gehalten. Er winkte aus dem Fenſter. Und ſo ging es in das dunkle Land hinein. Im erſten Dorfe veranlaßte der junge Mann den alten Meiſterknecht, ſein Pferd einzuſtellen, um es ſpäter abholen zu laſſen, und zu ihm in den Wagen zu ſteigen. In der That bedurfte der treue Thomas, der ſchon die letzte Nacht ſchlaflos auf dem Ritte zugebracht hatte, der Schonung. Gleichwol that er kein Auge zu, damit das eingeleitete Werk zu einem befriedigenden Ziele gebracht werde. Spät am Morgen kamen ſie im Kirchdorf an und lenkten von der Hauptſtraße in einen Seitenweg, wo die alte

Dorfkirche zwiſchen hohen Linden ſtand. An dem umgebenden Platz erhob ſich ein kleines beſcheidenes Gebäude. Es war die Vicarei, wo Heinrich jetzt ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte. Dort hielten ſie an und fragten nach dem jungen Geiſtlichen, der noch in dieſer Stunde die Trauung zwiſchen Alfons und Cilli vollziehen ſollte. Leider war derſelbe ausgegangen, um einen entfernten Kranken zu beſuchen. Der alte Pfarrer aber hatte gerade ein geſtern geborenes Kind zu taufen. Thomas war offenbar verſtimmt über dieſen Verſchub; er nöthigte Alfons, in das Haus einzutreten, um die Rückkehr des jungen Geiſtlichen abzuwarten.

Zwölftes Kapitel.

Der junge Baron von Blanc befand ſich mit Thomas noch nicht lange in der Vicarei, als ein ſchwerer Reiſewagen, mit vier ſchweißtriefenden Pferden beſpannt, auf welche der Poſtillon unbarmherzig einhieb, über denſelben Weg angeflogen kam. Es ging mit einer ſo gewaltigen Eile durch das Dorf, daß die Leute, welche aus den Fenſtern und Thüren nachſchauten, kaum den Förſter Krott von Rodeck erkannten, der mit einem Bedienten den Sitz hinten am Wagen einnahm und mit ſeinem einäugigen düſtern Geſichte ſo grimmig wie möglich in die Welt ſah. Hinter den letzten Häuſern ſchwenkte der Wagen links in jenen Weg zwiſchen den Wieſen, welcher zum Fluſſe führte, über dem ſich Rodeck erhob. Dann hielt er an derſelben Stelle, wo einſt Alfons ausgeſtiegen war und wo er Cilli zum erſten mal erblickte. Der Förſter und der Bediente ſprangen von ihrem Sitze und öffneten die Wagenthür, aus welcher ein großer, ſchlanker Mann mit gelbem Geſicht, ſcharfen Zügen und ſchwarzem Schnurrbart herausſtieg. Es war der alte Baron von Blanc, den Krott bedeutete, daß er von dieſer Stelle den Berg hinauf zu Fuß machen müſſe.

Waren dem Geſichte des Schloßherrn ſchon urſprünglich die Spuren einer wilden und unruhigen Leidenſchaft eingeprägt, ſo trat dieſe an dem heutigen Tage noch viel ſchärfer hervor. Wenn er aber jemals Urſache gehabt hatte, mit dem Erfolge ſeiner Plane unzufrieden zu ſein, ſo war es augenblicklich der Fall. Sein eigener Sohn, für den und auf den er die ganze Zukunft gebaut hatte, ließ ihn auf die ſchmählichſte Weiſe im Stich. Noch immer blitzte ein unheimliches Feuer aus ſeinen Augen, noch zuckte eine höhniſche Wuth um ſeinen Mund, wenn er daran dachte, wie trefflich er das geſtrige Verlobungsfeſt eingeleitet hatte und wie ſchnöde und garſtig es geſtört und vernichtet worden war.

Nach ſeiner Anſicht mußte der Tag, wo der unendlich reiche Baron von Blanc ſeinen einzigen Sohn mit der Gräfin Julie von Scharfenſtein, der Tochter des älteſten Geſchlechts der Provinz, verlobte, ſeinen Vorbereitungen gemäß ein Ehrentag für ſein Haus werden. In ſeinem Palaſt war faſt alles neu und in der koſtbarſten Weiſe eingerichtet, Blumen aus allen Zonen, die in Sträußen und Kränzen die Gemächer zierten, füllten mit üppigem Arom die Luft. Dazwiſchen prangte Gold, Silber, Kryſtall, Bronze in der reichſten Pracht und in den geſchmackvollſten Formen. Für das Mahl hatten der Orient und Occident ihre Früchte und Weine liefern müſſen. Das Meer, die Flüſſe und die Wälder ſowie die Gärten und Treibhäuſer wurden für die Lieferung der Speiſen in Anſpruch genommen. Und welche reiche und edle Geſellſchaft bewegte ſich in den glanzvoll erleuchteten Räumen, die im Lichte von zahlloſen Wachslichtern ſtrahlten! Wie rauſchte die Seide und wie floß der Sammt, wie funkelten die Diamanten, Rubinen und Smaragden! Aber noch heller glänzten die vornehmen Namen im Geiſte Blanc's, der ſich in der That auf dem Gipfel ſeines Lebens glaubte und der mit befriedigtem Lächeln die Beifallsäußerungen anhörte, die ihm von allen Seiten über ſeinen Reichthum und ſeinen Geſchmack geſagt wurden. Nichts aber gewährte ihm ein größeres Vergnügen, als daß er ſeinen Sohn Alfons, der heute freilich wieder ſehr blaß und angegriffen ſchien, mit ſeiner glänzend leuchtenden Braut im Tanze dahinſchweben ſah, während die ſanften Töne eines ausgeſuchten Orcheſters ihre lockenden, girrenden Melodien durch die Räume ſtreuten. Wahrhaftig, es war ein ſchönes junges Paar!

So kam die Stunde, wo die Geſellſchaft ſich zu Tiſche begeben ſollte. Die Muſik ließ einen Tuſch erklingen und ging in einen Marſch über. Der Baron von Blanc reichte der alten Gräfin von Scharfenſtein den Arm. Alfons mit der Tochter ſollten ſich anſchließen. Der junge Mann hatte bereits dem Mädchen, das ihm als Braut beſtimmt war, die Hand geboten. Darüber befiel ihn aber ein ſo fieberhaftes Zittern, daß ſeine Lippen blau und ſein Geſicht fahl wurde und daß ſeine Zähne hörbar aufeinander klapperten. Zugleich konnte er ſich kaum auf den Füßen halten. Alles wurde auf den plötzlichen Anfall aufmerkſam. Wieder das unſelige Fieber, rief er, ich muß mich für dieſen Abend entſchuldigen.

Er begab ſich ſogleich auf ſein Zimmer. Der Vater aber beruhigte die Geſellſchaft mit der Ausſage, daß ſein Sohn die Stadtluft nicht vertragen könnte. So gefaßt er äußerlich zu ſcheinen ſuchte, ſo grimmig war es ihm innerlich zu Muthe. Das ganze Feſt hatte ſeinen Zweck verfehlt, denn er wollte beim Champagner die Verlobung feierlich erklären. Auch die Gräfin war äußerſt verdrießlich. Am bedauerlichſten aber war die Rolle, welche die Braut ſpielte. Der Baron ſchickte mehreremal während des Eſſens nach dem Sohne, um zu hören, ob der Anfall noch nicht vorüber ſei, damit er den officiellen Act noch vollziehen könne. Der Bediente brachte ihm indeß die Antwort, der junge Baron habe ſich eingeſchloſſen. Das Feſt ging ſpät in der Nacht zu Ende. Der Wirth entließ die bedauernden Gäſte ſo lächelnd wie möglich und beredete mit der Gräfin, die Verlobung ſolle jetzt den Freunden durch Karten angezeigt werden.

Als aber das Haus leer und die Kerzen verloſchen waren, begab er ſich voll Wuth und Grimm zu den Zimmern ſeines Sohnes. Er klopfte. Keine Antwort ertönte. Er wiederholte es zwei — drei — vier mal. Alles blieb ſtill. Sollte dem Sohne ein ernſtlicher Unfall paſſirt ſein? Ein ungeheuerer Schrecken befiel ihn. Er ſtürzte gegen die Thür, daß ſie aus den Angeln flog. Vor ihm öffnete ſich ein dunkles Zimmer. Er rief nach Licht, das man brachte, und eilte in das Schlafcabinet. Alfons war nicht da, das Bett war unberührt. Alle Bedienten wurden beſchieden. Durch einen Stallknecht vernahm er, daß Alfons um zehn Uhr ausgefahren ſei. Was hatte das zu bedeuten? Mit einem mal wurden ihm die häufigen Fahrten nach Rodeck verdächtig. Er nahm Krott beiſeite und forſchte ihn aus. Der Förſter war trotz ſeiner ſonſtigen Frechheit verlegen. Dennoch leugnete er alles ab. Wie ſollte der beſorgte Vater nun auf eine Spur kommen? Plötzlich fuhr es ihm durch den Kopf, den Schreibtiſch des Sohnes zu durchſuchen. Das Möbel wurde erbrochen. Da fand ſich denn bald die Urſache ſeines Entweichens. In einem Gefache lagen viele Briefe von Cilli. Es war darin von Rodeck die Rede. Jetzt war er ſeiner Sache faſt ſicher, obgleich Krott nach wie vor alle Vermuthungen in Abrede ſtellte.

Sogleich wurden Poſtpferde beſtellt. Der Baron ſaß in wenig Augenblicken, begleitet von dem Förſter und einem Diener, in ſeinem Reiſewagen, der auf dem Wege nach Rodeck dahinrollte. Welche düſtere, verzweifelte Nacht reihte ſich an das ſonnige, helle, ſchöne Feſt! Ein Gewirre von wilden Gedanken durchkreuzte das Haupt des Vaters, der einen verlorenen Sohn ſuchte. Angſt, Schmerz, Erwartung ließen ihm keinen Augenblick Ruhe. Dazwiſchen rief er unabläſſig dem Poſtillon zu, der ihm, trotz des wahrhaft raſenden Fahrens, noch zu langſam ſchien. Der Morgen graute, und er war noch nicht zur Stelle. Der Weg dehnte ſich ſeiner Ungeduld entſetzlich. Dennoch hatte er an dem Dorfe faſt die Kutſche ſeines Sohnes eingeholt. Ja, er fuhr an ihr vorüber.

Als er den Wagen verlaſſen hatte, ging er mit dem

Förſter und dem Bedienten über die Brücke. Dort hieß er Krott warten, bis er ihn rufen laſſe, denn er habe das Vertrauen zu ihm verloren und wolle ſelbſt die Burg unterſuchen. So ſtieg er mit dem Diener den Weg hinauf. Sobald er aber den Förſter aus den Augen verloren hatte, lief dieſer an den Thurm, ſchlüpfte hinein und ſuchte die Thür zu dem Gange zu erreichen, deſſen Schlüſſel er bei ſich trug. Zu ſeinem Schrecken ſah er das Schloß erbrochen. Gleichwol klomm er die Stufen hinan. Als er aber oben angekommen war, fand er dort die Thür verſchloſſen, weil die Förſterin, welche fürchtete, es könnten ſich noch andere Beſucher wie Thomas einſtellen, den innern Riegel vorgeſchoben hatte. Alles Rütteln und Schlagen half nichts. Alles Schreien und Toben war vergebens. Seine Abſicht, eher auf der Burg zu ſein wie der Baron, und Cilli vor den Augen deſſelben zu verſtecken, war vereitelt. Er mußte ſich bequemen, durch den unheimlichen Weg unverrichteter Sache zurückzukehren.

Unterdeſſen war der Baron von Blanc vor dem Schloſſe angekommen. Die Klingel wurde gezogen und Stroßky mit ſeinem garſtigen Kopfe erſchien an dem Schieber. Als er den Beſitzer des Schloſſes erkannte, beeilte er ſich, das Thor zu öffnen. Wo iſt die Dirne? Wo iſt Cilli? rief der Baron mit zürnender Stimme.

Der Burſche ſtutzte und wußte nicht, was er für eine Antwort geben ſollte, zumal da ihm das ſtrengſte Stillſchweigen auferlegt war.

Nun, willſt du reden, Geſell? drohte der Herr. Mach' mir kein verblüfftes Geſicht. Ich weiß alles.

Da wies der Burſche ihn die Treppe hinauf, welche zu Alfons' Zimmer führte.

Laß mich allein und halte die Förſterin ab, daß ſie mich nicht ſtört.

Stroßky eilte in die Wohnſtube des Erdgeſchoſſes ſo raſch er konnte.

Du, hole jetzt den Förſter! rief Blanc dem Diener zu, der ſogleich wieder durch das Thor verſchwand.

So haben wir alſo den Vogel im Neſt, murmelte er in ſich, indem er die Treppe hinaufſtieg. Auf ſeinem Geſicht lag ein unendlicher Grimm und ein entſetzlicher Hohn, denn er nahte ja jetzt dem Geſchöpfe, das ihm den ſchönſten Tag des Lebens zu dem häßlichſten gemacht hatte. An den Sohn dachte er nicht, er dachte nur an deſſen Verführerin. So öffnete er die Thür.

Dort ſaß Cilli, das Kind auf dem Schoſe, ein Bild kindlicher reiner Mutterfreude. Das arme Mädchen erſchrak heftig, als ſie den zornigen fremden Mann eintreten ſah.

Biſt du Cilli? rief er aus.

Ich bin Cilli, ſprach das zitternde Weib.

So biſt du die Buhle, die Dirne, die Metze, die mir meinen Alfons verführt hat! ſchrie er mit fürchterlicher Stimme. Aber noch mehr, du läſſeſt nicht zu, daß er ſich verlobt. Du hetzeſt ihn auf gegen den väterlichen Willen. Du übſt ein Werk unerhörter Frechheit. Was denkſt du wol? Mein Sohn ſoll eine Verworfene an den Altar führen? Nie und nimmermehr. Ich werde ihm das Weib geben, das ich will. Du aber packſt dich auf der Stelle fort aus dieſem Hauſe. Geh des Weges, woher du gekommen biſt!

Er erhob ſeine Hand und wies drohend nach der Thür. Sie hielt ihm den Knaben entgegen, der die harte Sprache nicht zu verſtehen ſchien und den wilden Mann holdſelig anlächelte.

Fort mit dir und deinem Baſtard, rief der Baron, der ſich in ſeinem Zorn nicht mehr kannte, aufs neue. Glaubſt du, du könnteſt einen gekränkten Vater mit ſolchen Buhlerkünſten beſchwichtigen?

Um Gottes willen! brach jetzt Cilli in ihrer Verzweiflung heraus.

Um Gottes willen zum Teufel! überſchrie ſie der Baron.

Da nahm ſie das Kind, indem ihr die Thränen in vollen Strömen aus den Augen quollen, drückte es heiß an ihre Bruſt und eilte entwaffnet von ſolcher Herzloſigkeit durch die Thür.

Dann ging der alte Baron eine Weile mit heftigen Schritten und ſchnellem Athem im Zimmer auf und ab. Es war ihm aber zu eng, er meinte, die Wände müßten auf ihn ſtürzen, deshalb eilte er hinunter in den Hof.

Hier aber ſtürzte ihm die Förſterin entgegen.

Gertrud! rief er und wandte den Blick ab.

Einen Augenblick Gehör, bat ſie ihn flehentlich, einen Augenblick unter vier Augen.

Er trat mit ihr in die Wohnſtube, dort waren ſie allein.

Das blaſſe Weib athmete lebhaft, ihre Wangen waren fieberhaft geröthet, ſie konnte kaum das Wort finden. Dann ſtieß ſie einzelne Worte aus: Herr

Baron, Sie wiſſen meine Sünde aus frühern Jahren; Sie haben ja die Sünde getheilt, Krott führte mich in Ihr Haus. Ich ſollte Ihre kranke Gemahlin pflegen und Alfons' Wärterin ſein. Meine Jugend hat Sie entflammt. Während Ihre Frau auf dem Todbette lag, haben Sie mich — Ich war zu ſchwach, all den Lockungen des heißen Bluts zu widerſtehen. Ich bin gefallen. Dann wurde ich entfernt. Sie ließen mir mein Kind nehmen. Ich mußte Krott heirathen. O unſeliges Leben, denn ich hatte ja einſt einem andern guten, braven Manne mein Herz geſchenkt. Aber das Kind! O ſagen Sie mir, wo iſt das Kind geblieben, nach dem ich mich immer geſehnt habe? Wie oft wollte ich Sie aufſuchen! Mein Mann hinderte es mit Gewalt. Wie oft habe ich Sie hier erwartet, um Sie zu fragen! Alles vergebens. Um des Himmels Barmherzigkeit willen, wo iſt das Mädchen? Es iſt ja auch Ihr Mädchen. Wenn ich es doch einmal ſehen könnte. Es würde mir all das Leid meines Lebens, das unendlich und ungezählt war, verſöhnen. O laſſen Sie mich mit dieſem Troſt ſterben! Wo iſt das Kind?

Die Bitten der Frau waren ſo herzzerreißend, daß der zornige Mann ſich plötzlich erſchüttert fühlte. Er ſelber dachte ſeines Fehlers, er dachte, daß er einſt die Urſache dieſes Jammers geweſen war, der ſich noch nach Jahren ſo tief rührend offenbarte.

Ich habe das Mädchen, ſprach er, einem Bauer im Gebirge, zwanzig Stunden von hier, geben laſſen. Er hat eine große Summe erhalten, damit ihm eine gute Pflege angedeihe. Ich will es zurückfordern.

Nein, laſſen Sie mich ſelbſt hineilen, ſprach die Frau, wenn ich auf den Füßen nicht weiter kann, ſo will ich auf den Knien rutſchen. Wie heißt der Ort? Wie heißt der Mann?

Der Ort heißt Elsdorf, der Mann heißt Lücker, ſprach der Baron.

Himmel, rief jetzt Gertrud außer ſich, das iſt der Dellenbauer, der jetzt unten im Thale wohnt.

Was ſoll's? fragte Blanc.

Was es ſoll? ſchrie das Weib heulend, dann iſt es Cilli, deines Sohnes Geliebte, unſere Tochter.

Damit ſank ſie, wie leblos, in jähem Falle auf den Boden.

Dem Baron ſchwindelte bei dieſen Worten. Cilli ſeine Tochter, ſeines Sohnes Geliebte! — Das Kind eine Frucht der Blutſchande! Dahin hatte ihn ſein Leichtſinn geführt! Warum hatte er ſich nicht um das Mädchen bekümmert, faſt zwanzig Jahre lang? Warum hatte er ſeinen Sohn aus den Augen gelaſſen? Es traf ihn ein unerhörtes Geſchick!

Wo iſt Cilli? rief er dann. Wo iſt Cilli? Er hatte der eigenen Tochter die Thür gewieſen! Und in welchem Tone? Nein, jetzt mußte ſie unverweilt zurück, damit dieſe Schmach und Schande verdeckt werde vor den Augen der Welt. Wo iſt Cilli? rief er lauter und lauter durch das Schloß. Aber die Diener waren fort. Er ſelber lief in geſchäftiger Eile durch die Räume, die er von alter Zeit her kannte. Er ſtieg auf die Zinnen, er ſchaute aus den Fenſtern. Cilli war nirgendwo.

Als er wieder in die Stube trat, hatte ſich die Frau erholt. Er rief voller Angſt: Cilli iſt weg, wir müſſen ſie ſuchen; ich habe das arme Kind zu hart angefahren; ich habe ihr die Thür gewieſen, weil ich ſie für die Verführerin meines Sohnes hielt.

Gertrud antwortete nicht, aber ſie erhob ſich mit ſchlotternden Gliedern. Auch der Baron ſchwankte mehr als er ging. Sie wendeten ihre Schritte zum Schloßthore. Hier nach dem Walde, dort nach dem Berge zu riefen ſie mit zitternder Stimme: Cilli! Cilli!

Da ertönte plötzlich aus dem Grunde von verſchiedenen Seiten ein lautes Geſchrei: Rettet, rettet! Hülfe, Hülfe! Die Stimmen, die anfangs weit auseinander geweſen waren, ſchienen ſich immermehr einander zu nähern.

O Gott, rief die Förſterin, am Hexenloch iſt ein Unglück geſchehen.

Wenn es nur Cilli nicht betroffen hat! fügte der Baron hinzu.

Die beiden ſchlaffen Geſtalten beeilten ihre Schritte. Sie traten gerade um eine Ecke, wo das Hexenloch ſichtbar wurde. Eben ſprang eine männliche Geſtalt in das Waſſer. Dem Baron erſchien es, als wäre es Alfons. Er that einen lauten Schrei und ſtürmte faſt wie ein Jüngling den Berg hinunter. Die bleiche matte Frau vermochte ihm kaum zu folgen.

Endlich kamen ſie unten an. Es war in der That Alfons geweſen, der ſich in das Waſſer geſtürzt hatte. Heinrich, der Vicar, war ihm nachgeſprungen und hatte ihn, der nicht ſchwimmen konnte, wieder an das Ufer gebracht. Der Bediente und Stroßky waren eben im Begriff, ihn ans Land zu ziehen. Der Baron athmete tief auf, als er ſeinen Sohn gerettet ſah.

Dann aber gewahrte er, wie der Retter zurückſchwamm, um einem andern Schwimmer beizuſtehen. dieſer andere Schwimmer war der greiſe Thomas, der ſich weiterhin im Fluſſe befand und einmal über das andere mal untertauchte. Mit ihm wetteiferte der große ſchwarze Caro. Mit Heinrich vereint, gelang es ihnen endlich, eine weibliche Geſtalt mit einem Kinde über die Fluten emporzuheben. Sie ruderten mit der Beute dem Lande zu und zogen ſie mit Hülfe der am Ufer Stehenden auf den Raſen.

Meine Cilli, mein Kind! jammerte Alfons.

Meine Tochter! ſchrie Gertrud.

Mein Kind! rief der Baron.

Man machte allerlei Rettungsverſuche. Man rieb der Armen die Glieder und die Bruſt, man hauchte ſie an. Thomas ſuchte ihr ſogar eine Ader zu öffnen. In derſelben Weiſe beſchäftigte man ſich mit dem Kinde. Alles war vergebens. In dem friſchen blühenden Maigras lag eine blaſſe Leiche, die nie mehr in den eben beginnenden Lenz hinausſehen ſollte, und neben ihr ein todtes Kind, dem noch der Purpur des Lebens mit ſeltſamem Schein auf den Wangen lag.

Alfons erhub ein lautes Geſchrei: O Gott, o Gott, das bin ich ſchuld!

Der Baron murmelte in ſich hinein: Wehe mir, das habe ich auf dem Gewiſſen.

Nein, rief jetzt Frau Gertrud, indem ſie ſich gegen ihren Mann wandte, der mit ſeinem höhniſchen Lächeln auf den fahlen Mienen beiſeite ſtand: Seht, da ſteht er, der ſchändliche Bube, der dieſes Gewebe gewirkt hat, der uns alle unglücklich machte. Er hat mich der Sünde preisgegeben; er hat den armen Alfons in dieſes Vergehen verſtrickt; er hat das reine, unſchuldige Kind, meine arme Cilli, in die Verführung gelockt. Verbrechen über Verbrechen! Er hat ſie alle angeſtiftet, an denen dieſe zwei ſchon zu Grunde gegangen ſind, an denen wir alle zu Grunde gehen werden!

Krott hatte heute ſchon zu vielen Grimm in ſich hineinſchlucken müſſen, um dieſe neuen Anſchuldigungen ungeſtraft zu ertragen. Er griff nach dem Meſſer, das er im Gürtel trug, und hob es drohend auf: Willſt du ſchweigen, du giftiges Weib!

Aber Gertrud ſchwieg nicht: Was, rief ſie ſchreiend aus, du haſt mich immer zum Schweigen gezwungen! Durch mein Schweigen iſt all dies Unheil über uns gekommen. Es wäre Sünde, noch länger zu ſchweigen, du Böſewicht! Ha, hört es alle, er iſt ſchlimmer wie ein Sohn der Hölle!

Da konnte ſich der Förſter in ſeinem Zorne nicht mehr halten, er ſtieß ihr das Meſſer mitten in die Bruſt. Ein Blutſtrom quoll hervor. Sie hauchte in ihrem letzten Röcheln die Worte aus: Vater unſer — vergib uns unſere Schuld!

Thomas ergriff den Wüthenden, der ſich wie ein wildes Thier wehrte. Die übrigen ſtanden dem Meiſterknechte bei. So wurde Krott gebunden und den Bauern zur Hut übergeben, die ſich in immer größerer Anzahl um die Gruppe verſammelten.

Alfons hatte ſich über Cilli und das Kind geworfen. Er wimmerte und weinte und konnte ſich nicht beruhigen. Sein Vater ſtand ſtill und ſtarr, als wäre er zu Stein geworden, neben ihm. Er vermochte nicht zu tröſten, denn er war ſelbſt troſtlos. Heinrich, der Vicar, hatte ſeine Augen, aus denen die Thränen unaufhörlich hervordrangen, mit verklärtem Ausdruck zum Himmel gewandt. Er betete um den Frieden für die Abgeſchiedenen, erſt leiſe, dann mit lauter Stimme, und in ſeinen verſöhnenden Worten ertönten dann auch die frommen Bitten des Dellenbauers, Jakob's, Mariannens und der Müllerin, welche der Lärm herbeigelockt hatte, mitſammt den herangekommenen Landleuten. Der junge Geiſtliche war zu einer Trauung berufen und er kam zu einer Todtenfeier.

An einem der nächſten Tage fand auf dem Friedhofe des Dorfs ein feierliches Begräbniß ſtatt. Cilli mit ihrem Kinde lag in dem einen, Gertrud die Mutter lag in dem andern Sarge. Aus der ganzen Gegend waren die Bewohner theilnehmend herbeigekommen, um den Unglückſeligen, trotz der Sünde, die ſie auf ſich geladen, die letzten Ehren zu erweiſen, denn ſie hatten ja ihr Vergehen durch hundertfache harte Strafen abgebüßt. Heinrich, der Vicar, übte das Begräbnißamt und hielt mit weinenden Augen eine Rede, bei der kein Auge trocken blieb.

Alfons lag unterdeß in heftigem Fieber auf der Burg. Sein Vater ſaß ſchweigend an ſeinem Lager. Als eine Beſſerung eintrat, wurde er nach der Stadt gebracht. Dort ſiechte er ein Jahr lang und ſtarb dann am Todestage ſeiner Cilli und des Kindes. Der alte Baron, der alle ſeine eiteln Lebensplane getäuſcht ſah, folgte ihm nach. Seine Güter gingen auf arme bürgerliche Verwandte über. Rodeck mit den anliegenden Forſten vermachte er in ſeinem Teſtamente der Kirche des Dorfs, wo Cilli begraben lag.

Das Schloß Rodeck iſt längſt in Trümmer gefallen. Krott, der ſpäter vor Gericht ſtand und ſein verbrecheriſches Leben unter dem Schwerte des Scharfrichters verlor, war der letzte Bewohner. Aber wenn man heute dem Wanderer die Reſte der Burg und das Hexenloch zeigt, ſo erzählt man ihm zugleich die Geſchichte, die in dieſen Blättern aufgezeichnet iſt. Der Dellenbauer machte, ſolange er lebte, und Jakob und Marianne machen noch heute ein Kreuz und ſprechen ein Gebet, wenn ſie des Weges gehen. Aber niemand hat tiefer und ſchmerzlicher um Gertrud und Cilli getrauert wie Thomas, der ſie bis an ſein Lebensende keinen Augenblick vergaß, denn es ſchien, als habe er die Liebe, die er einſt zur Mutter hegte, auf die Tochter übertragen. Wie oft ſtand er noch in ſpätern Tagen nach der Burg emporſchauend und ſang mit halberloſchener Stimme:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie ſind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Haus und Hof,
Es wußt's weder Vater noch Mutter.

Sie ſind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie ſind verdorben, geſtorben.

IV.

Vogtei Bohlenhauſen.

Erſtes Kapitel.

Das war wieder einmal ein Sprung über die Paliſſaden des Feudalismus! lachte ein junger Mann, der mit gewaltigem Satze einen Zaun von ſtarkem Pfahlwerk und den dahinterliegenden Graben überſprang. Und dann jauchzte er mit heller, kräftiger Stimme einen Ruf der Freude und Jugendluſt, den der Widerhall an den Bergwänden und in den Thalgründen weithin zurückgab. Es war ein Aufſchrei jubelnden Uebermuths, zu dem der Urheber indeß auch allen Grund zu haben ſchien, denn er war ein wunderſchöner Jüngling, deſſen ſchlanker, geſchmeidiger Körperbau von Kraft und Fülle der Geſundheit ſtrotzte, und deſſen blondes, edles Haupt mit den offenherzigen, geraden Zügen, den herzlichen, lachenden Augen und dem blühenden Munde ein ebenſo freies wie gutes Gemüth verrieth. Zudem hatte er eben ein kühnes Werk gethan, wie es nur die unternehmungsluſtige Jugend liebt, welche ſich mitunter nicht das Vergnügen nehmen läßt, Dinge zu beginnen, bei denen ſie, ohne irgendein großes Ziel zu erreichen, möglicherweiſe den Hals brechen kann.

Der junge Mann war nämlich in dem Parke umhergegangen, der ſich hinter den eingerammten Pfählen erſtreckte, und in dem hinter hohen Baumwipfeln die Thürme eines alten Schloſſes in die Luft ragten. Dann hatte ihn die Luſt beſchlichen, die abgegrenzten Anlagen zu verlaſſen. Nachdem er vergeblich nach einem Ausgange geforſcht, kam ihm der Gedanke, die Schranken zu überklettern. Aber auch hier ſcheiterten die Verſuche, denn die Planken waren hoch und glatt und überdies oben mit ſcharfen Spitzen verſehen. Je weniger er eine Ausſicht auf Erfolg ſah, deſto mehr machte ſich die Unternehmungsluſt geltend. Endlich war ſein Entſchluß gefaßt. Er erkletterte eine junge Buche, deren noch biegſamer Stamm nach den Planken hinüberneigte. Faſt wie eine Schlange war er in der Höhe. Das Geäſt bog ſich mit der ungewohnten Laſt nach der gewünſchten Seite. Der junge Mann ließ im Schwunge los und befand ſich außerhalb des Parks. Der Baum ſchnellte in ſeine frühere Stellung zurück. Der Springer aber ſtand auf der Erde und rief: Das war wieder einmal ein Sprung über die Paliſſaden des Feudalismus! — und dann jauchzte er laut auf.

Daß der Jüngling kein beſonderes Ziel verfolgte, ſondern zwecklos in der ſchönen Natur umherdämmerte, mit der er allem Anſchein nach den behaglichſten und freundlichſten Umgang zu pflegen gewohnt war, ſah man aus all ſeinem Thun und Treiben. Er ſtrampelte mit wahrem Vergnügen durch das Heidekraut, den Thymian und Lavendel, blieb dabei zuweilen an den wilden Roſen und Brombeeren hangen, pflückte hier und dort eine bunte Blume, lauſchte dann und wann auf einen Vogel, der ſingend durch die Sträucher ſchlüpfte, oder ſuchte mit ſeinem Hute einen Segelvogel zu erhaſchen, der ſich mit ſchlanken Flügeln auf dem blühenden Klee wiegte. Hin und wieder lockte ihn aber auch zwiſchen den Bäumen und Sträuchern hin ein Blick in die Schlucht des Thals, das unfern des Parks jäh in die Tiefe abfiel. Es waren prächtige Ausſichten in die umduftete grüne Abſenkung, die mit ihren Felſen und Forſten ein Bild der üppigſten Wald- und Bergnatur bot. Leider ſah er aber immer nur Bruchſtücke des Ganzen, das er in ſeiner Vollſtändigkeit nicht zu überſchauen vermochte. Auf ſeiner vergeblichen Streiferei fand er unmittelbar am Rande des Abhangs auf der Höhe des jähen Felſens eine uralte Eiche von wunderbarer Schönheit, deren ſtolzes, knorriges Geäſte weit über die Tiefe reichte. In ihrem Schatten wucherte weiches, kleines Gras und dichtes Moos, ſodaß der Platz zu einer vorübergehenden Ruhe einlud. Er ſtreckte ſich dahin, und wie er hinauf in den laubvollen, geſunden Baum ſchaute, fiel ihm ein Lied ein, das er vor ſich hin ſang. Es hieß:

Waldeinſamkeit! Ins ſchwellende Moos,
Da ſtreck' ich mich hin, hoch über mir groß
Wölbt grün ſich das Dach von Zweigen;
Rings wilde Blumen blühn — und kühn
So ſtürzt ſich der rauſchende Bach durchs Grün.
Sei gegrüßt, du Jugendreigen!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen —
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Jugend ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! O du friſche Schau!
Durch der Blätter Spiel des Himmels Au,
Das Blau durch die grünen Gipfel!
Und die Wolken fliegen daher — und hehr
Erhebt der Wald in der Lüfte Meer
Als Freiheitsfahnen die Wipfel!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen —
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Freiheit ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! Wie die Taube girrt!
Die Amſel als Herold zieht und ſchwirrt,
In den Gipfeln ſinget ſie ſonnig,
Aus den Höhen der Falke ſchreit — und weit
Herauf träumt die lichte und ſüße Zeit:
O Liebe, du grüßeſt ſo wonnig!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen —
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Liebe ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! Wie der Wald rings ſpricht:
Grüngoldene Strahlen und dämmerndes Licht
Und Duften und Rauſchen und Klingen!
Die Bäume, die Vögel, der Quell — und ſchnell
Durchtönen die Seele Geſänge mir hell!
Friſch auf in den Wald ſie zu ſchwingen!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen —
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Lieder ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Dann lachte er laut auf in das grüne Revier: O Liebe, du grüßeſt ſo wonnig! Wenn das nur einmal wahr werden wollte!

Aber die Ausſicht, die Ausſicht ins Thal! rief er aufſpringend. Ich will und muß den ganzen Blick in die Tiefe gewinnen.

Und ohne ſich lange zu bedenken, nahte er dem breiten Stamm der Eiche, der in geringer Höhe Zweige angeſetzt hatte. Mit einem raſchen Sprunge ergriff er den erſten, beſten Aſt, ſchwang ſich empor und ſaß in den grünen Blättern. Aller Anfang iſt ſchwer. So war es auch hier. Nun leitete aber Zweig an Zweig bequem in die Höhe. Faſt wie man eine Treppe beſteigt, kletterte der Jüngling dem Gipfel zu, auf welchem ein Geierpaar ſein Neſt erbaut hatte. Die alten Vögel, welche ihre Jungen auf der einſamen Höhe pflegten, fuhren plötzlich ſchreiend in die Luft und zogen ängſtliche Kreiſe um den Baum. Fürchtet nichts, ihr kühnen Ritter der Luft, ich thue euch kein Leid, denn ich liebe die Freiheit, den Wald und den Aether wie ihr! rief er und ſetzte ſich behaglich in eine Gabel des Gezweigs.

Was er erſtrebte, war erreicht. In ſeinem grünen Verſtecke eröffnete ſich ihm eine wundervolle Ausſicht. Hinter ihm lag der Park, den er vor kurzem verlaſſen. Die grauen Thürme einer Burg, im Geſchmack des fünfzehnten Jahrhunderts, ragten wuchtig und maſſig über die Gipfel. Vor ihm in der Tiefe aber klaffte ein reizendes Waldthal, das ſich mit allem Zauber eines friſchen, grünen Pflanzenwuchſes geſchmückt aus den Bergen wand. Deutlich hörte er das Rauſchen des lebendigen Bachs, der unten zwiſchen Buchen dahinblitzte und hier und dort eine klappernde Mühle in Bewegung ſetzte. Nicht weit nach rechts eröffnete ſich die Schlucht in eine Thalweitung, an welcher ein einſamer Ort mit alten Häuſern ſichtbar wurde. Auf den Schiefern der Kirche und der Hausdächer funkelte die Sonne. Der Rauch ſtieg aus den Schornſteinen. Taubenſchwärme flatterten weißglänzend darüber hin. Weiter an Berghängen blühte die Rebe in ſorgfältig angelegten Gärten. Obſtbäume waren allerwärts ſichtbar. Fernhin aber ſchwamm die Ebene mit ihren Städten, Dörfern, Wieſen und Auen in dem Lichte eines blauen Frühlingstags.

Er konnte ſich nicht ſatt an dem reichen Landſchaftsbilde ſehen; da vernahm er unter ſich ein Kniſtern in den Zweigen, die ſich zu gleicher Zeit hin- und herbewegten. Seine Aufmerkſamkeit wurde ſofort von dem Blick in die Gegend nach der Stelle gelenkt, wo ſich dieſe Erſcheinung kund gab. Was konnte die Urſache des Raſchelns ſein, das immer näher kam? Es war kaum zu glauben, daß ſich ein Menſch an dieſer ſteilen Bergwand, die überdies mit hervorragenden Felsblöcken überſäet war, hinaufwage. Von einem Wege war nicht die mindeſte Spur zu erſchauen. Nur ein Wild ſchien im Stande, an den Abhängen hinzuklettern. So erwartete denn der junge Mann nichts anderes, als daß ein Hirſch oder ein Reh zum Verſchein komme. In dieſen Gedanken befangen, hielt er ſich mäuschenſtill auf ſeinem Sitze, während die Bewegung des Holzes unter ihm den Felſen entlang ſich mehr und mehr der Höhe des Berges näherte.

Wie groß aber war ſein Erſtaunen, als er ſtatt des erwarteten Thieres ein reizendes Mädchen aus den

Gebüſchen treten ſah! Und dennoch erinnerte das hübſche Kind ihn an ein zierliches Reh, denn es trug ein braunes, einfaches Gewand, das ſich eng um den eben knoſpenden Buſen und um die runden Hüften ſchloß. Auch ſein Schritt war leicht und anmuthig, als hätte es ihn von dem Wilde gelernt. In keiner Bewegung ließ ſich eine Müdigkeit von dem mühſamen Gange gewahren. Das Köpfchen hatte ein überaus feines Gepräge. Große ſchwarze Augen ſchauten ſich lebendig in der Runde um, die Geſichtsfarbe war leiſe gebräunt, und die Wangen glühten wie der Pfirſich, der im Auguſt reift. Ganz dem Charakter des eigenthümlichen Antlitzes entſprechend rahmte eine wogende Fülle von ſchwarzem Haar, das am Hinterkopf durch einen ſilbernen Pfeil zuſammengehalten war, die Züge ein.

Der junge Mann hielt jetzt erſt recht ſeinen Athem an, ſo ſehr überraſchte ihn die unvermuthete Erſcheinung. Was hatte das Mädchen auf dieſer einſamen Höhe vor? Er ſah, wie ſie einen Blick in ihre Schürze that, die ſie mit der linken Hand zuſammenhielt, während die rechte die Zweige auseinander ſtreifte, oder an dem Gewande neſtelte, das mitunter von dem Geſtrüppe feſtgehalten wurde. Unverwandt folgte er ihr, ſo weit es der Wald zuließ, mit den ſchärfſten Blicken und gewahrte, daß ſie ſich dem Gitter des Parks immermehr näherte. Nun ſprang ſie auch durch den Graben und hielt an der Plankenverzäunung, wo ſie einige Augenblicke ſtehen blieb und auf- und abwärts ſuchte. Dann ſchob ſie einen Pfahl, der offenbar nur oben feſtgenagelt war, beiſeite, und es entſtand eine Oeffnung, durch welche ſie in den Park ſchlüpfte. Unweit der Stelle aber lag mitten in einer größern Lichtung ein bemooſter Stein, der zu einer Bank eingerichtet ſchien. Dort nahm ſie Platz. Der junge Mann in der Eiche konnte ſie deutlich ſehen.

Und nun erhob ſie mit einem mal einen hellen Ruf, den ſie dreimal wiederholte. Was hatte es zu bedeuten? War der junge Mann ſchon erſtaunt über das heimliche Einſchleichen in ein Revier geweſen, welches das Mädchen ſo leicht vollbracht hatte, während er keiner kleinen Anſtrengung bedurfte, um daſſelbe zu verlaſſen, ſo verwunderte er ſich noch mehr über den ausgeſtoßenen Schrei, der an die Laute eines Thieres oder Vogels erinnerte und ohne Zweifel als irgendein Zeichen diente. Sollte er vielleicht jemand aus dem Schloſſe herbeirufen? Und wenn dies der Fall war, galt er einer Bewohnerin oder gar einem Bewohner? Wie, einem Bewohner? In der That dachte der Jüngling ſchon voll halber Eiferſucht, er werde irgendeinen Jäger- oder Gärtnerburſchen der Bank nahen ſehen.

Aber wie ſehr ſah er ſich getäuſcht, bevor er noch alle dieſe Gedanken in Klarheit ausdenken konnte! Freilich kniſterte es durch das Gebüſch jener Stelle zu, auf welcher das Mädchen ſaß, aber ſtatt eines Mannes trat ein ſtattlicher Rehbock auf den freien Platz. Einige Ricken folgten mit ihren Jungen. Und welche Bewegung zeigte ſich in der kleinen Heerde, als ſie das Mädchen gewahrte! In den zierlichſten Sprüngen näherten ſich die ältern Thiere dem ſchönen Kinde, das unter ihnen umherging und ſie ſtreichelte und koſte, was ſich die ſcheuen Geſchöpfe denn auch in ſeltſamer Zahmheit gefallen ließen.

Da ſind wir wieder zuſammen, flüſterte ſie dann den Thieren mit weicher, guter Stimme zu, ſodaß jedes Wort durch den ſtillen Wald in die Ohren des jungen Mannes klang. Nicht wahr, ich bin lange fort geweſen? Ich hab' auch viele Sorgen um euch gehabt. Aber es iſt ja ganz gut geblieben. Die Hunde haben euch nichts zu Leide gethan, und die Jäger haben euch geſchont. Hoho, alter Hans, du biſt groß und ſtark geworden! Führſt du dich auch noch immer recht freundlich mit deiner Frau auf? Und wie iſt es mit den Kindern? Ihr vertragt euch hoffentlich hier in dem ſchönen Wald, wo lauter Friede iſt, beſſer als die Menſchen, welche die Bosheit pflegen und den Muthwillen und die Luſtigkeit verlernen. Aber laßt doch die Kleinen ſehen! Warum ſind ſie denn ſo ſcheu? Ach, ſie kennen mich noch nicht. Bringt ſie her! Nein, wartet, ich komme lieber ſelbſt. Seht ihr Kleinen, ich hab' euch auch etwas mitgebracht. Aber die Großen werden auch nicht vergeſſen. Wie freu' ich mich, daß ihr mich noch kennt! Wir wollen gute Freunde bleiben. Ja, ich komme beſſer mit dem wilden Gethier als mit den Menſchen zurecht.

Während das Mädchen in dieſer Weiſe mit den ſchönen, ſchlanken, braunen Geſchöpfen redete, trat ſie bald zu dem einen, bald zu dem andern und reichte aus ihrer Schürze Brot und Wurzeln, die mit beſonderer Begierde benagt und verſpeiſt wurden. Zwiſchenher blickte ſie mit Wohlgefallen nach den kleinen Zicklein, die ſich die Vertraulichkeit der zarten, weichen

Menſchenhand und der herzlichen Worte bald gefallen ließen. Je mehr die Zuthulichkeit der Thiere wuchs, deſto heiterer und anmuthiger wurde das Spiel, welches das Mädchen mit ihnen trieb. Sie lockte bald den Haufen mit einem Stückchen Brot hinter ſich her, indem ſie dabei ſo reizende Sprünge machte, wie ſie kaum eine geübte Tänzerin einſtudirt hätte, weil ihr die Naivetät abgegangen wäre; bald aber hielt ſie plötzlich inne und fuhr mitten unter die kleine Heerde, die dann nach allen Seiten auseinander ſtob, um ſich ſofort wieder in engem Kreiſe um ſie zu ſammeln. Es war ein Bild der liebenswürdigſten Anmuth, das ſich hier vor den Augen des Jünglings entwickelte, zumal wenn das Mädchen in ein helles Gelächter ausbrach und tanzend und ſpringend über den Raſen hinwegflog, während die lieblichſte Freude aus ihren Blicken blitzte.

Da ließ ſich plötzlich das Gebell eines kleinen Hundes im Parke hören. Auch der Ton von verſchiedenen Stimmen ſchien herüberzuwehen. Die ſcheuen Thiere ſpitzten die Ohren und entflohen plötzlich in das Dickicht. Ebenſo raſch wie das Wild aber nahm das Mädchen reißaus. Mit einigen flüchtigen Sätzen war ſie am Gatter, dort hob ſie die ſchon früher benutzte Planke beiſeite und ſchlüpfte aus dem Park in den Wald, wo ſie in jäher Flucht den Abhang hinunterhüpfte, als kenne ſie weder Gefahr noch Hinderniſſe. Von dem Augenblicke, wo die Thiere entflohen und das Mädchen von dannen ſtürzte, vergingen nur Momente.

Wie ſchade! rief der junge Mann oben in der Eiche, ich hätte ſtundenlang zuſehen können, denn niemals iſt mir ſolch ein reizendes Bild vorgekommen.

Dann ſtieg er langſam von Zweig zu Zweig hinab und ſchritt längs dem Rande des Thales dahin. Oftmals ſchaute er noch den Abhang an verſchiedenen Stellen hinab, um das anmuthige Kind mit ſeinen Blicken zu verfolgen. Es war vergebens, und er verlor ſich viel ſtiller und ſinnender in den Wald, als er gekommen war.

Zweites Kapitel.

Gegen Abend deſſelben Tages ſchritt der junge Mann, welcher morgens an dem Abhange der Berge umhergewandert war, die wohlgebaute Straße hinab, welche in vielfachen Schwingungen aus dem Gebirge in die Tieſe führte, um in die Ebene zu gelangen. Auf ſeinen blonden Locken ſaß ein leichter Strohhut, ſeine Kleider, die mit entſchiedenem Geſchmack angefertigt waren, beſtanden aus elegantem Sommerzeuge, ſowie denn auch die feine Wäſche verrieth, daß der Eigner gerade nicht armer Leute Kind ſein konnte; auf dem Rücken aber trug er einen kleinen Torniſter, an den ein Kaſten, ein Stuhlſtock und ein Sonnenſchirm angeſchnallt war, ſodaß man vermuthen mußte, er ſei ſeines Zeichens ein Maler.

Wie ein Künſtler wanderte er auch dahin auf ſchönem Wege, an dem er rechts hinauf zwiſchen lauter blanke und ſchlanke Stämme und links über hochaufragende Wipfel ſchaute, an jeder Windung des Weges ſtehen bleibend und die einzelnen Reize wahrnehmend, die ihm bald ein zwiſchen Farrnkräutern aufragender bemooſter

Fels, bald ein Blick in den hier dunkel hinſchleichenden, dort ſchäumend rauſchenden Bach, auf einſame Wieſenplätze und Mühlen im Grunde eröffnete. Hier und da ſtand er ſogar lange verſunken in die Herrlichkeiten einer jungen, friſchen Waldnatur, als wollte er ſich ihre Bilder einprägen, wie ſie im Lichte oder Schatten daliegend ganz beſonders auf ſeine Sinne einwirkten. In der That war aber die Stimmung der Landſchaft ganz wunderbar. Als er noch oben am Abhange hinging, lag die Gegend vor ihm in hellſter Klarheit. Je mehr er hinabkam, deſto mehr ſenkte ſich die Sonne, deren Schimmer ſich allmählich wie ein goldener Schleier über die Wälder wob. Weiter im Thale ſah er nur die Spitzen der Berge glühen, während ſich in der Tiefe die Dämmerung ſchon entſchieden geltend machte.

Es begann aber ſchon halbe Nacht zu werden, als er an dem Orte ankam, der am Fuße der Schlucht lag und der kein anderer war, als die Maſſe von Häuſern mit dem Kirchlein, auf die er am Morgen von dem Abhange der Schlucht hinabgeblickt hatte. Vom Thurme der alten Kirche klang eben die Abendglocke. Von allen Seiten kehrten die Arbeiter aus dem Walde und aus dem Felde ihren Wohnungen zu. Auf der Straße lärmten die Kinder im letzten Spiel. Wer aber, war er nun alt oder jung, des wandernden Geſellen anſichtig wurde, der wünſchte ihm auch einen freundlichen Guten Abend; denn hier im Gebirge lebte noch die gute alte Sitte, dem Nebenmenſchen einen Segen für jede Tageszeit zu geben. Der junge Mann rief einen kleinen Buben zu ſich heran und ließ ſich von ihm das Wirthshaus Zum Stern zeigen und wurde nunmehr zu dem großen, mitten im Orte befindlichen Platz geführt, auf dem ein größeres Haus mit einem Schilde an vorragender Stange und einer Reihe von Frachtwagen, die abgeſpannt waren, die Stelle bezeichnete, wo er ſein müdes Haupt zur Ruhe lagen ſollte.

Gegrüßt, o Stern von Bohlenhauſen! rief der junge Mann, indem er zwiſchen den Fuhrleuten hin, die ihre Pfeiſe rauchend vor der Thür ſaßen und ſich über ihre Fahrten und Frachten, über gute und ſchlechte Löhnung, über Handel und Wandel, über Menſchen und Zeiten unterhielten, in den Hausflur trat.

Eine dicke, blanke und ſaubere Frau, in den beſten Jahren, trat ihm entgegen. Auf dem breiten, geſunden Geſichte und in den großen, hellen Augen zeigte ſich die entſchiedenſte Gutmüthigkeit. Trotz ihrer körperlichen Fülle war ſie raſch und gelenkig. Ihr reinlicher Anzug wurde beſonders durch die weiße Schürze gehoben.

Sind Sie die Sternwirthin Frau Caspari? fragte der junge Mann.

Das bin ich, antwortete die Hausbeſitzerin, indem ſie eine Art von Knicks machte.

Ich bringe Grüße vom Profeſſor in D. und von ſeinen Schülern, zu denen ich auch gehöre, und wünſche ein Zimmer, auf dem ich einige Zeit Ihr Gaſt ſein kann.

O du grundgütiger Gott! rief nun die Wirthin mit plötzlich ſich erheiternder Miene, Grüße bringen Sie von den luſtigen Malern? Ei da muß ich gleich für Licht ſorgen.

Und ſo raſch ſie konnte, lief ſie in die Küche, ein großes Talglicht auf einem noch größern kupfernen Leuchter anſteckend, und wies den jungen Mann die Treppe hinan.

O du grundgütiger Gott! fuhr ſie dann auf dem Wege fort, während ihr bei ihrer eiligen Geſchäftigkeit der Athem etwas kurz wurde; das freut mich, daß mich die Herren Künſtler nicht vergeſſen haben. Früher kamen ſie jedes Jahr und malten alles ab, die Berge, die Häuſer, die Thiere und die Menſchen. Das waren luſtige Tage! Sind jetzt an drei Jahren nicht mehr wiedergekommen. Hab' gehört, daß die Liebhaber jetzt andere Bilder wünſchen als aus der Gegend von Bohlenhauſen, und daß die Herren deshalb in die Schweiz und nach Rom und an das Meer gehen. So iſt einmal die Welt. Die Moden wechſeln, und die Menſchen lieben am meiſten die Dinge, die weither ſind. Das war Ihnen früher ein Leben hier im Ort, wenn der Herbſt kam. Ueberall ſah man ſo einen Maler auf ſeinem Feldſtuhl ſitzen, den Farbenkaſten in der Hand und Malſchirm über dem Kopf. Waren oft an die zwanzig hier in der Gegend. Und wenn ſie des Tags gearbeitet hatten, dann wurde des Abends geſungen und getanzt und Theater geſpielt. Das gab oft einen Spectakel wie in der Hölle. Und doch ging immer alles gut und glatt ab. Ich und mein Seliger, der, tröſt ihn Gott in der Ewigkeit, voriges Jahr geſtorben iſt und ein ſo luſtiger Mann wie irgendeiner war, hatten die Maler gar ſo gern. Alle Leute im Land wünſchten nur, daß ſie bald wiederkämen. Aber um Vergebung, wie iſt denn Ihr Name?

Ich heiße Burkart und bin Landſchaftsmaler.

Burkart — den Namen hab' ich noch nicht gehört. Einige von Ihren Geſellen ſollen ſchon berühmte Leute geworden ſein und unbändig viel Geld verdienen.

Ich bin nur ein Anfänger, antwortete der Künſtler; es ſollte mir lieb ſein, wenn ich in die Fußtapfen der Meiſter treten könnte, die Sie kennen. Vorläufig hat mich der Profeſſor hierher geſchickt, um Studien zu machen.

Es wird ſchon werden, meinte die Wirthin. Wer hierher kommt, dem kann's nicht fehlen. Die Leute, die unſere Gegend beſuchen, ſagen oft, hier müſſe man ein Maler werden, ſo ſchön wär' es hier. Freilich, wir haben noch nichts davon geſpürt, wir, die wir hier wohnen. Schön iſt's wol, wenn nur die hohen Berge nicht wären. Die machen den Leuten bei der Arbeit viel zu ſchaffen. Ja es koſtet Schweiß, darin herumzuklettern. Aber die Maler haben's ja nicht ſo heiß.

Unter dieſen und ähnlichen Reden, die in ununterbrochenem Fluſſe dahinſtrömten, hatte Frau Caspari dem jungen Mann ein hübſches und reinliches Zimmer angewieſen, indem ſie raſch noch einmal nach dem Bette guckte und mit der Schürze über die Tiſche und Stühle wiſchte. Nachdem aber der Gaſt ſich ſeiner kleinen Laſt entledigt hatte, lud ſie ihn ein, ihn nach unten in die Herrenſtube zu folgen, wo er ſein Abendbrot einnehmen könne und auch bald Gelegenheit zur Unterhaltung finden werde.

Da es indeß dort noch leer war, ſo kehrte die freundliche Wirthin zwiſchen ihren eiligen Gängen in

Küche und Keller immer wieder zu ihrem Gaſte zurück, deſſen Unterhaltung ſie ſich zur Pflicht gemacht zu haben ſchien. Neben ihren eigenen ausführlichen Mittheilungen über das Leben und Treiben der luſtigen Maler in Bohlenhauſen ließ ſie es auch an Fragen nach den einzelnen Perſönlichkeiten nicht fehlen. Burkart ertheilte ihr, ſo gut es ging, Auskunft, und bald hatten ſich in ihrem Gedächtniſſe die Lebensgeſchichten ihrer frühern Beſucher ſo vollſtändig wie möglich ergänzt. Nicht minder mittheilſam erwies die gute Frau ſich, als der Maler ſich nach den Verhältniſſen erkundigte. Während ſie noch hin und wieder einen Gang an die Thür machte, wo noch verſchiedene Fuhren angekommen waren, fragte Burkart: Sie haben wol viel Verkehr in ihrem Dorfe?

I, du grundgütiger Gott, rief ſie faſt ein wenig beleidigt aus: Sie nennen Bohlenhauſen ein Dorf? Nein, lieber Herr, wir wohnen hier in einer Stadt! Der Herr Paſtor hat es in allen Büchern geleſen, daß der Ort ſchon vor tauſend Jahren eine Stadt war und auch die Gerechtſamen einer Stadt hatte. Noch heute iſt ſie von ſtarken Mauern und Thürmen umgeben, die freilich etwas ſchadhaft geworden ſind. Die Regierung hat ſogar die Landſtraße um das Thor geführt, durch welches ſonſt der Verkehr ging, was von der Bürgerſchaft auch ſehr übel vermerkt worden iſt. Damals war die Vogtei ein großes Schloß. Aber auch heute ſteht ſie noch da als ein ſtattliches Gebäude, wie Sie morgen am hellen Tage ſehen werden. In den letzten Kriegen iſt freilich die Stadt etwas heruntergekommen, wie faſt alle Orte. Neuerdings hat ſie ſich aber wieder mächtig gehoben, denn der Handel zieht ſich hier in und aus dem Gebirge, und außer der Ackerwirthſchaft, dem Weinbau und der Waldcultur hat auch der Bergbau in unſerer Gegend angefangen, denn man findet bei uns Kupfer und Eiſen. Deshalb haben ſich neben den gewöhnlichen Bewohnern und Beamten, wie Paſtor, Bürgermeiſter, Friedensrichter, Notar, Förſter, Doctor und Apotheker, noch eine Anzahl von Leuten hier niedergelaſſen, die wir ſonſt nicht hatten. Dazu gehören namentlich Herren vom Bergfach ſowie die Holz- und Weinhändler. Ja, Herr Burkart, wir haben hier außer den jungen Leuten dreizehn ſchöne Familien, und da gibt es Kränzchen, wo man kartet, Pfänder ſpielt, tanzt und ſingt. Zuweilen gibt es auch einen Ball oben im Saale. Da kommen die Damen und Herren ſo gut mit ſeidenen Schuhen und weißen Handſchuhen hin wie in den großen Städten. O ja, wir leben jetzt auf einem recht großen Fuße. Es iſt ganz anders geworden, als zur Zeit, wo die Herren Maler zuerſt hierher kamen. Schade, daß ſie ſich nicht mehr ſehen laſſen, ſie würden große Augen machen, wie ſich alles geändert hat.

Bravo, rief Burkart der beredten Frau zu, welcher den Faden der Erzählung nicht abbrechen wollte. Bravo, Bohlenhauſen iſt ein kleines Paris und bildet ſeine Leute.

Die Frau Wirthin war eben im Begriff, das allgemeine Bild durch ſpecielle Schilderungen der berühmteſten Perſönlichkeiten aus der Einwohnerſchaft zu ergänzen, als einzelne Stammgäſte hereintraten, denen bald andere folgten, ſodaß in kurzem die meiſten Sitze um den großen Tiſch eingenommen waren.

Frau Caspari begrüßte ſie in ihrer lebendigen Weiſe, indem ſie den einen nach Frau und Kind, den andern nach ſeinen Geſchäften, den dritten nach einer Reiſe, den vierten nach ſeinen Arbeiten fragte, wobei es ſich herausſtellte, daß ſie bei jedem den Nagel auf den Kopf traf und als gute Menſchenkennerin ihr Publikum kannte.

Anfangs ſchien die Anweſenheit des jungen Malers einigermaßen auf die Stimmung zu drücken. Die Wirthin vermittelte indeß bald hier und da eine Bekanntſchaft, indem ſie Burkart als einen Schüler des Profeſſors vorſtellte, der ſich bei manchem der Anweſenden ein gutes Andenken bewahrt hatte, und da der junge Mann es verſtand, in den Ton der Stammgäſte einzugehen, ſo kam bald eine lebendige Unterhaltung in Fluß, die zunächſt kleine Erlebniſſe des Orts zum Gegenſtand hatte, welche deshalb aber nicht mit geringerer Wichtigkeit verhandelt wurden, als wenn ſie das Wohl des Staats oder der ganzen Welt angingen.

Aber wo bleiben denn die Herren aus der Vogtei? rief plötzlich der Holzhändler, der eben auf die Uhr und dann nach verſchiedenen leeren Plätzen am Tiſch geſehen hatte.

Ei, die werden ſich wol putzen, ſagte der Bergaſſeſſor.

Und warum denn, tönte die Frage des Notars. Ich habe nicht gehört, daß es irgendwo Kirchweih oder ſonſt ein Feſt gibt.

Es geht an den Hof, gab der Holzhändler Auskunft. Pachter Pocher wird ſich die ſtruppige Perrüke ein wenig in Ordnung bringen und von der Frau die alten Staatskleider aus der Kiſte holen laſſen: Rentmeiſter Piché macht ſich ohne Zweifel ſeine Eſcarpins und ſeinen Claquehut zurecht; freilich der Förſter Kettner, der alte Brummbär, wird gehen wie immer, dafür zieht ſich aber ohne Zweifel unſer Vogt von Bohlenhauſen, der Herr von Witte, höchſt ritterbürtig an.

Aber wozu denn der Apparat? riefen jetzt mehrere durcheinander.

Weil der neue Beſitzer der Vogtei, der junge Herr Graf von Bohlenberg, oben auf dem Schloſſe angekommen iſt. Die Vaſallen müſſen den Lehnsherrn begrüßen und ihm den Handſchlag des Gehorſams und der Treue geben, erklärte der Bergaſſeſſor. Ich möchte nur hören, wie der alte windige Franzoſe ſeine Redensarten aus dem Kaiſerreich hervorholen und dem jungen Beſitzer mit allerlei Kratzfüßen in der dritten Poſition verſichern wird, daß er ſeine gloire und honneur drein ſetzen werde, dem hochgeborenen Deutſchen zu dienen. In derſelben Weiſe hat er einſt den Unterdrückern des Vaterlandes den Speichel geleckt. Solch Volk iſt überall der très humble serviteur.

Und wie wird ſich Pachter Pocher führen, lachte der Holzhändler, wenn er das Plattdeutſche ins Hochdeutſche überſetzt! Der Mann hat eine ganz treffliche Redegabe, wenn er mit ſeinen Knechten und Mägden verhandelt und ſpricht, wie er es von Haus aus gewohnt iſt; will er aber in die Regionen der gebildeten Sprache hinaufſteigen, ſo iſt er entſetzlich lächerlich. Mit den dicken Nagelſchuhen von Ochſenleder wird er dem Grafen die

Parquetböden und mit ſeinen verdorbenen Redensarten die Ohren zerkratzen.

Auch der Herr Vogt von Witte mag eine ſeltſame Rolle ſpielen mit ſeinem vollen Wappen und ſeinem leeren Beutel, fuhr der Friedensrichter fort. Solch ein armer Adelicher ſollte doch bei ſeinem ſonſtigen Mangel die Fülle von Hochmuth fahren laſſen.

Und der Förſter Kettner, wollte eben der Apotheker mit einem giftigen Blicke und ſpöttiſchen Lippen fortfahren —

Aber das magere Männchen mit dem gelben Geſicht fuhr plötzlich zuſammen, das Wort ſteckte ihm im Munde, denn die Thür hatte ſich geöffnet, und ein alter Herr in grünem Rock trat in die Stube. Es war eine unterſetzte Geſtalt, von feſtem, ſtarkem Gefüge in allen Gliedern. Auf den breiten Schultern ſaß ein ſchöner Kopf mit friſchen, charaktervollen, freimüthigen Zügen, welche durch das volle graue Haar und den weißen Schnurrbart noch mächtig gehoben wurden. Die hellen, grauen Falkenaugen und die ſcharfen Lippen gaben ihm einen Ausdruck entſchiedenſter Männlichkeit.

Nun, Herr Förſter, rief ihm der Holzhändler entgegen, von der Reiſe zurück? Sie ſind wol dem jungen Grafen entgegengereiſt?

Pah, antwortete der Gefragte, das ſoll mir noch fehlen! Ich gehöre nicht zu den Kriechern und Schmeichlern, die beim Speichellecken die erſten ſind. Iſt der junge Herr brav und gut, ſo werden wir uns ſchon ineinander ſchicken. Paſſen wir nicht zuſammen, dann finde ich trotz meines Alters ein anderes Unterkommen.

Wer ſeine Sache verſteht, braucht ſich nicht zu drängen, zu drücken und zu preſſen.

Und wo ſind Sie denn geweſen? fragte der Holzhändler etwas kleinmüthig, das heißt, wenn man fragen darf.

Ich habe meine Eichkatze aus der Stadt geholt, mein Enkelkind, das Käthchen, ſagte der alte Mann. Ich konnte es ohne das Ding nicht aushalten. Es hat auch ja genug gelernt. Was brauchen die Mädchen viel! Verſtand iſt die Hauptſache, den hat ſie. Alles andere iſt eitel Politur, die oft das Beſte im Gemüthe verwiſcht.

Das Geſpräch verſtummte. Es ſchien, als wollte man nicht viel über des Förſters Enkelkind reden. Dann kam man auf andere Dinge.

Was iſt es denn mit dem jungen Grafen? fragte Burkart jetzt den neben ihm ſitzenden Schullehrer.

Der Schullehrer Demuth, ein Mann in den mittlern Jahren, der ſich durch einen kahlen Kopf, eine hohe Stirn, eine ſchwarze Brille auf den kleinen geſchlitzten Augen und ſehr breite Lippen auszeichnete, in denen er eine Pfeife mit unendlich langem Rohre trug, war, wie viele Fachgenoſſen, ein Liebhaber von langen und lauten Vorträgen, weshalb er denn auch recht weit ausholend, mit beſonderm Nachdruck zu erzählen begann, ohne daß die andere Geſellſchaft, die an ſeine Reden gewöhnt ſchien, ſich in ihrer Unterhaltung ſtören ließ.

Ohne Zweifel haben Sie die Burg geſehen, die über unſerm Städtchen hoch oben auf dem Berge liegt, denn ſie beherrſcht mit ihren Thürmen das ganze Land und wird meilenweit geſehen. Seit den grauen Zeiten des Mittelalters hat dort das Geſchlecht der Grafen von Bohlenberg geſeſſen, die mächtige und hohe Herren waren und das Land weitum beſaßen. Auch unſere Stadt ſtand einſt unter ihrer Botmäßigkeit, und das vornehmſte Gebäude zwiſchen ihren Mauern, die Vogtei, gehört mit einem großen Gebiet von Wäldern, Feldern und Weinbergen noch heutzutage dem Hauſe an. Man erzählt, daß die Ritter im Schloſſe in frühern Zeiten ſehr hochmüthig geweſen ſind und ihre Bauern und Leibeigenen nicht wenig gehetzt und geſchunden haben, wie es denn die Sitten und Bräuche der vergangenen Jahrhunderte mit ſich brachten. Auch der vorletzte Graf ſoll noch als ein geſtrenger und heftiger Herr aufgetreten ſein, der ſich gegen Ende der achtziger Jahre viele Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen ließ. Als daher die Franzöſiſche Revolution ausbrach und mit ihren Aufregungen in andere Gegenden hinüberwirkte, that ſich das empörte Landvolk zuſammen und ſtand gegen den Grafen auf, den es wol mit Recht für ſeinen Verfolger und Quäler hielt. Hatte der Herr einſt ſeine Leute gehetzt, ſo hetzten jetzt die Leute ihren Herrn. Es gab eine gewaltige Jagd, indem ein aufrühreriſcher Haufe vor das Schloß rückte und daſſelbe über ſeinem Haupte in Brand zu ſtecken drohte. In der großen Noth und Gefahr, in welcher er ſich befand, ſuchte der Graf zu entfliehen, allein die Bauern erhielten Wind, daß er ſich durch eine Hinterpforte des Schloſſes entfert hatte, ſie ſetzten ihm nach und erwiſchten ihn mitten im Walde. All ſein Bitten und Flehen und die Verſprechungen, daß er die Menſchen nicht mehr wie das liebe Vieh behandeln wollte, halfen ihm nicht. Die Wuth und Rachſucht war ſo hoch gewachſen, daß die Empörer ſogar nicht vor einem verabſcheuenswürdigen Verbrechen zurückbebten und ihn an einer Eiche aufknüpften, wo er ein ſchreckliches Ende fand.

Die Gemahlin des Unglücklichen, der ſeinen Tod mehr oder weniger verſchuldet hatte, fand in dem allgemeinen Wirrwarr Gelegenheit, mit ihren beiden Söhnen zu entfliehen, von denen der älteſte, Rudolf, ungefähr zehn Jahre zählen mochte, während der zweite, Heinrich, in den Windeln fortgetragen wurde. Man berichtete, daß ſie weit fort in das Oeſterreichiſche gegangen und bei Verwandten eine Zuflucht gefunden hätten. Nicht lange nachher kamen die Franzoſen ins Land, bemächtigten ſich der Herrſchaft und nahmen auch die Güter in Beſchlag, welche von ihren Beſitzern verlaſſen worden waren und nun, als Lazareth und Proviantamt eingerichtet, auf Koſten des neuen Regiments in Anſpruch genommen wurden. Die Fremdherrſchaft dauerte, wie wir wiſſen, lange Jahre, erſt unter der Republik, dann unter dem Conſulat und dem Kaiſerthum des gewaltigen Napoleon.

Als aber die Schlachten von Leipzig und Waterloo der Tyrannei des franzöſiſchen Despoten ein Ende gemacht hatten und die deutſchen Fürſten wieder Herren und Meiſter in ihren Landen wurden, da kehrte auch plötzlich Rudolf, der älteſte der Grafen, zurück. Er hatte ſich in den Befreiungskriegen als ein tapferer Streiter für das deutſche Vaterland hervorgethan, weshalb es ihm nicht ſchwer hielt, ſeine alten Rechte geltend zu machen. Nach der Einnahme unſerer Gegend durch die Alliirten erhielt er ſofort ſeine Beſitzthümer zurück. Er wurde als der Stammherr der Familie angeſehen und zog als alleiniger Herr ihrer Güter auf dem längſtverlaſſenen Schloſſe ein.

In unſerer Gegend, wo das Angedenken an den Vater des Grafen nicht gerade in freundlicher Weiſe fortlebte, hegte man von vornherein kein geringes Mistrauen gegen den Sohn. Es dauerte indeß nicht lange, ſo ſahen ſich die Leute vollſtändig in ihren ſchlimmen Erwartungen getäuſcht. Ob der ſchreckliche Tod ſeines Vaters, den er in ſeiner Jugend faſt mit eigenen Augen angeſehen hatte, ob die große Zeit, welche den Völkern ſo gewaltige Lehren gab, oder ob andere Ereigniſſe ſeinem Charakter eine günſtige Wendung gegeben hatten, war nicht zu entſcheiden. Jedenfalls aber glich er ſeinen Vorfahren wie das Licht dem Schatten. Der Graf zeigte ſich nämlich als der ſchlichteſte, bravſte, treueſte Mann, der ſich in kürzeſter Zeit die Herzen aller Einwohner des Landes gewann. Während er den Ackerbau und die Waldpflege auf ſeinem Eigenthum mit dem größten Erfolge betrieb, ſtrebte er zugleich, ſich den Menſchen überall nützlich zu machen. Er leitete ſie zu Verbeſſerungen in der Cultur des Landes an, er weckte neue Gewerbszweige, ſorgte für die Schulen und war der beſte Freund ehrlicher und braver Armuth, die denn auch nach und nach durch ihn aus der Gegend entfernt wurde. Ueberall aber trat er in der ſchlichteſten Weiſe auf. Der Kittel und die Mütze war ſein gewöhnliches

Kleid, In ſeinem Munde lebte die natürlichſte Sprache. Ueberraſchte ihn der Mittag im Gebirge, ſo ſetzte er ſich an die Kartoffelſchüſſel der Holzhacker; war es abends zu ſpät, um auf unſicherm Pfade heimzukommen, ſo legte er ſich für die Nacht auf das Stroh des Köhlers. Dabei war er ein leidenſchaftlicher Weidmann, davon weiß unſer Herr Förſter zu erzählen, mit dem er lebenslang eine beſſere Freundſchaft hielt als mit irgendeinem andern Menſchen.

Die Leute haben nun freilich auch erzählt, daß der Graf noch durch andere Bande an das Haus des Förſters geknüpft war, fuhr der Lehrer, jetzt dem jungen Mann in das Ohr flüſternd, fort. Der Förſter hatte nämlich eine wunderſchöne Tochter, die eben in der friſcheſten Fülle der Jugend aufblühte, als der Graf Rudolf in ſeine Heimat zurückkehrte. Wie damals die Rede ging, bemächtigte ſich des faſt ſchon vierzigjährigen Mannes, der in den bewegten Tagen des vorangegangenen Krieges keine Gedanken an eine Vermählung gehabt hatte, eine heftige Neigung zu dem jungen ſechzehnjährigen Mädchen. Bei ſeinen freien Anſichten, die von keinem Standesunterſchied wußten, bildete ſich bei ihm die Abſicht aus, das Förſterskind zur Ehe zu nehmen. Er ſoll auch dem Alten dieſen Plan mitgetheilt und nach einigen ernſten Abmahnungen deſſen Einwilligung erhalten haben. Es wurde indeß das Uebereinkommen getroffen, daß von keinem Zwang bei dem Mädchen die Rede ſein dürfe. Der Graf wollte ſich die Braut ſelbſt gewinnen, denn er gedachte mit ſeinen guten, männlichen Eigenſchaften den Weg zu ihrem Herzen zu finden.

Die Lene aber war ein junges Ding und ſah mehr nach Burſchen, deren Alter im rechten Verhältniß zu ihren Jahren ſtand, als nach dem Grafen, auf deſſen Haupt ſchon manches graue Haar zu wachſen begann. Ehrte ſie ihn auch wie einen Vater, ſo fühlte ſie doch nicht jene Liebe im Herzen, die gern ſpornſtreichs zum Altar läuft. Nun traf es ſich auch, daß in jener Zeit ein wunderſchöner junger Mann ſich auf dem Schloſſe einfand, der längere Zeit zum Beſuche blieb und die freigebigſte Gaſtfreundſchaft genoß. Derſelbe war mit des Grafen jüngerm Bruder Heinrich, einem Oberſten in öſterreichiſchen Dienſten, und deſſen Gemahlin, einer hochfahrenden, ſtolzen Dame gekommen und nannte ſich Ritter von Linz. Die letztere gab ihn als einen Verwandten aus. Mit dieſem gerieth die Förſters-Lene bald in ein heimliches Liebesverhältniß, welches ſich ſo jäh und leidenſchaftlich entwickelte, daß die jungen Leute eines ſchönen Morgens verſchwunden waren.

Nun kamen böſe Tage im Schloſſe und im Hauſe des Förſters. Der Alte war außer ſich, der Graf wurde ganz trübſinnig. Als ſein Bruder und ſeine Schwägerin ihre Heimreiſe angetreten hatten, begaben ſich beide auf den Weg, der Förſter, um die verlorene Tochter, der Graf, um die verlorene Geliebte zu ſuchen. In einer ſüddeutſchen Stadt fanden ſie auch die Spur. Dort ergab ſich aber, daß der Verführer kein Verwandter der Frau Oberſt, ſondern ein Abenteuerer geweſen, der Ritter hieß und in Linz zu Hauſe war, und der ſich als Schauſpieler und Sänger herumgetrieben und hier miethsweiſe den Bethörer des Mädchens geſpielt hatte, weil die Geſchwiſter des Grafen es nicht dulden wollten, daß der Bruder eine Bürgerliche heirathe. Man glaubte ſogar, ſie hätten dem Stammherrn zugleich die Ehe verleiden wollen, damit ihnen und ihren Nachkommen das Erbe zufalle. Das Unglück war aber einmal geſchehen. Es handelte ſich darum, ihm ſeine Gehäſſigkeit zu nehmen. Da das unſelige Mädchen dieſen Schritt gethan hatte, ſo galt es, wenigſtens vor den Augen der Welt ihre bürgerliche Ehre zu retten. Man kann ſich die heftigen Scenen denken, die bei dem erſten Wiederſehen ſtattfanden. Der Vater ſchäumte vor Wuth, der Graf verging faſt in Betrübniß. Als aber die Rede auf die Ehe kam, fand ſich, daß das junge Paar bereits durch den Segen des Prieſters verbunden war. Auch erwies ſich, daß der Verführer, durch das milde, liebevolle Weſen ſeines Weibes geheilt, ſich zu einem braven Menſchen umgewandelt hatte, der auf nichts ſann und dachte, als die Förſterstochter glücklich zu machen. Es war ihm ſogar bereits gelungen, eine Stelle in einem Handlungshauſe zu erhalten. So überließ man denn die beiden ihrem Geſchick. Die junge Frau gebar nach einiger Zeit ein Mädchen. Auf die höchſte Freude folgte das tiefſte Leid. Noch im Wochenbett ſtellte ſich ein Nervenfieber ein, das der Förſterstochter den Tod brachte. Auch der Mann, der Tag und Nacht nicht von ihrem Bett kam, wurde an=

geſteckt und ſtarb. Der Großvater aber holte mit zerriſſenem Herzen das Enkelkind in ſein Haus.

Der Graf zeigte ſich ſeit jener Zeit als Weiberfeind. Mit dem Förſter blieb er freilich auf dem beſten Fuße. Das Verhältniß zu ſeinem Bruder und ſeiner Schwägerin war indeß von jener Zeit an ſo ſchlecht wie möglich. Sie haben ſich nicht mehr geſehen. Man glaubte ſogar, er würde ſie enterben. Dies iſt aber nicht der Fall geweſen, denn nach ſeinem Tode hat ſich kein Teſtament gefunden, und da auch ſein Bruder heimgegangen, ſo fallen die Güter an den Sohn deſſelben, der niemand anders iſt als der junge Graf Heinrich, von dem die Herren eben geredet haben.

Und was iſt der junge Graf für ein Mann? fragte Burkart.

Der Lehrer gab keine Antwort, ſondern wandte ſich an die Geſellſchaft: Der Herr Maler erkundigt ſich nach der Perſönlichkeit des jungen Grafen.

Wenn wir nur ſelbſt etwas von ihm wüßten! ſprach der Bergaſſeſſor. Was man bisjetzt gehört hat, lautet nicht zum beſten. Er ſoll ſeiner Mutter, die ihn nach dem Tode des Vaters zum Militärſtande beſtimmt hatte und die ihn auch wol im echten, altadelichen Sinne zu ſtreng und herb behandelte, davongelaufen ſein. Wol ein Jahr lang hat er nichts von ſich hören laſſen. Einige wollen ihn bei einer reiſenden Schauſpielerbande, andere auf einer Hochſchule, die dritten als Maler auf dem Lande und noch andere als Kaufmannsdiener geſehen haben.

In der That, fügte der Richter hinzu, als der alte

Graf das Zeitliche ſegnete und keine Verfügung über die Erbſchaft vorlag, mußte das Gericht die Erben durch die Zeitungen citiren. Infolge unſerer Aufforderung hat ſich der Graf Heinrich ſchriftlich angemeldet. Wo er aber in der Zwiſchenzeit geweſen iſt, das weiß Gott.

Das adeliche Bürſchchen mag es toll genug liegen gelaſſen haben! ſprach der Holzhändler.

Da werden wir am Ende wieder einen rechten Nichtsnutz in die Gegend bekommen, fügte der Apotheker mit giftigen Blicken hinzu.

Ja, er ſoll ein ſchöner, durchtriebener Schlingel ſein, rief der Holzhändler. Da gilt es, die Frauen und Töchter zu hüten. Na, na, Herr Apotheker, Ihre Gattin und Ihre ſieben Töchter!

Ei, wer wird denn gleich Böſes von den Leuten ſprechen, ehe man ſie kennt! rief der Förſter. Sind wir Männer oder Weiber? Es wird ja hier geklatſcht, als wären Unterröcke in der Geſellſchaft! Laßt doch zunächſt den jungen Fant kommen und reden und handeln. Erſt geprüft und dann geurtheilt. Baſta!

Zugleich ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch und erhob ſich, um nach Hauſe zu gehen. Die andern Stammgäſte folgten, indem ſie Burkart begrüßten. Dieſer aber begab ſich, nochmals von der redſeligen Wirthin begleitet, auf ſeine Stube.

Drittes Kapitel.

Der junge Maler war am andern Morgen ſchon in aller Frühe auf den Beinen. Es begann eben ein herrlicher Tag. Der Himmel glänzte im ſchönſten Blau, die Sonne warf helle Strahlen zwiſchen die Häuſer und Höfe mit ihren umgebenden Gärten, in denen der Thau tauſendfach blitzte, und in den wirbelnden Rauch, der aus den Kaminen aufſtieg. Vor dem Wirthshauſe ſchirrten die Fuhrleute ihre Pferde an die Karren, die Landleute zogen ſchon zu Feld und Wald, und die Morgenglocke läutete ſo klar wie zu einem Feſte. Wer aber glauben möchte, daß all die junge Herrlichkeit den Schläfer erweckt und getrieben habe, der würde ſich irren. Auch eilte er keineswegs hinaus, um die geſtern Abend gemachten Bekanntſchaften heute Morgen zu erfriſchen und fortzuſetzen. Nein, er war mit einem ſchönen Traume aufgewacht. Es ſchien ihm nämlich, er habe das hübſche Mädchen verfolgt, das er am Tage zuvor im Walde bei den Rehen geſehen, er ſei ihr durch die Eichen und Buchen nachgeſtürmt, ſie hätte ſich auf die

Flucht begeben, er nach, immer näher und näher, da ergriff er ſie eben beim Kleide und — erwachte.

Nun war es freilich mit dem Schlafe vorbei. Er ſprang aus dem Bett, begann ſich zu waſchen, rieb die Augen, in denen das Traumbild aber noch lange feſtſtand, warf ſich in die Kleider und ſtürmte hinaus. Hier im Städtchen mußte er ſie ja finden, denn ſie war von der Höhe ſchnurſtracks hinuntergeſprungen. So lief er denn die Straße ein paar mal auf und ab. In ihr erhoben ſich einige anſehnliche Häuſer, aber überall waren noch die Fenſter verhangen. Nun ging er in die kleinen Gaſſen. Dort war das Suchen vergebens, denn ſie wurden von Bauern und Arbeitern bewohnt. Endlich kam er nach dem Berge hin, auf deſſen Gipfel das Schloß Bohlenberg lag, an einen freien Platz, wo ſich ihm ein eigenthümliches Architektur- und Landſchaftsbild bot, das er ſchon mehreremal in verſchiedenen Abbildungen auf den Gemälden und Studien befreundeter Landſchaftsmaler geſehen hatte.

Er ſtand vor der ſogenannten Vogtei von Bohlenhauſen. Die Lage des alten, ſeltſamen Gebäudes war ſehr eigenthümlich, indem es auf einem aus dem Gebirgszuge hervorſpringenden Felſen ſtand, der einen Hügel gegen das Thal hin bildete. Um den Fuß der kleinen Anhöhe, die es trug, ſchlängelte ſich faſt im Kreiſe der Bach, der durch den grünen Grund rauſchte und in deſſen Waſſer die Forelle ſprang. Eine Brücke, die vielleicht in der frühern Zeit Zugbrücke geweſen war, vermittelte den Zugang von dem Platze in den Burghof, der durch ein Thor geſchloſſen wurde. Hinter der Vogtei aber ſah man die verwitterte Befeſtigungsmauer des alten Städtchens durch den grünen Wald laufen. Sie war an ihrer höchſten Stelle durch einen Wartthurm geſchützt. So lag es alſo auf der Hand, daß die Vogtei zum Städtchen gehört und vielleicht in den kriegeriſchen Zeiten des Mittelalters als letzter Zufluchtsort bei Ueberfällen und Stürmen gedient hatte.

Auch die Bauart erinnerte noch ganz und gar an das Mittelalter. Die wuchtigen Mauern, auf denen das Gebäude ruhte, gemahnten in ihrer maſſenhaften Dicke offenbar an die älteſten Zeiten, denn hier und dort wurde der romaniſche Rundbogen ſichtbar. Auf dieſer Unterlage hatte die gothiſche Baukunſt das Werk fortgeſetzt, denn hin und wieder zeigte ſich nunmehr in den aufſtrebenden Flächen der Spitzbogen dieſes Stils. Einzelne Thürme ſetzten dieſe Art und Weiſe der Architektur bis zu luftiger Höhe fort. Andere Thürme aber waren in Fachwerk erhoben und wieſen hohe ſpitze Dächer auf. In gleicher Weiſe war das Gebäude hier von ſteinernen Zinnen gekrönt und dort mit ſteil aufſteigenden Dächern verſehen. Die Gruppirung der einzelnen Theile erſchien aber, vielleicht ganz unabhängig von der Abſicht der Baumeiſter, höchſt maleriſch, ſodaß ſie mit ihren höhern und tiefern Mauern einen phantaſtiſchen Eindruck machten. Im Morgenlicht gegen den grünen Hintergrund abſtechend, gab das Burghaus ein Bild, auf deſſen Darſtellung die Künſtler mit Recht bedacht geweſen waren.

Burkart ſtand lange Zeit in den überraſchenden Anblick vertieft. Zunächſt wirkte das Gemälde in ſeiner

Totalität auf ſeine Sinne, dann zogen die verſchiedenen Theile mit ihren unregelmäßigen Stockwerken ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Wie kraus und wirr mochte das Innere ſein! Wie viele Treppen und Gänge mußten hin- und herlaufen, um die verſchiedenen Räume zu verbinden! Was mochte in den alten Zimmern und Sälen, Speichern und Gelaſſen nicht alles geſchehen ſein! Und wer konnte wol jetzt in dem alten Hexenbau hauſen? Sollte nicht das Mädchen mit den Rehen ſeinen Sitz zwiſchen dieſen Mauern aufgeſchlagen haben?

Indeß während er dieſen Gedanken verfolgte, wurde er ſeltſam enttäuſcht. Durch das Schloßthor trat nämlich eine höchſt komiſche Erſcheinung in der Geſtalt eines koloſſalen Mannes mit unförmlichem Körperbau, denn auf den Elefantenbeinen erhob ſich ein unnennbar dicker Bauch, und über der breiten Bruſt ſtand ein gewaltiger Kopf mit rothem Geſicht und, wie es ſchien, ganz haarloſem Schädel. Noch komiſcher war aber das Coſtüm, in welchem er ſich befand. Er trampelte nämlich auf klappernden Holzſchuhen; die dicken wollenen Strümpfe reichten bis an die Knie, daran reihte ſich eine bauſchige Unterhoſe von rothem Flanell bis über den Unterleib, auf der Bruſt ſaß das bloße Hemd; der ganze Mann aber wurde gegipfelt von einer langen weißen Schlafmütze, deren Zipfel weit über den Rücken hinunterfiel. Wie das Rhinoceros, das auf ſeinem Wege weder nach rechts noch nach links ſieht, ſtapfte er an Burkart vorbei und begab ſich nach einer Reihe von Gebäuden, die ſeitwärts vom Platze liegend durch ihre Außenſeite auf eine nicht unbedeutende Ackerwirthſchaft ſchließen ließen, aber noch in der tiefſten Ruhe dalagen.

Dort angekommen, ſchlug er auf das Thor, das ſich ſofort unter der Wucht ſeiner Fäuſte weithin öffnete. Dann aber ſtellte er ſich mit geſpreizten Beinen in den Eingang und donnerte mit lauter Stimme in den Hof eine ländliche Rede, bei der er ſich des plattdeutſchen Dialekts bediente.

Iſt es menſchenmöglich, rief der dicke Mann in aufloderndem Zorn, wobei ihm die rothen Backen faſt blau wurden und die glotzigen Augen noch glotziger vor die Höhlen traten; iſt es menſchenmöglich, daß das faule Volk noch immer auf dem Stroh liegt! Andreas, Peter, Joſeph, Anna Marie, Apollonia! Schläft das Volk wie die Ratten in den hohen Tag hinein und läßt Gott einen guten Mann ſein, ſtiehlt dem Herrgott ſeine Zeit und ſtreicht an der Arbeit vorbei! Hol's der Henker! Solche Kröten! Solche Faulthiere! Solche Regenwürmer, die nicht von der Stelle kommen! Habt ihr in mir den Herrn geſucht, der ſieben Feiertage in der Woche gibt? Da ſollt ihr euch irren! Ich will euch die Sohlen ſchmieren! Umſonſt wird nicht gekröpft und gemäſtet! Die fetten Gänſe und Truthähne werden geſchlachtet, die fetten Burſche und Mägde jagt man zum Teufel! Wartet, ich will euch die Poſaune blaſen!

Und in der That blies er die Poſaune ſo gut, daß ſich in kurzer Zeit der Hof belebte. Knechte und Mägde erſchienen in höchſter Eile. Ihre höchſt mangelhaften Kleidungen und ſtruppigen Haare bewieſen, daß ſie ſich verſchlafen hatten. Der erzürnte Landmann gab jedem noch eine beſondere Lection und hieß ſie dann an die Arbeit gehen. Die Knechte mußten in Wald und Feld, die Mägde ins Futter. Das Frühſtück fiel zur Strafe weg.

Während ſich dieſe Scene auf dem Hofe zutrug, öffnete ein magerer Mann mit ſpitzem Fuchsgeſicht die alte Lade an einem Fenſter des Seitenbaues der Vogtei und ſtreckte den dünnen Oberkörper in die freie Luft, indem er dabei eigenthümlich ſchnüffelte und lauſchte. Dann rief er nach einiger Prüfung: Was die grobe paysan für ein Lärm in die frühe matin mackt! Quand finira cela? Alle Tack die beſte Schlaf gebrocken! Monſieur Pocker, halt Sie doch das ungewaſchte Maul!

Aber in demſelben Augenblick erſchien hinter ihm eine kleine, dicke, verſchrumpfte Geſtalt mit weißer Nachtmütze, deren Umſäumung wie ein Vorhang über das verkniffene Geſicht mit den kleinen Augen hing, und kreiſchte: Halt du ſelbſt dein Maul und mach den Skandal nicht noch größer, du vorlauter Piché! Zugleich aber zog ſie ihn hinten an ſeinen zwei Haaren im Nacken und riß ihn zurück, daß er ein lautes Schmerzgewimmer hören ließ. Und dann wurde es wieder ſtill.

Neben dem Lärm aber, der hier im Hofe des Landmanns, dort in den Zimmern des Franzoſen hörbar war, fingen ein paar Hunde an zu bellen, die aus dem Thore der Vogtei ſprangen und denen der Förſter, welchen Burkart geſtern im Wirthshauſe geſehen hatte, mit Flinte und Jagdtaſche folgte. Der alte Mann ſah ſich nach beiden Seiten um, ſchüttelte den Kopf und ſchlug ſich ſeitwärts, um den Weg nach dem Berge zu nehmen, zu dem ein kleines Thor in der Stadtmauer jenſeit der Brücke zu führen ſchien.

Der poetiſche Eindruck, welchen die phantaſtiſche Vogtei auf den jungen Mann gemacht hatte, litt unter dieſen Erlebniſſen in einer Weiſe, daß er vorläufig nicht mehr an das Mädchen mit den Rehen dachte und ſich auf den Rückweg zum Goldenen Stern machte, wo er das beſtellte Frühſtück ſchon fertig und die Wirthin mit den lebendigſten Anordnungen im Hauſe beſchäftigt fand. Frau Caſpari gönnte ſich indeß auch jetzt wieder Zeit, ihren Gaſt zu unterhalten, und ſetzte ſich bald zu ihm an den Kaffeetiſch.

Was haben Sie für ſonderbare Leute in Ihrer Vogtei wohnen? fragte Burkart, indem er der beweglichen Dame ſeine Erlebniſſe mittheilte.

Sonderbare Leute, ja, da haben Sie recht, erwiderte die Wirthin. Gott hat viele curioſe Koſtgänger, aber curioſere gibt es im ganzen Städtchen und vielleicht in der ganzen Welt nicht.

Wollen Sie mir nicht etwas von ihnen erzählen? ermunterte ſie der junge Mann.

O du grundgütiger Gott! erwiderte Frau Caſpari, wenn ich erſt anfangen wollte zu erzählen, da würde ich ſobald nicht wieder aufhören. Das iſt eine lange Geſchichte.

Ich bin ſchon zufrieden, wenn Sie mich einen kleinen Theil hören laſſen, ſagte der junge Mann, der ſchon die Eigenſchaften der Wirthin erkannt hatte, die nur auf einen beſtimmten Gegenſtand hingeleitet zu werden brauchte, um ihn völlig zu erſchöpfen.

In der That ging ſie auch nur noch einmal hinaus, um das Hausweſen zu ordnen, kam aber bald nachher mit einem großen Strickſtrumpf zurück und ſetzte ſich, unaufhörlich mit den Händen arbeitend, neben den jungen Mann, der aus ihren Mittheilungen nunmehr die Geſchichte der Vogtei aus den letzten fünfzig Jahren erfuhr.

Die Vogtei von Bohlenhauſen war ſeit Menſchengedenken gewiſſermaßen der Sitz der Regierung für die Grafen von Bohlenberg geweſen. Als das Geſchlecht ſich noch ſelbſt der Reichsunmittelbarkeit erfreute, wurde in ihren alten Räumen Gericht gehalten; ſie dienten als Zeughaus und Kaſerne und enthielten auch die Kanzlei, das Archiv und die Verwaltung. Alle dieſe verſchiedenen Zweige ſtanden aber unter einem Vogte, deſſen Amt, dem Anſchein nach, ſeit langen Zeiten in derſelben Familie fortgeerbt hatte. Dieſe Familie aber hieß: de Witte. Zur Zeit jenes Herrn, der in der Franzöſiſchen Revolution der Wuth der Bauern erlag, war der Vogt noch mit allen Würden bekleidet; nach dieſem furchtbaren Ereigniß fielen aber Gerichtsbarkeit, Soldatenaushebung und Landesverwaltung fort, und es blieb zuletzt nichts übrig als die Aufſicht über die Oekonomie, die zu den Gütern von Bohlenberg gehörte. So ſehr dieſe Beſchäftigung auch von der frühern Macht und Herrlichkeit abſtach, ſo wußte der Vogt ſich dieſelbe doch in einer Zeit, wo die ganze Welt in Trümmer zu gehen drohte, mit einer gewiſſen Schlauheit zu erhalten, denn ſie ſicherte ihm und den Seinigen vorläufig das tägliche Brot. Dies erlangte er aber dadurch, daß er den Bauern vollſtändig recht gab, die ſeinen frühern Herrn aufgeknüpft hatten, und daß er bei der Ankunft der Franzoſen zu verſtehen gab, er habe immer für Freiheit und Gleichheit geſchwärmt. Kurz, er war ein Mann, der es vortrefflich verſtand, auf allen Schultern zu tragen.

Blieb er nun aber auch der Vogt von Bohlenhauſen, ſo war er doch eigentlich nichts mehr und nichts weniger als der Verwalter. Vielleicht wäre es ihm dennoch gelungen, dieſes Amt in ergiebiger Weiſe auszubeuten, wie denn mancher Diener auf Koſten ſeines Herrn reich geworden iſt; da aber die Vogtei zum Armeeverpflegungsamt und Krankenhaus eingerichtet worden war, ſo fanden ſich im Städtchen allerlei Beamte ein, die ihm ſcharf auf die Finger ſahen und es unmöglich machten, daß er ſich aus den Einnahmen der Felder und Wieſen bereichern konnte. Ueberdies ſollte er ſeinen alten Herrn nicht lange überleben, denn er ſtarb ſchon im Anfange des Jahrhunderts und hinterließ eine Witwe mit vier Kindern, von denen die älteſten Töchter und der jüngſte ein Sohn war.

Daß die Frau de Witte nicht gleich die Vogtei verlaſſen mußte, verdankte ſie dem Umſtand, daß bereits vor dem Tode ihres Mannes die zweite Tochter an einen franzöſiſchen Steuercontroleur, Namens Piché, verheirathet worden war. Der alte de Witte hatte allerdings auf ſeinen Adel gehalten, aber in jener wilden Zeit galt das Wappen und der Titel nicht viel. Bohlenhauſen lag abgelegen, und an heirathsfähigen Männern war in dem fortdauernden Kriegsgetümmel kein

Ueberfluß. Da ſtand denn ein Controleur, der die Ausſicht hatte, von Amt zu Amt zu ſteigen, in gutem Preiſe. Ueberdies trat Piché als ein galanter Mann auf, der den Aeltern zu ſchmeicheln wußte und dem alten Vogt zu verſtehen gab, ſie könnten, wenn ſie gemeinſame Sache machten, die Güter ſehr nutzbar für ſich ſelbſt ausbeuten. Ueberdies hatte er es auch auf das Vermögen des Mädchens abgeſehen, denn man hielt den Vogt in der ganzen Gegend für einen wohlhabenden Mann. An Gelegenheit zu Verſtändigungen fehlte es nicht, da dem Franzoſen eine Dienſtwohnung in der Vogtei eingeräumt worden war. So geſchah es denn, daß er nach einiger Zeit die Braut, die zwar kein hübſches, aber ein lebendiges, kluges Mädchen war, heimführte. Als indeß kurz darauf der alte de Witte ſtarb, übernahm er die Geſchäfte der Vogtei. Die Regierung beſtätigte ihn als Verwalter. Seine Schwiegermutter mit den übrigen Kindern aber behielt die alte Wohnung.

Für die jüngſte Tochter fand ſich auch bald ein Freier in der Perſon eines jungen Förſters, Namens Kettner, der gleichfalls in den Wäldern der Güter von Bohlenberg eine Anſtellung erhalten hatte. Sowol der junge Mann wie das junge Mädchen waren von auffallender Schönheit; dabei erwies er ſich als ein feſter, männlicher Charakter, während ſie als ein Muſter von Herzensgüte und Freundlichkeit gerühmt wurde. Hatte bei der Ehe des Franzoſen mit der zweiten Tochter die Nützlichkeit das Hauptmotiv der Ehe abgegeben, ſo lag bei dieſem Verhältniſſe eine wahre Leidenſchaft zu Grunde. Sowol die Mutter wie der franzöſiſche Schwiegerſohn widerſetzten ſich im Anfange einer Verbindung, die ihnen wegen der beſcheidenen Stellung und der gänzlichen Vermögensloſigkeit des Förſters nicht zuſagte. Die jungen Leute hatten ſich aber ewige Treue geſchworen und hielten das gegebene Wort heilig. So gelang es ihnen denn auch, alle Hinderniſſe zu beſeitigen und ihren Bund vor dem Prieſter zu beſiegeln. Leider dauerte die überaus glückliche Ehe nur kurze Zeit, denn die junge Frau ſtarb ſchon in den erſten Jahren nach der Verheirathung und hinterließ dem trauernden Gatten eine Tochter, die ihrer Mutter an Schönheit und Güte glich und deren Pflege und Erziehung ſich der Förſter, zurückgezogen von aller Welt, mit der hingebendſten Sorgfalt widmete, bis jenes traurige Ereigniß eintrat, von dem ſchon die Rede geweſen iſt.

Es blieb nun noch die älteſte Tochter übrig, die allmählich in ein Alter gelangt war, von dem die Mädchen denken: dieſe Tage gefallen mir nicht. Auch bei ihr hatten ſich nach und nach manche Freier eingeſtellt, unter denen ſich Beamte, Gutsbeſitzer und Handelsleute befanden, die ſich aber alle nach der Reihe wieder zurückzogen, weil ſie vernommen hatten, daß die Schöne auch ſehr gern auf die Einflüſterungen der franzöſiſchen Offiziere lauſchte, die für kürzere oder längere Zeit als Einquartierung nach Bohlenhauſen kamen. Unter ſolchen wechſelnden Verhältniſſen gingen die Jahre hin, ohne daß ſie eine erwünſchte Entſcheidung brachten. Als die ſchon zweifelhaft junge Dame allmählich ihre Blüte einbüßte, hatte ſie noch die Hoffnung, einen Edelmann von mittelmäßigem Wohlſtande und nicht mehr allzu großer

Jugend in ihren Netzen zu fangen. Der betreffende Freier kam und ging lange Monate. Man glaubte, die Verlobung könne nicht mehr auf ſich warten laſſen, da blieb er plötzlich aus. Auch dieſe Hoffnung zerſchellte wie ſo manche frühere. Da das Fräulein nunmehr ziellos mit ihrem Herzen auf den Wellen des Daſeins wogte, warf ſie den Anker nach dem erſten beſten aus, der ihr begegnete. Es war aber kein anderer als der einzige Sohn des Feldpachters Pocher, ein junger, ungeſchlachter, tapſiger Burſche, mit dem ſie, obgleich hier eine offenkundige Misheirath geſchloſſen wurde, den Ehebund einging. Gleichwol ſchickte ſich die junge Frau in ihre Lage und wurde mit ihrem ſonſt guten Herzen und nicht allzu großem Verſtande eine dicke, gehäbige Landwirthin, die wol zuweilen von ihrer Bildung, im Gegenſatze zu der Unbildung ihres Mannes, ſprach, in der Wirklichkeit aber wenig über ihm ſtand, wenn ſie auch noch mitunter die Romane einer Leihbibliothek las, in welcher ſie in der nächſten größern Stadt jahraus und jahrein abonnirt war.

So waren denn die drei Töchter der Vogtei eigentlich unter dem Stande verheirathet. Der viel jüngere Sohn wurde Studirens halber auf die lateiniſche Schule der nächſten Stadt geſandt, wo er indeß nichts weniger zeigte, als was man einen offenen Kopf nennt. Trotz ſeinem guten Willen waren ſeine Fortſchritte ſehr mäßig. Am liebſten trieb er Geſchichte und antiquariſche Dinge. Als ob es ihm im Blute läge, wandte er ſich dann mit aller Gewalt auf Wappenkunde und diplomatiſche Wiſſenſchaften. Dieſe allgemeinen Studien brachten ihn zur Betrachtung ſeines Geſchlechts. Lange Jahre widmete er der Aufklärung des eigenen Stammbaums, von dem viele Leute behaupten wollten, er ſei durchaus nicht ariſtokratiſchen Urſprungs. Während nämlich der Glaube waltete, er könne ſeinen Adel keineswegs beweiſen, die Familie ſtamme aus Holland und das „de“ ſei der niederländiſche Artikel und entſpreche dem Wörtchen „der“, ſuchte er durch allerlei Hypotheſen ſein Geſchlecht aus der franzöſiſchen Ariſtokratie herzuleiten. Und ſo hatte er denn auch angefangen, ſich nicht mehr wie ſein Vater „de Witte“, ſondern „von Witte“ zu ſchreiben. Dieſen Anſichten und Beſtrebungen entſprach auch ſeine ſtandesmäßige Ehe, denn er verheirathete ſich, als er ſchon nicht mehr ganz jung war, mit einem altadelichen Fräulein, das ihm an Alter und Geſinnung vollſtändig glich. Da beide ein kleines Vermögen zuſammenbrachten, ſo lebten ſie ſtill, einſam, glücklich in ihren ariſtokratiſchen Einbildungen gleichfalls auf der Vogtei, wo ſie eine kleine Miethe entrichteten. Natürlich ſah die Familie, die ſich zu gut für den Umgang der bürgerlichen Bewohner des Städtchens dünkte, keinen Menſchen bei ſich.

Dieſe vier Familien bewohnten nun das Burghaus. Die vordere Seite hatte der Pachter Pocher inne, weil ſie ſich am beſten zur Oekonomie eignete. Im rechten Flügel ſchaffte und webte der Verwalter Piché; die Theile nach dem Berge zu, welche die einſamſten und abgeſchloſſenſten waren, wurden von dem Förſter eingenommen. In der linken Fronte aber, welche eine bedeutende Anzahl regelmäßig gebauter Fenſter beſaß und ſtattlich in die Ebene ſchaute, ſaß der adeliche Herr von Witte. So war es ſchon geweſen, als die Herrſchaft der Franzoſen ein Ende nahm. Der frühere Graf von Bohlenberg ließ aber, als er zurückgekehrt war, die Verhältniſſe beſtehen, wie er ſie vorfand. Der Förſter erwies ſich von vornherein als ſein Mann. Auch mit der Wirthſchaft des Pachters hatte er alle Urſache zufrieden zu ſein. Dem Verwalter Piché ſtellte er frei, ob er nicht in ſeine Heimat zurückkehren wollte; indeß der Schlaukopf dachte: ubi bene, ibi patria, und verharrte auf ſeinem Poſten. Den Herrn von Witte endlich ließ er aus Pietät für die erbliche Vogtfamilie in der alten Weiſe auf der Burg, zumal da er die Wohnung nicht im eigenen Intereſſe verwenden konnte. Der letzte Sproß der Vögte blieb aber, ohne dafür gerade dankbar zu ſein, als ob ſich ſein Recht an dieſen Sitz von ſelbſt verſtände.

So war die Vogtei von vier verſchwägerten Familien bewohnt, die gleichwol unter ſich ſo gut wie gar keine Gemeinſchaft hatten. Der Charakter des Förſters ſtand von ſelbſt auf die Einſamkeit. Der Verwalter war zu ſchlau und ſeine Frau zu zänkiſch, als daß man ihren Umgang geſucht hätte. Bei dem Pachter wurde der Mangel an Bildung als Hinderniß des Umgangs angegeben. Der Herr Vogt von Witte hielt aber wegen ſeiner adelichen Gelüſte jede Gemeinſchaft fern von ſich.

Hier endeten die Mittheilungen der Wirthin, die jetzt aufſtand und rief: Aber ich habe mich zu lange aufgehalten. Ich muß hinaus. O du grundgütiger Gott!

Sagen Sie mir nur noch, ſprach Burkart, ob die verſchiedenen Familien keine Nachkommen haben.

Der Verwalter iſt kinderlos, ſprach Frau Caspari, die ſchon die Thür in der Hand hielt; der Förſter hat ein ganz nichtsnutziges Enkelkind, der Pachter zwei Söhne, die ihm in der Landwirthſchaft helfen, und der Vogt vier ſchöne gebildete Töchter, die Setta, Netta, Jetta und Letta heißen.

Damit verließ ſie das Zimmer.

Vier ſchöne Töchter, murmelte Burkart in ſich hinein. Darunter muß ſich das Mädchen mit den Rehen befinden. Dann ſtieg er in ſeine Stube, nahm ein Skizzenbuch in die Hand und ſtrich hinaus, angeblich, um die Vogtei aufzunehmen, in der Wahrheit aber, um ſich nach den Töchtern des Vogts von Witte umzuſehen.

Viertes Kapitel.

Im Lauſe einiger Tage hatte Burkart die Vogtei von den verſchiedenſten Seiten, wenn auch nicht regelrecht abconterfeit, doch wenigſtens flüchtig ſkizzirt, denn kein einziger Entwurf verdiente den Namen einer Zeichnung. Die meiſten Abbildungen waren ſogar vor dem Flügel entſtanden, in dem der Vogt von Witte wohnte, obgleich dieſe Seite eigentlich in maleriſcher Beziehung am wenigſten intereſſant genannt werden durfte. Offenbar hatte der junge Mann bei ſeiner Arbeit auch mehr nach den Fenſtern als nach den ſonſtigen architektoniſchen Theilen geſehen, denn dieſelben waren auf den Blättern am fleißigſten ausgeführt, während ſelbſt die nothwendigſten Umriſſe des Gebäudes oft nur ſchattenhaft angedeutet erſchienen. Aber in den Fenſtern hatte er doch niemals erblickt, was er erſehnte. Weder Setta, Netta, Jetta noch Letta waren ihm jemals erſchienen. Er wartete vergebens,

Daß das Fenſter klang,
Daß die Liebliche ſich zeigte,
Daß das theure Bild
Sich ins Thal herunterneigte
Ruhig, engelmild.

Da das Laufen, Schauen und Zeichnen ihn nicht zum Ziele leitete, ſo gedachte er durch neue Bekanntſchaften zu ausführlichern Nachrichten zu gelangen. Nun war er aber ein guter, zuthulicher und freundlicher Junge, der ſich alle Herzen wie im Sturm gewann und dem ſich die Häuſer überall ſofort öffneten. Er hatte nicht einmal nöthig, die erſten Angriffe zu unternehmen. Nachdem er noch einige Abende in der Herrenſtube zum Stern bei den Stammgäſten des Städtchens geſeſſen, mit ihnen einen Schoppen ausgeſtochen, ihre Geſchichten angehört und ihnen andere erzählt, fehlte es ihm nicht an den mannichfaltigſten Einladungen. Und ſo ging er denn in den Häuſern des Richters, Notars, Bergaſſeſſors, Holzhändlers, Apothekers, und wie ſie ſonſt heißen mochten, bald als gern geſehener Gaſt aus und ein und lernte ſogar die betreffenden Gemahlinnen und Töchter kennen, indeß ohne unter ihnen eine Geſtalt zu finden, die nur im entfernteſten an das Mädchen mit den Rehen erinnerte. Auch in geiſtiger Beziehung ſchienen die Damen von Bohlenhauſen ganz andere Ziele zu verfolgen. Da konnte wol die eine und die andere allerliebſte Pantoffeln in Stramin und Seide ſticken, eine hübſche Geldbörſe häkeln, einen artigen Kragen auf Tüll nähen, ſowie vortreffliche Buchweizenkuchen, ſchmackhafte Waffeln und duftige Obſttörtchen backen, aber allem Anſchein nach war es keiner einzigen eingefallen, in den Wald hinauszulaufen und dort Rehe zu zähmen.

Nachdem Burkart auf dieſe Weiſe die berühmten dreizehn Honoratiorenfamilien der Stadt kennen gelernt hatte, befeſtigte ſich bei ihm immer mehr und mehr die Meinung, daß das Mädchen nirgendwo anders zu ſuchen ſei als in der Behauſung des Herrn Vogts von Witte. An Erkundigungen nach den Töchtern des adelichen Einſiedlers ließ er es denn auch nicht fehlen. Die Antworten fielen aber, wie das gewöhnlich bei ähnlichen Gelegenheiten der Fall iſt, ſehr verſchiedenartig aus. Die einen beſtätigten ihm freilich das Urtheil der Sternwirthin, daß die Fräulein ſchön und gebildet ſeien, andere nannten ſie aber nur paſſabel, ja, es gab ſogar eine Partei, welche dieſelben mit einiger Misachtung gegen die adelichen Späne, die in ihren Häuptern aufgehäuft ſeien, Gänschen und Küchlein hießen. Eine rechte Beſchreibung konnte der junge Maler aber aus keinem Menſchen herausbringen. Man wußte ihm nicht zu ſagen, ob ſie braune oder ſchwarze Augen und Haare hatten. Die Geſtalten blieben vollends im Dunkeln. Man ſchien ſie eben ſelten geſehen zu haben.

Das Bild aus dem Walde hatte ſich dem jungen Künſtler aber ſo feſt in den Kopf geſetzt und deshalb auch den Weg zum Herzen gebahnt, daß ihm allmählich der Beſchluß reifte, unter allen Bedingungen in die Vogtei einzudringen. Dies brauchte nun freilich weder durch eine gewaltſame Belagerung noch durch heimliches Einſchleichen zu geſchehen. Bei den abendlichen Zuſammenkünften im Stern hatte er bereits den Förſter, den

Pachter und den Verwalter kennen gelernt und mit jedem in ſeiner Weiſe zu reden verſucht.

Bei dem Pachter und Verwalter war er auch auf ein freundliches Entgegenkommen geſtoßen. Der erſtere hatte ihn manchmal eingeladen, indem er ihm mittheilte, daß auch die Maler, die früher den Ort beſucht, vielfach ſeine Gäſte geweſen ſeien und daß ſogar ein berühmter Künſtler ihn und ſeine Gemahlin in Lebensgröße gemalt, wofür er ihm denn einen Ohm von ſeinem beſten Wein geſchickt habe. Es ſei ihm auch zu Ohren gekommen, daß derſelbe Maler ſeinen „geiſterhaftigen“ Kopf und ſeine „hiſteriſchen“ Augen auf andern Bildern angebracht habe, namentlich ſei dies auf ſehr ſchönen Stücken für die Kirche vorgekommen, wo er einen Märtyrer darſtelle mit einem Heiligenſchein um das Haupt und „Scandalen“ an den Füßen. Er habe aber einen wahrhaft „ſpaniſchen Schrecken“ gehabt, als er vernommen, dieſes Bild ſei in das Cabinet des Fürſten gekommen. Mit dem franzöſiſchen Verwalter fand ſich gleichfalls eine leichte Anknüpfung, indem Burkart denſelben in ſeiner heimatlichen Sprache anredete, was dem alten Herrn um ſo mehr gefiel, als ihm dieſe Feinſchmeckerei in Bohlenhauſen, wo nur einige Leute vom Handel die Sprache unſerer Nachbarn radbrechten, ſehr ſelten geboten wurde. Gleichwol vermied der Franzoſe, den jungen Mann zu ſich einzuladen. Man ſagte ihm nach, daß ſeine geizige Ehehälfte jeden Beſuch ſehr übel nehme, und daß auch der Fuchs von Gemahl es nicht liebe, wenn irgendeiner ſich ſeiner Feſte Malepartus nähere. Am wenigſten aber erwiderte der

Förſter Burkart's Vertraulichkeit. Seine Verſuche, ſich als Liebhaber und Kenner des edeln Weidwerks bei demſelben einzuführen, was ſonſt Leute dieſes Schlags gerade nicht ungern ſehen, ſcheiterten an der ernſten Schweigſamkeit Kettner's. Burkart erhielt übrigens die Aufklärung, daß der Alte ſeit der Entführung ſeiner Tochter keine jungen Leute leiden könne und ihnen ſeine Thür hartnäckig verſchloſſen halte, wobei denn von den Bohlenhauſern gewöhnlich die Bemerkung gemacht wurde, er hätte das beſſer in frühern Zeiten gethan, jetzt würde ihm der Beſuch der männlichen Jugend keinen Schaden mehr zufügen, zumal da ſeine Enkeltochter, die übrigens auch noch ein Kind ſei, die Burſchen eher zurückſchrecken als anlocken möchte, denn ſie wäre und bliebe doch einmal ein vernachläſſigtes und garſtiges Geſchöpf. Burkart ſah demnach ein, daß er nur durch den Pachter und vielleicht auch durch den Verwalter in die Vogtei gelangen könne.

Und wirklich ließ die Gelegenheit nicht auf ſich warten. Herr Piché pflegte nämlich des Morgens, wenn Burkart noch bei ſeinem Frühſtück ſaß, im Wirthshauſe vorzuſprechen und dort in aller Eile ein paar Gläſer Branntwein herunterzugießen, wobei er immer mit flüchtigen Blicken, die von einem ängſtlichen Ausdruck im Geſicht begleitet waren, durch das Fenſter ſchaute. Wie die Wirthin dem jungen Mann mitgetheilt hatte, waren ihm dieſe Ausſchreitungen aus der gewohnten Lebensart aber von ſeiner kratzbürſtigen Gemahlin auf das ſtrengſte verboten. Die Frau Verwalterin kam ſogar, nachdem ſie Wind von dieſer Leidenſchaft ihres

Mannes erhalten, mitunter im Stern revidiren und hatte ihn verſchiedenemal auf der benannten That des Branntweintrinkens ertappt. Wenn ſie auch nun den Schein vor den Leuten zu wahren ſuchte und in ihrer Gegenwart gute Miene zum böſen Spiel machend den gegen alles Recht und Regel ausſchweifenden Gatten ganz glimpflich von dannen führte, ſo hegte doch niemand einen Zweifel darüber, daß er daheim nicht allein eine Strafpredigt erhalte, ſondern auch durch einige körperliche Züchtigungen gebeſſert worden ſei. Uebrigens ſtießen die Nachforſchungen der Frau Verwalterin meiſtens auf eine vollſtändige Erfolgloſigkeit, denn Herr Piché wählte bei ſeinen verbotenen Genüſſen ſtets einen ſolchen Standpunkt in der Wirthsſtube, daß er den heranrückenden Feind herankommen ſah, worauf er denn eiligſt das Haus verließ und durch den Hof und die Hinterthür, welche die Gärten entlang ins Freie führte, entſchlüpfte.

Nun geſchah es aber, daß Burkart den Franzoſen eines Morgens in ein längeres Geſpräch verflocht, indem er ſich aus den Zeiten des großen Kaiſers Napoleon erzählen ließ. Der alte Herr wurde in ſeinen Berichten außerordentlich lebhaft und vergaß im Feuer der Darſtellung, daß er ein Weib habe. Zudem trank er diesmal ſogar ein oder zwei Gläſer mehr, als er ſonſt gewohnt war.

Da öffnete ſich mit einem mal die Thür und Frau Piché trat ein.

Monſieur Piché, ſagte ſie im freundlichſten Tone von der Welt, indem ſie zugleich ein Geſicht ſchnitt, das wie Gift und Galle ausſah, ich hole Sie zu einem Spaziergange ab.

Der begeiſterte Erzähler ſchien plötzlich wie von kaltem Waſſer übergoſſen. Das Wort ſtockte ihm auf der Zunge, ſein Geſicht wurde kreideweiß und ſeine Züge nahmen den Ausdruck an, als wäre eben ein Nervenſchlag im Anzug.

Madame, à votre disposition, ſtammelte er dann mit den bebenden Lippen, die vorher bei ſeinen napoleoniſchen Erzählungen ſo leicht die Worte gefunden hatten.

Zugleich ſtand er auf und bot mit zitternden Gliedern ſeiner Ehehälfte den Arm.

Wenn Sie erlauben, ſprach Burkart, ſich gegen die Dame verneigend, ſo begleite ich Sie ein Stückchen.

Wir müſſen auf dem Gemüsfelde nach den Bohnen ſehen, antwortete die Frau Verwalterin, für ihren Mann das Wort nehmend. Es wird nicht beſonders einladend für Sie ſein, zwiſchen den Kohlköpfen und Bohnenſtangen mit uns umherzuwandern.

So darf ich Sie wenigſtens bis an das Grundſtück bringen, ſagte der junge Mann.

Je suis — ravi, wollte der alte Herr einfallen, aber das letzte Wort erſtarb in einem Seufzer, denn ſeine Frau hatte ihn mit ſcharfen Nägeln in den dürren Arm gekniffen.

Wenn es Ihnen Vergnügen macht — ſprach Frau Piché. Das Paar ging zur Thür hinaus und machte eine höchſt eigenthümliche komiſche Doppelfigur. Der lange, ſpindeldünne Franzoſe in ſeinem blauen Frack und Hoſen mit Stiefeln, die bis an die Knie gingen, ſtand im entſchiedenſten Gegenſatz gegen die kleine, dicke Geſtalt ſeiner Frau, die über den ſchlotterigen Kattunrock einen alten gelben Shawl geworfen hatte und auf dem Kopfe die ſchon bekannte weiße Gardinenhaube trug. Burkart folgte und ſchritt in der Straße an der Seite der Dame hin.

Was für ein glückliches Leben mögen Sie in dieſem Thale führen! rief der junge Mann; die Gegend iſt ſo reizend, wie ich kaum eine andere kenne. Hier muß ja lauter Friede und Glück wohnen.

Die Fried und der Klück ſein allerwärts, wenn die Menſch darnach ſein, ſtotterte der Verwalter — aber offenbar erhielt er einen neuen Kniff in den Arm, denn er wisperte einen unterdrückten Schmerzlaut.

Gott ſei Dank, fiel ihm die Frau ins Wort, wir ſind die glücklichſten Leute von der Welt. Zugleich ſah ſie ihren Gatten aber mit einem grimmigen Blick von der Seite an.

Es kann auch nicht anders ſein, denn die Natur ſpendet hier mit vollen Händen, fuhr Burkart fort. Sie haben herrlichen Wald für Bauwerke und für den Ofen; die Felder geben Korn und Weizen, und überdies wächſt an den Hügeln ein koſtbarer Wein.

Nun, für die Männer könnte des Weins etwas weniger ſein, meinte die Verwalterin; gute Getränke verführen ſie zu allerlei dummen Streichen.

Und wieder ſtreifte ein böſer Blick ihren Herrn und Gebieter.

Ein ſolcher Vorwurf kann aber Ihren Gemahl nicht treffen, warf Burkart ein. Ich bin ſeit einigen Tagen öfter mit ihm zuſammengetroffen und habe ihn nur wie ein Vögelchen nippen geſehen. Er iſt ein Muſter von Mäßigkeit.

En effet, beeilte ſich Herr Piché zu bekräftigen. Der Mäßigkeit ſein eine Tuckend, der ick fleißik bin ſeit der erſten Juckend.

Nun aber erſcholl wirklich ein ſehr hoher Laut aus ſeinem Munde. Seine Frau hatte ihn für dieſe Lüge mit einem noch ſtärkern Kniff beſtraft.

Und geſund iſt das Landleben auch über alle maßen, fuhr der Maler in ſeinem Thema fort, als hätte er der Pein des geplagten Mannes nicht Acht. Wenn man ſo in den Bohnen ſitzt und ſeinen Kohl pflegt, wie lange lebt man da! Hundert Jahre und darüber! Wie erhebend iſt der Anblick eines Paares wie dasjenige, das ſich mir in Ihren würdigen Geſtalten darſtellt. Sie gemahnen mich an Philemon und Baucis. Mich dünkt, Sie müßten nie einen Zank gehabt haben.

Niemals! verſicherte die Frau.

Mais il arrive quelque fois — nun ſchrie Piché laut auf —

L'ennui — war das Wort, mit dem er ſchließen wollte.

Dann riß er ſich mit einem Sprunge los.

Du ſtolperſt ja! rief die Dame aufgeregt, ein alter Mann ſollte ruhiger ſeines Weges gehen. Und dann murmelte ſie: Der verfluchte Branntwein!

Sie waren an dem Grundſtück angekommen, das von dem Städtchen ſeitwärts am Wege lag und von einer hohen grünen Hecke umgeben war. Das Paar verabſchiedete ſich von dem Maler und trat durch die Thür in den Garten, der mit einer Menge von Gemüſen beſetzt war.

Burkart that, als wenn er mit eiligen Schritten den Weg hinausſchreite, ſprang aber um die Ecke des Zaunes und kauerte nieder, um zu ſehen, was ſich weiter begebe.

Und dort wurde er Zeuge einer höchſt drolligen Scene, denn die Frau Verwalterin, welche bis dahin ihre Wuth in der Stille verarbeitet hatte, brach in den hellſten Zorn aus.

Was iſt das für eine Art! rief ſie aus. Alſo willſt du noch auf deinen alten Tag ein ausbündiger Trunkenbold werden? Wie oft habe ich dir das nichtsnutzige Branntweintrinken verboten, und dennoch kannſt du die verfluchte Angewohnheit nicht laſſen!

Aber Sie ab ja keört von die junge peintre, daß ich ein exemple von die modération ſein — entſchuldigte ſich der alte Herr, der wie ein Schulknabe daſtand.

Der junge Maler iſt ein hergelaufener Kleckſer, ein Thunichtgut, ein Laffe, der überdies voller Tücken und Bosheit ſteckt. Ich begreife nicht, daß du ſeine Anzüglichkeiten nicht verſtanden haſt, du Dummkopf! ſchrie das erzürnte Weib und gab ihm eine derbe Maulſchelle.

Nix ſo bös, wie Sie, ſchrie nun auch der Franzoſe. O la paix, le bonheur! Wenn er wüßte, was Sie ſein, Sie ſein ein unverträcklich, zänkiſch Perſon — nix Baucis — die leibaftike Xantippe.

Ich eine Xantippe — weil ich Regel und Ordnung halte! kreiſchte nun die Verwalterin noch wuthentbrannter. Da hört alles auf. Ich muß dich unglückſeligen Verſchwender noch beſſer ſtrafen!

Zugleich aber riß ſie aus dem nahe liegenden Bohnenſelde eine Stange. Ihr Mann aber ſah kaum den kühnen Griff, als er ein Gleiches that. Mit den heftigſten Geberden ſtreiften beide zugleich die Ranken von den Stäben und ſtanden ſich dann kampfgerüſtet gegenüber. Der erſte Schlag auf den Gegner fiel von der Hand der empörten Frau. Bei Piché bewährte es ſich, daß der Mann auch in der größten Heftigkeit das Weib zu ſchonen pflegt. Mehreren Hieben ſuchte er mit dem Holze oder durch Seitenſprünge zu entgehen. Als ihn aber einmal die Stange getroffen hatte, ſchwand ſein Langmuth und er erwiderte nun Gleiches mit Gleichem. Und ſo begann denn eine wechſelſeitige Dreſcherei aufeinander, die einige Momente dauerte. Schließlich aber ſchien die Meiſterſchaft der Verwalterin unzweifelhaft. Sie hatte ihrem Gegner mit großer Geſchwindigkeit und Kühnheit mehrere ſo empfindliche Schläge beigebracht, daß dieſer plötzlich den Stecken beiſeite warf und Ferſengeld gab. Auf ſeiner Flucht, die er geradeswegs nach der Gartenthür nahm, verlor er den Hut, und bei dem Sprung ins Freie blieb ihm auch die Perrüke oben im Gezweig der Hecke hängen, die er von ſeitwärts berührte. Als er aber auf der Straße ſeinen Verluſt bemerkte, kehrte er ebenſo raſch wieder zurück, um die verlorenen Gegenſtände wiederzufinden. Seine Frau, die ihn in dieſem Zuſtande erblickte, wurde plötzlich ernüchtert und half ihm ſuchen. Der Hut wurde auch glücklich aufgehoben, aber die Perrüke war trotz aller Mühe, die ſich beide gaben, nicht aufzuſpüren, ſo ſehr man auch das geſchehene Unglück von beiden Seiten bejammerte. Endlich blieb nichts anderes übrig, als unverrichteter Sache nach Hauſe zu ziehen. Piché mußte ſich den Hut tief in den Kopf drücken, dann gingen beide, als wäre nichts vorgefallen, auf den möglich ſtillſten Wegen nach der Vogtei. Ob die Frau ihren Mann nicht wieder verſchiedenemal mit ihren Kniffen beglückte, iſt ungewiß, aber wahrſcheinlich.

Burkart trat nun mit unauslöſchlichem Gelächter aus ſeinem Verſteck hervor, nahm die verlorene Perrüke von der Hecke, wickelte ſie vorſichtig in ein Papier und begab ſich in das Wirthshaus. Als es aber Abend wurde, machte ſich der junge Mann auf den Weg nach der Vogtei. Zum erſten mal trat er über die Brücke und durch das Thor in den Hof des alten Gebäudes, der ſich als ein unregelmäßiges Viereck zwiſchen den vier Flügeln erſtreckte. Er ſchaute ſich im Innern der wunderlichen Gelaſſe um und blickte an allen Fenſtern hinauf und an allen Thüren hinein, ohne die entfernteſte Spur von dem Mädchen mit den Rehen zu finden. Es war ſogar nicht einmal ein Menſch aufzutreiben, der ihm über die Wohnung des Verwalters Auskunft geben konnte.

Da erblickte er rechts an einer ſchweren eichenen Thür, welche feſt verſchloſſen war, die Aufſchrift: „Gräflich Bohlenberg'ſches Rentamt.“ Statt einer Klingel war dort ein eiſerner Klopfer angebracht, mit dem er einige entſchiedene Schläge auf die Thür that, die an den umherſtehenden Wänden einen dumpfen Widerhall fanden. Nachdem dieſes Geſuch um Einlaß eine Zeit lang ohne Erfolg geblieben war, wiederholte Burkart es in ſtärkerer Weiſe.

Da ſchürfte durch den Gang ein langſamer Schritt heran, und eine ſcharfe Stimme, deren Eigenthümerin unzweifelhaft die Verwalterin war, ließ ſich hören: Geduld! Geduld! Was iſt das für ein Lärm? Hat es denn ſolche Eile?

Dann wurde der Riegel fortgeſchoben, die Angeln knarrten, die Thür öffnete ſich. Frau Piché betrachtete den jungen Mann mit einem ingrimmigen Geſicht.

Ich wünſche Ihren Herrn Gemahl zu ſprechen, wandte ſich Burkart an die Dame. Eine Sache von Wichtigkeit führt mich hierher.

Ich bin bereit, Ihre Beſtellung zu übernehmen, erwiderte ſie.

Sie werden verzeihen, ſprach der junge Mann, aber die Discretion erheiſcht, daß ich mit Herrn Piché ſelbſt rede.

Ei was! lautete die Antwort, ich kenne alle Angelegenheiten meines Gemahls. Er iſt jetzt nicht bei der Hand, er hat Geſchäfte, die ihn keinen Augenblick freilaſſen. Machen Sie alſo Ihre Beſtellungen an mich.

Burkart zog das Papier mit der Perrüke aus der Taſche und ſpielte damit in der Hand, um die Neugierde der Dame zu reizen. Es ſchien, als wolle er ihr das Päckchen überreichen, dann zog er es aber wieder raſch zurück.

Nein, ſagte er, es geht nicht. Man muß in ſolchen

Dingen verſchwiegen ſein, ſelbſt vor den Gattinnen. Ich werde Herrn Piché wol ſchon ſonſt begegnen.

So treten Sie ein, kreiſchte die Frau mit wüthender Geberde.

Sie führte ihn in ein altes, ödes Zimmer, das ſo unwohnlich wie möglich ausſah. Die Langeweile ſah ihn beklemmend von den Wänden und aus den Geräthen an. Dann rief ſie mit gellender Stimme, daß es ſcharf durch die langen, gewundenen Gänge klang: Piché, Piché!

Der Verwalter ließ nicht lange auf ſich warten und kam faſt athemlos herangeſtürzt. Man ſah ihm an, daß er gewohnt war, dem Rufe der Gattin, welche doch die Klopfer an der Thür ziemlich hartherzig warten ließ, auf der Stelle zu folgen.

Aber welche ſeltſame Veränderung war mit Herrn Piché vor ſich gegangen! Statt der gewohnten Perrüke hatte er ein anderes Werk des Haarkünſtlers auf das Haupt geſetzt, welches wenigſtens ſchon dreißig Jahre zählte und längſt aus der Mode war. Ueber ſeinen Rücken herab ging nämlich ein Zöpflein mit einer breiten Schleiſe. In Ermangelung ſeiner verlorenen Kopfbedeckung hatte er aus einer alten Kiſte dieſe Reliquie vergangener Tage hervorgeholt.

Burkart konnte ſich kaum faſſen, dennoch hielt er das Lachen an, das ihm die Seele leiſe durchſchütterte.

Ich bringe Ihnen einen Gegenſtand zurück, den Sie heute wahrſcheinlich verloren haben, flüſterte der junge Mann dem Verwalter ins Ohr. Ich weiß nicht, ob Sie die Angelegenheit vor Ihrer Frau Gemahlin nicht als Geheimniß betrachten, denn leibliche Schäden pflegt man vor dem ſchönen Geſchlecht zu verbergen.

Zugleich übergab er dem erſtaunten Manne das Päckchen.

Was ſoll die Geheimnißkrämerei? rief die Dame und riß ihrem Gemahl das Papier aus der Hand, das ſie auch ſofort ohne alle Umſtände öffnete.

Ach, die verlorene Perrüke! rief ſie aus.

Ah, la perruque! wiederholte der Gemahl.

Wir danken Ihnen für Ihre Gefälligkeit, fuhr die Frau fort. Es iſt gut für ihn, daß ſie wieder an Land kommt. Eine neue hätte er nicht bekommen. Wie kann ein ſo alter Mann auch ſeine Perrüke verlieren?

Da Sie beide kein Geheimniß aus der Sache machen, ſo muß ich Ihnen doch erzählen, daß ich dieſen Morgen, nachdem ich Sie verließ, noch einen Spaziergang das Thal hinauf machte. Als ich gegen Mittag zurückkehrte und an Ihrem Garten vorbeiging, ſah ich plötzlich hoch in der Hecke zunächſt der Thür einen Gegenſtand hängen, deſſen ſeltſame Geſtaltung ich mir nicht erklären konnte. Ich nahm ihn mit meinem Stock herab und erkannte zu meiner Verwunderung eine Perrüke, die mich an Ihr Haupthaar erinnerte. So ſteckte ich ſie zu mir und bin erfreut, daß ich Ihnen einen kleinen Dienſt geleiſtet habe. Aber ums Himmels willen, wie iſt denn das Ding da hinaufgekommen?

Mon Dieu! ſtotterte der Verwalter — —

Seine Frau ſah ihn ſehr bedenklich an und legte ihren Arm in den ſeinigen, wahrſcheinlich, um die gewohnte Strafe über ihn zu verhängen.

Der Wind wird es gethan haben, ſagte ſie.

Ah oui, le vent — fiel Piché ein.

Aber es war ja gar kein Wind, lächelte Burkart.

Nein, ich erinnere mich, ſprach die Frau, er wollte Obſt vom Baume pflücken.

Soviel ich weiß, iſt noch kein Obſt reif, wandte der Maler ein.

Non, je me souviens — ſprach jetzt der Verwalter. Ick war in die Bohn.

Die Frau kniff.

Burkart aber ſagte: Ja, wenn Sie in den Bohnen waren, ſo erklärt ſich die Sache. Da hat ein Zweig die Perrüke von Ihrem Haupte in die Höhe geſchnellt.

So wird es ſein, ſtimmte die Dame ein.

C'est la chose, verſicherte der Franzoſe.

Während dieſes Geſprächs hatte der junge Maler einige ſeltſame Bewegungen an dem Zöpflein wahrgenommen. Auch der Verwalter zuckte zuweilen, als fühle er ein unheimliches Hin- und Herſchweben in ſeinem Nacken. Plötzlich aber hob ſich der Zopf wirklich in die Höhe und man vernahm ein deutliches Summen in der Stube.

Qu'est ce cela? rief der erſchreckte Mann.

Was iſt das? rief die Frau.

Beide griffen nach dem Zopf, der in der That ein geſpenſterhaftes Leben gewonnen zu haben ſchien. Dem alten Ehepaar dünkte es nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Burkart aber brach plötzlich in ein ſchallendes Gelächter aus, denn er gewahrte, daß eine Menge von Maikäfern an den Zopf mit Fäden befeſtigt war.

Die beflügelten Thiere aber hatten eben in ihrer Geſammtheit einen Flug unternommen, dem eine Erhebung des Schwänzleins im Nacken des Herrn Piché folgte und der auch das Summen veranlaßte.

Maikäfer flieg! rief der junge Mann.

Was ſind das für neue Narreteien? rief die Frau in neuer Wuth.

Ah, das aben die Hex gethan, tobte nun auch der Franzoſe außer ſich, indem er froh zu ſein ſchien, einen andern Gegenſtand ſeines Zornes gefunden zu haben als ſeine Frau. Das ſein die Försters Kätz geweſ' — ſie is kekomme zu mir in die Bureau, ab keſehn der Perrük, ab bewundert die Zopf und keruf: charmant, charmant! Dann ſein ſie fortkekang und nach ein Stund wiederkekomm und ab cagolirt und keſtreichelt die Zopf und bei dieſe Kelekenheit die Thier ankebund.

O, das nichtswürdige Ding, rief die Verwalterin und lief ſpornſtreichs zur Thür hinaus. Ich werde ſie kriegen!

Burkart tröſtete den entſetzten Mann und half ihm, ſeine gewöhnliche Perrüke gegen den bezopften Kopfputz auszutauſchen.

Dann empfahl er ſich, um Philemon und Baucis ihrer friedlichen Ehe zu überlaſſen.

Fünftes Kapitel.

Der junge Maler hatte bei ſeinem erſten Beſuch in der Vogtei allerdings eine komiſche Scene erlebt, aber der hauptſächliche Zweck, nämlich dem Mädchen mit den Rehen auf die Spur zu kommen, war wiederum gründlich geſcheitert. Seinem Plane gemäß hatte er nunmehr bei dem Pachter Pocher vorſprechen müſſen. Der folgende Tag aber ſchien zu einem ſolchen Beſuche nicht zweckmäßig, denn es war ein Sonnabend, an welchem in der Landwirthſchaft gerade am meiſten zu beſorgen iſt, weshalb denn auch die Oekonomen ſich nicht gern mit fremden Leuten beſchäftigen. Was ſollte der junge Mann auch zuerſt in ein Haus treten, wo vorausſichtlich geputzt und geſcheuert wurde und für Küche und Stall, für Vieh und Menſchen alle Hände in Thätigkeit waren!

Uebrigens beeilte er ſich auch deshalb um ſo weniger, weil er vernommen hatte, daß der Herr von Witte am Sonntag die Kirche mit ſeiner Familie zu beſuchen pflegte. Bei dieſer Gelegenheit hoffte Burkart durch eine genaue Forſchung zu ſeinem Ziele zu kommen und die reizende Unbekannte unter den vier Töchtern des Vogts herauszufinden. Er ſtellte deshalb ſchon im voraus genaue Erkundigungen an, welchen Platz die adeliche Familie bei der Meſſe einzunehmen pflege, und beſchloß, ſich ihr gegenüber eine Stelle auszuſuchen, trotzdem daß er ſonſt ein ſeltener und kärglicher Beſucher des Gottesdienſtes war. Als er daher am Morgen des nächſten Tages die erſten Töne der Glocken durch die helle Luft des reizenden Thales tönen hörte, begab er ſich im bunten Schwarm der Menge, die zum heiligen Werk eilte, in das Gotteshaus.

An ſeiner Stelle angelangt, ſah er auch wirklich den Herrn von Witte mit ſeiner Frau und vier jungen Damen in die Kirche treten und ſich ſämmtlich nach dem Stuhle begeben, der ihm als Eigenthum der Familie bezeichnet worden war. Burkart's Herz ſchlug vernehmlich, als er der Reihe dieſer Geſtalten anſichtig wurde. Leider fand ſeine Neugierde für den Anfang aber nicht die mindeſte Befriedigung, denn die Damen waren in gleichmäßige graue Gewänder gekleidet und die Häupter erſchienen von ſo dichten Schleiern umgeben, daß auch der ſchärfſte Blick nicht im Stande geweſen wäre, irgendeine Phyſiognomie zu erkennen. Gleichwol verlor er die Hoffnung nicht, daß ſich im Verlauf des Gottesdienſtes das Geheimniß lüften werde, indem die Damen die verhängnißvollen Umhüllungen beiſeite ſchieben müßten. Aber auch dieſe Erwartung wurde gänzlich getäuſcht. Der Geſang erſcholl, die Predigt begann und ging vorüber, die ganze Meſſe wurde beendigt, ohne daß Burkart dem Verlaufe des Dienſtes die geringſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte, aber die fünf Häupter der Damen hielten ſich nach wie vor in ihre Schleierwolken entrückt. Er ſah nur den langweiligen Kopf des Herrn von Witte mit der zurückſtehenden Stirn und den großen Augen, die ihn zuweilen recht verdrießlich anſtarrten, und konnte dort eine Phyſiognomie ſtudiren, um die es ihm durchaus nicht zu thun war. Es ſchien ſogar, als hätte ihm der Alte durch Blicke verſtändlich machen wollen: Warte nur, Bürſchlein, ich will dir Mores lehren, umſonſt biſt du mir nicht tagelang um die Vogtei geſchlichen! Trotz all deinen Bemühungen ſollſt du die Geſichter der Mädchen nicht ſehen! Wir wollen dem Fuchs die Trauben zu hoch hängen!

Die Familie entfernte ſich denn auch, wie ſie gekommen war. Burkart verfolgte ſie vergeblich aus der Kirche und durch die Straße, die auf den Platz vor der Vogtei führte. Sie waren und blieben verſchleiert. Der Sonntag war ein verlorener Tag für ihn.

So kam denn allerdings die Zeit, wo er den Beſuch bei dem Pachter für angemeſſen hielt. Wirklich machte er ſich auch gegen Abend auf den Weg, um das gegebene Verſprechen zu löſen, und trat in die Wohnung des Herrn Pocher ein. Und auch jetzt ſchien ein beſonderer Glücksſtern über ſeinem erſten Beſuche zu herrſchen, denn wie er in den Räumen des Verwalters zuerſt von der Dame des Hauſes empfangen worden war, ſo kam ihm hier auch zuerſt die Frau Pachterin entgegen.

Die Dame Pocher glich aber der Dame Piché keineswegs wie ein Ei dem andern. Im Gegentheil, man konnte nicht leicht auf verſchiedenartigere Schweſtern ſtoßen. Es erwies ſich hier die Wahrheit des alten Spruchs, daß Mann und Weib ſich in der Ehe ähnlich werden. Während bei den Verwaltersleuten alles ineinander zu ſchrumpfen ſchien, dehnte ſich bei den Pachtersleuten alles aus. Die erſten verfolgten das concentriſche, die zweiten das excentriſche Princip. Bei jenen trat lauter Knochen, Sehne und Muskel in ſcharfer Begrenzung hervor, bei dieſen ſchwamm alles in unſaglicher Fettſubſtanz. Und wie das Aeußere, ſo war auch das Innere bei den beiden Damen beſchaffen. Frau Piché zeigte ſich in allen Aeußerungen ihres Seelenlebens ſcharf, heftig, bitter, Frau Pocher wohlwollend, freundlich, gutmüthig.

Die letztere hatte übrigens trotz einer langen Ehe, die ſie in beſcheidenen landwirthſchaftlichen Verhältniſſen verbrachte, weder ihre Herkunft noch ihre vermeintliche Bildung vergeſſen und ließ beides gern merken, wenn ſie mit Leuten zuſammenkam, die in Amt und Würden ſtanden oder überhaupt zu den höhern Claſſen der Geſellſchaft gehörten. Sie wußte dann die Rede darauf zu bringen, daß ſie eigentlich beſſere Zuſtände gewohnt ſei, daß ſie in der Jugend mit lauter vornehmen Leuten umgegangen und den Goethe, Schiller und Kotzebue geleſen und Tiedge zu ihrem Lieblingsſchriftſteller auserwählt habe. Die dicke Frau pflegte bei ſolchen Gelegenheiten in eine Art Sentimentalität auszubrechen, die in einem ſeltſamen Gegenſatz zu ihren äußern Umgebungen ſtand. Sie liebte ſogar ſolche Stimmungen und ſuchte deshalb jeden in ihr Haus zu ziehen, der in ihre komiſchen Schwärmereien eingehen konnte. Und ſo waren denn auch die Maler, welche früher das Thal zu beſuchen pflegten, willkommene Erſcheinungen für ſie geweſen, mit denen ſie gar gern über ihre glänzende Vergangenheit plauderte und die ſie mitunter merken ließ, daß ſie ſelbſt allerlei Talente zum Zeichnen, zum Guitarreſpielen und ſogar zur Dichtkunſt gehabt hätte, und vielleicht unter andern Verhältniſſen eine ebenſo berühmte Schriftſtellerin geworden wäre wie Sophie von Laroche, Karoline Pichler und Luiſe Brachmann.

So war es denn auch nicht zu verwundern, daß ſie Burkart's Beſuch mit der beifälligſten Genugthuung entgegennahm. Nachdem der junge Künſtler in das große Fremdenzimmer eingetreten, das eine alte Halle bildete, die übrigens trotz aller Einfachheit viel wohnlicher geſchmückt war als Piché's Stube, erſchien ſie ſofort und empfing ihn in der gemüthlichſten Weiſe. Zunächſt drückte ſie ihre Freude aus, daß wieder einmal ein Künſtler die Gegend beſuche, und theilte Burkart mit, ſie ſei eine Freundin des Profeſſors und ſeiner Schüler geweſen, welche ſie ſehr häufig mit ihren Beſuchen beehrt hätten. Um ihm einen Beweis dieſes vertraulichen Umgangs zu geben, zeigte ſie ihm denn auch einige Skizzen und Bilder, die, aus jener Zeit ſtammend, an den Wänden umherhingen, und unter denen ſich namentlich die Bildniſſe des Pachters und ſeiner Gemahlin befanden. Unter das erſtere hatte der Eheherr mit eigener Hand und in großen zackigen Buchſtaben die Worte geſchrieben: „Diß is mein Paartrett.“ Darauf wies ſie dem jungen Mann ihre alte Guitarre, die verſtaubt an der

Wand hing, und erinnerte ſich mit Thränen der Rührung in den Augen der Zeit, wo ſie zu den Tönen des Inſtruments die ſchönen Lieder: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille“, „Land meiner ſeligſten Gefühle“ und „Sohn, hier haſt du meinen Speer“, geſungen habe, die doch alle viel mehr zum Herzen gegangen ſeien als die Erzeugniſſe der neuern Liedercomponiſten. Und dann leitete ſie das Geſpräch mit einer kühnen Wendung auf die Schätze der deutſchen Literatur. Sie ſchien ſogar nicht übel Luſt zu haben, dem Fremden einige von ihr ſelbſt verfaßte Proben in gebundener Rede vorzudeclamiren.

Da aber unterdeß die Dämmerung hereinbrach und der junge Maler den Pachter, dem doch eigentlich ſein Beſuch galt, noch immer nicht zu Geſicht bekommen hatte, ſo hielt er es für ſeine Pflicht und Schuldigkeit, nach Herrn Pocher zu fragen. Uebrigens empfand er nebenbei auch die größte Luſt, ein Geſpräch abzubrechen, das ihn mächtig zu langweilen anfing, zumal da er in der Nebenſtube mitunter ein laut ſchallendes Gelächter hörte, welches von der Anweſenheit einer luſtigen Geſellſchaft Kunde gab, in der er ſich ohne Zweifel wohler befunden haben würde als in dem faſelnden Gegenüber mit der ſentimentalen Frau.

Wäre es nicht beſſer, fiel ihr deshalb Burkart ins Wort, daß Sie mich dieſe Genüſſe ein andermal koſten ließen? Ich habe Ihrem Herrn Gemahl verſprechen müſſen, ihn zu beſuchen, weshalb ich ihn denn auch gern ſehen möchte.

Ich will ihn rufen, ſprach die einigermaßen enttäuſchte Dame. Aber ich muß ja auch Licht beſtellen, denn es iſt ganz dunkel geworden.

Sie ſtand auf und ging hinaus. Nach einiger Zeit öffnete ſich die Thür in das Seitenzimmer, und aus dem benachbarten Raume drang ein heller Strahl herein. Burkart ſah durch die Spalte, daß der alte Schulmeiſter Demuth, den er ſchon im Wirthshauſe kennen gelernt hatte, eine alte Dame küßte, die eher einer Vogelſcheuche als einem menſchlichen Weſen ähnlich ſah. Dann ſcholl es: Bravo, der Lehrer hat die Lehrerin geküßt! Und es folgte ein heller Ausbruch luſtiger Freude. In demſelben Augenblick aber ſchloß ſich die Thür wieder ebenſo raſch, als ſie geöffnet worden war, und Burkart ſaß in einem ſtets zunehmenden Dunkel.

Zugleich aber trat die koloſſale Geſtalt des Pachters auf ihn zu.

Das iſt brav von Ihnen, Herr Burkart, rief er mit ſeiner mächtigen Stimme, daß Sie die Ehre haben, unſer Haus zu beſuchen.

Die Ehre iſt Ihrerſeits, antwortete der junge Mann mit leiſer Ironie.

Nun, haben Sie ſchon viel Kitſchen aufgenommen? fragte Pocher.

So gut es Zeit und Kräfte erlauben, ſind mir allerlei Skizzen entſtanden, antwortete Burkart. Ihre Gegend iſt wunderſchön.

Ja, ſchön iſt ſie, meinte der Bauer, wenn nur die vielen Berge nicht wären.

Dann entbehrte auch die Landſchaft wol ihrer größten Reize, entgegnete der Künſtler.

Aber wir könnten unſere Frucht mit weniger Mühe ziehen, lachte Pocher. Sind Sie auch wol gehörig in der Gegend bekannt und haben Sie jemand, der Sie auf die Schönheiten aufmerkſam macht?

Vielleicht könnte ich mir bei Ihnen zuweilen guten Rath holen, antwortete der Maler.

Das will ich meinen, ſprach der Pachter. Ich kenne dieſes Land wie meine Taſche.

Was halten Sie denn von dem See, der oben im Gebirge liegt? fragte Burkart. Er ſoll ſehr reizend und maleriſch ſein.

Dummes Zeug! war das Urtheil des Landmanns, es iſt ein großer Kümpel, eine Maſſe Waſſers mit etwas Buſch darum.

Und die Felſen am Teufelsbach? forſchte der Künſtler weiter.

Wüſt, wüſt, überaus wüſt, verſicherte der Gefragte. Nichts wie nutzloſes Geſtein, auf dem nicht ein Grashalm wächſt. Aufrichtig geſagt, begreife ich den Geſchmack der Herren Maler nicht recht, daß ſie lauter ſo unnütze Gegenſtände ſchön finden und ſogar abconterfeien. Da hat ein Vetter von mir unten im Lande einen neuen Hof gebaut aus lauter blanken, rothen Ziegelſteinen und mit Dächern von rothen Pfannen. Die Gebäude, ſowol das Wohnhaus wie die Scheunen und Ställe, ſtehen in regelrechtem Viereck; in der Mitte befindet ſich der Miſt, und alles liegt im flachen Felde, das nur an einer Seite in einen regelmäßigen Garten umgewandelt iſt. Das finde ich ſchön, aber kein Menſch geht hin und malt es ab.

Dieſe Auseinanderſetzung der Aeſthetik der Landſchaft wurde durch die Pachterin unterbrochen, welche mit einer Lampe hereintrat.

Aber um Gottes willen, was iſt das? rief die Dame, indem ſie ihren Mann voller Schrecken betrachtete.

In der That war der Anblick überaus lächerlich, denn auf der Oberlippe des Pachters befand ſich, mit gebranntem Kork gemalt, ein gewaltiger ſchwarzer Schnurrbart, der ſich auf dem breiten Geſicht, das von dem Meſſer des Barbiers glatt geſchoren war, höchſt komiſch ausnahm.

Ach, der Schnurrbart, ſagte der Pachter mit einiger Verlegenheit.

Wie kommſt du zu ſolchem Unſinn? fragte die Frau mit verdrießlichem Geſicht.

Wir haben daneben Pfänder geſpielt, antwortete der Mann. Ha, es hat luſtig hergegangen bei dem jungen Volk. Denk dir, ſie haben es dahin gebracht, daß der Schulmeiſter, der alte Junggeſelle, Fräulein Piderit, die Schulmeiſterin, die alte Jungfer, küſſen mußte.

Das iſt wieder ein ſchöner Unſinn! murrte die Frau, unſer Haus wird noch ganz in Verruf kommen! Ich will hinein und den tollen Jungen den Kopf zurecht ſetzen.

O, in deren Köpfen ſind die Streiche nicht gewachſen, begütigte der Pachter.

Wer iſt denn der Urheber?

Nun, des Förſters Käthe, lautete die Antwort. Wer könnte es auch anders ſein? Das tolle Ding hat eine Menge neuer Töne mitgebracht. Wir haben uns faſt todt gelacht.

Dem muß ein Ende gemacht werden! ſprach Frau Pocher und näherte ſich der Thür.

Stören Sie doch nicht die Luſt und Freude, beſänftigte Burkart. Jugendblut hat Uebermuth.

Aber die Pachterin ließ ſich nicht ſtören und öffnete die Thür. Ihr Gemahl und Burkart folgten.

Wo iſt die närriſche Käthe? rief die Frau in die reichlich verſammelte Geſellſchaft.

Als ſie hörte, daß ein Fremder angekommen ſei, iſt ſie fortgelaufen, antwortete einer der Söhne.

So werde ich mir wieder einmal bei ihrem Großvater ihre verrückten Streiche verbitten müſſen, zürnte die verdrießliche Frau.

Der dicke Landwirth wgr mit dem Maler unterdeß auch in die Stube getreten, die in der That ein ſeltſames Bild von Unordnung bot, denn alle Möbel waren von ihrer Stelle gerückt; auf dem Tiſch lagen Karten und angebrannte Flaſchenpfropfen neben Weingläſern und getrocknetem Obſt. Die Hauptſache aber war, daß lauter luſtiges Volk hin- und hertobte. Außer den jungen Leuten des Hauſes und der Nachbarſchaft befanden ſich auch noch der Schulmeiſter und die Schulmeiſterin im Raume. Und ſogar der Herr Paſtor verſchmähte nicht die Geſellſchaft, deren verſchiedene Mitglieder ſammt und ſonders wenigſtens mit ihren Geſichtern an eine Wachtſtube von wilden Soldaten erinnerten, denn der ſchon auf der Oberlippe des Pachters zur Erſcheinung gekommene Schnurrbart war bei alt und jung zu finden. Die plötzliche Störung brachte aber höchſt komiſche Wirkungen zum Vorſchein. Die jungen Mädchen beeilten ſich nämlich ſo raſch wie möglich, die ſchwarzen Striche zu entfernen. Der Schullehrer, die Schullehrerin und der geiſtliche Herr aber hatten ſich in die verſchiedenen Ecken des Zimmers gerettet und der Geſellſchaft den Rücken gewandt. Sie rieben und wuſchen ihr Meiſtes und Beſtes an ihren betreffenden Lippen, ohne indeß ſo leicht zum Ziele zu kommen, denn Förſters Käthe hatte die Striche gründlich aufgetragen. Als die drei Perſonen, die ſonſt den Reſpect zu vertreten pflegten, ſich wieder dem Lichte zuwandten, ſahen ſie aus wie Mulatten und erregten neue Heiterkeit und Gelächter in dem luſtigen Kreiſe, in dem Burkart nun noch ein paar Stunden verblieb, ohne daß indeß die Urheberin des Lärms, die durch ihre Streiche den jungen Künſtler allmählich neugierig auf ihre Erſcheinung machte, ſich wieder blicken ließ.

Sechstes Kapitel.

So angenehm der Sonntagsabend für Burkart auch bei den Pachtersleuten vorübergegangen war, ſo hatte er in ſeinen beabſichtigten Entdeckungen über die Perſon des Mädchens mit den Rehen doch keinen einzigen Schritt vorwärts gemacht. Da er ſich aber immer feſter in den Kopf geſetzt, dieſelbe ſei nur unter den Töchtern des Herrn von Witte zu finden, ſo beſchloß er, den Verſuch zu machen, ſich bei dem adelichen Herrn einzuführen. Was konnte ihm auch Schlimmeres geſchehen als abgewieſen zu werden? War dies der Fall, ſo durfte er doch immer wieder aufs neue anklopfen. Hatte der adeliche Herr einen harten Kopf, ſo meinte er doch noch einen härtern zu beſitzen. Da es nun einmal in ſeinem Rathe beſchloſſen war, die Angeſichter der Mädchen zu ſehen, ſo wollte er dieſen Beſchluß auch unter allen Umſtänden ausführen.

Um einen Vorwand war der unternehmungsluſtige Künſtler nicht verlegen. Da nämlich die antiquariſchen Beſchäftigungen die hauptſächlichſte Liebhaberei des Herrn von Witte ausmachten, ſo hielt er es für die geeignetſte

Art, der Feſtung von dieſer Seite zu nahen, um die Breſche zu ſchießen, die ihm Einlaß verſchaffen ſollte. Ueberdies aber wählte er auch eine recht vornehme Art, ſich an den Vogt zu wenden. Er ſuchte nämlich das feinſte und duftigſte Papier, das er in ſeiner Mappe fand, und ſchrieb darauf ein Brieflein, in dem er Herrn von Witte bat, ihm doch eine Zuſammenkunft zu geſtatten, in welcher er ihn in Beziehung auf einige alterthümliche Gegenſtände des Landes um Rath fragen wollte. Er befleißigte ſich überdies des gewählteſten und ſchmeichelhafteſten Stils, der ihm zu Gebote ſtand, indem er den Vogt namentlich eine berühmte Autorität in ſeinem ſchwierigen Fache nannte, das nur Männer mit der feinſten Combinationsgabe treiben könnten. Für das Siegel wurde dann ein überaus wohlriechender Lack gewählt. Schließlich aber mußte der Hausknecht im Stern ſeine Sonntagsjacke anziehen, um das Billet zu überbringen und die Antwort zu holen.

Burkart hatte ſich in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht. Der Hausknecht erzählte ihm, daß der gnädige Herr zuerſt bei der Botſchaft ein finſteres Geſicht gemacht habe, das aber bei Betrachtung des feinen Briefleins alsbald aufgeklärt worden ſei. Nach langem Hin- und Herwenden habe er das Billet geöffnet und mehreremal geleſen. Dann ſei er in Gedanken eine Weile im Zimmer auf- und abgegangen und habe ihn endlich beſchieden, daß er den Herrn Maler erwarte.

So begab ſich denn der junge Künſtler auf den Weg. In der Nähe der Vogtei begegneten ihm nun zu ſeinem Erſtaunen vier junge Damen, die er ihren

Kleidungen nach für die Töchter des Vogts halten mußte, denn ſie ſchritten in denſelben Kleidungen einher, die ſie in der Kirche getragen hatten. Aber auch diesmal erſchienen die Geſichter wieder mit dichten Schleiern umhüllt. Es waren faſt klöſterliche Erſcheinungen, die nur deshalb einigermaßen weltlich ausſahen, weil jede einen gewaltigen Blumenſtrauß in der Hand trug. Langſam und gemeſſen gingen ſie an Burkart vorbei, der dieſe Begegnung für ein gutes Zeichen nahm.

Wenige Minuten ſpäter befand er ſich im Zimmer des Herrn von Witte, zu welchem er durch einen langen Corridor gelangt war, der eine Menge von alterthümlichen Gegenſtänden enthielt. Alte Bilder hingen an den Wänden, braune geſchnitzte Schränke und Geſtelle ſtanden mit allerlei Töpfen, Urnen, Waffen, Holz- und Steinbildern geſchmückt in den Ecken und zwiſchen den Fenſtern. Während draußen die gröbern Sachen ihren Platz gefunden hatten, wurden in der Stube des Antiquars die feinern Gebilde ſichtbar. In der That gab es hier manche höchſt intereſſante Gemälde und Sculpturen zu bewundern. Aus den Repoſitorien ſchauten eine Menge von alten Folianten. Miniaturen waren hier und da angebracht, und auf dem Tiſche lagen pergamentene Urkunden mit großen Siegeln aus verſchollener Zeit.

Burkart hatte vollſtändige Gelegenheit, ſich umzuſehen, denn der Vogt ließ, wie alle großen Herren, auf ſich warten. Erſt nach einiger Zeit öffnete ſich eine Seitenthür, hinter welcher Herr von Witte vielleicht den

Gaſt ſchon einige Zeit beobachtet hatte, und der Bewohner der Räume trat im braunen Schlafrock ſteif und vornehm ein. Trotz der ſtrengen Mienen, die er aufſetzte, ſchien ſich doch eine tiefe Schüchternheit in ſeinem Weſen auszuprägen.

Der junge Mann verbeugte ſich und nannte ſeinen Namen.

Und was ſteht zu Ihren Dienſten? fragte ihn der Vogt mit herablaſſender Stimme.

Ich bin Maler, antwortete Burkart, aber ich habe, bevor ich mich der Kunſt widmete, ſtudirt. Eigentlich bin ich erſt durch das Studium der Geſchichte der Kunſt zur Ausübung derſelben gekommen. Vielleicht iſt dieſer Weg ein verkehrter, aber ich bin ihn nun einmal gegangen. Auch werde ich in der Zukunft wol leben können, ohne gerade ein großer Künſtler zu werden, da es mir nicht an Mitteln fehlt. Kurz, die Kunſt iſt meine Leidenſchaft. Da ich nun gehört habe, daß Sie eine äußerſt werthvolle Sammlung beſitzen, ſo möchte ich Sie zunächſt bitten, mir dieſelbe zu zeigen.

Herr von Witte, auf den der ſichere Ton und die weltmänniſchen Bewegungen ſowie die Verſicherung des Künſtlers, daß er ſein Brot habe, einen günſtigen Eindruck machten, verbeugte ſich. Er hätte auch gern geſprochen, aber da die Geiſtesgegenwart nicht ſeine Sache war, ſo fehlte ihm das richtige Wort. Auch ſchien er dem Geſellen nicht ganz und gar zu trauen.

Außerdem komme ich aber noch mit einem Anliegen, fuhr Burkart fort. In dieſer Beziehung aber muß ich Sie um Verſchwiegenheit erſuchen. Ich habe nämlich den Auftrag, für ein Mitglied der gräflichen Familie von Bohlenberg Bilder in der hieſigen Gegend aufzunehmen, die zu einer Ueberraſchung verwandt werden ſollen, weshalb Sie mir auch erlauben den Namen geheim zu halten. Ich wollte nun gern bei einigen architektoniſchen Theilen das Wappen des Hauſes anbringen. Dieſes Wappen kann ich aber nicht auftreiben, ohne daß die Sache bekannt wird. So wende ich mich denn an Sie, den gelehrten Kenner der Alterthümer dieſer Gegend, indem ich die Ueberzeugung hege, daß Sie mir helfen können.

Der Vogt befand ſich bei dieſer Auseinanderſetzung in einer noch größern Verlegenheit. Man ſah ihm auf ſeinem peinlichen Geſichte die tauſend Zweifel an, von denen er gequält wurde. Offenbar hegte er dem gewandten jungen Manne gegenüber verſchiedenartige Bedenken. Auf der andern Seite wollte er aber auch eine Gefälligkeit nicht ablehnen, die mit der gräflichen Familie zuſammenhing.

Hm, hm! ſtotterte er allmählich — ja, ja, das wird ſich jetzt ſchwer machen. — Ich muß mich bedenken.

Sie werden die Zeichnung des Wappens nicht bei der Hand haben, rief Burkart. Das iſt bei Ihrer vielſeitigen Thätigkeit nicht verwunderlich. Aber die Sache eilt auch nicht ſo gewaltig. Vielleicht haben Sie nächſtens Zeit, einmal nachzuſehen, und erlauben mir, ſpäter wieder bei Ihnen vorzuſprechen.

Hm, hm, ja, ja, das wird das Beſte ſein — erwiderte der Vogt, der dachte: Zeit gewonnen, alles gewonnen.

Alſo bis nächſtens, warf Burkart hin, der mit der wachſenden Verlegenheit des Antiquars immermehr an Keckheit gewann.

Dann wandte er ſich nach der Wand, als wenn er hier zu Hauſe wäre, und ſagte: Sehen wir uns ein wenig hier um. Ei, da haben Sie ja eine höchſt merkwürdige Schnitzerei aus dem dreizehnten Jahrhundert, reinſte Gothik, vortreffliche Meſſerführung, ſchärfſter Schnitt. Und da hängen meine lieben Dürer'ſchen Holzſchnitte. Alte Freunde. Und hier, welch ein herrliches Miniatur — das iſt nordfranzöſiſch, ſo werthvoll wie die Brentano'ſche Sammlung in Frankfurt. Bei Gott, auch eine Elfenbeinſchnitzerei im romaniſchen Stile.

Und ſo ging es weiter, während der alte Herr vor der kunſthiſtoriſchen Bildung dieſes Grünlings, der in der That alle Gegenſtände ganz richtig bezeichnet hatte, Naſe und Mund aufſperrte.

Plötzlich aber öffnete ſich die Thür, und — o Wunder! drei von den Töchtern des Hauſes ſtürzten ſchleierlos mit rothflammenden Köpfen herein! Wie ſtaunte Burkart! Das alſo waren die vermummten Geſtalten! In der That, dieſe ungeſchlachten Figuren hatten nicht nöthig, ſich mit ihren unförmigen Geſichtern zu verbergen. Er ſtand hier der nüchternſten Gewöhnlichkeit gegenüber.

Als ſie aber den Fremden erblickten, ſtutzten ſie plötzlich.

Was habt ihr? rief nun der Vater. Ihr ſeht ja ſchrecklich aus! Iſt ein Unglück geſchehen?

Ja, ein großes Unglück! ſagte Setta.

Fürchterlich! fügte Netta hinzu.

Welcher Schimpf! ſeufzte Jetta.

Alle drei brachen in Thränen aus.

Was iſt es denn? fragte der Vater, dem Arm und Bein zu zittern anfingen. Ihr ſpannt mich auf die Folter.

Förſters Käthe ... begann nun Setta.

Ha, wiederum ein Schelmſtück von dieſer böſen Hexe, athmete der Alte auf.

Ja, Förſters Käthe hat uns in den April geſchickt, ſagte Netta.

Wie, jetzt im Mai — entſetzlich! fuhr der Vater auf.

Sie hat uns aufgebunden, der Schulmeiſter Demuth ... ſprach Jetta, aber neue Thränen erſtickten ihre Stimme.

Habe ſich verlobt, fuhr Setta fort.

Mit der alten Schulmamſell Piderit, ſagte Netta.

Sie hätten ſich geſtern Abend — wollte Jetta weiter erzählen, ſie hielt ſich aber die Hand vor die Augen, was nun auch die andern Schweſtern thaten. Es folgte ein allgemeines Schweigen.

Nun, die Verlobung iſt doch kein Unglück, ſagte Herr von Witte. Was iſt weiter geſchehen?

Ach, was Unanſtändiges, flüſterte Setta.

Sie haben ſich geſtern Abend beim Pachter Pecher — zimperte Netta.

Geküßt — brach Jetta aus.

Und es folgte ein neues allgemeines Schluchzen.

Aber das iſt ja noch keine ſo erſchreckliche Sache, wenn ich es auch höchſt unpaſſend finde. Darüber braucht ihr nicht zu weinen, tröſtete der Vater.

Ja, dann aber hat uns Förſters Käthe veranlaßt, wir ſollten uns große Blumenſträuße binden und zur Gratulation in die Wohnung der Schulmamſell gehen, hub Setta aufs neue mit weinerlichem Tone an.

Die andern Schülerinnen in der Stadt würden daſſelbe thun, da könnten wir doch nicht zurückbleiben, fuhr Netta fort.

Und die Mutter hat uns auch die Erlaubniß gegeben, betheuerte Jetta.

Ach was! ſchalt der Vater, was habt ihr mit den geringen Leuten zu thun! Wer Pech anrührt, der beſudelt ſich. Wie ging's weiter?

So ſind wir denn mit unſern Sträußen hingegangen, ſprach Setta.

Und haben die Schulmamſell aufgeſucht und auch getroffen, ergänzte Netta.

Als wir aber unſere Gratulation anbringen wollten, erzählte Jetta, da ſprang das Fräulein Piderit wie eine Furie auf uns los und hat uns ausgeſchimpft, wir wären ungezogene Mädchen, die ſich über das würdige Alter luſtig machen wollten, und hat uns die Thür gewieſen.

Und es wurde uns ganz ſchwarz und blau vor den Augen. Wir wußten kaum den Heimweg zu finden, ſagte Netta.

In der Straße ſind uns aber die Gaſſenjungen nachgelaufen und haben gerufen: Angeführt, angeführt! ergänzte Setta.

Und als wir wieder in das Haus kamen, ſagte Jetta, iſt Letta ohnmächtig hingefallen und hat Krämpfe bekommen. Sie liegt bei der Mutter auf dem Sofa.

Was? ſchrie nun der Alte voller Verzweiflung, Letta — Ohnmacht, Krämpfe — Letta — mein Liebling — O, die böſe Katze — das ſoll ſie büßen!

Und ohne ſich weiter um ſeinen Gaſt zu bekümmern, ſtürzte Herr von Witte in jäher Flucht, gefolgt von den Schößen des braunen Schlafrocks, zur Thür hinaus.

Die drei jungen Damen folgten nicht minder beſtürzt dem beſtürzten Vater.

So befand ſich denn Burkart allein. Da er während dieſer Verwirrung die Zurückkunft des Herrn des Hauſes nicht in kurzer Friſt erwarten durfte, ſo hielt er es für das Beſte, ſich in aller Stille zurückzuziehen, was ihm auch, ohne daß ihm jemand begegnet wäre, gelang.

Auf dem Heimwege konnte er ſich eines ſtillen Lächelns über den ſonderbaren Vorfall, den er erlebt hatte, nicht enthalten. Derſelbe übte jedenfalls eine größere Wirkung auf ihn aus als die geſtillte Neugierde, denn er hatte ſich beim Anblick der drei enthüllten Töchter des Vogts über alle maßen enttäuſcht gefunden. Setta, Netta und Jetta waren keineswegs die Ideale, die in ſeinen Träumen lebten. So mußte denn wol Letta das Mädchen mit den Rehen ſein. Der Vater hatte ſie als ſeinen Liebling bezeichnet, er war über den Unfall, der ſie betroffen, in der heftigſten Weiſe aufgeregt. Ohne Zweifel erfreute ſie ſich nicht der ſtarken Naturen ihrer Schweſtern. Wie ſchade, daß die Krämpfe, in die ſie verfiel, ihn um den erſehnten Anblick gebracht hatten!

Indeß ein neues Ereigniß ließ ihn zu keinen langen Reflexionen kommen. Als er in die Nähe des Schulhauſes gelangte, ſah er dort eine ganze Schar von Buben und Mädchen, die ſammt und ſonders größere und kleinere Blumenſträuße in den Händen trugen. Die Jugend der Stadt hatte ſich nämlich zu demſelben Zwecke nach dem Schulhauſe, der Wohnung des Lehrers und der Lehrerin, begeben, wie die Töchter des Vogts, und dort einen ähnlichen Empfang gefunden. Herr Demuth war in eine wahre Wuth und Fräulein Piderit in einen unbändigen Zorn gerathen. Durch die offenen Fenſter des obern Stocks hörte man mitunter noch ihre beiden Stimmen in einem Duett von unverſöhnlichem Rachedurſt ertönen. Der Leiter der Jugend ſchritt in ſeinem Zimmer umher wie ein brüllender Löwe, ihre Leiterin aber war in ein unendliches Weinen verfallen, das ihren Schmerz löſen ſollte. Dieſer Schmerz brach jedoch mitunter in ein heftiges Gekreiſch aus. Wurden dieſe beiderſeitigen Töne nun gar zu ſtark, ſo ließ die unten weilende Schar der Kinder ein lautes und helles Schreien und Pfeifen erſchallen, während ſie ſich zugleich mit den zurückgewieſenen und unnütz gewundenen Blumenſträußen an die Köpfe warfen, wodurch der Lärm ſich dermaßen vergrößerte, daß der Straßenvogt einſchreiten mußte. Burkart nahte ſich gerade der Stelle, als dieſer gewaltige und gefürchtete Mann mit dem rothen Kragen am Rock, dem rothen Streifen um die

Mütze und dem Knotenſtock in der Hand ſich von fern blicken ließ, worauf denn in einem kurzen Augenblick die Straße geſäubert war.

Beim Eintritt in das Wirthshaus fand Burkart die Frau Caspari mit ihrer weißen Schürze in der Thür ſtehen, um zu ſehen, was in den Gaſſen vorgehe, denn das ganze Städtchen ſchien in Aufruhr, und alle Leute waren aus ihren Häuſern getreten. Auf ihre Anfrage erzählte er den Vorfall, von dem er eben Zeuge geweſen. Die dicke Dame ſchüttelte den Kopf gewaltig und zuckte, ſoweit es ihre Körperfülle zuließ, die Achſeln.

Was iſt denn dieſes Käthchen für eine Art von Mädchen? fragte der Maler.

O du grundgütiger Gott! rief die Wirthin, ſie iſt das nichtsnutzigſte Geſchöpf, von dem ich je gehört habe. Der Unhold des Städtchens, ein Kobold für die Gegend, eine boshafte Hexe, die Land und Leute zuſammenhängt und überall Verdrießlichkeiten hervorruft.

Wie ſieht ſie denn aus? forſchte der junge Künſtler weiter.

Garſtig wie die Nacht, ſprach Frau Caspari, ſie gleicht eher einem Zigeuner- wie einem Chriſtenkinde, hat ein nußbraunes Geſicht mit ſcharfen Katzenaugen und ſchwarze wüſte Haare. Wenn Sie jemals einer Creatur begegnen, von der Sie glauben, daß ſie ein Wechſelbalg iſt, ſo ſteht ſie vor Ihnen. Der alte Kettner hat ſie eine Zeit lang in die Stadt geſchickt, damit ſie Manieren lernen ſollte, aber ſie iſt zurückgekommen, wie ſie gegangen iſt. An der Brut iſt Hopfen und

Malz verloren. Freilich, Kinder von ſolcher Herkunft werden nimmer etwas taugen.

Es ſcheint faſt, daß Sie perſönlich von ihr beleidigt worden ſind, ſprach Burkart.

Ja, das bin ich auch, fuhr die Wirthin auf, indem ſich ihr gutmüthiges Geſicht in auffallender Weiſe verdüſterte.

Sicher hat Ihnen das tolle Mädchen einen Schabernack geſpielt?

Ja wohl, und zwar an meinen Kindern hat ſie ihr Müthchen gekühlt, rief die empörte Frau. O du grundgütiger Gott! Die Kinder ſind einem aber das Liebſte, was man auf der Welt hat, und was böſe Creaturen ihnen thun, das vergißt man ſein Lebtag nicht. Was ſoll ich Ihnen ein Geheimniß daraus machen, da es doch die ganze Stadt weiß! Denken Sie ſich einmal, es iſt ſchon lange Jahre her, da kommt mein Franz aus der Schule und heult und ſchreit, als ob er vom Gottſeibeiuns beſeſſen wäre. Ich frage, was ihm geſchehen iſt. Da lamentirt der Junge, es ſei ihm ein Schwanz hinten am Rücken herausgewachſen, und die Förſters Käthe habe es ihm geſagt, und auch alle Kinder in der Schule hätten den Auswuchs geſehen. Anfangs mußte ich über den Scherz lachen, aber ich hatte gut reden und tröſten. Alle Gründe, daß das verkehrte Ding ihn zum Narren gehalten habe, machten nicht den mindeſten Eindruck, ſo ſehr hatte ſich das Bild in ſeiner Einbildungskraft feſtgeſetzt. Ich war endlich gezwungen, den Paſtor und Lehrer kommen zu laſſen, um ihm das dumme Zeug aus dem Kopf zu reden.

Burkart mußte bei dieſer heftigen Auseinanderſetzung lächeln.

Nein, Herr Burkart, es iſt nicht zum Lachen, rief die verletzte Mutter. Der Junge hat nachher den Spitznamen „Schwanzfranz“ erhalten. Zuerſt gab es tauſenderlei Verdrießlichkeiten, denn er iſt ſtark und läßt ſich nichts ſagen. Da er die Neckereien gewöhnlich mit der Fauſt bezahlte, ſo kamen ſo viele Prügeleien und blutige Köpfe vor, daß ich ihn ſchließlich aus dem Hauſe ſchicken mußte. Er lernt jetzt die Gaſtwirthſchaft in der Stadt.

Das wird ihm auch gut thun, tröſtete ſie der junge Mann.

Und meine Tochter Suſanne habe ich auch von mir thun müſſen, ſetzte Frau Caspari ihre Erzählung fort, und zwar aus einem ähnlichen Grunde. Die böſe Käthe hat ihr nämlich weisgemacht, ein junges Mädchen wie ſie könne Eier von Hühnern und Enten ausbrüten, und ſie habe ſelbſt im Förſterhauſe ſchon oft den Verſuch gemacht, der ihr auch vollkommen gelungen ſei. Das einfältige Kind, das übrigens einen ganz klaren Verſtand hat, ließ ſich bethören und ſetzt ſich richtig auf ein Neſt mit vierundzwanzig Enteneiern und zwar jeden Nachmittag nach dem Kaffee für einige Stunden, wo ich denn nichts über den Verbleib erfuhr. Das dauerte drei Wochen, wo die jungen Thiere auskriechen ſollten. Natürlich war die Mühe vergebens geweſen. Die Suſanne ſprach nun von ihrer Thorheit, wurde ganz gehörig ausgelacht und hieß denn überall die „Entenſuſanne“, weshalb ich ſie denn auch zu einer

Verwandten im Gebirge ſchicken mußte. Iſt das nicht himmelſchreiend? Die böſe Hexenkäthe hat mir zwei Kinder aus dem Hauſe gebracht.

Ja, es iſt himmelſchreiend! rief der junge Mann, der mit einem Satze die Treppe hinaufſprang, um den komiſchen Eindruck zu verbergen, den ihm dieſe Erzählung gemacht hatte. Er fand eben in den tollen Streichen der Förſterskäthe mehr Humor als Bosheit und nahm ſich vor, womöglich einmal mit dem Mädchen zuſammenzutreffen. Trotz ihrem garſtigen Aeußern mußte dieſe Caprice der Natur doch ihr eigenthümliches Intereſſe haben, das ſich freilich mit den Reizen der zierlichen Unbekannten bei den Rehen nicht vergleichen ließ, an die er noch immer mit ſeltſamer Erregtheit dachte.

Siebentes Kapitel.

Als am Abend des Tages die gewohnte Geſellſchaft im Stern verſammelt war, wurde der Schabernack gegen den Schulmeiſter, der heute gar nicht erſchien, und gegen die Schulmamſell eines weitern beſprochen. Natürlich fehlte es bei dieſer Gelegenheit nicht an einer Menge der heftigſten Anſchuldigungen gegen das wilde Förſterskäthchen. Ihre tolle, zu allen möglichen kecken und verwegenen Streichen aufgelegte Gemüthsart fand faſt bei keinem Menſchen Gnade. Nur der gutmüthige Pachter Pocher machte eine Ausnahme von den Leuten, die das ungefüge Kind in Bauſch und Bogen verurtheilten. Aber er hatte gut ſagen, daß ſie es nicht ſchlimm meine, daß ſie im Grunde genommen das beſte Herz von der Welt beſitze, und nur von übermüthiger Jugendluſt zu allerlei Teufeleien getrieben werde; er war und blieb der einzige, der ſeine Stimme in dieſem Sinne erhob. Als er vollends ausſprach, das Käthchen ſei auch gar nicht ſo garſtig, wie man ſie machen wolle, wurde er entſchieden ausgelacht.

Noch ſchlimmer aber ging es über den Förſter Kettner her. Wie iſt es nur möglich, ſo hieß es, daß dieſer ſtrenge Mann, der in ſeinem Dienſte nicht die geringſte Unpünktlichkeit erlaubt, der von ſeinen Untergebenen die ſchärfſte Ordnung verlangt, der keinem Baume ein Wachsthum geſtattet, das ihm nicht nach dem Sinne iſt, der kein Thier an einer Stelle im Walde duldet, wo es Schaden anrichten kann, bei ſeinem Enkelkinde die Regelloſigkeit als Regel gelten läßt? Statt die Launen des Mädchens einzuſchränken und ſeine wunderlichen Einfälle zurückzuweiſen, hegt und unterſtützt er die eingeborene Wildheit. Er nennt ſie ſeine wilde Hummel, ſeinen luſtigen Vogel, ſein munteres Eichkätzchen, und in Allem, was ſie thut, kann er nichts Uebles, ſondern nur Gutes finden. Während er ſonſt immer ernſt und gemeſſen iſt, bringen ihn die unzeitigen Streiche des Mädchens zum Lachen. Kommen die Leute, die unter Käthchens Unfug gelitten haben, um ſich zu beklagen, ſo ſchickt er ſie ſogar mit Grobheiten nach Hauſe und nennt ſie troſtloſe Philiſter, die keinen Spaß verſtehen können.

Indeß verſtummte ſofort das Gerede, als der alte Förſter das Zimmer betrat und ſich hinter ſeinen Schoppen an den Tiſch ſetzte. Es war ſogar für den Augenblick eine auffallende Stille bemerkbar, wie denn oft ein Geſpräch ausgeht, wenn derjenige, den es betrifft, unverhofft in der hechelnden Geſellſchaft erſcheint.

Haben Sie denn den jungen Grafen noch nicht geſehen, Herr Förſter? fragte der Bergaſſeſſor, um eine neue Unterhaltung in Gang zu bringen, wenngleich dieſer Gegenſtand alle Abende verhandelt worden war.

Nein, antwortete der Förſter lakoniſch und blies dicke Rauchwolken aus ſeiner Pfeife.

Auch nichts von ihm gehört? ſetzte der neugierige Holzhändler die Nachforſchungen fort.

Nichts! ſagte Kettner ebenſo trocken als kurz.

Seltſam! ſprach jetzt der Notar. Nicht wahr, Herr Pocher, Sie ſind ſchon einigemal auf dem Schloſſe geweſen, um ſich dem Grafen vorzuſtellen, und nicht zugelaſſen worden?

Ja wohl, antwortete der Pachter, ich habe ihm ein paar mal die Ehre geſchenkt, aber der Herr Graf waren immer nicht daheim.

Und wie ſteht es mit Ihnen, Herr Piché? fragte der Richter.

Ma foi, erwiderte der Rentmeiſter, das ſein eine kuriös Keſchicht! Monsieur le Comte ſein jetzt acht Tack in ſein château und kein Menſch at ihn keſehn. Sein Daſein kleicht ein mystère.

Und was hat man bei Ihren Beſuchen geſagt, Herr Förſter? fragte der Apotheker.

Nichts, weil ich nicht oben war, entgegnete Kettner. Wenn der Graf mich ſprechen will, ſo kann er es mir ſagen laſſen. Ich gehöre zwar auch zu ſeinen Beamten, aber ich dränge mich nicht unberufen vor.

In demſelben Augenblicke trat ein Mann in die Stube, in welchem der Pachter und der Rentmeiſter den neuen Hausmeiſter vom Schloſſe erkannten, der erſt vor kurzem mit dem Grafen in die Gegend gekommen war. Derſelbe fragte nach Herrn Burkart.

Der Künſtler ſtand auf und ging ihm entgegen. Der

Diener zog darauf einen Brief aus der Taſche, den er in gebeugter Stellung mit den Worten: „Vom Herrn Grafen von Bohlenberg“, übergab.

Burkart nahm das Schreiben, öffnete und las. Dann ſprach er: Ich werde morgen Mittag auf dem Schloſſe ſein.

Der Diener machte eine neue ehrerbietige Verbeugung und verließ das Zimmer.

Als der junge Mann ſich wieder auf ſeinen Stuhl ſetzte, lag auf allen Geſichtern eine unverkennbare Neugierde. Die meiſten Anweſenden ſahen ihn nicht allein mit den Augen, ſondern auch mit Naſe und Mund an. Am beredteſten aber ſprach das allgemeine Schweigen.

Kennen Sie denn den Grafen? brach endlich der Holzhändler los.

Ich glaube ihn zu kennen, lautete die Antwort, die Burkart mit ziemlich geheimnißvoller Miene gab.

Ei, wo haben Sie denn ſeine Bekanntſchaft gemacht? forſchte jetzt der Pachter.

Entſcheidendes kann ich darüber nicht ſagen, weil ich meiner Sache nicht ſicher bin, entgegnete der junge Mann.

Wahrſcheinlich wird der Graf Ihre Kunſt in Anſpruch nehmen wollen, meinte der Bergaſſeſſor.

Es muß wol etwas der Art ſein, warf Burkart hin.

Und in ähnlicher Weiſe parirte er alle Fragen. Er ſchien ſich in ein Geheimniß hüllen zu wollen.

Man kann ſich die Ueberraſchung der Stammgäſte denken. Der junge Maler gewann mit einem mal ganz außerordentlich an Anſehen. Beſonders der Pachter und der Rentmeiſter behandelten ihn mit der größten Aufmerkſamkeit, während der Förſter bei ſeinem frühern Gleichmuth beharrte. Die beiden erſten ſprachen ſofort ihren Entſchluß aus, morgen gleichfalls ihren Beſuch auf dem Schloſſe zu erneuern. Kurz nachher aber trennte ſich die Geſellſchaft. Die einzelnen Mitglieder brachten ihren betreffenden Frauen und Töchtern jedenfalls eine überraſchende Neuigkeit nach Hauſe.

Am andern Tage begaben ſich in der That der Pachter auf einem ſtarken Normannenroß, welches trefflich zu dem dicken Mann paßte, und der Rentmeiſter auf ſeinen windigen Beinen, beide aber im beſten Sonntagsſtaat, auf den Weg, um dem Grafen ihre Aufwartung zu machen. Aber auch außer ihnen ſtiegen mehrere Familien den Fahrweg zum Schloſſe Bohlenberg hinauf, denn an dieſem Tage der Woche war gerade der berühmte Park, der allerlei Sehenswürdigkeiten enthielt, den Bewohnern der Gegend und jedem Fremden geöffnet. Dieſe Einrichtung, welche der frühere Beſitzer vor langen Jahren aus eingeborener Menſchenliebe getroffen hatte, dauerte auch nach ſeinem Tode fort und lockte immer eine größere oder geringere Anzahl von Neugierigen herbei. Heute aber war dies noch in vermehrtem Maße der Fall, da die Inſaſſen des Städtchens vor Begierde brannten, den neuen Herrn des Guts einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, was, wie ſie meinten, wol um ſo eher geſchehen dürfte, als der Brief an Burkart die Anweſenheit des Grafen an dieſem Tage außer Zweifel geſtellt hatte.

Der Pachter und der Rentmeiſter, die den Morgen als die beſte Zeit, wo ſich Dienſtangelegenheiten abmachen, gewählt hatten, waren nicht wenig verdrießlich, als ſie jetzt zum dritten oder vierten male abgewieſen wurden. Der Haushofmeiſter, der ſie bei ihrem Herrn melden ſollte, machte ihnen die Mittheilung, daß Seine Gnaden bereits am frühen Morgen das Schloß verlaſſen habe, erſt am Mittag zurückkehren und ſie auch dann ohne Zweifel nicht empfangen werde, weil er Gäſte zur Tafel habe. Ueberhaupt aber ſei ihm von der Herrſchaft der Auftrag ertheilt, die verſchiedenen Beamten möchten erſt dann zur Aufwartung kommen, wenn ſie nähern Beſcheid erhielten. Beide zogen demgemäß unverrichteter Sache ab, indem das dürre Geſicht des Rentmeiſters noch länger und das dicke Geſicht des Pachters noch breiter wurde.

Unterwegs aber begegneten die traurigen Geſtalten dem jungen Maler, der leicht und heiter ein Lied in den friſchen Morgen ſang, das ſich auf dem leiſe anſteigenden Waldweg, der von lauter Buchen und Eichen überwachſen war, prächtig ausnahm.

Waldeinſamkeit! O du friſche Schau!
Durch der Blätter Spiel des Himmels Au,
Das Blau durch die grünen Gipfel!
Und die Wolken fliegen daher — und hehr
Erhebt der Wald in der Lüfte Meer
Als Freiheitsfahnen die Wipfel!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen —
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Freiheit ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Der Herr Graf iſt wieder nicht zu Hauſe, rief ihm der Pachter von ſeinem Normannenroß entgegen.

Toujours unſichtlich, fügte Herr Piché hinzu.

Er wird mir nicht entwiſchen, rief Burkart, und ſoll mir ein gutes Mittageſſen geben. Umſonſt geht man nicht den Berg hinauf. Jedoch ich muß mich eilen, denn es iſt Zeit.

Die beiden hätten noch gern ein längeres Geſpräch mit dem Künſtler angeknüpft, um ihn über den Grafen auszuholen, aber er ſchritt unbarmherzig weiter.

Nach Tiſche wurde die Völkerwanderung der dreizehn Familien von Bohlenhauſen erſt bedeutend. Der neugierige Holzhändler mit ſeiner Frau war zuerſt im Park. Dann kam der kleine Apotheker mit ſeinen Töchtern. Der Notar und der Richter mit ihren Familien erſchienen. Der unverheirathete Bergaſſeſſor mit einigen andern Junggeſellen ſchritten gleichfalls einher, und die einzelnen Gruppen gingen von einer Merkwürdigkeit zur andern, indem ſie bald die Eremitage, bald den Weiher, mit den Schwänen und fremdartigen Waſſervögeln, bald den Forellenteich und den Waſſerfall, bald den Käfig, in dem zwei Adler ſaßen, und bald das Gehege, wo die Hirſche und Rehe ſich befanden, der Reihe nach beſuchten. Offenbar bildeten aber dieſe oft geſehenen Gegenſtände nicht das hauptſächliche Ziel ihrer Neugierde. Viel häufiger waren nämlich alle Augen auf das Schloß, ſeine Thüren und Fenſter gerichtet, ohne daß ſie indeß die Genugthuung hatten, den Grafen zu erblicken.

Es mochte fünf Uhr ſein, als Burkart aus dem Portal trat und, ein Skizzenbuch unter dem Arm tragend, in den Park hinausging. Natürlich war er bald von den verſchiedenen Leuten von Bohlenhauſen umringt. Alle wollten etwas Näheres von ſeinem Beſuche wiſſen, aber er drückte ſich über den Schloßherrn in durchaus dunkler und alſo auch unbefriedigender Art aus. In Betreff der Abſichten, die ſeine Berufung veranlaßt hatten, hüllte er ſich erſt recht in das Geheimniß, indem er erklärte, daß er zu einem entſchiedenen Schweigen verpflichtet worden ſei. Um dieſem Ausſpruche eine Art von Erklärung zu geben, ſetzte er ſich denn auch bald vor den Waſſerfall, der, zwiſchen grauen bemooſten Felſen in einer Gruppe von Eichen hervorſtürzend, ein überaus maleriſches Bild gab, und fing an zu zeichnen, gleichſam, als habe er den Auftrag erhalten, die ſchönſten Stellen der Anlagen aufzunehmen.

Die Kleinſtädter entfernten ſich nach und nach in ziemlich verdrießlicher Stimmung, weil ſie ihre unbefriedigte Neugier wieder mit nach Hauſe tragen mußten. Der junge Mann ſah ihnen lächelnd nach und befand ſich endlich allein. Da näherte ſich ihm plötzlich eine neue Gruppe. Mit nicht geringer Genugthuung erkannte er, daß es Herr von Witte mit ſeiner Frau und ſeinen Töchtern war, und mit einigem Herzklopfen zählte er die Geſtalten, die diesmal in offenkundigem Putz und ohne die verhüllenden Schleier einherſchritten. Außer dem Vogt und ſeiner Gemahlin waren aber nur drei Geſtalten zu erſchauen. Leider fehlte wieder die vierte Tochter. Sollte er das Mädchen mit den Rehen denn gar nicht zu Geſicht bekommen?

Er blieb ſtill ſitzen, als wäre er mächtig in ſeine

Arbeit vertieft. Die Familie bewegte ſich heran. In der That, es waren wieder die Töchter Netta, Setta und Jetta, aber Letta fehlte.

Als ſie ſich ganz in ſeiner Nähe befanden, ſtand er auf und trat den Aeltern, freundlich grüßend, entgegen, indem er ſich zugleich vor den Mädchen verbeugte. Der alte Herr ſchien diesmal noch ſteifer und förmlicher. Seine Frau, eine dicke, runde Perſon, die in ihrer äußern Erſcheinung nichts weniger als den Adel repräſentirte, ſah ihn mit faſt feindlichen Augen an. Einem tiefern Blicke konnte es nicht entgehen, daß bei ihr ein noch größeres Mistrauen gegen Burkart, welcher der Dame ohne Zweifel ein gefährlicher Abenteuerer zu ſein ſchien, vorhanden war wie bei dem Gemahl. Der Künſtler durchſchaute ſeine Leute und richtete ſein Betragen nach dem ihrigen ein, nur mit dem großen Unterſchiede, daß er ihrer ſcheuen Befangenheit eine faſt kecke Lebendigkeit entgegenſetzte.

Ah, Herr von Witte, rief er aus, indem er ſein Skizzenbuch wieder zur Hand nahm und rüſtig die Copie des Waſſerfalls aufnahm, Sie machen einen Spaziergang mit den Ihrigen? So iſt's recht bei dem ſchönen Wetter. Wie ich ſehe, haben ſich die jungen Damen von ihrem Schrecken erholt. Das freut mich. Ach, ich bin noch nicht ſo glücklich, Ihrer Frau Gemahlin vorgeſtellt zu ſein. Wollen Sie die Güte haben —?

Der Herr Maler Burkart, ſtotterte Herr von Witte mit einigem Zögern.

Seine Gemahlin, welcher das freie Weſen des Künſtlers höchſt unangenehm war, warf ihrem Manne einen Blick zu, der ſagen wollte: Es iſt auch der Mühe werth, mit einem Plebejer ſo viele Umſtände zu machen! Ich will ihm zeigen, wie man mit ſeinesgleichen verfährt. An ihrem Kopfe wurde demnach auch nur der leiſeſte Schatten eines Grußes erſichtlich.

Sie ſind Maler, ſagte die Dame, da könnten wir wol Ihr Handwerk, wenn Sie ſonſt die nöthige Geſchicklichkeit beſitzen, in Anſpruch nehmen. Einige unſerer Zimmer ſind ſchadhaft geworden. Ich werde Ihnen in dieſen Tagen ſagen laſſen, wann ich mit Ihnen ſprechen will.

Aber der Herr Burkart iſt kein Zimmermaler, ſondern ein Künſtler, ſtammelte der Mann, der über dieſe Aeußerungen ſeiner Frau in eine neue Verlegenheit gerieth.

Bemühen Sie ſich nicht, lächelte der junge Mann; wenn Ihre Frau Gemahlin meine Kunſt ein Handwerk nennt, ſo hat ſie durchaus nicht unrecht. Jedenfalls iſt die Kunſt aus dem Handwerk entſtanden. Der geiſtige Inhalt adelt, was die Hand ſchafft. Ackerbau und Krieg ſind noch rauhere Handwerke, und aus ihnen iſt doch der Adel hervorgegangen, der ſich wunder was dünkt, ſchloß er mit einem ironiſchen Seitenblick auf Frau von Witte.

Man ſollte ſich doch mit ſolchen Leuten nicht gemein machen, denn man findet bei ihnen ſtets unreife Anſichten, murmelte Frau von Witte, die von innerer Wuth kochte und beiſeite ging, um ſich mit den Blumen zu ſchaffen zu machen.

Ich ſchätze die Kunſt, meinte der Mann mit ſo gepreßter Stimme, daß die Gemahlin ihn nicht hören konnte. Die Damen verſtehen das nicht, ich aber habe durch die Gebilde der Kunſt meine beſten Lebensgenüſſe gehabt. Wollen Sie mir nicht Ihre Arbeit zeigen?

Burkart übergab ihm das Buch, das einige allerliebſte Zeichnungen enthielt, welche der Alte mit ſeinen Töchtern betrachtete.

Sind Sie nicht auch Künſtlerinnen? fragte Burkart die jungen Damen.

Ein wenig, antwortete Netta, wir machen Blumen und ſticken auch allerlei Gemälde.

Davon hat man doch noch etwas, fügte Setta hinzu, ich denke mir das Malen ſehr langweilig. Vor einigen Jahren habe ich dem Profeſſor oft zugeſehen. Wie er ſo eine kleine Stelle oft ſtundenlang betiftelte, nein, das iſt ja gar nicht zum Aushalten.

Ich meine, das Daguerreotypiren wäre doch eine viel ſchönere Kunſt, da hat man doch gleich, was man haben will, gab die naive Jetta ihr Urtheil ab.

O ihr Kunſtverſtändigen! dachte Burkart. Auf dieſem Gebiete wollte er kein Wort mehr verlieren.

Die Mutter kam zurück und rief, um die Unterhaltung abzubrechen: Alſo, Herr Maler, ich werde Sie rufen laſſen.

Ich werde wol keine Zeit haben, meine gnädigſte Frau, erwiderte Burkart, ich bin gerade für den Grafen beſchäftigt.

Kennen Sie denn wirklich den Grafen? fragte die Dame, als wäre eine ſolche Bekanntſchaft eine Unmöglichkeit.

Ich meine wol, lächelte der Maler. Apropos, Herr von Witte, haben Sie das Wappen gefunden?

Nein, ſtammelte dieſer, ich habe den Schlüſſel zu dem Schranke verloren. Eigentlich aber wollte er ſagen, er ſei ihm von ſeiner Frau abgenommen worden.

So können Sie ſich die Mühe ſparen, ſprach Burkart, ich habe es ſchon vom Grafen erhalten.

Woher kennen Sie denn den Grafen? fragte Frau von Witte mit höchſt ſpöttiſchem Geſicht. Vielleicht haben Sie auch in ſeinen Stuben gebeſſert.

O nein, ſprach Burkart, wir ſind näher bekannt, ich darf mich wol zu ſeinen beſten Freunden zählen.

Wo haben Sie ihn denn geſehen? fragte die Dame jetzt etwas höflicher.

Als ich in der Hauptſtadt meine Studien machte, beſuchte ich zugleich allerlei Vorleſungen der Univerſität. In einem Collegium über Kunſtgeſchichte fügte es der Zufall, daß ich oftmals neben einen jungen Mann zu ſitzen kam, der aus Süddeutſchland zu Hauſe war und mit dem ich vor und nach der Stunde in längere Geſpräche gerieth. Er nannte ſich Bohlenberg. Im Verlauf unſerer Bekanntſchaft beſuchte er mich in meiner Werkſtatt, und ich folgte dagegen ſeiner Einladung, ihn auf ſeine Stube zu begleiten. Da wir beide für die Kunſt ſchwärmten, ſchloſſen wir uns immer näher aneinander. Ja, wir wurden Freunde, denn unſere Naturen ſtimmten auf denſelben Ton. Wie ſeine Erſcheinung, ſein Auftreten und ſeine Wohnung durchaus bürgerlicher Art waren, ſo kam mir ſein Weſen ſtets ſchlicht und bieder vor. Von ſeinen Familienverhältniſſen ſprach er nicht gern, doch glaubte ich aus einzelnen Aeußerungen entnehmen zu müſſen, daß er mit ſeiner Mutter nicht auf dem beſten Fuße ſtehe, denn ſein Vater war todt. Es ſchien ſogar, daß er ſich mit höchſt kärglichen Mitteln behelfen mußte. Aus dieſem Grunde verſuchte er ſich denn ſelbſt in der Kunſt und malte hübſche kleine Bilder, die er zu mäßigen Preiſen verkaufte und deren Ertrag zu ſeinem Lebensunterhalt verwandt wurde.

Und das iſt derſelbe junge Graf, der —? fragte Herr von Witte.

Nimmermehr! rief die Dame. Wer wird an eine ſo abenteuerliche Erfindung glauben! Ein Sproß aus einem edeln Hauſe kann ſeine Abſtammung nicht in einer Art vergeſſen, welche einen ewigen Makel auf ihn werfen würde. Woher wollen Sie denn wiſſen, daß er derſelbe iſt?

Er hat erfahren, daß ich hier in der Gegend bin, und mich geſtern durch einen Brief eingeladen, lächelte Burkart, ich habe dieſen Mittag mit meinem Duzfreunde zu Mittag gegeſſen.

Die beiden Adelichen waren ſehr erſtaunt; offenbar wußten ſie nicht, was ſie von Burkart's Mittheilungen denken ſollten. Deshalb ſchwiegen ſie und entfernten ſich mit einer kurzen Verbeugung, ſodaß Burkart ſich gar nicht mehr nach dem Befinden der jüngſten Tochter erkundigen konnte, was er ſo gern gethan hätte. Da eine erneuerte Anrede aber auffällig erſcheinen mußte, ſo ließ er ſie ziehen. Frau von Witte ſchwor bald von neuem hoch und theuer, der junge Maler ſei ein ränkevoller Burſche, dem man nicht im mindeſten trauen dürfe, was noch dadurch beſtätigt wurde, daß ſie einen vorbeigehenden Gärtner, der ſchon bei dem verſtorbenen Grafen gedient hatte, fragte, ob denn der Maler ein Freund des Grafen ſei, worauf dieſer antwortete, er habe den Menſchen ſein Lebtag nicht geſehen. Denſelben Beſcheid gab ein alter Bedienter des Hauſes, der zugleich die Auskunft ertheilte, der Graf ſei noch gar nicht angekommen, könne alſo auch keinen Freund empfangen haben; der junge Maler im Parke habe aber heute Mittag bei dem Haushofmeiſter vorgeſprochen; was er mit demſelben verhandelt, wiſſe er nicht, der neue Haushofmeiſter ſei überhaupt ein wunderlicher Geheimnißkrämer. Als die Leute gegangen waren, wurde Herrn von Witte von ſeiner Gemahlin gehörig der Kopf gewaſchen, daß er ſich von einem ſo nichtsnutzigen Vagabunden, wie dieſer Maler ſei, an der Naſe herumziehen laſſe.

Burkart aber ſprang, nachdem er die Familie des Vogts aus dem Parke ſcheiden geſehen, auf und wanderte gleichfalls aus dem Thore der Beſitzungen in den Wald. Dann verlor er ſich auf ſtillen Wegen in den tiefſten Grund des Thales, um, dem Bache folgend, wieder in das Städtchen zurückzukehren. Da er indeß, von keiner Eile getrieben, die Abſicht hegte, eine landſchaftliche Entdeckungsfahrt zu machen, ſo wählte er keineswegs die nächſten Pfade, ſondern kreuzte die Abhänge dem Bach entgegen, um in möglichſter Höhe den Thalgrund zu erreichen, zumal da er hier eine tiefe Einſamkeit erwartete.

Und er hatte ſich nicht geirrt. Nachdem er eine

Zeit lang zwiſchen hohen, ſchlanken Buchen mit glänzenden Stämmen und zierlichen, weitgewölbten Zweigen hingeſchritten war, gelangte er an die Flußrinne, aus welcher ihm ſchon von fern das immer lebendige Waſſer entgegenrauſchte. Der Bach floß nämlich mit ſtarkem Falle aus der Höhe, und da er in den Felſen, welche in kühnen und trotzigen Formen zu Tage traten, mannichfache Hinderniſſe antraf, ſo hatte er einen äußerſt unruhigen und beweglichen Lauf. Wenn das Waſſer auch hin und wieder in einem tiefen Becken ausruhen konnte, ſo mußte es doch häufiger allerlei gewagte Sprünge unternehmen. So bildeten ſich denn eine Menge von kleinern und größern Fällen, die um ſo reizender erſchienen, da die ſchäumende Flut allerwärts von hohen Lattichblättern umkränzt war, und da die weitragenden ſchwanken Aeſte ſich mit dichtem Laubwerk darüberlegten. Noch anmuthiger aber wurden die verſchiedenen Bilder, wenn die Sonne in dieſe Wildniß blitzte und Waſſer und Grün demantene und ſmaragdene Lichter weckte. Da konnte es denn nicht wunder nehmen, daß der junge Mann auf dem kleinen Pfade, welcher durch die Tiefe führte, oftmals ſtehen blieb und ſich die jugendfriſche Pracht dieſer unangetaſteten Natur in ihrem Funkeln, Blitzen, Rauſchen und Brauſen betrachtete.

So gelangte er an eine Stelle, die an wilder, mächtiger Schönheit alle andern Scenen übertraf, welche er bisjetzt geſehen hatte. Zu beiden Seiten des Thals traten nämlich hohe, ſteile Felſen bis an den Bach, der hier in verhältnißmäßigem, ruhigem Gang hinrieſelte.

In der Mitte des Waſſers aber lag ein bedeutender Felsblock, in deſſen Ritzen und Löchern eine Eiche ihre Wurzeln geſchlagen hatte. Der Baum war zwar nicht hoch und kräftig, weil er des nährenden Bodens entbehrte, aber er zeichnete ſich durch ſeine charakteriſtiſche, knorrige Form und durch ſein ſaftiges Laubwerk aus. Burkart wurde durch dieſe einſame Steininſel ſo mächtig angezogen, daß er ſich vermittelſt einer Stange, die er am Ufer fand, auf den Felsblock ſchwang und am Fuße der Eiche niederſetzte. Zu ſeiner Befriedigung fand er an dieſer Stelle eine Ausſicht, die nach oben und unten weit in das Thal über den Bach dahinreichte.

Als er eine Weile dort geſeſſen hatte, bot ſich ihm mit einem mal ein eigenthümlicher Anblick, denn in einer Entfernung von einigen hundert Schritten gewahrte er plötzlich, mitten durch das Waſſer watend, eine weibliche Geſtalt den Bach heraufkommen. Das Blut ſchoß ihm in den Kopf, ſein Herz pochte laut auf, denn es war das Mädchen mit den Rehen. Die er ſo oft zwiſchen den Menſchen geſucht, fand er jetzt in der Wildniß wieder, wo er ſie auch zuerſt erblickt hatte. Je ſchärfer er ausſchaute, deſto ſicherer war er ſeiner Sache. Das reizende, ſchwarzbraune Kind trug dieſelben Kleider, die er ſchon kannte, es zeigte dieſelben Bewegungen, die er ſo ſehr bewundert hatte. Freilich war die Beſchäftigung eine ganz andere, denn ſie ſchritt mit bloßen Füßen langſam in der Flut dahin, indem ſie, die Röcke mit der linken Hand zuſammenſchürzend, einen Schos bildete und ſich dann und wann bückte und, mit der rechten in das Waſſer greifend, unter den Steinen zu ſuchen ſchien. In der That wurde die Abſicht des Mädchens dem Künſtler auch bald klar, denn er ſah ſie, einen freudigen Aufſchrei ausſtoßend, mit einem mal eine große rothgeſprenkelte Forelle aus dem Waſſer heben und in der Schürze bergen. Und dann ſetzte ſie ihre Arbeit fort, wobei ihr dann und wann ein neuer Fang glückte. So kam ſie der Stelle, wo Burkart, den Athem an ſich haltend, faſt wie eine Bildſäule ſaß, immer näher. Man konnte ſich nichts Zierlicheres denken als die Vorſicht und Sicherheit, mit denen das reizende Kind zwiſchen den Steinen dahinſchritt und Füßchen und Knöchel ſowie Arme von untadeligſter und feinſter Form zeigte.

Allmählich befand ſie ſich in ſo geringer Entfernung von Burkart, daß ſie ihn beim erſten Aufſehen gewahren mußte. Der junge Mann drückte ſich, um des Anblicks noch länger froh zu ſein, an die Erde. Bemerkte ſie die Bewegung oder hörte ſie ein Geräuſch? Sie ſchaute auf, gewahrte ihn, wurde purpurroth im Geſicht, ſchnellte wie eine Schlange in das Gebüſch am Ufer und war verſchwunden.

Dann wurde es ſtill. Alles war wie vorher. Burkart ſchien ein Geſicht geſehen zu haben. Er verließ den Fels und ſuchte thalauf und thalab und an den Hängen umher. Das Mädchen war nicht mehr zu entdecken. Er ſchritt, da die Schatten länger wurden, den Grund hinab und ſang leiſe vor ſich hin:

Waldeinſamkeit! Wie die Taube girrt!
Die Amſel als Herold zieht und ſchwirrt,
In den Gipfeln ſinget ſie ſonnig,
Aus den Höhen der Falke ſchreit — und weit

Herauf träumt die lichte und ſüße Zeit:
O Liebe, du grüßeſt ſo wonnig!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen —
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Liebe ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Achtes Kapitel.

So ſehr der junge Künſtler auch von dem Gedanken erfüllt war, über die Perſon des jungen Mädchens ins Reine zu kommen, das er zuerſt im Wildpark und neuerdings an dem Bache geſehen hatte, ſo widerſtrebte es doch ſeinem innern Weſen, ſich zu directen Erkundigungen herbeizulaſſen. Ohne Zweifel wäre Frau Caspari im Stande geweſen, ſeine Begierde zu befriedigen, denn in Bohlenhauſen kannten ſich alle Leute. Ein gewiſſes Schamgefühl hatte ihn aber bisjetzt abgehalten, der redſeligen Frau von ſeiner erſten Begegnung zu ſprechen. Die Scene, die er hoch auf dem Baume erlebte, war ſo poetiſch und einzig in ihrer Art, daß er ſie als ſein ganz beſonderes Eigenthum anſah und als ſolches für ſich bewahren wollte. Was konnte die einfache Wirthin auch von ſolcher Poeſie verſtehen? Sie hätte ihm vielleicht die Verſicherung gegeben, daß das Mädchen, wie er vermuthete, die jüngſte Tochter des Herrn von Witte geweſen, ihn aber wegen ſeiner wunderlichen Anſichten und Gedanken ausgelacht. Nein, im Wirthshauſe war nicht der Ort, über ſolche Dinge zu reden. So verheimlichte er denn die Begegnung und enthielt ſich aller nähern Nachforſchungen, zumal da er der Mann war, der ſelber ſehen, ſuchen und finden konnte und der auch in dieſer Beſchäftigung einen neuen lockenden Reiz fand.

Gleichwol verſpürte er am Morgen nach der neuen Begegnung am Bach keine geringe Neigung, ſich bei der Wirthin einige Aufklärungen zu holen. Ohne von den betreffenden Erlebniſſen zu reden, gedachte er, die Frau beim Kaffee, wo ſie ihm ſtets eine Weile Geſellſchaft leiſtete, auszufragen, ob die Letta aus der Burg nicht ein kühnes und verwegenes Mädchen ſei, das allein den Wald durchſtreiſe und auch wol der Fiſcherei obliege, indem er meinte, ein Wort würde dann das andere ſchon geben. Leider ſollte er ſich aber in ſeinen Hoffnungen getäuſcht ſehen; denn als er unten in der Gaſtſtube die Ankunft der Frau Caspari eine Zeit lang vergebens erwartet hatte, fragte er die Magd, welche die Gäſte beſorgte, wo die Hausfrau ſei, und erfuhr zu ſeinem Verdruſſe, daß ſie am frühen Morgen ausgefahren wäre, um ihre Kinder, nämlich den Schwanzfranz in der Stadt und die Entenſuſanne im Gebirge, zu beſuchen.

So war es denn kein Wunder, daß Burkart, durch den erneuten Anblick des ſeltſamen Mädchens aufgeregt, über dem nach wie vor ein Dunkel ſchweben blieb, einem unruhigen Tage entgegenging, welchen er in ziemlich müßiger Weiſe und doch voll unbehaglicher Gefühle verdämmerte.

Erſt der Abend ſollte ihn aus ſeinen Träumereien wecken. Als er nämlich zur Zeit, wo die Schatten ſchon lang wurden, an der Vogtei vorüberſchlenderte, in deren Nähe er ſich wieder einmal vergebens nach der ſchönen Unbekannten umſah, erblickte er auf dem Platze vor dem alten Gebäude eine Menge von Menſchen. Wenn hier auch beſonders die Jugend von Bohlenhauſen eine bedeutende Rolle ſpielte, ſo wurden doch manche bekannte Geſtalten der höhern Geſellſchaft des Städtchens ſichtbar, was ihm Anlaß gab, ſtehen zu bleiben und die Urſache des Zuſammenlaufs näher zu erforſchen. Zu ſeiner nicht geringen Freude gewahrte er bald eine Gruppe, die ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade auf ſich zog. Dieſelbe beſtand nämlich in einer Bande von Zigeunern. Was hatte er Zeit ſeines Lebens nicht alles von dieſen ſtreifenden Kindern der Wildniß gehört, deren Wohnplätze die Wälder, Heiden und Wieſen, deren Dach der blaue oder umwölkte Himmel und deren Bett die Erde iſt, und die unbekümmert um den nächſten Tag den lieben Gott für den Augenblick ſorgen laſſen! Alte Kindergeſchichten tauchten auf, in denen dieſes ſeltſame, geheimnißvolle Geſchlecht wunderliche Dinge anſtellt, indem es die Kinder vornehmer Aeltern ſtiehlt, Menſch und Vieh verhext und unglaubliche Wahrſagerkünſte treibt. Niemals aber hatte der junge Mann Gelegenheit finden können, ſich ſolches Volk in der Nähe zu betrachten. Um ſo mehr drängte er ſich jetzt heran, um den Augen die Koſt zu geben, denn neben dem menſchlichen empfand er noch ein beſonderes künſtleriſches Intereſſe an dieſen umherirrenden Nomaden.

Freilich verloren die märchenhaften Vorſtellungen bei genauem Zuſehen viel von ihrem phantaſtiſchen Glanz. Von den ſaubern Zigeunern, wie wir ſie auf der Bühne oder im Mummenſchanz zu ſehen pflegen, konnte keine Rede ſein. Nur beim erſten Anblick hatte eine kleine Sinnentäuſchung ſtattgefunden, denn die auf dem Raſen haltenden Karren mit den kleinen ſtruppigen Roſſen, die das kurze Gras abweideten, und die dazwiſchen lagernden und ſtehenden Geſtalten in ihren buntfarbigen, bänderreichen und mit allerlei blinkendem Schmuck behangenen Kleidern gaben in der That ein maleriſches Bild; ſobald man aber eine tiefere Unterſuchung anſtellte, entdeckte man, daß trotz den Flittern überall die nackteſte Armuth und ein ganz unbändiger Schmuz herrſchten, die in ihrer Verbindung jeden poetiſchen Eindruck verwiſchen mußten. Auch die einzelnen Perſönlichkeiten erſchienen dem jungen Manne bei weitem nicht ſo lockend, als er es ſich bisjetzt vorgeſtellt hatte. Auf eine hervorſtechende Schönheit ſtieß das Auge nirgendwo, wol aber deſto mehr auf entſchiedene Häßlichkeit, die ſich beſonders bei den kleinen Kindern und den Greiſen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, geltend machte. Nur diejenigen Leute, die in den beſten Jahren ſtanden, konnten als Ausnahme dienen, denn ihre kräftigen Geſtalten, ihr rabenſchwarzes Haar und ihre wild und dunkel glänzenden Augen, die beſonders mit den weißen perlenartigen Zähnen einen ſeltſamen Gegenſatz bildeten, waren immerhin einer eingehenden Betrachtung werth.

Und auch ihre Sitten erſchienen ſonderbar genug. Mit einer Unbefangenheit, die ihresgleichen ſuchte, gingen beſonders die weiblichen Mitglieder der Bande bei den Umſtehenden umher und baten ſich bald bei dem einen, bald bei dem andern Geld, Kleidungsſtücke oder was ihnen ſonſt in die Augen ſtach, aus, wobei denn nicht ſelten die fordernde Unverſchämtheit den Sieg über die ſpendende Blödigkeit davontrug. Die Art des Bettelns erinnerte an den Abſolutismus. Es klang oft ein Ton hindurch, der an das königliche tel est notre plaisir erinnerte. Auch in die umliegenden Häuſer und in die auf den Vogteiplatz mündenden Straßen wurden einzelne Perſonen auf Verproviantirung und Fourrage ausgeſandt, von denen einige mit Brot, Nahrungsmitteln und Krügen, andere mit Heu und Hafer zurückkamen.

Daß die Vogtei als das ſtattlichſte Gebäude des Orts auch zum Ziel dieſer Beutezüge ins Auge gefaßt werden würde, war wol nicht zu bezweifeln. Die Zigeuner ſchienen ſogar ihren Lagerplatz im Angeſicht der Burg faſt deshalb genommen zu haben, um dort die Neugierde und das Mitleid rege zu machen. Burkart ſah, als er die größere Gruppe genugſam betrachtet hatte, am Thore der Vogtei ein junges Weib ſtehen, das ein Kind in einem verſchlungenen Tuch auf dem Rücken trug und eine Gabe forderte. Die gutmüthige Familie Pocher ſtand aber im Kreiſe um das Zigeunerweib und legte ihre Theilnahme für die hübſche Landſtreicherin an den Tag, denn der alte Pachter ließ Brot und Fleiſch bringen, und ſeine Frau ſowie die Söhne ſchleppten allerlei abgetragene Kleider herbei, wofür ihnen denn in rauhen Kehltönen Gottes Dank und manche ſchöne Dinge für die Zukunft gewünſcht wurden.

Burkart trat hinzu und lobte die wohlwollenden Leute für ihre Freundlichkeit, indem er dem armen Weibe eine ſchwere Silbermünze überreichte.

Hier wohnen noch andere Leute, ſagte die Zigeunerin und betrachtete nach der Reihe, als wiſſe ſie, wer dort ſeinen Sitz habe, die Thüren, die zu den Behauſungen des Rentmeiſters, des Vogts und des Förſters führten.

Der Förſter iſt nicht daheim, und die wilde Katze macht nicht auf, ſprach Pocher.

Und der Vogt hält ſich in ſeiner Feſtung verſchloſſen, fügte die Frau hinzu.

Aber der Verwalter, rief einer der Söhne und wies, indem er den andern ein Auge kniff, auf die Thür, wo das Ehepar Piché wohnte.

Die Zigeunerin ſchritt durch den Hof und raſſelte an dem eiſernen Klöpfel. Auch diesmal ſcheiterte der erſte Verſuch, Einlaß zu erlangen, wie Burkart vor wenigen Tagen daran geſcheitert war. Erſt als der Hammer dreimal geklungen hatte, öffnete ſich die Pforte, und es war wieder Frau Piché, die als getreue Hüterin und Wächterin des Hauſes erſchien.

Man konnte aber in ihren Zügen ſofort die Bemerkung machen, daß ſie durch dieſen Beſuch nicht im mindeſten freudig überraſcht war, denn ſie begann, ohne eine Anſprache abzuwarten, in den heftigſten Ausdrücken eine Rede zu halten, die nichts weniger als ſchmeichelhaft klang und ungefähr folgendermaßen hieß: Nichtswürdiges Geſindel, faulenzerige Landſtreicher, tagdiebige Vagabunden, wir geben hier keinem Bettler etwas! Geht und arbeitet und plagt euch wie andere ehrliche Leute, denen ihr gern den Biſſen von dem Munde wegſtehlen möchtet. Und was iſt das, auch noch Kinder ſetzt ihr in die Welt, und allerlei Flitter hängt ihr um den Leib? Fort, fort, fort, macht, daß ihr fortkommt!

Damit ſchlug ſie die Thür zu, indeß aus dem Hausgange noch ein lange nachhaltendes Keifen und Schmollen tönte. Herr Piché aber ſchaute mit ſeinem Zöpfchen geſchmückt, denn ſeine Frau hatte ihm die rechte Perrüke, um ihn zu ſtrafen, für einige Zeit verſchloſſen, oben aus einem kleinen Fenſter und machte ein gottesjämmerliches Geſicht, indem er zugleich ein Kreuz ſchlug, das ihn vor den möglichen Hexenkünſten der Zigeunerin ſchützen ſollte.

Das arme Weib ſchien indeß an ähnliche Abfertigung gewöhnt und ſchritt nunmehr zu der gegenüberliegenden Thür, die zu der Wohnung des Herrn von Witte führte. Ein Ton der laut ſchallenden Glocke verkündigte ihre Anweſenheit, aber das Geſchrei der Verwalterin ſchien ſie ſchon früher angemeldet zu haben, denn es blieb ſo ſtill im Hauſe, als wäre es ausgeſtorben. Burkart, der während des wiederholten Klingelns an den Mauern hinaufſah, glaubte durch die Ritze eines dicht verhangenen Fenſters nur die ſcharfen, katzenähnlichen Augen der dicken gnädigen Frau wahrgenommen zu haben.

An der Thür des Förſters machte die Zigeunerin nun weiter keinen Verſuch, eine Gabe zu erhalten. Mit einem ernſten Blick gegen die Thüren und vielen freundlichen gegen die gutmüthigen Pachtersleute und Burkart verließ ſie die Vogtei und begab ſich zu ihrer Bande zurück, die ſich, da der Abend immer näher rückte, zum Aufbruch rüſtete.

Und wo bleibt ihr denn die Nacht? fragte Burkart die abziehende Frau.

Drunten im Walde, wo der Bach an die Straße ſtößt, antwortete die Zigeunerin.

So übernachtet ihr unter freiem Himmel? forſchte der Künſtler weiter.

Dort ſieht uns Gottes Auge am beſten, ſprach das Weib. Auch ſind wir's nicht anders gewohnt.

Ach was! ſagte Pocher, ich ſchlafe lieber zwiſchen den Federn wie auf dem grünen Gras; Gott ſieht mich auch durch die Wände in der dichten Stube und im Bett.

Burkart wechſelte noch einige Worte mit der Pachterfamilie über die ſeltſame Art und Weiſe dieſer Leute. Dann ging er und dachte: Vive la Bohème, es lebe das Zigeunerleben! und nahm ſich vor, den Kindern der Heide dieſen Abend noch einen Beſuch abzuſtatten.

Nachdem er im Wirthshauſe ſein Abendbrot eingenommen hatte, begab er ſich in der That auf den Weg und wanderte die Straße, die ſich in die Ebene ſchlingt, hinunter. Es war eine wundervolle Mainacht; der Mond ſtand hoch und hell am Himmel, und die Nachtigall ſchlug in den Büſchen der Hügel und am Rande des Baches, in deſſen Nähe der Weg hinführte. Zwiſchenher konnte er das Rieſeln und Rauſchen des Waſſers hören. Er ging unter den hohen ſchattigen Bäumen dahin, welche den kleinen Gebirgsſtrom in der

Thalrinne begleiteten und ſich hier und dort mit dem Walde vereinten, der ſich von den Bergen herabdehnte. Ringsum quoll ein voller Duft aus den Kräutern, Gräſern und dem Laubwerk der Bäume und Sträucher. Er hatte ſelten einen friſchern und prächtigern Abend genoſſen und er konnte ſich um ſo ungeſtörter dem Genuſſe überlaſſen, als die Straße und Gegend weit und breit unendlich einſam war.

Er mochte ungefähr eine halbe Stunde gegangen ſein, als er die Strahlen eines Feuers durch die Zweige leuchten ſah. Indem er ſich dem Lichtglanz näherte, gewahrte er ſeitwärts vom Wege am Bach eine kleine lichte Stelle, wo die Zigeuner ihre Lagerſtätte aufgeſchlagen hatten. Er ſchlich behutſam und ſtill hinzu, um das nächtliche Treiben der ſeltſamen Leute zu belauſchen, was ihm auch vortrefflich gelang, indem er ſich hinter einem dicken Baumſtamme verborgen hielt. Und in der That erſchaute er bald verwunderliche Dinge genug. In die Leute, die im Städtchen ſo ruhig und faſt traurig dageſtanden hatten, war ein neues Leben gefahren. Sie ſchienen erſt aufzuthauen wie die Nachtſchmetterlinge, die tags gleich dürren Blättern an der Mauer hangen und in der Dämmerung bunte Flügel entfalten. Mit ſcharfen, muntern Reden miſchten ſich die Klänge der Muſik und des Liedes. Während die Knaben und kleinen Mädchen ſich, wie Gott ſie geſchaffen, im Bache badeten, ſaßen die Alten, von geſpenſterhaften Schlaglichtern beleuchtet, um die flackernden Brände des Feuers. Seitwärts ſtand ein junger Mann an einer Buche und lockte tolle Weiſen aus den Saiten der Geige, zu denen ein Mädchen, hoch das Tamburin über ihrem Kopfe ſchwingend, in raſchen, wilden Sprüngen einen verwegenen Tanz aufführte. Lauter phantaſtiſche Bilder machten den Maler ſtaunen und ſtarren.

Da tönte plötzlich auf der Straße der raſche Hufſchlag eines Pferdes, der hart auf den Boden anſchlug, und ein Schellengeläut, das weit in die nächtliche Stille klang. Auch die Zigeuner ſchienen das Herannahen eines Reiters zu merken, denn das bunte Leben, das in ihrem Kreiſe erwacht war, verſtummte mit einem mal. Burkart ſchaute von ſeinem Verſteck aus nach der Straße und dem nächtlichen Reiſenden hin, der ſich durch das Schellenklingeln ſeines Roſſes und die Eile, mit der er daſſelbe ſpornte, von vielen andern ruhigen Leuten unterſchied. Er war aber nicht wenig überraſcht, als er ſtatt eines Mannes eine weibliche Geſtalt auf einem kleinen Pony durch den hellen Mondſchein herankommen ſah. In einiger Entfernung von ihm hielt das Pferdchen einen Augenblick und wurde dann geradezu durch das Holz auf den Lagerplatz der Zigeuner hingelenkt. Burkart dachte im erſten Augenblick nicht anders, als daß ſich ein zurückgebliebenes Mitglied der Bande wieder eingefunden habe. Dies ſchien bei näherm Zuſehen aber nicht der Fall, denn es zeigte ſich eine ungewöhnliche Unruhe unter den Lagernden, die einen Augenblick durcheinander rannten und ſich allerlei Vermuthungen zuflüſterten. Der junge Künſtler, der ſich wegen der bekannten Spürkraft der Zigeuner in einer gewiſſen Ferne gehalten hatte, benutzte den Augenblick, wo die Aufmerkſamkeit der Vagabunden nach einer andern Seite hin in Anſpruch genommen war, und ſuchte ſich dem Platze noch mehr zu nähern.

Nun wurde aber ſeine Ueberraſchung zum vollkommenſten Erſtaunen, denn in dem unheimlichen Kreiſe dieſer fremden Geſellen und Weiber hielt, beleuchtet von den flackernden Flammen des Feuers und einiger brennenden Scheite, welche die Burſchen vom Boden aufhoben, um die Ankommende zu betrachten, niemand anders als das ſeltſame Mädchen, das Burkart zuerſt im Wildpark und dann bei der Fiſcherei geſehen hatte und das er jetzt in der wunderlichen Geſellſchaft einer Landſtreicherbande wiederfand. Was hatte das zu bedeuten? In welchem Zuſammenhang ſtand ſie mit dieſen Kindern der Wildniß? Unternimmt ſie nicht ein großes Wagniß, indem ſie ſich zu dieſer Stunde in einen ſo unheimlichen Kreis begibt? Alle dieſe Gedanken kreuzten in demſelben Augenblick das Haupt des jungen Mannes, dem faſt der Athem ſtockte, daß er ein Weſen, welches ihn ſo mächtig anzog, plötzlich und zu der unangemeſſenſten Zeit mitten unter Leuten erblickte, die jedenfalls von dem zweifelhafteſten Charakter waren.

Aber ſeine Furcht ſollte ſich bald legen, denn das junge Mädchen, das in ſo ſeltſamem Aufzuge in die Bande trat, machte offenbar den mächtigſten Eindruck auf die fremden Geſellen und Weiber.

Seid gegrüßt, ihr Kinder Gottes, rief ſie mit klarer, wohltönender Stimme und einem für ihre Jugend ungewöhnlich entſchiedenen Ausdruck, ſeid gegrüßt, ihr Kinder Gottes! Man hat euch heute in der Vogtei ſchlecht behandelt und die Gaben geweigert, die der

Wohlſtehende dem Armen ſchuldig iſt. Ich wohne auch in der Vogtei, aber ich war nicht zu Hauſe, ſonſt wäret ihr wenigſtens nicht unbefriedigt von unſerer Thür geſchieden. Um die begangenen Fehler gut zu machen, komme ich noch ſpät in der Nacht und bringe euch, was ein Kind, das ſelbſt nicht viel hat, zu geben im Stande iſt.

Nach dieſen Worten griff ſie in einen Korb, der vor ihr auf das Rößlein gebunden war, und nahm allerlei Lebensmittel heraus, welche ſie in die ſich ihr entgegenſtreckenden Hände legte, denn Alte und Junge, Männer und Frauen, Greiſe und Kinder drängten ſich von allen Seiten heran. In gleicher Weiſe machte ſie es mit einigen Kleidungsſtücken und Flitterſachen, die gleichfalls im Korbe geborgen waren. Zum Schluß aber holte ſie einen kleinen Geldbeutel aus der Taſche und ſprach: Da empfangt auch meine Sparpfennige. Ich bin ſelbſt ein armes Kind, aber nehmt was mein iſt.

Die Art und Weiſe, wie ſie die Kleinigkeiten unter die Menge vertheilte, war überaus einfach und anſpruchslos und bewies klar, daß ein gutes, treues Herz ihr dieſe Handlungsweiſe eingegeben hatte. Deshalb fand ſie denn auch bei dieſen Naturmenſchen den innigſten Dank, denn alles drängte ſich an ſie und küßte den Saum ihres Kleides und murmelte Worte der Erkenntlichkeit. So ſah ſie faſt aus wie eine junge Königin, der die Menge huldigt.

Als ſie, ſo gut es ihr möglich war, die verſchiedenen Ausbrüche beſchwichtigt hatte, rief ſie fröhlich: Man ſagt, daß ihr ſo ſchön tanzt, ſingt und ſpielt. Laßt mich eins ſehen und hören.

Und ihrem Worte wurde wie einem Befehle gehorcht. Augenblicklich bildeten die Leute einen Kreis. Der Geiger griff wieder zu der Geige, ein paar andere begleiteten ihn, und die Dirnen mit den Tamburins und die Burſchen mit brennenden Scheiten flogen plötzlich in einem wilden, bunten Tanze durcheinander, der in der ſchimmernden Beleuchtung des Feuers und des Mondſcheins eine höchſt phantaſtiſche Wirkung machte.

Das Mädchen auf dem Pony ſah mit ihren großen leuchtenden Blicken dem eigenthümlichen Schauſpiel zu. Burkart hielt ſie feſt im Auge. Wie licht und groß unterſchied ſich dieſes edle Geſicht von den wilden, ſinnverwirrenden Mienen der Tänzer.

Endlich war die Luſt zu Ende. Die Töne der Inſtrumente verklangen. Die Tänzer hielten mit gerötheten Wangen und raſchem Athem ſtill. Das Mädchen rief: Ich danke euch; lebt wohl!

Damit wollte ſie ihr Pferdchen wenden. Aber man bat ſie, zu warten. Aus einem kleinen Zelte führten nun ein paar Männer eine uralte Frau mit langen, greiſen Haaren, aber noch immer ſtechenden Augen hervor. Es war eine unheimliche Erſcheinung, wie man ſie auf den Hexenbildern unſerer Künſtler ſieht.

Was ſoll ich mit der Greiſin? fragte das Mädchen feſt und unerſchrocken.

Wahrſagen, wahrſagen! ſcholl es im Kreiſe.

Die alte Zigeunerin mit dem grauen, üppigen und verwilderten Haarwuchs trat an das Pferd und bat um die Hand der Fremden. Das Mädchen reichte ihr unbeirrt die Rechte hin, während ein junger, wilder Burſche mit ſeinem Holzbrand leuchtete.

Glück und Segen, mein Kind, ſprach nun die Alte mit getragenen dumpfen Worten, Glück und Segen! Gott hat dir nicht allein ein gutes Herz gegeben, er gibt dir auch ein helles Leben. Der dich heimführen wird, iſt ein braver, edler Herr; du wirſt mit ihm in Schlöſſern wohnen und durch weiten Beſitz wandern. Und überall, wo du gehſt, führt dein Weg über Roſen. All dein Glück iſt dir aber näher, als du denkſt und träumſt.

So will ich ihm raſch entgegenreiten, rief das Mädchen und warf das Pferd herum, das vom Sporn getroffen der Straße zulief. Die Reiterin wandte ſich dann noch einmal zu den Söhnen und Töchtern des Waldes und grüßte ſie freundlich und anmuthig.

Sie war verſchwunden.

Burkart benutzte die Aufmerkſamkeit der Zigeuner auf die davoneilende Reiterin, um ſich gleichfalls zu entfernen. Auf dem Heimweg begleitete ihn das Bild des ſeltſamen Mädchens. Bisjetzt hatte er ſie nur in der Einſamkeit der Natur geſehen, heute ſah er ſie auch unter Menſchen, die freilich halbe Wilde, aber doch eigenthümliche, intereſſante Naturen waren. Und wie überragte ſie auch dieſe! Solchen Eindruck wie ſie konnte nur eine mächtige Natur machen, in der ſich hier in der überraſchendſten Weiſe der Adel der Weiblichkeit offenbarte.

Aber wer war das Mädchen?

Neuntes Kapitel.

Als Burkart am andern Tage bei ſeinem Frühſtück ſaß, ſchenkte er dem Kaffee und dem Brote eine ſehr geringe Aufmerkſamkeit; dagegen hingen ſeine Blicke fortwährend an der Thür, durch welche er den Eintritt der Wirthin erwartete, die erſt ſpät in der Nacht zurückgekehrt war und ſich ausnahmsweiſe auch dieſen Morgen eine längere Ruhe gönnte. Zu ſeinem Verdruſſe betrat aber ſtatt ihrer immer wieder das Wirthſchaftsmädchen die Stube, um dort die nothwendigen Dienſte zu verrichten, ſodaß er ſchon im Begriffe ſtand, den Tiſch zu verlaſſen und ſeine gewöhnlichen Gänge zu beginnen. Endlich kam denn doch noch im letzten Augenblicke ſeines ungeduldigen Wartens Frau Caspari herein und veranlaßte einen Freudenſtrahl, der leuchtend über ſein Geſicht zog. Da er die Dame nun auch ſo herzlich begrüßte, wie es vorher wol kaum geſchehen war, ſo ſetzte ſie ſich zu ihm und erzählte ihm auf ſein Befragen in langer und breiter Rede die Erlebniſſe bei dem Beſuche ihrer Kinder. Seine Mienen verriethen freilich bald, daß dieſe Mittheilungen gerade nicht dasjenige enthielten, nach dem ſein Verlangen ſtand, indeß die geſchäftige Mutter war bald in einer Art in die Schickſale ihrer Kinder vertieſt, daß ſie die zerſtreuten Züge des Zuhörers nicht gewahrte. Was gingen ihn auch der Schwanzfranz und die Entenſuſanne an? Und ſo ſaß er denn ohne der Erzählerin weiteres Gehör zu ſchenken faſt zur Bildſäule erſtarrt, indem er ſich wieder ganz und gar in die Bilder des geſtrigen Abends verſenkte.

Die Wirthin legte ihm eben auseinander, daß ihre Suſanne ihr eine von ihr ſelbſt trefflich bereitete Kartoffelſuppe vorgeſetzt habe, als er plötzlich ausbrach: Und der Pony?

Frau Caspari ſah ihn ſo bedenklich an, als ſei er plötzlich toll geworden.

Der Pony? fragte ſie, was ſoll das?

Burkart erröthete über und über.

Ich meine, ſtotterte er, wem der Pony gehört?

Ich kenne niemand, der Pony heißt, antwortete die Frau, die ſich von ihrem Staunen noch nicht erholen konnte.

So wiſſen Sie nicht, was ein Pony iſt? ſprach Burkart, der allmählich ſeine Faſſung wiedergewann.

Ich weiß es nicht, entgegnete die Wirthin.

Pony nennt man ein kleines ſchottiſches oder corſicaniſches Pferd, erklärte der Maler; ich habe geſtern ein ſolches Pferd hier im Orte geſehen und möchte wiſſen, wem es gehört.

Ach ſo, rief jetzt die Dame, der ein Licht aufzugehen ſchien, das iſt der kleine Fritz des Herrn Vogts von

Witte. Er hat das Thierchen vor vielen Jahren für ſeine Mädchen gekauft, die es, als ſie noch klein waren zum Reiten benutzten und vor den Wagen ſpannten.

Ich ſah ein hübſches Mädchen auf dem Thierchen reiten, ſprach der junge Mann. Wahrſcheinlich war es die jüngſte Tochter des Herrn von Witte, denn die drei älteſten habe ich früher geſehen. Von ihnen war es keine.

Das iſt wol möglich, ſprach Frau Caspari, obgleich nicht wahrſcheinlich, denn der Herr Vogt oder vielmehr ſeine Frau iſt in dieſem Punkte ſehr ſtreng. Seit die Mädchen erwachſen ſind, werden ſie ſtets unter ſcharfer Hut gehalten.

Wer könnte denn ſonſt die Reiterin geweſen ſein? forſchte Burkart.

An jemand anders wird der Vogt das Pferdchen auch nicht gegeben haben, meinte die Wirthin, denn die Leute laſſen nicht ſo leicht ein Eigenthum aus den Händen.

Ei, ſo kann es doch nur die Tochter geweſen ſein, ſprach der Künſtler.

Was weiß ich, rief die Wirthin.

Aber ich möchte doch wiſſen, ob ſie es wirklich war, warf Burkart ein. Ich kenne jetzt alle Leute im Orte, außer der jüngſten Tochter des Vogts. Dieſe Menſchen leben ja gerade wie in einem verzauberten Schloſſe. Nur der Zufall hat es gewollt, daß ich die drei älteſten Töchter geſehen habe. Die vierte geht verſchleiert in die Kirche und ſonſt bin ich ihr noch nicht begegnet.

Dazu kann Rath werden, antwortete Frau Caspari, wenn Sie es darauf anlegen. In einigen Tagen iſt der letzte Mai; da gibt es in dem Dorfe Erlenheim, zwei Stunden von hier, ein Maifeſt, das, wie die Leute ſagen, ſeit Jahrhunderten gefeiert wird. Nach alter Sitte verſammeln ſich die Bewohner der Umgegend daſelbſt, und in dem großen Wirthshauſe Zum grünen Mai gibt es Tanz und Spiel. Es ſind freilich nur die Mittelſtände und die geringen Leute, die dort eine luſtige Zuſammenkunft halten. Aber auch die Vornehmen betheiligen ſich gewiſſermaßen, indem ſie ſich auf dem hohen Berge, welcher der Richtberg heißt und der mit ſeinem alten Thurme bis in unſer Thal ſichtbar iſt, einfinden. Wie man ſagt, wurde vor alten Zeiten auf dem Schloſſe Gericht für die Ritterſchaft des Landes gehalten, wovon der Berg und das Schloß auch den Namen haben ſollen. Die Adelichen ſcheinen aber auch dort zu Tanz, Spiel und Luſtbarkeit zuſammengekommen zu ſein. Jedenfalls thun ſie es in unſern Tagen. Der Herr Vogt geht immer mit ſeiner ganzen Familie dahin. Sie ſind ein artiger vornehmer Herr. Suchen Sie alſo eine Einladung von ihm zu erhalten, ſo werden Sie auch ſeine Tochter ſehen.

Das iſt leicht geſagt, erwiderte Burkart, wenn die Frau Gemahlin des Herrn Vogt mir nur etwas gewogen wäre.

Und dann erzählte er der Wirthin ſeine Begegnung mit der Dame im Park des Schloſſes.

Nun, ſo kann der Herr Bürgermeiſter Sie vielleicht mitnehmen, der auch immer Zutritt hat, ſprach Frau Caspari nach einigem Nachſinnen.

Glauben Sie? fragte Burkart.

Die Wirthin wollte antworten, aber in demſelben Augenblicke ſchaute der dicke, rothe Kopf des Polizeidieners von Bohlenhauſen durch die Thür und winkte ihr geheimnißvoll, herauszukommen.

Der Maler blieb in Gedanken verſunken ſitzen. Nach einer Weile öffnete ſich die Thür aufs neue, und Frau Caspari trat mit dem Diener der öffentlichen Sicherheit in die Stube.

Der Herr Bürgermeiſter läßt ſich nach Ihren Paß erkundigen, ſagte die Wirthin, auf den Polizeidiener deutend.

Nach meinem Paß? ſprach der junge Mann, von ſeinem Stuhl aufſtehend und nicht ohne einige Verlegenheit. Wer fragt denn jetzt noch nach Päſſen?

Mit Verlaub, wir, die Obrigkeit, antwortete der Rothkopf mit einer tiefen, rauhen Stimme.

Sagen Sie dem Herrn Bürgermeiſter, rief Burkart, in ein helles Gelächter ausbrechend, daß ich keinen Paß habe.

Da iſt nicht zu ſpaßen, dröhnte der Poliziſt, die Augen rollend. Geben Sie mir Ihre Papiere! Was iſt der Menſch ohne Papiere.

Ich ſage Ihnen ja, daß ich keine habe, lachte der junge Mann noch lauter.

So folgen Sie mir auf das Amt, rief der andere, indem er das würdigſte Anſehen aufbot, deſſen er fähig war.

Ich bin ſofort bereit, rief der Maler, nahm ſeinen Hut und ſchritt zur Thür, um den Vorſchriften der

Obrigkeit nachzukommen. Frau Caspari ſchüttelte den Kopf und meinte, daß ſo etwas in ihrem reſpectabeln Hauſe noch nicht vorgekommen ſei. Burkart aber nickte ihr lächelnd und ſchritt in Begleitung des Häſchers der Bürgermeiſterei zu.

Der Machthaber des Orts, mit dem er ſchon manchen Abend in der Wirthsſtube zuſammen hinter dem Schoppen geſeſſen hatte, empfing ihn höflich, aber gemeſſen. Bei der wiederholten Verſicherung des jungen Künſtlers, daß er ohne Legitimation ſeine Studienreiſe angetreten habe, machte er ein ernſtes Geſicht. Auch der Umſtand, daß Burkart dem dieſſeitigen Staate angehörte, blieb ohne Wirkung. Der Bürgermeiſter bezog ſich hartnäckig auf die beſtehenden polizeilichen Verordnungen, nach denen jeder Reiſende ſeinen Paß aufzuweiſen habe.

Sind Sie denn auch ſo ſtreng mit den Malern verfahren, welche früher dieſe Gegenden beſuchten? fragte der junge Mann.

Ich erinnere mich deſſen nicht, antwortete der Tyrann des Städtchens.

Aus ſeiner Antwort ging aber hervor, daß er dieſe Herren ungeſchoren gelaſſen hatte.

Wie ſoll ich mich demnach aus der Verlegenheit ziehen? forſchte Burkart weiter.

Die leichteſte Art iſt, daß Sie mir einen Bürgen ſtellen, lautete der Beſcheid. Iſt das nicht thunlich, ſo muß ich Sie in Gewahrſam halten, bis Ihre Papiere hier eingetroffen ſind, oder Sie an den Ort, wo Sie wohnen, zurückſenden.

Alſo bin ich Ihnen offenbar ein verdächtiges Individuum? lächelte der Künſtler.

Nicht gerade mir, ſagte der Beamte, ſich gleichſam entſchuldigend.

Wohl, ſo hat man mich bei Ihnen verleumdet, drängte Burkart entſchiedener in den Bürgermeiſter.

Ich kann es nicht leugnen, antwortete dieſer. Es iſt mir die Anzeige gemacht worden, daß Sie ſich unbefugterweiſe für einen Freund des Grafen von Bohlenberg ausgeben, der nach eingezogenen Nachrichten noch gar nicht auf dem Schloſſe angekommen iſt, und daß Sie unter dieſer Maske allerlei Ungehörigkeiten beginnen. So haben Sie ſich, um ein Wappen zu erhalten, bei —

Ah, Herr von Witte iſt mein Ankläger, erwiderte der junge Mann mit leiſem Spott. Wohl, der Graf von Bohlenberg ſoll mein Bürge ſein. Derſelbe iſt aber gerade nicht wohl, denn er liegt mit einer Erkältung zu Bette. Ich habe ihn erſt geſtern geſehen, deshalb kann er nicht ſelbſt vor Ihnen erſcheinen. Er wird aber ſeinen Haushofmeiſter mit genügendem Beſcheid ſenden. Haben Sie alſo die Güte und ſchicken Sie Ihren Polizeidiener auf das Schloß, um meine Sache zu ordnen. Bis er zurückkommt, mögen Sie mich hier in Ihrem Amtslokale einſperren. Das iſt ja ein luſtiges Abenteuer.

Der junge Mann lachte laut auf, der Bürgermeiſter aber befand ſich in der größten Verlegenheit, die bei der Beſtimmtheit, mit welcher der junge Mann auftrat, nur mehr und mehr wuchs. In der Ausſicht, gleich von vornherein mit dem reichen und vornehmen Herrn in unangenehme Berührung zu kommen, fühlte er ſich entſchieden unbehaglich, machte einige Entſchuldigungen, murmelte von den Plackereien, die ihm der Vogt von Witte aufgeladen habe, und ſandte den Poliziſten ſofort nach Schloß Bohlenberg, wobei ihm Burkart noch einſchärfte, derſelbe möge ſich nicht an die Bedienten, ſondern an den Haushofmeiſter wenden.

In der That dauerte es auch nicht lange, ſo kam der Haushofmeiſter in Begleitung des abgeſandten Dieners der Gerechtigkeit zurück und erklärte im Namen des Grafen, daß derſelbe die geforderte Bürgſchaft um ſo mehr ſtellen würde, da Herr Burkart ſein beſter Freund ſei, daß er alſo um ſofortige Freilaſſung des jungen Mannes erſuche und ſchriftlich alle diejenigen Verpflichtungen übernehmen wolle, welche der Bürgermeiſter verlange. Gegen eine ſolche Botſchaft konnte der Beamte natürlich nichts ſagen. Er entließ Burkart ſogleich mit dem höflichen Geſuch, daß der Graf ſeine Bürgſchaft mit Unterſchrift und Siegel an ihn einſende, indem er nochmals dem Künſtler wiederholte, daß er ſich nur auf dringende Zumuthungen und um den angedrohten Klagen bei ſeiner vorgeſetzten Behörde zu entgehen, zu einem Schritte entſchloſſen habe, der ſeiner Natur und Geſinnung durchaus fremd ſei.

Noch am Abend deſſelben Tags brachte Burkart das verlangte Schriftſtück von ſeiten des Grafen, dem noch ein verbindlicher Brief beigefügt war, in welchem derſelbe dem Bürgermeiſter dankte, daß er ſeinen Freund ſo glimpflich behandelt habe, und zugleich die Bitte ausſprach, ſich Burkart's ferner anzunehmen.

Wer war vergnügter als der Beamte, daß ſich dieſe verdrießliche Angelegenheit ſchließlich im guten löſte! Die Wolken verloren ſich von ſeinem Angeſicht und er war mit einem mal ganz Wohlwollen und Freundlichkeit gegen Burkart.

Sagen Sie mir nur, rief er, wie kann ich Ihnen nützlich ſein?

Es würde mir keine beſſere Genugthuung geboten werden, antwortete der junge Mann, als wenn Sie mich mit an dem Maifeſte theilnehmen ließen, bei dem, wie ich höre, auch mein Ankläger ſich befinden wird. Iſt durch meine Citation auf das Amt vielleicht irgendwo ein Schatten auf mich gefallen, ſo wird er dadurch am beſten wieder abgewiſcht.

Ich lade Sie hiermit ein, mein Gaſt zu ſein, beeilte ſich der Bürgermeiſter auszurufen, indem er Burkart ſeine Hand reichte.

Und ich werde mit Vergnügen kommen, antwortete dieſer, indem er mit leiſem Lächeln einſchlug. Ich bitte Sie indeß, daß Sie dem Herrn von Witte von meiner Anweſenheit bei dem Feſte keine Mittheilung machen.

Ganz wie Sie wünſchen, lautete der zuvorkommende Beſcheid.

Und nun noch eins, ſagte der junge Mann; der Graf hat mir und Ihnen einen Wagen für die Fahrt zur Disposition geſtellt. Ich hoffe, daß Sie denſelben annehmen.

Der Bürgermeiſter machte eine verbindliche Verbeugung.

Ferner kann ich Ihnen wol unter vier Augen mittheilen, fuhr der Künſtler fort, daß der Graf die Abſicht hat, ſelber bei dem Feſte zu erſcheinen und auf dieſe Weiſe ſeinen Eintritt in die hieſigen Kreiſe zu feiern. Sie brauchen dies aber nicht, wie meine Anweſenheit, als Geheimniß zu behandeln.

Der Beamte lächelte noch einmal verſtändnißvoll. Sie ſchüttelten ſich nochmals die Hände. Und dann verließ der junge Mann die Amtsſtube.

Er begab ſich ſofort nach dem Gaſthofe und meldete der Wirthin, die ihn mit großen Augen anſah, daß er ſeinen Reiſeſack holen laſſen und für einige Tage auf das Schloß ziehen würde, um ſeinem Freunde, dem Grafen, der ſich nicht ganz wohl befinde, Geſellſchaft zu leiſten, daß er aber hoffe, ſich nach dem Feſte wieder auf ſeiner Stube einzufinden, die er frei zu halten bitte.

Und ſo verſchwand er denn für einige Tage aus dem Städtchen, deſſen Spieß- und Pfahlbürger ſich bei ihren abendlichen Zuſammenkünften nicht wenig den Kopf über den ſeltſamen Gaſt zerbrachen.

Am letzten Mai aber, der als ein gar herrlicher, klar leuchtender Frühlingstag über der Erde aufging, fuhr am frühen Morgen ein eleganter, offener Wagen, von zwei feurigen Pferden gezogen und mit galonirtem Kutſcher und Bedienten beſetzt, den Schloßberg hinunter in das Städtchen Bohlenhauſen und hielt vor der Wohnung des Bürgermeiſters. Die Bewohner des Orts liefen an die Thüren und Fenſter und erblickten zu ihrer nicht geringen Verwunderung den Maler Burkart im Grunde der Kiſſen, in welchen er ſich ſo recht behaglich und vergnüglich ſtreckte und dehnte, als befände er ſich ſelber im Beſitze des reichen Geſpanns und als wäre er der Herr und Meiſter dieſer Leute. Mußte auf dieſe Weiſe ſein Weſen auffallen, ſo erſchien er auch reicher und ſorgfältiger in ſeiner Kleidung, als dies bisher der Fall war. Als der Wagen ſtill ſtand, ſprang er in das Haus und kehrte nach wenigen Augenblicken mit dem Bürgermeiſter und ſeiner Gemahlin zurück, denen er den Platz im Grunde anwies, worauf unter freundlichem Geſpräch, bei dem der Beamte und ſeine Frau ganz beſonders ſtrahlende Geſichter zeigten, das Gefähr in die Niederung hinabflog.

Die Fahrt ging nach einer Weile durch das Thal jene Straße hinab, die der junge Maler auf ſeinem Wege zu den Zigeunern kennen gelernt hatte und auf der er auch den Platz wiedererkannte, wo er zur nächtlichen Stunde die ſchöne Reiterin erblickte. Dann ſchwenkte ſie ſich links am Fuße der Gebirgskette hin, welche in tiefern Regionen mit Obſt- und Weingärten beſetzt war und auf ihren Höhen den herrlichſten Buchenwald zeigte. Daß es ſich um irgendeine Feſtlichkeit in der Gegend handelte, war leicht zu merken, denn ſchon vor dem Städtchen fuhren ſie an einzelnen Gruppen von Fußgängern hin, die aus den geringern Bewohnern des Orts beſtanden. Weiterhin flog der Wagen an Kaleſchen vorüber, aus denen hin und wieder die Geſichter der dreizehn Honoratiorenfamilien hervorblickten. Burkart ſah allmählich den Apotheker mit ſeinen Töchtern, den Holzhändler, den Bergaſſeſſor, und wie ſonſt die Gäſte aus dem Stern hießen, die bald einzeln, bald im Verein demſelben Ziele entgegenſtrebten. Auch der Korbwagen des Herrn von Witte wurde mit dem Vogt und fünf Damen ſichtbar, die aber trotz des ſchönen Wetters wieder dicht verſchleiert erſchienen. Das gräfliche Geſpann ſchoß wie ein Pfeil vorüber. Je näher ſie Erlenheim kamen, das am Fuße eines hohen Bergkegels, der mit einer Burg gekrönt war und der Richtberg hieß, aus ſchönen Baumgruppen hervortauchte, deſto lebendiger wurde es auf allen Wegen. Bunte Gruppen von Landleuten ſchritten durch die hohen, wallenden Korn- und Weizenfelder daher. Allerwärts erſcholl ein freudiges Jauchzen. Dazwiſchen tönte das Geläute ſämmtlicher Glocken des Dorfs. Es war ein überaus freundliches und ſonntägliches Bild, das ſich dem Geiſte des jungen Mannes erſchloß.

Endlich war Erlenheim erreicht. Der Wagen hielt vor dem Gaſthof Zum grünen Mai, der aus einem weiten ſteinernen Erdgeſchoß und einem aus Fachwerk beſtehenden, vorragenden erſten Stock beſtand. Es war ein Haus, wie man es im ſiebzehnten Jahrhundert zu bauen pflegte. Die eichenen Balken zeigten eine hübſche Symmetrie, aus den Wänden ragten Erker und Giebel, ein hohes, ſpitzes Dach mit altmodiſchen Wetterfahnen krönte das Ganze. Hier befand ſich der Mittelpunkt alles Lebens, das ſich im Dorfe entwickelte. Wagen, Kaleſchen, Karren, mit weißem Leinen überſpannt, ſtanden vor der Thür und im Hof. Kutſcher, Fuhrknechte, Kellner und Aufwärter miſchten ſich mit den Feſtgäſten. Bald hörte man Fluchen und Toben, bald tönte Lachen und Jauchzen. Burkart und der Bürgermeiſter, die längſt vor allen andern Mitgliedern der Berggeſellſchaft eingetroffen waren, ſtiegen aus und begaben ſich, nachdem ſie eine kleine Herzſtärkung genommen hatten, auf den großen Platz an der Kirche, auf welchem ein in der Gegend berühmter Markt gehalten wurde, und vertrieben ſich dort die Zeit mit Sehen und Hören bis zu der Stunde, wo die Bergfahrt angetreten werden ſollte.

Oben auf dem Richtberg trafen übrigens die meiſten Gäſte auch erſt ſpäter ein, weil es eine alte Sitte war, daß die jungen Damen zuvörderſt hinaufſtiegen und dort das Pickenick vorbereiteten, während die jüngern und älteren Herrn und reifern Frauen erſt dann erſchienen, wenn ſie ſich um die von jeder Familie gelieferten Speiſen und Weine ſetzen konnten.

Da Burkart in der ſichern Hoffnung lebte, daß er heute das ſeltſame Mädchen, dem er nun ſchon bei verſchiedenen abenteuerlichen Gelegenheiten begegnet war, nicht allein in der Nähe ſehen, ſondern auch näher kennen lernen würde, ſo war er in der roſigſten Laune. Er betrachtete mit Behagen die charakteriſtiſchen und komiſchen Geſtalten der Landleute, band mit ihnen an, ließ die Drehorgelmänner ihre Mordgeſchichten aufweiſen und ſingen und die Marionettenſpieler ihre Stücke aufführen und bandelte zuletzt noch mit der Jugend an, indem er allerlei kleine Geſchenke und Stücke Kuchen kaufte und ſie unter den fröhlichen Haufen warf, der von Augenblick zu Augenblick zunahm und ein ſtets lauter werdendes Schreien und Lärmen hören ließ. Vergeblich mahnte der Bürgermeiſter, von ſeiner verlegenen Gattin angetrieben, daß es jetzt Zeit ſei, an das Wirthshaus zurückzukehren und ſich mit der andern Geſellſchaft zu vereinigen. Der junge Mann ließ endlich das würdige Paar ziehen, indem er verſprach, in kurzer Zeit nachzukommen. Es war ihm nämlich gar nicht darum zu thun, den Honoratioren der Gegend in langweiliger Vorſtellung zugeführt zu werden. Er wollte lieber mitten in die Geſellſchaft fallen, in der ihm das ſeltſame Mädchen, das ihm nun nicht mehr entgehen konnte, doch immer die Hauptſache blieb.

So verhielt er ſich denn auch ſo lange bei der wilden Straßenjugend, daß er erſt an das Wirthshaus kam, als die verſammelte Geſellſchaft ſich bereits auf den Weg nach dem Richtberg begeben hatte. Da dieſelbe aber der vorangeſchickten weiblichen Jugend Zeit laſſen mußte, oben auf dem Gipfel die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und ſich deshalb nicht beſonders eilte, ſo wurde es Burkart nicht ſchwer ſie zu erreichen. Seiner Anſicht nach hatte er die langſam ſchlendernden Leute, bei denen das mittlere Alter ſehr ſtark vertreten war, ſogar viel zu raſch im Auge. Er ſchlug ſich deshalb, ſtatt dem durch ein hübſches Wieſenthal ſich ſchlängelnden Pfade zu folgen, ſeitwärts in das Gebüſch, um ſich einen eigenen Weg durch Geſträuch und Geſtein zu ſuchen. Was ſollte er auch den wundervollen Maitag in dieſer prächtigen Waldnatur, die ihm lauter Duft, Klang und Luft entgegentrug, in gewöhnlichen Unterhaltungen mit den Philiſtern und ihren Gemahlinnen verſchwatzen? Er konnte ja um ſo eher ins Wilde ſchießen, da er wußte, daß das Jägerhaus, welches unter der Kuppe des Richtbergs lag, zum Sammelplatz für die früher und ſpäter Eintreffenden beſtimmt worden war.

Burkart traf als einer der letzten am Fuße der Bergkuppe ein, indem er von dem nahe liegenden Waldrande aus die immer langſamer zur Höhe keuchenden Herren und Damen beobachtet hatte. Der Bürgermeiſter, an den er ſich ſofort wandte, ſtellte ihn, wie es die Gelegenheit gab, den einzelnen Familien der Geſellſchaft vor, indem er immer höchſt nachdrucksvoll hinzufügte, daß der Herr Maler Burkart ein intimer Freund des jungen Grafen von Bohlenberg und von demſelben ihm ganz beſonders empfohlen ſei. Dieſer Zuſatz war jedenfalls ſtets von der entſchiedenſten Wirkung, denn ſelbſt die adelichen, geſchweige denn die bürgerlichen Geſichter lächelten ihn mit der freundlichſten Ergebenheit zu. Nur der Herr von Witte und ſeine Gemahlin ſchienen ſich in keiner kleinen Verlegenheit zu befinden und hielten ſich, ſoweit es thunlich war, aus der Nähe des jungen Mannes, dem ſie gerade nicht freundſchaftlich mitgeſpielt hatten. Burkart war gerade im Begriff, die beiden in harmloſer Weiſe anzureden, als ſich von der alten Schloßruine her ein entſetzliches Angſtgeſchrei hören ließ.

Alle Blicke wandten ſich nach der mit hohen Buchen bewachſenen Kuppe, denn die Schreckensrufe ſetzten ſich, den Berg herunterkommend, fort. Und ſo näherten ſie ſich auch mit kurzen Unterbrechungen dem Waldrande, aus dem jetzt mit einem mal eine Schar von jungen Mädchen brach, die einen ähnlichen Anblick darboten, wie uns die Maler die Flucht der Sabinerinnen vorzuſtellen pflegen. Die eine weinte, die andere ſchluchzte, die dritte ſchrie, was ſie ſchreien konnte, alle Augen waren ſtier und alle Stimmen und Wangen brannten. Und wie flogen die Haare, die ſich gelöſt, und die Gewänder, die hier und dort in Stücken geriſſen, großen Schaden erlitten hatten! Man kann ſich den Schrecken der Väter und Mütter denken, welche ihre Kinder plötzlich wie Bilder der Zerſtörung heranſtürmen ſahen. Einige junge Burſche mit den Eſeln, welche den Proviant hinaufgebracht hatten, jagten hinterdrein.

Was iſt geſchehen? tönte den Ankommenden, die erſchöpft in die Arme der Ihrigen ſanken, Frage an Frage entgegen.

Der Rieſe vom Richtberg iſt uns erſchienen, rief eine junge Dame, die am wenigſten den Kopf verloren hatte.

Dummes Zeug! Kindereien! antwortete hier und da ein enttäuſchter Vater, der mindeſtens an einen Raubanfall oder an den Angriff eines wilden Thieres geglaubt hatte.

Aber das junge Mädchen meinte ſehr eifrig, es ſei kein dummes Zeug. Der Rieſe wäre auf einmal unendlich groß in langen weißen Gewändern aus den Ruinen getreten, als ſie die Speiſen und Getränke geordnet hätten, worauf ſie ſammt und ſonders fortgelaufen, ohne weiter zu forſchen, was er im Schilde geführt habe.

Burkart ſtand während dieſer Verhandlungen ganz in der Nähe des Herrn und der Frau von Witte, die eben ihre drei ſprachloſen Töchter Netta, Setta und Jetta empfingen und in die Arme ſchloſſen.

Aber wo iſt denn Letta? riefen die erſchreckten Aeltern, als ſie ſich überzeugten, daß ihr jüngſtes Kind nicht mitgekommen war.

Nach langem Schluchzen und Weinen lautete die Antwort, daß ſie die Schweſter ohnmächtig auf dem Berge verlaſſen hätten.

Kaum traf dies Wort an Burkart's Ohr, als er, ohne viel zu überlegen, mit mächtigen Sprüngen nach dem Waldrand eilte und, den gebahnten Weg außer Acht laſſend, geradeauf zwiſchen den Buchen und Felſen in die Höhe kletterte. Die andern jungen Leute der Partie, welche ſeine Unternehmungsluſt gewahrten, folgten ihm mit größerer oder geringerer Schnelligkeit in den Wald, es blieb aber jeder auf dem geebneten Pfade, denn es wäre eine Thorheit geweſen, mit dem jungen Künſtler, der in ſeiner geſchmeidigen Beweglichkeit einer Gemſe nicht unähnlich war, nach der Höhe zu jagen.

Und ſo war er denn in der möglichſt kürzeſten Friſt oben auf dem Gipfel des Berges angelangt. Er fand ſeitwärts von der Ruine einen grünen Platz, der vielleicht einſt als Schloßhof gedient hatte. Auf demſelben waren Tücher mit Speiſen und Flaſchen ausgebreitet. Hier mußte alſo der Geiſt erſchienen ſein. Und wo war denn Letta?

Unter einem Strauche lag zuſammengekauert die Geſtalt eines Mädchens, welches das Geſicht mit vorgehaltenen Händen auf dem Boden barg.

Fräulein von Witte! Fräulein Letta! rief der junge Mann.

Das Mädchen wandte ſich nach ſeinem Retter um.

Aber wie enttäuſcht war Burkart! Er hatte das ſchöne, friſche, luſtige Waldkind zu ſehen erwartet und ſchaute ein ärmliches, krankhaftes, blaſſes Geſicht. Freilich wie wäre auch das Mädchen, welches ſo kühn durch Wald und Bach ſtreifte und nächtliche Züge zu den Zigeunern machte, vor einem Geſpenſt ohnmächtig geworden. Wie ärgerte er ſich, daß er nicht eher auf dieſen Gedanken gekommen war! Wie einfältig kam es ihm vor, daß er ſich überhaupt in den Gedanken verbiſſen hatte, die reizende Abenteurerin müſſe eine Tochter des Herrn von Witte ſein.

Dennoch fühlte er ein menſchliches Erbarmen mit dem armen Ding, das vor ihm am Boden zitterte und bangte, und ſprach mit milder Stimme: Beruhigen Sie ſich, mein Fräulein. Ihre Aeltern und Freunde ſind in der Nähe; bis ſie kommen, ſtehen Sie unter meinem Schutz.

Zugleich ließ er ſeine Blicke in der Runde umherſtreifen. Wie erſtaunte er aber, als er aus einer Spalte des alten Gemäuers einen bekannten Mädchenkopf mit dunkeln, brennenden Augen und ſchwarzem Haar erblickte! Es durchzuckte ihn wie ein Blitz, denn die Erſcheinung dauerte auch nur ſo lange wie der Funken des Wetterlichts. Doch er war ſeiner Sache gewiß. Niemand anders als ſeine Abenteurerin hatte ſolche Züge.

Gleichwol blieb er bei dem armen Vogtstöchterlein, dem er in milden Worten Muth und Troſt zuſprach, bis nach einer Weile die raſchern Mitglieder der Geſellſchaft auf dem Gipfel erſchienen und ſein Amt übernahmen. Dann aber ſchlich er nach dem Gemäuer, wo er die ſchönen Züge geſehen hatte. Freilich fand er die Stelle leer; in dem alten Raume aber lagen ein paar lange weiße Tücher mit einer Stange, auf der ſich ein Reif befand. Dieſe einfachen Beſtandtheile hatten ohne Zweifel zu der rieſigen Bekleidung gedient, indem die Unbekannte den Stock mit dem Reif, über welchem das Tuch hing, über ſich haltend hinausgeſchritten war, um die Mädchen zu erſchrecken.

Vorläufig ſchenkte er indeß dieſen Zurüſtungen wenig Aufmerkſamkeit, denn alle ſeine Bemühungen waren dahin gerichtet, über das Verbleiben des ſeltſamen Mädchens ins Klare zu kommen. So kroch er denn eine Weile in den alten Thürmen und Gelaſſen umher; er war indeß nicht ſo glücklich, irgendeine Spur aufzufinden. An der Seite der Burg, welche dem freien Platz, den die Geſellſchaft in Beſchlag genommen hatte, am fernſten lag und wo der Gipfel jäh in die Tiefe hinabging, gewahrte er endlich eine Stiege, die ſich zwiſchen den Felſen verlor und weiter unten in die Buchen hinableitete. Dort glaubte er zwiſchen den blanken Stämmen und zitternden Lichtern ein braunes Kleid verſchwinden zu ſehen.

So ging er denn zum zweiten mal in den Raum, wo er die Tücher aufgefunden hatte. Hier aber kam ihm der Gedanke, den ſchreckhaften Mädchen die Albernheit ihrer Geſpenſterfurcht aufs neue einzutränken. Er kleidete ſich deshalb in die Tücher, indem er Stab und Reif hoch in die Luft ſtreckte, und trat auf den freien Platz.

Da iſt es wieder! riefen einige Mädchen in neuem Schrecken.

Vielleicht theilten auch manche von den Damen und jüngern und ältern Herren die Furcht.

Angeführt! donnerte Burkart, indem er die Tücher beiſeite warf. Dann erzählte er ihnen die Erſcheinung, indem er den natürlichen Zuſammenhang nachwies. Da fehlte es denn nicht an beſchämten Geſichtern.

Aber es wurde auch geſcherzt und geneckt und ſo ſtellte ſich nach und nach eine ganz vergnügliche Stimmung bei der Geſellſchaft ein, die nicht wenig dadurch erhöht wurde, daß die Speiſen reichlich und gut und der Wein ſüß und feurig war.

Wie freundlich man auch Burkart begegnete, ſo wollte es ihm in dieſem Kreiſe doch nicht recht behagen. Unter andern Umſtänden hätte er vielleicht manches Mädchen ganz hübſch und die Unterhaltung des einen oder andern Herrn erträglich genug gefunden; daß er ſich aber in Betreff der gehofften Begegnung ſo gänzlich getäuſcht ſah, war ihm faſt widerwärtig. Er fühlte jetzt ſogar eine Art von Zorn auf die Familie des Herrn von Witte, die er, je mehr er ſie betrachtete, für deſto unfähiger hielt, ein ſo poetiſches Geſchöpf aufzuweiſen wie das ſchöne Mädchen bei den Reben. Deshalb kam er denn auch bald zu dem Entſchluſſe, ſeine Zeit und den ſchönen Sommertag nicht in einer Geſellſchaft zu vergeuden, die zur goldenen Mittelmäßigkeit gehörte. Ueberdies klang mitunter aus der Tiefe von Erlenheim ein lautes Jauchzen und das Tönen der Hörner, die luſtige

Tanzweiſen aufſpielten. Solche Rufe der Volksfreude drangen immer mächtiger an ſein Herz, ſodaß er zuletzt nicht mehr widerſtehen konnte. Er flüſterte dem Bürgermeiſter zu, daß er ſich am Abend des gräflichen Wagens nach Belieben bedienen möge.

Und dann verlor er ſich ohne Abſchied in die Ruinen und ſchritt dort den Pfad hinunter, auf dem er das braune Kleid vorher ſah. Nachdem er noch lange Zeit in den Bergen umhergeſtreift, gelangte er gegen Abend in das Dorf zurück und luſtwandelte auf dem Markt und in den Gaſſen, wo die Landleute ihre Feſtfreude in der verſchiedenſten Art äußerten. Endlich gedachte er auch den Ball im Wirthshauſe zu beſuchen. Als er aber an die Thür kam, trat durch den erleuchteten Ausgang der Förſter Kettner mit dem ſo lange geſuchten und nie gefundenen wundervollen Kinde des Waldes.

Burkart's Athem ſtockte.

Sie ſoll noch nicht tanzen, rief der alte Weidmann einigen jungen Leuten zu, die mit erhitzten Geſichtern folgten. Sie iſt noch zu jung. Friſch, Käthe, in den Wagen, wir müſſen heim!

Damit führte er ſie die Treppe hinunter und hob ſie in das Gig, das er ſofort ſelber beſtieg. Der Knecht reichte ihm den Zügel und die Peitſche, und das Paar verlor ſich in die ſchöne Mainacht.

Alſo das garſtige, ſtruppige, böſe Förſterkäthchen und mein reizendes, anmuthsvolles, wildes Waldkind iſt eine und dieſelbe Perſon, murmelte Burkart vor ſich hin. O ich Thor! Was blieb ich da oben bei den

Langweiligen? Ich bin noch nicht weit genug über die Paliſſaden des Feudalismus geſprungen. O ich Thor.

Er hatte keine Luſt mehr, an Tanz und Spiel theilzunehmen. Mit dem Bürgermeiſter mochte er vollends nicht zurückkehren. So trat er den Heimweg zu Fuß an.

Zehntes Kapitel.

Trotzdem daß mancher Bewohner von Bohlenhauſen nach dem Feſte von Erlenheim in der Nacht mit ſchwerem Kopfe unter das heimatliche Dach zurückgekehrt war, ging es doch am nächſten Abend im Stern laut und luſtig zu. Außer dem allgemeinen Vergnügen hatte noch jedermann ſeine beſondern Beobachtungen gemacht und ſeine eigenen Erlebniſſe gehabt. Es iſt aber ein alter, in der menſchlichen Natur begründeter Drang, ſolche Dinge mitzutheilen und anzuhören. In der That fehlte es auch nicht an einer Menge von Vorfällen ernſter und komiſcher Art, die für Zungen, welche der Wein löſt, und Ohren, welche die Neugierde öffnet, durchaus geeignet waren.

Ehe der Apotheker die Stube betrat, ging es nicht übel über die ſieben garſtigen Töchter des Pillendrehers her, die trotz dem Biſamduft, in welchen der Alte ſeine Frau und weibliche Nachkommenſchaft gehüllt hatte, bei allen Tänzen ſchimmeln mußten, wie man am Rhein das Sitzenbleiben der Damen nennt, und endlich mit Geſichtern fortgezogen, als hätten ſie Gift genommen.

Auch dem Holzhändler war es übel genug ergangen. Seine Frau liebte nämlich, trotzdem daß ſie ſchon die Vierzig hinter ſich hatte, den Tanz ganz leidenſchaftlich. Da ſich aber unter der jüngern und ältern Generation keine Partner für ſie finden wollten, ſo war ihr wohlbeleibter und etwas kurzathmiger Mann in die Nothwendigkeit verſetzt, ſie im Kreiſe herumzuwirbeln, was ihm aber ſchließlich doch ſchlecht bekam, indem der würdige Fünfziger in einem raſchen Walzer hinſtürzte und an ſeinen Unausſprechlichen einen Schaden nahm, der ihm eine arge Blöße gab und ein wieherndes Gelächter bei allen Anweſenden erregte. Infolge dieſes Unfalls mußte er denn auch den Saal verlaſſen, in den ihn die Scham und Reue nicht wieder zurückkehren ließ. Außerdem war es ein Ereigniß, daß der etwas allzu ſelige Notar der Frau Richterin ein Glas Rothwein über das neue ſeidene Kleid geſchüttet und daſſelbe in Grund und Boden verdorben hatte. Dem Bergaſſeſſor aber war ein derber Pachter mit ſeinen nagelbeſchlagenen Tanzſchuhen ſo ſtark auf die Füße gerathen, daß er vor Schmerz zuſammenſank und daß ihm das Blut in die glanzledernen Stiefelchen lief, worauf er ſeine geſchickten Wendungen einſtellen mußte.

Die drolligſten Abenteuer aber hatten jedenfalls die Vogteibewohner und zwar der Pachter Pocher mit ſeiner Familie und der Verwalter Piché für ſeine eigene Perſon erlebt. Pocher war nämlich mit den Seinigen ſchon früh am Tage auf einem gewaltigen, mit zwei ſtarken Pferden beſpannten Heuwagen nach Erlenheim gefahren. Er pflegte bei ſolchen Gelegenheiten, wenn er die Familie repräſentirte, die Leitung des Fuhrwerks ſelbſt zu übernehmen und ſaß auch diesmal überaus ſtattlich vorn auf dem Bocke, wo er die gewaltige Peitſche ſchwang und die Zügel lenkte, während ſeine Frau und Söhne die hintern Sitze innehatten. Da der Wagen durch ſeine Angehörigen aber bei weitem nicht gefüllt war, ſo nahm er manchen Wanderer, der ihm bekannt oder auch nicht bekannt war, ſeiner erprobten Gutmüthigkeit folgend, auf. Zu dieſem Zuwachs gehörte auch bald der Verwalter Piché, der gleichfalls die Straße nach Erlenheim eingeſchlagen hatte. Allerdings geſchah dies ganz und gar ohne Wiſſen ſeiner Frau Gemahlin, die durchaus keine Freundin von Feſten, Kirchweihen und Gelagen war, weil dieſe Dinge leicht zu unnützen und übermäßigen Ausgaben führten. Der alte Franzoſe, der auch in ſeinen Jahren noch das Vergnügen liebte, hatte ein Geſchäft zum Vorwand genommen, das ihn hinausrufe, und ging eben doch nirgendwo anders hin als nach dem Orte, der jetzt eine ſo große Anziehungskraft auf die ganze Gegend ausübte. So wurde er denn von dem Schwager Pocher, mit dem er ſonſt gerade nicht auf dem beſten Fuße ſtand, der aber den heutigen Tag für neutral hielt, aufgeleſen und mitgeſchleppt.

In Erlenheim ging es natürlich hoch her. Die Jungen tanzten, die Alten tranken, bis ſie ſich einen ganz gehörigen Haarbeutel angelegt hatten und auch die Stillſtehenden vor ihren Augen die tollſten Wirbel drehten. Erſt ſpät in der Nacht, als das Wirthshaus ſich ſchon zu leeren begann, dachte man an die Heimkehr. Pocher ließ anſpannen und übernahm auch jetzt wieder das Geſchäft des Wagenlenkers. Seine Frau und Söhne ſowie Piché ſtiegen auf. Andere Gäſte geſellten ſich hinzu. Der alte Franzoſe, der fortwährend franzöſiſche Lieder ſang und nicht aus ſeinen Trinquons und Vive la gaudriole herauszubringen war, konnte nur mit Mühe auf den Wagen gehoben werden. Endlich ging es fort nach Bohlenhauſen. Als die Geſellſchaft ſich aber mitten im Felde befand, hielt plötzlich der Wagen ſtill, während die Pferde rüſtig ihres Weges dahintrabten. Was iſt das? rief der Pachter. Die Jungen ſchrien durcheinander: Die Stricke ſind geriſſen! Die Querhölzer ſind entzwei! Halt, halt! Der Franzoſe ſang: Toujours en avant! Aber alles war vergebens. Den Roſſen ſchien es beſſer zu behagen, ledig dahinzurennen, als den ſchweren Wagen zu ziehen, weshalb ſie ſich denn auch ganz und gar nicht in ihrem Laufe ſtören ließen. Was war da zu machen? Die Vogteibewohner mußten ſich nebſt den ſonſtigen Fahrgäſten entſchließen, ihre hohen Sitze zu verlaſſen und den übrigen Weg zu Fuße zu machen, was beſonders dem Patriarchen der Familie, deſſen Haupt an einer großen Schwere litt, kein kleines Werk war. Genug, er ließ endlich ſein Fahrzeug auf dem Wege ſtehen und ſtapfte im Kreiſe der Seinen nach Hauſe, indeß der Verwalter hinter ihnen her ſang: Ou peut on être mieux, qu'au sein de sa famille?

Herr Piché verſtand ſich aber in ſeinem jetzigen Zuſtande beſſer auf das Singen als den rechten Weg innezuhalten, denn die Pachtersleute merkten allmählich, daß er ihnen abhanden gekommen war. Und wohin hatte ſich denn der wackere Franzoſe verloren? In dieſer Beziehung mußte der Bericht durch andere Quellen ergänzt werden. Am letzten Hauſe des Dorfs, das in der Nähe des Bachs liegt, wurden die Bewohner nämlich mitten in der Nacht durch ein heftiges Klopfen an der Thür aus dem tiefſten Schlafe geſtört, während zugleich eine hohe Stimme in die Klagelaute ausbrach: Miséricorde, ou secours! Ick ſein beext! Ick aben getreten auf der Tollkraut. Als der Bauer an die Thür trat, um nach dem Unglücklichen zu ſehen, fand er den Verwalter Piché ohne Hut und Perrüke und mit triefenden Kleidern. Sack Sie mick, wo ick ſein! rief er dem Manne entgegen. Sie ſind in Bohlenhauſen, Herr Rentmeiſter, beruhigte ihn dieſer. Und als er ihn weiter ausforſchte, hörte er von dem zitternden und bebenden Franzoſen, daß er in den Mühlteich gegangen ſei und, da er nicht am Ufer hinaufklettern konnte, lange Zeit den Lauf der Flut ſtromaufwärts verfolgt habe. In der That hatte er gründliche Bekanntſchaft mit dem Waſſer gemacht, denn er war pudelnaß. Zugleich behauptete er aber immer aufs neue, daß er auf das Tollkraut getreten habe, daß er deshalb in der Irre umhergelaufen, und daß nichts wie Hexenwerk im Spiele ſei. Die Richtigkeit des Waſſergangs erhellte aber auch aus dem Umſtande, daß am andern Morgen die Knaben des weiter unterhalb wohnenden Müllers einen Hut und eine Perrüke am Gitter vor dem Mühlrad aufgefiſcht hatten, welche Gegenſtände ſie in das Städtchen und nach näherer Erkundigung auf die gräfliche Rentei trugen. Wie die Frau Verwalterin ihren Mann nach ſeinem

Abenteuer empfangen habe, wußte man bisjetzt im Stern noch nicht.

Wenn dieſe Geſchichten eine entſchiedene Heiterkeit in dem allabendlichen Kreiſe hervorbrachten, weil ſie als vollendete Thatſachen vorlagen, ſo erging man ſich in Betreff der Geſpenſtererſcheinung auf dem Richtberg in Vermuthungen, ohne darüber ins Klare zu kommen, wer denn eigentlich der Urheber dieſer Neckerei geweſen ſein könnte. Burkart ſah während der laufenden Verhandlungen den Förſter Kettner in die Stube treten und glaubte in den ſpöttiſchen Mienen des ſonſt ſo ernſten Mannes die Zeichen der Mitwiſſenſchaft zu leſen. Es wurde ihm mithin immer gewiſſer, daß Förſters Käthchen den Streich geſpielt habe.

Als der alte Weidmann ſeinen gewöhnlichen Platz am Tiſche eingenommen hatte, ging der junge Mann auf ihn zu und überreichte ihm einen großen Brief mit dem Siegel des Grafen von Bohlenberg. Der Förſter betrachtete das Schreiben von vorn und hinten, dann erbrach er es und las das Innere ebenſo bedächtig, wie er das Aeußere geprüft hatte. Nun trat eine kleine Pauſe ein, in welcher der Graubart viele heftige Züge aus ſeiner kurzen Pfeife that, ſodaß er ſich gleichſam vollſtändig in eine Tabackswolke einhüllte.

Der Herr Graf gibt mir hier den Auftrag, hub er an, den Herrn Burkart auf die Jagd zu begleiten.

Ich bat ihn darum, ſprach der junge Mann.

Schon oft draußen geweſen oder nur ein Sonntagsjäger? fragte der Förſter mit einiger Ironie.

Ich denke, ich kenne das Weidwerk ein wenig, lautete die Antwort.

Da müſſen Sie aber wiſſen, daß jetzt keine Jagdzeit iſt. Auf Hirſche und Rehe gehen wir erſt zu Johanni, und auf Haſen, Hühner und Faſanen gemeiniglich am erſten September, wandte der Förſter ein.

Man hat mir geſagt, daß es Wölfe im Gebirge gibt. Und wilde Katzen ſollen auch da ſein. Auf Raubwild iſt aber der Schuß zu jeder Zeit erlaubt, ſprach Burkart zuverſichtlich.

Hoho, junger Mann, rief nun der Alte, will's da hinaus? Wißt Ihr auch, daß die Wölfin Jungen hat und gefährlicher iſt als im harten Winter, wo es ihr an Nahrung fehlt?

Vollkommen unterrichtet, lächelte der Maler. Gerade darum lockt's mich zur Jagd. Etwas Gefahr muß dabei ſein, ſonſt fehlt's an der Spannung.

Kettner ſah den verwegenen Sprecher mit einem ſcharfen Blick an; da er ihn aber nicht aus der Faſſung zu bringen vermochte, ſo rief er: Wohlan, ich bin dabei. Aber Fuß beim Mal gehalten, junger Herr.

Auf wann ſollen wir die Partie verabreden? fragte Burkart.

Wann's beliebt, erwiderte der Alte.

Gut denn, bis übermorgen, ſprach der Maler. Morgen werde ich mir das nöthige Jagdzeug auf dem Schloſſe verſchaffen. Soll ich Sie abrufen?

Ich hole Sie lieber morgens um drei Uhr hier im Stern, ſchloß der Förſter.

Der junge Mann aber ging, ſich leicht vor dem

Alten verbeugend, an ſeinen Platz zurück, und die Unterhaltung nahm wieder ihren gewohnten Lauf, bis ſich ſchließlich die Männer von Bohlenhauſen zur gewohnten Stunde nach ihren Hütten verfügten.

Burkart begab ſich den nächſten Tag nach dem Schloſſe. Den darauffolgenden Morgen mit dem Glockenſchlag drei aber klopfte der Förſter an die Thür des Gaſthofs, um den Maler zu holen, der in vollſtändiger Jagdrüſtung bereit ſtand und den alten Weidmann freundlich begrüßte. Sie begaben ſich ſofort auf den Weg und fanden vor dem Städtchen einige Jägerburſchen und Treiber mit Jagdhunden, Bracken und einem Wolfshunde, in deren Geſellſchaft ſie ſich auf Fußwegen in das Gebirge ſchlugen.

Ob Kettner im weiten Walde ein anderer Mann wurde als in der engen Wirthsſtube, oder ob er ein beſonderes Gefallen an dem jungen Manne hatte, der mit offenem, freiem Weſen in die ſchöne Gotteswelt ſchaute, ſtets munter plauderte und zuweilen ein fröhliches Lied ſang, jedenfalls zeigte er ſich von Augenblick zu Augenblick freundlicher und mittheilſamer, ſodaß ſeine gewohnte Schweigſamkeit bald ganz verſchwunden war. Wenn er auch nicht ſo weit kam, daß er ſich über Land und Leute äußerte, ſo ſprach er doch viel vom Walde, den er hegte und pflegte, und von dem Leben darin, das er liebte. Hin und wieder gab er ſogar eine kühne Jagdgeſchichte und eine luſtige Jägeranekdote zum beſten.

Nachdem ſie auf dieſe Weiſe längere Zeit durch den Wald gegangen waren, gebot der Alte plötzlich Stille. In kurzem, ſprach er, kommen wir an die Hünenfelſen.

Allem Anſchein nach ſind es alte verlaſſene Steinbrüche. Meine Forſtleute haben mir mitgetheilt, daß dort eine Wölſin ihr Neſt hat. Wir wollen ſehen, ob wir der Beſtie beikommen. Die Burſchen ſollen das Revier mit den Hunden umgehen und die Thiere, wenn ſie überhaupt dort ſind, losmachen. Wir beide ſtellen uns an die Stellen, wo ſie durchbrechen müſſen. Ich muß Sie aber noch einmal fragen, ob Sie ſich auch die gehörige Geiſtesgegenwart und Kaltblütigkeit zutrauen, um beim Schuß nicht den rechten Moment zu verpaſſen, weil Sie ſonſt ins Unglück gerathen könnten. Setzen Sie Zweifel in ſich, ſo gebe ich Ihnen noch einen tüchtigen Schützen an die Seite.

Was denken Sie! rief Burkart, ich ſtehe meinen Mann und auch meinen Wolf.

So gehen wir friſch ans Werk! ſprach der Förſter und gab ſeinen Leuten mit ihren Hunden die nöthigen Anweiſungen. Dann ſtellte er Burkart an eine Spalte in den Felſen und ſuchte für ſich einen Platz, an dem gleichfalls eine Schlucht ſich öffnete. Sie konnten ſich beiderſeitig ſehen. Dann wurde es ringsum tief ſtill.

Der Maler hatte lange unverwandten Blicks zwiſchen die Felſen hineingeſchaut. Da hörte er plötzlich bei dem Förſter ein Flüſtern. Er blickte hin und ſah dort einen jungen Burſchen mit Jagdgewehr und Taſche, der ſich zu dem Alten geſellt hatte, ihm ſelber aber den Rücken kehrte. Zugleich glaubte er eine Unterhaltung zu verſtehen, die trotz ihrer Leisheit in dem ſtillen Walde weit hörbar war.

Tolles Kind, wie kommſt du hierher? ſprach Kettner.

Ich habe gemerkt, daß es auf die Wölfin ging, ſprach der Burſche. Da bin ich nachgeſchlichen.

Und in dieſer Kleidung? murrte der Alte.

Ei, ſo bin ich ja ſchon oft mitgegangen. Die Gehülfen kennen mich ja, lautete die Antwort.

Aber es iſt ein Fremder bei mir, ſagte der Förſter.

So nenne mich Fritz, wie ich immer bei ähnlichen Gelegenheiten heiße, flüſterte der andere.

Ich will aber, daß du ſofort nach Hauſe gehſt. Wenn ein Unglück geſchähe —

Die weitern Worte konnte Burkart nicht mehr hören, denn die Hunde ſchlugen in dem Felſen an. Er hatte kaum Zeit, einen zweiten Blick nach dem Alten und ſeinem Geſellen zu thun, der ſich gewandt hatte und in dem er Förſters Käthchen in Bubentracht erkannte. Er vernahm nur noch, wie der Weidmann ſeinem Enkelkinde zurief: Es iſt zu ſpät, ſtell' dich an!

Und nun brachten ſie alle ihre Gewehre in den Anſchlag.

Die Hunde bellten immer näher. Da ſtürzte mit einem mal aus der Spalte, an der Burkart ſtand, ein Wolf. Er drückte los, und das Thier lag in ſeinem Blute.

Aber zwiſchen den Felſen ließ das Gebell nicht nach. Die Hunde ſchienen ſich alle nach derſelben Stelle hingezogen zu haben. Wahrſcheinlich war dort das Neſt mit den Jungen, wahrſcheinlich kämpfte dort die Wölfin mit den Hunden, die mitunter winſelten und aufſchrien. Burkart verharrte in geſpannter Erwartung. In derſelben Weiſe ſah er den Förſter ſtehen, hinter dem ſich ſein Enkelkind in dieſem ernſten, bedrohlichen Moment der Entſcheidung denn doch ängſtlich verbarg.

Da flog aus der Schlucht, an welcher der Förſter lauerte, die wüthende Wölfin. Kettner drückte los. Der erſte Lauf verſagte, der zweite Schuß erdröhnte, aber er ging fehl. Jetzt ſtürzte das fürchterliche Thier auf Großvater und Enkelin. Noch ein Sprung, und es war um ein Leben geſchehen. Da tönte ein neuer Knall. Burkart's zweite Kugel hatte ein großes Misgeſchick verhütet. Die mächtig große Wölfin lag auf dem Raſen und regte kein Glied mehr.

Bravo, das waren zwei Schüſſe eines Meiſters! rief der alte Forſtmann und trat zu Burkart, dem er in warmer Anerkennung die Hand ſchüttelte. Sie ſind unſer Retter, das dank' ich Ihnen mein Leben lang.

Der junge Burſche iſt Euch quer gekommen, ſprach der Maler. Wer iſt's?

Mein Enkelkind — ſtotterte der Alte einigermaßen verlegen, der Fritz.

Nun, da iſt's kein Wunder, daß Sie in ihrer Beſorgniß fehlten, lachte Burkart, und daß Ihnen der erſte Schuß verſagte. Aber laſſen Sie uns ſehen, ob wir das Neſt ausheben können. Nach der Unruhe der Hunde zu ſchließen müſſen die Jungen gefunden ſein.

Sie wollten eben in die Schlucht klettern, als dort auch ſchon einige Jägerburſchen erſchienen, die, von Hunden umgeben, die junge Wolfsbrut auf den Armen heraustrugen. Burkart nahm eins von den Thierchen, die verläufig wie junge Hunde ausſahen, und brachte es dem ſogenannten Fritz, indem er ſagte: Mein Junge, da iſt etwas für Sie; in Ihren Jahren ſpielt man beſſer mit den kleinen Wölfen, als daß man die großen jagt.

Der Förſters Enkelkind wurde bei dieſem Spotte über und über roth und ſchaute, ohne ein Wort zu erwidern, vor ſich hin.

Dann brachten die Forſtleute die erlegten Thiere herbei, und Kettner mußte dem jungen Maler das Zeugniß geben, daß der gelernteſte Weidmann ſeine Sache nicht beſſer machen könnte, denn der Wolf war in den Kopf und die Wölfin in das Herz getroffen.

Loben Sie nicht zu früh, ſprach Burkart, vielleicht mach' ich's ein andermal herzlich ſchlecht. Aber nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen. Ich meine, ein gutes Frühſtück hier auf dem Felde der Ehre könnte uns nicht ſchaden.

Zugleich winkte er einen der Treiber herbei, dem er ſchon in der Nähe des Städtchens eine ſchwere Taſche zum Tragen gegeben hatte. Nachdem er dann einen guten Lagerplatz im Schatten einer hohen Eiche geſucht und den Förſter und ſein Enkelkind eingeladen hatte, ſich ins Gras zu ſtrecken, holte er einige Flaſchen Weins und allerlei kalte Küche heraus. Alles war ſo fein und koſtbar, daß es aus dem gräflichen Keller und Küche zu ſtammen ſchien. Aber er hatte auch für die Forſtleute und Treiber geſorgt, denen er gleichfalls allerlei Erquickungen reichte und die ſich nun in einiger Entfernung an dem Felſen lagerten.

Als der Maler mit dem Alten und ſeinem Abkömmling, der noch immer im tiefſten Stillſchweigen verharrte, auf beſſere Bekanntſchaft angeſtoßen hatte, fragte der Förſter: Nun erzähltt mir aber einmal, mein junger Herr, wie und wo Ihr das gute Schießen gelernt habt. Hätte ich doch mein Lebtag nicht gedacht, daß eine Hand, die mit dem Pinſel umgeht, ſo geſchickt die Büchſe handhaben könnte.

Burkart berichtete nun, daß ſein ſeliger Vater auch ein tüchtiger Jäger geweſen ſei und ihn von Kindesbeinen an mit auf die Jagd genommen habe. Seine Familie wäre aber lange Zeit am Fuß der Alpen in Oeſterreich anſäſſig geweſen, wo das Weidwerk viel reichhaltiger ſei als in dieſen Gegenden, denn dort finde ſich nicht allein das hieſige Wild, es gebe dort auch Bären und Gemſen und Steinböcke, die er ſchon alle vor dem Rohre gehabt hätte. Und dann ſchilderte er den beiden mit lebhaften Farben ſeine Fahrten in den Alpen, ihre Felſenwände, Gletſcher und Schluchten, in denen er oft wochenlang in unendlich weiter Einſamkeit und mit den gefahrvollſten Naturerſcheinungen kämpfend umhergegangen ſei, ſodaß ihm ſelbſt der alte Weidmann verwundert lauſchte, während das Enkelkind mit mächtigem Staunen ſeinen Berichten folgte.

Wenn der Erzähler ſich auch alle Mühe gegeben hatte, ſeine Worte an den Förſter zu wenden, ſo warf er doch mitunter einen bohrenden Blick auf das verkleidete Mädchen. Plötzlich aber unterbrach er ſich und rief: Meiſter Förſter, was habt Ihr nur für einen ſchweigſamen Enkel! Es iſt noch kein Sterbenswörtchen über ſeine Lippen gekommen. Gleichwol gefällt mir der Junge. Ich will ihm die Zunge löſen. Komm, Kleiner, wir müſſen gute Freunde werden und wollen Brüderſchaft trinken.

Das reizende Mädchenangeſicht wurde von neuer Röthe überflogen. Wie weidete ſich der junge Mann an der Verlegenheit, die er dem Kinde ſo recht mit Abſicht bereitete! Auch der Alte befand ſich über dieſen Vorſchlag in einer peinlichen Lage.

Ich weiß nicht, was Sie wollen, flüſterte Käthchen endlich kleinlaut.

Ei, die Brüderſchaft, rief der junge Mann ganz unbefangen, iſt ein Brauch bei Studenten, Künſtlern und anderm jungen Volk. Wenn zwei Burſche merken, daß ſie ein Herz füreinander haben, ſo beſchließen ſie, ſich Du zu nennen. Und das geſchieht folgendermaßen. Komm her, ich zeig' dir's.

Damit reichte er dem Mädchen ein volles Glas in die rechte Hand, nahm dann ſelber ein zweites, verſchlang die betreffenden Arme ineinander: Jetzt trinken wir zur ſelben Zeit.

Was wollte das ſchöne Kind machen? Eine Weigerung wäre einem Verrath ihrer falſchen Rolle gleich geweſen. So ergab ſie ſich denn zitternd in ihr Los und nippte einige Tropfen von dem Weine.

Bravo! rief Burkart, und nun kommt der Schluß. Und mit Blitzesſchnelle drückte er ihr einen Kuß auf die ſchön geſchnittenen Lippen. Wie elektriſch durchzuckte ihn dieſer Kuß! Sein ganzes Weſen ſtand in Flammen. Er merkte in ſüßer Trunkenheit kaum den verhaltenen Schrei des ſchönen Waldkindes.

Jetzt iſt die Brüderſchaft fertig, rief der Maler. Auf Du und Du! Sei mein Freund.

Die tödliche Verlegenheit Käthchens und der Verdruß des Großvaters wären gewiß noch größer geweſen, hätte der junge Mann dieſe Scene nicht mit dem offenſten, freimüthigſten und treuherzigſten Weſen durchgeſpielt. Es war unmöglich, ihm zu zürnen, denn man fühlte aus jedem Worte die Unſchuld und Reinheit ſeines Herzens.

Und ſo ließ denn auch der Förſter, der zu ſeinen Leuten ging, um mit ihnen über das Fortbringen der erlegten Thiere zu ſprechen, ſeine Enkelin allein mit dem jungen Mann, der Käthchen nunmehr in den Arm faſſend und in der gemüthlichſten Weiſe plaudernd den Berg hinabging.

Was biſt du nur für ein ſeltſam ſchweigſamer Junge! ſprach er, ich wünſchte, du hätteſt etwas von deiner Schweſter.

Von meiner Schweſter? fragte Käthchen verlegen.

Nun freilich, es kann ja niemand anders ſein, denn ſie gleicht dir wie ein Ei dem andern. Iſt das ein kühnes und wildes Ding! Ich habe ſie ſchon oft genug im Walde geſehen, zuerſt oben im Schloßpark bei den Rehen, dann bei dem Forellenfang, weiterhin des Nachts bei den Zigeunern und vorgeſtern auf dem Richtberg, wo ſie die albernen Mädchen als Rieſe in Angſt und Schrecken verſetzt hat. Wahrhaftig, es wäre beſſer, wenn ſie ein Bub und du ein Mädchen geworden. Das Laufen in der Wildniß iſt zwar recht hübſch und luſtig, aber es paßt ſich doch nicht für das weibliche Geſchlecht, das dabei einmal ein Unheil haben kann. Meinſt du nicht auch?

Freilich, mein' ich es, flüſterte das Mädchen.

Und eine gute Hausfrau wird ſie auch nicht werden, warf Burkart dahin.

Das Mädchen ſchwieg.

Wäre ich wie du ihr Bruder, ich litte es nicht. Deshalb mußt du ihr Vorhaltungen machen, denn einem Fremden wie mir ſtände das ſchlecht an.

Schon recht, ſagte Käthchen.

Der alte Förſter fand ſich nach einiger Zeit wieder bei ihnen ein. Während ſich aber eine neue Unterhaltung anknüpfte, lief Käthchen voraus und war den beiden bald ganz aus den Augen. Burkart ſprach auch in guter Ueberlegung nicht weiter von dem Enkelkinde. Wenn die beiden Jäger gleichſam als Fremde ausgezogen waren, ſo kehrten ſie wie ein paar vertraute Freunde zurück. So gelangten ſie allmählich in die Nähe des Schloſſes, wo Burkart eintreten wollte. Der Förſter forderte den jungen Mann beim Abſchied mit herzlichem Händedruck auf, ihn bald zu beſuchen.

Elftes Kapitel.

Der junge Wolfstödter wurde natürlich durch ſeine kühne und gelungene That mit einem mal zum Helden des Städtchens. Die Knaben auf der Straße wieſen mit Fingern auf ihn, die ältern Leute zeigten ſich an Fenſtern und Thüren, wenn er vorüberging, und die männlichen Mitglieder der dreizehn Honoratiorenfamilien beeilten ſich, ihn im Stern aufzuſuchen und ihm ihre Gratulationen darzubringen. Wie oft hätte er die Geſchichte erzählen können, wenn es ihm darum zu thun geweſen wäre, denn jedermann wollte gern das Ereigniß aus Burkart's eigenem Munde hören. Dieſen Gefallen that er aber den Leuten nicht, ſondern ſuchte immer wieder von neuem mit einem Scherze den ewigen Nachforſchungen zu entgehen.

Der angenehmſte Beſuch war ihm aber der Förſter Kettner, der ſich am nächſten Nachmittage bei ihm einfand und ihn für den Abend zu Gaſt lud, indem er ihm zugleich vorſchlug, vorher einen Spaziergang in den Wald zu machen. Burkart zeigte ſich zu dem einen und andern bereit. Auf den Eintritt in die Förſterwohnung war er um ſo geſpannter, da er ſie längſt kennen zu lernen wünſchte und hoffen durfte, das ſeltſame Mädchen diesmal in ſeiner wahren Geſtalt zu ſehen. Aber auch den Spaziergang in den Wald wollte er dem alten Herrn nicht abſchlagen, zumal da er aus dem einigermaßen gedrückten Weſen deſſelben merkte, daß ihm etwas auf der Seele laſte, was er ſicherlich nicht in der Stube, wol aber im befreundeten grünen Forſtrevier abſchütteln werde. Und ſo machte ſich denn der junge Künſtler fertig und wanderte mit ſeinem neuen Freunde hinaus in die tiefe Waldeinſamkeit.

Burkart mußte eine ziemlich lange Zeit die Koſten der Unterhaltung tragen. Kettner aber ſchritt in eigenen Gedanken befangen neben ihm dahin. Endlich räusperte er ſich und ſprach: Ich wünſche Ihnen eine Mittheilung zu machen.

Ich bin ganz Ohr, erwiderte Burkart.

Nun, ſo muß ich Ihnen ſagen, hub der Alte an, daß wir uns geſtern gewiſſermaßen eines Betrugs gegen Sie ſchuldig gemacht haben. Der Junge, den Sie bei mir geſehen und den ich Ihnen als meinen Enkel vorſtellte, war gar kein Junge, ſondern ein Mädchen, es war mein Enkelkind Käthchen.

Was Sie mir da ſagen, ſprach der junge Mann, habe ich gewußt.

Das haben Sie gewußt? fragte der Alte voller Erſtaunen.

Ei freilich, rief der Maler.

Wie konnten Sie denn aber das Mädchen wie einen Burſchen behandeln und Brüderſchaft mit ihm trinken?

Es ſcheint mir, daß Sie ein weibliches Weſen unter dieſen Umſtänden beſſer ſchonen mußten, ſagte der Förſter mit einiger Empfindlichkeit.

Das iſt Ihre Auslegung — meine Auslegung iſt die ganz entgegengeſetzte, antwortete der Künſtler nachdrucksvoll und mit großem Ernſt. Nach meiner Anſicht taugt es nicht, wenn ſich das Weib in die Rolle des Mannes hineindrängt, und thut eine Frau oder gar ein Mädchen dieſen Schritt, ſo iſt es die Pflicht verſtändiger Menſchen, ſie ſolche Ueberſchreitung merken zu laſſen. Ein Vater oder Bruder kann dieſes auf dem Wege des Verweiſes erreichen, der Fremde darf es nur andeuten. Nehmen Sie's nicht übel, mein lieber Förſter, aber ein ſolcher Verweis wäre Ihre Sache geweſen. Sie ſcheinen mir indeß etwas blind in ihrer Liebe zu dem Mädchen, dem Sie ſolche Streiche hingehen laſſen, denn Ihrem Enkelkinde iſt es am Ende nicht zu verdenken, wenn es den Eingebungen einer muntern und wol theilweiſe abenteuerlichen Natur folgt. Was Sie im Ernſt verſäumt haben, das habe ich im Scherz zu bewerkſtelligen geſucht, indem ich die ſcherzhaft geſpielte Rolle als eine ernſthafte auffaßte und das Mädchen die Conſequenzen einer ſchiefen Stellung empfinden ließ. Iſt es in ihrem Geiſte echt und recht beſchaffen, ſo hat ſie die thörichte Sucht zu Unternehmungen in Männerkleidern drangegeben.

Der Alte ſah den jungen Mann erſtaunt an und ſagte nach einer Pauſe: In der That, Ihre Vorwürfe für mich und Käthchen ſind gerecht. Ich war zu ſchwach gegen das Kind. Ihre Cur aber hat geholfen, denn als ich geſtern nach Hauſe kam, fand ich ſie bereits in ihren gewöhnlichen Kleidern. Dabei brachen ihr die Thränen in vollen Strömen aus den Augen und ſie that mir voller Beſchämung ganz freiwillig den Schwur, daß ſie von dem Jägerrock und der Jagd auf ewig Abſchied genommen habe.

Gottlob! rief Burkart mit einem freudigen Blick. Ich habe es nicht anders erwartet.

Aber woher wußten Sie denn, daß ſie ein Mädchen war? fragte nun Kettner.

Weil ich ſie vorher ſchon oft geheimerweiſe geſehen und belauſcht hatte, erwiderte der junge Mann und erzählte nun ihrem Großvater, wie er Käthchen im Wildpark, im Bach, bei den Zigeunern und auf dem Richtberge getroffen.

Gewiß, fuhr er dann fort, bot das anmuthige Kind bei all dieſen Gelegenheiten dem unbefangenen Beſchauer eine intereſſante und poetiſche Erſcheinung dar. Aber von dem Herrn Großpapa war es durchaus nicht klug, den Sprößling ſo ins Wilde ſchießen zu laſſen. Jedes Mädchen iſt zur künftigen Hausfrau und Mutter beſtimmt. Solche Wege in die Phantaſtik, ſo reizend ſie auch ſein mögen, gehen aber am wahren Ziele vorbei. Wohin führen ungebundene Neigungen, als zu Abenteuerlichkeiten, der Gefahren nicht zu gedenken, die überall am Wege lauern? Nehmen Sie einmal an, ich wäre ein anderer Menſch geweſen, wie ich gottlob! bin, zu welchen Ausſchreitungen hätte mich die gebotene Gelegenheit führen können?

Hören Sie auf! rief der Förſter. In welche Abgründe laſſen Sie mich ſehen! Wie thöricht bin ich geweſen, zumal da ſchon einmal ein entſetzliches Unglück über mich hereingebrochen iſt!

Ich hörte davon, ſprach der Künſtler, und möchte Sie vor einem neuen bewahrt wiſſen, deshalb habe ich mir auch geſtern ſchon erlaubt, dem verkleideten Kinde eine Vorleſung über ſeine Tollheiten zu halten, indem ich dieſelben auf eine angebliche Schweſter ſchob, die freilich niemand anders war als ſie ſelbſt. Sie hat es beſchämt hingenommen und nicht geantwortet. Ich hoffe der Samen wird aufgehen und Früchte tragen wie mein Verhalten zu dem vermeinten Knaben. Ihnen aber möchte ich klar machen, daß Käthchen kein Kind, ſondern eine beginnende Jungfrau iſt. Wohlan, hüten Sie das Mädchen wie eine Jungfrau.

Sie ſind ein braver und guter Menſch, rief der Alte und die Thränen liefen ihm aus den ehrlichen Augen in den grauen Bart, indem er Burkart beide Hände ſchüttelte.

Das will ich hoffen, antwortete dieſer.

Vor Ihnen brauche ich nicht Angſt und Furcht zu haben, fuhr dann der Förſter fort, wie vor den andern jungen Leuten, denen ich meine Thür feſt verſchloſſen halte. Ich wollte Sie, ehe ich Sie in mein Haus einführte, offen, wie es einem Jäger ziemt, bitten, daß Sie dem Einzigen und Liebſten, was ich auf der Welt mein nenne, nicht den Kopf verdrehen. Das iſt nun nicht nöthig. In der Art und Weiſe, wie Sie mir über mich und mein Kind die Augen geöffnet haben, beſitze ich die feſte Bürgſchaft, daß Sie es gut meinen.

Gott bewahre mich vor allem Unrecht! entgegnete der Jüngling.

So kommen Sie mit mir und behandeln Sie das arme Kind, das ſich ohnedies entſetzlich vor Ihnen ſchämen wird, mit Nachſicht, ſprach der Förſter, indem er den Heimweg antrat.

Wer wird die wahre Weiblichkeit verletzen? ſprach der Maler.

Kettner wählte diesmal nicht den Weg durch das Städtchen, ſondern führte den jungen Mann einen Felspfad längs den Höhen, der hinter die Vogtei führte und an dem Wartthurm endete, welcher ſich in der alten Befeſtigungsmauer erhob. Dort öffnete er mit einem Schlüſſel eine kleine Thür und trat mit dem Gaſte in das Gebiet des burgartigen Gebäudes. Die beiden Männer durchſchritten einen wohlgepflegten Garten, in deſſen Gründen der hintere Theil der Vogtei ſichtbar wurde. Wenn dieſer Flügel auch ungleich kleiner und beſcheidener war als die mächtigern Bauten, die dem Städtchen ihr Antlitz boten, ſo hatte er doch in ſeinen grünen Umgebungen ein viel freundlicheres Anſehen. Nach wenigen Secunden geleitete der Alte den jungen Mann zum erſten mal in ſeine Wohnung.

Burkart war nicht ſowol von der Gemüthlichkeit des Hauſes und ſeiner Einrichtungen als von der Ordnung und Pünktlichkeit überraſcht, die ſich allerwärts kund gab. Gleich zu ebener Erde befanden ſich drei Stuben, von denen die erſte als Wohn-, die zweite als Beſuchs- und die dritte als Arbeitszimmer diente. Dieſe Räume ſtanden unter ſich in Verbindung und hatten auch Thüren nach einem das Gebäude durchlaufenden Corridor. Die Ausſchmückung war ganz in der Weiſe gehalten, wie man ſie in alten Förſterwohnungen zu finden pflegt. Schon im Vorhaus ſah man Geweihe von Hirſchen und Rehen ſowie ſeltene ausgeſtopfte Vögel. Das Wohnzimmer hatte einen bürgerlichen Charakter. Die Gaſtſtube, die zugleich den größten Raum bildete, zeichnete ſich durch große, alte und maſſive Möbel von braunem, theilweiſe kunſtreich geſchnitztem Eichenholz aus. Auch hingen hier einige Familienporträts in Oel und mancherlei Jagdſtücke von Riedinger. Im Arbeitszimmer des Förſters traf das Auge außer dem großen Schreibtiſch und einem Geſtelle, das Bücher und Acten enthielt, vielfache Jagdgewehre, Hirſchfänger, Meſſer, Taſchen, Peitſchen, ein Waldhorn und dann auch eine Menge von Pfeifen in kurzen knorrigen und langgeſchwungenen Formen. Dabei herrſchte allerwärts eine Sauberkeit, die ihresgleichen ſuchte, denn ſelbſt die älteſten Gegenſtände waren mit Aengſtlichkeit vor Staub und Schmuz geſchützt. Neben der Achtung, die den Beſucher dieſes Hauſes überkam, mußte ihn aber auch ein Gefühl heiligen, ſchönen Friedens beſchleichen. Und hierzu trug wol hauptſächlich der Umſtand bei, daß überall die Bäume und Blumen des ſtillen umhegten Gartens in die Fenſter ſchauten und daß von ihren Zweigen die kleinen Singvögel ihre Lieder durch die Räume tönten.

Welch ein Neſt der Ruhe und des Behagens haben Sie ſich hier gebaut! redete der junge Mann den Förſter an.

Die Einrichtung iſt noch dieſelbe, antwortete dieſer, wie ſie meine unvergeßliche Frau geſchaffen hat. Meine unſelige Tochter hat ſie in demſelben Geiſte der Ordnung und Reinlichkeit gehalten. Und auch Käthchen, ſo wunderlich ſie ſich mitunter draußen geberdet, ſteht dem Hauſe als ein Muſter von Sauberkeit vor. Ja, ſie iſt trotz ihren Eulenſpiegeleien, die ich nicht gehemmt habe, weil ſie ſonſt nichts von der Welt hört und ſieht, ein prächtiges, gutherziges Ding mit klugem Geiſte und tiefem Gemüth.

Die vortreffliche Ordnung, die in den Stuben herrſchte, brachte dem jungen Manne natürlich eine günſtige Meinung bei. Es war aber doch möglich, daß der Großvater die Eigenſchaften ſeiner Enkelin in ein zu vortheilhaftes Licht ſtellte. Deshalb galt es vor allen Dingen eine eigene Prüfung anzuſtellen. Käthchen hatte den Künſtler bevor er wußte, wer ſie war, ſo mächtig angezogen, wie es bei andern Begegnungen in ſeinem Leben nie der Fall geweſen war. Es mußte ſich nunmehr zeigen, ob die Anmuth und Zierlichkeit, die ſie draußen in Feld und Wald an den Tag gelegt, ſich auch im Hauſe bewährten. So war denn der Augenblick gekommen, in dem er ganz hingeriſſen oder mit einem mal erkältet und abgeſtoßen werden mußte. Man kann ſich die Spannung denken, in welcher ſich der junge Mann befand, da ein für das Leben entſcheidender Augenblick vor ihm lag.

Wollen wir uns hier oder im Garten niederlaſſen? fragte jetzt der Förſter.

Thun wir, was Sie für das Beſte halten, antwortete Burkart.

So gehen wir in die Laube, ſprach der Alte, indem er die Stube verließ und im Vorübergehen in die offen ſtehende Küche, die voll blinkender und ſchöner Geſchirre ſtand, rief: Käthchen, bring' uns eine Flaſche Wein in den Garten.

Als die Männer eben Platz genommen hatten, kam das Mädchen in einfachem roſa Kleide mit vorgebundener weißer Schürze den Rebengang hinauf und trug einen Teller mit einer Flaſche und zwei Gläſern in den Händen. Burkart bemerkte, daß ſie auffallend blaß war und daß ihre Augen wie verweint ausſahen. Sie näherte ſich mit niedergeſchlagenen Blicken den Männern. Der junge Maler ſtand auf und machte ihr eine Verbeugung, die ſie mit einem leichten Anflug von Erröthen erwiderte.

Der Förſter hielt eine Vorſtellung für überflüſſig. Er ſagte kurz: Wenn du das Eſſen fertig haſt, ſo magſt du uns rufen.

Sie erwiderte mit klarer und feſter Stimme: In einer halben Stunde wird alles bereit ſein, und entfernte ſich, wie ſie gekommen war.

Es dauerte nun auch nicht lange mehr, daß das Mädchen die beiden Männer hereinrief und in die Wohnſtube führte, wo ein kleiner Tiſch mit ſchneeig glänzendem Linnen und mit ſchlichtem Tafelgeſchirr gedeckt war. So einfach auch die Geräthe ſich ausnahmen, ſo lockte doch die kleine Tafel durch ihre Friſche und Sauberkeit und durch den Geſchmack, mit dem alles aufgeſtellt erſchien. Das Auge gewahrte ſofort die ſchönſte Symmetrie. Und auch das kleine Mahl, das aus friſchen Forellen und einem Geflügel beſtand und überdies durch einen trefflichen Wein gewürzt war, mundete vortrefflich, zumal da Käthchen in zierlichſter Art die Speiſen auftrug und anbot und ihre Augen überall hatte, um jeden unausgeſprochenen Wunſch des Großvaters und ſeines Gaſtes zu befriedigen.

Je weniger der Künſtler eigentlich dieſe tadelloſe Ordnung erwartet hatte, deſto behaglicher fühlte er ſich. Die Unterhaltung bewegte ſich freilich faſt ausſchließlich zwiſchen den Männern. Das Mädchen ſchien ſich auch vorläufig in der Rolle der Schweigſamkeit am wohlſten zu befinden, denn gerade indem ſie nicht in das Geſpräch gezogen wurde, was ohne Zweifel ihre Verlegenheit aufs neue hervorgerufen haben würde, nahm ſie deſto größern Antheil an den Wechſelreden. Sie lauſchte ſogar den Worten Burkart's mit großen, glänzenden Augen, wenn er über die Kunſt ſprach, die ihm ſo ſehr ans Herz gewachſen ſchien, und wenn er auseinanderſetzte, wie Poeſie, Bildnerei und Muſik die Seele veredelten und die beſten Geiſter aneinander bänden zu Freundſchaft, Achtung und ſteter gegenſeitiger Fortbildung.

Als der junge Mann am ſpäten Abend die Förſterwohnung verließ, drückte ihm der Alte ſo herzlich die Hand und lud ihn ſo freundlich ein, ſeinen Beſuch bald zu erneuern, daß Burkart überzeugt war, es ſei ihm gelungen, den rechten Ton anzuſchlagen. Aber auch das Mädchen ſchien ſchon ein entſchiedenes Zutrauen zu ihm gefaßt zu haben, denn als er ihr gleichfalls die Hand reichte, in welche ſie zitternd die ihrige legte, ſah ſie nicht mehr ſcheu und befangen vor ſich. Er ſchied mit ganzer Zufriedenheit und ſeltſamen Ahnungen.

Und ſo lenkte er denn ſchon an einem der nächſten Abende ſeine Schritte wieder zum Forſthaus. Der Alte hatte noch einige Schreibereien zu beſorgen und rief deshalb ſein Enkelkind, damit es dem Gaſte Geſellſchaft leiſte.

Als Käthchen mit dem jungen Mann allein den Garten durchwanderte, fühlte ſie ſich aufs neue befangen; er wußte ſie aber in der naturgemäßeſten Weiſe ans Reden zu bringen, indem er die Unterhaltung auf die gewöhnlichſten Gegenſtände lenkte und ſie namentlich nach ihren alltäglichen Beſchäftigungen fragte.

Die meiſte Zeit, ſprach ſie, verwende ich auf die Anordnungen im Hauſe, denn mag unſere Wirthſchaft auch klein ſein, ſo bedarf ſie doch des Fleißes, wenn ich alles im Stande halten will, wie der Großvater es liebt.

So ruht denn das ganze Hausweſen auf Ihnen? fragte Burkart.

Für die rauhen Arbeiten haben wir eine alte Magd, lautete die Antwort, für die Küche und Wäſche von uns ſorge ich aber ſelbſt.

Und bleibt Ihnen denn gar keine Zeit übrig? forſchte der Künſtler weiter.

O ja, erwiderte Käthchen; wenn der Großvater in den Wald geht oder auch wol den Stern beſucht, dann gewinne ich manche Stunde, wo ich ein gutes Buch vornehme. Der Großvater ſieht es aber im ganzen nicht gern; auch darf ich nur Werke leſen, die er mir ſelber gibt. Er meint, ſolche Geſchichten ſeien doch meiſtens nicht wahr und verdrehten beſonders einem jungen Mädchen den Kopf. Dabei glaubt er eigentlich gar nicht an gute Menſchen, mögen ſie nun in Büchern oder im Leben vorkommen. Wie oft ſagt er mir, daß ich niemand, wer er auch ſei, trauen dürfte!

So kommen Sie wol wenig unter die Leute? warf Burkart ein.

Faſt gar nicht, antwortete das Mädchen. Und ich kann nicht leugnen, daß mir der Mangel an Umgang mitunter ſchwer auf dem Gemüth laſtet. Oft taucht mir der Gedanke auf, wozu Gott denn die Menſchen geſchaffen hat, wenn ſie nicht untereinander verkehren ſollen. Ich liebe den Wald und die Bäume und die Blumen und alles Gethier, was ſich in Luft und Waſſer herumtreibt, aber man kann doch mit ihnen keine Gedanken austauſchen. Komme ich nun in menſchliche Geſellſchaft, ſo fühle ich mich ganz berauſcht vor Glück, Uebermuth und Muthwillen, und da mache ich denn allerlei Streiche, die ich beſſer unterließe, weil ich damit verletze und Unwillen errege. Gott weiß es, daß das alles nicht aus einem böſen Herzen kommt. Vielleicht liegt auch der Grund meiner Tollheiten darin, daß ich nur mit Leuten verkehre, die kein rechtes Anſehen vor meinen Augen haben. Es wäre gewiß anders mit mir geworden, wenn ich mit ſolchen Männern und Frauen zuſammenkäme, an denen ich hinaufſehen müßte.

Der junge Künſtler war ganz überraſcht von der Klarheit, mit der das Mädchen über ſich ſelbſt ſprach.

Wie glücklich ſind die Männer, fuhr nun Käthchen in ſtets flüſſiger werdender Rede fort, die einen beſtimmten Wirkungskreis haben, der ſie vollſtändig ausfüllt! denn es mag ſich doch nur die allergewöhnlichſte Frau in der Beſorgung ihrer häuslichen Pflichten glücklich fühlen. Der Geiſt und das Herz wollen auch etwas haben. Wie anders würde es mir zu Muthe ſein, könnte ich Weidmann werden oder noch lieber ein Künſtler! Sie ſind ein Künſtler, wie beneidenswerth iſt Ihr Los!

Mitten in dieſer Unterredung, die Burkart ganz neue Einſichten in die Seele des Mädchens erſchloß und die ihn zu ernſtem Nachdenken aufforderte, trat der alte Kettner zu ihnen. Das Geſpräch nahm eine andere Wendung, und Käthchen ſchien jetzt, nachdem ſie dem jungen Künſtler ſo offen geſprochen hatte, einen großen Theil ihrer Befangenheit fahren zu laſſen, denn im Laufe des Abends miſchte ſie ſich nicht ſelten in die Unterhaltung und offenbarte nach allen Richtungen hin eigene Anſchauungen und Gedanken, ſodaß der Künſtler noch mehr von dem holden, anmuthigen Weſen, das ſich nicht bloß äußerlich, ſondern auch innerlich offenbarte, erfüllt wurde.

Burkart war von nun an faſt täglich der gern geſehene und willkommene Gaſt im Forſthauſe und fühlte ſich auch von Moment zu Moment mehr an das reizende Kind gefeſſelt, welches ſich allmählich ſo frei bei ihm fühlte, daß es auch ſeiner Luſtigkeit und ſeinem Humor den Zügel ſchießen ließ. Wenn er aber bei dieſen

Gelegenheiten die lebendige, ſprudelnde Friſche ihres Geiſtes zu bewundern Gelegenheit hatte, ſo war er nicht minder überraſcht, daß ſie auch in ausgelaſſener Munterkeit ſtets das rechte Maß innezuhalten verſtand.

Als ſie eines Tags im Garten ſaßen und ſcherzten, ſtürzte ſie plötzlich ins Haus, holte eine Flinte und feuerte einen Schuß in die Luft.

Was machen Sie? rief Burkart erſchreckt.

Sie aber lief nach der Mauer hin und nahm einen todten Falken von der Erde, den ſie am Flügel in die Höhe hielt und dem Künſtler zeigte. Das galt dem Räuber und Mörder meiner Tauben. Aber nicht wahr, da bin ich wieder einmal aus der Rolle gefallen?

Wie ſo? fragte der junge Mann.

Nun, einmal muß es doch zur Sprache kommen, ſagte das junge Mädchen, denn wir ſind nachgerade bekannt genug miteinander geworden. Eine kleine Heuchelei liegt noch immer zwiſchen uns. Als wir zum erſten mal Worte gewechſelt haben, ſtak ich, was ich für immer verſchworen, in männlichen Kleidern. Da Sie aber nicht davon ſprachen, was Sie als Mann doch eigentlich mußten, ſo beginne ich.

Ich wollte Ihnen eine Verlegenheit erſparen, ſprach Burkart einigermaßen befangen.

Im Beginn unſerer Bekanntſchaft war Ihr Schweigen angebracht und voll Zartheit, rief das Mädchen, aber ſpäter hätten Sie ſchon darauf zurückkommen können, zumal, da Sie mir, dem fingirten Bruder, ſo viele gute Rathſchläge für mich, die wirkliche Schweſter, an die Hand gaben; daß Sie nicht an mir ſelbſt beſſern und mildern, was nicht taugt, iſt gar nicht ſchön von Ihnen und zeugt von geringer Freundſchaft.

Aber, liebes Kind, ich habe ja nicht mehr das Mindeſte an Ihnen auszuſetzen, rief der junge Mann.

Auch nicht, daß ich den Falken getödtet habe? fragte das Mädchen.

Warum nicht gar, er war hinter Ihren Tauben her, und Sie ſind mit dieſer That gleichſam in Ihrem Hauſe geblieben, erwiderte Burkart.

Ei was, ſprach jetzt das Förſterskind, das ſind Sophiſtereien! Jedenfalls war es ein unſchuldiges Spiel, daß ich die Rehe im Wildpark beſuchte. Bei dem Forellenfang hatte ich den Großvater im Auge, dem ich gern ſein Lieblingsgericht verſchaffen wollte. Und daß ich unſern Nachbarsleuten von Witte den Pony für eine nächtliche Stunde aus dem Stalle nahm, um den armen Leuten, die hier in der Vogtei ſo kärglich behandelt worden waren, eine verſpätete Gabe zu bringen, kann ich auch nicht als eine Sünde anſehen, ebenſo wenig, als es mir ein Verbrechen ſcheint, daß ich den Mädchen auf dem Richtberg ihre dumme Geſpenſterfurcht auszutreiben verſucht habe.

Seitdem ich Sie kenne, entſchuldigte ſich der junge Mann, ſehe ich dieſe Dinge anders an. Uebrigens habe ich Ihnen das auch nicht übel genommen. Ich fürchtete nur für Sie — —

Was er fürchtete, konnte er nicht ſagen. Und ſie verſtand es nicht, deshalb rief ſie lachend: Vielleicht, daß ich das Hausweſen nicht verſtände! Nun, Herr Burkart, verſtehe ich's nicht? Sprechen Sie offen.

Sie verſtehen's, bekräftigte der Gefragte.

Nicht wahr, Sie eſſen recht gern, was ich koche? lachte ſie und dann drohte ſie mit dem Finger: Wenn Sie auch ein Künſtler ſind, ſo ſteckt doch etwas vom Schulmeiſter in Ihnen.

Vom Schulmeiſter? rief Burkart erröthend.

Ja, vom Schulmeiſter, bekräftigte das Mädchen. Aber Sie haben's gut gemeint, fügte ſie hinzu und reichte ihm die Hand.

Käthchen, rief jetzt aufathmend der Jüngling und drückte die gebotene Hand ans Herz, wenn Sie erſt wüßten, wie ich es gemeint habe! Von Meiſtern und Verbeſſern kann gar nicht die Rede ſein. Es war die reinſte, heiligſte Sorge, die mich leitete. Seitdem ich Sie zum erſten mal im Walde ſah, habe ich ſtets an Ihr ſchönes, anmuthiges, unſchuldiges Weſen gedacht und gewünſcht, es hüten zu können, daß ihm jene Blüte nimmer abgeſtreift werde. Käthchen!

Das ſchöne Mädchen ſah ihn mit großen Augen an und blickte dann erröthend vor ſich. Was ſie ſah und hörte, war ihr neu und überraſchend. Sie hatte einen Ausbruch der Leidenſchaft gehört und ſchien zu ahnen, daß dieſe Leidenſchaft ihr gelte. Ein Glühen und Frieren kam über ſie. Sie wurde blaß.

Sie blieben beide eine Weile, ohne ein Wort zu reden, beieinander ſtehen.

Dann rief der alte Herr aus dem Hauſe: Wer hat denn draußen geſchoſſen?

Ich, antwortete Käthchen und brachte das Gewehr und den todten Falken in das Haus.

Als der Förſter ſich an dieſem Abend mit Burkart zu Tiſche ſetzte, wollte das Geſpräch durchaus nicht in den Gang kommen. Auf die Frage, was denn mit ihm vorgegangen ſei, ſchützte der junge Mann Kopfſchmerzen vor. Auch Käthchen wollte heute viel in der Haushaltung zu thun haben und ließ ſich bei Tiſche wenig Ruhe.

Der Abſchied war diesmal ſeltſam. Die jungen Leute thaten ſcheu und fremd miteinander. Und wie unruhig ging erſt jedem die Nacht dahin! Es ſtand ein Gewitter in der Luft, das ſich durch Wetterleuchten verkündete. Wann und wie ſollte der Blitz zünden?

Burkart brachte die Nacht ſchlaflos zu; in ihm gärte und brauſte der Gedanke, daß das liebreizende, holde Mädchen, welches ihm nun auch zwiſchen den ſtillen Wänden des Hauſes wie ein Bild der Poeſie erſchienen, ihn der Schulmeiſterei bezichtigte. In ſeinem Zimmer auf- und abwandelnd und hinaus in Wald und Feld ſtreifend, rief er in ſich: Iſt das eine Auslegung meiner Gefühle für ſie? Ja, ich muß ihr alles ſagen! Ich liebe ſie!

Gegen Abend kam er durch den Wald hinter der Vogtei an die alte Mauer, welche den Garten des Förſters umſchloß. Er meinte ein leiſes Lied zu hören. Sang nicht Käthchen die Worte:

Setz' du mir einen Spiegel
Ins Herze hinein,
Damit du drin kannſt ſehen,
Wie ſo treu ich es mein'.

Er kletterte an einigen vorſtehenden Steinen empor. In der That, das Mädchen ſaß, mit einer weiblichen

Handarbeit beſchäftigt, allein in der Laube. Es zog ihn unwiderſtehlich höher. Er ſtand auf der Mauer und ſprang in den Garten, eilte in höchſter Aufregung zu dem geliebten Kinde, das über die unvermuthete Erſcheinung erſchrak.

Käthchen, rief er, es iſt ein Irrthum zwiſchen uns zu löſen. Sie haben meine Sorge um Sie misverſtanden! Käthchen, ich liebe Sie! Und er warf ſich, die feine, weiche Hand ergreifend, zu ihren Füßen und wollte ſie mit Küſſen bedecken.

Aber das Mädchen erhob ſich in Angſt und Furcht und rief:

Zurück, zurück! ich habe dem Großvater verſprochen — —

Was haben Sie ihm verſprochen? fragte Burkart leidenſchaftlich.

Nie einem Manne zu geſtatten, daß er über dieſe Dinge mit mir redet, ſtammelte ſie.

Haben Sie denn kein Herz für mich? fragte der aufgeregte Jüngling, zu ihren Füßen kniend.

Das Mädchen ſchwieg.

Sind Sie mir denn nicht ein wenig gut?

Sie antwortete auch jetzt nicht.

Wollen Sie mich der Verzweiflung übergeben? Wollen Sie mich vernichten? rief er aufs neue und geberdete ſich wie wahnſinnig.

Gehen Sie zu meinem Großvater, ſtieß ſie zitternd und bebend heraus.

Nein, ich will mein Schickſal aus Ihrem Munde hören, bat Burkart. Kein Mittelsmann! Keine Schulmeiſterei! Leidenſchaft gegen Leidenſchaft!

Um Gottes willen, ſtehen Sie auf! bat das geängſtete Kind.

Nur wenn Sie mir gut ſind.

So ſtehen Sie auf!

Er ſtand auf, preßte ſie heftig in ſeine Arme und drückte einen langen Kuß auf ihren Mund. Sie ließ es willenlos geſchehen. Große Thränen quollen aus ihren Augen.

Nun biſt du mein und ich bin dein auf ewig, jauchzte er.

In der Thür des Hauſes ließen ſich Stimmen hören.

Da kommt der Großvater, rief Käthchen und löſte ſich aus ſeiner Umarmung.

Er kommt zur rechten Zeit, ſprach der Jüngling.

In der That erſchien der Alte zwiſchen den Bäumen, in ſeiner Begleitung befand ſich der Haushofmeiſter vom Schloſſe.

Dort iſt er, wandte der Förſter, der ſehr ernſt und düſter ausſah, ſich an den Fremden.

Der Haushofmeiſter trat ehrerbietig auf Burkart zu: Ihr Geheimniß, ſprach er, iſt verrathen, Herr Graf, denn Ihre gnädige Frau Mutter iſt ſoeben auf dem Schloſſe angekommen und wünſcht Sie zu ſprechen.

Meine Mutter iſt da? rief der junge Mann. Wohl, ſie kommt im rechten Augenblick!

So ſind Sie wirklich der Graf von Bohlenberg? fragte der Förſter, der noch immer zweifelhaft ſchien.

Ich bin es, aber das ändert nichts an den Dingen. Käthchen, ſage dem Großvater alles, ich eile zu meiner Mutter, ſprach der junge Mann.

Kettner horchte groß auf und beſchaute den Grafen und ſein Enkelkind mit finſtern Blicken.

Burkart aber eilte ſtehenden Fußes mit dem Haushofmeiſter von dannen.

Was iſt geſchehen? fragte der Alte das zitternde Mädchen.

Unter Schluchzen und Weinen erzählte ſie ihm ihr letztes und größtes Erlebniß, dem der Großvater mit ſtarren, ſtrengen Zügen horchte, denn in ſeinem Herzen hatten ſich mächtige Zweifel gegen Burkart erhoben. Was ſollte die Maske des Malers? Warum hatte er unter dieſer Maske das Mädchen beſtrickt? Mußte man nicht an ſeiner Ehrlichkeit zweifeln? Außerdem liebte er die Ehen von Leuten aus verſchiedenen Ständen nicht. Es galt hier eine ſtrenge Prüfung.

Zwölftes Kapitel.

Während ſich dieſe Scene im Garten des Forſthauſes zutrug, war die Nachricht, daß der Maler Burkart niemand anders ſei als der junge Graf Heinrich von Bohlenberg, wie ein Lauffeuer durch das Städtchen gegangen. Als nämlich die alte Gräfin am hellen Nachmittag den Ort durchfahren hatte, ließ ſie am Stern halten und fragte nach ihrem Sohne. Frau Caspari aber forſchte, wer die Dame ſei und wen ſie unter ihrem Sohne meine. Daß der junge Graf ihr Gaſt ſei, mußte ſie natürlich verneinen. Die Dame erklärte darauf, daß er ſich unter dem Namen eines Malers Burkart hier aufhalte. Die gehäbige Wirthin wäre bei dieſer Nachricht vor Ueberraſchung beinahe auf den Rücken gefallen. Als ſie aber wieder Worte fand, gab ſie die Antwort, der junge gnädige Herr ſei ausgegangen, ohne daß ſie über ſein Verbleiben Nachricht geben könne. Die Gräfin war darauf nach dem Schloſſe gefahren und hatte den Haushofmeiſter hinabgeſandt, um den Sohn aufzuſuchen und ihn zu ſeiner Mutter zu beſcheiden.

Auf dieſe Weiſe war die Aufklärung über die wahre Bedeutung der Perſon des jungen Malers unter die Leute gerathen und wurde nun in der größten Eile von Haus zu Haus getragen. O du grundgütiger Gott, wer hätte das gedacht! rief die Wirthin; aber das muß ich ſagen, er iſt ein überaus leutſeliger Herr und gar nicht ſtolz. Der Bürgermeiſter meinte, er habe immer ſo etwas Vornehmes in dem Weſen des jungen Herrn erkannt. Der Holzhändler freute ſich, daß er ſo ungenirt mit einer hohen Perſon zuſammengekommen ſei. Richter, Notar und Apotheker ſchüttelten die Köpfe über die Schrullen, die ſich die Adelichen erlaubten. Der Pachter Pocher rief: Iſt es menſchenmöglich! Seine Frau lobte die feine Bildung und Beleſenheit ihres Gutsherrn. Monſieur Piché griff ſich bedenklich in ſeine Perrüke und warf ſeiner Frau zum erſten mal ſeit langer Zeit vor, daß ſie den Monsieur le Comte ſehr mal à propos behandelt habe, und das Merkwürdigſte war, daß ſeine Frau ihm heute zum erſten mal eine Antwort ſchuldig blieb. Sogar in den verſchloſſenen Räumen des Herrn von Witte herrſchte eine ſehr ernſte und gedrückte Stimmung nach dieſer unverhofften Nachricht, die der Pachter dem Erbvogt durch das Fenſter zugerufen, zumal die Frau machte ſich die bitterſten Vorwürfe, daß ſie den Maler für einen nichtsnutzigen Abenteuerer angeſehen hatte.

Als der junge Graf nunmehr mit dem Haushofmeiſter aus der Vogtei trat und eilig an dem Pachter, Herrn Piché und dem Vogt von Witte vorüberſtürzte, da war es merkwürdig, die Bücklinge zu ſehen, die dieſe unbeachtet von dem jungen Mann verſuchten. Und auch wer ihn in den Straßen begegnete — es waren aber faſt alle dreizehn Honoratiorenfamilien infolge des merkwürdigen Ereigniſſes auf den Beinen — der zog, wenn es ein Mann, den Hut bis faſt auf die Erde, oder machte, wenn es ein Weib war, einen tiefen Knicks. Selbſt die Straßenjugend ſah ihm mit offenem Munde und glotzenden Augen nach. Burkart blickte indeß weder nach rechts noch nach links, ſondern eilte nach dem Stern, wo auch Frau Caspari, die noch in der größten Aufregung auf der Treppe ſtand, ihre Entſchuldigungen nicht anbringen konnte, daß ſie ihn nicht würdig genug bewirthet habe, ſondern ſtieg ſofort in den bereit ſtehenden Wagen, welcher ihn in raſchem Laufe nach dem Schloſſe brachte.

Kurze Zeit nachher ſtand er vor ſeiner Mutter, einer großen, ſchlanken Frau mit ſcharfen Geſichtszügen und einer Haltung, die entſchieden den ſtolzen, ariſtokratiſchen Charakter der Dame offenbarte. Sie empfing ihn äußerſt ernſt und gemeſſen.

Ich bin infolge deines letzten Briefs hierher geeilt, rief ſie ihm entgegen. Ueber den tollſten Streich, daß du in der Vermummung eines Malers hier aufgetreten biſt, will ich kein Wort verlieren. Du haſt es immer geliebt, dich in Rollen zu zeigen, die dem Stande, dem du durch Blut und Geburt angehörſt, ſchroff entgegenſtehen, und ſtatt des Adelichen den Humaniſten und Demokraten zu ſpielen, wodurch mir ſchon endloſer Verdruß erwachſen iſt; daß du aber hier mit einem Förſtersmädchen angebunden haſt und, ohne Zweifel von dieſer durchtriebenen Perſon verlockt, für ſie ſchwärmſt, wie du noch nie geſchwärmt haſt, das geht mir über alle Begriffe und ſetzt mich in die größte Unruhe. Ich hoffe, du benimmſt mir meine Sorge ſofort, indem du mir erklärſt, daß es ſich hier nur um eine vorübergehende Tändelei handelt.

Der Sohn blieb bei dieſer aufgeregten Rede, deren er ſchon manche angehört zu haben ſchien, in der vollkommenſten Ruhe und erwiderte dann beſtimmt und ſicher: Was meine Anſichten und Ueberzeugungen in Betreff meines menſchlichen Verhaltens angeht, ſo glaube ich ſtets den rechten Weg gegangen zu ſein. Es liegt mir nun einmal in der Natur, daß ich mich nicht für einen bevorrechteten Menſchen halte. In dieſem Sinne bin ich auf meinem Lebenspfade dahingeſchritten und habe den Eingebungen meines Geiſtes und meines Herzens Folge geleiſtet. Auf deine Abſichten, mich zum Soldaten, Diplomaten oder Beamten zu machen, konnte ich meinen Neigungen gemäß nicht eingehen. Mein ganzes Weſen drängte mich zur Kunſt. Daß ich dieſem Triebe treu geblieben bin, iſt nicht zum Unglück geweſen, denn als der Vater unvermuthet ſtarb und uns in Verlegenheiten und Dürftigkeit zurückließ, hat meine Kunſt dir und mir doch wenigſtens den täglichen Unterhalt gegeben. Ich bin ſeit kurzem gegen alles Erwarten der Erbe meines Onkels geworden.

Und gerade dieſe Erbſchaft gibt dir eine ganz veränderte Stellung in der Geſellſchaft, fiel ihm die Gräfin ins Wort.

Das kann ich nicht einſehen, ſprach der junge Mann. Sind die Verhältniſſe andere geworden, ſo habe ich darum mein Weſen nicht geändert. Es ziemt mir nicht, meine Vergangenheit zu vergeſſen. Meine Vergangenheit hat mich aber Blicke genug in die bürgerliche Geſellſchaft thun laſſen, ſodaß ich die echten Menſchen überall zu ſchätzen weiß. Solche echte Menſchen habe ich nun in dem Förſter und ſeiner Enkelin gefunden, von denen ich dir, offen wie ich bin, Nachrichten gab. Heute kann ich dir mehr ſagen. Seit einer Stunde iſt Käthchen meine Braut.

Thörichter Junge! rief das erregte Weib. Du wirſt von ſolchen unerhörten Abſichten abſtehen.

Das werde ich nicht, war die Antwort des Sohnes.

Nie und nimmer gebe ich meine Einwilligung! rief die Dame.

So werde ich mir durch ein Urtheil des Gerichts die Befugniß zur Heirath verſchaffen.

Ich bitte und flehe dich!

Ich bin verſprochen. Kein Ehrenmann bricht ſein Wort, erwiderte Burkart entſchieden.

Um aller Liebe willen, die ich zu dir trage, löſe das Verhältniß! beſchwor ihn die Mutter aufs neue.

Um der Liebe willen? ſprach der Sohn vorwurfsvoll, aber ruhig. Iſt das denn wahre Liebe, die nicht mein Glück will? Ich ſehe bei dir nur eine Leidenſchaft, die auf verroſteten Standesvorurtheilen beruht.

Iſt das dein letztes Wort? ſchrie die erzürnte Frau.

So Gott mir helfe, ich kann nicht anders! ſagte der Sohn mit gehobener Stimme, indem er die Rechte emporhob.

Die Gräfin klingelte. Ein Bedienter kam. Sie befahl den Wagen.

Als ſie einſtieg, rief ſie: Zum Förſter Kettner!

Sie rollte in der Abenddämmerung den Berg hinab und fuhr in den Hof der Vogtei ein. Der Bediente mußte ſie bei dem Weidmann anmelden.

Der Alte, welcher die Entſcheidung in einer Angelegenheit wünſchte, die wie ein Alp auf ſeiner Seele lag, und dieſe Entſcheidung nahe glaubte, empfing die hohe Dame ſofort, indem er Käthchen befahl, ſich auf ſeine Stube zu begeben und dieſelbe nicht zu verlaſſen. Er ſah finſter und grimmig aus, als die Gräfin eintrat, denn ſie war es ja geweſen, die einſt die Fäden zu dem Unglück ſeiner Tochter geſponnen hatte. Gleichwol faßte er den Entſchluß, die äußerſte Kaltblütigkeit zu bewahren und ſich keinen Vortheil entgehen zu laſſen.

Nach einer kurzen Begrüßung, während welcher Kettner der Dame in ſtummer Weiſe einen Stuhl anbot, hob dieſe an: Ich komme wegen meines Sohnes hierher, der, wie ich höre, ein Verhältniß mit Ihrer Enkelin angeknüpft hat.

Ich habe es vermuthet, erwiderte der Förſter.

Es kann natürlich aus dieſer Geſchichte nichts werden, ſprach die Gräfin mit einer Beſtimmtheit, welche dem alten Manne imponiren ſollte; zugleich ſah ſie ihn mit einem herausfordernden Blick an.

Ich kann es mir denken, ſprach Kettner. Mit meinem Wiſſen und Willen wäre es auch nicht ſo weit gekommen.

Sie ſind dagegen geweſen? fragte die Dame.

Ich bin es noch, ſagte der Förſter.

Ei, da werden wir uns ja leicht verſtändigen! rief die Gräfin. Ich dachte hier auf Widerſtand zu ſtoßen und finde einen Verbündeten. In der That, ich kann Sie nicht genug vor dem Leichtſinn meines Sohnes warnen. Er hat mir durch ähnliche Geſchichten ſchon unendlich viel Verdruß gemacht. Was muß man den jungen Leuten nicht zugute halten! Die Hauptſache aber iſt, daß ich ihm nie und nimmer die Erlaubniß geben werde, ſich unter ſeinem Stande zu verheirathen. Das Blut der Bohlenberg iſt ſtets rein geblieben und ſoll es auch bleiben.

Der Förſter dachte bei ſich: So? pfeift der Wind aus dieſem Loch? Dann ſagte er: Ich bin gewiß nicht abgeneigt, auf Ihre Abſichten einzugehen; aber iſt es denn wirklich der Fall, daß der junge Herr Graf daran denkt, mein Enkelkind zu ehelichen?

Allerdings, antwortete die Dame, wenigſtens augenblicklich. Er hat ſogar mit der größten Unverſchämtheit vor mir, ſeiner Mutter, auf der Heirath beſtanden. Nehmen Sie aber die Sache, wie ſie iſt, als eine vorübergehende Phantaſterei, und Sie werden einſehen, daß wir beide, die wir am Ende doch Gewalt über unſere Kinder haben müſſen, am beſten thun, uns zeitig über eine Angelegenheit zu verſtändigen, die je länger ſie dauert, deſto größere Verdrießlichkeiten hervorbringen wird.

Der Förſter, der aus den leidenſchaftlichen Aeußerungen der Gräfin immer deutlicher wahrnahm, daß der Widerſtand gegen die Verbindung nur von ihr ausgehe und daß Burkart ganz unſchuldig ſein könne, fragte vorſichtig: Und wie denken Sie ſich die Verſtändigung?

Ich meine, ſprach die erregte Frau, daß wir beiden gemeinſame Sache machen. Es iſt mein Wunſch, daß Sie ſich der Heirath ebenſo heftig widerſetzen, wie ich es gethan habe. So brechen wir am beſten den eigenſinnigen Trotz meines Sohnes. Ich werde übrigens für Ihre Bemühungen, fuhr ſie ſchmeichleriſch fort, erkenntlich ſein. Es ſoll mir nicht darauf ankommen, Ihnen nach abgemachter Sache eine hübſche Entſchädigungsſumme einzuhändigen, mit welcher ich bis zu ſechstauſend Thalern gehen werde und die Sie gewiß trefflich als Mitgift Ihrer Enkelin brauchen können.

Dem Förſter kochte bei dieſer niedrigen Zumuthung die Galle. Er hätte der hohen Dame am liebſten die Thür gewieſen, aber er blieb äußerlich kalt und froſtig und erwiderte: Frau Gräfin, wir werden einen Ausweg finden. Für heute iſt es zu ſpät. Eine ſo wichtige Angelegenheit läßt ſich nicht über das Knie brechen. Morgen früh werde ich bei Zeiten mit dem Notar auf dem Schloſſe ſein.

Kann ich mich darauf verlaſſen? fragte die Gräfin, indem ſie ihm die Rechte reichte. Der Förſter that, als ob er die Hand nicht ſehe, und ſprach ausdrucksvoll: Sie können ſich darauf verlaſſen. Dann begleitete er die Dame an den Wagen.

Kaum aber war ſie verſchwunden, da trat aus dem Dunkel Burkart auf den Alten zu und rief leidenſchaftlich: Ich muß Sie ſprechen!

Heute nicht mehr, ſagte der Förſter. Ich komme morgen aufs Schloß. Dort werde ich in Ihrer Mutter Gegenwart mit Ihnen reden.

Laſſen Sie mich nur einen Augenblick hinein zu Käthchen, bat der Graf flehentlich.

Sie betreten mein Haus nicht mehr, bis wir uns vor der Frau Gräfin auseinandergeſetzt haben, lautete die entſchiedene Antwort.

Thun Sie mir kein Unrecht — meine Mutter — aber ich darf als Sohn meine Mutter nicht anklagen. Seien Sie barmherzig! flüſterte er in heftiger Weiſe.

Heute nicht, morgen wird ſich alles aufklären, ſprach der Alte ernſt abwehrend und trat in die Thür, die er hinter ſich verſchloß.

Am andern Morgen aber ſtellte er ſich in Begleitung des Notars auf dem Schloſſe ein. Die Gräfin empfing ihn mit heiterm Geſicht und zeigte ſich bereit, einen Act über die Abfindungsſumme aufnehmen zu laſſen.

Ich wünſche zuerſt eine Unterhaltung mit Ihrem Sohne, ſagte Kettner. Die Gräfin ſtutzte. Fürchten Sie nichts, ſetzte der Förſter hinzu. Ich will in Ihrer Gegenwart mit ihm reden.

Es koſtete ihr zwar einiges Widerſtreben, aber ſie gab einem Bedienten den Auftrag, den jungen Grafen zu rufen.

Burkart trat ein. Auf ſeinen Zügen ſtand eine troſtlos verwachte Nacht geſchrieben. Er grüßte die Anweſenden kalt und gemeſſen.

Der Förſter begann: Sie haben ſich geſtern von der Leidenſchaft hinreißen laſſen, meinem Enkelkinde ſeltſame Erklärungen zu machen. Was war Ihre Abſicht dabei?

Mich ihr für Zeit und Ewigkeit zuzuſchwören, antwortete er.

Ihre Mutter thut Einſprache, fuhr Kettner fort, ſie wird Ihnen eine ſolche Verbindung nicht geſtatten.

Und ich werde ſie, wenn Käthchen nicht das Gegentheil will, mit allen geſetzlichen Mitteln erzwingen. Es iſt der Weg der Ehre und der Wahrheit, den ich gehe und den ich auch gegen den Willen meiner Mutter gehen muß.

Bedenken Sie wohl, ob nicht das heiße Blut und ein blinder Trotz Sie treibt, und daß eine augenblickliche Laune Sie für die ſpätere Zeit unglücklich machen würde. Sie ſind von altem Adel! Laſſen Sie ſich nicht vom Leichtſinne — —

Schweigen wir von dieſen Dingen! rief Burkart heftig. Meine Entſchlüſſe ſtehen unverbrüchlich feſt.

Der Förſter ſchaute ſcharf der Gräfin, die zitternd vor Wuth und Zorn in einen Seſſel geſunken war, ins Auge und fragte: Frau Gräfin, was ſagen Sie dazu?

Er will mich tödten! rief die ſtrenge Frau.

Ich will mein Recht, und das kann niemand ein Leids zufügen, ſprach der Sohn.

Ihre Frau Mutter, nahm dann der Förſter aufs neue das Wort, hat mir den Vorſchlag gemacht, ſich von dem Schritte, den Sie, wie ihre Meinung iſt, leichtſinnigerweiſe gethan haben, durch eine Abfindungsſumme von ſechstauſend Thalern zu löſen.

Tod und Teufel! rief der junge Mann und ſtampfte mit ſprühenden Blicken auf den Boden.

Auf dem Geſicht des Förſters verſchwanden mit einem mal die Wolken. Alle ſeine Hoffnungen erfüllten ſich. In dem jungen Manne lebte Wahrheit und Redlichkeit. Sein Weſen war echt und treu.

Kettner nahm darauf ein verſiegeltes Papier aus der Taſche und übergab es dem Notar, indem er ſprach: Zeigen Sie dieſen Brief der Frau Gräfin und ihrem Sohne, damit ſie Einſicht nehmen, daß er unverletzt iſt.

Der Notar unterzog ſich dieſem Geſchäft und ſtellte feſt, daß der Brief, welcher das gräfliche Wappen und die Adreſſe an den Förſter Kettner trug, unangetaſtet ſei. Die Handſchrift wurde als diejenige des verſtorbenen Grafen anerkannt.

Erbrechen Sie das Schreiben und leſen Sie den Inhalt vor, fuhr der Förſter fort.

Der Notar that, wie ihm geheißen, und las mit nachdrucksvoller Stimme: „Ich Graf Rudolf von Bohlenberg beſtimme und verfüge hiermit: daß meine ſämmtlichen Güter nicht auf die Mitglieder meines Hauſes, von denen ich niemals Freundſchaft und Liebe erfahren habe, übergehen, ſondern daß ſie meinem alten, treuen Freunde, dem Förſter Georg Kettner, zur Verfügung ſtehen, und zwar ſo, daß ſie, ſobald es ihm beliebt, in ſeinen und ſeiner Nachkommen unbeſtrittenen Beſitz übergehen, oder daß ihm, da er ſich dieſes Beſitzes bei meinen Lebzeiten weigert, jede ihm gutdünkende Verwendung zu wohlthätigen Zwecken, als Schulen, Kirchen und Krankenhäuſern, freiſteht, ſowie daß er auch meinem Neffen, wenn er zu einem würdigen Manne aufwächſt, einen ihm angemeſſen ſcheinenden Theil meiner Güter übertragen kann. Die Rechtskraft dieſes meines Teſtaments ſoll zehn Jahre nach meinem Tode dauern im Intereſſe des beſagten Georg Kettner. Hat er aber bis dahin ſein Recht nicht geltend gemacht, ſo ſoll daraus hervorgehen, daß er meinen Neffen, den Grafen Burkart von Bohlenberg, für würdig erachtet, meine Güter zu übernehmen. In dieſem Falle ſoll aber die Hälfte meines Vermögens an des Georg Kettner Enkelin, Katharina Ritter, übergehen —“

Halten Sie ein, ſprach der Förſter zu dem Notar, das iſt der Hauptſatz. Alles andere geht die Diener des Verſtorbenen an. Was ſagen Sie hierzu? wandte er ſich an die Gräfin und ihren Sohn.

Ich freue mich darüber, ſprach Burkart, und wende mich wieder meiner Kunſt zu.

Iſt das Teſtament rechtsgültig? forſchte die Gräfin bei dem Notar.

Der Notar bejahte. Sie ſaß wie erſtarrt. Es war ihr wie wirr im Kopfe, dann ſammelte ſie ſich und fragte den Förſter: Haben Sie von dem Teſtament gewußt?

Ich habe den Inhalt hundertmal mit dem ſeligen Grafen beſprochen, antwortete der alte Mann.

Und warum haben Sie es nicht gleich nach ſeinem Tode geltend gemacht, ſtatt ſo grauſam zu ſein, uns hier an einen Beſitz glauben zu laſſen, der nicht der unſerige zu ſein ſcheint? fragte die Dame mit Bitterkeit.

Erſtens, weil ich mit dem Teſtament nicht einverſtanden war und die Güter nicht für eine gerechte Erbſchaft hielt; zweitens, weil ich mich erſt von dem Charakter Ihres Herrn Sohnes überzeugen wollte, ſprach Kettner.

Und nun? rief die Dame, indem ſie ſich mit raſchen Athemzügen im Seſſel erhob.

Und nun nehme ich den Beſitz für mich in Anſpruch, ſprach der Förſter feſt und entſchieden, aber nicht, weil ich Ihren Sohn nicht für würdig erachte, denn ich halte ihn für einen Mann von Ehre und Wahrheit, ſondern um Ihren Stolz, Frau Gräfin, zu brechen!

Die ſtolze Frau ſank geknickt zurück und hielt ſich das Taſchentuch vor die Augen.

Schonen Sie meine Mutter! bat Burkart, ſie iſt ja meine Mutter!

Ich denke, es wird noch alles gut werden, flüſterte der Förſter begütigend dem jungen Manne zu.

Dann wandte er ſich aufs neue an die Dame: Vielleicht gibt es aber doch noch einen Ausweg, das Vermögen wieder an Ihre Familie zu bringen.

Die Gräfin erhob ſich und ſagte: Spotten Sie meiner noch?

Nein, ich rede im vollſten Ernſt, erwiderte der Alte. Wollen Sie, von Ihrem Stande abſehend, Ihrem Sohne die Erlaubniß zur Heirath mit meiner Enkelin nunmehr geſtatten?

Die Gräfin biß ſich in die Lippen, dennoch beeilte ſie ſich zu ſagen: Ich will.

Herr Notar, ſo nehmen Sie den Act über dieſe Erlaubniß auf, ſprach der Förſter. Iſt das geſchehen, ſo werde ich durch einen zweiten Act erklären, daß ich die Güter an meine Enkelin und dieſen jungen Mann zu gemeinſchaftlichem Beſitz übertrage.

Burkart drückte dem Alten die Hand und flüſterte ihm zu: Nicht durch Gut und Geld, aber durch Käthchen machen Sie mich glücklich.

Das Mädchen liebt Sie — antwortete der Alte, was iſt da zu machen?

Während der Notar mit der Anfertigung der beiden Schriften beſchäftigt war, ſuchte auch die Gräfin ihre Faſſung wiederzugewinnen, ſodaß ſie dem Förſter ſagte, ſie habe ja alles nicht ſo ſchlimm gemeint, wie es von ihm genommen worden ſei, und daß ſie dem Sohn verſicherte, ſie freue ſich, ſeine Braut kennen zu lernen.

Als die Actenſtücke vorgeleſen und unterſchrieben waren, ſtürmte Burkart dem alten Förſter voraus in den Park und that hier nochmals einen kühnen Sprung über die Paliſſaden des Feudalthums. Dann eilte er an der Eiche vorbei, von welcher er Käthchen zuerſt erblickt hatte, und flog jenen Wildpfad hinunter, den ſie damals erklettert. Und da kam ihm denn wieder das Blut in die Wangen und auch ſein Lied ſtellte ſich ein:

Waldeinſamkeit! Wie die Taube girrt!
Die Amſel als Herold zieht und ſchwirrt,
In den Gipfeln ſinget ſie ſonnig,
Aus den Höhen der Falke ſchreit — und weit
Herauf träumt die lichte und ſüße Zeit:
O Liebe, du grüßeſt ſo wonnig!

Mein Horn ſoll es ſagen und tragen —
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Liebe ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

In wenigen Momenten war er an der Mauer des Gartens. Wie ein Blitz ſprang er hinüber und lag bald zu den Füßen ſeines Mädchens, dem er jauchzend die glückliche Löſung aller Verhältniſſe mittheilte, die der Großvater nach einiger Zeit beſtätigte.

Da ſie nun aber im vollſten Glücke zuſammenſaßen, fragte der Alte den Bräutigam: Warum ſind Sie aber nicht gleich von vornherein in Ihrer wahren Stellung bei uns aufgetreten?

Das weiß ich eigentlich ſelbſt nicht, antwortete der junge Graf. Zuerſt trieb mich eigentlich eine flüchtige Laune. Ich dachte unter meiner Maske das liebe Käthchen, das ich oben im Park geſehen hatte, nur um ſo leichter ausfindig machen zu können. Den Maler zu ſpielen, wurde mir aber nicht ſchwer, weil ich ja in der That Maler bin und mich als ſolcher in der Welt umhergetrieben habe. Nachher gefiel mir die Rolle und ich ſetzte ſie fort. Und iſt es ſchließlich nicht gut, daß ich Sie und mein liebes Mädchen als ſchlichter Menſch kennen gelernt habe? Ich meine, das Gemüth des Malers konnte ſich leichter offenbaren wie das Gemüth des Grafen, dem man am Ende mit Scheuheit und Mistrauen begegnet wäre. Iſt's nicht ſo, Käthchen?

Käthchen drückte ihm die Hand.

Und dann habe ich auch in meiner Rolle manche

Erfahrung gemacht, fuhr der junge Mann fort; ich lernte die Menſchen hier in der Gegend kennen, ich hörte ſie ungeſtört über mich ſchwatzen, ja, ich mußte mich ſogar von manchen niederträchtig behandeln laſſen.

Und wollen Sie's auch den Leuten nachtragen? fragte Kettner.

Gott ſoll mich bewahren! Ich habe auf dieſem Wege manche Aufklärung über mich ſelbſt erhalten, für die ich dankbar bin, denn nichts iſt dem Menſchen förderlicher als Selbſterkenntniß.

So iſt's recht! rief Käthchen. Wir wollen alle Menſchen lieben.

Und ſo war es auch. Es kam eine Reihe von goldenen, ſonnigen Tagen.

Als es aber wieder Mai wurde, da war Käthchen eine ſchöne, voll ausgewachſene Jungfrau geworden, und der junge Graf hatte ſich tüchtig auf den Gütern umgeſehen, die er in der Folge bewirthſchaften ſollte, ſodaß jetzt der alte Kettner die Erlaubniß zu der ſchon ſo lange erſehnten und ſo oft geforderten Verbindung gab. Nun läuteten denn eines ſchönen Tags die Kirchenglocken, alle Häuſer des Städtchens aber waren mit Fahnen und Blumengewinden geziert, und lauter fröhlich geputzte Menſchen zogen durch die Straßen dem alten Gotteshauſe zu, vor dem, aus der Förſterwohnung in der Vogtei kommend, einige reiche Wagen vorfuhren. In einem derſelben ſaßen der Förſter und die alte Gräfin ſcheinbar im beſten Einvernehmen. Andere trugen Gäſte und Freunde. Aus dem letzten trat in den Kreis der Brautführer und der Brautführerinnen ein ſeliges, von Jugend, Glück und Liebe ſtrahlendes Brautpaar. Der würdige Geiſtliche aber entließ den Grafen Burkart Heinrich Rudolf von Bohlenberg und die Katharina Ritter kurz darauf als Eheleute in Welt und Leben, wo ihnen der Segen Gottes aufgehen ſollte.

Und dieſer Segen Gottes ging ihnen auf, denn Käthchen ward ein Weib, wie es ſein muß. Ihren guten Humor hat ſie nach ihrem Uebertritt in die höhern geſellſchaftlichen Verhältniſſe nimmer verloren; ſie ſcherzte und neckte noch gern, wenn der rechte Augenblick kam, aber ſie hielt dabei ſtets Regel und Maß. Einige frühere Späße, die zum Uebel ausſchlugen, machte ſie ſogar in ſchönſter Weiſe wieder gut. Gegen die Entenſuſanne und den Schwanzfranz war ſie ſo gütig und freundlich, wo ſie dieſelben ſah, daß keiner dieſelben mehr aus Reſpect vor der Gräfin mit den alten Spitznamen nannte. Sie vollbrachte aber noch ein größeres Werk, indem ſie den Lehrer und die Lehrerin zu einem wirklichen Paar machte, und die beiden Einſamen waren ſehr zufrieden, daß ſie jetzt zuſammenleben konnten. Mit dem Vogt von Witte und ſeiner Familie ſtand ſie auf einem förmlichen Fuß. Die Töchter blieben unverheirathet und die Mutter konnte es ſich nicht vergeben, daß ſie den Grafen für einen Abenteurer gehalten und dadurch wahrſcheinlich verhinderte, daß er eine ihrer Töchter heimführte. Piché wurde bald auf Penſion geſetzt. Der Pachter Pecher aber freute ſich ſtets, daß ſein Urtheil über Käthchen's guten Charakter ſich bewahrheitete. Schließlich wußte die junge Gräfin ſogar ihre Schwiegermutter zu verſöhnen und zu mildern Anſichten zu bekehren!

Und der junge Graf? Er blieb ganz derſelbe, wie wir ihn als Maler, Jäger und Edelmann kennen gelernt haben. Sein Sprung über die Paliſſaden des Feudalthums hat ihn nie und nimmer gereut.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zum ſtillen Vergnügen.

Erſter Theil.

Zum ſtillen Vergnügen.

Künſtlergeſchichten

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1865.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An meine lieben Geſchwiſter,

Walli, Eduard und Auguſt.

17 - 6

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

„Zum ſtillen Vergnügen“ heißt ein Haus in einem jener alten Rheinſtädtchen, die in den engen, felſigen Windungen des herrlichen Stromthales liegen und mit ihren alten Thürmen und Mauern, mit ihren gothiſchen Kirchen und erkergeſchmückten Giebeln wie Grüße aus einer gemüthlichen Vergangenheit in die Gegenwart ſehen. Und wie ein ſolcher Gruß ſieht auch die beſagte Wohnung aus. Wer ſie genauer kennt, der geht nicht leicht vorüber, ohne dort zu raſten und zu ruhen, denn er findet in dem alten Beſitzer mit dem ſilberhaarigen Haupte und dem friſchen Geſichte einen trefflichen Wirth und in ſeiner alten, dicken Hausfrau eine behagliche, prächtige Wirthin. In der That, das Haus iſt eine Schenke, die ſich aber weder durch ein Aushängeſchild, noch durch einen Kranz am langem Stocke, noch durch einen Strauß verkündet. Nur eine beſondere Empfehlung verſchafft dem Wanderer Einlaß, denn die Leute haben keine Kinder und brauchen dem

Erwerb nicht nachzugehen. Sie nehmen nur Gäſte auf, welche ihnen gefallen, und mit denen ſie gleichſam wie mit Verwandten ſtehen. Ich darf ſie alſo auch nicht verrathen, die Wirthſchaft „Zum ſtillen Vergnügen“.

Als ich vor langen Jahren, wie es damals bei den Muſenſöhnen Brauch und Sitte war, die Studentenmütze auf dem Haupt, den Ranzen auf dem Rücken und den Knotenſtock in der Hand, die Ufer meines lieben Heimatſtromes entlang wandelte, wurde ich von einem jungen Maler, mit dem ich unterwegs Kameradſchaft ſchloß, dort eingeführt. Das Weſen in dem alten Hauſe, das äußerſt kraus und wirr gebaut erſchien, aber die reinlichſte und geregeltſte Ordnung aufwies, heimelte mich wunderbar an. Zugleich ließen die Bewohner bald durchblicken, daß ich in ihre ſchlichten Räume und an ihren einfachen Tiſch paſſe. Ich verbrachte nunmehr mit dem ebengewonnenen Freunde und ähnlichen Genoſſen köſtliche Tage und kehrte auch in ſpätern Jahren, zumal wenn ich mir in der goldenen Herbſtzeit eine Ausſpannung gönnen wollte, zurück, wo ich denn bis auf die Zeche hin, die niemals erhöht wurde, alles beim alten fand.

Ich habe in dieſem alten Hauſe manche gute und tüchtige Menſchen und hin und wieder auch einen Freund für das Leben gefunden. Wo ſich junge Naturen und unter ſolchen Verhältniſſen auf ſolchem Boden zuſammenfinden, da liegen die An=

knüpfungspunkte nicht fern. Wer hier eintrat, dem nagte Geſchäft und Erwerb nicht am Herzen; er kümmerte ſich hauptſächlich um die ſchöne Gotteswelt. Es waren meiſtens Künſtler, die, wenn ſie das ganze Jahr fleißig geſchaffen hatten, Strom, Wald, Feld, Berg und Luft genießen wollten. In freieſter Art wurde mancher lichte Tag in der Umgebung des reizenden Ortes verdämmert. Wir durchkletterten die Felſen, um oben von den Gipfeln der Berge zwiſchen alten Burgen und am Rande ſchöner Buchenhalden in das Thal zu ſchauen. Wir drangen in das Land und durchſtreiften Wälder und Heiden, wo uns die wilde Frucht und die kalte Bergquelle labten. Wir machten Stromfahrten im blauen Dämmerlichte des Morgens oder im heimlichen Dunkel ſternglänzender Nächte, oder wir ruhten von den Mühen unſerer Wege in einer luſtigen Schenke der benachbarten Orte und bewunderten die Pracht der Landſchaft im Spiegel der weingefüllten Römer.

Aber es ſchienen nicht alle Tage goldig und klar. Mitunter wetterte der Regen durch das Thal und trübte und verhüllte uns die heitern Bilder. Dann hockten wir in den gemüthlichen, mit altem Hausrath geſchmückten Stuben und vertrieben uns in anderer Weiſe die Zeit. Unſere Maler zeichneten Skizzen oder Bildniſſe befreundeter Angeſichter. War ein Poet dabei, ſo gab er ein Product aus ſeiner Mappe zum beſten. Hatten wir einen Muſikanten unter uns, ſo mußte er ein Stück auf dem alten Klavier vortragen. In andern Fällen half auch ein gutes Buch oder ein allgemeiner Geſang aus vollen Kehlen. Die liebſten Unterhaltungen für mich aber waren die Lebensgeſchichten der Anweſenden, welche, an kühlen und ſtürmiſchen Abenden erzählt, hinter der Glühweinbowle und am flackernden Kamin unſere Aufmerkſamkeit bis tief in die Nächte in Anſpruch nahmen.

Und von ſolchen Geſchichten iſt mir die eine und andere haften geblieben, die ich ſpäterhin in ſtillen Stunden aufgezeichnet habe. Hier ſind ſie, meine erſten Verſuche auf dem Gebiete der Erzählung. Ich ſende ſie Euch, damit Ihr Euch verſchollener ſchöner Zeiten und alter Bekannten erinnert. So geht denn hinaus, ihr Blätter „Zum ſtillen Vergnügen!“

Inhalt des erſten Theils.

Seite

Mit Hammer und Meißel. Geſchichte des Ernſt Fröhlich 1

Der Domſchüler. Geſchichte des Clemens Heil 179

Mit Hammer und Meißel.

Geſchichte des Ernſt Fröhlich.

I.

„Frankfurt gegenüber liegt ein Ding, heißt Sachſenhauſen!“ Das iſt mein Geburtsort. Und iſt meine Heimat auch nichts mehr und nichts weniger als jenes kleine Neſt, ſo liebe ich ſie doch von Herzen, denn außerdem, daß ich an dieſer Stelle das Licht der Welt erblickte, wurden mir dort die erſten Wiegenlieder geſungen, dort lernte ich lachen, weinen, ſprechen, ſingen, erzählen, jauchzen und klagen. Dort ward es mir klar, daß wir Winter hatten, wenn es ſchneite und fror, und daß es Sommer war, wenn rings die Welt grünte und blühte. Alle meine Knabenſpiele liegen dort; dort flog mein Ball, dort ſtieg mein Papierdrache, dort hörte ich die erſten ſchönen Märchen, dort klangen mir die erſten ſüßen Melodien ins Herz. Es iſt ein wunderbares Ding um die Jugend. Sie ſieht bei dem einen Menſchen beinahe aus wie bei dem andern, und doch ſteht ſie bei jedem mit den tiefſten, ſchärfſten und ausgeprägteſten Zügen auf dem Grunde der Seele. Man freut ſich an ihren Erinnerungen in der Luſt, man tröſtet ſich daran im Leid. Sie iſt nichts für andere, ſo viel für uns ſelbſt! Wer keine Jugend gehabt hat, dem iſt das Beſte im Leben verloren. Selige Blindheit ſeliger Kindheit! Göttliches Unbewußtſein! Gott wohnt ſo recht in uns, und wir wiſſen es nicht.

Nun kam aber doch die Zeit, daß ich meiner bewußt wurde. Als ich anfing, mich in der Welt umzuſehen und meine Verhältniſſe mit andern zu vergleichen, ward ich gewahr, daß ich weder in Federn gebettet war, noch wie ein Fink im Hanfſamen ſaß. Das kam in jenen Tagen, wo ich zuerſt die Schule beſuchte. Bekanntlich iſt dann die Neugierde größer als die Wißbegierde. Wie die Beine wuchſen, ſo vergrößerten ſich auch die Ausflüge. Die Kinderſpiele führten uns bald über das enge Bereich unſerer engen Gaſſe hinaus. Ich machte mit meinen Kameraden manchen Gang über die Mainbrücke nach der Stadt, und fand dort auf Schritt und Tritt Dinge, die mich mit Bewunderung erfüllten. Wie oft hab' ich nicht auf der Zeile, am Roßmarkt und am Wall geſtanden und die himmelhohen Häuſer angeſehen mit den ſtolzen Thoren und Thüren und den blinkenden Spiegelfenſtern, die mir einen Blick in die prächtigen Zimmer geſtatteten, in denen Bilder mit goldenen Rahmen an den Wänden hingen und kryſtallene Kronleuchter glänzten und in allen Ecken die feinſten Geräthe ſtanden! Und dann betrachtete ich mir auch die Kaufläden, welche dem Blick die wunderbarſten Gegenſtände boten, über deren Gebrauch ich mir den Kopf zerbrach. In gleicher Weiſe zog das Gewühl der Straßen und Plätze meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Glänzende Carroſſen mit feinen Damen und Herren rollten dahin, Reiter im kecken Anzug, mit ſchmucken Reitpeitſchen, ſprengten auf muthigen Pferden vorüber; der reichgekleideten Spaziergänger, der emſigen Geſchäftsleute und der ſchreienden Krämer war kein Maß und Ziel. Und dann kamen viele hübſche und feine Kinder mit allerliebſten Spielſachen, hier von Kindermädchen, dort von Bedienten begleitet. Kurz, es waren tauſend Dinge, an denen ich mich nicht ſatt ſehen konnte. Wenn ich aber bei meinen Kameraden den Wunſch äußerte, auch dies und das zu beſitzen, ſo lautete die Antwort: Das ſind reiche Leute, und wir ſind arme Leute! Und dabei erzählten ſie mir von Kaufherren und Wechslern, die ganze Kiſten voll Geld beſäßen, aus ſilbernen Geſchirren äßen und tränken, und nie zu Fuß gingen, ſondern immer in Scheibenwagen führen und viele Häuſer und Paläſte ihr eigen nennten. Dazwiſchen erfuhr ich auch von Rathsherren, Bürgermeiſtern und gar von Geſandten, die von Kaiſern, Königen und Fürſten nach Frankfurt geſchickt würden. So fand mein junger Kopf Stoff zu allerlei Gedanken.

Wie weit war der Abſtand jener Pracht und Herrlichkeit von dem ſtillen, ärmlichen Hauſe, in dem ich meine Jugend verlebte! Unſere Hütte lag in einer kleinen, düſtern Gaſſe und beſaß nur einige enge, ſpärliche Räume mit Wänden, die vor Zeiten weiß geweſen, nun aber durch Rauch und Staub vergelbt erſchienen. Unſere Geſchirre beſtanden mehr aus irdenen als aus porzellanenen Waaren. Wer zweifelt daran, daß wir nie durch Leckerbiſſen in Verſuchung geführt wurden? Kam einmal des Sonntags im dickbauchigen Steinkrug ein Maß Apfelwein auf den Tiſch, ſo war das ſchon etwas Beſonderes. Mit unſern Kleidern ſah es nicht beſſer aus.

Röcke, Hoſen und Weſten erbten ſich vom Vater auf den Sohn. Da ſaßen ſie freilich nicht wie angegoſſen. Es mußte gehen, wie es ging. War irgendein Gewandſtück zu knapp oder zu weit, ſo half der alte klapperdürre Flickſchneider, der zu den Freunden des Hauſes gehörte, mit ſeiner Kunſt aus. Man kann ſich denken, daß wir unter dieſen Umſtänden keine koſtbaren Hausgeräthe im Beſitz hatten. Stühle, Tiſche, Bänke und Betten waren allerwärts von gebräuntem, wurmſtichigem Holze. Unſere Federn waren von Stroh und unſere Leinwand von Hanf. Der einzige überflüſſige Schmuck der Wohnſtube beſtand in den Bildern des alten Fritz und des Napoleon, die aber aus ihren ſchmuzigen Rahmen und unter dem dunkeln Fenſterglaſe ganz gelbſüchtig hervorblickten.

So ſah es in der Herrſchaft meines Vaters, des Meiſters Paul Fröhlich, aus, der kein Rathsherr und Bürgermeiſter, ſondern ein einfacher Küfer war. Trotzdem fehlte es ihm in ſeinem Kreiſe nicht an Achtung und Anſehen. Und das that die Bravheit, Geradheit und Ehrlichkeit, mit der er im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot verdiente und gerne einen Kreuzer ſpendete, wenn es galt, den Aermern zu unterſtützen. Meine Mutter, von der nur mit Rührung geſprochen wurde, war leider kurz nach meiner Geburt geſtorben. Die meiſten unſerer Nachbarn befanden ſich in ähnlichen Verhältniſſen wie wir. Sie beteten täglich bei Tiſch: „Aller Augen warten auf dich, o Herr, du gibſt ihnen ihre Speiſe zur rechten Zeit!“ Kurz, ſie lebten aus der Hand in den Mund. Gleichwol thaten mir dieſe Zuſtände nicht leid, wenn ich ſie mit dem warmen Behagen der Reichen verglich. Zog ich auch bald die Kinderſchuhe aus, im Gemüth blieb ich ein Kind. Und was weiß ein Kind von Neid und Misgunſt! Ich hatte Jugend, und Jugend iſt Glück; ich hatte Phantaſie, und Phantaſie iſt noch beſſer wie Fortunat's Seckel und Wünſchhut.

Von den Knabenjahren will ich nichts erzählen. Ich verlebte ſie ein Bub' wie alle Buben. Aber in einem Punkte habe ich mich doch vor den andern ausgezeichnet, und der war, wo es galt, etwas zu formen und zu bilden. Im Winter machte ich die ſeltſamſten Schneemänner und im Herbſt am Sanct-Martinsabend waren meine ausgehöhlten Kürbiſſe, in denen wir bei anbrechender Dunkelheit Licht anſteckten, mit den fabelhafteſten Verzierungen ausgeſchnitten. Wurde mit Bogen und Pfeilen nach dem Ziele geſchoſſen, ſo mußte ich immer die Scheibe malen, wozu ich dann die Farben, deren ich ſelbſt keine beſaß, von den Kindern reicherer Leute, als mein Vater war, erhielt. Auch in der Schule hatte ich eine Art Berühmtheit für meine Kunſt. Kamen merkwürdige Geſchichten, Prügeleien, Schalksſtreiche oder Schelmſtücke in oder außer der Stadt vor, ſo wurden ſie von mir ſogleich auf das Papier oder auf die Tafel gebracht, worüber mir dann manches gute Wort des Lehrers verloren ging. Mitunter traf mich ſogar die gerechte Strafe, wenn ich gegen Geſetz und Ordnung mit einem alten Federmeſſer allerlei bunte Figuren in die Bänke ſchnitt. Zu andern Zeiten brachte dieſer oder jener Knabe auch wol ein Stück Wachs mit, das ihm der Küſter irgendeiner Kirche aus dem alten Vorrath abgebrannter Kerzen gegeben hatte. Das gereichte ſofort mir und allen andern zur großen Freude, denn nun wurde alles abconterfeit, was die Geſchichte des Tages an unſerer Phantaſie vorüberführte. Waren Seiltänzer in der Stadt, ſo dienten dieſe mir zum Modell; hatte eine Menagerie ihren Aufenthalt im Orte genommen, ſo wurden allerlei Beſtien dargeſtellt; rückten Soldaten zur Einquartierung heran, ſo wurden ſie zu Fuß und zu Pferd nachgebildet. Es war nur ſchlimm dabei, daß nicht immer Wachs beſchafft werden konnte. Sogar das Papier war oft entſetzlich rar. Alsdann mußten ſich meine unſterblichen Ideen ſehr häufig mit der ſchnell vergänglichen Abbildung auf der Schiefertafel begnügen.

Einmal aber, als ich mich mit den gewöhnlichen Zeichenmaterialien nicht begnügte, ſchlugen meine künſtleriſchen Verſuche ſehr zum Uebel aus. Einer unſerer Nachbarn gehörte nämlich zu jenen komiſchen Figuren, wie ſie faſt jeder Ort bietet. Er war ein alter, hagerer Junggeſelle und als Geizhals allerwärts ſattſam bekannt. Nun hatte er zur Verwunderung aller Leute ſein altes, düſteres Haus von oben bis unten neu anſtreichen laſſen. Ich konnte ſeine Wohnung gerade aus unſern Fenſtern ſehen. Als ich nun einmal auf die letzten Papierſchnitzel den alten Fritz und den Napoleon, die unſere Stube zierten, in den verſchiedenartigſten Lagen gezeichnet hatte, ſah ich voll Verlangen auf die ſchönen weißen Wände, auf welche die Sonne blendend ſchien, und wünſchte mir einen Bogen Papier ſo groß wie das Haus des Nachbars. Was hätte ich darauf nicht alles zeichnen können! Da flüſterte mir der Böſe einen ſeltſamen Gedanken ein. Ich ſuchte mir aus dem Werkzeug meines Vaters einen Rothſtiſt, und ſchritt auf die Gaſſe, in welcher die einſame Ruhe eines warmen Sommernachmittags herrſchte. Während ich an das gegenüberſtehende Haus ſchlich, fiel mir eine Geſchichte ein, die oft von unſerm Nachbar erzählt wurde. Es hieß nämlich, er habe einmal vor langen Jahren die Mauth um den Zoll einer Wurſt betrügen wollen, die er in der hintern Rocktaſche trug. Das Unglück wollte es, daß die Wurſt durch ihre Schwere ein Loch in den Sack riß, und daß ein Hund, der Wind davon bekam, als der Nachbar das Thor paſſirte, an dem Fraß zerrte und bereits ein gutes Stück aus den langen Rockſchößen hervorgezogen hatte. Den Schmuggler drückte das ſchlechte Gewiſſen. Er ſah ſich nicht um, aber die Zollwächter ſahen ihm nach und lieſen, als er anfing zu laufen, hinter ihm her. Er wurde ergriffen und erlitt die gerechte Strafe. Dieſe Geſchichte wählte ich nun zu meiner Darſtellung. Im Vordergrunde ſtand der hagere Nachbar in ſeinem ſchmalen Rock, die Wurſt hing aus der Taſche, der Hund knuſperte daran, und im Hintergrunde erblickte man das Thor und die hinzueilenden Mauthwärter. Die Luſt fehlte nicht, alſo mangelte es auch nicht an Schnelligkeit. Mein Werk wurde glücklich vollendet, ohne daß jemand es merkte. Ich ſchlich mich leiſe in die Stube zurück und ſetzte mich an das Fenſter, um dem Erfolge meiner Arbeit zuzuſehen. Als die Schatten weiter in die Straße fielen, wurde es lebendiger. Einige Leute gingen vorüber, ohne die Zeichnung zu bemerken. Endlich wurde einer aufmerkſam, blieb ſtehen und lachte; allmählich geſellte ſich ein ganzer Haufe hinzu. Das Scherzen der ältern Leute und das Geſchrei der Buben lockte den Nachbar ans Fenſter, der nicht wenig erſtaunte, als er ſah, daß ſein Haus der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit war. Anfangs ſchien es ihm Spaß zu machen, denn er dachte offenbar, die Leute verwunderten ſich über das neue Kleid, das er ſeinem Hauſe gegeben habe. Als der Lärm aber immer toller wurde, trat er vor die Thüre, ſah ſeine Schmach, wurde kirſchroth vor Zorn, und konnte dann, ſtammelnd und ſtotternd, nicht die rechten Schimpfwörter finden. Umſonſt wurde es mir auch nicht heiß in meiner Ecke, denn es hieß gar bald: Wer iſt der Thäter? Da meine Art und Weiſe ſchon ziemlich bekannt war, ſo bot die Löſung des Räthſels keine Schwierigkeit. Ueberall murmelte man: Das hat der Ernſt Fröhlich gethan! Nachdem der Alte die Zeichnungen abgewiſcht und die Menge ſich ſpottend verlaufen hatte, erhielt ich zum Lohn für meinen Frevel eine tüchtige Tracht Prügel und mußte den andern Tag bei Waſſer und Brot in der Schule bleiben.

Indeß, es gibt nichts Schlimmes, was nicht auch ſein Gutes hat. Unter den Beſchauern meiner Zeichnung hatte ſich ein Mann befunden, den man im Orte gemeiniglich den Maler nannte. Derſelbe war ein alter Knabe, alt, weil er ſchon beinahe funfzig Jahre zählte, und ein Knabe, weil er keine Frau beſaß und ſich überdies ſehr jugendlich trug, denn man ſah ihn ſtets mit einem deutſchen Rock, weiten Pumphoſen, einem großen umgeſchlagenen Hemdkragen und langen, graugemiſchten

Haaren. Früher hatte er Bildniſſe gemalt und als ſchöner Mann ſein Glück gemacht; jetzt wandte er ſeine Kunſt auf Schnupftabacksdoſen und Kaffeebrettern an. Vielleicht gingen ſeine Gedanken darauf hin, mich dereinſt als Gehülfen bei der Anfertigung dieſer Fabrikartikel zu benutzen, denn er rief mich nach einigen Tagen, als ich an ſeinem Hauſe vorbeikam, in ſeine Stube, und fing ein Geſpräch mit mir an, in dem er mir auseinanderſetzte, daß ich Talent für die Kunſt hätte, und daß er bereit wäre, mir in meinen Freiſtunden unentgeltlichen Unterricht zu geben. Ich bildete mir nicht wenig auf dieſen ehrenvollen Antrag ein, und war höchlich erſtaunt, daß mein Vater, als ich ihm von der Sache redete, den Mann einen Kleckſer, Landläufer und Windbeutel nannte. Gleichwohl wurde auf mein inſtändiges Bitten der Unterricht begonnen, und ich ſaß bald einige Stunden des Tages in dem ſogenannten Atelier meines Lehrers und zeichnete Landſchaften, Hände und Köpfe nach Vorlegeblättern. Mitunter wurde ſogar ein Verſuch im Coloriren gemacht. Ich kann zwar nicht ſagen, daß mir der Meiſter und ſein Haus behagte. Er ſelber war ein bramarbaſirender Maulfechter, und ſeine Wohnung erſchien als eine Muſterwirthſchaft von Unordnung, Schmuz und Nachläſſigkeit. Indeß muß ich es doch anerkennen, daß ich auf dieſe Weiſe meinen erſten Eintritt in die Kunſt hielt und zuerſt für diejenige Beſchäftigung angeregt ward, welche nachmals der Zweck und das Ziel meines Lebens wurde.

II.

Allmählich kam die Zeit, wo ich die Schule verlaſſen und ein Handwerk lernen mußte. Natürlich ſollte die Malerei mein Handwerk werden. Mein Vater nahm indeß dieſen Plan mit dem gründlichſten Widerwillen auf und hatte die heftigſten Schimpfwörter für meinen Zeichenlehrer, der mir dieſe tollen Gedanken in den Kopf geſetzt habe, wobei er freilich zum Theil die Wahrheit errieth. Er meinte, die Malerei könne den Menſchen nur unglücklich machen, weil ſie auf der Faulheit beruhe, und er äußerte damit eine Anſicht, die ich nachher oft von ſonſt ganz verſtändigen Leuten gehört habe, die allerdings jedes Schaffen mit der Phantaſie für die müheloſeſte Sache von der Welt halten. Richtiger ſchloß er dann weiter, daß die Faulheit alles Unglück veranlaſſe. Ich ſolle mir nur einmal meinen Hans Haſenfuß von Meiſter anſehen; er habe mehr Worte im Maul wie Geld im Beutel; den Kopf voll hoffärtiger Gedanken und den Magen voll nagenden Hungers; die Geſellen, die den Pinſel führten, betrügen ſich auch gemeinlich als Pinſel. Schließlich aber meinte er, daß es überhaupt nur einen guten Maler gegeben habe; ſein Name ſei Michael oder Rafael oder der eines andern Erzengels geweſen; der Name thue aber auch nichts zur Sache, zumal der Mann ſchon vor mehr als hundert Jahren geſtorben wäre.

Die ganze Rede wurde mit einer ſolchen Eindringlichkeit gehalten, daß an einen Widerſpruch nicht zu denken war. Es bedurfte eines großen Thränenſtromes, um mir einigermaßen die Trauer vom Herzen zu ſpülen. Dann ging es wieder an ein Hin- und Herüberlegen. Alle verſchiedenen Handwerke kamen unter den betreffenden Lobeserhebungen zum Vorſchein, wobei ſogar Schneiderei und Schuſterei nicht vergeſſen wurden. Ich ſchüttelte fortwährend verneinend den Kopf. Nachdem der gute Mann mich ſchon faſt aufgegeben hatte, fiel ihm ein, daß ſich ein Bildſchnitzer im Orte befände, der die Verzierungen für ſeine Zimmermöbel anfertigte und hin und wieder alte Heiligenbilder ausbeſſerte. Dieſes Gewerbe war ſeine letzte Zuflucht. Auch ich ahnte hier eine Art Kunſt, und, wie die Jugend denn raſch im Entſchluß iſt, ſo entſchied ich mich mit einemmal, dieſes Handwerk zu ergreifen. Niemand war froher wie mein Vater, als er ſeine Anſtrengungen mit Erfolg gekrönt ſah, denn ſo lange hatte er gewiß in ſeinem ganzen Leben nicht in einem Athem geſprochen. Er brachte die Angelegenheit bald in Ordnung, und beim Beginn des nächſten Monats wurde ich in die Werkſtatt des Meiſter Kaul, eines ſchon ziemlich bejahrten und mürriſchen Krippenbeißers, eingeführt.

Wie es in einer ſolchen Schreiner- und Schnitzwerkſtätte ausſieht, weiß jeder, der einmal einen Blick hineingeworfen hat. Was aber ein Lehrjunge darin ertragen muß, iſt viel weniger bekannt. Während ich bei meinem Vater Tiſch und Bett hatte, mußte ich im Hauſe des Meiſters der erſte zur Stelle ſein. Ich war verpflichtet, die Stube von Schmuz zu reinigen, ich mußte im Winter den Ofen heizen, alle Botengänge wurden mir aufgetragen, ſogar für Meiſter Kaul's Haushaltung hatte ich manche Beſtellung und Anſchaffung zu beſorgen, und wenn die Geſellen ſich mit einem Frühſtück erquicken wollten, dann war ich es, der Brot, Wurſt und Branntwein herbeiholte, um nachher trocken zuzuſehen, wie gut es ihnen ſchmeckte. So hieß es Ernſt! hier und Fröhlich! dort. Ich war überhaupt ſo ziemlich das Laſtthier für alle Dienſte.

Die Unbehaglichkeit meiner Lage wurde nicht einmal durch angenehme Arbeiten entſchädigt. Freilich war es meiſt gewöhnliches und langweiliges Schnitzwerk, was in unſerer Werkſtätte das Licht des Tages erblickte. Gleichwol griff ich ſtets friſch und wacker zur Arbeit und lernte meine Handgriffe ſo raſch, daß ich bald mit den geübteſten Geſellen in die Wette ſchaffte. Der Meiſter, der es merkte, benutzte mich von Tag zu Tag mehr und vertraute mir ſogar nach einiger Zeit die feinern Arbeiten an, was die ältern und bärtigen Handwerksburſche nicht wenig ärgerte. Am meiſten aber erregte es ihren Spott und Hohn, daß ich die Sonn- und Feiertage zum Zeichnen verwendete, zu welcher Beſchäftigung mich ſtets ein unwiderſtehlicher Trieb hindrängte. Doch was galt mir der Neid kurzſichtiger und einfältiger

Menſchen, die nicht weiter ſahen, wie ihre Naſe reichte! Ich ließ mich nicht irren, und holte mir von den Kirchen und Häuſern der Stadt mannichfache Muſter zu Zierathen und aus der freien Gotteswelt die Formen, Geſtalten und Farben des friſchen Lebens der ewig jungen Natur.

So hatte ich vielleicht ſchon anderthalb Jahre bei Meiſter Kaul gelernt, als ein Ereigniß eintrat, das den größten Einfluß auf mein Leben übte. Nach meiner gewohnten Weiſe war ich an einem klaren Sommerſonntagmorgen hinausgegangen auf jene Höhen, welche ſich hinter Sachſenhauſen den Main entlang ziehen. Die Landſchaft lag ſo herrlich vor meinen Augen, wie ich ſie nie geſehen hatte. Stadt und Gärten, Dörfer und Felder waren von einem leiſen blauen Duſt umwebt. Kaum die Thürme hoben ſich mit beſtimmten Umriſſen daraus empor. Dann und wann bewegte ein warmer Hauch die ſchwellenden Saaten und den blauen Fluß, der durch die reifende Flur zog. Hoch über mir wirbelte die Lerche, und die Morgenglocken klangen allerwärts. Ich hatte mich auf einen Stein geſetzt und mein Zeichenbuch auf die Knie gelegt, um das Bild wiederzugeben. Wie ſollte ich aber dieſer Stimmung beikommen? Es war mehr Geſang und Duſt wie Form und Farbe in meiner Seele. Da ertönte von zwei jugendlichen Stimmen in der Ferne folgendes Lied:

Den Zweig an den Hut,
In die Kehle das Lied,
Ins Herz friſchen Muth,
Denn der Tag erglüht!

Mein Wandergenoß
Iſt der Morgenwind,
Er ſcheuchet den Troß
Der Nebel geſchwind.

Und in duftigem Glanz
Blüht ringsum die Welt,
Dunkler Wälder Kranz,
Saatwogendes Feld!

Dort hinter den Höhn
Wallt dunkel das Meer,
Luſtig ſegelnd gehn
Schiffe drüber her.

Städt' und Dörfer erſtehn
Entſchleiert vom Duft,
Vögel und Glocken wehn
Durch ſtille Luft.

Und Leben und Kraft
Ueberall, überall!
Das wirket, das ſchafft
Duft, Farbe und Schall!

Ich habe voll Luſt
Mein Herz ausgeſpannt,
Es ſpiegelt die Bruſt
Himmel, Meer und Land.

Der jungen Natur
Schau ich ſtets ins Geſicht.
Friſch; folge der Spur!
So alterſt du nicht.

Zwei junge Leute kamen den Feldweg entlang. Die letzten Töne ihres Geſanges verſtummten, als ſie dicht vor mir ſtanden. Ei, da iſt ja auch einer vom Handwerk! rief der eine, und nahm mir mein Zeichenbuch aus der Hand. Beide betrachteten dann die Blätter, murmelten etwas von Talent und fragten mich, wer und was ich ſei. Ich erzählte meine Geſchichte in aller Kürze, und der eine rief einmal über das andere mal in enthuſiaſtiſcher Weiſe: Vortrefflich! während ihm der Kleinere und Jüngere zur Seite allerlei Geſichter ſchnitt. Darauf gaben ſie ſich als Künſtler zu erkennen, die gerade im Begriffe wären, Studien zu zeichnen. Ihr Anerbieten, mich mitzunehmen, war mir äußerſt angenehm. So ſchritt ich bald mit ihnen in die Welt hinaus.

Auf dem Wege hatte ich Gelegenheit, mir die Geſellen näher zu betrachten. Der Aeltere war von ziemlich großer, ſchlanker Geſtalt, er trug dunkles, langes Haar und einen ſchwarzen, vollen Bart, und ſchaute dabei freundlich aus braunen, träumeriſchen Augen. In ſeinen Bewegungen zeigte er einen etwas pathetiſchen und gemeſſenen Anſtand. Die ganze Erſcheinung ſeines jungen Genoſſen machte einen durchaus verſchiedenen Eindruck. Er war von kleinerer, unterſetzter Statur, ſeine Schultern erſchienen breit und ſeine Beine erinnerten an die Form eines Säbels. Die braunblonden Haare lockten ſich kraus um das ſtarke Haupt, und ein jugendlicher, heller Bart umgab das Kinn. Unter den ſtarken Brauen blickte ein graublaues, lebendiges Auge hervor. Dieſelben Gegenſätze, die ſich in den Geſtalten äußerten, erblickte man auch im Weſen. Jener hieß Toni; ſein Freund nannte ihn aber wegen ſeiner Grandezza häufig Signor Antonio, denn er bemühte ſich nicht allein um eine vornehme Haltung, ſondern auch um ein auſerwähltes Geſpräch. Ueberhaupt ſah man ihm immer eine Art von Aufmerkſamkeit auf ſich und eine Art von Selbſtbetrachtung an. Dieſer dagegen, der ſich Friedrich nannte, ſprudelte ſeine Worte friſch und unbekümmert heraus, ſo daß man ihm oft kaum zu folgen vermochte. Mitunter wurde er freilich auch pathetiſch, aber man merkte dann alsbald den Schalk, welcher eine Parodie auf ſeinen Freund losließ. In derſelben Weiſe waren ſeine Bewegungen eckig und komiſch, und in den Augen leuchtete lauter Lebensluſt.

Solche Leute hatte ich früher nur aus der Ferne betrachtet. Man kann ſich denken, welche Anziehungskraft es auf mich ausübte, nunmehr in die unmittelbarſte Berührung mit ihnen zu kommen. Wie ſtach ihre Erſcheinung gegen die Alltagsmenſchen ab, mit denen ich bisjetzt zuſammengekommen war! Schon der Schnitt ihrer Kleider kam mir ganz ſeltſam vor. Wenn ſich auch die Stoffe, die ſie trugen, nicht ſonderlich auszeichneten, und wenn auch hier und da die dünnen Fäden einen baldigen Riß befürchten ließen, ſo hatte die Tracht doch ein geſuchtes und gewähltes Ausſehen. Die baretartigen Mützen ſaßen kühn auf den langen Mähnenhaaren, die kurzen Röcke mit den aufſtehenden Kragen und den Schnüren auf der Bruſt ſchloſſen knapp um den Leib, und die weiten Sommerhoſen flogen weit und pomphaft um die Beine. Dabei declamirte der eine bald einen

Vers, und der andere begann ein Lied. Dann machten ſie ſich auf die Schönheit der Gegend aufmerkſam, und zwar in Worten, die mir damals ganz unerhört klangen und auch durchaus unverſtändlich waren. Bald ſprachen ſie von der Perſpective, worunter ich mir bisjetzt nur ein Inſtrument zum Sehen gedacht hatte, bald von den Tönen der Farben, während ich nur von den Tönen der Muſik wußte, bald von harten und weichen Linien, welche letztere ich nur als krumm oder gerade zu unterſcheiden wußte. Noch mehr aber erſtaunte ich, als ſie ſich wirklich zum Zeichnen niederſetzten und mit der größten Schnelligkeit und Leichtigkeit ein Bild der Landſchaft hinwarfen, an dem ich mich oft ſtundenlang gequält hatte. Und dennoch ſahen ihre Arbeiten ganz anders aus wie die meinigen. Beſonders Friedrich bewies eine ausgezeichnete Geſchicklichkeit, denn er ließ es nie mit der Darſtellung der Gegend bewenden, ſondern er zeichnete auch ſtets im Vordergrund einige Bauern im Coſtüme des Landes und in charakteriſtiſchen Stellungen aus dem Kopfe.

Ich konnte nicht genug Fragen finden, um meine Neugierde zu befriedigen und mich über ihr Leben und ihre Kunſt zu unterrichten. Toni antwortete mir mit der gutmüthigſten Geduld, aber Friedrich ließ zwiſchenher ſeinen Uebermuth und Witz in neckiſcher Weiſe gegen mich ſpielen.. Da in ſeinem Tone indeß ſtets das größte Wohlwollen lag,. ſo nahm er mir das Herz dennoch in der kürzeſten Friſt viel mehr ein als ſein älterer Freund. Aber auch mir wurden die Mittheilungen aus meinem Leben nicht geſpart. Ich mußte ihnen mancherlei von dem alten, brummigen Meiſter Kaul, ſeiner Wirthſchaft und ſeinen Geſellen erzählen, wobei ſie ſich nicht wenig über die Handwerksburſchenlieder erfreuten, die ich in der Werkſtätte erlauſcht hatte. Meine Offenheit und Unbefangenheit gewann mir allmählich ihre Herzen.

Als gegen Abend Bäume und Berge lange Schatten in das Thal warfen, und die Zeit zur Heimkehr kam, ſagten ſie mir, daß ſie des Sonntags oft ſolche Fahrten machten, und daß ſie, wenn ich Luſt hätte, mich gern mitnehmen und unterweiſen wollten. Wer war williger und ſchneller bereit als ich? Ich begleitete ſie von nun an faſt immer auf ihren Studiengängen, und lernte ihre Art und Weiſe immer beſſer verſtehen und mitmachen; ich kannte bald alle ihre Kunſtausdrücke, ich ſang ihre Lieder und hatte ihnen ſogar hier und dort ein Gedicht abgelernt, kurz, das Weſen, welches noch vor wenigen Monaten von mir angeſtaunt worden war, wurde mir ganz geläufig. Und auch im Zeichnen machte ich gute Fortſchritte, denn als der Spätherbſt kam, und als das rauhe Wetter die Ausgänge hinderte, hatte ich manchen Baum des Waldes, manches Haus und Kirchlein und Brünnlein der umliegenden Dörfer und ſogar manche überſichtliche Blicke in die Gegend in meinem Skizzenbuche ſtehen.

III.

Meine Bekanntſchaft mit den beiden Freunden wurde auch fortgeſetzt, als der Winter die Menſchen aus der freien Natur in die geſelligen Stuben trieb, denn ſie luden mich ein, ſie zu Frankfurt in ihren Wohnungen zu beſuchen. Dort fand ich nun eine für mich ganz neue Welt. Die beiden jungen Künſtler hauſten in zwei Giebelſtübchen verſchiedener Häuſer, die indeß nicht weit voneinander lagen. Freilich erſchienen ihre Einrichtungen einfach genug, denn mehr wie ein Bett, ein Tiſch und drei oder vier Stühle waren da nicht zu finden. Aber mancher andere Schmuck, wie Zeichnungen, Lithographien, welke Kränze und Sträuße, die an den Wänden hingen, dazu ein Paar roſtige Rappiere und eine Guitarre mit grünem Bande, die in der Ecke ſtanden, machten einen beſondern Eindruck auf mein Gemüth. Toni klimperte auf dem Inſtrumente und ſang mehrere Lieder, zu denen er ſich begleitete, was ich für eine ganz unerhörte Geſchicklichkeit hielt. Mitunter las er auch ein hübſches Gedicht aus einem ſeiner ſpärlichen Bücher, die auf dem Tiſche lagen, während Friedrich ſich auf das Bett warf und in die Luft ſtierte, und ich mich auf einem Stuhle in der Ecke wiegte. Kam ſchon durch dieſe Anregungen eine ganz beſondere Stimmung über mich, ſo war es noch mehr der Fall, wenn die beiden Freunde mir die Lebensläufe berühmter Maler, Bildhauer und Baumeiſter erzählten, von denen ſie ſelbſt freilich nur ſehr mangelhafte Kenntniſſe beſaßen. Wir gingen dann auch in die Galerie des Kunſtinſtituts und übten Blick und Geiſt an den Werken, die dort aufgehängt waren. Dieſes erſte Schauen in die Kunſt und das Künſtlerleben iſt für jeden, der es durchgemacht hat, von unendlichem Reiz. Wie hoch gingen die Herzen, wenn ſich das Auge in Meiſterſtücke vertiefte! Wie reich fühlten ſich dabei die Gemüther der Kunſtjünger! Was fragten meine Freunde damals danach, daß ſie blutarme Burſche waren, die nur nebenbei die Lehre der Schule genießen konnten, weil die eiſerne Nothwendigkeit ihnen gebot, den kargen Lebensunterhalt durch Arbeiten für eine lithographiſche Anſtalt zu erwerben! Sie waren doch froh, glücklich, frei und voll von grünen Hoffnungen für die Zukunft. Was kann der Menſch aber mehr von der Gegenwart verlangen?

Ich beklagte jetzt erſt recht, daß ich bei der Wahl eines Standes meinem Vater ſo leicht nachgegeben und nicht vielmehr darauf beſtanden hatte, Maler oder Bildhauer zu werden, zumal da ich von Tag zu Tag mehr die Ueberzeugung gewann, daß ſich in der Gilde der Künſtler die wahren Könige der Welt beſänden. Dazu kam, daß mir meine Lage in der Werkſtätte immer unerträglicher wurde. Meiſter Kaul ſah es bald darauf ab, meine zunehmende Geſchicklichkeit mehr und mehr auszubeuten, und ließ mir ſelbſt die Sonntage keine Ruhe, wo mich ein unwiderſtehlicher Drang zu meinen Bekannten trieb. Es traf ſich nämlich, daß damals die gothiſchen Verzierungen für die verſchiedenſten Geräthe in die Mode kamen. Da ich nun ſeit längerer Zeit vielfache Muſter dieſes Stils an alten Kirchen und Gebäuden abgezeichnet hatte, und es gleichfalls verſtand, neue Formen derſelben Art mit Leichtigkeit zuſammenzuſtellen, ſo diente dieſe Fertigkeit dem Meiſter zu nicht geringem Nutzen. Größere Fabrikanten wurden auf die Arbeiten, die aus unſerer Werkſtätte hervorgingen, aufmerkſam und machten bedeutende Beſtellungen, bei denen der Alte die Unverſchämtheit beſaß, die angefertigten Dinge für Werke ſeiner eigenen Erfindung auszugeben. Zu gleicher Zeit erregte ich den Neid der Geſellen, denen es gar nicht nach der Kappe war, daß ich ſie bald alle überragte, weshalb ſie mich ihren Zorn auf die verſchiedenſte Art fühlen ließen. Mit dem Spott über meine Zeichnungen war es keineswegs genug, ich hatte ſogar oft den Kummer, meine Blätter ſowie einzelne Theile meiner Schnitzarbeit verdorben zu finden.

Am höchſten aber ſtieg ihre Wuth bei einem Vorfall, der ſich in dieſer Zeit ereignete. In der Stadt wohnte ein reicher Mann, der in ſeiner Sammlung von Antiquitäten ein ſeltenes Werk beſaß. Es war ein Muttergottesbild in Elfenbein von der feinſten Arbeit. Nun dachte der Beſitzer bei ſeinem ſchon vorgerückten Alter an die Ordnung ſeiner Erbſchaft, und da er den Glauben hegte, das Heiligenbild habe ihm Gedeihen und

Segen ins Haus gebracht, ſo meinte er, die demſelben inwohnende Kraft auf alle ſeine Kinder zu vererben, wenn er jedem Sohn und jeder Tochter ein ähnliches Conterfei hinterließe. Zu dieſem Zwecke beſtellte er bei Kaul mehrere Nachbildungen. Der Meiſter nahm gern die Arbeit an, weil es ein gutes Stück Geld dabei zu verdienen gab. Als er aber damit beginnen wollte, ging die Noth an den Mann, denn weder er noch ſeine Leute waren im Stande, die nicht unbedeutenden Schwierigkeiten zu überwinden. Einer der Geſellen, ein großer, ſtarkknochiger Burſche mit einem gewaltigen ſtarken Backenbarte und frechen dunkeln Augen that zwar ſehr groß mit ſeiner Fertigkeit, bewährte ſich indeß ſehr ſchlecht, denn ſeine Verſuche fielen ſo plump aus, daß ſogar der plumpe Meiſter ſeine Arbeit verwarf.

In dieſer bedenklichen Lage ſchlug mir Kaul vor, die Schnitzerei zu wagen. Da mich die Arbeit anſprach und da ich zugleich die Mitglieder der Werkſtätte beſchämen wollte, ſo ließ ich nicht auf mich warten. Zu meiner Freude und zum Misbehagen der Geſellen kam ich raſcher voran, als einer dachte. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte ich eine Copie vollendet, die ſich ſehen laſſen durfte. Der Meiſter war ſehr zufrieden, und übertrug mir unter großen Lobeserhebungen auch die übrigen Nachbildungen, während die andern Arbeiter beinahe vor Hohn und Neid platzten. Beſonders der große ſchwarze Prahler ließ es an den Ausbrüchen ſeiner Wuth nicht fehlen, ſobald der Meiſter ſich für einige Augenblicke entfernt hatte. Wenn ich kam und ging, hieß es: Seht da, der Künſtler, der Bildhauer, der Windbeutel! Der Burſch hat es hoch im Kopf und will weit hinaus! Nun, er wird ſich die Hörner ſchon ablaufen. Hochmuth kommt vor dem Fall! Was half's? Ich mußte meinen Zorn verbeißen, um nicht thätliche Mishandlungen von ihren rohen Fäuſten zu erdulden. Und in ſolchen Verhältniſſen ſollte ich noch jahrelang ruhig verharren!

So ſchlimm es mir nun auch in der Werkſtatt zu Muthe war, ſo ging es mir doch zu Hauſe faſt noch ſchlimmer; denn auch dort hatten ſich die Verhältniſſe ſehr unvortheilhaft verändert. Mein Vater hatte ſich nämlich entſchloſſen, eine zweite Frau zu nehmen, um ſein Hausweſen, das durch ſeine alltägliche Beſchäftigung bei fremden Leuten in Unordnung gerathen war, in die Höhe zu bringen. Leider war ſeine Wahl auf eine Witwe gefallen, die ſich nachher als ein äußerſt unfriedſames Weib erwies und die ihm überdies einen nichtsnutzigen Stiefſohn ins Haus brachte. Von dieſen beiden hatte ich bald allerlei Ungemach zu leiden. Die Veranlaſſung dazu gab gewöhnlich mein Stiefbruder, ein roher, zänkiſcher Burſche, der meiſt müßig umherlief, und der mich abends, wenn ich müde von der Arbeit nach Hauſe kam, durch Neckereien und Ungezogenheiten auf das äußerſte empörte, ſodaß wir uns einigemal in die Haare geriethen. Ich ließ bei dieſen Gelegenheiten meinen Fäuſten, die kräftiger wie die ſeinen waren, freien Lauf. Er aber rief nach Hülfe, die alsdann auch getreulich in der Perſon ſeiner Mutter erſchien und ein unerträgliches Schelten und Keifen hören ließ. An gleiches Recht war nicht zu denken. Ihr Sohn hatte immer recht, ich immer unrecht. Die Folgen waren zu häßlich, als daß ich ſie beſchreiben möchte. Leider zeigte ſich mein Vater zu ſchwach, um ſcharf und ſtrenge aufzutreten und dieſem ewigen Hadern und Streiten ein Ziel zu ſetzen, wie wacker, rechtlich und arbeitſam er ſich auch bei allen andern Angelegenheiten benahm. So war in kurzem die ſtille Ruhe und der heimelnde Friede aus den kleinen Räumen unſerer Wohnung gewichen. Nur mit einem Gefühl von innerm Misbehagen betrat ich am Feierabend die heimiſche Schwelle.

So kam mir denn der Entſchluß, mich durch eigenmächtiges Eingreifen aus dieſen mir widerſtrebenden Verhältniſſen zu löſen. Aber auf welche Weiſe konnte dies geſchehen? Wie durfte ich hoffen, losgeriſſen von allen Beziehungen zu meiner Familie, mein tägliches Brot zu finden? Das waren ernſthafte Fragen. Ich überlegte hin und her, und glaubte endlich auf den rechten Weg zu gelangen. Im Zeichnen fühlte ich mich ziemlich ſtark; ich hatte bei meinen Bekannten ſogar einige lithographiſche Verſuche gemacht, welche nicht übel geriethen. Konnte ich nicht mit dieſer Fertigkeit ſelbſtändig in das Leben treten, zumal da ich wußte, daß der Beſitzer jener Anſtalt, in welcher Toni und Friedrich arbeiteten, noch mehrere junge Leute ſuchte, um ſie bei ſeinen Unternehmungen zu beſchäftigen? Ich beſchloß, den Freunden mein Vorhaben mitzutheilen und ihre Meinung zu hören. Mit zaghaftem Herzen ſchilderte ich ihnen meine Lage zu Hauſe und in der Werkſtatt, und trug ihnen meinen Plan vor. Wie groß war die Freude, als ſie mir ihre Zuſtimmung gaben! Toni hatte zwar einige Bedenklichkeiten, die indeß von Friedrich mit leichtem Humor beſeitigt wurden. Dieſer ſprang um mich her, umarmte mich und konnte nicht aufhören zu rufen: Vortrefflich! Dein Vorhaben iſt ausgezeichnet! Von Hauſe und aus der Lehre fortlaufen, wie abenteuerlich! Mein Junge, ich gäbe viel darum, wenn ich an deiner Stelle wäre! Augenblicklich übernahm er es, mich bei ſeinem Principal zu empfehlen und mir einen anſtändigen Wochenlohn zu bedingen. Ueberdies machte der gute Burſche mir das Anerbieten, ich ſolle von nun an Stube, Tiſch und Bett mit ihm theilen. Mir fiel ein Stein vom Herzen; ich verſprach, mit ihm zu arbeiten und mit ihm zu leben, und ging mit ungleich leichterm Muthe von dannen, wie ich gekommen war.

In der That betrieb Friedrich meine Sache, als wäre ſie ſeine eigene. Als ich ihn nach Verlauf von mehrern Tagen beſuchte, brachte er mir die frohe Nachricht, daß meine Arbeiten den Beifall des Principals erhalten hätten, und daß derſelbe geneigt ſei, mich zu beſchäftigen. In Begleitung des Freundes ging ich nun ſelbſt zu Herrn Fink, dem Beſitzer der Anſtalt, und fand in ihm einen freundlichen, wohlwollenden Mann, der zwar nicht viel Umſtände mit mir machte, aber kurz und gut das Verſprechen gab, für mich zu ſorgen, wenn ich fleißig wäre. Als wir ihn verlaſſen hatten, beſtimmte ich den folgenden Tag zur Flucht. Noch dieſelbe Nacht benutzte ich dazu, einige Wäſche und meine beſten Kleidungsſtücke zuſammenzupacken und zu verbergen, um ſie am andern Abend abzuholen und nach meinem neuen Aſyle zu ſchaffen.

Am nächſten Morgen ging ich noch in der gewohnten

Weiſe zur Werkſtatt. Aber wie ſonderbar war es mir zu Muthe, wenn ich bedachte, daß es das letzte mal ſei! Ich konnte bei der Arbeit die Gedanken nicht zuſammenhalten. Gegen Abend wurde es mir immer beklommener. So begab ich mich nach Hauſe und ſetzte mich an den Abendtiſch. Ich wollte fröhlich erſcheinen, aber das Wort ſtockte mir auf der Zunge, die Rede ſtarb mir im Munde. Wenn ich meinen Vater anſah, der mir mit ſeinem offenen, ehrlichen Geſichte gegenüberſaß, ſo traten mir faſt die Thränen in die Augen, und mein Entſchluß begann zu wanken; aber ein Blick auf meine Stiefmutter und einige Verbiſſenheiten ihres Sohnes gaben meinem Vorſatze alsbald neue Feſtigkeit. Nach dem Abendgebet entfernte ich mich und ſtieg die Treppe hinauf, als wollte ich zu Bette gehen. Ich griff indeß nach meinen Sachen und eilte mit meinem Bündel aus dem Hauſe. Welch eigenthümliches, zweifelhaftes Gefühl mir kam, als ich die Schwelle überſchritt, iſt unbeſchreiblich! Wenn wir das Vaterhaus verlaſſen, dann liegt der erſte Theil des Lebens hinter uns. Fahr' wohl, du ſelige, ſüße, liebe Kindheit! Ich erinnere mich des Tages noch, als hätte ich erſt geſtern meine Flucht unternommen. Der Mond ſchien hoch in die Gaſſen, die ſich ernſt und ſtill im mitternächtlichen Schweigen dehnten. Mein Herz pochte, als wollte es mir die Bruſt ſprengen. Ich lief wie ein Dieb. Kaum wagte ich, mich umzuſehen. Wenn ich um eine Ecke bog, erſchrak ich vor meinem eigenen Schatten. Begegneten mir Leute, ſo fürchtete ich, ſie möchten mich anhalten. Wie lang ſtreckte ſich die Mainbrücke! Endlich gelangte ich an die Wohnung des Freundes, der mich ſchon an der Thüre erwartete. In ſeinem behaglichen Kämmerlein und in ſeinem treuherzigen Geſichte fand ich erſt Beruhigung.

Gleichwol laſtete die ganze ſchlafloſe Nacht hindurch eine peinliche Bangigkeit auf meinem Herzen. Ich mußte meinen Vater beruhigen, denn ich war ihm ans Herz gewachſen. Ich durfte ihn nicht in unnützen Sorgen laſſen. Nach einer Berathung mit Friedrich ſchrieb ich ihm am folgenden Tage einen Brief, der freilich nicht die ganze Wahrheit enthielt. Wo ich mich befand und was ich trieb, wurde verſchwiegen, damit man mich nicht in die frühern widrigen Verhältniſſe zurückhole. Und nun war es meine Sorge, mich in den folgenden Wochen vor den Leuten verborgen zu halten. Das konnte am beſten geſchehen, wenn ich mich unverdroſſen an die Arbeit ſetzte, die ich auch alsbald mit friſchem und frohem Muthe begann. Gelang es mir, durch meine Thätigkeit einen ſichern Erwerb zu erringen, wie ſollte da der Vater, dem es ohnedies ſchwer wurde, mit ſeiner Familie durchzukommen, mir die Verzeihung und Verſöhnung weigern!

IV.

In der That löſte ſich die Angelegenheit ganz nach Wunſch. Friedrich, den ich auf geheime Kundſchaft ausſchickte, brachte mir Nachrichten von Hauſe, die er, um jeden Verdacht zu entfernen, in gleichgültigem Geſpräche von den Nachbarsleuten eingezogen hatte, und die mich vorläufig beruhigten. Von meinem Vater war meine Flucht mit größerm Gleichmuthe aufgenommen worden, als ich erwarten durfte; ja, er hatte mich, im Gefühle ſeiner eigenen mislichen Lage, entſchuldigt und ſich geäußert: Der Junge iſt brav und fleißig; möge Gott ihm beiſtehen, dann wird er ſich ſchon durchſchlagen! Nach dieſen Mittheilungen gelang mir meine Arbeit doppelt gut. Freilich beſtand ſie in nicht viel Größerm als einfachen Bilderbogen, wie ſie den Kindern zum Spielzeuge dienen. Die Hauptſache war, daß Herr Fink ſich zufrieden zeigte. Mein Verdienſt ſtand mit meinem Fleiße und meiner Ausdauer in gleichem Verhältniſſe. Nach drei Monaten war ich im Beſitz einer Summe, die während der Lehrzeit bei Meiſter Kaul über meine kühnſten Hoffnungen hinausging. Unter dieſen Umſtänden hielt ich es für das nächſte und nothwendigſte Bedürfniß, mich mit Kleidern zu verſehen, wie ich ſie bei meinen Freunden zu erblicken gewohnt war. Rock und Hoſe in künſtleriſchem Schnitt wurden für wohlfeile Preiſe beſorgt, und eine flotte Mütze machte den Mann fertig. Regt ſich die Phantaſie, ſo regt ſie ſich auch für Außendinge. Welcher Menſch hat nicht eine kleine Neigung zu Windbeuteleien gehabt!

Mit immer größerer Macht drängte mich jetzt das Gewiſſen, meinen guten Vater aus der Ungewißheit über mich und meinen Aufenthalt zu reißen. Meine neuen Kleidungsſtücke kamen mir dabei trefflich zu ſtatten, denn ſie mußten ihn von meinem Auskommen durch eigene Thätigkeit überzeugen und mich vor jedem Gedanken an ein Zurücktreten in meine frühern Verhältniſſe ſichern. So machte ich mich denn nach einer dreimonatlichen Abweſenheit an einem Sonntagsnachmittag mit pochendem Herzen auf den Weg nach Sachſenhauſen. Meine Unruhe wuchs mit jedem Schritte, den ich der Heimat näher kam. Wie müſſen die Nachbarn ſtaunen, wenn ſie dich wiederſehen! Werden die Buben des Ortes dich nicht auslachen und dir auf der Straße nachrennen? Was mag der Vater zu deinem Weglaufen ſagen? Wie wird die Stiefmutter keifen, und wie der Mund des Stiefbruders von höhnenden Redensarten überſtrömen! Das alles waren Fragen und Gedanken, die mir verwirrt durch den Kopf gingen. Mehreremal war ich im Begriff, umzukehren; aber der gute Entſchluß ſiegte, und ich verfolgte ſtandhaft den eingeſchlagenen Weg.

Ohne die eingebildeten Scenen mit den Nachbarn und frühern Spielgenoſſen, die mich gar nicht zu kennen ſchienen, kam ich an das Haus meines Vaters und trat unbeachtet durch die Thüre in die Stube, wo ich meine Familie beim Kaffee fand. Ernſt! rief mein Vater, und die Taſſe, die er gerade zum Munde führte, entfiel ſeinen Händen und lag in Scherben unter dem Tiſche. Der gute Mann ſchloß mich in ſeine Arme, indeß eine dicke Thräne in ſeinen Augen ſtand, und meine jüngern Geſchwiſter hingen liebkoſend an mir und jubelten: Der Ernſt iſt wieder da! Stiefmutter und Stiefbruder ſtanden mit kalten, fremden Geſichtern in dem gerührtem Kreiſe. Sie hob mit anſcheinender Gleichgültigkeit die Scherben von der Erde auf und ſprach: Nun, das iſt auch der Mühe werth, ſo viel Aufſehen für den weggelaufenen Taugenichts zu machen! Der Bruder, der ſich indeß meine Kleidung angeſehen hatte, murmelte: Seh' nur einer, wie toll der Geck ſich trägt. Der Neid mußte jedoch unſerer Freude Platz machen. Der Vater und die Geſchwiſter hörten meine Geſchichte ſtumm an. Die Befriedigung des erſtern war vollkommen. So ſaßen wir bis zur Dunkelheit fröhlich zuſammen. Als ich das väterliche Haus wieder verließ, nahm ich den beſten Segen mit, und wir lebten von nun an im vollkommenſten Einverſtändniß.

So folgte denn auf Regen Sonnenſchein, der mein Leben freundlicher und erquicklicher machte, weil es durch die mannichfachſten Anregungen gehoben und erfriſcht wurde. Meine Verhältniſſe erweiterten ſich nach allen Seiten; denn der kleine Kreis, den Friedrich, Toni und ich bildeten, erhielt bald guten Zuwachs. In der Kunſtſchule der Stadt befanden ſich viele friſche und heitere Geſellen, mit denen wir in nähere und entferntere Bekanntſchaft traten, je nachdem ſie uns beſſer und ſchlechter gefielen. Von den meiſten habe ich nichts Beſonderes zu berichten, da ich mit ihnen nicht in beſondere Beziehungen gekommen bin. Dagegen ſchloß ich mit einem jungen Schwaben, der Hans Schmatzinger hieß, enge Freundſchaft. Er war ein drolliger, dicker Burſch, bald voll Luſtigkeit und Humor, bald voll Verzagtheit und Melancholie. Alles, was er that und trieb, hatte einen äußerſt komiſchen Anſtrich. So wurde er der Gegenſtand unſers Witzes und unſerer Ausgelaſſenheit, die er indeß niemals krumm nahm. Da er zugleich ein bedeutendes techniſches Talent an den Tag legte und die Handgriffe ſeiner Kunſt mit der größten Leichtigkeit ausübte, ſo benutzte ich ihn häufig als Lehrer, denn ich fühlte, nachdem ich einige Zeit nur mit Steinzeichnungen beſchäftigt geweſen war, einen mächtigen Trieb, mich wieder der plaſtiſchen Kunſt zuzuwenden, wobei er mir denn mit Rath und That an die Hand ging.

Eine andere, für uns alle höchſt wichtige Freundſchaft ſchloſſen wir in dieſer Zeit mit einem jungen Gelehrten. Friedrich beſchäftigte ſich nämlich zuweilen mit der Anfertigung kleiner aquarellirter Porträts, die ſich auf der Ausſtellung wegen ihrer Naturtreue und lebendigen Auffaſſung eines großen Beifalls erfreuten, und ihm deßhalb dann und wann einen Auftrag in den Häuſern der reichen Kaufleute verſchafften. Und ſo wurde er auch gerade jetzt aufgefordert, die Tochter eines Großhändlers zu conterfeien, der zu den angeſehenſten Männern der Stadt gehörte. Nachdem er einige Tage in dem Hauſe deſſelben gearbeitet hatte, brachte er das Bildniß eines allerliebſten, freundlichen und aufgeweckten Mädchens mit nach Hauſe, an welches er noch die letzte Hand legen wollte. Als er es vor mich hinlegte, lobte er den friſchen Geiſt und das gute Gemüth der jungen Dame in ziemlich excentriſchen Ausdrücken. Da öffnete ſich plötzlich die Thüre, und ein großer ſchlanker Jüngling mit blonden, fliegenden Haaren und einem ſeltſamen Feuer in den blauen Augen ſtürzte herein. Da haben Sie das Bild! rief er aus mit einer Stimme, welcher der Athem fehlte. Fordern Sie alles, was ich habe, aber Sie müſſen mir eine Copie machen. Und dann das tiefſte Geheimniß! fügte er halb flehend, halb drohend hinzu.

Man kann ſich denken, daß unſer Staunen über die eigenthümliche Art und Weiſe, mit welcher der Fremde ſich bei uns einführte, nicht gering war. Wir hielten ihn für nichts mehr und weniger wie für einen Verrückten. Indeß hatte ihn nur ſein Gefühl fortgeriſſen, denn allmählich entwickelte er uns die Gründe ſeines plötzlichen Erſcheinens, mit denen er freilich beſſer begonnen hätte. Er hieß Thomas Baſtel und war Hauslehrer in der Familie, deren anmuthige Tochter Friedrich eben porträtirt hatte. Denken Sie von mir, was Sie wollen, rief er aus, indeß eine tiefe Röthe auf ſeinem Geſicht flammte, aber ich liebe das Mädchen und das Mädchen liebt mich! Anna hat mich zu dieſem Schritte berechtigt. Es war ein ſeltſam feuriges und aufgeregtes Weſen, das ſich in all ſeinen Aeußerungen offenbarte, und das deßhalb unſere Aufmerkſamkeit in hohem Maße auf ſich zog. Als nun die Rede auf den Preis einer Copie kam, hörten wir zu unſerer Verwunderung, daß der Hauslehrer ſo arm wie eine Kirchenmaus war. Aber er erbot ſich zu allen Opfern für die Zukunft und war auf der Stelle bereit, meinem Freunde einen Schuldſchein über hundert Gulden zu ſchreiben, wenn er ſich zu der Arbeit entſchließen wollte. Ei was, brach Friedrich die Verhandlung ab, das ſollte noch fehlen! Wenn junge Leute ſich nicht untereinander beiſtehen, wer wird es dann thun? Ich mache Ihnen das Bild unentgeltlich! Baſtel fiel ihm um den Hals und brach in helle Freudenthränen aus. Wir gelobten uns gegenſeitige Verſchwiegenheit, und in wenigen Tagen war der junge Philolog im Beſitz eines hübſchen Miniaturporträts, das er in einem Medaillon auf ſeinem Herzen trug.

In der Folge aber hatten wir die begründetſte Urſache, uns über dieſen eigenthümlichen Verfall zu freuen. Baſtel's Dankbarkeit überſchritt alles Maß. Er kam von nun an, ſo oft er eine freie Stunde hatte, zu uns, und es bildete ſich eine Freundſchaft, welcher wir die weſentlichſte geiſtige Förderung verdankten. Unſere Kenntniſſe in der Geſchichte und Literatur, die der wahre Künſtler nicht entbehren kann, waren ſehr mangelhaft. All unſer Wiſſen beſtand nur in ungeregelten Bruchſtücken. Das ſollte nun mit einemmal anders werden. Mit einem feurigen und lebendigen Sinne und einer ſtets aufflackernden Begeiſterung ausgeſtattet, führte der neue Freund uns anregend und friſch durch die verſchiedenen Stufen der menſchlichen Cultur. Ohne unſere Auffaſſung durch unnöthiges Beiwerk zu verwirren, wußte er ſtets auf die Hauptſache loszugehen. Wie er ſelbſt poetiſch war, verſtand er es auch ſtets, die poetiſchen Seiten und Springpunkte hervorzuheben. So lernten wir bald das Leben und die Kunſt der Griechen und Römer ſchätzen. Ingleichen wurden uns die Thaten in Poeſie und Geſchichte der andern Völker klar. Nirgends aber verweilte er mit größerer Luſt als bei den Deutſchen und ihren Geſchichten und Werken, denn er war von einer wunderbaren und großartigen Vaterlandsliebe beſeelt. Seine hauptſächlichſten Studien betrafen überhaupt die Heimat, ihr Volk, ihre Sitten und Gebräuche und ihre Dichtungen mit der Feder und dem Pinſel, in Farben und Tönen. Keine geringe Rolle aber ſpielte in Baſtel's Thun und Trachten ſeine tiefe, innige Herzensneigung. Es läßt ſich nicht beſchreiben, mit welcher Liebe und Wärme er uns in diejenigen Werke der Poeſie einführte, in denen ſich der erotiſche Geiſt der Dichter am glänzendſten und eigenthümlichſten offenbart.

Unſere Einſichten in Kunſt und Leben gewannen auf dieſe Weiſe eine unendliche Erweiterung. Wir folgten nicht mehr wie bisher dem Inſtinct, ſondern auch der klaren Ueberlegung. Nach und nach entſtanden eine Menge von Compoſitionen, in denen wir die Früchte der guten Lehren niederlegten. Freilich hatten die meiſten nur den Werth von Verſuchen, aber es war doch ein anderer Sinn und Verſtand darin, als in unſern bisherigen Stümpereien. In der That denke ich noch jetzt mit beſonderm Vergnügen an die glücklichen Zeiten dieſer Anregungen, wo wir uns an die Darſtellung der Nibelungen, des Heldenbuchs, Walther und Hildegunde's, des Fauſt und ſo mancher ergreiſenden Momente der deutſchen Geſchichte und Sage wagten, die doch endlich den Mittelpunkt der deutſchen Kunſt bilden müſſen, oder die heitern und ernſten Scenen des Volkslebens, zu denen uns Volkslied und Kunſtpoeſie anregten, zu geſtalten ſuchten. Ja, es war ein neues Leben über uns gekommen. Uns lachte der geiſtige Frühling der Jugend, der als Keim in unſern Herzen lag und jetzt durch die Theilnahme unſers Freundes ſich zu Knospen und Blüten entfaltete.

Und ſo ſaßen wir denn oft bis in die tiefen Mitternächte zuſammen, und unſere enge, kleine Stube war die Zeugin ſelig dahinziehender Stunden. Wie arm war unſere Umgebung, und wie reich ſchwellen unſere Herzen! Aber dieſe Gegenſätze finden ſich bei ſtrebſamer Jugend oft zuſammen. Wir klangen dann mit unſern Gläſern aneinander und ſangen ein Lied, das Baſtel für uns gedichtet hatte:

O ſelig volles Künſtlerthum,
Das mir erfüllt den Geiſt,
Das Anmuth, Schönheit, Freiheit, Ruhm
Mich friſch zu ſuchen heißt!
Ich ſchweife nach dem Ideal,
Hell, jugendlich und ſchön,
Und tauch' aus dieſem Erdenthal
Zu lichten Himmelshöhn.

O wie verklärt ſich mir die Welt
Aus halbem, trübem Licht!
Ich ſehe Wald und Berg und Feld
Als herrliches Gedicht.

Lockt mich der Menſchheit weit' Gewühl
Herab auf ſeinen Pfad,
Blüht mir erhaben ihr Gefühl,
Veredelt ihre That.

Für mich gibt es nicht Feſſeln mehr,
In denen mancher ſchleicht;
Das ird'ſche Gold iſt mir zu ſchwer,
Scheinehre mir zu leicht.
Hei, blödes Volk, dem eine Laſt
Stets an den Sohlen klebt:
Der Künſtler iſt der Gottheit Gaſt,
Weil Gottheit ihn umwebt!

Glückſel'ger Flug der Phantaſie,
Du heller Genius,
Verſage mir im Leben nie
All deiner Liebe Kuß!
Heb' mich in deine Himmel weit
Aus enger Erdenhaft!
O Segen, Glück und Seligkeit
In freier Künſtlerſchaft!

V.

Befand ich mich ſchon durch alle dieſe, auf mein Gemüth einſtürmenden Anregungen in der angenehmſten Stimmung, ſo ſollte dieſelbe doch bald noch durch ein neues Ereigniß gehoben werden. Es war an einem ſchönen Sonntagsabend im Mai, als unſer Freundeskreis von einem Ausfluge, den wir den Main hinauf gemacht hatten, nach der Heimat kehrte. Unterwegs war gezeichnet, geleſen und geplaudert worden, und zwiſchenher hatten wir in einem ſchlichten Wirthshauſe ausgeruht und Speiſe und Trank zu uns genommen. Nun verfolgten wir unſern Weg in jenem genüglichen Behagen, welches man immer empfindet, wenn ein ſchöner Tag verdämmert, und welches noch vermehrt wurde durch den Genuß an der herrlichen Natur, die ſich in unendlicher, geſättigter Fülle und Pracht unſern Weg entlang dehnte. Der Tag, der ſehr warm geweſen war, fing an ſich zu verkühlen. Der Himmel leuchtete dunkelblau, und hin und wieder ging ein leiſer, lauer Hauch durch die Luſt, welcher das hochgewachſene Korn in ſanfte Wellen ſetzte und durch die von dichtem Laube ſchwellenden Bäume rauſchte, indem er überall aus Blumen und Kraut friſche Düfte mit ſich nahm. Das ganze Gefild ſchwoll dem reiſenden Sommer entgegen, aus den Dörfern athmete Ruhe und Frieden.

Unſer Weg führte uns eine Zeit lang am Main vorbei. Plötzlich hörten wir hinter uns vom Strome her fröhliche Stimmen, die ſangen und plauderten. Wir wandten uns um und ſahen einen Kahn, der mit luſtigen Wimpeln geſchmückt und, nur der Strömung des Fluſſes überlaſſen, ruhig dahergleitt. Da wir müde waren, rieſen wir den Schiffern zu, ob es nach Frankfurt ginge, und ob ſie uns mitnehmen wollten? Das erſte bejahten, das zweite verneinten ſie, indem ſie uns andeuteten, daß die Geſellſchaft den Kahn für ſich gemiethet habe. Gleich darauf aber lenkten ſie, nach einigem Gemurmel im Nachen und, wie es ſchien, auf Zureden der Mädchen und Frauen, die bei ſolchen Gelegenheiten immer die werkthätigſte Barmherzigkeit an den Tag legen, ans Ufer. Wir ſprangen friſch in das Schiffchen und befanden uns bald in dem munterſten Kreiſe.

In der Mitte des ziemlich breiten Fahrzeugs war ein Tiſch angebracht, auf dem mehrere Schüſſeln mit den Ueberbleibſeln kalter Küche und gefüllte und leere Flaſchen nebſt Gläſern ſtanden. Ringsum auf den Bänken ſaß in anmuthigen Gruppirungen junges Volk in der heiterſten Stimmung, ſcherzend, lachend, jauchzend, und nur überwacht von einer bejahrten Dame, welche mit dem wohlwollendſten Geſichte die ſonſt dem Alter nicht ſehr erquickliche Luſt der Jugend betrachtete. Der ſchöne Abend in der köſtlichen Gegend, die kühle, friſche Stromluſt und, vor allem, Wein und Geſang ſchienen die Herzen weit geöffnet zu haben. Man forderte uns auf, zu eſſen und zu trinken, plauderte mit uns und that uns hundert Fragen, von denen wir die wenigſten beantworten konnten, ſodaß wir dieſer gemeinſamen Luſt gegenüber faſt nüchtern erſchienen. Ein Lied, das, von einem erhoben, bald alle Kehlen auf dieſelbe Melodie ſtimmte, brachte in die Herzen dieſelbe Harmonie. Nicht minder that der Wein, den uns ein freundliches Mädchen credenzte, ſeine Pflicht. So kam uns bald die Stimmung der Geſellſchaft, in die ein glücklicher Zufall uns hineingeſchneit hatte.

Unter den Mädchen, deren Zahl ſich auf fünf bis ſechs belief, nahm eine Geſtalt meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sie ſaß mir in reizender Stellung gegenüber, aber nicht wie die andern auf der Bank, ſondern auf dem Rande des Kahns. Ihr ſchöngeformtes Köpfchen, das aus einer blonden Lockenfülle herausſah, war mit einem Epheukranze bedeckt und wiegte ſich in den anmuthigſten Bewegungen zu der Melodie des Liedes, ihre tiefen, blauen Augen ſchauten träumeriſch in die Flut, der rothe, ſchwellende Mund zeigte eine Reihe elfenbeinerner Zähne, durch die eine volle Stimme ertönte, welche das Lied mitſang. Ihr ganzes Weſen ſchien Muſik, es ſpiegelte die Stimmung des Liedes wieder. Mir wurde bei ihrem Anblick ganz beklommen, denn ich hatte bisjetzt nie eine Geſtalt geſehen, in welcher die äußere Form und das innere Weſen ſo wunderbar zuſammenklangen. Stundenlang hätte ich das Bild betrachten können, bewegungslos und ſtumm. Ich fürchtete ordentlich den Schluß des Liedes, um ſie nicht im Geſpräch in eine alltägliche Erſcheinung zurückſinken zu ſehen. Mein Athem ſtockte, als die letzten Töne verrauſchten. Ich blieb in den ſeligen Anblick verſunken, denn in dem Mädchen klang die Melodie noch eine Weile nach, und ſie verharrte in ihrer träumenden Stellung.

Da wurde ich plötzlich aus meiner Betrachtung herausgeriſſen. Nun ſeid ihr an der Reihe! rieſen uns mehrere Stimmen zu. Ein Lied, ein Lied, gebt uns ein Lied! Wir ſträubten uns anfangs. Da traf mein Auge auf ſie, die ich ſo lange betrachtet hatte; ſie war erwacht und ſchaute mit einem ſo durchdringenden Blick auf mich, daß er mir bis in das tiefſte Herz drang. Es war, als läſe ich einen Befehl in ihren Augen. Ich ſtieß Friedrich an, und wir ſangen aus vollen Kehlen zweiſtimmig:

Mit dem blauen Federhute
Schwenkt der Frühling durch die Lüfte,
Und er rufet: Laue Tage
Bring ich euch in eure Grüfte!

Seinen blütenweißen Mantel
Wirft er ab in Wald und Auen,
Und er rufet: Kommet alle,
Meine junge Schönheit ſchauen!

Und die ſüße Stimme kleidet
Er in Nachtigallenlieder,
Und er rufet: Buſch und Kornfeld
Geb' ich euch zum Koſen wieder!

Als wir geendet hatten, lobten alle unſere kräftigen Stimmen und unſern lebendigen Vortrag. O, wie friſch iſt das Liedchen! Das müſſen Sie mich lehren! rief die

Schönſte mit dem Ausdrucke der herzlichſten und natürlichſten Freudigkeit. — Ei, Clementine, du wirſt die Herren doch nicht gleich beläſtigen wollen! mahnte die alte Dame, und nahm mir den Muth, mich der Bittenden als Lehrmeiſter anzutragen.

Ueberdies ging es jetzt an ein Fragen und Erzählen von beiden Seiten. Die Kahngeſellſchaft hatte einen Ausflug nach Wilhelmsbad gemacht und den Tag über in dem anliegenden prächtigen Walde zugebracht. Wir ſtellten uns als Schüler der edeln Malerkunſt dar, und mußten nun unſere Skizzenbücher auspacken und vorlegen. Während Friedrich an ſeinem Platze blieb und den dort ſitzenden neuen Bekannten ſeine Zeichnungen erklärte, breitete ich mein Buch vor der lieblichen Clementine aus. Ihre Locken fielen darüber, ihre ſchlanke, weiße Hand ſchlug die Blätter um. Auch bei dieſer Beſchäftigung ſtieg meine Bewunderung von Moment zu Moment. Sie ſprach ihr Lob und ihren Tadel ſo frei und unbefangen und zugleich ſo wohlwollend aus, daß mir jedes Wort erquicklich war. Dabei zeigte ſie in ihren treffenden und feinen Bemerkungen ein ſo klares und geſundes Urtheil, wie es nur ein Geiſt vermochte, den die Natur überaus reich und poetiſch angelegt hatte. Sah ſie Abbildungen von landſchaftlichen Gegenden, die ſie ſelber geſehen, ſo wußte ſie gleich ihren Urſprung anzugeben. Drollige Darſtellungen aus dem Bauernleben erregten ihre Freude in einer Weiſe, daß ſie luſtig in die Hände klatſchte. So waren wir mit dem Beſehen der Studien faſt zu Ende, und ich wollte das Buch ſchon ſchließen, als beim Umblättern von ungefähr ein Blatt zum Vorſchein kam, auf dem ich eine Compoſition angelegt hatte. Mit ihrer gewöhnlichen Lebendigkeit verlangte ſie dieſelbe zu ſehen. Es war eine Darſtellung aus dem Hohenliede, und zwar jener Stelle, die heißt: „Ich bin dein und du biſt mein, der unter den Roſen weidet.“ Ich hatte mir den König mit ſeiner Geliebten, in innigſter Liebeſeligkeit unter einem blühenden Roſenſtrauche ſitzend, Wang' an Wange gelehnt, Arm in Arm verſchlungen, gedacht und beiden ein ſtilles, beruhigtes Glück im Ausdrucke der Geſichter und der Bewegung der Glieder zu geben geſtrebt. O, das iſt ja gar zu ſchön! rief ſie; das ſollten Sie mir für mein Gedenkbuch ſchenken! — Die ältliche Dame fing ſchon wieder an, über ihren Wunſch zu ſchmählen, aber ich kam ihr diesmal zuvor, indem ich nichts Eiligeres thun konnte, als das Blatt aus dem Buche zu trennen und dem offenherzigen Kinde zu übergeben. Als ſie die Zeichnung als Eigenthum in der Hand hielt, blieb ſie ſtill und ſtumm. Ihr Dank war ein tiefes Erröthen.

Allmählich war die Sonne untergegangen; in den rothen, weſtlichen Himmel baute ſich das Taunusgebirge mit ſeinen breiten, ſtolzen Formen. Dann wurde es immer dunkler. Das junge Volk erhob nochmals ſeine Stimme zu gemeinſchaftlichen Liedern, welche, weit ins Land getragen, hier und dort einen jauchzenden Ruf ferner Wanderer weckten. So näherten wir uns der alten Reichsſtadt, in welcher mit jedem Augenblicke mehr Lichter angeſteckt wurden. Da ſollten wir noch einmal ſingen. Es gab für dieſe Stunde nur ein einziges Lied, das ich, begleitet von Friedrich, erhob:

Heute muß ich fort von dir.

— — — — — — —

Küſſet dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Grüße ſei'n,
Die ich zu dir ſende;
Tauſend ſchick' ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Wann ich dein gedenke.

Das Lied war beendet und wir ſtießen an den Strand. Die jungen Männer führten die jungen Damen das Ufer hinauf. Ich war für Clementine beſorgt. Ich hatte die Hoffnung, ſie nach Hauſe begleiten zu dürfen. Aber auf dem Werft ſtanden zwei große Wagen, in denen die Geſellſchaft Platz nahm. Die tauſend Fragen, die ich jetzt noch hätte thun mögen, kamen nicht mehr über die Lippen. Ich konnte dem Mädchen nur noch beim Einſteigen helfen. Da wagte ich einen Händedruck. Ich glaubte ihn erwidert zu fühlen und einen verhaltenen Seufzer zu hören. Dann zogen die Pferde; die Wagen rollten davon. Ich ſtand unter meinen Freunden. Wie war mir da! Hatte ich einen Traum erlebt, der nun in tiefe Dunkelheit zerfloß? Wer iſt ſie? Wo finde ich ſie wieder? Ach, alle dieſe Fragen kamen mir viel zu ſpät. Die Gelegenheit, zu forſchen und zu reden, war nicht wieder einzuholen.

Ich ging ſtumm und gedankenvoll mit Friedrich nach Hauſe. Der Freund beſprach in der behaglichſten Laune die Ereigniſſe des Tages. Endlich, als er mir Fragen that, die ich in meiner Zerſtreutheit nicht beantwortete, und als er darüber unwillig wurde, fiel ich ihm um den

Hals und geſtand ihm, daß ein neuer, ungekannter Gaſt in mein Herz eingezogen war. Der treue Genoſſe drückte mich an ſein Herz. Zu Hauſe nahm er, ſtatt zu ſprechen, die Guitarre und ſang halb im Ernſt und halb im Scherz noch einmal das Lied, mit dem wir Abſchied genommen hatten:

Tauſend Seufzer ſchick' ich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Wann ich dein gedenke!

Dann legte er ſich zu Bette und genoß bald den für den Schlafloſen beneidenswerthen Schlummer des Gerechten. Ich blieb noch lange auf und ſchwärmte und träumte hinaus. Aus dem kleinen Giebelfenſter ſchaute ich mit langen Blicken in den geſtirnten Himmel und auf die dunkeln Häuſerreihen, die in tiefer Ruhe vor mir lagen. Aus der Ferne erklangen die Töne eines Ständchens. Es war das Lied: „Tauſend Seufzer ſchick' ich aus.“ Erſt ſpät kam ein leiſer Schlaf über mich, jener Schlaf, der voll von wirren Traumbildern iſt und mehr ermüdet wie erquickt.

Die folgenden Tage fanden mich faſt immer auf den Gaſſen und in den Spaziergängen. Ich ſchaute nach allen Häuſern, forſchte an Thüren und Fenſtern und blickte durch die Hecken der Gärten, um die Spur der verlorenen Clementine wiederzufinden. Alles vergebens! Ich war nach Verlauf einer Woche nicht klüger, wol aber viel unruhiger und ſehnſüchtiger wie vorher. Nachdem ich ſelbſt die Landhäuſer der nächſten Umgebung umſpürt hatte, kehrte ich eines Abends müde und troſtlos nach Hauſe. Am Bockenheimer Thor begegnete mir ein bepackter Reiſewagen. Drin ſaß neben einem ältlichen Herrn die vergeblich geſuchte Clementine. Ich grüßte; ſie erwiderte den Gruß. Dann rollte das Gefährt in einer Staubwolke von dannen. Ich ſtand wie verſteinert. Sie ſchaute noch einmal heraus, ihr Schleier wehte im Winde, und ſie war verſchwunden.

VI.

Was ſoll ich von all den Planen und Entwürfen, von den Hoffnungen und Befürchtungen erzählen, die mir noch wochenlang durch den Kopf gingen? Ich begab mich endlich wieder mit Kraft und Luſt an die Arbeit, und pflückte nun doch noch eine ſüße Frucht, die mir das raſch vorübergerauſchte Abenteuer eingebracht hatte. Unter dem praktiſchen Beiſtande meines guten Hans Schmatzinger wagte ich mich nämlich an die Darſtellung einer kleinen Statue, welche eine Waſſernixe vorſtellte, und deren Vorbild niemand anders war als die geliebte, verlorene und meinem Geiſte doch ſtets gegenwärtige Clementine. Ich kann nicht ſagen, mit welcher Luſt ich das Werk bedachte und hinzuſtellen ſtrebte. In der That brauchte ich der Erſcheinung nichs hinzuzufügen. Doch war es ſchon ſchwierig genug, ſie ſo zu faſſen, wie ſie in meiner Erinnerung lebte. Wie ſollte ich alle dieſe Feinheit, Grazie und Anmuth in Bewegung und Ausdruck erreichen! Nach unendlichen Mühen und Verſuchen ſtand ich vor dem fertigen Werk, das mir die Natur und die Liebe bilden halfen und das noch jetzt zu meinen liebſten Arbeiten gehört. Es war ja ganz eine Schöpfung meines Herzens. Als der erſte Gipsabdruck in klarer, keuſcher Reinheit vor mir ſtand, überkam mich ein ſchauerliches Gefühl. Ja, ich hatte hier meiner erſten Liebe ein Denkmal geſetzt. In ſeinem Anſchauen tauchte mir immer jener ſeltſame Maitag vor die Seele.

Der Beifall, den meine Nixe im Kreiſe meiner Freunde fand, ließ bald eine Menge von andern künſtleriſchen Gedanken Form und Geſtalt finden. Auch meine Genoſſen wurden durch mein Werk zu wetteifernder Thätigkeit angeſpornt. Hans Schmatzinger verſuchte ſich in drolligen Figuren aus dem Volke, während Friedrich, der ſeit einiger Zeit mit Baſtel ernſthafte Geſchichtsſtudien machte, eine Reihe von Compoſitionen aus dem Leben des heiligen Bonifacius unternahm, die von einer ebenſo großen Urſprünglichkeit wie Großartigkeit der Auffaſſung Zeugniß ablegten und den kühnen Apoſtel unſers Vaterlandes als Prediger im Kreiſe der blonden Germanen, als Fäller der Wodanseiche, als Erbauer einer Kirche und als Blutzeuge für ſeinen heiligen Glauben hinſtellten. Es war keine kleine Freude für unſern Kreis, als wir mit dieſen Arbeiten die Ausſtellung beſchicken konnten, was denn auch gemeinſam von uns gethan wurde. Zu unſerer Genugthuung erhielten wir alle dafür das entſchiedenſte Lob. Ueberall war von unſern gediegenen Beſtrebungen die Rede. Selbſt die öffentlichen Blätter nannten unſere Namen mit freundlicher Anerkennung, was uns ſchwarz auf weiß keine geringe Ueberraſchung bereitete. Wir glaubten ſchon damals bei dieſem unbedeutenden Ereigniß, daß unſer Schiff mit vollen Segeln in den Hafen des ewigen Ruhmes einlaufen würde.

In der That aber zeigte es ſich ſchon nach einigen Tagen, daß unſere Namen in das Publikum eingedrungen waren. Es begann damals eine neue und ſehr belebte Liebhaberei für Albums und Sammlungen von Handzeichnungen. Nun hätte man glauben ſollen, wir wären mit einer Menge von Beſtellungen dieſer Art überhäuft worden. Indeſſen verirrte ſich nur höchſt ſelten ein ſolcher Auftrag in unſere ſtillen Künſtlerwerkſtätten, während es durchaus nicht an ſchriftlichen und mündlichen Aufforderungen fehlte, unſere Arbeiten für wohlthätige Zwecke herzugeben. Bald erhielten wir parfumirte Billete frommer Damen auf Roſapapier, und bald große und breite Briefe mit gewaltigen Siegeln von den Vorſitzern und Schriftführern allerlei nützlicher Vereine. Hier galt es, für Kranken-, Waiſen- und Irrenhäuſer zu arbeiten, dort ſollten wir uns für katholiſche und proteſtantiſche Miſſionsgeſellſchaften bemühen; ſogar die nackten Wilden bedurften der Kleidung und die Mohren mußten weiß gewaſchen werden. Wir waren weichmüthig genug, dieſen Anreden an das edle und chriſtliche Herz Gehör zu leihen, und erlebten es, daß in einer Menge von Lotterien unſere kleinen Werke als Hauptgewinne galten. Wenn ich noch an alle unſere Gaben zurückdenke, ſo kann ich mit gutem Gewiſſen behaupten, daß wir damals eine viel größere Wohlthätigkeit an den Tag legten als die reichen Bewohner unſerer Millionärſtraßen.

Einmal aber wurde uns doch die Sache zu toll. Es trat nämlich eines Tags ein dicker und wohlgenährter Mann bei uns ein, der ſich uns unter dem Namen Peter Kunze als einen Bruder in Chriſto vorſtellte. Seine meckernde Stimme und die bibliſchen Redensarten, die er ſtets im Munde führte, erwieſen ihn ſogleich als einen Pietiſten, aber ſein gehäbiges, ſpitzes Bäuchlein und die hellglänzenden Wangen ſprachen ebenſo ſehr dafür, daß er nicht zu den Leuten gehörte, die ihre Tage mit Kaſteien und Faſten verbringen, ſondern die, wenn es auch nicht offenbar geſchieht, doch, wie das Sprüchwort meldet, die Kanne hinter der Thüre küſſen. Sein Auftreten war äußerſt ſacht und demüthig. Er fing mit der Liebe zu Gott und den Menſchen an und gab Friedrich gleich einige Beſtellungen auf Zeichnungen, die er alle in einer beſtimmten Größe wünſchte, und die er, wie man zu ſagen pflegt, für einen Apfel und ein Stück Brot zu erhalten gedachte; denn ohne Zweifel war es ihm bewußt, daß unſere Kaſſen ſich durchaus nicht in einem glänzenden Zuſtande befanden. Eine Zuſage wurde ihm freilich nicht gegeben, aber er traf auch nicht gerade auf Widerſpruch. Das machte ihn immer kühner, und er rückte nun mit einem neuen Vorſchlage heraus. Als Vorſtandsmitglied eines Waiſenhauſes wollte er zum Beſten dieſer Anſtalt einen Kupferſtich anfertigen und denſelben zu dieſem Zweck in den Kunſthandel bringen laſſen. Der Gegenſtand der Darſtellung ſollte die Stelle der Bibel ſein, wo Chriſtus ſagt: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen, denn ihnen iſt das Himmelreich.“ Es war höchſt komiſch, wie er im ſalbungsvollſten Stil von der

Welt die ſehr figurenreiche Compoſition vorſchrieb. Wie ſehr aber erſtaunten wir, als zum Schluß die frömmelnde Eitelkeit dieſes Kunſtfreundes zu den wohlfeilſten Preiſen zum Vorſchein kam! Wenn Sie die Zeichnung auf dieſe Weiſe vollendet haben, ſprach er, ſo nehmen Sie zum Hintergrund unſere Anſtalt und ſetzen mich als den Stifter des Blattes in das Thor des Gebäudes. Friedrich fragte ihn, was er denn für die Arbeit anzuwenden gedenke. Nun, rief er aus, ich denke, Sie haben mit mir den wohlthätigen Zweck im Auge und geben mir das Blatt um Gottes Barmherzigkeit willen für zwanzig Gulden! Dabei ſchlug er die ſich ſtets verdrehenden Augen bald zum Himmel und bald zur Erde. Wir konnten beide nicht umhin, in ein lautes Gelächter auszubrechen; denn ſo klug ſie ſich verſteckte, ſo trat doch die himmliſche Frömmigkeit bedeutend in den Hinter- und die irdiſche Eitelkeit mächtig in den Vordergrund. Wir machten denn auch mit dem Beſcheid, der eine entſchiedene Ablehnung enthielt, kurzen Proceß, worauf es ſchien, als fiele er aus den Wolken. So lang und breit er ſich bei uns eingeführt hatte, ſo kurz und gemeſſen empfahl er ſich, indem er noch zu verſtehen gab, daß er ſich in meinem Freunde getäuſcht gefunden habe, und über die oberflächlichen Weltkinder ein Verdammungsurtheil ſprach. Wirklich gehörten wir diesmal nicht zu den Schäflein, ſondern zu den Böcklein.

Je mehr wir übrigens damals einem reinen Kunſtſtreben huldigten, deſto ſchlimmer ſtand es mit unſern finanziellen Verhältniſſen. Unſere einzige ſichere Lebensquelle war nach wie vor die Anſtalt des Herrn Fink.

Da wir aber ſo wenig wie möglich und nur in gezwungener Weiſe für dieſelbe arbeiteten, ſo floſſen natürlich auch die Exiſtenzmittel immer ſpärlicher. Seit einiger Zeit waren wir ſogar hier und dort in Schulden verfallen. Unſere Wirthsleute wurden mehrere Monate nicht bezahlt, im Speiſehauſe, beim Papierhändler und bei andern Krämern hatten wir große und kleine Poſten ſtehen, und wir empfanden nicht lange nachher, wie unangenehm es ſei, Mahnungen aller Art, hier freundlich und dort grob, zu erhalten, zumal da wir nicht im Stande waren, unſern Verpflichtungen nachzukommen. Glücklicherweiſe zeigte ſich Herr Fink fortwährend als ein nachſichtiger Mann. Er hielt unſerm Talente etwas zugute, und half und förderte, wo er konnte. Er verlangte indeß auch mit Recht, daß wir fleißig und redlich für ihn ſchafften.

Aber trotz den beſten Vorſätzen von der Welt wurde es uns mitunter entſetzlich ſchwer, unſerm Verſprechen treu zu bleiben, denn das todte mechaniſche Copiren von Vorlegeblättern, die wir auf den Stein zu bringen hatten, contraſtirte zu entſetzlich mit dem freien Schaffen eines freien Künſtlers. Damals war dies aber um ſo mehr der Fall, als die Anſtalt unſers Principals einzig und allein für die Anfertigung eines zoologiſchen Atlas in Anſpruch genommen wurde, den einige Gelehrte der benachbarten Univerſitäten herausgaben, indem ſie zugleich die Arbeiten überwachten. Man kann ſich denken, daß wir nicht für die tagtägliche Darſtellung von Säugethieren, Vögeln, Amphibien, Fiſchen, Inſekten und Würmern ſchwärmten, zumal da wir ſie ſtets in der platteſten

Wirklichkeit ohne Leben und Bewegung wiedergeben mußten. Indeß hatte dieſe Beſchäftigung doch eine gute Seite. Das Werk kam durch die Unterſtützung einiger deutſcher Regierungen zu Stande, weshalb denn auch die Arbeiten ganz vortrefflich bezahlt wurden, obgleich ſie eigentlich wenig mühſam waren. Hielten wir uns tüchtig bei der Stange, ſo konnten wir uns in kurzer Zeit aus unſern Verlegenheiten befreien. Dieſe Hoffnung ließ uns denn auch recht fleißig arbeiten. Leider aber hatten wir unſere Schlöſſer in die Luft gebaut.

Eines Tages nämlich, als wir gerade die philoſophiſchen Geſichter einiger höchſt wichtig ausſehender Eulen, unter denen indeß die Eulen von Athen nicht zu finden waren, abzeichneten, hörten wir ein eigenthümliches Gepolter auf der alten, dunkeln Treppe. Wir öffneten neugierig die Thüre, und ein unbekannter, ſchwarzgekleideter Herr trat herein, der uns von vornherein nicht den angenehmſten Eindruck machte. Die hagere, knochige Geſtalt ſteckte in einem Oberrock, der in langen, geraden Linien herabfiel; das Geſicht ſah aus wie eingetrocknetes Leder; graue, ſcharfe Augen guckten durch eine große Brille, deren Gläſer unheimlich ins Grüne ſchimmerten; ſeine aſchfarbenen Augenbrauen waren ſtark und buſchig, und über der kurzen Stirne erhob ſich das Haar ſtraff und borſtig, als hätte er es von einem Igel geborgt. Das ganze Ausſehen war ſo charakteriſtiſch, daß wir ſogleich der Anſicht waren, wir hätten es mit einem Naturforſcher der ernſthafteſten Sorte zu thun. Ohne Zweifel gehörte er zu jener Klaſſe, die beim Betrachten von Verſteinerungen ſelbſt verſteinert und beim Austrocknen von Knochen, Häuten und Blättern ſelbſt vertrocknet.

Sie ſind die Lithographen Ernſt Fröhlich und Friedrich Diel? fragte er mit einer Stimme, die, ſeinem Aeußern entſprechend, äußerſt hölzern klang. Als die Frage bejaht war, ſträubten ſich ſeine Augenbrauen und Haare, er holte tief Athem und begann eine mächtige Strafpredigt: Sie haben alſo die unverzeihliche Nachläſſigkeit begangen, die eine Schande für das Unternehmen unſers zoologiſchen Werkes iſt, und die unſern Ruhm für ewige Zeiten beflecken wird! Dabei breitete er die Probeabdrücke mehrerer Platten auf dem Tiſche aus, und fuhr in einem ſo ziſchenden Tone fort, als hätte er einige giftige Schlangen zwiſchen ſeinen Zähnen: Sehen Sie dieſe Beſtie — hier nannte er einen lateiniſchen Namen, den ich nicht behalten habe —; jedermann ſollte es bekannt ſein, daß das Thier nur zwanzig Taſthaare in der Schnauze hat, und Sie unterſtehen ſich, deren vierundzwanzig hineinzuzeichnen! Sehen Sie dieſen Vogel — und es folgte wieder ein gelehrter Ausdruck —; er hat in ſeinem Federbuſch ſtets nur ſechs Federn, und Sie geben ihm acht. Am ſchlimmſten aber iſt dieſer Fiſch weggekommen — wiederum ſchnarrte er einen lateiniſchen Brocken —; ſeine Floſſe beſteht aus ſechzehn Gräten, und Sie belieben ihn mit zehn in die Welt zu ſchicken. Ueberdies iſt das der gewöhnliche Hecht, wie er täglich im Main gefangen wird. Ich eſſe ihn jeden Freitag, denn meine Haushälterin iſt gut katholiſch. Iſt es menſchenmöglich? Sähe man es nicht mit eigenen Augen, man könnte ſolchen Leichtſinn und ſolche Ignoranz nicht begreifen. Vielleicht nennen es die Künſtler licentia poëtica; aber ich heiße es Stupidität. Sie wollen die uralte Weltordnung über den Haufen werfen! O tempora, o mores! So ſchloß er die Rede, und ſein Ledergeſicht ſchien ganz röthlich angelaufen.

Nachdem wir ſeine Gründe bis zum Schluß angehört hatten, ſuchten wir ihn zu tröſten, indem wir ihm vorſtellten, daß dieſe Fehler ſich mit ein paar Strichen beſſern ließen. Er aber rief: Wie läßt ſich das ändern; es ſteht hier ſchwarz auf weiß! Je ſanftmüthiger wir uns zeigten, deſto mehr ſtieg ſeine Grobheit; zuletzt verlor er ſo ſehr alle Einſicht, daß er wie ein kolleriger Hund, der weder auf gute noch auf böſe Worte hört, drauf los bläffte und um ſich biß. Nun verloren auch wir die Geduld. Aus dem Scherz wurde Ernſt und aus dem Humor Zorn. Wir packten das bellende Ungethüm und ſetzten es vor die Thüre. War er polternd heraufgekommen, ſo ging er jetzt erſt polternd hinunter. Leider blieben die ſchlimmen Folgen nicht aus, denn Herr Fink wurde verpflichtet, im Fall er nicht die ganze Arbeit verlieren wollte, uns von fernern Aufträgen auszuſchließen. Da ſaßen wir denn bis über die Ohren in der Tinte. O böſes Schickſal des Künſtlerthums! Wir dachten gerade die Welt mit unſerm Ruhme zu erfüllen, und waren mit einemmal brotlos — mittellos — hoffnungslos.

VII.

Aber Gott verläßt die Seinen nicht! Noch einmal ſchien ein Stern an unſerm Horizonte aufzugehen, und wiederum war es der ſtets hülfreiche und wohlwollende Herr Fink, der uns auf das freundliche Licht aufmerkſam machte, denn unſere Entfernung aus ſeiner Anſtalt hatte ihn höchſt unangenehm berührt. Leider aber konnte er uns augenblicklich gar keine andere Beſchäftigung zuwenden. So brach er denn eines Tages die Gelegenheit vom Zaune, einer alten Dame aus der Millionenſtraße, welche er auf der Ausſtellung herumführte und welche ein großes Gefallen an meiner Waſſernixe zu haben ſchien, von mir und meiner allerdings ungewöhnlichen Künſtlerlaufbahn zu ſprechen. Augenſcheinlich hatte er eine gute Stunde bei ihr getroffen. Sie legte bald entſchiedenes Intereſſe für mich an den Tag, das von dem trefflichen Manne in einer Weiſe vermehrt und gehoben wurde, daß ſie ſich bereit erklärte, uns Beiſtand zu leiſten und, wenn ich ihren Erwartungen entſpräche, mich auf ihre Koſten auf eine Kunſtſchule zu ſchicken. Ja, ſie ließ ſogar ein Wort fallen, daß ſie nicht abgeneigt ſein würde, mir die Mittel für eine italieniſche Reiſe an die Hand zu geben. Man kann ſich denken, mit welchem freudeſtrahlenden Geſichte der gute Herr Fink uns dieſe Nachrichten überbrachte.

Und nun ſollte auch gleich Hals über Kopf die Sache in Gang gebracht werden. Zu einer reiflichen Ueberlegung wurde mir kaum Zeit gelaſſen. Ich mußte mich, ſo gut es meine ziemlich abgetragenen Kleider zuließen, herausputzen und auf den Weg zu der ſo unverhofft gefundenen Wohlthäterin begeben, die mir die Stunde, wann ſie mich ſprechen wollte, durch meinen trefflichen Principal hatte melden laſſen. Eigentlich ließ ich mich ganz und gar überrumpeln. Friedrich ſprang mit lauter humoriſtiſchen und neckiſchen Glückwünſchen um mich her, und unſer Wohlthäter gab mir mit feierlichem Ernſt allerlei Verhaltungsmaßregeln. Dann wurde ich gleichſam zur Thüre hinausgeſchoben. Erſt, als ich allein auf der Straße ſtand, fühlte ich eine höchſt unbequeme Befangenheit auf dem Herzen, einmal, daß ich in einem Kreiſe erſcheinen ſollte, der über alle meine Erfahrungen hinauslag, dann, weil ich gleichſam im Begriff war, meine Unabhängigkeit und Freiheit für ein Leben hinzugeben, deſſen Zukunft ich zu ermeſſen nicht die Befähigung beſaß.

Wenn einem auf der Straße Schweine begegnen, oder wenn man an einer Schmiede vorbeigeht, in welcher Pferde beſchlagen werden, dann ſoll dem Menſchen nach dem Volksglauben etwas Unangenehmes begegnen. Beides geſchah mir, denn, um einigen Schweinen in einer engen Gaſſe auszuweichen, trat ich in einen Schmiedeſtall. O weh, wie wird es dir gehen, dachte ich, ſobald ich mein doppeltes Ungemach bemerkte. Nichtsdeſtoweniger ſetzte ich meinen Weg fort und gelangte bald an das mir bezeichnete ſtattliche Haus. Ich klingelte, ein Bedienter öffnete, und da er mich wahrſcheinlich in meinem abgetragenen Anzuge für einen Menſchen hielt, der, gelinde geſagt, ein Anliegen habe, verkündete er mir, ohne eine Frage abzuwarten, mit barſcher Stimme, die Herrſchaft ſei nicht zu Hauſe. Ich ſagte ihm darauf, daß ich Ernſt Fröhlich heiße, und daß die Hausfrau mich um dieſe Stunde herbeſtellt habe. Darauf ließ er mich mit mißtrauiſchen Blicken in die Haushalle treten, und entfernte ſich, um nach der Wahrheit meiner Ausſage zu forſchen. Ich ſah mich unterdeſſen um, und fand rings, auf Conſolen ſtehend, die herrlichſten Gipsabgüſſe der Köpfe des olympiſchen Jupiter, der Venus von Melos, des Apollo von Belvedere und einiger Niobiden. Das ſieht gut aus! dachte ich. Wie werden erſt die Zimmer ausgeſtattet ſein? Da gibt es gewiß nichts wie Marmorſtatuen von Thorwaldſen und Bilder der Römiſchen und Venetianiſchen Schule! Während ich dieſe Beobachtungen anſtellte, kam der Bediente zurück und hieß mich, ihm zu folgen.

Wir ſtiegen die große, teppichbelegte Treppe hinan und durchſchritten einige Zimmer, welche allen Anforderungen entſprachen, die man heutigentags an einen Tapezirer oder Zimmermaler machen kann. Aber wo waren die Marmorbilder und Gemälde? Die erſtern wurden durch geſchmackloſe, aber große chineſiſche Vaſen und durch kleine ſächſiſche Porzellanfiguren im Rococoſtil, und die letztern durch lüſterne und ſchlechte franzöſiſche Kupferſtiche erſetzt. O weh, die olympiſchen Götter hatte man vor die Thüre geſetzt, und das zappelige Götzenweſen der modernen Zeit füllte die innern Heiligthümer! Ueberaus reich und herrlich aber waren die dickgepolſterten Plüſchmöbel, die vergoldeten Schränke und Tiſche, die koloſſalen Spiegel und die ſchweren ſeidenen Vorhänge an Thüren und Fenſtern. Endlich ſtand ich in einem Zimmer, in welchem eine weibliche Handarbeit und ein Schlüſſelkorb die Wohnſtube andeuteten. Auch hingen hier einige Familienporträts mit confiscirten Geſichtern und in einer Malerei, die aus dem vorigen Jahrhundert zu ſtammen ſchien.

Nach einer kleinen Weile that ſich eine Seitenthüre auf, und zwei kleine, weiße Bologneſerhunde ſtürzten unter einem mörderlich kreiſchenden Gebell auf mich los. Ich wollte ihnen ausweichen und kam darüber auf dem gebohnten Boden, der für meine Füße ein wahres Glatteis war, ins Schwanken. Ja, das Gleichgewicht ging gänzlich verloren, und ich lag der Länge nach in der Stube. Freilich war ich ebenſo ſchnell wieder auf den Beinen, aber ich trat bei dieſer Gelegenheit einer der kleinen Beſtien auf die eleganten Pfötchen, ſodaß ſie ſich hinkend, wimmernd und jammernd unter das Sofa verkroch. Jetzt erſt ſah ich, daß die Dame, die den Hunden gefolgt war, vor mir ſtand. Es war eine kleine, dicke Figur mit fettem Geſichte, deſſen Züge unter einem Schein von Gleichgültigkeit ſich doch bitterbös verzogen hatten. Offenbar war dem Lieblingsthiere der kinderloſen Witwe eine böſe Beleidigung zugefügt worden. Ich ſtand in der peinlichſten Verlegenheit, denn der Hund greinte und knurrte noch immer fort. Erſt als ſein Schmerz und Verdruß ſich legte, glättete ſich das verdroſſene Geſicht der Frau Mäcenatin. Sie ließ mich auf einen Stuhl niederſitzen und examinirte mich über meinen Lebenslauf.

Als ich ihr meine Geſchichte, ſo gut es meine Befangenheit zuließ, erzählt hatte, legte ſie mir in großer Weitläufigkeit und mit einer gewiſſen Protectormiene diejenigen Plane auseinander, die mir Herr Fink bereits mitgetheilt hatte. So ſehr mich auch ihre Art und Weiſe, die ich dem Alter zuſchrieb, langweilte, ſo hielt ich doch geduldig aus. Dann führte ſie mich zu den Familienporträts mit den confiscirten Geſichtern, die ſich überdies noch durch eine höchſt geiſtloſe Malerei auszeichneten, und forderte von mir, ich ſolle dieſelben zur Uebung einigemal für ſie abzeichnen, weil ſie die lobenswerthe Abſicht hege, ihre Verwandten mit dieſen Copien zu beſchenken. Wahrlich, es war ein erhabener Gedanke, dieſe ſcheußlichen Exemplare der Menſchheit noch vervielfältigen zu laſſen! Und wie königlich gedachte ſie mich zu belohnen! Als Honorar verſprach ſie mir einige Kleider ihres verſtorbenen Mannes, die ich mir zurichten laſſen könne. Auch bedeutete ſie mich, daß ſie mir einige Gulden in meine Wohnung ſchicken werde. Schließlich aber ſtellte ſie mir in Ausſicht, ſich mit einem alten Maler aus dem vorigen Jahrhundert zu berathen und ihn zu fragen, ob er ſich nicht geneigt finden würde, mir einigen Unterricht in der echten, guten Kunſt zu geben. So ſehr dies alles nun auch meinen Anſichten widerſtrebte, ſo empörte es mich doch am meiſten, daß ſie mich wie den ärmſten und elendeſten Schelm von der Welt behandelte. Noch während dieſer Verhandlungen hatte ich den feſten Entſchluß, dieſes Haus, ſobald ich es verlaſſen hätte, nie wieder zu betreten.

Und ſo war ich denn auch herzlich froh, als ich mich wieder auf der Straße befand und freie Luft athmete; ja, ich eilte ſelten mit einer größern Genugthuung die alte, dunkle Treppe unſers Hauſes hinauf als heute, wo ich aus den großen, ſtattlichen Sälen der Reichen wieder in die einfache Künſtlerwerkſtätte trat. Nun erzähle! rief Friedrich mir entgegen. — Freund, das iſt nichts! war meine Antwort, und als ich ihm meine Abenteuer mitgetheilt hatte, fügte ich hinzu: Du wirſt mich verſtehen und meine Abneigung zu würdigen wiſſen. — Er lachte und ſchüttelte mir die Hand, indem er ſagte: Du haſt recht!

Am andern Morgen, wo der Bediente mit den alten Kleidern und den garſtigen Porträts kommen ſollte, ſchloſſen wir uns ein und gaben den Hausleuten den Auftrag, nichts für uns anzunehmen. Wir hörten, wie wir erwartet hatten, den Burſchen wirklich die Treppe heraufpoltern und einen gewaltigen Lärm vollführen. Aber oben und unten waren ſeine Verſuche vergebens. Er konnte die Laſt, an der er ſich müde geſchleppt hatte, nicht los werden und zog unverrichteter Sache wieder ab. Wir ſahen ihm verſtohlen aus dem Fenſter nach und lachten nach Herzensluſt. Mit Herrn Fink gab es freilich noch einen harten Kampf, in dem mein ungebührlicher Stolz gehörig zerzauſt wurde. Ich war aber doch im Herzen froh und vergnügt, denn ich blieb ein freier Mann.

VIII.

Was war natürlicher, als daß ſich unter dieſen Umſtänden unſere Verhältniſſe immer mehr verſchlechterten! Schließlich merkten wir denn doch, daß wir unſern Idealen ein wenig zu einſeitig nachgeflogen waren und darüber den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verloren hatten. Wie gern hätten wir jetzt wieder einen feſten Stand gewonnen! Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn ſich der pietiſtiſche Bilderliebhaber wieder eingeſtellt oder wenn der Bediente der Kunſtmäcenatin noch einmal an unſere Thür geklopft hätte! Unſere Verhältniſſe befanden ſich in der That in der ſchauerlichſten und troſtloſeſten Verwirrung. Ueberall hatten wir Schulden, die wir zu bezahlen keine Möglichkeit ſahen. Jeden Augenblick ſtellten ſich tobende Gläubiger bei uns ein, die wir uns durch die verſchiedenartigſten Kniffe und Pfiffe vom Halſe zu ſchaffen wußten. Es war oft ein Hundeleben, das uns ſo erbärmlich wie möglich vorkam. Dabei quälte uns der Gedanke, dieſe Zuſtände ſelbſt verſchuldet zu haben. Und doch war, dank der zähen Lebensfülle der Jugend, immer noch ein gewiſſer Humor im Spiele.

Ohne Speiſe und Trank kann der Menſch nun einmal nicht exiſtiren. Wir pflegten ſeit langer Zeit unſere leiblichen Bedürfniſſe in ein und demſelben Speiſehauſe zu uns zu nehmen. Anfangs wurde unſer Gaſtgeber ſtets regelmäßig bezahlt. Seit längern Monaten aber war eine gewiſſe Nachläſſigkeit in dieſen Verpflichtungen eingetreten; der Wirth traute uns zu viel zu, und wir bauten zu ſehr auf ſeine Nachgiebigkeit, bis die Blaſe doch eines ſchönen Tages platzte. Die zuerſt freundlichen Mahnungen wurden bald unwirſch und zuletzt ſtürmiſch. Doch, konnten wir Dukaten aus der Erde ſtampfen? Wuchs uns ein Kornfeld in der flachen Hand? Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren. Wir machten deshalb unſerm Hospes den Vorſchlag, ihm ein funkelnagelneues Schild zu malen. Er ging darauf ein, und da das Haus die Firma Zum düſtern Keller führte, ſo ſetzten wir ihm ein höchſt phantaſtiſches Gemälde über die Thüre, das gleichſam alle Symbole der edeln Eſſer- und Trinkerkunſt in einer reichen und vielfach verſchlungenen Compoſition darſtellte und alsbald auf das hungerige und dürſtende Publikum eine große Anziehungskraft ausübte. Die Gäſte mehrten ſich wenigſtens für eine kurze Zeit auf eine merkliche Weiſe, und wir ſelber durften uns ſogar mit leerem Beutel unter dieſelben mengen, ohne gerade mit beſonders mürriſchen Geſichtern empfangen und entlaſſen zu werden. Freilich war dieſe Herrlichkeit nicht von langer Dauer, denn wir bemerkten ſchon nach einiger Zeit, daß ſich die Züge der Wirthsleute bei unſerm Erſcheinen verlängerten, daß das Getränk für uns immer dünner und ſauerer wurde und daß die Schüſſeln zuletzt nur noch Haut und Knochen enthielten.

Dieſer Verſuch, die Kunſt auf Wirthsſchildern zu populariſiren, geſtaltete ſich indeß für einige Wochen zu einem ziemlich einträglichen Induſtriezweige, und trug nicht wenig dazu bei, unſer Daſein zu friſten. Von Zeit zu Zeit erſchienen nämlich Wirthe und Geſchäftsleute aus der Stadt und ihrer nächſten Umgebung, welche zu den Bewunderern des Düſtern Kellerſchildes gehörten, um ſich durch unſere geſchickten Hände ähnliche kundenlockende Arbeiten anfertigen zu laſſen. Bald war es ein blauer Reiter, bald eine Sonne, bald ein Mond, bald ein grüner Wald, bald ein goldener Hirſch, bald ein wildes Schein, bald ein Trompeter und bald ein Jäger, welche Darſtellungen wir zu allgemeiner Zufriedenheit der Beſteller ablieferten. Dazu geſellten ſich noch Fahnen für Kirchenfeſte mit Heiligen, von denen wir in unſerm Leben nichts gehört hatten. Und endlich befanden ſich auch Transparente für Namens- und Geburtstage, für Jubilare und ſilberne und goldene Hochzeiten unter den Aufträgen. Unſere künſtleriſche Vielſeitigkeit wurde wahrhaft erſtaunenswerth, denn wir ſchafften jetzt im Gebiet der Hiſtorie, des Genre, der Landſchaft, des Thierſtücks, der Architekturmalerei und des Stillebens. Und wie ſeltſam, abgeſchmackt waren oft die Ideen, deren Ausführung wir übernehmen mußten! Wie wurden wir bei der Arbeit ſelbſt überlaufen, um tauſend Einwendungen zu hören, auf die wir überdies mit der größten Geduld eingehen mußten! Unſere Lage würde noch entſetzlicher geweſen ſein, wäre ſie nicht ſo überaus komiſch geweſen. Und was half auch jetzt alles Klagen und Jammern, da im Hintergrund ſtets die grauſame Nothwendigkeit ſtand!

Faſt nicht weniger Sorge wie um Speiſe und Trank hatten wir um unſere Kleidungsſtücke. Von Tag zu Tag traten die Tuchfäden unſerer Röcke unverſchämter und offenkundiger an das Tageslicht. Die Sonne ſchien immer neckiſcher über die mehr und mehr erglänzenden, von Wolle entblößten Flächen, an Elnbogen und Knien drohte der mürbe Stoff zu platzen, und aus den Nähten guckte hier und da verſtohlen ein Fragment der gerade nicht ſehr reinlichen Wäſche. Der Mangel der Unterkleider wurde allmählich kaum mehr barmherzig durch die Oberkleider verhüllt. Am ſchlimmſten aber ſtand es mit den Schuhen und Stiefeln. Die Sohlen waren ſo dünn geworden, daß wir ſo ſanft und ungehört wie die Katzen die Stiegen hinauf- und hinabliefen, und an dem Oberleder zeigten ſich Löcher, die uns nöthigten, die darunterliegenden Strümpfe, ja ſogar die Füße mit ſchwarzer Farbe oder Tinte anzuſtreichen, um den Vorübergehenden unſere Blößen zu bedecken. Ueberhaupt war es merkwürdig, mit welchen erfinderiſchen Talenten für Toilettenkünſte die Natur uns ausgeſtattet hatte. Lappen und Papiere, denen wir allerlei Farben zu geben wußten, verdeckten Schäden aller Art. Gleichwol kam es zuletzt dahin, daß wir nur noch Einen erträglichen Anzug zuſammenbringen konnten, in welchem nur einer von uns am hellen Tage das Haus verließ, während der andere auf der Stube blieb. Glücklicherweiſe waren unſere Mützen ſo verſchieden, daß ſie eine völlige

Aehnlichkeit unter uns aufhoben. Aber wir ſcheuten überhaupt das Sonnenlicht, und ſchwärmten wie die Fledermäuſe faſt nur noch in der Dämmerung und in der Dunkelheit.

Da wir bei all dieſen Uebelſtänden auch noch in den Winter hineingingen, ſo entſtand die Frage, wie wir uns Feuerung für die bevorſtehenden kalten Tage beſchaffen ſollten. Im November hatten wir uns, da die Witterung noch ziemlich mild war, ohne Brand beholfen, aber der December brachte ſo eiſige Tage, daß wir nicht mehr arbeiten konnten, weil uns die Gedanken einfroren und die Hände ſteif wurden. Was war da zu thun? Unſere Zeichnungen waren längſt im Beſitze gieriger Kunſthändler, die uns beinahe gar nichts dafür gegeben hatten. An Herrn Fink, deſſen Vermittelungen ſo ſchnöde abgewieſen worden waren, wagten wir uns nicht zu wenden. Unſere jungen Freunde gehörten ſelber nicht zu den Sprößlingen des Krösus. Ueberdies hatten ſie oft genug mit uns getheilt. So traf uns Baſtel einſt bei Waſſer und Brot. Er ſchlug die Hände überm Kopf zuſammen, als er einen klaren Blick in unſere Noth that, und ging ſchweigend von dannen. Wir meinten, er ſchämte ſich ſeiner heruntergekommenen Freunde.

Aber gerade von ihm kam uns eine vorübergehende Hülfe, denn er ſchilderte, wie wir ſpäter erfuhren, mit Thränen im Auge unſere traurige Lage ſeiner Geliebten. Anna weinte mit ihm, und beide ſannen, wie uns Beiſtand geleiſtet werden könne. Das gute und edle Mädchen hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſeine Sparbüchſe zu leeren und uns den Inhalt derſelben zuzuſchicken.

Aber dabei ließ ſie es keineswegs bewenden. Bisjetzt hatte ſie ſich niemals um die Küche ihres älterlichen Hauſes bekümmert. Nun aber war ſie unter dem Vorwande, ſich in der Haushaltung zu unterrichten, alle Tage darin zu finden, wobei ſie es indeß auf nichts anderes abſah, als ſich einiger guten Biſſen für uns zu bemächtigen. In gleicher Weiſe wußte ſie ſich den Kellerſchlüſſel zu verſchaffen, um uns dann und wann mit einer Flaſche guten alten Weines zu überraſchen. Die geraubten Gegenſtände aber packte ſie an jedem Abend zierlich in ein Körbchen, welches uns Baſtel im Schatten der Nacht unter dem Mantel zutrug. Ihre Sorge ging ſogar ſo weit, daß ſie uns ſelbſt mit Brand verſah, denn ſie beauftragte Baſtel, uns in der Dunkelheit große Scheite Holz durch ein Kellerloch zu reichen, die wir dann, faſt der Gefahr ausgeſetzt, für Diebe gehalten zu werden, nach unſerer Wohnung ſchleppten. Wie ſehr wir in dieſem Zuſtand unſere Erniedrigung fühlten, ſo mußten wir doch bei der höchſt traurigen Lage der Dinge unſere Scham beiſeiteſetzen. Noth bricht Eiſen, wie das Sprüchwort ſagt. Wir hofften auf die Zukunft und quälten uns allgemach durch den harten Winter.

Als es gegen das Frühjahr ging, brach eine neue Noth über uns herein. Unſere Hausleute waren bisjetzt noch am glimpflichſten mit uns verfahren. Ihren wiederholten Mahnungen hatten wir die Vertröſtuug entgegengeſetzt, daß wir bald wieder bei Herrn Fink beſchäftigt ſein würden, und da ſie die wohlwollenden Geſinnungen des braven Mannes durch viele thatſächliche Beweiſe kannten, ſo ließ ſich ihr Unmuth auch in der That eine lange Zeit beſchwichtigen. Leider aber misbrauchten wir ihre Hoffnungen zu ſehr. Wirth und Wirthin fingen an ungeduldig zu werden; ſie zeigten ſich mit immer dringendern Vorſtellungen, die endlich ſo entſchieden wurden, daß es zu mehrern verdrießlichen und ſelbſt zu groben Scenen kam. Der offenkundigſten Kälte folgte die offenkundigſte Feindſchaft, als wir mehrfach die letzten Termine der Zahlung, die uns geſtellt waren, verſäumten. Wir vermieden jede Begegnung. Da uns bei dieſen Gelegenheiten die ſchimpflichſten Beleidigungen drohten, ſchloſſen wir bei Tag unſere Thüre ab und ſchlüpften des Abends ſo ſtill und geräuſchlos wie möglich ein und aus, wobei uns die dünnen Sohlen vortrefflich zu ſtatten kamen.

So ſtieg ich denn eines Abends, als ich gegen 10 Uhr allein zurückkehrte, zu unſerer olympiſchen Wohnung empor, indem ich mich freute, im Hausgange keinem der verdrießlichen Geſichter begegnet zu ſein. Ich war glücklich an die Thüre unſerer Stube gelangt und wollte raſch, wie ich es gewohnt war, eintreten. Aber wie war ich erſtaunt, da ich alles feſt verſchloſſen fand! Ich rief mit leiſer Stimme den Namen meines Genoſſen, indem ich mich der Hoffnung hingab, derſelbe habe ſich gegen einen feindlichen Ueberfall abgeſperrt. Es erfolgte keine Antwort. Ich machte neue Verſuche, aber die Thür blieb ſteif im Schloſſe. Jetzt wurde mir plötzlich die Sache klar. Die Hausleute wollten uns um jeden Preis los ſein, und hatten noch die gelindeſte Art, uns vor die Thüre zu ſetzen, gewählt. Doch ſie nahmen auch, um ſich zu entſchädigen, alle unſere Sachen, Entwürfe, Modelle, Bildhauereien und Arbeitsgeräthe in Anſpruch. Was war da zu machen? Ich entſchloß mich kurz und verließ das Haus ebenſo ſtill, wie ich es betreten hatte. O barmherziger Gott, wir waren nackt und bloß auf die Straße geſetzt!

IX.

Als ich in der freien Luſt ſtand, die mir kühl das heiße Geſicht umfloß, wirbelte es mir im Kopf ſo dumpf und wild, daß ich lange keinen beſtimmten Gedanken faſſen konnte. Endlich kam mir die Ueberlegung zurück und ſagte mir, daß ich zunächſt Friedrich von dieſer neueſten Wendung der Dinge unterrichten müßte. Hatte er nicht vielleicht ſchon dieſelbe Scene durchgemacht? Und wo ſollte ich ihn alsdann finden? Aber nein! Wäre er ſchon an der verſchloſſenen Thüre geweſen, ſo hätte er mich ſicher hier unten auf der Straße abgewartet. Ich entſchloß mich, daſſelbe zu thun, und ſchlich in der peinlichſten Stimmung an den Häuſern hin, indem ich jedem ſpäten Wanderer aus lauter Schamgefühl auswich, obgleich die Nacht dunkel genug war, um meine Aufregung zu verhüllen. Die Minuten dehnten ſich mir zu Stunden.

Endlich ſah ich den Freund, ein Lied vor ſich her trällernd, die Straße heraufkommen. Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn er hatte in den ſchwierigſten Lagen den meiſten Muth bewieſen und bei jeder Gelegenheit die beſten Auswege gewußt. Ich fühlte auch jetzt das beſte Vertrauen zu ſeinem ſtärkern Geiſte und ſtürzte ihm entgegen, um ihm unſer Schickſal mitzutheilen. Anfangs donnerten ihn meine Nachrichten nieder; allmählich aber faßte er ſich und rief mit komiſchem Pathos: Ja, das größte Uebel iſt die Schuld. Aber ſolche Hauptkerle wie wir dürfen ſich nicht ins Bockshorn jagen laſſen. Es lebe das Zigeunerleben! Sein ſtets ſich gleich bleibendes, friſches Gemüth ſchlug ſogar in eine Art von wildem Humor über, der auch bald auf mich überging. Was dem einzelnen ſchwer zu tragen wird, dem trotzen zwei ſchon viel leichter. Wie ein Platzregen, der eine ganze Geſellſchaft auf dem Felde überfällt, die Laune häufig ſteigert, während er dem einzelnen Wanderer ein äußerſt läſtiger Gaſt iſt, ſo erſchien uns unſer Los, als wir es gemeinſchaftlich anſchauten, viel erträglicher. Wir machten ſogar bald gute Miene zum böſen Spiel und fingen nach der Art leichtfertiger und übermüthiger Jugend an, ſpöttiſche Bemerkungen über unſere Lage zu machen.

Zunächſt mußten wir darauf bedacht ſein, wie und wo wir die Nacht zubringen ſollten. Freilich war hier guter Rath theuer, denn die Stunden zogen immer mehr auf Mitternacht. Gleichwol machte Friedrich den Vorſchlag, in einer entlegenen Gaſſe ein Unterkommen zu zu ſuchen. Er erzählte mir nämlich, daß er vor einigen Tagen durch dieſelbe gegangen ſei und dort, in der Vorahnung unſers bevorſtehenden Auszugs, an einem kleinen Hauſe einen Zettel mit der geläufigen Aufſchrift: Zimmer zu vermiethen! geleſen habe. Die Ausſicht, noch in ſpäter Stunde ein Abenteuer zu erleben, gab uns all unſere Keckheit zurück. Wir begaben uns alſo verzweifelt luſtig auf den Weg und befanden uns nach einigen Minuten in der bewußten Gaſſe und vor dem geſuchten Hauſe. Und ſiehe da, die Tafel, die Friedrich geſehen hatte, hing an der Thür und wurde durch den Nachtwind hin- und hergeſchüttelt.

Bald waren einige kräftige Züge an der alten, raſſelnden Klingel gethan. Lange blieb alles ſo ruhig, als wäre das ganze Haus ausgeſtorben. Da wir aber unſere Hoffnung nicht ſo gleich fahren ließen, ſo wiederholten wir das dumpfe Geläute und thaten zugleich einige derbe Püſſe auf die alte, rappelige Thüre. Nachdem wir noch einen dritten und eingreifendern Verſuch gemacht hatten, hörten wir ein Geräuſch im Hauſe, einige Thüren knarrten, im Oberlicht erſchien der matte Glanz einer Lampe, auf der Flur nahten ſich bedächtige, ſchleppende Tritte, und der Schlüſſel drehte ſich in dem alten Schloß. Dann wurden die Riegel weggeſchoben und die Thüre öffnete ſich. Ich werde dieſen lächerlichen Anblick nie vergeſſen, denn ein altes, dürres Weib mit einem wahren Xantippengeſicht ſtand im Hemde vor uns. Was wünſchen Sie? kreiſchte ſie mit einer ſcharfen und ſpitzen Stimme. — Hier ſind Zimmer zu vermiethen, ſagte Friedrich. Wir wünſchen dieſelben zu beſehen und augenblicklich zu beziehen, fügte ich hinzu. — Die Alte aber wurde todtenbleich im Geſichte und ſchrie: Was, ihr Nichtsnutze, habt ihr nichts Beſſeres zu thun, als ordentliche Leute mitten in der Nacht zu kujoniren! Schert euch zum Teufel! Wir verſuchten, ſie mit guten Worten zu beruhigen, und bedeuteten ſie, daß die Tafel ja auch mitten in der Nacht aushinge, und daß wir deshalb das Recht der Nachfrage hätten. Sie verſtand aber weder Scherz noch Ernſt und übergoß uns mit einer Flut von Schimpfreden, die ich des Anſtandes halber nicht wiederholen will. Da ſie ſogar mit Polizei und Nachtwächter drohte und ſich zugleich Schritte in der Ferne hören ließen, ſo zogen wir vor, das Feld zu räumen und das Weite zu ſuchen, während ſie uns ſinnbildlich und thatſächlich auf den Weg leuchtete.

Wir hatten den Plan, für die Nacht ein ſchützendes Unterkommen zu finden, beinahe ſchon aufgegeben und wanderten zwecklos durch die Straßen, als wir von ungefähr an den Main kamen. Im Angeſicht von Sachſenhauſen ging mir plötzlich ein neuer Gedanke durch den Kopf. Ich führte meinen Freund über die Mainbrücke und ſuchte mit ihm einen Heuſchober auf, deſſen ich mich noch aus der Kinderzeit erinnerte, weil er oft zum Schauplatz unſerer frühen Spiele gedient hatte. Wir klommen auf der angelehnten Leiter in den dunkeln Raum, krochen in das Heu, in dem wir bald eine wohlthuende Wärme ſpürten, und ſanken nach einem unheilvollen Tage bald in die heilſamen Arme des allerquickenden Schlafes. Als wir aber ſchon in der erſten Morgendämmerung durch den Schrei des im anliegenden Hühnerhauſe herrſchenden Hahnes aufwachten, die trockenen Halme von uns ſchüttelten und das Freie ſuchten, war uns unendlich nüchtern und katzenjämmerlich zu Muthe. Ja, wenn es noch Sommer geweſen wäre, und wir hätten hinauslaufen können, um uns eine Rübe aus dem Felde zu reißen oder einen Apfel vom Baume zu pflücken! So aber konnten wir noch nicht einmal zu einem elenden Frühſtück gelangen. Der den Vögeln in der Luft ihre Speiſe gibt und der die Lilien auf dem Felde kleidet, ſchien uns diesmal ganz zu vergeſſen.

Während wir kopfhängeriſch und frierend ohne Ziel und Zweck in die Welt gingen, fiel uns ein kleines Wirthshaus in einem benachbarten Dorfe bei, in dem wir oft bei unſern Studienfahrten bei Speiſe und Trank ausgeruht hatten. Der Wirth war ein luſtiger Vogel, mit dem wir manchen Spaß getrieben. Sollte er uns nicht für einige Tage Quartier geben? Geſagt, gethan! Wir gingen hinaus und erzählten dort, nach einem harmloſen und freundlichen Empfang, daß unſere Wohnung in der Stadt angeſtrichen und geſäubert werde, und daß wir deshalb für einige Tage auf das Land kämen. Dann ließen wir uns ein einfaches Frühſtück auftragen, das uns Wärme und Kraft und deshalb auch neuen Muth gab. Als die Flügel uns wieder ein wenig gewachſen waren, griffen wir zu Feder und Papier. Ich ſchrieb an Baſtel und Hans, und Friedrich ſchrieb an Toni, wie es mit uns ſtand.

Noch am Abende deſſelben Tags, als wir, in ſtumme Betrachtungen verloren, am Fenſter ſaßen und in das ſtürmiſche Wetter hinausblickten, in dem der Winter mit dem kommenden Frühling rang, ſahen wir Baſtel auf unſer Haus zuſtürzen. Aber um Gottes willen, wie verändert war ſein Ausſehen! Er machte Schritte wie ein Wahnſinniger, die Haare flogen ihm wirr um den Kopf, ſeine Züge waren blaß und eingeſunken, und die Augen ſtierten roth und angeſchwollen aus ihren Höhlen. Das konnte nicht allein das Mitleid mit unſerer Lage thun! Und wahrhaftig, es ging dem armen Schelm noch hundertmal ſchlimmer wie uns! Wir waren doch nur durch unſere äußerliche Lage in Trauer und Sorge verſetzt. Ihm aber blutete das Herz in vollen Strömen, denn ſein Liebesverhältniß mit Anna war von den Aeltern entdeckt worden. Eine Gouvernante, die ſich gleichfalls für den ſchönen jungen Lehrer intereſſirte, hatte das Paar in einer glühenden Umarmung überraſcht und dieſe Wahrnehmung mit dem Eifer einer alten Jungfer an die oberſte Behörde des Hauſes gebracht. Die Mutter war darüber in Krämpfe verfallen und der reiche Handelsherr in die äußerſte Wuth ausgebrochen, daß ein Menſch, der in ſeinen Dienſten ſtand, es gewagt hatte, die Augen auf ſeine Tochter zu werfen. Die Folge davon war eine Scene, in der weder Anna's Thränen und Klagen noch Baſtel's Verzweiflung und Bitten die geringſte Wirkung ausübten. Unſer junger Freund mußte ſofort aus dem Hauſe. So trat er vor uns, ein Bild des Jammers, der Hoffnungsloſigkeit und des gebrochenen Herzens.

Da ſaßen wir denn, drei Genoſſen, die alle daſſelbe traurige Schickſal erlitten hatten, denn wir waren alle drei auf die Straße geſetzt worden. Beinahe ſchien es, als wolle ſich alles Unglück der Welt auf die Häupter unſerer Genoſſenſchaft herabſenken. Es war ein Glück, daß unſer ſchwäbiſcher Freund Hans Schmatzinger auch noch denſelben Abend herauskam und uns durch ſein geſundes, rothes Geſicht ſowie durch ſeine kugelrunden Formen den Beweis lieferte, daß ihn bisjetzt wenigſtens noch kein vernichtendes Fatum auf das Korn genommen hatte. Aber es ſteht ja ſchon in dem berühmten Buch von den Sieben Schwaben, daß Gott einen echten Schwaben nicht verläßt. Sein drolliges Weſen entlockte uns ſogar wieder einige Scherze. Nur Baſtel blieb in ſeiner trüben, düſtern und verzweifelnden Stimmung, aus der wir ihn trotz aller Zureden und Tröſtungen nicht befreien konnten.

Am andern Morgen erſchien auch Toni, dem wir es bereits übel nahmen, daß er nicht ſchon eher das Werk der Barmherzigkeit zu üben und die Traurigen zu tröſten kam. Aber er hatte doch mehr gethan, als wir vermutheten. Herr Fink war durch ihn von unſern Unfällen unterrichtet worden. In ſeinem Auftrag entbot er uns ſogleich in das Inſtitut, indem er uns zugleich eröffnete, daß wir auf gute Nachrichten hoffen dürften. Wir ließen Toni bei dem armen Baſtel, der ſich noch fortwährend in einer Aufregung befand, daß wir fürchteten, er möchte ſich das Leben nehmen, und wanderten in die Stadt. In der Wohnung unſers frühern Principals erwartete uns zwar zunächſt eine derbe Strafpredigt; dann aber trat aus den Wolken plötzlich die hellſte und heiterſte Sonne. Friedrich eröffnete er die freudige Ausſicht, im Auftrage eines Kunſthändlers nach Düſſeldorf zu gehen, um dort mehrere Lithographien anzufertigen. Toni ſollte ihn zu demſelben Zweck begleiten. Mir aber hatte er eine Stelle bei einem mainzer Bildhauer verſchafft, der bedeutende Aufträge für eine Burg am Rheine ausführen mußte, welche ein reicher Graf aus ihren Trümmern aufrichten ließ. Ueberdies ſtellte er mir frei, den Schwaben Hans Schmatzinger, der gleichfalls Arbeit dort erhalten könne, mitzunehmen. Wie lachte uns nun doch nach all den Herbigkeiten das Glück! Wir hatten um ſo mehr Urſache, dem trefflichen Manne den beſten und tiefſten Dank zu wiſſen, da er es ſich auch angelegen ſein ließ, mit unſern Gläubigern zu verhandeln und uns und unſere Siebenſachen loszueiſen. Wer war mit einemmal froher als wir!

Glücklicherweiſe gelang es uns, auch Baſtel einigermaßen zu beruhigen. Wir beſtimmten ihn, einen Freund zu beſuchen, der als wohlhabender junger Gelehrter auf der Univerſität Bonn privatiſirte zumal da er uns verſichert hatte, derſelbe werde ihn mit offenen Armen empfangen. Dann ordneten wir alle mit der größten Emſigkeit unſere Angelegenheiten und rüſteten uns zur Abfahrt, indem wir ſämmtlich das Gefühl hatten, daß es nicht gut ſei, länger in Frankfurt zu bleiben. Von meinem Vater und meinen Geſchwiſtern nahm ich gerührten Abſchied. Dem edeln Herrn Fink aber ſchüttelten wir alle mit dem tiefſten Dankgefühle die brave Männerhand.

X.

Es war einer jener hellen und lauen Tage, wie ſie der Vorfrühling zuweilen mit ſich bringt, als unſer engverbundener Freundeskreis das Marktſchiff beſtieg, welches uns gemeinſam den Strom hinunter nach Mainz führen ſollte. Die Morgenfrühe hielt die Stadt und ihre Häuſer und Thürme mit einem leiſen Duft umſchleiert. Wir hatten dort viele frohe und trübe Stunden verlebt. Unſere ganze Jugend war mit dieſen Orten verwebt. Wie ſollte uns da nicht ein ſchmerzliches Gefühl beſchleichen, indem wir uns, Gott weiß für welche Zeit, davon trennten! Mir wurde es wenigſtens, als der Anker ſich löſte, als der Kahn vom Ufer ſtieß und als Stange und Ruder ſich bewegten, recht wehmüthig ums Herz. Ich hatte dort meine erſten Blicke ins Daſein gethan, ich hatte dort den Weg der Kunſt beſchritten, ich hatte dort die erſte Liebe erlebt! Clementine kam mir wieder recht lebhaft in die Gedanken. Und ſo mochte jeder von uns ähnlichen Gefühlen nachgehen. Wir verhielten uns alle ſchweigend und ſtumm. Es riſſen viele Ketten, die uns an dieſe Scholle gebunden hatten. Aber unſere Augen waren unverwandt auf die alte Stadt gerichtet, in der jetzt wol jeder noch einmal ſeine Lieblingsſtellen mit der Seele zu ſuchen ſtrebte. Dann wurden allmählich die Häuſer kleiner, endlich verſchwand auch der Domthurm, der uns lange wie ein mahnender Finger zugedroht hatte: Denkt an mich!

Auf dem alten frankfurter Marktſchiffe ging es damals noch recht bunt und luſtig zu. Das Auge wurde gewöhnlich durch die mannichfachſten Gruppen in Anſpruch genommen, aus denen man ſich wiederum die vielfältigſten Erſcheinungen zur Betrachtung ausleſen konnte. Hübſche Landmädchen, gehäbige Bauern, reiſende Handwerksburſchen, geſchniegelte Handelsdiener und ſchmuzige Schacherjuden boten ein ewig wechſelndes Bild. An Geplauder und Geſang fehlte es auch nicht, ja es ließ ſich diesmal eine Bande wandernder Horniſten abwechſelnd mit einigen Harfenmädchen hören. Aber was ſollte uns all die lärmende Wirthſchaft? Nur Toni ſchenkte dem fröhlichen Treiben ſeine Aufmerkſamkeit. Unſer Schwabe Hans wollte erſt ſpäter nach Mainz kommen, ſonſt hätte ſich der drollige Burſch wol in die bunte Geſellſchaft gekugelt. Friedrich, Baſtel und ich blieben ſchweigend auf der Bank. Die ernſte und gemeſſene Stimmung verließ uns auch in Mainz nicht, obgleich die Herrlichkeiten des paradieſiſchen Rheingaues, an deſſen Thoren wir uns befanden, und die mannichfachen architektoniſchen Schönheiten der Stadt, deren Betrachtung wir den Nachmittag und Abend widmeten, wohl geeignet geweſen wären, unſere trüben Gedanken zu zerſtreuen. Am andern Morgen brachte ich meine

Jugendgenoſſen an den Dampfer. Wir ſchüttelten uns zum letzten mal die Hände, dann beſtiegen ſie das Schiff, das mit rauchendem Schlot und raſſelnden Rädern in den Fluß ſchoß. Die Hüte wurden geſchwenkt, die Taſchentücher wehten. So entzogen ſich die Geſtalten der Kennbarkeit. Ich ſtand allein am Ufer, ich fühlte mich allein im Leben. Es war eine tief in die Seele ſchneidende Empfindung. Mein Herz zog ſich zuſammen, und ich hatte Mühe, die Thränen in meinen Augen zurückzupreſſen.

Als ich nach einem Gange durch die friſche Morgenluft meine Faſſung wieder gewonnen hatte, machte ich mich auf den Weg zu dem Bildhauer Schell, bei dem ich jetzt in Arbeit treten ſollte. Die Spannung, meinen neuen Principal kennen zu lernen, gab den Gedanken eine andere Richtung. Ich erfragte ſeine Wohnung, und wurde in die Werkſtätte gewieſen, wo ich den Meiſter bereits in voller Beſchäftigung fand. Er war ein Junggeſelle, der ſeine funfzig Jahre haben mochte und der mir einen ſehr ernſten Eindruck machte. Nachdem ich mich bei ihm eingeführt hatte, erhielt ich einen kurzen Gruß zum Willkommen und die Anweiſung, mich morgen zur Arbeit einzufinden. So wenig Worte er mich hören ließ, ſo flößte mir doch die Art und Weiſe, in der er mit mir verhandelte, Vertrauen ein. Der Mann ſchien etwas von den Statuen und Säulen angenommen zu haben, die, rings im Raum umherſtehend, unter ſeinem Hammer und Meißel entſtanden waren. Er hatte ſelbſt etwas von der Härte und Starrheit, aber auch von der Würde und Einfachheit jener Geſtalten, deren Schöpfung ſein Leben gewidmet war. Als unſere kurze Verhandlung zu Ende lief, führte er mich zu ſeinen Gehülfen und ſtellte mich denſelben vor. Auch bei ihnen ſtieß ich auf daſſelbe ſcharfe und entſchloſſene Weſen, das mir bei dem Meiſter auffallen mußte, deſſen Charakter offenbar den entſchiedenſten Einfluß auf ſeine ganze Umgebung ausübte.

Schon am andern Tage ſtand ich gleichfalls als Geſelle in der Werkſtatt und ſchaffte rüſtig an meinem Tagewerk, während ich ohne Zweifel ein ebenſo hartes und ſteinernes Geſicht machte wie meine Arbeitsgenoſſen. Im Anfang ſagte mir übrigens dies Schaffen auch nur wenig zu, denn ich fühlte ſehr lebhaft, daß es ſich im Gegenſatz zu meiner phantaſtiſchen frankfurter Laufbahn um ein handwerksmäßiges Wirken handelte. Statt der marmornen Götterbilder, von denen ich ſchon geträumt hatte, fand ich ernſte Statuen, welche Kirchen und öffentliche Gebäude ausſchmücken ſollten, und allerlei Arabeskenzierath für Capitäle und Simſe. Ueberdies galt es, tüchtig und derb Hand anzulegen. Alle die Männer, die um mich her den ſpröden Steinen Form und Leben zu geben bemüht waren, hatten Schwielen an den Händen, und ſie ſcheuten weder Schweiß noch Müdigkeit. Da dachte ich denn oft mit Sehnſucht an die Zeit, wo ich nach Belieben meine Thonbilder knetete und meine Gipsabgüſſe beſorgte. Aber die Tage, wo ich wie ein Schmetterling nur an Blüten umherſchwärmte, waren vorüber. Ueberall ſah mich der ſteinerne Ernſt des Lebens aus all dieſen ſteinernen Geſichtern und Gebilden an.

Und das war gerade ein ſehr großes Glück. Allmählich kam die beſſere Einſicht über mich, daß ich in jenem dilettantiſchen Leben zu Grunde gegangen wäre. Handwerk hat goldenen Boden, heißt ein Sprüchwort, deſſen Bedeutung mir von Tag zu Tag mehr aufging. Was hilft aller Flug der Phantaſie, wenn man den Ideen nicht feſte Formen zu geben weiß! Ich dankte dem Himmel, daß er mich ſo bald die Segnungen einer täglich ſich erneuenden und angeſtrengten Arbeit empfinden ließ. Es dauerte nicht lange, ſo ſchwärmte ich ordentlich für meine jetzige Exiſtenz. Ich ſah in unſerer Werkſtätte gewiſſermaßen eine Bau- und Bildhauerhütte des Mittelalters, und lebte der feſten Ueberzeugung, daß nur aus ſolchen Richtungen wieder eine aus dem Volk geborene, in das Volk übergehende, geſunde und lebenskräftige Kunſt erſtehen könne. In Betreff meiner ſelbſt aber ward es mir klar, daß ich früher doch trotz allem guten Glauben an mich ein ziemlich unbedeutender Stümper geweſen war. Welch ein anderes Bewußtſein gab mir die Sicherheit und Feſtigkeit, mit welcher ich allmählich jeden Gedanken ausdrücken konnte! So lernte ich denn auch das ſteinerne Geſicht des Meiſters verſtehen.

Der Ernſt, welcher über mich gekommen war, ſteckte ſelbſt meinen Freund Schmatzinger an, der, nun auch übergeſiedelt, ſeine Arbeit in Angriff genommen hatte. Dem flatternden Wirthshausleben wurde abgeſagt. Dafür benutzten wir unſere Freiſtunden, um allerlei kunſtgeſchichtliche Studien zu machen, wozu die vielfachen monumentalen Werke der Umgegend uns vielfache Anknüpfungen gaben. Gute Kupferwerke, die wir theils bei unſerm Meiſter, theils bei andern Leuten liehen, beſchäftigten uns in den Abendſtunden, um die großen Lücken in unſern Kenntniſſen auszufüllen. Ich brachte es auf dieſe Weiſe bald ſo weit, daß ich mich dem Meiſter bei ſeinen vielfachen Entwürfen durch neue, im Geiſte vergangener Zeiten gehaltene Erfindungen nützlich machen konnte. Und welche freudige Genugthuung empfand ich alsdann, wenn ich dem ernſten Manne ein freundliches und lächelndes Zeichen der Zuſtimmung entringen konnte! Wahrhaftig, mein Herz war in ſolchen Augenblicken mit einer unendlich viel größern Befriedigung erfüllt als bei den durchaus nicht kargen Lobeserhebungen meiner frühern Genoſſen. Das ernſte, gute Verhältniß, in welches ich zu dem Meiſter und ſeinen Geſellen gelangte, thut mir noch jetzt in der tiefſten Seele wohl.

So gingen die Tage in ruhigem Gleichmaße dahin, als mit einemmal wieder alte Gefühle, die allmählich verblichen und verblaßt waren, aufgerüttelt wurden. Der Sommer war bereits vorüber und die Tage wurden ſchon bedeutend kürzer, da fand ich eines Abends, als ich in meine Stube trat, auf dem Kopfkiſſen meines Bettes eine voll und ſchön erblühte dunkelrothe Roſe, die in der vorgerückten Jahreszeit nur das Product einer ſorgfältigen Pflege ſein konnte. In meiner Unbefangenheit nahm ich ſie für eine Aufmerkſamkeit der alten Magd, die mir ſehr zugethan war, und ſtellte ſie ſorgfältig in ein Glas mit Waſſer. Als ich mich am andern Morgen bei der gutherzigen Perſon bedankte, machte ſie große Augen und wollte nichts davon wiſſen. So glaubte ich, der Hauswirthin als der Spenderin meine Erkenntlichkeit ausſprechen zu müſſen, aber dieſe wies mich mit noch größerer Gewißheit zurück. Seltſamerweiſe bewahrte die Blume noch lange Zeit ihre Friſche, und ich bemerkte, daß ſie jeden Tag friſches Waſſer erhielt. Aber die Sache war doch im ganzen zu unbedeutend, um länger darüber zu grübeln. Da geſchah es ein anderes mal, daß ich auf dem Tiſche ein roſenrothes Briefchen mit meiner Adreſſe liegen ſah. Ich erbrach daſſelbe voller Ueberraſchung und Neugierde, denn wer konnte ſich in ſo zierlicher Weiſe ſchriftlich an mich wenden? Und wie wuchs da mein Staunen, als ich, ohne irgend eine Unterſchrift, in den zarteſten Zügen folgende Worte las:

Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Mit einemmal ſtand Clementinens Bild friſch und lebendig vor meinem Geiſte. Ich gerieth in die äußerſte Aufregung.

Natürlich ſah ich bei näherer Ueberlegung ein, daß meine Vermuthung nicht die allergeringſte Wahrſcheinlichkeit für ſich hatte. Wie ſollte Clementine um meinen Aufenthalt wiſſen? Wie ſollte ſie Mittel und Wege finden, um mir ſolche Andeutungen zukommen zu laſſen? Ja, wie ſollte ſie mir, da ich ihr kein Wort von meiner Liebe geſagt hatte, die erſte Erklärung machen? Von meinen widerſinnigen Gedanken überzeugt, bildete ich mir endlich ein, daß mich einer meiner Arbeitsgenoſſen zum beſten halte. Betrachtete ich mir freilich auf dieſen Verdacht hin die ernſten Geſichter in der Werkſtätte, ſo vermochte ich auf keinem einzigen die Beſtätigung zu finden. Meine Zweifel zerſtoben indeß endlich ganz und gar, als ich einmal zur Zeit des Carnevals in der Dunkelheit nach Hauſe ging, um dort ein beſſeres Kleid anzulegen und dann in Geſellſchaft einiger Genoſſen an einer öffentlichen Vergnügung theilzunehmen. In dem alten Hauſe, deſſen Bewohner ich war, blieben die kraus und wirr durcheinandergebauten Gänge meiſtens ohne alle Beleuchtung. Als ich die dunkle Treppe erſtieg und bereits auf dem erſten Abſatz angelangt war, wurde ich plötzlich von zwei weichen Armen leidenſchaftlich umſchlungen. Zugleich fühlte ich von heißen Lippen einen glühenden Kuß auf meinem Munde. Alles das war die Sache eines Augenblicks. Ich griff um mich, aber ich griff in Leere und Dunkelheit. Wäre ich vom Blitz getroffen worden, ich hätte nicht verwirrter ſein können. Der erſte Kuß der Liebe! Welch berauſchender Gedanke! Der erſte Kuß der Liebe, in das Geheimniß der Dunkelheit gekleidet! Wie nahe lag da die Betäubung! Ich konnte mich nicht faſſen und ließ meine Kameraden allein zu Feſt und Spiel ziehen. Clementinens Bild tauchte mir noch lebhafter, heftiger und unwiderſtehlicher im Geiſte auf. Ich beſchäftigte mich eine ganze lange und ſchlafloſe Nacht mit ihr und all den ſüßen, unvergeßlichen Erinnerungen jenes ſchönen Abends auf dem Main.

In das beruhigte Herz brach mit einemmal ein neuer, wilder Sturm. Clementine war das Ziel, aber ſie war nicht die Urſache. Doch wer konnte ſich hinter dieſem ſeltſamen Abenteuer verſtecken? Auf die weiblichen Perſonen, die das Haus bewohnten, ließ ſich nicht rathen. Die bejahrte Wirthin und die alte Magd? Bei dieſem Gedanken konnte man eine Gänſehaut bekommen. Außerdem hatte die Wirthin noch eine junge Nichte bei ſich, welche vor kurzem durch ihre Aeltern, die in einem Rheinſtädtchen wohnten, zum Beſuche gebracht worden war. Das Mädchen hieß Giſel und war noch ein halbes Kind. Ich ſah ſie oft unbemerkt in toller Wildheit die Spiele der Jugend treiben. Mitunter aber auch, wenn ich ſie in einer Ecke des Hofes über ihrem Märchenbuche beobachtete, hörte ich ſie weinen und ſchluchzen. Vor mir ſchien ſie ſtets eine ganz beſondere Furcht zu haben, denn ſo oft ſie mir in der Hausflur begegnete, ſchlüpfte ſie raſch in eine Seitenthüre. Traf ich ſie in der Stube ihrer Muhme, ſo entfloh ſie wie ein ſcheuer Vogel. So durfte ich bei ihr am allerwenigſten an ſolche Thorheiten denken und mich mit meinen Vermuthungen beſcheiden. Es war mir ein Räthſel aufgegeben worden.

XI.

Als der Frühling erſchien, nahm mein Freund Hans Schmatzinger Urlaub beim Meiſter, um ſeinen Aeltern einen Beſuch zu machen. Dieſer Umſtand und das neue Leben und Weben, Treiben und Keimen, Blühen und Wandern in der Natur erregte auch in mir das Gelüſte zu einem Ausflug. So erbat ich mir gleichfalls die Erlaubniß zu einem Ausflug nach Sachſenhauſen, und wanderte mit dem Genoſſen an einem hellen Maitag über die Rheinbrücke die Straße entlang, um ihm das Geleit bis Frankfurt zu geben. Es war ganz wundervolles Wetter. Die Welt hatte ſich ihr ſchönſtes Kleid angethan. Berg und Thal und Fluß lagen in der ſonnigſten Wärme. Tauſend Vögel jauchzten in tauſend hellen Liedern empor. Und auch die Menſchen hatten ihre glücklichſten Feiertagsgeſichter aufgeſetzt.

Seltſamerweiſe war aber mit meinem drolligen Kameraden heute gar nichts anzufangen. Ob ihm der Abſchied zu Herzen ging, ich weiß es nicht. Er wiederholte nur immer, daß der Frühling melancholiſch mache. Je mehr er aber den Sauerteig ſeiner Seele ans Licht kehrte, deſto toller und ausgelaſſener wurde meine Stimmung. Freilich war ich auch ein ganzes Jahr lang ſo ernſt und gemeſſen wie ein hundertjähriger Greis geweſen und hatte für nichts Augen und Ohren gehabt wie für Arbeit, Betrachtung und Studien. Dafür brachen jetzt mit einemmal alle verhaltenen Lebensquellen mächtig und unbezwinglich hervor. Mir war, als müßte ich den verlorenen Carneval nachholen, den die Menſchen wol deshalb erfunden haben, um für einige Tage alle Feſſeln und Bande von ſich zu werfen; denn es liegt in unſerer Natur, daß wir wenigſtens Einmal im Jahre den alten Adam loslaſſen. Was ich an Luſt und Laune die ganze Zeit in mir verhalten hatte, kochte nun plötzlich auf. Ich war außer Rand und Band, und ſprang, tanzte, jauchzte, ſang, warf mich in das Gras und erkletterte Bäume, ſodaß Hans mich gar nicht zu meiſtern vermochte, ja, ich kehrte zu ſeinem Verdruß in jedes Wirthshaus ein, was doch ſonſt gerade ſeine eigene Liebhaberei geweſen war. Kurz, wir hatten unſere Rollen vollſtändig getauſcht.

Nichts war natürlicher, als daß wir gar nicht von der Stelle kamen. Statt den Abend in Frankfurt einzutreffen, gelangten wir mit der ſinkenden Sonne nach Hattersheim, wo es überaus heimelnd und einladend ausſah. Die Leute kehrten überall von ihren ländlichen Arbeiten zurück, der Hirt trieb ſeine Heerde in die Ställe, die Schornſteine rauchten, die Alten ſaßen, ihre Pfeiſe rauchend, an den Thüren, die Kinder ſpielten hier und dort auf den Plätzen, und am Brunnen neckten ſich die kräftigen Burſche mit den hübſchen Mädchen. Ich ſchlug vor, über Nacht im Orte zu bleiben, was aber bei Hans einen gewaltigen Unwillen hervorrief. Wir waren noch im Streit begriffen, als wir uns in der Mitte des Dorfes einem Wirthshauſe nahten, in deſſen Thür ein blankes, heiteres Mädchen ſtand. Sie betrachtete uns mit großen Augen und ſprang dann wie ein Reh hinein. Hätte nur jeder Wirth einen ſolchen lockenden lebendigen Schild! Ich rief dem Freunde zu: Jetzt ſei du Ernſt, ich bin jetzt Hans! und lenkte mit raſchen Schritten in die Thüre. Wollen oder Nichtwollen, der Genoſſe war genöthigt, mir zu folgen.

In der Wirthsſtube war kein Menſch zu finden; wir legten unſere Siebenſachen ab und gingen in die Küche, wo die ſchmucke Dirne am Herde wirthſchaftete. Ich machte ihr einige Kratzfüße im Handwerksburſchenſtil, und beſtellte Eierkuchen und obligates Getränk in Hanſens Manier, ſodaß dieſer mit ſtillem Erſtaunen zuhörte und zuſah. Während das Mädchen die nothwendigen Beſtandtheile zuſammenholte und den Teig zubereitete, ließ ich ein luſtiges Feuer aufflackern. Nun wurde die Pfanne aufgeſetzt, und Butter und Gemengſel ziſchelten bald unter den ergötzlichſten Scherzen. Als das Product unſerer Kochkunſt auf dem Teller lachte, forderte ich als Lohn meiner Mühe einen Kuß des Mädchens für Freund Hans. Da wurde das Weſen des drolligen Burſchen, wie ich es richtig vermuthet hatte, flüſſig, das Blut ſchoß ihm in den Kopf, und die größte Zufriedenheit prägte ſich auf ſeinem Geſichte aus. Natürlich weigerte ſich die Dirne; er ſuchte ſie zu erhaſchen, ſie floh, er folgte, faßte ſie und war ſchon im Begriff, mit ſeinen breiten Lippen den ſchnippiſchen Mund zu berühren, als er ſich hinten am Kragen gefaßt fühlte und eine brüllende Baßſtimme rufen hörte: Halt! Ich werde euch lehren, Unfug in einem ordentlichen Hauſe treiben!

Der Mann, welcher den ſchönen Augenblick ſtörte, war der Wirth, ein aufgeſchwemmter Funfziger mit einem Spitzbauch, dünnen Beinen, einem unangenehmen, dicknaſigen Geſichte und fahlen blonden Haaren. Ich wollte ihn durch einen Scherz ablenken, aber er hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Kleine einer Beſtellung wegen in das Dorf zu ſchicken. Was war da zu machen? Wir gingen in die Stube und ſprachen dem ländlichen Gerichte zu, während der Raum ſich mit Stammgäſten füllte, welche der Wirth ſelbſt bediente. Als es dunkel geworden war, kam eine dicke, garſtige Viehmagd und ſteckte die Lichter an. Nun, wo iſt denn die hübſche Kleine geblieben? fragte ich den Wirth. Wo ſie gut iſt! war die mürriſche Antwort des Grobians. Schön, ſagte ich, alte Vogelſcheuche, dann wollen wir den Gram über ihre Abweſenheit vertrinken. Holt uns ein Maß vom Beſten, Meiſter Brummbär! Er ging und kam bald mit einer großen Kanne und zwei Kelchgläſern zurück, die er grimmig vor uns auf den Tiſch ſtellte. Hans trank zuerſt und ſpuckte aus: Pfui Teufel, der Wein iſt ja Eſſig! Ich koſtete vorſichtig und fand ſeine Meinung beſtätigt. He! rief ich, Herr Wirth, der Trank iſt noch unterm Aepfelwein. Es wundert mich, daß eure Gäſte keine ſauern Geſichter machen. — Nun aber verzogen die Bauern wirklich die Mienen, als hätten ſie Bauchgrimmen, und ich hörte ein Gemurmel durch ihre Reihen gehen: Was bildet ſich der freche Kerl von Handwerksburſche ein?

Will der fremde Eſel nicht anerkennen, daß hier der beſte Wein im Orte iſt! Die Geſellen ſcheinen uns das rechte Kraut! Dabei wurden hier und dort die Fäuſte geballt, daß mir nichts Gutes ſchwante. Ich trat deshalb offenherzig unter ſie und bot ihnen mein Glas zum Koſten. Als ſie die Sache unterſucht hatten, ſchlug ihre Meinung zu unſern Gunſten aus, und der Wirth wurde von allen angeſchnauzt. Er ſprach von Irrthum und erbot ſich, gutes Getränk zu holen. Während er aber in den Keller ſtieg, erzählte ich den Stammgäſten die Scene mit dem Mädchen, und es entſtand ein allgemeines Gelächter und Geſpötte, aus dem ich entnahm, daß der Alte, der Witwer war, ſeine Kellnerin heimzuführen gedachte, und das auch noch lange nicht aufhörte, als der Eſſigſpender ſich wieder unter ſeine Gäſte gemiſcht hatte. Wir kamen dadurch mit den Bauern ſogar in ein freundſchaftliches Verhältniß, zumal da ſie in uns ein Paar luſtige Vögel erkannten. Unſere Schnurren und Poſſen feſſelten den Kreis bis um Mitternacht. Als es aber endlich Zeit zum Aufbruch war, nahm ich den Schultheiß bei Seite und händigte ihm das Geld für unſere Zeche und ein kleines Geſchenk für die hübſche Kellnerin ein, indem ich ihn erſuchte, daſſelbe morgen Abend, wenn die verſammelte Geſellſchaft einen neuen tollen Streich von uns hören würde, dem alten, eiferſüchtigen Freier zu überreichen und dafür zu ſorgen, daß er gehörig ausgelacht würde.

So begaben wir uns zur Ruhe. Hans lag bald laut ſchnarchend auf dem Lager. Ich aber klopfte mit der dicken Zehe dreimal an der Bettlade, weil ich um

3 Uhr aufſtehen wollte. Denn das iſt ein untrügliches Volksmittel, um die Stunde nicht zu verſchlafen. In der That war ich zur beſagten Zeit friſch und munter, rüttelte den Freund und rief: Aus den Federn! Wir wollen ziehen! — Aber es iſt ja noch ganz dunkel, antwortete er, die Augen aufſchlagend, mit ſchlaftrunkener Stimme, und legte ſich auf die andere Seite. Sogleich nahm ich ein Glas Waſſer und beſchüttete ihn von oben bis unten, daß er ſo lebendig wie ein Spatz wurde. Komm, rief ich, wir wollen fliehen. Der Wirth mag die Zeche in den Kamin ſchreiben. Er zog ſich an, wollte aber nicht auf meinen Vorſchlag eingehen und äußerte hundert Bedenklichkeiten. Abgeſehen davon, ſprach er, daß wir es wie Diebe machten, könnten wir auch nicht aus dem Hauſe. — Ich riß darauf das Fenſter auf und warf ſeinen Torniſter durch daſſelbe. Das entſchied. Ich muß aber zuerſt herunter, meinte er erſchreckt, und du mußt mir helfen. Emſig glitt er an meiner Hand hinunter. Unterdeß blies am Ende des Dorfes der Nachtwächter. Er ließ vor Schrecken los, plumpſte auf die Erde und rief: Wir ſind verloren! Ich antwortete: Muth, Junge, das iſt der Kuhhirt! und war mit einem kecken Sprunge bei ihm. Dann eilten wir das Dorf hinaus, indeß der Nachtwächter hinter uns drein tutete.

Auf dieſe Weiſe hatte der Tag mit einer Eulenſpiegelei begonnen. Wir kamen dadurch in die Verfaſſung, ein Schelmenſtück auf das andere folgen zu laſſen. Als wir nach einiger Zeit an ein einſam im Felde liegendes Wirthshaus gelangten, in dem noch die tiefſte nächtliche Ruhe herrſchte, nahmen wir den Schild, der Zum goldenen Karpfen hieß, herunter, drehten ihn um, malten mit Kreide einen kleinen Fiſch darauf und nannten ihn Zum melancholiſchen Hering. Nicht weit davon begegneten wir einem großen Laſtwagen mit vier Pferden, deſſen Fuhrmann im tiefſten Schlafe oben drauf lag. Wir ließen die Pferde mit Vorſicht kehrt machen, und die Thiere zogen ihn ruhig wieder des Weges, den er gekommen war. Ein frühzeitiger Bote, der aus dem Gebirge kam, um einigen mainzer Schiffern Ladungen nach Holland anzuſagen, mußte von uns hören, der Rhein ſei ausgetrocknet, weil die Heſſen ihn oberhalb mit Steinen abgedämmt hätten, worauf er es für beſſer fand, zurückzukehren und ſeinem Herrn das ſtörende Ereigniß anzuzeigen. Im nächſten Dorfe bemühten wir uns, wie ein Paar Hähne zu krähen, worauf die ſämmtlichen Hauswächter der Bauernſchaft uns eine laute und allgemeine Antwort zukommen ließen. Dann nahmen wir unſern Kaffee ein.

Als wir unſere Rechnung mit dem Wirth in Ordnung gebracht hatten, nahm Hans die Gelegenheit wahr, ſeine Barſchaft zu zählen und ein verdrießliches Geſicht über die vielen unnöthigen Ausgaben zu ſchneiden. Wenn es ſo fort ginge, ſprach er ärgerlich, ſo müßte ich mich am Ende wie ein Handwerksburſch in die Heimat fechten. — Fechten? rief ich, du und fechten! Dicker Hans, ich möchte dich fechten ſehen. Das iſt ein ganz trefflicher Gedanke. Wir kommen jetzt bald nach Höchſt. Dort ſollſt du mir eine Probe deines Talentes ablegen. — Wenn du mit mir fechten willſt, meinte er, ſo bin ich es zufrieden. — Topp! ſprach ich. Ein Mann, ein Wort! Wer das Verſprechen bricht, zahlt in Frankfurt drei Flaſchen Wein. Ich hielt ihm die Hand hin, er ſchlug ein, und unter lauter Scherzen über unſer Vorhaben zogen wir weiter.

Als wir am Thore von Höchſt ankamen, fiel uns gleich ein Anſchlag der Obrigkeit ſehr unangenehm in die Augen, denn an der Mauer hing eine Tafel, und auf der Tafel ſtand: Das Betteln und Fechten iſt bei zwei Gulden Strafe oder verhältnißmäßigem Gefängniß verboten. Hans wollte wieder Bedenklichkeiten machen, ich aber hielt dabei feſt: Unſere Wette muß abgemacht werden. Fechte du an der rechten Häuſerreihe, ich fechte an der linken. So kriegen wir am Ende genug zuſammen, um im Nothfall die Strafe zu bezahlen! Da er ſich aber durchaus nicht beſtimmen laſſen wollte, ſo war ich luſtig entſchloſſen, den Anfang zu machen. Gib mir deinen alten Kittel, rief ich, du ſiehſt ohnehin verlaufen und lumpig genug in deinen Reiſekleidern aus. Ich warf das blaue Staubhemde über und ſchritt rüſtig auf eins der nächſten Häuſer zu. Daſſelbe ſah recht freundlich aus, die Sonne glänzte auf den blanken, ſauber behangenen Gardinen und auf den grünen Fenſterläden, ein Weinſtock umſchlang es mit ſeinem üppigen Gezweig, auf dem Giebel ſaßen bunte und weiße Tauben, die ſich im Morgenlicht wärmten, und an den Sims hatten zwitſchernde Schwalben ihre Neſter gebaut. Da wohnt der Friede und was Gutes, dachte ich. Wie ich näher kam, hörte ich eine Guitarre erklingen und eine hübſche, wohllautende Stimme dazu ſingen. In der Flur am Fenſter aber ſaßen zwei Mädchen, blühend und voll wie junge Roſen. Die eine war die Sängerin, die andere lauſchte dem Lied, indem ſie ſich mit einer Handarbeit beſchäftigte.

Mein Entſchluß kam unter dieſen Umſtänden beinahe wieder ins Wanken. Aber wer den erſten Schritt thut, muß auch den zweiten thun! Friſch gewagt iſt halb gewonnen! Der gerade Weg iſt der beſte! So viel Sprüche für Einen Grund! Ich zog meine Mütze und ging demüthig hinein und ſprach: Sie werden verzeihen! Ein armer reiſender Handwerksburſch bittet um eine kleine Morgengabe. Es iſt übermorgen der dritte Tag, daß ich keinen warmen Löffel über das Herz gebracht habe. Die Mädchen ſahen mich mit großen Augen an und begannen zu lachen. Unterdeſſen öffnete ſich eine Thür zur Seite, und ein ſtarker, gehäbiger Mann mit freundlichen Zügen und gutem Anſtand trat herein und fragte nach meinem Begehren. Ich wiederholte die gebrauchte Phraſe mit dem Zuſatz, daß übermorgen der dritte Tag ſei, an dem ich keinen warmen Löffel über das Herz gebracht hätte. Er überhörte den Scherz, aber die Mädchen kicherten deſto lauter. Vielleicht bemerkte er auch das Gemiſch von Befangenheit und Schelmerei in meinem Weſen und ſagte: Sie haben das Betteln gewiß nicht nöthig? — Leider bin ich durch Umſtände dazu gezwungen, war meine kurze Antwort. — Was ſind Sie denn? fragte er. — Tiſchlergeſelle! entgegnete ich. — Aber Sie ſcheinen mir ein ganz anſtändiger Menſch zu ſein, war ſeine Einwendung. — Das will ich hoffen, meinte ich mit dem demüthigſten Geſicht, das ich aufzuſetzen vermochte. — Wenn Sie wirklich Noht leiden,

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

ſprach er, und führte ſchon die Hand in die Taſche, ſo bin ich gern bereit, etwas für Sie zu thun. Aber ſagen Sie mir die Wahrheit! — Da ich gerade zum Fenſter hinausſah und den dicken Hans erblickte, der allerlei Grimaſſen ſchnitt und mir eine lange Naſe machte, ſo konnte ich mich nicht länger halten und platzte aus. Dann geſtand ich dem guten Alten: Eine Wette hat mich zu dieſem unzeitigen Scherz verleitet, und ich bitte Sie tauſendmal um Verzeihung.

Und ſo wollte ich mich empfehlen, aber dem luſtigen Kleinbürger gefiel der Spaß. Er rieb ſich die Hände und rief: Sie können mir gefallen. Solche Leute wie Sie ſind immer willkommen, wenn man gerade Hunger und Durſt auf ein gutes Frühſtück hat. Zunächſt wurde Hans hereingerufen. Dann jagte der Alte raſch die beiden Töchter auf. Die eine mußte in den Keller und die andere in die Küche, und es dauerte nicht lange, ſo ſtand in dem ſonnigen Vorhaus ein ſauber gedeckter Tiſch mit kaltem Wildbraten, Wein, Brot und beſtaubten Flaſchen. Das Fechten hatte mir alſo zu einem wackern Sieg verholfen. Wir erzählten bei dem Eſſen und Trinken unſerm freundlichen Wirth, der ein großer Liebhaber des Humors war, die tollen Schwänke, die wir unterwegs vollführt hatten, und die ihm namenloſen Spaß machten. So kamen wir in ein Gewirre von Anekdoten, Scherzen und Liedern, wobei der Bauch des guten Alten wackelte und unſere Köpfe ſich rötheten, während die hübſchen Mädchen lebhaften Antheil nahmen. Endlich aber brach ich auf und rief: Auf Hans, ſonſt leuchtet uns der Mond nach Frankfurt! Nun hieß es, wir ſollten über Nacht bleiben. Ja, wir kamen nur mit genauer Noth fort, nachdem wir einen baldigen neuen Beſuch verſprochen hatten.

Wir waren ſchon beinahe am Ende des Orts, als mir einfiel, daß Hans ſeine Aufgabe noch nicht gelöſt hatte. Jetzt biſt du am Fechten, rief ich, und ich will ſehen, ob dabei auch ein gutes Frühſtück und luſtige Geſellſchaft herauskommt! Ermuthigt durch den reichlichen Genuß des Weines, war er gleich bereit und ſtürzte ohne alle Ueberlegung in das erſte beſte Haus, das überdies noch recht alt und düſter ausſah. Der Beſitzer trat gerade in die Hausthüre, als der runde Burſche, der ein wenig taumelig geworden war, auf ihn zuſchwankte und mit trotziger Stimme einen Zehrpfennig für den reiſenden Handwerksburſchen forderte. Der Griesgram bedeutete ihm mit ſauerm und wüthendem Geſichte, daß er nichts gebe und daß das Betteln im Orte verboten ſei. Hans aber ließ ſich nicht abweiſen, ſondern wurde immer dringlicher und faßte ſogar ein kleines, häßliches Mädchen, das ſich in der Flur zeigte, in ſeinem behaglichen Uebermuth an das Kinn. Der Krippenbeißer wurde gelbgrün vor Zorn und ſchimpfte ihn einen Trunkenbold, Taugenichts und Landſtreicher, ja er drohte in der verſtändlichſten Weiſe mit der Polizei. Ich trat indeß hinzu, zog eine Flaſche aus der Taſche, die uns der früher Angefochtene auf den Weg gegeben hatte, und rief: Komm, Hans, der Geizhals verſteht keinen Spaß. Was weiß ſolch ein Philiſter von einer Wette. Dazu gehören andere Kerle, die das Lied verſtehen:

Man ſieht uns an den Federn an,
Was wir für Vögel ſind.

Ich trank ihm, er trank mir zu. Der Griesgram ſtand wie ein begoſſener Pudel. Wir aber erreichten noch vor Mittag die alte Reichsſtadt, wo wir uns im fröhlichen Angedenken an unſere fröhliche Fahrt trennten, indem wir das Verſprechen wechſelten, uns recht bald wieder in Mainz zuſammenzufinden.

XII.

Nachdem ich meinen Vater und meine Geſchwiſter ſowie meinen treuen und wohlmeinenden Freund, den Herrn Fink, beſucht hatte, die ſich ſämmtlich nicht wenig über die glückliche Aenderung meiner Umſtände freuten, zog ich wieder nach Mainz. Der Meiſter hatte mich bereits mit Sehnſucht erwartet, um mich dem Baumeiſter der Burg vorzuſtellen, für welche wir den Winter über ununterbrochen beſchäftigt geweſen waren. Derſelbe war nämlich herübergekommen, um die Statuen, Frieſe, Säulen und Capitäle in Augenſchein zu nehmen. Er hatte ſich bei dieſer Gelegenheit beſonders vortheilhaft über die von mir angefertigten Bildnereien ausgeſprochen und den Wunſch geäußert, mich kennen zu lernen. Ich erfuhr dabei zu meiner großen Genugthuung, daß er die Abſicht hege, einen der jungen Leute aus der Werkſtatt für die Sommerzeit als Aufſeher bei dem Bau anzuſtellen, weil er die feinen Arbeiten der Architektur nicht in die Hände der ziemlich ungeſchliffenen ländlichen Arbeiter geben könne. Zu dieſem Amt aber war ich in Vorſchlag gekommen. Meine Abweſenheit hatte indeß einen feſten

Entſchluß vereitelt, und der Baumeiſter war ſogar dazu bewegt worden, einen Tag zuzuſetzen, weil ihm meine Arbeiten das meiſte Vertrauen und die beſte Bürgſchaft für die Beſetzung der Stelle einflößten. Ich kam noch eben vor Thorſchluß, denn auf den andern Morgen war die Abreiſe beſtimmt, und es ſollte nur der Abend abgewartet werden, um im Falle meines Ausbleibens einen der andern Genoſſen auf die Burg zu ſchicken.

Als ich daher anlangte, hatte mein Principal nichts Eiligeres zu thun, als mich in den Gaſthof zu dem Baumeiſter zu führen, zumal, da ich mich auf der Stelle bereit erklärte, das Geſchäft zu übernehmen. Was konnte ich auch Beſſeres thun! Das Vertrauen, das man in meine Kräfte ſetzte, war ehrenvoll; ich durfte mich dort ſelbſtändiger und freier bewegen; die ſchöne Natur des engen Rheinthals, die ich noch nicht kannte und von der ich ſo reizende Schilderungen gehört hatte, übte eine unwiderſtehliche Lockung aus, und überdies waren die materiellen Bedingungen derart, daß ich mich glücklich ſchätzen mußte, wenn der Vertrag zum Abſchluß kam. Man kann ſich denken, daß ich mit Herzklopfen die Treppe hinaufſtieg und das Zimmer betrat, in dem das Los über meine nächſte Zukunft fallen ſollte.

Ein kräftiger, ſchöner Mann in den beſten Jahren trat uns in einem jener einfachen Coſtüme, wie es die ältern Künſtlern ſo gern tragen, entgegen und grüßte in der freundlichſten Weiſe, die ſich indeß mehr in wohlwollenden Mienen wie in vielen Worten ausſprach. Mir machte die ganze Erſcheinung einen eigenthümlich wohlthuenden Eindruck. Es war mir, als hätte ich Geſtalt und Antlitz ſchon in frühern Jahren geſehen, aber es fehlte mir die Erinnerung der Zeit und des Ortes. Ueberdies fand ich keine Muße, in die Tiefen meines Gedächtniſſes herabzuſteigen, denn wir waren bald in lebhaftem Geſpräch über den Zweck meiner Anweſenheit. Nach einer langen Verhandlung über meine Thätigkeiten und Pflichten gab ich die Zuſtimmung zu der beſprochenen Sendung, und es wurde abgemacht, daß ich mich ſofort reiſefertig machen ſolle, weil die Aufſtellung der Bildhauerarbeiten jetzt gleich mit dem Eintritt der ſchönen Jahreszeit beginnen würde. Der Baumeiſter verſprach mir ſchließlich noch, daß er zuweilen ſelbſt kommen und mir die nöthigen Anweiſungen geben würde. So wurde ich entlaſſen, indem ich das ſüße Gefühl mitnahm, auch meine letzten Schulden zahlen und zugleich noch meine dürftige Familie unterſtützen zu können. Es war mir unendlich wohl und friſch zu Muthe.

Für die nächſten Tage galt es nun noch allerlei Vorbereitungen zu treffen. Was die Packereien meiner eigenen Sachen anging, ſo waren dieſe allerdings in einer Stunde zuſammengeſchnürt. Aber es mußte mit mir zugleich ein ganzer Transport Arbeiten aus unſerer Werkſtätte auf der Burg anlangen, um dort verwandt zu werden. Ich erhielt nun den Auftrag, dieſe feingemeißelten Bildhauereien in ein Schiff zu bringen und dafür zu ſorgen, daß ſie weder beim Einladen noch beim Ausladen Schaden litten. Da mir alles daran lag, mit gewiſſenhafter Pünktlichkeit meinen Obliegenheiten nachzukommen, ſo hatte ich hundert Gänge zu machen und dabei ſtets die Augen offen zu halten. Zwiſchenher pflog ich noch mancherlei Berathſchlagungen mit dem alten Bildhauer, um mir gute Lehren auf den Weg geben zu laſſen. Und dann mußten auch Abſchiedsbeſuche gemacht werden. Kurz, es war eine Zeit, wo mir oft der Tag nicht lang genug und die Beine und der Athem zu kurz waren.

Natürlich unterließ ich es bei dieſen vielfältigen Beſchäftigungen nicht, meiner alten Wirthin die Miethe zu kündigen. Und ſo trat ich eines Morgens in die Stube, um ihr die neueſte Wendung meiner Schickſale und die dadurch nöthig gewordene Entfernung von Mainz mitzutheilen. Die kleine, ſeltſame Giſel ſaß in einer Ecke und ſpielte mit einem Eichhörnchen, das ſie zu allerlei drolligen Sprüngen veranlaßte, in denen ſich eine eigenthümliche Herrſchaft ihres wunderlichen Weſens über das ſcheue und wilde Thier zeigte, welches ſie bald mit Blicken, bald mit abgebrochenen Lauten zu den verſchiedenſten Liebkoſungen zwang. Merkwürdigerweiſe entfloh das Kind diesmal nicht, ſondern ſchien ſo beſchäftigt mit dem kleinen, putzigen Spielgenoſſen, daß es mir nicht einmal einen Blick aus ſeinen großen, dunkeln Augen zukommen ließ. Selbſt der Gruß, den ich ihr zunickte, blieb ohne alle Erwiderung. So begann ich der Wirthin meine nächſten Plane auseinanderzuſetzen. Kaum war aber das Wort, daß ich in den nächſten Tagen das Haus und die Stadt verlaſſen würde, über meine Lippen, als wir einen ſcharfen, ſchrillen Schrei vernahmen, der mir durch Mark und Bein ging. Wir ſahen erſchreckt um uns; das Eichhörnchen entſprang und erkletterte einen alten Schrank, auf dem es ſich verkroch; Giſel aber war ohnmächtig von ihrem Stuhle geſunken und lag blaß und ohne Leben am Boden.

Ich eilte dem armen Mädchen mit der alten Frau zu Hülfe. Wir hoben ſie auf, und ich war der Meinung, das Thier habe ihr in der tückiſchen Laune ſeiner angeborenen Wildheit einen Biß beigebracht; jedoch konnte ich nichts entdecken, was dieſe Meinung rechtfertigte. Die Muhme aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: Das iſt ein wunderliches Kind. Es ſteht unter dem Einfluß der Geſtirne. Jedesmal, wenn wir Vollmond haben, zeigt ſie ſeltene und unvermuthete Erſcheinungen. Als ich eine weitere Frage that, erſchrak ſie indeß vor ihren eigenen Ausſagen und wollte dieſelben ſogar wieder verwiſchen. Sie löſte dem Mädchen das Kleid, ich beſpritzte es mit raſch herbeigeholtem Waſſer. Allmählich zeigte ſich ein Zittern, das alle Glieder heftig ſchüttelte, und währenddeſſen ſie die Augen, die von einem tiefen Leiden zeugten, halb aufſchloß. Wir ſtellten ihr verſchiedene Fragen, von denen ſie keine einzige beantwortete. So brachten wir ſie zu Bette. Dort reichte ich ihr die Hand. Sie gab mir die ihrige, und ich fühlte einen heftigen, leidenſchaftlichen Druck, wobei ſie die Augen, denen jetzt wieder ein Meer von Funken entſtrömte, groß und wild erregt aufriß. In dieſem Augenblicke wurde mir mit einemmal die Urheberin jener geheimnißvollen Scenen mit der Roſe, dem Brief und dem Kuſſe klar. Vielleicht hätte ich klug daran gethan, die alte Frau aufzuklären, um ihr den Schlüſſel zu dieſem plötzlichen Zufall, der ſie offenbar auch für die Folge beunruhigen mußte, zu geben; aber Scham, Mitleiden und jugendliche Blödigkeit hielten mich zurück. Ich ſuchte ſo raſch wie möglich aus dieſer peinlichen Lage herauszukommen.

In wenigen Tagen hatte ich meine Geſchäfte abgewickelt. Das Schiff mit den Arbeiten für die Burg lag beladen am Werft, und ich hatte bereits überall Abſchied genommen, um am andern Morgen mit dem Dampfſchiff abzureiſen und unterwegs noch einige ſchöne Punkte zu beſehen, indeß die Bildhauereien langſam nachkämen. So ſaß ich denn des Morgens in der Frühe auf meinem Zimmer und verzehrte mein Frühſtück, während ich mich noch beſonders darüber freute, daß die alte Wirthin mir am vorigen Abend mitgetheilt hatte, ihre Nichte befinde ſich wieder ganz wohl. Da öffnete ſich mit einemmal die Thüre. Giſel ſtürzte mit aufgelöſten Haaren und wild aufgeriſſenen, ſtarren Augen herein. Ihr Athem ging ſo raſch, daß die Worte, welche die Lippen bilden wollten, keinen Klang fanden. Sie warf ſich mir um den Hals und hing zitternd und bebend an mir. Ich ſprach ihr mit den mildeſten und ſanfteſten Worten Troſt und Beruhigung zu. Dann hörte ich ein plötzliches Schluchzen. Reichliche Thränen ſtrömten über meine Hände. Ich bin ein thörichtes Kind, rief ſie, aber ſeien Sie verſichert, dieſer Augenblick bringt mich zur Vernunft. Bald ſehen wir uns wieder. Und dann bin ich ein verſtändiges Mädchen. — Ja, ſeien Sie verſtändig! rief ich. Sie reichte mir den Mund zum Kuſſe. Geheimniß für meine Thorheit! Wir ſind jetzt wie Bruder und Schweſter! Das war ihr letztes Wort. Dann ſprang ſie von dannen und war ſo plötzlich verſchwunden, wie ſie gekommen war.

Ich hörte in der Ferne die Glocke des Dampfſchiffes läuten, nahm meine Reiſetaſche und ſtürzte die Treppe hinunter. Unten in der Stube wünſchte ich meiner alten Wirthin noch ein zerſtreutes Lebewohl und eilte nach dem Rhein. Es war mir ganz ſeltſam zu Muthe über mein letztes Abenteuer. Das Herz pochte und der Kopf ſummte. Der ſtolze Dampfer durchrauſchte längſt mit klappernden Rädern die Fluten, als ich gewahr ward, daß wir das Ufer verlaſſen hatten, und einige Rippenſtöße vorbeieilender Matroſen und drängender Reiſenden, die hier nach ihren Sachen, dort nach der Landſchaft ſahen, brachten mich erſt wieder zu mir ſelbſt.

XIII.

Es war die erſte Rheinfahrt, die ich unternahm. Wie oft hatte ich von der Herrlichkeit des grüngoldenen Stromes gehört, welcher der heilige Fluß der germaniſchen Welt iſt! Seine Geſchichten und Sagen hatten mich tagelang beſchäftigt. Die Reize ſeiner Landſchaften waren mir durch Hunderte und Hunderte von Bildern in die Seele geprägt. Und nun glänzte er mir im blaueſten Duft eines herrlichen Frühlingsmorgens entgegen. Das breite Waſſer mit ſeinen grünen Inſeln, die freundlichen Städtchen und Dörfer an ſeinen Ufern, die Felder und Weingärten, die ſich hinaufzogen nach den breitgedehnten, waldgekrönten Gipfeln, und nicht minder das friſchbewegte Leben der ſtolz dahinbrauſenden Schiffe und das ruhige Wiegen der leichten Kähne: das alles zu Einem Bilde verbunden, über welches lauter goldene Sonnenſtrahlen blitzten, war mächtig genug, mich ein Erlebniß vergeſſen zu machen, welches mich ſchmerzlich tief und zugleich wunderlich erregt hatte.

Geſtärkt durch alle dieſe friſchen Eindrücke, langte ich in kurzer Zeit in Rüdesheim an, das ich mir zum erſten

Haltplatz ausgeſucht hatte, um von hier aus den Niederwald zu beſteigen und von ſeinen Höhen den Blick in den Rheingau, der mir als ſo überaus herrlich geſchildert worden war, zu genießen. Als rüſtiger Wanderer ſchritt ich bald den Bergpfad zwiſchen den Rebengärten hinauf und gelangte nach einiger Zeit an den Tempel. Wer beſchreibt das Entzücken, welches beim Anblick, der ſich hier den Blicken bot, durch meine Seele floß! Berg und Thal, Geſilde und Strom, Schlöſſer und Thürme lagen im Zauberglanze vor mir! Es war ein paradieſiſcher Gottesgarten! Ich ſetzte mich ſeitwärts an den Waldrand und ſog die jugendliche Schönheit der Natur in all meine Sinne. Wie lang ich dort in ſchweigendem Staunen verſunken lag, weiß ich ſelbſt nicht, aber nach der Sonne zu ſchließen, die immer ſtieg und deren Strahlen ſtets heißer brannten, war eine geraume Zeit vergangen, als ich plötzlich hinter mir viele Stimmen hörte und aus der grünen Dämmerung des Waldes einen bunten Zug von Herren und Damen auf Pferden und Eſeln und zu Fuß herankommen ſah. Die farbigen Kleider, die flatternden Schleier, das Gelächter der Mädchen, die Scherze der jungen Männer, das Rufen der Treiber und das Geſchrei der Thiere machte einen luſtigen und verwegenen Eindruck. Es kam mir vor, als wäre vor meinem Geiſte ein Märchen lebendig geworden. In raſchem Zuge eilte die Karavane heran, ergoß ſich über die freie Stelle und brach in die gewöhnlichen Ausrufe der Verwunderung aus, während ich an meinem Platze hocken blieb und die einzelnen Geſtalten durchmuſterte.

Aber welcher freudige Schrecken durchfuhr mir plötzlich die Glieder! Ich gewahrte mit einemmal das Mädchen von der Mainfahrt. Clementine ſtand leibhaftig vor mir. Faſt verging mir Athem, Geſicht und Gehör. Ein immer unwiderſtehlicherer Drang trieb mich empor; ich näherte mich der Gruppe und behielt die geliebte Geſtalt feſt im Auge. Faſt fürchtete ich, ſie in ein Nebelbild verſchwinden zu ſehen. Wird ſie dich auch wiedererkennen, und wenn ſie dich gewahrt, wird ſie dich nicht verleugnen? Das war meine Sorge, das war meine Noth. Und ſiehe, ſie wandte ſich, heftete einen langen Blick auf mich, und eine dunkle Röthe überflog ihr Angeſicht. Wie ſollte ich mich über einen ſolchen Verrath, den das Anlitz am Herzen beging, täuſchen! Ich trat hinzu und bot ihr einen Gruß, den ſie mit holdſeliger Freundlichkeit erwiderte. Sie erinnern ſich meiner? ſprach ich. — Wie ſollte ich Sie vergeſſen haben, antwortete ſie, da Ihre ſchöne Zeichnung in meinem Gedenkbuche mir das Angedenken an Sie faſt täglich erneuert! Nun fehlte es bald nicht mehr am Stoff der Unterhaltung. Wir gedachten an die ſchöne Kahnfahrt, auf der wir uns zuerſt begegnet waren, und es ergab ſich, daß ſie ſich jenes Abends und ſeiner kleinſten Umſtände beſſer entſinne wie ich ſelbſt, obgleich faſt zwei Jahre dazwiſchenlagen. Wie hätte ich das nicht für eine gute Vorbedeutung nehmen ſollen! Wir ſtanden bald in eine lange Unterhaltung gefeſſelt, während ſich die andern Mitglieder der Geſellſchaft ihren kritiſchen Blicken und wahrſcheinlich nicht weniger ihren verwunderten Bemerkungen über die Zudringlichkeit des kecken

Geſellen hingaben. Ich aber ließ mich nicht im mindeſten irre machen, ſondern nahm die Gelegenheit wahr, die mir wahrſcheinlich ſobald nicht wieder in ähnlicher Weiſe geboten wurde. Auch als der Zug aufbrach, um einen Gang durch den Wald zu machen, blieb ich an der Seite der holden und lieblichen Clementine.

Niemals war mir ein Weg ſo anmuthig und reizend vorgekommen. Ringsum ſtanden hundert bühende und duftende Kräuter, die Buchen erhoben ſich hoch und ſchlank in der Pracht ihres jungen Frühlingskleides, die Sonne ſchoß ihre goldenen Strahlen geheimnißvoll durch das grüne Laub, in dem tauſend Lichter zitterten, und oben in den Zweigen ſangen die Droſſeln und Finken ihre nimmermüden Lieder. Aber was waren alle die Reize der Natur, verglichen mit dem holdeſten, liebenswürdigſten und ſchönſten Geſchöpf, das an meiner Seite ging! Man ſagt, daß der Menſch der Schöpfung Krone und Wunder iſt. Wie viel mehr war es jetzt jenes Mädchen, das die erſten Gefühle in meiner Bruſt geweckt hatte! Der Rhein mit all ſeiner Herrlichkeit, mit ſeinen Geſchichten und Sagen lag vergeſſen! Auf den Wald und ſeine Mailuſt hatte ich nicht Acht. Ich ſah nur noch die ſchmucke, ſchlanke, volle Geſtalt, die neben mir auf dem Pferde dahinritt; ich hörte nur noch die ſüße, glockenreine Stimme, welche auf Schritt und Tritt die herzlichſten Worte an mich richtete.

Und was wir uns denn ſagten und erzählten? Ach, es war im ganzen blutwenig. Wer kennt ſie nicht, die blöden, ſchüchternen Worte, die bei einer beginnenden Leidenſchaft gewechſelt werden? Man beſpricht meiſtens diejenigen Dinge, die dem Herzen am fernſten liegen; denn das Herz iſt zu kindiſch ſcheu, um ſeine Funken, die doch ſo gern in lichterlohe Flammen aufgehen möchten, aufleuchten zu laſſen. Wol redete ich von den Nachtigallen, die von lauter Liebe ſingen, aber ich ſchwieg von den Tönen, die mein Inneres durchquollen. Wol redete ich von den Blumen, die aus Liebe duften und blühen, aber für die Blüten und Düfte meiner Seele konnte ich keine Worte finden. Das Einzige, was ihr meine unſäglichen Gefühle verrathen durfte, war ein Strauß, den ich unterwegs pflückte und ihr mit zitternden Händen überreichte. Da wurde ich doch durch einen unausſprechlichen Blick belohnt. Und dann hielt ich ſie bei abhängigen Stellen feſt und drückte ihre Hand und empfand einen leiſen Druck der Erwiderung. Nach ſolchen Augenblicken fühlte ich mich ſo reich, daß mir faſt die Sprache verging. Schweigend rang ich nach einem Worte des Geſtändniſſes. Oft hatte ich es ſchon auf der Zunge, es wollte ſich durch die Lippen drängen. Eitle Bemühungen! Das Herz krampfte ſich zuſammen, der Mund erſtarrte. Wie peinlich war es mir zu Muthe, und doch wieder wie ſelig! Ich wandelte wie in einem ſüßen Rauſch, wie in einem paradieſiſchen Traum. Es umgab mich eine heilige, ſelige Luft. Ich war ſicher, daß mir die Erlöſung aus dieſem Zauber kommen würde.

Nach einiger Zeit gelangten wir an einen Waldabhang, an dem ein kleiner klarer Bach hinrieſelte. Der geräumige Raſenplatz geſtattete freie Blicke in die Landſchaft. Hier fand ſich ein einladendes Mahl bereitet, welches von einigen Dienern bewacht wurde. Die

Geſellſchaft ſammelte ſich, man band die müden Thiere an die Bäume, die jungen Leute lagerten ſich in anmuthigen Gruppen auf den Boden. Es bot ſich nun die Gelegenheit, daß Clementine meine bis dahin geheimnißvolle Gegenwart dem Kreis erklärte. Nicht ohne einige Befangenheit ſtellte ſie mich als einen jungen Künſtler vor, den ſie vor mehrern Jahren kennen gelernt habe. Ich kann freilich nicht ſagen, daß mir ihre Empfehlung einen glänzenden Empfang bereitete. Im Gegentheil, ich bemerkte überall eine Art von Mistrauen, das ſich in kalter Zurückhaltung offenbarte. Mir war es indeß ganz recht, denn ich fand nun um ſo beſſere Gelegenheit, mich in der Nähe des lieben Mädchens zu halten. Zunächſt wurde ein Imbiß eingenommen. Ich wollte zurücktreten, aber Clementine ließ nicht nach, bis ich mir die Herzſtärkung, die ſie mir bot, ſchmecken ließ. Aus ihrer Hand mundete mir die Mahlzeit denn auch ganz vortrefflich. Noch beſſer aber ſchmeckte mir der Maitrank, zu welchem der Wald ſeinen friſcheſten und duftigſten Waldmeiſter geſpendet hatte, aus dem von der Freundin credenzten Glaſe.

Als ſich alle erquickt und geſtärkt fühlten, ſchritt die Geſellſchaft zu gemeinſamen Vergnügungen. Bald erſcholl ein heiterer Geſang, in den alle Kehlen einſtimmten, und bald lief man in zierlichem Gewirre durcheinander. Endlich beſchäftigte ein Pfänderſpiel, das Gelegenheit zu allerlei neckiſchen Aufgaben und muntern Wendungen gab, die fröhlich erregte junge Schar. Hier kam ich denn auch an die Reihe, eine Aufgabe zu löſen, wobei ſich rings im Kreiſe keine kleine Neugierde zeigte. Auf manchen Geſichtern ſah ich ſogar ſpöttiſche Mienen. Wahrſcheinlich hielt man mich dem Auftrag, ein Lob auf den Maitrank zu ſingen, nicht gewachſen, denn durch ein ſolches ſollte ich mein Pfand einlöſen. Ich trat indeß, einen großen Römer voll von dem duftigen Trank in der Hand haltend, in die Mitte und ſang ohne alle Beſangenheit folgendes Lied:

Schenkt ein, ihr Mädchen, den Kräuterwein
In des Waldes heimlichem Dunkel!
Durch die hohen Wipfel bricht goldig herein
Der Abendſonne Gefunkel.
Aus Gras und Blumen ſteigt der Duft,
Die Bäche ſchäumen und wallen,
Die Falken hört ihr in blauer Luft,
In den Büſchen die Nachtigallen.

Habt Acht, jetzt thut ſich der Zauber kund,
Ihr braunen und blonden Zecher!
Schaut in der Römer tiefen Grund,
Schaut in die funkelnden Becher!
Durchblickt die Gewinde ſcharf und licht,
Die blumig das Glas umkränzen,
Da ſeht ihr das wunderſame Geſicht
In dem goldenen Tranke glänzen!

Voll Kraft der alte Vater Rhein
Mit dem Kruge, dem Ruder, dem Kranze,
Und vor ihm ſein Sohn, der König Wein
Im blühenden Jugendglanze!
Sein Auge ſo klar, ſeine Stirne ſo kühn,
So ſtolz die grüngoldige Krone!
O Jugend und Leben und Fülle blühn
Des Rheines herrlichem Sohne!

Die reizendſten Mädchen umgeben ihn
Mit hellen und dunkeln Haaren.
Wen wird er ans Herz in Liebe ziehn?
Wir möchten es all erfahren.
Er umarmt des Waldes züchtiges Kind,
Das iſt Jungfrau Waldmeiſter.
Wie das Herz ihr ſchlägt, wie das Aug ihr rinnt!
Sie ſpürt aller Freude Geiſter!

Zu Füßen liegt ihm voll Luſt und Leid
Erdbeerchen, das kleine, holde,
Und hinter ihm prangt die italiſche Maid
Pomeranze im Kleide von Golde;
Ein fränkiſcher Held bringt Perlen zum Zoll,
Champagner heißt er mit Namen:
Weinkönig vom Rhein grüßt würdevoll
Den Ritter und die Damen.

O köſtlicher Trank, o holder Verein,
Iſt das Zauberbild zerfloſſen,
So trinkt den duftigen Kräuterwein,
Ihr freudigen Jugendgenoſſen!
Stoßt an, es ſteht die weiteſte Luſt
In euern Augen geſchrieben!
In die Maiwelt klingt wie aus Einer Bruſt:
Hoch lebe, was wir lieben!

Als ich geendet hatte, gewahrte ich eine Wirkung, die ich nicht erwarten durfte. Aus der lauſchenden Ueberraſchung erhob ſich ein rauſchender Beifall. Mich erfreuten zumeiſt die ſtrahlenden Blicke Clementinens, die mir ſiegreich verkündigten, daß ich meine Sache gut gemacht, aber es that mir doch auch wohl, daß ich in den andern Herzen das Eis geſchmolzen hatte. Die jungen

Männer kamen und ſtießen mit mir an, und die Mädchen wollten mir ſämmtlich ein freundliches Wort ſagen. Ja, ich wurde jetzt ſo ſehr der Mittelpunkt der Geſellſchaft, daß ich mich ordentlich ſchämte. Bald war nun der wirren Luſt kein Ziel und Ende mehr. Lieder ſtrömten durch die balſamiſche Luft, Guitarren erklangen, bunte Tänze wanden ſich reizend durcheinander, und man haſchte ſich im Laufen und Springen. Es war eins jener Bilder von Lebensluſt und Fülle, wie man ſie in dieſem rauſchenden Glanze nur an den Ufern des geſegneten Stromes, auf den wir hinabſahen, zu finden vermag. Endlich ſank die Sonne im Weſten in einem Meer von rothen Gluten, und die kühlere Abendluft wehte die ernſte Mahnung in den Kreis, daß nun die Zeit zur Heimkehr gekommen ſei.

In derſelben entfeſſelten Heiterkeit ging es die Berge hinunter. Mir aber gereichte dies Uebermaß des Jubelns und Jauchzens durchaus nicht zum Vergnügen, denn ich wurde von der Zeit an, da ich mein Lied geſungen hatte, ſo vollſtändig in Anſpruch genommen, daß ich nicht mehr dazu gelangen konnte, ein ruhiges Wort mit Clementine zu wechſeln. Bald faßte mich dieſer, bald jener in den Arm und machte mir die herzlichſten Freundſchaftsverſicherungen, die ich überdies zumeiſt dem durchaus nicht ſparſamen Genuſſe des Weines zuſchreiben mußte. Zuletzt wurde mir ſogar das traurige Los zutheil, daß ein Geſell, der wirklich mehr wie ein Glas über den Durſt getrunken hatte, mich ganz und gar in Beſchlag nahm. Meine Gutmüthigkeit kam ſeinen ſchwerfälligen Bewegungen von Herzen gern zu Hülfe, aber was ich anfangs hingehen ließ, wurde mir allmählich entſetzlich, denn mein neuer Freund gelangte zuletzt in einen Zuſtand, daß ich gezwungen war, ihn buchſtäblich fortzuſchleppen. Ueber dieſen Bemühungen verlor ich die übrige Geſellſchaft, die luſtig voraneilte, aus den Augen, ja, ich verirrte mich mit dem trunkenen Burſchen in die Felder, ohne daß es mir möglich war, ein vernünftiges Wort über die Mitglieder der Partie von ihm herauszubekommen. Daß eins der Mädchen Clementine geheißen habe, leugnete er hartnäckig, indem er fortwährend lallend behauptete, die Königin ſeines Herzens ſei die blonde Johanna von Rüdesheim, und er ſelbſt ſei der luſtige Anſelm von Geiſenheim, und er könne mit jedem um die Wette trinken, lieben und ſingen.

Unter dieſen Umſtänden war ich herzlich froh, als ich nach geraumer Zeit Lichter in der Nähe erblickte. Ich ſchleppte meine Bürde den freundlichen Strahlen entgegen und freute mich nicht wenig, als ich von einigen Leuten, die uns begegneten, hörte, daß wir in Geiſenheim ſeien. Der luſtige Anſelm wollte noch mit mir in die Schenke, um aufs neue zu trinken. Ich ſuchte indeß im erſten paſſenden Momente von ihm loszukommen, ſchlüpfte in ein Wirthshaus und ließ mir eine Stube und ein Bett geben. Einige Nachforſchungen, die ich bei den Wirthsleuten anſtellte, blieben ohne allen Erfolg. Man ſagte mir, daß im Orte und in der Umgegend eine Menge von Familien auf ihren Landhäuſern wohnte. Alle meine Beſchreibungen von verſchiedenen Perſonen leiteten höchſtens zu einigen leeren Vermuthungen. Ich machte noch bis in die ſpäte Nacht hinein Spaziergänge durch das Städtchen und lief nach jedem Licht und hörte nach jeder Stimme. Doch meine Bemühungen waren vergebens.

Als ich mich zur Ruhe begab, fühlte ich ein namenloſes Leid über mein letztes Misgeſchick. Was hätte ich dem lieben Mädchen im Schatten der Dunkelheit nicht alles ſagen können? Was mußte ſie von mir denken, daß ich ſo ſpurlos verſchwunden war, ohne ihr ein Lebewohl zu ſagen? Ich wühlte ſtundenlang in den Kiſſen und konnte keinen Schlaf finden. Als er endlich auf kurze Zeit kam, überſchüttete mich der Traum mit wirren Bildern, in denen ſich die leidenſchaftliche Giſel und die zarte, zurückhaltende Clementine in ſeltſamer Art vermengten. Ich ſtand in aller Frühe mit wüſtem Kopf auf, durchlief nochmals die Gaſſen und betrachtete mir alle Landhäuſer. Ueberall waren die Thore verſchloſſen und die Fenſter verhangen. Der Morgen ſchaute mich mit einer unendlichen Nüchternheit an, was auch wol daher kommen mochte, daß meine Pflicht mich fortdrängte. Nicht lange nachher ſaß ich wieder auf dem ſauſenden Dampfer und ſchaute ſtarr und ſtumpf auf die ſich rings um entrollenden landſchaftlichen Bilder.

XIV.

Wenige Stunden ſpäter landete ich an dem alten Rheinſtädtchen, über dem auf einem Felskegel die Burg emporragte, bei deren Bau ich jetzt beſchäftigt werden ſollte. Schon von ferne ſah ich, wie das neue Mauerwerk aus den alten Ruinen emporwuchs. Ich kletterte ſogleich den ſteilen Fußweg hinan und langte ſchweißbedeckt in der Höhe an. Ein Brief, den der Baumeiſter mir mitgegeben hatte, empfahl mich dem Verwalter des Gutes, der ein biederer, kräftiger Forſtmann war und in einem beſcheidenen Nebenbaue wohnte. Derſelbe empfing mich in der derben, aber freundlichen Art, welche dieſen Söhnen des Waldes eigen iſt. Er machte mich mit den Oertlichkeiten bekannt und ſtellte mich den Arbeitsleuten, die beim ſinkenden Abend und nach vollbrachtem Tagewerk eben ihren Abzug in die heimatlichen Dörfer halten wollten, als ihren künftigen Führer vor. Dann lud er mich in ſeine Stube, und wir plauderten bei einem Glaſe Wein und bei einem ländlichen Mahle noch einige Zeit über den Bau, die Gegend und ihre Bewohner, wobei wir uns gegenſeitig beſſer kennen lernten. Die Dunkelheit des Abends machte unterdeſſen ſolche Fortſchritte, daß ich mich nur mit Schwierigkeit in das am Fuße des Berges liegende Städtchen herunterfinden konnte. Der biedere Jäger ſchlug mir deshalb vor, mit einem ſchlichten Lager in ſeinem Hauſe vorlieb zu nehmen, was ich um ſo lieber annahm, als ich in dieſer Beziehung nicht verwöhnt und ſowol von den Fahrten des Tages als auch von der letzten ſchlafloſen Nacht ſehr ermüdet war. Ueberdies hatte mich eine Stimmung beſchlichen, welche mich vorläufig jede neue Begegnung verwünſchen ließ.

Als ich erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel. Ich ſprang friſch und erquickt von meinem Lager auf und warf mich in die Kleider. Der Verwalter war ſchon in den Wald hinaus, und die Maurer und Zimmerleute ließen ihre Kellen an den Steinen und ihre Aexte an den Balken klingen. Nachdem ich meine neuen Untergebenen begrüßt hatte, durchforſchte ich die Burg und ihre Umgebungen ſorgſamer, als es am vorigen Abend geſchehen konnte. Wie entzückte mich nun die wahrhaft herrliche Gegend! Die Gebäude lagen auf einem aus dem Gebirge hervorgeſchobenen Kegel in beträchtlicher Höhe über dem Thal, das man mit dem breiten, glänzenden Strome, mit ſeiner hier und dort ſich verengenden und erbreitenden Sohle ſowie mit ſeinen Schloßruinen und alterthümlichen Städtchen und Dörfern in weiter Ausdehnung überſah, wo dann menſchliche Wohnungen, Wälder, Weinberge, Felder, Obſtgärten und Wieſen ein reiches und abwechſelndes Gemälde darſtellten. Es war ein Bild der Fülle und des Lebens. Eine ganz entgegengeſetzte Ausſicht bot die

Burg nach der Landſeite hin. Dort erging ſich der Blick in einem tiefen Wieſengrund, den ein munterer Bach durchrauſchte und ſchlanke Erlen überſchatteten. Es war unten ſo einſam, als könnte jeden Augenblick ein Reh aus dem Gebüſche treten, um aus dem kühlen, rieſelnden Waſſer zu trinken. Denkt man ſich hinzu, daß über all dieſen Herrlichkeiten der blitzende Glanz eines weichen Frühlingsmorgens lachte, ſo kann man ſich vorſtellen, welche ſüßen und verſöhnenden Gefühle der in Mißklängen tönenden Seele vertrauensvoll zugeflüſtert wurden.

Während ich, auf dieſe Weiſe hin- und herwandernd, meine Betrachtungen machte, lenkte ſich meine beſondere Aufmerkſamkeit auf einen alten Thurm, der, ein gutes Stück von dem neuen Bau entfernt, auf einem hohen Vorſprung des Berges lag. Ich umſchritt ihn mehreremal und bewunderte die koloſſale Kraft, mit welcher das Mittelalter dieſe Mauern und Zinnen ausgeſtattet hatte. Bei näherer Unterſuchung fand ich unter einem blühenden Fliederſtrauche die verhältnißmäßig kleine Thüre, die durch zehn Fuß dicke Mauern in eine kleine Flur führte, aus welcher eine Wendeltreppe in die Höhe ging. Eine andere Thüre durchbrach eine dünnere Wand und leitete in eine geräumige Halle zu ebener Erde, die ich denn auch keinen Anſtand nahm, gleich zu betreten. Dort fand ich deutliche Spuren, daß der Raum noch vor nicht gar langen Jahren als Wohnung gedient haben mußte, denn die Decke war ziemlich gut erhalten, die Wände trugen noch Spuren von Kalkbewurf, und in den engen, ſchießſchartenartigen Fenſtern befanden ſich Rahmen, welche einer jüngern Zeit angehörten und theilweiſe noch mit Scheiben verſehen erſchienen. Die Wendeltreppe führte in der Höhe des Thurms zu zwei ähnlichen Sälen. Dieſe Entdeckung erfüllte mich mit der größten Freude, denn ich nahm mir ſogleich vor, einen dieſer Räume, welche ohnehin nicht benutzt wurden, zu meiner Wohnung einzurichten. Freilich hatte mir der Baumeiſter den Vorſchlag gemacht, mein Quartier unten im Städtchen zu nehmen. Wozu ſollte ich aber täglich den mühſamen Weg den Berg hinauf und hinab machen und darüber viele koſtbare Zeit verlieren! Faſt noch mehr wirkte die Abenteuerlichkeit einer ſolchen Stube. Hier hatten vielleicht vor Jahrhunderten die alten Ritter ihre Gelage mit ſchäumenden Bechern und ſauſenden Liedern gehalten! Von hier aus waren ſie mit klirrenden Schwertern und raſſelnden Panzern in ihre Kämpfe gezogen! Und wie prächtig konnte ich an dieſer Stelle, von allen Menſchen geſchieden, in friedlicher Einſamkeit im Verkehre mit der Mutter Natur ſtehen! Wie abgeſchloſſen konnte ich in dieſer Einſiedelei die künſtleriſchen Gedanken, welche der Geiſt mir einflüſterte, zur Reife kommen laſſen, um ſie alsdann in die paſſenden Formen zu bringen!

Als der Förſter gegen Mittag nach Hauſe kam, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als ihn mit meinem Plane bekannt zu machen. Der Teufel hol's! antwortete er in ſeiner derben Weiſe, das iſt ein verdammt guter Gedanke! Warum habe ich nicht längſt ſelber den Einfall gehabt? Unſer Herr, der Graf, wird nichts dagegen haben: er muß Euch noch dankbar ſein, wenn Ihr das alte, unnütze Eulenneſt zu Ehren bringt. Ich kam nun mit ihm überein, daß er für Geld und gute Worte ſein einfaches Mittagsmahl mit mir theilen ſolle, was er auch alsbald verſprach, und bat ihn, mich in der Ausführung meines Planes zu unterſtützen. Vor allen Dingen, ſprach er, müſſen wir eine wilde Jagd anſtellen. Alle Eulen, Raubvögel, Raben und Fledermäuſe der Gegend haben in dem grauen Gemäuer ihr gewohntes Abſteigequartier, und es wird uns einige Künſte koſten, ihnen dieſes hiſtoriſche Recht ſtreitig zu machen. Während wir nun gleich einige Maurer und Zimmerleute anſtellten, die Schäden des Thurmes, ſo gut es in der Eile ging, auszubeſſern, begab ich mich mit meinem neuerworbenen Freund in ſeine Wohnung, wo er ſich und mich mit einer Flinte ausrüſtete, um unſere beſprochene Unternehmung gegen die bisherigen Inſaſſen der Ruine zu beginnen. Nicht lange nachher erdröhnte eine donnernde Kanonade, und wenn der geübte Jäger ſein Pulver niemals umſonſt verſchoß, ſo wirkte ich doch auch einigermaßen, indem ich mit manchem Knall, der in die blaue Luft ging, die geängſteten Thiere in die Flucht ſcheuchte.

Es machte mir eine außerordentliche Freude, an den folgenden Tagen die nöthigen Ausbeſſerungen an der alten Ruine zu leiten. Der Maurer hatte bald die Wände geflickt, mit Kalk beworfen und angeſtrichen. Dann ließ ich mir durch Zimmermann und Schreiner einen nothdürftigen Fußboden legen. Zuletzt kam der Glaſer und beſſerte die Fenſter aus. Alsdann wurden unten im Städtchen einige Möbel eingehandelt, die um ſo beſſer in den Bau paßten, als ſie in einem altmodiſchen Stil angefertigt erſchienen. Was aber ſchließlich der Halle zumeiſt ein wohnliches Ausſehen gab, das waren die vielfachen künſtleriſchen Verſuche, welche, frühern Zeiten entſtammend, theilweiſe als Zeichnungen, theilweiſe als Gipsabgüſſe aus den mitgeſchleppten Kiſten und Kaſten hervorgeſucht und wie es die zufällige Ordnung oder, beſſer geſagt, Unordnung eingab, an den Wänden aufgehängt und in den Ecken aufgeſtellt wurden. So fühlte ich mich denn endlich als Herr und Meiſter in meinem alten Thurm. Ich meinte wunder, was ich mir für ein feſtes Haus gebaut hätte. Und als nun auch noch eine Schwalbe anfing, ihr keckes Neſt in einen Winkel des Fenſters zu hängen und bei dieſer Arbeit ihre fabelhaften, fremd klingenden Melodien zu zwitſchern, da nahm ich dieſen Umſtand für eine beſonders gute Vorbedeutung. Ach, und ich war doch ſelbſt nur ein ſo beweglicher, vorüberfliegender Wandervogel, der für den Augenblick eine Heimat gefunden hatte und fröhlich den Augenblick genoß, ohne nachzudenken, was die künftigen Zeiten Gutes oder Böſes in ihrem Schoße hegen würden! Als ich endlich mein Nachtquartier in der Halle nehmen konnte, fing ich an zu ſpringen, zu tanzen und zu jauchzen wie ein Kind, ſodaß der treuherzige Förſter die Bemerkung nicht unterdrückte: ich ſei mit einemmal ein anderer Menſch geworden; früher habe ich ihm einen ſauertöpfiſchen Eindruck gemacht, jetzt aber ſehe er ein, daß ich doch ein ganz erträglicher Geſelle ſei.

Ich lebte nun ſelige und friedliche Tage. Der

Schmerz um Clementine, über die ich von neuem in der entſchiedenſten Unklarheit blieb, laſtete zwar mitunter trüb und düſter auf meinem Geiſte; allmählich aber nahm er doch einen weichen und milden Charakter an. Wenn die alten Wunden zu bluten anfingen, dann ſuchte ich mir Troſt und Sühne in der herrlichen Natur, die mich in der unmittelbarſten Nähe umgab. Und da kamen mir ſtets aus Berg und Thal die liebevollſten Beſprechungen meiner Wehmuth zugeflogen. Auch die Arbeit erwies ſich als ein trefflicher Schutz gegen meine peinigenden Gedanken. Ich meißelte ſie in die blumigen Zierrathen, die mit der Zeit das Aeußere und Innere der Burg ſchmücken ſollten, und in die heiligen Geſtalten, welche für die kleine Kapelle beſtimmt waren, und hatte dabei das ſchönſte Selbſtgenügen an meinen Schöpfungen. Aber auch über meine eigentlichen Aufgaben hinaus erwachten in meiner Seele eine Menge von künſtleriſchen Gedanken, mit denen ich mich ſchon oft beſchäftigt hatte, und die jetzt in der ländlichen Einſamkeit nach und nach Geſtalt und Form erhielten, wobei ich mir denn erſt vollkommen bewußt wurde, welchen trefflichen Einfluß die ſtrenge und angeſtrengte Thätigkeit in Mainz auf mich ausgeübt hatte.

Die Sonn- und Feiertage, wo auf der Burg der Hammer und das Richtmaß zur Ruhe kamen, benutzte ich zu mannichfachen Ausflügen in die Umgegend. Ich war dabei ſowol als Bewunderer der Landſchaften, welche ich am Strome und in der Tiefe der Gebirge fand, wie als Forſcher nach alten Baudenkmalen, welche der Rhein in wunderbarer Fülle beſitzt, mein eigener Genoſſe. Ich kann mir die damalige Umwandlung meines Weſens auch jetzt noch kaum erklären. Vor kurzem hatte ich doch Leben und Geſelligkeit über alles geliebt. Und jetzt war ich ein weltvergeſſener Einſiedler geworden. Ich floh freiwillig allen Umgang, und geberdete mich, wenn auch nicht menſchenfeindlich, doch menſchenſcheu. Nicht ſelten traf es ſich, daß Leute aus der Umgegend und aus der Ferne die Burg beſuchten, um ſich an den Fortſchritten eines Werkes zu erfreuen, das dieſem Punkte der Landſchaft einen neuen Reiz und deshalb eine große Anziehungskraft verſchaffen mußte. Bei dieſer Gelegenheit wurde ich oftmals um Auskunft gefragt und um Aufklärungen angegangen. Dann ſtand ich meiſtens freundlich, aber kurz und karg Rede. Zum Dank erhielt ich die liebenswürdigſten und dringendſten Einladungen in die Nachbarſchaft, die indeß niemals im Stande waren, mich aus meiner ſtillen Klauſe in das bewegte Leben und Treiben der Menſchen zurückzuführen.

Mein Umgang beſchränkte ſich faſt einzig auf den wackern Förſter, deſſen geſunde und gerade Natur mir von Tag zu Tag mehr zuſagte. Fehlte es ihm auch an aller feiner Bildung, ſo ließ ihn ſein derber Mutterwitz doch oft die trefflichſten Bemerkungen machen. Da wir zuſammen aßen und tranken, ſo ſahen wir uns natürlich jeden Tag verſchiedenemal. Oftmals begleitete ich ihn, wenn ich mit der Arbeit einhalten wollte, in die Wälder und Heiden. Außerdem verkehrte ich nur noch mit meinen Arbeitern, denen ich lieb und werth wurde, und die ich ſelbſt der größern Anzahl nach achten und ſchätzen mußte. Einerſeits ließ ich mir ihre Verhältniſſe ſo angelegen ſein, daß ſie mir ein beſonderes Vertrauen ſchenkten; andererſeits ſah ich ſie neben ihrem guten Willen, etwas zu lernen, auch eine mitunter bewundernswerthe Geſchicklichkeit entwickeln, was mir dann ſtets zum Sporn diente, ihnen in ihrem Fortkommen behülflich zu ſein. Zur beſondern Freude aber gereichte es mir, daß ich oft in ihren ſchlichten Herzen ſo ſchöne menſchliche Eigenſchaften gewahrte. Großherzige Liebe und hülfreiche Treue waren in ihren ärmlichen Verhältniſſen viel häufiger, wie ich ſie ſonſt in den feinen und gebildeten Kreiſen gefunden habe.

Aber es waren mir doch die liebſten Tage in meiner Einſamkeit, wenn der alte Baumeiſter erſchien, um die Arbeiten der Burg nachzuſehen. Zu meiner Genugthuung hatte ich das Glück, ihn in ſeinen Anforderungen zu befriedigen. Durch eine kleine Aufmerkſamkeit aber ſchien ich auch ſein Herz gewonnen zu haben. Ich war nämlich darauf bedacht geweſen, die Stube über meiner Wohnung im Thurme nach und nach einzurichten. Als er einſtmals über Nacht bleiben wollte, führte ich ihn hinein und bat ihn, das Quartier für ſich zu benutzen, weil er dann nicht nöthig habe, alle Tage den beſchwerlichen Bergpfad zu erklimmen. Ich ſah, wie Freude und Rührung ihn bewegten, als er das Gemach betrat und das Anerbieten annahm. Von dieſer Zeit an geſtaltete ſich ein wahrhaft freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen uns, und ich hatte Gelegenheit, aus ſeinen tiefen Kenntniſſen und reichen Anſchauungen, die er in der liebenswürdigſten Weiſe entwickelte, hundertfache Förderungen zu gewinnen.

XV.

Der Sommer verging mir, ohne alle abwechſelnde Ereigniſſe, in eintöniger Stille, aber in eigenthümlicher harmoniſcher Befriedigung des Gemüths. Meine einſame Abgeſchiedenheit hoch auf dem Berge, über dem Gewirr und Getriebe der Menſchen, ſchien mir wahrhaft paradieſiſch. Umgeben von einer reichen Natur und vertieft in meine Arbeiten, kannte ich faſt keinen Wunſch. Nur ein fernes, ſchönes Bild erregte mir mitunter die Gefühle der Sehnſucht. So ſtand ich einſt an einem hellen, ſonnigen Auguſttage mit Meißel und Hammer an einem Bildwerk und ſang, in Erinnerungen verſunken:

Weil dir ſo ſtill beſcheiden blüht
Der Reize weißer Roſenkranz,
Weil dir ſo keuſch die Schönheit glüht,
Füllſt du das trunkne Herz mir ganz.

O, du gemahnſt mich wie der Strom,
Der tief und breit und ſilbern lacht,
Tags ſpiegelnd blauen Himmelsdom,
Nachts ſpiegelnd glüh'nde Sternenpracht!

Tief unter ſeiner mächt'gen Flut,
Da glänzt der Minen goldne Luſt,
Da glänzt der Edelſteine Glut;
Er überſtrömt ſie unbewußt.

Doch kränzen in Beſcheidenheit
Ihn Wieſenufer grün und licht,
Fruchtreiche Hügel ſind ſein Kleid;
Es kümmert all der Schmuck ihn nicht.

Weil dir ſo ſtill beſcheiden blüht
Der Reize weißer Roſenkranz,
Weil dir ſo keuſch die Schönheit glüht,
Füllſt du das trunkne Herz mir ganz.

Als das Lied beendet war, ertönte mit einemmal dicht hinter mir die Stimme des Baumeiſters: Bravo! Sie ſind alſo auch Sänger? Ich wendete mich um, aber da wollten mir vor freudigem Erſtaunen beinahe die Sinne vergehen. An der Seite des Alten ſtand niemand anders als das Urbild jener Geſtalt, an die ich bei meinem Liede gedacht hatte. Faſt hätte ich aufgejauchzt: Clementine! Die Ueberraſchung lähmte meine Zunge. Aber auch das Geſicht des Mädchens überflog eine dunkle Röthe. Der Alte, der zwiſchen uns ſtand, merkte nichts von unſerer gegenſeitigen Bewegung, denn er kehrte Clementine den Rücken zu und mochte meine Verlegenheit der unerwarteten Ankunft zuſchreiben. Heute bring' ich meine Tochter mit, rief er aus, damit ſie ſich einmal unſer neues, braves Werk anſieht. — Ihre Tochter? ſtotterte ich, denn ich konnte meiner Gedanken noch nicht Meiſter werden. Jetzt fiel mir auch ein, warum der Baumeiſter mir gleich bei unſerm erſten Zuſammentreffen ſo bekannt vorgekommen, denn er war derſelbe Herr geweſen, den ich in Frankfurt neben Clementine im Wagen ſitzen ſah. Das Mädchen hatte indeß ſeine Faſſung wiedergewonnen und ſprach: Ei, Vater, das iſt ja der junge Künſtler, von dem ich dir ſchon erzählt habe. — Du hätteſt mir davon erzählt? wandte der Alte ein; daß ich nicht wüßte! — Freilich, war die Antwort der Tochter; ich lernte ihn bei Gelegenheit einer Fahrt auf dem Maine kennen und traf ihn ſpäter durch Zufall auf dem Niederwald. Du kennſt ja die hübſche Zeichnung, die er mir für mein Album geſchenkt hat. Ich wußte dir aber nie ſeinen Namen zu nennen. — Und wie konnte ich ahnen, fiel ich ihr ins Wort, daß Sie die Tochter meines würdigen Meiſters ſind! — Wohl, ſcherzte der Alte, ſo blieb mir die Ehre vorbehalten, euch einander als diejenigen Perſonen vorzuſtellen, die ihr eigentlich ſeid.

Ich beſorgte aus dem Förſterhauſe einige einfache Erfriſchungen, die ich in eine Laube bringen ließ, wo wir uns niederſetzten. Dort hörte ich die erſten Aufklärungen über die Familie des Baumeiſters. Er hatte ſeine Frau frühzeitig verloren. Clementine war das einzige, geliebte Pfand, das ſie ihm bei ihrem Tode zurückließ. Mit Rührung nannte er ſie das Ebenbild der Mutter. Die zarte Liebe des Vaters für die Tochter und die unbegrenzte Neigung der Tochter für den Vater waren die Veranlaſſung, daß ſie ſich ſo ſelten wie möglich trennten. Da den alten Herrn aber ſeine vielfachen Beſchäftigungen als Architekt bald hierhin und bald dorthin riefen, ſo pflegte er das Mädchen häufig mit ſich auf dieſe Fahrten zu nehmen. Nun ſchätzten ſeine Clienten aber nicht allein ſein Talent, ſie achteten und ehrten auch ſeine liebenswürdigen menſchlichen Eigenſchaften. So wurde er der Hausfreund vieler trefflicher Familien, die den muntern und ſinnigen Mann mit ſeiner ſchönen Tochter, ſo oft das Paar auch kommen mochte, gern in ihre Häuſer aufnahmen. Ging der Baumeiſter bei ſolchen Gelegenheiten ſeinen Geſchäften nach, ſo boten ſich inzwiſchen Clementine allerlei Vergnügungen, die denn auch in jenen Ausflügen beſtanden, auf welchen ich ihr begegnet war. Während ſie jene Mainfahrt machte, befand ſich der Vater in Frankfurt, und als ich ſie auf dem Niederwald ſah, war er im Rheingau beſchäftigt.

Nachdem die beiden Gäſte ſich geſtärkt hatten, beſuchten wir die Bauſtätte, wo ich aufs neue das feine Urtheil über künſtleriſche Dinge bei dem gebildeten Mädchen bewundern mußte. Da die Beſichtigung eine gute Weile dauerte, ſo löſte ſich auf dieſem Gange unſere gegenſeitige Befangenheit. Dann ſagte der Baumeiſter zu der Tochter: Jetzt mußt du aber auch die Wohnung unſers jungen Freundes kennen lernen. So gingen wir in meinen Thurm, über deſſen Einrichtung das Mädchen eine ganz unbändige Freude hatte. Es war allerliebſt, wie ſie ſich in einer Reihe von phantaſtiſchen Plaudereien über das alte Eulenneſt erging. In ſo ſchöner, freier Einſamkeit, war ihre Meinung, wollte ſie auch wol wohnen! Was möchten ihr da die Lüfte, die Wolken und die vorüberfliegenden Vögel für Märchen erzählen! Das Haupt mit Blumen umkränzt, würde ſie auf der Höhe ſitzen, und es müßten ihr die ſchönſten Lieder einfallen, die wollte ſie in das tiefe Thal hinabſingen. In der Dämmerung aber würde ſie ſich mit den Eulen und Fledermäuſen und den Nebeln, die aus dem Fluſſe aufſtiegen, unterhalten. Und wie ſeltſam ſchauerlich müßte es ſein, bei Nacht die Geiſter der alten Ritter und Burgfrauen heraufzubeſchwören, die einſt hier auf der Höhe gewohnt hätten. Und dann rief ſie zum Schluß aus: Nein, nein, ich wäre doch ein gar zu furchtſames Kind. Nicht einen Tag könnte ich hier mutterſeelenallein zubringen! Schon nach der erſten Stunde flöge ich hinab mitten unter die lieben Menſchen, bei denen es dem Menſchen auf die Länge einzig behagen kann!

Darauf beſuchten wir den obern Raum, den ich für den Baumeiſter eingerichtet hatte. Der Alte klagte über Müdigkeit von den Strapazen des Tages und wollte ein wenig ſchlafen. Zugleich erſuchte er mich, ſeine Tochter unterdeß in der Nähe der Burg umherzuführen und ihr die ſchönſten Punkte zu zeigen. So ſehr mir dieſer Vorſchlag zuſagte, ſo überraſchte er mich doch, als wäre er ganz ſchreckhaft. Ich fühlte mein Herz bis in den Hals ſchlagen und konnte kaum herausbringen, daß ich gern bereit ſei, ſeinem Wunſche nachzukommen. Clementine ſchien offenbar in nicht minderer Verlegenheit wie ich ſelbſt. Was konnten wir Beſſeres und Lieberes wünſchen, als uns einmal allein in ſchöner Einſamkeit gegenüberzuſtehen! Und dennoch zitterten wir der Erfüllung dieſes Wunſches entgegen. Wir verließen den Alten, der nichts von unſerer Bewegung ahnte, ſchweigend und beklommen.

Und ſo blieb es auch noch eine gute Weile. Ich führte das Mädchen einen Fußweg, der von dem Vorſprunge, auf welchem die Burg ſich erhob, auf ſchmalem Felſengrat höher in das Gebirge leitete. Mehreremal ſuchte ich ein Geſpräch anzuknüpfen, aber es wollte mit den Fragen und Antworten nicht recht von der Stelle. Wie konnten wir auch an Aeußerlichkeiten anbinden, wo ſich die tiefſten Innerlichkeiten der Seele ſo gern erſchloſſen hätten! Alle dieſe Verſuche waren falſch und eitel. Unſere Herzen wurden durch eine ganz andere Nothwendigkeit gedrängt. Als wir nun dem Gipfel immer näher kamen, bot der Pfad einige Schwierigkeiten, die für ein Mädchen nicht ganz unerheblich waren. Bald galt es, an einem Abhange vorbeizuſchlüpfen, bald mußten derbe Felsblöcke überſtiegen werden. Dann bot ich Clementine die Hand, die ſie bereitwillig annahm. Wie war das ſüß und peinlich zugleich! Wir fühlten das Zittern und Beben unſerer Glieder und das Pochen und Hämmern unſerer Pulſe. Daſſelbe Gefühl durchzuckte uns mit elektriſchen Schlägen. So erreichten wir mit glühenden Geſichtern die ſchwindelnde Höhe. Die wundervolle Landſchaft lag wie ein köſtlicher Traum vor uns hingebreitet. Wir ſtanden Hand in Hand und blickten ſcheinbar hinein. Da war es, als ob die Augen ſich meiden wollten; aber bald ſuchten ſie ſich mit einem jener unausſprechlichen Blicke, die mehr enthalten — wie die ſchönſten Reden. Ich umrankte mit meinen Armen das blühende Mädchen; ſie lag mir hingegeben an der Bruſt. Die Lippen brannten in einem berauſchenden Kuſſe zuſammen. Wie lange das dauerte, ich weiß es nicht. Zwei Seelen, die ſich längſt erkannt und angezogen hatten, ergoſſen ſich ineinander. Das Siegel war gelöſt, das Räthſel war errathen!

Welch wunderbarer Moment auf dieſem ſtillen, einſamen Gipfel, nur umweht von den reinen Lüften des Himmels, nur angeblickt von den ſüßen Blumen der Heide, nur umrauſcht von den grünen Wipfeln des Waldes! Es war die echte Weihe in dieſer heiligen Stunde, wo zwei junge Herzen die erſten Küſſe der erſten Liebe tauſchten. Wer in ſolchem Augenblicke ſterben oder ihn ewig machen könnte! Clementine entwand ſich weinend meinen Umarmungen. Wir ſetzten uns auf einen Stein. Ihre Thränen floſſen unaufhörlich. Nun fand ich milde Worte der Liebe, denn meine Zunge war auf einmal losgebunden. Sie beruhigte ſich, und ich hatte den freudereichſten Anblick. Ihr ganzes Weſen war verklärt. Vor wenigen Augenblicken erſchien ſie noch wie eine unentwickelte Knospe: jetzt flammte ſie wie die volle Roſe, in deren Thau ſich die Sonne ſtaunend beſpiegelt. Was ſoll ich weiter ſagen! Bald plauderten wir, bald ſchwiegen wir. Ueber unſer Haupt ragte ein wilder Roſenſtrauch, an dem eine verſpätete Knospe aufbrach. Wir erlebten das Bild, das ich ihr einſt geſchenkt hatte. Ich machte ſie darauf aufmerkſam: Leben wir nicht wie im Hohenlied: ich bin dein und du biſt mein, der unter den Roſen weidet! Und nicht weit davon ſang ein Waldvogel: Amen!

Dann ſtiegen wir in das Wieſenthal hinab. Noch nie ging ich einen ſüßern Weg, denn er wurde durch kindliche, einmüthige Spiele verſchönt. Wir verbargen uns hinter den Büſchen, um uns deſto fröhlicher zu finden. Wir lieſen uns auf der Heide nach, um uns zu haſchen und Herz an Herz zu drücken. Wir pflückten und ſchenkten uns Blumen, um uns zum Lohne zu küſſen. Ich wand ihr einen Kranz aus Waldblumen, denn ſo hatte ſie ſich getragen, als ich ſie zum erſten mal ſah. Als wir unten im Grunde an den Bach kamen, ließ ſie es ohne Widerrede zu, daß ich ſie auf die Arme ſchwang und über die rauſchenden Fluten trug. Welche Beſeligung ſchlürften wir aus all dieſen Spielereien, die uns die Heimkehr faſt vergeſſen machten! Endlich war es die höchſte Zeit, den Alten, unſerer Verabredung gemäß, am Ufer des Rheines zu treffen. Mit hochglühenden Geſichtern kamen wir eben im rechten Momente, bevor der Dampfer vorbeifuhr. Ich hörte nun noch, daß der Baumeiſter die Tochter für die Weinleſe zu Bekannten im Städtchen bringen werde, und mein Herz jauchzte. Dann nahm das neidiſche Schiff das geliebte Paar auf und brauſte von dannen.

XVI.

Seit langen Jahren hatte ſich der Herbſt nicht ſo ſchön und reich angelaſſen wie heuer. Faſt alle Tage waren wie pures Gold, ſo warm ſtrahlte die Sonne und ſo geſegnet lag die Erde. Nach einer reichen Fruchternte verſprach man ſich eine reichſte Weinernte. Noch war es nicht September, und ſchon begannen die Trauben, die in nie geſehener Fülle an den Stöcken hingen, zu leuchten und ſich zu färben. So wenig ich hinunter in das Thal kam, ſo verkündeten mir doch viele Zeichen das Herannahen glücklicher und ſeliger Herbſttage. Aus den Weinbergen erklang mitunter ein lautes plötzliches Jauchzen wie ein Aufſchrei ſich überſtürzender Freude. Schiffer, die ſtromauf und ab fuhren, ſangen luſtige Lieder. Wie Vorboten des Weinleſefeſtes donnerten hin und wieder Freudenſchüſſe durch das Thal, welche ein lautes Echo an den Felſenwänden weckten. Kam der Abend, ſo rauſchte auch wol eine Rakete in die dunkle Luft, und hoch oben auf den Bergen flammte dann und wann ein Feuer auf. So gab es überall Signale einer frohen Zukunft.

Unter andern Umſtänden hätte ich mich gewiß mit

Ungeduld in die Wellen der allgemeinen Freude geſtürzt. Nun aber füllte der Gedanke, Clementine ſo ganz mein eigen nennen zu dürfen, mir das ganze Weſen in einer Art, daß ich für nichts anderes mehr Augen und Ohren hatte. Mein braver Burggenoſſe, der Förſter, der an Sonntagen gern in das Städtchen hinunterging, um dort einen vernünftigen Schoppen im Kreiſe der bekannten Kleinbürger zu trinken, hatte mich oftmals aufgefordert, ihn zu begleiten. Zu ſeinem Verdruß widerſtand ich aber immer hartnäckig ſeinen Lockungen, bei welchen Gelegenheiten er mir dann ſtets wiederholte, ich ſei doch eigentlich ein duckmäuſeriger, ſchwarzgalliger, verſeſſener und verkommener Geſelle, mit dem man in Gottes Welt gar nichts anfangen könne. Eines Sonntags aber, als wir vom Tiſch aufſtanden, ſagte er mir: heute müſſe ich mit ihm hinunter, ich möge wollen oder nicht wollen. Als ich meine alten Ausflüchte machte, theilte er mir mit, er habe einen Brief vom Grafen, dem Beſitzer der Burg, erhalten, der ihm auftrüge, im erſten Gaſthof des Städtchens Zimmer für ſeinen Herrn zu beſtellen, denn derſelbe hege die Abſicht, ſich während der Weinleſe für einige Zeit dort anzuſiedeln, um theilweiſe die frohen Tage mitzumachen und theilweiſe die Fortſchritte des Burgbaues einzuſehen. Nun ſei es meine Pflicht und Schuldigkeit, ihn zu unterſtützen, und die Wohnung, die ſchwerlich ſonſt einem ſo vornehmen Herrn zuſagen werde, ordentlich einzurichten und auszuſchmücken.

Dieſe Gründe beſtimmten mich zur Nachgiebigkeit. Alsbald rüſtete ich mich zu dem ungewohnten Gange, und wir begaben uns zuſammen auf den Weg in das

Thal. Dort unten that mir doch die allgemeine freudige Stimmung unter den Menſchen, die ein geſegnetes Jahr ſtets in ſeinem Gefolge führt, von Herzen wohl. Auf allen Geſichtern war die hellſte Hoffnung geſchrieben. Wo man den Leuten begegnete, da hieß es nicht mehr: Guten Tag! oder Grüß' Gott! ſondern: Das gibt einen koſtbaren Wein! wobei dann die Zungen und Lippen jedesmal ganz vergnügt ſchnalzten, als hätten ſie ſchon den Vorgeſchmack des feurigen, ſüßen Getränkes. Wie es uns draußen auf der Straße gegangen hatte, ſo ging es uns auch in den engen, hochgegiebelten Straßen des Städtchens, wo die Leute haufenweiſe plaudernd und ſcherzend vor den Thüren ſtanden. Im Gaſthauſe war erſt rechtes Leben. Oben vom Saale erklangen die Geigen und Hörner, um zum Tanze zu locken. Alle Stuben waren voll von fröhlichen Zechern. Es war, als ob die Leute vor der Weinleſe erſt noch alle Fäſſer leeren müßten, um Raum für den jungen Moſt zu ſchaffen. Die Wirthsleute hatten natürlich alle Hände ſo voll zu thun, daß wir einige Schwierigkeit fanden, unſern Auftrag zu erledigen. Die nöthigen Einrichtungen zu beſorgen, mußten wir auf eine gelegenere Zeit verſchieben.

Dann nahmen wir mit einigen Bekannten des Förſters in einer Laube des von Gärten umgebenen Gaſthauſes Platz, wo unter mancherlei Unterhaltungen auch der Flaſche geziemenderweiſe zugeſprochen wurde. An den Freuden des Tanzbodens theilzunehmen, empfanden wir keine Luſt. So kam der Abend heran. Das Thal ſchwamm in der Glut der ſinkenden Sonne. Da hörte ich mit einemmal eine bekannte Melodie die Straße heraufklingen, die mir wie eine Mahnung an alte Zeiten an das Herz ſchlug:

Den Zweig an den Hut,
In die Kehle das Lied,
Ins Herz friſchen Muth,
Denn der Tag erglüht.

Ich ſah durch die Rebengewinde hinaus und erblickte einige junge Geſellen in weißen Staubkitteln und mit Torniſtern auf dem Rücken den Weg entlang marſchartig heranſchreiten. So ſehr ich auch die Blicke ſchärfte, ſo konnte ich im dunkelnden Dämmern keine Geſtalt mehr gehörig unterſcheiden. Eine Ahnung aber ſagte mir, daß ich bald in bekannte Geſichter ſchauen würde, denn das war ja daſſelbe Lied, das ich einſt auf den ſachſenhäuſer Höhen von meinen jungen Freunden gehört hatte. Unfern der Häuſer erklang die letzte Strophe:

Der jungen Natur
Schau ich froh ins Geſicht!
Friſch folge der Spur,
So alterſt du nicht!

Da erhob ich mich plötzlich von meinem Sitze, ſtürzte aus der Laube hinaus auf die Straße und lag in den Armen meines lieben Freundes Friedrich. Und auch Toni ſtand vor mir, den ich nicht minder herzlich an das Herz drückte. Sie wurden noch von einem andern Häuflein junger Künſtler begleitet, die ſich mit ihren jungen Bärten, langen Haaren und flotten Hüten ganz maleriſch ausnahmen und die Scene, die ſich plötzlich vor ihren Augen entwickelte, nicht zu erklären wußten.

So ſahen wir uns wieder! Welches Staunen! Welche Verwunderung! Welche tauſendfältigen Fragen! Die ganze Geſellſchaft war auf einer Ferienreiſe begriffen und hatte ſich dem Rheinthal zugewendet, um dort Studien im Volksleben und an der Landſchaft zu machen. Was lag näher, als ſie zu überreden, daß ſie das alte Städtchen zum Standquartier wählen ſollten, zumal da ſie kein beſtimmtes Ziel im Auge hatten! Die Hüte wurden geſchwenkt, die Torniſter abgenommen, ein lautes Jauchzen erklang: Wir bleiben! Wir bleiben! Dann erſtürmte die junge Schar die Treppe des Wirthshauſes, in dem überdies die Tanzmuſik ſo fröhlich lockte, und Wirth und Wirthin waren bald bemüht, ſie in den alten Stuben unterzubringen. Nur Friedrich ließ ich mir nicht nehmen. Ich erzählte ihm von meinem Thurm und machte ihm den Vorſchlag, er möge mein Gaſt auf der Burg ſein. Er gab mir die Hand darauf. So war alles in Ordnung.

Hatte mir bisjetzt das Schwatzen und Trinken in der Geſellſchaft der zwar guten und heitern, aber doch ziemlich langweiligen Spießbürger wenig behagt, ſo kam ich dafür nunmehr in die heiterſte Stimmung. Vor allem war ich dem Förſter dankbar, daß er mich aus meiner Einſiedelei heruntergezwungen hatte. Wäre ich diesmal ſeinem Rufe nicht gefolgt, ſo zogen meine jungen Künſtlerfreunde vorbei, ohne daß ich ſie zu Geſicht bekam. Ein glücklicher Zufall hatte es anders gefügt. Als die jungen Leute alle untergebracht waren, fanden ſie ſich an dem Tiſche ein, an dem ich mit Friedrich Platz genommen hatte. Der Wirth konnte nicht Schüſſeln genug herbeiſchleppen, um jeden von der Wanderung geſchärften Appetit zu befriedigen. Dabei floß der Wein in vollen Strömen. Der Mond ſtieg hoch am Himmel auf und beleuchtete lauter fröhlich ſtrahlende Jünglingsgeſichter. Aber die meiſten ließ es nicht lange vor dem Hauſe ruhen. Als ſie geſättigt waren und die Fiedel und Flöte oben auf dem Saale zu neuen Tänzen ſtimmten, ſtürmten die meiſten hinauf, um ſich in die Wogen des wirbelnden Reigens zu ſtürzen. Nur der Förſter, Friedrich und ich blieben zur Stelle, indeß nun auch die großen Leute des Städtchens mit ihren Frauen und Töchtern im Feſtſchmuck an uns vorüberzogen, um ſich an dem ländlichen Balle zu betheiligen.

Aber ſollte denn heute der Tag der Ueberraſchungen ſein? Als wieder einmal ein Aelternpaar mit ſeiner Tochter in das Licht trat, das aus dem Wirthshauſe ſtrömte, ſtand der Förſter auf, bot ihnen einen guten Abend und begann ein Geſpräch mit dem alten Herrn. Die Leute blieben ſtehen. Welche Verwunderung ergriff mich: das Mädchen war niemand anders als Giſel, das ſonderbare Kind aus Mainz, deſſen Bekanntſchaft ich in ſo ſeltſamer Weiſe gemacht hatte. Nie aber hatte ich eine ſo merkwürdige Veränderung geſehen. Aus dem unentwickelten Kinde war eine reife, blühende Jungfrau geworden. Alle Formen waren voll und edel, die Bewegungen ſchienen ruhig und gemeſſen, aus den großen und dunkeln Augen blickte ein tiefer und ſchöner Ernſt. Dabei ſtand ſie in ſeltſamer Beleuchtung und glich einer fabelhaften Märchengeſtalt. Haſt du jemals ein ſo ſchönes Bild geſehen? flüſterte Friedrich, der ſie mit ſtarrer Aufmerkſamkeit betrachtete, mir zu. Ich aber zog den Hut in die Stirne, um nicht erkannt zu werden.

Die Gruppe trennte ſich. Die drei Ankömmlinge gingen in das Haus, und der Förſter kam zurück. Das war der Herr Heimwart, ſagte er, mit ſeiner Frau und ſeiner einzigen Tochter. Er iſt der reichſte Mann der Gegend und hat den ſchönſten und weiteſten Grundbeſitz aufzuweiſen. Zugleich iſt er der Pächter der Güter unſers Grafen, deſſen baldige Ankunft ich ihm eben mitgetheilt habe. Das Mädchen iſt ein Goldfiſchchen und wäre etwas für Sie. Friedrich hatte dieſe Worte nicht abgewartet, ſondern war in das Haus geſchlichen. Ich blieb lange, ohne daß er zurückkam. Der Förſter wollte unterdeſſen nach Hauſe und drängte zum Aufbruch. Ich wandte ein, daß ich den eingeladenen Gaſt nicht in ſeinem Vergnügen ſtören dürfe, und ließ ihn allein zur Burg wandern. So fand ich mich, trotz den wiedergefundenen Freunden, auf einmal ganz einſam. Nach den eigenthümlichen Begegnungen mit Giſel hatte ich natürlich keine Luſt, auf den Tanzboden zu gehen. Aber ich war doch voller Neugierde, das ſeltſame Geſchöpf zu beobachten und zu erfahren, wie ſie ſich entwickelt habe und welches Betragen ſie als erwachſene Jungfrau im Kreiſe einer fröhlichen Tänzerſchar an den Tag legen würde.

Der Ausweg war bald gefunden. Vor dem Hauſe ſtand eine hohe Linde mit knorrigen Aeſten. Ich ſchwang mich in das dichte Gezweig und hatte bald einen Platz erreicht, der mich den ganzen Tanzſaal überſehen ließ. Dort gewahrte ich, daß Giſel als die Königin des Feſtes betrachtet wurde. Sie war in der That die wunderbarſte Erſcheinung und zeichnete ſich vor all ihren Genoſſinnen aus. Toni tanzte in wilder Begeiſterung mit ihr herum. Die andern jungen Künſtler ließen ihr keinen Augenblick Ruhe. Friedrich aber, der kein Tänzer war, ſtand in einer Ecke und verfolgte ſie mit ſtieren Augen, als wollte er die reizende Geſtalt verſchlingen. Ich hatte ihn nie ſo ſelbſtverloren und an einen gewaltigen Eindruck hingegeben geſehen. An dem Mädchen aber erkannte ich nichts mehr von der frühern Aufregung und Ueberſpannung. Ihr ganzes Weſen war jetzt in Maß und Regel gefügt. Die Augen verloren keinen Augenblick ihren ſinnigen Ernſt. Nur in den Bewegungen zeigte ſich mitunter eine dämoniſche Begeiſterung. Der Ball ſchloß erſt ſpät. Ich ſtieg vom Baum auf den Boden hinab und empfing den Freund, der mir zurief: Ich habe ein Wunder geſehen! Und dann ſtiegen wir in der ſtillen, warmen Nacht zur Burg hinauf.

XVII.

An einen erquicklichen Schlaf war indeß nicht zu denken. Friedrich befand ſich in einem merkwürdig aufgeregten Zuſtande. Die ſchwarzbraune Giſel hatte ihm den Kopf ganz und gar verrückt. Er konnte nicht aufhören, von ihr zu phantaſiren. Ich rieth ihm natürlich, er möge den Verſtand nicht mit dem Herzen davonlaufen laſſen, ohne ihn mit den Scenen bekannt zu machen, die ich in Mainz mit dem wunderlichen Märchen erlebt hatte. Wie ſollte ich das auch thun, denn zwiſchen dem damaligen Kinde und der jetzigen erwachſenen Jungfrau konnte allerdings eine große Verſchiedenheit ſtattfinden. Ueberdies hatte mir die alte Wirthin eigenthümliche Andeutungen über Giſel's Nervenzuſtand gemacht, und ſchließlich ſollte ich dem ſeltſamen Mädchen, wie es damals forderte, ein Bruder ſein. Um den Freund indeß auf andere Gedanken zu bringen, erzählte ich ihm die Geſchichte meiner jungen Liebe, die mir eine beſſere und längere Gelegenheit zur Prüfung geboten hatte. Er hörte mir aufmerkſam zu und ſchien die Abenteuerlichkeit ſeiner allzu jähen und ſtürmiſchen Neigung einzuſehen.

An einer herzlichen Theilnahme ließ er es auch nicht fehlen, denn er drückte mich glückwünſchend an das Herz. Ich dankte und rief: Dennoch weiß ich nicht, was daraus werden ſoll? Wie darf ich mir in meinen armſeligen Verhältniſſen Hoffnung auf die Einwilligung des Alten machen? Endlich ſchwiegen wir. Der Morgen begann zu dämmern, ehe wir einſchlieſen.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als wir erwachten. Kaum hatten wir unſer Frühſtück eingenommen, da wollte Friedrich meine Arbeiten ſehen. Ich führte ihn zunächſt in dem neuen Bau herum, der ihm viele Freude machte. Dann zeigte ich ihm einige Skizzen, in denen ich neue Ideen zur Ausführung gebracht hatte. Unter denſelben befanden ſich die Anfänge eines Frieſes, welcher einen Zug bacchantiſcher Kindergeſtalten darſtellte, in denen ich die verſchiedenen Beſchäftigungen der Menſchen in den vier Jahreszeiten künſtleriſch behandelt hatte. Einen Theil des Werkes hatte ich modellirt und in Gips gegoſſen. Die bei weitem größere Partie aber ſtand erſt als Zeichnung auf dem Papiere. Meiner Idee nach ſollten dieſe Sculpturen als Ornamentik eines Saales dienen, welcher freudigen Feſten gewidmet war. Zugleich hatte ich es nicht an Bemühungen fehlen laſſen, aus der conventionellen antiken Nachahmung herauszugehen und einen friſchen Griff in das Leben der Gegenwart zu thun. Friedrich betrachtete die Compoſitionen mit großer Aufmerkſamkeit. Als er fertig war, rief er aus: Willſt du mir dieſe Arbeiten für einige Wochen zur Dispoſition ſtellen, ſo gebe ich dir die Hoffnung, daß du bald der Bräutigam Clementinens biſt. Ich fragte voller Erſtaunen, wie er das möglich machen wollte. Das iſt meine Sache, war ſeine Antwort; ich ſtelle die Bedingung, daß du mich nicht weiter ausforſcheſt. — Meinetwegen, ſchloß ich, thue, was du willſt. Nun ging es gleich an das Verpacken der Arbeiten. Er ſchrieb einen Geleitsbrief, deſſen Adreſſe ich nicht einmal ſehen durfte, und ſchickte die Kiſten durch einige Arbeiter an die Expedition der Dampfſchiffe.

Dieſe Angelegenheit war kaum erledigt, als Toni mit den jungen Künſtlern auf der Burg anlangte. Da gab es denn bald ſo viel des Lärmens und Jauchzens, wie wir es bisjetzt noch nicht erlebt hatten. Bei der friſchen Schar ſtand der jugendliche Uebermuth in der vollſten Blüte. Sie hatten in der That alle etwas von jungen Roſſen, die lange im Stall geſtanden und ſich nun auf einmal der Freiheit erfreuen. Toni zeigte in ſeinem Weſen keine beſondere Veränderung. Sein gefühlvolles Pathos war ganz und gar daſſelbe geblieben. Wie ich von Friedrich erfuhr, verſprach ſeine künſtleriſche Entwickelung auch durchaus keine bedeutende Zukunft. Er war geſchickt im Machen, aber ohne Tiefe der Gedanken. Seine Natur war eben mehr oberflächlich wie innerlich angelegt. Unter den andern jungen Malern befanden ſich einige kecke und dreiſte Geſellen, denen es vorläufig mehr um allerlei Muthwillen wie um die Ausübung ihrer Kunſt zu thun war. Nachdem ſie ſich auf der Burg umgeſehen hatten, gingen ſie mich an, für heute einen blauen Montag zu machen und ſie auf einigen Streifereien zu begleiten, worauf ich denn auch einging, weil ich doch ſonſt keine Ruhe vor dem luſtig aufgelegten Häuflein gehabt hätte.

Als wir uns auf dem Wege befanden, kam das Geſpräch alsbald auf die ſchöne ſchwarzbraune Giſel. Sie behaupteten ſammt und ſonders, daß ſie ihre Herzen an das ſeltſame Mädchen verloren hätten, und daß Toni bis über die Ohren in ſie verliebt ſei. Der letztere wurde bei den Neckereien, mit denen ſie ihn verfolgten, über und über roth und ſuchte ſich zu vertheidigen, während Friedrich eine auffallende Bläſſe in ſeinem Geſichte zeigte und in tiefem Schweigen des Weges ging. Die luſtigen Vögel wollten nun durchaus in dem Hauſe des alten Heimwart eingeführt ſein und ſchlugen mir vor, dieſes Geſchäft zu übernehmen. Ich erwiderte natürlich, daß ich ihnen nicht dienen könne, da ich überhaupt keinen Menſchen in der Gegend, am wenigſten aber dieſen Mann kenne. Man maß meinen Worten indeß gar keine Glaubwürdigkeit zu, und meinte, ich würde wol die Bekanntſchaft für mich halten, da ich ohne Zweifel ſelbſt ein Auge auf das Mädchen geworfen habe. Friedrich verwies ihnen ihre unpaſſenden Scherze. Sie aber beſtanden darauf, daß ſie bald einen Eintritt in das Haus haben müßten, und daß ſie ſchon Mittel und Wege finden würden, wobei ſie uns denn erzählten, daß ſie ſchon den Anfang des Unternehmens gemacht und in der letzten Nacht nach dem Balle einige vierſtimmige Lieder vor dem Hauſe und den Fenſtern des Mädchens geſungen hätten, was ihnen Friedrich wiederum als eine Zudringlichkeit vorwarf, die leicht die entgegengeſetzte Wirkung haben könnte. Seine Mahnung, nichts Ungebührliches zu beginnen, wurde mit lautem Gelächter erwidert.

Wären Friedrich und ich nicht ſo harmlos geweſen, wie wir waren, ſo hätten wir einſehen müſſen, daß die verzweifelten jungen Recken ſich ſchon mit der Aushecḱung eines Planes beſchäftigten, der ſie zu dem gewünſchten Ziele führen ſollte. Denn unterwegs ſteckten ſie mehr als einmal die Köpfe zuſammen und flüſterten und kicherten leiſe miteinander. Was ſollten ſie uns auch in ihre Geheimniſſe einweihen, da ſie bereits auf einen entſchiedenen Widerſtand von unſerer Seite geſtoßen waren und erwarten mußten, daß dieſer Widerſtand noch heftiger werden würde, ſobald ſie an die wirkliche Ausführung ihres Unternehmens denken wollten! Wir verbrachten indeß doch einen fröhlichen Tag, indem ich die muntere Schar durch Berg und Thal, durch Städtchen und Dörfer leitete und ſie auf allerlei Dinge aufmerkſam machte, die dem einen oder andern vielleicht bei ſeinen künſtleriſchen Beſtrebungen als Gegenſtände des Studiums dienen konnten. Ich hatte eben auf meinen frühern einſamen Wanderungen manches erforſcht und beobachtet, was der Genre- und Landſchaftsmaler in ſeinen Gemälden trefflich zu verwerthen im Stande war.

So zogen wir gegen Abend nach dem Städtchen zurück und gelangten an die Häuſer, die ſich bereits aus den Schranken, welche das Mittelalter gezogen hatte, vor das Thor hinausdrängten. Unter denſelben befand ſich ein größeres Beſitzthum, das in weiten und wohlgehaltenen Gärten lag und ſich zwiſchen hohen Bäumen und Rebengängen äußerſt heiter und wohnlich ausnahm. Auf dem Raume vor der Hausthüre, den eine Weinlaube überwölbte, ſaß eine Gruppe von Frauen und Mädchen, auf die Friedrich und ich keine Acht gegeben hätten, wären wir nicht durch Toni und die jungen Künſtler, die ein gutes Stück voraus waren darauf aufmerkſam geworden. Die muthwilligen Burſche führten nämlich mit einemmal jenen längſt ausgeheckten Streich aus, der ſie bei Heimwart einführen ſollte, denn jenes Haus gehörte niemand anders als dem Vater Giſel's, was die Bande ſchon in letzter Nacht ausgeſpürt hatte, indeß es mir und meinem Freunde völlig unbekannt war.

Zu unſerm Schrecken gewahrten wir nämlich, daß einer aus dem Häuflein, welches ſich ungefähr dem Orte gegenüber befand, wo die Geſellſchaft ſaß, plötzlich mitten auf der Straße zu Boden ſtürzte, als hätte ihn eine Ohnmacht befallen. Die andern erhoben ein ängſtliches Geſchrei. Einer von ihnen rannte auf die Damen zu und bat um Eſſig oder Wein, um ihren Kameraden, der ſich durch die allzu große Anſtrengung der Wanderung einen Zufall zugezogen habe, ins Leben zurückzubringen. Das Mitleid der weiblichen Herzen wurde nicht vergeblich angeſprochen. Einige liefen hinein, um die verlangten Mittel zu holen. Unterdeſſen trugen zwei andere Schalke den Scheintodten heran, der als erſter Held eines künſtleriſchen Liebhabertheaters zu Düſſeldorf ſeine Rolle ganz vortrefflich ſpielte und von den Verſammelten mit den bedauerlichſten Mienen und Ausrufungen umgeben, beklagt und bejammert wurde, wie es denn ſtets der Fall iſt, daß eine Damengeſellſchaft, die größte Sympathie für einen nervenſchwachen Jüngling, zumal wenn er an Ohnmachten leidet, an den Tag legt. Wir traten gerade in dem Momente an die Gruppe, wo dieſelbe die lebhafteſte Theilnahme offenbarte und dem armen Kranken die dienſtfertigſten Hülfeleiſtungen angedeihen ließ. Und wirklich wurde die Scene ſo vortrefflich ausgeführt, daß Friedrich und ich ſelbſt keinen gelinden Schrecken empfanden. Da flüſterte es mir mit einemmal ins Ohr: Pfui, Bruder, das iſt nicht brüderlich! Ich ſah mich um. Giſel, die ich bisjetzt gar nicht geſehen hatte, warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu und ging in das Haus.

Alle waren noch in den eifrigſten Bemühungen begriffen, als jener Herr, den ich am Abend vorher mit dem Förſter ſprechen ſah, aus der Thüre trat. Es war eine lange, hagere Geſtalt mit klugen Mienen und ſcharfen, durchdringenden Augen. Prüfend und forſchend betrachtete er den Ohnmächtigen, deſſen Bruſt eben in einigen langen Athemzügen auf- und niederging. Dann rief er: Die Welt will betrogen ſein, aber mich ſoll ſie nicht betrügen! In demſelben Augenblick ergriff er einen Eimer mit Waſſer, der zu den Belebungsverſuchen gedient hatte, ſchwang ihn in die Höhe und goß den ganzen bedeutenden, eiſigkalten Inhalt auf den am Boden liegenden Geſellen. Das war dem Schauſpieler denn doch zu arg. Wie ein Blitz ſtand er auf ſeinen Füßen und rief: Pfui Teufel! Ein allgemeines Gelächter erhob ſich über den raſchen Erfolg dieſer energiſchen Cur. Unſer junger Maler ſtand da wie ein begoſſener Pudel. Die andern Intriguanten, deren Plan hier durch das Waſſer ſo recht zu Waſſer wurde, accompagnirten ihn mit einigen obligaten Grimaſſen. Friedrich und ich, die wir von dem ganzen Plane keine Ahnung gehabt hatten und dennoch als Mitſchuldige der Mummerei daſtanden, wir konnten nur mit Mühe unſern Aerger verbeißen.

Da habt ihr barmherzigen Frauen und Mädchen, rief nunmehr der Alte mit ſcharfer und bitterer Ironie, den wirklichen Inhalt dieſes luſtigen Trauerſpiels. Hat man denn jemals gehört, daß ein Ohnmächtiger rothe Wangen hat? Poſſen waren es, nichts wie eitle Poſſen! Dieſe tagdiebenden Abenteurer hegten nur die edle Abſicht, ſich in ein ruhiges und anſtändiges Bürgerhaus einzudrängen. Außer mir hat es auch mein wackeres, verſtändiges Kind, die Giſel, gemerkt, und mir zu rechter Zeit Wind gegeben. Und jetzt, meine Herren Künſtler, machen Sie, daß Sie fortkommen, ſonſt ſollen Ihnen meine Knechte und Hofhunde Beine machen. Auch laſſen Sie es ſich nicht einfallen, noch einmal bei mir vorzuſprechen! Rings herrſchte eine allgemeine Stille. Es blieb uns nichts anderes übrig, als ruhig und ſchweigend von dannen zu ziehen. Toni und ſeine Geſellen hatten die Lection verdient. Was Friedrich und mich anging, da hieß es: Mitgefangen, mitgehangen!

XVIII.

Unſere Geſellſchaft trennte ſich den Abend ziemlich mismuthig. Toni war mit ſeinen Spießgeſellen verdrießlich über das Mislingen ihres Unternehmens. Auf Friedrich und mir laſtete die Scham, daß ſie uns zu Mitgenoſſen einer Schuld gemacht hatten, bei der wir doch ganz unſchuldig waren. Mir mußte es natürlich höchſt unangenehm ſein, nach einer längern Anweſenheit in der Gegend, die ich ſtets in zurückgezogener Abgeſchloſſenheit zugebracht hatte, jetzt auf einmal als Duckmäuſer und Galgenſtrick angeſehen zu werden und in den Mund der Leute zu kommen. Am ſchlimmſten aber empfand offenbar Friedrich das heilloſe Abenteuer. Er kam jeden Augenblick auf das unvorſichtige Benehmen ſeiner jungen Bekannten zurück und konnte nicht genug Worte des Tadels finden. Wie gern wäre er ſelbſt in Heimwart's Hauſe eingeführt geweſen, um Giſel näher zu kommen! Daran war unter den jetzigen Umſtänden aber nicht mehr zu denken!

So ſann ich denn nach, ob ſich nicht ein Weg finden ließe, die Sache wieder einigermaßen in das Gleis zu bringen, und kam auf den Gedanken, daß der Förſter vielleicht ein guter Mittelsmann ſein möchte. Ich vertraute ihm die leidige Geſchichte, wobei er bedenklich das Haupt ſchüttelte und meinte, der Heimwart ſei ein verſchloſſener, hartnäckiger Geſelle, dem ſich um ſo weniger beikommen laſſe, als er jeden jungen Menſchen mit Mistrauen betrachte, weil er überall Speculanten auf die reiche Erbſchaft ſeiner Tochter vermuthe. Gleichwol machte ſich der brave Waidmann auf den Weg, um womöglich eine Verſöhnung herbeizuführen. Leider aber brachte er keine erwünſchte Antwort zurück. Als er die Rede auf den Verfall gebracht hatte, war der reiche Pachter fuchswild geworden und in einige Exclamationen ausgebrochen, die durchaus nicht ſchmeichelhaft für uns lauteten. Er nannte uns verlaufene Pinsler und Steinmetzen, und bedauerte nur, daß er uns nicht noch wirkſamer und deutlicher den Heimweg gewieſen hätte. Konnte ich mich nun auch meinetwegen tröſten, da ich ja nichts in dem Hauſe des halsſtarrigen Beſitzers zu ſuchen brauchte, ſo that mir der Ausgang doch wegen meines Freundes herzlich leid.

Aber auch auf mich fielen nun bald die Folgen jenes dummen Streiches zurück. An einem der folgenden Tage erſchien nämlich der Baumeiſter auf der Burg, um in gewohnter Weiſe den Fortgang der Arbeiten zu überwachen. Als ich ihn überall herumgeführt und ihm eine Einſicht in alles verſchafft hatte, und als er ſich dann zum Scheiden rüſtete, ſagte er mir: Ich habe heute auch meine Clementine mitgebracht. Sie wird einige Zeit in der Gegend bleiben. Es ſoll mir und ihr angenehm ſein, wenn Sie meine Tochter zuweilen beſuchen wollen. Mein Herz ſchlug vor lauter Freude. Und wo werde ich ſie treffen? fragte ich. — Im Hauſe des Herrn Heimwart, antwortete er und deutete mit dem Finger in das Thal. Sehen Sie, dort liegt das Gut. Es iſt die ſtattliche Wohnung vor dem Thore. Glücklicherweiſe ſah er mich während dieſer Worte nicht an, ſonſt hätte er bemerken müſſen, daß mich dieſe Mittheilung wie ein Donnerſchlag traf. Ich ſchwieg. Er ging von dannen und verſchwand in den Gebüſchen.

So war Friedrich nicht mehr der einzige, der es zu beklagen hatte, daß ihm dort Thür und Thor geſchloſſen war. Mich traf nun daſſelbe Los. Ich befand mich in der unbehaglichſten Aufregung. Als ich dem Freunde meine Lage mittheilte, zuckte er die Achſeln. Ich konnte es indeß nicht unterlaſſen, noch einen Verſuch zu machen, und ſetzte mich hin, um einen Brief an Herrn Heimwart zu ſchreiben, in dem ich ihm den Verlauf der ganzen Angelegenheit auseinanderſetzte und ihn um die Erlaubniß bat, mich in Geſellſchaft meines Freundes perſönlich bei ihm einzufinden und ihm alle möglichen Aufklärungen zu geben. Als das Schreiben abging, hegte ich die beſten Hoffnungen, die ſich indeß nur gar zu bald als trügeriſch erweiſen ſollten; denn an demſelben Tage kam mein Brief, eröffnet und in ein neues Couvert geſteckt, zurück und trug die Unterſchrift: „Mit Speck fängt man die Mäuſe; aber es ſind nicht alle Mäuſe, die man dafürhält.“ Das war deutlich geredet. Ich hätte vor Zorn in die Luft fliegen mögen. Welche ſchönen Tage konnte ich jetzt, da Clementine ſo ganz in meiner Nähe war, erleben! Ich ſah täglich ins Paradies, aber es war mir verſchloſſen. Mich ergriff eine troſtloſe Verzweiflung. Dabei ſaß Friedrich ſtets in düſterm Brüten. Statt uns eines ſo ſchönen, unverhofften Zuſammenſeins zu freuen, verbrachten wir die Tage in Schwermuth und Verdrießlichkeit. Ueberall blühten die Roſen: wir ſpürten nur Dornen.

Es blieb mir kein anderes Mittel übrig, mich mit Clementinen zu verſtändigen, als ihr auf ſchriftlichem Wege zu nahen. Aber das war jetzt auch ein ſaueres Werk. Zu Feder und Papier greifen zu müſſen, wo das lebendige Wort alles ſo leicht und ſchnell vermittelt hätte! Ich fühlte eine wahre Qual, als ich endlich an die Arbeit ging, und konnte, am Kiele kauend, faſt nicht zu Ende kommen. Gottlob! ich erhielt bald eine Antwort, voll von den ſüßeſten und überſtrömenden Gefühlen. Zugleich beklagte das liebe Mädchen den dummen Streich, den die Maler gemacht hatten, ebenſo ſehr wie wir ſelbſt. Für die Löſung der unſeligen Verwickelung aber hegte auch ſie keine Hoffnung. Der alte Heimwart hatte allen Vorſtellungen, die jugendliche Schelmerei zu verzeihen, den hartnäckigſten Trotz entgegengeſetzt, denn er wolle ſeine Geſellſchaft rein von Schnurrpfeiferei und ſein Haus rein von Vagabunden halten. Er vermied es ſogar, die Mädchen an Orte zu führen, wo ſie möglicherweiſe mit den jungen Geſellen zuſammentreffen konnten. Was war da zu machen? Unſere einzige Unterhaltung beſtand in Briefen. Statt des mündlichen Umgangs entſpann ſich ein ſchriftlicher. Ach, wir mußten ſchon vergnügt ſein, daß wir uns abends und morgens, ſie aus dem Fenſter ihres Zimmers, ich von den Zinnen des Thurmes, mit weißen Tüchern zuwinken konnten.

Während ich auf dieſe Weiſe mit Friedrich langweilige und öde Tage auf der Burg verbrachte, hatten unſere jungen Maler, deren Herzen keine Leiden verſpürten, die Folgen des Abenteuers längſt in den Wind geſchlagen. Gingen ſie nun auf der einen Seite dem Zweck ihrer Studienreiſe nach, ſo verſäumten ſie es doch auch nicht, der Geſelligkeit obzuliegen. Da die Zeit der Weinleſe immer näher kam, ſo wurde das Land von Tag zu Tag lebendiger, und die Gegend gewann ein ſtets bewegteres Anſehen. Die Dampfer brachten mehr Fremde wie gewöhnlich, auf der Landſtraße wirbelte jeden Augenblick ein vorüberfahrender Wagen den Staub auf, grüne Schleier flatterten daraus, und mitunter ſah man einen luſtigen Alten oder hübſche Damengeſichter daraus hervornicken. Dabei erhielten die Landhäuſer, welche bisjetzt leer geſtanden hatten, ein anderes Ausſehen: die Fenſtervorhänge wurden aufgezogen, die Thüren ſtanden offen und durch die Gärten wandelten ungewohnte Geſtalten, welche, aus den dumpfen Städten entflohen, die Friſche des Landlebens ſuchten. In dieſen Kreiſen waren die heitern Künſtler mit ihren wohlklingenden vierſtimmigen Liedern und ihren neckiſchen Scherzen bald gerngeſehene Gäſte. Der Streich, den ſie vor Heimwart's Thüre geſpielt hatten, gereichte ihnen ſogar zur Empfehlung, da der düſtre, ernſte Pachter und Beſitzer gerade nicht zu den beliebteſten Perſönlichkeiten der Gegend gehörte.

Auch Friedrich und ich konnten den übermüthigen Geſellen nicht ewig zürnen. Hatten ſie uns auch das Spiel verdorben, ſo lag ihrem Treiben doch keine Bösartigkeit zum Grunde. Schließlich zürnten wir nur dem verſchloſſenen Heimwart und näherten uns wieder den Freunden, in deren Geſellſchaft ein Geiſt wehte, welcher die Geſpenſter aus unſern Seelen verſcheuchen mußte. Friedrich begleitete ſie ſogar wieder auf ihren Ausflügen und ſuchte ihnen durch die Ueberlegenheit ſeiner künſtleriſchen Bildung nützlich zu werden. So hatten denn ihre Streifereien durch Stadt und Land bald die gedeihlichſten Folgen: ihre Skizzenbücher wuchſen an Inhalt und Einſicht. Während ihrer Züge aber ſaß ich wieder auf der Burg und ſchaffte unabläſſig an meinen Arbeiten, in denen ich nach und nach einige Ruhe und Befriedigung nach ſo vielen peinigenden und unbehaglichen Empfindungen fand. Die Abende aber brachten wir meiſt gemeinſam zu.

So ging ich denn einmal beim Sonnenuntergang den Berg hinunter, um mich verabredetermaßen mit den Freunden zuſammenzufinden, da trat auf einmal an einer Wendung des Weges zu meinem größten Erſtaunen Giſel mit glühendem Geſichte aus dem Gebüſch, augenſcheinlich, um mit mir zu reden. Ich blieb wie erſtarrt ſtehen. Sie aber ſprach: Ich weiß jetzt alles. Clementine gehört Ihnen. Vergeſſen Sie die Thorheit eines Kindes, das einen Bruder ſuchte, einem erwachſenen Mädchen, dem dies ſeltſame Suchen übel gedeutet werden kann. Das Kind wußte nicht, was es that. Darum fordert die Jungfrau Schweigen! Seien Sie glücklich mit der herrlichen Braut, und hoffen Sie, daß ſich unſer Haus Ihnen bald öffnet! Im Herbſte wird ſich Ihnen Gelegenheit bieten, den Eintritt zu erlangen! Ehe ich ein Wort erwidern konnte, war ſie im Gebüſch verſchwunden.

XIX.

Nach einigen Tagen rollte ein mit vier Pferden beſpannter eleganter Wagen mit einem herrſchaftlichen Wappen, auf deſſen Bock und Hinterſitz Jäger und Bedienter ſaßen, durch das alte Thor des Städtchens und hielt vor jenem Gaſthofe, von dem ich bereits erzählt habe. Der Poſtillon ſchloß ſein Lied, die Diener ſprangen herab, der Schlag wurde geöffnet, und ein feiner Mann, der noch nicht weit über dreißig Jahre alt zu ſein ſchien, ſprang auf den Boden. Es war der erwartete Graf, der Herr der Burg und Beſitzer beträchtlicher Güter in der Umgegend. Er nahm ſogleich die für ihn bereit gehaltenen Zimmer, die ich mit Hülfe des Förſters und der jungen Künſtler noch beſonders ausgeſchmückt hatte, in Beſchlag, machte es ſich in der kürzeſten Zeit bequem und begab ſich alsbald nach der Burg, wo er mich zu ſich beſcheiden ließ, um unter meiner Leitung die Bauten in Augenſchein zu nehmen.

Ich fand in ihm einen äußerſt liebenswürdigen Mann von der ausgeſuchteſten Lebensart. Er war ein Ariſtokrat im edelſten Sinne des Wortes. Nicht allein Stand und

Blut, ſondern auch Bildung und Menſchenfreundlichkeit ſtempelten ihn zu einem wahrhaften Adelichen. Von der zurückhaltenden Steifheit, die ſo manchen Leuten ſeiner Klaſſe eigen iſt, weil ſie nicht immer auf der Höhe der Zeitanſchauungen ſtehen und deshalb oft mehr ſcheu als ſtolz ſind, war bei ihm nicht die Rede. Er hatte ſich tüchtig in der Welt umgethan und die Erfahrung gemacht, daß es in allen Kreiſen der Geſellſchaft bedeutende und ehrenhafte Menſchen gebe, und er wußte jedermann nach ſeiner Befähigung in den Dienſten, die er ſich und andern leiſtete, zu ſchätzen. So war ſein Geſichtskreis nicht eng und beſchränkt, ſondern weit und groß. Zugleich erwies er ſich als ein feiner und erfahrener Kunſtfreund, der Poeſie, Bildnerei und Muſik enthuſiaſtiſch liebte und mit ihnen ſein Leben zu ſchmücken gewohnt war. Vielfache Reiſen und mancher längere Aufenthalt in den größten Hauptſtädten hatten ihm Gelegenheit gegeben, ſeinen Geſchmack und ſein Urtheil zu bilden. Daß er aber zugleich die großen Mittel, über die ihn ein außerordentliches Vermögen gebieten ließ, ganz im Sinne ſeiner Erfahrungen verwandte, erklärte ſich jetzt in dem ſchönen gothiſchen Bau ſeiner neuen Burg, an der er keine Koſten ſcheute und die er zu einem wahrhaften künſtleriſchen Schatzkäſtchen herauszuputzen trachtete. War es mir nun ſchon an und für ſich erfreulich, für einen ſo einſichtigen Herrn zu arbeiten, ſo mußte es mir doppelt und dreifach zur Genugthuung gereichen, daß er ſowol mit dem ganzen Werke als insbeſondere mit meinen Arbeiten ſeine Zufriedenheit an den Tag legte.

Als im Verlaufe unſerer Wanderungen das Geſpräch auf die jungen Künſtler kam, äußerte er ein ganz beſonderes Vergnügen über ihre Anweſenheit. So finde ich, rief er aus, doch auch noch andere Leute in der Gegend als Kleinbürger, Weinbauern und Pächter! Und dann erzählte er, daß er ſich ſtets mit beſonderer Vorliebe in Künſtlerkreiſen bewegt habe und daß er viele der beſten Meiſter nicht allein zu ſeinen Bekannten, ſondern zu ſeinen Freunden zähle. Dies gab mir Gelegenheit, ihm zunächſt meinen Thurmgenoſſen Friedrich vorzuſtellen, der ihm alsbald ſo großes Gefallen einzuflößen ſchien, daß er ſich ſeine Skizzen und Zeichnungen vorlegen ließ, in denen er denn allerdings einem ſehr bedeutenden Talente begegnete. Mit richtigem Takte fühlte er ſogleich heraus, daß hier eine große Begabung für Darſtellungen aus dem Volksleben vorhanden ſei. Ich will Ihnen gleich eine Beſtellung geben, ſprach er beim Betrachten der Blätter; entwerfen Sie mir in dieſen Tagen einige Zeichnungen, in denen Sie das ſpecifiſche Leben des Rhein in größern Compoſitionen darſtellen. Wir wollen dann ſehen, was weiter anzufangen iſt. Mein Freund ging natürlich mit Freude auf dieſen Vorſchlag ein.

Die Bekanntſchaft mit den andern jungen Leuten war auch bald gemacht. Hier fand er nun keine fertigen und gemachten Künſtler. Aber im Umgange bewies er auch hier eine Leichtigkeit und ein Wohlwollen, das jedem wohlthat. So bildete ſich zwiſchen dem vornehmen Herrn und der jungen Colonie der unbefangenſte und heiterſte Verkehr, in welchem uns nicht ſowol der Scherz als auch der Ernſt erquickte, wodurch denn zugleich manche heilſame Anregungen erwuchſen, die beſonders für die beginnenden Maler ihren befruchtenden Nutzen hatten. Auch in die Umgegend machten wir zuweilen allerlei Ausflüge mit dem Grafen, der ſich bei dieſen Gelegenheiten ſtets als freigebiger Wirth erzeigte, was für unſern Kreis, deſſen Beutel gerade nicht zu den geſpickteſten gehörten, von den unverkennbarſten Vortheilen war. Ging er aber den Geſchäften auf ſeinen Gütern nach, ſo hielten wir uns an die Arbeit. Und an ſolchen Tagen ſaß dann Friedrich mit großer Begeiſterung und einem Eifer, der dieſer Begeiſterung entſprach, über den beſtellten Blättern, die an Kühnheit und Fülle der Compoſition wie an Wahrheit und Kraft des Ausdrucks in der That ganz außerordentlich zu werden verſprachen.

Der ziemlich vertraute Umgang mit dem Grafen gab der jungen Malergeſellſchaft bald ein großes Anſehen und Gewicht in der Gegend. Sie erhielten die mannichfachſten Einladungen, denen ſie ſämmtlich, mit Ausnahme von Friedrich und mir, Folge leiſteten. Da unſer Beſchützer auch zuweilen die Höflichkeit hatte, ſolchen Einladungen Gehör zu geben, ſo nahmen wir beide ausnahmsweiſe ſolche Gelegenheiten wahr, ihn zu begleiten. Natürlich mußte es ihm dabei auffallen, daß uns nur das einzige Haus des Herrn Heimwart, ſeines Pachters, verſchloſſen blieb. Die Sache kam zur Sprache. Wir erzählten ihm jenen unangenehmen Vorfall und legten unſere Verdrießlichkeit offen an den Tag, ohne daß Friedrich von Giſel und ich von Clementinen geſprochen hätte. Er aber brach in ein ſchallendes Gelächter aus und rief: Viel Lärm um nichts! Ich werde nächſtens die Gelegenheit vom Zaune brechen, meinen hartnäckigen reichen Pachter eines Beſſern zu belehren. Die Sache ſoll ausgeglichen und Sie ſollen im Triumph dort eingeführt werden! Der Samen dieſer neuaufgeregten Hoffnungen fiel nicht auf unfruchtbaren Boden.

Jetzt kamen die hellen Tage der Weinleſe, die diesmal in den Schluß des September fiel und von dem ſchönſten Wetter begünſtigt wurde. Das prächtige Thal lag vor unſern Blicken wie ein von Feſten durchrauſchter Garten. Karren mit Tonnen und Kübeln zogen hinaus auf allen Wegen; ihnen folgten bunte Züge, die ſich an den Hügeln hinauf in die Weinberge zerſtreuten, und in ihren farbigen Kleidern wie Blumen aus dem Grün der Reben ſchauten. Allerwärts klangen Lieder und knallten Schüſſe. Das feſtliche Geläute der Glocken tönte dazwiſchen. Die Städte und Dörfer und Menſchen gaben ſich jauchzende Antworten. Da trat einſtmals der Graf in unſere Mitte und erzählte, daß morgen in ſeinem beſten Weinberge, den Heimwart für ihn bebaue, geleſen werde. Der Pächter habe ihn zu dem Feſte eingeladen, er habe aber die Bedingung geſtellt, daß er ſeine Maler mitbringen dürfe. Nun ſei es zwar nicht ohne ein ſaueres Geſicht des Alten abgegangen, aber der Griesgram wäre genöthigt geweſen, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Wir möchten dieſe Gelegenheit nicht verſäumen und uns einen heitern Scherz ausdenken, um die Geſellſchaft in luſtiger Weiſe zu unterhalten und um Heimwart erſt recht bedauern zu laſſen, daß er ſich nicht ſchon früher unſers Umgangs erfreut hätte.

Geſagt, gethan! Da gab es denn gleich ein neues und friſches Leben. Wir kamen in dem Gedanken überein, eine Mordgeſchichte aufzuführen, wie wir ſie bei Jahrmärkten nicht ſelten an den Straßenecken ſehen. Auf dem Speicher des Gaſthofes war bald eine alte Leinwand gefunden, welche die ziemlich erloſchenen Spuren eines frühern Bildes trug. Während einer der jungen Leute, der ſich ein wenig auf die Reimkunſt verſtand, ein Lied machte, das einige entfernte Anklänge an die Geſchichte der Ohnmacht vor Heimwart's Hauſe enthielt, griffen die andern zu Pinſel und Palette. Die Felder wurden eingetheilt und die im Liede beſungenen Situationen in fratzenhaften Geſtalten hineingemalt. Die übermüthigen Künſtler, die mitleidigen Damen und der alte Heimwart waren unverkennbar, aber ſie wurden ſo gehalten, daß ſie nicht beleidigen konnten. Auch erſchien der Schluß, wie es ſonſt bei ſolchen Machwerken der Fall zu ſein pflegt, nicht tragiſch, ſondern im ſchönſten Sinne verſöhnend, denn er zeigte den Grafen als liebenswürdigen Mittelsmann, der den Unfall in freundlicher Weiſe löſte. Noch während der Arbeit wurde die Melodie eingeübt. Einer ſang den Text, die andern ahmten die quirilirenden Töne einer Orgel nach, denn leider fehlte uns dieſes köſtliche Straßeninſtrument. Um daſſelbe aber gewiſſermaßen darzuſtellen, wurde eine alte Zuckerkiſte genommen und mit bunten Lappen umkleidet, ſodaß man ſie aus der Ferne für einen Leierkaſten hielt. Und nun machten wir auch die entſprechenden Coſtüme in komiſcher und marktſchreieriſcher Art zurecht. Der Sänger erſchien als ein himmellanges Frauenzimmer, von durchaus nicht lockenden Formen; der Erklärer ſtellte einen alten Invaliden dar; der Orgeldreher hatte ſeinen Kittel mit einem Buckel von Heu ausgeſtopft, und die andern ſahen gleichfalls wie pures Geſindel aus. Friedrich und ich aber beſtanden darauf, keine Rollen anzunehmen, ſondern ſo zu erſcheinen, wie wir immer waren, denn wir wollten den jungen Mädchen keinen unangenehmen Eindruck machen.

Am andern Tage begaben wir uns rechtzeitig auf den Weg. Da der Weinberg auf der andern Seite des Rhein lag, ſo mußten wir mit einem Kahn überſetzen. Wir fanden bereits die Geſellſchaft verſammelt, und ich ging mit Friedrich voraus, wo uns der Graf in der freundlichſten Weiſe empfing. Die Damen waren alle ſehr artig, Heimwart aber blieb in ſeinem gewohnten Ernſt. Was ihm einzig zu gefallen ſchien, war die Abweſenheit der andern Strolche. Aber dieſe kamen nun auch in ihrer Verkleidung heran. Nur der Graf kannte des Pudels Kern. Von den übrigen Gäſten, die im Weinberg zerſtreut waren, wußte keiner, was er aus den abenteuerlichen Geſtalten machen ſollte. Der eine zeigte ſie dem andern. Bald liefen alle auf dem Wege zuſammen, wo die Bande ſich aufgeſtellt hatte und ihre Aufführung begann. Erſt nachdem das Lied begonnen und der Erklärer in humoriſtiſcher Weiſe ſeine eigenthümlichen Auseinanderſetzungen dazwiſchenfügte, in denen allerlei Bezüglichkeiten auf Land und Leute und auf die Begebenheiten der letzten Zeit zum Vorſchein kamen, merkte der eine und andere die Schelmerei. Man zupfte ſich an den Kleidern, man kicherte, man ſtieß ein kurzes Gelächter aus. Als die Künſtler endlich den Spaß zu Ende geführt hatten, verbreitete ſich eine allgemeine

Heiterkeit. Humor weckt Humor. Bald war der Luſt kein Ziel und Ende. Schwerlich gab es einen Weinberg am Rhein, in welchem an dieſem Tag eine ſo heitere und jauchzende Geſelligkeit herrſchte.

Der einzige, der ſeinen ſtarren Ernſt beibehielt, war Heimwart. Da er die Abſicht hegte, den prächtigen Erntetag mit einem ländlichen Ball in ſeinem Hauſe zu ſchließen, ſo erwartete jedermann, daß er den Malerkreis zu ſeiner Geſellſchaft einladen würde. Viele der Gäſte legten es ihm ſogar als Wunſch und Pflicht nahe, daß er dieſe Höflichkeit nicht verſäumen möchte. Aber er that, als ob er nicht ſehe und nicht höre. Sein ganzes Benehmen war überhaupt derart, als wären wir für ihn nicht vorhanden, woraus ſich denn allerdings entnehmen ließ, daß er keinen allzu hohen Begriff von der Kunſt und ihren Jüngern hatte. Je mehr er uns aber vernachläſſigte, deſto ſchärfer beobachtete er ſeine Tochter, ja, er hütete ſie ſo ſehr vor jeder Annäherung eines unſerer Genoſſen, als hätte ſie eine peſtartige Anſteckung zu befürchten. Freilich wären wir alle gern bei den Vergnügungen des Abends geweſen, um eine längere Zeit mit den reizenden Mädchen zuſammen zu ſein, aber ich hatte doch ſchon meine große Freude, mitunter einige heimliche Worte mit Clementinen wechſeln zu können, und Friedrich war entzückt, die ſeltſame Giſel von ferne zu betrachten. Endlich ſahen wir, daß Giſel mit dem Grafen den Alten anging, er möge uns einladen. Aber Heimwart weigerte ſich. Das Mädchen wurde ganz blaß. Der Graf kam verdrießlich zu uns und ſagte uns, nun würde er auch den Ball nicht beſuchen. So mußten wir eine langgenährte Hoffnung fahren laſſen, denn wir deuteten Giſel's frühere Worte auf den heutigen Tag. Ueberall gab es Mißſtimmung.

Als der einbrechende Abend zur Heimkehr mahnte, nahm die ganze Geſellſchaft in den Kähnen Platz, die am Ufer lagen. Da der alte Heimwart bei dieſer Gelegenheit allerlei Anordnungen zu treffen hatte, ſchlüpfte das junge Volk zuſammen in einen der erſten Nachen. Clementine und Giſel, die ihrem Vater trotzte, befanden ſich in unſerer Runde. So ſtießen wir ab und waren ſchon ein Stück vom Land, als der Alte, der das letzte Schiffchen beſtieg, plötzlich ſeine Stimme nach der Tochter erhob. Giſel, rief er zornig aus, die Tochter gehört zu den Aeltern. — So wird ſie ſich bei ihnen einfinden! antwortete ſie, erhob ſich und machte einen weiten Sprung nach dem Ufer zu, das ſie erreichen zu können glaubte. Aber ſie ſprang zu kurz, denn ſie verwickelte ſich in den Saum ihres Kleides. Ein ſchrecklicher Schrei durchdrang die Lüfte. So drängte ſich die Ueberraſchung und Angſt aus den Herzen in die Kehlen. Keiner aber ſtieß ein fürchterlicheres Geheul aus als der Alte; denn er ſah ſein einziges geliebtes Kind von den Fluten, die reißend dahinbrauſten, fortgeriſſen. Die Kleider hielten ſie kaum oben. Anfangs ſchwamm ſie, ſeltſam lächelnd, dahin, aber ſchon drohte ſie zu ſinken, da erreichte ſie Friedrich, der ein tüchtiger Schwimmer war, mit einem weiten Satz. Er verſchwand im Waſſer, tauchte auf und ergriff das Mädchen, das ſich ſtill und ruhig halten ließ. Nun eilten die Schiffer dem Orte zu. Beide wurden in den Kahn gezogen. Sie waren gerettet.

Dieſes Ereigniß hatte denn doch das Eis im Herzen des Alten gebrochen. Er weinte und ſchluchzte wie ein Kind. Hundert Umarmungen für die Tochter waren noch zu wenig. Auch Friedrich benetzte er mit Thränen der Rührung. Nun kam es zum Vorſchein, daß ſich in ſeiner Schroffheit eine verhaltene Vaterliebe verſteckt hatte. Wir fühlten bei dieſen Ausbrüchen das tiefſte Mitleid mit ihm. Ueberall wurden jetzt Vorſchläge gemacht, den Ball für dieſen Abend auszuſetzen; aber das verbat ſich die triefende Giſel mit lachenden Scherzen. Im Gegentheil, rief ſie aus, ich will jetzt erſt recht tanzen, damit ich wieder warm werde. Um aber Tänzer genug zu haben, lade ich die Künſtler ein. Der Vater, der allmählich Meiſter ſeiner Stimmung wurde, ſtimmte herzlich ein und ließ ſich von jedem die Hand geben. Das gewünſchte Ziel war erreicht. Wir hatten einen frohen Abend. Clementine war im Reigen und Spiel mein. Friedrich machte die erſten Tanzſtudien mit Giſel. Seine Fortſchritte waren reißend, denn es lehrten ihn Liebe und Begeiſterung im Arme einer fröhlich dahinwiegenden Bacchantin.

XX.

So folgte auf Regen Sonnenſchein. An die trüben reihten ſich heitere Tage. Heimwart's Haus war uns von dieſer Stunde an aufgeſchloſſen. Mit der ſchroffen Abgeſchloſſenheit wechſelte eine faſt übertriebene Dankbarkeit und Gaſtlichkeit, deren vornehmſtes Ziel mein Freund war. Was Wunder, daß uns ſelige, köſtliche Zeiten kamen! Ich konnte den geliebten Schatz meines Herzens jetzt alle Tage ungeſtört ſehen und ſprechen. Und zwiſchen Friedrich und Giſel knüpfte ſich allmählich ein unſichtbares Band, deſſen Fäden ſich immer feſter und dichter verflochten! Ihre Herzen hatten zuerſt in dem kalten, todbringenden Elemente zuſammengeſchauert, jetzt flammten ſie in heilſamer, ſonniger Lebensluſt einander entgegen. Er hatte einſt in der Noth ſein Leben an das ihrige gekettet, ſie kettete nun unbewußt das ihrige an das ſeinige. In der That, nichts bindet die Menſchen mehr aneinander, als wenn ſie zuſammen dem Tod ins Auge geſehen und ſich in einem ſolchen Augenblicke gefunden haben. Und ſeltſamerweiſe hatte weder Heimwart noch ſeine gutmüthige Frau etwas dagegen, wenn das Paar jetzt unbewacht und unbegleitet die Gegend durchſchwärmte. Friedrich machte mir bald die fröhlichſten Mittheilungen.

Während wir nun von Feſt zu Feſt ſchwärmten, gedachte der Graf an ſeine Abreiſe. Aber er wollte die Gegend nicht verlaſſen, ohne für alle die Einladungen zu danken, die man ihm von jeder Seite hatte zukommen laſſen. Er überlegte deshalb mit Friedrich und mir, wie dies am beſten geſchehen könne, indem er uns zugleich nicht wenig in Betreff der zarten Verhältniſſe mit den Mädchen neckte, die ſeinem geübten Auge nicht entgangen waren. Wir kamen dabei überein, daß wir Waſſerfahrten und Landpartien genug gemacht hätten, und einigten uns in dem Entſchluſſe, die ganze Geſellſchaft der Umgegend zu einem heitern Mahle ſowie zu Spiel und Tanz auf der Burg zu vereinigen. In der That konnte die geſellige Zuſammenkunft auf dieſe Weiſe einen ſehr originellen Charakter erhalten. Der alte Thurm ſollte als Zufluchtsort und Speiſeſaal dienen, während der breite Raſen vor demſelben zum Tanzplatz umgeſchaffen wurde. Dann benutzte man große Stangen aus dem Baumaterial, um den Raum abzuſtecken. Ein großes Segeltuch war beſtimmt, um dieſelben in der Art eines Zeltes zu überdecken, und Baumzweige, Epheugewinde und Blumenkränze gaben dieſer Einrichtung erſt die rechte feierliche Weihe. An Lampen durfte es auch nicht fehlen, die blinkend zwiſchen den Stangen und dem Grün anzubringen waren. Außerdem hofften wir auf den Vollmond, der eben in ſeiner ganzen Pracht die Nächte ſchmückte. Was Trank und Speiſe anging, ſo überließ der Graf dieſe Angelegenheit dem Wirthe, indem er ihm zugleich anempfahl, die Tiſche mit Speiſen und Weinen in der reichlichſten Weiſe zu beſtellen. Wir gingen mit Luſt und Friſche an das Werk. Als aber die Vorbereitungen vollendet waren, ließ der Graf durch ſeine Diener die Einladungen in der ganzen Gegend beſorgen.

Es war ein herrlicher Octobernachmittag, als wir unſere Gäſte, vollkommen vorgeſehen und gerüſtet, erwarteten. Der Himmel war tiefblau von einem Ende zum andern, kein Lüftchen wehte, die Gegend lag in voller, geſättigter Ruhe vor unſern Blicken, denn die Sonne nahm ihre letzte Kraft, die der herannahende Spätherbſt zu ſchwächen begann, zuſammen, um die Wälder und Weinberge, den Strom und die Wohnungen der Menſchen noch tiefer und ſchöner zu färben. Nach und nach wurde es lebendig auf den verſchlungenen Pfaden, die zu unſerer luftigen Höhe führten. Hin und wieder kam zwiſchen dem Gehölze eine farbige Gruppe zum Vorſchein. Mitunter klang ein Ruf, der das Echo wecken ſollte; dann tönte ein Lachen, das aber bald wieder ſchwieg, oder ein Lied, das wegen der Steilheit des Weges in der Kehle ſtecken blieb. Allmählich tauchten einige Köpfe über die Höhe des Berges, andere folgten; endlich war die ganze Geſellſchaft zuſammen. Heiter begrüßt und heiter grüßend, keuchend, ſchnaufend, plaudernd und ſcherzend, je nachdem es der Athem und die Müdigkeit nach der ſteilen Bergfahrt zuließ, ſtanden oder wirrten ſich die Gruppen durcheinander, ein lachendes Herbſtbild.

Ich war mit Friedrich eben beſchäftigt, Heimwarts mit den beiden Mädchen zu begrüßen, als wir beide einen derben Schlag auf den Rücken erhielten. Wir wandten uns zu gleicher Zeit um, und wer beſchreibt unſere Freude!? Unſer Thomas Baſtel ſtand wie er leibte und lebte vor unſern Augen. Wir umarmten uns und hatten ſchier alle Umſtehenden vergeſſen, da rief er aus: Halt, ich bin nicht allein! Seht her, ich bringe meine Frau gleich mit mir! Und damit ſtellte er uns eine hübſche junge Dame vor, die ſich im eleganteſten Reiſecoſtüme befand, und uns mit dem Bedeuten die Hand reichte, daß ſie uns bereits durch ihren Mann ſo gut kenne wie ſich ſelbſt. Die Aufklärung blieb nicht aus. Nach Baſtel's Abgang aus dem Hauſe ihres Vaters hatte ſich das junge Mädchen endlos gehärmt und faſt wochenlang vor lauter Gram und Noth nicht Speiſe und Trank zu ſich genommen. Die Aerzte, deren Tränke ganz und gar fehlſchlugen, wußten ſich die Krankheit nicht zu erklären, bis ſie in das Geheimniß eingeweiht waren. Da hieß es denn: gegen ein ſolches Uebel hilft nur Ein Mittel; das aber heißt: man gebe die Herzen zuſammen! Baſtel hatte ſich indeß auch den Weg zu einer ehrenvollen Laufbahn eröffnet, indem er, unterſtützt von ſeinem Freunde, auf den Katheder geſtiegen war, um Kunſtgeſchichte zu lehren. Einige gediegene gelehrte Arbeiten in dieſem Fache hatten ihm überdies bereits einen guten Namen gemacht und ihn der Facultät außerordentlich empfohlen. So war alſo eine Annäherung leicht. Bereits anfangs der Ferien war er nach Frankfurt gegangen und dort mit ſeiner geliebten Anna, die alsbald wieder wie eine Roſe aufblühte, am Altar vereint worden. Als wir mitten in dieſen Mittheilungen vertieft ſtanden, trat der Graf, von Toni geleitet, zu uns und fragte: Nun, hab' ich es nicht gut gemacht? Da hörten wir denn, daß Toni auf ſeine Veranlaſſung das junge Paar, deſſen Verheirathung ihm von ungefähr zu Ohren gekommen war, zu unſerm Feſte eingeladen hatte. Man kann ſich unſere Freude, unſere Theilnahme, unſere Glückwünſche denken.

Daß die Verſammelten auch diesmal wieder die Burg beſehen wollten, verſtand ſich von ſelbſt. Zum Schluſſe dieſes Ganges wurde der alte Thurm beſucht. Meine alte Schlafſtelle fand das gebührende Lob. Dann forderte der Graf die Geſellſchaft auf, ihm in das obere Gemach zu folgen, wo Friedrich ſeit ſeiner Anweſenheit auf der Burg gearbeitet hatte. Die Entwürfe zu den Zeichnungen, welche der Burgherr meinem Freunde aufgetragen, ſtanden in klaren Umriſſen auf großen Papierblättern dort aufgeſtellt. Die allgemein verſtändliche und dabei überaus naive und reizende Art, in welcher der Künſtler hier die einfachſten und doch ewig feſſelnden Gegenſtände aus dem rheiniſchen Volksleben bearbeitet hatte, machte auf Kenner und Nichtkenner den tiefſten Eindruck. Selbſt der alte, ernſte Heimwart konnte ſich ſeiner Bewegung nicht erwehren, denn er ſah ſeinen eigenen Stand poetiſch verklärt und gehoben. Als der Graf dies bemerkte, trat er zu ihm und flüſterte ihm ins Ohr: Wollen Sie dem talentvollen Künſtler Ihre Tochter zu Frau geben, ſo verſpreche ich ihm eine Mitgift von zehntauſend Thalern. Der Alte ſah ihn verwundert an und hielt die Sache für Scherz. Der Burgherr bot ihm die Hand zum Einſchlagen, was ſogleich geſchah. Dann ſprach er heimlich zu Friedrich: Wollen Sie mir dieſe Bilder für den Preis von zehntauſend Thalern an die Wände meines künftigen Burgſaales malen, ſo iſt Giſel Ihre Braut! Beide glühten vor Scham, Hoffnung und Freude. Welch ein herrlicher Vorſchlag! rief Friedrich. Da wurde denn nicht lange gezögert mit der Verkündigung dieſer jungen Verlobung, die überall die größte Theilnahme hervorrief. Hätten Clementine und ich nicht die Erfüllung eines ſehnlichen Wunſches vor Augen gehabt, wir wären, weiß Gott, neidiſch geworden. Nun aber lag die Freundin der Freundin und der Freund dem Freunde an der Bruſt.

Doch wir hatten kaum Zeit, von unſerm Erſtaunen zu uns ſelbſt zu kommen, als eine neue Ueberraſchung neue Verwunderung erregte. Mitten durch die ſchwirrenden Gruppen erhob ſich plötzlich die Stimme des Baumeiſters: Nun, das geht ja hoch her! Zugleich ſchüttelte er dem Bräutigam die Hände. Clementine eilte ihm entgegen. Ich bot ihm einen ſchüchternen Gruß. Nun, Sie können auch heute lachen, rief er, zu mir gewendet, fröhlich aus; ich bringe gute Botſchaft. Sie haben bei der Concurrenz den Vogel abgeſchoſſen. Ich erhielt einen Brief von einem der Preisrichter aus der Hauptſtadt, der zugleich mein Freund iſt; er meldet mir, daß Ernſt Fröhlich, der Bildhauer dieſer Burg, mit den von ihm eingeſchickten Arbeiten den erſten Preis erhalten hat, und daß ihm die Ausführung des Werkes zugeſichert iſt. Dieſes Schreiben bringt Ihnen die Gewißheit. Damit zog er einen großen amtlichen Brief mit dem fürſtlichen Siegel aus der Taſche, den er mir überreichte. Ich war wie aus den Wolken gefallen, denn ich verſtand auch keine Silbe von ſeiner Rede. Da trat denn Friedrich freudeglühend hervor und ſagte mir, daß er um die Concurrenz gewußt und deshalb meine Arbeiten mit meiner Erlaubniß, aber ohne daß ich den Zweck erfahren, in die Hauptſtadt geſchickt habe. Man kann ſich denken, wie froh erſchrocken ich war, denn es ging hier um ein Werk, das mir auf zehn Jahre hin eine reichliche Exiſtenz bot. Ich war vernichtet und erhoben zugleich, und ſtand im tiefſten Schweigen. Ihr Stellvertreter iſt ſchon zur Hand! rief der Baumeiſter, indem er mir meinen alten Kameraden Hans Schmatzinger zuſchob, der bereits mit ihm gekommen war und mir in ſeiner runden, kugeligen Weiſe mit ſo komiſch-treuherzigen Worten die Hand bot, daß ich mich, trotz der ernſthaften Stimmung, des Lachens nicht enthalten konnte. Dieſe neue Nachricht machte nun die Runde in der Geſellſchaft, und darauf drang ein Sturm von Gratulanten auf mich ein. Aber ein ſtolzer, befriedigter Blick Clementinens bildete doch meinen höchſten Triumph.

Jetzt oder nie! rief eine Stimme in mir. Als der Sturm ſich einigermaßen gelegt hatte, bat ich den Baumeiſter, der ſich am meiſten über den Stern freute, welcher an meinen Geſichtskreiſe aufging, um eine Unterredung. Er gewährte ſie gern und ſtieg mit mir auf die Zinnen des Thurmes. Dort angekommen, offenbarte ich ihm, hoch über dem fröhlichen Jauchzen der heitern Geſellſchaft, meine Liebe zu ſeiner Tochter, unſer Einverſtändniß, unſere Hoffnungen, und bat ihn um die

Hand des lieben Mädchens. Er hörte mir mit dem tiefſten Ernſte und der wohlwollendſten Güte zu. Dann ſprach er: Rufen Sie mir Clementine! Ich ſtürzte hinunter, nahm ſie bei der Hand und zog ſie die Treppe herauf, während ich ſie von dem Schritte unterrichtete, zu dem mir ſo plötzlich der Muth gekommen war. Bebend und erglühend trat ſie vor den Vater, der ſie gerührt und innig in die Arme ſchloß. Liebſt du dieſen jungen Mann? fragte er mit ſanfter, freundlicher Stimme. Sie lispelte, das ſchöne Köpfchen ſenkend, eine leiſe Bejahung. Nun wohl, ſagte er, ich gebe dich mit frohem Herzen und vollem Vertrauen in ſeine Hand, denn ich habe in ihm einen guten Menſchen und einen tüchtigen Künſtler kennen gelernt. Auf einen ſolchen Schwiegerſohn, ſprach er dann, zu mir gewendet, bin ich ſtolz. Mit Schmerz laſſe ich ſie mir vom Herzen reißen; aber ich habe die Gewißheit, daß ſie an dem deinigen eine ſichere Heimat findet. So nimm denn deine Braut, die ich dir im Angeſicht des Himmels und der Erde an einer unvergeßlichen Stelle übergebe. Nehmt meinen Segen! Seid glücklich! Wir umarmten uns, unſere Thränen floſſen, wir hatten keine Worte mehr. Es war ein herrlicher Moment! Die Sonne ging eben hinter den Bergen ſchlafen. Wir ſtanden, umleuchtet von ihren Strahlen, in einem glühenden Meere, drei ſelige, ſelige Menſchen.

Unten klangen die Geigen und Flöten und Hörner zum Zeichen, daß das Mahl beginne. Die Lampen wurden angeſteckt. Wir ſtiegen den Thurm hinab und fanden bereits alles auf den Sitzen. Aller Augen fielen auf uns, weil ich Clementine ſo überaus vertraut umſchlungen in den Kreis führte. Da trat unſer Vater vor und verkündete uns als Brautpaar. Wer malt die neue Ueberraſchung! Alle füllten die Gläſer. Ein donnerndes Hoch erklang. Die Inſtrumente fielen mit einem lauten Tuſch ein. Es war der ſchönſte Tag meines Lebens. Der Graf rief: Herrliche Vorzeichen! Dies neue Haus konnte nicht beſſer eingeweiht werden! Friedrich und Giſel waren außer ſich vor Freude, daß unſere Verlobungen auf denſelben Tag fielen. Hans Schmatzinger aber theilte mir in der Stille mit, daß er auf dem beſten Wege zum Bräutigam mit einem der hübſchen Mädchen in Höchſt ſei. Jedoch, wie reich auch die Quellen der Luſt floſſen, wie die Tänze wogten, wie die Lichter ſtrahlten, wie das in ſpäter Nacht abgebrannte Feuerwerk ſtrahlend, blitzend, zuckend und dröhnend das ſchöne Thal beleuchtete, wie ſüß die Lieder tönten, wie hoch die Weine begeiſterten: alle dieſe Herrlichkeiten wurden überboten durch die ſtille Beſeligung bräutlich geſegneter Herzen.

Ich trat bald mit Clementine und Friedrich mit Giſel an den Altar. Wie glücklich wir waren, wer kann es ſagen! Was ſoll ich weiter von unſerm Leben erzählen? Doch es gehört noch ein Beſuch mit meiner jungen Frau bei meinem alten Vater und meinen Geſchwiſtern, währenddem natürlich unſer wackerer Freund Fink nicht vergeſſen wurde, in die Geſchichte. Zu gleicher Zeit erhoben wir in Frankfurt eine anſehnliche Erbſchaft von jener Dame, die mich einſt unterſtützen wollte, denn ſie war eine Verwandte des Baumeiſters. Friedrich und

Baſtel blieben meine beſten Freunde. Mit dem edeln Grafen ſtand ich im ſchönſten Vernehmen. Sonſt gingen unſere Tage unter Arbeit, Freude und Liebe hin. Wer hat noch zu erzählen, wenn er glücklich im Hafen eingelaufen iſt! In der Ehe iſt die Ruhe das Glück!

Der Domſchüler.

Geſchichte des Clemens Heil.

I.

Ich bin in Köln am Rhein geboren, aber nicht in der heutigen, ſondern in der frühern Stadt. In der That kenne ich meinen Heimatsort kaum wieder, ſo ſehr hat er ſich ſeit den letzten Jahrzehnten geändert. Wer jetzt die modernen Häuſer in den alten Gaſſen und die neuentſtandenen geradlinigen Straßen im friſcheſten Stile erblickt, der macht ſich kaum einen Begriff von ſeinem ſonſtigen Anſehen. Außer in manchen byzantiniſchen und gothiſchen Kirchen und einigen nur hier und da verſtreuten Häuſern mit Thürmchen und Erkern findet man nichts mehr von dem alten, heiligen Köln.

Das alte, heilige Köln! Ach, ich habe freilich nicht ſeine Wirklichkeit, aber doch die Schatten geſehen, die es in die Gegenwart warf. Wenn ich heutigentags auf einem Berge ſtehe und von fern gewahre, wie ſeine ehrwürdigen, jahrhundertealten Thürme in die Luft ragen, dann einzig und allein tauchen in meinem Geiſte die Bilder herauf, die ich auf meiner Wanderung durch die Stadt nimmer wieder finden kann. Dann träume ich mich zurück in die dunkeln, krausgewundenen Gaſſen mit ihren ſpitzen, abenteuerlichen Giebeln, mit ihren phantaſtiſchen Erkern und mit ihren trübe gewordenen, hohen Fenſtern; ich wandere vorbei an den ſtolzen Kirchen im Rund- oder Spitzbogenſtile, ihre breiten oder hohen Thürme bewundernd, Thüren und Fenſter betrachtend, und mit tauſend Gedanken an dem bunten Zierath aus Pflanzen- und Thierreich umherklimmend; ich halte ſtill vor den Ruinen alter Kapellen und Thore, die von der ſinnigen Vorzeit reden; ich ſchweife hinaus aus dem bewohnten Theile der Stadt und verliere mich zwiſchen lange Mauern, über welche Taxushecken emporragen, die hin und wieder einen alten Bau ſehen laſſen.

Wie es mir damals zu Muthe ward, ſo kommt es heute, wo alles umgeſtaltet iſt, nicht mehr über mich. Wie wehten mich ſonſt überall die Stimmen der Vergangenheit an! Es war, als flüſterten ſie alte, verſchollene Geheimniſſe von gottergebener Frömmigkeit, von verſtohlener Liebe, von Luſt und Leid der Ahnen. Mochte die ſüße Frühlingszeit wiederkommen mit ihren Schwalben, die ſo behaglich an den alten Simſen und Fenſtern niſteten, mochte der heiße Sommer mit ſeinen langen, blauen Tagen über den Thürmen leuchten, mochte der Herbſt mit ſeinen Nebeln die Stadt in einen duftigen Schleier hüllen, oder mochte der Winter ſeinen Schnee auf die Dächer ſtreuen und Eiszapfen an die mittelalterlichen Denkmale hängen: immer hatte die Stadt einen eigenthümlichen Zauber. Sie ſah ſelbſt ſeltſam im brüllenden Gewitter und im dunkeln Sturm und in klaren Mondnächten aus. Es lag in all dieſen Stimmungen etwas, was mir eine Erklärung gab, warum man die Stadt die „heilige“ nannte. Wie ſehr aber wurde dieſes Gefühl in mir erhoben und gerührt, wenn an Feiertagen eine Proceſſion gläubiger Chriſten unter frommen Geſängen und erhebenden Gebeten mit fliegenden Fahnen und feſtlichen Kleidern die Straßen durchzog, während ſchneeweiß gekleidete Jungfrauen Heiligenbilder dahintrugen, und die Prieſter, von goldgewirkten Kleidern umwallt, von Weihrauch umduftet und von Kerzen umleuchtet, die Monſtranz zeigten und allwärts den Segen ſpendeten! Faſt noch erhebender war es, wenn am frühen Morgen oder ſpäten Abend in der Dämmerung die Thürme zu reden anfingen und ihr gewaltiges Glockengeläute über die in Ruhe ſich hinſenkende Stadt ſtreuten.

Alles das finde ich heute nicht mehr wieder. Mein heimatliches Köln iſt mir verloren gegangen. Ich werde es niemals mehr entdecken können, weil die Gegenwart die alten Farben verwiſcht und friſche, aber für mich minder anſprechende aufgetragen hat. Und auch das dunkle Haus, welches meine Kindheit ſah, iſt längſt verſchwunden und hat einem neuen, eleganten Bau Platz gemacht. Was brauchte es auch in die neue Zeit hinüberzuragen! Seine Bewohner, meine guten Aeltern, lagen ja ebenfalls im Grabe, und ich war in der Fremde, als die Handwerker mit ihren Brechinſtrumenten erſchienen und die dicken Mauern, zwiſchen denen doch ſo manche ſchöne Erinnerungen klebten, unbarmherzig umriſſen, und als der Baumeiſter mit ſeinem Plane kam, um an derſelben Stelle ein zweckmäßigeres und bequemeres Haus, wie man zu ſagen pflegt, aufzurichten. Nein, der alte Bau durfte nicht fortleben.

Und dennoch war es ein gemüthliches, gutes Haus. Die Dämmerung in ſeinen alten Gemächern war mir wenigſtens viel lieber als der klare, lichte Tag in manchen Paläſten. Seine dunkeln Winkel heimelten mich mehr an als die feine Pracht der Zimmer nach dem neueſten Geſchmacke. Vorn grenzte es an eine enge Gaſſe, in welcher beinahe überall das höhere Stockwerk das untere überragte, ſodaß ſich die Nachbarn aus den höchſten Fenſtern faſt die Hand reichen konnten. Zur ebenen Erde befand ſich neben der Hausthür nur eine kleine Stube. Die Flur nahm den übrigen Theil der Fronte und faſt die ganze Mitte des Hauſes ein und enthielt eine Wendeltreppe, welche in die obern Stockwerke führte. Nach hinten aber war ein großes Zimmer, welches auf einen kleinen, freundlichen Garten ſtieß, über deſſen Mauern wir den Anblick der ſtolzen, kühnen Formen des Domes hatten. Merkwürdiger für mich als dieſe Räume war ein Saal, der, auf dem erſten Stock gelegen, ebenfalls nach der Hofſeite hinausſah, und der ſich durch alte Einrichtungen in der Architektur und in den Geräthen und beſonders durch eine ſchöne Sammlung von mittelalterlichen Gemälden auszeichnete. Von den andern Räumen, die als Schlaf- und Vorrathskammern dienten, iſt nicht viel mehr zu melden, als daß ſie mit ihren Winkeln, Kaminen und Ausbauten durchaus mit den übrigen Theilen übereinſtimmten.

Die Bewohner, welche hier aus- und ausgingen und dieſen ſtillen Bereich durchwebten und belebten, ſchienen für das Haus geboren. Mein Vater war ein ſchlichter, einfacher Mann. Im Beſitze eines von ſeinen Aeltern ererbten ſchönen Vermögens, lebte er von ſeinen Renten. In der Jugend hatte er gelehrten Studien obgelegen, einige Hohe Schulen beſucht und mehrere Reiſen gemacht, von denen er angenehm und lehrreich zu erzählen wußte. Als er in die Heimat zurückkehrte, gab er mannichfache Beweiſe geſchmackvoll geſammelter Kenntniſſe; dieſelben aber waren nicht derart, um ihn größern Lebenskreiſen nützlich zu machen und zu empfehlen; denn ſie ſchlugen meiſt in das Fach der Philologie und Alterthumskunde. Die Schlagfertigkeit und die Thätigkeit, welche der Markt und das öffentliche Leben verlangen, waren nicht ſein Eigenthum. Mit bequemer Behaglichkeit ging er ſeinen Liebhabereien nach und beſchäftigte ſich meiſtens mit alter Kunſt und Wiſſenſchaft. In einen geblümten Schlafrock gehüllt, ſaß er die größte Zeit ſeines Lebens auf dem großen Saal des erſten Stockes und blätterte in alten Folianten, durchſtöberte Pergamente und Papiere und betrachtete vergilbte Bildwerke und Kupferſtiche. Die wenigen Ausgänge, welche er machte, galten ebenfalls dieſen Beſchäftigungen, indem er ſich bei Antiquaren und in Archiven mit neuem Vorrath von alten Schriften und bildlichen Darſtellungen verſah. Beſonders die Sage, die Geſchichte und die Alterthümer der Heimatsſtadt nahmen ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ich erinnere mich, oft aus ſeinem Munde gehört zu haben, daß von Aeneas Sylvius Köln mit Recht das deutſche Rom genannt worden ſei. In der That hatte er in dieſen Zweigen bedeutende Kenntniſſe erworben. Obgleich er keineswegs damit prahlte, ſo wurde er doch in archäologiſchen Dingen von ſeinen gelehrten und ungelehrten Mitbürgern als Autorität angeſehen, und es geſchah nicht ſelten, daß er von Fremden und Einheimiſchen, ja ſogar von den Behörden in Betreff vorzeitlicher Ereigniſſe und Thatſachen vernommen wurde. Alles das aber war nicht im Stande, ihn perſönlich eitel zu machen. Er kannte nur Einen Ruhm, und dieſer betraf ſeine theuere Heimat, er betraf das alte, heilige Köln.

Ich weiß nicht, wie andere Leute über ihn gedacht haben, mir aber erſchien ſein ganzes Weſen überaus angenehm und wohlthuend. Seine Geſtalt hatte die gewöhnliche Größe, ſie war nicht ſtark und nicht hager, ſie hielt ſich innerhalb der Grenzen eines mittlern Maßes. Im Geſichte trug er die Spuren des freundlichſten Gemüthes, ſeine blauen Augen leuchteten in reiner Gutmüthigkeit, ſein Mund war voller Wohlwollen, und ſeine faltenloſe Stirn, die ſchön geformt unter den vollen grauen Locken hervortrat, verkündete Klarheit und Feinheit. Er redete nicht viel, aber wenn er ſprach, ſo waren ſeine Worte würdig und gehaltvoll. In ſeinen Bewegungen erſchien er ſchnell und geräuſchlos. Ich erinnere mich nicht, ihn heftig oder gar zornig geſehen zu haben. Eine natürliche Würde, die er ſtets beibehielt, machte indeß viel mehr Eindruck als tauſend heftige Worte, wie ich ſie oft von andern gehört habe. So gehörte er zu jenen Erſcheinungen, die, eben weil ſie ſelten ihre Meinungen kundgeben, denſelben auch einen deſto größern Nachdruck zu geben wiſſen, obgleich dies eigentlich doch wieder unbewußt geſchieht.

Eine durchaus verwandte Natur war meine Mutter. Ueber den gewöhnlichen Wuchs hinausgehend, erſchien ſie eher von hagerer Statur. Ihr Angeſicht war die Güte und Milde ſelbſt. Man konnte nicht leicht tiefere und ſinnigere Augen ſehen als die ihrigen. Jeder Blick, der aus ihnen leuchtete, verbreitete Freundlichkeit und Verſöhnung. Wenn ich ſpäter zuweilen in der ſtillen Frühlingsnacht den Mond am tiefblauen Himmel dahinwandeln ſah, mußte ich an ſie gedenken; denn die Natur hat auch ihre Stimmungen, welche uns an beſtimmte Menſchen erinnern. Neben ihrem angeborenen Naturell mochte wol hauptſächlich ihre Religioſität die Urſache dieſes ſtets ſich gleichbleibenden frommen und reinen Weſens ſein; denn wie der Vater vorzugsweiſe in den Büchern, ſo verkehrte ſie am liebſten in gläubigen Geſprächen und Beſchäftigungen. Außer dem Hauſe war es faſt nur die Kirche, welcher ſie all ihr Denken und Thun widmete.

Aber auch an ihrem Herde ſchaffte ſie fleißig und unverdroſſen. Sie war ſogar entſchieden die Seele des ganzen Hauſes. Von morgens früh bis abends ſpät ſah man ſie thätig, um überall Regel und Ordnung herzuſtellen und beizubehalten. War ſie nicht durch Handarbeiten an die Stube oder durch die Sorge für das Mahl an die Küche gefeſſelt, ſo gewahrte man ſie im Hauſe umherwandern, indem ſie jede Ecke der Zimmer und alle Kiſten und Kaſten durchſuchte und keinen Flecken überſah, kein Stäubchen liegen ließ. Durch ſie war das alte Haus ein Muſter der Reinlichkeit. Gleichwol vernahm man ſie bei dieſen Beſchäftigungen niemals lärmen und poltern. Was von ihr ausging, das geſchah ruhig und ſtill. Man merkte ſie kaum. Dabei erſchien ſie bei den häuslichen Zuſammenkünften, beim Frühſtück ſowie beim Morgen- und Abendeſſen, als das belebende Element. Sie ſprach vor jeder Mahlzeit das Gebet, ſie leitete die Unterhaltung und brachte mit munterm Geiſte mancherlei Scherz und Kurzweil zu Tage; denn ſie war keineswegs kopfhängeriſch und mürriſch, wie es ſonſt bei ſolchen Perſönlichkeiten nicht ſelten der Fall iſt. Ihre Frömmigkeit hatte ihr Gemüth gereinigt und geläutert und ihr auf dieſe Weiſe eine unverwüſtliche, klare Heiterkeit verliehen.

Bei dieſen Perſonen und Umſtänden konnte unſer Leben nicht viele Veränderungen erleiden. So reihte ſich denn auch ein Tag an den andern ohne allen Wechſel. Die meiſten Menſchen erzählen von gewiſſen Abſchnitten in ihrem jugendlichen Daſein. Sie theilen ſelbſt die Perioden ihrer Jugend ein nach Ereigniſſen, die ihnen plötzlich und unerwartet ins Leben fallen und demſelben neue Wendungen geben. Ich habe von ſolchen Zufällen nicht zu reden. Das Haus, worin wir wohnten, Vater und Mutter, die mich umgaben und mir wohlwollten, blieben immer dieſelben. Geſchwiſter hatte ich nicht, ſie boten mir alſo auch keine Veränderungen dar. Höchſtens der Wechſel der Dienſtboten brachte einige leiſe Wellen in den ſtill dahinfließenden Strom unſers Lebens; aber auch dieſe waren gering, denn die Mägde wurden ſo gewählt und geſchult, daß ſie ſich wenig bemerkbar machten. Dazu weiß ich kaum, daß uns Leute beſuchten. Die wenigen, welche hin und wieder kamen, waren ebenſo geräuſchlos und ſtill wie die Einwohner des Hauſes, in welchem ſie erſchienen. Von Verwandten hörte und ſah ich ebenfalls nichts; die wenigen, von denen die Rede war, ſchlummerten in kühler Erde, und es wurde von ihnen geſprochen wie von längſt Verſtorbenen.

Außer zum Beſuche der Schule ging ich nur bei ſeltenen Gelegenheiten aus dem Hauſe, nicht etwa, weil ich mit Strenge zurückgehalten wurde, ſondern weil ich mich im gewohnten Kreiſe am wohlſten fühlte. Geſchah es aber, daß ich die friedlichen Mauern verließ, ſo war es meiſtens in Begleitung meiner Mutter, die ich alsdann auf ihren religiöſen Uebungsgängen begleiten durfte. Wir durchwanderten auf dieſe Weiſe faſt alle Kirchen der Stadt zu den verſchiedenſten Zeiten und zu den mannichfaltigſten Andachten. Die heiligen Geſchichten, welche denſelben zum Grunde liegen, wurden mir bei ſolchen Gelegenheiten erzählt und prägten ſich unauslöſchlich dem jugendlichen Geiſte ein. Noch größeres Leben erhielten ſie durch die ſymboliſchen Feierlichkeiten, mit welchen die Kirche jedes Ereigniß geheiligt und verklärt hat. Dadurch gewannen faſt alle Jahreszeiten ihren unausſprechlichen Reiz. Wie herrlich begann der Kreislauf des Jahres in der Religion mit dem Weihnachtsfeſte! Schon Morgens um drei Uhr wurde ich am Tage der Geburt Chriſti geweckt. Welchen eigenthümlichen, geheimnißvollen Eindruck machten die dunkeln Straßen, die vom Geläute der Glocken widerhallten! Nur hier und da begegnete uns ein Menſch, der wie wir die Abſicht hatte, dem frühen Gottesdienſte beizuwohnen. In wunderbarem Gegenſatze zu der tiefen Nacht erglühte die Kirche von tauſend Kerzen. Die Orgel klang in vollen Strömen. Das Halleluja erſcholl. Die freudige Botſchaft von der Geburt des Erlöſers quoll in feſtlichen Geſängen durch die helle, volle Kirche, in der ein Meer von Andacht und Seligkeit dahinwogte. Und wie ſtrahlend begrüßte uns das Oſterfeſt nach der düſtern, qualvollen Charwoche, in welcher wir von Gotteshaus zu Gotteshaus Römerfahrt gehalten hatten mit traurigem Gemüthe über die Leiden des Herrn, von denen uns die Darſtellungen des Heiligen Grabes, die Trauergewänder der Altäre und die Klagelieder der Prieſter ſo trübe Dinge erzählten! Nun aber ſprang auf einmal die Gruft: die Auferſtehung, dieſes Wunder aller Wunder, war vollbracht, alle Gläubigen jubelten auf, die Zukunft der Religion der Liebe war gerettet, ſie glänzte in goldenem Lichte, und wieder ertönte das laute Halleluja der Kirche. Faſt noch prächtiger kam das Pfingſtfeſt heran, der Tag, wo der Herr die feurigen Zungen über ſeine Apoſtel ſendete, damit ſie hinausgingen in alle Welt und die frohe Botſchaft der allgemeinen Menſchenliebe verkündeten. Da war es meiſt zugleich hoher Sommer. Die Luft leuchtete dann in tiefem Blau, und von allen Thürmen beierten die Glocken.

Das waren die Hauptfeſte. Aber wie viele kleinere gab es, nicht ſo hinreißend und gewaltig Herz und Geiſt erhebend, dafür aber nicht weniger tief in das Gemüth eingreifend! Die katholiſche Religion iſt eine großartige Dichterin, welche alle Thaten und Perſonen der heiligen Geſchichte mit einem wunderbaren Duft und Klang umwoben hat. Wie lieblich ſind da die Marientage, für deren Feier ſie die ſinnigſten und tiefſten Lieder beſitzt, welche je der Dichtung entſproſſen ſind. Wie anmuthig feiert ſie die heiligen Drei Könige und deren abenteuerliche Fahrten, da ſie dem großen Sterne nachgingen, bis ſie, die hohen Herrſcher, in einem Stalle niederfallen mußten, um vor der Liebe und Weisheit in Geſtalt eines Kindes zu beten! Ja, ſelbſt der Humor iſt ihr nicht fremd in gemüthlichen Geſchichten und Legenden. Man möge nur an den heiligen Nikolaus denken, der über Nacht in die Häuſer der guten Kinder kommt und ihnen allerlei beſchert, während er die böſen ſeinen Zorn fühlen läßt.

All dieſe Dinge gaben meinem jugendlichen Gemüthe unendlich viel zu denken und zu überlegen. Schon im voraus machte mich die Mutter mit den heiligen Gebräuchen und ihren Urſachen bekannt, nachher beſchäftigten ſie ſtunden- und tagelang meine Phantaſie. Es iſt mir noch, wenn ich an jene Tage gedenke, als wäre ich damals gleichſam von einer Atmoſphäre umfloſſen geweſen, wie man ſie bei großen Feſtlichkeiten in gothiſchen Kirchen findet, wenn von oben das gedämpfte Licht, welches durch die bunten Fenſter fällt, und wenn von unten die Weihrauchdüfte, die in die Höhe quellen, eine magiſche Stimmung durch das Gotteshaus wehen. Es war mir oft zu Muthe, als wenn ſelige Geſtalten mich umſchwebten, mich mit ſeltſam tiefen Augen anblickten und mich mit langen, weißen Lilienfingern berührten. Ja, es kam mir zuweilen vor, als hörte ich fremde, äußerſt wohlklingende Laute aus ihrem Munde, die zu frommen, getragenen und unendlich wohlklingenden Geſängen anſchwollen. Mit dieſen Träumereien konnte ich oft ſtundenlang zubringen, ihre Bilder fixirten ſich ordentlich vor meinen Augen; ich ging dabei wie in halbem Schlafe und in halbem Wachen umher, und ſchrak in meinem innerſten Weſen zuſammen, wenn ich plötzlich durch einen Zuruf oder durch ein anderes Ereigniß geweckt wurde.

Dieſe Momente erlebte ich übrigens faſt nur in der friedlichen Ruhe unſers Hauſes, das ganz dafür geſchaffen war, einer ſolchen geiſtigen Stimmung Nahrung zu geben. Der liebſte Zufluchtsort in demſelben aber blieb mir bei weitem jenes Zimmer im erſten Stocke, welches nach dem Hofe lag und über die Gartenmauer hinaus nach dem Dome ſah. Dort hingen einige gute Bilder der altkölniſchen Schule, deren reine, durchſichtige Geſtalten mit dem naiven, frommen Geſichtsausdrucke ganz zu meinen Geſichten paßten. Dort ſtanden die großen Folianten mit den ſchönen, ſcharfgeprägten Holzſchnitten, welche mich mit ihren Erzählungen in das Leben der Heiligen einführten. Die Architektur an den Fenſtern im Spitzbogenſtile, die Verzierungen an dem Kamine, die Geräthe, die Tiſche, die Stühle, die Schränke, die Betbank, die ſämmtlich aus frühern Jahrhunderten ſtammten und hier ein neues Aſyl gefunden hatten: jegliches ſtimmte ſo ganz und gar zu meinen Beſchäftigungen und zu meinen Gedanken, daß die Abſicht das alles nicht beſſer zuſammenfügen konnte, was hier abſichtslos zum Hintergrunde meines ganzen Weſens zuſammengebracht war. Ueberaus wohlthuend und erhebend war zugleich der Anblick des Domes, wie trümmerhaft er auch in dieſes ſtille Gemach hineinſchaute. Unendlich beglückend brachen da oft die Abend- und Morgenſtunden an Feſt- und Sonntagen herein, wenn ich mich allein befand und wenn die gothiſchen Pfeiler der Kathedrale, vom klaren Früh- oder rothen Spätlicht beleuchtet, in den feierlichen Himmel hinausragten und die Domglocken ihr gewaltiges Geläute anſtimmten. Seltſam durcheinandergewoben ertönten dann in mein Ohr jene Harmonien und erſchienen vor meinem Auge jene Geſtalten meiner Träumereien. Wunderbar wehte es mir durch Mark und Bein. Ich fühlte etwas in der Seele, wie es die Seher und Propheten früherer Zeiten gefühlt haben mögen. Es war mir, als löſte ſich der Geiſt vom Leibe und ſchwebte fort und fort zwiſchen Himmel und Erde. Die höchſte Seligkeit kam über mich, ſo aufregend und doch ſo beruhigend.

II.

Je mehr ich ein ſolches abgeſchloſſenes inneres Leben liebte und ſuchte, deſto weniger paßte ich für die lebendige Thätigkeit einer täglich ſich erneuernden Beſchäftigung. War ſchon meine ganze häusliche Umgebung dazu geſchaffen, mich von der Außenwelt abzuhalten, indem ſie mir nur Beiſpiele vor Augen ſtellte, die verſchloſſen und abgeſchieden in ſich lebten, ſo neigte mein Geiſt nicht weniger zu einer ſolchen paſſiven Exiſtenz. Deshalb gehörte ich denn in der Schule keineswegs zu denjenigen jungen Leuten, welchen die Lehrer die eine oder die andere Auszeichnung nachrühmten. Sie wollten mir wohl, das ſah ich aus ihrem Benehmen, denn ſie behandelten mich ſtets mit der größten Güte und Milde. Mein ruhiges, geſittetes Betragen mochte wol die hauptſächlichſte Urſache ſein, daß ſie mich ſtets als einen guten Jungen ſchilderten. War aber von meiner wiſſenſchaftlichen Befähigung die Rede, ſo zuckten ſie mit den Achſeln und nannten mich einen Träumer, während ich bei meinen Mitſchülern, denen ich ſo oft von Kirchen und alten Sachen ſprach, der *Domſchüler* hieß. In der That verdiente ich dieſe Namen; der erſtere zeugte, mild ausgedrückt, genugſam von der Freundlichkeit der Lehrer, der letztere in ſeiner ſchärfern Bezeichnung charakteriſirte meine Liebhabereien. Den klaren praktiſchen Wiſſenſchaften, welche in der Schule gelehrt wurden, der Mathematik und Naturkunde, konnte ich durchaus keinen Geſchmack abgewinnen. Kamen ſie zum Vortrag, ſo ſchweiften meine Gedanken von den häßlich geformten Zahlen und von den nüchternen Linien und Figuren in die Weite. Etwas beſſer ging es mir in den Sprachen, denn ſie dienten mir als Brücke zur Literatur, für welche ich eine größere Neigung beſaß. Aber auch hier galt mir das ſchroffe grammatikaliſche Wiſſen weniger als die leichte, raſche Lektüre, für die ich, wie es ſchien, ein unbewußtes Talent an den Tag legte. Das Griechiſche und Lateiniſche erlernte ich denn auch ohne viel Mühe und Fleiß, und ich konnte bald die leichten und ſchweren Schriftſteller in dieſen Sprachen verſtehen. Für die Geſchichte hatte ich inſofern Intereſſe, als ſie mir geſchehene Dinge erzählte, die zu meinem Wiſſen paßten. Nur die poetiſchen Elemente in ihr behagten meinem Geſchmacke; wo ſie Staatskunſt und Rechtsfragen behandelte, da erſtarrte meine Neigung für ſie. Im übrigen aber kann ich nicht ſagen, daß ich überhaupt eine Vorliebe für irgendein wiſſenſchaftliches Fach gefühlt hätte. Ich arbeitete, weil ich es für meine Pflicht hielt; darum wurden denn auch meine Arbeiten leidlich, aber nicht vorzüglich.

Die einzige Beſchäftigung, für welche ich eine ausgeſprochene und entſchiedene Neigung hegte, war die Zeichenkunſt. In der Schule wurde ſie nur in den untern Klaſſen gelehrt. Hatte ich mir jemals ein treffliches Zeugniß erworben, ſo war es in dieſem Fache der Fall geweſen. Was ſonſt einmal in der Lehre abgeſchüttelt war, das pflegte ich nicht wieder aufzunehmen, im Gegentheil, ich war froh, es wie eine läſtige Sache hinter mir zu wiſſen. Als ich in jene Klaſſe gekommen war, wo das Zeichnen nicht mehr auf dem Stundenplane ſtand, warf ich meine Zeichenbücher nicht weg, wie es mit den Lehrbüchern geſchah. Ich bewahrte den Bleiſtift, die Kreide, den Wiſcher, und bald wurde es eine angenehme und erwünſchte Gewohnheit, in den freien Stunden zu der Lieblingsbeſchäftigung zurückzukehren. Auch ohne einen Meiſter, der das Auge regelte und die Hand leitete, verſuchte ich meine Studien fortzuſetzen. Später wagte ich ſogar, Pinſel und Waſſerfarben zur Hand zu nehmen und mich in dieſer Manier zu verſuchen, und ich hatte dabei die Freude, all meine Hoffnungen und Erwartungen übertroffen zu ſehen. Ich machte die Entdeckung, daß ich nur bei dieſer Beſchäftigung Fleiß und Ausdauer beſaß.

Die Stoffe, welche ich für meine Arbeiten wählte, gehörten, wie man ſich leicht denken kann, der Heiligen Schrift an. Zwiſchen meinen Träumereien und meinen Zeichnungen und Aquarellen offenbarte ſich bald eine auffallende Aehnlichkeit. So lange ich noch mit Nachahmungen zufrieden war, boten die Initialen in den Folianten des Bücher- und Bilderzimmers meines Vaters mir vielfache reiche Vorbilder. Stunden- und tagelang konnte ich alsdann ſtill daſitzen, ganz vertieft in die ſeligen, frommen Geſichter, welche eine dunkle Vergangenheit dieſen heiligen Männern und Frauen der Legende aufgeprägt hatte. Da verdroß mich keine Mühe, immer wieder von neuem die Contouren zu entwerfen und die Farben zu miſchen, um jene wunderbare Feinheit und Zartheit zu erreichen, welche die Originale beſaßen. Keine andere Arbeit konnte mir das Genügen geben, welches ich empfand, wenn ich vor den alten Holztafeln oder den feinen Pergamentblättern ſaß und mir zuweilen geſtehen durfte, daß meine Nachbildungen nicht ganz unvollkommen ſeien, ja, daß ein Hauch von der Innigkeit vergangener Jahrhunderte ſie durchwehe.

Dieſe Nachahmung alter Bilder genügte mir nur für kurze Zeit. Je mehr meine Hand an praktiſcher Geſchicklichkeit gewann und die Schwierigkeiten der Ausführung überwand, deſto mehr drängte es mich, meine eigenen Gedanken und Gefühle in künſtleriſchen Gebilden wiederzugeben. Ich habe ſchon von jenen Träumereien erzählt, die mir die wunderbarſten Erſcheinungen vor meine Seele zauberten. Dieſe harmoniſchen Geſtalten umwebten mich in ſolchen Augenblicken und wurden in meiner Phantaſie zu Bildern, die ich aus der leeren Luft nur abzuzeichnen brauchte. Mit brennendem Geiſte, mit glühenden Augen, mit zitternder Hand verſuchte ich es, meine Viſionen auf das Papier zu bringen. Was ich ſchuf, wußte ich oft ſelber nicht; aber wenn ich dann aus meinen Verzückungen erwachte, ſo ſah ich vor mir auf dem Papiere fliegende Scharen von ſingenden Engeln, ich erſchaute edle Männer und Frauen in heiliger Begeiſterung, die Bilder der Muttergottes, des Erlöſers und Gott Vaters tauchten vor meinen Blicken auf. Ich gewahrte, daß ſie denſelben Typus in Geſtalt und Ausdruck hatten, der meinen Vorbildern eigen war; aber ſie beſaßen doch auch noch ein unerklärliches Etwas, welches mir ſelbſt angehörte, und das nur ich ihnen zu geben vermochte. Es leuchtete mir mein eigenes Weſen, meine Seele, aus den Geſtalten entgegen.

Damals begannen ſich die erſten Gedanken über meinen Beruf in meiner Seele zu regen. Ich hatte am älterlichen Herde ſo oft von einem geiſtlichen Leben gehört und mich ſelbſt ſo ſehr in ein geiſtliches Leben hineingedacht, daß es mir längſt klar geworden war, ich ſei dafür geſchaffen. Meine künſtleriſchen Beſchäftigungen machten mich nun bekannt mit dem Wirken und Schaffen ſo mancher frommer Kloſterbrüder. Durch meinen Vater erfuhr ich, daß die ſinnreichen Initialen der alten Werke meiſtens von Mönchen herrührten. Er erzählte mir von dem wunderbaren Fleiße, mit welchem in Stiftern und Abteien die kleinen Miniaturbilder aus der heiligen Geſchichte gefertigt worden ſeien. Viele der beſten Gemälde der Kölniſchen Schule wurden als Werke der in ſtiller Einſamkeit ſchaffenden Ordensgenoſſen dargeſtellt. Und auch die Italieniſche Schule wies große Meiſter unter den Geiſtlichen auf. Fra Fieſole und Fra Bartolomeo waren Mönche geweſen, und die Bilder des liesborner Meiſters rührten von einem weſtfäliſchen Kloſterbruder her. Dieſe Geſchichten entflammten mehr und mehr meine Einbildungskraft. Das Amt eines Prieſters hatte mir immer als das beneidenswertheſte und höchſte geſchienen. Noch viel erhebender kam es mir vor, in dieſem Stande Gott durch die Kunſt nahe zu treten und ihn durch heilige Bildwerke zu verherrlichen. In eine ſolche Zukunft ſchwammen alle meine Gedanken hinaus. Ich fühlte mich durchaus begabt und befähigt, auf dieſes Ziel hinzuſteuern.

Da auch meine Aeltern anfingen, über meine Zukunft nachzudenken und mitunter darüber zu ſprechen, ſo theilte ich ihnen meine Gedanken und Plane mit. Die Mutter war voller Seligkeit über meine Neigung zum geiſtlichen Stande. Sie offenbarte mir, daß es immer ihr tiefſter Wunſch geweſen ſei, mich dereinſt als Hirten einer Gemeinde betend, wirkend, helfend und ſegenſpendend zu ſehen, daß ſie aber dieſen Wunſch niemals ausgeſprochen habe, aus Furcht, ſie möchte mein weiches, lenkbares Gemüth zu einer Wahl beſtimmen, welche ich vielleicht aus Liebe zu ihr gegen die Neigungen meines Herzens ergreifen würde. Weniger ſchien dagegen der Vater meinen Planen beizuſtimmen. Er machte auf die Schwierigkeiten des geiſtlichen Berufs aufmerkſam und meinte, derſelbe fordere viele Opfer, welche die Natur kaum zu überwinden vermöge. Ehe man in dieſer Angelegenheit zu einem Entſchluſſe komme, bedürfe es langer und ſorgfältiger Prüfungen des Geiſtes und ſeiner Kräfte. Beſonders aber behauptete er, daß mir jetzt ſelbſt noch die rechte Klarheit über mein Können und Wollen abgehe; offenbar wiſſe ich, wie es auch aus meinen Aeußerungen hervorgehe, noch nicht, ob ich mehr Beruf zum Amte eines Seelſorgers oder eines Künſtlers habe, denn ich verwechſele noch das eine mit dem andern. Jene Zeit, von welcher ich träume, ſei längſt dahingegangen. Alle Verhältniſſe ſeien umgeſtaltet. Ein Kloſter, wo ich allein der Kunſt obliegen könne, würde ich vergebens ſuchen, und als praktiſcher Geiſtlicher könne ich nicht die Zeit finden, um mich ausſchließlich mit der Kunſt zu beſchäftigen. Heutigentags dürfe man nicht mehr zweien Herren auf einmal dienen. Uebrigens habe ich auch noch Zeit, einen Stand zu wählen, ich möchte nur vorläufig meine Pflichten in der Schule erfüllen; wäre ich erſt mit dem Zeugniß der Reife entlaſſen, ſo würde ſich das Spätere finden.

Dieſe Angelegenheit kam noch oft zur Verhandlung. Meine Aeltern konnten ~~ſich~~ in dieſem Punkte nicht einig werden, ja, er brachte eine gewiſſe kleine Mißſtimmung in das Haus, und ſo wurde denn die Sache, ſobald wir zuſammen waren, gar nicht mehr beſprochen. Befand ich mich indeß allein mit der Mutter, ſo beſtärkte ſie mich in meinem Vorhaben und ſchloß faſt immer mit dem Aufruf zu kindlichem Vertrauen auf Gott. Ganz im Gegenſatze ermahnte mich der Vater, ſobald er mich ungeſtört in ſeiner Geſellſchaft hatte, vor allen Dingen klar über mich ſelbſt zu werden, damit ich keinen vorzeitigen Entſchluß zu bereuen habe. Auf dieſe Weiſe wurde ich ſelbſt in ein Labyrinth von Zweifeln geworfen. Mein träumeriſches Weſen war nicht geeignet, den klaren Pfad zu finden, und meine Gedanken ſtanden wiederum zu ſehr im Dienſte der Phantaſie. Zuletzt ſchien es mir das Beſte, die ganze Angelegenheit auf ſpätere Zeiten zu verſchieben.

Ich war unterdeſſen in die höhern Klaſſen der Schule vorgerückt und vom Knaben zum Jüngling herangewachſen. Meine Geſtalt war ſchlank und hoch hinaufgeſchoſſen, mein Haar floß in weichen dunkeln Locken um das Haupt, und ſo einfach und fromm ich auch dachte, ſo war ich doch nicht ſo ungeſchickt, um mir nicht vom Spiegel ſagen zu laſſen, daß meine Geſichszüge wohlgeſtaltet und daß meine braunen Augen voll Feuer waren. Dabei gewann meine Stimme einen tiefen und klingenden Ton. Ueberdies kam etwas in meine Seele, das mich gerade und kräftig einherſchreiten hieß. Mag die Erziehung auch den größten Einfluß auf die Geſtaltung eines Charakters haben, die Natur läßt ſich ebenfalls ihr Recht nicht nehmen. Ich war in eine ſolche Periode eingetreten. Ich fühlte, daß ich aus dem Kinde ein Mann wurde, und verhielt mich andern Menſchen gegenüber ſelbſtändiger und bewußter. Mag man es immerhin Eitelkeit nennen; ich glaube indeß, daß ſelbſt der abſtracteſte Menſch nicht über dieſe Eigenſchaft hinauskommt. Die Grundſtimmung meines Weſens aber blieb ſich trotzdem gleich; denn die religiöſen und künſtleriſchen Schwärmereien verließen mich keineswegs, im Gegentheil, ſie befeſtigten ſich immer tiefer in meiner Seele.

In dieſer Zeit begab ſich ein Ereigniß, das den entſchiedenſten Einfluß auf meinen Lebensgang haben ſollte. In meine alten Träumereien verſenkt und hier und dort an alten architektoniſchen Werken herumſtöbernd, machte ich einen Spaziergang durch die Stadt. Es war hoher Sommer, die Luft ging milde und duftend, der Himmel ſpannte ſich in blauer Tiefe über mir. Hoch im Aether ſchwirrten die großen Thurmſchwalben. Alles athmete Ruhe und Frieden. Ich hatte mich in eine Gegend begeben, welche mir ſonſt ziemlich aus dem Wege lag, und die man überhaupt ſelten betrat, weil es dort viele Gärten, aber wenige Wohnungen gab. Als ich mit einemmal um eine Ecke bog, lag vor mir ein kleiner Platz, daran ſtand ein Haus mit einem Erker, und in dem Erker überraſchte mich ein wunderbares Bild. Die Fenſter waren in das Innere hinein geöffnet, und an den Säulen hinauf, welche aus den feinſten gothiſchen Ornamenten beſtanden, rankten ſich üppige ſüdliche Pflanzen. Das alles aber bildete die Einfaſſung einer reinen Frauengeſtalt, die in weißen Gewändern, ohne allen andern Schmuck als den ihrer keuſchen Schönheit, einfach und unbeweglich daſtand. Es war eine Erſcheinung, erhaben und heilig wie ein Gebet. In welche hohe Betrachtung mochte ſie verſunken ſein, daß ſie einen ſo himmliſchen Ausdruck annehmen konnte? Es war ein ſeltſamer Moment. Die ſcheidende Sonne ſtreute ihre letzten Strahlen über die Welt. Das goldene Abendlicht verklärte Antlitz und Geſtalt der Jungfrau mit einem röthlichen Schimmer, und als ſich hinter ihr in dem zurückgeſchobenen Fenſter zum letzten mal das Bild der Sonne ſpiegelte, ſetzte ſich das ſchöne Haupt des Mädchens auf dem leuchtenden Glaſe ab, daß es war, als hätte ein Strahlenkranz daſſelbe umgeben. Mir wurde es zu Muthe, als wäre eine meiner Viſionen vor mir lebendig geworden, als wäre eine Heilige des Himmels vor mir aufgeſtiegen, ſo hold, ſo rein, ſo mild, ſo friedenreich wirkte dieſe ganze Erſcheinung.

Wie durch einen Zauber an die Stelle gebunden, blieb ich ſtehen. Meine Sinne ſchwanden mir. Wie lange ich ausgeharrt habe, ich kann es nicht abmeſſen.

Aber das Bild ſchien ſich zu halten. Als ich plötzlich zu mir kam, war die Erſcheinung verſchwunden, das Fenſter verſchloſſen, die Sonne untergegangen. Ich eilte ſo ſchnell wie möglich von dannen, zweifelnd, ob das Bild eine Wahrheit geweſen, beſchämt, daß ich mich nicht beſſer zu beherrſchen gewußt. Und dennoch wollte es mich nicht verlaſſen. Es ſchlich ſich in die Gedanken des Tages, es kreuzte die Träume der Nacht. Wo ich ging und ſtand, da war es bei mir. Wenn ich Stift und Pinſel ergriff, ſo drängte mich der Geiſt, es zu geſtalten. Ich verſuchte andere Bilder: immer kam ich auf dieſes zurück. Zuletzt fühlte ich mein Gewiſſen beſchwert, ich wollte die Jungfrau für eine böſe Vorſpiegelung halten und betete mit Inbrunſt, daß Gott mein Herz ſeinen Vorſätzen treu erhalten möge. Aber auch das war vergeblich; immer erſchien mir aufs neue jenes ſeltſam verführeriſche Bild, das mich in magiſchen Banden hielt.

III.

Alle Beſtrebungen, meine Ruhe wiederzugewinnen, waren vergebens. Wenn ich an meine frühern Vorſätze und Plane dachte, dann ſtand ich wie vernichtet. Wie ſollte ich vor meiner Mutter beſtehen, wenn ſie in einer gemüthlichen Stunde von ihren Hoffnungen, mich dereinſt als Seelenhirten zu begrüßen, anhübe! Ich mußte jetzt ſelbſt zugeben, daß das Recht doch auf der Seite meines Vaters war, wenn er meinte, ich ſei im Unklaren über mich ſelbſt, und wenn er mir rieth, zu warten und zu prüfen, ehe ich mir einen ſo ſchweren und großen Beruf wählte. Länger konnte ich mich nicht mehr täuſchen: ich fühlte in meinem ganzen Weſen, daß in mir etwas vorgegangen war, was alle meine frühern Vorhaben zerſtörte. Es wurde mir klar, daß ich weder meinen Geiſt noch mein Herz gekannt hatte. Noch wollte ich es mir nicht völlig eingeſtehen, welches Gefühl bei mir eingekehrt war.

Ach! war es denn die Liebe, die mir nun fürder keine Ruhe mehr ließ! Von den Menſchen hielt ich mich jetzt noch entfernter als in frühern Tagen; ſelbſt Vater und Mutter ſuchte ich zu vermeiden. Wohin war die Stille und der Friede, die mir ſonſt am heimiſchen Herde ſo wohlgethan hatten? Das Haus feſſelte mich nicht mehr. Aus einem Stubenhocker wurde ich plötzlich ein umherſchweifender Abenteurer. Und wohin ging es, wenn ich draußen war? Immer und immer trieb es mich wie mit einer heimlichen Gewalt nach der Stelle hin, wo ich die myſtiſche Erſcheinung gehabt hatte. Wenn ich aus der Thür trat, ſo wandelten meine Vorſätze freilich einen ganz entgegengeſetzten Weg; aber ich war noch nicht weit gewandert, ſo verfiel ich in meine gewohnten Träumereien, und wenn ich erwachte, ſo fand ich mich zu meinem Schrecken und zu meiner Freude nicht fern von jenem Platze, an welchem die Wohnung des engelſchönen Mädchens lag. Und dann ſtand ich ſtill, wie verzaubert und angemauert, und ſchaute nach dem Erker hin. Jedoch vergeblich! Der Rahmen war da, aber das Bild mit ſeiner Glorie erſchien nicht wieder.

Während ich ſo that, was ich nicht thun wollte und doch nicht laſſen konnte, wurde es in meiner Seele immer verwirrter und nebelhafter. Ich vermochte dieſem ganzen Ereigniß gegenüber keine Klarheit zu gewinnen. Bald fühlte ich eine ſelige Ruhe und einen köſtlichen Frieden, bald peinigten mich tauſend Zweifel und Aengſte. Bald ſchienen mir meine Gänge nach dem Platze Wallfahrten zu einem wunderthätigen Bilde, das der Himmel wie einen Sporn zur Andacht und zur frommen Kunſt geſendet hatte; bald ſah ich in der Erſcheinung das verführeriſche Gaukelſpiel einer irregeleiteten Phantaſie, welches mich in ſchlimme Verſuchungen verſtricken wollte. Bald kam es bei dieſen Gedanken über mich wie geheiligte

Lieder, deren Harmonien ich bei kirchlichen Feſten gehört hatte; bald war es mir, als hörte ich dazwiſchen ein höhniſches Lachen, welches meine Plane für ein geiſtliches Leben verſpottete. Nach und nach wurde ich ganz rathlos. Wie ſollte ich mir helfen? Was konnte mich aus dieſem Wirrſal retten?

Ich nahm meine Zuflucht zu den Tröſtungen und Heilsmitteln der Religion. Ich beſchloß, mit meinem Herzen vor Gott zu treten, ihm meine Beängſtigungen zu beichten und mich im Abendmahl mit ihm zu vereinen. Es war meine feſte Zuverſicht, daß er mir beiſtehen würde, ſobald ich ihm mit meinem ganzen Weſen ein friſches Opfer gebracht hätte. Mit dieſem Plane begab ich mich eines Sonntags am frühen Morgen zu einer von unſerer Wohnung zumeiſt entfernt liegenden Kirche; denn ich wollte die Reinigung und Läuterung meiner Seele in einer Gemeinde vollbringen, wo ich am wenigſten gekannt und geſehen wurde. Mit einer lange nicht gefühlten innern Zufriedenheit erreichte ich das Gotteshaus. Ich ging zur Beichte und fand einen Prieſter, der mich mit milden, wohlwollenden Worten beruhigte und mir nach meiner tiefgefühlten Reue die Abſolution gab. Faſt hatte ich meine Bußgebete vollendet und bereitete mich eben zur Communion vor, als an meiner Seite, wie ich auf den Knien dalag, ein weißes Kleid vorüberrauſchte, deſſen Berührung mich ſeltſam durchzuckte. Unwillkürlich erhob ich die Augen und verfolgte mit den Blicken die gemeſſen hinſchwebende Geſtalt. Nicht weit von mir hemmte ſie den Schritt, ſie kniete nieder und wendete ſich einem Marienbilde zu, das in meiner Nähe an einem Pfeiler ſtand. Bei dieſer Bewegung ſah ich ihr Angeſicht. Meine Sinne verwirrten ſich, alles um mich her drehte ſich vor meinen Augen — denn ich erblickte das Bild aus dem Erker.

Nach und nach gewann ich wieder die verlorene Macht über mich ſelbſt. Aber umſonſt ſuchte ich die Fäden der Gebete auf, die mir eben entfallen waren. All meine Andacht war dahin. Unter dieſen Umſtänden wagte ich es nicht, die Sühne meiner Seele durch den Empfang des heiligen Brotes zu vollenden. Ich fühlte mich durch die Erſcheinung aufs neue in Verſuchung geführt, ich fühlte mich durch meine Schwäche aufs neue befleckt. So verſchob ich meine völlige Entſündigung auf einen ſpätern Tag. Aber dennoch verließ ich nicht die Kirche, wie es meine Pflicht erheiſcht hätte. So ſehr ich auch kämpfte, all meine Sinne wurden geheimnißvoll von jenem unbekannten Mädchen angezogen. Und in der That, ich hatte auch niemals eine größere, vollkommenere Hingebung erblickt als in dem zarten, edeln Ausdruck ihres Geſichts. Die innige Tiefe des Auges und die ſchwellende Inbrunſt des Mundes war mir ſelbſt in den altdeutſchen Bildern nie ſo vollendet vorgekommen wie auf dieſem Antlitz. Wenn die heiligen Hymnen erſchallten, glaubte ich zugleich ihre Stimme ſüß und klar über alle andern zu hören. Allmählich verſank ich vor dieſem Weſen in eine Andacht, welche mir mehr Befriedigung und Wohlgefallen gab, als alle Gedanken an die Apoſtel und Heiligen.

Von dieſer Stunde an wurde ich zum ſonntäglichen Beſucher der Kirche, in welcher ich das Mädchen wieder gefunden hatte. Und wirklich traf ich ſie immer zur beſtimmten Stunde in derſelben Meſſe und an dem gewohnten Orte. Ihr Weſen blieb unverändert; ſie war in ihrer ganzen Erſcheinung ein Muſter einfacher, ſtiller Frömmigkeit und Gottergebenheit. Faſt bebte ich zurück vor dem Eindruck der hellen Keuſchheit, den ſie auf mein Gemüth machte. Nicht minder aber rührte ſie mich durch die Zartheit ihrer ſchlanken Glieder und durch die lilienhafte Bläſſe ihres Angeſichts. Bei ihrem Anblicke kam es mir zuweilen vor, als ſei ſie nur ein flüchtiger Bote, der für einen ſchönen Tag auf die Erde geſchickt wäre, und der ebenſo ſchnell wieder zurückkehren würde in die himmliſche Heimat. Ich erfuhr von ungefähr, daß ſie Angela hieß. Wunderbar genug ſtimmte auch der Name zu dieſem Glauben. Sie war eine Botin des Friedens und der Seligkeit. Sie hieß, was ſie ſchien: Engel.

In ſeltſamer Weiſe miſchte ſich in meinem Geiſte eine religiöſe Verehrung und ein irdiſches Gefühl für das Mädchen. Wo hörte das eine auf, wo begann das andere? Ich wußte es nicht zu ſagen. Indeß fehlte es bei mir doch nicht an Aeußerungen, welche die Aufmerkſamkeit meiner Heiligen auf ſich ziehen mußten. Wenn ſie in die Kirche kam und wenn ſie dieſelbe verließ, war ich in ihrer Nähe. Auf dem Hin- und Herwege begleitete ich ſie, wenn auch in ehrerbietiger Ferne. Im Gotteshauſe wählte ich mir gewöhnlich meinen Platz ſo, daß ich ihr ins Angeſicht ſehen konnte. Da war es denn kein Wunder, daß ſie mich zuweilen ihres Blickes würdigte, geſchah es nun am Portale der Kirche oder an der Thür ihres Hauſes. Ja, ſelbſt während der Meſſe, wenn ihre Augen über das Gebetbuch in die Gemeinde ſtreiften, fiel mitunter ein Strahl auf mich herab, der mir wohlthat, wie der dunkeln Erde ein erſtes Lächeln des Frühlingshimmels. Wie beſeligte mich ein ſolcher Moment! Kaum empfand ich noch Gewiſſensbiſſe über dieſes Treiben. Selbſt während der heiligen Geſänge und Gebete ſchienen mir dieſe gewechſelten Blicke Zeichen der Andacht in zwei Seelen, die vereint dem Himmel ihr Opfer brachten. Ihr Geiſt mochte in ähnlichen Gedanken auf mir ruhen.

War es Erröthen, war es Erblaſſen, was ich in ihren Zügen ſah, wenn wir uns plötzlich und unverhofft erblickten? Ich weiß es nicht, aber ſicherlich bemerkte ich bei ihr einen Widerſchein meiner eigenen Gefühle. Noch deutlicher wurde mir dies kund, als die Zeit der Firmung herankam, welche nur alle paar Jahre von der Kirche geſpendet zu werden pflegt. Wir hatten beide dieſe Weihe noch nicht empfangen, wir befanden uns in derſelben Proceſſion, welche zum Dome zog. Wir ſtanden uns in der Kirche gegenüber. Sie war wunderbar anzuſchauen; ich hatte ſie nie ſo verklärt und vergeiſtigt geſehen. In ihrem weißen Kleide mit dem weißen Roſenkranz auf dem Haupte gemahnte ſie mich wieder an jene Scene, wo ſie mir zuerſt wie eine Botin des Himmels vorgekommen war. Und auch jetzt fiel einer ihrer tiefen Blicke auf mich, und auch jetzt ſchien ſie in ihrer Andacht verwirrt; es däuchte mir, als zöge ein leiſes Lächeln, das wie Zuſtimmung ausſah, über ihre bleichen Züge. Mir griff es bis in die tiefſte Seele, denn ich fühlte darin einen geiſtigen Gruß. Von dieſem Augenblicke an glaubte ich mich mit ihr verwandt, verbunden, faſt wie verſchwiſtert.

Aber unſere Bekanntſchaft blieb rein geiſtiger Art. Im Frühling hatte ich ſie zuerſt geſehen, es war Herbſt geweſen, der Winter neigte ſich zum Ende, und wir waren uns nur in der Kirche begegnet. Und ſo blieb es auch bis um die Oſterzeit. Die ſtille Woche war gekommen, und der Dom rief die Gläubigen mehr als die andern Gotteshäuſer in ſeine erhabenen Hallen, um dort die Trauerzeit der Kirche zu feiern. Angela befand ſich ſtets gegen Abend unter den Betenden, die vor einem ſinnig aufgebauten heiligen Grabe knieten. Der Charfreitag verſammelte eine große Anzahl frommer Chriſten an dieſem Orte. Der Chor der Sänger hatte für dieſen Tag altitalieniſche Kirchenmuſik von Paleſtrina, Allegri und Lotti einſtudirt, und ein klangvoller Tenor ſang mit leiſer Orgelbegleitung die Lamentationen des Propheten Jeremias, denen der alte Meiſter Orlando Laſſo jene einfachen und doch ſo wunderbar ergreifenden Melodien gegeben hat. Es wehte eine heilige Stimmung durch das rieſenhafte Chor. Die ſeltenen Lichter erhellten nur ſparſam den weiten Raum und warfen zitternde Schatten an die gewölbte Decke und an die ſchlanken Säulen, deren Kronen ſo lieblich verſchlungenes Blätterwerk tragen. Die Kirche ſchien durch dieſe ungewiſſe Beleuchtung noch höher und gewaltiger. Tauſende von Menſchen ſtanden aneinandergepreßt am Boden, ohne daß man einen einzigen Laut aus der Menge hörte. Nur die Muſik war laut, und ſie verſtrömte jene reinen, edeln, heiligen Thränen des Chriſtenthums, welche über das Leiden und Sterben des Erlöſers aus den begeiſterten Seelen frommer Meiſter gefloſſen ſind, und welche jetzt noch ganze Gemeinden zum Weinen und Schluchzen rühren. Auch heute waren wenig trockene Augen ringsum zu finden. Ich ſtand in der Nähe Angela's, deren ergriffene Züge doppelt ergreifend auf mein Herz einwirkten. In meinem Leben war ich wol nicht andächtiger und reiner geweſen; denn nichts macht frömmer, als fromme Menſchen zu ſehen. Wie viel mehr mußte das bei mir der Fall ſein, da ich ohnehin durch ſie ein erhöhtes und geläutertes Leben führte!

Als der Gottesdienſt zu Ende ging, entfernte ſich die Menge in der größten Stille; denn es klangen in jeder Seele jene wunderbaren Lieder chriſtlicher Trauer nach, welche wie Stimmen des Himmels über die andächtigen Scharen hingezogen waren. Ich folgte den Schritten Angela's, die mit einer Freundin die Kirche verließ. Unter dem Portale trafen wir zuſammen. Ich zitterte, ihr Kleid zu berühren. Unbewußt und doch bewußt ſuchte jedes nach der Hand des andern. Ich fand die ihrige, ſie fand die meinige. Ein ſachter liebender Druck — und dann waren wir wieder getrennt durch die Gewalt des nachdrängenden Volks. Wunderbarer Augenblick! Was ſo lange als ein von uns ſelbſt kaum geahntes Geheimniß in unſern Seelen geſchlummert hatte, das war plötzlich offenbar geworden. Wie ein Funken hatte es gezündet, als unſere Finger ſich berührten. Unſere Seelen hatten ſich geküßt. So ſagt ein kleines Zeichen oft endloſe Dinge. So iſt oft eine warme Nacht entſcheidend für den Frühling, wenn es lange zweifelhaft war, ob der Norden oder der Süden ſiegen werde. Sie ſchließt die Knoſpen auf, ſie löſt den Vögeln die Zungen, und wenn die Sonne leuchtend am öſtlichen Himmel emporſteigt, dann ſieht ſie die Erde in ihrem ſtrahlenden Brautkleide jubelnd und lachend vor ſich liegen. So war mir die Sonne meiner jungen Liebe aufgegangen und beleuchtete die Gefilde meiner Zukunft, die, mit allen Wonnen und Reizen ausgeſchmückt, ſich vor dem Auge des Geiſtes ausdehnten.

Wie ich durch die Straßen gegangen, wie ich nach Hauſe gekommen bin, wer kann es ſagen! Ohne ein Wort zu ſprechen, ſaß ich bei meinen Aeltern, die, an ſolche Eigenheiten gewöhnt, nicht weiter die Urſache zu erforſchen ſuchten. Auf meinem Zimmer konnte ich den Schlaf nicht finden; ich kleidete mich aus, aber eine heiße Glut durchwühlte meine Adern. Ich öffnete das Fenſter, legte mich hinein und ſtarrte lange in die dunkle Nacht, welche kein Stern ſchmückte. Kaum fühlte ich den kalten Hauch, der mich anwehte. Erſt gegen Morgen, als die Natur ihr Recht an meinem jugendlichen Körper geltend machte, ſank ich in einen tiefen Schlaf.

IV.

Trotz den heftigen geiſtigen Bewegungen, welche dieſem Ereigniß auf dem Fuße folgten, fühlte ich mich doch an den folgenden Tagen ungleich ruhiger und zufriedener. Statt der ängſtlichen Raſtloſigkeit, die mich lange Zeit faſt täglich und ſtündlich gequält hatte, ſpürte ich ſogar einen ſüßen und angenehmen Frieden in meine Seele einkehren. War es auch ein Wunder? Das erſte Räthſel, welches mir das Leben ſo myſtiſch und ſeltſam aufgegeben hatte, lag gelöſt vor mir. Die Unklarheit, in welche daſſelbe mich verſetzte, war verſchwunden. Ich konnte wieder friſch athmen, und ich athmete in der That mit jungem, friſchem Muthe. Ich liebte und ich wurde geliebt. Das war alles, was ich wollte und wünſchte. Eine ſtille Seligkeit zog in meine Seele ein.

Dieſes für meine Jugend ſo große Erlebniß konnte nicht verfehlen, den bedeutendſten und nachhaltigſten Eindruck auf mein Weſen auszuüben. Meine ganze Anſchauungsweiſe ging dadurch mit einemmal einer völligen Umwandlung entgegen. Wohin waren nun plötzlich alle Träumereien und Viſionen gegangen, deren Art und Weiſe vorzugsweiſe religiös genannt werden mußte? Wo blieben meine legendariſchen Studien? wo meine gewiſſenhaften Andachtsübungen? Keineswegs war mein kirchliches Leben geſtört, keineswegs meine Frömmigkeit geſtorben. Aber das alles hatte eine ſo verſchiedene Färbung angenommen! Wenn ich betete, wenn ich las, wenn ich zeichnete, ſa nahmen alle Geſtalten, welche vor mir auftauchten, die Züge Angela's an. Meine Neigungen bewährten ſich als dieſelben, aber ſie hatten eine andere Atmoſphäre gefunden; meine Beſtrebungen blieben unverändert, aber ſie gingen nach einem andern Ziele. Der Cultus meiner Seele war in eine andere Phaſe getreten; er bedurfte eines heitern und klaren Lichtes. Früher hatte die Natur nur wenig Eindruck auf meinen Geiſt gemacht. Von einem Stücke alter Kunſt war ich bei weitem mehr ergriffen worden als von der ſchönſten landſchaftlichen Scene. Mit einemmal kam mir eine andere Erkenntniß. Ich machte, was früher faſt nie geſchehen war, Spaziergänge ins Freie, mein Auge ſchwelgte in Gebirge, Wald, Feld und Strom; ein ſchöner Morgen und friedlicher Abend konnte mir Thränen ins Angeſicht locken.

Ja, die Liebe machte mich weltlicher geſinnt. In meinem Aeußern mußte ſich die Umgeſtaltung meines Innern ebenfalls kundgeben; und warum ſollte ſie es nicht? Ich ſah auf einen gewähltern Schnitt der Kleider und beſorgte meinen Anzug mit größerer Sorgfalt. Dabei wurde auch der Spiegel, dem ich früher ein ſchlechter Kunde geweſen war, nicht geſchont. Kann ich es gerade nicht Eitelkeit nennen, ſo mußte doch eine ſolche Aufmerkſamkeit ihren Einfluß auf meine Haltung und Geſtalt ausüben. Wer mich einigermaßen beobachtete, dem konnten meine Veränderungen nicht entgehen. Daß auch meine Aeltern nicht blind für den Wechſel waren, der mit mir vorgegangen war, und der meinem Geſchmack eine verſchiedene Richtung, meinen Handlungen einen andern Charakter und meinem Weſen einen neuen Stempel aufgedrückt hatte, ſollte ich bald genug erfahren.

Mein Geburtstag fiel in den Monat Mai. Ich wurde neunzehn Jahre alt. Es war ſonſt nicht Sitte in unſerm Hauſe geweſen, dieſem Tage einen feſtlichen Anſtrich zu geben, zumal da wir früher dem katholiſchen Gebrauch der Namensfeſte gehuldigt hatten. Diesmal aber wurde eine Ausnahme gemacht, weil er in dieſem Jahre von größerer Bedeutung für das ganze Haus war. Ich hatte nämlich die höchſte Klaſſe der Schule durchgemacht und wurde, wenn ich die Abgangsprüfungen glücklich überſtanden, im nächſten Herbſte entlaſſen, um meine Studien auf der Univerſität fortzuſetzen. So war ich denn auch allem Ermeſſen nach das letzte Jahr im älterlichen Hauſe, und ſo beging ich meinen Geburtstag auch das letzte mal im heimelnden Kreiſe der Meinigen. Auf dieſe Weiſe war ſchon Grund genug vorhanden, demſelben eine kleine Weihe zu geben. Ueberdies aber mochten meine Aeltern noch von einer andern Urſache zu dieſem Schritte getrieben werden. Ich hatte nämlich ſeit langer Zeit kein Wort mehr über die Wahl meines künftigen Standes verlauten laſſen, ja, ich ſuchte ſogar jedes Geſpräch über dieſen Gegenſtand zu vermeiden. Offenbar war es aber ſehr an der Zeit, nunmehr zu einem beſtimmten Entſchluſſe zu gelangen. Endlich legte auch wol mein verändertes Weſen kein kleines Gewicht in die Wagſchale, daß die Aeltern den Wunſch hegten, klar über mich zu werden und mich ſelbſt zur Klarheit zu führen.

So brach denn dieſer Tag heran, ohne daß ich im geringſten eine feierliche Begehung deſſelben vermuthete. Der Zufall hatte gewollt, daß es ein Sonntag war. Als ich morgens zum Frühſtück in die Stube trat, fand ich die Aeltern ſchon dort. Sie kamen mir feierlich entgegen und ſagten mir ernſt und bewegt ihre wohlgemeinten Glückwünſche. Die Mutter ſchenkte mir ein großes, ſchönes Album, das ich gebrauchen ſollte, um meine Zeichnungen darin zu ſammeln; der Vater gab mir ein neues, elegant gebundenes Exemplar der Lebensgeſchichten der alten italieniſchen Maler von Vaſari. Ich nahm die Gaben mit tiefer Rührung an und dankte von Herzen. Wir ſetzten uns nun zuſammen an den Tiſch, und die Rede kam bald auf den Ernſt des Tages, auf meinen Abgang von der Schule, auf meine baldige Trennung aus dem väterlichen Hauſe. Ich merkte bald, wo es hinaus wollte. Hier galt es eine Entſcheidung über meine Zukunft. Ich zitterte vor den nächſten Augenblicken; mein Herz pochte; ich konnte die Augen nicht mehr heben; die Stimme verſagte mir.

Meine Ahnungen täuſchten mich nicht. Die Mutter ſprach ſich dahin aus, daß ich hoffentlich auf meinem Plane, Prieſter zu werden, beharren bleibe. Ich fühlte bei dieſen Worten die Flammen auf Stirn und Wangen ſteigen; mein Blick haftete am Boden; ich konnte keine Antwort finden. Die gute Frau ſchien aus meiner Verwirrung eine abſchlägige Antwort zu errathen und wagte, da ſie ſich in all ihren ſchönen Hoffnungen getäuſcht ſah, keine weitere Frage. Dagegen ermahnte mich der Vater mit der größten Herzlichkeit, ich möchte mir ein Herz faſſen und reden; es würde mir ja kein Zwang angethan; ich könne einen Lebensgang wählen, wie er mir behage; nur müſſe er mit Ueberlegung gewählt ſein und meinen Neigungen entſprechen. Alle ſeine Worte waren liebevoll, wohlwollend, überzeugend. Sie fielen mir wie ein Balſam in das Herz. Da konnte ich mich nicht länger halten. Die Thränen quollen mir, dem Willenloſen, aus den Augen. Ich lag beiden in den Armen. Das Wort kam mir wieder auf die Zunge, und ich erzählte ihnen nun die Geſchichte meines Herzens. So kurz ſie dahingeſtammelt war, ſo löſte ſie doch das Räthſel, das ihnen meine jüngſte Vergangenheit aufgegeben hatte. Sie ſahen ein, daß ich mir ſelbſt nicht mehr gehörte, alſo noch viel weniger der Kirche angehören konnte.»

Niemals durfte ich ſo viel Güte und Liebe erwarten, wie ich bei ihnen antraf. Statt ſcheltender, harter Worte fand ich die mildeſten Tröſtungen. Der ungeheuchelte Schmerz meiner jungen Seele mochte meine Mutter verſöhnt haben. Der Vater war niemals meinen Planen hold geweſen. Sie drückten mich beide ans Herz, ſie ſuchten nach den liebendſten Worten, um mich zu beruhigen. Heute bedarf es ja keiner Entſchlüſſe, ſo meinten ſie. Ich ſolle nur ablaſſen zu weinen; ich möge mit mir ſelbſt berathen, was werden könne; ich müſſe Gott bitten, daß er mir beiſtehe und die rechte Einſicht verleihe. Je liebevoller dieſe Behandlung erſchien, deſto mehr verſetzte ſie mich in die tiefſte Rührung. Ich vermochte mich lange Zeit nicht zu faſſen. Immer wieder von neuem fing ich an zu zittern, immer wieder brachen mir die Thränen aus. Fühlte ich mich glücklich oder unglücklich? Ich war glücklich, ſolche Aeltern zu erkennen, unglücklich, ihnen nicht ganz zu Willen zu ſein.

Dieſe Stimmung dauerte den ganzen Tag. Als ich im Bette lag, konnte ich nicht einſchlafen; wirre Bilder und Geſtalten umflogen mein Haupt. So kam mir der Schlaf, ſchwer, trüb und laſtend, und brachte in ſeinem Gefolge einen Traum, der mir, als ich erwachte, klar vor der Seele ſtand, und den ich niemals vergeſſen werde.

Ich fand mich in einem herrlichen Garten. Wunderbare Bäume, voll von großen, ſchönen, mir ganz unbekannten Blumen und Früchten, ragten mit ihren ſtolzen Maſſen in den tiefen Himmel. Marmorne Statuen leuchteten weiß und glänzend zwiſchen dem dunkeln Grün. In den Büſchen flatterten allerhand fremde Vögel, welche mit wildem Geſchmetter die köſtlichſten Lieder ſangen. Auf dem Boden dufteten reiche Beete mit den mannichfaltigſten Kräutern und Blüten. Laue Lüfte wehten durch all dieſe Pracht und Herrlichkeit, während Springbrunnen, die mit glänzenden ſilbernen Strahlen hoch aus den Gebüſchen in die Höhe kletterten, eine wonnige Kühlung verbreiteten. Es war Nacht, aber der Vollmond leuchtete ſo feuerklar am Himmel, daß ich überall die Dinge gewahren konnte, als ſtrahle die helle Mittagsſonne im Aether. Wie ſeltſam ſchauten mich Baum und Strauch an in dieſem zauberhaften veilchenblauen Lichte! Im

Anfang war ich wie betäubt von dem Balſam, den die Pflanzen aushauchten, von den Liedern, welche die Vögel ſangen, und von dem Geräuſche, das in den Quellen murmelte. Nur allmählich kam mir die Beſinnung. Da wandelte ich denn in den Garten hinaus und beſchaute mir die Gegenſtände, welche ihn ſo wunderbar ſchmückten. Die Pfade, welche ſich hindurchzogen, bildeten große Kreiſe, die, je mehr ich nach innen voranſchritt, immer kleiner und kleiner wurden. Wie ich weiter kam, blühte die Natur noch reicher und herrlicher. Die palmenartigen Bäume wurden zuletzt rieſengroß, die Blumen öffneten ihre Kelche ſtets duftiger und tiefprächtiger. Die Stimmen der Vögel ertönten immer ton- und melodienreicher.

Endlich gelangte ich in den Mittelpunkt des Parkes, in dem ſich alle Wege einigten. Welches Wunder ſtrahlte mir entgegen! Dort ſtand eine Roſe, zart, lieblich und duftig, wie ich niemals eine andere ſah. Sie war halb Knospe, halb Blume. Durch mooſiges Grün brachen keuſch emporſchwellend die röthlichen Kelchblätter. So freundlich lacht nicht das Morgenroth, wenn es am öſtlichen Himmel aus der Nacht emporſteigt. Das Beet, auf dem ſie ihren Platz hatte, beſtand aus lauter buntfarbigen Edelſteinen, die wie Diamanten, Rubinen, Smaragde und Topaſe durcheinanderblitzten, und die im Lichte des klaren Mondes allerlei ſeltſame Figuren bildeten. Als ich die Roſe zwiſchen denſelben in ihrer keuſchen, ſinnigen Schönheit ſah, begriff ich erſt, warum in der Runde die Blumen ſo herrlich blühten, die Vögel ſo tauſendtönig ſangen, die Zweige ſo flüſternd rauſchten, die Brunnen ſo geheimnißvoll plätſcherten. Alles klang, glänzte und duftete in eine einzige große Harmonie zuſammen. Es war ein Hymnus auf die Roſe. Mich ergriff ein unendliches Verlangen, ſie zu pflücken. Je ſtärker dieſe Regung wurde, deſto lauter drang es auf mich ein, meinen Vorſatz auszuführen. Es war, als riefe mir aus Gebüſch, Quell und Luft ein vielſtimmiger Chor entgegen: Pflücke ſie, pflücke ſie!

Dieſe Aufforderungen klangen ſo vielfach und lockend, daß ich zuletzt nicht widerſtehen konnte. Wie ſehr mein Herz auch zagte und meine Hand zitterte, ſo wuchs mir doch endlich der Muth. Ich ſchritt mit einemmal kühn zum Werke, trennte die Roſe vom Stamme und drückte ſie inbrünſtig an meine Bruſt. Durch meine Seele ſchwell ein unſäglicher Jubel. Als ich aber den Rückweg antreten wollte, da brach plötzlich ein düſterer Mann aus den Büſchen und machte Anſtalt, mir das kaum gewonnene Gut wieder zu entreißen. Eine gewaltige Angſt überfiel mich; ich hielt die theuere Beute krampfhaft am Herzen und lief, ſo ſehr ich es vermochte, von dannen. Aber ebenſo raſch rannte er hinter mir her. Der Weg dehnte ſich unendlich lang; die Herrlichkeiten des Gartens aber waren verſchwunden: die Bäume hatten alle ein ſchwarzes und giftiges Anſehen, aus den Gebüſchen ſchienen mir Fratzen nachzuhöhnen. Mit Entſetzen gewahrte ich dabei, daß meine Roſe immer bleicher und bleicher wurde. Endlich ſtockte mir der Athem, ich konnte nicht weiter und ſank ohnmächtig nieder. Meine Blume hielt ich feſt mit beiden Händen. Da erreichte mich der fremde Mann; er riß mir mein Eigenthum vom Herzen. Meine ſchöne Roſe wurde zerriſſen, auf die Erde geworfen und von ſeinen rohen Füßen zertreten.

Ich ſchrie laut auf. Ach Gott! in dem Augenblicke ſah aus dem ſterbenden Kelche das milde, ſanfte, leidende Antlitz Angela's hervor. Voll Entſetzen ſchaute ich dem Mörder nach; er wandte ſich noch einmal mit höhniſchem Lachen nach mir um; ich ſah unter dem faltigen aſchfarbenen Mantel einen grinſenden Todtenkopf. Meine Noth war endlos, aber ich raffte mich mit der letzten Kraft auf und lief, obgleich mir aller Athem genommen war und mein Herz zu brechen drohte, ſo ſchnell ich konnte, bis ich das älterliche Haus erreichte. Dort angekommen, ſtürzte ich in das Zimmer meiner Mutter, um mich in ihrer Hut zu bergen; aber ſie war nicht zu finden. Da erblickte ich auf dem Tiſche die Bücher, welche ich eben erſt als liebes Geſchenk erhalten hatte. Ich nahm ſie, verkroch mich in eine Ecke und ſtellte ſie als Bollwerk vor mich hin. Und in der That fand ich durch ſie Schutz und Schirm; denn ſie wuchſen rieſengroß vor mir in die Höhe und bedeckten mich in einer Art, daß ich mich ganz und gar in Sicherheit fühlte. Aber erſt lange nachher konnte ich meine Ruhe wiederfinden.

Als ich erwachte, ſchien mir der klare Tag in die Fenſter. Es war mir unendlich wüſt und wirr im Kopfe. Meine Pulſe klopften fieberhaft. Der Traum in ſeiner ganzen Schauerlichkeit ſtieg aufs neue lebendig in meiner Erinnerung auf und erſchreckte mich faſt noch mehr als in dieſer verwünſchten Nacht. Er ſtand mit mir auf und begleitete mich den ganzen Tag; er legte ſich mit mir nieder; er folterte mich lange Zeit nachher; er machte mich faſt krank. Ich konnte mich nicht des Gedankens entſchlagen, daß er eine tiefere Bedeutung in ſich trage. Was ſollte der Garten, was die Roſe, was der dunkle Mann, was meine Flucht, was die ſchützenden Bücher? So ſehr ich meinen Scharfſinn anſtrengte, ich fand nirgends eine Löſung.

V.

Alle dieſe Stürme hatten eine vernichtende Zerrüttung in mein jugendliches Gemüth gebracht. Nicht lange vorher war ich aufgeblüht in friſcher Kraft und Fülle; denn es war mir gelungen, die Gegenſätze zwiſchen meiner religiöſen und meiner Liebesſchwärmerei zu löſen und eine Ruhe und Zufriedenheit zu finden, die meiner ganzen Natur wohlthat. Die Scene mit meinen Aeltern hatte neue Unruhe in meine Seele geworfen; die Geſtalten des Traumes verfolgten mich wie Geſpenſter. Es dauerte nicht lange, und meine friſche Blüte hatte einer fahlen Bläſſe Platz gemacht. Ich ſchlich wie ein armer Sünder umher, und aus den Geſprächen meiner Aeltern entnahm ich, daß ſie das größte Mitleid mit mir hatten. Vater und Mutter ermahnten mich aufs neue, guten Muth zu haben und mir die Wahl meines Standes nicht zu ſehr zu Herzen zu nehmen. Es habe ja noch Zeit, ehe ich einen Entſchluß zu faſſen brauche. Vorläufig möge ich nur alle meine Kräfte zuſammennehmen, damit ich die Prüfungen beſtände. Auch nach dem Austritte aus der Schule könne ich mich noch beſtimmen. Von den Beängſtigungen, welche ich durch den Traum erlitt, wußten die guten Herzen nichts, ſonſt hätten ſie mich auch wol in dieſer Beziehung getröſtet. Ich ſchwieg aber davon, weil ich fürchtete, für einen abergläubiſchen Menſchen gehalten zu werden.

Daß mich in dieſer Stimmung meine alten Träumereien und meine Ausflüge in die Kunſt nicht heilen könnten, wurde mir ſehr bald klar. Alles, was ich früher getrieben hatte, befriedigte mich durchaus nicht mehr. Sogar meine Wanderungen längs Angela's Wohnung und mein gewohntes ſonntägliches Zuſammentreffen mit ihr in der Kirche waren nicht im Stande, den Zwieſpalt zu heben, der mir tief in der Seele ſaß. Hier konnte einzig und allein eine angeſtrengte, derbe Arbeitſamkeit helfen. Das fühlte ich am beſten, als ich begann, mich mit den Vorarbeiten zu den Prüfungen zu beſchäftigen. Es liegt in der That ein eigenthümlicher, nicht genug zu ſchätzender Balſam in einer tüchtigen geiſtigen Thätigkeit, zumal wenn das Herz ungeſtüme Erſchütterungen überſtanden hat. Konnte ich auch die Geſpenſter nicht ganz und gar verſcheuchen, welche mich ſo blaß und ängſtlich gemacht hatten, ſo kehrte doch eine zufriedene Stimmung bei mir ein. Ich ſah ſogar oft mit Vergnügen auf mein vollendetes Tagewerk zurück. Ueberdies gaben dieſe Beſchäftigungen dem Geiſte eine veränderte Richtung. Das erſchlaffende Grübeln machte einer natürlichen Anſpannung des Gedankens Platz. Kurz, ich lernte mich in dieſer Zeit ſelbſt beſſer achten, weil ich mir dasjenige, was ich dem Geiſte zu geben ſtrebte, mit Anſtrengung erwarb, weil ich, ſtatt der bequemen Phantaſie zu folgen, dem ſtarren Gedanken nachging.

Da meine Verſtandeskräfte, ſobald ſie einmal getrieben und geſpornt wurden, nicht zu verſagen pflegten, ſo gewann ich in kurzer Zeit ein thatſächliches Wiſſen, von dem ich mir früher kaum einen Begriff gemacht hatte. Meine Lehrer waren nicht wenig erſtaunt, als ſie dieſe plötzliche Energie gewahrten. Sie fanden meine Fortſchritte faſt unbegreiflich. Da ſie aber auch zugleich bemerkten, daß ich höchſt angriffen ausſah, ſo warnten ſie mich vor allzu großen Anſtrengungen. Dieſelben Ermahnungen hörte ich von meinen Aeltern. Gleichwol änderte ich mein Treiben durchaus nicht. Ich hatte mich, wie ich jetzt einſah, zu ſehr in eiteln Träumereien berauſcht und dadurch die Seele in eine bedenkliche Erſchlaffung geſtürzt; ich mußte mich eben deshalb jetzt mit der derben, kräftigen Koſt der praktiſchen Wiſſenſchaft ernüchtern. Wol koſtete mir dieſe Einſicht viele und harte Kämpfe, aber ich hatte den Willen und ging als Sieger aus dem Kampfe hervor, ſo hart er mir ankam. Zur Freude meiner Lehrer, zum Stolze meiner Aeltern, zum Erſtaunen aller derjenigen, die mich einen Träumer genannt hatten, beſtand ich mit Glanz die Prüfungen. Auf dem Abgangszeugniſſe ſtand, daß ich auf der Univerſität Philoſophie ſtudiren würde.

Philoſophie! Welch ein unbeſtimmter Begriff! So heißt alles, was nicht auf ein beſtimmtes Lebensfeld hinausgeht. Man hält ſich damit jede Thüre offen; man kann ſpäter wählen, was man will. So zog ich mich aus der Klemme, da ich in der That nicht wußte, wo es mit meiner Zukunft hinaus ſollte. Uebrigens hatte ich doch Eins gewonnen: ich athmete friſcher, weil eine Lebensaufgabe zu meiner und der Meinigen Zufriedenheit gelöſt war. Ich mußte jetzt freilich einen Entſchluß faſſen, aber ich durfte ihn auch mit Freiheit faſſen; denn ich hatte bewieſen, daß ich Thatkraft beſitze, wenn ich wollte, und wenn ich jetzt meinen Stand wählte, ſo konnte und mußte man mir auch Thatkraft zutrauen. Dieſes Bewußtſein gab mir auch den Muth zurück, mich meinen frühern Beſchäftigungen mit Muße und Behagen wieder zuzuwenden. Ich begann aufs neue zu zeichnen. Ja, auch meine Sehnſucht nach Angela fing an, aufs neue zu wachſen. Die Kunſt regte ſich wieder. Die Liebe trat in eine friſche Blüte.

Und ſo ging ich denn eines Morgens den ſo oft betretenen Weg, um an der Wohnung des geliebten Mädchens hinzuſtreifen. Aber welcher Schrecken überfiel mich, als ich, auf den Platz tretend, das Haus gewahrte! Die Fenſterläden waren in Form von Särgen zuſammengelegt. Das bedeutete eine Leiche. Wer konnte es ſein? War es ein anderer Bewohner, oder war es Angela? Ihre ungewöhnliche Bläſſe fiel mir ein. Dieſer Gedanke laſtete wie ein Alp auf meiner Seele. Da ſah ich an der Thür eine Gruppe ſtehen: es ſchienen Leute aus der Nachbarſchaft. Ich nahte mich dem Kreiſe. In ſeiner Mitte ſtand ein Dienſtbote des Hauſes und erzählte den Umſtehenden, die liebe, gute, ſchöne, fromme Angela ſei in der Nacht plötzlich geſtorben. Sie habe ſich wohl und geſund zu Bette gelegt, gegen Morgen habe ſie gerufen, die Mutter ſei zu ihr geeilt und habe zu ihrem Schrecken gewahrt, daß der Tochter eine Schwäche überkommen. Der Arzt ſei geholt worden und habe den Kopf geſchüttelt. Dann wäre der Geiſtliche gekommen, und als ſie die heiligen Sakramente empfangen, ſei die Kranke ſanft und gottergeben, wie ſie im Leben war, geſtorben.

Bei dieſer Nachricht war mir, als hätte mich der Schlag gerührt. Erſtarrt und verſtummt ſtand ich da. In der Stumpfheit meines Schmerzes wußte ich anfangs nicht, was ich that. Dieſes dumpfe Brüten machte bald einer entſetzlichen Angſt Platz, die mich dämoniſch forttrieb. So ſtürzte ich weg, ohne zu wiſſen, wohin. Ich lief zum Thor hinaus und irrte weit in Flur und Feld. Es war ein ſonnenklarer Herbſttag; aber der blaue Himmel dünkte mir wie ein dumpfes, ehernes Gewölbe, die Bäume ſchienen mir Trauer angezogen zu haben, die Blüten kamen mir vor wie Trauerblumen, die Menſchen, an denen ich vorüberrannte, ſahen mich an wie Geſpenſter. Ich fühlte mich endlos allein und einſam. Mein Herzblut ſchien mir geronnen. Niemals vorher und nachher im Leben habe ich ſo troſtloſe, grabesdumpfe Momente erlebt. Kopflos ſtürmte ich fort. Wohin? Wie weit? Meine Erinnerung gibt mir keine Kunde davon.

Erſt gegen Abend kam einige Beruhigung in meine Seele. Ich kehrte in die Stadt zurück und kam faſt unbewußt an das Haus, wo die theuere Leiche lag. Vor mir begegneten ſich zwei Mädchen. Die eine fragte die andere: Gehſt du mit, die todte Angela ſehen? Die Gefragte ſchloß ſich an und beide traten in das Haus. Ich folgte ihnen in der ängſtlichen Erregtheit des Gemüths durch das Thor und die Treppe hinauf. Man hatte die Leiche in das früher von ihr bewohnte Zimmer gebracht. Schön, rein, lilienbleich wie im Leben lag ſie auf dem Todtenbette, in lange weiße Gewänder gehüllt. Die Augen waren geſchloſſen, die Hände, über die Bruſt gefaltet, hielten ein kleines Crucifix. Ein Kranz von Roſen und Myrten blühte in ihren langen goldenen Haaren. Vor ihr brannten auf hohen Candelabern vier große Wachskerzen; die Blumen, ihre ſonſt ſo lieben Pflegekinder, ſtanden ſo welk mit hängendem Gezweig um ihr Haupt, als ob ſie über den frühen Tod der Gärtnerin trauerten; dazwiſchen hing ein Vogel, der ſeine alten Lieder ſchmetterte, aber die klangen ſo herzzerreißend und ſchauerlich, als wären es ſcharfe Klaggeſänge. In dieſe jammervolle Scene ſchaute durch das Erkerfenſter blutroth die Abendſonne herein und überleuchtete das blaſſe Angeſicht, das ſich leiſe zu röthen begann und wie mit einem Heiligenſchein umgeben wurde. Wenn der Vogel ſchwieg, herrſchte eine tiefe Stille im Zimmer, die nur durch das Schluchzen der im Nebenzimmer befindlichen Aeltern unterbrochen wurde. Die beiden Mädchen entfernten ſich bald wieder, indem ſie weinten und leiſe Worte flüſterten. So war ich allein im Zimmer. Ich nahte mich ruhig der Leiche, dieſer wunderbaren Frühlingsblüte, der ein unzeitiger Sturm es nicht gegönnt hatte, zur Frucht zu reifen, nahm mir eine Roſenknoſpe und ein Myrtenzweiglein aus dem Kranze, küßte leiſe den blaſſen Mund und ſchlich ſtill von dannen.

Mit dieſem letzten Abſchied war ein ſeltſamer Friede über mich gekommen. Auf dem Heimwege drängte ſich mir plötzlich der Gedanke an meinen Traum gewaltig auf. Jetzt verſtand ich die wirren Bilder, welche er meiner Seele gegeben hatte. Der Garten bedeutete mein Leben, die Roſe war Angela, in dem düſtern Mann erſchien der Tod. Aber was ſollten die Bücher, hinter denen ich mich verſteckte? Es kam mir wie ein Blitzſtrahl in die Seele geſchoſſen. Sie galten als Zeichen, daß mein geängſtetes und gefoltertes Gemüth in der Kunſt ſeine Ruhe und ſeine Zufriedenheit wiederfinden würde. Auf weiten Umwegen wälzte ich dieſe Gedanken durch mein Inneres. Vergebens hatte ich lange nach einem feſten Entſchluſſe über meine Zukunft geſtrebt: jetzt kam er faſt von ſelbſt, die Deutung ſchien mir wie ein Fingerzeig Gottes. Mit zerriſſenem Herzen, aber mit klarem Verſtande kam ich nach Hauſe.

Meine Aeltern ſaßen in großer und ängſtlicher Spannung, als ich in die Stube trat; denn ſie waren ſolche Unregelmäßigkeiten nicht an mir gewöhnt. Allein mein verſtörtes und bleiches Ausſehen nahm ihnen alle Vorwürfe aus dem Munde. Ich faßte mich ihnen gegenüber, ſo gut ich konnte, und theilte die Erlebniſſe mit, die mich ſeit dem Morgen von Hauſe entfernt gehalten hatten. Sie hörten mit Theilnahme und Rührung meiner tiefbewegten und häufig mit Thränen unterbrochenen Erzählung zu.

Ich kam dann auf meinen ahnungsvollen Traum und ſeine wunderbare Uebereinſtimmung mit meinem Lebensgange zu ſprechen, und nachdem ich ihn nach meiner Weiſe ausgelegt hatte, ſetzte ich ſie in Kenntniß, daß ich die Viſion für einen Wink der Vorſehung halte und ſeit heute entſchloſſen ſei, mein Leben der Kunſt zu widmen. Was ich gefürchtet hatte, geſchah nicht. Ich hörte kein einziges Widerwort; meine Aeltern waren ganz mit meinem Plane einverſtanden, denn ſie glaubten wie ich, daß eine höhere Hand über meinem Haupte walte und mir beſtimmte Pfade zeige.

Ich hatte an dem folgenden Tage noch einen harten Moment zu überſtehen, nämlich Angela's Begräbniß. Ich begleitete ihren Trauerzug nach dem Friedhofe. Es war ein ſchlimmer, herber Gang. Unter den Leuten, welche ihr das letzte Geleit gaben, war ich ein Fremder. Aber ich hatte ihrer Seele näher geſtanden als alle. Ich war durchbebt zum Zerknicken, aber ich ſchritt mit aller Kraft dahin. Mir wollte das Leben erſtarren, als der Sarg mit dem grünen Myrtenkranze in die Gruft ſank und die harten Schollen mit dumpfem Tone darauffielen. Auch ich warf eine Hand voll Erde nach zum Zeichen, daß ich hier alles der kühlen Erde gäbe, was mir am liebſten und theuerſten geweſen war. Da lag ſie nun im tiefen, tiefen Grunde. Ich hatte ſie nie geſprochen — ein Händedruck der Lebenden, ein Kuß der Todten, das waren die Symbole meiner Liebe geweſen. Dennoch war ich ihr für die Ewigkeit verbunden. Ich hatte in ihr die Braut meiner Seele begraben.

Kurz nachher rüſtete ich mich zur Abreiſe, aber ſtatt der Univerſität bezog ich die Kunſtſchule. Mit Thränen beſorgte die Mutter meinen Koffer; der Vater ſah ihr traurig zu. Sie waren beide über alle maßen ſchweigſam, denn ſie konnten ſich kaum in den Gedanken finden, mich nun für immer aus dem Hauſe zu geben. Es war ein harter Abſchied. Ach! er wurde mir noch durch eine traurige Kunde verbittert: jetzt erfuhr ich aus ihrem Munde, daß ich nicht ihr eigenes Kind war. Ihre Ehe war nicht geſegnet geweſen mit Nachkommenſchaft; da hatten ſie mich, ein älternloſes Waiſenkind, adoptirt. Meine Rührung, meine Zuneigung, meine Achtung für die trefflichen Herzen, die mich ſo treu, ſo ſelbſtvergeſſen gepflegt hatten, konnte bei dieſer Eröffnung nur ſteigen. Was ſie mir geweſen, machte ſich erſt recht in meinem Herzen kund, als ich ſie verließ: nicht minder zeigte ſich, wie ſehr ich ihnen in die Seele gewachſen war. Sie hatten alle Luſt am Leben verloren, da ich geſchieden war. Als ich mich ſpäter auf einer größern Kunſtreiſe befand, ſtarben ſie kurz nacheinander. Nie verwinde ich den Schmerz, daß ich fern ſein mußte, daß ich ihre letzten Stunden nicht verſüßen, daß ich ihnen die Augen nicht zudrücken konnte! Und ſie hatten doch nicht allein im Leben für mich geſorgt: auch nach ihrem Tode ſtellten ſie durch ein ſchönes Erbtheil meine Zukunft ſicher.

So hat mir das Leben ſchon in frühen Tagen Schmerz bereitet. Die Kunſt hat viele Sühne in meinen Geiſt gegoſſen. Aber noch immer liegen die Spuren meiner Leiden auf meinem Daſein. So recht von Herzen unbefangen froh bin ich nicht mehr geworden. Die Liebe iſt mir für alle Zeiten fern geblieben. In meiner Kunſt aber offenbaren ſich alle Eindrücke der Vergangenheit. Ich habe mich der religiöſen Malerei gewidmet; denn ich habe mich von neuem in alle die Träume und Viſionen meiner Jugend hineingelebt. Man hat mich darüber gelobt, man hat mich darüber getadelt; gelobt, weil meine Werke voll warmer Ueberzeugungstreue ſein ſollen; getadelt, weil ich einer veralteten Richtung huldige. Mich kümmert weder das eine noch das andere. Ich kann nicht anders; ich gebe mich, wie ich bin, ich lebe meinen frühern Erſcheinungen und Geſtalten. Sie haben mir die ſchönſten Tage meines Lebens verherrlicht: ich hoffe, ſie ſollen mir auch das Alter verſchönern. In dieſem Sinne bin ich ſtets jener Domſchüler geblieben, den meine Mitſchüler ſchon in früher Jugend in mir ſahen. Wenn ich noch einen Wunſch hege, ſo iſt es der: daß ich zugleich Künſtler und Kloſterbruder ſein möchte.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zum ſtillen Vergnügen.

Zweiter Theil.

Zum ſtillen Vergnügen.

Künſtlergeſchichten

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1865.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des zweiten Theils.

Seite
Vom Pflug zum Pinſel. Geſchichte des Theodor Barkhoſen 1
Waldtage. Geſchichte des Wilhelm Heiden 181

Vom Pflug zum Pinſel.

Geſchichte des Theodor Barkhofen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

I.

Dies Buch hat mir der Doctor geſchenkt. Der Doctor iſt wirklich ein trefflicher, wohlwollender alter Herr, der das beſte Herz von der Welt hat. Zu Hauſe ſagen ſie, daß er mir ſchon in der früheſten Jugend einmal das Leben rettete, als ich von der Bräune befallen wurde und bereits den Athem ganz verloren hatte. Ich weiß nichts mehr davon, wol aber wird es mir ſtets in der Erinnerung ſtehen bleiben, wie gut und treu er mich pflegte, als ich im vorigen Sommer am Nervenfieber krank daniederlag. Wegen dieſer Cur bin ich ihm auch noch in der Kreide geblieben. Um Neujahr hat mir nämlich die Apothekerrechnung alle meine kleine Erſparniſſe weggenommen, weshalb ich den braven Mann nicht bezahlen konnte. Da aber die Zeit gekommen war, daß ich das Landleben und die Ackerſchaft verlaſſen und die Kunſt erlernen ſollte, hielt ich es für an der Zeit, zum Doctor zu gehen, um ihn zu fragen, was meine Schuldigkeit ſei.

Zwei Tage vor meiner Abreiſe wanderte ich morgens früh, zur Zeit, wo der Doctor noch zu Hauſe iſt, in die

Stadt, um dieſes Geſchäft abzumachen. Das kleine, braune Pferd, das ſie den Koſack nennen, und auf dem er die Kranken in der Umgegend zu beſuchen pflegt, ſtand ſchon geſattelt vor der Thüre. Es iſt eigentlich ein garſtiger, ſtruppiger Gaul, aber ſein Herr liebt ihn ſehr, weil er auf den abſchüſſigen Bergwegen ſtets ſicher geht und weder bei Tag noch bei Nacht in Donner und Blitz ſcheut. Auch meine ich, daß er ganz zum Doctor paßt. Wenigſtens bin ich beiden allezeit gern in Wald und Feld begegnet. Der alte Mann mit dem geſunden rothen Geſichte, den freundlichen blauen Augen und den langen, ehrwürdigen weißen Locken, ſtets klar und offen ausſehend, ſchien mir da immer mit dem alten Pferde, das mit munterm Blick und geſpitzten Ohren dahinſchritt, wie zuſammengewachſen. Dabei war es ein guter Anblick, denn beide hatten ſchon oft Hülfe und Troſt in die Häuſer der Gegend getragen.

Ich fragte den Knecht, der das Pferd hielt, ob der Doctor noch zu ſprechen ſei. Er meinte, ich ſolle mich eilen, worauf ich denn die Treppe hinaufſprang und in das Zimmer trat. Die Sonne ſchien recht freundlich hinein, und der Blutfink ſang gerade die eingelernte Melodie. Außerdem aber ſah es ſehr gelehrt aus, denn ringsum erhoben ſich die Geſtelle mit den vielen alten und neuen Büchern, und auf denſelben ſah man Gläſer mit Spiritus, in denen allerlei Dinge, die ich nicht kannte, aufbewahrt wurden. Ich glaube, es ſind Eingeweide. Auch Knochen und Gerippe waren dort aufgerichtet. In der Mitte der Stube ſtand der alte Herr und hatte ſich die grüne, verwetterte Mütze ſchon aufgeſetzt. Die Reitgerte hielt er in der Hand. Nun Theodor, rief er mir entgegen, was bringſt du? — Herr Doctor, ſagte ich, ich gehe bald nach der Akademie, um Maler zu werden, denn die Herren dort meinen, ich hätte Talent und ich ſollte es einmal verſuchen. Ich bin aber noch in Ihrer Schuld und komme hierher, um meine Rechnung auszugleichen.

Da nahm er ſeine Mütze vom Kopfe, zeigte mir einen Stuhl, ich ſolle mich ſetzen, und ſah mich ſo recht freundlich und wohlwollend an. Du alter, dreißigjähriger Kerl, ſo ſagte er, willſt alſo den Pflug mit dem Pinſel vertauſchen? Nachdem du von Kindesbeinen an auf der Erde herumgekrabbelt haſt, unternimmſt du es, dich hoch über die Wolken zu erheben? Laß dich durch dieſe Worte nicht irren! Weiß Gott, ich hätte dir oft gern ſelbſt den Rath gegeben, die Kunſt zu ergreifen. Aber es iſt meine Meinung, daß der Mann ſich ſelbſt ſein Schickſal ſchaffen muß. Das Leben iſt kurz und die Kunſt iſt lang; das hat ſchon ein berühmter Arzt des Alterthums geſagt. Und ſchwer iſt die Kunſt auch, denn ſie wird ſchwer erlernt und macht auch ſchwere Stunden. Wer kann es ſagen, ob ſie dir ein ganzes Glück bringt? Du biſt aber einmal durch den Rath von Leuten, die mehr von der Sache verſtehen wie ich, auf dieſen Weg gedrängt, und überdies läßt dir deine eigene Neigung keine Ruhe. Alſo thu', was du nicht laſſen kannſt. Auch habe ich ganz gutes Vertrauen in dein Fortkommen. Du warſt eigentlich doch nie ein rechter Landmann wie dein Bruder, der Bauer vom Hofe, bei dem du in Dienſt ſtandeſt. Ich habe ſchon lange meine Gedanken auf dich gehabt. Die Bilder, die du in euerm Hauſe, in der

Thalmühle und in der Schmiede überm Berge an die Wand malteſt, gaben mir die Gewißheit, daß du Gedanken und Phantaſie hatteſt. Noch klarer aber iſt mir deine Begabung geworden, als du am Nervenfieber daniederlagſt. Damals haſt du ganz abſonderliche Reden geführt, wie ſie ein einfaches Kind vom Lande nicht in den Mund nehmen kann. Es waren eigenthümliche Bilder, welche dein Wort malte. Es waren wunderbare Blitze, die durch deine Phantaſien leuchteten. Ich ſagte mir in jener Zeit, daß du gewiß eher gemacht ſeiſt, um ein Gebild der Kunſt zu fertigen, wie eine Furche auf dem Acker zu bauen, was mir auch dein Bruder, der Bauer vom Hofe, ſpäter inſofern beſtätigte, als deine Pflugſchar nicht immer den geradeſten Weg gegangen wäre. Nun wohl! Denke, daß dem Kühnen das Glück lacht, und geh friſch und munter ans Werk, wenn du auch gerade nicht mehr in der jüngſten Jugend ſtehſt.

Ich hörte dieſe ziemlich lange Rede mit Aufmerkſamkeit an und dankte für ſeine Güte. Dann aber fragte ich nochmals nach meiner Schuldigkeit. Ei ja, ſagte er, das hätte ich faſt vor lauter Sprechen vergeſſen. Zugleich ging er an ſeinen Schreibtiſch und nahm dort ein Buch. Ich dachte nicht anders, als daß es ſeine Schuldner enthielte. Dem war aber nicht ſo, denn er fuhr fort: Ich bin ein theuerer Mann, mein lieber Theodor — wobei ich mit Schrecken an meinen Beutel dachte —, denn meine Forderung iſt keine kleine. Werde nur nicht blaß und fürchte dich nicht, denn du ſollſt mir meine ärztlichen Bemühungen nicht mit ein paar lumpigen Thalern bezahlen. Aber ein Stück deiner Seele wirſt du mir nicht vorenthalten. Du kannſt dies auch um ſo eher, da du weißt, daß ich nicht der Böſe bin. Sieh dies Buch! Ich gebe es dir, damit du mir deine Geſchichte hineinſchreibſt, um dich aus meiner Schuld zu löſen. Erſtens ſollſt du es für mich thun, denn ich kenne dich noch nicht in dem Maße, wie ich dich kennen zu lernen wünſche, und zweitens ſollſt du ſelbſt großen Nutzen davon haben. Der Menſch wird ſich am klarſten, wenn er ſich täglich Rechenſchaft von ſeinen Erlebniſſen und Gedanken gibt. Dies kann aber nicht beſſer geſchehen, als wenn er alles, was Welt und Leben ihm bietet, niederſchreibt. Er beſchäftigt ſich eben, indem er das Wort für ſeine Geſchichte ſucht, länger mit ſich ſelbſt, als wenn er blos geiſtige Betrachtungen anſtellt. Ich habe durch mein ganzes Leben ein ſolches Tagebuch geführt und bin dadurch ſehr an Reife des Geiſtes gefördert worden. Glaube mir, ich ſpreche aus Erfahrung. Mir ſcheint es nun, daß du doppelt nöthig haſt, dir rechte Einſicht in die Dinge zu verſchaffen, weil du kein Jüngling mehr biſt. Zu deinem eigenen Nutzen und zur Auslöſung deiner Schuld mache ich es dir deshalb zur Pflicht, in dies Buch dein Leben einzutragen und mir es von Zeit zu Zeit zuzuſtellen.

Als er ſo geredet hatte, ging er nochmals an das Pult, nahm eine Feder mit Tinte und ſchrieb auf die erſte Seite „Theodor's Tagebuch". Dann ſtreute er Sand drauf, ſchloß das Buch und gab es mir in die Hände. Ich verſprach ihm, zu thun, was er haben wollte, fügte aber hinzu, daß ich gar nicht geübt im Schreiben ſei, und daß es mir ſchwer fallen würde, worauf er mir antwortete, daß ich mir alle Mühe geben müſſe. Und nun Gott befohlen! rief er, ſetzte die grüne Mütze auf und ging zur Thür hinaus, wo er den Koſack beſtieg und langſam die Straße hinabritt, in welcher ihn die Vorübergehenden ehrfurchtsvoll begrüßten.

Nachdem ich ihm noch lange nachgeſehen hatte, trat ich den Heimweg an und überlegte mir die Worte, die er zu mir geredet hatte. Alle ſeine Anſichten ſchienen mir voll Weisheit. Aber wenn ich an das Schreiben dachte, ſo kratzte ich mich doch hinter den Ohren. Ich ſah in meinen Gedanken wol Bilder, aber meine Erlebniſſe aufzuzeichnen, das kam mir doch gar zu ſchwierig vor. So gut es geht, habe ich nun doch wirklich angefangen. Indeß, ich bin neugierig, was alles in dies Buch zu ſtehen kommt.

II.

Am Tage vor meiner Abreiſe war es mir recht traurig zu Muthe. Heute mußte ich den Bauer ausziehen, morgen ſollte ich den Künſtler anziehen. Ich war in einer größern Aufregung, als es die Leute in meiner Umgebung merken konnten. Meine Bruſt war zuſammengeſchnürt, mein Herz klopfte mächtig. Was man lange getrieben, das hat man auch liebgewonnen, mag man immerhin fühlen, daß man eigentlich für etwas anderes geboren iſt. Ich ſtand in meinem dreißigſten Jahre und hatte, außer in meiner militäriſchen Dienſtzeit, nur ländliche Arbeiten getrieben. Auch das väterliche Haus hatte ich ſeitdem nicht verlaſſen. In den Thälern und Hügeln der Heimat lag faſt mein ganzes Leben. Dort hatte ich ſtets zwiſchen Herd und Acker, zwiſchen Tenne und Stall, bei Pflug und Senſe, bei Pferden und Heerden meine Zeit zugebracht. Alles das mußte ich nun verlaſſen, ohne mir klar zu ſein, durch welche Wechſelfälle die zukünftige Bahn gehen werde.

Es iſt eine alte Sitte auf dem Lande, daß der Bauer, der ſein Geſchäft mit einem andern vertauſcht, recht feierlich von Hof und Feld Abſchied nimmt. Ich hatte große Achtung vor den Beſchäftigungen, die ich jahrelang trieb, und wollte in aller Einſamkeit dieſem Brauch folgen, weshalb ich nach Tiſch die beiden Braunen, mit denen ich manche Arbeit vollendete, vor den Pflug ſpannte, um den Acker, der oben auf der Höhe des Berges liegt, umzuwerfen. Es war um Allerheiligen.

Das Wetter hatte jenen eigenthümlichen Charakter, den man den Altenweiberſommer zu nennen pflegt. Ein ſpäter, matter Abglanz der ſchönen Sommerzeit leuchtet dann über Berg und Thal. So war es auch jetzt. Die Luft lag in ſtiller Ruhe, aber es fehlte ihr doch jene friſche Klarheit, die den Herbſt ſo angenehm macht. Es laſtete trotz dem Sonnenſchein eine leiſe Trauer auf der Welt, denn die welken Blätter und Halme rauſchten, wenn ſich ein Hauch erhob. Der einſame Schmetterling, der vorüberflog, fand nirgends eine Honigblume, die Vögel waren ſtumm, einzelne Schwärme zogen nur mit einem vereinſamten Schrei in den warmen Süden. Eigentlich hätte ich froh ſein ſollen, denn ich ſtand ſelbſt im Begriff, in ein wärmeres Land, in das Land der Kunſt, zu ziehen. Aber ich war doch recht betrübt. Ich glich der Natur, die ſich auch nicht mehr freuen konnte, trotzdem, daß ſie ausſah, als ginge noch ein Lächeln über ihr Geſicht. Es war ein trauriges Lächeln.

Ich begann mein Werk ſo gut es gehen wollte. Ich richtete den Pflug und trieb die Braunen zu kräftigen Schritten an; ſie ſtampften muthig den abgelebten Boden, deſſen Schollen ſich braun und friſch duftend vor dem ſcharfen Eiſen erhoben. Die glatten jungen Thiere wieherten mitunter luſtig in die Luft, deren Friſche ihnen wohlzuthun ſchien. Sie waren in beſſerer Stimmung als ich, der ihre Munterkeit mit Wehmuth anſah. Mir war es ſchmerzlich, mich von ihnen zu trennen. Dabei hatte ich immer beim Pflügen ſo gute Phantaſien gehabt. Aus der Erde ſchien mir oft ein Duft zu quellen, wenn ſie vor mir aufriß. Es kam mir vor, als ſtrömten mir lauter friſche, geſunde Gedanken mit demſelben ins Haupt. Wie war mir die Zeit bei dieſem Geſchäfte wunderbar ſchnell vergangen! Das hörte nun auch auf. Vor mir fielen welke Halme und Blumen, die auf dem Acker geſtanden hatten, in die Furchen und die Schollen begruben ſie. So mußte ich meine Erinnerungen hineinlegen in die dunkle, dampfende Erde. Was ging mir da nicht alles durch den Geiſt! Ich konnte kein Ende in der Arbeit finden. Nach jeder Furche wollte ich noch eine neue ziehen. Die Dunkelheit machte mir endlich mein Werk unmöglich. Ich ſchirrte die Pferde ab und ritt träumend nach Hauſe.

Im Stalle entledigte ich die Th[illegible]er Sättel und Riemen, putzte ſie und gab ihnen Fu[illegible]r. Dann habe ich die ſchmucken braunen Thiere umhalſt, wobei ſie mich mit den klaren Augen ſeltſam anſahen, und bin hinausgegangen in den Hof. Auch Scheune und Ställe habe ich noch beſucht und von allem feierlich Abſchied genommen. In der Küche, wo ich alle Leute vom Hofe ſchon verſammelt fand, wurde es mir nicht beſſer. Ich konnte nur wenig eſſen, und das Reden gelang mir, als wir ſpäter beiſammen um die verlöſchende Flamme des Herdes ſaßen, ebenfalls nicht. Der eine hatte ein ſcherzendes, der andere ein ernſtes mitleidiges Wort für mich, weil ich den andern Tag in die Welt gehen ſollte. Ich hatte weder an dem einen noch an dem andern rechtes Gefallen und war froh, als ich endlich mein Zimmer und mein Bett aufſuchen konnte. Es war das letzte mal, daß ich in dieſem Raum als Bauer ruhte, aber ich habe doch recht gut geſchlafen, denn ich war in der Seele und an den Gliedern herzlich müde.

Am andern Morgen packte ich zuerſt meine Kiſte. Es waren nur wenige Kleidungsſtücke und die Hemden und Strümpfe, welche mir meine Schwägerin zurechtgemacht hatte, die ich hineinlegte. Und dann kamen die Brote, die Würſte und die Aepfel an die Reihe, mit denen ich von ihr verproviantirt wurde. Als ich fertig war, holte ich den Schiebkarren aus dem Schuppen, lud die Kiſte darauf und fuhr ſie den Berg hinab in die Stadt, wo ich ſie dem Fuhrmann, der jede Woche nach Düſſeldorf fährt, übergab. Sonſt geſchehen ſolche Liebesdienſte von der freundlichen Hand einer Mutter, und ein beſorgter Vater bemüht ſich dabei. Ich mußte das alles ſelbſt thun, denn ich war ſchon weit in das Leben hineingewachſen. Mir folgte nicht mehr der Segen liebevoller Aeltern, denn ſie lagen ſchon lange unter der kühlen Erde. Daran mußte ich auch denken und fühlte mich ſehr bewegt.

Nach Tiſche ſchlug die Abſchiedsſtunde. Ich zog meinen guten Rock und meine neue Mütze an und hing dafür die alte Jacke an die Wand. Dann ging ich zu dem Bauer und ſagte: Leb' wohl, Bruder Wilhelm! Darauf folgte meine Schwägerin Gertrud und die Leute vom Geſinde. Sie gaben mir alle die Hand und wünſchten mir Glück und Segen, jeder in ſeiner Weiſe. Auch die Kinder kamen und ſagten dem Ohm Theodor Lebewohl, denn ich hatte oft und gern mit den Kleinen geſpielt. So eine Trennung iſt auf dem platten Lande eben eine einfache Sache. Sitzt die Rührung auch noch ſo ſchwer auf dem Herzen, ſie tritt nicht leicht in die Augen. Wenn ich daran denke, wie es bei den Bauern iſt, ſo möchte ich faſt glauben, daß man ſich daran gewöhnen kann, bei einem großen Schmerz Thränen zu vergießen oder ihnen den Ausweg zu verbieten und zu verhalten.

Als ich den Hof verließ, ſprang mir der große Hund, der Kaſtor heißt, nach. Ich mußte das treue Thier, das mich oft in Wald und Feld begleitet hatte, zurückſchicken, hatte aber Noth, es ihm verſtändlich zu machen, denn bisjetzt war ihm ein ſolches Verfahren von meiner Seite niemals vorgekommen. Auch mir kam es hart an, mich des guten ſchwarzen Gefährten ſo ſtreng zu entledigen. Dann ging ich in die Stadt, wo ich auf den Poſtwagen ſtieg und weit in die Welt fuhr.

Auf meine Reiſegeſellſchaft gab ich gar nicht Acht, denn ich hatte zu vielerlei Betrachtungen im Kopf. Ich ſaß in einer Ecke und ſtarrte zum Fenſter hinaus, ohne etwas zu ſehen. Geſtaltlos zogen Felder, Hügel, Hecken und Wald an meinem Auge vorüber. So wurde es dunkel. Am Himmel leuchteten allmählich Tauſende von Sternen auf. In dem Raum über und neben mir war lautloſe Ruhe. Ich hörte nur das Knarren der Wagenräder. Da kamen mir ſeierliche, erhabene Gedanken über den Zweck und das Ziel meines zukünftigen Lebens. Je einfacher alles iſt, was uns umgibt, je mehr blitzt es heimlich durch die Seele. Mein Herz ſchwoll von neuem Muth, ich fühlte endloſe Hoffnungen. Werde ich denn ein tüchtiger Künſtler ſein? Als ich mir dieſe Frage that, fiel ein Stern vom Himmel. Ich nahm es als ein gutes Zeichen, denn der Volksglaube bei uns ſagt: was man wünſcht, wenn eine Sternſchnuppe ſich vom Himmel löſt, das geſchieht. So wurde ich heiter und vergnügt.

Endlich raſſelte der Wagen auf das Pflaſter. Wir waren in der Vorſtadt: wir erreichten in kurzer Zeit die Stadt. Ueberall brannten die hellen Gaslaternen und verbreiteten ein Licht, daß es faſt wie Tag war. Hier und dort zeigten erleuchtete Fenſter hübſche Wirthsſtuben und glänzende Läden. Die Straßen waren voller Menſchen, denn das Wetter lockte zum Genuß der verſpäteten ſchönen Tage. Ich ſah mich plötzlich in eine andere Welt verſetzt. Hier ſollte ich nun wohnen, denken, wirken. Wird die Pflanze, die in der Stille des Landlebens aufgewachſen und groß geworden iſt, dieſen Umzug vertragen? Aber ich hatte nicht mehr lange Zeit, meinen Gedanken nachzugehen. Der Poſtillon blies, wir fuhren in das Thor des Poſtgebäudes, der Wagen hielt an und der Conducteur öffnete die Thür. Da ſchaute ſchon gleich ein bekanntes Geſicht herein, das mir ſo wohl im Herzen that. Es war Eduard, der meine Ankunft vermuthete und hierhergekommen war, um ich abzuholen. Er hatte ſeinen großen Hund bei ſich, der mich freundlich umſchnupperte und umwedelte, als ſein Herr mir die Hand drückte und und mich willkommen hieß. Der Empfang gefiel mir recht, denn er war herzlich und treu gemeint. Mein Freund brachte mich in das Wirthshaus und wir blieben bis tief in die Nacht beiſammen.

III.

Da ſitze ich nun ſeit einigen Tagen auf meinem kleinen Zimmer, das ich mit Beihülfe von Eduard gemiethet habe. Es iſt ganz anders wie daheim, aber es gefällt mir doch. Die Leute, bei denen ich bin, wohnen in einem Hinterhauſe, und neben, über und unter uns leben noch viele andere Leute. Aus dem Fenſter ſchaue ich nicht wie zu Hauſe in die Landſchaft, ſondern auf einen kleinen Hof, der auf allen Seiten von andern Gebäuden umſchloſſen iſt, an deren Fenſtern allerlei Geſichter erſcheinen. Viel Glück ſteht aber auf den meiſten nicht geſchrieben, nicht einmal viel Zufriedenheit. Ich habe mich bald ſatt daran geſehen. Dafür iſt es aber in meinem Stübchen recht traulich und gemüthlich, beſonders des Abends, wenn die Lampe brennt und wenn ich über dem Zeichenbrete ſitze. Dann ſteht das Bett mit dem weißen, reinlichen Ueberzuge ſo lockend in der Ecke, der Ofen kniſtert ſo behaglich und ſtrömt belebende Wärme aus, und in der andern Ecke ſteht auch die Kiſte, die ich von Hauſe mitbrachte, mit ihrem ökonomiſchen Inhalt, der mein Abendbrot bildet. Sie ſieht mich an wie ein guter Bekannter aus der Heimat.

Mit den Hausleuten bin ich recht zufrieden. Die alte Frau iſt herzensgut. Sie hat ſo treue ſchwarze Augen und lächelt immer ſo freundlich, wenn ſie mich etwas fragt. Dabei iſt ſie voll Sorgſamkeit. Noch jeden Abend hat ſie mir einen Teller leckerer Suppe herübergebracht, obgleich ich nur das Mittageſſen bei ihr ausgemacht habe. Ihr Mann iſt auch ein guter alter Knabe, aber er thut oft ſehr ernſt und ſtreng. Er ſteht als Kutſcher bei einem Grafen in Dienſten, und in deſſen Haus iſt er auch die meiſte Zeit. Seine Mienen kommen mir aber doch etwas lächerlich vor. Ich meine, er will zu Hauſe den vornehmen Herrn ſpielen, denn er hat eine ernſte Haltung und eine ganz hochtrabende Sprache. Wahrſcheinlich hört er im herrſchaftlichen Hauſe ſo reden. Und in dem Ton, wie ihm dort befohlen wird, befiehlt er nachher an ſeinem Herde. Uebrigens iſt er ganz artig gegen mich. Er war auch der erſte Menſch, der mich Herr genannt hat. Kommt er zum Eſſen, ſo fragt er erſt: Wo iſt der Herr Barkhofen? Und wenn ich eintrete, grüßt er auch: Guten Tag, Herr Barkhofen! Dabei iſt er ein rechtes Leckermaul. Oft bringt er allerlei Koſtbarkeiten mit und ſagt, er habe ſie auf dem Markt gekauft; ich glaube aber, daß ſie aus der gräflichen Küche kommen. Uebrigens iſt das gar nicht unangenehm. Hier gibt es ganz andere Gerichte, wie daheim auf dem Hofe. Ich habe jetzt Sachen gegeſſen, die mir bisjetzt fremd waren, nämlich Haſen, Feldhühner und wilde Enten. Auch legt er mir immer ganz gehörige Stücke auf den Teller und freut ſich, wenn mir die neue, ungewohnte Koſt mundet. Die beiden alten Leute haben auch einige erwachſene Kinder. Dieſe ſind aber verheirathet und wohnen in andern Häuſern, weshalb ich ſie nicht kenne. So iſt es ziemlich ſtille in der Wohnung, und ich kann recht nach Herzensluſt meinen Gedanken nachgehen und auf Arbeiten ſinnen und denken.

Sehr viel aber bin ich mit meinem Freunde Eduard zuſammen, den ich jetzt „Du“ und „Mann“ nenne. Die Maler duzen ſich nämlich faſt alle, gerade ſo wie die Bauern. Und da hat er mir denn vorgeſchlagen, wir ſollten auch vertraulich ſein und das „Sie“ unter uns abſchaffen. Dann habe ich ihm aber vorgeſtellt, ich könne ihn nicht Eduard heißen, ſondern ich wolle „Mann“ zu ihm ſagen, denn er ſei für mich der eigentliche Mann, weil er mich auf dem Lande aufgefunden, mein Talent erkannt und geſorgt hätte, daß ich in die Stadt auf die Malerſchule gekommen wäre. Er lachte bei meiner Zumuthung und hieß ſie gut. Seit dieſer Erklärung iſt mir übrigens erſt recht wohl mit ihm. Früher hatte ich immer einen gewiſſen Reſpect, wenn ich ihn ſah; jetzt fühle ich nur Vertraulichkeit. Es iſt mir ordentlich zu Muthe, als wäre er mein leiblicher Bruder, denn der Seele nach iſt er es wirklich. Wenn wir hinaus in die Stadt oder in den Hofgarten gehen, dann wandern wir Arm in Arm geſchlungen, und neben uns läuft der große Hund, der mir ſchon ebenſo gut folgt wie ſeinem Herrn.

Der Mann iſt übrigens wirklich ein prächtiger Kerl. Ich hätte gewiß nicht leicht in beſſere Hände kommen können. Seine breite, kräftige Geſtalt iſt immer lebendig und beweglich, ſein rundes, offenes Geſicht ſieht immer vergnügt darein. Dabei hat er recht gute blaue Augen.

Was er ſpricht, klingt alles wie lautere, pure Wahrheit. Einigemal bin ich ſchon tüchtig von ihm heruntergemacht worden, weil ich zu blöde und einfältig auftrete; aber wenn er auch noch ſo böſe ſcheint, dann höre ich doch, daß ſein Herz voll Wohlwollen iſt. Es iſt ja auch ganz recht, daß er ſo und nicht anders redet. Ich bin eben in ganz neue Verhältniſſe hineingerathen. Alles, was ich jetzt höre und ſehe, iſt mir fremd. Da wäre es ſogar vom Uebel, wenn ich keinen treuen Leiter zur Seite hätte. Oft komme ich mir vor wie ein kleiner Bube, der allerlei Unarten an ſich hat, die er ablegen muß. Eigentlich bin ich auch gar nichts anderes. Wenn der Hauswirth mich auch Herr nennt, ſo bin ich doch nur ein ſchlichter Bauer.

Auf meinen erſten nöthigen Gängen hat mich Eduard begleitet. Wir beſuchten zuerſt den Profeſſor, der mich unterrichten wird. Er iſt ein großer, ſchlanker Mann mit blondem Haar und grauen Augen, der auch etwas verlegen zu ſein ſcheint. Als der Mann mich ihm vorſtellte, grüßte er mich ſehr freundlich und ermahnte mich, recht fleißig zu ſein. Er hat eine ſehr ſanfte, gute Stimme, ſodaß ich alles Zutrauen zu ihm gewonnen habe. In ſeinem Atelier lagen auch die Zeichnungen von mir, die ich zu Hauſe gemacht und zur Probe geſchickt hatte. Er gab ſie mir mit echter Freundlichkeit zurück. Zugleich zeigte er mir ein ſchönes Frauenbildniß, an dem er arbeitete. Es ſtellte eine mächtige, vornehme Dame dar, die ein ſehr edles, ausdruckvolles Geſicht, große ernſte Augen und reiche braune Locken hatte und ausſah, als wäre ſie eine Prinzeſſin. Ich habe ſelten ein ſchöneres Bild geſehen. Die Farben der Gewänder und Schmuckſachen ſind ebenſo vornehm wie die Geſtalt. Er fragte mich dann auch nach meiner Geſchichte. Ich ſah ihn groß an und wußte nicht recht, was er meinte. Nachher verſtand ich ihn und habe ihm verſprochen, nächſtens zu erzählen, wie ich zur Kunſt gekommen ſei.

Ich habe nun auch gleich angefangen, auf der Akademie zu arbeiten. Die unterſte Klaſſe brauche ich gar nicht mehr durchzumachen. Der Profeſſor hat mich in den Antikenſaal geſchickt, wo nach Gipsſtatuen gezeichnet wird. Erſt bin ich noch mit dem Mann durch die Stadt gelaufen, und er war ſo gut, mir alle die Dinge zu kaufen, die ich zur Arbeit nöthig habe. Es ſind freilich große Erforderniſſe. Eine Staffelei, Papier, Kreide, ein Zeichenbret, ein Malſtock, kurz, alle Sachen, deren ein Künſtler bedarf, beſitze ich nun. Wenn ich nur erſt wüßte, wie ich ſie am beſten gebrauchen ſoll. So ſind wir denn zuſammen zur Akademie gezogen. In dem Saale fand ich eine große Menge von jungen Leuten, die alle noch ſehr friſch ausſehen. Sie betrachteten mich von Kopf bis zu Füßen, als wollten ſie ſagen: Was will der Bauer? oder: Der könnte auch wol unſer Papa ſein! Der Mann machte mich mit ihnen bekannt. Einige hatten ſchon von mir gehört und ſprachen ſehr freundlich mit mir, aber obgleich ich viel älter als alle bin, war ich doch befangen und antwortete immer mit Erröthen. Endlich kam auch der Profeſſor und wies mir eine Stelle und eine Arbeit an, an der ich mich jetzt ſchon entſetzlich geplagt habe.

IV.

Mitunter bin ich doch recht von Herzen traurig, ohne daß ich eigentlich eine Urſache weiß. Dann fällt mir oft das ſchöne alte Lied ein, was ſie zu Hauſe an Winterabenden in der Spinnſtube ſangen. Es handelt von einem Hirtenjungen, der zu Strasburg als Soldat auf der Schanze das Alphorn hörte und in das Vaterland hinüberſchwimmen mußte, weil er nicht anders konnte. Nun wurde er aber als Deſerteur eingeholt und todtgeſchoſſen. Das Lied iſt ſehr traurig, und wenn ich ebenfalls traurig bin, muß ich die Melodie ſingen. Dann wird es mir faſt zu Muthe, als hörte ich aus meiner Heimat auch ein ſolches Alpenhorn tönen, das mich einladet, durch die Erinnerungen meiner Jugend zu wandern.

Ja, es war doch eine ſchönere Zeit als jetzt, wie ich noch, ein Knabe, daheim auf den Feldern und in den Wieſen die Herde hütete. Wie harmlos golden gingen damals die Tage dahin! Einer war wie der andere hell und fröhlich, wie die Luft, die um Johanni über der Erde leuchtet. Da trafen wir Kinder aus den umliegenden Gehöften uns mit unſern Kühen und Rindern unten im Thalgrunde, wo ſich die langen gemeinſamen Weiden erſtrecken. War eine Wieſe abgefreſſen, ſo verabredeten wir uns, des andern Tages auf einer andern zuſammenzutreffen. Zur rechten Zeit erſchienen dann auf den Wald- und Feldwegen die Heerden, gefolgt von ihren kleinen Hütern. War es noch hoher Sommer, dann kauerten wir am Saum des die Hügel entlang gehenden Waldes ins duftige Kraut. Kam der kältere Herbſt, ſo ſuchten wir uns dürres Holz im Buſche und zündeten ein Feuer an, in dem wir Kartoffeln brieten, welche vom nahen Acker geholt wurden. Und wenn dann alles in Ordnung war, dann ſaßen wir um die traulich wärmende Flamme, die hohe Rauchſäulen in die Luft ſandte, und erzählten uns Märchen. Des Müllers Jakob, der jetzt die Mühle im Thale betreibt, wußte ſehr ſchöne Geſchichten, und wenn er ſie erzählte, dann funkelten ihm die großen ſchwarzen Augen, und er machte allerlei Bewegungen mit den Händen zu den Worten, daß es einem ordentlich zu Muthe wurde, als ſähe man die Geſtalten, von denen er ſprach, lebendig an den Blicken vorübergleiten. Woher er nur all das Zeug hatte? Es waren dieſelben Geſchichten, die ich ſpäter in Grimm's Märchen wiederfand, und er trug ſie auch gerade vor, wie ſie im Buche ſtanden. Es iſt, als hätten dieſe alten Dinge im ganzen Vaterlande daſſelbe Kleid an.

Ich war außerordentlich verſeſſen auf ſolche Zuſammenkünfte. Was ich dort hörte, gab mir allerlei neue Bilder in die Seele. Die ganze Geiſterwelt, die mir auf dieſe Weiſe vorgeführt wurde, nahm Weſen und Geſtalt an. Ich ſah die Rieſen und Zwerge, die Feen, die Ritter, die verzauberten Prinzen, die Königskinder, die Schätze der Erdhöhlen und die kryſtallenen Schlöſſer der Seen und Flüſſe ſo deutlich, daß ich ſie hätte malen können. Oft wurde es tiefe Dämmerung, ehe wir aufbrachen, um unſere Thiere zu ſammeln. Und wenn ſich dann im Halbdunkel nach Hauſe trieb, dann empfand ich oft ein ſeltſames Schauern. Es war mir, als wenn der Wald im Säuſeln ſeiner Blätter zu mir redete, als rief es mir über die Felder zu, als blitzte in einer fallenden Sternſchnuppe ein Edelſtein zu meinen Füßen, als ſehe ich in einem über den Tiefen tanzenden Irrlichte einen gewaltigen Feuermann. Und nachts gingen dieſe Wunder durch meine verwirrten Träume.

Oft aber mußte ich auch die Heerde auf die Aecker und Wieſen des Hofes treiben, wo ich keine Genoſſen antraf. Da befand ich mich denn in tiefer Einſamkeit, nur ruhig von den braunen, glatten Thieren umwandert zwiſchen Himmel und Erde. Meiſtens war ringsum kein menſchliches Weſen zu ſehen. Da wurde mir oft angſt und bange vor der unermeßlichen Größe der Natur. Wenn die Sonne ſo recht gluthheiß über meinem Haupte funkelte, und wenn ich dann einen raſchen Blick in ihre blendenden Feuer wagte, kam es mir vor, als ſtände ich ſelbſt mit meinem ganzen Daſein in lichterlohem Brand und als würde ich wenige Minuten darauf in Aſche zerfallen. Sah ich jene lichtweißen, ſilberrandigen, ſchweren Wolken, welche den Eis- und Schneebergen ſo ſehr gleichen ſollen, am Firmamente hinziehen, ſo fürchtete ich oft, ſie würden als Lavinen, von denen ich vernommen hatte, auf mich herabdonnern und mich im Falle zerſchmettern. Hörte ich zufällig das Fallen der geſprengten Felſen in den Steinbrüchen der Gegend, dann meinte ich, die Erde würde ſich ſpalten und mich in ihre Tiefen hinabſchlingen. Und ſo flößten mir der Wald und der Fluß, in denen ſo geheimnißvolle Weſen wohnen ſollen, oft Entſetzen ein. Die Natur redete mitunter ganz ſchreckhafte Dinge mit mir. Ihr Leben laſtete auf meiner Seele wie ein Alp.

Aber es kamen auch wieder ruhigere, heitere Zeiten, wo ich in der tiefen Einſamkeit nichts wie Glück und Segen fühlte. Da ſpielte ich in meinem Geiſte alle die Geſchichten durch, die mich in der Jugend ſo ſehr in Spannung verſetzten. Und immer hatte ich die Hauptrolle dabei, denn wenn man jung iſt, ſpielt man auch als Bauerkind gern vornehme Perſonen. Ja, ich war nach der Reihe bald Zauberer und Fürſt, bald Ritter, bald Königskind. Manche Geſchichten, die ich ſowol in alten Büchern geleſen als durch Erzählung erfahren hatte, wurden mir bei dieſer Gelegenheit zu lebenden Thatſachen. So erinnere ich mich, daß ich nicht ſelten den Moſes darſtellte, der vor den Kindern Iſraels, welche ich in meiner Heerde erblickte, einherzog und das auserwählte Volk durch das Rothe Meer, das indeß nur in einer Thalhöhlung beſtand oder durch das Gebirg der Wüſte, welches die Hügel der Gegend bildeten, hinüberleitete, wobei es mir denn mitunter nicht darauf ankam, die Schafe auf fremdem Grund und Boden graſen zu laſſen, was mir jedenfalls ſchlimm bekommen wäre, wenn mich der Förſter im Walde oder der Flurſchütz im Felde ertappt hätte. In gleicher Weiſe übernahm ich oft die Rolle eines berühmten Feldherrn der neuern Zeit, von dem ich auf dem Hofe gehört hatte. Bald war ich Napoleon und bald Blücher und führte dann meine Thiere als Armee in blutige Schlachten. Oft aber hatte ich es auch mit den Märchen zu thun, wobei ich dann als Siegfried auftrat, der in dem großgehörnten Bock der Heerde den Drachen erblickte und einen mörderiſchen Kampf einging. Galt es aber zuweilen ein Pferd hinauszureiten, ſo wurde ich auf dem Rücken deſſelben wenigſtens zu den vier Haimonskindern, bei welcher Gelegenheit ich einmal ſo in das Feuer kam, daß ich mit meinem alten Gaul beinahe in einem Sumpf verſunken wäre. Und dabei plauderte und ſprach ich meine Monologe oft ſo laut in die Luft, daß ich mitunter ſelbſt zuſammenſchrak. Einmal hat mich denn auch mein Vater in einer ſolchen Scene überraſcht. Ich ſaß gerade an einer Hecke auf einer hügelartigen Erhöhung und hatte in der einen Hand mein Butterbrot, in der andern die Hirtenflaſche, während die Heerde um mich weidete. Aber ich dünkte mich nicht anders, als ein König zu ſein und meine Mahlzeit zu halten. Meine Hände waren Mundſchenk und Koch, das Gethier bildete meinen Hofſtaat. Ich hielt eben eine ſchöne, lange Rede. Da hörte ich hinter mir das Laub raſcheln, ich blickte um mich und ſah zwiſchen den grünen Zweigen die lächelnden, guten Züge meines alten Vaters, der mir, innerlich zufrieden,' zurief: Du ſollſt mir wol ein toller Junge ſein!

Die kindlichen Tage liegen freilich in weiter Ferne. Aber das friſche Naturgefühl, das lauter Bilder in meine Seele warf, hat mich auch nicht verlaſſen, wenn ich ſpäter als Knecht meinen ländlichen Beſchäftigungen in Wald und Feld nachging. Wol dachte ich nicht mehr ſo lebendig an die Märchen, meine ſchwieligen Hände verboten mir den Gedanken, mich mit Königen und Zauberern zu verwechſeln, und ich hatte auch keine Furcht mehr vor den Erſcheinungen am Himmel und auf der Erde, aber die Natur ſprach doch ſtets treu, gut und unmittelbar an Aug' und Ohr und regte mir tauſend Gefühle an. Und dieſe fehlen mir hier in der Stadt ſo ganz und gar.

V.

Es war doch ſchön auf dem Hoſe, wo ich geboren und groß geworden bin.

Wenn man gewohnt geweſen iſt, gleich beim Aufſtehen früh morgens dem Himmel in das verwetterte Geſicht, und Heiterkeit und Trübe, Sonnenſchein und Sturm und Regen über die Erde hinziehen zu ſehen, dann laſten dieſe ſtarren Häuſer und Mauern der Stadt, durch welche Wolken und blaue Luft nur ſtückweiſe hereinſchauen, auf dem Geiſte. Wie iſt das alles anders daheim! Hoch an der grünen Höhe über dem traulichen Thal liegt die Wohnung mit den umgebenden Gebäuden. Ringsum dehnen ſich Wälder und Felder. Man ſieht dabei weit in das Land hinein, das überall offen und frei iſt.

An alles das muß ich recht oft denken. Am lebendigſten treten aber die Jugendzeiten auch dann wieder vor meine geiſtigen Blicke, in welchen mein Träumen und Denken dort auf dem Hoſe faſt noch reichere Anregungen fand als bei unſern Zuſammenkünften auf den

Weideplätzen. Freilich klingt das alles ſehr einfach, wenn man ſagt, daß man als Kind unſägliche Freuden auf dem alten Söller, in der Scheune, auf dem Heuſchober und in den Baumgärten erlebte, aber es iſt doch ſelbſt ein endloſer Genuß, ſich an die kleinen Gefühle zu erinnern, die trotz aller Umgrenzung und Einſchränkung das kindliche Leben ſo reich und unvergeßlich machen. Jede Jahreszeit, jeder Monat, jeder Tag brachte neue Dinge. Und wie friſch und lebendig gefärbt ſtehen ſie im Gedächtniſſe, während ſpätere wichtigere Erlebniſſe längſt verblichen oder verloren ſind!

Im März, da brachen die Eiszapfen, die vor den Fenſtern hingen, der Schnee tropfte von den Dächern, wir Kinder konnten wieder, ohne zu frieren, vor die Thüre gehen, wo der Buchfink auch ſchon auf dem Birnbaume ſaß und ſein erſtes Lied erhob. Weiter im Felde verſuchten ſich die Lerchen. Wir aber flogen fort, wie die Störche und Schwalben, die auch nun bald kamen. Hinter den Ställen pflückten wir die Veilchen, die dort den Boden ganz blau machten, und in den Hecken und Baumgärten ſuchten wir die Neſter der Finken, die in den Gabeläſten bauten, und der Meiſen, die ſich für ihre Neſter die Höhlungen der Bäume wählten. Auch in den Wald trieb uns die Neugierde, wo der Habicht und der Rabe ihre Raubſchlöſſer auf die höchſten Eichen ſetzten, und wo der Markgraf, die Amſel und die wilde Taube im tiefen Gebüſch niſteten. Zugleich vergaßen wir nicht, an den Fluß hinunterzugehen, um uns Weidenflöten zu ſchneiden und längs den Gehöften der Nachbarſchaft die gefälligen Klänge, die jeder Frühling in die Dörfer bringt, ertönen zu laſſen. Es war ein glückliches Erwachen in das neue Jahr hinein.

So lange es draußen in der lieben Gotteswelt keimt, blüht und wächſt, theilt das Gemüth des Menſchen dieſe Beſtrebungen. Es iſt immer freundlich und heiter angeregt, wenn ihm das Schickſal nicht gerade einen ſchlimmen Streich ſpielt, der dann trübes Sinnen im Gefolge hat. Es lebt mehr dem Gefühle wie dem Gedanken. Wie ſollte es auch nicht in dieſem Drang neuer und friſcher Bildungen! Am Tage bringt jedes Schauen und Hören neue Anregungen. Die Natur ſpricht in den Formen und Farben der Pflanzenwelt, ſie redet in den Tönen der Vögel. Selbſt des Nachts hat ſie keine Ruhe. Wenn es draußen duftet aus tauſend Kelchen, wenn die Leuchtkäfer ſchwärmen, wenn die Nachtigall aus den Büſchen herüberſingt, wenn der Wachtelſchlag aus dem hohen Korn ertönt, dann iſt alles gut und wohl. Man kennt an den hellen Tagen keinen Kummer, man weiß in den tiefen Nächten von keiner Furcht.

Aber wenn die Ernte eingeſcheuert iſt, dann wird es in der Seele anders, ſo wie es auch draußen anders geworden iſt. Der Wind pfeift über die Stoppeln, hin und wieder wird ein Blatt gelb und liſpelt herunter, und die Vögel ſingen auch nicht mehr. Wandert man über das Feld, ſo wird man trüb und nachdenklich; ſenkt ſich das Dunkel herunter, dann wächſt wieder der Aberglaube. Trotzdem hatte ich ſie lieb, die längern Auguſtabende, die noch warm und freundlich waren. Dann ſetzten wir Kinder uns auf die Bank vor der Hausthür. Die Abendglocken klangen aus der Stadt herüber, die

Leute kehrten von den Feldern heim nach dem Hofe, und der Hirt trieb die Heerde in die Ställe. Und alle, die ihre Arbeit gethan hatten, kamen zu dem Sammelplatze hin, wo wir kauerten. Die Knechte zündeten die kleinen Pfeifen an. Es wurde dies und das erzählt, Freundliches und Schauriges, Erlebtes und Erlauſchtes aus der Gegend, die alten Volkslieder erklangen ſcherzhaft und melancholiſch. Dazwiſchen gab es ganz ſtille Momente der Betrachtung. Und dann fiel auch wol eine reife, dicke Frucht von dem alten Birnbaume in der Nähe herunter. Es war ein Ton, der uns erſchreckte, dann aber auch ſchnell auf die Beine brachte, denn die Birnen waren ſaftig und wohlſchmeckend, und es gab nicht ſelten um eine ſolche unverhoffte Spende der Natur einen heftigen Kampf, in den ſich auch wol die jüngſten Knechte und Mägde kichernd und raufend miſchten.

Die langen Herbſtabende, welche kalt, dunkel und ſtürmiſch waren, trieben uns in ſpäterer Zeit in die große Geſindeſtube. Dorthin kam der Schäfer, wenn er die Heerde, die Knechte, wenn ſie die Pferde, und die Mägde, wenn ſie die Ställe verſorgt hatten. Da legte ſich der Faule über eine Bank und der Lebendige ſetzte ſich an den Ofen, indeß die Dirnen ihre Spinnräder holten, welche bald zu drehen und zu ſchnurren anfingen, oder das Wintergemüſe in großen Körben zurechtmachten. Mitunter wollte freilich keine rechte Stimmung in die Geſellſchaft kommen, mitunter aber wurde es auch ſo munter und friſch, das wir bis über Mitternacht blieben.

Am ſchnellſten wurden wir mit den Abenden fertig, wo die Geſellſchaft luſtig blieb. Der fröhliche Scherz hat etwas an ſich, was geſund ermüdet. Wird das Zwerchfell gehörig durcheinandergeſchüttelt, dann ermattet der Körper allgemach, und es kommt bald ein Moment, wo man ſich zur Ruhe ſehnt. Eine ſolche Stimmung brachten oft die luſtigen Lieder mit ſich, an welchen das Volk in unſerer Gegend ſehr reich iſt. Sind ſie recht im Schwunge, dann beginnt der eine oder andere eine Erzählung aus dem Eulenſpiegel oder aus dem Münchhauſen. Daran reihen ſich komiſche Geſchichten von den Leuten aus der Nachbarſchaft. Und endlich fehlt es nicht an luſtigen Einfällen, die der eine trocken, der andere ſaftig vorzubringen weiß, und die zuletzt alle Lachmuſkeln in Bewegung ſetzen, bis eine allgemeine Erſchlaffung eintritt und der Herr des Hauſes ſein Geſinde zu Bett ſchickt.

Viel aufregender aber waren die Abende, wo das Entſetzen in ſchreckhaften Räuber- und Spukgeſchichten vor unſere Seele trat. Beſonders diejenigen Tage, wo geſpenſterartige Märchen erzählt wurden, ſind mir noch im lebhafteſten Angedenken. Gewöhnlich war es draußen wüſt und rauh, der Regen peitſchte an die Fenſter und der Sturm heulte um das Haus, wenn ſolche Dinge auftauchten. Da hatte denn einer von irgendeiner grauſigen That in der Nähe oder Ferne gehört. Man pries ſich ſicher, daß man ſo etwas nicht zu erleben brauchte, oder man ſprach Befürchtungen aus, daß hier wol etwas Aehnliches geſchehen könnte. Und dann waren gleich neue Erzählungen bereit. Von den Räubern kam man zu den Geiſtern. Wenn einer ſprach, dann trat rings lautloſe Stille ein, aber alle Augen funkelten, die Haare ſchienen dieſem oder jenem in die Höhe zu gehen. Die Mädchen vergaßen das Spinnrad, den Burſchen gingen die Pfeifen aus. Zuletzt waren wir faſt zu bang, uns zu trennen, damit uns einzeln kein Unheil widerfahre, was wir in der Geſammtheit nicht zu fürchten hatten. So ſchlug die alte ſchwarzwälder Hausuhr dann oft ein oder zwei Uhr, und die Hähne krähten, wenn wir endlich die Ruhe ſuchten.

Mein Vater war ein lebendiges altes Märchen- und Geſchichtenbuch. Wie ich, empfand er eine offenbare Freude, ſobald die Rede auf grauſige Begebenheiten kam. Wirklich war er darin aber auch unerſchöpflich. Sein reiches Gedächtniß und ſeine lebendige Einbildungskraft bot ihm immer neue Quellen. Unter andern Umſtänden und bei einer andern Erziehung wäre vielleicht ein Dichter aus ihm geworden. Ich erinnere mich noch mit Freude und Rührung des offenen, geſunden Geſichts mit der hohen gewölbten Stirn, um welche die grauen Locken herunterhingen, mit den blauen, lebendigen Falkenaugen und mit dem ziemlich großen, aber ſcharfgeſchnittenen, wohlwollenden Munde. Er ſaß, wenn er erzählte, hoch aufgerichtet in dem alten, gebräunten Lehnſtuhle und wußte durch friſche Wendungen, charakteriſtiſche Worte, tiefen Ernſt und leichten Humor ſtets die Aufmerkſamkeit der Hörer wach zu halten. Jedem andern war er darin überlegen. Wenn er ſeine helltönende Stimme erhob, dann rückten ſie die Stühle zurecht und nahmen die bequemſten Stellungen ein, um keins ſeiner Worte zu verlieren. Alle ſeine Vorſtellungen lebten, die Geſtalten gewannen in ſeinem Munde Fleiſch und Bein. Da ſchien es mir oft, als ſähe ich die Zwerge und Gnomen um mich krabbeln, die heiligen Geſtalten, deren Legenden er wußte, ſchritten vor mir durch die Stube, ich ſah Rieſengeſichter an den Scheiben der Fenſter, Geſpenſter flatterten vor mir durch die Luft. Und ſo war es auch den andern. Nur meine Mutter wollte ihm nicht recht glauben. Sie ſetzte wenigſtens manchen ſeiner Geſchichten einen Trumpf entgegen und nannte ſie dummes Zeug.

Ein echtes Gegenſtück zu meinem Vater war dann der alte Schäfer Sickelmann, der, ſolange ich mich erinnern kann, ein Mitglied des Geſindes iſt. Er ſtammt aus Weſtfalen, woher er vor langen Jahren mit ſeiner Frau auf den Hof kam. Die beiden bejahrten Leute haben keine Kinder und wohnen auf dem alten Gehöfte, das neben dem jetzigen Wohnhauſe liegt und die Leibzucht heißt, weil dort die alten und arbeitsunfähigen Mitglieder der Familie ihren Aufenthalt nehmen. Sickelmann erſchien aber jeden Abend mit ſeiner greiſen Sophie und dem ſchwarzen, langhaarigen Phylax in der Geſindeſtube, um ſich dort mit uns die Stunden bis zum Schlafengehen zu vertreiben. Er war bei dieſen Gelegenheiten immer einer der beſten Erzähler, und er wußte auch manche hübſche Geſchichten, die er, mit Flüchen und Betheuerungen untermiſcht, vortrug. Nur ſprach er freilich nicht ſo rund und fertig wie mein Vater. Er ſtieß alles heftig und haſtig heraus. Auch ſah er nicht ſo offen aus. Er glich gewiſſermaßen dem Hunde, mit dem er den ganzen Tag über zuſammen war, und wie dieſer hatte er auch etwas Knurriges in ſeinem Ton. Sogar der Verlauf ſeiner Erzählungen war verworrener, wilder und grauſiger als derjenige meines Vaters. Vielleicht lag der Grund theilweiſe an der verſchiedenen Heimat, theilweiſe lag er aber auch in den durchaus verſchiedenen Perſönlichkeiten.

Um dieſe beiden Geſtalten, die den Mittelpunkt der Abende bildeten, ſammelte ſich immer ein Kreis, der freilich mit dem Wechſel des Geſindes, welcher nicht ſelten eintrat, einen andern Charakter annahm. Unter den Knechten und Mägden befand ſich allerdings nur ſelten jemand, der irgendeinen bedeutenden Beitrag zur Unterhaltung lieferte.

[illegible]ſtändige Zuhörer waren dagegen die Kinder, denn ich hatte noch zwei Schweſtern und vier Brüder, von denen zwei älter und zwei jünger waren als ich ſelbſt. Sie erfreuten ſich alle eines kräftigern Körperbaues wie ich ſelbſt. Während ſie die ſtärkſten Glieder hatten und von Fülle und Geſundheit ſtrotzten, war ich eigentlich ſchmächtig und fein gebaut. Dagegen glich mir keiner an innerer Lebendigkeit und Regſamkeit. Wenn ſie oft müde und erſchlafft auf den Bänken und auf dem Boden im tiefſten Schlafe lagen, dann hörte ich noch mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit den Märchen und Geſchichten zu, die ſich die Alten erzählten und die in meinem Geiſte Leben annahmen. Und noch heute gedenke ich jener Stimmungen, als hätte ich ſie erſt geſtern erlebt. Noch ſehe ich die Gruppe um den kniſternden

Ofen, die erzählenden Alten, die lauſchenden Mägde, die rauchenden Knechte und darüber die kleine, qualmende Oellampe.

Solche Abende erlebe ich freilich hier in der Stadt nicht mehr.

VI.

Je mehr ich in Gedanken meine Vergangenheit durchgehe, deſto lebhafter tritt vor mich die Geſtalt meines ſeligen Vaters. Ich fühle es jetzt ganz deutlich, daß mein ganzes geiſtiges Weſen von ihm abſtammt, während ich in der Form eher meiner feiner und ſchlanker geſtalteten Mutter ähnlich ſehe. Welches ſeltſame Naturſpiel! Meine Brüder ſind ſammt und ſonders von jenem ſtarken, kräftigen Knochen- und Muskelbau, der den alten Mann ſo ſehr von ſeinesgleichen auszeichnete; ſie beſitzen aber zugleich den realen, auf das tägliche Leben gerichteten Sinn der Mutter, der ſich in allen Worten und Handlungen äußerte. Während ſie praktiſch, thätig, zugreifend ſind und überall, wo es noththut, gute Aushülfe wiſſen, bin ich träumeriſch, verlegen, blöde. Während ſie auf der Erde umherwandern und überall friſch anfaſſen, ſchwebt mir der Geiſt gleich wie auf Flügeln von dannen. Uebrigens will ich damit nicht ſagen, daß mein Vater war wie ich. Er kannte das Leben und wußte ſich ſogar mit großer Gewandtheit den übrigen

Landleuten gegenüber zu bewegen. Ich weiß nur, daß ich das poetiſche Gemüth von ihm geerbt habe.

Er muß mich auch wol als ſeinen rechtmäßigen Erben in dieſer Beziehung angeſehen haben, denn er hatte mich immer am liebſten in ſeiner Geſellſchaft, weil er in mir den aufmerkſamſten und treueſten Zuhörer ſeiner Geſchichten und Schwänke beſaß. Wie er mich im Hauſe anzuregen wußte, das habe ich ſchon erzählt. Aber er nahm mich auch vorzugsweiſe gern mit hinaus in Feld, Wald und Wieſe, wo er mir die mannichfaltigſten Mittheilungen über die Natur und den Feldbau machte, und wo er in der freundlichſten Weiſe meine neugierigen Fragen zu beantworten bemüht war. Ich erſah daraus, daß er viel mehr geleſen und gehört hatte als die meiſten Landleute, und daß er eine große Menge von Thatſachen in ſeinem trefflichen Gedächtniſſe aufgeſpeichert hielt, bis er im rechten Moment mit ihnen an das Tageslicht rückte. So lernte ich denn viele Dinge ſehen und darüber nachdenken, für welche den meiſten Kindern auf dem Lande der Sinn abzugehen ſcheint.

Wie in die Natur und in die Poeſie, führte er mich auch in das Leben ein. Da er im Hauſe ſehr gern Leute ſah und den Umſtänden nach immer die größtmögliche Gaſtfreundſchaft übte, ſo fehlte es natürlich nicht an Beſuchen auf dem Hofe. Bei ſolchen Gelegenheiten ging es ihm nicht leicht zu bunt und zu luſtig zu, beſonders wenn ſolche Perſonen kamen, die ihm wegen eines aufgeweckten Geiſtes oder eines ſcherzhaften Humors vorzugsweiſe gefielen. Dann konnte er oft mit ihnen bis in die ſpäte Nacht zuſammenſitzen und erzählen und lachen, wobei es denn natürlich niemals an einem guten Glaſe Wein fehlte.

Es ſind mir gerade nicht viele Leute aus jener Zeit mit beſonders lebhaften Farben im Gedächtniſſe ſtehen geblieben. Wol aber muß ich noch immer an einen langen, hagern Mann denken, der Mues hieß und mitunter auf dem Hof erſchien. Als Geſchäft betrieb er das Kälken und Weißen der Wände und das Schweinſchlachten. Beides brachte ihn natürlich mit jedermann in Berührung. Außerdem aber ſpielte er, wenn es irgendwo Spiel und Tanz gab, die Clarinette, wodurch ſeine charakteriſtiſche Figur noch pikanter wurde. Er war dabei eine Art Eulenſpiegel oder Münchhauſen für die ganze Gegend. In all ſeinen Zügen ſtand der luſtige Schalk geſchrieben. Zugleich erſchien er ſtramm von Muskeln und ging ſtets mit entſchiedenen, ſtarken Schritten einher. Wenn wir Kinder ihn von fern mit ſeinem windigen Gange über das Feld ſchreiten ſahen, dann liefen wir ſofort zum Vater, um ihm die Ankunft des luſtigen alten Geſellen anzuzeigen, und blieben in der Stube ſitzen, um demnächſt ſeine Erzählungen anzuhören. Freilich mislang es uns oftmals, daß wir bleiben durften, denn, wie ich ſpäter hörte, waren ſeine Geſchichten nicht immer ſehr ſauber.

Ich kann es nicht mehr nachholen, was er alles aus der Nachbarſchaft erzählte, deren wanderndes Geſchichtenbuch er war. Auch die zahlloſen Anekdoten, die er friſch von Haus zu Hauſe trug, wie ein Provinzialwochenblättchen, paſſen nicht hierher. Wol aber erinnere ich mich noch mancher Schelmereien, die er dem alten Nachbar

Steinbacher anthat, der ein ſehr geiziger Mann war, und den er wol beſonders deshalb auf dem Korn hatte, weil er nie ſein Haus anſtreichen ließ und weil er ſeine Schweine ſelbſt ſchlachtete, woraus denn folgte, daß dem ſchalkiſchen Mues mancher ſchöner Stüber Geld um die Ecke ging. Uebrigens mochte mein Vater den Steinbacher auch nicht leiden, weil er wirklich vom Teufel der Habſucht beſeſſen war. Der alte Mann pflegte zu ſagen, wenn die Rede auf den dürren Geizhals kam: Der hört die Flöhe huſten und ſieht das Gras wachſen. Ich glaube, wenn er das Rad bis hinunter ins Thal ſchlüge, dann flöge ihm noch kein Pfennig aus der Taſche.

Mues ſpielte ihm einmal wirklich einen prächtigen Streich. Er ging nämlich eines Tages in der Nähe des Steinbacher Hofes hin, als ihm dort von den Hecken her der rothe Junge, der dem Geizhals die Schweine hütete, heulend und kreiſchend entgegenlief. Nun, rother Strubelkopf, was haſt du? rief der Pinſeler. — Der Bauer hat mich geprügelt, weil die Schweine ins junge Korn gelaufen ſind, wüthete der Burſche. Ich ſtecke ihm das Haus über dem Kopfe in Brand. — Das laß lieber ſein, Brauſewind, tröſtete ihn Mues, dabei kommt nichts heraus als ein paar Jahre Gefängniß, und die kriegſt du auf die Kappe. Ich will dir ſagen, wie du dich beſſer rächen kannſt, ohne daß du Schaden davon leideſt. — Der Junge wurde aufmerkſam und lieh dem klügern Rathe ſein Ohr. Mues aber forderte ihn auf, bei allen Bauern der Umgegend umherzugehen und überdies noch die ganze Bekanntſchaft des Steinbacher in der Stadt auf den nächſten Tag, der ein Sonntag war, zum Kaffee, Reisbrei und nachher zu einem guten Glas Wein einzuladen. Der Junge, der die Habgier ſeines Herrn kannte, verſtand den Spaß und ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Wie er ging und ſtand, machte er ſich auf und zog als Schmausbitter von Hof zu Hof und in die Stadt. Die Leute, welche das Aufgebot hörten, verwunderten ſich entſetzlich und ſagten: Der Steinbacher lebt nicht mehr lang, denn er hat ſich ganz geändert. Je mehr ſie aber erſtaunt waren, deſto mehr trieb ſie die Neugierde, der Einladung zu folgen. Sonntags kamen von nah und fern geputzte Scharen. Mues, der meinen Vater ſchon gleich davon unterrichtet hatte, ging mit uns zu der Kirmes, von der Steinbacher ſich nichts träumen ließ. Dort gab es die tollſten Verwirrungen und die heiterſten Späße. Der alte Geizhalz war in der größten Verlegenheit, als er all die Gäſte erſcheinen ſah, aber die Schinken blieben im Schornſtein, das Brot und die Butter blieben in der Kammer. An Wein war vollends nicht zu denken. Die Leute merkten nun, daß ſie durch irgendeinen Spaßvogel gefoppt waren, aber ſie trugen es dieſem nicht nach, ſondern foppten ihrerſeits wieder den Steinbacher, der zuletzt ganz wüthend wurde und endlich vor Zorn ſchäumte, als er den rothen Jungen vor dem Hofthore erſcheinen ſah und ihn ausrufen hörte: Steinbacher, nun wißt ihr auch, warum ihr mich geprügelt habt. So hatte ihm nämlich Mues anbefohlen, daß er thun ſollte.

Ein andermal brachte Mues die Botenfrau Marie Sibylle, die das ſchlimmſte Klatſchmaul in der Gegend beſaß, gegen ihn auf die Beine. Es war gerade im

März, und ein Hagelſchauer drängte den andern mit Sturm und Pfeifen hinweg, da begegnete er der ſchnatternden Schwätzerin mitten im Felde. Die Alte hatte eben nicht viel Furcht vor Wind und Wetter, weil ſie alle Tage durch Sonnenſchein und Regen lief. Ich weiß noch recht gut, wie komiſch er das Bild des hohen Mannweibes entwarf, die wie ein altes Fiſcherboot gegen den Sturm ſegelte. Sie hatte drei Röcke an, ſo ſagte er: der unterſte, der noch aus ihrer Jugend herſtammen mochte, umſchloß ihre magern Beine; der zweite, in dem ſie vielleicht getraut worden war, flatterte etwas weiter in der Luft; den dritten, in welchem ſie wahrſcheinlich ihren Mann begraben hatte, hatte ſie als Schutz gegen die Feuchtigkeit um den Kopf geſchlagen, der mit verwitterten Zügen darunter hervorlugte. So bog ſie, indem ſie näher kam, in einem ſpitzen Winkel gegen den Wind, der mit aller Macht aus Nordoſt blies. Aber was that das? Der Mues war eine viel zu willkommene Begegnung, als daß ſie ihn unausgeforſcht vorübergelaſſen hätte. Trotz ſeiner feſten, ſtraffen Glieder war es ihm indeß durchaus nicht um ein Plauderſtündchen zu thun. Als ſie ihn fragte, was es Neues gebe, da rief er ihr entgegen: Ach Gott, nichts Gutes! Der alte Steinbacher iſt eben geſtorben, ich muß es unten in der Stadt anmelden. Und dann nahm er, ſo raſch er konnte, die Flucht. Die Marie Sibylle aber hielt ein langes Selbſtgeſpräch über das Thema, daß alle Menſchen ſterblich ſind, und ging nicht allein von Haus zu Haus, das ihr am Wege lag, ſondern hielt auch jedermann an und erzählte ihm die Hiobspoſt. Da ſie aber ebenſo neugierig wie geſchwätzig war, ſo wollte ſie zum Schluß ihres Tagewerkes doch auch einmal gucken, wie es im Sterbehauſe ausſehe, zumal da ihr Weg gerade an der Thür vorbeiführte. Nun war es ſchon gegen Abend, als ſie dahingelangte, und Steinbacher hatte ſich, da er nicht viel Oel zu verbrennen liebte, mit ſeiner alten Ehehälfte zu Bett gelegt. Das ſieht wahrhaftig aus wie ein Sterbehaus, murmelte die alte Botin, als ſie die Wohnung ohne alle Beleuchtung erblickte. Und dann rief ſie: Frau Steinbacherin, der Himmel tröſt' euch! Alſo euer Alter hat das Zeitliche geſegnet! Gott ſchenk' ihm die ewige Ruhe! Aber welche Verwunderung überkam ſie, als ſtatt der Antwort der Frau die phlegmatiſche Stimme des Alten aus den hohen Federbetten hervortönte: Wa ſät dat? (Wer ſagt das?) So kam die Schelmerei des Mues an das Tageslicht, auf deſſen Veranlaſſung der alte Steinbacher in den nächſten Tagen durch die ganze Gegend todt hieß.

Dieſe Geſchichten hatte der muſikaliſche und ſchweinemetzelnde Weißbinder ganz in unſerer Nähe angefangen. Sie wurden meinem Vater brühwarm überbracht und von ihm mit dem heiterſten Gelächter aufgenommen und oftmals nacherzählt. Aber es gingen auch noch manche andere Kunden von Mues durchs Land, die unheimlicher klangen. Man flüſterte ſich nämlich zu, daß es mit ſeiner Seele nicht aufs beſte ſtehe. Man wollte ihn des Nachts am Kreuzweg geſehen haben, wo es nicht richtig iſt. Dann ſprach man davon, daß der Teufel einſt aus ſeiner Hütte, die eine Stunde weit von uns einſam auf der Heide lag, gekommen ſei. Er ſelbſt gab ſich auch mitunter das geheimnißvolle Anſehen, als ſtände er mit Geiſtern im Bunde. Beſonders anrüchig aber war er dadurch, daß er niemals, wie andere ordentliche Chriſtenleute, in der Kirche geſehen wurde.

Mein Vater gab wenig auf ſolche Erzählungen und ließ ſich durch dieſelben nicht von dem gewohnten Umgange abhalten. Außer ſeinen gelegentlichen Beſuchen kam er auch im Winter und Frühjahr für einige Tage auf den Hof, wo er alsdann, mit Ausnahme der Nacht, vom Morgen bis Abend blieb. Im Winter ſchlachtete er nämlich die Schweine, und im Frühjahr weißte er die verrauchte Küche und Geſindeſtube. Wir hatten um dieſe Zeit immer viel Scherz mit dem ſchnackigen Geſellen, weil er ſo luſtige Lieder wußte und ſo komiſche Geſchichten erzählte. Oft, wenn er den guten Humor hatte, ſprach er nur in Knittelverſen. Uns Kindern gab er dabei allerlei Räthſel auf, die uns zuerſt viel Kopfzerbrechen koſteten und uns zuletzt viel Freude machten. Auch ſeine Clarinette pflegte er bei ſolchen Gelegenheiten mitzubringen, um nach vollbrachter Arbeit ihre Töne erklingen zu laſſen. Da gab es denn oft einen Heidenlärm auf der Tenne oder, wenn es wieder warm in der Luft war, unter dem hohen Birnbaum vor dem Hauſe. Die Mägde krähten und die Knechte ſchrien, und alles jauchzte im wirren Tanze durcheinander. So war es kein Wunder, daß Mues als Allerweltsmann daſtand.

Zu der Zeit, wo ich als Soldat diente, wurde der arme Schelm durch eine heftige Krankheit heimgeſucht, die ſeinen Gliedern die Kraft und ſeinen Augen das ſcharfe Geſicht nahm. Als ich heim kam und nach dem luſtigen Geſellen fragte, hörte ich, daß er das Weißen und Schweinſchlachten einſtellen mußte, und daß er nur noch die Clarinette, aber auch dieſe nicht mehr mit dem unverwüſtlichen Athem wie in früherer Zeit, blies. Dabei war er in große Dürftigkeit gerathen. Man braucht ſich eben nicht mehr bei den Leuten ſehen zu laſſen, um bald von ihnen vergeſſen zu werden. Die unheimlichen Gerüchte über ſeinen Geiſterumgang, die er wahrſcheinlich ſelbſt hervorgerufen hatte, mochten auch dazu beitragen, daß man ihn fürchtete. Wirklich war Mues nur noch ein Schatten aus frühern Tagen. So begegnete ich ihm einſt den Sonnabend vor Faſtnacht in trübem, nebelhaftem Wetter, als ich vom Feld kam. Ich ſah die lange, hagere Geſtalt ſchon von Ferne durch die Felder ſchreiten, aber ſie war welk und gebrochen. Wohin ſoll's, Mues? rief ich aus, als ich in ſeine Nähe kam. Ich geh hinunter nach dem Rhein, wo ich zu Faſtnacht ſpielen ſoll! entgegnete er. Wie viel bringt's ein? fragte ich weiter. Einen halben Thaler für Tag und Nacht und freie Koſt und Logis! rief er. Aber ich muß fort; denn ich habe noch vier Stunden zu laufen. So ging er weg und verlor ſich im Nebel. Ich ſah ihn lange nicht wieder. Aber im nächſten Herbſt, als ich wieder im Feld war, kam ein Leichenzug über den Rainpfad. Es war eine einfache Karre mit einem Sarge aus Tannenholz. Sonſt kein Schmuck und kein Grün. Vorn trug ein Mann das Kreuz, hinterdrein folgten vier bis fünf Leidträger. Ueber das Feld krächzten die Raben, die ja Leichen wittern können. Wen bringt ihr da auf den Kirchhof? fragte ich. Den alten Mues, riefen ſie, der vor einigen Tagen geſtorben iſt. Dieſer Vorgang machte einen tiefen Eindruck auf mich. So trug man alſo den Mann zu Grabe, der jahrelang in der Gegend einer der beſten Geſellſchafter geweſen war, der überall erheiterte und ermunterte, wo er erſchien, und nach deſſen Pfeiſe im wahren Sinne des Wortes die ganze Jugend getanzt hatte. Wo blieben nun die Leute, die mit ihm gelacht und geſcherzt hatten? Keiner begleitete ihn auf dem letzten Gang. Ja man wußte nicht einmal, daß er geſtorben war. Gewiß hätte mein Vater ihm die letzte Ehre erzeigt, aber der alte gute Mann lag damals ſelbſt längſt unter dem grünen Boden.

Jedoch ich bin mit einemmal weit aus dem Leben auf die Kirchhöfe gerathen. So geſchieht es zuweilen unbewußt, wenn man durch die vergangenen Zeiten ſchwärmt. Nun komme ich aber doch gleich wieder zurück, denn ich wollte ja meinen Vater in ſeinen Beziehungen zu der Außenwelt betrachten. Und hier muß ich denn erwähnen, daß er mich auch mitunter mit ſich nahm, wenn er in die Stadt ging und dort das Wirthshaus beſuchte. Gewöhnlich geſchah dies indeß nur des Sonntags morgens nach der Meſſe, in welche ich ihn zu begleiten pflegte, oder des Abends, wenn er ſich eine beſondere Ausſpannung gönnen wollte.

Sein gewöhnliches Abſteigequartier war eine kleine, beſcheidene Schenke, die der Kirche gegenüberlag, und die er deshalb vorzugsweiſe gern beſuchte, weil der Wirth eine recht wunderliche Perſönlichkeit war. Der Vater Butſchenberg, ſo hieß er nämlich, hielt neben ſeiner Wirthſchaft auch ein Barbiergeſchäft. So erfüllte das

Haus einen doppelten Zweck. Die Landleute kamen dahin, um ſich das Kinn raſſiren zu laſſen und zugleich eine Herzſtärkung einzunehmen. War die kleine Stube ſchon deshalb immer ſehr gefüllt, ſo war ſie es noch mehr, weil der Wirth eine unverwüſtliche Laune beſaß, die er ſowol beim Scheren wie beim Schenken in vollen Strömen fließen ließ.

Ich ſehe noch den kleinen, beweglichen Mann mit den klugen, beobachtenden grauen Augen, dem farbloſen gelben Geſicht und ſchlichten, lang herabfallenden Haaren vor mir, wie er die beſchäumten Hände durch das Barbierbecken hin- und herrauſchen ließ, wie er mit dem Meſſer an den einfältigen, ehrlichen Geſichtern der Landleute hin- und herſpazierte, und wie er dann raſch und ſchleichend zwiſchen den Gaſttiſchen umherwanderte, um die leeren Gläſer zu füllen oder den neuen Ankömmlingen die verlangte Labe zu bringen. Man konnte ſich kein beſſeres Bild der Aufmerkſamkeit denken. Dabei wußte er alle Welt nach ihrer Individualität zu behandeln. Er ſprach jedem nach dem Munde und machte ſich dadurch jedem angenehm. Selbſt wenn ganz unbekannte Leute eintraten, dann hatte er gleich einen richtigen Blick in ihr Weſen. Auch die Dialekte der Nachbarſchaft redete er bis zur Vollkommenheit. Kam ein Weſtfale in das Zimmer, ſo ſprach er im weſtfäliſchen Tone. So machte er es auch mit den Bergiſchen und Rheiniſchen. Und jedem band er auf, er ſei aus der Gegend daheim und habe dieſe oder jene Verwandte dort.

In ſeinem Geſpräche war er ſehr mannichfaltig. Beſonders gern erzählte er aus den Kriegen in Spanien und Rußland, die er als Feldſcherer mitgemacht haben wollte, was übrigens viele Leute nicht glaubten. Jedenfalls wußte er aber hübſche Kriegsgeſchichten. Auch was in der Umgegend vorfiel, berichtete er haarklein, Falſches und Wahres, jedoch, um ſich den Rücken freizuhalten, ſetzte er immer hinzu: So ſagt man! Wer aber dieſer „man“ war, das konnte niemand herausbekommen. So war hier eine ewige Quelle der Unterhaltung, es wurde zugleich politiſirt, wobei er alle Meinungen je nach den Anweſenden vertrat, ohne je bei dem einen oder andern anzuſtoßen. Wollten zuweilen, wie es denn auch zu geſchehen pflegte, die Fiſche nicht anbeißen, war überhaupt ſchlechtes Wetter in der Stube, ſo ſtand er mit auf dem Rücken zuſammengelegten Händen am Fenſter und ſah auf die Straße. Dann murmelte er bald: Guten Tag, Herr Bürgermeiſter, oder Herr Oberrichter, oder Herr Oberſt, wie es ihm gerade in den Sinn kam, ohne daß Einer von den Herren vorüberging. Aber er machte die Leute neugierig, ſie ſtanden auf, thaten Fragen, mit einem Wort, ſie wurden lebendig und verzehrten.

Es ging eben alles um den lieben Stüber. Und er hatte in der That eine ewig wechſelnde Manier, um ſich ſelbſt auf dieſe Weiſe die Taſchen zu füllen. Es kam damals die Mode auf, daß der Wirth mancherlei Branntweinſorten haben mußte. Der eine forderte Korn, der andere Wachholder, der dritte Steinhäger, der vierte alten Münſterländer, der fünfte Genevre. Butſchenberg hatte auch eine Menge Krüge auf dem Schenktiſche ſtehen, aber man ſagte ihm nach, er beſitze trotzdem nur Eine Sorte, er wiſſe jedoch die Gefäße, ſobald etwas anderes gefordert werde, ſo liſtig und geſchwind durcheinanderzuſetzen, daß es den Anſchein habe, als hätte er all die verlangten Flüſſigkeiten. Dabei wußte er das Glas mit ſo gutem Anſtand zu übergeben und machte ſtets eine ſo treffende Bemerkung dazu, daß kein Menſch an die nähere Prüfung dachte.

So klug er nun auch war in der Behandlung der verſchiedenen Charaktere, ſo fand er doch auch mitunter mit ſeinem Takte den einen oder den andern armen Teufel, dem er zum Vergnügen der Stammgäſte irgendeinen Schabernack ſpielte, um eine allgemeine Heiterkeit hervorzurufen. Freilich berechnete er immer ſehr ſcharfſinnig die Folgen. Was ihm Schaden bringen konnte, das hütete er ſich wohl zu thun. So weiß ich, daß er einmal einen einfältigen Bauer, der die Haare geſchnitten haben wollte, gerade wie einen Chineſen zurichtete, indem er ihm das ganze Haupt kahl ſchor, mit Ausnahme eines langen Zopfes, den er oben auf dem Scheitel ſtehen ließ, wobei er dann zum höchſten Gaudium der Gäſte behauptete, das ſei die neueſte pariſer Mode. Auch raſirte er mitunter die Leute nur zur Hälfte und litt dann am Krampf im Arme, ſodaß er nicht weiter konnte, ohne ihnen möglicherweiſe den Hals mit einem falſchen Ruck abzuſchneiden. Die Unglückſeligen, die ein ſolches Schickſal betraf, mußten darauf den ganzen Tag zur allgemeinen Beluſtigung ſeiner Gäſte bleiben. Aehnliche Kurzweil trieb er oft mit einem Hohlſpiegel, worin er den Ankömmlingen zeigte, daß ſie dreifach geſchwollene Köpfe hatten und ſich in einem lebensgefährlichen Zuſtande befanden. Die Geängſtigten ſetzte er dann hinter den Ofen, es wurde ihnen eine bittere Arznei gegeben, die gleichwol ſchönes Geld koſtete. Aber ſie hatten doch wieder die Freude, ſich bald geheilt zu ſehen, denn nach einer Weile zeigte ihnen der Schalk in dem umgewendeten Spiegel, der die Formen in natürlicher Größe wiedergab und ſie überzeugte, daß ſie ſich außer aller Gefahr befanden und daß ihr Geſicht wieder auf das gewöhnliche Ausſehen zurückgekommen war.

Als das größte Wunderwerk, welches Butſchenberg verrichtet habe, wurde folgender Schwank erzählt. Der barbierende Wirth beſaß nämlich auch eine Hecke von Kanarienvögeln, die er abrichtete und mit gutem Nutzen verkaufte. Nun hatte er einſt einen Vogel, von dem er behauptete, daß er das Kirchenlied: „Alles meinem Gott zu Ehren“, trefflich zu ſingen verſtände. Im Grunde genommen, war es aber nur eine Flunkerei, mit der er Gäſte anlockte, was ihm auch vollkommen gelang. War nämlich die Stube voll und wurde das Lied verlangt, denn hing er den Käfig, in dem der Sänger ſaß, an eine andere Wand, in der Nähe eines offenen Ofenlochs, ſtellte ſich vor denſelben, rückte die weiße Zipfelmütze auf dem Kopf und machte dem Thier auch ſonſt noch einige Zeichen. Unterdeß war ſein älteſter Junge, ein durchtriebener Schlingel, in der andern Stube an das beſagte Loch geklettert und begann dort in rührenden Pfeiftönen die verlangte Melodie. Die Bauern ſperrten Naſen und Mäuler auf und waren ſtill wie die Nacht. Einige nahmen ſogar die Pfeifen aus dem Munde, andere die Mützen vom Haupte. Manche waren tief gerührt über das gottſelige, religiöſe Thier, wie ſie ſich ausdrückten.

Das Wunder verfehlte ſeine Wirkung nicht und rief unter vielen Neugierigen auch einmal einen reichen Bauern aus einem entfernten Dorfe in die Schenke des Vaters Butſchenberg. Der Vogel mußte ſein Kunſtſtück machen, und als er ſein vermeintliches Lied beendet hatte, rief der Fremde aus: Ich geb' euch ein Malter Weizen für das Thier, denn ich muß es jedenfalls haben. — Das thut es nicht, antwortete der ſchlaue Barbier, ihr müßt beſſer bieten. — So geb' ich euch zwei, rief der Bewunderer. — Zu wenig! Wenn ich den Gelben nach Brüſſel ſchicke, ſo hab' ich meine zehn Karolinen. — Wol, war die hitzige Antwort: drei Malter Weizen! Ich ſchicke ſie morgen, aber mehr geb' ich, Gott ſtraf mich, nicht. Butſchenberg merkte, daß es jetzt Zeit ſei, und ſchlug zu. Der Bauer nahm den Vogel und trug ihn ſelbſt nach Hauſe, wo er ſogleich das Getreide für den Schlaukopf aufladen ließ und abſandte. Aber den nächſten Sonntag kam er wieder und klagte, der Vogel wolle nicht ſingen. Da gab ihm Butſchenberg ſeine Zipfelmütze mit und lehrte ihn nochmals die Signale. Aber auch das war umſonſt, das Thier blieb ſtumm. Nun wollte der Bauer den Weizen zurück haben, aber er wurde nur ausgelacht, denn er hatte den Vogel ohne Bedingungen erhandelt. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen.

Mein Vater hatte an ſolchen Dingen eine wahrhaft kindiſche Freude, die auch in der That ſeine gute, jedem Humor offene Seele verrieth. Mir brachte er denſelben

Geſchmack bei und lehrte mich auf dieſe Weiſe das Volk in ſeinen innerſten Tiefen kennen. So erinnere ich mich, daß er mich gern auf den Jahrmärkten der Stadt umherführte und mich auf allerlei aufmerkſam machte. Wir gingen alsdann in die Buden, wo ſeltſame Dinge zu ſehen waren, an denen übrigens ſelten etwas Merkwürdiges iſt. Auch mein Vater fand ſelten eine Befriedigung, es ſei denn, daß allenfalls eine Menagerie am Ort war, die dem Auge fremdartige ausländiſche Thiere bot. Dafür aber betrachtete er deſto lieber die Gruppen, die ſich um die Seiltänzer und Hanswürſte oder um irgend eine ſchreckliche Mordgeſchichte ſammelten. In Betreff der letztern iſt mir beſonders noch ein großer Vagabund mit ſchwarzem, ſtruppigem Schnurrbarte im Gedächtniſſe ſtehen geblieben, der jedes Jahr kam und ein neues Bild nebſt drei neuen Liedern mit ſich führte. Er ſelbſt drehte die Orgel und gab ſchauerliche Erklärungen zu ſeinem ſchauderhaften Gemälde, während ſein dickes Weib wie raſend das Tamburin ſchlug. Dieſes landſtreicheriſche Paar gab zugleich dem Volk Unterricht im Geſang, und da ſtanden denn oft ganze Scharen im Kreiſe, die ſich bemühten, die Melodien der Lieder nachzuſingen. Es war ein komiſcher Anblick. Die alten Bauern, die ein Gläschen über den Durſt getrunken hatten, konnten von ihren beſchämten Töchtern nicht fortgebracht werden; ſie folgten ganz luſtig den Tönen und ſchlugen den Takt dabei. Stille Arbeiter blieben in ſich verſunken ſtehen und ſtudirten, um bei ihrem Werk ein neues Lied zu ſingen. Knechte und Mägde ſtanden ſtumpf und blöd lauſchend, um etwas für die Spinnſtube zu erobern. Und dazwiſchen drehte ſich die wilde Jugend kreiſchend und ſchreiend umher. Der Vagabund aber rief mit rauher Stimme: Drei Lieder! Nur ein Silbergroſchen! Gleich wird von neuem probirt, damit alle die Melodie kennen. Und dann brummte ſein Bierbaß wieder in die brauſende und wogende Volksmenge.

Mein Vater wußte bei ſolchen Begebniſſen trefflich zu beobachten. Was er dabei dachte, das theilte er mir mit. Ich lernte auf dieſe Weiſe die Menſchen in den mancherlei Lagen beurtheilen. Ohne daß ich es wußte, ſtudirte ich ſo die Natur der verſchiedenſten Perſonen, und das war beſſer, als wenn ich viele Bücher geleſen hätte. Ich las eben das Buch des Lebens, worin manche Dinge verzeichnet ſind, die der todte Buchſtabe nun und nimmer zum Bewußtſein bringt. Und hier war mir denn mein Vater allerwärts Leiter und Lehrer. Ich fühle, wie ich ſchon geſagt habe, daß ſein Geiſt in mir fortlebt.

VII.

So ging das Leben auf dem Hofe her, als ich noch Knabe und Jüngling war. Während meiner Dienſtzeit bei den Soldaten aber veränderte ſich alles. In Münſter erhielt ich die traurige Nachricht, daß meine Mutter geſtorben ſei. Ich trauerte ihr von Herzen nach, denn ſie war eine treffliche Frau, deren Eigenſchaften ich vormals lange nicht genug anerkannt hatte. Sie erſchien nämlich ſchlicht und einfach, aber überaus thätig, fleißig und aufmerkſam. Ueberhaupt mußte ſie das Muſterbild der Sparſamkeit genannt werden, denn ſie hielt im Hauſe alles in unſcheinbarer, aber nachhaltiger Weiſe zuſammen. Ihr Tod hatte meinem Vater außerordentlich zugeſetzt. Erſt bei ihrem Verluſte ward es klar, was er und alle an ihr verloren. Ich fand den alten Mann, ſehr verändert, als ich den Soldatenrock ausgezogen hatte und heimkam. An die Stelle ſeiner friſchen Rüſtigkeit war die Altersſchwäche getreten. Unter ſolchen Umſtänden lag es nahe, daß der Beſenſtiel zu lange ungebraucht in der Ecke ſtehen geblieben war, wie die Bauern zu ſagen pflegen, wenn die Wirthſchaft nicht mehr recht gedeihen will. Ich kannte ihn kaum wieder. Die Verwaltung des Hofes hatte er meinem älteſten Bruder Wilhelm, den wir ſeitdem den Bauern nannten, abgetreten. Er lebte noch einige Jahre ein dürftiges, vegetirendes Leben. Dann ſtarb er einen ſtillen, ruhigen Tod; er ging aus, wie das Abendroth allmählich verſchwindet. Es war das Sterben eines guten, braven Mannes. Wir ſtanden ruhig und traurig an ſeinem Todtenbette und trugen ihn mit ſtillem Kummer auf den Kirchhof. Es war eine reife Frucht vom Baume gefallen.

Wie ich nachher vernahm, war der Hof übrigens zur rechten Zeit in die Hände des Bruders gekommen. Mein Vater hatte lange nicht ſo gewirthſchaftet, wie es eigentlich geſchehen mußte. Aus der Schilderung, die ich von ihm gegeben habe, geht es übrigens auch klar hervor, daß er eigentlich zu poetiſch war und ſich zu viel um das Leben da draußen bekümmerte, als daß er ein tüchtiger Hauswirth hätte ſein können. Alles war ins Verfallen und Veröden gerathen. Der Bruder, der ganz die Natur der Mutter hatte, führte aber die Dinge wieder ſchnell ins rechte Gleis. Er baute, er ſtellte her, er rechnete, er ließ ſich keine Mühe verdrießen. Dabei war er überall bei der Hand. Er pflügte im Feld, er droſch in der Scheune, er fütterte in den Ställen, er war nirgends und überall und beaufſichtigte alles Werk mit der entſchiedenſten Strenge. So brachte er aufs neue Licht und Ordnung in die Angelegenheiten. Bald kam überall der Segen in Fülle eingezogen.

Ich muß hier bemerken, daß der Hof ein Erbhof iſt, wie man ſie in Weſtfalen noch allgemein findet. Da iſt von keinem Theilen die Rede, wie anderwärts. Wie bei den Adelichen geht das Gut auf den Aelteſten über; die Nachgeborenen grollen deshalb nicht mit ihrem Geſchick: ſie gehen als Knechte und Mägde in die weite Welt und ſuchen ſich draußen ein Glück, das ihnen der Zufall daheim nicht beſchied. In dieſen Verhältniſſen zeigt ſich eine conſervative Geſinnung, die gern dasjenige erhält, was von Geſchlecht zu Geſchlecht in der Familie geweſen iſt. Bisjetzt hat noch kein Tadeln und Mäkeln daran gerüttelt. Wir Brüder beſaßen nun alle das rege, lebendige Gefühl der Familie, das dieſen Einrichtungen zum Grunde liegt und ſie einzig und allein erhält. Da wir aber eine Einſicht in die einigermaßen zerrütteten Verhältniſſe des väterlichen Vermögens genommen, ſo faßten wir ſammt und ſonders den Entſchluß, gemeinſam den Bruder Bauer mit unſern ſtarken Händen zu unterſtützen und nicht eher an die Begründung einer eigenen Exiſtenz zu gehen, bis der Hof wieder in ſeinem frühern Wohlſtande aufgeblüht ſei. Dadurch traten natürlich große Erſparniſſe für den Bauern ein; er brauchte keine Knechte zu bezahlen und war überdies überzeugt, daß er ſichere und treue Leute hatte, die ſeine Sache nicht verkommen ließen. So bildete ſich auf dem Hofe ein äußerſt friſches und lebendiges Treiben. Es war aber auch wirklich eine Freude, die fünf kräftigen Söhne des alten Barkhofen das Gut bewirthſchaften zu ſehen. Es iſt keine Uebertreibung, wenn ich ſage, daß wir bald in der ganzen Gegend als Muſter hingeſtellt wurden.

Nach vielen rüſtig durcharbeiteten Jahren ſtand der Hof auch wirklich wieder in ſeinem alten Flore. Die

Aecker, Wälder und Wieſen gehörten zu den ſchönſten und cultivirteſten des Landes. An den Gebäulichkeiten fehlte kein Nagel; es erſtanden ſelbſt neue Ställe und Scheunen. Die aufgenommenen Kapitalien waren gedeckt. Der Bauer hatte ſogar manche Ankäufe gemacht und das Gut beträchtlich vergrößert. Da konnte es denn auch geſchehen, daß wir mit gutem Gewiſſen in die Welt hinausgingen. Zuerſt waren die ältern Brüder an der Reihe, dann folgten die jüngern. Ich ſelbſt blieb bis zuletzt, weil ich ein Träumer war, dem es an ſpeculativem Geiſte gebrach, um ſich ſelbſt einen Herd zu gründen. Endlich führte mich mein Schickſal einen eigenthümlichen Weg. Ich ging vom Pfluge zur Kunſt über. Wie das geſchehen iſt, will ich nächſtens aufzeichnen, denn ich ſehe, daß der Doctor recht hatte, als er mir das Tagebuch ſchenkte. Man kann ſchon etwas niederſchreiben, wenn man will, und man hat dabei auch den großen Vortheil, daß man ſich klar über die Welt und ſich ſelbſt wird.

VIII.

Ich will nunmehr aufzuſchreiben verſuchen, wie ich eigentlich zur Kunſt gekommen bin.

Wann haben die erſten Triebe gekeimt? Ich weiß es kaum zu ſagen. Wer die Lebenspfade betritt, auf denen ich gegenwärtig hinwandere, der hat wahrſcheinlich angefangen wie ich. Es ſcheint mir, daß es mit den Menſchen iſt wie mit den Pflanzen. Was aus den Samen wachſen ſoll, das wächſt auch draus. So ſtreben die Talente der Kinder früh in beſtimmten Neigungen an das Tageslicht. Unter den kindlichen Beſchäftigungen, die ſo vielfältig ſind wie die verſchiedenen Zweige der Thätigkeit, nimmt gewöhnlich ſchon in frühen Tagen die eine oder andere einen Vorrang ein. Wer ein bildender Künſtler werden will, der fühlt frühzeitig die unabwendbare Luſt des Geſtaltens. So iſt es auch mit mir geweſen. Ich fing in der Schule an zu zeichnen und zerſtreute mich in den Stunden oft in einer Weiſe, daß ich viele guten Lehren des alten Schulmeiſters überhörte und mir mannichfaltige tadelnde Aeußerungen, Ermahnungen und Strafen zuzog. Aber was ich damals gezeichnet habe? Die Entwürfe waren mit dem Griffel auf die Schiefertafel geworfen und ſind längſt wieder abgewaſchen! Und ſo war es auch in den freien Stunden. Die Thüren und Wände auf dem Hofe und in den Häuſern meiner Spielkameraden würden noch von meinen Werken erzählen, wenn der Weißbinder ſie mit ſeinem gewaltigen Quaſte nicht längſt aus dem Innern der Wohnungen und der Himmel ſie mit ſeinen Hagel- und Regengüſſen nicht von den Mauern und Thoren vertilgt hätte. Jedoch, was ſollte mir das? Ich nahm die Kohle vom Herd und erbettelte mir den Rothſtift vom Zimmermann und zog meine Striche, was das Zeug hielt, weil ich durch eine unerklärliche innere Macht dazu hingetrieben wurde.

Die von meinem Vater ererbte und gepflegte Beobachtungsgabe kam mir bei dieſen Verſuchen gewiß trefflich zu ſtatten. Ich ſah mancherlei Dinge in Haus, Wald und Feld, die mich zur Darſtellung reizten und die ich auch in Formen zu bringen ſtrebte. Um mich her lebten und webten eben jene ländlichen Bilder, die gegenwärtig ſo viele Freunde und Bewunderer haben. Noch mehr aber richtete ſich meine Seele nach geſchichtlichen Gegenſtänden. Da den Kindern in den Kreiſen, in welchen ich aufwuchs, nichts anders als die bibliſche Geſchichte zu Ohren kommt, ſo waren es auch natürlich die Begebenheiten des alten und neuen Teſtaments, welche ſich in meinem Haupte zu Bildern geſtalteten, und welche ich oftmals zur Ausführung brachte. Unter meinen Altersgenoſſen erhielt ich dadurch eine gewiſſe Berühmtheit. Sie ſahen mich oft mit großen Augen an, wenn ich, in die Bilder, die in meinem Innern auftauchten, verſunken, in voller Arbeit vor einem großen Scheunenthor ſtand und ihnen dieſe oder jene That nach ihrem Wunſche oder aus eigener Wahl hinmalte. Dieſer Ruf ging mir auch nicht verloren, als ich die Schule längſt verlaſſen hatte und als junger Knecht oder, wie es in der Bauernſprache heißt, als Enk auf dem Hofe diente, denn ich blieb auch nachmals dieſer Neigung treu ergeben und hieß überall der „Maler“.

Nebenbei machte es mir eine große Freude, wenn ich in den Häuſern der Stadt einzelne Lithographien und Kupferſtiche zu Geſicht bekam oder gar in den Kirchen die Oelgemälde und Bildſäulen betrachten konnte. In dieſer Beziehung war freilich in der ganzen Gegend nicht viel zu ſuchen. Vielleicht beſaß ich ſelbſt damals ſchon beſſere Ideen und ein größeres Schönheitsgefühl für die Ausführung, als jene Arbeiten boten. Aber mir fehlte das Maß, um damit zu meſſen. Ich hatte noch keine Vergleichungspunkte gefunden. Was ich mir anſah, das regte mich wenigſtens zu eigenem Schaffen an. Und das war vorläufig ſchon Vortheil genug. Ich dachte über geſehene Dinge nach, ich hatte dann meine eigenen Phantaſien, ich brachte ſie in irgendeine Form und förderte mich allmählich unbewußt in neuen Anſchauungen. Kurz, der Trieb zur Kunſt ſchlummerte nie und nimmer.

So ging es fort bis in mein zwanzigſtes Jahr, wo [illegible], nach den Forderungen des Staatsgeſetzes, Soldat werden und drei Jahre lang als Artilleriſt dienen mußte. In vielem Betracht iſt es wirklich eine traurige Zeit, wo ein geiſtig angeregter Menſch faſt nichts mehr ſein darf als eine Maſchine, die tagtäglich zu denſelben Verrichtungen aufgezogen und wo die Perſönlichkeit in einem ewigen Einerlei beinahe vernichtet wird. Für meine Zukunft waren aber dieſe Dienſtjahre von dem weſentlichſten Nutzen, denn ſie zeigten mir doch etwas mehr von der Welt und den Menſchen, als ich bisjetzt geſehen hatte. Zwiſchen den eintönigen Beſchäftigungen auf dem Exerzierplatze und in den Ställen gab es auch freie Stunden, in denen man ſich ſelbſt wiederſuchen und wiederfinden konnte. Dieſe benutzte ich dann regelmäßig, um jenem unwiderſtehlichen Drange zu folgen, der in den Anfängen meiner Kindheit begonnen hatte. Auch hier hieß ich wieder der „Maler“.

Beſondere Anregung aber fand meine Phantaſie dadurch, daß mir jetzt Gelegenheit geboten war, wirkliche Kunſtwerke zu ſehen und, ſoviel es mir damals die Vergleichung erlaubte, zu ſtudiren. Den größten Theil meiner Dienſtzeit befand ich mich in Münſter. Das Ausſehen dieſer ſeltſamen, alterthümlichen Stadt, die, wie es mir ſcheint, nicht genugſam gekannt iſt, machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich. Ich konnte ſtundenlang vor und in den alten Kirchen umherwandeln und mich an den ſchlanken und ſchöngeſchwungenen Formen, welche Säulen und Bogen bildeten, ergötzen. Nicht minder intereſſirten mich die ehrwürdigen grauen Steinbilder der Heiligen, die jahrhundertelang in denſelben Niſchen dem Wetter und Sturme getrotzt hatten. Auch den Oelbildern wurde mancher prüfende Blick zugewendet, aber ſie gaben mir nur geringe Befriedigung, da ſich wenig werthvolle Stücke unter ihnen befanden. Mehr gefielen mir wieder die Porträts im Friedensſaale, welche die charakteriſtiſchen Köpfe der Geſandten darſtellen, die einſt zu Ende des Dreißigjährigen Kriegs in Münſter verſammelt waren. Auch die Geſchichte wirkte fühlbar auf meinen Geiſt. Wenn ich ſie auch nur aus dem Volksmunde, in dem ſie wieder zur Fabel wird, verſtümmelt und zerriſſen vernahm, ſo erregte ſie mich doch zu mannichfaltigem Nachdenken.

Während ich auf dieſe Weiſe die erſten Anſchauungen von der Kunſt der Vergangenheit gewann, holte ich mir die erſten Begriffe von den Werken der Gegenwart an den Schaufenſtern der Buch- und Kunſthandlungen, deren es einige in Münſter gab. Es verging nicht leicht ein Tag, wo ich nicht meinen Gang dahin richtete und längere Zeit die Kupferſtiche oder Lithographien betrachtete, welche beſonders aus der Düſſeldorfer Malerſchule hervorgegangen waren. Zuweilen hingen auch Werke der franzöſiſchen Kunſt aus, ja mitunter erblickte ich Stiche nach Bildern der italieniſchen Meiſter, unter denen beſonders die Madonnen von Rafael meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen.

Noch mehr Anregung erhielt mein Geiſt, als wir einſt einen Marſch nach Köln machten und dort längere Zeit in Garniſon lagen. Neben dem bewegten Leben, das die größte Stadt des Rheinlandes darbot, feſſelten mich beſonders die vielen herrlichen Kirchen, die das Mittelalter dort in den ſchönſten Verhältniſſen und zierlichſten Formen aufgebaut hat. Der rieſenhafte kölner Dom bewegte mir das Herz im Innerſten. Faſt nicht weniger gefielen mir die prächtigen Kirchen, die, wie Maria vom Capitol, Apoſteln und St.-Gereon, im ſogenannten byzantiniſchen oder Rundbogenſtil aufgeführt ſind, und deren Formen mir noch der vielfältigſten weitern Ausarbeitung fähig ſcheinen. Zugleich fand ich hier eine Gemäldeſammlung im Muſeum, die neben vielen mittelmäßigen Bildern doch auch die ſinnigſten und innigſten Einzelheiten der Altdeutſchen Schule enthielt. Ferner ſah ich das berühmte Dombild, das nur an hohen Feſttagen dem Publikum gezeigt wird. Auch einige geniale Arbeiten von Rubens traten mir hier zuerſt vor das Geſicht, die, wenn ſie auch nicht zu ſeinen vollendetſten Werken gehören, doch immer den gewaltigen Geiſt des Meiſters durchleuchten laſſen. Durch alle dieſe Dinge wurde ich gehoben, belebt und angeregt.

Damals war nun auch die Zeit der Pfennigmagazine, die ſich die Aufgabe geſtellt hatten, auf eine wohlfeile Art dem Volke die Kunde von vielen wiſſenswürdigen Dingen zu übermachen. Ebenſo fand man in den Wirthshäuſern das eine oder andere Blatt, welches Beſprechungen über Kunſt und Künſtler enthielt. Ich ſuchte ſolche Aufſätze, wo ich ſie nur finden konnte, verſchlang ſie mit einem wahren Heißhunger und behielt ihren Inhalt beſſer im Gedächtniſſe als manches andere, was die übrige Welt gewiß für viel intereſſanter hielt. So gewann ich nach und nach mancherlei Kenntniſſe von einem Fache, dem all meine Aufmerkſamkeit gewidmet war. Ich erfuhr, daß ſchon vor Jahrtauſenden in Griechenland eine Kunſtperiode geblüht hatte, daß in Rom ſchöne Statuen angefertigt wurden, daß im Mittelalter durch ganz Italien und ſpäter in Deutſchland und in den Niederlanden die herrlichſten Kunſtwerke entſtanden waren. Die Namen eines Michel Angelo, Rafael, Albrecht Dürer, Rubens und Rembrandt blieben mir nicht mehr fremd. Ich wußte ſogar das eine und andere von Cornelius, Overbeck, Kaulbach und Leſſing zu ſagen.

Gleichzeitig erwarb ich mir einige Wiſſenſchaft von der deutſchen Literatur. In der Kaſerne trieben ſich immer auf den Stuben einzelne Bücher herum. Neben vielem geſchmackloſen Zeuge fanden ſich mitunter auch gute Werke ein. Und ſo gedenke ich noch immer mit beſonderm Vergnügen der Zeit, wo ich zuerſt mit Schiller's Gedichten bekannt wurde. Damals lag ein Bombardier Namens Hackländer, derſelbe, der jetzt ſo hübſche Geſchichten ſchreibt, mit uns auf der Stube. Dieſer hatte ſchon mancherlei in ſich aufgenommen, und ſo las er uns die erſten Balladen dieſes herrlichen deutſchen Dichters vor. Aber wie weit war ich noch mit meinem Verſtändniß zurück! Als ich die Bürgſchaft zuerſt hörte, da konnte ich mich noch gar nicht in das Pathos der Sprache finden. Ich vermochte nur einfache Wendungen in mich aufzunehmen, und dieſer Stil war mir viel zu ſchwer. Erſt nach und nach kam ich hinein, aber dann empfand ich die höchſte Begeiſterung. Heiße und kalte Schauer rieſelten mir den Rückgrat hinunter. Ich las die Gedichte für mich immer wieder von neuem und konnte ſie nicht ſatt kriegen. Ebenſo ging es mir ſpäter mit den Trauerſpielen, die ich wahrhaft verſchlang.

So verbrachte ich die Militärzeit doch nicht ohne mannichfache Anregung. Vielfach im Geiſte bereichert, kehrte ich endlich nach drei langen Jahren zurück. Als ich wieder längere Zeit daheim war, fragte mich mein Bruder, der Bauer, ob ich auf dem Hofe bleiben oder eine Factorſtelle in einem Kohlengeſchäfte, das einem Verwandten gehörte, antreten wolle. Ich antwortete ihm, daß ich nicht ſcharf rechnen könne und lieber als Knecht diene. Er war es zufrieden und ſchickte meinen Bruder Ludger, der bisjetzt bei ihm gedient hatte, und der ſich freute, eine Exiſtenz anzutreten, die ihm reichlichere Mittel bot als der bisherige Dienſt. Ich aber richtete mich in meinem ländlichen Leben mit um ſo größerm Wohlbehagen ein, als ich die Natur ſehr lange entbehrt hatte. Wo ich früher als Enk meine Arbeiten gethan, da war ich jetzt Meiſter- oder Hofknecht, während mein jüngerer Bruder Joſeph als Pferdeknecht und Benedict als Enk unter meiner Botmäßigkeit ſtanden.

Die geliebte Kunſt wurde aber hier ebenſo wenig vergeſſen. Hatte ich die Woche über in Feld, Wald und Wieſe gearbeitet, ſo wurde der Sonntag dem Zeichnen gewidmet. Bret, Papier, Kreide und Stifte wußte ich mir aus der Stadt zu verſchaffen, und was dort nicht zu haben war, das brachte mir die Botenfrau mit aus Düſſeldorf. Im Sommer hatte ich mein Atelier in meiner Schlafſtube, im Winter ſaß ich in den Gebäuden der Leibzucht auf der Stube der alten Schäfersfrau, wo ein warmer Ofen brannte, und warf meine Ideen in mannichfachen Umriſſen auf das Papier. Die bibliſchen Geſchichten, die mir noch am zugänglichſten waren, beſchäftigten mich wieder am meiſten, denn ich begann damals eine Reihe von Compoſitionen, welche das ganze Leben Jeſu behandelten, und die ich mit zwiſchengeſchriebenem Texte zu einem Andachtsbuche zu vereinigen gedachte. Zugleich aber bot auch das Landleben mannichfache darſtellungswerthe Situationen. Mit angeregtem Geiſte verfolgte ich bald das eine, bald das andere. Meine Phantaſie war äußerſt fruchtbar. Ich konnte vor lauter Planen niemals zur ruhigen Ausführung eines einzigen kommen.

In der Ausführung leitete mich ein richtiger Inſtinkt. Die Vorbilder für meine Geſtalten ſuchte ich mir ſtets in der Natur. Dies gerieth mir auch, was Ausdruck der Geſichter und Bewegung der Glieder anging. Schwieriger aber wurden mir die Formen der nackten Körpertheile, wo ich ſolche zu zeichnen hatte. Ohne vom Modell eine rechte Ahnung zu haben, kam ich damals auf den Gedanken, mir in nächtlichen Stunden, wenn ich allein war, das Licht anzuzünden, mich zu entkleiden, und Arm und Beine, überhaupt alle Körpertheile an mir ſelbſt zu ſtudiren und niederzuzeichnen. Freilich geſchah dies immer in der größten Sicherheit bei verſchloſſenen Thüren. Ich hätte mich bis in den Tod geſchämt, wenn irgendeiner von ſolchem Treiben Kunde erhalten haben würde. Und doch konnte ich dieſem Drange nicht widerſtehen.

Nebenher verſchaffte ich mir wie zur Zeit meines Soldatenlebens mancherlei Bücher zur Fortbildung meines Geiſtes. Unten in der Stadt arbeitete zu jener Zeit ein Schloſſergeſelle aus dem Bergiſchen, von dem ich gehört hatte, daß er ein beleſener Burſche ſei. Derſelbe ſtammte nämlich aus einem Orte, deſſen Schulmeiſter ſich ungewöhnliche Mühe um die Bildung des Volks gab. Zu dieſem Zwecke war dort eine Bibliothek angeſchafft worden, deren Werke von jedem Landbewohner benutzt werden konnten. Dorther ſchrieben ſich nun auch die Literaturkenntniſſe des jungen Schloſſers, der durch den Boten eine lebhafte Verbindung mit ſeiner Heimat unterhielt und auf dieſe Weiſe an mancherlei Bücher gelangen konnte. Ich ſuchte aus dieſem Grunde die Bekanntſchaft des Handwerkers, mit dem ich einmal bei Butſchenberg in der Schenke zuſammentraf, und fand das freundlichſte Entgegenkommen. Er hatte damals gerade den Shakſpeare, den er mir ſofort lieh, indem er mich zugleich aufmerkſam machte, daß ich beſonders den König Lear, den Hamlet und den Macbeth leſen müſſe. Die mächtigen Koloſſe dieſer Geſtalten ergriffen mich bis ins tiefſte Mark. Ich konnte es allein nicht tragen und theilte des Abends nach der Arbeit meine Genüſſe mit der ganzen Bewohnerſchaft des Hauſes, deren Vorleſer ich ſchon von vornherein geworden war. Wo ſonſt das Märchen, die Räuber- und Geſpenſtergeſchichten um den kniſternden Herd ihre Herrſchaft behauptet hatten, da ſaß nun mit einmal der große britiſche Dichter, Grauſen und Freude erregend.

So lebte ich meine Tage hin. Es ging manches Jahr vorüber in derſelben eintönigen Weiſe zwiſchen den Arbeiten des Ackers und zwiſchen den Aufheiterungen, die mir Kunſt und Poeſie boten. Im äußerlichen Leben fehlte mir eigentlich nichts, denn ich konnte alle körperlichen Bedürfniſſe befriedigen, zumal da ich ſelten ins Wirthshaus ging. Höchſtens war ich des Sonntags abends beim luſtigen Butſchenberg zu finden, wo der

Humor der Landleute noch immer ein freundliches Abſteigequartier hatte. Auch zu Spiel und Tanz trieb es mich nicht, um dort zu ſpringen und zu trinken. Ich ging nur zuweilen auf den Tanzboden, um mir maleriſche Stellungen und Scenen einzuprägen. Die andern jungen Leute, die von meinem Alter und Stande waren, verſpotteten mich ſogar oft und meinten, ich ſpiele den Vornehmen, woran ich jedoch nicht dachte. Ich lebte am meiſten in meiner Seele und fand dort das beſte innere Genügen. Aber mit tiefem Schmerz fühlte ich doch auch eine unausgefüllte Kluft in meinem Geiſte. Mitunter ſpürte ich eine unſägliche Sehnſucht, die ich nicht zu deuten vermochte, und von der ich jetzt erſt die Ueberzeugung habe, daß es nichts anderes war als der ewige Trieb zur Kunſt.

IX.

Ich habe meine künſtleriſchen Anfänge bisjetzt nur im allgemeinen geſchildert. Jetzt will ich eine Begebenheit erzählen, die nicht ohne großen Einfluß auf die endliche Entſcheidung meines Lebensganges war.

Der Schutzpatron der Stadt Werden iſt der heilige Ludger, der vor der Zeit Karl's des Großen lebte und an der Ruhr, in Weſtfalen und in Friesland das Chriſtenthum predigte. Von ihm exiſtirt eine ſehr ſchöne Legende, die ich neulich einem unſerer Freunde, der Bücher macht, erzählt habe, und die derſelbe darauf in folgende Reime gebracht hat:

Sanct-Ludger.

Es klinget dumpf durchs weite Thal,
Zu Werden tönt das Grabgeläute.
Wer ließ der Erde Luſt und Qual?
Wer ward des Himmels Wohner heute?
Doch keiner weiß vom Todesgang,
Die Mönche ziehn zum Thurm erſchrocken!
O ſeht, von ſelbſt ſchwingt ſich der Strang,
Von ſelber tönt das Spiel der Glocken!

Ein Wunder iſt es, unerklärt,
Ein Wunder iſt es, unverſtanden,
Doch hat's drei Tage kaum gewährt,
Da klingt die Kunde rings den Landen:
Jäh ſtarb in dem Weſtfalengau
Ludger, des Chriſtenglaubens Zünder,
Er ſtiftete den Kirchenbau,
Es nennt Abtei und Stadt ihn Gründer.

Sie pflegen lange weiſen Rath,
Sie ſenden oſtwärts ihre Boten;
Die Prieſter folgen im Ornat,
Zu holen ihren theuern Todten.
Sie finden bald die heil'ge Gruft:
Er ward von frommer Hand begraben,
Und um die Stätte weht ein Duft,
Süß, balſamvoll, das Herz zu laben.

Am Grab ſteht Volk aus Münſterland,
Wo er als Biſchof ward geprieſen,
Es kommen her vom Nordſeeſtrand,
Die er bekehrt, die blonden Frieſen.
Es nennet ſein ihn jeder Stamm,
Denn jedem war er Hort und Hüter,
Sie warben alle; wunderſam:
Die Leiche noch iſt Gut der Güter.

Es währt der Streit die ganze Nacht,
Ein neues Wunder blüht am Morgen:
Denn als das Licht im Oſt erwacht,
Da iſt der Sarg nicht mehr geborgen.
Die Erde that von ſelbſt ſich auf,
Sie gab des Heil'gen Reſte wieder;
Nicht weiter ging des Wettſtreits Lauf,
Sie knieten alle betend nieder.

Auf einem Wagen, ſtierbeſpannt,
Steht bald der Sarg, ſo ward's beſchworen,
Wohin es geht, da iſt das Land,
Das ſich der Sel'ge hat erkoren.
Und ſieh, die Ochſen ziehn nach Weſt,
Sie ziehen zu des Ruhrthals Wieſen,
Und das gegeb'ne Wort bleibt feſt:
Heim gehn die Münſtrer und die Frieſen.

Doch Werdens Boten folgen treu;
Gebete tönen, Lieder ſchallen,
Die Stiere ziehen ſonder Scheu
Bis wo der Ruhr Gewäſſer wallen.
Sie halten bei der Fähre an,
Der Kahn löſt ſich am andern Strande,
Kein Führer leitet ſeine Bahn,
Er treibet ruderlos zum Rande.

Zu Schiffe ſteigt die fromme Schar,
Das wieder ungeführet gehet
Und auf den Wellen wunderbar
Sich dreimal vor der Landung drehet.
Dann hält es an, ſie ſteigen aus,
Und fort nach Werden geht der Wagen,
Er hält am hohen Gotteshaus,
Dort wird der Sarg zur Gruft getragen.

Und wieder klingt's durchs weite Thal,
Zu Werden tönt das Grabgeläute,
Doch ſtrömt es durch den Abendſtrahl
So ruh- und ſegenkündend heute.
O ſeht, von ſelbſt ſchwingt ſich der Strang,
Von ſelber tönt das Spiel der Glocken!
Dem Heil'gen klingt ein Dankgeſang,
Es iſt ſein Ankunftsgruß Frohlocken.

Das iſt die Sage, die bei uns zu Hauſe in jedem Munde lebt. Die ganze Gegend iſt ſtolz auf ihren Heiligen, der ſie ſo mächtig bevorzugt hat. Und ſo glaubt man auch, daß ſeine Wunderkraft lange Zeit über ſein Grab hinausgedauert hat. Noch heutigentags erzählt man ſich viele Mirakel, die an ſeiner Gruft geſchehen ſein ſollen. So behaupten die Leute, daß diejenigen jungen Männer, welche in unſerer Gegend ausgehoben wurden und die letzten blutigen Kriege mitgemacht haben, faſt alle unverletzt zurückgekehrt ſind, nachdem ſie vorher den Schutzpatron um ſeinen Schirm angefleht hatten. Nur von zweien wußte man, daß ſie im Felde geblieben, und von dieſen gingen dann nicht die frömmſten Gerüchte. Unterdeß ſollten die Nachbargemeinden viel mehr Todte gezählt haben. Am lebendigſten aber lebt das Angedenken des deutſchen Apoſtels bei Taufen fort. Es exiſtirt faſt keine Familie im ganzen Kirchſpiel, welche nicht einem ihrer Söhne den Namen „Ludger" gibt und ſich dadurch das Wohlwollen des Schützers zu erwerben hofft. Der Gipfelpunkt ſeiner Verehrung aber findet jedes Jahr am Namenstage des Heiligen und an ſeinem Kirchenfeſte ſtatt. Das letztere fällt in den Sommer, wenn die Welt ſo recht in ihrem ſchönſten Glanze liegt. Außer den kleinen Kindern und Greiſen nimmt beinahe alles daran theil, was ſtundenweit in der Umgegend wohnt. Beſonders glänzend iſt alsdann die Proceſſion, welche einen feierlichen Umzug durch die blühenden Felder im Kreiſe um die Stadt hält.

Nun war es aber einmal acht Tage vor dem Feſte des Heiligen, daß ich daheim in der Stube ſaß und zeichnete. Ich mochte vielleicht vierzehn oder funfzehn Jahre zählen, denn ich hatte ſchon ſeit einiger Zeit meine erſte Communion gethan und war bereits aus der Schule entlaſſen. Noch erinnere ich mich, daß es ein ſchöner Sonntagsnachmittag war und daß die Sonne freundlich in die Stube ſchien, wo ſich eben das Geſinde vom Kaffeetiſch erhoben hatte. Meine Mutter blieb allein in der Stube; ſie hatte mich ſchon mehreremal aufgefordert, endlich von der Arbeit aufzuſtehen und mein Vieruhrbrot einzunehmen, aber ich vermochte mich noch nicht von meinen Geſtalten zu trennen. Da trat mit einemmal die kleine, dicke Frau des Halfmann am Berge, der vielleicht zehn Minuten von unſerer Wohnung ſeinen Hof hat, durch die Thüre und fragte, nach einigen bewillkommnenden Grüßen, meine Mutter, ob ſie ihr nicht die Schilderei irgendeines Heiligen leihen könne, denn ſie müſſe in acht Tagen das Heiligenhäuschen, das auf ihrem Grund und Boden ſtehe, und vor dem die große Proceſſion einen Halt mache, ausſchmücken. Nun ſei ihr aber im vorigen Jahre das Bild, welches ſie immer zu dieſem Zwecke benutzt habe, durch den Gewitterregen verdorben worden, ſodaß ſie nur noch Rahmen und Glas beſitze. Sie habe zwar den Vorſatz gehabt, ein neues aus der Stadt kommen zu laſſen, aber die Sache ſei in Vergeſſenheit gerathen, und jetzt, wo die Noth dränge, wiſſe ſie keinen Rath.

Meine Mutter ſchaute an den Wänden umher, um der Nachbarin zu Dienſte zu ſein, aber da wollte ſich nichts finden. Sie bedachte ſich hin und her; jedoch das ganze Haus beſaß keine Schilderei, die dem Bedürfniß entſprach. Endlich kam ihr ein lichter Einfall. Wißt ihr was, ſagte ſie, unſer Theodor kann euch wol einen Heiligen malen. Er hat den heiligen Ludger ſchon ſo oft gezeichnet, daß er gewiß ein ganz gutes Bild zu Stande bringt. Wenn es euch recht iſt, ſo macht er den Verſuch. — Ei, das iſt ja wie gefunden, rief die Halfmannsfrau am Berge aus. Laßt ihn das Bild machen, und ich werde mich ihm dankbar erweiſen. Ich wurde nun angeſprochen und gefragt, ob ich die Arbeit übernehmen wolle. Mir ging dabei ein merkwürdig ſtolzes Gefühl durch das Herz. Bisjetzt waren alle Arbeiten von mir nichtsnutzig geweſen, ja, ich hatte manches harte Wort über die Faulenzerei hören müſſen, und nun wurde auf einmal meine Kunſtfertigkeit in Anſpruch genommen. Ja, es kam mir das Gefühl eines jungen Künſtlers, deſſen Talent zuerſt Anerkennung findet, und ich konnte nichts Eiligeres thun, als meine Zuſage geben, worauf die Frau ſich entfernte. Noch an demſelben Tage begab ich mich an die Arbeit, nachdem ich mein größtes und dickſtes Stück Papier hervorgeſucht, Bleiſtift, Gummi und die Farbeſchachtel aufs neue zurechtgeſetzt hatte.

Da ich während des Tages das Vieh hüten mußte, ſo konnte ich nur des Abends an mein Werk gehen; aber am Sonntag vor dem Feſte war ich glücklich fertig geworden und überbrachte das Bildniß des heiligen Ludger in das Haus des Halfmann am Berge. Die kleine, dicke Nachbarin freute ſich wie ein Kind und ſpendete mir eine Menge von Lobſprüchen, die mich ſehr glücklich machten. Der alte Rahmen wurde hervorgeſucht, und ich gab mich ſelbſt daran, die Zeichnung unter das

Glas zu bringen. In meinen kindlichen Augen gewann ſie jetzt erſt den rechten Glanz. Dann gingen wir mit der Schilderei zuſammen nach dem Heiligenhäuschen, an welchem die Mägde des Hofes beſchäftigt waren, Blumenkränze aufzuhängen, und vor welchem der Knecht die Maien, welche er aus dem Walde geholt hatte, in die Erde pflanzte. Die Halfmannsfrau nahm das Bild und ſetzte es in die Niſche. Nun gab es noch einmal eine allgemeine Verwunderung, in welche die Mägde und der Knecht einſtimmten, die es nicht genug zu rühmen wußten, daß ein Bauerburſche wie ich ſo etwas vollbracht habe.

Darauf wollte ich mich nach Hauſe begeben, aber die Nachbarin ſagte, ich müſſe ſie erſt begleiten, denn ſie habe etwas für mich. Ich dankte zwar für alles, jedoch ſie beſtand auf ihrem Verlangen. Als wir in der Stube waren, ging ſie hinaus, und als ſie zurückkam, hatte ſie drei wunderſchöne Aepfel, die in dieſer Zeit zu den Seltenheiten gehörten, und die ſie mir mit ſchlauem Lächeln in die Hände drückte. Ich dankte ſchüchtern und ſteckte ſie in die Taſchen. Als ich wieder im Felde war, da lüſtete mich nach der raren Frucht, ich holte einen Apfel hervor und biß herzhaft hinein. Aber welche Verwunderung kam über mich, als ich neben dem Fleiſche der Frucht einen harten Gegenſtand zwiſchen den Zähnen ſpürte! Ich nahm denſelben aus dem Munde, und ſieh, es war ein Fünfgroſchenſtück, das ich mit wahrem Herzklopfen betrachtete. Kaum aber hatte ich dieſe angenehme Entdeckung gemacht, als ich auch die übrigen Aepfel unterſuchte und in jedem ein ähnliches Geldſtück entdeckte. Himmel, was war das für eine Freude! Ich ſprang vor lauter Luſt in die Höhe, denn eine ſolche Summe hatte ich nie beſeſſen. In der That glaubte ich reich zu ſein wie Kröſus. In der ſchnellſten Haſt lief ich nach dem heimatlichen Hofe und hielt meiner Mutter die funfzehn Groſchen entgegen. Fünf davon mußt du haben, rief ich aus. Dafür ſollſt du dir Kaffee kaufen und vorzüglich gut zurechtmachen. Sie weigerte ſich zwar, aber ich ließ nicht nach, bis ſie das Geld annahm.

Das war mein erſtes künſtleriſches Honorar! Sollte es mir einſtens gelingen, große Summen zu verdienen, ich werde doch nie mehr jene reine, ungetrübte Freude empfinden, welche mir damals dieſer kleine Lohn machte. Dieſelbe aber wurde noch erhöht durch die liebenswürdige, ſinnreiche Weiſe, deren ſich die gutmüthige Bäuerin bediente. So große Heiterkeit ich indeß verſpürte, ſo erſchien mir der nächſte Tag doch noch reicher und glücklicher. Es war das herrlichſte Wetter von der Welt. Der Frühling lag ſo recht warm und brütend über Thal und Hügel. Ich ging mit den Leuten vom Hofe morgens hinunter nach der Stadt, wo ſich die Theilnehmer der Proceſſion in der Meſſe ſammelten. Als wir im Freien waren, ſahen wir auf allen Wegen, die von den Bergen in das Thal führten, Ströme von Menſchen ſich herunterziehen. Es waren gleichſam bunte Bäche, die zwiſchen den wallenden Kornfeldern und den gelbblühenden Oelſamenſtücken ſich in die Tiefe ergoſſen. Dabei läuteten alle Glocken von der Kirche her, in welcher die Reſte des heiligen Ludger begraben liegen; fern durch die Gegend antworteten die weiterliegenden Dörfer. Es war ein äußerſt feierlicher Moment.

Ich begreife eigentlich nicht, warum ſich die Genremaler nicht häufiger daranmachen, eine Proceſſion von Bauern mitten in den ſommerlichen Feldern zum Gegenſtand ihrer Darſtellung zu wählen. Es iſt wirklich ein prächtiger Anblick! Die bunten und ernſten Kleider des Landvolks contraſtiren ſo ſchön mit der grünen Umgebung. Die Fahnen erheben ſich flatternd über dem gedehnten Zuge. Die vergoldeten und verſilberten Heiligenbilder glänzen im Sonnenlichte weit ins Land, die weißgekleideten Jungfrauen mit den grünen Kränzen im Haar, welche dieſelben tragen, ſehen aus wie himmliſche Geſtalten; vor allem aber bietet der Prieſter mit dem Allerheiligſten, der mitten in einer Schar von andern Geiſtlichen geht, einen ehrwürdigen Anblick. Der Thronhimmel ragt purpurn über ſeinem Haupt, die reichverbrämten Gewänder hängen ſo ſchwer und mächtig herab, die Chorknaben mit den rothen Kragen und weißen Röcken gehen voran und ſchwingen die Weihrauchfäſſer, deren Wolken hoch in die Luft gehen. Dabei klingen die getragenen, frommen Hymnen. Alles iſt voll Andacht und voll Freude!

Und dieſen ganzen reichen Zug, in dem ich ſelbſt mitging, ſah ich vor dem Heiligenhäuschen halten, in welchem mein Bildniß des heiligen Ludger ſtand. Der Prieſter unter dem Thronhimmel trat heran und ſegnete mit der Monſtranz das ganze Volk, das rings auf den Knien lag. Das Herz klopfte mir in dem Augenblick hoch auf. Es kam mir faſt vor, als hätte ich heute Antheil an dem Segen, der jetzt vom Himmel niederſtrömen ſollte. Und bald war es auch wieder Künſtlereitelkeit, die ſchon damals aus dem Knaben ſprach. Ich meinte, die Leute würden zugleich auf meine Arbeit Acht haben und dadurch noch andächtiger werden. Unſinnige Täuſchung! Mancher, der mir damals ins Herz geſehen hätte, würde mich heftig getadelt haben. Ich aber halte ein ſolches, in der Natur der Menſchenſeele wurzelndes Gefühl keineswegs für eine Sünde, wozu es gewiß von manchen abgeſpannten Menſchen geſtempelt wird.

X.

Mein Bild diente lange Jahre am Feſttage des heiligen Ludger zum Schmucke des Heiligenhäuschens, während es in der übrigen Zeit des Jahres in der Stube des Halfmann am Berge hing. Dort ſah ich daſſelbe denn auch wieder, als meine Dienſtzeit vorüber war und ich dem Nachbar meinen Beſuch abſtattete, deſſen gute, freundliche Frau während meiner Abweſenheit geſtorben war. Er empfing mich freundlich und ſchenkte mir ein Gläschen Branntwein ein. Wir redeten von vergangenen Zeiten, und er war ſehr betrübt, daß er, der ohne Kinder daſtand, ſein Weib verloren hatte. So kam das Geſpräch auch auf meinen heiligen Ludger. Der Alte war noch immer ſehr zufrieden mit dem Bilde. Ich ſah es mir, dadurch veranlaßt, an und fand es entſetzlich. Mein geläuterter Geſchmack konnte bei einem kindiſchen Machwerk, an dem überdies die Farben ganz andere Töne angenommen hatten, keine Freude mehr empfinden. Der blaugrüne Heilige wurde mir mit einemmal fürchterlich. Ich ſagte, ich müſſe mir die Arbeit näher betrachten, löſte ſie aus dem Rahmen, und als ich ſie in der ſichern Hand hatte, ging ich feſten Schrittes auf den Herd zu und warf ſie zerriſſen in die flackernde Flamme. Der Halſmann that beinahe einen Schrei des Entſetzens. Theodor rief er aus, was machſt du? Das iſt ja eine ſchwere Sünde, die du begehſt. Jetzt fiel es mir auch auf das Herz, daß ich großes Unrecht that. Ein Heiligenbild ins Feuer zu werfen, ſchien mir plötzlich ein großer Frevel. Und dann hatte mir ja die verſtorbene Frau meine Arbeit auch bezahlt, weshalb ich allen Rechtes an das fremde Eigenthum verluſtig war. Gleichwol faßte ich mich ſchnell und tröſtete den Alten mit dem Verſprechen: ich wolle ihm jetzt eine ungleich beſſere Darſtellung liefern. Er war ſehr feierlich und nahm mir gleichſam ein Gelübde ab, daß ich Wort halten müſſe.

Indeß war mein Verſprechen leichter gegeben als ausgeführt. Die wenige Zeit, die mir überhaupt zum Zeichnen übrigblieb, füllten die mannichfaltigſten Pläne aus, die ich begann und dann wieder liegen ließ, weil ſie durch neue verdrängt wurden. Meine geiſtige Unruhe war grenzenlos, weil mir die richtige Methode mangelte. Uebrigens hatte ich in meiner erſten Jugend die Geſtalt des heimiſchen Apoſtels ſo oft und vielfach verſucht, daß ich nicht das geringſte Gelüſte ſpürte, dieſelbe wieder von neuem vorzunehmen. Wenn ich mich noch ſo oft an das gegebene Gelübde erinnerte, ſo kam ich doch nicht dazu, daſſelbe auszuführen.

Ich hatte damals gewöhnlich in der Stube der alten Schäfersfrau mein Atelier aufgeſchlagen. Dort ſtand am Fenſter mein Arbeitstiſch mit dem Stuhle, auf dem ich zu ſitzen pflegte, wenn ich meinen bildneriſchen Gedanken nachhing. Hinter dem Tiſche ſtand die Mappe mit meinen Entwürfen und in der Nähe an den Wänden hatte ich allerlei Holzſchnitte und Lithographien aufgeklebt, die bald hier und bald dort geſammelt waren. Es befanden ſich darunter auch die Stanzen und Tapeten Rafael's, die ich aus dem Pfennigmagazin ausgeſchnitten hatte. Die Hüterin dieſes kleinen Heiligthums war die Schäfersfrau Sophie oder, wie wir ſie zu nennen pflegten, die alte Fiechen. Sie litt nicht, daß irgendeine uneingeweihte Hand an dieſe Dinge rührte. Ueberhaupt ſtand ich ſehr in ihrer Gunſt und Protection. Sie duldete niemals, daß einer ein Wort gegen mich ſagte. Ja, ſie ſchien ordentlich ſtolz, daß ich mich unter ihren Schutz und Schirm begeben hatte.

Die alte Fiechen war wirklich auch eine prächtige Perſon. Im Gegenſatz zu ihrem Ehegeſpons, dem alten Sickelmann, deſſen Züge durch Wind und Wetter verſteinert ſchienen, und der immer ernſt und düſter drein ſah, war ſie von einer ewigen Beweglichkeit des Geiſtes. Trotzdem, daß ſie mitunter heftig an der Gicht litt und an einen Stock gelehnt ging, erſchien ſie ſtets munter, friſch und lebendig. Ihr gutmüthiger Humor machte ſie zur Freundin aller Leute, denn jedermann wußte ſie etwas Angenehmes zu ſagen. Auch bevor ſie zu uns herüberkam, muß ſie in ihrer Heimat in einem guten Rufe geſtanden haben. Ein alter weſtfäliſcher Bauer, der ſie einſt beſuchte, ſagte uns nachher: Man ſieht es der bejahrten Frau nicht mehr an, was ſie in ihrer Jugend für eine hübſche und luſtige Dirne war. Alle

Welt liebte ſie, und ſie hatte eine Menge von Freiern und Freunden.

Ich fühlte mich beſonders von ihr angezogen. Neben dem warmen Zimmer, das ich in meinen freien Stunden bei ihr fand, traf ich auch eine Freundlichkeit und Theilnahme in ihrem Herzen, der ſich mein ganzes Vertrauen öffnete. Sie war nach dem Tode meiner Aeltern meine beſte Freundin. Mit ihr konnte ich über alles, was mich anging, ſprechen; vor ihr ſchüttete ich meine Freuden und Leiden aus; ſie wußte von meinen künſtleriſchen Planen und von meinen Vorſätzen für das ganze Leben. Was ich allen andern verheimlichte, daß ich noch immer die Hoffnung habe, Maler zu werden, das hatte ich ihr ebenfalls mitgetheilt. So wurde ſie zur Zeugin mancher traurigen und mancher guten Stunden. Oft ging mein Lebensſchiff mit vollem Winde, noch öfter aber war ich betrübt und verzagt, und ich ſprach dann die traurige Erwartung aus, daß ich als altes Mitglied der Familie vielleicht einmal meine einſamen Tage als verſchliſſener, unbrauchbarer Geſelle auf der Leibzucht beſchließen würde. Und bei allen dieſen Gelegenheiten freute ſie ſich und klagte ſie mit mir. Bei ihr fand ich immer Erheiterung und Troſt.

So hatte ich auch einmal wieder recht traurige Tage, weil ich einſah, daß ich mit der Methode, deren ich mich bediente, gar nichts zu ſeinem rechten Ende und Ziel bringen konnte. Ich beſaß zwar eine Unmaſſe von Entwürfen, aber auf keinem ſtand der Stempel der Vollendung. Die alte treue Freundin mußte meine jammernden Aeußerungen wieder anhören. Da kam ihr auf einmal der Gedanke an das Gelübde, das ich dem Halfmann am Berge gethan, denn ich hatte ihr die Begebenheit mit dem Bildniß des heiligen Ludger mehreremal mitgetheilt. Theodor, ſagte ſie plötzlich mit großem Ernſt, ich glaube, daß kein Segen über deine Bemühungen kommt, weil du dein Wort, in welches überdies der Schutzpatron der Gegend verflochten iſt, nicht gelöſt haſt. Es ſind jetzt ſchon Jahre über das gegebene Verſprechen hingegangen. Setze dich einmal mit dem feſten Willen nieder, das Bild zu machen, und dann führe es auch mit allem Fleiße aus. Sollteſt du auch monatelang dran arbeiten, du wirſt ſehen, daß du dann deinen Frieden wiederfindeſt und deine Plane ausführen kannſt.

Dieſe Worte zündeten wie ein Blitz in meiner Seele. Es war mir, als ſtände mein ganzes Weſen in Flammen. Ich ſagte kein Wort. Als ich ruhiger geworden war, nahm ich eine Kohle, um das Bild, daß ſich in meinem Geiſte plötzlich erzeugte, auf dem Tiſch zu entwerfen. In wenigen Minuten ſtand der heilige Ludger in kecken Umriſſen auf der Platte. Der Kopf war trotzig in den Nacken gelegt, das Geſicht glänzte in edelm Ausdruck, als ob er wie ein Verkünder das Evangelium predige. Mit der einen Hand griff er mahnend in die Luft, mit der andern hielt er ein Abbild der Kirche von Werden an die Bruſt gepreßt. Und dann rief ich begeiſtert aus: Fiechen, da habt ihr den Heiligen! So will ich ihn ausführen, damit mein Wort wahr werde. Die Alte ſah mich vergnügt an und ermunterte mich nochmals, friſch und kräftig ans Werk zu gehen.

Ich arbeitete nun ein ganzes Jahr lang alle Sonntage mit unermüdlichem Fleiße an der Darſtellung. Die Vorbilder, die an den Wänden hingen, wurden zu Rath gezogen. Nach ihnen ſtudirte ich die Gewänder. Bei dem Geſichte erinnerte ich mich lebhaft an meinen alten Vater, und die Hände zeichnete ich nach den meinigen im Spiegelbilde. Aber es kamen trotz meinem feſten Willen Augenblicke vollſtändiger Entmuthigung, in welchen ich im Begriffe ſtand, die Arbeit zu vernichten. Wie ein ſchützender Genius trat dann die alte Schäfersfrau dazwiſchen und hielt mir mein Verſprechen vor. Zugleich wußte ſie mit gutgewählten Lobſprüchen meinen Eifer rege zu halten. Wenn ich ſie des Abends ſah, dann war ſie von dieſem und jenem beſucht worden, dem ſie mein Bild gezeigt hatte, und von dem ſie mir die ermunterndſten Aeußerungen zu erzählen wußte. Auch in meiner Gegenwart ſtellte ſie den Heiligen zuweilen vor den Beſchauern aus und gab dem Geſpräch immer eine ſolche Wendung, daß die guten Leute nicht anders als in Erſtaunen ausbrechen konnten. So hatte ich es zuletzt hauptſächlich ihrem Einfluſſe zu verdanken, daß die ganze Gegend von dem Bilde ſprach, welches ich für den Halfmann am Berge in Arbeit habe.

Als das Kirchenfeſt wieder herankam, war wirklich die Zeichnung ihrem Ende nahe gebracht. Ein Verwandter von uns, der in der Stadt wohnte und Schreiner war, kam auch einmal zum Beſuch und verſprach mir, zu Ehren des Schutzpatrons den Rahmen umſonſt zu liefern. Auch andere Leute beſuchten den Hof, um mein Werk zu betrachten. Dieſe allgemeine Theilnahme erregte ſogar die Aufmerkſamkeit meines Bruders, des

Bauern, der ſonſt nicht viel von meinen Kunſtbeſtrebungen wiſſen wollte. Er begann endlich ſelbſt, die Arbeit zu bewundern, und forderte mich auf, ſie ihm in die beſte Stube zu geben, er wolle ſie am Tage des heiligen Ludger ſchon dem Halſmann am Berge zur Ausſchmückung des Heiligenhäuschens leihen. Seine Forderungen lauteten zuletzt ganz ſcharf und entſchieden. Ich ſetzte ihm indeß mit Feſtigkeit das Gelübde entgegen und wurde darin von der alten Schäfersfrau unterſtützt. Ohne ſein Wiſſen brachte ich das Blatt, das ich mit feierlichem Gemüthe vom Bret losſchnitt, einige Tage vor dem Feſte zu dem verwandten Schreiner.

So kam der Vorabend heran. Als ich meine Arbeit gethan hatte, zog ich mich reinlich an und ging in die Stadt, um das Bild zu holen und dem Halſmann am Berge zu überbringen. In dem Hauſe des Schreiners fand ich nur deſſen Frau, die mir meldete, es ſeien viele Herren dageweſen, um meine Zeichnung zu ſehen; ſie hätten ſich ſehr lobend darüber geäußert und gemeint: es müßten die Mittel geſchafft werden, daß ich auf die Akademie gehen könne. Ihr Mann ſei eben mit dem Bilde in das Caſino, um es den vornehmen Leuten, die ſich dort des Abends verſammelten, zu zeigen. Dieſe Worte verſetzten mich in eine große Aufregung. In meinem Innern rief ich ſchon: Victoria! das iſt der Segen des heiligen Ludger! Aber ich ſetzte mich ſtill in eine Ecke und erwartete den Schreiner, der auch bald nachher in das Zimmer trat. Er äußerte ſich zwar auch ſehr vortheilhaft über die Lobſprüche, die mir zutheil geworden waren, als aber die Rede auf den

Beſuch der Akademie kam, ſagte er, daß freilich einige davon geſprochen hätten, daß aber die Klügſten der Meinung geweſen wären, ich ſei dafür ſchon zu alt.

Obgleich es mir nach dieſen Worten war, als hätte man mir einen Eimer kaltes Waſſer über den Kopf gegoſſen, ſo forderte ich doch den Schreiner auf, mit mir in die Schenke zu Butſchenberg zu gehen und dort ein Glas Bier zu trinken. Da wir das Bild mitnahmen, ſo brach der ſchlaue Wirth gleich die Gelegenheit vom Zaune, daſſelbe für ſeine induſtriöſen Zwecke zu benutzen. Er verfehlte nicht, es ſeinen Gäſten zu zeigen und es mit lauter Stimme zu bewundern. Jeder mußte heran, und von jedem hörte ich den einen oder andern ermunternden Lobſpruch. Die Geſchichte von der Zeichnung machte noch an demſelben Abende die Runde durch die andern Wirthshäuſer der Stadt, und es ſammelte ſich eine immer größere Menge von Menſchen in der Schenke. Ich hatte mit einemmal ein Heer von Bewunderern wie der größte Künſtler, und trank ein Glas über das andere, wobei mir der Schreiner getreulich half. Zugleich aber überſah ich nicht die ſchlauen Manieren des kleinen Butſchenberg, der den Gäſten ihre Rechnung auf Heller und Pfennig machte und, zwiſchen den Reihen umherwandernd, immer rief: Wunderſchön! Wunderſchön! Und das hat ein Bauerſohn gemacht. Die Welt wird davon ſprechen. Herrlich! Wunderſchön! Unvergleichlich!

Dieſe Scenen dauerten bis nach Mitternacht, wo ſich die meiſten Leute verlaufen hatten. Jetzt war es auch Zeit für mich. Ich brach auf, nahm von dem Schreiner, dem ich herzlich dankte, Abſchied und ſtieg den Berg hinauf. Als ich an die Wohnung des Halfmann kam, war alles dunkel. Ich wollte den alten Mann nicht mehr aufklopfen und ging nach Hauſe, obgleich ich wußte, daß mein Bruder vielleicht neue Verſuche machen würde, ſich die Zeichnung anzueignen. Glücklicherweiſe gelangte ich ganz ſtille in das Haus und verſchloß meinen Heiligen in die Kiſte, die auf meinem Zimmer ſtand. Nach einem geſunden Schlafe hörte ich den Bauern morgens die Treppe heraufkommen. Nun, rief er aus, indem er ſich in den friſchen weißen Hemdsärmeln auf die Kiſte ſetzte, haſt du das Bild dem Halfmann gebracht? — Freilich, rief ich aus, indem ich auf Koſten des Heiligen log, der mir dafür Verzeihung auswirken mag. — So ſo, war ſeine Antwort, das iſt dein Glück. Bis Mitternacht habe ich am Berge auf dich gewartet, und es wäre dir ſicher abgenommen worden, wenn ich dich gefunden hätte. Aber du bliebſt mir zu lange und ſo bin ich zu Bett gegangen. Da es nun nicht anders iſt, ſo iſt es auch gut. Und dann ging er ſcherzend weg, ohne zu ahnen, wie nahe er dem Bilde war. Der Heilige mag auch wol im Spiele geweſen ſein, daß er mir half, denn mein Bruder iſt ſtark, und die Beute wäre ihm nicht entgangen.

Kurz darauf wanderte er mit ſeiner Frau in die Kirche. Ich benutzte dieſen Moment und brachte dem Halfmann die Löſung meines Gelübdes. Der alte Mann war über die maßen erfreut; ich fühlte, daß mir ein Stein vom Herzen fiel. So erlebte ich einen klaren, ſchönen Tag, der in ſeiner hellen Feierlichkeit demjenigen ähnlich war, an welchem ich als Knabe die erſte Zeichnung des Heiligen bei der Proceſſion prangen ſah; nur war ich bewußter im Gedanken und Gefühl, das mir wieder recht lebendig die Freude in Erinnerung brachte, die ein Künſtler haben muß, wenn er ein Bild vor das Auge der entzückten Welt bringt. Ueberdies hatte ich die Erfahrung gewonnen, daß ich auch die Ausdauer beſitze, um etwas zu Ende zu führen, wenn ich nur mit rechtem Muthe dran ging. So wurde mir das Kirchenfeſt des heiligen Ludger wiederum zu einem rechten Feſttage.

XI.

Ich muß hier noch eine andere Geſchichte erzählen, die dem Soldatenleben angehört und in der die Kunſt eine entſcheidende Rolle ſpielte.

Am Tage der Aushebung, die in der Stadt vor ſich ging, machte ich mich, nicht mit den angenehmſten Gefühlen, auf den Weg, um von der Commiſſion über meine Tauglichkeit oder Untauglichkeit für den Dienſt entſcheiden zu laſſen, denn ich verſpürte nicht das mindeſte Verlangen, drei Jahre lang buntes Tuch, das Gewehr auf dem Rücken und die Plempe an der Seite zu tragen, weil eben die militäriſche Laufbahn meinen Anſichten, Gewohnheiten und Anſchauungen durchaus nicht entſprach. Was ſollte ich träumeriſcher Geſelle auch in einem ewig bewegten Leben anfangen? Freilich kam mancher ausgediente Burſche in die Gegend zurück und erzählte Wunderdinge von ſeinen Erlebniſſen in den Garniſonſtädten, aber es waren meiſt Abenteuer, die ich nicht im mindeſten mitzumachen wünſchte. Wenn ich mir die mächtigen Geſtalten meiner Brüder anſah, ſo hatte ich ſogar die gegründete Hoffnung, als der ſchwächſte und kleinſte des Hauſes von dem Los des Kriegers befreit zu werden. Aber der Menſch denkt und Gott lenkt. Die Herren von der Commiſſion prüften meinen Körper und fanden mich tauglich. Ich wurde ſogar zur Artillerie verwieſen und einige Wochen nach dieſem verdrießlichen Ausſpruche mit einer Horde meiner Leidensgefährten nach Weſel abgeführt, wo es in die Kaſerne ging, und wo alsbald das Exercitium des grauſigen Waffenwerks begann. Das Mistrauen, welches ich in mich ſelbſt geſetzt hatte, war indeſſen nicht gerechtfertigt. Es zeigte ſich bald, daß es kein Hexenwerk war, eine Kanone zu bedienen. Ich haspelte die Zeit ab, war ein ganz guter Rekrut, bildete mich zum tauglichen Soldaten und wurde ſogar nach der üblichen Zeit zum Bombardier vorgeſchlagen.

Um dieſe Zeit fand ein großes Manöver bei Weſel ſtatt. Der Dienſt, der einige Wochen lang dauerte, brachte zwar harte, aber auch muntere Tage, in denen wir durch Luft und Sonne gehörig gebräunt und beſtaubt und durch Wetter und Regen nicht wenig durchnäßt wurden. Als die Zeit dieſer alljährlich ſtattfindenden Uebungen ihrem Ende entgegenrückte, kam die Meldung, daß Prinz Auguſt eintreffen und die Inſpection vornehmen würde. Auch bei dieſer Gelegenheit gelang alles ganz nach Wunſch. Die Truppen wurden bei den verſchiedenen Dienſtleiſtungen wie immer vortrefflich gefunden. Und ſo war denn nur noch der Schlußact übrig, der in einer großen Parade beſtand. Am Tage vor derſelben hatten wir eine Waffenraſt, die ſich aber erſt recht durch ihre Raſtloſigkeit auszeichnete, denn es mußten die Geſchütze nebſt Zubehör geſäubert und die Pferde geputzt werden. Noch mehr Arbeiten gaben die Uniformen, an denen jeder Knopf ſo licht wie die Sonne blinken und das Lederzeug ſo hell wie der Schnee glänzen ſollte. So wurde denn bis in die Nacht hinein geſorgt, und die Stunden des Schlafes waren uns kurz genug gemeſſen.

Schon mit dem anbrechenden Tage regte ſich wieder buntes Leben in den Quartieren. Wie alle andern ſteckte ich mich während des Frühſtücks in die ſaubere Paradeuniform. Der ganze Anzug war vollendet, als mein Magen mir ſagte, daß er noch nicht befriedigt ſei. Alſo griff ich nochmals nach dem Commißbrot, legte es an die Bruſt und ſchnitt mir ein derbes Stück ab. Aber welchen Schrecken hatte ich da zu überſtehen! Meine Kameraden, die mich umſtanden, ſtießen ein lautes Halloh aus und zeigten mit ihren Fingern auf meine Bruſt. Ich blickte hin und gewahrte einen Butterflecken auf dem weißen Lederzeug. Herr Gott, mußte mir das in dieſer Stunde vor der verhängnißvollen Parade geſchehen! Was war da zu thun? Ich ſuchte nach Kreide, um den Schaden zu beſeitigen, aber die fettige Stelle wollte ſo raſch keine Deckung annehmen. Die Eile, mit der die Operation vorgenommen wurde, machte die Sache noch ſchlimmer. Wenn der beſchmutzte Platz auch nicht mehr ſo grell hervorſtach, ſo erweiterte ſich doch der verdächtige Flecken. Endlich war es die höchſte Zeit, an den Sammelplatz zu eilen.

Wir traten an. Ich ſtand im erſten Glied. Der Unteroffizier ging mit muſternden Blicken an der Reihe vorbei, während mir das Herz in der Bruſt klopfte. Und in der That, ſeinen ſcharfen Commißblicken entging der Makel nicht. Kirſchroth vor mir ſtehen bleibend, rief er: Verfluchter Kerl, du biſt malpropre! Das iſt ja eine Schande für den ganzen Zug. Der Feldwebel wurde herbeigeholt. Nun, das iſt eine ſchöne Geſchichte, fluchte er, du verdirbſt ja das ganze Geſchütz. Pfui, wie kann man ſo malpropre ſein! Der Lieutenant wurde gerufen: Malpropre! rief er aus. Das iſt eine Schmach für die ganze Batterie! Der Hauptmann kam über den Spectakel auch herbei. Da hieß es wieder: Was, malpropre? Teufel und Hölle, das ganze Regiment iſt verſchimpfirt durch dieſen verdammten Butterflecken! Es wurde nun Kriegsrath gehalten, ob man nicht auch den Oberſt holen ſolle. Die meiſten Stimmen entſchieden ſich indeß dafür, daß ich in das zweite Glied geſteckt werden müſſe, damit der Prinz Auguſt nur ja nicht den Schaden merke, wobei mir zugleich gemeldet wurde, daß ich nicht mehr daran denken könne, Bombardier zu werden, ſondern, daß es nach dem Manöver nach Münſter gehe und daß ich alsdann im Butenthurm einen Arreſt abzuhalten habe. Die Parole bei dieſem böſen Actus hieß aber einmal über das andere mal: Malpropre! und: Wenn es der Prinz Auguſt nur nicht ſieht.

Als ich einige Zeit mit der größten Beſchämung im zweiten Gliede geſtanden hatte, ging es auf den Paradeplatz. Die Generalität erſchien, an der Spitze die mächtige Geſtalt des Prinzen. Die Parade begann. Wir ſchwenkten an der Gruppe der hohen Offiziere vorbei. Ich hatte eine Himmelangſt, als wir in die Nähe des

Prinzen kamen. Aber es ging alles gut. Der hohe Commandirende hatte entweder nicht die ſcharfen Augen des Unteroffiziers, oder er überſah gnädiglich den verhängnißvollen Butterflecken. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Die Haltung der Truppen erhielt ſogar ein entſchiedenes Lob, trotzdem, daß ich als räudiger Malpropre mich dazwiſchenbefunden hatte.

Gleichwol wurde mir die Strafe nicht geſpart. Unter ſteter Wiederholung des beliebten Malpropre und unter immer erneuter Androhung des Arreſtes im Butenthurm zu Münſter erhielt ich am Abend auf dem Appell die Weiſung, mich in den nächſten acht Tagen, die wir noch in Weſel blieben, jeden Morgen um vier Uhr in voller Uniform und mit gepacktem Torniſter bei dem Fähnrich Bothe zu melden und dafür zu ſorgen, daß nicht der geringſte Tadel meinen Anzug treffe. Das war nun gerade keine angenehme Aufgabe. Während all meine Kameraden ſich in dieſer Zeit, die gleichſam der Raſt und Ruhe gewidmet war, ausſchlafen konnten, durfte ich nur an einen kargen Schlummer denken, durch den der Butterflecken, das Malpropre und der Butenthurm zu Münſter als beunruhigende Geſichte in wirren Träumen auf- und abwogten. Ich glaube, daß ich in dieſer Zeit ordentlich mager geworden bin. Indeß war ich doch immer um die vierte Morgenſtunde geſtiefelt und geſpornt auf der Stube des inſpicirenden Fähnrichs, der übrigens nichts weniger als ſcharf und ſtreng ſein Strafamt ausübte.

Der Fähnrich war nämlich ein junger Mann von achtzehn Jahren, der ſeinen Schlaf auch nöthig hatte und regelmäßig, wenn ich erſchien, mit gewaltigem Schnarchen im Bette lag. Trat ich nun, ſteif und ſtarr, mit raſſelndem Schritt vor ſein Bett, ſtampfte mit dem Fuße, wie es der Dienſt erheiſcht, auf den Boden, daß der Staub in die Höhe flog, und rief, die rechte Hand an den Tſchako haltend: Herr Fähnrich, ich melde mich, ſo unterbrach ſich ſein Schlummer für einen Augenblick. Er öffnete die ſchlaftrunkenen Augen, rief dann, indem er ſich umdrehte, mechaniſch und in einem Athem: Front! Kehrt! Fort! und war, ehe ich die Thüre noch erreicht hatte, wieder ſelig entſchlafen, ohne mich eines Blickes gewürdigt zu haben. In derſelben Weiſe ging es acht Tage, in denen die Aufmerkſamkeit des Fähnrichs eher ab- wie zunahm.

Endlich begaben ſich unſere Truppen auf den Weg nach Münſter. Alle freuten ſich, daß das Manöver überſtanden war und daß jetzt eine Zeit der Ruhe eintrat. Nur ich konnte die behaglichen Gefühle nicht theilen, denn ich mußte mich leider noch täglich durch die Reden des Unteroffiziers überzeugen, daß ich in ſeinem ſchwarzen Buche verzeichnet ſtand und daß mir der Butenthurm als dunkles Geſpenſt in der Ferne drohte. Was hatte ich da von der Heiterkeit des Marſches, auf dem meine Kameraden den beſten Humor entwickelten und fröhliche Lieder in die Ferne erklingen ließen? Ja, als wir einmal an einem ſchönen, klaren und friſchen Morgen auf der Heide bei Dülmen Raſt hielten und ich, die düſtere Stimmung vergeſſend, in die allgemeine Luſt einſtimmte, die bei Lied und Feldflaſche durch die Runde ging, da trat der Unteroffizier mit dem Hauptmann heran und gemahnte mich wieder an den bevorſtehenden Butenthurm. Kurz, der verhängnißvolle Butterflecken verfolgte mich wie das Schickſal.

Aber als wir auch ſchon einige Zeit in Münſter zugebracht hatten, wurde dennoch mit dem Arreſt noch immer nicht Ernſt gemacht, ſo oft ich auch neue Drohungen hören mußte. Es kam nämlich die Zeit, wo neue kleine Feldmanöver abgehalten wurden, und wo man die Leute, welche die Geſchütze bedienten, nicht füglich entbehren konnte. Ich hatte nun unterdeſſen den Butenthurm mit ſeinen düſtern Mauern auf meinen Spaziergängen oft genug mit geheimem Grauſen angeſehen, aber die Bekanntſchaft ſeiner innern Schreckniſſe war mir bisjetzt erſpart worden. Darüber erſchien der Herbſt, in welchem einige Leute aus der Batterie nach Luxemburg beordert werden ſollten. Nach Luxemburg zu gehen hieß aber nichts anderes, als in die Verbannung ziehen. Diejenigen, welche von dieſem Loſe betroffen wurden, gehörten nämlich zu den untauglichſten Menſchen für den Kriegsdienſt. Sie wurden an ihrem neuen Beſtimmungsorte nur für ganz niedrige Handwerkerleiſtungen beſtimmt, und deshalb betrachtete man ſie nicht viel beſſer als die Ausſätzigen in der Kaſerne. Wie groß war nun mein Entſetzen, als die Meinung auftauchte, daß ich mit in die Ferne wandern müſſe!

Die Zahl dieſes jährlichen Ausſchuſſes belief ſich auf vier Mann, die man auch mit dem Spottnamen „die Luxemburger“ bezeichnete. Mit jedem Tage wurde mehr und mehr von dieſen Unglücklichen geſprochen. Endlich rief der Feldwebel die Candidaten beim Apell auf. Fünf

Namen ertönten: Pollvogt, Görtſch, Murps, Hegemännchen, Barkhofen! O Schrecken! Ich war alſo darunter. Meine vier Leidensgefährten konnten füglich mit den vier Rekruten aus Shakſpeare's Heinrich IV. verglichen werden, welche der luſtige Sir John Falſtaff für ſeine Compagnie anwirbt. Pollvogt glich Schimmelich auf ein Haar, denn er war ganz käſig und blaßblau; Görtſch ſah aus wie Schatte, man konnte ihm die Rippen faſt durch die Jacke zählen; Murps erſchien mit ſeinem runden, ungeſtalten Körper, auf dem ein ſchwappendes Haupt ſaß, und mit dem ſchiefen Geſtell ſeiner Bäckerbeine als ein Ebenbild von Bullenkalb, und Hegemann ſah aus, als wäre er der leibhaftige ruppige Bruder von Warze. War ich nun etwa der Schwächlich zu dieſen Spießgeſellen? In meiner erſten Angſt habe ich mich gewiß nicht beſſer ausgenommen.

Da nun aber nur vier nach Luxemburg mußten, ſo kam jedenfalls einer von den fünfen an der Strafcolonie vorbei. Der Schlauſte von uns allen aber war ohne Zweifel das ruppige Hegemännchen-Warze. Er verſchwor ſich denn auch hoch und theuer, daß er ſich ſchon losmachen werde, und ließ gleich bei Unteroffizier und Feldwebel alle Minen ſeiner Lebensklugheit ſpringen. Was war da von meiner Seite, der ich mich niemals auf die Diplomatie verſtanden hatte, zu hoffen? Ich verſank in eine tiefe Melancholie, ſcheute mich vor jedem Ausgang und ſaß düſter und in mich gekehrt auf der Stube. In dieſen traurigen Gedanken wendete ich mich zur Kunſt. Ich gedachte nämlich ein Andenken auf unſerer Stube zurückzulaſſen. Zu dem Zwecke verſchaffte ich mir Papier und Bleiſtift, und entwarf eine Zeichnung, welche unſere Raſt auf der Dülmener Heide, die mir noch lebendig im Gedächtniß ſtand, darſtellen ſollte. Und wirklich gelang mir das Bild auch in auffallender Weiſe. Auf dem Blatt entfaltete ſich bald ein buntes Gewirr von Kanonen, Pferden und Soldaten, und im Vordergrunde wurde eine Gruppe ſichtbar, in welcher ich den Hauptmann, den Lieutenant, den Feldwebel, den Unteroffizier und meine beſten Bekannten ſo treu wie möglich wiederzugeben ſtrebte, während ich ſelbſt betrübt und jammervoll dazwiſchenſaß. Ich wollte um dieſes Bild, wenn es fertig wäre, einen Rahmen machen laſſen und es dann zur ewigen Erinnerung an mich auf unſere Stube ſtiften.

Ich pflegte meine Arbeit nur in den Stunden vorzunehmen, wo meine Kameraden ſich nach Beendigung der Dienſtobliegenheiten außerhalb der Kaſerne herumtrieben. Bei dieſen Gelegenheiten ſchob ich den Riegel vor und ließ niemand herein. Uebrigens ſpürte ich auch wenig Anfechtung, weil ich den Leuten von meiner Stube das Verſprechen gegeben hatte, ich wollte ihnen ein hübſches Andenken hinterlaſſen. Die Nachbarn aber ließen mich ſchon von ſelbſt in Ruhe, denn ſie hatten keine Befugniß, in unſer Zimmer zu treten. Lamentirte auch einmal der eine oder der andere, ſo hatte ich immer taube Ohren. Eines Tages aber hörte ich zu meinem großen Schrecken die Stimme des Feldwebels an der Thür. Es mußte ihm geſagt worden ſein, daß ſich einer in unſerer Stube eingeſchloſſen habe, denn er ließ ein gewaltiges Donnerwetter los, das mich ſogleich von meiner Arbeit aufſpringen und die Thür öffnen hieß. Schock Schwerenoth! warum haſt du dich eingeſchloſſen? donnerte er in hellem Zorn. Ich ſtotterte als Entſchuldigung heraus, daß ich am Zeichnen wäre. Am Zeichnen? fragte er ganz ironiſch. Zeichneſt du vielleicht wieder Butterflecken? Ich war ganz vernichtet über dieſe neue Anſpielung. Er trat dann an den Tiſch und betrachtete, was ich gemacht hatte. Lange Zeit hielt er ſich ganz ſtill, dann maß er mich mit den Blicken von Kopf zu Füßen. Und das willſt du gemacht haben? rief er zweifelnd aus. Zu Befehl, Herr Feldwebel, antwortete ich mit ſteifem Soldatenanſtand. Ganz allein? fragte er aufs neue. Ganz allein, ſagte ich. Aus dem Kopfe? forſchte er weiter. Ja, aus dem Kopfe, lautete die bejahende Antwort. Das iſt ja unſere Batterie auf der Dülmener Heide, ſprach er dann ſchmunzelnd. Die Ruhe unſerer Batterie auf der Dülmener Heide, fügte ich etwas muthiger hinzu. Was Teufel, fuhr er jetzt luſtig auf, das iſt ja der Hauptmann und der Lieutenant und der Unteroffizier und ich ſelbſt! Burſche, haſt du das wirklich gemacht? — Ja, ich habe es gemacht, ſprach ich, und ich hoffe, es ſoll noch beſſer werden. — Und wofür haſt du das gemacht? unterſuchte er weiter. Ich erwiderte: Zum Andenken für dieſe Stube, wenn ich nach Luxemburg muß. — Nach Luxemburg? rief er; du gehſt nicht nach Luxemburg, du bleibſt hier; aber das Bild mußt du mir ſchenken. Willſt du? Faſt hätte ich vergeſſen zu ſagen: Zu Befehl, Herr Feldwebel! ſo froh und leicht wurde mir das Herz. Alſo nicht nach Luxemburg? ſagte ich, aufathmend. Dafür werde ich Ihnen hundert Bilder malen, Herr Feldwebel. — Ich will nur das eine. Das wird

Bayeriſche Staatsbibliothek München

meiner Frau Spaß machen, ſchmunzelte er. Und was Luxemburg angeht, ſo bleibt das unter uns, ſetzte er leiſe, den Finger auf den Mund legend, hinzu. Dann ging er als mein guter Freund von dannen.

So war ich denn glücklich eine Angſt los, die mich in der letzten Zeit beinahe erwürgt hatte. Ich fühlte mich mit einemmal federleicht, und als meine Kameraden heimkamen, ſang ich ein Lied, daß es durch die ganze Kaſerne ſcholl. Die Veränderung, die mit mir vorgegangen war, blieb nicht unbemerkt. Man wollte mich wieder mit Luxemburg einſchüchtern, aber es gelang nicht. Ich lachte bei den Scherzen am lauteſten. Offenbar machte meine Heiterkeit den tiefſten Eindruck auf Hegemännchen-Warze. Der Schlaukopf ſchien es zu ahnen, was vor ſich gegangen war, und fing an, mich auszufragen. Ich antwortete ihm zuerſt mit einigen kühnen Wendungen, die mir der Uebermuth eingab, und die ihn noch bedenklicher machten. Sonſt hielt ich mich ſteif und arbeitete nun rüſtig an meiner Zeichnung, die ich denn nach einigen Tagen beendete und dem Feldwebel zur großen Zufriedenheit ſeiner ſelbſt und ſeiner ganzen Familie zum Geſchenke machte.

Es kam nun auch der Tag, wo die ſchließliche Heerſchau über die Luxemburger gehalten werden ſollte. Wir fünf wurden beim Appell vom Hauptmann aus der Compagnie vor den Major und den Oberſt gerufen. Die Beſichtigung ging im allgemeinen vor ſich. Die Wahl meiner Spießgeſellen ſchien allen gelungen. Als die Reihe an mich kam, hielt der Feldwebel den Offizieren die Zeichnung hin und meinte, in mir habe man ſich geirrt, und man dürfe einen ſo talentvollen Soldaten nicht nach Luxemburg ſchicken. Das Blatt wurde entrollt und betrachtet. Alle hatten ihre Freude daran, zumal da ſich die Herren ſelbſt unter den Geſtalten wiederfanden. Ich wurde nun auf der Stelle entlaſſen und trat mit vergnügtem Herzen in die Compagnie zurück.

Wer beſchreibt aber den Zorn und die Wuth von Hegemännchen-Warze, die ſich nach dem Appell offenbarten? Er ſprühte Feuer und Flammen, daß er, der Geſcheiteſte aus der ganzen Kaſerne, der die Liebesbriefe für alle Soldaten ſchrieb, der bei allen Gelegenheiten die feinſten Lügen erſinne, um die Leute aus der Patſche zu ziehen, und der ſich am beſten auf das Kartenſpiel verſtehe, mit den räudigen und grindigen Ausſätzigen nach Luxemburg gehen ſolle. Sogar vor dem Unteroffizier ließ er ſeiner Rede freien Lauf, ohne der Subordination gerecht zu werden. In der That ſchien er dieſem auch mit ſeinen Reden zu imponiren, denn beide gingen beiſeite, um ſich unter vier Augen zu unterhalten. Seltſamerweiſe wurde Hegemännchen-Warze zwei Tage vor der Abreiſe der Luxemburger plötzlich ſo krank, daß er in das Lazareth geſchickt wurde. Der Unteroffizier aber verhandelte durch den Feldwebel mit dem Hauptmann und Oberſt, daß ſtatt des kranken Hegemännchen ein anderer großer Burſche bei den Luxemburgern eintrat, der Aliſch hieß und in ſeiner Tölpelhaftigkeit ſtets die Hoſen zerriß, die Knöpfe verlor und nebenbei noch an Ohnmachten leiden ſollte. In der That wurde auch zu Aliſch's größtem Verdruß, der bis dahin gar keinen Gedanken auf Luxemburg gehabt hatte, dieſe Perſonalveränderung bewilligt.

Und ſo machten ſich denn unſere Luxemburger auf den Weg. Pollvogt-Schimmelich, Görtſch-Schatte, Murps-Bullenkalb und Aliſch-Mondkalb bildeten ein ſeltſames vierblätteriges Kleeblatt. Man hatte ihnen überdies die ſchlechteſten Kleider des Depots zu ihren Wanderanzügen gegeben. Die Jacken waren ſo kurz, daß ihnen die Hände faſt bis zu den Elnbogen herausſchlotterten und daß ſie über dem Magen nicht einmal die Hoſen erreichten, ſodaß zwiſchen dieſen Kleidungsſtücken das Hemd hervorſah. Auch über die Knöchel der Füße reichten die Beinkleider nicht herab. In gleicher Weiſe wurden die armen Gebannten mit den kleinſten und haarloſeſten Torniſtern ausgeſtattet. Als ſie die Kaſerne verließen, war ihnen das Weinen näher als das Lachen. Kaum aber hatten ſie das Weichbild der Stadt geräumt, als Hegemännchen-Warze ſich geſund meldete und ein guter Soldat blieb, den man weiter nicht mehr auszurangiren gedachte. Später hörte man nur zuweilen die Behauptung aufſtellen, daß er dem Unterofſizier die Liebesbriefe ſchriebe und mit ihm gemeinſchaftlich den Gewinſt aus dem Kartenſpiele, der ihm nicht ſelten zufloß, theile. Jedenfalls waren die beiden ſehr vertraute Freunde, die ſich auch oft allerlei Geheimniſſe mitzutheilen hatten.

So hat mir beim Militär auch die Kunſt beigeſtanden.

XII.

Auf dem Hofe und in der Stadt hörte ich noch oft die Mahnung, ich ſolle doch Maler werden, denn über mein Bild des heiligen Ludger wurde noch vielfach in der Gegend geſprochen. Andere riethen auch wieder davon ab und meinten, die Kunſt ſei ein gefährliches Geſchäft. Nach und nach aber ſchwiegen die Leute ganz ſtill, und ich ſaß in meiner frühern Verſchollenheit. Zwar war mein Trieb nach bildneriſcher Geſtaltung darum nicht erloſchen; im Gegentheil, ein Entwurf drängte den andern. Aber wer kümmerte ſich darum außer der alten Fiechen, deren getreuer Schützling ich blieb? Der Heilige hatte trotz aller meiner Bemühungen, die ich an die Löſung meines Gelübdes ſetzte, nicht geholfen. Die frühere Troſtloſigkeit, die mich für einige Zeit verlaſſen hatte, kehrte in verſtärktem Maße zurück. Ich ſah wieder ein einſames Alter in den verfallenen Gebäulichkeiten der Leibzucht vor meinen Augen.

Einmal war ich gerade wieder in einer recht trüben Stimmung, als Sonntags ein junger Mann auf den Hof kam und nach mir fragte. Die eigenthümliche, flotte

Kleidung brachte mich gleich auf den Gedanken, daß derſelbe ein Künſtler ſei. Als er ſich mir vorſtellte, nahm ich wahr, daß ich mich nicht getäuſcht hatte. Er war in der Stadt mit Porträtmalen beſchäftigt und hatte dort in den Häuſern der reichen Kaufleute von einem künſtleriſchen Talente gehört, das aber leider hinter dem Pfluge gehe und deshalb nicht zur gehörigen Ausbildung komme. Das mannichfache Gerede hatte ſeine Neugierde rege gemacht, und er war zu dem Entſchluſſe gekommen, mich auf dem Hofe aufzuſuchen, zumal da er an manchen ländlichen Wohnungen, an denen ſein Weg vorüberging, Proben meines Machwerks geſehen hatte, die ihm nicht ſchlecht gefielen. Ich mußte ihm nun meine Mappen auflegen, was ich nicht ohne große Schüchternheit that, denn ich ſah hier zum erſtenmal einen Kenner vor mir, deſſen Sprüche mir nun wie Todesurtheile oder wie Freiſprechungen klingen ſollten. Im ganzen redete er wenig, im allgemeinen aber lobte er meine Compoſitionen, und im beſondern tadelte er meine Ausführungen. Zuletzt fragte er mich, ob ich ihm nicht einige Zeichnungen anvertrauen wolle; er würde dieſelben ſeinen Freunden in Düſſeldorf mittheilen, dann müſſe man abwarten, ob ich vielleicht einen Platz auf der dortigen Akademie erhalten könne. Ich überließ ihm die Blätter um ſo lieber, je weniger ich daran gebunden war. Er ſuchte ſich nun mancherlei zuſammen und nahm es mit, ohne mir klare Erläuterungen zu geben.

Dies Ereigniß begegnete mir kurz nach der Erntezeit, und ich lebte der ſtillen Hoffnung, daß ich bald etwas von dem Maler, der unterdeß aus der Stadt und Gegend verſchwunden war, hören würde. Aber der Herbſt kam, die gelben Blätter rieſelten von den Bäumen, die Tage wurden kurz, ohne daß ich die geringſte Nachricht erhielt. Dieſe Zeit ſtimmt ohnehin den Geiſt zur Traurigkeit, denn man ſieht in der Natur nichts wie Sterben und Verderben. In dem Herzen klingen die Töne aus Wald und Feld wunderbar wieder. Das Auge ſchaut den Wandervögeln nach, die nach dem warmen Süden gehen, und wenn der Schrei derſelben weit durch die grauen Lüfte gellt, dann findet ihre Klage ein ſchauerliches Echo im Herzen. Was Wunder, wenn ich mich doppelt traurig und zerſchlagen fühlte! Ich hatte das ganze Jahr fröhliche Ahnungen gehabt, ich hoffte endlich, aus einem Leben, das mir doch nicht anſtand, erlöſt zu werden, aber der Zauberer, der das löſende Wort ſprechen ſollte, erſchien dennoch nicht. Es kam beinahe wie eine Gewißheit über mich, daß ich wieder verwelkte Hoffnungen zu Grabe tragen ſollte. Von dem Maler, der mir faſt wie ein Erlöſer erſchienen war, mußte ich mir leider ſagen: Das war nicht der rechte Mann!

Und ſo pflügte ich einſt an einem Octobertage mit den beiden Braunen im Felde. Trotz meiner Traurigkeit übte doch das lebendige Werk ſeinen ermuthigenden Einfluß auf mich aus. Die Thiere gingen ſo rüſtig fort, der Pflug ſchnitt ſo ſcharf in die dunkle Erde und die braunen Schollen hoben ſich, einen ſo geſunden Duft aushauchend, daß ich mich dem erfriſchenden Eindruck nicht entziehen konnte. Halb meinem Geſchicke trotzend, halb zukünftigen Hoffnungen Raum gebend, pfiff ich ein Lied und ermunterte zwiſchenher die Pferde. Da tönte mir von hinten ein „Halt!“ in die Ohren. Ich ließ die Pferde ſtehen und ſah mich um. Quer über den gepflügten Acker kam mit rüſtigen Schritten ein junger Mann von kräftigem, breitem Bau, in hellem, kurzem Rock und mit einem breitkrämpigen Hut. Vor ihm her lief ein ſehr großer, ſchöner Hund. Beide nahmen die Richtung direct auf die Stelle, wo ich ſtand, und bald ſah ich in das runde, wohlwollende Geſicht des Ankömmlings, deſſen Augen einen beſonders freundlichen Ausdruck hatten. Offenbar war es wieder ein Künſtler, und mir im Herzen wurde gleich eine Stimme laut: Dieſes iſt der rechte Mann!

Sind Sie der ländliche Rafael? tönte mir jetzt eine tiefe, wohlklingende Stimme entgegen. Ich fühlte, wie mir die Röthe über das Geſicht flog. Nicht wahr, Sie ſind der Theodor Barkhofen? fuhr er fort, als er die Verlegenheit bemerkte. Nun war das Eis bald gebrochen. Er nannte ſich Eduard **. Der Künſtler, welcher im Sommer auf dem Hofe war, hatte von mir erzählt und ihm meine Blätter in Düſſeldorf gelaſſen. Auf dieſe Weiſe war das Intereſſe für mich in ihm rege geworden, und er benutzte die gegenwärtige Ferienzeit, um mich an meinem heimatlichen Herde aufzuſuchen. Nach dieſen Erklärungen bat er mich, ihn auf den Hof zu begleiten und ihm meine noch übrigen Zeichnungen zu zeigen. Obſchon es noch ziemlich weit vom Feierabend war, ſo ſchirrte ich doch meine Braunen vom Pfluge ab und trat mit ihm den Heimweg an. Während des Gehens that er allerlei Fragen an mich über die Art und Weiſe, wie ich zur Kunſt gelangt ſei und welche Methode ich dabei befolgt habe. Sein ganzes Weſen war ſo ſchlicht und natürlich, daß ich gleich das vollkommenſte Vertrauen zu ihm faßte und ganz unbefangen mit ihm plauderte. Zu Hauſe angelangt, führte ich ihn zu meiner Mappe, deren Inhalt er offenbar mit größerer Freude und mit lebendigerer Theilnahme betrachtete. Auch ſchien er mit weit beſſerm Verſtändniß ſeine Urtheile zu fällen als ſein Vorgänger.

Als wir noch mit Betrachten und Beſprechen beſchäftigt waren, kam der Bauer hinzu, den ich als meinen Bruder vorſtellte. Dieſer ſchien auch offenbar Vergnügen darüber zu empfinden, daß meine Arbeiten Leute aus der Ferne herangezogen. Ueberdies hatte er Gefallen an dem flotten Maler, der ſo friſch und gutmüthig von der Leber ſprach. Da der Bauer ſtets ſehr gaſtfreundlich war, ſo lud er den Fremden zur Abendmahlzeit ein, was derſelbe auch gern annahm. Es wurde Schinken, Kartoffeln, Speckpfannenkuchen und Bier aufgetragen, wobei es ganz luſtig herging, und wobei der Maler Veranlaſſung nahm, mein Talent außer allen Zweifel zu ſtellen. So wenig mein Bruder auch eigentlich mit meinen Kunſtbeſtrebungen zu thun haben wollte, ſo hörte er doch ſolche Ausſprüche immer gern, ſei es nun, daß ihn dabei das Familiengefühl leitete oder daß er ſtolz darauf war, gleichſam der Schutzherr eines ländlichen Malers zu ſein.

Der Fremde erkundigte ſich genau nach meinen Vermögensverhältniſſen. Nur ungern hörte er, daß ich durchaus keine Mittel habe, um eine Malerſchule zu beſuchen, was er für durchaus nöthig hielt, wenn mein Talent nicht ganz untergehen ſollte. Er entwickelte zugleich, was ein junger Mann, der ſich einzuſchränken vermöchte, nöthig habe. Leider mußte ich dabei ganz und gar ſtillſchweigen, während der Bauer die Achſeln zuckte und ſcherzhaft äußerte, daß er mich, wenn ich den Hof verlaſſen wolle, höchſtens mit Schinken, Würſten und Brot unterſtützen könne. Der Maler ging darauf ein und meinte, es könne wol noch die Zeit kommen, wo wir ihn beim Wort halten würden. Weiter aber äußerte er ſich nicht über das, was er vorhatte. In der That geſchah dies mit gutem Bedacht, denn er wollte mir keine Hoffnungen anregen, die möglicherweiſe wieder zu nichts werden konnten. Nach einem angenehm verbrachten Abend nahm er endlich gegen zehn Uhr Abſchied. Ich begleitete ihn noch den Berg hinunter bis an die erſten Häuſer der Stadt, wo er mir die Hand drückte mit dem Spruche: Auf die Hoffnung eines baldigen Wiederſehens! Und dann verſchwand er, von ſeinem großen Hunde begleitet, in die dunkle Gaſſe.

Dieſe eigenthümliche Begegnung machte mir in den nächſten Tagen viel Kopfbrechen. Ich hatte in dem Weſen des freilich mir ganz unbekannten Künſtlers etwas geleſen, was mir von guter Vorbedeutung für meine Zukunft zu ſein ſchien. Gerade dadurch, daß er in meiner Seele keine zu großen Erwartungen aufregte, hatte er ſich mir vielleicht am erſten empfohlen. Ich war bei ſo manchen frühern Gelegenheiten enttäuſcht worden, daß ich ſchon an eine gewiſſe Vorſicht gewöhnt war. Doch ich ſollte mich diesmal nicht lange in der Verwirrung befinden! Denn nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief aus Düſſeldorf, in welchem Eduard mir mittheilte, daß er dem Lehrercollegium meine Zeichnungen vorgelegt habe, daß die Profeſſoren der Akademie ſich außergewöhnlich für mich intereſſirten und ſich entſchloſſen hätten, mir ein jährliches Stipendium von 100 Thalern auszuſetzen. Ich müſſe mich aber umgehend entſcheiden, ob ich das Landleben verlaſſen und die Kunſt beginnen wolle. Zum Schluß war noch eine ernſthafte Ermahnung beigefügt, ich möchte wohl mit mir zu Rathe gehen, ob ich auch Stärke und Entſchiedenheit genug beſitze, um einen neuen Lebenspfad zu betreten, an dem zwar manche Roſen blühten, aber noch viel mehr Dornen wüchſen.

Ich war außer mir vor Freude, als ich dem Bauer den Brief mittheilte. Dieſer ſah mich mit großen Augen an und wußte nicht recht, was er ſagen ſollte. Als ich ihn um ſeine Meinung fragte, äußerte er, ich müſſe ſelbſt wiſſen, was ich zu thun habe. Er wolle meinem Glück nicht im Wege ſtehen, aber ich möchte den Schluß des Briefes, der ihm recht ehrlich ſcheine, gehörig bedenken. Auch die andern Leute auf dem Hofe, die ich um ihren Rath erſuchte, wollten ſich nicht recht ausſprechen. Endlich gab die alte Fiechen den Ausſchlag: Laßt ihn doch den Weg gehen, rief ſie, der ihm unverhofft geboten wird. Wer weiß, ob es das zweite mal geſchieht. Jedenfalls muß der Verſuch gemacht werden, ob er zum Künſtler taugt oder nicht, denn ſein ganzes Leben ging nach dieſem Ziel. Wird trotzdem nichts aus unſerm Theodor, ſo hat er ohne Zweifel Faſſung genug, um wieder hinter dem Pfluge zu gehen. Alſo Gott befohlen! die Sache iſt abgemacht. Dieſe verſtändigen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, zumal da die Alte ſie mit weinenden

Augen ſprach, denn es war ihr ſehr leid, daß ich nicht mehr ihr ſonntäglicher Gaſt ſein ſollte. So ſtand mit einmal der Entſchluß feſt, daß ich den Verſuch auf der Akademie machen ſolle. Noch denſelben Abend ſchrieb ich an Eduard, und in den nächſten Tagen erhielt ich den Beſcheid, ſobald als möglich die Reiſe nach Düſſeldorf anzutreten. Wie ich hier anlangte, das habe ich ſchon erzählt.

XIII.

Meine Freunde fragen mich oft, wenn ich ihnen die Erlebniſſe meines Lebens erzähle, ob ich denn niemals eine Liebesgeſchichte gehabt hätte? Ich weiß eigentlich nicht recht, was ſie darunter verſtehen. Wol glaube ich, daß ich geliebt habe, aber ich habe dabei keine Geſchichte erlebt, die ich erzählen könnte, und dann habe ich vielleicht ſolche Geſchichten erlebt, wo ich nicht verliebt war. Dieſe will ich jetzt niederzuſchreiben verſuchen.

Mein Bruder, der Bauer, war ganz der Mann, um ſtrenge Zucht auf dem Hofe zu halten. Da bei unſern Nachbarn nicht ſelten allerlei Liebeleien vorfielen, deren Folgen ſehr betrübt waren, ſo ſetzte er ſeine Ehre und ſeinen Stolz darein, daß in unſerm Hauſe die größte Reinheit der Sitten herrſchte. Vielleicht glaubte er dies am beſten dadurch zu erreichen, daß er meiſtens häßliche und misgeſtaltete Mägde miethete, die wenig geeignet waren, uns Knechten die Herzen zu rühren. Ueberdies aber war er auch höchſt wachſam und argwöhniſch. Seine Frau, die Gertrud, ſtand ihm treulich zur Seite. Sie hatten beide Augen wie die Falken und duldeten auch nicht die geringſte Zweideutigkeit in Worten und Annäherungen.

Aber es gibt keine Regel ohne Ausnahme. Einmal, als Lichtmeß kam, war keine ſtruppige Magd zu finden, und die geſtrengen Herrſcher des Hofes ſahen ſich genöthigt, ein hübſches, friſches, blondes Mädchen in Dienſt zu nehmen. Die Marianne zeigte ſich als ein äußerſt munteres und anſtelliges Ding, mit prallen, geſunden Gliedern und einer Beweglichkeit des ganzen Körpers, die an die raſchen Windungen der Eidechſe erinnerte. So flink und geſchäftig ſie ſich auch bei den gröbſten und gerade nicht reinlichſten Arbeiten erwies, denn ſie hatte meiſtens in den Ställen zu thun, ſo hielt ſie ſich doch ſo ſauber und anſtändig, wie es ſelten bei den andern Mädchen der Fall war. Sie trug ſich immer knapp und nett gekleidet. Zugleich war ſie ſehr gefällig und dienſtfertig, aber nicht wie es die Augendienerei, ſondern wie ein gutes Herz es eingibt. Und ein gutes Herz ſprach wirklich aus ihren offenen, freilich auch ein wenig leichtſinnigen Augen.

Mit dieſen Eigenſchaften wurde es ihr nicht ſchwer, ſich auf dem Hofe allgemein beliebt zu machen. Ihre behende Thätigkeit gefiel dem Bauer und ſeiner Frau, ihr guter Humor behagte dem Geſinde, mir aber gereichte es noch zur beſondern Freude, daß ſie gern theil an geiſtigen Dingen nahm. Nach dem Tode meines Vaters hatte ich mich nämlich wieder mit beſonderer Luſt dem Leſen ergeben. Die Bücher wußte ich mir aus der Stadt zu verſchaffen, und wenn wir abends nach der Arbeit in der Geſindeſtube verſammelt waren, da las ich öfter diejenigen Stücke, welche mich vorzugsweiſe ergriffen hatten, der verſammelten Bewohnerſchaft des Hauſes vor. Eigentlich hatten die wenigſten Knechte und Mägde Freude an dieſer Sache. Einige ſuchten ſich andere Orte auf, andere fielen in den Schlaf. Nur an meiner Schwägerin hatte ich ſtets eine aufgeweckte Zuhörerin. Zu dieſer geſellte ſich Marianne, welche die Balladen von Schiller und Bürger, die ich damals häufig vornahm, mit großer Aufmerkſamkeit, den angeſpannteſten Zügen ihres friſchen Geſichts und den funkelnden Blicken ihrer lebendigen Augen anhörte.

Faſt nicht minder gefiel ſie mir wegen einer gewiſſen Zierlichkeit, mit der ſie ihre Arbeiten verrichtete. Den meiſten Dirnen auf dem Lande fehlt die Grazie, mit welcher ſie von der Natur ausgeſtattet war. Meine Augen weideten ſich an ihren gefälligen Formen und fühlten ihre feinen Bewegungen. Sie ſteht mir noch jetzt in manchen Beſchäftigungen vor Augen, in denen ſie mir ſchon damals unbewußt maleriſch vorkam, und die ich vielleicht noch gegenwärtig zu meinen Zeichnungen wähle. Erſt neulich habe ich ein Blatt entworfen, auf dem ein Junge und ein Mädchen zuſammen in die Ernte gehen. Sie tragen Senſe, Sichel, Rechen, Krug und und was ſonſt bezeichnend für dieſe ländliche Arbeit iſt. Meinen Freunden hat das Bildchen in ſeiner maleriſchen Anordnung ſehr gefallen. Eigentlich aber iſt es nur eine Erinnerung an einen Gang in die Wieſe, den ich mit Marianne zuſammen machte. Auf dem Wege und im Heu ſelbſt ſah das hochaufgeſchürzte Mädchen mit den rhitzten Wangen und den gelöſten blonden Haaren wirklich prächtig aus, beſonders wenn ſie ſo hübſch und gelenk ihre Arbeit that. Während ich mit dem Bauer mähte, hielt ich inne, um nach ihr hinzuſchauen, weil ſie mir wirklich einen ganz ergreifenden Eindruck machte.

Als das Mädchen einige Zeit auf dem Hofe war, bemerkte ich, daß ſie eine beſondere Zuneigung zu mir gefaßt hatte. Lag der Grund darin, daß ich ihr ſelbſt eine größere Aufmerkſamkeit ſchenkte, dachte ſie daran, daß ich als der Bruder des Bauern eine gute Heirath böte, oder war es reine Vorliebe für meine Perſon, ich weiß es nicht. Aber es lag am Tage, daß ſie mich oft und lang betrachtete, daß ihre Blicke mich vorzugsweiſe ſuchten, wenn ſie ein- und ausging, daß ſie mir gern Beſtellungen ausrichtete und daß ſie beſonders mit mir zu plaudern liebte. Selbſt auf kleine Aufmerkſamkeiten war ſie bedacht, denn bei den Mahlzeiten des Tages ließ ſie mir oft die beſten Biſſen zukommen. Der Bauer bemerkte mit ſeinem klaren, offenen Auge ihr Treiben ſehr wohl und ſagte einmal: Die iſt anders wie die übrigen Leute vom Geſinde, ihre Wünſche gehen über einen Knecht hinaus. Und ein andermal warnte er mich: Theodor, nimm dich in Acht! Die Marianne ging nämlich gerade bei dieſen Worten aus der Thüre; wie blieben allein, und er zeigte mit dem Finger dem hübſchen Mädchen nach.

Eigentlich wußte ich kaum, was er ſagen wollte. Aber er hatte doch recht, denn er kannte die Welt und die Menſchen, die bei mir nur in Träumen lebten; und ſo treu er auch als Hüter des Hofes daſtand, ſo konnte er doch nicht alle gefährlichen Dinge überwachen. Daß es ſich ſo verhielt, zeigte ſich eines Sonntags, als er mit ſeiner Frau nach Tiſch auf eine Hochzeit gegangen war. Ein heißer Auguſttag lag auf Berg und Thal und machte die Glieder bleiſchwer. Nach der Mahlzeit ſtieg ich in den Hemdärmeln auf den Heuſchober, um dort einen Mittagsſchlaf anzuſetzen. Ich brauchte ihn nicht zu ſuchen, er kam von ſelbſt, denn wir waren gerade in der Ernte und hatten die Woche über tüchtig gearbeitet. Außerdem übte der Duft des eben eingebrachten Heues eine üppig betäubende Wirkung auf die Sinne aus. Ich lag wie ein Todter. Da fühlte ich plötzlich eine Hand über meine Stirne gehen, ein warmer Athem überflog mein Geſicht, ich wachte auf und ſah wie in einem hellen Traum das blühende, friſche Geſicht des Mädchens über mir. Sie hatte ſich neben mich gekniet und mir die klaren Schweißtropfen von der heißen Stirne gewiſcht. Bei dieſem Geſchäfte ſtreifte mich, da ſie ſich über mich beugte, ihr Hauch. Als ſie ſah, daß ich die Augen aufſchlug, rief ſie: Mein Gott, wie biſt du heiß, Theodor! Ich muß dir den Schweiß ein wenig abtrocknen. Dein Bruder und deine Schwägerin ſind hinaus, ſetzte ſie vertraulich hinzu. Und dann fuhr ſie, gleichſam entſchuldigend, fort: Ich wollte dir ſagen, daß der Kaffee fertig iſt! Obgleich ich noch ſchlafſchwer in allen Gliedern war, ſprang ich doch auf. Da warf ſie mich mit aufgerafftem Heu ins Geſicht. Sie machte dabei allerliebſte Bewegungen. Ich blieb ihr nichts ſchuldig. Wir ſcherzten, rangen, balgten uns, und als wir endlich müde waren, entfloh ſie, und ich folgte ihr in das Haus, wo wir bald am Geſindetiſch bei den übrigen ſaßen.

Ich habe damals dieſen ganzen Vorgang von der harmloſen Seite aufgefaßt. Erſt ſpäter iſt es mir klar geworden, daß ich einer offenbaren Verſuchung entgangen bin. Was wollten ihre Worte ſagen? Und wenn ſie auch keinen tiefern Sinn haben ſollten, dann lag doch ein mächtiger Inſtinct der Natur darin. Man muß das Landleben kennen, um zu wiſſen, wie heiß das Blut um die Erntezeit durch die Adern geht. Das Reifen und Brüten, was auf Garten und Feld liegt, ſcheint auch den Menſchen zu ergreifen. Der Duft der Wieſen und des Kornes iſt ſo üppig. Hätte in meiner Seele nicht das Ideal ſo rein und unangetaſtet gelebt und mich von den Leidenſchaften der Sinnlichkeit ferngehalten, wer weiß, ob ich dieſen Verſuchungen glücklich entgangen wäre.

An den Wochentagen hatten wir die Hände ſo voll, daß wir nur an die Arbeit denken konnten. Auch ſtanden wir dann ſtets unter unſerm getreuen Wächter, dem Bauern. Aber ſchon der nächſte Sonntag ſollte mir eine neue ähnliche Scene bringen. Es war kühleres Wetter und ich fühlte nicht jenes unbezwingliche Bedürfniß des Schlafes. Aber ich war deshalb doch nicht aufgelegt, um mich mit Zeichnen zu beſchäftigen, wie ich es ſonſt zu thun pflegte. Es lockte mich hinaus, und ich nahm Stock und Mütze und zog eine gute Weile durch Feld und Wald, wo ſich die Eindrücke eines geſegneten Sommers meinem Geiſte einprägten. Später wendete ich mich zur Stadt und ging ins Wirthshaus, wo ich Leute genug antraf, mit denen ich mich unterhielt, bis es ſpäte Nacht geworden war. Gegen elf Uhr brach ich auf, verließ die Stadt und ſchlenderte den Berg hinauf. Auf dem Wege fiel mir allerlei ein. Ich dachte an meinen todten Vater. Dazwiſchen kam mir, ich weiß nicht wie, eine Melodie aus dem Don Juan, den ich einmal geſehen hatte, als ich noch unter den Soldaten war, in die Kehle. Das Bild des ſteinernen Gaſtes wurde in meiner Seele lebendig. Ich brachte dieſe Erſcheinung mit der Geſtalt meines Vaters zuſammen und dachte: wenn er mir jetzt erſchiene und mir erzählte, wie es drüben ausſieht! Denn wir hatten, als er noch lebte, oft Geſpräche über das Jenſeits geführt und den Wunſch geäußert, ſichere Kunde von Geiſtern, die auf die Erde zurückkehrten, zu erhalten. Mir war dabei ganz gruſelig. Der Mond ſchien ſo klar, es flüſterte der Wind zuweilen in den Bäumen und im Gras; faſt ſchien es mir, als ſehe ich die weiße Geſtalt im Thal und auf der Höhe.

So erreichte ich den Hof, wo alles in Ruhe war. Der Hund bellte; als er mich aber erkannte, ſchwieg er ſtill. Ich öffnete leiſe die Hausthüre, zündete mir Licht an und freute mich der Sicherheit am Herde, denn es war mir doch bange geworden. Mit dem Muthe fühlte ich zugleich einen lockenden Appetit und ſuchte im Schranke nach, ob ich nicht Reſte vom Abendmahl fände. Das gelang vortrefflich. Ich erwiſchte noch Fleiſch, Brot und Butter und ſetzte mich behaglich vor den Tiſch. Da kam mir wieder der Gedanke an den Don Juan. Ich murmelte vor mich hin: Ihr Herr Koch kocht ſehr vortrefflich. Zugleich aber drängte ſich mir auch die Geſtalt des Gouverneurs wieder auf, und ich dachte wieder an meinen Vater, der noch vor nicht zu langer Friſt als Leiche im anſtoßenden Zimmer lag. Es war kein Wunder, daß ich neue Beklemmungen fühlte.

Welchen Schrecken aber hatte ich, als plötzlich eine Thür offen ging! Eine Hand reichte hindurch, ein weißes Gewand zeigte ſich. Ich wäre beinahe rücklings umgefallen. Starr und unbeweglich ſchaute ich hin, denn ich meinte nicht anders, als daß ich jetzt eine Geiſtererſcheinung vor mir haben würde. Meine Furcht ſollte indeß nicht lange dauern, denn hinter der Thür trat niemand anders hervor als Marianne. Obſchon ſie ſich nicht im ſchicklichſten Gewande befand, ſo ſchritt ſie doch munter auf mich zu und ſagte leiſe: Ich habe eben auf der Kammer den Hund bellen gehört, und da dachte ich wol, daß du heimgekehrt biſt. Ich habe dir allerlei verwahrt, was du gewiß mit Appetit verzehren wirſt. Aber ſieh, fuhr ſie lachend fort, indem ſie die Sachen betrachtete, da haſt du ja ſchon alles auf dem Tiſche ſtehen! Ich machte ihr Verwürfe, daß ſie noch heruntergekommen ſei. Aber ſie ſcherzte und meinte, ich müſſe ihr doch Dank dafür wiſſen. Dann nahm ſie einen Stuhl und ſetzte ſich neben mich an den Tiſch, von dem ſie allerlei aufpickte, während ſie fortfuhr, mich mit ihren Plaudereien zu unterhalten und mich gelegentlich zu necken. Da ich ihr ſagte, daß ich ſie für ein Geſpenſt gehalten habe, ſo gab ihr das verſchiedenen Anlaß zu verſichern, daß ſie, wie ich doch ſehe, von echtem Fleiſch und Blut ſei, was übrigens auch durchaus nicht zu verkennen war, da ſie ihre Reize wenig verbarg. Ich blieb übrigens wieder ſo harmlos wie ein unſchuldiges Kind. Als ich mein Mahl vertilgt hatte, ſagte ich, ſie möchte ſich entfernen, damit der Bauer nicht höre, daß noch Leute auf ſeien, worauf ſie denn auch durch die Thüre entſchlüpfte, während ich mein Zimmer ſuchte.

Aber auch damit war es noch nicht genug. Den folgenden Sonntag ging ich nach Tiſch auf meine Stube. Ich ſuchte meine Zeichenmaterialien heraus und ſaß bald ganz und gar in meine Lieblingsarbeiten vertieft. Ich hatte damals gerade eine Art von Illuſtration des Neuen Teſtaments begonnen, und merkwürdigerweiſe war ich mit der Darſtellung der Ehebrecherin aus dem Evangelium beſchäftigt und ſo tief in ernſte Gedanken verſunken, daß ich gar nicht merkte, was um mich vorging. Da fühlte ich wieder einen warmen Hauch auf dem Nacken. Ich drehte mich um und ſah wieder das friſche Geſicht der unvermeidlichen Marianne. Sie lachte hellauf: Hab' ich dich wieder einmal erſchreckt? rief ſie. Aber was biſt du auch für ein Bär! Statt dich Sonntags zu vergnügen und mit dem jungen Volk in Feld und Wieſe und bei Tanz und Spiel umherzutreiben, ſitzeſt du hier im Loch und machſt Männchen. Laß doch einmal ſehen, was du da wieder auf dem Papiere ſtehen haſt! Ich nahm das Blatt und zeigte es ihr. Was ſoll das vorſtellen? fragte ſie. Ich antwortete: Das iſt die Geſchichte von der Ehebrecherin aus dem Evangelium. Sie nahm plötzlich eine ernſte Miene an und ſtarrte auf das Blatt. Ich ſah, daß ſie blaß wurde. Das iſt ſchön, ſagte ſie noch, und ging ganz anders weg, als ſie gekommen war. Sollte die Zeichnung ſie ergriffen haben? Ich habe es lange geglaubt. Aber nachher iſt es mir klar geworden, daß der Titel der Compoſition ihr plötzlich ins Gewiſſen ſprach, denn ſeit jener Zeit bin ich nicht mehr von ihr verfolgt worden. Sie ging mir aus dem Wege. War es Reue über ihr freies Benehmen, oder zürnte ſie mir, weil ſie mich fähig hielt, ihr eine abſichtliche Verführung zuzumuthen, woran ſie nicht dachte? Mir iſt es nicht klar geworden. Später hat ſie einen braven Mann geheirathet, und ſie iſt ebenfalls eine brave Frau!

Ich weiß nicht, ob das eine Liebesgeſchichte iſt.

XIV.

Ein andermal iſt mir ein ähnliches Ereigniß begegnet.

Ich habe ſchon von der Mühle erzählt, die am Fuße des Berges lag, und in der mein Freund Jakob wohnte; aber ich habe noch nicht geſagt, daß er zwei Schweſtern hatte, von denen die eine Agnes, die andere Chriſtine hieß. Wenn ich ihre Namen aber noch nicht in den Mund genommen habe, ſo liegt das hauptſächlich daran, weil ſie keine Rolle in den Begebenheiten ſpielten, welche ich bisjetzt niederſchrieb. Sie waren, wie ihr Bruder, meine guten Freunde, und ich liebte es ſehr, mit ihnen zu plaudern, wenn ich, wie es Sonntags zuweilen zu geſchehen pflegte, in das Haus kam, oder wenn ich ſie auf dem Spiel antraf, denn die Freundſchaft, die man einem Glied der Familie widmet, theilt ſich oft den andern Gliedern mit. Auch ſahen ſie mir öfter zu, wenn ich ihnen bei meiner Anweſenheit in freien Stunden dieſe oder jene Figur auf die Wand oder auch auf die Thüren zeichnete.

Außer meinen Feiertagsgängen mußte ich aber auch zuweilen in ländlichen Geſchäften in die Mühle, denn wenn das Brot aufgegeſſen war, da ſagte mir der Bauer, ich möchte einen Sack mit Korn vom Speicher holen und ihn mahlen laſſen, damit aufs neue gebacken werden könne. Ein ſolcher Auftrag war mir immer angenehm. Ich ſchleppte dann das Getreide hinunter, holte mir den ſtärkſten Gaul aus dem Stall, legte ihm den Sack über den Rücken, ſetzte mich ſelbſt hinten drauf und lenkte den Berg hinab. Mit Vergnügen denke ich noch an manchen Ritt, den ich auf dieſe Weiſe machte. Der Weg war wirklich hübſch: er führte zwiſchen Feldern und durch Büſche die Anhöhe hinab und zeigte auf ſeinen Windungen manche reizende Ausſicht. Ich konnte mich dabei ganz und gar meinen Träumereien hingeben, denn ich hatte meine Aufmerkſamkeit nicht auf irgendeine ernſte Beſchäftigung zu verwenden. So quollen mir denn auch aus Bäumen und Halmen künſtleriſche Plane entgegen. Ich fand mich gewöhnlich erſt wieder, wenn ich vor dem Hauſe ſtand und das Klappern des Mühlwerks und das Rauſchen des Waſſers hörte und bemerkte, daß der Gaul vor dem Thore ſcharrte. Zugleich traf ich in der Mühle immer gute Unterhaltung. Hatte ich den Sack abgeladen und dem Jakob übergeben, dann hieß er mich gewöhnlich in das Haus zu ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern gehen und dort warten, bis er mir gemahlen habe.

So kam ich auch einſt im Spätherbſt am ſpäten Nachmittag dort an. Jakob nahm mir Sack ab und forderte mich auf, in die Küche zu treten, bis er fertig wäre, denn vor einer Stunde könne er mir nicht forthelfen. Ich band das Pferd mit dem Zügel an den dicken Lindenbaum, der im Hofe vor der Thüre ſteht, und ſprang die Treppe hinauf. Im Hauſe fand ich die Mutter und Agnes. Die Alte ſaß am Spinnrade und ließ das Rädchen luſtig ſchnurren, indeß die Tochter das Kaffeegeſchirr und Butter und Brot und Käſe wegräumte, denn die Bewohner des Hauſes hatten eben ihren Nachmittagsimbiß beendet. Ich wurde, wie immer, von beiden freundlich emfangen. Die Mutter lud mich ein, am Ofen Platz zu nehmen. Die Agnes ſagte: Du kommſt noch zur rechten Zeit, Theodor; gleich wird meine Schweſter Chriſtine aus der Stadt zurück ſein, da kannſt du mit ihr Kaffee trinken. Ich dankte und ſagte, daß meine Schwägerin mir daheim ſchon alles verwahren würde. Aber nun zankte ſie mit mir und meinte, entweder wäre ich zu blöde oder zu ſtolz, und beides wäre nicht recht.

Wir waren noch im Disput begriffen, als Chriſtine eintrat. Sie warf das Tuch von ihrem Haupte und zeigte ein heiteres, friſches Geſicht, das die kühle Luft noch beſonders geröthet hatte. Mit luſtigen Späßen miſchte ſie ſich gleich in das Geſpräch. Ja, rief ſie, es iſt wahr, entweder iſt der Theodor ein Duckmäuſer, oder er iſt ein hochmüthiger Geck. Warum macht er es nicht wie die andern Burſchen aus der Gegend? Wenn man jung iſt, muß man das Leben genießen. Er tanzt nicht er ſpielt nicht, er trinkt nicht, und was das Schlimmſte iſt, er hat nicht einmal einen Schatz. Wenn er auch mitunter zu Tanz und Spiel kommt, dann ſteht er immer in einer Ecke und ſieht den Leuten zu. Sag', Theodor, iſt es nicht wahr, was ich behaupte? Sie traf den Nagel auf den Kopf. Da ich die Richtigkeit des Tadels fühlte, und auch nicht viel darauf zu erwidern wußte, ſo ſchwieg ich. Meine ganze Antwort beſtand in einem bejahenden Lächeln. Ihre Vorwürfe machten mich ſogar beſchämt. Alles verhielt ſich, wie ſie es ausſprach. Warum es aber ſo war, daß wußte ich ſelbſt nicht.

Eine ganze Weile blieb ich die Zielſcheibe der heitern, harmloſen Bemerkungen der beiden Mädchen. Unterdeß war der Kaffee wieder aufgetragen, und ich mußte mich trotz allem Sträuben mit an den Tiſch ſetzen, wo Chriſtine ſchon Platz genommen hatte. Während wir beide nebeneinanderſaßen und aßen und tranken, verließ die Mutter und Agnes die Küche, um andern Geſchäften nachzugehen. Die erſtere begab ſich in die Mühle, die andere hatte im Stalle zu thun. Chriſtine aber ſetzte ihren Muthwillen fort. Das Thema der kurzen und langen Rede war, daß ich keinen Schatz hätte. Als die Mahlzeit zu Ende ging, fragte mich das Mädchen mit einem plötzlichen Anlauf, bei welchem ſie übrigens roth bis hinter die Ohren wurde: Haſt du denn noch nie ein Mädchen geküßt? — Nie! entgegnete ich mit Verwunderung und einem halben Schrecken. Aber kaum hatte ich das Wort ausgeſprochen, da ſprang ſie auf, flog auf mich zu, nahm meinen Kopf zwiſchen ihre beiden Hände, ſodaß ich mich nicht mehr bewegen konnte, und drückte mir einen dicken Kuß auf die Lippen. Nun, rief ſie aus, kannſt du dich doch nicht mehr rühmen, daß du noch nie ein Mädchen angerührt habeſt. Und dann lief ſie, hochrothe Flammen im Geſicht, von dannen und kam auch nicht wieder zum Vorſchein.

In meinem ganzen Leben bin ich niemals verlegener geweſen als in dieſem Augenblick. Ich war wie erſtarrt vor Entſetzen und konnte lange nicht zur Beſinnung kommen. Als ich endlich wieder Macht über mich ſelbſt gewann, ſchlich ich, ohne Abſchied zu nehmen, in die Mühle, nahm meinen Sack auf das Pferd und ritt mit allerlei wirren Gedanken nach dem Hofe.

XV.

Als ich neulich die letzte Geſchichte meinen Freunden erzählte, bin ich tüchtig ausgelacht worden. Die einen meinten, ich wäre ein Duckmäuſer, der gewiß ſeine beſten Abenteuer verſchwiege; die andern ſagten, ich wäre ein Dummkopf, daß ich die Gelegenheit nicht benutzt hätte; die dritten ſchalten mich einen Hans Haſenfuß, dem das Herz nicht auf dem rechten Flecke ſäße. Aber es iſt doch alles ſo, wie ich berichtete. Ich habe weder in dem einen noch in dem andern Fall geliebt. Was hätte ich da den Schein einer Liebe, die ſich in platter Sinnlichkeit äußert, annehmen ſollen! Und ich mochte doch nicht an mir ſelbſt zum Lügner werden! Die beiden Mädchen haben mich vielleicht in zu ſtarker Weiſe herausgefordert. Ich bin aber feſt und unverlockt geblieben, weil ich ein höheres Bild im Herzen trug. Dies höhere Bild war mein Hort und Schutz: es war das Bild der Kunſt. Freilich hing es mit einer gewiſſen menſchlichen Erſcheinung, die mir im Leben begegnete, zuſammen. Wie ſich die Sache verhält, will ich jetzt erzählen.

Zu der Zeit, als es in der Gegend immer bekannter wurde, daß ich gleichſam ein Künſtler unter den Landleuten war, fragte man mich in der Schenke des luſtigen Butſchenberg, ob ich denn nicht einmal nach Düſſeldorf gehen wolle, um dort die Gemäldeausſtellung zu ſehen. Einige Anweſende, die im vorigen Sommer dort geweſen waren, erzählten mir in ihrer Weiſe mancherlei Dinge über den großen Saal mit den vielen Bildern, die alle in goldenen Rahmen aufgehängt wären. Ich wurde ſehr begierig. Wir ſahen in den Zeitungen nach und fanden wirklich die Anzeige, daß die Ausſtellung ſchon begonnen hatte. So hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als meinen Bruder Benedict zu bereden, am nächſten Sonntag mit mir die Wanderung zu unternehmen. Er war es zufrieden. Wir ſtanden am feſtgeſetzten Tage ſchon um zwei Uhr auf und ließen uns Kaffee machen. Der Bauer gab uns zwanzig Groſchen als Zehrgeld und die Frau ſteckte uns Fleiſchbutterbrote in die Taſche.

Schon um drei Uhr befanden wir uns auf dem Wege. Es war ein prächtiger Julimorgen. Die warme, weite Welt lag noch in einem nebelhaften Dämmer. Vom Thale ſtieg der Dampf auf. Auf Halmen und Kräutern ſtand dichter Thau. Wir verfolgten rüſtig unſern Weg, und ich ſprach zu Benedict, der friſch neben mir herſchritt: Nun laß uns ſehen, was uns zuerſt begegnet. Danach können wir abmeſſen, ob wir einen glücklichen oder unglücklichen Tag haben werden, und ob wir ſchöne Kunſtwerke ſehen oder nicht. Auch muß das entſcheiden, ob wir ſie verſtehen können. Kommt uns ein Haſe über den Weg gerannt, oder fliegt eine Elſter vor uns auf, dann taugt es nicht. Noch ſchlimmer aber iſt es, wenn uns ein Schwein entgegenläuft, oder wenn uns gar ein altes Weib begegnet. Am beſten wäre es jedenfalls, wenn wir zuerſt ein hübſches junges Mädchen ſähen. So wünſchen es ſich auch die Jäger.

Mein Spaß war wirklich Ernſt. Der Volksglaube ſitzt tief in jedem Kinde des Volks. Mein Bruder lächelte, und wir ſchritten in Betrachtungen über die Sache weiter. Unterdeſſen wurde es heller und heller. Die flammende Scheibe der Sonne brach eben über die Hügel. Wir gingen einem Walde entgegen, deſſen Wipfel ſchon von den erſten rothen Strahlen vergoldet waren. Da hatten wir plötzlich einen wunderbaren, ſtaunenswerthen Anblick. Wo der Weg in den Forſt ſich wie ein hochgewölbtes Thor öffnete, trat die hellſte und reinſte Erſcheinung in einem ſchönen, ſchlanken, jungen Mädchen hervor. Ein Meer von Strahlen übergoß zugleich die leicht hinſchwebende Geſtalt. Ich erinnere mich noch deutlich, wie das Licht auf dem metallenen Kreuze funkelte, daß ſie auf ihrer Bruſt trug. Sie hatte Kleider an, deren Glanz auf dem dunkeln Hintergrunde noch erhöhter erſchien. Wir ſchwiegen beide voll Verwunderung und gingen ihr ſtumm entgegen. Es waren keuſche, madonnenhafte Züge von den edelſten Formen, es waren die ſanfteſten blauen Augen, die man ſehen konnte. Sie ſagte uns mit melodiſcher Stimme einen freundlichen Frühgruß, den wir eben ſo freundlich erwiderten. So ſchritten wir aneinander vorüber.

Nun haben wir gewonnen, rief Benedict, als wir den Wald betraten. Ja wohl, antwortete ich und blieb in tiefen Gedanken verſunken, denn mir galt die Erſcheinung nicht allein für ein Vorzeichen des heutigen Tages: ſie dünkte mich wie ein Symbol auf meinem erſten Gange zum Tempel der Kunſt. Vor meinen Augen iſt das lichte Bild immer ſtehen geblieben wie eine höhere Mahnung. Ich weiß auch in dieſem Augenblicke noch nicht, ob das Mädchen ländliche Kleider trug. Wie ich ſie in meinem Innern trage, ſind ihre edeln Formen von edelſten faltigen Gewändern umwoben, in denen ſie vor mir herſchreitet wie eine Geſtalt, die mir den Weg meines Lebens zeigt.

Da gerade die Morgenglocken in den umliegenden Dörfern ihr Geläute begannen, ſo nahm ich meine Mütze ab, um ein Gebet zu ſprechen. Benedict folgte meinem Beiſpiele. Und ſo gingen wir einige Zeit in ſtiller Andacht miteinander die Straße. In meiner Seele aber dachte ich nur an die Bedeutung meiner wunderbaren Erſcheinung. Endlich fand ich mich ſelbſt wieder, und damit kehrte dem Munde auch das Wort zurück. Ich kam in die freudigſte Stimmung. Wald und Feld lachten mich ganz beſonders freundlich an. Ich war den ganzen Weg über faſt ausgelaſſen munter. Wir hatten in der That einen Tag voll Klarheit und Genuß, denn wir ſahen nun die Fülle der ſchönſten Bilder, von denen ich aber hier nicht reden kann, weil es zu weit führen würde. Es war ſchon tiefe Nacht, als wir nach einem zwölfſtündigen, ſehr ermüdenden Marſche heimkehrten und am Hofe anklopften. Und dabei hatten wir Neuigkeiten genug, um die Verwandten eine Woche lang damit zu unterhalten.

Unterdeſſen aber ging mir das Bild des Mädchens nicht aus dem Kopfe. Ich dachte tags daran, ich träumte nachts davon. Manches Blatt Papier ſollte dazu dienen, Geſtalt und Züge wiederzugeben; aber alle Verſuche ſcheiterten. Am nächſten Sonntag trieb es mich unwiderſtehlich, ihr aufs neue zu begegnen. Vor Sonnenaufgang ſtand ich an der Stelle, wo ich ſie geſehen hatte, aber ich harrte ſtundenlang vergebens. Ich wiederholte dieſen Gang noch mehrmals. Und dann beſuchte ich die Kirchen der Stadt und der umliegenden Dörfer, wo man doch ſonſt alle Leute verſammelt ſieht, um ſie zu finden. Ich ſchaute nach allen Geſtalten, ich ſah in alle Geſichter. Jede Beſtrebung blieb ohne Erfolg. Nach langem Umherſuchen, das bis in den Winter hinein dauerte, ließ ich erſt von meinen Nachforſchungen ab.

Faſt wäre ich abergläubiſch genug geweſen, das Mädchen nicht für eine körperhafte, ſondern für eine überirdiſche Erſcheinung zu halten. Das meine ich nun gerade nicht mehr. Aber iſt es für mich nicht ebenſo gut, als wäre es ſo geweſen? Jedenfalls iſt ſie mir Symbol der Kunſt geworden. Und ich habe ſie eher geſehen, als jene andern Kinder des Lebens, von denen ich früher erzählte. Sie war mir bereits zum Ideal geworden, als jene Lockungen an mich herantraten. So hat ſie mich geſchützt und bewahrt, ſie hat mich der Kunſt keuſch und rein erhalten. Und das danke ich ihr bis in ewige Zeiten. Denn wenn ich mich damals in die verführeriſchen Arme der Leichtfertigkeit und Sinnlichkeit geworfen hätte, dann wäre das heilige Feuer, das mich, trotz mancher ſchlimmer Stunden, beglückt und entzückt, nicht in meiner Seele aufgegangen. Ich würde dann vielleicht ein guter Bauer, aber nie ein Künſtler geworden ſein.

Das iſt meine Liebe des Ideals. Man könnte ſie auch ideale Liebe nennen. Manche würden ſie vielleicht eine erſte Leidenſchaft heißen. Ich weiß nicht, ob das recht wäre, wenn ich es thäte. Ich habe nur das Gefühl einer keuſchen, reinen Verehrung gehabt, ſo oft ich an jene ſeltſame Erſcheinung dachte.

XVI.

„Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang.“ Wie oft habe ich an dieſes Wort denken müſſen, daß der Doctor mir bei der Einhändigung meines Tagebuchs ſagte! Mir gilt der Spruch in doppeltem Maße, denn ich bin erſt an die Kunſt gekommen, als das halbe Leben gelebt war. Jetzt liegen dazu noch drei Lehrjahre hinter mir. Vielleicht bin ich ſchon weit über die Hälfte meines Lebens hinaus. Da heißt es denn doppelt fleißig ſein und zum Rechten ſehen. Ja, „das Leben iſt kurz, und die Kunſt iſt lang!“

Zuerſt habe ich ein Jahr lang im Antikenſaal geſeſſen und nach den Köpfen und Geſtalten gezeichnet, welche uns die alten Griechen hinterlaſſen haben. Ich mag mich mit meinen dreißig Jahren ſeltſam genug zwiſchen all den jungen Burſchen von ſiebzehn bis zwanzig ausgenommen haben. So ſehr ich ſie an Alter überragte, ſo waren dennoch die meiſten gewitzigter und lebenserfahrener wie ich ſelbſt. Uebrigens betrugen ſie ſich ſtets gut und freundlich gegen mich. Wollte auch einmal der eine obere andere ſeinen Spaß mit meiner Unerfahrenheit treiben, ſo geſchah es ſicher, daß ſich die meiſten auf meine Seite ſtellten. Während ich ſchon mancherlei Compoſitionen, welche ſich den Beifall der Lehrer erworben, an das Tageslicht gefördert hatte, waren die meiſten nach dieſer Richtung hin noch nicht thätig geweſen. Und das verſchaffte mir einen gewiſſen Reſpect. In dieſem jungen Kreiſe vergingen mir die Tage des Studiums noch am beſten und erfreulichſten, denn da ich ſchon nach der Natur gezeichnet hatte, ſo gelang es mir verhältnißmäßig gut, die ruhigen Formen des Gipſes nachzuahmen. Oft aber hatte ich auch meine ſchwere Mühe, denn die rauhe, ſchwielige Hand wollte ſich dem feinern Gefühl im Haupte nicht immer fügen. Ich ſah mit den Augen ſo manches, was durch die Finger nicht auf das Papier wollte. So konnte ich faſt nie zufrieden mit meiner Arbeit ſein. Gleichwol zeigte der Lehrer ſich gütig gegen meine Leiſtungen. Ich erhielt ſogar manches Lob, und nach Verlauf eines Jahres wurde ich aus der Klaſſe entlaſſen, um die Oelmalerei zu beginnen.

Und ſo ſtand ich denn, als die Ferien vorüber waren, mit Pinſel und Palette vor der Staffelei und verſuchte zuerſt menſchliche Angeſichter mit Farben auf die Leinwand zu bringen. Ich ging mit dem beſten Muthe an dieſe neue Beſchäftigung. Leider aber ſank mir gar bald das Herz, denn es wurde mir unendlich ſchwer, mich mit dem neuen Material in die möglichſt plaſtiſche, farbige und wirkungsvolle Darſtellung der Menſchen zu finden. Oft wußte ich nicht, wo mir der Kopf ſtand, wenn ich meine Leiſtungen ſo ganz und gar nicht mit meiner Vorſtellung in Einklang bringen konnte.

Ich befand mich alsdann in Wirrſalen, aus denen ich mich nicht zu retten wußte. Wie ſehr betrauerte ich in ſolchen Momenten meine rettungslos vergangene Jugendzeit, in welcher Geiſt und Hand ſich noch ſchmiegſam in die Schwierigkeiten finden! Wie beneidete ich die friſchen Geſellen um mich her, welche ſich das Handwerk faſt unbewußt aneigneten, während ich vor lauter Gedanken und Vergleichungen nie recht zum Ziele zu kommen vermochte! Es waren wahrhaft ſchreckliche Stunden, die ich erlebte. Dennoch klärte ſich nach und nach dieſer Zuſtand auf. Allmählich gewann ich jene mechaniſche Uebung, die der bildende Künſtler niemals entbehren kann. Und ſo enſtanden denn allmählich Köpfe, die ſich ſehen laſſen durften, und die auch den Beifall der Meiſter erhielten. Als nun wieder ein Jahr voll der unſäglichſten Mühen verfloſſen war, wurde ich als fertiger Schüler der Malklaſſe erklärt und für die Meiſterabtheilung beſtimmt, wo ich ſelbſtändig Bilder malen ſollte.

In dieſer Klaſſe aber bin ich jetzt ſo weit vorgerückt, daß ich ein Bild vollendet habe. Der Gegenſtand deſſelben iſt eine Madonna, die ich in der Erinnerung an die Geſtalt jenes Märchens componirte, welches mir in der Morgenfrühe am Walde begegnete und wie ein Symbol vorkam, daß ich an den Altar der Kunſt treten dürfe. In dieſer freien Thätigkeit habe ich meine alte Luſt und Kraft des Schaffens wiedergefunden. Freilich hat es auch nicht an quäleriſchen Stunden gefehlt, in denen ich nicht wußte, woher ich kam und wohin ich ging; aber ſie waren doch lange nicht ſo ſchwer und laſtend wie die Zeit, wo ich mir das Handwerk der Malerei zu eigen machte. Im Gegentheil habe ich mitunter vor dem Gemälde recht frohe und heitere Momente erlebt, wo ich mit lichter Ahnung in die Zukunft ſah und mir einbildete, es könne doch noch etwas aus mir werden. Das Bild hat mir über ein halbes Jahr gekoſtet. So weit es auch in der Ausführung hinter der Idee zurückbleibt, ſo hat es doch als Erſtlingswerk gefallen und iſt vom Kunſtvereine für eine Dorfkirche angekauft worden. Das iſt denn doch ein Erfolg. Gott wird mir wol fürder das Gedeihen geben. Aber es iſt doch wahr: „das Leben iſt kurz, und die Kunſt iſt lang!“

Was mich aber am meiſten freut, das iſt der Umſtand, daß Eduard, der Mann, nach Vollendung dieſes Gemäldes zu mir gekommen iſt und mir geſagt hat, ich wäre jetzt ein rechter Meiſter, und ich ſolle nun bei ihm wohnen. Mein Herz hat dabei laut aufgejauchzt. Ich bin denn gleich von dem alten Kutſcher fortgezogen und lebe nun mit dem Freunde in einem Hinterhauſe, wo wir eine gemeinſchaftliche Wohn- und Schlafſtube haben, und wo ſich auch das Atelier, in dem der Mann ſeine feinen und hübſchen Bilder aus dem Volksleben malt, befindet. Wir haben dort die ſchönſten Tage. Ich bin wieder recht ins Componiren gekommen, denn nachdem ich nun die Methode der Kunſt einigermaßen innehabe, ſtrömen mir auch wieder die Ideen.

XVII.

Bisjetzt habe ich noch nichts von meinem geſellſchaftlichen Leben in der Stadt erzählt. Da muß ich denn zunächſt berichten, daß ſich unſere Häuslichkeit ſehr geändert hat. Mein Freund und Beſchützer Eduard, der Mann, hat ſich nämlich verheirathet und eine recht gute, liebe Frau bekommen. Sein Atelier, in dem auch ich jetzt häufiger arbeite, iſt freilich behalten worden. Da ihm aber die Wohnung zu eng wurde, ſo iſt er in der Nähe auf einen erſten Stock gezogen, auf dem ich nun auch ein Wohnzimmer erhalten habe. Wir, Eduard, ſeine Frau und ich, bilden eine gemeinſame Familie, in der wir uns recht behaglich fühlen. Ich bin darin wie ein Kind vom Hauſe. Doch das iſt nicht das rechte Wort. Sie nennen mich auch ſelbſt ſchon den Oheim Theodor. Man kann mich ſo gewiſſermaßen als ein Erbſtück anſehen. Bald wird der Hausſtand aber noch vergrößert, denn das junge Paar hat Hoffnung auf baldige Nachkommenſchaft. Die Frau arbeitet, wie ich mit Freude ſehe, ſchon an allerlei Kleidungsſtücken für ein Kleines. Es iſt eine wahre Luſt, wie die Häubchen, Jäckchen, Windeln und Wickelſchnüre unter ihren kleinen, weißen Händen entſtehen. Da ſitzen wir denn abends im traulichen Kreiſe meiſtens zu Hauſe um den Tiſch mit der geblümten Decke. Eduard und ich arbeiten dann an Zeichnungen. Zwiſchenher wird geplaudert und vorgeleſen, indeß das Feuer im Ofen kniſtert und die Lampe ihre milden Strahlen über die Gruppe ſtreut. Wir verlangen nichts Beſſeres und denken faſt gar nicht an das Ausgehen.

Wir haben jedoch nicht immer ſo ſtill und harmlos unſere Abende verbracht. In der erſten Zeit, nachdem ich hier eingetroffen war, führte Eduard mich oft in die hieſige Künſtlergeſellſchaft Malkaſten. Dieſe hat während der Winterzeit in einem alten, finſtern Hauſe ihre Herberge, die aus zwei durcheinandergehenden Sälen beſteht, an deren Wänden ſich eine Menge von Bildniſſen befinden, welche die Mitglieder der Geſellſchaft darſtellen, und in welchen ſie ſich gegenſeitig abconterfeit haben. Außerdem aber hängen dort auch einige größere Darſtellungen, in welchen die Hauptvertreter der Kunſtgeſchichte in anmuthigen, zuſammengehörigen Gruppen dargeſtellt ſind, an denen man gewiſſermaßen ſtudiren kann, in welchen Fächern ſie ſtrebten und was ſie für ein Leben führten. Dann findet ſich auch in dem Locale ein großes Buch, in welches Caricaturen eingezeichnet werden, über die man recht herzlich lachen muß. In dieſen Umgebungen verſammeln ſich nun an den langen Winterabenden die Kunſtgenoſſen, um hier bei einem Glaſe Wein oder Bier, wie es die Finanzen jedes einzelnen zulaſſen, zu plaudern, zu ſingen und zu ſcherzen. Man trifft dort

Leute mit grauen und mit blonden und ſchwarzen Haaren. Neben einem ernſten ſitzt ein junges, lachendes Geſicht. Es ſind viele ſchöne Köpfe und frohe Herzen, zwiſchen denen ich ſo vielfache Erheiterung, Anregung und Belehrung gefunden habe, daß ich jetzt nicht mehr alles Einzelne, worin ich gefördert wurde, aufzählen kann.

Meiſtens herrſcht dort eine freie Geſelligkeit, die auf gegenſeitiger Mittheilung beruht. Aber es kommen auch mitunter Dinge vor, die auf die Bildung des Geiſtes Bezug haben. Daß dabei der Humor eine vorwiegende Rolle ſpielt, verſteht ſich von ſelbſt. Man lernt ja am liebſten, indem man ſich zugleich erfreut. Dahin gehört nun vornehmlich das Theater, das im Winter immer einigemal in dem letzten Saale aufgeſchlagen wird, während der vordere als Zuſchauerraum dient. Diejenigen Mitglieder, welche Talent für Aufführungen auf der Bühne beſitzen, treten dann zuſammen und wählen ſich irgendein Stück zur Darſtellung. Bei dieſen Gelegenheiten fällt die Wahl häufig auf Shakſpeare und Calderon. Ja ſogar der Schatz des Rampſinit von Platen und der Rubin von Hebbel ſind einmal gegeben worden. Aber unſere jungen Künſtler ſchreiben auch zuweilen ihre eigenen Komödien, die ſie mit allerlei Anſpielungen und Witzen auf die Geſellſchaft würzen, und die dann mit ihren komiſchen Situationen vielfaches Vergnügen bereiten. Iſt einmal das eine oder das andere recht gelungen, ſo läßt man die Freude aber keineswegs in den engen Räumen der Geſellſchaft verklingen, ſondern beſtimmt das Product zur öffentlichen Aufführung in einem großen Locale der Stadt. Dabei wird dann immer an wohlthätige Zwecke gedacht. Man nimmt ein großes Eintrittsgeld und hat ſtets die Genugthuung, daß ſich die Bewohner der Stadt reichlich einfinden. In derſelben Weiſe ſtellt man oft lebende Bilder nach den großen Meiſtern der Vergangenheit und der Gegenwart, die das Publikum mit ihren bunten Farben, der ſtrahlenden Beleuchtung und der begleitenden Muſik ſehr begeiſtern, aus denen ich mir aber nie viel gemacht habe, weil ſie nur die groben Außenſeiten der Kunſt wiedergeben, dagegen alles Geiſtige vernachläſſigen. Das Beſte bei der Sache iſt aber immer, daß ſchließlich von den einkommenden, oft ſehr beträchtlichen Summen die Hungerigen geſpeiſt, die Durſtigen getränkt und die Nackten gekleidet werden.

Im Sommer aber zieht ſich all dies luſtige, lachende Leben in die freie Gotteswelt. Die gemalten Bilder müſſen dann allein in den alten Räumen bleiben, die lebenden Geſtalten aber verſammeln ſich in einem für die Geſellſchaft gemietheten Garten. Hat man ſich in der kalten Jahreszeit faſt nur mit der Kunſt abgegeben, ſo will Geiſt und Leib ſich in den warmen Tagen des Jahres in der lieben Natur ſtärken und erquicken. Und das geſchieht denn in dieſem ſommerlichen Aufenthalt nicht allein, indem man hinter den Tiſchen ſitzt und ſchwatzt und ſpielt und lacht und ſcherzt, ſondern indem man den Gliedern eine lebendige Bewegung gönnt. So ſieht es denn in dieſem Garten immer recht luſtig und einladend aus. Faſt nur die Alten hocken auf den Stühlen. Die Jugend dagegen treibt die mannichfachſten Spiele. Die einen ſchieben Kegel, die andern ſchießen mit einer Federbüchſe nach der Scheibe, die dritten ſchwingen ſich an Turnſtangen. Wer das Auge dafür hat, kann hier ſogar manche ſchöne, maleriſche Bewegung an kräftigen, jugendlichen Geſtalten ſtudiren. Außerdem gibt es aber auch ernſte Beſchäftigungen. Mitunter wird nämlich Muſik gemacht, indem die jungen Muſiker im Saal ſchöne Sonaten und Quartette von den beſten Meiſtern aufführen, oder es wird Künſtler-Liedertafel gehalten, wo wir denn an den warmen Sommerabenden in den Lauben und an den Tiſchen unter hohen Linden- und Ulmenbäumen ſitzen, und wo die herrlichſten vierſtimmigen Lieder, unter denen ich beſonders die Volkslieder gern höre, in die ſtillen, dunkeln Räume erklingen.

Der letzte Sommer brachte nun ein ganz ungewöhnliches Feſt, das auch in dieſem Sommergarten verabredet wurde. Es war das Künſtler-Frühlingsfeſt, das ſchon häufig gefeiert worden iſt, das ſich aber damals zu einem Glanze ſteigerte, der bis dahin noch nicht dageweſen war. Ich will hier eine Beſchreibung einkleben, die ich damals in der Zeitung fand:

„Wer am 12. Juni 1852 um Mittag von ungefähr in die prachtvoll vom Frühling ausgeſchmückten, friſch- und vollbelaubten Alleen des düſſeldorfer Hofgartens verſchlagen wurde, der hat gewiß aufgeſehen und nicht gewußt, was er mit den Bildern machen ſolle, die ſich buntſcheckig, farbig und abenteuerlich vor ſeinen Blicken aufrollten. Wird hier Carneval gefeiert und Mummenſchanz getrieben? Aber wir ſind ja im Juni, in den Büſchen ſchlägt die Nachtigall, und die Roſenknospe an den Hecken beginnt bereits ſich zu öffnen; es iſt ungefähr die Zeit, wo die Sonne ihren Gipfelpunkt im ganzen Jahre erreicht. Da könnte die Erſcheinung eher ein Sommernachtstraum in der Mittagszauberſtunde ſein! Indeß der erſtaunte Geſelle erblickte glücklicherweiſe neben den phantaſtiſchen Geſtalten, die ſich fabelhaft auf dem dunkelgrünen Hintergrunde abſetzten, auch in den Wegen und Laubgängen die Coſtüme unſerer Tage, nämlich den dunkeln Rock und den modiſchen Hut der Männer, ſowie die Sonnenſchirme, die umſchleierten Hüte und bunten Kleider der Damen des neunzehnten Jahrhunderts. That der Fremdling dann ſeine erkundigenden Fragen, ſo hörte er von den Naheſtehenden, welche lächelnd und nickend die vorüberziehenden jugendlichen Geſichter der Masken begrüßten, die Antwort: die düſſeldorfer Künſtler feiern heute ihr Frühlingsfeſt. In der That war es ein ſeltſamer Zug. An ſeiner Spitze wanderte eine buntgekleidete Muſikbande und ſchmetterte luſtige Trompeterſtückchen in die üppige Sommerwelt. Gleich darauf folgte das wilde Heer in phantaſtiſch-ausſtaffirten Reitern und Fußgängern. Bei den letztern ſah man Kerle mit Vögel- und Thierköpfen, deren eigenthümlich ſpitze Schnäbel, Fuchs-, Wolfs- und Eberſchnauzen ſich auf den ſonſt menſchlichen Geſtalten ſeltſam genug ausnahmen. Hackelberg und der Rodenſteiner brauſten auf muthigen Roſſen, von ebenfalls berittenen Jägerburſchen begleitet, dahin. Und da war auch der lebendige Gottſeibeiuns, der Satan ſelbſt in ſeiner leibhaftigen Geſtalt. Ja, der Tod fehlte nicht; eine ſchreckliche Erſcheinung, grinſte er uns mit ſeinem Todtenſchädel zu und ſprengte dann glücklicherweiſe raſch vorüber, indem er uns für dieſes

mal noch gnädiglich verſchonte. Aber es folgte ſchon gleich wieder eine andere grauſige Erſcheinung:

Welch Abenteuer
Bringt man geſchleppt? Ein Ungeheuer,
Ein Drache ſcheint es von Geſtalt.

Indeß auch dieſer Drache biß nicht, ſo drohend er immer den Rachen öffnen, die Zähne zeigen, die klotzigen Augen rollen, die Tatzen krallen und den ſchuppigen, geſchwungenen Schweif ringeln mochte. Er ſtand im Dienſte des Zauberers Klingsohr, der auf ſeinem Rücken ſaß, und deſſen geheimen Künſten er gehorchen mußte. Kaum war er vorüber, ſo zog das wunderliche Geſchlecht der Kobolde unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Der Gnomenfürſt mit ſeiner leuchtenden goldenen Krone auf dem Haupte ritt auf ſeinem kleinen Zwergpferde voran, und ihm folgten kleine Burſche mit übermäßig dicken Köpfen und großgeſtalteten Händen, die in poſſirlichen, putzigen Sprüngen dahintrollten. Dem drolligen Scherze folgte der edle Ernſt. Auf einem reizend ausgezierten Wagen zeigte ſich die Frau Venus der altdeutſchen Sage mit dem verliebten Tannhäuſer. Es war ein Bild aus Roſenglut und Lilienſchnee gewoben. Daran ſchloß ſich wiederum zu Roß der Halbbruder des Parcival, Feireſis mit der ſcheckigen Haut, und ihn begleitete ſein getreuer Mohr. Dann kam ein Wagen mit guten Zechern und vollen Bechern in den ehrwürdigen Gewändern des Mittelalters. Darauf ſah man wieder ein helles, leuchtendes Bild der alten Sage in dem Coſtüme längſtverſchollener Tage. Es war König Artus mit den Rittern der Tafelrunde, die als Träger der Pracht und Schönheit auf ihren Roſſen heranritten, und denen ſich ein Wagen anreihte, auf welchem ſich die ernſte, ehrfurchtgebietende Geſtalt des getreuen Eckhart zeigte. Den Schluß bildete ein Fähnlein rüſtiger und frommer Lanzenknechte, denen die Kanonen und Bagagewagen folgten. So waren hier in verſchiedenen Haufen die Geſtalten der Sage und der Geſchichte zuſammengewürfelt. Wie ein Märchen durchzog es die grünen Gärten, verſchwand in das Feld und in ſeine hochwogenden Saaten, bis es endlich an den Grafenbergen anhielt. Was aus all dieſen Elementen werden ſollte, das trat erſt jetzt zu Tage. Die Fahnenburg, die auf einem waldbewachſenen Hügel liegt und in die weite Ebene ſieht, diente als Venusberg. Die holde Venus fuhr dort hinein. Ihr folgten das wilde Heer und die tolle Zucht der Gnomen und Zwerge. Der verliebte Tannhäuſer, von Feirefis begleitet, wurde durch das reizende Weib nachgelockt, aber auf dem Wege überfiel ſie der getreue Eckhart mit den Lanzenknechten im Walde, nahm ſeinen Zögling gefangen und brachte ihn in das Lager des Königs Artus, das ſich auf der nahen Wieſe ausbreitete. Nun ging der Kampf unter dem Blaſen der Trompeten und dem Donner der Kanonen, der Büchſen von beiden Seiten los. Die Jäger und Kobolde machten Ausfälle vom Venusberge, das Lager wurde genommen und wieder verloren, bald ſiegten die Artusritter, bald das wilde Volk der reizenden Frau. Endlich kam die Göttin ſelbſt und zeigte ſich in ihrer ganzen Fülle; ihr neigten ſich Freunde und Feinde, und ſie führte ſie ſämmtlich nach ihrer Burg. So ſiegte über Kraſt und Muth der Reiz, die Anmuth und Schönheit. An das bunte Spiel ſchloß ſich ein fröhliches Gelage. Unter den hohen Buchen vor der Fahnenburg waren lange Tiſche gedeckt, an denen der bunte Hauſe, deſſen helle, leuchtende Farben ſeltſam von der grünen Wildniß abſtachen, alsbald Platz nahm. Die dampfenden Schüſſeln wurden aufgetragen, die Flaſchen ſtanden in gewaltigen Batterien, und jeder ſprach nach Herzensluſt dem Tranke und der Speiſe zu. Zum Schluſſe fehlte auch die rieſige Maitranks-Bowle nicht, die das eigentliche Wahrzeichen jedes Frühlingsfeſtes unſerer Künſtlerſchaft iſt. Zwiſchendurch aber brauſte und ziſchte der Humor mit flatternden Flügeln einher, indem er ſich hier in einem heitern Trinkſpruch, dort in einem klingenden Geſang offenbarte. So dauerte das Feſt, bis die Nacht ihre funkelnden Sterne anzündete. Muſikklänge, Jauchzen und Rufen nahmen, als die Fäſſer leer geworden waren, unter dem Praſſeln eines Feuerwerks ihr Ende.“

XVIII.

Wenn mir nun ſolche Feſtlichkeiten auch immer eine große Freude bereiteten, ſo that es mir nicht minder wohl, in den Familien mancher verheiratheter Künſtler und ſonſtiger Kunſtfreunde in der Stadt zu verkehren, in welche ich durch Eduard oder andere Genoſſen eingeführt wurde. Dieſer Umgang iſt ſeiner Natur nach von ruhigerer Art wie das tolle, luſtige Treiben der zuerſt in die Kunſt hineinwachſenden Jünger. Die Mittheilungen, die hier erfolgen, haben einen ernſthaftern Charakter. Und bei dieſen Gelegenheiten war ich, wie ich es denn wol ohne Unbeſcheidenheit ſagen darf, kein unangenehmer Gaſt. Ich wurde nämlich zuweilen aufgefordert, aus meiner Jugend zu erzählen, und trug alsdann, wie der Zufall es wollte, diejenigen Geſchichten vor, die ich in dieſem Tagebuch aufgeſchrieben habe. Merkwürdigerweiſe erntete ich ſogar mit meinen ſchlichten Erlebniſſen den größten Beifall ein, denn die Anweſenden lauſchten mir oft ſtundenlang zu, indem ſie bald ernſthaft daſaßen, bald laut auflachten. Uebrigens weiß ich auch recht gut, daß ich beſſer mit dem Wort als mit der Feder umgehen kann, und daß die lebendige Rede eindringlicher wirkt als der todte Buchſtabe. Neben meinen eigenen Erinnerungen habe ich denn auch oft die Sagen und Märchen aus unſerer Gegend erzählt. Nun befand ſich aber zuweilen ein Schriftſteller in unſerer Mitte, der einige dieſer Stoffe zu Gedichten benutzt hat, die er mir dann ſpäter aufſchrieb. Derſelbe hat auch die Sage vom heiligen Ludger geſchrieben, die ich früher mittheilte. Ich will noch einige andere Balladen hier an dieſer Stelle einſchieben. Eine derſelben heißt:

Meiſter Fickfeck.

Es wohnet ein Männlein dort hinten im Berge,
Ein Sproß vom Geſchlechte verlorener Zwerge;
Zwar konnten die Dörfler es nimmer erſchauen,
Doch nennen ſie ihn ohne Fürchten und Grauen:
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Was ſoll auch die Angſt? Mit freundlichen Gaben
Beſchert er die Mädchen, belohnt er die Knaben,
Und brauchen's die Männer, die Frauen, die Greiſe,
Stets ſchafft er in unverdroſſener Weiſe.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Bedarf wer der Hülfe, ſo kriecht er zur Spalte
Und bittet hinein. Der freundliche Alte
Erhört und befreiet den Fleh'nden der Sorgen:
Am Berg liegt die Gabe am andern Morgen.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Iſt Kindtauf' im Ort, da gibt er die Windeln,
Will ſpinnen die Maid, ſo ſpendet er Spindeln,
Er ſchleifet dem mähenden Bauer die Senſe,
Er ſchaffet dem Pferde ſo Sattel wie Trenſe.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Er hämmert die Pflugſchar, am Steine zerbrochen,
Breitſtirnige Ochſen verſieht er mit Jochen,
Zur Weinleſ' macht er dem Winzer die Fäſſer.
Wer fertigt auch alle die Werke wol beſſer?
Hoho, Meiſter Fickſeck!

Dem Kind bringt er Puppen und Kreiſel und Reife,
Und Pfeil und Bogen und Trommel und Pfeife.
Mit Kleidern zieret er bräutliche Paare,
Den Alten gibt er das Tuch für die Bahre.
Hoho, Meiſter Fickſeck!

Nie raſtet ſein Thun, nie ruhet ſein Schaffen,
Die Bauern, ſie laſſen ihn nimmer erſchlaffen,
Doch einmal gedenken ſie's herrlich zu lohnen:
Fürwahr, jetzt blühen die Bürgerkronen!
Hoho, Meiſter Fickſeck!

Wol war es langes und breites Berathen:
„Er trinkt keinen Wein, er ißt keinen Braten,
Jedoch er bedarf des ſchützenden Kleides,
So Hoſe wie Wamms!“ Sie beſtimmen ihm beides.
Hoho, Meiſter Fickſeck!

Sie rufen den Schneider, ſie fragen die Preiſe,
Er muß es erſinnen in koſtbarer Weiſe,
Das Beinkleid von Seide, die Jacke von Sammet,
Und adelich ſei es von Blumen durchflammet!
Hoho, Meiſter Fickſeck!

Und als es vollendet, da ziehen ſie alle
Mit Flöten und Geigen und feſtlichem Schalle;
Sie legen das herrliche Kleid an die Spalte,
Als Dank ſoll es haben der neckiſche Alte.
Hoho, Meiſter Fickſeck!

Heim gehn ſie mit frohen, behaglichen Sinnen,
Um bittend alsbald aufs neu zu beginnen.
Mit beſſerm Gewiſſen nun fordern ſie eben,
Sie haben das Kleid ja dem Zwerge gegeben.
Hoho, Meiſter Fickſeck!

Doch ſeltſam, es bitten die einen und andern,
Man ſieht ſie am Morgen zum Berg wieder wandern,
Doch was ſie verlangten, es war nicht erſchienen.
Ei, wie ſie ſo mürriſch verzogen die Mienen!
Hoho, Meiſter Fickſeck!

Da rüſten ſich nochmals die Dörfler zum Gange.
Man ruft in die Höhle: „Was harrſt du ſo lange?
Wir baten um Spaten und Beſen und Hacken!“
Da tönt's aus der Höhle: „Ei, wollt ihr euch packen!“
Hoho, Meiſter Fickſeck!

Die Bauern erſchrecken; doch redet noch weiter
Der luſtige Zwerg: „Ich bin munter und heiter!
Ich geh' jetzt in koſtbarem Kleidergeflunker,
Die Arbeit iſt aus, und ich bin ein Junker!“
Hoho, Meiſter Fickſeck.

Auch noch eine andere Zwergengeſchichte, die ich erzählte, hat er in Verſe gebracht. Ihr Titel iſt

Die Zwergenamme.

Die Frühmeß iſt aus. Es ſchreitet mit rüſtigen Schritten
Frau Kläre nach heim durch des blühenden Thalgrunds Mitten.
Der Morgen iſt hell, vollaubig grünen die Hügel,
Die goldenen Saaten durchſtreifet des Oſtwinds Flügel.

Heut' iſt es ein Jahr, da gab man ihr bräutlich Geleite,
Sie kam aus der Kirche, den traulichen Mann an der Seite:
Jetzt lacht ihr daheim rothwangig der Knab' in der Wiege —
Sie denkt's und beflügelt den Schritt, als ob ſie hinfliege.

Gott dankt ſie im Gehn. Bald grüßt aus fruchtbaren Bäumen
Das Häuschen, ſo blank; die Gärten, die es umſäumen,
Erreicht ſie und tritt durch die Thür zur ſonnigen Stuben,
Sie reichet dem Gatten die Hand, ſie küſſet den Buben.

Der Mann geht zur Hochmeß. Sie holt aus dem Schranke die Schürze,
Sie zündet das Feuer; ſtets war die Arbeit ihr Würze;
Sie füllet den Topf und ſinget; bald ſchlummert der Kleine,
Die Flamme nur kniſtert. Wie iſt ſie ſo einſam alleine!

Sie nimmt das Gebetbuch und rücket ans Fenſter hinüber,
Im Sonnenſtrahl fliegen die Tauben ſchwärmend vorüber,
Die Schwalbe am Sims, ſie holt ſich zum Neſte die Flocken,
Und fern von den Dörfern da läuten ſonntäglich die Glocken.

So feierlich iſt der Tag auf die Erde getreten!
Hochamt hält die Welt! Es läßt ſie im Buche nicht beten!
Doch plötzlich wird es ihr kraus und bunt vor den Sinnen,
Sie höret ein Riſcheln und Raſcheln, ein Rennen und Rinnen.

O wie ſie erſchrickt! Das iſt das Völkchen der Zwerge,
Die knorrigen Knirpſe, die Geiſter und Meiſter der Berge,
Wie Knappen gekleidet! Sie ſchlüpfen durch Spalten und Ritzen,
Sie purzeln aus Wurzeln, die leuchtenden Aeugelein blitzen.

Sie ſchwirren und wirren ums Weib im irren Gewirre:
„Und folgſt du nicht eilig“, ſo ruft es, „wir machen dich kirre!“
Aufjammert die Frau; ſie klettern und klimmen am Leibe,
Mit Schlingen umringen ſie rüſtig die Glieder dem Weibe.

Der ſchreiende Mund wird hurtig verpfropfet, verſtopfet.
Was hilft's, daß das Herze ihr klopfet, das Auge ihr tropfet?
Die winzigen Herren, die zerren ſie ohne Erbarmen,
Durch Korn und durch Klee und durch Wald geht's raſch mit der Armen

Sie wird in die Höhle geſchleppt und der Feſſeln entbunden:
Ach Gott, wie iſt ſie geſchunden, ſie blutet aus Wunden!
Und fern von dem Mann und dem Kinde! Das ſchaffet erſt Jammer!
Sie weinet, ſie ſchluchzt. Man führt ſie zur blitzenden Kammer.

Dort ſitzet der Zwergenkönig im Trauergewande
An der Bahre des Weibs bei der Kerzen düſterm Brande;
Vergangene Nacht da ſtarb ihm die Frau in den Wochen,
Er klaget und ſeufzt, als wäre das Herz ihm gebrochen.

Voll Mitleid ſchaut Kläre; dann ſpricht er, zu ihr gewendet:
„Ich habe die Treuen hinaus nach der Amme geſendet,
Du ſollſt mir nähren die arme, verlaſſene Waiſe:
Man that dir Gewalt, ich lohn' dir in fürſtlicher Weiſe!“

Man bringt ihr den Knaben: er iſt wie Wurzel und Reiſer,
So knorrig und dürr; ſchon ſchrie er vor Hunger ſich heiſer.
Was ſoll ſie ſich weigern? An Flucht iſt nimmer zu denken:
Sie legt das Kind an die Bruſt und beginnt es zu tränken.

So ſaß ſie im Berg mit heißen, inbrünſtigen Thränen,
Nach Mann und nach Kind ging treulich ihr Sinnen und Sehnen;
Doch ob ſie in Seufzer zergangen, in Weinen zerfloſſen,
Sie mußte ſich fügen, ihr blieb der Ausweg verſchloſſen.

Inzwiſchen laſſen die Zwerge Frau Klären nichts mangeln:
Nachts gingen im Forſte ſie jagen, im Fluſſe ſie angeln:
Sie brachten ihr Wildpret und Fiſch, und Früchte und Kuchen:
Nach feinerem Mahle wol möchte vergeblich ſie ſuchen.

So gehen die Tage, die Wochen und Monde vergehen,
Das Zwerglein gedeiht, ſchon lernt es lachen und ſtehen
Und krähen und laufen. Die Freude kehret dem Stamme,
Sie kehret dem König: nicht länger bedarf er der Amme.

Das Jahr iſt verfloſſen. Frau Kläre erwachet am Morgen,
Ihr iſt es, ſie wäre im heimiſchen Hüttchen geborgen.
Sie reibet die Augen: ihr Mann liegt ſchnarchend im Bette,
Die Wiege des Knaben, ſie ſtehet an traulicher Stätte.

Sie weckt den Geſpons, ſie umarmet den blühenden Jungen.
Wie ward ſie gekoſt, wie ward ſie geherzt und umſchlungen!
„Wo warſt du, mein Weib? Was haſt du geſchreckt uns, o Kläre!“
Dem Staunenden gibt ſie die wunderlich ſeltſame Märe.

Sie ſehen ſich um: da ſtrotzet von Reichthum die Stube,
Schon ſpielt mit dem Gold und den Steinen der lachende Bube.
Sie ſammeln die Fülle und ſchließen ſie feſt in die Kaſten,
Dann wirken ſie fort und laſſen die Glieder nicht raſten.

Sie ſchaffen unmüde. Wol haben ſie fleißige Hände,
Und Alles gelingt. Der Segen ſtrömet ohn' Ende:
Sie waren von Häuſern und Scheunen und Aeckern bald Meiſter,
Doch ſagt man: es halfen dem Paare ſtets winzige Geiſter!

Ebenſo hat er nach einer Erzählung, die ich daheim hörte, ein Gedicht gemacht, welches eine andere Geſpenſtergeſchichte behandelt. Daſſelbe heißt:

Die Taufe des Irrlichts.

Sie laden den Meiſter Hubert zur Nacht,
Er hat ſie ja oft ſchon dort oben verbracht:
Zu ſpät iſt die Zeit,
Der Weg iſt zu weit,
Und im Thalgrund ſpukt's in der Dunkelheit.

Was Hexen! ſo meinet der Schäferknecht;
Er iſt ja ein Mann, die Furcht ſtänd' ihm ſchlecht!
Wer grad aus ſchaut
Und auf Gott vertraut,
Dem thut es nicht noth, daß ihm ſchauert und graut!

Und friſch in die Finſterniß zieht er hinein,
Es blinkt kein Mond- und kein Sternenſchein,
Es flüſtert im Wald,
Das Stromwehr ſchallt,
Die Stimmen der Nacht ſind mannichfalt.

Nichts ſtöret und hemmet den frommen Mann;
Er ſchreitet rüſtig durch Heide und Tann,
Durch Fels und Stein,
Längs Flur und Rain
In die duftenden Wieſen zieht er hinein.

Doch ſieh, an den Erlen beim rieſelnden Bach,
Da ſpringet ein feuriges Männlein ihm nach;
Es wechſelt den Ort,
Bald hier und bald dort,
Doch folgt es dem Schäfer immerfort.

Vergebens, daß er ausſchreitend ſich müht:
Bald ſieht er, daß vor ihm es ſprühet und glüht,
Stets flackert es reg,
Nun zeigt's ihm den Weg,
Jetzt hält's: es vertritt ihm des Baches Steg.

Er flehet, er ruft: „Und biſt du von Gott,
So laß mich vorbei und treibe nicht Spott!
Wenn der Hölle du biſt,
So weiche zur Friſt!“
Und er ſchlägt ein Kreuz mit gläubiger Liſt.

Da klaget ein Stimmchen verſtändlich im Wind:
„O, tauf' mich, ich bin ein todtes Kind!
Gott ſei es geklagt,
Mich gebar die Magd,
Sie mordete mich, eh' das Heil mir getagt.“

Der fromme Schäfer lauſcht mitleidsvoll,
Er greift in den Bach, der unter ihm ſchwoll,
Er taufet es gern:
Aufſchwebet es fern,
Leuchtmännchen wird hoch am Himmel ein Stern.

Er ſieht das Wunder mit Staunen an,
Da drängen ſich allwärts die Flämmchen heran;
Herab und herauf
Aufſtrahlt es im Lauf:
„Du Treuer, o gib uns allen die Tauf'!“

Und raſtlos müht ſich der fromme Knecht,
Er gab den Kindern ihr Chriſtenrecht.
Wol viele Mal
Flog auf ein Strahl
Bis daß der Morgen blühte durchs Thal.

Und guten Muthes kam er nach Haus:
Die Frömmigkeit trotzet geſpenſtiſchem Graus.
Und der Spuk verſchwand
Im Wieſenland.
Das dankt ihr des Schäfers geweihter Hand!

Ich wurde nun mit der Zeit immer mehr und mehr bekannt. Einestheils war ich als Künſtler, der bis in ſein dreißigſtes Jahr hinter dem Pfluge gegangen war und keine ungeſchickten Werke an den Tag förderte, gewiſſermaßen eine Curioſität, andererſeits galt ich als ein Erzähler, deſſen Lebenslauf allerdings mancherlei abſonderliche Seiten darbieten mochte. So kam es denn ſogar dazu, daß ich in einzelnen hohen Kreiſen eingeladen wurde. Ich kann aber nicht ſagen, daß ich hier beſonderes Glück machte, weil ich zwiſchen jenen Leuten, die mich faſt wie ein wildes Thier betrachteten, meine Unbefangenheit verlor. Sollte ich vor Herren, die große Sterne auf der Bruſt trugen, und vor Damen, die von Diamanten ſtrahlten, aus meiner Jugend erzählen, ſo war es mir oft, als wären mir Haare zwiſchen die Zähne gerathen und als trüge ich ein Pechflaſter auf dem Munde. Dieſe Menſchen hatten eben eine ganz andere Art und Weiſe ſich auszudrücken, wie ich es gewohnt war. Es ſchien mir in ihren Umgebungen, als wehe darin eine ſchwüle Luft, die mich ſchier erwürgen wollte, weshalb es denn auch nicht verwunderlich ſein kann, daß ich mich wie ein täppiſcher Junge betrug. Mitunter ſaß ich denn auch wol einmal an einem hochadelichen Tiſche, wo ich nichts wie Angſt und Trübſal ſchwitzte. Es ging mir dann zuweilen, wie es im derben Sprüchwort heißt:

Was der Bauer nicht kennt, das frißt er nicht. Wie ſollte ich mit all den Seltſamheiten der Küche umgehen, die mir fremd waren? Einmal wurden bei einem ſolchen Mahle zum Schluſſe Taſſen herumgereicht. Ich nahm auch eine, wie all die andern, ohne zu wiſſen, welche Delicateſſe ſie enthalte und was ich damit anfangen ſollte. In meiner Verlegenheit beobachtete ich das Verfahren der Nachbarn. Dieſe führten die Gefäße bedächtig zum Munde. Ich that desgleichen und trank den Inhalt mit einem kühnen Zuge hinunter. Ueberall entſtand ein unbändiges Gelächter, das meiner Dummheit galt. In den Taſſen befand ſich nämlich nichs anderes als warmes Waſſer, mit dem ſich die Tiſchgenoſſen den Mund ausſpülten. Meine Scham war maßlos; ich wurde roth bis hinter die Ohren. Nebenbei hätte mich aber das laue Getränk faſt übel gemacht. Nachher ſchien es mir bei ruhigem Nachdenken, daß es doch eigentlich gar nicht fein und anſtändig ſei, ſich in Geſellſchaft von andern Leuten Zähne und Kehle zu putzen. Seitdem hatte ich ein Haar in den vornehmen Geſellſchaften gefunden und vermied ſie ſo ſehr ich konnte, zumal da ich auch nicht fand, daß ſich die vornehmen Mitglieder der Geſellſchaft, wie es mir meine Kameraden in Ausſicht geſtellt hatten, gerade beſonders durch Ankauf meiner Arbeiten für mein Talent intereſſirten. Ich machte im Gegentheil in dieſer Beziehung ziemlich traurige Erfahrungen. Einmal kam nämlich ein Graf zu mir, der in einer Zeitung einen Bericht über meinen Fries aus dem Landleben geleſen hatte, um mir denſelben für den Saal eines Schloſſes zu beſtellen. Wer war froher als ich? Ich machte eine Reiſe auf ſeine Güter, um mir die Localität anzuſehen. Dies geſchah im Herbſt. Nun brach aber im Winter der Krieg zwiſchen den Ruſſen und Türken, denen ſich die Engländer und Franzoſen zugeſellten, aus. Das europäiſche Gleichgewicht gerieth ins Schwanken, und mit der Beſtellung war es auf einmal aus.

Ich fühlte allmählich, daß ich von all zu vieler Geſelligkeit, die mir in der That zeitweiſe bedrohlich wurde, wenig geiſtige Förderung hatte. Der Künſtler muß allerdings das Leben und die Welt kennen, aber er darf ſich nicht von denſelben bis zur Selbſtvergeſſenheit fortreißen laſſen. So gehe ich denn jetzt nur wenig mehr in die Künſtlergeſellſchaft und in die Häuſer befreundeter Maler. Dafür ſitze ich aber deſto mehr daheim, wo ich mit Eduard und ſeiner Frau heimelnde Stunden verlebe und rüſtig und unverdroſſen ſchaffe und arbeite, um das Ziel und Ende in der Kunſt zu erreichen, das ich mit meinen Anlagen und meinem Fleiße erreichen kann.

XIX.

Als ich im letzten Herbſt auf dem Hofe in den Ferien war, habe ich auch mein Tagebuch mitgenommen, um es dem Doctor zu bringen. Der alte Herr hatte mich nämlich ſchon verſchiedenemal danach gefragt, wenn ich ihm bei frühern Beſuchen auf meinen Gängen durch das Feld begegnete. Ich ging deshalb gleich in den erſten Tagen in die Stadt, um ihn zu beſuchen und ihm dieſe Blätter zum Nachleſen zu übergeben. Leider fand ich ihn aber nicht zu Hauſe, denn er war über Land, um Kranke zu beſuchen. So gab ich denn das Heft ab, indem ich noch eine Zeichnung hinzufügte, in welcher ich die Wohlthaten der Heilkunſt ſymboliſch in Kindergeſtalten entworfen hatte. Als die Sachen in den Händen der alten, freundlichen Köchin waren, die auch meine beſten Grüße zu beſtellen verſprach, kehrte ich wieder auf den Hof zurück.

Einige Tage ſpäter ſtand ich nach Tiſch ſinnend und träumend am Fenſter, durch welches die Sonne ihre freundlichen Strahlen warf. Da kam plötzlich der Doctor, mit ſeiner verwetterten Mütze über den grauen Locken, auf dem alten Koſack angeritten. Ich lief hinaus und war gerade an der Thüre, als er vor der Schwelle hielt. Getroffen! rief er mir zu. Gut, daß der Vogel nicht ausgeflogen iſt. Ich half ihm beim Abſteigen und führte den Gaul in den Stall. Dann traten wir zuſammen in das Haus, wo der Bruder und die Schwägerin den Ankommenden freundlich begrüßten. Es wurde ein weißes Tuch über den Tiſch gelegt, die große zinnerne Kaffeekanne erſchien und dampfte liebliche Gerüche, und es fehlte auch nicht an lockerm Brot und friſcher Butter. Und wie wir nun in der Runde ſaßen, erging ſich der gute, greiſe Herr in den freundlichſten und anerkennendſten Worten über die Zeichnung, die ich ihm gebracht, und über das Buch, das ich geſchrieben hatte. Gottlob! ſchloß er, ich kann dir das Zeugniß geben, daß du deine Zeit gut benutzt haſt. Nun freue ich mich doppelt, daß ich dich zweimal bei tödlichen Krankheiten mit Gottes Gnade glücklich behandelt habe. Du haſt gut gezeichnet und leidlich geſchrieben. Aber, nicht wahr, die Kunſt iſt lang, und das Leben iſt kurz? Indeß ein tüchtiger, feſter, männlicher Wille hebt den rechten Mann über alles hinaus.

Nachdem wir noch eine Weile über allerlei Dinge hin- und hergeredet hatten, winkte mir der Doctor beiſeite. Wir gingen aus dem Zimmer und aus dem Hauſe und traten in die Nähe des Birnbaums, der dort noch immer ſeine breite, alte Krone erhebt. Dann ſagte der alte Herr: Mein lieber Theodor, ich muß dir auch noch hier unter vier Augen mein beſonderes Compliment über das Tagebuch machen, denn du haſt dich ſehr klar und deutlich über dich ſelbſt ausgedrückt. Nun vermiſſe ich aber über einige Dinge die Aufklärung in deinen Aufzeichnungen. Du wirſt mir alſo in dieſer Beziehung noch Rede und Antwort ſtehen müſſen! Ich war begierig auf ſeine Bedenken und meinte, er ſolle nur friſch von der Leber ſprechen. Da fragte er mich denn zunächſt, ob ich denn auch wirklich geiſtige Förderung von meinen Schreibereien gehabt hätte? Natürlich mußte ich ihm erwidern, daß ich zwar viel Zeit darauf verwendet hätte, daß aber über dieſer Arbeit mein Geiſt an Einſicht und Selbſtkenntniß gewachſen ſei, und daß ich deshalb die Mühe nicht für verloren, ſondern für früchtereich erachtete. Offenbar that ihm dieſer Ausſpruch ſehr wohl, denn über ſein ehrliches, faltenreiches Geſicht flog ein zufriedenes Lächeln. Dann erhob er die zweite Frage: Ob ich wol ſo viel verdiene, daß ich damit meinen Lebensunterhalt beſtreiten könne? Auch in dieſer Beziehung war ich im Stande, ihm eine befriedigende Antwort zu geben, indem ich ihm mittheilte, daß die Oelmalerei mir zwar nicht viel einbringe, weil die angewandte Zeit und Mühe niemals mit dem Lohn in Einklang ſtände, daß ich mich in dieſem Zweig der Kunſt indeß noch als Schüler betrachte; dagegen ſei es mir gelungen, meine Zeichnungen ſehr gut an den Mann zu bringen. Meine Compoſitionen wären nicht allein von Privatleuten, ſondern auch von Verlegern geſucht, welche dieſelben in Kupfer ſtechen, in Holz ſchneiden und auf Stein zeichnen ließen. Und ſo hätte ich auch gegenwärtig noch eine Menge von Beſtellungen. Und wie ſieht es denn mit dem Sparen aus? forſchte der alte

Freund weiter. Was ich verdiene, ſprach ich, geht in die Haushaltung. Eduard hat immer die Kaſſe geführt, ſo lange er unverheirathet war. Jetzt führt ſie die Frau. Der gute Mann hat aber viel mehr für mich ausgegeben, wie er für mich eingenommen hat. Er iſt die edelſte, uneigennützigſte Seele von der Welt. Ich bin ihm alles ſchuldig. Sollte ich nun auch einmal Schätze erwerben, ſie würden ſtets in unſern gemeinſamen Haushalt gehen. — Und du, rief nun der Doctor, willſt du dir nicht einmal ſelbſt einen Herd und eine Familie gründen? — Daran kann ich nicht mehr denken, lautete meine Erwiderung, denn für ein ſolches Unternehmen bin ich ſchon zu alt. Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang. Mein kurzes Daſein iſt der Kunſt gewidmet. Die Kunſt wird meine erſte und letzte Liebe ſein. Wer ſo ſpät ſeine Geliebte erringt, der hat keine Zeit für ein irdiſches Weib, dem er doch kein ganzer Mann mehr, und für Kinder, denen er nur ein alternder Vater ſein könnte. Ich will dafür den Kindern Eduard's ein guter Oheim werden. — Bravo! rief da der Doctor. Jetzt bin ich ruhig über deine Zukunft. Schreibe mir dieſen Entſchluß noch in dein Tagebuch. Er nahm das Heft aus der Taſche, gab es mir zurück und drückte mir die Hand.

Indem wir in das Haus zurückgingen, ſprach er: Noch eins! Du haſt in deinem Buche zwar dein Leben aufgezeichnet, aber du haſt noch nichts über die Richtung, die deinem Talente eigen iſt, geſagt. Verſäume nicht, dir auch in dieſer Beziehung Rechenſchaft zu geben. Fertige alſo auch über dieſe Angelegenheit ein Kapitel an. Ich verſprach es und habe auch dieſen Winter viel darüber nachgedacht. Aber ſo oft ich ans Werk zu gehen gedachte: die Feder wollte nicht fort. Ich kann wol über Thatſachen berichten, jedoch eine Kritik über mich ſelbſt zu ſchreiben, iſt mir unmöglich. Nun geſchah es aber, daß unſer Freund, der Schriftſteller, einen Aufſatz über mich veröffentlichte, den ich an dieſer Stelle einklebe. Derſelbe heißt folgendermaßen:

„In der letzten Zeit hat die düſſeldorfer Akademie einen Künſtler erzogen, deſſen Talent ebenſo reich und eigenthümlich iſt, wie ſeine Stellung vereinzelt und einſam erſcheint. Man kann ihn unmöglich in die bisher exiſtirenden Rubriken einreihen, denn er gehört, was die bibliſchen Maler angeht, weder zu den Nazarenern noch zu den Eklektikern, und was die hiſtoriſchen betrifft, weder zu den Stiliſten noch zu den Realiſten. Sein höchſtes Princip iſt die Schönheit. Im Dienſte der Grazien behandelt er ſeine Gegenſtände, gleichviel ob ſie der Geſchichte, dem gewöhnlichen Leben oder der Allegorie angehören. So iſt er bald Chriſt, bald Heide, bald zieht er auf den ernſten Pfaden des Alten und Neuen Teſtaments, und bald behandelt er die Aeußerungen der Freude und des Leids, die das menſchliche Daſein bietet, in mannichfachen Kindergeſtalten, wie das Alterthum ſie zu ſchaffen pflegte. Man glaubt vor ſeinen Werken nichts weniger, als daß ein düſſeldorfer Künſtler ſie geſchaffen habe, ſondern man denkt an einen Schüler Sanzio's von Urbino! er ſcheint uns wie ein nachgeborner Rafaelide. Sein Name iſt Theodor ....

„Merkwürdigerweiſe ging dieſer ſeltene Menſch bis zu ſeinem dreißigſten Jahre hinter dem Pfluge. Geboren am 17. April 1814 auf einem Bauerhofe in Heithauſen bei Werden an der Ruhr, war er ein nachgeborener Sohn und diente nach dem Tode ſeines Vaters bei dem älteſten Bruder, dem das Gut nach der Sitte jener Gegend als dem Erſtgeborenen zufiel. Außerordentlich intereſſant iſt es, den Künſtler ſelbſt darüber zu hören, wie er zwiſchen den rauhen Arbeiten des Bauernſtandes den geiſtigen Funken in ſich pflegte und mehrte, bis der Zufall es fügte, daß der Maler Eduard ..... ihn auffand und nach Düſſeldorf führte, wo die Lehrer der Kunſtſchule in ſeinen noch ungefügen Arbeiten ſogleich jene tiefe Begabung erkannten, die ſich gegenwärtig in ſo erfreulicher und origineller Weiſe ausgebildet hat. Schwerlich ahnte der Künſtler zu der Zeit, als er in der Geſindeſtube den Knechten und Mägden des väterlichen Hofes den Shakſpeare, Göthe und Schiller am flackernden Herde vorlas, und als er auf der ſtillen Kammer des Schäfers Scenen aus der Bibel componirte, daß er einſt zu den beſten Hoffnungen der Düſſeldorfer Schule gehören würde. Und auch die Profeſſoren, die ihn verſuchsweiſe zum Unterricht zuließen, haben eine Entwickelung, wie ſie ſich bei ihm zeigte, ſchwerlich erwartet.

„Es liegt indeß auf der Hand, daß eine ſchwielengehärtete Hand ſich nicht ohne große Schwierigkeit die feinfühlige Arbeit der bildenden Kunſt aneignet. Gleichwol verſuchte der beginnende Maler vom Lande, während er den Unterricht im Antikenſaale und in der unterſten Malerklaſſe genoß, ſehr bald, ſeine Productionskraft geltend zu machen. Eine Compoſition folgte der andern, und in jeder offenbarten ſich die Reſultate friſcher Anſchauungen und Beobachtungen, die freilich zunächſt eine ſchülerhafte Form fanden, ſpäter aber in einer Weiſe an Klarheit, Kraft und Bewußtſein wuchſen, daß dieſer Sprößling des Landes die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, und daß man ihn den begabteſten Schülern für die Compoſition beizählen mußte.

„Am originellſten hat er ſich offenbar dort gezeigt, wo er das ländliche Leben, in dem er ſelbſt aufgewachſen iſt, zum Gegenſtand ſeiner bildneriſchen Dichtungen nimmt. Auf dieſem Gebiete ſteht er ganz einzig in ſeiner Art da, denn ſchwerlich möchte er an Ideenreichthum, an Fülle von Combinationen in Formen und Linien, ſowie an Schönheitsſinn von einem lebenden Künſtler übertroffen werden. Die Zeichnungen, welche in dieſes Fach einſchlagen, ſind aber theilweiſe Arabesken, theilweiſe Frieſe. Es bedarf noch der beſondern Bemerkung, daß er ſeine Gedanken meiſtens durch Kindergeſtalten auszudrücken pflegt.

„Unter den Arabesken machte zuerſt eine Arbeit, die von ihm Der Wein genannt wurde, ungewöhnliches Aufſehen. In dem ſymmetriſch verſchlungenen Gewinde eines alten Weinſtocks taucht die reiche Fülle des herbſtlichen Lebens vor uns auf. An eine genaue Beſchreibung iſt hier wie bei den andern Zeichnungen nicht zu denken, weil ſie faſt alle an die dreißig bis hundert kleine Geſellen enthalten, die ſich zu den reizendſten Gruppen zuſammenbinden. Genug, wir ſehen die Weinleſe, das Keltern, das Trinken und alle Situationen, die es im Gefolge hat, vom Singen und Tanzen an bis zum ſanften Entſchlummern. Dieſer Gegenſtand iſt zweimal, aber in verſchiedenen Verſionen, von dem Künſtler behandelt worden. Die zweite Arbeit deſſelben ſchildert die Beſchäftigungen des Winters in ähnlicher Weiſe. Symboliſche Kindergeſtalten ſitzen in den Aeſten einer Tanne und vertreiben ſich die kurzen Tage und langen Abende in jener Art, wie die kalte Jahreszeit es mit ſich bringt. Eine andere Arabeske, die in noch größerm Maßſtabe angelegt iſt, führt den Titel Das reiche Jahr, und zeigt uns einen weitverzweigten, von Reben durchflochtenen Apfelbaum mit Kindern, die ſich, Früchte brechend, in dem Laubwerke ſchaukeln, während ihre Kameraden unten ſich an Wein und Milch erquicken, wobei es wiederum nicht an obligaten Muſikanten fehlt. Von ganz beſonderm Schwunge iſt endlich der Frühling, der den alten Winter vertreibt. Die Perſon des Verjüngers der Erde tritt in einer mächtigen, geniusartigen Geſtalt aus der Mitte des Blattes und ſendet nach der linken Seite eine Hetze nackter Knaben, die den fliehenden Alten, der durch einen langen Bart und durch Eule, Buch und Spinnrocken charakteriſirt iſt, mit Blumen und Kränzen bewerfen und mit der Gießkanne beſpritzen, wobei der Storch und anderes Geflügel ſie begleiten. Ueberdies werden oben im Zweigwerk Kindergeſtalten ſichtbar, die Vögel und Schmetterlinge fangen, während ihre Genoſſen unten das Feuer auslöſchen. Auf der rechten Seite erblicken wir dagegen diejenigen Beſchäftigungen in einer Gruppe von Erwachſenen dargeſtellt, die dem Frühling nachfolgen. Es ſind Landleute, die zur Beſorgung der Gärten und Felder hinausziehen. Der hauptſächliche Reiz, der in dieſen vielfach combinirten und geiſtreich und ſchön erfundenen und ineinandergeflochtenen Gedanken liegt, läßt ſich nicht beſchreiben; man muß dieſe Darſtellung ſelbſt anſehen, um die Fülle des künſtleriſchen Talents ihres Urhebers zu ermeſſen. Man gewahrt alsdann, daß der Zeichner jeder Zoll ein Poet iſt.

„In gleicher Weiſe iſt dies der Fall, wo er ſeine Stoffe als Frieſe behandelt. Auf dieſem Felde hat er ſeine Thätigkeit mit einem Bacchanal angefangen, in welchem die Träger des Gedankens ebenfalls Kinder ſind. Den Mittelpunkt bildet ein kleiner Bacchus, den ſingende, tanzende und trinkende Gefährten in anmuthigen Stellungen umgeben. Obgleich dieſe Arbeit zu den erſten des Künſtlers gehörte, ſo wurde ſie doch werthgeachtet, als Geſchenk für den Kunſthiſtoriker Karl Schnaaſe von ſeiten des Kunſtvereins zu dienen, weil der Scheidende ſich während langer Jahre in der uneigennützigſten Weiſe um das Inſtitut die größten Verdienſte erworben hatte. Offenbar lag ſchon in dieſer Thatſache eine große Anerkennung des Talents unſeres Malers. Gleichwol hat er ſpäter denſelben Gegenſtand noch viel reizender und dabei in ganz verſchiedener Weiſe bearbeitet. Freilich ſind es auch hier wieder Zecher, Sänger, Tänzer und ſolche, die Wein, Lied und Jubel ſo berauſcht gemacht haben, daß ſie fortgeſchleppt werden; aber in jeder Gruppe, in jeder Stellung, in jeder Linie finden ſich neue reiche Schönheiten, die zudem mit einer ſeltenen und weichen Grazie vorgetragen werden. Man erſtaunt über dieſe Vielfältigkeit der Formen. Wie viel hundert Kinder mögen ſich auf all dieſen Blättern befinden! Und dennoch gleicht keins dem andern. Hier iſt die Natur tauſendfältig belauſcht und abgeſchrieben, und zwar mit der correcteſten Zeichnung, die ſich ſelber nie einen Fehler verzeiht. Schließlich muß ich bemerken, daß das Machwerk mit der zunehmenden Geſchicklichkeit der Hand des Künſtlers auch ebenſo kräftig wie ſauber geworden iſt.

„Alle dieſe Arbeiten werden aber meiner Meinung nach von einem Frieſe übertroffen, der bisjetzt freilich nur als flüchtiger Entwurf vorliegt. Der Künſtler hat ſich in demſelben die Aufgabe geſtellt, das Leben des Landmanns durch alle Jahreszeiten bildneriſch darzuſtellen und in kunſtgerechter Folge zu entwickeln. Eine Beſchreibung dieſes Werkes, das überdies noch nicht durchgearbeitet iſt, würde mich zu weit führen, da ich ſonſt dem ganzen Kreislauf der Monate folgen müßte. Es iſt ſchon genug geſagt, wenn ich mittheile, daß die Arbeit alle bäueriſchen Verrichtungen in Wald und Feld enthält, und daß darin ein Reichthum von Phantaſie enthalten iſt, mit deſſen zehntem Theil mancher andere Maler ſich ganz vergnügt und glücklich durch das ganze Daſein ſchlagen könnte. Wie ſchade, daß ein ſolches inhaltvolles Gebilde ſo wenig Hoffnung hat, einmal in vollem farbigen Glanze einen prächtigen Saal zu ſchmücken! Sollte es vielleicht mit der Zeit einem landwirthſchaftlichen Vereine einfallen, ſich eine Halle in großartiger Weiſe herzuſtellen, derſelbe könnte keinen ſchönern Schmuck finden als dieſen prächtigen Fries, der den Landbau ſo edel, friſch und glänzend zu verherrlichen ſtrebt.

„Viele kleinere Zeichnungen des Künſtlers, von denen auch manche lithographirt und in Holz geſchnitten worden ſind, muß ich übergehen, um zu den bibliſchen Darſtellungen des Künſtlers zu gelangen. Einige derſelben bekunden ebenfalls eine ziemlich zwangloſe, freie Form der Behandlung und gemahnen hier an die Arabeske, dort an den Fries. Allem Anſcheine nach werden dieſe auch den Künſtler zunächſt in weitern Kreiſen bekannt machen, was bei den lebendigen religiöſen Intereſſen der Gegenwart nicht zu verwundern iſt. So viel ich erfahren habe, zucken zwar die Nazarener nicht ſelten die Achſeln über die mit zu großem Schönheitsſinn und zu wenig Aſcetik geſtalteten Gebilde des Künſtlers; wir wollen indeß hoffen, daß die Welt auch noch Freude an einem Epigonen Rafael's habe. In dieſem Sinne empfehle ich des Künſtlers Chriſtkind auf dem Lamme mit voranſchreitenden und nachfolgenden Engeln, das recht hübſch in Kupfer geſtochen worden iſt, der Beachtung des Publikums. Nicht minder intereſſant iſt eine gleichfalls im Stich ausgeführte Heilige Familie, die auf einem erhöhten Platze ſitzt, und welcher, zur Seite und unterhalb gruppirt, eine Schar von muſicirenden und ſingenden Engeln ein Ständchen bringt. Dieſe Compoſition iſt von einer ſo gemüthlichen und tiefen Naivetät, daß ſie an die holdſelige Unſchuld alter Florentiner und Niederländer erinnert, und zeigt auf der andern Seite doch wieder ſo edle, ſchöne Linien, daß Rafael ſich ihrer nicht zu ſchämen brauchte. Eine andere, halb bibliſche, halb genrehafte, großartige Arabeske zeigt uns einen Chriſtbaum, deſſen Kern die Mutter mit dem Jeſuskinde iſt, zu dem ſich alles Leben drängt. Dieſes Blatt enthält eigentlich die großartigſten und mächtigſten Beziehungen. Es iſt eine wunderreiche Arbeit.

„Außerdem hat der Künſtler aber auch manche treffliche und durchaus regelrechte Compoſitionen aus dem Alten und Neuen Teſtamente in ſeinen Mappen liegen. Vorzugsweiſe intereſſirt ihn indeſſen das Leben Jeſu, wie denn das auch einige geniale Arbeiten ſeiner Hand an den Tag legen. Ganz trefflich hat er die Hirten auf dem Felde, denen die Ankunft des Heilands verkündigt wird, aufgefaßt. Die Geburt Chriſti iſt von ihm in verſchiedenen Verſionen eigenthümlich und mit Schwung behandelt worden. Eine durchaus anmuthige Darſtellung hat er ferner von der Scene: Laſſet die Kindlein zu mir kommen! gegeben. Seine freundlich menſchliche Geſinnung iſt hier ſogar ſo weit gegangen, daß ſie dem Herrn einen Knaben auf den Schos geſetzt hat, worüber ſich gelegentlich ein Pietiſt furchtbarer- aber lächerlicherweiſe erzürnte, weil dieſer den Heiland für zu gut hielt, ein Kind auf den Knien zu wiegen. Endlich nenne ich noch den Einzug Chriſti in Jeruſalem, eine prächtig ſkizzirte Darſtellung, aus welcher ein ſo edler, feierlicher Geiſt weht wie aus einem mit Glockengeläute begleiteten Tedeum.

„Die beiden Oelbilder, die der Künſtler bisjetzt geliefert hat, ſind ebenfalls der heiligen Geſchichte entnommen und dem Mariencultus gewidmet. Kein Wunder, daß ein ſo poetiſches Gemüth, wie es uns bei dieſem

Maler entgegengetreten iſt, die erſten Farben miſcht, um der Muttergottes ein Opfer zu bringen. Aber auch vom praktiſchen Standpunkte ſind dieſe Gegenſtände von angehenden Künſtlern geſucht, weil ſie einzelne Figuren bieten, an deren Darſtellung ſich Hand und Auge üben kann. Beide Gründe mögen den ländlichen Maler angeregt haben, zunächſt eine Maria mit Chriſtus und Johannes zu beginnen. Dieſelbe hat auch allen billigen Anſprüchen, die man an ein Erſtlingswerk machen kann, genügt und iſt vom hieſigen Kunſtvereine angekauft worden. Das zweite, noch in der Arbeit begriffene Bild ſtellt Maria und Eliſabeth mit Chriſtus und Johannes und zu beiden Seiten Engel dar und iſt, obgleich die Compoſition voll Seele und Gemüthlichkeit erſcheint, doch hauptſächlich deshalb gewählt, damit ſich die jungen Kräfte der im Malen noch nicht allzu geſchickten Hand daran prüfen können. Soviel ſich bisjetzt abſehen läßt, wird der Künſtler aber auch ein ganz tüchtiger Coloriſt werden.

„Haben wir es demgemäß mit einer ganz außerordentlichen Begabung zu thun, ſo müſſen wir zugleich den Takt bewundern, mit welchem der Künſtler in den Grenzen dieſer Begabung ſchafft. Zunächſt gehört dahin der Kreis des ganzen Landlebens, der vielleicht manchem eng erſcheint, den wir aber für ſehr weit halten. Dieſes Landleben behandelt er aber nicht von der realiſtiſchen, ſondern von der idealen Seite. Er faßt die ländlichen Beſchäftigungen gewiſſermaßen im ſymboliſchen Sinne auf, der für alle Zeiten Geltung haben muß. Er kümmert ſich nicht um das Coſtüm dieſer oder jener Gegend, ſondern er wendet bald nackte, bald bekleidete Geſtalten an, um allgemeingültige Bilder für alle Zeiten und Völker zu ſchaffen. Neben den Eindrücken der Natur ſtehen aber die Eindrücke der Religion. Die Religion iſt überhaupt die geiſtige Seite des Bauern, wie der Landbau ſeine praktiſche Seite iſt. Was ſollte der Landmann mit der Philoſophie, der Welt- und Staatsgeſchichte und der ſubtilen Kunſt anfangen? Er kann nicht in die Tiefen der Bildung hinabſteigen, die zu dieſen Disciplinen nöthig iſt. Alle geiſtigen Intereſſen, die dem Menſchen eingeboren ſind, liegen deshalb für ihn in der Religion. Wäre die Religion auch nicht ſo heilig, wie ſie iſt, ſo wäre ſie dem Landmanne ſchon darum unentbehrlich. Was genügt auch deshalb ſeinen Bedürfniſſen beſſer als das Chriſtenthum? Das Chriſtenthum iſt ſo ſchön, einfach, erhebend! Seine Geſchichte ſpricht ſo unendlich tief an das Gemüth! Seine menſchlichen Gedanken erheben den Geiſt immerdar. Seine Geſtalten ſind ſo leicht eingänglich und verſtändlich! Was konnte der ländliche Künſtler alſo Beſſeres thun, als ſich an Natur und Chriſtenthum zu halten! Und darum iſt er auch von einer ſo liebenswürdigen, rührenden Naivetät!

„Aus dieſen Mittheilungen leuchtet, wie ich hoffe, das ebenſo große wie eigenthümliche Talent Theodor .... hervor. Sein Schönheitsgefühl, ſeine Grazie, ſeinen unerſchöpflichen Reichthum im Gedankenausdruck und ſeine Naivetät mit Worten wiederzugeben, halte ich für ein vergebliches Beſtreben. Wie man die Muſik ſelbſt anhören muß, ſo bedarf man auch beim Bildwerk des

Sehens, um die Harmonie und das Maß des Ausdrucks gehörig zu begreifen. Und das ſind eben diejenigen Eigenſchaften, welche dieſen ländlichen Künſtler vor allen ſeinen Genoſſen in hohem Grade auszeichnen. Ob es ihm dereinſt gelingen wird, auch im Individualiſtren einen der beſten Preiſe zu erringen, das muß die Zukunft an den Tag legen. Wird er der Leidenſchaft, des Zornes, des Haſſes, der Furcht in ſeinen bildlichen Darſtellungen in gleicher Art Meiſter werden, wie er die Freundlichkeit, die Anmuth, die Frömmigkeit, die Freude und das Jauchzen zu ſchildern weiß? Ich möchte es glauben, wenn er auch bisjetzt noch wenige ſtarke Affecte behandelt hat. Gleichviel, es gibt jedenfalls wenige Maler, die ſo reiche und zugleich ſo durchaus liebenswürdige Gaben beſitzen. Und wie iſt ihm alles angeflogen in ſeiner ländlichen Einſamkeit? Wie konnte er dort die Anſchauungen gewinnen, mit denen er jetzt der Antike und Rafael anſchließt? Das iſt eben ein Geheimniß der Natur, die ſich nicht in die Karten gucken läßt, wo, wie und wann ſie ein Sonntagskind an das Licht bringt.“

Sicherlich iſt in dieſem Aufſatze alles viel zu ſchön und freundlich ausgedrückt. Als ich ihn zuerſt las, da fühlte ich ſogar, daß ich roth bis an die Ohren wurde. Freilich habe ich aber doch meine Freude daran gehabt, und zwar beſonders deshalb, weil er mich über die Grenzen meiner Begabung aufklärte. In der That muß ich mich an das Landleben und an die Bibel halten, wenn ich lebensfähige Gebilde ſchaffen ſoll. Ich habe dieſen Grundſatz übrigens auch unbewußt feſtgehalten.

Es hat nämlich nicht an Stimmen gefehlt, die mich auf andere Gebiete der Kunſt verlocken wollten. Die einen ſagten mir, ich ſolle doch die Sagen- und Götterwelt der Griechen vornehmen, weil ich den nackten Körper ſo leicht wiedergeben könne. Und ſo brachten ſie mir mythologiſche Bücher und den Homer, Virgil und Ovid, die ich denn auch nach und nach zu meiner großen Ergötzung durchgeleſen habe. Die zweiten gedachten mich für die Geſchichte des Alterthums, des Mittelalters und der neuen Zeit zu gewinnen, denn ſie meinten, daß ich lebendig componire und daß ich deshalb meinen Geſtalten nur die betreffenden Coſtüme anzuziehen brauche, um anſprechende Bilder zu liefern. Endlich kamen auch ſolche, welche mich für das Volksleben der Gegenwart beſtimmen wollten, weil ich ja den größten Theil meines Lebens unter den Bauern verbracht hätte. Es hat ſich aber für alle dieſe Dinge keine entſchiedene Neigung in meinem Herzen geregt. Wenn ich das eine- oder anderemal darüber nachdachte, ſo gab es in meiner Seele doch keine vollſtändigen Bilder. Die Mythologie und Geſchichte trat mir erſt in Tagen nah, wo mein Geiſt ſich nicht mehr mit jener Innigkeit hinein vertiefen konnte, die zum künſtleriſchen Geſtalten nothwendig iſt. Das Landleben mit ſeinen gewöhnlichen Außenſeiten lag ebenfalls nicht in den Grenzen meiner ſchaffenden Gedanken. So wies mich denn ſchon mein Gefühl zurück. Dieſes Gefühl war mir aber durch den Aufſatz zum lebendigen Bewußtſein geworden.

Da ich nun in demſelben auch ſonſt alles dasjenige fand, was ich ſelbſt hätte ſagen können, ſo rettete er mich aus der Verlegenheit. Ein anderer hatte für mich die Aufgabe gelöſt, die mir vom Doctor geſtellt worden war. Ich kam deshalb auf den Gedanken, ihm das Zeitungsblatt zu ſchicken. Dann aber ergriff mich wieder eine entſchiedene Scham, die mich vor einem ſolchen Schritt warnte. Endlich ging es mir durch den Sinn, dem Aufſatz einen Begleitbrief beizufügen, um dem alten Freunde zugleich zu ſagen, daß das Lob meiner Arbeiten zwar viel zu hoch klinge, daß aber meine Begabung richtig beſchrieben ſei. Dieſes Schreiben wurde mir jedoch ſehr ſchwer. Ich kam erſt langſam damit zu Stande. Schließlich lag es aber doch mit Siegel und Adreſſe fertig auf dem Tiſch. Mir war ein Stein vom Herzen gefallen. Und nun holte ich mir Eduard's Knaben, der drüben in der Stube gottesjämmerlich ſchrie, und den ſeine Mutter nicht zur Ruhe bringen konnte. Da ich es nämlich immer gut verſtanden habe, Kinder ſtill zu machen, ſo verſehe ich auch zu Hauſe öfters dies Geſchäft. In der That gab der unwirſche Burſche Frieden. Ich ſchwatzte und plauderte mit ihm, daß er bald mit dem ganzen Geſichte aus ſeinen blauen Augen lachte und vor Freude ſchrie und jauchzte.

Während wir beide noch im fröhlichen Spiele begriffen waren, that ſich die Thüre auf. Ich ſah mit einemmal drei Geſichter aus der Heimat, denn mein Bruder Bauer, der Doctor und der Paſtor traten in die Stube. Ich reichte ihnen die Hand und lud ſie zum Sitzen ein. Der Paſtor und der Bauer machten ſehr ernſthafte Geſichter, ſodaß ich faſt Angſt empfand, zumal da es mir in die Erinnerung kam, daß ſie beide vor

Zeit einen meiner erſten Kunſtverſuche vernichtet hatten. Als ich nämlich einmal auf der Kornkammer des Hofes einen Fries aus dem Landleben in nackten Geſtalten aufgezeichnet, war er von ihnen als heidniſch und unſittlich wieder abgewiſcht worden. Faſt fürchtete ich, es möchte mir wieder ein ähnliches Zerſtörungswerk bevorſtehen. Glücklicherweiſe fiel der Doctor mit gutem Humor dazwiſchen. Ich ſehe, ſagte er, daß es dir mit der Familie deines Freundes genug iſt. Aber jetzt bring den kleinen Burſchen fort, denn wir erſcheinen als Deputation! Ich horchte hoch auf, machte große Augen und trug das Kind zu ſeiner Mutter.

Als ich zurückkam, hatte der Doctor den Brief vom Tiſche genommen und geöffnet. Er hielt mir die Kritik lächelnd hin und rief: Da liegt der Haſe im Pfeffer. Aber, Herr Paſtor, es iſt jetzt an Ihnen, zu ſprechen. Der Geiſtliche begann nun eine wohlgeſetzte Rede und verkündete mir den Beſchluß des Kirchenrathes, der mir durch die drei Anweſenden ein Bild für einen Altar der Kirche zu Werden beſtellen ließ. In der That hätte mir nicht leicht eine angenehmere Ueberraſchung kommen können. Ich war ganz außer mir vor Freude und ſprach meinen Dank, ſo gut es mir möglich war, aus. Dann erſt ſetzten wir uns gemüthlich an den Tiſch. Eduard und ſeine Frau kamen auch. Der Keller mußte die beſte Sorte hergeben. Und da hörte ich denn, daß man daheim ſchon lange mit dem Gedanken umgegangen war, mir ein Bild für die Kirche aufzutragen. Durch den Aufſatz in der Zeitung war die Sache zur Reiſe gebracht worden. Der Doctor und der Paſtor hatten ihn zuerſt im Caſino, mein Bruder in der Schenke bei Butſchenberg vorleſen gehört. Dann war in der Stadt und auf dem Lande allerwärts von mir die Rede geweſen. Es läßt ſich denken, daß es ſomit nicht an langen und freundlichen Geſprächen fehlte. Ich hatte einen überaus glücklichen Tag.

XX.

Ich habe ſchon viele ſchöne Tage erlebt, aber die ſchönſten ſind mir doch immer in meiner Heimat aufgegangen. Dort iſt mir eine ſtille, reiche Jugend verfloſſen, in welcher die Kunſt, der Schmuck und die Zierde meines Daſeins, ihre Wurzeln geſchlagen hat. Es war alſo kein Wunder, daß ich auch eine Arbeit wie die für meine liebe, alte Pfarrkirche, in welcher ich getauft worden und zum Abendmahl gegangen bin, mit ganz beſonderer Liebe vornahm. Der Gegenſtand des Bildes war mir durch die Beſtellung vorgeſchrieben. Ich ſollte nämlich eine Madonna mit dem Chriſtuskinde, in den Wolken ſchwebend, und zur Seite derſelben den heiligen Benedict, dem die Abtei geweiht war, ſowie den heiligen Ludger, welcher ſie ſtiftete, malen. Ich ging mit der größten Begeiſterung an die Compoſition, in welcher ich die genannten Geſtalten ſo großartig und tief, wie es in meinen Kräften ſtand, wiederzugeben ſtrebte. Und dann ſaß ich faſt ein ganzes Jahr vor der Leinwand, indem ich erſt Kohle und Wiſcher und dann Pinſel, Farbe und Palette, unter ſteter, fleißigſter Anwendung des Modells und den Weiſungen und Mahnungen meiner Meiſter folgend, benutzte. Gegen den Sommer hin war endlich das Gemälde fertig. Mein Herz ſchlug hoch auf, als ich den letzten Pinſelſtrich darangelegt und meinen Namen daruntergeſetzt hatte, und als ich es gleichſam wie eine von meiner Seele gelöſte Frucht betrachtete.

Da es in der Abſicht der Beſteller lag, den Altar zuerſt an dem Feſte, wo die Proceſſion des Heiligen ſtattfinden ſollte, mit meinem Werke zu ſchmücken, ſo brachte ich es ſelbſt einige Tage vorher nach Werden. Der Paſtor, der Doctor und mein Bruder, welche vom Kirchenrathe mit der Empfangnahme und der Aufſtellung beauftragt worden waren, empfingen mich mit aufrichtiger Freude und zeigten ſich mit dem Gemälde zufrieden. Die nöthigen Arbeiten in der Kirche wurden ſo ſtill und geheimnißvoll wie möglich vorgenommen. Außer den nothwendigen Arbeitern durfte niemand zugegen ſein. Mit Freude gewahrte ich, daß das Bild ein treffliches Licht erhalten hatte. Nach beendigter Aufſtellung wurde ein großes Tuch über die Leinwand gehangen. Ich aber ging mit meinem Bruder auf den Hof, um nun in Ruhe das Feſt abzuwarten. Dort trafen am Abende vorher, ſo wie wir es verabredet hatten, auch Eduard und ſeine Frau mit dem Knaben ein, der ſich freute, den Ohm Theodor wiederzufinden und den ich auch gleich auf den Arm nahm, um ihn zu den Pferden und Kühen zu bringen, während der Bauer und ſeine Bäuerin die erwachſenen Gäſte mit jener ländlichen Gaſtfreundſchaft, die unſerer Gegend eigen iſt, empfingen und auf die ihnen beſtimmte Stube führten.

Am andern Morgen begaben wir uns zu der Zeit, wo das Hauptamt anfangen ſollte, ſammt und ſonders in die Stadt, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Als wir in die Kirche traten, deren Feſtgeläute uns ſchon von fern entgegentönte, ſanden wir alle Räume dichtgedrängt voller Menſchen, die heute auf eine beſondere Andacht geſpannt ſchienen. Für mich und die Meinigen waren Plätze im Chore aufbewahrt worden. Indem wir uns durch die Menge drängten, bemerkte ich, daß alle Blicke mir folgten, ſodaß ich mit den Augen den Boden ſuchte. So gelangten wir vor den Altar. Jetzt verſtummte das Geläute zum Zeichen, daß der Gottesdienſt beginnen ſollte. Die Orgel erklang in vollen, brauſenden Tönen. Zugleich fiel der Vorhang, der bisjetzt mein Werk verborgen hielt. Die Sonne ergoß ihre Strahlen über das Bild, und trotz den Tönen der Orgel und der Heiligkeit des Ortes hörte ich einen allgemeinen Ausruf des Staunens und der Bewunderung durch die rundbogigen Hallen der Kirche erklingen. Ein freudiger Schauer lief mir durch alle Glieder. Ich hatte zu einem begeiſterten Augenblicke beigetragen. Das Volk war durch mich zu Freude und Erhebung hingeriſſen worden. Jetzt erſchienen auch die Prieſter in goldglänzenden Talaren aus der Sakriſtei und traten vor den Altar, um das Meßopfer zu feiern. Die Lieder floſſen in einer runden, vollen Strömung, wie ich ſie nie gehört zu haben glaubte. Es war eine wunderbar gehobene Stimmung im Gottesdienſte.

Als das Amt und die Predigt vorbei waren, in welcher der alte Paſtor auch erwähnte, daß ein Sohn des Kirchſpiels mit ſeiner Künſtlerhand den Tempel Gottes würdig zu ſchmücken geholfen habe, ordneten ſich die Genoſſen des Gottesdienſtes zu der Proceſſion, in welcher ich meinen Platz bei den Kirchenherren hinter dem Baldachin, unter dem der Geiſtliche das Allerheiligſte trug, erhielt. Und ſo ging es denn durch die Straßen hinaus in das Feld. Die Erde lag überaus heiter und freundlich mit ihren ſchwellenden Saaten unter dem blauen Himmel. Es war wieder einer der ſchönen Sommertage, wie ich ſie früher bei dieſen Feſtlichkeiten ſchon öfter erlebt hatte. Und die Gläubigen, welche, den Segen über das Land herabflehend, in langer Reihe dahinzogen, boten das oft geſehene Bild. Die Gebete und Lieder klangen weit in die Luft, die bunten Kirchenfahnen wallten, Kerzen flimmerten, die Weihrauchwolken erhoben ſich, die Heiligenbilder und die goldigen Ornate der Prieſter blitzten im Sonnenſcheine. Mir war dabei zu Muthe wie in ferner, frommer Kinderzeit. Aber noch ſeltſamer kam es über mich, als wir zu jenem Heiligenhäuschen in der Nähe des Halfmann kamen, und als ich dort jene erſte künſtleriſche Arbeit erblickte, mit welcher ich in die Oeffentlichkeit getreten war, und die einen ſo großen Einfluß auf meinen ganzen Lebensweg ausgeübt hatte. Es ſchien mir hier, als wäre der heilige Ludger, der der Patron der ganzen Gegend war, auch mein beſonderer Schützer geweſen.

Nach einiger Zeit war der Umgang durch die Felder zu Ende. Wir kehrten in die Stadt zurück. An der Kirche zerſtreute ſich die Menge. Alle aber, die mich in früherer Zeit gekannt hatten, blieben ſtehen, um mich zu begrüßen, und um mir Glück zu wünſchen. Der Bauer und meine andern Brüder nahmen mich mit Stolz in ihre Mitte und freuten ſich nicht wenig, daß ich der Gegenſtand ſo vieler Bewunderung war. Der alte Schäfer Sickelmann und ſeine Frau, die Fiechen, traten in grauem Alterthum und mit Thränen der Rührung heran. Auch der greiſe Halfmann reichte mir die zitternde Hand; dann fehlte ebenfalls nicht der Müller Jakob mit ſeinen Schweſtern, die als blanke, friſche Frauen ihre Kinder an der Hand führten. Doch ich kann ſie nicht alle nennen, die mir ihre Theilnahme an den Tag legten. Der Bauer mahnte endlich zum Aufbruch. Auf dem Wege kamen wir an der Schenke des Butſchenberg vorbei. Der induſtrielle Wirth und Barbier, welcher ſein Haus noch durch das Nebenhaus vermehrt hatte, ſtand in der Thüre und lud uns mit ſo lauter, lockender Stimme herein, daß wir ihm wenigſtens einen Augenblick folgen mußten. Er wollte uns aber nicht in ſeine alte Wirthsſtube, ſondern in das neue, elegante Zimmer in dem neuen Theile führen. Ein ſolches Licht der Kunſt wie Sie, rief er mir zu, muß zu den Herren! — Ich will aber zu den Bauern, ſprach ich, denn ich bin und bleibe ein Bauerſohn! — Nun, das iſt ſchön! rief er, die Augen zum Himmel verdrehend. O du mein Gott, wenn das doch der alte Barkhoſen noch erlebt hätte! Die Leute, die im Zimmer ſaßen, ſtanden auf und grüßten ehrerbietig. Butſchenberg wollte uns allerlei verſetzen, aber wir konnten jetzt nicht bleiben, denn es war ein Feſtmahl im Caſino bereitet, wozu ich mit meinen Verwandten und Freunden eingeladen war.

Wir traten bald in das ſtattliche Gebäude. Die zahlreiche Geſellſchaft ſammelte ſich in den untern Zimmern. Als die Tiſchgenoſſen vereint waren, ging es die Treppe hinauf in den großen Saal, der auf dem erſten Stock liegt. Der Doctor und der Paſtor nahmen mich in ihre Mitte. Als wir in die Thüre der Feſthalle traten, ſah ich, daß die Wände feſtlich mit Blumen und grünen Gewinden geſchmückt waren. Zugleich ließ die Muſikbande, die oben auf einer Galerie ſaß, einen ſchmetternden Tuſch erklingen. Ich wurde dann auf den Ehrenplatz zu einem mit Guirlanden umwundenen Seſſel geführt. Auf meinem Gedeck lag ein Lorberkranz. Zu meinem Schrecken bemerkte ich jetzt, daß dieſe Feier mir zu Ehren veranſtaltet war. Ich wurde darüber ſo verlegen, daß ich in der erſten Zeit kein Wort finden konnte. Erſt allmählich verler ſich meine Befangenheit, als ich alles um mich her in der heiterſten Stimmung erblickte. Aber es wurde mir doch wieder heiß und kalt, als plötzlich der Paſtor aufſtand und mir einen Trinkſpruch ausbrachte, von dem ich indeß nichts verſtand, weil es mir im Kopfe wirbelte. Als der Doctor ihm mit einem zweiten folgte, geſchah dies in ſo humoriſtiſcher Weiſe, daß ich meine Sinne ſchon beſſer zuſammenhalten konnte. Der Sinn ſeiner Rede war, daß der Geiſtliche mich habe leben laſſen; er wolle aber auch meine Geliebte leben laſſen, und dies ſei die Kunſt! Ich hatte ſogar nach dieſen Worten den Muth aufzuſtehen und zu antworten, daß ich nicht in meinem Namen antwortete, weil ich ſo vieler Ehre nicht werth ſei, aber im Namen meiner Geliebten, welche die Anweſenden ſo würdig hielten, danke und ihr ein Hoch ausbringe.

Das Feſt dauerte bis an den ſpäten Abend. Dann kehrten wir auf den Hof zurück, wo ſich alle nach ſo vielen Erlebniſſen, die ſich ſonſt ſelten in eine ländliche Beſitzung zuſammendrängen, nach Ruhe ſehnten und ſich zu Bett begaben. Ich konnte indeß den Schlaf nicht finden. Alle Bilder des Tages gingen noch unzählige mal in buntem Wechſel an meiner Seele vorüber und gaben mir ein Gefühl großer Befriedigung. Freilich wußte ich, daß mein Bild nicht tadellos war, aber ich hatte mit demſelben doch eine ſchöne Wirkung auf das Volk meiner Heimat hervorgebracht. Und Edleres und Beſſeres kann der Künſtler ja nicht erſtreben, als ſeine Mitmenſchen zu erheben und zu fördern. So ging es mir denn durch die Sinne, wie ich es möglich machen könne, auch in den weitern Kreiſen des Vaterlandes einen Erfolg im großen zu erringen, wie ich ihn hier in kleinern Bezirken erworben hatte. Und ſo gelobte ich mich denn an dieſem ſchönen Tage, dem ſchönſten meines Lebens, mit allen Kräften der Seele und des Leibes aufs neue der heiligen Kunſt.

Waldtage.

Geſchichte des Wilhelm Heiden.

I.

Nach meiner Anſicht gibt es in der ganzen Natur nichts, was tiefer ins Gemüth ſpricht, als ein mächtiger, hochſtämmiger Wald. Ich weiß recht gut, daß nicht alle Leute dieſer Meinung ſind. Es gibt viele, die einen weiten Blick in Berge und Thäler vorziehen; andere können ſich an hohen Saatfeldern nicht ſatt ſehen; wieder andere lieben die Einſamkeit zwiſchen gewaltigen Felſen und auf unermeßbaren, öden Heiden, und endlich gibt es auch eine Menge von Menſchen, die nichts höher ſchätzen als die unendliche Schau auf das vielaufrauſchende Meer. Ich will keinen über ſeine Vorliebe tadeln. Der eine Menſch iſt einmal nicht gemacht wie der andere. Gott ſei Dank, daß es ſo iſt, denn weil es ſo iſt, findet Gott ſo viele dankbare Creaturen. Wenn ich ihm aber für einen Theil ſeiner Schöpfung Dank weiß, ſo iſt es, weil er den Wald geſchaffen hat.

Und vereint der Wald nicht auch alle jene Vorzüge, die ſich an andern Enden und Ecken zerſtreut finden? Gibt es euch nicht ein Gefühl der Unendlichkeit, wenn ihr zwiſchen die grauen Stämme hineinſchaut, die unter dem Schatten ihrer Kronen immer weiter und weiter, kleiner und kleiner hinragen, ſodaß ihr kein Ziel ahnt? Ueberkommt euch nicht die abgeſchloſſenſte Einſamkeit, wenn ihr unter dem Dome heiliger Eichen und Buchen dahinwandelt und es iſt rings ſo ſtill in den Zweigen und in der Luft, daß ihr faſt den eigenen Athem zu hören vermögt? Bietet euch nicht die kleine Welt unangetaſteter Gräſer das lieblichſte Bild eines Korn- oder Weizenfeldes, und erinnert es euch nicht treu an die Fruchtbarkeit der Erde? Und wollt ihr endlich das Sauſen und Brauſen hören, welches ihr an den Ufern des Oceans liebt, dann geht doch hinaus, wenn der Sturm die Gipfel peitſcht. O, es iſt ein prächtiger Choral, den alsdann der Wald in eure Ohren ſingt!

Und erſchaut ihr auch im Meer, in Thälern und Bergen, in Heiden, zwiſchen Felſen und Blöcken die Spiele der Jahreszeiten, ihr ſeht aber im Walde klarer, ſchärfer und deutlicher ihr Auf- und Abfluten. Ihr erſchaut in ihm die wogende Bewegung organiſchen Lebens. Im Frühling locken tauſend Knospen zur Betrachtung. Im vollaubigen Sommer bewundert ihr die unendliche Herrlichkeit der mächtigen Stämme und Kronen, im Herbſte habt ihr in den Gipfeln das Farbenſpiel des bunteſten Blumengartens, und im Winter ſtarrt ihr die ſchnee- und eisbedeckten Rieſenleichen an, die in ihrer todten Pracht einer neuen grünen Auferſtehung entgegenharren. Mag man immerhin an die Wirkungen des Lichtes und Schattens erinnern: ſie ſind erhebend und bezaubernd, wenn ſie über die Weiten der Länder und

Gewäſſer hinſpielen, aber ſie ſind inniger lockend und tiefer ergreifend zwiſchen den lieben Bäumen.

Und welches Stilleben des Pflanzenreichs durchwebt den Forſt! Wollte ich euch auch alles zugeben, hier müßt ihr die Segel ſtreichen. Da erhebt ſich in ſtolzer Phalanx die Schar der Eichen und Buchen, jene mit ihren rauhen Stämmen und derben Blättern, Bilder der Kraft und Dauer, dieſe mit ihren blanken Rinden und ſchmucken Zweigen, Bilder der Zierlichkeit. Da ſtehen die ernſten Tannen himmelanſtrebend durch Hitze und Froſt, Zeichen der Hoffnung. Da blinken die weißen Birken mit ihrem zitternden, durchſichtigen Laub, als wollten ſie ſtets an den Frühling mahnen. Drunter aber, auf dem Boden, entkeimen die vielgeſtaltigſten Bildungen. Ueber die ſchlanken Halme ſteigt das gefiederte Farrnkraut, aus dem dichtern Gras erhebt ſich der breitblätterige Lattich. Die wilden Veilchen und Maiblumen ſtrecken ihre lachenden Köpfchen hervor, der Thymian ſteht in blauen Büſcheln, der Fingerhut mit kriegeriſchen Helmen, die Hageroſe blüht wie ein Karfunkel im dämmernden Schachte. Und durch all den Reichthum der Formen und Farben weht ein Duft, der bald herb iſt wie das Blatt des Eichbaums, bald ſüß und lieblich wie der Honig, bald eindringlich und aufregend wie die Würze aus Indien.

Dazwiſchen lebt und webt aber noch die endlos reiche Thierwelt. Wovon ſoll man da zuerſt erzählen? Von dem Schmetterlinge, der mit bunten Flügeln vorübertaumelt, oder von dem goldenen Käfer, den wir aus ſeiner ſüßen Kräuterküche aufſtöbern? Von dem Finken, der im Strauche ſingt, von der Droſſel, die aus den höchſten Gipfeln ihre Lieder hinabſtreut, von der Taube, die im einſamen Neſte girrt, von dem Falken, der hoch in der Luft dahinzieht? Oder ſoll man von dem Eichhorn reden, das neckiſch Moos und Reiſig hinabwirft, von dem Reh, das flüchtig vorüberrauſcht, von den Hirſchen, die in Rudeln vorbeiſtürmen? Es ſind tauſend Lebensäußerungen, die der Wald hat. Faſt niemals kehrt man ohne eine neue Anſchauung, einen friſchen Gedanken, ein blühendes Bild aus ſeinem Revier heim. Ich liebe den Wald mit dem vollſten Herzen.

Warum ich aber, ſtatt aus meinem Leben zu erzählen, dem Walde dies Lied ſinge? Nun, ich bin ein Sohn des Waldes; tief im Forſte bin ich geboren, und zwar auf jenen Höhen, die ſich hiner dem Siebengebirge zwiſchen Lahn und Sieg erſtrecken. Es iſt ein Land, das von Bergen und Thälern wogt und ſeine großen Schönheiten hat, obgleich ſie von wenigen Leuten gekannt ſind. Hier geht es gerade wie überall. Oft liegen kaum meilenweit von einer belebten Weltſtraße die reichſten Sehenswürdigkeiten der Natur, ohne beachtet zu werden. So hat auch der Rhein, der eine ſolche Weltſtraße iſt, in ſeiner nächſten Nähe eine Menge von Herrlichkeiten, die man aber nicht des Beſuchs würdigt, weil ſie nicht am Wege liegen. Zu dieſen unbekannten nächſten Umgebungen gehört auch meine Heimat. Sie bietet ſtolze Fernſichten über die Lande und in das Rheinthal; dort ſind anmuthig geſchlungene Thäler; dort findet man noch dunkle Forſte, die leider am Rheine faſt ganz zu verſchwinden anfangen; dort gibt es Heiden und Halden von tiefer Einſamkeit; dort liegen überhaupt Plätze, von deren Reizen man keine Ahnung hat, wenn man unten den Strom entlang fährt. Und dabei welche reine, geſunde Lüfte!

So herrlich nun aber auch das Land prangt, ſo einfach war die Stätte, an welcher ich das Licht der Welt erblickte. Mein Vater iſt der ehrenwerthe Förſter Gottfried Heiden. Die Wohnung, welche ihm durch ſein dienſtliches Verhältniß angewieſen wurde, liegt tief zwiſchen hohen Eichen und Buchen verborgen. In der weiten Gegend umher heißt ſie das Forſthaus. Was ſoll ich viel davon erzählen? Es iſt kein Werk ſeiner Architektur, von dem man Wunderdinge berichten könnte, ſondern ein ſchlichtes Haus aus derben, ungefügen Schieferſteinen aufgeführt, deſſen Mauern rauh und mooſig unter dem breiten Dach ſtehen. Daran ſchließt ſich ein kleiner Hof, der alte, verfallene Stallungen enthält, welche faſt nur von den Hunden bewohnt werden.

Tritt man durch die Thür, ſo findet man ſich in einer weiten Küche, welche mit mancherlei alten Schränken und vielem Geräth angefüllt iſt, die aber vorzugsweiſe durch ihren breiten Herd auffällt, auf dem das Feuer faſt niemals ausging. Da der Raum im ganzen dunkel und unheimlich erſchien, ſo hatte die hier aus mächtigen Holzſcheiten aufſteigende Flamme, deren ſchwankende Lichter an den Wänden hin- und herflackerten, eine gewiſſermaßen verſöhnende Wirkung. Sie machte den Herd zum natürlichen Mittelpunkt. Er bot in der That auch einen prächtigen Platz dar. Manchen Winterabend ſaßen wir dort in traulicher Geſelligkeit und kürzten uns die Stunden mit grauſigen und heitern Geſchichten.

Viel mehr aber liebte ich die daranſtoßende große Stube. Vor zeiten mochte ſie das Abſteigequartier hochgeborener Jäger geweſen ſein, denn ſie beſaß noch mancherlei Spuren vergangener beſſerer Tage. Die Wände waren mit Täfelwerk ausgelegt, dazwiſchen ragten mächtige Hirſchgeweihe empor, alte gepolſterte Lehnſtühle ſtanden im Raume umher, und ein gewaltiger Schrank von ſchönem, alten Schnitzwerk befand ſich in einer Ecke. Dies Mobiliar gehörte zur Wohnung und wurde auch nach der Hausordnung ſorgſam geſchont, denn wir Kinder durften nur ſelten in dieſes Heiligthum. Uebrigens hingen auch hier die Gewehre, Büchſen und Hirſchfänger des Vaters und ſeiner Burſchen, denen wir wenigſtens in unſern jüngern Jahren nicht zu nahe kommen durften. Daß ich dieſes Zimmer des Hauſes allen andern Räumen, die nur als ſchlichte Schlaf- und Vorrathskammern benutzt wurden, vorzog, liegt wol theils an dem Umſtand, daß die verbotenen Früchte am meiſten reizen; viel aber trug auch dazu die abſonderliche Stimmung des Ortes bei. Zwiſchen dieſen Wänden war das Licht ſo ſeltſam grün gedämpft durch die Zweige der umſtehenden mächtigen Bäume. Wenn das Abendroth durch den Wald ging, dann ſchwamm hier alles in wunderbar roſiger Verklärung, und wenn der Sturm oben durch die Wipfel zog, dann ſchien es, als klopften die Bäume draußen mit ihren belaubten Kronen an die Fenſterſcheiben. So war die Stube zum Träumen und Phantaſiren gemacht.

In den Kreis, der dieſes Haus bewohnte, trat ich als das jüngſte Mitglied. Meine Mutter war kurz nachdem ſie mich geboren hatte, geſtorben. Der Vater, ein ernſter, kurzangebundener Mann, hatte nach dem Tode ſeiner geliebten Frau, mit der er lange Jahre das reinſte Glück genoſſen, alle Liebe, die er ihr nicht mehr weihen konnte, auf mich übertragen. Vielleicht war dies noch um ſo mehr der Fall, als ich, ein unerwarteter Spätling, lange nach all den andern Kindern erſchien. Daß ich aber gleichſam die Urſache des Todes meiner Mutter geworden war, kam mir nicht in Rechnung. Eine Schweſter beſaß ich nicht. Drei ältere Brüder waren ſchon ſo erwachſen, daß ſie der väterlichen Sorgfalt nicht mehr in dem Maße bedurften wie ich. Er hatte ſie alle zu Forſtleuten erzogen; ſie trieben ſich Tag und Nacht im Walde herum. Waren die jüngeren auch noch faſt Knaben, ſo behandelte er ſie doch wie Jünglinge oder Männer. Sie hatten ein Gewerbe ergriffen, das Kraft und Kühnheit heiſcht; er ließ ihnen vollauf Gelegenheit, den Körper und den Geiſt zu ſtärken und zu ſtählen. Ich dagegen, der Benjamin der Familie, war ſein Schoskind; er ſpielte und ſcherzte mit mir, wenn er heimkehrte, als wäre er ſelbſt ein Kind, während er gegen alle andern als harter, unbeugſamer Mann handelte. In dieſem Sinne mußte mich auch die Muhme Gertrud, eine entfernte Verwandte, halten, die als alte Jungfer in das Haus kam, nachdem meine Mutter begraben war. Sie führte unſern einfachen Haushalt, und war immer ſtill, fleißig und gutmüthig. Mich beſonders behandelte ſie wie ein Erbe, das vorzugsweiſe gut beſorgt werden muß.

Man kann ſich leicht denken, daß es an ſolchem Orte und in ſolcher Umgebung nicht viel Abwechſelung gibt. In meiner erſten Jugend lebte ich wie die Pflanze. War es Sommer und lachte der Sonnenſchein durch die hohen Wipfel, dann trieb ich mich im Forſte in der nächſten Nähe unſers Hauſes umher. Da ſpielte ich mit dem Gras und mit den Maiblumen, da haſchte ich den Käfer und Schmetterling, da pflückte ich die rothen Beeren, die hier und dort aus den Halmen hervorblickten. Hielt aber der Winter oder das Wetter mich aus der grünen Einſamkeit zurück, dann ſaß ich in der Küche am brennenden Herde bei der Muhme Gertrud und fragte ins Blaue hinein mit kindlicher Neugier, während ſie mir mit unerſchütterlicher Geduld antwortete, was ſie wußte und nicht wußte. Wenn ihr der kleine Frager indeß überläſtig wurde, dann erzählte ſie ihm ein Märchen, eine Fabel, eine Sage oder ſang ihm ein Volkslied, deren ihr treffliches Gedächtniß eine gute Anzahl bewahrte. So gingen die Tage einer nach dem andern dahin.

Des Abends wurde es gewöhnlich lebendig im Hauſe. Vor oder nach der Dämmerung ſchlugen in der Ferne die Hunde an, ich lief an die Thüre und klatſchte in meine kleinen Hände, und dann dauerte es auch nicht lange, daß meine Brüder oder der Vater mit den Jägerburſchen heimkehrte. Die Bracken und Hühnerhunde ſprangen auf mich zu und beleckten mich zum Willkomm; noch herzlicher war der Gruß, der mir aus menſchlichen Augen und von menſchlichen Lippen entgegentönte, denn ſie liebten und verhätſchelten mich alle. Niemand aber war erfreuter als mein alter, ernſter Vater. So müde er auch ſein mochte, ich kam nun faſt den ganzen Abend nicht von ſeinen Knien fort. Die Hausgenoſſen ſammelten ſich dann gewöhnlich um den Feuerherd: dort begannen die Berichte des Tages. Sie waren meiſtens ernſter Natur und betraſen die Pflege der Baum- und der Waldzucht. Mitunter gab es auch Heiterkeit und Scherz vollauf. Geſpenſterhafte Heimlichkeiten des Waldlebens, geiſterartige Erſcheinungen, Feuermänner, das wilde Heer, neckende Stimmen wollte dieſer und jener geſehen und gehört haben. Der Humor erfand oder erzählte auch bekannte tolle Jägerlügen wieder; Jagdlieder ertönten aus den rauhen Weidmannskehlen; zuweilen wurden ſogar dem großen, vielgewundenen Waldhorn ſeltſame Klänge entlockt. Dazwiſchen aber flackerten Lichter und Schatten, in ſeltſamen Geſtalten von dem Herde herüberglühend, an den Wänden der Küche umher und begleiteten ſtets in phantaſtiſchen Silhouetten die vorkommenden Geſchichten und Geſänge.

Als ich älter wurde, nahm der Vater mich zuweilen mit in den Wald hinaus. Je mehr meine Kräfte wuchſen, deſto öfter durfte ich ihn begleiten. Anfangs ging ich nur mit ihm, wenn es ſich um den Holzſchlag handelte, und wenn er die Bäume bezeichnete, welche der Axt fallen ſollten, denn bei dieſem Geſchäfte konnte er mich, den kleinen Knaben, an der Hand führen. Auch that er mir dann zuweilen den Gefallen und ſchoß mir einen bunten Vogel, war es auch nichts anderes als eine kleine Meiſe oder ein vorwitziger Häher, über deſſen Federfarbenſpiel ich eine kindliche Freude zeigte. Später wurde es mir dann auch erlaubt, mit auf die Jagd zu ziehen.

Je mehr ſich aber das Verſtändniß der Natur in meinem Geiſte entwickelte, je weniger Freude konnte ich dieſer, meiner Gefühlsweiſe widerſtrebenden Beſchäftigung abgewinnen. Ich zuckte ſogar oft bei dem Tode eines Thieres, das unmittelbar nach dem Schuß hinſtürzte, zuſammen. Wie hell klang der Flug eines Reb- oder Birkhuhns durch die friſche Morgenluft, wie leicht ging der Lauf eines Hirſches oder Rehes durch Geſträuch und Heide! Und all dieſes friſche, jugendliche Leben erlag dem unvermeidlichen tödlichen Blei. Mich verletzte dieſer Gedanke tief. Ja ſelbſt vom Fuchs und Raubvogel konnte man mir nicht Schlechtes genug erzählen, um mir die Ueberzeugung beizubringen, daß ſie als Diebe und Mörder den Tod verdienten. Der Lauf des einen war ſo gemeſſen ſchlau, der Flug des andern ſo erhaben ruhig. Selbſt mit ihren böſen Inſtincten ſchienen ſie mir ein begründetes Anrecht an das Daſein zu haben.

Bei weitem mehr Vergnügen machte mir der Vogelherd. Dort galt es doch nicht gleich zu tödten und zu vertilgen. Dort freute mich der Vorzug, den der Menſch mit Liſt und Klugheit über das Thier davonträgt. Das ſchlau gewählte Verſteck und die gelegten Netze und Leimruthen, die ſinnig abgerichteten Lockvögel zeigten mir die Richtigkeit des Satzes, daß der Menſch der Herr der Schöpfung ſei. Dabei waren die Abenteuer, die man dort erlebte, immer wechſelnd, ohne grauſam zu ſein; die Spannung, welche dabei den Geiſt überkam, ſah ſich nicht an wie eine Folter. Zur Jagd ging ich ſpäter nie unaufgefordert, und auch faſt nur deshalb, weil es meinem Vater beſondere Freude machte, mich in ſeiner Geſellſchaft zu haben. Dagegen ſchlich ich zuweilen allein zum Vogelherd und trieb mein Spiel nach Herzensluſt. Aber es geſchah dann auch nicht ſelten, daß ich meinen reichen Fang wieder in die Luft entließ, damit er ſich noch lange in Frühling und Freiheit fröhlich und heiter umhertreiben könne.

Ich liebte, das Leben zu ſehen und zu belauſchen; es war mir zuwider, irgend eine Creatur zu verletzen oder gar zu vernichten. Welchen Schmerz erregte mir die gefällte Eiche, die oft jahrhundertelang unter ihren Genoſſen geſtanden hatte! Wenn ſie niederkrachte, ſo war es mir, als ſtieße der Wald einen lauten Schrei aus. Ich fühlte ordentlich ein Zucken durch das Herz, wenn ich nach und nach die Blätter welken ſah: Oftmals habe ich als Kind meinen Vater angefleht, er möge doch die garſtigen Männer mit den Aexten aus dem Walde jagen. Und wenn er ſagte, das ginge nicht an, das müſſe geſchehen, ſo wünſchte ich mir einen Garten, um die Bäume hineinzupflanzen und ſelbſt ihr Hüter zu ſein.

Was die Thiere anging, ſo konnte ich dieſem Erhaltungstrieb ſchon beſſer fröhnen. Ich rettete manchen Vogel, der in das Netz gegangen war, und manches Wild, das lebend gefangen wurde. Der Vater ſah in ſeiner blinden Liebe meiner Schwäche nach und erlaubte mir, allerlei Thiere zu pflegen und zu zähmen. Im Forſthauſe ſammelte ſich nach und nach durch meine Milde eine kleine Menagerie, die faſt aus allen Geſchöpfen des Waldes beſtand und ſich dennoch trefflich vertrug. Da ſaß der Sperber bei der Ringeltaube und dem Rebhuhn, da ging der Fuchs mit dem Haſen und dem Reh in einem Raume umher. Mich aber kannten die wilden und frommen Geſchöpfe nach der Reihe. Die Vögel flogen mir auf Haupt und Schulter, die Thiere fraßen aus meiner Hand; ganz ſelig aber war ich, wenn mir dabei die alte Gertrud die Fabel erzählte, daß in der Urzeit, wo die Thiere noch ſprechen konnten, alle Geſchöpfe gut geweſen ſeien, und daß ſie erſt durch die Sünde der Menſchen böſe Eigenſchaften erhalten hätten. Mir kam es dann vor, als könnten meine Schützlinge ſprechen, und als wären ſie wieder gut geworden, weil ich ſie mit gutem Herzen pflegte.

So vergingen die erſten Jugendtage meines Waldlebens.

II.

Mit der Außenwelt hatte das Forſthaus ſehr wenig Anknüpfungspunkte. Was im Haushalt nöthig war, das wurde durch meine Brüder oder durch die Jägerburſchen gelegentlich in den naheliegenden Orten geholt. Die Holzhauer, welche die reifen Stämme fällten, die Weiber, die im Walde Streu holten, und mitunter an unſerer Wohnung vorbeiziehende Krämer und Wanderer waren faſt die einzigen Leute, die ich zu Geſicht bekam. Mitunter erſchien freilich auch der Oberförſter, um das Wachsthum der Holzungen in Augenſchein zu nehmen, und um über die gefällten Stämme zu verfügen. Damit verbanden ſich nicht ſelten größere Jagden. Es war dies die lebendigſte Zeit inmitten des dunkeln Waldes. Solche Tage ſind mir noch ſehr lebhaft im Gedächtniſſe, denn alsdann wurde das ganze Haus feſtlich ausgeputzt, und es gab jedesmal ein kräftiges Frühſtück, wozu Brot, Wildpret und Wein in mächtiger Fülle aufgetragen wurden. Lauſchend ſtand ich ſchon in aller Frühe an der Hausthüre und blickte in die Einſamkeit hinaus Meine Augen zogen den ſchlanken Jägergeſtalten entgegen, die meiſtens in grünen Kleidern, die Flinte und den Jagdſack an der Seite, bald zu Fuß, bald auf muthigen Pferden, bald in leichten Korbwagen, hinter den blanken Stämmen ſichtbar wurden. Da ging es denn ſo geſchäftig um das Haus zu, daß die Stelle einem kleinen Lager ähnlich ſah. Die Pferde wieherten, die Hunde bellten friſch in die Morgenluft, hier und dort erſcholl ein Hifthorn, das Singen und Plaudern der beuteluſtigen Schar klang friſch durcheinander, und der Wald gab mannichfachen Widerhall.

So machte mir die Außenwelt wol ihren buntſcheckigen Beſuch, ich aber beſuchte ſie nur ſelten an einzelnen Sonn- und Feiertagen an der Hand des Vaters, der zuweilen mit mir zur Kirche oder zu Freunden in den nahegelegenen Dörfern und Städtchen wanderte. Indeß kann ich nicht ſagen, daß mir ſolche Fahrten beſonders im Gedächtniß geblieben wären. Mehr Genuß fand ich in Feld, Wieſe und Dorf, als ich, älter geworden, die Schule beſuchte. Dies geſchah ſehr ſpät, und zwar weil zu Hauſe immer der Vorwand gebraucht wurde, ich ſei nicht ſtark genug, um täglich einen weiten Gang zu machen, auf dem ich Wind und Wetter trotzen müſſe. Eigentlich entſprach es mehr der Wahrheit, daß mein Vater mich nicht miſſen wollte. So kam ich dann weit über das Alter hinaus, wo man ſonſt zum A-b-c-Schützen geſtempelt wird. Hin und wieder fingen ſogar die Leute an, den Kopf zu ſchütteln, daß ein ſo großer Junge noch nicht leſen und ſchreiben könne und die Chriſtenlehre nicht beſuche. Der Schande halber mußte mein Vater endlich nachgeben. Als ich acht Jahre zählte, brachte er mich in eigener Perſon zum Schulmeiſter und empfahl mich ganz beſonders ſeiner Pflege und Aufſicht, was denn auch von ſeiten des alten, grauhaarigen Mannes mit großer Freundlichkeit verſprochen wurde.

Zu meinem großen Verdruß gewahrte ich, daß ich der längſte Burſche in der letzten Klaſſe war. Viele kleinere Knaben und Mädchen wußten viel mehr als ich und beſchauten den Taps, der ſie faſt um einen Kopf überragte, mit ſonderbaren, überhebenden Augen. Aber gerade meine Unwiſſenheit legte mir einen Sporn an: der Ehrgeiz erwachte, und da es mir nicht an Einſicht fehlte, ſo holte ich bald nach, was mir abging. Ich habe es nachmals oft gefühlt, daß man die Erziehung meiſtens viel zu früh beginnt. Füglich könnte man meiſtens etwas länger warten. Ich kam mit friſchen und kräftigen Sinnen an die jugendliche Studien und machte meine Sache wirklich gut. Was war auch viel verloren? Während ich mich zwiſchen Thieren und Pflanzen herumtrieb, hatte ich im großen Buche der Natur geleſen, und manches erſchaut und beobachtet, für welches der Blick, der zu früh in den Büchern ſtöbert, abgeſtumpft wird. Die Uebungen meines Geiſtes galten natürlichen Erfahrungen. Und ſo habe ich mir auch für ſpätere Zeiten unmittelbare, friſche Anſchauungen geſichert.

Dieſes naturwüchſige Weſen wurde mir durch meine Schulgänge bewahrt und vielfach gefördert. Ich konnte immer den Schönheiten der Schöpfung gerade ins Auge ſehen. Dabei fehlte es mir nicht an mancherlei Abenteuern, die mir die weiten Waldfahrten verſüßten und mich der

Jugend im Dorfe anziehend machten. Wie oft brachte ich nicht die Wunder und Geheimniſſe des Forſtes mit in die Schule! Dem einen ſchenkte ich ein junges Wild, das mir in die Hände gefallen war, dem andern brachte ich ein kleines Eichhorn, dem dritten gab ich einen Häher oder eine Dreſſel, die ich gefangen hatte. Solche Geſchenke waren natürlich für die Knaben. Für die Mädchen dagegen pflückte ich oft die ſchönſten Erd- und Himbeeren, die der Sommer dem Walde verlieh. Selbſt der alte Lehrer ging nicht leer aus, denn er erhielt in jedem Jahre die erſten Veilchen und Maiblumen aus meiner Hand. Was mir aber noch mehr Anſehen gab, war der Umſtand, daß ich als ein gewaltiger Thierbändiger erſchien. Nicht ſelten holte ich eine Blindſchleiche oder eine Eidechſe, die den Kindern als giftige Thiere geſchildert waren, aus der Taſche und überraſchte ſo die furchtſamen Gemüther durch meine Kühnheit und Macht über bösartig und wild geglaubte Geſchöpfe.

Faſt nicht minder anziehend wurde ich meinen Altersgenoſſen durch allerlei Geſchichten aus dem Walde, die ich geſchickt und lebendig zu erzählen wußte. In dieſer Beziehung waren die Abende am großen Feuerherde des Forſthauſes meine Schule geweſen. Was dort faſt jeden Winter auftauchte, das hatte ſich natürlich in meinem Gedächtniſſe feſtgeſetzt. Durch die Erzählungen vom wilden Heer, das mitunter in tiefen Nächten unter gewaltigem Gepolter den Wald durchzog, von den Irrlichtern, welche die moorigen Stellen durchtanzten und den Wanderer ins Verderben ziehen, vom Wald- und Heidemann, der das Wild ſchützt, brachte ich oft Grauſen und Schrecken in die jugendlichen, blühenden Geſichter der hübſchen Dorfkinder. Auf der andern Seite wußte ich aber auch wieder die fröhlichſte Heiterkeit und das ſchallendſte Gelächter zu erregen, wenn ich die komiſchen, tollen Jagdpoſſen auftiſchte, welche die Jäger ſo gern vortragen und welche faſt jeder, der das grüne Wamms und die kecke Feder auf dem Hut trägt, erlebt haben will.

Da ich auch ſonſt munter und guter Dinge war, ſo machte ich mich in der Schule und auf dem Spielplatze bald beliebt. Die ganze Dorfjugend zeigte ſich mir zugethan, und die Aeltern der Kinder erſchienen dem Förſterjungen oder dem Waldkinde, wie manche mich ſcherzhafterweiſe nannten, gegenüber ſtets liebenswürdig und wohlwollend. Mein Herz war nicht minder jedem Zeichen von Güte und Freundlichkeit zugänglich. Ich weiß nicht, daß ich dem einen oder andern abhold geweſen wäre. Die Leute in unſerm Gebirge bilden aber auch einen höchſt gutherzigen Menſchenſchlag. Ohne alle Anſprüche, ſind ſie mit den geringſten Gaben des Lebens zufrieden. Die gebratenen Tauben fliegen einem dort nicht ſo leicht ins Maul. Spendet ihnen der Tag einmal etwas über das gewöhnliche Maß, ſo erſcheinen ſie ſogar äußerſt vergnügt. Verkehrtheit und Verworfenheit ſind bei uns überhaupt ſelten. Daß aber ein jugendliches Auge ſie am allerwenigſten ſieht, daß ein jugendliches Herz nicht daran glaubt, liegt in der Natur der Sache. In den Kinderjahren leben wir noch in einem unverlorenen Paradieſe, aus dem uns erſt ſchlimme und beängſtigende Beobachtungen und Erfahrungen heraustreiben.

So ſehr ich nun auch aller Welt Freund war, ſo hatte ich doch auch noch eine beſondere Neigung. Da ich des Mittags nicht nach dem Forſthaus gehen konnte, weil der Weg zu weit war, ſo hatte der Vater mich für dieſe Zeit bei dem Schulmeiſter in die Koſt gegeben. Wie die Pfarrer- und Lehrerfamilien auf dem Lande gewöhnlich ihren vorzugsweiſen Reichthum in einer zahlreichen Kinderſchar beſitzen, ſo war es auch hier der Fall. Es gewährte eine wahre Freude, dieſe Mittagstafel zu ſehen, an der zehn rothwangige Burſche und Mädchen in einer Stufenreihe, die den Orgelpfeifen nicht unähnlich war, ſaßen und mit dem beſten Appetite den dampfenden Schüſſeln zuſprachen. Es waren alle gutmüthige, freundliche Kinder, und ich vertrug mich ſo vortrefflich mit ihnen, daß ich wohl als ihr Bruder gelten konnte. Beſonders aber wurde ich einem Mädchen, das zwei Jahre weniger zählte wie ich ſelbſt, mit wahrer Zärtlichkeit gewogen.

Die kleine Johanna war in der That auch ein köſtliches und herziges Kind. Wer in das Haus trat, der erkannte auf der Stelle in ihr den Liebling der ganzen Familie. Auf ſie zeigten die Aeltern mit beſonderm Stolz, an ſie wurde jedes Wort vorzugsweiſe gerichtet, ſie erfreute ſich der offenbaren Zuneigung der Geſchwiſter, die auch keineswegs neidiſch erſchienen, wenn ſie von den Aeltern und den andern Leuten, die das Haus beſuchten, ausgezeichnet wurde. Zumeiſt empfahl das Kind ſich durch ſeine liebliche äußere Erſcheinung. Sie war ſchlank gewachſen und bewegte ſich äußerſt leicht und zierlich. Die blonden Locken hingen ihr in der reichſten Fülle um das kräftige und doch ſo fein geformte Geſicht, das gerade ausſah, als hätte ein altdeutſcher Maler es vor Zeit zum Vorbild genommen. Wirklich überraſchend aber war der liebenswürdige, wohlwollende Ausdruck. Die tiefen, blauen Augen ſahen ſo fromm und innig unter den langen, dunkeln Wimpern hervor, und um den weichen, rothen Mund ſpielte ſtets ein ſo freundliches Lächeln, daß man des Anblicks nicht ſatt haben konnte. So erſchien ſie als eine recht unangetaſtete Frühlingsblüte des menſchlichen Geſchlechts. Noch mehr aber gewann das Kind die Herzen, wenn man es länger beobachtet hatte.

Gegen die Aeltern legte es die reinſte, frömmſte Kindlichkeit an den Tag. Bei ihm bedurfte es kaum des Wortes: ein Blick war ſchon genug, ſeine Handlungen zu lenken. Wie eine kleine Hausfrau ſorgte es für den Vater, wie ein kleiner Hausherr für die Mutter. Den Geſchwiſtern war es die treueſte Pflegerin. Faſt inſtinctmäßig nannten dieſe es denn auch ihr Mütterchen. War Streit unter ihnen ausgebrochen, dann verſöhnte ſie die heißen Köpfe; hatte das eine oder das andere etwas gethan, was Tadel oder wol gar Strafe von ſeiten der Aeltern nach ſich ziehen mußte, ſo wurde ſie zur Vermittlerin erkoren. Mit ihren treuen Blicken und mit ihrer weichen, wohlklingenden Stimme wußte ſie alle Unebenheiten am beſten auszugleichen. Ich habe nie ein Kind ſo gern von geſchenkten Früchten und Leckereien abgeben ſehen. Dabei beſaß ſie eine angeborene Ordnungsliebe und Sparſamkeit, aber trotzdem blieben ihre Hände nie voll, wenn die andern, welche ebenſo viel beſeſſen hatten, leer geworden waren. Und wie ſie im

Hauſe war, ſo war ſie auch in der Außenwelt. Daß ich, der tägliche Tiſchgenoſſe, ihr bald ſo lieb wie ihre Geſchwiſter wurde, iſt nicht zu verwundern, denn Kinder machen gewöhnlich nicht viel Unterſchied zwiſchen Leuten, die ihnen verwandt oder nicht verwandt ſind.

Je weniger ſich früher mein Umgang auf Mädchen erſtreckt hatte, da der Kreis im väterlichen Hauſe mit Ausnahme der alten Gertrud nur aus Männern beſtand, je mehr mochte ich mich zu dem kleinen Mädchen hingezogen fühlen. Es trat mir in ihm ein neues Element vor die Sinne, das mich um ſo mehr lockte, je trefflicher es ſeinem innern Weſen nach war. Ich liebte die kleine Johanna bei weitem mehr wie einer ihrer Brüder. Ihr weihte ich alle Aufmerkſamkeit, deren ein wilder Junge in meinem Alter fähig iſt. Als ihr junger Ritter ſchützte ich ſie vor den Verfolgungen und Angriffen der kleinen Bubenwelt, die übrigens gegen Gewohnheit ſehr glimpflich mit ihr umging. Für ſie bewahrte ich die beſten Früchte auf, die ich auf meinen Waldpfaden fand. Wenn ſie dabei war, erzählte ich am liebſten meine Geſchichten und Märchen. Dabei gereichte es mir zum größten Vergnügen, wenn ſie dieſe Bemühungen mit freundlichen Blicken oder Winken anerkannte.

Noch feſter ſchnürte ſich das Band zwiſchen uns dadurch, daß wir auf derſelben Stufe des Wiſſens ſtanden und gleiche Dinge zu erlernen hatten. Wir buchſtabirten nach der Schule aus demſelben Buche, wir laſen die erſten Geſchichten zuſammen und lernten gleichzeitig dieſelben Fabeln auswendig. Gleichzeitig wetteiferten wir im Schreiben und Rechnen. Neben den Beziehungen des tagtäglichen Lebens bildeten ſich auch gleichſam geiſtige Verbindungspunkte. So kindlich dieſe auch in ihrer Art waren, ſo hatten ſie doch ihre unverkennbaren Folgen. In der Bibliothek des alten Schulmeiſters befanden ſich die deutſchen Volksbücher. Als wir geläufiger leſen konnten, verſchafften wir uns heimlicherweiſe die alten Bände und ſaßen nun manche Stunde an irgendeinem verſteckten Orte zuſammen und freuten uns an jenen ſtarken Helden und wunderbaren Frauen, die ſtets einen mächtigen Einfluß auf die deutſche Jugend ausgeübt haben und ausüben werden. Unſere Phantaſie wurde in reichhaltiger Weiſe befruchtet. Der gehörnte Siegfried, die Haimonskinder, der Roland gaben uns Muth: wir weinten über die Schickſale der heiligen Genoveva, und waren erſtaunt über Bildungen wie die ſchöne Meluſine. Dazu kamen noch die prächtigen Märchen der Gebrüder Grimm, deren Nachwirkungen ich noch in den Jahren fühle, in welchen ich jetzt ſtehe.

Johanna entwickelte ſich auch in einer andern Beziehung, und wurde dadurch noch anziehender. Neben ihren andern Vorzügen war ſie nämlich von der Natur mit einer rührend wohlklingenden Stimme und mit einem ſeltenen Gedächtniſſe für Melodien begabt worden. Faſt unbewußt hatte ſie alle die ſchönen Lieder, an denen das Volk in meiner Heimat noch vorzugsweiſe reich iſt, in ihrem Haupte geſammelt. Ebenſo geläufig ſtanden ſie der Kehle zu Gebot. Das Singen war ihr dabei eine Naturnothwendigkeit. Sie ſang, ohne daß ſie es wollte, wie der Vogel in den Zweigen ſingt. Ihre Geſänge klangen oft an ſtillen Abenden weit hinaus; die Leute kamen und belauſchten ſie; ſie fühlten die wunderbar ergreifende Wirkung der melancholiſchen und neckiſchen Klänge. Johanna wurde die berühmte Sängerin des Dorfs, und man nannte ſie die Nachtigall des Schulmeiſters. So ſehr ſich aber auch die Bewohnerſchaft an ihren Liedern erquickte, keinem machten ſie innigere Freude wie mir. Ich war oft in ihrer Nähe, wenn ſie ſang, und da kam ſie mir jedesmal vor, als wäre der Geiſt eines Waldvogels in ſie übergegangen, denn ſie glich alsdann ganz jenen beſcheidenen Thierchen, die im Mai auf einem Buchenzweige ſitzen und mit ſchwellender Kehle ihre mächtigen Laute in die üppige Frühlingswelt ſingen.

So webte ſich zwiſchen uns ein eigenthümliches, freundſchaftlich-geſchwiſterliches Band. Während mir in dem Hauſe ihres Vaters auf der einen Seite das Licht des Wiſſens aufging, hatte ich auf der andern Seite häufig Gelegenheit, ſie mit den Schönheiten der Natur bekannt zu machen. Unter meiner Leitung durften die Kinder des Lehrers zuweilen die Höhen der Umgegend und den heimatlichen Wald beſuchen. Kam der Frühling, ſo zogen wir hinaus, um uns die Wohnungen, welche ſich die Vögel in Baum und Strauch gebaut hatten, aufzuſuchen und ihren kleinen Haushalt zu belauſchen und zu beſchauen. Freilich ging es da nicht nach der Manier der böſen Buben, denn wir ließen die Neſter unverſehrt und die Eier unberührt. Es freute uns vielmehr, jeden Vogel in ſeiner ureigenen Weiſe ſeine Wohnung gründen zu ſehen. Dabei merkten wir uns Geſtalt, Gefieder, Inſtinct und Singweiſe. Ich lehrte ſie den Dompfaff, die Grasmücke, den Finken, die Meiſe und die Amſel kennen. Weiter im Jahre führte ich die Kinder zu den Plätzen, wo die ſaftigen Beeren ſtanden und wo die Vogelkirſchen am beſten reiften. Unter meiner Leitung wurden die Weidenflöten gemacht und die Kartoffelfeuer angezündet. Und jedesmal hielten wir bei dieſen Gelegenheiten ein kindliches Feſt, wobei ich erzählte, und wobei Johanna, die ich immer vor den andern auszeichnete, ihre Lieder ſang.

Für die andern und mich aber gab es keine ſchönere Feier, als wenn wir an einzelnen Feſttagen, was immer einigemal im Jahre geſchah, im Forſthauſe verſammelt waren. Mein Vater konnte mir nicht leicht ein größeres Vergnügen machen, als wenn er mir erlaubte, meine Schulgenoſſen am nächſten Sonntag zum Beſuch in den Wald einzuladen. Die alte Muhme Gertrud mußte alsdann einen guten Reisbrei kochen, der lange Tiſch in der großen Stube wurde mit weißen Linnen gedeckt, und wenn die junge Schar angekommen war, dann ſcholl es von luſtigen Kinderſtimmen in den Räumen, die ſonſt nur die Scherze der Jäger gehört hatten. Das Mahl mundete trefflich. Dazwiſchen gab es erheiternde Spiele. Wir tanzten, wir ſprangen, wir jauchzten, wir ſangen. Beſondere Freude machte meinen Kameraden meine kleine Menagerie. Beim Betrachten und Necken der Thiere zeigten ſich wieder merkwürdige Wahlverwandtſchaften. Der eine fühlte ſich zum Fuchs, der andere zum Eichhörnchen, der dritte zur Eule, der vierte zum Raben hingezogen, und man ſah wirklich nicht ſelten zwiſchen den Naturen der Kinder und der ausgewählten Thiere eine auffallende Aehnlichkeit. Für Johanna aber hatte nur mein junges Reh mit den braunen Augen, die das Mädchen ſo ſinnig treu anſchauten, und mit den ſchlanken Gliedern, die ihr ſo luſtig folgten, ſeine Anziehungskraft. Es war rührend, ſie mit dem Thierchen koſen und ſcherzen zu ſehen. Beide blickten gleich kindlich, ſcheu und ſinnig in das Leben, beide ſprangen ſo zierlich friſch über den Raſen, beide waren einander freundlich zugethan. War die Luſt verſchollen, und hatten die Kinder Abſchied genommen und ſich dem Dorfe zugewendet, dann beſchäftigte ich mich noch lange mit dem lieben braunen Geſchöpf und dachte an die blonde Johanna.

III.

Im Forſthauſe hatte ſich mit der Zeit allerlei geändert. Meine Brüder waren aus Jünglingen Männer geworden, und da ſie ſich als Kenner des Weidwerks auszeichneten, ſo hatte mein Vater, der als trefflicher Forſtmann gerühmt wurde, Gelegenheit gefunden, ihnen gute Stellen zu verſchaffen. So verließ einer nach dem andern den heimatlichen Herd. Glücklicherweiſe aber lagen die Reviere, deren Obhut ihnen anvertraut war, nicht weit entfernt. Wir hatten fortwährend Gelegenheit, ſie zu ſehen; ſie kamen entweder zu uns, oder wir beſuchten ſie; es blieb eine freundliche und häufige Verbindung zwiſchen uns beſtehen. Indeß war durch ihr Fortgehen doch eine große Lücke in der Art und Weiſe unſers Lebens entſtanden. Die Geſchichten, Schwänke, Scherze und Lieder ſchollen jetzt ſeltener in der alten, verrauchten Küche, deren eigentliche Seele ſie mit ihrem friſchen Jägerhumor geweſen waren. Der Vater liebte die Schweigſamkeit, die alte Gertrud wurde nur aufgeweckt, wenn man ſie anregte, und ich war zu träumeriſch. So lag es denn in der Natur der Sache, daß die Heimchen in der Mauer und die alte Uhr mit ihrem regelmäßigen Ticken viel mehr Lärm machten als die drei Menſchen. Es kam mir, wenn ich nachdachte, oft vor, als wäre ich ſelbſt eine Perſon aus einem alten Märchen, das in dieſem verhexten Hauſe ſpielte.

Ich zählte unterdeſſen ſechzehn Jahre und hatte alſo das Alter erreicht, wo man auf dem Lande der Schule entwachſen iſt und wo man ſich beſtimmen muß, irgendein Gewerbe zu ergreifen. Was mich ſelbſt anging, ſo hatte mich die Wahl eines künftigen Standes ſehr wenig gekümmert. Ich lebte vergnügt und zufrieden und ließ im übrigen, wie das Sprüchwort ſagt, unſern lieben Herrgott einen guten Mann ſein. Vielleicht dachte ich auch deshalb nie über dieſe Sache nach, weil mich niemand darum fragte. Ich ſtammte von einem Förſter ab, meine Brüder gingen denſelben Pfad: da glaubte denn auch jedermann, ich würde ebenfalls das Weidwerk erlernen. Es zeigte ſich indeß, daß mein Vater eine andere Meinung hegte. Er hatte mich genau beobachtet und ſah ein, daß ich nicht zum Jäger geſchaffen war, weil ihm mein Körper nicht feſt und mein Geiſt nicht abgehärtet genug erſchien. Ueberdies fühlte er das Ueberwiegen meiner Phantaſie. Offenbar war ich ihm zu weich und träumeriſch, um ein Fach zu ergreifen, das ſtets kalte Ueberlegung und friſche Geiſtesgegenwart erfordert, und das in den Beſchäftigungen, die es verlangt, eine große Einſeitigkeit bietet.

So rief er mich denn eines Sonntags vor ſich, um mit ihm über dieſe Angelegenheit zu reden. Er ſah ſehr ernſt aus und fragte mich: Nun, Wilhelm, was haſt du dir für eine Lebensaufgabe geſtellt? Ich war wie aus den Wolken gefallen, denn ich konnte mir kaum denken, daß ich es anders treiben ſolle und könne wie augenblicklich. In meiner Verwirrung und weil ich die Welt nicht kannte, ſagte ich ihm, ich wolle Förſter werden wie er ſelbſt. Er aber beſchied mich mit der größten Sicherheit dahin, daß ich mich ſelbſt nicht erforſcht hätte, wenn ich mir einbildete, ein guter Weidmann zu werden, und ſetzte mir mit den triftigſten Gründen auseinander, warum ich nicht zu dieſem Fache paſſe. Da ich ſeine Auseinanderſetzung gelten laſſen mußte und auch im Augenblicke nicht angeben konnte, wohin ſich meine Neigungen wendeten, ſo entließ er mich mit der ernſten Mahnung, darüber nachzuſinnen, indem er mir acht Tage Bedenkzeit ſtellte.

Das war von ihm leicht geſagt, aber von mir ſchwer gethan. Ich befand mich in großer Verlegenheit. Was wußte ich vom Leben? Was wußte ich von ſeinen vielfältigen Beſchäftigungen? Ich kannte den Wald, die umliegenden Dörfer und das nächſte Städtchen. So viel ich auch die bekannten Leute durchging, ſo fand ich doch kein Fach, das mich beſonders lockte. Ringsum gab es meiſtens Bauern, einige Wirthe, Bäcker und Brauer, mancherlei Krämer und verſchiedene Handwerker. Keins dieſer Gewerbe aber war im Stande, mir die geringſte Zuneigung abzugewinnen. In meinen Augen erſchienen alle dieſe Handleiſtungen ſehr gewöhnlich. Ich hatte der Natur zu tief in die Augen geſehen und ſchon zu viele Bücher geleſen. Das erſtere war mir ſelbſt nicht klar, das letztere brachte mich auf den Gedanken, mich mit Büchern zu beſchäftigen. Sollte ich Schulmeiſter werden? Das war der einzige Mann, den ich zwiſchen Büchern ſah. Aber mit einem wahren Schrecken bebte ich vor einem Amte zurück, das Jahr aus Jahr ein das Buchſtabiren, das Rechnen und Schreiben lehrt und dabei die Haſelgerte als Scepter ſchwingt.

Im Hauſe wurde mir bei dieſen Gedanken oft angſt und bange, es war mir, als müßten die Wände mir überm Kopf zuſammenfallen. Da nahm ich denn meine Zuflucht in den Wald. Ich ſchweifte zwiſchen den mächtigen, mooſigen Stämmen, ich ging an die Lichtungen, wo der Blick ſich in die bewohnte Welt öffnet. Dort ſetzte ich mich nieder und hatte immer die Hoffnung, es würde mir doch endlich einmal eine Erleuchtung kommen. Ich dachte ſo ſcharf und feſt ich konnte. Aber was war das Reſultat? Die Natur mit ihren wunderſamen Stimmungen war ſtets aufs neue meine Verführerin.

Mir ging es dann, wie es im Liede heißt:

Die Luft ſo ſtill und der Wald ſo ſtumm
An dieſer, bewachſenen Halde!
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum,
Ein Wieſenthal unten am Walde.

Wildblühende Blumen ſprießen umher,
Rings fließen ſüße Düfte,
Es ragt der Bäume wogendes Meer
Hoch in die ſonnigen Lüfte.

Nur Amſelſchlag einſam und weit
Und Falkenſchrei aus der Höhe,
Und nichts Lebendiges weit und breit,
Als im Waldthal graſende Rehe.

Natur, in dein Leben, ſtill und kühl,
Liege ich ſelig verſunken:
Ein ſüßes Kindermärchengefühl
Macht mir die Sinne trunken.

Unter ſolchen vergeblichen Anſtrengungen verfloß meine Bedenkzeit, ohne daß ich klüger geworden wäre, wie ich war. Mein Vater rief mich genau um dieſelbe Stunde vor ſich, in welcher ich acht Tage vorher das erſte Verhör beſtanden hatte. So ſehr ich auch in ſeiner Gunſt ſtand, ſo wurde er doch heftig aufgebracht, als ich ihm keine hinlängliche Antwort geben konnte. Ich bekam eine derbe Strafrede zu hören, die mit manchen kräftigen Flüchen untermiſcht war und ſich hauptſächlich darauf richtete, daß ich ein Duſeler ſei, der keine Sache ordentlich anzufangen wiſſe. Er war noch im heftigſten Redefluß, als es an die Thüre klopfte. Ohne ein Herein! abzuwarten, trat der Retter ein, der dieſe unebene Scene unterbrach. Es war ein Mann aus der Künſtlerſtadt, den der Vater den Vetter Quirin nannte, und den ich mich erinnerte, von Zeit zu Zeit auf dem Forſthauſe geſehen zu haben. Nun, rief dieſer aus: Haltet ihr eine Sonntagspredigt? Ihr ſeid ja ein trefflicher Kanzelſchläger! — Ei, unterbrach ihn mein Vater, der Junge weiß nicht, was aus ihm werden ſoll, und das ärgert mich, daß mir die Galle aufkocht. — Jener aber antwortete: Was muthet ihr dem Buben zu? An euerm Zorn ſeid ihr ſelbſt ſchuld! Ja, Vetter, nichts für ungut, aber ihr ſeid's.

Es begannen jetzt längere Auseinanderſetzungen über Erziehungskunſt, deren Zuhörer ich indeß nicht ſein durfte, denn ich wurde hinausgeſchickt, was ich um ſo lieber befolgte, je weniger ich nach einer Erneuerung der Vorwürfe Verlangen trug. Ich lief in der Nähe des Hauſes herum, bis es Eſſenszeit war. Zum Mittagstiſche kehrte ich nicht ohne Herzklopfen zurück, wurde aber freundlicher und zuvorkommender empfangen, als ich vermuthete. Der Vetter Quirin hatte ſich mit an die Tafel geſetzt und richtete während des einfachen Mahls eine Menge von Fragen an mich. Seine Art und Weiſe war ſo wohlwollend und einnehmend, daß ich ihn ordentlich liebgewann. Als er mich genug geprüft haben mochte, rückte er mit dem eigentlichen Zwecke hervor. Er machte meinem Vater den Vorſchlag, mich mit in die Stadt zu nehmen und in ſeinem Geſchäfte unterzubringen, welches er mit ſo lebhaften und ſchönen Farben ſchilderte, daß es mir lockend genug vorkam, obſchon ich mir keinen rechten Begriff davon machen konnte. Er nannte es eine lithographiſche Anſtalt, ſprach von Bildern und Büchern, die er dort anfertigen laſſe, und gab dieſen wieder den Titel künſtleriſcher Werke. Obſchon ich aus ſeinen Beſchreibungen nicht recht klug werden konnte, ſo erregten ſie mir doch großes Vergnügen. Der Dämmer, der in meinem Sinne über der ganzen Sache lag, hatte am Ende mehr Reiz, wie die Wahrheit gehabt hätte, wenn ſie mir klar vor das Auge getreten wäre.

Ich ging denn auch bald auf ſeine Vorſchläge ein, und wäre es auch nur aus dem Grunde geweſen, um mich aus meiner Verlegenheit zu retten. Auch der Vater ſchien nicht abgeneigt, denn er hatte oft von den guten Verhältniſſen des Vetters Quirin gehört und geſprochen.

Wie Landleute ſich gern große Begriffe von der Stadt und ihren Bewohnern machen, ſo glaubte er mit freudiger Vorahnung auch mich ſchon in lauter Glück und Segen gebettet. Dabei war er als Forſtmann raſch von Entſchluß und gab, nach einer kurzen Beſprechung über mancherlei Kleinigkeiten, ſeine Einwilligung. Vor allen Dingen ſollte nun auch nicht lange gezögert werden, denn der Vetter gebrauchte gerade einen neuen Lehrling und mußte ſich nach einem andern jungen Burſchen umſehen, wenn ich noch zurückgehalten würde. Dieſer Grund gab den hauptſächlichſten Ausſchlag zur eiligen Rüſtung. In einigen Tagen mußte ich fix und fertig ſein; die Zeit der Abreiſe wurde ſogar ſchon beſtimmt. Vor derſelben hatte mein neuer Lehrmeiſter noch Geſchäfte in der Umgegend zu beſorgen. Es wurde abgeſprochen, daß er, ſobald dieſe abgemacht ſeien, zum Forſthaus kommen und mich mitnehmen ſolle.

Dieſer plötzliche Entſchluß brachte in die einſame Stille des Forſthauſes ein vermehrtes Leben, das indeß nicht ſehr erfreulicher Art war, denn es galt einen Abſchied, über welchen keiner recht froh ſein konnte. Der Vater erſchien ernſter [illegible] gewöhnlich, er ſah mich mit längern und herzlichern Blicken an, wie es ſonſt geſchah; mitunter meinte ich ſogar eine gewiſſe Rührung in ſeinem Geſichte zu ſehen. Gleichwol traf er mannichfache Anordnungen, die mich angingen. Der Schuſter und Schneider wurden gerufen, um mich noch einigermaßen auszuſtatten. Vorzugsweiſe aber hatte die alte Gertrud alle Hände voll zu thun: meine Wäſche mußte geordnet werden; es handelte ſich um ein ganzes Regiſter, worin ſogar die Strümpfe nicht vergeſſen wurden. Kurz, alles wurde in Bewegung geſetzt, um mich ordentlich auszuſtatten. Ich ſelbſt war dabei in der ſeltſamſten Stimmung von der Welt. Mir ging es ganz kraus und bunt im Kopfe herum. Meine fieberhafte Aufregung wurde noch durch den Gedanken erhöht, daß ich mich von allem, was mir bisjetzt lieb und werth geweſen war, trennen ſollte. Ich lief durch den Wald, ich ſetzte mich an den Halden nieder und ſchaute mit langen, unverwandten Blicken in die Landſchaft: ich wollte noch einmal jedes Bild meinem Gedächtniſſe einprägen.

Vor dem Tage meiner Abreiſe ging ich zu meinen Freunden und Bekannten im Dorfe, um ihnen Lebewohl zu ſagen. Es gab manchen harten Abſchied. Die Herzlichkeit und das Wohlwollen, welches ich allerwärts fand, machten mir oft das Herz weich. Nirgends aber fühlte ich eine tiefere Rührung wie in der Wohnung des alten Schulmeiſters. Er entließ mich, wie man einen Sohn in die weite Welt entläßt. Seine Frau und die Kinder ſtanden um ihn im Kreiſe. Alle waren bewegt bei den guten, chriſtlichen Worten, die er zu mir ſprach, und mit denen er mir alles Glück wünſchte. Ich hatte dabei nur Augen für meine kleine blonde Freundin Johanna, die mehr wie alle andern in Thränen zerfloß und laut aufſchluchzte. Mit Mühe riß ich mich los. Als ich durch das Gärtchen ging, um auf den Weg zu gelangen, der durchs Feld nach dem Walde führte, lief die anmuthige Kleine mir nach, gab mir ein kleines, rothes Seidenband und ließ mir keine Zeit, daß ich ihr danken konnte.

Raſch, wie ein junges Reh, trat ſie den Rückweg an und rief im Laufen: Zum Andenken!

Auf dem Heimwege betrachtete ich die freundliche Gabe. Ohne Zweifel hatte ſie zu den Koſtbarkeiten ihres Spielwerks gehört, das ſie an Sonntagen hervorſuchte, denn in der übrigen Woche mußte ſie im Hauſe ſchon mit Hand ans Werk legen. Tief gerührt über ihre Freundlichkeit, dachte ich nun an nichts anderes, als ihr ein Gegengeſchenk zu machen. Nach langem Hin- und Herſinnen kam ich auf den Gedanken, ihr mein Reh zu bringen. Als ich in unſere Wohnung trat, war es ſchon dunkel. Ich durfte deshalb meinen Plan heute nicht mehr ausführen. Aber am andern Morgen war ich ſchon vor Tagesanbruch mit dem zierlichen, braunäugigen Thiere auf dem Wege zum Dorfe. Im Hauſe des Lehrers herrſchte noch die tiefſte Ruhe. Ich klopfte an die Scheiben, wo die Kinder ſchliefen, und hatte Mühe, ſie aus dem geſunden Schlafe der Jugend aufzupochen. Eigenthümlicherweiſe erwachte Johanna zuerſt und öffnete das Fenſter. Welches Staunen ergriff ſie, als ſie mich mit ihrem Liebling ſah: Hier bringe ich dir ein Gegengeſchenk, ſo rief ich und reichte ihr das Band, an dem ich das Reh führte. Ohne ein Wort abzuwarten, lief ich wieder nach Hauſe.

Der Vetter Quirin hatte die Nacht im Forſthauſe geſchlafen. Er erſchien bald zum Frühſtück; mein Vater fand ſich ebenfalls mit einem ſehr ernſten Geſichte ein. Kurz nachher kam ein Mann, der beſtellt war, unſer Gepäck durch das Gebirge nach dem Rhein zu bringen. So war der Moment des Abſchieds da. Vom Vater hörte ich nur kurze, abgebrochene Sätze, hinter denen er ſeine Rührung zu verſtecken ſtrebte. Der Muhme Gertrud prickelte eine Thräne nach der andern über die gefurchten Wangen. Quirin, der ſich ſtets als ein munterer, aufgeweckter Mann erwies, ſagte einige luſtige Dinge und ſuchte die Sache ſo ſchnell wie möglich abzukürzen. Ich ſelbſt wußte nicht recht, wie ich mich benehmen ſollte, denn ich war noch nie von Hauſe weg geweſen. Auch wurde es mir ja nicht recht klar, was ich verlor. Ich hatte nur das dunkle Gefühl, daß mir der Wald und die Meinigen im Forſthaus recht ins Herz gewachſen waren. Ueberdies lockte mich doch auch die umdämmerte Zukunft, in welche ich mir allerlei unbeſtimmte Wunder hineinträumte. Nicht wenig mochte mein kleines Abenteuer mit dem Reh dazu beitragen, mir guten Muth einzuflößen, wie es denn immer der Fall iſt, wenn man einen guten Gedanken ausgeführt hat. Noch eine Umarmung galt den beiden Alten, und wir ſchritten durch den friſchen Morgen bergauf und bergab dem Rheine zu.

IV.

Unſere Fahrt, die wir mit dem Dampfer machten, ging ſtromabwärts; ſie bot aber wenig Neues, denn das Wetter ſchlug plötzlich um, und wir mußten, vor dem Regen fliehend, die Zeit bis zu unſerer Ankunft in der Kajüte zubringen. Es war ſchon ganz dunkel, als wir dem Orte unſerer Beſtimmung nahten. Mit großer Neugierde ſah ich hinaus in die Nacht. Als ich endlich eine ganze Reihe von erleuchteten Häuſern erblickte, ſagte mir der Vetter, daß dort meine künftige Heimat liege. Das Schiff legte an, wir ſtiegen ans Land und gingen durch eine Menge von regelmäßig gebauten, hübſchen und hellerleuchteten Straßen, in denen mir die vielen Leute, das Wagengeraſſel und die großen Läden auffielen, bis wir endlich anlangten, wo ich meine Wohnung aufſchlagen ſollte.

Wir waren an Quirin's Hauſe. Der Vetter zog die Klingel, und bald öffnete ſich die Thür. Seine Familie, die aus zwei Söhnen und einer Tochter beſtand, denn die Frau war längſt geſtorben, begrüßte ihn ſehr freundlich. Er ſtellte mich ihnen als einen kleinen Verwandten und künftigen Lehrling vor, worauf ſie mir herzlich die Hand boten. In der reinlichen Stube wurde bald ein einfaches Mahl aufgetragen, das uns allen trefflich mundete. Quirin erkundigte ſich nach dem Stand des Geſchäftes, wovon ich wiederum ſehr wenig verſtand. Die Reſultate ſchienen günſtig zu ſein, denn Fragen und Antworten hatten einen heitern Ton, was mir natürlich einen guten Begriff von dem Hauſe beibrachte. Noch beſſer aber behagte es mir, als nach aufgehobenem Tiſche Muſik gemacht werden ſollte. Der Alte erklärte zwar, er ſei ſelbſt zu müde, um theilzunehmen, aber er wünſchte doch noch etwas zu hören. Das Mädchen, welches Luiſe hieß, ſetzte ſich an das Klavier, der älteſte Sohn Franz ſtimmte die Violine, der jüngere, Jakob, ein Violoncello und bald erklang zu meiner Ergötzung ein Trio, wie ich noch keins gehört hatte. Mit einem Gefühle vollſtändiger Befriedigung ging ich ſchlafen und träumte in einem ſehr einfachen und gewöhnlichen Bette die freundlichſten Träume. Es war mir den Abend zu Muthe geweſen, als trete ich in eine gebildetere Welt.

Die nächſten Tage brachte ich in ziemlicher Freiheit zu, weil es Feſttage waren, und weil deshalb das Geſchäft ruhte. Meine neuen Vettern waren ſo freundlich, mich durch die Stadt zu führen, und mir die nächſte Umgebung zu zeigen. Die reinlichen, langen Straßen mit den ſaubern Häuſern, von denen jedes einzelne mir wie ein Palaſt erſchien, machten mir einen angenehmen Eindruck. Noch beſſer gefiel mir der große Park, der mit herrlichen Alleen, zierlich gewundenen Gängen, Hügeln und Teichen die Stadt zum größten

Theil umgab. Er erinnerte mich lebendig an die heimatlichen Wälder und intereſſirte mich überdies durch die vielen geputzten Leute, welche darin ſpazieren gingen. Weniger aber behagte es mir, wenn wir ins Feld hinauswanderten; dort ſah die Landſchaft doch gar zu öde und troſtlos aus. Die flache Ebene und die kleinen, unanſehnlichen Hügel, die ſie begrenzten, konnten den Vergleich mit dem Lande, wo ich geboren war, nicht aushalten. Alsdann mußte ich mit ſtiller Sehnſucht nach Hauſe denken.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe einen Ueberblick über meine neue Heimat gewonnen hatte, folgten auf die Feſttage die Werkeltage. Ich harrte am Vorabende frohen Muthes der Arbeit des andern Morgens entgegen, ſchlief geſund und ſtand beizeiten auf, um in das Geſchäftslocal, das im Hintergebäude des Hauſes lag, eingeführt zu werden. Bald kamen verſchiedene Leute zuſammen. Die Söhne Quirin's lithographirten und zeichneten in einem der Räume auf Stein, und ich ſah unter ihren kunſtfertigen Händen kleine Blätter für Bilderbücher und allerlei Schriften entſtehen. In einem andern Zimmer befanden ſich die Preſſen, welche in kurzer Zeit eine Menge von Abdrücken der von den jungen Leuten gefertigten Steine lieferten. Weitherhin lag eine Buchbinderwerkſtätte, in welcher die beendigten Abdrücke der Bilder und Schriften in Bücher und Hefte verarbeitet wurden. Dieſer ganze Mechanismus war mir etwas Neues und nahm meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, zumal wenn ich mir die Dinge betrachtete, die hier, durch mannichfache Hände gehend, zuletzt als etwas Ganzes vor Augen lagen und durchaus nicht die Anzeichen trugen, daß ſo viele Menſchen daran gearbeitet hatten.

Mit weit weniger Vergnügen aber nahm ich wahr, daß ich beſtimmt ſei, eine äußerſt untergeordnete Rolle in dieſem Kreiſe zu ſpielen. Ich fand nämlich meinen Platz bei den Buchbindern und wurde dort ſogar zu den gewöhnlichſten Dienſtleiſtungen gebraucht. Die Arbeit des erſten Tages war Papier zu falzen. Ich hoffte, den nächſten Tag würde es beſſer gehen, aber es blieb wol eine Woche ſo. Zwiſchenher mußte ich Kleiſter und Leim kochen, und zuweilen durfte ich wol einmal ein dünnes Büchlein heften. An die Arbeiten, mit welchen die Vettern ſich abgaben, und die doch einige Abwechſelung darboten, war nicht zu denken. Es blieb immer daſſelbe Einerlei. Unter dieſen Umſtänden war es kein Wunder, daß ich die Aufmerkſamkeit auf die Arbeit außer Acht ließ und anfing, mich in meinen alten Träumereien zu ergeben. Freilich ſchlug dies zu meinem Nachtheil aus, denn ich machte meine Sache ſchlecht, die gefalzten Blätter waren ſchief, der Kleiſter erhielt nicht die gehörige Conſiſtenz, die Hefte wurden ungleich, und die Folge davon waren ſcheltende Worte des Meiſters.

In meinem Innern wuchs allmählich ein heimlicher Verdruß über dieſe große Enttäuſchung, die mir widerfuhr. Auf eine ſolche Trockenheit des Daſeins war ich nicht gefaßt. Mit Sehnſucht dachte ich daran zurück, wie viel beſſer es ſei, als Jäger den Wald zu durchſtreifen. Wohl aber hütete ich mich, irgendeine Klage zu äußern, denn ich ſah von Tag zu Tag mehr ein, daß Quirin es ſehr gut mit mir meine. Nur im Geſchäfte wurde kein Unterſchied gemacht: ſonſt behandelte er mich als ein Kind des Hauſes. Ueberdies gingen mir die Vettern treulich zur Hand. Als ſie meine Luſt ſahen, auch einmal auf den Stein zu zeichnen und zu ſchreiben, gaben ſie mir Anleitung zu dieſer Beſchäftigung. Die Sonntage, wo in der Anſtalt nichts zu thun war, benutzten ſie ſogar, mich im Zeichnen zu unterrichten. Dabei verſprachen ſie mir, daß ſie mich zum tüchtigen Lithographen ausbilden wollten, ſobald es ſich herausſtelle, daß ich Talent dazu beſitze.

Nichtsdeſtoweniger war es mit der Zufriedenheit meiner Seele vorbei. Ich befand mich nun einige Monate am Orte und fing an, das Leben in weitern Kreiſen kennen zu lernen. Einestheils half mir meine wohlgeübte Beobachtungsgabe, anderntheils hörte ich über eine Menge von Dingen und Angelegenheiten ſprechen, die mir bisjetzt fremd geweſen waren. Ueberdies wußte ich mir Bücher zu verſchaffen, die ich in freien Stunden las. Mein Geiſt wuchs an Vergleichungs- und Combinationsgabe. Und da ſah ich denn ein, daß die gerühmte Anſtalt Quirin's doch nicht ſo rühmenswerth war. Ich will mit dieſem Ausſpruche indeß den guten Mann nicht verleumden. Es ging ihm, wie faſt allen Leuten, die ihre Verhältniſſe geſchaffen und ſich gleichſam in dieſelben verliebt haben. Wenn er ſein Geſchäft für ein großartiges ausgab, ſo hatte er auch in der That dieſen naiven Glauben. Mit meinem unbefangenen Auge durchſchaute ich aber bald, daß ſich die Sache anders verhielt. An den Schaufenſtern der Buch- und Kunſtläden entdeckte ich ganz andere Blätter und Bücher, wie unſere Anſtalt ſie lieferte. Wir machten nur unbedeutende Heiligenporträts und Kinderbücher, während ich dort die ſchönſten Kupferſtiche und prachtvollſten Ausgaben der Claſſiker erblickte. In unſerer Buchbinderei wurden nur die ſimpelſten Pappbände gefertigt, während dort die eleganteſten Maroquin- und Lederbände ausgeſtellt waren. In dem Maße, wie ich meinen Geſchmack zu bilden begann, fiel mir die Geſchmackloſigkeit unſerer Arbeit doppelt auf. Ja es verdroß mich, zu bemerken, daß wir nur für Kinder und Bauern thätig waren.

Auch in andern Beziehungen leuchtete mir bald das kleinbürgerliche Leben im Hauſe des Vetters ein. Als ich vom Lande kam, war mir freilich das Haus groß und die Verhältniſſe in demſelben beneidenswerth vorgekommen. Jetzt aber hatte ich die Erfahrung gemacht, daß es bei andern Leuten viel glänzender zugehe. Ich bemerkte nicht allein, daß ſie großartiger wohnten und beſſer lebten, ſondern daß ſie viel gebildeter waren. Beſonders der letztere Punkt beunruhigte mich. Ueber den Luxus der äußern Erſcheinung konnte ich wegſehen, aber das Wiſſen und Können ſchien mir beneidenswerth. So jung und unerfahren ich auch ſein mochte, ſo fiel es mir doch auf, daß man ſich in andern Kreiſen beſſer bewegte, daß man Gefühle und Gedanken gewählter äußerte und daß man ſie feiner und eleganter auszudrücken vermochte. Eine reiche Bildung ſchien mir aber über alles lockend und erſtrebungswerth. Ich mußte dabei wieder an den Wald der Heimat denken. Wie viel ſchöner war nicht eine Waldbuche, wenn ſie neben einer Hagebuche ſtand! Wie herrlich überragte die Edeltanne die niedrigen Kieferarten! Ich hätte alles darum gegeben, mich in jeder Beziehung auszuzeichnen.

Aehnlich wie in dieſen Dingen ging es mir auch in der Muſik. Obgleich ſich die guten Leute alle Mühe gaben und wirklich ganz hübſche Duette, Trios und Quartette ſpielten, ſo genügte mir dies doch bald nicht mehr, weil ich eben beſſere Aufführungen gehört hatte. Mit dem Gelde, das ich von Hauſe mitbekam, beſuchte ich einigemal die Oper, die mich faſt verrückt machte. Oft konnte ich mir indeß nicht einen ſo theuern Genuß erlauben, weshalb ich denn auch ſchon gerne mit der Regimentsmuſik vorlieb nahm, die man wenigſtens ohne Bezahlung hören konnte. Beſonders an Sonntagen machte ich mir dies Vergnügen ſchon in aller Frühe. Vor der Stadt wohnte nämlich der commandirende General, dem an dieſem Tage regelmäßig eine Morgenmuſik gebracht wurde. Sein Haus lag mitten in einem großen, dichtbelaubten Garten, welcher allen elegant gekleideten Leuten zu dieſer Stude offen ſtand. Zufällig machte ich eines Tages die Entdeckung dieſes Ständchens und miſchte mich harmlos unter die Geſellſchaft, die zwiſchen den hohen Bäumen luſtwandelte. Indeß meine Mütze und der Schnitt meines Rockes verriethen einem ſcharfſinnigen Gensdarmen, daß ich nicht zu den feinen Kreiſen gehöre, und ich wurde in ſchnöder Weiſe hinausgewieſen. Das ſchreckte mich indeß nicht ab, denn ich liebte die Töne viel zu ſehr. Am nächſten Sonntage war ich längſt vor der ſchönen Welt an Ort und Stelle. Wie eine Eichkatze kletterte ich den erſten beſten Baum hinauf, und als die Muſik begann, da war ich wie der Vogel, der in den

Zweigen wohnt. Hoch in den grünen Gipfeln genoß ich die Klänge, die friſch und muthig durch die dämmernde Grüne zogen.

Selbſt im Zeichnen ſchienen mir die Vettern, obgleich ſie meine Lehrmeiſter waren, keinen ſonderlichen Geſchmack zu haben. Es war etwas Kleinliches und Spießbürgerartiges in der ganzen Art und Weiſe ihrer Darſtellungen. Sie benutzten weder edlere Vorbilder noch die Natur, ſondern klebten vielmehr an alten, hergebrachten Formen, wie ſie damals die Kinderbilderbücher gewöhnlich trugen. In meinem Sinne dachte ich oft darüber nach, wie ich dieſen Gaben für die Jugend einen ganz andern Charakter geben würde, wenn ich es zu thun hätte. Ich fühlte in ſolchen Momenten einen ſchöpferiſchen Trieb, den ich aber als Lehrling weislich verbergen mußte. Uebrigens fielen meine Zeichenverſuche ſo gelungen aus, daß dieſe Gedanken mir wohl kommen durften. Ich befriedigte meine Meiſter ſogar in einer ſolchen Weiſe, daß ich aus der Buchbinderei zu ihnen in das Arbeitszimmer wandern durfte, was meinem Ehrgeiz zwar vorläufig genug war, mein inneres Streben aber durchaus noch nicht befriedigte.

Alle dieſe Betrachtungen und Beſchäftigungen gaben meinem Geiſte vielerlei Nahrung. Außerdem ſuchte ich mich durch Lektüre zu bilden und zu fördern. Bei manchem Kerzenſtümpfchen las ich halbe Nächte durch. Die Bücher waren zwar nicht immer gut gewählt, ſie wurden vielleicht mit zu heißer Begierde verſchlungen, wie ſie mir in die Hände fielen, aber ſie ſtillten doch meinen heißen Durſt nach neuen Kenntniſſen und Erfahrungen.

Bald war es ein Roman, bald ein Schauſpiel, bald ein Geſchichtswerk, das mir in nächtlichen Stunden, wo die übrigen Hausbewohner im Schlafe lagen, die Phantaſie in Brand ſetzte. Dazu kam noch, daß mancherlei Menſchen, die ich im Hauſe des Vetters ſah, und die in ihren Unterhaltungen über die verſchiedenſten Dinge ſprachen, belehrend auf mich einwirkten. So fühlte ich mich nach allen Seiten hin angeregt. Die Stadt bot ganz andere Hülfsquellen als das Land, das ſah ich ein, und doch wurde meine Seele nicht ausgefüllt. Ohne Zweifel lag ein großer Theil meiner Unbehaglichkeit in dieſem bunten Durcheinander, das ich in meinem Kopfe ohne Ordnung aufſchichtete. Mir fehlte alle Methode in meinem geiſtigen Erringen. Mehr aber beunruhigte mich der Umſtand, daß mir die Arbeiten, mit denen ich mich beſchäftigte, nicht genügten. Das Ziel war mir nicht groß genug, ja es war nicht mein Ziel. Aber wo lag es? Ich wußte es ſelbſt nicht, und keiner zeigte mir den Weg.

In ſolchen Momenten fühlte ich mich oft ſehr unglücklich. Es kam mir dann ein entſetzliches Heimweh in die Seele. Ich dachte an den Vater, an die alte Gertrud, an das einſame Förſterhaus, an den ſchönen Wald. Die Tage, wo ich mich ſo unbewußt glücklich empfunden hatte, ſchwebten mir in der Erinnerung vorüber. Wie ſelig hatte mich die herrliche Grüne gemacht, mochte mein Daſein auch ganz beſchränkt geweſen ſein! Wie verwirrte und beängſtigte mich dagegen mein jetziges Leben, obgleich es weitere Ausſichten bot! In dieſen Stimmungen war es mir, als fiele mir das Haus überm

Kopf zuſammen. Ich eilte dann hinaus durch das Feld nach dem Walde, der eine Stunde weit von der Stadt entfernt war. Dort hoben ſich zwar die Bäume nicht ſo ſchlank und ſtolz wie im heimatlichen Forſt. Aber meine Seele wurde doch wieder lebendig und friſch zwiſchen den ernſten Stämmen, dem Blättergeflüſter, dem herben Duft der Rinden, den grüngoldenen Strahlen. Die blutenden Wunden, die mir das Leben geſchlagen hatte, ſchloſſen ſich. Voll Troſt und Sühne im Gemüthe ging ich dann die verſteckten Pfade entlang und ſang mit lauter Stimme ein Waldlied vor mich hin:

Im grünen Wald, im grünen Wald,
Da mag ich ſo gerne ſchweifen,
Und durch die Eichen und Buchen bald,
Bald durch die Tannen ſtreifen.

Das iſt ein friſches Rieſengeſchlecht,
Es ſind meine Freunde die Bäume,
Und daß ſie mich lieben von Herzen recht,
Sind keine thörichten Träume.

Sie ſtrecken die grünen Hände hervor,
Wenn ich im Wald erſcheine,
Sie wiegen mich in den Armen empor
Zu friſcher Lüfte Reine.

Da wird mird ſo heimlich, ſo wohl zu Muth,
Als wollten mich Märchen umdüſtern,
Und fröhlich ſchwillt und quillt mein Blut,
Derweil die Bäume flüſtern.

Sie ſagen mir, daß ſie im Boden ſchaun
Das kriechende Volk der Zwerge,
Wie ſie von Demanten und Gold erbaun
Paläſte inmitten der Berge.

Sie ſagen, daß ſie den Himmel ſehn
Mit ihrer Kronen Wipfel,
Und daß für die weite Erde wehn
Als Freiheitsfahnen die Gipfel.

V.

Nachdem ich ein Jahr in der Stadt zugebracht hatte, leiſtete ich dem Geſchäfte des Vetters Quirin ſchon weſentliche Dienſte. Ohne mich zu rühmen, kann ich wohl ſagen, daß meine lithographiſchen Arbeiten in der Auffaſſung jedenfalls die beſten waren, welche aus der Officin hervorgingen, wenn ſie in der praktiſchen Ausführung auch vieles zu wünſchen übrigließen. Der Principal ſelbſt und ſeine Söhne ſahen dies ein, und erwieſen ſich außerordentlich freundlich gegen mich. Es wurde mir ſogar ein kleiner Wochenlohn angewieſen, mit dem ich meine Ausgaben vollſtändig beſtreiten konnte, zumal da ich gar keine Bedürfniſſe hatte. Ueberhaupt muß ich es auch nachträglich rühmen, daß ich mich in einem Hauſe rechtlicher und wohlwollender Leute befand, die jedenfalls das, was ihnen an feiner geiſtiger Bildung abging, durch Herzensgüte und Wohlwollen reichlich erſetzten. Mit meinem Vater ſtand ich dabei im beſten Vernehmen. Er ſchrieb mir heitere Briefe, aus denen ich erſah, daß die Nachrichten, die er über mich erhielt, ſtets günſtig lauteten. Ueber meine Zukunft ſchien er durchaus ruhig zu ſein. So ermahnte er mich denn, auf dem betretenen Pfade fortzufahren, alsdann würde der Segen nicht ausbleiben.

Für den Sommer hatte er ſich zum Beſuche bei uns angeſagt. In der That verließ er Anfang Juni ſeinen Forſt, um das Pfingſtfeſt bei uns zuzubringen. Der Empfang war ſo herzlich wie möglich. Ich fand in ihm den braven, biedern Forſtmann wieder, deſſen ganzes Weſen mir, trotz der mannichfaltigen Erſcheinungen, die an mir vorübergegangen waren, denſelben kernhaften Eindruck machte, wie früher. Mit mir und meiner körperlichen Entwickelung war er ſehr befriedigt. Beſondere Freude machten ihm meine kleinen Arbeiten. Daß ich ihm ſchon aus allen Koſten gewachſen war, ſchien ihm gleichfalls zu gefallen. Die brieflichen Ermahnungen wurden nun auch mündlich wiederholt, und überdies wurde mir noch beſonders anempfohlen, mich nur ganz und gar der geübten Leitung des Vetters Quirin anzuvertrauen.

Um dem Gaſte die Zeit angenehm zu vertreiben, führte ich ihn in Begleitung der Vettern in der Stadt und im Park umher, damit er die Merkwürdigkeiten des Ortes kennen lerne. Dies war bald geſchehen. Wir beſuchten auch einige öffentliche Vergnügungsorte. Mir waren dieſe Dinge ſchon alt. Dagegen freute ich mich ſehr auf einen neuen Genuß. In den Feſttagen war nämlich die Kunſtausſtellung eröffnet worden. Man hatte im voraus viel darüber geſprochen und meine Neugierde auf das äußerſte rege gemacht. Trotzdem, daß ich ſchon eine Art Künſtler war, hatte ich doch nie eine ordentliche Gemäldeſammlung geſehen. Nun ſollte ſich auf einmal ein großer Saal voll colorirter Tafeln vor meinen Blicken öffnen! Ich ſollte nun endlich, wonach ich mich längſt geſehnt hatte, Oelbilder zu Geſicht bekommen. Wir machten uns wirklich an einem der Feſttage gleich nach Tiſch auf und begaben uns nach dem Saale der Kunſtakademie, wo die Gemälde ausgeſtellt waren.

Als ich durch die Thüre trat, verging mir vor Staunen faſt der Athem. Mir war es, ich ſtände plötzlich im heimatlichen Walde. Vor meinen Blicken ragten einige mächtige Eichen mit rieſigen Stämmen, weitverzweigten Aeſten und üppigem Laubwerk. Im Hintergrunde erhoben ſich blanke Buchen, umduftet vom blauen Morgennebel. Ein wilder Bach rauſchte mir, über mooſige Steine hinſpringend und große Lattichblätter tränkend, friſch und luſtig entgegen. Ringsum am Boden glänzten die ſaftigen Halme aus dem tiefgrünen Gras, die gefächerten Farrnkräuter ſproßten üppig hervor im Schutze der Sträucher. Und welches Spiel von goldenen Lichtern und dämmernden Schatten in dem Grün der Zweige und des Bodens und in dem ſilbernen, dahinplätſchernden Waſſer! Das iſt der Wald, wie er leibt und lebt, wie er ſeine ſeltſamen Wunder zeigt, wie er Märchen und Lieder ſingt, wie er Wunden und Schmerzen heilt! Aber warum bleibt dort der Habicht ſo ruhig auf dem dürren Baumſtamm ſitzen, der über dem Bach liegt? Warum ſcheut er nicht meine Nähe?

Ich hatte mich wirklich ſo lebhaft in meine Illuſionen hineingeträumt. Meine Umgebung, der Saal, die Ausſtellung waren vergeſſen. Ich ſtand mitten im Walde, ſo unmittelbar wirkte das Bild auf meine Phantaſie.

Mit Beſchämung und mit Stolz erwachte ich aus meiner Träumerei, mit Beſchämung, daß ich mich ſo verlieren konnte, mit Stolz, daß der Menſchengeiſt alſo der Natur ihre Wunder abzulauſchen und wiederzugeben verſtand. Aber auch, als ich wieder zu mir kam, machte mich der gewaltige Eindruck des Bildes ganz ſtumm. Ich blieb tief und mächtig ergriffen. Mein Geiſt war nie ſo erſchüttert geweſen, zumal da ich zu der Ueberzeugung gelangte, daß ein Werk menſchlicher Thätigkeit vor meinen Augen ſtand. Das Gemälde war ein Waldbild von Karl Friedrich Leſſing.

Es befanden ſich noch manche ſchöne Arbeiten von meiſterhaften Händen in dem Saale, aber ich fand kein einziges, was mir einen ſo frappanten naturtreuen Eindruck machte. Die meiſten Darſtellungen erſchienen mir mehr oder minder gemacht und mitunter gequält. Unbefangene Leute, die ſich nie mit der Kunſt beſchäftigt haben, ſagen oft ſehr treffende Bemerkungen über die Werke derſelben, beſonders wenn ſie ſich in der Anſchauung der Natur geübt haben. Ich gehörte damals in dieſe Klaſſe und erinnere mich mancher Worte, die ich ſpäter bei bewußterm Urtheil ganz richtig fand. So ſchienen mir denn auch hier häufig auf den Figurenbildern die Gruppen abſichtlich geſtellt, und auf den Landſchaften Berg und Thal unorganiſch zuſammengefügt, Baum, Feld und Waſſer falſch gefärbt. Im Gegenſatze dazu fand ich in der Leſſing'ſchen Waldlandſchaft auch nicht den kleinſten Theil, der mein Gefühl verletzte. Meine Verwunderung blieb allemal, wenn ich wieder vor das Bild trat, dieſelbe, ja ſie ſteigerte ſich mit jedem Augenblicke. Das

Gemälde lieferte mir den Beweis, daß der Künſtler Eins mit der Natur ſein mußte. Eine ſolche Meiſterſchaft riß mich zur höchſten Begeiſterung fort, die freilich feſt und ſtumm in meiner Seele verſchloſſen blieb. Zuletzt mußte man mich faſt von dem Gemälde fortſchleppen.

Auf dem Heimwege plauderten die Vettern mit dem Vater über die Bilder. Ich ging in meine Gedanken verſenkt ſtumm nebenher. Als wir ins Haus getreten waren und in der Stube ſaßen, verfolgten mich meine Träumereien in gleicher Weiſe. Endlich fragten ſie mich, warum ich denn kein Wort ſpräche? Ob mir die Bilder keine Freude gemacht hätten? — Ich habe eben einen großen Entſchluß gefaßt, einen Entſchluß für mein Leben! war meine Antwort. Und der iſt? fragte mich der Vater. Ich fühlte, daß das Blut mir in das Haupt ſchoß, begeiſtert ſprang ich auf und rief mit triumphirender Stimme: Ich werde Waldmaler!

Ei wie funkeln dir die Augen! ſagte mein Vater, der faſt erſchrak. Er macht Spaß, ſetzten die Vettern hinzu und lachten. Ich aber ſprach: Was ich jetzt ſage, das iſt mein unverbrüchlicher, heiliger Ernſt. Und ſo war es auch. Die Waldlandſchaft hatte mir die Augen über mein eigenes Weſen geöffnet. Ich fühlte in meiner Seele, daß ich geſchaffen war, um ſolche Arbeiten zu unternehmen. Warum war ich ein Kind des Waldes? Warum ſprach der Wald mir ſtets ſo zum Herzen? Warum hatte ich ihn ſo treu beobachtet? Warum machte das Bild mir einen ſo gewaltigen Eindruck? Ich hegte die feſte Ueberzeugung, daß dieſer Moment ein Fingerzeig des Himmels war. Mein Herz ſchlug dabei an einmal ſo frei und friſch. Das Ziel meines Lebens lag mir plötzlich klar vor Augen. Wo bisjetzt Trübe geweſen war, da trat vollkommene Klarheit ein. Glücklich und heiter erzählte ich den Umſtehenden, daß ich einen Augenblick gehabt hätte, wie Paulus auf dem Wege nach Damaskus.

Meine Offenbarung fand indeß eine ſehr ſchlechte Aufnahme. Der Vater wurde verdrießlich, daß ich ein Fach verlaſſen wollte, in dem ich ſo ſchöne Fortſchritte gemacht hatte, und für das ich, wie er meinte, geſchaffen ſei. Der Vetter Quirin ermahnte mich ſehr ernſthaft, ich ſolle doch keine leichtſinnigen Streiche beginnen, denn die Malerei ſei in den meiſten Fällen ein glänzendes Elend. Viele Künſtler wüßten nicht, was ſie eſſen und trinken ſollten, viele hätten nicht, wohin ſie ihr Haupt legten. Ich ſei jetzt einmal im Verdienſt und ſolle meine Stelle nicht leichtſinnig verſcherzen. Seine Söhne endlich, die in mir einen guten Kameraden gefunden hatten, ſuchten mich zu überreden, die Lithographie doch ja nicht an den Nagel zu hängen, denn ſie wäre eine Kunſt ſo gut wie die Malerei und hätte überall den Vorzug, daß ſie ihre Jünger gut ernähre. Was aber halfen hier alle Einwürfe! Keiner war im Stande, mich mit guten und ſchlechten Gründen zu bekehren und zu belehren. Ich blieb dabei: Ich werde Waldmaler!

Je mehr ich indeß bei meinem Beſchluß beharrte, je größer wurde die Misſtimmung. Mein Vater brauſte auf, der Vetter wurde heftig, ich drohte wegzulaufen, wenn man meinen Planen irgendein Hinderniß in den Weg legte. So entſchieden war ich nie aufgetreten, ſo überzeugt hatte ich nie geſprochen: man fürchtete in der That, ich würde mein Wort zur Wahrheit machen, und zog nun gelindere Saiten auf. Man fragte ſogar nach der Möglichkeit, wie ich meinen Vorſatz ausführen wolle. Ich ſetzte kurz auseinander, daß ſich die Sache ſehr gut machen ließe, wenn ich den Morgen die Akademie beſuchte, um meine Studien zu beginnen, und den Nachmittag im Geſchäfte des Vetters arbeitete, und verſprach dabei, allen möglichen Fleiß anzuwenden und jeder billigen Forderung nachzukommen. Da der Vater meinen guten Willen kannte und einſah, daß es mir nicht ums Faulenzen zu thun war, ſo wurde er milder geſtimmt. Quirin mochte einen ſo guten Arbeiter auch nicht durch Eigenſinnigkeit von ſeiner Seite aufs Spiel ſetzen, und ertheilte ebenfalls allmählich ſeine Einwilligung. Ich mußte noch das Verſprechen geben, den Verſuch einzuſtellen, wenn meine Lehrer ſähen, daß ich kein Talent habe, was ich denn auch gern that. Kurz, ich drang mit meinem Willen durch.

Als mein Vater in die Heimat zurückgekehrt war, machte ich gleich Anſtalten, als Schüler der Akademie aufgenommen zu werden. Die Proben meiner Arbeiten, die ich vorlegte, und die in einigen Zeichnungen und Lithographien beſtanden, dienten mir als Empfehlung und genügten vollkommen. Sogar der Umſtand, daß ich nur morgens als Schüler erſcheinen konnte, machte keine weitere Schwierigkeit. Schon in den nächſten Tagen beſuchte ich die Lehrſäle und ſaß inmitten mancher Genoſſen, die denſelben Weg in das Leben hinein ſuchten. So viel ihrer waren, ſo bin ich gewiß, daß keiner es mir an Fleiß und Thätigkeit zuvorthat. Es durchſtrömte mich freilich auch eine unverdroſſene Arbeitsluſt, die ihren Grund einestheils in einer warmen Begeiſterung für die Kunſt, anderntheils in einem wahrhaft verzehrenden Ehrgeiz hatte. Meine Fortſchritte ließen nach dem Geſtändniſſe des Meiſters, eines dicken, derben und tüchtigen Mannes, nichts zu wünſchen übrig, und mein Talent entwickelte ſich allem Anſchein nach in einer Weiſe, daß mir eine gute Zukunft verſprochen werden konnte. In der That war ich ſchnell mit den Vorſtudien fertig, und ſaß dann bald mit Pinſel und Palette vor Staffelei und Leinwand, um die Oelmalerei zu erlernen.

Man kann ſich keinen Begriff von der Seligkeit machen, die ich empfand, als ich an die farbige Darſtellung der erſten Gegenſtände aus der grünen Landſchaft ſchritt. Ich copirte zunächſt Baumſtudien des trefflichen Meiſters, der ſelbſt die herrlichſten Skizzen nach der Natur gemacht hatte, und ging dabei mit der größten Pietät und heiterſten Unverdroſſenheit zu Werke. Es traten mir wol vielerlei Schwierigkeiten entgegen, ich ſuchte ſie aber treulich zu überwinden und ließ es mir angelegen ſein, ſowol den Geiſt des Ganzen zu durchdringen, als die Einzelheiten treu durchzuführen. Und wenn mir dann etwas gelungen war, dann hätte ich vor Freude laut aufjauchzen mögen. Ueberhaupt entwickelten ſich ſeit dieſer Zeit in meiner Seele wieder die fröhlichſten Stimmungen. Die beängſtigende Melancholie, welche mich in den Werkſtätten des Vetters ſo oft überfallen hatte, war ganz verſchwunden. Ich wurde wieder, wie ich ich daheim geweſen war. Mein Herz durchſtrahlte der Sonnenſchein des hellſten Daſeins. Ich lebte und webte im heimatlichen Walde und ſang in voller Luſt und Helligkeit oft ein Lied, das ich früher mitunter gehört hatte:

Es ſtreckt der Wald die Zweige ſo grün
In den blauen Frühlingsmorgen,
Die Gipfel im duftigen Lichte blühn,
Die Stämme im Schatten geborgen.

Da ſprengen die luſtigen Reiter herein,
Die flatternden Fähnlein fliegen,
Es ſchmettern der Hörner Lieder darein,
Die klingend im Wald ſich wiegen.

Und wie es wallt und wie es ſchallt
In brauſendem Jugendgeflute,
O du ſtolzer, grünender Frühlingswald,
So waldgrün wird mir zu Muthe.

Während ich alſo glücklich in meinem neuen Berufe fortſchaffte, verſäumte ich doch keineswegs die Arbeiten in Quirin's Hauſe. Meine Liebhaberei dafür ſchwand zwar in demſelben Maße, in welchem ich mich in der Kunſt heimiſch fühlte. Sie gaben mir aber mein tägliches Brot, und trotz meiner Jugend beſaß ich Ueberlegung genug, um ſie nicht leichtſinnig fahren zu laſſen. Meine Malerei kam mir dabei in der Lithographie herrlich zu ſtatten. Ich erlangte bald eine größere Kühnheit und Leichtigkeit und übertraf nun entſchieden die Vettern an Geſchmack und Erfindung. Unter meiner Hand erhielten die gefertigten Blätter, welche unter Quirin's Firma erſchienen, ſogar einen beſſern Stil.

Die Verwandten ſahen dies ein und behandelten mich noch freundlicher als früher, denn ich leiſtete ihnen wirklich nützliche Dienſte.

Als mein Vater mich gegen den Herbſt des nächſten Jahres wieder beſuchte, hatte ich bereits beträchtliche Fortſchritte in der Kunſt gemacht. Meine Lehrer gaben mir das glänzendſte Zeugniß meines Berufes zur Landſchaftsmalerei. Ueberdies aber hatte ich die Freude, den alten guten Mann diesmal auf der Ausſtellung vor ein Gemälde von meiner Hand zu führen. Mit großem Vergnügen vernahm er, daß mein Name ſogar mit Auszeichnung in den öffentlichen Blättern genannt wurde, und als gar der Verein der Kunſtfreunde meine erſte Arbeit zur Verloſung an ſeine Mitglieder ankaufte und mir eine namhafte Summe dafür auszahlte, da ging dem alten Weidmann wahrhaft das Herz auf. Er wurde ſtolz darauf, daß ich Künſtler geworden war, zumal da er ſah, daß meine ältern Genoſſen in der Kunſt keine unbedeutende Rolle in der Stadt ſpielten, und daß ſie mich mit einer gewiſſen Vorliebe und Zuneigung behandelten.

Nach einem verhältnißmäßig glänzenden Erfolg durfte ich meine Anforderungen auch etwas höher ſtellen. Eine Reiſe, um Studien nach der Natur zu machen, that mir im gegenwärtigen Augenblick noth. Unſer Lehrer beabſichtigte, eine ſolche zu machen, und hatte uns als ſeinen Schülern angeboten, uns mitzunehmen, damit wir unter ſeiner ſpeciellen Leitung arbeiten könnten. Ich erbat mir deshalb von meinem Vater und dem Vetter Quirin die Erlaubniß, dieſe lehrreiche Fahrt mitmachen zu dürfen. Da ich bisjetzt meinen Pflichten getreu nachgekommen war, ſo konnte weder der eine noch der andere etwas dagegen haben, zumal da ich durch meinen Bilderverkauf Geld genug in der Taſche hatte. Ich rüſtete nun in aller Eile meinen Torniſter mit den nöthigſten Kleidungsſtücken aus, beſorgte mir einen vollſtändigen Malkaſten mit Palette, Pinſeln und Farben, nebſt Feldſtuhl und Sonnenſchirm, und reiſte wenige Tage nach meinem Vater mit unſerer heitern Genoſſenſchaft in die Ferne.

Wir erlebten in unſerm jugendluſtigen Kreiſe einen wunderbar ſchönen Herbſt in dem romantiſchen Felſenthale der Ahr, zwiſchen den Höhen und Tiefen des vulkaniſchen Eifellandes und an dem waldumgebenen Laacher See. Ich fühlte mich namentlich unendlich glücklich, weil ich hier zum erſten mal nichts anders war als ein begeiſterter Jünger der Kunſt. Alles Handwerk, was mich zu Hauſe in den Werkſtätten des Vetters doch oft gelangweilt hatte, war abgeſtreift. Es ſchien mir, als gehörte mir die Natur erſt jetzt an, als hätte ſie mich erſt jetzt als ihren treuen Zögling angenommen. Ich ſchwelgte in ihrem heiligen Dienſt, denn es war mir wirklich ein heiliger Dienſt, ſie mit dem Bewußtſein des Künſtlers anzuſchauen und nachzuahmen. Dabei war ich ſo glücklich, daß mir meine ſämmtlichen Arbeiten gelangen. Der Meiſter zählte mich zu ſeinen beſten Schülern, meine Genoſſen liebten mich als einen ihrer begabteſten Freunde.

Als das Laub von den Bäumen fiel, rüſteten wir uns zur Heimkehr. Nach einer für Geiſt und Leib erquicklichen Fahrt durch die ſchönſten Landſchaften, die uns die herrlichſten Motive für die Arbeiten des Winters an die Hand gaben, machten wir an den Ufern des Rhein noch ein Stück der Weinleſe mit und begaben uns dann ſammt und ſonders nach der Heimat. Dort angekommen, mußte ich indeß eine Neuigkeit hören, die mich ſehr unangenehm überraſchte. Mit Quirin's Hauſe ſollte eine große Veränderung vorgehen. Aus einer entfernten Stadt waren nämlich dem Vetter äußerſt günſtige Anträge zu einer neuen Geſchäftsverbindung geſtellt worden. Leider aber war damit die traurige Bedingung verbunden, daß er mit all ſeinen Werkſtätten hinüberziehen mußte. Indeß bot die Sache ſo ſichern und reichlichen Gewinn, daß er nicht daran denken durfte, ſie abzulehnen. Als ich in das Haus trat, war man ſchon mit Zurüſtungen zum Umzug beſchäftigt. Tief ergriffen hörte ich die unangenehme Botſchaft, denn ich ſah recht gut ein, daß ich einen großen Verluſt erleiden würde. Die Leute waren immer ſo gut und beſorgt für mich geweſen, als wäre ich ein Sohn des Hauſes. Einen beſſern und heimiſchern Herd konnte ich in der Fremde nicht finden.

Von Quirin's Seite fehlte es nicht an mannichfachen eindringlichen Aufforderungen und Ueberredungen, mit dem Hauſe hinüberzugehen. Er verſprach mir ſogar einen höhern Gehalt, wenn ich ihm meine geſammte Thätigkeit widmen wolle. Daran war freilich nicht zu denken. Von der Kunſt im ſeinen und edlern Sinne konnte ich mich nicht mehr trennen. Vor meinem Geiſte ſtand ein erhabenes Ziel. Die glänzendſten Anerbietungen hätten mich nicht vermocht, von dem betretenen Wege abzulaſſen. Nicht ohne Gemüthsbewegung ſchlug ich ſeine Freundlichkeit aus. Er gab ſich zufrieden, weil er ſah, daß ich nicht anders konnte. Ich half den guten Leuten, ſoviel es in meinen Kräften ſtand, packen und ſah ſie wenige Tage ſpäter mit traurigem Herzen von dannen ziehen.

VI.

Der kommende Winter brachte mich in ein ganz anderes Daſein hinein. Jung wie ich war, hatte das Familienleben, wenn auch unbewußt, einen trefflichen Einfluß auf mich geübt, denn ich war durch daſſelbe in mir gefeſtigt worden, ich hatte in ihm einen fortwährenden Mittelpunkt gehabt. Wie zerſtückelte ſich dagegen jetzt meine ſonſt ſo ruhig eingefriedigte Zeit! Beſuchte ich für die Arbeit die Akademie auch nach wie vor, ſo theilte ſich doch mein ſonſtiges Leben mehr wie jemals. Der Mangel an einer gemüthlichen Häuslichkeit äußerte bald die übelſten Folgen, zumal da ich noch zu unreif war, um ſelbſtändig zu ſein. Auf meiner Stube fand ich es oft kalt und unbehaglich, weshalb ich meine Compoſitionen nicht gehörig abrundete. Die Folgen davon zeigten ſich dann in meinen akademiſchen Bildern, denen es bei dem mangelnden Gedanken an durchdachter Einheit fehlte. Und das Reſultat von beiden war, daß ich mehr in die Wirthshäuſer lief und mich dort mit allerlei Leuten herumtrieb. Kurz, ich fing an, mich ſelbſt zu verlieren.

Zu dieſen Zerſtreuungen kamen ſpäter Verwirrungen, die ihren Grund in meinem unſteten Leben nahmen. An der Mittagstafel im Wirthshauſe und bei den abendlichen Zuſammenkünften gab es allerlei Kunſtgeſpräche, an welchen ſich namentlich ein junger Mann betheiligte, den man Doctor Moritz Kaſſel nannte. Seines Ausſehens war er ein Jude, ſeines Zeichens ein Philoſoph und ſeines Geſchäftes ein Kunſtkritiker. Die reifern Künſtler hießen ihn einen anmaßenden Narren, und wer ihn von dieſen nicht verachtete, der trieb wenigſtens ſeinen Spott mit ihm. Auf die jüngere Generation machte er indeß einen unverkennbaren Eindruck. Was man nicht verſteht, das lockt oft am meiſten. So ging es uns mit ſeinen philoſophiſchen Floskeln, an denen er überaus reich war, und die er durchaus nicht zu ſparen pflegte. Da er ſich überdies allerwärts als einen Kunſtkenner ausgab und der unerfahrenen Jugend verflunkerte, daß er in der allernächſten Zukunft als Herold ihres jugendlichen Ruhmes in den öffentlichen Blättern auftreten werde, ſo fehlte es ihm nicht an gefälligen Zuhörern und zuthulichen Freunden, bei denen er häufige Beſuche machte, Bilder und Zeichnungen durchſtöberte und mitnahm, und Kunſtblätter und Bücher lieh, wozu er einen trefflichen Grund hatte, indem er vorgab, eine kunſtgeſchichtliche Arbeit über dieſe Dinge unter Händen zu haben. Zu gleicher Zeit fand er ſich als Gaſt bei den gläubigen Malern ein, die er protegirte, und lud ſich als ausgelernter Schmarotzer bei ihnen zu Frühſtück, Kaffee und Abendbrot, wie es ihm gerade paßte.

Der beſagte Doctor machte auch ein Attentat auf meine faſt noch knabenhafte Unerfahrenheit. Er rühmte mein Talent in den ſchmeichelhafteſten Worten und verſprach mir eine große Zukunft, ja, er ſagte mir eine Menge von Dingen, die mir überaus angenehm in die Ohren klangen, zumal da ſie zugleich die Verſicherung enthielten, daß ich bald durch ſeine Feder berühmt ſein würde. Als er mich feſt in ſeinen Stricken hatte, äußerte er Tag für Tag, daß meine Gemälde zu ihrer letzten Vollendung nur noch Eins nöthig hätten, nämlich den Stil. Was er darunter verſtand, wollte mir nicht recht klar werden, ſo reich ſich auch ſein Wortſchwall über dieſes Thema ergoß. Da hieß es denn, ich müſſe mir die Landſchaften von Pouſſin und Ruysdael anſehen, und da es in der Künſtlerſtadt durchaus an Bildern dieſer Meiſter fehlte, ſo rieth er mir, ſobald wie möglich nach den nahegelegenen Niederlanden zu gehen, um dort neue Studien, nicht nach der Natur, ſondern nach den alten Künſtlern zu machen, ja, er bot ſich ſogar mir zum Führer an. Da ich auch von anderer Seite über die Vortrefflichkeit dieſer Werke ſprechen gehört hatte, ſo fand er wirklich unbedingtes Vertrauen. Der Zufall wollte nun auch, daß ich auf einer auswärtigen Ausſtellung ein Bild zu einem beträchtlichen Preiſe verkaufte. Als die Summe anlangte, hatte ich vollends keine Ruhe mehr vor dem Drängen und Zureden des philoſophiſchen Kenners. Ich ſolle mich gleich aufmachen, er wolle mit, um meine Richtung zu erweitern und zu veredeln. In einem Anflug von Leichtſinn entſchloß ich mich wirklich zu der Reiſe, obgleich es Winter war. Die Ausfahrt ſollte genial ſein, keiner meiner Freunde durfte darum wiſſen:

ich mußte als ein neuer Pouſſin heimkehren! So wurde es unter uns beiden verabredet.

In der That befanden wir uns am andern Tage auf dem Dampfſchiffe, das uns nach Holland führte. Anfangs ging alles nach Wunſch; als wir aber in Amſterdam ankamen, war der Doctor, wie er ſagte, um ſeine ganze Baarſchaft beſtohlen. Er ſchien wie außer ſich und ſchimpfte die Stadt ein Diebsneſt, wollte jedoch gleich an ſeine Bankiers in der Heimat ſchreiben, um ſich Geld nachkommen zu laſſen. Unterdeß hatte ich die gemeinſchaftlichen Auslagen zu decken, während wir unſere Kunſtſtudien machten. Wir beſuchten öffentliche und private Galerien, gingen nach dem Haag und nach Rotterdam, um meine Anſichten zu vervollſtändigen, und lebten in Saus und Braus, indeß mein Mentor ſorgenlos ſeine Wechſel erwartete. Zugleich wurde über den architektoniſchen Bau und die großartigen Stimmungen der Landſchaft geſaſelt, ohne daß ich gerade viel geſcheiter geworden wäre. So vergingen vierzehn Tage, als der Doctor eines Tages ausging und nicht wiederkam. Ich wartete einen und mehrere Tage auf ihn, aber er blieb aus. Da begab ich mich mit meinem ziemlich zuſammengeſchmolzenen Beutel auf den Heimweg und erfuhr zu Hauſe, daß mein Kunſtkritiker mit einer Menge von zuſammengeliehenen Kunſtgegenſtänden und beträchtlichen Schulden durchgegangen ſei.

So ſehr mich nun auch meine Leichtgläubigkeit, die zu einem ſo ſchnöden Betrug geführt hatte, ärgerte, und ſo ſehr ich auch von meinen Freunden über unſere Spritzfahrt verhöhnt wurde, ſo bildete ich mir dennoch ein, ich würde bedeutende Erfolge von meiner Reiſe haben. In dieſem Sinne fing ich denn auch wirklich an, in der Manier der alten Meiſter zu componiren, und ſchwor Stein und Bein, dies ſei die einzig wahre Landſchaftsmalerei, und wenn meine Freunde den Kopf ſchüttelten oder mir Vorſtellungen machten, dann las ich ihnen den Text. Unterdeß entſtanden Blätter über Blätter à la Pouſſin und Ruysdael, ich verwirrte mich immer mehr in meinem Eigenſinn und unterließ dabei unglücklicherweiſe das Oelmalen faſt ganz. Meine praktiſchen Fähigkeiten gingen in allerlei Verſuchen zu Grunde, kurz, ich verlor den Zuſammenhang mit der Natur, ich entfremdete mich meinem eigenen Weſen.

Wie das Sprüchwort ſagt, trug denn auch das Ende die Laſt. Aber es ſollten mir diesmal zu ſpät die Augen aufgehen. Ich brachte mehrere Arbeiten zur Sommerausſtellung; aber als der Verein der Kunſtfreunde ſeine Ankäufe gemacht hatte, erfuhr ich zu meinem großen Schrecken, daß ich auf allen meinen Bildern ſitzen geblieben war. Ich gerieth faſt in Verzweiflung. Auf meine Fragen bei meinen Bekannten hörte ich, daß das Urtheil dahin gelautet hätte, ich wäre auf dem ſchlimmen Wege der Manier, und man könne mich deshalb nicht berückſichtigen. Bei näherm Zuſehen mußte ich geſtehen, daß dies Gerede durchaus nicht des Grundes entbehre. Das kam alſo von der Kunſtphiloſophie des Doctors und Kunſtkritikers!

Wie gern hätte ich mich gebeſſert! Wie gern hätte ich mich wieder in Wald und Feld vertieft! Leider aber mangelten mir in dieſem Augenblicke ganz die Mittel.

Ich war nackt wie eine Kirchenmaus, meine Börſe war leer wie die Luft. So wurde es mir unmöglich, mit den Freunden zu ziehen, um mich durch friſche Studien zu erquicken. Gern wäre ich zu meinem Vater gegangen, um dort für mich zu ſtudiren, obgleich dieſes einſame Verſuchen nicht ohne Gefahr war. Aber auch dafür hatte ich nicht Geld genug. Ueberdies fehlte mir der Muth, mit ſo troſtloſen Erfahrungen vor ihn zu treten, und den guten armen Mann zu erſchrecken.

So blieb ich denn voller Verdruß und Aerger über mich ſelbſt am Ort. Während meine Freunde Geiſt und Herz in den Schönheiten der freien, offenen Welt badeten, durchwanderte ich die langweiligen Straßen oder ſah aus meinem Fenſter den Wolken und Vögeln nach. Daß mir in ſolchen Stimmungen nichts gelingen konnte, war nicht verwunderlich. In meinen ſchlechten Launen ſuchte ich wieder mein Heil in dem nahegelegenen Walde, der mir oft Troſt und Sühne ins Herz gegeben hatte. Aber diesmal ſcheiterten alle meine Beſtrebungen, um die verlorene Ruhe wiederzugewinnen. Der Zwieſpalt in meiner Seele war zu groß geworden, um ihn ſo ſchnell und leicht auszufüllen. In der Natur fand ich ſogar das Echo meiner Schmerzen wieder. Allerlei Bilder rauſchten vorüber, in denen ich mich in meiner Troſtloſigkeit wiederfand:

Auf Stoppelfeldern noch ein Schmetterling!
Er zieht durch kalte Luft mit müden Flügeln,
Der Frühlingsblumen ſüße Zeit verging,
Vergebens ſucht er Nahrung längs den Hügeln.

Und täuſcht ihn auch am Strauch ein rothes Blatt,
Es fehlt der Saft, der ihm Erquickung brächte,
In dürre Halme ſinkt er ſterbensmatt,
So tödtet ihn der Froſt der kalten Nächte.

Was trauteſt du auch trügeriſcher Glut,
Du armer Spätling des verrauſchten Lebens?
Nur einmal blüht die Zeit dem Jugendmuth,
Iſt ſie vorbei, dann kommſt du ſtets vergebens.

Und wie dieſer Falter, ſo gaben mir auch die Bäume mein Abbild:

In wunderbaren Farben glüht der Wald,
Gewohntes Grün dient nicht als Kleid den Zweigen,
Sie blicken rings ſo bunt und mannichfalt,
Als wollten ſie voll Blumenpracht ſich zeigen.

Und näher tret' ich an des Forſtes Saum,
Zu forſchen an den alten Gipfeläſten,
Da ſtreut tiefgoldne Röthe durch den Raum
Die Sonne von dem Abendthron im Weſten.

Und wie vor Scham erglühet das Revier,
Es prahlt der karge Herbſt mit reichen Farben,
Auf todten Blättern liegt des Lebens Zier:
Ach, all die ſüßen Frühlingskeime ſtarben!

Ich kam bei dieſen Reflexionen faſt zur Verzweiflung. Neue Stimmen der Natur machten mir eine heiße Sehnſucht rege:

Was rauſchet über mir in trüber Luft,
Wie raſchgeſchwungener Flügel breite Züge?
Ich ſchau hinauf: hoch in des Thales Duft,
Da ziehn der Wandervögel weite Flüge.

Zuweilen gellt ihr lauter, wilder Schrei.
Sind es des Winters langgezogene Klagen?
Ziehn ſie mit einem Jubelruf vorbei,
Daß rauſchend ſie zum Süd die Flügel ſchlagen?

Ich weiß es nicht, doch ahnend fühl ich ſchon
Den Geiſt im Winter meines Nord's ermüden:
Es lockt, ein Märchen mit Sirenenton,
Der ewigblüh'nde ſonnenvolle Süden.

Hätte ich nur fortgekonnt, wie die Kraniche! Aber mir waren die Schwingen wie Blei, ich war an die Scholle gefeſſelt, und zwar auf die elendeſte Weiſe von der Welt.

Als meine Mitſchüler zurückkehrten, wurde ich noch mehr erſchüttert. Sie brachten friſche, fröhliche Herzen und eine Menge ſchöner Skizzen und Zeichnungen mit. Ihre Erzählungen waren dabei voll Luſt und Leben. Was konnte ich dagegen bieten? Eine troſtloſe, einſame Vergangenheit, in der ich weder etwas Ordentliches gedacht noch geſchaffen hatte. Ich merkte ihnen an, daß ſie mir mein heimliches Leid anſahen. Der eine oder andere fragte mich auch wol, ob mir etwas fehle. Aber ich war zu ſtolz und verſchloſſen, um ihnen die Kämpfe zu offenbaren, die in meiner Seele ſtattfanden. Mein Ehrgeiz hatte eine zu heftige Wunde davongetragen. Dieſer Kummer ſaß mir feſt auf dem Herzen und fraß daran, wie ein nie ruhender Wurm. Wenn ich an jene böſe Zeit zurückdenke, dann iſt es mir noch immer, als wäre ich wirklich krank geweſen.

Unter ſolchen Umſtänden begannen die Winterarbeiten. Während meine Kameraden friſch vorwärts ſchafften, konnte ich nicht fortkommen. Geiſt und Hand blieb mir wie gelähmt; ich machte Verſuche, denen jedes klare Verſtändniß abging. Meine Freunde wußten nicht mehr, was ſie ſagen ſollten, und zuckten die Achſeln. Der gute, ehrliche Meiſter machte mir die ernſtlichſten Vorſtellungen, mich zuſammenzunehmen. Aber was halfen mir Ermahnungen? Ich blieb verwirrt und zerſtört in allen Anſchauungen über die Welt und über mich ſelbſt. Es war einer jener kritiſchen Momente über mich gekommen, von welchen faſt jeder junge Künſtler heimgeſucht wird, wenn er ſeine Production nicht zu regeln und zu bemeiſtern weiß. Talente, bei denen die praktiſchen Anlagen überwiegen, haben ſo etwas nicht zu fürchten. Mein Leiden ging theilweiſe aus einem Ueberſprudeln des ſchöpferiſchen Triebes hervor. Ich hatte zu viel componirt und darüber das Machwerk aus den Augen verloren, und einmal auf dem falſchen Wege begriffen, konnte ich mich nicht wieder zurechtfinden.

Was aber das Schlimmſte in meinem jetzigen Zuſtande war, ich blieb von allen Mitteln entblößt. Meine Bilder wanderten von Ort zu Ort, ohne einen Käufer zu finden. Ebenſo wenig konnte ich zu Hauſe die eine oder andere Arbeit veräußern. Als natürliche Folge ergab ſich, daß ich in Schulden gerieth. Meine Miethe wurde ſeit langer Zeit nicht bezahlt, beim Speiſewirth ſtand ich tief in der Kreide, die Handwerker hatten namhafte Forderungen, der Farbenhändler war drauf und dran, mir nicht mehr zu borgen. Ich mußte zu den Mitteln, die bei talentloſen Kameraden gäng und gebe ſind, meine Zuflucht nehmen und die dringendſten Gläubiger mit den Arbeiten meiner Hand abſpeiſen, was freilich oft zu meinem größten Nachtheil ausfiel. Aber das konnte auch nur für eine Weile vorhalten. Solche Kunſtgriffe ſchützten mich nicht für die Zukunft. Was ſollte ich anfangen? Mein ganzes Weſen ſträubte ſich dagegen, mich meinem Vater zu offenbaren. Die Scham und der Ehrgeiz ließen das nimmer zu. Und wozu ſollte es auch dienen, den alten Mann zu beunruhigen! Seine Vermögensverhältniſſe ſtanden doch nicht ſo glänzend, daß er mir unter die Arme zu greifen vermochte. Vergebens dachte ich hin und her. Endlich gelangte ich zu dem Entſchluſſe, dem Vetter Quirin meine Dienſte wieder anzubieten. Mit dem ſchwerſten Herzen ſetzte ich ſchon einen Brief auf. Als ich ihn durchlas, ſchien es mir, ich läſe mein Todesurtheil.

War es denn wirklich mit der Kunſt zu Ende? Mich überfiel eine unendliche Unruhe. Es drängte mich fort. Ich konnte den Brief nicht ſchließen. Er blieb einige Tage liegen. Jedesmal, wenn ich ihn verſiegeln wollte, war es, als hielte mich eine geheime Macht zurück. Und wirklich war es mein Glück, daß ich es aufgeſchoben hatte, denn es zeigte ſich ganz unvermuthet ein Rettungsanker. In denſelben Tagen, die über mein Schickſal entſcheiden ſollten, kam nämlich ein Fabrikant aus den bergiſch-märkiſchen Thälern in die Stadt, der für ſeine Anſtalt, in welcher bronzene Zimmerdecorationen aller Art gemacht wurden, einen Zeichner ſuchte. Er war bei dem Meiſter unſers Faches geweſen und hatte ſich bei dieſem nach einem geeigneten jungen Mann umgehört. Der gute Lehrer, der zugleich ein Freund ſeiner Schüler war, hatte mich in Vorſchlag gebracht, da er einestheils meine Verlegenheit kannte und anderntheils hoffte, daß dieſe Beſchäftigung vortheilhaft auf mich wirken würde. Der Fall war ihm nicht neu, und ſo wußte er ihn auch zu heilen. Eine praktiſche Beſchäftigung, verbunden mit einem friſchen Leben in anmuthigen, von der Natur begünſtigten Gegenden, war jedenfalls die paſſendſte Cur für mich.

Ich ging mit dem größten Vergnügen auf dieſen Vorſchlag ein. Das in Ausſicht geſtellte Verdienſt war ſo auskömmlich, daß ich hoffen durfte, in kurzer Zeit meine Gläubiger zu befriedigen und noch eine ſchöne Summe zurückzulegen, um meine Studien fortzuſetzen. Ueberdies wurde mir verſprochen, daß ich die Nachmittage meinen künſtleriſchen Beſchäftigungen widmen könne. Dieſe Bedingungen erſchienen mir in einem Lichte, daß ich ſie nicht beſſer wünſchen durfte. Aber wären ſie es auch nicht geweſen, ich hätte mich dennoch gefügt. Ich wollte und mußte hinaus aus einem Daſein, das wie ein Alp über mir lag. Auf dieſe Weiſe erſparte ich mir wenigſtens alle Scham und Schande, und ich war und blieb alsdann mein eigener Herr und Meiſter. Dabei winkte mir wenigſtens für eine ſpätere Zukunft die ſüße Hoffnung, mich der Kunſt, die ich trotz allem Unglück ſo unendlich heiß liebte, zu erhalten. So ſaß ich denn wenige Tage ſpäter in dem eleganten Reiſewagen meines neuen Principals und fuhr mit ihm an den Ort meiner neuen Beſtimmung.

VII.

Ich muß geſtehen, daß ich nicht ohne große Befürchtungen meinem künftigen Aufenthaltsorte entgegenging, wie gern ich auch die Künſtlerſtadt verließ. Wenn man in jungen Jahren von den Stätten der Induſtrie reden hört, dann miſcht ſich faſt unbewußt der Begriff der Proſa bei. Ich war deshalb nicht wenig überraſcht, auf der Reiſe eine über alle Erwartung reizende Gegend zu finden. Wir gelangten nach einer längern Fahrt in ein prächtiges, verſtecktes Thal, das von ziemlich beträchtlichen Bergen umſchloſſen wurde, die theilweiſe aus hohen, phantaſtiſch geformten Kalkfelſen, theilweiſe auch aus waldbewachſenen Abhängen beſtanden. Aus ſeiner Tiefe rauſchte ein wildes, keck dahinbrauſendes Bergwaſſer herauf. Es war in der That eine friſch belebende grüne Schau, die auch durch die im Grunde aufragenden Gebäude nicht im mindeſten geſtört wurde. Mit wahrem Erſtaunen hörte ich nämlich von meinem Brotherrn, daß dieſelben ſeinen Wohnſitz bildeten. So hatte ich mir in der That die Sache nicht gedacht. Seine Beſitzungen waren hübſch und reich angelegt, die Architektur zeugte von ſolchem Geſchmack, daß es mir klar wurde, man könne in jeder Zeit und in jedem Geſchäfte auf Schönheit und Grazie Rückſicht nehmen, wenn man nur den guten Willen mitbringe. Ich fühlte wieder einen friſchen Hauch von Luſt und Muth durch die beengte Seele wehen.

Unter dieſen Eindrücken hatten wir auf einem mit großer Bequemlichkeit angelegten Wege, der, unter ſchwankenden Buchenzweigen verſteckt, vielfach gewunden in die Tiefe führte, die Beſitzungen erreicht. Dort ging es an mächtigen Gebäuden vorbei, die unmittelbar am Bache lagen, welcher große Mühlräder trieb, während aus ihren hohen, thurmartig aufgeführten Kaminen ſchwarze Rauchwolken in die Luft ſtiegen. Zugleich verkündete ein gleichmäßig ertönendes Geraſſel das Schaffen und Wirken der Dampfmaſchinen im Innern, indeß in den äußern Umgebungen mancherlei Arbeiter männlichen und weiblichen Geſchlechts ſichtbar wurden. So raſch auch der Wagen vorbeifuhr, ſo hatte ich doch gleich den Anblick großartiger und vielfacher Emſigkeit. In einiger Entfernung von dieſem Herd der Thätigkeit gelangten wir zu ſehr geſchmackvollen, im engliſchen Stil gehaltenen Gartenanlagen, welche von einem eleganten eiſernen Gitter umgeben waren. In denſelben erhob ſich ein zierliches Wohnhaus mit hohen Fenſtern, welche von ſchweren ſeidenen Gardinen verhängt waren, und mit einem Balkon, der voll von ſeltenen Blumen ſtand, und den üppige Rankengewächſe umſchlangen. Als der Wagen an der Thüre hielt, ſprang ein reichgekleideter Bedienter hervor und öffnete den Schlag. Wir traten in das Haus, deſſen Einrichtungen überaus köſtlich waren und in der ſchönſten Harmonie ſtanden. Der Beſitzer ließ gleich einen jungen Mann von dem Comptoir holen, dem er mich zur Pflege und weitern Beſorgung überließ, und der auch ſofort dafür ſorgte, daß ich in einem Hintergebäude ein Zimmer und einen Imbiß erhielt.

Da es gegen Abend ging, ſo blieb mein Geleitsmann bei mir und that mir auf mancherlei Fragen, die ich an ihn richtete, Beſcheid. Mit großer Bereitwilligkeit führte er mich in die Werkſtätten und machte mir ſo belehrende Mittheilungen, daß ich in kurzer Zeit eine Einſicht gewann, was ſich übrigens auch ſchon deshalb natürlich erklärt, weil der Augenſchein immer beſſer belehrt als die längſten Beſchreibungen. Es wurden hauptſächlich Bronzewaaren hier gearbeitet. Für die Formen derſelben hatte ich die Zeichnungen zu entwerfen. Ich ſah mir ſofort den Charakter der Verzierungen an und hatte die gute Hoffnung, daß ich Geſchick genug haben würde, um in dieſen Zweig der Ornamentik einzudringen. In der That begann ich ſchon den andern Tag mein neues Werk. Da ich die feinen Bildungen der vegetabiliſchen Natur genau kannte und mich mit Luſt in dieſelben hineinſtudirt hatte, ſo wurde es mir nicht ſchwer, allerlei anſprechende und anmuthige Arabesken zu liefern. Ueberdies fehlte es dem Hauſe nicht an mannichfachen architektoniſchen Werken von der feinſten Ausarbeitung, die mich nicht allein erfreuten, ſondern auch belehrten und förderten. Die reichen Erfindungen, welche der menſchliche Geiſt in den Geſtaltungen der griechiſchen, römiſchen, byzantiniſchen, gothiſchen, mauriſchen und Renaiſſance-Periode an das Tageslicht gebracht hatte, gaben mir die zweckmäßigſten Anhaltspunkte. In kurzer Zeit gelang es mir, neue Combinationen hinzuſtellen, die ihrem Zwecke entſprachen und die vollkommene Zufriedenheit des Herrn und Meiſters und, wie ich ſpäter hörte, auch des Publikums erhielten.

So war ich denn aus einem freiſchaffenden Künſtler eine Art Kunſthandwerker geworden. In dieſer Eigenſchaft lag ich die erſte Zeit meines Aufenthalts in dem hübſchen Waldthal faſt nur in den Werkſtätten. Wenn ich meine Zeichnungen gemacht hatte, ſo ſorgte ich zunächſt dafür, daß ſie auch gehörig in die Formen gebracht wurden. Später beaufſichtigte ich den Guß. Dabei gab es für mich noch allerlei zu lernen. Im Anfange berückſichtigte ich manche Dinge nicht genug, die ich eben nicht wiſſen konnte, weil ich das Handwerk nicht kannte. Die unter mir ſtehenden Arbeiter gaben mir alsdann belehrende Winke, die ich gern und freundlich annahm. Da ich mich nicht überhob, wuchs zwiſchen mir und ihnen das Vertrauen und die Offenheit. Es bildete ſich ein freundſchaftliches Vernehmen, das die Arbeit ungemein fördern half. Ich darf wohl ſagen, daß ſie mich, den ſie vielleicht wegen ſeiner zu großen Jugend anfangs mit einem gewiſſen Mistrauen angeſehen hatten, wahrhaft liebten.

Auch von ſeiten des Principals erfreute ich mich bald des offenbarſten Wohlwollens. Er ſah, daß ich mich beſtrebte, ihm in allen Dingen nützlich und behülflich zu ſein, und daß es mir gelang, ſeine Angelegenheiten zu fördern. Zum Lohn dafür erwies er ſich mir äußerſt freundlich. Namentlich ließ er es nicht an reichlichen Vorſchüſſen fehlen, die mich in den Stand ſetzten, in kurzer Friſt meine Schulden in der Künſtlerſtadt abzumachen. Auch zog er mich oft in ſeinen Familienkreis, wo ich mehr als Künſtler wie als Arbeiter behandelt wurde. Gab es ein Feſt im Hauſe, ſo wurde ich eingeladen, wo ich dann durch manche künſtleriſche Anordnungen Ueberraſchungen hervorzubringen und Freude zu bereiten wußte. Auch mit den Kindern, die faſt alle noch unerwachſen waren, ſtand ich auf dem beſten Fuße. Sie hatten einen Hauslehrer, der ein gebildeter, junger Philolog war, und von dem ich, da wir befreundet wurden, in der Geſchichte und Literatur viele Förderung erhielt. Ich gab den kleinen Knaben und Mädchen Zeichenunterricht und kam dadurch noch in nähere Beziehung zu der Familie.

Während ich mich auf dieſe Weiſe in die neuen Verhältniſſe einlebte, gedachte ich auch wieder lebhaft der Kunſt. Eine Zeit lang kam ich nicht recht dazu, weil es mir an einem zweckmäßigen Atelier fehlte. In den Fabrikgebäuden ſelbſt konnte und wollte ich nicht arbeiten, weil es dort zu viel Geräuſch und Geraſſel gab, was mir jede Stimmung verdorben hätte. Auch fehlte es in den Wohnhäuſern an einem geeigneten Zimmer, weil dort keine einzige Stube mit Nordlicht vorhanden war. Dagegen fand ich auf meinen Streifereien durch die Gegend ein altes Gebäude mit vielen kleinen Thürmchen und Erkern, das mir ſowol wegen ſeiner Architektur als wegen ſeiner romantiſchen Lage einen überaus lockenden Eindruck machte. Die Leute nannten es das Jagdſchlößlein. Es war damals von dem Jäger des Fabrikherrn, zu deſſen Beſitzungen es gehörte, bewohnt. Einige

Büchſenſchüſſe höher im Thale als die andern Gebäulichkeiten gelegen, ſtand es auf einem Felſen. Hinter den Mauern ſtieg ein mächtiger Eichen- und Buchenwald den Berg hinauf, vor demſelben rauſchte der Bach ſchäumend und kühn durch die grüne Wildniß und machte gerade einen hübſchen Fall, der laut durch die Einſamkeit ſchrie. Eine nähere Unterſuchung ergab, daß der Jäger mit ſeiner Familie nur wenige Stuben des Erdgeſchoſſes einnahm.

Der obere Stock, zu dem eine kleine Wendeltreppe führte, beſtand aus großen, leeren Räumen, unter denen ich eine treffliche Werkſtätte fand, die nach Norden lag. Aus den Fenſtern ſah man nur Himmel, Waſſer und Wald. Das war ein prächtiges Neſt, um die Phantaſie anzuregen. Bei der erſten beſten Gelegenheit machte ich dem Principal den Vorſchlag, mir dort ein Zimmer einzurichten. Zugleich redete ich ihm ein, man könne in dem Jagdſchlößchen trefflich ein Local für junge Leute anlegen, die ich im Zeichnen für die Fabrik unterrichten wolle. Da die zunehmenden Arbeiten des Geſchäfts neue Bauten nöthig machten, ſo ging er auf den Vorſchlag ſogar mit beſonderm Vergnügen ein, und es dauerte nicht lange, daß ich dort hauſte und überdies eine kleine Schule um mich verſammelt hatte.

Da ſaß ich, ein Sohn des Waldes, wieder mitten im Forſte:

Mir war das Herz ſo wund und krank,
Ich fühlte mich weh und beklommen,
Da lenkt' ich zum Walde den einſamen Gang,
Wo oft mir Ruhe gekommen.

Und ſieh, es ſprach der Eichenbaum:
Auf, trüber Geſelle, geſunde!
Hoch ſtrecke dein Haupt in den Himmelsraum,
Faſſe Wurzeln tief im Grunde!

Die Birke meinte: Schau an mein Laub,
Es rauſcht und zittert und flüſtert,
Dem lockenden Leichtſinn ſei nicht taub,
Dann ſtehſt du nicht ſo umdüſtert.

Die Weide ſagte: In leiſem Schmerz
So lebe ich meine Tage,
O tröſt' dich an mir, du trauriges Herz,
Mir dient zur Wonne die Klage!

Der Tannenbaum rauſchte ſo tief und ernſt:
Du darfſt die Hoffnung nicht laſſen!
Ich grüne ſtets! Friſchauf, daß du lernſt,
Das Leben friſch zu erfaſſen!

So ſprachen die Treuen, mir aber war
Das enge Herz erweitert.
Du alter Wald, wie wunderbar
Haſt du mir die Seele erheitert!

Aber es waren nicht allein die Bäume, die mir das Gemüth leicht und hell machten. Die Kräuter um meine Wohnung dufteten ſo friſch und ſüß, die Waldblumen glänzten ſo farbig, wenn die Sonnenlichter, die goldig und grün durch die Zweige ſchoſſen, darüberſtreiften, der Bach lärmte da unten wie ein jauchzender, luſtiger Geſelle, die Ringeltauben girrten herüber, fern rief der Kukuk, die Droſſel ſchlug in den Wipfeln, der Specht klopfte an den Stämmen. Das war alles wie daheim als ich, noch ein unbefangener Junge, durch den Forſt des Vaters lief.

So umgeben von der Natur, wurde ich ganz und gar geſund. Die Idee der Kunſt floß wieder urſprünglich und eigen durch die Seele. Ich nahm wieder Pinſel und Palette und malte Studien, und da ſie gelangen, ſo ſaß ich in meinen freien Stunden bald hinter einer großen Leinwand. Diesmal aber war es keine gequälte Compoſition, die ich aufzeichnete: ich that einen Griff in die ſchöne Wirklichkeit, die mich umgab. Mein Gemälde ſtellte das Jagdſchlößlein dar, in dem ich ſelbſt hauſte. Ich hatte dazu eine Vedute gewählt, die ſich äußerſt maleriſch ausnahm. Mitten im Bilde ſtand der alte Bau mit den ſpitzen Thürmen und wohnlichen Erkern. Seitwärts ſtiegen die ſchlanken Buchen in die Luft. Dahinter erhob ſich der Berg mit lauter Bäumen. Im Vordergrunde rauſchte der Waſſerfall; das Ufer kränzten breite Lattichlätter und zierliches Farrnkraut. Ueber dem Ganzen lag noch ein leiſer Morgenduft, den die Sonne, die ſchon auf Dach, Baumwipfeln und Waſſerwellen ſtrahlig blitzte, ſo eben beſiegen wollte.

Ich ließ das Bild ſtehen, um es ſpäter zu übermalen. Darüber kam der Winter und gab mir andere Stimmungen, in welchen ich neue Entwürfe aufzeichnete. Als der Frühling wieder durch den Wald ging, machte ich mich friſchen Muthes an das Gemälde, das mir ins Herz gewachſen war, weil es mir meine Geneſung abſpiegelte. Eines ſchönen Morgens lag gerade die Stimmung über dem Orte, die ich dem Bilde geben wollte. Ich eilte hinaus, um den Moment noch einmal friſch zu erfaſſen und in meiner Seele zu fixiren. Ganz berauſcht ſtand ich vor der jugendlichen Schönheit der duftenden und blitzenden Waldwelt. Tief in mich verſunken, dachte ich einer Staffage nach, die zu dem Bilde paſſen würde. Da hörte ich hinter mir den klingenden Hufſchlag eines Roſſes. Verwundert ſah ich mich um. Ueber den felſigen, abhängigen Steg erſchien im kecken, ſichern Ritte auf muthigem Falben eine reizende weibliche Geſtalt. War es eine Fee? War es eine Erſcheinung aus vergangenen Zeiten? Das weite Reiterhabit floß in vollen, ſchönen Falten zur Seite des Pferdes herab; über demſelben wiegte ſich die zierlichſte, feinſte Büſte in den leichteſten Bewegungen. Die flotte Mütze ſaß auf einem Ohr; die dunkeln Locken flogen weit um das Haupt, das Antlitz war fein und friſch, und der ſchwarze Blick blitzte keck und muthig durch die Grüne. Sie ſah mich, den Erſtaunten, mit eigenem Erſtaunen, trieb das Roß ſchnell von dannen und verſchwand im Schatten der Stämme. Sieh da! Ich hatte meine Staffage. Sie war beſſer ausgefallen, als ich ſie gerichtet hätte. Aber wer war die wunderbare Reiterin?

VIII.

Die Gedanken über dieſe Erſcheinung machten mir eine merkwürdige Unruhe. Ich nahm mein Arbeitsgeräth vergebens zur Hand: es war mir unmöglich, einen ſichern Strich zu ziehen und eine klare Farbe aufzuſetzen, ſodaß ich zuletzt alles beiſeitewarf. Eine Zeit lang ſtellte ich mich an das offene Fenſter. Draußen war es ſo ſchön, jung und friſch wie vorher, aber ich konnte das Bild nicht mehr in ſcharfer Umgrenzung auffaſſen. Vor meinen Augen wirrte ſich alles bunt durcheinander. So ſtürmte ich hinaus und lief in der Nähe des Waldhauſes im Thale auf und ab, hinſchauend auf Stämme und Wipfel, auf Bach und Steine, auf Schatten und Lichter, ohne mir doch eigentlich klar zu machen, was vor meinen Augen ſtand. Ich dachte auch in der That nicht an alle dieſe Dinge. Meine Blicke ſtreiften von einem Gegenſtande zum andern, eigentlich nur, um recht in die Ferne zu ſehen. Es war mir, als müßte aus dem Dämmer des Waldes wieder jene ſeltſame Reiterin hervorfliegen. Ohne daß ich ein Abenteuer erlebt hatte, war es mir ganz abenteuerlich zu Muthe, wie es denn oft der Fall iſt, daß uns mitten in der größten Eintönigkeit des Daſeins irgendein unverhofftes Erlebniß Unruhe und Raſtloſigkeit in die Seele ſtreut.

Als es Abend wurde, mußte ich mir ſagen, daß ich den Tag recht im Nichtsthun zugebracht hatte. Die eintretende Dämmerung fand mich auf dem Wege zum Wohnhauſe des Fabrikherrn. Ich hatte daſſelbe wol ſeit zwei Wochen nicht beſucht, weil ich durch meine Arbeiten und Studien inmitten der üppigen Frühlingsnatur zu ſehr in Anſpruch genommen worden war. Zwar ſagte ich mir vor, ich wäre es der Höflichkeit ſchuldig, endlich wieder einmal in dem Kreiſe zu erſcheinen, der mir ſo viele Güte und Freundlichkeit erwies. Wahrſcheinlich aber wäre mir dieſe Nothwendigkeit nicht eingefallen, wenn nicht im Hintergrunde meiner Seele die Neugierde geſchlummert hätte. Das phantaſtiſche Mädchen, welches mir im Walde begegnete, konnte nicht wohl an einem andern Orte ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen haben, als in dem Hauſe, zu welchem mich der unebene Pfad, das rauſchende Waſſer entlang, führte. Mochte ich mir alſo auch ſelbſt etwas weismachen, eigentlich zog ich aus, um zu wiſſen, wer die Fremde ſei.

Dem wunderſchönen Tage folgte ein wunderſchöner Abend. Der Vollmond ſtieg über den Bergen empor und ſtand hell und klar in der umdufteten Luft. Die Bäume ragten ohne ein Blättchen zu regen in den Nachthimmel. Der Bach, der längs dem Pfade in lauter kleinen Fällen über das Geſtein rauſchte, brach das Bild des leuchtenden Erdgenoſſen in tauſend blitzenden Strahlen. Ueber der ganzen Landſchaft lag ein leiſer blauer

Schimmer wie ein ſtilles Räthſel. Mit pochendem Herzen gelangte ich an das Gitter, welches den Garten des Wohnhauſes umgab. Von ferne rauſchten mir die Klänge des Pianos aus dem offenſtehenden Fenſter entgegen. Ich ging lauſchend näher. Es war keine von den Melodien, die ich ſonſt zuweilen von den Kindern des Hauſes zu hören pflegte. Die Hände, welche diesmal über die Taſten ſtreiften, waren unendlich geübter. Dabei klang das Muſikſtück keck, muthig, lebendig, ich möchte es faſt chevalereſk nennen. Die Töne flatterten ſo luſtig und munter hinaus wie eine bunte Schar von Schmetterlingen, die über duftige Blumen dahinſchwärmen. Und dann klang doch wieder etwas ſo Unheimliches und Beängſtigendes hindurch, daß es mir war, als ſuchte ein böſer Vogel oder eine giftige Schlange ſie zu erhaſchen. Zudem war es üppig ſchwellend in der Natur. Der Duft der Roſen und der Reſeda miſchte ſich mit dem des Jaſmin. Hier paßte alles zu einander! Mein Haupt war ganz berauſcht.

Mit langſamen Schritten wanderte ich durch den reinlichen, mit kleinen Kieſeln beſtreuten Weg dem Hauſe zu. Aus einer Laube ſeitwärts ſprangen mir die Kinder entgegen und brachten mich zu den Aeltern, die dort in der balſamiſchen Abendluft ihren Thee tranken. Während der Begrüßung verklangen die Töne. Man lud mich zum Sitzen ein, und ſchon begann ſich ein Geſpräch zu bilden, da hüpfte plötzlich in kecken Sprüngen eine anmuthige Geſtalt vom Hauſe daher. Die zwei ſchlanken Windhunde, welche in den Hof gehörten, waren ihre Begleiter. Mit den zierlichſten Bewegungen wanden ſich die ſchönen, blanken Thiere faſt ſchlangenartig dahin, indem ſie bald an ihrer Seite ſprangen, bald ſich vor ihr auf die Erde duckten und ſie mit Liebkoſungen überhäuften, denen ſie kaum zu wehren vermochte. Es war ein hübſches, lebendiges Bild von kühner Grazie, das einem Maler, der es friſch und kühn erfaßt hätte, alle Ehre machen mußte. Das Mädchen trat zu unſerm Kreiſe. Es war die Reiterin, die ich am Morgen geſehen hatte. Ich ſtand auf, um ſie zu begrüßen, indeß ich fühlte, daß das Blut mir in die Wangen ſtieg. Der Vater ſtellte mich als den Maler, ſie als ſeine Tochter Melanie vor.

Nun wurde mir die Sache auf einmal klar. Ich hatte zuweilen von der älteſten Tochter ſprechen gehört, die ſich in einer Penſion in Paris befand. Auch war die Rede davon geweſen, daß ſie mit dem Frühjahr nach Hauſe zurückkehren ſolle. Zufälligerweiſe hatte man indeß in der letzten Zeit, wenigſtens wenn ich anweſend war, die Angelegenheit nicht mehr berührt. Und wie wir denn auch oft nicht mehr an Dinge denken, die uns nicht intereſſiren, weil uns die Gegenſtände unbekannt ſind, ſo war mir überhaupt der Umſtand, daß noch ein anderes Kind zur Familie gehöre, faſt ganz aus dem Gedächtniſſe entwichen. Jetzt aber tauchten mir plötzlich wieder die vergangenen Geſpräche auf, und ich wußte, warum es ſich handle.

Melanie war in der That ein ſo reizendes Geſchöpf, wie mir wenige auf meinem Lebenspfad begegnet ſind. Ihre Geſichtszüge konnte man nicht ſchön nennen im Sinne der antiken Vorbilder: ſie waren nicht edel geſtreckt; im Gegentheil, Stirn und Naſe entbehrten der reinen, ſchlanken Linie, der Mund war zu aufgeworfen, um ſchön genannt zu werden. Aber jeder einzelne Zug war keck und pikant. Die großen ſchwarzen Augen ſahen faſt dämoniſch unter den langen, ſeidenen Wimpern hervor, und die ſchwarzen Locken ringelten ſich wie Schlangen um das jugendlich blühende Haupt. In den Blicken, die mitunter lang und träumeriſch in die Ferne ſchauten, mitunter mit eigenthümlichem Funkeln in der Nähe umherirrten, lag etwas ſeltſam Lockendes und doch wiederum entſchieden Abſtoßendes. Ein harmoniſches Ineinanderklingen und ein disharmoniſches Zerreißen ſtand hier ganz nahe aneinander. Sie ſprach nicht viel, aber wenn ſie ſprach, ſagte ſie faſt immer etwas Eigenthümliches, das zweilen tief gefühlt, zuweilen aber auch eckig und barrock klang. Gegen ihre kleinen Geſchwiſter war ſie ſeltſam genug. Oft zog ſie die Kinder ſtürmiſch und ſieghaft an ſich, oft ſtieß ſie dieſelben fremd und kalt ab. Die Thiere, die mit ihr gekommen waren, behandelte ſie ähnlich. Mitunter liebkoſte ſie dieſelben faſt inbrünſtig, dann zerrte ſie an ihnen herum, daß ſie Schmerzlaute von ſich gaben. Und doch ſah es reizend aus, wenn ſie den niedlichen Fuß auf ihre glatte Haut ſetzte, und wenn die Hunde nicht wagten, ſich zu bewegen.

Wir gingen nach einiger Zeit hinein. Dort wurde muſicirt, wobei Melanie die Hauptrolle übernahm, denn ſie war bei weitem am fertigſten in Spiel und Geſang. Die Stücke, die ſie auf dem Piano vortrug, hatten denſelben Charakter, der mir ſchon bei der Muſik, die ich beim Eintritt in den Garten hörte, aufgefallen war. Ich fragte nach dem Componiſten; ſie nannte mir Chopin als ihren Liebling. Zwiſchenher ſang ſie tiefmelancholiſche Lieder von Schubert. Ihre Stimme war nicht ſchön zu nennen, ſie klang mitunter zu ſcharf, um melodiös zu ſein; dennoch gab ſie der Melodie einen unausſprechlichen Ausdruck von zerriſſener Leidenſchaft. Aber wenn ſie geendet hatte, ſchlug ſie oft ein helles Gelächter auf, gerade als wollte ſie den Eindruck in ihrer Seele und bei den Zuhörern verwiſchen. Dieſe Zerſtörungsſucht ihres eigenen Wirkens machte mir einen ſehr peinlichen Eindruck. Gleichwol lagen aber noch Anziehungspunkte genug in ihrer ganzen Art und Weiſe. Das Leben gab mir plötzlich in ihrer ſeltſamen Erſcheinung ein neues, unvermuthetes Räthſel auf.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als ich den Heimweg antrat. Das Bild des eigenthümlichen Mädchens beſchäftigte mich ſo lebhaft, daß ich nicht weiß, wie ich nach Hauſe gekommen bin. Als ich mich ins Bett gelegt hatte, wurde ich durch eine völlige Schlafloſigkeit gefoltert, die ich zwar dem grellen Mondſchein, dem Rauſchen des Waſſerfalles und den langgezogenen Tönen der Nachtigall unten im Walde zuſchrieb, die aber ihren eigentlichen Grund in dem mich verfolgenden Bilde hatte, denn ſonſt ſchlief ich in den prächtigſten Frühlingsnächten den Schlaf des Gerechten. Nach einer kurzen Ruhe, die erſt gegen Morgen eintrat, ſtand ich auf, um mich wieder an mein Bild zu machen. Aber auch diesmal war es vergebliche Mühe. Umſonſt hatte ich ſchon die Farben auf die Palette geſetzt, umſonſt den Pinſel in die Hand genommen. Ich konnte die Stimmung und den Gedanken der Compoſition nicht faſſen, und nahm ein Skizzenbuch, mit dem ich in Wald und Berg hinauslief.

Aber ich kam ganz ohne Erfolg heim. Eigentlich hatte ich an gar nichts anderes gedacht als an Melanie. Gern wäre ich den Abend wieder in die Familie gegangen, wie es mir alle Tage freiſtand; aber ich hatte mich in der letzten Zeit dort ſo wenig blicken laſſen, daß ein in ſo kurzer Zeit erneuter Beſuch auffallend geweſen wäre. So blieb es denn auch einige Tage, in denen ich faſt niemand ſah als meine Schüler und die Leute aus dem Hauſe. Meine Ruhe begann ſich wieder einzuſtellen, ich dachte an die Staffage in meiner Waldlandſchaft, und zeichnete in der That die Reiterin, die mir im Walde begegnet, in den Vordergrund. Obgleich ich mich erſt wenig mit Figuren beſchäftigt hatte, ſo gelang mir die Zeichnung doch vollkommen. Die Geſtalt des Mädchens und des Pferdes waren voll Leben und Bewegung. Dabei erſchienen beide ſo ähnlich in Anſtand und Haltung, daß es wenigſtens dem geübten Auge auffallen mußte. Auch paßte die Amazone ganz an die Stelle, die ich ihr gab. Es war die Romantik, die durch den Wald zog.

Je mehr ich die Geſtalt auf die Leinwand fixirte, je mehr vergaß ich das Vorbild. Und ſo ſaß ich eines Tages recht luſtig und munter hinter der Staffelei, weil ich das frohe Bewußtſein hatte, daß ich nach langer geiſtiger Dürre wieder ein gutes Bild geſchaffen habe, als ſich plötzlich die Thüre öffnete und Melanie, begleitet von ihrem Vater, in meine Werkſtätte trat. Da der Alte mich erſt einmal, und zwar kurz nach meiner erſten Einrichtung, beſucht hatte, ſo war ich nicht wenig erſtaunt über dieſe Erſcheinung. Er ſagte, daß er mit ſeiner Tochter gekommen ſei, um meine Arbeiten in Augenſchein zu nehmen. Da ſein Kunſtverſtand aber nicht über einen gewiſſen techniſchen Geſchmack hinausging, ſo würdigte er das Bild nur eines flüchtigen Blickes und eines oberflächlichen Lobes in den bekannten Redensarten. Deſto genauer ſah ſich Melanie das Gemälde an. Ich konnte deutlich in ihrem Weſen erkennen, daß ſie mir eine ſolche Arbeit nicht zugetraut hatte, denn ſie ſtand unbeweglich in ſtaunendem Schweigen vor der Tafel. Am meiſten aber überraſchte es ſie offenbar, ſich ſelbſt auf dem Falben als Staffage in der Landſchaft zu finden. Was ihr Vater bei ſeinem flüchtigen Beſchauen gänzlich überſehen hatte, wurde ihr ſofort klar, denn ſie kannte den Moment, der mir das Motiv an die Hand gegeben hatte. Sie hütete ſich zwar, in Lobſprüche auszubrechen, dafür aber waren ihre Blicke deſto bedeutungsvoller. Sie ſah mich mit einemmal mit ganz andern Augen an.

Das erſte Wort, welches ſie äußerte, war eine Bitte an mich, ihr Stunden zu geben und ſie namentlich im Zeichnen und Malen nach der Natur zu unterrichten, was ich ihr gern und unbedingt verſprach. Im Verlaufe der Rede ergab es ſich, daß ſie die Kunſtwerke in der franzöſiſchen Hauptſtadt mit Verſtändniß und Nutzen angeſehen hatte, denn ſie machte manche richtige und treffende Bemerkung. Ebenſo wenig fehlte es ihr an Schlagfertigkeit des Ausdrucks, als ſie meine an der Wand hängenden Studien betrachtete und meine Skizzenbücher durchblätterte. Wie ſie mich am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft durch ihre muſikaliſchen Talente in Verwunderung geſetzt hatte, ſo that ſie es jetzt durch ihre künſtleriſchen Anſchauungen. Aber auch hier hatte ſie wieder dieſelbe Vorliebe für melancholiſche, düſtere und bizarre Scenen. Die wildeſten Capricen der Natur, wie wir ſie oft zwiſchen öden Felſen, in dunkeln Schluchten und in unheimlichen Sümpfen antreffen, ſagten ihr am meiſten zu. Ich muß geſtehen, daß mich dieſer wunderliche, mit ihrer Jugend ſo ſehr contraſtirende Zug aufs neue anzog. Als ſie ſich mit ihrem Vater entfernte, fühlte ich wieder eine eigenthümliche Unruhe.

Am folgenden Tage ging ich wirklich mit ihr in den Wald hinaus. Damit wir indeß nicht allein ſeien, was ſich nun einmal nach den Regeln der Geſellſchaft nicht ſchickt, wurde uns ein Kammermädchen mitgegeben. Wir verbrachten von dieſer Zeit an manche Stunde zuſammen in gemeinſchaftlichen Arbeiten. Sie legte dabei ein leichtes, ſchönes Talent an den Tag; aber die Gegenſtände, die ſie nachbildete, mußten durchaus einen wilden, ſtarren Charakter zeigen, wenn ihr die Darſtellung gelingen ſollte. Den Frieden und die Ruhe in der Natur verſtand ſie nicht. Mehreremal beredete ich ſie, ſich milden und freundlichen Stimmungen in der Landſchaft zuzuwenden, aber ich fand alsdann ihre Verſuche immer mangelhaft und unzureichend. So blieb ſie ſich denn in ihrem Weſen auch der friſchen, freien Gotteswelt gegenüber vollkommen treu. Uebrigens war ſie als Studiengenoſſe ſo trefflich wie irgendeiner meiner Kameraden, mit denen ich in frühern Jahren die Ahr und Eifel durchfahren hatte. Mitunter hatte ſie merkwürdige Einfälle, und zuweilen ſang ſie ihre leidenſchaftlichen Lieder, daß der Klang weit in die grüne Waldwelt flog. Auch im Wandern durch die Berge, im Erklettern von Felſen war ſie keck und unverdroſſen.

Je länger ich das ſeltſame Mädchen zwiſchen Stein und Baum beobachtete, je mehr ſpannte und reizte ſie die Aufmerkſamkeit meines Geiſtes. Sie blieb immer friſch und anregend, ſie bewegte ſich ſtets in neuen graziöſen Formen und Anſchauungen, ſie entwickelte tagtäglich einen ungeahnten Fonds von Originalität. Allmählich fühlte ich mich mit tauſend Fäden an ſie geknüpft, denn niemals war mir die Zeit ſo raſch und luſtig vergangen wie mit ihr. Ich ſehnte mich ſtets nach ihrer Geſellſchaft, weil ſie mich ſtets intereſſirte. Und dennoch lag im tiefſten Grunde meiner Seele ein gewiſſes Widerſtreben. Die Sympathie für ſie erſtreckte ſich nicht bis auf das letzte Ende meines Innern. Erſt ſpäter iſt es mir klar geworden, daß ihr Weſen mir eigentlich nur die Sinne betäubte und berauſchte.

Man wird ſich unter dieſen Umſtänden wundern, daß ſich dennoch mein Geiſt in unvermeidliche Netze verſtrickte. Ich war zu jung und unerfahren, um mir klar über mich und die Verhältniſſe, die mich umgaben, zu werden. Dazu kam, daß ich eben erſt eine Kriſe in meinem frühern Leben überſtanden hatte, und daß mich die eben zurückgekehrte geiſtige Kraft und Geſundheit muthig und unternehmungsluſtig machte. So mochte es denn geſchehen, daß ich oft zu tief und zu lang in ihre dunkeln, dämoniſchen Augen blickte, daß ich zu brünſtig ihren geiſtreichen Worten lauſchte, daß ich zu kühn verworrene Reden führte, daß ein unvorſichtiger Seufzer zu ſtürmiſch über meine Lippen quoll, daß ich ein zu eindringliches Lied mit zu verfänglichem Texte in den Wald hinausſang. Mein ganzes Weſen glich einem brennenden Stoffe, der hoch angehäuft liegt, und der auf der Stelle, ſobald ihn der zündende Funke trifft, in hohe Flammen aufgeht.

Wir hatten einſt an einem Nachmittag oben auf einem hohen Berge, der ſich durch zackige Felsblöcke und üppige, mit Rankengewächſen durchflochtene Ahornbäume auszeichnete, nach der Natur gemalt. Dort überraſchte uns der Abend, ehe wir daran dachten. Zwei Pfade führten nach der Heimat, der längere war ziemlich eben, aber viel weiter, der kürzere führte ziemlich gerade, aber ſteil und ſchroff in das Thal hinab und war nicht ohne Gefahr. Wir pflegen Rath, für welche Bahn wir uns entſcheiden ſollten. Melanie wählte den Weg der Kühnheit; ich ſtimmte ihr bei. Die Zofe mahnte zur Vernunft, aber ſie wurde natürlich überhört, obgleich ſie ſich entſchieden weigerte, mit uns zu gehen, wenn wir auf unſerm Beſchluß beharrten. Als meine Schülerin ſie auslachte, meinte ſie, daß man ihr die Hut doch nur ſo lange zumuthen könne, als dies ohne Lebensgefahr geſchehe. Ihre Vorſtellungen wurden in den Wind geſprochen. Melanie, die kein einmal ausgeſprochenes Wort zurückzunehmen pflegte, drängte mich zum Aufbruch. Die

Kammerjungfer beſtand auch auf ihrem Kopfe und wendete ſich dem weitern Wege zu.

Nicht ohne große Verlegenheit zog ich mit dem ſchönen, ſchlanken Mädchen, das durch die letzte Scene erſt recht aufgeregt worden war und im ganzen Geſichte glühte, in das Dunkel der Bäume, zwiſchen denen die tiefſte, ſtillſte Einſamkeit wehte, denn das Leben der Vögel war längſt verſtummt, nur hier und da in den Wipfeln, die im rothen Abendſcheine glühten, ſang noch eine verſpätete Amſel. Je tiefer wir in den Berg kamen, je abſchüſſiger neigte ſich der Pfad, je mehr häufte ſich das Geröll, das faſt jeden Tritt unſicher machte. Melanie hatte trotz ihres kecken Muthes große Noth, ſich auf den Füßen zu halten, die überdies nur mit dünnen Damenſchuhen bekleidet waren. Sie mußte ſich endlich, da ſie Schmerzen unter den Sohlen hatte, bequemen, meine leitende Hand anzunehmen. So ging es eine Zeit lang beſſer. Der Bach aus der Tiefe rauſchte uns immer näher entgegen. Faſt waren wir ſchon in das Thal gelangt, als ein kleiner Abhang, den ich nicht kannte, als neues Hinderniß in den Weg trat. Für einen Mann war es eben nicht ſchwer, hinunter zu gelangen. Wie aber ſollte ich das Mädchen hinabführen? Melanie verlor den Muth noch weniger wie ich. Ich kletterte über die Felſenblöcke, ſie folgte mir wie eine Gazelle. Zuletzt galt es noch einen kühnen Sprung. Ich that ihn zuerſt und ſtand bald unten, zu ihr hinaufblickend. Leicht und muthig, als wäre nichts zu befürchten, flog ſie mir nach. Ich fing ſie in meinen Armen auf. Ihr Buſen wogte mir gegen das pochende Herz;

ihre Wange ruhte an meinem Geſicht. Ich hielt ſie umſchlungen; ich konnte ſie nicht loslaſſen. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte.

Bis in die tiefſte Seele hinein zitterte und bebte ich, als wir weiter gingen. Sie hatte mich ſchon längſt in ihre Bande verſtrickt: jetzt war ich wie bezaubert. Nur mit Mühe vermochte ich meine Sinne zuſammenzufaſſen, um den Steg wiederzufinden, auf dem wir über den Waldbach mußten, zumal die Eile noththat, denn ſchon begann die Dämmerung im Thale ſich zur Nacht zu ſteigern. Mein Suchen war vergebens. Endlich fand ich die Stelle, aber die Brücke war durch einen Gewitterregen in den letzten Tagen fortgeſchwemmt worden. Da half kein langes Bedenken mehr. Melanie mußte ſich hinübertragen laſſen. Sie ſah die Nothwendigkeit ein und fügte ſich ohne alles zimperliche Gebaren. So nahm ich ſie denn auf meine Arme; ihre Arme waren um meinen Nacken gekettet. Es wurde mir faſt ſchwindelig, als ich ſie aufhob, vor zitternder Befangenheit. Aber keck und feſt trug ich ſie durch die ſchäumenden Wellen. Hatte der kühle Fluß mir meine Kraft wiedergegeben, ich weiß es nicht, aber als ich mit ihr ans andere Ufer trat, ſchwoll mein Herz voll Muth. Ich hätte jauchzen mögen, und hielt ſie feſt. Da ſah ich ihre Augen ſo freundlich und nah, wie ſie mir nie geglänzt hatten; ich fühlte ihren Hauch an meinen Wangen. In frevelhafter Kühnheit neigten ſich meine Lippen an die ihrigen. Es folgte ein langer, langer Kuß.

Kurze Zeit ſpäter waren wir aus der wirren nächtlichen Stille des Waldes an meinem Jagdſchlößlein vorbei in die bewohnten Theile des Thals getreten. Ohne ein weiteres Wort geſprochen zu haben, ſchlüpfte ſie in den Garten zu dem Wohnhauſe hin. Ich aber wanderte ebenſo ſtumm nach meiner einſamen, umrauſchten Wohnung.

IX.

Bei einer jungen Liebe pflegt man ſich wenig um die Verhältniſſe zu bekümmern. Was geht uns da die Vergangenheit und Zukunft an! Wir leben nur in der Gegenwart. Iſt das glühende Gefühl noch das Eigenthum eines einzelnen Herzens, dann iſt man trüb und traurig. Hat es ſich aber einem andern Herzen erklärt, dem es zugehört, dann jauchzt und jubelt man wie ein Kind, das ſeiner Luſt kein Ende weiß. Mir war es aber nicht alſo zu Muthe. Statt frei und heiter zu ſein, fühlte ich die folgenden Tage die heftigſten Gewiſſensbiſſe. Faſt ſchien es mir, als hätte ich eine Sünde begangen. Wie kannſt du ein ſolches Verfahren vor deinem Principal rechtfertigen? Wie darfſt du Unfrieden und Verdrießlichkeiten auf die Wege einer Familie ſäen, die dir ſo viele Wohlthaten erzeigt hat? Du biſt noch zu weit mit der Kunſt zurück, um nach dem Beſitze eines reichen und vornehmen Mädchens die Hand auszuſtrecken! So lauteten meine Zweifel und Bedenken. Eigentlich aber verſteckte ſich dahinter das Gefühl, daß Melanie und ich nicht zuſammenpaßten, ſonſt würde mir wol, trotz aller Verſchiedenheit der Verhältniſſe, der Himmel voller Geigen gehangen haben. Hätte der Gegenſtand mich ganz erfüllt, dann wäre dieſer folternde Zwieſpalt meiner Seele fern geblieben.

Mitten in dieſen quäleriſchen Stimmungen erhielt ich einen Brief aus der Künſtlerſtadt mit einer Einladung, meine Bilder auf die Ausſtellung zu bringen. Da meine Landſchaft nun gänzlich vollendet war, und da ich überdies ſchon lange den Wunſch hegte, meine Freunde und Kunſtgenoſſen einmal wiederzuſehen, ſo erſchien mir das Schreiben wie ein Fingerzeig des Himmels. Eine Reiſe in dieſem Augenblick half mir am beſten aus der Verlegenheit. Ueberdies konnte ich dieſelbe gegenwärtig vortrefflich unternehmen, zumal da es mir nicht an Geld fehlte, und da ich auch in der Fabrik keine beſondern Arbeiten zu leiſten hatte. Außerdem kam eine gewiſſe Eitelkeit ins Spiel. Ich war überzeugt, daß ich ein gutes Bild gemalt hatte, die Kritik mußte ihm Anerkennung zollen und mir, im Falle ſich das begonnene Verhältniß fortſpinnen ſollte, Melanie und ihren Aeltern gegenüber, eine feſte und ehrenvolle Stellung ſichern.

Der Fabrikherr gab mir ohne jede Widerrede ſeine Einwilligung. Als ich Abſchied von der Familie nahm, ſah Melanie mich mit großen Augen an. Es ſchien faſt, ſie habe erwartet, daß ich ſie noch beſonders ſpreche. Allein es fehlte mir dazu die Gelegenheit und auch wol der Muth. Kurz, ich ſaß nach einigen Tagen im Poſtwagen, der mich dem nie vergeſſenen geliebten Kreiſe zuführte. Die Aufnahme, welche ich bei meinen jugendlichen Kunſtgenoſſen fand, war die freundlichſte von der

Welt. Denſelben innigen Empfang ließ mir der treffliche Meiſter zutheil werden. Bald war es, als wäre ich nicht fort geweſen. Ich hatte in dem Herzen der Freunde, ſie hatten in meinem Herzen fortgelebt. Wir ſchwärmten bald wieder wie früher zuſammen durch Geſang, Gelage und Kunſtgenüſſe. Sie erzählten mir, was ſie begonnen und beendet hatten, ſeitdem ich nicht mehr mit ihnen war, und horchten ebenfalls auf die Mittheilungen, die ich ihnen von meinem Aufenthalte in dem waldigen Fabrikthale machte. Manche beneideten mich ſogar und rühmten meine Lage.

So ſehr ich mich auch freute, mich in der Mitte der lebensfrohen Schar zu befinden und ihre Vergnügungen zu theilen, ſo gereichte es mir noch zur beſondern Genugthuung, daß ſie meine Arbeiten aufrichtig bewunderten. Die Studien, welche ich nach der Natur gemacht hatte, erregten allgemeines Erſtaunen. Die einen prieſen die herrliche Landſchaft, die mir ihr Antlitz ſo freundlich geboten hatte, die andern lobten den Umſchwung, den ich ſelbſt an den Tag legte, indem ſie behaupteten, daß ich wieder mit friſchen und geſunden Sinnen in die Dinge ſchaue. Noch mehr aber ſteigerte ſich dieſe Begeiſterung, als meine Landſchaft ausgepackt war und meinen Kameraden vorgeſtellt wurde. Zu meiner großen Freude übertraf das günſtige Urtheil bei weitem meine Erwartungen. Der Gegenſtand gefiel außerordentlich, noch mehr aber die Unmittelbarkeit und Urſprünglichkeit der Behandlung. Allgemein hieß es, ich hätte einen glücklichen Griff gethan, und es ſei lange kein ſo naturfriſches Bild in dem Umfange der Schule gemalt worden.

Auf der Ausſtellung, die eben begonnen hatte, machte das Gemälde wahrhaft Furore. Die Kunſtfreunde kamen von allen Seiten heran und widmeten meiner Arbeit die größte Aufmerkſamkeit. Die öffentlichen Blätter ſtrömten von dem ungetheilten Lobe meines Jagdſchlößchens über. Ich feierte einen Triumph nach dem andern in der öffentlichen Meinung. Dieſer geiſtigen Anerkennung folgte die thatſächliche auf dem Fuße. Es war meine Abſicht, dem Kunſtverein das Bild zum Ankaufe vorzuſchlagen, aber es bedurfte keines ſo langen Wartens. Dem Beſitzer einer Galerie von Gemälden neuerer Künſtler ſagte meine Arbeit in einer Weiſe zu, daß er mit mir in Unterhandlung trat und mir einen unerwartet hohen Preis bot. Ich zog die gewiſſe Ausſicht der ungewiſſen vor und hatte nichts Eiligeres zu thun, als zuzuſchlagen. Gleich nachher ergingen mehrfache Anfragen an mich, ob ich nicht noch andere Bilder zu veräußern hätte. Da ich aber keine fertige Arbeit daſtehen hatte, ſo mußte ich die Leute unbefriedigt laſſen. Dafür wurde mir die Freude, daß ich mehrere erhebliche Beſtellungen erhielt.

So ſtand ich plötzlich in der Kunſt, die mir in den vergangenen Jahren manche trübe Stunde bereitet hatte, auf der Höhe des Glückes. Was war natürlicher, als daß ich auch in andern Beziehungen des Lebens mein Haupt kühner emporhob! Melanie und die Scene im Walde tauchten wieder mit den lebendigſten Farben in meiner Seele auf. In der Geſchichte der Kunſt fehlte es nicht an mannichfachen Beiſpielen, daß ihre Vertreter zu hohem Rang und großen Glücksgütern gelangten. Noch in der jüngſten Zeit hatte es ſich manchmal ereignet, daß dieſer oder jener Maler durch die Vorzüge ſeiner Werke ohne Schwierigkeit zum Mitglied hochgeſtellter und reicher Familien geworden war. Was jenen gelungen, warum ſollte es mir fehlen? Das Gift der Eitelkeit begann ſich in mein Herz einzuſchleichen. Merkwürdigerweiſe geſellte ſich ſogleich die Verblendung hinzu. Was mir an dem ſeltſamen Mädchen unangenehm geweſen war, verſchwand mit einemmal der Erinnerung. Ich ſah ſie in meiner Seele nur im Schmuck aller jener Reize ſtehen, die mir mehr als einmal das Blut kochen machten. Ich dachte nur an ihren melancholiſchen, tiefen Blick, ich hörte nur ihre rührenden, ſcharf in die Seele ſchneidenden Geſänge. So wurde ſie plötzlich das Ziel aller meiner Gedanken und Plane.

Ich war ſo recht auf der Höhe meines Glückes angekommen, als ich eines Tages einen Brief von meinem Principal erhielt. Gleich der Anfang lautete ſehr ſchmeichelhaft, denn es hieß darin: daß er mit großem Vergnügen mein und meiner Werke Lob in den Zeitungen geleſen habe, und daß er mir gern die Erlaubniß gebe, mich zum Behuf meiner weitern Ausbildung einige Zeit auf der Akademie aufzuhalten. Damit es aber nicht den Anſchein habe, als wolle er Erſparungen wegen meines Gehalts eintreten laſſe, ſo beſtelle er mir ein Bild in beliebiger Größe und zu beliebigem Preiſe. Er freue ſich um ſo mehr, mir dieſen Auftrag geben zu können, als er ihn zu einem für ihn höchſt angenehmen Geſchenke beſtimmt habe. Bis dahin klang das Schreiben ſo angenehm, daß ich es mit der größten Befriedigung las. Aber der Nachſatz brachte mich einer Ohnmacht nahe.

Da ſtand nämlich an dem Ende des Briefes: Ich beſtimme das Kunſtwerk in die junge Haushaltung meiner Tochter Melanie, die ſich, was auch Ihnen zur Freude gereichen wird, kurz nach Ihrer Abreiſe mit den Grafen Grünberg verlobt hat.

Welche gräßliche, unerwartete Ueberraſchung! Ich fiel plötzlich aus allen meinen Himmeln. Wie konnte das zugegangen ſein? Den Namen des Grafen hatte ich einigemal gehört; er war ein Nachbar des Fabrikherrn und beſuchte denſelben zuweilen. Aber niemals wurde in ſehr rühmlicher Weiſe von ihm geſprochen. Er war nicht mehr jung, er hatte einen großen Theil ſeines Vermögens verſchwendet, ja manche ſeiner Eigenthümer waren in den Beſitz des immer reicher werdenden induſtriellen Nachbars übergegangen; man wollte ſogar wiſſen, daß er mitunter in großen Verlegenheiten ſtecke. Was konnte alſo das junge, reizende Mädchen bewegen haben, ihm ſeine Hand zu geben? Ich fand kein anderes Motiv als die Eitelkeit. Der Titel einer Gräfin hatte für ſie und die ganze bürgerliche Familie ſehr große Lockungen. Mich faßte ein Gefühl empörter Gereiztheit. Ich ſah mit einemmal wieder alle Fehler Melaniens. Sie hatte mir vor kurzem im Arm gelegen, ſie hatte meine Küſſe erduldet und erwidert! Und faſt in derſelben Stunde verlobte ſie ſich mit einem andern, der ihr höchſtens einen Rang bieten konnte. Sie zog dem friſchaufſtrebenden Künſtler den verlebten Grafen vor! Dieſe Gedanken wirkten wie ätzendes Gift in meiner Seele.

Während ich ſo in der tiefſten Verſtimmung fortbrütete, brachte mir der Poſtbote einen neuen Brief aus dem Fabrikthale, deſſen Aufſchrift offenbar von einer zarten Damenhand herrührte. Mich ergriff das größte Erſtaunen, als ich die Unterſchrift geſehen hatte, denn er kam von Melanie. Sie ſchrieb, daß ſie mir wegen ihrer Verlobung eine Erklärung ſchuldig ſei. Der kurzen Einleitung, aus der übrigens eher eine melancholiſche Stimmung wie die klare, reine Beſeligung eines Herzens, das ſein höchſtes Ziel erreicht hat, hervorklang, folgte eine kurze Schilderung ihres Lebens. Ich war nicht ihre erſte Neigung geweſen. Als ſie zu ihrer Ausbildung in Paris lebte, hatte ſie Unterricht in der Muſik bei einem ſchönen, liebenswürdigen jungen Manne, der in den Stunden eine außerordentliche Aufmerkſamkeit für ſie an den Tag legte. Er ſpielte und ſang ihr, wenn die Lection vorbei war, noch oft ſtundenlang vor. Er führte ſie in die Schönheiten ſeiner Kunſt auf eine Weiſe ein, daß ſie ſich an ſeiner Begeiſterung begeiſterte und die trefflichſten Forſchritte machte. Alle andern Lehrfächer ſtanden hinter der Muſik zurück. Sie dachte und träumte nur von Geſang und Spiel. Ihr Fleiß und ihre Ausdauer hingen aber weſentlich mit dem Intereſſe für den Meiſter zuſammen. Hatten auch die Gegenſtände des Unterrichts ihre Liebe zur Kunſt hervorgerufen, ſo bildete ſich doch zugleich eine Leidenſchaft für den Lehrer aus. Dieſem aber entging das Zittern und Beben des reizenden Mädchens nicht, wenn er kam, um ihr Unterricht zu ertheilen. Eines Tages, als ſie erglühend zu ſeinem Empfange aufſprang, nahm er ſie in den Arm, drückte ſie, die Willenloſe, an ſeine Bruſt und preßte einen langen erſten

Kuß auf die jugendlich blühenden Lippen. Die Muſik, die dieſer Scene folgte, war ſehr verwirrt. Noch zweimal erlebte ſie einen ſo ſeligen Moment, der ihr alle Sinne ſchwinden machte. Und dann kam ein Augenblick, der ihr die junge Seele mit ſcharfem Gift tränkte. Die Penſion, in der ſie ſich befand, bildete ihre Zöglinge auch vorzugsweiſe für die Geſellſchaft. Die Vorſteherin führte ihre Zöglinge eines Abends in einen Salon. Die Namen der Eintretenden wurden an der Thür von einem Bedienten in das Zimmer gerufen. Melanie hatte ſie theilnahmlos angehört, denn ſie war in den Flitterwochen einer jungen Liebe, und dachte an andere Dinge. Plötzlich erklang der Name des Geliebten. Sie ſchreckte zuſammen. Aber dann wurde hinzugefügt, daß er mit ſeiner Gemahlin komme. Nein, das konnte der Mann ihres Herzens nicht ſein! Gleichwol blickte ſie hin. Und doch trat er ſelbſt ein und führte eine blaſſe, blonde Frau in das Gemach. Er wurde begrüßt als Ehemann, er ſtellte ſogar dem bebenden Mädchen ſeine Frau vor. So war denn ſeine nächſte Zukunft zerknickt. Mit dem Stachel in der Bruſt kam ſie heim in das ſchöne, grüne Waldthal, wo ich ſie kennen lernte. Sie geſtand mir nun weiter ein, daß ſie mich geſehen und ſich für mich intereſſirt hatte. Zwiſchen unſern gemeinſamen Studien in dem herrlichen Waldleben waren ihre Wunden geheilt. Sie fühlte die tiefſte Dankbarkeit für mich, weil ich ihr unbewußt über eine harte Kriſe im Leben fortgeholfen hatte. So kam der Moment, wo ich ſie über das wilde Bergwaſſer trug, und wo ſie in meinen Armen lag. Ich verſchwand, ohne ein Wort der Verſtändigung. Das that ihrem Herzen aufs neue weh. Die alten Wunden bluteten. Sie dachte, ein Künſtler iſt wie der andere. Da erſchien der Graf und warb um ihre Hand. Der troſtloſen Aufregungen, die ohne Erfolg waren, müde, knüpfte ſie ihr Los an das ſeinige, nicht in Freude und Wonne, ſondern in Pein und Ueberdruß.

Der Ton, in dem der Brief gehalten war, zeugte von einem krankhaft verletzten Gemüthe. Als ich zu Ende geleſen hatte, war ich tief erſchüttert. Ihre frühern Schickſale gaben mir den Schlüſſel zu ihrem Weſen. Wenn ſie ſchroffe und bittere Seiten zeigte, ſo lagen dieſer Erſcheinung doch auch trübe, ſchroffe Erlebniſſe zu Grunde. Eine gräßliche Verſpottung der ſüß aufkeimenden Gefühle hatte ihrer Seele den dämoniſchen Anſtrich gegeben. Und ich Thor trug noch dazu bei, ein jugendliches Gemüth zu umdüſtern! Freilich lag mir die Abſicht fern, ja, ich hätte Gott weiß was drum gegeben, wäre eine Möglichkeit vorhanden geweſen, die Sache zu ändern. Aber auch durch meine unentſchiedene, charakterloſe Handlungsweiſe gab ich Anlaß genug, ſie den Menſchen mistrauen zu lehren. Offenbar war es eine Art von Verzweiflung, die ſie zu dieſem Schritte trieb. Ich empfand tiefes Mitleid mit dem armen Mädchen.

Aber was blieb hier zu thun? Die Angelegenheit war einmal ſo weit gediehen, daß an eine Löſung nicht mehr gedacht werden konnte. Sollte ich als Werber auftreten? Meine Stellung konnte am Ende doch nicht in die Wagſchale gelegt werden gegen eine Grafenkrone. Und dann hatte Melanie auch nicht das geringſte Vertrauen in meine Geſinnung geſetzt. Ich war mit dem

Maße gemeſſen worden, das ſie einem frivolen franzöſiſchen Muſiklehrer entnahm. In dieſer Verkennung lag aber eine offenbare Beleidigung meines Gefühls. Je mehr ich darüber nachdachte, je mehr fühlte ich mich gekränkt. Und ſo fing ich denn an, die Löſung unſers Verhältniſſes für eine ernſte Mahnung des Schickſals zu halten. Wer mich für ſo leichtfertig halten konnte, der war ſelbſt leichtfertig. Wer ſo ſchnell wechſelte in Geſinnungen und Anſichten, dem ſtand noch mancher Wechſel bevor. Es wurde mir immer klarer, daß wir nicht für einander waren. Ich ſann lange Tage darüber nach, was ich thun ſollte, und that zuletzt gar nichts.

Dennoch legte ſich eine tiefe Traurigkeit auf meine Seele. Ich befand mich in einem ähnlichen Zuſtande wie zu jener Zeit, wo ich irre an mir und der Kunſt war. Und ſo konnte ich auch jetzt wieder nicht recht arbeiten. Meine Freunde bemerkten meine Verſtimmung und riethen mir, aufs neue hinaus in mein Waldthal zu wandern. Die guten Herzen ahnten nicht, wie ſehr ich von jenen Orten abgeſtoßen wurde, ſonſt hätten ſie mir nicht dieſen Rath gegeben. Und ſie konnten doch nicht anders, denn ich hatte keinem mein Herzeleid offenbart. So mußte mich denn die Natur wieder tröſten, in der ich ſchon ſo oft Balſam für meine Wunden gefunden hatte. Wie früher ſtreifte ich wieder tagelang zwiſchen den hohen Stämmen des nahen Waldes umher, indeß mich die Melodie eines Liedes umklang, das ich noch vor kurzen Tagen aus dem Munde Melanie's gehört hatte. Der Text lautete folgendermaßen:

Die Heide iſt braun, einſt blühte ſie roth,
Die Birke iſt kahl, grün war einſt ihr Kleid.
Einſt ging ich zu Zwei'n, jetzt geh' ich allein:
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!
O weh, o weh,
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!

Der Fink iſt verſtummet, einſt ſang er ſo hell,
Die Nachtigall ſchlug, jetzt ſchweiget ſie müd'.
Einſt ſang ich zu Zwei'n, jetzt ſing' ich allein,
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied,
O weh, o weh,
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied.

Einſt blühten die Roſen, jetzt welken ſie all,
Voll Duft war das Kraut, jetzt zog er heraus.
Einſt pflückt' ich zu Zwei'n, jetzt pflück' ich allein:
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß,
O weh, o weh,
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß.

Die Welt iſt ſo öd', einſt war ſie ſo ſchön,
Einſt war ich ſo reich, jetzt bin ich voll Noth.
Einſt ging ich zu Zwei'n, jetzt geh' ich allein:
Mein Lieb' iſt falſch, o wäre ich todt!
O weh, o weh,
Mein Lieb iſt falſch, o wäre ich todt!

Wie das Lied es ſchildert, war es allmählich Herbſt geworden. Es kam ein früher Octoberfroſt, der die Blätter von den Bäumen löſte und das Laub weithin in die Lande ſtreute. Das Jahr feierte ſein Todtenfeſt, aber es zeigte auch die Keime neuen Lebens. Wie alles erſtarrte, wurde das Feld grün von der neuaufgehenden

Saat, die im künftigen Lenz ihre Wogen durch die Ebene wallen laſſen ſollte. So ging es auch mir. Die dürren Blätter meiner Seele fielen ab, ein neues Grün keimte langſam darin empor. Meine Trauer löſte ſich allmählich, ein friſcher Arbeitsdrang wuchs an ihrer Stelle auf, und ſo machte ich mich an das von meinem Principal beſtellte Bild. Die Wahl des Gegenſtandes wurde mir nicht ſchwer: auf einer ſtattlichen Leinwand entſtand bald in friſchen Farben das Waldthal, wo ich Melanie in die Arme gedrückt hatte. In der tiefen Schlucht erhoben ſich die mächtigen Stämme, die unten ſchon in dämmerndem Dunkel ſtanden, während das Abendlicht ihre Wipfel mit rother Glut übergoß. Der Bach rauſchte unbändig und ſchäumend über die Steine dahin. Und mitten in den Wogen ſtand ein junger, kecker, blonder Geſelle, der ein ſchwarzbraunes, ſchönes Mädchen in ſeinen Armen herübertrug. Die Geliebte einer kurzen, ſeligen Stunde ſollte wenigſtens die Erinnerung an jenen Moment ihres Lebens haben, in welchem ihr der Künſtler ſo nahe geſtanden hatte.

Als das Bild, welches meine Genoſſen für noch beſſer hielten als alle frühern, vollendet war, fühlte ich mich ganz geneſen. Es war mir damit gegangen wie einſt dem jungen Goethe mit ſeinem Werther, deſſen Abfaſſung ihn von einer unglücklichen Leidenſchaft heilte. Den Winter ſchaffte ich unverdroſſen weiter, denn ich hatte meine Stellung als Fabrikzeichner darangegeben, weil es mir ſo gut ging, daß ich mich wieder ganz der Kunſt widmen konnte, und weil ich auch keine Luſt hatte, wieder in die Nähe des einſt geliebten Mädchens zurückzukehren. Als der Frühling kam, hörte ich, daß Melanie ihren Hochzeittag gefeiert habe und ſich auf einer längern Reiſe befinde. Ich benutzte dieſe Gelegenheit zu einem Beſuch bei meinem frühern Principal. Einestheils fühlte ich die Nothwendigkeit, ihm meinen Dank für alle ſeine Freundlichkeit und Güte zu bringen, anderntheils wollte ich ihm das Gemälde ſelbſt übergeben. Ich führte meinen Vorſatz wirklich aus und wurde mit offenen Armen empfangen. Mein Werk fand ſeinen vollkommenſten Beifall. Ueberdies merkte ich aus der Zuvorkommenheit der ganzen Familie, daß ich jetzt nicht mehr als der Arbeiter, ſondern als der hoffnungsvolle Künſtler, dem eine ſchöne Zukunft offen ſtand, angeſehen wurde.

Während meiner Anweſenheit beſuchte ich wieder all die grünen, geliebten Orte, die mir einſt ſo freundlich ins Herz gelacht hatten. Und wieder durchtönte mir ein Lied Melanie's die Seele, das ſie einſt mit dem tiefſten Gefühle geſungen hatte:

Wieder grünen dieſe Thale
Ach, als wäre nichts geſchehen:
Muß ich doch im Maienſtrahle
Einſam zwiſchen Wundern gehen!

Bunte Frühlingsvögel tauſchen
Schmetternd ihre wilden Lieder;
Ach ich zieh' mit ihr zu lauſchen
Nicht mehr ſelig auf und nieder.

Blütenbäume ſtreuen Flocken,
Auen duften, Wieſen glänzen,
Doch ich darf die dunkeln Locken
Nicht mehr mit den Blumen kränzen.

Volle Waſſerfälle ſchäumen
Stets noch zwiſchen Fels und Rüſtern,
Nicht mehr hör' ich an den Bäumen
Ihre ſüße Stimme flüſtern.

Weh! verrauſcht ſind Küſſ' und Gluten,
Hin der holden Liebe Schimmer!
Hingeſtrömt, wie dieſe Fluten
Nimmer kehren, kehrt ſie nimmer.

Ach, was zeigſt du deine Schätze,
Frühling, einem Geiſt voll Schmerzen?
Oede ſind die ſchönſten Plätze
Dieſem öden, wunden Herzen.

X.

Den Sommer entlang arbeitete ich mit angeſtrengtem Fleiße und brachte es zu Wege, daß ich eine ganze Reihe von Waldlandſchaften ausſtellen konnte, zumal da ich mit der Zeit Meiſter der Technik geworden war und jeden Gedanken mit Leichtigkeit in Zeichnung und Farbe ausſprach. Mit den Erfolgen hatte ich alle Urſache zufrieden zu ſein. Die Bilder erfreuten ſich eines womöglich noch größern Beifalls, und ich erhielt eine Menge neuer Beſtellungen. Nach ſolchen Ergebniſſen durfte ich mir zugleich eine Zeit lang Ruhe und Muße gönnen. Die Wahl eines Ausflugs wurde mir nicht ſchwer. Es waren lange Jahre vorübergegangen, daß ich die geliebte Heimat nicht beſucht hatte. Mein Vater, der anfing alt zu werden, und der das Reiſen nicht mehr liebte, wünſchte meine Anweſenheit. Ich trug zugleich großes Verlangen, meine Brüder zu begrüßen, denn ich hatte ſie ſeit meinem Abſchied aus dem Forſthauſe nicht mehr geſehen. Der prächtige Wald, der alle Schauplätze meiner Jugend in ſich ſchloß, übte ebenfalls eine mächtige Lockung aus. Ich ſprach meinen künſtleriſchen Freunden von meinen Abſichten und lud ſie ein, mich zu begleiten, indem ich ihnen zugleich verſprach, daß ſie vielfache Ausbeute für ihre Mappen in meiner Heimat finden würden. Manche verſprachen mir, zu kommen, aber ſie waren nicht gleich reiſefertig. So wurde denn ausgemacht, daß ich früher abreiſen und ihnen Quartier bereiten, und daß ſie mir in kurzer Friſt folgen ſollten.

Es waren herrliche Auguſttage, als ich meine Heimfahrt antrat. Ich fuhr mit dem Dampfer den Rhein hinauf und zog, als ich an das Land geſtiegen war, durch Schluchten und längs Halden auf Wegen, die nur ein Sohn des Landes kennt, der heimatlichen Gegend zu. Der weiße Staubkittel, der breitkrämpige Hut und der Torniſter mit dem Malerapparat, die ich trug, zogen die neugierigen Blicke der Landleute in den Dörfern und auf dem Felde auf ſich. Als ich dem Forſte näher kam, erkannte ich manche Geſichter, die ich früher geſehen hatte. Keiner aber erkannte mich. Die Leute grüßten wol mit dem lieben Gruße, der jetzt immer ſeltener ward, aber dann gingen ſie erſtaunt vorüber. Freilich unter der fremdartigen Kleidung, unter den langen Lockenhaaren und dem Barte, der das Kinn umgab, mochte man den Sohn des Waldes nicht vermuthen. Auch ich ging ſtumm vorüber, weil mich die Sehnſucht zu traulichern Orten führte.

Gegen Abend kam ich in das Dorf, zwiſchen deſſen Jugend ich mich einſt als friſcher, muthiger Knabe herumgetummelt hatte. Wie heimatlich begrüßte es mich ſchon aus der Ferne, als ich an den langgeſtreckten Abhängen der Berge einherſchritt! Die Dächer der Hütten ſtiegen aus den Gruppen der Obſtbäume hervor, der Abendrauch wirbelte gerade in die Höhe und deutete auf ſchönes Wetter, der alte Thurm des Kirchbaues ſtand am bekannten Orte. Meine Augen hefteten ſich lange ſtarrend auf das Schulhaus, wo ich manche frohe Stunde in unbefangener Luſt zugebracht hatte. Ich dachte an den Schulmeiſter und ſeine Kinder, in deren Mitte ich ſo oft das Mittagsbrot einnahm. Ich dachte beſonders an die kleine, liebe Johanna, die immer mein Herzblatt geweſen war. Mit pochendem Herzen ſchritt ich weiter. Häuſer und Bäume wuchſen immer höher vor meinen Blicken auf. Ringsum im Lande war es ſchon ſtill geworden. Die Bauern mit ihren Pflügen und Karren und den vorgeſpannten Ochſen waren vor mir in das Dorf gezogen. Die Abendglocke im Kirchthurm hatte ihr Lied ausgeſungen.

Es ſtand mir frei, an dem Dorfe vorüber nach dem heimatlichen Walde zu wandern. Aber ein unbezwingliches Gefühl trieb mich dem Schulhauſe zu, das ich zwiſchen hohen Hecken auf Nebenpfaden, die ſelten betreten wurden, erreichen konnte. Ich ſchlug dieſen Weg ein und gelangte bald an vertraute Stellen hinter den grünen Sträuchen. Verborgen blieb ich ſtehen, denn es klang mir plötzlich ein Lied entgegen, deſſen Töne mir tief ins Gemüth griffen. Es war dieſelbe Stimme, welche mir vor Jahren ſo großes Wohlgefallen erregte, es war die Stimme Johanna's, aber ſie klang voller, kräftiger, mächtiger in die ſtille Luft hinaus. Der Geſang war ein ſchlichtes Volkslied, das mit ſeinen einfachen und tiefgefühlten Klängen mächtig ans Herz ſchlug. Ich dachte an

Melanie, die mich mit all ihrer Kunſtfertigkeit niemals in dieſer Weiſe gerührt hatte. Welche unwiderſtehliche Macht wehte mir aus dieſer einfachen Aeußerung des Volksgeiſtes entgegen!

Ich horchte ganz entzückt und verſuchte, durch das dichte Grün nach dem Orte hinzuſehen, woher die Töne kamen. Vor dem Hauſe ſah ich eine Gruppe von Burſchen und Mädchen, ohne jedoch die einzelnen Geſtalten unterſcheiden zu können. Während dieſer Verſuche, welche wahrſcheinlich ein Raſcheln und Schaukeln der Zweige veranlaßten, kam plötzlich etwas auf mich zugeſprungen. Es drängte ſich ſchnuppernd durch das Gebüſch, und ich unterſchied bald ein Reh. Ich wurde ſeltſam bewegt, denn es war daſſelbe Thierchen, das ich einſt der kleinen Johanna geſchenkt hatte. Ohne Furcht und Scheu ſah es mich aus den klaren, braunen Augen an und leckte meine Hände. Es hatte der frühern Pflege nicht vergeſſen. Zugleich aber war die Aufmerkſamkeit des verſammelten Kreiſes der raſchen Bewegung des Rehes gefolgt. Man ſtand auf und ſah zu, auf welchen Gegenſtand das Thierchen hingeſtürzt war. Ich trat aus den Hecken hervor. Alle ſahen mich verwirrt und erſtaunt an.

Wilhelm! rief plötzlich eine Stimme aus der Gruppe. Alle ſahen hin. Johanna hatte dieſen Schrei ausgeſtoßen. Sie ſtand da, das Geſicht mit flammender Röthe übergoſſen. In meinem Herzen fand der Ruf ein helles Echo. Und wie ſtach mir ihr Anblick in die Augen! Sie war eine herrliche, blonde Jungfrau geworden. Welche geſunde Fülle des blühenden Gliederbaues! Ihr Auge glänzte ſo mild, blau, kindlich wie in den Jahren der

Kindheit. Mir war nie ein reineres, jungfräulicheres Bild vor die Blicke getreten.

Das war der Eindruck dieſes ſchönen Moments. Ich konnte mich in dem Anblick nicht ſammeln, denn es ging jetzt rings in der Runde, wo ſie anfingen, mich wiederzuerkennen, an ein freudiges Begrüßen. Die Mädchen nahten ſchüchtern, die Burſchen laut und herzlich. Der alte Schulmeiſter kam und mußte die Brille aufſetzen, um ſich zu überzeugen, daß ich ſein alter Schüler ſei. Als er ſah, daß man ihn nicht belogen hatte, gab er mir die Hand und küßte mich. Seine Frau war leider während meiner Abweſenheit geſtorben. Nun durfte ich auch für den Augenblick nicht fort: man nahm mir den Ranzen ab, man brachte mir Erfriſchungen, man that tauſend Fragen, ich bekam allerlei zu hören. Die guten Leute waren erſtaunt, daß ich ein namhafter Maler geworden und doch der alte gute Freund geblieben ſei. Ich meinerſeits aber wunderte mich über manche Veränderungen. Die Mädchen, mit denen ich in die Schule ging, ſtanden jetzt voll und kräftig entwickelt um mich. Die Burſche waren mächtige, ſtarkgliederige Bauerngeſtalten geworden. Nur in Einem Theil waren ſie ſich gleichgeblieben: ſie kamen auch noch, nachdem ſie der Lehre entwachſen waren, allabendlich getreu vor die Schule, und Johanna ſang ihnen noch immer ihre Lieder vor, ſie war noch immer die Sängerin des Dorfes, die Nachtigall der Gegend. Es wurde mir froh und weich ums Herz, ſo heimelte mich alles an.

Als die Nacht niederſank, machte ich mich auf. Man wollte mich halten, ich empfing von jedem alten Kameraden die Einladung, bei ihm zu bleiben. Aber ich mußte meinen greiſen Vater noch ſehen und blieb ſtandhaft. Da erhoben ſich den alle, um mir das Geleit in das Forſthaus zu geben. So viel ich mir auch die Freundlichkeit verbat, ſo half doch alles Reden nichts. Ich wurde von einem hellen Zuge umgeben. Einige Burſche zündeten ſogar wegen der vorgerückten Dunkelheit Strohfackeln an, um mir den Pfad zu erleuchten. Als wir in die Nähe des Forſthauſes kamen, nahmen mich mehrer alte Kameraden auf ihre kräftigen Schultern, wie manche unter ihnen es wahrſcheinlich während ihres Soldatenſtandes geſehen hatten, und trugen mich auf dieſe Weiſe dem Heimatherde zu. Zugleich ſangen ſie aus vollen Kehlen ein luſtiges Lied. Mein Vater, der nicht wußte, was im Walde vorging, trat an die Thür und war nicht wenig erſtaunt, als er mich hereintragen ſah. Dem guten Mann, der indeß alt geworden war, kamen die hellen Thränen in die Augen. Ich ſelbſt aber werde dieſen Moment nie vergeſſen. Alles Lob, was ich in der Kunſt genoſſen habe, rührte mich nicht ſo wie die ſchlichte, treugemeinte Theilnahme der gutherzigen Leute aus dem Volk, die mich hier im Triumphzuge in das Vaterhaus brachten.

Da war ich nun wieder im heimatlichen Walde an der trauten Stelle, wo ich meine Kindheit verlebt hatte. Beim Vater fand ich noch das ernſte, ſchweigſame Weidmannswesen, aber es hatte ſich ſeit meiner Abweſenheit eine ſtille Verklärung über ſein Geſicht und ſeine Geſtalt gelegt, ſodaß er ausſah, als ſtehe eine herbſtliche Gegend in den warmen, rothen Strahlen eines letzten ſchönen Tages. Die alte Gertrud zeigte noch mehr Falten und Fältchen in dem faſt verſteinerten Geſichte; im übrigen war ſie die alte treue und emſige Schaffnerin. Meinen Brüdern wurde Nachricht in die Umgegend geſchickt, daß ich wieder heimgekehrt ſei, worauf ſie alsbald mit ihren Büchſen und Hunden als ſtattliche Jägersleute herankamen, um mich zu begrüßen. Und als wir nun des Abends zuſammen an dem alten Herd ſaßen, auf dem die kniſternde Flamme an den Holzblöcken hinleckte, war es gerade wie ſonſt, obleich wir alle höher und tiefer in das Leben gewachſen waren. Die alten Schwänke und Scherze, die alten Lieder und Sagen rauſchten aus dem Gedächtniſſe herauf, und wir freuten uns wieder ebenſo kindlich daran wie in den reinen Tagen einer frühern Jugend. Ebenſo heimlich war es in der großen, dämmerigen Stube mit dem gebräunten Schnitzwerk und den alterthümlichen Geräthen geblieben. Daß der Wald daſtand wie früher, brauche ich kaum zu ſagen. Ringsum fand ich die pflegbefohlenen rieſigen Bäume meines väterlichen Hüters wieder.

Als ich meine Opfer an dem häuslichen Herde als ein frommer Sohn des Hauſes gebracht hatte, machte ich auch wieder meine Ausflüge über die engen Grenzen des Forſthauſes hinaus. Nichts war natürlicher, als daß ich oft in das Dorf hinunterging. Ich wurde ſogar dort zum täglichen Gaſte, denn Johanna, meine liebe Freundin aus frühern Jahren, übte eine unwiderſtehliche Anziehungskraft auf mich aus. Wie ſie in der Jugend die Seele des kleinen Kinderkreiſes geweſen war, ſo war ſie jetzt die Seele des ganzen Hauſes. Auf ihr ruhten die

Geſchäfte der Wirthſchaft, der Küche und des Kellers. So friſch und blank wie jetzt hatte es früher dort nicht ausgeſehen. Sie ſorgte für den alten Vater und für die großen und kleinen Kinder, mit denen das Haus noch immer geſegnet war, trotzdem, daß manche ſchon in andern Verhältniſſen ihre Exiſtenz gefunden hatten. Dabei legte ſie eine ſo gute und liebevolle Weiſe an den Tag, und zugleich war ſie ſo anſpruchslos bei all ihrer unermüdlichen Thätigkeit, daß ſie jedes Herz für ſich gewinnen mußte.

Noch mehr aber als über ihre holdſelige Geſtalt und ihre treue Sorglichkeit in den heimiſchen Verhältniſſen freute ich mich über die helle Entwickelung ihres Geiſtes. Sie hatte ſich, ſoweit es ihre Geſchäftigkeit erlaubte, fortgebildet. Ein älterer Bruder, der ſich auch dem Lehrerſtande widmete und in dem nahen Städtchen einen verhältnißmäßig weitern Geſchäftskreis erlangte wie der Alte, ging ihr dabei an die Hand und gab ihr in verſtändigen Unterhaltungen manchen nützlichen Wink, wodurch ſie nach verſchiedenen Seiten gefördert wurde. Ich hatte alle Urſache, über die Kenntniſſe des ſchlichten Landmädchens zu ſtaunen; ich mußte ſogar eingeſtehen, daß ſie mich in manchen Dingen beſchäme. Was ſie aber bei weitem mehr auszeichnete, das war ihr ungetrübter, klarer Blick in die Dinge. Unbewußt gab ſie die ſchlagendſten Urtheile. Wo ein Zwieſpalt der Meinungen herrſchte, da traf ſie immer den rechten Ausweg. Und dabei drückte ſie ſich ſo einfach verſtändlich aus, daß man oft verwundert ſein mußte, warum man nicht ſelbſt anf ihren Gedanken gekommen war.

Je mehr ich mit Johanna zuſammenkam, deſto mehr nahm ſie meine Gedanken und Gefühle in Anſpruch. Anfangs zog ich zuweilen einen Vergleich zwiſchen ihr und Melanie, der aber ſtets zum Nachtheil der letztern ausfiel. Johanna war eine ganz fertige Erſcheinung, die überall und zu jeder Zeit wohlthat. Ihr reines Gemüth lag wolkenlos vor dem Auge wie ein heller Sonnenhimmel. Sie war eine duftige Waldblume ohne Dorn und Gift. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſtand ihr Bild einzig und allein in meiner Seele, ja es wurde meine ausſchließliche Beſchäftigung, wenn ich bei ihr oder wenn ich allein war, daran zu denken, ob und wie ich ſie zu meinem Weibe gewinnen könne. So gütevoll, wie ſie erſchien, mußte ſie mir die Gegenwart ſelig, ſo bildſam, wie ſie ſich zeigte, mußte ſie mir die Zukunft golden machen.

Eines Morgens ſuchte ich in meinem Torniſter nach dem rothen Bande, daß mir Johanna einſt beim Abſchiede gegeben hatte, denn das kleine Geſchenk war treulich bewahrt und gleichſam wie ein Talismann gehalten worden, weil es aus ſo guter, unſchuldiger Hand kam. Als ich es gefunden hatte, legte ich es auf mein pochendes Herz, um hinunter ins Dorf zu ſteigen. Aber ich ging nicht, ſondern ſtreifte voller Unruhe durch den Wald und an deſſen Saume dahin, wo ich das Schulhaus erblicken konnte. Erſt gegen Abend lenkte ich entſchloſſen den Schritt nach dem Grunde. Als ich den Abhang hinabwanderte, erblickte ich eine weibliche Geſtalt an dem Saume der Gärten. Es war die Stelle, wo ich einſt das Band erhalten hatte. Sie ſchien ſich im Felde zu thun zu machen, zuweilen aber ſah ſie auch die Höhe hinan, von der ich niederſtieg. Näher kommend, erkannte ich Johanna. Hatte ſie mich erwartet, da ich den Tag über nicht, wie ich es ſonſt pflegte, erſchienen war? Faſt wollte es mir ſo dünken, denn ſie war hochroth im Antlitz, als ich ſie begrüßte.

Eine Weile ſtand ich ſchweigend neben ihr; ich konnte keine Worte finden. Dann nahm ich das verblichene Zeichen vergangener Tage von meinem Herzen und fragte ſie, ob ſie das Bändchen noch kenne? Sie nickte bejahend. Wohl, ſprach ich, dies Andenken gibt mir ein altes, heiliges Anrecht an dich. Sie blickte nieder, und neue Flammen überflogen das keuſche, jungfräuliche Antlitz. Willſt du mein ſein, mein für ewig? fragte ich, alle Kraft zuſammennehmend. Mit ihren guten, treuen Augen ſah ſie zu mir in die Höhe. Sie ſprach nicht: ihr Blick war Antwort genug. Wir lagen uns feſtumſchlungen in den Armen. Ein warmer Kuß beſiegelte unſern Bund. Als wir aus unſerer Seligkeit erwachten, war auch das Reh, das ich ihr einſt geſchenkt hatte, herangeſprungen und ſchmeichelte an uns herum. So fand ſich alles vereint, was einſt in frühen Jugendtagen bei unſerm kindlichen Bunde zugegen geweſen war, der jetzt zu einer ernſthaften Verbindung heranreifte.

Nachdem wir unſere Faſſung wiedergewonnen hatten, ging ich mit meiner Braut in das Haus. Ich führte ſie an der Hand zu ihrem Vater und ſagte ihm, was geſchehen war. Er gab uns mit gerührtem Herzen und zitternden Händen ſeinen Segen. Die Geſchwiſter Johanna's freuten ſich alle über den neuen Schwager.

Auch die Nachbarn kamen herbei, denn das Gerücht ging wie ein Lauffeuer durch das Dorf, und gratulirten mir und lobten mich, daß ich nicht ſtolz geworden ſei, ſondern eine Tochter des Landes heimführen wolle. Als der erſte Tumult vorübergegangen, lud ich alle auf den andern Tag, der ein Sonntag war, zum Forſthaus, wo wir Verlobung feiern ſollten, und eilte dann zu meinem greiſen Vater, um ihm mein Glück zu verkünden. Der alte Forſtmann war hoch erfreut und ſprach von den Tagen, wo er die Enkel ſeines jüngſten Sohnes auf den Knien wiegen werde. Ueber die vertrockneten Wangen der Muhme Gertrud rannen die hellen Thränen.

Der nächſte Tag war ein Tag der Freude und des Jubels. In der großen Stube war ein herrliches Mahl bereitet. Obenan ſaßen die Väter, der Schulmeiſter und der Förſter. Neben ihnen hatte ich mit Johanna meinen Platz. Daran reihten ſich Verwandte und Freunde in bunter Schar. Da erklang auf einmal ein Lärm draußen vor dem Hauſe, die Hunde ſchlugen an, verwirrte Stimmen tönten in das Zimmer. Nicht lange nachher öffnete ſich die Thür und meine Kunſtgenoſſen traten mit ihren Bluſen und Torniſtern herein. Laut jauchzte ich ihnen entgegen, laut erwiderten ſie meinen Gruß. Ich erzählte mit kurzen Worten, welches Feſt hier gefeiert werde, und erhielt die herzlichſten Glückwünſche. Wir ſaßen dann bis in die ſpäte Nacht bei Wein und Liedern zuſammen.

Als der Mai wieder die Erde ſchmückte, wurden Johanna und ich in der kleinen Dorfkirche ein Paar. Ich habe in ihr noch viel mehr gefunden, als ich erwartete. Sie iſt für mich eine Quelle des reinſten, ungetrübteſten Glückes geworden. Ihr keuſcher, edler Geiſt hat mich in Leben und Kunſt tauſendfach gefördert. Sie iſt mir ſtets, was ſie mir war, meine helle, ſüße Waldblume, und nie genug ſegne ich die Zeiten, in denen ich mit ihr lebte, die glückſeligen Zeiten meiner Waldtage!

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Märchenbuch.

Märchenbuch

für

meine Kinder.

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA :
MONACENSIS.

An

Max, Paul, Hans, Else und Toni.

Ich leg' euch auf den Weihnachtstiſch,
Ihr Kinder, dieſe Mären,
Leſ't ſie mir fleißig, froh und friſch,
Und merkt euch, was ſie lehren.
Ich nahm ſie aus des Volkes Mund,
Der iſt von Gold, wahr und geſund;
Aufs neue thu ich hier ſie kund
Im luſt'gen Spiel der Reime.

Es ſtärk' euch Hermel's ſtarker Muth
Und ſeine Treu die Herzen,
Er weiß zu kämpfen kühn und gut,
Er weiß mit Luſt zu ſcherzen.
Das Unrecht macht ihn tobend wild,
Es macht die Güt' ihn ſanft und mild:
Er iſt des deutſchen Volkes Bild —
Steht feſt bei Recht und Wahrheit!

Seid klug gleichwie der ſchlaue Hick,
Scharf achtſam geht durchs Leben,
Doch ſeid mir brav bei allem Schick —
Auch ſteckt das Glück beineben.
Es gilt ein Spruch in unſerm Land:
Mehr frommet als ein Pfund Verſtand
Ein Löthchen Glück — drum bei der Hand
Und faßt das Glück beim Schopfe!

Die ſieben Schwaben geb' ich feil
Mit ihren Abenteuern,
Daß ſie euch grad zum Gegentheil
Von ihrem Thun befeuern.
Im Denken ſind ſie blöd und dumpf,
Im Handeln ſind ſie tappig ſtumpf —
Spielt mir im Leben lieber Trumpf,
Als daß man Trumpf euch ſpielet!

Viel ſchöner als ein reiches Kleid
Und Schmuck und Tand und Trödel
Ziert liebliche Beſcheidenheit:
Das lehrt euch Aſchenbrödel.
Sie blieb in Freundlichkeit ſich gleich,
In Demuth hold, in Güte weich;
So fand ſie denn ein Königreich,
War glücklich, wie im Himmel.

Die Mär vom treuen Schweſterlein
Und von den ſieben Raben,
Sie gilt den Mädchen nicht allein,
Sie gilt auch meinen Knaben.
Ihr ſeid Ein Fleiſch, ihr ſeid Ein Blut,
So ſeid euch auch von Herzen gut
Und haltet euch in treuer Hut;
Das Beſte iſt die Liebe!

Die Liebe hat auch mich geführt,
Dies Buch für euch zu machen;
Wie freu' ich mich, wenn es euch rührt,
Wenn es euch bringt zum Lachen. —
So leſ't Gedicht nun um Gedicht,
Doch denkt auch an der Arbeit Pflicht:
Genuß und Arbeit gibt erſt Licht
Den goldnen Jugendtagen.

Inhalt.

Seite

Der ſtarke Hermel 1
  1. Wie der Herzog vom ſtarken Hermel hörte 3
  2. Wie Hermel an den Hof kam und die Heuernte vollbrachte . 7
  3. Wie Hermel Stalljunge wurde 11
  4. Wie Hermel im Walde ſchaffte und den Eber jagte 15
  5. Wie Hermel den Schloßbrunnen fegte 19
  6. Wie Hermel den Drachen erlegte 23
  7. Wie Hermel in die Hexenmühle ging und was er dort that . 27
  8. Wie Hermel in die Hölle ſtieg und mit dem Satan wettete . 31
  9. Wie Hermel in der Schlacht am Birkenbaum ſiegte 36
  10. Wie Hermel den Beſſerlingen ein Ende machte 40
Der ſchlaue Hick 45
Die ſieben Schwaben 85
  1. Wie das Ungeheuer am Bodenſee erblickt wurde 87
  2. Wie die ſieben Schwaben zuſammenkamen 90
  3. Was die ſieben Schwaben in Land, Luft und Waſſer erlebten 94

Seite
4. Wie die ſieben Schwaben Eſſens und Trinkens halber in den Thurm kamen 99
5. Wie die ſieben Schwaben dem Galgen entgingen 102
6. Wie die ſieben Schwaben beichteten 106
7. Wie die ſieben Schwaben das Unthier beſtanden 110
8. Wie zu Ueberlingen der Sieg gefeiert wurde 114
Aſchenbrödel 117
Die ſieben Raben 151

Der ſtarke Hermel.

1. Wie der Herzog vom ſtarken Hermel hörte.

Das waren die Beſſerlinge; ſie kamen mit Ritter und Troß
Aus Welſchland hergefahren; gewappnet Mann und Roß,
Zogen ſie in der Berge üppiges Wälderland,
Das überm grünen Rheine ſich hügelwogend ſpannt.

Sie ſprachen: „Wir ſind die Herren, der ganzen weiten Welt!“
Dann haben ſie zur Veſte ſich hohe Eichen gefällt
Und derbe Steine gebrochen; das gab ein ſtarkes Haus,
Weit ſah es in die Lüfte, weit in die Winde hinaus.

Dort ſaß der ſchwarze Herzog. Es folgten ſeinem Geheiß
Rings die blonden Bauern; mit ihrem Fleiß und Schweiß
Mußten ſie ihm dienen. Ihm gehörte Wild und Frucht
Und Erz und Wein und Thiere und die ganze Schweinezucht.

Sie mußten die Schollen zerreißen mit dem ſcharfen Pflug,
Er trieb zum Säen und Mähen und Ernten ſie genug,
Er hieß ſie die Wege bauen, er ließ ſie hegen den Forſt
Und Hämmer und Mühlen betreiben. So herrſcht' er auf ſeinem Horſt.

Wie es ging in den Gauen, in den Gehöften ſtand,
Deß brachten ihm Kunde die Vögte. Er ſetzte ſie über das Land,
Zu ſchinden und zu plagen. Da kam auch einer her,
Ei, was bracht' er zum Throne für ſeltſamliche Mär!

Er ſprach: „Tief im Walde, da wohnt ein altes Weib,
Frau Mark, die hat einen Knaben mit wunderbar ſtarkem Leib:
Man ſagt, die Mutterbrüſte ſog er ſieben Jahr,
Jetzt mißt er ſieben Ellen, vielleicht noch drüber ein Haar.

„Hermel heißt der Junge; ob ſeiner gewaltigen Kraft
Nahm ihn ein Bauer in Dienſte, dem er für funfzig ſchafft;
Doch auch für zwanzig ſpeiſt er an Fleiſch, Gemüſe und Brot!
Hermel, der iſt ein Burſche von echtem Korn und Schrot!

„Abends kam er zum Hofe und ſchnarchte die ganze Nacht,
Daß der Bau erzittert. Als er ſpät erwacht,
Da riefen ſie: «Du Faulpelz, was ſchläfſt du nur ſo lang!»
Er aber ging zur Scheuer, wo man die Flegel ſchwang.

„Und als er den Haufen Getreide auf der Tenne erſchaut,
Da ſprach er zu den Knechten: «Ihr ſeid mir das rechte Kraut!
So arbeiten die Zwerge! Verlaſſet raſch den Ort!»
Und einen nahm er beim Flügel, die andern ſtieben fort.

„Dann aber ging er eilig in den dunkeln Tann,
Eine ſchlanke Fichte ſchnitt der ſtarke Mann,
Dazu einen knorrigen Eichblock, beides band er zurecht:
«Nun hab' ich den echten Flegel!» rief fröhlich der junge Knecht.

„So kehrte er zum Gehöfte. Das breite Scheunendach
Nahm er von Mauern und Balken vorſichtig und gemach;
Dann gab er ſich ans Dreſchen, die ganze Garbenwucht
Verlor in einer Stunde des Weizens goldne Frucht.

„Und als er das Stroh beſeitigt ſchob er das Scheunenthor
Aus den feſten Angeln und hob es leicht empor,
Und braucht' es dann als Wanne, er ſchwang es hin und her,
Da ſah man im Getreide bald keinen Unrath mehr.

„Zur Mittagszeit war Hermel ſchon an der Arbeit Ziel,
Dach und Thür war gefüget aufs neu', als wär's ein Spiel,
Und in üppigen Haufen lag auf der Tenne das Korn;
Die Knechte kamen gelaufen, ihnen war's in den Augen ein Dorn.“

Der Herzog hört mit Staunen die wunderbare Mär.
„Auf“, ſo ſpricht er zum Vogte, „ſchaff' mir den Burſchen her!
Der Bauer ſoll ihn ſenden, gehorſam meinem Gebot;
Wir ſchreiten bald zur Ernte, da thut uns Hülfe noth!“

2. Wie Hermel an den Hof kam und die Heuernte vollbrachte.

In hoher Sommerfülle ſtand prächtig der ganze Gau,
Sammtgrün, laubwogend, üppig lagen Wald und Au,
Durch die blumigen Wieſen rauſchte die Senſe ſcharf,
Der Duft ſtieg aus den Schwaden, die der Mäher warf.

Da ſtieg zum Herzogsſchloſſe Hermel der Starke hinauf;
Sein Gang war wol bedächtig, doch ſchien er allen ein Lauf,
So ſtreckten ſich lang die Beine. Weit holte aus ſein Tritt
Wie mit Siebenmeilenſtiefeln, es hielt ihn niemand Schritt.

Arm' und Schenkel ſchwollen wie Marmorſäulen voll,
Die athmende Bruſt von Stärke wie ein Feuerberg quoll,
Wie eine Burg auf Felſen ſaß auf den Schultern das Haupt,
Umfangen von wirren Locken, wie Hügel von Wäldern umlaubt.

Alſo groß geſtaltig mit dem Rieſenbau,
Bot er ſchreckhaft gewaltig eine furchtbare Schau;
Aber das milde Auge, der rothe lachende Mund
That dem prüfenden Blicke lauter Güte kund.

Der Herzog ſah ihn vom Fenſter herſchreiten aus der Fern,
Da bebte doch in Aengſten das Herz dem ſchwarzen Herrn,
Es war ihm der Bauernjunge zu hoch und ungeſchlacht,
Er meinte: „Solcher ein Dutzend gefährden meine Macht!“

Und als er ihn empfangen, da rief er: „Friſch, Geſell!
Mach' dich auf die Sohlen in die Wieſen ſchnell!
Unten im tiefen Thale heuet mein Ingeſind,
Spute dich, damit es deine Hülfe gewinnt!“

Mit gutmüthigem Lächeln zog hinab der Fant,
Wo die Leute ſchafften. Es wurde grad beſpannt
Ein himmelhoher Wagen von ungeheurer Laſt,
Vier breitſtirnige Stiere holte man von der Raſt.

Die ſollten ihn heimwärts ziehen. Man fügte ihnen das Joch,
Dann trieben rufend die Knechte, ſie ſchwangen die Peitſchen hoch:
Vergebens war die Mühe, den Thieren fehlte die Kraft,
Auch hielt der ſumpfige Boden die eiſernen Räder in Haft.

Sobald die eitle Arbeit der ſtarke Hermel erſchaut,
Ein hellſchallend Gelächter erhob der Burſche laut,
Rings ſchimpften ihn die Knechte: „Hemme das freche Maul!
Du möchteſt beſſer helfen, als zu ſtehen träg' und faul!“

Nicht zweimal ließ er ſich's ſagen. Er nahte dem Wagenzug.
Hei, wie er mit den Fäuſten auf die Ochſen ſchlug!
Doch ſtatt weiter zu ziehen, ſtürzten ſie zu Grund',
Die Thiere waren erſchlagen, — die Knechte hielten den Mund.

Sie ſtierten mit Naſ' und Augen: ſeltſam war der Genoß,
Den all ihr Schelten und Drohen nicht kränkte und verdroß:
Er blieb bei ſeinem Werke und warf das todte Vieh
Noch auf den beladenen Wagen. Solch Stücklein ſahen ſie nie.

Dann griff er an die Deichſel, er that es ganz allein,
Und zog die Wucht der Bündel, ohne Gram und Pein,
Aus den feuchten Wieſen; er ſtapfte den Bergpfad fort;
Bald hielt er vor dem Schober beim Schloß am rechten Ort.

Die ganze Heuernte lagert' er ſingend über den Stall,
In die Küche trug er die todten Ochſen all',
Und lange war er fertig mit ſeinem Meiſterſtück,
Da kehrte bleich vor Schrecken das Ingeſind zurück.

Es ward die mächtige Kunde vom Herzog kaum geglaubt,
Zuletzt da ſchüttelt der Schwarze mürriſch das wirre Haupt.
Er ſprach: „Der rohe Burſche ſei von der Wirthſchaft entfernt!
Ich ſtell' ihn an, wo er beſſer Anſtand und Sitte lernt!“

3. Wie Hermel Stalljunge wurde.

Am andern Morgen rief er den ſtarken Hermel herein
Und ſprach mit falt'ger Stirn: „Solch Werk kann nicht gedeihn!
Vier Stiere haſt du erſchlagen, — du erſchlügeſt die Heerden all,
Wenn du beim Landbau bliebeſt, öd' würden Weide und Stall.

„Drum hab' ich mich beſonnen auf einen andern Plan.
Da du in den Wieſen mir ſolchen Schaden gethan,
Meinen Rittern und Reitern geb' ich dich als Knecht;
Die rauhen Fäuſte und Sinne ſetzen ſie dir zurecht.

„Hundert Mannen und Roſſe beherbergt jener Bau,
Die mir die Ordnung wahren als Hüter im weiten Gau,
Stalljunge ſollſt du werden dort unten heut zur Friſt,
Für Streu und Futter ſorgen, auskehren ſollſt du den Miſt."

Gutmüthig lächelt Hermel zu dem barſchen Gebot.
Furchtlos vor dem Herzog ſteht er, der polternd droht.
Dann wendet er ihm den Rücken und geht in den Hof hinab,
Wo er ſich ſchweigſam geduldig zu den Reitern begab.

Ihm ſah der ſchwarze Herzog befreit von Aengſten nach,
Aufathmend daß der Bauer ihm nicht widerſprach,
Sondern fröhlich folgte. Höflinge prieſen den Rath,
Und nannten ſein Denken Weisheit, ſein Handeln rettende That.

An der reichen Tafel vernahm er fröhlich ſein Lob,
Sie becherten heut viel länger, weil man ihn erhob
Hoch zu Sonnen und Sternen. Bei Wild, Geflügel und Wein
Schwärmten alle heiter in den hohen Tag hinein.

Und nach Tiſch da ſtanden ſie am Fenſter im Kreis,
Durch alle Reden tönte noch hell des Herzogs Preis:
Sieh, da gab es im Hofe plötzlich ſeltſame Schau,
Es wandten ſich die Blicke drüben zum Ritterbau.

Aus dem Thor flog jählings ein derber Reitersmann,
Ganz in Stahl gerüſtet. Eh' er den Grund gewann,
Schlug er in den Lüſten die Beine kreuz und quer,
Hände und Arme griffen wie Windmühlflügel umher.

So wunderlich war der Anblick, die Höflinge lachten hell
Und hielten ſich die Rippen, da ſchauten ſie zur Stell:
Es flog ein zweiter und dritter durch das offne Thor,
Bald war es ein ganzes Dutzend, endlich ein ganzer Chor.

Da ward der Scherz zum Ernſte. Der Herzog mit den Herrn
Stürmte zum Hof hinunter, ſie wollten erfahren gern,
Wer den Lärm bereitet; da ſahen ſie zur Friſt:
Es zappelten hundert Reiter lahmgliedrig auf dem Miſt!

Doch aus dem Thor trat lachend Hermel der Starke heraus
Und rief in den bunten Haufen, der ſich verwirrte kraus:
„Ihr wolltet mich vernichten mit euerm Spott und Hohn?
Ei, ihr kecken Geſellen, da habt ihr euern Lohn!

„Ihr meint: ein Bauer vermöge nur zu fegen den Stall!
Da warf er als eitel Miſt euch auf den Miſt nun all!
Heut hab' ich nur geſcherzet, doch kommt einſt ſicher der Tag,
Da merkt ihr, was der Bauer mit den Fäuſten vermag!“

Wie Donner war die Stimme, die Reiter zitterten ſehr,
Der Herzog mit den Herren, ſie zitterten noch mehr.
Er ſprach: „Der Burſche taugt nicht für den Hof und das Schloß,
Jüngſt ſchlug er mir die Stiere, jetzt prügelt er mir den Troß.

„Ich will ihn nützlich machen als Knecht im tiefen Wald,
Bei den Förſtern draußen ſei fürder ſein Aufenthalt!
Wo Wölfe und Bären hauſen, wo der Eber wühlt,
Bedroht von wilden Beſtien wird ihm der Muth gekühlt.“

3. Wie Hermel im Walde schaffte und den Eber jagte.

Es dauerte nicht gar lange, da ſchritt im rüſtigem Gang
Zum Forſt der ſtarke Hermel; die Buchen und Eichen entlang
Zog er mit heiterm Muthe. Ihm ward das Herz ſo weit
In der ſchönen, grünen, duftvollen Einſamkeit.

Ihn heimelt an ſo innig des Waldes gewölbter Bau:
Die Stämme mit hohen Laubkronen bieten ſo ſtolze Schau,
Es blitzt der Thau an den Gräſern wie lauter Demantpracht,
Es geht ſo heimlich Leben durch die goldfunkelnde Nacht.

Hoch aus den ſchwanken Gipfeln tönt der Droſſel Geſang,
Unten rauſchen die Bäche mit ſüß murmelndem Klang,
Hirſche und Rehe durchgraſen der Halme ſchlanken Wuchs,
Neugierig ſchaun ſie herüber,..es flieht der Wolf und der Fuchs.

Die frommen Thiere hegen nicht Furcht vor dem Geſell,
Es leuchtete ihm die Güte auf Stirn und Augen hell:
So klug iſt ſtets die Einfalt. Was raubet und zerreißt,
Das war ihm Stand zu halten nicht kühn genug und dreiſt.

So fand er bald die Förſter; ſie waren bieder geſinnt:
Im Wald und auf dem Meere da bleibt der Menſch wie ein Kind.
Sie trugen weiche Herzen unter Kleidern haarig, roh,
Da ward auch Hermel der Starke ſeiner Arbeit froh.

Mit den Waldleuten ſandten ſie ihn ins Forſtbereich,
Daß er Stämme fälle mit hocherhobnem Streich.
Hei, wie klang ſein Axtſchlag durch den Eichendom!
Die Holzung rollte flößend er nieder an den Strom.

Das war ſo recht ſein Leben. Da kam ins Förſterhaus
Die Kunde, der Herzog zöge mit den Herren hinaus,
Den großen Eber zu fällen, welcher ohne Raſt
Die Felder der Gegend verwüſte, ein viel unſaubrer Gaſt.

„Groß iſt er ſchier wie ein Ochſe“, ſo ſagten, die ihn geſchaut:
„Es prallen Pfeil und Speere ab an ſeiner Haut;
Er reißt mit gekrümmten Zahne, der groß wie ein Auerhorn,
Junge Eichen nieder, reizt man den Borſt'gen zum Zorn.

„Wer das Unthier tödtet, ſei's mit Stich oder Stoß,
Den ehrt und rühmt der Herzog vor allen andern groß!" —
Als das die Förſter hören, naht ſchon der prächtige Zug,
In duftiger Waldesſtille blitzen der Waffen genug.

Da wurden die Treiber geſendet, Hermel war dabei,
Die ſchlugen an die Stämme und huben ein laut Geſchrei,
Die muthigen Rüden bellten hell und heiſer und dumpf,
Sie fanden die Spur des Thieres in einem verwachſenen Sumpf.

Bald war es aufgeſtöbert. Hei wie es wild und ſcharf
Windhunde und heulende Bracken mit blutigem Hauer warf!
Roth funkelten die Augen. Hermel ſah die Flucht:
Da jauchzte er auf und ſtürzte ihm nach in die waldige Schlucht.

Er hetzte das Thier ins Dickicht, durch Tiefen und über Höhn,
Fern und ferner verklang ihm der Jagdhörner Getön.
Weit flogen ihm nach die Haare, die Bruſt hob mächtig ſich auf,
Sein Fuß klang donnernd am Boden, es war ein ſtolzer Lauf.

Den ſchwarzen borſt'gen Geſellen griff er endlich am Schweif,
Die andre Fauſt dann ſetzt er ihm in den Nacken ſteif,
So hob er das Thier in die Lüfte. Als es den Boden verlor,
Da ſträubt es ſich dumpf grunzend, Schaum dringt am Maul hervor.

Doch was hilft ihm die Stärke? Hermel iſt ſtärker noch,
Es laſten ſeine Hände wie ein ehernes Joch;
Er lacht und ſpricht: „Lebendig bring' ich den Jägern das Thier!“
Bald ſchritt er mächtig vorwärts durch das grüne Revier.

Mit dem Eber kommen ſahn ihn die Jäger von fern,
Friſch und unbefangen trug er ihn vor die Herrn.
Sie bebten vor Angſt und rieſen: „O du Unverſtand!
Gleich entreißt ſich die Beſtie der ungeſchickten Hand!

„Wehe dann uns allen! Kommt dieſer Hauer zum Stoß,
Dann ſind wir todte Leute — Verderben iſt unſer Los!“
Doch Hermel ſpricht: „Ihr Haſen!“ Und im Augenblick
Zerret er an dem Thiere und bricht ihm das Genick.

Dann wirft die todte Sau er auf den Boden hin.
Da wird den furchtſamen Herren wieder wohl im Sinn;
Sie meſſen des Thieres Länge, ſie wiegen das ſchwarze Haupt,
Befühlen die Hauer, — niemand hat ſolche Größe geglaubt.

Doch in ſeinem Schrecken bleibt der Herzog erſtarrt:
Hermel's, des ſtarken Recken, bloße Gegenwart
Macht ihm das Blut gerinnen. Er bedachte des Burſchen Tod,
Da von ſeiner Stärke allen das Ende droht.

5. Wie Hermel den Schloſsbrunnen fegte.

Als der Herzog heimkam, ſann er lang und breit,
Wie er den Hermel verderbe. Ihn im offnen Streit
Zu bekämpfen und tödten, dazu war keiner ſtark,
Es hätt' ihm alle Mannen erſchlagen der Sohn der Frau Mark.

So ſaß er brütend und ſinnend, da trat in das hohe Gemach
Der alte Vogt vom Hofe, der alſo zum Herzog ſprach:
„Der Brunnen bei dem Schloſſe iſt voll Schlamm und Koth,
Trübe quillt das Waſſer, die Reinigung thut noth!“ —

Da fuhr ein kühner Gedanke dem Herzog durch das Hirn,
Es flammen ihm die Augen, es glühet ihm die Stirn.
Er rief: „Ich meine, der Hermel iſt grad der rechte Mann!
Wir tödten ihn in der Erde, wo er nicht rühren ſich kann!“ —

Der Vogt that wie ihm befohlen und ſandte in den Wald;
Ungern verließ der Starke den heimlichen Aufenthalt,
Der ihm lieb geworden. Doch ſträubte er ſich nicht:
Er hielt ein ſtreng Gehorchen für ſeine erſte Pflicht.

Auf dem Hofe ſtieg er gleich in den Brunnen hinab,
Wo ihm der falſche Herzog erdacht ein düſtres Grab.
Hundert Klafter ging es in die Erde hinein,
Es fiel aus den Sonnenhöhen kaum der Strahlenſchein.

Da wälzten die Edelinge Geſteine dick und groß
Nieder auf den Geſellen und jauchzten: „Jetzt ſind wir ihn los!“
Doch rief er luſtig: „Jagt mir die Hühner vom Brunnenrand,
Sonſt kann ich nicht ſchaffen, ſie ſcharren in die Augen mir Kies und Sand!“

Wie war man rings verwundert! Indeß der Herzog ruft:
„So ſchleudert raſch den Mühlſtein auf den Kopf dem Schuft!“
Mit mächtigem Hebebalken holten ihn zwanzig Mann,
Und donnernd polternd rollt er in den Brunnen ſodann.

Aber Hermel jauchzte: „Ich dank' euch dort in den Höhn,
Das iſt ein prächtiger Kragen. dauerhaft und ſchön!“
Sie ſchauten hinab, da ſtand er, im Loche des Steins den Kopf,
Es ſang ein Lied bei der Arbeit der unbefangene Tropf.

Wol faßte ſie das Entſetzen ob ſolcher Körperkraft.
Der Herzog ſchrie: „Vom Thurme jetzt ſchnell die Glocke geſchafft!“
Wol fünfzig Männer ſchleppten ſie an mit Hebel und Seil,
Sie ſchrien im Fallen, da hieß es: „Jetzt hat er ſicher ſein Theil!“

Doch Hermel hielt nur ein wenig in ſeinem heitern Geſang
Und meinte: „Geſtrenge Herren, ich dank' euch mein Leben lang
Für die herrliche Mütze! In Regen und Wettergraus
Soll ſie treu mir dienen, ſie hält mir ewig aus!“

Und als ſie niederblickten, da ſaß ihm wie ein Hut
Die Glocke auf den Haaren; doch mit gutem Muth
Sang und ſchaffte er weiter. Die drohende Gefahr,
Der Beſſerlinge Verruchtheit entging ihm ganz und gar.

Sie eilten in die Küche, zu ſieden Oel und Blei,
Es trugen raſch die Köche die großen Pfannen herbei,
Dazu die rieſigen Keſſel, die Flammen glühten hell:
„So erſtick' in Qualm und Hitze“, ſo knirſchten ſie, „der Geſell!“

Schier waren ſie zu Ende, faſt kam die Brühe zu Stand,
Indeß ſchuf unverdroſſen des Knechtes nervige Hand;
Rüſtig aus dem Brunnen warf er Schlamm und Stein,
Bald floß unten die Quelle wie Kryſtall ſo rein.

Und als man glühend brachte das teufliſche Gebräu,
Da trat der ſtarke Hermel ans Tageslicht aufs neu,
Den Mühlſtein trug er als Kragen, die Glocke trug er als Hut,
Seltſam anzuſchauen. Den Feinden entwich der Muth.

6. Wie Hermel den Drachen erlegte.

Und wieder ſaß der Herzog auf ſeinem hohen Saal,
Ihm machte Hermel's Stärke noch immer Pein und Qual.
Er ſprach: „Durch Menſchenhände geht er nicht zu Grund,
Ihr Herren, redet, wer thut hier den beſten Ausweg kund?“

Da hob einer die Stimme: „In den rheiniſchen Gaun
Liegt ein ſteiles Gebirge, weit iſt's im Land zu ſchaun,
Dran ragt ein ſtarrer Felſen, eine Höhle führt hinein,
Es hauſt ein wilder Drache im klüftigen Geſtein.

„Noch nahte ungeſtrafet ſich keiner des Unthiers Schlucht,
Wenige ſahn es von weitem und retteten ſich durch die Flucht,
Der Drache zerſtörte Schiffe, und Krieger fraß er manch Heer;
Mit dem laßt Hermel ſtreiten, dann kehrt er nimmermehr!“

Der Rath gefiel dem Herzog, man rief den Burſchen herein,
Da hieß es: „Du ſollſt den Drachen tödten am grünen Rhein!“
Deß freute ſich der Recke; die Kraft verlangt nach That,
Man zeigte ihm die Wege, die er mit Luſt betrat.

Am Strand des Stromes ſchritt er mit klingendem Fuß hinauf,
Die Flüſſe, die thalwärts tobten, hemmten ihm nicht den Lauf,
Nicht dichtverworrne Wälder, auch ſchilfige Sümpfe nicht
Hielten ab den Recken, nimmer vergaß er der Pflicht.

Nun war es gegen Abend beim rothen Sonnenglühn,
Als er die Berge erreichte, die ſich ſtolz und kühn
In die Lüfte heben und ſich ſpiegeln im Fluß;
Alles war vergoldet von des ſcheidenden Lichtes Kuß.

Voll Aerger merkte Hermel, daß zu ſpät er kam,
Weil ſchon im tiefen Felſen der Drache ſein Lager nahm,
Denn nur bei hellem Tage kroch er aus dem Grund;
Der Recke ſah der Höhle funkelnd glühenden Schlund.

Kalt pfiff der Wind von den Höhen, eiſig kam er vom Rhein,
Da zündet Hermel ein Feuer von häuſerhohem Schein,
Tannen und Eichen warf er in die mächtige Glut,
Rings die Gegend lohte, es flackerte hell in die Flut.

Herrlich war der Anblick. Doch ward zu lang die Nacht
Dem kühnen jungen Burſchen; als kaum der Tag erwacht,
Da wog er einen Felsblock gewaltig in der Fauſt,
Den donnert er in die Höhle, daß er tief in der Erde brauſt.

„Ich muß den Alten wecken!“ rief er. „Nicht ſo faul!“
Und am Schlunde zeigte ſich feuerſprühend ein Maul,
Augen groß wie Teller, Zähne gewaltig ſcharf,
Hei, wie er den zweiten Felsblock auf das Unthier warf!

Der Stein fuhr in den Rachen, ein ſpitzer mächt'ger Keil,
Da nahm ſich erſt zum Sturze der Drache neue Eil;
Man ſah ihn wachſen und ſchwellen, ein laut Gebrüll erklang,
Wol an hundert Ellen ſchien das Unthier lang.

Mit feſten Schuppen gepanzert war der Leib ihm ſteif,
Weite Ringe ſchlug er mit dem ſchlängelnden Schweif,
Es trugen ihn Krallenfüße; ſo ſchoß er pfeilſchnell her,
Wo Hermel der Starke ſich rüſtet zur kühnen Gegenwehr.

Der Knecht nahm eine Tanne, oben ſtand ſie in Brand,
Die hub er aus dem Feuer. „Nun komm' mir angerannt“,
Rief er, „du tolle Beſtie!“ — Ruhig hielt er ſie vor;
Dann ſtürzt' er ſie rieſenmächtig in des Rachens feuriges Thor.

Tief ſtieß er den Stamm ins Gefräße, er ſtieß ihn bis ans Herz,
Da bäumte ſich der Drache in ungeheurem Schmerz,
Hoch auf ſchlugen die Flammen, der Athem verging dem Thier,
Wie Sturmwind flog das Röcheln durch das Waldrevier.

Hermel aber lachte: „Das ſchadet weiter nicht!“
Dann ſah er das Blut hinſtrömen im erſten Sonnenlicht,
Es floß in rothen Fluten in das Thal hinein,
So wurde purpurfarbig plötzlich der grüne Rhein.

Da hieb er eine Tatze von dem todten Leib,
Groß war ſie zwanzig Fuße. „Die trag' ich zum Zeitvertreib
Als Wahrzeichen nach Hauſe, den Herzog zu erbaun!“
Rief's und rüſtig ſchritt er in die heimiſchen Gaun.

Dort aber von den Bergen ſahn ſie den Rhein voll Blut.
„Was hat das zu bedeuten? Ward an ſeiner Flut
Eine Schlacht geſchlagen, die wegfraß ein ganzes Geſchlecht?“
So fragten die Beſſerlinge, ſie dachten nicht an den Knecht.

Mitten in ihren Zweifeln ſahen ſie Hermel von fern,
Der zeigte im Triumphe die Kralle den blaſſen Herrn;
So löſte ſich das Räthſel, warum der Strom ſo roth.
Da wurden ſie erſt furchtſam, als ſähn ſie den leidigen Tod.

7. Wie Hermel in die Hexenmühle ging und was er dort that.

Als nun ins Schloß gekommen der Herzog mit ſeinem Staat,
Da ſprach er: „Setzt euch nieder, wir halten heute Rath!
Wir müſſen ihn verderben, mehr drängt es von Tag zu Tag,
Weil er ſonſt uns alle jählings verderben mag!

„Bedenkt, ſelbſt Ungeheuer bringen ihn nicht zu Fall.“
Da nickten mit den Köpfen die ſtrengen Herren all;
Doch ein alter ſagte: „So ſendet ihn hinab
In die Hexenmühle, dort findet er ſicher ſein Grab!“

Und allwärts fand er Beifall. Da rief man den Hermel ins Haus,
Der Herzog ſprach: „Die Mühlen im Lande reichen nicht aus,
Um das Mehl zu liefern, wo du ſitzeſt am Tiſch;
Drum geh' zur Hexenmühle und laß da mahlen friſch!“

Und jener meinte luſtig: „So gebt die Frucht nur her!“
Bettſäcke faltig und bauſchig füllte man ihm ſchwer
Mit goldenem Getreide. Zwei legte man ihm aufs Haupt,
Zwei gab man ihm zu Händen. Wer hätt' es wol geglaubt,

Das er die Laſten trüge? Doch ging er leicht und ſchnell;
An der Hecke pflückte der harmloſe Geſell
Noch die Haſelnüſſe. Da lief der Beſitzer zum Hag
Und ſchimpfte und hob den Prügel zu einem tüchtigen Schlag.

Als er den Hermel ſchaute mit der mächtigen Laſt,
Da bracht' er den Mund zum Schweigen und den Stock zur Raſt;
Der Bauer ſchlich nach Hauſe, der Kecke lachte auf,
Und als er ſich ſatt gegeſſen, ſchritt er fort im Lauf.

So kam er in den Thalgrund, wo die Mühle ſtand.
Es war ein grau Gebäude, weit gefürchtet im Land,
Weil dort ein Zauber wohnte, wol ließ er manchen ein,
Der nie wiederkehrte an den hellen Tagesſchein.

Drum ſtand das Haus ſo verödet, täglich zerfiel es mehr;
Doch trat der Knecht ganz furchtlos durch die Thüre her,
Er ſchüttete auf die Körner, er ſetzte das Werk in Gang,
Das Waſſer rauſcht, die Räder klappern das Thal entlang.

Da kam geſtürzt der Unhold in furchtbarer Geſtalt,
Es ſaß in den dürren Gliedern wahre Teufelsgewalt;
Sie rangen miteinander, es war ein kurzer Krieg,
Hermel trug wie immer von dannen den guten Sieg.

Dann ſchob er den Zaubrer nieder an dem mahlenden Stein.
Und preßte an die Rolle des Unholds linkes Bein.
Da ſtob ihm aus Fleiſch und Knochen feurige Funkenglut,
Um Erbarmen bat er, geknickt war ihm der Muth.

Aber Hermel hörte mit lautem Lachen zu,
Er ſchliff das ganze Bein ihm ab in guter Ruh,
An dem rollenden Steine zerging der Fuß und das Knie
Und der ganze Schenkel. Der Hexenmeiſter ſchrie!

Und dann ließ er ihn laufen; der tobte und fluchte heiß
Und hüpfte fort mit Heulen wie ein Kreiſel im Kreis,
Bis er in eine Ecke ſich jämmerlich verkroch;
Er kehrte nimmer wieder aus ſeinem dunkeln Loch.

Hermel fuhr fort mit Mahlen, bis die letzte Frucht
In luftig Mehl zergangen. Dann hub er auf die Wucht
Und trug ſie fröhlich ſingend heimwärts in das Schloß;
Aufs neue ſahn ihn mit Zittern die Herren und der Troß.

Der Herzog ſprach: „Ein Ausweg bleibt uns in der Noth,
Nur der leibhaftige Satan bringt dem Burſchen den Tod!
Senden wir den Starken zur Hölle nicht hinab,
Dann ſtürzt er uns gewaltſam einſt ſelber in das Grab!“

8. Wie Hermel in die Hölle ſtieg und mit dem Satan wettete.

Der Herzog und die Herren dünkten ſich alle klug,
Sie ſaßen lang im Rathe, und als ſie geredet genug,
Da riefen ſie den Hermel aufs neu' zu des Dienſtes Pflicht;
Sie dachten im falſchen Sinne: „Diesmal entgehſt du uns nicht.“

Es ſprach der Fürſt: „Mein Junge, du biſt in der Arbeit nicht faul,
Aber du wirſt uns verderben mit deinem gefräßigen Maul
Und unerſättlichen Magen. Die Scheunen frißeſt du leer;
Dauert's noch eine Weile, ſo haben kein Vieh wir mehr.

„Um deinen Hunger zu ſtillen, thuet Geld uns noth!
Drum mach' dich auf die Beine beim frühen Morgenroth,
Du findeſt dort im Gebirge einer Höhle Schlund,
Dort ſteige hinein und wandre in der Erde Grund.

„In den finſtern Tiefen triffſt du Feuer und Glut,
Bunte Fratzen tanzen drum mit tollem Muth,
Dort liegt das Geld in Haufen; fülle die Säcke zumal
Und bringe ſicher ſie heimwärts hierher in meinen Saal!“

So dachten ſie ihn zu bringen in des Teufels Gewalt;
Hermel aber lachte, indeß ſie heiß und kalt
Gänſehäute hatten. Was wußte der Recke auch
Von Hölle und von Teufel, die Angſt war nicht ſein Brauch.

Früh in des Tages Dämmern begab er ſich auf den Weg,
Zu der Höhle kam er auf ſteinigem, hartem Steg,
Dann ſtieg er durch die Gänge tief und düſter hinab;
Lang war es kalt und ſchaurig, als ging es in das Grab.

Endlich kam lichte Helle ihm ins Auge gebrannt.
„Jetzt bin ich an der Schwelle!“ rief der kühne Fant.
Da ſah er zahlloſe Feuer in dem fernen Schlund,
An der Thür das Ungeheuer war ein dreiköpfiger Hund.

Dem gab er einen Fußtritt; da kamen ſeltſam her
Geſchwänzte, glühnde Geſellen in Sprüngen kreuz und quer,
Sie grinſten tolle Grimaſſen und huben ein ſchrilles Geſchrei;
Zuletzt rannte der Satan ſelber grimmig herbei.

Hermel hielt den Bauch ſich, ſonſt hätt' er ſich todtgelacht:
Es hatte ſo wunderlich Weſen noch keiner ihm vorgemacht.
Da rief der Oberteufel, wie Donner klang der Ton:
„Was willſt du in der Hölle, nichtsnutziger Erdenſohn?"

„Ich will dein Gold!" rief Hermel und trat mit keckem Schritt
Zwiſchen das Höllengeſindel. Es dröhnte ſo mächtig ſein Tritt,
Der Fürſt der Finſterniſſe ward wie Kreide ſo weiß,
Schnell ändert er vor dem Starken ſein mächtiges Geheiß.

Denn der Hexenmeiſter mit dem abgeſchliſſnen Bein
Aus der verfallenen Mühle hupfte aus den Reihn
Der grünen und blauen Teufel, und flüſterte ins Ohr
Des Obern ſeltſame Worte, daß er die Kühnheit verlor.

Drum hob er alſo beſcheiden zum ſtarken Hermel an:
„Wir ſetzen eine Wette; wenn ſie dein Muth gewann,
So nimm des Goldes Fülle, ſo viel dein Nacken trägt;
Doch ſollſt du mir gehören, wenn meine Stärke dich ſchlägt."

Das war der Knecht zufrieden. Satan ließ bringen ein Horn,
Wie ein Färberkeſſel hinten, wie eine Flaſche vorn; —
Der Teufel blies es mächtig, es bebte das Höllenhaus,
Und in der Nähe gingen zehn große Feuer aus.

„Laß ſehen“, rief er freudig, „verſtehſt du ſolchen Schall?“
Da blies auch Hermel ein wenig. Ha, das gab einen Knall!
Gleich Seifenblaſen zerſprang es, ein Stück traf auf die Stirn
Des Höllenfürſten, ihm wackelten Schädel und Horn und Hirn.

Zugleich erloſchen hundert Feuer von dem Wind.
Da ſprach der Oberteufel: „Mein Sohn, nun folge geſchwind!“
Und über ein breites Flußbett, das brannte von Pech und Glut,
That er einen Sprung, der Sprung war untadelig und gut.

Das ließ ſich nicht zweimal ſagen der unfurchtſame Knecht.
Wie ſpannten ſich ihm die Waden! Die Füße ſetzte er recht,
Und hat er auch keine Flügel wie der ſchwarze Geſell,
Den Sprung des Oberteufels überholte er ſchnell.

Ja, am andern Ufer erſprang er noch einen Berg!
Herr Satan wurde demüthig wie vor dem Rieſen ein Zwerg.
Zum dritten einen Felsblock griff er mit der Hand
Und warf ihn zwanzig Ellen in die Lüfte gewandt.

Nun ſollte auch Hermel ſchleudern. Wie einen Kegelklotz
Nahm er den Stein in die Fäuſte, dann aber ſprach er mit Trotz:
„Ehe ich werfe, ſtütze mir die Gewölbe dort
Mit hohen Eichenſtämmen, ſonſt iſt nicht ſicher der Ort.

„Schleudr' ich mit vollen Kräften, ſo ſtürzt die Decke ein,
Und wir alle werden Kinder des Todes ſein!"
Da heulten rings die Scharen, der Teufel war ſo verzagt,
Daß er weitern Kampf nicht mit Hermel wagt.

Er gab die Wette verloren und ließ ziehen den Fant,
Doch füllte der erſt die Säcke mit der nervigen Hand;
Das Geld und die Edelſteine, die er von dannen trug,
Sie waren Königreiche zu kaufen wol genug.

Wie aber ſtarrten die Herren, als ſie den Hermel ſahn!
Sie waren nicht froh des Goldes, ſie flüſterten ſtill ſich an:
„Zauberei und Hölle ſtören den Burſchen nicht;
Geben ihm auf die Augen, dann hält er ein ſchwer Gericht."

9. Wie Hermel in der Schlacht am Birkenbaum ſiegte.

Guter Rath war theuer in des Herzogs Palaſt,
Drum ließen ſie eine Weile nun dem Hermel Raſt.
Doch ihn unſchädlich zu machen, ſandten ſie ihn hinaus,
Wo er glücklich geweſen, in des Forſtes hohes Haus.

Mit den guten Waldleuten machte er manchen Gang
Weit in die grüne Wildniß. Es gab da vollen Klang
Die ehrne Axt an den Stämmen; an Kohlenfeuerglut
Hat er nach der Arbeit mit den Geſellen geruht.

Sie liebten ihn alle treulich, er theilte Luſt und Leid
Mit ihnen jede Stunde. Voller Freudigkeit
Belachte er ihre Schwänke, und [illegible] er ein trauriges Herz,
Gleich fand in ſeiner Seele Nachhall jeder Schmerz.

In tiefer grüner Stille — er war ſo gern verbannt —
Verlebte er ſchöne Tage. In das bebaute Land
Dachte er nie zu kehren. Gern blieb er dem Hofe fern:
Es taugt nicht, Kirſchen zu eſſen mit den großen Herrn!

Doch einſtmals kam ein Bote zu Roß im raſcheſten Lauf
Und rief: „Friſchauf, Waldleute, machet euch hurtig auf!
Du, Hermel, rüſte vor allen! Unhemmbar ſtrömt der Feind
Ueber des Landes Grenzen, der Schrecken iſt wo er erſcheint!

„Wir gehen ſtracks entgegen dem blutig rothen Krieg,
Drum wappnet euch, ihr Männer! Unſer iſt der Sieg,
Wenn vereint wir ſtehen für Heimat, Haus und Herd,
Für die Sitze die wir lieben, den Acker der uns nährt!“

Da zogen ſie all aus dem Walde, eine keckwilde Schar,
Die Aexte hoch geſchwungen, ſtruppig Bart und Haar,
In Thierfelle gekleidet. Vor allen hoch und ſtark
Ragte mit kräftigen Gliedern der Sproſſe der Frau Mark.

Sie ſtießen im weiten Blachfeld zu des Herzogs Heer,
Da wallten bunt die Fahnen, es glänzte Helm und Speer,
Und ein jauchzender Aufſchrei tönte nah und fern;
Heute ſahen Ritter und Knechte den ſtarken Hermel gern.

So waren ſie vollzählig. Laut herrſchte des Herzogs Wort,
Da ſchoben die Heermaſſen ſich weithin wogend fort,
Es ging zum Birkenbaume im Weſtfalenland.
Dort nahmen die blonden Deutſchen den feſten Kriegerſtand.

Als kaum ſie ausgeruhet, kam der Feind aus Oſt:
Zahllos ſchwollen die Horden, wie ein Waldſtrom toſt,
Der ſich nach dem Gewitter hoch vom Gebirg ergießt
Und immer mächtiger wachſend die Thäler überfließt.

Es war ein ſcheußlich Geſindel, ſchmuzigen Thieren gleich,
Schwarz floſſen die ſchlichten Haare, ihr Antlitz war gelb und bleich,
Die geſchlitzten Augen erglühten liſtig und ſchlau,
Sie fraßen gierig wie Wölfe, es war eine garſtige Schau.

Die einen ritten auf Roſſen, die andern gingen zu Fuß,
Auch wußten alle trefflich, wie man ſtehlen muß!
Ihr Reden war wie Grunzen. So kam heran die Schar,
Geführt von ihrem Etzel Nebukadnezar.

Die Weſtlichen riefen: „Es lebe die Freiheit und das Recht!“
Die Oeſtlichen riefen: „Es ſiege die Sklaverei im Gefecht!“
Dann ſtürzten ſie aufeinander, das war eine Glut und Wuth,
Bis an die Knöchel wateten beide im rothen Blut.

Hei, wie raſte Hermel in den feindlichen Schwarm,
Wo er nur erſchienen, ward den Barbaren warm;
Er mähte ſie in Reihen, wie er gemäht das Heu;
Sie ſtoben vor ſeinen Streichen, wie im Winde die Spreu.

Er ſelbſt war unverwundbar; mit Schuß und Stich und Stoß
That keiner ihm was zu Leide. Er kämpfte ruhelos,
Bis er die Schlacht gewonnen. Am Boden lag Mann an Mann,
Es war nur ein kleines Häuflein, das den Oſten gewann,

Um ſeine Niederlage der Heimat kundzuthun.
Die Weſtlichen aber begannen vom Kampfe auszuruhn.
Wie jauchzten da die Krieger, dem Hermel zum Ruhm und Lohn!
Hundert- und tauſendfältig klang an den Himmel der Ton.

Was galt da der ſchwarze Herzog, was galt da der Herren Schar?
Dem Retter des Vaterlandes rief man laut und klar:
„Heil dir, du ſtarker Hermel! Heut iſt dein Ehrentag!“
Sie wurden es herrlich inne, was ein ſchlichter Mann vermag.

Da haben die Beſſerlinge erſt große Augen gemacht,
Faſt wünſchten ſie, der Etzel habe gewonnen die Schlacht
Und ſie wären ihm dienſtpflichtig als Vaſallen und Ingeſind.
Dem Ruf der kommenden Zeiten waren ſie taub und blind.

10. Wie Hermel den Beſſerlingen ein Ende machte.

Nach dem herrlichen Siege rückte der ſtarke Knecht
Den ſchweren Mühlſteinkragen an ſeinem Hals zurecht,
Dann ſetzte er luſtig aufs Ohr den ſtarken Glockenhut
Und ſchritt mit den Waldleuten zum Forſte wohlgemuth.

Die verlaſſene Arbeit begannen ſie aufs neu,
Sie blieben als treue Leute dem alten Werke treu;
Zu ſchaffen und wirken, das gibt die rechte Luſt,
Stark macht es Leib und Glieder und freudig Haupt und Bruſt.

Doch ließ es die Herren nicht ruhen. Zu derſelben Friſt
Schmiedeten ſie heimlich eine verderbliche Liſt;
Dem Starken mit den Genoſſen wollten ſie an die Haut,
Drum ward mit kühner Schlauheit ein friſcher Plan gebraut.

Es war ein heller, blauer, heißſonniger Sommertag,
Hermel mit den Leuten fällte tief im Hag
Gewaltige Eichen und Tannen. Doch als der Mittag kam,
Legten ſie ſich zum Schlafe, ſonder Harm und Gram.

Zwiſchen den abgehauenen Stämmen hingeſtreckt,
Da ſchnarchten die guten Leute, vom Schatten zugedeckt,
Den die welkenden Zweige noch ſtreuten im Untergang;
Von dichtem Holz und Laubwerk hob ſich ein Wall entlang

Um die müden Schläfer. Es war ſo ſtill der Wald,
Nur von ſingenden Droſſeln und ſummenden Bienen durchſchallt,
Nur durchwallt vom Bache, der durch die Wildniß klang,
Nur von den Blättern durchflüſtert, durch die ein Lüftchen ſich ſchwang.

Da kamen mit ihren Schergen die Beſſerlinge heran,
Halb grimmig und halb furchtſam verfolgten ſie ihre Bahn,
Und als ſie die Schlafenden ſahen, waren ſie hocherfreut,
Sie grinſten mit leiſem Flüſtern: „Wir morden den Starken heut!“

Sie häuſten mit ſchnellen Händen um den Ruheort
Gezweige, Holz und Reiſig — hier war es friſch, dort gedorrt —,
Daß wie eine ſchroffe Mauer es in die Höhe ſtand,
Und dann an allen Ecken ſteckten ſie es in Brand.

Bald hob ſich aus den Aeſten ein Qualm ſo dunkel und ſchwarz,
Es roch nach grünen Blättern und duftigem Fichtenharz,
Der Ort war rings umhüllet, die Nachbarn ſahn ſich kaum;
Doch plötzlich quoll die Flamme rothglühend über den Raum.

Es wogte ein Meer von Feuer unter dem dicken Duft,
Dann ſtieg eine wachſende Säule hoch wachſend in die Luft,
Ueber des Waldes Gipfeln ſtand ſie mit grellem Licht.
Weh, welch jäher Aufſchrei jetzt den Wald durchbricht!

Das iſt der Beſſerlinge hohnklingend Siegesgeſchrei,
Sie wähnen vom ſtarken Hermel ſich erlöſet und frei,
Sie halten um das Feuer einen wüſten, ſcheußlichen Tanz,
Beleuchtet recht wie Teufel vom zuckenden Flammenglanz.

Ihr jubelt viel zu frühe! O ſeht, welch furchtbar Bild!
In einem jähen Sprunge ſpringt zorngeſchwollen wild
Mit glühend rothen Augen, mit verſengtem Haupt
Durch die Gluten der Recke, den ſie ſchon todt geglaubt.

Ein rothes Geſpenſt erſcheint er, das durch die Lüfte ſauſt,
Beſchworen von dem Haufen. Wie er das Holz durchbrauſt!
Alle ringsum erſchrecken ob der Erſcheinung Macht;
Hermel ſteht am Boden, daß der Waldgrund kracht.

Und donnernd ruft er: „Du biſt es, nichtswürdiges Geſchlecht,
Dem ich in Treu und Demuth gedient als ſchlichter Knecht;
Ich habe für dich gefochten, es flüchtete der Barbar,
Du legteſt mir viele Fallen, jetzt mordeſt du mich gar?!

„Heut iſt der Tag der Erkenntniß, heut iſt der Rache Tag!
Alles will ich befreien, was in euren Banden lag;
Wir wurden genug geſchunden, eure Zeit iſt vorbei,
Vorbei die Zeit der Knechtſchaft, jetzt jauchzen wir frank und frei!“

Vor Kampfluſt und Kraft ſich bäumend nahm er den Feuerbrand
In die ſchwieligen Hände. Wer in der Nähe ſtand
Erlag gleich ſeinen Streichen. Es gab ein blutiges Bad;
Um das Feuer zu löſchen, reichte der Blutſtrom grad.

Wenige nur entflohen über Land und Meer,
Eigennutz und Selbſtſucht trieben ſie wild umher;
Wo ſie Ruhe gefunden, wo die Scholle auf ſie fiel,
Keiner kann es künden. Das war der Flüchtigen Ziel. —

Aber rings in den Gauen herrſchte ſeit jener Zeit
Frieden, Glück und Segen und Gerechtigkeit.
Gut wurden alle Menſchen, ſie ſtanden ſich alle gleich:
Es kam mit goldnen Tagen das tauſendjährige Reich.

Der ſchlaue Hick.

1.

Die Straße her kommt ein Geſell
Mit munterm Schritt gegangen,
Der Leib iſt ſchmuck, das Auge hell,
Friſch blühen Mund und Wangen.
Hei, wie er luſtig ſang und pfiff!
Sein Weſen iſt voll Schick und Schliff.
Wem mag er nicht gefallen?

Er will verdingen ſich als Knecht,
Als braven Knecht für alles;
Er dünkt zum Dienſt im Haus ſich recht
Und auch zum Dienſt des Stalles.
So klopfet er an Hof und Haus,
Doch allwärts weiſt man ihn hinaus,
Die Bauern ſind verſorget.

Gleichviel, das ſchafft ihm keine Noth,
Des Weges zieht er weiter;
Er denkt, auch anderwärts iſt Brot,
Und pfeift ſein Stücklein heiter.
Schon tritt er aus dem Dorf ins Feld,
So licht und ſonnig liegt die Welt:
Wie ſollt' es ihm nicht glücken?

Da ſteht am Weg ein ſeltſam Haus,
Verödet und verlaſſen;
In alle Winde ſchaut's hinaus,
Die zauſend es erfaſſen;
Die Mauern bröckeln aus dem Fach,
Der Regen ſickert durch das Dach —
Und lächelnd bleibt er ſtehen.

Mit ihrer Heerde kommt zum Fleck
Des Dorfes Gänſedirne:
Wie ſtehen dem Geſicht ſo keck
Stumpfnäschen ſo wie Stirne!
Sie ſingt ein fröhlich wirbelnd Lied,
Das ſchmetternd in die Lüfte zieht;
Der Burſche lauſcht verwundert.

Er lauſcht und ſtaunt und denkt bei ſich:
Die ſagt mir zu vor allen,
Denn ſie iſt luſtig froh wie ich
Vom Himmel hergefallen,
Und ſchlicht und arm iſt ſie dazu,
Sie hat gleich mir nicht Strümpf' und Schuh,
Da könnten wir's probiren.

Er ſpricht: „Du allerſchönſte Zier,
Die ich mein Tag geſehen,
Gefall' ich dir, gefällſt du mir,
Laß uns zuſammenſtehen!
Ich bin dein Mann, du biſt mein Weib,
Wir beide ſind ein Seel, ein Leib,
Und wollen's ewig bleiben“

Sie mißt ihn her, ſie mißt ihn hin
Vom Wirbel zu den Zehen,
Und meint': „Bin ich dir nach dem Sinn,
Mag's meinethalb geſchehen;
Doch ſage mir, wo iſt dein Gut?“
Er ſpricht: „Mein Gut, das iſt mein Muth,
Der nährt und ſchirmt am beſten.

„Nichts frommet mehr wie Mutterwitz,
Schau her nach dieſem Hauſe,
Verlaſſen ſcheint mir der Beſitz,
Wir wählen es zur Klauſe;
Ich ſpare Axt und Hammer nicht,
Da werden Dach und Wände dicht,
Drin gibt es gute Stunden.“

Sie plaudern lang von ihrem Los
Und ihren Lebensreiſen,
Was ſie erlebten iſt nicht groß,
Allbeide ſind ſie Waiſen;
Er heißet Hick, Heck heißet ſie,
Er nennt ſich Juſt, und ſie Sophie,
Das ſtimmet zueinander.

Sie geben luſtig ſich die Hand
Und beide ſind's zufrieden.
Es ſinkt der Abend auf das Land,
Zeit war es, daß ſie ſchieden,
Er ſucht im alten Haus die Ruh,
Sie treibt dem ſtillen Dorfe zu
Die weißen Gackergänſe.

Feſt ſchläft der Hick, bis daß der Tag
Im rothen Oſten dämmert,
Und fröhlich hat er Schlag um Schlag
Geklopfet und gehämmert.
Am Samstag um die Abendzeit,
Da war ein Kämmerlein bereit,
Ihn und ſein Weib zu bergen.

Am nächſten Morgen in der Früh,
Da treffen ſie ſich beide.
Sie ſtehn geſchmückt mit Sorg und Müh
In ihrem beſten Kleide.
Und als zu End die Meſſe war,
Da tritt das jungfriſch frohe Paar
Selbander zu dem Pfarrherr.

Sie ſtammeln ſtotternd Angeſichts
Des Pfaffen ihre Bitte.
Der ruft: „Beim Himmel, Nichts und Nichts
Macht Null nach unſrer Sitte.
'ne Habenichts, ein Ohneland,
Das thut nicht gut, drum habt Verſtand
Und laßt die Bettelehe.“

Doch ſie beſtehn auf ihrem Stück
Und wollen ſich vereinen,
Und ihren Willen kann zum Glück
Der Pfaffe nicht verneinen.
Der Tag der Hochzeit wird beſtimmt —
Drei Wochen noch — und Abſchied nimmt
Der Bräut'gam mit dem Bräutchen.

Dann wandern ſie zum Lindenbaum,
Wo klingen Flöt' und Geigen,
Da ſchwingt ſich auf dem grünen Raum
Des Tanzes wilder Reigen.
Da iſt manch ſauber knappes Paar,
Doch keines, das ſo leuchtend war
Wie ſie in heller Freude.

2.

Bald ſaßen ſie nun friſch und froh
Vereint in Glück und Frieden,
Iſt ihnen auch zum Bett nur Stroh,
Zur Decke Heu beſchieden.
Hei, wie die ſchlichte Mahlzeit ſchmeckt!
Das thut, weil raſch die Arbeit fleckt
Beim harten Tagelohne.

Es fehlet nie dem Schrank das Brot
Und nie der Trunk der Quelle,
Da bleiben ihre Wangen roth
Und ihre Stimmen helle.
Am Feierabend flickt und kocht
Sie fleißig, und er klopft und pocht
An mannichfachem Hausrath.

Dann ſliegen ohne Unterlaß
Die Reden hin und wieder,
Und ſie berathen dies und das
Und ſingen luſt'ge Lieder.
So wird geſchafft, ſo wird geſcherzt
Und ſchließlich auch gekoſt, geherzt,
Und immer ſind ſie einig.

Im alten Schutt der Balken fand
Der Hick, der Holz ſich ſpaltet,
Einſtmals ein Bild, das Schnitzerhand
Kunſtlos und roh geſtaltet.
Vielleicht dient' es als Wirthshausſchild
Dem alten Bau, es ſchien ein Bild
Von einem jungen Kalbe.

Wie plump iſt doch vom Kopf zum Steiß
Bewegung und Geberde!
Er färbt, der Hick, es braun und weiß
Grad wie des Dorfes Heerde.
Sie lieben beide Schnick und Schnack
Und wollen einen Schabernack
Dem alten Hirten ſpielen.

Unbänd'ge Einfalt zieret ihn,
Den Ochs- und Kuhtyrannen;
Bei ſeines Hornes Melodien
Zieht morgens er von dannen.
Ihm folgt der Hick, daß Gott erbarm,
Er trägt ſein Kälblein unterm Arm
Und bringt es in die Wieſe.

„Hei, Meiſter Hirt, ich bring Euch hier
Ein Rindlein auf die Weide,
Gebt Acht mir auf das feine Thier,
Und thut ihm nichts zu Leide.“ —
„Setz' es nur in das grüne Gras“,
So ſpricht der Hirt, „es folgt beim Fraß
Von ſelber meinen Kühen.“

Und ſo geſchieht's — der Hick mag gehn,
Das Vieh zieht ſeine Wege,
Dazu der Hirt — das Kalb bleibt ſtehn,
Der Hirt vergißt der Pflege.
Und als es gegen Abend war,
Hat eine wilde Knabenſchar
Das Kalb von Holz geſtohlen.

Der Hick mit ſeinem Weibe blickt
Neugierig durch die Scheiben,
Als ſich der Alte angeſchickt,
Die Heerde heimzutreiben.
„Wo iſt das Kalb?“ ſo rufen ſie; —
Es überſchaut der Hirt das Vieh
Und meint: es wird ſchon kommen.

Er muſtert glotzend Stück für Stück
Die Reihen auf und nieder,
Er gehet vor, er geht zurück,
Er zählet immer wieder.
Kopfbrechend iſt's; doch hilft's ihm nicht,
Er hat verſäumt des Hütens Pflicht,
Ihm ging das Thier verloren.

Auffährt der Hick da voll Verdruß:
„Ich dulde nicht den Schaden,
Und vor des Dorfes Schultheiß muß
Ich Euch zur Strafe laden.
Das wär' mir eine ſaubre Hut,
Erſetzen ſollt Ihr mir mein Gut,
Um das ich lang geworben.“

Er bringt ihn ins Gemeindehaus
Und hebet an zu klagen;
Der Schultheiß ſchreibt Verſammlung aus,
Die klugen Bauern tagen,
Und alſobald geurtelt wird:
„Erſetzen muß der dumme Hirt
Dem Hick das junge Kälblein.“

Doch da der Hirt kein Kälblein hat,
Wol aber ſchöne Rinder,
Mag gelten an des Kälbleins Statt
Ein buntes Rind nicht minder.
Wol klagt der Hirt in trübem Ton,
Doch führt der Hick das Rind davon
Und ſtallt es ein zu Hauſe.

Das war fürwahr ein guter Tag,
Juſt und Sophiee lachen;
Wenn es ſo mehrfach kommen mag,
Stehn herrlich ihre Sachen.
Heut ſchmeckt es ihnen doppelt gut,
Sie dünken ſich in frohem Muth
Beinah ſo reich wie Kröſus.

3.

Der Winter brauſet mit Gewalt,
Die wilden Stürme fegen,
Die Nächte ſind ſo eiſig kalt,
Es wechſelt Schnee und Regen.
Erfroren ſind die Wieſen all,
Die Heerde bleibet jetzt im Stall,
Es ſchweigt das Horn des Hirten.

Und traurig ſteht des Pärchens Rind
Und gibt nicht Milch und Butter,
Denn da ſie ohne Felder ſind,
Gebricht das Winterfutter.
Was iſt zu thun? Sie halten Rath:
Am beſten wär' es in der That,
Das arme Thier zu ſchlachten.

Der Meiſter Metzger kommt heran,
Nun muß das Rind verſchnaufen,
Sie bieten rings den Bauern an,
Daß ſie das Fleiſch ſich kaufen.
Sie halten ſelbſt ein kleines Feſt,
Zur Winterſpeiſe wird der Reſt
Gepökelt und geräuchert.

Und auf die Pfade macht ſich Hick,
Er denkt zur Stadt zu wandeln,
Um dort die Thierhaut mit Geſchick
Dem Gerber zu verhandeln.
Als er den halben Weg erreicht,
Da iſt er müd, und es beſchleicht
Der Schlaf ihn auf dem Felde.

Er legt ſich in das dürre Kraut
Geſchützt vom Strauchwerk nieder,
Scharf geht der Wind, er hüllt die Haut
Sich um die froſt'gen Glieder.
So ſchläft er ein; doch ſchläft er kaum,
Da weckt ihn aus dem tiefen Traum
Ein Zerren und ein Krächzen.

Das iſt ein Rabe, der die Luft
Nach Beute hat durchzogen,
Er ſah die Haut im Nebelduft
Und iſt herabgeflogen.
Sie ſoll ihm gute Speiſe ſein,
Sein Schnabel hacket keck hinein,
Er ſchreit und quakt vor Wonne.

Und als der Hick das Thier erblickt
Aus ſeinem engen Schreine,
Da leget er die Hand geſchickt
Dem Vogel um die Beine.
Vergebens will der Rabe fliehn,
Der Hick läßt keine Beute ziehn,
Er bindet ihm die Flügel.

Bald tritt er in des Städtchens Thor
Und eilt in eine Schenke,
Die Wirthin ſetzt ihm Rüben vor
Und ſäuerlich Getränke.
Die kühle Schüſſel ſchmeckt ihm ſchlecht,
Das trübe Bier iſt ihm nicht recht,
Jedoch es bellt der Magen.

Er ißt und trinkt verdroſſen ſtumm
An ſeinem kleinen Tiſche
Und ſieht ſich in der Stube um,
Da merkt er faule Fiſche;
Denn durch ein Löchlein in der Wand
Da ſchaut er plötzlich allerhand,
Das will ihm nicht behagen.

Dort hat im warmen Nebenraum
Ein dicker Mönch Genüge;
Die Tafel faßt die Speiſen kaum
Und kaum die vollen Krüge.
Ach, wie ihm die gebratne Gans
Im Aepfel- und Kaſtanienkranz,
Wie ihm der Becher mundet!

Die Wirthin läßt ſich keine Ruh,
Ihn herrlich zu bedienen;
Sie gehet ab, ſie gehet zu,
Er lacht mit ſchlauen Mienen;
Er hat ihr als der Mahlzeit Lohn
Der Sünden Abſolution,
Das Himmelreich verſprochen.

Da klopft es plötzlich an die Thür,
Es ward ihr heiß im Kopfe.
„Das iſt mein Mann“, ſtößt ſie herfür,
„Ich kenn' ihn am Geklopfe.“ —
Der Braten muß zum Ofenſchrein,
Ins Federbett da muß der Wein,
Der Mönch muß in die Kiſte.

Dann öffnet ſie und ruft dem Mann:
„Willkommen von der Reiſe!
Doch kommſt du viel zu früh mir an,
So ſpart' ich Trank und Speiſe;
Hätt' ich's gewußt, nichts fehlte dir.“
Dann bringt ſie Rüben, ſaures Bier, —
Der Mann läßt ſich's gefallen.

Mehr wie als Bier und Rübenbrei
Thut ein Geſpräch ihn laben,
Er fragt den Gaſt am Tiſche frei:
„Was macht Ihr mit dem Raben?“
Da ſpricht der Hick: „Ei mit Vergunſt,
Ich treibe die Wahrſagerkunſt,
Das Thier iſt ein Prophete.

„Der erſte Spruch von meinem Thier,
Der koſtet nur fünf Gulden,
Doch für den zweiten werdet Ihr
Sofort mir dreißig ſchulden.
Und wenn Ihr gar den dritten wollt —
Ich rath's Euch ernſtlich ab —, ſonſt ſollt
Ihr grad mir hundert Thaler.“

Der Wirth ſinnt einen Augenblick,
Fünf Gulden will er wagen.
Dem Vogel kneift den Schwanz der Hick —
Er krächzt — was mag er ſagen? —
Er ſagt: „Es hegt im braunſten Glanz
Der Ofenſchrein die ſchönſte Gans,
Bei Gott, ein lecker Eſſen!“

Den Braten holt der Wirth erſtaunt
Und greift zur Schüſſel fleißig,
Indeß dem Hick ins Ohr er raunt:
„Jetzt wag' ich auch die dreißig.“
Der kneift des Vogels Schwanz aufs neu —
Der Rabe krächzet meiner Treu —
Was hat er jetzt geſprochen?

„Das ſoll Euch gleich gedeutet ſein“,
So ſpricht der Gaſt zum Wirthe.
„Er meldet mir von gutem Wein,
Der ſich ins Bett verirrte.“ —
Bei Gott, da liegt ein dicker Krug,
Der Wirth thut einen ſtarken Zug,
Weil ihm das Wachsthum mundet.

Aufs neue hebt der Alte an,
Der mächtig ſich verwundert:
„Jetzt wird der dritte Spruch gethan,
Ich gebe Euch die Hundert.“
Der Hick kneift wiederum das Thier
Und ſpricht: „Mirakel gibt es hier,
Ein Mönch ſitzt in der Kiſte.“

Da ſpringt der Graukopf wüthend auf
Und öffnet raſch den Kaſten,
Das Pfäfflein ſchlüpft heraus im Lauf
Und gönnt ſich nicht zu raſten.
Der Alte hebt indeß den Stock
Und keilt den Kapuzinerrock,
Da gab es Staub und Fetzen.

Dann ſtürzt er auf die Frau voll Wuth
Mit ſeinem derben Prügel.
Der Gaſt bedarf ſo Kraft wie Muth,
Zu halten ihn im Zügel.
Er tobt: „Den Raben gibſt du mir,
Sonſt ſchreit das ſchwarze Teufelsthier
Mein Schickſal durch die Gaſſen.“

Dem ſchlauen Hick iſt's eben recht,
Doch will er für den Raben,
Der ein Prophet iſt, blank und echt
Fünfhundert Thaler haben.
Die legt der Wirth ihm auf den Tiſch,
Dann drehet er die Kehle friſch
Herum dem falſchen Vogel.

Allmählich iſt der Streit vergellt
Und Freundſchaft wird geſchloſſen,
Die Gans wird auf den Tiſch geſtellt,
Der Wein wird eingegoſſen,
Geheimniß auch gelobt der Gaſt —
Nun wird gezecht, nun wird gepraßt
Zur mitternächt'gen Stunde.

Doch als der neue Morgen lacht,
Da ſtreckt der Hick die Glieder.
Die Haut wird noch zu Geld gemacht,
Dann kehrt er heimwärts wieder.
Das war ein wundervoller Tag,
Ein großer Haufen Münzen lag
Vor ihm und ſeinem Weibchen.

4.

Als nun die Bauern von dem Los
Des ſchlauen Hick vernommen,
Da gab's ein Staunen mächtig groß,
Man ſieht ſie gehn und kommen;
Sie rufen: „Ei, in aller Welt,
Wo raffteſt du das mächt'ge Geld?
Wo haſt du her den Reichthum?"

„Ja", ſpricht der Hick, der lächelnd ſchaut,
„Vernehmt ihr lieben Leute,
Das Geld erhielt ich für die Haut,
Denn theuer ſind die Häute,
Sie ſtehn in Köln ſo hoch im Preis,
Wie niemand zu gedenken weiß
So lang die Welt beſtanden.

„Es kleidet ſich, wie ich erfuhr,
Neumodiſch jetzt ein Jeder;
Statt Lein und Tüchern trägt man nur,
Statt Seid' und Sammet Leder;
Die Hüte, Kittel, Hoſen all,
Ja, Hemd und Strumpf — in euerm Stall
Da habt ihr Geld die Maſſe."

Die Bauern wiſſen ſchon genug,
Sie gehn mit ſchlauen Mienen;
Sie denken, wie der Hick im Flug
Sich Summen zu verdienen.
Sie muſtern um und um ihr Vieh
Und ohn' Erbarmen ſchlachten ſie
Die Ochſen, Küh' und Kälber.

Ja, mancher ſchlachtet Schaf und Pferd,
Blut floß da ſondermaßen;
Das Fleiſch war keinen Pfennig werth,
Man warf es auf die Straßen.
Ein Jeder will der Erſte ſein,
Das rennt und brennt nach Köln am Rhein,
Sie laufen um die Wette.

Die Gerber ſtehen grad am Bach,
Die Meiſter und Geſellen;
Die Bauern traben nach und nach
Heran mit ihren Fellen.
Ha, guten Handel gibt es jetzt!
„Wie hoch habt ihr den Preis geſetzt?
Sagt an, ihr blauen Kittel!

„Doch ſeht, das kommt ja fort und fort,
Das iſt ein Gehn und Wallen!
Viehſeuchen habt ihr wol im Ort,
Die Heerden ſind gefallen?
Nein, kranke Häute gerbt man nicht,
Da's an geſunden nicht gebricht,
Auch iſt die Waare wohlfeil.“

Die ſchlauen Bauern denken: „Halt,
Wir merken wol die Finte
Und laſſen uns nicht mit Gewalt
Hier reiten in die Tinte.“
Und als den Preis ein Gerber fragt,
Da fordern ſie ganz unverzagt:
Die Haut fünfhundert Thaler.

Es bricht ein laut Gelächter aus:
„Ihr ſeid wol nicht bei Sinnen!
Geht lieber in das Narrenhaus,
Den Wahnſinn fortzuſpinnen.“
Allwärts erhebt ſich Spott und Hohn,
Die Gerber fangen an zu drohn
Mit ihren dicken Fäuſten.

Den Bauern weicht gemach der Muth,
Sie ſehn ſich an betroffen,
Sie dürfen nimmer Geld und Gut,
Doch wol auf Keile hoffen.
Wie Ochſen an dem Berge ſtehn,
So glotzen ſie. Was ſoll geſchehn?
Sie wollen's überlegen.

Zum guten Schluß entſchließet ſich
Der ganze blaue Haufen,
Die Häute jedermänniglich
Den Gerbern zu verkaufen.
Zwei Thaler iſt der höchſte Preis,
Den ſie, gleichviel ob ſchwarz und weiß,
Für jedes Fell erzielen.

Dann wendet heimwärts ſich die Schar,
Sie ſchimpfen und ſie ſchelten,
Der ihres Unglücks Urſach war,
Der Hick ſoll es entgelten.
„Das hat der Hick uns angethan!“ —
Sie brüten einen ſchwarzen Plan,
Den Böſewicht zu tödten.

Sie waffnen gleich ſich alleſammt
Mit Gabeln und mit Stangen;
Jetzt gilt es, daß ſie rachentflammt
Den frechen Lügner fangen.
Sie ziehen vor das Haus im Feld,
Das Haus iſt grimmiglich umſtellt,
Er kann nicht mehr entweichen.

Sie reißen ihn von ſeiner Frau,
Die wilden Streitgenoſſen,
In eines Faſſes hohlen Bau
Wird feſt er eingeſchloſſen;
Es iſt ein ſchauerlich Gelaß,
Und auf den Karren rollt das Faß,
Er wird im Rhein erſäufet.

5.

Es raſt und tobt, es lärmt und ſchreit
Die wüthende Gemeine,
So geht es aus den Bergen weit
Hinab zum grünen Rheine.
Es weint daheim das arme Weib,
Es bebt der Hick am ganzen Leib,
Sein Stündlein iſt gekommen.

Unmäßig Toben machet Durſt,
Und Hunger folgt dem Lärmen:
Der Eine denkt durch eine Wurſt
Den Magen ſich zu wärmen;
Der Andre meint, ein Schlücklein Bier,
Ein Tröpflein Schnaps, das möchte ſchier
Nicht übel ihm bekommen.

Es ſteht ein Wirthshaus dort am Wald,
Das zapft vo[illegible]lerbeſten,
Und Sang und Gläſerklang erſchallt
Darin von lauten Gäſten;
Hier kehren alle Fuhrleut' ein,
Die zwiſchen dem Gebirg und Rhein
Mit ihren Gäulen fahren.

Da hält der wilde Haufen an
Mit ſeinem großen Haſſe,
Ein Wirthshaus hält den ſchlimmſten Mann
Oft auf im ſchlimmſten Haſſe.
Sie laſſen plötzlich von der Pflicht
Und ſtürmen — ſiehſt du, hörſt du nicht —
Raſch in die Wirthshausſtube.

Dem Einen thut ein Schlücklein gut
Aus tiefem Felſenkeller,
Dem Andern thut ein Stücklein gut
Auf einem warmen Teller.
Aus einem Stück und Schlückelein
Da werden zwei und drei — wie fein!
Sie ſitzen bald beim Zechen.

Indeſſen lugt der Hick durchs Spunt
Mit kläglicher Geberde,
Ein Schäfer kommt mit ſeinem Hund
Und ſeiner weißen Heerde,
Und der Gefangne ruft heraus:
„O löſe mich aus meinem Graus,
Befrei mich aus der Tonne.“

Bald kommt der Schäfer auf die Spur,
Wo er den Ruf vernommen,
Dann fraget er: „So ſag mir nur,
Wie du ins Faß gekommen?“
Da ſpricht der Hick: „Zu Köln am Rhein
Da ſoll ich jetzt Erzbiſchof ſein
Und mag es nimmer werden.“

„Wie!“ ruft der Schäfer. „Nichts als das?
Dir kann geholfen werden,
So kriech' ich ſelber in das Faß
Und geb' dir meine Heerden.
Treu übt' ich meiner Lämmer Hut,
Und hüt' auch Menſchenſchafe gut.
Biſt du des Tauſch's zufrieden?

Der Hick bejaht, der Schäfer hebt
Den Deckel von der Tonne,
Der arme Hick ſchaut neubelebt
Das Licht der lieben Sonne.
Er hilft dem Retter in den Raum,
Der träumt gar bald den ſchönſten Traum
Vom goldnen Hirtenſtabe.

Dann pfeift der Hick ſofort dem Hund
Und ſammelt rings die Schafe.
Wie froh war er im Herzensgrund,
Zu meiden ſeine Strafe!
Raſch treibt er nun die Heerde fort,
Und in den grünen Bergen dort
Iſt er alsbald verſchwunden.

Inzwiſchen hat die Bauernſchar
Genug an Trank und Speiſe,
Daß mancher ſchier betrunken war.
Jetzt heißt es: „Auf die Reiſe!"
Sie ſtürmen rings aus Thür und Thor
Und neue Rache brüllt der Chor,
Fort ziehn ſie mit dem Karren.

Bald ſtehen ſie am grünen Rhein,
Das Faß rollt in die Wellen, —
Der Schäfer hebet an zu ſchrein,
Da jauchzen die Geſellen.
Den ſchlimmen Fant ſind ſie jetzt los —
Er ruhet in des Rheines Schoos —
Der Hick iſt nun ertrunken.

6.

Die ausgezogen voller Muth,
Sie kehren heim ernüchtert;
Wo iſt der Grimm, wo iſt die Wuth,
Sie ſchaun ſich um verſchüchtert;
Denn bringt man einen Menſchen um,
Das macht die Seele ſtill und ſtumm
Und foltert das Gewiſſen.

So ſchleichen ſie zum Dorfgefild,
Die müden Kniee knicken.
Beim Himmel, welch ein ſeltſam Bild
Begegnet ihren Blicken!
Das iſt der Hick, er pfeift ſein Lied,
Und hinter ihm im Anger zieht
Die blanke Hammelheerde.

Er ruft ſie an mit heiterm Ton:
„Jetzt hab' ich meine Strafe,
Ich fand im Rhein zu meinem Lohn
All dieſe ſaubern Schafe!“
Sie fallen auf den Rücken faſt,
Dann fordern ſie ihn auf in Haſt,
Sein Schickſal zu erzählen.

Der Hick beginnt: „So geht es zu,
Ihr wolltet recht mich kränken
Und, daß ich fänd' die ew'ge Ruh,
Im Fluſſe mich ertränken.
Vergebens ſchrie ich voller Noth,
Ihr jauchztet noch zu meinem Tod,
So ging es in das Waſſer.

„Doch wie ich tief und tiefer ſank,
Da war ein Land voll Milde,
Fruchtbäume ſtanden friſch und blank,
Voll Korn war das Gefilde,
Die Wieſen lagen grün und licht,
Am Wege ſah ich weiden dicht
Die allerſchönſten Schafe.

„Ach Gott, viel beſſer war es dort,
Als hier auf dieſer Erde,
Ich ſuchte mir von Ort zu Ort
Zuſammen meine Heerde.
Schaut ſelber, ob im ganzen Land
Eu'r Auge beſſre Sorten fand
An Wuchs und Fett und Wolle.

„Und wie ich, was die Weide gab,
Mühlos dahingetrieben,
Da ſchnitt ich mir den Schäferſtab
Und thät von dannen ſchieben.
Bald trat ich an das Land geſund,
Ich kaufte mir den ſchwarzen Hund
Und bin ein reicher Schäfer.“

Es ſtaunen erſt des Zweifels voll
Die Bauern ſolcher Märe;
Doch ſprecht, wie man's erklären ſoll,
Daß er entflohen wäre?
Sie warfen ſelbſt ihn in den Rhein,
Da muß ſein Wort auch Wahrheit ſein;
Wie kehrt er ſonſt lebendig?

Wie käm' er an die Heerde gar?
Nein, er hat nicht gelogen! —
Und flugs iſt rings die ganze Schar
Von ihm hinweggezogen.
Sie flüſtern, wiſpern, munkeln rings,
Sie nicken rechts, ſie nicken links,
Sie wollen's eben wagen.

Sie machen all zum grünen Rhein
Sich rüſtig auf die Sohlen,
Sie wollen in den Wellen rein
Wie Hick ſich Schafe holen.
Sie lächeln ſchlau einander zu:
„Erſetzt wird Ochs und Rind und Kuh
Und auch noch Pferd und Eſel.“

Hei, wie ſie durch das weite Land
In rüſt'gem Zuge ſtreben!
Sie ſtehen bald am Uferrand,
Die Flut iſt klar und eben.
Und prächtig liegt des Himmels Blau
Mit Wölkchen rings; er gleicht der Au,
Drin weiße Lämmer weiden.

So ſpiegelt ihn der breite Fluß
Mit ſeinen grünen Fluten.
Der Schultheiß ruft: „O Ueberfluß!
Die Schafe ſeht, ihr Guten!
Da ich von euch der Erſte bin,
So wähl' ich mir nach meinem Sinn
Zuerſt die beſten Thiere.“

Er ſpringt, das Waſſer rauſcht empor —
Plumps! rauſcht es dumpf und dröhnend,
Gleichwie ein „Kommt!“ in aller Ohr,
So klingt es ringsum tönend.
„Kommt, kommt!“ ſo ruft es in der Rund,
Sie ſtürzen all ſich in den Grund:
Plumps, plumps — es plumpt ohn' Ende.

Hals über Kopf geht es hinein
Mit ungeheuerm Jubel,
Das iſt ein Zappeln, Ringen, Schrein!
Gar ſeltſam iſt der Trubel.
Und ſie verſchwinden allzumal, —
Doch ruhig geht die Flut zu Thal,
Als wäre nichts geſchehen.

7.

Es war auch mit der Schar am Rhein
Des Dorfes krummer Schneider,
Der ſprang nicht in den Fluß hinein,
Schad' waren ihm die Kleider;
Auch war das linke Bein ihm ſchief,
Weshalb er ſtets zur Seite lief,
Schief wär' er da geſprungen.

Zudem bedacht' er auch noch das:
Nicht Balken hat das Waſſer,
Dazu iſt es im Waſſer naß;
Er iſt ein Waſſerhaſſer,
Ein andres gilt von Bier und Wein,
Die gehen in den Schlund hinein
Und netzen nicht die Füße.

Und ſchließlich will dem Nadelheld
Die Schäferei nicht frommen,
Er wartet lieber auf dem Feld,
Bis alle wiederkommen.
Doch denkt er, als der Abend naht:
Sie haben wol auf anderm Pfad
Die Heerden heimgeleitet.

Er humpelt fort auf lahmem Fuß
Und rechnet auf den Wegen,
Wie viel er einſt verdienen muß,
Trifft ein der Heerden Segen;
Denn ſind die Bauern alle reich,
So gibt es neue Kleider gleich,
Die muß der Schneider liefern.

Doch als er in das Dörflein ſchleift,
Da fehlen noch die Bauern.
Er ſieht, als er die Gaſſ' durchſtreift,
Ringsum die Weiber lauern.
Sie ſtürzen raſch aus jedem Haus:
„Nun, Schneiderlein wie ſieht es aus,
Wann kommen unſre Schafe?“

Da ſchreitet auch der Hick heran
Mit ſeinem ſchmucken Weibe
Und hört den krummen Boten an,
Gleichwie zum Zeitvertreibe.
Dann lächelt er ſo ſeltſam ſchlau,
Es lächelt ſeine ſaubre Frau,
Und beide gehn vorüber.

Die Weiber warteten noch lang
Mitſammt dem ſchiefen Schneider,
Allmählich ward es allen bang,
Dann gab es Trauerkleider;
Denn bald kommt Kunde mit dem Wind,
Daß ſie im Rhein ertrunken ſind,
Die beerdengier'gen Bauern.

„Nichts frommet mehr wie Mutterwitz!“
Spricht Hick zu ſeiner Frauen,
Und fröhlich nimmt er in Beſitz
Das Dorf mit Wieſ' und Auen. —
So ſtieg empor der Bauernſohn,
Es ward ein großer Reichsbaron
Der Hick vom Hickengrunde.

Die ſieben Schwaben.

1. Wie das Ungeheuer am Bodenſee erblickt wurde.

Nothglocken hört man läuten am blauen Schwabenſee,
Zu Ueberlingen herrſchen Zähnklappern, Angſt und Weh,
Die Männer all mit Spießen, Miſtgabeln, Mordgewehr,
Mit Ofenzangen rennen die Weiber kreuz und quer.

Sie einen ſich am Markte, dort ſoll Verſammlung ſein.
Was gibt's? Man hört ſein Wort nicht vor Lärmen und vor Schrein!
Was gibt's? Man ſieht den Wald nicht vor Bäumen hoch und dicht,
Die Weiber nicht vor Röcken, vor Hoſen die Männer nicht!

Doch endlich brüllt der Schultheiß: „Nun haltet die Mäuler doch,
Nichtsnutzige Zungendreſcher! Die Zungen hinken euch noch
Von all' dem müßigen Schwatzen! Wärt ihr gleich raſch zur That,
Wir brauchten nicht zu tagen hier im hochweiſen Rath!

„Im Walde liegt ein Unthier, das grauſig uns bedroht,
Dem Felde bringt es Verderben, und Vieh und Menſchen den Tod;
Zwei Löffel hat es als Ohren, vier Läufe zum raſchen Sprung,
Glasaugen und runde Schnauze, dran ſtehen Haare genung.

„Es ſitzt auf den Hinterpfoten und droht mit den vordern Gewalt.
Jetzt macht euch auf mitſammen und ſucht es im grünen Wald,
Und wer die Beſtie tödtet, der rettet mit ſtarker Hand
Das gute Ueberlingen und das ganze Schwabenland!“

Da ſchrieen ſie rings vor Schrecken: „Wir haben Haus und Herd,
Und beides, Weib und Kinder, und Eſel, Ochs und Pferd,
Und alles, was noch unſer, dabei auch Hunger und Durſt,
Wir ſchlagen's nicht in die Schanze, als wäre das Leben Wurſt!

„Wollt Ihr das Vieh vertilgen, ſo ſammelt ein Söldnerheer!
Stellt an das Volk der Schwaben ein mannliches Begehr!
Ruft an des Vaterlands Liebe, für das ſo ſüß man ſtirbt.
Wir wollen ihn gern bezahlen, wer hier den Tod erwirbt!“ —

Wol wird da viel berathen, die Wirrniß rings iſt groß.
Zuletzt da ruft der Schultheiß: „So werfen wir das Los!
Wir ſtellen einen Kämpfer, der zieht ins Land zur Schau
Und ſucht ſich die Genoſſen in jedem Schwabengau.“

Es folgt ein langes Summen, der Rath ſchien allen gut:
Da werfen ſie die Zettel in einen Schaubenhut.
Auf einem ſtand geſchrieben „Seeſchwab“ mit großer Schrift,
Und wer ihn zieht, der iſt es, den heut die Sendung trifft.

Der Jokel wurde Seeſchwab, er fing zu weinen an:
„Ich mache mich auf die Beine und bin ein todter Mann!“
Und jammervollen Herzens zog er ins Land hinaus,
Die andern gingen heimwärts und ſchloſſen Hof und Haus.

2. Wie die ſieben Schwaben zuſammenkamen.

Zu Schwabeck hält man Jahrmarkt. Ganz Schwaben ſchickt dahin
Viel auserleſne Geſellen von wackerm ſauberm Sinn,
Und zierten ſie vierzig Jahre bereits ihr Heimatland,
Kam ihnen ſchon zuweilen grau Haar und auch Verſtand.

Dahin ging nun der Seeſchwab und öffnete den Mund,
Vom überlinger Thiere that er die Märe kund:
Jetzt zeigt ſich, wem die Kampfluſt im kühnen Herzen brauſt,
Wem Haar auf ſcharfen Zähnen, Horn wächſt in ſtrammer Fauſt!

Ach, wie ſie rings erblaſſen! Es zittern Lippen und Knie:
Dem Land der Schwabenſtreiche kam ſolches Unheil nie!
Sechs jugendkühnen Recken blüht nur ein kühner Muth,
Das Unthier zu bekämpfen treibt ſie das heiße Blut.

Als ſeine Kriegsgeſellen nimmt ſie der Seeſchwab an,
Unſterblichkeit und drei Batzen erbietet er Mann für Mann,
Und nach dem Kampf im Seewein ein prächtig Feſtgelag. –
Sie möchten dafür ſtreiten bis an den Jüngſten Tag.

Der Neſtleſchwab, ein Schweizer, der Marketendrin Sohn,
War klein, einfältig von Weſen und neununddreißig ſchon;
Er konnte die Hoſen nicht knöpfen, die gute Mutter gab
Ihm Neſteln drum, ſo hieß er im Land der Neſtleſchwab.

Gelbfußſchwab hieß der zweite, von Bopfingen kam er her.
Einſt fuhr er Eier zu Markte, da ſchien der Korb ihm zu leer;
Um mehr hineinzubringen, trat er mit den Füßen drein,
Da wurden ihm gelb die Stiefel, drum mußt er der Gelbfuß ſein.

Der Knöpfleſchwab, der dritte, der war geboren im Ries,
Dort iſt das Suppen- und Nudel- und Knöpfleparadies,
Fünfmal des Tages aß er fünf Teller Suppen und Kraut,
Fünfmal dabei fünf Knöpfle, und hat ganz trefflich verdaut.

Der Blitzſchwab war der vierte, er iſt dem Lechfeld entſtammt,
In Meiſingen kam ans Licht er, der wählte das Trinkeramt,
Er ſchluckte ſo ſchnell ſein Mäßlein, als wie gezuckt der Blitz,
Und zwanzig ſchluckt er täglich. „Potz Blitz“ ſo hieß ſein Witz.

Der Spiegelſchwab, der fünfte, entſproß des Schwarzwalds Grund,
Es war ſein Leben nicht trocken zwiſchen Naſe und Mund.
Dort wiſchte er ſtets mit dem Aermel, der Aermel wurde ſo blank,
Daß er ſich drin ſpiegeln konnte, deß hat er den Namen zu Dank.

Der ſechste, der Bullenſchwab hieß er, kam aus des Allgäus Revier;
Seine Mutter hieß Frau Rindskopf, ſein Vater hieß Herr Stier;
Klotzäugig, breitnackig, ſo trugen die täppiſchen Beine ihn,
Und wär' er kein Menſch, man würde als Ungeheuer ihn fliehn.

Doch war der ſiebente, der Seeſchwab, ein ſpindeldürrer Geſell,
Wie eine Schneiderelle, zu Fuß wie ein Windhund ſchnell,
Was ihm zum Troſte gereichte, wenn er an das Unthier gedacht:
Doch hat er ſtets ein langtraurig verdrießlich Geſicht gemacht.

Das waren die ſieben Schwaben, die ſchwuren jetzt einen Eid,
Getreu zuſammenzuſtehen im mächtigen Kampf und Streit,
Bei hochgeladenen Schüſſeln und Krügen vom größten Maß
Mitſammt zu trinken und eſſen, wenn ſie die Beſtie nicht fraß.

Und als ſie ſich geſtärket zum Bund bei Braten und Wein,
Da gingen ſie in die Bude des Schwertfegers hinein;
Sie muſterten die Waffen: Hellbarden, Streitaxt, Schwert.
„Zahnſtocher“, riefen ſie alle, „ſind für die Fahrt nichts werth!“

Zuletzt entſchied die Schar ſich für einen langen Spieß,
Zu echten Spießgeſellen macht er ſie überdies!
Lang war er dreißig Schuhe, dazu von Eichenholz,
Und oben von Eiſen die Spitze, das war eine Waffe ſtolz!

Dran ſtehen ſieben für einen und einer für ſieben Mann.
Das Ungethüm möcht' ich ſehen, das jetzt entrinnen kann!
Dann kaufte ſich noch jeder ein ganz apartes Stück:
Es will beſonders ausſehn, wer ausgeht auf ſein Glück!

Verſchieden ſind die Narren, verſchieden Kappen und Zopf!
Der Knöpfleſchwab, der ſuchte ſich Bratſpieß und Küchentopf;
Der Blitzſchwab nahm ein Kuhhorn, zum Blaſen und Trinken zugleich,
Der Bullenſchwab den Sturmhut mit Federn farbenreich.

Der Seeſchwab wählte den Harniſch und band ihn vor die Bruſt;
Er ſprach: „So bin ich beim Kampfe des Schutzes mir bewußt!“
Der Spiegelſchwab that desgleichen, doch that er ihn hinter den Latz;
Er ſagte: „Geht es rückwärts, ſo iſt er am rechten Platz!“

Der Gelbfuß nahm ſich Sporen: „Die ſind nicht allein zum Ritt,
Auch noch zum Hintenausſchlagen!“ Der Neſtler nahm nichts mit.
Dann zogen am Spieß ſie trotzig und wild die Stadt entlang.
O, Heil dir, gutes Schwaben, jetzt biſt du nicht mehr bang!

3. Was die ſieben Schwaben in Land, Luft und Waſſer erlebten.

Gerüſtet zum Abenteuer ſchritt dann hinaus die Schar,
Und wer die Kühnen geſehen, dem ſträubte ſich ſchier das Haar.
Sie ſchritten ins Gebirge, drein ſich der Pfad verlor,
Da kam ſogleich den Helden was Sonderbares vor.

Zuvörderſt an dem Spieße da ging der Bullenſchwab,
Dem er mit Kraft und Vorſicht die rechte Richtung gab.
In einem tiefen Hohlweg, da rief er plötzlich! „Halt!
Es liegt ein Bär im Wege! Jetzt gilt es Muth und Gewalt!“

Und mächtig mit der Waffe rennt er auf das ſchwarze Thier,
Der Stoß ging in die Lüfte, doch glaubt er's getroffen ſchier.
Siegfreudig ſchaut er um ſich, doch die Genoſſen ſechs,
Die wirren ſich am Boden wie ein Rattenkönig-Gewächs.

Da glaubt er ſie erſchlagen als wie der todte Bär.
Er konnt' es nicht begreifen, daß rückwärts mit dem Speer
Er ſeine Freunde erſtochen. Er hub zu klagen an;
Doch hat es nur der Schrecken und Ruck ihnen angethan.

Als ſie geſund erſtanden, da war der Jubel laut.
Sie trennen von dem Leibe des Thieres dunkle Haut,
Sie fühlen ihm in den Rachen und zupfen Ohr und Steiß.
Ob ſeinem Heldenthume iſt höchlich verwundert der Kreis.

Da tönt ein plötzlich Brüllen, und an des Hohlwegs Rand
Da nehmen viele ſchwarze Unthiere ihren Stand;
Der Stier war's mit den Kühen, ſie hatten ein Kalb vermißt,
Das in den Abgrund ſtürzend den Hals ſich brach zur Friſt.

Der Bär war ein Kalb geweſen. Die ſieben Schwaben all
Hielten die Heerde für Bären, ihr Brüllen für Bärenſchall;
Sie flohen mit dem Spieße raſch in den grünen Wald,
Es bebten ihnen die Glieder, der reichliche Schweiß rann kalt.

Denn hinter ihnen brüllend anſtürmte das wilde Thier.
Da hemmte ſie eine Hecke, zum Schutz dem Forſtrevier;
Sie ſchwenkten ſich auf die Stauden und ſaßen auf dem Zaun,
Wie lauter Wiedehopfe waren ſie dort zu ſchaun.

So ſchwebten ſie in den Lüften, da kam der Bulle gerannt
Und ſtieß in die Zweige mächtig, ſie hielten dem Stoß nicht Stand
Und fielen aus den Aeſten, doch glücklich ging der Fall
Auf die andre Seite; dann ſtürmten zum Feld ſie all.

O Gott, dort an der Lichtung gibt's eine entſetzliche Schau!
So weit die Blicke gehen, da wogt und wallt es blau:
Iſt das ein großer Weiher! Hinten durch Bären der Tod,
Vorn Waſſer! Doch echten Schwaben hilft Gott aus jeder Noth.

Da rief der Knöpfleſchwabe: „Jetzt kommt, was kommen muß;
Ich weiß, das Fett ſchwimmt oben!“ Mit kecklichem Entſchluß
Entſprang er in die Wellen und lag drin auf dem Bauch;
Die andern folgen; mit Armen und Beinen rudern ſie auch.

Der Blitzſchwab ruft: „Jetzt zeigt ſich, ob das Waſſer Balken hat!“
Der Seeſchwab meint: „Ein Haifiſch frißt ſich an mir nicht ſatt!“
Der Spiegelſchwab denkt an den Walfiſch, der Jonas kommt ihm zu Sinn.
Der Neſtler hält ſich die Hoſe und rudert einhändig dahin.

An Pharao denkt der Gelbfuß und an das Rothe Meer,
Er tröſtet ſich, daß ein Blaues nicht ſo gefährlich wär';
Und hätte der Bullenſchwabe vom Jupiter gewußt,
Er wär als Ochs geſchwommen hindurch mit großer Luſt.

Das war ein ſeltſam Schwimmen, ein Kriechen ſchien's vielmehr,
Die Heldenleiber zappeln über die Fläche daher
Und ſtoßen mit Arm und Beinen und Bäuchen auf den Grund,
Verkehrt erſcheint der Weiber dem ganzen Schwabenbund.

Doch endlich ſind ſie gerettet und ſtehen auf im Korn,
Da kommt auf der andern Seite ein Bauer gebrauſt im Zorn,
Der ruft: „Unflätige Beſtien, was wühlt ihr mir durch den Flachs,
Ein Dutzend Hemden verrutſchtet ihr mir vom heurigen Wachs!"

Da ſprachen die ſieben Schwaben: „Der Mann iſt ſicher toll!"
Und trabten durchs Gefilde, wo reich die Ernte ſchwoll:
Sie wandern hin und wieder und ſuchen krumm und grad,
Doch wunderbar, ſie finden rings weder Weg noch Pfad.

Jetzt kommt noch gar der Abend, es wächſt die dunkle Nacht,
Doch hat der Durſt des Blitzſchwab's ſie nicht zur Herberg gebracht,
Noch des Knöpfler's Hunger. Sie irrten ohne Ziel
Durch Sumpf und Dorn, wo mancher derb auf die Naſe fiel.

Doch endlich blinkt's im Grunde. Gottlob, die Straße glänzt!
Des Tages ſchwere Thaten ſind durch den Weg begrenzt!
Das letzte Stück der Heide durcheilen ſie im Lauf,
Ein Sprung noch von dem Rande, dann ſtehen ſie mitten drauf.

BAYER

Die ſieben Schwaben ſpringen. Plumps! gab das ſeltſamen Schall,
Es liegen im naſſen Fluſſe die Spießgeſellen all.
Da hörte man neues Schreien, unſaglich drängt die Noth,
Und war nicht ſeicht das Waſſer, ſo litten ſie den Tod.

4. Wie die ſieben Schwaben Eſſens und Trinkens halber in den Thurm kamen.

Als ſie ans Ufer kamen, da fällt dem Neſtler ein:
Sie hätten aufs Irrkraut getreten und müßten im Zauberland ſein.
Doch als der Mond nun aufſtieg hoch an der Hügel Rand,
Da rief's: „Der Mond von Schwaben! Wir ſind im Schwabenland!“

Sie ſetzten ſich auf die Heide und zogen mit gutem Muth
Die Hoſen und Hemden herunter, um in des Mondenſcheins Glut
Die Näſſe aufzutrocknen, und zähneklappernd vor Froſt
Saßen ſie in den Sträuchern, bis die Sonne ſtieg im Oſt.

Da war ein Thau gefallen. Und trieften Strümpf' und Schuh
Noch feucht vom Bad im Fluſſe, ſie wurden noch feuchter dazu.
Gleichviel, ſie müſſen ſich kleiden. Auch ſehn ſich die Augen nicht ſatt,
Denn unten im Thale thurmreich liegt eine ſchwäbiſche Stadt.

Sie wünſchten vor allen Dingen ein Frühſtück ſich zur Hand,
Und als ſie hinuntergingen, da kam ein Jude durchs Land.
„Geld oder Blut!“ Sie riefen's und ſtreckten hervor den Speer.
„Blut hat kein Jude“, ſo ſchrie er, „und auch mein Beutel iſt leer!

„Doch gibt es nichts zu ſchachern?“ Da ging's um das Kalbs-Bärfell,
Das handelt für einen Thaler ſich ein der kluge Geſell.
Da zogen ſie durch die Thore, der Haufen zur Schenke lenkt.
Das Schild ſagt: „Zum grünen Eſel da wird gut Bier geſchenkt.“

„Geſchenkt wird Bier!“ Das klinget den ſieben Schwaben hold.
„Wirth, laßt den Trank uns ſchauen!“ — Der grüne Eſel trollt
Und denkt in den Keller ſteigend: „Die Herren ſind geſandt
Von unſrer Kreisregierung zu prüfen das Bier im Land!“

Er holt vom allerbeſten, doch war das noch nicht gut,
Sie tranken bald viel Eimer. — „Mich freut's, wenn's ſchmecken thut!“
So ruft der Wirth. Der Blitzſchwab meint: „Hopfen und Malz iſt geſpart!“
„Das nicht, doch hat's zu viel Waſſer!“ murmelt der Wirth in den Bart.

Und als mit einem Ohmfaß geſtillet war der Durſt,
Beſtellten die edeln Helden ſich gegen den Hunger die Wurſt
Von vierzehn Schwabenellen. So lang ein jeder war,
Ward ihm das Stück gemeſſen von den Zehen bis ans Haar.

Da hatten alle reichlich. Dem Neſtleſchwab allein
Blieb nur ein kurzer Zipfel, ſechzehn Ellen mußten es ſein.
Zu kurz kam ſo der Neſtler. Sie tröſteten ihn in Ruh:
„Wer nicht zu viel verzehret, knöpft die Hoſe nicht auf und zu!“

Jetzt ging es ans Bezahlen. Sie rechneten nicht das Bier,
Sie rechneten nur die Speiſe: das macht einen Thaler ſchier!
Die Münze vom Juden erhandelt, die langten ſie hervor;
Der Wirth wog ſie in den Händen und ſprach im Rathhaus vor.

Stadtknechte einen Haufen, die holt der ſchlaue Wicht:
„Falſchmünzer, zu leicht iſt der Thaler, jetzt folgt ihr zum Gericht!“
Da fuhren die rohen Büttel über ſie her im Sturm:
Die edeln Schwabenhelden, die brachte man in den Thurm.

5. Wie die ſieben Schwaben dem Galgen entgingen.

Der Richter kam zum Verhöre; er war ein ſcharfer Kopf,
Die Brille auf der Naſe, zu Haupt Perrüke und Zopf;
Er ſchrieb ſich auf die Namen, Heimat, Geſchlecht und Jahr,
Und wurde ſehr bedenklich, daß keiner vierzig war.

Er rief: „Landläufer, Strolche, Geſindel, was habt ihr vor?“
Und ſchrie, daß die dünne Stimme ſich mehr und mehr verlor.
Da ſprach der Seeſchwab würdig: „Durch unſre ſtarke Hand
Erretten wir das gute, berühmte Schwabenland!“

Und von dem Ungeheuer erzählt er am Schwabenſee.
Da aber fuhr dem Richter die Wuth in Zopf und Zeh,
Und ſchrecklich, wie ein Löwe, ſo ſchnellte der Mann empor:
„Jetzt zeiget die Erlaubniß der Obrigkeit mir vor!“

Da ſtanden die ſieben Schwaben, wie Ochſen am Berge ſtehn.
Der Richter aber wüthet: „Kann ſolcher Unfug geſchehn?
Landſchaden zu vertilgen iſt der Regierung Pflicht,
Und geht ſie langſam zu Werke, ſo fragt um die Urſach nicht!

„Ihr miſchet euch in Dinge, die eures Thuns nicht ſind!
Folgt euern Vorgeſetzten nur immer taub und blind!“ —
„Jetzt wartet, ich will euch retten!“ rief da der Spiegelſchwab,
Und ſagte von dem Juden, der ihnen den Thaler gab.

Er ſagte vom Kalbs-Bärfelle, das ſie tauſchten dafür,
Da trat der ſchlaue Jude auch eben durch die Thür
Und ſchrie: „Das ſind die Räuber, die mir das Geld geraubt!“
Doch war ſo klug der Richter, daß er niemanden glaubt.

„Spitzbuben ſind ſie alle! Der Jud und die Schwaben ſind gleich!
Raſch dreißig auf jeden Hintern!“ — Da ſtäubt ſie butterweich
Der prügelfrohe Büttel. „Schad“, ſprach er „der Galgen iſt leer;
Doch, um ſie alle zu tragen, ſind ihrer acht zu ſchwer!“

Da fiel den treuen Helden tief in die Hoſe das Herz.
So ruhmlos am Galgen zu ſterben, das machte allen Schmerz;
Sie weinten helle Thränen; der Jude aber ſchrie:
„Solch einen gerechten Richter ſah ich im Leben nie!“

Da ſprach der Richter: „Der Galgen iſt nur für ſieben erdacht,
So machen wir einen neuen, der trage ſie alle acht.
Wir müſſen zugleich ſie hängen, da ſie die böſe That
Alle zugleich begingen. Das heiß' ich weiſen Rath!

„Und bis der Galgen fertig, füttern wir hier das Pack!“ —
So ſchied er aus dem Thurme, ehrfurchtgebietend, ſtrack,
Hochſtolz an allen Gliedern, mit dem weiſen Kopf.
Wie ſeufzten die ſieben Geſellen, als jählings ſchwand der Zopf.

Da brachte der Thürmer Speiſe: Suppe, Knöpfle und Bier:
Es war ein reichlich Gaſtmahl, ein Galgenmahl war es ſchier.
„Was“, rief da plötzlich der Blitzſchwab, „das ſoll für uns alle ſein?
Dran ſtille ich Durſt und Hunger noch nicht einmal allein!“

Der Knöpfleſchwab indeſſen hat alles ſchon verzehrt,
Und auch zur ſelben Stunde noch mehr des Mahls begehrt.
Vor Schrecken fiel der Thürmer auf den Rücken faſt,
Zum Richter iſt er gelaufen, er gönnt ſich nicht Ruh und Raſt.

„Herr Richter“, ſo rief er, „im Thurme das iſt eine ſaubre Schar!
Die freſſen auf das Städtlein mit Knochen und Haut und Haar!“
Und wie er die Mär vernommen, da weiß der Richter genug,
Er nimmt Papier und Feder und ſchreibt ein Decret im Flug.

Das lautete: „Sintemalen uns droht eine Hungersnoth,
Entlaſſen wir die Gefangnen und weiſen mit ſtrengem Gebot
Sie über des Städtleins Weichbild!“ — So wurden die Recken frei
Und ließen Thurm und Thürmer mit frohem Sang und Geſchrei.

Nun kam's, daß vor dem Thore der Pfad längs dem Galgen ging,
Dran unbewußt dem Büttel noch ein Gehängter hing.
Der Blitzſchwab ſprach: „O, hätten wir doch ein Fingerlein
Des Böſewichts, wir könnten damit unſichtbar ſein!

„Wir könnten damit treten dem Thier vors Angeſicht,
Wir könnten es jählings morden, es ſäh' und hört' es nicht!“
Da riefen ſie alle: „Wir wagen's!“ — Der Blitzſchwab klomm geſchwind
Auf zu des Gehenkten Rücken und ſchaukelte mit im Wind.

Da fielen ſie beide herunter, das Seil zerbrach die Wucht;
Da wandten ſich ſechs Schwaben einmüthig vor Schrecken zur Flucht,
Der Blitzſchwab ließ das Gerippe und ſtürmte dahinter im Lauf,
Er meinte wie die andern, die Leiche lebe auf.

Sechs hörten die Schritte und meinten, es folge der todte Mann,
Der ſiebente aber glaubte, daß er noch folgen kann.
Und wären ſie nicht geſunken athemlos ins Feld,
Sie wären ſicher gelaufen bis an das Ende der Welt.

6. Wie die ſieben Schwaben beichteten.

Nun kamen ſie auf die Höhe, da lag das Schwabenmeer
Vor den Augen gebreitet, deß wundern die meiſten ſich ſehr,
Die es noch nicht geſehen. Der Seeſchwab war dort zu Haus,
Der wußte vor allen Fragen ſchier nicht mehr ein und aus.

„Ob drüben auch Menſchen wohnen?“ Das ging dem einen nah.
„Sind das nicht wilde Enten?“ rief jener, der Schiffe ſah.
„Er heißt der Bodenſee wol, weil er keinen Boden hat?“
„Leben darin Seeweibchen? Liegt drin die verſunkne Stadt?“

„Und Schnee glänzt in den Bergen hoch in der Sommerzeit?
Wer ſah je Eis in der Hitze!“ Doch als ſie gedacht an den Streit
Mit dem gewaltigen Unthier, da ſchüttelten ſie ſich kalt,
So heiß die Sonne geſchienen mit ihrer Strahlen Gewalt.

Und allen wurden plötzlich die Seelen wund und weh;
Der eine ſeufzte: „Mutter!“ Der andre: „Katherle!“
Der dritte: „Wär' ich daheime!“ Der viert': „Wenn ich Flüglein hätt'!“
Der fünfte: „Hätt' ich Knöpfle!“ Der ſechste: „Läg' ich im Bett!“

Der Bullenſchwab, der letzte, drauf voll Erhebung ſprach:
„Ja, es iſt 'ne Sach'!“ Und alle flennten betrüblich nach:
„Ja, es iſt 'ne Sach'!“ So tönte das letzte Klagewort:
„Es iſt 'ne Sach'!“ Die Klage trugen die Winde fort.

Dann gingen ſie zur Kapelle, die an dem Waldrand lag,
Darin der fromme Klausner des Gottesdienſtes pflag.
Ihm wollen ſie alle beichten, zu ſühnen ihre Schuld:
„Du großer Gott im Himmel hab' Nachſicht und Geduld!“

Zerknirſcht hob an der Blitzſchwab: „Mich hat der Satan verſucht,
Ich hab' in meinem Leben gewaltig viel geflucht!“
Der Klausner ſprach: „So rede, wie dein ſchlimmſtes Fluchwort heißt!“
Da ſprach er, die Mütz' abnehmend: „Daß dich das Mäuslein beißt!“

Der Knöpfleſchwabe beichtet, daß er das Lügen nicht ließ,
Denn, fragten mich die Leute, wie mein ſeliger Vater hieß,
Sagt' ich: „Gleich mir! Wie ihn, ſo ſagt' ich, nannte man mich,
Doch war der Mann ein Müller, und Schornſteinfeger bin ich!“

Der Gelbfuß ſagt: „Mich ſchmerzt jetzt mein Betrügen tief;
Denn als ich um die Wette jüngſt mit dem Neſtler lief,
Hatt' ich an den Füßen die Stiefel, der Neſtler trug nur Schuh;
Ich gewann die Linſenſuppe und auch die Wurſt dazu!“

Der Seeſchwab heult: „Durch mich ging, o Gott, manch Leben zu Grund!
Ich wandelt' am See, da ſchwammen mit offnem Aug' und Mund
Im Waſſer todte Fiſche. Ich komm nicht ins Paradies,
Weil ich die armen Thiere hülflos erſaufen ließ!“

Der Spiegelſchwab ſehr traurig beklagt ſeine Eitelkeit:
„Er ſehe ſich im Spiegel am Aermel allezeit,
Und hab' er auch mit Seife den Spiegel oft entfernt,
Stets mach' er ihn aufs neue und hab' es von niemand gelernt!“

Der Bullenſchwabe zeiht ſich des Mangels an Kirchenzucht
Und Gottesfurcht: „Drei Jahre hab' er keine Meſſe beſucht;
Denn es war in ſeinen Bergen die Kirche abgebrannt,
Und die nächſte war gelegen funfzehn Stunden im Land.“

Am lauteſten heult der Neſtler. Er flennt: „Mir fehlt das Wort,
So groß iſt meine Sünde!“ Der Klausner mahnt ihn ſofort.
Da ruft er: „Ich bin ein Schwabe!“ mit ſchauerlichem Getön.
Der Klausner tröſtet: „Sündhaft iſt's grad' nicht, doch auch nicht ſchön!“

Dann ließ er ſie all' erwecken andächtig Reu und Leid,
Gab ihnen gelinde Buße und hat ſie der Sünde befreit.
So ſchliefen ſie in der Klauſe, jedoch beim Morgenſtrahl
Zogen zum Heldenwerke hinunter ſie ins Thal.

7. Wie die ſieben Schwaben das Unthier beſtanden.

„Jetzt bei der Stange gehalten!“ rief der Seeſchwab ſofort.
„Ich zeig' euch nun des Kampfes Gelegenheit und Ort;
Auch, denk' ich, ſteht am Spieße ein jeder wie er ſtand!“ —
„Ja, Neuerung“, ſprach der Knöpfler, „die tauget nie im Land!“

Dem Bullenſchwab aus Allgäu behagt der Vorſchlag nicht.
Er ſprach: „Ich that als Hauptmann bisjetzt an der Spitze die Pflicht,
Heut kann ſie thun ein andrer. Ich ſteh jetzt hinten vorn.
Courage!“ rief er, den Blitzſchwab nahm er dabei aufs Korn.

Der ſprach: „Ich hab' Courage genug im Leibe hier,
Doch fehlt es mir am Leibe für das grauſige Thier!“
Der Neſtler fragt: „Muß einer denn wirklich der erſte ſein?
Ich dächte, wir faßten alle den Spieß in der Mitte fein!“

Da ſprach der Spiegelſchwabe zum Knöpfleſchwab: „Geſell,
Wie iſt's mit deinem Hunger? Was frißt du das Thier nicht ſchnell?“
Doch der erwidert: „Dem Thier halt vor deinen Spiegel dicht,
Sieht es ſich drin, dann ſtirbt es aus Furcht vor dem eignen Geſicht!“

Der Gelbfußſchwab zum Schluſſe rief mit betrübtem Schall:
„Wär's nicht am beſten, es ſtürbe jetzt einer für uns all?“
Da riefen ſie plötzlich: „Gelbfuß, du Kühner, geh voran!
Du haſt die Stiefel, daß dich das Thier nicht beißen kann!“

Der Gelbfuß nahm die Spitze. In ſich er alſo ſprach:
„Entweder läuft das Unthier, ſo lauf' ich raſch ihm nach;
Doch will es mir nachlaufen, ſo laufe ich ihm vor,
Und keines kriegt das andre.“ Und es ſchwoll ihm der Kamm empor. —

Nun zogen ſie mit Vorſicht dem böſen Walde zu.
Da rief der Blitzſchwab plötzlich: „Wie drücken mich die Schuh!“
Der Knöpfleſchwab ruft: „Hunger! Mir ſchläft der Magen ein!“
Der Spiegelſchwabe fühlet im Laufe grimme Pein.

Schon will er in die Hecken, ſie halten beim Wickel ihn feſt.
Er ſprach: „Ich wollte nur ſehen, ob das Thier ſich blicken läßt!“
So gingen die Spießgeſellen am Spieß in den tiefen Wald,
Die Herzen hört man pochen, ſchier wie der Axtſchlag ſchallt.

O Gott, da liegt das Unthier, das ſchrecklich das Land bedroht!
Den Feldern Verderben bringend und Vieh und Menſchen den Tod.
Zwei Löffel hat es als Ohren, vier Läufe zum raſchen Sprung,
Glasaugen und runde Schnauze, dran ſtehen Haare genung.

Es ſitzt auf den Hinterpfoten und droht mit den vordern Gewalt:
Schon rücken ſie an dem Speere aus ihrem Hinterhalt.
Es raſchelt — da nimmt das Unthier gleich das Haſenpanier,
Und auf dem Rücken liegen die ſieben Schwaben ſchier.

Und als die Angſt gewichen, da ging es im Kreiſe rund:
„Habt ihr's geſehn?“ Dem Seeſchwab ſchien's groß ein Pudelhund,
Dem Gelbfußſchwab ein Kälbchen, dem Knöpfler ein Wolf ohne Fehl,
Dem Spiegelſchwab ein Maſtochs, dem Blitzſchwab ein Kamel.

Der Ballenſchwab meint: „Gänzlich iſt es mir unbekannt!
Doch hat der einfältige Neſtler das Thier einen Haſen genannt!“
Da ſagten ſie alle: „Wahrhaftig, es ſah wie ein Haſe aus;
Doch war es ein Seehas: ein Seehas iſt aber der grauſigſte Graus!

„In Schwaben, im Reiche, im Weltall gibt es kein Thier ſo ſchlimm,
Abbeißt es die Köpfe dem Kohle in ſeinem Zorn und Grimm.“
Dann huben die ſieben Geſellen ein herzhaftig Geſchrei:
„O, freue dich, gutes Schwaben, jetzt athmeſt du wieder frei!“

Nun zog nach Ueberlingen das wackre Siegesheer.
Sie rufen: „Es floh der Seehas nach Frankreich vor unſerm Speer!“ —
Da kamen die Bürger gelaufen mit offnen Naſen und Mund,
Die Weiber in weißen Kleidern begrüßten den Schwabenbund.

8. Wie zu Ueberlingen der Sieg gefeiert wurde.

Die Freudenglocken klingen über den Schwabenſee,
Es iſt zu Ueberlingen geſchwunden Noth und Weh.
Trompeten und Pauken tönen, das Rathhaus ſteht in Glanz,
Geſchmückt mit grünen Maien. So rüſten ſie Feſt und Tanz.

Es gilt den Tag zu feiern, an dem das Unthier floh,
Die Sieger gilt's zu ehren! Sie waren niemals ſo froh.
Da eilten die reichſten Männer in ihre Keller hinein:
„Heut ſollen die Helden koſten den beſten Schwabenwein!

Sie mögen die Sorte beſtimmen!“ — O Gott, die Wahl — die Qual!
Was paßt zu Knöpfel und Knödel, zu Spätzel und Nudel beim Mahl?
Der Seeſchwab ruft: „Ich möchte den Sauerampfer zum Trank,
Iſt ſüßer doch wie Eſſig!“ Und ſie begannen den Schank.

Der Blitzſchwab ſpricht: „So gebet mir Kratzenberger her,
Denn wen es juckt, der kratzt ſich — mich juckt's in der Kehle ſehr!“
Der Knöpfleſchwabe fordert ſich Rachenputzer gut,
Der ſcheuert die Eingeweide und muntert auf das Blut.

Der Spiegelſchwabe bittet ſich Magenwender aus,
Dieweil er am Schluchzen leidet ſeit ſeinem Bratwurſtſchmaus.
Er meint, ſein Magen läge ſeit jener Zeit verkehrt,
Und will zurecht ihn rücken. Drum iſt der Wein ihm werth.

Strumpfſtopfer fordert der Geißfuß, weil in dem Stiefelpaar
Der Strumpf vom langen Wandern ihm ganz zerriſſen war.
Der Trank picht Fäſſer zuſammen, und macht er die Zähne ſtumpf,
So hilft er auch den Socken und bringt den Mann auf den Strumpf.

Der Neſtler ſpricht: „Nach Belieben, denn mir iſt alles gleich!“
Sie ſchenkten ihm Schüttelheimer, das war kein freundlicher Streich;
Wer dieſen Wein getrunken, den ſchüttelt man aller zwei Stund,
Weil ſonſt der Trunk ſich durchfrißt im Eingeweideſchlund.

Der Bullenſchwab, ſtark wie dreie, verlangt Dreimännerwein, —
Viermännerwein ſollt er heißen! Der erſte trinkt ihn hinein,
Der zweite hält links den Trinker, es hält ihn rechts der dritt',
Der vierte gießt durch die Zähne den Trunk in des Mundes Mitt'.

Das war ein koſtbar Gelage, eine Feier voll Glanz und Pracht!
Sie trieben's zu Ueberlingen gut Schwäbiſch die ganze Nacht.
Drauf zogen ſie mitſammen des Morgens zur Waldkapell
Und ſangen: „Nun ruhn alle Wälder!“ mit Stimmen rauh und hell.

Dann weihten ſie das Kirchlein dem großen, heiligen Sieg:
Der Speer ward aufgehangen, mit dem ſie beendet den Krieg,
Es kam daran eine Fahne, an der das Kalbs-Bärfell ſtrahlt,
Drauf war ein gewaltiger Seehas ganz ſchrecklich abgemalt.

Dort ſtand auch ein Bild des Herrgotts, es hieß der Heiland der Welt;
Sie wiſchten aus den Namen, der ihnen nicht mehr gefällt,
Und ſchrieben: „Schwäbiſcher Heiland!“ und machten im Land es kund. —
So endet die alte Märe vom Sieben-Schwabenbund!

Aſchenbrödel.

In dem Lande Lotharingen,
Wo die blaue Moſel fließet,
Wohnt' ein Mann in alten Zeiten,
Reich an Feldern und an Wieſen,
Reich an Wäldern und an Teichen,
Reich an Knechten und an Dienern,
Und er ſaß auf hohem Schloſſe,
Daß er ſich der Erdentage
Wol mit Recht erfreuen konnte.

Dennoch tönte durch die Zimmer
Und die Höfe lauter Jammer,
Denn auf ihrem weißen Bette
Lag die Schloßfrau krank darnieder.
Ach, der Tod trat auf die Lippen,

Und ihr Auge brach im Sterben,
Und mit zitternd leiſer Stimme
Rief ſie nach dem einz'gen Kinde,
Rief ſie nach der kleinen Tochter:
„Bringt mir her die ſüße Blanka!“

Und ſie brachten ihr das Mädchen
Mit den blonden goldnen Haaren,
Mit den blauen tiefen Augen,
Mit dem ſüßen weichen Herzen,
Und ſie ſprach die letzten Worte:
„Bleibe fromm und gut, o Blanka,
Gott iſt dir dann ſtets zur Seite,
Und ich blick' auf dich vom Himmel
Und will immer dich umſchweben.“

Und ſie ſchloß die müden Augen
Und verſchied. Da klagten alle
Knechte, Diener, Frauen, Mägde,
Und der Vater rang die Hände,
Und er ſchluchzt' in lauten Schmerzen.
Aber ſtille, reiche Thränen
Weinte leis die ſüße Blanka.

Und das liebe blonde Mädchen
Wandelt nun an jedem Tage

Zu dem Grabe ſeiner Mutter.
Als die Sommerroſen blühten,
Als die dunkeln Aſtern ſproßten,
Als mit ſeinem weißen Tüchlein
Es der kalte Winter deckte,
Kniet' es weinend, kniet' es betend,
Denn gar gut und fromm war Blanka.

Doch als ein neuer Lenz gekommen,
Gab es Hochzeit auf dem Schloſſe:
Denn mit einer neuen Frau
War der Vater eingezogen,
Und es kamen mit der Frau
Zwei der Töchter, Blanka's Schweſtern.
Und die Mutter und die Schweſtern
Waren ſchön und weiß von Antlitz,
Doch im Herzen ſchwarz und garſtig.

Ach, da wurden ſchlimm die Tage
Für das arme Stiefkind Blanka;
Denn die Schweſtern rieſen beide:
„Soll das dumme kleine Gänschen
Mit uns in der Stube ſitzen?“
Doch die Mutter rief: „Zur Küche!
Denn wer eſſen will, muß ſchaffen!“
Und der armen Blanka nahmen

Sie die ſchönen hellen Kleider,
Warfen einen grauen Kittel
Um die zarten ſchlanken Glieder,
Statt der kleinen Sammtpantoffel
Gaben ſie ihr plumpe Holzſchuh.
Und dann höhnten ſie: „O ſchauet,
Welche ſtolze Staatsprinzeſſin,
Wie ſie prangt in lichtem Putze!“

Aber Blanka ging zur Küche,
Wo vom Morgen bis zum Abend
Sie mit ſchwerem Werk ſich mühte.
Wenn der Hahn im Hofe krähte
Vor dem Tag, ward ſie gewecket,
Und da galt es Waſſertragen,
Feuer zünden, kochen, waſchen;
Keine Raſt ward ihr gegönnet.
Und dazwiſchen kamen ſchnippiſch
Spottend her die beiden Schweſtern.
Und die Erbſen und die Linſen
Warfen lachend ſie zur Aſche
Und befahlen, daß ſie Blanka
Wieder in die Töpfe leſe.
Selber nach der langen Arbeit
Fand kein Bett das müde Mädchen,
Durfte an des Herdes Seite

Kaum zum Schlaf die Glieder ſtrecken.
Ach, das ſchmuzig ſtaub'ge Kind
Nannten Mutter ſo wie Schweſtern:
Aſchenbrödel, Aſchenbrödel!

Da begab ſich's eines Tages,
Daß zur Hauptſtadt ritt der Vater,
Und die ſtolzen Töchter fragt' er:
„Sagt, was ſoll ich heim euch bringen
Aus der Hauptſtadt von der Meſſe?“ —
„Schöne Kleider“, ſprach die eine,
Und ſie warf ſich in die Schultern;
„Edelſteine“, ſprach die andre,
Und ſie äugelt in den Spiegel.
„Und was will mein Aſchenbrödel?“
Forſcht der Vater leiſen Tones,
Und er blickte faſt verlegen
Zu dem armen, armen Kinde.
Blanka aber ſprach zum Vater:
„Bring mir mit das erſte Reislein,
Das dir auf dem Heimweg leiſe
An dem Hut vorüberſtreifet.“

Und er ritt hinaus zur Hauptſtadt,
Und er kaufte auf der Meſſe
Schöne Kleider, Sammt und Seide,

Schmuck von Edelſtein und Perlen.
Aber als er auf dem Heimweg
Zog durch tiefe grüne Wälder,
Stieß ſein Hut an ein Gezweige,
Daß er an die Erde rollte;
Da gedacht' er Aſchenbrödel's
Und er ſchnitt ſich ab den Aſt,
Und es war ein Haſelzweiglein.

Doch zum Schloſſe heimgekehret
Gab er beiden ſtolzen Töchtern
Lauter prächtige Geſchenke.
Dieſer reicht' er ſchöne Kleider,
Jener Edelſtein und Perlen,
Und dem armen Aſchenbrödel
Reicht' er ſchon das Haſelzweiglein.

Aber Aſchenbrödel dankte,
Und ſie ging zum Grab der Mutter
Und ſie pflanzte dort den Aſt,
Und ſie weinte, daß die Thränen
Ihn mit reichem Thau benetzten.
Und die Tage, welche folgten,
Kehrte dreimal ſie zum Grabe,
Weinte dreimal ob dem Zweige,
Betend dreimal für die Mutter

Und für ſich, das arme Kind.
Da geſchah ein ſeltſam Wunder,
Denn der Aſt erwuchs zum Baume
Mit begrüntem dichtem Laubwerk,
Das ihr tiefe Schatten ſtreute;
Aber droben in der Krone
Flatterte ein weißes Vöglein,
Und das Vöglein warf dem Mädchen
Alles, was es wünſchen mochte,
In den Schoos mit ſüßem Singen.
Da geſchah ein ſeltſam Wunder,
Denn das Reislein war der Sproß
Eines Zauberbaums geweſen.
Und er wuchs als Zauberbaum
Auf dem Grab der theuern Mutter.

Einſt als Aſchenbrödel wieder
Von dem Grab der Mutter kehrte,
Hei, da war es bunt lebendig
In dem väterlichen Schloſſe;
Denn die Kunde war gekommen,
Daß des Landes großer König
Lichte helle Feſte rüſtet.
Alle Edeln ſind geladen,
Edle Väter, edle Mütter
Mit den ſchönen Edelfräulein,

Und Bankette, Spiel und Tänze
Dauern an drei volle Tage.
Freudevoll ſind alle Seelen,
Und es beben auch viel Herzen,
Herzen hoffnungsreicher Jungfraun;
Denn der König ließ verkünden,
Daß an dieſen frohen Tagen
Seiner Krone hoher Erbe
Unter ſeines Landes Töchtern
Sich die Braut erwählen ſolle.

„Aſchenbrödel, Aſchenbrödel!“
Riefen gleich die ſtolzen Schweſtern,
Als ſie kaum das Haus betreten:
„Aſchenbrödel, mach' dich nützlich,
Kämm' uns raſch die dunkeln Haare,
Bürſte blank die ſchönen Schuhe,
Schnüre feſt die goldnen Schnallen,
Denn wir rüſten uns zur Hochzeit,
Denn wir gehn zum großen König.“
Aſchenbrödel folgte willig,
That in Demuth und in Ruhe,
Was die ſtolzen Mädchen heiſchten.
Ach, wie wär' ſie ſelber gerne
Mit zu Spiel und Tanz gegangen!

Und ſie bat die ſtolze Mutter,
Daß ſie mit zum Feſte fahre;
Doch die Mutter zürnte heftig:
„Mit dem Schmuze deiner Kleider
Denkſt im Saal du zu erſcheinen?
Mit dem Staube deiner Schuhe
Willſt du auf der Hochzeit tanzen?
Schäme dich, du dummes Gänschen!
Wart', ich will dir Arbeit geben;
Haſt du ſie gethan, dann magſt du
Mit uns ziehn zum Königsſchloſſe.“
Und ſie holte eine Schüſſel,
Und die Schüſſel war voll Linſen,
Und ſie ſchüttete die Linſen
Höhniſch lachend in die Aſche.

Aſchenbrödel, armes Mädchen,
Wie ſoll dir das Werk gelingen? —
Aſchenbrödel aber wandte
Sich hinaus zum ſtillen Kirchhof,
Setzte ſich aus Grab der Mutter,
Und ſie betete und weinte:
„Bäumchen, ſchüttel', rüttel' dich!
Weißes Vöglein, ſchau auf mich,
Sende mir die Täubchen alle
Zahm und wilde, ſende gütig

Mir die Vöglein unterm Himmel,
Daß ſie mir die Linſen leſen,
All die guten in das Töpfchen,
Doch die ſchlechten in das Kröpfchen!"

Und da flog, was Flügel hatte,
Durch das dunkle Küchenfenſter.
Wie das ſchwirrte, wie das ſchwärmte!
Alle Vöglein unterm Himmel
Ließen an der Aſch' ſich nieder.
Wie ſie mit den Köpfchen nickten,
Wie ſie mit den Schnäbeln pickten!
Pick, pick, pick, ſie laſen alle
Körnlein emſig in die Schüſſel.
Lächelnd ſah es Aſchenbrödel.
Schon nach einer Stunde hatten
Sie das große Werk vollendet,
Und entflogen in die Lüfte.
Doch das Mädchen brachte fröhlich
Zu der Mutter hin die Schüſſel.
Dem gegebnen Worte trauend,
Glaubte ſie nun mitzugehen.

Zürnend nahm die Frau die Schüſſel,
Und ſie nahm noch eine andre,
Voll von Linſen, eilte heftig

In die Küche mit dem Mädchen,
Und ſie ſchüttete die Schüſſeln
Beide in die hohe Aſche.
Doch dann rief ſie: „Aſchenbrödel,
Lieſeſt du in einer Stunde
Aus der Aſche all die Linſen,
Daß mir keine fehlt, ſo magſt du
Mit uns ziehn zum Königsſchloſſe.“

Aſchenbrödel, armes Mädchen,
Wie ſoll dir das Werk gelingen?
Aſchenbrödel aber wandte
Wieder ſich hinaus zum Kirchhof,
Setzte ſich aufs Grab der Mutter,
Und ſie betete und weinte:
„Bäumchen, ſchüttel', rüttel' dich,
Weißer Vogel, ſieh auf mich,
Sende mir die Täubchen alle,
Zahm' und wilde, ſende gütig
Mir die Vöglein unterm Himmel,
Daß ſie mir die Linſen leſen,
All die guten in das Töpfchen,
Doch die ſchlechten in das Kröpfchen!“
Und da flog, was Flügel hatte,
Durch das dunkle Küchenfenſter;
Wie das ſchwirrte, wie das ſchwärmte!

Alle Vögel unterm Himmel
Ließen an der Aſch' ſich nieder.
Wie ſie mit den Köpfchen nickten,
Wie ſie mit den Schnäbeln pickten!
Pick, pick, pick! Sie laſen alle
Körnlein emſig in die Schüſſeln:
Lächelnd ſah es Aſchenbrödel.
Schon nach einer Stunde hatten
Sie das große Werk vollendet
Und entflogen in die Lüfte.
Doch das Mädchen brachte fröhlich
Zu der Mutter hin die Schüſſeln,
Dem gegebnen Worte trauend,
Glaubte ſie nun mitzugehen.

Doch es fuhr die ſtolze Mutter
Heft'ger auf, es zankten zornig
Ihre beiden böſen Töchter.
Zeternd ſchrie es durcheinander:
„Mit dem Schmuze deiner Kleider
Willſt du dich im Saale zeigen?
Mit dem Staube deiner Schuhe
Willſt du auf der Hochzeit tanzen?
Schäme dich, du dummes Gänschen!“
Und dann eilten ſie von hinnen,
Denn am Thore hielt der Wagen,

Den ſie hochgeputzt beſtiegen,
Um zum Königsfeſt zu fahren.

Stille ward es nun im Schloſſe,
Und der Abend ſtieg hernieder
Auf die ſchlummermüde Erde.
Aber Aſchenbrödel wankte
Tief im Herzen voller Trauer
Auf das Grab der lieben Mutter,
Setzte nieder ſich am Stamme
Des verzweigten Haſelbaumes,
Und ſie betete und weinte.
Neuer Troſt kam da der Seele,
Und ſie rief mit einmal trotzig:
„Bäumchen, ſchüttel', rüttel' dich,
Weißes Vöglein ſpute dich,
Seid' und Gold wirf über mich!“
Und da warf der weiße Vogel
Ihr herab ein Kleid, geſticket
Reich von Golde und von Silber,
Und zween blinkende Pantoffel,
Edelſtein- und perlgeſchmücket.
Und ſie kleidete ſich emſig
In die gleißenden Gewande,
Und ſie lief zum Königsfeſte.

Hei, wie bunt und luſtig klangen
Schon von fern Trompet' und Pauken,
Hei, wie flüſterten die Geigen
Und wie lockten Flöt' und Pfeifen,
Und wie drang aus allen Fenſtern
Hell der Strahl von tauſend Lichtern!
Und in all den Glanz, die Freude
Trat das lichtgeſchmückte Mädchen,
Wo ſich hundert ſchöne Paare
Nach dem Klang des Reigens wiegten.
O, wie pocht es in dem Herzen,
O, wie glühten ihre Wangen,
O, wie leuchteten die Augen,
All die Wunderpracht zu ſchauen!

Aber ſieh, nach ihr gewendet
Gingen ſtrahlend alle Blicke,
Und von allen Lippen tönten
Neubegierig leiſe Fragen:
„Schaut, wer iſt die ſchöne Jungfrau
In dem Kleid von Gold und Silber,
In den perlbeſäten Schuhen?
Seht die blonden goldnen Haare,
Seht die blauen tiefen Augen,
Seht die holden ſüßen Züge,
Seht den Anſtand edler Sitten!

Sicherlich iſt dieſes Mädchen
Eine fremde Königstochter!“
Selbſt die Mutter und die Schweſtern,
Die das arme Aſchenbrödel
Nur in Staub und Aſche ſahen,
Kannten nicht das Kind des Hauſes,
Und ſie ſtanden gelben Neides,
Daß ſie vor den Jungfrau'n allen
Heut den erſten Preis erringe.

Sahen es mit gelbem Neide,
Denn der Fremden ging entgegen
Raſch der junge Sohn des Königs,
Und er nahm ſie bei den Händen,
Und er ſchwang ſie hin im Reigen,
Und ſie tanzten leicht und lieblich,
Endlos, raſtlos durch die Runde;
Herrlich war es anzuſchauen.
Und die Alten und die Jungen
Rieſen freudig: „Herrlich, herrlich!“
Wol begehrte mancher Jüngling
Mit der hellen Maid zu tanzen,
Doch es ließ der Sohn des Königs
Nimmermehr ſie los, und jedem,
Der zum Reigen ſie gefordert,
Sagt er: „Das iſt meine Dame!“ —

Als die Mitternacht gekommen,
Rüſteten ſich rings die Gäſte,
Daß ſie in die Heimat zögen.
Doch der Sohn des Königs ſagte
Zu dem wunderſchönen Mädchen,
Welches Namen, Stand und Herkunft
Ihm beharrlich ſtets verſchwiegen:
„Jetzt begleit' ich dich nach Hauſe!“
Denn er wollte ſchließlich wiſſen,
Wem das Mädchen angehöre.
Doch im dichteſten Gedränge
Wußte Aſchenbrödel klüglich
Seiner Leitung zu entſchlüpfen.
Und ſie eilte durch die Thore
Nach dem väterlichen Schloſſe,
Das ſie kaum erreichen konnte,
Denn der Prinz verfolgte rüſtig
Sie im Laufe. Da entwiſchte
Sie am Hof ins Taubenhäuschen,
Wo ſie heimlich ſich verſteckte.

Aber in dem Hof am Schloſſe
Wartete der Sohn des Königs,
Bis der Herr des Hauſes ankam,
Und er ſprach: „Das fremde Mädchen
Iſt ins Taubenhaus geſprungen,

Doch die Thür iſt jetzt geſchloſſen.“
Aſchenbrödel's Vater prüfte,
Ob er es nicht öffnen könne,
Und er ließ die Knechte kommen,
Daß ſie Axt und Hacken brächten;
Und die Thür ward eingeſchlagen.
Sieh, da war doch niemand drinnen,
Denn das kluge Aſchenbrödel
War, indeß der Sohn des Königs
Mit dem Vater ſich beredet,
Raſch entſchlüpft der kleinen Pforte
An des Häuschens andrer Seite,
Dann war es enteilt zum Friedhof;
Auf dem Grabe ſeiner Mutter
Unterm grünen Haſelbaume
Hat es abgeſtreift die ſchönen
Gold- und ſilberreichen Kleider.
Doch als Vater, Mutter, Schweſtern
Nach dem armen Kinde ſahen,
Während in dem alten Schornſtein
Nur ein qualmig Oellicht brannte,
Lag es in dem grauen Kittel
Wieder an des Herdes Aſche
Hingekauert wie im Schlafe,
Als das ungeliebte, ſchmuz'ge,
Wüſte Stiefkind Aſchenbrödel. — —

Neuer Tag bringt neue Feſte.
Stille ward es in dem Hauſe,
Und der Abend ſtieg hernieder
Auf die ſchlummermüde Erde;
Doch der Vater und die Mutter
Und die beiden ſtolzen Schweſtern
Waren auf dem Königsſchloſſe.
Aber Aſchenbrödel eilte
Wieder zu dem Grab der Mutter,
Und es rief mit heller Stimme:
„Bäumchen rüttel', ſchüttel' dich,
Weißes Vöglein, ſpute dich,
Seid' und Gold wirf über mich!“
Und da warf der weiße Vogel
Ihm herab noch ſtolzre Kleider,
Wie er gab am letzten Abend.
Und es zog aufs neu zur Hochzeit,
Und es ſtaunten wieder alle,
Ob der wunderlichten Schönheit.
Doch der Sohn des Königs hatte
Seiner Dame ſchon gewartet,
Und er nahm ſie bei den Händen,
Und er ſchwang ſie hin im Reigen,
Und ſie tanzten leicht und lieblich;
Herrlich war es anzuſchauen.
Wol begehrte mancher Jüngling

Mit der hellen Maid zu tanzen;
Doch es ließ der Sohn des Königs
Nimmermehr ſie los, und jedem,
Der zum Reigen ſie gefordert,
Sagt er: „Das iſt meine Dame!“

Und zur mitternächt'gen Stunde
Gingen wieder heim die Gäſte.
Doch aufs neu entfloh das Mädchen
Ihrem königlichen Tänzer,
Der ihr wieder heimlich folgte
Zu dem Hauſe ihres Vaters,
Das ſie kaum erreichen konnte.
Da entſprang ſie in den Garten,
Wo mit lauter goldnen Früchten
Sich erhob ein großer Birnbaum.
Raſch erklettert ſie die Zweige,
Und ſie barg ſich in dem Laubwerk.

Aber vor dem grünen Baume
Wartete der Sohn des Königs
Bis der Herr des Hauſes ankam,
Und er ſprach: „Das fremde Mädchen
Iſt im Birnbaum hier verſchwunden.“
Aſchenbrödel's Vater heiſchte,
Daß des Hauſes Knechte kämen.

Mit den Aexten, und ſie mußten
Raſch den alten Birnbaum fällen.
Aber niemand ſaß im Laubwerk,
Denn das kluge Aſchenbrödel
War, indeß der Sohn des Königs
Mit dem Vater ſich beredet,
Raſch den Aſt hinabgeglitten.
Dann war es enteilt zum Friedhof,
Auf dem Grabe ſeiner Mutter
Hat es abgeſtreift die ſchönen
Gold- und ſilberreichen Kleider.
Doch als Vater, Mutter, Schweſtern
Nach dem armen Kinde ſahen,
Während in dem alten Schornſtein
Nur ein qualmig Oellicht brannte,
Lag es in dem grauen Kittel
Wieder an des Herdes Aſche
Hingekauert wie im Schlafe,
Als das ungeliebte, ſchmuz'ge,
Wüſte Stiefkind Aſchenbrödel.

Als am letzten Tag der Feſte
Aeltern ſo wie Schweſtern wieder
In das Königsſchloß gefahren,
Zog aufs neu zum Grab der Mutter
Auf den Friedhof Aſchenbrödel.

Und es rief mit heller Stimme:
„Bäumchen, rüttel', ſchüttel' dich,
Weißes Vöglein, ſpute dich,
Seid' und Geld wirf über mich!"
Und es warf der weiße Vogel
Heut herab ſo reiche Kleider,
Wie er keine noch geworfen;
Denn mit Perl und Edelſtein
War durchwebt der reiche Goldſtoff,
Und von purem Golde glänzten
Jetzt die leuchtenden Pantoffel.
Als das Mädchen ſo geſchmückt
In den hellen Saal getreten,
Waren alle ſtumm vor Staunen
Ob der nie geſehnen Schönheit.
Und der Sohn des Königs tanzte
Nun mit ihr und rief bezaubert:
„Das iſt meine, meine Dame,
Und ſie ſoll es ewig bleiben!"

Um die mitternächt'ge Stunde
Wollte Aſchenbrödel wieder
Ihrem Tänzer raſch enteilen;
Doch er ließ ſie, raſtlos folgend,
Nimmer wieder aus den Augen,
So entſprang ſie auf die Treppe,

Aber auf den glatten Steinen
Da entfiel dem linken Fuße
In der Eile der Pantoffel.
Den enthob der Prinz dem Boden
Und verſteckt ihn an dem Herzen,
Das ihm laut und heftig pochte.
Unterdeſſen war das Mädchen
Raſch enteilt. Die Gäſte gingen,
Und es wurde ſtill im Lande.

Als aufs neu der junge Morgen
Glänzte über Thal und Berge,
Ritt ein königlicher Herold
An die Schlöſſer, an die Häuſer;
Und er rief: „Vernehmt die Worte
Eures wohlgeſinnten Königs:
»Dieſes Landes Edelfräulein
Sollen im Palaſt erſcheinen!
Wem der goldene Pantoffel,
Den der Kronprinz hat gefunden,
An dem linken Fuße paſſet,
Die wird er zum Altar führen.»“

Alle Edelfräulein kamen,
Hergeführt von ihren Aeltern;
Alle dachten tief im Sinne,

Daß ſie kleine Füße hätten,
Alle meinten bald zu prunken
Als des Königs Schwiegertöchter.
Eitles Hoffen, leeres Sehnen!
Die da maßen, die da prüften,
Lebten auf zu großem Fuße.
Keiner, keiner paſſet eben
Dieſer kleine Goldpantoffel.

Da erſchien mit ihrer Mutter
Aſchenbrödel's ält'ſte Schweſter,
Und ſie ward geführt zur Kammer,
Ihren Fuß am Schuh zu meſſen.
Als ſie wieder draus hervortrat,
Sah ſie aus ſo ſtolz und ſieghaft;
Weh, ach nimmer hat vermuthet
Das der Prinz. Man konnt' es ſehen
An der bitter düſtern Miene,
Daß die Braut ihm nicht behaget.
Doch es paſſet der Pantoffel
Ihrem Fuß wie angegoſſen.
Sträuben hilft nicht, murren hilft nicht,
Denn wem ſoll man fürder glauben,
Wenn nicht Königsworte gelten?
Und der Prinz nahm auf ſein Rößlein
Seine Braut und ritt von hinnen,

Daß er ſie zum Schloſſe führe,
Wo er künftig wohnen ſollte.

Voller Freude war das Mädchen,
Das ſich ſchon im Geiſt erblickte
Als die Königin des Landes;
Aber als ſie längs dem Friedhof
Ritten, mit dem Grab der Mutter
Aſchenbrödel's und dem Baume,
Sang vom Zweig der weiße Vogel:
„Ruck di gu, gu, ruck di gu, gu,
Blut im Schuh, Schuh, Blut im Schuh, Schuh,
Sieh, der Schuh iſt viel zu klein,
Rechte Braut ſitzt noch daheim!“
Schrecken faſſet da den Prinzen,
Und er ſah nach ihren Füßen,
Wo das rothe Blut herausquoll.
Plötzlich wandte er ſein Rößlein,
Und er brachte heim das Mädchen,
Zürnend ſprach er: „Nehmt die Falſche,
Die, um meine Braut zu werden,
Sich ein Stück vom Fuß geſchnitten!“

Und aufs neu begann die Prüfung.
Da erſchien mit ihrer Mutter
Aſchenbrödel's zweite Schweſter;

Ihren Fuß am Schuh zu meſſen,
Ward ſie hingeführt zur Kammer.
Als ſie wieder draus hervortrat,
Sah ſie aus ſo ſtolz und ſieghaft.
Weh, ach nimmer hat vermuthet
Das der Prinz. Man konnt' es ſehen
An der bitter düſtern Miene,
Daß die Braut ihm nicht behaget.
Doch es paſſet der Pantoffel
Ihrem Fuß wie angegoſſen.
Sträuben hilft nicht, murren hilft nicht,
Denn wem ſoll man fürder glauben,
Wenn nicht Königsworte gelten?
Und der Prinz nahm auf ſein Rößlein
Seine Braut und ritt von hinnen,
Daß er ſie zum Schloſſe führe,
Wo er künftig wohnen ſollte.

Voller Freude war das Mädchen,
Das ſich ſchon im Geiſt erblickte
Als die Königin des Landes.
Als ſie aber längs dem Friedhof
Ritten, mit dem Grab der Mutter
Aſchenbrödel's und dem Baume,
Sang vom Zweig der weiße Vogel:
Ruck di gu, gu, ruck di gu, gu,

Blut im Schuh, Schuh, Blut im Schuh, Schuh,
Sieh, der Schuh iſt viel zu klein,
Und es ſitzt die Braut daheim!
Schrecken faſſet da den Prinzen,
Und er ſah nach ihren Füßen,
Wo das rothe Blut herausquell.
Plötzlich wandte er ſein Rößlein
Und er brachte heim das Mädchen.
Zürnend ſprach er: „Nehmt die Falſche,
Die, um meine Braut zu werden,
Sich ein Stück vom Zeh geſchnitten.
Ich verfluch euch, liſt'ge Schlangen,
Die gefolgt dem Rath der Hölle,
Daß ihr euch den Leib verſtümmelt,
Ird'ſchen Vortheil zu erlangen."

Ha, wie ſtanden da vernichtet
Hier die Mutter, dort die Töchter,
Ob dem grimmen Wort des Prinzen!
Wie verzerrten ſich die Züge,
Und wie ſtarrten groß die Augen!
Gelbes Gift und Zorn und Galle
Saß ergrimmt auf jedem Antlitz,
Daß die Hoffnungen vereitelt,
Welche Stolz und Hochmuth ſchufen. —

Doch es ging der Prinz von dannen,
Und aufs neu entſandt' er wieder
In das weite Land den Herold,
Daß er alle Jungfrau'n lade,
Um am goldenen Pantoffel
Ihre Füße abzumeſſen.
Und es kamen nun auch alle
Bürger, ſowie Bauernmädchen.
Alle meinten bald zu prunken
Als des Königs Schwiegertöchter.
Eitles Hoffen, leeres Sehnen!
Die da maßen, die da prüften,
Lebten auf zu großem Fuße.
Keiner, keiner paßte eben
Dieſer kleine Goldpantoffel.

Als ſie bei der neuen Prüfung
Alle abgewieſen waren
Und kein Mädchen ſich mehr zeigte,
Da entſandt zum dritten male
In das Land der Prinz den Herold,
Daß er auch die Mägde alle,
Die im Dienſte ſtänden, lüde.
Das vernahm die ſtolze Mutter
Und die falſchen böſen Schweſtern

Mit erneutem Grimm und Zorne,
Und ſie heiſchten Aſchenbrödel
Ruhig in der Küche bleiben.

Da erwachte das Gewiſſen
In des Mädchens ſchwachem Vater,
Der bisheran es den Launen
Seiner Frau und ihrer Töchter
Ohn' ein Wörtlein preisgegeben.
Und er warf ſich in die Bruſt,
Und er ſprach mit lautem Tone:
„Alles, alles hat ein Ende,
Heute ſoll es ſich entſcheiden,
Wer der Herr iſt von dem Hauſe.“
Mochte auch die Mutter keifen,
Mochten auch die Töchter kreiſchen,
Tapfer ging er in die Küche,
Wo das arme Aſchenbrödel
Aus der Aſche las die Linſen.
Und er nahm mit beiden Händen
Das geliebte Kind, das plötzlich
Ihm ein Bild der früh verlornen
Erſten Frau im Herzen weckte.
Thränen traten ihm ins Auge,
Und er ſprach mit weicher Stimme:

„Folge mir, geliebte Blanka,
Folge mir zum Königsſchloſſe!“

Und ſie ſchluchzte und ſie weinte;
Doch es war in Luſt und Wonne,
Daß ſie wiederfand zur Stunde
Liebend den geliebten Vater,
Und ſie warf ſich an die Bruſt ihm.
Doch dann wuſch ſie ſich die Hände
Und die Augen und die Wangen,
Und es gingen beide ſtille
Zu dem hohen Königsſchloſſe.
Doch es folgten in der Ferne
Ihnen Mutter ſo wie Schweſtern.

Und in ſeinem grauen Kittel
Führte nun der alte Vater
Selbſt das arme Aſchenbrödel
Vor den ſchönen Sohn des Königs.
Und ſie neigte ſich gar ſchämig,
Lieblich war es anzuſehen,
Und ſie ſetzte ſich gar züchtig
Auf den kleinen niedern Schemel,
Nahm vom Fuß den ſchweren Holzſchuh,

Und dann ſchlüpfte ſie gar zierlich
In den goldenen Pantoffel,
Und er ſaß wie angegoſſen.

Und dann ſtand ſie vor dem Prinzen.
Und mit gläubigem Vertrauen
Schaute ſie empor holdſelig.
Doch er ſah das ſchöne Köpfchen
Mit den blonden, goldnen Haaren,
Mit den lieben blauen Augen,
Mit den holden, ſüßen Zügen,
Mit dem Anſtand edler Sitten,
Und er kannte gleich das Mädchen,
Das er bei den heitern Feſten
Froh im leichten Tanz geſchwungen.
Und er rief mit lautem Jauchzen:
„Ja, das iſt das rechte Bräutchen!“

Und er hob ſie voller Jubel
Selber auf ſein ſchneeweiß Rößlein,
Daß er ſie zum Schloſſe führe,
Wo ſie künftig wohnen ſollte.
Aber als ſie längs dem Friedhof
Ritten, mit dem Grab der Mutter
Aſchenbrödel's und dem Baume,
Sang vom Zweig der weiße Vogel:

„Ruck di gu, gu, ruck di gu,
Heute iſt kein Blut im Schuh,
Heut iſt nicht der Schuh zu klein,
Und die rechte Braut iſt dein!“
Und es kamen nun die Vögel
Von den Bäumen rings geflogen,
Und ſie ſetzten ohne Furcht ſich
Auf die Schultern Aſchenbrödel's.

Doch da bat das ſchöne Mädchen
Ihren fröhlichen Geliebten:
„Laß uns nicht zur Ferne reiten,
Laß uns hier im Lande bleiben
Bei dem Grabe meiner Mutter,
Bei dem grünen Haſelbaume,
Bei dem weißen Zaubervogel!“
Und er that, was ſie gebeten,
Wie er fürder alles that,
Was er las in den geliebten
Tiefen, treuen, blauen Augen.

Und ſie feierten die Hochzeit
Auf dem königlichen Schloſſe,
Und der König war voll Freuden.
Pauken und Trompeten klangen,
Und es flüſterten die Geigen,

Und es lockte Flöt' und Pfeife.
Doch mit all den andern Gäſten
Kam auch Aſchenbrödel's Vater,
Und es kam die ſtolze Mutter
Und die neiderfüllten Schweſtern.
Und ſie baten voller Demuth
Aſchenbrödel um Verzeihung;
Doch auf Bitten der Prinzeſſin
Gab der König jeder Schweſter
Einen reichen ſchönen Ritter,
Der ſie zum Altare führte.
Da war allwärts Luſt und Wonne,
Aber keiner war ſo glücklich
Als der Prinz mit ſeiner Blanka.

Die ſieben Raben.

1.

Es zieht der Herbſt ſo ſchaurig
Durch die entlaubte Welt,
Die Wieſen liegen traurig
Und öd und ſtumm das Feld.
Der Eich' und Buchen Hallen,
Sie ſtehen braun und roth,
Die welken Blätter fallen,
Allwege wirbt der Tod.

Hoch überm Odenwalde
Hört ihr die Raben ſchreien?
Dort raget von der Halde
Die Hütte am Geſtein.
Es ſpielen ſieben Knaben
Um das bemooste Haus
Und ſchauen nach den Raben
Hoch in die Luſt hinaus.

Es ſind die ſieben Buben
Des Förſters aus dem Tann,
Vor einem Jahr begruben
Sie den gerüſten Mann.
Da ſucht' er in den Hagen
Der Wildrer freche Brut,
Sie haben ihn erſchlagen,
Er lag im rothen Blut.

Es ſaß in ihrer Kammer
Die Witwe Nacht und Tag
Und weint' in lautem Jammer,
Den niemand tröſten mag:
Ein Mägdlein, ſieben Jungen,
Sie waren vaterlos;
Schier wär' ihr Herz geſprungen,
Das Leid war allzu groß.

Doch Lieb' im Mutterherzen
Iſt ſtärker als der Tod,
Bald mahnt ſie in den Schmerzen
Der armen Kinder Noth,
Sie heiſchet, friſch zu ſchaffen
Trank, Speiſe und Gewand
Und nimmer zu erſchlaffen
An Geiſt und Fuß und Hand.

Was gibt es da zu warten,
Was wird da nicht begehrt?
Sie hegt und pflegt den Garten,
Sie ſtocht und kocht am Herd.
Sie ſpinnt am weißen Linnen
Und übt das Nadelſpiel
Und kann's doch nicht gewinnen,
Daß ſie erreicht das Ziel.

Heut ſteht ſie in der Küche,
Das Feuer ſprüht und glüht,
Es ſpendet Wohlgerüche,
Was in dem Keſſel brüht.
Die Mahlzeit iſt bereitet,
Die Schüſſeln füllt der Brei,
Sie hat das Werk geleitet,
Maria ſtand ihr bei.

Dann tritt ſie in die Thüre
Mit ihrem Mägdlein friſch,
Daß ſie die Buben führe
An den gedeckten Tiſch.
Dort ſchauen noch die Knaben
Hoch in die Luft hinein:
„Was ſchreien nur die Raben
Hoch um das Felsgeſtein?

„Sie wirbeln weite Kreiſe,
Sie flattern dort und hier;
Treibt ſie nach neuer Speiſe
Unruhige Begier?“ —
„O laßt die Raben ſchreien,
Sie haben nimmer Leid,
Denn Gott wird ihnen leihen
Das Mahl zur rechten Zeit.“ —

Bald ſitzen ihre Sproſſen
Am Tiſche Kopf an Kopf,
Und haben keck genoſſen
Aus dem gefüllten Topf.
Da war das Wort verklungen,
Es ſchnalzte nur der Mund,
Es kommen ſolche Zungen
Auf jeden Topfes Grund.

Noch ſind nicht voll die Magen,
Die Schüſſel iſt ſchon leer,
Da tönt ein neues Fragen,
Sie wollen mehr und mehr:
„Gott ſpendet ja den Raben
Zur rechten Zeit das Mahl,
Uns, die wir Hunger haben,
Still uns des Hungers Qual!“ —

Sie ſchreitet hin zum Kaſten
Und holt das Brot heraus:
„Ihr Lieben, ſollt nicht faſten,
Hier iſt der Reſt vom Schmaus."
Sie theilt's in ſieben Theile
Und gibt's in jede Hand;
Wie da in neuer Eile
Die neue Speiſe ſchwand!

Die Mutter hat gegeben
Was ſie an Vorrath hat,
Doch neue Rufe heben
Die jungen Nimmerſatt.
Da faſſet ein Entſetzen
Das arme, gute Weib,
Die Augen Thränen netzen,
Sie bebt am ganzen Leib.

Sie bebt, inzwiſchen kreiſen
Die Raben um das Haus
Und kreiſchen ihre Weiſen,
Sie bricht im Zorne aus:
„O, wärt ihr wie die Raben,
Die Gott im Himmel nährt,
Ich möchte Ruhe haben
Und ihr, was ihr begehrt!"

Jetzt iſt ſie ſelbſt erſchrocken
Des Worts. O Graus und Pein!
Der Knaben dunkle Locken
Sind plötzlich Federlein,
Und Rabenköpfe ſchauen
Sie ſtatt der Kinder an —
Ein Anblick voller Grauen —,
Iſt's Wahrheit oder Wahn?

Nein, ſieben Vögel hüpfen
Jetzt plötzlich ab und auf,
Die Flügel lüftend ſchlüpfen
Sie übend ſich im Lauf!
Dann geht es an das Fenſter,
Sie wagen ſchon den Flug,
Wie nächtliche Geſpenſter
Entflieht der dunkle Zug.

Die Mutter ſinkt im Schrecken
Mit einem lauten Schrei.
Wol eilet, ſie zu wecken,
Das Töchterlein herbei.
Vergebens! Eine Leiche
Belebet keine Macht.
Und auf die Waldbereiche
Sinkt troſtlos ſchwarze Nacht.

Das Kind ſitzt bei der Todten
Und betet lang und bang,
Dann iſt die Friſt geboten
Zum allerletzten Gang.
Die Mutter wird begraben
Im feſten, beſten Haus —
Hoch oben ſchrein die Raben —
Maria zieht hinaus.

2.

Sie läßt die traute Halde,
Sie läßt das Heimatdach,
Sie forſcht im wilden Walde
Den Brüdern angſtvoll nach,
Sie eilet durch die Klüfte,
Sie rennt durch das Geſtein,
Sie ruft in alle Lüfte
Die Namen laut hinein.

Wie ſoll ſie's nur erreichen
Und löſen ihren Bann?
Sie irrt durch Buch' und Eichen,
Sie irrt im tiefen Tann,
Sie ſtreift auf öden Heiden,
Fortnimmt die Luft den Schall,
Im Thale bei den Weiden
Weckt ſie den Widerhall.

Hört ſie die Bäume ächzen
Im rauhen kalten Wind,
Ertönt des Wildes Krächzen,
Still ſteht das arme Kind.
Schaut ſie der Vögel Flüge
Von Nord zum warmen Süd,
Sie ſchreit in ihre Züge
Und nimmer wird ſie müd.

Sie bricht auf rauhen Wegen
Am Waſſerfalle hin,
Da tritt ihr hold entgegen
Des Waldes Zauberin.
Von Demantſtein und Golde
Strahlt ſie in reichſter Schau
Des Odenwaldes holde
Und gnadenreiche Frau.

Sie ſpricht: „Genug der Klagen,
Des Weinens iſt genug!
Nie darf der Geiſt verzagen,
Wie ſchweres Leid er trug.
Wenn du die welken Glieder
Zum friſchen Werke ſpannſt,
Dann ſiehſt du Tage wieder,
Wo du das Glück gewannſt.

„Laß ab, es iſt vom Böſen
Dies Quälen ungethan!
Du ſollſt die Brüder löſen
Von ihrem Zauberbann,
Sie werden heim dir kehren
Geſund und friſchgemuth,
Hältſt du mein Wort in Ehren
Und ſchaffſt du treu und gut.

„Die dich geliebt in Schmerzen,
Geliebt in Wonne traut,
Aus deiner Mutter Herzen
Da ſprießt ein bittres Kraut.
Im Friedhof ſollſt du's winnen
Dir ſieben Jahre lang,
Und draus die Fäden ſpinnen
In heißem Arbeitsdrang.

„Die Fäden ſollſt du weben
Zu Tüchern blank und weiß,
Ein Hemd ſoll jedes geben,
Du näheſt ſie mit Fleiß;
Der Hemden ſind es ſieben
Für deine Brüderſchar.
Bewähre jetzt dein Lieben
Durch Thaten ſtark und klar!

„Doch ſpinnſt und webſt du Fäden
Und nähſt du fort und fort,
Da ſollſt du nimmer reden,
Verſagt iſt dir das Wort.
Ein ſiebenjährig Schweigen
Liegt dir auf Geiſt und Mund,
Du darfſt den Schmerz nicht zeigen,
Nicht thun die Wonne kund.

„Und haſt du alle Proben
Mit feſtem Muth vollbracht,
Geſchwiegen und gewoben
Und nur ans Ziel gedacht,
Dann iſt der Fluch geſchwunden,
Die Brüder kehren all,
Ihr ſeid aufs neu verbunden
In lautem Jubelſchall.“

Wol ſind es gute Kunden,
Die ihr die Waldfrau ruft,
Und raſch iſt ſie verſchwunden,
Sowie ſie kam im Duft.
Noch lange ſprüht von Funken
Ein heller Strahlenſchein,
Maria ſchaut verſunken
In all die Glut hinein.

Ein neues Hoffen füllet
Die wunde, kranke Bruſt,
Und nebelhaft verhüllet
Winkt ferne Lebensluſt;
Doch um ſie zu gewinnen,
Da gilt es Muth und Kraft,
Es heißt mit kühnen Sinnen
Geſchwiegen und geſchafft!

In einem hohlen Baume,
Umwölbt vom Blätterdach,
Baut ſie im kleinen Raume
Sich jetzt ein Wohngemach;
Da ſchützt ſie ſich im Wetter
Vor Kälte, Schnee und Wind,
Da ſchläft ſie, wo die Blätter
Ihr karge Decke ſind.

Und als der Frühling kommet
Mit ſeiner Luſtbarkeit,
Mit Sing und Sang, was frommet
Der Mai der armen Maid?
Es ruft für ſie die Sonne
Umſonſt das Grün hervor,
Es klingt für ſie in Wonne
Umſonſt der Vögel Chor.

Was frommt's, ob Blumen ſprießen,
Süßduftig, roth und blau,
Belaubte Zweige ſchließen
Des Walds gewölbten Bau,
Ob goldig grüne Lichter
Die Sonne lieblich ſtreut,
Ob rings ſich das Gelichter
Des Wild's im Forſte freut?

Sie gönnt ſich kaum zu trinken
Am Quell im Felſenthal;
Die Beeren, die ihr winken,
Pflückt ſie ſich kaum zum Mahl.
Stets ſchwebt vor ihrer Seele
Der Waldfrau ſeltſam Wort,
Daß ſie der Pflicht nicht fehle,
Schafft ſie nun fort und fort.

3.

Es gehen dunkle Sagen
Die Länder ein und aus,
Waldleut' und Köhler tragen
Sie rings von Haus zu Haus:
Im tiefen Forſte hebet
Sich hohl ein Eichenbaum,
Ein wildes Märchen lebet
In dem bemoosten Raum.

Wie Gold, ſo ſind die Haare;
Wie Schnee, ſo iſt der Leib;
Es zieret wunderbare
Holdſeligkeit das Weib.
Doch ſcheinen taub die Ohren,
Es iſt die Zunge ſtumm,
Schnell hat ſie ſich verloren,
Geht wer im Wald herum.

Wie ſie ſich Beeren pflücket,
Wie ſie nach Wurzeln gräbt,
Wie ſie zum Quell ſich bücket
Und raſch ſich wieder hebt,
So ſah ſie wol ein Wandrer,
Der ſich verlor im Tann;
Es ſchaute dann ein andrer,
Wie ſie im Baume ſpann.

Ein dritter auch erſpähte,
Wie ſie das Linnen wob;
Ein vierter, wie ſie nähte
Und raſch die Nadel hob.
Sie fühlten all' ein Grauen,
Das Waldweib ſchreckte ſie;
Doch kam die Neugier ſchauen,
Die Neugier fand ſie nie.

Maria war die arme,
Die weltverlaſſne Maid,
Sie dacht' in ihrem Harme
Nicht an das eigne Kleid,
Zerriſſen Rock und Mieder,
Verſchliſſen Strumpf und Schuh,
Nackt ſind die edeln Glieder,
Sie gönnt ſich nimmer Ruh.

Sie denket nur zu retten
Die arme Brüderſchar,
Und neu das Band zu ketten,
Das ſchnöd zerriſſen war,
Pflückt nachts das Kraut, entſproſſen
Der Mutter ſchlichtem Grab,
Schafft Tages unverdroſſen
Am Werk, das Rettung gab.

Sechs Jahre ſind vergangen,
Sechs Hemden ſind bereit,
Schon hat ſie angefangen
Das allerletzte Kleid,
Da ſchaut ſie oft mit Wonne
Zum neubegrünten Wald,
Es weckt die liebe Sonne
Die Blumen mannichfalt.

Die kleinen Vögel ſingen,
Es ſchlägt Frau Nachtigall,
Da tönt fernſüßes Klingen,
Das iſt Waldhörnerſchall.
Es brauſen durch die Wipfel
Jagdlieder friſch und kühn,
Es flüſtern mit die Wipfel,
Es flüſtert mit das Grün.

Maria ſtutzt und lauſchet —
Ha, Menſchenwort erſcholl:
Hali, halo! — es rauſchet —
Ihr Herz pocht ahnungsvoll.
Es fliehen in den Zweigen
Die Vögelein vorbei,
Sie zwitſchern bang im Reigen,
Es tönt des Hähers Schrei.

Sieh, Lampe trollt, der Haſe,
Und das Kaninchen hüpft;
Mit hocherhebner Naſe
Vorbei ein Füchslein ſchlüpft.
Das Reh ſtürmt mit dem Hirſche:
O, welche ſtolze Schau!
Und es entrennt der Birſche
Die dunkelborſt'ge Sau.

Erſchreckend ſchaut die Holde
Des Wildes flücht'ge Schar;
Gleich einem Kleid von Golde
So wallt das reiche Haar,
Und deckt die weißen Glieder
Voll Unſchuld und voll Scham —
Sie merkt es nicht, daß nieder
Vom Berg der König kam.

Getrennet vom Geleite
Mit ſeinem treuen Hund
Verlor er ſich ins Weite
Und kreiſt im Waldesgrund;
Er denkt ein Wild zu finden
Und ſchleicht verlornen Pfad,
Bis er — er möcht' erblinden —
Dem hohlen Baume naht.

Er ſah in ſeinem Leben
Niemals ſo ſchön ein Weib,
Von Anmuth iſt umgeben
Der jugendliche Leib;
Nie ſah er ſolche Augen,
Nie ſah er ſolchen Mund,
Die trunknen Blicke ſaugen
Das Bild in Herzensgrund.

Er will ſie raſch ereilen,
Sie birgt ſich im Gemach,
Er bittet ſie zu weilen,
Er ſtürmt ihr klagend nach,
Er kniet zu ihren Füßen,
Er ruft, es klingt ſo hell:
„Laß dich als Braut begrüßen,
Du Herrliche, zur Stell!"

Sie ſteht, erröthend ſchauet
Sie an ſein hold Geſicht,
Sie bebt und ſie vertrauet
Der Augen mildem Licht.
Da geht in zweien Herzen
Die Liebe flammend auf,
In Wonnen und in Schmerzen
Nimmt ſie den ſüßen Lauf.

Er flehet laut und leiſe
Um Antwort fort und fort;
Sie deutet ſtummerweiſe,
Daß ihr verſagt das Wort.
Er ruft: „Was ſollen Worte,
Wenn nur die Seele ſpricht,
Die leuchtend durch die Pforte
Der hellen Augen bricht?“

O ſieh, ſie lächelt, nicket,
Sie weint ein ſichtbar „Ja!“
Und wie er es erblicket,
Verwandelt iſt er da.
Er küßt ſie auf die Wangen,
Er küßt ſie auf den Mund,
Hält jauchzend ſie umfangen;
Geſchloſſen iſt der Bund.

O ſüße Augenweide,
O reiches Glück zumal!
Wie waren glücklich beide
Im grünen Waldesſaal!
Dann birgt er ſeine Schöne
Tief, tief im Eichenbaum,
Und weckt des Hornes Töne;
Süß klingt es durch den Raum.

Es kommt auf flinken Sohlen
Die Jägerſchar gerannt;
Er ſchickt ſie fort, zu holen
Daheim ein Fraungewand.
Dann kleidet er Marien
Und hebt ſie auf ſein Roß,
Beim Klang der Lieder ziehen
Sie auf ſein Väterſchloß.

Er führt ſie luſtentflammet
Zum Saal voll Pracht und Glanz;
Sie ſtrahlt in Seid' und Sammet,
Sie prunkt im Demantkranz;
Sie ißt von goldnem Teller
Das Wildpret und den Fiſch,
Der beſte Wein im Keller
Schäumt in dem Becher friſch.

Bald klingen Flöt' und Geigen,
Es rauſcht das Hochzeitsmahl,
Und Fraun und Ritter neigen
Sich rings im hohen Saal.
Sie neigen ſich am Throne
Wol vor der ſüßen Braut,
Die mit dem Königsſohne
Voll Luſt und Freude ſchaut.

4.

Rings geht auf allen Wegen
Der Jubel durch das Land,
Daß lauter hellen Segen
Der junge König fand.
Es hat ſich ihm entfaltet
Das Glück an liebſter Bruſt,
Denn wo die Liebe waltet,
Da waltet auch die Luſt.

Und wer erſchaut das ſchöne,
Das jugendblühnde Paar,
Erhob der Freude Töne,
So herrlich, wie es war.
Man ſah ſie leuchtend ſtrahlen
Wie holdes Maienlicht,
Es gab in Berg' und Thalen
Solch Anmuthwunder nicht.

Bald wallen ſie im Garten
Verſchlungen Hand in Hand,
Des Blumenflors zu warten,
Der in den Beeten ſtand.
Da war von allen Blüten
Doch keine ihnen gleich;
Gott mög' euch hold behüten
So jung und liebereich!

Sie ſpielen öfters ringend
Im Wald von Baum zu Baum,
Im Laufe ſich umſchlingend
Entlang den grünen Raum.
Die Vögel in den Aeſten,
Sie ſchauen ſingend drein,
Und ſtreuen ihren Gäſten
Süßholde Melodein.

Und reiten ſie vom Schloſſe
Wol in die weite Welt,
Da bäumen ſich die Roſſe
Und brauſen in das Feld,
Die Reiherfedern wiegen
Sich in den Lüften klar,
Und Jubelrufe fliegen
Zum Gruß dem ſchönen Paar.

Der Fürſt gewann ſchon lange
Des Volkes treues Herz,
Er hat in freiem Drange
Gelindert manchen Schmerz.
Jetzt ſteht in milder Güte
Die Frau zu ihrem Herrn,
Denn hold war ihr Gemüthe,
Sie ſpendet allzu gern.

Sie bringet Troſt den Armen
Und Leidenden ins Haus,
Sie ladet voll Erbarmen
Die Darbenden zum Schmaus,
Und alle Lieb' erweiſet
Ihr ſtets die Bettlerſchar,
Die im Gebet ſie preiſet
An Gottes Hochaltar.

Sie mehret noch die Wonne,
Wo ſchon die Wonne lacht;
Sie gleichet Tags der Sonne,
Dem Mond in ſtiller Nacht.
Dem Herrn, der ſie erleſen,
O, wie das Herz ihm ſchwoll!
Es macht ihr ſüßes Weſen
Ihn täglich freudevoll.

Demüthig und beſcheiden
Sieht holde Freundlichkeit
Er hell die Seele kleiden;
So leuchtet kein Geſchmeid.
Sie ſchafft ſo ſtill im Hauſe,
Oft in der tiefen Nacht
Spinnt ſie in ihrer Klauſe,
Wenn er vom Schlaf erwacht.

Schwellt auch der Neid die Seelen,
Die Lippen bleiben ſtumm;
Der Neid muß ſich verhehlen,
Geht ſo die Gunſt herum.
Nur Mitleid meldet leiſe
Im Volk ſich hier und dort,
Daß Gott, der Gute, Weiſe,
Der Frau verſagt das Wort.

O Leid, daß ſie nicht ſingen,
Daß ſie nicht reden mag!
Jedoch gemach verklingen
Die Klagen, die man pflag.
Dem Gatten und dem Volke
Iſt ſie ſo lieb und werth,
Daß ſich die trübe Wolke
In helles Licht verkehrt.

Neun Monde ſind verfloſſen,
Neun Monde ſind dahin,
Da harrt auf einen Sproſſen
Die junge Königin.
Sie ſchaut mit dem Gemahle
So fröhlich in die Zeit,
Es iſt die Zeit im Strahle
Der Aelternſeligkeit.

Und endlich kam die Stunde,
Die ſchöne Stunde kam,
Denn plötzlich geht die Kunde,
Die froh das Land vernahm:
Der Fürſtin ſind gegeben
Zwei Knaben ſchön und licht,
Den Aeltern gleich und eben
An Leib und Angeſicht.

Der Vater jauchzt entzücket,
Nun lacht das höchſte Glück.
Die Mutter ſinkt beglücket
Ins weiche Bett zurück.
Die Amme nimmt die Kleider
Der Kinder weiſ' und klug,
Und preiſt die Schönheit beider,
Ihr thut kein Wort genug.

Doch ſieh, zum Tod erſchrocken
Aufſchreit ſie — Graus und Pein!
Der Knaben kleine Locken
Sind plötzlich Federlein.
Und Rabenköpfe ſchauen
Sie ſtatt der Kinder an —
Ein Anblick voller Grauen! —
Iſt's Wahrheit oder Wahn?

Nein, in den Windeln hüpfen
Sie plötzlich hin und her,
Die Flügel lüftend ſchlüpfen
Sie durch die Hände quer,
Dann ſehn ſie nach dem Fenſter,
Sie wagen ſchon den Flug,
Zum Walde wie Geſpenſter
Ziehn ſie in raſchem Zug.

Da tönt ein laut Gewimmer
Der Mägde durch das Schloß,
Es nahn dem Wochenzimmer
Herrn, Damen und der Troß.
Das ſtürmet durch die Pforte,
Das weinet rings herum,
Sie finden keine Worte,
Der Schrecken macht ſie ſtumm.

Die Mär, die ſie vernommen,
Weckt allwärts kaltes Graun,
Und wie ſie hergekommen,
Gehn Knechte, Ritter, Fraun.
Es faßt nach ſeinem Herzen
Angſtvoll der Königsſohn,
Maria voller Schmerzen
Weint lang in tiefem Ton.

Denn als die beiden Knaben
So friſch, geſund und klar
Verwandelt ſich zu Raben,
Geſellt der Rabenſchar,
Da iſt mit dunkeln Mienen
Und drohndem Angeſicht
Die Waldfrau ihr erſchienen,
Sie mahnend ihrer Pflicht.

5.

Allmählich iſt verklungen
Das ängſtliche Geſchrei;
Der rings das Schloß durchdrungen,
Der Schrecken iſt vorbei.
Jetzt huſcht von allen Seiten
Das Hausgeſind heran,
Sie hadern, zanken, ſtreiten,
Es ſchwatzet Weib und Mann:

„Bei Gott, ein ſchrecklich Wunder
Iſt heut am Tag geſchehn,
Bei dem als wahrer Plunder
Die andern Wunder ſtehn!
Die Königskinder ſchwingen
Als Raben ſich hinaus,
Es geht mit rechten Dingen
Nicht her in dieſem Haus.

„Was nahm der Fürſt die wilde,
Die ſtumme Waldesmaid,
Verführt vom Zauberbilde? —
Ihr fehlte Hemd und Kleid.
Wer weiß, woher ſie ſtammet?
Es iſt nach dem Gerücht
Verrottet und verdammet
Landſtreicheriſch Gezücht.

„Sie war 'ne Hexendirne,
Sie iſt 'ne Zauberin,
Die raſch mit frecher Stirne
Berückt des Königs Sinn.
Er las ſie auf im Hage,
Jetzt hat er Hohn und Spott.
Es leben alle Tage
Die guten Geiſter Gott."

So plappern, die noch geſtern
Die Fürſtin hochgeehrt,
Sie ſcheint den Läſterſchweſtern
Der ſchlimmſten Schmähung werth.
Alltäglich brau'n und miſchen
Sie Schmach und Hohn aufs neu,
Die böſen Zungen ziſchen
Und geifern ſonder Scheu.

Da faßt der Zweifel ſchließlich
Der Treugeſinnten Schar:
Vorſicht iſt hier erſprießlich!
Der Menſch iſt wandelbar.
Kundſchaften wollen alle,
Das iſt ein guter Rath,
Der Schein bringt nicht zu Falle,
Doch bringt zu Fall die That.

So iſt's am Königshofe,
Wo alles Ränke ſpinnt,
Der Kanzler und die Zofe
Der Fürſtin Böſes ſinnt.
Es ſtehet dem Getriebe
Nur Einer fremd und fern,
Hell blüht und glüht die Liebe
Im Herzen ihres Herrn.

Der König zweifelt nimmer
An ſeiner holden Frau,
Ihm iſt und bleibt ſie immer
Die allerliebſte Schau:
Mit der er einſt in Scherzen
Gekoſet alle Stund,
Er ſcheucht aus ihrem Herzen
Die Schmerzen blutig, wund.

Er trocknet ihr die Wangen,
Er ſchließt ſie in den Arm,
Und ſeine Worte klangen
So tröſtungsreich und warm.
So hebt er an den Morgen
Und hört den Abend auf,
In lauter holden Sorgen
Geht hin der Stunden Lauf.

Aus ſeinen treuen Augen
Aus ſeinen Worten gut
Beginnt gemach zu ſaugen
Sie neuen Lebensmuth.
Sie lächelt endlich wieder,
Die müden Augen glühn,
Und ihre ſiechen Glieder
Sieht er aufs neue blühn.

Doch foltert das Gewiſſen
Und ſchafft ihr grimme Pein;
Daß ſie die Kinder miſſen,
Verſchuldet ſie allein.
Sie dachte glanzverblendet
Der armen Brüder nicht;
Das Werk iſt unbeendet,
Ach, ſie vergaß der Pflicht.

Die Brüder ſind vergeſſen,
Die fern den weiten Wald
In dunkelm Flug durchmeſſen —
Horch auf, ihr Krächzen ſchallt!
Sie hört es wach, im Schlafe,
Im Traum hört ſie den Ruf;
Es iſt gerechte Strafe,
Die ihr die Waldfee ſchuf.

Da hebt ſie ſich im Bette,
Es ſchlummert der Gemahl;
Daß ſie noch alles rette,
Kommt ihr mit einem mal.
Sie ſtehet auf, ſie greifet
In Eil nach Kleid und Schuh,
Und aus dem Schloſſe ſtreifet
Sie raſch dem Kirchhof zu.

Dort pflückt das Kraut die Treue
Sich auf der Mutter Grab,
Dann kehret ſie aufs neue
Ins Königsſchloß hinab,
Und ſchaffet in der Kammer,
Die Spindel rollt und fliegt,
Schon löſet ſich der Jammer,
Der auf der Seele liegt.

Da tönen plötzlich Stimmen,
Es nahet dem Gemach,
Die rothen Fackeln glimmen,
Die Männer eilen nach,
Es kreiſchen rings die Frauen,
O, was bedeutet das?
Der König läßt ſich ſchauen,
Er iſt ſo bleich und blaß.

Sie ſitzet tief erſchrecket:
Es hat den nächt'gen Gang
Der Späherſchar entdecket,
Sie folgten lang und bang,
Sie holten aus dem Traume
Den König raſch heran.
Nun ſtehen ſie im Raume
Mit ihrem wüſten Wahn.

Sie rufen und ſie ſchreien
Mit haßerfülltem Sinn:
„Da ſieh die Zaubereien
Der böſen Zauberin!
Es hat die Hexendirne
Verwirret dir den Geiſt;
Der iſt verbrannt im Hirne,
Der ſie nicht ſterben heißt.

„Durch ſie nur iſt das Wunder
Das ſchreckliche geſchehn,
Bei dem als wahrer Plunder
Die andern Wunder ſtehn.
Die Königskinder ſchwingen
Als Raben ſich hinaus!
Es geht mit rechten Dingen
Nicht her in dieſem Haus.

„Zur tiefen Nachtzeit wandelt
Sie jetzt dem Kirchhof zu,
Und ſpinnt und webt und handelt
Verhexend alle Ruh.
Auf, laßt ſie Antwort geben,
Was dieſes Thun erzielt,
Sonſt hat das ſchnöde Leben
Die Zauberin verſpielt.“

Der König bittet leiſe:
„Sprich, ſcheuch die Kläger fort!“
Sie bleibt bei ihrer Weiſe,
Verſagt iſt ihr das Wort —
Da bricht es aus im Sturme,
Es ſchwindet die Geduld;
Man führet ſie zum Thurme:
Jetzt büße ſie die Schuld!

6.

Im Kerker ſitzt die Arme,
So trüb iſt Tag und Zeit,
Sie denkt voll Leid und Harme
In ferne Seligkeit.
Ihr kehret ſich in Plage
Auf Erden jedes Glück;
Wer ſieht auf ſchlimmre Tage,
Auf herber Loos zurück?

Die Mutter iſt geſtorben,
Die ſie ſo treu erkannt,
Die Brüder, ſind verdorben,
Ein Fluch hält ſie gebannt.
Sie iſt getrennt vom Gatten,
Den ſie geliebt ſo rein;
Es hüllt in dunkle Schatten
Sich all ihr Leben ein.

Doch ach, was ſoll ihr frommen
Der Thrän' und Seufzer Flut,
Ihr mag die Rettung kommen,
Spricht ſie mit freiem Muth.
Doch will ſie Gnade werben
Nur durch ein einzig Wort,
Den Brüdern bringt's Verderben,
Dem eignen Blut den Mord.

Noch heut darf ſie befreien
Die Armen aus dem Bann,
Sie will dem Werk ſich leihen,
So lange ſie's noch kann.
Sechs Hemden ſind ja fertig,
Das ſiebente ſchier gemacht,
Des Aermels nur gewärtig,
Dann iſt das Werk vollbracht.

Den Aermel zu vollenden
Gebraucht ſie kurze Friſt,
Dann mag ihr Loos ſich wenden,
Wie es beſchloſſen iſt;
Dann iſt der Bann gebrochen,
Die Brüder leben neu;
Denn was die Fei geſprochen,
Das glaubt ſie ſtreng und treu.

Des Reiches erſte Richter
Inzwiſchen halten Rath,
Ernſt ſind die Angeſichter
Und ſchwarz iſt der Ornat.
Das Urtel gilt's zu ſprechen
Ob ihrer Königin,
Sie prüfen das Verbrechen,
Und wägen her und hin.

Die Zeugen ſind gekommen
Und gingen nach und nach;
Doch keiner ward vernommen,
Der nicht zum Unheil ſprach.
Feſt ſtehn die Thatbeſtände,
Erwieſen iſt die Schuld,
Der König nur ohn' Ende
Zeigt Liebe, Treu und Huld.

Es kann ihm niemand rauben
Den Glauben hell und licht;
Jedoch was hilft der Glauben,
Dem nicht die That entſpricht?
Die Unthat ſei gerochen,
So heiſcht es das Gebot,
Es wird der Stab gebrochen,
Das Urtheil iſt der Tod.

Und draußen harrt die Menge
Begierig auf den Spruch,
Im brauſenden Gedränge
Ertönt manch wilder Fluch.
Bald heißt es: ſie verdammen
Das zauberiſche Weib,
In lichterlohen Flammen
Geht auf der ſchnöde Leib.

Da füllt ein furchtbar Brüllen
Die Lüfte wüſt und ſchrill,
Die Richter, ſie erfüllen
Was rings die Menge will:
„Beim Satan, keine Gnade!
Die Hexe wird verbrannt!
Verflucht, daß ſie die Pfade
Sogar zum Throne fand!“

Sie ziehn in roher Rotte
Zu der Gefangnen Thurm,
Das iſt von Hohn und Spotte
Allwärts ein wilder Sturm,
Die Thür weicht ihrer Stärke,
Der Kerker öffnet ſich,
Maria ſitzt beim Werke
Und nähet Stich um Stich.

Sie ſtürzen ſich in Eile
Auf die entſetzte Frau,
Sie ſchlingen dicke Seile
Um ihre Glieder rauh;
Man reißt ſie in die Gaſſen,
Man ſchreit ihr fluchend nach,
Es wird ihr nichts erlaſſen
Von Grimm und Zorn und Schmach.

Hat ſie in ihren Ketten
Denn keine Freunde mehr?
Wohl nahet, ſie zu retten,
Das treue Bettlerheer.
Sie rufen, bitten, flehen,
Zu löſen ihre Haft:
Doch wer kann widerſtehen
Der Waffen ſcharfer Macht?

Indeß ragt aufgerichtet
Von andrer frecher Hand,
Die Scheit und Scheit geſchichtet,
Der Holzſtoß hoch ins Land.
Sie hetzen, ſtoßen, raufen
Das arme Weib im Lauf,
Sie zünden an den Haufen,
Maria ſteigt hinauf.

Vergebens ſtürmt der König
Sein Weib zu löſen an,
Rings brauſen tauſendtönig
Die Flüche durch den Plan:
„Sie büße ihre Sünden
Im heißen Feuertod,
Hier Gnade noch zu künden,
Das brächte neue Noth!“

Und ſieh, Rauchwolken ſteigen,
Die Flamme glüht und ſauſt, —
Da herrſchet plötzlich Schweigen;
Ob es den Frechen grauſt?
Wie ſchauen ſie und lauſchen,
Man hört den Athem ſchier, —
Da tönt ein ſeltſam Rauſchen
Von fern in das Revier.

Klingt durch die trüben Lüfte
Nicht wilder Vögelflug?
O nein, es theilt die Düfte
Ein weißer Roſſezug.
Ja, ſieben Roſſe jagen
Vor aller Angeſicht,
Die ſieben Knaben tragen
Voll Anmuth, Luſt und Licht.

Ein Anblick zum Befremden!
Wie ſie zum Platze fliehn,
Da ſieht man ſieben Hemden.
Die Glieder hell umziehn;
Der Arm der Jüngſten endet
Sich in ein Flügelſtück,
Marie ließ unvollendet
Den Aermel nur zurück.

Es wird mit einem male
Der trübe Tag ſo hell,
Es theilen ſich dem Strahle
Des Lichts die Wolken ſchnell.
Und durch die Wolken glänzet —
O wunderbare Schau! —
Von Glorienſchein umkränzet
Die allerſchönſte Frau.

Die Fei iſt's, in den Armen
Ein holdes Kinderpaar,
Mit lächelndem Erbarmen
Reicht ſie's der Mutter dar.
Zugleich verglühn die Flammen,
Der Rauch iſt raſch erſtickt,
Es zuckt das Volk zuſammen,
Das tief im Geiſt erſchrickt.

Maria hat die Süßen,
Die Lieben all erkannt;
Sie darf die Söhne grüßen,
Die das Geſchick entwandt;
Sie darf die Brüder drücken
Zum Herzen fort und fort,
Dem Gatten voll Entzücken
Erklingt ihr erſtes Wort.

Das erſte Wort nach Jahren,
O wie's ſo hold ſich ſprach,
Daß ſie, als es entfahren,
Laut aus in Weinen brach.
Das Weinen iſt's der Wonne,
Des Glückes ohne Ziel,
Das jetzt wie Glanz der Sonne
In ihre Seele fiel.

Ringsum ſchlägt mächtig brauſend
Der Zorn in Freude um,
Ins Ohr dem König ſauſend;
Er ſteht ſo ſelig ſtumm,
Er herzt und küßt Marien,
Er koſt dem Kinderpaar,
Glückvolle Blicke ziehen
Nach ihrer Brüderſchar.

Gott hat ſie hart getrennet,
Er hat ſie hold vereint,
Nicht Ziel noch Ende kennet
Das Glück, das allen ſcheint.
So ziehen ſie zum Schloſſe,
So ziehen ſie zum Saal,
Umjauchzt vom Volk und Troſſe,
Begrüßt in Berg und Thal.

7.

Lang tönen die Ergüſſe
Der Worte ſüß und rein,
Es rauſchen lang die Küſſe
Bis in den Abendſchein,
Da ſieht man ſich erheben
Das hohe Königspaar;
Ihm das Geleit zu geben,
Hebt ſich die Brüderſchar.

Sie ſchreiten längs der Halde,
An die das Haus ſich ſchmiegt;
Maria führt zum Walde,
Wo ſtill der Friedhof liegt.
Der Frühling iſt ſo helle,
Es geht ſo weich die Luft,
Dort ragt an grüner Stelle
Der treuen Mutter Gruft.

Dort ruht, die ſie am Herzen
So hold und treu gehegt,
Die ſie in Luſt und Schmerzen
Voll Freudigkeit gepflegt,
Die einſt um ſie erworben
So grimme Pein und Noth,
Ach, die um ſie geſtorben
Den bitterböſen Tod.

Und wie ſie hingetreten
Voll tiefer Reu und Leid,
Die Knaben knien und beten
Für ihre Seligkeit,
Da friſch entwächſt dem Grabe
Ein rother Roſenſtrauch,
Und ſtrömt zu ſüßer Labe
Den düftereichſten Hauch.

Die Roſe, die dort blühet,
Iſt dunkelroth und rund,
Der Liebe Farbe ſprühet
Tief in des Kelches Grund.
Im vollen Kelche ſtehet
Ein tröſtungsreicher Spruch,
Vor dieſem Spruch verwehet
Der allerſchlimmſte Fluch.

Der Spruch, der heißet: Liebe,
Liebe bis in den Tod,
Dann löſt im Weltgetriebe
Sich endlich jede Noth!
O liebet euch! — Da neigen
Sie ſich in Liebe all.
Es ſinget in den Zweigen
Die ſüße Nachtigall.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedenk verſchollner Tage!

Gedenk verſchollner Tage!

Erinnerungsbuch

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Dritte Auflage.

Hannover,
Carl Rümpler.
1868.

L. 2228

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Weihe.

Gedenk verſchollner Tage
Durchblätt' ich alte Schrift,
Die ſchier wie eine Sage
Mir in die Seele trifft.
Schrieb ich denn ſelbſt die Lettern?
Sie ſchaun ſo fremd mich an!
In den vergelbten Blättern
Folg ich verlorner Bahn.

Verwehte Stimmen laden
Mich drin zu Wieſ' und Feld,
Zu weiten Seegeſtaden,
Zu Wald und Haidewelt.
Ihr flüſternd leiſen Kunden,
Wie ſüß iſt eure Spur!
Gern lag ich alle Stunden
Am Herzen der Natur.

Manch liebliches Begegnen
Taucht farbig aus dem Dunſt!
Wie konnt' ich's beſſer ſegnen
Als durch die Liederkunſt!
Ihr ſinnigen Geſtalten,
Wie ihr mir wieder ſtrahlt!
O laßt im Bild euch halten,
Wie es der Dichter malt!

Horch, deutſche Grüße tönen
Für Männer ſtark und grad,
Der Heimath echten Söhnen,
Getreu in Rath und That!
Zu Gräbern ging ich wallen,
Wo grün die Eiche ſtand:
Ich lieb und ehr vor allen
Mein deutſches Vaterland!

Vielleicht unnütz Beginnen
Und eitles Reimeſpiel,
Entſproſſen ſtillem Sinnen,
Find ich der Sprüche viel.
Stillleben aus der Klauſe,
Kleinbilder von dem Heerd:
Glück, wem im eignen Hauſe
Das Paradies beſcheert!

Dir, die auf reinen Wegen
Dies Eden mir gebaut,
Das Frieden, Freude, Segen
Mir in die Seele thaut,
Dir laß mich fröhlich geben
Die Blätter alter Zeit:
Mein ganzes innres Leben,
Es iſt ja dir geweiht!

Köln, den 12. Juli 1856.

W. M.

Stillleben der Natur.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Maiſtrauß.

I.

Wie liegt die Welt ſo brütend ahnungsvoll,
Der Jungfrau gleich, die eben aufgeblühet,
Und der vor Sehnſucht mild der Buſen ſchwoll,
Weil der Verlobung ſie entgegen glühet!

Bald lacht ihr blaues Himmelsauge mild,
Bald hüllt es ſich in leichte Wolkenſchleier,
Und große Thränen tropfen ins Gefild,
Bald dehnt ſie ſich in mächtig ſtiller Feier.

Getroſt! ſchon naht der Frühling Bräutigam
Und wirft dir um die leuchtenden Gewänder,
In lauter Luſt verlodert jeder Gram,
Und Duft und Sang erfüllen rings die Länder!

II.

Wenn Thier und Pflanze nun der Lenz beſchickt,
Die Kräuter ſprießen und die Vögel proben,
Dann wird des Frühlings Herold bald erblickt,
Im höchſten Baumgezweige ſingt er oben.

Die Amſel iſt's, ſie preiſt in jungem Muth
Hoch ob der Erde über allen Wipfeln
Die holden Wunder, die der Frühling thut
In Feldesweiten und in Waldesgipfeln.

III.

Rothwangig friſch naht mir ein Bettelkind,
Den erſten Veilchenſtrauß mir freundlich reichend;
Sein Wort iſt wie der Duft der Blume lind,
Sein Auge tief, den blauen Kelchen gleichend.

Was trifft wohl ſchöner die erfreute Bruſt:
Thut es dies Menſchenantlitz luſterleuchtet,
Im ſchönen Lenz des Elends unbewußt?
Thut es der Strauß, von Morgenthau gefeuchtet?

So kommt uns ähnlich aus der Armuth Hand
Die Maienluſt mit lächelnder Geberde:
Hinbrütend erſt im Winterſchneegewand,
Gibt uns den reichen Lenz die arme Erde.

IV.

Das Maienlicht durchſchimmert Wald und Feld,
Vom jungen Grün erglänzen Thal und Hügel,
Es übt die Lieder der umlenzten Welt,
Durch Land und Lüfte wandernd, das Geflügel.

O, wie der Duft von friſchen Pflanzen thaut!
Die Halme ſchießen und die Knospen ſpringen!
Der Vogel, der am Neſte freudig baut,
Er thut ſein Werk mit wonniglichem Singen.

Wie wunderbar, verſchloſſen, tief, geheim,
In dieſem Thal welch brütend ſtilles Ringen!
Es webt zur reifen Frucht, zum künft'gen Keim,
Draus tauſend ew'ge Lenze neu entſpringen.

Wär ich die Lerche nun in blauer Luft,
Ob all den Wundern ſchwärmend hinzukreiſen,
Und dieſen Lenz in warmem Aetherduft
Betrachtend und genießend laut zu preiſen!

V.

Der Storch mit ſeinem Weib iſt heimgekehrt,
Der Hütte, wo er friedlich baut, zum Feſte.
Ob Sturm und Regen auch daran gezehrt,
Friſch ſchafft das Paar an ſeinem alten Neſte.

Man ſagt, wo ſie am ſchlanken Giebel baun,
Bereitet ſich dem Haus ein ſtiller Segen:
Kein Blitz ſchlägt ein, geſegnet ſind die Fraun,
Und Mann und Kindern hüpft die Luſt entgegen.

Der Armuth Dach, ſo heilig und geweiht,
Sie ſuchten's hier, die Freude dran zu binden.
Doch nein — hier wohnt ſchon die Zufriedenheit!
Sie kamen wohl, um hier das Glück zu finden.

VI.

Der Nachtigallen wilde Lieder ziehn
Wollüſtig auf der lauen Nachtluſt Schwingen,
Getragne dunkle ſtolze Melodien,
Die durch die ſchwarzumhüllten Gärten klingen.

Ich horche, an den Lindenbaum gelehnt,
Hinüber auf die wogend reichen Lieder —
Ach, was der langgezogne Ton erſehnt,
Klingt tauſendfach in meinem Geiſte wieder.

Ich weiß nicht, tönet Jammer oder Luſt
Mir draus zum wunderbar ergriffnen Herzen?
Doch reine Sühne kehrt mir in die Bruſt:
Zu Seligkeiten macht der Lenz die Schmerzen!

VII.

Von Kindern iſt bedeckt der Wieſengrund,
Die durch den Glanz der Sonne heiter wallen;
Sie ziehn in Feierkleidern hell und bunt
Und laſſen jauchzend oft die Stimmen ſchallen.

Sie ſelbſt wie Flocken, die ein warmer Hauch
Geſchüttelt von den roſ'gen Blüthenbäumen,
Sie ſuchen nach des Frühlings altem Brauch
Sich Wieſenblumen in den grünen Räumen.

Was tragt ihr da? O, Himmelsſchlüſſel ſind's!
Sie halten mir die Primeln hoch entgegen.
So nennt das Volk ſie mit dem Mund des Kinds,
Sie öffnen ja des Frühlingshimmels Segen.

VIII.

Horch, die Erinnerung ferner Jugendzeit!
Da ziehen hin des Dorfes jüngſte Söhne!
Die Weidenflöten tönen laut und weit —
Sind ſie auch rauh, ich liebe dieſe Töne.

Und kümmert ſie nicht Takt und Melodie,
Die Knaben ſind die Frühlings-Muſikanten.
Es klingt wie Vogellieder-Harmonie,
Die neubegrünte Wälder hell entſandten.

Seltſame Zeit! Nicht die lebend'ge Bruſt
Allein läßt ihre laute Wonne ſchallen,
Der ſtumme Zweig wird ſelbſt erweckt zur Luſt
Und muß mit Tönen in die Freude hallen.

IX.

Schließt auch der Tag die müden Augen zu,
Endlos will ſeine Luſt ſich noch verlängern:
Volltönig ſtört Geſang des Dorfes Ruh,
Die Lieder ſind's von ländlich friſchen Sängern.

Den jungen Dirnen ſind ſie zugedacht,
Die ahnungsvollen Herzens ſie belauſchen;
Still trinkt ſie ein die balſamduft'ge Nacht,
Auf lindem Hauch ſie in das Land zu rauſchen.

Volkslieder ſind's, ſo luſt- und wehmuthreich,
Recht aus dem Innern der Natur entſprungen,
Bald tändelnd, muthig, froh, bald trauernd weich!
Das tiefe Menſchenherz hat ſie geſungen.

Schweigt auch das Lied, noch lange bleib ich wach,
In ſüßen Jugendträumen mich zu wiegen.
So rauſcht am Thor dem Tag die Linde nach,
Ob ihrer Vögel Lied auch längſt geſchwiegen.

X.

Auch auf dem Friedhof zog der Frühling ein,
Die lieben Gräber hat er nicht vergeſſen,
Und ſchaut ſo recht verſöhnlich hell und rein
Durch kalten Epheu, traurige Cypreſſen.

Das Veilchen und die Primel quillt hervor,
Das üpp'ge Gras umſprießt mir rings die Füße;
Mir iſt, als brächte mir der duft'ge Chor
Der unvergeſſnen Todten traute Grüße.

Sie ſprechen tiefer zur Erinnerung,
Als dieſe kalten ſteingehaunen Male.
Am treuſten hält die Angedenken jung
Natur in ihrem ewig jungen Strahle.

XI.

Vor meinem Fenſter baut ein Schwalbenpaar,
Das windig zwitſchernd hin und wieder ſchwirret;
Leichtſinnig luſtig plaudernd immerdar,
Schafft es doch unermüdet, ungeirret.

Ich ſchau ſein Treiben oft in ſtiller Ruh,
Da wird mir wohl, ob ſie mich neckend riefen,
Als flüſterten ſie Räthſel bunt mir zu,
Die Kinder aus dem Land der Hieroglyphen.

Ihr Vögel aus dem fabelhaften Süd,
Was ſollen die prophetiſch fremden Klänge?
Ihr macht die aufgeregte Neugier müd,
Wer dolmetſcht mir die unbekannten Sänge?

Man ſagt, wo Schwalben niſten, folgt das Glück:
Ich ſeh euch zu mit ſeligem Vertrauen.
O, dürft ich, ziehet ihr im Herbſt zurück,
Wie ihr auf die gebaute Hütte ſchauen!

XII.

Ich lieg im duft'gen Graſe hingeſtreckt,
Zu Haupt die roſenhellen Apfelbäume
Mit quellend vollen Blüthen ausgeſteckt,
Und drüber endlos tiefe Himmelsräume!

Nur leichte Frühlingswolken ziehn durchs Blau,
Nur Schwalben ſchießen längs den hellen Zweigen —
Horch! auch ein Lied. Ob der umglänzten Au
Seh ich die Lerche liederſchmetternd ſteigen.

Mir iſt ſo freudig, leicht und klar der Geiſt,
Als hätt' ihn Licht und Klang und Duft gewoben!
Ruh ich auch tief im Grün, er ſchwärmt und kreiſt
In ungemeſſnen Schöpfungsweiten oben.

Bilder der Haide.

I.

Starr, unabſehbar, regungslos und braun,
So dehnen ſich dahin die dürren Sennen,
Begränzt im Süd durch weite flache Aun,
Im Nord durch Hügel, die im Abend brennen.

Am Himmel ziehn geballte Wolken ſchwer,
Hier roth beglüht, dort maſſenhaft umdüſtert;
Der Sturmwind brauſt gewaltig ſie daher,
Der mir am Fuß im Haidekraute flüſtert.

Gedorrte Blätter wirft er mir ums Haupt. —
Wo wuchſen ſie auf grünen Waldeswegen,
Die von den Mutterwipfeln frech geraubt,
Verlorne Kinder, wüſt die Welt durchfegen?

Mir wird ſo troſt- und heimathlos zu Muth,
Wie ich verhüllt dem Sturm entgegenſtreite,
Als weht' ich, ſolch ein Blatt, aus Sonnenglut
Fort in die todte, herbſtesſtarre Weite.

II.

Ein Geier ſchwebt gedehnten Flügelſchlags,
Scharfblickend kreiſt er ob den Haidewüſten
Er ſuchet ſich die Beute dieſes Tags
Mit unabwendbar trotz'gen Mordgelüſten.

Wo weilſt du blut'ges Opfer, ſcheues Thier,
Daß ruheſtörend ich dir Rettung riefe?
Spricht keine Ahnung denn vom Feinde hier?
Umſonſt, umſonſt! — er ſtürzet in die Tiefe.

Es taucht mir auf ein düſtres Lebensbild:
So ſchlägt wohl das Geſchick ob uns die Schwingen,
Wir ſehn es nicht, wie dies getroffne Wild,
Und fühlen erſt ins Herz die Krallen dringen.

III.

Dort aus der braunen Oede ragen grün
Der Tannengruppen freundliche Oaſen,
Beſtreut von Lichtern, die durch Wolken glühn;
Smaragden gleich inmitten von Topaſen.

Mein Herz, nicht ganz vergeh in trübem Muth,
Biſt du in einſam weites Leid verſunken:
Es überraſcht dich noch mit heller Glut
Der holden Freude nie verlorner Funken.

IV.

Seltſame Schau hier auf dem öden Pfad!
Ein Wagen kommt, die müden Roſſe keuchen,
Im hohen trocknen Sande knarrt das Rad:
Und doch ein Bild, die Sorgen all zu ſcheuchen.

Denn blühende Geſichter ſchauen draus,
Und in die Lüfte weben grüne Schleier,
Der Becher kreiſt, es klingt ein Lied heraus,
Und mein gepreßter Buſen athmet freier.

So naht uns wohl in krankem, wüſtem Schlaf
Der holde Traum mit lächelnder Geberde,
So ſtreift, wo ich nur Einſamkeiten traf,
Ein reizend Märchen hier die düſtre Erde.

V.

Raſch eilt vorbei der flutgeſchwollne Bach,
Der Haide einz'ger, ängſtlich wilder Rufer.
Ach Gott! kein Himmelsblau, kein Blätterdach
Erglänzet drin, kein Schilf umwebt das Ufer.

Mit keiner Blume ſpielet er am Saum,
Kein Fiſch entſpringt den traurig grauen Wellen;
Er denkt an einen alten Waldestraum.
Und eilt ſich ſchönern Orten zu geſellen.

So iſt es mir! Im einſamen Gemüth
Erkrankten und vergelbten die Gedanken.
O dürft' ich wiederum, wo Leben blüht,
Mein dunkles Herz um heitre Herzen ranken!

VI.

Sieh! im Gehölz verlieret ſich der Weg,
Und mich umdüſtern Eich- und Kieferwipfel;
Mit Freude folg ich mehr betretnem Steg,
Da glänzt ein weißes Burghaus durch die Gipfel.

Der ſchlanke Bau, die Thürme hochbedacht,
Sie ſpiegeln ſich im ſtillen, glatten Weiher,
Steinlöwen ſtehen an den Thoren Wacht,
Und auf den Zinnen halten Tauben Feier.

Ich trete ein, mir wird des Gaſtes Recht,
Und Wein und Brod erquicken mich beim Mahle;
Es knüpft ſich der Geſpräche bunt Geflecht,
Und Lieder heben ſich beim Lichterſtrahle.

Ich ruh beglückt von wilden Wegen aus,
Und holde Träume halten mich umfangen;
Ich ſcheide ſegnend von dem frohen Haus,
Das frei den unbekannten Gaſt empfangen.

Gehobnen, friſchen Muthes wandr' ich fort,
Und mich umgeben wieder weite Haiden.
Dank jedem treuen Blick und guten Wort:
Am beſten ſühnt der Menſch doch alle Leiden!

VII.

Die Lüfte halten matte, träge Raſt,
Die Haide liegt in grauen Leichenſchleiern,
Der Himmel ſteht, ein düſtrer Trauergaſt:
Natur ſchaut ſo verwacht, veraltet, bleiern.

Kalt, duft- und blüthelos liegt Kraut und Strauch,
Kein Vogel lenkt vorbei die raſchen Flüge;
Den Tannenbaum am Weg durchweht kein Hauch,
Es ſenkt der Tod ſich auf der Erde Züge.

Kein Flüſtern tönt im Schilf, glatt liegt das Moor,
Als ob kein Kräuſeln mehr den Fluten tauge;
Sie ſind zu matt — der Sumpf ſchaut aus dem Rohr
Gleich wie des Lands gebrochnes dunkles Auge.

VIII.

Am Himmel ſteht der Mond mit blaſſem Glanz,
Zerriſſne Wolken flattern raſch vorüber
Und halten einen wirren, düſtern Tanz,
Bald liegt die Haide heller und bald trüber.

Rings auf dem mattbeglänzten Flächenraum
Seh ich die rieſ'gen Wolkenſchatten fliegen,
Als wär von einer Geiſterſchlacht der Traum
Lebendig vor die Sinne mir geſtiegen.

IX.

Die Knaben, pflegend ihrer Herde Hut,
Sie ſind daran, ein Feuer ſich zu ſchüren;
Rauchſäulen qualmen aus der rothen Glut,
Hoch in die Lüfte, wo ſie ſich nicht rühren.

Ich ſtehe ſtill und hab des Bildes Acht,
An meine Jugend will es mich erinnern:
So flammte auch, von friſcher Luſt entfacht,
Voreinſt die helle Glut in meinem Innern.

Wie iſt es jetzt? Ach Gott! die Flamm' erliſcht,
Und dunkel wird es, wo der Funken ſprühte!
Doch ſieh, der dumpfe Rauch ſteht unverwiſcht
Dort in der Luft. — Das iſt mein trüb Gemüthe.

X.

Die Haideſchenke ladet mich herein,
Ich trete in die niedre, dumpfe Stube:
Die blinde Ahne lullt den Enkel ein,
Blauäugig lacht vom Bett der friſche Bube.

Sie ſingt ein melancholiſch ernſtes Lied
Eintönig, in gebrochnen, trüben Gängen;
Mein Geiſt, der ſchon auf dunkeln Wegen zieht,
Wird mehr umdunkelt von den müden Klängen.

Und eine Thräne fällt mir in den Trank.
Du armes Kind, mit deinen blühnden Gliedern!
Iſt dir dies karge Leben wohl zu Dank
In dieſen Räumen und bei dieſen Liedern?

Blüht dir die Schönheit, die Natur durchhüpft,
Schwillt dir das Leben je, das goldne, volle?
Du haſt das Recht, doch, ach! das Schickſal knüpft
Dich ewig wohl an dieſe träge Scholle!

XI.

Längſt ſah das Himmelsaug' in trübem Muth,
Jetzt fängt es an in Weinen hinzutropfen,
Und immer dichter wird die Thränenflut,
Und nichts vermag den Trauerquell zu ſtopfen.

Da iſt es mir auf meinem ſtillen Gang,
Als hört' ich laut das Herz der Haide pochen:
Des Himmels Weinen und der Erde Klang
Spricht trüb mir von zwei Herzen, die gebrochen.

XII.

Vorüber zieht der Wandervögel Flug,
Sie rauſchen über mir mit ſchlanken Flügeln;
Ein Edelhirſch durchſtreift mit ſicherm Zug
Die Haide heimwärts nach den wald'gen Hügeln.

Der Abend kommt, und aus der Niederung
Erhebt ſich fabelhaftes Dunſtgebilde.
Ich bin am Forſt, mich faßt ein neuer Schwung,
Ich laß mein Träumen und die öde Wilde.

Dort ſeh ich, wie der kühne Senner ſchwirrt,
Herb weht der Duft der Buchen und der Eichen!
Und ſeine Lämmer weidet dort der Hirt, —
Volksglaube ſagt: Es iſt ein gutes Zeichen!

Strandmuſcheln.

I.

Ich wandre längs dem gelben Dünenſtrand,
Hinſchauend auf die endlos weiten Wellen:
Fern zieht ein Schiff, von Segeln hell umſpannt,
Das muntre Winde raſtlos ſeewärts ſchwellen.

Es fährt hinaus zum weiten Ocean,
In alle Welt fährt es mit kühnem Hoffen!
Und wie ich folge ſeiner ſtolzen Bahn,
Hat tiefe Sehnſucht mir die Bruſt getroffen.

O könnt' ich ſo in blaue Fernen ziehn,
Verlaſſen Haus und Heimath frei und heiter!
O könnt' ich alſo in die Welt entfliehn,
Weit in die Welt und weiter, immer weiter!

II.

Die Düne ſchauſt du hier, die Brandung dort,
Hier grüßen ſich die Meere und die Länder;
Im Sande wuchert ſpärlich Riedgras fort,
Gebild der See umkreucht der Fluten Ränder.

Doch mahnt die Schau des Pflänzchens dir den Geiſt
An üpp'ge Ebnen, wo die Saaten reifen,
An Bergpaläſte, drob der Adler kreiſt,
An Cederforſten, wo die Hirſche ſchweifen.

Und die Koralle, die der Flut entſpült,
Sie führt dich zu den ungemeſſnen Gründen,
Wo wild der Haifiſch wächſt, die Robbe wühlt,
Und Muſcheln reiches Perlenlicht entzünden.

O Einſamkeit, ſo ſeltſam, ernſt und groß,
Wie weißt du die Gedanken doch zu leiten!
So wächſt uns oft in öder Nächte Schooß
Ein Bild der unbegrenzten Ewigkeiten.

III.

Dichtgrauer Nebel deckt das weite Meer,
Dichtgrauer Nebel hüllet ein die Lande,
Die Schau der Düne wird vom Strand mir ſchwer,
Schwer wird die Schau des Meeres mir vom Strande.

Zu Haupt mir flattert einſam müd im Flug
Die Möve hin mit ängſtlichem Geſchwirre,
Unſicher kreuzt ſie hin auf ihrem Zug,
Als ob ſie fern, heimathverloren irre.

Mir aber iſt es anders nicht zu Muth.
Unſtet, verloren flattern die Gedanken;
Sie ſuchen Ziele, wo es wohl ſich ruht,
Und müſſen weiter ohne Obdach ſchwanken.

IV.

Stolz wölbet ſich des Himmels Prachtazur,
Die Waſſer glänzen weit und ſpiegeleben,
Am Strande ſeh ich keines Menſchen Spur,
Kein Segel ſeh ich auf dem Meere ſchweben.

Mein Nachen ſpielet plätſchernd leis hinaus:
Ich ſtarre in der Luft gewalt'ges Schweigen,
Ich ſtarre in der Fluten ſtolzes Haus;
Die Sonntagsſtille webt mich an ſo eigen.

Mir wird ſo märchenhaft, als müßt' ich grau
Verſunkne Städte auf dem Grund erblicken,
Als müßten Glocken aus kryſtallnem Blau
Herauf mir wunderbare Töne ſchicken.

V.

Blaß ſteigt der Mond am Horizont herauf
Und bricht ſein Bildniß in der Brandung Wellen,
Es klinget dort im ſteten Wogenlauf
Wie unbeſtimmter Töne ſeltſam Schwellen.

Unheimlich gehn mir Sagen durch den Sinn,
Seejungfraun ſcheinen mir am Strand zu baden:
Mit weißen Gliedern ſchwimmen ſie dahin,
Uralte Lieder ſingend den Geſtaden.

VI.

So oft die friſchen Morgenwinde wehn,
So oft der Abend decket Meer und Lande,
Seh ich ein buntes Leben hier erſtehn:
Es naht des Dorfs Bewohnerſchaft dem Strande.

In regen Gruppen ſtehn ſie rings umher,
Der Fiſcher Fahrt am Morgen ſtill zu ſegnen,
Am Abend harrend froher Wiederkehr,
Um heißerſehnten Segeln zu begegnen.

Seltſamer Ort! Leicht ward hier manches Herz,
Das in die Weite bebte tiefbekümmert;
Hier weinte aus ſich mancher herbe Schmerz,
Wenn hart ein Lebensglück die Flut zertrümmert.

Vergebens ſucht das Auge, lauſcht das Ohr,
Kein Zeichen zeuget rings von Luſt und Schmerzen.
Die Düne ſchweigt, die Brandung wallt empor:
Es klagt Natur nicht mit dem Menſchenherzen.

VII.

Die koloſſale Flut dehnt ſich hinaus
Von tiefer wolkenſchwerer Nacht umdunkelt,
Gleichwie im Takt rauſcht fort der Wogenbraus,
Die Häupter, die ſich brechen, glanzumfunkelt.

Es iſt, als ob der alte Ocean
Noch einen lichten Traum vom Tage träume,
Aufleuchtend ſprühn mich ſeine Augen an,
Zu Flammengarben wurden ſeine Schäume.

VIII.

Mit großem feuerrothem Auge ſchaut
Der Leuchtthurm in das regungsloſe Dunkel,
Der Schiffer, dem vor Riff und Sandbank graut,
Sieht fern im Meer das leuchtende Gefunkel.

Und friſche Hoffnung blüht ihm durch die Bruſt,
Er faßt das Steu'r mit froherregten Sinnen:
Aufs Neu wird er des Weges ſich bewußt,
Er wird ſich holdes Leben neu gewinnen.

So ſtrahlt der edeln Seele ernſt und groß,
Schwankt ſie auf düſtrer Lebenswege Fluten,
Als Stern die Wahrheit aus des Irrſals Schooß
Und läßt das hartgepreßte Herz ermuthen.

IX.

Der Ocean liegt ſtill und groß und hehr,
Die Sonne ſinkt in die kryſtallnen Fluten,
Da baut ſich eine Brücke übers Meer
Aus lichten Strahlen und aus goldnen Gluten.

Hinüber zieht gedankentief mein Sinn,
Den ſüße Märchenträume heiter wiegen;
Mir wird, ich ſäh im Lichtglanz fernehin
Mit goldnem Strand die ſel'gen Inſeln liegen.

Sommerblumen.

I.

Der ſtolze Himmel glüht tiefſommerblau,
Nur eine Wolke ſegelt in die Weiten;
So warm und duftig ruhen Wald und Au,
Die Sonne glänzt auf Berg- und Thalgebreiten.

Ich wandle durch des Kornes üppig Beet:
Es wogt im Morgenhauche gleich dem Meere,
Und Blüthenſtaub ſüßduftend ringsum webt,
Im Kuß befruchtend neigt ſich Aehr' an Aehre.

O ahnungsvolle Stille der Natur!
Gleich dir liegt oft der Geiſt in ſanftem Frieden,
Sich ſelbſt befruchtend träumt und webt er nur;
Erwacht er dann, ſind Lieder ihm beſchieden.

II.

Wie iſt in dieſem Wald die Nacht ſo grau!
Rings ziehen Nebel mit mir um die Stämme.
Ob nach Natur, der lebenden, ich ſchau,
Es baun ſich vor das Auge dichte Dämme.

Kaum find ich Pfade an des Waldes Saum,
Lichtſtreifen, roth und golden, dämmern öſtlich,
Der Tag wäſcht aus den Blicken ſich den Traum:
Der freie Jugendheld erwacht ſo köſtlich.

Und tauſendſtimmig ſpricht es aus den Höhn,
Wie Singraketen Lerchenlieder ſteigen;
Die ſonſt in Sträuchern ſchmettert ihr Getön,
Die Nachtigall ſingt hoch in Eichenzweigen.

Wie rauſchend es dem Licht entgegen zieht!
Es feſſelt keine Macht die ſüßen Stimmen;
O unvergleichlich machtvoll tönt das Lied,
Das jubelnd klingt, wenn ferne Lichter glimmen!

III.

Tief aus der Saaten wogend gelbem Meer
Schwingt ſich die Lerche auf mit wilden Liedern,
Sie ſteigt und ſteht und rufet hin und her,
Und überall hört ſie den Sang erwiedern.

Und ſchmetternd hoch in blauer lauer Luft
Grüßt ſie die Wolken, ihre Fluggenoſſen;
Es halten als Geſpiel im Saatenduft
Die Kräuter und die Blumen ſie umſchloſſen.

Längſt vor dem goldnen Frühroth iſt ſie wach,
Und flattert leicht dem jungen Tag entgegen;
Sie ſchwingt ſich Abends noch der Sonne nach,
Und jedes Lied klingt wie Gebet und Segen.

Sie trinkt im leuchtend hellen Aetheraum
Die Freiheit ein mit vollen ſel'gen Zügen;
Sie träumt von ihr im Neſt am Apfelbaum,
Kehrt müd ſie heim von ihren hohen Flügen.

O ſelig Loos, ſo frei in Luft und Flur
Das Leben klingend, ſingend hinzuweben!
Solch einen Liederſommer gebt mir nur,
Und fürder will ich mich des Sangs begeben!

IV.

Jetzt iſt die Welt ſo voller Luſt und Pracht,
So farbumkleidet und ſo duftumfloſſen,
Daß neidiſch ſie der Tag mißgönnt der Nacht,
Der Strahlenheld dem düſteren Genoſſen.

Sank längſt ſein Sonnenaug' im Aetherraum,
Schaut über das Gebirg er leis im Norden —
Ein heller Streif — als ſucht er noch im Traum,
Was Blüth' und Lied, die hold er ſchuf, geworden.

Johannisfunken ſchickt er ſprühend aus,
Die, ſeine Hüter, Wald und Au durchſchwärmen;
Zu raſten gönnet er ſich kaum im Haus,
Bald kehrt er, Luft und Ströme zu erwärmen.

So ſchafft ein edler Geiſt, wie hier der Tag,
Soll ihm ein rechtes Tagewerk entſprießen:
Wie auch der rechte Held nicht ruhen mag,
Wenn ſich zu kurzem Traum die Augen ſchließen.

V.

Die Luft iſt ſchwer mit Wettern zugedeckt,
Es ragen ſchwarz die waldgekrönten Hügel,
Empor am düſtern Horizonte ſtreckt
Der Blitz zuweilen rothe Feuerflügel.

Es iſt ſo ſchwül im weiten dunkeln Raum,
Am Teich vermag ich Kühlung nicht zu ſaugen,
Unheimlich ſchaut mich an aus Strauch und Baum
Die Finſterniß mit den Geſpenſteraugen.

Horch auf, ein Schlag! Der ferne Donner rollt,
Im Walde reget ſich des Winds Geflüſter!
Ich jauchze, ob die Schöpfung zuckend grollt:
Ein Lebenszeichen iſt's im trüben Düſter!

VI.

Jetzt bricht der Sturm mit wilder Macht herein,
Ans Fenſter pochen windgeſchlagne Aeſte,
Ich ſchau im gelben gift'gen Blitzeſchein
Des Flachlands Weiten, des Gebirgs Paläſte.

Der Donner dröhnt dahin in ſtolzer Wucht,
Die dickgeballten Wolkenmaſſen jagen,
Nachtvögel irren fort in wirrer Flucht,
Geängſtet von dem Heimathneſt verſchlagen.

Ich zage mit in dieſem Rieſenſtreit,
Drin Wolk' und Wind und Blitz und Donner wallen.
Dann flieht die Furcht! Ich hör in Freudigkeit
Aufs dürre Land großtropfig Regen fallen.

VII.

Wie köſtlich ſolch ein Sommermorgen blaut,
Wenn es die Nacht hindurch mit Macht gewittert,
Wenn Berg und Thal erquickt zum Himmel ſchaut,
Von Thau-Demanten blitzend überzittert!

Mit neuer Kraft ſtreckt ſich der Halm hervor,
Die Blume wieget ſich mit friſchen Farben,
Die Lerche tummelt ſchmetternd laut empor,
Als reiften ihre Lieder Frucht wie Garben.

Dann liegt die Erde wie ein blühend Weib,
Das junger Mutterluſt entgegen ſtrahlet,
Das, weil geſegnet iſt ihr holder Leib,
Mit ihrem Segen weltbeglückend prahlet.

VIII.

Goldflammenglutig hielt der Sommertag
Wald, Wieſe, Garten, Auen rings umfangen,
Das gelbe Kornfeld Abends ſchmachtend lag,
Die Bäume ließen müd die Zweige hangen.

Und Kühlung ſucht ich durch die Mitternacht,
Ein leiſer Nebel hatte ſich erhoben,
Und alles ſchwamm in Duft, was hell gelacht,
Kaum glänzten mir die goldnen Sterne oben.

Hinſtreifend durch das Grün griff ich hinein,
Und Halm und Zweig, gebadet, aufgerichtet,
Flog durch die Hand. Sieh, rother Tagesſchein!
Die Lerche ſteigt, die ſchon ihr Lied ihm dichtet!

Natur, Natur, du treues Mutterherz,
Du ſchlägſt ſie wohl, doch heilſt du auch die Wunden!
O könnte ſo von ſeinem tiefen Schmerz,
Wenn ihn das Leben traf, der Menſch geſunden!

IX.

Da lieg ich oft in ſtiller Abendzeit
Am Hügel in der alten Linde Schatten;
Die ferne Landſchaft dehnt ſich groß und weit,
Die Berge glühn, umduftet ſind die Matten.

Der Baum, der jährlich friſche Zweige ſchießt,
Ein hoher Greis, doch ſtets in Jugend blühend,
O wie er reich die Blüthenpracht erſchließt,
Aus tauſend Dolden volle Düfte ſprühend!

Und ruhig wird's in ſeinem Gipfel nicht,
Denn zahllos ſummen Bienen in den Zweigen;
Die Vögel zwitſchern dort im Abendlicht,
Das Neſt umtanzend laut im Liederreigen.

O glich' ich, wenn in altre, ſolchem Baum!
Wie er ins Licht, möcht' in die Zeit ich ragen,
Wie er hinſchauet in des Landes Raum,
So möcht' ins Aug' ich ſchauen unſern Tagen!

O wüchſ' ich ſo im Frühling immerfort,
Trüg' ich gleich ihm in jedem Sommer Blüthen!
O böt' ich ſo den grünen Zufluchtsort,
Um ſichre Neſter vor dem Sturm zu hüten!

O ſchöpfte Honig dann die jüngre Schaar
Aus meines Geiſts friſchblühender Erfahrung!
Umklängen dann mich Lieder friſch und klar,
Der künſt'gen Zeiten helle Offenbarung!

Herbſtblätter.

I.

Die Sommerfäden fliegen durchs Gefild,
Vom Baum zu Baum, von Halm zu Halm ſich ſpinnend,
Im Tag erglänzend, ſeltſamlich Gebild, —
Spielwerk der Knaben — doch mich macht es ſinnend!

Sind's Reſte von des Sommers klarem Kleid,
Das er zerriß und in die Lüſte ſtreute?
Webt draus ihr Leichentuch des Herbſtes Zeit,
Da nun die Erde wird des Todes Beute?

Der Weiſe, der zum Grund der Dinge dringt,
Mag ſpöttelnd wohl an ſolchem Bild ſich weiden;
Mir aber durch die tiefe Seele ringt
Ein trüber Traum vom Sterben und vom Scheiden.

II.

Es zeigen farbiger wie je zuvor
Die Blumenbeete rings die bunten Mienen:
Die Aſtern ſtehn altjüngferlich im Flor,
Matronenhaft geſchminkt die Georginen.

Und leuchten ſie auch üppig glutenſatt,
Wer ſetzt in dieſe eitle Pracht Vertrauen?
An balſamreichen Düften ſind ſie matt,
Wie ſie durchweht voreinſt die Frühlingsauen.

Es ſtreuet ihnen friſch aus ſüßem Mund
Kein Vogel mehr der Lieder holden Segen,
Und ihrer Kelche honigloſem Grund
Fliegt keine Biene emſiglich entgegen.

III.

Durchs Fenſter ſtreut die Sonne Strahlengold,
Es grüßt die Landſchaft duftvoll durch die Scheiben,
Der Nebel theilt ſich, der im Thale rollt:
O laß herein der Lüfte friſches Treiben!

Betrogen durch den Anblick öffn' ich friſch,
Da wirft der Wind, der höhniſche Geſelle,
Ein dürres Rebenblatt mir auf den Tiſch,
Und in der Bruſt verſiecht der Freude Welle.

So glaubſt du wohl ein ſchlafend Kind zu ſchaun,
Du naheſt ſtill der Purpurkiſſen Weiche
Im dämmernden Gemach. O ſchlimm Vertraun!
Getäuſchtes Herz, du findeſt eine Leiche!

IV.

Die Schwalben ſammeln ihre junge Brut,
Die reich der deutſche Sommer hat geboren.
Sie wiſſen es, der Nord iſt ihnen gut:
Als Gottgeſchöpfe hat er ſie erkoren.

Sie ſchwärmen mir ums hohe Giebelhaus,
Laut zwitſchern dort die Jungen mit den Alten;
Bald fährt der Zug hoch in die Luft hinaus,
Bald kehret er am Simſe Raſt zu halten.

Was ſoll dies ſtets erneute muntre Spiel?
O plaudern ſie, die Gaſtfreundſchaft zu ehren?
Sind's Märchen wohl vom fabelhaften Nil,
Wohin ſie zu den Winterneſtern kehren?

Es tönt, als ſegneten ſie dieſes Land,
Indem ſie fröhlich ſchwirrend drüber kreiſen,
Als freuten ſie ſich jubelnd im Verband,
Sich rüſtend zu den Land- und Meeresreiſen.

V.

Auf Stoppelfeldern noch ein Schmetterling!
Er zieht durch kalte Luft mit müden Flügeln;
Der Honigkelche ſüße Zeit verging,
Vergebens ſucht er Blumen längs den Hügeln.

Und täuſcht ihn auch am Strauch ein rothes Blatt,
Es fehlt der Saft, der ihm Erquickung brächte;
In dürre Halme ſinkt er ſterbensmatt,
So tödtet ihn der Froſt der rauhen Nächte.

Was trauteſt du auch trügeriſcher Glut,
Du armer Spätling des verrauſchten Lebens?
Nur einmal blüht die Zeit dem Jugendmuth;
Iſt ſie vorbei, dann kommſt du ſtets vergebens.

VI.

In wunderbaren Farben glüht der Wald,
Gewohntes Grün dient nicht als Kleid den Zweigen;
Sie blicken rings ſo bunt und mannigfalt,
Als wollten ſie voll Blumenpracht ſich zeigen.

Und näher tret ich an des Forſtes Saum,
Zu forſchen an den alten Gipfeläſten:
Da ſtreut tiefgoldne Röthe durch den Raum
Die Sonne von dem Abendthron im Weſten.

Und wie vor Scham erglühet das Revier:
Es prahlt der karge Herbſt mit reichen Farben,
Auf todten Blättern liegt des Lebens Zier.
Ach all die ſüßen Frühlingskeime ſtarben!

VII.

Was rauſchet über mir in trüber Luſt
Wie raſchgeſchwungner Flügel breite Züge?
Ich ſchau hinauf — doch in des Tages Duft,
Da ziehn der Wandervögel weite Flüge.

Zuweilen gellt ihr lauter wilder Schrei.
Sind es des Winters langgezogne Klagen?
Ziehn ſie mit einem Jubelruf vorbei,
Daß rauſchend ſie zum Süd die Schwingen ſchlagen?

Ich weiß es nicht, doch ahnend fühl ich ſchon
Den Geiſt im Winter meines Nords ermüden:
Es lockt ein Märchen mit Syrenenton
Der ewigblühnde ſonnenvolle Süden.

VIII.

Die alten Pfade geh ich Tag für Tag:
Es ſind dieſelben Felder, Hecken, Bäume.
Doch wie ich ſehnſuchtsvoll auch ſuchen mag,
Ich finde nirgend mehr die alten Träume.

Der Reif, der über Nacht gewaltet hat,
Erglänzet matt im Morgenſonnenſcheine,
Und den Alleen entrieſelt Blatt um Blatt,
Es klingt ſo trüb, als ob die Erde weine.

Ich ſeh der eignen Seele dunkles Bild,
Es ſind erfroren ihre Jugendtriebe:
Es ſtarb dahin dies blühende Gefild,
Im blühnden Herzen ſtarb die ſchöne Liebe.

IX.

Oft ſeh ich leichte raſche Wolken wehn,
Umſchleiernd trüb den Mond, den ſtillen bleichen,
Als wollten ſie beſcheiden, ungeſehn
Vorbei ſich an der nächt'gen Stille ſchleichen.

So flieht die wüſte Welt ein troſtlos Herz,
Das, weil es keine Freude kann erwerben,
Verborgen hinzieht in gepreßtem Schmerz,
Um ungeſehn und unbeklagt zu ſterben.

X

Wie ich im Garten jeden Winter that,
So füttr' ich meine kleinen Vögel wieder,
Die, längſt entbehrend reicher Sommerſaat,
Hinflattern mit zerſtiebendem Gefieder.

Es iſt ſo ſtumm die liedervolle Bruſt,
Ich ſeh in kahlen Zweigen rings ſie trauern.
Klingt auch ein Ton, wo rauſcht die alte Luſt?
Es iſt nur Kummer, drin ſie fröſtelnd ſchauern.

Ach anders war es, als ihr wonnevoll
Entgegenſangt des Frühlings jungem Segen!
Auch anders war es, als mein Lied erſcholl
Auf lenzumblühten hellen Liebeswegen!

XI.

Da ſchreitet ernſt und trüb ein Leichenzug,
Ein graues Bild im grauen Nebeltage;
Hoch durch die Lüfte ſchwirrt der Raben Flug,
Am Boden hör ich dumpfe Liederklage.

In Frühlingstagen, wenn die Erde klingt,
Da peinigt recht das Herz ein ſolch Begraben;
Wir weinen, daß der Tod den Geiſt bezwingt:
Er konnte noch ſo ſchöne Tage haben.

Doch jetzt wie anders! Selbſt an Leben karg,
Iſt uns, er ſei zur rechten Zeit geſchieden;
Die Schollen klingen tröſtend auf den Sarg,
Des Dorfes Kirchhof liegt in ſtillem Frieden.

XII.

Des Sommers letzte Roſe blüht allein
Im herbſtdurchſtürmten ſterbensmüden Garten,
Die ſüßen Schweſtern mit dem Frühlingsſchein,
Die duftigen Genoſſen all erſtarrten.

Mir pocht ans Herz das traurig ſchöne Bild.
Du blühnder Sprößling im verdorrten Leben,
Entreiß ich dich dem froſtigen Gefild? —
Doch wem ſoll ich die letzte Roſe geben?

O ſieh, es kommt der Sturm mir kalt zuvor,
Er bricht die Blätter, gibt ſie raſch den Winden. —
So iſt's mit meines Herzens Blumenflor,
Sie ſtiebten hin, um nie ſich mehr zu finden.

XIII.

Wie ich vom Herbſt betrübt und traurig bin,
Such ich zur Sühne mir ein kindlich Weſen,
Dem ich die Jugendluſt, den leichten Sinn
Im offnen Augenpaar vermag zu leſen:

So ſchön als wie des Frühlings Roſenglut,
Erſcheinen friſche Lippen mir und Wangen;
Es klingt mir hell der Worte junger Muth
Wie Nachtigallen, die im Maien ſangen.

So ſüß als wie der holde Veilchenduft
Iſt mir ein Gruß aus innigem Gemüthe:
Mich freut nicht blühnde Welt und blaue Luft
Wie eine friſche liebe Menſchenblüthe.

XIV.

Wie nun durch Berg und Thäler die Natur
Ermattet ſinkt zu langem Winterſchlummer,
Beginnt zu grünen manche weite Flur
Und wirket Hoffnung in den Sterbekummer.

Kornſaaten ſind es, welche voll Vertraun
Der Landmann ſtreute in die dunkeln Schollen;
Uns neue Freuden in das Herz zu baun,
Sind ſie in trüber Zeit dem Keim entquollen.

Getroſt! mag immer mit dem Schneegewand
Der kalte Winter dieſes Grün bedecken,
Aufſteht der Lenz , der ſtets noch auferſtand,
Mit Lerchenſang ins Leben ſie zu wecken.

Sonette.

I.

Wie freut mich dieſe volle Jugendblüthe,
In der die hochgewachſnen Formen prangen,
Die dunklen Haare und die roſ'gen Wangen,
Das Lippenpaar, das für den Kuß erglühte!

Die Augen voller Luſt, Verſtand und Güte,
Das Lächeln, das dein Antlitz ſüß umfangen,
Gang und Bewegung, frei und unbefangen,
Sie deuten mir das lieblichſte Gemüthe.

O Sterne, Vögel, Blumen, Himmel, Sonnen,
Und was ſonſt dieſen holden Wundern gleichet,
Wie füllt ihr Anblick uns das Herz mit Wonnen!

Doch wenn ein ſolches Bild den Geiſt beſchleichet,
Iſt jene Seligkeit alsbald zerronnen:
Hier hat Natur den Gipfel ja erreichet!

II.

O Wölbungen der Stirne, welche ragen
Groß, hoch und klar aus dunklen Lockenwellen!
O Augen, welche bald ſich leuchtend hellen,
Und bald von fernen tiefen Träumen ſagen!

O zwiſchen Wangen, die zum Wettſtreit fragen
Die Roſen all, der Lippen ſüße Schwellen,
Wo tiefe Seligkeiten friſchauf quellen,
Und dieſes Haupt, vom ſchlankſten Leib getragen!

Ein hold Gemüth, dem Ernſt, dem Scherz ergeben,
Das Güt' und Herzlichkeit zum Sitz erkoren,
Und das die Lieb' und Anmuth tief durchweben!

Ein Weib ſo ſchön, ſo tugendreich geboren,
Hat ſo durchgriffen meines Geiſtes Leben,
Daß ich, betrachtend es, mich ſelbſt verloren.

III.

Nur aus der Ferne kann ich dich beſchauen!
Dann ruhn die tiefen ſel'gen Blicke lange
Auf Haar und Augen und auf Lipp' und Wange
Und auf den Gliedern, die ſich herrlich bauen.

Zu nahen dir, beſaß ich nie Vertrauen,
Zu dir zu reden, iſt das Herz mir bange;
Nie ward berührt von deiner Stimme Klange
Mein furchtſam Ohr, du Zierde aller Frauen!

Es leben andre frei und ungebunden
In deinem Kreis; es jagt dir der Verwegne
Leicht, heiter, friſch, was er für dich empfunden.

Doch ich, von deiner Schönheit trunken, ſegne
Von ferne dich; ich preiſe ſchon die Stunden,
Du ſchönes Kind, worin ich dir begegne.

IV.

Mich ſelber hab ich nun ſo ganz verloren,
Ich ſchau in mich und kenne mich nicht wieder.
Wo ſind die frohen Thaten, ſüßen Lieder,
Die unbefangen einſt der Geiſt geboren?

Dein denk ich, wenn aus goldnen Morgenthoren
Der Tag erhebt ſein ſtrahlendes Gefieder;
Dein denk ich, ſinkt die dunkle Nacht hernieder.
Es iſt ein Wahn und doch, wie gern erkoren!

Mir ſelber fremd, kann ich mich nicht verſtehen,
Mein Wort ſchier fürchtend, brüt ich hin in Schweigen,
Ich bebe faſt, mein Spiegelbild zu ſehen.

Doch mag ich gern mich ein Verlorner zeigen;
Statt meiner iſt — o Heil, das es geſchehen! —
Ein hohes, liebes, holdes Bild mein eigen.

V.

Wie ſind die alten Zeiten doch vergangen!
Nicht fröhlich kann ich durch die Welt mehr ſingen;
Nach einem Ziel nur mag die Seele ringen:
Du biſt's, an der die Wünſche alle hangen.

Und ſeh ich dich, ſo glühen mir die Wangen,
Bei dir zur Rede kann ich ſchwer mich zwingen:
Es lahmen plötzlich mir des Geiſtes Schwingen,
Ich bin mir ſelbſt benommen, ſcheu befangen.

Nur fernher ſucht mein forſchend Aug' dich immer,
Dann küſſen ſich die Blicke jezuweilen.
O trennte ſolch Begegnen doch ſich nimmer!

O dürfte Lipp' an Lippe küſſend eilen!
O flüchtete in dieſer Stunde Schimmer
Sich Seel' in Seel', um ewig dort zu weilen!

VI.

Nie werd ich handeln gegen Recht und Sitten;
Drum was ich thue, ſei mir unbenommen.
Nie ſahſt du über Maß mich gehn und kommen,
Nie über Maß mich ſolgen deinen Schritten.

Was geht's dich an, ſteh in der Nächte Mitten
Ich vor dem Hauſe, wo du wohnſt, beklommen?
Was geht's dich an, will mir dein Bild nur frommen?
Was geht's dich an, wenn ich um dich gelitten?

Nie wird mein kühnres Wort ſich zu dir wagen:
Stets magſt du freudig ungeſtört erhören,
Was, die mit Rang und Reichthum prunken, ſagen.

Ein ſchlichter Sänger bin ich; mir gehören
Nur ſtille Lieder, Laſten leicht zu tragen,
Und Lieder werden dir die Ruh nicht ſtören!

VII.

Du ziehſt in Schönheit wie die Nacht, Maria,
Geheimnißreich, gewaltig, hehr und prächtig!
Das reiche Haar umwallt dich dunkelflechtig,
Die Augen blühn wie Sternenpracht, Maria!

O träumeriſche Sternenpracht, Maria!
So blüht der große Himmel klar allnächtig,
Du ziehſt in Herrlichkeiten zaubermächtig
Und unbewußt doch deiner Macht, Maria!

So folg ich ſtille deinen ſtolzen Pfaden,
Bezaubert ganz und meiner ſelbſt vergeſſen
Und übervoll von dir die Bruſt, Maria!

O dürſt' ich nur vor dir das Herz entladen
Von den Gefühlen, die mich drängend preſſen!
Endloſes Leid, endloſe Luſt, Maria!

VIII.

Bald voller Jubel hoch empor getragen
Und bald im ſtillem Kummer faſt vergangen,
Bald freud'gen Lebens voll und bald befangen,
Bald unſtet, bald voll herzlichem Behagen!

Die Nächte träumen, wachen an den Tagen,
In Aengſten voller Muth, in Luſt voll Bangen,
Gepeinigt von des Zweifels giſt'gen Schlangen,
Nach tauſend Zeichen forſchen voller Zagen!

Auf hoffnungsödem Meer der Sehnſucht gleiten,
Nur unbeſtimmten Wünſchen hingegeben,
Dann wieder feſte Plane ſtark bereiten!

In einem Bilde ſich zu ſammeln ſtreben,
Und ſonſt verlieren ſich in Raum und Zeiten! —
Ich liebe, ach, und lebe dieſes Leben!

IX.

In deine Augen bin ich oft verſunken!
So tief, ſo wunderbar ſah ich noch keine:
Sie leuchten bald in keuſcher frommer Reine,
Sie ſprühen bald von feurig lichten Funken.

In ihrer Ruhe und in ihrem Prunken,
So gleichen ſie dem edeln Demantſteine,
Der bald nachahmt des Waſſertropfens Reine,
Bald leuchtend ſprüht von farb'gem Glanze trunken.

Ich ſeh dich drin die ganze Seele tragen;
In Luſt und Leiden ſind ſie gleich entzündlich,
Daß ſie getreu von jeder Stimmung ſagen.

Eins nur iſt dunkel, forſch ich auch allſtündlich:
Wenn meine Augen dich um Liebe fragen,
So bleibt dein Gegenblick mir unergründlich.

X.

An jene Liebe mag mein Geiſt nicht denken,
Die ſich gefällt in kleinlich ängſt'gem Trachten,
Der Liebſten Wünſche taglang zu beachten,
Die des Empfangens nur gedenkt beim Schenken.

Mir giebt die Lieb' ein freud'ges Deingedenken,
Mir blüht in ihr ein inniges Betrachten:
Die Lieb' in dir, dich in der Liebe achten,
Dahin allein mag ſich mein Geiſt verſenken.

Mit Glanz und Schönheit kann ich nicht beglücken;
Drum mögen Andre tändelnd mit dir ſcherzen
Und dich mit Ehre, Prunk und Ruhme ſchmücken.

Was frommts, will meine Armuth oft mich ſchmerzen?
Mein Troſt iſt: wer bewahrt voll von Entzücken,
Gleich mir, dein edles hohes Bild im Herzen!

XI.

Nur in der Nächte heimlich ſtillen Träumen
Wagt es die Seele Bilder ſich zu ſchmücken,
Die, ach, nur kurze holde Zeit beglücken,
Bis aus dem Oſt des Tages Strahlen ſchäumen.

Wir wandeln ſelig unter Blüthenbäumen,
Dort wag ich leis die Hände dir zu drücken,
Mund ſchwillt an Mund in himmliſchem Entzücken.
So ruhn wir an des Stromes Blumenſäumen!

Ach, kommt der Tag mit ſeinem kalten Leben,
Iſt meine Seele trübe, wund, zerſchlagen,
Daß ſie geträumt, was nimmer ſich begeben.

Doch iſt geſtählt ſie, Schlimmres zu ertragen,
Sie wird die Liebe zu beenden ſtreben, —
Will's das Geſchick — mit männlichem Entſagen!

XII.

Ich habe doch das höchſte Glück genoſſen,
Ich brauche vor dem Tod nicht mehr zu beben;
Was ewig jung hält durchs verwirrte Leben,
O, dieſer Zauber hat ſich mir erſchloſſen.

In dir ſah ich, von Jugend hold umfloſſen
Die ew'ge Schönheit; göttlich, heiter, eben,
Hat ſie den Himmel mir ins Herz gegeben,
Den heil'gen, wahren, dem ſie ſelbſt entſproſſen.

Geſegnet ſeiſt du, denn mein ſchönſtes Hoffen
Hat ſich in dir erfüllt; und das Verderben
Vermeidet mich, ſeit mich dein Blick getroffen.

Wer Schönheit ſah, fürwahr, er kann nicht ſterben,
Ihm ſteht ein volles reiches Leben offen:
Sie preiſend muß er Ewigkeit erwerben.

XIII.

O gält' es Kraft und Muth, dich zu erringen,
Ich würde nimmer müd um dich zu ſtreiten,
Ich wollte ſegeln durch des Meeres Weiten,
Der Alpen höchſte Zacken überſpringen.

Und könnten dich erfechten ſcharfe Klingen,
Ich wollte gegen ganze Heere reiten;
Und ſchreckten Zauber mich von allen Seiten,
Dein Bild im Herzen, würd' ich ſie bezwingen.

Doch ſelten heiſcht die Liebe kühnes Wagen;
Wer kann, was ihr gefällt, wohl recht erkunden?
Wer kann, was ſie begehrt, wohl recht erfragen?

Den ſüßeſten Verein hat oft gebunden
Ein einzig Wort voll ſüßem bangem Zagen. —
O wer ſolch holdes Zauberwort gefunden!

XIV.

Wenn du mich liebſt, laß mich nicht fürder bangen!
Wozu dies ſtrenge herriſche Verhalten?
Gib warme Blicke endlich nach den kalten,
Statt ſpröder Starrheit zeige mir Verlangen!

O laß mich nicht in böſen Zweifeln bangen
Ob deiner Stirne hochgelegten Falten!
Was ſcheinſt du Andre höher noch zu halten,
Wenn du ins Herz mein Bildniß haſt empfangen?

Fern liegt die Härte jungfräulicher Scheue,
Drum laß die nicht gefühlte Kälte ſchwinden,
Sonſt trifft dich endlich ſelber bittre Reue!

O ſolch abſtoßend Weſen kann nicht binden
Mein unerfahrnes Herz, das ſo voll Treue,
Wie du wohl ſchwer ein zweites möchteſt finden.

XV.

Zu bald verlaß ich dieſe Zauberkreiſe,
Nicht ohne Wünſche hab ich ſie durchzogen;
Wie hoch begeiſtert oft mein Herz geflogen,
Ich ſchwieg, nur meinem Lied vertraut ich leiſe.

Heil dir! O könnte deines Dichters Weiſe
Das lenken, was hoch überm Himmelsbogen
Das Schickſal groß und feſt und klar gepflogen,
Dann fiel dein Loos wohl dir und mir zum Preiſe!

Geſcheh es nie; doch wenn dir einſt im Leben
Verwehn des Glaubens und der Liebe Lichter,
Die Frauenherzen hold als Troſt gegeben,

Lies dieſe Lieder, die ich dir zu ſchlichter
Erinnrung gab. Ich würde freudig beben,
Wär dir's ein Troſt, daß dich geliebt ihr Dichter.

XVI.

Ach, fern von dir, iſt mir das Herz zerſchlagen,
Aus trüben Augen kann ich kaum mehr ſchauen,
Die Sonne blinkt ſo matt, die Lüfte grauen,
Und nebeldumpf dahin die Wolken jagen.

Die Vögel ſingen ſchmerzlich tiefe Klagen,
Braun ſtarrt der Berg und düſterfarb die Auen,
Es ſchleicht der Fluß ſo klanglos durch die Gauen:
Mir dehnt ſich Stund an Stund zu langen Tagen!

Hinaus, mein Herz, zu hohen Bergeswegen! —
Ich ſchau ins Land, wo ſich die Pfade breiten,
Die zu dir gehn, dem liebſten Ort entgegen.

Ach, wie die Vögel ziehn, die Kähne gleiten,
Auf Wald und Bergen ſich die Wolken regen:
Ich weine ſtill gedenkend alter Zeiten!

XVII.

Je mehr ich ſtrebe mich zu überwinden
In dieſer Liebe, ach, je mehr verſtricke
Ich mich hinein; je mehr ich dieſe Blicke
Vergeſſen will, je mehr möcht' ich ſie finden.

Ich ſeh die Ruh mir immer weiter ſchwinden,
Je mehr ich ſie erſtreite vom Geſchicke;
Sie flieht mich ſelbſt im kurzen Augenblicke,
Trotz allen Kämpfen läßt ſie ſich nicht binden.

Das iſt der Liebe wunderbares Weſen!
Wen ihr allmächt'ger ſcharfer Pfeil getroffen,
Der wird trotz allen Mitteln nicht geneſen.

Er kann nur einzig dann Erlöſung hoffen,
Wenn er der Liebe, die ihn hold erleſen,
Ans Herz ſich ſchmiegt, hingebend, warm und offen.

XVIII.

Ach, oſt ergreiſt mich wohl ein wildes Bangen,
Die Seele möchte ſtrömen laut in Klagen,
Daß dieſe Liebe, die mein Herz getragen
Als helle Blüthe, ohne Frucht vergangen.

Scheu und verblödet ſchwieg ich mein Verlangen;
Denn, ach, in dieſen buntgeſchminkten Tagen
Was gelten Herzen, die für Schönheit ſchlagen?
Reich mußt du ſpenden, willſt du reich empfangen.

Wer mag in ſolcher üpp'gen Zeit nicht beben,
Die mit Begierde nur nach wilder neuer
Zerſtreuung ſucht, um raſch dahin zu leben?

Mir dient zum Troſt, daß immer ich mit treuer
Begeiſterung der Wahrheit war ergeben,
Treu hütend reiner Liebe heil'ges Feuer!

XIX.

Wie trag ich dieſes Glück? Die Zeiten ließen
So ſchlimm ſich an. Wie heiter ſie ſich wenden!
Ich wähnte Lieb' und Treue zu verſchwenden,
Ich dachte nie befriedigt zu beſchließen.

Jetzt darf ich gar das höchſte Glück genießen.
An ihrer Bruſt beginnen und vollenden
Die Tage ſich; ich ſeh von allen Enden
Den reichſten Segen in mein Leben fließen.

Wie das mir kam? Ich ſtand mit ihr alleine,
Wir wechſelten in langem Blick die Kunde
Von unſrer Liebe, und ſie war die meine.

Dann lag zu langem Kuſſe Mund an Munde!
Sie floh hinweg, daß ſie im Stillen weine.
Das war der Anfang zu dem ſchönſten Bunde.

XX.

Du frageſt mich, warum die Lieder ſchweigen,
Die unabläſſig ſonſt dem Geiſt entquollen?
Nichts hab ich mehr zu wünſchen und zu wollen:
Das Glück, nach dem ich rang, iſt ganz mein eigen.

Am liebſten mögen wilde Lieder ſteigen
Aus Herzen, weichgeſtimmten, ſehnſuchtsvollen,
Aus Seelen, die voll Gram verſchmähet grollen;
Und Leid und Sehnſucht kann ich dir nicht zeigen.

Ich plaudre, tändle, herze, ſcherze, küſſe,
Du gibſt mir Antwort, Bruſt an Bruſt gedrungen:
Das ſind des Lebens lieblichſte Genüſſe.

Heil mir, daß ich der Einſamkeit entſprungen!
Mehr werth iſt mir, als alle Liedergüſſe,
Das kleinſte Wort, das deiner Lieb' entklungen!

XXI.

Ach Alles, was du einſt mit mir gefühlet,
All die Beſeligungen dieſer reichen
Und holden Liebe, hat mit allen Zeichen
Die Zeit von deinem Weſen abgeſpület.

Was im Begegnen uns voreinſt durchwühlet, —
Ein Zittern, Beben, ach, ein ſchnell Verbleichen,
Ein ſchnell Erröthen im Vorüberſchleichen, —
Du denkſt nicht dran, ſo biſt du abgekühlet.

Mein Bildniß mochte immer dir entſchwinden:
Denn meinem Weſen iſt nicht eingeſchrieben
Reiz, Anmuth, Schönheit, Glück, um dich zu binden.

Doch Eins iſt immer ſchmerzhaft mir geblieben:
Weh dir, dir fehlt das ſchöne Nachempfinden
Für unſrer Jugend volles erſtes Lieben!

XXII.

Laß ruhn auf deinen Zügen meine langen
Begier'gen Blicke, wo einſt manche Stunde
Sie ruhten, als in ſel'gem Liebesbunde
Glückſelig Geiſt den Geiſt in ſich empfangen!

Laß ruhn den Blick auf deinen ſchönen Wangen,
Wo meine lagen, auf dem ſüßen Munde,
Wo meiner ſchwoll, in deiner Augen Grunde,
Wo Seele ſich an Seele feſtgehangen!

Ich wunſche nichts, als leis heraufzuſchwören
Die bleichen Schatten längſtvergangner Stunden;
Schmerzſel'ge Luſt will mich dazu bethören.

Ach, ich erlebe, was ich einſt empfunden:
Die alten Schwüre wähn ich neu zu hören,
Und brennend bluten all die alten Wunden!

XXIII.

O zürne nicht, wenn ich nach deinen Tritten
So wie vor Zeiten noch die meinen lenke,
Wenn ich in Flur und Gärten mich verſenke,
Die ich ſeit langen Tagen nicht durchſchritten;

Wenn ich vor deinem Hauſe oft inmitten
Der tiefen Nächte ſteh! Daß ich dich kränke,
Geſchieht es nicht; doch ſchmerzt es dich, bedenke,
Was ich um dich nicht alles ſchon gelitten!

Was geht's dich an! Du brauchſt nicht mehr zu lauſchen,
Du hörſt von mir nicht fürder Huldigungen,
Nicht Wünſche, Herz um Herz mit mir zu tauſchen.

Ich folge dir, um an Erinnerungen
Glückſel'ger Zeiten ſtill mich zu berauſchen;
Ach, ſtatt der Luſt hält Wehmuth mich umſchlungen!

XXIV.

Es ſcheinet faſt, du haſt die Zeit vergeſſen,
Als wir uns ſuchten einſt an allen Tagen,
Bis wir nach langem Wunſch im Arm uns lagen,
Nach Willen uns zu küſſen und zu preſſen;

Wo wir geſchieden Nächte lang geſeſſen,
In ſtillen Thränen, bald voll bittern Klagen,
Von ſel'ger Luſt bald voll. Bis zum Entſagen
War Freude und war Kummer unermeſſen.

O leugne nicht, daß Liebe das geweſen,
Was du mir weihteſt; menſchlich edle Einheit,
Sie ſchmückte dein jungfräulich keuſches Weſen.

Dich lockte, ach, des Glanzes eitle Kleinheit,
Als ſpäter du im Buch der Welt geleſen;
Die Liebe floh dir mit der Seele Reinheit.

XXV.

Als ſchönſtes liebſtes Bild muß ich dich nennen,
Das mir ins Leben fiel; du haſt vor allen
Dem jugendheitern Sinn vereinſt gefallen;
Drum ging nach dir mein Trachten und mein Rennen.

Du lehrteſt mich die ſüße Liebe kennen
Und haſt erhöret meines Herzens Lallen:
Wir bauten einer Liebe Tempelhallen;
Ach, wir gedachten nimmer uns zu trennen!

Ich hab dir froh geopfert all mein Leben:
Die heiligſten Gefühle und Gedanken,
Mein Sein war ganz dir ſelig hingegeben.

Ach, du vergaßeſt es! Dein leichtes Schwanken,
Es ließ ein Herz, — Gott mög es dir vergeben! —
Das froh wie keines war, zum Tod erkranken.

XXVI.

Es war zu jeder Zeit umſonſt mein Streben
Zu forſchen, ob aus innerm Seelendrange
Du mich verlaſſen, ob in hartem Zwange
Du fremder Ueberredung nachgegeben.

Doch kühn darf ſich das Wort zu dir erheben,
Daß du ein Herz verſchmäht von gutem Klange
Und einen Geiſt, dem in des Lebens Drange
Die Schönheit und die Freiheit rechtes Leben.

Verwachte Nächte und verweinte Tage
Lag ich dem Gram in harten dürren Armen;
Ich litt um dich, wie nimmermehr ich's ſage.

Doch fleh ich nicht um niedriges Erbarmen.
Einſt blüht der Geiſt aufs Neu: durch Leid und Plage
Kann ja die reiche Seele nicht verarmen!

XXVII.

Wer will verlorne Liebe nicht beklagen!
Ich ſag es laut, ich mußte ſie beweinen,
Und dennoch will mir oft als Glück erſcheinen,
Ach, unſrer Seelen zeitiges Entſagen.

Ich hätte mich zuletzt noch langen Tagen
In dir geirrt; anhangend nur dem Kleinen,
Dem Mittelmäß'gen mußteſt du erſcheinen,
Wo mir das Herz für Großes nur geſchlagen.

Jetzt blieb die Liebe nur für kurze Zeiten,
Doch Roſen glich ſie, hellen Lenzgeſchenken,
Die ſich durch klangdurchtönte Gärten breiten.

Und will ich in Erinnrung mich verſenken,
So bleibet ſie, ſo lang mir Tage gleiten,
Dem Geiſt das freudenreichſte Angedenken.

XXVIII.

Leb wohl, leb wohl auf alle Erdentage!
Ich will dich nun für ew'ge Zeiten meiden,
Erſtorben iſt die Liebe in uns beiden,
Wir ſind uns todt, und ich, mein Kind, entſage.

Nicht Liebeswünſche, Liebesluſt und Klage
Erklingt dir fürder; magſt du froh dich weiden
Am ſüßen Leben, magſt du bitter leiden,
Ich thu nach dir nun fürder keine Frage.

Doch weih ich meine Bruſt noch zum Altare:
Du ſtehſt darin in jungfräulicher Reine,
Der Gürtel ſchmückt den Leib, der Kranz die Haare.

Ruh keuſch und hell in dieſem feſten Schreine!
Als meiner erſten Liebe Bild bewahre
Ich dich in ewig heil'gem Glorienſcheine.

XXIX.

Als ich dich liebte, liebteſt du nicht wieder,
Du ſaheſt leiden mich, den Wunden, Armen,
Ach, ohne Mitgefühl und ohn' Erbarmen;
Da ſtarb mein Herz, es ſchwiegen ſeine Lieder.

Zu einem Andern flog mit Glanzgefieder
Dein junger Sinn; du hoffteſt zu erwarmen
In des Geliebten lebensvollen Armen,
Doch floh er dich und bog dein Leben nieder.

So ſehn wir wieder uns nach langen Tagen
Verhärmt, vergrämt; wir haben gleiche Leiden,
Ach, um verlorne Liebe nun getragen!

Es hat den Andern Keiner zu beneiden,
Wir ſehn verſöhnt uns an mit bangem Zagen:
O, ſchöne junge Liebe ſtarb uns beiden!

XXX.

So mußte dieſe Liebe denn entſchweben:
Im Wind zerſtoben iſt das ſel'ge Scherzen!
Die Herzen todt! Ich zünde an die Kerzen:
Ich will das Leichentuch noch einmal heben.

Die Jugend hin, der beſte Theil vom Leben!
Zerriſſen, ach, der beſte Theil vom Herzen!
Einſt doppelt froh durch dich, dann voller Schmerzen!
Allein jetzt gilt es länger nicht zu beben.

Zum letzten Mal red ich von alten Tagen,
Nicht länger ſchwelg ich in verrauchten Wonnen,
Den Schmerz will ich mit Luſt nicht fürder tragen!

Leb wohl, leb wohl, zerronnen iſt zerronnen!
Der Jüngling iſt dahin, die Lieb' zerſchlagen,
Doch iſt die Freiheit und der Mann gewonnen!

Elegien.

Silvan an Melusine.

Alſo begrüß ich dich wieder, du ſchöne geſegnete Gegend,
Herrliches Land, wo ich einſt ſelige Tage verlebt;
Hier vom mächtigen Kamm des Gebirges begrüß ich dich wieder
Wo ich dir ſcheidend voreinſt traurige Grüße gewinkt!
Herrliches Land, ſeitdem ſind manche der Jahre verſchwunden:
Aelter erſchein ich, doch du wahrteſt die vorige Pracht!
O wie heget dich Mutter Natur! In blühender Jugend
Dehnſt du dich ſommerlich hin, ſchwellend im dichteſten Grün!
Ja, das iſt mein Bild, ſo wie ich's im Herzen getragen
Dauernde Jahre mit ſtets dauernder Liebe und Luſt!
Ja, das iſt mein Bild: weithin die bergichten Lande,
Reizende Wildniß, rings wälderumkränztes Gebiet.
Haidige Höhe, abwechſelnd mit mächtigem Felſengeſteine,
Heben ſich keck empor; unten im tiefen Geklüft
Gehen in brauſenden Fällen die perlenden Bäche und finden
Ruh erſt tief in des Sees kühler und dunkeler Flut.
Drüben am Abhang hebt mit heimlichem ſteinigem Giebel
Sich das Jägerhaus ſtill aus dem Buchengezweig.
Liebliche Stätte, an dir belebt ſich froh die Erinnrung!
Leben durchdringt aufs Neu, was mir ein Traum ſchon erſchien.

Denn dort lebt' ich die ſeligſten Tage, o himmliſche Zeiten,
In den Armen gewiegt kräftiger, ſchöner Natur,
Rings umgeben von guten und ſorglos freudigen Menſchen
Und am meiſten beglückt durch das anmuthigſte Kind.
Meluſine! du ſel'ge Geſtalt, zu lieblich und duftig,
O für das Leben zu hold, wurdeſt du faſt mir zum Traum.
Meluſine! ſo laß mich dich nennen, ſo nannt' ich dich immer,
Deine Erſcheinung durchweht mich wie ein Märchengebild.
Ach, du gabeſt mir Segen, Geſundheit, heiteren Frieden
In der bedrängteſten Zeit, welche das Leben geſandt. —
Müde der Welt und krank, ſo ließ ich die Wogen des Lebens,
Wo ich das leckende Schiff lange vergebens geſteuert.
Satt der Verkehrtheit der Menſchen, entfloh ich zum gütigen Herzen
Unſerer Mutter Natur, daß die verwundete Bruſt
Dort geneſe an Licht und Luft, an Farben und Düften,
Daß ſie durchquelle in Kraft, Glauben und Liebe aufs Neu.
Alſo durchritt ich dieſes Gebirge und ſuchte die Hütte,
Wo ich verbliebe die Nacht, wenn ich am Tage geſchwärmt.
Abgeirret vom Pfad, der dort gen Norden ſich hinzieht,
Wo am Rande des Waldes heitere Dörfer ſich reihn,
Kam ich tiefer ins Waldgebirg. Stets mächtiger, höher
Hob ſich mit mooſigem Stamm Eiche und Buche empor,
Wilder umgab das Geſtein mich rings mit rieſigen Quadern,
Raſcher durch das Gebüſch gingen die Bäche zu Thal;
Schweigen bedeckte den Wald, kein Holzſchlag ſcholl durch die Landſchaft,
Kein verhallender Schuß zeugte, daß Jäger mir nah.

Immer verwachſener wirrte der Weg ſich, rings im Gehölze
    Fand ſich kein höherer Platz, frei zu erſpähen den Pfad.
Leuchtend im Weſten verſchwamm der Abend in goldenen Gluten,
    Läſſiger ging das Roß, müde vom dauernden Ritt.
Und ſchon war ich gefaßt die Nacht im Walde zu bleiben — —
    Gerne — ſie ſtieg ſo warm, voll und balſamiſch herauf.
Horch, da träumte ein Lied! vollklingende herrliche Töne!
    Lieblichen Wohllauts voll ging der gezogene Sang
Durch das grüne Revier der Wipfel; wie Lieder der Kindheit
    Fern aus verſchollener Zeit traf er das weiche Gemüth.
Raſch vom Sattel mich ſchwingend, am Zügel das Roß hinführend,
    Naht' ich mich leiſe dem Ort, wo ich die Klänge vernahm.
Seitwärts lag vom Wege ein Brunnen, in Quader gefaſſet
    Saftig von Epheu umrankt, duftig von Flieder umblüht:
Dran auf ſteinerner Bank ſaß ſingend das liebliche Mädchen,
    Während ſie Blumen der Zeit fügte zum ſinnigen Kranz.
Tief verſunken in Farben und Düfte und Klänge, ſo ſchien ſie
    Ein phantaſtiſches Bild, das nicht der Erde gehört.
Lang in geflochtenen Zöpfen entquollen die dunkelen Haare,
    Schwarz und groß wie erſtarrt ruhte im Kranze der Blick,
Während zierlich bewegt die Finger die Blumen verbanden,
    Während der liebliche Mund ſchwellend ſich formte zum Lied.
Ach, und wie fein gegliedert, der Kopf, die Geſtalt und die Füße!
    Durch das ſeltſame Kleid jeglicher Reiz noch erhöht!
Faltig der bräunliche Rock, anſchwellend das grünliche Mieder:
    Halb ſchon Jungfrau, halb ſchien ſie ein harmloſes Kind.
Mit dem Liede zugleich vollendete ſie das Geflechte.
    Meluſine! ſo rief ich in Verwunderung aus.

Lächelnd ſchaute ſie auf, nicht ſtaunend des fremden Geſellen,
    Furchtlos ſprang ſie heran, lud mich zum ſprudelnden Quell:
Du biſt müde und heiß, es keucht dir das Roß, komm trinke!
    Süße Erquickung quillt dir aus der perlenden Flut!
Und mit liebem Geplauder, ſo bot ſie den kühlenden Trunk mir,
    Fragte mich hin und her, fragte mich dieſes und das,
Hieß mich dann, anfaſſend den Zügel, aufs Roß ſie heben,
    Und auf ſteinigem Pfad ging es den Hügel hinan.
Und ſie erzählte mir froh vom Haus im Walde, vom Vater,
    Der ein Jäger, allein dort mit der Tochter, mit ihr,
Lange gewohnt, ein trefflicher Mann an Herzen und Seele;
    Sie beſtelle das Haus, pflege er draußen der Jagd,
Abends erzähl' er ihr Märchen und leſ' ihr alte Geſchichten,
    Immer nur friſche, und nie gingen die Lieder ihm aus.
O wie ſie ſorglos ſprach! Gleich Tönen verklangen die Worte,
    Und voll Anmuth war aller Bewegungen Maß,
Wie auf dem Pferde ſo leicht und ſicher ſie ſaß und allwärts
    Sich bewegte, als ob täglich ſie ritte das Roß.
Roſig ſpielten indeß die Lichter des Weſtens, gedämpfet
    Durch das leuchtende Grün, auf der verklärten Geſtalt.
Welch ein Wundergebild! Ich ſtaunte und ſtaunte von Neuem
    Schweigend mit Aug' und Ohr, bis wir zum Hauſe gelangt.
Dort trat friſch aus der Thür der alte, der würdige Waidmann,
    Hieß willkommen den Gaſt, drückte ihm kräftig die Hand,
Lud ihn zu Tiſch und Bett, als wenn er lange ihn kännte,
    Schlecht und recht. — Wie gern hört' ich ſein herzlich Geſuch!
Keck und leicht ſprang dann vom Pferde die Tochter und brachte
    Raſch es zum Stall, doch ich folgte dem Alten ins Haus.

O wie heimlich begrüßte der Ort! Die dämmrigen Stuben
  Prangten von altem Geräth, tüchtig von Eichen geſchnitzt.
Bildwerk ferner vergangener Zeit umzierte die Schränke,
  Und manch Edelgeweih ſtarrte am bräunlichen Sims.
Schwankendes Licht erfüllte den Raum, grün nickten die Zweige
  Biegſamer Buchen herein, und aus dem Weſten die Glut
Stahl ſich durchs Laub in einzelnem Strahl, beglühend die Wände:
  Wunderbar märchenhaft webte es durch das Gemach.
Und dort blieb ich Gaſt viel glückliche Monde; zu ſchnell nur
  Schwanden ſie, ungezählt reihte zum Tag ſich der Tag.
Abend um Abend verging bei einfach kräftigem Mahle
  Unter des Alten Geſpräch, unter der Tochter Gekoſ'.
Schöne Geſchichten, geleſen aus Büchern im kräftigen Volkston,
  Zeigten der Zauberer Macht, Helden mit Drachen im Kampf,
Liebliche Mädchengeſtalten, Paläſte und Gärten und Hütten,
  Freude und Schmerz, Muth, Zorn, Freundſchaft und Liebe und Treu.
Und dazwiſchen ertönten die lieblichſten Lieder der Heimath,
  Tief und innig im Klang ſang ſie das ſeltene Paar:
Grauſen und Luſt und Freude und Angſt berührten mich regſam,
  Ja, mir ward zu Muth wonnig, als wär ich ein Kind.
Aber noch ſchöner vergingen die Tage, die ſonnigen, heitern,
  Wenn mit dem Kinde allein ich durch die Gegend geſchweift.
O Waldeinſamkeit und mooſige ſtämmige Bäume,
  Wechſelnd in Schatten und Licht, flüſternder Blätter Geräuſch!
Ferne das Lied der Droſſel, am Grund ſüßduftige Blumen!
  Rings umſungen, umblüht, tauchte dein Leben herauf,

Meluſine, dein Leben, des Geiſts tiefinnerſte Bildung
Drang ans Licht, und dann bin ich dir ſinnig gefolgt
Rings in Berg und Thal zu Pflanzen und Steinen und Bächen:
Jegliches war dir bekannt, jegliches lebte nur dir.
Wenn du erſchienſt, ſo warſt du unter den Blumen die Blume.
Ungeſchickt im Gang knickte ſie nimmer dein Fuß,
Alle begrüßten dich rings, ſie ſchienen nach dir ſich zu bücken,
Hold an Farben und Duft waren ſie dir wie verwandt.
Und die Bewohner des Walds, die vielfach ſingenden Vögel,
Keiner verließ in Furcht Neſt und Gezweige vor dir:
Doppelt in Freude erklang ihr Lenzlied, wenn du erſchieneſt:
Die Waldtaube, ſie flog girrend dir oft auf das Haupt.
Auch das ſchüchterne Wild, ſchnellfüßige Hirſche und Rehe,
Kannten vor dir nicht Scheu, ließen ſich führen am Haupt,
Leckten die ſtreichelnde Hand; ſie ahnten die harmloſe Seele,
Die die Gefahren nicht kennt, der die Gefahren nicht dräun.
Angſtvoll ſah ich dich oft auf mächtigen Wipfeln; die Zweige,
Welche ein Andrer geknickt, trugen dich ſicher und leicht.
Hoch auf Felſen erblickt' ich dich, kletternd nach duftigen Blumen,
Und auf ſchwindelndem Pfad eilteſt dem Falter du nach.
Ja zur Waſſerroſe, die über der bläulichen Seeflut
Schneeig geblüht, trug leicht oft dich ein ſchwankendes Brett.
Und in Allem erſchienſt du ſo unbefangen und ſicher,
So feinfühlig und klug, innig vertraut der Natur.
O du belauſchteſt ſie wohl in ihrem geheimen Geſetzen:
Alles war dir bekannt, was mir ein Wunder erſchien.
Zwiſchen dem kindlichen Spiel, wenn du die phantaſtiſchen Sträuße
Wandeſt und wenn du mit Brod farbige Vögel gelockt.

Und am mooſigen Stamm der Eiche dein zierliches Köpfchen
    Ruhte, da quoll dir vom Mund tiefer und tiefer das Wort.
Wahrlich, du ſchieneſt beſeelt vom Geiſt der Natur, du wareſt
    Herrliche Prieſterin ihr, welche die Sprüche bewahrt,
Klar und dunkel, ſo wie ſie im ewigen Wechſel der Formen
    Mächtig an Fülle und Geiſt ſtets ſich erklärt und verhüllt.
Aether, Geſtirne und Erde, rings hatteſt du alles durchdrungen,
    Jeglichem Wunder vertraut, warſt du Poet und Prophet.
Doch du ſelber erblüheteſt das lieblichſte Wunder; als Wunder
    Hab ich dich angeſtaunt immer, du reizendes Bild!
Und ſo war ich Genoß dir ſchöne beſeligte Wochen,
    Als ein Bruder, ein Freund, oder wie nenn ich es nur,
Dieſes Gefühl, das ſüße, das ich dir im Buſen getragen,
    O für Geſchwiſter zu nah, o für die Liebe zu weit?
Ja, ich liebte dich ohne den leiſeſten Wunſch des Beſitzes,
    Alſo liebet man Stern, Himmel und Leben und Luft,
Alles was Daſein giebt und Freude und helle Begeiſtrung,
    Wo wir nicht wünſchen die Form, wo nur der duftige Geiſt
Ganz das Herz einnimmt und alle Gedanken beſchäftigt:
    Tag und Nacht erfreut ſind wir des lieblichen Ziels.
Und ſo denk ich, war ich dir werth, du köſtlicher Liebling:
    Senkt' ich doch oft dir ein Wort tief in den Buſen hinein,
Lehrte dich manchen Geſang, der noch nachklingt in der Seele,
    Und dir das Bild des Freunds in die Erinnerung ruft.
O du haſt ja die Thränen getheilt, du haſt ja den Seufzer
    Nicht verhalten, als hart Leben und Pflicht mich berief,
Haſt im Kuſſe gezittert — im Einzigen! — Süße Gewohnheit
    Hatte mit goldenem Band Seele an Seele geknüpft! —

Dann noch ein Druck der Hand dem Alten und nun in den Sattel!
Sturmſchnell jagte ich fort, flüchtig! So ſcheidet der Mann!
Aber vom anderen Hügel, bei jeglicher Lichtung des Weges
Hielt ich und grüßte zurück, ſchaute das winkende Tuch,
Bis mir auf dieſem Gebirg der letzte der Grüße vergönnt war. —
Leb wohl, ſelige Zeit, wälderumdunkeltes Land!
Meluſine, du Kind voll Schönheit an Leib und an Seele,
Immer bewahrte mein Geiſt friſch und lebendig dein Bild —
Und ſo kehrt' ich zurück nach Jahren, begierig als Jungfrau
Dich, die Gute, zu ſehn, welche als Kind ich verließ,
Mich des Wachsthums freuend an Geiſt und Körper, noch einmal
Zu verleben die Zeit, die mir die ſeligſte war.
Leer, ach, fand ich das Haus, verſchwunden die herrlichen Menſchen;
Hohl klang Nachhall nur, als ich mit pochender Bruſt
An die Thüre geklopft. Erkundigung holt' ich im Dorfe;
Wenig nur wußten ſie dort: ferne nach ſüdlichem Land
Sei der Förſter gezogen, woher er auch einſtens gekommen,
Mit ihm die Tochter, die kaum Einer im Dorfe gekannt. —
Meluſine, wo biſt du, wo ſoll ich dich ſuchen, du Holde?
Niemals drängte das Herz alſo wie jetzt mich zu dir,
Da ich nicht weiß, wo du biſt. Ach, alle die ſeligen Plätze,
Wo wir vor Zeiten geweilt, hab ich durchforſchet nach dir,
Hab in den Wald den Namen gerufen, in klagendem Echo
Seufzte mir nach das Geklüft. Gute, wie fehlteſt du hier!
Gramvoll wandre ich wieder, ach, unbefriedigt und herzleer,
Noch unſel'ger wie einſt, als ich zum Scheiden hier ſtand.
Dennoch ruf ich Segen herab auf dich, du reizende Wildniß,
Die mir den Liebling gehegt, die mir den Liebling gezeigt.

Grünet ihr Bäume und rauſchet ihr Bäche und ſtarret ihr Felſen
Und erquicket wie mich Jeden, der krank euch beſucht!
Meluſine, auf dich, die Entſchwundene, ruf ich Segen!
Inniggeliebtes Geſchöpf, Heiterkeit, Frieden und Glück
Träufe dir ſtets auf den Pfad entlang das verſchlungene Daſein!
Sei dir das Leben ſo hold, wie die Natur es dir war!
O erfaß es wie ſie, die ſanft dich am Herzen gehütet!
Mißgunſt, Neid und Verdruß, Häßlichkeit bleibt dir fern!
Wahre dir Glauben und Liebe und Frömmigkeit, Sitte und Schönheit!
Unangetaſtet erblüh' ewig dein köſtlicher Geiſt!
Und ſo geb' mir dereinſt das Geſchick, dich wieder zu ſehen,
Hold und geneigt, es gewähr', daß wir dieſelben noch ſind:
Jung und heiter an Herz und Seele, ſo wie wie vor Zeiten
Voll glückſeliger Luſt Wälder und Felſen durchſchwärmt,
Daß wir uns freuen wie früher, erzählen und jubeln und ſingen,
Eins noch im Gefühl und im Gedanken noch Eins!
Und ſo lebet mir wohl, ihr waldigen Lande; du Liebling!
In verſchlungenem Bild wahret euch ewig mein Herz!

Felix an Mathilde.

Auf und gedenke des Lieds! Ich habe mit emſigem Vorwurf
Oft mich ſelber gemahnt an das gegebene Wort.
Auf und gedenke des Lieds! Stets klang es im Geiſte mir wieder,
Dacht' ich der herrlichen Zeit, wo ich dir nahe gelebt.
Leicht war jenes Verſprechen, mir blühten die ſonnigſten Tage.
In der Freude Genuß hebt ſich von ſelbſt der Geſang.
Ach, wie hat ſich's geändert! Ich ſitze dem Ernſte des Lebens
Ernſt genüber. Es mahnt mächtig ſein mächtiger Blick,
Für das Leben zu ſchaffen. Er bannt die lieben Genoſſen,
Kunſt, Poeſie und Muſik ſcheucht er dem werdenden Mann.
Ach, ſtets ferner erſcheinen die leuchtenden Göttergeſtalten,
Und wie aus ſtillem Verſteck ſchweifet nur heimlich der Blick
Hin zu ihnen, ſich labend an ihren unſterblichen Gliedern.
Doch ich ſchweige davon, denn, o, des niedrigen Volks
Niedriger Tadel, er fände kein Ende, ich würde verketzert,
Reicht' ich wieder dem Bund blühender Muſen die Hand.
Nacht iſt's jetzt, trüb brennt die Lampe, in einſamer Stube
Lauſchet und ſieht kein Menſch! — Auf, und gedenke des Lieds! —
Sieh, ſo tönt es mir wieder im Ohr. Ich rufe der Muſe.
Aber gehorcht ſie dem Ruf, welche von ſelber einſt kam

Ungerufen und ſtets willkommen dem ſchwärmenden Jüngling,
    Der an der ſchwellenden Bruſt laut ihr gelacht und geweint?
Ja, ſie hört, ſie kommt, ſie führt mich hinaus, ſie rufet
    Jeglichen ſchönen Moment meinen Gedanken zurück,
Und vor allem die Stunden, die letzten, die ſeligen, heitern,
    Eh ich mit Schmerzen den Kreis herrlicher Menſchen verließ.
Prächtig erblühte der Tag im Strahl vollglühender Sonne,
    Blau des Himmels Gezelt, ſommerbefruchtet das Land!
Auf und hinaus! ſo erſcholl's. Bald trug der geſellige Wagen
    Uns aus der Gaſſen Gewirr, froh von der Menge durchwogt,
Hin durch die Gärten, die reich geſchmückt mit Villen und Baumwerk
    Rings umgeben die Stadt. Muthig in rüſtigem Lauf
Flogen die Roſſe dahin. Die Ausſicht dehnte ſich freier:
    Vor uns erhob das Gebirg, herrlich von bläulichem Duft
Uebergoſſen, die Kronen im Strahle des ſonnigen Mittags;
    Jegliche Linie war wellig und reizend geformt.
Wohl bewunderten wir die Pracht und flogen durch Felder,
    Welche der goldenen Saat üppige Fülle durchwallt.
Freundliche Dörfer, ſie blieben zurück, wo an duftender Linde
    Nahe der Kirche die Schaar kräftiger Bauern geſchwatzt
Von dem Segen des Jahrs, indeß die Mädchen und Burſche
    Plaudernd an Thür und Thor Scherze und Herzen getauſcht.
Blühende Mütter ſaßen und pflegten die blühenden Kinder,
    Unter dem Weinſtock hier, welcher die Hütte umrankt,
Dort auf der Bank vor der Thür, im Fenſter; ſie lachten und zeigten
    Sich die Kleinen gemuth, Hoffnungen künftiger Zeit.
Ja, ich gedenke des Mahls, des ländlichen immer mit Freude,
    Wo die Najade ſich zeigt perlend in ſprudelnder Flut,

Sie, der Troſt und die Wonne der Siechen. Uns war ſie nicht nöthig,
    Gott ſei Dank! Das Brod mundete uns und der Wein
Recht von Herzen. So ziemt es der friſcheren Jugend! Die Rede
    Regte lebendig und froh ſich in dem munteren Kreis.
Ernſthaft wehrte das Wort der würdigen Mutter dem Scherze,
    Wenn er zu keck ſich erhob; doch es erfriſchte mit Witz
Wieder der Vater die Luſt: der Strom, von Dämmen gehalten,
    Stürzet nur freudiger fort, wenn er die Feſſel beſiegt.
Thorheit trieb ich genug: ich rächte mich tödtlich an Wespen,
    Während ich ſtachelnd ſelbſt dir die Geſchwiſter geneckt,
Die anmuthigen Kinder. Dann brachen wir auf ins Gebirge,
    Jeglicher ſchönere Platz wurde begierig geſucht.
Prachtvoll war der Weg, beſchattet von mächtigen Bäumen,
    Hier durch den Wieſengrund, drüben hinauf an dem Berg,
Durch das vereinſamte Städtchen, dort wuchert auf ſonnigen Straßen
    Still das Gras; dann ging's auf das verfallene Schloß.
Weiter und weiter! In Feld und Wald, da ſammeln wir Blumen,
    Leicht im Vorübergehn mehret ſich mälig der Strauß.
Und dann ruhen wir aus am ſanftanſtrebenden Hügel:
    Ruhig und ſtill war der Ort, mächtig umher die Natur!
Rings Kaſtanienbäume, darunter die blühende Haide,
    Weithin zeigte dem Blick ſich das geſegnete Land
Stolzer im Heiligenſcheine des Abends. Da unten das Mainthal,
    Ferne die Thürme der Stadt — Göthe berühmt ſie als Sohn —
Drüben der Odenwald, Bergſtraße und Melibokus,
    Rechtshin ſtrömet der Rhein durch das gelobteſte Land,
Reich an Frucht und Reben und reich an duftigen Märchen,
    Heimath kräftigen Volks. Heimath! ſo nenn ich ihn auch!

Ueberſäet die weiten Gelände mit Städten und Dörfern,
Schlöſſern und Domen. Wie groß zeigte ſich Alles dem Geiſt!
Gott ſo nah, allnah ſein tiefer gewaltiger Odem!
Rings Ein Sein! Es ſchwieg plötzlich die fröhliche Schaar.
Gleichwie betend gingen wir fort, in ſtiller Betrachtung:
Dieſe Stille durchzog uns wie ein hehrer Choral!
Erſt im Thale begann aufs Neue das Leben. Die Jugend,
Wenn ſie kaum ihn verlor, findet ſich wieder zum Scherz.
Dunkel erhob ſich die Nacht, wir fanden uns wieder im Wagen
Und die Roſſe voll Muth flogen dahin wie zuvor.
Dann erhob ſich Geſang, er liebet die Lüfte des Abends,
Durch die balſamiſche Nacht klinget beſeelter das Lied.
Weißt du, es waren Geſänge, ſo ſingt ſie das Volk in der Heimath?
Tief in Luſt und in Leid treffen ſie immer das Herz. —
Alſo verſchwand uns der Tag; doch iſt ſein Bild mir geblieben,
Farbig, lebendig und tief füllt es noch immer die Bruſt.
Und mit dem Bilde gedenke ich deiner! Holdſelige Jugend
Schmückte dich lieblich, noch mehr Liebe zur ſchönen Natur.
Freudig belebt erging ſich dein munteres Weſen in Allem,
Was mit üppiger Luſt Thal und Gebirge dir bot.
Hier zur Ausſicht warſt du die Erſte; im Laufen und Springen
Pflückteſt du Blumen dir ab, ſangſt du ein ſinniges Lied.
Unbefangenes Kind, bewahre dir immer die Liebe
Zu der Mutter Natur; aber betrachte ſie ſtets
Nur aus glücklichen Augen, und nahn einſt prüfende Stunden,
Ruhe ihr treu an der Bruſt, Tröſterin wird ſie dir ſein,
Wie ſie mir öfter es war.. Es treffe dich nimmer ein Schickſal:
Fröhlich, wie jener Tag dehne dein Leben ſich hin!

So verdient es dein Weſen! Das ſind die Wünſche des Dichters,
    Die er von ernſteren Höhn herzlich ins Leben dir ruft.
Sieh, ſo hat mich die Muſe geführt, nun ſcheidet ſie wieder,
    Trüb verglühet der Docht, dunkeler ſenkt ſich die Nacht.
Auf und gedenke des Lieds! Ich löſe das alte Verſprechen,
    Und mein Wunſch bleibt: Luſt, Friede und Segen mit dir!

Walter an Emma.

Wie, mein Kind, ich ſollte dir zürnen, daß du mich verſchmäheſt?
Trag ich nicht ſelber die Schuld, wenn du mir Liebe verſagſt?
Ach, die Grazien ſchritten mir herb an der Wiege vorüber:
Holdanmuthiger Reiz, heitere fröhliche Luſt,
Jegliches ſüße Geſchenk, das lieblich das Weſen verkläret,
Haben ſie ſtrenge verſagt. Ach, mich begabte der Ernſt,
Dieſer dunkle Genoſſe mit ſchweigender, denkender Miene!
Nein, du liebeſt ihn nicht, und du verwirfſt ihn mit Recht!
Doch wie ſoll ich verſchmerzen, daß du dein Herz mir verweigerſt?
Wahrlich ein hartes Geſchick hat mir das Leben verhängt!
Dauernde Jahre gedachte ich dein als der holdeſten Sonne,
Die mit milderndem Glanz freundlich ins Leben mir ſchien.
Nie vermeint' ich den wärmenden Strahl zu entbehren, ich wähnte
Forthin werde mein Geiſt, wie er es lange gethan,
Selige Blüthen an deiner erquickenden Seele entfalten.
An Gefühl und Verſtand fördert den Menſchen der Menſch;
Und die Guten, ſie thun es zumeiſt: du biſt von den Beſten!
Wie du gefördert mich haſt, dank ich dir nimmer genug.

Nur mit Wehmuth gedenk ich des Kreiſes, wo du dich bewegteſt.
So durchtönet den Geiſt oft ein verklungenes Lied,
Das wir in früheren Tagen gehört, die Wunder der Freude,
Wecket es wehmuthvoll wieder im träumenden Geiſt.
Stets die lieblichſten Seiten enthülleſt du: dir in der Seele
Spielten verſchieden und neu immer die Färbungen hin.
Friſch und lebendig verfolgteſt du ſtets die ſinnigen Reden,
Und es gebar dein Geiſt manches empfundene Wort,
Das verſtändig und klug den freundlichen Lippen entſtrömte
Und dir jegliches Herz, jeglichen Geiſt dir gewann.
O, wie freuteſt du dich der Dichtkunſt goldner Gebilde,
Die der Poet mit Kraft dir vor die Sinne geführt:
Kühne Gedanken der Welt, urkräftige große Geſtalten,
Drang und Leidenſchaft, mächtig und üppig gemalt
Im melodiſchen Vers, hintragend die hehren Gefühle!
Eingang fanden ſie gleich, pochten ſie dir an die Bruſt.
Oftmals laſeſt du ſelbſt; froh hätte der Dichter gelächelt,
Hätt er ſein duftiges Lied dir von der Lippe geſchlürft.
Und wie leuchtete dir aus den ſonnigen Augen die Seele,
Wenn der Töne Geflut ſchwellend uns wogte ins Ohr!
Mächtige Harmonien der hohen gewaltigen Meiſter,
Auf der Begeiſtrung Meer trugen ſie friſch uns hinaus!
Oft entlockteſt du ſelbſt den Saiten bezaubernde Klänge,
Und ich lauſchte mit Luſt deinem beflügelten Lied,
Das mit heimlichem ſüßem Geſang die Seele umwebte.
Ach, es regte das Herz ganz in den Tiefen mir auf!
Dann gedenk ich auch noch der ſeligen Gänge im Freien,
Als wir in jauchzender Schaar ſtreiften durch Auen und Wald.

Scherzende Mädchen geſellt und ſcherzende Jünglinge, zogen
Unter Geſang und Spiel wir in die blühende Welt.
Unvergeßlich von allem erſcheint mir der Tag, der beglückte,
Wo wir das felſige Thal tief im Gebirge beſucht.
Weißt du? es war im Mai, im Mond der ſtolzen Befruchtung,
Voll von Wärme und Luſt ſchaute der Himmel herab.
Ueppig im Laubwerk wogte der Wald, die ſchwellenden Felder
Farbig mit Blumen vermiſcht, ſtarrten von Aehren und Klee,
Blüthenflocken entfielen den Bäumen, und lauliche Lüfte
Führten den üppigen Duft leicht wie auf Flügeln hinweg.
Aus den Büſchen erklangen die wilden Lieder des Sproſſers,
Und der Lerche Geſang tönte aus blaulichter Luft,
Während die fabelhafte Geſandtin des Südens, die Schwalbe,
Zwitſchernd ein fremdes Geſpräch über die Häupter uns ſtrich.
Aber wir ſchritten zum Wald, nachdem wir genoſſen der Fernſicht,
Ebene, Hügel und Thal weit bis zum ſilbernen Rhein.
Traulich empfing uns das Buchengemach, grüngoldene Strahlen
Fielen vom Himmelsgezelt ſpielend als Lichter herein.
Enger und ſteiler ſo zog ſich der Pfad, doch hemmten die Mühen
Nicht das Lied in der Bruſt, nicht auf den Lippen den Scherz.
Ich geleitete dich in die Schlucht, durch Höhlen und Spalten,
Hoch von Felſengeſtein ſahen wir unten den Bach.
Welch ein Ringen und Klettern! Wir pflückten uns dennoch die Blumen,
Die als Teppich dem Wald lieblich gebreitet der Mai.

Endlich ruhten wir aus am Waſſerfalle, die Fluten
    Stürzten aus wildem Geklüft jugendlich rauſchend hervor.
Kränze zu winden bemühten ſich rings die lieblichen Mädchen,
    Hier für blondes Gelock, dort für ein dunkeles Haupt.
Aber wir ſelbſt bereiteten dann den köſtlichen Maiwein,
    Und die getrennt ſich geführt, einte der lachende Kreis.
Wie holdſelig erſchienſt du mir damals vor allen Geſtalten!
    Jegliche Luſt der Natur, jeglicher Jubel der Schaar
Spiegelte doppelt verklärt in deinem Weſen ſich wieder:
    Du verſtandeſt zumeiſt Frühling, Geſänge und Luſt.
Hell durchflocht das goldene Haar dir der Kranz Maiblumen
    Und du ſaheſt ſo hold, freudig bewegt in den Kreis.
Wie auf dem Felſen du ſaßeſt, erhoben über die Andern,
    Schienſt du die Fee des Thals meinem begeiſterten Blick.
Oftmals, wenn ich dich ſah, ſchlug friſch mein Herz dir entgegen,
    Gänzlich verlor ich es dort, gänzlich gehörte es dir!
Und es iſt dir geblieben! In allen Lagen des Lebens
    Hat ſich dein Geiſt mir mild, ruhig und köſtlich erprobt.
Liebten ſie dich nicht zumeiſt, die holden Geſpielen der Jugend,
    Legte nicht ſtill ihr Gefühl jede dir froh an die Bruſt?
Du bewahrteſt ſie treu, die geheimnißvollen Geſchenke,
    Was ein pochendes Herz eben ſich ſelber geſtand,
Erſte Gefühle der Liebe, die Schätze und Wunder der Seele,
    Deinem freundlichen Sinn wurden ſie ſelig vertraut.
Und du wußteſt ſo mild, ſo klug zu rathen, zu helfen,
    Denn für Schmerzen und Leid hatteſt du ſinnigen Troſt.
So auch warſt du im Hauſe der Liebling: deine Geſchwiſter
    Wendeten Wort und Blick immer am liebſten an dich.

Wohl verdienteſt du das: dein mildes verſöhnendes Weſen
    Band ſo friedlich und hold immer den freundlichen Kreis.
Sieh, ſo hab ich dein Weſen belauſcht; voll menſchlicher Reinheit,
    Edel und keuſch und treu zeigte ſich immer dein Geiſt,
Sittſam, ſchämig und ſtill wie unbewußt der Verdienſte,
    Die auf jeglichen Schritt gerne das Leben dir gab!
Schönere Formen hab ich geſehen, mir hätte ſich manche
    Ueppig erblühte Geſtalt wohl in Liebe geneigt;
Aber ich ſuchte ſie nicht: die einfach menſchliche Seele,
    Die mir dein Wandel gezeigt, nahm mich auf immer dahin.
Glaub es mir, wonnige Maid, wohl hätteſt du mir am Herzen
    Glücklich und friedlich geruht; fröhlich mit kräftiger Hand,
Fröhlich mit männlichem Geiſt, ſo hätt' ich dich ſchützend umfangen,
    Leben in Freude und Leid, innig und treulich getheilt!
O wie hätt' ich geküßt dir vom Auge die Thräne des Kummers,
    O wie hätt' in die Luſt jubelnd ich mit dir geſtimmt!
Muthvoll, feſt, hingebend, dich ganz in der Seele verſtehend,
    Einen getreuern Genoß findeſt du ſicher nicht mehr!
Ja, die Liebe, die froh ich dir bot, entwuchs der Erkenntniß!
    Wie ich die Blume gepflegt — Alles, ach, Alles umſonſt!
Und ſo ſcheid ich von dir, ich ſcheide von dir mit den Wünſchen,
    Wie ſie, obgleich er gekränkt, heget ein edeler Geiſt.
Lebe beglückt in Fülle des Wohlſeins, Fülle der Freude,
    Schmücke dein Leben hinfort Kunſt, Poeſie und Muſik!
Schaue mit glücklichem Blick in den ewigen Wechſel der Zeiten:
    Jeglicher Winter ein Lenz, jeglicher Sommer voll Frucht!

Und das Geſchick erieb dir den Freund, ſo herrlich an Gaben,
Daß er mit Geiſt und Hand tägliche Kränze dir flicht!
Sehne dich nie nach der Zeit, wo ich dir zu Seite gegangen!
Der ſie nimmer vergißt, weiht dir entſagend dies Lied!

Begegnungen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Pauline.

Als Blume hab ich immer dich gekannt,
Doch deinen Namen find ich nirgendwo.
Die Roſe biſt du nicht, wie ſehr du ihr
An Glanz und Duft, Geſtalt und Fülle gleichſt;
Das Veilchen nicht, wie in Beſcheidenheit
Auch ſtille blüht und duftet dein Gemüth;
Nicht Tauſendſchön und Nelke, wenn dein Geiſt
Auch ihren Regenbogenfarben gleicht;
Und nicht das liebliche Vergißmeinnicht,
Wie ſehr es deiner Augen Abbild iſt;
Die Lilie nicht, obgleich du ſchlank wie ſie
Und unſchuldsvoll wie ihre Farbe biſt;
Selbſt nicht der Lotos, wenn du auch gleich ihm
Jedweden, welcher ſeinen Anblick nur
Und ſeinen Duft genoß, mit Zauberei —
Daß nie er von dir ſcheiden mag, — umſchlingſt.
Als Blume hab ich immer dich gekannt,
Doch deinen Namen find ich nirgendwo.
Nie ſah ich deines Gleichen. Kann's auch ſein?
Wo wär die Blüth', die alle Tugend eint,

Drin einzeln jede ihrer Schweſtern prangt?
Als Blume hab ich immer dich gekannt:
Du biſt die ſchönſte, reinſte, edelſte,
Der Blumenſchweſtern einz'ges Urbild nur!

Coronata.

Oft treibt es mich zum dunkeln Wald aus der Genoſſen wildem Schwarm,
Dort leg ich der Erinnerung mich in den ſüßen weichen Arm;
Sie ſchaut ſo träumeriſch mich an und führt mich über Zeit und Raum:
Sie flüſtert mir im Herzen wach der Jugendliebe ſchönen Traum.

Da tauchet Bild auf Bild herauf: der Frühling klingt und blinkt herein,
Der Himmel ſchwingt ſein blau Panier, die Erde wogt in grünem Schein,
Der Garten blüht, es zittert rings der Roſenduft ſo voll und weich,
Mich küßt das Lied der Nachtigall, mein junges Herz ſchlägt ahnungsreich.

Und plötzlich ſteheſt du vor mir im Schwanenkleid der Jugendluſt,
Du walleſt ſchlank und leicht und hehr, von goldnem Haar umwebt die Bruſt.
Wie Himmel hoch, tief wie das Meer, ſtrahlt deiner Augen blauer Schein.
O könnt' ich ſchwingen mich hinauf, o könnt' ich ſtürzen mich hinein!

Und furder folg ich raſtlos dir; und ob dem Munde fehlt das Wort,
Der Blick, des Herzens Bote, trägt zu dir mir die Gefühle fort.
Am Blick entflammet ſich der Blick, am Herzen zündet ſich das Herz.
O ſüßer Jugendliebe Luſt! Du weinſt im Glück, frohlockſt im Schmerz!

Und ſieh! dort aus der Wälder Grün, dort aus des Sees blauer Flut
Taucht wieder ſich dein Väterſchloß, die Thürme ſtehn in Abendglut.
Aus jenem Erker klingt ein Lied und eine Harfe tönt dazu:
Es zieht ſo dunkel ſehnſuchtswund rings durch der Thäler tiefe Ruh.

Ich nahe, — lauter ſchlägt das Herz, — du biſt's, umblüht vom Blumenflor.
Du ſiehſt mich — wallend grüßt das Tuch; ich ziehe durch das hohe Thor.
Ich wechsle mit den Grüßenden laut jubelnd des Willkommens Kuß:
Aus weiter Ferne trifft auf dich der ſcheuſte, doch der liebſte Gruß.

Geheime Luſt! wir finden uns bewußt und wieder unbewußt!
Es ruhet ſelig Hand in Hand und Mund an Mund und Bruſt an Bruſt,
Es rauſchet durch die Säle hin, es flüſtert durch der Hallen Rund:
Die hellſte Thräne weinſt du froh und ſcheu dem ſüßgeflochtnen Bund.

Bald ſtehn wir, wo die Linden blühn, wo plätſchernd der Springbrunnen rauſcht;
Wir tragen Sträuße in der Hand, die wir in frohem Scherz getauſcht;
Bald ſpielen auf der Wieſe wir im Sonnenſchein ein blumig Spiel:
Wohl ſind der Mädchen manche hold, doch du biſt aller Wünſche Ziel!

Bald reiten wir zum Wald hinaus. Dich trägt ſo ſchlank und leicht das Roß,
Zur Seite jubelt manches Lied für dich der liebende Genoß.
So düſter heimlich iſt der Weg durch dieſer Eichen ſtolze Pracht,
Fern eine Waldhornmelodie klingt durch der Bäume Dämmernacht.

Bald führ ich dich zum Berg, du ſiehſt im Sonnenſchein die Lande glühn:
Weit größer, reicher ſieh mein Herz im Lichte deiner Liebe blühn!
Bald fahr ich dich hinaus im See, die weißen Schwäne vor uns her:
Doch weiter ziehn wir träumend hin auf der Gedanken Liebesmeer!

Der Kuß — die Roſe! — Lebe wohl! — Ach ferne dämmernd liegt die Zeit!
Doch glänzt der Blick, die Wange blüht, die dunkle Bruſt wird voll und weit.
O ſchönes holdes Jugendlieb, begeiſtert öffnet ſich der Mund,
Und thut des Herzens ferne Luſt nachklingend dir in Liedern kund.

O ſitzeſt du im Erker dann, gleich mir auffriſchend Schmerz und Luſt,
Und ſteigſt bei Lied und Saitenſpiel erinnernd in die eigne Bruſt:
Dann horche, wenn der Abendwind zum Ohr dir meine Lieder trägt,
Und denke an ein edles Herz, das dir in edler Liebe ſchlägt!

Clara.

Du ſtolzes Herz, o trotze nicht
So ſieggewohnter Macht entgegen!
Wenn dir das Leben Roſen flicht,
Dann wandle nicht auf Dornenwegen!
Mich täuſchſt du nicht, ich ſehe klar,
Dir iſt die Liebe hold begegnet:
O fühl es tief, o fühl es wahr,
Daß dich das ſchönſte Glück geſegnet!

Erſcheine nicht ſo kalt und ſpröd,
O ſchaue nicht ſo ernſt und dunkel:
Denn keine Wüſte ſtarrt dir öd,
Dich grüßt ein leuchtendes Gefunkel.
Du haſt bis jetzt geträumt, gelauſcht
An ſel'ger Kindheit Luſtgeſtaden,
O ſieh, wie nun das Leben rauſcht:
Du biſt ins Paradies geladen.

Entbiet dem Lebenslenz den Gruß,
Wie du dem Erdenlenz ihn ſangeſt,
Als du geſchürzt mit leichtem Fuß
Durch Feld und Berge jauchzend drangeſt!
Wie ſchwärmteſt du durch Wald und Au,
Beſtreut von frühen Blüthenflocken!
Wie ruhteſt du in holder Schau,
Umkränzt mit Grün die blonden Locken!

Wie iſt dir jedes Lied ſo hold,
So tiefgefaßt ins Herz gedrungen!
Wie einer Harfe Saitengold
Hat deine Seele nachgeklungen.
Kein Strahl von einem glühen Stern
Erſchien dir, der vergebens brannte:
Du haſt die Wunder nah und fern
Erkannt, du blühende Bacchante.

Der Erdenlenz, er iſt ſo ſchön,
Doch ſchöner blüht der Lenz der Liebe:
Tritt froh auf deines Lebens Höhn,
Das Herz, die Roſe, ſchießt in Triebe!
Schau in geliebte Augen kühn,
Schau tief in treugerührte Züge!
Sahſt du die Welt ſo jemals blühn,
Dann ſprich: ich fröhne eitler Lüge.

O lauſche auf der Liebe Wort,
Geflüſtert durch des Laubgangs Hallen!
Es reißt die Seele mächt'ger fort,
Als tauſend laute Nachtigallen!
Was will des Himmels klarſter Strahl,
Der in den Mai ſich warm ergoſſen?
In junger Liebe lichtem Saal
Stehſt du, von Glorienglanz umfloſſen.

O ſchau nicht ernſt, o thu nicht kalt,
Treu pflege die geliebten Sorgen!
Es hat ſich vor der Allgewalt
Der Liebe Keiner noch geborgen.
Glückſel'ges Leid, ſchmerzſel'ge Luſt,
Wer hat ihr tiefes Meer ermeſſen?
O laß dich an die heil'ge Bruſt
Des erſten Lebens heilig preſſen!

Der Dichter mahnt dich weiſ' und tief:
Er denkt ſo gern der ſchönſten Zeiten,
Als ihn die ſüße Liebe rief
Zu endlos hellen Seligkeiten.
O tritt in dieſe Tage ein,
Fromm demuthsvoll das Herz entzündet,
Als ob im klarſten Himmelsſchein
Ein Engel dir das Heil verkündet!

Veronika.

Auf deinem Weſen ruht ein leiſer Schleier:
Er hält dich von der äußern Welt geſchieden,
Dahinter führſt du ſtille fromme Feier
Mit leidbewegter Bruſt, doch voller Frieden.

Du ſtehſt oft ſo groß und ſtarr in Träumen,
Gleichwie erfaßt von heimlichen Gewalten;
Mag rings der Freude voller Becher ſchäumen,
Du ſchauſt wie nach unſichtbaren Geſtalten.

In deine Seele biſt du ganz verſunken,
Als wollten dort ſich neue Wunder bilden;
Nur ſelten ſprüht im Blick ein glühes Funken
Aus deines Geiſts entlegenen Gefilden.

Es lächeln wohl die Lippen ſüß und ſchmerzlich,
Es formen Worte ſich am ſchönen Munde;
Wir harren dann im Kreiſe treu und herzlich,
Doch Keinem gönnſt du die geheime Kunde.

Wenn unſre Hände treu ſich nach dir ſtrecken,
Wenn unſre Worte freundſchaftlich dir flüſtern:
Sehn wir dich wie aus tiefem Traum erſchrecken,
All unſre Tröſtung kann dich nur umdüſtern.

Du fliebeſt gar, die freundlich dich umweben,
Mit wundervollern Weſen zu verkehren:
Nur Sterne, Blumen, Düfte ſind dein Leben,
Nur Lieder können deinen Blick verklären.

Als ob dein Geiſt an keinen Wechſel dachte,
So pflegſt du deine lieben holden Sorgen:
Du flichſt ſie in den luft'gen Traum der Nächte,
Sie wachen mit dir auf am frühen Morgen.

Doch hält dein Geiſt ſich noch ſo feſt verſchloſſen:
Mir dämmert auf, was in der Tiefe brütet,
Ein ſtiller Forſcher löſ' ich unverdroſſen
Geheimniſſe, auch doppelt treu gehütet.

Dein Weſen aber mahnt mich an die Tage,
Die ahnungweckend vor dem Frühling kommen:
Der Himmel führt ob dunklen Wolken Klage,
Die Erde liegt in dickem Duft verſchwommen.

Doch Jeder fühlt: bald wird durch alle Räume
Duft, Sang und Farbe zauberglühend ſprechen!
So glaub ich, wird durch deine ſtillen Träume
Aufjauchzend bald der Lenz der Liebe brechen.

Agnes.

Du mahneſt mich der Knospe gleich,
Die vor der Blüthe ward gepflückt,
Die nie an Duft und Farben reich
Geſtrahlt, beglückend und beglückt;
Mir iſt, du wärſt ein dürftig Reis
In eines Waſſerglaſes Bann,
Das, ſcheint die Sonn' auch ſommerheiß,
Doch nicht den Kelch entfalten kann.

Gleichwie im Treibhaus wuchſeſt du,
Man gab dir eben Licht und Luft,
Und ſpärlich Wärme noch dazu,
Und nannte Welt dir deine Gruft.
Ja, eine Welt, wie ſie behagt
Jungfräulicher Beſcheidenheit!
Daß draußen eine Sonne tagt,
Sahſt du durch Scheiben trüb und weit.

Du ſahſt den Vater ſtets als Tropf,
Wie er im rothen Gold gewühlt,
Die Mutter, die an Wäſch und Topf
Und an der Magd den Muth gekühlt.
Freundinnen wurden dir erlaubt,
Ach, alte Jungfern, fromm und kalt.
Auch gar, zu bilden Herz und Haupt,
Brevier und Betbuch mannigfalt.

Drei Oehme und der Muhmen vier
Lud man dir ein zum Weihnachtsfeſt.
Man ſprach davon ſechs Wochen ſchier
Und lebte lang vom Tafelreſt.
Sonſt gab es wenig Wechſel mehr
Als noch ein Kleid zum Wiegentag;
Du hörteſt, ſalbungsvoll doch leer,
Engherzigkeit nur blöd und zag.

Als dir die Zeit der Reiſe kam, —
Du zählteſt eben zwanzig Jahr, —
Gab man dir heut den Bräutigam
Und morgen ging es zum Altar.
Du nahmſt ihn nach der Aeltern Schluß,
Weil keinen Mann du je gekannt,
Und kalt blieb Handdruck, Blick und Kuß;
Doch häufte Schätze dieſes Band.

Der Reichthum, der dir angeſtammt,
Umgiebt dich rings mit glühem Licht:
Doch ruhſt du nicht auf deinem Sammt,
Du trinkſt aus deinem Golde nicht.
Dein Gatte geht der Habgier Bahn,
Du wirkſt und ſchaffeſt müd zu Haus:
Nie klopft die Freude bei euch an,
So geht's Tag ein, ſo geht's Tag aus.

Doch fürcht ich ſehr, du ahneſt einſt,
Was du im trüben Bann verſäumt;
Oft iſt es mir, daß du noch weinſt,
Weil du ſo rathlos haſt geträumt,
Als trete einſt dir vor den Blick
Des fernen Glückes grünes Land,
Als fühlteſt du noch dein Geſchick,
Daß du im Leben lebſt verbannt.

Du Knoſpe ohne Farb' und Duft,
Ins Waſſerglas dahingeſtellt,
Schau nimmer, wenn der Frühling ruft,
Mit offnem Kelche in die Welt!
Wenn zu der Leidenſchaften Tanz
Dein Herz erwacht und zitternd bebt,
Dann fühlſt du erſt dein Unglück ganz,
Dann fühlſt du, daß du nie gelebt!

Johanna.

Sie war vergebens all die Blüthenpracht,
Die deine junge Seele hell durchlacht,
Als dich [illegible] erſten Liebe Glut durchzittert!
Ach, keinen Anklang fand dein ſchlimm Geſchick.
Jetzt ſtehſt du da, umflort den treuen Blick,
Mit Gram das demuthsvolle Herz verbittert.

Wohl lockend war's, als reich und hoffnungsvoll
Dein friſcher Geiſt in friſche Blüthen ſchwoll,
Als hätte drüber ſich der Lenz ergoſſen;
Als ſtrömten tauſend Düfte draus empor,
Als jauchzte ſchmetternd draus ein Lerchenchor
Vom Liebehimmelsäther lau umfloſſen.

Wohl lockend war's, als du in tiefer Nacht
Am laubumwebten Fenſter lang gewacht
Und mit den Sternen hoch im Raum geflüſtert;
Als mit dem Sproſſer Seufzer du getauſcht,
Als nach den Schwanen du im Teich gelauſcht
Und nach dem Springquell, von Jasmin umdüſtert.

Wohl lockend war's, wenn du am fruhen Tag
Die Au durchſchwärmt, die leis umduftet lag,
Um in der Blumenkelche Glut zu ſchauen;
Als doppelt tief du deine Lieder ſangſt,
Als ſtammelnd du nach neuen Worten rangſt,
Um ihnen deine Seele zu vertrauen.

Was du gedacht, geredet und gethan,
Du folgteſt ſtets dem einen holden Plan,
Der Lieb' ein heilig Opfer treu zu bringen.
Du ſuchteſt ſtets dein heißgeliebtes Bild;
Es grüßte dich aus Land und Luften mild,
Aus jeder weichen Stimme hellem Klingen.

Und Alles, Alles hin! O trübes Loos!
Ob du gefühlt auch rein und ernſt und groß,
Dich ſollte keine Gegenliebe laben.
All deine ſchöne, reine Seligkeit,
Gedanken, meerestief und himmelweit,
Du mußteſt ſie als Leichen ſtill begraben.

Drum quält dich jetzt dein düſteres Geſchick.
Drum ſtehſt du da, umflort den treuen Blick,
Von Gram das demuthsvolle Herz verbittert.
Doch nein, o nein! o ſenke nicht das Haupt,
Stets unverloren bleibt, was du geglaubt,
Was du gefühlt, wird nimmer dir zerknittert!

Die Lieb iſt höher noch als was man liebt,
Es war die Schlacke nur, was jetzt zerſtiebt,
Doch das Metall erglüht in hellern Funken.
Fürwahr, dein Geiſt iſt lichtes edles Gold!
War dir der Liebe Gegenſtand nicht hold,
Mit deinem Herzen geht die Liebe prunken.

Auguſte.

Ein Zauber iſt's, dich zu betrachten
In deiner Schönheit dunkelm Licht:
Du ſtrahlſt, ſo wie aus tiefen Schachten
Der glühende Karfunkel bricht.
Du wallſt in pupurnen Gemächern,
Umwogt von weiter Kleiderpracht,
Umgrünt von ſchlanken Palmenfächern,
Glanzſtreuend, doch ein Bild der Nacht!

Und rings umſtaunt dich weich und lüſtern
Die üppige Bewundrerſchaar,
Anbetend hörſt du faſt ſie flüſtern
Vor deiner Reize Hochaltar.
Es neidet dich, wer dir nicht huldigt,
Begeiſtert doch für Geiſt und Leib;
Und doch wirſt du von mir beſchuldigt,
Mir biſt du ein verlornes Weib.

Den reinen Geiſt kann nichts verdunkeln:
Mir ſchmeichelt nicht der goldne Saal,
Der Spiegel tauſendfaches Funkeln
Und Seid' und Sammt in bunter Wahl;
Schlägt dein Gewand auch edle Falten,
Du biſt doch müde, lahm und matt,
Müht Mund und Blick ſich friſch zu walten,
Dein Geiſt iſt dennoch lebensſatt.

Du ſtauneſt, daß ich kühn dir ſage
Dies nüchtern kalte, wahre Wort.
O Gott, du hatteſt beſſre Tage
In deines erſten Lebens Port!
Ich ſah dich, als die Liebe leuchtend,
Ein Blitz, zuerſt ins Herz dir traf,
Als Thränen, dir den Blick befeuchtend,
Geſcheucht der Kindheit ſel'gen Schlaf.

Du jauchzteſt hell aus bangen Sorgen,
Des Zweifels Nebel war zerſtiebt.
O ſonnenvoller Lebensmorgen!
Du liebteſt und du warſt geliebt!
Wie wogte dein erblühnder Buſen,
Wie flog dein dunkles Rabenhaar!
Du fuhrſt, ſo fahren junge Muſen
In Maientage frühlingsklar.

Es hatte deiner Seele Funken
Entglüht des reinſten Dichters Geiſt,
Und ſchwärmend und begeiſtrungstrunken
Haſt du die Luft mit ihm durchkreiſt.
Mit ihm an Sternen hinzuſchweben,
Mit ihm zu ruhn im Märchenzelt:
Das war dein einz'ges ſüßes Leben,
Verſchollen warſt du für die Welt.

Wen hat der Zweifel wohl beſchlichen,
Daß je verrauſche dies Gefühl?
Und doch iſt deine Lieb' erblichen:
Du wurdeſt ſtill, du thateſt kühl;
Du trateſt, pflicht- und treuvergeſſen,
Mit einem Andern hin vor Gott!
Dich kalt an kalte Bruſt zu preſſen,
Die Schätze bot! Pfui, welch ein Spott!

Verkauft haſt du die junge Seele,
Verkauft den Leib an üpp'gen Glanz;
Daß nun das Glück dir ewig fehle,
Du fühlſt es tief, du fühlſt es ganz.
Drum ſchmücket auch bei aller Fülle
Dein Weſen nicht der Unſchuld Strahl;
Ob dich auch ſchminkt die ſchönſte Hülle,
Es trägt die Stirn ein Sündenmal.

Sucht auch dein Wort, dem oft ich lauſche,
Die alte friſche Jugendkraft:
Mir klingt es nicht im glühen Rauſche,
Den einſt dir lieh die Leidenſchaft.
Strebt auch dein Auge hell zu glühen,
Wenn dich umtanzt der flinke Scherz:
Man ſieht dir's an, du mußt dich mühen. —
Mich rührt kein Blick, wenn kalt das Herz!

O wärſt du, wie du warſt, geblieben:
Arm, ohne Schmuck, doch ſchuldlos, rein!
Dann ſtändeſt du nicht wie vertrieben
Aus deines Edens Frühlingsſchein.
Nun quält dich allezeit die Reue,
Niemals geſühnt durch Glanz und Pracht:
Du brachſt die Liebe, brachſt die Treue,
Verlornes Weib, du Bild der Nacht! —

Deutſche Grüſſe.

An Alexander von Humboldt.

Wir ſetzen lauſchend uns zu deinen Gäſten,
Uns wird, wir zögen fern zu andern Zonen
Im heißen Süd, wo blühnde Palmenkronen
Uns überwölben mit den ſchlanken Aeſten.

Du führſt uns zu des Himmels Sternpaläſten,
Wo hoch im Aether tauſend Welten thronen,
Enthüllſt das Land, ſo weit die Menſchen wohnen,
Weiſt uns zu Meeren und Gebirgesfeſten.

Du lehrſt verſtehn uns Thier und Stein und Pflanze
Und zeigeſt mit tiefſinnigem Durchdringen:
Einheitlich im Gewalt'gen wie Geringen
Blüht die Natur in ewig ſchönſtem Kranze!

Stets ſtrahlt dein Wort in künſtleriſchem Glanze!
O Wundermann, welch Land ließ dich entſpringen?
Heil uns, das wir in dir den Deutſchen ſingen,
Iſt deine Heimath auch die Welt, die ganze!

Auf Karl Immermann's Grabe.

Grün liegt die Gruft, ernſt ragt das Mal, von frommer Hand liegt drauf ein Kranz!
Ach, eine hohe Marmorſtirn, ein Blick voll friſchem Lebensglanz,
Ein ſcharfer Mund voll kühnem Witz, und Züge menſchlich, edel, rein,
Ein ſtolzer, kräft'ger Gliederbau ruht unter dieſem ſtummen Stein.

Ein Dichter war es, der hier ſchläft, der treu im Herzen, klar im Geiſt,
Ein weißer liederreicher Schwan, ob ſeiner Mitwelt einſt gekreiſt;
Dem, als ob unſern Häuptern hehr, ſein Sang mit friſchem Schlag gerauſcht,
Mit Stolz, daß er ein Deutſcher war, das weite Vaterland gelauſcht.

Er ſtand, ein rechter Sohn der Zeit, ſo wie ſie ihm vor Augen lag:
Von alten Tagen träumend bald und bald vom Auferſtehungstag,
Verſtimmt oft im Entwicklungswerk, dann auf errungne Bildung ſtolz,
Gab ſie ſein Lied. Er ſchnitt mit Kraft die Bolzen ſtets aus ganzem Holz.

Den Alten ſang er manches Lied aus fernem duſt'gem Sagenkreis,
Doch hell, ureigen, blühend klang's, ein wahrer Dichter ſang es heiß;
Die Jugend jauchzte froh mit ihm ins Feld lebend'ger Gegenwart,
Er gab Gedanken frei und groß, Geſtalten hold und eiſenhart.

Ihr ſprecht: Doch hat er oft geirrt. Es irrte auch die Zeit erkrankt,
Als ſuchend hin und her das Ziel, das ganze deutſche Land geſchwankt.
Propheten gab's, ſie waren falſch; er aber ſtand, des Volkes Bild.
Hat er gleich ihm geirrt, erſtrebt hat er die Wahrheit ernſt und mild.

O ſtänd' er mit uns, wo wir ſtehn, an neuer Zeiten goldnem Thor,
Er trüg' uns kräftig, wie er war, ein Held das weiße Banner vor!
Wo das Jahrhundert muthig ſucht auf friſchen Bahnen freien Ruhm,
Er ſänge dort als ein Prophet der Zukunft helles Menſchenthum!

Ach, daß in blühnder Männerkraft, im beſten Muth ihn traf der Tod,
Da aus dem Vaterlande ziehn Mißtrauen, Zwieſpalt, Kleinheit, Noth,
Da wir in der Geſchichte Feld voll Hoffnung neue Samen ſtreun;
Wie würd' er friſcher Arbeit ſich, wie blühnder Kampfgenoſſen freun!

Wir müſſen ſtolz gedenken ſein, er that nach ſeines Geiſtes Kraft!
Wie zog er muthig, grad geſinnt, wie ſchuf er ernſt und ehrenhaft!
Wie war er ganz und immer Mann! So hat er ſchönſtes Lob erreicht,
So trägt ſein reines Bild die Welt. Dem Todten ſei die Erde leicht!

An C. F. Leſſing.

Als Jüngling hab ich oft im Geiſt verzückt
Vor deiner Bilder ſtolzer Pracht geſeſſen;
Dich kannt' ich nicht, doch ſeliger beglückt
Hat Niemand deine Dichterkraft gemeſſen.
Und dann als Gaſt und Freund an deinem Heerd
Hab ich durchforſchet deiner Erndten Segen:
Mehr warſt du mir mit jeder Tafel werth
Auf deines Daſeins ſchöpferiſchen Wegen.

Ein ſchöner Pfad! So wandelt ihn der Mann,
Der Kraft bewußt und ſicher ſeines Zieles.
Mit jedem Schritt ſteigſt höher du hinan,
Enthüllſt in Vielem Eins, in Einem Vieles.
Du weißt zu faſſen Leben und Natur,
Es ſind dir Bücher nicht mit ſieben Siegeln;
So weit ich folgte deines Strebens Spur,
Ich ſah Geheimniſſe dich ſtets entriegeln.

Es laſſen dich, den frommen Forſcher, gern
In ihre Wunder Erd' und Himmel ſchauen,
Tiefſinnig, weiſ' belauſchſt du nah und fern
Die Lüfte, Wolken, Seen, Gebirge, Auen.
Wie hell der Sonnenſchein die Welt belacht,
Wie über Haid' und Wald die Stürme brechen,
Den Blumenmorgen und die Wetternacht
Läßt du lebendig aus der Leinwand ſprechen.

Du führſt uns in der Sage grüne Welt;
Die Heimath zählt uns zu den treuſten Söhnen,
Wer ruht nicht gern im bunten Märchenzelt,
Wer mag der Vorzeit edle Dichtung höhnen?
Die Lieb' und Freundſchaft hat ein ewig Recht
An Zeit und Kunſt. So war's in allen Tagen,
So wird es ſein; ſo haſt du dem Geſchlecht
Der Zeit zur Luſt erweckt die Heldenſagen.

Ein Leiter an das hehre Weltgericht,
Enthüllſt du ernſt uns der Geſchichte Rollen:
O hör uns jubeln laut mit dir im Licht,
Sieh in der Finſterniß uns mit dir grollen!
Du giebſt Geſtalten recht von Fleiſch und Blut,
Nicht hohle Formen, leer und aufgeblaſen;
Du lehrſt Gedanken voller Flammenglut,
Dafür begeiſtert in den Tod zu raſen!

Nicht blinden Eifer hebſt du auf den Schild,
Nicht Glaubenswuth trägt dir die weiße Fahne,
Für die Vernunft begeiſtert, freundlich, mild,
Löſchſt du die Fakeln aus dem ſtarren Wahne.
Aus deinen Bildern ſieht uns groß bewußt
Die Freiheit an mit lebensvollen Augen!
Heil euch! könnt ihr aus der Geſchichte Bruſt
Des Menſchenthums gewalt'ge Triebe ſaugen!

Und ſtrotzend kleidet deine Phantaſie
Dein Werk ſtets in urkräft'ge eigne Farben:
Die freiſte Form fehlt großen Geiſtern nie,
Sie mangelt dort, wo enge Seelen darben.
Du ſtehſt feſt in deinem Gegenſtand,
Du ziehſt bald trauernd ernſt, bald ernſt und heiter:
Und in die Kunſt griff mächt'ger ſtets die Hand,
Stets in das Leben drang dein Auge weiter.

Was kümmert um den Raben ſich der Schwan!
Ob Neid dich höhnt, ob Unverſtand dich tadelt,
Du wandelſt ſicher klar die Sonnenbahn,
Durch Wahrheit, Freiheit, Menſchenthum geadelt.
Mitwelt und Nachwelt winden dir den Kranz,
Denn du verſteheſt Leben und Geſchichte,
Ein Sohn der Zeit! Mit ewig hellem Glanz
Glühn in die Zukunft deiner Kunſt Gedichte!

An Graf Auguſt von Platen-Hallermünde.

Rühmt der Deutſche ſeine Dichter fröhlicher Begeiſtrung voll,
Platen, o dann bringt er immer deinem Geiſte hohen Zoll;
Rühmt er ſeine freien Sänger, viele nennt er nicht mit Luſt,
Dann entquillt dein ſtolzer Name erſt mit Wonne ſeiner Bruſt.

Wen'ge ſind, wie du, des Kranzes reiner, wahrer Seelen werth,
Wen'gen hat, wie dir, gedienet auch die Leier als ein Schwert,
Wen'ge ſtrebten, dir gleich, raſtlos nach Vollendung ihrer Kunſt,
Wen'ge ſtanden bei der Wahrheit, bei der Freiheit ſo in Gunſt.

Harmlos waren nicht die Zeiten, denen in den wilden Schooß
Hart dich das Geſchick geworfen; Kampf und Schlachtruf war ihr Loos.
Was ein Sängerherz erquicket, Frühling, Liebe, Freundſchaft, Wein,
War verklungen, und du mußteſt in den Streit des Tags hinein.

Denn der Dichtkunſt Zaubertempel ſtand verwildert, wüſt und öd!
Schlechte Meiſter in Gedanken, Form und Sprache hart und ſpröd —
Brüſteten ſich an den Säulen; Kämpfer für der Schönheit Gott,
Peitſchteſt du ſie aus den Hallen; deine Geißel war der Spott.

Und dann ſangſt in ſtolzen Rythmen du dein klangerfülltes Lied,
Strotzend voll von Weltgedanken, die der Geiſt dir reich beſchied.
Und du zeigteſt — oft gewaltſam, oft verſtimmt und voll Verdruß —
Wie man um die reine Muſe denkend, trachtend werben muß.

Wie verſtandeſt du der Völker reiches Leben groß und klar,
Brachteſt Dornen jeder Knechtſchaft, jeder Freiheit Roſen dar!
Um die Stirn der Menſchenhelden wandeſt du den Lorbeerkranz,
Dante gleich triebſt du zur Hölle der Deſpoten eiteln Glanz.

In der Kunſt war es die Schönheit, der du Tag und Nacht geweiht,
In dem Leben wars die Freiheit, die du in des Tages Streit
Trotzig, ſtark und feſt vertheidigt, ſtets ein ehrenhafter Mann,
Der bei Dichtern, der bei Helden einen ew'gen Platz gewann!

Und doch hat dich nicht verſtanden blöden Sinns dein Mitgeſchlecht.
Ha, der Dichterling und Sklave wies den freien Mann zurecht!
Wundenvoll die edle Seele, arg zerfleiſcht das ſchöne Herz,
Trugſt du nach den hellſten Fluren, nach Italien, deinen Schmerz.

Doch was war damit gebeſſert? Ach, dich heilte nicht das Land,
Ueber deſſen Aun und Bergen leuchtend ſich der Himmel ſpannt;
Sinnend zogſt du durch die Städte, träumend gingſt du längs der See!
Die Natur und die Geſchichte löſten nicht dein großes Weh.

Was auch half es ſie zu ſcheuchen, war die Sorge dein Genoß?
Denn ſie ſtieg mit dir zu Schiffe, ſchwang ſich hinter dich aufs Roß.
Flohſt du auch die theure Heimath, nimmer flohſt du deine Noth;
Deine tiefe ſtille Sorge gab dir einen frühen Tod.

An Trinakria's Geſtaden liegt ein Platz am ew'gen Meer,
Klingend bricht ſich dort die Woge, die Cypreſſe raget hehr,
Dort im Grabe ruhſt du, Dichter! Aber für dein Martyrthum
Blühet jetzt im deutſchen Volke feſt und groß dein ew'ger Ruhm.

An Jakob Becker von Worms.

O wie mich dieſer Anblick weidet!
Wen führſt du her an deiner Hand?
Es iſt die Muſe, ſchlicht gekleidet
Als ſüßes liebes Kind vom Land!
Kurz ſind die Röcke, prall das Mieder
Und bänderreich der breite Hut,
Das Auge lacht, friſch blühn die Glieder:
Wie ſteht die Bauerntracht ihr gut;

Wir folgen ihr und dir mit Wonne
Zum dichten Wald, ins grüne Feld,
Wir freuen uns der goldnen Sonne
In deiner morgenfriſchen Welt;
Wir ziehen ſcherzend mit den Dirnen
Und jauchzend mit den Burſchen hin,
Die klaren Blicke, reinen Stirnen,
Der luſt'ge Muth behagt dem Sinn.

Und unter weitverzweigten Bäumen
Ruhn wir am ſchatt'gen Brunnen aus,
Im Abend ſchwelgend ohne Säumen
Führſt du das Volk vom Werk nach Haus;
Hier ziehts vorbei: die Männer, Greiſe,
Die Fraun und Kinder halten Raſt:
Es ſchleichen Scherz und Spiel zum Kreiſe,
Die Lieb' iſt junger Herzen Gaſt.

Sie zeigſt du uns in ſchlichten, vollen
Geſtalten, die beſeligt blühn:
Du läßt ſie ſchmollen, läßt ſie grollen,
Um wärmer bald geſühnt zu glühn.
Mit deinem Kirmeßbau'r im Rauſchen,
Da taumeln wir zum Heimathdach,
Mit deinem Mädchen ſehn und lauſchen
Von fern wir den Soldaten nach.

Dann führſt du uns zum Feſt der Schnitter:
Im hohen Saatfeld. Welche Schaar!
Wild zieht herauf das Ungewitter,
Es zuckt ein Blitz, fern brennt es klar.
Des Dorfes Kirche ſteht in Flammen,
Furcht hemmt die Glieder, ſtarrt den Blick;
Sie ſtürmen alle jäh zuſammen:
Wen traf das furchtbare Geſchick?

Dann malſt du uns, vom Blitz erſchlagen
Am Eichenſtamm, den Schäfer todt;
Die es vollbracht, die Wolken, jagen,
Die Leiche lächelt frei der Noth.
Doch vor ihm ringen ſie die Hände,
Sein Weib bricht hin im Angſtgeſchrei,
Die Herde blökt, ob ſie empfände,
Daß ſie beraubt des Hüters ſei.

Wir ſehn den heimgekehrten Krieger
Am Grab der Eltern trauernd ſtehn:
Der nie geweint, dem wackern Sieger
Will ſchier das Auge übergehn.
Dann läßt du hold das Leben liegen
Voll Liebe, Freundſchaft, Elternluſt
Du trau'rſt an Särgen, ſingſt an Wiegen
Und ſtimmſt zu Luſt und Leid die Bruſt.

Der Dörfer ſtilles, reiches Leben,
Ein Fluß, der lacht, der Wogen ſchlägt,
Du kennſt das Jubeln, kennſt das Beben,
Das tief das Herz im Kittel trägt;
Wie herrlich weißt du zu berichten
Von Haus und Heerd, aus Wald und Flur!
Du giebſt in farbigen Gedichten,
Der vollen Menſchenbruſt Natur!

O dichte fort in ſolchen Bildern,
Das iſt Geſchichte groß und wahr:
Das Leben deiner Zeit zu ſchildern,
Haſt du geſchaffen immerdar!
Ob Andre andres Ziel erſonnen,
Du malſt der Heimath Herrlichkeit!
Du haſt für dich das Volk gewonnen,
So lebeſt du für alle Zeit!

An Friedrich Overbeck.

Köln, August 1855.

Sei uns willkommen,
Herrlicher Meiſter,
Hier in des Rheines
Grünen Gefilden!
Sei uns willkommen,
Meiſter in frommen,
Heil'gen Gebilden!

Sei uns willkommen,
Kämpfer und Gründer
Blühenden Aufſchwungs
Bildender Strebung,
Der mit Genoſſen
Muthig entſchloſſen
Sprach die Erhebung!

Alternde Satzung
Habt ihr gebrochen,
Hoch zu der Sonne

Flogen die Geiſter!
Kunſt iſt erſtanden
Rein aus den Banden:
Ihr ſeid die Meiſter!

Und mit Begeiſtrung
Nahmſt du den Griffel,
Schufeſt des Himmels
Hehre Geſtalten:
Wie ſie in Fülle,
Seligkeit, Stille
Rings ſich entfalten!

Herrlicher Künſtler,
Keiner vergleichet
Dir ſich in Bildern
Heil'ger Geſchichte;
Keiner im Sehen,
Fühlen, Verſtehen
Heil'ger Geſichte!

Hoch dir, o Künſtler!
Mögen dich leiten
Ueber die Alpen
Schützende Geiſter!
Noch an die Tiber
Kling' es hinüber:
Hoch dir, o Meiſter!

An Jakob und Wilhelm Grimm.

Es zog die alte Kunde:
Tief liegt im deutſchen Wald
In grüner Eichen Runde
Ein Steinbild, behr und alt,
Das Haupt ſo ſtolz und prächtig,
Voll kühner Kraft der Leib,
Im Ausdruck ſieghaft mächtig:
Es iſt das ſchönſte Weib.

Doch auf den Gliedern breiten
Sich Moder, Schutt und Staub,
Es ward im Gang der Zeiten
Schier des Vergeſſens Raub.
Und leiſe ging die Klage,
Nur Guten ging ſie nach,
Es ward ſchier eine Sage
Das Weib Germania.

Da tratet ihr ins Leben,
Das beſte Bruderpaar,
Voll friſchem Jugendſtreben,
Mit Geiſtern kühn und klar.
Ihr habt den Eid geſchworen,
Zu wandern Hand in Hand,
Zu ſuchen, was verloren,
Zu finden, was verſchwand.

Der Heimath Berg und Fluren
Sahn bald euch auf der Fahrt,
Zu forſchen nach der Spuren
Von alter deutſcher Art.
Man ſah euch gehn und klettern
Zu Stadt und Schloß ſofort,
Ihr laſt vergelbte Lettern,
Vernahmt verſchollnes Wort.

Uralte Bücher ſchloſſen
Euch manch Geheimniß auf,
Es wandte unverdroſſen
Zu Nachbarn ſich eur Lauf;
Den Volksmund ließt ihr ſprechen:
Wie er von Kunden quoll!
So kam in Strom und Bächen
Euch Weisheit wundervoll.

Und treue Schüler gingen
An eurer Seite bald,
Zu jenem Weib zu dringen
In dem verlornen Wald.
So fandet ihr die Eichen,
Das heil'ge Rauſchen tönt,
Und in des Bilds Bereichen
Ward eure That gekrönt.

Schon iſt ſein Mund euch offen,
Viel hat er euch vertraut:
Reich über alles Hoffen
Iſt deutſcher Sprache Laut.
Im Haupt gingt ihr enthüllen
Den Glauben und das Recht,
Die mächtig ſchon erfüllen
Der Heimath neu Geſchlecht.

Und erſt wie ſchön und tröſtlich
Iſt der Germania Herz!
Brauch, Sitten, Spiele köſtlich
Hegt es zu Leid und Scherz,
Es ſchwillt von hohen Mären,
Von Liedern ſüß erblüht:
Glanzvoll muß ſich verklären
Der Heimath reich Gemüth.

Wie wird erſt Alles prangen
In Schönheit, Größe, Kraft,
Wenn, was ihr angefangen,
Zu Ende iſt geſchafft!
Es zieht die alte Kunde,
Wenn ganz das Bild ſich hebt,
Daß Deutſchland jene Stunde
Ein neues Leben lebt.

Es iſt das ſtolze Leben
Der Einheit, Freiheit, Pracht,
Vor andern Völkern heben
Wir Geiſt und Schwert mit Macht
Laßt Dank euch, Brüder, ſagen:
Ihr ſchuft den beſten Theil!
Drum blüht in ſpäten Tagen
Euch Ehre, Ruhm und Heil!

An Ludwig Uhland.

Geſchützt durch grüne Reben
Vor goldnem Sonnenſchein,
Lieg ich im Sommerleben
Am Hügel überm Rhein
Und halte deine Lieder,
Still blätternd in der Hand,
Und leſend fühl ich wieder,
Was ich vor Zeit empfand.

Ja, das ſind echte Töne,
Entſtrömt der deutſchen Bruſt,
Voll klarer Seelenſchöne
In Stolz und Leid und Luſt!
So ſchallt des Volksmunds Singen
Schier ein Jahrtauſend lang,
So muß es weiter klingen
Im rechten deutſchen Sang!

Doch, ach, auf andern Bahnen
Zieht heuer unſer Lied!
Weh, daß man von den Fahnen
Des Vaterlandes ſchied!
Sie wollen deutſche Dichter
Und deutſche Männer ſein?
Wird einſt die Zukunft Richter,
So ruft ſie donnernd: Nein!

Sind wir im Monat Spörkel?
Giebt's tolle Faſtnachtszeit?
Welch kunterbunt Geſchnörkel
Von lauter Seltſamkeit!
Nach fremder Tracht zu haſchen,
Zu ſuchen Auslandsdunſt,
Kopfhängen, Würze naſchen,
Das iſt nicht deutſche Kunſt!

Genug ſind die Hellenen
Und Römer nachgeahmt,
Des Alterthumes Scenen
Stehn all ſchon eingerahmt.
Was einſt den großen Meiſtern
Der Griechen Maaß verliehn,
Heut ſieht man nur noch kleiſtern
Copieen nach Copien.

Araber, Perſer, Juden
Verdeutſcht — wir ſehen's gern!
Sie ſelbſt im Kaftan finden,
Macht kopfſcheu vor den Herrn.
Die Türken und Chineſen,
Wir halten gern ſie weit,
Und auch das Slawenweſen
Paßt nicht in deutſch Gebreit.

Es locken uns die Andern
Nach Süd und Weſt zur Fahrt;
Zu den Romanen wandern,
Iſt ſchon verbrauchte Art.
Selbſt fern im Urwald ſuchen
Sie ihre Stoffe auf.
Wir Heimathstreuen fluchen
So wirrem Geiſteslauf.

Uns gilt ein andres Streben,
Uns ſtrahlt ein höher Ziel:
Wir pflegen deutſches Leben
Im deutſchen Liederſpiel.
Wenn fremd der Dichter ſinget,
Da iſt auch fremd ſein Herz,
Statt daß es Freude bringet,
Bringt es der Heimath Schmerz.

Der Krieger mit der Wehre,
Der Bauer mit der Hand,
Der Lehrer mit der Lehre
Soll ſtehn zum Vaterland!
Viel größer, feſter, ſtrenger
Iſt es des Künſtlers Pflicht!
Entartet nicht, ihr Sänger,
Vergeßt die Heimath nicht!

Noch brauſen unſre Flüſſe,
Noch rauſchet unſer Wald,
Süß thun der Maien Küſſe,
Weib, Freundſchaft, Wein Gewalt,
Noch weiſen Stadt und Mauern
Zu der Geſchichte Pfad:
Laßt Held und Volk nicht trauern,
Auf, ſinget ihre That!

In grau und jungen Tagen
Lockt deutſches Leben hold:
Sucht nach den alten Sagen,
Nach neuer Stoffe Gold!
Und hebt ihr Liederweiſen,
So thut's im deutſchen Ton:
Die Zukunft wird nur preiſen
Der Heimath echten Sohn!

Recht aus des Volksthums Weſen
Iſt dein Gedicht erblüht:
Wir ſingen, ſagen, leſen
Dich, Uhland, nimmermüd!
Du Meiſterbild, aufs Neue
Mit altem Ruhm beglückt!
Seht, wie die deutſche Treue
Im deutſchen Liede ſchmückt!

An Ernſt Moritz Arndt.

Du treuer Mann, nimm unſern Dank,
Du trafſt im Lied das rechte Wort,
Das ward im deutſchen Heimathſang
Vergangenheits- und Zukunftshort!
Es ſangen's Jüngling, Mann und Greis
In Luſt und Leid ins Land hinein,
Fraun, Jungfraun ſangen's laut und leis:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Und als im wilden Monat März
Der alte Bund in Scherben brach,
Da pochte heiß des Volkes Herz,
Gelöſt aus langer Pein und Schmach.
O Deutſchland, du biſt frank und frei!
So rief die Donau und der Rhein,
Vom Belt zur Alpe ſcholl ein Schrei:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Es kam noch kaum zur rechten Schlacht,
Wo aber blieb denn das Geſchlecht,
Dem nur das Schwert verlieh die Macht,
Herkommen nur verlieh das Recht!
O wie der eitle Glanz zerſtob,
Die Herzen matt, der Muth, wie klein,
Der heuchleriſch das Lied erhob:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Es ſtieg ein heller Tag empor
Glanzvoll wie Sieg und wie Triumph:
O wie da Jeder kühn verſchwor
Die alte Spaltung trüb und dumpf!
Das Volk ſelbſtherrſchaftsherrlich trat
Zuſammen feſt in Männerreihn:
Auf der Gedanke werde That!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Durch Gott und Volkes Gnaden ſaß
Zu Frankfurt dann das Parlament.
Ein Deutſchland! Richtſchnur war's und Maaß.
Ein Deutſchland! Anfang war's und End.
Die Männer ſandten alle Gaun
Und alle Stämme an den Main,
Den neuen Heimathſtaat zu baun:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Sie ſchufen raſch die Reichsgewalt
Und gingen nimmer krumm und ſchief,
Weil jugendfriſch und greiſenalt
Des Volkes Stimm' aus ihnen rief.
War's auch ein Johann ohne Land,
Gleichviel, denn Stand und Nam' iſt Schein,
Er hat zur Loſung ſich bekannt:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Doch wie geſchehn „der kühne Griff“
Und neue Ruh im Reiche wuchs,
Da dreht der Wind, es ſchnob und pfiff,
Es regt ſich wieder Wolf und Fuchs.
Ein Sondergeiſt ging düſter um,
Sich ſchnöden Eigennutz zu weihn,
Er nahm den hellen Aufſchrei krumm:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Parteien tobten wüſt und wild,
Schwer ward manch Herz, trüb mancher Blick.
Was ſoll die Form? Der Geiſt iſt Schild!
Was Monarchie und Republik!
Die Einen wühlten mit Gewalt,
Die Andern heulten krächzend drein,
Indeß der einz'ge Heerruf galt:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Der Wühler köderte mit Brod,
Rief: „Diebſtahl iſt das Eigenthum!"
Der Heuler rief: „Was thut uns Noth,
Als unſrer Stämm' und Stämmchen Ruhm!"
Und hier im Volk, dort im Palaſt
Gab's neuer Spaltung wirre Pein.
Fluch dem, der ſeine Mutter haßt!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Viel älter iſt Germania
Als der einſeitig blöde Trutz!
Fürs ganze Vaterland ſteht da,
Ob Oeſtreich, Preußen, ob Baduz!
Und thut ihr's nicht, iſt's Anarchie,
Die nie der Himmel wird verzeihn,
Denn den Verrath vergiebt er nie:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Gottlob, das Parlament hielt Stand,
In Rollen ſchrieb's das neue Recht:
Die Satzung für das deutſche Land,
Den Hort dem künftigen Geſchlecht.
Das Werk iſt unſer Heiligthum,
Und ew'ger iſt's als Erz und Stein,
Draus wächſt dereinſt der Heimath Ruhm:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Einſt ſtrahlt der Tag in Roſenglanz
Trotz Lug und Trug und Liſt und Streich,
Dann ſteht es auf, einheitlich, ganz,
Das uralt hehre deutſche Reich!
O alter Arndt, dein Sang tönt weit
An Belt [illegible] Alpe, Donau, Rhein!
Gott [illegible] das Reich in Ewigkeit:
D[illegible] Deutſchland ſoll es ſein!

Geſtalten.

Erwin.

O ſelig volles Künſtlerthum,
Das mir erfüllt den Geiſt,
Das Anmuth, Schönheit, Freiheit, Ruhm
Mich friſch zu ſuchen heißt!
Ich ſchweife nach dem Ideal,
Hell, jugendvoll und ſchön,
Und tauch aus tieſem Erdenthal
Zu lichten Himmelshöhn.

O wie verklärt ſich mir die Welt
Aus halbem trübem Licht!
Ich ſehe Wald und Berg und Feld
Als herrliches Gedicht.
Lockt mich der Menſchheit weit Gewühl
Herab auf ſeinen Pfad,
Blüht mir erhaben ihr Gefühl,
Veredelt ihre That.

Für mich giebt's keine Feſſeln mehr,
In denen mancher ſchleicht:
Das ird'ſche Gold iſt mir zu ſchwer,
Scheinehre mir zu leicht.
Hei, blödes Volk, dem eine Laſt
Stets an den Sohlen klebt!
Der Künſtler iſt der Gottheit Gaſt,
Weil Gottheit ihn umwebt!

Glückſel'ger Flug der Phantaſie,
Du heller Genius,
Verſage mir im Leben nie
All deiner Liebe Kuß!
Heb mich in deine Himmel weit
Aus enger Erdenhaft!
O Segen, Glück und Seligkeit
In freier Künſtlerſchaft!

Hermann.

Dreijähr'ge Kerkerhaft! O bittres Leben,
O trübe, dumpfe, ſchwere Einerleiheit!
Warum, warum? Es war des Geiſtes Streben
Des Vaterlandes Ehre, Ruhm und Freiheit!

Lebt wohl, ihr Räume mit dem kalten Lichte,
Der feuchten Luft, den Spinnen und den Motten,
Wo Hohn die eigne Stimme, wenn das dichte
Gewölb das Wort nachhallt mit hohlem Spotten.

Ihr habt geſiegt! Mir iſt die Kraft gebrochen,
Hohl ſtiert mein Aug' ob den gebleichten Wangen,
Welk iſt das Fleiſch, gebogen meine Knochen.
Und doch friſchauf! Der Geiſt blieb ungefangen!

Dreijähr'ge Kerkerhaft! O bittres Leben,
Du trübe, dumpfe, ſchwere Einerleiheit!
Und doch friſchauf, es bleibt des Geiſtes Streben
Des Vaterlandes Ehre, Ruhm und Freiheit!

Natur, Natur, an deinen blühnden Brüſten
Laß ruhen mich, den Müden, Kranken, Wunden!
Oaſe du in heißen Lebenswüſten,
In deiner Einſamkeit laß mich geſunden!

Sieh da, der Lenz! Hei, wie dem friſchen Jungen
So voll die warmen goldnen Strahlenhaare
Ums Sonnenantlitz flattern! Reich geſchlungen
Hält er ums Haupt des Himmels Tuch, das klare.

Und ums Barett, das leichte, blaue, fliegen
Lichtweiße Wolken ihm wie helle Bänder,
Am Berg kommt luſtig er herabgeſtiegen,
Und vor ihm zieht ſein Athem durch die Länder.

Er wallt durch Berg und Thal und längs dem Fluſſe,
Er ſucht die Freunde, die ihn faſt vermuthen;
Mit ſeiner warmen Lüfte friſchem Kuſſe
Weckt er das graue Land, die eiſ'gen Fluten.

Sieh, wie aus Winterfeſſeln Alles bebet!
Der Wald ſchießt aus, es grünen rings die Auen,
Die Bäume blühen farb- und duftbelebet,
Die Seen, des Himmels klare Spiegel, blauen.

Und durch den Aether gießt er ſeine Düfte,
Den Vögeln löſet er der Zungen Schweigen:
Sie ſteigen ſchmetternd in die blauen Lüfte,
Sie ſitzen jubelnd in den grünen Zweigen.

Das iſt des Lenzes ſtürmiſches Umarmen!
Es drückt ſo jugendmächtig mich zum Herzen.
Wir ſahn uns lange nicht! — O hab Erbarmen,
Denn ich ward alt, die Liebe macht mir Schmerzen.

Du willſt den Quell der alten ſüßen Lieder,
Den längſt verſtockten, mir im Geiſte wecken?
O laß ihn ſchlummern, löſ ihn nimmer wieder,
Die wilden Sänge möchten dich erſchrecken!

Hinaus, hinaus, zum höchſten Bergesgipfel,
Hinaus, mich ſchmerzen die verharſchten Narben!
Wo Felſen ragen, wo der Eichen Wipfel
Zum Himmel ſtreben, wird das Herz nicht darben.

Und gleich dem Winde flieh ich das Gewühle
Und kleiner Menſchen übermüth'ge Wege,
Die mir entweihn die ewigen Gefühle,
Die ich für meine Heiligthümer hege.

Bald weht mir's in der Höhe durch die Locken,
Gott ſelber tritt im Hauche mir entgegen,
Ich harre ſeiner Größe ſtill erſchrocken,
Er zeigt mir ſeiner Schöpfung vollen Segen.

Wie reich erglänzen rings die Erdenthale,
Geſtreckte Hügel, korndurchwogte Felder,
Die Flüſſ' und Seen im goldnen Sonnenſtrahle,
Das Hochgebirg im Schmuck der grünen Wälder!

Hier breiten größer ſich der Erde Lande,
Der Himmel ſenkt ſich lichter auf mich nieder,
Hier in der Freiheit knüpfen ſich die Bande
Zu Erd' und Himmel und zu Menſchen wieder!

Allein, allein! So war es nicht vor Jahren!
Hier trieb ich's einſt mit brauſenden Genoſſen,
Auf leichten Fähren ward der Strom durchfahren,
Gebirg und Thal durchſtürmt auf ſchnellen Roſſen.

Wo ſind ſie hin, mit denen ich geſungen,
Gezecht, geſpielt, gefochten manche Stunde,
Als uns die helle Jugend froh umſchlungen? —
Ich frage ſcheu und höre dunkle Kunde.

Der Edle, der der Forſchung deutſcher Sitten,
Des deutſchen Lied's, der Sprache ſich ergeben,
Er hat im Unmuth längſt das Meer durchſchnitten,
Im Urwald träumt er von der Heimath Leben.

Das Bruderpaar? — Sie liebten Waldesdüfte,
Die höchſten Höhn erklommen ſie verwegen
Und ſangen helle Lieder in die Lüfte —
Sie ſind im Kerker herbem Tod erlegen.

Und er, der ſchöne Zögling des Homeros,
Er träumte nur von Hellas Geiſt und Lande?
Wohl ihm, er fiel im Griechenkampf ein Heros,
Lorbeer umblüht ſein Grab an Joniens Strande!

Und Einer? Ach, wir haben ihn verloren,
Er hat verläugnet unſrer Jugend Streben,
Die heilgen Eide hat er falſch verſchworen,
Und niederm Dienſt iſt Herz und Haupt ergeben!

Allein, allein! Ich bin allein geblieben
Und zünd ob manchem Grabe düſtre Kerzen,
Mein Klagelied ſchallt dumpf für viele Lieben,
Doch ſchallt's aus treuem freiheitsglühndem Herzen.

Wie find ich im Gewühl mich oft alleine,
Mich macht ſo leer der Menſchen leeres Leben,
Da wandl' ich in die ſchattendüſtern Haine,
Wo tauſendjähr'ge Eichen ſtolz ſich heben.

Wie ſpricht Natur doch dort ſo voll und kräftig!
Mein Ohr erquickt das Lied der Nachtigallen,
Den Blick zu ſtärken iſt das Grün geſchäftig,
Den Geiſt erfriſchet Gottes leiſes Wallen.

In ſtiller Andacht muß ich ernſt mich neigen,
Da rauſchen laut die hohen heil'gen Wipfel,
Ich ſchwing hinauf mich an den kräft'gen Zweigen,
Bald ruh ich in der höchſten Eiche Gipfel.

Dort ſchaukelt mich im grünen Arm der Bäume
Der Abendwind hoch überm Dampf der Klüfte,
Durchs Spiel der Blätter ſchau ich Himmelsräume
Und athme friſche freie Himmelslüfte.

Und deckt die Thäler längſt der Nacht Geſieder,
Da jubl' ich laut noch in den ſchwanken Aeſten,
Da ſing ich meine ſüßen Jugendlieder,
Beſtrahlt vom goldnen Abendlicht im Weſten.

Erinnr' ich mich an alte Wonnetage,
Die Zeit der jungen Kraft, des friſchen Muthes,
Dann denk ich gerne noch an ein Gelage
Voll Liederluſt, voll Luſt des Rebenblutes.

Und um die ſtille mitternächt'ge Stunde
Verließen wir des Rebengartens Sitze,
Und ſingend zogen wir im Brüderbunde,
Voran die Fackeln, zu des Berges Spitze.

Wir zündeten ein Feu'r in den Ruinen,
Es ſpiegelte die Glut ſich tief im Rheine,
Der Berg, die Burg, der Wald war roth beſchienen,
Die Nacht erwachte von dem hellem Scheine.

Dort ſtanden wir, vereinte Freundesreihen,
Die Blicke ſtrahlten Herzensgluten wieder,
Der Wein quoll in das Feu'r, den Bund zu weihen,
Wir ſangen unſrer Heimath Zukunftslieder.

Schwarz, Roth und Gold! So ward das Band geſchlungen!
Wie Donner klang es auf zum Himmelsdome,
Die Eichenwipfel haben mitgeſungen,
Und jubelnd rauſcht' es drein vom alten Strome.

O nein, die Menſchen werd ich nimmer haſſen,
Noch glüht die Liebe reich in meinem Herzen,
Doch kann ich mit der Liebe nicht mehr praſſen,
Zum Lohn erhielt ich Kränkungen und Schmerzen.

Ich fliehe nur die kalten Angeſichter,
Ich fluche nicht, verlernt' ich auch zu ſegnen.
Und doch erglänzte nie mein Auge lichter,
Als jüngſt bei einem lieblichen Begegnen.

Ich ſchwärmte Abends in den dunkeln Hainen
Und fand ein Kind, das ſich im Forſt verloren,
Ich hörte bitterlich von fern es weinen,
Als ich erſchien, war bald ſein Leid beſchworen.

Wie freut' ich mich der jungen ſchlanken Glieder,
Des holden Lächelns und der ſüßen Worte!
Ach, milde keuſche Unſchuld ſah ich wieder,
Mir war, ich ſtünd' an Paradieſespforte.

Des Menſchen Urbild durft' ich wieder grüßen,
Ich mußte jauchzend laut das Kind umfaſſen,
Zum Dorfe bracht' ich es und ſchied mit Küſſen. —
O nein, die Menſchen kann ich noch nicht haſſen!

Jetzt laſſet mich die Fenſter ſchwarz verhangen,
Der Sarkophag erhebe ſich umſchleiert,
Zwölf Kerzen ſollen brennend um ihn prangen:
Treu ſei dem Freund das Todtenfeſt gefeiert!

Fünf Jahre ſind's, daß ich begrub den Todten. —
Wie kann das Leben, das die beſte Fülle
Zu ſolchem Meiſterſtücke aufgeboten,
So eitel enden, fliehend ſolche Hülle?

Schlank, ſtolz und biegſam war er aufgeſchoſſen,
Blau war ſein tiefes frommes treues Auge,
Es war die Bruſt von blonden Haar umfloſſen:
Wer ſagt, ob Mild', ob Trotz dem Munde tauge.

Er dacht' und fühlte viel, doch ſprach er ſelten,
Er liebte mehr die raſchen kühnen Thaten,
Ob Fürſt, ob Bettler, gleich mußt' es ihm gelten,
Der nie des Rechts, der Treu, der Pflicht entrathen.

Er hatte früh ſich vor der Welt verſchloſſen
Und lebte nun als Jäger in den Forſten,
Dort ſah er frei die grünen Eichen ſproſſen,
Dort ſah er frei die kühnen Adler horſten.

Drum blieb ſo warm und waldgrün ſein Gemüthe,
Sein Geiſt hat Adlerflügel ſtets geſchlagen.
Wie hat erquickt mich dieſes Geiſtes Blüthe!
Ich ſuchte ihn in gut und böſen Tagen.

Er lenkt' allein den trotz'gen Muth mir ſinnig,
Und ich erkannte einzig ihn als Richter,
Denn ſeine Seele war echt, tief und innig!
Ach, ewig hin! — Wie brennen trüb die Lichter!

Auf wilden Roſſen mag ich gerne jagen,
Wenn windesſchnell ſie durch die Straßen brauſen,
Daß glühe Funken aus den Steinen ſchlagen,
Daß Bart und Locken um das Haupt mir ſauſen.

Ich lenke gerne das Geſpann der Viere,
In Wildheit ſtürmend gleich des Nordens Winden,
Den Boden rühret faſt der Bauch der Thiere,
Und geiſterhaft ſeh Berg und Thal ich ſchwinden.

Im Sturme ſegl' ich gerne auf dem Fluſſe,
Wenn Flut' auf Fluten rings die Waſſer ſtarren,
Das Segel neiget ſich zum Wellenkuſſe,
Es heult der Sturm, des Fahrzeugs Raaen knarren.

Und gerne ſchwimm ich im empörten Wellen,
Wenn naß durch das Geſicht die Haare triefen,
Wenn mich die Wogen auf und nieder ſchnellen,
Und ich doch Meiſter bin auf jähen Tiefen.

Ihr ſtaunt mich an und rufet: Wie vermeſſen! —
Kleinmüthige, laßt euch mein Thun nicht rühren!
In dieſem Sturme kann ich euch vergeſſen
Und einen Hauch von Gottes Freiheit ſpüren!

Hoch auf dem Berge, nicht im dunkeln Grunde
Sollt ihr nach meinem Tode mich begraben,
So kann der Geiſt zur ſtillen Geiſterſtunde
Im luft'gen Flug auf freien Höhn ſich laben!

Pflanzt mir zu Häupten eine ſchmucke Eiche!
In Trauerweiden kann mein Geiſt nicht leben,
Im deutſchen Baume will zum Lüftereiche
Er, der ſich nimmer beugte, ſtolz erbeben!

Zum Bergesgipfel bin ich jüngſt gegangen
Und habe drauf den alten Thurm erklommen.
Hinaus ins Land zu ſehn, war mein Verlangen,
Doch Alles war in Nebel rings verſchwommen.

Der Inſel gleich ſah aus dem grauen Meere
Des ſtolzen Berges Krone ich getragen.
Es brachen ſich im Wald der Wolken Heere
Gleichwie im Uferſchilf die Wellen ſchlagen.

O Zauberland im Lüfte-Oceane!
Es rauſchten um mich her die ſtolzen Bäume,
Hoch über mir des Himmels blaue Fahne! —
Ich träumte wieder alte Dichtungsträume.

Durch eine Wolkenſchichte nur geſchieden
Von meiner Quäler tiefen Regionen —
Wie war ich ruhig! — Dreifach reicher Frieden,
Kann über Sternen ich mit Sel'gen wohnen!

Du haſt, o Nacht, den dunkeln Thron beſtiegen,
Den ſterndurchblitzten Mantel umgeſchlagen,
Ich ſeh dein ſchwarzes Haargeflechte fliegen,
Das ernſte Aug' iſt milde aufgeſchlagen.

Und wie du blickeſt auf die weite Erde,
Da will der Frieden überall ſich zeigen,
Es ruht die Luft, es ruhet die Beſchwerde,
Und Alles ſinket in des Schlummers Schweigen.

Und wie ich dich betrachte tief und lange,
Taucht mir im Geiſte auf die ſtille Ahnung,
Als wäreſt du, wonach ich ſehnlich bange,
Ans Land der Ruh mir eine ſtille Mahnung.

O einmal könnte noch die Seele blühen,
Es glänzte wieder jugendfriſch die Miene,
Die Lippe würde hell von Liedern ſprühen,
Das wäre, wenn der rechte Held erſchiene!

Der rechte Held der Freiheit und der Wahrheit! —
Die Stirn glänzt Hoheit und das Auge Tugend,
Und Wehr und Waffen ſind ihm Licht und Klarheit,
Stolz eilt er einſt zum Kampf für Recht und Tugend.

Es ſtehn um ihn die Guten kampfbegeiſtert,
Sie ſchaaren freudig ſich zu blanken Zügen,
Sein ſieghaft Wort hat jedes Herz bemeiſtert,
Sie folgen ſeiner Banner Adlerflügen.

Er führt ſie durch der Erde blühnde Thale
Auf kühnen Roſſen. Ihre Hörner ſchallen,
Die Helme blinken hell im Sonnenſtrahle,
Im Morgenwind die Federbüſche wallen.

Ob ſie im Oſten reiten oder Norden,
Ob ſie im Weſten ſtreiten oder Süden,
Im Kampf mit blanken Heeren, ſtrupp'gen Horden
Wird nimmermehr das Jugendheer ermüden.

Und ſtört der Feind auch oft ihr edles Schaffen,
Sie ſchlagen ſich im einzig heil'gen Kriege,
Sie tragen die gefeiten heil'gen Waffen,
Sie ſiegen die geweihten heil'gen Siege.

Feigherz'ge Knechtſchaft ſinkt zerbrochen nieder,
Tyrannen liegen blutig auf dem Sande,
Zur Heimath zieht das Heer beim Klang der Lieder,
Der Held voran, im Friedensprachtgewande.

Er pflanzt die Fahnen auf der Berge Spitzen
Der Welt zum Gruß und ſcheidet dann von Allen,
Indeß die ernſten Augen ſelig blitzen
Und goldne Locken um die Bruſt ihm wallen.

Mein Herz, was pochſt du zitternd bei dem Bilde?
Fürwahr, dein Frühling iſt nicht ganz zertreten!
O würde wahr der Spruch der Dichtergilde,
Daß Dichters Worte Worte des Propheten!

„Und einſt des Abends kam ein Sturm gezogen,
Nie war ſolch Wettern, ſolches Blitzeziſchen,
In Flammen ſtand der weite Himmelsbogen,
Der Donner rollte dröhnend laut dazwiſchen.

Da zog er aus nach ſeiner wilden Weiſe:
Wie prangten hoch im Blitz die edlen Glieder,
Wie blinkten hell der Augen dunkle Kreiſe!
Fern im Gebirg verklangen ſeine Lieder.

Den Schlaf verſcheuchten Donner uns und Blitze
Und mir die Furcht, die ſich um ihn erregte.
Da ſahen Brand wir auf des Berges Spitze
Und zogen hin, als ſich das Wetter legte.

Wir fanden blitzentzündet dort die Eiche,
Die allem Sturm getrotzt ſchier tauſend Jahre,
Erſchlagen lag am Fuß des Jünglings Leiche,
Das Antlitz bleich, verwirrt des Bartes Haare.

Die Augen ſtarrten noch im Tode glühend,
Um Bruſt und Antlitz rollten reich die Locken,
Der Baum als Todesfackel brannte ſprühend —
Wir ſahn das Schauſpiel ſchweigend nnd erſchrocken.

Wir gruben ihm ein Grab am Bergesgipfel:
O welch Geſchrei die Vögel rings erhuben!
Welch Rauſchen zog da durch des Forſtes Wipfel,
Als wir im Boden ihren Freund begruben!

Und Alle ſprachen: Seltſames Erſcheinen!
Die Achſeln zuckte Mancher wohl verborgen.
Ich mußt' ihm eine ſtille Thräne weinen,
Und blutroth hub die Sonne ſich im Morgen.“

Reinhart.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Zwar fliegt ums Haupt mir grau und alt
Der Locken ſonſt ſo dunkle Flut,
Matt iſt der Blick, welk die Geſtalt,
Doch ſag mir Einer, was es thut?
Seht nur den alten Weinſtock hier!
Er wölbt zur duft'gen Laube ſich,
Der Blätter und der Blüthen Zier
Trägt er noch ſtolz und jugendlich.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Welch Bild dort durch des Laubwerks Grün!
Da liegt die Welt voll Sonnenſchein,
Stolz ſeh ich rings die Lande blühn,
Und glänzend ziehn den blauen Rhein.
Ich ſehe Kähne auf der Flut
Mit windgeſchwellten Segeln fliehn,
Die Burg, die grau am Berge ruht,
Schaut, wie ſie weit und weiter ziehn.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Groß ſaugt ſich die Erinnerung
Am Blick aufs jugendblühnde Land:
Hier war ich unter Burſchen jung,
Hier ſchloß ich manches Freundſchaftsband;
Hier zog ich jagend in den Wald,
Hier lenkte ich den leichten Kahn,
Hier hat mein Jugendlied geſchallt,
Hier führte ich den Reigen an!

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

O allerſchönſte, liebſte Zeit,
So kehreſt du auch mir zurück!
Ich grüß dich, ewig theure Maid!
O herzlich Leid, o ſchmerzlich Glück!
In meinen Arm, an meine Bruſt!
Stets blüht der Liebe Allgewalt.
Mein biſt du, jugendfriſche Luſt,
Iſt auch das Haupt mir grau und alt!

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Walter.

Und reiten wir ins Gefild hinein,
Liegt ſtill noch die Erde im Nebelſchein:
Es rauchet der Fluß, es dampfen die Felder,
Noch ſchlafen die luſtigen Vögelein,
Blauduftig liegen die Berge und Wälder.
Friſchauf!

Da ſchallt vor dem Zuge der Hörner Laut
Und wecket des Tages prächtige Braut:
Sie blinket hervor an den Höhen, die Sonne;
Und wie ſie rings in die Lande ſchaut,
Erwachet Alles in jubelnder Wonne.
Friſchauf!

Die Blumen erſtehen aus duftigem Traum,
Im Morgenwind ſchüttelt die Zweige der Baum,
Die Lerchen entſchweben mit Wirbeln und Singen;
Es glänzet des Landes unendlicher Raum,
Und drüber die Morgenglocken erklingen.
Friſchauf!

Durchs Städtchen geht es in Saus und Braus,
Die Mädchen ſchauen verſchlafen heraus;
Wir grüßen hinter den Lädchen die Schönen.
Wenn Andre erwachen, da ziehn wir nach Haus!
Die Roſſe ſtampfen, die Hörner ertönen!
Friſchauf!

Dietrich.

Ich grüße dich blaues unendliches Meer!
Wie dehnſt du ſo weit und gewaltig die Bruſt!
Die Lande der Erde umgürteſt du hehr,
Du ſpielſt mit den Wolken des Himmels in Luſt.
Blau oben die Lüfte, blau unten die Flut,
Der Himmel ſo nah und die Erde ſo weit,
Und Ruh, wo der Blick auf den Waſſern ruht!
So flieh ich das Leben, vergeſſe die Zeit!

Hier herrſchet kein Fürſt, hier waltet kein Recht,
Als was in dem Herzen von Ewigkeit glüht,
Und gleich iſt der König und gleich iſt der Knecht:
Gleich machen die Fluten ein jeglich Gemüth.
Die heilige Freiheit, ſie waltet noch hier,
Wenn längſt ſie den Städten und Ländern entflohn.
Du Freiheit, der Fluten urewige Zier,
Ich bin dein treuer, ausdauernder Sohn!

Mich trug auf dem Meere die Mutter im Leib,
Es kreuzte der Vater im Ocean draus,
Und ferne gebar mich das muthige Weib
Im Windegetoſe, im Wellengebraus.
Drum lieb ich die wogende Heimath ſo ſehr,
Ob brauſend ſie brüllt, ob friedlich ſie ruht:
Mir macht das Getobe die Träume nicht ſchwer,
Nicht trübet es doch auf dem Maſt mir den Muth.

Schon fünfzig Jahre durchflog ich das Meer,
Bald lag es in Ruhe, bald ſchäumt' es im Wind;
Und laſſen möcht' ich es nimmermehr,
Ich bleibe des Oceans ſtürmendes Kind.
Ich haſſe die Städte, ich fliehe den Strand,
Ich ſchweif auf dem Schiffe hinauf und hinab;
Ich nenn euch, ihr Fluten, mein Vaterland,
Ich will euch auch nennen mein endloſes Grab.

Ich grüße dich, blaues unendliches Meer!
Wie dehnſt du ſo weit und gewaltig die Bruſt!
Die Lande der Erde umgürteſt du hehr,
Du ſpielſt mit den Wolken des Himmels in Luſt.
Blau oben die Lüfte, blau unten die Flut,
Der Himmel ſo nah und die Erde ſo weit,
Und Ruh, wo der Blick auf den Waſſern ruht!
So flieh ich das Leben, vergeſſe die Zeit!

Friedel.

1. Auf der Wanderſchaft.

Die Luſt iſt warm, der Himmel blau,
Mich hält's nicht mehr im Haus.
Herr Meiſter und Frau Meiſterin,
Ade, ich zieh hinaus!

Im Sommer und im Winter bin
Zum Werk ich froh bereit;
Doch wenn die Schwalbe kommt und geht,
Das iſt die Wanderzeit.

Ich komme, flüchtiger Geſell,
Du Schwalbe, hoch und fern!
Das Maien- und das Erntefeſt
Das ſehn wir beide gern.

Im Frühling blüht es draus und drin,
Die Erde und die Bruſt,
Im Herbſte ſchwelgt das muntre Volk
In ſeiner Ernte Luſt.

Im Frühling liebt die Dirn' und giebt
Mir gern den ſüßen Kuß,
Der Winzer ſchenkt im Herbſte mir
Von ſeinem Ueberfluß.

Die goldne Mitte hab ich mir
Gewählt mit weiſem Sinn:
Und zwiſchen Sommer und Winterzeit
Da liegt ſie mitten drin.

Und zwiſchen Lehr' und Meiſterei,
Da liegt ſie golden auch:
Das Handwerksburſchenleben iſt's,
Das iſt der beſte Brauch.

Halt Schwalbe! O, du flieheſt weg,
Ich mache Raſt und Ruh.
Wär nur der Ranzen nicht ſo ſchwer,
Und drückten nicht die Schuh!

II. Im Keller.

So lang ich lebe denk ich dran!
Das war ein heißer Tag!
Elf Stunden und elf Sorten Wein!
Ein königlich Gelag!

Als ich um elf nach Hauſe kam,
Elf Flaſchen ſchier im Leib,
Schnitt mir die Wirthin ein Geſicht,
Das bitterböſe Weib.

Ich ſprach: Gebt mir ein Gläschen noch!
Sie ſprach: Ihr ſeid ſchon voll!
Ich ſprach: Ihr ſeid nicht recht geſcheidt!
Sie ſprach: Und ihr ſeid toll!

Ich nahm mein Licht, als ging's zu Bett,
Doch ſtieg ich keinen Tritt;
Nein, zu den lieben Fäſſern all
Lenkt' ich den ſichern Schritt.

Ich taſtete die Trepp' hinab —
Der Keller lag ſo groß,
Doch drinnen gab es Hexerei,
Da war der Teufel los.

Es drehte rings ſich das Gewölb,
Die Fäſſer hüpften all.
Ich dachte: Gottes Wunder auch!
Die halten einen Ball!“

Gleich ging's ans angezapfte Faß,
Ich greiſe mir den Wicht
Und pack es friſch beim Krahnen feſt:
Ei du entläufſt mir nicht!

Doch proſt die Mahlzeit! es entwich
Und ſpritzte mich noch an,
Ich hielt den Krahnen in der Hand,
Stand feſt — ein ſtarker Mann.

Ich lächelte und lockte ſüß —
Umſonſt! — fern blieb das Faß.
Und ſpuckte, bis es nicht mehr konnt';
Das war ein toller Spaß! —

Ich dachte: Meinetwegen bleib!
Ich fühlt' mich wie ein Brett.
Und als ich Morgens aufgewacht,
Da lag ich hübſch im Bett. — —

Die Wirthin kam und klagte ſehr:
Die Nacht lief aus ein Faß!
Ich ſprach: Das thut, weil geſtern ſo
Ihr mir verſagt ein Glas!

III. Blauer Montag.

Im Handwerk ging's die ganze Woche
Mit luſtig unverdroſſnem Sinn,
Der Meiſter hielt uns ſcharf im Joche,
Noch ſchlimmer that's die Meiſterin.
Nur ſelten war das Mahl gelungen,
Kohl, Rüben, Stielmuß, einerlei!
Auf, thut Beſcheid mir, brave Jungen:
Am blauen Montag ſind wir frei!

Selbſt in den heil'gen Sonntagmorgen
Zog ſich der derben Arbeit Friſt,
Als braucht' man nicht um Gott zu ſorgen:
Was thut's, wenn man die Meſſ' vergißt!
Schläft man Nachmittags in der Predigt!
Nachts ſchaffen, macht ja ſchwer wie Blei!
Jetzt trinkt, nachdem die Sach' erledigt:
Am blauen Montag ſind wir frei.

Sechs Tage in das Werk gezwungen,
Gab Gott den ſiebenten Tag zur Ruh.
Ruh heißt bei uns: Gezecht, geſungen,
Gelacht, getanzt, geliebt dazu!
Und ſoll es einen Hauptſpaß geben,
So juckt die Fauſt zur Keilerei!
Am ſiebenten Tage muß man leben:
Am blauen Montag ſind wir frei!

Hei, wie ſo raſch die Stunden fliegen!
Schon bläſt der Wächter Mitternacht!
Wir wackeln heim auf allen Stiegen:
Was nur der Mond für Fratzen macht!
Er höhnet: Auf die Strümpfe bringen
Müßt ihr die Welt! — Macht kein Geſchrei!
Schlimm wär's, wenn in den Thurm wir gingen! —
Am blauen Montag ſind wir frei!

IV. In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Wer rühmt nicht das Wirthshaus, an das er gewohnt?
Der lobt ſich die Sonne, der lobt ſich den Mond.
Ob im Bär, ob im Schwanen am beſten es ſei,
Ich zieh an Planeten und Thieren vorbei
    In die Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Unfern von dem Dorf liegt gemüthlich das Haus,
Der Weg grad ſo weit, man kommt durſtig hinaus,
Man reibt ſich die Stirn, man wiſcht ſich den Mund,
Die Leute ſind freundlich, der Wein iſt geſund
    In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Der Storch baut am Schornſtein, die Schwalbe am Dach,
Die Tauben umfliegen den Giebel gemach,
Die Hühner und Enten umſchwatzen den Miſt:
Nun ſeht mir doch Alle, wie wohnlich es iſt
    In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Wie trinkt ſich der Sechsundvierziger ſüß!
Man ſchlürft ſich ſo leis in das Paradies,
Man glaubt ſich bei Gott und bei Englein verirrt,
Wenn die Wirthin nicht keift, wenn nicht zanket der Wirth
    In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Doch kommt es dazu, oft iſt es der Fall,
Das giebt euch den herrlichſten Sonntagskrawall,
Da nehmen ſie hüben und drüben Partei,
Der Hans und der Kunz, das giebt ein Geſchrei
  In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Erſt bleibt es beim Wort, erſt bleibt es beim Zank,
Dann geht's über Tiſch, dann geht's über Bank,
Blau zeichnet manch Auge die ſtämmige Fauſt,
Das läſtert und tobet und wirbelt und brauſt
  In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Miſtgabeln führt Der und ein Andrer den Krug,
Die Weiber ſie ſchwingen die Beſen mit Zug,
Der fährt aus dem Fenſter, der fällt durch die Thür:
Wo kommen doch alle die Menſchen herfür
  In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen?

Es ſchnattert die Ente, es gackert das Huhn,
Sie können mit Hahn und mit Entrich nicht ruhn;
Dort miſcht ſich der Spitz gar keck in den Braus,
Reißt dem Peter den Boden zur Hoſe heraus
  In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Die Margret vom Speicher ergreifet den Topf
Und gießt ihn der keilenden Schaar auf den Kopf;
Und ſind wie begoſſene Pudel ſie naß,
Da geht erſt vorüber der prächtige Spaß
  In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Nach der Arbeit ſchmeckt es noch einmal ſo ſüß:
Man ſchlürft ſich ſo leis in das Paradies,
Man hört die Baßgeigen der Engelein.
Das All thut der ſechsundvierziger Wein
    In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Max.

I. Vor der Schlacht.

Fahr wohl, du ſchöner Tag, du grüne Erd,
Du tiefer Himmel, dem die Sonne ſinkt!
Fahr wohl, mein Freund, Genoſſe du vom Schwert!
Die ernſte Stunde der Entſcheidung winkt.

Tod, Schreckensfürſt, du dunkler Lebensfeind,
Erſchrecke den, der Sklav' und Schurke iſt!
Fäll den Tyrannen, der dir fleht und weint,
Doch wiſſ', daß ſich der Freie nicht vergißt!

Wer ſtürbe denn in dunkler Stube gern?
Sein Name glänzet nicht der künft'gen Welt.
Stirb jung, ein Held! Das giebt ein neuer Stern,
Ein Stern der Nacht am großen Himmelszelt.

Die ſtolze Welt liegt da: das Schwert zur Hand!
Spielt auf, ihr Pfeifer, raſt ihr Hörner drein!
Der Sieg der Freiheit und dem Vaterland!
Wer möchte nicht bei braven Todten ſein!

II. Auf der Wacht.

Gegrüßt, o Licht, das oſtwärts ſchwimmt!
Junger Tag, der über die Hügel klimmt!
Ruhſelig liegt das dämmernde Feld,
Als hätte nicht Feinde die ſchöne Welt.
Ich habe getreu die Stunden verbracht
Auf ſtiller Wacht.

Seltſame Raſt auf dem Friedhof hier!
O doppelt ruhiges Nachtquartier!
Die Todten tief im kühlen Grund,
Auf den Gräbern der Brüder ſchlummernde Rund!
Gott weiß, was ich da nicht alles gedacht
Auf ſtiller Wacht!

Wer ſagt, ob heut nicht das Schwert erklingt,
Die Trommel nicht wirbelt, die Fahne ſich ſchwingt?
Ob manches ſtolze Reiterherz
Heut nicht verblutet vom blinkenden Erz?
Ob ich ſelbſt nicht ſtand vor der letzten Schlacht
Auf ſtiller Wacht?

Wer ſagt, ob nicht die Brüderſchaar,
So muthig, ſo roth, ſo friſch, ſo wahr,
Am Abend ſchlummert ewig ſtumm,
Wie die Todten hier in den Gräbern herum,
Daß Keiner mehr zieht, für die Freunde bedacht,
Auf ſtille Wacht?

Was weiß der Soldat vom nächſten Tag,
Was, ob er ruhen, ob reiten mag?
Was weiß er, ob er ins Leben fliegt,
Ob er röchelnd auf grüner Haide liegt?
Wer Waffen trägt, ſteht Tag und Nacht
Auf ſtiller Wacht.

Doch horch, die Lerche, die luftwärts klimmt!
Gegrüßt, o Licht, das im Oſten glimmt!
Die Sonne ſtrahlt, die Nebel verwehn:
So muß es zum leuchtenden Tage gehn!
Glückauf, Trompeter, blaſe mit Macht
Auf ſtiller Wacht!

III. An das Vaterland.

Dein denk ich ſtets mein Vaterland, wie man der Mutter denkt!
Mein ganzes Herz, ſo arm du biſt, iſt nur in dich verſenkt!
Ich liebe dich in deiner Angſt, in Sorgen, Pein und Schmerz,
Mehr wie die weite helle Welt in Jubel und in Scherz.

O wärſt du, wie mein Geiſt dich denkt, groß, glorreich, mächtig, frei,
Des Welttheils Herz, des Welttheils Haupt, der Freiheit Schlachtgeſchrei,
Ich nennte ſtolzer, freud'ger dich mit königlicher Luſt,
Doch liebte treuer dich darum nicht deines Sohnes Bruſt!

So trüb und traurig, wie du liegſt in der Verkümmrung Noth,
Getroſt, die grüne Hoffnung lebt, der Muth flammt auf und loht,
In tauſend Herzen Eine Glut, in jedem Mund Ein Ton:
Wir heben dich, mein Vaterland, auf deinen alten Thron!

IV. An einer Gruft.

Beweint ihn nicht länger, o nein, er erwarb
Das herrlichſte Loos von Allen,
Er war friſchblühend und jung, als er ſtarb,
Und iſt für die Heimath gefallen!

Er ritt voll Vertraun in den heiligen Krieg,
Zu brechen die fremden Bande,
Er ſank in der Hand die Fahne beim Sieg,
Sah die Freiheit im Vaterlande.

Und Freiheit, das war ſein letzter Hauch —
Still lächelnd ſchied er von hinnen.
Sein Schmerz noch war Luſt! Wer möchte nicht auch
So ſeliges Ende gewinnen?

Beweint ihn nicht länger! Den Eichenkranz
Legt leis auf das Grab ihm nieder,
Und aus traurigen Herzen beim Fackelglanz
Singt neue Hoffnungslieder!

V. Nach dem Siege.

Stolz kamen ſie her mit gerüſteter Macht,
Die Namen voll Glanz, und Jeder ein Held,
Muſik war Allen das Brauſen der Schlacht,
Ein Altar des Ruhms das blutige Feld.

Sie kamen wie Wellen des Meeres in Wuth,
Wenn der Geiſt des Sturmes die Tiefen empört;
Sie kamen wie Wind, der in Bergen geruht,
Wenn der Herbſt ihm die läſtigen Feſſeln zerſtört.

Doch empfingen wir ſie, wie der Fels die Flut,
Die in Staub am granitenen Steine zerſchellt.
Friſch Mann gegen Mann und Muth gegen Muth!
Uns winkte der Sieg, uns gehöret das Feld!

Florentin

Flüſtert ihr Flöten und jauchzet ihr Geigen!
Laſſet die Töne der Hörner entſteigen!
Klinge, o Cymbal, mit Macht in die Weiſe!
Blühende Paare, nun wirrt euch im Kreiſe!

Harren die Tänzer ſo friſch und ſo muthig,
Augen ſo leuchtend und Herzen ſo glutig,
Klirren ſo keck an den Ferſen die Sporen;
Jeder erkürrend und jeder erkoren!

Stehen die Mädchen ſo fröhlich und roſig,
Stirnen ſo heiter und Wangen ſo koſig;
Zierliche Falten und ſchwellende Mieder
Hüllen die ſchmucken beweglichen Glieder.

Schwingen ſich alle ſo leicht und behende,
Stemmen ſich kräftig zur Hüfte die Hände,
Stampfen den Boden mit ſchnellendem Fuße,
Flüſtern ſich zu in vertraulichem Gruße.

Freudiges Ringen und zierlich Umſchlingen!
Sich in berauſchendem Taumel zu ſchwingen!
Seliges Reden und ſeliges Scherzen!
Suchen und Finden begeiſterter Herzen!

Wie ſie ſich ſcheiden und meiden und fliehen,
Wie ſie ſich ſuchen mit holdem Erglühen,
Wie ſie ſich finden nach kurzem Entſchwinden!
Wer ſah helleren Reigen ſich binden?

Glückliche Jugend: in ſchwärmenden Paaren
Frei unbekümmert ins Leben zu fahren,
Selig die ſeligen Stunden zu nippen,
Glut in den Augen und Rauſch auf den Lippen!

Bildniß des Daſeins, behaglich und heiter!
Windet und bindet die Tänze nur weiter.
Findet im Leben ſo köſtliche Stunden,
Wie ſie im Tanze euch heute verbunden!

Flüſtert ihr Flöten und jauchzet ihr Geigen!
Laſſet die Töne der Hörner entſteigen!
Klinge, o Cymbal, mit Macht in die Weiſe!
Blühende Paare, nun wirrt euch im Kreiſe!

Hans Strolch.

I. Auf Markt und Gaſſen.

Aus keinem ſtolzen großen Bau
Trat ich ins bunte Welttheater,
Die Mutter war die beſte Frau,
Der treuſte Mann mein ſchlichter Vater.
Ich aß mich ſatt, ich ſchlief geſund,
Dem lieben Herrgott überlaſſen,
Lernt' in der Schule und lief rund
Auf Markt und Gaſſen.

Und als ich wuchs, hielt ich mich fern
Dem Fürſtenhaus und Prachtpalaſte,
Bei Herrn mit Titel, Band und Stern
Drängt' ich mich gierig nie zu Gaſte.
Und preiſt ihr Stellen, Gold und Rang,
Mir will ſolch Prunken nimmer paſſen,
Ich halte mich bei meinem Gang
Auf Markt und Gaſſen.

Im Volk hab ich mich gern geregt,
Ich theilte mit ihm Luſt und Schmerzen,
Mich haben tauſendmal bewegt
Die guten, freien, großen Herzen.
Im frommen Haus, am ſchlichten Tiſch
Sah ich mit Lieb' und Treu ſie praſſen,
Ja, Menſchen fand ich froh und friſch
Auf Markt und Gaſſen.

Gott gab als Sendung mir das Lied,
Mit Liedern geh ich auf und nieder,
Sie ſpiegeln, wie's die Zeit beſchied,
Des Volkes Pein und Wonnen wieder.
Fürwahr, es wär mein ſchönſter Lohn,
Erhöben ſie in ganzen Maſſen,
Was friſch ich ſang als Liederſohn
Auf Markt und Gaſſen!

* * *

II. O Lotte.

Vier Körbe! das macht mir noch keine Noth!
Die Liebe iſt todt,
Die Liebe, die Liebe, ſie lebe!
Vier Mädchen zerbrachen mir rüſtig die Treu,
Dir trau ich aufs Neu,
Dir, der ich mich ſelig ergebe!
Du Kind aus dem Volk, ruh mir an der Bruſt,
Den falſchen Dirnen zum Spotte,
Wir ſchaffen und küſſen und ſingen in Luſt,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Und die mir zuerſt am Herzen geruht
In ſeliger Glut,
Sie war vom älteſten Adel,
Doch als durch die Mutter den Stand ſie erkannt,
Da ward ich verbannt.
„Der Bürger!“ das war mein Tadel.
Von Wappen und Schlöſſern denkſt du nicht groß,
Es naget allwärts die Motte.
Du liebſt mich, den Ritter Namenlos,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Die Zweite, der ich die Seele geweiht
In Luſt und in Leid,
O weh, die war von den Frommen!
Ihr Beichtiger fand mich zu weltlich gelaunt,
Kaum war ich erſtaunt:
Ich habe den Paß bekommen.
Zum Knieen und Beten haſt du kein Blut,
Du dienſt einem fröhlichen Gotte,
Du liebſt mich, den Ritter Thunichtgut,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Die Dritte, mit der ich gekoſt und geherzt,
Mit der ich geſcherzt,
O Hölle, die war von den Reichen!
Als mir in die Taſche ihr Vater geblickt,
Da ward ich geſchickt:
Leer kam ich, leer konnte ich ſchleichen.
Du kennſt nicht des pfennigfuchſenden Wichts
Papierne und goldene Grotte,
Du liebſt mich, den Ritter Habenichts,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Der Vierten küßt' ich den ſchwellenden Mund
In luſtigem Bund,
Doch war ſie von den Gelehrten;
Sie prüften mich im Romantik und Kunſt,

In Plunder und Dunſt,
Ich wußte nicht, was ſie begehrten.
Dich reizt nicht des Blauſtrumpfs ſüßliches Spiel,
Du fliehſt die kokette Marotte,
Du liebſt mich, den Ritter Weißnichtviel,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Du Kind aus dem Volk, in mir liebſt du rein
Den Menſchen allein,
Den herzensguten Geſellen,
Dem Freiheit und Liebe in fröhlicher Bruſt
Die einzige Luſt
Bedünkt auf des Lebens Wellen.
Wir theilen uns fröhlich in Werk und Genuß
Und meiden die dumme Rotte.
Heut lacht uns der Wein, heut rauſcht uns der Kuß,
O Lotte
Du luſtige, lachende, flotte!

III. Gekrönte Häupter.

Und meint ihr's gut, herein, herein
In unſre Rebenlaube!
Wir trinken Lebensſonnenſchein
Im Blut der goldnen Traube!
Hier gilt's ein Reich, das ohne Haupt
Und Wappen, Scepter, Throne:
Wie alle Könige, ſind umlaubt
Von grüner Rebenkrone!

Ehrwürdig graues Haupt, herein!
Das Alter darf nicht darben!
Hier ſollen ſie vergeſſen ſein
Die Schwielen und die Narben!
Trink und dein Geiſt wird jung und klar
Bei friſchem Liedertone:
Wir ehren hell dein weißes Haar
Mit grüner Rebenkrone!

Du blühnder Mann in unſer Zelt!
Die Ruh iſt kein Erſchlaffen,
Denn für das Haus und für die Welt
Haſt rüſtig du geſchaffen.
Wir ſchenken mit dem goldnen Wein
Dir unſern Dank zum Lohne:
Umkränzt ſoll dir die Locke ſein
Mit grüner Rebenkrone!

Du ſchlanker Jüngling, frohes Herz,
Dir liegt die Welt ſo offen,
Ein Hoch: Gedanken, That und Erz!
Du biſt's, auf den wir hoffen!
Zum Vaterland ſteh allezeit,
Den Feinden rings zum Hohne!
Herein, es liegt dir ſchon bereit
Die grüne Rebenkrone!

Herein, du wonnig edles Weib,
Voll Liebe im Gemüthe!
Du hell an Seele, rein an Leib,
Herein, du Jungfraublüthe!
Sorgt, daß die Keuſchheit eurer Bruſt
In euren Sproſſen wohne!
So ſchmückt euch erſt zu rechter Luſt
Die grüne Rebenkrone!

Heraus, heraus, du Hochmuthsnarr,
Aus unſerm grünen Reiche!
Was dumm, veraltet, roſtig, ſtarr,
Das geißeln unſre Streiche.
Hier gilt ein Land, das ohne Haupt
Und Wappen, Scepter, Throne!
Wie alle Könige, ſind umlaubt
Von grüner Rebenkrone!

IV. Du flotte tolle Geige.

O hätt' ich ſolch ein Inſtrument
Nach dem ein Jeder ſpränge,
So wie ich wollte, Element,
Das gäbe luſt'ge Klänge!
Zu ſäubern alles Menſchenland,
Nähm' ich dich Tag und Nacht zur Hand,
Du flotte tolle Geige!

Ich vorn am Zug! Und Kopf an Kopf
Stürmt's hinter mir in Wogen,
Das Zöpflein klein und groß der Zopf
Käm' hoch im Wind geflogen,
Gelenk an Rücken, Arm und Bein,
Das wär ein Hüpfen grob und fein,
Du flotte tolle Geige!

Was nur die Naſ' in Wolken ſtreckt
Ob Stammbaum, Wappen, Fahnen,
Indeß der grüne Hügel deckt
Die wahrhaft edeln Ahnen,
Was nur ſich ſpreizt mit Amt und Stern —
Hei, ſammeln ſollteſt du die Herrn,
Du flotte tolle Geige!

Der dumpſen Frömmler Kleriſei
Sollt' mancher Bockſprung munden!
Gelehrtenhochmuth, raſch herbei,
Auch ihr ſeid meine Kunden!
Und wer ſich nur mit Golde ſpreizt
Und vor der Armuth kargt und geizt,
Du flotte tolle Geige!

Das tanzte hin, das tanzte her,
Kurzathmig mit Gewinſel,
Es ging', hätt' ich das wilde Heer
Nach Sancho Panſas Inſel!
Sie könnten dort nach neuem Rath
Sich gründen einen neuen Staat,
Du flotte tolle Geige!

Und käm' ich heim, dann tönten hold
Die lieben ſüßen Töne
Vor Herzen, rein und echt wie Gold,
Vor Geiſtern voller Schöne.
Wie wollten wir der frohen Zeit
Uns freuen in die Ewigkeit,
Du flotte tolle Geige!

V. Und luſtig!

Mag euch der Unmuth faſſen,
Mir iſt ſo friſch und gut!
Wer ſah auf Markt und Gaſſen
Mich je in trübem Muth?
Wer murrt, der macht mir ſauer Platz,
Wer lacht, reicht mir die Hand —
Und luſtig! So ſpricht ſeinen Satz
Hans Strolch, der gute Fant.

Seit zwanzig langen Jahren
Trag ich das alte Kleid,
Der Hut iſt alt zerfahren,
Ein Erbſtück früher Zeit,
Doch ſchmückt ihn Roſ' und Epheu mir,
Geht grün der Mai durchs Land —
Und luſtig! So trägt ſtolze Zier
Hans Strolch, der gute Fant.

Ich hab in enger Klauſe
Mein Bett und meinen Tiſch,
Ein Tellerchen zum Schmauſe
Zum Trunk ein Krüglein friſch.
Des Liebchens Bild, wie Milch und Blut,
Schmückt dort die kahle Wand —
Und luſtig! So hat reiches Gut
Hans Strolch, der gute Fant.

O Luſt, mit Kindern lachen
Und ſpielen kreuz und quer,
Und Schwänk' und Märchen machen
Den Leutchen nach Begehr!
Am Tanzplatz wird die Dirn' gerafft,
Wir drehn aus Rand und Band —
Und luſtig! So treibt Wiſſenſchaft
Hans Strolch, der gute Fant.

Zu ſchwatzen, trinken, ſingen
Geh Abends ich zum Krug,
Und wenn die Gläſer klingen
Hebt Witz und Lied den Flug.
Wenn auch kein Wein vom Rheine quoll,
Die Freude hat Beſtand —
Und luſtig! — So iſt weisheitsvoll
Hans Strolch, der gute Fant.

Und leg ich mich zur Ruhe,
Geſchieht's mit leichter Bruſt,
Denn was ich treib und thue,
Iſt Freundſchaft, Lieb und Luſt.
Mein Gott, nun weißt du, wie es ſteht,
Hüt mich in deiner Hand —
Und luſtig! So ſchließt ſein Gebet
Hans Strolch, der gute Fant.

VI. Mein Herz.

Du blondes Kind, du blühſt als ſpäte Luſt
Mir, dem das Leben liebelos vergangen!
Wär ich noch jung, dich zög' ich an die Bruſt,
Ich ruhte küſſend dir an roſ'gen Wangen.
Ach Gott, ich könnte faſt dein Vater ſein,
Du ſitzeſt freundlich ſtill am Fuß mir nieder.
Doch was ich habe, will ich froh dir weihn,
O nimm mein Herz, es pocht durch meine Lieder!

Ich bin zu alt zu leichtem Liebesſcherz.
Wer ſoll den armen Sänger auch beglücken?
Die Freundſchaft aber glaubet an mein Herz,
Sieh, wie ſie warm mir rings die Hände drücken!
Auch ſprichſt du einſt, wenn Jemand nach mir fragt:
Nie liebt ein Mann gleich ihm die Menſchen wieder,
Ihn machte Gram und Kränkung nie verzagt,
Schaut in ſein Herz, es pocht durch ſeine Lieder!

Dann ſingſt du ihnen meines Herzens Luſt,
Das treu dem Freund, dem Helden hoch geſchlagen;
Sie ſind gerührt, daß in der Armuth Bruſt
Ich Sühn' und Troſt in Liedern hab getragen,
Sie freun ſich, daß ich keinen Stolz gekannt,
Mich nur der Tugend neigte ſchlicht und bieder,
Sie ſprechen, ſing ich hoch dem Vaterland:
Gut war ſein Herz, es pocht durch ſeine Lieder!

Und nimmt mich weg der kühle treue Tod,
Auf meinem Grab wird ſich kein Marmor heben,
Es thut kein Lorbeer meinem Scheitel Noth,
Wer weiß, ob ich im Volke werde leben?
Weih du mir dann, ſo oft der Frühling neu,
Von Roſen einen Kranz und immer wieder!
O ſinge, was ich einſt geſungen treu!
So ehr mein Herz, es pocht durch meine Lieder!

Meditationen.

I.

Erhebet nicht zu hoch des Dichters Preis!
Nicht ungeſtraft naht er dem Götterſitze,
Nicht ungeſtraft ſteigt er zum Sternenkreis
Und ſpielet mit der Gottheit glühem Blitze.

Des Weiſen mächtigen Prophetengeiſt
Nimmt in Beſitz er nur zu eignen Schmerzen,
Nicht rachlos geißeln ſeine Witze dreiſt:
Der Gold geſtreut, er wird bezahlt mit Erzen.

Steigt er von ſeinen kühnen Höhn herab,
Entringend ſich den himmliſchen Geſtalten,
Und ſetzt er erdenwärts den Wanderſtab,
Dann ſchmähen ihn die Nüchternen und Kalten.

Dem Eigennutz und Blödſinn ſcheinet grau
Sein regenbogenfarben Glanzgefieder,
Für Thorheit nehmen ſie des Geiſtes Schau,
Nur wenig Fromme lieben ſeine Lieder.

II.

Nach manchem ſtolzen Ideal
Geht unſrer Jugend keckes Stürmen,
Da ſenket ſich zu tief kein Thal,
Da kann kein Berg zu hoch ſich thürmen.

Bald voll von Freiheitshochgefühl
Stürzt ſich der Geiſt in die Geſchichte,
Bald in des Wiſſens weit Gewühl,
Und webt ſich künſtleriſch Gedichte.

Es iſt erhabne Menſchlichkeit,
Die er ſich träumt ins Leben treten,
Die Schönheit iſt es, deren Kleid
Er ſcheu berührt mit heil'gem Beten.

Doch, ach, wo bleibt das helle Ziel,
Das unſer junges Sein erweitert? —
Das Ideal erreicht kein Kiel,
Vor ihm iſt jedes Schiff geſcheitert.

Glückſelig, wer ans Land noch treibt
Und nicht verzweifelnd ſich verloren!
Ach, daß der Menſch ein Menſch nur bleibt!
Zur Gottheit ſind wir nicht geboren!

Glückſelig, wer dann noch mit Muth
Zu Menſchen und Natur ſich wendet,
Und was er ſtrebt und ſchafft und thut,
In ſich den Menſchen feſt vollendet.

III.

Ich werde nie, trotz Prüfung, Hohn und Spott,
Den edel ſtolzen Männermuth verlernen.
Bewußt hinabzuſteigen gab mir Gott
Zum tiefen Grund der Nähen und der Fernen.

Ich forſchte freudig durch den Sternenraum,
Der Erdball mußte mir die Wunder zeigen,
Ihr Räthſel löſten Stein und Thier und Baum,
Es redete mir laut der Schöpfung Schweigen.

Auch auf der Menſchheit wirren Thatenweg
Zog ich, den Geiſt zu formen und zu bilden:
Empört ſah ich der Sklaven dunklen Steg,
Entzückt die Freien in den Lichtgefilden.

Und ſo gewann ich troſtvoll einen Spruch,
Er ſtehet feſt gleichwie in Erz gemauert:
Wir finden wieder einſt nach Bann und Fluch
Das Paradies, das Ewigkeiten dauert.

IV.

Ich hab in junger friſcher Kraft
Auch oft Partei genommen,
Es iſt in wilder Leidenſchaft
Mein pochend Herz geſchwommen.
Und oftmals ſchwoll mir feſt die Fauſt
Urkräftig drein zu ſchlagen,
Denn daß die Seele ſauſt und brauſt,
Das ziemt den Jugendtagen.

Doch als ich älter, kälter ward,
Da hört' ich andre Mären,
Die Berge ſchrieen hell und hart,
Um Mäuſe zu gebären.
Was ſoll der Stürmer Drang und Streit,
Der Frömmler heuchelnd Klagen?
Ich ſah die große ſtolze Zeit
Nicht nach den Kleinen fragen.

Die Menſchheit zieht mit ſichrer Macht
Zu ihren letzten Siegen,
Die Freiheit, ſie gewinnt die Schlacht,
Die Knechtſchaft muß erliegen.
Um mitzuhalten ihre Hut,
Den Edelſten geeinigt,
Sei in der Schönheit heller Glut
Fortan mein Geiſt gereinigt!

V.

Kam dir vom Freunde Gram und Noth,
Den einſt du liebevoll gehegt,
Dann denke, daß der harte Tod
Ihn auf die Bahre jäh gelegt!

Dann mal' dir ſtumm und bleich den Mund,
Der ſonſt manch gutes Wort dir ſprach,
Starr, unbewegt der Augen Grund,
Draus mancher helle Blick dir brach!

Dann leben auf in jedem Zug
Die Geiſter der Vergangenheit,
Sie leiten deiner Seele Flug
In längſt verrauſchte ſchöne Zeit.

Gedanken, die ſein Haupt erdacht,
Gefühle, die durchpocht ſein Herz,
Das alles zucket und erwacht,
Und dich ergreift ein milder Schmerz.

Du möchteſt aus der todten Ruh
Aufweinen ihn, den du verlorſt,
Verzeihung lächeln ihm dazu,
Weil du ihn nimmermehr verlorſt.

Wie aus der Leiche wundervoll
Die Roſe der Erinnerung blüht,
So flieht der Haß, ſo geht der Groll,
Und Sühne träuſt dir ins Gemüth.

VI.

Lieg ich bei den Schläfern allen
Welche grün die Hügel decken,
Baut nicht Male, die zerfallen,
Doch zur Gruft mögt ihr mir wallen,
Süße Blumen drauf zu ſtecken!

Manche die in Seide lodern,
Gold und Volk und Roſſe lenken,
Werden kälter doch vermodern,
Weil ich noch mit Recht kann fodern
Euer freundlich Angedenken.

Wenn von Lenz und Liebe trunken,
Liebende ans Herz ſich preſſen
Und in Lieder ſind verſunken,
Die mein Geiſt geſprüht als Funken,
O, dann bin ich nicht vergeſſen!

VII.

Tauſendfarbig iſt des Herzens-Neigung,
Einem Falter gleich im Frühlingsglanze;
Tändelnd, neckend, koſend ſcherzt im Tanze
Er in ew'ger Senkung, ew'ger Steigung.

Um der Schwingen Goldſtaub treu zu hüten,
Darfſt du nie im kecken Flug ihn zügeln,
Oder, ach, er ſinkt mit grauen Flügeln
Matt und farblos in die welken Blüthen.

VIII.

Gleichwie der Teich im goldnen Sonnenſchein,
So liegt die Menſchenſeele da im Glücke,
Es dehnt die Fläche ſich kryſtallklar rein,
Die Tiefe zeiget weder Harm noch Tücke.

Doch trübet ſie ſich wellenſchlagend gleich,
Und lange darfſt du keine Klärung hoffen,
Trifft ſie des Haders und des Spottes Streich. —
So zuckt die klare Flut vom Stein getroffen.

IX.

Wenn dich der Schöpfungstrieb durchwebt,
Den hell die heil'ge Kunſt verleibt,
Dann ſtrahlſt du bald voll Majeſtät,
Dann bebſt du bald in Niedrigkeit.

Er läßt dir nimmer deine Ruh,
Dein Tag iſt Traum, Glut deine Nacht,
Dem Geiſte liefert immerzu
Denken und Fühlen Schlacht um Schlacht.

Er trägt dich in die Himmel hoch,
Wirſt in die Hölle dich zum Streit,
Er iſt dir Freiheit, iſt dir Joch,
Er feſſelt dich, wie er dich feit.

Er iſt dein Glück, er iſt dein Bann,
Geprieſner und verworfner Gaſt,
Der wenig Gute nur gewann,
Doch vielen Schlimmen iſt verhaßt!

Dein eignes Herz nur ruft dir: Heil!
Trotz raſtlos friedenbarer Pein.
Und böt' man dir den reichſten Theil,
Du wirſt der Kunſt ein Prieſter ſein!

X.

Die Einen nennen ihn verrückt,
Es nennen ihn die Andern toll,
Wenn er dahingeht wie verzückt,
Der Schönheit und des Gottes voll.

Durchſinnt er einen hehren Plan
Und ſchweift in Feld und Wäldern weit,
Dann flüſtern ſie vom faulen Mann,
Der träg verdämmert ſeine Zeit.

Klimmt keck ſein Wort zum Ideal
Auf Himmelsleitern hoch empor,
Dann höhnen ſie in ihrem Thal:
Was ſchwärmt der unbrauchbare Thor!

Iſt er mit einem Lied am Ziel,
Geſchmiedet in des Hirnes Brand,
Sie heißen es ein leichtes Spiel
Und überflüſſ'gen bunten Tand.

Und ſtürzt ihn der Gedanken Glut
In Wahnſinn oder frühen Tod,
Dann meinen ſie: So iſt es gut!
Ach, ſolche Arbeit thut nicht Noth!

Was wiſſen ſie vom Genius
Und wie ſo tödtlich ſchön er iſt! —
Ihn traf ſein ſchmerzlich ſüßer Kuß,
Er duldet nur für alle Friſt. —

XI.

Wer von allen Menſchenkindern
Sind die Weiſen, ſind die Thoren?
Niemals ſollt ihr drum ihn hindern,
Der ſich ſeinen Pfad erkoren!

Ziehet fröhlich, ziehet muthig
Zu dem Ziel, das euch beſchieden!
Dieſer kämpft in Schlachten blutig,
Jener ruht in ſüßem Frieden.

Ob ihr wandert, ob ihr kriechet,
Allen geh' es euch zum Guten,
Daß ihr nicht vergrämt, verſiechet
In den Bergen, auf den Fluten!

Aber laßt auch mich vor Allen
Meine Sendung frei beenden,
Laßt nach eigenem Gefallen
Mich mein Sein in mir vollenden!

XII.

Strebſt du in der Wiſſenſchaft nach Ehren,
Soll der Künſte Lorbeerkranz dir ſprießen,
Nie darfſt du dem Leben dich verſchließen,
Und die Menſchen kannſt du nie entbehren.

Was giebt auch die Einſamkeit dir eigen?
Muthig ſchaffend ſchlürf die Ideale
Aus des Lebens ſchäumend goldner Schaale!
Wahre Weisheit kann die Welt nur zeigen.

Licht iſt beſſer als der Dämmrung Walten.
Hältſt du ſchüchtern blöd dich abgeſchloſſen,
Iſt des Geiſtes Blick dir bald umfloſſen,
Schemen gelten dann dir für Geſtalten.

Leid und Luſt laß in den Arm dich preſſen!
Leid und Luſt, ſie würzen erſt das Leben!
Wirſt dich nie in Hochmuth überheben,
Wagſt du Menſch an Menſchen dich zu meſſen!

XIII.

Willſt du genugthun aller Welt,
Dann zeichne nimmermehr dich aus,
Dann ſchwärme nie von Zelt zu Zelt,
Dann halte feſten Fuß beim Haus!

Dann pfleg im Garten deinen Kohl,
Dann lerne melken deine Kuh,
Dann hüte Küch' und Keller wohl
Und halte deinen Beutel zu.

Und biſt du müde wie dein Gaul,
Setz dich zum Schoppen in den Krug,
Doch öffne nicht zu oft das Maul,
Es iſt ein Jawort meiſt genug.

Auch bleibe immer tugendhaft,
Wenn dir die Zunge löſt der Wein,
Und zeige keine Leidenſchaft
Als für unſchuld'ge Klatſcherein.

Zumal wenn du von Einem hörſt,
Der höher als die Andern ſtrebt,
Dann zeige, wie du dich empörſt,
Weil er nicht blöd alltäglich lebt.

Die goldne Mittelmäßigkeit
Sei dir als Richtmaaß hingeſtellt,
Die rühme allwärts, allezeit,
Willſt du genugthun aller Welt!

XIV.

Im Frühling bleibe im Garten nur,
Betrachte Knospen und Blüthen und Blätter.
Belauſch die lebend'ge Kreatur
In ihrem Rufen, in ihrem Geſchmetter!
Spähe, ſpähe
In die traute Nähe:
All dies Entwickeln, Wachſen, Werden
Iſt ſo lieblich auf Gottes Erden!

Im Herbſte ſtreife weit durchs Land,
Zieh hin an Feldern, Wäldern, Auen,
Auf den höchſten Bergen nimm deinen Stand,
Die große, weite Welt zu ſchauen!
Lerne, lerne
Aus der ſtolzen Ferne:
Was gereiſt und gediehen allerwegen,
Zeigt dir ſo herrlich Gottes Segen!

XV.

Willſt du jung den Geiſt erhalten,
Mußt du junge Dinge treiben!
Wenn du fliehſt die düſtern Alten,
Um im Jünglingskreis zu bleiben,
Kann die Seele nicht erkalten.

Wem iſt träg die Zeit gezogen,
Wenn zum Trinken, Singen, Scherzen
Er mit leichtem Fuß geflogen,
Wenn er hoch entflammt im Herzen
Einem blonden Kind gewogen?

Wem mag nicht die Stunde taugen,
Wenn er ſchauet unverdüſtert
Der Natur geliebte Augen,
Was ſie redet, was ſie flüſtert,
Tief ins reine Herz zu ſaugen?

Wenn auch Manches dich nicht freuet
In des Lebens heißem Jagen,
Flieh den Mann, der trüb bereuet!
Laß dein Herz für Alles ſchlagen,
Was den jungen Drang erneuet!

Ob auch Wer, dich zu verwirren,
Kecken Muthes ſich erdreiſte,
Laß das kühne Herz nicht kirren!
Such den Halt im ſtarken Geiſte,
Laß dich täuſchen, doch nicht irren!

Iſt zerſchellt auch manches Hoffen
An des Lebensmeeres Riffen,
Stehe nie verzagt, betroffen!
Pläne bauend, mußt du ſchiffen
In die Zukunft frei und offen!

Haſt du auch dein Lieb errungen,
Höher hältſt du doch die Liebe;
Haſt du vieles auch erſchwungen,
Das iſt Höchſtes, glühn die Triebe
Großer Seelen unbezwungen.

Selbſt im Schiffbruch mußt du heiter
In die dunkle Flut verſinken!
Aber ſtrebe fröhlich weiter:
Immer ſiehſt du Sterne blinken!
Friſch, du kühner Lebensſtreiter!

XVI.

Längſt hab ich den Pfad durchwandert,
Wo der Lenz die Fahnen ſchwinget,
Wo die Bäume Blüthen ſtreuen,
Wo's in Luft und Büſchen ſinget.

In den Sommer meines Lebens
Geh als Mann ich ernſthaft ſtreifen.
Sind zerknickt mir viele Blüthen,
Sah ich manche Frucht doch reifen.

Iſt zu ſchaffen und zu wirken
Geiſt und Hand auch immer rege,
Pflückt' ich dennoch ſinnig innig
Dieſe Blumen mir am Wege.

Von Haus und Heerd.

An meine Mutter.

1840.

Ich leſe mit erinnerndem Gemüthe
Im Buch des Lebens, das mir aufgeſchlagen,
Und find auf jedem Blatt die Lieb' und Güte,
Die Mutter, du mir Tag und Nacht getragen.

Stets denk ich dran mit innigem Bewegen,
Wie du um mich gejauchzt, gelacht, geweinet:
Im Wiegenliede gabſt du mir den Segen,
Der ſich dem Jüngling und dem Mann geeinet.

So folget mir dein Bildniß nah und ferne,
Es war mir Sühn' und Troſt an jedem Orte;
Betrübt gedacht' ich deiner Augenſterne,
Bekümmert deiner freundlich milden Worte.

Wie lohn ich dir? Ich ruh an deinem Herzen
Und bring den Dank. Kann es ein ſchönrer werden? —
Nach mancher irren Fahrt durch Luſt und Schmerzen
Fand ich in dir das treuſte Herz auf Erden!

Am Grabe des Vaters.

1842.

So birgt dich denn der Erde kühler Grund!
Für ewig todt das Auge, ſtumm der Mund,
Es iſt dein Geiſt für ewig uns entflogen.
In ſtillen Schmerzen ſteht ein Kreis umher,
Und tönt kein Laut, die Herzen bluten ſchwer:
Ein braver, treuer Mann iſt heimgezogen!

Woher des dunkeln Zugs endloſe Reihn?
Dich ſchmückt kein Ruhm, doch denkt die Liebe dein!
Sie folgten dir zu deiner letzten Klauſe,
Sie flochten um den Sarg den Epheukranz,
In allen Augen glänzt ein feuchter Glanz:
Der beſte, liebſte Freund ſtarb manchem Hauſe!

Sie folgen dir, dem Arzt, der Hand in Hand
In Luſt und Leiden treu zu ihnen ſtand,
Einſt in den braunen, dann in weißen Locken;
Du warſt bei Tag und Nacht, in Schnee und Froſt,
In Sturm und Hitze Arm und Reichen Troſt,
Stets hülfreich, unverdroſſen, unerſchrocken.

Sie folgen dir, dem Bürger gut und ſchlicht,
Der nie von Gradheit, Wahrheit, Recht und Pflicht
Auch nur das kleinſte Haarbreit abgegangen.
Wann werden Ehre, Demuth, Scham und Scheu
Und unverbrochne Menſchenlieb' und Treu
So ſchmucklos wieder einem Herzen prangen?

Du edler Mann! So kannten ſie dich draus,
Die deinen aber kannten dich im Haus:
Es lag in dir ein Schatz von ſüßer Güte,
Von holder Milde, ſtiller Freundlichkeit;
Stets blühten dir in trüb und froher Zeit
Der Liebe Roſen duftig im Gemüthe.

O du warſt gut, in Güte doppelt gut,
Dreifach im Ernſt, denn deines Hauſes Hut
Haſt nie mit harten Worten du gehalten.
Wir folgten freud'ger all dem lieben Wort
Und lebten ſo in Sühn' und Frieden fort:
Das that dein unermüdet freundlich Walten.

Nun biſt du hin, du unſer Hort und Schild,
Du unvergeßlich treues Vaterbild!
O Gott, was haben wir in dir verloren!
Dein Beiſpiel bleibt. Wir ſchaun nach dir hinauf!
O laßt uns richten unſern Lebenslauf
Nach ſeiner Bahn! Dem Todten ſei's geſchworen!

Ich hätte gern das Leben dir geſchmückt,
Dein greiſes Alter hätt' ich gern beglückt,
Dir hell gemacht die hohen Lebenstage.
Doch thateſt du zu früh die Augen zu,
Du gingſt zu früh, zu früh zur ew'gen Ruh —
Zu früh ſing ich dir dieſe Todtenklage!

An Walli.

1840.

Du biſt ein Weib! O ſei es echt und treu,
Vor Gott demüthig, ſtolz nur vor der Welt,
Für andre Heldin, in dir ſelber ſcheu,
Der Liebe ſtets und nie dem Haß geſellt!

An gute Stunden denke allezeit,
Die böſen treib in des Vergeſſens Flucht,
Im Hauſe zeige friſche Thätigkeit,
Im Leben zeige Zartheit, Scham und Zucht.

Dem Mann ſei Weib und Mutter ſei dem Kind,
Mit Haupt und Herz für beide lebend ganz!
Iſt dir das Haus die Welt, o dann gewinnt
Dein irdiſch Daſein ſchon des Himmels Glanz.

O dreimal heilig iſt des Weibes Sein!
O dreimal ſelig leuchtet Geiſt und Leib
Euch, die die Welt erneun! Bedenk es rein:
Den Heiland ſelbſt gebar der Welt ein Weib.

Der Braut.

1847.

Sprich, welcher Segen kam dir an,
So umgewandelt, wie du ſtehſt,
Wie du auf goldner Lebensbahn
So ſelbſtbewußt und ſicher gehſt?
Rings ſtaunt um dich der Mädchenkreis,
Sie alle kennen dich nicht mehr:
Kaum noch ein knoſpend Roſenreis,
Jetzt eine Blüthe flammend hehr!

Dein Auge war ein ſchöner Stern
Am morgenblüh'nden Firmament;
Jetzt ſtrahlt es, daß es nah und fern
Voll Segen ſonnenmächtig brennt.
Es war ein ſüßer Ton dein Wort,
Das in der Nähe Luſt verlieh,
Jetzt klingt es ſeelenſtürmend fort
Wie eine ſtolze Melodie.

Dein Weſen war ein reizend Land,
Wie es vor Frühling keimend liegt,
Wenn aus dem kaum begrünten Sand
Die Lerche liederübend fliegt;
Jetzt lacht es ſchwellend wie der Mai,
Der Blumen ſtreut und Knoſpen reiſt,
Und der mit Klang und Düften frei
In alle Menſchenherzen greift.

Dein Geiſt, der kaum noch träumend ſchlief,
Iſt plötzlich jauchzend aufgewacht,
Enthüllend friſch und voll und tief,
So reiche, nie geahnte Pracht.
Du Bildniß der Begeiſterung,
Was gab dir dieſe üpp'ge Kraft?
Was gab dir dieſen mächt'gen Schwung?
Was gab dir dieſe Leidenſchaft?

Weil dich der treue Freund erkor,
Weil er geöffnet laut die Bruſt,
Weil, was er heilig dir beſchwor,
Ein Echo fand in deiner Bruſt,
Weil ihm dein Herz geſtehen darf,
Wie es für ihn nur rang und ſchwoll,
Und alle Feſſeln von ſich warf:
Drum wandelſt du ſo wundervoll!

Drum hat dein Weſen ſich ſo hell
Mit Licht und Klarheit angethan,
Drum ziehſt du, eben noch ein Quell,
Als Strom nun glanzbeſtreut die Bahn;
Drum weißt du, daß er Freude bringt,
Wohin er tritt, dein leichter Fuß,
Daß jedes Wort wie Segen klingt,
Weil ſelber du ein Segensgruß!

Wie ſtrahlſt du ſchon ſo edel groß,
Wenn du dem Freund entgegenharrſt,
Und, traumverſunken in dein Loos,
Nach Wegen, drauf er wandelt, ſtarrſt!
Doch leuchtender noch zieheſt du,
Von ihm umrankt, durch Wald und Feld,
Dann iſt's, die Sonne ſäh' dir zu,
Um dich vergeſſend ihre Welt.

Wenn ich dich ſeh, dann kommt's, daß loh
Die höchſte Luſt durchs Herz mir zieht,
Beſiegend möcht' ich Salomo
Anſtimmen dann das höchſte Lied,
Dich ſchmückend mit dem hellſten Glanz
Wie die Verzückung ihn erſchaut:
Das Alles thut dein Myrthenkranz,
Du ſüße, liebe, holde Braut!

Hochzeitslied.

Die duſt'gen Blüthenflocken
Streut fröhlich heut die Luſt:
Rings Kränze in den Locken,
Rings Sträuße an der Bruſt,
Die Augen glühn wie Sonnen,
Die Herzen jauchzen laut,
Der Gruß, er gilt in Wonnen
Dem Bräut'gam und der Braut!

An Wünſchen mag's nicht fehlen!
Wer hält ſie heut zurück?
Ihr tragt in euren Seelen
Den Keim zu allem Glück;
Voll Luſt und Muth und Friſche,
Zum Schaffen voller Drang,
Ging zu des Lebens Tiſche
Stets munter euer Gang.

Jung habt ihr euch gefunden,
Klar habt ihr euch erkannt,
Feſt ſeid ihr nun verbunden,
Geſegnet ſei das Band!
Ihr ziehet heiter weiter
Hinauf die Lebenshöhn,
Es geht mit euch als Leiter
Die Liebe morgenſchön.

Treu bleibt ihr rüſt'gem Streben,
Das iſt das beſte Loos!
Ihr wißt, darin erheben
Sich junge Geiſter groß.
Kein träumeriſches Hoffen,
Kein Fürchten trüb gedämpft:
In Wahrheit heißt es offen
Gerungen und gekämpft!

Sind oft die Wochen drückend,
Hell kommt der Feiertag,
Ihr lebt beglückt, beglückend,
Was immer kommen mag.
Geliebt und liebend ziehet
Ihr ſtets mit hellem Sinn,
Die letzte Stunde fliehet
Froh wie die erſte hin.

Die duſt'gen Blüthenflocken
Streut fröhlich heut die Luſt:
Rings Kränze in den Locken,
Rings Sträuße an der Bruſt,
Die Augen glühn wie Sonnen,
Die Herzen jauchzen laut:
Ruſt mit: Ein Hoch in Wonnen
Dem Bräut'gam und der Braut!

Der Frau.

1847.

Wir ſchwelgen freudig hochbeglückt
In vollſter Seligkeit,
Und wer uns liebt, ſieht uns entzückt,
Und wer uns haßt, voll Neid.

Mein Kind, wir ſehn ſo morgenfriſch
In dieſe ſchöne Welt;
Wir wiſſen: Haus und Bett und Tiſch
Iſt drin für uns beſtellt.

Ein freier Sinn, ein heitrer Muth
Und eine fleiß'ge Hand!
Gewiß, ſo geht das Leben gut,
Durch lauter Sonnenland!

Was ſollen wir auch hoch hinaus?
Nie brachte Hochmuth Heil,
Zufriedenheit im ſchlichten Haus,
Das iſt der beſte Theil.

So ziemt ſich's daß kein Glück uns fehlt,
Daß uns kein Unglück ſchreckt;
Uns haben Launen nie gequält,
Nie Eiferſucht geneckt.

Als ich mein ganzes Herz dir bot,
Gabſt du mir deines gleich:
Nun geht das Leben bis zum Tod
Wie durch das Himmelreich.

Der jungen Mutter.

Das iſt die hellſte, klarſte Luſt,
Die leuchtend ſtrahlt auf deinen Zügen!
Zum erſtenmal wird dir bewußt
Des Lebens innigſtes Genügen:
Du fühleſt Mutterſeligkeit,
Den höchſten Himmel hier auf Erden,
Du ſtehſt ſo heilig, hoch, geweiht!
O Heil dir, du wirſt Mutter werden!

Da dir als Braut der Myrthenkranz
Erblühte hell in dunkeln Haaren,
Da mußte mit der Freude Glanz
Sich noch im Blick die Thräne paaren;
Die helle Jugend blieb zurück,
Die Zukunft galt es zu erproben,
Du durfteſt bangend nur das Glück,
Das in den Arm dich preßte, loben.

Jetzt erſt ward dir der beſte Theil,
Denn deine Liebe iſt geſegnet.
Prophetiſch ſprechen Alle: Heil,
Ja, Heil iſt deinem Haus begegnet!
Du fühlſt dich ſtolz, bewußt und groß,
Darfſt hohen Muths die Stirne heben;
Denn ahnungsvoll fühlſt du im Schooß
Sich quillend bilden neues Leben.

Das iſt die wonnig ſüße Frucht,
Vom Manne deiner Wahl empfangen:
Jetzt iſt die Lieb in edler Zucht
Zu ihrem Gipfel erſt gegangen.
Ein hohes Wunder thut ſich kund,
Lebendig ward die holde Liebe:
Ein Weſen wächſt aus heil'gem Bund
Durch zweier Herzen mächt'ge Triebe.

Jetzt fühlſt du im Zuſammenhang
Mit der Natur dich ſchaffend bilden!
Nah fühlſt du dich dem Sternengang,
Den Blumen nah in den Gefilden!
Du webeſt mit geheim und groß
Urewig Sein im Weltalls Namen!
O ſelig iſt des Weibes Loos,
Es wahrt der Menſchheit ew'gen Samen!

Glück zu! Bald ſtreckt das holde Kind
Im Schooß dir froh die jungen Glieder!
Dann pfleg es heiter, ernſtgeſinnt,
Den Geiſt der Aeltern gieb ihm wieder!
Es wird dein Stolz, es wird dein Ruhm!
Zieh recht es auf für dieſe Erden,
Für Liebe, Freiheit, Menſchenthum!
O Heil dir, du wirſt Mutter werden!

An der Wiege.

Schlaf wohl, du ſüße Luſt, mein Kind,
Schlaf wohl, mein warmes eignes Blut!
Dich nährt die reinſte Mutterbruſt,
Dich hütet treu das treuſte Herz.
Zu ihrer Freude wachſe groß,
Zu deines Vaters Stolz gedeih!
O ſei ein Ruhm der Männerſchaar,
Dem Vaterland, der weiten Welt!

Zu ruhn, zu wachſen iſt jetzt Zeit,
Geſund mußt du mein Bube ſein,
Damit du ſtark an Seel' und Leib
Ins prüfungsreiche Leben ſpringſt.
Da hebt ſich mancher Bergkamm hoch,
Da fließen Ströme, tückiſch, tief,
Im Schwimmen und im Klettern kühn
Sollſt du gedeihen mir zum Mann!

Früh öffne ſich dein Geiſt der Welt
Wie Sonnenblumen vor dem Licht,
Scharf mußt du in die Dinge ſehn,
Die kühne Forſchung ziemt dem Mann.
Auf, deinen Gott erkenne klar,
Erkenn die Welt, erkenne dich!
Nie taſte an des Nächſten Recht,
Wer deins antaſtet, ſtraf ihn ſtark.

Die Freiheit ſei die ſüße Braut,
Um die du wirbſt, für die du ſtirbſt:
In Haus und Vaterland und Welt
Steh für die Freiheit immerfort!
Und wenn du fällſt, dein früh Geſchick
Ich ſegn' es, wie der Grieche that,
Wenn auf der Bruſt, im Rücken nicht
Die breite rothe Wunde klafft.

O könnteſt du ein Beiſpiel ſein
Den Helden gleich, die nimmermüd
Für ihrer Heimath Ruhm gekämpft,
Geſtritten für des Volkes Glanz!
O ſäh' auf dich mit Luſt die Welt!
O wär dein Ruhm der Jugend Ziel!
O ſänge deine Thaten einſt
Des beſten Dichters hellſtes Lied!

Schlaf wohl, du ſüße Luſt mein Kind,
Schlaf wohl, mein eignes warmes Blut!
Dich nährt die reinſte Mutterbruſt,
Dich hütet treu das treuſte Herz.
Zu ihrer Freude wachſe groß,
Zu deines Vaters Stolz gedeih!
O ſei ein Ruhm der Männerſchaar
Dem Vaterland, der weiten Welt!

Mit den Buben.

1855.

I. Keine Ruh.

Hei, ihr Lockenköpfe, wollt ihr!
Laßt das Toben, Schreien, Lärmen!
Hei, wie trollt ihr, hei, wie tollt ihr!
Welch ein Laufen, Rennen, Schwärmen!
Max will ſpringen, Paul will klettern,
Und der kleine Hans will reiten.
Trommelton, Trompetenſchmettern,
Flötenklang, wie ſie jetzt ſtreiten!
Falter will der Eine fangen,
Jener Drachen fliegen laſſen,
Und der dritte von den Rangen
Blumen pflücken ganze Maſſen;
Märchen ſoll ich Max erzählen,
Paul ein luſtig Liedchen ſingen,
Und nun kommt mich Hans zu quälen,
Mit dem Schellenbaum zu klingen.

Ha, jetzt hängen ſich die Buben
Alle mir an Arm und Beine —
Und ich flieh zur andern Stuben. —
Endlich — endlich erſt — alleine,
Daß ich mich zuſammenraffe,
Und am Werke kräftig ſchaffe!

II. Zu viel Ruhe.

Weib und Kinder auf dem Lande,
Daß ein Jedes Luſt dort ſchöpfe!
Ruh läßt mir die ganze Bande,
Lockenkopf und Lockenköpfe.
Welcher Frieden! dort im Schranken
Hör ich laut das Heimchen picken,
Wachſen ſchier der Reben Ranken
Die mir durch das Fenſter blicken.
Welcher Frieden! — Sonnenlichter
Spielen hell entlang am Tiſche,
Raſche Schwalben, irr Gelichter,
Zwitſchern an der Fenſterniſche.
Welcher Frieden! Recht zum Denken,
Recht zum Dichten und Geſtalten! —
Nein, ich ſitz auf Folterbänken,
Und es iſt nicht auszuhalten!

Wo ſind meiner Kinderſtimmen
Süße holde Lerchenlieder?
Soll der Dichtung Feuer glimmen,
Tobet, rufet, lärmet wieder!
Weib, Max, Paul und Hans herbei!
Eher fühl ich mich nicht frei!

Schlaf, Elſe, ſchlaf!

1856.

Schlaf, du ſüßes Töchterlein,
Abend dämmert leis herein,
Sonne ſinkt am Hügelrand,
Und die Nacht webt übers Land.
Schlaf, Elſe, ſchlaf!

Bien' und Käfer draus im Baum
Summen allgemach im Traum,
Roſe müd die Augen ſchließt,
Und das Bächlein ſanfter fließt.
Schlaf, Elſe, ſchlaf!

Stern auf Stern durchblitzt die Nacht,
Und dein guter Engel wacht,
Webt dir Luſt und Licht und Gold
In den Schlummer rein und hold.
Schlaf, Elſe, ſchlaf!

Kommt der Morgen, blüht die Welt,
Vögel, Blumen ſind im Feld.
Schöner noch wie alles Licht
Lacht dein herzlieb Angeſicht.
Schlaf, Elſe, ſchlaf!

Landleben.

Wie ein Strom von purem Golde gleiten
Dieſe langen, ſonnenhellen Tage
Unſres wunderbaren Sommerlebens.

Sind es Töne reingeſtimmter Glocken?
Sind es Lieder ſüßer Frühlingsvögel?
Nein, es ſind die herzig lieben Stimmen
Unſrer friſchen, blondgelockten Kinder,
Die uns Morgens aus dem Schlafe wecken.
Draußen lärmen ſie ſchon durch den Garten.
Wie das locket! Raſch ſind wir bei ihnen
Zu dem Frühſtück in der Rebenlaube,
Während draußen farbenhelle Blumen
Friſch bethaut die bunten Häupter heben,
Und die Früchte roth im Laube ſchwellen.
Holdes Reifen rings von Blüth' und Samen!
Aber holder reifen unſre Sproſſen!

Und wir ziehen mit der ganzen Bande
Durch die Felder, wo das Korn ſich goldet,
Durch den duft'gen Klee, der röthlich ſchimmert,
Durch den Weinberg, wo die Trauben wachſen,
Nach den wald- und buſchgekrönten Hügeln.
Und wir ruhen aus am Rand der Halde,
Zugedeckt vom Schatten grüner Zweige,
Drein die Sonne goldne Lichter ſtreuet.

Vor uns in den ſüßen Kräutern webet
Heimlich Leben ſummend emſ'ger Bienen,
Goldner Käfer Schwirren, bunter Falter
Raſtlos ſpielend Durcheinanderflattern.
Ringeltauben rauſchen jäh vorüber,
Ferne klopft der Specht, es ſchreit der Häher.
Doch wir blicken durch das warme Brodeln
Ueberm Boden in des Thales Tiefe,
Welche blauumduftet vor uns lieget.
Aus dem Grunde blitzt der Fluß ſo glänzend,
Schweigend ruhen rings die ſaubern Dörfer,
Ferne ragt der Wald und drüber heben
Sich der Berge ſtolzgeformte Kuppen.
Friedlich ſchöne Ausſicht! Und den Kindern,
Die wie Bien' und Falter uns umtummeln,
Wünſchen wir die Ausſicht ſo ins Leben!

Thalwärts rufen dann die Mittagsglocken,
Und vorbei am kühlen, ſchatt'gen Bächlein
Suchen wir gemach den Weg nach Hauſe,
Wo Großmutter ſchon das Mahl bereit hält.
Hei, wie jauchzen da die kleinen Beller!
Ländlich derber Hunger reizt ſie alle,
Einfach guter Speiſe zuzuſprechen.
Wie die Blicke lachen! Wie die Zungen
Schleckend ſchnalzen! „Aller Augen warten,
Herr, auf dich, und du gibſt ihnen Speiſe
Zur gerechten Zeit!“ O wär das Völklein

Stets ſo froh zum Mahl, ſtets ſo zufrieden,
Wenn ſie einſt zu Tiſch das Leben ladet!

Nachmittags zieht uns zum Hof das Häuflein.
Welcher Lärm empfängt uns! Hahn und Hühner
Gluckſen an. Der Taubenſchwarm vom Dache,
Der ſich putzend ſonnte, ſchwirrt herunter,
Von den Bäumen rauſcht das Volk der Spatzen,
Und von Ferne watſcheln her die Enten.
Alle wollen den Tribut, den täglich
Unſre Sproſſen mit vom Nachtiſch bringen.
Und wie klatſchen ſie die kleinen Händchen
Ob dem zankend wirrenden Geflügel!
Iſt die Speiſung fertig, wohl, dann geht es
In den Stall, den breitgeſtirnten Kühen
Und der muntern Ziege Klee zu ſtreuen.
Selbſt das garſt'ge Schwein wird nicht vergeſſen,
Grunzend läßt's ſich ſaft'ge Knollen ſchmecken.
Aber ſehet, an den Balken ſtreichet
Dort Mimi, die Katze! War ergiebig
Auch die Mäuſejagd, ein lecker Knöchlein
Bringt ihr Einer ſicher von den Buben.
O wie gern ſie geben! Möchten immer
Offen ſein die Hände wie die Herzen,
Kreuzet der Bedürft'ge ihre Wege!
Möchten ſtets gefüllt ſein ihre Hände!

Nun zur Scheune! Alle kauern nieder
Auf den ausgedroſchnen Weizengarben.

„Jetzt erzählet!“ klingt die laute Mahnung,
Und wir ſtöbern ſinnend im Gedächtniß
Auf die alten ſüßen Kindermärchen
Längſt verſchollner Zeiten, da wir ſelber
Noch des Volks uralter Dichtung lauſchten.
Die Geſchichte von dem kleinen Däumling,
Von dem ſtarken Hermel, von Schneewittchen
Und Rothkäppchen ſuchen wir zuſammen.
Welche Lauſcher! Immer größer werden
Dann die großen blauen Kinderaugen,
Leisgeöffnet ſind die rothen Lippen,
Und kein Glied bewegt ſich. Wie ſie Ohr ſind!
Wäre dieſe Wißbegierde immer
Ihnen eigen, wenn ein weiſer Lehrer
Sie in Welt und Leben ſinnig einführt!

Doch den ſchwülen Tag verkühlt der Abend,
Und wir ziehn hinunter nach dem Fluſſe,
Während ſich am Berg die Sonne ſenket
Und ihr rothes Gold den Wieſen ſtreuet
Und den Apfelbäumen, die drin prangen,
Und den Weiden, die den Mühlbach grenzen.
Friſch ins Bad! Die leichten Kleider fallen
Und die Kinder hüpfen nackt ins Waſſer,
Wo ſie jauchzend, ſpielend, plätſchernd, blaſend
Mit den Wellen auf den Kieſeln ringen.
O, daß euch dereinſt im Strom des Daſeins
Stets ſo keckes friſches Weſen ziere!

Ferne bläſt der Hirt. Die Herde kehret.
Und im Schatten, welchen Berg und Bäume
In den Thalgrund werfen, ziehn wir heimwärts.
Noch ein einfach Mahl! Und in den Betten
Löſen ſich die müdgeſunden Glieder,
Die der Schlaf umwebt. Wie blank ſie liegen
All die lieben blonden Lockenköpfe!
Möchten ſo nach arbeitsſchweren Tagen
Einſt ſie keuſche fromme Ruhe finden,
Wie jetzt nach der Kindheit hellen Spielen!

Ruh iſt nun im Hauſe, Ruh iſt draußen,
Doch wir ziehen durch das Thal ſelbander,
Das im Mondlicht dämmert. Bläulich ragen
Rings die Berge. Duft entſteigt den Auen,
Seltſam unbekannte Stimmen klingen.
Iſt's der Fluß? Sind's träumend ſtille Vögel,
Blätterflüſtern oder Saatenrauſchen?
Durch die Lüfte zuckt's. Rings webet Zauber,
Wir verlieren uns, tief in uns ſchauend:
In das ſüße Glück des ſüßen Daſeins,
In das Glück der Liebe. — Doch nun heimwärts!
Denn es ſchlägt die Mitternacht vom Thurme.

Wie ein Strom von purem Golde gleiten
Dieſe langen ſonnenhellen Tage
Unſres wunderbaren Sommerlebens.

Inhalt.

Seite

Stillleben der Natur.

Maiſtrauß. I – XII. 3–10
Bilder der Haide. I – XII. 11–18
Strandmuſcheln. I – IX. 19–24
Sommerblumen. I – IX. 25–32
Herbſtblätter. I – XIV. 33–42

Sonette.

I – XXX 45–74

Elegien.

Silvan an Meluſine 77
Felix an Mathilde 86
Walter an Emma 91

Begegnungen.

Pauline 99
Serenata 101
Clara. 105
Veronika 108
Agnes 111
Johanna 114
Auguſte 117

Deutſche Grüße.

An Alexander von Humboldt 123
Auf Karl Immermann's Grabe 124

Seite
An G. E. Leſſing . . . 127
An Graf Auguſt von Platen-Hallermunde . . . 130
An Jakob Becker von Worms . . . 133
An Friedrich Overbeck . . . 137
An Jakob und Wilhelm Grimm . . . 139
An Ludwig Uhland . . . 143
An Ernſt Moritz Arndt . . . 148

Geſtalten.

Erwin . . . 155
Hermann . . . 157
Reinhart . . . 170
Walter . . . 173
Dietrich . . . 175
Friedel. I. Auf der Wanderſchaft . . . 177
II. Im Keller . . . 179
III. Blauer Montag . . . 181
IV. In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen . . . 183
Max I. Vor der Schlacht . . . 186
II. Auf der Wacht . . . 187
III. An das Vaterland . . . 189
IV. An einer Gruft . . . 190
V. Nach dem Siege . . . 191
Florentin . . . 192
Hans Strolch. I. Auf Markt und Gaſſen . . . 194
II. O Lotte . . . 196
III. Gekrönte Häupter . . . 199
IV. Du flotte tolle Geige . . . 202
V. Und luſtig! . . . 204
VI. Mein Herz . . . 207

Meditationen.

I—XVI . . . 211—226

Von Haus und Heerd.

An meine Mutter . . . 229
Am Grabe des Vaters . . . 230
An Walli . . . 233

	Seite
Der Braut	231
Hochzeitslied	237
Der Frau	240
Der jungen Mutter	242
An der Wiege	245
Mit den Buben I. Keine Ruh	248
II. Zu viel Ruhe	249
Schlaf, Elſe, ſchlaf!	251
Landleben	252

rische
bibliothek
nchen

Leipzig
Druck von [illegible]

Der Pilger in Italien.

Der Pilger in Italien.

Sonette

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1868.

B

Zum Eingang.

Voll Sehnſucht war mein Herz ſeit langen Jahren,
Sie kehrte ſtets, drückt' ich ſie männlich nieder,
Die Sehnſucht, gen Italien zu fahren.

Es riefen mich Geſchichte, Kunſt und Lieder,
Es lockte mich der Meere und der Auen
Und ſeiner Menſchen Schönheit immer wieder.

Und endlich ſtieg ich durch das eiſ'ge Grauen
Der Alpen abwärts zum gelobten Lande
Und ſah den ſegensreichen Himmel blauen.

Entglühte auch der Geiſt in friſchem Brande,
Ich dachte der Verſuchung zu entfliehen,
Zu künden euch von dem Gebirg' und Strande.

Ich ſah im Geiſt die Meiſter vor mir ziehen,
Die hoch und ruhmvoll aus der Menſchheit ragen
Mit ſtolzem Bild und mächt'gen Melodieen.

Sie kündeten von Thaten und von Sagen,
Von Kunſt und Künſtlern und von Höhn und Gründen:
Wer darf mit ihnen ſich zu meſſen wagen?

Ich ſah die Kraft der Anmuth ſich verbünden
In ihrem Werk aus dieſen Glanzbereichen —
Und Stolz und Qual empfand ich, nicht zu künden.

Da mußt' ich doch dem Schöpfungsdrange weichen:
Es ſchwoll und quoll, als wär' ein Lenz gekommen,
Sieghaft und glückverkündend ohnegleichen.

So wag' ich's denn, mag es auch wenig frommen, —
Nicht mehr gebiet' ich jenen wilden Gluten,
Die plötzlich feuerſprühend mir entglommen.

Die Bilder, die in tiefer Seele ruhten,
Sie ſteigen auf, ſie löſen ihre Siegel,
O, wie ſie hell und goldig mich umfluten!

Die Phantaſie ſprengt auch die ſtärkſten Riegel,
Die Phantaſie beginnt ihr ſelig Walten:
Ich zeig' Italien euch in meinem Spiegel —

So ſteigt denn auf, ihr Bilder und Geſtalten!

1.

Italien.

Wie ſoll ich dieſen jähen Wechſel künden?
Vor wenig Stunden noch auf Alpenwegen
Hört' ich den Sturm um ſchroffe Felſen fegen,
Und Eis und Schnee lag in den tiefen Schründen.

Die Gemſe klomm empor an ſchaur'gen Schlünden,
Der Geier ſtreift' in kühnen Flügelſchlägen,
Kein grünes Pflänzlein ſchaute mir entgegen,
Und dumpfer Nebel lag auf allen Gründen.

Nun Licht und Glanz ringsum! Die Berge ſteigen
So blau und roth, es ſchwellen grün die Thale
Die ſich im Spiegel dunkler Seeen zeigen.

Ich aber wandre friſch im Frühlingsſtrahle
Durch Wälder von Orangen, Lorber, Feigen:
Italien, dich grüß' ich tauſend male!

2.

Italiens Sprache.

So dehnen ſich im Nord am Alpenrande
Die Seeen auch, der Hochlandsſtröme Becken,
Nur weiß das Licht hier tiefre Glut zu wecken
Im Waſſerſpiel und an dem bunten Strande.

So ſchaut das Hochgebirg auch in die Lande
Der Heimat dort, doch farbenreicher recken
Sich hier empor die Zacken und die Ecken
An ſeiner Gletſcher weißem Eisgewande.

Und welche Luft! In würzevoller Weiche
Umſpielt ſie mich, als ob ſie Balſam thaute
Aus hellem, paradieſiſchem Bereiche.

Und andre Menſchen rings, wohin ich ſchaute!
Sie grüßen mich. O, es ſind zauberreiche,
Klangvolle, ja, es ſind Italiens Laute!

3.

Völkerwanderung.

Schon als ich auf den hohen Alpenbahnen,
Wo ich von grauen Nebeln ſtand umnachtet,
Die früchtereichen Thäler mir betrachtet,
Empfand ich in der Seele leiſes Ahnen.

Und ich verſtand die Sehnſucht der Germanen:
Tief war ihr Geiſt, wenn ſie auch ungeſchlachtet
Anſtürmten; ſinnig hatten ſie geachtet
Der Wundermär und trugen hoch die Fahnen.

Bedrückt von Eis und Schnee im rauhen Norden,
Verlangten ſie nach neuem Heimatſtrande,
Ins Land des Heils aufbrachen ihre Horden.

Ach, ſie eroberten im Sturm und Brande —
Wir wollen hier nicht rauben, ſengen, morden,
Doch uns im Geiſt erobern dieſe Lande.

4.

Mailand.

Das „reiche“ Mailand heißeſt du. Es breiten
Sich deine Straßen durch die üpp'gen Auen,
Der Gallier begann dich einſt zu bauen,
Dann kam der Römer an, dich zu erſtreiten.

Und in der Völkerwandrung wilden Zeiten
Sah man ſich hier die Menſchenſtröme ſtauen,
Die Longobarden fielen in die Gauen,
Um hier den Königthron ſich zu bereiten.

Die Franken, Deutſchen und Franzoſen kamen,
Sich zu erbeuten deine Eiſenkrone,
Die ſie in ſtetem Wechſelſtreit ſich nahmen.

Und jetzt gehorcheſt du Italiens Sohne.
Italiſch bleib, ein Reich mit Einem Namen,
Im Volksthum Eins und Eins in Kron' und Throne!

5.

Kaiſerzüge.

Ich lauſche gern daheim den hohen Mären
Der Kaiſer aus dem alten Sachſenblute,
Der Franken, Schwaben, die in kühnem Muthe
Das Vaterland beherrſcht in Zucht und Ehren.

Doch ſeh' ich ſie nicht gern umbrauſt von Heeren,
Das Schwert zur Hand, das Haupt im Eiſenhute.
Was ſchwangen dieſem Lande ſie die Ruthe?
Was ſuchten ſie das Volksthum ihm zu wehren?

O, hätte ſie der Ehrgeiz nicht getrieben,
Es wäre Deutſchland wol für alle Tage
Europas kräftig pochend Herz geblieben!

Uneinig ſind wir noch — uralte Klage! —
Indeß die Einheit auf den Schild geſchrieben
Dies Volk. — Deutſchland, ſteh auf und wage!

6.

Der mailänder Dom.

So wie ſie ragt mit vielen hundert Spitzen,
Die hochberühmte Marmorkathedrale,
Entnahm ihr Muſter man im Sonnenſtrahle
Der hohen Alpen eisbedeckten Sitzen.

So wie die Lichter durch die Fenſter blitzen,
Beleuchtend hohe Säulen, alte Male,
Denk' ich des deutſchen Walds im Heimatthale,
Wo Goldlicht fällt durch alle Blätterritzen.

So ſchuf die Kunſt, die einſt im hohen Norden
Der Künſtlergeiſt erfand in heil'gen Stunden
Und die Germaneneigenthum geworden.

Sie hat den Weg in dieſes Land gefunden
Und klingt ſo tief in herrlichen Accorden,
Daß ſie die Kunſt des Südens überwunden.

7.

Leonardo da Vinci.

Begeiſtert preiſen dich die Zeitgenoſſen:
Du leuchteteſt an Körperſchönheit helle,
Du wareſt ſtark im Kampf, im Ringen ſchnelle
Und jederzeit zur raſchen That entſchloſſen.

Den Saiten iſt manch ſüßer Ton entfloſſen,
Manch tiefes Lied des Mundes ſchöner Schwelle,
Es war dein Geiſt der höchſten Bilder Quelle,
Als Bauherr haſt du weiten Ruhm genoſſen.

Du Gott- und Menſchenliebling, herrlich glänze
Allzeit dein Bild, das jedes Herz erworben;
Es trägt mit Recht die grünſten Lorbeerkränze.

Dem alles ſtets geglückt und nichts verdorben,
Man ſagt, als du erreicht des Lebens Grenze,
Du ſei'ſt in eines Königs Arm geſtorben.

8.

Verona.

Hier ſchweift der Blick nach eiſ'gen Alpenjochen,
Dort ruht er auf der Ebenen Gebreiten,
Du ſiehſt die Etſch in munterm Laufe gleiten,
Die ſich den Weg durchs Felsgebirg gebrochen.

Durch Römerwerk, von Alterthum zerbrochen,
Durch Kirchen, Feſten, Plätze neuer Zeiten
Magſt du betrachtend und erinnernd ſchreiten,
Anmuthig fühlt der Geiſt ſich angeſprochen.

Ich denke ſtill der alten hohen Sagen,
Verſenkend mich in allerfernſte Ferne,
Die unſrer Vorwelt Kunſt hierhergetragen.

Hier glüht der ſchönſte aller Dichtungsſterne;
Altdeutſcher Tugend Muſter ſeh' ich ragen:
Es iſt der edle Dieterich von Berne.

9.

Volksleben.

Volksbilder tauchen auf an allen Ecken,
Wie Künſtler ſie in bunte Tafeln faſſen,
Paläſte ragen in den engen Gaſſen
Und Kirchen, welche hoch die Thürme recken.

Und welch Gewirr am Markt! Die einen ſtrecken
Sich ſonnend hier und neſteln ernſt gelaſſen
An Hut und Mantel; andre dort in Maſſen,
Sie plaudern, markten, ſchlafen, hadern, necken.

Die einen ſcheu verſchmitzt, die andern trutzig,
Hier träg, beweglich dort die braunen Mienen,
Bald ſtolz pathetiſch und bald ſeltſam putzig.

Und fragen wir, dann iſt ſofort erſchienen
Ein Dutzend: „Herr, wir ſind zwar etwas ſchmuzig,
Doch Edelleut', Euch adlich zu bedienen.“

10.

Catull.

Ich haſſe ſie, die aufgethürmten Phraſen,
Strömt der Gedanke nicht in den Gedichten
Urkräftig, voll. Die Zukunft wird ſie richten,
Wenn Flötenſpieler die Poſaunen blaſen.

Ich haſſe ſie, wenn ſie in Verſen raſen,
Die den Pelion auf den Oſſa ſchichten.
Viel beſſer klingt ein Vollgefühl in ſchlichten
Gefügen, als in ſtolzen Parabaſen.

Drum lieb' ich dich, Catull, du Schalk, vor allen
Lateiner-Dichtern; was du haſt geſungen,
Das läßt du ſchlicht und leicht und luſtig ſchallen.

Dir iſt die zarte Tändelei gelungen,
Wer mag im heitern Scherz gleich dir gefallen?
Wie du, ſo hat wol einſt das Volk geſungen.

11.

Venedig.

Daheim in Deutſchland gehen alte Sagen,
Es ſeien jährlich Männer dort erſchienen
Mit fremder Sprache, mit gebräunten Mienen.
Die hätten ins Gebirge ſich geſchlagen.

Sie gaben nie Beſcheid neugier'gen Fragen,
Was ſie dort thaten. Gold, Demant, Rubinen,
So hieß es rings, entgrüben ſie den Minen,
Sie haben Schatz um Schatz nach Haus getragen.

Venediger hieß man ſie. In jedem Lande
Sah man dies Volk, man ſah's auf jedem Meere,
Und Gut um Gut häuſt' es am Heimatſtrande.

Erſt klein, dann groß, voll Muth und Kraft und Ehre,
Phantaſtiſch wagend, kühl doch im Verſtande,
So bauten ſie Venezia, die hehre.

12.

Im Canal grande.

Sie pflegen einem Traum dich zu vergleichen.
Biſt du ein Traum, wie mochteſt erſt du prangen,
Als dir die Sonne herrlich aufgegangen,
Da mußten ſchier dir alle Städte weichen.

Du warſt Gebieterin in weiten Reichen,
So viele um des Meeres Herrſchaft rangen,
Du ſchlugſt ſie mit dem Schwert und haſt empfangen
Aus Nord und Süd Tribute ſondergleichen.

Es waren Fürſten deine ſtolzen Söhne,
Man ſah um deine Töchter Könige werben,
Niemals verband der Macht ſich ſolche Schöne.

Auf all der Fülle ruht jetzt das Verderben,
Und Meer unt Dichter ſingen Trauertöne
Von ſtill verſiechendem und bleichem Sterben.

13.

Auf der Gondel.

Und mag die Stadt allmählich auch verſinken,
Nie konnt' ich mich in ſchönern Träumen wiegen,
Wie hier auf Schritt und Tritt ſie mich umſchmiegen,
Seh' rechts und links ich die Paläſte winken.

Leiſ' ſchwebt der Kahn, die Waſſer ſilbern blinken,
Das Haupt geſtützt pfleg' ich geſtreckt zu liegen
Und durch das Straßenlabyrinth zu fliegen,
Um in die Seele Bild um Bild zu trinken.

O, welche Fahrt in ſchwankend ſüßem Reigen!
Weich wehn die Lüfte mir um Haupt und Glieder,
Weich ſind die Bilder all', die rings entſteigen.

Weich jeder Klang, die Straßen auf und nieder,
Weich iſt die Sprache, die dem Volke eigen,
Und durch die Seele träumen weiche Lieder.

14.

Auf dem Marcusplatz.

Venedig ſchläft, doch ſieh im Mondenſtrahle
Der Mitternacht erwacht vor meinen Sinnen
Vergangne Pracht, und meinen Geiſt umſpinnen
Die Scenen alter Zeit mit einem male.

Das iſt Sanct-Marcus alte Kathedrale;
Wird dort nicht gleich das hohe Amt beginnen?
Das ſind der Dogenburg gewalt'ge Zinnen;
Verſammeln die Signoren ſich im Saale?

Will auf den Bucentaur der Doge ſteigen,
Daß mit dem Ring er ſich dem Meer vermähle,
Umgeben von der Gondeln wirrem Reigen?

Ein funkelnd Leben ſtrahlt durch die Kanäle —
Tauſendundeine Nacht! — Im Mondlicht-Schweigen
Rauſcht, ach, ein ſolches Bild mir durch die Seele.

15.

An der Piazetta.

Da ſtehn ſie noch, wie mächtig ſie ſich bauen
Die Prachtpaläſte längs den blauen Wogen,
So ſchön und groß! Wohin ſind ſie gezogen,
Die ſie bewohnt, die Männer und die Frauen?

Da liegt der Haſen, weit zu überſchauen,
Zu dem die Schiffe kühn herangeflogen
Aus aller Welt! Oed' iſt der Riva Bogen,
Und es beſchleicht die Seel' ein leiſes Grauen.

Da ragen ſie, die trotz'gen Siegstrophäen,
Die dieſes Volk in Nord und Süd errungen,
Auf Säulen und an Tempelpropyläen.

Die Helden todt, ihr Ruhm auf allen Zungen!
Den Fremden ſeht ihr ſtaunend ringsum ſpähen,
Doch der Bewohner ſchleichet ſchmerzdurchdrungen.

16.

Vergeltung.

Du warſt die mächtigſte der Republiken,
Du haſt der Schiffe Anker kühn gelichtet
Und hoch die ſtolzen Flaggen aufgerichtet,
Um ſiegreich ſie durch alle Welt zu ſchicken.

Dir pflegten Papſt und Kaiſer hold zu nicken
Mit Grüßen, die man an die Freunde richtet;
Auf Genua, das Piſa einſt vernichtet,
Sah man dich mitleidsvoll und höhniſch blicken.

Doch Genua — was half dir all dein Recken? —
Es wußte deinen Hochmuth zu vergelten
Durch ſeiner Söhne größten, deinen Schrecken.

Chriſtoph Colombo war's. Kannſt du ihn ſchelten?
Er ging des Oceans Wege zu entdecken
Und aufzuſchließen neue große Welten.

17.

Venedigs Maler.

Willſt du entſliehn dem trüben Angedenken
Vergangnen Reichthums, der in Staub verfallen,
So mußt du in die hohen Tempelhallen,
In die Paläſte deine Schritte lenken.

Dort kannſt du dich in heil'ge Kunſt verſenken,
Urewig iſt ſie, Tröſtung gibt ſie allen,
Du ſiehſt vorüber hohe Meiſter wallen,
Und jedem mußt du deine Liebe ſchenken.

Du ſtaunſt vor Gian Bellino's ernſter Milde,
Dem Formenſchwung, den üppig tiefen Farben
Des Tizian in jedem neuen Bilde.

Vor allen, die nach ihm um Lorbern warben,
Schmückt Veroneſe herrlich ſeine Gilde —
Die Künſtler leben noch — die Dogen ſtarben.

18.

Tizian.

So formenüppig und ſo farbentrunken
In ſtolzgewachſ'nen ſchwellenden Geſtalten
Sah keinen von den Malern noch in alten
Und jungen Zeiten je die Erde prunken.

Sprühn dieſe Augen nicht lebend'ge Funken?
Will nicht ein Lächeln jeder Mund entfalten?
Du läſſeſt alle Sinnenreize walten:
Wir ſind in Schönheitszauber tief verſunken.

O, welches Glück, in ſolchem Kreis zu leben
Von Heldenmännern und von Wunderfrauen
Und glühend kühn der Kunſt ſich zu ergeben!

Es ſcheinen deine Heil'gen, die zum blauen
Lichthellen Aether mit den Engeln ſchweben,
Zur Erde ſehnſuchtsvoll zurückzuſchauen.

19.

Paul Veroneſe.

Nie rauſchten ſo in früh und ſpäten Tagen
Wie hier des Lebens volle friſche Wogen,
Und zweifelt ihr — ihr werdet nicht betrogen —
So geht Paolo Veroneſe fragen.

Nichts glich und gleicht Venedig! wird er ſagen. —
Der Bilder Stoff kommt allwärts angeflogen,
Doch ob er Juda, Hellas, Rom durchzogen,
Er kann ſich nie der Heimat Pracht entſchlagen.

So kleidet er die Heil'gen und die Frommen,
Die Laien ſtets in Formen und Gewande,
Die der Lagunenſtadt er hat entnommen.

Und fahret ſuchend ihr von Land zu Lande,
So urgeſund, vollkräftig, luſtentglommen,
Gab es Geſtalten nur an dieſem Strande.

20.

Shakſpeare.

Ich weiß kein Land, wo ſich ſo leicht und gerne
Die Hörer dem Erzähler rings geſellen,
Ich weiß kein Land, wo ſie ſo üppig quellen,
Geſchicht' und Märchen aus der Näh' und Ferne.

Wer aber trennt die Hülſen von dem Kerne?
Genug, wenn kunterbunt die Fabeln ſchwellen!
Ihm erſt gelang's, ſie recht ins Licht zu ſtellen,
Shakſpeare, der Briteninſel Dichterſterne.

Der Liebe höchſtes Lied hat er geſungen,
In ſeiner Julie; in Venedigs Mohren
Iſt ihm ein Sang der Eiferſucht gelungen.

Den Shylok ſchuf er. Fluch, dem gier'gen Thoren!
Nie iſt dem Süden ſolches Werk entſprungen:
Dich, großer Shakſpeare, hat der Nord geboren!

21.

Ehedem und Jetzt.

Auf alten Tafeln treten uns entgegen,
Die dieſe Marmorhäuſer einſt beſaßen,
Die einſt befahren dieſe Waſſerſtraßen,
Es iſt, als ob ſie lebend ſich bewegen.

Das ſind die Männer, deren ſcharfe Degen
Sich mit den Degen aller Völker maßen,
Die zu Gericht ob Tod und Leben ſaßen:
Wie ſchaun ſie trotzig, ſcharf und kühn verwegen!

Es fließt der Sammt, es rauſcht die reiche Seide,
Das ſind Venedigs wundervolle Frauen
Im edelſtein- und goldgeſtickten Kleide.

Ich ſuch' umſonſt, wohin die Blicke ſchauen,
In dieſer Zeit nach gleicher Augenweide;
Es macht das heutige Geſchlecht mir Grauen.

22.

Nächtliche Fahrt.

Jetzt iſt es Nacht, hoch glühn der Sterne Funken,
Es liegt die Flut in weitem ſtillen Schweigen,
O komm mit mir die Gondel zu beſteigen,
Neu lebet auf, was in die Nacht verſunken.

Wie jetzt im Mondſchein die Paläſte prunken,
Drin Lichter ſich in hohen Fenſtern zeigen!
Es klingen fern die Flöten und die Geigen,
Ich ſeh' und lauſche lang, der Geiſt iſt trunken.

Jetzt merkſt du nicht das Siechen und Verſinken,
Da wir beim leiſen Rudertakte ſchwimmen
Und auf der Flut die Spiegelbilder blinken.

Horch auf, Geſang! Die ſüßen Lieder klimmen
Empor wie ſonſt und friſche Lüfte trinken
Den Männerchor und weichſte Knabenſtimmen.

23.

Die Diſtichen des Sanazar.

„Dort wo der Hadria Gewäſſer blauen,
Sah einſt Venedig meerbeherrſchend liegen
Der Gott Neptun und rief: Ich werde ſiegen,
O Zeus, komm unſre Städte zu beſchauen

„Was ſoll dein Capitol und was die grauen
Kriegsthürme, die ſich an den Tiber ſchmiegen?
Durch Menſchen iſt dein Rom emporgeſtiegen,
Venedig konnten nur die Götter bauen!“

So etwa lauten — ſeid mir milde Richter —
Drei Diſtichen, die hier ich übertragen
Nach Sanazar — lateiniſch ſchrieb der Dichter.

Sechshundert Golddukaten ließ ihm ſchlagen
Die Stadt zum Dank. Ihr armen deutſchen Wichter,
Für Lieder Gold — wer weiß davon zu ſagen?

24.

Rückblick.

Durch manche Länder bin ich hingefahren,
Zu vielen Völkern bin ich einſt gegangen,
Gewalt'ge Städte ſah ich reicher prangen
An Menſchen, Schiffen, Kaufgewölb' und Waaren.

Doch nimmer ſah ich reizender ſich paaren
Stadt ſo wie Flut, von Inſeln rings umfangen,
Vom Meer umrauſcht, indeß ſich fern die langen
Tiefblauen Zackenreihn der Alpen ſcharen.

Venedig, wie ich dich im Herzen hege,
Verſprech' ich dir, wohin ſich immer lenken
Die irren Pfade, ſtets die treuſte Pflege.

Und wo ich ferner deiner mag gedenken,
Es wird in dich der Geiſt ſich allerwege
Wie in das ſchönſte Städtebild verſenken.

25.

Auf dem Lido.

Dich grüß' ich, Hadria! Du liegſt in hellen
Lichtſtrahlen vor den Blicken hingegoſſen.
Schaumziſchend kommt die Brandung angeſchoſſen
Und ihre ſeltſam fremden Stimmen gellen.

Thalatta, heil'ges Meer! Von dieſen Wellen
Iſt der Hellenen ſelig Land umfloſſen.
Fern geht ein Schiff, es kämpfet unverdroſſen
Und flieget ſüdwärts, weiß die Segel ſchwellen.

Nach Griechenland! O dürft' ich dich begleiten,
Um zu begrüßen unſrer Bildung Wiege,
Durchſchwärmend heil'ge Stätten, heil'ge Zeiten!

Athen und Sparta! Nur im Geiſte fliege
Ich hin zu euern ew'gen Herrlichkeiten,
Im Geiſt erleb' ich alte Geiſtesſiege.

26.

Die norditaliſche Ebene.

Wir machen auf dem Dampfroß raſche Flüge
Durch endlos weite fruchtbeladne Flächen,
Wir kreuzen Ströme, ziehn entlang den Bächen,
Fern blaun der Berge wunderbare Züge.

Und ſeitwärts lacht der Aecker bunt Gefüge,
Die tauſendfache Saaten nimmer ſchwächen.
Wo mögt ihr ſolche Frucht vom Baume brechen?
Zeigt mir das Land, das ſolche Trauben trüge?

Und alte Städte heben rings die Zinnen,
In jeder hat ein ſtolzer Fürſt geſeſſen:
Wer möchte hier nicht Land und Volk gewinnen?

Man ſah ſich Bildner und Poeten meſſen
Im Kampf nach Ruhm. Es prägen ſich den Sinnen,
Rings Wunder ein, die nimmer wir vergeſſen.

27.

Correggio.

Zu großer Zeit in weiten Künſtlerkreiſen
Mag nur das höchſte Meiſterwerk gelingen,
Ureigenes Gebild hervorzubringen,
Gelinget auch in eng umſchränkten Gleiſen.

So ſchuf Correggio in neuen Weiſen,
Vereinſamt, ſtill. Ihr ſeht ihn dennoch ringen
Um edles Lob: wie auf des Geiſtes Schwingen
Er's kühn erreicht, ſo muß ihn jeder preiſen.

Die Sage geht: in der Bewundrer Chore
Schaut er vor Zeit ein Bild von Rafael's Händen
Und rief entzückt: „Anch' io son' pittore!“

Wir ſehn ihn Anmuth, Sinnenreiz verſchwenden,
Ein Sohn der Erde an des Himmels Thore,
Es will uns ſchier ſein Farbenzauber blenden.

28.

Arioſt.

Wie fliegt dein Geiſt in lichten, hellen Flügen
Phantaſtiſch hin voll Reichthum, Luſt und Feuer!
Wie knüpfeſt du das Netz der Abenteuer
In ewig wechſelnden und friſchen Zügen!

Wie weißt du ſchillernd Reim an Reim zu fügen
Und Vers an Vers! Es hebt in ewig neuer
Verkettung ſich dein Werk. Du Herzerfreuer,
Wir lauſchen dir mit ſeligſtem Vergnügen.

Wahr wird das Märchen, ſo wie du's geſchlungen:
Du wußteſt zur Natur die Kunſt zu heben,
Natur hat ſich zur Kunſt dir aufgeſchwungen.

Du wareſt arm in dieſem armen Leben,
Doch wie du dein unſterblich Lied geſungen,
So haſt du Füll' und Reichthum uns gegeben.

29.

Taſſo.

Mußt du auch Dante, dem gedankenvollen,
Dem bilderprächt'gen Arioſto weichen,
Kannſt an Petrarca's heiße Glut nicht reichen,
Ich muß dir doch die tiefſte Achtung zollen.

Dir iſt ein wunderbares Lied entquollen:
Du laſſeſt einig in des Kreuzes Zeichen
Die Chriſtenheit fern in des Oſtens Reichen
Des Heilands Grab befreien zorngeſchwollen.

Fehlt dir des Manns und Dichters volle Blüte,
Wir müſſen's deinem zagen Sinn vergeben,
Argwöhniſch reizbar warſt du im Gemüthe.

So floß in Angſt und Zweifeln hin dein Leben,
Doch iſt die Sprache, die dem Mund entſprühte,
Wie keines andern Sprache, rein und eben.

30.

Bologna.

Hier ragt die ſchroffe Apenninenkette,
Dort liegt des Po Gebreite fruchtbeladen,
Da dehnſt du dich mit deinen Prachtarkaden
Bologna hin; ſie nennen dich das „fette“.

Doch mit den Schweſterſtädten um die Wette
Haſt Kunſt und Wiſſen du zu Gaſt geladen:
Denn hier ging Francia auf höchſten Pfaden,
Hier miſchten die Caraccis die Palette.

Reich und gehäbig ſeid ihr, doch es lebet
Und pocht der Geiſt auch in der derben Hülle,
Denn nach der Freiheit habt ihr ſtets geſtrebet.

Ob auch zum Kampfe die Kanone brülle,
Das Schwert gewalte, nie habt ihr gebebet,
Ihr bliebet Männer in des Wohlſtands Fülle.

31.

Im Apennin.

Und wie nun höher rings die Felſen ragen
Und wir den friſchbegrünten Wald erreichen,
Da ſtehn auch wieder unſre alten Eichen,
So wie ſie unſre deutſchen Hügel tragen.

Da hör' ich im Gezweig die Droſſel ſchlagen,
Sie gibt daheim des Lenzes erſtes Zeichen,
Der Buchfink ſingt die Lieder auch, die gleichen,
Und im Gebüſch die Nachtigallen ſchlagen.

Und ſieh, am Boden dort die Veilchen blühen,
Die blauen Veilchen, die wir oft gepflücket
Im Lenz des Lebens, wenn die Herzen glühen.

So ſehr uns auch des Südens Pracht entzücket,
Wo tauſendfache Farb' und Töne ſprühen:
O, wie der Heimat Liebe uns beglücket!

32.

Florenz.

Florenz! Bei Gott, es nannten dich die Alten
„Die Blühende“ mit Recht. In ſüßer Reine
Der Lüfte ruhſt du hell im Morgenſcheine,
Wo ſich des Thales Reize hold entfalten.

Fern ragt der Apennin mit ſchroffen, kalten
Bergkuppen, dort entſtrömet dem Geſteine
Der Arno kühn, es reifen Oel und Weine
An Sonnenhügeln und in Felſenſpalten.

Und um die Stadt, die leuchtend prangt im Grunde,
Erheben ſich an Hängen und in Auen
Glanzſtreuend rings die Villen in der Runde.

Florenz, du Blühende, wohin wir ſchauen,
Da bluheſt du. In lichter Schönheit Bunde
Erblühen deine Männer, deine Frauen.

33.

Wiedergeburt.

Dir iſt das Haupt vom reichſten Kranz umſchlungen,
Zu hohem Ruhme biſt du auserkoren,
Als noch zur Knechtſchaft andre Städte ſchworen,
Haſt du um Bürgerfreiheit ſtark gerungen.

Tief in des Mittelalters Dämmerungen,
Da ward in dir das neue Licht geboren,
Das ein Jahrtauſend lang verdrängt, verloren
Einſt aus dem alten Hellas hergedrungen.

Selbſteigen denkend, fühlend, ſchaffend traten
Einſt deine Söhne kühn in die Geſchichte,
Sie wagten ſelbſt zu rathen und zu thaten.

Die Wiſſenſchaft gedieh im neuen Lichte,
Und hohe Wunder ſind der Kunſt gerathen.
Florenz, du gleichſt dem herrlichſten Gedichte!

34.

Dante.

Florenz, wohl mag Italien dich preiſen,
Dem größten Dichter ſchenkteſt du das Leben,
Der ſeine Sprache deinem Volk gegeben
Und ſie gebraucht in wunderbaren Weiſen.

Er nahte ſich im Lied der Hölle Kreiſen,
Das Fegefeuer macht ihn nicht erbeben,
Man ſah ihn in die höchſten Himmel ſchweben,
Und Bild und Worte ſind wie Stahl und Eiſen.

Er pries die Tugend ſtets im hellſten Tone,
Er geißelte die Lügen der Gemeinheit,
Trotz bot er ſtolz dem Banne, Fluch und Hohne.

Wer gleichet ihm an keuſcher Seelenreinheit?
Ihm reicht das ganze Vaterland die Krone:
So ward Symbol er von Italiens Einheit.

35.

Petrarca.

Auch dir iſt hier der Dichtung Quell entſprungen,
Petrarca, dem im wundervollſten Tone
Einſt das Sonett gelang und die Canzone,
Die du um Laura's reines Bild geſchlungen.

Es haben Dichter aller Welt geſungen,
Sich dir zu einen in des Ruhmes Lohne,
Doch reichen ſie dir alle gern die Krone,
Dir iſt das ſehnſuchtsvollſte Lied gelungen.

Unſeliger Poet! Harmoniſch quillet
Die Weiſe aus des weichen Herzens Bronnen,
Deß heiße Wünſche nie Erfüllung ſtillet.

Du ſchläfſt, doch deine Lieder ſind wie Sonnen,
In denen höchſte Kunſtverklärung ſchwillet.
So geben deine Schmerzen uns jetzt Wonnen.

36.

Boccaccio.

Seid ihr bei heitern und vergnügten Sinnen
Und wollt dem munterſten Erzähler lauſchen,
So laßt die Kunſt Boccaccio's euch berauſchen,
Und ihr vergeßt es, daß die Stunden rinnen.

Er braucht ſich nimmer ſpröde zu beſinnen,
Ihr ſeht ihn Ort und Zeit und Stoffe tauſchen
In luſt'gem Wechſel, und die Worte rauſchen
So ſüß und leicht, er wird euch all' gewinnen.

Das rollet, ſchnurrt und dreht ſich wie ein Rädchen,
In ſeinen kunterbunteſten Geſchichtchen
Spinnt er ſo neckiſch ſchalkhaft ſtets das Fädchen.

Nur laßt mir fort die Neffen und die Nichtchen,
Er redet nicht für Knaben und für Mädchen,
Ihr ſähet ſonſt erröthen manch Geſichtchen.

37.

Die Giottiſten.

Auch ich verehr' den edeln Cimabue
Und preiſe hoch des Giotto ſtolze Weiſe,
Stimm' ein zu Simons von Siena Preiſe,
Sie ſind voll Tiefe, Hoheit, Kraft und Ruhe.

Doch ſagt ihr, daß die Riemen ihrer Schuhe
Zu löſen keiner würdig iſt im Kreiſe
Der ſpätern Kunſt, erlaubt, daß laut und leiſe
Vor ſolchem Wort ich ernſten Einſpruch thue.

Nicht darum wahrlich ſeid ihr beſſre Chriſten,
Weil ihr es ſagt, und nie wird's euch gelingen,
Mich zu bekehren zu den Giottiſten.

Begreift, es iſt ein Maß in allen Dingen,
Für uns kann nur ein Werk ſich ewig friſten,
Drin Geiſt und Form ſich ſchönheitsvoll durchdringen.

38.

Brunelleschi und Donato.

Zwei Männer gingen einſt mit feſten Schritten
Durch das an Trümmern reiche Rom der Alten,
Auf hohen Stirnen der Gedanken Falten,
Sie ſahn ſich ſtaunend um auf allen Tritten.

Sie ſchaufelten oft in des Schuttes Mitten,
Der eine pflegt' am Bauwerk ſich zu halten,
Der andre ſuchte bildliche Geſtalten;
Sie maßen, zeichneten, beriethen, ſtritten.

Baumeiſter Brunelleschi hieß der eine,
Ein Bildner war Donat. Man hörte ſagen,
Sie ſuchten Schätze ſich in dem Geſteine.

Wohl ſah man nach Florenz ſie Schätze tragen,
Sie weckten auf zu hellem Glorienſcheine
Die Kunſt, die noch nachklingt in unſern Tagen.

39.

Brunelleschi.

Und herrſchet auch die ſchönheitvollſte Weiſe,
Geübt von hohen kunſtgeweihten Meiſtern,
Nachahmer werden ſie gemach verkleiſtern
Und ſie erniedern in des Handwerks Gleiſe.

Es waren deine Zeitgenoſſen Greiſe,
O Brunelleschi! Wieder zu begeiſtern
Die träge Welt, aufs neu' den Stoff zu meiſtern,
Warſt du bemüht zu deinem Ruhm und Preiſe.

Die Alten ſchulten dich, doch all dein Streben
Iſt jung und friſch und ſtimmt zu deinen Tagen.
Drin du erweckt ein junges, friſches Leben.

Wie prächtig deines Domes Kuppeln ragen,
Wie Pitti's Quadern wuchtig ſich erheben!
Zum höchſten Ziel kann höchſter Flug nur tragen.

40.

Die Maler von Florenz.

Und reich und reicher nun begann zu ſchwellen
Die holde Kunſt. In weihevollen Stunden
War neu der echte, rechte Weg gefunden,
Die Meiſter gingen zu den ew'gen Quellen.

So bauten ſie die Kirchen und Kapellen,
Man ſah ſie ſtölze Prachtpaläſte runden,
Und plaſtiſch Bildwerk ward hineingebunden,
Es wirkten freudig Meiſter und Geſellen.

Ghiberti ſchuf in Steinen und in Erzen,
Maſaccio, Lippi, Ghirlandajo rieſen
Durch farb'ge Bilder Luſt in alle Herzen.

Neu ward die Zeit. Sie wachten auf, die ſchlieſen.
Es wuchs die Arbeit unter frohen Scherzen!
Die Kunſt entquoll aufs neu' der Seele Tiefen.

41.

Fieſole.

Da ſie ſich nun im kühnen Wettkampf miſchen
Der Architekten, Bildner, Maler Reihen,
Um von der ſtarren Form ſich zu befreien
Und durch Natur die Künſte zu erfriſchen,

Da ſehn wir dich, den milden, träumeriſchen
Und frommen Kloſterbruder ſtill dich weihen
Der alten Art; du ſuchſt ihr zu entleihen
Den Geiſt, den Farbenton wie ſie zu wiſchen.

Fieſole, du ſchaffſt der Welt entrücket
Stets ideale himmliſche Geſichte,
Durch Heilige wie Engel licht verzücket.

Auf Erden walleſt du im Aetherlichte:
O, wie uns die Holdſeligkeit beglücket,
Die Bilder all' ſind göttliche Gedichte!

42.

Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto.

Den Gipfel hat in euch die Kunſt erſtiegen,
Die hier entſproſſen. Stolz und groß entfalten,
Bartolommeo, dir ſich die Geſtalten,
Du pflegſt in höchſten Rhythmen ſtets zu fliegen.

Und wollt ihr euch in jenem Meere wiegen,
Darin in bunter Luſt die Farben walten,
So möget ihr euch an del Sarto halten,
Es muß ſein reicher Zauber immer ſiegen.

Noch blühn des erſteren Geſtalten mächtig
Der Nachwelt Muſter. Keinem braucht zu weichen
Der andre glutenreich und töneprächtig.

Wir würden euch die höchſten Kränze reichen,
Wär' Michel Angelo nicht dunkelnächtig,
Und Rafael nicht lichthell ſondergleichen.

43.

Galilei.

E pur si muove! Mögen ſie ſich ſteifen
Auf pergamentne Ueberlieferungen,
Die Sprüche, die der Wahrheit ſich entrungen,
Sie werden in die ganze Menſchheit greifen.

Da frommet euch kein Hadern, Toben, Pfeifen,
Kein Drohn von gift'ger Dunkelmänner Zungen.
Wer hemmt das Licht, das hell aus Gott entſprungen?
Stets ſchöner wird der Geiſt der Wahrheit reifen.

E pur si muove! Wie ſie heiß geſtritten,
Jetzt haſt du recht, trotz deiner Gegner Kette,
Durch die du Kerkerhaft und Bann gelitten.

Wo ſind ſie nun, die dich verfolgt im Spotte?
Spurlos dahin! Du aber ragſt inmitten
Der Geiſteshelden ähnlich einem Gotte.

44.

Die Mediceer.

Allwärts tönt euer Namen uns entgegen,
Ihr Fürſten, aus dem Bürgerſtand entſproſſen,
Wie ihr hat kein Geſchlecht der Welt genoſſen
Des Ruhms, die Kunſt und Wiſſenſchaft zu pflegen.

Da ſah man ſich der Bildner Hände regen,
Der Dichter wohlgefügte Verſe floſſen,
Die Forſcher ſchufen friſch und unverdroſſen,
So keimte rings der reichſte Geiſtesſegen.

Sucht ihr die Bilder auf von Saal zu Saale,
Zieht ihr durch Kirchen, Klöſter und Paläſte
Und ſchaut in Erz und Stein die alten Male,

Wohin ihr tretet als willkommne Gäſte,
Da trinkt ihr Geiſteswein aus goldner Schale
Und feiert ſtaunend Mediceerfeſte.

45.

Die Florentiner.

Wie fühl' ich heiter mich in deiner Mitte,
Toscanervolk, kaum weiß ich es zu ſagen,
Wie mich erfüllet ſeligſtes Behagen
Ob deiner holden Schönheit, milden Sitte.

Wohin ich wandernd lenke meine Schritte,
Seh' Reich und Arm ich anmuthsvoll ſich tragen:
Wie wohlgeſetzt beſcheiden ſie die Fragen!
Erhoben kaum, iſt ſchon erfüllt die Bitte.

Bewundernd folg' ich euch an den Geſtaden
Des Arno in die ſchattigen Caſcinen,
Wo ihr euch zierlich drängt auf allen Pfaden.

Ich folg' euch dort, wo ſonnenhell beſchienen
Des Boboli verſchlungene Gänge laden
Im Duft der Veilchen, Roſen und Jasminen.

46.

In Fieſole.

Zum letzten mal bin ich hinaufgegangen,
Die letzten Grüße dieſem Land zu bringen,
Von dem ich tauſend Lieder möchte ſingen,
So hoch und hell, wie nimmer Lieder klangen.

Den Geiſt hält ſüße Trunkenheit umfangen:
Hör' ich nicht ſtumme Schönheitshymnen klingen,
Hier wo Gebirg und Thäler ſich verſchlingen?
Wer ſpricht es aus, wie ſie voll Anmuth prangen?

Wer ſingt es, wie die Apenninen glühen,
Wie rings die Gründe blühn, im rechten Tone,
Und wie des Arno Fluten blitzend ſprühen,

Wie unten liegt auf ruhmbekränztem Throne
Florenz, das lichte? Ewig magſt du blühen,
Du aller Städte Wunderblum' und Krone!

47.

Piſa.

Du todtes Piſa, ach, wie ſtille breiten
Sich all' die öden menſchenleeren Gaſſen,
Als wärſt du von der ganzen Welt verlaſſen,
Im Arno ſieht man ſeltne Boote gleiten.

Biſt du die Stadt, die einſt in alten Zeiten
So ſtolz in Füll' und Reichthum durfte praſſen,
Die ſtets gerüſtet ſtand mit Kriegermaſſen,
Gewohnt zu Land und Meere kühn zu ſtreiten?

Jetzt ſind nur deine ſchöne Kathedrale,
Das Battiſterio mit dem ſchiefen Thurme,
Der Friedhof nur der alten Größe Male.

Ihr ſtolzen Trümmer aus dem Zeitenſturme,
Noch leuchtet ihr im reinen Schönheitsſtrahle. —
Hört ihr das Klopfen nicht vom Todtenwurme?

48.

Perugino.

Die größten Menſchheitslehrer, Bildner, Dichter,
Sie hatten all' Vorläufer und Propheten,
Die, eh' ſie ſelbſt als Sonnen hingetreten,
Aufleuchteten als kleine Sternenlichter.

So pflegen Weltgedanken, die in ſchlichter
Erſcheinung in die weiten Völker wehten,
Zu wachſen durch die Denker und Poeten,
Bis ſie gewinnen Herrſcher ſowie Richter.

Du, Perugino, biſt im Malerorden
Mit deinen holden anmuthsvollen Bildern
Des großen Rafael Lehrer einſt geworden.

Niemals vergaß er dich in ſeinen mildern
Madonnen, denn ſie klingen in Accorden,
In denen du ſo lieblich weißt zu ſchildern.

19.

Rom.

Iſt es denn wahr? Wohin ich auf dem Flügel
Der Phantaſie oft ſchwebte traumverloren,
Erhebt ſich dort mit Kuppeln, Mauern, Thoren
Die heilig ew'ge Stadt der ſieben Hügel?

Die Stadt, die einſt gelenkt der Kön'ge Zügel,
Die dann der Republik ſich zugeſchworen,
Die Stadt cäſariſcher Triumphatoren,
Des Papſtes, dem der Kaiſer hielt den Bügel?

Weltherrſcherin aus alt und jungen Tagen,
Biſt du's, die ſtrebt der Erde weite Lande,
Der Völker Geiſter ſtreng in Haſt zu ſchlagen?

Bei Gott, es ragt das Capitol am Rande
Des Hügels dort, Sanct-Peter ſeh' ich ragen
Faſt ſchwindelt mir der Geiſt im Feuerbrande

50.

Straßenwanderung.

Wie fühlt' ich mich betreten und verwirret,
Als in die ew'ge Stadt ich eingegangen,
Indeß mein Schritt jetzt fröhlich unbefangen
Durch den Tumult der Menſchenmaſſen irret.

Sieh, bald im Corſo, der von Wagen ſchwirret,
Betracht' ich mir der Buden glitzernd Prangen,
Bald ſtill' ich auf den Plätzen mein Verlangen,
Wenn dort ein Sänger ſüße Lieder girret.

Schon kann ich die Paläſte wie die Bronnen
Vom Platz des Volks zum Capitol dir nennen
Und dir bezeichnen Bildwerk und Colonnen.

Wie eingebürgert ſchier, ſiehſt du mich rennen
Zum Pincio im Scheidelicht der Sonnen,
Wo ſchönſte Augen durch die Schleier brennen.

51.

Capitol.

Das iſt das ſtolze Capitol der Alten,
Wo einſt der Tempel Jupiters geſtanden,
Wo einſt die Könige von dieſen Landen
Das junge kühne Volk in Zaum gehalten.

Es ward hier der Tyrannen Macht geſpalten,
Und aus des Aufruhrs fürchterlichem Branden
Stieg auf die Republik. Sie mußte ſtranden
Als der Cäſaren ſtrenge Sätze galten.

Das iſt das Capitol, das längſt vernichtet,
Sich neu durch Michel Angelo erhoben —
Paläſt' und Trümmer ragen rings geſchichtet.

Roms Schickſal ward hier immerdar gewoben:
Du ſtehſt, den Blick in ferne Zeit gerichtet
Und nach Geſtalten, die dahingeſtoben.

52.

Die alten Römer.

Das war ein Volk, ein Volk der ſtrengſten Rechte,
Der Zucht, der Mäßigung, der ſchlichten Sitten,
Der Pflicht und Ehre, doch, wenn es geſtritten,
Des Löwenmuths im raſſelnden Gefechte.

So wuchs es von Geſchlechte zu Geſchlechte,
Im Anfang klein, ging es mit großen Schritten,
Rom ward die Kön'gin in der Länder Mitten,
Und alle Völker dienten ihr als Knechte.

Und doch verſank es öd' im Lauf der Zeiten
Durch Habgier, Prunkſucht, Sinnenluſt und Lügen,
Zuchtloſigkeit, die zum Verderben leiten.

Wie konnteſt du zum Bild des Cato fügen
Des blut'gen Nero Bild? Von allen Seiten
Kam die Vernichtung an mit dunkeln Flügen.

53.

Helden.

Und laſſet ihr am Geiſt vorüberwallen
Der alten Römer heldige Geſtalten,
Nicht bei den Kön'gen mögt ihr euch verhalten,
Und ſelten weckt ein Cäſar eu'r Gefallen.

Der Republik Vorkämpfer ſind's vor allen,
Die ſtets die höchſte Seelenkraft entfalten,
Sich ſelbſt verleugnend nur des Staates walten,
Daß Ehr' und Ruhm ihm herrlich tönend ſchallen.

Viel höher als die Herrſcher auf den Thronen,
Die Scepterträger, die der Purpur ſchmücket,
Stehn euch die Brutus und die Scipionen.

Wenn ihr die Gracchen ſchaut, ihr ſeid beglücket,
Beglückt ſchaut ihr die würdigen Catonen:
Es iſt der Mannheit Kraft, die euch entzücket.

54.

Cornelia.

Wenn wir den Geiſt auch an den Helden weiden,
Die dieſes Weltreich einſt gewußt zu einen,
Mehr lockt's, wenn hohe Frauen uns erſcheinen,
Die Keuſchheit, Anmuth, Lieb' und Treu' umkleiden.

So war Cornelia. Nach den Geſchmeiden
Frug einſt ein römiſch Weib in Gold und Steinen
Der Gracchen Mutter. Sie beſchied die kleinen
Geliebten Söhne, und ſie wies nach beiden. —

Und ſchwelgten wir in höchſten Kunſtgebilden
Und haben alle Landſchaftspracht genoſſen,
Erglänzend in Heſperiens Gefilden,

Dann iſt uns doch die Thräne oft gefloſſen
Und leiſ' in Sehnſuchtsworten, holden, milden,
Gedachten wir daheim der lieben Sproſſen.

55.

Auf dem Forum.

Ich habe nun das neue Rom verlaſſen
Und tret' ins alte; hell vom Mond beſchienen
Stehn rings des Forums mächtige Ruinen,
Hoch bauen ſich des Capitols Terraſſen.

Zerbrochne Tempelbauten ſind gleich blaſſen
Geſpenſtern alter Zeit. Mit ernſten Mienen
Grüßt mancher Siegesbogen, über ihnen
Des Coloſſeums ungeheure Maſſen.

Hier hat ſich einſt das Volk in alten Zeiten,
Das weit die Welt beherrſcht, umhergetrieben
Im frohen Spiel, in wildbewegten Streiten.

Und jetzt iſt alles leer. Nicht Haß, nicht Lieben
Hallt wider in den öden Einſamkeiten —
Das Licht des Mondes iſt ſich gleich geblieben.

[illegible]

Das Coloſſeum.

Gigantiſch hebet ſich mit dunkeln Mauern
Des Coloſſeums rieſig weite Runde,
Vom Geiſt der Römerkraft gibt es euch Kunde,
Sie ſchien in alle Zeiten feſt zu dauern.

Vergänglichkeit! Es füllt mit tieſem Trauern
Die Seele ſich, faſt ſtockt das Wort im Munde:
Zerſtiebt ein ſolches Werk vom Erdengrunde,
Was wird beſtehn in künft'ger Zeiten Schauern?

Hier auf den Sitzen ſaßen hunderttauſend
Stahlfeſte Römer, bei den Löwenkämpfen
Und Sklavenhetzen wilden Beifall brauſend.

Jetzt predigt hier ein Mönch von Seelenkrämpfen,
Fegfeuerqual und Hölle zeigt er grauſend,
Im Hörer alle Lebensluſt zu dämpfen.

57.

Der ſterbende Fechter.

Mir taucht ein Bild herauf aus alten Tagen,
Der Fechter iſt, er fiel im kühnen Streite,
Er neigt das Haupt, das Blut entquillt der Seite,
Im hellen Siegeslauf ward er erſchlagen.

Beifall ertönt. Er endet ohne Klagen,
Ein ſchlichter Mann kam er im Heergeleite
Vom Gothenland. Man riß ihn in die Weite —
Bann, Knechtſchaft, Tod hat er, ein Held, ertragen.

Beifall ertönt. Das iſt ein Schrein und Lärmen,
Verblendet Römervolk, indeß die Gothen
Sich wüthend rüſten mit den wilden Schwärmen.

Zum Zug nach Süden iſt das Volk entboten.
Verblendet Rom, bald wirſt du ſtill dich härmen,
Du ſinkſt im Sturm! So rächen ſie den Todten.

58.

Die Triumphbogen.

Da ſtehn ſie noch, die grauen Siegesbogen,
Der rauſchenden Triumphe eitle Zeichen,
Durch die vor Zeit aus allen Weltenreichen
Imperatoren Völker zwingend zogen.

Die Tuba klang, die ehrnen Adler flogen,
Herangeſchleppt ward Beute ſondergleichen,
Beſiegte ſah man hier als Sklaven ſchleichen
Und rings das Volk von Rom im Jubel wogen.

Hier ſchritten zagend hin Judäas Sproſſen
Am Siegeswagen; unſere blonden Ahnen,
Sie knirſchten hier von Ketten feſt umſchloſſen.

Aus Juda flog indeß auf hellen Bahnen
Das Licht der Welt. Von höchſtem Ruhm umfloſſen
Wuchs auf der ſtarke Volksgeiſt der Germanen.

59.

In den Kaiserpaläſten.

Da liegt die Stadt im weichen Mondenſtrahle,
Mir iſt, als hört' ich rauſchend Saiten klirren
Und ſüße Flötentöne lockend girren,
Und Feſtgeſang vom üppig wilden Mahle.

Jetzt naht ein Zug. Sie brauſen aus dem Saale.
Wie ſie dahin in leichten Sprüngen ſchwirren
Und unterm Lorber ihre Tänze wirren,
Das iſt das End' von einem Bacchanale.

Seht, wie die Knaben Thyrſusſtäbe ſchwingen,
Die Mädchen ſeht umkränzt von Rebenzweigen,
Die haſchend ſich im Liebesſpiel umſchlingen!

Jetzt ſchwinden ſie. Und ringsum wieder Schweigen. —
Solch Bild aus Tagen, welche längſt vergingen,
Mag hier den Sinnen wie ein Traum entſteigen.

60.

Die Thermen des Caracalla.

Weitſchichtig ragen Caracallas Thermen
Noch heut' empor, ob ſie auch frech geſpalten
Steinbrecherfauſt; ſind ſie der Kunſtgeſtalten
Auch ſchnöd' entblößt, der Statuen und Hermen.

Wo iſt das Volk, das hier in hellen Schwärmen
Volksſpiele trieb, wie ſie die frohen Alten
Einſt liebten? Leichter Tanz ward rings gehalten,
Das Lied erklang, das war im Bad ein Lärmen!

Ach, alles todt! Hoch von den Rieſenwänden
Siehſt du in lauter öde leere Schlünde,
Doch weiter ſchweiſt der Blick nach den Geländen.

Es iſt, als ob ſich der Campagna Gründe
Und das Gebirg, umſtrahlt von Sonnenbränden,
Wie Sühne dieſem traur'gen Bild verbünde.

61.

Wandel der Zeiten.

Bald waren's wilde Prätorianerhorden,
Die plündernd in das alte Rom gefahren,
Bald voll von Raubgelüſten die Barbaren
Anjauchzend wüſt aus Oſten und aus Norden.

Raubgierig Volk drang zu des Tibers Borden
Allzeit, doch deine ſchlimmſten Feinde waren
Die eignen Söhne, es entflohn die Laren,
Du biſt die Stadt der Chriſtenheit geworden.

All' deine Prachtpaläſte ſind erhoben
Aus dieſen Steinen. Sieh Farneſe's Halle,
Hier die Kanzlei, das Capitol dort oben!

O Rom, was wareſt du vor deinem Falle?
Noch ahnt man aus den Trümmern, die zerſtoben,
Die Stadt der Städte auf dem Erdenballe.

62.

Das Pantheon.

Das Pantheon! Geheiligt iſt die Stunde.
Ich ſeh' den Tempel aus den Kaiſertagen
Mit einfach, ernſterhabnen Säulen ragen,
Und mächtig wölbt ſich oben die Rotunde.

Die Heiden weihten die gewalt'ge Runde
Den Göttern all, die längſt zu Grab getragen;
Dann wurden hier Altäre aufgeſchlagen
Dem ein'gen Gott aus unſerm neuen Bunde.

Welch ſtolzer Bau! Einſt ſah man rings ſich preſſen
Das Römervolk und Zeus Gebete ſchicken,
Jetzt murmeln ernſte Prieſter ſtille Meſſen.

Ein ew'ger Wechſel webt in den Geſchicken.
Hier herrſcht der Chriſt, doch Zeus iſt unvergeſſen:
Ihr ſeht ſein Antlitz durch die Wölbung blicken.

63.

Die Engelsburg.

Wie nichtig iſt der Menſch, der ausgelebet!
Der kleinſte Raum genüget zu empfangen
Den Aſchenſtaub, in den er aufgegangen,
Ob Lumpen nur, ob Purpur ihn umwebet.

Schaut wie das Grabmal Hadrian's ſich hebet,
Wie es von rieſ'gem Felſenwerk umfangen
Stolz, koloſſal in hochgewalt'gem Prangen
Empor am Strand des gelben Tiber ſtrebet!

Den Krug mit eines Kaiſers Ueberreſte
Barg es vor Zeit, dann dient es furchtbar grauſend
Als unbezwingbar ſtarke Kriegesfeſte.

An ſeinen Mauern tobten Schlachten brauſend,
Es rettete die Päpſte, ſeine Gäſte:
So ragt die Engelsburg ſchon manch Jahrtauſend.

64.

In den Ruinen.

Niemals ergriff die Seele mir ſo mächtig
Melancholie, wie hier in dieſen Mauern,
Du ſiehſt ſie aus den öden Trümmern lauern
Hohläugig, qualdurchdrungen, fahl und nächtig.

Hier ſaß ein Volk ſo ſtolz, ſo ſtark, ſo prächtig,
Daß wir noch heut' vor ſeiner Größe ſchauern,
Und wie verſank es — daß wir weinend trauern —
Zuchtlos, der Tugend bar, verderbenträchtig!

Die Eule fliegt, der Marder ſchleicht nach Raube,
Wo einſt man ſah das Haupt der Reiche thronen;
Zertreten liegt hier eine Welt im Staube.

Zerbrochne Scepter und zerſtückte Kronen —
Vor dir entſchwindet des Beſtehens Glaube,
Du greiſe Hecuba der Nationen.

65.

Sanct-Peter.

Voll Staunen tret' ich in Sanct-Peter's Halle,
Sie ſtehet hoch und ſtolz auf feſtem Grunde,
Die Mutterkirche aus dem neuen Bunde,
Die größte auf dem weiten Erdenballe.

Sie überragt an Pracht und Reichthum alle,
Marmor- und Goldgebild' durchglänzt die Runde
Bis in der Kuppel leuchtende Rotunde:
Du frageſt mich: wie ſie dem Sinn gefalle?

Wohl lieb' ich ſie im hellen Kerzenſcheine,
Wenn Chorgeſang erbrauſt in vollem Strome,
Und wenn der Prieſter ſegnet die Gemeine,

Wenn rings entſteigen ſüße Raucharome;
Doch beten möcht' ich lieber fern am Rheine
In dem geheimnißvollen kölner Dome.

66.

Die Apoſtelfürſten.

Sie zeigen an der Straße dir die Stelle,
Wo die Apoſtel ſcheidend ſich umfingen,
Eh' ſie zum herben Martyrtode gingen,
Ein ſchlichtes Denkmal raget die Kapelle.

Ihr kennt Sanct-Peter's feſtlich hohe Schwelle,
Wo Henker ihn, den Heiligen, empfingen,
Ihr kennt, wo man ihn ſah im Sterben ringen,
Sanct-Paulus an des Tibers gelber Welle.

Vom heil'gen Lande, wo den Tod erlitten
Der Menſchheit Lehrer, trugen ſie die Sätze
Der Liebe her, für die ſie kühn geſtritten.

Reich wucherten ſie fort, die edeln Schätze,
Sich ſtets vermehrend in der Heiden Mitten,
Und heiliger wie hier ſind keine Plätze.

67.

Der Thurm des Nero.

Das Volk erzählt: In fliegendem Gewande,
Die Stirn umkränzt und in der Hand die Saiten,
So ſtand, um ſich ein Schauſpiel zu bereiten,
Der Kaiſer Nero an des Thurmes Rande.

Zu ſchaun das Flammenbild von Ilions Brande,
Hieß er die große Stadt an allen Seiten
Anzünden. Singend ſah er ſich verbreiten
Die Gluten rechts und links am Tiberſtrande.

Das Volk erzählt: Geſchreckt von Traumgeſichten,
Beſchloß er, weil ſie fluchend ihn verdammen,
Die vielgehaßten Chriſten zu vernichten.

Was half's! Es brach die Heidenwelt zuſammen!
Aus der Despoten blutigen Gerichten
Steigt Lieb' und Freiheit ſtets in hellen Flammen!

68.

Die Katakomben.

Tugend und Recht war todt in jenen Tagen
Zuchtloſer Luſt, der Habgier und der Lügen,
Man brach den Eid, ſah Freunde ſich betrügen
Und Sippen ſich vergiften und erſchlagen.

Und mitten in dies Hetzen, Würgen, Jagen,
Der Sklavenkämpfe grimmiges Vergnügen,
Da wußte Gott ein neues Licht zu fügen,
Das Fromm' und Arme hold im Geiſte tragen.

Das Licht der Liebe barg ſich vor dem Strahle
Der Sonne; tief im hohlen Fels verborgen,
Da hielten ſie die keuſchen Liebesmahle.

Da löſte ſich das Herz der Erdenſorgen,
Da tranken ſie des neuen Bundes Schale:
Hier aus den Katakomben ſtieg der Morgen.

69.

Die Kirche.

So kann ich Chriſti Kirche nimmer faſſen,
Daß ſie ob Fürſten und ob Völkern walte
Und Kron' und Scepter in den Händen halte,
Beherrſchend rings der Länder weite Maſſen;

Daß ſie zum Kampfe rufe durch die Gaſſen,
Daß grauſam ſie mit Fluch und Bann gewalte,
Daß ſie die Kön'ge und die Völker ſpalte,
Damit, die lieben ſollen, ſcharf ſich haſſen;

Daß ſie ſich ſchmück' im lauten Weltgetriebe
Mit Gold und Pracht, gegeben und genommen,
Und grell die Herrſchaft auf ihr Banner ſchriebe.

So iſt die Lehre nicht uns überkommen,
Die ſtets gelautet: Heilig iſt die Liebe,
Und ſelig ſind die Armen und die Frommen.

70.

Römerfahrten.

Nach Rom, nach Rom! Zur Tiberſtadt zu fahren,
Das war die laute Loſung aller Zeiten,
Der Weltſtadt tauſendjähr'ge Herrlichkeiten
Zu ſchauen, drängten Scharen ſich an Scharen.

Raubluſtig wild erſchienen die Barbaren,
Um fabelhafte Schätze zu erſtreiten,
Im Drang der Bildung kam von allen Seiten
Der Weiſen Schwarm in jung und alten Jahren.

Der Heil'ge kam, auf daß er heil'ger werde,
Der Sünder, daß er ſein Vergehen ſühne
Im Aſchenkleid mit kläglicher Geberde.

So kam der Groß' und Kleine, Sanft' und Kühne
Zum Ziele ſeiner Sehnſucht. Auf der Erde
War immer hier des Lebens reichſte Bühne.

71.

Die Einfälle der Barbaren.

Italien, es ward dir zum Verderben
Der holde Zauber, der dich ſüß umfangen,
Du weckſt in jeder Bruſt ein heiß Verlangen
Dich zu umarmen, gält' es auch zu ſterben.

Du Länderbraut, als dich des Nordens Erben,
Die jungen Völker ſahn ſo herrlich prangen
In üpp'ger Schönheit, hell in Schwärmen drangen
Sie von den Alpen her, um dich zu werben.

In Berg und Thal, an buchtenreichen Küſten
Credenzteſt du des Lebens goldnen Becher,
Wein, Lieb' und Lied ſand jeder nach Gelüſten.

Doch hingen wüſt und trunken ſie in frecher
Begierde kaum an deinen vollen Brüſten,
So ſtürmten höhnend fort die wilden Zecher.

72.

Die römiſch-deutſchen Kaiſer.

Einſt ſah man hier die ſchwarz-roth-goldnen Fahnen
Mit unſerm alten deutſchen Adler ſchweben,
Und vor den rieſ'gen deutſchen Männern beben
Das hocherſtaunte Volk auf allen Bahnen.

Noch träumten ihren Fall nicht unſre Ahnen.
Sie ließen jauchzend ſich vom Papſte geben
Den römiſch-deutſchen Purpur. Eitles Streben!
Er that nicht noth den Kaiſern der Germanen!

O Jammer, daß ihr nach Sanct-Peter ginget,
Daß ihr, die ragten vor den Herrſchern allen,
Zu Rom vom Papſt den goldnen Reif empfinget.

Und ihm die Bügel hieltet als Vaſallen.
Wenn ihr des Papſtes Kniee nicht umfinget,
Dann wäre nie das deutſche Reich gefallen.

73.

Gewiſſensfreiheit.

Wer hat die Macht des heil'gen Stuhls errichtet?
Das that ein Kaiſer von den deutſchen Franken,
Statt fromm dem Schirmherrn für ſein Werk zu danken,
Habt frech ihr ſeiner Erben Reich vernichtet.

Neid, Zorn und Zwietracht habt ihr aufgeſchichtet,
Ihr ſchürtet Pfaff' und Fürſten ſich zu zanken,
Das Reich begann voll Jammer zu erkranken,
Ihr habet gründlich es zu Grund gerichtet.

Nun wundert's euch, daß ſich die Schmach gerochen,
Nachdem ihr unſer Glauben, Denken, Wiſſen
Mit Bann belegt und ihm den Fluch geſprochen.

Deutſchland hat ſich im Sturme losgeriſſen,
Es brach zuerſt aufjauchzend aus den Jochen
Und hat erkämpft die Freiheit im Gewiſſen.

74.

Maßſtäbe.

Rom, hochberühmte Lehrerin der Geiſter,
Du Kronenträgerin der Weltgeſchichte,
Hier gilt es: Sein nicht Schein; du machſt zunichte
Den eiteln Hochmuth. Fort mit Schmink' und Kleiſter!

Wer trägt die Stirne hier noch frech in dreiſter
Selbſtüberſchätzung? Ob er denk' und dichte,
Den Degen führ' und ſtarke Völker richte,
Hier findet auch der Größte ſeinen Meiſter.

Und jauchzeſt du von höchſter Freude trunken,
Hier ſchwoll ſie lauter; zuckt dein Herz geſpalten,
Hier war in tiefre Pein die Welt verſunken.

Titanenhaft umwandeln dich Geſtalten,
Die herrlich in des Ruhmes Glorie prunken,
Dir deiner Kleinheit Spiegel vorzuhalten.

75.

Oſterſonntag.

Für Stadt und Erdkreis gibt der Papſt den Segen
Hoch von Sanct-Peter, tauſend Kerzen flammen,
Kanonendonner hallet laut zuſammen,
Es tönen hell die Glocken uns entgegen.

Prachtreiche Prieſter ſiehſt du ſich bewegen,
Die allen Völkern dieſer Welt entſtammen,
Mit der Gewalt zu löſen und verdammen,
Zahlloſe Menſchen knien auf allen Wegen.

Wie ging ſo einfach einſt der milde, reine,
Der edle Menſchheitslehrer durch das Leben,
So wahr, ſo treu, ſo fern von allem Scheine!

Er hat das ewig große Wort gegeben:
Die Lieb' iſt alles! O, dies Wort, das kleine,
Will höher mich als alle Pracht erheben.

76.

Im Vatican.

Zuweilen träum' ich in geweihten Stunden
Von eines Hohenprieſters edelm Bilde,
Der voller Weisheit, Mäßigung und Milde,
Die Völker einigt auf dem Erdenrunde.

Nur holdes Wort ertönet ſeinem Munde,
Die Menſchlichkeit erglänzt auf ſeinem Schilde,
Er kennt nicht Bann und Fluch. In ſeiner Gilde
Gibt es nur eine fromme Liebeskunde.

Er duldet weder Haß noch Zorn hinieden,
Nicht eitler Sprüche hohle Streitigkeiten.
Sein Reich iſt voller Sühn' und voller Frieden.

Wann reiſen wol die Völker und die Zeiten?
Wann wird ein ſolcher Prieſter uns beſchieden?
Wann wird zum Himmel ſich die Erd' erweiten?

77.

Papſt und König.

Dem Seelenhirten ziemt's getreu zu ſorgen
Für all' die Geiſter, die ſich ihm vertrauen,
Dem Herrſcher ziemt's, mit Kraft den Staat zu bauen,
In dem ſich frei der Bürger hält geborgen.

Es blüht den Völkern einſt ein neuer Morgen,
Wenn durch der Erde weitgeſtreckte Gauen
Fürſten und Prieſter mild zum Rechten ſchauen,
Und dieſe nicht die Macht von jenen borgen.

Warum ſoll nicht, gleichwie in alten Tagen,
Vom Capitol das Königsſchloß erglänzen,
Die Prieſterburg nicht an Sanct-Peter ragen?

Warum ſoll Kirch' und Staat in feſten Grenzen,
Sich Krone und Tiara nicht vertragen?
Wann wird der Frieden alle Stirnen kränzen?

78.

Pius IX.

Wer je auf deiner edeln Stirn geleſen,
Dem milden Mund, in deiner Augen Güte
Und drin erſchaut das freundliche Gemüthe,
Den hat erfreut dein menſchlich reines Weſen.

Und ging's nach dir, dann wäre längſt geneſen
Dies ſieche Land und Volk; in neuer Blüte
Erhebe ſich der Staat, die Kunſt erglühte,
Die Forſchung wär' zu friſcher Kraft erleſen.

All' deine hohen Plane ſind zerronnen,
Hier durch des Pöbels ſchreiende Gemeinheit,
Durch alte Starrheit dort, die dich umſponnen.

Und dennoch ſtieg aus deiner Seele Reinheit
Auf der Gedanken in das Licht der Sonnen,
Der jetzt dies Land bewegt: Italiens Einheit.

79.

Weltkämpfe.

Es hat der Erdkreis oft gezuckt im Krampfe:
Du pflegteſt, Rom, die Gifte zu bereiten
Und Fürſten ſowie Völker zu verleiten,
Daß ſie aufbrauſten in ergrimmtem Kampfe.

Horch, Schlachtgeſchrei, Hornruf und Roßgeſtampfe!
Siehſt du die Römer und Barbaren ſtreiten,
Siehſt du die Chriſten gegen Chriſten reiten?
Die Felder liegen ſchwül im blut'gen Dampfe.

Weltprächtig ſtolz haſt du dich aufgerichtet
Aus dieſer Wirren heillos wüſtem Treiben —
Jetzt haben dich die Kämpfe ſelbſt vernichtet.

Und willſt du noch die alte Weltſtadt bleiben,
Dann magſt du nur, wenn aller Streit geſchlichtet,
Den ew'gen Frieden auf dein Banner ſchreiben.

80.

Die Fremden.

Welch bunt Gewirr in Kirchen, Gärten, Straßen,
Beſternte Herrn und aufgeputzte Damen,
Die aus der alten Welt zu Lande kamen,
Und aus der neuen Welt das Meer durchmaßen.

Man nennt dir Fürſten, die auf Thronen ſaßen,
Des Geiſts Vertreter, die der Bildung Samen
Zu ſtreun vermeinten und mit Rang und Namen
Und Ruhm und Titeln prahlen ſondermaßen.

Und mögen ſie die ſchönſten Phraſen drehen,
Und weiſe thun und ſchön und klug und wichtig,
Als könnte ohne ſie die Welt nicht ſtehen,

Mir ſcheint's, beim Zeus, in ihrem Hirn nicht richtig:
Wo der Geſchichte größte Schauer wehen,
Da dünkt' mich alles andre klein und nichtig.

81.

Die Vaticaniſche Sammlung.

Wer wird es glauben, daß in dieſen Hallen
Man einſtens ſchrieb die grauenhaften Rollen,
Die mit des Fluches und des Bannes Grollen
Wie Schrecken in die Völker ſind gefallen?

Uns iſt, als ob wir den Olymp durchwallen,
Rings grüßen uns die hehren, wundervollen,
Lichtheitern Götterbilder, und wir zollen
Reinmenſchlich himmliſche Verehrung allen.

Sind wir im Hauſe, wo in ſtarrer Strenge
Der Erde Chriſtenvölker ſie beſcheiden,
Geſetz und Regel ordnend für die Menge?

Wie ſich die Sinne an den Bildern weiden,
Entfliehn wir gern der Satzung ſcharfer Enge
Und wir bekennen ſchier uns zu den Heiden.

82.

Der Olympiſche Zeus.

Das iſt der Götter Gott nach Phidias' Bilde!
Und ſchüttelt er die königlichen Locken,
Da zittern des Olympos Höhn erſchrocken
Und tiefer Ernſt ergreift die Göttergilde.

Vor ſeinem Blitze beben die Gefilde
Des Erdenrunds, der Menſchen Pulſe ſtocken,
Doch hebt ſich alles jauchzend in Frohlocken,
Erglänzen Aug' und Antlitz hold und milde.

Ernſt, Hoheit, Kraft und Macht und Lieb' und Güte,
Wie hell und klar ſie aus dem Marmor glänzen,
Groß der Gedanke, ſelig das Gemüthe!

Wir wollen ernſt und ſtill das Haupt bekränzen
Aus Hellas höchſter Kunſt- und Glaubensblüte,
Drin Gott und Menſch ſich wunderbar ergänzen.

83.

Der Apoll von Belvedere.

Du ſchöner Gott des Lichtes und der Helle,
Des hohen Lieds zum ſüßen Spiel der Saiten,
Der Weisheit, Wahrheit in den dunkeln Zeiten,
Du jeder Geiſtesthat lebend'ge Quelle.

Da ſtehſt du, daß den Pfeil die Sehne ſchnelle,
Der Bogen klingt in kühnem Vorwärtsſchreiten,
Die nächt'gen Schatten müſſen all' entgleiten,
Der Drachen flieht, du ſtrafſt den Trotz zur Stelle.

Wie herrlich groß biſt du in deinem Grimme!
Man ſieht den Blitz im Marmoraug' ſich malen,
Man hört vom Marmormund die Götterſtimme.

Du Gott des Tags, führ' uns in deinen Strahlen!
Ob Frieden herrſch', ob wilder Streit entglimme,
Treu laß uns bleiben unſern Idealen.

84.

Kunſtpflege.

Du haſt, o Rom, ſeit alten Römertagen
Der heil'gen Kunſt kein großes Licht geboren,
Doch wo ſich Lieblinge die Kunſt erkoren,
Da haſt du ihnen holde Gunſt getragen.

Du riefeſt ihnen: Kommt und ſchaut, wo ragen
Die Mauern wie bei mir mit Thurm und Thoren!
Wer dich betrat, der hat ſich kühn geſchworen,
Den allerhöchſten Seelenflug zu wagen.

So ſind die größten Geiſter dein, der wilde,
Stolz-kühne Michel Angelo vor allen,
Und dein iſt Rafael, der edle, milde.

Wie deine alt und neuen Tempelhallen
Gehören ſie zu deinem ganzen Bilde,
Dein Ruhm kann ohne ihren Ruhm nicht ſchallen.

85.

Rafael.

Von allen Meiſtern in der Kunſt Bereichen
Ziemt dir, o Rafael, die ſchönſte Krone:
Wer mag ſich dir, der Anmuth Lieblingsſohne,
Wer dir, des tiefſten Ernſtes Sohn vergleichen?

Wer mag an holder Frommheit dich erreichen?
Und doch biſt du ein Herrſcher, der vom Throne
Die Weltgedanken ſtrömt im vollſten Tone!
An Formenfülle muß dir jeder weichen.

Doch was dich über alle andern hebet,
Das iſt die Schönheit, mächtig, voll, ureigen,
Die ſtets in deinen Werken pocht und lebet.

So wie wir alle uns der Schönheit neigen,
So vor der Schönheit, welche in dir webet,
Neigt ſich in Demuth rings der Künſtlerreigen.

86.

Michel Angelo.

Zuweilen jagt, wenn wir es nicht vermuthen,
Ein plötzlich Wunder in die Weltenräume,
Es blitzt und donnert durch die Himmelsſäume,
Die Erde bebt, die Berge ſtehn in Gluten.

Am Horizonte gehn mit rothen Ruthen
Die Meteore, halb wie wirre Schäume
Und halb wie Wahrheit — Wirklichkeit und Träume —
Es iſt ein ſeltſam Ineinanderfluten.

So haſt du einſt ins Reich der Kunſt gezücket,
O, Michel Angelo, du Fürſt der Geiſter,
Der aller Faßbarkeit ſich weit entrücket.

Dir pocht und brauſt die Phantaſie in freiſter
Sturmfülle, daß ſie ſchrecket und entzücket:
Du, Dante's Bruder, einſam großer Meiſter!

87.

Wege der Kunſt.

Es zieht der Künſtlergeiſt auf Doppelwegen,
Bald ſcheint er ſich im ew'gen Licht zu baden,
Und was er ſah im Meer von Gottes Gnaden,
Bringt er der ſtaunend frohen Welt entgegen.

Bald ſcheinen ihn Dämonen zu bewegen,
Er ſtürmt, der Leidenſchaft ſich zu entladen;
Was ihm die Erde bot, auf Himmelspfaden
Will er es läutern in des Himmels Segen.

So bringt uns Rafael zur Erde nieder
Die Lichtgeſtalten aus dem Paradieſe,
Vollendet Formen, Ausdruck, Geiſt und Glieder.

Es iſt als ob ſie in den Aether wieſe
Erſt Angelo auf rauſchendem Gefieder —
Doch jeder iſt in ſeiner Kunſt ein Rieſe.

88.

Grabſchriften im Pantheon.

„Hier ſchlummert Rafael in kühler Erde.
Es fürchtete Natur, da er noch lebte,
Er möge ſie beſiegen, und ſie bebte,
Als er nun ſtarb, daß ſelbſt ſie ſterben werde.“ —

„Hier ruht Caracci von des Seins Beſchwerde,
Der in der Kunſt nach der Natur nur ſtrebte,
In Kunſt mit Geiſt und Ruhm und Namen webte,
Des Staubes jetzt iſt Leib ſowie Geberde.“

So ſchrieben auf die Gräber, die hier liegen,
Voll Dank begeiſtrungsvolle Zeitgenoſſen,
Hell iſt der Ruhm der Künſtler aufgeſtiegen.

Wie iſt von Freuden uns das Herz durchfloſſen,
Ob ſolchem Preis nach hellen Geiſtesſiegen!
Die Heil'gen hält ein Heiligthum umſchloſſen.

89.

Die Eklektiker.

Des Rafael ſchöne Zeichnung zu verbinden
Mit Michel Angelo's Geſtaltenmaſſen,
Dazu mit Titian's Palette praſſen
Und noch Correggio's halbes Dunkel finden!

Solch eine Regel wohl gefällt den Blinden,
Doch darf der echte Künſtler nie verlaſſen
Natur, die heil'ge. — Neu muß er ſie faſſen:
Wer Neues ſchaffen will, muß neu empfinden.

Trotz allen akademiſchen Recepten
Zerfiel die Kunſt, als ſie, die Künſtler hießen,
Sich nur mit kalt erdachter Satzung ſchleppten.

Den Dichter macht das Herz. Ach, es zerfließen
Die Scheingebilde klügelnder Adepten.
Wir wollen Kunſt, doch Abklatſch nicht genießen.

90.

Ueberfülle.

Und herrlich iſt der Samen aufgegangen
Entgegen jenen düſteren Aſceten,
Die nur zu ſchaudern, grauſen, knien und beten
Und zu gehorchen rings die Völker zwangen.

Allwärts ſeht ihr in reichſter Fülle prangen
Die Werke hochbegeiſterter Poeten
In Stein und Farben. Achtung den Propheten
Der heil'gen Kunſt, die nach der Schönheit rangen!

Wer zählt die Völker und wer nennt die Namen
Der Bildner, die in Kirchen und Paläſten,
In Straß' und Plätzen hingeſtreut den Samen?

Wer zählt das Heer von all den fremden Gäſten,
Die ſich vollendend an den Tiber kamen? —
Die Länder ſandten all' die Größten, Beſten!

91.

Winckelmann und Carſtens.

Und endlos wirket fort, was hier entſproſſen
In aller Zeit und Völker Kunſtbeſtreben,
Du, Rom, haſt Maß und Richtung ſtets gegeben
Wenn blühend auf der Menſchengeiſt geſchoſſen.

Auf deinen Hügeln einten als Genoſſen
Sich Nord und Süden. In erneutem Leben
Sah man ſich hier die deutſche Kunſt erheben,
Die jetzt erſtrahlt von Ruhmesglanz umfloſſen.

Hier pries aufs neue Winckelmann die Alten,
Die hell Natur dem Ideal vereinen
In niemals übertroffenen Geſtalten.

Was er gelehrt, das ſchuf in edeln, reinen
Umriſſen Carſtens' ſinnig ſtilles Walten,
Und neu begann das Licht der Kunſt zu ſcheinen.

92.

Thorwaldſen.

Von den Normanen habt ihr wohl vernommen?
Auf raſchen Schiffen voll von Raubgelüſten
Umfuhren ſie Italiens reiche Küſten,
Und jäh verſchwanden ſie, die jäh gekommen.

Es ſah das Volk ſie bebend und beklommen,
Sie wußten nur zu rauben und verwüſten.
Was half es auch, den Widerſtand zu rüſten,
Kam der Barbar im Sturme angeſchwommen.

Jüngſt aber ſchritt ein Däne hier zum Strande,
Sein Werk war nicht Zerſtören, ſondern Bauen,
Ihm ſtand der Geiſt in flammenlichtem Brande.

Verlorne Kunſt verſtand er zu erſchauen,
Du haſt gelöſt der Schule falſche Bande,
Thorwaldſen, in Heſperiens reichen Gauen.

93.

Cornelius.

Bei Gott, es leuchtet auch der Geiſt im Norden
Und ſtrahlt empor gleich rothen Nordlichtfunken
In dunkler Nacht. Kaum ſiehſt du feur'ger prunken
Die Glut in des Vulkanes Felſenborden.

So iſt der Geiſt des Nordens laut geworden
In dir, Cornelius. Wir ſchaun verſunken,
Wie du von göttlicher Begeiſtrung trunken
Hinſtürmeſt in gewaltigen Accorden.

Ureignen tiefen Lebens voll entquellen
Aus deinem Geiſt die ſtolzen Völkerſagen.
Wer ſah ſie rieſ'ger in Geſtalten ſchwellen?

Wie deine Helden, deine Götter ragen,
Darfſt du den höchſten Künſtlern dich geſellen.
Rom hat das Maß in deinen Geiſt getragen.

94.

Overbeck.

O könnt' ich dich im Liede würdig preiſen,
Mein Overbeck. So mild und friedlich gehen
Die Bilder all', die du im Geiſt geſehen,
An uns dahin wie in des Himmels Kreiſen.

Da ſchweben ſie im Flug, im ſtillen, leiſen,
Die Engel, welche für die Menſchen flehen,
Und in der Schönheit heil'gem Frieden ſtehen
Der Heiland mit den Heiligen und Weiſen.

Im wirren Treiben unſrer wilden Zeiten,
Wo laut entbrannt die Leidenſchaften rauſchen,
Sehn wir dich keuſch die frommen Wege ſchreiten.

Wenn wir nach dir aus dem Getümmel lauſchen,
Dann ſcheinſt du uns in ew'gen Seligkeiten
Gedanken mit den Himmliſchen zu tauſchen.

95.

An Karl Voß.

Da ſind ſie all' die göttlichen Geſtalten,
Hier der Olympier und dort die Here,
Der ſtrahlende Apoll von Belvedere:
Wie ſie in lichter Schönheit ſich entfalten!

Zu warmem Leben ward erweckt aus kalten
Geſteinen einſt die reizende Cythere,
Ares erhebet ſich in ſtarker Wehre,
Du ſchaueſt des Adonis Zauberwalten.

Wie zeigt ſich rings in dem Gewirr der Steine
Der Faunenfrohſinn und die Erosmilde! —
Da lacht mir plötzlich ein Gebild vom Rheine.

Sieh da die Lorelei, die ſüße, wilde,
Sangreiche Fee im lichten Marmorſcheine:
Du ſchufſt ſie meiſterhaft im Meiſterbilde.

96.

In der Siſtina.

Hoch vom Gewölbe der Siſtina ſchauen
Vereint Sibyllen und Propheten nieder,
Seltſam verſchränkt die rieſenhaften Glieder,
Geheimnißvoll den Blick in ſchatt'gen Brauen.

Schaut dort die Wand. Euch packt ein kaltes Grauen,
Die Gräber geben ihre Todten wieder,
Zur Hölle ſtürzen die Verworfnen nieder,
Die Sel'gen ſtreben zu des Himmels Auen.

Da tönen plötzlich wunderbare Sänge.
Wenn euch die Bilder rings den Sinn bethören,
So mildern ihn die holden, frommen Klänge.

Läßt eine Engelſchar die Lieder hören,
Im ſüßen, weichverſchlungenen Gedränge: –
Ihr lauſchet Paleſtrina's heil'gen Chören.

97.

Goethe.

Ich kann wie du nicht Elegieen ſingen,
Denn ich bekenn' es zu der Wahrheit Steuer,
Ich ſuchte nicht ſo ſüße Abenteuer,
Die dir in wunderreichen Verſen klingen.

Auch keine Iphigenie will gelingen,
Wie du ſie ſchufſt in dichteriſchem Feuer,
Es wird den Taſſo kein Poet in neuer
Erfindung jemals mehr zu Stande bringen.

Doch möcht' ich unter dieſe kleinen Lieder
Für dich, o Meiſter, eine Strophe mengen,
Dem Vöglein gleich mit rauſchendem Gefieder.

Es wird ein ſchlichtes Lied, aus deſſen Klängen
Die Welt erſieht, ich beuge ſtill mich nieder,
Wenn du den Süd beſingſt, vor deinen Sängen.

98.

Platen.

Als Jüngling ſchwärmt' ich blätternd oſt und gerne
Durch deine klaren, feſtlichen Geſänge,
Wie freut' ich mich der edeln vollen Klänge,
Der feſten Formen, die der Dichter lerne.

Da führteſt du mich traumhaft in die Ferne.
Ich folgte dir, wir machten weite Gänge
Entlang Italiens Städte, Ebnen, Hänge
Im Licht der Sonne, wie im Glanz der Sterne.

Und wieder folg' ich deiner Lieder Spuren,
Ein Wandrer ſelbſt. Ich ſeh ſich rings entfalten
Die Bilder am Geſtad' und in den Fluren.

Und ich geſteh', von Jungen und von Alten
Weiß keiner derer, die dies Land befuhren,
Wie du ſein volles Leben zu geſtalten.

99.

Robert Reinick.

Warum gedenk' ich dein bei Ponte Molle?
Du warſt im römiſch-deutſchen Künſtlerkreiſe,
Der hier beim Wein geübt der Heimat Weiſe,
Der Führer, ſtets gerecht der heitern Rolle.

Ich aber liebte dich auf deutſcher Scholle
Am grünen Rhein. Einſt als ich ſchüchtern leiſe
Das Lied begann — jetzt ſing' ich's dir zum Preiſe —
Gabſt du mir Muth, daß ich es üben ſolle.

Wer war wie du ſo kindlich, freundlich, bieder,
Du gutes, treues Herz? Wie in den Zweigen
Der Vogel ſangſt du liebe, ſüße Lieder.

Wenn andre längſt verklungen, dann entſteigen
Sie noch dem Volksmund, Echo gibt ſie wieder.
Was mußteſt du ſo früh zur Gruft dich neigen?

100.

Die Madonne.

Allwärts und ewig iſt es die Madonne,
Ihr Nam' und Preis erklingt in jedem Munde,
In Wort und Lied tönt tauſendfache Kunde,
Sie iſt des Volkes Liebe, Troſt und Wonne.

Der Dichter und der Bildner, der am Bronne
Der Kunſt begeiſtert ſchöpft, im Herzensgrunde
Empfängt er ſie und in geweihter Stunde
Erhebt er ihren Ruhm ans Licht der Sonne.

Nennt es nicht Götzenthum, das mich verführet!
Sagt, wer im Dienſt der allerreinſten Frauen,
Nicht einen warmen Hauch des Himmels ſpüret?

Ein lichtverklärtes göttlich-menſchlich Schauen
Iſt die Verehrung, daß wir tief gerühret
Uns liebevoll an Mutterlieb' erbauen.

101.

Die Villen.

Den ernſten Morgen gilt's, dem Wiſſensdrange,
Den Nachmittag der Lebensluſt zu weihen,
Wir miſchen bald uns in die Wagenreihen,
Wir rüſten bald uns auch zum Wandergange.

Villa Pamfili ſieht uns oft und lange,
Die ſchöne Welt durchwogt die großen, freien
Prachtgärten dort in leichten Tändeleien
Und fröhnt des Nichtsthuns lockend ſüßem Hange.

Villa Borgheſe ladet mit Alleen,
Es laden der Gebüſche Schattenräume,
Durch die wir auf verſchlungnen Pfaden gehen.

Doch Ludoviſi bietet hohe Bäume,
Durch die wir in die Stadt der Städte ſehen,
Verſenkend uns in mächt'ge Weltenräume.

102.

Auf dem Monte Pincio.

Der Tag verkühlt ſich bei des Ave Klängen,
Ich folge jetzt der Römer alter Sitte,
Zum Monte Pincio lenk' ich meine Schritte,
Luſtwandelnd in der Gärten üpp'gen Gängen.

Ich ſeh' aus aller Welt ſich Menſchen drängen,
Dem leichten Franzmann eint ſich ſteif der Brite,
Spanier und Slaven kenneſt du am Schnitte,
Mit denen ſich die ſchlichten Deutſchen mengen.

Der Fremden Mienen und der Fremden Töne,
Sie feſſeln nicht, mich lockt es, zu betrachten
Italiens Töchter und Italiens Söhne.

Ich ſeh' ſie gern in ihren bunten Trachten,
Wie voller Heimatſtolz; und ernſter Schöne
Sie ſchmerzlich nach der alten Größe ſchmachten.

103.

Die Brunnen.

Wie lieb' ich dieſer wundervollen Bronnen
Stets murmelndes Geplauder und Geſchwätze,
Die allwärts Kühlung hauchen auf die Plätze,
Ruh' ich vom Künſtlergang an den Colonnen.

Manch Mittagsſtündlein iſt mir ſchon verronnen
Im Anblick der kryſtallnen Waſſerſchätze —
Quatre Fontane, o, wie ich euch ſchätze!
Doch alle, alle ſpendeten mir Wonnen.

Zur ſchönen Aqua Paolina richte
Ich abends gern den Schritt: mir liegt zu Füßen
Das größte Stück der großen Weltgeſchichte.

Doch an der Trevi ſpielen nachts die ſüßen
Glanzzauber, ausgeſtrahlt vom Mondenlichte:
Komm mit den Tanz der Elfen zu begrüßen!

104.

Die erſte Palme.

Ein Bild des Morgenlands! Die erſte Palme
Seh' ich mit ſchlankem Schaft dem Grund entſteigen,
Die Lüfte zittern in den Fächerzweigen,
Ich ſtrecke drunter mich ins Grün der Halme.

Licht wird's um mich, mir tauchen aus dem Qualme
Des nordgebornen Geiſts in buntem Reigen
Uralte Bilder auf. Es will ſich zeigen
Iſraels Volk, ich höre David's Pſalmen.

Aegypter ruhn an rieſ'gen Pyramiden
Und Indier im Schatten der Banane,
Araber ſeh' ich im Oaſen-Frieden.

Ich ſeh' im Wüſtenland die Karavane,
Kreuzfahrer irren fern vom Heer geſchieden:
Seltſamer Wechſel! Gruß, Fata Morgane!

105.

Auf Monte Mario.

O, welche Pracht der Sonnenuntergänge
Auf Monte Mario! Die rothen Gluten
Siehſt du die Lande ſchwellend überſluten,
Ein unerreichbar königlich Gepränge.

Es ragen fern der Apenninen Hänge,
Als ob ſie dort in Purpurmänteln ruhten,
Als wollten ſich die Lüſte drin verbluten,
Liegt die Campagna. O, welch Glutgedränge!

Und Rom? Es ſcheint in purem Gold zu ſchwimmen. —
Da tönt das Ave. Dunkel hüllt die Ferne,
Und es verklingen rings des Tages Stimmen.

Mit einmal glühen mächtig auf die Sterne,
Und Heſperus beginnt ſo hell zu glimmen,
Daß er zur Heimkehr leuchtet als Laterne.

106.

Frühling.

Das iſt der Lenz! Doch brauſt er nicht in Wettern
Durchs Aetherblau mit Regenſturm und Schloſſen,
Nicht wirft er aus den düſteren Koloſſen
Des Wolkendrangs der Blitze rothe Lettern.

Ich ſeh' ihn nicht empor die Berge klettern
In friſchem Grün und nicht in Blumen ſproſſen,
Die tauſendfältig duftend ſich erſchloſſen,
Ich hör' ihn nicht in Vogelliedern ſchmettern.

Er iſt ſo groß und ernſt. In den Bereichen
Des Hochgebirgs und in der Gründe Glanze
Dort ragen immergrün Oliv' und Eichen.

Und Palm' und Lorbern einen ſich im Kranze
Der Gärten rings. Im Laubwerk ſondergleichen
Glüht goldig die Citron' und Pomeranze.

107.

Scherz.

Ihr ſollt mir nicht des Südens Völker ſchmähen,
Nicht hadern, daß ſie ſchimpflich euch betrügen,
Ich ſah daheim die Leute plumper lügen,
Ich ſah ſie gar ſich mit der Lüge blähen.

Wer ſucht nicht im Verkehr die Frucht zu mähen,
Sie thun's mit Grazie, wie zum Vergnügen.
Scherzt mit der Habſucht, jeder wird ſich fügen,
Hier leiht der Scherz euch ſtets die Siegstrophäen.

Im Scherze müßt ihr handeln um die Waare,
Im Scherze müßt ihr mit dem Bettler reden,
Dem Fuhrmann, daß er euch im Wagen fahre.

Ein Scherzwort löſet ſtets die ſchlimmſten Fehden,
Es gilt der Scherz ſogar vor dem Altare:
Durch Scherz gewinnt ihr alle euch und jeden.

108

Alte Geſtalten.

An Siegesthoren und auf Sarkophagen
Beſchaut ihr euch des alten Roms Geſtalten,
Kriegszüge ſind's, die mächtig ſich entfalten,
Triumphatoren auf den ehrnen Wagen.

Lictoren ſchreiten, die die Beile tragen,
Geſchmeid'ge Redner, die des Wortes walten,
Ihr ſchauet, wie ſie frohe Tänze halten,
Beim Flötenſpiel und keckem Cymbalſchlagen.

Wie wenig gleicht der Enkel ſeinem Ahnen!
Hin Rom und Römer. Nur am Hügelrande
Will uns der Hirt an die Lateiner mahnen.

Es mahnet dran der Schiffer an dem Strande. —
Die Menſchen gehen all' auf andern Bahnen,
Nur nicht am Meer und nicht im Weidelande.

109.

Pferderennen.

Verwaiſt und öde liegen die Arenen,
Die einſt von tauſendfält'gen Rufen klangen,
Wo ſind die Fechter mit den goldnen Spangen?
Wo ſind die Löwen mit den gelben Mähnen?

Kein weites Marsfeld ſeht ihr mehr ſich dehnen,
Wo Römerjünglinge im Fauſtkampf rangen
Und Roſſe peitſchten, die zum Wettlauf ſprangen,
Im feur'gen Blick des Sieges wildes Sehnen.

Die Welt iſt zahm, die Menſchen ſind manierlich,
Heut gehn und fahren ſie zum Pferderennen,
Die Damen aufgeputzt, die Herren zierlich.

Wenn auch wie einſt die glühen Blicke brennen,
Nach Männerkampf ſtrebt keiner mehr begierlich,
Ihr lernt im Enkel nicht den Ahnen kennen.

110.

Volksfeſte.

Wie liebenswürdig ſie die Freude nippen:
Sie halten Maß in jeglichem Genuſſe,
Sie ſchwelgen nicht beim Tafelüberfluſſe,
Sie bieten ſchlürfend nur das Glas den Lippen.

Sie freun ſich ſchon, wenn ſie mit ihren Sippen
Der Wagen trägt in raſſelnd jähem Schuſſe,
Sie tanzen gern bei der Muſik Erguſſe,
Es hilft die Anmuth über alle Klippen.

Wie fröhlich ſie zum Petersplatze treten,
Wenn ſich des Domes Strahlenfeuer heben
Und praſſeln der Girandola Raketen!

Sie pflegen ſtets ein zierlich Freudeleben
Und wollen ſelbſt, wenn ſie am Altar beten,
Ein Schauſpiel ſehen und ein Schauſpiel geben.

III.

Im Coloſſeum.

Seltſamer Anblick! In das nächt'ge Schweigen
Des Coloſſeums drang ein lautes Leben,
Rings ſiehſt du frohbewegte Menſchen weben,
Du hörſt der Hörner luſtig frohen Reigen.

Und plötzlich will ein Meer von Licht ſich zeigen,
Raketen funkelnd in die Lüfte ſchweben,
Bengaliſch Feuer ſtrahlt, daß glanzumgeben
Phantaſtiſch auf die rieſ'gen Trümmer ſteigen.

Und Falk und Eule flattern aufgeſchrecket
Von ihrem Neſt, die weiß im Dunkel ſchwirren
Aus friedlich ſtiller Nachtruh' aufgewecket.

Hier ſah der Römer blut'ge Kämpfe wirren,
Der Sklave focht, der Leu hat ſich gerecket —
Den Enkel hört ihr weiche Lieder girren.

112.

Sirocco.

Der Himmel liegt umhüllt von leiſen Schleiern
Und Berg und Thal umſpinnen fahle Düfte,
Es weht kein Hauch, ſchwer raſten alle Lüfte,
Auf Pflanz' und Thiere drückt das Daſein bleiern.

Die Sänger in den Frühlingszweigen feiern,
Es ſenkt der Aar ſich in die Felſenklüfte.
Das Wild verbirgt ſich in die tiefen Schlüfte,
Die Grille ſelbſt hört auf ihr Lied zu leiern.

Im Schatten ruht, dem Schlummer überlaſſen,
Der Lazzaroni, wo die Brunnen ſchäumen,
Nur ſelten ſchleicht ein Wandrer durch die Gaſſen.

Sirocco weht. Dumpf iſt es in den Räumen,
Die faule Trägheit will auch mich erfaſſen,
Ich ſtreck' aufs Lager mich zu wirren Träumen.

113.

Gewitter.

Das war ein Wetter. Schwarze Wolken ſlogen
Im Sturm dahin nach langen Sonnentagen,
Ihr ſaht den Blitz die rothen Flügel ſchlagen,
Vernahmt des Donners grauſe Stimmen wogen.

Jetzt hat gemach der Regen ſich verzogen,
Die Gärten lachen, die im Siechthum lagen.
Wie ſonnig Romas Kuppeln wieder ragen
Hell überſtrahlt vom ſiebenfarb'gen Bogen!

So brauſten oft im Sturme der Geſchichte
Die Wetter ob der Stadt von allen Seiten,
Es war als ſänk' der Erdkreis im Gerichte.

Wann hebt ſich hier für alle Ewigkeiten
Der Friedensbogen groß im heil'gen Lichte,
Erglänzend allen Völkern, allen Zeiten?

114.

Kirchenfeſte.

Und predigt Ernſt auch Kutte und Kapuze,
Und rufen auch zur Buße rings die Scharen
Die Prieſter in den wallenden Talaren,
Umringt von Kreuz und Fahn' im Feſttagsputze,

Ich ſehe nicht, daß ihre Mahnung nutze.
Die Menſchen, die am Werktag fröhlich waren,
Sie ſind auch froh zum Kirchenfeſt zu fahren:
Sie ſtehn in einer heitern Gottheit Schutze.

Die rechte Andacht trägt der Freude Stempel,
So hielt man es zur Zeit der heitern Alten,
Als Feſtgebäude ragten einſt die Tempel.

Ihr Gottesdienſt war helles Luſtentfalten.
Wir folgen ihrem fröhlichen Exempel:
Wir wollen's mit den heitern Heil'gen halten!

115.

Die Mutter der Städte.

Du großes Rom, ſo wie ſeit alten Tagen
Sich deine Kuppeln in die Lüfte heben,
Zum Himmel Obelisk und Säule ſtreben
Und uns von alten Siegeszügen ſagen;

Wie deine Plätze große Brunnen tragen,
Drin ewig quillt des Waſſers rauſchend Leben,
Und wie von dunkeln Gärten rings umgeben
Die rieſenhaften Prachtpaläſte ragen;

So wie Jahrhunderte du aufgeſchichtet
Kunſtvoll Gebild in jeder hohen Halle,
So haben größte Künſtler dich gedichtet.

Ward wo gebaut auf dieſem Erdenballe,
Da hat ſich jede Stadt nach dir gerichtet,
Nur überragſt du deine Töchter alle.

116.

An Emilie.

Da ruhen wir befriedigt Seit' an Seite
Der Erde größte Bilder zu genießen.
Wol war es gut, daß wir uns nicht verließen,
Du gabeſt mir, dir gab ich das Geleite.

Hätt' ich allein durchzogen dies Gebreite,
In Sehnſucht würde mir das Herz zerfließen,
Und konnteſt du zur Fahrt dich nicht entſchließen,
Du ſchickteſt Seufzer jetzt mir in die Weite.

Ein Doppelleben leben wir zuſammen
Und ſteigern uns Genuß ſowie Entzücken,
Die allen Tagen hell und licht entſtammen.

Daheim am Herd im nächſten Winter rücken
Wir abends oft an die geſell'gen Flammen,
Um der Erinnrung holde Frucht zu pflücken.

117.

Fontana Trevi.

Die Zeit iſt voll, es nahn des Abſchieds Stunden,
Du ſchönes Rom, jetzt muß ich von dir ſcheiden.
Im Herzen ſpür' ich ſtillgeheimes Leiden,
Es iſt zu ſchnell der ſchöne Traum verſchwunden.

Geſchichte bot mir tauſendfache Kunden,
Es bot die Kunſt mir tauſend Augenweiden,
Erhebung und Belehrung dank' ich beiden;
Des Landes Schönheit hab' ich tief empfunden.

Was frommt die Klage? Auf, zum letzten male
Laßt zur Fontana Trevi jetzt uns gehen,
Die leuchtend liegt im hellen Mondenſtrahle.

Wer wieder auf dem Capitol will ſtehen,
Der trinket ſcheidend hier. Ich füll' die Schale:
Du altes, ew'ges Rom, auf Wiederſehen!

118.

Via Appia.

Da dehnen ſie ſich an des Weges Seite
Die Gräber derer, die mit vollen Zügen
Genoſſen einſt das irdiſche Genügen,
Im Rathe vielgewandt und ſtark im Streite.

Dann legte man die Leichen auf die Scheite,
Der Todten Aſche barg man in den Krügen,
Die hier ſich ruhig Niſch' an Niſche fügen,
Und heiter kehrte heim das Traurgeleite.

Die Stadt der Todten lehnt ſich voller Schauer
Ans Thor der Lebensſtadt, und rings umkränzet
Sie eines Friedhofs — der Campagna — Trauer.

O, welch ein Bild von Oeden rings umgrenzet!
Ein Glück, daß fern dem ſinnenden Beſchauer
Das Prachtgebirg im Abendlicht erglänzet.

119.

Die Verbrennung der Todten.

Mag ihn Zelot' und Frömmler auch verdammen,
Ich preiſe hoch den Brauch aus alten Tagen:
Wenn ein geliebtes Herz nun ausgeſchlagen,
Dann traten Freund' und Sippen treu zuſammen.

Ob ſie ihn lieben, ob dem Haus entſtammen,
Sie hoben um den Todten laute Klagen,
So ward er auf die Scheite hingetragen,
Sein ſterblich Theil verflüchtigt ſich in Flammen.

Sie kannten nicht die Raſt in engen Truhen.
Das ſchaur'ge Bett der finſtern Felſenklüfte,
Sie mochten nicht in feuchtem Raſen ruhen.

In Strahlengluten überm Dampf der Grüfte
Ging es ins Licht. O laßt uns alſo thuen:
Gebt unſre Aſchen in die freien Lüfte!

120.

Die Grotte der Egeria.

Ermüdet von des Herrſcheramtes Pflichten,
So heißt es, ſuchte Numa dieſen Bronnen,
Am kühlen Quell, vom Dämmerlicht umſponnen,
Ging er den aufgeſtürmten Geiſt zu ſchlichten.

Da kam die Nymphe her, ihm aufzurichten
Gemüth und Geiſt. Mit Augen hell wie Sonnen
Sprach ſie zu ihm. Erfriſcht, der Welt gewonnen
Kehrt' er zurück zu rathen und zu richten.

Wer fühlt ſich nicht von ſchwerer Laſt beladen
Und ſucht verwirrt vom emſ'gen Weltgewühle
Die Göttin auf, entfliehend rauhen Pfaden?

Umtobet mich zu laut des Lebens Schwüle,
Geh' ich in Einſamkeit die Seele baden,
Zu klären die Gedanken und Gefühle.

121.

Campagna.

Und liegen hinter uns die alten Mauern
Der heil'gen Stadt, ſo ſiehſt du weithin ſchwellen
Einſam das Land in leiſen Hügelwellen,
Auf denen alte Römerwerke trauern.

Die dunkeln Büffel, die im Graſe kauern,
Zu denen Pferd' und Schafe ſich geſellen,
Die wilden Hunde, die anſtürzend bellen,
Es iſt ein ödes Bild, ein Bild voll Schauern.

Einſt war es anders hier, da ſah man pflügen
Den Landmann rings, es ſchwoll die Flur von Reben,
Und Bauten ſah man ſich an Bauten fügen.

Jetzt dort die Stadt der Welt — und dicht daneben
Urwildniß auf den weiten Hügelzügen:
Vergänglichkeit, du machſt die Seele beben!

122.

Landſchaftsbilder.

Ihr ſeht gewalt'ger in die Luft ſich recken
Die rieſ'gen Alpen mit den Eiskoloſſen,
Und wildre Ströme kommen draus geſchoſſen,
Zu ruhen in der Seen gedehnten Becken.

Doch die Gebirge, die ſich hier erſtrecken
In Linien, edel, ſchön und reich geſchloſſen,
Von tiefem Farbenzauber überfloſſen,
Ihr werdet nimmer ſie im Nord entdecken.

Wie ruhn Albanos Gipfel hold verſchlungen!
Sabinas Kette dehnt ſich glanzbeſchienen
Und der Soracte, den Horaz beſungen.

Wer mochte ſeiner Kunſt wol beſſer dienen
Wie Pouſſin? Daß ſie ihm ſo groß gelungen,
Dankt er dem ſchönen Land der Apenninen.

123.

Tivoli.

Gruß dir, dem wilden Apenninenſohne,
Der, hoch im zackigen Gebirg geboren,
Den kühnen Sprung von Fels zu Fels erkoren,
Gruß dir, dem jugendmuth'gen Teverone!

Da ſtürzeſt du, gleichwie der Welt zum Hohne,
Aus dieſer Marmorfelſen dunkeln Thoren,
In Wogen ſchäumend, bald dem Aug' verloren,
Bald blitzend hell mit wucht'gem Donnertone.

Wie ſchaurig ſchön ſind dieſe tiefen Schlüfte,
Drauf Licht und Schatten ihre Zauber ſtreuen,
Wo wilder Roſenduft erfüllt die Lüfte,

Wo tief der Sproſſer ſeine alten, neuen
Geſänge tönt durch das Gebüſch der Klüfte:
Wie muß ſich Herz und Auge hier erfreuen!

124.

Horaz.

Jetzt will ich in das Thal die Schritte lenken,
Hier lag Horazens ſchlichte Dichterzelle —
Mäcen's Geſchenk — mit Acker, Wald und Quelle,
Gern möcht' ich ein Gedicht dem „Dichter“ ſchenken.

Wie liebt' er Tibur! Maßvoll, klug im Denken,
Maßvoll im Thun ſang kunſtreich er und helle,
Er hatte gern den trauten Freund zur Stelle,
Beim Wein in Luſt und Weisheit ſich zu ſenken.

Mein Tibur liegt zu Köln am grünen Rheine,
Licht iſt das Haus und ſonnig ſeine Lage,
Es kommen auch die Freunde gern zum Weine.

Nur fehlet viel, daß ich es offen ſage,
Mir von Horazens hohem Ruhmesſcheine,
So ſehr ich Sehnſucht, ihm zu gleichen, trage.

125.

Villa d'Eſte.

Das iſt die wundervolle Villa d'Eſte,
Der ſchönſte von den Zaubergärten allen:
Wie wölben ſich des ſaft'gen Lorbers Hallen,
Wie ſchaukeln die Cypreſſen ſich im Weſte!

Die Waſſer rauſchen Kühlung durchs Geäſte,
Die hier aufſpringen, dort in Becken fallen,
Und ſchmachtend klingt das Lied der Nachtigallen:
Hier iſt der Ort für höchſte Dichterfeſte.

Berauſcht durchſchreiteſt du die Lauballeeen,
Wo tief im Grün die Goldorangen glühen
Und weiße Marmorbilder grüßend ſtehen.

Auf der Terraſſe, wo die Roſen blühen,
Dort magſt du Rom und die Campagna ſehen
Und fern der Meereswogen funkelnd Sprühen.

126.

Leopold Robert.

Es wandern hier der fremden Künſtler viele,
Sich Bilder ſuchend in des Volkes Leben,
Ringsum iſt quellend reicher Stoff gegeben,
Doch es gelangen wenige zum Ziele.

Denn wem genügt es, wenn in leichtem Spiele
Sie bunt Gewand um leere Formen weben
Geſpreizt und hohl? Welch weiheloſes Streben,
Daß ſolch Geputz putzſücht'gem Sinn gefiele!

Du, edler Robert, gingſt auf andern Pfaden,
Dir war die ſchöne, tiefe Seele offen,
Ein Künſtler kameſt du von Gottes Gnaden.

Du ſahſt des Volkes Lieben, Glauben, Hoffen —
Mit Schmerzen hat die Schönheit dich beladen —
Drum hat dich auch ſo früh der Tod getroffen.

127.

Im Albanergebirge.

Fort ins Gebirg, fort aus den ſtaub'gen Gaſſen,
Fort aus der Lüfte drückend heißer Schwüle,
Fort aus dem dichten wirbelnden Gewühle,
Fort aus dem Lärm der lauten, bunten Maſſen!

Und haben wir dich altes Rom verlaſſen,
So athmen wir Frascatis friſche Kühle
Und ruhn auf weicher Raſen Blumenpfühle,
Wo ſtolz in Villen reiche Römer praſſen.

Wir wandeln an Albanos Hügelrande,
Wir liegen in Arricias ſchatt'gem Haine,
Die Flut des Remiſees kühlt uns vom Brande.

Dort ragen ſtolz des Monte Cavo Steine.
Hinauf! Wir ſchauen in die Wunderlande
Und athmen höchſter Lüfte ſüße Reine.

128.

Frascati.

An Oswald Achenbach.

Es drängt mich, heimwärts einen Gruß zu ſenden
An dich, mein Oswald, hier wo ich genoſſen
Das Wunderland, das licht und glanzumfloſſen
Du ſtets zu malen pflegſt mit Meiſterhänden.

Wohin ſich hochentzückt die Blicke wenden,
Liegt die Campagna vom Gebirg umſchloſſen,
Vom Meer begränzt, Rom dehnt ſich hingegoſſen
Im Grunde — Zauber weht an allen Enden.

Ich ruh' im kühlen Schatten rieſ'ger Bäume
An ſtolzen Villen — Marmorbilder glänzen,
Leiſ' rauſchen rings der Brunnen weiße Schäume.

Es jauchzt das Volk bei Spielen, Liedern, Tänzen. —
Wie du im Bild gezeigt uns dieſe Räume,
Verdieneſt du den reichſten von den Kränzen.

129.

Zu Arricia.

Friſch auf, die Flöten und Guitarren tönen,
Triangeln mit den Tambourinen klingen,
Dazu erſchallt ein luſtig ſchmetternd Singen,
Die Mädchen einen ſich Arricias Söhnen.

Die Paare fliegen hin im Tanz, die ſchönen,
Und wie ſie rings die Saltarella ſchwingen,
Wie ſie ſich fliehen, wie ſie ſich verſchlingen,
Die tiefſte Pein muß ſolch ein Bild verſöhnen.

Es ragen über uns die dichten Hallen
Der Rieſenbäume, an des Hügels Seite
Da ſchlagen ſeltſam laut die Nachtigallen.

Und unten dehnt ſich ſonniges Gebreite,
Du ſiehſt des Meeres ferne Wogen wallen,
Und Luft und Licht durchglühen Näh' und Weite.

130.

Der Nemiſee.

Wie liegt in dieſen ſonnigen Geländen
So todesernſt und ſtill der See ergoſſen,
Die Waſſer dehnen dunkel eingeſchloſſen
Sich in den ſteilen, ſchroffen Felſenwänden.

Man ſagt, es ſei mit feurig rothen Bränden
Einſt hier das Feuer in die Luft geſchoſſen,
Verkühlte Lava liegt ringsum ergoſſen,
Wohin du greifſt, du haſt ſie in den Händen.

Und allwärts ſtrahlet heiß das Licht der Sonnen,
Die Lüſte brodeln über Berg und Fluten,
Uns kühlt nicht mehr das Waſſerſpiel der Bronnen.

Drum in den Krater, wo die Feuer ruhten:
Wir ſchwimmen bald in neuerfriſchten Wonnen
Und loſchen in den Wogen unſre Gluten.

131.

Dolce far niente.

Wie lockend iſt's, mit nichts die Zeit verbringen,
Den glühnden Tag, die kühle Nacht durchſchweiſen,
Am Boden ruhend in die Lüfte greifen
Und leiſ' vorüberträumen an den Dingen!

Wie ſelig, lauſchen auf der Vögel Singen
Und Blumen pflücken im Vorüberſtreifen,
Nach Früchten haſchen, die im Laubwerk reifen,
Im Bade mit kryſtallnen Wellen ringen!

Wie lieblich iſt's, ein edles Lied zu nippen,
Im Kreis zu ſitzen jugendmuth'ger Zecher
Und Küſſe ſaugen von geliebten Lippen!

Ich neid' euch nicht, ihr kühlen Silbenſtecher,
Seid nüchtern, klug mit euern klugen Sippen!
Ich ſchlürfe hier des Lebens vollen Becher.

132.

Die Pontiniſchen Sümpfe.

Hier feierten die Lateiner einſt Triumphe,
Die ſich geeint in ſtarkem Völkerbunde,
Und blanke Städte glänzten in der Runde,
Wo jetzt das Land ſich dehnt in weitem Sumpfe,

Leiſ' ſchauert durch die Luft, die öde, dumpfe,
Riedgras und Schilf, entwuchernd feuchtem Grunde,
Schlingwerk geſellt den Bäumen ſich im Bunde,
Ringsum vermodernd liegen Eichenſtumpfe.

Wie ſtill iſt's hier! Raubſpähend ſiehſt du fliegen
Den Geier durch die Luft, im Grasbereiche
Siehſt du die breitgehörnten Büffel liegen.

Es flieht der Menſch, denn oft iſt ihm das bleiche
Geſpenſt des Fiebers hier emporgeſtiegen —
Raſch, raſch hinweg, daß es uns nicht beſchleiche!

133.

Monte Caſino.

Mag auch der Maler all' die Kutten lieben,
Die Gruppen färbend ihm entgegentreten,
Gleichviel ob ſie nun betteln oder beten,
Sie ſind bei mir nicht beſtens angeſchrieben.

Zu träge ſeh' ich ſie durchs Leben ſchieben.
Es geht ums liebe Brot. Ja, ihr Propheten,
Verſchmähet nie zum Mahl den Teig zu kneten,
Ein voller Krug hat nimmer euch vertrieben!

Euch aber muß ich hoch und herrlich loben,
Sanct=Benedicti Schüler, die ihr mächtig
Den hohen Ruhm der Wiſſenſchaft erhoben.

Ihr ſchufet immer für den Geiſt bedächtig —
Monte Caſino grüßt vom Gipfel oben —
Es blühe, wie es blühte, hell und prächtig!

134.

Am Volturno.

Hier muß ich ans Gelobte Land gedenken,
So wie's uns ſchildern alte heil'ge Sagen,
Wo doppelt Korn die goldnen Felder tragen,
Dreifache Frucht die hohen Bäume ſchenken.

Das Saatkorn, das ſie in den Boden ſenken
Füllt jährlich zweimal hier den Erntewagen,
Voll Aepfel ſiehſt du drob die Bäume ragen,
An deren Zweigen ſie die Reben lenken.

Die Aepfel in der Luft, darunter Trauben
An ſiebenfach verſchlungenen Gehängen
Und duft'ge Kräuter in den ſtillen Lauben —

Selbſt ins Geſtein ſiehſt du ſich fruchtreich drängen
Olivenwälder — ringsum girren Tauben —
Wem ſchwillt die Seele hier nicht von Geſängen?

135.

Neapel.

Gruß dir, Neapel! Welcher Glanz der Lüfte,
Und welches Licht am hohen Himmelsbogen,
Und welches Blau in tiefen Meereswogen,
Und welche Fluten der Orangendüfte!

Und welch Getümmel durch der Straßen Klüfte,
Die rollend ſtets von Wagen ſind durchzogen,
Vom Roß durchbrauſt, vom Wandrer raſch durchflogen!
Das drängt ſich Arm und Arm und Hüft' an Hüfte.

Das ſchwatzt und lärmet, lachet, pfeift und ſinget,
Sie hadern, markten, feilſchen, handeln, kaufen,
Daß es mir wirbelt und im Ohre klinget.

Wie wind' ich mich durch dieſen dichten Haufen,
Der mich in ſeinen Knäul unlösbar ſchlinget?
Laßt uns nur toll mit dieſen Tollen laufen!

136.

Auf Camaldoli.

Großſtolze Schau! Es liegen Meer und Lande
Im höchſten Schönheitsglanze hingebreitet,
Berg und Geſtad' durch Buchten ausgeweitet,
Und alles glänzt im weißen Sonnenbrande.

Capri und Iſchia ragen fern am Rande
Des Horizonts; im blauen Golfe gleitet
Rings Schiff an Schiff die Segel hell gebreitet,
Neapel leuchtet weit am ſchönen Strande.

Vollüpp'ge Lebensbilder ohne Schranken!
Dort ſiehſt du den Veſuv tiefdunkel ſteigen
Gleichwie des Todes drohenden Gedanken.

Nie ſchaut' ich ſolch ein Bild, ſo groß und eigen,
Wo Reiz und Ernſt ſich ineinanderranken.
Wie reich biſt du Natur! Der Reſt iſt Schweigen.

137.

Volkslieder.

Lichtreiche Nächte! Funkenſtrahlend ſprühen
Sternbilder rings am tiefen Himmelsbogen,
Am weiten Strande liſpeln leiſ' die Wogen,
Die ſeltſam von geheimem Feuer glühen.

Orang' und Roſe, die in Gärten blühen,
Enthauchen Duft, der üppig kommt geflogen,
Und rings vom Volke iſt die Stadt durchzogen,
Das dämmernd ausruht von des Tages Mühen.

Und horch, Santa-Lucia auf und nieder,
Hochjauchzend bald und bald von Schmerz durchklungen,
Guitarren tönen und es tönen Lieder.

O, Lieder ſind's, gefunden und geſungen
Vom Volk, des Volkes Herzen klingen wieder,
So ſingen nicht die feinſten Dichterzungen.

138.

Volksdichter.

So manch geſchrieben Lied verfällt dem Tode
Nur allzu früh. Wie anders, wenn die Maſſen
Es raſch im friſchen Flug des Tons erfaſſen!
Faſt neid' ich dich, du wandernder Rhapſode!

Nicht unterworfen biſt du hohler Mode,
Gleichwie der Vogel ſingſt du durch die Gaſſen,
Die Menge jauchzt dir Beifall ausgelaſſen,
Dir ziſcht kein ränkevoller Antipode.

Auf todten Blättern bringen wir die Sänge
Ins ſtumpfe Volk. Von Melodien getragen
Singt fort und fort ſie hier die laute Menge.

So war es auch bei uns in alten Tagen,
Nie kehren jene Zeiten. Eure Klänge,
Volksdichter, ach! ſie ſind uns ferne Sagen.

139.

An der Marina.

Welch kunterbunt und farbig Straßenleben!
Da iſt nicht Zwang noch Hinderung zu ſpüren,
Sie hocken rings geſellig vor den Thüren,
All' dem Geſchäft des Augenblicks ergeben.

Die dunkeläugigen Kinder ſpielen eben,
Geheim Geſpräch ſiehſt du die Mädchen führen,
Indeß die Mütter offne Feuer ſchüren,
Großmütter ihre Fäden ſpinnend weben.

Es klopft der Schuſter dort an ſeinen Schuhen,
Der Schneider ſchnellet auf und ab die Nadel,
Der Krämer neſtelt in den alten Truhen.

Wer ſchlafen will, der fürchtet keinen Tadel,
Du ſiehſt ihn ſchnarchend an der Erde ruhen!
So treibt es hier der Lazzaroni-Adel.

140.

Am Strande.

Oft lieg' ich ſtundenlang an den Geſtaden
Und ſchau' ins Wechſelſpiel der blauen Wellen,
Die hundertfarbig, hunterttönig ſchwellen
Und Ohr und Auge zum Genuſſe laden.

Ich folge dort der Schiffe ſtolzen Pfaden,
Ich höre der Matroſen Lieder gellen,
Ich ſeh' die Fiſcher ſich zum Fang geſellen
Und muntre Knaben in der Brandung baden.

Nach Muſcheln greif' ich, welche rings die Schäume
Der Wogen hergeſpült in leiſem Rauſchen,
Und durch die Seele gehen ſchöne Träume.

Uraltes Meer, wie magſt du mich berauſchen:
Nicht anders ſah Homer in deine Räume,
Nicht anders mocht' er deinen Stimmen lauſchen.

141.

Die Caſtelle.

Dumpf ſchaun in dieſe lichte Stadt der Feſte
Vom Meer und von den Höhen ſtolze Mauern,
Sie machen dir die frohe Seele ſchauern,
Vergangner blut'ger Zeiten Ueberreſte.

Hier in der Flut ragt Anjou's dunkle Veſte,
So fenſterlos und ſchroff ſiehſt du ſie kauern,
Sanct=Elmo ſiehſt du auf der Höhe lauern,
Vernichtung droht vom felsgethürmten Reſte.

Mir ſcheinen wilde Schatten dort zu ſchweben,
Der Anjou Schatten, Schatten der Bourbonen,
Zorn war ihr Daſein, Blutgier war ihr Leben.

Kann Grimm und Haß denn in der Seele wohnen,
Wo alles lacht? Stammt das Vernichtungsſtreben
Von Geiſtern, die im Flammenberge thronen?

142.

In San-Carlo.

Auf, nach San=Carlo! Welch ein bunt Gedränge!
Sie ſtürmen ungeſtüm nach allen Sitzen,
Raſch füllt das Haus ſich in die höchſten Spitzen,
Und allwärts ſiehſt du fröhliches Gepränge.

Es rauſchen des Orcheſters volle Klänge,
Der Vorhang ſteigt. Hei, wie die Augen blitzen,
Wie beim Geſpräch die Wangen ſich erhitzen,
Sie ſaugen ein die Fluten der Geſänge.

Rings ſind ſie Aug' und Ohr. Die ganze Seele
Seht ihr in allen Zügen leuchtend leben:
Welch Klatſchen! Beifall tönt aus jeder Kehle.

Wie mag den Mimen dieſe Glut erheben!
O, ſcheltet nicht, daß ich der Oper fehle,
Ich laſſe mir vom Volk ein Schauſpiel geben.

143.

Auf dem Mercato.

In dieſem buntbewegten lauten Leben
Der tollgelaunten Lazzaroniſcharen,
Will ſich ein düſter Bild mir offenbaren,
Ich ſeh' ein dunkles Blutgerüſt erheben.

Von tiefgebräunten Kriegern ſteht umgeben
Ein bleicher Knab' in goldnen, blonden Haaren,
Er ſteigt empor, es läßt der Henker fahren
In ſeinen Hals das Beil — und alle beben.

So fällt das ſchöne Haupt des letzten Sproſſen
Vom hocherlauchten Hohenſtaufenſtamme —
Licht ging er auf und ſchwarz hat er geſchloſſen.

O Konradin! Dein Geiſt die reinſte Flamme,
Dein Leben Blumenduft! Fluch ſei ergoſſen
Auf Anjou's Mörderhaupt, das Gott verdamme!

144.

Ada.

Am Rheine ſah ich einſt ein Kind erblühen
Gleich einer Roſenknospe licht und helle,
Es ſtand ſo fröhlich an des Lebens Schwelle,
Als ſei das Leben ohne Laſt und Mühen.

In Farb' und Duft ſah ich die Blume ſprühen,
Ein Wunder war's. Der Freude ſüße Quelle
Ward ſie für uns. Raſch geht der Zeiten Welle,
Ich ſah ihr lieblich Haupt im Brautkranz glühen.

Dann zog ſie fort zu dieſen Prachtgeſtaden
Parthenope's. Dort hat ſie noch genoſſen
Das vollſte Leben auf den reichſten Pfaden.

Du ſchlimmer Süd, von Licht und Glanz umfloſſen,
O, welche Schuld haſt du auf dich geladen!
Du haſt ein ſchönes, deutſches Aug' geſchloſſen.

145.

Das Grab des Virgil.

Das Grab Virgil's! Mit ſtiller Andacht treten
Wir an die lenzumblühten morſchen Steine.
Ihn ehrte Rom im Ruhmesſonnenſcheine
Als Krone der erzählenden Poeten.

Vollltön'ger wie von ſeinen Lippen wehten
Lateinerverſe nie. In glatter Reine
Fließt das Aeneaslied. Und die Gemeine
Des Mittelalters macht' ihn zum Propheten.

Sie fand in ſeinen Liedern einſt die Kunde
Von Chriſti Sendung. Dann iſt er geworden
Zum mächt'gen Zaubrer in des Volkes Munde.

Ja, Zauber hauchen ſtets in den Accorden
Des echten Dichters, und zu einem Bunde
Von Zaubrern wird der echte Dichterorden.

146.

Baja.

Es lagen hier der alten Römer Flotten,
Die weit und breit den Ocean befahren,
Die rings an allen Küſten Sieger waren,
Die ſelbſt Karthagos höhniſch durften ſpotten.

Hier zechten der Matroſen wilde Rotten
Erzählend von beſtandenen Gefahren,
Hier pflegten Frucht die Speicher zu bewahren,
Sie bargen hier den Wein in kühlen Grotten.

Stadt, Tempel, Villen in des Reichthums Glanze
Entragten hell den rebenreichen Hängen,
Die rings die Stadt umziehn in ſchönem Kranze.

Jetzt iſt es hier ſo öd' auf öden Gängen,
Das Meer ſo ſtill, verkummert Menſch und Pflanze,
Die todte Schau will mir den Athem engen.

147.

Wunder.

Wie anders iſt's in dieſen Berg und Thalen,
Als drüben in den heimatlichen Gauen!
So dunkel ſah ich nie die Wogen blauen,
So hell im Lichte nie die Felſen prahlen.

Die Pflanzen, die ſie unter ew'gen Qualen
Daheim im ſchwülen Treibhaus ängſtlich bauen,
Sie ſchmücken ungepflegt die üpp'gen Auen,
Goldfrüchte ſiehſt du hell im Laubwerk ſtrahlen.

Und wie ich ſchreit' am lachenden Geſtade,
Da hör' ich auch das ſchwirrende Geſinge
Der unbekannten ſüdlichen Cicade.

Die mächt'gen Oleanderſchmetterlinge,
Sie ſchwärmen im Hibiscushonigbade:
Allwarts gewahrt das Auge Wunderdinge.

148.

Portici.

Mag ſich verderbenſchwanger auch erheben
Der Feuerberg und täglich Unheil drohen
Mit Stein- und Aſchenregen, Flammenlohen,
Mag ſeinem Ungeſtüm der Fels erbeben,

Hier ſiehſt du ſtets in munter friſchem Leben
Hintreiben ſich die unermüdlich Frohen,
Es klingen Geigen, Flöten und Hoboen,
Den Barkenführer ſiehſt du ſingend ſchweben.

Wie ſie auf Wagen keck das Land durchrennen,
O, wie ſie wild im wirren Tanz ſich wiegen
Beim Caſtagnettenton! Die Blicke brennen,

Die Buſen wogen und die Haare fliegen,
Komm her, hier lernſt du wahren Frohſinn kennen:
Es ſcheint den Tod das Leben zu beſiegen.

149.

Pompeji.

Von alten Büchern habt ihr wohl vernommen,
Drin alte Schrift die ältre Schrift verſtecket,
Durch die, wenn ſie geſchickte Hand erwecket,
Verſchollne Kunden an die Sonne kommen.

So iſt Pompeji, das von Zorn entglommen
Der Feuerberg mit Aſchen einſt bedecket.
Du armes Volk, wie wurdeſt du erſchrecket,
Als dich dein tragiſch Schickſal überkommen!

Jahrtauſende war deine Spur verloren,
Manch Volk iſt über dich hinweggeſchritten,
Da ſand ein Bauer dich beim Brunnenbohren.

Man grub dich aus, und in der Lava Mitten
Lehrſt du mit Straßen, Häuſern, Mauern, Thoren
Uns mehr wie alle Bücher alte Sitten.

150.

Im Theater.

Hier war das Schauſpielhaus. Gefügt von Steinen
Erheben ſich im Halbrund rings die Bänke,
Zu lauſchen auf des Luſtſpiels bunte Schwänke,
Sah man das Volk am Abend hier erſcheinen.

Und es begann das Scherzen, Hadern, Greinen,
Die Mimen boten ihre tollen Ränke,
Man hörte laut beim Kreuz- und Quergezänke
In Beifallsruf ſich tauſend Stimmen einen.

So ſeht doch, ein Barbar betritt die Halle,
Steigt auf die Bühn' und wandelt auf und nieder,
Dann hebt er an in fremder Sprache Schalle.

Ich ſelber bin's. Da klingen plötzlich wieder
In dieſem Raum — ihr Deutſche kennt ſie alle —
Von Goethe, Schiller, Uhland deutſche Lieder.

151.

Das Meer.

Die Völker kamen und ſie ſind gegangen,
Geſchlechter ſind erſchienen und verſunken.
Wo einſt ſie ſahen Stadt und Veſte prunken,
Hält jetzt uns tiefe Einſamkeit umfangen.

Wo einſt ſie ſahn gewalt'ge Wälder prangen,
Ragt kahl Geſtein; es ſchreien trüb die Unken,
Wo Felder lachten. Schau des Kraters Funken!
Er hat allmählich andre Form empfangen.

Das Meer allein, es iſt ſich gleich geblieben,
Groß, mächtig, ſtolz, in ew'gen Wogen brauſend,
Tiefblau, wie allzeit es dahingetrieben.

In ſeinen Schlünden unergründlich grauſend
Verſunkne Völker, Schätze, Haß und Lieben,
So war's, ſo iſt's, ſo bleibt es manch Jahrtauſend.

152.

Sorrent.

So ſind ſie doch erfüllt die Jugendträume:
Ich lieg' im Gras hoch ob Sorrents Geſtaden,
Wo mich in ihre friſchen Schatten laden
Oliven, Myrth= und Goldorangenbäume.

Durchs Laubwerk ſtrahlen rings die weißen Schäume
Des lichten Meers, drin ſich die Inſeln baden,
Die Kähne ziehn auf ſilberhellen Pfaden,
Und Städt' und Villen kränzen rings die Säume.

O Jugendzeit, du Zeit im jungen Glanze,
Es träumte damals in den frohen Tagen
Die heiße Stirn von einem Lorberkranze.

An Taſſo's Wiege ſeh' ich herrlich ragen
Ob meinem Haupt der Dichter heil'ge Pflanze.
Darf ich mir einen Zweig zu pflücken wagen?

153.

In den Grotten.

Es ſinkt der Tag, ein Meer von goldnen Gluten
Bedeckt den Golf in flammenrothem Brande,
Umhüllt den Feuerberg und rings am Strande
Die Hügel, die noch eben leuchtend ruhten.

Grau wird das Ufer rings und grau die Fluten,
Da gießt ein neues Licht ſich in die Lande,
Es ſteigt der Vollmond auf am Bergesrande —
Ein kurzer Kampf, er dauert nur Minuten.

Dann liegt der Golf im milden Mondesflimmer,
Die Wellen, welche leiſ' ans Ufer ſpülen,
Sind angehaucht von bleichem Silberſchimmer.

Fort in die Grotten, aus den engen, ſchwülen
Gemächern! Fröhlich in die Flut, ihr Schwimmer,
Daß wir im Meer des Tages Gluten kühlen!

154.

Im Orangenhaine.

An Zeiten denk' ich, welche längſt vergangen,
Da ſah man mich, den Knaben, fröhlich ſtreifen
Im Garten und nach ſüßen Früchten greifen,
Die von den Zweigen allerwärts gehangen.

Oft ſchaut' ich ſpäter roth die Kirſche prangen,
Den ſaft'gen Pfirſich am Spaliere reifen,
Und Birn' und Apfel mit den gelben Streifen,
Die goldne Traube weckte mein Verlangen.

Wir ruhn in den Orangen. Voll Entzücken
Seh' ich die goldnen Früchte ſich verſtecken:
Wie prächtig ſie das ſaft'ge Laubwerk ſchmücken!

Wie ſie die alte Kinderluſt erwecken!
Ich eile wieder, munter ſie zu pflücken
Und laß ſie mir wie in der Jugend ſchmecken.

155.

Auf dem Golf.

Wie lieblich iſt's auf ſchlankem Boot zu ſchweben
In dieſem Golf! Die weißen Segel ſchwellen,
Es kräuſeln ſilbern ſich die blauen Wellen,
Wir ruhn vom tiefen Himmel hoch umgeben.

Rings blüht der Landſchaft wunderbares Leben:
Dort grottenreich Gebüſch mit friſchen Quellen,
Hier dunkles Grün, daraus ſich rings die hellen
Luſthäuſer mit den weißen Mauern heben.

Hier magſt du alte Römerthürme ſchauen,
Hier ließ ſich Maure und Normanne nieder,
Dort ſiehſt du Barbaroſſa's Feſte grauen.

Einſt klang das Land von wildem Schlachtlärm wieder,
Hier wollten alle Völker Hütten bauen,
Wir ſingen friedlich ſüße, deutſche Lieder.

156.

Auguſt Kopiſch.

Das war von Boot zu Boot ein ſeltſam Klimmen,
Nun geht es in den Schlund der Felſenritzen,
Da ſehn wir plötzlich blau die Wogen blitzen,
Wir ſehn der blauen Grotte Waſſer glimmen.

Einſt ſchaut' ich ſeine Farbentöne ſtimmen
Den Maler, der an Capris Felſenſpitzen
Sie aufgeſucht; wie hoch die Wellen ſpritzen,
Er hat's gewagt in dieſe Kluft zu ſchwimmen.

Du Auguſt Kopiſch warſt es, hierzulande
Kennt dich der Fiſcher, rühmlich klinget wieder
Dein Name bei dem Wandrer rings am Strande.

Doch gabſt du uns geſellig, fröhlich, bieder,
Hinklingend weit vom Belt zum Alpenrande,
Wie kaum ein andrer, lachend luſt'ge Lieder.

157.

Die Inſeln der Sirenen.

Ihr kennt der Griechen wundervolle Sagen
Von jenen liederreichen Waſſerfrauen,
Die ſchwimmend ſich im Meere ließen ſchauen,
Wer ſie vernahm hob ſeufzend an zu klagen.

Er ſehnte ſich in Nächten und an Tagen,
Er ſtarb vor Schmerz nach dieſen ewig blauen
Gewäſſern und der Küſte grünen Auen:
Seht dort die Inſeln der Sirenen ragen!

Wo ſind ſie nun, die ſüßen Sängerinnen?
Kaum leben ſie noch in den alten Kunden,
Die im Odyſſeuslied den Geiſt gewinnen.

Doch iſt der holde Zauber nicht entſchwunden,
Verſtrickend wehen ſie noch unſern Sinnen
Die Zauberlieder in geweihten Stunden.

158.

Italiens Weine.

Jetzt hab' ich alle Weine durchgenoſſen:
Wohl mochte goldner Vino Santo munden,
Und Aleatico in guten Stunden
Iſt zu Florenz in unſer Glas gefloſſen.

Zu Rom trank ich mit fröhlichen Genoſſen
Den Orvieto, wenn uns hold verbunden
Die frohe Luſt, auch hat bei Tafelrunden
Velletri oft die Herzen aufgeſchloſſen.

Neapel bot den Capri unſern Zungen
Und Lacrymae in roth und goldnem Scheine,
Zumeiſt ward der Falernerkrug geſchwungen.

Süß oder herb, es waren gute Weine,
Doch keinem iſt von allen es gelungen
Uns zu begeiſtern, wie das Gold vom Rheine.

159.

Amalfi.

Steil hebet ſich mit ſeinen ſchroffen Jochen
Das weiße Kalkgebirg in blaue Lüfte,
Tiefdunkel ſpielt das Meer in ſeine Schlüfte,
Die wilde Bäche in den Fels gebrochen.

Ihr fühlt das Herz vor Angſt und Wonne pochen,
Fliegt ihr die Straße hin entlang die Klüfte,
In jeder Bucht ein Ort — Orangendüfte
Umweben euch — Oliv' und Feigen kochen.

Doch du, Amalfi, biſt der Städtchen Krone,
Still heimelnd lauſchig ruhend im Verſtecke
Beutſt du ein licht Aſyl dem Erdenſohne.

Myrt', Oleander, Wein an jeder Ecke,
Die Häuſer traulich, daß ich gern dort wohne —
Endlos das Meer, daß es die Sehnſucht wecke!

160.

Päſtum.

Hier öffnet ſich ein Blick in der Hellenen
Glanzvolle Welt, die längſt in Nacht geſunken,
Ach, Schlangen ziſchen jetzt, es ſchrein die Unken
In Sümpfen, die ſich fieberträchtig dehnen.

Doch ſteht ihr noch bewundrungsvoll von jenen
Verfallnen Tempeln, die ſie ſchönheitstrunken
Hier ſchufen, hell durchweht vom Götterfunken,
Und durch die Seelen zieht ein heilig Sehnen.

Das Sehnen iſt's nach jenem urgeſunden,
Geiſtklaren Volke, das im Reich des Schönen
Als Sieger glänzt, von keinem überwunden.

Es iſt dahin. Der Nachwelt ſpäten Söhnen
Erklingen wol noch Hellas hohe Kunden,
Doch nie mehr wird Homeros' Sprache tönen.

161.

Sicilien.

An Andreas Achenbach.

Wie gerne möcht' ich in den Süden eilen,
Trinakria zu ſehn auf raſchen Zügen!
Sehnſüchtig folg' ich oft der Schiffe Flügen,
Die dort die Flut mit ſcharfen Kielen theilen.

Wetteifernd fliegen ſie mit Aar und Pfeilen —
Umſonſt — an Bildern muß ich mich begnügen,
Die einſt ich ſah von Meiſterhänden fügen
Und die mir nun im tiefen Geiſte weilen.

Du ſchufeſt ſie, Andreas! Herrlich ragen
Sah ich des Aetna Höhn, ich ſah die Wogen
Dort an Palermos Wunderküſte ſchlagen.

Und nach Taormino bin ich gezogen,
Durch dich geführt in ſchönen Jünglingstagen —
So bin ich um Sicilien nicht betrogen.

162.

Kritik des Philiſters.

Was iſt mir Rom? Ihr preiſt es zu bombaſtiſch.
Die Stadt iſt eng, die Straßen dunkel, eckig,
Voll übelm Dunſt, von Schmuz das Pflaſter fleckig,
Hier Schönheit finden, find' ich ſehr phantaſtiſch.

Aus der Paläſte Fenſtern flattert draſtiſch
Die ſchwarze Wäſch' in Lappen flickig, ſcheckig,
Die großen Betten ungeſchlacht und geckig,
Der Wein iſt ſchlecht und abgeſchmackt der Gaſttiſch.

Von Kunſt verſteh' ich nichts, doch iſt Sanct-Peter
Zu groß, ein ſchwarzes Loch iſt die Siſtina,
Ich ziehe vor die Märſche der Trompeter

Den Duſelchören eines Paläſtrina;
Drum ſehn' ich mich nach Haus, ſchreit ihr auch Zeter,
Nach meinem Bett, zum Tiſch der Köchin Trina.

163.

Er fährt fort.

Ich wünſch' euch Glück zur Fahrt in die Abruzzen!
Sucht nur ein Räuberbandenabenteuer,
Sie brechen plötzlich her aus dem Gemäuer,
Aus Wald und Fels mit Dolchen und mit Stutzen.

„Faccia a terra!“ klingt's. Was kann euch nutzen
Der Widerſtand! Sie geben plötzlich Feuer.
Da duckt ihr raſch, das Leben iſt gar theuer,
Damit ſie nicht euch aus die Lichter putzen.

Und wird nicht grad' das Leben ausgeblaſen,
Dann ſchleppt man euch zu ihren Bacchanalien
Mit gänzlich abgeſchnittnem Ohr und Naſen.

Das Löſegeld — auch das ſind nicht Lappalien —
Dreihunderttauſend Francs. Es iſt zum Raſen,
Die Polizei vermiſſ' ich in Italien.

164.

Er klagt nochmals.

Warm wär' Neapel! Nie kam ich ins Schwitzen,
Ich fror, als ſollte mich der Teufel holen,
Und füllt' ich den Kamin mit Holz und Kohlen,
Dann fuhr der Wind durch Thür und Fenſterritzen.

Und auf den Straßen rauben und ſtibitzen
Die Alten und die Jungen wie die Dohlen,
Ein Dutzend Tücher wurden mir geſtohlen,
Wär' ich daheim, die Diebe müßten ſitzen.

Rings See und Berge gräulich und verdrießlich,
Im Nebel ſtets. Ich ſah noch nichts vom Brande
Des Feuerbergs Veſuv, er bringet ſchließlich

Erdbeben nur, wir rennen nackt zum Strande,
So geht's zu Schiff. Ach, alles unerſprießlich! —
Krähwinkel lob' ich mir daheim im Sande.

165.

Standpunkt des Wanderers.

Was frommen Klagen hier, was nützt der Jammer,
Die ihr mit Leidensmienen ausgeſprochen,
Daß ihr nicht könnt des Nordens Ofen ſtochen,
Und daß an Thür und Fenſter fehlt die Klammer;

Daß ihr entbehrt das Bett der heim'ſchen Kammer,
Daß ſie im Topf nicht wie zu Hauſe kochen,
Ja, daß euch grauſam ein Inſekt geſtochen?
Steht nicht als Amboß da, zeigt euch als Hammer!

Was bleibt ihr nicht daheim bei Eul' und Unken,
Macht nicht dies wundervolle, ſonnenklare,
Fruchtreiche Land die Seelen ſelig trunken?

Seht ihr der Meiſter Werke, die wie Aare
Ob Welt und Zeiten ſchweben, nicht verſunken
Wie vor des Menſchenthumes Hochaltare?

166.

An die Freunde von Beckerath.

Der Abſchied naht, wir reichen uns die Hände,
Bei Gott, es waren wundervolle Stunden,
Seit wir uns jüngſt im alten Rom gefunden
Und hier durchſtreift Parthenope's Gelände.

Welch Schauen und Genießen ſonder Ende,
Welch Glück zu tauſchen ſtets die hellen Kunden,
Wie wir in Land und Volk und Kunſt empfunden:
So brachte Doppelſegen jede Spende.

Der Abſchied naht, wir ſehn uns fröhlich wieder
Am grünen Rhein. Die Siebenberge ſchauen
Dort auf die altbekannten Wandrer nieder.

Wir ſtoßen an im Wein der Heimatgauen
Und wollen uns beim Klange froher Lieder
Am Angedenken ſchönſter Zeit erbauen.

167.

Abſchied von Neapel.

Glückſelig, wer das Daſein einſt genoſſen
In dieſem unausſprechlich ſchönen Lande,
Er trägt in der Erinnrung reichem Pfande
Ein hohes Kleinod in das Herz geſchloſſen.

Lebt wohl, ihr Berge, licht- und glanzumfloſſen,
Ihr holden Städte an dem Wogenſtrande
Ihr grünen Inſeln an des Golfes Rande,
Du blaue Flut von Strahlen übergoſſen!

Zu Schiff! Die Glocke klingt, und Boot um Boote
Umſchweben ſchon den Dampfer im Gewebe,
Die Räder ſauſen, Rauch entſteigt dem Schlote.

Neapel ſieh und ſtirb! Nein, ſieh's und lebe!
Nie werd' ich jetzt mehr arm! Friſchauf, Pilote,
Daß ich getroſt zur alten Heimat ſchwebe!

168.

Meerfahrt.

Das iſt das Meer, wo die Phönizier fuhren,
An dem der Griechen Colonien ſtanden,
Das einſt Karthago hielt in ſeinen Banden,
Das allwärts zeigt der Römerherrſchaft Spuren.

Das iſt das Meer, an deſſen reichen Fluren
Man ſah des Mittelalters Völker branden,
Vandalen, Gothen, Longobarden fanden
Hier Frucht und Wein und reicher Heerden Schuren.

Moslem, Romanen, Deutſche ſahn die Wogen,
Und alle warben durch die üpp'gen Plätze
Um Gut und Gold, reich ſind ſie heimgezogen.

Wir folgten einem anderen Geſetze,
Das Geld iſt hin — doch ſind wir nicht betrogen:
In der Erinnrung glühn uns reiche Schätze.

169.

Das Vorgebirge der Circe.

Hilf uns, Mercur! Wir ſind in den Revieren,
So die gewalt'ge Zauberin bewohnet,
Die dort im Schloß von Edelſteinen thronet,
Umbrüllt von Löwen und von wilden Thieren.

Sie webt und ſingt. Einſt ließ auf allen Vieren
Odyſſeus Leute, die ſie nicht geſchonet,
Sie grunzend ziehn. Beim Zeus, der alles lohnet,
O hilf, daß wir die Richtung nicht verlieren!

Apollo hat in dieſem Wunderlande,
Der Anmuth ſo die Seelen uns erhoben,
Daß ſie aufglühen in der Dichtung Brande.

Du hörſt ſchon lang' mich in Sonetten toben?
O rett' uns vor dem Zauberſtab am Strande,
Und alle Himmliſchen will hoch ich loben.

170.

Corſica.

Sieh, das iſt Corſica! Hoch in die Lüfte
Ragt es empor mit zack'gen Bergkoloſſen,
Sie ſtehen hier von Wolken hell umfloſſen
Und dort getaucht in tiefe, blaue Düfte.

Die Bäche toben, die durch feuchte Schlüfte
Sich in das ewig blaue Meer ergoſſen,
Es kommt der Adler ſtolz und ſtill geſchoſſen
Und taucht nach Beute in die Felſenklüfte.

Wild iſt Natur und Thier und Menſch, es brauſet
Der Geiſt, ob er zu Lied und Spielen fliege,
Ob er zum Mord, Blutrache ſinnend, ſauſet.

In dieſem Land, drin ob es brech' und biege,
Das Heer der tollſten Leidenſchaften hauſet,
Lag einſt Napoleon in ſtiller Wiege.

171.

Napoleon.

Er war ein Mann vom ſtraffſten Löwenmuthe,
Der ſchärfſte Denker, ſtahlfeſt im Verſtande,
Doch glüht' der Geiſt von wilder Ruhmſucht Brande,
Ihm pocht' unbänd'ge Herrſchbegier im Blute.

Er zügelte der Anarchie Geflute
Und Frankreichs Volk ſchlug er in ehrne Bande,
Dann zog er ſiegend durch der Erde Lande,
Europas Held, doch auch Europas Ruthe.

Nach Thronen, Kronen hat er ſtets getrachtet,
Er nahm ſie ſtolz, wohin er ſich gerichtet,
Nur eins, das Größte, hat er nicht geachtet.

Es iſt, daß Gott in der Geſchichte richtet!
Der Geiſt der Völker, den er kal' verachtet,
Hat ihn, den Welteroberer, vernichtet!

172.

Auf dem Schiff.

Die Nacht iſt ſtill. Ich träum' in der Kajüte,
Gewiegt vom Meer, und ſchwelg' in manchem Bilde,
Das mir entbot Heſperiens Gefilde:
Was ich gewann, erwäg' ich im Gemüthe.

Gut iſt's daheim. Es knoſpet hold die Blüte
Im deutſchen Land, die Früchte reifen milde,
Das treue Volk ſteht feſt in ſtarker Gilde.
Wo herrſchet reiner menſchlich reine Güte?

Doch trat mir nie in Steingebild und Pflanze
Der Schönheit Zauber alſo reich entgegen,
Nie wie in Welſchlands frohem Menſchenkranze.

Sie iſt Italiens gottverliehner Segen.
Gebt, Götter, daß gereiſt in ihrem Glanze
Stets ſchön ſich die Gedanken mir bewegen!

173.

Genua.

Pflegt' in Venedig ich der Raſt, der ſüßen,
Durft' in Florenz, Rom und Neapel weilen,
Ein Thor nur mag in Genua ſich beeilen
Und nicht die volle Luſt der Sinne büßen.

Da liegt es prächtig glanzvoll mir zu Füßen
Tief an den Golf geſchmieget, wo gleich Pfeilen
Die Schiff' und Barken rings die Fluten theilen
Und ſich mit Flaggen aller Länder grüßen.

Bis in die Berge ragen die Paläſte.
Von wundervollen Gärten rings umgeben,
Die Gipfel krönet manche ſtolze Feſte.

Es iſt ein Bild, das Kraft und Anmuth weben,
Dazwiſchen lacht, es iſt das Allerbeſte,
Der Frauenſchönheit wunderbares Leben.

174.

Columbus.

Dich zählt Italien zu den größten Söhnen,
So tief und weit war deines Geiſtes Schauen,
Du ſahſt die neuen Welten drin ſich bauen,
Die fern den großen Ocean verſchönen.

Und mochten ſie dein feſtes Ahnen höhnen,
Du bettelteſt um Schiffe voll Vertrauen
Von Land zu Land: „Auf in die Wunderauen!“
Sie blieben taub, dir deinen Wunſch zu krönen.

Als endlich Spanien Schiffe dir geliehen
Und du die neue Welt ihm konnteſt ſchenken,
Traf dich die Haſt, der Neid hat dich verſchrieen.

Wie troſtlos iſt's, ſich in dein Los verſenken! —
Nun weiht dem Mann, den es mit Gift beſpieen,
Das Vaterland ein ſpätes Angedenken.

175.

Turin.

Du jüngſte Stadt in dieſes Landes Weiten,
Gar hoch und herrlich iſt dein Ruhm entflammet.
Als man die alten Satzungen verdammet,
Begannſt du dir die neuen zu erſtreiten.

Es folgten raſch dem friſchen Ruf der Zeiten
Die Fürſten, deinem alten Haus entſtammet,
Nicht hinter morſchem Bollwerk eng verrammet,
Zur Freiheit ſuchten ſie das Volk zu leiten.

Es gab das Volk dem Fürſten, was des Fürſten,
Weil er dem Volke, was des Volks, gegeben,
So ward geſtillt der Seelen edles Dürſten.

Da ſah man bald die Lande ſich erheben,
Und unter einem freien, kühnen Fürſten
Begann Italiens Einheit aufzuleben.

176.

Segen des Dichters.

Wie haben wir mit weisheitsvollen Mienen
Dies Volk geſchmäht, verläſtert und geſteinigt;
Jahrhunderte verfolgt, gedrückt, gepeinigt,
Sollt' es die Freiheit nimmermehr verdienen.

Flach, dumm, verderbt iſt es uns ſtets erſchienen.
Wie ſteht es jetzt vor unſerm Geiſt gereinigt!
Stolz hat es ſich erhoben und geeinigt,
So muß es uns als edles Vorbild dienen.

Wie klug und maßvoll, freundlich, fein von Sitte
Sahn wir's in Nord und Süd. Auf allen Wegen
Umwehte Hauch der Freiheit hold die Schritte.

Zum Sieg! Bekämpfe weiſ', was dir entgegen,
Italiens Volk! Halt ein die rechte Mitte!
Verſchmähe nicht des deutſchen Dichters Segen!

177.

Volkseinheit.

Ein großer Drang geht durch die Nationen,
Die Eins an Volksthum, Sprache, Sitten, Leben.
Ihr ſehet mächtig ſie zur Einheit ſtreben,
Sie kämpfen rings, der Sieg wird ſie belohnen.

Ja, Eine Krone ſtatt der vielen Kronen!
Nur Einen König ſoll Ein Volk ſich geben,
Nur Eine Satzung ſoll es ſtolz erheben,
Und droht der Feind, glorreich im Siege thronen!

Italien, dir klingen tauſend Lieder,
Denn dir gelingt's, aufs neue zu verſchlingen
Der langgetrennten Stämme treue Glieder. —

Wann dürfen wir die Jubelhymne ſingen?
Bald wird uns ſtolz auf rauſchendem Gefieder
Der Hohenzolleraar die Einheit bringen.

178.

Letzte Raſt.

Nochmals entſchütteln wir den Staub den Füßen,
Heimkehrend aus des Südens Paradieſen,
Die lauter Huld und Freuden uns erwieſen
Und die wir hier zum letzten mal begrüßen.

Schon miſcht ſich mit Orangenduft, dem ſüßen,
Der Hauch der Fichte auf den ſtarren Rieſen
Des Hochgebirgs und Duft der Alpenwieſen!
Zum letzten mal gilt es die Luſt zu büßen.

Bellaggio, holdeſte der Erdenſtellen,
Es lacht und glüht der Süd in vollſtem Strahle
An deines Sees tiefblauen, lauen Wellen.

Hoch in den Bergen ob dem heißen Thale
Herrſcht ſchon der Nord. Ja, Freunde, wir geſellen
In Welſchland raſtend uns zum letzten male.

179.

An C. Matzerath.

Bevor wir in die liebe Heimat fahren,
Laß mich den Dank, der tief mein Herz durchfloſſen,
Erſt zollen dir, dem Beſten der Genoſſen
In langer Fahrten Freuden und Gefahren.

Die hohen Götter wiſſen es: wir waren
Stets friſch und froh und frank und unverdroſſen,
Drum hat dies Land die Anmuth uns erſchloſſen,
Als brauſten wir noch hin in blonden Haaren.

Wir prüften in der Jugend Seel' an Seele,
Sie ſtimmten in der Schönheit hellem Klange
Und in der Wahrheit, die ſich nie verhehle.

Sie ſtimmen noch gleichwie im erſten Drange
Des Lebensmai's; daß nie der Schwung uns fehle,
Ich fühl's und ſag' es dir in dieſem Sange.

180.

Heimkehr.

Nun iſt die ſchöne Pilgerfahrt beendet,
Ihr Berg' und Flächen in den Sonnengluten,
Buchtreiches Meer mit tiefazurnen Fluten,
Ich hab' mich ſeufzend von euch abgewendet.

Ihr Städte, die mir Kunſtgenuß geſpendet,
Du Volk, bei dem ſo gern die Sinne ruhten,
Lebt wohl, lebt wohl! Demüth'gen und ermuthen
Müßt ihr den Geiſt, der gern ſich ſelbſt vollendet.

Und wieder ſind die Alpen überſtiegen
Um deren rieſenhafte Felſenglieder
Des ernſten Nordens-ſtolze Geiſter fliegen.

Zur Heimat eil' ich. Voller Luſt und Lieder,
Voll Frühlingsblumen ſeh' ich hell ſie liegen,
An vielgeliebte Herzen ſtürz' ich nieder.

Nachruf.

Und immmer wieder ſchweben die Gedanken,
Italien, nach deinen Wunderauen:
Treu blieb des Dichters Herz dir ohne Wanken.

Oft taucht im Geiſt mir auf ein plötzlich Schauen,
All' deine Zauber treten vor die Blicke,
Und ſtille helf' ich deine Zukunft bauen.

Erwägend tief die wechſelnden Geſchicke,
So wünſch' ich voller Angſt und voller Hoffen,
Daß dir ein gütig Los der Himmel ſchicke.

Die ganze Einheit, die ich nicht getroffen,
Erwachſ' als reiche Frucht aus deinem Streben,
Die ganze Freiheit, wahr und ſchön und offen!

Als ich dich einſt durchfahren, ſah ich ſchweben
  Das Kreuz Savoyens an den Alpenhängen,
  Ich ſah es tief im Süden ſich erheben.

Doch in Venedig ſaß mit ſeinen Fängen
  Der Doppelaar, an Roms uralten Thoren
  Sah die Tiara ich auf allen Gängen.

Venedig iſt für Habsburg nun verloren,
  Wir haben's dir bei Sadowa gewonnen.
  Sei treu der Freundſchaft, die du uns geſchworen!

Nur Rom iſt noch zurück, noch immer ſonnen
  Die ſieben Hügel ſich in jenem Lichte,
  Das kühne, kluge Prieſter dort entbronnen.

Und deine Sehnſucht wurde ſtets zu nichte,
Den Thron am gelben Tiber aufzuſchlagen.
Getroſt! Gerechtigkeit übt die Geſchichte.

Getroſt, es wird gleichwie in alten Tagen
Vom Capitol das Königsſchloß erglänzen,
Die Prieſterburg wird am Sanct-Peter ragen!

Es wird ſich Kirch' und Staat in feſten Grenzen,
Sich Krone und Tiara einſt vertragen,
Und alle Stirnen wird der Frieden kränzen!

O käm' uns bald die Mär ein Herold ſagen!

Anmerkungen.

Die vorſtehenden Sonette ſind die Frucht zweier Reiſen nach Italien. Im Jahre 1853 ging ich über den Splügen, beſuchte die norditalieniſchen Seen und Mailand und kehrte über den Simplon zurück. Die zweite größere Fahrt machte ich 1865 über den Brenner, Verona, Venedig, Padua, Bologna, Florenz, Piſa, Livorno, Civita-Vecchia, Rom und Neapel, fuhr von dort auf dem Meer nach Genua, beſuchte Turin und nahm den Rückweg über den Mont-Cenis und Genf.

Ich hoffe, daß die meiſten Sonette in ſich verſtändlich ſind. Gleichwol habe ich einigen ein paar kurze Bemerkungen mit auf den Weg zu geben.

Nr. 5. „Deutſchland ſteh auf und wage!“ — Ich erinnere daran, daß das Gedicht 1865 entſtand.

Nr. 23. „Die Diſtichen des Sanazar“ (geboren in Neapel, geſtorben 1530) heißen:

Viderat Hadriacis Venetam Neptunus in undis
  Stare urbem et toto ponere jura mari:
Nunc mihi Tarpejas, quantumvis, Jupiter, arces
  Objice, et illa tui moenia Martis, ait,

Si Pelago Tiberim praefers, urbem adspice utramque,
Illam homines dicas, hanc posuisse deos.

Daß der venetianiſche Senat dem Dichter für dieſe ſechs Verſe 600 Dukaten ſchenkte, wird von den Zeitgenoſſen berichtet.

Nr. 88. „Grabſchriften im Pantheon.“ — Die Grabſchrift auf Rafael heißt:

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, quo moriente mori.

Diejenige auf Caracci:

Arte mea vivit natura et vivit in arte
Mens, decus et nomen, caetera mortis erant.

Nr. 155. „Dort ſiehſt du Barbaroſſa's Feſte grauen.“ — Barbaroſſa, ein Seeräuber, baute eine Burg auf Capri.

Nr. 177.

„Bald wird uns ſtolz auf rauſchendem Gefieder
Der Hohenzolleraar die Einheit bringen.“

Dieſe Prophezeiung aus 1865 ging bereits im folgenden Jahre zum größten Theil in Erfüllung.

Inhalt.

Seite
Zum Eingang V

1. Italien 1
2. Italiens Sprache 2
3. Völkerwanderung 3
4. Mailand 4
5. Kaiſerzüge 5
6. Der mailänder Dom 6
7. Leonardo da Vinci 7
8. Verona 8
9. Volksleben 9
10. Catull 10
11. Venedig 11
12. Im Canal grande 12
13. Auf der Gondel 13
14. Auf dem Marcusplatz 14
15. An der Piazetta 15
16. Vergeltung 16
17. Venedigs Maler 17
18. Tizian 18
19. Paul Veroneſe 19
20. Shakſpeare 20
21. Ehedem und Jetzt 21
22. Nächtliche Fahrt 22
23. Die Diſtichen des Sanazar 23
24. Rückblick 24
25. Auf dem Lido 25
26. Die norditaliſche Ebene 26
27. Correggio 27

Seite
28. Arioſt 28
29. Taſſo 29
30. Bologna 30
31. Im Apennin 31
32. Florenz 32
33. Wiedergeburt 33
34. Dante 34
35. Petrarca 35
36. Boccaccio 36
37. Die Giottiſten 37
38. Brunelleschi und Donato 38
39. Brunelleschi 39
40. Die Maler von Florenz 40
41. Fieſole 41
42. Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto 42
43. Galilei 43
44. Die Mediceer 44
45. Die Florentiner 45
46. In Fieſole 46
47. Piſa 47
48. Perugino 48
49. Rom 49
50. Straßenwanderung 50
51. Capitol 51
52. Die alten Römer 52
53. Helden 53
54. Cornelia 54
55. Auf dem Forum 55
56. Das Coloſſeum 56
57. Der ſterbende Fechter 57
58. Die Triumphbogen 58
59. In den Kaiſerpaläſten 59
60. Die Thermen des Caracalla 60
61. Wandel der Zeiten 61
62. Das Pantheon 62
63. Die Engelsburg 63
64. In den Ruinen 64

Seite
65. Sanct Peter 65
66. Die Apoſtelfürſten 66
67. Der Thurm des Nero 67
68. Die Katakomben 68
69. Die Kirche 69
70. Römerfahrten 70
71. Die Einfälle der Barbaren 71
72. Die römiſch-deutſchen Kaiſer 72
73. Gewiſſensfreiheit 73
74. Maßſtäbe 74
75. Oſterſonntag 75
76. Im Vatican 76
77. Papſt und König 77
78. Pius IX. 78
79. Weltkämpfe 79
80. Die Fremden 80
81. Die Vaticaniſche Sammlung 81
82. Der Olympiſche Zeus 82
83. Der Apoll von Belvedere 83
84. Kunſtpflege 84
85. Rafael 85
86. Michel Angelo 86
87. Wege der Kunſt 87
88. Grabſchriften im Pantheon 88
89. Die Eklektiker 89
90. Ueberfülle 90
91. Winkelmann und Carſtens 91
92. Thorwaldſen 92
93. Cornelius 93
94. Overbeck 94
95. An Karl Voß 95
96. In der Siſtina 96
97. Goethe 97
98. Platen 98
99. Robert Reinick 99
100. Die Madonne 100
101. Die Villen 101

Seite
102. Auf dem Monte Pincio 102
103. Die Brunnen 103
104. Die erſte Palme 104
105. Auf Monte Mario 105
106. Frühling 106
107. Scherz 107
108. Alte Geſtalten 108
109. Pferderennen 109
110. Volksfeſte 110
111. Im Coloſſeum 111
112. Sirocco 112
113. Gewitter 113
114. Kirchenfeſte 114
115. Die Mutter der Städte 115
116. An Emilie 116
117. Fontana Trevi 117
118. Via Appia 118
119. Die Verbrennung der Todten 119
120. Die Grotte der Egeria 120
121. Campagna 121
122. Landſchaftsbilder 122
123. Tivoli 123
124. Horaz 124
125. Villa d'Eſte 125
126. Leopold Robert 126
127. Im Albanergebirge 127
128. Frascati 128
129. In Arricia 129
130. Der Nemiſee 130
131. Dolce far niente 131
132. Die Pontiniſchen Sümpfe 132
133. Monte Caſino 133
134. Am Volturno 134
135. Neapel 135
136. Auf Camaldoli 136
137. Volkslieder 137
138. Volksdichter 138

Seite
139. An der Marina 139
140. Am Strande 140
141. Die Capelle 141
142. In San Carlo 142
143. Auf dem Mercato 143
144. Ava 144
145. Das Grab des Virgil 145
146. Baja 146
147. Wunder 147
148. Portici 148
149. Pompeji 149
150. Im Theater 150
151. Das Meer 151
152. Sorrent 152
153. In den Grotten 153
154. Im Orangenhaine 154
155. Auf dem Golf 155
156. Auguſt Kopiſch 156
157. Die Inſeln der Sirenen 157
158. Italiens Weine 158
159. Amalfi 159
160. Päſtum 160
161. Sicilien 161
162. Kritik des Philiſters 162
163. Er fährt fort 163
164. Er klagt nochmals 164
165. Standpunkt des Wanderers 165
166. An die Freunde von Beckerath 166
167. Abſchied von Neapel 167
168. Meerfahrt 168
169. Das Vorgebirge der Circe 169
170. Corſica 170
171. Napoleon 171
172. Auf dem Schiff 172
173. Genua 173
174. Columbus 174
175. Turin 175

Seite
176. Segen des Dichters 176
177. Volkseinheit 177
178. Letzte Raſt 178
179. An C. Matzerath 179
180. Heimkehr 180

Nachruf 181

Anmerkungen 185

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.